Zwei Kammern oder Eine?

Was verlangen

die Zuſtände und Aufgaben

der

größern Deutſchen Staaten, insbeſondere

des Preußiſchen?

Von

Dr. Melchior Meyr.

Berlin, 1848.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Frage über das Ein= und Zweikammerſyſtem beſchäftigt das Volk und wird bald auch die conſtituirende Verſammlung in Berlin beſchäftigen. Von ihrer Entſcheidung hängt die Zukunft Preußens, ja, wie wir ohne Uebertreibung ſagen können, die Zukunft Deutſchlands und Europas ab. Denn wie an die Geſchicke Preußens die Geſchicke Deutſchlands, ſo ſind an die Geſchicke Deutſchlands die Geſchicke Europas geknüpft. Für Jeden, der ſich darüber ausſpricht, und nun gar für die Vertreter des Volks, iſt es darum heilige Pflicht, der Entſcheidung die gewiſſenhafteſte Prüfung vorhergehen zu laſſen und für das in ſolcher Prüfung Gefundene mit allem Muthe der Wahrheit einzuſtehen. Es handelt ſich nicht um ein Inſtitut, das man einſetzte, um es nächſtens wieder aufzuheben, ſondern um ein ſolches, das, einmal beſtehend, im guten und im ſchlimmen Sinn von unabſehlichen Folgen begleitet ſeyn wird.

In einem Theil des preußiſchen Volks und namentlich auch in Berlin hat ſich ſchon ſehr entſchieden die Meinung feſtgeſetzt, als ob nur durch das Einkammerſyſtem die wahre Freiheit des Volkes garantirt wäre. Wir können bemerken, daß Viele, die gar nicht wiſſen, worauf es hier eigentlich ankommt, für Eine Kammer ſich erklären, weil ſie ſich gern zu den Radicalen ſtellen wollen. Nachdem man ſich der bevormundenden Regierung ſo lange gefügt hat, will man jetzt, wo ſie gefallen, auf einmal Alles und noch etwas darüber nachholen, und hält dabei das ihr Entgegengeſetzteſte ſchon aus dieſem Grunde für das Richtigſte. Der Radicalismus iſt bei einem Theil der Bevölkerung im eigentlichen Verſtande des Worts Mode geworden; und wie es dabei zu gehen pflegt: die Nachahmer thun ſich noch viel mehr darauf zu Gute und denken von Denen, welche die Mode nicht mit=

machen, viel geringer als die Erfinder und Vorbilder ſelbſt. Es kommt aber hier nicht darauf an, was für volksthümlich gehalten und ausgegeben wird, ſondern was dem Volke wirklich heilſam iſt. Es bringt hier nicht Ehre, das zu wollen, was am beliebteſten iſt, ſondern wofür die beſten Gründe ſprechen. Das, wofür die beſten Gründe ſprechen, zu finden und mit aller Kraft zu vertreten, iſt die Aufgabe, deren Löſung allein unſre Achtung, unſern Dank verdient. Wenn für das Einkammerſyſtem die beſten Gründe ſprechen, dann iſt es rühmlich, zu ihm ſich zu bekennen und ſeine Einführung zu verlangen; außerdem aber nicht.

Wir wollen unterſuchen, ob dieſes Syſtem zu leiſten im Stande ſeyn wird, was man ſich von ihm verſpricht. Es iſt uns dabei um nichts zu thun, als Klarheit zu gewinnen oder zu veranlaſſen über das, was dem Volke und der Zeit Noth thut. Sollte es Gründe geben, denen unſre weichen müſſen, ſo könnte Niemand mehr wünſchen als wir, daß ſie aufgeſtellt und geltend gemacht würden.

Die Regierung hat in dem Wahlgeſetz für die conſtituirende Verſammlung weder das active noch das paſſive Wahlrecht an einen Cenſus geknüpft. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man dieſe Anordnung feſthalten und in das zu ſchaffende Wahlgeſetz aufnehmen wird. Ferner hat die Regierung in jenem Geſetz indirete Wahlen angeordnet. Dagegen hat ein Theil des Volks proteſtirt, ein anderer hat die indirecten Wahlen für dieſes erſtemal noch gelten laſſen, aber im Prinzip ſich für directe erklärt; es iſt alſo vorauszuſehen, daß wir künftig auch directe Wahlen haben werden. Dazu wird noch Eine Volkskammer verlangt.

Auf den erſten Blick leuchtet ein, daß dadurch die unbedingte Herrſchaft derer eingeführt würde, welche die Mehrzahl des Volks ausmachen. Bei directen Wahlen ohne Cenſus würde die Majorität der Kammer der Majorität des Volkes entſprechen: bei Einer Kammer würde die Majorität dieſer Kammer die wahre Herrin des Landes ſeyn. Wer bildet aber die Majorität des Volkes? Die Dienſtboten, die Arbeiter, die Beſitzloſen, die Wenigbegüterten, die Un- und Halbgebildeten. Bei directen Wahlen ohne Cenſus würden mithin die

Dienſtboten, die Arbeiter, die Beſitzloſen, die Wenigbegüterten, die Un- und Halbgebildeten die meiſten Vertreter in die Kammer ſchicken, und bei Einer Kammer würden ſie durch dieſe ihre Vertreter dem ganzen Lande Geſetze geben.

Gegen dieſen Schluß wird ſich nichts Haltbares einwenden laſſen. Man kann ſagen: jene Klaſſen werden doch wieder nur meiſt aus den Gebildeten ihre Vertreter wählen; ſie haben es ja bei den Wahlen für die conſtituirenden Verſammlungen in Berlin und Frankfurt größtentheils auch gethan! Allein das iſt ein ſehr ſchwacher Einwand. Zunächſt waren jene Wahlen indirecte, und wenn dieſe unter den gegenwärtigen Umſtänden keine große Garantie für beſſere Reſultate bieten, ſo bieten ſie doch irgend eine. Sodann haben die genannten Klaſſen für diesmal ihren Vortheil allerdings nicht vollſtändig wahrgenommen; ſie werden es aber für die Zukunft ſchon lernen und es werden ſich ſchon Leute finden, welche ſie darüber aufklären. Bekanntlich hat man ſchon für das erſtemal den Beſitzloſen und Wenigbegüterten auf dem Lande den guten Rath ertheilt, keine Beamten, keine Gutsbeſitzer, überhaupt keine Wohlhabenden zu Wahlmännern und zu Deputirten zu wählen; und dieſer Rath iſt zum Theil auch befolgt worden. Für die Zukunft würden aber ſolche wohlwollende Aufforderungen gar nicht mehr nöthig ſeyn. Möge man ſich doch bei dieſen practiſchen Fragen keine theoretiſchen Illuſionen machen! Jede Klaſſe der Geſellſchaft iſt zunächſt darauf angewieſen, für ihren Vortheil zu ſorgen. Hat ſie ihre Zwecke erreicht, dann kann ſie allerdings auch wieder großmüthig ſeyn und zu Gunſten der Geſellſchaft etwas opfern; allein mit dieſer Großmuth wird ſie nicht anfangen, ſondern — wenn es gut geht! — aufhören. Die niedern Klaſſen, ſobald ſie ſehen, um was es ſich handelt, werden daher nur diejenigen wählen, von denen ſie ſicher ſind, daß ſie ihre Intereſſen vertreten, d. h. ſie werden entweder aus ihrer Mitte wählen oder aus den höheren Klaſſen diejenigen, die ſich verpflichten, für ihren Vortheil einzuſtehen. Ueber kurz oder lang werden dann die Vertreter dieſer Klaſſen — aus Gliedern dieſer Klaſſen und aus Volksführern oder Demagogen beſtehend — in der Einen Kammer die Majorität ausmachen und die einzige wahre Macht im Lande ſeyn.

Wird man vielleicht behaupten, daß ja auch der König und ſeine Miniſter noch eine Macht ſeyen neben dieſer Macht der niedern Klaſſen und ihrer Vertreter? Diejenigen, die Eine Kammer und directe Wahlen ohne Cenſus wollen, verweigern, wenn ſie conſequent ſind, dem Könige auch das Veto, und in dieſem Fall iſt der König nichts als das Werkzeug, durch welches die Majorität ihre Gebote vollziehen läßt. Wenn er aber ein aufſchiebendes, ja wenn er auch ein abſolutes Veto erhielte, ſo würde dies im Weſentlichen nichts ändern. Zunächſt würde der Majorität das Miniſterium entſprechen müſſen, der König würde gezwungen ſeyn, die Helden der Majorität zu Miniſtern zu machen, und dieſe würden da, wo er etwas gegen den Willen oder das Intereſſe der Majorität vornehmen wollte, ihre Unterſchrift verweigern. Würde er nun aber von dem ſuspenſiven Veto Gebrauch machen, ſo würde er damit nichts erlangen, als eben Aufſchub; die Majorität würde ihn nur etwas ſpäter zwingen, ihren Willen zu thun. Wollte er aber von dem abſoluten Veto Gebrauch machen, ſo würde er — ſeinen Untergang finden. Der Fürſt, welcher dem erklärten Willen der Majorität zu wiederholtenmalen ſeine Beſtätigung verſagte, würde für den Feind der Nation erklärt und unwiderruflich geſtürzt werden. Davon kann alſo keine Rede ſeyn, daß der König neben der Majorität Einer Kammer noch eine Macht wäre! Bei Einer Kammer vermag die Majorität durchzuſetzen, was ſie will; bei directen Wahlen ohne Cenſus vermögen die niedern Klaſſen, wenn ſie über ihre Vortheile aufgeklärt ſind, durchzuſetzen was ſie wollen.

Alſo gerade heraus mit der Sprache: Wenn man in Preußen bei directen Wahlen ohne Cenſus Eine Volkskammer einſetzt, ſo werden wir die *Herrſchaft der Maſſen*, wir werden eine *Demokratie* erhalten, die ſich von *Ochlokratie* nur dem Namen nach unterſcheidet. Und nun fragen wir: Auf welcher Stufe der Bildung und namentlich der politiſchen Bildung ſtehen die Maſſen in unſerm Lande? Was hätte Preußen, was hätte Deutſchland von ihrer Oberherrſchaft zu erwarten? Ueber die Antwort wird kein Denkender in Zweifel ſeyn können: — die Vernichtung derjenigen Beſitzthümer, die wir eben jetzt ſichern und mehren wollen, die Vernichtung der Freiheit, der Ordnung und der Cultur der Nation!

Vergeſſe man vor Allem nicht, in welcher Zeit wir leben! Die Gegenwart hat die Aufgabe erhalten, die ſociale Frage, die Frage einer vernünftigen Ausgleichung der Intereſſen zu löſen. Die arbeitenden Klaſſen wollen einen gerechten Antheil an den geiſtigen und materiellen Gütern der Erde haben; ſie ſollen und werden ihn auch haben. Was würde aber erfolgen, wenn die niedern Klaſſen, als die politiſchen Herren des Landes, über die ſociale Frage allein zu entſcheiden hätten? Nicht die Ausgleichung der Intereſſen, ſondern der Umſturz der ganzen geſellſchaftlichen Ordnung. In den niedern Klaſſen verſteht man ſchon jetzt auch höchſt exceſſive Forderungen zu ſtellen; es regen ſich in ihnen ſchon jetzt die Triebe des Ehrgeizes und der Herrſchſucht. Unter Einwirkung demagogiſcher Lehrmeiſter würden dieſe Anſprüche um ſich greifen und wachſen; die Kammer würde gedrängt werden durch Petitionen und Demonſtrationen, und die Majorität der Einen Kammer würde gar nicht im Stande ſeyn, dieſem Drängen zu widerſtehen, wenn ſie es auch wollte. Wird man nun ſo naiv ſeyn zu glauben, die Beſitzenden und Reichen würden in einem Lande bleiben, wo ein ſolcher Zuſtand auch nur zu kommen drohte? Wenn die conſtituirende Verſammlung ſich für Eine Kammer und für directe Wahlen ohne Cenſus entſchiede, ſo würden die Beſitzenden ihre Güter zu Gelde machen und auswandern. Es würden dem Lande ungeheure Summen entzogen, die Induſtrie würde vernichtet und die Armen würden verdoppelt und verdreifacht werden. Der preußiſche Staat wäre verloren, und wem dieſer Verluſt zu Gewinn würde, das mag Jeder ſich ſelbſt ſagen!

Die Gegenwart hat ferner die Aufgabe, die religiöſe Frage und die damit genau zuſammenhängende Erziehungsfrage zu löſen. Dieſe Fragen können allein gelöſt werden durch den productiven, forſchenden Geiſt, durch die lebendige, an das Leben ſich haltende Wiſſenſchaft. Was wird aber von der Majorität der Einen Kammer, von den Vertretern der niedern Klaſſen, für die Wiſſenſchaft zu erwarten ſeyn? Die Demagogen von Fach, weil ſie ſelber in der Regel nichts gelernt haben, verachten die Gelehrten, die Forſcher und discreditiren ſie beim Volke als Doctrinaire, Reactionaire u. ſ. w. In Folge davon ſpricht man ſchon jetzt geringſchätzig von der Wiſſenſchaft ſelber, und es iſt Ausſicht vorhanden, daß man es darin noch viel weiter bringe. Ganz beſtimmt kann geſagt werden: jene Majorität würde ſo wenig als möglich votiren für Wiſſenſchaft und ebenſo für Kunſt; die wiſſenſchaftlichen und höhern Bildungs-Anſtalten würden eingehen, Wiſſenſchaft und Kunſt würden auswandern und auch von dieſer Seite würde Barbarei an die Stelle der Cultur treten. Die Fragen der Religion und der Erziehung würden entſchieden werden — durch Demagogen!

Der Schreiber dieſer Zeilen iſt der aufrichtigſte Freund des Volks. Aus dem Volke hervorgegangen, iſt er mit demſelben ſtets in vertrauteſter Beziehung geblieben. Seine Theilnahme an den Leiden deſſelben, ſein Nachdenken, wie ihm geholfen werden möchte, datirt nicht erſt vom 18ten März; ſein Ideal war lange vorher eine politiſche und ſociale Ordnung, durch welche den untern Volksklaſſen das größtmögliche Maaß an geiſtigem und materiellem Glück verbürgt wäre. Allein dadurch, daß man dieſe Klaſſen zu Despoten der ganzen Geſellſchaft macht und die bisherige Ordnung der Dinge umkehrt, dadurch würde man nicht ihr Glück begründen, ſondern ihr Verderben: das Gebäude der Geſellſchaft würde in Trümmer fallen und die Despoten der Geſellſchaft würden in ſeinem Sturze mit begraben werden. Die Wohlfahrt der niedern Klaſſen kann nur geſichert werden — wodurch? Dadurch, daß ſie im Ganzen der Geſellſchaft die Stellung und die Macht erhalten, die ihrer Bedeutung für die Geſellſchaft entſpricht. Ueber dieſe Bedeutung ſich klar zu werden und darnach die politiſche und ſociale Stellung der niedern Klaſſen im Ganzen abzumeſſen, mit Rückſicht auf das Wohl und die höchſte Beſtimmung des Ganzen — das müßte das Beſtreben der wahren Demagogen ſeyn. Aufklären müßten dieſe das Volk über ſeinen wahren Vortheil, ſeine wilden Triebe müßten ſie ſelbſt zurückdrängen, wenn ihnen ſein Glück am Herzen läge — nicht aber müßten ſie eine Suprematie für die niedern Klaſſen fordern, die dem Ganzen Verderben und Niemand Nutzen brächte, als höchſtens ihnen, den Demagogen, auf einige Zeit! Auch nach unſerer Anſicht ſoll der Wahlſpruch der Gegenwart nicht ſeyn: Alles für das Volk, Nichts durch das Volk; ſondern: auch Alles durch das Volk, d. h. durch das organiſirte Ganze, in welchem jedes Glied an ſeiner Stelle wirkt; aber nicht: Alles durch die niedern Volksklaſſen! Für dieſe ſoll geſorgt werden und ſie ſollen frei ſeyn, für ſich ſelbſt zu ſorgen: ſie ſollen ihre Zuſtände prüfen, Vorſchläge machen und dieſe Vorſchläge ſollen berückſichtigt werden, ſo weit es das Wohl des Ganzen immer zuläßt. Die niedern Klaſſen ſollen mitreden, mitbeſchließen. Das iſt ihnen aber auch ſchon garantirt. Wenn die conſtituirende Verſammlung eine zweite Kammer beſchließt, deren Glieder gewählt werden durch uncenſirte Wähler, ſo werden die niedern Klaſſen doch den größten Einfluß haben auf die Entſcheidungen dieſer Kammer, und, da der Wille derſelben am Ende der am ſchwerſten wiegende iſt, auf die Geſetzgebung ſelbſt. Die niedern Klaſſen werden auch bei dem in Ausſicht ſtehenden Zweikammerſyſtem, ſogar wenn die indirecte Wahlart beibehalten werden ſollte, eine außerordentliche Macht erlangen: Glück genug, wenn ſie, wenn ihre Vertreter dieſelbe zum Wohl des Ganzen und zu ihrem eigenen zu gebrauchen wiſſen!

Wir glauben, daß Diejenigen, welche Eine Kammer und directe Wahlen ohne Cenſus für Preußen, überhaupt für einen Staat von Bedeutung verlangen, durch das Bisherige widerlegt ſind. Es giebt aber noch andere, mit den angeführten mehr oder weniger zuſammenhängende Gründe, welche die Stiftung Einer Volkskammer dringend widerrathen.

Wir haben geſehen: die Majorität der Einen Kammer iſt allmächtig; was ſie beſchließt, muß geſetzlich — unwiderruflich geſchehen. Welch ein ungeheurer Preis iſt damit ausgeſetzt für die Parteien! Welch ein Wettlauf und Wettkampf würde ſtattfinden um den Beſitz dieſer Gewalt! Neben ſolchem Wettkampf würde nichts Anderes mehr den ernſtlichen Antheil des Volkes erlangen, die Politik würde alles Intereſſe verſchlingen. Wir hätten die Machinationen der Majorität, ſich zu behaupten, die Machinationen der Minorität, an ihre Stelle zu kommen, und, da immer Alles auf dem Spiele ſtände, keinen Moment Ruhe und Sammlung zu productiver Thätigkeit. Der Staat, welcher ein fruchtbarer Boden ſeyn ſollte, auf dem die Blüthen und Früchte des Geiſtes wachſen und gedeihen könnten, würde eine brennende Sandwüſte ſeyn, die alles geiſtige Leben verzehrte.

Wo das Aas iſt, ſammeln ſich die Adler. Wo das öffentliche Leben ein Kampf der Parteien iſt um die allesvermögende oberſte Stellung, wo Alles fortwährend in Frage und der Umſturz fortwährend in Ausſicht ſteht, da ſammeln ſich Diejenigen, die auf den Umſturz und die Anarchie ſpeculiren. In feſten, geordneten Verhältniſſen der Freiheit, da gedeihen und gewinnen Anſehn die ſchöpferiſchen Talente, welche Licht verbreiten im Volke; in ſchwankenden, unſicheren Verhältniſſen gedeihen die wühlenden Egoiſten, die Alles trüb machen, um im Trüben fiſchen zu können. Das Wühlen und Hetzen wird ein Metier, das um ſo mehr Betreiber findet, je weniger Geiſteskraft und Kenntniſſe, je mehr gemeine Denkart und Herrſchbegierde dazu gehört und jemehr Vortheil damit verbunden iſt. Könnte ein Staat mit dem Inſtitut Einer Kammer auch beſtehen, ſo müßte ihn doch die Rotte der Anarchiſten (die bei den jetzigen Communicationsmitteln aus dem Contingent aller gebildeten Nationen beſtehen würde!) zu Grunde richten.

Die Eine Kammer iſt allmächtig; ſie iſt aber nicht eben ſo gewiß auch allweiſe und allgerecht. Die Eine Kammer, die aus Menſchen beſteht, kann (vorausgeſetzt, daß die Majorität immer das Rechte, das Gemeinnützige will, was eben nicht vorauszuſetzen iſt!) — ſich irren, ſie kann ſich übereilen, kann in leidenſchaftlicher Erregung Beſchlüſſe faſſen, die dem ganzen Volke oder einem großen Theile deſſelben zum Schaden gereichen müſſen. Die Schutzmittel, die von den Vertheidigern des Einkammerſyſtems gegen eine ſolche Uebereilung vorgeſchlagen werden, ſind in keiner Weiſe ausreichend. Mehrmaliges Verleſen ſchützt vor der erſten Leidenſchaft, aber nicht vor der letzten: nicht vor der Leidenſchaft, von welcher die Kammer am Tage der Abſtimmung beherrſcht ſeyn kann. Die Preſſe, wenn ſie ſich überhaupt Beachtung verſchafft, wird auf die Abgeordneten eher erhitzend als kühlend und beſänftigend wirken. Was ferner gegenüber der Einen Kammer von dem Veto des Königs zu halten, haben wir geſehen. Die Eine Kammer iſt in der That ohne Controle. Was die Majorität in letzter zufälliger Leidenſchaft und Uebereilung beſchließt, iſt und bleibt Geſetz. Das Volk mag es büßen.

Wenn man einem kleinen Volke von einfachen Sitten und Verhältniſſen Eine Kammer anräth, ſo finden wir das begreiflich. Wenn man einem Volke, das über ſeine Beſtimmung nicht nur formell, ſondern auch materiell im Klaren iſt, einem Volke, in welchem ſich die Parteien verſtändigt und zum Bekenntniß der wichtigſten Lebensgrundſätze vereinigt haben, wenn man dieſem Eine Kammer anräth, ſo finden wir das auch begreiflich. Wenn man aber in gegenwärtiger Zeit Preußen Eine Kammer anräth, ſo finden wir das unbegreiflich. In einer Zeit, die von Parteien zerriſſen iſt; in einer Zeit, die auch auf dem Gebiete der Religion, der Moral und der Philoſophie Alles in Frage geſtellt hat; in einer Zeit, wo der Materialismus mit dem Geiſt einen Kampf auf Leben und Tod beginnen will und bald auch beginnen wird; in einer Zeit, in der, mehr als in irgend einer früheren, die Dämonen der Hölle losgelaſſen ſind — in dieſer Zeit und in einem Lande, welches der Hauptwahlplatz der kämpfenden Leidenſchaften ſeyn wird, die ungeheuerſten Entſcheidungen in die Hand der Majorität Einer Kammer und zwar einer ſolchen Kammer zu legen, die Beſchlüſſe, welche die Geſchicke Preußens und Deutſchlands beſtimmen, von der zufälligen Stimmung dieſer Kammer abhängig ſeyn zu laſſen, das iſt baarer Wahnſinn! Wenn wir in dieſer Zeit Eine Kammer gründen, ſo wandeln wir auf einem ſchon dröhnenden Vulcan, der ausbrechen muß, um nach allen Seiten Vernichtung zu verbreiten.

Wir müſſen zwei Kammern haben, wir müſſen ſie haben um jeden Preis, weil der höchſte Preis noch viel geringer wäre, als das Unheil, das die Eine Kammer mit ſich brächte — dies iſt das Ergebniß unſerer bisherigen Unterſuchung.

Wird denn aber die Bildung einer ſ. g. erſten Kammer — eines Senats, eines Oberhauſes — der Nation in der That auch Opfer koſten? Wird ſie dem Volke auch Nachtheil und Gefahr bringen können? Wir hoffen klar zu machen, daß die rechte erſte Kammer der ganzen Geſellſchaft und allen einzelnen Klaſſen derſelben nur Vortheil bringen wird und kann.

Wir haben in der zweiten oder Deputirtenkammer eine Kammer, durch welche mehr oder weniger die Maſſen herrſchen, wir wollen dazu eine andere, durch welche der Geiſt herrſcht. Wir haben in jener eine Kammer, in welcher das unbedingt vorwärtsſtrebende Element überwiegt, wir wollen eine andere, in welcher das mäßigende und erhaltende Element überwiegt. Wir haben in jener eine Kammer, die vorzugsweiſe zu Thaten drängt, wir wollen eine andere, die vorzugsweiſe auf die Erſprießlichkeit der Thaten dringt. Das iſt doch wohl vollkommen vernünftig, und wie könnte aus einer ſolchen erſten Kammer dem Volk Schaden erwachſen?

Die Antipathie gegen eine erſte Kammer hat hauptſächlich darin ihren Grund, daß man ſich unter ihr eine ariſtokratiſche Kammer im gehäſſigen Sinne des Wortes vorſtellt. Allein eine Adelskammer oder etwas dem Aehnliches iſt für unſere Zeit undenkbar, ſie kann und ſoll nicht geſchaffen werden. Denkbar und zeitgemäß iſt dagegen eine ariſtokratiſche Kammer im wahren Sinne des Worts, eine Kammer, in welcher die Beſten des Landes ſitzen, d. h. nicht die Beſten überhaupt, ſondern die Beſten für die beſonderen Zwecke dieſes Inſtituts; und dieſe kann und ſoll geſchaffen werden. Man frage ſich: was hat die erſte Kammer für Aufgaben, ſowohl an ſich als gegenüber der demokratiſchen zweiten Kammer, die jetzt gefordert wird? Nach dieſen Aufgaben ordne man ihre Zuſammenſetzung an. Man wird hier das Ziel um ſo weniger verfehlen, als mehrere Zuſammenſetzungen denkbar ſind, welche dem Zweck einer erſten Kammer entſprechen, die mindeſt gute aber neben einer demokratiſchen Kammer ſtets noch viel beſſer wäre für alle Klaſſen der Geſellſchaft, als gar keine. Wenn man in Preußen und in den übrigen deutſchen Staaten erſten und zweiten Ranges eine erſte Kammer gründet, welche der Zeit, der Nation und den Aufgaben beider am gemäßeſten iſt, wenn Volk und Regierung übereinſtimmend ſie gründen, dann iſt die Ordnung, die Freiheit, das Gedeihen der Nation fortan geſichert. Die Geſetze, welche aus dem Zuſammenwirken der beiden Kammern hervorgehen, die Geſetze, welche die Prüfung der erſten beſtanden und in ſtreitigen Fällen durch gemeinſame Abſtimmung ſich ergeben haben, dieſe Geſetze werden auch die dem Lande heilſamſten ſeyn.

Sehen wir näher zu, welche Vortheile das Zweikammerſyſtem im Vergleich zum Einkammerſyſtem gewährt.

In der erſten Kammer ſind, wenn ſie gut componirt iſt, Erfahrung, reife Bildung und ſpezielle Sachkenntniß vertreten. Schon vermöge dieſer Eigenſchaften ſeiner Mitglieder wird die erſte Kammer die weiſe mäßigende, verbeſſernde Macht der Geſetzgebung ſeyn, die nichts dem Ganzen Schädliches durchgehen läßt. Sie wird dies aber auch ſeyn durch den Geiſt des Amtes und der Pflicht.

„Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand“ iſt nicht nur ein humoriſtiſches, ſondern recht angeſehen ein ganz ernſtlich wahres Wort; wir drücken es ſo aus: wem Gott eine Pflicht giebt, dem giebt er auch den Geiſt und Willen, ihr nachzuleben. Die erſte Kammer hat die *Aufgabe*, die ihr von der zweiten Kammer vorgelegten Beſchlüſſe genau zu unterſuchen und ruhig zu erwägen; ſie hat die Aufgabe, etwaigen Uebergriffen jener Kammer feſt entgegenzutreten, und ſie wird dieſe Aufgabe erfüllen, ſoweit Menſchen es vermögen. Der Geiſt des Amtes wird ſie tragen und auf dem Gebiet ihrer Aufgabe halten, ſo zwar, daß derſelbe Mann in *ihr* ein anderer ſeyn und pflichtmäßig anders handeln wird, als in der zweiten Kammer. Die erſte Kammer wird aber endlich auch die weiſe mäßigende, verbeſſernde Macht ſeyn durch ihre Stellung als höhere Inſtanz. Die zweite Kammer hat ſich zuerſt an dem Geſetzesvorſchlag zu verſuchen, ſie hat die Beſtimmungen aus dem Groben zu arbeiten, das Für und Wider zu erörtern und darnach einen Beſchluß zu faſſen. Die erſte Kammer, die von dem Gange der Verhandlungen Kenntniß genommen, hat dieſen motivirten Beſchluß zu prüfen, und da ſie ſich auf das ſchon Geleiſtete ſtützen kann, wird ſie, der Vorarbeit überhoben, ein um ſo feineres und reineres Urtheil fällen.

Wenn nur eine Kammer beſteht, ſo iſt die demokratiſche Zuſammenſetzung derſelben, wie wir glauben gezeigt zu haben, verderbenbringend. Wenn aber eine entſprechende erſte Kammer beſteht, dann kann in der zweiten das demokratiſche Element vorherrſchen ohne Nachtheil des Ganzen. Die niedern Klaſſen können durch ihre Vertreter in der zweiten Kammer ſich ausſprechen und ihre Forderungen geltend machen: durch das Zuſammenwirken beider Kammern werden diejenigen, die ſich als gerecht erproben, geſetzlich erfüllt werden. Man begreift allgemein, daß der *Monarch* heutzutage *wünſchen* muß, durch eine Volksvertretung zugleich beſchränkt und unterſtützt zu ſeyn. Allein ebenſo muß auch die zweite Kammer wünſchen, von der erſten beſchränkt und unterſtützt zu ſeyn. Auf der Despotie ruht der Fluch der Zeit, und dieſer Fluch wird ſich erfüllen an der Despotie des Volkes wie an der der Fürſten.

Bei dem Inſtitut Einer Kammer muß die Minderzahl der Mehrzahl ſich fügen, unbedingt ſich fügen, auch wenn die Mehrzahl das Falſche und Schädliche will, und ſie, die Minderzahl, das Rechte und Heilſame. Das iſt die ſchon vielfach gerügte unvernünftige Seite der Entſcheidung durch Majoritäten, der wir aber jetzt weder ausweichen können noch wollen. Allein müſſen wir unter dieſen Umſtänden nicht dringend wünſchen, daß es ein Mittel gebe, wodurch ſolcher Unvernunft ſo viel als möglich begegnet werde? Dieſes Mittel iſt die erſte Kammer. Sie wird die Forderung der Minorität, wenn ſie dieſelbe geprüft und als die gerechtere und heilſamere erkannt hat, zu der ihrigen machen und ihr durch ihre Gründe oder durch ihre Zahl zum Sieg verhelfen. Schon allein aus dieſem Grunde müßte eine erſte Kammer eingeführt werden!

Die erſte Kammer iſt aber nicht nur ein Schutz der Minderzahl gegen die Tyrannei der Mehrzahl, ſie iſt auch ein Schutz der Krone gegen die Uebergriffe von unten — ein Schutz des Volkes gegen die Uebergriffe von oben. Sie iſt nicht nur ein Wall gegen eine despotiſche, ſondern ebenſo auch gegen eine ſervile Majorität der Deputirtenkammer. Bei einer wohlorganiſirten erſten Kammer wird der König höchſt ſelten in den Fall kommen, ſein ſuspenſives Veto (ein abſolutes darf er nicht haben, namentlich auch um ſeinetwillen!) ausüben zu müſſen. Er kann bleiben, was er im konſtitutionellen Staate ſeyn ſoll — der Repräſentant der Volkseinheit, die über den Parteien thronende Macht, der geheiligte Mittelpunkt, um welchen in dauernder Ordnung das Staatsleben ſich bewegt. Die Pfeile der Gehäſſigkeit, die ihn bei Einer Kammer — ſofern er nicht der Sclave ihrer Majorität ſeyn wollte — treffen müßten, fängt die erſte Kammer auf — zum Heil des Landes. Für den Fall aber, daß die unbedingten Anhänger der Krone in der zweiten Kammer die Oberhand gewönnen und dem Volke Abbruch thun wollten zum Vortheil der Krone (wie es zu denken wäre bei einem genialen Fürſten, der ſich zum Abgott der überwiegenden Partei zu machen verſtände!) — für dieſen Fall wird die erſte Kammer die Rechte des Volkes wahren gegen die Krone. Schon weil ſie eine beſondere Macht iſt, würde ſie der zweiten Kammer in ſolchem Fall entgegentreten; der Stolz der Korporation würde dem Rechtsgefühl zu Hilfe kommen zur Unterdrückung der ſervilen Partei.

Die erſte Kammer, in welcher die Vertreter der Erfahrung, der Sachkenntniß und der Bildung ſitzen, iſt nothwendig ein Schutz der geiſtigen Intereſſen, ein Damm gegen die herandrängenden Wogen des Materialismus. Beſchlüſſe, welche das Gedeihen der Wiſſenſchaft und Kunſt unmöglich machten und welche wir von einer demokratiſchen Kammer fürchten müßten, dieſe Beſchlüſſe wird *ſie* verwerfen. Die Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft werden dadurch Zeit gewinnen, dem Volke zu *beweiſen*, daß ihre Thätigkeiten nicht nur die höchſte Zierde ſind einer freien Nation, ſondern daß ohne ſie die wahre Wohlfahrt — auch die wahre materielle Wohlfahrt des Volks nicht herbeigeführt werden kann. Das Volk aber wird in ruhiger Faſſung ihren Beweiſen auch Gehör ſchenken und der im höchſten Sinne volksthümlichen Kunſt und Wiſſenſchaft ſein Herz öffnen, was bei dem jetzigen Taumel durchaus nicht zu erwarten iſt. Gegenwärtig (man mache die Augen auf und ſehe das Volk wie es iſt!) gegenwärtig können Wiſſenſchaft und Kunſt ſich blos auf die Regierungen und auf die erſte Kammer verlaſſen! Das Volk iſt gut, das deutſche Volk iſt ausgeſtattet und geartet, um zur ſchönſten Menſchenbildung erzogen zu werden; aber für jetzt *iſt* es noch nicht erzogen, und wenn es die abſolute Herrſchaft erlangte, würde es unter Einwirkung unwiſſender Demagogen gerade die Mittel zerſtören, durch die es erzogen werden kann.

Zum Schluß noch einen der weſentlichſten Vortheile des Zweikammerſyſtems! Wenn der Deputirtenkammer eine erſte Kammer zur Seite ſteht, iſt die Majorität der erſtern nicht abſolute Herrin, es wird alſo auch kein ſo unbändiges Rennen und Jagen der Parteien ſtattfinden, um die Majorität und mit ihr die Oberherrſchaft zu erlangen, wie es bei Einer Kammer der Fall wäre. Neben der Politik werden auch andere Intereſſen aufkommen, weil die Politik nicht mehr in dem Maaße den Ehrgeiz entzündete, nicht mehr den Fähigen und den Unfähigen auf einen Berg führte und, die Lande weiſend, ſagte: Siehe das alles iſt dein, wenn du niederfällſt und mich anbeteſt! Die öffentlichen Zuſtände werden bei gegenſeitiger Kontrole überhaupt feſter und ſicherer werden; der Umſturz wird nicht die Möglichkeit des Tages ſeyn, Diejenigen welche auf Anarchie ſpeculiren, werden ſich betrogen ſehen und werden verſchwinden, zum wenigſten ſich mindern. Viele Kräfte, die außerdem von Ehrgeiz und Herrſchbegierde auf die Bahn der Negation und Zerſtörung ſich getrieben ſähen, werden aus der Noth eine Tugend machen und *arbeiten*. Der Despotie wird ein gründliches Ende gemacht werden und dem Volke wird es auch nicht begegnen, von ſeinen eigenen Vertretern, beſſer zu reden, von dem ſiegenden Theil ſeiner Vertreter tyranniſirt zu werden, was bei Einer Kammer ſehr wohl möglich iſt. Das ganze Leben wird freier, heiterer und productiver werden.

Damit hoffen wir die Nothwendigkeit einer vernünftig zuſammengeſetzten, dem Geiſt und den Aufgaben der Zeit entſprechenden erſten Kammer jedem Unbefangenen demonſtrirt zu haben. Es verſteht ſich, daß wir nur die relative Vortrefflichkeit des Zweikammerſyſtems beweiſen wollten und konnten, nicht die abſolute. Unſere Gegner können ſagen: „Wenn nun aber auch die erſte Kammer in leidenſchaftlicher Aufregung zu einem übereilten Beſchluß ſich hinreißen läßt und ihre Ehre darein ſetzt, auf ihm zu beſtehen? Wenn ſie aus Widerſpruchsgeiſt, aus Corporations-Egoismus oder aus was für einem ſchlimmen Grunde immer dem heilſamen Beſchluß der zweiten Kammer ſich widerſetzt und ſeine Ausführung hindert? Iſt das nicht möglich?“ Allerdings, das iſt *möglich*, denn auch die erſte Kammer iſt nicht unfehlbar, weder dem Verſtande noch dem Willen nach: — aber es iſt nicht *wahrſcheinlich*! In einer erſten Kammer, wie ſie der Geiſt der Zeit verlangt und wie ſie die Vertreter der Nation eben ausdenken und ſchaffen müſſen, wird viel eher auf die Herrſchaft eines gerechten, ausgleichenden Sinnes zu rechnen ſeyn, als auf das Gegentheil. Wenn es aber einmal kommen ſollte, daß die erſte Kammer einen heilſamen Beſchluß der zweiten nicht beſtätigte, ſo iſt ſie ja bei der von uns angenommenen Einrichtung nicht die allein entſcheidende Macht;

die zweite Kammer braucht alsdann ihren Beſchluß, von deſſen Gemeinnützigkeit ſie überzeugt iſt, nur wieder an die erſte zu ſchicken, und wenn dieſe ihn nochmals zurückweiſt, wird die gemeinſame Abſtimmung entſcheiden, die aller Wahrſcheinlichkeit nach das Rechte und dem Volk Erſprießliche treffen wird. Sollte dies aber nicht geſchehen, ſollte ein Geſetz, welches dem Volke Bedürfniß iſt, auch bei dieſer Abſtimmung verworfen werden, ſo iſt die Verwerfung doch nur eine einſtweilige; der Antrag wird wieder geſtellt, die Beſtätigung wird vom ganzen Volke verlangt werden — und was mit der zweiten Kammer das Volk verlangt, mit Recht verlangt, das kann und wird Niemand verſagen, am wenigſten unſere erſte Kammer!

Wer in gutem Glauben Eine Kammer will, und zwar eine ſolche Kammer, wie unſere Radicalen ſie vorſchlagen, der rechnet eigentlich nicht auf ein Volk von Menſchen, ſondern auf ein Volk von Engeln. Leider giebt es nun aber ein ſolches nicht: die wählen ſind Menſchen, die gewählt werden ſind es auch. Wäre dies nicht der Fall, gäbe es keinen Ehrgeiz und keine Selbſtſucht, keine Standes- und Partei-Intereſſen, keine Irrthümer und keine Leidenſchaften, oder wäre man ſicher, daß Einſicht und gerechter Sinn über dieſe Gebrechen der menſchlichen Natur jedesmal den Sieg davon trügen, dann wäre allerdings das Einkammerſyſtem ſchon darum das beſſere, weil es das einfachere iſt. Die Vertreter des Volks würden zuſammenkommen, ſich verſtändigen, die beſten Geſetze beſchließen und wieder nach Hauſe gehen. Aber da es uns nicht ſo leicht gemacht iſt, da wir es mit hartnäckigen Irrthümern und Leidenſchaften zu thun haben und Gott allein weiß, wie lange noch zu thun haben werden, ſo müſſen Einrichtungen geſchaffen werden, die jene Irrthümer und Leidenſchaften ſo viel als möglich unſchädlich zu machen im Stande ſind. Auf die Wirklichkeit, auf die wirklich vorhandenen menſchlichen Gebrechen Rückſicht zu nehmen, das eben iſt Politik; und weil dies geſchehen muß, darum eben iſt Politik eine Kunſt. Für die Majorität der bloßen Individuen die oberſte Macht zu verlangen, überall das Aeußerſte — Eine Kammer und direkte Wahlen ohne Cenſus zu verlangen, das iſt keine Kunſt, dazu gehört eigentlich gar nichts, als daß man blind iſt und die Dämonen nicht ſieht, welche dadurch citirt werden. Aber Einrichtungen zu ſchaffen, welche den Vergleich aushalten mit der Wirklichkeit, von denen man ſagen kann, ſie müſſen das Heil des Volkes begründen trotz der menſchlichen Fehler — das iſt eine Aufgabe, deren Löſung Ruhm bringt. Sind nun dieſe Einrichtungen auch complicirt, ſo iſt das durchaus kein Beweis gegen ſie, wie man dies verkehrter Weiſe auch geltend zu machen ſuchte. Denn es kommt hier nicht auf größere oder geringere Einfachheit an, ſondern einzig und allein auf Zweckmäßigkeit: nur in ſofern dürfen Staatseinrichtungen einfach ſeyn, als ſie auch zweckmäßig ſind und das Wohl des Volkes verbürgen. — Die gerade Linie iſt in der Theorie allerdings die kürzeſte; der gerade Weg iſt aber in der Wirklichkeit nicht immer der kürzeſte; und wenn der gerade Weg über Sumpf und Moor führt, ſo wird Derjenige viel eher zum Ziele kommen, der einen Umweg macht. — —

Wir müßten in den großen Deutſchen Staaten und beſonders in Preußen, bei den complicirten Verhältniſſen, Anſprüchen und Aufgaben unſeres Volks, zwei Kammern haben, wenn es dieſe auch niemals gegeben hätte. Allein für das Zweikammerſyſtem ſpricht nicht nur die Vernunft, ſondern ebenſo die Erfahrung. Die Zeiten des Gedeihens und der Größe antiker Nationen ſind durch Inſtitute bezeichnet, welche den zwei Kammern des modernen Staats entſprechen. In den politiſch bedeutendſten Staaten des Alterthums, namentlich in Athen und Rom, gab es außer der Obrigkeit Senat und Volksverſammlung; und daß man das Zuſammenbeſtehen dieſer beiden für eine Garantie der Freiheit hielt, beweiſt unter andern auch der Umſtand, daß Alle, die ſich despotiſche Gewalt verſchaffen wollten, die Bedeutung des Senats oder der Volksverſammlung zu vernichten ſtrebten. Unter dem Schutze des Zweikammerſyſtems entwickelte ſich in neuerer Zeit die Macht Englands, entwickelte ſich ſpäter die Macht der nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Bei zwei Kammern befinden ſich wohl Norwegen und Belgien, die freieſten conſtitutionellen Staaten Europa's. Für zwei Kammern haben ſich bei Feſtſtellung ihrer Verfaſſung in unſern Tagen die politiſch erfahrenen Schweizer entſchieden. Das ſind Thatſachen, denen die Vertheidiger des Einkammerſyſtems nichts Aehnliches entgegenſtellen können!

Wir wollen die Beſtimmungen der freiſinnigſten Verfaſſungen, der Belgiſchen, Norwegiſchen und Nordamerikaniſchen über die geſetzgebenden Körper näher betrachten, um den Gedanken und Forderungen unſerer Zeit Einrichtungen entgegenzuhalten, die ſich thatſächlich bewährt haben.

Die Belgiſche Verfaſſung beſtimmt 1) daß die Kammer der Volksvertreter aus den direkt von den Bürgern gewählten Abgeordneten beſtehe, welche den vom Wahlgeſetze vorgeſchriebenen Steuerbeitrag zahlen, einen Steuerbeitrag, der nicht 100 Gulden direkter Steuer überſchreiten, noch unter 20 Gulden ſeyn darf; und 2) daß die erſte Kammer aus Senatoren beſtehe, welche wenigſtens 40 Jahr alt ſeyn und in Belgien wenigſtens 1000 Gulden direkter Steuer, die Patentſteuer eingerechnet, zahlen müſſen. — Durch die Belgiſche Verfaſſung iſt alſo der Beſitz bevorzugt nicht nur bei der erſten Kammer, ſondern auch bei der zweiten! Und dennoch, als nach der franzöſiſchen Februarrevolution der König Leopold ſich bereit erklärte, die Krone niederzulegen, wenn das Volk die Republik wolle — da entſchieden die Repräſentanten deſſelben ſich einſtimmig für die Fortdauer der conſtitutionellen Monarchie und das Volk zeigte ſich mit dieſer Entſcheidung einverſtanden. Die franzöſiſche Revolution hatte auf Belgien keinen andern Einfluß, als daß der Cenſus für die Kammer der Abgeordneten in etwas ermäßigt wurde.

Nach der Norwegiſchen Verfaſſung ſind nur ſtimmberechtigt die Norwegiſchen Bürger, welche 25 Jahre zurückgelegt haben, im Lande 5 Jahre wohnhaft geweſen ſind, ſich daſelbſt aufhalten und entweder a) Beamte ſind oder geweſen ſind, b) Landbeſitz haben oder länger als 5 Jahre matrikulirtes Land gebaut haben, c) Bürger in Handelsſtädten ſind, oder in einer Kauf- oder Landſtadt einen Grundbeſitz haben, deſſen Werth wenigſtens 300 Rthlr. beträgt. Die Wahlen ſind indirect, und gewählt können nur diejenigen Bürger werden, die 30 Jahre alt ſind und ſich 10 Jahre lang im Reiche aufgehalten haben. — Alſo auch die Norwegiſche Verfaſſung bevorzugt den Beſitz und beſchränkt außerdem noch durch die zuletzt erwähnte Bedingung die paſſive Wahlfähigkeit!

Ueber die Kammern und ihr Verhältniß unter ſich und zum König ſetzt die Norwegiſche Verfaſſung die beachtenswerthen Punkte feſt:

„Hat der Storthing (Reichsverſammlung) ſich conſtituirt, und iſt er durch den König oder ſeinen Stellvertreter eröffnet, ſo erwählt er unter ſeinen Mitgliedern ein Viertheil, welches den Lagthing (geſetzgebenden Körper, erſte Kammer) bildet; die übrigen drei Viertheile bilden den Odelsthing (die Grundeigenthümer, zweite Kammer). Auf dem Odelsthing ſoll jedes Geſetz entweder von den eigenen Mitgliedern deſſelben oder von der Regierung durch einen Staatsrath zuerſt vorgeſchlagen werden. Iſt der Vorſchlag daſelbſt angenommen, ſo wird er an den Lagthing geſandt, welcher ihn entweder genehmigt oder verwirft, und im letzten Fall ihn mit beigefügten Bemerkungen zurückſchickt. Dieſe werden vom Odelsthing in Erwägung gezogen, welcher entweder den Geſetzesvorſchlag hinlegt, oder ihn wiederum mit oder ohne Veränderung an den Lagthing ſendet. Iſt der Vorſchlag vom Odelsthing zweimal dem Lagthing vorgelegt und von dieſem zum zweitenmal zurückgeſandt, ſo tritt der ganze Storthing zuſammen und dann wird mit zwei Drittheilen ſeiner Stimmen über den Vorſchlag entſchieden. Zwiſchen zwei ſolchen Berathſchlagungen müſſen jedesmal wenigſtens drei Tage verfließen. Hat ein vom Odelsthing vorgeſchlagener Beſchluß den Beifall des Lagthings oder des verſammelten Storthing erhalten, ſo wird er durch eine Deputation von beiden Abtheilungen des Storthings an den König geſandt, wenn er gegenwärtig iſt, oder im entgegengeſetzten Falle an den Vicekönig oder an die Norwegiſche Regierung, mit dem Antrage auf Ertheilung der Königlichen Sanction. Bewilligt der König den Beſchluß, ſo verſieht er ihn mit ſeiner Unterſchrift, wodurch er Geſetz wird. Genehmigt er ihn nicht, ſo ſendet er ihn an den Odelsthing mit der Erklärung zurück, daß er es nicht dienlich finde, den Beſchluß zu ſanctioniren. In dieſem Falle darf der Beſchluß nicht mehr von dem dann verſammelten Storthing dem König vorgelegt werden, der ſich auf dieſelbe Weiſe benehmen kann, wenn der nächſte ordentliche Storthing denſelben Beſchluß aufs neue vorſchlägt. Wird er aber, nachdem er abermals erwogen worden, von dem dritten ordentlichen Storthing wiederum auf beiden Thingen unverändert angenommen und dann dem König mit dem Begehren vorgelegt, daß S. Majeſtät Ihre Sanction einem Beſchluſſe nicht verweigern möchten, welchen der Storthing nach der reiflichſten Erwägung als nützlich anſieht, ſo wird er Geſetz, wenn auch des Königs Sanction nicht erfolgt, ehe der Storthing ſich trennt.“

Wir haben dieſe Beſtimmungen der Norwegiſchen Verfaſſung nicht darum beachtenswerth genannt, weil wir für die Deutſchen Staaten zwei Kammern wünſchten, ähnlich denen Norwegens. Ein vom Storthing gewählter Lagthing würde z. B. für Preußen überhaupt nicht hinreichend ſeyn, am wenigſten aber, wenn das Preußiſche Wahlgeſetz, unähnlich dem Norwegiſchen, direkte Wahlen ohne Cenſus anordnete. Preußen hat Aufgaben des Geiſtes und der Cultur, die es nur löſen kann unter dem Schutz einer unzweifelhaft die Intereſſen des Geiſtes wahrenden erſten Kammer; erhielten aber bei allgemeinem Wahlrecht die niedern Klaſſen in der Reichsverſammlung die Majorität, ſo würden ſie auch die Ihrigen in die erſte Kammer wählen, und die Hauptzwecke der erſten Kammer wären verfehlt. Unſere Meinung iſt aber die, daß man in Preußen, wenn man eine den Aufgaben dieſes Staates entſprechende erſte Kammer beſchließt, wohl thun wird, über die Einigung der beiden Kammern unter ſich und mit dem König ähnliche Beſtimmungen zu treffen, wie ſie in Norwegen beſtehen.

Die Nordamerikaniſche Bundesverfaſſung ſtellt feſt, daß Niemand Repräſentant ſeyn ſoll, der nicht das Alter von 25 Jahren erreicht hat, 7 Jahre ein Bürger der Vereinigten Staaten geweſen und bei ſeiner Erwählung ein Einwohner desjenigen Staates iſt, in welchem er gewählt werden ſoll. Der Senat wird zuſammengeſetzt aus zwei Senatoren von einem jeden Staate, welche durch den geſetzgebenden Körper deſſelben auf ſechs Jahre gewählt werden; und Niemand kann Senator ſeyn, welcher nicht das Alter von 30 Jahren erreicht hat, 9 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten geweſen, und, wenn erwählt, ein Einwohner desjenigen Staates iſt, für welchen er gewählt wurde.

Das Verhältniß des Präſidenten der Vereinigten Staaten zu den Kammern ordnet die Bundesverfaſſung in ähnlicher Weiſe an, wie die Norwegiſche Verfaſſung das Verhältniß des Königs zum Storthing. Sie beſtimmt nämlich:

„Jeder Geſetzesvorſchlag, der im Hauſe der Abgeordneten und des Senats durchgegangen iſt, ſoll, bevor er Geſetzeskraft erhält, dem Präſidenten der Vereinigten Staaten vorgelegt werden; billigt er denſelben, ſo ſoll er ihn unterzeichnen, wo nicht, ſo ſoll er ihn dem Hauſe zurückſenden, von welchem er ausging, welches dieſelben ausführlich in ſein Tagebuch eintragen und ihn einer nochmaligen Erwägung unterwerfen ſoll. Wenn nach dieſer nochmaligen Berathung zwei Drittheile dieſes Hauſes für den Geſetzesvorſchlag ſtimmen, ſo ſoll er, zugleich mit den Einwendungen, an das andere Haus geſchickt werden, welches denſelben gleichfalls noch einmal erwägen ſoll; und wird er von zwei Drittheilen auch dieſes Hauſes gebilligt, ſo erhält er geſetzliche Kraft. In allen ſolchen Fällen jedoch ſoll die Abſtimmung beider Häuſer durch Ja und Nein entſchieden werden und die Namen der Perſonen, welche für oder gegen den Geſetzesvorſchlag ſtimmen, in das Tagebuch jedes bezüglichen Hauſes eingetragen werden.“

Die Verfaſſungen der einzelnen Staaten von Nord-Amerika ſtimmen im Weſentlichen mit der Bundesverfaſſung überein. In allen beſteht der geſetzgebende Körper aus einem Senat und einer Abgeordneten-Kammer, denen gegenüber der Gouverneur mit denſelben Befugniſſen ausgeſtattet iſt, wie der Präſident gegenüber dem geſetzgebenden Körper des Geſammtſtaats.

Wir ſehen alſo: auch die Nord-Amerikaner haben ſich bei ihren viel einfacheren Zuſtänden gegen den Andrang von unten, gegen die Uebermacht der Abgeordneten-Kammer nicht nur im Geſammtſtaat und in jedem einzelnen durch einen Senat geſchützt, ſondern ſie haben auch dem Präſidenten des Geſammtſtaates und dem Gouverneur jedes einzelnen ein Veto gegeben, welches nur durch nochmalige Erwägung des Geſetzesvorſchlags und die nochmalige Beſtätigung deſſelben von mindeſtens zwei Drittheilen der anweſenden Mitglieder in beiden Häuſern überwunden werden kann! In Deutſchland aber, in Preußen verlangt die radicale Partei bei den complicirteſten Verhältniſſen und Problemen der Zeit und bei dem gefahrdrohendſten Andrang von unten — Eine Kammer ohne Veto des Königs!

Man ſollte meinen, daß dieſe Vergleichung allein hinreichen müßte, die radicale Partei und diejenigen, die ihr glauben, zur Beſinnung zu bringen. Wir gehören nicht zu denen, die nur lernen wollen von der Erfahrung und nur Einrichtungen gutheißen, die ſich in ihr ſchon bewährt haben; denn was früher nicht heilſam war, kann ſpäter heilſam werden, wenn die Bedingungen der Wirklichkeit entſprechend ſich ändern. Allein wenn die Bedingungen ſich nicht ändern, wenn die ſpätern Verhältniſſe der projectirten Einrichtung noch viel mehr entgegen ſind wie die früheren, dann auch noch die Lehren der Geſchichte verachten und die Verwirklichung ſeines Gedankens wollen, das iſt theoretiſcher Fanatismus, der, falls er durchdränge, unſer praktiſches Verderben zur Folge haben würde!

Die Nord-Amerikaner, bei welchen die Revolution in Frankreich Enthuſiasmus hervorgerufen hat, konnten doch nicht umhin, große Beſorgniß zu empfinden, es möchten die Reſultate der Umwälzung nicht von Dauer ſeyn oder nicht zum Heil des Volkes ausſchlagen — weil man nur Eine Kammer machen wolle.

Der Allgemeinen Zeitung wurde im April aus Waſhington geſchrieben: „Was wir Frankreich wünſchen, iſt eine Föderativ-Republik“ (dazu wird es freilich nicht kommen!) „und zwei Kammern, nicht Eine, wenn auch nur zu dem Zweck, daß die eine ſich abkühlen kann, während die andere ſich erhitzt. Das iſt der Hauptzweck des Zweikammerſyſtems, ohne den man nicht ſo leicht fertig wird, ſelbſt wenn man in der Freiheit geboren und mit ihr auferzogen wäre, wie wir es ſind. Kein Staat der Union iſt ohne zwei Kammern, d. h. ohne Senat und Repräſentantenhaus, und die immer erneuerte Formel, welche ſich mit jedem Staat wiederholt, iſt der beſte Beweis von ihrer praktiſchen Nutzbarkeit.“

Nach der Spenerſchen Zeitung ſchrieb einer der erſten Staatsmänner und Gelehrten Nordamerika's, der Europa genau kennt, in den erſten Tagen des Mai: „Wir ſind ſehr beſorgt über den Plan der Franzoſen, nur Eine Kammer zu haben. Wir glauben: es ſey unmöglich, eine weiſe praktiſche Geſetzgebung durchzuführen, ohne die Berathungen und Hemmungen (checks), welche eine Körperſchaft der andern gegenüber ausübt. Ueber dieſen Punkt herrſcht nur eine und dieſelbe Ueberzeugung in den vereinigten Staaten. Penſylvanien hatte früher, nach dem theoretiſchen Rath Franklins, und ebenſo Georgien, nur Eine Kammer; aber beide fanden große Noth, dieſe üble Einrichtung los zu werden: jetzt haben ſie, gleich wie alle andern Staaten, gleich wie die große Bundesregierung, zwei Kammern. Die Erfahrung, die Frankreich in den Jahren 1791 bis 1795 gemacht hat, die ſechszigjährige Dauer unſerer beglückenden Einrichtungen, laſſen keinen vernünftigen Zweifel über dieſen Punkt aufkommen. Ich kenne auch nicht einen einzigen Menſchen in irgend einem Bundesſtaate, der ſich einbildete, wir könnten mit Einer Kammer auskommen, der nicht überzeugt wäre, die einzelnen Staaten und der große Bund würden hierdurch den größten Gefahren ausgeſetzt und gingen geradezu einem Schiffbruch entgegen. Die Geſetzgebung New-Yorks, des mächtigſten Bundesſtaats, hat in Beziehung auf Frankreich einſtimmig Beſchlüſſe gefaßt, welche die allgemeine Ueberzeugung Nordamerika's ausſprechen. Es ſoll (ſo lauten ſie) der Stolz und die Freude ausgedrückt werden, welche wir bis jetzt (Mitte April) über den begeiſterten und friedlichen Kampf für Freiheit in Frankreich empfinden. Es iſt jedoch unſer Recht und unſere Pflicht, unſere Freunde daran zu erinnern, daß Anarchie ſo gefährlich für die Freiheit wird, wie Despotismus, und daß keine Hoffnung für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorhanden iſt, wenn Geſetz und Ordnung nicht Gefährtinnen der Freiheit ſind und mit ihr Hand in Hand gehen."

Ob man in Frankreich dieſen Rath politiſcher Weisheit und aufrichtigſter Theilnahme an dem Geſchick des franzöſiſchen Volks beachten wird, ſteht dahin. Der Verfaſſungs-Entwurf, den die National-

Verſammlung zu berathen hat, lautet auf Eine Kammer. Zugleich hört man aber, daß dieſer Vorſchlag nur eine Conceſſion iſt, durch welche man die Arbeiter zufriedenſtellen wollte; möglich alſo, daß die National-Verſammlung, wenn ſie den Muth hat, das dem ganzen Volke und den Arbeitern ſelbſt Heilſame gegen den Willen der letztern durchzuſetzen, eine Abgeordnetenkammer und einen Senat beſchließt. Geſchieht es nicht, ſo iſt nicht ſchwer zu ſagen, was aus der franzöſiſchen Republik werden wird.

Ein anderer Amerikaner, Friedrich *Krotell*, hat ſchon im Jahre 1846 in ſeiner Schrift: „Die Conſtitution der Vereinigten Staaten von Nordamerika“, über das Zweikammerſyſtem geäußert:

„Die Conſtitution verordnet von Grund aus die Vertheilung der geſetzgebenden Gewalt unter zwei verſchiedene Körper. Dieſe Vertheilung der Macht zwiſchen zwei verſchiedene Körper hat mehrere große Vortheile, die ſie uns gleich als höchſt nützlich empfehlen; wir wollen nur etliche in der Kürze anführen. 1) Verhindert dieſelbe ſehr oft ungerechte, gewaltthätige und drückende Geſetze; denn wenn dieſelben in einem Körper auch vorkommen könnten, ſo müſſen ſolche Beſchlüſſe einem zweiten Rath von Männern vorgelegt werden, ehe ſie zum Geſetz werden können. 2) Verhütet dieſelbe die Gefahr, daß ein Körper alle Gewalt, alle Gunſtbezeugungen und allen Einfluß an ſich reiße. 3) Verhindert ſie den glücklichen Erfolg des Strebens einzelner Parteiführer, zum Nachtheil des allgemeinen Wohls ihre eigenen Plane und Anſichten eben ſo leicht geltend zu machen, als wenn es Ein Körper wäre. 4) Gewährt ſie Allen die Sicherheit, daß dieſelben Maaßregeln von unabhängigen Männern, von verſchiedenen Regierungs-Abtheilungen, *welche durch eine verſchiedene Wahl ihre Aemter erlangt haben*, mit Vorſicht betrachtet und beſprochen werden. 5) Giebt ſie der öffentlichen Freiheit eine größere Sicherheit, indem ſie die Uebereinſtimmung von zwei verſchiedenen Körpern verlangt, bei denen doch nie, wenn ſie mit Vorſicht organiſirt ſind, dieſelben Intereſſen oder Einflüſſe obwalten können, in eben dem Maße, wie bei Einem Körper. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es nicht ſicher iſt, die ganze geſetzgebende Gewalt einem Körper zu übergeben, beſonders wenn er aus vielen Gliedern beſteht. Solche Körper ſind ſtets der Gefahr ausgeſetzt, unter plötzlicher Aufregung zu handeln! Leidenſchaften, Vorurtheile, perſönlicher Einfluß, Parteiränke, ja ſelbſt Willkür und Eigenſinn, haben oft ihre Berathungen geleitet. Die Geſchichte aller Völker, welche von einem ſolchen Körper regiert wurden, beweiſt, daß ihm das öffentliche Wohl nicht übertragen werden kann.“

Dies ſind Worte eines Mannes, der das Leben kennt und der in Beurtheilung ſtaatlicher Einrichtungen die Bedingungen und Möglichkeiten des Lebens im Auge behält! Die Vertheidiger des Einkammerſyſtems werden ſeine Gründe wohl mit Gegenbehauptungen anfechten, aber nicht mit Gegengründen ſchlagen können.

Man wird nun aber fragen: Hat ſich niemals in der Geſchichte auch das Einkammerſyſtem als ein heilſames bewieſen? Hat niemals Eine Volkskammer Freiheit und Ordnung gleicherweiſe aufrecht zu erhalten gewußt? Die Antwort iſt: In Staaten und Nationen, die hier allein in Betracht kommen können, iſt dies in der That niemals der Fall geweſen. Im Alterthum finden wir das Analogon der Einen Kammer nur in den Tagen des Verfalls. Vom Jahre 1649 ab gab es in England nur die Kammer der Gemeinen, aber Cromwell war Protektor — Dictator Englands, und feſte, geordnete Zuſtände kehrten nur wieder mit der Wiederherſtellung des Zweikammerſyſtems. *Eine* Kammer beſtand in Frankreich zur Zeit der erſten Revolution; ſie führte zur Republik, zur Herrſchaft des Convents, zur Herrſchaft der Guillotine. Wollen wir Deutſche im 19ten Jahrhundert die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution vom 18ten Jahrhundert wiederholen? Wir können es, wenn wir der ultraradicalen Partei folgen und ſowohl in Frankfurt, als in Wien, Berlin u. ſ. w. Eine Kammer machen. Der Umſturz der geſellſchaftlichen Ordnung und der Bürgerkrieg würde dann bald folgen und wir würden uns morden mit deutſcher Gründlichkeit und Ausdauer. An Marats, Robespierres, St. Juſts, Carriers u. ſ. w. würde es um ſo weniger fehlen, als ja die radicalen Wortführer des Tages meiſt aus ſolchen beſtehen, die nichts ſtudirt zu haben ſcheinen, als die Geſchichte der erſten franzöſiſchen Revolution — die bei ihrem Ueberfluß an Ideenmangel nicht nur von den Begriffen, ſondern auch von den techniſchen Ausdrücken der Franzoſen zehren und zugleich einen unwiderſtehlichen Kitzel empfinden, eine ähnliche Rolle zu ſpielen, wie ihre Muſterbilder vom 18ten Jahrhundert. Wenn ſie in der Einen Kammer die Majorität erhalten, dann wird das deutſche Volk erfahren, was es noch nicht weiß!

Allein — entgegnet man uns — giebt es nicht Eine Kammer, von der Alle einräumen müſſen, daß ſie nicht revolutionär geweſen — beſteht nicht ſeit 1831 Eine Kammer in Churheſſen, die ſo loyal war, wie es zwei Kammern nur immer ſeyn konnten? Allerdings, Eine Kammer beſteht in Churheſſen, aber was für eine? Nicht eine aus directen Wahlen ohne Cenſus hervorgegangene, ſondern eine ſtändiſch zuſammengeſetzte, eine Kammer, in welcher Prinzen des churfürſtlichen Hauſes (je einer für eine apanagirte Linie), die Häupter der fürſtlichen oder gräflichen, ehemals reichsunmittelbaren Familien, denen eine Standesherrſchaft in Churheſſen eigen, ſodann Abgeordnete der Ritterſchaft, der Univerſität, der Städte und Landbezirke ſitzen. Mit einer ſolchen Kammer war freilich auszukommen in einem Lande, das zu einem von dem abſoluten Oeſtreich und dem abſoluten Preußen dominirten Staatenbund gehörte! Wird man aber bezweifeln wollen, daß die von uns verlangten zwei Kammern ohne allen Vergleich mehr im Stande ſeyn werden, die Intereſſen des Volks gegen eine despotiſirende Regierung zu wahren, als die churheſſiſche Ständeverſammlung? Man kann ſich darauf verlaſſen, daß bei ihnen nicht möglich ſeyn wird, was bei jener Einen Kammer möglich war! — —

Wir könnten jetzt, nachdem wir gezeigt, daß auch die Geſchichte, die Erfahrung zu Gunſten des Zweikammerſyſtems entſcheidet, unſre Unterſuchung ſchließen, da wir in dem Bisherigen alles Weſentliche geſagt zu haben glauben. Allein wir möchten das Thema erſchöpfen und ſo viel an uns iſt keinen Zweifel übrig laſſen; wir wollen daher zum Schluß noch die Einwendungen betrachten, die von verſchiedenen Seiten her gegen das Zweikammerſyſtem erhoben worden ſind.

In No. 12. der conſtitutionellen Clubzeitung ſteht ein Aufſatz von Guſtav Engel, der uns zunächſt darum intereſſant war, weil wir in ihm dieſelben Ueberzeugungen ausgeſprochen fanden, die wir in Bezug auf die Forderung Einer Kammer bei allgemeinem Wahlrecht kurz vorher niedergeſchrieben hatten. Der Verfaſſer ſagt nämlich: „Wir wiſſen allerdings, daß eine Herrſchaft der Majorität nichts Anderes iſt, als eine Herrſchaft der niedern und niederſten Volksklaſſen. Wir wiſſen, daß die niedern Volksklaſſen roh, materiell und egoiſtiſch ſind, und wir fürchten allerdings den Einfluß dieſer Klaſſen auf den geiſtigen Zuſtand der ganzen Nation. Wir halten es nicht für unmöglich, durch die Demokratie auf eine Stufe der geiſtigen Verwilderung zurückgeſtoßen zu werden, die uns nicht nur alle Früchte deutſcher Civiliſation rauben, ſondern uns zur Beute des Barbarenthums reif machen würde.“

Für dieſe Stelle ſind wir dem Verfaſſer dankbar. Um die Conſequenzen der Einen Kammer bei allgemeinem Wahlrecht nicht zu ſehen, muß man allerdings über die Eigenſchaften der menſchlichen Natur durchaus verblendet ſeyn; allein dieſe Verblendung exiſtirt und macht ſich breit: es iſt daher ein Glück, wenn ſich Jemand hören läßt, der ſie nicht theilt und einſieht, daß, von wie gutem Stoffe die niedern Klaſſen in Deutſchland ſind und wie geſcheidt und gebildet Einzelne aus ihnen ſeyn mögen, die Herrſchaft dieſer Klaſſen doch für unſer Volk einen unſeligen Zuſtand herbeiführen würde. — Was ſchlägt nun aber G. Engel vor als Schutzmittel gegen dieſe Gefahr? Beſchränkung des Wahlrechts? Zwei Kammern? Keins von beiden. Nach ſeiner Meinung will man jetzt die Demokratie, die Herrſchaft der Majorität, d. h. die Herrſchaft der niedern Klaſſen, und dieſem Willen können und dürfen wir uns nicht entgegenſtemmen. „Jede Kraft, die den Strom zurückzulenken ſucht, iſt verloren. . . . Die Idee der Demokratie iſt ſo tief ins Volksleben eingedrungen, daß ſie ſich nicht mehr ausrotten, daß ihre Realiſirung ſich auch nicht mehr verzögern läßt.“ Was in aller Welt ſoll uns aber dann vor der Barbarei retten, welche der Verfaſſer in dieſem Falle ſelbſt hereinbrechen ſieht? Ein ganz einfaches Mittel — Volksbildung. „Sollen die niedern Klaſſen entſcheiden, ſo müſſen ſie auf eine höhere Stufe gehoben werden, und zwar ſo ſchnell als möglich!“

Etwas Naiveres iſt bei dieſer wichtigen Frage ſchwerlich geäußert worden. Die niedern Klaſſen ſollen ohne Zögerung die Oberherrſchaft erhalten und zugleich ſo ſchnell als möglich auf eine höhere Bildungsſtufe erhoben werden! Was hat der Verfaſſer für Begriffe von Volksbildung? Erhebt man das Volk in einem Vierteljahr auf eine höhere Stufe? Erhebt man es auf eine Stufe, wo es beglückender Herrſchaft fähig iſt? Kann die Schulbildung, welche der Verfaſſer weiterhin verlangt, nicht erſt ſpäteren Generationen zu Gute kommen, und können Leute, welche Handarbeit verrichten ſollen, überhaupt durch Schulbildung zum richtigen Gebrauch abſoluter Macht befähigt werden? Auf der andern Seite fragt ſich aber: Wird die Majorität von der Minorität, werden die herrſchenden niedern von den unterthänigen höhern Klaſſen ſich auch bilden laſſen? Werden ſie, ohne Zögerung zu Herren gemacht, ihre Herrſchaft nicht gebrauchen nach ihrem Gutdünken? Werden die ungebildeten Mächtigen von den gebildeten Unmächtigen ſich etwas einreden laſſen? Werden ſie nicht, da ſie die Gewaltigſten ſind, ſich auch für die Weiſeſten halten und die Fragen der Civiliſation entſcheiden, wie ſie es verſtehen und lieben: wird alſo nicht ein Zuſtand der Barbarei die unvermeidliche Folge ihrer Herrſchaft ſeyn?

Man ſieht, der Verfaſſer hat nur nach der einen Seite einen praktiſchen Blick; nach der andern träumt er ſich etwas vor und iſt ein deutſcher Idealiſt, wie jemals einer. Nur ein ſolcher kann den beſitzenden und höhern Klaſſen in allem Ernſte zumuthen, die niedern erſt politiſch über ſich zu erheben und dann zu unterſtützen und zu bilden, damit ſie der Herrſchaft über ſie auch würdig und fähig ſeyen! Nur ein ſolcher kann verlangen, daß ſie dies thun mit der ſichern Ausſicht, daß eben nach der Erhebung der niedern Klaſſen zur Herrſchaft die Bildungsverſuche bei ihnen vergeblich und die Beweiſe übermenſchlicher Uneigennützigkeit dem ganzen Volke noch dazu verderblich ſeyn würden! — Wir fragen: Fordert nicht die Vernunft, den niedern Klaſſen nur ſo viel Macht einzuräumen, als der ganzen Geſellſchaft und ihnen ſelber erſprießlich ſeyn kann? Fordert nicht die Vernunft, die niedern Klaſſen zuerſt zu bilden und nur in Folge ihrer erweiterten Bildung auch ihre Macht zu erweitern? Und was ſtände dem entgegen? „Der Hang der Zeit, die demokratiſche Leidenſchaft, welche ſich der Gemüther bemächtigt hat.“ Alſo wenn eine Leidenſchaft ſich der Gemüther bemächtigt hat, dann muß man ſich vor ihr beugen, ob ſie auch auf ein nachweislich unſinniges und verderbliches Ziel ſich ſtürzen will? Wenn eine Manie die Manie des Tages iſt, dann muß man ſich vor ihr niederwerfen und ſie als Gottheit anbeten? Welch ein Preisgeben des Geiſtes, welch ein Verrath der Vernunft an die Unvernunft!

Wir wiederholen, was wir ſchon geſagt haben: die niedern Klaſſen würden, zur Herrſchaft gelangt und gegängelt von Demagogen, gerade die Cultur-Mittel zerſtören, durch welche ſie erzogen werden können. Es iſt darum heilige Pflicht, jetzt, wo man es noch kann, Inſtitutionen zu gründen, die einen Schutz bilden gegen ihre Despotie — zu ihrem eigenen Wohl; es iſt heilige Pflicht, der unmöglichen und verderblichen Demokratie entgegenzutreten, um die mögliche und allein heilbringende zu retten!

Ein anderer Einwand gegen das Zweikammerſyſtem klingt ſeltſam: die Revolution — ſagt man — würde dadurch permanent gemacht werden. Die Urheber und Nachbeter dieſer Anſicht ſchließen nämlich ſo: Zwei Kammern ſind noch nicht das Letzte und Aeußerſte, das Volk hätte dabei immer noch ein unerreichtes Ziel, nämlich Eine Kammer, und es würde ſo lange Revolution machen, bis es dieſes Ziel erreichte; beſſer alſo, wir geben ihm gleich Eine Kammer. — Auf dieſen ſcharfſinnigen Schluß iſt zu erwidern, daß das wahrhaft Letzte und Dauernde nicht das Extremſte, ſondern das Paſſendſte und Nützlichſte iſt. Wenn das Volk bei zwei guteingerichteten Kammern ſich glücklich fühlt, wenn in geſetzlicher Freiheit das materielle und geiſtige Leben gedeiht und die niedern Klaſſen zunehmen an Wohlſtand und Bildung, ſo wird das Volk, wenn es nicht wahnwitzig iſt, keine Revolution machen, um das Einkammerſyſtem zu erobern. Wie bemerkt, hat auch über dieſe Frage die Erfahrung entſchieden. Zwei der nordamerikaniſchen Freiſtaaten führten nach dem Unabhängigkeitskampfe das Einkammerſyſtem ein. Sind die übrigen Staaten, ihnen folgend, zu der Einen Kammer fortgeſchritten? Nein! jene zwei ſind zu zwei Kammern fortgeſchritten!

Eine dritte Einwendung bezieht ſich auf den Umſtand, daß das deutſche Parlament in Frankfurt unzweifelhaft aus zwei Kammern beſtehen werde. Man ſagt nun: Sollen wir erſt für Deutſchland und dann noch für jeden beſondern Staat zwei Kammern haben? In Frankfurt ſind dieſe nothwendig, um ſo leichter aber werden wir in den einzelnen Staaten mit Einer auskommen. Gegen dieſe Einwendung ſpricht zunächſt wieder das Beiſpiel Nordamerika's, wo jene zwei Staaten mit Einer Kammer nicht auszukommen vermochten, obwohl der geſetzgebende Körper des Geſammtſtaates aus zwei Kammern beſteht. Haben aber diejenigen, welche verlangen, daß auch Preußen nur Eine Kammer haben ſolle, bedacht, welche Stellung dieſer Staat in Deutſchland einnimmt? Das Schickſal Preußens wird das Schickſal Deutſchlands ſeyn. Wenn die Eine Kammer in Preußen zum Umſturz und Bürgerkrieg führt, dann haben wir den Bürgerkrieg in ganz Deutſchland und die Parteien werden ſich zerfleiſchen trotz aller Einreden des Parlaments in Frankfurt, das dann gar keine Macht mehr haben wird. Ganz umgekehrt muß man daher ſagen: eben weil es in Frankfurt zwei Kammern giebt, muß es auch in den größern und großen Einzelſtaaten welche geben, weil ohne die letztern die erſtern nicht beſtehen und nicht den Nutzen ſtiften können, welchen die Gegner des Zweikammerſyſtems für die einzelnen Staaten doch ſelber von ihnen zu erwarten ſcheinen!

Man hört auch behaupten: die erſte Kammer iſt ein Inſtitut, auf welches doch im Grunde nichts ankommt und das wir eben darum entbehren können. Was hat die erſte Kammer denn in den Staaten, wo ſie eingeführt iſt, meiſt Anders gethan, als daß ſie die Beſchlüſſe der zweiten beſtätigte? Welche Leiſtungen beweiſen ihren Nutzen? — Der Nutzen der erſten Kammer iſt einfach dadurch bewieſen, daß die Staaten, in welchen ſie eingeführt wurde, beſtanden haben und beſtehen. Allerdings liegt die bewegende Kraft und der größere Einfluß in der zweiten Kammer; aber daß ſie dieſen Einfluß ohne Schaden und Gefahr für das Ganze ausübt — das iſt die Folge des Beſtehens und Wirkens einer erſten Kammer. Wenn die zweite Kammer heilſame Beſchlüſſe faßt, welche die erſte nur zu beſtätigen hat — um ſo beſſer. Wenn der Strom im Bette bleibt, iſt der Damm nicht nöthig. Welcher Vernünftige wird aber den letztern darum verachten oder abtragen? Die Waſſer werden ein andermal ſteigen und ſchwellen, und der Stromanwohner wird nur dem Damme ſeine Rettung ſchulden. Gegen Revolutionen giebt es freilich eben ſo wenig, wie gegen den Tod, ein unfehlbares Radicalmittel. Sofern außerdem Gründe dazu vorhanden ſind, werden zwei Kammern eine Revolution nicht verhindern, ja, wenn die erſte Kammer den gerechten Forderungen der Zeit durchaus entgegen iſt, wird *ſie* der Grund der Umwälzung ſeyn. Wenn aber auch kein abſolutes Mittel, ſo werden zwei Kammern, die den Bedürfniſſen des Landes entſprechen, doch unter allen Umſtänden die *ſicherſte* Schutzwehr gegen Revolutionen ſeyn.

Eine in der letzten Zeit Mode gewordene Anſicht will: zwei Kammern ſeyen eine *künſtliche*, eine *erkünſtelte* Einrichtung. Auf dieſen Vorwurf antworten wir, wie wir bekennen wollen, nur mit Ueberwindung, denn wir finden ihn gar zu abgeſchmackt. In der Verwaltung, in der Juſtiz beſtehen für jede durch die Aufgaben dieſer Sphären geforderte Thätigkeit Organe, und wem fällt es ein, den Organismus derſelben darum als künſtlich herabſetzen zu wollen? Wenn man ein nachgewieſenes Bedürfniß befriedigt, ein nothwendiges Glied einſetzt in die Kette des Ganzen, iſt dies künſtlich? Es iſt vielmehr ſehr natürlich und allein vernünftig. Der menſchliche Körper beſteht aus Kopf und Rumpf, aus Augen, Ohren, Naſe u. ſ. w. — wird man ihn darum als künſtliches Machwerk discreditiren und durch Hinwegſchaffung einiger Glieder vereinfachen wollen? Das Haus des Europäers iſt künſtlicher in der That, als das Wigwam des Indianers — ſollen wir darum in Wigwams wohnen? Doch genug; das Einfache zu wollen um jeden Preis iſt eine doppelte Verkehrtheit in einer Welt, die ganz und gar auf Mannigfaltigkeit eingerichtet iſt und deren höchſtes Ziel in der *Harmonie des Mannigfaltigen* beſteht! Die Frage iſt einfach die, ob das Zwei- und Mehrfache durch die Wirklichkeit verlangt iſt. Findet dieß ſtatt, ſo ſoll der *Geiſt* es ihr geben und muß es ihr auch geben *können*.

Ebenſo treffend iſt der Vorwurf: durch das Zweikammerſyſtem werde der *Nationalwille gebrochen*. Wir können dies zugeben: wenn aber der gebrochene Nationalwille vor der Vernunft und Erfahrung ſich mehr rechtfertigt, als der ungebrochene, ſo müſſen wir eben den gebrochenen haben. Allein der Ausdruck iſt falſch. Zwei gut componirte Kammern liefern uns nicht den gebrochenen, ſondern den geprüften, den bewährten und verklärten Nationalwillen.

Endlich — und das iſt natürlich der höchſte Trumpf, den man ausſpielt — ſagt man: das Zweikammerſyſtem laſſe ſich nicht prinzipiell begründen. Dieſer Ausſpruch iſt beſonders charakteriſtiſch: er läßt uns den geiſtigen Grund der Oppoſition gegen das Zweikammer-Syſtem erkennen. Und der iſt? Der einſeitig ſubjektive Standpunkt der Vertheidiger des Einkammerſyſtems, die aus einem abſtracten Gedanken Schlüſſe ziehen, ohne die Forderungen und Zwecke des wirklichen Lebens in Anſchlag zu bringen. Sie argumentiren nämlich ſo: Das Volk iſt ſouverain, die Eine Kammer, aus directer Wahl ohne Cenſus hervorgegangen, iſt der reine Ausdruck des Volkswillens, dieſe Kammer, näher, die Majorität derſelben, iſt folgerecht die oberſte Macht des Landes. Wenn nun aber dieſe Macht die Erwerbniſſe der Civiliſation in Frage ſtellt und das ganze Volk in einen Zuſtand der Barbarei zurückſtößt? Sey es — antworten die Gegner: — wenn das ſouveraine Volk barbariſch werden will, werde es barbariſch — Niemand kann und ſoll es daran hindern! Dies erinnert an die Conſequenz jenes Arztes bei Molière, welcher ſagte: „Es iſt beſſer, nach den Regeln der Arzneikunſt ſterben, als gegen dieſe Regeln geſund werden.“ Man kann freilich vermuthen, daß eben die Regeln, nach welchen man ſtirbt und barbariſch wird, nichts taugen; und in der That: das wahre Princip für politiſche Einrichtungen liegt nicht in dem, was das Volk der Theorie nach iſt, ſondern was es in der Wirklichkeit ſeyn ſoll. Der wahre Maßſtab für politiſche Einrichtungen iſt nicht die Macht, ſondern die nachgewieſene höchſte Beſtimmung, das nachgewieſene höchſte Glück des Volkes. Nicht das ſoll ohne Weiteres geſchehen, was das Volk, d. h. die Majorität der Köpfe will, ſondern das, was durch die gegebenen Verhältniſſe und durch die Beſtimmung der Geſellſchaft zur höchſten Cultur gefordert iſt. Wer wird nun aber die Forderungen, welche das höchſte Glück des Volkes bezwecken, am beſten und ſicherſten geltend machen? Wir haben es nachgewieſen: die nach dem Bedürfniß des Volkes eingerichtete Vertretung in zwei Kammern.

Um es noch einmal zu ſagen: zwei Kammern ſind nothwendig wegen der Schwäche der menſchlichen Natur. Der theoretiſche Hochmuth denkt nicht an dieſe Schwäche, er verwirft daher das Inſtitut, welches beſtimmt iſt, ſie unſchädlich zu machen. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Der Hochmüthige, der ſich ſtark dünkt, iſt eben der Schwache, während derjenige, der ſeine Schwäche erkennt und ſeinen Mangel erſetzt, ſtark wird. Der theoretiſche Hochmuth, der ſich durchſetzte, würde in dieſem Fall den Ruin Aller durchſetzen. Leider greift dieſer Hochmuth um ſich und iſt in gewiſſen Kreiſen ſchon zur Ehrenſache geworden! — Alle Tugend des Mannes, alle Kraft der Vernunft wird nöthig ſeyn, ihn aus dem Felde zu ſchlagen!

Mögen die Männer in Berlin und Frankfurt ihren erhabenen, zugleich aber die größte Verantwortlichkeit mit ſich führenden Beruf erkennen! Mögen ſie ſich nicht irren laſſen durch das Geſchrei der Parteien und durch den Rauſch des Tages, der lallend das Unmögliche, das Verderbliche verlangt, ſondern Mannesmuth beweiſen in unbedingtem Trachten nach Wahrheit und Gerechtigkeit, in unbedingter Pflichterfüllung! Wenn ſie Vernunft und Erfahrung hören, dann iſt Deutſchland gerettet; wenn ſie in der Unvernunft des Tages ihren Souverain erkennen, dann iſt es verloren!

Denn vor allen Völkern bedarf gegenwärtig das deutſche feſter, widerſtandsfähiger Inſtitutionen. Wer ſieht nicht, daß kein Volk der Erde ſo ſehr im Grunde aufgewühlt iſt, wie das deutſche? Daß kein Volk mit einer ſolchen Menge jener Maulwürfe geſtraft iſt, welche in egoiſtiſcher Minirerei den Boden des Gemeinwohls zerſtören? Daß in keinem Volke die negativen Geiſter und Geiſterchen ſo gierig ſind, die Bande gemeinſamer großer Ueberzeugungen zu zerreißen, und daß in keinem Volke die Gutmüthigkeit ſo bereit iſt, von der Plattheit, wenn ſie nur mit Dreiſtigkeit gepaart iſt, ſich gängeln zu laſſen? Gerade in Deutſchland droht der radicalſte, der ungeheuerſte Umſturz; und wenn die Deutſchen einmal ochlokratiſch verwildert ſind, dann gnade Gott der Civiliſation des Menſchengeſchlechts!

Möge man den Deutſchen Freiheit und Selbſtſtändigkeit in ausgedehnteſtem Maaße gewähren — kein Volk der Erde iſt deſſen würdiger als das deutſche. Aber möge man darum nicht ein ſchwaches und flachgehendes Staatsſchiff bauen, das im erſten Sturm der Leidenſchaften verſchlungen werden müßte in den Abgrund. An das feſtgezimmerte, tiefgehende Schiff mögen die Wogen in freier Gewalt anſchlagen! Den Sturm wird es beſtehen, und in der bewegten See nur um ſo raſcher und herrlicher dahinſegeln!

Zum Schluß.

Der Zweck vorſtehender Unterſuchung war, den Beweis zu führen, daß wir in den größern und größten deutſchen Staaten zwei Kammern haben müſſen; außerdem nur Andeutungen zu geben, aus welchen Elementen die erſte Kammer bei uns zuſammengeſetzt werden müßte. Eine Kritik der verſchiedenen erſten Kammern, wie ſie beſtanden haben und beſtehen, ein motivirter Vorſchlag, wie eine ſolche erſte Kammer in deutſchen Staaten und ſpeziell in Preußen zu bilden ſey, iſt eine Arbeit für ſich, die wir dieſer erſten vielleicht folgen laſſen können. Für jetzt wollen wir indeß auch dieſe Frage noch zum Gegenſtand einer kurzen Erörterung machen, um hier wenigſtens im Allgemeinen zu ſagen, wie wir die erſte Kammer bei uns nicht wünſchen und welche Art der Zuſammenſetzung wir für die beſte halten.

Daß wir nichts weniger als eine Adelskammer wollen, haben wir erklärt. Ebenſo haben wir die Gründe angegeben, warum wir auf der andern Seite eine aus der allgemeinen Reichsverſammlung hervorgegangene Abtheilung, dem Norwegiſchen Lagthing entſprechend, bei uns für durchaus ungenügend halten. Wir wiederholen, daß man eine ſolche Einrichtung den einfachen Verhältniſſen Norwegens ganz angemeſſen finden kann, daß ſie aber in Preußen, in Oeſterreich, in Bayern u. ſ. w., bei allgemeinem Wahlrecht, das man im Gegenſatz zu der indirecten, Beſitz und Stand bevorzugenden Wahl in Norwegen verlangt, nur ein äußerſt ſchwacher Schutz gegen den Andrang von unten wäre, ein Inſtitut, welches die Uebermacht der niedern Klaſſen bei der Geſetzgebung um ſo weniger verhindern könnte, als ja auch in ihr die Vertreter der niedern Klaſſen die Majorität erhalten müßten.

Aehnliches iſt von einer erſten Kammer zu ſagen, deren Mitglieder ebenfalls aus allgemeiner Wahl hervorgingen und ſich von denen der zweiten Kammer nur dadurch unterſchieden, daß ſie 30 Jahr alt ſein müßten und auf 6 Jahre gewählt wären. Auch dieſe Kammer würde bei uns nicht ſowohl eine Ergänzung der zweiten ſeyn, als vielmehr eine Verdoppelung derſelben; ſie würde nicht in ſich haben, was der zweiten mangelte, ſondern an demſelben Mangel leiden, wenn auch in etwas geringerem Grade; in ihr wäre mithin nicht das Gegengewicht zu finden gegen das Uebergewicht der niedern Klaſſen in der zweiten und keine Abwehr der Angriffe, welche man von dieſer auf die Mittel geiſtiger Cultur, auf die höchſten Güter der Menſchheit befürchten müßte, da ja die Majorität auch in ihr wieder dieſelben Intereſſen hätte, wie die Majorität in der zweiten. Dieſer Gedanke einer erſten Kammer iſt, wie wir annehmen müſſen, ebenfalls nicht ein Reſultat genauer Erwägung der Bedürfniſſe, der Zuſtände und Aufgaben unſeres Volks; er verdankt ſeine Entſtehung ebenfalls dem Reſpekt vor der Paſſion des Tages, an deren Unfehlbarkeit man eben auf gewiſſer Seite nicht zu zweifeln wagt.

Viel beachtenswerther iſt der Vorſchlag, der demokratiſchen zweiten Kammer eine erſte gegenüberzuſtellen, welche die verſchiedenen Intereſſen innerhalb des Staates zu vertreten hätte. Auch hierbei ſind indeß Bedenken in uns aufgeſtiegen, welche nur durch die geſchickteſte Ausführung dieſer Idee vielleicht erledigt werden können. Die Vertheidiger dieſer erſten Kammer ſagen nämlich: die Mitglieder der zweiten Kammer vertreten die allgemeinen Intereſſen, es müſſen alſo in der erſten Männer ſitzen, welche die beſondern vertreten; dann iſt für alle Intereſſen geſorgt, und mehr kann ein Volk nicht wünſchen. Das lautet gut; der Wahrheit gemäß kann man aber nur ſagen: in die zweite Kammer ſollen Männer gewählt werden, welche die allgemeinen Intereſſen vertreten ſollen. Ob ſie dieß auch wirklich thun, iſt noch ſehr die Frage; für uns iſt es auch keine Frage mehr. Wir müſſen annehmen, daß in der zweiten Kammer, die aus allgemeiner Wahl hervorgegangen wäre, keineswegs hauptſächlich die allgemeinen Intereſſen, ſondern hauptſächlich die Intereſſen der niedern Klaſſen Vertretung fänden. Wird nun gegenüber einer ſolchen zweiten Kammer, (einer zweiten Kammer wie ſie wirklich ſeyn wird, nicht wie man ſich denkt, daß ſie ſeyn ſoll!) die vorgeſchlagene „Ständekammer“ genügen können? Man ſieht, ſie wird dieß nur dann, wenn man dafür Sorge trägt, daß die Vertreter der beſondern Intereſſen zugleich die Vertreter der Bildung und der Intelligenz im Allgemeinen ſeyn werden. Die Vertheidiger der „Ständekammer“ mögen angeben, wie dies zu bewerkſtelligen iſt.

Welche Kammer wir für die beſte halten, iſt nach dem Bisherigen nicht ſchwer zu errathen. Die erſte Kammer ſoll auf die zweite, wie ſie wirklich iſt, berechnet ſeyn, ſie ſoll enthalten, was dieſer fehlt, ſie ſoll ſchützen, was dieſe nicht ſchützt. Da nun in der zweiten, wie ſie verlangt wird, die niedern Klaſſen das Uebergewicht erhalten müſſen, ſo hat man dafür zu ſorgen, daß in der erſten das Umgekehrte ſtattfinde; da für die zweite, durch das Verhältniß der Zahl, die Beſitzloſen und die Wenigbegüterten im Vortheil ſind, ſo hat man für die erſte den Beſitz zu bevorzugen; da für die zweite aus demſelben Grunde die Un- und Halbgebildeten im Vortheil ſind, ſo hat man für die erſte die Bildung, die Intelligenz zu bevorzugen; da für die zweite das reifere Alter nicht nothwendige Bedingung iſt, ſo hat man es dazu zu machen für die erſte. So wird die Ordnung der Geſellſchaft erhalten für den vernünftigen Fortſchritt, die Intereſſen des Geiſtes werden gewahrt und die niedern Klaſſen können Theil nehmen an der Geſetzgebung, ſie können den größten Einfluß gewinnen im Staate, ohne die Cultur zu gefährden und ohne der geiſtigen und ſittlichen Weiterbildung der Nation in den Weg zu treten.

Man findet es vielleicht in der Ordnung, daß bei der Zuſammenſetzung der erſten Kammer das Alter und die Intelligenz bevorzugt werden; aber gegen eine Berückſichtigung auch des Beſitzes wird man vorausſichtlicherweiſe proteſtiren, und am heftigſten natürlich von Seiten Derjenigen, die Eine Kammer und deren Conſequenzen wollen. Dieſe werden fragen: Iſt der Beſitz eine Eigenſchaft des Geiſtes und Charakters? Wird der Beſitzende als ſolcher ſchon ein beſſerer Wähler, ein beſſerer Deputirter ſeyn? Kann man in Sachen der Geſetzgebung dem Geldſack einen Einfluß geſtatten? Das klingt in's Ohr; allein — können wir fragen — iſt es denn ſo ſicher, daß die Vernunft auf Seiten der Menge ſeyn wird, deren Herrſchaft ihr verlangt? Seid ihr ſo gewiß, daß die Meiſten auch die Beſten ſeyn und daß ſie die beſten Geſetzgeber, die beſten Vertreter des Geiſtes und der Bildung liefern werden? Wir haben uns über dieſen Punkt hinlänglich erklärt. Die alleinige Bevorzugung der Menge würde der Geſellſchaft ſicherlich Verderben bringen; die Bevorzugung des Beſitzes bei der Wahl für den Senat kann aber dem Ganzen um ſo weniger nachtheilig werden, als ja dadurch nur der einſeitige Vortheil, den die Menge als ſolche bei der Wahl für die zweite Kammer hat, wieder ausgeglichen wird. Wir wiſſen ſehr gut, daß der Beſitzende darum noch nicht ein Mann von Bildung und Charakter ſeyn muß; wir wiſſen aber auch, daß in der Regel die Bildung doch an den Beſitz und an die höhere Stellung im bürgerlichen Leben geknüpft erſcheint, und daß die beſitzenden Klaſſen ganz anders für die Cultur einſtehen werden, als die Beſitzloſen und Wenigbegüterten. Cultur und Reichthum eines Volks gehen Hand in Hand. Die cultivirten Völker der Vergangenheit waren immer die reichen und mächtigen, und dies wird auch das Verhältniß in der Zukunft ſeyn. Wird nun aber dem Beſitz durch die Landesverfaſſung gar kein Schutz gewährt, müſſen die Begüterten fürchten, daß die Majorität der niedern Klaſſen eines Tages eine tödtliche Beſteuerung des Beſitzes decretiren könnte, ſo werden ſie mit ihren Capitalien auswandern (namentlich die wanderluſtigen Deutſchen werden dies thun!) — das Land wird um ſo viel ärmer, und es wird um ſo viel mehr Raum werden für die Barbarei.

Vielleicht würden die conſtituirenden Verſammlungen den hier entwickelten Anforderungen am beſten genügen, wenn ſie das Recht, für die erſte Kammer zu wählen, an einen nicht zu hohen Cenſus knüpften, das Recht gewählt zu werden aber nur an das Alter von 40 Jahren und für eine gewiſſe Zahl von Senatoren an die Eigenſchaft, Mitglied eines höhern Gerichtshofes, der Academie der Wiſſenſchaften u. ſ. w. zu ſeyn. Damit wäre man nach unſerm Dafürhalten ſicherer, eine intelligente erſte Kammer zu bekommen, als wenn man die Beſtimmung der Belgiſchen Verfaſſung adoptiren wollte, nach welcher das paſſive Wahlrecht an einen hohen Cenſus geknüpft iſt; außerdem aber wäre vermieden, daß dieſelben Wähler die Mitglieder

der erſten und der zweiten Kammer wählten, was darum für einen Uebelſtand gehalten wird, weil man fürchten muß, daß ſich die beiden Verſammlungen in dieſem Fall immer noch zu ähnlich und damit zu wenig fähig werden, ſich gegenſeitig zu ergänzen und zu controliren. Wir glauben, daß auf dieſe Weiſe eine erſte Kammer zu Stande käme, die allen Anforderungen der Gegenwart genügen und die Verdächtigungen, die man für's erſte natürlich gegen ſie auszuſtreuen verſuchte, durch die That — durch ein ächt volksthümliches Wirken entkräften würde. Wir ſind jedoch nicht gemeint, das Heil des Volkes von einer beſtimmten Form abhängig zu machen. Wenn die conſtituirenden Verſammlungen ſich für eine andere entſchieden, bei welcher der Fortgang der geiſtigen und ſittlichen Entwicklung unſeres Volkes geſichert wäre, wenn es ihnen gelänge, das Project einer Ständekammer ſo auszuführen, daß zugleich die Forderungen, die wir an eine erſte Kammer ſtellen, ihre Erledigung fänden, ſo würden wir auch damit vollkommen einverſtanden ſeyn. Auf die Form kommt etwas an, aber nicht Alles, nicht das Meiſte. Das Beſte müſſen die Menſchen thun, welche die Form erfüllen; das Beſte muß außerdem die Nation ſelbſt, der Geiſt des Volkes, die Wiſſenſchaft, die Literatur, das Leben thun; und darin liegt eben der Grund, weswegen mehrere Formen denkbar ſind, welche demſelben Zwecke dienen! Die höchſte Beſtimmung des Menſchen und der Menſchheit, die beſten Mittel, ſie zu erreichen, wird die lebendige, ſchöpferiſche Wiſſenſchaft bezeichnen und darthun; das durch ſie überzeugte Volk wird durch Wort und Schrift die Anwendung dieſer Mittel fordern und die Kammern werden alsdann nichts zu thun haben, als auszuführen, was der wahre Geiſt der Zeit als Bedürfniß des Volkes nachgewieſen hat — die Vertreter der Nation werden nichts ſeyn, als die volksthümlichen, praktiſchen Vermittler zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Leben. Gerade darum aber müſſen die politiſchen Formen wenigſtens der Art ſeyn, daß ſie dem Geiſt gegen die Materie, der Wiſſenſchaft gegen die Barbarei Schutz verleihen, ſo daß Geiſt und Wiſſenſchaft ihre Aufgaben für das Volk auch erfüllen können.

Die deutſche Nation hat gegenwärtig die ungeheure Aufgabe: die Ergebniſſe einer Umwälzung, zu der ſie den zufälligen Anſtoß von außen erhalten hat und auf die ſie im Großen und Ganzen keineswegs vorbereitet war, dennoch ſich zum Gedeihen und zum Ruhme zu verarbeiten. Sie wird dieſe Aufgabe löſen können, wenn ſie von ihren edeln Eigenſchaften der Gerechtigkeit und Selbſtbeherrſchung Gebrauch macht; wenn ſie aber der Leidenſchaft allein Gehör gäbe und haltungslos auf die Bahn der Unvernunft ſich ſchleudern ließe, dann würde ſie ſich zu Grunde richten. Die Deutſchen ſind gezwungen worden, vom abſoluten Staate, der bei uns mehr oder weniger beſtand, mit einem Male weit über England hinauszugehen und den niedern Klaſſen eine Macht anzuvertrauen, in deren Vorſtellung auch freiſinnige Engländer ſich nicht finden können. Wir ſelbſt halten dieſe Wendung der Dinge an ſich für ein großes Glück. Denn nun ſind auch die Selbſtſüchtigen unter den Beſitzenden gezwungen, für das Wohlſeyn, für die Bildung der niedern Klaſſen etwas zu thun, und die edeln Naturen, die ſchon lange vorher das Loos dieſer Klaſſen zu verbeſſern ſtrebten, haben freien Spielraum nicht nur, ſondern werden Unterſtützung finden bei denen, die ſich ihnen früher nur in den Weg ſtellten. Wenn dieſe Lage der Dinge klare Geiſter, warme Herzen und feſte Charaktere findet, dann können wir in wenigen Jahrzehnden eine Nation ſeyn, welcher die engliſche — nachzufolgen hat. Wenn aber den Vertretern der Nation die Meinung des Tages, die Meinung der Mode mehr gilt, als das Wohl des Volks und der Menſchheit, wenn ſie alle Erwerbungen des deutſchen Geiſtes und Genies den niedern Klaſſen zu Füßen legen und zu ihnen ſagen: nun thut damit wie ihr wollt! — wenn die Mehrzahl der Vertreter die Zukunft des Vaterlandes an die Unfähigkeit der bloßen Menge verräth, dann wird das deutſche Volk eines ſchmählichen Sturzes ſicher ſeyn.

Die conſtituirenden Verſammlungen mögen dies erwägen und ohne Menſchenfurcht handeln, ſo lange es noch Zeit iſt!

Gedruckt in der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

(Den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt.)

Dem Theater-Commiſſions-Geſchäft von Hermann Michaelſon in Berlin zur ausſchließlichen Verſendung übergeben.

Franz von Sickingen.

Hiſtoriſches Drama
in fünf Aufzügen

von

Melchior Meyr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berlin, 1851.
Druckerei von F. W. Gubitz.

Perſonen.

Ludwig, Kurfürſt von der Pfalz.
Richard von Greiffenklau, Erzbiſchof und Kurfürſt von Trier.
Philipp, Landgraf von Heſſen.
Franz von Sickingen.
Schweikard, ſein Sohn.
Ulrich von Hutten.
Dietrich von Späth.
Hartmuth von Kronberg.
Hedwig von Handſchuchsheim.
Gertrud, ihre Erzieherin.
Glapio, Beichtvater Karl's V, Barfüßermönch.
Chriſtoph von Treuenfels, in Sickingens Dienſten.
Hugo von Neudeck.
Johann Schwebel, ehemaliger Prieſter.
Graf Nüenar.
Silvius, Richard's Geheimſchreiber.
Hans von Eltz, Bürgermeiſter von Trier.
Niklas, Feldſcheer
Eberhard, ein alter Landsknecht
Hans,
Nepomuck, } Landsknechte
} bei Sickingen.
Ein Mönch.
Erſter
Zweiter
Dritter
Vierter
Fünfter } Bürger von Trier.
Erſter
Zweiter } Trompeter.
Ein heſſiſcher Hauptmann. Ein Reiter. Ein Diener Sickingen's.
Ritter und Hauptleute, Landsknechte, Volk.

Zeit: 1521 — 1523.

Erſter Aufzug.

(Herberge bei der Ebernburg.)

Erſter Auftritt.

Chriſtoph und **Hugo** (ſitzen an einem Tiſch, auf dem eine Kanne mit zwei Bechern ſteht).

Hugo. Du haſt mir einen größern Dienſt erwieſen, lieber Vetter, als Du denkſt.

Chriſtoph. Wie ſo?

Hugo. Du wirſt Dich erinnern, daß es von jeher die Abſicht meines Vaters war, einen Juriſten aus mir zu machen. Ich ſollte den Beruf erlernen, den er ſelber trieb, um mit der Zeit, wie er hoffte, ſein Amt zu übernehmen. Eigentlich hatt' ich dazu immer nur ſehr geringe Luſt; doch gehorchte ich ihm und ging in der beſten Meinung, die Rechte zu ſtudiren, nach Wittenberg. Das war aber nicht der Ort dazu.

Chriſtoph. Ich kann mir's denken.

Hugo. Es ging mir, wie den Andern. Wir hörten Luther und Melanchthon, und ließen das Corpus Juris. Luther gewann eine Herrſchaft über uns, von der ich bis dahin keinen Begriff hatte. Denke Dir einen Mann, der von dem, was er ſagt, auf's Innigſte überzeugt und unerſchöpflich an Gründen iſt, auch Andere davon zu überzeugen! Einen Mann von klarſtem Geiſte, glühendem Eifer, gewaltiger Rede, und zugleich von treueſtem und freundlichſtem Gemüthe! Dieſer Mann lehrte uns, was er an ſich ſelbſt erfahren und aus den heiligen Büchern geſchöpft hatte. Er zeigte uns, daß die Theologie die Seele der Wiſſenſchaften — der Kern der Nuß, das Mark des Knochens iſt! Daß die Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheit nicht nur dem Prieſter, ſondern allen Menſchen zukommt; daß jeder Chriſtenmenſch ein Prieſter ſeyn ſoll. Er wies uns nach, wie die Lehre Chriſti durch Menſchenſatzungen verderbt worden und wie ſie gereinigt werden müſſe, um wieder in hellem Glanze zu ſtrahlen. — Solche Worte, wie ſie aus ſeinem Munde kamen, hatten wir nie gehört. Sie drangen in's Innerſte unſrer Seelen und zündeten ein Licht in uns an, das nimmermehr verlöſchen wird. Ein neuer Geiſt war über uns gekommen. Wir wollten leben und weben in Dem, was Luther für das Edelſte hielt. Wir kannten keinen höhern Ehrgeiz, als dem kühnen Manne anzuhangen und Arbeit und Gefahr mit ihm zu theilen. Ich gehörte zu den Eifrigſten und faßte einen Entſchluß, deſſen Du Dich ſchwerlich von mir verſehen hätteſt.

Chriſtoph. Wollteſt Du geiſtlich werden?

Hugo. Geiſtlich und ein Prediger der neuen Lehre. Ich hatte eine Zeitlang meine einzige Freude an dem Gedanken. Wie ich's aber recht überlegte und mich prüfte, da ſah ich, daß ich zu dieſem Berufe nicht gemacht bin. Was ſoll ich ſagen? Ich verſpürte in mir nicht die rechte Luſt und Kraft, zu reden und zu ſchreiben, wie ſie ein Theologe heut zu Tag haben muß, um ſeiner Sache mit Nachdruck zu dienen. Ich wollt' es zwingen, die Verſuche geriethen mir nicht. Mein Vater drängte mich, die Rechte zu abſolviren; das konnt' ich eben ſo wenig. Mein Kopf gerieth in Verwirrung, ich fiel in Trübſinn und irrte troſtlos in der Stadt umher, die Luther verlaſſen hatte, um nach Worms zu gehen. Da kam Deine Botſchaft und ich entſchied mich ſogleich. Das Blut meiner Ahnen rührte ſich in mir und ich fühlte: wenn ich nicht predigen und ſchreiben kann, ſo kann ich das Schwert führen für dieſe Sache!

Chriſtoph. Gottlob, daß ich's ſo gut getroffen! Ich wollte Dich bloß um mich haben in dieſer Zeit und Dich in die Dienſte eines Mannes bringen, dem anzugehören meine Luſt und mein Stolz iſt. Bei Franz von Sickingen wirſt Du Deiner Sache dienen! Denn wenn Luther ſein Werk durchführen, wenn ſeine Lehre ſiegen ſoll, ſo muß er ihm den Weg ebnen.

Hugo. Er iſt ein großer Feldhauptmann.

Chriſtoph. Das hat er bewieſen. Aber er iſt noch mehr: ein gütiger, vortrefflicher Herr; weiſe im Rath, wie gewaltig im Feld; ein Mann, der mehr Anſehen bei Hoch und Niedrig erlangt hat, als Fürſten und Grafen des Reichs, und der ſich für das Größte nicht zu gering dünkt.

Hugo. Er hat eine wunderbare Laufbahn gemacht!

Chriſtoph. Er hat nur erreicht, was er erreichen wollte. Er wollte ein wahrer Ritter ſeyn: ein Schutz der Bedrängten und Wehrloſen, ein Hort der Freiheit und der Gerechtigkeit; und er iſt es geworden. Er wollte Macht erlangen, um der Unbill der Gewaltigen entgegen zu treten, und Reichthum, um Gelehrſamkeit und nützliche Künſte zu fördern; und er hat ſie erlangt. Alles gelang ihm, weil er kühn vorwärts ging und Alles an ſeinen Zweck ſetzte.

Hugo (lächelnd). Unter Anderem Heere von Landsknechten, die über Städte und Burgen herfielen wie hungrige Wölfe!

Chriſtoph (heiter). Natürlich, wenn's nöthig war und kein anderes Mittel half. — Wer kann aber behaupten, Franz habe jemals das Schwert gezogen ohne guten Fug! Er hat Fehden geführt mit Fürſten und Städten; aber immer nur, um dem gekränkten Recht beizuſtehen. Von Männern um Hülfe angegangen, denen Güter und Rechte von der Uebergewalt entriſſen waren, machte er ihren Anwalt auf ſeine Art und bewies ihre Anſprüche durch den Sieg, den er jedesmal erfocht. Er verhalf den Beraubten zu ihren Gütern und ließ ſich den Ritterdienſt von den Beſiegten lohnen, wie ſich's gebührt: ſo wurde er, was er iſt — der erſte und mächtigſte Ritter im ganzen Reich.

Hugo (nachdenklich). Ein Leben ſo voll Sonnenſchein, wie es wenige giebt in der Geſchichte unſeres Landes! Aber Glück macht Neider, Gewalt macht Feinde. Die Städte, die der Ritter gebrandſchatzt hat, werden ihm böſen Groll nachtragen; und von dem jungen Landgrafen von Heſſen weiß man, daß er nur auf die Gelegenheit wartet, um ſich wegen der erlittenen Demüthigung zu rächen.

Chriſtoph. Wenn das Glück Neid erregt, ſo flößt der Sieg Achtung und Furcht ein. Die Städte, die uns einmal vor ihren Mauern geſehen haben, werden ſich wohl hüten, wieder mit uns anzubinden. Den Landgrafen, deſſen Herz zu Luther neigt, hoffen wir noch zu begütigen. Und wenn er fortgrollte — wird er es wagen, einen Mann anzutaſten, der, wie Franz, die Gunſt und das Vertrauen des Kaiſers hat?

Hugo. Das iſt etwas! Aber Herrengunſt —

Chriſtoph. Von einer ſolchen iſt hier nicht die Rede. Das Band, das den jungen Karl an Franz kettet, iſt von andrer Art und nicht abhängig von Herrenlaunen. Du wirſt gehört haben, daß der Ritter ſeine Hand im Spiele hatte bei der Wahl des Kaiſers. Du weißt aber, wie es ſcheint, nicht Alles: nämlich daß er's eigentlich iſt, der ihn zum Kaiſer gemacht hat. So iſt's in Wahrheit. Franz hat mit dem Biſchof von Lüttich die Kurfürſten, auf die es ankam, für Karl gewonnen und ihren Verhandlungen in Frankfurt das nöthige Gewicht gegeben durch das Heer, das er unter die Mauern der Stadt führte. Hätte er dies nicht gethan, hätten er und ſeine Freunde nicht alle Mittel der Ueberredung und Thatkraft aufgeboten, ſo wäre die öſterreichiſche Partei unterlegen und der Erzbiſchof Richard von Trier hätte die Wahl des Königs von Frankreich durchgeſetzt. — Das ſieht der junge Kaiſer auch ein. Er weiß ſehr gut, daß es der Ritter von Sickingen iſt, der ihm den Weg zum Throne gebahnt hat und daß er ſeiner vor Allen bedarf, um ſich mit Ruhm darauf zu behaupten. Franz aber liebt den jungen Kaiſer, er erwartet Großes von ſeinen Gaben und hofft zuverſichtlich, ihn für das Werk der Glaubensreinigung zu gewinnen. So ſtehen die Beiden zu einander.

Hugo. Das iſt allerdings kein gewöhnliches Band, und man kann glauben, daß Gott dieſe Männer zuſammengeführt hat, um durch ſie das Evangelium in Deutſchland zur Herrſchaft zu bringen.

Chriſtoph. Und doch verläßt ſich Franz nicht auf den Kaiſer allein! Er denkt zu gleicher Zeit daran, eine Vereinigung deutſcher Ritter zu ſtiften und eine Macht zu ſchaffen, die ihm, dem Führer, für alle Fälle zu Gebote ſteht!

Hugo. Wird ihm das aber gelingen? Ein Theil der Ritterſchaft hängt noch feſt an Rom; und ſelbſt unter den fränkiſchen und rheiniſchen Herren, wo die Schrift Luther's an den Adel deutſcher Nation ſo freundlichen Willkomm gefunden, hat ſeine Lehre grimmige Feinde.

Chriſtoph. Das könnte ſich ändern. Haſt Du von dem Ritter von Handſchuchsheim gehört?

Hugo. Dietrich von Handſchuchsheim? Einer der ärgſten Widerſacher der Lutheriſchen!

Chriſtoph. Er wird es nicht lange mehr ſeyn; er wird der Unſre werden — vielleicht in dieſem Augenblick iſt er es ſchon.

Hugo. Wie wäre das möglich!

Chriſtoph. Der Ritter hat eine Tochter, der durch ihre Erzieherin und eigenes Nachdenken der Sinn geöffnet wurde für die Lehre des Evangeliums. Während der Alte auf ſeinen Gütern die Lutheriſchen verfolgte, wuchs heimlich in dem Herzen ſeines einzigen Kindes die Frucht ihres Glaubens. Der Sohn Franzens, der gute und tapfere Schweikard, hat die Jungfrau bei einer Verwandten geſehen und liebgewonnen. Bei der Geſinnung des alten Handſchuchsheim war nicht daran zu denken, daß er ſeine Tochter dem Sohne eines Mannes geben würde, der ein Freund Hutten's und Luther's iſt: man mußte verſuchen, ihn ſelbſt für die neue Lehre zu gewinnen. Hedwig — ſo heißt die Jungfrau — fand in der Liebe zu Schweikard den Muth, einen Gedanken auszuführen, den ihr zuvor ſchon eigener Eifer eingegeben hatte. Sie muß es ſehr klug und verſtändig angefangen haben; denn es gelang ihr, den papiſtiſchen Glauben des Alten gründlich zu erſchüttern und ein Verlangen nach der reinen Lehre in ihm zu erwecken. Als ſie dieſen Erfolg ſah, ließ ſie unſern Theologen Schwebel, den Landsmann und Jugendfreund ihrer Erzieherin, zu ſich kommen. Dieſer ritt mit Schweikard nach Handſchuchsheim und hat ſchon Meldung gethan, daß er Hoffnung habe, den Ritter ganz für unſre Partei zu gewinnen. Herr Schwebel wird ſein Möglichſtes thun; denn wenn ich recht geſehen habe, ſo hat er außer dem Glaubenseifer noch einen andern Grund, die Bekehrung des Ritters zu wünſchen. Genug, wir gewinnen den alten Herrn, mit ihm aber nicht nur ſeine Blutsfreunde, ſondern Viele von Adel, die auf ihn als ein Muſter geſehen haben.

Hugo. Nun wohlan, ich will nicht länger an einer Sache zweifeln, der zu dienen ich hier bin! (Er ſteht auf und ergreift ſeinen Becher.) Franz von Sickingen, der deutſche Held! Möge er im Bunde mit Luther, im Bunde mit dem Kaiſer ſein großes Vorhaben ausführen und Deutſchland frei und mächtig machen für alle Zeiten!

Chriſtoph (freudig). Alſo ſey es!

(Sie ſtoßen an und trinken aus.)

Chriſtoph. Die Zeit, in der Franz mit ſeinem Geheimſchreiber arbeitet, iſt um. Wir müſſen gehen. — Konrad! (Ein Aufwärter erſcheint.) Bring' die Sachen meines Vetters auf die Burg!

(Beide ab. Der Aufwärter entfernt ſich durch eine Seitenthüre.)

Zweiter Auftritt.

(Saal in der Ebernburg.)

Franz und **Ulrich Hutten** (treten von verſchiedenen Seiten ein).

Hutten. Ihr habt gewünſcht —

Franz. Gute Zeitung, lieber Ulrich! Die Beredſamkeit unſres frommen Schwebel hat geſiegt, der Ritter von Handſchuchsheim iſt unſer. Saulus iſt Paulus geworden. Was die letzte Botſchaft uns hoffen ließ, iſt Alles in Erfüllung gegangen. Der Ritter hat ſeine Einwilligung gegeben zu der Verlobung ſeiner Tochter mit meinem Sohn. Die alte Freundſchaft, die er zu mir gehegt, iſt wieder erwacht, und er wünſcht, daß die Verbindung unſrer Familien ſobald als möglich geſchloſſen werde. Hedwig und Gertrud ſind mit Schwebel und meinem Sohn unterwegs zum Beſuch auf der Ebernburg, und der Ritter wird ein paar Tage ſpäter ſelbſt nachkommen.

Hutten. Für Euch geſchehen Wunder, wenn Ihr ſie bedürft. Der alte, ſtarre Widerſacher, der auf ſeinen Gütern jede Regung des neuen Geiſtes unterdrückte, der ſeine Diener aus dem Hauſe trieb, wenn ſie ihm der Ketzerei verdächtig ſchienen — ſo ganz verwandelt! Das iſt ein neues Zeichen des Himmels, der uns immer dringender mahnt, endlich einen Entſchluß zu faſſen und Hand an's Werk zu legen!

Franz. Ein großer Schritt vorwärts iſt geſchehen. Der Ritter hat durch ſeinen Eifer und Verſtand auf ſeine Vettern und Freunde mächtigen Einfluß geübt. Mit ihm haben wir auch dieſe erobert; die Kraft unſrer Gegner unter dem Adel iſt gebrochen und der Plan eines Bundes der Ritterſchaft zum Schutz unſrer Gerechtſame gegen die Fürſten, zum Schreck- oder Lockmittel für den Kaiſer, zum Schild für die Lehre des Evangeliums wird ausführbar.

Hutten (mit Feuer). Der Bund wird geſchloſſen werden und Ihr werdet ſein Haupt ſeyn. Die Sache des Evangeliums und der Freiheit wird triumphiren — durch Euch!

Franz. Beruft es nicht!

Hutten. Was im tiefſten Herzen lebt, muß auch auf die Lippen treten. Das Glück hat Euch bisher begleitet, es iſt gewohnt, Euch zur Seite zu gehen, und es wird Euch am wenigſten verlaſſen in einer Unternehmung zum Heile der Religion und des Vaterlandes.

Franz (nach kurzem Schweigen). Der Ausgang dieſer kühnen Freiwerbung hat alle meine Erwartungen übertroffen. Nach dem Zeugniß Aller iſt Hedwig in den Jahren, wo ich ſie nicht mehr geſehen, zu einer herrlichen Jungfrau herangewachſen. Mein Sohn liebt ſie mit treueſtem Herzen; er bewundert ihren edlen Sinn, ihren Geiſt und Charakter. Ich werde die Freude haben, glückliche Kinder um mich zu ſehen, und gewinne neue Verwandte, die mir folgen, wohin ich ſie führe.

Hutten (mit Bedeutung). Wen das Glück ſo über Erwarten begünſtigt, von dem verlangt es auch, daß er über Erwarten dankbar ſey! Wem es mit ſo überſchwenglicher Bereitwilligkeit die Wege bahnt, von dem fordert es auch den kühnſten und raſcheſten Lauf zum Ziele! — Sind keine neuen Nachrichten aus Worms da? Iſt der Bote nicht angekommen?

Franz. Noch nicht.

Hutten. Geſtern muß es zur Entſcheidung gekommen ſeyn. Das Schweigen unſres Freundes macht mir Unruhe. Nicht als ob ich von Luther eine Schwäche fürchtete! Er wird ſich bewähren und ſeinen Glauben bekennen, vor wem er auch ſtehe. Nicht auf mich, nicht auf Euch bau' ich feſter, als auf dieſen Mann, der ſichtbar vom Geiſte Gottes bewegt iſt. Aber etwas Anderes fürcht' ich!

Franz. Noch haben wir keinen Grund, beſorgt zu ſeyn. Berthold wird geſtern keine Zeit mehr gefunden haben, den Boten abzuſchicken; und wenn das iſt, wird er erſt zwiſchen jetzt und einer Stunde kommen.

Hutten. Wenn ſie es gewagt hätten! Wenn es den Römlingen gelungen wäre, den jungen Kaiſer umzuſtimmen — wenn ein Anſchlag ausgeführt wäre gegen Luther's Freiheit und Leben! Wehe, weh' ihnen dann! Alles, was Gefühl hat für Gerechtigkeit und des Vaterlandes Ehre, würde ſich erheben und die Frevler zermalmen!

Franz. Ihr ſchwärmt. Karl iſt ein Mann von edler Geſinnung und wird ſeine Zuſage halten. Er hat meinem und unſrer Freunde Drängen nachgegeben und ſich entſchloſſen, Luther zu hören. Nun wird er ihn nicht nur ſelbſt ungekränkt laſſen — er wird auch nicht dulden, daß ihm von Andern etwas zu Leide geſchieht.

Dritter Auftritt.

Chriſtoph und **Hugo** (treten ein). **Die Vorigen.**

Chriſtoph. Erlaubt, Herr Ritter, daß ich Euch einen Freund vorſtelle, der unter Euch ſeine Sporen verdienen möchte. Es iſt Hugo, Sohn des brandenburgiſchen Raths von Neudeck, ein Schüler und treuer Anhänger Luther's. Gegen ſeine Neigung vermocht, Jurisprudenz zu ſtudiren, verläßt er die Wittenberger Univerſität, um Euch ſeine Dienſte anzubieten.

Franz. Seyd willkommen! (Er reicht Hugo die Hand.) Habt Ihr ernſtlich den Entſchluß gefaßt, Euer friedliches Geſchäft mit dem Handwerk eines Kriegers zu vertauſchen?

Hugo. Ja, edler Herr, und ich bitte Euch inſtändig, meinem Wunſche zu willfahren.

Franz. Weiß Euer Vater von dem Schritt?

Hugo. Ich bekenne, daß ich ſeine Antwort erſt hier erwarte. Aber ich hab' ihm geſchrieben, daß es geſchehen muß, und ich hoffe, daß er ſeine Einwilligung giebt. Er gehört zu Denen, die Luther im Stillen verehren, und er wird mich nicht des Glücks berauben wollen, dem Manne zu dienen, in welchem die Anhänger Luther's den Hort ſeiner Lehre ſehen.

Franz. Iſt's Euch Ernſt, junger Mann, hat Euch kein bloßer Einfall zu dieſem Entſchluß getrieben — und Eure Mienen ſprechen nicht dafür! — ſo will ich Eure Rechtfertigung bei Eurem Vater übernehmen. Es giebt Zeiten, wo neue Wege eher zum Ziele führen, als die alten, und wo man den Muth haben muß, ſie zu gehen! Wohl möglich, daß Ihr es weiter bringt bei dem Ritter von Sickingen, als bei dem Kurfürſten von Brandenburg, und daß Ihr von den Kenntniſſen, die Ihr auf Schulen erworben, bei mir eben den beſten Gebrauch machen könnt. Ich hoffe, der Vater wird mit Eurer Wahl zufrieden ſeyn.

Hutten. Wann habt Ihr Luther zum letzten Mal geſehen?

Hugo. Wenige Tage vor ſeiner Abreiſe nach Worms.

Hutten. Wie nahm er ſich? Wie ſah er aus!

Hugo. Wie ein Mann, deſſen tiefſter Herzenswunſch erfüllt iſt. Aus ſeinen Zügen ſprach eine Entſchloſſenheit und Freudigkeit, wie ſie nur der lebendigſte Glaube geben kann.

Hutten. Er wird die Romaniſten in Worms die Kraft Gottes empfinden laſſen! — War't Ihr dabei, als er in Wittenberg die päpſtliche Bulle und das geiſtliche Recht verbrannte?

Hugo. Ich half ſelber die Flamme ſchüren und ſah die Satzungen ungöttlicher Herrſchſucht mit Freude in Rauch aufgehen.

Hutten. Noch Manches wird in Rauch aufgehen, was ſie ſo feſt gegründet glauben, wie ihre Dekretalen!

Franz (zu Chriſtoph). Führ' unſern jungen Freund in die Rüſtkammer. Er ſoll ſich verſehen und wenn Arbeit kommt in Deinem Fähnlein den Anfang machen. Ich rechne ihn zu den Meinen.

(Chriſtoph und Hugo gehen ab.)

Hutten. Ein wackrer junger Mann! Sein Weſen gefällt mir ſehr. Er iſt offen und frei, ohne unbeſcheiden zu ſeyn.

Franz. Wenn er hält, was er verſpricht, kann er es zu etwas bringen.

Hutten. Wie brav iſt unſre Jugend! Was könnte aus der deutſchen Nation werden, wenn die Kräfte, die jetzt im Dienſte des Aberglaubens und der Rohheit verkümmern oder verwildern, im Lichte der Bildung und wahrer Gottesfurcht ſich entfalten könnten!

(Man hört den Thurmwart blaſen. Von der Ferne ertönt frohes Geſchrei.)

Franz. Was iſt das? (Er eilt zum Fenſter.) Sie ſind da! Mein Sohn und die Gäſte von Handſchuchsheim! Kommt, ihnen entgegen! (Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Franz und **Hedwig** (treten ein). **Schweikard** und **Gertrud, Schwebel** und **Hutten** (folgen ihnen).

Franz. Willkommen noch einmal, liebe Hedwig, die ich endlich meine Tochter nennen darf!

Hedwig. Ihr beſchämt mich, edler Herr! Das Glück, das Ihr mir ankündigt, iſt ſo groß, daß ich kaum daran glauben kann. Nehmt mich hin, wie ich bin — ein Herz, das nach keinem höhern Ruhme ſtrebt, als Euch zu dienen und ergeben zu ſeyn!

Franz. Du bringſt Heil und Segen in mein Haus. Dein Herz, das ſich für Schweikard entſchieden, vereinigt zwei Familien, die zuſammen allen ihren Gegnern gewachſen ſind. Wenn wir nun ſtolzer auftreten und etwas wagen können, — Dir, Deiner Liebe und Deinem Muthe danken wir es.

Hutten. Wie habt Ihr Euren Vater verlaſſen, edle Jungfrau?

Hedwig. Geſund und froh. (Zu Franz) Er ſendet Euch durch mich ſeinen herzlichſten Gruß. (Zu Hutten) Und ebenſo Euch, Herr Ritter!

Hutten. Das iſt ein Glück, von dem ich mir nichts hätte träumen laſſen; denn er hat früher ſchlimmen Segen über mich geſprochen!

Gertrud. Das iſt wahr, Herr Ritter! Was hätte er aber erſt gethan, wenn er gewußt hätte, daß ſein ſtilles Töchterlein Herrn Ulrich's Schriften läſe?

Hutten. Das habt Ihr gethan?

Hedwig. Ich hab' es verſucht, ſo weit mein Latein reichte. Jetzt läßt ſich mein Vater aus den Büchern, die wir vor ihm verbergen mußten, ohne Unterlaß vorleſen.

Franz. Dann muß ſeine Umwandlung vollkommen ſeyn. (Er reicht Schwebeln die Hand.) Dank' Euch, ehrwürdiger Freund! Ihr habt Euch ein großes Verdienſt um uns erworben.

Schwebel. Ich habe nur zu Ende gebracht, was zum beſten Theil ſchon gethan war. Es war kein Kampf mehr nöthig, ſondern nur ein Verlangen zu ſtillen mit der Speiſe des Evangeliums. Der Widerſtand war gebrochen durch den klugen Eifer einer liebevollen Tochter.

Schweikard (ihre Hand ergreifend). Gute Hedwig! Wie kann ich Dir je vergelten!

Franz. Liebe und ehre ſie Dein Leben lang! Der Segen des Himmels wird mit einem Bunde ſeyn, den Herzensneigung und frommer Sinn geſtiftet haben.

Hutten (zu Schwebel). Habt Ihr auf dem Wege nichts von Luther gehört?

Schwebel. Wir eilten, hieher zu kommen, und ließen Worms rechts liegen. Aber ein Gerücht kam uns zu Ohren, Luther hätte geſtern vor dem Kaiſer geſtanden und nichts widerrufen.

Hutten. Braver Mönch!

Schweikard. Wir haben das Volk überall in großer Aufregung gefunden. Sogar in den Dörfern ſind Parteien, die mit Fäuſten und Knütteln für und gegen Luther argumentiren. Bettelmönche hetzen die Ihrigen und laſſen ihrer Galle gegen Luther freien Lauf. Auch Ihr, Ulrich, werdet nicht mit den feinſten Titeln bedacht!

Hutten (lächelnd). Ich hab' es auch nicht um ſie verdient. Nun, ſie ſollen noch mehr Grund bekommen, mich zu verfluchen!

Schweikard. Auf dem Wege hieher ſind uns nicht weniger als fünf neue Flugblätter gegen Luther und Euch aufgedrungen worden.

Hutten. Dieſe Menſchen hängen ſich an uns, wie der Koth an das Rad, um immer von Neuem zerdrückt zu werden.

Schwebel. Es ſind nicht zu verachtende Feinde, Herr Ulrich! Sie ſind eifrig, keck und unermüdlich. Werft Ihr ſie zu Boden, ſo erſtehen ſie wieder; ſchlagt Ihr ſie in die Flucht, ſo kehren ſie ſtärker und ergrimmter zurück. Wir müſſen wachen und kämpfen und ihnen die Kraft des Geiſtes auf allen Punkten entgegenſetzen, wenn wir ſie überwinden ſollen. (Nach kurzem Beſinnen zu Franz) Verzeiht, edler Herr, wenn ich in dieſer Stunde ein Anſuchen an Euch ſtelle; ein Anſuchen, das ich ſchon längere Zeit auf dem Herzen habe und das ſich nicht nur auf meine, ſondern auf die Ueberzeugung aller Theologen gründet, die auf Euren Burgen wohnen. Der Himmel hat Eure liebſten

Wünſche erfüllt — Ihr werdet es einem Diener des Wortes nicht verargen, wenn er Euch ſagt, wie Ihr ihm am beſten dafür danken könnt.

Franz. Redet, ehrwürdiger Freund!

Schwebel. Ihr habt für die Sache des Evangeliums mehr gethan, als irgend ein Herr Deutſchlands. Ihr habt der verfolgten Wahrheit ein Aſyl gewährt und ihre Vertheidiger unter Eure Obhut genommen. Ihr habt dem Vorkämpfer unſres Glaubens Eure ritterlichen Dienſte zugeſagt und haltet Eure Hand über ihm. Von Euren Burgen gehen die Worte der Freiheit in alle Welt und gewinnen und begeiſtern alle empfänglichen Gemüther. Das iſt viel, aber es iſt noch nicht genug. Ihr müßt einen Schritt weiter gehen: Ihr müßt Euch von dem alten Glauben offen losſagen, Ihr müßt mit Rom brechen durch eine That.

Franz. Was verlangt Ihr?

Schwebel. Daß Ihr uns geſtattet, auf Euren Gütern den Gottesdienſt abzuändern nach den Grundſätzen der gereinigten Lehre. Das iſt's, was jetzt von uns gefordert wird; und Ihr ſeyd berufen, auch hier den Anfang zu machen und den deutſchen Herren, die unſrer Lehre geneigt ſind, mit einem edeln Beiſpiel voranzugehen.

Franz. Laßt mich Eure Meinung hören.

Schwebel. Ihr wißt, worauf alle unſre Bemühungen gerichtet ſind. Wir wollen das Wort Gottes unverfälſcht lehren und dafür ſorgen, daß es klar und rein in das Innere der Menſchen dringe; daß es die Geiſter erleuchte und in den Herzen ein neues göttliches Leben erwecke. Das Erſte, was wir verlangen, iſt daher: daß die Meſſe, daß das Evangelium überhaupt von den Geiſtlichen in deutſcher Sprache geleſen werde.

Hutten. Ihr habt recht, ehrwürdiger Mann! Die chriſtliche Wahrheit iſt nicht geoffenbart worden, um dem Volke ein Geheimniß zu bleiben. Jeder ſoll ſie erkennen und faſſen; denn nur ſo iſt er ihrer werth, und nur ſo kann ſie ihm auch zum Heile dienen!

Schwebel. Desgleichen fordern wir, daß den Chriſten allen das Abendmahl in beiderlei Geſtalt gereicht werde. So hat es Chriſtus ſelbſt eingeſetzt, und es iſt Vermeſſenheit, es anders und beſſer machen zu wollen, als Er.

Hutten. Und es iſt dem Geiſt unſrer Religion zuwider, den Prieſtern den Kelch zu gewähren und den Laien ihn zu entziehen. Wenn die Einrichtungen Chriſti auch geändert werden dürften, ſo müßten wir doch auf der urſprünglichen Einſetzung des Abendmahls beſtehen, damit auch hier der Unterſchied zwiſchen Prieſtern und Laien aufgehoben werde, wie dies überall geſchehen muß. Denn nicht das Kleid, nicht die äußerliche Weihe, nicht das Amt macht den beſſern Chriſten, ſondern das Herz, der Glaube, der Geiſt, aus dem wir handeln. (Zu Franz) Ihr werdet den frommen Männern die Gewährung dieſes Geſuchs nicht verweigern; es iſt das Wenigſte, was ſie von Euch erwarten können. (Franz ſchweigt.) Ihr habt Bedenken? Seyd andrer Meinung?

Franz. Mit nichten, Ulrich! Ich glaube, wie Ihr, daß es an der Zeit iſt, die Lehre, zu der wir halten, in's Leben treten zu laſſen. Ich gebe zu, daß man von mir erwarten kann, den Anfang zu machen, und ich gelobe Euch, daß ich dieſe Erwartung rechtfertigen werde. Damit aber laßt Euch genügen. Den Moment, in welchem Das, was geſchehen muß, am ſicherſten und erfolgreichſten geſchieht, laßt mich ſelber beſtimmen.

Schwebel. Nehmt meinen herzlichſten Dank für dieſe Zuſage! Zu Eurer Glaubenstreue und Eurer Einſicht hegen wir unbedingtes Vertrauen.

Hedwig. Iſt es mir erlaubt, auch ein Wort zu reden und an Euch, edler Herr, eine Bitte zu richten?

Franz. Sprich, meine Tochter. Was Du forderſt, iſt Dir im Voraus gewährt, denn Du kannſt nur verlangen, was gut iſt.

Hedwig. Ihr habt beſchloſſen, die reine Lehre zu bekennen, wie ſie die Apoſtel gepredigt und Luther und Melanchthon wieder an's Licht gezogen haben. Ihr verwerft die Satzungen der Menſchen, durch welche das Wort Gottes getrübt worden iſt, und wollt das Leben einrichten nach der Lehre. Noch beſteht aber eine Satzung, die Unglück gebracht hat über Viele, ein Gebot, das nicht von Gott kommt und durch kein Wort der Schrift gerechtfertigt werden kann.

Franz. Erklär' Dich deutlicher.

Hedwig. So geſtattet mir, daß ich von mir ſelber rede. Ich ſtehe hier, ſo glücklich, wie man es auf Erden nur ſeyn kann.

Ich habe ein Herz gefunden, mit dem ich für Zeit und Ewigkeit verbunden bin. Die Eltern ſegnen den Bund, er macht ihr Glück, wie er das unſre macht. Ich fühle ein ſeliges Verlangen, meinem Geliebten zu dienen, ihm treu zur Seite zu ſtehen in Leid und Freud' und Alles mit ihm zu theilen bis zum Tode. Dieſer Gedanke hebt meinen Geiſt empor und macht mich fromm und dankbar gegen Gott, der mir ſo große Güte erwieſen. Ja, ich darf es ſagen, der Geber alles Guten iſt mir nicht fremder geworden, ſeit ich den Mann meiner Liebe gefunden, — er ſteht näher und liebreicher vor meiner Seele. Und ſo wie mir iſt es auch Schweikard.

Schweikard (mit einem freudigen Blick auf ſie). Gewiß, liebe Hedwig!

Hedwig. Soll nun von dieſem Glück derjenige ausgeſchloſſen ſeyn, der es am meiſten verdient, der ſeine erhebende Kraft am reinſten fühlen kann — der Diener des göttlichen Wortes? Soll ihm der Eheſtand verboten ſeyn, wenn er liebt und geliebt wird, wenn er fühlt, daß er der Stütze eines treuen Weibes bedarf, um die Gebote Gottes zu erfüllen? Kann Gott Mißfallen an ihm haben, wenn er in chriſtlicher Ehe lebt und ſeiner Gemeinde ein Muſter zu ſeyn ſtrebt auch in dieſem Stande?

Hutten. Nein, fürwahr, das kann er nicht. Ihr habt Recht, edle Jungfrau! Nicht Gott hat die Eheloſigkeit der Prieſter geboten — die geiſtliche Herrſchaft hat es gethan, um über ein Heer von Dienern zu gebieten, die durch nichts abgehalten ſind, ihr blindlings zu gehorchen. Gott hat den Stand der Ehe eingeſetzt und St. Paulus ſchreibt: Ein Biſchof ſoll unſträflich ſeyn und eines Weibes Mann.

Franz. Ich theile dieſe Meinung. Der Eheſtand iſt Gottes Ordnung, und wie der Laie, ſo kann auch der Diener Gottes keine liebere und heilſamere Gemeinſchaft haben, als mit einem braven Weibe.

Hedwig. Wenn Ihr dieſen Glauben habt, ſo iſt Euch jetzt Gelegenheit gegeben, ihn zu beweiſen. Hier (auf Schwebel zeigend), dieſer würdige Mann, dem wir ſo viel verdanken, und Gertrud, die mir eine zweite Mutter war, die zuerſt meinen Sinn auf die chriſtliche Wahrheit richtete und in herzlicher Treue für mich ſorgte viele Jahre hindurch — ſie ſind ſich in frommer Liebe zugethan und wünſchen in den ehelichen Stand zu treten.

Gertrud (drückt Hedwig in tiefer Bewegung die Hand). Du gute, muthige Hedwig! Du vergiltſt Alles, was ich für Dich gethan, mit einem Male!

Franz (zu Schwebel). Seyd Ihr entſchloſſen, dieſen Schritt zu thun?

Schwebel. Ja, Herr Ritter! — (Gertrud bei der Hand faſſend) Wir hatten uns lieb von Jugend auf, und hätte es in unſrer Macht geſtanden, wir hätten den Bund der Ehe ſchon vor Jahren geſchloſſen. Aber Gott, der die Geſchicke der Menſchen ordnet, ſchrieb uns verſchiedene Bahnen vor; wir wurden getrennt. Nun hat er uns wieder zuſammengeführt; wir ſind älter geworden, aber unſre Liebe iſt dieſelbe geblieben, und ich mache Gebrauch von der wiedereroberten chriſtlichen Freiheit, indem ich ſie zum Weibe begehre.

Hutten (giebt Schwebel die Hand). Brav ſo! Nun ſeyd Ihr mir noch einmal ſo werth! Immer muthig vorwärts, den Römlingen zum Trotz, und die Feſſeln, womit ſie unſre Gewiſſen verſtricken wollen, durch einen kühnen Ruck zerriſſen!

Schwebel (zu Franz). Der Buchſtabe der Schrift, der Geiſt der Lehre Chriſti iſt für uns. Ich habe mich geprüft und bin feſt entſchloſſen. Da ich von Eurer Gnade lebe, ſo hätte ich Euch ſelbſt das Geſtändniß gemacht, wenn mir das edle Fräulein nicht zuvorgekommen wäre. Jetzt erſuche ich Euch in Demuth um Eure Einwilligung.

Gertrud. Und ich vereinige meine Bitte mit der ſeinigen. Möget Ihr den Edelmuth und die Huld, von dem alle Welt zu ſagen weiß, auch gegen uns bezeigen!

Schweikard. Gebt Eure Einwilligung, Vater! Sie haben es hundertfach um uns verdient.

Hedwig. Thut es, edler Herr, aus Liebe zu uns!

Franz. Ihr dringt auf mich ein! Glaubt Ihr, ich freue mich nicht ihrer Liebe und gönne ihnen nicht das Glück, nach dem ſie verlangen? Glaubt Ihr, ich werde nicht von ſelber für ſie thun, was in meiner Macht ſteht? (Er nimmt Schwebel und Gertrud bei der Hand.) Ihr fühlt es, wackre Herzen, daß Ihr an mir einen Freund habt, der Euer Glück beſiegeln wird, ſobald er es für erſprießlich und gut hält. Bringt aber nun auch Ihr ein Opfer: knüpft Euer Loos an das Loos unſres Glaubens; erwartet die Erfüllung Eurer Wünſche von dem Himmel, der uns mit unzweifelhafter Gewißheit den Weg anzeigen wird, den wir zu wandeln haben.

Schwebel. Mit Freuden, edler Herr! Wir ſind glücklich genug, daß das Verlangen unſres Herzens Euren Beifall hat!

Fünfter Auftritt.

Ein **Reiter** tritt ein. **Die Vorigen.**

Reiter. Die Botſchaft von Worms. (Er übergiebt Sickingen ein Päckchen.)

Hutten (hinzutretend). Endlich!

Franz (zum Reiter). Geh zum Kellermeiſter und laß Dir ein Maß Wein geben. Du haſt mir einen Brief überbracht, wie ich zeitlebens keinen wichtigern erhalten.

(Reiter ab. Franz erbricht das Päckchen und zieht einen kleinen Brief heraus, den er überfliegt.)

Ein Schreiben von dem Freund im kaiſerlichen Gefolge, mit einer Neuigkeit, die ich Euch zuvor mittheilen muß. Was Pater Glapio vor vierzehn Tagen beſorgte, iſt eingetroffen: der Herzog von Bouillon, im Bunde mit dem König von Frankreich, droht mit großer Heeresmacht in die Erblande des Kaiſers einzufallen. Dieſem fehlt es aber gegenwärtig an Geld wie an Mannſchaft, und er gedenkt um Beides *mich* anzugehen, wogegen er mir den Oberbefehl des Heeres übertragen will. Richard von Trier, mein alter Feind, iſt dagegen, hat aber keine Hoffnung, durchzudringen.

Hutten. Eine gute Nachricht! Der Kaiſer iſt in Eurer Hand; Ihr habt Gelegenheit, ein ernſtes Wort mit ihm zu reden.

Franz. Ich werde dieſe Gelegenheit nutzen, wie es mir die Pflicht gebietet und die Ehre geſtattet. (Er hat ein größeres Schreiben aus dem Päckchen genommen und übergiebt es Hutten.) Hier iſt der Bericht Berthold's. Leſt ihn laut!

(Alle ſtellen ſich erwartungsvoll um Hutten.)

Hutten (lieſt). „Edler Herr! Ich kann Euch heute eine frohe Botſchaft ſenden: Luther hat beſtanden, er hat den Geiſt, den ſeine Freunde ihm zugetraut haben, glorreich bewährt.

(Freudige Bewegung unter den Zuhörern.)

In meinem letzten Schreiben habe ich gemeldet, daß er ſich auf die Frage: ob er ſeine Bücher alleſammt vertheidigen oder widerrufen wolle, Bedenkzeit ausgebeten. Die Gegner, zumal die hochmüthigen Spanier, nahmen das beſcheidene Weſen, das er dabei an den Tag legte, für Furcht und erwarteten nicht anders, als daß er ſich beſinnen und widerrufen werde. Bald wurden ſie ihres Irrthums inne. Am andern Tage war die Verſammlung noch größer als zuvor, und das Drücken und Drängen des Volkes ſo ſtark, daß kaum die Fürſten Platz zum Sitzen fanden. Alle waren auf's Höchſte geſpannt, als Luther im Scheine der Fackeln — denn es war ſpät geworden! — hereingeführt wurde. Nicht das geringſte Zeichen von Unruhe war diesmal an ihm zu ſehen. Aus ſeinen Mienen und ſeiner Haltung ſprach der freudige Muth eines Mannes, der Gott vor Augen hat und dem aller Prunk der Erde wie nichts erſcheint. Der Offizial von Trier richtete vor Allem wieder die Frage an ihn: ob er ſeine anerkannten Bücher allzumal vertheidigen oder etwas widerrufen wolle. Luther antwortete folgendermaßen: „Meine Bücher ſind dreierlei Art. In etlichen habe ich vom Glauben und guten Werken ſo einfältig und chriſtlich gehandelt, daß ſelbſt meine Widerſacher geſtehen müſſen, ſie ſeyen nützlich, wenn ſie mit frommem Sinn geleſen werden. Andere ſind gegen Rom und wieder andere gegen die Perſonen gerichtet, die ſich zu Vertheidigern deſſelben aufgeworfen haben. Ich geſtehe, daß ich das Papſtthum ſcharf angegriffen und in meinen Streitſchriften hie und da heftiger geweſen bin, als ſich geziemt. Niemand kann aber läugnen, daß durch des Papſtes Geſetz und Menſchenlehren die Gewiſſen der Chriſtgläubigen auf's Höchſte beſchwert und gebunden und Güter und Habe beſonders der deutſchen Nation verſchlungen ſind; daß die Anwälte des Papſtthums, indem ſie die römiſche Tyrannei vertheidigten, die gottſelige Lehre Chriſti angegriffen und umgeſtoßen haben. Wollte ich dieſe meine Bücher widerrufen, ſo würde ich die erkannte Wahrheit verläugnen, ich würde meinen Gegnern Beifall geben, das tyranniſche Regiment ſtärken und die Romaniſten ermuthigen, Deutſchland vollends zu unterdrücken. Nun und nimmermehr kann das mein Wille ſeyn!“

(Ausrufe des Beifalls und der Bewunderung unter den Zuhörern.)

Nachdem er ſo unter dem Staunen der Verſammlung geredet, fuhr er fort und ſagte: „Ich vergeſſe nicht, daß ich ein Menſch bin und irren kann. Allein ich ſpreche mit Chriſto: Habe ich übel geredet, ſo beweiſe es, daß es böſe ſey! Ich bitte Jeden, weß Standes er ſey, er wolle Zeugniß geben und mich mit evangeliſchen und prophetiſchen Schriften überwinden. So man mich überzeugt, will ich widerrufen und der Erſte ſeyn, der meine Schriften in's Feuer wirft.“

Hierauf nahm der kaiſerliche Orator das Wort und ſagte in ſtrafendem Tone: „Martine, du haſt keine geziemende Antwort gegeben. Jetzt ſoll nicht disputirt werden von dem, was die Concilien vor Zeiten ſchon beſchloſſen und verdammt haben; man begehrt eine runde Antwort von dir, ob du widerrufen willſt oder nicht.“ — Da trat Luther einen Schritt vor und ſagte mit entſchloſſener Miene und feſter Stimme: „Weil denn Eure Kaiſerliche Majeſtät und Fürſtliche Gnaden eine ſchlichte Antwort begehren, will ich eine ſolche geben, die weder Hörner noch Zähne haben ſoll. Ich glaube weder dem Papſt noch den Concilien alleine, weil es am Tag und offenbar iſt, daß ſie oft geirret und ſich ſelbſt widerſprochen haben. Es ſey denn nun, daß ich durch das Zeugniß der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde — ſonſt bin ich überwunden durch die Sprüche, die ich angezogen habe, und gefangen in meinem Gewiſſen, in Gottes Wort, und kann und mag darum nicht widerrufen, da es weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Franz. Hochherziger Mönch, du beſchämſt uns Alle!

Schwebel. Das iſt der Muth eines Apoſtels, eines wahren Jüngers des Herrn!

Hutten (lieſt weiter). Die Kurfürſten und Stände des Reichs nahmen dieſe Antwort in Berathung und der Offizial von Trier ſuchte ſie zu widerlegen. Luther vertheidigte ſich und blieb bei ſeiner Rede; dann wurde er entlaſſen. Die Spanier und Papiſten geſtatteten ſich höhniſche Anmerkungen über ihn; auch auf den Kaiſer ſoll er wenig Eindruck gemacht haben. — Deutſche Herren dagegen — darunter der Herzog Erich von Braunſchweig und der Landgraf Philipp von Heſſen — waren über den Muth des Mannes hocherfreut, prieſen ihn laut und ehrten ihn durch Geſchenke. Zu ſeinen Begleitern auf dem Heimwege ſoll er noch geſagt haben: „Und wenn ich tauſend Köpfe hätte, ſo wollte ich ſie eher abſchlagen laſſen, als einen Widerruf thun!“

Schweikard. Herrlicher, unbezwinglicher Mann!

Schwebel. Das iſt das Rüſtzeug, welches der Herr erwählt, — das iſt der Schwan, den Johannes Huß verkündigt hat! Ihn werden ſie nicht zum Scheiterhaufen führen — die Hand Gottes wird ihn leiten zum Siege!

Hutten. Ja, zum Siege! Der Krieg iſt erklärt, eine Verſöhnung iſt nicht mehr möglich. Wie konnte man auch daran nur denken! Eher werden Lämmer und Wölfe zuſammengehen, als der Geiſt Luther's zuſammengehen wird mit dem Geiſte Roms! — Luther will die Menſchen frei machen im Glauben und eine Kirche ſtiften der Freien und Gläubigen. Rom dagegen will die Gewiſſen binden und die Geiſter verſtricken, um über ſie zu herrſchen jetzt und immerdar. Luther kann von ſeiner Ueberzeugung nicht laſſen; aber eben ſo wenig können die Romaniſten von ihrer Anmaßung laſſen. Darum Kampf, Kampf auf Leben und Tod! Alles Andere iſt Einbildung. So wenig Chriſtus der Herr ſich vereinen konnte mit den Phariſäern und Schriftgelehrten, ſo wenig kann es Luther mit den Papiſten und Romaniſten. Auch er, wie ſein göttliches Vorbild, wird nicht den Frieden bringen, ſondern das Schwert!

Franz. Er hat das Seine gethan und den Anfang gemacht: *uns* geziemt es, ihm zu folgen. (Zu Schwebel) Der Zeitpunkt, den ich erwartet, die Bedingungen, die ich für die Gewährung Eurer Forderungen geſtellt habe: nun ſind ſie da. Es iſt meine Pflicht, Euch in Allem zu willfahren, und Ihr kennt mich dafür, daß ich meine Pflichten zu erfüllen weiß.

(Bewegung der Freude und des Dankes unter den Anweſenden.)

Der Himmel hat entſchieden und unſern Weg klar gemacht. Indem er ſein auserwähltes Werkzeug der römiſchen Herrſchaft trotzen und ihr gegenüber ſich für frei erklären ließ, hat er uns gezeigt, was er von uns erwartet. Dem gottbegeiſterten Manne anzuhangen, ſeine Lehre zu ſchützen, ſeine Freunde zu mehren, das iſt von nun an unſer heiliger Beruf. Ich verpflichte mich ihm auf immerdar. In ihm will ich leben und ſterben, in ihm will ich ſiegen oder untergehen!

Zweiter Aufzug.

(Saal im Reichspalaſt zu Worms.)

Erſter Auftritt.

Richard von Greiffenklau und **Glapio.**

Glapio. Eure Kurfürſtliche Gnaden verzeihen, ich kann jetzt ſo wenig Eurer Meinung ſeyn, wie früher. Hier iſt nur eine gemeine menſchliche Schwäche im Spiel. Es giebt ein Anſehen, die Neuerung, welche den Beifall der Welt hat, zu begünſtigen; es reizt die menſchliche Eitelkeit, der Beſchützer der Freiheit und Gerechtigkeit genannt zu werden. Aber von dieſer gefahrloſen Begünſtigung bis zur offenen Gewalt, bei der Alles auf's Spiel geſetzt wird, iſt ein weiter Schritt, den Franz von Sickingen nie thun wird. Dieſer Mann iſt zu klug, zu ſehr auf ſeinen wahren Vortheil bedacht, als daß er nicht zu uns halten ſollte.

Richard. Wenn Ihr Euch aber täuſchtet, wenn er mehr Schwärmer wäre, als Ihr glaubt?

Glapio. Seitdem er dem Hauſe Oeſterreich ſich verpflichtete, hat er ihm treu gedient. Wir können nicht vergeſſen, was er für die Wahl des Kaiſers gethan und — gegen *wen* er zu wirken hatte.

Richard. Ich habe meine Meinung nie verläugnet. Ich war für den König von Frankreich, weil ich an ſeinen Willen glaubte, das Reich Karl's des Großen wiederherzuſtellen und gegen die Ketzerei und den Halbmond einen unüberſteiglichen Wall aufzuführen. Anders iſt es gekommen; Karl von Oeſterreich iſt mein Kaiſer und Herr, und ich werde ihm treu dienen, wie unſerer heiligen Kirche. Der Eifer für beide treibt mich, Euch zu warnen.

Glapio. Der Kaiſer wird immer bereit ſeyn, Euren Rath zu hören, und ihm beitreten, wenn er durch Gründe überzeugt wird. Das iſt in dieſer Sache nicht der Fall.

Richard (nach einigem Schweigen). Sollte es möglich ſeyn! Sollte ein ſo kluger Mann, wie Ihr, ſich verblenden über das, was um uns vorgeht? Die Ketzerei greift um ſich wie eine Flamme, die, wenn wir ſie nicht bald erſticken, über unſerm Haupte zuſammenſchlagen wird. Ihr wißt, welchen Anhang der Wittenberger Mönch ſchon jetzt hat, in allen Ständen hat: in den Paläſten der Fürſten, wie in den Hütten des gemeinen Mannes; in den Burgen des Adels, wie in den Mauern der Städte; ja, in den Häuſern der Diener unſerer Kirche und in den geheiligten Freiſtätten unſerer Religion! Ihr habt geſehen, wie man ihn in dieſer Stadt feierte; wie der Pöbel ihm zujauchzte, wie Fürſten und Herren ihn beſchenkten und ehrten. Trotzig und unbezwungen geht er von hinnen; der Muth, den er bewieſen, die Ehre, die er ſich errungen, kann ſeine Anhänger nur mehren. Auf der andern Seite ſteht Ulrich von Hutten, von raſendem Haß erfüllt gegen die Kirche und ihre Diener, unermüdlich, giftige Schriften in's Volk zu werfen, die von Alt und Jung verſchlungen werden. Ein Netz der Verführung breitet ſich über ganz Deutſchland aus. Briefe fliegen hin und her; man rühmt, reizt und erhitzt ſich gegenſeitig. Die Poeten und Humaniſten verbinden ſich mit den ketzeriſchen Theologen, die Sucht nach Willkür, der Haß gegen die Autorität der Kirche einigt Alle. Hutten preist Luther und Melanchthon und huldigt ihnen; und dieſe ſchicken freundliche Schmeichelworte an ihn und die Seinen. Franz von Sickingen aber tritt offen als Schutzherr der Neuerer auf, macht ſeine Burgen zur Freiſtatt der Abtrünnigen, ermuthigt und begünſtigt die Feinde der Kirche auf alle Weiſe, kettet einen Ritter nach dem andern an ſich und bereitet ſich vor, den Plan auszuführen, den der vorlaute Hutten ſchon deutlich genug verrathen hat.

Glapio. Und der wäre?

Richard. Die Neuerung mit Gewalt einzuführen, das deutſche Volk zu Ketzern und ſich zu ſeinem Herrſcher zu machen.

Glapio. Eure erhitzte Phantaſie läßt Euch Geſpenſter ſehen, Herr Erzbiſchof! Euer Widerwille gegen den Ritter malt Euch dieſen Mann zum Ungeheuer aus. Ulrich von Hutten's wilde Leidenſchaft mag über ſolchen Projekten brüten; aber Franz von Sickingen wagt nicht einmal den Gedanken einer Empörung gegen ſeinen Kaiſer zu faſſen. Was er ſeyn will, hat er gezeigt: ein geachteter Kriegshauptmann, ein geehrter Diener ſeines Kaiſers, ein reicher und mächtiger Ritter — der mächtigſte deutſche Ritter, wenn Ihr wollt! — nichts weiter.

Richard. Ihr kennt ihn nicht; Ihr macht Euch ein Bild von ihm, wie Ihr es wünſcht! Franz von Sickingen war immer vom größten Ehrgeiz geſtachelt. Er war ebenſo begierig, ſich Geld und Gut und Macht, wie einen großen und edeln Namen zu erwerben. Er hat eine Burg nach der andern, eine Stadt nach der andern genommen und ſich an Brandſchatzungen und Kriegskoſten unerhörte Summen bezahlen laſſen. Aber nicht das war der Zweck ſeiner Fehden! Nicht auf ſeinen Vortheil ging er dabei aus — Gott bewahre! — er ſchritt ein als Rächer der unterdrückten Unſchuld, als Anwalt des gekränkten Rechtes! Er ließ ſich immer rufen von Solchen, die etwas zu klagen und doch keine Hoffnung hatten, auf dem ordentlichen Wege ihre Anſprüche durchzuſetzen. Wenn dann die Unterhandlungen, die er zum Schein anknüpfte, wie natürlich keinen Erfolg hatten, ſo nahm er die angeblich vorenthaltenen Beſitzthümer mit Gewalt und ließ ſich die Kriegsrechnung von dem verlierenden Theile bezahlen. Auf dieſe Weiſe erreichte er alle ſeine Zwecke. Die gedankenloſe Menge preiſt ihn als den Hort der Freiheit und Gerechtigkeit. Zugleich aber füllten ſich bei ihm Kiſten und Kaſten, ſeine Güter mehrten ſich, ſeine ritterlichen Einkünfte wuchſen zu fürſtlichen an. Gegenwärtig iſt er der reichſte Mann im deutſchen Adel, ſeine Burgen ſind ſtark und feſt, mit Geſchütz und Waffen auf's Beſte verſehen. Die Landsknechte warten nur auf einen

Wink von ihm, um in Schaaren zu ihm zu fliegen; alle Unzufriedenen, Alle, die auf Abfall ſinnen von den heiligen Ordnungen des Reiches und der Kirche, ſehen in ihm ihren Heiland. Und dieſer Mann, der immer nur auf Mehrung ſeines Vortheils bedacht — dem, ich wage es zu ſagen, auch der Kaiſer nur ein Werkzeug war, um höher und höher zu ſteigen, dieſer Mann ſollte, wenn wir die Anhänger Luther's zu einer ſiegverheißenden Zahl wachſen laſſen, Anſtand nehmen, ſich an ihre Spitze zu ſtellen? Nimmermehr!

Glapio. Was wollt Ihr, daß man thun ſoll?

Richard. Ernſt machen gegen ihn und das ſobald als möglich. Er hat in den letzten Tagen einen ketzeriſchen Gottesdienſt auf ſeinen Burgen eingeführt, er wird einem ſeiner Prädikanten, einem geweihten Prieſter, den er zu ſeinem Caplan ernannte, die Hochzeit ausrichten. Damit ſagt er ſich los von uns und trotzt offen den Geſetzen unſrer heiligen Religion. Schon iſt aber auch die Waffe geſchmiedet, die ihn treffen ſoll! Der päpſtliche Nuntius hat ein Edikt entworfen, durch welches Luther mit allen ſeinen Anhängern, Gönnern und Freunden in die Acht und Aberacht erklärt wird. Dieſen Entwurf müſſen wir bei den Ständen durchſetzen und die Acht vollſtrecken zunächſt gegen die gefährlichſten der Feinde. Noch haben wir dazu die Macht, wenn wir zuſammenſtehen, noch ſind wir im Stande, die Brut des Drachen im Neſte zu erwürgen.

Glapio. Das heißt: wir können einen Kampf der Parteien entzünden, der das Land in unabſehbares Elend verſtricken wird; wir können beſten Falls vernichten, was noch geheilt werden kann. Nein, Herr Erzbiſchof, das iſt nicht unſre Politik! Wir werden uns die Waffe des Ediktes zu verſchaffen ſuchen, um ſie zu brauchen, wo es noth thut. Allein wir werden einen Unterſchied machen zwiſchen den verſtockten Feinden der Kirche und zwiſchen den verführten und verirrten Seelen; wir werden uns vor Allem angelegen ſeyn laſſen, dieſe wieder auf den rechten Weg zu leiten. Und ſeyen wir aufrichtig, Herr Erzbiſchof: können wir läugnen, daß unter den Forderungen, welche die Neuerer ſtellen, auch gar manche gerechte ſich findet? Daß in Rom Uebelſtände und Mißbräuche herrſchen, die dringend Abhülfe erheiſchen? Kommen wir den gerechten Forderungen entgegen und heilen wir die Kirche von ihren Gebrechen — ja, zeigen wir nur den guten Willen, es zu thun, und machen wir nur einen Anfang, ſo wird die Ketzerei hinwelken, wie eine Pflanze, der Licht und Luft entzogen iſt. Würde unſre Milde dennoch verhöhnt, erzeugte unſre Nachgiebigkeit Frechheit und Trotz, dann würde es immer noch Zeit ſeyn, das Schwert zu ergreifen. Würde Franz von Sickingen vom Satan geſtachelt, aufzuſtehen wider Kaiſer und Reich, dann würde er als faules Glied abgehauen werden von dem Körper der deutſchen Ritterſchaft. Jetzt aber gebieten uns Klugheit und die Nothwendigkeit der Dinge, ſchonend gegen ihn zu verfahren. Der Kaiſer muß den rebelliſchen Robert von der Mark züchtigen und dem Angriff des Königs Franz zuvorkommen. Er braucht einen Mann, der ein Heer ſchaffen, anführen und bezahlen kann. Wir kennen in Deutſchland nur Einen, der dies vermag!

Richard (mit bitterem Lächeln). Mögt Ihr nicht dem Thoren gleichen, der an dem Feuer, das ſeine Hütte ergriffen hatte, ſich wärmte, bis er von ihm verſchlungen wurde!

Glapio (mit ruhigem Nachdruck). Wir haben Mittel, das Feuer zu beſchwören! — Kurz und gut, Herr Erzbiſchof: der Kaiſer hat beſchloſſen, ſich des Ritters zu bedienen. Ich bin beauftragt, die Unterhandlungen zu Ende zu bringen, und werde mich von hier ab nach der Ebernburg begeben.

Richard. Dann hab' ich hier nichts mehr zu ſagen. Ich habe meine Pflicht gethan — mein Gewiſſen iſt ruhig. — Mir liegt nun ob, dafür Sorge zu tragen, daß das Eigenthum der Kirche, ſo weit es mir anvertraut iſt, räuberiſchen Angriffen widerſtehen kann. Denn ich habe bekanntlich den Vorzug, von dem Ritter der Ebernburg und ſeinen Freunden ganz beſonders gehaßt zu werden.

(Mit einer leichten und ſtolzen Verbeugung ab.)

Glapio (ſieht ihm ernſt nach). Der Kurfürſt hat ſeine Gründe, dem Ritter zu mißtrauen; wir aber können uns darum nicht abhalten laſſen, zu thun, was von uns gefordert iſt. Die Ehre des Reichs, der Glanz der kaiſerlichen Krone ſteht auf dem Spiel. Wir brauchen einen Arm, der den mit Frankreich einverſtandenen Empörer niederwirft und den neidiſchen König, der das Haus Oeſterreich ſo gern von dem Gipfel ſeiner Macht herabriſſe, die Kraft deutſcher Streiche fühlen läßt. Das iſt das Erſte. Für andre Uebel werden ſich andre Heilmittel finden.

(Ab durch eine Seitenthüre.)

Zweiter Auftritt.

(Hof der Ebernburg.)

Hans und **Nepomuck** (ſind beſchäftigt, Waffenſtücke zu putzen).

Nepomuck. Alſo wirklich, Hans, der ehrwürdige Schwebel wird Jungfer Gertrud heirathen?

Hans. Allerdings! Haſt Du was dagegen?

Nepomuck. Ei bewahre! Wünſche von Herzen Glück dazu! — Das muß man ſagen, Eure Religion führt große Vortheile mit ſich! Namentlich für die Geiſtlichen ſelber! So ein Herr lehrt und erbaut die Gemeinde, er giebt ihr das Exempel der Gottſeligkeit und zeigt ihr den rechten Weg zum Himmel. Auf der andern Seite baut er ſich ein trauliches Neſtchen auf der Erde. Er nimmt ſich ein hübſches Weib, genießt, was ihm beſchieden, und erfreut ſich, wenn es Gottes Wille iſt, eines ſtattlichen Kinderſegens. Wahrhaftig, ein ſchöner Beruf! Es ſoll mich nicht wundern, wenn er ſehr viele Liebhaber findet!

Hans. Vor der Hand, Freund Nepomuck, iſt das Loos Deiner Pfaffen gerade auch nicht zu verachten. In einer fetten Pfründe ſich gemächlich zu pflegen, Fiſch und Braten zu ſpeiſen, den Humpen zu leeren und ſich unter ſtillen Betrachtungen das Bäuchlein anſchwellen zu laſſen — das iſt am Ende auch hinzunehmen und hat, wie man ſieht, immer noch ſehr viele Verehrer. Was den Kinderſegen betrifft, ſo iſt es bekanntlich nicht nöthig, daß ihn die frommen Männer ganz und gar entbehren. Man will ſogar behaupten, daß ein gewißer Nepomuck, Landsknecht bei Franz von Sickingen, eigentlich von einem —

Nepomuck. Dummes Gerede!

Hans. Seine Mutter ſoll ein armes, aber hübſches Wormſer Kind geweſen ſeyn, und der Herr Prior —

Nepomuck. Iſt ein ſehr frommer Mann und mein weitläufiger Verwandter! — Bleiben wir bei unſerm Diſcours! Soll ich Dir über die Freiheit, die ſich Eure Prädikanten nehmen, ernſthaft meine Meinung ſagen?

Hans. Gut, ſag' ſie ernſthaft.

Nepomuck. Wenn ein Pfarrer heirathet, ſo iſt er wie Unſereins; er hat nichts Heiliges mehr, man kann keinen Reſpekt vor ihm haben.

Hans. Soll ich Dir ernſthaft darauf antworten? (Nepomuck nickt.) Mir iſt er ſo gerade recht! Ich will vor meinem Pfarrer gar keinen ſo übermenſchlichen Reſpekt haben; das iſt gar nicht mein Verlangen! Ich will ihn ſchätzen als einen ehrwürdigen Mann — wenn er's nämlich iſt. Wenn er's aber iſt, wenn er ſeine Pflicht thut, predigt und die Bibel auslegt, wie ſich's gehört, ſo hab' ich tauſendmal mehr Reſpekt vor ihm, als vor Deinen Kloſterheiligen, deren Geſchäft von jeher geweſen iſt, Andere für ſich arbeiten zu laſſen und für ſie auszuruhen!

Nepomuck. Das verſtehſt Du nun wieder nicht. Mönche ſind's geweſen, die zuerſt mit Gefahr ihres Lebens den chriſtlichen Glauben bei uns gepredigt, die das Land angebaut haben und den Leuten in der Arbeit ebenſo wie in der Frömmigkeit mit gutem Beiſpiel vorangegangen ſind.

Hans. Mag ſeyn; das iſt aber ſchon ſehr lange her! Jetzt ſind ſie nur ein Muſter, wie man Andern auf die beſte Manier das Geld aus dem Beutel ziehen und damit herrlich und in Freuden leben kann. Aber man wird's ihnen weiſen!

Nepomuck. Nun, was wird man ihnen thun?

Hans. Man wird ihnen die Häuſer und Güter, die ſie an ſich geriſſen, und die Schätze, die ſie zuſammengeſcharrt haben, einfach wieder nehmen.

Nepomuck. Und was wird man damit anfangen?

Hans. An die Gemeinden wird man ſie vertheilen, den Nachkommen der Leute wird man ſie wieder zukommen laſſen, denen ſie von den Mönchen abgeſchwatzt worden ſind.

Nepomuck. Laß Dich nicht auslachen! Die Herren, die ſo etwas zwiſchen den Fingern haben, ſollten es wieder hergeben? Sein Lebtage hat das keiner gethan, und am wenigſten werden es die Luther'ſchen thun?

Hans. Warum die gerade am wenigſten?

Nepomuck. Weil ſie's am wenigſten nöthig haben. Bei ihnen kommt's ja bloß auf den Glauben an, die Werke können ſeyn, wie ſie wollen. Der Glaube allein macht ſie ſelig, warum ſollten ſie ſich mit den Werken Zwang anthun? Das iſt ja gerade das Schöne bei dieſer Lehre und der Grund, warum ſie ſoviel Anhang gefunden hat!

Hans. Schweig' mit ſolchen Albernheiten! Hat nicht unſer Caplan in ſeiner letzten Predigt ſonnenklar bewieſen, daß aus dem rechten Glauben auch die rechten Werke kommen müſſen, und daß da, wo ſie nicht kommen, auch der Glaube nicht der rechte iſt? Und Du plapperſt ſolch' elende Lügen nach? Schäme Dich!

Nepomuck. Sey nicht ſo grob!

Hans. Geh' mir! Was ein Kerl wie Du bei Franz von Sickingen thut, das möcht' ich wiſſen. Den Spion machen und den Pfaffen —

Nepomuck (faßt und ſchüttelt ihn). Sag' das noch einmal und ich zerbreche Dir alle Knochen im Leibe!

Dritter Auftritt.

Eberhard kommt von der Seite. **Die Vorigen.**

Eberhard. Heda, was iſt das! (Er reißt ſie auseinander.) Plagt Euch der Teufel, daß Ihr Euch hier herumbalgt? Was habt Ihr?

Nepomuck. Er hat mich als verdächtigen Kerl und Spion traktirt, weil ich von dem neuen Chriſtenthum, das ſie in Wittenberg aufgebracht haben, anders denke als er.

Hans. Er hat die neue Lehre geſchmäht und ihr nachgeſagt, es komme bei ihr bloß auf den Glauben an, die Werke können ſo ſchlecht ſeyn als ſie wollen.

Eberhard. Neue Lehre — Glauben — Werke! Hat man je ſo etwas gehört? Iſt das ein Geſpräch für Landsknechte? Iſt das ein Grund zum Streit für Kriegskameraden? Wie, über Dinge, welche die Pfaffen unter einander auszumachen haben, zanken ſich zwei Kerle wie Ihr?

Hans. Alle Welt ſpricht davon.

Eberhard. Eben darum ſprechen wir nicht davon. Der Landsknecht hat ſich um ſolche Sachen nicht zu bekümmern. Er hält an dem Eide, den er auf ſeine Fahne geſchworen — das iſt ſein Glaube. Er führt aus, was ſein Hauptmann befiehlt, ſchlägt den Feind zu Boden, macht Beute und verjubelt ſie wieder — *das ſind ſeine Werke. Wenn er nach dieſer Lehre lebt*, ſo iſt er, was er ſeyn ſoll, was wir unter unſerm Vater Max wirklich geweſen ſind. Wenn aber ſolcher Schnak einreißt, wenn Landsknechte anfangen, über den Glauben zu disputiren, dann gute Nacht Kameradſchaft, Kriegsruhm und Viktoria!

Hans. Soll aber ein ehrlicher Knecht den Glauben ſchlecht machen laſſen, zu dem ſich ſein Herr bekennt?

Eberhard. Das iſt was Anderes! Das ſoll er nicht; und wenn der Nepomuck das gethan hat, ſo hat er unrecht und Du haſt recht. Wie, Nepomuck, iſt's wahr, biſt Du wirklich ſo ein bigotter Kerl?

Nepomuck. Ach, was! Ich bin ein Landsknecht meiner Mutter zum Trotz, und diene dem Sickingen, weil er das Kriegshandwerk am beſten verſteht, mag er glauben, was er will. Aber es ärgert mich, daß der ſuperkluge Hans auf meinen Glauben ſtichelt und thut, als ob ſeine Pfaffen die Weisheit allein gefreſſen hätten, und wenn ſie obenauf kämen, ſo finge das tauſendjährige Reich an!

Eberhard. Da haſt Du wieder recht! Mach' Dir darüber keine Einbildungen, Hans! Ich kenne die Welt. Es mag ſeyn, daß es im Kirchenweſen jetzt vielen Unfug giebt, und ich glaube ſelber, daß die Luther'ſchen Pfaffen manchen davon abſtellen werden. Aber — ſie werden auch ihre Mucken haben. Neue Beſen kehren gut; wenn aber die neuen Herren etwas warm ſitzen, werden ſie's nicht viel anders treiben, als die alten. Nun, mögen ſie! Für uns iſt's gut, daß es jetzt zweierlei giebt; denn wo die ſind, da giebt's Streit, und den müſſen zuletzt doch allemal wir ausfechten. — Aber jetzt genug davon. Habt Ihr ſchon gehört? Es wird wieder losgehen, Franz wird wieder in's Feld rücken.

Nepomuck. Gegen wen?

Eberhard. Zuerſt gegen Robert von der Mark, der vom Reich abgefallen iſt. Das iſt aber nur der Anfang. Wenn wir mit dem fertig ſind, werden wir dem Franzoſenkönig und ſeinem Ritter Bayard eins auf den Pelz brennen. Sieh, da kommt Junker Chriſtoph; der wird mehr davon wiſſen.

Vierter Auftritt.

Chriſtoph und **Hugo** kommen im Geſpräch. **Die Vorigen.**

Chriſtoph. Ich glaube, der Ritter könnte dem Kaiſer dieſen Dienſt leiſten. Er würde ſich neue Ehren erkämpfen und dadurch nur um ſo mächtiger werden. Auch um Deinetwillen möchte ich, daß es zu etwas käme. Ich traue Dir Alles zu; Du regierſt Schwert und Lanze ſo gut als ich; aber beim Kriegshandwerk, wie bei jedem andern, kommt's auf Uebung an. Ich wollte, Du könnteſt Deine Schule in einem tüchtigen Feldzug machen.

Hugo. Ich wünſche nichts ſehnlicher, als mich zu verſuchen und zu ſehen, ob das, was ich im Kopf habe, auch im Felde ſich bewährt. Und am liebſten möcht' ich es in einem ehrlichen großen Kriege gegen die Feinde des Reichs.

Chriſtoph. Vielleicht laſſen ſie ſich noch überreden. Clavio iſt der klügſte Mann, den ich kenne, und Einer von Denen, die Dich mit aller Liebe und Freundlichkeit dahin führen, wo ſie Dich haben wollen. Der Ruhm und die Größe des Kaiſerhauſes gehen ihm über Alles und laſſen ihn alle Mühen und Schwierigkeiten überwinden. Vielleicht, daß er die Herren wieder beſänftigt!

Eberhard. Ein Wort, Junker Chriſtoph. Iſt's wahr, ſoll's wieder etwas geben? Werden wir wieder marſchiren?

Chriſtoph. Kann ſeyn.

Eberhard. Wie! — es iſt noch nicht gewiß?

Chriſtoph. Nichts weniger. Der Zeiger der Uhr weist eher auf Stillſitzen.

Eberhard. So wollt' ich doch, daß ein Donnerwetter —

Chriſtoph. Wie, alter Bär, haſt Du vergeſſen, daß bei Franz von Sickingen das ſündliche Fluchen verboten iſt?

Eberhard. Ich bitt' Euch, Junker, ſagt ſelber: kann ein ordentlicher Landsknecht ſo etwas hören, ohne einen ehrlichen Fluch auszuſtoßen? Ein Fluch, zu dem ein ehrlicher Kerl gezwungen iſt, kann aber keine Sünde ſeyn. (Zu Hans) Das iſt gleich eine von den neuen Erfindungen. Beim Kaiſer Max konnten wir fluchen, ſo viel wir wollten.

Hugo. Glückauf! — Dort kommt der Abgeſandte des Kaiſers!

Fünfter Auftritt.

Glapio mit zwei Reitern. **Die Vorigen.**

Glapio. Heil und Segen dieſem Hauſe! Iſt Jemand hier, unſre Ankunft dem edeln Herrn der Ebernburg zu melden!

Chriſtoph. Ich, ehrwürdiger Herr, bin beauftragt, Euch willkommen zu heißen. Habt die Güte, mich zu begleiten und erſt einige Stärkung zu Euch zu nehmen.

Eberhard (nähert ſich Glapio). Den beſten Segen, Herr Pater, bringt Ihr uns ſelber, wenn Ihr uns einen tüchtigen Krieg bringt.

Glapio (lächelnd). Dazu kann Rath werden.

(Nepomuck verneigt ſich ehrerbietig; Hans ſteht trotzig da.)

Eberhard (Hans in die Seite ſtoßend). Wirſt Du manierlich ſeyn gegen den Beichtvater des Kaiſers?

(Hans macht eine kurze Verbeugung. Glapio dankt, während ein leiſes Lächeln um ſeine Lippen ſpielt, und geht mit Chriſtoph und Hugo in die Burg. Seine Begleiter folgen.)

Eberhard (zu den Andern). Der macht's am Ende doch noch richtig!

Sechster Auftritt.

(Saal in der Ebernburg.)

Franz, Hutten, Hartmuth von Kronberg und **Dietrich von Späth** treten ein.

Franz. Glapio iſt da, meine Freunde! Er wird in Kurzem hier ſeyn und eine runde Antwort verlangen. Es gilt, einen letzten Entſchluß zu faſſen. Nehmt Platz! (Sie ſetzen ſich.) Euer letztes Wort, Ulrich?

Hutten. Ihr kennt es. Der junge Kaiſer hat auf dem Reichstag die Probe ſchlecht beſtanden und zur Genüge bewieſen, daß er für unſre Sache kein Herz hat. Er iſt ein Spanier, kein Deutſcher. Von Pfaffen erzogen, von Pfaffen umgeben und geleitet, wird er nie den Muth haben, das Schwert der Gerechtigkeit gegen ſie zu erheben. Seines Hauſes Ehre, ſeiner Herrſchaft Glanz — das iſt das Ziel ſeines Strebens; und er wird ſich jeden Augenblick mit dem Papſt in Rom verbinden, wenn ihm dieſer Förderung ſeiner Zwecke verſpricht. Fern ſey es von Euch, für dieſen Mann Euer Blut zu verſpritzen, Euer Gold hinzugeben und ihn ſtark zu machen durch Euern Arm und Euer Anſehen! Ihr habt Gründe, den Dienſt zu weigern; macht ſie geltend und laßt Euch entſchuldigt halten. Der Kaiſer wird die ſtolze öſterreichiſche Lippe verziehen, aber die Antwort hinnehmen müſſen.

Hartmuth. Ich ſtimme Herrn Ulrich bei. Wir haben uns zu Streitern Chriſti geweiht und müſſen bereit ſeyn, in's Feld zu ziehen auf den Ruf eines größern Herrn. In des Kaiſers Anträgen ſeh' ich die Lockungen der Welt, die uns abtrünnig machen will von unſrer höhern Beſtallung. Auch ich habe auf dieſen Jüngling mein Vertrauen geſetzt und des Glaubens gelebt, er werde ein David ſeyn, ein Streiter Gottes, unter deſſen Führung wir ausziehen könnten gegen den Antichriſt zum Entſcheidungskampf. Aber die letzte Botſchaft aus Worms hat deutlich gezeigt, daß er vielmehr ein Widerſacher als ein Freund iſt. Er iſt huldvoll gegen die Werkzeuge des Feindes, ungnädig gegen die Diener Chriſti; ſein Herz neigt ſich auf die Seite Roms, und für uns gilt jetzt das Wort, daß man Gott mehr gehorchen muß, als den Menſchen!

Franz. Dieſe Antwort hab' ich von Dir erwartet, Vetter; denn Du greifſt grade durch, wie Ulrich. Und Du, Dietrich?

Dietrich. Meine Anſicht hat ſich nicht geändert. Noch ſehe ich keinen Grund, an Karl zu verzweifeln und mit ihm zu brechen. Ein Kaiſer hat die Arme nicht frei, wie wir; er hat tauſend Rückſichten zu nehmen, die nur er allein kennt. Nehmen wir an, Karl wäre der neuen Lehre geneigt — könnte er, der König des altgläubigen Spaniens, der Kaiſer einer Nation, von der noch immer die größere Hälfte an Rom hängt und ihm ſich verpflichtet hält — könnte er in dieſem Augenblicke ſich dafür erklären? Was er aber von der neuen Lehre denkt, weiß weder Freund noch Feind genau; denn Karl iſt ein Mann, der ſeine innerſten Gedanken für ſich behält.

Franz. Du biſt ein Freund des Hauſes Oeſterreich! Doch will ich damit nicht ſagen, daß Dich dies von der Wahrheit abführt. Wer kann einem Menſchenherzen auf den Grund ſehen, und wer kann ſich anmaßen, zu ſagen, welchen Lauf die Gedanken eines Menſchen nehmen werden! Ich bekenn' es, ich ſtehe an einem Scheidewege, wo mir die Entſcheidung ſchwerer wird, als je zuvor. Der Kaiſer hat ein Anrecht auf meine Dienſte; ich bin ſein Rath und Feldhauptmann. Ich habe Glapio bei ſeinem erſten Beſuch auf meinen Beiſtand Hoffnung gemacht. Und was ſoll ich's verhehlen! Ich habe dieſen Karl die Stufen des Kaiſerthrons hinangeführt, und ungern, höchſt ungern wend' ich mich von meinem eigenen Werk, nur mit tiefſtem Widerſtreben laſſ' ich von der Hoffnung, durch ihn der deutſchen Nation die Freiheit zu erobern. Aber die letzten Tage haben auch mich an ihm irre gemacht. Welche Zurückhaltung ihm geboten war — er hätte doch zeigen können, daß er deutſchen Geiſt und deutſches Weſen zu ſchätzen weiß; und er hat es nicht gethan! So jung noch, und ſo ohne die Begeiſterung der Jugend! In dem Alter der Leidenſchaften, und ſo ſtaatsklug und berechnend! Wenn er ſich meiner bedienen wollte als ein Werkzeug, das man ehrt, ſo lange man es nöthig hat, um es dann verächtlich in einen Winkel zu werfen! Wenn er mich locken wollte mit Kriegsglorie, um, während ich draußen die Feinde des Reichs bekämpfe, im Innern die Freiheit um ſo ſicherer zu unterdrücken! Der bloße Gedanke daran empört mich! Gefahren ſeh' ich hier, wie da; die kleinſte aber dünkt mich immer noch: das Anerbieten abzulehnen mit Gründen, die der Kaiſer gelten laſſen muß, wenn er ſie auch in ſeinem Innern verwirft.

Ein Diener (an der Mittelthüre erſcheinend). Der Pater Glapio!

Franz. Er mag kommen! (Diener ab.)

Siebenter Auftritt.

Glapio mit Chriſtoph. Die Vorigen.

(Alle erheben ſich. **Franz** geht ihm entgegen.)

Glapio. Meinen freundlichen und herzlichen Gruß, Herr Ritter! Zum zweitenmal komm' ich auf die Ebernburg; doch hoff' ich, eben ſo wenig unerwünſcht, wie das erſtemal.

Franz. Ihr erzeigt mir Ehre durch Euren Beſuch.

Glapio. Ich komme mit Aufträgen unſers Herrn und Kaiſers.

Franz. Sprecht offen! Vor dieſen Herren hab' ich kein Geheimniß. Mein Vetter Hartmuth von Kronberg, Dietrich Spåth, der Bruder meines Schwiegerſohns, Ulrich Hutten und Chriſtoph Treuenfels, die Ihr kennt.

(**Glapio** begrüßt die Ritter. **Franz** bietet ihm einen Stuhl in der Mitte. Alle ſetzen ſich.)

Glapio. Ihr wißt, in welcher Lage der Kaiſer, in welcher Gefahr das Reich ſich befindet. Das Anſehen der Krone iſt befleckt durch die Empörung eines Vaſallen, der ſich nicht nur dem Ausſpruch des Oberherrn widerſetzt, ſondern ſogar droht, in ſeine Staaten einzufallen. Der Erbfeind des Hauſes Oeſterreich, der König von Frankreich, hat ſich insgeheim mit ihm verbunden und lauert auf die Gelegenheit, dem großen Körper des Reichs ein Glied abzureißen. Der Kaiſer iſt entſchloſſen, dieſem Frevel entgegenzutreten, und Ihr kennt ſeinen Wunſch, Euch die Führung eines Heeres zu übertragen, das Ihr für ihn zu werben Euch verpflichtet. Er hat aber noch ein anderes Anliegen, das ich kein Bedenken trage Euch zu nennen. Die kaiſerlichen Kaſſen — Dank ſey es den Sorgen und Anſtrengungen dieſer Zeit! — ſind erſchöpft; Karl bedarf, um den Krieg beginnen zu können, einer namhaften Summe und richtet durch mich an Euch das Erſuchen, ihm gegen ſicheres Unterpfand in Gütern und Gefällen 20,000 Goldgulden vorzuſtrecken. Schon iſt allzuviel Zeit verfloſſen; der Empörer iſt gerüſtet, und jeder Augenblick kann uns die Kunde ſeines Raubeinfalls in die kaiſerlichen Lande bringen. Erwägt daher, was Ihr zu thun vermögt, und gebt noch heute Eure Entſcheidung.

Franz. Ihr könnt ſie ſogleich haben, Herr Caplan! Der Kaiſer ehrt mich durch ſeine Aufforderung und ich erkenne mit Dank darin das Vertrauen wieder, das er mir ſtets bewieſen hat. Allein — mit tiefem Leidweſen ſage ich dies — ich fühle mich gegenwärtig außer Stande, ihm zu dienen.

Glapio (höchſt betroffen). Wie! ließt Ihr mich nicht hoffen —

Hutten. Das war vor vierzehn Tagen, Herr Pater, und unterdeſſen hat ſich Vieles verändert. Der Ritter vermählt ſeinen Sohn mit Hedwig von Handſchuchsheim. Die Feier dieſer Verbindung und die Einrichtung des jungen Paars erfordert ſeine

Anweſenheit und — ſein Gold, Herr Pater, das er im Dienſte ſeines Kaiſers nicht ſo gehäuft hat, als Ihr wohl denkt. Ueberdies iſt der Herzog von Bouillon, Robert von der Mark, ſein alter Bundesgenoſſe, und in ſeiner Beſtallung iſt ausdrücklich bedungen, daß er nicht genöthigt werden kann, gegen ihn zu ziehen.

Glapio. Sind das Gründe, die Franz von Sickingen beſtimmen, dem Rufe ſeines Kaiſers ſich zu entziehen? Nie werd' ich das glauben. Die Vermählung ſeines Sohnes, zu der ich von Herzen Glück wünſche, kann zum Wohle des Reichs, mit welchem das Verlangen der liebenden Brautleute zuſammengehen wird, noch in der Zeit gefeiert werden, die zur Aufſtellung des Heeres nöthig iſt. Und wie reich er den Sohn ausſtatten, wie glanzvoll er die Feier begehen mag, ſo wird von den Schätzen, die ſeine Truhen bergen, doch immer noch ſo viel übrig bleiben, um ſeinem Kaiſer beizuſtehen. Was den letzten Einwand anlangt, ſo iſt Robert von der Mark ein Rebell, und Franz von Sickingen kann und wird nie der Bundesgenoſſe von Rebellen ſeyn.

Hutten. Ihr wißt das Alles ſehr leicht vorzuſtellen; doch trau' ich Euch zu, daß Ihr fühlt, welche Arbeit, welche Aufopferung Ihr dem Ritter zumuthet. Und hat der Kaiſer dieſe um ihn und ſeine Freunde verdient? Hat er ſich ſo gehalten, wie wir erwarten durften? Er verwirft ſeine Rathſchläge, er mißachtet ſeine Bitten, er verfolgt ſeine Freunde, er macht Gemeinſchaft mit ſeinen Feinden — und er will, daß Franz Gut und Blut für ihn in die Schanze ſchlage?

Franz. Wohlan! weil denn Ulrich von Hutten ſeine Ungeduld nicht bemeiſtern konnte, ſo ſey es offen herausgeſagt: die Gründe, die Euch vorhin genannt worden ſind, Herr Caplan, wiegen ſchwerer für mich, als Euch anzunehmen beliebt; aber ſie ſind nicht Alles, ſie ſind nicht der Kern meines Widerſtrebens. Ich habe mich in dem Kaiſer getäuſcht, ich bin durch ihn beſchämt, und es iſt mir nicht möglich, mit Freudigkeit für ihn in den Kampf zu gehen. Ein Unternehmen aber, das nicht mit Freudigkeit angegriffen wird, kann nicht gelingen. Das iſt der Grund meiner Weigerung.

Glapio (nach kurzem Schweigen). Ich geſtehe, daß ich auf ſolche Einwendungen nicht gefaßt war. Die Gerechtigkeit unſrer Sache wird mir aber Kraft und Muth geben, den Kaiſer zu vertheidigen. Was iſt's, deſſen man ihn beſchuldigt?

Hutten. Es iſt ſein ganzes Benehmen in dem Streite Luther's mit dem Papſte und ſeinen Creaturen. Wir hatten geglaubt, das Herz des jungen Mannes, deſſen Begabtheit wir erkannten, werde ein empfänglicher Boden ſeyn für den Samen der Wahrheit, den jener Sämann Chriſti ausſtreut. Wir hatten Karl den Geiſt und Muth zugetraut, daß er den Schwung der Gedanken, der alle Edeln ergriffen hat, benutzen werde, um Deutſchland von der Tyrannei des Auslands zu befreien und den Tempel Gottes zu reinigen von dem Gezücht der Frevler, die das Heiligthum ſchänden. Statt deſſen — was hat er gethan? Er ſteht in freundlichem Verkehr mit Rom, und wenn wir dem Gerüchte trauen dürfen, ſo hätte er ein enges Bündniß mit ihm geſchloſſen. Gewiß iſt, daß er für den gottbegeiſterten Mönch nicht das geringſte Zeichen von Theilnahme, nicht ein Tröpfchen der Huld hatte, die ſich über Diejenigen, denen er wohl will, ſo reich ergießen kann. Er wollte von Luther den Widerruf, den unbedingten Widerruf, oder in der Weigerung deſſelben den Grund zur Verdammung: das geht aus Allem, was er gethan, klar hervor. Die Weigerung hat er; und die Verdammung, die Unterdrückung der Freiheit und chriſtlichen Wahrheit wird nicht lange mehr auf ſich warten laſſen.

Glapio. Ihr ſprecht, wie es die Leidenſchaft Euch eingiebt, die, ich wage es zu ſagen, Euch jede gerechte Erwägung der Dinge unmöglich macht. Ihr thatet Unrecht, zu glauben, der Kaiſer werde der Neuerung ohne Weiteres das Siegel ſeiner Macht aufdrücken und mit ihr die alte Ordnung der Welt umwälzen. Karl iſt der Schirmvogt der Kirche; er kann die Mängel erkennen, mit denen menſchliche Gebrechlichkeit die göttliche Inſtitution verunſtaltet hat; er kann das Verlangen empfinden, dieſe Mängel hinwegzuſchaffen, — allein er wird nie die Inſtitution ſelber den Wellen einer Neuerung preis geben, die in empörter Wuth über ihr Ziel hinausſchießt. Wer vermag aber zu ſagen, Karl ſehe jene Mängel nicht und er fühle nicht die Begierde, ſie hinwegzutilgen? Ich weiß das Gegentheil. Niemand im ganzen Reiche erkennt die Schäden klarer, an welchen der Leib der Kirche krankt, Niemand empfindet ein ſehnlicheres

Verlangen, eine Reformation herbeizuführen an Haupt und Gliedern, um ihn wiederherzuſtellen in urſprünglicher Reinheit und Geſundheit.

Hutten. Der junge Kaiſer?

Glapio. Ja, Ulrich von Hutten! Und Ihr braucht darüber nicht in allzugroße Verwunderung zu gerathen. Karl iſt mein Zögling, und ich bin dafür bekannt, daß ich nicht zu den Verehrern Roms gehöre, wie es dermalen iſt. Ich habe die Mißbräuche, die dort leider im Schwange ſind, nie vertheidigt, ſondern ſelbſt öffentlich gerügt. Auch iſt darüber unter Männern von Einſicht kein Streit. Die Stände des Reichs, wie Ihr wißt, haben unlängſt die Beſchwerden deutſcher Nation gegen den römiſchen Stuhl zuſammengeſtellt und das Verfahren deſſelben ſo ſcharf getadelt, daß (mit ſeinem Ausdruck zu Hutten) *Ihr*, Herr Ulrich, Euch nicht ſchämen dürftet, die Schrift verfaßt zu haben. Der Kaiſer iſt damit einverſtanden, und aus dieſen und andern Gründen nichts weniger als ein Feind des Wittenberger Mönchs. Ja, gerade *er* wollte bewirken, daß die Gaben dieſes Mannes der Nation wahrhaft zum Segen verwendet würden!

Hutten. Karl? — Aber wie? —

Glapio. Wie es ſich für ſein Amt und ſeine erhabene Stellung geziemt! — Ihr wißt — denn ich hab' es nie verhehlt! — wie ich ſelbſt über Luther denke. Ich halte ihn für einen Mann von großem Geiſte. Wer kann läugnen, daß eben er die Pforten wieder erſchloſſen hat, durch welche man zu der verborgenſten Bedeutung der heiligen Schrift eingehen mag? Vieles, ſehr Vieles in ſeinen Büchern iſt mir und einer Menge von eifrigen Dienern der Kirche aus der Seele geſchrieben! Aber eine Leidenſchaftlichkeit, die nicht von Gott iſt, das ſchlimme Erbtheil überkräftiger Naturen, hat ihn zu weit geführt. In ſeiner Schrift über die babyloniſche Gefangenſchaft ſind unerträgliche Behauptungen aufgeſtellt; und ich habe ſchon früher die Befürchtung ausgeſprochen, er möchte, wenn er dieſe nicht über Bord zu werfen ſich entſchlöſſe, auch die gute Ladung nicht in den Hafen bringen. (Mit Nachdruck) Wir hofften, in feierlichem Augenblick vor eine große Wahl geſtellt, würde er zwiſchen ſeinen guten und verderblichen Lehren unterſcheiden und dieſen abſagen, um jene zu retten. In dieſer und keiner andern Abſicht wurde er nach Worms citirt. Wie er aber da unſre Erwartung täuſchte, wißt Ihr. Er hat von Allem, was er geſchrieben, nichts widerrufen; er hat einen Sinn gezeigt, der überhaupt kein Urtheil über ſich erkennt. Wenn der Kaiſer ſich nun auch entſchließen wollte, dem Willen der Nation nachzugeben und die Berufung eines Concils durchzuſetzen, welches den Streit zu ſchlichten hätte, ſo wäre damit gar nichts gewonnen; denn Luther hat zuvor erklärt, daß er ſich auch der Autorität eines Concils nicht unterwerfen werde!

Dietrich. Es iſt wahr, er hat einen ſtarren Sinn gezeigt! Mancher ſeiner Freunde hätte mehr Verſöhnlichkeit von ihm erwartet!

Glapio. Trotz des fehlgeſchlagenen Verſuchs wird der Kaiſer dieſe Sache nicht aufgeben. Von Luther iſt nach menſchlichem Ermeſſen keine Nachgiebigkeit mehr zu hoffen; mit ihm können wir daher nicht weiter verhandeln. Aber der kaiſerlichen Majeſtät kommt es zu, das Heilſame, was durch dieſen Mann unter Einwirkung des göttlichen Geiſtes zu Tage gefördert worden, zu erhalten und es der deutſchen Nation, ja der ganzen Chriſtenheit nutzbringend zu machen. (Zu Hutten) Was war es, das Ihr, Herr Ritter, von dem Kaiſer erwartet habt? Daß er den Tempel Gottes reinigen werde. Eben das will er, ſo viel an ihm iſt: er will die Krämer und Wechsler unter dem Beiſtande des Herrn aus dem Heiligthum vertreiben und wieder ein Bethaus daraus machen. Aber er will nicht den Tempel ſelbſt einreißen und verwüſten! Den Mißbräuchen in der Verwaltung der Kirche ſoll Einhalt gethan, die Rechte der deutſchen Nation ſollen durch klare Verträge feſtgeſtellt werden. Ein freies Concilium ſoll entſcheiden, was von den neuen Lehren aus dem Geiſte Gottes iſt, und das Maß der Freiheit bezeichnen, welches dem Volke Gedeihen bringt in Leben und Wiſſenſchaft. Dieſe Lehre und dieſe Freiheit ſollen der deutſchen Nation gewährt und erhalten werden. Aber der göttliche Baum der Kirche ſoll ſtehen bleiben und in der gereinigten Luft nur um ſo fröhlicher wachſen!

Hutten. Das klingt leidlich und iſt mehr, als wir von Euch erwartet haben. Aber wer bürgt uns dafür, daß die ſchönen Verheißungen auch Thaten werden?

Glapio. Der Wille Karl's, der ein wahrhaft kaiſerliches Gemüth hat und den die weltlichen Anmaßungen Roms im

Innerſten verletzen. Der fromme Sinn meines Zöglings, den die Sittenloſigkeit unter dem hohen und niedern Klerus tief betrübt und der nicht ruhen wird, bis dieſem Uebel Einhalt geſchieht. Endlich — wenn ich auch das ſagen ſoll — die Staatsklugheit ſeiner Räthe, welche die Nothwendigkeit erkannt haben, daß in dieſer Sache etwas geſchehen muß. Das Volk iſt gleich einem gezähmten reißenden Thiere. Geben wir einem ſolchen die Speiſe, deren es bedarf und die ihm gebührt, ſo bleibt es ruhig. Enthalten wir ſie ihm vor, ſo erweckt der Hunger die alte Wildheit und es zerreißt ſeinen Herrn. Das ſieht der Kaiſer ein, wie alle aufgeklärten Männer unſrer Zeit; und wenn er ſein Verſprechen nicht halten würde aus Gründen ſeines kaiſerlichen Anſehens und ſeines chriſtlichen Sinnes, ſo würde er es halten aus Gründen der Politik. Freilich iſt es ein kühner Plan, Rom zu reformiren, und wenn Karl ihn durchführen ſoll, ſo müſſen die Beſten der Nation treu zu ihm halten; ſie müſſen einſehen, was ihm auf der Höhe ſeiner Stellung die Verhältniſſe gebieten — ſie müſſen ihm *vertrauen*. Wenn aber Männer, wie die, welche ich hier ſehe — wenn die Edelſten und Aufgeklärteſten der Nation ihn verkennen und ſich hartnäckig von ihm wenden — wie ſoll er das große Werk vollenden — ja, wie ſoll er nur den Muth haben, es zu beginnen?

Franz. Ihr ſprecht gut, Herr Pater, das iſt bekannt. Euer Geiſt iſt fruchtbar, und Ihr wißt das, was ſeyn müßte, ſo ausbündig zu ſchildern, daß man glaubt, es wäre!

Glapio. O verblendet Euch nicht ſelbſt, Herr Ritter! Verhärtet Euern Sinn nicht gegen meine Rede, die, wie ich ſehe, nicht ohne Eindruck auf Euch geblieben iſt! Daß Ihr Unmuth hegt über den Ausgang in Worms, iſt begreiflich: es iſt anders gekommen, als Ihr erwartet habt; Ihr müßt einem Gedanken entſagen, der Euch lieb geworden, und Ihr ſeyd betrübt darüber. Aber das iſt ein Ausbruch Eures Gefühls — Euer Verſtand kann ſich auf die Länge nicht täuſchen, er muß die Wahrheit erkennen und uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Soll wegen eines Mißtrauens, das durch nichts gerechtfertigt iſt, das Reich zu Schaden kommen? Soll der Franzoſe triumphiren und uns mit frechem Räuberarm eine Provinz entreißen? Soll die kaiſerliche Krone im Angeſicht der ganzen Chriſtenheit beſchimpft werden, und wollt Ihr Derjenige ſeyn, von dem es heißt, daß er dies zugegeben, daß er ſeinen Kaiſer in der Noth verlaſſen hat?

Dietrich (zu Franz). Ich kann es nicht bergen, Schwager, ich bin von ſeinen Worten überwunden und achte dafür, daß es Eure Ehre verlangt, dem Kaiſer die Hülfe zu leiſten.

Hartmuth. Auch mein Unglaube iſt erſchüttert. Wie wäre es möglich, mit ſolchem Eifer der Wahrheit eine falſche Sache zu vertheidigen?

(Hutten ſieht düſter vor ſich hin. Die Andern richten ihren Blick auf Franz. Pauſe.)

Franz (erhebt ſich). Es giebt im Leben Momente der Entſcheidung, wo man einen ſchweren Entſchluß zu faſſen vermag, weil man in ſeinem Herzen zugleich ein heiliges Gelübde thut. Wohlan, ehrwürdiger Herr, Ihr habt geſiegt. Alle Gründe, die mich vermochten, Euer Geſuch abzuſchlagen, ſollen für mich nicht mehr vorhanden ſeyn. Ich folge dem Rufe Karl's und weihe mich ſeinem Dienſte ganz und ohne Rückhalt. Binnen heute und drei Wochen führ' ich ihm ein Heer zu von 20,000 Mann, und in derſelben Zeit überſende ich ihm 20,000 Goldgulden ohne Unterpfand. Ich vertraue dem Kaiſer, ich will ihm vertrauen, und meine Freunde werden es mit mir.

(Alle erheben ſich. Dietrich und Hartmuth drücken ihre Beiſtimmung aus.)

Glapio. Der Himmel lohne Euch dieſen Entſchluß! Nun wird die gerechte Sache triumphiren im Reiche wie in der Kirche!

Hutten. Das gebe Gott!

(Pauſe.)

Glapio. Meine Aufträge ſind noch nicht zu Ende. Der Kaiſer hat nicht nur an Euch, Herr Ritter, ſondern auch an Eure Freunde gedacht. Euch, Dietrich von Späth und Hartmuth von Kronberg, wünſcht er beſonders für ſeine Dienſte zu gewinnen, und bietet Jedem einen Jahrgehalt von 400 Goldgulden. Ich bitte Euch, es anzunehmen.

Dietrich. Es ſey! (Ihm die Hand reichend) Mit dieſem Handſchlag verpflichte ich mich dem Kaiſer zu ehrlichem Ritterdienſt!

Hartmuth. Auch ich, Herr Caplan! Wo Franz von Sickingen vertraut, da ſoll in meiner Seele kein Zweifel aufkommen.

Glapio. Dank, meine Herren! (Zu Hutten) Und Ihr, Ulrich Hutten, werdet Ihr mir eine unfreundliche Antwort geben, wenn ich Euch auf Befehl des Kaiſers denſelben Gehalt antrage?

Hutten. Mir? Für welchen Dienſt? Ich kann nichts thun, als ihm die Wahrheit ſagen.

Glapio. Eben die will er hören! Der Kaiſer ehrt die Wiſſenſchaft, er ſchätzt Eure Gaben hoch und wird ſich freuen, wenn Ihr mit ihnen wuchert zum Ruhm des Vaterlandes.

Hutten. Gut, auf dieſe Bedingung hin will ich's wagen und meiner Verpflichtung redlich nachkommen.

Glapio (zu Franz). Lebt nun wohl, Herr Ritter! Lebt wohl, Ihr Herren! Mit Dank gegen Gott, mit Dank gegen Euch ſcheide ich aus dieſer Burg, die auch für mich eine Herberge der Gerechtigkeit geworden iſt. Ich eile nach Worms, um dem Kaiſer die frohe Botſchaft ſobald als möglich zu überbringen.

Franz. Gott mit Euch, ehrwürdiger Herr! Meldet dem Kaiſer, daß wir ſeine treueſten Diener ſind, und daß es nur auf ihn ankommt, uns immer in dieſer Geſinnung zu erhalten.

(Er begleitet Glapio an die Thüre.)

Hutten (vortretend, für ſich). Ich habe Dich verſtanden, edler Freund! Ja, mit dieſem Vorbehalt kannſt Du's wagen!

Dritter Aufzug.

(Saal in der Ebernburg.)

Erſter Auftritt.

Hutten, einen Brief in der Hand, mit dem Ausdruck der Entrüſtung. **Schwebel**, ernſt vor ſich hinſehend.

Hutten. Da hätten wir's denn! Getäuſcht, hintergangen, Einer wie der Andere! Getäuſcht in allen Hoffnungen, die wir auf dieſen Kaiſer ſetzten! Verachtet nnd bei Seite geworfen, wie ein verbrauchtes Spielzeug!

Schwebel. Höchſt ungerecht und höchſt undankbar!

Hutten. Wir haben es nicht beſſer verdient. Blindes Vertrauen muß betrogen und durch den Betrug geſtraft werden, weil es Schwachheit, Sünde iſt! Wie lange werden wir Deutſche noch ſo toll ſeyn, Andern Redlichkeit und guten Willen zuzutrauen, bloß weil wir es ſelber ehrlich meinen!

Schwebel (nach kurzem Schweigen). Sollten wir nun wirklich alle Hoffnung aufgeben müſſen? Sollten wir uns in dieſem Manne ſo ganz und gar getäuſcht haben?

Hutten. Ihr zweifelt noch, wollt noch hoffen? Kann man ſeine Meinung klarer ausſprechen? Kann man den ſelbſtſüchtigen und treuloſen Sinn eines Despoten deutlicher offenbaren? — Nicht acht Tage ſind verfloſſen nach dem Vertrag mit dem Ritter, wo er uns durch ſeinen Beichtvater eine Reform der Kirche verhieß — da ſchließt er ein Bündniß mit Rom und verpflichtet ſich, des Papſtes Feinde als ſeine Feinde zu halten! Zu eben der Zeit, wo Franz auszieht, die Empörung gegen das Reich zu dämpfen, wird auf dem Reichstage zu Worms jenes ſaubere Edikt erſchlichen, das Luther und ſeine Anhänger in die Acht erklärt. Während Franz die kaiſerlichen Lande vom Feinde ſäubert, werden in kaiſerlichen Landen ſeine Freunde verfolgt und ihre Bücher verbrannt. Luther ſelbſt wird vor den Streichen der Acht nur durch eine Liſt ſeines wackern Fürſten geſichert. Trotz der Kunde dieſer Falſchheit hält der Ritter ſein Wort wie ein Ehrenmann. Er wirft ſeinen alten Bundesgenoſſen nieder und beſetzt das Herzogthum. Er trägt den Krieg auf Befehl des Kaiſers in das Land der Franzoſen und rückt ſiegreich vor. Als die Kriegsliſt des Ritters Bayard, Hunger, Kälte und Krankheit das Heer zum Rückzug nöthigen, führt er dieſen meiſterhaft aus und kehrt in's Vaterland zurück, nachdem der Hauptzweck des Krieges erreicht iſt. Was thut Karl? Er giebt über den Ausgang des Feldzugs ſeine hohe kaiſerliche Unzufriedenheit zu erkennen. So recht nach Herrenart ſchätzt er den großen Erfolg gering, weil der größere, wie er ihn gewünſcht, nicht zu erreichen war. Er bleibt im Rückſtand mit der Bezahlung des Soldes und füttert den Ritter mit Vertröſtungen, aus denen die ganze Kälte der Ungnade herausſieht. — Iſt das genug? Kann man damit zufrieden ſeyn?

Schwebel. Nur zu ſehr!

Hutten. Gegen mich iſt er noch viel deutlicher geweſen! Was hab' ich anders gethan, als gehalten, was ich ſeinem Glapio zugeſagt? Ich gab ihm Wahrheit, Wahrheit in dem edeln und mannhaften Gewande, das ſich allein für ſie geziemt. Ich redete zu ihm die Sprache eines freien Mannes, ich deutete ihm den erhabenen Ruf des Schickſals, ich führte Gründe an, fähig einen Klotz zu rühren — und was war die Antwort? Allerhöchſter Unwille über die vermeſſene Sprache, die dreiſten Zumuthungen! Ich bin betroffen, ich demüthige und entſchuldige mich, ich ſchreibe ſo milde, als ich kann; hier (den Brief emporhaltend) iſt die Antwort: mit ſolchen Zuſchriften kaiſerliche Majeſtät ein- für allemal zu verſchonen!

Schwebel (nach kurzer Pauſe). Ich weiß Euch nichts mehr entgegenzuſetzen. Mit dieſer Hoffnung — das müſſen wir uns geſtehen — iſt es aus für immer. Jedennoch, wie wir durch göttliche Schickung ihm nochmal vertraut haben, ſo iſt es auch gut und heilſam, daß wir es gethan. Der Ritter hat gezeigt, daß er ſo lange mit dem Kaiſer ging, als es irgend möglich war; daß er ihm die Ehre laſſen wollte, dem Evangelium in unſerm Lande zum Sieg zu verhelfen! — Da ihn dieſes Mittel im Stiche ließ, ſo kann er mit gutem Gewiſſen ein anderes annehmen, das ihm die Vorſehung bieten wird.

Hutten. Ja, lieber Schwebel, das kann er; und ich glaube, das Mittel wird nicht lange mehr auf ſich warten laſſen. Franz hat die Geſinnung des Kaiſers erkannt; er weiß, daß er nirgends Hülfe finden kann, als bei ſich ſelber und bei denen, die gleicher Glaube und gleiche Noth zu ſeinen Freunden macht. Während der große Herr den Diener durch die Entziehung ſeiner Gnade gelähmt, vernichtet glaubt, ſtiftet dieſer zu Landau einen Bund des Adels zu Schutz und Trutz und wird als ſein Hauptmann im Stande ſeyn, ihm ſelber die Spitze zu bieten. Die Macht, lieber Caplan, werden wir in Kurzem haben; und die Gelegenheit, ihrer zu gebrauchen, wird ſich auch finden!

Schwebel. Möge Gott Alles zu gutem Ende führen und ſeinem Wort einen Weg öffnen aus dieſer Bedrückung! (Er reicht Hutten die Hand) Mich ruft mein Tagewerk. Ich habe eine neue Anweiſung abzufaſſen, wie die Geiſtlichen das Evangelium lehren ſollen, und muß noch heute fertig werden.

Hutten. Arbeitet, ehrwürdiger Freund, und ſäet den Samen der Wahrheit aus in dieſem kleinen Bezirke! Bald vielleicht wird Euch ein größerer anvertraut werden!

Schwebel (ab).

Hutten (nachdem er im Saal auf- und abgegangen). Der Caplan hat recht: es iſt gut, daß wir dem Kaiſer getraut haben. Und ich ſetze hinzu: es iſt gut, daß er uns betrogen hat. Dieſe edle Sache ſoll nicht in die Hände genommen werden von den Mächtigen, die aus ihr doch nur wieder ein Mittel machen würden zu ihrer eigenen Erhöhung. Freie Geiſter ſollen dem Vaterlande die Freiheit bringen; erleuchtete Gemüther ſollen dem Evangelium die Stätte bereiten! Denn nur ſie ſind dieſes Auftrages werth und nur ſie können eine Bürgſchaft ſeyn, daß der Segen der Freiheit dem Volk auch erhalten werde. — Es iſt klar wie der Tag, daß es durch uns geſchehen muß! Durch den Adel der Nation, deſſen alter Beruf es iſt, dem Unrecht zu ſteuern und das Recht zu fördern; der ſich den Mächtigen zur Seite ſtellt und, aufgeklärt durch das Licht der Wiſſenſchaft und des Glaubens, dem Bürger und Bauer die Hand reicht! — Durch die Blume des Adels, durch ihn, der unter Allen hervorragt als Feldherr und Staatsmann; der die Freiheit liebt, wie ein Held des Alterthums, und deſſen Geiſt erleuchtet iſt, wie der eines Reformators! — — Wenn ich das erlebte! Wenn das Joch, das auf uns laſtet, abgeworfen würde und die edeln Tugenden unſrer Nation ſich entfalteten in der Sonne der neuen Erkenntniß! Wenn die alten Mißbräuche, die uns beflecken und hemmen, getilgt und die Ordnungen des Reiches und der Kirche erneuert würden nach den Grundſätzen der Gerechtigkeit! Wenn die Stände geeinigt würden durch den Glauben, den Alle bekennen! Wenn die Reichthümer, die deutſcher Fleiß erarbeitet, im Lande blieben und verwendet würden zur Macht und zum Ruhme deſſelben! Wenn die deutſche Nation allen andern voranleuchtete an Kraft, Weisheit und Gottesfurcht! Wenn erſtritten würde, wonach ich gerungen ein ganzes mühe- und leidvolles Leben hindurch! Wenn ich wirklich vor mir ſähe, was mich als Traumbild erhob und entzückte! O Herr des Himmels, dann magſt du meine Tage verlängern oder mich hinwegnehmen von dieſer Erde: das höchſte Glück, das ich denken kann, hab' ich genoſſen, und ewig wird dir meine Seele danken! — (Nach kurzem Schweigen) Aber ſo hohe Güter können uns nicht umſonſt werden; ſie dürfen es nicht. So viel Herrlichkeit haben wir nur um den Preis einer heldenkühnen That. Wo Alles zu gewinnen iſt, da muß auch Alles eingeſetzt werden. Franz muß die Unternehmung wagen, weil ſie die einzige Pforte iſt, durch die wir eingehen können in die neue Zeit. Das iſt ſein Amt, ſein heiliger Beruf! Der meine iſt, ihn dazu anzutreiben und zu begeiſtern; und ich will dieſem Beruf treulich nachkommen, bis er den ſeinen erfüllt hat!

Zweiter Auftritt.

Franz (tritt langſam ein). **Der Vorige.**

Hutten (eilt ihm entgegen). Ihr ſeyd ſchon hier? Schon aus Landau zurück?

Franz. So eben bin ich gekommen.

Hutten. Als Hauptmann des Bundes?

Franz. Als Hauptmann des Bundes.

Hutten. Ihr habt Alles erreicht, alle Eure Vorſchläge durchgeſetzt?

Franz. Alle. Die Ritter, die ſich in Landau verſammelten, haben ein Bündniß geſtiftet, wie ich es ihnen gerathen, nnd treues Aushalten dabei eidlich gelobt. Für die Welt iſt unſer Zweck Aufrechthaltung guter Polizei unter uns und Schlichtung der Streitigkeiten durch Schiedsgerichte; für uns iſt er gemeinſchaftliches Handeln zur Wahrung der Glaubensfreiheit und zum Schutz unſerer Rechte gegen die Fürſten. Sie haben mich einhellig zum Hauptmann erwählt und vertrauen ſich unbedingt meiner Führung.

Hutten. Und nun?

Franz. Sind wir gerüſtet.

Hutten. Gerüſtet, um loszubrechen, der Freiheit und dem Evangelium offene Bahn zu machen?

Franz. Gerüſtet, um diejenigen zurückzuwerfen, die unſre Freiheit und unſre Rechte antaſten.

Hutten (nach kurzem Schweigen). Ihr ſeyd alſo wieder gefaßt von dem alten Geiſte des Zauderns! Wieder bedenklich, den Anfang zu machen und über Trier herzufallen, wie wir es ausgedacht! Auch die Einigung mit dem Kern des deutſchen Adels, die Gewißheit ihres Beiſtandes hat Euch nicht über Eure Zweifel erhoben?

Franz. Erlaßt mir die Antwort. Ich ſtehe vor einer Kluft von bodenloſer Tiefe. Soll ich zurückgehen, ſoll ich ſie überſpringen? Das iſt die Frage, die mein Innerſtes in Aufruhr bringt. Denn anders iſt es, eine Unternehmung nur von ferne zu betrachten und an ihrem Bilde ſich zu weiden — anders, einen Schritt vor ihr zu ſtehen und zur Entſcheidung gezwungen zu ſeyn. Alles, was dagegen ſpricht, drängt ſich hier dem Geiſte noch einmal gewaltſam auf.

Hutten. Es mag ſeyn! Der weiſe Mann wird erwägen, was er unternimmt, aber er wird nach der Erwägung den gewichtigſten Gründen folgen. Was ſeyd Ihr und was erwartet Euch? Das bedenkt! Ihr ſeyd zu groß und zu klein — Ihr könnt ſo nicht bleiben. Ihr ſeyd zwiſchen das Volk, das an Luther hängt, und zwiſchen den Kaiſer geſtellt, der mit Rom verbündet iſt — Ihr müßt Eure Wahl treffen. Hofft Ihr jetzt noch auf den Kaiſer? Glaubt Ihr auch nach dem groben Undank, den er gegen Euch bewieſen, er werde Euren Mahnungen folgen und dem Wunſche der Edeln nachgeben? — Hier leſt dieſen Brief, worin er ſich von mir, ſeinem beſtallten Diener, Vorſtellungen zu Gunſten unſrer Sache ein- für allemal verbittet. Er hat ihn noch in den Niederlanden ausfertigen laſſen, vor ſeiner Abreiſe nach Spanien! Ein erbaulicher Abſchiedsgruß! (Er giebt ihm das Schreiben.)

Franz (nachdem er es überflogen). Das kann mich nicht wundern. Große Herren wollen den Namen eines Beſchützers der Freiheit, weil er Ehre bringt; aber die Sache weiſen ſie von der Hand, weil ſie unbequem iſt. Auch an dem Undank, den ich von ihm erfahren, finde ich nichts Erſtaunliches. Ich habe die Feſtung Mezières nehmen, den König Franz überfallen und ihn gefangen nach Deutſchland führen ſollen — und hab' es nicht gethan! Kann das der Kaiſer — kann das namentlich der König von Spanien verzeihen?

Hutten. Freilich nicht. Aber könnt Ihr von einem Manne, der Eure Hingebung mit Verrath belohnt hat, noch etwas Anderes erwarten, als Feindſeligkeiten gegen Euch und Eure Ueberzeugung?

Franz. Nein! Den Kaiſer geb' ich auf. Ich nenn' es nicht Verrath, was er gethan; ich glaube nicht, daß Glapio wiſſentlich uns betrog, als er in dem Herzen ſeines Zöglings empfänglichen Sinn für unſre Meinungen hoffen ließ. Dieſer Mann fühlt, wie viele ſeines Gleichen, die Nothwendigkeit einer Reformation an Haupt und Gliedern; er wird ſie dem Kaiſer vorgeſtellt haben, und wie ich glaube, nicht vergeblich. Aber Karl ſteht in der Welt und kann ihrem Drängen nicht widerſtehen. Gegen den König von Frankreich bedarf er der Hülfe des Papſtes; und wer könnte den Helfenden mit der Zumuthung der Beſſerung beleidigen wollen? Man legt daher den wohlausgeſonnenen Plan wieder bei Seite und überläßt die Ausführung den kommenden Geſchlechtern, weil ja doch, was ſo lang gehalten, noch länger halten kann! Eine Reformation des Papſtthums und der Hierarchie iſt ein Traum, der nie in Erfüllung gehen wird. Man gehe mit dem beſten Willen daran, die Mißbräuche abzuſtellen: wo will man anfangen und wo aufhören? Alles hängt zuſammen; wenn das Eine fällt, müßte auch das Andere fallen, man müßte weiter gehen, als man anfangs dachte, und das will man nicht. Man läßt daher lieber Alles, wie es iſt. Entweder — oder! Luther hatte recht!

Hutten. Und Ihr, die Ihr dies einſeht, wollt dieſen Mann und ſeine Lehre zu Grunde gehen laſſen?

Franz. Er iſt in Sicherheit und ſeine Lehre im Volke.

Hutten. Aber die Gewalt rüſtet ſich, ſie aus dem Volke wieder auszutreiben; und die Gewalt iſt ſanctionirt durch das den Reichsſtänden in Worms abgeliſtete Edikt. Schon ietzt werden die Bekenner der neuen Lehre von Rechtswegen verfolgt, ihre Bücher verbrannt und der Druck neuer verhindert, ſoweit ihr Arm reicht. Aber dabei kann die Gewalt nicht ſtehen bleiben, ſie muß vorwärts gehen, denn auch bei ihr handelt es ſich um Sieg oder Untergang. Wird nun der friedliebende alte Kurfürſt von Sachſen ihrem Andrang widerſtehen können? Werden wir ihm widerſtehen können, wenn wir die Freunde unterjochen und den Feind mit dem an uns begangenen Raube ſich ſtärken laſſen? Nein, die Unentſchiedenheit, die Halbheit muß unterliegen. Entweder — oder! Dieſer Ruf ergeht an Euch, wie er an Luther ergangen iſt. Wie der Mönch mit dem Papſte brach, ſo muß der Ritter mit dem Kaiſer brechen. Ihr müßt Eure Freunde unter die Fahnen rufen und eine Macht ſammeln, mit der Ihr den Plan, den wir erdacht, ungeſäumt durchführen könnt. Unterlaßt Ihr es, ſo ſeyd Ihr verloren, und wir ſind es mit Euch.

Franz. Drängt mich nicht, Ulrich! Was Ihr mir vorhaltet, hab' ich mir längſt ſelber geſagt. Ich bin vorbereitet zum Losbruch, und die Freunde, die ich in unſern Plan eingeweiht, ſind es mit mir. Unſre Burgen ſind feſt und für alle Wechſelfälle gerüſtet. Sobald ich ſie rufe, eilt eine gewaltige Kriegsmacht unter meine Fahnen. Aber mir geziemt es, zu bedenken, was Ihr in Eurem Feuereifer nicht erwägt, und mir zu muthigem Beginn ein gutes Gewiſſen zu ſchaffen. Ich bin das Haupt einer großen Verwandtſchaft, der Erbe eines edeln Namens; ich bin Vater und habe Pflichten gegen meine Kinder. Da ich ihr Gut und Blut auf's Spiel ſetzen will, wie das meine, ſo muß ich ihnen offenbaren, was wir vorhaben, und ihre Meinung hören. Ich habe Schweikard und Hedwig von Alzey hieher beſchieden und erwarte ſie jeden Augenblick.

Hutten. Sprecht mit ihnen! Von ihnen fürchte ich nichts! (Man hört das Blaſen des Thurmwarts. Franz tritt zum Fenſter. Pauſe.)

Franz. Sie kommen! Ich bitte Euch, laßt uns allein.

Hutten. Gott erleuchte Eure Gemüther! (Ab zur Seite.)

Dritter Auftritt.

Franz. Schweikard und **Hedwig** treten ein.

Franz (ihnen entgegen). Brav, meine Kinder! Ihr habt Euch geſputet, zu mir zu kommen! (Sie wechſeln herzliche Begrüßungen.)

Schweikard. Wir eilten, Euch Glück zu wünſchen zum Bundeshauptmann.

Franz. Glück werden wir nöthig haben!

Hedwig. Ihr ſeht ſo ernſt, mein Vater! Iſt Euch etwas Leides widerfahren?

Franz. Nein, liebe Tochter! Setzt Euch zu mir! (Sie ſetzen ſich) Wie lebt Ihr in Alzey? Iſt der Kurfürſt mit ſeinem jungen Burggrafen zufrieden?

Schweikard. Er hat uns vor Kurzem ſelbſt beſucht und uns ſehr viel Freundlichkeit erwieſen.

Franz. Es iſt ein wackrer Herr und ſeine Gunſt mir überaus viel werth. Nicht ohne guten Grund hab' ich Dich in dieſe Stelle gebracht. Die Fürſten der Pfalz waren den Sickingen von jeher gewogen und haben ihren Wachsthum gefördert. Ich hoffe, auch dieſer ſoll ſich bewähren.

Hedwig. Wir ſind ſehr gern in Alzey. Die Burg iſt ſchön gelegen; von dem Erkerzimmer, wo wir wohnen, ſieht man in ein geſegnetes Land hinein. Das Geſinde iſt uns treu ergeben, die Leute des Ortes lieben uns. Sie ſind unſerem Glauben zugethan und dürfen ihn ungeſtört bekennen. Unſre Tage gehen ſo ſtill und froh dahin, daß wir kaum einen Wunſch mehr haben.

Franz. Warum leben wir nicht in einer Welt, wo ſo ſchönem Glück auch Dauer verbürgt iſt! Wo keine Gewalt die

Zufriedenen aus dem ſtillen Haſen in die offene See hinausführt, wo Sturm und Klippen ihrer warten!

Hedwig. Was wollt Ihr damit ſagen? Was könnte unſern Frieden ſtören?

Franz. Wir ſelbſt; die Pflicht, die uns auferlegt iſt.

Schweikard. Die Pflicht?

Franz. Und die Ehre, die uns zum Kampfe ruft.

(Schweikard und Hedwig ſehen einander betroffen an.)

Schweikard (nach kurzer Pauſe). So wäre es wahr, was mir ein Freund in Alzey mittheilte — Ihr ſinnt auf eine gefährliche Unternehmung? Ihr habt uns nichts davon geſagt!

Franz. Ich wollte in den Sonnenſchein Eures Glücks nicht die Schatten der Sorge werfen. Auch jetzt geh' ich ſchwer daran, aber es muß ſeyn: Ihr müßt wiſſen, was geſchehen ſoll, und ſelbſt Eure Meinung abgeben.

Schweikard. Was habt Ihr vor?

Franz. Das größte Unternehmen meines Lebens! Ein Unternehmen, das uns auf den Gipfel der Macht erheben und den Sieg der Freiheit und des Evangeliums für immer ſichern, aber ebenſowohl uns und unſern Freunden den Untergang bereiten kann.

Schweikard. Wollt Ihr die Anhänger der neuen Lehre zum Kampf aufrufen? Wollt Ihr aufſtehen gegen den Kaiſer?

Franz. Mit nichten! Ich will eine Fehde ankündigen nach Ritterſitte, wozu ich den Anlaß ſtündlich erwarte. Aber eine Fehde gegen den Erzfeind unſrer Familie, gegen den ärgſten Widerſacher unſres Glaubens — gegen den Kurfürſten von Trier. Ich will die Stadt nehmen, das Land beſetzen und unſerm Glauben, der auch dort ſeine Anhänger hat, zum Sieg verhelfen. Ich will mir in Verbindung dieſes Landes mit dem unſern und dem unſrer Freunde einen Boden ſchaffen, von welchem aus die Fahne des Evangeliums durch das ganze Vaterland getragen werden kann.

Schweikard. Ihr ſeyd mächtig; Ihr ſeyd es mehr denn je als Haupt der verbündeten Ritter. Aber was werden die Fürſten zu Eurem Angriff ſagen — Mainz, Pfalz und Heſſen? Was wird der Kaiſer ſagen?

Franz. Der Erzbiſchof von Mainz iſt entſchloſſen, ſich mit mir zu verbinden, von Rom abzufallen und ſeinen Kurhut erblich zu machen. Der junge Philipp von Heſſen, obwohl mir noch gram wegen des Zugs, den ich in ſein Land gethan, wird ſeinen perſönlichen Unmuth dem Vortheil der großen Sache, der auch er anhängt, unterzuordnen wiſſen. Der Pfalzgraf iſt unſerm Glauben im Stillen günſtig und wird zu uns halten, wenn er mit uns zu ſiegen hofft. Der Erzbiſchof zu Köln, der ehrwürdige Hermann von Wida, iſt mir perſönlich gewogen. Der Kaiſer iſt fern und das Reichsregiment kann den Kriegszug anfangs nur als eine gewöhnliche Fehde anſehen, der es ihren Gang laſſen wird. Iſt Trier genommen, dann ſtehen wir Alle, die wir Luther's Lehre bekennen, zuſammen und zwingen den Kaiſer, mit uns zu gehen. Nur ſo iſt es möglich, die Gefahr, die uns droht, abzuwenden und die Unterdrückung, der wir ſicher verfallen würden, in Triumph zu verwandeln.

Schweikard. Wenn Ihr ein ſo großes Werk im Sinne habt und Hoffnung, es durchzuſetzen, ſo wagt es in Gottesnamen! Was wir ſind und vermögen, gehört Euch!

Franz. Das hab' ich von Dir erwartet. Und Du, meine Hedwig? Sprich offen und frei! Dein Vater iſt im Bunde; aber es liegt mir viel daran, die Meinung ſeiner edeln Tochter zu hören.

Hedwig. Erwartet Ihr von mir eine andere Antwort, als von Schweikard? Glaubt Ihr, ich werde Euch ein Unternehmen widerrathen, das Euch Euer Geiſt ausführen heißt zum Heil unſres Glaubens?

Franz. Wenn es aber ſcheiterte? Wenn ich niedergeworfen würde und Euer ſchönes Glück und alles Liebe und Gute, was Euch die Zukunft verſpricht, mit in den Abgrund riſſe?

Hedwig. Es komme, was Gott verhängt! Er hat uns ſeine Güte überſchwenglich bewieſen; aber ich fühle jetzt, daß man nirgends fähiger iſt, Alles zu opfern, als im höchſten Glück.

Franz. Treffliches Kind! Ich hoffe, der Ausgang ſoll beſſer ſeyn. Ich würde den Kampf nicht beginnen, nicht beginnen dürfen, wenn die Anzeichen nicht Sieg verſprächen.

Hedwig. Möge Gott ihn Euch ſchenken! Wäre aber das Unternehmen gewagter und die Gefahr dabei größer, ſo dürftet

Ihr es doch nicht aufgeben, wenn es zum Triumph unſres Glaubens führen kann. In den Zeiten, wo das Chriſtenthum von den Heiden verfolgt wurde, gingen Tauſende ſeiner Bekenner mit Freudigkeit in den Tod, ſie erduldeten die grimmigſten Qualen, um Zeugniß zu geben für die Lehre Chriſti und ihren Peinigern zu beweiſen, daß es im Menſchen eine Kraft giebt, an der alle Macht der Welt zu Schanden wird. Sollten wir dieſe Kraft nicht mehr beſitzen? Sollte der wieder erſchloſſene Glaube nicht dieſelbe Hingebung verdienen, wie der urſprünglich gegebene, und ſollte er nicht eben ſo im Stande ſeyn, ſie in uns zu erwecken?

Schweikard. Er hat ſchon bewieſen, daß er dies vermag! Hunderte haben ihr Gut, ihr ganzes äußeres Lebensglück aufgeopfert, um das Evangelium zu bekennen; und auch Märtyrerblut iſt ſchon gefloſſen!

Hedwig. Der wahre Glaube wird überall dieſelbe Macht beweiſen. Er öffnet uns den Himmel, er zeigt uns die ewigen Güter, die wir erben ſollen; und wer möchte das Unvergängliche, wenn er es erkannt hat, dem Vergänglichen nachſetzen? Wer möchte zaudern, die irdiſche Freude hinzugeben, um die ewige dafür zu gewinnen? Wer den Himmel vor Augen hat, der kann ein Verlangen empfinden nach Leid und Prüfung, die ihm geſtatten, ſich zu bewähren und das in freier Güte geſchenkte und verheißene Glück wenigſtens in etwas zu verdienen. Und wenn wir ſehen, daß durch eben dieſe Prüfung die Sache Gottes, das Heil der Menſchen gefördert wird, müſſen wir ſie nicht mit doppelter Begierde ergreifen? Laßt Euch daher um unſertwillen von nichts abhalten, lieber Schwäher, was Ihr zum Ruhme Gottes und zum Frommen unſers Glaubens unternehmen könnt! Ihr würdet uns damit nicht etwas geben, ſondern etwas nehmen! Ihr würdet uns nicht etwas zu Liebe, ſondern zu Leide thun!

Franz. Du biſt beſſer, als ich, liebe Tochter! Dir iſt von der Natur ſelbſt eine chriſtliche Seele verliehen und im Glauben hat ſie ſich entfaltet, wie eine Blume im Licht der Frühlingsſonne. Engel, werde mir erhalten und heilige mein Unternehmen durch Dein Gebet!

Schweikard. Unſer Gebet, unſre Kraft, unſer Leben gehört Euch! Schaltet damit, wie Ihr wollt!

(Franz erhebt ſich in großer Bewegung; Schweikard und Hedwig ebenfalls.)

Franz (reicht ihnen die Hände). Ich dank' Euch, liebe Kinder! Ihr habt eine Laſt von meinem Herzen genommen und meinen Geiſt muthiger und freier gemacht. Wenn das Geſchick mich ruft in deutlichem Wort, ſo bin ich bereit, ihm zu folgen. Begrüßt nun den Caplan Schwebel und ſein Weib! Ihr werdet Leute finden, die ſo glücklich, wie rechtſchaffen ſind. Ich erwarte Ulrich. — Gott mit Euch!

(Schweikard und Hedwig gehen ab.)

Franz (ihnen mit Rührung nachſehend). O edle Reinheit jugendlicher Gemüther! — Dieſe Kinder hören von einem Vorhaben, das all' ihr Lebensglück und alle ihre Hoffnungen in's Ungewiſſe ſtellt; von einem Unternehmen, das die alten Geſetze des Reiches umſtößt, den Bau der Jahrhunderte in Trümmer zu werfen bezweckt und Verdammungsurtheile erfahren wird auch von befreundeten Seelen: — und ſie vernehmen in meinen Worten nur das heilige Gebot des Himmels, ſie fühlen nur die Pflichten, die ſie üben, die Opfer, die ſie bringen ſollen, und genügen ihrer Liebe und Begeiſterung nur in völliger Hingebung an die erwählte Sache! — Wäre es möglich — könnte ich denken und empfinden wie ſie! Könnte ich zurückkehren zu dem glückſeligen Stande jugendlichen Glaubens! Könnte ich meinen Blick wegwenden von dem Graus des Weges und die Augen auf den Leitſtern des Himmels gerichtet in reinem Vertrauen vorwärtsgehen! — Ich vermag es nicht; auch jetzt nicht, wo durch den Beifall dieſer edeln Seelen die letzte Schranke, die mich hielt, gefallen iſt. Mitten im Drang der Begierde, mitten in dem frohen Sturm, den die Bilder der Zukunft in mir aufregen, höre ich eine warnende Stimme, die meine Kraft verkümmert, weil ſie meine That verklagt. Die Freudigkeit, mit der ich ehedem, an der Seite Hartmuth's, Götzens von Berlichingen und all' der wackern Freunde meiner Jugend, in's Feld zog, der leichte Sinn, der trotzige Muth jener Zeiten — ſie ſind dahin. Mir iſt, wie einem Spieler, der Hab' und Gut, Ehre und Leben auf Einen Wurf zu ſetzen ſich geſtachelt fühlt und zu ſetzen ſich fürchtet. Alles oder nichts für mich, mein Haus, meine Freunde, meine Ueberzeugung — das iſt's, was die rollenden Würfel bringen! — — Trauriges Vorrecht des Alters, auch die Kehrſeite deſſen, was kommen ſoll, zum Voraus zu erblicken und ahnend die böſen Geiſter zu ſehen, die das Werk des Menſchen zu ſtören und zu verunehren beſtiſſen ſind! — Wenn ich unrecht hätte, in dem Zug meines Herzens den Ruf Gottes zu erkennen? Wenn das, was ich für Pflicht halte, Sünde wäre? Wenn zu der Schmach der Niederlage die Schmach eines begangenen Frevels käme — und wenn dieſer Frevel der Sache, für die ich mich wage, eben den Untergang bereitete? — Peinliche Fragen! Nur Eines iſt, was über euch hinweghilſt: der Sieg. Hab' ich ihn, dann hat es Gott gewollt, was ich gethan, die Welt preist es und Segen fließt daraus für Tau[illegible] und aber Tauſende!

Vierter Auftritt.

Hutten tritt raſch ein. **Der Vorige.**

Hutten. Nun? Iſt's entſchieden? (Er ſieht Franz an.) Ihr ſeyd aufgeregt, aus Euren Mienen blicken Zweifel und Sorge! Wäre es möglich, hätte das junge Paar ſeinen edeln Sinn verläugnet?

Franz. Thut ihnen nicht Unrecht! Sie ſind zu jeder Aufopferung bereit, mit reinſtem Sinn und vollkommener Hingebung. Aber um ſo mehr fühle ich meine Pflicht, für ſie zu denken und zu erwägen, ob ich ihr Opfer auch annehmen darf!

Hutten. Welch ein Dämon treibt Euch, immer von Opfern zu reden, als ob nur Niederlage und Verderben in Ausſicht ſtände! Nichts ſteht in Ausſicht, als der Sieg, der Euer iſt, ſobald Ihr nur die Hand ausſtreckt, ihn zu ergreifen!

Franz. Das iſt die tolle Sicherheit der Leidenſchaft, die Alles, was ſie wünſcht, ſchon gethan ſieht.

Hutten. Nein, Franz, es iſt das Ergebniß der kälteſten und ruhigſten Betrachtung deſſen, was kommen muß. Hört mich und verſucht es, mich zu widerlegen! Ihr kündigt Richard von Trier Fehde an und fallt über ihn her, ehe er gerüſtet iſt. Die Nachbarn ſind entweder Eure oder Luther's Freunde, ſie werden Euch helfen oder Euch gewähren laſſen. Die Stadt kann Euch nicht widerſtehen. Ihr nehmt ſie, verjagt den Kurfürſten und ſeyt Euch an ſeine Stelle. Zugegeben, daß das Reichsregiment den Muth hat, die Acht über Euch auszuſprechen: Ihr ſteht an der Spitze eines ſiegreichen Heeres, Ihr ſeyd Herr eines Kurfürſtenthums und umgeben von Bundesgenoſſen. Auf die Nachricht von Eurem Sieg wird Alles, was unſres Glaubens iſt, herbeieilen, Eure Macht zu mehren. Die Städte werden ſich erheben, der gemeine Mann wird zu uns ſtehen; die Empörung gegen Rom und ſeine deutſchen Helfershelfer wird ſich wie ein Lauffeuer fortpflanzen. Ehe denn Wochen vergehen, ſeyd Ihr der Führer der halben Nation, des edelſten, kühnſten, von Glaubenseifer und Freiheitsliebe glühenden Theiles der Nation. Wird das Regiment da noch die Acht gegen Euch vollſtrecken, die alten Schreckmittel gegen Euch in Bewegung ſetzen wollen? Mit dieſen iſt es ein für allemal vorbei: eine neue Zeit iſt da und eine neue Ordnung der Dinge beginnt. Ihr habt die Macht, und mit der Macht weiß man ſich zu vertragen. Das Regiment, in welchem ohnehin Anhänger der neuen Lehre ſitzen, wird ſich für Euch erklären, und der Kaiſer wird froh ſeyn, durch Anſchluß an die ſiegende Partei das Scepter des Reichs behalten zu können. Will er das nicht, ſo entſage er der Herrſchaft über ein Land, deſſen Glauben er nicht theilen kann, und das Haupt der Nation werde — der Würdigſte!

Franz. Da wär't Ihr wieder auf der ſchwindelnden Höhe! Da hättet Ihr den Sieg wieder hergezaubert durch die Macht einer ſtets triumphirenden Einbildungskraft! — Wenn aber der Bach, den Ihr ſchon als prächtigen Strom dahin rauſchen ſeht, an der Quelle verſtopft würde? Wenn Trier ſich hielte, und ſtatt der Freunde die Feinde herbeieilten, uns zu erdrücken?

Hutten. Das kann und wird nicht geſchehen! Euch, der ſo viele Burgen und feſte Plätze genommen hat, Euch ſollte mit ſolcher Kriegsmacht und in ſolcher Sache eine Stadt widerſtehen, in der wir Freunde haben? Glaubt Ihr das? (Franz ſchweigt.) Nun denn: ſo handelt! Alles, was zur Kriegsführung gehört, iſt vorhanden; nichts fehlt, als der Anlaß zur Fehde. Nun gut, den nehmen wir.

Franz. Das wird nicht nöthig ſeyn: ich erwart' ihn.

Hutten. Einen rechtmäßigen Beſchwerdegrund?

Franz. Eben den! Ihr wißt, daß unſre Freunde Hilchen von Lorch und Gerhard Börner in ihrem Handel mit Trier zwei reiche Bürger überfallen und in Haft genommen haben. Auf meine in Landau geleiſtete Bürgſchaft und ihr feierliches Verſprechen, entweder 5000 Dukaten Löſegeld zu zahlen oder ſich wieder zu ſtellen, wurden die Trierer Herren frei gelaſſen. Bald darauf hörte man, der Erzbiſchof verbiete ihnen, ihr Verſprechen zu halten! Ich ließ ſogleich die Anrechte der beiden Ritter auf mich übertragen und ſandte meinen Geheimſchreiber nach Trier, um ſich bei Richard nach dem wahren Stand der Dinge zu erkundigen und mir ſchleunigſt Meldung zu thun. Jeden Augenblick kann der Bericht eintreffen.

Hutten (nachdenklich). Sollte der alte Fuchs die Schlinge ſehen, die ihm gelegt iſt, und Euch das Geld lieber zukommen laſſen? — Nein, ſein Stolz wird es nicht dulden. Er wird Euch unglimpflich antworten und Ihr werdet ihm den Fehdehandſchuh hinwerfen. Welch ein freudiger Schreck wird durch unſre Glaubensgenoſſen fahren! Wie werden ſie jubeln in und außer Deutſchland! Während Ihr in Landau war't, habe ich wieder Briefe erhalten aus allen Gauen des Vaterlandes, und nicht nur aus Deutſchland, auch aus Italien, Frankreich, England, Spanien! Alle Welt wartet auf einen Mann, eine That. Alles iſt überzeugt, daß der Kampf des Wortes und der Feder nur durch den Kampf der Waffen entſchieden werden kann; und die deutſchen Freunde erwarten dieſe Entſcheidung von keinem Andern, als von Euch!

Franz. Es iſt möglich, daß ſie recht haben. Wenn ich die That nicht wage, ſo wird ſie ſchwerlich ein Andrer wagen; und wenn ſie mir nicht gelingt, ſo wird ſie, wie jetzt die Sachen ſtehen, Keinem gelingen.

Hutten. Und Ihr zaudert noch!

(Ein Diener tritt ein.)

Franz. Vielleicht nicht lange mehr.

Diener. Ritter Hartmuth von Kronberg iſt ſo eben durch's Thor geritten und wünſcht Euch ſogleich zu ſprechen.

Franz. Hartmuth! — Er iſt willkommen! (Diener ab.) Was kann er wollen! Ein gewöhnlicher Grund iſt es nicht, der ihn in dieſer Zeit von Kronberg nach der Ebernburg führt.

Fünfter Auftritt.

Hartmuth tritt ein, in ſichtbarer Ermüdung. **Franz** und **Hutten** gehen ihm entgegen.

Franz. Gott zum Gruß, Vetter! Was bringſt Du uns? (Ihn anſehend) Du haſt einen ſcharfen Ritt gemacht!

Hartmuth. Es war Eile vonnöthen. Ich komme mit einer Botſchaft von Luther und Melanchthon.

Hutten. Iſt ihnen etwas begegnet? Brauchen ſie Hülfe?

Hartmuth. Mit nichten, Herr Ulrich. (Zu Franz) Es iſt ihnen zu Ohren gekommen, daß Du zu einem Kriegszuge rüſteſt, um dem Evangelium gewaltſam Bahn zu brechen. Sie haben gegen ein ſolches Unternehmen ſchwere Bedenken und trugen mir auf, Dir in ihrem Namen auf's Dringendſte davon abzurathen.

(Franz und Hutten ſehen ihn erſtaunt und erſchrocken an.)

Hutten. Wie, die Männer, um derentwillen Franz den Zug wagt, deren Lehre durch eine kühne That geſchützt und gerettet werden ſoll — ſie ſind es, die uns davon abmahnen?

Franz. Geben ſie auch Gründe an? Und welche ſind es?

Hartmuth. Sie ſagen vor Allem, Dein Unternehmen ſey gegen das klare Gebot Gottes, weil es Auflehnung wäre gegen Deinen rechtmäßigen Herrn, den Kaiſer, und gegen die Ordnung des Reichs!

Franz. Auflehnung gegen den Kaiſer — es ſey! Aber gegen einen Kaiſer, der ſich mit den Feinden des Vaterlandes verbunden, der ſeiner heiligſten Pflichten vergeſſen hat und der Evangelium und Freiheit mit Gewalt unterdrücken will!

Hartmuth. Darauf antwortet Luther: der Chriſt ſoll nicht Gewalt mit Gewalt vertreiben, er ſoll nicht Richter ſeyn in eigner Sache, ſondern auf Gott vertrauen und die Vergeltung Dem anheimſtellen, der da recht richtet. Ein Werk, das gegen ſein Gebot unternommen, könne Gott nicht beſchützen. Wer Wind ſäe, werde Sturm erndten. Wer das Schwert ergreife, der werde durch das Schwert umkommen.

(Franz und Hutten ſehen in unmuthigem Schweigen vor ſich hin. Hartmuth fährt nach kurzer Pauſe fort.)

Luther insbeſondere giebt Dir zu bedenken, daß bei einem Kampf, wie Du ihn beginnen willſt, mit dem reinen Eifer der Wahrheit irdiſche, ſündliche Leidenſchaften ſich miſchen und unſre edle Sache beflecken und verderben werden; daß Gewalt und Aufruhr, von Anhängern des Evangeliums verübt, den Papiſten Gelegenheit geben werden, die neue Lehre zu verdächtigen und zu ſchreien: ſie ſey nicht aus Gott, ſondern vom Satan.

Hutten. Das wäre kein ſo großes Unglück, denn das thun ſie ohnehin! — Luther will alſo, daß wir der Tyrannei ruhig das Feld überlaſſen und ſeine Lehre der Unterdrückung preis geben ſollen?

Hartmuth. Er fürchtet nichts für ſeine Lehre; er erwartet Alles von Gott und von den Waffen des Geiſtes. Wie die Kirche — ſchreibt er — durch das Wort gegründet iſt, ſo wird ſie auch durch das Wort wiederhergeſtellt werden; und wie der Antichriſt ſein Reich ohne Gewalt der Waffen angefangen hat, ſo wird es auch ohne dieſelbe zerſtört werden. Um die Lüge zu ſtürzen, bedarf es nur, daß wir ſie erkennen und offenbaren; damit reißen wir ſie aus den Herzen der Menſchen und das Werk der Lüge fällt von ſelbſt zuſammen. Luther giebt zu, daß es gegenwärtig ſchlimm um unſre Sache ſteht; aber er lebt des feſten Glaubens, daß Gott Mittel finden werde, ſie zu ſchirmen und zu fördern, ohne daß ſein Gebot verletzt wird. Denn nicht wir — Er ſelbſt habe dieſe Sache angefangen, und Er werde ſie auch hinausführen, ſollte die ganze Hölle ſich dawiderſtellen! — Um Dich aber, wenn Du ihrer Mahnung nicht Gehör geben wollteſt, hegen die Freunde in Wittenberg ſchwere Beſorgniß. Sie fürchten, Derjenige, der in dieſer Sache Gewalt brauche, werde gegen den Speer treten und einen Stein gen Himmel werfen, der auf ſein Haupt zurückfallen könnte, um es zu zerſchmettern!

(Franz und Hutten ſtehen tief betroffen und erſchüttert. Pauſe.)

Franz (ſich faſſend). Ich danke Dir für Deinen Freundſchaftsdienſt und werde den Rath Luther's nutzen, wie ich kann. Aber Du biſt müde, Vetter; pflege der Ruhe!

Hartmuth. Ich geſtehe, daß ich deſſen nöthig habe.

Franz. Noch eine Frage! Was iſt Deine Meinung? Was haſt Du für Dich beſchloſſen?

Hartmuth. Ich dächte, dieſe Antwort könnteſt Du Dir ſelber geben. Ich achte den Geiſt Luther's und Melanchthon's hoch und glaube, daß ihre Worte die ernſtlichſte Erwägung verdienen. Aber mein Schickſal iſt an Dich, an den Hauptmann unſres Bundes gekettet: Deine Entſcheidung wird auch die meine ſeyn!

Franz. Wackrer Freund!

Hartmuth. Ich habe meine Pflicht erfüllt und die Botſchaft Luther's treulich ausgerichtet. Das Uebrige iſt Deine Sache. (Er geht ab durch eine Seitenthüre.)

Sechster Auftritt.

Franz und Hutten.

Franz. So urtheilen Luther und Melanchthon über unſer Vorhaben, Männer, deren Wort uns immer als höchſte Richtſchnur gegolten hat!

Hutten (der ſich wieder geſammelt und aufgerichtet hat). Menſchen, die nicht unfehlbar ſind!

Franz. Männer, die Gott erleuchtet und zu Dienern ſeines Willens gemacht hat!

Hutten. Theologen, die in höhern Regionen leben und von denen die rechte Schätzung weltlicher Dinge nicht zu verlangen iſt!

Franz. Ihr ſeyd durch die Gründe Luther's nicht überzeugt?

Hutten. Ich bin erſchrocken und betrübt, aber meine Meinung hat ſich nicht geändert. Sollen große, außergewöhnliche Gedanken unter den Buchſtaben des Geſetzes ſich beugen? Soll es heldenhaften Gemüthern nicht mehr geſtattet ſeyn; die gegenwärtige ſchlechte Ordnung der Dinge zu übertreten, um eine neue, beſſere zu ſchaffen? Hat Gott nicht in alter und neuer Zeit Männer erweckt, die der Religion mit dem Schwerte gedient haben? Und ſeyd Ihr nicht ſo gut wie irgend Einer berechtigt, Euch für berufen zu halten?

Franz. Luther beſtreitet aber gerade, daß jetzt ein ſolches Werkzeug nöthig ſey; er glaubt, das Wort allein werde ſiegen!

Hutten. Ja, das Wort hat dieſe Kraft, — wenn es geſprochen, geſchrieben und gedruckt werden darf. Wenn es aber durch Zwang im Munde zurückgehalten wird, wie ſoll es da die Herzen gewinnen und den Irrthum zerſtören? Und das iſt unſer Fall. Die Kraft, welche die göttliche Wahrheit in die Gemüther pflanzen ſoll, iſt gebunden, und es iſt daher vor Allem die That nöthig, die ſie wieder frei macht!

Franz. Dafür wird Gott ſorgen; er wird dem Zwange Grenzen ſetzen und dem Worte den Weg zu dem Ohr der Hörer bahnen.

Hutten. Gott thut alles Große und Gute in der Welt, aber nur durch Menſchen, die den Muth haben, in ſeinem Namen zu handeln und ſich durch die gewaltige Stimme ihres Herzens befreit fühlen von den Banden des Geſetzes. So hat er es von jeher gehalten und ſo wird er es ferner halten. Wenn jetzt kein Held aufſteht, ſeinen Auftrag zu vollziehen, ſo ſiegt die Gewalt und die Wahrheit wird zur Strafe unſrer Feigheit auf Jahrhunderte unterdrückt. Kann Luther glauben, Gott werde um ſeinetwillen die Weltordnung ändern? Hat nicht auch Johannes Huß die Wahrheit gelehrt und die Lüge aus den Herzen der Menſchen geriſſen? Aber es fehlte der mächtige Arm, der ihn ſchützte, und er endete ſein edles Leben auf dem Scheiterhaufen!

(Er tritt zu Franz und legt die Hand auf ſeine Schulter.
Mit milder Stimme.)

Laßt Euch nicht irre machen! Hängt nicht ab von fremder Meinung! Gott hat Jedem ſeine Aufgabe zugetheilt, und nur durch den Verein ſelbſtſtändiger Kräfte kann die große Umwandlung des Volks gelingen. Wenn Luther kühn ſeinen Beruf erfüllt, ſo erfüllt ebenſo kühn den Euren. Habt Ihr die Feinde bezwungen, ſo werden die Männer des Worts in Euch das Werkzeug Gottes ſegnen und preiſen und die Früchte des Siegs fröhlich nutzen.

(Als er Ruhe und Entſchloſſenheit auf dem Geſicht Franzens
wiederkehren ſieht, fährt er fort.)

Seht unſer Volk an: wie reich beſchenkt und begnadigt mit allen Gaben, die den Menſchen ehren und zieren! Gottſelig und fromm, bieder und gerecht, geſchickt zu Allem, was ſie angreifen, ſey es in Kunſt, Wiſſenſchaft oder Handwerk; von einem Kriegsmuth und einer Tapferkeit, daß ſie zur Schlacht freudig eilen, wie zum Tanze, und im Kampf mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm Alles niederwerfen. Und dieſe Nation iſt geknechtet vom Ausland, geknechtet von Rom! Sie wird gegängelt und ausgeplündert von Fremden, die an Kraft, Geiſt und Sitte tief unter uns ſtehen!

Was würde Hermann, der Befreier Deutſchlands, empfinden, wenn er uns in ſolchen Banden wiederſähe? Er warf die Herrſchaft der Römer ab, als ſie dem Erdkreis Geſetze gaben — und wir tragen das Joch, das ihre weibiſchen und entarteten Nachkommen uns auferlegten!

Franz. Er würde wenig erbaut ſeyn!

Hutten. Tiefe Scham würde er empfinden und bittere Verachtung gegen ein Volk, das ſein Pfund ſo leichtſinnig vergeudet und ſo unverantwortlich hinter ſeinem Ziele zurückbleibt. Wenn es überhaupt eine Schmach iſt, von Fremden abhängig zu ſeyn, ſo iſt es eine doppelte für Diejenigen, welche herrſchen ſollten. Die deutſche Nation iſt berufen, die Führerin der Nationen zu ſeyn. Darum eben ward ihr das Kaiſerthum. Ihr Haupt ſoll zugleich das Haupt der Chriſtenheit ſeyn — es ſoll die oberſte Hand halten über die Völker, und Religion, Freiheit und Sitte überallhin tragen. Wie verhält es ſich aber gegenwärtig? Das Haupt Deutſchlands, das Haupt der chriſtlichen Könige iſt ein Scherge Roms, es trägt Knechtſchaft und Aberglauben dahin, wohin die geiſtliche Tyrannei es befiehlt. O lächerliches Gaukelſpiel, Kaiſer zu wählen, die es nur dem Namen nach ſind — die das Sinnbild der Weltherrſchaft in der Hand halten, während ſie im eignen Lande Sklavendienſte thun!

Franz. Ja, ja; das iſt einer von den tollen Widerſprüchen, worin wir Deutſche alle Völker der Erde übertreffen!

Hutten. Was iſt aber die Quelle dieſer Verkehrtheit, dieſer Selbſterniedrigung? Eine Eigenheit unſres Weſens, die ſo recht darauf berechnet iſt, alle Früchte unſrer Tugenden zu verzehren und uns bei allem Reichthum zu Bettlern zu machen: blinder Glaube, falſche Demuth! Wann werden wir endlich einſehen, daß dies keine Tugenden, ſondern die verderblichſten aller Fehler ſind! Dieſe falſche Demuth iſt ſchuld, daß wir uns ſelbſt verkennen und den Segen unſrer edlen Kräfte der Welt entziehen. Dieſer blinde Glaube iſt ſchuld, daß wir der Herrſchſucht, die in frommer Maſke die Sache Gottes zu fördern vorgiebt, vertrauen und ſie zu unſerm Verderben in ihrem Thun unterſtützen. Und nicht nur zu unſerm, ſondern zu ihrem eigenen Ruin! Wir laſſen uns von den geiſtlichen Despoten unter allen erdenklichen Titeln unſer Geld abnehmen; und was thun ſie damit? Sie vergeuden es an Höflinge, Schmeichler, Dirnen und Kuppler; ſie bauen ſich marmorne Paläſte, ſammeln Edelſteine, kleiden ſich prächtig, ſchlemmen und praſſen. Das Laſter florirt und geht ſtolz einher, der Geiſt verſinkt und verkümmert, die Tugend verſchwindet. Und daran ſind wir ſchuld, die wir in blinder Fügſamkeit ihren Gelüſten Nahrung geben. Wahrlich, es wäre beſſer, wir ſchütteten unſer Gold in unſre Ströme, als daß wir Andre damit verderben und die Schmach der Chriſtenheit damit großziehen!

Franz. Ja, es wäre beſſer!

Hutten. Nun, und dieſer Wahnſinn ſoll ewig dauern? Jener verderblichen Herrſchaft ſoll nie ein Ende gemacht, das deutſche Volk nie frei werden und der Welt nie zeigen können, wozu es berufen iſt? Das Elend des gegenwärtigen, die Herrlichkeit des verheißenen Zuſtandes ſoll nicht die Kraft haben, einen Helden zu begeiſtern?

Franz. Wenn Alle ſo dächten! Wenn man hoffen könnte —

Hutten. Alle, die der Geiſt des Evangeliums, der Genius der Freiheit berührt hat, werden denken und handeln wie wir, wenn Ihr den Anfang macht und den zerſtreuten Heermaſſen einen Führer gebt! Die Kunde Eurer That wird wie ein Blitz einſchlagen in die Herzen der Unſern und in allen die Flamme des Muthes und der Thatkraft entzünden. Wenn aber Ihr verzweifelt, wie ſollen Andere hoffen und wagen! Dann freilich muß das Vaterland dahin ſinken und in den ſchmachvollen Ketten noch Jahrhunderte lang ſchmachten. Denn noch herrſchen in Deutſchland die Geſetze Roms, noch iſt der Arm des Kaiſers, der Arm römiſch geſinnter Fürſten bereit, ſie aufrecht zu erhalten. Die Tyrannei wird den verlorenen Boden wieder zu gewinnen ſuchen, ſie hat ihn ſchon gewonnen. Wie eine Rieſenſchlange hat Rom den Leib der edeln Germania wieder umwunden, um ihn zu erdrücken. Ein Arm iſt frei, er hat das Meſſer in der Hand, ein Stoß und das Unthier iſt nicht mehr — und er zaudert? Dann brecht zuſammen, herrliche Glieder! Stürze dahin, edle Nation, und vergehe! Ich aber will dieſen Fall nicht überleben. Sterben kann Hutten, knechten laſſen kann er ſich nicht und nicht dulden, daß ſein Vaterland geknechtet werde!

Franz (ihn faſſend und haltend). Nein, Ulrich, ſo weit ſoll es nicht kommen, ſo lange noch ein Athemzug in mir iſt! So ſoll das Vaterland nicht zu Grunde gehen!

(Ein Diener erſcheint mit einem Brief. Franz nimmt ihn raſch und erbricht ihn. Diener ab.)

Franz. Er iſt von Balthaſar Slör. (Ueberfliegt ihn mit blitzenden Augen und lieſt): „Ich melde Euch in Eile, daß das Gerücht die Wahrheit ſagte: Richard von Trier hat das Verſprechen der beiden Patrizier, als durch Gewalt erzwungen, für null und nichtig erklärt und ihnen die Zahlung des Löſegeldes, ſo wie die Stellung in Perſon bei dem Bürgen des Vertrags hart verboten. Ich wandte mich mit Vorſtellungen an den Erzbiſchof, erhielt aber die Antwort: Seine Kurfürſtliche Gnaden ſeyen verpflichtet, die Räuberei der Ritter in Deutſchland unterdrücken zu helfen, nicht ihr Vorſchub zu leiſten!“

Hutten. Das wollt Ihr Euch bieten laſſen?

Franz. Nein! Ich nehme dieſe Antwort als eine Aufforderung des Himmels, den Kampf zu beginnen! Der hochmüthige Prälat ſoll gezüchtigt und, ſo Gott will, auf ſeinen Sturz die Freiheit des Vaterlandes gegründet werden. Hier meine Hand und mein Ritterwort: noch heute ſend' ich den Fehdebrief nach Trier!

Hutten (umarmt ihn mit Leidenſchaft). Gott ſey gelobt!

Vierter Aufzug.

(St. Wendel. Hof im erzbiſchöflichen Schloſſe. Im Hintergrund zerbrochene Kaſten, Schränke und anderer Hausrath; dabei mehrere Landsknechte, die ſich vergnügt ihre Beute zeigen.)

Erſter Auftritt.

Eberhard (kommt aus einer Seitenthüre des Gebäudes, einen Becher in der Hand). Nachher **Hans** und ſpäter **Nepomuck**.

Eberhard. Mordelement, das heißt aufgeräumt! Ich darf noch von Glück ſagen, daß ich dieſen ſilbernen Becher bekommen habe, ſo griffen die jungen Kerle zu! Meinetwegen! Hab' ich doch ein Andenken, aus dem ich die Geſundheit des Ritters trinken kann, der dieſen erſten feſten Platz des Feindes in einem Hui weggenommen. Bei Gott, ein prächtiger Sturm! Der alte Max konnte keine raſchere Arbeit machen. Und wenn's wirklich wahr iſt, daß unſer Franz Kaiſer werden will, ſo kann ich ihm bezeugen, daß er den Krieg kaiſerlich zu führen verſteht. (Hans kommt von der andern Seite, eine goldene Kette in der Hand) Hans! — Sieh, Du haſt eine glückliche Hand gehabt! Eine goldne Kette!

Hans. Das iſt nicht Alles! Hier (klopft auf ſein Wamms) ein paar Hände voll Dukaten!

Eberhard. Alle Wetter, wie biſt Du dazu gekommen?

Hans. Der Baſtian in unſerm Fähnlein kennt das Schloß. Er führte uns gradeswegs zur Schatzkammer und unſre Aexte ſchloſſen Thür und Schrank auf. War nicht viel mehr da, aber doch genug, um ein Dutzend wackrer Landsknechte für ihren Schweiß beim Sturm zu belohnen. Was haſt Du?

Eberhard. Nichts als den Becher da!

Hans. Nicht mehr? Nun, alter Kamerad, er ſoll wenigſtens nicht leer bleiben.

(Greift in ſeine Taſche und wirft Dukaten in den Becher.)

Eberhard. Du biſt ein braver Kerl!

Hans. Bah! In Trier werden wir noch ganz andre Sachen finden!

Eberhard. Wollen's hoffen! — Aber was iſt unſer Ritter für ein Mann! Erlaubt uns eine Stunde das Schloß zu plündern und nimmt nicht einmal die Schatzkammer aus!

Hans. Er weiß warum! Geld braucht er nicht, das hat er ſchon genug. Aber Kerle braucht er, die für ihn durch's Feuer gehen! (Nepomuck tritt etwas wankend ein, in der einen Hand ein Becken, in der andern ein paar ſilberne Leuchter) Was ſeh' ich, Nepomuck! Du haſt auch zugelangt!

Nepomuck. Warum nicht?

Hans. Nun zweifle man noch an einer Bekehrung! Du haſt die Courage gehabt, Deine Hand auszuſtrecken nach den Leuchtern und dem Waſchbecken des Erzbiſchofs!

Eberhard. Er iſt betrunken, der Wein hat ihm Courage gemacht!

Hans. Dann hat er doch nüchtern den Muth gehabt, die erzbiſchöflichen Fäſſer anzuzapfen: es kommt Alles auf eins heraus!

Nepomuck. Hol's der Teufel! Wir können dieſe Dinge ebenſo gut brauchen, wie die geiſtlichen Herren.

Hans. Siehſt Du das endlich ein!

Nepomuck. Ein Waſchbecken von Silber — für einen Erzbiſchof! Wozu dieſer Tand, dieſer weltliche Prunk? Thut ein irdenes, oder, wenn's ja etwas Apartes ſeyn muß, ein zinnernes nicht dieſelben Dienſte? Wenn ich dieſe Sachen gering anſchlage, ſo ſind ſie hundert Gulden werth. Dafür kann ich mir ein kleines Gut kaufen —

Hans. Ein kleines Gut! Bah! Du vergißt, daß das nur ein Anfang iſt und das Beſte noch kommen muß!

Nepomuck. Ja ſo!

Hans. Aber die erzbiſchöfliche Reſidenz ſelber zu plündern, das geht Dir am Ende doch zu weit! Das iſt gegen Dein Gewiſſen!

Nepomuck. Gewiſſen? Bewahre! In dieſem Punkt bekenn' ich mich zu Eurer Lehre! Es läßt ſich nicht längnen, daß in Euren Anſichten viel Wahres iſt. Die vornehmen geiſtlichen Herren haben viel zu viel Gold und Silber aufgehäuft. Das bleibt nun entweder unbenutzt liegen oder es kommt unnützem Volk, Schmarotzern und Faullenzern zu Gute, die einen ſchlechten Gebrauch davon machen. Hier muß offenbar geholfen werden; je eher, je beſſer, und gründlich!

Hans. Vortrefflich, Nepomuck! Du haſt Rieſenſchritte in der Erkenntniß gemacht!

Eberhard. Ja, der Krieg öffnet Einem die Augen, das iſt eine alte Erfahrung! Aber nun, Kinder, iſt die Stunde um, wir müſſen zu unſerm Fähnlein. Kommt!

(Alle Drei ab.)

Zweiter Auftritt.

Hugo und **Chriſtoph** (kommen im Geſpräch durch das Thor).

Chriſtoph. Aus Dir redet der Geiſt des Widerſpruchs. Wie, auch jetzt willſt Du noch zweifeln, nachdem St. Wendel, der Schlüſſel zum Lande Trier, in unſrer Gewalt iſt und Du wieder geſehen haſt, wie Franz die Mauern der Städte niederzulegen verſteht?

Hugo. Es iſt ein Anfang!

Chriſtoph. Ein guter Anfang, der dem Kriegsmann den freudigen Muth giebt, vor dem nichts Stand halten kann. Friſche Völker ſind geworben, die vor Trier zu uns ſtoßen werden. Ulrich von Hutten wird uns noch auf dem Marſch einen Haufen ausgewählter Knechte zuführen.

Hugo. Auch Pfalz und Heſſen rüſten!

Chriſtoph. Sollten ſie die Hände in den Schooß legen, wenn über das Schickſal ihres Glaubens entſchieden wird?

Hugo. Wenn aber Philipp die Sache des Glaubens und die des Ritters nicht für eine und dieſelbe nähme?

Chriſtoph. Da kommen wir auf den wahren Grund Deines Zweifels: Du biſt beſorgt, weil Doctor Luther dem Zug ſeinen Beifall nicht gegeben hat?

Hugo. Beſſer wär's, er hätt' es gethan!

Chriſtoph (nach dem Thore ſehend). Dort kommt der Ritter — mit dem Anſehen eines Helden, der den Sieg ſchon vor der Schlacht im Herzen trägt! Ich ſage Dir, er wird Dich und Deinen Meiſter beſchämen!

Dritter Auftritt.

Franz mit einem Gefolge von Hauptleuten, worunter **Schweikard.** (Chriſtoph und Hugo treten zu dieſem und begrüßen ihn.)

Franz (zu einem Hauptmann). Philipp von Brider, führt die gefangenen Ritter vor!

(Der Hauptmann geht ab. Franz wendet ſich zu Andern im Gefolge und unterhält ſich mit ihnen. Nach kurzer Pauſe kommt der Hauptmann, hinter ihm die Gefangenen in der Mitte von Landsknechten. Sie ſind ohne Waffen; ihre Mienen zeigen düſteren Ernſt. Franz tritt vor und muſtert ſie mit ſtolzen Blicken.)

Franz. Der Sieg, ihr Herren, hat Euch in meine Hand gegeben. Eure Waffen, Eure Roſſe ſind verloren; Ihr ſelbſt in meinem Gewahrſam. Macht Euch aber darum kein ſchweres Herz! Ihr habt einen Herrn und Fürſten, der Soldes genug beſitzt, Euch auszulöſen — ſofern er es noch länger bleibt. Wenn aber — was allerdings möglich und, wie Ihr ſeht, ſo ziemlich vorbereitet iſt! — ein Anderer ſeine Stelle einnehmen und mit dem kurfürſtlichen Purpur bekleidet in die Reihe der ſieben Wähler treten würde, dann könnt Ihr dem neuen Herrn dienen und ihm folgen auf dem Pfade der Freiheit und der Ehre. Wahrlich, nicht um gemeinen Vortheils willen, nicht um reicher zu werden an Gold, Land und Leuten, habe ich dieſen Zug begonnen; des Vaterlandes Rettung iſt's, was ich ſuche, und für mich fordre ich nur die Stellung, in der ich ihm am nachdrücklichſten dienen kann. Mein Recht dazu liegt in der Kraft des Geiſtes, in der Kraft des Willens. Wer es durchzuführen vermag, der iſt berufen; und ich hoffe meine Berufung beweiſen zu können. Iſt der Sieg errungen, dann will ich eine Ordnung ſchaffen im Reiche, in der es Jedem wohl werden und in der auch der Adel die ihm entriſſenen Rechte wieder erhalten ſoll, damit er dem Volke voranleuchte an Geiſt, Sitte und Tugend. Dann wird Mancher, der jetzt noch trutzig bei dem Feinde ſteht, ſeinem Standesgenoſſen Dank wiſſen, daß er gethan, was er allein zu thun vermochte. (Pauſe. Als die Mienen der Gefangenen ſich nicht aufhellen, fährt er fort.) Der Ueberwundene kann mit dem Sieger keinen Bund ſchließen, ſo lange die Wunde noch brennt, die er empfangen hat. Das weiß ich ſelbſt und verlange deshalb keine Antwort. Seht den Gang, den ich nehme, erwägt, wohin er führen wird, und dann entſcheidet Euch. Für jetzt gehabt Euch wohl!

(Auf eine Handbewegung Franzens verneigen ſich die Ritter und gehen mit dem Hauptmann und den Landsknechten ab.)

Franz (zu dem Gefolge). Ihr Herren, ich kann Euch keine längere Raſt gönnen. Der Feind hat ſchon zu viel Zeit gehabt, ſich auf unſern Beſuch vorzubereiten und uns die Kriegs-Arbeit zu erſchweren. Wir ziehen gradeswegs nach Trier. Ohnehin iſt es Pflicht der Höflichkeit, daß Ihr dem Herrn Erzbiſchof auf ſeine Mahnung, Euren Führer zu verlaſſen, die ritterliche Antwort ſobald als möglich ertheilt. Ruft Eure Fähnlein zuſammen und haltet Euch bereit! — Chriſtoph!

Chriſtoph. Herr Ritter!

Franz. Schick' mir den Eberhard!

(Alle Hauptleute ab. Nach kurzer Pauſe tritt Eberhard ein.)

Eberhard. Ihr habt befohlen!

Franz. Du kennſt das Heſſenland, Eberhard!

Eberhard. Wie das Dorf, in dem ich geboren bin.

Franz. Nimm das beſte Roß im Stall des Schloſſes und reite dem Heerhaufen entgegen, den uns Nikolaus von Minckwitz aus Braunſchweig zuführt. Du triffſt ihn meiner Rechnung nach auf dem Wege nach Marburg. Gieb dem Ritter dieſen Brief und führe ihn auf den nächſten Wegen vor Trier! (Er übergiebt ihm ein Schreiben. Beide ab.)

Vierter Auftritt.

(Zimmer im kurfürſtlichen Schloß zu Trier.)

Richard im vollen Ornat; mehr im Hintergrunde ſein **Geheimſchreiber.**

Richard. Nichts alſo hätte unſre Aufforderung gefruchtet! Der Uebermüthige iſt aufgebrochen gegen St. Wendel und kein Mann hat ſeine Fahne verlaſſen! Wohl, ſo entſcheide der Kampf! St. Wendel wird ſich vor dem erſten Andrang nicht halten können; aber an den Mauern Triers und an dem Muthe meiner Getreuen ſollen die Wogen der Empörung ſich brechen und in das Nichts zuſammenſinken, aus dem ſie entſtanden ſind. Wenn der

Dämon des Aufruhrs Kraft verleiht, ſo verleiht das Bewußtſeyn des Rechts größere. Und wenn die Sünde erhöht zu werden ſcheint, ſo iſt es nur, um ſie hinabzuſtürzen in um ſo tiefern Abgrund, wo die Hölle ihren Raub verſchlingt! — (Zu Silvius) Iſt von Mainz noch keine Antwort da?

Silvius. Noch nicht, gnädiger Herr!

Richard. Ich ſehe, welches Spiel man dort ſpielen will; aber gemach! Pfalz und Heſſen werden ihre Zuſage halten, und dann werden wir mit dem falſchen Bruder ein andres Wort ſprechen! — Wie lauten die letzten Nachrichten vom Lande? Thun die Pfarrgeiſtlichen und die Mönche ihre Pflicht?

Silvius. Allenthalben; aber leider nicht überall mit dem beſten Erfolg. Es zeigt ſich, daß die Ketzerei in den kurfürſtlichen Landen mehr Anhänger hat, als wir dachten. Der Anzug des Feindes macht ſie kühner und vermeſſener. In der Stadt ſoll die Partei, die es heimlich mit Luther hält, ſogar zu einem Aufſtand bereit ſeyn, um den Sickingen zu unterſtützen.

Richard. Dieſes Gelüſte will ich dämpfen, jetzt dämpfen, wo ich mit Gott entſchloſſen bin, vor die Bürgerſchaft zu treten und mit ihr und meinen treuen Kriegern die Vertheidigung zu ordnen. Ich will die Guten begeiſtern und die Böſen zwingen, mit ihnen in den Kampf zu gehen und Gut und Blut für den Glauben einzuſetzen, den ſie meinen verlaſſen zu können. Sind die Ritter und die Herren vom Capitel verſammelt?

Silvius. Sie harren auf Eure Kurfürſtliche Gnaden!

Richard. Wohlan denn! (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

(Marktplatz in Trier. Das hölzerne Kreuz in der Mitte iſt von einem großen Volkshaufen umſtanden.)

Mönche verſchiedener Orden ſind eifrig mit Zureden beſchäftigt.

Im Vordergrund **zwei Bürger** im Geſpräch.

Erſter Bürger. Ich kann's nicht verſchweigen, Meiſter Korn, der Erzbiſchof thut ſehr unrecht, ſich mit ſeiner ganzen Mannſchaft in die Stadt einzuſchließen und die Bürgerſchaft einer Belagerung auszuſetzen. Wie ſollen wir uns gegen die Landsknechte und die Carthaunen des Sickingen halten? St. Wendel ſoll genommen und geplündert ſeyn, und uns wird es grade ſo ergehen. Hätte ſich der Erzbiſchof mit ſeinen Leuten zurückgezogen, ſo könnten wir die Stadt unter guten Bedingungen übergeben und ihm könnten die Fürſten und das Regiment ſpäter aus der Noth helfen. Jetzt wird der Ritter die Stadt nehmen, den ſtolzen Herrn zu Boden werfen und in ſeinem Zorn über unſern Widerſtand ſengen und brennen. Ich kann Euch ſagen, daß viele in der Stadt ſo denken und über den Kurfürſten ſehr ungehalten ſind!

Zweiter Bürger. Ein Mittel gäb's, die Bürgerſchaft zu retten.

Erſter Bürger. Und das wäre?

Zweiter Bürger (tritt ihm näher und ſpricht mit leiſer Stimme). Ich hab's Euch neulich ſchon angedeutet. Der Sickingen hegt keinen Groll gegen uns; ſeine Meinung iſt nicht, die Stadt zu plündern und zu brandſchatzen, im Gegentheil, er trägt gegen uns ein freundlich Gemüth. Nur dem Erzbiſchof will er zu Leibe; uns ſelbſt will er beſchützen, in der Stadt die chriſtliche Freiheit aufrichten —

Erſter Bürger. Und uns lutheriſch machen?

Zweiter Bürger. Das heißt, er will uns die Freiheit geben, das Evangelium zu bekennen. — Meiſter Balde, Ihr ſeyd ein verſtändiger und braver Mann, Euch kann man etwas anvertrauen, ohne daß man fürchten muß, verrathen zu werden. Ihr wißt, daß es hier Männer giebt, die es mit der neuen Lehre halten. Unſre Zahl iſt nicht groß, aber wir ſind entſchloſſen, etwas zu wagen. Ihr ſelber ſeyd ein Mann von Anſehen und habt viele Freunde in der Bürgerſchaft. Wenn wir zuſammen ſtehen und dem Ritter helfen wollten, in die Stadt zu kommen —

Erſter Bürger. Nein, daraus wird nichts! Ich bleibe bei meinem Glauben und kann Niemand Beiſtand leiſten, der ihn angreift.

Zweiter Bürger. Vielleicht denkt Ihr anders, wenn der Ritter in der Stadt iſt!

(Ein Bettelmönch, der die Beiden ſchon einige Zeit beobachtet hat, tritt hinzu. Mehrere Bürger folgen ihm.)

Mönch. Was ſpinnt Ihr wieder hier, Meiſter Korn? Laßt Euch nicht verführen, wackrer Balde! Ihn hat der böſe Feind, ſein Weg führt zum Verderben!

Erſter Bürger. Ich danke Euch für den Rath, muß Euch aber ſagen, daß ich für mein Seelenheil ſelber zu ſorgen weiß!

(Er zieht ſich zurück. Der zweite Bürger wirft dem Mönch einen verachtenden Blick zu und folgt ihm.)

Mönch (zu einem der Bürger, die ihn begleitet haben). Der Balde iſt ein unſchädlicher Wortmacher, aber der Korn iſt gefährlich. Auf ihn und ſeinen Anhang müßt Ihr ein beſonderes Augenmerk haben, Meiſter Conrad! Sie ſtecken ſchon mehrere Tage die Köpfe zuſammen und führen ſicher was im Schilde.

Dritter Bürger. Wir wollen ihnen den Daumen auf's Aug' halten.

(Geſchrei: Sie kommen! Sie kommen!)

Sechster Auftritt.

Die Volksmaſſe zertheilt ſich. Es erſcheinen von der einen Seite der **Erzbiſchof**, die **Domherren** und **Ritter**; von der andern der **Bürgermeiſter** und **Rath** der Stadt. (Richard ſtellt ſich vor das Kreuz.)

Richard. Edle Herren! Werthe Freunde! Geliebte Brüder! In ernſter Stunde tret' ich vor Euch, um als Fürſt des Reichs und als Diener der Kirche Worte der Mahnung und Ermuthigung an Euch zu richten. Franz von Sickingen iſt mit einem Heer von zügelloſen Landsknechten gegen unſern Sprengel aufgebrochen und kann in kurzer Zeit vor unſrer Stadt erſcheinen. Ihr kennt den Grund, den er für dieſen Räuberzug anführt; Ihr wißt aber auch, daß es nur ein Verwand iſt, zu dem der Lügengeiſt ſeine Zuflucht genommen, um ſich wenigſtens einen ärmlichen Schein des Rechtes zu geben. — Nicht um jenes armſeligen Löſegeldes willen, das wir ihm pflichtmäßig verweigert haben, iſt der Verwegene mit ſeinen Schaaren aufgebrochen. Er hat einen andern Grund und einen andern Zweck: er will Euren Fürſten verjagen, um die Ketzerei in unſerm Lande mit Feuer und Schwert einzuführen! — Der Glaube unſerer Väter, die Religion, die funfzehn Jahrhunderte hindurch den Menſchen Troſt und Erquickung gewährte, Heilige erzeugte und, wohin ſie drang, Frömmigkeit und Sittigung verbreitete — ſie ſoll mit der gottgegebenen Ordnung, auf der ſie ruht, zertrümmert, vernichtet werden! Warum?

Weil es einem ketzeriſchen Mönch in Wittenberg gefällt, das, was die größten Geiſter aller Jahrhunderte, was eine Reihe von Concilien für wahr und recht erklärt haben, zu verwerfen, das wundervolle Gebäude der Glaubenslehren zu zerbrechen und einzelne Trümmer davon für beſſer auszugeben, als das Ganze! Der heilige Vater und die Stände des Reichs haben den frevelhaften Hochmuth des Einzelnen, der ſich klüger dünkt, als alle Weiſen der Chriſtenheit zuſammengenommen, verdammt, ſie haben über die Neuerung, welche die Schätze des Heils der Willkür der Menſchen preis giebt, das Urtheil geſprochen und die Verbreitung der ketzeriſchen Lehren ſtreng unterſagt. — Was von dem Oberhaupte der Kirche, was von Kaiſer und Reich verworfen iſt, das hat dieſer Franz von Sickingen zu ſeiner Sache gemacht. Er hat mit jenem raſenden Ulrich von Hutten und mit den eidvergeſſenen Prieſtern, die er auf ſeinen Burgen beherbergt, einen Plan ausgebrütet, wie frevelhafter und gefährlicher für die Kirche und das Reich niemals einer erdacht worden iſt: er will das Banner der Empörung aufpflanzen, alle Unzufriedenen und Neuerungsſüchtigen, Alle, die durch den Umſturz der alten Ordnung Vortheile zu erlangen hoffen, um ſich verſammeln, um an ihrer Spitze ſich zum Herrn Deutſchlands aufzuwerfen. Mit uns ſoll der Anfang gemacht werden; und von den Teufeln der Ketzerei und des Ehrgeizes geſtachelt eilt der Räuber herbei, um Verwüſtung und Mord in unſer friedliches Land zu tragen!

(Aufregung, entrüſtete Ausrufe unter der Menge.)

Das iſt der Anfang des neuen Zeitalters, das man uns verſprochen! Das ſind die Früchte, welche die neue Lehre getragen und an denen man ſie erkennen kann! Das iſt die Ehrbarkeit und Tugend derer, die an der menſchlichen Schwäche einzelner Diener der Kirche ſo großen Anſtoß nehmen und ſich für berechtigt halten, um einiger verdorrter Zweige willen den Baum des Heils umzuhauen, der Millionen Erquickung gebracht hat, Millionen ſie noch bringen ſoll!

(Der Sturm unter den Zuhörern wiederholt ſich.)

Und wir ſollten dies dulden! Wir ſollten durch feige Flucht oder Unterwerfung dem Frevel den erſten Sieg in die Hand ſpielen! Wir ſollten dazu dienen, ihn zu ermuthigen und ſtark zu machen, daß er weiter und weiter um ſich greifen kann! Wir ſollten zugeben, daß Religion und Reich, daß die geiſtlichen und leiblichen Güter unſrer Nation durch eine Rotte von Böſewichten verwüſtet und zerſtört werden?

(Im Haufen: Nein, nein! Niemals!)

Jener Ketzerhauptmann hat den Muth, durch einen ungerechten Angriff die Sache des Himmels herauszufordern, und wir, die Gläubigen, die von Gott und allen Heiligen Beſchützten, ſollten nicht den Muth haben, durch Vertheidigung unſeres Rechts uns ſeine Gnade zu verdienen?

(Das Volk: Zum Kampf, zum Kampf! Wir ſind bereit!)

Hans v. Ely. Im Namen der Bürger von Trier erkläre ich, daß wir mit Gott entſchloſſen ſind, unſre heil'ge Religion, den Kurfürſten unſern Herrn und das Erzſtift bis in den Tod gegen jede Gewalt zu ſchirmen!

(Stürmiſche Rufe: Bis in den Tod!)

Richard. Die heilige Jungfrau ſegne Euch für dieſe Treue! Ja, das und nichts Anderes hab' ich von meinen guten Bürgern erwartet! Noch hat unſre Religion die Kraft, Helden zu erzeugen, noch glüht das göttliche Feuer in uns, das die Länder der Erde dem Kreuze unterworfen hat. Wir, die jener Frevler zuerſt zu bewältigen gedachte, wir ſind auserſehen, dem Unheil der Ketzerei für alle Zeiten Einhalt zu thun; und wie man in einem Orte das Haus zeigt, an welchem die Flamme, die in den Straßen gewüthet, zuerſt erlahmte, ſo wird man im deutſchen Lande Trier als die Stätte zeigen, wo die Macht des böſen Geiſtes zuerſt zu Schanden wurde. Und was iſt es, das man von uns verlangt? Wenige Tage Ausdauer. Das Regiment in Nürnberg wird über den Landfriedensbrecher die Acht ausſprechen, und unſre Bundesgenoſſen eilen mit überlegener Mannſchaft herbei, die Stadt zu entſetzen. Wir haben uns nur zu halten, bis ſie kommen, um mit ihnen über den Feind herzufallen.

(Rufe: Wir wollen es! Alle, Alle!)

So hört das Wort Eures Fürſten! Den kriegskundigen Ritter Gerlach von Iſenburg ſetze ich zum oberſten Befehlshaber, dem Ihr zu gehorchen habt, wie mir ſelber. In jedem Quartier der Stadt ſoll ein Edler und ein Rathsherr eine Rotte Kriegsvolk und einen Haufen Bürger befehligen. Kloſterbrüder, Greiſe und Frauen ſollen ſich bereit halten, für die Verwundeten zu ſorgen und etwa entſtehende Feuersbrünſte zu löſchen. Die kühnſten Frauen mögen den Feind, der ſich an die Mauern wagt, mit ſiedendem Waſſer empfangen. Wohlan denn, in Gottes Namen, zum Kampf!

(Rufe: zu den Waffen! zum Kampf! — Die Ritter treten zu den Rathsherren und gehen im Geſpräch mit ihnen ab. Das Volk verläuft ſich. Plötzlich verworrenes Geſchrei von fern. Ein Bürger eilt herbei.)

Bürger. Die Feinde ſind da!

Richard. Wir ſind bereit.

Ein anderer Bürger (kommt eilig). Ein Trompeter des Sickingen hält am Neuen Thor und fordert die Stadt zur Uebergabe auf!

Richard. Wir wollen ihm ſelbſt Antwort geben!

(Alle ab.)

Siebenter Auftritt.

(Hügel vor Trier. In her Mitte Landsknechte, die eben ein Zelt aufgeſtellt haben.)

Franz kommt mit **Schwebel** und mehreren **Hauptleuten.** Dann **Chriſtoph.** Später ein **Trompeter.**

Franz (zu den Landsknechten). So iſt's gut! Wir ſind hier in der Mitte des Heers und von der Höhe dort kann man die Stadt und die Hauptangriffspunkte am beſten überſehen.

(Die Landsknechte gehen ab. Chriſtoph tritt ein.)

Franz (zu Chriſtoph). Iſt Alles vollzogen?

Chriſtoph. Alles, Herr Ritter! Die Anhöhen und Gärten vor der Stadt ſind beſetzt, die Geſchütze aufgepflanzt, die Maſchinen bereit. Sobald Ihr es befehlt, kann der Angriff beginnen!

Franz. Erſt wollen wir des Kurfürſten Antwort hören; obwohl ich zum Voraus weiß, was der Stolze erwiedern wird!

Chriſtoph (zurückſehend). Dort kommt der Trompeter!

(Man hört Pferdegetrappel und Abſitzen hinter der Scene. Der Trompeter erſcheint.)

Franz. Was bringſt Du?

Trompeter. Der Erzbiſchof läßt Euch ſagen, er ſey nicht geſonnen, einem — (Er ſtockt.)

Franz. Heraus damit, Wort für Wort!

Trompeter. Einem Räuber ſein und der Seinigen Eigenthum zu überantworten. Solltet Ihr etwas Weiteres von ihm begehren, ſo könnet Ihr ihn in der Stadt finden, aus der er ſich nimmermehr entfernen werde!

Franz. Wir wollen der Einladung Folge leiſten. Fort, zum Angriff!

(Alle ab, außer Schwebel. Hinter der Scene kriegeriſcher Lärm, Trompetenſignale, Kanonendonner.)

Schwebel (tritt vor und ſpricht in feierlichem Ernſt). Die Stunde der Entſcheidung naht! Wer hätte geglaubt, o Herr, daß dein Evangelium in deutſchen Landen ſo ſchrecklich wieder aufgerichtet werden ſoll? Doch deine Wege ſind wunderbar und unbegreiflich deine Gerichte! Du haſt Joſua befohlen, Kanaan zu erobern und die Könige des Landes mit der Schärfe des Schwertes zu ſchlagen. Auf dein Geheiß haben Saul und David die Feinde deines Namens angegriffen und zerſchmettert. Gieb auch dem Helden, der ausgezogen iſt, um deinen Ruhm zu mehren, den Sieg über ſeine Widerſacher! Erleuchte die Herzen der Menſchen, daß ſie zum wahren Glauben ſich wenden und bald Alle in Eintracht die Lehre deines Sohnes, unſres Heilandes bekennen!

Achter Auftritt.

Graf Rüenar und **Nepomuck** treten ein. Später **Franz.**
Dann **Schweikard.**

Nepomuck. Hier, Herr Graf, iſt das Zelt des Ritters! Da könnt Ihr ihn erwarten! (Ab.)

Rüenar. Gott gebe, daß er bald erſcheint!

Schwebel. Ihr ſucht Franz von Sickingen?

Rüenar. In Aufträgen des Kurfürſten von Cöln!

Franz (erſcheint an der andern Seite; für ſich, ohne den Grafen zu ſehen). Dieſer erſte Gruß hat den Herren von Trier hoffentlich gezeigt, mit wem ſie es zu thun haben!

Rüenar. Herr Ritter!

Franz (ſteht auf und geht auf ihn zu). Graf Rüenar! Was führt Euch zu mir in ſo ſeltſamer Zeit?

Nüenar. Der dringende Wunſch meines Herrn, des Kurfürſten von Cöln, zwiſchen Euch und Trier Friede zu ſtiften!

Franz. Ihr kommt zu ſpät!

Nüenar. Nicht zu ſpät, wenn Ihr den Worten eines Freundes Gehör leihen wollt! Der Kurfürſt iſt erſchreckt über die Gefahren, die Ihr über Euch und Eure Bundesgenoſſen heraufbeſchwört. Euer kühner Schritt beleidigt die Fürſten des Reichs und muß auch diejenigen von Euch abwendig machen, die Euch befreundet waren. Das Reichsregiment — wir haben deß gewiſſe Kunde! — wird Euch in die Acht erklären, wenn Ihr von Eurem Unternehmen nicht abſteht!

Franz. Die Achtserklärung des Regiments wird meinen Schlaf nicht ſtören; und von den Fürſten werden eben diejenigen, auf die es ankommt, Franz vor Sickingen ſeinen Weg gehen laſſen!

Nüenar (der ſeinen Unwillen nicht verbergen kann). Glaubt Ihr, man werde ruhig zuſehen, wenn Ihr die Ordnung des Reichs umſtürzt?

Franz (heftig). Ordnung des Reichs! Eine Ordnung, die von dem Adel befolgt werden ſoll, während ſie von den Fürſten nach Gutdünken übertreten wird! Eine Ordnung, welche die freie Meinung unterdrückt und die deutſche Nation zur Schleppträgerin des Auslands macht! Ja, dieſe Ordnung will ich umſtürzen und eine andere ſchaffen, die dieſen Ehrennamen mit beſſerm Rechte führt!

Nüenar. Ihr überſchätzt Euch — Ihr vermeßt Euch weit über Eure Kräfte!

Franz. Ich habe meine Kräfte erwogen, ebenſo wie meine Pflicht, und nun bitt' ich Euch, dringt nicht weiter in mich!

Nüenar. Hört noch ein Wort! Der Kurfürſt von Trier iſt in Bedrängniß; ſein ſtolzer Sinn wird erſchüttert ſeyn, er wird Euch große Vortheile zugeſtehen, um den Frieden zu erhalten. Führt mich in die Stadt, laßt mich's verſuchen, den Vermittler zu machen!

Franz (nach der Seite deutend, wo man Kanonendonner und Kleingewehrfeuer vernimmt). Dort ſind meine Vermittler! Ich brauche keinen andern!

(Lärm hinter der Scene. Landsknechte, worunter Hans, führen Schweikard herein, dem der rechte Arm und das rechte Bein verbunden iſt.)

Franz. Mein Sohn! Du biſt verwundet?

Schweikard. Es hat keine Gefahr! Zwei Kugeln, von denen nur die eine ein wenig tiefer in's Fleiſch gegangen iſt. Ich werde ein paar Tage feiern müſſen.

Franz. Führt ihn in's Zelt und verpflegt ihn!

(Zwei Landsknechte bringen Schweikard in das Zelt.)

Franz (zu Hans). Wie kam das?

Hans. Wir ſtanden vor dem Neuen Thor und wetterten tüchtig drauf los. Der feindliche Poſten hielt ſich tapfer und ſtreckte manchen braven Kerl von uns nieder. Da will ihm der Junker näher auf den Leib rücken und geht mit dem Haufen vor. Die Hakenſchützen feuern und ein halbes Dutzend auf der Mauer ſtürzt nieder! Auf einmal wird eine Pforte aufgeriſſen, und ehe wir's uns verſehen, rennt ein Haufe, mehr als dreimal ſo ſtark, gegen uns an. Der Junker hat gleich anfangs ſeine zwei Schüſſe weg, und wahrſcheinlich wär' es uns nicht gut ergangen, wenn nicht Hugo von Neudeck unſre Noth bemerkt hätte und dem feindlichen Haufen in die Seite gefallen wäre. Da wich dieſer; wir behaupteten den Platz und machten noch etliche Gefangene.

Franz (zu Nüenar). Herr Graf, vermeldet Eurem ehrwürdigen Herrn meinen Dank für ſeinen freundlichen guten Willen und gehabt Euch wohl! (Zu zwei Landsknechten.) Geleitet den Herrn ſicher aus dem Lager!

Nüenar. Es wird Euch gereuen!

(Ab mit den Landsknechten.)

Franz (zu Hans). Eile zum Zeugmeiſter Wolfram und ſag' ihm, er ſoll mit den glühenden Kugeln beginnen! (Hans ab.) Ihr Andern kommt mit mir. Wir wollen dieſen Herren zeigen, was es heißt, Franz von Sickingen zu reizen! Trier *muß* unſer werden!

(Ab mit den Landsknechten. Pauſe. Schweikard, auf Schwebel geſtützt, tritt aus dem Zelte und ſetzt ſich auf den Stuhl, den der Geiſtliche nachgerückt hat. Trommeln und Schießen, näher und ferner.)

Schweikard (auf die Höhe deutend). Geht hinauf, lieber Schwebel, und ſagt mir, wie das Stürmen geht!

Schwebel. Würde Euch nicht Ruhe nöthiger ſeyn?

Schweikard. Eben um Ruhe zu haben, muß ich erfahren, was ſie ſchaffen. (Schwebel geht hinauf.) Seht Ihr meinen Vater?

Schwebel. Er hält an einer Anhöhe zwiſchen den beiden nächſten Thoren!

Schweikard. Dem Neuen- und dem Weberbacher Thor wo der Anfang einer Breſche gemacht iſt!

Schwebel. Eine Menge Volks umgiebt ihn! Die Carthaunen blitzen!

(Man hört einen gewaltigen Knall.)

Schweikard. Was ſeht Ihr?

Schwebel. Ein Stück Mauer iſt geſtürzt. Ha!

Schweikard. Was iſt's?

Schwebel. Der Ritter mit der ganzen Maſſe ſtürmt gegen die Mauer! Landsknechte erſteigen die Breſche!

Schweikard. Hinein, hinein!

Schwebel. Die Dächer der nächſten Häuſer ſind mit Männern und Weibern beſetzt. Steine und Balken fliegen herab.

Schweikard. Vorwärts!

Schwebel. Eine größere Zahl dringt nach!

Schweikard. Triumph, Triumph! Sie nehmen die Stadt!

(Pauſe.)

Schwebel. Sie halten an! Ein Trupp der Städter iſt herbeigedrungen! Sie werden handgemein! Gott im Himmel!

Schweikard. Was ſeht Ihr?

Schwebel. Kampf in der Straße und auf der Breſche, wildes Getümmel!

Schweikard. Ach, daß ich nicht dabei ſeyn kann!

Schwebel. Zwei Dachſtühle brennen in der Nähe!

Schweikard. Wolframs Werk!

Schwebel. Der Kampf geht fort!

Schweikard. Wenn ich's ſehen könnte! (Er ſteht auf und thut einen Schritt.) Es iſt nicht möglich! (Sinkt in den Stuhl zurück.)

Schwebel (mit lauter Stimme). Sie ziehen ſich zurück!

Schweikard. Die Feinde?

Schwebel. Die Unſern!

Schweikard. Unmöglich!

Schwebel. Eine Maſſe von Kriegern füllt die Gaſſe innerhalb der Mauer. Eine hohe Geſtalt in der Mitte ſcheint ſie anzufeuern! Von dem Helme blitzt ein Kreuz!

Schweikard. Es iſt der Kurfürſt! (Pauſe.)

Schwebel. Die Unſern haben ſich geſammelt und gehen zu den Schanzen zurück. Der Ritter ſprengt heran!

Schweikard. Ein härterer Feind, als wir dachten, dieſer Erzbiſchof!

Neunte Scene.

(Pferdegetrappel und Lärm hinter der Scene.) **Franz** erſcheint mit **Hutten, Chriſtoph** und mehrern **Hauptleuten.**
Die Vorigen.

Franz. Genug für heute, meine Freunde! Wir haben vier Breſchen geſchoſſen, und nur der Zufall, daß Richard und Gerlach von Iſenburg mit auserleſener Mannſchaft beim Thore ſtanden, hat uns gehindert, in die Stadt zu dringen. Morgen kommen neue Kriegsvölker mit neuem Geſchütz und wir können auf allen Punkten ſtürmen. Unſre Freunde in der Stadt werden ſich dann auch rühren, und der von innen und außen gedrängte Feind wird keine andre Wahl haben, als ſich zu ergeben. (Zu Hutten) Ihr habt das Schwert geführt, Ulrich, als ob Ihr nie ein andres Handwerk getrieben hättet!

Hutten. Und doch hat unſre Anſtrengung nichts gefruchtet!

Franz. Der Krieg prüft die Geduld, aber er belohnt ſie auch. Den nächſten Abend hoff' ich mit Euch im Kurfürſtlichen Schloſſe zuzubringen. (Will in's Zelt.)

Zehnte Scene.

Eberhard (tritt mit allen Zeichen der Eile und Erſchöpfung ein).
Später **Dietrich Späth. Die Vorigen.**

Eberhard (zu Chriſtoph). Iſt der Ritter hier?

Franz (ſich umſehend). Eberhard! Gott ſey Dank! Sind die Braunſchweiger da?

Eberhard. Noch nicht, Herr Ritter!

Franz. Werden ſie morgen kommen? Uebermorgen?

Eberhard. Wollte Gott, ſie kämen nie!

Franz. Was ſagſt Du?

Eberhard. Eine traurige Wahrheit, edler Herr! Der Landgraf hat den Haufen, den Euch Nikolaus von Minckwitz redlich zuführen wollte, mit überlegener Macht angehalten, den Ritter in's Gefängniß geworfen und die Knechte in ſeinen Dienſt genommen, um mit ihnen *gegen* Euch zu ziehen. Das hab' ich von einem kleinen Trupp, der ſeinen Eid nicht umtauſchen wollte und die Flucht ergriffen hatte.

(Franz ſchweigt tief betroffen. Die Andern ſehen beſtürzt auf ihn.)

Hutten (in ſchmerzlicher Aufregung). O über dieſe Fürſten! In dem Augenblick, wo die lange unterdrückte Glaubensfreiheit endlich triumphiren und das ganze Vaterland eine neue Geſtalt gewinnen ſoll — in dem Moment der größten Entſcheidung hört ein Mann, der für einen Anhänger der neuen Lehre gilt und der unſre Zwecke kennt, nur die Stimme knabenhaften Rachegefühls und herriſcher Eiferſucht! Er verräth die große Sache und eilt dem Feinde ſeines Glaubens zu Hülfe, weil er ſein Standesgenoſſe iſt! — (Zu Franz) Soll dieſe Raſerei den Lauf der Geſchichte ändern? Sollen die Geſchicke des Vaterlandes durch eine jämmerliche Leidenſchaft beſtimmt werden? Nimmermehr! Führt uns nochmal zum Sturm! Laſt uns Alle die äußerſte Kraft aufbieten: die Stadt muß unſer ſeyn, bevor dieſer Apoſtat erſcheint!

Dietrich Späth (tritt eilig von der andern Seite ein, geht auf Sickingen zu nud ſagt halblaut zu ihm). Ich bringe eine ſchlimme Neuigkeit!

Franz. Auch Du? Sprich!

Dietrich. So eben iſt ein Reiter von St. Wendel angekommen mit einer Botſchaft von Philipp von Briver: Der Kurfürſt von der Pfalz ſey mit einem Heer von mehrern tauſend Mann im Anzug, um Trier Hülfe zu bringen.

(Schmerz und Schrecken malen ſich auf den Geſichtern aller Anweſenden. Pauſe.)

Franz (mit Faſſung). Darauf hab' ich nicht gerechnet! Daß der junge Philipp von Heſſen in der Gereiztheit ſeines Herzens den Glaubensgenoſſen opfern und mit dem Feinde ſich verbinden könnte, daran hab' ich wenigſtens gedacht! Aber daß auch Pfalz, die alte Gönnerin der Sickingen, mit ihm gemeine Sache machen — daß der Kurfürſt Ludwig gegen mich ziehen würde, ſo raſch gegen mich ziehen würde, das iſt mir ſelbſt in Augenblicken des Zweifels und der Sorge nicht in den Sinn gekommen! — Wohlan, es ſey! (Zu den Hauptleuten) Begebt Euch augenblicks zu den Mannſchaften! Sie ſollen ſich marſchfertig machen, ſo ſchnell als möglich: heute noch treten wir den Rückzug an!

Hutten. Wie, Ihr wolltet —

Franz. Es muß ſeyn! Hier iſt unſre Sache verloren: eilen wir dahin, wo ſie noch gewonnen werden kann!

Hutten (mit ſchmerzlichem Ausdruck). Sie iſt verloren!

Fünfter Aufzug.

(Burghof von Landſtuhl. Im Hintergrunde bewaffnete Krieger.)

Erſter Auftritt.

Chriſtoph kommt aus der Burg, blaß und abgehärmt.

Chriſtoph. Entſchuldigungen und Vertröſtungen! Immer wieder Entſchuldigungen und Vertröſtungen! — Das iſt die Hülfe, die uns die guten Freunde bringen! — Wie tief bin ich beſchämt, von ihnen etwas erwartet zu haben! Ich will Hugo Abbitte thun, feierlich Abbitte thun, wenn ich ihn wiederſehe. Er hat die Menſchen gekannt: ich war ein Thor! (Pauſe.)

Wenn er der Ueberbringer einer guten Botſchaft wäre! Wenn er uns ſagen könnte, daß es in Deutſchland noch Männer giebt, die den Muth haben, ihr Wort zu halten! Ich glaub' es nicht. Mein Vertrauen auf die Menſchen iſt dahin, für immer dahin! — Wär' er an meiner Seite geblieben, ich hätte dieſe Noth leichter ertragen. Wie er im Glück meinen allzuleichten Muth niederhielt, ſo hätte er mich im Unglück getröſtet und aufgerichtet. Ich hätte eine Seele gehabt, die meine Klagen gehört und meinen Gram gemildert hätte! (Er verſinkt in trübſinniges Nachdenken.)

Zweiter Auftritt.

Hugo erſcheint gewaffnet im Hintergrunde und geht auf **Chriſtoph** zu.

Hugo. Chriſtoph!

Chriſtoph. Hugo! (Er eilt ihm entgegen, umarmt ihn leidenſchaftlich und betrachtet ihn dann in tiefer Bewegung.) So ſehen wir uns wieder!

Hugo. Was iſt Dir? Du weinſt!

Chriſtoph. Ich ſchäme mich deſſen nicht. Das Schickſal iſt zu grauſam gegen uns verfahren. Dem Sieg ſo nahe, daß wir ihn mit der Hand erreichen konnten: und jetzt gedrängt und kämpfend um unſer Leben!

Hugo. So lange wir kämpfen, können wir ſiegen!

Chriſtoph. Ich habe keine Hoffnung mehr. Gottes Hand iſt gegen uns, weil die Menſchen nicht werth ſind, daß ihnen ein Helfer kommt. Was war verloren, als wir in beſter Ordnung den Rückzug von Trier antraten? Nichts, wenn Treu und Glauben, Muth und Einſicht in der Welt waren. Hätten die Herren vom Adel, hätten unſre Glaubensgenoſſen gethan, was die Pflicht ihnen gebot, — wären ſie herbeigeſtrömt unter die Fahne des Befreiers, ſo hätten wir die Macht der Fürſten im offnen Felde brechen können. Aber ſtatt deſſen zauderten ſie, beſannen ſich, verkrochen ſich!

Hugo. Leider haben die Feinde raſcher und klüger gehandelt, als wir. Indem ſie den Ritter ziehen ließen und mit aller Macht über ſeine rheiniſchen Freunde herfielen, verſchafften ſie ſich einen doppelten Vortheil: ſie beraubten Franzen der nächſten Bundesgenoſſen und ſtatuirten für die übrigen ein abſchreckendes Exempel!

Chriſtoph. Schande genug, daß ſich dadurch Männer abſchrecken ließen, um deren Ehre und Beſtehen es ſich handelte! Welche Mühe haben wir uns gegeben, ſie davon zu überzeugen! Mit welch unwiderleglichen Gründen haben wir unſre Forderungen geſtützt! Dennoch kehrte Franz von dem Ritter-Convent in Schweinfurt, Dietrich Späth aus Franken, Schweikard aus Schwaben, Hartmuth von Kronberg aus Böhmen zurück, ohne daß Diejenigen, deren Sache mit der unſern gewonnen und verloren iſt, zu irgend einer namhaften Hülfeleiſtung bewogen wurden! Wir mußten es mit anſehen, daß man den rechten Moment verſäumte aus Furcht vor einem Uebel, das eben durch dieſe Verſäumniß herbeigeführt wurde!

Hugo. Wenn die Menſchen, wie ſie gewöhnlich ſind, nicht durch eine Leidenſchaft fortgeriſſen werden, wenn ſie einmal zu bedenken und zu erwägen anfangen, dann üben die kleinſten Rückſichten gerade die größte Macht über ſie und machen ſie unfähig, edle Entſchlüſſe zu faſſen. — Alſo keine Hülfe, weder von dem Adel, noch von den Städten?

Chriſtoph. Keine, die dieſen Namen verdiente. Nur Wenige fanden ſich mit ihren Zuſagen dadurch ab, daß ſie uns Munition und Lebensmittel zukommen ließen.

Hugo. Dennoch eröffnete der Ritter ſelbſt wieder den Feldzug!

Chriſtoph. Er konnte nicht länger zuſehen und wollte durch eine kühne That, durch einen Sieg, den er hoffte, den Freunden neuen Muth einflößen. Das Glück entſchied gegen uns — wir ſitzen hier!

Hugo. Wie nimmt es Franz?

Chriſtoph. Mit der Faſſung eines Helden. Er hat eine Kraft in ſich, von der ich keine Vorſtellung habe! Immer dieſelbe Ruhe, daſſelbe Vertrauen! Auch der Tod des Ritters von Handſchuchsheim hat ſeinen Muth nicht gebrochen. Nur einmal ſah ich ihn tief erſchüttert — beim Abſchied Ulrich Hutten's.

Hugo. Hutten's! Erzähle mir das!

Chriſtoph. Als Deine Botſchaft ankam von dem Fall der Burg Hartmuth's und Franz eines verzweifelten Kampfes gewärtig ſeyn mußte, beſchied er die Theologen zu ſich, denen er auf ſeinen Burgen ein Aſyl gewährt hatte. Er hielt ihnen vor, wie er durch fernere Beherbergung ihrer Sache mehr ſchaden als frommen würde, und forderte ſie auf, beſſere Schutzorte zu ſuchen. Die Theologen ſahen das ein und nach kurzem Widerſtreben verließen ſie ihn mit Dank und Segenswünſchen. Dann machte er denſelben Vorſchlag Ulrich Hutten. Dieſer ſah ihn mit Erſtaunen an. Als er ſah, daß es dem Ritter Ernſt war, fragte er ihn mit Unwillen: ob er ihn für einen Mann halte, der gewohnt wäre, ſeine Freunde in der Noth zu verlaſſen? Franz blieb ruhig und bewies ihm, daß er höhere Pflichten habe, als bei ihm Kriegsdienſte zu thun; daß ſeine Talente der Nation zu Gute kommen müßten und daß er ihm ſelber mehr nutzen würde, wenn er fern von ihm ſeiner Sache ſich annähme. Hutten nannte dies Scheingründe und erklärte, er werde bleiben. Da richtete der Ritter ſich auf und aus ſeinen Augen blitzte der Geiſt, vor dem auch ein Hutten ſich beugen muß. „Ihr müßt mich verlaſſen!“ rief er ihm zu. „Es würde mir ewige Schmach bringen, wenn ich einen Mann von Euren Gaben in mein Unglück verwickeln und die Schätze des Geiſtes, die in Euch liegen, in elender Selbſtſucht dem Vaterlande entwenden wollte. Wenn ich untergehen ſoll, ſo will ich es mit Ehren und mit Hinterlaſſung eines edeln und reinen Namens!“ — Hutten ward ſtumm und fügte ſich. Der Gram über das Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen hatte ihn tief gebeugt; die Trennung von dem Ritter brach ſeine Kraft vollends. Als er ihm die Hand zum letzten Gruß reichte, ſah er aus, wie ein Mann, der jeder Hoffnung abgeſagt hat. Der Ritter drückte ihn an ſeine Bruſt und Beide ſchluchzten laut. (In tiefer Bewegung) Wer das geſehen, der weiß, welchen Jammer das Menſchenherz ertragen kann!

Hugo (tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand). Ja, Schweres haben wir erduldet, tief ſind wir herabgeſtürzt von der Höhe, auf der wir vor einem Jahre ſtanden! Aber noch iſt nicht alle Hoffnung dahin. Ich ſelber bring’ Euch beſſere Nachricht. Meine zweite Mahnung hat gewirkt: die Freunde im Weſten rücken in’s Feld.

Chriſtoph. Gebe Gott, daß ſie nicht zu ſpät kommen! Stürzt Er dahin, ſo iſt Alles verloren: ich werde dieſen Tag nicht überleben!

Dritter Auftritt.

Franz kommt aus der Burg. **Hugo** geht ihm entgegen. **Chriſtoph.** Später **Eberhard** und ein **Trompeter.**

Franz. Hugo! (Er reicht ihm die Hand.) Was bringſt Du?

Hugo. Gute Botſchaft, Herr Ritter! Die Herren von Strasburg, Graf Wilhelm von Fürſtenberg und Graf Horn rüſten ſich und werden Euch in Kurzem mit ſtarker Mannſchaft zuziehen.

Franz (erfreut). Es ſind brave Männer, das wußt' ich! — Wie wohl das thut! Wahrlich, die Untreue macht nicht halb ſo viel Schmerz, als die Treue Freude macht! — Sprachſt Du mit den Grafen ſelbſt?

Hugo. Im Hauſe des edeln Bürgermeiſters von Strasburg. Alle beklagten tief Euer Mißgeſchick und erklärten es für eine Ehrenſache, Euch beizuſtehen.

Franz. Sie wiſſen, um was es ſich handelt!

Chriſtoph. Wenn ſie nur nicht nach guter deutſcher Art ſo lange am Vorſatz zehren, bis die That nichts mehr frommt!

Franz. Sie werden kommen: ob ein paar Tage früher oder ſpäter, iſt einerlei. Die Mauern von Landſtuhl werden halten!

Chriſtoph. Wenn aber die Fürſten mit ihrer Hauptmacht vor ihnen anrücken?

Franz. Die Fürſten?

Hugo. Leider hab' ich unterwegs gehört, ſie hätten ſich bei Kreuznach vereinigt und wären auf dem Marſche hieher.

Franz. Mögen ſie! Schon drei Tage ſitzt der Schenk von Erbach in ſeinen Schanzen da drüben und ſendet ohnmächtige Kugeln auf die Burg. Die Fürſten werden dieſelbe Erfahrung machen. (Zu Chriſtoph, indem er die Hand auf ſeine Schulter legt.) Du biſt niedergeſchlagen, Chriſtoph, und ich kann Dir's nicht verdenken. Wir ſind vom Glücke verwöhnt worden. Nie trafen uns Schläge des Mißgeſchicks; immer erreichten wir, was wir ſuchten — ja mehr als das! Können wir aber verlangen, daß uns die Sonne des Glücks ohne Wechſel ſcheine? Soll ein großes Werk ohne Gefahr und Mühe gelingen? Ermanne Dich! Nur den Muthloſen richtet das Unglück zu Grunde; dem Herzhaften iſt es der Druck, der die Eiſenfeder in die Höhe ſchnellt, — der Rückgang des Springers, der ihn allein fähig macht, über den Graben zu ſetzen. Der Himmel hellt ſich auch auf einer andern Seite auf. Dietrich Späth brachte die Nachricht, das Reichsregiment habe es übel vermerkt, daß die Fürſten ſeine Vergleichsvorſchläge zurückwieſen. Die Herren tragen gegen mich wieder ein freundlicher Gemüth, und Einer ſoll geſagt haben: wenn die Acht über Franz nicht ausgeſprochen wäre, es würde nimmer geſchehen! — Der Kurfürſt von Sachſen hat ſich billig über mich vernehmen laſſen, und denkt daran, ſeinen mächtigen Einfluß zu meinen Gunſten zu verwenden. Alles kommt jetzt darauf an, daß wir uns halten. Unſre Freunde werden ſich von dem erſten Schrecken erholen und doppelt einbringen, was ſie verſäumt haben.

(Man hört aus weiter Entfernung kriegeriſche Muſik. Alle horchen geſpannt.)

Franz. Was iſt das? Es kommt nicht von den Schanzen des Feindes. Sollten es die Straßburger ſeyn?

Hugo (für ſich). Schwerlich!

(Franz geht zu einer ſteinernen Treppe an der Mauer und ſteigt hinan. Hugo und Chriſtoph bleiben unten ſtehen.)

Franz (mit lauter Stimme von oben). Reiter, Fußvolk und Geſchütz! — Die Feldzeichen Triers und der Pfalz — es ſind die Fürſten!

Hugo. Das dacht' ich!

(Chriſtoph ſteht erſchreckt.)

Franz. Mehr und mehr! Von der Linken die Fähnlein von Heſſen — ein langer Zug von Geſchützen! (Pauſe. Er ſteigt herab.) Das wird kein gemein Berennen werden; der gewaltige Haufe wird uns drängen!

Chriſtoph (mit ängſtlicher Miene). Er wird uns erdrücken, wenn wir in der Burg bleiben! Herr Ritter, ich bitte Euch, hört meinen Rath! Noch iſt der Auszug nicht gehindert. Ruft Eure Leute zuſammen, verlaßt Landſtuhl und vereinigt Euch mit den Verbündeten!

Franz. Wie! Ich ſollte aus einem guten Hauſe reiten, ohne zu verſuchen, was es auszuhalten vermag? Nimmermehr! Wenn es einmal ſeyn muß, werden wir immer noch herauskommen!

(Ein Trompetenſtoß. Eberhard kommt durch das innere Thor.)

Eberhard. Ein Trompeter von Trier begehrt Einlaß.

Franz. Führ' ihn her!

(Eberhard geht ab und kommt mit dem Trompeter wieder.)

Eberhard (auf Franz deutend). Das iſt Franz von Sickingen!

Trompeter. Die Kurfürſten von Trier und von der Pfalz und der Landgraf von Heſſen fordern Euch auf, ihnen die Burg ſammt Allem, was darin iſt, unverzüglich zu überantworten. Sie lagern hier mit ihrer ganzen Macht. Weigert Ihr Euch, ſo ſoll das Geſchütz ſogleich beginnen und nicht eher aufhören, als bis die Burg in Schutt und Trümmern liegt.

Franz. Vermelde Ihren Kurfürſtlichen und Fürſtlichen Gnaden meinen Gruß und ſag' ihnen: Franz von Sickingen ſey ihrer Ankunft und Ankündigung eben nicht ſehr erfreut. Indeſſen habe er neue Mauern, und da ſie ſelber, wie er erfahren, neue Carthaunen mitbringen, ſo verlange ihn zu wiſſen, welche von beiden am längſten Stand halten möchten. Er ſelber ſey vor Trier gezogen, habe Pulver und Kugeln mit Freuden verſchoſſen und ſey mit Unluſt wieder abgezogen. Ebenſo, hoffe er, werde es den Fürſten ergehen, und er gedenke darum Landſtuhl nicht zu übergeben, weder jetzt noch künftig!

(Trompeter mit Eberhard ab.)

Vierter Auftritt.

Schweikard, Dietrich Späth, Hedwig und **Gertrud** (Beide in ſchwarzem Gewand) kommen eilig aus der Burg. **Die Vorigen.**

Schweikard. Iſt es wahr? Die Fürſten ſind da?

Franz. Dort unten ſtehen ſie mit ihrer Hauptmacht. Sie haben mich zur Uebergabe aufgefordert und ich hab' ihnen eine Antwort gegeben, die eine ernſthaftere Unterredung nach ſich ziehen wird. Nun gilt es, ruhigen Muth zu behaupten und unſre feſte Stellung ſo gut zu benutzen, wie es Richard von Trier gethan. Wir müſſen uns halten, und um dies beſſer zu können, müſſen wir den Feind durch einen Angriff unſre Kraft, unſern Trutz fühlen laſſen. Du, Schweikard, ſollſt mit Dietrich, Chriſtoph und Hugo einen Ausfall machen. Ich ſtelle Dir alles Volk zu Befehl, das irgend zu entbehren iſt; und da die Feinde ſich des Angriffs nicht verſehen, ſo kannſt Du ſie werfen und Gefangene und Waffen auf die Burg zurückbringen. Ich ſelbſt will mit Wolfram die Vertheidigung leiten und, ſo Gott will, in ihren Schanzen eine Zerſtörung anrichten, die Euch wohl zu Paſſe kommen ſoll.

Schweikard. Wir ſind bereit!

Franz. An Dich, liebe Hedwig, hab' ich ein anderes Anliegen. Du mußt die Gelegenheit des Ausfalls benutzen und Dich mit Gertrud nach der Ebernburg geleiten laſſen. Dort biſt Du außer Gefahr, ſelbſt wenn wir von hier weichen müſſen. Denn Landſtuhl iſt ſchwer, die Ebernburg aber gar nicht einzunehmen.

Hedwig. Verlangt Ihr im Ernſt, Vater, daß ich Euch und meinen Mann verlaſſen ſoll?

Franz. Wir könnten in harte Bedrängniß gerathen!

Hedwig. Um ſo weniger darf ich von Euch gehen!

Franz. Unſre Sorge wird geringer ſeyn, wenn wir Dich in Sicherheit wiſſen.

Hedwig. Ihr denkt nur an Eure Sorge, nicht an die meine! Wie würde es mir ſeyn, wenn ich Euch in ſolcher Gefahr zurücklaſſen müßte? Ich kann Eure Noth nur ertragen, wenn ich ſie theile, und das liebſte Schickſal wird mir immer das ſeyn, das mit Euch und meinem Manne mich trifft!

Schweikard. Laßt ſie hier, Vater! Wir werden um ſo tapferer kämpfen, wenn wir unſer Theuerſtes zu vertheidigen haben!

Gertrud. Auch ich, Herr Ritter, könnte die Burg nicht verlaſſen, wo mein Mann und meine Freunde ſind!

Franz. In Gottes Namen! Geht in die feſte Stube der alten Burg, wo Ihr ſicher ſeyd, und bittet Gott um Sieg und Befreiung! — Und Ihr, wackre Hauptleute, vollführt, was ich angeordnet, und vergeßt keinen Augenblick, welche Güter Ihr hier zu ſchirmen habt!

(Schweikard iſt zu Hedwig getreten und umarmt ſie.)

Hedwig (an ſeinem Halſe). Gott ſchütze Dich!

(Franz geht mit den Männern gegen das innere Thor. Hedwig und Gertrud in die Burg.)

Fünfter Auftritt.

(Das Lager der Fürſten.)

Ludwig von der Pfalz und **Richard** ſtehen vor einem prächtigen Zelt. **Philipp von Heſſen** tritt ein.

Philipp. Wie ſteht's, Ihr Herren? Iſt die Antwort da?

Ludwig. Noch nicht! Ich hoffe, Franz wird ſich auf demüthigere Bedingungen beſinnen, als das Regiment uns für ihn vorgeſchlagen hat; und aufrichtig: es wäre mir lieb, wenn wir nicht gezwungen wären, ihn ganz zu verderben. Seinen Ehrgeiz abgerechnet, iſt er ein wackrer Mann — ein Glied des deutſchen Adels, deſſen ritterliche Kraft ich dem Vaterlande gern erhalten ſähe.

Richard. Ihr denkt ſehr gnädig von einem Feind, der Euer Land verwüſtet hat, wie das meine. Wenn Ihr ihm aber nachgiebigen Sinn zutraut, ſo werdet Ihr Euch bald widerlegt ſehen. Nie wird dieſer Mann von ſeinem Hochmuth laſſen und lieber tauſend Mal in Trotz untergehen, als ein einziges Mal in Demuth Rettung ſuchen!

Philipp. Dann nehme die Gerechtigkeit ihren Lauf! Schlägt er unſre Forderung ab, ſo ſchießen wir das Neſt in Grund und Boden.

Richard. Und befreien uns von einem Feinde, der uns nie in Ruhe laſſen würde, ſo lange er lebte! Und vertilgen das letzte Bollwerk der aufruhrbringenden Ketzerei!

Philipp. Was das betrifft, Herr Erzbiſchof, ſo wißt Ihr, daß ich eine andere Anſicht habe. Das Schickſal der neuen Lehre iſt nicht an den Sieg oder Untergang des Ritters geknüpft. Wenn dieſer ſelber thöricht genug war, es zu glauben, ſo hätte ich doch nicht gedacht, daß Ihr mit ihm einerlei Meinung wär't!

(Der Trompeter tritt ein, mit Rittern und Hauptleuten.)

Ludwig. Was bringſt Du für eine Antwort? Unterwirſt ſich der Ritter?

Trompeter. Mit nichten, Kurfürſtliche Gnaden! Er hörte die Botſchaft mit ſtolzer und ſpöttiſcher Miene an und ſagte: Eure Gnaden brächten neues Geſchütz mit, das möchte er gerne hören; ſeine Mauern würden's wohl aushalten. Die Burg wolle er nicht übergeben, hoffe vielmehr, die Herren würden mit Unluſt von Landſtuhl abziehen, wie er von Trier.

Richard (zu Ludwig). Seht Ihr!

Ludwig. Er iſt verloren!

Philipp. Ja, das iſt er! Er ſoll unſer Geſchütz hören, ſo lange hören, bis ihm Hören, Sehen und Denken vergeht! Auf, an's Werk!

(Ludwig und Richard ertheilen im Hintergrund ihren Hauptleuten Befehle und gehen dann mit ihnen ab. Philipp tritt zu ſeinem Zeugmeiſter.)

Philipp. Halte Dich brav, Georg; thu' Dein Beſtes! Ich habe verſprochen, den Thurm der Burg niederzulegen, und Du wirſt mich nicht zum Lügner machen!

(Der Zeugmeiſter geht ab. Geſchrei hinter der Scene. Ein heſſiſcher Hauptmann kommt eilig.)

Hauptmann. Unſre Vorpoſten ſind geworfen! Die Sickinger haben einen Ausfall gemacht und drängen wüthend zu unſern Schanzen heran!

Philipp. Gottlob, daß wir uns vorgeſehen! Folge mir! Dieſen Strom will ich dämmen!

(Alle ab. Kriegslärm und Kanonendonner hinter der Scene.)

Sechster Auftritt.

(Gewölbte Halle in Landſtuhl. An der Seite eine Lagerſtatt. In der Mitte ein Tiſch und Stühle.)

Franz tritt mit **Schwebel** und einem **Diener** ein und wirft ſich auf einen Stuhl. (Naher und ferner Donner des Geſchützes.)

Franz (zum Diener). Hol' einen Krug Wein, die Zunge klebt mir am Gaumen! (Diener ab.) Nie hätt' ich geglaubt, daß die Feinde ſo viel Geſchütz aufzutreiben vermöchten! Der Landgraf hat ſich den Thurm auserſehen und unterhält ein wahres Höllenfeuer auf ihn. Die Carthaunen Triers wüthen gegen die neue Mauer. Doch Schweikard hat angegriffen und wird ihnen bald etwas Anderes zu thun geben!

(Diener bringt eine Kanne mit Bechern und geht ab.)

Schwebel. Eure Rede wird die Herren gereizt haben!

Franz. Ja, ſie haben meinen Wunſch raſch erfüllt. An ihrem Ernſt, die Burg zu nehmen, iſt nicht zu zweifeln; und wenn ſie im Stande wären, in dieſer Art fortzufahren, ſo würden am Ende auch die Mauern von Landſtuhl nachgeben müſſen. Doch bis dahin ſind unſre Freunde da!

Schwebel. Wenn ſie aber ausblieben? Habt Ihr das bedacht?

Franz. Dann erſehen wir die Gelegenheit, aus dem Hauſe zu kommen und uns nach der Ebernburg durchzuſchlagen. Freilich, lieber Caplan, wir ſind in Gottes Hand. Wenn Er will, retten wir uns; wenn er uns ein Ziel ſetzt, geht es zu Ende! (Nach kurzem Nachdenken) Nehmt den Becher! Die Sache des Evangeliums und der Freiheit! Möge das göttliche Wort ſiegen und die Welt erleuchten, wenn Menſchen und Menſchenwerk lange dahin geſunken ſind!

Schwebel. Amen!

(Sie ſtoßen an und trinken. Hinter der Scene ungeheures Krachen.)

Franz (auffahrend). Was iſt das?

(Beide horchen in ängſtlicher Spannung. Hinter der Scene ein Knall und neues entfernteres Getöſe.)

Franz. Noch einmal!

(Er geht raſch zur Thüre. Eberhard begegnet ihm mit dem Ausdruck des Schreckens.)

Was iſt geſchehen?

Eberhard. Der Thurm iſt zuſammengeſtürzt!

Franz. Wie? Der ſtärkſte Thurm im Lande? Unmöglich!

Eberhard. Ueberzeugt Euch ſelbſt!

(**Hans** kommt athemlos.)

Franz (ahnend, haſtig). Was bringſt Du?

Hans. Die neue Mauer iſt eingeſchoſſen und ein Stück von mehr als vierundzwanzig Fuß niedergelegt!

Franz (ſteht erſtarrt. Nach einer Pauſe für ſich). Ich habe mich dieſer Waffen auch bedient und glaubte ihre Kraft zu kennen. Ich war im Irrthum. Wenn das möglich iſt, wenn vor der Macht des Geſchützes ſolche Mauern in ſolcher Spanne Zeit dahinſinken können, dann iſt dieſes Werkzeug zu unſerm Verderben erfunden: unſer Vortheil iſt verloren und unſre Zeit für immer dahin! (Mit raſcher Wendung zu den Landsknechten) Kommt und laßt uns den Schaden unterſuchen! — Ihr, Caplan, bleibt und erwartet mich hier! (Ab mit den Landsknechten.)

Schwebel (tritt vor, Trauer und tiefen Ernſt im Geſicht). Er hat ſich ſelbſt aufgegeben und erkennt die Gerichte Gottes, die ſich mir ſeit dem Rückgang von Trier in erſchreckender Klarheit enthüllt haben. Der Herr will nicht, daß ſeinem Evangelium mit dem Schwerte geholfen werde, das eigenmächtig und wider ſein Gebot gezückt iſt! Das hat der erleuchtete Vorkämpfer unſers Glaubens von Anfang an erkannt: wir mußten es in der Schule der Trübſal lernen. Harte Unterweiſung! Bittrer Trank, der dem natürlichen Menſchen ſo unſäglich ſchwer eingeht! Doch der gläubige Geiſt erkennt in ihm das Mittel zum Heile und ſegnet die Hand, welche züchtigt, um zu erziehen und zu retten. (Mit einem Seufzer) Möge das Maaß der Strafe nicht über unſre Kräfte gehen!

(Ein Schuß hinter der Scene. Dann ferne Ausrufe des Schreckens und der Klage.)

Gerechter Gott! Sollte dem Ritter ein Unglück widerfahren ſeyn?

(Der Lärm dringt näher. Hans öffnet die Thüre.)

Schwebel. Was iſt geſchehen?

Hans. Unſer Herr iſt verwundet! Wie er die umgelegte Mauer anſehen wollte, traf ihn ein Schuß der Trier'ſchen in die Seite.

(Franz wird von Eberhard und einem Landsknecht hereingeführt und auf das Lager gelegt. Ritter und Landsknechte ſtellen ſich in ängſtlicher Spannung um ihn.)

Franz. Caplan, kommt zu mir!

(Schwebel ſtellt ſich ihm zur Seite. Niklas tritt ein, der Kreis der Umſtehenden öffnet ſich und der Wundarzt eilt zum Lager, worauf der Kreis ſich wieder ſchließt.)

Franz. Meiſter Niklas, unterſucht meine Wunde! (Pauſe.) Iſt ſie gefährlich? Redet die Wahrheit!

Niklas (nach kurzem Schweigen, traurig). Es iſt meine Pflicht, ſie Euch zu ſagen. Euer Leben iſt in Gefahr!

(Ein Ritter wird bleich und fällt in die Arme ſeines Nachbars.)

Franz (hinſehend). Helft erſt dieſem Manne, dann kommt wieder!

Niklas. Edler Herr —

Franz (mit feſter Stimme). Thu, wie ich Dir ſage! Ich laſſe mich nicht berühren, bevor ihm nicht geholfen iſt!

(Der Ritter wird hinausgeführt. Niklas folgt.)

Franz (zu Schwebel, während die Andern ſich vom Lager zurückziehen). Die Hand Gottes hat mich niedergeworfen, ehrwürdiger Caplan, und ich fühle, daß ich mich nicht wieder erheben werde! Ich ſehe klar, wie es gekommen. Ich habe ein Unternehmen angefangen, das nicht gelingen ſollte, weil die Frucht des Sieges, nach der ich die Hand ausſtreckte, nicht zeitig war. Aber meine Abſichten waren gut, groß der Gedanke, dem deutſchen Volk mit dem Lichte des Evangeliums zugleich die alte Herrlichkeit wieder zu erobern; und wenn es vermeſſen war, mich für den Berufenen zu halten, ſo büß' ich's nun! Ich unterwerfe mich dem Urtheil Gottes und verlaſſe dieſe Welt ohne Groll, in der feſten Zuverſicht, daß Er das Gute, das ich gewollt, durch einen Glücklichern ausführen und meiner Seele gnädig ſeyn werde!

Schwebel (feierlich). Der Glaube, der Euch durch's Leben geführt, der Euch aufrecht erhält in der höchſten Noth, er wird Euch leiten in die Welt des Lichts, zu den Füßen eines liebenden Vaters!

(Niklas kommt zurück und verbindet den Ritter, während die Anweſenden das Lager umgeben.)

Siebenter Auftritt.

Hugo, Dietrich Späth treten raſch ein. **Die Vorigen.**

Hugo. Wo iſt der Ritter?

(Die Umſtehenden treten zurück.)

Schwebel. Hier liegt er, ſchwer verwundet!

Hugo. Großer Gott!

(Hugo und Dietrich treten erſchüttert zu Franz.)

Franz. Wo iſt mein Sohn? Wo iſt Chriſtoph?

(Hugo ſchweigt und ſenkt das Haupt.)

Dietrich. Macht Euch auf eine traurige Nachricht gefaßt, edler Freund: Schweikard iſt gefangen, Chriſtoph gefallen.

Franz (ſich erhebend, im Tone ſchmerzlichen Vorwurfs). Mein Sohn gefangen, Chriſtoph todt — und Ihr ſeyd hier?

Dietrich. Hört uns, bevor Ihr uns richtet! Wir ritten nach Eurem Befehl längs der Mauer hin, fielen über die Vorpoſten her, zerſprengten ſie und drangen im Sturm gegen das Lager vor. Da ſtellte ſich uns ein großer Hauſe entgegen, angeführt, wie wir ſpäter ſahen, von dem Landgrafen ſelbſt. Schweikard, in raſendem Muthe, ſprengt auf die Vorderſten an, ſchlägt Dreie nieder, wird aber umringt und vom Pferde geriſſen, ehe ihm Hülfe gebracht werden kann. Chriſtoph, der ihm am nächſten iſt, dringt mit einem Trupp der Unſern wüthend auf die Feinde ein, macht ſich Bahn und hat Schweikard beinahe erreicht, als er, von einer Kugel getroffen, vom Pferde ſtürzt. Unterdeſſen bin ich mit Hugo von der andern Seite, wo wir die Heſſiſchen drängten, herbeigeeilt. Wir greifen auf's Neue an; wir ſchlagen dem Feind im Grimm unſers Herzens eine Menge Leute nieder. Aber er weicht nicht, Trierer kommen ihm zu Hülfe, unſer Haufen ſchmilzt zuſammen. Wir haben die Wahl, gegen die Uebermacht kämpfend unterzugehen, oder Euch durch den Rückzug einen Theil Eurer Beſatzung zu retten. Wir hielten als ehrliche Hauptleute das Letzte für unſre Pflicht, und ſind hier, Euer Urtheil zu vernehmen.

Franz (reicht ihm die Hand). Ihr habt recht gethan! Verzeiht mir! — Es iſt gekommen, wie es ſollte. Chriſtoph iſt glücklich, meinen Fall nicht zu überleben, und meinen Sohn hat nur ein Schickſal getroffen, das ich ſelber über ihn verhängen müßte.

Hugo. Was wollt Ihr thun?

Franz. Ein Ende machen und die Burg übergeben.

Hugo. Noch können wir Euch vertheidigen, noch kann Hülfe kommen!

Franz. Mein Entſchluß iſt gefaßt! Der Kampf hat keinen Zweck mehr, und jeder Tropfe Bluts, durch meine Schuld um meinetwillen jetzt noch vergoſſen, würde ewig auf meiner Seele brennen! Sendet eilends einen Boten in's Lager der Fürſten und laßt ihnen melden: wenn ſie mich und die Meinen des Lebens verſichern und in ritterlich Gefängniß annehmen, auch einen Kriegsmann gegen den andern ledigen wollen, ſo will ich ihnen Landſtuhl übergeben mit Allem, was darin iſt. (Als Hugo und Dietrich zaudern) Geht! — Ihr wißt, daß ich Gefangene genug auf meinen Burgen habe, um ſie gegen Euch auszutauſchen und Alle, die hier ſind, frei zu machen! (Mit gedämpfter Stimme) Ich ſelber werde noch viel eher frei werden!

(Dietrich und Hugo ab.)

Franz (zu den Umſtehenden, die auf verſchiedene Weiſe ihren Schmerz ausdrücken). Ihr trauert um mich, liebe Geſellen! Ihr thut's nicht ohne Grund! Wo ſind nun meine Bundesgenoſſen und Freunde! Der von Arnheim, der von Fürſtenberg, der von Horn, die Schweizer, die von Strasburg und die von der Bruderſchaft, die mir ſo viel verſprochen und ſo wenig gehalten haben! Ich ſitze hier und ſterbe allein! Darum verlaſſe ſich Keiner auf groß Gut und Glück und die Vertröſtung der Menſchen!

Achter Auftritt.

Hedwig ſtürzt herein; hinter ihr **Gertrud. Die Vorigen.**

Hedwig. Iſt es wahr? Mein Mann gefangen, mein Schwäher verwundet!

(Die Anweſenden machen ihr ehrerbietig Platz; ſie erblickt den Ritter.)

Gerechter Himmel!

(Sie wirft ſich an ſeinem Lager auf die Kniee und faßt ſeine Hand. Gertrud tritt erſchüttert zu Schwebel.)

Franz. Waffne Dich mit aller Stärke, die Du in Dir haſt, liebe Tochter! Allzukühner Muth hat Deinen Mann beim Ausfall in die Hände des Landgrafen geführt; ich liege hier auf dem Tode und übergebe Landſtuhl den Einungsfürſten, um in Ruhe ſterben zu können.

Hedwig. Ihr könnt nicht ſterben, Ihr könnt uns nicht verlaſſen! — Es wäre des Jammers zuviel!

Franz. Mein Tagewerk iſt zu Ende! Sterben iſt das Einzige, was ich kann; zu leben wäre mir unmöglich!

Hedwig. Und wir ſollen leben, wenn Ihr ſcheidet — unſer Haupt, unſer Stern, unſer höchſtes Vorbild!

Franz. Nicht ſo, meine Tochter! Ihr müßt leben, denn Euer Tagewerk beginnt erſt! Gedenkſt Du der Zuſagen, die Du mir gethan, als wir auf der Ebernburg den Fall eines unglücklichen Ausgangs erwogen? Das Unglück iſt da, die Wolke hat ſich über unſern Häuptern entladen — nun halte Dein Verſprechen! Sey ſtark und zeige der Welt, welchem Hauſe Du angehörſt und welchen Sinn Du geerbt haſt! Daß uns das Schickſal niederwerfe, können wir nicht hindern, wohl aber, daß es uns den Muth nehme! Ruf' Alles in Dir auf, was Religion und edler Sinn an Kraft verleihen können, und erfülle die Pflichten, die Dir als Gattin meines Sohns und als Erbin meines Namens auferlegt ſind!

(Hedwig hat ſich während der Rede Sickingens langſam erhoben.)
Du willſt es!

Hedwig (ihm die Hand reichend, mit Feſtigkeit). Ich will es!

Franz. Das wußt' ich, und nun ſterb' ich ruhig! Ihr werdet beſſere Tage ſehen; denn Ihr ſeyd unſchuldig und der Buße und des Leids wird es genug ſeyn. Die Freunde unſres Hauſes werden ſich Eurer annehmen, der Zorn der Fürſten wird ſich legen — ſie werden nicht wagen, Euch all' Euer Gut vorzuenthalten. Dann bleibt der erkannten Wahrheit treu und wirkt und duldet für ſie im Hinblick auf jenen erleuchteten Mann, der noch einmal Recht behalten hat!

Schwebel (mit tiefem Ernſt). Während wir mit Kriegsmacht auszogen, um das Evangelium zu retten, hat er auf der Wartburg das neue Teſtament verdeutſcht und ſeiner Lehre Tauſende von Anhängern gewonnen. Er hat nicht nur den Kampf gegen Rom fortgeſetzt, ſondern auch die Gegner, die ihm der Feind unter ſeinem Anhang ſelber erweckt hatte, durch die Kraft ſeines Geiſtes überwältigt. Er hat ſeine Stimme erhoben gegen die Mächtigen. Er hat den König Heinrich von England die Gewalt ſeines Wortes fühlen laſſen und den Herzog Georg von Sachſen. Dem Edikt und Bann zum Trotz lehren, predigen und ſchreiben die beiden Gottesmänner in Wittenberg, geſchützt von dem Kurfürſten, geliebt und verehrt von ſeinem Sohne, der den Vater an Eifer für die Sache des Evangeliums weit zu übertreffen verſpricht!

Franz (halb für ſich). Das haben wir nicht bedacht! Wir ſchätzten die Kraft des Wortes gering, weil wir es durch die Gewalt unterdrückt wähnten. Aber die Macht der Tyrannei reicht nicht ſo weit, den Geiſt zu dämpfen und ſeine Offenbarung zu verhindern! Der Geiſt arbeitet fort, das Wort findet immer Herzen, die es vernehmen, und wenn die Zeit erfüllt iſt, dringt die Wahrheit ſiegend heraus und unterwirft ſich die Welt!

(Dietrich und Hugo kommen zurück.)

Dietrich. Die Fürſten haben Eure Bedingungen angenommen und werden in wenig Augenblicken hier ſeyn. Es hat Mühe gekoſtet, den Landgrafen und den Erzbiſchof ſo weit zu bringen. Aber die oberſten Hauptleute im Lager haben aus Achtung vor Eurem Kriegsruhm und Eurem Unglück dringend für Euch das Wort erhoben; und da Pfalz ihnen beitrat, ſo konnten die Andern nicht zurückbleiben.

Franz (mit ſchwächerer Stimme). Dank Dir, lieber Schwager! Es iſt der letzte Dienſt, den Du mir erzeigſt. Gieb mir die Hand! Du warſt mir ein treuer Freund, und ich muß das, was Du gethan, um ſo höher aufnehmen, als ich weiß, daß Du es aus reiner Liebe für mich gethan. Du haſt an mir gehandelt als ein wahrer Ritter: Du haſt mehr gehalten, als Du verſprochen haſt! Bring' meiner Tochter Ottilia meinen Segen und übertrage die Liebe und Treue, die Du mir bewieſen haſt, auf meine Kinder!

(Dietrich kniet in tiefer Rührung nieder und küßt ihn.)

Franz (zu Hugo). Du, wackrer Jüngling, haſt gehandelt, wie er, und gehörſt zu denen, welchen ich nicht halten konnte, was ich ihnen verſprochen. Laß es Dich nicht reuen! In der Schule der Mühen und der Noth biſt Du ein Mann geworden und haſt gelernt, womit Du Deiner Zeit nützen kannſt. Und ich ſage Dir, man wird Männer brauchen, wie Du biſt! Treue Seelen, helle Geiſter, feſte Gemüther wird man ſuchen und Gott danken, wenn man ſie findet!

Hugo (zu Franz herantretend und ſeine dargeſtreckte Hand ergreifend). Euch, edelſter Mann, gekannt und gedient zu haben, war mein höchſtes Glück und wird immer mein theuerſtes Andenken ſeyn. Wenn ich den Unſern nützen kann, wie ich es wünſche, ſo dank' ich's Euch!

Franz. Meine Kräfte nehmen ab, der Tod dringt mir an's Herz! Lebt wohl, edle Kampfgenoſſen; lebt wohl, Schwebel und Gertrud und all Ihr wackern Geſellen! Habt Dank und behaltet Euren Herrn im Gedächtniß!

Eberhard. Ewig, edler Held!

Franz. Meine Tochter!

(Hedwig kniet vor ihm nieder, Franz legt die Hand auf ihr Haupt.)

Nimm meinen Segen! Gott wird meinen Kindern gnädig ſeyn: in dieſem Glauben ſcheid' ich!

(Ein Diener tritt ein und ruft: Die Fürſten!)

Franz (ſich aufraffend). Noch darf ich nicht ſterben!

(Hedwig erhebt ſich und ſtützt ſich auf Gertrud. Die Ritter und Landsknechte entfernen ſich durch eine Seitenthüre.)

Neunter Auftritt.

Ludwig, Richard und **Philipp** treten ein. **Die Vorigen.**

Franz. Vor meinen Augen iſt's dunkel geworden! Welches iſt der Kurfürſt von der Pfalz? (Er ſtreckt die rechte Hand aus.)

Ludwig (reicht ihm die Hand). Ich bin es, Franz! Es thut mir leid, Dich in dieſen Nöthen zu ſehen! Aber nicht wir, Du ſelber biſt Schuld daran!

Franz. Herr Pfalzgraf, es fängt Mancher eine Sache an und meint, es ſoll ihm wohl erſprießen, und fehlet ihm dennoch. Hätten Andre anders gehandelt, ſo möcht' ich in dieſem Handel vielleicht Lob und Ehre empfangen haben und von Schuld und Vorwurf wäre nicht die Rede.

Dietrich (auf Philipp deutend). Hier iſt der Landgraf von Heſſen!

Franz (mit Mühe ſich aufraffend). Mein Sohn iſt von Euer Gnaden gefangen genommen; habt Ihr ihm ritterliche Haft zugeſagt?

Philipp. Wie es ſeine Tapferkeit verdiente! (Er tritt näher.) Die Dinge haben ſich ſehr geändert, Franz, ſeit Du in mein Land einfielſt und ich vor Deinen Schaaren von Darmſtadt nach Gießen fliehen mußte. Weſſen haſt Du mich geziehen, daß Du mich in meinen unmündigen Jahren alſo überzogen, mir Land und Leute beſchädigt und einen ſchimpflichen Vergleich abgezwungen haſt?

Franz. Ich hab' Euch in Schaden gebracht, Herr Landgraf, und hatte meine Gründe dazu. Wär' es aber in dieſer letzten Sache nach meinem Willen gegangen, ich hätte auf Wege gedacht, es Euch doppelt und dreifach zu erſtatten. Ihr werdet noch einſehen, wie ich's meinte!

Richard. Und was haſt Du mir zum Vorwurf gemacht, Franz, daß Du mit Deinem wilden Kriegsvolk in mein Stift gefallen, Trier verwüſtet, das Land geplündert und verheert haſt?

Franz. Nichts ohne Urſach, Herr Erzbiſchof! Ich könnte Euch auf Eure Fragen eine lange Antwort geben, hab' aber jetzt mit einem größern Herrn zu reden!

Richard. Vor dem Du ſchwerlich beſtehen wirſt! Denn Er iſt's, der gegen Dich entſchieden hat!

Franz (ſich höher aufrichtend). Er hat gegen mich entſchieden, ja; aber merkt es Euch, Herr Erzbiſchof, nicht für Euch! Eins iſt Euch gelungen, Ihr Herren! Den deutſchen Adel habt Ihr in mir niedergeworfen und Euer Anliegen wird von nun an ſeyn, ihn zu Euren Dienern und Höflingen oder zu Bauern zu machen. Ich ſterbe hier — der letzte deutſche Ritter! Aber den Geiſt, der mich trug und der meine Unternehmung hoch über einen gewöhnlichen Kriegshandel erhob, den Geiſt, der ſeine Wohnung in den erſten Männern deutſcher Nation aufgeſchlagen, ſie zu Dienern Gottes und freien Menſchen gemacht — ihn habt Ihr nicht überwunden und ihn werdet Ihr nicht überwinden! Dieſer Geiſt wird ſich offenbaren, wie in Worten, ſo in Werken und Thaten! Er wird die Chriſtenheit erleuchten, er wird die Völker befreien, er wird die Welt verjüngen! — Wunderbar ſind die Gerichte des Herrn! Wo das Auge, das nur am Aeußern hängt, Noth und Zerſtörung erblickt, da ſieht das erleuchtete Auge Heil und Sieg! Was verloren ſcheint, iſt gewonnen, was vernichtet ſcheint, gerettet, und Irrthum und Verluſt tragen nur dazu bei, den Gewinn zu erhöhen und gewiß zu machen. Gottes Wege ſind nicht unſre Wege und ſeine Gedanken nicht unſre Gedanken, aber Er führet Alles herrlich hinaus! (Langſam zurückſinkend und mit brechender Stimme) Sein Name — ſey gelobt! (Er ſtirbt.)

Schwebel. Er hat geendet! Laßt uns niederknieen und in chriſtlicher Liebe für ſeine Seele beten!

(Er kniet nieder; Hedwig, die zum Lager getreten iſt, Gertrud, Dietrich und Hugo folgen ihm. Die Fürſten ſehen ergriffen auf den Todten. Dann kniet Ludwig nieder, nach ihm Philipp und zuletzt, mit tief ernſtem Ausdruck, Richard.)

Vorſchläge für die Darſtellung.

Erſter Aufzug.

Die erſte Scene muß in friſchem, lebendigem Tempo geſprochen werden.

S. 18 kann der Schluß des Berichtes aus Worms wegfallen. Es muß dann nach „Amen" lauten:

Zuſammen
Franz. Hochherziger Mönch!
Schweikard. Herrlicher, unbezwinglicher Mann!

Schwebel. Das iſt das Rüſtzeug ꝛc.

Zweiter Aufzug.

S. 21 ſind in der Rede **Richard's** die Worte: „in den Paläſten" bis „unſerer Religion" zu ſtreichen.

S. 31 fährt **Hartmuth** nach „größern Herrn" fort: „Der Kaiſer hat ſich von dem Wege des Heils abgewendet, ſein Herz neigt ſich auf die Seite des Antichriſts, und für uns gilt jetzt das Wort, daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menſchen!"

Dietrich fährt nach „zu brechen" fort: „Der König des altgläubigen Spaniens, der Kaiſer einer Nation, von der noch immer die größere Hälfte an Rom hängt, könnte ſich in dieſem Augenblick nicht für Luther erklären, wenn er auch wollte. Was aber Karl in ſeinem Herzen gedenkt, weiß weder Freund noch Feind genau; denn er iſt ein Mann, der ſeine innerſten Gedanken für ſich behält."

S. 31 kann es nach: „Wie! ließt Ihr mich nicht hoffen“ — lauten:

Hutten. Der Kaiſer hat auch uns etwas hoffen laſſen, was nicht in Erfüllung gegangen iſt! — Ihr wißt, Herr Pater, daß Franz, wenn er den Auftrag annimmt, gegen ſeinen alten Bundesgenoſſen zu Felde ziehen muß, und Ihr habt vielleicht gehört, daß er ſeinen Sohn mit Hedwig von Handſchuchsheim verlobt hat und die Vermählung in Kurzem zu feiern gedenkt. Unter dieſen Umſtänden iſt der Zug gegen Robert von der Mark für ihn eine Aufopferung! Und hat der Kaiſer dieſe um ihn und ſeine Freunde verdient? Hat er ſich ſo gehalten, wie wir erwarten durften? ꝛc.

Franz. Ulrich ſagt die Wahrheit, Herr Caplan! Ich habe mich in dem Kaiſer getäuſcht ꝛc.

S. 36. In der Rede **Glapio's** nach „zu weit geführt“ wird angefügt: „und ihn unerträgliche Behauptungen aufſtellen laſſen.“ Dafür fällt der Satz: „In ſeiner Schrift“ bis „in den Hafen bringen“ weg.

S. 37 kann **Glapio** nach „von ihm erwartet“ beginnen: „Mit ihm können wir nicht weiter verhandeln; aber der Kaiſer wird trotz des fehlgeſchlagenen Verſuchs dieſe Sache nicht aufgeben. (Zu Hutten) Was war es, Herr Ritter, das Ihr von ihm erwartet habt? ꝛc.

S. 38 unten in **Glapio's** Rede ſind die Worte: „daß Ihr Unmuth“ bis „Gerechtigkeit widerfahren laſſen“ zu ſtreichen.

S. 39 ſind in dem Ausſpruch: „Es giebt im Leben Momente der Entſcheidung“ die Worte „im Leben“ zu ſtreichen.

Dritter Aufzug.

S. 49 und 50 können die Reden **Schweikard's** und **Sickingen's**: „Ihr ſeyd mächtig“ bis „Triumph zu verwandeln“ wegfallen. Dafür iſt im Folgenden nach „Schweikard“ einzuſchalten: „(nach kurzem Bedenken).“

S. 51 können die Reden von **Schweikard** und **Hedwig**: „Er hat ſchon bewieſen“ bis „ſondern zu Leide thun“ geſtrichen werden.

Vierter Aufzug.

Der vierte Auftritt (S. 67 und 68) iſt zu ſtreichen.

Fünfter Aufzug.

Der fünfte Auftritt (S. 88 u. 89) kann entbehrt werden. Dann würde der ſechste Auftritt beginnen:

(Gewölbte Halle in Landſtuhl. An der Seite eine Lagerſtatt. In der Mitte ein Tiſch und Stühle. Naher und ferner Donner des Geſchützes. Pauſe.)

Schwebel und ein **Diener** treten ein. Später **Franz.**

Diener. Hier, Herr Caplan, ſollt Ihr verweilen. Es iſt der ausdrückliche Wille des Herrn!

Schwebel. Gut, mein Sohn! (Diener ab.)

Schwebel (nach einer Pauſe, in welcher der Kanonendonner fortdauert). Herr des Himmels, wohin iſt es mit uns gekommen! Der Held, in welchem die Anhänger der evangeliſchen Lehre ihren Erretter ſahen, iſt umſchloſſen von übermächtigen Feinden, umſchloſſen in dem Augenblick, wo er Entſatz durch ſeine Bundesgenoſſen erwartete! — Alles iſt wider uns; der Tag iſt vergangen und nächtliches Dunkel verhüllt unſern Pfad! — Doch ſo lange er hofft, ſollen meine Lippen Troſt verkünden und mein Angeſicht kein Verzweifeln verrathen!

(Franz kommt mit dem Diener.)

Franz. Hol' einen Krug Wein ꝛc.

Die Darſteller des **Richard** und des **Glapio** machen wir beſonders darauf aufmerkſam, dieſen Figuren nicht den hergebracht pfäffiſchen Charakter, ſondern die durch den Inhalt ihrer Reden bedingte Würde zu geben.

Gedichte

von

Melchior Meyr.

* * *

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Vorwort IX
Seite
Zur Einführung . . . XXIX

Erſtes Buch.

Jugendliebe, Jugendluſt.

Liebesglück 3
Auf dem See 4
Erkanntes Glück 6
Regentag 7
Der Gekränkte 7
Ferneſtehend 8
Volksliedchen 9
Wechſel 10
Das Münſter im Mondſchein 11
Held und Münſter 12
Lenz 12
Den Freunden 13
Frühlingsentſchluß 14
Ruhm und Leben 14
Verwahrung 15
Der wahre Dichter 16
An die Entfernte. 1—3. . 17

Sonette.

Maileben 19
An die Biene 20
Ausweg 20
Anklage 21

Seite
Zu bedenken 22
Herbſterinnerung 22
An die Nacht 23

Elegiſch-epigrammatiſche Gedichte.

An einen Hirtenknaben . . 24
An Schellers Lexikon . . . 24
Geiſtergruß 25
Sonntag 25
Natur und Liebe 25
Einſeitige Neigung 26
Ermahnung 26
Freundſchaft 27
Im Sommer 27
Poetiſches Treiben 27
Dankbar 28
Antwort 28
Unbekümmert 28
Liebesopfer 29
Das Hündchen 29
Entſagungsverſuch 29
Lehre 30
Zu der Freundin 30
Anmeldung 30
Abendgedanken 31
Erinnerung 31
Selige Eintracht 32

Lieder der Liebe. (1—15) 33

Seite

Oden.

Der Wein 43
Im Walde 44
An Guſtav Braun 45
Auf dem Felſen zu Wallerſtein im Ries 48
An den Weltbürger 50
An eine fromme Freundin 51

Weihe des Lebens.

Der Unglückliche 52
Ergebung und Bitte . . . 53
Unerwartetes Geſchenk . . 54
Erkannte Seligkeit 55
Eigenthümlich Wandeln . . 55
Gelübde 56
Bei dem Tode eines Kindes 57
Vollkommene Heilung . . . 57
Verſchiedene Andacht . . . 58
Vollkommene Hingebung . 59
Erhebendes Glück 60
Dankgebet 61
Höchſtes Ziel 61
Cultus des Dichters . . . 62

Kleiner Krieg. Angriff und Vertheidigung.

Schutzgeiſt 63
Heldenzeit 64

Seite
Die Tonangeber 64
Bekehrung 65
Und ſo fortan! 66
Beruhigung 66
Beſchiedenes 67
Großer Verirrter 68
Auflehnung 68
Den unmündigen Richtern 69
Den Bekehrern 70

Seite
Hohe Poeſie 70
Dem Freunde 71
Forderung 72
Das Edlere 72
Der leidende Geiſt 73
Einladung 74

Sprüche 76

Zweites Buch.

Lebensbilder.

In Deiner Macht 83
Die Verlaſſene 84
Zwei Geſchicke 85
Der Künſtler 86
Sängerloos 87
Wendungen 87
Im Herzen 89
Die ſchöne Nonne . . . 90
An eine junge Frau . . . 91

Ein ſchöner Sommer. 1—26. 93

Bruder Luſtig im neunzehnten Jahrhundert.

Vorwort I. II. 113
Gedichte des Bruder Luſtig. 1—47. 124
Nachwort 173

Drittes Buch.

Durch Nacht zum Licht.

Reue 183
Zu ſpät! 184
Frühlingstrauer 184
Die rechte Zeit 185
Unterſchied 186
Reſignation 187
Die Phantaſie 188
An die Muſe 189

Seite
Der beſte Troſt 190
Erinnre dich! 191
Menſchlich 192
Noch einmal 193
Auskunft 194
Humor 194
Die Zeit 195
Das Glück 196
Dem Philiſter 197
Ein Dialog 198
Der Philoſoph 199
Den Freunden 200
Die zweite Jugend . . . 201
Zum Schluß 204

Zum Leben unſerer Zeit.

An die deutſche Nation . 209
Ideologie 212
Seite
Umgekehrt 213
Das Epos vom Gelde . 214
Gleichheit 238
Ein Juniſonntag 240

Religiöſe Gedichte.

Erlebniſſe 255
Vorzug 256
Askeſe 257
Das Größeſte 257
Weg zur Liebe 258
Dankgefühl 259
An Spinoza 260
An den Dreieinigen . . 261
Himmelsahnung 262
Die Liebe zu Gott 263

Viertes Buch.

Dichtkunſt.

Die Künſtler 279
Erziehung 280
An einen Freund 282
Die Worte. 1—2. . . . 282
Profanation 284
Tragödie 285
Die wahre Tragödie . . . 286
Der Genoſſe der Heroen 286
Schöpferiſche Zeit 287
Auf eine Frage 287
Ein Gleichniß 288
Der Künſtler an den Dünſtler 289
Aechtes und Schlechtes . 289
Die Zeitgenoſſen 290
Noblesse oblige 291

	Seite
An den poetiſchen Meſſias	292
Die Nachwelt	294
Ausgleichung	295
Natürlich und nothwendig	297
Mäcen und Dichter	299
Freuden der Production	300
Höchſte Poeſie	301

Vermiſchte Gedichte.

An einen Freund	305
Zu bedenken	306
Restitutio in integrum	306
Der Zecher	307
Ueberall gefehlt	308
An einen Schickſalsgenoſſen	308
Hinkjamben-Reime	309
Belehrung	310
Bekenntniß	311
An ein ſchönes Mädchen	312
Poetiſche Studien	313
Sommerliches Dorfbild	316
Spätherbſt	317
Im Winter	317
Soirée	318
Der Heilige und die Thiere	321
Die Geſchwiſter	322
Wahre Liebe	323

Sprüche I.

	Seite
An einen Dichter	329
Zumuthung	329
Unerläßlich	329
An den Beurtheiler	330
Unterſchied	330
Eine Beobachtung	330
Leider	331
Bedenkliche Originalität	331
Neueſte Kritik	331
Immer zu!	332
An eine gewiſſe Menſchengattung	332
Unglaublich, aber wahr	333
Es geht nicht anders	333
Zugeſtändniß	334
Jedes nach ſeiner Art	334
Votum der Milde	334
Alles hat ſeine Zeit	334
Einem Gegner der Philoſophie. 1. 2.	335
Poeſie der Gegenwart	335
Pflicht	336
Entweder — oder	336
Unterſcheidung	336
Wohlgemerkt	337
Aufgabe	337
Gloſſen zu Ausſprüchen Goethe's. 1. 2.	337
Zur Aeſthetik und Ethik. 1—4.	338

Seite

Sprüche II.

Das ſchlimmſte Verbrechen 341
Praktiſch 341
Gegenſatz 342
Der größere Wirkungskreis 342
Verletzlichkeit 342
Erklärung 343
Das Beſſere 343
Erfahrung 343
Seite
An einen jungen Menſchen 344
Clique 344
Umgekehrt 345
Conſequenz 345
Naive Bemerkung 345

Sprüche III.

Partei, Parteilichkeit und Gerechtigkeit. 1—32. 347
Auch ein Olivenblatt. 1. 2. 363

◆

Vorwort.

Ein Vorwort in Proſa zu Gedichten iſt nicht gewöhnlich und verſtößt in gewiſſem Sinn gegen die Etikette, womit Lyriker ſich dem Publikum vorzuſtellen lieben. Unter Umſtänden kann es aber doch nöthig erſcheinen. Wenn der Autor mit Gedichten zum erſtenmal auftritt und nicht hoffen darf, daß ſie gleich nach ihrer Eigenthümlichkeit und, wenn ich ſo ſagen darf, nach ihrer Lichtſeite aufgefaßt werden, da kann er ſich wohl verpflichtet fühlen, die Vermittlung zwiſchen dem Leſer und ſeinem Buch ſelbſt zu übernehmen. Eine Zuſammenſtellung von Gedichten bedarf einer Orientirung des Publikums auch unſtreitig viel mehr, als z. B. erzählende oder dramatiſche Arbeiten. Dieſe haben in dem Spannungsreiz ein Mittel, den Leſer aus ſeiner Welt in ihre Sphäre hinüberzuziehen und ihn in die Stimmung zu verſetzen, in der er für ihre Gaben genußfähig wird. Die meiſten Gedichte dagegen müſſen die Stimmung, in der ihr eigenthümliches Leben einleuchtet und empfunden wird, ſchon antreffen: das Wort „l'appétit vient en mangeant" findet bei ihnen, ihrer Einfachheit und Kürze halber, keine Anwendung. Der entgegenkommenden Sympathie viel, ja unendlich viel, ſind ſie nichts für die bloß äußerliche Neugier und wehrlos gegenüber falſchen Erwartungen. Die Speiſe mundet nicht und wird verworfen.

Der Wunſch, nicht ohne Weiteres beſeitigt zu werden, iſt natürlich und billig. Sei mir daher der Verſuch geſtattet, durch ein offenes Bekenntniß über die Entſtehung und den Sinn vorliegender Sammlung die rechte Erwartung und jenes Verlangen, dem die einzelnen Gedichte auch wirklich etwas ſein können, nach Möglichkeit anzuregen.

In früher Jugend auf poetiſche Empfindung und Anſchauung der Wirklichkeit gewieſen, habe ich mich von Anfang an nur in Folge einer innern Nöthigung poetiſch ausgeſprochen. Der Beweis liegt für mich ſelber darin, daß die älteſten meiner Gedichte nur wirklich Erlebtes und Empfundenes darſtellen — daß ich mich auch nicht eines Anreizes erinnere, Empfindungen Anderer aus ihren Dichtungen mir anzueignen und in eigenen Reimen zu reproduciren. Nur das thatſächliche Erlebniß, nur die in mir vorhandene Empfindung, nur die von ſelbſt in mir geſchehene Organiſation derſelben konnte mich vermögen, den Ausdruck in der poetiſchen Form zu verſuchen, die mir, eben weil ich in Wort und Reim nur das innerliche Leben ſpiegeln wollte und Redeblumen verſchmähte, zunächſt ſehr ſchwer geworden iſt. Konnte ich bei einem Ueberfluß an eigenem innerlichen Leben in muthiger, fröhlicher und leidenſchaftlicher Jugendzeit nicht auf den Irrweg verlockt werden, mich äußerlich an Muſter zu halten, ſo lag die Gefahr um ſo näher, dem Stoff zu erliegen und die wahre Empfindung, die noch nicht künſtleriſch beherrſcht werden konnte, in einer übertriebenen und verletzenden Faſſung auszuſprechen. Dies iſt mir auch in dem Felde der Lyrik öfter begegnet, als es mir lieb ſein kann. Gerade die leidenſchaftlichſten, der Jugend eigenthümlichſten Empfindungen haben die Geſtalt nicht gefunden, in der ſie die Sympathien Anderer erwecken könnten; und ich müßte viel ſchönes Material verdorben, viel Zeit verloren halten, wenn ich nicht wüßte, daß die Zeit, die mit Experimenten hingebracht wird, auch nicht umſonſt verwendet iſt, und daß Empfindungen, die man einmal wirklich gehabt hat, ſpäter wieder erſtehen können, um andere Formen auszufüllen. Abſchrecken ließ ich mich durch meine lyriſchen Mißbildungen um ſo weniger, als ich ſie in der Regel erſt ſpäter als ſolche erkannte, und ſo entſtand eine Reihe von Gedichten, alle eigenthümlich und producirt, — wenn auch lange nicht alle producirbar!

Eben ſo früh wie der poetiſche Trieb regte ſich in mir ein anderer, den ich gezwungen bin den philoſophiſchen zu nennen. Die Anſchauung und bildliche Wiedererweckung des Lebens ging auf's engſte zuſammen mit dem Denken über den Grund und den Endzweck deſſelben. Der Geiſt begnügte ſich nicht mit der Abſpiegelung der Dinge, er wollte ihren eigenthümlichen Werth, ihre Stellung im Weltganzen, ihren Zuſammenhang erkennen. Dieſer Drang war in mir ſo leidenſchaftlich wie der künſtleriſche, das philoſophiſche Denken und Produciren ſo freuden- und ſchmerzenreich wie das poetiſche, der Fund eines lichtgewährenden Gedankens ſo beglückend wie der eines lebensvollen Bildes. Indem ich die erſten Entwickelungsſtufen, wie ſie der Zeit und meiner Individualität entſprachen, raſch und gleichſam curſoriſch durchmachte, gelangte ich früh zu der derjenigen, auf welcher ich ſtehen bleiben ſollte; und ſchon im dreiundzwanzigſten Lebensjahre wurde es mir möglich, die Erfahrungen auf philoſophiſchem Gebiete zuſammenzuſtellen, mit dem Wege zugleich ein beſtimmtes Ziel anſchaulich zu machen und den Entwurf einer Weltbetrachtung zu geben, die ich ſeither keine Urſache gehabt habe zu verlaſſen, weil ſie ſich einer fortgehenden Aus- und Durchbildung fähig erwieſen hat.

Poetiſches Produciren mit Bewußtſein und Freiheit war ſchon in jener Zeit mein Ideal! Es wurde gefühlt und ausgeſprochen, daß etwas Neues und wirklich Höheres nur derjenigen ſchöpferiſchen Kraft gelingen könne, die mit klarer Einſicht in die höchſten Ziele menſchlicher und menſchheitlicher Entwickelung, in die letzten Endzwecke der Poeſie und ihrer Formen lebendig verbunden wäre. Es wurde erkannt, daß die Dichtung unſerer Zeit die Offenbarungen des Lebens nicht nur wiederzugeben, ſondern zugleich den ihnen eigenthümlichen Sinn und ihr Verhältniß zum Ideal klar zu machen und mit ihren künſtleriſchen Mitteln die gerechte Ausgleichung und liebevolle Würdigung der ganzen Reihe zu fördern habe; — daß das rechte Verhältniß des Geiſtes zu Gott und Welt, die Kenntniß und Erkenntniß menſchlicher Dinge, ſichres moraliſches und äſthetiſches Urtheil nothwendige Bedingungen einer Dichtkunſt ſeien, welche die höchſten Aufgaben der jetzigen Epoche zu löſen fähig ſein ſolle.

Von den Gedichten, die unter ſolchen Vorausſetzungen im zwanzigſten bis achtundzwanzigſten Lebensjahre des Autors entſtanden ſind, giebt das erſte Buch eine Auswahl. Schon aus ihr iſt ein beſtimmter Entwickelungsgang zu erkennen. Man ſieht den Poeten der Freude und dem Glück nachgehen, zugleich aber ein Ideal des Lebens ſuchen und finden, ſein Streben und Thun darauf richten, ſich vor ſich ſelbſt rechtfertigen und diejenigen bekämpfen, die von der einen oder andern Seite ihm entgegenarbeiten. Es iſt eine Tendenz ſichtbar, den verſchiedenen Aeußerungen menſchlicher Natur poetiſch das Ihre zu geben und, anſtatt einer einzelnen unbedingt zu huldigen, vielmehr die Stufenleiter anzudeuten, wo natürliches, ſittliches und religiöſes Leben und ihre verſchiedenen Manifeſtationen die ihnen zukommenden Stellen erhalten haben. Dies geſchieht in Gedichten, bei deren Ausführung der Poet nur ſeinem productiven Drange folgte und an gar nichts weiter dachte, als an die ſchöne Darſtellung der ihm gewordenen Idee. Da ſein innerſtes Weſen auf Erleben und Erkennen, auf geiſtiges Beherrſchen und freies Handeln und auf eine Verſöhnung menſchlicher Kräfte gerichtet war, ſo mußte dieſe Eigenthümlichkeit natürlich auch in ſeinen lyriſchen Erzeugniſſen hervortreten und eine abgeſchloſſene Reihe von ſelber ein Bild ſeines Grundcharakters geben.

Wenn ſchon in dem erſten Buch geiſtiges Leben und Streben mehr das Wort hat als menſchliche, jugendliche Leidenſchaft, ſo liegt der Grund eben darin, daß jenes höhere Leben öfter die rechte poetiſche Form erlangte, als die glühende Aufwallung des Herzens, und gerade dieſe zu einer Maßloſigkeit des Ausdrucks hinzudrängen pflegte, welche die letzte Prüfung nicht beſtehen konnte. Die jetzige Zuſammenſtellung ſpiegelt die Jugendzeit eines Poeten von überwiegend geiſtigem Beruf, eines Poeten, den es früh von dem bloßen Leben, wie reizend es ihn erfüllte, zum Lichte getrieben hat, der auch die Leidenſchaft und ihren Ausdruck ins Licht zu ſtellen und durch den herrſchenden Geiſt in ihrer Sphäre zu hegen als höchſtes Ziel erkannte. Möge man ſich das auch einmal gefallen laſſen! Die Jugend verläugnet ſich darin doch keineswegs. Von den Gedichten abgeſehen, deren Seele ſie allein iſt, ſpricht ſie ſich namentlich darin aus, daß der Reiſe des Denkens und Urtheilens eine Kindlichkeit des wirklichen Verhaltens gegen Gott und Welt zur Seite geht, deren ſpätere Jahre nicht mehr fähig ſind; daß neben geiſtiger Kühnheit, wie ſie ſpäter eine Dämpfung erfährt, eine Weichheit und liebevolle Aengſtlichkeit ſich ausſpricht, von der zu freierem und ſtärkerem Handeln fortgegangen werden muß.

Die Gedichte der folgenden Bücher gehören alle reiferen Jahren an. Mit dem chronologiſch letzten des erſten Buches iſt die erſte Jugend des Autors abgeſchloſſen. Einer Kriſis in ſeinem Leben, in der er das Wort der Poeſie nicht zu finden wußte, folgte eine Scheidung aus der Sphäre, die ihn bis dahin beglückte: Welt und Wiſſenſchaft erweiterten ſich vor ihm und nahmen ihn vorherrſchend in Anſpruch, ſo daß Jahre vergingen, ehe er ſich an die Dichtkunſt wieder hingeben konnte.

Im reiferen Alter bringt das Leben an den ſtrebenden Menſchen dieſelben Probleme noch einmal, fordert aber ein tieferes Erfaſſen, eine gründlichere und wirkſamere Löſung von ihm. Die leitenden Gedanken der Jugend ſollen ſich in realeren Verhältniſſen erproben, der Geiſt in ihnen ſich kräftigen und klären, ſeine Pflichten gegen die Welt ernſter begreifen, entſchiedener erfüllen. Leidenſchaft, Irrung und Leid kehren mächtiger wieder, verlangen größere Stärke des Willens zu ihrer Bewältigung und höheren Aufſchwung des Geiſtes zur Darſtellung der Kämpfe, die ſie veranlaſſen, und der Siege, die ſie nöthig machen.

Das zweite Buch ſtellt eine Art von Uebergang dar. Der Dichter ſpricht in „Lebensbildern“ Beobachtungen — Zuſtände und Schickſale Anderer aus, die ſeine Herzenstheilnahme gefunden haben. Er zeichnet im „ſchönen Sommer“ ein Verhältniß, das von leidenſchaftlichen Anfängen unter bedenklichen Umſtänden durch die Kraft des Willens und liebenden Muthes zu ſchönem und heiterem Glück führte. In der dritten Abtheilung giebt er ein ausgeführtes Bild luſtigen Lebens auf dem Boden einer heutigen Exiſtenz und läßt die Laufbahn des Helden, der nichts weiter iſt, als was ſein Name beſagt, einen Abſchluß finden, womit der poetiſchen Gerechtigkeit hoffentlich Genüge geſchieht.

Das dritte Buch erhebt auf den wiedereroberten Standpunkt des in Gerechtigkeit und Liebe freien und befriedigten Geiſtes. Die Abtheilung „Durch Nacht zum Licht“ bietet in Gedichten, deren jedes für ſich entſtanden iſt und die nur in Folge nachträglicher Ordnung ſo zuſammenhängend geworden ſind, ein Gleichniß des ganzen Bandes. Sie ſchildern die tiefe, immer wiederkehrende Sehnſucht nach Glück, das Leid über ſeine ewige Flucht, den tiefſten Schmerz des Entbehrens; führen nacheinander alle Mittel der Tröſtung und Erhebung über das Leid vor und zeigen endlich die Quelle des Glücks da, — wo ſie nicht geſucht worden iſt. Was in dieſer Angelegenheit auf das Subject ankommt, möchte ſchwerlich irgendwo ſchon klarer und eindringlicher ausgeſprochen ſein. Unter dem Titel „Zum Leben unſerer Zeit“ erſcheinen zunächſt politiſche Gedichte, deren weſentlichſte Gedanken noch immer nicht überflüſſig geworden ſind; dann iſt einer humoriſtiſchen Darſtellung aller wirklichen und ſcheinbaren Vortheile des Geldbeſitzes das Glück entgegengeſetzt, das Jedem ſich bietet und das Jeder ſich verſchaffen kann; endlich die Luſtbarkeit des Volkes an Sonn- und Feiertagen mit liebendem Antheil ausgemalt und einer undeutſch-engherzigen Meinung gegenüber in Schutz genommen. Die „religiöſen Gedichte“ bezeugen ein reiferes Verhältniß zu Gott und die Terzinen am Schluß bilden eine Art von Theodicee, worin die Beziehung des Geſchöpfs zum Schöpfer auf der Grundlage frei aufgefaßter chriſtlicher Lehren entwickelt und das höchſte Ziel der Creatur als ſolches motivirt iſt.

Was der Dichtkunſt hier zu thun verſagt blieb, das hat die Wiſſenſchaft ergänzend nachzutragen; Kenner werden indeß bemerken, daß in der Dichtung ſchon die größten Aufgaben heutiger Forſchung bezeichnet und nicht unwichtige Beiträge zu ihrer Löſung gegeben ſind.

Das vierte Buch dürfte dem dritten an Gehalt nicht nachſtehen. Die erſte Abtheilung zeigt in mannigfaltigen Bildern den Dichter in ſeinem Verhältniß zu ſeiner Kunſt und zur Welt. Die „vermiſchten Gedichte" ſind ein Quodlibet, in welchem doch auch wieder eine Art von Aufbau und Fortſchritt zu erkennen ſein wird. In I und II der „Sprüche" iſt der Autor meiſt polemiſch im Intereſſe ſeiner Thätigkeit und ſeiner Perſönlichkeit; in III gibt er eine Kritik der „Partei" und ihres Verhaltens, kehrt Schatten- und Lichtſeiten daran erſchöpfend hervor und endet mit der Aufſtellung und dem Preiſe der allſeitigen Gerechtigkeit als des Ideals für alle Kreiſe des Lebens und des beſondern Richtpunktes für das gegenwärtige Geſchlecht. Zum Schluß läßt er die Herrlichkeit des Kampfes vor dem Leſer erſtehen, um ſie zurückzuſtellen gegen die größere Herrlichkeit des ſchöpferiſchen Friedens und der Weltkultur.

Daß dieſe Gedichtſammlung etwas Eigenthümliches hat und in ihr etwas Neues gewagt iſt, leuchtet ſchon jetzt ein. Es ſind Aeußerungen eines Poeten, der in Leben und Streben einen ihm natürlichen Entwickelungsgang durchgemacht und ein beſtimmtes Ziel in geſicherten Ueberzeugungen gewonnen hat. Aus thatſächlichen Zuſtänden als lebendige Organismen geboren, bilden dieſe

Gedichte in der jetzigen Zuſammenſtellung ein poetiſch-philoſophiſches Werk, das auf die Lebensfragen der Zeit Licht werfen und die Ideale der Menſchheit jedem Empfänglichen vor Augen ſtellen ſoll.

Der Weg von dem Streben nach Lebensgenuß und dem Glücke des Empfangens zu der Arbeit des Schaffens und der Seligkeit des Gebens — von der blinden Parteilichkeit zur ſehenden Gerechtigkeit und liebevollen Pflege jeder berechtigten Lebensäußerung — von inſtinktmäßigem Empfinden und Denken zu freiem und bewußtem — von ängſtlicher, befangener, weltſcheuer Religioſität zu männlicher, unterſcheidender und weltüberwindender — — dieſer Weg iſt in dem Buche dargelegt, nachdem der Autor ſich ein Vierteljahrhundert Zeit genommen hat, ihn zu geben.

Wer Sinn hat für die natürlichen, ſchlichten, aber ächten Ergießungen auf den Stadien dieſes Weges; wer das Verlangen und die Fähigkeit beſitzt, mit dem Dichter aufwärts zu gehen; wer ein Intereſſe hat am geiſtigen Ringen und Emporſtreben und ein Auge für die Proſpekte, die ſich droben eröffnen — für den ſind dieſe Gedichte veröffentlicht; — ihm empfehlen wir das Buch zur Anſicht, zum Studium. Wer dagegen verlangt, was man heutzutage vorzugsweiſe „poetiſch“ oder „genial“ zu nennen beliebt, der leg' es bei Seite; denn ihn müßte es langweilen.

Vielleicht zu keiner Zeit hat der Modegeſchmack einer geringern Anſchauung von Poeſie gehuldigt, als gegenwärtig. Poetiſch nennt man, was ein gewiſſes phantaſtiſches Wohlgefühl erregt, ohne daß man dabei irgendwie ſelbſt thätig zu ſein brauchte: das materiell Pikante, das unmittelbar Schmeichelnde, der Sinnlichkeit, der Sentimentalität, der Parteileidenſchaft Dienende. Wer dergleichen zu liefern verſteht iſt ein Genie. Wer dem Leſer zur Erfaſſung ſeines Werkes eine geiſtige Anſtrengung, eine Mitwirkung zumuthet, iſt ein reimender Moraliſt, ein Verſtandesmenſch — wenn's hoch kommt, ein Talent.

Der Modeleſer verlangt unmittelbaren Genuß, ohne an das große Wort Goethe's zu denken: „Genuß macht gemein." Er verlangt in der Befriedigung einer Schwäche den Genuß, der nach unten zieht, anſtatt in der Erweckung einer Stärke die Freude, die hinaufſchwingt und oben erhält. Die Forderung, zu denken und denkend ſich mit dem Dichter zu erheben, kann ihn ordentlich entrüſten. Er will empfangen und Luſt empfinden, ohne ſich zu rühren und zu regen, er will das Glück haben, ohne es zu verdienen: und ſo ſoll's der Poet ihm geben — denn dazu iſt er auf der Welt!

Da die Modeleſer die Mehrzahl ausmachen, für ihre Genüſſe höchlichſt eingenommen ſind und, wenn es darum ſich handelt, auch nicht kargen, ſo kommt man ihnen begreiflicher Weiſe mehrſeitig entgegen. Der Autor, der ihren Geſchmack am beſten trifft, hat Erfolg; der Erfolg iſt für einen guten Theil der Kritiker wieder Grund genug, den Mann als bedeutend, ja als muſtergültig hinzuſtellen — — und ſo bringen ſich Publikum, Autoren und Kritik eine Zeitlang wechſelſeitig herunter, indem ſie ſich wechſelſeitig erheben und hochhalten.

In der deutſchen Nation gibt es neben dem herrſchenden Modegeſchmack immer noch eine Anzahl von Geſchmäcken anderer und beſſerer Art: und auch der beſte hat ſeine Vertreter. Wie ſehr aber gegenwärtig der Modegeſchmack verbreitet iſt, ſieht man am deutlichſten daraus, daß Männer, die ihn vermöge ihrer anderweitigen Geiſtes- und Gemüthsbildung verdammen müßten, als Leſer und Beurtheiler von Poeſien doch nicht über ihn hinauskommen; ja daß Schriftſteller, die eine höhere, edlere Dichtung ſelber fordern, in praxi die Reize der für überwunden erklärten immer noch ſehr ſtark auf ſich einwirken laſſen.

Man iſt heutzutage ſo ziemlich darüber einig, daß Heinrich Heine eine Poeſie repräſentirt, bei der man nicht ſtehen bleiben kann. Man verlangt von der Dichtung ein kräftigeres, ſtärkenderes Wort, den Ausdruck der Geſinnung und der Ueberzeugung, die Verherrlichung deſſen, was als das Würdigſte und Heilvollſte der Menſchennatur erkannt iſt. Aber dabei thut ſich die Meinung hervor: dieſe Verherrlichung müßte eben ſo ſüß eingehen, wie die Heine'ſche Miſchung von Poeſie, Frivolität und Sinnlichkeit. Man vergißt, daß man zur Auffaſſung des höheren dichteriſchen Lebens auch edlere Organe nöthig hat: daß zum Koſten der feineren Speiſe auch ein feinerer Appetit und eine gebildetere Zunge gehört, — und man findet nun die Darſtellung, die man gefordert hat, wohlgemeint aber proſaiſch, indem man ſehnſüchtig nach den Künſten der Gauklerin zurückſchielt, die man ſchon für verwerflich erklärte. Man will von dem dichteriſchen Gemälde der ſittlichen Kraft denſelben Effect haben wie von dem Reizbilde der Luſt, und man bedenkt nicht, daß, wenn dieſe widerſinnige Forderung auch zu erfüllen wäre, das Gemälde der Tugend eben geradeſo entnervend und niederziehend wirken müßte, wie die ſinnlich lüſterne Schilderung. — Wozu die Göttin bemühen, wenn man von ihr nichts Anderes verlangt, als von der Dirne?

Die Dichtkunſt muß ſich auf eine höhere Stufe erheben, und ſie wird es auf dem Weg, den edle Geiſter ſchon eingeſchlagen haben. Aber auch die Leſer, die Beurtheiler müſſen ſich auf eine höhere Stufe erheben! Sie müſſen das, was ſie die Poeſie geben heißen, auch empfangen lernen! Sie müſſen begreifen, daß die Antwort nur für den etwas ſein kann, der zu fragen weiß; daß die Gabe nur den beglücken kann, der ſie gewünſcht und geſucht hat; daß die tiefere, die männlichere und lichtvollere Poeſie jene beſeligende Wirkung, die man poetiſch nennt, nur dann äußern kann, wenn ſie ein Gegenſtand der Sehnſucht geweſen, erſcheinend als dieſer erkannt und liebend ergriffen worden iſt! Sie müſſen einſehen, daß edlere Gebilde der Dichtung auch nur unter jener Vorausſetzung poetiſch wirken dürfen, weil das Glück der Poeſie nur demjenigen zu Theil werden ſoll, der es ſelbſtthätig und mitwirkend verdient! — —

Was iſt es denn nun aber für eine Poeſie, die man heutzutage mitten in der Verehrung der Modegötzen erwartet, zu der es die edlern Geiſter hindrängt und die in der That als die Poeſie der Zukunft bezeichnet werden kann? — Ich will ihr einen Namen geben: es iſt die Poeſie des Geiſtes.

Goethe, in den Noten zu ſeinem weſt-öſtlichen Divan, macht die Bemerkung, daß der höchſte Charakter der orientaliſchen Poeſie, mit der er ſich beſchäftigte, der Geiſt ſei, das Verwaltende des oberen Leitenden. Er erkennt den Geiſt hauptſächlich in dem Alter, in einer alternden Weltepoche, bezeichnet ihn ausdrücklich als genialiſch und charakteriſirt ſein poetiſches Hervorbringen in der Art, daß mit ihm alle übrigen Eigenſchaften thätig ſeien, ohne daß eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte.

Hier ſind Züge zu der „Poeſie des Geiſtes“ gegeben, wie wir ſie erwarten und dem jetzigen Geſchlecht in Ausſicht ſtellen: aber dieſe ſelbſt iſt noch nicht umſchrieben. Um den Sinn des gebrauchten Wortes zu völliger Klarheit zu bringen, bedarf es einer weitern Ausholung.

Der Geiſt iſt die Macht, durch die wir zur Erkenntniß, zur gerechten Unterſcheidung der Dinge kommen und frei werden von einer beſtimmten Weiſe des Seins. Wir treten durch ihn nicht nur in eine neue Entwickelung ein, wir behaupten, indem wir es thun, unſre Freiheit und ſind fähig, den früheren Bildungsſtufen ſo gut wie der neuen und eigenen gerecht zu werden und ſie gelten zu laſſen in ihren eigenthümlichen Vorzügen. Der Geiſt iſt niemals allein, er ſetzt die Mächte, die wir als unmittelbare Kraft — als Natur — und als Gemüth beſtimmen können, voraus. Die Stufe des Geiſtes iſt eine ſolche, wo der Geiſt herrſcht und die mit ihm vorhandenen Mächte der Natur und des Gemüthes regiert. Auf dieſer Stufe ſind wir darum nicht nur fähig, die vorangegangenen Entwickelungen zu erkennen und zu denken, ſondern auch ſie wieder zu ſein und zu leben. Wir ſind fähig, die Beſtimmtheiten ihres Lebens in uns wieder zu erwecken, und zwar frei — wann wir es wollen, wie wir es wollen, und ſo lange wir es wollen.

Die Stufe des Geiſtes iſt die Stufe der Verſöhnung, des Friedens, der Harmonie und der harmoniſchen Thätigkeit aller menſchlichen Kräfte. Wenn auf ihr das Leben früherer Zeiten wieder erweckt wird, ſo geſchieht es nicht unbedingt, wie es war, ſondern bedingt durch gleichberechtigtes Leben; nicht ausſchließend und Entgegengeſetztes verneinend, ſondern ſo, daß es eingeſchloſſen iſt ins Ganze als Theil und ſeine Stelle darin ausfüllt neben andern Theilen. Der Menſch auf der Stufe des Geiſtes kann ſich zurückverſetzen in die Zeiten der vorherrſchenden Natur, in die Zeiten des vorherrſchenden Gemüthes; er kann die eigenthümliche Herrlichkeit der einen und der andern wieder auferſtehen laſſen, ſich beſeligt fühlen in ihnen und ſie wieder zum Gegenſtand künſtleriſcher Darſtellung machen. Aber ſeine Darſtellung wird ſich von der entſprechenden der frühern Epoche unterſcheiden durch die mangelnde Unmittelbarkeit, Naivität und unbedingte Leidenſchaft — durch das Gepräge des Gewollten und Freigepflogenen — durch die, wenn auch unausgeſprochene Bemeſſenheit auf Anderes, das dieſelbe Anerkennung, dieſelbe Liebe verlangt und erhalten ſoll. Der Menſch auf der Stufe des Geiſtes wird wieder jung ſein können und lieben, was die Jugend liebte, und verherrlichen, was ſie verherrlichte; aber er wird es in anderm Sinn und in anderer Form, weil er zugleich im Mannesalter ſieht und liebt, was dieſes liebt, und verherrlicht, was dieſes verherrlicht.

In der Poeſie des Geiſtes, wie wir ſie faſſen müſſen, wird die Entwicklung der Dichtkunſt ihr höchſtes und letztes Ziel erreichen und ihren Abſchluß im Zuſammenſchluß finden.

Der Geiſt, der als ſelbſtbewußter zur Herrſchaft gelangt, thut ſich nur Genüge in der Erkenntniß des Ziels und des Zuſammenhangs der Dinge. Er findet in dem Ziel das Ideal des Lebens und in dieſem den Maßſtab, mit dem er die einzelnen Erſcheinungen meſſen kann. Dieſe Erſcheinungen in ihrem Verhältniß zum Ideal, in ihrem eigenthümlichen Leben, ihrem Zweck für ſich und für das Ganze zu ſehen und aufzufaſſen, iſt ſein Geſchäft. Für ihn iſt das Größte nicht zu groß und das Kleinſte nicht zu klein; zum Ganzen, das er will, darf auch das Kleinſte nicht fehlen, darum hat auch das Kleinſte ſeinen Werth für ihn. Alles Einzelne auf ſeinen Platz im Ganzen zu ſtellen und es feſtzuhalten auf ihm, iſt das Ziel ſeines Strebens. Wenn er dies vermag, hat er das Einzelne bewältigt, er iſt frei dagegen, und ohne Gefahr kann er es gelten laſſen, kann er es lieben und hegen und pflegen; ohne Gefahr kann er das Geringſte mit dem Höchſten und Erhabenſten verbinden.

Die Poeſie des Geiſtes wird allerdings den Geiſt, geiſtiges Leben und Streben und Schaffen beſonders feiern, es in ſeiner eigenen lichtvollen Schönheit und Hoheit vor Augen ſtellen. Aber eben mit dem Geiſt hinabgehend in ſeine Vorausſetzungen und erkennend, wie ſie für ihn, er für ſie da iſt, wird ſie jede Lebensoffenbarung in ihrer Schönheit erglänzen laſſen — am herrlichſten aber die höchſte und letzte: die Harmonie aller Lebensmächte!

Die Poeſie des Geiſtes, wie ſie höher als jede frühere ſich hinaufſchwingt zu dem Ziel der Dinge, wird auch tiefer hinunterſteigen zu ihren Quellen; und aus den Quellen ſie herleitend und an dem Ziele ſie meſſend wird ſie reicheres Licht werfen über Gutes und Böſes in der Welt und alle ſeine Manifeſtationen. Sie erſt wird die tiefſinnigſten Probleme behandeln können; ſie erſt wird auch dem Böſen ſein Recht geben, indem ſie den Grund enthüllt, dem es entſtammt, indem ſie es werden und wachſen und darüber hinaus die Glorie erſtrahlen läßt, zu der es führen, der es dienen muß.

Die Poeſie des Geiſtes iſt die freieſte, die reichſte, die klarſte, die liebevollſte und die ſeligſte Poeſie. Aus der Gerechtigkeit, die ſich genug gethan, aus der Macht, die nichts mehr zu befahren hat, erblüht dem Geiſte die Liebe auch zu dem, was ihm Widerſtand geleiſtet. Seinem innerſten Weſen nach frei gegen den Haß, haßt er das Häßliche, ſo lang es dazu herausfordert, und tilgt es nach ſeiner Macht in dem Träger deſſelben; aber wo es räumlich und zeitlich endet, da endet auch ſein Haß und macht der Anerkennung des Guten, dem Rettungs- und Erhaltungstriebe Platz. Mit der höchſten Strenge paart er die höchſte Milde; mit der Strenge der Gerechtigkeit, die das Ihre fordert, die Milde, die eben in der Strafe das Mittel des Heils erkennt — die Güte, welche dem Geſtraften alle Gunſt zuwendet, die ſeinem Weſen zukommt und zu Gute kommt. Die Poeſie des Geiſtes verbindet mit dem erhabenen Ernſt des Kampfes die Heiterkeit des Sieges, mit dem Glück des Beſitzes das Glück des Wechſels, mit den Freuden des Sinnen- und Gemüthslebens die Freuden des Denkens, mit der Luſt der Mannigfaltigkeit die Wonne der Harmonie, mit der Seligkeit des Wirkens und Schaffens die Seligkeit des Bewußtſeins und der Zweckerkenntniß. Sie iſt im höchſten Verſtande natur- und lebensfreundlich, und im höchſten Verſtande ſittlich und religiös. Sie läßt jede Erſcheinung in ihrer Eigenthümlichkeit erſtehen, aber zugleich an ihrem ewigen Ziele ſchauen. Sie iſt zugleich die Poeſie des Lebens und des Lichtes, der Wirklichkeit und der Wahrheit. Das Höchſte, was die bisherige Dichtkunſt in dieſem Betracht geſchaffen hat, kann mit ihren Aufgaben verglichen nur als vorläufig erſcheinen. In allen Formen, zu deren vollendetſter Ausführung das höchſte Maaß von Erkenntniß, Freiheit und Liebe gehört, wird ſie die Palme gewinnen. — —

Wenn die große Mehrheit nichts Beſſeres zu thun weiß, als die Schöpfungen der Vergangenheit zu glorificiren, ſo giebt es für Andere nichts Schöneres, als die Ideale der Zukunft zu denken. Es ſcheint ihnen ehrenvoller, etwas zu wagen und für das einzuſtehen, was noch nicht iſt, als das ſchon Geſicherte zu ſtützen und auf das ſchon Fertige zu pochen. Sie glauben an die Zukunft, weil ſie an Gott glauben — an den lebendigen Gott, der eben, weil er bisher ſich erwieſen hat, auch künftig ſich erweiſen wird; dem es nicht einfallen kann, ſich von der Menſchheit plötzlich zurückzuziehen und ihr zur Darſtellung der letzten Entwicklungen ſeinen Geiſt zu verſagen — deſſen Weſen vielmehr es fordert, zur Erfüllung der höchſten Pflichten auch die reichſte Kraftfülle zu gewähren.

Die Poeſie des Geiſtes, wie ſie hier charakteriſirt wurde, iſt das Ideal der Zukunft. Jahrhunderte werden daran arbeiten, ſie Hand in Hand mit der harmoniſchen Ausbildung der Wiſſenſchaft ins Daſein zu rufen; jede Generation, jede Kraft wird dazu beitragen nach ihrem Vermögen. Viel, unendlich viel wird geſchehen, mehr als man ſich jetzt vorzuſtellen vermag; aber das Herrlichſte, was geſchieht, wird dem Ideal doch nur am meiſten entſprechen, ohne es ganz zu erfüllen. — Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, auch da nicht, wo ſie ihm am nächſten kommen. — —

Als einen Beitrag, wie er in der Zeit des Anfangs, wie er einem Poeten von beſtimmten Anlagen und Lebenserfahrungen gelingen konnte, biete ich die folgenden Gedichte. Ich erſuche die Theilnehmenden, ihren Geiſt, ihren Charakter und ihre poetiſche Ausprägung unter dieſem Geſichtspunkte zu beurtheilen, und erlaube mir nur noch eine Bemerkung.

Die wahre Schönheit entſteht von innen nach außen — es iſt die ſchön gewordene Wahrheit, der ſchön ſich ausdrückende Grundcharakter eines beſtimmten Lebens. In ſo fern hat nicht nur jede poetiſche Gattung, ſondern jede einzelne Dichtung ihre beſondere Schönheit. Die Schönheit der Ode und der Hymne iſt eine andere, als die des Epigramms und des Spruches: die Schönheit der Ideendichtung eine andere, als die des Liebesliedes. Die Herzensergießung eines Mannes iſt auf andre Weiſe ſchön, als die eines Jünglings, der Gefühlsausdruck einer gebildeten Perſönlichkeit hat einen andern Reiz der Erſcheinung, als der eines Naturmenſchen. Die Leidenſchaft und die Innigkeit, die ſittliche Begeiſterung, die erhabene Betrachtung, der Humor und die Munterkeit, die Herzlichkeit und die Naturfriſche — alle dieſe Grundſtimmungen fodern und geben ſich ihre eigenthümliche poetiſche Geſtalt. — Möge man das im Gedächtniß behalten und von dem einzelnen Gedicht keine andere Schönheit verlangen, als die Seele des behandelten Gegenſtandes zu erzeugen fähig war.

Die Octaven „Zur Einführung“ ſprechen das Weſentliche dieſes Vorworts noch einmal aus. Da ſie früher geſchrieben ſind, manches bündiger ſagen und auf eine große Wahrheit nachdrücklich hinweiſen, ſo wird man ihr mitfolgendes Erſcheinen gerechtfertigt halten. Gewiſſen Leſern dürften die Verſe erſt recht verſtändlich ſein nach der Proſa: — hauptſächlich um dieſer Leſer willen ſind jene durch dieſe verſtärkt werden.

München, im Mai 1856.

Zur Einführung.

Mit früher und mit ſpäter Ernte Gaben
Tret' ich vor alte, neue Freunde hin,
Die, holden Sinnes, ein Verlangen haben,
Zu ſchaun, was ich im Liede kann und bin —
Die liebend mit erzeugen, was ſie laben
Und führen ſoll zu bleibendem Gewinn!
Denn ohne Glanz und ohne Duft verbliebe
Des Dichters Werk, verklärt' es nicht die Liebe.

Den Freundesherzen, dem gewognen Streben
Des Antheils biet' ich mit Vertrauen dar,
Was mir in geiſtig wechſelreichem Leben
Bewegtes Herz in ſüßer Glut gebar.
Viel iſt darin und Vielerlei gegeben,
Doch jede Gabe treugemeint und wahr,
Und ſicher kann ich ſein: die Liebe findet
Den Faden, der zur Einheit es verbindet.

XXX

Der Jüngling ſucht in tieferregtem Drange
Des Lebens holde Luſt — der Erde Glück.
Es glüht in ihm ſo zauberſüß und bange,
Es glänzt ſo ſchön vor ſeines Geiſtes Blick!
In ihm allein auf ſeinem Lebensgange
Winkt ihm ein götterwürdiges Geſchick! —
Er ſucht, er findet es — er preist und ſingt es —
Gelebt, geſungen, höchſte Wonne bringt es.

Und ihn erfüllt mit gleicher Kraft ein Streben,
Im Licht zu ſehen, was es iſt und ſoll.
Er will der Erde Leben nicht nur leben,
Er will die Quelle ſchaun, aus der es quoll.
Es ſoll der Geiſt ein Herrſcher drüber ſchweben
Und es erhöhen macht- und liebevoll!
Er fühlt es tief: in ſiegendem Begreifen
Kann er, beglückt, allein zum Manne reifen.

Das Leben aber iſt uns nicht verliehen,
Um hinzufließen in Genuß und Scherz:
Und eben wenn wir aus nach Freude ziehen,
Da finden oft wir Trauer nur und Schmerz.
Wir ſehn die Luſt vor unſerm Drange fliehen,
Und Qualen ſchafft ſich das getäuſchte Herz.
Und die das Herz nicht ſchafft, das freudenloſe,
Sie ſchafft die Welt, die kalte, ſeelenloſe.

Und wer dem Licht nachgeht in muthgen Stunden,
Das aus der Ferne her ſo golden lacht,
Der glaubt in ſüßen Träumen es gefunden,
Und ſieht auf einmal ſich zu Nacht erwacht!
Dem kühnen Ringer ſchlagen Wund' auf Wunden
Der Feinde Macht und eigner Unbedacht —
Und oft, verzweifelnd in den Finſterniſſen,
Sieht er das letzte Wiſſen ſich entriſſen.

Da glüht die Pein und laut erſchallt die Klage,
Derweil die Seele zu vergehen denkt! —
Und doch, erneuter Muth, er ringt zu Tage,
Der Glaube fühlt ſich auf das Ziel gelenkt;
Der Geiſt, er fliegt mit kühnerm Flügelſchlage,
Im Stillen wächſt in ihm, was Gott geſchenkt —
Und endlich ſtrömt empor in freien Quellen
Das Licht, das ihm das Leben ſoll erhellen. —

Dies hohe Glück, es ward in frohen Zeiten
Dem Dichter auch, der es ſo heiß begehrt.
Der ſtets bewegt von Licht- und Schattenſeiten
Zu ſehn geſtrebt der Dinge reinen Werth —
Er ſah das Irdiſche vorübergleiten,
Das Ewge ſtehn lebendig und verklärt!
Ihm ſchloß die Weltentfaltung ſich im Ringe:
Die Herkunft ſchaut' er und das Ziel der Dinge.

In welcher Mächtigkeit und welcher Fülle
Sich ihm geoffenbart das Ideal —
Ihm war's ein Himmelslicht in Sinnenhülle,
Ihm war's ein immer neu geſandter Strahl,
Der ihn geleitet in geweihter Stille,
Wenn er den Weg verlor im Zeitenthal.
Ihm war's ein Maß, zu meſſen die Geſtalten
Und ihrer Tugend Kunde zu erhalten.

Und nun erkannt' er erſt die höchſte Sendung
Der Licht- und Himmelstochter Poeſie:
Dem Leben nachzugehn in jeder Wendung,
Zu faſſen es in tiefſter Sympathie,
Um es hinanzuleiten zur Vollendung
Und herzuſtellen eine Harmonie,
Wo Höchſtes und Geringſtes ſeinen Ort hat,
Wo jede Kraft verdienten Preiſes Wert hat.

O Wonne, jedes Leben klar zu ſchauen
In reingeſtalteter Beſonderheit,
Wie's friſch erblüht in milden Erden-Auen,
Wie es zur Hoheit Gottes Hauch geweiht;
An jeder Macht und Stärke ſich erbauen,
Sich innig freun an jeder Seligkeit
Und, unverlockt von blinden Einzeltrieben,
Mit edlem Sinn das Kleinſte noch zu lieben!

O Wonne, jedes Leben aufzufaſſen
Und es in ſich zu hegen ſtill und fein,
Hinanzuführen erdenſchwere Maſſen
Zu lichtverklärtem, himmelsleichtem Sein,
Ein Paradies der Kunſt erſtehn zu laſſen,
Wo jede Blume lacht in ihrem Schein,
In holder Eigenart das Ganze ſchmückend,
In reinen Strahlen alle Welt entzückend!

Wer ſolchem höchſten Rufe will genügen,
Der muß in heilig treuem Eifer glühn,
Den Geiſt der Wahrheit und den Geiſt der Lügen
Stets tiefer zu erkennen ſich bemühn!
Nicht darf er mit dem Glauben ſich betrügen,
Als könnte Weisheit ihm von ſelbſt erblühn!
Weisheit wie Glück wird ewig dem entgleiten,
Der ſie nicht hält in ſtetem Weiterſchreiten. — —

Was mir auf erſten, ſinnendunkeln Wegen
Die helle Luſt des Daſeins eingebracht,
Was ich bewußt, in Sonnenſchein und Regen
Mit freiem Haupte wandelnd, mir erdacht,
Was mir beſcheert der guten Stunde Segen —
Hier iſt es! — Nehmt es freundlich nun in Acht!
In Lebensfarben wird es euch erglänzen,
Wollt ihr ſein Licht mit eurem Licht ergänzen.

Erſtes Buch.

◆

(1830—1838.)

Jugendliebe, Jugendluſt.

Liebesglück.

O ich erfuhr ſo holde Luſt
Und darf es niemand ſagen;
Und ach, die wonnebange Bruſt
Kann es allein nicht tragen!

Ich ſchlich mich heimlich in ihr Haus,
Es war im Abendſcheine,
Die andern ſaßen froh beim Schmaus,
Sie harrt' auf mich alleine.

Ich herzte ſie, ſie herzte mich,
Sie ruht' an mir ſo feſte!
So zärtlich und ſo inniglich
Liebkoſte mich die Beſte!

Und weil es heimlich nur geſchah,
War doppelt unſre Freude.
Doch ach, die Trennung war ſo nah',
Die Luſt ſo nah dem Leide! —

Wie gern entleert' ich nun mein Herz!
Doch darf es Keiner wiſſen;
Denn hier verſteht ja niemand Scherz,
Zu tadeln nur befliſſen.

Was wäre das für ein Geſchrei,
Wie müßten wir's entgelten!
Iſt gleich ein jeder auch ſo frei,
Die Andern will er ſchelten.

O Muſe, du erbarme dich
Und nimm die Laſt vom Herzen!
Nimm, Hohe, ſonſt erdrücken mich
Die ſüßen Liebesſchmerzen!

Auf dem See.

In dem buntbewimpelten Nachen,
Auf dem ſilbernhauchenden See,
An der Seite des holden Mädchens
Ward mir ſo wohl und ſo weh.

In der Mittagsſchwüle da rauſchten
Die Wellen ſo wohligfriſch,
Weitab zum fernen Lande
Mit bläulich duft'gem Gebüſch.

Wie ſüß war das zu fühlen!
Doch konnt' ich's nicht lange ſehn.
Saß neben mir nicht das Mädchen
So liebeglühend und ſchön?

Ich ſenkte die ſehnenden Blicke
Auf die Augen ſo innig und gut,
Auf die ſchönen, roſigen Wangen,
Auf den Mund voll küßlicher Glut.

Und als ich geküßt und gekoſet,
Schaut' ich wieder hinaus auf den See,
Schaut' ich wieder hin auf das Mädchen,
Da ward mir ſo wohl und ſo weh.

Wo ſoll, wo ſoll ich denn weilen?
Ueberall ſo friſch und ſo ſchön!
Es zieht mich hinüber, herüber —
Ich kann mein Herz nicht verſtehn!

Da hört' ich den Sang der Nymphen,
Sie ſangen ihn leis und fern:
„Was verlangſt du, ſehnender Jüngling,
Sag' an, was hätteſt du gern?

Du verlangſt in die junge Seele
Die ewig lebendige Luſt?
Sieh die Wellen, ſie wogen und rauſchen
An der Erde liebender Bruſt.

Die weichen, wogenden Wellen
Sind die Wonne der Natur,
Und die Wonne des menſchlichen Herzens
Iſt ewiges Wogen nur.“

Erkanntes Glück.

Ich liebte mein Mädchen wohl lange Zeit,
Sie hatte mir Sinn und Herz erfreut,
Allein bei all der Liebesluſt
War mir ihr Werth doch wenig bewußt.

Wohl war es mir ſüß und gar ſo ſchön,
Zum Liebchen wieder und wieder zu gehn.
Doch meint' ich zuletzt, es müßt' ſo ſein,
Und liebte nur ſo in den Tag hinein.

Da hört ich einmal in fremdem Kreis
Viel rühmen und reden zu ihrem Preis.
Wie hoch ſie wurde von Andern verehrt,
Vernahm ich daſelbſt, und wie herzlich begehrt.

Mir ward es wie Tag um's Angeſicht,
Sie ſtand vor mir in goldenem Licht.
„Der Jeder ergeben in dieſem Verein,
Die Allgefeierte, die iſt dein?“

Nie ſehnt' ich ſo innig nach ihr mich zurück,
So herrlich fühlt' ich nie mein Glück.
Doch wob ſich mir alles zu Räthſel und Traum:
Daß mein die Theure, das glaubt' ich kaum!

Ich eilte zurück in das trauliche Haus,
Es ſah mir Alles ſo feſtlich aus!
Und als ſie mich faßte ſo ſchmeichelnd warm,
War's mir, eine Himmliſche hielt' ich im Arm!

Regentag.

Vom ſchwärzlichen Himmel in ſchauerndem Wind,
Da regnet's in praſſelndem Takt,
Es ſtehen die Häuſer ſo düſter und blind,
Die Steine gewaſchen und nackt.

Und traurige Stille bei leiſerem Wehn
Die Räume der Straßen erfüllt!
Nur einzelne dunkle Geſtalten ſie gehn
Dort unten vermummt und verhüllt.

Wie fühlt' ich mich hier in dem öden Revier
So bang' und ſo ſchaurig allein,
Wie drängte mich Sehnen und Schmerzensbegier
Im abendlich düſteren Schein —

Wüßt' ich nicht ein Stübchen, vertraulich und hold,
In zierlicher Weiſe geſchmückt,
Wo nächtlicher Lampe verklärendes Gold
Wie Zauber die Augen erquickt.

Und ach in dem Stübchen ſo hell und ſo licht
Ein Mädchen, die froh mich begrüßt
Und lächelnd mit lieblichem Roſengeſicht
Mir ſelig den Abend verſüßt.

Der Gekränkte.

Die Menſchen laſſen eiſigkalt
Durch ihre Reih'n mich wandeln,
Für ſich nur ſorget Jung und Alt
In eigenſücht'gem Handeln.

Und nur zu bitterm Zank und Streit
Die Andern ſich bemühen.
Der Liebe wird Gehäſſigkeit
Und Eiſesfroſt dem Glühen.

Geliebte, die du mir allein
In Liebe dich gegeben —
O bleibe mein, o bleibe mein
In dieſem öden Leben!

Fernestehend.

Er ſitzt bei meiner Liebſten dort
In unbefangnem Scherz,
Die Worte fließen munter fort
Und ruhig ſchlägt ſein Herz.

Ich weile ſtill alleine hier,
Von ferne ſeh' ich hin,
Und ach die ſüßeſte Begier
Durchbebt mir Herz und Sinn.

Allein ich wagte mich nicht nah
Um alles Erdengut,
Wie angezaubert ſteh' ich da
Bei aller Sehnensglut.

Doch ward dem Unbefangnen drum
Ein ſchöner, höher Glück,
Weil er, indem ich fern und ſtumm,
Sich ſonnt in ihrem Blick?

Er ſitzt ſo ruhig da, ſo matt,
In ihrer Augen Licht!
Ach was er an der Theuren hat,
Er weiß und fühlt es nicht.

Wie eine Heilige, verklärt,
Strahlt ſie von ferne mir,
Und ihr unendlich holder Werth
Lebt ganz im Herzen hier.

Und ſchenkt mir einmal günſt'ge Zeit
Ein lieb, vertraulich Wort,
Wie eines Kleinods Herrlichkeit
Lebt's ewig in mir fort.

Volksliedchen.

Wollt's Lieben wohl laſſen,
Wollt' küſſen nit mehr,
Wenn's nur nit von allem
Das Schönſte grad wär.

Könntſt du nur mein Schätzel
Ein einzigsmal ſehn,
Du thätſt nix mehr ſagen
Und ließeſt mi gehn.

Laß reden und ſagen,
Laß ſchwatzen die Leut',
Sind wir bei einander
Doch einzig erfreut.

In der Fremd' und zu Haus
Hab' i allerhand g'ſehn,
Uebers Lieben und Küſſen
Will mir allweil nix gehn.

Sieht einer den Mund
Und die Aeuglein ſo hell,
Der bleibt dabei ſtehen,
Kann nit von der Stell'.

Iſt's Lieben ſo ſündli,
So bin i verloren,
I kanns nimmer laſſen,
Und hätt' i's verſchworen.

Mein Schatz hat zwei Aeuglein,
Die freuen mich ſehr,
Auch hat ſie zwei Wänglein,
Die ſind mein Begehr.

Zwei Wänglein, zwei Aeuglein,
Die freuen mich ſehr,
Doch hat ſie ein Herzlein,
Das lieb' ich noch mehr.

Wechſel.

Wer ſcheiden muß von einem Glück,
Der wird's am tiefſten erfaſſen.
Drum muß der Sänger, es iſt ſein Geſchick,
So vieles lieben und laſſen.
Und wird ihm in Scheidenswehmuth bang,
Dann gelingt ihm ſein tiefſtempfundner Geſang.

Was Anderen Eins und Alles iſt,
Worin ſie für immer verweilen,
Den Dichter hält es auf kurze Friſt,
Er muß zu Neuem eilen.
Und wird ihm alles nah und fern,
Dann fühlt er das Einzelne friſch und gern.

Drum verdenkt dem zarten Wanderer nicht
Das ewige Suchen und Meiden;
Seht ihm beim Abſchied gut ins Geſicht
Und begrüßt ihn wieder mit Freuden.
Nur wenn ihm alles wird fern und nah,
Sind ſeine Lieder für Alle da.

Das Münſter im Mondſchein.

Der Mond verklärt des Himmels Blau
Zu lichtem Silberſchein.
Der Rieſenthurm in ſchwarzer Pracht,
Er ragt in zauberhelle Nacht
So hehr und herrlich hinein.

Ich ſtehe vor dem Wunderbau
Und blicke ſtill hinan.
Bewältigt ſenkt das Auge ſich
Und tiefer Schmerz durchzittert mich,
Daß ich nichts Großes gethan.

Held und Münster.

Kam ein Fürſt und Held mit ſeinem Troſſe
Vor das hohe, altergraue Münſter,
Das in großer Zeit der größte Meiſter,
Rieſenzeugniß rieſigen Sinns geſchaffen.
Starrten die Gefährten tiefbetroffen
Auf das Bauwerk, das ſo wunderherrlich
In dem goldnen Abendlichte daſtand,
Blickten ſtaunend, blickten ſcheu und zweifelnd
Bald auf ſich, bald auf das Rieſendenkmal.
Aber ruhig mit gekreuzten Armen
Stand der Herrſcher hinter ſeinen Dienern,
Sah mit frohvertrauten Freundesaugen,
Still und heiter in erquickter Seele
Zu dem Thurm, wie zu dem Bild des Bruders.

Lenz.

Von dem großen Himmelsbogen
Sind die Wolken weggezogen,
Aus der Erde hat die Sonne
Letzten Froſt herausgeſogen.

Bächlein fließt ſo raſch und munter
Durch das liebe Thal hinunter,
Und die neulebend'gen Auen
Färben grüner ſich und bunter.

Und die Bäume blühen wieder
Und die Vögel ſingen Lieder,
Was geſteckt im Winterſchlafe,
Lebt und ſtrebt und regt die Glieder.

Aufgelöſt iſt jede Binde,
Alles Harte ward gelinde,
Und Natur in heil'ger Freude
Lächelt ſüß gleich einem Kinde.

Den Freunden.

Schön iſt's, der Geweſenen Thun und Geſchick
Und mächtige Freuden und Schmerzen,
Das Große mit Ernſt und das Frohe mit Luſt,
Mit liebenden Sinnen und innig bewußt
Neu wieder zu fühlen im Herzen.

Schön iſt's, mit hellem, erleuchtetem Blick
Zu ſichten das Leben und Weben,
Das Einzelne ſchaun am gebührenden Platz
Und über dem herrlich geordneten Schatz
Mit herrſchendem Geiſte zu ſchweben.

Doch ſchön, ja wonniglich find' ich es auch,
Lebendig das Leben zu faſſen,
Die volle, die liebliche quellende Flut
In wirklicher Kraft und in wirklicher Glut
Ins Herz einziehen zu laſſen.

Drum halten wir feſt an dem löblichen Brauch,
Nach Dichten und Denken und Träumen
Zu küſſen der Lieben erglühenden Mund,
Zu trinken, zu ſingen in fröhlichem Bund,
Friſch, unter den laubigen Bäumen.

Frühlingsentſchluß.

Weiche, düſterdumpfes Sinnen
Ueber Welt und was darinnen!
Sollſt des Lebens Wohlbehagen
Nicht aus meiner Bruſt verjagen:
Heute will ich fröhlich ſein!

Weiche, gar zu zart Gewiſſen,
Mich zu ſchelten nur befliſſen!
Sollſt in ſtrengem Sündenwittern
Nicht den ſchönen Tag verbittern:
Heute will ich fröhlich ſein!

Komm herein, geliebte Kleine,
Reiche mir vom goldnen Weine!
Zwiſchen holderblühten Roſen
Laß uns küſſen, laß uns koſen:
Heute will ich fröhlich ſein!

Ruhm und Leben.

Wundern, Freunde, will es euch, daß in Ruhmes Kränzen
Gar nicht mehr wie ſonſt mein Geiſt eifrig iſt zu glänzen?

Sagt, was hat man auch davon? Iſt das Ziel erſtrebet,
Kommt ſo ſpät ein lobend Wort, das geſchwind entſchwebet.

Spärlich klingt's im Herzen an, und dem Freudenpraſſer
Iſt es wie ein Tropfen Wein im Gefäß mit Waſſer.

Dünn Getränk! — Da leb' ich mir ewigreiches Leben,
Deſſen Labefrüchte mich immerdar umgeben.

Rein genießen, was Natur, was die Künſte ſchenken,
In den Strom der Wiſſenſchaft tiefer ſich verſenken

In geliebter Freunde Kreis heiter, ernſt zu plaudern,
Und das volle, friſche Glas leeren ohne Zaudern.

Und mit allerliebſtem Schatz traulich zu verkehren,
Liebesgaben tauſendfach nehmen und beſcheeren! —

Wem die Freudenbäume rings ſo gefüllt umblühen,
Möchte der um kahlen Zweig ringend ſich bemühen?

Verwahrung.

Keinen Tadel will ich hören,
Daß ich gern bei Mädchen weile,
Und kein Krittler ſoll mich ſtören,
Wenn ich froh zu ihnen eile —
Nur zu meinem Seelenheile.

Denn was ich von Herzen haſſe
Quält mich in der Stille Schranken:
Eitle Plane, die ich faſſe,
Dumme Träume, zages Schwanken,
Hochmuth, ſündliche Gedanken.

Doch bei Mädchen iſt es eben
Als ob Engel mich bewachten!
Offen, herzlich und ergeben
Bin ich fern von falſchem Trachten —
Und ich muß mich ſelber achten.

Der wahre Dichter.

Was fröhlich ich geſungen,
Das hab' ich auch gelebt,
Es hat in mir geklungen
Und wonnevoll gebebt.

Es wogt' in Herz und Gliedern
So reich, ſo ſüß und mild,
Und was ich gab in Liedern
War nur ein ſchwaches Bild.

Doch öfters mocht' ich weben
Zierblümlein in den Kranz,
Die nicht im Erdeleben
So ſchön ich hegt' und ganz.

Da ſaß ich wie auf Kohlen!
Gleich faßt' ich den Beſchluß,
Getreulich nachzuholen
Den rechten Vollgenuß.

An die Entfernte.

1.

(Variation eines Goethe'ſchen Liedes.)

Wenn nach hellem, frohem Tage
Dämmerung im Stübchen fließt,
Da geſchieht es, daß auf einmal
Sich ein Schmerz in mich ergießt.

Und ich fühle, wie das Bangen
Immer mächtiger ſich regt,
Und ich kann es nicht begreifen,
Was auf einmal mich bewegt.

Endlich muß ich mir geſtehen:
Solche helle Dämmernacht
Haſt du, ach, in ſchönern Zeiten
Ganz wo anders zugebracht!

2.

Wenn in feſtlich buntem Kreiſe
Jeder froh der Liebſten glüht,
Wonnetrunken — leiſe, leiſe
Werd' ich traurig im Gemüth.

Doch in dieſen ſtillen Schmerzen
Tönt es freundlich und gelind:
Hegt dich nicht in ihrem Herzen
Auch ein holdes, liebes Kind?

Und ich fühle deine Nähe,
Und mir iſt, als ob ich dich
Engelgütig nicken ſähe
Zu dem Worte minniglich.

Da bewegen Freudentriebe
Wundermilde Herz und Sinn,
Und ich blick' in heitrer Liebe
Auf die frohen Paare hin.

3.

Welche reine Freudenquelle
Ward auf einmal mir beſchieden!
Meines Herzens trübe Welle
Strömt dahin in klarem Frieden.

Wie vermochte nur der Schwärmer
So geſchwinde zu geneſen?
Näher biſt du mir und wärmer
Als du je dem Freund geweſen.

In der wunderbarſten Weiſe
Leuchten deine Roſenwangen,
Und die Augen blicken leiſe
Süßerglühendes Verlangen.

Welche Macht der Liebesgluten!
Zaubern her die einſt Gegönnte,
Daß man mit der Schönen, Guten
Koſen faſt und herzen könnte.

Holde Seelenaugenweide,
Wonnebilder, himmliſch heiter,
Lächelt länger Troſt im Leide,
Flattert nicht ſo bald mir weiter!

Sonette.

Maileben.

Was ſind für ſchöne Tage mir erſchienen!
Auf grünem Raſen, unter Lindenbäumen
Kann ich behaglich hingegoſſen träumen,
Und Alles muß zu froher Luſt mir dienen!

Der Blätter Säuſeln, das Geſumm der Bienen,
Der Sprudelquell, den Blumen rings beſäumen,
Hier neben mir des edlen Trankes Schäumen,
Und aller Schöpfungsbilder Lächelmienen.

Da fühl' ich recht, warum Brahmanen-Orden
In ſüßes Nichtsthun ihren Himmel ſetzen
Als ein Geſchenk der allerhöchſten Gnaden!

Hier iſt mit Ruhe Leben eins geworden,
Es kann der Geiſt an beiden frei ſich letzen
Und friedlich ſich in Zauberwogen baden.

An die Biene.

Die du ſo früh durch ſonnengoldne Helle
Des Morgens eilſt zu buntem Blüthenſtrauße,
Und freudig wiederkehrſt zu deiner Klauſe
Mit roth und gelben Saumes Honigquelle!

Du Dichter-Thierchen, das auf jeder Stelle,
Bei froher Arbeit und bei ſüßem Schmauſe,
Bei raſchem Wanderflug, ſo wie zu Hauſe,
Umquollen iſt von Aetherduftes Welle!

Ich wünſche nicht: o könnt' ich mit dir fliegen
Und Nahrung finden auf den Blüthenauen!
Nie hab' ich ſo poetiſch mich verſtiegen.

Doch wünſch' ich ſehr: gleich holden Stoff zu ſchauen
Auf meinem Feld, wie du ihn zu beſiegen
Und ſo zum ſüßen Ganzen auszubauen.

Ausweg.

Wenn ich alleine weil', in Morgens Prangen,
Da bin ich feſt gewillt, den Rauſch zu büßen,
Zu wandeln fernerhin auf freien Füßen,
Und nie an der Sirene mehr zu hangen.

Doch wenn des Abends ihre Roſenwangen
Mir zart entgegenglühn und mich die ſüßen
Und zauberhellen Augen wieder grüßen,
Da fühl' ich ſtets aufs neue mich gefangen.

Geht das ſo fort in Hin- und Wiederſchwanken,
So muß ich euch am Ende ſchwach erſcheinen,
Zerſtückt und halb in Wollen und Bereuen.

Am beſten iſts, ich faſſe den Gedanken,
Mich künftig ohne Reu und Andersmeinen
Der holden Liebe friſch und ganz zu freuen.

Anklage.

Daß lieblich du erheiterſt meine Tage,
Ich muß es dir, mein artig Mädchen, laſſen.
Du ſtreueſt reich auf meine Lebensſtraſſen
Die ſchönſten Blümchen — was ich redlich ſage.

Doch Eines treibt mich ſtets zu neuer Klage:
Daß du mich abhältſt, Großes anzufaſſen
Und aufzubaun ein Werk, das wie die Maſſen
Des deutſchen Münſters in die Wolken rage.

Wie hegt' ich nicht Gewaltiges im Sinne!
Schon ſah ich ſtehn die Bilder ohne Gleichen
Zu aller Welt Erweckung und Gewinne.

Nun kann kein einziges den Tag erreichen
Vor tändelnden Geſchäften unſrer Minne,
Vor Blick und Kuß und andern Kinderſtreichen.

Zu bedenken.

Man ſollte nicht ein Treiben ſo geſchwinde
Verdammlich ſehn; denn iſt es nicht vollkommen,
So dient es oft doch mehr zu unſerm Frommen
Als eines, dem ich eben mich entwinde.

So ſoll der Kuß von einem ſchönen Kinde
Mir Sünde ſein! Doch wenn ich pflichtentglommen
Der Andern Weſen richtend durchgenommen
Und ungelind und irdiſch herb empfinde:

Dann ſcheint es mir die allergrößte Tugend,
An meinem Mädchen inniglich zu hangen,
Sie in die Arme wonnevoll zu ſchließen —

Und in der Glut und friſchen Kraft der Jugend
An Purpurlippen und an Roſenwangen
Den Himmelsduft der Liebe zu genießen!

Herbſterinnerung.

Wenn Sonnenblum' und Aſter, zart umwoben
Von Herbſtesduft, im letzten Glanze ſtrahlen,
Wenn auf den Grund, der ſchon beginnt zu fahlen,
Das Blatt entſtürzt dem ſchwanken Zweige droben:

Da fühlt ſich wohl und bang die Bruſt gehoben
Und Wehmuth faßt mich an mit ſüßen Qualen.
Was ich empfinde, kann ich niemand malen,
Bald iſt es da, bald wunderbar zerſtoben.

Ich denk' an Freuden, die wie Blumen blühten,
Die glanz- und farbenreich wie Regenbogen,
Phantaſtiſch hold und üppig mich umſprühten.

Doch ſchmerzlich raſch aus meinen Herzen zogen,
Wie leuchtend Abendroth zu Nacht verglühten,
Wie gelbes Laub im Schauerwind verflogen.

An die Nacht.

Wenn ich zu Qual, vom Drängen und vom Zügeln
Des Tages hin- und hergezerrt mich fühle,
Wenn mich beengt der Lüfte Druck und Schwüle
Und klein mich macht ein ſorgenvolles Klügeln:

Dann ſchwingſt du dich mit dunkeln Rieſenflügeln
Verhüllend über buntes Marktgewühle,
Die Wangen fächelt köſtlich friſche Kühle,
Und Schauer wehn mich an von Thal und Hügeln.

Die Erde ſchläft; es liegen ſtumm die Matten,
Still glänzt der Mond in Mitte bleicher Sterne,
Und nur vom nahen Strome rauſcht es leiſe.

Da kommen nach einander hohe Schatten
Gewandelt aus der Vorzeit Dämmerferne,
Und groß empfind' ich mich im Geiſterkreiſe.

* * *

Elegiſch-epigrammatiſche Gedichte.

Freundlich, in ſchöner Natur, erfüllt von herzlicher Neigung,
Schwanden dem Sänger dahin Frühling und Sommer und Herbſt.
Glückliche Zeit! Sie glich dem lieblichen, duftigen Tag, wo
Heiterer Lebensgenuß einzig geboten erſcheint.

An einen Hirtenknaben.

Singe du nur dein Lied an dem ſonnigen, feſtlichen Morgen,
Guter, du kannſt noch nicht hegen die frömmere Glut,
Ueber der Welt Mühſal noch nicht im Gebete dich heben,
Scheuche darum ſie zuvor fröhlich in lieblicher Kunſt.
Schwinge dich auf in der Luſt des Geſangs und flattere munter
Ueber das dunkle Gefild irdiſcher Sorge hinweg.

An Scheller's Lexikon.

Sonſt mein Rath in der Noth beim Leſen der römiſchen Dichter,
Warſt du mir gleichwohl nicht das erfreulichſte Buch.
Jetzo gebrauch', o du Werk voll Werth, ich mit größerer Luſt dich,
Blümlein trocknend in dir, welche die Holde mir ſchenkt,
Glücklicher Zeit ein Gedächtnißmal. Da wirſt du nun ſelber
Mir — wer hätt' es gedacht? — Stoff zu gemüthlichem Vers!

Geiſtergruss.

Wenn ich am Ufer, geſtreckt ins Gras, beim Säuſeln der Weiden
Träume, ſo naht mir oft lieber Entfernteten Bild.
Flattert es auch nach Geiſtergebrauch bald fort in die Lüfte,
Haben wir uns doch treu wieder in's Auge geſchaut,
Haben im Gruß, den Liebe genickt, uns heiter verſtanden
Und für die Zukunft raſch freundliche Neigung erneut.

Sonntag.

Heiliges Schweigen erfüllt am ſilbernen Morgen die Landſchaft,
Fernher nur und gedämpft klinget der Glocke Getön.
Betende ziehn ihm nach zu dem Ort der erhebenden Andacht,
Aber ich ſitze daheim, leſend ein weltliches Lied.
Tadelt es nicht! es verlangt mich ſo, die lieblichen Freuden
Heute verklärt und rein wieder zu ſpiegeln in mir.
Und iſt, Erdengenuß in himmliſchen Aether zu tauchen,
Nicht ein Liebesgeſchäft, ſchicklich am heiligen Tag?

Natur und Liebe.

Sonſt in die Frühlingsnatur trieb mächtiges Sehnen den Jüngling,
Daß er genöſſe darin ganz den ergoſſenen Schatz.
Mocht' er jedoch mit Andacht auch an den Farben und Formen
Hängen, es ward ihm nie ſüßes Verlangen geſtillt.
Flüchtiger Hauch nur zog in die Bruſt, ſo ſtand er in Kurzem
Mitten im Glanzreichthum wieder verödet und arm.
Doch wenn jetzt ich im Lenz durchs Thal hineile zum Liebchen,
Hoffnungsreich, und zurückkehre nach wonniger Luſt,

Leuchtet die Landſchaft mir in lebendigen, herrlichen Farben
Und vollkommen erquickt ſie mich als Rahmen des Glücks,
Sei's, daß roſig erglommen ſie mich umglänze des Abends
Oder umhauche des Nachts, zaubernd, in ſilbernem Grün.

Einſeitige Neigung.

Langſam naht zum Feſt auf der Au mit der Nichte der Oheim;
Er mit dem Heldengeſicht, ſtolzen, gebietenden Blicks,
Sie mit dem Lichtantlitz, mit dem jugendlich heiteren Lächeln —
Wahrlich der Anmuth Bild und das Erhabne dabei!
Leider, zu meinem Verdruß, muß eben ich wieder bemerken,
Daß mir auch gar kein Sinn ſei für Erhabnes gewährt.
Denn zu ihr, o wie zieht es mich hin mit magiſchen Banden!
Doch ihn wünſcht' ich von hier einige Meilen hinweg.

Ermahnung.

Sei mir gut und geneigt, mein Kind, und erweiſe dich huldreich,
Wenn du von mir im Gedicht wünſcheſt geprieſen zu ſein!
Denn das hab' ich beſtimmt und feſt im Gemüthe beſchworen,
Daß ich im Lied niemals als ein betrogener Held
Mich darſtelle, verliebt und verhöhnt, ein kläglicher Schäfer —
Nein! entweder zum Neid ſämmtlicher Männer beglückt
Führ' ich mich vor in Genuß und in Siegsruhm, oder ich ſchweige
Gänzlich von mir wie von dir! — Mädchen, bedenke dir das!

Freundſchaft.

Viel des Holden gewährt und des Süßen die liebliche Freundſchaft,
Aber den höchſten Genuß findet ein zärtliches Herz,
Wenn durch Wort und That der Freund und Geliebte der Seele
Herrlich ſich zeigt und dem Aug' Thränen der Achtung entlockt.

Im Sommer.

Zauberiſch glänzt es um mich: lichtgrün neuſprießende Fluren,
Golden das Korn, und die Luft webet in himmliſchem Blau.
Welch ein Farbengenuß! Doch glänzt bei weitem am ſchönſten
Eins mir her. Was es ſei? Drüben der Lieblichen Haus.
Bildern erquickter Natur zwar weicht es an äußerem Glanze,
Aber unendlich beſiegt's alle an ſüßem Gehalt!

Poetiſches Treiben.

Freundlich geweckt im ſtillen Gemach von der Sonne des Morgens,
Tief in der Dichter Gebiet ſenken den forſchenden Geiſt,
Süß auf der Träume Gewog das Gemüth fortſchaukeln zu laſſen
Und die Najadengeſtalt hold ſich erhebenden Lieds
Hurtig zu fahn. Dann hinaus in die Flur ſtillſinnend zu wandeln,
Kühlen die Stirn in der Luft, ruhen auf blumiger Au,
Sich am Gras, an den Blüthen erfreun, in der Biene, dem Vogel,
Dichterverwandtem Geſchöpf, frohe Genoſſen zu ſchaun.
Wiedergekehrt ins Gemach ſich an geiſtigen Bildern zu laben,
Heiter im heitern Gemüth hegen die Fülle der Welt:

Solch ein Geſchäft, ich geſteh's, nicht iſt es gerade das höchſte,
Aber das ſchönſte vielleicht, ſterblichen Menſchen gegönnt.
Laßt mich, o Freunde, bevor mich im Ernſt wegfordert das Leben,
Koſten von Grund aus noch wonnig poetiſches Glück.

Dankbar.

Großes mit Demuthsſinn und Liebliches zart zu empfinden,
Doppeltes Glück! huldreich wird es dem Dichter gewährt.
Die ihr des Großen Gefühl in der Bruſt ihm erreget und pfleget,
Mächtig erſchallt und laut eure Verherrlichung einſt.
Doch dir, die du ſo lieb und ſo gut die Roſe dazufügſt,
Freundliche, töne ſogleich zärtlicher, ewiger Preis.

Antwort.

Welch ein Geſchäft ich erwählt, mein Freund? Ich lieb' und ich lobe,
Und ſo verbring' ich gewiß lieblich und löblich die Zeit.

Unbekümmert.

Sollte der Welt Urtheil mich ſtören in Lieben und Leben,
Das doch Keiner vernimmt, wenn ihn das Kleinſte bewegt!
Nein, wie der Held fortgeht die gewaltigen Wege des Ruhmes,
Stark, ob ihn rings ankläfft neidiſche, bellende Schaar,
So auch wandl' ich getreu die beſcheidenen Wege zu holder
Liebe Genuß und Geſang, Vettern und Baſen zum Trotz.

Liebesopfer.

Jegliche Liebe verlangt ein Opfer, ſo bring' ich auch diesmal
Eines: ich lerne dabei nichts, und verträume die Zeit.

Das Hündchen.

Niemals war ich dem Hundegeſchlecht ein beſonderer Gönner
Und ich begriff nur ſchwer Andrer Vergnügen daran.
Doch ſeitdem mit Gekos mein Mädchen das muntere Hündchen,
Welches zu Hauſe gekauft mir zu der Holden gefolgt,
Streichelte (und ich ſah's, nicht ohne des Herrn zu gedenken!) —
Find' ich ſo traut und ſo nett nichts als ein ſolches Geſchöpf.
Wie es an mir aufhüpft, der ich gut und freundlich es halte,
Wie es ſo ſchön mir thut, wie es ſo luſtig mir bellt!
Und mir ſcheint in der Welt kein Bild ſo bedeutend und heimlich,
Als wenn ſpät, da ich ſtill wandre den dämmernden Pfad,
Munter das Thier mich umkreiſt und in gleichem, gemeſſenem Laufe
Ueber der Au Nachtgrün ziehet den helleren Streif.

Entſagungsverſuch.

Zweifel umfing mein Herz, ob ich heute die Liebſte beſuchte,
Denn ſchon hatt' ich zu ſehr andere Freunde verſäumt.
Ziemlicher Weg noch lag vor mir und ich konnt' es bedenken.
Aber dem Kreuzpfad nah, ſchwankte noch immer der Geiſt,
Und ich entſchied, wenn im Umweg auch, zu dem zweiten zu wandern;
Ging mit Bedacht, kam an — ohne den feſten Beſchluß.

Ei nun, dacht' ich, du kannſt vor ihr Haus ja gehen und ſtets noch
Thun was du willſt! Mir ſchien dieſes der weiſeſte Rath,
Und bald ſtand ich davor. Da gedacht' ich im Herzen: ein Thor nur
Wanderte wieder zurück! — Raſch, zu der Lieben hinein!

Lehre.

Schön iſts, holdem Genuß in der Welt mit Kraft zu entſagen,
Aber es kommt nur hier wenig am Ende heraus!
Fahre du fort, mein Freund, dich erquicklicher Liebe zu freuen:
Dann, wenn die Liebſte verſagt, iſt zu entſagen die Zeit!

Zu der Freundin.

Laß dich nicht durch loſes Geſchwätz der Müßigen irren!
Wäre für Wonnen Erſatz ſchwankendes, menſchliches Lob?
Laß uns, Beſte, getroſt, weil Aug in Auge noch blicken
Darf, das Zaubergetränk ſchlürfen in liebendem Bund,
Ahnung himmliſcher Luſt, vor deren erglühendem Aether
Luſtiger Weltbeifall nichtig wie Dünſte verweht.

Anmeldung.

Grauendes ſchwarzes Gewölk gießt Ströme des Regens herunter,
Düſteren Grüns, naßkalt, blicket die Wieſe herauf.
Alles ſo ſtumm und ſo todt! Mein einzger Geſelle, der Sperling,
Schüttelt am Fenſtergebälk tropfende Flügel und ſchweigt.
Ach da bebt in der Bruſt Sehnſucht und dem liebenden Herzen,
Freundin, erſcheint dein Bild leuchtend in roſigem Glanz.

Himmliſches Kind, Lichtſtrahl in den düſteren Stunden des Lebens,
Ob er mit Macht auch ſtrömt, irre der Regen dich nicht!
Harre des Freunds, er erſcheint wo du weilſt, er muß das geliebte
Leben lebendig umfahn! — Harre des Freundes, er kommt!

Abendgedanken.

Ei, das ſollt' ich ja doch wohl hoffen und glauben, ihr Muſen,
Daß mir ein friſcher Geſang dräng' aus der dichtenden Bruſt!
Denn was ſonſt ein Heuchelpoet ſich ſelber nur vorlog,
Lebt mir in Wahrheit hier, farbig, in lauterer Kraft:
Anger und Wald und Fluß und am Abhang weidende Lämmer,
Ach und ein Mägdlein, das ſämmtliche Chloen beſiegt! —
Schweife, mein Blick, um dich des Vorzugs neu zu verſichern,
Ueber die Flur und rein faſſe die Bilder mir auf.
Aber ſodann, um froh der Studien Krone zu machen,
Glücklicher, fort in der Au, fort zu der Perle des Thals!

Erinnerung.

Leicht zwar kommen Verliebte darauf, einander zu ſchmollen,
Und oft wird zu Genuß zärtlicher, grilliger Traum.
Aber das iſt für ein Paar, das getroſt beiſammen verbleibet,
Nicht für eins, vom Geſchick bald, und wie lange getrennt!
Laß uns nicht mit des Argwohns Luſt ausſpinnen die Stunden,
Liebſte, die ſparſam uns gönnet die ſchwindende Zeit;
Laß uns rein an dem Abgrund noch des betrübenden Scheidens
Pflücken das Himmelgewächs zärtlicher, liebender Luſt!

Selige Eintracht.

Ach wie iſt es ſo ſchön, nach muthigen, offenen Worten
Sich zu erkennen und ſich tief in die Seele zu ſchaun!
Wenn die Sorge, von Zweifel erzeugt, gleich flüchtigem Nebel
Unter der Sonnengewalt liebender Blicke vergeht!
Wenn das erweichte Gemüth, verlorene Tage bereuend,
In unendlicher Huld nur zu entſchädigen ſtrebt,
Und in Wechſelbeglückung, in liebendem Geben und Nehmen
Als die geſegnetſte Frucht tiefes Vertrauen erwächſt!
Klar wie der Strom des Gefilds an freundlichen Tagen des Jahres
Zwiſchen begrüntem Geſtad, fließen die Stunden uns hin.
Heiter im Abſchiedsblick, wie heiter im Kommen und Grüßen,
Regen wir uns in der Bruſt frohe Gefühle nur an.
Kindlichen Sinns die Menſchen umher als Freunde betrachtend,
Wie in der goldenen Zeit, offen entzücken wir uns;
Und das offne Gefühl, es macht uns die Menſchen zu Freunden,
Alle, vom Glücke beglückt, freun mit den Fröhlichen ſich. —
Ja, das Leben iſt ſchön, wenn liebebeflügelte Seelen
Ueber der Sorge Gebiet muthig ſich ſchwingen hinweg,
Hoch in den Himmel empor, wo Liebe nur herrſcht und Freundſchaft,
Wo das begeiſterte Herz, frei von den Banden der Zeit,
Nur dem Drange gehorcht, dem Liebenden Luſt zu bereiten,
Und in dem Einen Beruf Alles und Jedes vergißt! —
Mag das Geſchick mich nun wegführen mit zwingenden Armen,
Nicht verlaſſ' ich das Thal, ohne den herrlichſten Schatz
Mit im Herzen zu nehmen und ohne die lieblichſten Güter
Ihr zu laſſen zur Luſt — Schätze dem edeln Gemüth!
Durch die Seele des Glücks, das liebend einander wir ſchaffen,
Glühend und blühend in uns, bleiben wir ewig vereint.

Lieder der Liebe.

Die ſchöne, ſüße Liebesluſt
Iſt gleich dem ſchönen Traum,
Zerronnen oft in Dunkelheit,
Nachdem gewonnen kaum.

Doch dieſe, die der Dichter ſingt,
Wie flüchtig, ach, ſie war,
Sie war ſo rein und blüthenzart,
Sie war ſo himmliſch klar!

Sie glich dem Traum in Morgenglut,
Wo ſich die Sonn' erhebt
Und hold in Seelenbilder auch
Die gold'nen Strahlen webt.

1.

In dem erſten Maientage
Sog ich neben dir wie Wein,
Selig Alles rings vergeſſend,
Deine Schönheit in mich ein.

Und am andern zog ich weiter,
Ueber Hügel, durch die Flur,
Lebte mit das Duften, Brauſen
Lebenſtrömender Natur.

Welcher war von beiden ſchöner?
Denn am andern, holdbereit,
Zog im Geiſt mit mir dein Antlitz
In verklärter Lieblichkeit.

2.

Auf ſchönbeblümter Wieſe,
Da hab' ich Raſt gemacht,
Ich ſah das ſtille Dörfchen
In heller Morgenpracht.

Es floß zu meiner Seite
Das Bächlein träumend ſacht,
Es drang ein kühles Lüftchen
Aus grüner Waldesnacht.

Wie ſchlug es mir im Herzen
Mit ungeſtümer Macht! —
Auf ſchönbeblümter Wieſe,
Da hab' ich dein gedacht!

3.

In dem Thale ging ich ſtille
Mit der Führerin, der Kleinen,
Sie mit kindlich klaren Augen
Blickte freundlich in die meinen.

Wie von alten Zeiten plaudernd
Murmelte die Felſenquelle,
In den Lüften, auf den Bäumen
Sangen Vögel ſilberhelle.

Dächteſt du, daß in dem Thale,
Das ſo wohl dem Freunde wollte,
Meine ſtillbeglückte Seele
Lieberes noch hören ſollte?

Sie, die Kleine, deren Augen
Mir ſo traut entgegenkamen,
Fragt' ich freundlich, wie ſie heiße —
Und ſie nannte deinen Namen.

4.

Nichts Schöneres kann es geben,
Als hier im Morgenduft
Mit ſeiner Lieben zu ſteigen
Hinauf in Bergesluft.

Der goldbeglänzte Gipfel
Winkt licht und zauberfern.
Der Jüngling führt die Holde,
Die Holde ſieht es gern.

Und unter Klimmen und Schreiten,
Da fließt manch trautes Wort,
So geht's im Schlangenwege
Zuſammen fort und fort.

Nun liegt das Land zu Füßen
In wunderbarem Licht.
Sie ſehn entzückt hinunter,
Sie ſehn ſich ins Geſicht.

Sie ſehn nach allen Seiten
Und ſehn ſich ganz allein —
Sie ruhen Herz an Herzen
In ſeligem Verein.

Dies Liedchen hat im Frühling
Ein armer Junge gemacht.
Er hat es nicht erfahren,
Er hat es nur gedacht.

5.

Des Morgens geh' ich ſtill allein
Und möcht' ein Liedchen ſingen,
Es ſollte mir ein Perlchen ſein
Zu Liebchen's Schmuck gelingen.

Die Bilder flirren hin und her
Vor meinen Sehnſuchtsblicken,
Es liegt auf meiner Bruſt ſo ſchwer,
Als wollt' es mich erſticken.

Ich treib's ein Viertelſtündchen lang
In Sehnen und in Wähnen,
Und endlich löſt ſich aller Drang
In einen Strom von Thränen.

6.

Daß du mir im Herzen zürneſt,
Du mein holdes Angeſicht,
Weil ich warm und weil ich liebend
Dir genaht, ich glaub' es nicht.

Freuen muß dich deiner Schöne,
Deiner Güte Zauberkraft,
Die in mir die Glut entzündet
Dieſer tiefen Leidenſchaft!

Wie, und giebt es denn ein reiner
Glück auf dieſer Erde hier,
Als verehrt zu ſein ſo innig,
Wie verehrt du biſt von mir?

7.

Im erſten Morgengolde,
Da denk' ich liebeswund:
Ach ſäheſt du die Holde,
So würdeſt du geſund!

Und trink' ich dann die Süße,
Die himmliſch dir entquillt,
Es haben Blick und Grüße
Das Sehnen nie geſtillt.

Es ſchwinden all' die Schmerzen
Nur dann, nur dann allein,
Schwörſt du mir einſt am Herzen:
Ich bin und bleibe dein!

8.

Ich fuhr mit meinem Liebchen
Bei friſcher Lüfte Wehn
Durch reiche, reiche Thäler —
Was hab' ich da geſehn!

Ich ſah zwei holde Wänglein
Und einen rothen Mund,
Und zweier hellen Aeuglein
Erglänzend feuchten Grund.

Und eine klare Stirne
In ſchimmernd heiterm Licht —
In liebevollem Lächeln
Das himmliſche Geſicht.

9.

Ich ſaß im offnen Saale,
Erhellt von Kerzenſchein,
Gerade gegenüber,
Da ſaß die Liebſte mein.

Es ſaßen viele Frauen
Und Herren rings umher.
Mir ſchien's, ſie würden munter
Und muntrer immer mehr.

Sie thäten frohen Muthes
Zuſammen gar vertraut,
Und flüſterten und ſchwatzten
Und Andre lachten laut.

Und Einer, wie mich dünkte,
Ging in die Nacht hinaus
Und brannte Roſenfeuer
Zu hellem Freudebraus.

Doch könnt' ich nicht beſchwören,
Daß alles ſo geſchehn:
Sie hat in meine Augen
Und ich in ihre geſehn.

10.

Burgruine, die du traurig
Sonſt nur ſtarreſt in die Luft,
Wie erſcheinſt du mir ſo freundlich
Heut im klaren Morgenduft?

Büſche, die den Fuß bekränzen,
Stehn getaucht in friſchen Thau,
Wundergrün bei weißer Straße,
Die ſich windet durch die Au.

Und du ſelber ſiehſt herunter,
Wie ein Greis im Silberhaar
Frohgeſinnt und milde ſchauet
Auf die muntre Knabenſchaar.

Seh' ich dich vielleicht ſo heiter,
Weil im erſten Morgenwehn
Heute du mein holdes Liebchen
Haſt vorüberfahren ſehn?

11.

Wir ſaßen froh beiſammen
Beim ländlichen Gelag,
Ich und mein trautes Liebchen
Am heitern Vormittag.

Rechts dehnte ſich die Straße
Und links ein ſchönes Thal.
Da ſchlug die ſchwere Stunde,
Da blieb uns keine Wahl!

Dahin nun mit den Ihren
Fuhr ſie ins ferne Land.
Des Staubes Wirbel flogen,
Bis jede Spur verſchwand.

Ich ging im Wieſenthale
Verlaſſen ganz und gar —
Ein Jeder wird begreifen,
Wie mir zu Muthe war.

12.

Ein friſch begrünter Anger
Erglänzt im Sonnenſchein,
Der Anger iſt umſäumet
Von Gärten groß und klein.

Am ſchönſten Garten ſtehet
Ein ſtattlich Lindenpaar,
Darunter jauchzt im Spiele
Die frohe Knabenſchaar.

Und mitten rinnt erquicklich
Des Baches reine Flut,
Dort ſchöpfen muntre Mädchen
Sich Waſſer wohlgemuth.

Sie treten zu der Bleiche,
Gewandt, mit leichtem Schritt,
Die Linnen unter Singen
Begießen ſie damit.

Und wären Zweie glücklich,
O welch ein trauter Ort! —
Vorüber, du Verlaßner,
Du Armer, wandre fort!

13.

Der du die Flur durchrauſcheſt,
O Fluß, ich gleiche dir!
Es zieht wie deine Wellen
Des Sehnens Strom in mir.

Und aus dem Strom des Sehnens
Manch holdes Lied ſich ſchwingt,
Wie aus den grünen Fluten
Manch Silberfiſchchen ſpringt.

14.

Im goldnen Schein des Tages,
Des Nachts im Sternenlicht,
Da ſeh' ich nur dein klares,
Liebholdes Angeſicht.

Ich gehe durch die Straßen
Mit unbewußtem Sinn,
In Bangen und Verlangen
Schmilzt meine Seele hin.

Und kann es ſein, daß ferne
Dich nicht ein Hauch berührt,
Daß von den Gluten allen
Dein Herz kein Fünkchen ſpürt?

15.

Du biſt nicht Schuld, Betrübter,
Daß ferne weilt dein Leben.
Du mußt es eben dulden
Und dich darein ergeben.

So rühre nun die Hände
Neu mit dem alten Muthe,
Und ſchaffe ſtill und heiter
Das Wackere, das Gute.

In liebem Angedenken
Da darfſt du ſchon erweichen:
Es darf auch eine Thräne
Die Wange herunterſchleichen.

* * *

Oden.

Dem Verſuch auch horcht in geweihten Maßen,
Die dem Scherz und Spiel der erhellten Seele,
Die dem Denkaufflug des erweckten Geiſtes
Schwingend ſich bieten.

Der Wein.

Freunde, leer und los von Gefühl ſein, hieß zwar
Göttlich ſchon, doch bleibt mir verhaßt auch Einſicht,
Wenn ſie klar und kalt der geliebten Erde
Bilder betrachtet.

Reicht den Wein mir her, daß erglüht die Wange,
Daß in Lieb' und Luſt ich beſeligt ſchwelge,
Daß vor Aug' und Herz mir bezaubernd holde
Schöpfungen gaukeln! —

Himmelstrank! — Als einſt den verbotnen Apfel
Aß der Menſch, trieb Gott ihn hinaus zur Plage,
Bannte ſtreng ihn fort zu ſo vielen Öden,
Traurigen Stunden.

Da erſchien ihm drauf die verhängte Strafe
Doch zu groß und ſchwer, und er ſchenkte dich ihm,
Daß du manchmal doch ihn verſenkſt in Edens
Selige Fülle!

Im Walde.

Schöner Hain, wie wird mir in deiner grünen
Nacht ſo reizend wohl, o wie ſüße Fülle
Thaut in mir tief auf, o wie ſanfte Schauer
Heben die Bruſt mir!

Sonſt, ſo ſehr michs zog in die Säuſelwölbung,
Stillte nichts mein Herz, in den Arm nicht konnt' ich
Faſſen ja mein Glück, und es riß mich weiter
Glühende Sehnſucht.

Nun umwehn mich hold die bewegten Blätter,
Wonnig bringt ins Ohr der Geſang der Vögel
Mir und wunderſam nun umklingt des Waldes
Zaubergetön mich.

Wie geſchah das mir? Des Gemüthes Strom iſt,
Brauſend ſonſt und wild, nun ein See geworden,
Faſſet rein mir auf die Gebilde, ſtrahlt ſie
Lieblich mir wieder.

An Guſtav Braun.

(1836.)

Rügenswerth, mein Freund, nun erſcheinet dir es,
Daß ich ſtill noch ſtets und beſchaulich lebe,
Statt mit Muth und Kraft in dem großen Weltſtrom
Männlich zu wirken.

Nicht mit Unrecht; doch du verziehſt es leichter,
Fühlteſt du, wie reich in der Zauberſtille
Hier dem Geiſt annaht mit Erhabnen Anmuth,
Ernſt und gefällig.

Zierlich ſchaun mir her vom Geſtell die Bände,
Großer Vorzeit Sinn in mich einzuſtrömen
Stets bereit, und mild von den Wänden blicken
Würdige Köpfe.

Da ergreift mich's tief und es drängt mich mächtig,
Meinen Reichthum auch an gehegten innern
Bildern rein und ſchön an den Tag zu fördern,
Glühenden Strebens.

Wünſcht das Herz ſich dann ein geliebtes Spielwerk,
Darf ich aufthun nur ein verziertes Käſtchen,
Glänzendbraun, das jüngſt ich beſtimmt, der Freundin
Gaben zu wahren.

Blondes Haar, glanzhell, es gemahnt mich lieblich
An ein hold Antlitz, und die welken Blumen
Zaubern neu herbei die entzückend friſchen
Hauche des Frühlings.

Aber auch, was rings in der Welt emporſtrebt,
Bleibet mir nicht fern, und es drängt gewaltig
Land um Land ſich her — und das große Leben
Fühl' ich erbrauſen.

Dort in Spanien ringt mit dem Alten Neues
Blutig fort; blutlos, doch in ungeheurem
Geiſterkampf ringſt du, mit bewußten Schlägen,
Britiſches Eiland!

Gallien's Zünglein ſteht in der Hand des klugen
Mannes friedlich ſtill, ob es unten gähret,
Wenn das Nordreich ſtill zu der künſtlich neuen
Bildung hinandringt.

Du, Europa's Herz, o geliebtes Deutſchland,
Haſt den Freiheitskampf um das Licht begonnen,
Haſt den Freiheitskampf um das Recht der Völker
Geiſtig gefochten.

Ja, du biſt nun reif und im Geiſt erfahren,
Göttlich friedlich fort den erhabnen, reinen
Gang zu gehn voran der Entwicklung alles
Höchſten der Erde.

Mild und gut muß jetzt von den Fürſten jeder
Sein, ſofern nicht gleich er in Nichts hinſchmelzen
Wie ein Wachsbild will an der Sonne hohen
Völker-Bewußtſeins.

Aber treu auch muß ihm entgegenkommen
Biedres Volk, Leichtſinn und Empörung fühlet
Ruthenſtreich mit Recht, und allein der Liebe
Bietet die Hand ſich.

Dann in Einheitskraft, in dem ſchönſten Bunde,
Werden endlos fort des geprieſnen Friedens
Güter rings umher zu der höchſten Blüthe
Wonnig erwachſen.

Grünen wird dann rings das Gefild des Lebens;
Aber ſegensreich an geweihten Plätzen
Werden licht auf ihm des erhabnen Geiſtes
Tempel erglänzen. —

Manches bleibt ein Traum, was der Menſch ſich ausdenkt,
Manches ſiegt, wenn ſtets die Begabten, Beſten
Warm in Leib und Blut ſich bemühn zu wandeln
Schattige Bilder.

Geiſterſchaar, du haſt den erhabnen Auftrag,
Ueberall Hochmuth mit dem Bann zu ſtrafen,
Ueberall Treuſinn in unendlich reiner
Schöne zu zeigen.

Zieht heraus aus Geiſt und Gemüth die Funken!
Wenn der Lichtſtrom dann ſich vereint ergießet
Durch das Volk, muß wohl er zuletzt erleuchten
Jegliches Auge! — —

Laß getroſt mich hier in dem Thal genießen
Holden Sabbaths noch und geweihter Stille,
Freund: es wird gar bald den beglückten Sänger
Scheidend erblicken.

Auf dem Felſen zu Wallerſtein im Ries.

(1836.)

Im Abendglutſchein leuchtet die reiche Flur,
In goldnem Grün prangt üppiges Saatgefild,
Die Sonne glänzt auf weißen Giebeln
Rings und verklärt die entfernten Hügel.

Das iſt ein Gau nur unſeres Vaterlands!
Und wenn er prachtvoll ſteht und das Aug entzückt,
So gleicht manch einer doch an Reichthum
Ihm und beſiegt ihn noch an Schönheit.

Mein edles Deutſchland, ſtellt ſich im Geiſte mir
Der Segensinhalt deiner Gefilde dar,
Dein Schatz an Gut und Kraft, ſo regt ſich
Stolz in der Bruſt und bewegte Liebe!

Ja, theure Heimath, was ich ſo lange ſchon
Von dir gehofft und freudigen Sinns geſagt,
Mich täuſcht kein Wahn, ankommen wirſt du
Groß an dem Ziel, das ein Gott dir ſtellte.

Auf ſicherm Felsgrund ruhſt du der eignen Kraft,
Es bringt die Flur dir, was du bedarfſt, hervor,
Dir beut die Werkſtatt, was das Leben
Trägt und beſchirmt und ergötzlich zieret.

Es mögen, ſelbſtfroh, Staaten und Herrſcher nur
Nach eignem Sinn ſich bilden in deinem Kreis,
Sie mögen eifernd ſo vollenden
Deine Geſtalt zu dem reichſten Anblick!

Dich macht zur Einheit einiger Geiſt, der Geiſt,
Der gleich emporſtrebt, leuchtend in Süd wie Nord,
Der deines Volks einſame Säulen
Künſtleriſch reiht zu geweihter Halle

Wohl, edle Heimath, ohne den einen Geiſt
Verbliebſt du nur ein buntes, geflicktes Kleid,
Ein Thurm auf Sand von lockern Steinen,
Welchen zerreißt der ergrimmte Windſtoß.

Doch webt ſein Gluthauch heilig und rein in dir,
Dann ſtehſt du glorreich unter der Länderſchaar,
Wie jener Rieſenbau des Münſters,
Herrlichen Schmucks und ſo feſt wie Felſen.

O Söhne Deutſchlands, heget und pflegt den Geiſt,
Ob an der Donau, ob an der Elbe Strand,
Begrüßt ihn laut mit Jubelſtimmen,
Wo er geweiht an den Tag herausglüht!

Horcht nicht dem Fremdling prunkend in Flitterzier,
Der, wie im Putzſaal buhleriſch Mädchen, nur
Mit eitlem Ehrgeiz denket, wie er
Leichtem Geſchlecht in der Welt gefalle.

O horcht mit Andacht heimiſchen Geiſtern, die
Den Weg der Wahrheit wandeln in Forſcherluſt,
Getreu beſtrebt nur, reiner ſtets ihr
Göttlich Geſicht zu erſchaun hienieden!

Bequem und leicht zwar führt in der Gaukler Haus
Der glatte Fußpfad, üppige Bilderſchaar
Sie lügt dir Reichthum vor, zuletzt doch
Iſt es ein Traum in der Nacht geweſen.

Mit Mühe klimmſt du, Jüngling, den Berg hinan,
Es grauet oftmals ſchaurige Schlucht dich an,
Doch ſtrebſt du fort, ſo ſtrahlt zum Gipfel
Ewige Pracht dir hinauf der Erde. —

Der Sonne Goldlicht glimmt an dem Hügel aus,
In ſanften Purpur löſt ſich des Tages Glanz,
Und rings, mit wunderbarer Feier,
Ruht das Gefild in des Abends Frieden.

Den Wälderſaum hüllt duftiger Nebel ein,
In grüne Nacht rinnt farbige Flur umher,
Und hier und dort ſinkt manches bleiche
Silbergeſtirn in die blaue Wölbung.

An den Weltbürger.

Des eignen Vortheils gerne vergeſſen, Freund,
Für Andrer Wohlfahrt freudig zu ſtehn, iſt ſchön:
Doch hat zumeiſt das Heil der Andern
Jener bedacht, der bedacht das ſeine!

Wer ſein Beſitzthum treulichen Fleißes baut,
Erſcheinet wohl nur ſelbſtigen Ziels gedenk,
Doch wenn er ſammelt, kann er hülfreich
Bieten der Frucht den erfreuten Nachbarn.

Es ſei mein Lied ſtets heimiſchem Land geweiht!
Aus ſeinem Goldſchacht funkelndes Erz zu baun
Und draus zu bilden edles Schmuckwerk,
Bleibe getreu mein Geſchäft hienieden.

O ſchenke Gott mir freundlichen Segensblick,
Daß ich der Heimath leihe die höchſte Zier,
Damit ihr Anſchaun innig labe
Heimiſche Schaar und den fernen Fremdling!

An eine fromme Freundin.

Mächtig herrſcht fürwahr in der Welt das Niedre!
Uebermuth und Luſt und der Thorheit Wünſche
Brechen fort und fort im Gemüth hervor und
Halten das Haupt hoch.

Sieh den Mann! Aufblüht in der Bruſt das Edle,
Führt zu Wort und That; das erhaben Reinſte
Selber ſteht vor ihm und entzückt den Geiſt zu
Himmliſchem Anſchaun.

Doch hinſinkt das Heil; ihn ergreiſt die Erde,
Niedres geht ihn an; wie ein Meer im Sturme
Treibt das Herz und drängt — die Erinnrung ſelber
Schwindet des Reinen.

Lebe du fortan, o Beglückte, Seltne,
Immer ſtill und gleich das erwählte Leben!
Dir in Wahrheit dehnt es ſich aus, wie ſteter
Feſtlicher Morgen.

Meine Arbeit ſei, die erhabne That zu
Feiern! Glorreich ſoll im Geſang ſie leuchten,
Daß der Geiſt, entflammt und beſchwingt, ſtets wieder
Herrlichem nachringt.

* * *

Weihe des Lebens.

Iſt in Leid und Luſt bedrückt
Jugendliche Seele,
Schmerzlich ihr Gefühl zerſtückt
Durch gewußte Fehle:

Drängt ſie ſich zum Höchſten hin,
Den der Geiſt erkannte
Und für den der innre Sinn
Liebevoll entbrannte.

Kindlich iſt die Huldigung.
Doch es ſorgt das Leben
Schon dafür, zu höherm Schwung
Sie hinanzuheben!

Der Unglückliche.

Und wenn ihr auch Alles habt,
Ihr Glücklichen,
Reichthum und heitere, fröhliche Sinne,
Und jubelvolle Geſellſchaft —

So habt ihr das Aug' doch nicht,
Das weinende,
Mit dem in bebender Luſt der Ergebung
Der Tiefgequälte zu Gott fleht!

Ihr habet die Hoffnung nicht,
Die himmliſche,
Daß Er doch einmal wieder vom Herzen
Den tiefverzehrenden Schmerz nimmt!

Ergebung und Bitte.

Duldend trag' ich das Leid,
Preiſe, o Gott, dich
Im ängſtenden Weh des Herzens.

Denn der ſterbliche Menſch
Darf dich ja niemals
Anklagen, den Herrn und Schöpfer!

Liebend führeſt du uns
Mitten durch Trübſal
Nach deiner himmliſchen Weisheit.

Heil und Fülle des Wohls
Quillt aus dem Jammer,
Die duldende Seele lohnend.

Und ſo lob' ich dich, Gott,
Jetzt in dem Leide,
Im ängſtenden Weh des Herzens.

Aber ſollt' ich dir nicht
Wieder einmal auch
Lobſingen in ſeligem Muthe?

Unerwartetes Geſchenk.

Schuldvoll wagt' ich es nicht,
In Noth dich zu bitten,
Und ging den vorgezeichneten Weg
Ergeben durch traurige Tage.

Sieh, da erbarmteſt du dich
Von ſelber des Armen,
Gewährteſt ihm den ſchweigenden Wunſch
Aus freier und eigener Güte.

Friſcher und himmliſcher hab
Niemals ein Geſchenk ich
Aus deiner Hand genommen, als dieß
Vermächtniß der lauterſten Gnade,

Das nun das ſelige Herz
Zum Jauchzen emporreißt
Und zu dem tiefſten kindlichen Dank
Den ſtaunenden Geiſt entzücket:

So wie den dürſtenden Mann
In lechzender Wüſte,
Der ſtill entſagt ſchon labendem Trank,
Das Zaubergeſprudel der Quelle.

Erkannte Seligkeit.

Werd' ich ſo recht mir bewußt,
Wie groß du biſt,
Webt dein unendlich erhabnes Weſen
Unausſprechlich lebendig
Vor der ſtaunenden Seele:

O dann begreif' ich es nicht,
Daß ich mit dir
So lieb und freundlich, ſo hold vertraulich
Darf reden, verkehren,
Wie das Kind mit dem Vater.

Und daß ich dennoch es darf,
Wie mir das Herz
Es tief verkündet, das läßt mein Glück mir
Ohne Gränzen erſcheinen,
Wie dein göttliches Weſen.

Eigenthümlich Wandeln.

Was du gnädig mir gegeben,
Pfleg' ich treu und liebevoll,
Mag es Groll und Haß erleben,
Immer ſchaff' ich, was ich ſoll.

Denn zur großen Welten-Aue
Willſt du, daß ein Jeder ſich
Eigenthümlich frei erbaue,
Wahren Schmucks für ſich und dich.

Und es iſt dein Wohlgefallen,
Daß der Glaube, heldenhaft,
An der Erde Stoffen allen
Probe ſeine Himmelskraft.

Gelübde.

Ich vergeſſe dich nicht
Bei dem Schönen der Erde,
Du verbleibeſt mein Licht
So in Luſt wie Beſchwerde.

Auf das irdiſche Feld
Bin ich ſtrebend gewieſen,
Und die eigene Welt
Soll ich hier mir erkieſen.

Des erhabnen Vertrauns
Will ich werth mich bezeigen,
Will in Fülle des Schauns
Vor dem Geber mich neigen.

Will die blühende Welt
In das Ewige lenken,
Wo ſie, himmliſch erhellt,
Deine Segnungen tränken.

Bei dem Tode eines Kindes.

An dem Sarge deiner holden,
Vielgeliebten Kleinen
Mußt du, meine liebe Schweſter,
Nicht ſo heftig weinen.

Die Verklärten in des Himmels
Seligen Gefilden
Sollen eine mannigfache
Gottgemeinde bilden.

Und da muß es neben großen
In dem neuen Leben
Auch ſo liebe, ſüße, kleine
Kinderengel geben.

Dieſer wird den Kranz der Deinen
Einſt gar lieblich ſchmücken,
Und in himmliſchklarem Lächeln
Ewig dich beglücken.

Vollkommene Heilung.

Wenn in Glückes Hochgefühlen
Wonn' und Luſt im Herzen wühlen,
Will mir oft ein tiefes Bangen
Aengſtlich das Gemüth umfangen.
Und mir flüſtert zartes Ahnen,
Daß die Luſt zu heftig fließe,
Und es ruft mit ernſtem Mahnen,
Daß ich trunken, blind genieße.

Da mit geiſtigem Bemühen
Treib' ich aus das Luſterglühen;
Doch das Herz in ſeinem Bangen
Will ein Höheres erlangen.
Ob die ird'ſche Wonne ſchliefe,
Nicht iſt ihm genug geſchehen,
Will in reinern Quelles Tiefe
So mit Allem untergehen.

Und da werfen Sinn und Glieder
Vor dem Himmliſchen ſich nieder,
Von dem dauernden Erbangen
Wahre Heilung zu empfangen.
Heißen Thränen der Ergebung
Wird die höchſte Luſt beſchieden:
Neue, reine Kraftbelebung
Mit dem tiefſten Seelenfrieden.

Verschiedene Andacht.

Manche zärtlichfromme Seele,
Dir geweiht in Liebesglut,
Drängt wie ſchmerzlich ſchwere Fehle
Des bewegten Lebens Flut.
Fühlt ſich bang von dir geſchieden
In der tiefen Herzenspein,
Findet Ruhe, findet Frieden
Nur im ſtillen Kämmerlein.

Aber in die bunten Fluren
Treibt mich friſcher, froher Muth,
Und in höhern Sinnes Spuren
Seh' ich Alles lieb und gut.
Mit den Bildern mich zu ſchmücken,
Regt ſich freudig Herz und Hand,
Und in Trauer und Entzücken
Bleib' ich ſtets dir zugewandt.

Und du läſſeſt es gewähren
Männlich Herz und friſches Blut!
Liebend dich und ſich zu ehren,
Iſt es immer auf der Hut.
Aus der Erde Duft und Blüthen
Blick' ich treu zu dir hinan,
Und den Glaub- und Lieberglühten
Schauſt du gut und freundlich an.

Vollkommene Hingebung.

Wie man allhier am reinſten dich verehret,
Und wie man muß auf ſeinem Pfade wallen,
Um deinem Sinn am beſten zu gefallen —
Wer ward darüber ſicher je belehret?

Ich pflege ſtill den Schatz, den du beſcheeret,
Und ohne dir Gebete herzulallen,
In denen nur gewohnte Worte ſchallen,
Bin ich im Geiſt dir immer zugekehret.

Doch will gar oft ein unbegreiflich Sehnen,
Mich dir mit allen Sinnen hinzugeben,
Die junge Bruſt mir wunderſelig dehnen.

Da dünkt es mich die ſchönſte That im Leben,
Mit Kindesdemuth und mit Kindesthränen
In deiner Liebe völlig zu verſchweben.

Erhebendes Glück.

Leicht laſſ' ich in Entbehrung mich verführen
Zu ſtolzem Wunſch, verwegenen Gedanken,
Zu Träumen ohne Maß und ohne Schranken,
Wie ſie dem Erdenſohne nicht gebühren.

Doch wenn die Bruſt des Glücks Genüſſe rühren,
So beug' ich mich in tief demüth'gem Danken,
Und nur zu dir will ich empor mich ranken
An Lob und Preis und tauſend Liebesſchwüren.

Du kennſt mein Herz im Schlimmen wie im Guten,
Drum ſchickſt du mir ſo manches Angebinde,
Das überraſchend lieblich mich erquicke.

Damit ich nach der Fahrt auf falſchen Fluten
In Luſt und Dank dich immer wieder finde
Und auf zu dir in ſelger Liebe blicke.

Dankgebet.

Wenn dir mit einemmal ein holdes Glück
Hellglänzend naht, die ganze Welt dir lacht
Und ſelbſt mit dir Triumph zu feiern ſcheint,
Da gährt die Luſt und reißt das junge Herz
So gern zu trunknem Uebermuth dahin! —
Was mildert ſchöner dieſen Freudendrang,
Als wenn du vor dem Höchſten dich gerührt
In Demuth neigſt und für die Gnade dankſt?
Das Irdiſche des Jubels iſt verſchlungen
Und all das wilde Feuer wunderbar
In edle, reine Himmelsglut verklärt.

Höchſtes Ziel.

Den Menſchen zu gefallen,
Es wär' am Ende leicht,
Da ſelten durch die Hülle
Zum Kern ihr Auge reicht.

Durch kluge, ſchöne Worte,
Durch Liſt und Dreiſtigkeit
Erlangſt du gern von ihnen
Lob und Zufriedenheit.

Doch lebt in edeln Herzen
Ein inniges Begehr,
Dem Höchſten zu gefallen,
Und das iſt, ach, wie ſchwer!

Vor ihm beſteht alleine,
Was lautern Sinns geübt, —
Und wird nicht immer wieder
Die Lauterkeit getrübt?

Es wäre gar unmöglich,
Wenn er in höchſter Huld
Dem liebenden Gemüthe
Nicht ſchenkte Fehl und Schuld.

Doch ſonnt das Herz ſich liebend
In ſeiner Gnade Schein,
Dann fühlt es ſich beſeligt
Auch licht und engelrein.

Cultus des Dichters.

Dieſen Liederdienſt, o Herr,
Läßt du dir gefallen.
Eigne Weiſe gönnſt du ja,
Dich zu ehren, Allen!

Mehr erreicht auf Erden nicht
Kindliches Bemühen,
Als in frommer Weihezeit
Liebend dir zu glühen.

Was ich himmliſch hier erlebt,
Möcht' ich dichtend hegen,
Möcht' in andern Seelen auch
Meine Glut erregen.

* * *

Kleiner Krieg. Angriff und Vertheidigung.

> Ein Probeſtück von jugendlicher Fechtkunſt!
> Wenn friſcher Schlag des Gegners Haupt erreicht,
> Dann ſpendet ihr geſchickter Hand mit Recht Gunſt —
> Und manches Vorurtheil — vielleicht! — entweicht.

Zeitgeiſt.

Glaubt, liebe Freunde, mir, ihr braucht den Dichter,
Und ganz beſonders ſeht ihr euch in dieſen
Betagten Zeiten auf ihn angewieſen
Als eurer Lebensfragen Hort und Schlichter.

Denn furchtbar iſt's, wie immer nur erpichter,
Vor euch des Geiſtes Quelle zu verſchließen,
Zu feſſeln euch in Schüler's Burgverließen,
Sich drängt und müht pedantiſches Gelichter.

Doch wenn ſie euch mit grauer Lehr' umſchnüren,
Er, der nur immer ſchafft und wirkt im Leben,
Wird euch zurück ins friſche Leben führen.

Und wenn ſie euch mit todtem Wort umkleben,
Er, der nur einzig lebt, ſich frei zu rühren,
Wird rettend euch zu freier That erheben.

Heldenzeit.

Das iſt die Zeit der rauhen Kämpfergilde,
Wo Kriegsgetöſe rauſcht, wo Roſſe ſchnauben,
Wo hohl erklingen ehrne Helm' und Hauben
Und grell erdröhnen die getroffnen Schilde.

Ihr Spätern mögt auf reinerem Gefilde
Des Geiſtes euch ergehn in Friedenslauben,
Das Stillerhabne, Gotteslieb' und Glauben,
Mögt pflegen ihr in hoher Himmelsmilde.

Wir aber müſſen ſchon darauf verzichten;
Angreifen müſſen wir in muth'gem Grollen,
Vorkämpfer nur für frohere Geſchwiſter.

Denn um das Thor des Wahren, ewig Lichten,
Wohin wir ſtets begierig dringen wollen,
Stehn immer noch die grimmigſten Philiſter.

Die Tonangeber.

Erkläre mir, wie, geiſtig unerfahren
Und ſchiefen Sinns, die Menſchen es beginnen,
Daß in der Welt ſie großes Wort gewinnen,
Womit ſie ſich hochrichterlich gebahren?

Sie wiſſen nichts vom Rechten und vom Wahren,
Wie ſich's erforſcht im ſtillen Herzen innen,
Und ſind durchaus mit dumpfbefangnen Sinnen
Nicht über Welt und Erdenlauf im Klaren.

Wie können ſie ſich Achtung doch verſchaffen?
Wie können ſie der Andern Sinn verführen,
Daß ſie getroſt nach ihrer Weiſung wandeln?

Wie können ſie die Kränze ſich erraffen,
Die nach dem wahren Rechte nur gebühren
Den Reifen, Freien, Tüchtigen? — Sie handeln.

Bekehrung.

Wenn wackre Herzen über ungeſcheute,
Verkehrte Leut geklagt und Groll empfunden,
So hab' ich's übertrieben oft gefunden:
Doch giebt es in der That abſurde Leute.

So ſchales Volk, das nach dem Schein von heute
Blindhin verwirft die Guten und Geſunden,
Und, innerlich beſchmutzt und voller Schrunden,
Nur eben thut, als ob es nichts bedeute!

Das nur vom Höchſten mag und Beſten ſprechen,
Und nur Vollkommnes von der Welt verlangen
Wenn ſelber ihm auch gar nichts will gelingen!

In ſolch Geſindel feindlich einzubrechen,
Es auszutilgen wie Gezücht der Schlangen,
Iſt ein Verdienſt und kann nur Ehre bringen.

Und ſo fortan.

Nur fortgeſtrebt in friſchem Thun und Schaffen,
Das anvertraute Pfund getreu zu mehren!
Nie darf der Genius daran ſich kehren,
Wenn ihn Unmünd'ge richterlich begaffen.

Wer ſelber auszieht, in der Hand die Waffen,
Der darf ſich über Hiebe nicht beſchweren.
Und wer hinanſtrebt zu des Ruhmes Ehren,
Der dulde Spott von Knaben und von Affen.

Mag's auch auf dich von allen Seiten regnen,
Du wirſt dafür durch alle Gauen ſchreiten,
Und endlich triffſt du ſiegend die Verwegnen.

Dann wird, am krafterrungnen Ziel, mit beiden
Geprieſnen Gütern dich der Himmel ſegnen:
Mit Luſt des Siegs und überſtandner Leiden.

Beruhigung.

Wohin du auch im Leben magſt gekehrt ſein,
Und wie du dich geberden magſt und faſſen,
Bei jedem Schritt, im Lieben und im Haſſen,
Wird dir der Andern Tadel auch beſcheert ſein.

Zwar möchteſt davon minder du beſchwert ſein:
Doch wie du wandelſt durch des Lebens Straſſen,
Und was du treiben mögeſt oder laſſen,
Des Tadels wirſt du wirklich immer werth ſein.

Das könnt' uns rein das ganze Spiel verleiden,
Verwünſchen müßten wir jedwedes Walten,
Und ſtets zumal des Lebens Bühne meiden:

Entging es uns, daß kühner Kraft Entfalten
Doch einzig noch, zum höchſten Heil der beiden,
So Geiſt wie Welt lebendig kann erhalten.

Verſchiedenes.

Wahr iſt's, wir ſehn in leeres Nichts zerfließen
Der Plane tauſend in dem Lauf der Zeiten,
Zahlloſe Blüten taub zu Boden gleiten
Und ſelten nur die wahre Frucht erſprießen.

Doch wenn wir immer redlich uns bewieſen
Und muthig drangen durch die Fährlichkeiten,
So werden ſtets wir Einiges bereiten,
Worein wir unſre ganze Fülle gießen.

Kann das die Guten rühren und erheben,
Zu denen hell der reine Ton gedrungen,
So daß ſie hold uns ihre Seele geben:

Dann iſt uns doch der beſte Wurf gelungen!
Wir haben herrlich, für das ganze Leben,
In ſteter Luſt den höchſten Schatz errungen.

Großer Verirrter.

So iſt der Muth doch ohne Lohn nicht blieben,
Wenn er auf Irrthums Wegen auch gegangen!
Und was er hier Gewalt'ges mocht' erlangen,
Es mußte keineswegs in Nichts zerſtieben.

Wie die Gedanken bei verlockten Trieben
Sich nur um Mächtiges und Großes ſchlangen,
So hat er würdig auch in Reu' und Bangen
Sich umgewandt zu krafterfülltem Lieben.

Und nun in ſeinem geiſterneuten Leben
Iſt er ein vielgeliebter Sohn geworden,
Wie's nicht gelang dem Feigen und dem Schwachen.

Denn dieſer, ohne Kraft und ohne Streben,
Ein Mitglied zwar von ſehr beliebtem Orden,
Iſt noch ein Klotz, und nichts aus ihm zu machen.

Auflehnung.

Die frommen Herrn, ſie brächten mich am Ende
Um alle Zauber, die die Erde ſchmücken;
Was ſüß und groß und friſch, uns zu beglücken,
Die Welt ergießt in ewig reicher Spende.

Gerade das, womit der Andern Hände
Zum Herzen ſich erbau'n die goldnen Brücken,
Womit ſie hold ergötzen und entzücken,
Das ſoll ich laſſen, wo ich's immer fände.

Sie werden nichts für dieſesmal erzwecken!
Und bleibt an meinem Thun auch Sünde kleben,
Wo wären dieſer Gränzen auch zu ſtecken?

Die Frömmigkeit darf Alles nicht vertreiben,
Man muß ſie ſelber jezuweilen necken,
Damit auch ſie beſcheiden möge bleiben!

Den unmündigen Richtern.

Auch ich ſah Tage, wo ich oft im Thaue
Der Wehmuth mich dem Erdentand entriſſen,
Wo mich der Sünde Spiel mit Kümmerniſſen
Und Graun anfaßte, wie mit ſcharfer Klaue.

Nun aber, ſo den Wurm ich wohl erſchaue,
Doch auch das Schöne bin zu ſehn befliſſen,
Verzeihend, liebend, darf ich mehr mich wiſſen,
Als da ich ſtreng verwarf, und oft ins Blaue!

Ihr tadelt mich? ihr ſolltet von mir lernen,
Wie man die milde Heiterkeit entfache,
Darin man frei herabſieht, wie von Sternen.

Doch freilich war das niemals eure Sache:
Man müßte ſich vom Ruhepfühl entfernen
Und wohl bedacht ſein, daß man immer wache!

Den Bekehrern.

Thut ihr das Eure, fahret fort zu lehren
Und fromme Saat zu ſtreun in alle Winde;
Ich wünſche treu, daß gutes Land ſie finde,
Worin ſie möge tauſendfach ſich mehren.

Doch wollt mir nie dem Dichtergeiſte wehren,
Der ſich beſtrebt, daß er gerecht, gelinde,
Das ſchon Gewordne rein zuſammenbinde,
Ein Vorbild jener Welt euch zuzukehren.

Die Starren und die Stumpfen anzuregen
Mit ſtarkem Wort und kühnen Feuergaben,
Mög' euch ein Gott verleihn den beſten Segen.

Der Dichter wird die Edeln für ſich haben,
Die nur das Stillvollkommne mag bewegen,
Im Beſten ſie zu ſtärken und zu laben.

Hohe Poeſie.

Ihr fordert von des Sängers Lied Genüſſe,
Wie ſie das Paradies euch möchte reichen,
Ihr fordert Luſt, die rein das Herz erweichen,
In Blüthenwelten euch entführen müſſe?

Wohl lieblich ſind der Dichterbruſt Ergüſſe,
Wenn ohne bangen Erdengrames Zeichen,
In freundlichen Gemälden und in gleichen
Nur Freude klingt, nur Roſen glühn und Küſſe.

Doch kenn' ich andern Sanggenuß als dieſen.
Zwar ohne Kämpfe wird er nicht errungen
Und ohne Schmerzen mag er nicht erſprießen.

Hat aber ſtark der Geiſt ſich aufgeſchwungen,
Dann fühlt er, ſtatt des Spiels in Paradieſen,
Erhaben ſich von Himmelsluſt durchdrungen!

Dem Freunde.

Geliebter Freund, es bleibt dir unbenommen,
Ich werde mit den treuen Worten allen
Doch weder dem Geſchlecht der Welt gefallen,
Noch auch dem düſtern, ſtillverzückten Frommen.

Denn beide ſind von je bequem geſchwommen,
Und wer in ihrem Strom nicht mochte wallen,
Zum Gipfel auf die Mahnung ließ erſchallen,
Iſt ihnen ſtets nur ungelegen kommen.

Doch bin ich nicht allhier, nach Gunſt zu jagen
Bei Menſchen, die das Beſte nicht verſtehen,
Nein, Wahrheit auszuſpähn und frei zu ſagen.

Und wenn der Wahrheit Pfad wir männlich gehen,
So ſchafft auch das ein eigenes Behagen,
Um ihretwillen ſich verkannt zu ſehen.

Forderung.

Daß Andre, gleich gekehrt zu ſchöner Mitten,
Von falſchem Licht ſich minder laſſen blenden,
Und immer klar ihr Leben edler wenden,
Ich hab' es nie geläugnet noch beſtritten.

Denn wie vermag in ungeahnten Schritten
Des Menſchen Geiſt ſich bildend zu vollenden,
Wenn ſo Natur wie Glück das Ihre ſpenden,
Ihn zu erheben zu den reinſten Sitten!

Doch wie ich euch das Eure ſtets gelaſſen,
So gönnt auch mir, des Himmels Angebinde,
Wie mirs gewährt, ſo gut ich kann zu faſſen.

Daß ich in Formen meine Kränze winde,
Wie ſie zunächſt für meine Blumen paſſen,
Und, was mir fehlt — mit Luſt in Andern finde!

Das Edlere.

Dem Höhern nur ſoll ich die Himmelsgaben
Begeiſtert preiſenden Geſanges weihn?
Nur dem was groß, was heilig und erhaben
Soll ich der Dichtung reinen Glanz verleihn?

Wohl löblich iſt's, mit dem, was wir verehren,
Sich ſelbſt und andre preiſend zu erbaun,
Doch edler iſt's, auch Niedres zu verklären,
Auch lieb und hold auf Kleineres zu ſchaun.

Das Große ſchwingt die eigenen Geſieder
Dem Himmel hoch und herrlich zugewandt,
Allein das Kleine liegt im Staub darnieder,
Verachtend angeſchaut und ganz verkannt.

Und ſollt' es ſo, dem Hohne preisgegeben,
Niemals den Tag der reinen Neigung ſehn?
Mir gab ein Gott die Kraft, es zu erheben,
Und lieblich ſolls vor euren Augen ſtehn.

Der leidende Geiſt.

Es läßt hienieden ſich die Zeit
Ihr altes Recht nicht nehmen,
Sie führt uns fort durch Freud' und Leid,
Wir müſſen uns bequemen.

Sie lockt betäubend unſern Geiſt
Durch ihre bunten Auen,
Und tragen muß er, was ſie heißt,
Dazu geduldig ſchauen.

Doch plötzlich, ſieh, ermannt er ſich,
Der erſten Freiheit würdig,
Er fühlt ſich muthig, kräftiglich,
Den Stunden überbürtig.

Was er geduldet, was er ſah,
Und was er tief erfahren,
Liegt nun vor ſeinen Blicken da
Zum Faſſen und Bewahren.

Er nimmt die Bilder zu ſich auf,
Erfüllt ſich neu mit ihnen,
Geändert iſt der Dinge Lauf:
Sie müſſen ihm nun dienen!

Und beides fühlt er nun zugleich
In dieſem neuen Leben,
Er fühlt ſich frei und fühlt ſich reich
Im Nehmen und im Geben.

Des ſchweren Duldens Traurigkeit
Iſt herrlich nun gekrönet,
Und all das Weh und all das Leid
Zu Himmelsluſt verſöhnet.

Einladung.

Ihr Alle, die ihr in dem Weltgewühle
Das Herz niemals vertraulich öffnen könnt,
Und denen nie von laſtendem Gefühle
An Freundesbruſt ſich zu befrein gegönnt.

Und denen nie ein liebend Wort ertönet,
Das hold und gut ſie wieder neu belebt,
Die ihr umſonſt nach jenem Troſt euch ſehnet,
Der mächtig über ſchweres Leid erhebt.

O kommt zu mir, die ihr ſo hart bedrücket,
Trinkt von dem Quell, der euch zu Liebe quillt!
Empfindet mild und lieblich euch erquicket
Und fühlet rein den tiefen Wunſch geſtillt.

Ergießt mit mir die Klagen in Geſängen,
Wie's eure Sehnſucht, eure Luſt begehrt,
Und findet in den leichten, goldnen Klängen
Das ſchwere Weh zu ſüßem Schmerz verklärt.

Und wandelt weiter, hebt der Erde Leiden
Mit feſtem Willen männlich ſtark gebannt,
Und ſetzt den Schmerz, den Keiner kann vermeiden,
Zum Bau des Lebens herrlichfrei verwandt.

Ihr fühlt gewiß das namenloſe Bangen
Des ſtarren Krampfes freundlich aufgelöst,
Und frohen Lebens hoffendes Verlangen
Euch in die Seele rettend neu geflößt.

* * *

Sprüche.

Nie braucht der Künſtler das Andre zu haſſen,
Zu ſeiner Zeit jedoch muß ers laſſen.

Gar Viele reden ein geſcheidtes Wort,
Der Künſtler ſtellt's an den rechten Ort.

Im Ganzen iſt immer das Einzelne klein,
Damit kann groß das Ganze ſein.

Wenn Einer in Worten ſo gierig wühlt,
Dann merk' ich ſchon: er hat nichts gefühlt!

Theuer iſt ein gefühltes Wort,
Ungefühltes aber geht wohlfeil fort.

Wenn ein Gefühl mir im Herzen glüht,
Dann iſt mirs ſo Alles, ſo heilig!
Wenn ichs euch geb' in einem Lied,
Ihr leſt es mir ſo eilig!

Das mir ſonſt ſo theure Gedicht,
In der böſen Stunde gefällt's mir ſelber nicht.
Daß du dich jetzt nicht magſt dran freuen,
Kritiker, ich will dirs gerne verzeihen.

Nach deinem Sinn ſoll ſich meine Muſe betragen? —
Was würden aber meine Leſer dazu ſagen?

Was ich tief in mir fühle, das iſt mein eigen,
Mögt ihr mirs tauſendmal anderswo zeigen!

Im Einzelnen mag ich euch ähnlich ſein,
Das Ganze jedoch iſt einzig mein.

Es bringt in die Welt ein Regen und Leben,
Wenn man ihr etwas zum Prüfen kann geben;
Drum friſch die kräftige That gethan,
Daß jeder ſich mag üben dran!

Das macht mir auch meine Sorgen gering,
Daß Wahrheit iſt ein ſo mächtig Ding.

Der Glaub' iſt zu vielen Dingen gut,
Zum Richten er's aber allein nicht thut.

Zum Richten treibt es jeden Mann:
Drum lern' er was, damit er's kann!

Dann wär' es uns zu leicht gemacht,
Hätt's guter Wille ſchon vollbracht!

Wenn du wirklich etwas biſt,
Kannſt du leicht beſcheiden ſein;
Aber wer an ſich nichts iſt,
Dem iſt's freilich arge Pein.

Und wie er ſich auch immer ſtelle,
Der Anfänger bleibt ein frecher Geſelle.

Wo Grobheit nur die Bahn macht rein,
Da muß man eben ein Grobian ſein.

Den hohlen Dummkopf, der ſich bläht
Und ſeine Strafe nicht verſteht,
Mußt du mit grobem Schlage treffen,
Sonſt wirſt du bloß dich ſelber äffen.

Nichts Abgeſchmackteres giebt es auf Erden,
Als wenn ein Flegel verlangt, gehätſchelt zu werden!

Das will beim Zwerglein ſchwerlich gehen:
Auf einen Rieſen herabzuſehen!

Selbſtgefühles Wort, ihr Schwachen,
Schafft euch Aerger und Verdruß?
Sich und Andern zu Genuß
Muß der Dichter ſich wichtig machen.

Magſt immerhin ein wenig ſchwärmen:
Wir wollen uns am Dichter wärmen!

Dichteſt du mit innerm Wohlbehagen,
Wird dein Werk es auch in Andre tragen.
Biſt du nur, wenn es vollendet, froh —
Geht's den Leſern ebenſo!

Weil Andre ſchon den rechten Weg gegangen,
So wählt der Pfiffikus, um neu zu prangen,
Nun grad' mit Fleiß
Das falſche Gleis!

Möge mich der Himmel ſegnen,
Den Beſten recht oft zu begegnen.

Beſſeres mag den Beſten nicht gelingen,
Als Altes und Neues zuſammenzubringen.

* * *

Zweites Buch.

Lebensbilder.

In deiner Macht.

Die Gute, Zarte hängt an dir,
Du ſiehſt die glänzend Frohe
Und deine Sinne drängt's zu ihr
In heller Liebeslohe.

Doch innig liebt die Gute dich:
Sie welkt in ſtillem Grame,
Verdunkelt ganz verliert ſie ſich
Vor ſiegumſtrahlter Dame.

Erkennſt du noch der Seele Schatz
Und giebſt in edeln Gluten
An deinem Herzen ihr den Platz,
Der ihr gebührt, der Guten:

Dann wird ſie blühn in Seligkeit
Und ganz ein Engel werden,
Verſchwinden wird in Dunkelheit
Vor ihr der Reiz der Erden.

Doch könnte dich das ſtolze Weib
Der Lieben ganz entziehen,
Für immer wird aus bleichem Leib
Die zarte Seele fliehen.

Die Verlaſſene.

Fahr hin, fahr hin, du falſcher Mann,
Und eile fort zur Luſt
In einen andern Liebesbann
An eine andre Bruſt!

Getäuſcht, betrogen haſt du mich,
Die Mühe war nicht groß; —
Ich glaubte, was ſo wonniglich
Dem ſchönen Mund entfloß!

Betrogen haſt die Treue du,
Gebrochen ihr das Herz,
Genommen Glück und Seelenruh,
Gelaſſen nur den Schmerz.

Fahr hin mit heiterm Angeſicht
Und laß mich nur allein!
Die Freude kann dir ſüßer nicht
Als mir das Sterben ſein.

O holde Ruh, wenn ich dahin
Von allem Leid genas,
Von aller Welt vergeſſen bin,
Still unterm grünen Gras!

Zwei Geſchicke.

Er liebt von Herzen, liebt ſo wahr,
Wie Mund und Augen ſprechen.
Sie ſpielt und tändelt, immerdar
Bereit mit ihm zu brechen.

Er fühlt ſich ohne Ruh und Raſt
Zu ſeinem Stern getrieben;
Der Leichtgeſinnten wird zur Laſt
Ein allzutreues Lieben.

Sie ſucht ſich einen Buhlen neu,
Und heimliches Vergehen
Entdeckt ſich endlich ohne Scheu,
Der Arme muß es ſehen.

Des Herzens Reichthum, Liebesdrang,
Die Quellen ſeiner Lieder,
Sie werden leidenſchwer und bang
Und beugen ihn darnieder.

Und was ihn ſonſt erquickt, genährt
Gleich ſüßem Himmelsbrode,
Wird nun zu Gift ihm; er verzehrt
Und härmet ſich zu Tode.

Die Leichte flattert, liebt und lacht
Und äugelt nie vergebens,
Sie fühlt in Siegen ihre Macht
Und freut ſich ihres Lebens.

Der Künſtler.

„Wie brennt verſchmähter Liebe Pein,
Wie drückt ſie mich darnieder! —
Und trotz der Schmerzen — kann es ſein?
Das Haupt erheb' ich wieder!

Die Trauer, die das Herz mir ſchwellt,
Die liebende Bewahrung
Des Leides iſt's, die mich erhält,
Der Schmerz iſt meine Nahrung.

Und das Bewußtſein edler Kunſt
Es flüſtert muthentglommen:
Da draußen iſt dir Glück und Gunſt,
Doch innen nichts genommen.

Daß ſie geringer dich geſchätzt,
Das macht dich nicht geringer.
Die höchſte Kraft iſt nicht verletzt
Und nicht gelähmt die Finger.

Ertönen laß dein Saitenſpiel
Von Luſt und Leid und Lieben.
Geraubt iſt dir unendlich viel,
Unendlich viel geblieben.

Ja, klang- und wunderreiches Holz,
Ich bleibe dein Gebieter!“ —
Und eine Thräne, ſüß und ſtolz,
Rinnt von dem Auge nieder.

Sängerloos.

Dem Sänger liegt das Leid ſo nah! —
Er weilt im Himmelslichte
Und Wonnebilder ſieht er da
Mit heiterm Angeſichte.

Wenn er die Schönſte nun erblickt
In leiblich holdem Leben,
Muß er nicht eben ihr entzückt
Und liebend ſich ergeben?

Es iſt ja ſie, die lange ſchon
Die lichte Seele kannte,
Die ihm aus höchſter Region
Der Himmel niederſandte.

Sie, die das Herz des Dichters nur,
Wie Viele ſie begehren,
In ihrer himmliſchen Natur
Am reinſten weiß zu ehren! —

Allein die Schönſte, glanzumlacht,
Kann nicht dem Armen werden.
Sie wird der Macht, ſie wird der Pracht,
Der Herrlichkeit auf Erden.

Werbungen.

Der Troubadour, deß Erdengut
Ein Schwert und edle Töne,
Er liebt mit ſeeleninniger Glut
Die hohe, ſtolze Schöne.

Er zeigt ihr zaubervolles Bild,
Er ſingt ihr ſein Entzücken,
Und ſieht ſie hold und lächelnd
Zu ſeinem Liede nicken.

Da heiſcht er kühn ein heilig Band!
Und hocherzürnt und bitter
Verbannt ſie ihn und ſchenkt die Hand
Dem reichen, mächtgen Ritter.

Ein Hochzeitfeſt in Fürſtenpracht;
Im Schloſſe tauſend Lichter,
Der Herr in allem Prunk der Macht —
Wie klein erſcheint der Dichter!

Doch nicht in ſinnlich raſchem Blut
Kann Liebe ſich erhalten.
Die Gattin ſieht die erſte Glut
Gemach im Herrn erkalten.

Sie ſieht, wie neue Bilder ihn
Mit neuem Reiz erfaſſen,
Sieht ihn des Hauſes Räume fliehn,
Sich ganz allein gelaſſen.

Und in der tiefen Einſamkeit
Da kommen ihr die Lieder,
Die Herzensneigung ihr geweiht,
Vor Aug und Seele wieder.

Sie hört die ſchönſten Tage neu
In Klängen, wundervollen,
Sieht eine Liebe, tief und treu —
Und ihre Thränen rollen.

Im Herzen.

Du ſiehſt das ſchönſte Leben
Und fühlſt unendlich tief
Den Reiz den Er gegeben,
Der es zum Lichte rief.

Bewegt von deinem Muthe,
Gerührt von deinem Glück,
Antwortet dir die Gute
Mit gleichem Liebesblick.

Doch des Geſchickes Wogen,
Sie fragen nicht nach dir,
Sie ſind herbeigezogen
Und reißen dich von ihr.

Und ſeelenloſe Pflichten
Gebieten kalt und hart
Entſagen und Verzichten,
Es herrſcht die Gegenwart.

Mit allen Himmelsgaben
Iſt deines Lebens Zier
Begraben; doch begraben
Im Herzen, tief in dir!

Ein Strahl erweckt ſie wieder
Mit zündender Gewalt,
Und liebend ſchaut ſie wieder
Die herrliche Geſtalt.

Vergangne Wonnen gähren,
Bewältigen dein Herz,
Vom Auge rinnen Zähren
In Seligkeit und Schmerz.

„Und ſollteſt für das Leben
Du nicht die Meine ſein,
Du biſt mir doch gegeben —
In ewiger Liebe mein!“

Die ſchöne Nanne.

Sie lebt in ſanfter Heiterkeit,
Ihr Glück iſt, fromme Pflichten,
Gebet und Arbeit jederzeit
Von Herzen zu verrichten.

Ihr Antlitz iſt ein heller Schein
Und edel, auserleſen,
Schlank die Geſtalt und zart und fein,
Und hold ihr ganzes Weſen.

Und weil in ihr das höchſte Licht
Der Seele ſich erſchloſſen,
Iſt lieblich über ihr Geſicht
Des Friedens Glanz ergoſſen.

Sie gleicht in ihrem Lebensgang,
Dem heimlichen und ſteten,
Der Blum' auf einem Felſenhang,
Den noch kein Fuß betreten.

Wie dieſe blühend der Natur
Allein zur Luſt gegeben,
So blüht die Maid dem Himmel nur
Und ſeinem engen Leben.

An eine junge Frau.

Du lebteſt ſtill am ſtillen Tag,
Am frohen wonniglich,
Und pocht' ans Herz auch banger Schlag,
Die Hoffnung labte dich.

Erfüllung kam, und kam ſo reich! —
Zur Seite der Genoß
In Liebe dir und Treue gleich,
Im Arm der holde Sproß!

Was den Erwählten Gott verhieß,
Geworden iſt es dir:
Die Welt iſt dir ein Paradies
In Blüthen-, Früchtezier.

Die Freuden ſind ſo mannigfach,
Die Arbeit iſt ein Spiel,
Die Lieb' in jedem Schritte wach,
Und wonnevoll das Ziel.

Wie ſind dir deine Sorgen werth!
Wie hoch in deinem Sinn
Fühlſt du regierend dich geehrt,
Des Hauſes Königin!

Wenn ſinnend es dein Geiſt bedenkt,
Was freundliches Geſchick
An Lebensgütern dir geſchenkt —
Du faſſeſt nicht dein Glück.

Und dennoch bleibt die Phantaſie
Nicht in der Gegenwart,
Und ſtill entzückt ein Schauen ſie,
Was eurer Schönſtes harrt.

O Neidenswertheſte! Fürwahr,
Die nicht erlangt dein Loos,
Gut muß ſie ſein, im Geiſte klar
Und in der Seele groß —

Ein Herz, von Kraft der Sympathie
Und edler Liebe voll,
Wenn neben Höchſtbeglückter ſie
Sich glücklich fühlen ſoll!

* * *

Ein ſchöner Sommer.

1.

Wie floſſen meine Tage hin,
Von ſanftem Licht erhellt!
Mit klarem Geiſt und frohem Sinn
Beherrſcht' ich meine Welt.

Aus meinem Haupt, aus meiner Bruſt,
Da ſchuf ich kühn und frei,
Hing am Gewordenen mit Luſt
Und fand, daß gut es ſei.

Da ſah mein Aug' das ſchöne Bild
In heller Freude Glanz, —
Und Sehnen füllt' mich bang und wild,
Verwandelt bin ich ganz.

Von glühend heißer Leidenſchaft
Iſt Seel' und Sinn regiert,
Dahin iſt alle klare Kraft,
Verwirrung triumphirt.

Sie liebend ſehen Tag um Tag,
Zu ſenden Gruß um Gruß,
Das iſt's allein, was ich vermag,
Was ich gewaltig muß. —

Und wollteſt du, das alte Glück
Es würde wieder dein?
Sehnſt du zur Freiheit dich zurück? —
O nein, o nein, o nein!

2.

Wenn ſie ſo hingegoſſen ruht,
Das Köpfchen leicht geneigt,
In einem Lächeln hold und gut
Des Herzens Freude zeigt.

Und wenn das liebliche Geſicht
Und blaues Augenpaar
In ihres heitern Sinnes Licht
Mir leuchten doppelt klar.

Wenn mit dem Grübchen, zierlich, klein,
Die Wange zart erglüht,
Das ganze Bild, ſo jung und fein,
In Luſt des Lebens blüht.

Wenn Sehnſucht in den Augen quillt,
Die zärtlich übergehn,
Und Lieb' mit Liebe ſie vergilt:
Wie könnt' ich widerſtehn?

3.

Verliebte müſſen wagen
Und ihr Geſchick ertragen.
Je mehr du für die Liebe
Hinopferſt ohne Klagen,
Je theurer wird ſie ſelber
In wonnevollen Tagen.
Wenn du dich ihr ergeben,
Dann weg mit jedem Zagen!
Durch alle Gegenſätze
Mußt du hindurch dich ſchlagen,
Um eines Hauptes Länge
Den größten überragen.

4.

Wenn man dich hocherhebt und preiſt
Und wenn man dich verklagt,
Wenn man dir Freude, Glück, verheißt,
Vorher dir Leiden ſagt:

Stets regt ſich innig tief in mir
Ein ſehnendes Verlangen,
Stets richtet ſich mein Blick nach dir
Und hängt an dir gefangen.

Triumphgefühl und Freudigkeit,
Erbangen, Sorge, Schmerz,
Sie alle führen allezeit
Zu dir mich, liebes Herz.
In trübem wie in heiterm Schein,
In Wonnen und in Leiden
Iſt gleich dein Zauber: ich bin dein,
Nichts kann von dir mich ſcheiden!

5.

Wie oft du geweilt bei der Süßen, Schönen,
Stets klopfenden Herzens zu ihr dich ſehnen.
Wie oft dein Aug' an ihr gehangen,
Stets glühend wieder nach ihr verlangen.
Wie oft du ſie küſſend durfteſt umwinden,
Stets tiefere Leidenſchaft empfunden!
Wenn dir's verſagt iſt, ſie zu ſehen,
In innigem Herzeleid vergehen,
Und jede Sekunde verloren achten,
Wo ihre Augen dir nicht lachten!
Im Glücke ſelbſt ein Sehnen fühlen,
Durch keine holde Gunſt zu kühlen,
Und Herz an Herz, im höchſten Entzücken,
In ihr noch ein fernes Gut erblicken,

Ein Ideal, der Sonne vergleichbar,
Stets unerreicht und unerreichbar — —
Das, das iſt Liebe, die Krone des Strebens,
Die höchſte Wonne des Erdelebens!

6.

Der Dichter ſoll die Liebe,
Die warme Herzen hegen,
Die mannigfachen Triebe,
Die mächtig ſie bewegen —
Er ſoll die Freude ſchildern
Und tiefen Leids Entbrennen,
Damit in ſeinen Bildern
Die Menſchen ſich erkennen.

Soll ihm dies recht gelingen,
Muß Alles er erleben:
Drum wird vor allen Dingen
Die Sehnſucht ihm gegeben,
Die ihn in ſüßen Gluten
Zu Wonn' und Wehe führet,
Daß er in Lebensfluten
Zu innerſt wird gerühret.

Wenn hochbegabte Geiſter
In heitern Regionen,
Erwählten Stoffes Meiſter
Erhaben, ſelig wohnen,

So ſcheint der weiche Dichter
Am Sinnentand zu kleben —
Und holt doch nur die Lichter,
Die alle Welt beleben.

7.

Du ſehneſt dich, es bebt dein Herz
Im Innerſten getroffen,
Und höllenab und himmelwärts
Reißt Fürchten dich und Hoffen.

Gewinnſt du nur die kleinſte Gunſt,
So jubelſt du im Glücke,
Doch wandelt Zweifel ſie in Dunſt,
Geht alles Heil in Stücke.

Du krümmſt dich und du windeſt dich
Bang zwiſchen Stolz und Liebe;
Wohin du gehſt, du findeſt dich
Ein Raub erglühter Triebe.

Gedanken wirr, ein ganzes Heer,
Sind deines Wegs Begleiter,
Der Sorgen unerſchöpftes Meer
Wogt unabläſſig weiter.

Da haſt du's nun, du hoher Geiſt,
Der du ſo ſtark dich fühlteſt,
In fröhlich leichtem Spiele dreiſt
Den ſtolzen Muth dir kühlteſt!

Daß du in männlichfreiem Gang
Durch's Leben gingſt ſeit Jahren,
Das konnte vor dem höchſten Zwang
Mit nichten dich bewahren.

8.

Ich ſoll von ihr mich trennen?
Hör' ich die liebe Stimme nur
In ihrer reizenden Natur,
Fühl' ich das Herz entbrennen.

Ihr bin ich wieder eigen!
Was ich gewollt, es iſt dahin,
Und Sehnen herrſcht in jedem Sinn,
Mich liebend ihr zu neigen.

Kann ich mich nicht verſchanzen
Vor einer einz'gen Eigenſchaft,
Wie hielt' ich Stand wohl vor der Kraft
Des reizerfüllten Ganzen?

9.

Krank war Liebchen, ſie lag im Fieber,
Blaß und leidend aufgeregt.
Hatte ſie gleich um ſo viel lieber,
Küßte die Stirn ihr innig bewegt.

Und ſie erkannte mein Herz im Erbangen,
Athmend hob ſich und wogte die Bruſt,
Roſenroth flog über die Wangen
Und die Schmerzen wichen der Luſt.

Schweigend ergriff ſie die Hand mir und drückte
Sie ſo zärtlich, lächelnd dabei,
Und ihr thauendes Auge blickte
Herzlichen Dank für Lieb' und Treu.

Nie, ſo lange wir uns verbunden,
Sah ich die Gute ſo ſchön und hold!
Niemals hab' ich ſo ſelig empfunden
Inniger Liebe himmliſchen Sold.

10.

Was gehen mich die hohen
Geiſtvollen Schönen an!
Sie mögen unbeläſtigt
Fortwandeln ihre Bahn.

Von ihnen glüht ja keine
Für mich in hellem Brand!
Sie ſind mir Schattenbilder
Hingleitend an der Wand.

Nur die Geſtalt, die Liebe
Herführt zum Wonnekuß,
Sie lebt mir und es lächelt
Aus ihr ein Genius!

11.

Sie muß ja wohl bedeutend ſein,
Da Einen, der ſo viel vermißt,
Dem ſelten zu genügen iſt,
Sie ganz genommen ein!

Sie muß ja wohl bedeutend ſein,
Da mich, der unterm Firmament
An Kraft und Geiſt das Größte kennt,
Zu ihr es zieht allein!

12.

Sie hat ihre Huld mir geſtanden,
Erhört mein dringendes Flehn;
Momente des Glückes verſchwanden,
Zu lieblich, um zu beſtehn.

Doch ſie ſind wiedergekommen
Und kehren mir ferner zurück;
In ſehnenden Herzen entglommen
Muß Wahrheit werden das Glück.

Und bis ſie wieder erſchienen,
Könnt' es zu viel mir ſein,
Zu dulden, zu harren, zu dienen
In Lebens- und Liebespein?

13.

Trag immer Leid und Bangen,
Der böſen Geiſter Saat.
Iſt Alles doch vergangen,
Wenn ſie dir wieder naht!

Wenn ſie mit ſüßer Kehle
Dir haucht, daß du geliebt,
Und ihre ganze Seele
Dir innig ſich ergiebt.

Wenn, ach, die Herzen pochen,
Von höchſter Luſt verzehrt! —
Ein Augenblick iſt Wochen
Des Leids, der Sorge werth.

14.

Die düſtern Bilder kommen nur,
Wenn's in der Seele Nacht iſt:
Das iſt die Stunde, die für ſie
Und ihren Spuk gemacht iſt!

Doch geht die Sonne wieder auf
Der Liebe, ziehn ſie weiter,
Und Alles wird dann wieder traut,
Und Alles wieder heiter.

15.

Als ich nicht mein Schätzchen kannte
Und nur das in ihr erblickte,
Was mein ſehnend Herz erquickte,
Fand der blind in Lieb' Entbrannte
Ueber Alles lieblich ſie.

Klarheit brachten die Geſchicke,
Und ich kann in ihrem Weſen
Wie in einem Buche leſen.
Anders nun erſcheint dem Blicke,
Anders, ach — noch holder ſie!

16.

Du thuſt, o Freund, mir weiſe dar,
Wie manches ihr gebricht,
Und machſt es ſiegend offenbar —
Du kennſt die Liebe nicht.

Erſchiene mir die Zauberin
Gar ohne Fehl und Schuld,
Wo ſollt' ich mit der Fülle hin
Von Lieb' und Liebeshuld?

Vermöcht' ich von der ſchönſten Hand
Zu nehmen Glück um Glück
Und holder Neigung Pfand um Pfand
Und gäb' ihr nichts zurück?

Süß iſts dem Edeln, dankbewußt
Der Lieben zu verzeihn.
Nur dies kann übervoller Bruſt
Beruhigung verleihn.

17.

Laßt mich leben und bewußt ſein,
Kraft und Muth in meiner Bruſt ſein!
Laßt mich volle Luſt empfinden,
Glühendes Genügen finden.
Laßt mit Freude Leid mich fühlen,
Schmerzen in dem Herzen wühlen.
Laßt im Kampfe Stärke quellen,
Hoffnung das Gemüth erhellen —
Und erhöht in jedem Sinn
Laßt mich fühlen, daß ich bin!

18.

Ja, für Vieles raubt die Liebe
Mir die Sympathie,
Was ich emſig wohl betriebe
Ohne ſie.

Was der Tag in tollem Schreien
Preiſt und hebt empor,
Ihm vermag ich nicht zu leihen
Herz und Ohr.

Doch was edle Geiſter ſchufen
Und erhöht in Glanz,
Vor die Seele kann ichs rufen
Klar und ganz.

Tauſend ſchöne, neue Lichter
Gehn mir auf darin,
Und ich faſſe meiner Dichter
Höchſten Sinn.

Tauſend neue Lieder klingen
Mir im Herzen dann,
Daß ich ihrer werth zu ſingen
Hoffen kann.

19.

Das Wunder Jugendblüte,
Das Wunder Leibeszier,
Das Wunder Liebesgüte,
Sie alle ſiehſt du hier!
Siehſt ſie in Sonnenklarheit,
Beſeligt Zug um Zug
In tiefſter Lebenswahrheit — —
Genug, o Herz, genug!

20.

Immer wieder dienen müſſen
Und von vorn beginnen,
Um, was früher man beſeſſen,
Wieder zu gewinnen,

Ob es auch auf kurze Zeit nur
Wieder uns verbliebe:
Häßlich iſt es ſonſt im Leben,
Reizend in der Liebe.

Warſt du Herr des ganzen Landes
In beglückten Zeiten,
Köſtlich iſt es doch, ein Fleckchen
Wieder zu erſtreiten.
Mochte dich der Kuß der Holden
Himmelwärts entführen,
Lieblich iſts, den Saum des Kleides
Streifend zu berühren.

21.

Denkt euch Augen, glänzendblaue,
Die mich liebevoll betrachten,
Friſche, rothe, ſchöngeformte
Lippen, die nach Küſſen ſchmachten.

Denkt euch Arme, weiß wie Lilien,
Die mich zärtlich feſt umſchlingen
Und dem lieblichen Verlangen
Alſogleich Erfüllung bringen.

Denkt ein Herz euch, engelgütig,
Das in himmliſchem Entzücken
Jubelt, wenn es ihm gelungen,
Den Geliebten zu beglücken.

Denkt euch einen Muth, entſchloſſen,
Nur auf mich allein zu hören,
Und von Allem wegzuſehen,
Was im Glück uns könnte ſtören! —

Denkt ihr das ſo recht lebendig,
Daß ihr es mit Augen ſehet,
Kann ichs euch nicht übelnehmen,
Wenn vor Neid ihr faſt vergehet!

22.

Mögt von den Fraun ihr denken,
Wie es für euch ſich ſchickt! —
Wenn ihre Huld ſie ſchenken,
Ihr Auge Güte blickt —

Wenn ſich des Gebens Wonne
Durch ihre Bruſt ergießt
Und leuchtend wie die Sonne
Das Antlitz überfließt:

Dann ſind ſie lichte Engel,
Vollkommen ganz und gar,
In dieſe Welt der Mängel
Geſendet wunderbar.

Des Himmels höchſte Sphären
Eröffnen ſie uns dann,
Und knieend ſie zu ehren
Drängt es den edeln Mann.

23.

Wenn tiefbegnügt du lächelſt,
Weil ſüß in Liebesluſt
Sich die Gedanken wiegen,
Lebendig und bewußt.

Wenn dein Geſicht ein Himmel,
An dem zu dieſer Friſt
Auch das geringſte Wölkchen
Nicht zu gewahren iſt.

Und wenn das Auge leuchtet
Von innerm Sonnenlicht,
Das ewig ſich erneuend
Aus deiner Seele bricht:

Dann fühl' ich nicht Entzücken
Im tiefſten Herzen nur —
Ich ſchau in ſel'gem Bilde
Die Zukunft der Natur!

Was lebt, muß dahin kommen,
Wo du, o Liebſte mein!
Das kann allein der Himmel,
Das Ziel der Schöpfung ſein.

24.

Der Anfang unſrer Liebe
War frühem Lenze gleich,
Wo Sonnenſchein und Regen
Sich ſtreiten um das Reich.

Doch wie die Sonne ſteigend
Zuletzt den Sieg erringt
Und der beglückten Erde
Den Wonnemonat bringt —

So bracht' uns treue Liebe
Frohwachſend mit der Zeit
Ein wunderbares Leben
Voll klarer Seligkeit.

Nun gleicht ein Tag dem andern,
Doch jede Stunde giebt,
Was unſer Herz begehret,
Was unſre Seele liebt.

Und ſcheint an jedem Tage
Das Gleiche zu geſchehn,
Nicht kann in holder Stille
Das Leben ſtille ſtehn.

Wie Maienzeit der Erde
Die reichſte Zier gewährt,
So ſehn wir überſchwänglich
Der Seele Schatz gemehrt.

Bruder Luſtig

im

neunzehnten Jahrhundert.

Wer nicht Spaß verſtehen will,
Soll ſich nur von hier entfernen!
Wer ihn aber nicht verſteht,
Soll ihn 'mal verſtehen lernen.

Vorwort.

I.

Jeder kennt den Bruder Luſtig,
Wie die reizenden Geſchichten
Des verehrten Brüderpaares
Friſch und treu von ihm berichten.

War ein auserlesner Burſche,
Fröhlich durch die Welt zu wandern,
Muthig, von der beſten Laune,
Gut ſich ſelbſt und gut den Andern.

Als ein abgedankter Kriegsmann
Schenkt' er von der kleinſten Habe
Dreien Alten, nacheinander
Nahend mit dem Bettelſtabe.

Doch in jene guten Greiſe
War vermummt der heilge Peter.
Daß ihm ſolche Herzensgüte
Löblich ſchien, begreift ein Jeder.

M. Meyr, Gedichte.

Drum gefiel's ihm auch, als vierter
Unſern Mann zu invitiren,
Fernerhin mit ihm zuſammen
Durch die Lande zu ſpazieren.

Wie bekannt iſt, konnte Petrus
Außer andern guten Sachen
Kranke heilen und die Todten
Wiederum lebendig machen.

Einen Bauer, nah dem Tode,
Ließ er friſche Kraft erlangen,
Aber als ein wahrer Heilger
Wollt' er keinen Lohn empfangen.

Bruder Luſtig ſah's mit Staunen;
Und nicht wenig ſich erboſend:
„Nimm's doch an, du dummer Teufel,“
Rief er, in die Seit' ihn ſtoßend.

Petrus folgt' ihm, von dem Bauern
Ließ er ſich ein Lamm verehren.
Bruder Luſtig ſollt' es richten
Und es dann mit ihm verzehren.

Bei der Arbeit fühlte dieſer
Nach dem Herzen ein Verlangen,
Und ſo war es denn in Kurzem
Durch den rüſt'gen Schlund gegangen.

Peter kommt und juſt am Herzen
Will der Heilge ſatt ſich eſſen.
„Herz?“ — erwiedert Bruder Luſtig —
„Wirklich? — Konnteſt du's vergeſſen?

Denk doch nach! Ein Lamm, das hat ja
Gar kein Herz! Du mußt es wiſſen!“ —
„War mir neu“, entgegnet Peter,
Jetzt zu wandern nur befliſſen.

Doch den Burſchen will er zwingen,
Seine Sünde zu geſtehen,
Und er läßt in einem Fluß ihm
An den Mund das Waſſer gehen.

„Willſt bekennen, daß das Herz du
Von dem Lamme dort genommen?“ —
„Nein“, rief Jener. Nichts geſtand er:
Lieber wollt' er um hier kommen.

Petrus mußt' ihn wohl erretten,
Der ſich doch Reſpekt erworben! —
Und ſie kamen in ein Land, wo
Die Prinzeſſin war geſtorben.

Der Apoſtel weckt ſie wieder.
Doch aufs neue dann von hinnen
Will er gehen unbelohnet.
Luſtig glaubt, er ſei von Sinnen.

Und er kann ſich nicht enthalten,
Tüchtig wieder ihn zu ſtauchen
Und zu flüſtern: „Willſt du's nehmen?
Weißt ja doch, daß wir es brauchen!“

Selber nahm er dann das Gold an,
Das man bot. Nach einer Weile
Theilt der heilige Apoſtel
Dieſes in drei gleiche Theile.

Und er ſagt: „das iſt der meine,
Jener ſei von dir beſeſſen,
Doch den dritten ſoll erhalten,
Wer das Herz vom Lamm gegeſſen.“

„So? — dann iſt er mein!“ ruft Bruder
Luſtig. Ohne ſich zu ſäumen
Fängt er an, den dritten Haufen
Ganz gemüthlich aufzuräumen.

„Wie?“ ruft Peter, „hat ein Lamm denn
Auch ein Herz?“ — „Du willſt wohl ſcherzen,“
Iſt die Antwort. „Ganz natürlich!
Alle Thiere haben Herzen!“

Den Apoſtel dünkt es jetzo
Dennoch gut, ihn zu verlaſſen.
Bruder Luſtig iſt zufrieden,
Zieht alleine ſeine Straßen.

Aus dem Ranzen iſt begreiflich
Bald das viele Gold geſchwunden.
Doch ihn wiederum zu füllen
Hat ein Mittel er gefunden.

Wieder ſtarb 'ne Königstochter,
Alles will in Leid vergehen,
Und er denkt: ich will ſie wecken,
Wie vom Alten ich's geſehen.

Er verſucht's; doch war ihm leider
Das Erweckungswort entfallen,
Und es wär' ihm ſchlecht ergangen,
Ließ es Petrus nicht erſchallen.

Dieſer half ihm aus der Klemme,
In der Noth erſcheinend plötzlich,
Weil er eben den Geſellen
Brav erfunden und ergötzlich.

Doch damit er nicht zu Hülfe
Stets aufs neue müſſe kommen,
Gibt er ſeinem Ranzen eine
Eigenſchaft zu ſeinem Frommen.

Was in ihn er nämlich wünſchte,
Flog hinein und war ſein eigen.
Alles nun, was er begehret,
Muß ſich ihm erreichbar zeigen!

Erſt an zwei gebratnen Gänſen
Prüft er dieſes Zaubers Kräfte,
Und die Gänſe waren ſeine.
O das fröhliche Geſchäfte!

Er vernimmt ſodann von einem
Schloſſe, welches nicht geheuer
Wegen böſer Geiſter wäre,
Und ihn reizt das Abenteuer.

Geht hinein und ſchläft darinnen,
Wie in einer ſichern Schanzen.
Als die Teufel ihn beſchweren,
Wünſcht er ſie in ſeinen Ranzen.

Trägt den Ranzen in die Schmiede
Und von ſchlaggewohnten Händen
Läßt er ihn zuſammenhämmern,
Bis die Teufel drin verenden.

Nur ein einz'ger blieb am Leben,
Der in einer Falte weilte
Und befreit mit großem Schrecken
In die Hölle wieder eilte. —

Was nun Bruder Luſtig ferner
Sich für Zeitvertreib erwählte,
Iſt zu viel, als daß ich reimend
Günſt'gen Leſern es erzählte.

Endlich iſt er alt geworden,
Und wie er nun doch mit Ehren
Dieſe Welt verlaſſen könne,
Soll ein Eremit ihn lehren.

Dieſer ſagt: „Es ſind der Wege
Zwei; der eine führt zur Hölle,
Und der andre, dies behalte,
Leitet zu des Himmels Schwelle.

Breit und lieblich iſt die Straße,
Welche zu der Hölle führet,
Die zum Himmel aber mühſam,
Eng und ſteil, wie ſich gebühret.“

Bruder Luſtig denkt im Herzen:
„Dieſen ſteilen Weg zu wandern,
Wär' ich wohl ein rechter Narre —
Nein, ich wähle mir den andern.“

Geht ihn munter, bis er endlich
Ankommt an dem Thor der Hölle.
„Wer iſt draußen?“ — „Bruder Luſtig.
Hurtig, öffnet auf der Stelle!“

Drinnen grade war der Teufel,
Welcher einſt im Ranzen ſteckte,
Und es kann ſich Jeder denken,
Wie die Fordrung ihn erſchreckte.

Er ermahnt die Andern dringend,
Ihm den Eintritt zu verſagen,
Weil er ſonſt in ſeinem Ranzen
Alle ließ' zu Tode ſchlagen.

Abgewieſen muß der Wackre
Seinen Weg zum Himmel nehmen.
Doch hier will ihn einzulaſſen
Sich der Pförtner nicht bequemen.

Seine Worte, ſeine Gründe
Unbeachtet bleiben ſieht er,
Und er ſagt darum zu Petrus:
„Gut, ſo nimm den Ranzen wieder!"

Jener nimmt ihn, um ihn ferner
In dem Himmel zu bewahren.
Doch nun wünſcht ſich Bruder Luſtig,
In den Ranzen ſelbſt zu fahren! —

Und ſo kam er in den Himmel,
Iſt darin und bleibt darinnen. —
Die Moral aus der Erzählung
Möge Jeder ſelbſt gewinnen.

II.

Unter meinen Schulkamraden
War ein Burſche, der von Allen,
Die den Cicero geleſen,
Stets am beſten mir gefallen.

Nicht daß er ſich ausgezeichnet
Durch beſondre Lernbegierde!
Doch in allen Thorenſtreichen
War er unſre größte Zierde.

Ein vortrefflicher Geſelle,
Und ein arger Schelm daneben.
War ihm gleich, ob er ſich ſelber
Oder Andre preisgegeben.

Sich Genüſſe zu verſagen,
Keiner war's von ſeinen Zügen;
Doch mit Andern ſie zu theilen
Schafft' ihm doppeltes Vergnügen.

Voll von jenen ſchönen Mähren,
Die in friſchen Herzen leben,
Hab' ich wohlbedacht den Namen
Bruder Luſtig ihm gegeben.

War ihm angenehm zu hören,
Nahm ihn an mit frohen Mienen,
Und entſchloß ſich dann im Ernſte,
Ganz und gar ihn zu verdienen.

Auf der hohen Schule blieb ſein
Wiſſen immer ſehr zerſtückelt,
Aber ſeine wahren Gaben
Haben trefflich ſich entwickelt.

Endlich als bemooster Burſche
Mußt' er eben doch ſich fragen,
Wie er, nach der letzten Sendung,
Sich durchs Leben möge ſchlagen.

Wer iſt heutzutag wohl ähnlich
Dem Soldaten alter Zeiten?
Wer vertraut ſich der Fortuna,
Harrend ihrer Freundlichkeiten?

Wer iſt überall und nirgends,
Bald im Süden, bald im Norden,
Wie ihm eben durch den Weltlauf
Grade der Beruf geworden?

Wer iſt glücklich, ohne daß ihn
Andere darum beneiden?
Und wer hilft, wenn die Geſchicke
Ganzer Völker ſich entſcheiden?

Er erwog es und es ward ihm
Plötzlich vor den Augen helle.
In dem Lande ſeiner Väter
Nahm und füllt' er ſeine Stelle.

Doch in dem erkornen Stande
War er keiner von den Großen,
Und es brauchen drum ſich dieſe
Nicht an ſeine Art zu ſtoßen.

Sie verfolgen hohe Zwecke!
Aber er geſteht euch offen,
Daß er aus beſcheid'nen Gründen
Endlich ſeine Wahl getroffen.

Ruhm und Arbeit ſeines Handwerks
Sind ihm eine Nebenſache,
Mittel zu dem Zwecke: daß er
Seinem Vorbild Ehre mache.

Doch in unſerem Jahrhundert,
Wo die Wiſſenſchaft im Flore,
Iſt er, wie naiv im Herzen,
Von bewußterem Humore.

Iſt bei ſeiner feinern Bildung
Reicher auch an Paſſionen;
Und es muß ein freies Handeln
Mannigfacher ihm ſich lohnen.

Wie er ſich in deutſchen Landen
Immer frohen Muths ergetzte;
Was den heil'gen Kameraden
Und den Ranzen ihm erſetzte;

Wie gar manche Schwierigkeiten
Zu beſiegen ihm gelungen,
Sollt ihr jetzt in Liedern hören,
Die er ſelber hat geſungen.

Doch in dieſes Erdelebens
Innrer, äußerer Bedrängniß
Gilt nicht nur des Menſchen Wille,
Nein, es gilt auch das Verhängniß.

Und ſo werdet ihr zuletzt auch
Sicherlich mit Antheil leſen,
Was in unſerem Jahrhundert
Unverhofft ſein Loos geweſen.

* * *

1.

Froh ging ich mit dem Wanderſtabe
Da kam ein Bettler zu mir heran
Und rief: „Ach eine kleine Gabe
Für einen alten, blinden Mann!“

Ich hemmte den Schritt, um zu verweilen,
Und ſagt' ihm: „Ich ſelber bin nicht reich,
Zwölf Kreuzer noch hab' ich — ſoll ich theilen
Und ſechſe davon ſpenden euch?“

„O thut's!“ rief jener ohne Bedenken,
„Es wird euch nützen ſicherlich!
Denn wenn die Bettler einander was ſchenken,
Da freuen die Engel im Himmel ſich!“

„Wahrhaftig?“ rief ich. „Auf der Stelle
Soll deine Seele befriedigt ſein!
Du ſollſt den Sechſer haben, Geſelle,
Und ihr Vergnügen die Engelein.“

2.

Wenn doch heute der Apoſtel
Noch auf Erden wandelte,
Reich zu machen jeden Burſchen,
Der als Braver handelte!

Oder, da die Welt dem Heil'gen
Zum Beſuche jetzt zu rund —
Wenn man doch noch mit dem Satan
Könnte ſchließen einen Bund!

Einen Bund, wo man gemüthlich
Durch das Leben könnte gehn
Und mit Freuden alle Tage
Mitten in der Fülle ſtehn.

Einen Bund, wobei der Böſe,
Wie ſein Netz er auch geſtellt,
Sich von dem gewitzten Burſchen
Endlich ſähe doch geprellt.

Leider iſt das nun vorüber!
Mündig worden iſt die Zeit
Und es heißt nun: hilf dir ſelber,
Menſch, in deinem Herzeleid!

3.

Novemberlüfte wehen,
Das Fähnlein thut ſich drehen
Auf unſerm Nachbarhaus.

Es gießt gewaltig Waſſer,
Der Tag iſt heut ein naſſer
Was mach' ich mir daraus?

Im wohlgeheizten Zimmer,
Mit Appetit wie immer
Sitz' ich beim Abendſchmaus.
Im Rauchfang ſtöhnt es traurig,
Es tobt und wettert ſchaurig —
Was mach' ich mir daraus?

Der goldne Wein, der Braten,
Der Kuchen wohlgerathen,
Wie reizend ſieht das aus!
Der Wirthin Ungeduldig
Bleib' ich es wieder ſchuldig —
Was mach' ich mir daraus?

4.

Spenderin der Tageshelle,
Unerſchöpfte Segensquelle,
Du erweckſt mit deinen Gluten
Reiz und Luſt an jeder Stelle.

Gabſt dem Boden in der Stille
Eine Gras und Saatenhülle,
Die wir bald erblicken werden
In der höchſten Kraft und Fülle.

Machteſt dieſen Weg hier trocken,
Daß man leicht und ohne Stocken
Auf dem ſommerfeinen Staube
Wandern kann durch grünen Roggen.

Und in einer kleinen Stunde
Fachteſt du in meinem Schlunde
Einen Durſt an, daß ich wahrlich
Lechze jetzt gleich einem Hunde!

Seh' ich dorten an der Ecken
Nicht den Arm die Schenke ſtrecken
Nach dem wohlbekannten Freunde?
Großer Gott, wie wird mir's ſchmecken!

5.

Ich wollte mir erwählen
Den angenehmſten Stand,
Der, ohne mich zu quälen,
Mich nährt' im Vaterland.

Wo ſchon die Eingangspforte
Zu froher Lebensbahn
Uns ohne viele Worte
Sogleich wird aufgethan.

Wo nicht durch Kenntnißproben,
Nicht durch ein Meiſterſtück
Verſchoben, aufgehoben
Wir ſehn ein Menſchenglück.

Wo man in ſchöner Freiheit
Die lange Zeit beſiegt,
Von grauer Einerleiheit
Zu buntem Treiben fliegt.

Wo man mit friſchem Muthe
Und nicht in Amtes Bann
Aufſchlagen ſeine Bude
An jedem Orte kann.

Wo Hin- und Herſpazieren
Im goldnen Sonnenlicht,
Das Leben zu ſtudieren,
Geboten iſt als Pflicht.

Wo man als kleiner König
Sich auf den Adler ſetzt
Und ſich dabei nicht wenig
Am hohen Flug ergetzt.

Und wo nach heiterm Spiele
Der Lohn der Arbeit winkt,
Am raſcherreichten Ziele
Der goldne Segen blinkt.

Kurz, wo in reichem Frieden
Blüht eine Freudenſaat! —
Ich war ſogleich entſchieden,
Und wurde — Literat.

6.

Der Fachgelehrte, ſoll er euch
Ein Bändchen produciren,
So muß er ſeinen Gegenſtand
Sorgfältig durchſtudiren.

Schon höher ſteht der Philoſoph.
Will er entſtehen laſſen
Ein Werk, ſo braucht er nur den Geiſt
Der Sache zu erfaſſen.

Am höchſten ſteht der Literat.
Ohn' irgend was zu treiben,
Kann reizend er und wunderſam
Euch über Alles ſchreiben.

7.

Vorwärts iſt die Welt gelaufen,
Machte gar gewalt'gen Lärmen,
Und man ſah den großen Haufen
Einzig für das Neue ſchwärmen.

Später ſang man auf Verlangen
Den Gekühlten andre Lieder,
Rückwärts iſt die Welt gegangen,
Und das Alte preist man wieder.

Wozu diente wohl die Poſſe?
Daß der Kluge drüber lachte
Und als ſchreibender Genoſſe
Sich vergnügte Tage machte.

8.

Wer kann, wenn ſich der Himmel
Gefällt in düſtrer Miene,
Mit heiterm Muthe ſchaffen? —
Ja, wenn die Sonne ſchiene!

Und ſcheint ſie klar und golden:
Darf ſolch ein Tag verfließen
In dumpfer Luft der Stube?
Hinaus, um zu genießen!

Hinaus, im Licht zu ſchwärmen! —
Bei ſo bewandten Dingen
Begreift ſich, daß ich wenig
Vermag vor mich zu bringen.

9.

Sie hat ein Schelmenaug', ſie hat
Ein Wänglein euch, fürwahr,
Das iſt als wie ein Roſenblatt
So zart, ſo fein und klar.

Sie hat die zierlichſte Geſtalt,
Das niedlichſte Geſicht.
So jung — erſt achtzehn Sommer alt —
So ſchön! — und liebt mich nicht!

Was Wunder, wenn mit Zauberkraft
Es hin zu ihr mich zieht
Und wenn in toller Leidenſchaft
Mir die Vernunft entflieht?

10.

Der Kamerad.

Wie magſt du dich um dieſe Sonne drehn,
In offenbarer Paſſion erglüht?
In ihren Zügen iſt kein Geiſt zu ſehn,
In ihren dunkeln Augen kein Gemüth!

Bruder Luſtig.

Wär' er von Geiſt und Seele mehr erfüllt,
Der ſchöne Leib, als er es iſt bereits,
Es wär' in ihm ein Wunder uns enthüllt! —
Allein auch ſo ſchon, Guter — welch ein Reiz!

11.

Der Kamerad.

Die iſt zierlich, das iſt wahr,
Doch ihr Herz iſt kühle,
Und ihr mangeln ganz und gar
Zärtliche Gefühle.

Bruder Luſtig.

Freilich! Aber meine Glut
Möchte darum eben
Dieſem ſchönen kalten Blut
Liebeswärme geben.

Süßen Eifer weckt ſie mir;
Und in Luſt und Lachen
Auch ein Flämmchen noch in ihr
Hoff' ich anzufachen.

12.

Zwei Magnete ziehen mich
Mit dem gleichen Zauber an,
Daß ich hin und hergelockt,
Nimmer mich entſcheiden kann.

Kommen wird's, ich ſeh' es ſchon,
Wie dem Zufall es gefällt,
Der ſo nah mich einem bringt,
Daß er mich gewaltig hält.

Nun, wenn ich es ſagen ſoll,
Dieſes macht mir keine Pein:
Was das Loos mir bringen mag,
Immer wird es lieblich ſein.

13.

Erſt wenn man älter wird,
Lernt man ſich freuen
Und mit Verſtand und Herz
Freuden erneuen.

Ach, wie ſüß iſt ein Kuß,
In guter Stunde
Friſch geraubt zierlichem
Und rothem Munde!

Zuckender Wonneblitz,
Glühendes Leben,
Roſig ätheriſches,
Himmliſches Leben.

Schwindet dahin das Glück,
Nicht iſt verloren,
Was dir auf's neue ſtets
Wieder erkoren

Reizend Vergängliches
In ſchönem Kranze
Wird überſchwängliches,
Seliges Ganze.

14.

Jeder weiß, daß Muſelmänner
Mehr als eine Frau ſich nehmen,
Und daß dieſe weit entfernt ſind
Ihrer Stellung ſich zu ſchämen.

Wir als Chriſten ſollen eine
Nur zum Eheweibe haben —
Gut! — das find' ich in der Ordnung,
Da vergönnt uns andre Gaben.

Doch nun kommen Frauenzimmer,
Die mit ſonderbarem Witze
Fordern, daß der deutſche Jüngling
Auch ein Liebchen nur beſitze!

Nicht in einem Zeitraum etwa
Nur, das wäre noch vernünftig —
Nein, er ſoll im ganzen Leben
Einer Einz'gen bleiben zünftig.

Wandernd durch verſchiedne Zeiten,
Wandernd durch der Erde Gauen
Nur ein Aug für Eine haben,
Nur an Einer ſich erbauen:

Das, ihr Guten, zu verlangen
Ernſtlich, iſt ein Unterwinden,
Das ich mich nicht kann enthalten
Etwas lächerlich zu finden.

Das im eignen Intereſſe
Beſſer ein Gedanke bliebe:
Da zuletzt doch jede fordert,
Daß man ſich in ſie verliebe!

15.

In ein Mädchen ſich verlieben,
Heißt gehören ihr allein,
Heißt nur ſie vor Augen haben,
Blind für alles Andre ſein.

Stets verliebt in Eine bleiben,
Heißt von dem, was hold und fein
In der Zahl der andern Schönen,
Immer ohne Kunde ſein.

Stets verliebt in Eine bleiben,
Heißt für Andere von Stein,
Heißt ein ungerechter Richter —
Heißt ein dummer Teufel ſein.

16.

Welch ein ſchönes, reiches Leben,
Welche Mannigfaltigkeit!
Jeder hat Natur gegeben
Eigene Beklommenheit.

Klar und lieblich iſt die Blonde,
Wie der heitre Sommertag,
Wie die Landſchaft, die beſonnte,
Wann ertönt der Wachtel Schlag.

Süßes Räthſel iſt die Braune,
Unergründlich bleibt ihr Herz.
Was verräth die traute Laune?
Ernſte Regung oder Scherz?

Augen ſchwarz und voller Feuer,
Hochgebietend allzumal,
Welch ein herrlich Abenteuer,
Sendet ihr der Liebe Strahl!

Blondes Haar und dunkle Augen,
Blaue Augen, ſchwarzes Haar,
Wie ſie ſchön zuſammentaugen,
Sonderbar und wunderbar!

Und die Schelmiſche, die Kleine,
Und die Stolze, die ſich bläht,
Und die Schlanke, Zarte, Feine
Neben der voll Majeſtät!

Alles dieſes mußt du ſehen
Und du mußt es fühlen auch,
Sollſt du nicht durch's Leben gehen
Dürftig, nach Philiſterbrauch.

Daß nicht jede dich beglücket,
Daß nicht jede himmelan
Das geliebte Herz entzücket —
Dafür iſt zuvor gethan.

17.

Sagt, worin doch liegt der Zauber,
Der uns in die Schenke zieht,
Daß, wenn wir an ſie gedenken,
Jeder andre Wunſch entflieht?

Iſt es das Gefühl der Freiheit,
Daß ich hier den ganzen Tag
Kommen kann und ſitzen bleiben
Oder gehen, wenn ich mag?

Daß ich nach Belieben treibe
Alles, was das Herz begehrt,
Daß mir Schweigen iſt und Reden,
Lachen, Jubeln unverwehrt?

Oder das Gefühl der Gleichheit:
Daß für Unterſchiede blind
Wir von allen Zechgenoſſen
Kameraden, Brüder ſind?

Sind es jene holden Bilder,
Die mir nahen ſtill erſehnt,
Wenn ich mich zu ſüßem Träumen
In die Ecke hingelehnt?

Oder iſt es die Geſellſchaft,
Wenn ſie froh zuſammenſitzt
Und die Laune Scherz auf Scherze
Und der Ernſt Gedanken blitzt?

Iſt es liebendes Erinnern
An erlebte Fröhlichkeit,
Was dem Ort für unſre Seele
Dieſe große Macht verleiht?

Oder iſt es jenes Wunder,
Staunenswürdig überaus,
Daß wir in der trauten Stube
Nicht zu Haus und doch zu Haus? —

Alles iſt es miteinander,
Was uns ſolche Luſt gewährt
Und zu einer Götterhalle
Den beſcheidnen Raum verklärt.

18.

Soll ein Trank uns wahrhaft letzen
Und erfreuen Herz und Sinn,
Muß ihn auf die Tafel ſetzen
Eine hübſche Kellnerin.

Wenn ihn auch ein Kellner brächte
Von demſelben Faſſe her —
Nur von ihr iſt es der ächte,
Nur von ihr begeiſtert er!

Sehen wir mit heitern Blicken
Auf die Schenkin jung und ſchlank:
Wie ſie ſich zuſammenſchicken,
Hübſches Mädchen, edler Trank!

Edler Trank, er macht empfänglich,
Steigert unſre Sympathie,
Und wir fühlen überſchwänglich
Holder Jugend Poeſie.

Steht ſie erſt in Scherz und Lachen
Voller Luſt und Leben da,
Können wir beim Trinken machen
Allerliebſte Studia.

19.

Ihr Reichen, die ihr jeden Wein
In euren Kellern führet,
Ihr wißt nicht, welche Seligkeit
Das Herz beim Trinken rühret.

Ihr laßt als Herrn euch nur herab,
Die Sorten zu probiren,
Und nickt ihr Beifall, müſſen ſie
Zuletzt ſich gratuliren.

Mir, wenn das Glück mir eine gönnt
Von den berühmten Lagen,
Iſt's ein Ereigniß, eine Luſt,
In Worten nicht zu ſagen.

Ein Wunder ſteht die Flaſche da!
Es würde der Entzückte
Nicht daran glauben, wenn er ſie
Nicht mit den Händen drückte.

Er ſchenkt, er nippt, er koſtet ihn —
Er wagt es, ihn zu trinken,
Und möchte vor dem Himmelstrank
Anbetend niederſinken.

Er fühlt den Adel, fühlt die Kraft,
Sein Auge blickt nach Oben,
Er trinkt und trinkt und ſetzt nur ab,
Um Gott den Herrn zu loben.

Das iſt ein Glanz, ein Wohlgeruch,
Ein Strömen und ein Flammen! —
Es lodert alle Poeſie
In einen Punkt zuſammen.

Wo wärt ihr Reichen je bewegt
Von ſolchen Wonneſchauern?
Genau genommen müßte man
Von Herzen euch bedauern.

Und doch, ſo ſchlecht begreift der Menſch,
Was dient zu ſeinem Frommen,
Daß jetzt der Wunſch in mir ſich regt,
In euren Fall zu kommen!

20.

Ach die Welt, ſie iſt ſo traurig,
Voller Sorge, voller Pein!
Und das Herz, es ſehnt ſich immer
Nach des Glückes Sonnenſchein.

Wenn nun Einer durch das Leben
Wie durch eine Wüſte ſchweift,
Iſt es wohl zu ſtaunen, wenn er
Endlich nach der Flaſche greift?

Wenn er ſich den Troſt vergönnet,
Der ihn mit ſich ſelbſt verſöhnt
Und mit genialen Lichtern
Ihm die graue Welt verſchönt?

Ja, auch der iſt zu begreifen,
Der ſich ſo darein verſenkt,
Daß er ohne ſeine Labung
Gar nicht mehr zu leben denkt.

Den die Sehnſucht immer weiter
Führt in dieſem Zauberkreis,
Daß von ihm er einen Ausweg
Nimmermehr zu finden weiß.

21.

Ich liebe den Wein, der golden blinkt,
Mit hellen Gluten lockend winkt,
Den man ſo lange gerne trinkt,
Bis man beſiegt zu Boden ſinkt.

Ich liebe den Wein in munterm Kreis,
Ich liebe den Wein, wenn glühend heiß
Der Sommer uns bethaut mit Schweiß,
Gekühlt und friſch auf Winters Eis.

Ich liebe den Wein, den froh citirt
Der Wirth mit Höflichkeit ſervirt
Und während alles pokulirt
Gefällig in ſein Buch notirt.

22.

Keine Schulden ſoll ich machen?
Nur von dem, was ich beſitze,
In ſo ſchlechten Zeiten leben?
Schweigt, ſonſt bringt ihr mich in Hitze!

Euer Rath iſt gut für Reiche,
Deren Renten ſtets ſich mehren,
Doch für unſer Einen muß man
Ihn für abgeſchmackt erklären.

Hätt' ich niemals borgen wollen,
Himmel, welch ein Hundeleben
Hätt' ich in der Welt geführet!
Nimmer würd' ich mir's vergeben!

Daß ich Welt und Menſchen kenne,
Daß ich Torten kenn' und Weine,
Daß mein Kopf erleuchtet, dank' ich
Meinen Schulden ganz alleine.

Daß ich froh mein Loos ertrage,
Daß ich lernte mich geduldern,
Daß ich frevelnd nie gemurret,
Dank' ich einzig meinen Schulden.

Und natürlich, wie die Menſchen
Immer hoffen auf der Erde,
Hoff' auch ich, daß ich ſie ſpäter
Wieder heimbezahlen werde.

23.

Von Natur gerecht und eifrig,
Wahr in Allem, was ich ſage,
Wär' ich im Beſitz von Reichthum
Für die Menſchen eine Plage.

Braucht' ich, mit gewiſſen Renten,
Mir aus Niemand was zu machen,
Himmel, welch ein Flegel wär' ich,
Welche Geißel für die Schwachen!

Da ich aber, von Fortuna
Schlecht begünſtigt, Hülfe brauche
Und unſtreitig brauchen werde
Bis zu meinem letzten Hauche:

Bin ich höflich, nicht nur gegen
Jene, die mich juſt verſorgen,
Sondern gegen alle Andern,
Die vielleicht mir künftig borgen.

Endlich iſt mir's leicht geworden
Meinen Hang zu überwinden,
Und ſo kommt's, daß Chriſt und Jude
Nun mich liebenswürdig finden.

24.

Der Kamerad.

Briefe hier für dich, mein Bruder,
Eben von der Poſt gekommen. —
Nun, was fällt dir ein? Du haſt mir
Faſt die Hand ja mitgenommen!

Bruder Luſtig.

Nimm's nicht übel, alter Schwede!
Ach, mit welchem Glutverlangen
Hab' ich nicht auf ſie gewartet
Und mit welchem Herzerbangen!

Der Kamerad.

Nun, was iſt dir? Welch ein Ausſehn! —
Traun, um Mitleid zu erwecken! —
Will ein Gläubiger dich vielleicht mit
Einem Ultimatum ſchrecken?

Bruder Luſtig.

Wär's nur das! — O Menſchen, Menſchen!
Können Herzen widerſtehen
Solchen Worten, ſolchen Gründen?
Nein, die Welt muß untergehen!

Nimmer kann die Mutter Erde
Ein Geſchlecht noch länger tragen,
Das wie Eis der Pole kalt bleibt,
Wenn die bravſten Burſche klagen.

Höre! — Den um Vorſchuß bat ich.
Hundert Gulden wollt' ich ſchreiben,
Und ich ſchrieb nur achtzig: konnt' ich
In beſcheidnern Gränzen bleiben?

Um ein Darlehn bat ich Jenen.
Wenig ſchienen ſiebzig Gulden,
Dennoch wollt' ich ihm in Demuth
Achte nur und fünfzig ſchulden.

Und was meinſt du? Alle beide
Senden ſtatt des Kornes Hechſel,
Senden ſtatt des Brots mir Steine —
Senden Worte ſtatt der Wechſel!

Nun, ihr Freunde, wünſch' ich Eines:
Keiner binde mit mir an!
Fürchterlich, ihr wißt, iſt jener,
Welcher nichts verlieren kann!

25.

Du wirfſt mir vor, daß ich gewiß
Im letzten Jahr verſprochen,
Dich heute zu bezahlen, Freund,
Und nun — mein Wort gebrochen.

Verſprochen hab' ichs allerdings,
Und ganz im beſten Glauben,
Es werde mir der Dinge Stand
Das Halten auch erlauben.

Allein du weißt ja, lieber Freund,
In dieſem Erdeleben
Kann Jeder ſein Verſprechen nur
Mit der Bedingung geben:

Wenn die Erfüllung möglich iſt. —
Es hängt in ſeinen Thaten
Der Menſch von einem Schickſal ab,
Und Manches kann mißrathen.

Das Schickſal kann verdammen ihn
Zum Warten und zum Paſſen,
Und nur den guten Willen muß
Es unverkümmert laſſen.

Den guten Willen kann man drum
Allhier allein verſprechen.
Wer ihn verlöre, würde traun
Sein Wort dem Freunde brechen!

Da ich nun zählte herzlich gern,
Könnt' ich nach Wunſch nur ſchalten,
So hab' ich, was ich kann, gethan —
Und dir mein Wort gehalten!

26.

Erſter Zechgenoſſe.

Sagt, wo bleibt denn Bruder Luſtig?
Iſt er aus der Stadt geſchlichen?
Iſt er unpaß? — Oder iſt er
Gar zur Tugend abgewichen?

Der Kamerad.

Keine Sorge! Jetzt gerade
Handelt er, wie's ihm gebühret —
Jetzt, mit Fleiß und Mühe freilich,
Wird ein Meiſterſtreich vollführet! —

Seine „Jeſuiten“ ſind euch
Allen in die Hand gekommen —

Zweiter Zechgenoſſe.

Wohl! doch haben wir an ihnen
Keine Mühe wahrgenommen!

Der Kamerad.

Mußten doch geſchrieben werden! —
Sieben Hefte ſind erſchienen,
Und mit Manuſcript zu fünfen
Iſt der Freund bereit zu dienen.

Sieben andre —

Zweiter Zechgenoſſe.

Was, es werden
Mehr noch als ein Dutzend Hefte?

Der Kamerad.

Allerdings, mein guter Burſche!

Zweiter Zechgenoſſe.

Gratulire zum Geſchäfte! —
Doch wann ſoll die Prachterzählung
Endlich denn ein Ende finden?

Der Kamerad.

Nie! — wofern er nicht den Faden
Selbſt zerreißt aus höhern Gründen! —

Erſter Zechgenoſſe.

Hübſche Regeln der Aeſthetik! —
Eine luſtige Geſchichte
Wittr' ich hier!

Zweiter Zechgenoſſe (für ſich).

Ein Gaunerſtückchen!

Mehrere Stimmen.

Weih uns ein! Geſchwind, berichte!

Der Kamerad.

Wie ſein jetziger Verleger
Ihn gekränkt vor Jahr und Tagen
Als er, dringend angegangen,
Ihm den Vorſchuß abgeſchlagen —

Wißt ihr Alle! Galle färbte
Seine Wange gelb und gelber —
Rache ſann er! — Und zum Glücke
Bot ſich ihm der Schnöde ſelber.

Durch den „Jeſuitenzögling,“
Eine ſeiner nettſten Sachen,
Fand der Knicker ſich bewogen,
Einen Antrag ihm zu machen!

Da ſie wieder Mode waren,
Sollt' er ſchreiben „Jeſuiten“ —
Großes Werk! — Der Gute, glücklich,
Ließ ſich bitten erſt und bieten.

Bracht' ihn ganz und gar in Eifer,
Bis ihm ſeine Laune paßte!
Darauf legt er den Contract vor,
Den er mit Bedacht verfaßte.

Jener, der in einer Stimmung,
Wo man nur den Zweck beachtet,
Unterſchreibt, nachdem er flüchtig
Die Bedingungen betrachtet.

Im Contracte ſtand indeſſen,
Was für jedes Heft zu ſpenden,
Aber nicht, in wie viel Heften
Die Erzählung zu beenden!

Und es fuhr ein wunderbarer
Genius in unſern Guten!
Bosheit und gerechte Rache
Schürten ſeine Dichtergluten.

Und es reihte Heft an Heft ſich,
Bald erſchienen waren ſieben —

Zweiter Zechgenoſſe.

Meiſtentheils aus andern Büchern,
Selbſt Romanen, abgeſchrieben!

Der Kamerad.

Einerlei. Wir wiſſen Alle,
Wie wir uns behelfen müſſen,
Wenn uns eine Handlung antreibt
Zu poetiſchen Ergüſſen.

Kurz, es iſt dem Freund gelungen,
Die Conflicte ſo zu drehen
Und zu ſteigern, daß noch immer
Keine Löſung abzuſehen.

Zweiter Zechgenoſſe.

Unglückſeliger Verleger! —
Noch dazu ſind jene Frommen
In der letzten Zeit ſo ziemlich
Wieder außer Curs gekommen!

Der Kamerad.

Allerdings. Auf dieſen Umſtand,
Ueber den der Freund entzückt iſt,
Wurde mit ein Plan gegründet,
Der vielleicht ſchon jetzt geglückt iſt!

Bruder Luſtig erſcheint.

Der Kamerad.

Heiter leuchtet ſeine Stirne!
Bravo, bravo! — 's iſt gelungen!

Bruder Luſtig.

Wohl! Ein Sieger kehr' ich wieder,
Und der Feind, er iſt bezwungen!

Alles, was ich oft und glühend
Von der Nemeſis erbeten,
Alles, Freund, iſt mir geworden:
Rache hab' ich und Moneten!

Der Kamerad.

Schnell das Nähere berichte
Dieſes int'reſſanten Falles!
Alle ſind wir höchſt begierig —
Denn die Freunde wiſſen Alles.

Bruder Luſtig.

Wie das Manuſcript ich heute
Vorgelegt und kurz erkläre,
Was es bringt und wie das Ganze
Weiter nun zu führen wäre:

Zuckt der Würdige die Achſeln,
Wie's Verleger nur verſtehen,
Und mit des Verdruſſes Miene
Ruft er: „Das kann nicht geſchehen!

Lieber Freund, Sie müſſen endlich
Mit dem Ding zum Schluſſe kommen!
Das Int'reſſe für den Stoff hat
Schon bedeutend abgenommen —

Und ich würde Schaden leiden,
Und ich würde mich blamiren! —
Nein, ein Heft nur — oder zweie
Höchſtens — kann ich noch ediren."

Ruhig ſag' ich ihm dagegen:
Was ich aus dem Stoffe mache
Und wie viel ich Hefte liefre,
Beſter, das iſt meine Sache!

Ihre iſt es, Alles was ich
Noch erfinden mag und ſchreiben,
In die Druckerei zu fördern,
Zu bezahlen, zu vertreiben.

„Sind Sie klug?" — Und höhniſch blickt er
Mich ein wenig abgeſchmackt an.
Aber ich erwiedre freundlich:
„„Sehn Sie gütigſt den Contract an!""

Und er liest — und lang und langer
Wird ſein Antlitz — an die Rippe,
Sichtlich, pocht ihm die Beſchämung
Und ein Fluch entbebt der Lippe.

„Und Sie wollen?“ — „„Ohne Zweifel,
Was ich rechtlich kann verlangen, —
Unterm Schutze der Geſetze
Enden was ich angefangen.

Schreiben — ſchreiben nach der Regel,
Wie der Grundplan es erfodert,
Wie die Muſen mich begeiſtern,
Wie die Glut des Schaffens lodert!

Herr, erwägen Sie den Stoff nur!
Welch ein Ocean von Ränken! —
Und ich muß doch gründlich ſtrafen
Sie, die Recht und Tugend kränken!““ —

Bitter lächelnd und verlegen
Nickt der Gute mit dem Haupte.
Doch nach einer kleinen Pauſe
Sagt' er milder, als ich glaubte:

„Lieber Freund, Sie ſind talentvoll —
Dieſes Lob muß Ihnen zollen,
Wer das Glück hat, Sie zu kennen —
Sie vermögen, was Sie wollen!

Wären Sie mir wohl im Stande,
Die Geſchichte ſo zu wenden,
Daß wir unſre Jeſuiten
Mit zwei Heften doch beenden?“

Und er faßt die Hand und drückt ſie
Mir zu wiederholtenmalen.
„Sie erweiſen einen Dienſt mir
Und ich werd' ihn auch bezahlen.“

„„Schwierig iſt's! — Allein dem Dichter
(Gott verzeih mir meine Sünde!)
Iſt in Wahrheit nichts unmöglich —
Und für Alles weiß er Gründe!““

„Thun Sie's — und ich will mich's etwas
Koſten laſſen! — Sie verlangen?“ —
„„Wenn ich denke, wie viel Tage
Mit dem Plan mir draufgegangen!

Welche Studien ich ſeit Jahren
Schon gemacht zu dieſem Zwecke!
Welche Mühe nun mich's koſtet,
Wenn ich neue Gränzen ſtecke —

Wenn ich den Ideenvorrath
In verengte Formen zwänge
Und im kleinſten Raum das Beſte
Künſtleriſch zuſammendränge —

Wenig ſcheint mir's, wenn ich fodre,
Daß die Handlung mir entrichtet,
Was ſie für ein Dutzend Hefte
Sonſt zu geben mir verpflichtet!““

„Viel zu viel!“ — „„Ich find' es billig!““
„Nicht die Hälfte kann ich bieten!“ —
„„Gut, dann führ' ich meinen Plan aus!““ —
„Teufel! — Nein! — ich bin's zufrieden!“ —

Der Kamerad.

Trefflich, trefflich! — viele Tage
Wird es die Geſpräche würzen!

Zweiter Zechgenoſſe.

Aber nun: die große Mühe,
Die Erzählung abzukürzen!

Bruder Luſtig.

Dieſe hat ein genialer
Einfall ſchon mir abgenommen —
Eine Lichtidee, die glücklich
Auf dem Wege mir gekommen.

In dem einen Hefte will ich
Noch auf's Höchſte die Verbrechen
Steigern, um ſie dann im letzten
Grauſig Schlag auf Schlag zu rächen.

Ja, die Nemeſis, ich will ſie
Schrecklich dießmal walten laſſen!
Und erſchüttert ſoll der Leſer
Tugend lieben, Sünde haſſen! —

Gnädig bleiben uns die Muſen
Und die Dichtkunſt, ſie florire! —
Hurtig, Wirthin: eine Bowle
Ananas! — ich regalire!

27.

Der Kamerad.

Ei, mein Freund, warum ſo finſter?
Kam dir etwas in die Queere?
Welch ein Blick das! — Deinem Namen
Machſt du heute wenig Ehre.

Bruder Luſtig.

Ach, da lieh mir einer dreißig
Thaler, 's iſt ein Jährchen eben,
Und nun will der Kerl, ich ſoll ſie
Heut durchaus ihm wiedergeben.

Der Kamerad.

'S iſt doch in der That empörend!
Wenn ſie ſo tyranniſch werden,
Dieſe Herrn, wie ſoll ein braver
Burſche noch gedeih'n auf Erden?

Bruder Luſtig.

Du haſt Recht! Ich hatt' ein Drittel
Heute wirklich mitgenommen;
Doch zur Strafe ſeiner Grobheit
Soll auch das er nicht bekommen.

Der Kamerad.

Brav gehandelt! — Doch wie meinſt du?
Eben ſchlägt es halber Viere.
Wollen wir ein Stündchen plaudern?
Gehen wir zu gutem Biere?

Bruder Luſtig.

Nein, mein Freund. Da dieſe Zehne
Doch ſo gut ſind wie gefunden,
Schaffen wir bei Rüdesheimer
Heut uns wahrhaft ſchöne Stunden.

28.

Einen Thaler ſah ich endlich
Wieder in der Rechten blinken
Und ich wollt' ihn ohne Zögern
In dem beſten Wein vertrinken.

Denn dem Wirth gefiel's, bedenklich
Eine Weile ſtehn zu bleiben,
Als ich jüngſt noch einige Flaſchen
Ihn gebeten aufzuſchreiben.

Mußte wirklich mich entſchließen,
Was ich heute trinken wollte,
Zu bezahlen, wenn mir nicht ein
Herbes Nein erblühen ſollte.

Wie ich eile, zu gewinnen,
Was ich inniglich begehre,
Kommt mir eben ein bekannter
Armer Teufel in die Queere.

Und ich frage, wie's ihm gehe.
Er erwiedert: „Miſerabel!
Hab' ein halbes Dutzend Kinder,
Aber nichts für ihren Schnabel.

Wenn mir heute nicht der Himmel
Einen guten Menſchen ſendet,
Weiß ich nicht, wie dieſe Woche
Für die armen Würmer endet."

Ernſt vernahm ich dieſe Rede,
Und gerührt in meinem Herzen
Fühlt' ich mich in einer Klemme,
Wahrlich, voller Seelenſchmerzen.

Dieſer Hoffnung, wie gewährt' ich
Mit Vergnügen ihr Erfüllung!
Doch der Durſt, er iſt vorhanden
Und er fordert ſeine Stillung.

Beide Wünſche ſind berechtigt;
Und für welchen zwiſchen beiden
Soll ich mit gerührter Seele,
Trockner Kehle mich entſcheiden?

Ich erwog ſie nach einander,
Ich bedachte und ich kämpfte,
Bis ich meinen innern Aufruhr
Feſt mit dem Entſchluſſe dämpfte:

„Dieſem Armen ſei geholfen,
Seine Noth, ſie ſei vergeſſen
Heute, morgen, übermorgen —
Und die Kinder ſollen eſſen.

Darum aber ſoll mit nichten
Ungelabt die Kehle bleiben!
Eſſen jene, will ich trinken,
Und der Wirth ſoll wieder ſchreiben.

Das Bewußtſein edeln Handelns,
Geben wird es mir die Stärke,
Daß ich muthig, unerſchüttert
Wieder ſchreiten kann zum Werke.

Das Bewußtſein edeln Handelns,
Mir ein Anſehn wird es geben,
Daß ſie dort, mich zu bedienen,
Mit erneutem Eifer ſtreben."

Führt' es aus, und heiter ſah ich
Alles in Erfüllung gehen:
Unſerm Wirthe war's unmöglich,
Meinem Wort zu widerſtehen.

Nie in meinem ganzen Leben
Hat mir ſo der Wein gemundet!
Und fürwahr den beſten Ausweg
Hat mein gutes Herz erkundet.

29.

Der Reiche macht aus ſeinem Schatz
Ein Kunſtwerk, ein Gebäude,
Das er zu fördern iſt beſtrebt
Mit Fleiß nach jeder Seite.

Was man dazu gebrauchen kann,
Das ſpendet man nicht gerne!
Drum bleibet juſt dem Reichen oft
Der Ruhm des Gebens ferne.

Der Arme lebt von Tag zu Tag,
Er kann ſich nichts erwerben,
Deßwegen iſt bei ihm auch nichts
Zu ſtören, zu verderben.

Bekommt er was, ſo iſt es ſein
Und braucht ihn nicht zu reuen;
Er kann damit nach Herzensluſt
Des Bruders Herz erfreuen.

Verſchenkt er's, hat er morgen nichts,
Behält er's, übermorgen.
Drum ſtreut er's hin und morgen wird
Für ihn das Schickſal ſorgen.

Beſonders iſt's, wie ich bemerkt,
Der allerletzte Gulden,
Den man in ſeiner Taſche kann
In keinem Falle dulden.

Es iſt, als könnt' unmöglich er
Beſiegen das Verlangen
Nach ſeiner lieben Brüder Schaar,
Die ihm vorangegangen.

Und will man ihn vergeuden nicht
In Speiſen und Getränken,
Will man ſich ſelber nicht erfreun —
So muß man ihn verſchenken.

30.

Daß es nicht ſelten mir paſſirt,
Das wieder zu verſchenken,
Was ich empfangen hier und dort,
Wer will es mir verdenken?

Ich ſehe für mein Leben gern
Von Herzen frohe Mienen!
Und wenn ich ſchenkte, ſind ſie mir
Noch immer ſo erſchienen.

31.

Das Geben, Freund, das weiß ich auch,
Iſt ſeliger als Nehmen.
Doch haſt du nichts, ſo mußt du wohl
Zum Nehmen dich bequemen.

32.

Jüngſt, nach vielen Jahren, traf ich
Einen Schulkamraden wieder,
Und an alte luſtige Streiche
Mahnt' ich ihn und alte Lieder.

War der einſt fidele Burſche
Unterdeſſen fromm geworden,
Ja, ſogar der Schlimmſten einer
In dem Obſcuranten-Orden.

Denn nachdem er ſtill vernommen
Meine fröhlichen Ergüſſe,
Wollt' er mir beweiſen, daß ich
So zur Hölle fahren müſſe!

Großer Gott, wie war er häßlich
In dem abgeſchmackten Eifer!
In dem Auge trübe Gluten,
Auf der Lippe Schaum und Geifer.

Endlich ſagt' ich ihm gelaſſen:
„Lieber Burſche, jedem feinen
Und geläuterten Geſchmacke
Mußt du widerlich erſcheinen.

Dennoch, weil du es im Grunde
Redlich meinſt bei deinem Haſſen,
Wird dich Gott, der gnadenreiche,
In den Himmel kommen laſſen.

Werden aber ſolche Schuhu's
Nicht ein Raub der alten Schlange,
Dann, mein Freund, iſt mir für einen
Luſtigen Vogel gar nicht bange!“

33.

Wer lachen kann, ſoll lachen
Und andre lachen machen.
Den Lacher, nie verſchlingt ihn
Der Langenweile Rachen,
Worin wir leicht verfallen
Dem alten, böſen Drachen.
Dagegen wird Vergnügen
Auch Lieb' in uns entfachen
Und Huld, ein Ruhm den Starken
Und ein Gewinn den Schwachen.
Die Freude, ſie verſchönt uns,
Daß Engel uns bewachen
Und leicht, in gutem Winde
Hinfährt des Lebens Nachen.
Kurz, dieſe Gottesgabe
Iſt gut zu tauſend Sachen!

34.

Der Kamerad.

Auf, Bruder, wirf dich ſchleunig
In deinen beſten Anzug,
Heut fahren wir zum See hin
Gleich mit dem erſten Bahnzug!

Bruder Luſtig.

Nein, heute nicht, mein Guter,
Laß ab in mich zu dringen!
Den Tag hab' ich beſchloſſen
In Arbeit zuzubringen.

Ich kann ja doch nicht jenen,
Die mir geneigteſt borgen,
Es ganz allein belaſſen,
Für mein Beſtehn zu ſorgen!

35.

Ja, ja, 's iſt wirklich mangelhaft
Das Daſein auf der Erde!
Kein Stand und keine Eigenſchaft,
Worin man nicht entbehrte.

Biſt du ein Künſtler, mußt du ſehn,
Wie Andre Schlachten wagen,
Hervor daraus als Sieger gehn
Und Alles überragen.

Suchſt du als Handelsmann das Glück,
Das regem Geiſt gebühret,
So dichteſt du kein Bühnenſtück,
Das uns zu Thränen rühret.

Bleibſt du zu Hauſe, fromm und ſchlicht,
Und widmeſt dich dem Fleiße,
So haſt du das Vergnügen nicht
Der wechſelvollen Reiſe.

Verweilſt du in Venetia,
Kann dich Paris nicht laben;
Und gehſt du nach Amerika,
So biſt du nicht in Schwaben.

Beſiehſt du alles weit und breit,
Zu wandern nur beſliſſen,
So wird man die Gelehrſamkeit
Dafür an dir vermiſſen.

Willſt du als muntrer Junggeſell
Der Freiheit Luſt genießen,
So kann dir nicht der Freudenquell
Des Eheſtandes fließen.

So wird ſich ſtets, wenn Eines dein,
Das Andre dir entwinden.
Da mag der Henker glücklich ſein
Und ſich befriedigt finden!

36.

Im Schwunge meiner Jugend hatt' ich
Der Freuden viel, der Sorgen wenig.
O Luſt! Nicht hätt' ich tauſchen mögen
In jener Zeit mit einem König.

Jetzt, wo der Geiſt mir etwas luftig,
Die Güter dieſer Welt dagegen
Höchſt inhaltsvoll erſcheinen — — ließ ich
Am Ende mich dazu bewegen.

37.

Der Kamerad.

Aber Freundchen, welche Miene!
Sag, wohin iſt deiner hohen
Stirne Glanz, wohin dein Lächeln
Voller Schelmerei geflohen?

Kommſt mir grade vor, wie Einer,
Den die Sünden ſeiner Jugend
Endlich reun und der ſo eben
Den Entſchluß gefaßt der Tugend.

Welche feierliche Würde,
Zu frappiren einen Blinden! —
Kann mich wahrlich nicht enthalten,
Höchſt ergötzlich dich zu finden!

Bruder Luſtig.

Lache nur! Ich aber habe
In den allerſchönſten Stunden
Nach ſo viel verlornen Jahren
Reines — wahres Glück gefunden.

38.

Sie, Bruder, liebt mich ernſtlich,
Ihr Herzchen iſt verloren!
Sie hat, es iſt kein Zweifel,
Vor allen mich erkoren.

Ich merk's an ihren Grüßen,
Ich merk's an ihren Blicken,
An ihres Mundes Lächeln,
An ihren Händedrücken.

Und dürſte nun ein Edler
So holdem Wunſch ſich weigern?
Pflicht iſt es, meine Neigung
Zur höchſten Glut zu ſteigern!

39.

O Freund, wie bin ich ſelig!
Ich habe dir gebeichtet,
Nichts weiter drum verhehl' ich.

Wie viel ihr auch erreichtet,
Ihr irrt unwiderſtehlich,
Wenn Lieb' euch nicht erleuchtet.

Zum erſtenmal im Leben
Bin einer ſüßen Schönen
In Treuen ich ergeben.

Mit welchen Schmeicheltönen,
Mit welchem holden Streben
Heilt aber ſie mein Sehnen!

Wie trachtet ſie voll Güte
Nur daß ſie mich erfreue!
Wie lohnt die Lieberglühte

Den Treuen ſtets auf's Neue!
O friſchen Glückes Blüthe! —
Denn neu iſt mir die Treue!

40.

Ich will's geſtehen, früherhin
Da machte Henriette
Mit jugendlichem, leichtem Sinn
Ein wenig die Kokette.

Sie ſagt es ſelbſt, ihr Herzchen war,
Wenn ſie gefiel, erheitert.
Doch ſo iſt's nicht mehr: ganz und gar
Hat Liebe ſie geläutert.

Du lachſt — Unglauben im Geſicht? —
Ich hätt' es ſollen laſſen,
Dir mitzutheilen, was du nicht
Begreifen kannſt und faſſen.

41.

Mein allerliebſtes Schätzlein,
Die hat etwas vom Schlänglein
Und ebenſo vom Kätzlein.

Klug iſt ſie wie das Schlänglein
Und hat, mir zu entſchlüpfen,
Ein angebornes Hänglein.

Sie hat ihr eignes Köpfchen,
Gerade wie das Kätzlein,
Und ſpielt mit ihrem Tröpfchen.

Auf einmal hackt das Pfötchen!
Und klag' ich dann, ſo macht ihr's
Nicht das geringſte Röthchen.

42.

Nie ſo verliebte Blicke
Hat ſie mir zugewendet,
Wie ſie dem Nebenbuhler
In Menge heut geſpendet!

Kann ich mich wohl noch täuſchen?
Nein, nein, ich bin betrogen,
Und was ſie mir geſchworen,
War Alles nur gelogen! —

Nun ſollt' ich als Geprellter
Mich wohl unendlich ſchämen
Und dann in dumpfen Schmerzen
Gemach zu Tode grämen?

Wie? Oder ſollt' ich wüthend
Mein Leben raſch verkürzen
Und ohne viel Beſinnen
In einen Fluß mich ſtürzen?

Ihr würdet wohl vergebens
Erwarten ſolche Thaten,
Obwohl ich heftig zürne,
Daß ſie mich ſo verrathen.

Erſt ſoll in einem Rauſche
Der Aerger untergehen!
Und haben wir's beſchlafen,
Dann laßt uns weiter ſehen.

43.

Da geht die ſchöne Hexe
Mit leichtem Tritte wieder
Und ſchlägt in halber Reue
Das Schelmenauge nieder.

Wie roſengleich die Wange,
Wie friſch und roth das Mündchen!
Als wär' es erſt geſchaffen
Vor einem Viertelſtündchen.

Sie iſt und bleibt doch immer
Die Reizendſte von Allen! —
Ach, daß der Stolz mich abhält,
Ihr um den Hals zu fallen!

44.

O thörichte Verkennung!
So geht's, wenn man die Reine,
Anſtatt das Herz zu prüfen,
Nur richtet nach dem Scheine.

Sie glaubt', ich würde lauer!
Damit ich treu verbliebe,
So that ſie ſchön dem Andern
Und ſchärfte meine Liebe.

Dies hat ſie mir geſtanden
Mit Blicken hold und bräutlich,
Mit wonnevollen Küſſen —
Und Alles wird nun deutlich.

O liebenswerthe Falſchheit!
O ſchmeichelhafte Lüge!
Viel reizender als Wahrheit
Sind ſolche Winkelzüge.

Wie muß in ihrem Herzen
Die tiefſte Liebe brennen,
Daß ſie zu ſolchem Spiele
Sich hat entſchließen können!

Als ich gerührt ihr ſagte
Viel tauſend ſchöne Sachen,
Da glänzt' in ihrem Antlitz
Das inniglichſte Lachen.

45.

Iſt's möglich, ſolche namenloſe Tücke,
Sie kann in einem Weiberherzen hauſen?
O wie in mir des Zornes Wetter brauſen,
Daß ich mich ſelber gern zerriſſ' in Stücke!

Sie ſchwur 'nen Eid, daß ſie nur mich beglücke!
Sich treulos nur zu denken, macht' ihr Grauſen —
So ſchien es wirklich! — und es waren Flauſen! —
Vor ſolcher Falſchheit in den Staub dich bücke!

Ein braver Kerl iſt ſtets bei euch verloren!
Ihr heuchelt ſchön und drum unwiderſtehlich
Und werdet ſchöner nur in frohem Lügen.

Doch habt ihr überzeugend erſt geſchworen,
Dann, welche glühende Begierde, ſchmählich
Den Thoren, der euch glaubte, zu betrügen!

46.

Du guter Burſche, du trauſt dem Wort,
Als könnte ſie dir nicht lügen?
Auch gegen den eigenen Vorſatz wird
Die Falſche dich betrügen.

'S iſt ihre Natur, 's iſt ihr Talent,
Dir eine Naſe zu drehen,
Und auch ihr größtes Vergnügen zugleich:
Wie könnte ſie widerſtehen?

47.

Für Schmetterlinge Blumen,
Zu lohnen ihren Flug,
Für die Kokette Männer,
Sie finden ſich genug.

Es iſt ihr höchſtes Leben,
Zu ändern ihre Wahl,
Und immer mehr als Einer
Gilt die geſammte Zahl.

Das konnteſt du vergeſſen
Und ſo dich lächerlich
Für alle Zeiten machen?
O Blinder, ſchäme dich!

Du wollteſt Trauben leſen
Von Dornen, und mit Hohn
Biſt du geſtochen worden! —
Du haſt verdienten Lohn.

* * *

Nachwort.

So ergings dem Bruder Luſtig
In dem neunzehnten Jahrhundert!
Jeder wird ſein Loos bedauern,
Der den heitern Geiſt bewundert.

Was ſo großes, großes Unheil
In der Welt ſchon angerichtet:
Blinde Liebe, blinder Glaube
Hat des Guten Glück vernichtet.

Jene liſtige Sirene,
Die zuerſt ihn ausgezogen,
Hat den armen Burſchen endlich
Ohne Scham und Scheu betrogen.

Seine Wuth war ohne Grenzen
In dem erſten Augenblicke!
Später trug er melancholiſch
Und ergeben ſein Geſchicke.

Aber ſeine gute Laune
Hat er nimmermehr gefunden,
Und nach ſeinem jüngſten Liede
War auf einmal er verſchwunden.

In dem letzten halben Jahre
Hatt' ich wieder ihn getroffen,
Und ich kannte ſeiner Seele
Glück und Liebe, Furcht und Hoffen.

Er gehörte zu den Herzen,
Die ſich, luſterfüllt, im Leben
Noch bei weitem liebenswerther,
Als in ihren Reimen geben.

Drum iſt mir ſein Herzeleid auch
Und die Flucht aus unſern Hallen
Viel betrübender geweſen,
Als den andern Freunden allen.

Und bei wem und wo ich immer
Mich nach ihm erkunden wollen,
Nichts erfuhr ich von dem Guten:
Bruder Luſtig war verſchollen. — —

Jahre waren hingeſchwunden,
Als mich eine kleine Reiſe
In ein gutes Städtchen führte,
Schlicht gebaut nach alter Weiſe.

Schlendre durch die einz'ge Straße,
Kirche, Rathhaus anzuſchauen,
Und auf einmal — iſt es möglich?
Darf ich meinen Augen trauen?

Ja, es iſt der Bruder Luſtig! —
O mit wie geſchwinden Füßen
Eilt' ich meinem Freund entgegen,
Um ihn jubelnd zu begrüßen.

Herzlich dankt' er, doch ein wenig
Auch verlegen, will mir ſcheinen.
Und ich rief: „Nun, alter Schalk du,
Biſt du wieder auf den Beinen?

Treibſt du hier dein Schelmenhandwerk
Ohne Concurrenz, im Stillen?" —
Und erſchreckt von dieſen Worten
Rief er: „Schweig, um Gotteswillen!

Nichts von jenen alten Zeiten,
Nichts von jenen tollen Schwänken!
Ach, mein Freund, an dieſe Dinge
Darf ich nimmermehr gedenken."

„Wie?" entgegnet' ich verwundert.
„Doch — was iſt aus dir geworden?
Welch ein Anzug! — Aktenbündel! —
Biſt du treulos unſerm Orden?"

Stille war er augenſcheinlich
Eines innern Kampfes Beute.
Dann jedoch mit Würde ſagt' er:
„Freund, du biſt mein Gaſt für heute!

Auf ein reiches Mittageſſen
Mußt du allerdings verzichten —
Hausmannskoſt! — Wie mir's ergangen,
Will ich auf dem Weg berichten."

Was erfuhr ich? Gegenwärtig
Scheint mir Alles noch ein Mährchen!
Doch ich will es euch erzählen,
Treulich Alles auf ein Härchen.

Wie der arme Bruder Luſtig
Unſern heitern Kreis geflohen,
Spöttereien zu entgehen,
Die ihn trafen, die ihm drohen,

Und die frevelhafte Dirne,
Die ſein treues Herz zerriſſen,
Jede neue Reiſeſtunde
Weiter hinter ſich zu wiſſen:

War ein Onkel ſo gefällig,
In dem Städtchen hier zu ſterben,
Vorher aber zu bedenken
Den Gemüthlichſten der Erben.

Wie ſich ſtaunend ſeine Blicke
An der Göttermeldung weiden!
Wie ſie fliehen, die vergebens
Sonſt bekämpften Seelenleiden!

Als er kam, um ſich zu ſtellen,
Seinen Namen anzugeben,
Einen Vetter lernt' er kennen
Und ſein Töchterlein daneben.

Zwanzig Jahre hatte dieſe,
War im Hauſe raſch und tüchtig,
Hübſch, nicht eben ſehr gebildet,
Dafür aber ſtreng und züchtig.

Reize waren es, nach denen
Früher er nicht ſehr begehrte,
Die er aber nach dem Unfall
Um ſo inniger verehrte.

Immer war ſein Herz ein weiches!
Und der alte, durchgeſiebte
Bruder Luſtig mußt' erleben,
Daß er ſich im Ernſt verliebte!

Doch wie ſoll er ſeinen Vetter,
Wie ſein herbes Kind gewinnen?
Und wie kann er ohne Sorgen
Beide zu erobern ſinnen?

Nahm die Hälfte von der Erbſchaft,
Einen Sack mit neuen Gulden,
Und mit wiederholten Seufzern
Zahlt' er heimlich ſeine Schulden.

Wie die Gelder jetzt nach allen
Seiten in die Ferne ziehen!
Viele haben unſerm Guten,
Aber keiner viel geliehen.

Eben war ein Aemtchen ledig,
Das mit Schreiben, Regiſtriren
Seinen Mann zur Noth ernähret:
Er verſtand's zu acquiriren.

Und im Rauſche ſeiner Tugend,
Die das ganze Städtchen billigt,
Wirbt er um die Hand der Schönen,
Und die Hand — ſie wird bewilligt! — —

Schweigend hört' ich die Geſchichte,
Melancholiſch und beklommen.
Da, mit rührender Beſchämung,
Hat er meine Hand genommen.

Und der Gute ſagt: „Mein Bruder!
Denke dich in meine Lage!
Könnt' ich Vagabunde bleiben
Bis in meine alten Tage?

Alles muß ein Ende nehmen,
Und zumal die Liebeſiechen
Müſſen endlich in ſich gehend
Gleich den Andern unterkriechen.

Doch, mein Freund, nun bitt' ich Eines!
Brav iſt meine Frau von Herzen,
Aber manches ihr zuwider:
Laß das Necken und das Scherzen!“

„Gut!“ — Wir traten in das Zimmer,
Das die Frau gerade fegte,
Weil ein Kind von wenig Wochen
Etwas in den Weg ihr legte.

Als ich glücklich mich erkläret,
Die Verehrte zu begrüßen,
Strebte ſie mit einem Lächeln
Ihren Ausdruck zu verſüßen.

Aber hinter dieſem Lächeln
Sah ich eine Röthe ſcheinen,
Daß ich über unſres Wackern
Eheſtellung war im Reinen.

Zu der Mahlzeit ließ er muthig
Eine Flaſche Rheinwein holen.
Aber ſein Benehmen hat ihm
Raſch ein Funkelblick befohlen.

Und er ſchenkte mir ein Gläschen.
„Trinke, Bruder, mit Behagen!
Ich — ich halte mich an's Waſſer,
Das ich beſſer kann vertragen.“

Sah ihn heiter an und wollte
Rufen: „Dieſer Spaß iſt prächtig!“
Doch ich ſchwieg; denn die Geſtrenge
Sah herüber ſehr verdächtig.

Um die Knickerin zu ſtrafen,
Leert' ich ſelbſt die ganze Flaſche,
Unbekümmert, wie ſie zürne,
Wie ſie hinterdrein mich waſche.

Von dem braven Wein befeuert,
Hab' ich mich ſogar erdreiſtet
Ihr ein Stückchen zu erzählen,
Welches einſt der Freund geleiſtet.

Doch da ſah ich den Geſellen
Plötzlich weiß wie Kreide werden.
Ungeſehen, mir verſtändlich
Macht' er ängſtliche Geberden.

Ihr begreift, daß dieſer Schrecken
Meine gute Seele rührte.
Sagte ſchließlich, daß ich ſelber
Jenen tollen Streich vollführte.

Ihre Miene ſchien zu künden:
Dieſer werde mir geſtohlen!
Und ſo hab' ich endlich dankend
Der Familie mich empfohlen. — —

Bruder Luſtig ein Philiſter!
Ein getreuer Ehemann,
Vom Pantoffel eingeſchüchtert! —
Das begreife, wer da kann!

Doch ſo iſt's: in unſern Tagen
Jeder Narre will beſtehn
Und in reizender Verſchwendung
Keiner mehr zu Grunde gehn.

Ohne Kühnheit ſind die Menſchen,
Und der Nutzen iſt ihr Gott;
Knechtiſch auf umzäunten Pfaden
Laufen ſie gewohnten Trott.

Nun bedarf der arme Teufel
Wegen ew'ger Seligkeit
Keines genialen Einfalls! —
O wie ſchlecht iſt dieſe Zeit!

* * *

Drittes Buch.

Durch Nacht zum Licht.

> Die Leiden kehren wieder
> Und wieder tönen Lieder,
> Doch tiefer alle ſind ſie nun.
> Der Drang iſt nicht zu ſtillen! —
> In liebend edelm Willen
> Kann einzig deine Seele ruhn.

Reue.

Wie ſüß der Ton der Zither erklingt
Am nebligen Morgen!
Er weckt in mir ein Sehnen nach Glück
Und lieblichen Sorgen.

Des Lebens holde Freuden, ſie ſtehn
So licht vor dem Herzen!
Da denk' ich der geſchwundenen Zeit
Mit Trauer und Schmerzen.

So wenig Stellen auf weitem Gebiet,
Die freundlich mir lachen! —
Ich hätte können glücklicher ſein —
Und glücklicher machen.

Zu ſpät!

Als ein Gottesſpruch den Menſchen
In die trübe Welt verbannte,
Wie er, ach, des Paradieſes
Wunderſchönheit nun erkannte!

Wie vermöcht' er's nun zu lieben,
Zu verehren, zu genießen!
Welche lichten Wonnen ſollten
Tiefbewußt im Herzen fließen!

Doch die That, die ihn erleuchtet,
Iſt dieſelbe That gerade,
Welche das Verbannungsurtheil
Hergezogen ohne Gnade.

Hin iſt hin. Und nur Erinnrung
Kann den Armen ſchmerzend letzen,
Nur in flücht'gem Traum zuweilen
Kann er ſich zurückverſetzen.

Frühlingstrauer.

Ein neuer holder Frühlingstraum!
Wie Feld und Wald ertönen!
Verjüngte Luſt im heitern Raum,
Im Herzen altes Sehnen.

Wie hab' ich, ach, ſchon oft verlangt
In liebevollem Hoffen,
Nach der Erfüllung Heil gebangt,
Und iſt nicht eingetroffen.

Natur ſo reich an Fröhlichkeit
In Klängen und in Farben!
Und mich erfüllt mit tiefem Leid
Das ſtets erneute Darben.

Mir iſt, als ſäh' ich Alles fliehn,
Das Glück in Nichts verwehen
Und ſelbſt die Hoffnung weiterziehn
Auf Nimmerwiederſehen.

Die rechte Zeit.

Die tiefſte Wehmuth faßt dich nur
An wunderſchönen Tagen,
Wann hingeſchmolzen die Natur
In ſeliges Behagen.

Hat ihr den farbenhellen Schein
Des Winters Macht genommen,
Dann füllt dein Herz der Wunſch allein,
Daß Licht und Leben kommen.

Doch wenn dein Aug' die Freuden ſchaut,
Die alle Welt erquicken,
Wie ſich das höchſte Glück erbaut
Vor träumeriſchen Blicken!

Wie ſich in deinem Herzen tief
Nach ihm die Luſt erhebet,
Die Sehnſucht, die ſo ruhig ſchlief,
In heißem Drang erbebet!

Und fühlſt du dann in deinem Sinn,
Daß alles Glück dir ſehle, —
Dann ſiehſt auf Lenzesglück du hin
Mit trauervoller Seele.

Unterſchied.

Wie ſchwer und herzbedrückend iſt
Des Mannes Traurigkeit!
Wie ſchmerzlicher, unendlicher
Als die der Jugendzeit!

Dem Jüngling zieht ein dunkles Weh
Im Sturme durch die Bruſt.
Des Mannes Herz bewahrt die Pein
Und leidet ſie bewußt.

Zu mildern ſeine Bangigkeit
Iſt nicht die Hoffnung da,
Weil er von ihrem Scheine ſich
Zu oft betrogen ſah.

Geflohn iſt ja die ſchöne Zeit,
Die ſchlimme kommt heran,
Wo an Verluſt Verluſt ſich reiht
Auf abgeſenkter Bahn.

Und wenn dem feuchten jungen Aug'
Ein Schleier deckt die Welt,
Beraubt der Thräne ſtarrt der Mann
Auf ihr verödet Feld.

Reſignation.

Was du gedacht, empfunden
In lebensfrohen Stunden,
Iſt für den Kranken nicht mehr da.
Du kannſt es nicht mehr faſſen,
Es hat dich ganz verlaſſen,
Was einſt dir Liebliches geſchah!

Von Hemmung ſtets betroffen
Vermagſt du noch zu hoffen,
Als harrte deiner ein Beruf?
Wenn dich Natur nun eben
Zu nichts als nur die Gräben
Gleich Andern auszufüllen ſchuf?

Wie mancher iſt geſcheitert,
Dem ſich die Bruſt erweitert
In Ruhmes feurigem Begehr!
Zu keinem Ziel gekommen
Ward er hinweggenommen —
Und dünkſt du beſſer dich als er?

Ob's dich auch ganz verdüſtert,
Horch, was der Dämon flüſtert:
„Auf einen kommt's mit nichten an.
Und wärſt du nie geboren,
Was wäre da verloren?
Es füllen Andre ſchon die Bahn.“

Was könnte dir gelingen,
Was könnteſt du bezwingen,
Wenn du geſund und unbedrückt?

Wenn ſelig du nach Oben
Durch holden Bund gehoben
Erfüllteſt, was der Freude glückt!

Nun ſchwand dir in Entſagen
In Leiden und in Klagen
Die Zeit der ſchönſten Jugendkraft.
Erzürnter Muth darüber
An Tagen trüb und trüber
Hat dir die letzte weggerafft.

Sollſt du die Welt ergetzen,
Sollſt du die Geiſter letzen
Mit dem, was unter ſchwerer Laſt,
In ſchmerzlicher Bedrängniß
Und tiefer Seelenbängniß
Du lauernd nur erſchlichen haſt?

Bedenke, wie bis heute
Niemals zu ſtolzer Beute
Das Glück dir hold und günſtig war.
Entſage drum bei Zeiten,
Dir Frieden zu bereiten —
Entſage ſtill und ganz und gar.

Die Phantaſie.

O gönnt dem Dichter das Entzücken,
Wenn Phantaſie ſo himmliſch lacht!
Sie iſt nicht da nur zu beglücken,
Sie dienet einer höhern Macht.

Hat er im Leben ſich vergangen,
Tritt ſie als Rächerin hervor;
Wie der Gorgone Haupt mit Schlangen
Hält ſie vor ihm die Schuld empor.

Die Luſt zu ſtrafen und zu quälen,
Sie ſteigert ſich in ihr zur Wuth,
Und was er je nur mochte fehlen,
Sie ruft es her in Flammenglut.

O wohl ihm, wenn ſie dieſes Dranges
Geſättigt endlich müde wird
Und durch die Gottheit des Geſanges
Zur Segens-Eumenide wird!

An die Muſe.

Als ich jugendmuthig ſtrebte,
Gabſt du freundlich mir die Kraft,
Auszuſingen, was ich lebte,
Meine Luſt und Leidenſchaft.

Deine Himmelsgabe mehrte
Jedes holderlebte Glück,
Und es ſtrahlte das verklärte
Wonniger von ihr zurück.

Wandelnd ſeine Huld in Haſſen
Mit verhülltem Angeſicht
Hat das Glück mich ganz verlaſſen,
Aber du, Erhabne, nicht.

Nein, du biſt mir treu geblieben,
Wahrteſt mir ein Mutterherz,
Und wie Freude ſonſt und Lieben,
So verklärſt du meinen Schmerz.

Bringſt dem Leiden und dem Sehnen
Und der Selbſtbeſchuldigung
Tiefer Klage, ſüßer Thränen
Wunderbare Linderung.

Zauberſt mir zu neuem Streben
Goldnes Ziel vor meinen Blick,
Möchteſt völlig mich erheben
Ueber alles Mißgeſchick.

Dank, o Dank für dieſe Güte,
Tröſterin in Noth und Schuld!
Niemals fühlt' ich im Gemüthe
Tiefer deine Himmelshuld.

Der beste Trost.

Wenn dir das Leben tief das Herz beklemmt,
Nicht weil die Freude, weil die Pflicht es hemmt;
Wenn zagend jede Hoffnung dir entweicht,
Da deine Sehnſucht nie das Ziel erreicht;
Wenn Sorge, wenn Verzweiflung dich erfaßt
Und dich zu Boden drückt der Schmerzen Laſt —
Dann möge frei der Strom der Klage fließen,
Die Ruhe nach dem Sturme dir erſprießen!

Wenn aber deine Seele dann bedenkt,
Daß Alles hier auf Erden ihr geſchenkt:
Wenn prüfend Ueberzeugung ſie gewann,
Daß keine Forderung ſie ſtellen kann;
Ja, wenn ſie fühlet, daß ſo manche Schuld
Sich zwiſchen ſie drängt und des Glückes Huld —
Dann wird ſie ſich am doch Gegönnten freuen
Und gegen Gott des Kindes Dank erneuen.

Erinnre Dich!

Mit Sehnſucht wünſcheſt du das Glück herbei,
Du zürneſt, daß es nicht gekommen ſei? —

Giebt's etwas Schöneres als Männlichkeit,
Mit Ungemach und Noth im edeln Streit?

Giebt's etwas Schöneres als heitern Blick,
Umflutet von Verluſt und Mißgeſchick?

Als Vorwärtsbringen auf gehemmter Bahn
Zum Ehrenpreis beſtrittnen Siegs hinan?

Iſt's nicht die Frucht, mit kühnem Muth gepflückt,
Die tiefer als geſchenkte dich beglückt?

Ja, ließ nicht Gott ſelbſt dieſe Welt entſtehn,
Um männlich kämpfen gegen Noth zu ſehn —

Und dem Geſchaffenen als höchſten Ruhm
Zu gönnen ſelbſterrungnes Eigenthum? —

Drum nutz dein Leid und preiſe Gott dazu:
Wär' es nicht da, drum bitten müßteſt du!

Menſchlich.

Ich hab' Geduld und Willenskraft
So ſchön gelobt —
Nun faßt mich ſelbſt die Leidenſchaft
Und ſchwillt und tobt!

Wohl! Doch ich ſang euch jenes Lied
Im Hochgefühl,
Und, leider, ſolcher Schwung entflieht
Im Weltgewühl.

Wir trinken mit erneutem Zug
Vom Sinnenborn,
Und leidend thun wir uns genug
In Klag' und Zorn.

Der Menſch iſt eben nicht gemacht,
Nur ſtark zu ſein!
Wie weit er es darin gebracht,
Er ſtellt es ein.

Ein Mühn iſt Tugend, das bedenkt, —
Iſt eine Pflicht! —
Und wer, der lang ſich angeſtrengt,
Ermattet nicht?

Doch Fehlen iſt von tiefem Drang
Empfohlen uns,
Und wir in ſeinem freien Gang
Erholen uns!

Noch einmal.

Du forderſt Güter, dir verſagt,
Du murrſt in bitterm Grollen
Und deine ganze Seele klagt,
Daß ſie nicht kommen wollen!

Das macht, Geduldverlaſſner, dich
Unglücklich und die Deinen,
Läßt dich in Schwäche widerlich,
Des Leides werth erſcheinen.

Sei ſtark und trage dein Geſchick
In muthiger Entbehrung,
Gebrauch es mit erhobnem Blick
Zu männlicher Bewährung.

Das macht die Seele frei und froh
In Handeln und Betrachtung,
Und andre Brave zollen ſo
Dir Mitgefühl und Achtung.

Der innern Kraft, dem edeln Muth,
Dem Streben in Genügen
Muß endlich auch das äußre Gut
Und muß die Welt ſich fügen.

Erfüllung naht gerade dann
Und will dir Alles gönnen,
Wenn du, der heiterſtarke Mann,
Sie hätteſt miſſen können.

Auskunft.

Wie regen in dem Menſchen ſich
So mannigfache Triebe!
Zu nützen ſchöne Zeit der Kraft
In Lebensluſt und Liebe.

Den guten Freunden und ſich ſelbſt,
Den friſchen Herzen allen,
Den Weiſen und Verſtändigen —
Dem Himmel zu gefallen!

Da ſieht er oft, daß dort gefehlt,
Was glücklich hier getroffen;
Und daß er hier erfüllte zwar,
Dort aber trog ein Hoffen.

Und ſeines Handelns Widerſpiel,
Tief müßt' es ihn verwirren,
Bedächt' er nicht in ſeinem Sinn
Bei viel erneutem Irren:

Daß ja die Welt, daß noch viel mehr
Der Himmel kann im Leben —
Und daß er ſich am Ende wohl
Auch ſelber kann vergeben!

Humor.

Man kann nicht immerwährend
In dumpfem Brüten zagen
Und Alles tragiſch nehmen
Und Leid und Kummer tragen!

Humor erhebt uns wieder
Zu freundlichem Geſichte,
Das Allerſchlimmſte zeigend
In neckiſch heiterm Lichte.

Ganz recht! Es mag das Leben
Mir wieder blühn und lachen! —
Wer wird in dieſer Welt auch
Aus Allem ſo viel machen?

Die Zeit.

Lob ſei der Zeit und ihrer Wunderkraft!
Die Zeit bringt Roſen und es wird dem Saft
Der Traube Süßigkeit mit ihr zu Theil,
Sie bringt dem Müden Ruh, dem Kranken Heil.
Was du mit Eifermuth umſonſt bekämpft,
Die Zeit iſt's, die es niederwirft und dämpft.
Des Geiſtes Herrſchaft und die Heiterkeit,
Nach denen du vergebens rangſt im Leid,
Im Sturm der Leidenſchaft, ſie kommen dir
Von ſelber mit der Zeit und frommen dir.
Im tiefſten Abgrund, wo zu Tod erſchreckt
Dein Auge keinen Ausweg mehr entdeckt
Und Hülfe nicht erkundet ringsumher,
Empfängſt du Stund' um Stunde mehr und mehr
Die Stärke, die ſich endlich wagt hervor
Und muthig wieder klimmt zum Tag empor.
Wie langſam auch Geneſung naht, ſie naht,
Unglaubliches wird mit der Zeit zur That.

Denn alle Kraft iſt nicht ſo ſtark im Streit,
Vernunft iſt nicht ſo mächtig wie die Zeit.
Getroſt darum, o Menſch, und zage nicht,
Aufringe dich vertrauensvoll zum Licht!
Wenn auch nicht Alles — unerwartet viel
Iſt für Beharrlichkeit geſpart am Ziel.

Das Glück.

Fortuna, Lieber, iſt ein Weib,
Hat ihren eignen Willen.
Mit freiem Sinn und ſtolzem Leib
Dient ſie nur ihren Grillen.

Wenn ſie von dir Befehl erhält,
Beſucht ſie dich mit nichten,
Und einzig, wenn es ihr gefällt,
Belohnt ſie dein Verzichten.

Darum beſtimm' ihr keine Zeit,
In der ſie nahen müſſe,
Denn ſonſt gewinnſt du Herzeleid
Und mancherlei Verdrüſſe.

Drum zähle nimmermehr auf ſie,
Wenn du ſie nur geladen,
Und auf ihr Kommen baue nie,
Sonſt haſt du Noth und Schaden.

Beſcheiden mußt du huldigen
Und nichts zu wollen ſcheinen,
Und jeden Fehl entſchuldigen,
Den großen wie den kleinen.

Du mußt in ſchmeichelndem Reſpekt
Um ihre Gnade werben,
Für ſie, die dich betrübt und neckt,
Mit Freuden wollen ſterben.

Daneben aber gieb ihr Grund,
Geneigt an dich zu denken.
Daneben reize Herz und Mund,
Dich gütig zu beſchenken.

Daneben eifernd weck' in ihr
Den Willen der Belohnung,
Und ebne ſtill von ihr zu dir
Den Weg in deine Wohnung.

Zuletzt, gelockt, erſcheint ſie doch
Zu ſeliger Erhaſchung,
Und mit Erfüllung bringt ſie noch
Die Luſt der Ueberraſchung.

Dem Philiſter.

Wie ſollt' ich nicht vertrauen
Und haben leichtes Blut,
Nicht in die Zukunft ſchauen
Mit fröhlich gutem Muth?

Bin ich ja nicht ein Feigling
Und leeres Herz dazu,
Nicht an Verſtand ein Säugling,
Ein Wickelkind, wie du!

Nein, ſondern tiefbefriedet
Durch ſchöpferiſchen Geiſt,
Der mir das Gute bietet,
Das Beſte mir verheißt.

Ein Dialog.

Der Gekränkte.

Wie geht es doch in dieſer Welt
So abgeſchmackt verkehrt!
Der Wicht, er wird vorangeſtellt,
Gehoben und geehrt.
Und während ſich der Tüchtige
Abringen muß und quälen,
Da ſehn wir geiſtig Nichtige
Gedeihen, ja befehlen!

Der Erfahrene.

So iſt es recht, ſo muß es ſein!
Der Mann von Herz und Kopf
Iſt reich und groß in ſich allein,
Und winzig iſt der Tropf.
Geboren für den Schlendrian,
Fürwahr, der ewig Seichte,
Er wäre gar zu ſchlecht daran,
Wenn er auch nichts erreichte!

Der Gekränkte.

Nicht übel!

Der Erfahrene.

Und der Zweck iſt klar.
Der Lump, der oben ſteht,
Wird eben dadurch offenbar
In ſeiner Nullität.
Doch wenn der Genius bedrückt,
Verfolgt von frechem Tadel,
Das Gute ſchafft, die Erde ſchmückt,
Zeigt er den höchſten Adel.

Und endlich vor dem Weſen doch
Erblaſſen muß der Schein.
Abwirft der Brave nun das Joch
Und endigt ſeine Pein.
Der wohlverdient gerechte Lohn
Wird zugemeſſen beiden.
Und ſiehſt du dann den Wicht, mein Sohn,
Du wirſt ihn nicht beneiden!

Der Philoſoph.

Ich will kein Glück, mit dem verglichen
Ich ſelbſt gering erſchein'
Und als ein Günſtling, der's erſchlichen!
Ein ander Loos ſei mein.

Auf einem Grunde ſchöner Thaten
Erblühe Würdigkeit!
Dann mögen wohlbeſtellte Saaten
Fruchtbringen mit der Zeit.

Wenn mir die Welt Erquickung ſendet
Auf heißer Lebensbahn,
Wenn ſie beſcheidnen Lohn mir ſpendet,
So nehm' ichs dankbar an.

Doch keineswegs zu viel von ihren
Geſchenken werde mein!
Ich will ihr lieber creditiren,
Als ihr verſchuldet ſein.

Den Freunden.

Schön iſt das Leben, reich und ſchön
Gerade mit dem Leide!
Um ſeine Reize zu erhöhn,
Das Leid gehört zur Freude,
Zum Glücke ſind ſie beide.

Wozu wohl ohne Verlegenheit
Wär' uns Humor gegeben,
Der ſie mit Witz und Heiterkeit
Und keckem Ueberſchweben
In Luſt verwandelt eben?

Was ohne Kampf und ohne Krieg
Sollt' aus dem Muthe werden,
Der ſich im Kampfe holt den Sieg —
Bei Mühen und Beſchwerden
Die höchſte Wonn' auf Erden?

Gäb's keinen Zwang und keine Noth,
Wozu die Kraft von Eiſen,
Die rings gedrängt und rings bedroht,
Sich herrlich zu beweiſen,
Fortgeht in ihren Gleiſen?

Und gäb' es Mängel nicht und Schuld,
Wie könnte ſich bewähren
Die Liebe wohl in höchſter Huld
Und ſich am reinſten ehren
In Schenken und Verklären? —

Schön iſt das Leben, reich und ſchön,
Weiß man es ſchön zu machen
Und Kräfte, die das Leid beſtehn,
Hell in ſich anzufachen.
Lang mög' es allen lachen!

Die zweite Jugend.

Schön iſt die Jugend, wo die Wangen blühn,
Der Holden Augen glückverheißend winken,
Wo Muth und Kraft in Bruſt und Adern glühn,
Der Zukunft Bilder zauberhelle blinken.

Es iſt des Morgens lichter Sonnenduft,
Der erſten Triebe lenzbeſeligt Schwellen,
Der Blüte Regung in erwärmter Luft,
Der friſchen Säfte Drang und Ueberquellen.

Doch ſie vergeht! — Die Zeit hat ſie gebracht,
Die Zeit in ihrem Gange nimmt ſie wieder:
Und iſt zum Gipfel auf der Weg gemacht,
So führt der weitre nur zu Thale nieder.

Und noch iſt Alles, ach, ein fernes Gut,
Was du gehofft in deinen ſchönen Tagen! —
Da kehrt in Demuth ſich der Uebermuth,
Und mit der Selbſterkenntniß naht das Zagen.

Verſchwunden iſt die Jugend wie ein Traum —
In Nacht verſchlungen iſt ihr heller Schimmer!
Daß wirklich ſie geweſen, glaubſt du kaum;
Nur Eins iſt klar: ſie iſt dahin auf immer.

Erwacht zum Alter, muth- und freudeleer,
Wie kannſt du noch geliebt und glücklich werden? —
Der Zweifel wirkt und nimmt dir mehr und mehr
Die Anmuth aus Empfindung und Geberden.

Entzweit in dir fühlſt du der Erde Streit,
Zerriſſen fühlſt du tief den Riß der Tage,
Du fühlſt die Noth der Welt, der Seelen Leid,
Und aus dem tiefſten Herzen quillt die Klage. — —

Nicht aber ſchwand die ganze Lebenskraft!
Von Ferne blinkt dir noch ein Hoffnungsſtreifen,
Im tiefſten Innern blieben Trieb und Saft —
Und fallen Blüthen, können Früchte reifen.

Der Geiſt in dir erhebt ſich, kämpft und ringt,
Das Glück erſetzend durch die Macht der Tugend;
Und wenn er ſtark den wahren Feind bezwingt,
Führt er dich ſiegreich in die zweite Jugend.

Was iſt die Jugend? Glaube, Liebe, Glück,
Des Denkens Muth und des Empfindens Friſche,
Des Herzens Fülle, der erfreute Blick
Des guten Kindes an des Vaters Tiſche.

Das Alles kommt dir wieder aus dem Geiſt,
Wenn er erkennt, daß eben Glück und Liebe
Das höchſte Ziel, worauf der Himmel weiſt,
Der einig iſt mit tiefſtem Lebenstriebe.

Das Alles kommt dir wieder aus dem Geiſt,
Wenn er es unternimmt, die reichen Gnaden,
Die Gott dem Willen und der Kraft verheißt.
Herbeizurufen ſelbſt und einzuladen.

Die Jugend ſchwindet aus den Sinnen nur,
Um zu erſtehn im Geiſt und im Gemüthe.
Das hold gewährte Leben der Natur,
Errungen ſeis in freier Macht und Güte!

Geſchenktes Leben muß vergänglich ſein,
Damit es dich zum Kampf und Schaffen treibe,
Geſchenktes Glück vergehn in Noth und Pein,
Damit erkämpftes dir auf ewig bleibe.

Schwingt aber ſich der Geiſt auf ſeinen Thron,
Nachdem getragen er des Leibes Bürde,
Dann wird die Gabe zum verdienten Lohn
Und mit dem Glück verbindet ſich die Würde!

Und wenn erprobten Mannes Angeſicht,
Vom Kampfe mächtig ausgeprägt und bieder,
Neu wieder glänzt in heller Freude Licht,
Dann lächeln hold ihm auch die Frauen wieder.

Gewinnen kann er ſich ein edles Herz,
Die höchſte Wonne dem Verdienſt erringen,
In heilgem Bund, in liebevollem Scherz
Der ſüßen Sproſſen liebend ſich verjüngen.

Doch hat ihm Gott ein ander Loos beſtimmt,
Dann kann er ſich mit aller Kraft und Güte
Der Menſchheit weihen, die zum Lichte klimmt,
Dem Vaterland, der höchſten Geiſtesblüte.

Und ſtrebend wird er in Gedankenmacht,
In edeln Handelns fröhlichem Gelingen
Und, wenn er ſeines Lebens Werk vollbracht,
Verehrt, geliebt von Allen ſich verjüngen.

Mag dann im Aeußern walten auch die Zeit,
Im Innern herrſchen Liebe, Freude, Tugend!
Sie führen ihn in Jugendheiterkeit
Hinüber in das Land der ew'gen Jugend.

Zum Schluss.

Willſt du das Glück empfangen,
So wird es dir entrafft;
Du kannſt es nur erlangen,
Wenn es dein Geiſt erſchafft.

Vergeblich iſt dein Streben;
Denn iſt es auch erſtrebt
So wird es dir entſchweben
Und ſterben, was gelebt.

Du mußt es produciren,
Tief in dir ſelber liegt's;
Das Miſſen und Verlieren,
Nur ſtete Kraft beſiegt's.

Die reinſte Lebenswonne,
Begreife, wo ſie wohnt!
Das Geben iſt die Sonne,
Das Nehmen iſt der Mond.

Die Sonn' in ſelgen Gluten,
Sie ſpendet ſelge Glut:
Das Höchſte wird dem Guten,
Der Höchſtes iſt und thut.

* * *

Zum Leben unſerer Zeit.

An die deutſche Nation.

Liebüberfließendes Geſchlecht
Gieb endlich auch dir ſelbſt dein Recht,
Wie du es Andern giebſt!
Erkenn im Weltgetriebe dich
Und ehre dich und liebe dich,
Wie du die andern liebſt!
  Vermeinſt du Gottes Herz zu laben,
  Wenn du mit deinen höhern Gaben
  Dich beugſt vor den gemeinern,
  Die, weil ſie dienen ihren Sinnen,
  Den Ehrenpreis der Welt gewinnen? —
  Verrath iſt Selbſtverkleinern!

Steh würdig als die Nation,
Der Gott die höchſte Miſſion
In ſeiner Huld vertraut!
Gieb Ehre dem, der dich entflammt,
Und fordre für des Himmels Amt
Weltanerkennung laut!

Abſtreiſe deiner Tugend Hülle
Und laſſe deiner Strahlen Fülle
Zum Heil der Erde ſcheinen —
Damit die ſtolze Nacht ſie meiſtern,
Damit die Völker ſich begeiſtern
Und ſich um dich vereinen!

Du, Königin der alten Zeit,
Erhabnes Haupt der Chriſtenheit,
Geweſen iſt's dein Loos,
Niemals ein Volk für dich allein,
Nein, ſtets ein Völkerglied zu ſein
Und für das Ganze groß!
Im Kaiſerthum, das dir gegeben,
Dein Leben war der Menſchheit Leben,
Zu der das Heil gekommen.
Für ſie haſt blutig du geſtritten,
Für ſie haſt muthig du gelitten
Und Kühnſtes unternommen.

Du, Königin der alten Zeit,
Gebrochen haſt du ſtolz und weit
Der neuen Zeit die Bahn.
Du haſt, das Herz von Gott geſchwellt,
Den Geiſt befreit, die Welt erhellt,
Und Alles gabſt du dran.
Und ward ein andres Volk berufen,
Voranzugehn zu höhern Stufen —
Du haſt es froh begleitet.
Du haſt in ſeiner Glut gelodert,
Mit ihm den neuen Sieg gefodert
Und dich für ihn bereitet.

Du warſt, du biſt Europa's Herz!
Du fühlſt im Tiefſten ſeinen Schmerz,
Im Tiefſten ſeine Luſt.
Und alles Licht und alles Glück,
Es ſtrömt hinaus, es ſtrömt zurück
Und wird in dir bewußt.
Und die von je die Welt entzweien,
Die urgeborenen Parteien,
Die nie zu Ruh gebrachten,
Sie finden ſtets zu dir die Bahnen,
In dir erheben ſie die Fahnen
Und ſchlagen ihre Schlachten.

Und ſolch erwählte Nation,
Sie könnte bleiben ohne Lohn
Für Arbeit und für Noth? —
Erkennt, wofür euch Gott begabt
Und ihr euch ſelbſt erzogen habt —
Erkennt des Herrn Gebot!
Ihr ſollt Europas Recht verwalten,
Die Selbſtſucht mächtig niederhalten,
Damit die Welt geſunde.
Ihr ſollt des Geiſtes Zeit beginnen,
Ihr ſollt dem Licht den Sieg gewinnen
Im freien Völkerbunde!

Ihr habt gelegen in dem Feld,
Ihr habt geduldet für die Welt,
Nun triumphirt für ſie!
Der deutſchen Nation Triumph,
Er macht der Zwietracht Pfeile ſtumpf
Und bringt die Harmonie.

Drum eben ſteht ihr in der Mitten,
Um, von dem großen Kampf umſtritten,
In göttlich freiem Leben
Euch zu der edlen Schaar geſellend,
Euch zu des Rechtes Kämpfern ſtellend
Den Ausſchlag auch zu geben!

Erkennt die ungeheure Gunſt!
Was ihr in Wiſſenſchaft und Kunſt
Als höchſtes Ziel erdacht —
Des deutſchen Geiſtes Ideal
Erblühn zu laſſen überall —
Das ſteht in eurer Macht!
Ihr könnt den wahren Frieden bringen,
Ihr könnt den letzten Feind bezwingen
Und aus dem Felde ſchlagen,
Damit die Welt in Licht erglühe! —
Fürwahr, das lohnte ſich der Mühe,
Die kühnſte That zu wagen!

Ideologie.

Der große Mann aus Corſika
Verhöhnt' als Ideologen
Des deutſchen Volks Ingenia.
Er hatte, wohl erwogen,
Dazu nach ſeiner Art das Recht:
Für ihn ſprach ſiegendes Gefecht,
Zu Boden liegendes Geſchlecht,
Für jene nur ihr Trachten.

Doch die Ideen nach und nach,
Sie wurden auch zu Thaten,
Und jagten ihn zu ſeiner Schmach
Hinweg aus unſern Staaten.
Sie traten auf in Fleiſch und Blut,
Bewährten ſich in Kraft und Muth,
In Krieg und Sieg! — Es iſt nicht gut,
Ideen zu verachten.

Umgekehrt.

Der große Mann aus Corſika,
Er war der Ideologe!
Zerſtört iſt ſeine Schöpfung ja
Durch mächtige Völkerwoge.

Die rieſengroße Monarchie
Mit ihren Pfeilern allen,
Die ſtolz gegründet ſein Genie,
Sie iſt in Nichts zerfallen.

Das Werk der Uebermacht und Liſt,
Es iſt zu Staub zerrieben. —
Und nur Ideeverwandtes iſt
Von ſeinem Thun geblieben.

Das Epos vom Gelde,

oder logiſch unumſtößlicher Beweis von den ſegensreichen
natürlichen und moraliſchen Wirkungen
der größten Macht unſerer Zeit.

> Soll unſre Kunſt Vergnügen euch bereiten,
> So müßt ihr mit Behagen uns begleiten
> Und in dem Bilde, das wir euch entrollen,
> Die heitre Gründlichkeit des Deutſchen wollen.

Poeten ließen ſich zu allen Zeiten
In ihrer Seelen hohem Schwung verleiten,
Vom Gelde ſtolz zu reden, deſpectirlich,
Sogar es anzuklagen unmanierlich.
Sie ſahn in ihm der größten Uebel Quelle,
Ein ſchlechtes äußres Gut auf alle Fälle.
Höchſt ungerecht! — Wir heutzutage finden,
Solch Urtheil konnt' in Wahrheit nur von Blinden,
Von Schwärmern kommen, die nicht ſehen wollten,
Vielleicht auch neidiſch guter Sache grollten.
Wir, in die Welt mit hellern Augen lugend,
Wir ſehn im Gelde wunderbare Tugend,
Wir ſehn in ihm gewaltige Kräfte wohnen —
Und rufen: dem Verdienſte ſeine Kronen!

Das Paradies — vom erſten Elternpaar
Ward es verloren, das iſt offenbar.
Der ausgeſprochene Fluch erfüllt ſich täglich
Und macht im Grund das Erdeleben kläglich.
Die Menſchen müſſen wagen und ſich plagen,
Genüſſe ſich verſagen, Leiden tragen.
Sie müſſen Froſt und Staub und Hitze dulden,

Von fremden leiden und von eignen Schulden.
Wie Einer, der geſtürzt in tiefen Fluß,
Die Glieder unabläſſig rühren muß,
Soll nicht den Sinkenden der Tod erfaſſen,
So dürfen ſie ſich niemals gehen laſſen,
Wofern ſie nicht zu Grunde wollen gehn!
Wie viel dann auch von Kraft und Muth geſchehn,
Sie finden, was zum Lebensglück gehört,
Doch immerdar verkümmert und geſtört.
Stets dürftig bleibt auf ihrer Jagd die Beute,
Und jenſeits liegt, was ſie zumeiſt erfreute.

Das Alles aber gilt nur von den Armen!
Der Reiche kann auf Erden auch erwarmen
Im Arm des Glücks — das Geld, dem er gebeut,
Das eben iſt's, was Eden ihm erneut.
Er weilt in Räumen zierlich ausgeſtattet,
Worin ſich Schönheit mit Behagen gattet,
Wo rings in Anmuth Alles glänzt und lacht
Und Geiſt und Herz und Sinne fröhlich macht.
Unbilden der Natur und Noth des Lebens,
Ihm drohn mit ihren Tücken ſie vergebens!
Er ſetzt dem Froſt, dem Sonnenbrand, dem Regen
Die Siegerabwehr der Kultur entgegen,
Die Kälte wärmend und die Gluten kühlend
Und ſich in ſeiner Schöpfung glücklich fühlend.
Ihm wird der Schmutz der Erde nie zur Pein,
Denn immer ſind für ihn die Wege rein.
In trockner Halle ſteigt er in den Wagen,
Läßt über naſſe Straßen hin ſich tragen
Und freut ſich, in der Ecke weich zu ſitzen,
Derweil die Räder Andere beſpritzen.

Der Reiche braucht ſich nicht, in Schweiß erglüht,
Zu mühen, weil für ihn das Geld ſich müht.
Was ſich der arme Mann erkämpfen muß,
Das Geld gewinnt es ihm in Ueberfluß —
Das Geld, dem jene Wunderkraft gewährt,
Daß es ſich ewig aus ſich ſelbſt vermehrt.
Die nun ihm bleibende köſtlich freie Zeit
Iſt dem Vergnügen, dem Genuß geweiht.
Er athmet ſüßen Duft in Blumengärten,
Er ſchlürft Muſik in Opern und Concerten,
Läßt ſich die Bruſt erweitern in Tragödien,
Läßt ſich das Herz erheitern in Komödien,
Und eilt in die Geſellſchaft, wo ſo gerne
Huld blicken ihm der Schönheit erſte Sterne. —
Hat aber ſich für ihn in ſeinem Kreiſe
Die Luſt erſchöpft, ſo macht er eine Reiſe,
Um hier in ſtetem Wechſel ſich an neuen
Und immer neuen Bildern zu erfreuen.
Er gleicht dem Zaubrer, der das Wort gefunden,
Dem Geiſter zu gehorchen ſind verbunden.
Ein Ruf — und ſieh, mit welchen Eifermienen,
Die Geldbedürftigen eilen, ihm zu dienen!

Fürwahr, ein ſolches Erdenhimmelreich
Iſt wohl dem Paradieſesgarten gleich!
Doch dieſen Garten, wie man ihn gemalt,
Kann ja der Reiche, wenn er ihn bezahlt,
Auf Erden haben! — Giebt es Parke nicht,
Wie Paradieſe ſchön im Sonnenlicht?
In ſolchem Parke kann der reiche Mann
Als Herr ſich fühlen, heiter, ſtolz — er kann
Durchwandelnd die verſchiedenen Reviere

Vergnügt beſchauen Haine, Quellen, Thiere,
An maleriſchen, duftigfernen Blicken
Empfänglich Aug', empfänglich Herz erquicken.
Er kann mit einer Eva ſich ergehen,
Das Holdeſte mit ihr noch holder ſehen,
In ſüßer Luſt die ganze Welt vergeſſen —
Und überdies von allen Aepfeln eſſen!

Was aber heißen Aepfel und dergleichen!
Die Erde ſchüttet heute für den Reichen,
Der koſten will im Trinken und im Eſſen,
Aus ihrem Füllhorn andre Delikateſſen!
Ihm ſendet jedes Land das Allerbeſte,
Und jede Mahlzeit wird für ihn zum Feſte,
Wo ſich dem Auge, künſtleriſch gereiht,
Darſtellt die ganze Mannigfaltigkeit
An Leckerbiſſen, die Natur erzeugt —
Wo ſich der Menſch vor ihr bewundernd beugt
Und alles Feinſte, das er ſich erkieſt,
Mit Einſicht und Begeiſterung genießt.

Ich weiß es wohl — es drängen ſich auf Erden
Auch an den Reichen mancherlei Beſchwerden,
Und auch für ihn zuweilen wird es Nacht:
Allein da zeigt ſich recht des Geldes Macht!
Hat er ſich irgendwie, bei ſtarkem Wein,
Bei zu gewürztem Tiſch geholt das Zipperlein,
So kann er ſich auf Eiderdunen legen
Und ſich von zarten Händen laſſen pflegen.
Er kann auf eines theuren Arztes Rath
Sacht reiſen in ein weltberühmtes Bad,
Wo er Geneſung ſich von ſeinem Hinken

Zugleich mit Unterhaltung kann ertrinken,
Wo ſeinem Wein erſprießt die alte Güte
Und ſeinem Geiſt der Menſchenkenntniß Blüte.

Ward ihm ein reizendes, geliebtes Weſen,
Für die er allzugütig nur geweſen,
Untreu, weil ſie das Glück, das ſie beſonnte,
In ſeiner Gleichheit nicht ertragen konnte,
So wird er freilich heftig ſich erzürnen
Und fluchen ihr und fluchen den Geſtirnen.
Wenn aber nun ſein Mißgeſchick bekannt,
Wie viele Schönen findet er entbrannt,
Den ſchmerzlichen Verluſt ihm zu erſetzen,
Sein wundes Herz mit Balſam zu benetzen!
Treuloſigkeit, ſie raubt dem Armen Alles,
Dem Reichen etwas nur, und ſchlimmſten Falles!
Er kann nach kurzem Leid die Schönſte wählen,
Und nichts wird mehr zu ſeinem Glücke fehlen.

So leicht gemacht iſt's ihm in allen Stücken.
Muß ſich der Arme ruhig laſſen drücken
Und kann er leidend murren nur und ſchreien,
Der Reiche weiß ſich irgend zu befreien.
Er kann ſein Ungemach in Wein ertränken,
Er kann's in einen Strom von Luſt verſenken,
Er kann's begraben unter Blumenhügeln
Und ihm entfliehn mit goldnen Wanderflügeln;
Und will er's hegen, kann er es mit Ehren
Und Glanz umgeben und in Kunſt verklären.
Ihm beut für jede Wunde ſich ein Kraut,
Das ihn mit Heilkraft wieder auferbaut.

Bewundernswerthe Stärke zeigt das Geld
Im Kampfe mit den Satzungen der Welt,
Im Niederreißen alter Scheidewände
Und im Vergleichen der getheilten Stände.

Ein junger Mann von zierlicher Figur,
Mit einem Ausdruck heiterer Natur,
Die Haltung edel und die Kleidung fein,
Tritt leichten Schritts in die Gemächer ein,
Die ſein Geſandter wunderſam erhellt
Geöffnet heute für die ſchöne Welt.
Er ſieht ein Fräulein hier von altem Stamme,
Und ihn ergreift urplötzlich ſüße Flamme.
Er ſtaunt dem holden Bild im Freudenſcheine,
Und mächtig ruft's in ihm: „Sie oder keine!“ —
Bald weiß er nah und näher ſich zu ſtellen,
Und endlich ſich dem Kreiſe zu geſellen,
Der um der Schönheit Königin ſich ſchloß
Und manch banale Phraſe ſchon ergoß.
Gewandt ergreift er ſelber nun das Wort
Und führt es geiſtreich und mit Laune fort.
Die Liebe macht den Jüngling zum Genie,
Lichtfunken ſprühn aus ihm, wie früher nie,
Und er verräth ihr in erleſnem Scherz,
In zarter Huldigung ſein ganzes Herz.
Die Schöne fühlt ſich in der Seele glücklich.
Auch ihr hat der Verehrer augenblicklich
Durch ſeine Haltung ſchon, und dann vor Allen
Durch ſeinen Geiſt und ſeine Glut gefallen.
Das Alles war ſo nobel, fein und ächt:
Er iſt gewiß von edelſtem Geſchlecht!

Und als die Converſation geendet,
Da fragt ſie, leicht zur Seite hingewendet,
Die Frau Geſandtin, wie der Herr wohl heiße,
Der ſo viel Unterhaltungskunſt beweiſe —
Still für ſich lächelnd, denn es iſt der Schönen,
Als müſſe nun ein Grafennam' ertönen.
Allein o Leid — es ſpricht die Frau vom Haus
Den bürgerlichen Namen „Wagner“ aus!
Zerſtoben iſt der Hoffenden Vergnügen,
Ein Schatten lagert ſich auf ihren Zügen,
Und während ihre Wangen höher glühn,
Sieht man die ſchöne Lippe ſich verziehn.
Die Freundin ſetzt hinzu mit ernſtem Ton:
„Ein eleganter Mann, der einzge Sohn
Des reichſten Banquiers in unſerm Land
Und manch geheimen Wunſches Gegenſtand! — —
Er wird einſt Herr von Millionen ſein!“
Die Schöne horcht; ein morgenheller Schein
Verbreitet mild ſich über ihre Wangen,
Und völlig iſt der Seele Leid vergangen.
Sie fühlt des Geldes tiefe Poeſie!
Ihr winken durch den Nebel, den um ſie
Das bürgerliche „Wagner“ hat ergoſſen,
Von einem zauberhaften Licht umfloſſen
Die Güter mit den Ehren und Genüſſen,
Die ſich der Millionärin bieten müſſen.
Und er, durch ſeinen Namen ſo verdunkelt
Und klein gemacht, er wächst empor und funkelt
In einem Glanz, der Achtung ihr gebeut
Und wunderbar ihr tiefſtes Herz erfreut.
Als ihn die Sehnſucht wieder hergeführt,
Antwortet ihm die Schöne zartgerührt

Und mit ſo holdem, ſeelenvollem Blick,
Daß er zerſchmilzt in Lieb' und Liebesglück.

Und er beſucht den Stolzeſten im Land,
Muthvoll zu werben um der Tochter Hand! —
Wird ihn der Edle ſtaunend wohl beſchauen,
Bei ſeinem Worte nicht den Ohren trauen?
Wird er ihn hochentrüſtet ſchweigen heißen,
Verachtungsvoll ihn aus dem Hauſe weiſen? —
Das wird er bleiben laſſen! — Ernſt und würdig,
Als ob der Freier mehr als ebenbürtig,
Empfängt er ihn; er neigt der Rede ſich
Mit einem Lächeln mild und väterlich.
Durchdrungen von des jungen-Mannes Werth
Fühlt er durch ſeinen Antrag ſich geehrt
Und legt, gerührt von ihren reinen Flammen,
Die Hände ſelbſt der Liebenden zuſammen.

Wir wiſſen Alle, was Iſraeliten
Von Chriſten duldeten und ihren Sitten.
Wie von den Herrn des Landes ſie gehudelt,
Wie ſie von Städten, weil man ſich beſudelt
Von ihnen glaubt', in dumpfe Judengaſſe
Gebannt ſich ſahn als gottverworfne Raſſe —
Wie Jeder ſie, ſoviel er konnte, gröblich
Gedrückt, verhöhnt — in keiner Weiſe löblich.
Und jetzt noch, wenn wir einen Juden ſehn
Mit ſeinem Zwerchſack über Landes gehn
Und er uns grinſend: „Nichts zu handeln?“ fragt
Und unabweislich ſchachergierig plagt
Das grelle, morgenländiſche Geſicht,
So dünkt er eben uns ein ekler Wicht

Und weckt Gedanken, für die Judenſchaft
Nicht eben ehrenvoll und ſchmeichelhaft.

Allein durch Chriſten Ungerechtigkeiten
Läßt er ſich nicht ſein Metier verleiden.
Der Jude handelt, handelt mit Profit
Und ſein Vermögen mehrt ſich Schritt für Schritt.
Er ſchreitet weiter, wagt mit Staatspapieren,
Und wagt mit Klugheit! — Andere verlieren,
Er aber, er erräth es und gewinnt.
Er ruht und raſtet nicht, er denkt und ſinnt —
Und der den Sack getragen überquer,
Er nähert ſachte ſich dem Millionär. — —
Kommt Einer, der ihn ſonſt verachtet hat,
Nun in Geſchäften in die Handelsſtadt
Und trifft ihn wieder, ſieht er einen Mann,
Der ſich den Erſten zugeſellen kann.
Er grüßt galant — der Iſraelit erneut
Die frühere Bekanntſchaft hulderfreut,
Vernimmt von ihm, womit zu helfen wäre,
Und hilft dem guten Landsmann, ſich zur Ehre.
Ihm zu beweiſen, was er unterdeſſen
Geworden, lädt er ihn zum Mittageſſen.
Und nun, wie wird es dem Verächter ſein
Bei Gänſeleber und Burgunderwein?
Er ſieht des Gönners Phyſiognomie,
Das edle Selbſtgefühl, die Bonhomie,
Des Auges Feuer, orientaliſch myſtiſch —
Das Alles dünkt ihn höchſt charakteriſtiſch.
Die krumme Naſe, die er komiſch fand,
Sie ſcheint ihm jetzt bedeutſam, intereſſant;
Und das Vergnügen, das den Wirth verklärt,

Dünkt ihn geradeweges liebenswerth.
Er fühlt den Drang, ihn mehr noch zu erfreuen,
Und ſagt ihm, recht von Herzen, Schmeicheleien!

Das Geld hat die Gewalt, zu abſolviren,
Gewagter Thaten Schuld zu annulliren,
Den Richterdrang der Menſchen zu verſöhnen
Und alles Harte mildernd abzutönen.

Es kommt im Leben ja nicht ſelten vor,
Daß Einer jenes vielerſehnte Thor,
Das zum Genuß des Ueberfluſſes einläßt,
In einer Weiſe ſucht, die Keinem fein läßt.
Man redet von Betrug und Unterſchleifen,
Von einer Hand, die fähig ſei zu greifen,
Was nicht für ſie gerade hingeſetzt,
Von Conto's, wo das Einmaleins verletzt —
Kurz von Manövern, die den Ruf beflecken.
Läßt ſich ein Solcher auf der That entdecken —
Wie ihn die Welt, in edlem Zorn entbrannt,
Verachtungsvoll aus ihrem Kreis verbannt!
Allein gelingt ihm das verwegne Spiel,
Erreicht er ſicher das erſtrebte Ziel
Und macht mit ſeiner Beute nun ein Haus,
Dann fällt das Urtheil ganz verſchieden aus.
Man weiß es wohl, es iſt nicht Alles richtig,
Und, was man raunt, in keiner Weiſe nichtig.
Doch ſollte das im Feſtvergnügen ſtören?
Man ignorirt's — man will davon nichts hören.
Man hält ſich an das Ziel, und deſſen Strahlen
Vermögen eigen auch den Weg zu malen,
Daß er, ins Reich des Komiſchen verſetzt,

Nun auf des Reichen Koſten nur ergetzt.
Der Ernſt der Wirklichkeit iſt überwunden,
Und was man ſonſt verdammenswerth gefunden,
Mit Recht verdienend peinliches Geſchick,
Das ſtraft man jetzt — mit einem ſchlauen Blick.
Man zuckt die Achſeln, denkt: „ſo gehts einmal!
So iſt's geweſen immer, überall!“ —
Und lebt mit ihm und läßt den Reichen leben.
Er hat das Geld — die Schuld iſt ihm vergeben!

Was glückt auf Erden nicht der Tapferkeit,
Der Männerſtärke, der Beſonnenheit,
Dem unermüdlichen Ankampf, dem Genie?
Das Schwierigſte bezwingen können ſie.
Wir ſehn jedoch, daß auch auf ihrem Feld
Noch unvergleichlich mehr vermag — das Geld.

Vor einer Feſtung liegt ein General;
Die Mittel, ſie zu nehmen, allzumal
Anwendend läßt er ſchanzen und miniren,
Läßt überfallen, ſtürmen, bombardiren.
Die Krieger müſſen laufen, ſchleichen, ducken,
Und aller Orten Feindesblei verſchlucken.
Wie viele liegen da, beraubt des Lebens!
Die Feſtung hält ſich — Alles war vergebens.
Indeß — der Feldherr iſt ein großer Mann,
Nie giebt er nach, bevor er nicht gewann;
Zuletzt, nach mondelanger Noth und Pein,
Zieht er als Sieger in — Ruinen ein.
Was hat er nun, der vielbelobte Sieger?
Vor einer andern Feſtung iſt er klüger.
Anſtatt die Mauern lange zu beſchießen,

Läßt einen Goldſtrom er hinüberfließen,
Der in des Kommandanten Kaſſe mündet
Und Liebe zur Verträglichkeit entzündet.
Durch dieſes Friedenswerk iſt raſch erzielt,
Um was man ſonſt mit Noth und Tod geſpielt.
Der Feldherr mit den Seinen groß und klein
Zieht glorreich in geſchonte Mauern ein;
Er brauchte nicht die Mannſchaft zu verputzen,
Und kann die Werke für ſich ſelber nutzen.

So iſt's mit allen Feſtungen im Leben:
Sie können nicht dem Gelde widerſtreben,
Drum wird dem Geld bei Zeiten ſtets und leicht,
Was ſonſt die größte Mühe ſpät erreicht.
Sobald ſein goldner Finger angepocht,
Fühlt ſich der ſtrengſte Hüter unterjocht;
Die complicirteſten Schlöſſer öffnen ſich
Vor dieſem allgerechten Dieterich,
Es öffnen ſich die Kammern und Kanzleien
Mit den geheimſten aller Schreibereien —
Und was der ganzen Welt verborgen war,
Dem Geld wirds offenbar und ſonnenklar. —
Wenn man ſo lieſt von einem Zauberſtab,
Der Weiſen eine Art von Allmacht gab;
Von einem Talisman, der Zug um Zug
Ein Herz gewann dem Glücklichen, der ihn trug,
So denkt man ſeufzend wohl zu dieſer Friſt:
„Wie Schade, daß es nur ein Mährchen iſt!“
Es iſt kein Mährchen! Dieſer Talisman,
Der uns zu Herrn der Erde machen kann,
Zu Bändigern der Herzen und der Welt,
Iſt Wahrheit, Wirklichkeit! — — es iſt das Geld!

Wie zu beſeligen das Geld vermag,
Das iſt wohl Allen klar nun wie der Tag.
Doch nicht erſchöpft iſt damit ſeine Kraft!
Sein höchſter Ruhm liegt in der Eigenſchaft,
Daß es auch reichlich Tugenden verleibt
Und uns hinanhebt zur Vollkommenheit! —

Wer uns gefolgt mit Einſicht und mit Hulden,
Weiß ohne Zweifel, was es iſt um Schulden.
Man will ſich nichts verſagen, nichts vergeben,
Man iſt gereizt, man iſt gedrängt, im Leben
Figur zu machen nach dem Stand und Titel,
Doch ungenügend, leider, ſind die Mittel —
Es fehlt an Geld! — Hemmt man darum den Schritt
Zur Ehr' und Freude? Nein! — man hat Credit!
Den braucht man hier und dort und ſo und ſo,
Wie's eben geht, und lebt vergnügt und froh.

Bald aber zeigt es ſich: auf dieſen Wegen,
In dieſer Hülfe liegt kein rechter Segen!
Geborgte Münze, raſch und leicht gewonnen,
Iſt unvergleichlich raſcher noch zerronnen.
Wo man dir aufſchreibt, kaufſt du theuer ein,
Du gönnſt dir Leckerbiſſen, edeln Wein,
Du kleideſt dich in feines Tuch und Seide,
Und doppelt ſchreibt dafür des Meiſters Kreide.
Wenn du nicht zahlen mußt, wie ſollſt du ſparen
Und im Genuſſe kümmerlich verfahren? —
'S geht eine Zeit. Zuletzt biſt du bedeckt
Und aus dem Wohlſein plötzlich aufgeſchreckt.
Du kannſt es nicht begreifen, wie's geſchah!
Allein das ändert nichts: die Noth iſt da!

Der unverſtopften Löcher wächst die Zahl,
Sie werden größer, werden höchſt fatal.
Die Mahner kommen täglich, kommen ſtündlich —
Du mußt um Nachſicht bitten, ſchriftlich, mündlich.
Erfaßt dich auch unendliches Verlangen,
Sie, die um Zahlung dreiſt dich angegangen,
Hinabzuwerfen über deine Stiegen,
Du mußt, es geht nicht anders, dich beſiegen —
Zu ihren ſchlimmſten gute Miene machen,
Antworten zierlich auf die plumpſten Sachen
Und ſchmeichelnd und verſprechend ſie von hinnen
Zu ſchicken wiſſen, Stundung zu gewinnen.

Wer aber hielte je, was er geplagt
Dem Gläubiger in Nöthen zugeſagt?
Wenn einen ſolchen nun die Augen ſehn,
Biſt du gemahnt, ihm aus dem Weg zu gehn.
Ein grober Bengel flößt dir Schrecken ein,
Du fühlſt, o Pein, vor einer Null dich klein,
Du ſiehſt das ganze Daſein dir zerſtört —
Und kannſt nur fluchen, wenn es keiner hört! —
Heilloſe Klemme! Schändlich Mißgeſchick!
Da wahre dir im Leben hellen Blick!
Da nimm dir vor, beſonnener zu handeln,
Den Weg des Fleißes, der Vernunft zu wandeln!
Es geht nicht mehr! — an Muth und Kraft gebrichts!
Und wenn es ging' — es hülfe doch zu nichts!
Durch Ordnung iſt kein Heil mehr zu erlangen,
Drum wird der Weg des Gegentheils gegangen.
Nur Wuchrer borgen noch! Du ſuchſt ſie auf —
Und kürzer, immer kürzer wird dein Lauf.

Die Fluten wachſen, ſchwellen an und bringen
Erſchreckend her, um dich hinabzuſchlingen! —

Da ruft der Himmel eine reiche Tante,
Die dich als hoffnungsvollen Jungen kannte
Und in der letzten Stunde wohlbedacht
Dem Trefflichen ihr Geld und Gut vermacht! —
„O ſchöne That! O Perle du der Frauen,
Wie werth, dich zu ergehn in Himmelsauen!“
Durch deine Seele fließt ein Wonneſtrom,
Entzückt in dir iſt jegliches Atom —
Die Welt iſt wieder dein! — Und mit dem Glück
Die Würde kehrt, der edle Muth zurück.
Weisheit iſt wieder eine Möglichkeit —
Und ihre Winke finden dich bereit.
Genuß iſt dirs, Entſchließungen zu faſſen
In ihrem Sinn und wüſtes Thun zu laſſen!

Vor allem rufſt du nun dem wilden Schwalle
Ein mächtig Halt — du zahlſt die Schulden alle. —
Wie ſind ſie plötzlich wunderſam verwandelt
Die Menſchen, die dich rückſichtslos behandelt!
Vor Ueberraſchung außer ſich geſetzt
Stehn ſie, als ob die Zahlung ſie verletzt!
Verehrung, Reue ſpricht aus ihren Mienen,
Sie glühn vor Eifer, wieder dir zu dienen.
Im tiefſten Dankgefühl nach Worten ringend
Erbitten ſie von deiner Güte dringend,
Doch ihnen ja die Freude zu gewähren
Und mit Befehlen wieder ſie zu ehren! —
Welch eine Luſt — die abgeworfne Laſt!
Welch eine Götterwürze — der Contraſt!

Ein Meer von Seligkeit, nicht auszuſchlürfen:
Die Menſchen alle nicht mehr zu bedürfen,
Zu hören, wie Geflehte flehn, zu ſchauen,
Wie Rauhe weich in Höflichkeit zerthauen —
Erhaben, wie ſich ziemt, als Herr zu ſtehen
Und Diener dienſtbar unter ſich zu ſehen!

Nein, dieſes Glück, es muß erhalten bleiben!
Es ruft's der Geiſt, und die Gefühle treiben
Dich ſelbſt zur Mäßigung, zur Ordnung hin;
Denn Ordnung hat nun wieder einen Sinn,
Weil etwas da iſt, was man ordnen kann! —
Beſonnen legſt du dein Vermögen an;
Du ſiehſt auf Sicherheit und auf Procente
Und lebſt, mit Würde klug, von deiner Rente.

Doch kannſt du feiern? Kannſt du nur genießen
Und ſoll dein Leben thatenlos verfließen?
Nein! Deine Kraft in ſchönſter Lebenszeit,
Dem Schaffen ſei, der Arbeit ſie geweiht!
Die Arbeit füllt erfriſchend deine Stunden
Und wirkt, daß köſtlich die Genüſſe munden.
Aus Arbeit aber ſprießt der Lohn hervor
Und führt nothwendig zu Gedeihn und Flor;
Dem heitern Streben lacht an ſich das Glück:
An dein Vermögen reiht ſich Stück um Stück.
Wie ſchön iſt das Gedeihn in jeder Wendung!
Wie ſchön der ſichre Fortgang zur Vollendung!
Du willſt nun Freude nur mit Arbeit finden,
Nur mit dem Anſehn heitern Sinn verbinden —
Und als ein Beiſpiel wirſt du rings geehrt,
Wie man ſein Gut regiert, genießt und mehrt.

Der Menſch iſt ein geſellſchaftſuchend Weſen,
Er kann nicht immer ſchreiben nur und leſen —
Natur verlangt und ebenſo der Brauch,
Daß er verkehre mit den Andern auch.
Stört aber etwas die Geſelligkeit
Mehr und fataler als Verlegenheit?
Wenn einer daſteht wie ein Götze ſtill
Und ihm das Wort nicht von der Lippe will —
Dann aber, wenn er reden wollte, pappelt
Und wenn er ruhig ſtehen ſollte, zappelt!
Es fehlt ihm nicht an Geiſt, das iſt zu ſchaun,
Es fehlt dem Armen nur an Selbſtvertraun.
Vertraut' er ſich, ſo wüßt' er auch zu leben! —
Das eben iſt's! Sich dies Vertraun zu geben,
Das thut vor allen Dingen Jedem Noth,
Will er erſcheinen nicht als Idiot.
Nun — was verleiht uns höher Selbſtvertraun
Im Weltverkehr mit Herren und mit Fraun,
Als eben Geld? — Das Geld iſt der Ballaſt,
Der Haltung giebt, ſo daß wir ſtets gefaßt
Hinſegeln durch geſelligen Wogenbraus.
Vom Gelde ſtrömt magnetiſch Leben aus,
Das wunderkräftig durch die Nerven dringt
Und Geiſt und Herz zu kühnem Flug beſchwingt.
Was machte wohl den reichen Mann verlegen,
Der ſich umgeben ſieht von jedem Segen?
Braucht er die Andern? Nein, ſie brauchen ihn,
Sie müſſen ſich um ſeine Gunſt bemühn!
Und wie er ſicher glänzenden Geſchicks,
Iſt er auch ſicher achtungsvollen Blicks.
Da giebt er ſich in prächtigem Behagen!
Er hat nicht nöthig juſt etwas zu ſagen,

Er kann auch ſchweigen, und es ſteht ihm gut,
Weil ers mit innerm Wohlgefühle thut.
Einfälle läßt er wachſen und gedeihen;
Und kommen ſie und wollen ſich befreien,
So ſtreut er ſie mit Ueberlegenheit
In die Geſellſchaft, wie man Blumen ſtreut.
Wenn auch nicht Alles Gold iſt, was er eben
Vorbringt, ſo weiß er ihm doch Glanz zu geben.
Das Selbſtvertraun, vom Geldbeſitz erzeugt,
Gleicht ihn dem Dichter, der im Aether fleugt
Und, mit dem Stoffe ſpielend, was man liebt,
Auch immer, wie's am beſten mundet, giebt.
Er ſpendet Feinſtes in Humores Fülle,
Er adelt Kleinſtes in Humores Hülle;
Und wo der Arme, wär' er reicher auch
An Geiſt und Gaben, doch von einem Hauch
Des Zweifels angeweht im Herzen zagt
Und ſich verwirrend Albernheiten ſagt,
Da wird der Reiche, klar und friſch, erquicken
Und alle Welt erheitern und beglücken.

Ein Geldmann hört von einem neuen Werke
Der Malerei, mit lebensvoller Stärke
Des Pinſels rein und trefflich ausgeführt —
Und von dem Lob Sachkundiger gerührt
Erklärt er zur Erwerbung ſich geneigt,
Und ſucht den jungen Künſtler auf, der's zeigt.
Das Wiſſen unſres Reichen von der Kunſt
Iſt, wie's zuweilen vorkommt, blauer Dunſt.
Allein, wer wird getroſt und heiter ſein?
Die Kenntniß, die Bezahlung hofft? O nein —
Das Unverſtändniß, das bezahlen kann! —

Der Reiche, der das rechte Licht gewann,
Sieht auf das edle Bild mit Gravität,
Er ſieht und ſieht, geht hin und her, und ſieht.
Der arme Muſenſohn iſt alarmirt;
Er lauert, er erklärt, er motivirt,
Und hält mit Mühe ſeine ſtillen Sorgen
Im ernſtgefaßten Angeſicht verborgen.
Vom Genius, der das Kunſtwerk ließ erſtehn,
Iſt traun im Künſtler wenig mehr zu ſehn!
Indeß der Reiche, der genug ſah, bricht
Sein Schweigen jetzt und äußert mit Gewicht:
„Das Bild iſt gut! — es zeigt Talent und Fleiß —
Mein Herr, ich zahle den gewünſchten Preis!“
Wie ſich das ernſte Künſtler-Angeſicht
Nun plötzlich malt in freudehellem Licht,
In einem Farbenſcheine roſigmild —
Er iſt fürwahr nun ſchöner als ſein Bild! —
Er glänzt, als hätt' ihn Raphael gelobt,
Als hätt' er ſich vor Titian erprobt,
Und auf den Reichen ſieht er dankbewegt,
Wie man zu ſehn auf einen Meiſter pflegt,
Der Anerkennung widerfahren ließ
Und eine goldne Zukunft uns verhieß.
Er preiſt ſein Glück, daß einen Mann er fand,
Der ächte Kunſt zu würdigen verſtand,
Und ſagt mit Achtung, ſagt ergriffen, kindlich,
Dem Gönner Sachen überaus verbindlich.
Der Reiche hört es mit Zufriedenheit,
Er lächelt mild in edler Freundlichkeit
Und nickt und blickt wohlwollend und vertraut
Als einer, der den Künſtler ganz durchſchaut.
Den armen Jüngling beugt des Dankes Schuld!

Der Reiche fühlt ſich groß und gut in Huld
Und bietet uns, enthoben jeder Bürde,
Das ſchönſte Bild der Einſicht und der Würde.

Humor und Witz in ſpielender Entfaltung,
Anſehn und männlich überlegne Haltung
Sind Gaben, Fähigkeiten, welche mehr
Bedeuten im geſelligen Verkehr
Als mancher denkt! Allein das Geld verleiht
Vorzüge noch von größrer Wichtigkeit;
Es leitet immer höheren entgegen
Und ſtrömt um uns den reichſten Tugendſegen.

Der Arme ſieht ſich hingedrängt zu Sünden,
Die ganz allein in ſeinen Nöthen gründen.
Wohl könnt' er die Verlockung auch beſiegen,
Allein wie nahe liegt ihm das Erliegen! —
Blickt er auf ſich, ſo iſt es höchſt natürlich,
Daß er Verdruß empfindet ungebührlich
Und auf die Mienen ſich ein Unmuth ſchreibt,
Der Andere von ſeiner Seite treibt.
Sieht er den Reichen nun in ſeinem Glück
Wie hielt' im Herzen er den Neid zurück?
Er kann ihm zürnen, ja, er kann ihm fluchen
Und ihm in offnem Haß zu ſchaden ſuchen! —

Doch wär' er da, ſolch Glück nur zu begaffen?
Er will ſich auch ein beſſres Loos verſchaffen —
So raſch als möglich! — Und wir ſehn ihn wagen,
Wir ſehen ihn ergrimmt nach Vortheil jagen,
Wir ſehen ihn ſich ducken, kriechen, ſchmeicheln,
Den Mächtigen zu Gefallen reden, heucheln,

Und greifen ihn in höherem Erkecken
Nach ſtärkern Mitteln noch zu ſeinen Zwecken.
Was man jedoch erhaſchen will und zwingen,
Das pflegt im Leben ſelten zu gelingen;
Und wenn der Arme ſich herumgedrückt,
So wird er endlich übel heimgeſchickt.
Nun wüthet er, nun legt er ſich ans Schelten
Und läßt ſein Unglück Weib und Kind entgelten.
Er klagt in blindem Zorn und tollem Wahn
Mit Frevelworten ſeinen Schöpfer an —
Und ſieht in Pein und Schuld ſich fortgeriſſen
Zu immer größern Wirr- und Finſterniſſen.

Beklagenswerth Geſchöpf, in Leid verloren!
Zu welcher andern Laufbahn iſt geboren
Der reiche Mann! — Er hat, ihm wird gegeben,
Und aus dem Wohlſein blüht ihm ſittlich Leben! —
Mit dem, was ihm ein günſtig Loos beſchieden,
Iſt er, — wie kann es anders ſein? — zufrieden;
Und der zufriedenen Empfindung Schein
Muß ſeinem Antlitz einen Reiz verleihn,
Daß ſich an ihm der Andern Blicke weiden.
Sieht er umher — wen hätt' er zu beneiden?
Woran die Andern rings um ihn ſich laben,
Hat er entweder oder kann er haben.
Auch edler Sproß aus einem hohen Haus,
Auch das Genie hat nichts vor ihm voraus.
Den Ruhm, der einen großen Geiſt erfreut,
Der Reiche hat ihn ohne Schwierigkeit;
Ja ſeiner übertrifft des Genius Ruhm:
Ihn ehrt und preiſt ein größer Publikum,
Weil Goldes Glanz in alle Sphären dringt

Und auch der Dummheit in die Augen ſpringt! —
So wird er, was ſie ſind und was ſie können,
Theilnehmend, liebend, ſtets den Andern gönnen.

Wie braucht' er aber gar ſich zu erniedern,
Ein Aergerniß zu geben allen Biedern
Und bei dem Volk ſich zu verdächtigen
Durch ſchwache Fügſamkeit vor Mächtigen?
Er, welchem ſtets ein ſichrer Rückzug offen,
Erhaben iſt er über Furcht und Hoffen.
Er wird den Mächtigen und ihren Räthen
In edlem Mannesſtolz entgegentreten,
Wird für das Licht und für die Freiheit kämpfen,
Den Uebermuth der Büreaukraten dämpfen
Und ſich durch keine Drohung ſchrecken laſſen.
Nein, conſequent im Lieben und im Haſſen
Und unverlockt vom Köder eitler Ehren,
Wird er als ein Charakter ſich bewähren
Und Muſter ſein dem lebenden Geſchlecht,
Wie man dem Volke dient und ſeinem Recht!

Der Reiche hat nicht nöthig zu verlangen
Und mit Beſchämung Gutes zu empfangen,
Ihm ward die Macht, die Andern zu begnaden
Und auszuhelfen — ohne ſich zu ſchaden.
Wenn er von ſeinem Ueberfluſſe ſpendet,
Wird ihm wohl irgend ein Genuß entwendet?
Wie leicht und wie vergnüglich iſt es nun
Für ihn, den Reichen, Andern wohlzuthun!
Er thut's denn auch! Von ſeinem Tiſche fein
Läßt er den Armen fallen Bröſelein.
Wenn er genug getrunken, läßt er nippen

Und netzt mit einem Tröpfchen ihre Lippen.
Er ſpendet huld-, er ſpendet freudevoll,
Er nimmt entgegen ihres Dankes Zoll;
Und wenn er fröhlich gebend ſich beglückt —
Hat er mit neuer Tugend ſich geſchmückt!

Ob ſolcher Gaben und Vollkommenheiten
Wird er mit Recht gerühmt von allen Seiten —
Und in des Ruhmes frohgehobnem Muth
Iſt er den Seinen doppelt hold und gut.
Ihm ſchafft es Luſt, die Lieben zu erfreuen
Und ihnen Roſen auf den Weg zu ſtreuen.
Er iſt ihr Freund, er iſt ihr Schutz und Rather —
Und glänzt als guter Gatte, guter Vater.

Welche Geſtalt im Tugend-Ehrenkleid!
Erheiternd, groß, genügſam, ohne Neid,
Geſinnungstüchtig, treu, von ſeinem Gute
Den Armen ſpendend wie dem eignen Blute! —
Das Haupt, ſo lieblich in der Freude Glanz,
Iſt nun umſtrahlt von einem Sternenkranz! — —
Und könnte man ſo ſchön durchs Leben gehn
Und lernte nicht das Leben ſelbſt verſtehn?
Und müßte Güte nicht den Geiſt erhellen,
Zur Tugend nicht die Weisheit ſich geſellen?
Unzweifelhaft! — Es bietet Geiſtesnahrung
Dem reichen Mann ſchon Bildung und Erfahrung
In Ueberfluß! Er wird in ſtillem Reifen
Auch immer klarer, inniger begreifen,
Daß für den Sterblichen das höchſte Gut
Im Geld und ſeinen Wirkungen beruht,
Er wird ſich nie von dieſem Grund entfernen

Und eben ſo die höchſte Weisheit lernen —
Und gut und weiſe wird er ſich, den Seinen
Und aller Welt ſtets liebenswerther ſcheinen.

Allein er muß in ſolchem Erdewallen
Nothwendig auch dem Himmel wohlgefallen.
Er, dem ſo reiche Güter dargebracht,
Hat ſicher auch ergebnen Dankes Acht;
Er wird die Gnadenſpendung kindlich ehren
Und preiſend ſeinen Schatz an Gunſt vermehren.
Mit frommen Gaben wird er und Geſchenken
Zu ſeinem Heil die Kirche dann bedenken,
Um, was ihm ſelbſt nicht möglich zu erlangen,
Aus ihren Mutterhänden zu empfangen — —
Und kurz, nach heiterm Leben ſelig ſterben,
Vom Paradies aus Himmelsglück erwerben. — — —

O Geld, o Geld! O wunderthätige Macht!
O Funke, der die reinſte Luſt entfacht!
O Hand der Weisheit, die zur Tugend lenkt,
Zur Harmonie der Menſchenbildung drängt! —
Was Dichter nur geſchaut in ihren Träumen
Und was ſie nur in idealen Räumen
Hinſtellen konnten für die Phantaſie
Zu bang verlangenweckender Sympathie,
Das ſtellſt du lebend hin und lebenfüllend,
Die Sehnſucht weckend und die Sehnſucht ſtillend!
Es glüht die Kraft, der Blüte Würzeduft
Erfüllt in ſüßen Strömungen die Luft —
Bewältigt iſt die finſtere Gewalt
Und hehr erglänzt die Schönheit der Geſtalt. —
Und dich, die ſolche Geiſteswunder thut,

Dich nannte man ein äußerliches Gut!
Dich, die geſandt, vom Uebel zu erlöſen,
Hat man verläumdet als den Quell des Böſen! —
Gottlob! vorbei ſind dieſe finſtern Zeiten!
Die Menſchheit hat die Gabe, fortzuſchreiten,
Sich ſelbſt auf's allerglänzendſte bewährt,
Daß ſie nun wahrhaft dich erkennt und ehrt.
Und wenn nach dir die ganze Welt nun jagt,
Und wenn ſie deinethalb das Höchſte wagt,
Sogar zuweilen die Moral verletzt,
Die Tugend und das Recht bei Seite ſetzt,
Nur an dem Ziel, das ſie im Lichte prangen
Und winken ſieht, noch raſcher anzulangen —
So thut ſie alles dieſes nicht allein,
Um ſich zu ſonnen in der Freude Schein,
Sie thut es um der höhern Güter willen,
Um ihre größten Pflichten zu erfüllen —
Sie thuts, um ſich mit deinen reinſten Spenden
In Weisheit und in Tugend zu vollenden!

Gleichheit.

Glaubt nicht dem Schein und Scheines Folgerungen,
Worin ſich Trug und Wahrheit irrend miſcht!
Auf jedem Boden, den der Menſch errungen,
Erblüht die Freude, die das Herz erfriſcht.

Es freut ſich Jeder der erſtandnen Sonne
Und des gewohnten Thuns in ihrem Licht.
In Jeden fällt ein ſüßer Strahl der Wonne,
Grüßt liebend ihn ein liebes Angeſicht.

Und jeden labt's, wenn er nach edlem Fleiße,
Durch den er Andern und ſich ſelbſt genützt,
In der Familie froh vertrautem Kreiſe
Am Mittags- oder Abendtiſche ſitzt.

Und Jeder freut ſich des erquickten Ganges,
Der ihn am Feſttag heiterm Schwarm vereint;
Wenn er beſucht, des freundlichen Empfanges —
Der Spendeluſt, wenn ihm der Gaſt erſcheint.

Und Jeder, wer er ſei und was er thue,
Freut ſich der Einen, der er ſich geweiht!
Nach mühevoller Arbeit holder Ruhe,
Und holder — holdeſter Geſelligkeit.

Sind ihm dann Sorgen in den Kauf gegeben
Und fühlt er ſich von ihrer Glut umhaucht,
Kann er ſich freun, daß er zu vollem Leben
Nicht ſelbſt erſt welche ſich zu machen braucht!

Und muß er ſtreiten, kann er ſich erproben
Und fühlt im Sieg den höchſten Drang geſtillt.
Und muß er leiden, wird ihm Troſt von Oben
Und göttlich Heil, das aus dem Leide quillt.

Nur Thon iſt für den Menſchen ſeine Habe,
Woran er zeige formende Gewalt;
Und bilden läßt ſich auch aus kleiner Gabe
Die lebensreichſte, freundlichſte Geſtalt.

Ein Juniſonntag.

Herrlich erſcheint im lichteren Oſt die heilige Sonne,
Duftig bethauter Natur bringt ſie den lieblichen Glanz.
Schweigend erfreut ſich an ihr das arbeitledige Landvolk,
Aber die Lerche, ſie ſingt grüßend ihr fröhliches Lied.
Und ſie erhebt ſich groß, die leuchtende Fürſtin des Tages,
Prächtig ſehn wir erhellt neblige, gothiſche Stadt.
Markt und Gaſſen, die geſtern gewühl- und lärmenerfüllten,
Stehen ſo freundlich beglänzt, ſtehen ſo heimlich und ſtill!
Ahnungsvoll, wie ſelber erweckt zu der Feier des Tages,
Fächelt gelinde bewegt lenzlich erquickende Luft.
Plötzlich erſchallt der Glocke Getön vom ragenden Kirchthurm,
Ladet zur Andacht ein, ladet zum Worte des Herrn.
Und es treten in feſtlichem Schmuck die gerufnen Bewohner
Rings aus Thüren und Thor. Alte mit würdigem Schritt,
Sittig und anmuthreich die Jungfraun, ſtattlich die Männer,
Zierlich der junge Geſell, reizend das blühende Kind —
Ueber die Straße dahin, die geſtern gereinigte, wandelnd
Spenden ſie milder betont Freunden den üblichen Gruß.

Kühlend empfängt der geheiligte Raum des Tempels die Menſchen
Und in dem Einen Gefühl wird zur Gemeinde die Schaar.
Feierlich tönt die Orgel und hehr; es ſtrömen die Wogen
Heiligen Kirchengeſangs mächtig im Hauſe des Herrn.
Leiſe verhallt er nun. Der Diener des Herrn, er erhebt ſich,
Und zum erhöhten Gefühl bringt er das Wort und das Licht.
Ewige Wahrheit, jedem Geſchlecht zum Heile geſpendet,
Kündet er wieder und läßt ſchauen das himmliſche Ziel,
Läßt, die es ſiegend erreicht, die Kraft und die Tugend erkennen,
Leuchtend und ſchön, und erweckt muthigen Willen im Geiſt.

Neben den Himmel geſtellt hinſchwinden die Schmerzen des Lebens,
  Laſten, die ſchwer ſie bedrückt, ſinken von ſtrebender Bruſt,
Und das befreite Gemüth, vom Schwunge des Troſtes gehoben,
  Ueber die Erde dahin ſchwebt es in ſeligem Flug.

Innig erbaut und geſtärkt verlaſſen die Hörer den Tempel,
  Schauen erhellten Geſichts wieder in ſonnigen Tag.
Heiter im Andachts-Ernſt, mit freiem und leichterem Schritte,
  Suchen ſie freundlich geſellt wieder das trauliche Haus.
Doch es gehört der Menſch in mächtigen Trieben der Erde,
  Und ſein Irdiſches auch fordert gebührendes Recht.
Reizend bedeckt und blank das Leintuch ſtattliche Tafel,
  Rührige Hände darauf ſetzen das reichere Mahl.
Auch die Flaſche, ſie prangt ſchon da mit dem köſtlichen Trank, der
  Tief mit dem Gaumen zugleich Herzen und Geiſter erquickt.
Und es genießt die Familie nun die Gaben der Erde,
  Sitzend in ſchönem Gewand, ruhig behaglichen Muths,
Fähig den Reiz der Natur viel reiner und feiner zu ſchätzen,
  Als in des Werktags Lärm, koſtend mit ſinniger Luſt.
Und es dankt das erfreute Geſicht dem Geber des Guten,
  Und ihm dankt das Gemüth, das im Genuſſe ſich faßt.
Munterer ſind, vom Weine benetzt, die Zungen geworden,
  Und in vertrautem Geſpräch ſchwindet die flüchtige Zeit.
Da, zum Fenſter gewandt, ſieht Eines hinaus auf die Straße,
  Sieht in den Himmel empor, rühmt, wie das Wetter ſo ſchön! —
Und es rüſten behend ſich Alle zum weiteren Ausgang:
  Ländlicher Freude gehört heutiger, feſtlicher Tag.

Stattlich ſchreitet dahin die grüßend gegrüßte Familie,
  Würdiges Elternpaar, Sprößlinge fröhlich und friſch.
Mögen die Gärten gefüllt auch winken am graulichen Zwinger,
  Flüchtiger Blick nur wird heute den trauten geſchenkt.

Weiter hinaus in die ſonnige Luft ſtrebt heitere Sehnſucht,
Trockener Feldweg nimmt bald die Verlangenden auf.
Schweifend erquickt ſich das Aug an Saaten und blühender Trift und
Jubel auf Jubel entlockt kindlich geöffnetem Mund
Jetzt der Falter, das Fiſchlein jetzt im Bache des Grundes,
Jetzt die Schafe, gedrängt ſchnoppernd am graſigen Hang.
Glühender trifft das Strahlengeſchoß der Sonne die Wandrer,
Und von dem rothen Geſicht wiſcht ſich der Vater den Schweiß;
Zögernder wird der ermüdete Schritt der Mutter und Kinder —
Aber da winkt er ſchon, rettend, der ſchattige Wald!
Köſtliche Nacht! Erquickendes Grün! Entzückende Kühlung!
Ah, wie das Lob ſo gefühlt dringt aus erleichterter Bruſt! —
Göttergenuß, den Fußpfad hin mit Behagen zu wandeln,
Während die Kraft ſich dir eben im Gange verjüngt! —
Und die Sinne, gelabt und geſtärkt, ſie öffnen ſich wieder
Freundlichen Bildern, das Aug glänzt in empfindendem Schaun.
Siehe das Vöglein dort, wie behend es von Aſte zu Aſt hüpft! —
Nun verweilt's und bewegt ruhend den niedlichen Hals.
Zierliches, leichtes Geſchöpf! Wie träumſt du ſo hold und ſo heiter
Seligen Traum der Natur! — Huſch! in das Dickicht entflogs! —
Aber der Wald iſt reich! Ein ſeltenes, reizendes Blümchen
Sieht aus dem Graſe hervor; lächelnd vom Sohne gepflückt
Wird es der Schweſter verehrt. Ein glänzender Käfer, der eben
Ueber den Weg hinkriecht — welch ein Bewunderungsruf!
Aber es hütet das Kind ſich wohl, den Wandrer zu faſſen,
Lieblich ſieht es und ſcheu, bis er im Graſe verſchwand.
Munterer Junge verſucht's, den ſchillernden Falter zu haſchen,
Der ihm ein Wunder erglänzt. Eifrig von Baume zu Baum
Folgt er, und jetzt — es gelang? Ach nein, da gaukelt es weiter,
Und mit erhitztem Geſicht kehrt der Getäuſchte zurück.
Doch von der Mutter belehrt, daß auch das Thierchen des Lebens
Sich erfreue, gemach klären die Mienen ſich auf.

Neugier weckt im jungen Gemüth, was Neues ins Aug fällt,
Und der Vater, befragt, giebt den erwünſchten Beſcheid,
Wenn er die Wahrheit kennt, zuweilen auch wenn er ſie nicht kennt!
Aber mit Würde geſchieht's — gläubig vernimmt ihn der Sohn.

Schaun und Gehn und Reden zugleich, es trocknet den Mund aus,
Und von dem Alten gemahnt rüſtiger ſchreiten ſie fort.
Winke der Pfad in Anmuth auch, zu gewinnen das Ziel gilt's,
Und zu dieſem voraus ſchwebt der verlangende Geiſt.
Sieh, da beſcheint die Sonne den Grund, ſie ſtehn an des Waldes
Rand — und das offne Gefild glänzt vor dem ſtaunenden Blick
Saatenbedeckt und reich an Dörfern, Höfen und Mühlen! —
Und am Hange, da liegt's, freundliches Oertchen — in ihm
Schon von Beſuchern gefüllt der wirthlich geräumige Garten,
Städtiſchen Gäſten geweiht, edelſte Zierde des Dorfs!

Raſch in Begier und beſorgt, die behaglichen Plätze genommen
Alle zu finden, hinab eilt die Familie nun.
Und ſie treten hinein, ſie ſpähn und ſuchen und — ſitzen,
Sitzen mit Freunden vereint, glücklich im glücklichen Schwarm.

O wie gleitet ſo gern mitfühlendes Auge des Dichters
Ueber die Menge dahin, wenn ſie am heiteren Tag
Bunt und traulich gemiſcht dem Lebensgenuſſe ſich hingiebt!
Wenn von der Freude beſchwingt muthiger athmet die Bruſt,
Selbſt der Philiſter ein Mann ſich fühlt und ſich etwas herausnimmt,
Und, was Menſchen ergetzt, offen dem Blicke ſich zeigt!

Sieh die Geſellſchaft hier von rüſtigen, derben Geſtalten,
Froh zu genießen gemacht und im Genuß zu gedeihn!
Ihr Anliegen, es war, das Getränk preiswürdig zu finden
Einzig! — Es hat ſich erprobt! Alles beſitzen ſie nun.

Wie ſie behaglich, vergnügt Lob ſpenden dem trefflichen Gaſtwirth!
Wie ſie des Trankes Gehalt würdigen fein und beredt!
Jegliche Poeſie, für den Durſtigen ſteckt ſie im Krüglein,
Das, mit Verlangen geleert, wieder und wieder ſich füllt.
Und der Trunk, wie belebt er das Herz, wie erleuchtet den Kopf er!
Urtheil wird und Geſchmack rüſtigem Zecher zu Theil.
Doch wer beides erlangt, muß der nicht finden, wie noch ſo
Vieles im Leben geſchieht, was er geſcheidter gemacht?
Würdig ſpricht er darum und ſchilt — von gewaltigen Zügen
Und von dem ſüßen Gefühl eigenen Werthes gelabt.

Dort im Winkel des Zauns an ruhigem, kühlerem Orte,
Sitzen im Kreiſe vereint Männer von anderem Schlag.
Rauhere Hand und gefurchtes Geſicht, ſie zeugen von Arbeit,
Die ſich den Raum in der Welt ſorgenerfüllter gewinnt.
Heut' indeſſen erglänzt die Stirn und die braunere Wange,
Biedere Würde verleiht männlich beſtandener Kampf.
Lauſcht dein Ohr dem ernſten Geſpräch, ſo erkennſt du mit Antheil,
Wie der Erfahrung Licht wackre Gemüther erhellt,
Wie die Beſchwerde zugleich mit dem Arm den Charakter und Sinn ſtählt
Und aus beſiegter Gefahr Muth und Vertrauen erwächst.
Stärkt euch nur am kräftigen Bier und vertraulichen Worte
Schattenerquickt! — denn ihr habt es vor Allen verdient!

Unter dem Baum, der breit ſich erhebt in der Mitte des Gartens
Siehſt du gemüthlich geſellt Gattinnen zechender Herrn,
Kindlein zierlich geputzt an der Seite behütend oder
Liebreich haltend im Arm. Welch ein erfreuliches Bild!
Eines jedoch ſcheint noch den friſchen Geſtalten zu mangeln,
Weil ſie dem Wirthshaus zu richten zuweilen den Blick.

Sieh da kommt's: es iſt der Kaffee mit leckerem Backwerk,
Deſſen Bereitung nur hier ſo vollendet gelingt!
Welch ein Strahl, der im Nu die verlangenden Mienen erleuchtet!
Wie ſie die Aermchen bewegt, jubelnd, die kindliche Schaar!
Sorgſam wird das beliebte Getränk in die Schalen gegoſſen,
Und in Schnitte zerfällt Kuchen um Kuchen. Es ſchmeckt
Trefflich den Frau'n, man erkennt's am zufriednen Geſicht der Erfahrnen;
Aber entzücktes Gefühl kündet der liebende Blick,
Wenn ſie die Kindlein ſehn in dem ſeligen Eifer des Koſtens
Und wenn ein „Ach, wie gut!“ innig empfunden ertönt.
Langt wohl eins mit Keckheit zu, die Begierde geſtehend
Offen und eigengefaßt, drohend erhebt ſich die Hand
Und es verſucht das Geſicht ſich ſtrengere Miene zu geben,
Mahnend zu beſſrer Manier. Aber das fröhliche lacht,
Und die Mutter, ſie läßt es geſchehn und freut ſich des Einfalls.
Rüge verkündet der Mund, aber das Auge verzeiht.

Da, welch hübſcher Geſell hier naht! Wie zierlich das Bärtchen!
Haltung und Gang elegant, feineres, modiſches Kleid!
Doch es verräth ſich dir in ſpähenden Blicken die Sorge.
Ringsum ſchaut er — warum plötzlich die Wange ſo roth?
Ah, dort kommt, die das Auge geſucht, die Roſige, Blonde, —
Traulich im Arm der Mama ſchwebt ſie gefällig heran.
Und er grüßt, ſie verneigt ſich leicht und erröthet ein wenig.
Glücklich ſieht er und nach ſieht er den wandelnden Fraun.
Noch nicht fühlt er den Muth in der Bruſt, ſich ihnen zu nähern,
Weil er nur einmal erſt mit der Verehrten getanzt
Auf dem Balle, den unlängſt gab die Schützengeſellſchaft,
Und dem holden Gebild Liebe verrathen der Blick,
Mächtig erregtes Gemüth und bebende, glühende Hand zwar,
Aber die Lippe derweil nichtige Reden geführt. —

Doch er hat ſie geſehn, ſie verweilt im Garten, er kann ſie
  Sprechen vielleicht — wer weiß? — Hoffe, du liebendes Herz!

Mehr ſchon hat ein Andrer erreicht, der blühende Laube
  Sich zur Erholung erwählt und zum Genuſſe des Tags,
Die ſich dort an der Mauer gewölbt! Er ſitzt an der Seite
  Reizenden Kinds und hält zierliche Hand in der Hand.
Glückliches Paar! Sie ſchauen erfreut einander ins Auge
  Zwieſprach haltend, obwohl nicht zum Geplauder der Mund,
Nein, zum Lächeln allein ſich bewegt! Sie bedürfen des Worts nicht,
  Welches die Herzen vereint, wenn es die Herzen erſchließt,
Denn in ihm iſt Alles geſagt, und es künden die Blicke
  Holderes ohne Vergleich ruhig beſeligter Bruſt.
Sie — wie ſollten ſie nicht in ruhiger Freude ſich wiegen?
  Feierlich ſind ſie verlobt, — ewig gehören ſie ſich,
Ewig geſichert erſcheint ihr Glück: die kommende Zeit ſoll's
  Nicht mehr ändern, ſie ſolls mehren allein und erhöhn!

Jener Geſell, der einſam ſtand, er naht ſich der Laube,
  Grüßt die Bekannten, es dankt ihm das ermunterte Paar.
Lächelnd muſtert ihr Blick den Freund, wohlwollend und ſchalkhaft,
  Und es entſpinnt ſich raſch heiteres, leichtes Geſpräch.
Liſtige Frage beginnt, dann neckt das Bräutchen den Guten
  Mit der Blonden, und er beut ſich dem Scherze ſo gern!
Kräftiger wird und frei ſein Geiſt in lebendigem Austauſch
  Launigen Worts, und Muth keimt in erleichterter Bruſt.
Traun, er vermöchte ſofort — doch wie? Klingt dort nicht ein Ländler?
  Wahrlich im Sommerlokal drehen die Paare ſich ſchon!
Rings iſt Alles erregt! Es eilt zum Saale die Tanzluſt,
  Hoffende Neugier ſchließt munteren Fußes ſich an.

Scherzhaft zierlich verneigt ſich nun auch der Verlobte, die Braut reicht
Hübſch nach der Regel die Hand — lachend im wachſenden Strom
Drängen ſie hin. Es folgt der Geſell. Da naht ſich die Blonde,
Nur von der Mutter geführt — ach und wie jugendlich hold!
Und nun flammt mit der Liebe zugleich ein kühner Entſchluß auf —
Eilt und bittet galant um die begonnene Tour.
Flüchtiges Roth auf hellem Geſicht, zu der Mutter gewendet,
Scheint ſie zu fragen; ſie ſieht nicken das würdige Haupt,
Und ſie bietet den Arm dem Glücklichen, der die Geliebte
Klopfenden Herzens führt, aber mit ſiegendem Blick.
Freundlich ſchaut die kluge Mama dem ſtattlichen Paar nach.
Redliche Neigung hat prüfendes Auge gewahrt,
Und es erfreut ſich ihr Herz. Sie weiß von dem artigen Jüngling
Rühmliches nur. Er kennt wohl das erwählte Geſchäft,
Seine Familie ſteht im Anſehn. Reich und ein Rathsherr
Iſt der Vater, des Sohns wartet ein glückliches Loos! —
Und ſie reiht in den Kranz von ſchauenden, plaudernden Menſchen,
Der um die Jugend ſich ſchlingt, heiteren Muthes ſich ein.

Schwinge dich nur im Tanze dahin, du ſeliges Pärchen!
Lächelt euch an und drückt eines dem andern die Hand!
Sagt in Worten euch viel und ſagt in Blicken euch Alles —
Wird es die Mutter gewahr, ſchilt ſie mit nichten das Kind.
Fröhlich erwiedert den Gruß und ſchelmiſches Nicken des Brautpaars!
Was es erreicht, euch winkt's — zauberiſch goldenes Ziel!

Durch die ganze Verſammlung geht die lebendige Strömung
Herzlicher Luſt! — Es gelingt, ob er auch heiter und ſchön,

Nicht an jeglichem Tag, das rechte Vergnügen zu wecken;
  Oft, mit Begierde geſucht, flieht es begierig davon.
Manchmal aber, da ſcheint's, als brächten es himmliſche Geiſter
  Freundlich, und wir mit der Luſt athmeten es in die Bruſt.
Solch ein Tag iſt heut! Das künden die glänzenden Mienen
  Rings und das frohe Gelärm dichteriſch liebendem Sinn.

Voll iſt immer der Saal von tanzender, ſchauender Menge;
  Ziehn ſich die Einen zurück, Andere kommen heran,
Und es erfreut ſich nach und nach die ganze Geſellſchaft,
  Kinder und Alt und Jung, wechſelnd, an rauſchender Luſt.
Nur die Zecher allein, ſie ſitzen begnügt und erhaben
  Ueber die Neugier ſtets um den befeuchteten Tiſch.
Immer noch labt ſie der Trunk, der Wortkampf und das Gelächter,
  Wie vor Stunden, und was brauchten die Wackeren mehr?
Freilich ſie glühn und es thaut der Schweiß auf ſtrotzendem
                    Antlitz!
  Doch es erreicht ſie jetzt, über die Saaten geweht,
Fächelnder Hauch, er erquickt die männlichen, rothen Geſichter
  Abendlich mild und belebt neu die geſunkene Kraft.

Andere lockt die Luſt nun hinaus zu behaglichem Schlendern —
  Nieder ins Dorf, ins Feld, oder hinan ins Gehölz,
Das, vom Walde getrennt durch neues Gelände, das Dorf ziert,
  Freundlich mit Gängen verſehn, ſchattig und ſonnig zugleich. —
Steigſt du hinauf, ſo begegnen dir hier mit hellen Geſichtern
  Kinder, von Müttern geführt, Alles bewundernde Schaar —
Freunde vertraut und Arm in Arm hinwandelnd und plaudernd,
  Freundinnen, die ſich erregt flüſtern in horchendes Ohr.
Liebende Paare ſogar im ſtilleren Gange gewahrſt du,
  Und im leiſen Geſpräch, ſcheint es, gefallen ſie ſich

Beſſer als ſelbſt beim Tanz! — Wie klingen die fröhlichen Töne
  Von der Ferne gedämpft, rührender — zauberiſch her! —
Plötzlich verhallt die Muſik! Und trittſt du hinaus an den Abhang:
  „Aus iſt heute der Tanz“ ruft der verlaſſene Saal.
Aber nun jauchzt und ſchmettert ihr Lied die ſteigende Lerche
  Und in dem goldenen Strahl ſinkender Sonne — wie ſchön! —
Tanzen die Mücken im Chor — — Doch ſieh, welch Leben auf einmal!
  Sieh wie der Garten gefüllt und wie die Tiſche beſetzt!
Wie ſie vom Dorf und Felde zurück nun eilen, die letzten!
  Gehſt du hinab, ſo erblickt andere Bilder das Aug,
Freundlichen Antheils werth! — Das drängende Leben des Saals iſt
  Nun in die Küche verpflanzt, welcher die Wirthin gebeut,
Und es bewegt nun Ein Wunſch nur die Herzen der Menge:
  Daß die Genüſſe des Tags ſchließen mit trefflichem Mahl!
Ringsum tönt der Beſtellungsruf; Aufwartende fliegen
  Hin und her, und es dampft Braten und Kuchen und Fiſch.
Manche verwöhnte Natur, ſie ſeufzt nun harrend und murrt wohl,
  Doch auch heute bewährt rühmlichen Namen der Wirth.
Alle zuletzt nach Wunſche bedient, ſie koſten vergnüglich —
  Und es enthallt ſein Lob manchem geſchäftigen Mund.

Endlich leert ſich der Ort der ländlich geſelligen Freuden.
  Ueber die Straße dahin rollen die Wagen, in ſich
Bergend, gemüthlich gedrängt, Familienglieder und Freunde, —
  Liebende Paare, die ſüß plaudern im dunkelnden Raum.
Andere wählten den Fußpfad ſich, den nächſten, und ſchreiten
  Nun von der Kühle gelabt rüſtig in thauender Nacht.
Denn nach Hauſe verlangt die freudegeſättigten Menſchen
  Herzlich, es dünkt ſie nun Ruhe das lieblichſte Ziel. —

Geht und begrüßt mit Luſt die luſtig verlaſſene Wohnung!
Müde von reichem Genuß habt ihr euch dennoch erholt,
Habt euch innig ergetzt und erfüllt mit reizenden Bildern,
Habt zu des Werktags Mühn Herzen und Glieder geſtärkt!
Und ihr könnt nun getroſt aufs neue den Hammer ergreifen,
Meiſel und Nadel und Beil — Pinſel und Feder und Schwert.
Könnt im ernſten Beruf das Brot im Schweiße verzehren,
Heitrer Erinnrung voll und von der Hoffnung beglückt.

Niemand raube dem Volk die weltlichen Freuden des Sonntags! —
Wohl, vor Allem geziemts himmelentſtammtem Geſchöpf,
Daß es in Andacht ſich zu dem Herrn und Vater erhebe,
Dank- und liebebewegt, daß es erleuchteten Augs
Ewige Güter getaucht in himmliſchen Zauber erblicke,
Unter ſich fühlend die Pein und die Genüſſe der Welt.
Doch es bedarf der Menſch, das ſinnebegabte Geſchöpf auch,
Daß er vom Arbeitsdrang folge dem ſchmeichelnden Zug,
Der ihn hinaus in die Freiheit führt, in die liebliche Strömung
Heiterer Luſt! Er bedarf, daß er getragen von ihr
Spielend von ſeinem Gemüth wegflöße die Sorge des Tages
Und ſich im Tiefſten erquickt wieder verjünge darin!

Ja, nicht wär' ihm genug, ſich empor in den Himmel zu ſchwingen,
Irdiſchen Nöthen entrückt, ſelig in ſeliger Schau!
Nein, mit gehobnem Gefühl und erleuchteten Regungen eben
Wieder zur Erde gewandt, ſoll er in liebender Bruſt
Fühlen, wie ſchön die Natur und wie reich an wonnigem Leben,
Soll er gewinnen in ihr holder Erfahrungen Schatz
Und in der Freude, die ringsumher nur Freude gewahr wird,
Sich, zum Dichter erhöht, träumen in goldene Zeit.

Und es hat der Born der Natur und der Vater der Menſchen
Nicht nur Gefallen am Kind, wenn es in Liebe genaht

Herzlich ihm dankt! — es erfreut ihn auch, wenn es innig beglückt weilt
Vor der Gabe, die Er, es zu beglücken, gewährt.
Menſchlichen Vater erfreut der geſchenkbeſeligte Sprößling,
Selbſtſuchtfreies Gemüth liebt die natürliche Luſt!
Und der Liebe, der Huld Urquell, er ſollte begehren,
Daß nur einzig an Ihm hänge der menſchliche Blick —
Sollte verletzt und erzürnt das Kind verdammen, das einmal,
Irdiſchem liebend erglüht, ihn im Genuſſe vergißt?
Lernt von Ihm, die am meiſten ihr ihm zu huldigen vorgebt,
Würdiger denken und lernt ahnen das göttliche Herz! — — —

Horch! — Am Waldſaum tönt, von zuletzt heimkehrender Jugend
Herzlich geſungen und ſchön, ewige Volksmelodie! —
Köſtlicher Strom der Natur! Aus innig bewegtem Gemüthe
Brechend und rein und hold fließend im Himmel der Kunſt!
Welch ein Gewaltausdruck der tiefſten Empfindungen! Welche
Fülle von Luſt und Leid — ſchmerzend, entzückend zugleich!
Mächtig wogt der Geſang durch mondſcheinſilberne Luſt her — —
Rührend verhallt er und ſtirbt hin in die magiſche Nacht.

Religiöſe Gedichte.

Wenn das Geſchöpf den Blick zum Schöpfer wendet,
Sein Leben fühlt es und ſein ganzes Loos
Aus Huld ſich nur, aus Gnade nur geſpendet;
Es fühlt ſich jedes eignen Ruhmes bloß —
In Lieb' und Dank nur fühlt es ſich vollendet
Und nur in Demuth würdig, gut und groß.

Wer Gott den Dank verſagte, wär' ein Blinder,
Der noch zum Selbſtbewußtſein nicht erwacht!
Und nimmermehr iſt wahrer Ehre Finder,
Wer Ehre träumend wandelt in der Nacht!
Erkenntniß nur gebiert den Ueberwinder,
Und Wahrheit nur verleiht die höchſte Macht.

Erkenn, o Geiſt, was Gott der Herr gegeben,
In blindem Hochmuth rufe ſtolz: entweich!
Dann faſſe muthig das geſchenkte Leben
Und gründe liebend dir ein eigen Reich.
Die höchſte Glorie winkt geweihtem Streben:
In Liebe wirſt du dem Geliebten gleich!

Erlebniſſe.

Das große Leid, das große Glück
Sind heilvoll gleicherweiſe,
Sie führen dich zu Gott zurück
Im Klageruf, im Preiſe.

Wenn du zu Ihm den Blick erhebſt,
Getrübt von heißen Zähren,
Wenn du in einem Schmerz erbebſt,
Wo Troſt nur Er gewähren,

Wo Rettung Er nur ſenden kann; —
Und wenn der arme Kranke,
Der Heilung wiederum gewann,
Dankt mit entzücktem Danke:

Da bietet ſich, da öffnet ſich
Sein Vaterherz! Mit Grauen
Und Wonnebeben füllt es dich,
In's Innerſte zu ſchauen!

Da wird in Seel-Erſchütterung
Ein Liebesbund geſchloſſen,
Aus dem in Geiſtereinigung
Die reinſten Freuden ſproſſen!

Und eingeweiht in großer Zeit,
In wunderbaren Schauern,
Wird er in Ruh und Heiterkeit,
Er wird unendlich dauern.

Vorzug.

Wenn Gott dem Sünder Gnade ſchenkt
Und ihn mit neuen Schwingen
Auf neue hohe Ziele lenkt,
Das Größte zu vollbringen —

Dann zeigt er ſeine Liebeshuld
In unbegränzter Weiſe,
Und Nachſicht werden und Geduld
Dem Herrn zum höchſten Preiſe.

Dem zugefallen ſolche Gunſt,
Mit Thränen und Entzücken,
Wird er am tiefſten in die Brunſt
Der ewgen Liebe blicken.

Und Eine Seite wird ihm klar
In Gottes Art zu lieben,
Die dem, der immer weiſe war,
Ein Räthſel ſtets geblieben.

Askeſe.

Die Luſt der Welt, ſie ruhet nicht;
In lodernden Begehren
Verſinkt, erliſcht der Seele Licht —
Wer könnt' es immer wehren?

Drum fühlt der Fromme ſich gedrängt,
An auserwählten Tagen,
In tiefer Reue Leid verſenkt,
Sich Alles zu verſagen.

Selbſt das Erlaubte zu verſchmähn,
Und jeder Luſt entgegen,
Zu büßen völlig ſein Vergehn,
Sich Martern aufzulegen.

Das Werk iſt nicht dem Höchſten lieb,
Doch iſt's der Seele Bangen,
Der Blick zu Ihm, der heiße Trieb,
Vergebung zu erlangen.

Das Größeſte.

Wie herrlich iſt die Liebe,
Wie himmliſch iſt der Brand,
Der in dem Herzen lodert
Nach theurem Gegenſtand!

Es wenden ſich die Blicke,
Es wendet jeder Sinn
In tiefſtem Wohlgefallen
Sich zu dem Einen hin.

Die Augen füllen Thränen,
Die wonnig ſich erneun,
Ein heißer Trieb der Seele,
Das Liebſte zu erfreun.

Und wenn uns das gelungen,
Wenn Freude dankbewußt
Aus weichem Auge ſtrahlet —
O welche Himmelsluſt!

Ja, der die Welt geſchaffen,
Er muß die Liebe ſein,
Beſeligend und ſelig
In ewigem Verein!

Weg zur Kirche.

Du kindlich Herz, du glaubſt,
Daß Gott den Herrn du kränkeſt
Und ihm ſein Eigen raubſt,
Wenn inniglich verlangend
An irdiſch Liebſtem hangend
Du Seiner nicht mehr denkeſt?

Er iſt zu groß, zu gut,
Als daß es ihn verdröße,
Vergißt ihm junges Blut.
Er ſieht mit Vatergüte
Die holde Freudenblüthe,
Der Herr in ſeiner Größe.

Und fühlſt du, wie er liebt,
Ob ſich mit Macht getrieben
Dein Sinn an Andres giebt —
Dann wirſt du ihn erkennen,
In Dank, in Lieb' entbrennen —
Ihn über Alles lieben!

Dankgefühl.

Welche Gnade, daß wir ſind,
Schönes können thun und haben
Und uns Alle, Kind um Kind,
An der Erde Gütern laben!

Denn wie hätten wir ein Recht
Auf die Huld, die reich uns weidet —
Dunkles, irrendes Geſchlecht,
Das die Sünde nie vermeidet?

Und nun ſoll ein Vorſpiel nur
Sein für uns das Erdeleben,
In des Himmels Wonneflur
Sollen froh wir uns erheben.

Erben der Vollkommenheit,
Zu dem Vater ſelbſt geladen,
Sollen wir in Ewigkeit
Uns in ſelgem Lichte baden!

Und es kann nicht anders ſein,
Unſer Glaube kann nicht trügen!
Denn in ſolchem Schluß allein
Kann der Höchſte ſich genügen.

Dies nur iſt ſein Augenmerk,
Dahin iſt ſein Geiſt gewendet!
Seiner Schöpfung Wunderwerk,
Nur im Himmel iſts vollendet. —

O der hehren Liebesmacht,
Die der Seele hier erſchienen!
Alles iſt uns zugedacht —
Die in Wahrheit Nichts verdienen!

An Spinoza.

„Wer Gott liebt, der muß nicht begehren,
Daß Gott ihn wieder liebe?“
Doch würdeſt du liebend Ihn verehren,
Der ohne Liebe bliebe,
So ſchenkteſt du ja Gott etwas,
So überträfſt du ihn an Huld
Und mahnteſt ihn ohn' Unterlaß,
Daß Er, der Herr, in deiner Schuld!
Wer Gott liebt, muß darum verlangen,
Die reichſte Liebe zu empfangen,
Damit ſich Gott als Gott beweiſe
Und Geber ſei zu ſeinem Preiſe,
Damit der Menſch gleich einem Kinde
Liebend als Schuldner ſich empfinde.

An den Dreieinigen.

Du biſt allmächtig und Du freuſt Dich an der Macht,
Die hochgewaltig ausübt Willenskraft und Geiſt.
Es iſt ein Theil von Deiner Kraft, der ſich erweist
Und in dem Urquell Mitgefühl und Luſt entfacht.

Du biſt allgütig und Du freuſt Dich an der Huld,
Die liebevolles, warmes Herz dem andern weiht.
Dich labt und rührt des edeln Gebers Seligkeit,
Und Großmuth, die ſich opfernd ausgleicht fremde Schuld.

Du biſt allwiſſend und Du freuſt Dich an dem Licht
Der Weisheit, das ſich mehrt und klärt in Denkers Haupt,
Wenn er im Geiſt auch Alles zu beſitzen glaubt,
Der That, der Welt entrückt in wonnevoller Sicht.

Erkennen, ſchauen läßt Du uns das Ideal,
Wo Kraft und Macht und Huld und Weisheit im Verein
Harmoniſch ſich durchdringend ſind in Liebe Dein —
Solch Leben träfe Deiner Liebe vollſter Strahl.

Allein auch Jenen ſchenkſt Du Deine Sympathie,
Die Eine Seite Deines Weſens, Eine Kraft
Ausbilden mächtig, überſchwänglich, heldenhaft:
Die Welt erſchüttern und befruchten läßt Du ſie! —

Wie wenig hat, in Dein Gemüth hinabzuſehn,
Der Frömmler, der ſein Heil in Formen ſieht, gelernt!
Wie weit iſt ſelbſt der Herzensfromme noch entfernt,
Dich und die Größe Deines Geiſtes zu verſtehn!

Himmelsahnung.

Auf Erden ſchon erblühn Momente,
Wo voll von innerm Sonnenſchein
Wir ſagen müſſen: das gegönnte
Gefühl, es kann nicht holder ſein!

Wo wir mit Gott und uns in Frieden
Die Welt ſo ſchön und lieblich ſehn,
Weil aus uns ſelbſt die Nacht geſchieden
Und Licht und Freude nur beſtehn.

Wo wir zur höchſten Kraft geneſen,
Mit reichem Herzen, freiem Haupt
Schön ſehen unſer eignes Weſen,
Und fühlen, daß es uns erlaubt.

In unbegränzter Fülle dringen:
Der Schöpferkraft Entbindungen
Aus uns hervor; ſie leuchten, ſingen,
Gedanken und Empfindungen!

Ein Wunder unerſchöpfter Quellen! —
Dies Leben dauernd, ätherrein
Und ſtrömend hin in ſanftern Wellen,
Dies einzig kann der Himmel ſein.

Die Liebe zu Gott.

An einen Freund.

Im Buch der Bücher ſteht ein Wort geſchrieben,
Das die Vernunft auch und dein Wille ſpricht:
„Du ſollſt den Höchſten über Alles lieben!“

Du ſtrebſt nach ſolcher Liebe Heil und Licht;
Allein es kann dein Herz ihn nicht ergreifen —
Die Liebe regt ſich und erfüllt dich nicht.

Dein Wille ringt und deine Sinne ſchweifen.
Vom Glanz des Unermeßlichen umwallt —
Wie, ſollte Liebe nicht erblühn und reifen?

Doch bleibt es tief in deinem Herzen kalt — —
Das Weſen Gottes kommt dir nicht entgegen
In lebend lieberweckender Geſtalt! —

Die Qualen, die das Menſchenherz erregen,
Das ſo vergebens ringt, ich kenne ſie!
Allein aus ihnen quillt ein hoher Segen.

Dir genügt es nicht, zu lieben irgendwie —
Nein, eine Flamme ſoll dein Herz erfüllen
Von ſeliger und heilger Sympathie.

Die tiefe Sehnſucht aber iſt zu ſtillen!
Und du gewinnſt der Liebe höchſte Luſt,
Weil du ihr nicht entſagt um niedrer willen.

Die Flamme lodert auf in deiner Bruſt,
Wirſt du der ewgen Schöne dir und Güte,
Wirſt du der Liebe Gottes dir bewußt! —

Zum Wort des Dichters wende dein Gemüthe!
Schwach iſt die Kraft, allein ſein Geiſt bereit,
Zu ſchildern dir des Gotteslebens Blüthe! — —

Allſelig lebt der Herr in Ewigkeit —
In ſeines Geiſtes wundervollem Glanze,
In ſeines Weſens Urvollkommenheit.

Er iſt in ſteter Gegenwart der Ganze,
Und Kraft, Gemüth und Geiſt verbinden ſich
In Freiheit zu dem höchſten Einheits-Kranze.

Und Kraft, Gemüth und Geiſt empfinden ſich
Und ſenden ihre Strahlen ſich wie Sonnen
Und ſuchen ſich in Lieb' und finden ſich.

Und ewig quillt in ihm des Lebens Bronnen,
Und Alles hat er, weil er Alles iſt —
Von allem Leben fühlt er alle Wonnen.

Der Dichter ahnt ihn, wenn auf eine Friſt
Er ſich entrückt ſieht in des Himmels Auen
Und ſeiner Wunder voll die Welt vergißt.

Doch wenn in Gott auch alle Freuden thauen —
Mit eignem Wollen und in eignem Sein
Sind keine Weſen außer ihm zu ſchauen.

Und ob vollkommen ſelig auch allein,
Er will des Lebens Mitgenoſſen haben,
Sein Leben wiederſtrahlend groß und rein.

Ausgießen will er alle ſeine Gaben
Und Leben ſpenden, Seligkeit und Licht
Und liebend ſich an Gegenliebe laben.

Er will ſich freun an fröhlichem Geſicht,
Er will an einem Bilde ſich erquicken,
Das Ihm an Kraft, Gemüth und Geiſt entſpricht.

Und es beglückend will er ſich beglücken,
Und es erhellend mit dem eignen Schein
Will er in ſeinem Geiſt ſich ſelbſt erblicken.

Was Er erſchafft, es muß das Beſte ſein!
Was aber iſt am Beſten wohl das Beſte?
Daß es ſich ſelbſt erringt, was ewig ſein!

Daß es ſich ſelber gründet eine Feſte,
Daß es im eignen Werke herrſchend ruht! —
Nicht Knechte will der Ewge, ſondern Gäſte!

Er ſchafft ſein Bild. Und ihm das höchſte Gut
Zu ſichern, muß er ihm die Macht verleihen,
Zu gründen ſein Geſchick in freiem Muth.

Dem höchſten Herrn in Freiheit ſich zu weihen,
Mit ihm gebieten über eigne Welt —
In Stolz und Hochmuth ſich mit ihm entzweien.

O Wort der Lockung, das die Seele ſchwellt!
Sieh, das Geſchöpf will ſich auf's Höchſte zieren:
Will ſein wie Er, von eignem Licht erhellt!

Will ohne Gott und gegen ihn regieren,
Als Herr gebieten über eignes All —
Um Alles, was es hatte, zu verlieren!

Und es geſchieht der ungeheure Fall!
Mit Gott beherrſchte Macht, ſie ſtürmt nach Oben,
Und über den Gebieter ſtürzt der Wall.

Der Geiſt iſt ſeines Königthums enthoben
Und unten ſtöhnt er bang und will vergehn,
Weil über ihm die wilden Fluten toben.

Jetzt um das Gottesbildniß wär's geſchehn,
Empfände nicht der Herr mit ihm Erbarmen,
Wollt' er's gerettet nicht und lebend ſehn.

Nicht aber kann er's faſſen mit den Armen,
Aufrichten das geſtürzte wiederum
Und laſſen es an ſeiner Bruſt erwarmen.

Zu krafterworbnem, freiem Eigenthum,
Das es verſchmäht auf erſtem, gradem Pfade,
Muß er's den zweiten führen, rauh und krumm.

Das eben iſt die allerhöchſte Gnade!
Wollt' er es ſelbſt hintragen an das Ziel,
Nie käm' es an am höchſten Ziel gerade.

Und Alles wäre nur ein hohles Spiel,
Wo das Geſchöpf nicht den Orkan ertrüge,
Das frevelkühn in's Meer gelenkt den Kiel.

Gerechtigkeit will völlige Genüge!
Und im Bezahlen eben liegt das Heil,
Und nur der Sieg vertilgt die letzte Lüge.

Rechtloſe Gnade macht die Herzen geil;
Doch wer ſich duldend neu hinaufgerungen,
Am Ruhme Gottes nimmt er wieder Theil.

Drum das gerechte Flammenſchwert geſchwungen!
Darum der Schuld die Strafe nicht geſchenkt,
Darum die Frucht der Sünde nicht verſchlungen!

Wenn jene Macht, die des Verbrechens denkt,
Mit Urnothwendigkeit die Strafe fodert,
Durch Nichts von ſeinem Ziel hinweggelenkt:

Sieh dort die andre ſchon, in Lieb' erlodert!
Sie duldet nicht in heilgem Rettungsdrang,
Daß das geſtürzte Bild im Schlamme modert!

Sie wagt mit der Gerechtigkeit den Gang!
Nicht aber, um die Strafe zu vernichten,
Dem Zwang begegnend mit dem ſtärkern Zwang —

Nicht, Widerſtand zu leiſten den Gerichten —
Nein, ſie zu nützen für das Gottesbild,
Den Streit um Schuld durch Sühnungsmuth zu ſchlichten!

Entfeſſelt wogt das Leben frevelwild,
Und aus den Wolken zuckt der Strahl der Rache —
Da naht die Güte ſonnenwarm und mild.

Sie macht die Schuld in Huld zu ihrer Sache,
Sie bietet dem Gefallnen ihre Hand,
Sie lenkt ihn, — aber gehen muß der Schwache!

Er wandelt in Naturgeſetzes Band!
Ihn eng umfangend wirkt es zum Behufe
Der ſichern Heimkehr in das Vaterland.

Er folgt dem hohem Wiederſchöpfungsrufe,
Er ſtrebt empor im Raum und in der Zeit,
Und überhoben wird er keiner Stufe.

Erſt gilt es, durch die grauſe Dunkelheit
Der grimmigen Natur hindurchzubringen,
Bis duldend ſich von ihr der Geiſt befreit.

Es gilt, das Gleichniß Gottes zu erringen!
Im erſten, großen Sieg auf neuer Flur —
Im Menſchenkinde ſehn wir es gelingen! —

In Creaturen webt die Creatur!
Vor Augen ſtehn erfüllte Möglichkeiten,
Von jedem Schritte zeugt belebte Spur.

Doch nun iſt Pflicht ihr, höher fortzuſchreiten
Im Menſchenkind — im menſchlichen Geſchlecht,
Und immer mehr für Gott ſich zu bereiten.

Abſtreifen mehr und immer mehr den Knecht,
In Gotterkenntniß immer freier werden,
Gewinnen immer mehr des Kindes Recht.

O wunderbares Schauſpiel auf der Erden!
Die Freiheit, mit und wider Gott zu ſtehn
In freundlichem, in feindlichem Geberden,

Die ſich der Eine Menſch verliehn geſehn —
Geſpendet iſt ſie jedem Menſchenkinde,
Und zu dem gleichen Endzweck iſt's geſchehn!

Der erſte Widerſacher lockt zur Sünde,
Der Helfer aber weckt die reine Kraft,
Womit der Irrende ſich wiederfinde.

Und ſtärker iſt, was Er im Geiſte ſchafft,
Und fürder geht's in menſchlicher Geſchichte,
Und immer weiter wird des Geiſtes Haft.

Schon glänzt die Eine Gottesmacht im Lichte!
Und ſieh, bereitet iſt die andre ſchon,
Daß ſie der Liebe größte That verrichte.

Ein Menſch erſcheint der ewge Gottesſohn!
Er will des Einzelnen Geſchick erfahren,
Erfüllend ganz der Gnade Miſſion.

Er will ſich lehrend, handelnd offenbaren,
Im Kampf des Lebens und im Siegertod
Das höchſte Vorbild ſein den Menſchenſchaaren.

Verklären will er Bangigkeit und Noth
In Luſt und Heil, und Alle ſchauen laſſen,
Wie nah dem Gallentrank des Himmelsbrod!

Huld will er ſiegen lehren über Haſſen! — —
Und, ob er Ihn umdrängt mit höchſtem Graus,
Bei Seinem Tode muß der Tod erblaſſen.

Ja, Liebe führt ihr Rettungswerk hinaus!
Und klar iſt nun die zweite Macht zu ſchauen,
Der Sieg gelehrt, gezeigt das Vaterhaus.

Aufblühen muß das Gott- und Selbſtvertrauen
In Jedem, der in Freiheit Ihm ſich weiht,
Und Jeder kann ſich heiligend erbauen.

Genuggethan wird der Gerechtigkeit:
Erduldet wird das Leid und überwunden,
Und mit der Sünde tritt der Menſch in Streit.

Im wahren Glauben iſt das Heil gefunden —
Im Glauben an den menſchgewordnen Sohn
Iſt das Geſchöpf dem Schöpfer neu verbunden.

Der Heiland ſitzt zur Rechten auf dem Thron.
Er iſt der Herrſcher für die neuen Zeiten,
Er ruft zur That auf und vertheilt den Lohn.

Wir ſehen höher ihn die Seelen leiten,
Wir ſehn, wie eine Sphäre ſich erſchließt,
Wo neuer Ton erklingt auf neuen Saiten.

Wo neue Liebe wonnig ſich ergießt
Und neue Luſt und neues Leben ſpendet,
Und Blüth' an Blüth' auf neuem Boden ſprießt.

Nach ſeinem Hingang hat er Den geſendet,
Der ſeine That und ſeine Macht bezeugt,
Sein Feld hinausdehnt und ſein Werk vollendet.

Der mild erhebt, was von der Welt gebeugt,
Und Schwingen leiht der Seele, daß ſie mächtig,
Hoch himmelan vom Pfuhl der Erde fleugt.

Nun dient man Ihm in Tempeln reich und prächtig,
Die Seinen wandeln in der Sonne Glanz,
Derweil die Andern trübe gehn und nächtig.

Gefunden iſt des Gotteslebens Kranz!
Dreieinig wird der höchſte Herr geprieſen,
Der Glaube ſieht lebendig ihn und ganz!

Doch — ob der Menſchheit nun das Heil gewieſen,
Noch ſteht ſie ferne der Vollkommenheit,
Und neues Licht muß ihr vom Himmel fließen.

Noch liegt der Geiſt nur mit der Welt im Streit!
Und wenn er weit und weiter vorgedrungen —
Noch mangelt ihm des Herrſchers Herrlichkeit.

Wie aber wird im Kampf der Sieg errungen?
Durch welche Macht wird jener Gegenſatz
Des Chriſtenthums in ſeinem Grund bezwungen?

Sieh hin, ſie ſteht gewaltig ſchon am Platz!
Der Geiſt iſt's, der in alle Wahrheit leitet,
Enthüllend ſeines Weſens reichſten Schatz!

Er iſt's, der herrlich nun als Lenker ſtreitet,
Der zum Triumphe führt der Chriſten Heer
Und Gottes Herrſchaft unermeßlich weitet.

Wahrheit, Gerechtigkeit iſt ſeine Wehr!
Er will — er kann auf jeden Zwang verzichten,
Deß Lichtquell unerſchöpflich wie das Meer!

Er lehrt die Chriſtenheit ſich ſelber richten,
Recht ſprechen lehrt er ſie dem andern Theil,
Um grundhaft ihren Streit mit ihm zu ſchlichten.

Hinwelkt an ſeinem Strahl des Feindes Keil!
Und wie der Sohn das Schwert hat bringen ſollen,
So bringt der Geiſt der Welt des Friedens Heil.

Ausgießt den Lichtſtrom er, den übervollen!
Und wie der Sohn dem Glauben ſich verlieh,
Giebt Er ſich Allen, die erkennen wollen.

Anſchauen läßt die Seinen er das Wie,
Den ewigen Zuſammenhang der Dinge,
Die Wunderpracht der Gottesharmonie.

Die Friedenstaube mit der Adlerſchwinge,
Sie fliegt umher, ſie ruht und raſtet nicht,
Daß immer mehr das heilge Werk gelinge.

Denn alle Völker ſollen ſtehn im Licht,
Sie ſollen ſich begehren und ſich finden,
In Wechſelhuld ſich ſchaun ins Angeſicht.

Gerechtigkeit ſoll rettend überwinden —
Die Menſchenkinder ſollen geiſtberührt
Zur Einen Menſchheit alle ſich verbinden! — — —

So wird die Creatur von Gott geführt!
Sie muß erringen Alles und erſtreben,
Damit ihr Gut auch wahrhaft ihr gebührt.

Sie muß ſich ſelbſt von ihrem Fall erheben,
Aufſteigen mühvoll zu dem höchſten Ziel,
Bis ſie gewinnt, was ſie dahingegeben! —

Nur Eine Handlung von dem großen Spiel
Des Menſchenthums vollzieht ſich auf der Erde —
Und noch iſt in dem Hafen nicht der Kiel.

Noch harrt der Seele Prüfung und Beſchwerde,
Noch findet nur in Leiden ſie Gewinn,
Bis ihr ertönt das heilig letzte Werde.

In Sünden fährt das Menſchenkind dahin;
Und ob es Kraft und Licht empfing im Leben,
Umnachtet immer blieb der innre Sinn.

In eine Sphäre muß der Geiſt entſchweben,
Wo er in hellſter Schau ſich ſelbſt erkennt
Und wo das Licht ihm zum Gericht gegeben.

Wo er ſein Thun mit wahrem Namen nennt,
Wo ihn die Wuth benannten Unrechts peinigt,
Wo ihn die Glut erkannten Frevels brennt.

Wo Alles, Alles büßend er ſich reinigt
Und ſehnſuchtsvoll dem Tag entgegenbebt,
Der ihn auf ewig mit dem Herrn vereinigt.

Dem Wurme gleich, der, tief in Nacht gewebt,
Von der Natur gehalten wird am Zügel
Und bang ein innerliches Leben lebt.

Dem aber eben hier erſtehn die Flügel,
Mit denen der erweckte Falter leicht
Und ſelig hinfliegt über Thal und Hügel. —

Ihr Bilder vollgebüßter Schuld, entweicht!
Laßt ſchreckenfrei hinüberſchaun den Sänger
Zum höchſten Ziele, das der Menſch erreicht!

Ob er durch Leiden führte bang und bänger —
Vollendet iſt der Gang durch letzte Flur,
Die Schuld entrichtet und verſöhnt der Dränger.

Zu Gott gehoben iſt die Creatur!
Die Liebe waltet nach dem Strafgerichte,
Durch ſie vermählt ſind Geiſt, Gemüth, Natur.

Verklärt iſt das Geſchöpf in ewgem Lichte!
Geworden iſt es wieder Gottes Bild
Und wieder ſteht's vor Seinem Angeſichte.

Auf dem errungnen himmliſchen Geſild
Mit ſeiner Fülle ſoll es ewig wohnen,
In Gotterkennung ſelig, hehr und mild.

Der Kraft, der Tugend wurden ihre Kronen!
Und das auf ſchwerem Gang erworbne Reich
Soll dauern' von Aeonen zu Aeonen.

Erobert hat es muthger Arme Streich,
Erhalten wird's in reiner Kraft und Güte —
Und das Geſchöpf regiert dem Schöpfer gleich.

In Liebe dankt es göttlichem Gemüthe,
In Liebe dient es freiem Herrſcher frei, —
Ein Wunder glänzt die heil'ge Bundesblüthe!

Und daß die Seligkeit unendlich ſei,
Dem Ganzen gleich iſt jeder ſeiner Theile,
In ſich ein Bild der ewig Einen Drei.

Zahlloſe Weſen fühlen ſich im Heile!
Und Liebe wird von jedem Ihm gezollt,
Der wiederſtrahlt aus ungemeſſner Zeile. — — —

Grundloſe Güte, die es ſo gewollt! —
Sieh hin, o Menſch, — vollkommner iſt dies Leben,
Als jenes, das verlieren du geſollt! —

Und um dir ſolche Herrlichkeit zu geben,
Hat Er geſchaffen dich in Vaterhuld,
Hat frei gelaſſen deiner Seele Streben.

Auf ſich genommen hat er deine Schuld
Und dich auf deinem ſchweren Weg begleitet,
Dich führend mit unendlicher Geduld.

Die Rettungspfade hat er dir bereitet
Und in Gewinn verwandelnd den Verluſt
Zu ſich in ſeinen Himmel dich geleitet.

Frei ſollſt du fühlen dich in tiefſter Bruſt!
Frei ſollſt du ſchauen, lieben ihn und ehren,
Frei ſollſt du glücklich ſein und machtbewußt.

Was dem Geſchöpf nur immer zu gewähren,
Was immer nur aus eigner Fülle quoll,
Das ſollſt du haben und unendlich mehren! — — —

Sähſt du den Herrn ſo hold und liebevoll —
Und ſchmölze nicht dein Herz in Wonnetrieben?
Es will, es muß erglühend, was es ſoll:
In Allem Ihn — Ihn über Alles lieben!

◆

Viertes Buch.

Dichtkunſt.

Der ew'ge Gott iſt allbewußt.
Doch wenn er tiefſt im Klaren,
So hat er darum nicht Verlaß
In ſeiner Macht erfahren.

Nein, durch Bewußtſein iſt er ganz
Und heilig ſeine Stärke
Und von des Geiſtes Himmelsglanz
Durchleuchtet ſeine Werke.

Bewußt zu werden iſt der Ruf
Im Denken und im Handeln
Daß alle Weſen, die er ſchuf,
Um ſeinen Weg zu wandeln.

Auch Menſchenkraft verkümmert nicht,
Sie wächſt in freiem Spiele.
Sie wird nicht irren mit dem Licht:
Sie trifft zum wahren Ziele!

Der Künſtler.

In Halbheit und in Dürftigkeit,
In ſteter Mühe Bann
Erſehnt der Menſch Vollkommenheit,
In der er ruhen kann.

Darum ergreiſt ihn der Geſang,
Der wunderbar ertönt,
Der Kehle Klang, der Seele Klang,
Zum Himmelston verſchönt.

Darum bezaubert ihn das Bild
Von köſtlichem Gehalt,
Der wonnig mild und ſonnig quillt
Aus herrlicher Geſtalt.

Darum entzückt ihn das Gedicht,
Das flücht'ge Luſt der Zeit
Verklärt in Licht, verwebt in Licht
Zu reinſter Seligkeit.

O Glückliche, die ſolch Gefühl
Ihr ihm erwecken könnt
Und über dumpfem Weltgewühl
Als helle Sterne brennt!

Euch dankt er, daß er nicht gebeugt
Sein Leben ſchleppt zur Gruft,
Nein, daß er heitre Stirne zeigt,
Gelabt von Edens Duft.

Erziehung.

Das Ideal erglüht in reinem Lichte
Vor deinem Blick: von ſeinem Glanz begeiſtert,
Nimmſt du den Stoff des Lebens zum Gedichte:
Du wähnſt ihn froh mit Leichtigkeit bemeiſtert.

Du willſt ihn bilden, und du mußt erfahren,
Daß Luſt und Liebe wohl in allen Dingen
Sich lockend, labend, helfend offenbaren,
Doch ohne Stärke nicht den Stoff bezwingen.

Was vor der Seele ſtand im Einheitsglanze,
Du ſiehſt's in Farben hundertfältigen.
Vor ſeinen Einzelheiten flieht das Ganze,
Weil du nicht frei ſie kannſt bewältigen.

Beſchämt, ermüdet willſt du nicht mehr bleiben,
Wo du ſo ganz vergebens dich befliſſen.
Du wirſt aus deinem Weg zu anderm Treiben
Durch deine Niederlage ſchon geriſſen.

Nun aber kommt zu dieſem Zwang das Leben
Und drängt dich hin zur Arbeit, zum Genuſſe,
Und ſchafft dir Sorgen, die dein Haupt umſchweben,
Und führt dich ganz hinweg in ſeinem Fluſſe.

Da regen wieder ſich die alten Geiſter
Und wecken dir den alten Liebeswillen!
Du unternimmſt das Werk auf's Neue dreiſter —
Und ſiehſt die Jugendhoffnung ſich erfüllen!

Und du erkennſt mit innigfrohem Staunen,
Daß eben die Bedrängniß, die dich ſtählte,
Daß des Geſchickes oft verklagte Launen
Dir jene Stärke gaben, die dir fehlte.

Darum verkenne nicht die Wanderpfade
Und laß mich keine Traurigkeit erblicken!
Für manche Geiſter iſt's die höchſte Gnade,
Auf dieſe hohe Schule ſie zu ſchicken.

An einen Freund.

Der wahre Dichter eilte nie,
Vor Anderen zu ſingen
Und ſeinen Schatz an Poeſie
Raſch auf den Markt zu bringen.

Auch du, Geliebter, nimm dir Zeit
Zu lieben und zu leben
Und dir in Ernſt und Fröhlichkeit
Zuerſt Gehalt zu geben.

Auch du, Geliebter, nimm dir Zeit,
Nach Lieben, Leben, Schauen
Dein Werk zu gründen tief und weit
Und zierlich auszubauen.

So daß es daſteht, reich und rein,
Ein Paradieſesgarten! —
Die Welt wird ſo gefällig ſein,
Auf Ewiges zu warten.

Die Worte.

1.

Im Herzen lebt die Poeſie
So reich, ſo hold und helle!
Und hin in Worte ſtrömſt du ſie,
Der Seele Wunderquelle.

Doch ſieh, die Worte ſchaffen dir
Ein eigen Mißbehagen:
Sie ſcheinen dir zu wenig hier
Und dort zu viel zu ſagen.

Sie ſcheinen deiner Seele Schwung
Nur dürftig auszudrücken,
Die Schätze der Begeiſterung
Zu trüben, nicht zu ſchmücken.

Verzage nicht und wolle nicht
Durch ſie zu viel erreichen!
Die Worte ſind nicht das Gedicht,
Sie ſind nur ſeine Zeichen.

Sie ſollen freundlich lockend nur
Auf die Gefühle deuten,
Die Seelen nur auf rechter Spur
In ihre Sphäre leiten.

Die Seelen bleiben nicht zurück,
Sie folgen ächten Worten.
Und öffnen ſich vor ihrem Blick
Des Heiligthumes Pforten:

Da ſchauen ſie, da ſtaunen ſie
Dem Wunder, das erſchienen!
Die Fülle deiner Poeſie
Erſteht und lebt in ihnen.

2.

Gerade wenn du dein Gedicht
Entrungen dem Gefühle,
Genügen dir die Worte nicht,
Sie ſcheinen arm und kühle.

Doch, beſter Freund: die Worte juſt,
Die ſich zuſammenflechten,
Ausgebeut aus bewegter Bruſt,
Die grade ſind die rechten.

Und wenn ſie dir erſcheinen auch
Zerſtückt und unzulänglich:
Sie wecken deiner Seele Hauch
In Andern überſchwänglich.

Profanation.

Gefühle, die mein Herz geſchwellt,
Den ſüßgeheimſten Schwung
In Liedern geben aller Welt,
Iſt's nicht Entheiligung?

Nein, wenn es meinem Lied gelingt,
Zu dringen in ein Herz,
Das innig mitfühlt, was es ſingt
In Wehmuth oder Scherz.

Nein, wenn es findet einen Geiſt,
Der ſich daran erfreut,
Daß es die höchſten Ziele weiſt
Und ſingend Licht verſtreut.

Welch Schickſal werde meinem Wort,
Auf euch nur kommt es an:
Ob ihr ihm ſein zu gutem Ort
Die Herzen aufgethan!

Tragödie.

Die Welt ſieht wurzellos die geſcheiterte kühne That,
Sie richtet nach dem Schein und prahlt mit ſpätem Rath.
Sie weiß nicht, wie's den Thäter ergriffen zauberhaft,
Wie reich in ihm gewogt der Strom der Leidenſchaft
Und wie, gelockt von einem Strahl, der auf das Ziel
Der muthigen Seele zweifelüberwindend fiel,
Nicht nur dem Herzen folgend, auch dem klaren Haupt,
Die männlich beſte Wahl zu treffen er geglaubt.
Er hat entſchloſſen es gewagt — und es mißlang.
Der Bande frei ging das Verderben ſeinen Gang,
Und was für ihn auf ſo gewaltigen Grund geſtellt,
Zertrümmert nun erſcheint als Wahnwitz es der Welt.

Der Dichter nimmt's in liebendem Antheil wieder auf,
Er geht vom erſten Anfang an des Helden Lauf,
Er lebt ſein Leben aus geheimſtem Grunde nach —
Und ihm in Ruhm und Hoheit wandelt ſich die Schmach.
Er faßt die That, durchleuchtet ſchöpferiſch ihren Quell,
Er läßt die Kraft des Helden erſcheinen ſonnenhell, —
Und Thun und Leiden ſchildernd in erhabnem Styl
Erweckt er ihm der tiefſten Achtung Mitgefühl.

Die wahre Tragödie.

Wenn wir in urgewaltigem Streit
Die großen Menſchen ſehn
Aus innerſter Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengehn,

Da möchten wir dem Heldenſchwung
In des Geſchickes Zwang
Zurufen mit Begeiſterung:
Glück auf zum Untergang!

Der Genosse der Heroen.

Der Dichter weilt in der Helden Mitte,
Er ſieht ihre Tugend, ihre Sitte,
Ihr feurig Streben, ihr mächtig Denken,
Gewaltig Handeln und Völkerlenken.
Als einen Freund, mit vollem Vertrauen
Laſſen ſie tief ins Herz ihn ſchauen.

Und er, was ſie waren der Menſchen Gebieter,
Er empfindet es, er iſt es wieder.
Die Glut der Liebe, des Haſſes Glut,
Sie erſtehn im ebenbürtigen Blut,
Und im Lichte ſchauend das ewig Ganze
Erweckt er ihr Leben im höchſten Glanze.

Iſt's nun ein Wunder, wenn der Geiſt,
Der ſich im Denken und Dichten beweiſt,
Auch einmal im Leben die Schranken bricht
Und zeigt der Welt ſein Angeſicht,
Und thut, was ſtolze Gemüther verletzt
Und ſchwache Seelen erſchreckt und entſetzt?

Schöpferiſche Zeit.

Wie dringen die Lieder feurig bewegt
Mir wieder aus dem Herzen! —
Erſchüttert iſt's und mächtig erregt
In Leidenſchaft und Schmerzen.

Und was im tiefſten Grunde geruht,
Das faſſen die Wogen gerade
Und werfen das reiche, verborgne Gut
Gewaltig an's Geſtade.

Auf eine Frage.

Du willſt erfahren, wie ſie heißt,
Die ſo mein Herz bezwungen
Und ſo beflügelt meinen Geiſt,
Daß ich ihr Lob geſungen?

Sind nicht die Lieder Poeſie,
Geſang aus Bruſt und Kehle,
Und wecken ſie nicht Sympathie
Und Luſt in deiner Seele?

Laß dies genug ſein, beſter Mann,
Und bleib in deinem Fache!
Das Lied ſei ſchön: wie er's gewann,
Das iſt des Dichters Sache.

Ein Gleichniss.

Der Dichter gleicht der Biene.
Die ſucht und weiß genau,
Im Wald und auf der Au,
Was ihrer Liebe diene.

Sie ſaugt an rechter Quelle
Und fliegt bereichert heim
Und füllt mit Honigſeim
Die ſchöngeformte Zelle.

Und fragt ihr, wo gefunden
Die ſüße Nahrung ſei? —
Laßt euch nur auch ſo frei
Des Dichters Honig munden!

Der Künſtler an den Künſtler.

Du haſt mich nicht zu neiden, Freund,
Um meiner Lieder willen,
Daß ſie gefühlt, in edelm Schwung
Klar ausgeprägt und ewig jung
Der beſten Herzen Forderung
Mit ächter Labung ſtillen.

Es gibt in deutſchen Landen ja
Viel alberne Geſellen,
Die deine dumpfe Nebelei,
Unreife Frucht der Phantaſei,
In ihres Herzens Narrethei
Bei weitem höher ſtellen!

Aechtes und Schlechtes.

Der junge Dichter.

Das Männliche, das Rechte,
Das Innige, das Aechte,
Dies einzig ſollte gelten
In einem geiſterhellten
Und edeln Volk und üben Zaubermacht.

Dagegen das Verſchwommene,
Zur Klarheit nicht Gekommene,
Das Weichliche, das Gleißende,
Nur hohlen Flimmer Weiſende,
Erklärt ſein in die Acht und Aberacht.

Der Erfahrene.

Wenn ſie das ächt Geſpendete,
Das rein und ſchön Vollendete
Nur nicht gerade haſſen,
Mit Schlechtem gelten laſſen,
Dann, Guter, hat uns ſchon das Glück gelacht!

Die Zeitgenoſſen.

Der junge Dichter.

Die lebenden Dichter
Verkleinern und zerreißen ſie,
Die todten Lichter
Erheben ſie und preiſen ſie.

Die lebenden hetzen ſie
Und laſſen ſie darben,
Und Denkmäler ſetzen ſie
Jenen, die ſtarben!

Der Erfahrene.

Wir müſſen froh ſein, junger Menſch,
Daß ſie nun
Für die Geſtorbnen wenigſtens
Etwas thun.

Noblesse oblige.

Der junge Schriftſteller.

Wir ſchreiben jetzt ſo gut wie die
In England und in Frankreich,
Und warum ſind wir nicht wie ſie
An Ehren und an Dank reich?

Warum erfreut Inländiſches
Nicht ebenſo das Inland —
Und krönet unſre nicht Succeß,
Wo fremde Kunſt Gewinn fand?

Der Erfahrene.

Das fragſt du noch? — Das Schickſal will,
Daß ihr nicht bloß ſo gut ſchreibt,
Vielmehr zum Uebertreffen ſtill
Euch idealer Muth treibt.

Es beut geringern Dankes Zoll
Für gleiches Thun und Mühn euch,
Weil für ein höher Streben ſoll
Der höchſte Lohn erblühn euch.

Empfinde Deutſcher dich und Chriſt,
Ob dir in Größe bangt auch! —
Wem viel, wie dir, gegeben iſt,
Von dem wird viel verlangt auch.

An den poetiſchen Meſſias.

Auf den wir harren ohne Ruh,
Mit neuen Geiſtesquellen —
Komm! — Denn kein Anderer als du
Wird uns zufriedenſtellen!

Bis jetzt Meſſias freilich war
Ein Solcher, dem man grollte,
Weil er nicht Jedermann ſo klar,
Als man ihn haben wollte.

Dieweil ſein Genius die Spur
Der guten Zeitgenoſſen
Weit überflog und wahrhaft nur
Der Nachwelt ſich erſchloſſen.

Ein Beiſpiel nimm an Jenen dir,
Die in dem Kampf geblieben!
Du gieb uns klüglich nur, was wir
Sogleich verſtehn und lieben.

Kein Werk, das um ſo tiefer iſt,
Je weniger wir's ergründen!
Wenn du nicht jedem offen biſt,
Wie kannſt du uns entzünden?

Und keine Schönheit, die den Bund
Mit Hoheit eingegangen! —
Du mußt uns Alles geben und
Von Keinem was verlangen.

Auftreten du mit Gaben mußt,
Die Kennerwünſche ſtillen
Und die zugleich mit wilder Luſt
Den großen Haufen füllen.

Und die Parteien, die mit Grimm
Sich ſchmähen, ſich verlachen,
Die mußt du alle, gut und ſchlimm,
Zu deinen Freunden machen.

Du mußt erfreun die alte Schaar,
Die jeden gerne meiſtert,
Ganz wie das große Dichterpaar
Die Jünglinge begeiſtert.

Schon gleich von Anfang mußt du ſein,
Was Andere geworden,
Mußt glänzen in des Ruhmes Schein
Und aller Fürſten Orden.

Mußt Anſehn haben königlich
Vor allen Creaturen,
Als exiſtirten über dich
Schon ganze Literaturen.

Dann werden wir Poeten klein
In dir den Meiſter ehren,
Vergnügt, wenn wir die Bröſelein
Von deinem Tiſch verzehren.

Die Nachwelt.

Das wahrhaft Neue, das der Schöpfergeiſt erbaut,
Iſt nicht vorhanden für die Mitwelt; denn vertraut
Muß ihr erſcheinen und bekannter Reize voll,
Was ſie begreifen im Gemüth und lieben ſoll.
Das Edelſte bietet wenigen Edeln nur Genuß,
Mißachtung wird dem hohen Werk des Genius,
Und er, der Schöpfer, der dem Haufen nicht gefällt,
Im Kampfe ſteht er unaufhörlich mit der Welt.

Wenn er jedoch, ſein ganzes Leben durch verkannt,
Abſcheidet endlich und ſich ſchwingt ins Geiſterland,
Dann beut die Nachwelt ihm für alles Leid Erſatz
Und weiht ihm überſchwänglich der Gefühle Schatz.
Denn ſie, die ſeiner Größe nachgewachſen, liebt
Und fordert mit Verlangen eben, was er giebt! —
Er iſt nun die erhabene Geſtalt allein,
Der große Glückliche ſogar erſcheint uns klein
Ihm gegenüber! — Ganz von ſeinem Werth erfüllt
Ergreift uns innig ſein Geſchick und Rührung quillt
In tiefſter Bruſt, erkennen wir, daß ſein Beruf —
Daß eben ſeine Tugend ſeine Noth ihm ſchuf.
Allein wir preiſen ſelig ihn in ſeinem Streit,
Daß er beweiſen konnte ſeine Tapferkeit,
Daß er erwählt vor allen Zeitgenoſſen war,
Ein Schauſpiel uns zu geben herrlich, wunderbar:
Das Schauſpiel einer Seele, die, von Gott bewegt,
In hoher Einſamkeit das Licht erzeugt und hegt
Für künftige Geſchlechter, und durch Spott und Hohn,
Mit denen ſich der Stumpfſinn rächt am Himmelsſohn —

Durch ſchnöden Widerſpruch und ahnenden Neides Stich
Nicht irre wird an ihrem Hochberuf und ſich.
Ja, minder ſelig ſcheint die hohe Kraft, die leicht,
Weil ſtets gehoben von der Welt, ihr Ziel erreicht!
Ihr fehlt der Lorbeer, auf des Kämpfers Haupt gedrückt,
Die Glorie, die den Märtyrer und Sieger ſchmückt! — —

Und glaubt ihr, nicht zur Freude ſei geſchiednem Geiſt
Die Liebe, die bewundernde Nachwelt ihm beweist?
Das Götterbild, das in die Seele ſich geſenkt
Und das ſie tiefergriffen denkt und wieder denkt,
Es ſchwindet nicht, es bleibt darin in Ewigkeit,
Und in den Regionen der Vollkommenheit
Wird Lieb' und Ehrfurcht, die in allen Herzen glüht,
Dem Edelſten höchſte Wonne ſtrömen ins Gemüth.

Ausgleichung.

Wir ſehn ſo manche liebenswerthe Seele,
Die mit der Jugend ſchönem Muthe ringt,
Zu ſchaffen und zu bilden ohne Fehle.

Sie freut ſich an dem Zuge, der gelingt,
Und will vollenden, was in allen Landen
Der Mit- und Nachwelt hohe Freude bringt.

Gedanken und Gefühle ſind vorhanden;
Sie nimmt von ihrem Reichthum, ordnet, baut —
Das Werk erſteht — die letzten Zweifel ſchwanden.

Wie glänzt es ihr ſo lieblich und ſo traut!
Wie muß die Welt dem Schöpfer Roſen ſtreuen,
Wenn ſie das herrliche Gebilde ſchaut!

O Schmerzen, die ſich immerdar erneuen!
Mit nichten wurde ſchon hervorgebracht,
Was Andre tief und dauernd kann erfreuen!

Was mit der Siegerkraft und Zaubermacht
Des wahrhaft Neuen, einzig, unerſetzlich,
Der Andern Werke ſtellt in Schattens Nacht.

Die Schöpfung und der Schöpfer, gleich verletzlich,
Sind nicht mehr zu den Lebenden gezählt
Nach einer Blüthe, Freunden nur ergetzlich! —

Viel ſind berufen, Wenig auserwählt!
Das iſt ein Spruch, von Keinem umzuſtoßen,
Wie ſehr die Wahrheit auch bedrückt und quält.

Nur einzeln können ſtehn die wahrhaft Großen!
Nur eines kann, zu glänzendem Gewinn,
Der Treffer ſein von vielen tauſend Looſen.

Und ſinken ohne Frucht die Andern hin,
Die Auserwählten ſchildern ihre Zeiten
In reichſtem Leben und im tiefſten Sinn. —

Doch Jenen, die ſo früh zu Grabe gleiten,
War ihnen ganz umſonſt die Bruſt geſchwellt
Von edlem Denken, lieblichem Bereiten?

Nein! Wenn des Meiſters Kraft ſchon in der Welt,
Vollendet nur in andern Regionen
Der Jünger ſich, von reicherm Licht erhellt.

Dann wird ſich ihm ſein Ringen dennoch lohnen!
Was hier zu keimen und zu blühn begann,
Ausreifen wird's in himmliſch milden Zonen.

Und ob er ſpäter auch den Sieg gewann,
Weil ſpät begünſtigt zu dem reinſten Handeln:
Vollendet wird der Nachgeborne dann
Beſeligt mit dem Erſtgebornen wandeln.

Natürlich und nothwendig.

Den Dichter drängt's zu ſingen,
Was er im Herzen fühlt,
In edle Form zu bringen,
Was in ihm ſtrömt und wühlt.
Es ſoll mit ſchönen Zügen
Vor Allen ihm genügen.

Dann ſoll's hinaus und wandern,
Es ſoll der holde Schall
Erwecken in den Andern
Erfreuten Wiederhall.
Soll ihre Sorge wenden
Und Luſt und Wonne ſpenden.

Nun aber muß von dieſen
Dem edeln Muſenſohn
Zu heitrer Labung fließen
Der Liebe Dank und Lohn.
Sie müſſen ihn beglücken
Und ſeine Tage ſchmücken.

Denn er, er ſoll die Blüten
Der Kunſt und Wiſſenſchaft
Erwerben und behüten
Zu ſtets erneuter Kraft;

Die große Welt betrachten,
Des kleinſten Lebens achten.

Empfinden und erkennen,
Was Menſchenherzen labt,
In Liebe dem entbrennen,
Was liebe-, geiſtbegabt.
Was innig kann erbauen,
Mit Aug' und Seele ſchauen.

Doch wenn den Eingeengten
Das heitre Leben flieht,
Den Armen und Bedrängten
Die Sorge niederzieht
Zu tiefſter Erdenſtufe,
Wie folgt' er dieſem Rufe?

Soll er euch Luſt gewähren,
So ſtärkt auch ſeinen Muth!
Soll er die Welt verklären,
So ſei die Welt ihm gut!
Erfüllt von hohen Dingen
Wird er die höchſten ſingen.

Soll er verklärtes Leben,
Kein hohles Schaugericht
Euch geben und erheben
Die Welt in Himmelslicht,
Verſchließt die Welt nicht länger —
Den Himmel bringt der Sänger!

Mäcen und Dichter.

Ein Bild aus früherer Zeit.

Der fürſtlich hohe Gönner beut
Ein reizend ländlich Gut
Dem Dichterliebling, der erfreut
Darin ſich gütlich thut.

Er aber weiht dem Gönner dann
Ein herrliches Gedicht,
Worin der thatenreiche Mann
Sich ſieht im ſchönſten Licht.

Der Gönner ſchenkt der Muße Luſt,
Der Freiheit Göttertrank,
Und weckt in edler Sängerbruſt
Den liebevollen Dank.

Der Sänger fühlt den hohen Geiſt,
Das fürſtliche Gemüth,
Und Wahrheit iſt es, wenn er preiſt
Und Reim aus Reim erblüht.

Es iſt des Danks, der Liebe Muth,
Der ſo begeiſtert ſingt
Und dem in dichteriſcher Glut
Das Heldenlied gelingt.

Und ſieh, der Geber iſt begabt:
Das Beſſre kam zurück! —
Was ſein Gemüth am höchſten labt,
Iſt dieſes Preiſes Glück.

Freuden der Production.

Welch eine Luſt, zu ſchaffen und zu bilden,
Für den, der herrſchend ſeine Kunſt verſteht! —
Du wandelſt hin in ſeligen Gefilden
Von Sphärenklang und Himmelsluſt umweht.

Die Fülle paradieſiſcher Geſtalten
Sie nahn ſich dir mit liebendem Vertraun —
O welch ein Glück, die ſchönſten feſtzuhalten
Und ſie mit heitern Augen anzuſchaun!

Vor einem Geiſt, der denkend ſie bezwungen,
Reihn ſie ſich ſelbſt zum künſtleriſchen Tanz.
Raſch iſt der ideale Bau gelungen
Und webt vor dir in ätherreinem Glanz.

Da drängt es dich, das Abbild hinzuſtellen
In Sinnenwahrheit nach des Geiſtes Norm;
Und wonnig fließen ſchöpferiſche Quellen
In ihren Himmel — in die ſchöne Form.

Nun ſtehts vor dir in leiblich holdem Leben,
Vollzogen iſt, geſichert iſt der Guß!
Und immer größre Feinheit ihm zu geben
Gewährt dem Künſtler ſeligen Genuß.

Wie reizend, es im Kleinſten auszubauen
Und Alles thun, was treue Liebe thut,
Um endlich rein vollendet es zu ſchauen
Und ſagen ſich zu können: es iſt gut!

Dann iſt dir neue Freude nur erſchienen,
Wenn dein Gebild den Freunden und der Welt
In edler Zier, geſchaffen ihm zu dienen
Und Glanz zu leihn, vor Augen wird geſtellt.

Die höchſte bleibt zuletzt dir vorbehalten:
Zu ſehen, wie die Herzen es beglückt,
Wie ſich an ihm zu eigenem Geſtalten
Der jugendliche Genius entzückt.

Höchste Poesie.

Was bringt das reinſte Glück ins Erdeleben
Und was beweist die wunderbarſte Macht?
Was iſt zur tiefſten Labung uns gegeben
Und was zur Fackel in des Daſeins Nacht?
Was leiht der ſchönſten That, dem kühnſten Streben
Die Glorie, daß ſie ſtehn in hehrer Pracht? —
Die Dichtung, die das Ideal erkannte,
In der des Geiſtes Himmelslicht entbrannte.

Sie ſieht mit gleichem Liebesblick das Große,
Die Männerkraft, die Noth und Tod beſiegt;
Das holde Kind auf mütterlichem Schooße,
Das lind ſich an entzückten Buſen ſchmiegt;
Die Fröhlichkeit, die reizend ſorgenloſe,
Die leicht und munter durch das Leben fliegt.
Und will ſie kunſtvoll das Geſehne ſchildern,
Dann giebt ſie ſelbſt das Beſte zu den Bildern.

Das Mangelhafte wird durch ſie vollendet
Und das Zerſtückte wieder voll und ganz,
Getrenntes iſt ſich freundlich zugewendet,
Zerſtreute Blüthen einen ſich zum Kranz.
Dem Wirklichen iſt Harmonie geſpendet
Und herrlich ſteht es in der Schönheit Glanz,
Das dunkle Sein des irdiſchen Gewimmels,
Es iſt erhöht ins klare Sein des Himmels.

Denn wenn das reiche Leben ſie der Erde
Zur Farbeneinigkeit zuſammenflicht,
Da ruft ſie ihm zugleich ein neues Werde
Und ſtellt verklärt es hin im ewgen Licht.
Nun zeigt es uns mit ſprechender Geberde
Den tiefen Sinn im ſchönen Angeſicht,
Und alle Sterne, die vor uns entbrennen,
Sie laſſen ſich an ihrem Glanz erkennen.

Da fühlt der große Geiſt die Größe reiner,
Als er in ſeinem Handeln es vermocht;
Es fühlt der helle Muth die Freude feiner,
Als wie ſie ſtürmiſch an die Bruſt gepocht.
Von Allen, die ſie hold ergreift, iſt keiner,
Den ſie zu freier Liebe nicht entjocht.
Und Alle ſind von Himmelsthau befeuchtet,
Und Alle ſind beſeligt und erleuchtet.

* * *

Vermiſchte Gedichte.

An einen Freund.

Du klagſt, daß dir, ſo wahr und gütevoll,
Die treu Geliebte frevelhaft gelogen,
Und du begreifſt es nicht in deinem Groll? —
Die Güte, Guter, wird zumeiſt betrogen!

Sie wird betrogen, weil im Andern ſie
Vertrauensvoll vorausſetzt ihren Adel,
Weil ſie vom Schein ſich blenden läßt und nie
Das Ohr mag öffnen auch gerechtem Tadel.

Sie wird betrogen, weil das leichte Blut
Gereizt wird, eben ihr das Wort zu brechen,
Weil ſich, von ihr gedrückt, der ſeichte Muth
Von einer Laſt befreien will und rächen.

Sie wird betrogen, weil auf eine Friſt
Das falſche Weib es liebt, ſich zu verſtellen,
Dann aber mächtig angetrieben iſt,
Sich wieder ihres Gleichen zu geſellen.

Ja Freund, je mehr du treuer Liebe werth,
Nur um ſo weniger wirſt du ſie finden
Bei Jener, die mit Flatterſinn begehrt
Und ſelbſt nicht werth iſt, edles Herz zu binden.

Drum kann es nicht genügen, gut zu ſein, —
Klar eben ſei der Geiſt des Gütevollen,
Um Reizen wie der Liebe Gold zu weihn,
Die Rechenpfennige nur der Sinne wollen.

Um ſtolz der Seele theuerſtes Geſchmeid
Der Würdigen und Edeln zu bewahren,
Um ſich erzürnte Reu und Herzeleid,
Der Falſchen eine Sünde zu erſparen.

Zu bedenken.

Wenn man von Anfang es gewußt,
Wie's endlich ſollte kommen,
Vermieden wäre der Verluſt,
Der Glück und Ruh genommen.

Doch da verhüllt dem Menſchenblick
Der künft'gen Tage Bilder,
Beurtheilt Fehl und Mißgeſchick
Mit Gunſt ein wenig milder!

Restitutio in integrum.

Eine Folge der verlornen
Paradieſes-Seligkeiten
Iſt für alle Nachgebornen,
Daß in ungemeſſnen Weiten

Herz und Auge ſich verlieren,
Daß wir uns den Kopf zerbrechen,
Wenn in irdiſchen Revieren
Millionen Dinge ſprechen,
Daß wir hin und wieder irren
Von dem einen zu dem andern
Und uns ganz und gar verwirren
In dem ruheloſen Wandern. —
Einzger Troſt! Geliebte Flammen,
Siegreich wundervollen Glanzes,
Die Geſchiedenes zuſammen
Wieder ſchmelzen in ein Ganzes!
Weggetilgt iſt jede Stumpfheit,
Wenn wir trunken ſind vom Weine,
Und erneut, in ſüßer Dumpfheit
Fühlen wir das All und Eine.

Der Zecher.

Nüchtern bin ich ſchwach und lahm — ich kann nur hinken,
Um ermattet bald am Wege hinzuſinken.
Hat mich aber tief gelabt der Saft der Rebe,
Daß ich fliege, gleich dem Vogel, will mich dünken.
Friſches Leben quillt in mir und Muth und Jugend,
Heiter ſeh' ich tauſend ſchöne Lichter blinken.
Und wer hat, dem wird gegeben! Holde Bilder,
Wie ſie lieb und freundlich zum Genuſſe winken!
Glücklich bin ich und beſelige beſeligt — —
Alle Wetter! und ich ſoll mich nicht betrinken?

Ueberall gefehlt.

Wir fühlen uns getrieben,
Nach Luſt und Glück zu gehen;
Doch Luſt und Glück zerſtieben,
So wir nach ihnen ſehen.

Nur ſelten will's gelingen,
Daß wir ſie noch ereilen
Und daß ſie Labung bringen
In liebendem Verweilen.

Strömt aber dann die Freude
Durch unſres Herzens Gelände,
Dann kommen weiſe Leute
Und nennen's — eine Sünde!

An einen Schickſalsgenoſſen.

Mag uns das Leben täuſchen, Freund,
Der ſtumpfe Sinn ſich blähen,
Die Schelmenklugheit Gunſt empfahn,
Dummheit im Glücke ſtehen!

Ich hab' der Welt und ihrem Dank
Entſagt mit ganzer Seele,
Und völlig iſt mir einerlei,
Wer ihre Gunſt ſich ſtehle.

Wozu den Lohn für gute That,
Da ſchon das Thun belohnet?
Wozu für Geiſt und Kunſt das Glück,
Das reich im Schaffen wohnet?

Auch läßt ſich in der dummen Welt
Soviel noch wohl erſchanzen,
Um froh in eine Ecke ſich
Der Schenke hinzupflanzen.

Um weinerfreut zu preiſen Gott
Anſchauend ſeine Wunder,
Und heitern Sinns herabzuſehn
Auf ſtolzen Erdenplunder.

Um all die Ungerechtigkeit
Der Welt, der ewigblinden,
Für eines freien Geiſtes Muth
Noch viel zu klein zu finden.

Hinkjamben-Reime.

Es ſoll, dies ſcheint Geſetz zu ſein,
Am Ziele Keiner ankommen
Auf gradem Wege, fein und rein,
Vielmehr aus ſeiner Bahn kommen.

Man geht dann eben, wie ſichs ſchickt,
Und denkt: man ſchreitet doch weiter!
Wird noch ein Joch uns aufgedrückt,
Dann geht man mit dem Joch weiter.

Hat man's getrieben eine Zeit,
Zufrieden oder wehmüthig,
Zuweilen auch in Fröhlichkeit,
Im Ganzen freilich demüthig —

Und denkt ans Ideal zurück:
„Nun ja, es war ein Traum eben!
Doch kannſt du noch gar manchem Glück
Auf deinem Wege Raum geben!“

Man wandert fort, nimmt Alles an,
Lernt froh zum ſchlimmſten Spiel ſehen — —
Auf einmal ſieht mit Staunen man
Sich am erſehnten Ziel ſtehen! —

Die Fabel giebt die Lehre ſein:
Man laſſe ſich nicht abſchrecken,
Und geht das Roß auch querfeldein,
Es nicht aus ſeinem Trab ſchrecken.

Belehrung.

Wenn dir in meinem Leben
Im Liede tiefbewegt,
Das Eine Widerſtreben,
Das Andre Zweifel regt —

Glaub mir, o Freund: mit nichten
Hab' ich es ſo gewollt!
Im Leben iſt und Dichten
Mein Loos mir zugerollt.

Ich würde gern mir gönnen
Ein Daſein muſterklar,
Und hätt' ichs geben können,
Ich hätts gethan, fürwahr!

Doch was wir tief erleben
Und was wir fühlen auch,
Das wird vielmehr gegeben:
Natur- und Geiſteshauch!

Und nur Gefühltes ſingen
Iſt unſre höchſte Pflicht,
Sonſt hört ihr Worte klingen,
Doch hört ihr kein Gedicht.

Wer das in ſich erfahren,
Der wird mich ganz verſtehn
Und liebevoll im Klaren
Der Dichtung Wege gehn.

Er wird in ſich erneuen,
Was auch in ihm geglüht,
Und rein an dem ſich freuen,
Was rein mir aufgeblüht.

Bekenntniss.

Mein Leben iſt im Geiſt
Und in der Phantaſie.
Das füllt den Tag mir aus
Und giebt ihm Harmonie!

Was ich in Wirklichkeit
Erfahre, wie ein Traum
Naht es, umgaukelt mich
Und flieht in fernen Raum.

Das ſtaun' ich zweifelnd an
Und das begreif' ich nicht:
Es ſteht vor meinem Geiſt
Ein Wunder, ein Gedicht!

An ein ſchönes Mädchen.

Du liebes Kind, du weißt es nicht,
Wie leicht es dir gemacht iſt,
Wie holderquickend Luft und Licht
Von ſelbſt in deiner Macht iſt.

Ich muß in Freud und Leid erglühn,
Ich muß in Schmerzen ringen,
Ich muß mich denkend, ſchaffend mühn,
Das Werk hervorzubringen,

Das Menſchenherzen laben kann
Und tröſtend ſie erheben,
Und ihnen Freude, die entrann,
Im Bilde wiedergeben.

Du, Holde, darfſt erſcheinen nur
Und lächeln nur und ſcherzen:
Verweht iſt aller Sorge Spur
Und ſelig ſind die Herzen.

Poetiſche Studien.

Trefflich haſt du gezeigt, mein Freund, was ich mit den Gaben,
    Die mir der Himmel verliehn, wuchernd zu leiſten vermag.
Aber was kann das helfen! Die lieblichen Tage, ſie ſchwinden
    Hin und der Dichter, er muß leben vor Allem und ſchaun!
Ach, wie die Luft ſo mild, wie reizend die knospenden Bäume,
    Und wie der Vögel Geſang heimlich und lockend und ſüß!
Wer vermöchte zu widerſtehn? O fort in das Freie,
    Fort aus dem engen Gemach und dem Gedränge der Stadt —
Weiter und weiter hinaus! Auf grünenden Feldern und Wieſen
    Und an dem Bache dahin ſchlendernd mit zögerndem Fuß
Theile die Wonne verjüngter Natur und träume des Lenzes
    Traum und der Jugend Gedicht weiter in ſeliger Bruſt!
Stunden, ſie fliehn wie Minuten hinweg bei ſchönen Gedanken,
    Siegreich ſchwebt das Gefühl über der mahnenden Zeit.
Doch es ermüdet zuletzt auch Genuß und Glück, und die Sinne
    Selbſt des Poeten verlangt endlich nach Labung und Ruh.
Winkt nicht dort von dem Hügel herab ein wirthlicher Garten?
    Raſch zu der Menge hinan, die ſo lebendig ihn füllt!
Unter den Baum, der ſanft das reinliche Tiſchchen beſchattet,
    Bringe das edle Getränk freundlich die Schenkin herbei.
Du mit Behagen gelehnt an den Stamm empfinde, wie ſchön es
    Iſt, des Herbſtes Geſchenk, fein von der Blume gewürzt,
Schlürfend zu koſten im Lenz, umgeben von duftenden Blumen.
    Das giebt Kraft dem Gemüth, Dauer dem heiteren Traum!
Inniger fühlt der Poet nun die Luſt der bunten Geſellſchaft,
    Wenn er des Trinkers Geſicht glänzend vom Weine bemalt,
Wenn er das Mädchen erblickt, vom ſchmeichelnden Jüngling geleitet,
    Wie ſie beglückt und verwirrt immer begieriger horcht —
Wenn er das frohe Gelärme vernimmt und die ſtürzenden Kegel,
    Die, von der Kugel gefällt, rüſtigen Spieler erfreun.

Sitzt er in Einſamkeit, ſo hat er doch volles Genügen.
Doch wer erſcheint am Thor, nahend mit freudigem Gruß?
Edle Genoſſen, ſie ſinds! Sie ſchütteln die Hand dem Gefundnen
Traut, und es rundet der Kreis ſich am eroberten Tiſch.
Eilend auf dieſem erſteht ein Wald von Flaſchen und Gläſern
Und vom Trunke beſchwingt ſchwebt das geſellige Wort
Ueber die Höhen dahin und über die Tiefen des Lebens,
Lichter des Geiſtes darauf werfend und heiteren Schein.
Scherze, ſie fliegen, wie Pfeile geſchnellt, wie Pfeile zurück auch
Und blitzähnlich entbrennt über dem Witze der Witz. —
Welch ein Segen entquillt den jugendlich fröhlichen Herzen,
Wenn der Gehalt, der ſich reichlich in ihnen gemehrt,
Schmelzend in trautem Geſpräch in lauterem Strome dahinfließt
Und dem erhöhten Geſchick zierliche Formung gelingt!
Was unerwartet erſteht, es erſcheint dem Hörer ein Wunder,
Leuchtend vor Augen geſtellt, innig erquickend und ſchön.
Wahrlich, die ganze Geſellſchaft iſt ein Dichter geworden,
Dem in Begeiſtrung hold Bilder an Bilder ſich reihn
Und ein Geſang ſich webt, den er ſelbſt mit Staunen betrachtet:
Ganz mit Recht! Ein Geſchenk iſt er der höheren Macht,
Die ſein Herz zur Wohnung erwählt und herrſchend beweget
Und was liebend er ſucht, göttlich in Fülle gewährt. —
Endlich beginnt ein friſcher Geſell die Kehle zu ſtimmen,
Andere folgen, es tönt plötzlich ein freudiger Chor.
Scherz und Ernſt und Gelächter, ſie ſind verſchlungen in Wohlklang,
Der mit ſüßer Gewalt alle Gemüther ergreift,
Alle befriedigt und alle verſöhnt und im Schwunge dahinreißt,
Daß in des Ganzen Gefühl jegliches liebend vergeht.

Herrlich indeſſen verſank im Weſten die Leuchte des Tages,
Abendröthe verglomm, ſilbern erhob ſich der Mond.

Gäſt' auf Gäſte verließen den Raum, es ſtehen die Tiſche,
Flaſchen- und gläſerbedeckt, ohne der Zechenden Kranz.
Niemand hat es gewahrt von den Glücklichen; endlich ermahnet
Einer zum Aufbruch ſie, zögernd erhebt ſich der Chor,
Doch bald trottet im Takt er hin auf ebenem Heimweg,
Noch austönend zuletzt alle die Freude des Tags.

Wenn du erwachſt nach erquickendem Schlaf am andern Morgen
Und das Erlebte bedenkſt, rufſt du: wie war es ſo ſchön!
Und es verlangt dein Herz und es treibt dich wieder ins Freie:
Süße Gewohnheit wird ſchwärmendes Wandern im Lenz.
Denn die Zeit, ſie gewährt vorrückend neue Genüſſe,
Mahnend, ſie nicht zu verſchmähn. Andere Bilder erblühn,
Freundlich erweckt von der Kraft der Natur, und alle zuſammen
Heiſchen Bewundrung ſie, liebende Blicke von dir.
Und ſo ſchwinden die Tage dahin in ſeligem Anſchaun,
Während die Bruſt ſich dir reich mit Geſtalten erfüllt.

Freilich, du ſchaffſt und erringſt derweil nichts! Andere ſenden
Waaren hinweg und ein ſtreichen ſie hohen Gewinn.
Andere ſitzen getroſt im Staube der Akten und ſehn ſich
Stattlich mit Sporteln belohnt. Andere nutzen das Feld.
Andere verſtehn aus Büchern ein mächtiges Buch zu verfaſſen,
Schreiben und werden berühmt. Andere retten den Staat,
Und es ziert das Gewand ein Stern, Prachttitel den Namen — —
Alle, mit Eifer bemüht, ſammeln ſich Ehren und Gold.

Doch der Poet, er beneidet ſie nicht! Wie könnt' er es auch, Freund?
Schaffen ſie ſorgenerfüllt Mittel zur Freude herbei,
Naht ſich ihm ja die Freude von ſelbſt in zärtlicher Eile!
Muß er nicht hier ſchon die Gunſt preiſen des Himmels? Allein

Nicht ward ihm ein Geſchick vollkommen den anderen ungleich!
Iſt er von Blüthen beglückt, wächſt aus der Blüthe die Frucht.
Hat die Zeit ſich erfüllt, dann rundet geſammelter Reichthum
Sich zum ſchönen Gebild, welches in Liebe gezeugt
Lieb' auch wieder erweckt und Licht ausgießet und Leben;
Und von der Liebe beſcheert, kommt ihm der Segen ins Haus.
Trachtet er treu nach Wahrheit nur vor allem und Schönheit,
Fällt ihm nach höchſtem Beſchluß alles das Uebrige zu.

Sommerliches Dorfbild.

An einem Tage ſchön und heiß
Die Gaſſe gewandelt kommt ein Greis.
Er hält eine Birn in ſeiner Hand,
Die Kühlung verſpricht im Sonnenbrand,
Denn ſie gehört zu einer Art,
Der Saftigkeit und Süße ward.
Wird er die friſche Birn genießen?
Soll ſeinem Gaum Erquickung fließen? —
Er iſt bereit, ſich dran zu laben:
Da ſieht er einen blonden Knaben,
Der hergeeilt in fröhlichem Lauf
Und bittend ſchaut zu ihm hinauf.
Er lächelt — und ſchenkt er dem hübſchen Jungen,
Was er beſtimmt für ſeine Zungen.
Der Knabe dankt, in ſeinen Zügen
Malt reizend ſich des Koſtens Vergnügen;
Der Alte ſteht erfreuten Geſichts
Und ſeine liebenden Augen weiden
Sich an der Luſt des kleinen Wichts.
Wer iſt der Glücklichſte von beiden?

Spätherbst.

Die Sonne ſcheint in goldnem Glanz
Auf Bäume rothbelaubt,
Auf Bäume, deren Zweige ganz
Des Blätterſchmucks beraubt.

Die Haide blinkt in Silbergrau
Mit ſanftem Grün gemiſcht,
Von morgendlichem Nebelthau
Durchfeuchtet und erfriſcht.

Vom ätherklaren Oſten bringt
Ein Lüftchen mild und weich,
Das Kühlung und Erquickung bringt
Dem Maienlüftchen gleich.

Natur iſt glücklich, ſchön und jung,
Wie greiſes Angeſicht,
Das aufglänzt in Erinnerung
An erſtes Liebeslicht.

Im Winter.

Wie der Schneeſturm wild und ergrimmt daherbraust! —
Wahrlich, auch ein Thier in das Feld zu jagen
Scheut' ich mich, und ſelber verirrt zu gehn, iſt
Schaurig zu denken!

Aber hold umſchirmt, in erwärmter Stube,
Dünkt mich ſchön und groß der empörte Wirbel,
Und der Zornausbruch der Natur, er weckt mir
Wohliges Grauen.

Richtet ſich der Blick ins Gemach: wie freundlich
Sieht die Ordnung mich und die Zierlichkeit an!
Heiter fühl' ich mich in geſchützten Raumes
Trautem Aſyle.

Fruchtlos nur umdrohn und umſauſen kann es
Mir des Sturms Andrang, das Gemüth erhebend.
Achtung vor der Kraft der Natur! — Hoch aber
Lebe die Kunſt auch!

Soirée.

Wer bezweifelt, daß es Tugend,
Sich und Andre gleicherweiſe
Recht zu ſehen, recht zu ſchätzen,
Männlich ſtreng im Wahrheitsgleiſe?

Wer bezweifelt, daß die Tugend,
Obenan in allen Stücken,
Auch natürlich und nothwendig
Uns am höchſten muß beglücken?

Unterdeſſen ſehn wir aber,
Wie ſich Menſchen köſtlich laben,
Wenn ſie ſich für beſſer halten,
Lieber ſich als Andre haben!

Blick umher in dieſen Räumen,
Wo ſo hell die Kerzen brennen,
Augen und Juwelen funkeln —
Und du wirſt es anerkennen.

Prächtig ſteht der General dort!
Hat ſchon lang die Menſchenmaſſe
Sich getheilt in Militair und
In Civil — die niedre Klaſſe.

In der höhern Menſchenklaſſe
Steht er oben, ein Gebieter!
Und im Innern commandirend
Nieder drum auf Alle ſieht er.

Aber nun der Diplomate hier!
In beredten Worten ſchweigt er
Und mit ſeinen Mienen innig
Ueberlegen ſich bezeigt er.

Seine Augen ſind erleuchtet,
Andre ſind bedeckt mit Schuppen.
Er im Stillen lenkt die Dräthe,
Und die Andern ſind die Puppen.

Von Verehrern, großen, kleinen,
Iſt die Schöne dort umrungen —
Sie vernimmt mit ſüßem Lächeln
Eifervollſte Huldigungen.

Stolzes, wonniges Bewußtſein! —
Wie nach ihr die Blicke zielen! —
Alle ſind ihr unterthänig,
Und mit Allen kann ſie ſpielen!

Durch die Säle ſchwebt der Dandy,
Muſterhaft in jeder Wendung.
Aeußres iſt ſein ganzes Weſen,
Aber dieſes in Vollendung.

Kann man ihm ſein Glück verdenken?
Welchem ſind wie ihm die Kleider
An den ſchlanken Leib gegoſſen
Von dem theuerſten der Schneider?

Der gepriesne Philologe
Wandelt durch den Saal behaglich
Wie der Lehrer unter Schülern,
Denen noch das meiſte fraglich.

Können, wie ſie ſind, die Alten
Nicht in ihrer Sprache leſen!
Leute, die vom Tage leben!
Ignoranten! — arme Weſen!

Anders denkt, der hier mit Würde
Stillerwägend naht, der Weiſe!
Jeden läßt verhältnißmäßig
Gelten er in ſeinem Kreiſe.

Doch im Abſoluten lebend
Kann nur er die Welt verſtehen.
Blind ſind all die guten Menſchen,
Er allein vermag zu ſehen! — —

Freut euch eben an euch ſelber!
Denn am Ende, was verbliebe
Von Vergnügen auf der Erde,
Schwände das der Eigenliebe?

Der Heilige und die Thiere.

Einſt wollt' ein Heiliger auch an Thieren
Die Kraft der Predigt manifeſtiren.
Er ruft den Wolf, den Fuchs, den Haſen,
Die Taube vom Flug und den Ochſen vom Graſen.
Mit ſtrengem Aug' ſie alle beſieht er,
Und klar erkennt er die Mängel wieder.
Der Wolf iſt zu grimmig in ſeinem Trachten,
Die Taube zu weibiſch in ihrem Schmachten,
Der Haſe zu furchtſam, der Fuchs zu ſchlau,
Zu ſchelmiſch, der Ochſe zu plump und zu rauh.
Ein Eifer erfaßt den frommen Mann
Und rüſtig hebt er zu predigen an.
Er redet ihnen gar ſehr ins Gewiſſen,
Zeigt ihnen, wie ſie ſich beſſern müſſen,
Die Tugenden lernen, die ihnen fehlen,
Zu bilden ihre thieriſchen Seelen.
Hält ihnen mit Ernſt und mit Humor
Was ſie ſind und werden ſollen vor.
Was kann ein begeiſterter Heiliger nicht?
Getroffen von ſeiner Worte Gewicht
Fühlt jedes in ſich den Willen erweckt,
Dem Ziel zu folgen, das er ſteckt.
Der Wolf beſtrebt ſich milde zu ſein
Und ſanft, als trübt' er kein Wäſſerlein;
Der Fuchs unſchuldig wie ein Kind,
Manierlich, fein und zierlich das Rind,
Die Taube ſtreng, und Lampe, der Gute,
Gewaltig, als wär' er von Heldenblute. —
Was fährt dem Heiligen übers Geſicht?
Sieh da, die Schüler gefallen ihm nicht!

Poſſierlich erſcheint ihm ihr Beſtreben
Und heuchleriſch und falſch daneben.
Er ruft, die Stirne ziehend in Falten:
„Laßt euer Bemühn! Seid wieder die Alten!“
Und nach der Mahnung, die ihnen ward,
Erſcheinen ſie wieder in ihrer Art.
Der Wolf ſieht grimmig aus nach Beute,
Der Haſe macht ſich auf die Seite.
Der Fuchs iſt auf dem Sprunge ſchon,
Die Taube zuckt und fliegt davon.
Und auch der Ochſe bleibt nicht ſtehn,
Er brüllt, um tappig fortzugehn.
Wie wahr und ehrlich iſt ihr Thun,
Wie friſch und luſtig iſt es nun!
Der Heilige ſieht's, begreift und lacht.
Er fühlt, wie Gott es wohl gemacht,
Wie gut an ſich ſchon die Natur,
Das eigne Weſen der Creatur;
Und er erkennt zu dieſer Friſt:
Wer nicht mit Natur ſich beſſern kann,
Der thut in Wahrheit beſſer dran,
Juſt ſo zu bleiben, wie er iſt!

Ein Geſchwiſterpaar.

Welch ein erhaben ſchönes Frauenbild!
Die herrlichſte Geſtalt! Ein ſtrahlenlichtes,
Tiefbraunes Augenpaar! So hehr und mild
Die Prägung und der Ausdruck des Geſichtes!

Ein Herz, in dem die höchſte Liebe quillt,
Ein Geiſt mit Schwingen ewigen Gedichtes! —
Wie ziert das dunkle Haar die weiße Roſe!
Wie reich und wie vollendet iſt die Größe!

Zwar könnteſt du die fröhliche Natur
An ihr vermiſſen und die rothe Wange,
Die weiche Zierlichkeit, die holde Spur
Des kindlichfriſchen Sinns im Liebesdrange —
Doch wende dich zu ihrer Schweſter nur,
Und Alles ſiehſt du hier im Ueberſchwange.
In jeder glänzt die höchſte Schönheitsblüthe! —
Wie groß iſt Gott! Wie groß iſt ſeine Güte!

Wahre Liebe.

Wer innig liebend innig wird geliebt
Und Wonn' empfängt, indem er Wonne giebt,
Nur der erkennt die Lieb' in ihrem Grunde,
Und ihm nur wird von ihren Wundern Kunde.
In ihm regiert die Lieb' allein und rein
Und zeigt als Siegerin im Glorienſchein,
Wie ſie die Flamme höchſter Luſt entfacht,
Wie ſie der höchſten Güte fähig macht.

Wenn deinem Aug' ein Frauenbild erſcheint,
Die, was dein Herz ſich wünſcht, in ſich vereint;
Wenn dich ein Sehnen ſchmerzlich ſüß ergreift
Und zauberſchnell zu tiefer Neigung reift:
Dann mühſt du dich mit allen deinen Sinnen,
Wie du die Huld der Schönſten magſt gewinnen.

Die Fliehende, du ſuchſt ſie zu erreichen,
Das ſpröde Herz. du ſuchſt es zu erweichen.
Die Liebe treibt dich und ſie lebt in dir,
Doch auch der Sorge bang Gefühl mit ihr.
Der Liebe Kraft verzehrt ſich im Begehren
Und nur die Hoffnung labt dich im Entbehren.

Und wenn ſie grauſam dann zurückeſtößt
Die Leidenſchaft, die ſie dir eingeflößt,
Wie ſoll das tieferregte, weiche Herz
Bewältigen ſo namenloſen Schmerz?
Die Sehnſucht und die Liebe glüht in ihm,
Ein traurig Glück mit ihnen blüht in ihm.
Allein die Pein, die grimmig es gefaßt,
Sie wird ihm eine allzuſchwere Laſt!
In ſtolzen Augenblicken brennt die Scham,
Und unaufhörlich leiſe nagt der Gram.
Fort lebt die Liebe; doch ſie wankt am Stabe
Und ſehnt ſich leidensmüde nach dem Grabe.

Hat die Natur dir heldenhaftes Mark
Und edeln Schwung verliehn, ſo wirſt du ſtark
Die Qual und Trauer, dich verſchmäht zu ſehn,
Tief in dir ſelbſt bekämpfen und beſtehn.
Doch bleibt in deinem Herzen noch die Liebe,
Dann iſt ſie nicht der höchſte mehr der Triebe:
Gewaltiger als ſie wird das Bewußtſein
Der Tugend, die du übſt, in deiner Bruſt ſein.
Die Liebliche, die deinem Herzen theuer,
Du weihſt ihr nur ein ſanftes, mildes Feuer.
Und magſt du edelmüthig ſie erheben —
Du fühlſt dich größer: denn du haſt vergeben!

Wenn aber ſie, für die dein Herz empfindet,
Dich ſelber holdentglommen ſucht und findet;
Wenn ihre Tugenden, der Liebe Strahlen,
Sich wunderbar in deine Seele malen;
Wenn du der Liebe ganze Herrlichkeit
In ihr erblickſt, und durch die Huld geweiht
Der Edeln reinſte Zauber ſich enthüllen:
Kann andre Regung deine Bruſt erfüllen?
Nur Liebe kann vor ſolchem Licht beſtehn,
Und Alles muß in ihrem Strom vergehn.

Und nun, was du bewundernd ſiehſt in ihr,
Sie ſieht es mit Bewunderung in dir.
Und was unmöglich ſchien, in ſolchem Schauen
Noch holder wird die holdeſte der Frauen.
Da ſuchen ſich die beiden Liebesflammen,
Da ſtreben ſie, da leuchten ſie zuſammen!
Sie wachſen hoch empor und nähren ſich,
Sie läutern ſich und ſie verklären ſich.
Und das vollkommne Glück, zu lieben rein
Und rein geliebt zu werden, es iſt dein!
Des Suchens Luſt, die Freude des Erlangens,
Die Seligkeit des Gebens und Empfangens.
Und wenn du Liebe nur um Liebe giebſt,
Und wenn du nur die hochverdiente liebſt,
Dir ihrer Gegenliebe tief bewußt,
Mit Recht durchdringt ein ſtolz Gefühl die Bruſt.
Denn zu der Liebe ſtellt die Ehre ſich,
Mit ihrem Glanz ſie ſchmückend königlich.

Und wo nur Preis dir möglich, nicht Verzeihn,
Da wirſt du ihr dich ohne Rückhalt weihn.

Wirſt ſie mit Demuth über dich erheben,
Mit lebentzückter Huldigung umgeben.
Die Gute reizt dich zu erhöhter Güte,
Sie ſteigert jede Kraft dir im Gemüthe,
Und deine Bruſt, von Himmelsluſt umweht,
Muß überſtrömen in ein Dankgebet.
Nie, was die Zärtlichkeit ihr auch gewährt,
Nie wird die Liebende zu hoch geehrt!
Giebſt du ihr Alles was du kannſt an Glück,
Sie giebt dir Alles tauſendfach zurück.
Und immer fühlſt du dich in ihrer Schuld,
Denn nie erhebſt du dich zu ihrer Huld.

O überſchwänglich reiche Wunderwelt,
Von ſeliger Tugend, heiligem Glück erhellt!
Wo wär' ein Griffel, der dich ganz umſchriebe? —
Nur wer geliebet liebt, der kennt die Liebe!

* * *

Sprüche.

Leichte Bemerkungen
Zu flüchtigen Stärkungen.
Strahlen und Pfeile —
Zu Qualen, zum Heile.

I.

An einen Dichter.

Du thuſt, o Freund, in deinem Liede zierlich dar,
Daß du gar wohl Urſache hätteſt froh zu ſein.
Das mein' ich auch und eben darum wundr' ich mich,
Daß du nicht lieber gleich es biſt und fröhlich ſingſt
Und uns dadurch auch Frohſinn gießeſt ins Gemüth.
Denn ſo gewährt uns dein Geſang noch nichts, da ja
Dir ſelbſt erſt, wenn du klug biſt, etwas werden ſoll!

Zumuthung.

Mit holden Reizen ſei dein Lied geſchmückt.
Zum Kuckuck der Poet, der nicht beglückt
Und nur moraliſch uns zu Leibe rückt!

Unerläſslich.

Wenn du klare Lieder ſingſt,
Müſſen ſie poetiſch ſein,
Da ſie nicht den Vortheil haben
Der confuſen Liedergaben,
Welche dadurch ſchon allein
Glänzen in der Dichtung Schein.

An den Beurtheiler.

„Die Bücher,“ ſchreibt Herr Werther lobeſam,
„Die Bücher ekeln jetzt mich an.“ —
In einer Stimmung, Freund, wie die geweſen,
Da bitt' ich dich, mich nicht zu leſen!

Unterſchied.

Wer nicht verzeihen kann, der kann nicht leſen.
Wer nicht verzeihen kann, der ſieht die Mängel,
Der ſieht die Finſterniß, der ſieht den Böſen —
Doch wer verzeihen kann, der ſieht den Engel.

Eine Beobachtung.

Der dürre Geiſt, der arme Tropf,
Juſt dieſer will die reichſte Spendung.
Wer ganz zerſtückt in Herz und Kopf,
Dem gnügt an Andern nur Vollendung!
Das trivialſte von allen Weſen
Verlangt zuerſt, was nie geweſen,
Und nur das Neuſte kann dem Affen
Des Tags Befriedigung verſchaffen! — —
Wie dumm und ärgerlich es ſcheint,
'S iſt doch ſo böſe nicht gemeint:
Der Kleine will damit ſich ſtrecken,
Der Dürftige ſeine Blöße decken.

Leider.

Zu widerlegen den ſeichten Geſellen,
Muß man ſich ihm zur Seite ſtellen
Und ſich zu ſeiner Dummheit neigen,
Zum A b c herunterſteigen.
Doch nöthig iſt's, drum redet, ſchreibt,
Dieweil er ſonſt als Sieger lacht
Und nicht nur ſelbſt ein Eſel bleibt,
Auch Andre noch zu Eſeln macht.

Bedenkliche Originalität.

Seid ihr nur originell, ihr Originellen,
Wenn ihr hinweg euch von der Wahrheit wendet,
So könnt ihr nicht beglücken und erhellen:
Des Thoren Aug' nur wird von euch geblendet.

Neueſte Kritik.

Wer nichts Lebendiges, Ganzes ſchafft,
Der heißt nun productiv.
Wer das, was er mit Wagners Kraft
In hohles Daſein rief,
Mit kecken Farben tüchtig ſchminkt,
So daß es grell ins Auge blinkt,
Ein übertünchtes Todtenmal —
Den rühmt man jetzt als genial! —
Verrückte haben's aufgebracht,
Geſcheidte haben's nachgemacht.

Immer zu!

Preiſt nur die Thätigkeit der wilden Phantaſie
Und tollen Witzes ohne Wahrheit als Genie.
Beſtärkt die Eitelkeit, anſtatt die Kunſt zu lernen,
Sich immer weiter nur von Wahrheit zu entfernen.
Wenn endlich ſie, verführt durch eure feige Huld,
Am Reich des Wahnſinns anlangt, iſt es eure Schuld.

An eine gewisse Menschengattung.

Wenn man ein zartes Liedchen ſingt,
Vermißt ihr Energie,
Und wenn ein männliches gelingt,
So fehlt's an Poeſie.
Ein ſanftes Lied — es packt euch nicht;
Und wenn es blitzt und ſchmettert
Das hochgewaltige Gedicht,
So iſt zuviel gewettert.

Wenn einer einfach componirt,
Dann iſt er arm und klein.
Wer reich erfindet und gruppirt,
Der könnte ſchlichter ſein.
Den Schöpfungen im hohen Styl
Fehlt ächte Lebenswahrheit,
Dem maleriſchen Farbenſpiel
Der Plaſtik edle Klarheit.

Dem Leichten fehlt der ſtolze Muth,
Dem Ernſten Munterkeit,

Dem Geiſtigen die Sinnenglut — — —
Ihr Narren, die ihr ſeid!
Ihr ſollt mich, wie ihr mich verklagt,
Nicht aus dem Gleiſe bringen,
Für euch iſt längſt das Wort geſagt
In Götz von Berlichingen.

Unglaublich, aber wahr.

Iſt rothe Farbe da gemalt,
Wo grüne hingehört,
Dann, ob die rothe herrlich ſtrahlt,
Dann iſt es rügenswerth.
Doch iſt die grüne richtig dort
In ihrem Ton und Saft —
Unſinnig iſt das Tadelwort:
„Ihr fehlt des Rothen Kraft!" —
Der Dichter kann von Krittler-Chören
So klugen Tadel öfters hören.

Es geht nicht anders.

Willſt du dem Guten was verſetzen,
Mußt du die Wiſſenſchaft verletzen.
Wie trefflich dein Ingenium,
Verkehrter Wille macht es dumm.
Drum ſei nicht weiſe — bloß didaktiſch,
Sei weiſe wollend auch und praktiſch!

Zugeständniss.

Wenn einer in abſurdem Eifer glüht
Und abgeſchmackt zu tadeln ſich bemüht,
Etwas verdient er dann in allewege:
Zum wenigſten verdient er Schläge!

Jedes nach seiner Art.

'S iſt ganz natürlich, daß die Bremſe ſticht;
Doch ebenſo natürlich, daß ich ſchlage
Und ſie vernichtend ſag': ich leid' es nicht!

Votum der Milde.

Der große Genius producirt,
Der kleine Geiſt, er kritiſirt,
Er meiſtert ihn, er neckt und ſticht ihn:
Die Dummheit rühmt 'nen klugen Wicht ihn;
Der Große nimmt es nicht in Acht —
So hat's ein jeder wohlgemacht.

Alles hat seine Zeit.

Auf höchſter Sproſſe ſtehſt du dann
Der Seelen Himmelsleiter,
Wenn Unrecht, das man dir gethan,
Dich ruhig läßt und heiter.

Doch dieſe Stimmung kann und ſoll
In dir nicht immer bleiben,
Auf's neue muß entrüſtungsvoll
Der Zorn die Seele treiben.

Denn nur in zornbewegtem Fluß
Kannſt du den Schlag ertheilen,
Den der Gemeine haben muß,
Geſtraft vielleicht zu heilen.

Einem Gegner der Philoſophie.

1.

Hat einer Witz in ſeinem Kopf,
Darf er nicht pudeln mit dem Spott!
In Theorien kramt der Zopf,
Licht aber bringt der Sonnengott.

2.

Wer Licht in reinem Strahle beut,
Der ſchafft den edelſten Gewinn.
Das Licht gewährt uns Seligkeit
Und alles Leben jauchzt darin.

Poeſie der Gegenwart.

Iſt der Poet kein Spender uns des Lichts,
Entſcheidet er in unſern Tagen nichts.
Doch leuchtet ihm des ewgen Lichtes Strahl,
Dann iſt er Glied am höchſten Tribunal,
Denn Jeden mißt er an dem Ideal.

Pflicht.

Dürft' er ſich wohl in falſche Demuth kleiden,
Wo Recht zu ſprechen er vermag allein?
Sich beugen vor den Gleißnern und den Heiden,
Klein machen vor dem Hochmuth und dem Schein?
Dürft' er die Wahrheit opfern? Dürft' er leiden,
Daß Dummheit Waſſer gießt in ſeinen Wein? —
Der Dichter kann im Leben nicht beſcheiden,
Nicht ſtolz genug kann er im Liede ſein.

Entweder — oder.

Wenn ſich der Meiſter euch bequemt
Und tritt nicht ſtolz für ſich mehr ein,
Dann wird die Dummheit unverſchämt.
Und ſollte das wohl beſſer ſein?

Unterscheidung.

Mit Andern im Verkehre
Gieb Jedem gebührend Ehre.
In deinem Handwerk ſei
Der Schrecken der Pfuſcherei.
Wie ſie ſich auch beſchwere,
Bleib' immer grob und frei!

Wohlgemerkt.

Führſt du das Schwert in deiner Hand,
Kühn ſchlage zu, doch mit Verſtand.
'S iſt nicht genug ſchon, daß es ſitzt —
'S iſt nöthig auch noch, daß es nützt!

Aufgabe.

Der Geiſt iſt von der Welt genug verkannt,
Darum ihn kühn erhebend ehre dich!
Zeig, daß er ihr zum Bräutigam geſandt,
Der freiend ſie befrein ſoll ewiglich.
Ob ſie ſich zürnend, höhnend abgewandt —
Nur ausgeharrt! — Zuletzt ergiebt ſie ſich!

Gloſſen zu Ausſprüchen Goethe's.

1.

„Was glänzt iſt für den Augenblick geboren,
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.“
Gerechte Theilung! Jenem ſeien Thoren
Und Weiſe dem zu Freunden auserkoren.
So erndtet jegliches, was ihm gebührt,
Und Aechtes wird geprüft und triumphirt.

2.

„Geſcheidtes iſt vor uns geſagt, man muß nur wagen,
Es noch einmal zu ſagen.“
Wohl! denn Geſcheidtes iſt zu jeder Zeit
Auch wieder neu und es erneut.
Und Neues iſt nur wahr und thut zugleich
Sich als erquicklich dar und ſegensreich,
Wenn es an altes Wahres an ſich ſchließt,
Ein neuer Zweig aus ewigem Baume ſprießt.

Zur Aeſthetik und Ethik.

1.

Giebſt du in freiem Spiel
Des Geiſtes nicht zuviel,
Dann iſt es für den Zug
Der Gierde nicht genug.

2.

Der ſinnentollen Gierde bringt
Endloſigkeit Genuß allein,
Weil ſie nur immerdar verſchlingt,
Um immer hungerig zu ſein.

3.

Endloſes fordert Geiſteshaft,
Vollendung ſelbſtbewußte Kraft.

Endloſes faßt und taucht dich unter,
Vollendung hält in Freiheit munter.

Endloſes reizt und nimmt dich mit,
Vollendung labt und giebt dir mit.

Endloſes macht gemein in Luſt,
Vollendung groß und rein in Luſt.

Endloſes bringt zuletzt von Sinnen,
Vollendung läßt das Heil gewinnen.

4.

Vollendetes hat ſeinen Zweck erreicht,
Es ſteht in ſeiner Wahrheit licht und leicht.

Nicht nur ſein Leben quillt und fließt in dich,
Sein Heil am Ziel erfüllt dich wonniglich.

Du ſiehſt des Lebens wogenden Gehalt
Beſchirmt, beglückt in lebender Geſtalt,

Geſtaltet und verklärt in eignem Licht:
Die Schönheit ſteht vor deinem Angeſicht!

Und ſolch ein Bild übt Wundermacht ſogleich:
Es macht den Schauenden ſich ſelber gleich.

Du kannſt vor ihm nicht ohne Form beſtehn,
Vollendet nur wirſt du Vollendung ſehn.

Vollkommen aber die Vollkommenheit
Schaun und empfinden, das iſt Seligkeit.

* * *

II.

Das schlimmste Verbrechen.

Wenn man dem Schuft die böſe
Mit böſer That vergilt
In gleicher Art und Größe,
Sieh, wie er zornig ſchilt!
Doch wenn du ihm die böſe
Vergiltſt mit guter That
Und daſtehſt ohne Blöße,
Das macht ihn deſperat!
Statt Unheil ihm zu ſtiften,
Verdienſt du ſeinen Dank?
Er möchte dich vergiften,
An Scham und Neide krank.

Praktisch.

Die Bosheit widerlege nicht mit Gründen!
Leicht freilich zu beweiſen ſind die Sünden,
Die gegen Recht und Logik ſie begeht,
Indem ſie Wort und Thatbeſtand verdreht.

Allein das weiß ſie ſelbſt und ſagt es ſich,
Und es beweiſend wirſt du lächerlich.
Der Bosheit trittſt du richtig nur entgegen,
Wenn du ſie handelnd regalirſt mit Schlägen.

Gegensatz.

Den Leeren, der ſich ſelber nicht genügt,
Treibt's, Andere zu meiſtern und zu ſchelten.
Der Reiche, der in ſeinem Schatz vergnügt,
Läßt mit Vergnügen auch die Andern gelten.

Der grössere Wirkungskreis.

Soll ich den Wicht mit Namen nennen?
Viel beſſer, ihn ſchildern und ihn richten,
Dann wird es allen andern Wichten,
Die's leſen, in der Seele brennen.
Und wenn die Heilung möglich wäre,
So wär's durch ſolche ſtille Lehre.

Verletzlichkeit.

Das Schlimmſte, nicht im Mißgeſchick,
Es liegt in jener Schwachheit,
Der kleines Leid ſchon trübt den Blick
Und raubt ihr die Gemachheit.

Mit der auch der vernünftige Mann
Sich ärgern läßt und entmuthen,
Daß er ſich nicht mehr freuen kann
Des reichen Schönen und Guten.

Erklärung.

Wie Jeder die Beleidigung
Beſtraft, iſt ſeine Sache.
Und gegen die Verkleinerung,
Der Sieg iſt meine Rache.

Das Beſſere.

Wo Gutes noch von Einem iſt zu hoffen,
Beweiſe Nachſicht, milden Geiſtern offen.
Durch Güte lockſt die Güte du hervor
Und öffneſt deinem Feind des Heiles Thor.
Beharrlich ihn verdammend treibſt du ihn
Zur Gegenwehr, zur Rache, zum Ruin.

Erfahrung.

Ich habe nie mich größer gefühlt,
Als wenn ich in Noth und hart beſchädigt
Trotz Allem treu am Glauben hielt,
Und wurde vom Erfolg beſtätigt.

Und niemals hab' ich mich kleiner gefunden,
Als wenn ich in Noth gehemmt, gelähmt,
Verzagte geiſtig überwunden,
Und wurde vom Erfolg beſchämt.

Steh feſt im Glauben! Wer verzagt,
Verliert im Gang, verliert am Ziel.
Wer muthig aushält, bis es tagt,
Hat überall gewonnen Spiel.

An einen jungen Menschen.

Du faſſeſt mit dem Kopfe jetzt mein Wort.
Im Leben ſchreite zwanzig Jahre fort,
Erprobe dich in Streiten, Lieben, Haſſen —
Dann wirſt du mit dem Herzen auch es faſſen!

Clique.

Die Dürftigen, die Schwachen —
Die Halben halten zuſammen.
Wer möchte ſie verdammen?
Sie hoffen ſich ganz zu machen.

Umgekehrt.

Der Edle zeigt nach Oben ſeine Würde,
Den dort natürlichen Hochmuth nicht zu mehren.
Die ſchon beſcheiden macht des Lebens Bürde,
Liebt er durch ächte Freundlichkeit zu ehren.
Man räth nun ſchon, wo er ſich beſſer ſtellt,
Wo er am meiſten Glück macht und gefällt!

Consequenz.

Der freien Uebung der Gerechtigkeit
Sei meine höchſte Geiſteskraft geweiht.
Nicht wehren laſſ' ich mir, ſie hier und drüben,
Ja nicht, ſie gegen mich ſogar zu üben!

Naive Bemerkung.

Ihr ſolltet ſehn, wie ſich der Wald
Von Fragen ſinkend lichtete,
Betäubende Verwirrung bald
Zu Harmonie ſich ſchlichtete,
Wie lieblich würde lichterhellt,
Was peinlich jetzt im Trüben —
Entſchlöſſe ſich einmal die Welt,
Gerechtigkeit zu üben!

* * *

III.

Partei, Parteilichkeit und Gerechtigkeit.

> Die Wahrheit ſagen dann, wann Keiner ſie verneint,
> Wann ſie als Wahrheit gilt, das kann ein jeder Narr!
> Du ſprich die Wahrheit aus, wann ſie noch Narrheit ſcheint!

1.

Du ſiehſt nur Tugend in deiner Schaar,
Und in der andern nur Mängel.
Du ſtellſt die Gegner als Teufel dar,
Die Kameraden als Engel.
Du rufſt: wir haben die Wahrheit rein,
Dort ſind die Winkelzüge,
Dort iſt der weſenloſe Schein,
Dort iſt die Nacht, die Lüge — —
Und ſagſt: „So red' ich, weil der Muth
Der Wahrheit eben entflammt mich!
So halt' ichs für gerecht und gut!“ — —
Still! — Dein Gewiſſen verdammt dich!

2.

Du fragſt: „Und was verbürgt denn dir,
Daß du gerechter biſt im Streit
Und daß es dir nicht geht wie mir?“ —
Mein Streben nach Gerechtigkeit!
Wer eine Kunſt zu lernen ringt
Und wer ihr nachgeht Tag für Tag,
Darf hoffen, daß ers weiter bringt,
Als wer von ihr nichts wiſſen mag.

3.

Wann lernen wir gerecht zu ſein?
Wann wir uns von uns ſelbſt befrein
Und, ſtatt in uns bis über die Ohren
Verliebt zu bleiben und verloren,
Uns ſelber gegenüberſtehn
Und deutlich uns wie Andre ſehn.
Dann können wir den Stolz vergeſſen
Und unſern Streit mit Andern ſchlichten:
Mit gleichem Maß uns beide meſſen,
Uns beide nach Geſetzen richten!

4.

Die höchſte Kraft im Streit
Liegt einzig in Gerechtigkeit.
Der Ungerechte giebt ſich Blößen
Und ſeinem Feinde Raum zu Stößen;

Der Ungerechte giebt dem Feinde Recht
Zum Gegenſtoß — fortdauert das Gefecht.
Doch keine Stellen, worauf man ſchlagen kann,
Läßt offen der gerechte Mann,
Und mit der Wahrheit ſtets im engſten Bund
Raubt er zum Ankampf jeden guten Grund.
Der Gegner iſt entwaffnet — und der Krieg
Muß enden in des Edeln Sieg.

5.

Der Sieg des Edeln über Ungerechten
Iſt auch für dieſen ſelbſt das höchſte Heil.
Der Freie, ſtatt beſiegten Feind zu knechten,
Beſchränkt ihn nur auf ſeinen Gütertheil.
Er hat ihm nur ein falſches Ziel genommen,
Er hindert ihm verderblich Thun allein —
Sein Weſen ſoll zur höchſten Ehre kommen,
In neuem Trieb und reinſtem Wuchs gedeihn.

6.

Der Dummkopf, der zu einer Partei ſich ſtellt,
Die ſich als ſolche für unfehlbar hält,
Hat einen großen Vortheil ſich verſchafft.
Sieht er die hohe ſchöpferiſche Kraft,
Die Geiſtes- und Charaktergröße ringen,
Im Felde der Erkenntniß vorzudringen,

Dann braucht er ſich nichts Andres zu geſtehn,
Als daß ſie, beſten Falls, im Weitergehn
Auch endlich auf die Höhe werde kommen,
Die er mit ſeiner Zunft ſchon eingenommen!

7.

Das wäre wohl auch der Mühe werth,
Ideen zu pflegen, die Gott beſcheert,
In ſtetem Forſchen und Bereiten,
In Denken und Schaffen weiterzuſchreiten,
Um endlich zu haben abgetrabt,
Was ihr ohne Gaben und Mühe habt!

8.

Du haſt nicht nöthig, Bosheit, Schlechtigkeit,
Dem, welcher anders denkt, erſt anzudichten,
Um gegen ihn zu ſinnberaubtem Streit
Den tugendlichen Ritterſpeer zu richten.
'S giebt wahre Bosheit ſattſam in der Welt,
Und Arbeit ſchafft ſie dir in Ueberfluß.
Du darfſt nicht fürchten, eifervoller Held,
Daß dir die Wehr im Schranke roſten muß!

9.

Und glaubſt du wohl, es fördre den Geiſt,
Wenn man verſichert und nichts beweiſt?
Es bilde, veredle das Gemüth,
Wenn man in blindem Zorne glüht,
Sein Ich vergöttert, Andre verdammt,
Tief in die Selbſtſucht eingerammt? —
Man kann auf die Länge, das leuchtet ein,
Nicht ohne Schaden parteiiſch ſein.

10.

„Partein verketzernd willſt du nirgends ſtehn,
Nicht handeln in den irdiſchen Bezirken
Und nur in höhern Sphären dich ergehn?“ —
Vielmehr für eine neue will ich wirken!
Das Bündniß derer, die vom Geiſt erfüllt
Gerechtigkeit zu wollen ſind getrieben,
Die ſie bekennen muthig, unverhüllt,
Die Licht und Wahrheit über Alles lieben —
Die ihren Sinn beweiſen durch die That,
Ihr Recht zuſprechen kämpfenden Parteien,
Um endlich, wie's beſtimmt nach Gottes Rath,
Zur Einigung die Menſchheit zu befreien —
Dies Bündniß will ich ſtiften helfen und
Mich völlig weihn dem höchſten, letzten Bund!

11.

Und dieſer Bund, fürwahr, er iſt kein Traum,
Auf Erden ſchaffen wird er ſich den Raum!
Er iſt von allen Seiten her erharrt,
Er iſt die Forderung der Gegenwart.
Denn krank im Innern eben iſt die Zeit
An Blindheit und an Ungerechtigkeit.
Sie fühlt es wohl, daß ſie aus ihrem Bann
Nur ein erhabner Wille führen kann.
Sie fühlt es wohl, ſie würde wieder jung,
In Geiſt-Erleuchtung und Verſtändigung.
Sie weiß es, daß das Beſte, was ſie mißt,
Nur durch vereinte Kraft zu ſchaffen iſt! —
Sie wird den Führer-Bund willkommen heißen
Und ihn erfreut als ihren Retter preiſen.

12.

„Parteien müſſen ſein!“ — Drum ſind ſie auch,
Und werden in der Zukunft ſein wie heute.
Für ihren Geiſt, für ihren Sinn und Brauch,
Da wachſen immer mehr als billig Leute.
Parteilichkeit iſt leicht und iſt bequem,
Doch ſchwer zu wandeln ſind gerechte Bahnen;
Und Freunde hat von ſelbſt, was angenehm,
Zum Schweren muß man locken und ermahnen.

13.

Wenn die Gerechten herrſchten und geböten,
Dann freilich wär' es aus mit den Partein.
Doch dafür iſt geſorgt, und nicht vonnöthen.
Ihr edeln Führer, iſts, beſorgt zu ſein.
Nie werden die Gerechten mehr erreichen,
Als ſelbſt Partei zu ſein — ein Theil der Welt!
Nie wird der Erde Flur dem Himmel gleichen —
Stets bieten euch ein nur zu weites Feld!

14.

Parteien muß es geben allerdings,
Und die Parteien müſſen Sprecher haben.
Das Leben will's, wir brauchen Rechts und Links,
Entfalten ſollen ſich im Streit die Gaben.
Doch ſollt' ich meinen, eben wo Partein,
Da müßten auch nothwendig Richter ſein!
Werth dünken ſie mich juſt der höchſten Ehren,
Und ihre Anzahl möcht' ich helfen mehren.

15.

Wie kommt man zur Gerechtigkeit?
Man muß vor Allem gerecht ſein wollen —
Entſagen wollen dem tollen Streit,
Entſagen wollen dem blinden Grollen.

Dann aber muß man die Fähigkeit,
Auch wirklich gerecht zu ſein, erlangen:
Im Bilde der Vollkommenheit
Für Alle das höchſte Maß empfangen.

Des Ideales Herrlichkeit
Hinmalend zu bilden gerechte Richter,
Das iſt der große Beruf der Zeit,
Der große Beruf der Denker und Dichter!

15.

An die Gemeinſchaft glaubt der Chriſt
Der Guten und der Frommen.
Weil ſolche Zeit verkündet iſt,
Erwartet er ihr Kommen.

Der Denker glaubt an den Verein
Der Klaren und der Weiſen.
Sie haben ſchon ſo viel gemein
In geiſtverwandten Gleiſen!

Allein die Guten werden ſich
Als Weiſe nur vergleichen --
Die Weiſen und Gelehrten ſich
Nur gut die Hände reichen!

Verdienen müſſen Alle klar
Die beiden Ehrentitel! — —
Wenn ihr den Zweck wollt, ernſt und wahr,
So wollt nun auch die Mittel!

17.

„Ich darf ihr niemals gegentheilig ſein,
Denn die Partei, ſie muß mir heilig ſein!“ —
Ich läugn' es! Heilig iſt allein die Wahrheit,
Die ſich erweiſt in Ueberzeugungs-Klarheit,
Und die Partei nur heiligkeitdurchweht,
Wo mit der Wahrheit ſie zuſammengeht.
Wo ſie ihr widerſpricht, da iſt ſie's nicht,
Und ihr zu widerſprechen wird dir Pflicht!

18.

Nur nicht mit Tugend euch gebläht,
Um den Begriff des Rechts zu trüben! —
Wer die Verſtändigung verſchmäht,
Will nur das Recht des Stärkern üben.

19.

Willſt du die andern überwältigt ſehn
Und ſoll es nur nach deinem Kopfe gehn,
So ſei doch offen auch und ſage frei:
„Ich bin die Tyrannei!“

10.

„Muß man Parteien unterſcheiden nicht
Und ſind nicht wir die beſſere von beiden?
Iſt unſre Forderung nicht das Recht, das Licht,
Und wollen wir nicht kämpfend weiterſchreiten?“ —
Ich räum' es ein! Doch eures Werths bewußt
Darf ich nicht feiern gegen eure Reihen:
Gewinnen möcht' ich von der beſſern juſt
Die Beſten für die beſte der Parteien.

21.

„Du ſagſt: Parteien muß es geben!
Und findeſt's unverzeihlich,
Wenn ſie ſich geben, wie ſie eben
Als ſolche müſſen: parteilich!“

Ganz recht! Parteien muß es geben,
Damit wir ſie befehden,
Wenn ſie dem höhern Leben und Streben
Anmaßend entgegentreten!

Ganz Recht: Parteien muß es geben,
Damit ſie ſich erziehen
Und in erleuchtet neuem Leben
Der Selbſtſucht Lüge fliehen!

22.

Wenn ich Parteienhochmuth auch beſtreite,
So acht' ich um ſo höher die Partein,
Die ſich getrieben fühlen, einer Seite
Des Lebens zur Vertretung ſich zu weihn.
Sie ſind mit ihrer freien Kraft berufen,
Die Welt in Fluß zu halten und Bewegung!
Sie geben zu den höchſten Erdenſtufen
Den Inhalt und gerechter Geiſt die Prägung.

23.

Partein, begabt in ſich, geformt im Strauß,
Sie bilden ſich zu eignem Leben aus.
Wie Pflanzen unter einem Himmelsſtrich
Am beſten wachſen, ſo erheben ſich
An ihnen Tugenden in ſondrer Kraft
Im Strahl charaktervoller Leidenſchaft.
Doch wen erfreut ihr Sonderwerth zumeiſt?
Der ihn am klarſten ſchaut — gerechten Geiſt.

24.

Wir bilden Sproſſen nur an Einer Leiter!
Auf euren hebt man ſich von dem Gewimmel
Der Creaturen weg und ſchreitet weiter —
Auf unſern ſteigt man ſiegend in den Himmel.

25.

Wer an Verſöhnung glaubt im Sieg des Lichts,
Der glaubt, was ihm Gedanken nur verleihn.
Wer an den Kampf nur glaubt und weiter nichts,
Glaubt was er ſieht und läßt das Denken ſein.
Wer an Verſöhnung glaubt im Sieg des Lichts,
Zerreißt das Netz der Zeit, das ihn umzieht.
Wer an den Kampf nur glaubt und weiter nichts,
Der iſt ein Sklave deſſen, was er ſieht.

26.

Warum ſoll mängelvolles Daſein
Juſt immer da ſein?
Warum ſoll eben, was vollkommen
Nie wirklich kommen?

27.

Der Kampf, der nie ein Ziel erreicht, iſt ſinnlos
Und für des Menſchen höchſte Kraft gewinnlos.
Giebt's aber andres Ziel wohl für den Streit,
Als die Vergleichung in Gerechtigkeit?
Und kann die Welt ſo heiliges Vergleichen
Durch andern als gerechten Geiſt erreichen? —
Drum, wer nicht glaubt an den gerechten Geiſt,
Wer den verhöhnt, der ſeinen Sieg verheißt:
Der glaubt nicht an ein Ziel und eine Richte,
Nicht an Vernunft und Sinn der Weltgeſchichte.

28.

Wie ſoll der Einheit Band die Welt umſchlingen?
Entweder muß ein Sieger unterdrücken
Und ſeinen Glauben überall erzwingen —
Und ſolche Einheit, könnte ſie beglücken?

Oder es müſſen Alle, die ſich grollend
Und herrſchbegierig jetzo noch befehden,
Erhellt von Einer Ueberzeugung, wollend
Und frei zur Einigkeit zuſammentreten!

Das wäre, traun, die Einheit, die alleine
Die tiefſte Sehnſucht aller Weſen ſtillte!
Die geiſtig einende, die heilig reine,
In der des Himmels Wille ſich erfüllte!

Doch wer vermag euch jenes Licht zu bringen,
Das euch gewönn' in wonnevoller Klarheit
Und Einheit euch in Freiheit ließ' erringen? —
Die Wiſſenſchaft — der Schöpfergeiſt der Wahrheit!

29.

Wir Deutſche haben manch Talent zum Streit,
Doch ungleich mehr noch zur Gerechtigkeit.
Wir ſind geſchaffen für die große Zeit,
In der Gerechtigkeit die Welt befreit!

Wir ſind zu gütevoll und zu empfänglich,
Zu leicht ergriffen und zu überſchwänglich,

Zu liebefreudig und zu anerkennend,
Zu feurig für das Ideal entbrennend,
Zu ſehr bewegt, zu geben und zu ſchenken,
Zu ſehr gedrängt, zu forſchen und zu denken,
Mit freiem Geiſt zu prüfen alle Seiten
Und zu erwägen alle Möglichkeiten,
Zu philoſophiſch in der Wiſſenſchaft,
Zu wahrheitsliebend, zu gewiſſenhaft —
Um einem Theil uns unbedingt zu weihen
Und groß zu ſein im Streite der Parteien!

Allein die Gaben, die in ſtarrem Haſſen,
In blindem Kampf uns nicht verharren laſſen,
Sie grade leihen uns die höchſte Stärke
Zum übermächtig letzten Friedenswerke.
Wir werden das erhabne Ziel erſehend
Und unſre eigne höchſte Pflicht verſtehend
Als die von Gott Erwählten uns empfinden,
In heller Liebe freudig uns verbinden,
Des Lichtes Widerſacher überwinden
Und unſres Daſeins höchſte Glorie finden.

30.

Ich würde den Bund der Gerechten und Freien
Nicht prophezeihen,
Erkennt' ich nicht, daß ihm zu dienen
Die Zeit erſchienen.
Die Zeit der bloßen Streiterhaufen
Iſt abgelaufen.

Die Gegenſätze, die ſich im Großen
Und oben geſtoßen,
Sie müſſen gerechtem Geiſt ſich beugen
Und niederſteigen.
Gerechtigkeit wird ſich erheben
In Macht und Leben,
Und drüberſchwebend mit Adlerflügeln
Die Menſchheit zügeln.

31.

Wenn du verſtändig handeln willſt,
Das Ziel erkenne du!
Wie kannſt du handeln mit Verſtand,
Wenn du nicht weißt, wozu?

Doch mit des Ziels Erkennen iſt's
Nicht ſchon gethan allein!
Du mußt dich erſt vom Zauber noch
Des Ideals befrein.

Du mußt nicht glauben, blind verzückt,
Und auch verlangen nicht,
Daß es ſofort von aller Welt
Verwirklicht tret' ans Licht!

Vielmehr erſpähen mußt du nun,
Wohin die Welt begehrt,
Von welcher Hoffnung ſie bewegt,
Von welcher Glut verzehrt.

Und forſchen mußt du, welchen Schritt
Zum Ideale hin
Geſtatten und erfordern Zeit
Und Geiſt und Menſchenſinn.

Zu dieſem Schritt bereite du
Die Welt in klarem Rath!
Zu dieſem Schritte leite du
Durch kühn gewagte That.

Dann haſt das Gute du gethan!
Und was daran ſich reiht,
Das Beſſere, das Beſte, thut
Von ſelbſt die Folgezeit.

33.

Und hab' ich euch reimend zweifeln gelehrt
An der Parteien Unfehlbarkeit,
Und hab' ich Sehnen und Liebe gemehrt
Zum Bilde der Vollkommenheit.

Seid ihr getroffen vom erſten Strahl
Der Sonne, die ſteigend leuchten ſoll,
Und iſt der Herzen beſte Zahl
Von edlem Streben und Willen voll.

Und fragt ihr bewegt: wie ſolls geſchehn,
Daß ſich die Wirklichkeit vergleicht,
Daß lebende Gegner zuſammengehn? —
Dann hab' ich meinen Zweck erreicht!

Ihr ſeid dann für den Geiſt bereitet,
Der euch zur Sache ſelber leitet
Und die beſtimmte, reale Welt
Mit allerklärendem Licht erhellt.

* * *

Auch ein Olivenblatt.

1.

Schön iſt der Kampf, wenn hocherregten Muth,
Der ſich hinausſehnt aus des Friedens Engen,
Des edleren Bewußtſeins frohe Glut
Und Siegeshoffnung auf den Wahlplatz drängen!

Es naht des Feindes drohende Geſtalt
In ſtolzem Lauf zu Deiner Ueberwindung —
Und heiſcht von dir die Schläge der Gewalt
Und heiſcht von dir die Blitze der Erfindung.

Da gilt's, durch Willenskraft und Geiſtesmacht
Stets höher als der Gegner dich zu ſtrecken,
Zu fällen, was den Fall dir zugedacht,
Und zorndurchglüht den Schrecken zu erſchrecken.

Und ſieh, die Flut der Kampfbegeiſterung,
Sie ſtrömt in dich aus unerſchöpftem Bronnen!
Und ſieh, dein Arm vollführt mit Götterſchwung,
Was im Moment der Genius erſonnen!

Auf ſchnell erblickter, ſchnellergriffner Bahn
Stürmſt du mit deiner höchſten Kraft gewaltſam
Auf die geringſte deines Feindes an,
In Zuverſicht des Sieges unaufhaltſam —

Und er erbebt, er ſtürzt und rafft ſich auf,
Nur um zu folgen blinden Rettungstrieben!
Du ſiehſt ihn fliehn in angſtgejagtem Lauf,
Wie Dunſt verwehn! — Dir iſt das Feld geblieben!

O ſelger Blick in offnes Himmelsthor!
O Wonne, wie ſie nie dein Herz empfunden!
Beſchwingter Geiſt hebt jede Laſt empor
Und kehrt in Luſt ſogar den Schmerz der Wunden!

Entzückte Menge ſingt dir Preisgeſang,
Sie trifft den Feind mit einer Flut des Spottes,
Und du empfindeſt in dem Freudendrang
Die mängelloſe Hoheit eines Gottes! —

Wohl, der Gefechte Glück iſt wandelbar!
Auch du, gefällt und übermannt von Schauer,
Kannſt fliehen müſſen vor ergrimmter Schaar
Und ſinken in die tiefſte Kluft der Trauer!

Doch auch das große Leid erhebt das Herz!
Du kannſt dich ſtolz in deine Tugend hüllen,
Du kannſt den Abgrund von Verluſt und Schmerz
Mit unverſiegter Willensſtärke füllen.

Und kühn gemacht durch deinen innern Sieg
Kannſt du das Schwert mit höherm Muthe ſchwingen
Und deinem Sieger in erneutem Krieg
Die Palme glorreich wiederum entringen. —

Du ſchreiteſt durch das Leben vielbewegt,
Von Sorg' und Hoffnung wechſelreich durchfluthet,
In ſtetem Reiz des Lebens friſch erregt,
In Höhen und in Tiefen hochgemuthet.

Welch eine Luſt, bei jedem kühnen Schritt
Umringt zu ſein von tapfern Kampfgenoſſen,
Die gleichen Sinnes, gleichen Schickſals Kitt
Nur enger ſtets an deinen Gang geſchloſſen!

Welch eine Luſt, im Waffenbrüder-Kreis
Triumph einſaugen mit erquickten Zügen,
In Feindeshaß unt Hohn, in Freundes Preis
Dem heißen Drang des Herzens zu genügen!

Der Thaten und Geſchicke reichſter Flor
Erblüht auf kampfdurchſchrittenen Gefilden! —
Dem Denker beut er und dem Dichter-Chor
Die Stoffe zu den herrlichſten Gebilden!

2.

Schön iſt der Kampf, doch ſchöner iſt der Friede,
Schön iſt der Weg, doch ſchöner iſt das Ziel!
Schön iſt der Ernſt im Leben und im Liede,
Doch ſchöner iſt das heitre, freie Spiel!

Gott hat dem Kampf, dem leid- und freudevollen,
In Weisheit zugemeſſen eine Zeit,
In der die Gegner kühn ſich meſſen ſollen
Und ſich erziehn zu höchſter Tüchtigkeit.

In der ſie bilden ſollen ihre Gaben
Und wuchern mit dem anvertrauten Pfund
Und, was ſie muthig ſich errungen haben,
Vertheidigen mit Herz und Hand und Mund!

Doch wenn ſie mannhaft Alles das vollendet, —
Wenn ſie einander ſich ins Herz geblickt,
Wenn ihre Güter ſie hervorgewendet
Und ihren Werth ſich vor das Aug' gerückt —

Was können und was ſollen ſie beginnen?
Sich wiederholen nur in neuem Zwiſt?
Sie müſſen die Erkenntniß jetzt gewinnen,
Daß nur in Einung noch ein Fortſchritt iſt!

Daß Alles, was ſie ſchmerzlich noch entbehren,
Auf dem Gebiet des Widerſachers liegt,
Und daß zu ſtillen einzig ihr Begehren,
Wenn über alten Haß die Liebe ſiegt! —

Und die Erkenntniß, die ſie ſich errungen,
Erzeugen wird ſie freundliches Bemühn,
Und aus der Achtung, die der Feind erzwungen,
Wird zu dem künftgen Freunde Lieb' erblühn.

Der Liebe Thun wird Liebe ſich verdienen,
Vertrauen wird befeuern zu Vertraun,
Und was ein luſtig Traumbild nur erſchienen —
Die Einheit iſt in Wirklichkeit zu ſchaun!

O der Erkenntniß und der Liebe Wunder!
Den Trieb, zu nehmen, ließeſt du zurück,
Zurück die Herrſchſucht, deiner Thaten Zunder —
Und findeſt gebend höchſte Macht und Glück!

Du haſt an deinem Orte deinen Willen,
Du pflegſt das theure, gottvertraute Gut,
Du kannſt an ihm erquicken dich und ſtillen
Der ewig eignen Sehnſucht tiefſte Glut.

Doch deines Glückes labevolle Quelle,
Sie fließt auch für die Andern holdbereit,
Dein Licht ergießt auch ihnen ſüße Helle —
Und dein iſt des Beglückens Seligkeit!

Und was den Andern liebend du geſpendet,
Das ſpenden ſie von ihrer Fülle dir.
Du haſt dem Ganzen Eines zugewendet,
Und Alles wird von Allen dir dafür!

Du haſt dich ſelbſt und deine Macht behalten,
Die Macht der Andern wurde dir zu Theil!
Du kannſt im Hochgenuß der Freiheit walten
Und mehrſt und fühlſt in ihr der Einung Heil.

Nach allen Seiten iſt dein Glück vollkommen!
Und mehr: in heilig tiefer Sympathie
Biſt du der Selbſtſucht blindem Rauſch entnommen —
Du biſt im Glück mit Gott in Harmonie!

Es iſt nicht mehr das ſchauerliche Dunkel,
Die Blitzeshelle der Gewitternacht;
Es iſt der Sterne himmliſches Gefunkel,
Es iſt der Sonne göttlich reine Pracht.

Es iſt nicht mehr der Wechſel des Verlierens
Und des Gewinnens, der dein Herz erregt;
Es iſt die Wonne liebenden Regierens,
Die dein Gemüth in ſel'gem Fluß bewegt.

Es iſt ein Glück, worüber keins zu denken,
Der irdiſchen Entfaltung letzter Schluß,
Und drum ein Glück, ſich völlig drein zu ſenken,
Und drum ein Glück, das ſtehn und dauern muß.

Und fürchtet ihr, wenn ſo der Kampf geſchloſſen,
Die höchſten Kräfte müßten träge ruhn?
Ihr Gegner jetzt — als liebende Genoſſen
Habt ihr die größten Thaten erſt zu thun!

An des Vernichtens Stelle tritt das Schaffen,
Des Bildens und des Pflegens heilger Fleiß.
An Stelle des ergrimmten Kampfs der Waffen
Der Wettkampf um der Tugend höchſten Preis.

Vereinigt werdet ihr die Wohlfahrt mehren
Des gliederreichen menſchlichen Geſchlechts,
Vereinigt werdet ihr die Welt verklären
Im allgemeinen Sieg des Lichts und Rechts.

Ihr werdet Alles rings erblühen laſſen,
Was ſich der Liebe lebenswerth erprobt,
In goldne Zier des Geiſtes Demant faſſen —
Bis leuchtend ſchön das Werk die Meiſter lobt!

Und dann, wie lange noch die Welt beſtehe,
Dann habt zu thun ihr, bis die Welt vergeht,
Bis Gott der Herr von höchſter Erdenhöhe
Zum ewgen Ziel im Himmel euch erhöht.

* * *

Berlin, Druck von W. Baxenſtein.

Gott und ſein Reich.

Philosophische Darlegung

der

freien göttlichen Selbſtentwicklung zum allumfaſſenden Organismus.

Von

Melchior Meyr.

Stuttgart, 1860.

Verlag von Gebrüder Mäntler

(A. Kröner).

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der K. Hof- und Canzlei-Buchdruckerei von Gebr. Mäntler
in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Zur Verſtändigung V

Einleitung 1

Erſter Abſchnitt.

Das Daſeyn Gottes 4

Zweiter Abſchnitt.

Der Begriff Gottes 24

Dritter Abſchnitt.

Der lebendige Gott im Urſtand 53

Vierter Abſchnitt.

Die Selbſterſchließung Gottes. Poſitive Seite 86

Fünfter Abſchnitt.

Die Selbſterſchließung Gottes. Negative Seite. Vollendung 131

Sechster Abſchnitt.

Die Geiſterwelt 162

Siebenter Abſchnitt.

Die Schöpfung und der Fall des Menſchen 196

Achter Abſchnitt.

Die Wiedererhebung. Weltall, Erde, Natur und Geſchichte der Menſchheit . . . 226

Neunter Abſchnitt.

Das Jenſeits und die letzten Entſcheidungen. Gott als allumfaſſender Organismus . 278

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Zur Verſtändigung.

Dem Publikum, das ſich für zuſammenhängende Unterſuchungen über die hauptſächlichſten theoretiſchen Fragen der Gegenwart intereſſirt, biete ich hier ein Werk, in welchem ich, ohne mit Wiſſen der Sache etwas zu vergeben, durch Klarheit und Anſchaulichkeit der Sprache den Bedürfniſſen weiterer Leſerkreiſe entgegenzukommen ſuchte. Es iſt, wenn die Vorarbeiten dazu in Anſchlag gebracht werden, die Frucht von mehr als zwei Dezennien; entworfen und ausgeführt wurde es in den Jahren 1858 und 59.

Die wiſſenſchaftliche Darſtellung, wie die künſtleriſche, muß ſich als eine fruchtbare ſelbſt erweiſen, und wenn ſie dieß nicht vermag, iſt ihre Exiſtenz durch die beſte Motivirung nicht als nothwendig darzuthun. Indeſſen bietet eine Vorrede zu gute Gelegenheit, gegen den Leſer ſich auszuſprechen, als daß ſie zumal von einem Autor nicht benutzt werden ſollte, der ſich bewußt iſt, etwas Ungewöhnliches unternommen zu haben und mit der Darſtellung ſeiner Ueberzeugungen auf entſchiedene Vorurtheile zu ſtoßen.

Ein Blick auf die Strebungen und Conflicte des Tages zeigt uns, daß gegenwärtig nichts mehr Bedürfniß iſt, als eine Thätigkeit, die ſich die gerechte Vermittlung zwiſchen Religion und freiem Denken zur Aufgabe ſtellt. Die Menſchheit verlangt nach Ueberzeugung; und obwohl es heutzutage nicht ungewöhnlich iſt, von theoretiſchen Unterſuchungen geringſchätzig zu reden, ſo wäre doch eine Theorie, die auf die ſchwebenden geiſtigen Fragen überzeugend antworten könnte, für die Gegenwart eben das am meiſten praktiſche Geſchenk; denn es iſt nachgerade ſo weit gekommen, daß die erſprießliche Behandlung der allerrealſten Probleme wirkliche Einſichten in das Weſen der Dinge vorausſetzt.

Die Culturvölker der Erde ſind chriſtlich. Der Glaube des Chriſtenthums und der auf ihn gegründete Gottesdienſt ſind hier noch immer die herrſchenden, wie viel man auch vom Bekenntniß der Dogmen abgewichen ſeyn mag. Weſentlichen Dogmen ſtehen aber jetzt Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchung ſo ſehr entgegen, daß an eine wirkliche Verſöhnung der poſitiven Theologie und der „profanen“ Wiſſenſchaft nicht zu denken iſt. Wir haben in dieſer Beziehung zwei Parteien, die ſich bekämpfen und ſich nothwendig bekämpfen müſſen. Auf der einen Seite ſteht die geſammte orthodoxe Geiſtlichkeit mit ihren gläubigen Anhängern, auf der andern die freien Denker und Forſcher aller Art. Hier die geiſtig Conſervativen, die von den überlieferten Feſtſetzungen nicht einen Buchſtaben nachlaſſen wollen, dort die Fortſchreitenden, die eben dieſe Feſtſetzungen kritiſiren, in Frage ſtellen, zu beſeitigen ſtreben. Hier die Forderung des Glaubens und des Gehorſams, dort die Forderung der Freiheit und ungehemmter Geltendmachung der neu gewonnenen Anſichten.

Wie ſehr die Conflicte dieſer beiden Denkweiſen praktiſcher Art ſind und welche praktiſchen Verlegenheiten ſie bereiten, das wiſſen europäiſche Regierungen. Bei den materiellen Kämpfen der Zeit ſind freilich immer mehrere Gründe im Spiel; aber im Weſentlichen ſind dieſe Kämpfe doch die Folgen jener Denkweiſen. Denn mit der kirchlichen Orthodoxie verbindet ſich die politiſche, und die Fortſchrittspartei ſucht auf allen Gebieten vorzudringen. So ſtehen auch revolutionäre Bewegungen und Kriege in ihren Urſprüngen mit den Grundſätzen jener beiden Parteien in genauem Zuſammenhang.

Wie wird nun der Streit zwiſchen dieſen Parteien enden? Hat eine von ihnen Hoffnung, die andere völlig zu überwinden, und als Siegerin Herrin der Zukunft zu werden?

Wenn man ſie ſelber hört, wird dieß allerdings der Ausgang ſeyn. Denn nach der einen kann Gott gegen den Satan, der wahre Glaube gegen den Unglauben nicht verlieren, vielmehr wird im Lauf der Zeiten Eine Heerde und Ein Hirte werden. Die andere iſt aber womöglich noch ſicherer, daß das Licht der Vernunft die Finſterniſſe des Aberglaubens gänzlich verſcheuchen und die aufgeklärten Köpfe aller Art ſich brüderlich vereinigen werden.

Betrachten wir die Lehren der beiden Gegenſätze und ihre welthiſtoriſchen Wirkungen mit unbefangenem Auge, ſo können wir keine dieſer Hoffnungen begründet finden. Wir müſſen die Berechtigung in beiden erkennen und vermögen daher als Ende des Kampfes nur eine Ausgleichung anzunehmen.

Das Chriſtenthum hat ſich als eines der wirkſamſten Bildungsmittel des Menſchengeſchlechts thatſächlich bewieſen. Die edelſten, begabteſten Völker haben ſich zu ihm bekannt, unter ſeinem herrſchenden Einfluß erlangten ſie ihre Kultur und die Früchte derſelben kamen zur Reife. Eine Lehre, die Solches vermochte, muß Wahrheit enthalten: iſt dieß aber der Fall, dann kann ſie von ihrem Gegenſatz nicht völlig, ſondern nur inſofern beſiegt werden, als ihre Wahrheit unzulänglich oder mit Irrthümern verbunden iſt.

Nicht anders verhält es ſich mit den Anſichten der Gegenpartei. Die Berechtigung der Aufklärung und der Duldung gegenüber orthodoxer Engherzigkeit, der Segen, den der Humanismus und Rationalismus in ſeinem Gefolge hatte, ſpringt heutzutage noch mehr in die Augen, und die reine empiriſche Forſchung, die ſich dieſen Beſtrebungen angeſchloſſen, weist in Natur und Geſchichte Thatſachen auf, die als wahre nicht bezweifelt werden können. Dieſe Partei wird mithin ebenſowenig aus dem Felde zu ſchlagen ſeyn wie die ſpecifiſch chriſtliche, und nur da zurückweichen müſſen, wo ihr Unrecht beginnt.

Der Streit zweier Parteien, deren jede ein gewiſſes Maß von Recht und Wahrheit auf ihrer Seite hat, kann aber nur die Auseinanderſetzung und die lebendige Verbindung des beiderſeitigen Wahrheitsgehaltes zum Zwecke haben.

Die Parteien ſelbſt und allein können dieſes Ziel freilich nicht erreichen: dazu bedarf es des Geiſtes, der die Wahrheit auf beiden Seiten zu erkennen vermag und geltend zu machen den Willen hat. Im gegenwärtigen Falle wird die nothwendige Ausgleichung nur herbeigeführt werden durch die Philoſophie, und durch die wiſſenſchaftlichen Disciplinen, die, der bisherigen Ausſchließlichkeit entſagend, mit ihr ſich vereinigen.

Die Philoſophie hat das Beſtreben, den Grund und das Ziel — den allgemeinen Zuſammenhang der Dinge zu erkennen, jeder weſentlichen Einzelheit in dieſem Zuſammenhang ihre gebührende Stelle anzuweiſen und damit ihr Recht einzuräumen. Daß ihr dies in den bisherigen Syſtemen noch nicht befriedigend gelungen iſt, beweiſt nichts gegen ihr Wollen und ihre Aufgabe. In den bisherigen Syſtemen hat ſie ſich für ihre höchſten Arbeiten jedenfalls gründlich vorbereitet, und daß ſie dieſe ſelber mehr und mehr erledigen wird, iſt ſchon durch ihr unabläſſiges Fortſchreiten verbürgt.

Sollen wir die allgemeinen Gegenſätze faſſen, wie ſie eben jetzt erſcheinen, ſo möchten wir ſie als orthodoxe Theologie und Empirie bezeichnen. Denn die rationaliſtiſche, humaniſtiſche Antitheſe der Theologie gehört ſchon einigermaßen der Geſchichte an — der Wille und die Thätigkeit, welche die Gegenwart vorzugsweiſe charakteriſiren, bezieht ſich auf die Erforſchung der Wirklichkeit in Natur und Geſchichte, und in Folge davon hat die rationaliſtiſche Anſchauung ſelber ſchon ihre Zurechtweiſungen erhalten. Dieſe Wirklichkeit iſt aber ein Complex von Wirkungen, dem ein Complex von Urſachen entſprechen muß — von Urſachen, die als ſolche keineswegs Gegenſtände der Empirie ſind, wie ſie dermalen ſich beſtimmt hat. Nun iſt nicht zu verkennen, daß die chriſtliche Theologie für die Exiſtenz der Welt und die wirklichen Zuſtände der Menſchheit im Guten und Schlimmen Urſachen angibt und die Geſammtheit derſelben in ein Syſtem gebracht hat. Dieſe Urſachen kann der Empiriker als zureichende bezweifeln — widerlegen wird er ſie nicht können, weil die Widerlegung die Aufſtellung und Begründung beſſerer — zureichender Urſachen einſchlöſſe, und das ſeine Sache nicht iſt. Auch in dieſem Betracht wird die gerechte Auseinanderſetzung zwiſchen Theologie und Empirie nur der Philoſophie möglich werden, die, wenn ſie iſt, was ſie ſeyn ſoll, zur Erfaſſung der Urſachen und der Wirkungen gleicherweiſe begabt ſeyn muß.

Im Grunde iſt dieß noch immer die Meinung von ihr, wie ſehr man ſich neuerdings darin gefällt, ihr das früher geſchenkte Vertrauen zu entziehen. Beſchäftigt ſich die Theologie mit Gott und göttlichen Dingen, die Empirie mit der Welt und den weltlichen Dingen, und zwar beide thatſächlich auf eine Weiſe, die nicht zuſammenſtimmt, ſo wird jeder unbefangene Kopf, der an eine Verſtändigung zwiſchen ihnen glaubt, dieſe nur von der Philoſophie erwarten, die ebenſo Gott und die göttlichen Dinge wie die Welt und die weltlichen Dinge zu Gegenſtänden ihrer Forſchung hat.

Die Philoſophie tritt nicht ab vom Schauplatz, wie neuerdings von Laien verſichert worden iſt, ſie tritt vielmehr in ein neues Stadium ihrer Entwicklung ein — ſie erkennt als ihre höchſte Aufgabe, eben für die wiſſenſchaftlich conſtatirten Wirkungen die Urſachen zu finden, die nun, als die Wirklichkeit erklärend, auch nur die wahren ſeyn können. Die Philoſophie thut, was für ſie an der Zeit iſt, wie es in ihrer Art alle menſchlichen Beſtrebungen thun. Wenn man ihr früher ein überwiegend ſubjectives Verhalten zum Vorwurf machen konnte, ſo traf dieß nicht weniger die anderen Thätigkeiten. Es war eben die Zeit vorherrſchender Subjectivität, und es verräth wenig hiſtoriſches Wiſſen, der Philoſophie eine Betrachtungsweiſe zum Verbrechen zu machen, die allgemein war, und mit welcher eben die Vorarbeiten geſchaffen zur

Löſung der Probleme gegenwärtiger Zeit. Jetzt wird die Kenntniß der Dinge, wie ſie in der That ſind, allgemein als das Ziel der Forſchung angeſehen — und jetzt iſt auch die Philoſophie darauf gerichtet, Principien aufzuſtellen, aus denen ſie die unzweifelhaften Thatſachen der Natur und der Geſchichte ableiten kann.

Solche, die in der Thätigkeit des Philoſophirens keine Erfahrung beſitzen, pflegen anzunehmen, daß einſeitig von den Wirkungen auf die Urſachen zu ſchließen ſey; und man kann ſie nun auch den Rath ertheilen hören: die Philoſophie vorderhand brach liegen zu laſſen, bis die empiriſchen Disciplinen das Reich der Wirklichkeit mehr im Einzelnen dargelegt haben. Das hieße jedoch die Philoſophie beſeitigen. Was dem einen recht iſt, das iſt dem andern billig. Wenn die Philoſophie wartet, bis die jetzigen Empiriker mit ihren Arbeiten fertig ſind, ſo können ihre Nachfolger dieſelbe Forderung ſtellen, und ſo weiter, bis Jahrhunderte verfloſſen ſind. Wenn es nun aber endlich einmal den Herren von der Empirie gefiele, die Philoſophie zu ihrem Schließungsgeſchäft aufzurufen, ſo — würde dieſe längſt nicht mehr exiſtiren! Jahrhundertelanges Einſtellen des Fortſchrittes würde nicht nur ihren Rückſchritt, ſondern ihre Vernichtung bewirkt haben.

Der Rath des Brachliegenlaſſens einer zum geiſtigen Leben der Menſchheit gehörigen Kraft widerlegt ſich ſchon dadurch, daß er nicht befolgt wird und nicht befolgt werden kann. Philoſoph ſeyn heißt zum Philoſophiren ſchöpferiſch begabt ſeyn. Der ſchöpferiſch Begabte producirt aber mit Nothwendigkeit; er kann der „Allmacht des Triebes“ nicht widerſtehen, und er will es auch nicht, weil er ſich eine erhabenere Thätigkeit als die ſchöpferiſche nicht zu denken vermag. Der Vorſchlag, Philoſophie oder Poeſie (denn dieß kommt auf Eines heraus!) brach liegen zu laſſen, iſt nun eigentlich ein Vorſchlag zur Güte, der nicht Menſchen, ſondern der Natur oder Gott gemacht wird, und er heißt eigentlich: die Natur oder Gott möchten dafür ſorgen, daß, ſo lange als es dem Nichtphiloſophen oder Nichtpoeten wünſchenswerth erſcheint, keine mit philoſophiſcher oder poetiſcher Schöpferkraft begabten Menſchen geboren werden! — Man darf ſich die Zumuthung nur ſo vorſtellen, um ſie in ihrer ganzen Hohlheit zu erkennen. —

Die Fähigkeit des Philoſophen iſt die Fähigkeit zum Begreifen der Principien oder der Urſachen der Dinge. Nur wenn dieſe Fähigkeit exiſtirt, kann die Betrachtung der Wirklichkeit und das Schließen auch von ihr zur Erkenntniß derjenigen Urſachen führen, aus denen die Wirklichkeit entſtanden iſt und entſteht. Derjenige, der ohne die ſchöpferiſche Begabung zum Denken der Urſachen von der bloßen Wirklichkeit die Urſachen zu erſchließen ſtrebte, würde ſo wenig ſeinen Zweck erreichen, wie derjenige, der, ohne geborener Künſtler zu ſeyn, durch das bloße Studium der Wirklichkeit ſich auch ſchon zur künſtleriſchen Verklärung derſelben befähigen zu können meinte. Nur die philoſophiſche oder poetiſche Productionskraft vorausgeſetzt iſt das Studium der Wirklichkeit für poetiſche oder philoſophiſche Thätigkeit nützlich; und zur Ausführung gewiſſer Arbeiten allerdings nicht bloß nützlich, ſondern unentbehrlich.

Der Philoſoph, der es wirklich iſt, producirt Philoſophie nothwendigerweiſe. Dafür, daß er es auf die Weiſe thut, wie es ſeiner Zeit erſprießlich iſt, ſorgt diejenige Macht, die ihn auf ſeinen Poſten ſtellt und auf ſein Tagewerk hinweiſt. Meint die heutige Empirie, die Philoſophie werde erſt dann mit Erfolg arbeiten, wenn ihr die Wirklichkeit durch ſie vollſtändiger entwickelt vorliegt, ſo kann die Philoſophie erwidern: „mit größerm Erfolg — zugegeben! aber nur unter der Vorausſetzung, daß auch ich bis dahin das Meine thue und nach meinen Fähigkeiten und den Fähigkeiten der Epoche unausgeſetzt thätig bin.“

Gleiches wird vom Gleichen erkannt!

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

(Goethe.)

Des Gottes eigne, des Gottes eigenſte Kraft im Menſchen iſt die Vorausſetzung der Erkenntniß Gottes und der göttlichen Principien. Wenn dieſe Kraft vorhanden iſt, ſich ſelbſt erkennt und nach ihrer Weiſe producirt, kann ſie unter allen Umſtänden eine Fülle von Licht gewinnen; und ſo kommt es, daß Philoſophen und Künſtler bei viel geringerer Kenntniß der Wirklichkeit, als ſie uns erreichbar iſt, Wahrheit und Schönheit zu Tage gefördert haben, und wir ihre Werke noch immer mit größtem Nutzen betrachten können. Das Ideal der Wiſſenſchaft iſt allerdings die vollſtändige Erkenntniß der Urſachen in den Wirkungen und der Wirkungen in den Urſachen. Aber um ihm näher zu kommen, bedürfen wir nicht nur der empiriſchen Arbeiten, ſondern ebenſo der ſpecifiſch philoſophiſchen. Speculation und Erfahrung, die Production a priori und die Forſchung a posteriori. müſſen zu dieſem Ende gleichmäßig zuſammenwirken.

Der heutige Philoſoph erfreut ſich ſelber der Thatſache, daß die Empirie von den Banden ſubjectiver Philoſophie ſich losgemacht hat und ſelbſtſtändig ihren Gang geht. Er weiß, daß er nur von der Selbſtſtändigen lernen kann, was er dermalen zu ſeinen eignen Zwecken braucht. Einen ſeltſamen Eindruck aber macht es auf ihn, wenn er ſieht, daß die Vornehmheit, welche ehedem die Philoſophen charakteriſirte, neuerdings auf Männer der Empirie übergegangen iſt, ſo daß ſie des Glaubens leben, ſie könnten der Philoſophie zwar unendlich viel geben, aber nichts von ihr empfangen. Wenn das eine Zeitlang ſo fortgeht, die Piloſophie von der Empirie alles Mögliche, die Empirie von der Philoſophie nichts lernt, ſo iſt unſchwer vorherzuſagen, wer ſich beſſer befinden wird. Indeſſen dafür, daß dieſe Abſtinenz von Seiten der Empirie nicht allzulang andauert, iſt geſorgt. Der Trieb nach Erkenntniß der Urſachen rührt ſich im menſchlichen Geiſt immer wieder, und wenn die Philoſophie arbeitet mit Hilfe der Empirie, ſo wird dieſe ihren Wirkungen nicht mehr widerſtehen können.

Die Philoſophie iſt ein Strom, der ſeit ſeinem Urſprung in der Menſchheit gefloſſen iſt, fließt und fließen wird bis ans Ende der Tage. Was ſie in Jahrhunderten leiſten ſoll, das kann ſie begreiflicherweiſe heute nicht leiſten; wenn ſie aber heute nicht leiſtet, was ſie ſoll, dann kann ſie es auch in Jahrhunderten nicht. Die wahre ſchöpferiſche Kraft thut immer, was an der Zeit iſt; wo ſie aber zu weit gehend in Irrthum verfällt, da wird ſie von ihren Nachfolgern unausbleiblich zurechtgewieſen. Dieß unſer letztes Wort über die an die Wiſſenſchaft gerichtete Laienpropoſition der Selbſtvertagung!

Empirie und Glaubenslehre ſind Gegenſätze, welche auszugleichen eben die Philoſophie berufen iſt. Indem ſie die Urſachen erforſcht, welche die conſtatirten Thatſachen der Natur und der Geſchichte verlangen, hat ſie das Mittel zur Prüfung der Urſachen, wie ſie der Glaube lehrt, und damit auch das Mittel zur Prüfung der Wahrheitsquelle des Glaubens. Soſern der Glaube nun Wahrheit lehrt, ſofern muß die Philoſophie ihn beſtätigen. Die Theologie iſt für die Philoſophie ein Gegenſtand der Prüfung, der Beurtheilung — der Vollendung; und nur, wenn die Philoſophie die Theologie zu dieſem Gegenſtand macht, iſt eine Ausgleichung derſelben mit der Empirie überhaupt möglich. Unmittelbar — wie jeder ſieht — widerſprechen ſich beide, und werden ſich immer widerſprechen.

Es iſt freilich nicht zu erwarten, daß dieſe Stellung der Philoſophie zur Theologie bei den Repräſentanten der letztern auch alsbald Anerkennung finde. Sie werden es vorausſichtlich für Anmaßung erklären, die theologiſche Lehre prüfen und die probehaltige vollenden zu wollen, und an die Philoſophie die Frage richten: was denn ihr verbürge, auf dem Felde des Ueberſinnlichen beſſer Beſcheid zu wiſſen, als die Theologie?

Darauf kann die Philoſophie indeſſen einfach erwidern: die Befolgung des Spruches „Suchet, ſo werdet ihr finden."

Die Theologie drückt das, was ihr Wahrheit iſt, in Sätzen aus, die geglaubt werden müſſen. Sie ſagt: ſo iſt es; wer es nicht glaubt, verwirft die Wahrheit und beraubt ſich ihrer

Kraft der Beſeligung. — Damit iſt nun offenbar die freie Erkenntniß des Gegenſtandes abgeſchnitten; und man ſieht: wenn die Sätze der Theologie auch Wahrheit ausſprechen, ſo hat der Theologe zu dieſer Wahrheit doch nicht das höchſte mögliche Verhältniß.

Allerdings, es iſt beſſer, viel beſſer, die Wahrheit ſich durch den Glauben allein, als gar nicht anzueignen; und die geglaubte Wahrheit, zur Sache des Herzens, des ganzen Menſchen gemacht, kann unendlich ſegensreiche Wirkungen hervorbringen. Aber am beſten iſt es, die Wahrheit ſich anzueignen durch Erkenntniß.

Angenommen, daß der Glaube kein Wahnglaube, ſondern Wahrheitsglaube ſey, ſo liegt es in der Natur der Dinge, daß er auch in dieſem Fall zu einer beſtimmten Zeit nicht alle Wahrheit, ſondern nur einen Theil derſelben beſitzt. Sofern ihm aber dieſer Theil ein Heiligthum iſt, welches zu prüfen vermeſſen wäre, kann er ſehr leicht dahin gelangen, das Etwas von Wahrheit für alle Wahrheit zu halten und durch dieſen Irrthum ſich und der Welt auch das Etwas zu verderben. Er kann das, was erſt noch zu erreichen wäre, durch die Lehre, daß es ſchon erreicht ſey, im Keime tödten; und da menſchliche Geiſter doch nicht völlig zu ruhen und ausſchließlich zu conſerviren im Stande ſind, ſo kann er, der in Abweiſung des Erkenntnißvermögens das Etwas von Wahrheit zu ergänzen verbietet, durch kritikloſes Waltenlaſſen untergeordneter Seelenkräfte eben dieſes Etwas mit Fictionen vermehren und falſch abrunden.

Der Glaube, der ſeinen Wahrheitsbeſitz dogmatiſch fixirt und nun erklärt, daß von dem dogmatiſchen Ganzen kein

Wort hinweg und ebenſo wenig eines hinzukommen dürfe, iſt einſeitig conſervirend — er conſervirt die Sache, verliert aber das herrſchende Verhältniß des Geiſtes zur Sache, und dieſe letztere iſt ihm (in geiſtiger Beziehung, wovon hier allein die Rede) nur mehr ein todter Beſitz. Das wahre Conſerviren beſteht nur im Fortſchreiten — im Fortſchreiten zu ſtets reinerem Erfaſſen der Sache. Der ſo Fortſchreitende hat zunächſt ſich ſelber beſſer als der Stehenbleibende, ſodann aber auch die von ihm durchdrungene und lebendig mit ihm verbundene Sache. Er allein kann zu dem Guten das Beſſere und Beſte fügen und an die ſchöpferiſchen Verfahren, die das Gute ins Leben gerufen haben, als wahrer Nachfolger ſich anreihen.

Das Etwas von Wahrheit für alle Wahrheit auszugeben — das Bruchſtück durch Hinzudichtungen abzuſchließen und die wirklichen Schätze der Wahrheit ſich durch materielles Conſerviren zum wiſſenſchaftlich todten Beſitz zu machen — das ſind die Gefahren, die dem Standpunkt einſeitigen Glaubens drohen. Und wer, der die Geſchichte kennt, wird behaupten wollen, daß es hier beim bloßen Drohen geblieben ſey?

Die Philoſophie iſt gegen dieſe Gefahren geſchützt durch ihren eigenſten Willen — den Willen ſteten Fortſchreitens. Einzelnen Philoſophen mochte es begegnen, das Werk der Wiſſenſchaft durch ihre Arbeiten für abgeſchloſſen zu halten — die Philoſophie ſelber iſt über dieſen Irrthum erhaben und hat auch immer für die ſofortige Widerlegung geſorgt. Die Philoſophie glaubt nicht, daß ſie es ſchon ergriffen habe, ſie trachtet ihm aber nach, daß ſie es ergreifen möchte. Sie gibt dem Fragment der Wahrheit ſeine Ehre, ihr Ideal iſt aber, durch ſtetes Forſchen in den Beſitz aller Wahrheit zu gelangen.

Und ſie lebt des Glaubens, daß der edelſte Trieb ihr nicht lügen könne, daß die Wiſſenſchaft Schritt für Schritt mehr und mehr in dieſen Beſitz gelangen werde.

Die Kühnheit der Philoſophie beſteht darin, daß ſie nach der Erkenntniß des Ganzen, des allgemeinen Zuſammenhangs der Dinge trachtet. Ihre Beſcheidenheit aber darin, daß ſie das vorläufige Reſultat nicht ſchon für das letzte gibt und die Welt nicht auf ſein ausſchließliches Bekenntniß zu verpflichten trachtet. Das möchte ich wahre Kühnheit und wahre Beſcheidenheit nennen. Falſche Beſcheidenheit iſt es dagegen, über das Fragment der Wahrheit hinaus nichts wiſſen zu wollen, und falſche Kühnheit, auf das Fragment gleichwohl als auf das Ganze zu pochen und damit die Geiſter gefangen zu nehmen.

Die Philoſophie will nicht unterjochen, ſondern befreien — nicht gebieten, ſondern überzeugen. Die Philoſophie will nicht den leiſeſten Zwang, ſie verſchmäht nicht nur materielle Gewalt, die Beihülfe des weltlichen Armes vollſtändig, ſondern auch die Mittel, die Künſte der Ueberredung. Durch überzeugende Gründe zu gewinnen, ſo daß der Gewonnene dem Gewinnenden gleich ſteht und eben ſo frei iſt wie er, darauf allein geht ihr Beſtreben. Ihr iſt es nicht um Herrſchaft, nicht um das Ihre, ſondern allein um die Wahrheit zu thun. Sie ſagt nicht: das lehre ich; unterlaß es zu prüfen und unterwerfe dich! — ſondern ſie ſagt: das lehre ich; prüfe es, und wenn meine Gründe nicht beweiſend ſind, widerlege ſie und ſtelle das Beſſere auf!

Die wahrhaft philoſophiſche Thätigkeit iſt damit weſentlich ungefährlich. Zugleich aber kann ſie ſich bewußt ſeyn, daß ſie, wenn ſie das Gute wirkt, das Beſſere mitbewirken hilft, indem ſie dazu anſpornt. Die Philoſophie opfert nicht Gegenwart und Zukunft der Vergangenheit, ſie fußt auf das Geleiſtete, fügt ihre eignen Leiſtungen hinzu und ermöglicht die Leiſtungen der Zukunft.

Mit dieſer Geſinnung verhält ſie ſich auch nicht revolutionär gegen die Glaubenslehre ſelber und die auf ſie gegründeten Inſtitutionen. Ihr kann es nicht einfallen, mit ihrem dermaligen Ergebniß die beſtehende Lehre beſeitigen und ſich an ihre Stelle ſetzen zu wollen. Denn ihre Aufgabe iſt es, der Glaubenslehre in Darlegung des allgemeinen Zuſammenhangs ihr Recht zu geben; da ſie aber dieſes Geſchäft nicht für abgeſchloſſen erklären kann, ſo kann ſie auch nicht ihre Lehren als philoſophiſche Dogmen an die Stelle der theologiſchen ſetzen wollen. Sie ſtrebt die Geiſter zu überzeugen und zur Fortſetzung des Erkenntnißwerkes ebenſowohl zu befähigen: als anzutreiben — die praktiſche Verwerthung des durch ſie geſpendeten Lichtes überläßt ſie der Menſchheit ſelber und dem Geiſt, der ihre Geſchicke lenkt.

Die Philoſophie iſt ungefährlich, d. h. den zu Recht beſtehenden Einrichtungen die als ſolche noch nicht durch beſſere zu erſetzen ſind. Abgeſehen davon aber iſt ſie allerdings gefährlich: der Ausſchließlichkeit, der Anmaßung, der Verletzung des Rechtes. Hier verfährt ſie angreifend, und erwartet die Gegenſchläge der Angegriffenen.

Das Ideal der Philoſophie iſt allſeitige Gerechtigkeit. Der Wille des Parteigeiſtes iſt es, allein Recht zu haben und das, was ihm Recht iſt, der Welt aufzudrängen als allgemeines Recht. Dieſer Anmaßung des Parteigeiſtes muß die

Philoſophie entgegentreten; und ſie findet es nun auch nicht mehr als billig, daß die Geiſter aller ausſchließlichen Parteien ſich gegen ſie wenden. —

Die Geſchichte bietet uns häufig das Schauſpiel, daß eine bisher ausſchließliche Anſicht verdrängt wird von einer neuen, die nun ſofort ihrerſeits ausſchließlich wird und die auf der einen Seite befreiten Geiſter auf der andern feſſelt. Die Siegerin ruft Freiheit aus, aber ihre Freiheit iſt für die Geiſter nichts als ein Wechſel der Knechtſchaft.

Etwas Aehnliches erleben wir gegenwärtig.

Die dogmatiſche Engherzigkeit iſt aus einem großen Theile der Menſchheit vertrieben und hier an die Stelle der Sympathie mit den ausſchließlichen Lehren eine entſchiedene Antipathie getreten. Die theologiſche Verketzerungsſucht wird verwerflich gefunden und der geiſtliche Fanatiker als ein Feind des menſchlichen Geſchlechts betrachtet. Allein ohne daß ſie es merken, begegnet es den Leidenſchaftlichen der andern Partei, daß ſie ganz und gar den von ihnen verfolgten Gegnern gleich werden. Sagen dieſe: wer nicht glaubt, wie wir, der iſt verdammt — ſo heißt es bei ihnen: wer nicht denkt und lehrt, wie wir, der iſt entweder ein Heuchler oder ein Dummkopf. Der Umſtand, daß die theologiſche Lehre zur Befriedigung der Herrſchſucht mißbraucht wird, iſt dieſen „Denkern“ ſchon ein Beweis, daß die ganze Lehre nichts taugt, während allein durch die Thatſache, daß von ihren Anſichten aus gegen die geiſtlichen Prätenſionen gekämpft wird, die abſolute Wahrheit eben dieſer Anſichten dargethan iſt. Auch ſie finden es nun im Grunde nicht mehr für nöthig fortzuſchreiten. Sie haben die Wahrheit, die ganze Wahrheit; und wer gegen ſie kritiſirend vergeht, ſey es auch aus ganz entgegengeſetzten Gründen, iſt ein Feind der Wahrheit — ein Finſterling!

Gelingt 's der Philoſophie, das, was ſie in dem theologiſchen Syſtem für wahr erkennen muß, rein hervorzuheben und wiſſenſchaftlich zu verbinden, ſo wird dieß, wie es dem Theologen zu wenig iſt, ſeinem Widerpart viel zu viel ſeyn. Denen, die heutzutage nur das Sinnliche gelten laſſen, wird das erkannte Ueberſinnliche ebenſo ein Dorn im Auge ſeyn wie das geglaubte, und es wird ſie nicht ſchwer ankommen, diejenigen, die ausſchließlich durch Ueberzeugung wirken wollen, gleichwohl als Geiſter zu verdächtigen, die auf die Knechtung der Menſchheit ausgehen!

In dieſer Beziehung iſt es ergötzlich zu vernehmen, was Arnold Ruge — gewiß ein Name, bei dem Keiner an Obſcurantismus denkt! — in einem Artikel ſagt, den das „Deutſche Muſeum“ veröffentlicht hat.

Die „Empörung“ — meint der Begründer der „Halliſchen Jahrbücher“ — „iſt das Streben nach Unabhängigkeit, eine chroniſche Empörung erreicht aber nicht einmal die Befriedigung, daß ſie den Druck los wird. In dieſem Fall verwandelt ſich der poſitive Pfaffe einfach in den negativen; und der iſt vorläufig nicht viel beſſer, als ſein Gegner. Er ſtellt ſein eignes Credo auf: ich denke ſo und ſo, und der mir nicht beitritt, iſt ein Pfaffe. Wir haben dieß erlebt; das beſte Beiſpiel des atheiſtiſchen Fanatismus iſt Karl Heinzen, der in ſeiner philoſophiſchen Unſchuld in jedem einen Verräther erblickt, der ſich mit der natura deorum noch zu ſchaffen macht.“

Wenn man Den mit Recht einen Pfaffen nennt, welcher Andersdenkende einzig und allein wegen ihres Andersdenkens verdammt, ſo iſt die Bezeichnung „negativer Pfaffe“ ganz vortrefflich. In gewiſſem Betracht könnte man dieſen wohl noch ſchlimmer finden als den poſitiven. Jedenfalls ſteht demjenigen, der im Namen der Freiheit auftritt, die Ausſchließlichkeit und die Verketzerung abweichender Meinungen noch viel weniger zu Geſicht, als dem Gegner, der ſich offen zur geiſtigen Beherrſchung der Menſchheit berufen erklärt. Und wenn ſich der theologiſche Fanatismus thatſächlicher Unterdrückung ſchuldig macht, ſo wird es erlaubt ſeyn anzunehmen, daß der atheiſtiſche, der gegenwärtig den bloß Andersdenkenden ſchon einen Verräther nennt, im Fall der Erlangung materieller Gewalt ihn auch als Verräther behandeln und proſcribiren würde.

Darin liegt eben die Göttlichkeit der Philoſophie, daß ihr innerſtes Wollen gerichtet iſt auf allſeitige Gerechtigkeit. Und wie gering man von den menſchlichen Fähigkeiten denken mag, ſo viel iſt klar, daß derjenige, der mit innerſtem Wollen unabläſſig nach Gerechtigkeit und gerechter Ausgleichung ſtrebt, es nothwendig darin weiter bringen muß, als derjenige, dem es gar nicht darum zu thun iſt. Die Gegenwart bedarf aber dieſes Wollens und Strebens ganz beſonders und mehr als irgend eine frühere Zeit, weil in ihr die Zerfahrenheit in geiſtigen Dingen größer iſt als in irgend einer frühern.

Ich wage zu prophezeien. Es wird ſich eine Gemeinſchaft derer bilden, welche die Herrſchaft des erkennenden Geiſtes und unter ihr die ſtets fortgehende Harmoniſirung der Menſchheit wollen. Und dieſe Gemeinſchaft wird ſtark und ſtärker werden, und nicht nur die edelſten Naturen, auch ſolche werden ſich ihr anſchließen, die bei ihr nur Schutz und Ruhe ſuchen.

Bevor ſie aber Beſtand gewonnen hat, werden freilich diejenigen, die ihre Gründung vorbereiten, auf die Unbilden ſich gefaßt zu machen haben, womit der Geiſt der Ungerechtigkeit eben ihren Fortſchritt wird aufhalten wollen.

Es gehört kein beſonderer Muth dazu, die Wahrheit zu ſagen, die man aus innerlichem Antrieb ſagen muß. Wenn aber praktiſch das Einſtehen für ſeine Ueberzeugung doch immer feſten Sinn erfordert, ſo wird nothwendig derjenige am meiſten davon zeigen müſſen, der ſicher iſt, auf der einen wie auf der andern Seite zu mißfallen und beiden ein Gegenſtand des Angriffs zu werden. Es iſt leichter, ſeinen Parteigenoſſen zu ſchmeicheln und durch ſie gedeckt in das Lager der Gegenpartei Pfeile zu ſenden, als durch rückſichtsloſe Wahrhaftigkeit nicht nur die Feinde, ſondern auch diejenigen zu verletzen, mit denen man ſo manches, ja ſehr vieles gemein hat. Allein wenn der Wille der Gerechtigkeit zunächſt und äußerlich in eine ſchlimmere Lage bringen kann, als die Parteigeſinnung, ſo bleibt doch auch der Lohn nicht aus. Ihm, der die höchſten Pflichten der Gegenwart erfüllt, wird die Zukunft gehören. —

Die Philoſophie, deren Grundbeſtreben darauf gerichtet iſt, jeder Einzelheit ihre gebührende Stelle im Ganzen zu geben und jede Einzelwahrheit beſtätigend in ihren Organismus zu verweben, hat dieß insbeſondere auch hinſichtlich ihrer eignen frühern Leiſtungen zu thun. Es iſt ein immer noch geläufiger Irrthum, die Aufſtellung eines wiſſenſchaftlichen Ganzen zu verlangen, das aus lauter materiell neuen Sätzen beſtehe. Die Wahrheit iſt nur Eine; und die Aufnahme der ſich erprobenden Ideen früherer Denker in das ſpätere Syſtem iſt kein Raub, ſondern die Uebernahme einer Erbſchaft, welche zu erhalten und zu vermehren Pflicht des Nachfolgenden iſt. Goethe kömmt wiederholt auf den Satz zurück, daß das Geſcheidte, das Wahre ſchon geſagt ſey und es nur darauf ankomme, es noch einmal zu ſagen.

Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Hat edle Geiſterſchaft verbunden,
Das alte Wahre faſſ' es an!

Selbſtverſtändlich iſt auch er nicht gemeint, die todte Wiederholung zu empfehlen, ſondern die lebendige Aneignung und und die fruchtbare Verwerthung. Der Nachfolger ſoll die Vermächtniſſe der Vorgänger ſo in die Hand bekommen, daß ſie ihm zur Löſung neuer Probleme dienen. Kann er ſie aber dazu benützen, dann hat er bewieſen, daß er zu dem Geſchlechte der Vorgänger gehört, daß die nachgelaſſenen Güter für ihn beſtimmt waren und er nicht Entwender iſt, ſondern Erbe von Rechtswegen.

Das größte Vorurtheil, dem ein philoſophiſches Werk heutzutage begegnet, liegt unſtreitig in der Meinung, daß die Forſchung nach den Principien der Dinge der wiſſenſchaftlichen Sicherheit entbehre. Sogar Freunde der Philoſophie, ja Philoſophen ſelber können gegenwärtig den Rath ertheilen: man möge einzelne, der Empirie möglichſt naheliegende Gebiete cultiviren und ſich nicht in Regionen erheben wollen, in denen dem menſchlichen Geiſte die Flugkraft ausgehe. Erlaube man uns, zur Verſcheuchung dieſer Beſorgniß noch einige Worte über das Verfahren der Wiſſenſchaft anzufügen.

Der Philoſoph ſtützt ſich auf die Geſetze des Denkens —

auf die Logik — und auf die Erfahrung. Er unterſucht, ob die Welt durch ſich beſtehen könne oder das Werk einer Macht ſey, die nach ihrem Weſen durch ſich beſteht. Muß er dieſes aus Gründen bejahen, dann forſcht er nach dem Weſen dieſer Macht, wie ſie an ſich iſt und ihrer eigenen Natur nach agirt, welchen Willen, welche Zwecke ſie haben muß. In dieſen Beſtrebungen hat er die Wirklichkeit in Natur und Geſchichte, die Wirklichkeit in ſeinem eigenen Weſen zur Controle. Er betrachtet zugleich dieſe, um über die Art und Weiſe des Princips Licht zu erhalten, wodurch ſie eben ſo, wie ſie iſt, werden konnte; und wenn er hier gleichmäßig wiſſenſchaftlich verfährt und kein zu erklärendes Moment außer Acht läßt, ſo wird ihn der Schluß von der Wirklichkeit aus auf daſſelbe Reſultat führen, das ihm die Unterſuchung über die Natur der ewigen oder von ſelbſt ſeyenden Macht ſchon geliefert hat. Und wenn dieß der Fall iſt — wenn das a priori nothwendig zu Denkende mit dem a posteriori nothwendig zu Erſchließenden übereinſtimmt, dann kann der Forſchende ſich wohl auf ſolidem Boden ſtehend und ſeine Anſchauung, nicht nur von dem Bewirkenden und dem Bewirkten, ſondern auch von dem Wege, der ſich von jenem zu dieſem als nothwendig ergibt, für geſichert achten.

Wenn der Empiriker ſeine Gedanken über die wirklichen Gegenſtände, die er erforſcht, immer wieder an eben dieſer Wirklichkeit berichtigen kann, ſo hat denſelben Vortheil der Philoſoph bei ſeinen Gedanken über die abſolute Urſache der Dinge und — falls er dergleichen anzunehmen gezwungen iſt — über die Mittelurſachen, die der abſoluten zur Hervorbringung als Organe dienen. Die Geſammt-Wirklichkeit wird gegen die unzulänglichen Gedanken über die allgemeinen Urſachen ebenſo wieder und wieder proteſtiren, wie die Specialwirklichkeit gegen die unzulänglichen Gedanken des Empirikers. Ein Syſtem z. B., das in der Entwicklung der Principien nicht auch zu dem Princip des Böſen gelangte, würde einfach durch die thatſächliche Exiſtenz des Böſen auf der Erde widerlegt ſeyn. Wollte man nun dem Vermögen der Speculation — dem Vermögen, die Natur des Ewigſeyenden zu denken und von ihr aus logiſch zu ſchließen — das Vertrauen entziehen, ſo müßte dieſes doch wiederkehren, wenn den Ergebniſſen der Speculation die Wirklichkeit zuſtimmte.

Bekanntlich iſt es die Art Unkundiger, den, welcher über die Entſtehung der Dinge etwas lehren will, zu fragen: ob er denn dabei geweſen ſey! Und da der Philoſoph hierauf begreiflicherweiſe nicht mit Ja antworten kann, ſo halten ſie für bewieſen, daß er über Dinge rede, von denen er nichts wiſſen könne. Allein wenn er ſelber nicht dabei geweſen iſt, ſo hat er doch die Dinge, die dabei geweſen ſind, vor Augen und kann ſie darüber vernehmen; und von der geiſtigen Macht, welche hauptſächlich dabei geweſen iſt, empfängt er ſeine Ideen.

Dem Philoſophen ergeht es wie dem Künſtler, dem Empiriker, wie jedem in ſeiner Art begabten Menſchen. Er producirt Philoſophie, wie der Künſtler Kunſt, der Empiriker empiriſche Wiſſenſchaft — weil er muß. Es iſt nicht etwa Hoffahrt, daß er es unternimmt, für die Geſammtheit der Wirkungen nach der Geſammtheit der Urſachen zu forſchen; denn er weiß ſo gut wie ein Anderer, daß derjenige, der eine ſolche Arbeit aus Hoffahrt unternähme, dabei ſchmählich unterliegen würde. Der Lohn, den für ſolche Leiſtungen die Welt zu ſpenden pflegt, iſt gerade auch nicht verlockend, am allerwenigſten in gegenwärtiger Zeit — es bleibt alſo nichts übrig zur Erklärung der philoſopiſchen Forſchung, als der unwiderſtehliche Drang dazu, der den Philoſophen eben nur zu dieſer Thätigkeit gelangen läßt und zu keiner andern. Bei dieſem Drange kann er ſich nun auch bewußt ſeyn, daß unter allen Umſtänden etwas damit gewollt ſeyn muß, und daß er eben, wenn er ihm folgt, ſeinen ſpeciellen Lebensberuf erfüllt.

Dem Philoſophen verbieten, nach den ewigen Urſachen und nach der Entſtehung der Dinge zu forſchen, heißt ihm die Philoſophie verbieten. Einzelunterſuchungen haben ihren eigenen Werth und ſind unentbehrlich; aber die Thätigkeit, die den allgemeinen Zuſammenhang in Betracht zieht, iſt die ſpecifiſch philoſophiſche, und durch ſie können auch die Ergebniſſe der Einzelunterſuchungen erſt ihre Weihe empfangen.

Der Philoſophirende kann von der Philoſophie nicht groß genug denken. Er gibt damit ſeiner Wiſſenſchaft nur ihr Recht und gewinnt eben in ihrem höchſten Begriff den Maßſtab zur gerechten Beurtheilung ſeiner eigenen Leiſtungen. Die Philoſophie iſt das Werk der Menſchheit, der Einzelne kann dazu nur ſeinen Beitrag liefern. Was er leiſtet, wird nun immer wenig ſeyn und zumal jetzt, wo nach dem Verlaſſen des einſeitig ſubjectiven Standpunktes der Vorhang weggezogen iſt von der unermeßlichen Aufgabe der Wiſſenſchaft, als wenig erſcheinen. Gelänge es auch, Gott und Welt und ihre Verbindung nach heutiger Möglichkeit zu charakteriſiren, ſo wäre dieß im Vergleich zu dem, was von Gott und Welt überhaupt zu wiſſen iſt, ja im Vergleich zu dem, was die zuſammenwirkenden philoſophiſchen und empiriſchen Doctrinen im Laufe der Zeiten noch finden werden, doch nur ein ſehr geringer Anfang. Aber wenn es nur der ächte und rechte Anfang wäre, dann hätten diejenigen, die ihn gemacht, gleichwohl ihre Aufgabe gelöſt.

Die Wiſſenſchaft geht allerdings nicht nur auf die Unterſuchung, **ob** überſinnliche, ewige Urſachen ſind, und, wenn ſie ſind, auf den Beweis, **daß** ſie ſind, ſondern auch auf den Nachweis, **wie** ſie ſind und wie ſie verfahren. Wenn ſie aber auch auf die Fragen nach dem Wie Antworten geben lernt, ſo wird doch von ihren Antworten aus immer weiter zu fragen ſeyn, und ſie wird ſchon bei manchen Gegenſtänden etwas geleiſtet haben, wenn ſie nur bewieſen hat, **daß** ſie ſind. Jeder ſieht, daß es auch ſo ſeyn muß, weil nur unter dieſer Vorausſetzung unendlicher Fortſchritt im Erkennen möglich iſt. Indem es aber ſo iſt, darf der Philoſoph ſich bewußt ſeyn, auch dann ſchon etwas geleiſtet zu haben, wenn er das Wie der Dinge nur bis zu einem gewiſſen Grade darſtellt, auf das ferner Abliegende aber wenigſtens hinzudeuten und die Nachfolgenden zur näheren Erforſchung anzuregen verſteht.

Man braucht über die Principien, über die ewigen ſchaffenden Mächte, nicht Alles zu wiſſen, um gleichwohl Etwas mit Sicherheit zu wiſſen — dieß lehrt die Philoſophie. Sie lehrt deßgleichen, daß das, was in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge nicht gewußt werden kann, auch nicht gewußt werden ſoll — daß es Schade wäre, falls es gewußt würde! —

Doch — ich ſchließe nun dieſen vielleicht ſchon zu lange gediehenen Verſtändigungsverſuch, indem ich mir vorbehalte, auf ſeine zur Philoſophie ſelbſt gehörigen Themata hier und dort im Buche zurückzukommen.

Und jezt nur noch eine perſönliche Bemerkung.

Der Nachfolgende ehrt die Vermächtniſſe der Vorgänger durch die Art, wie er ſie verwendet. Es kann ihm auch Pflicht werden, diejenigen, die ihn beſchenkt und gefördert haben, als ſolche zu nennen; doch nicht unter allen Umſtänden. Mir ſey erlaubt, es für dießmal zu unterlaſſen.

Gegenwärtiges Buch iſt das erſte philoſophiſche, das ich veröffentliche. Ihm wünſchte ich nun vor allem, daß es eine rein ſachliche Wirkung üben möchte. Eine ſolche iſt aber nicht möglich bei Nennung von Namen, über welche die Urtheile — die bekanntlich nicht immer gerecht ſeyn müſſen! — von den Anhängern dieſer und jener Lehren ſchon feſtgeſtellt ſind; und darum habe ich keinen genannt, auch die nicht, denen ich das Meiſte verdanke.

Iſt in meinem Buch Wahrheit enthalten, ſo möge ſie ſich als ſolche bezeigen. Gelingt ihm eine Wirkung, dann iſt es immer noch Zeit — vielmehr erſt dann iſt es Zeit, der Männer zu gedenken, denen der Autor das Meiſte an Anregung ſchuldig geworden iſt. Durch das vorläufige Schweigen geſchieht auch ſchon darum keinem Unrecht, weil über die Priorität der Ideen bei den Autoren früher und ſpäter erſchienener Werke kein Zweifel ſeyn kann.

Einleitung.

Zu den Charakterzügen unſerer Zeit gehört, daß in weitern Kreiſen und entſchiedener als früher die Exiſtenz Gottes in Frage geſtellt wird. Der Glaube an Gott freilich herrſcht noch in der Menſchheit und das geiſtige und ſittliche Leben der Culturvölker iſt darauf gegründet; aber einer großen Zahl von Geiſtern, zu der nun auch die unterſten Klaſſen mehr und mehr Contingente ſtellen, genügen die Sätze des Glaubens nicht mehr. Man will Einſicht erlangen, begreifen, man denkt ſelbſt nach, und während man dabei die Beſitzthümer des Glaubens verliert, gewinnt man keineswegs den entſprechenden Erſatz an Erkenntniſſen. Daher Meinungen, die mehr oder weniger atheiſtiſch genannt werden müſſen; daher der Streit über das Seyn oder Nichtſeyn Gottes, der ſich in der Literatur erhoben und im Leben ein ſo vielfaches Echo gefunden hat.

Auf die Frage, ob Gott ſey oder nicht, iſt freilich eine Antwort ohne Weiteres nicht zu geben. Mit dem Worte Gott verbindet man die verſchiedenſten Begriffe; bevor man ſich daher in dieſer Beziehung erklären kann, muß man den wahren und ſtichhaltigen Begriff ermittelt haben.

Erinnere man ſich an die verſchiedenen Bedeutungen des Wortes! Nach den einen iſt Gott ein perſönliches, nach den andern ein unperſönliches Weſen. Ein Philoſoph hat die bloße Weltordnung Gott genannt, und im Gegenſatz zu ſeiner und ähnlichen Meinungen ſprechen andre von einem „lebendigen

Gott". Einer gewiſſen Anſicht nach iſt Gott ſo viel als Weltſeele, eine andere fordert einen außer- und überweltlichen Gott. Manche nennen Alles zuſammen, wovon ſie Kunde erhalten haben, Gott und bezeichnen ihr Syſtem als Pantheismus. Das Chriſtenthum lehrt einen dreieinigen Gott und der Theismus behauptet den bloß Einen, der als ſolcher allmächtig, allgütig und allweiſe — Schöpfer und Erhalter der Welt ſey.

Dieſes Regiſter, obwohl noch nicht vollſtändig, genügt zum Beweis der Unmöglichkeit, auf jene Frage eine direkte Antwort von irgend wiſſenſchaftlicher Bedeutung zu geben. Wenn man im Leben den einen ſagen hört: „es iſt ein Gott", und den andern: „es iſt kein Gott", ſo weiß man, was davon zu halten iſt.

Wir haben, dem Streit des Tages gegenüber, eine andre Aufgabe. Wir müſſen unterſuchen, ob wir durch Vernunftgründe genöthigt ſind, außer der Welt überhaupt etwas anzunehmen, welches mehr iſt als ſie und als göttlich von ihr unterſchieden werden muß. Zeigt es ſich, daß es wirklich ſo etwas gibt und unvermeidlich gedacht werden muß, dann haben wir ferner zu ſehen, was es iſt und wie es iſt, und im Vergleich zu der Welt ſeine Eigenthümlichkeit feſtzuſtellen. Erkennen wir dabei, daß dieſes Göttliche ſich zur Welt verhält wie die Urſache zur Wirkung, und vermögen wir aus der Wirkung und aus dem Begriff der Urſache die Urſache ſelber darzuſtellen und ihre Eigenthümlichkeit zu charakteriſiren, dann ſind wir allerdings im Stande, auf die Frage über das Daſeyn Gottes eine Antwort zu geben, die auch etwas ſagt.

Gehen wir Schritt für Schritt und einen Weg, auf dem uns jeder folgen kann, der überhaupt zu denken vermag. Nehmen wir unſern Ausgang von der Wirklichkeit, ſehen wir zu, was von ihr aus vernunftmäßig erſchloſſen werden muß, und ſuchen wir dann, auf dieſelbe Weiſe begründeten Fortgangs, das Erſchloſſene näher kennen zu lernen, bis wir fähig ſind, es in dem ganzen Reichthum ſeiner Beſtimmungen darzuſtellen.

Wie ſchön wäre es, wenn wir uns auf dieſem Weg überzeugten, daß jede Lehre von Gott, die bis jetzt gegolten und eine Macht über die Geiſter ausgeübt hat, zwar nicht alle Wahrheit, wie die Bekenner annahmen, aber doch einen Theil der Wahrheit enthält, einen Theil, der von uns an ſeinem gebührenden Platz im Ganzen erkannt und beſtätigt werden muß! Denn es widerſtrebt dem Gerechtigkeitsgefühl, eine Austheilung ſich zu denken, wornach frühere Zeiten nur Irrthümer erhalten hätten, bis es endlich einer geglückt wäre, die Wahrheit zu entdecken. Eine Entwickelung dagegen, die einen Fortſchritt im Erkennen der Wahrheit darſtellte, ſo daß die ſpätere Stufe nur mehr Wahrheit zu ſehen vermöchte, als die frühere, ein ſucceſſives Erlangen der Wahrheit ſagte uns an und für ſich zu, und eine Darſtellung, welche die Lehren früherer Zeiten und noch vorhandener Parteien in dieſem Sinne beſtätigen könnte, würde bei denkenden Menſchen ohne Zweifel ſogleich ein günſtiges Vorurtheil erwecken.

BAYERISC
STAATS-
BIBLIOTH
MUENCH

Erſter Abſchnitt.

Das Daſeyn Gottes.

Wir ſehen eine Wirklichkeit und uns in ihr, wir ſehen Himmel und Erde und uns auf der Erde, und wir können nicht zweifeln, daß, irgendwie, Himmel und Erde ſind und wir ſelbſt ſind. Wir nennen alles zuſammen, was wir mit unſern Sinnen (wozu auch die bewaffneten Augen gehören) wahrnehmen und als gleichmäßig vorhanden erſchließen, die Welt, das Weltall.

Der denkende Menſch wird nun fragen: Iſt dieſe Welt von ſelber und ewiger Weiſe? Iſt ſie das höchſte Denkbare, und kann aus ihrem Weſen das höchſte in ihr befindliche Einzelweſen, der Menſch, abgeleitet und erklärt werden?

Auf dieſe Fragen muß der Philoſoph mit Nein antworten; aus einem ihm naheliegenden, aber entſcheidenden Grund.

Die Welt nämlich, wie ſie ſich uns darſtellt, alſo die Welt, von der jetzt die Rede iſt, hat nicht das höchſte Seyn, ſie iſt nicht im höchſten Sinne des Worts.

Die Thatſache, daß es verſchiedene Arten des Seyns gibt, erlaube man uns an einem Beiſpiel anſchaulich zu machen.

Denke man ſich einen Menſchen und vor ihm einen Klotz. Der Menſch iſt, und der Klotz iſt in gewiſſer Weiſe auch; aber zwiſchen dem Seyn des Menſchen und dem Seyn des Klotzes beſteht doch ein höchſt weſentlicher Unterſchied. Der Menſch iſt lebendig, er fühlt, er denkt, er will; dem Klotz kann man nur eine ſehr niedrige Art von Leben beilegen, dieß Wort im weiteſten Sinne genommen. Der Menſch faßt den Klotz auf; er hat einen Willen, einen Geiſt und Sinne, womit er das kann; der Klotz nicht. Der Menſch iſt im höchſten Sinne — er iſt Selbſt oder Subject; der Klotz iſt im niedrigſten Sinne, d. h. nur Gegenſtand. Der Gegenſtand, das ſelbſtloſe Ding, iſt nicht für ſich ſelbſt, weil in ihm kein Selbſt iſt — er iſt für das Selbſt: und wenn der Menſch, als Geiſt und Selbſt, den bloßen Gegenſtand, den Klotz, wahrnehmend und denkend auffaßt, ſo hat der Klotz ein höheres Seyn im Menſchen, als in ſich.

Verſetze man ſich in den Klotz und ſtelle man ſich vor, wie er iſt und was er von ſich hat. Man fühlt, daß er im höhern Verſtande gar nicht iſt und daß ſein Seyn, für ſich betrachtet, überhaupt nicht viel beſſer iſt als Nichtſeyn. In einen Klotz verwandelt werden, hieße für den Menſchen vernichtet werden.

Unter dieſem Geſichtspunkt erhält jener berühmte Carteſianiſche Satz: „Cogito, ergo sum — Ich denke, mithin bin ich“ einen eigenthümlichen Sinn. Er ſagt: der Umſtand, daß ich, ich ſelber, denke, verbürgt mir, daß ich bin, d. h. bin im wahren und höchſten Sinne. Das wahre Seyn iſt in dem Ich, welches denkt. Was nicht ſagen kann: „Ich denke,“ das hat kein wahres Seyn; es iſt nur Gegenſtand; es hat nur gegenſtändliches, begriffenes Seyn, kein Selbſtſeyn, kein begreifendes Seyn.

Und nun fragen wir: kann das, was wir gegenwärtig die Welt nennen, ſagen: ich denke? Hat das Weltall als ſolches ein Selbſt, einen Geiſt? Iſt ein Selbſt, ein Geiſt in ihm das Herrſchende und iſt das Weltall mit dem herrſchenden Selbſt und Geiſt, mit herrſchendem Wollen und Denken ein ſelbſtbewußtes Weſen?

Niemand wird dieß bejahen; niemand wird in dem bloßen

Weltall ein ſolches Weſen erblicken, und niemand hat ein Recht dazu.

Die Welt beſteht aus einer ungezählten Menge von Weltkörpern im ungemeſſenen Raume, die nach gewiſſen Geſetzen beſtehen und ſich bewegen. Unter dieſen Körpern befindet ſich die Erde mit der Natur, dem Menſchen. Ueberall, in der Natur, in der Geſchichte und den Abſtufungen der Natur, in der Einrichtung des Ganzen der Welt und jeder einzelnen Erſcheinung, bemerken wir Geſetze und die Zeichen einer nach Geſetzen wirkenden Kraft. Aber wie ſinnvoll die Einrichtung des Himmels und das Verfahren der irdiſchen Natur uns auch erſcheinen mögen — können wir ſagen, daß die Welt, wie ſie iſt, daß jene ungezählte Menge von Himmelskörpern im ungemeſſenen Raume ein wollendes und denkendes, alſo bewußt wollendes Weſen im Großen ſey, wie es der Menſch thatſächlich im Kleinen iſt? Auch der blindeſte Vergötterer des Weltganzen wird nicht zu behaupten wagen, daß der Complex der Himmelskörper ſagen kann: ich denke. In dem Weltganzen ſind Einzelweſen, die dieß können: das Ganze, das ſich jenen Einzelweſen darſtellt, hat nicht die Macht dazu, weil es nicht Ich oder Selbſt, nicht Geiſt iſt.

Wenn aber das Weltganze nicht Geiſt und Selbſt iſt, wenn es nicht denkt und nicht denkend will, dann iſt es auch nicht im höchſten Sinne des Worts; es hat als ſolches nur das gegenſtändliche Seyn, nicht das wahre Seyn, das Selbſtſeyn.

Dadurch iſt unſer Satz bewieſen und mit ihm auch die verneinende Antwort auf die vorhergehenden Fragen.

Was nur das gegenſtändliche Seyn hat, nur Gegenſtand iſt, kann nicht von ſelbſt (eben weil es nicht Selbſt iſt) und in ſofern nicht ewiger Weiſe ſeyn. Die Welt, die nur Gegenſtand iſt, ſetzt ein Selbſt, einen Geiſt voraus, der über ihr ſteht, der ſie faßt und von dem gefaßt und gehalten ſie allein beſtehen kann. Das gegenſtändliche All ſetzt ein ſelbſtſeyendes, das nicht ſelbſt begreifende, ſondern nur zu begreifende All ſetzt ein begreifendes voraus.

Schon hierdurch ſind wir genöthigt, etwas Höheres anzunehmen, als die Welt: ein abſolutes Selbſt oder Subject als nothwendige Vorausſetzung des Objects, das wir unter dem Namen Weltall kennen. — Zu dieſer Annahme zwingt uns aber noch ein andrer Grund.

Wenn der Menſch ein wollendes und denkendes Weſen, Selbſt und Geiſt iſt, die Welt aber nicht, ſo kann der Menſch aus ihr nicht abgeleitet und erklärt werden. Was man ſelbſt nicht hat, das kann man auch nicht mittheilen; die Fähigkeiten des Wollens und Denkens, die der Menſch beſitzt, kann er unmöglich von der Welt, ſondern nur von einem Weſen erhalten haben, das dergleichen zu vergeben hat: das wollende und denkende Einzelweſen, das entſtanden iſt, ſetzt mithin ein wollendes und denkendes Allweſen, das nicht entſtanden iſt, ein abſolut ſelbſtſeyendes Weſen voraus.

Das begreifende All, ohne welches die Welt als zu begreifendes — das denkende und wollende abſolute Weſen, ohne welches der Menſch als denkendes und wollendes Einzelweſen nicht ſeyn und beſtehen könnte, nennen wir Gott.

Wir haben damit ſchon bewieſen, daß Gott iſt. Es leuchtet aber ein, daß unſre Argumentation erſt ihre Weihe erhalten muß durch die Darlegung, wie Gott iſt und wie aus ihm die Welt ſich erklärt. Denn wir haben bis jetzt Gott nur als etwas Allgemeines; zu einem Weſen aber, von dem wir uns keine beſtimmte Vorſtellung machen können, fühlen wir kein rechtes Vertrauen und es iſt uns, als ob wir an ſeinem Daſeyn doch immer noch zweifeln könnten. Die letzten Zweifel auch in Bezug auf das Daſeyn ſchwinden erſt, wenn Gott in ſeinem ganzen Seyn entwickelt iſt, ſo zu ſagen Geſtalt und Phyſiognomie gewonnen hat und wir erkennen:

das iſt der, der ewiger Weiſe iſt — der, aus dem die Welt ſich ableitet, der, den wir wollen!

Bevor wir aber zu dieſer Entwicklung fortgehen, wollen wir unſern Beweis für das Daſeyn Gottes noch zu ſtärken ſuchen durch Betrachtung und Widerlegung der uns am entſchiedenſten gegenüberſtehenden Lehre — der materialiſtiſchen. Gelingt es uns damit, ſo wird die Ergänzung nicht nur der gegenwärtigen, ſondern auch der folgenden Unterſuchung zur Stütze dienen.

Wenn wir einem Anhänger jener Lehre ſagen, der Menſch als wollendes und denkendes Einzelweſen ſetzt ein wollendes und denkendes Allweſen, d. h. Gott voraus, ſo ſtellt er, bei ſeinem Widerwillen, ein Weſen zuzugeben, das er ſich nicht ſinnlich vorſtellen kann, den Schluß in Abrede und ſucht von der thatſächlichen Exiſtenz des Menſchen eine andere Erklärung zu geben. Er ſagt: der Stoff des Weltganzen iſt ewig, aber dieſem Stoff eigen iſt etwas Geiſtiges, und dieſes, im Stoffe liegend, am Stoffe haftend, entwickelt ſich ſtufenweiſe mit dem Stoff. So entſteht das Weltſyſtem, die Erde, die Natur und endlich der Menſch, der nichts iſt als eine beſondre Geſtaltung der Materie und der mit ihr verbundenen geiſtigen Kraft. Fragt man den Materialiſten: wie kommt der Stoff zu dieſer Kraft und warum haben beide gerade dieſes Verhältniß, daß der Stoff Hauptſache, die Kraft Nebenſache iſt — dann erhält man zur Antwort: das iſt eben ſo! Und fragt man: wie kommt es, daß die Materie mit dem ihr bloß anhaftenden Geiſt eben zu dieſem Weltſyſtem, zu dieſer Erde, zu dieſer Natur, zu dieſem Menſchen und zu dieſer Menſchengeſchichte ſich entwickelt haben, ſo erhält man zur Antwort: das hat eben ſo darin gelegen und iſt ſo geworden!

Man ſieht, dieß iſt keine Erklärung, ſondern eine Verzichtleiſtung auf Erklärung. Der Materialiſt ſieht den Stoff und kann auch den Geiſt nicht ganz leugnen. Den Stoff nimmt er mit den Sinnen wahr und kann ſich ihn daher denken. Den Geiſt als etwas, das mit den Sinnen nicht wahrzunehmen iſt und wovon man ſich keine ſinnliche Vorſtellung zu machen vermag, kann er ſich nicht denken, weil ihm Denken ſo viel iſt als ſinnlich Vorſtellen: da er ihn aber nun doch auch nicht ganz läugnen kann, ſo macht er ihn zu einer Eigenſchaft des Stoffes. Die Unfähigkeit, im eigentlichen Sinne des Wortes zu denken, das iſt der Grund dieſer Weltanſchauung, die ſich denn auch, wenn wir ſie denkend prüfen, in jeder Beziehung als unhaltbar erweiſt.

Wir haben geſehen, daß das ſelbſtloſe, bloß gegenſtändliche Seyn als weſentlich machtlos für ſich allein undenkbar iſt. Der Stoff iſt ſeiner Natur nach rein gegenſtändlich, er kann alſo nicht nur nicht ewig, er kann für ſich allein überhaupt nicht ſeyn, er ſetzt als Paſſives das Active voraus, als zu Verarbeitendes und zu Beherrſchendes das Bearbeitende und Beherrſchende, für welches er iſt. Nun gibt allerdings der Materialiſt ſeinem Urſtoff eine geiſtige Kraft als Eigenſchaft; allein damit iſt in der Hauptſache gar nichts geändert; ſein Urſtoff mit einer unentwickelten geiſtigen Kraft, die bloß an ihm haftet, iſt doch ein weſentlich ſelbſtloſes Ding, ein Ding im eigentlichen Sinne des Wortes, in welchem von Wollen und Denken keine Spur ſeyn kann, dem daher alle Bedingungen des wahren Seyns abgehen. Man denke ſich dieſen Urſtoff mit ſeiner unentwickelten Eigenſchaft und frage ſich, wie es derſelbe anfangen ſoll, zu ſeyn und noch dazu ewiger Weiſe zu ſeyn!

Den Stoff als die Hauptſache, den Geiſt als ſeine bloße Eigenſchaft und damit als Nebenſache hinzuſtellen, iſt eine reine Verdrehung des wahren Verhältniſſes. Stoff bedeutet überall das Formloſe, zu Formende, das als ſolches unten ſteht und dient; Geiſt überall das Formgebende, das als ſolches oben ſteht und herrſcht. Und nun will man uns einreden, das Beherrſchte wäre die Hauptſache und das Beherrſchende nur eine Eigenſchaft des Beherrſchten? Das Beherrſchte wäre das Subject und das Beherrſchende ſein bloßes Prädikat? — Welch ein Einfall von der Hauptſache, ſich von ihrer Nebenſache verarbeiten und dominiren zu laſſen! Aber auch welche Beſcheidenheit, die man dem Beherrſchenden zumuthet, ſich für eine bloße Eigenſchaft des Unterworfenen zu halten!

Den Geiſt für eine bloße Eigenſchaft des Stoffes erklären iſt gerade ſo verkehrt, als wenn man ſagen wollte: der Mann iſt eine bloße Eigenſchaft des Weibes! — Der Stoff iſt für den Geiſt und der Geiſt für den Stoff. Die Eigenſchaft des Stoffes iſt die Fähigkeit, von dem Geiſt Beſtimmungen anzunehmen und zu der Form die Ausfüllung zu geben. Der Geiſt iſt nicht nur etwas für ſich, er iſt ewig das Höhere, ewig das über der Materie Schwebende und dieſe als ſeine Baſis Gebrauchende.

Allein das Unmögliche zugegeben — zugegeben, daß ein ſolches Ding, wie es der Materialiſt als Urgrund der jetzigen Welt ſich denkt oder ſich denken muß, daß der Stoff mit einer ihm eigenen geiſtigen Kraft (und dieſe wie jener im keimlichen, unentwickelten Zuſtand) ſeyn könnte; zugegeben außerdem, daß der Urſtoff mit dem an ihm haftenden Geiſt irgend einmal ſein Spiel zu ſpielen angefangen (obwohl man durchaus nicht begreift, wie der ſelbſt- und machtloſe Urſtoff etwas anfangen — wie ihm einfallen kann, etwas anzufangen, ja wie ihm überhaupt etwas einfallen kann!) — alles das aber zugegeben, das ewige Seyn und die Fähigkeit etwas anzufangen: wie kann aus dieſem Spiel einer blinden Hauptſache und einer wenigſtens ebenſo blinden Nebenſache (denn die am Stoff haftende, unentwickelte geiſtige Kraft iſt ja doch nicht ſchon wollend und denkend oder gar der Vorſehung und planmäßigen Handelns fähig zu denken!) — wie kann (fragen wir) daraus eine Welt hervorgehen, deren planmäßige Einrichtung dem tiefern Betrachter Bewunderung einflößt? Aus Nichts wird Nichts; was nicht im Urſprünglichen iſt, das kann auch nicht im Abgeleiteten ſeyn; anzunehmen daher, daß aus einem planloſen Urgrund planvolle Wirkungen hervorgehen können, iſt abſurd.

Wir bemerken in der Natur und in der Geſchichte der Menſchheit eine Entwicklung nach Geſetzen: wie wären aus jenem blinden Urgrund Geſetze abzuleiten? — Wir kennen an dem Menſchen nicht nur Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters als die oberſten, wir kennen an ihm auch ein Gemüth mit Fähigkeiten, welche ſich ebenſo von denen der Sinnlichkeit wie von denen des Geiſtes unterſcheiden: wie wäre aus dem Stoff mit der ihm anhaftenden geiſtigen Kraft das Gemüth und das Gemüthsleben des Menſchen zu erklären? — Wir kennen als Thatſachen in der Welt Religion und Kirche, Staat und Recht, Künſte und Wiſſenſchaften: wie hätten aus dem Urgrunde des Materialismus dieſe Dinge in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Wandelungen hervorgehen können?

Wer etwas unzweifelhaft Vorhandenes begreiflich machen will, der muß entweder zeigen, daß es niemals anders ſeyn konnte, als wir es antreffen, oder er muß es als nothwendige Wirkung einer nachgewieſenen ewigen Urſache darthun. Von dem Menſchengeſchlecht auf der Erde wiſſen wir aus der Geologie, daß es entſtanden iſt; für das Menſchengeſchlecht mit allen ſeinen Fähigkeiten und Leiſtungen muß daher eine Urſache oder ein Verein von Urſachen gefunden werden, die es hervorbringen konnten. Wenn der Materialiſt nur einmal über bloße Verſicherungen hinausginge und den Beweis: wie aus ſeinem Princip, aus dem Spiel der Materie mit der ihr anhaftenden geiſtigen Kraft, nach einer gewiſſen Reihe von Mittelgliedern endlich der Menſch producirt werden konnte, ja mußte, wirklich zu führen unternähme, dann würde er ſich wohl bald überzeugen, daß ihm zu einer Erklärung des Menſchen in dem ganzen Reichthum ſeines Weſens die hauptſächlichſten Elemente fehlten und daß er etwas Unausführbares unternommen hätte.

Wir wollen ihm aber auch das zugeben, — wir wollen ſtatuiren, daß aus ſeinem Princip dieſe Welt, dieſe Erde und dieſes Menſchengeſchlecht mit all ſeinen Fähigkeiten und Leiſtungen hervorgehen konnten: was iſt alsdann die Zukunft dieſer Weltentwicklung? Wozu iſt ſie ins Werk geſetzt worden und worauf geht ſie hinaus?

Der Materialiſt, der den Geiſt für eine bloße Eigenſchaft des Stoffes erklärt, läugnet die perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode; ja er behauptet, daß die Kräfte des Wollens und Denkens, des Fühlens und Lebens, die im Menſchen thatſächlich waren und im Leichnam thatſächlich fehlen, nicht nur die Verbindung verlieren, wodurch der Menſch zur Perſon wird, ſondern überhaupt — Nichts werden. Der Materialiſt zeigt nun freilich nicht, in wie fern gerade das Höchſte des Menſchen, das Selbſt und der Geiſt, Nichts werden könne, während das Aeußerlichſte und Niedrigſte deſſelben, der materielle Leib, auch wenn Leben und Geiſt ihn verlaſſen haben, doch keineswegs Nichts wird, ſondern ſich nur chemiſch verwandelt; allein wir haben es hier nicht mit der Begründung, ſondern bloß mit der Behauptung zu thun, und wir wiſſen ja, daß der Materialiſt dem Menſchen die Fortdauer nach dem Tode ſchon darum abſpricht, weil er ſich von der Forteriſtenz des Geiſtigen, des Immateriellen oder Uebermateriellen, keine materielle Vorſtellung machen kann. Der einzelne Menſch — dieß iſt die Lehre des Materialismus — entſteht, lebt eine Zeit lang und vergeht; die Principien oder bewirkenden Kräfte des Lebens, Fühlens, Denkens und Wollens werden Nichts, und von dem ganzen Reichthum des Menſchen, von allen ſchöpferiſchen Kräften und allen Beſitzthümern, die er ſich erworben hatte, bleibt nichts übrig als ein Stück Erde.

Dieſe Anſicht, wie ſie aller wiſſenſchaftlichen Begründung entbehrt, iſt offenbar eben ſo troſtlos. Das irdiſche Leben des Einzelnen iſt nach ihr ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Sinn. Der Menſch, das perſönliche, ſelbſtbewußte Weſen ſinkt als ſolches ins Nichts; iſt er todt, ſo iſt es in Bezug auf ihn ſo gut, als wäre er gar nie geweſen, da er als Nichts auch von ſeinem Gelebthaben nichts mehr hat. Daß er gelebt hat, war alſo durchaus unnütz und zwecklos, und es wäre viel einfacher und vernünftiger geweſen, wenn er, der nach dem Leben doch nur wieder Nichts wird, gleich zuerſt Nichts geblieben wäre.

Doch — wenn der einzelne Menſch vergeht und das, was ihn eigentlich zum Menſchen gemacht hat, Nichts wird, ſo beſteht dafür das menſchliche Geſchlecht, die Menſchheit. Dieſe erneut ſich immer wieder und hat auch den Vortheil von dem Leben des Einzelnen, indem ſie ſich aneignet, was von ihm gethan und geſchaffen worden iſt. In Bezug auf ſie hat nun das Leben des Einzelnen dennoch Sinn und Zweck und iſt nicht umſonſt geweſen! —

Ein einziger prüfender Blick überzeugt uns, daß dieſe Begründung illuſoriſch und die Anſicht des Materialiſten von dem Menſchengeſchlecht ebenſo troſtlos iſt, wie die von dem einzelnen Menſchen; ja, daß in Bezug auf das Ganze die Troſtloſigkeit recht eigentlich ins Ungeheure geht.

Die Menſchheit beſteht aus den einzelnen Menſchen; wenn alle einzelnen Menſchen ins Nichts verſinken, ſo verſinkt damit nothwendig auch die Menſchheit ins Nichts. Auch in dem Fall, daß die Menſchheit auf Erden endlos forteriſtirte, würde ſie doch nur eine endloſe Reihe von Generationen bilden, deren jede mit allem, was ſie von den frühern überkommen hätte, ſterbend ins Nichts zerginge. Wenn ſich nun die eine Generation auch immer die Schätze der früheren aneignete, ſo thäte ſie es doch nur, um ſich mit all ihren Erwerbungen ſchließlich dem Nichts zu übergeben; und wenn das, was ſie ſelber für die Welt geleiſtet hat, auch immer der folgenden zu Gute käme, ſo käme es doch nur einer Generation zu Gute, die wieder mit allen ihren Erwerbungen ins Nichts hinabſtürzte. Und ſo weiter und ſo weiter in ſteter Wiederholung. Das Facit aller Generationen wäre auch in dieſem Falle nur das Nichts, und das ganze Thun und Treiben des Menſchengeſchlechts ein endloſer Lärmen um Nichts.

Allein die endloſe Forteriſtenz des Menſchengeſchlechts kann nicht einmal angenommen werden, und wird es auch nicht. Die Menſchheit iſt entſtanden und wird, nachdem ſie ihre Lebenskraft aufgezehrt hat, wieder vergehen — das iſt ſpeciell die Anſicht des Materialiſten. Sie wird vergehen und Nichts werden, und die ganze Menſchengeſchichte iſt alsdann für Nichts geweſen. Es wird eine Zeit kommen — der Materialiſt glaubt daran —, wo die letzten Menſchen, die letzten Glieder des jetzigen Geſchlechts hinſterben und die Erde nichts mehr ſeyn wird als das Grab des Menſchengeſchlechts. Alle, die an dem großen Prozeß menſchheitlicher Entwicklung theilgenommen haben, ſind dann ins Nichts verſchlungen; keiner von allen hat etwas davon; die ganze Geſchichte iſt eine bloße Täuſchung geweſen, eine Komödie voll Getöſe für Nichts und wieder Nichts.

Und was dann? Wird das Spiel der Materie mit dem ihr anhaftenden Geiſt, die zuſammen Welt, Erde, Menſchengeſchlecht hervorgebracht haben ſollen, damit zu Ende ſeyn? Wird das Princip des Materialismus vielleicht die Einſicht erlangen, daß es in der That nichts wahrhaft Seyendes und Dauerndes hervorzubringen vermag, — daß es im Grunde Nichts iſt mit ihm und daß es auch für ſich nichts Beſſeres thun kann, als zuletzt ſelber Nichts werden?

Aus dem Lager des Materialismus iſt auch eine Stimme zu uns gedrungen, welche ſpeciell auf dieſe Frage zu antworten verſucht hat. Es iſt die Behauptung aufgeſtellt worden, daß das jetzige Menſchengeſchlecht allerdings zuletzt abſterben werde, ähnlich wie jene Thiergeſchlechter, deren Reſte uns in den Erdſchichten vorliegen. Allein — wurde hinzugefügt — die Natur, welche nach jenen Thiergeſchlechtern das Menſchengeſchlecht hervorgebracht, werde nach dem Menſchengeſchlecht eine neue und höhere Gattung von Weſen produciren. Dieſe neue und höhere Gattung werde im Lauf der Zeiten allerdings auch wieder abſterben und gänzlich vergehen; aber nach ihr werde eine noch höhere und noch vollkommnere Gattung auftreten, und ſo weiter in ſtetem Aufſchritt und ſteter Vervollkommnung der Gattungen, ohne Aufhören.

Der Urheber dieſer Anſicht, wie man ſieht, glaubt an eine immer vortrefflichere Erweiſung ſeines Princips und an eine Weiterentwicklung nach Maßgabe der bisherigen Entwicklung. Er iſt allerdings auch der Meinung, daß nicht nur das jetzige Menſchengeſchlecht zu Nichts vergehen, ſondern auch die zahlloſen vollkommneren Gattungen von Weſen, die nach ihm auf Erden ihre Weltzeit haben werden, je ihr Seyn abſolut verlieren müſſen; aber er findet es doch „tröſtlich“, daß es immer weiter und immer mehr aufwärts gehen und die Entwicklung zu einer immer höhern Vollkommenheit führen werde.

Wie es ſich mit der Möglichkeit dieſer Entwicklung und mit ihrer angeblichen Tröſtlichkeit verhält, wollen wir unterſuchen.

Eine Gattung von Weſen, die im Vergleich zum Menſchen als eine höhere, vollkommnere ſich darſtellt, iſt leichter anzukündigen, als denkbar zu machen. Wird dieſe Gattung eine edlere, vollendetere Geſtalt haben, als die jetzige menſchliche? — und wie ſoll man ſich dieſe vorſtellen? — Die Griechen haben bekanntlich ihren höchſten Göttern keine andre Figur gegeben als die menſchliche; die größten Künſtler der neuen Zeit haben Engel und Erzengel, ja Gottvater ſelbſt in eben derſelben vorgeführt; und wer die Meiſterbilder jener und dieſer Zeit betrachtet, der wird geſtehen, daß man ſich eine edlere Verſinnlichung der höchſten Ideale nicht wohl denken kann. Wie ſoll nun jene verkündigte neue Gattung die menſchliche Erſcheinung und wie ſoll ſie die jetzigen menſchlichen Fähigkeiten übertreffen? Durch welche Einrichtung ihres körperlichen und geiſtigen Organismus würde eine edlere Schönheit des Leibes, eine größere Macht des Geiſtes und ein höherer Adel des Herzens erzielt werden? Der Autor hat ſich hierüber nicht ausgeſprochen, und wir müſſen wohl glauben, daß er ſich von ſeiner höhern Gattung ſelber noch kein Bild zu machen verſucht hat.

Indeſſen die nächſt höhere Gattung könnte man ihm als denkbar noch durchgehen laſſen. Wie ſollen wir uns aber die zweite höhere vorſtellen, die noch vollkommner ſeyn würde als die erſte? Wie die dritte, die noch vollkommner ſeyn würde als die zweite? Wie die vierte, die noch vollkommner ſeyn würde als die dritte? — Damit iſt's aber ſelbſtverſtändlich nicht genug. Der Autor hat eine Vervollkommnung behauptet ohne Aufhören. Der gränzenloſen Zeit, die er annimmt, entſpricht eine endloſe Reihe von Weſengattungen, wovon immer eine vollkommner ſeyn wird als die andere. Das gibt uns ein Recht zu fragen: wie haben wir uns die Vollkommenheit der millionſten und wie die der centillionſten Gattung zu denken? denn zu dieſen muß es endlich einmal kommen. Vor der Gränzenloſigkeit wird aber jede Zahl zu nichte, und nach der centillionſten Gattung iſt noch immer möglich, was nach der erſten möglich war — das gränzenloſe Fortſchreiten in der Vervollkommnung. Wir laden die Leſer ein, dem Autor von der centillionſten Gattung aus weiter zu folgen und ſich dabei etwas zu denken, wenn ihnen die Gedanken nicht vorher ſchon ausgegangen ſind! —

Was wäre nun aber auch gewonnen, wenn eine Vervollkommnung der Weſengattungen bis zur abſoluteſten Undenkbarkeit dennoch möglich wäre? Alle die in Ausſicht geſtellten Gattungen entſtehen, leben ihre Zeit und ſinken dann ins Nichts wie das Menſchengeſchlecht. Auch die bis zur vollkommenſten Undenkbarkeit vollkommene Gattung iſt dieß nur, um ſchließlich mit ihrer ganz unſagbaren Herrlichkeit Nichts zu werden. Alle, nachdem ſie das unbegreiflich und unausſprechlich Vortrefflichſte geweſen ſind, werden Nichts; und wir hätten mithin an den ohne Aufhören ſich folgenden Weſengattungen doch nur im Großen, was wir an den ohne Aufhören ſich folgenden Menſchengenerationen im Kleinern gehabt haben — eine endloſe Reihe von Erſcheinungen, die ſammt und ſonders ins Nichts hinſinken, einen endloſen Lärmen um Nichts.

Welch eine Vorſtellung, die Vorſtellung einer Natur, die nur producirt, um das Producirte wieder völlig zu vertilgen! — Die nichts iſt als das „ewig verſchlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer“, wie es Goethe im Werther entſetzlich gefunden; — eine zweck- und ſinnloſe Thätigkeit ohne Aufhören! — Welch ein Gedanke, daß dieſe Gräuelmacht die Weltmacht ſeyn ſolle, die keine Macht der Vernunft und des Heils über ſich hat! Daß die Geſchöpfe ſammt und ſonders nur leben und ſtreben, ſich geiſtig bereichern und bilden — für Nichts und wieder Nichts! Daß ſie alle nacheinander in den Abgrund verſinken und nichts übrig bleibt als jene Macht ohne Selbſt und ohne Herz mit ihrer ſinnloſen Thätigkeit! — — Sollte man nicht glauben, daß auch derjenige, der aus irgend welchen ſubjectiven Gründen eine ſolche Macht annehmen zu müſſen glaubt, ſich doch zuweilen fragte: warum iſt es ſo? — warum iſt die Herrin der Welt ein Muſterbild der allerherzloſeſten Tyrannei? Warum iſt das Einzige, was iſt und dauert, ſo weſentlich abſcheulich, und warum iſt das Leben des Geſchöpfs mit der Ausſicht auf abſolute Vernichtung ſo weſentlich unſelig? — Sollte es nicht anders ſeyn? — Und warum iſt es nicht anders?

Der Materialiſt, wenn ihm eine tiefere Natur gegeben iſt, kann dahin kommen, ſich ſo zu fragen; aber ſofern er ſein Weltprincip nicht aufgibt, wird er ſich die Antwort ſchuldig bleiben. Entweder, oder! — Entweder ein All mit herrſchendem Geiſt oder ein All mit herrſchender Materie. Läugnen wir jenes, ſo bleibt uns nur dieſes übrig, und wir müſſen uns in ſeine Conſequenzen fügen. Die Materie als ſolche iſt ſelbſtlos, das Gegentheil von Geiſt; und eine von ihr abhängige geiſtige Kraft, die nur eine ſecundäre Rolle ſpielt, kann ihrem Grund-Mangel nicht abhelfen. Wo nun die Materie herrſcht, da iſt blinde Gewalt — keine freie, ſelbſtbewußte Macht, keine Vorſehung, kein Anfang mit dem Hinausblick auf ein befriedigendes und dauerndes Ziel, kein Anfang einer Entwicklung, die zur Vollendung führt, ſondern nur ein anfang- und endloſes, ziel- und ſinnloſes Aufundabwogen — ein grauenhaftes Ganze mit unſeligen Gliedern.

Wir haben dem Materialiſten das Unmögliche zugegeben, nämlich daß es von ſeinem Princip aus zu der wirklichen Natur und zu der wirklichen Menſchenwelt kommen könne; aber auch dieſen Fall geſetzt, iſt ihm nicht zu helfen. Wenn wir ihm auch Alles einräumen zur Einleitung der Entwicklung, in der wir thatſächlich ſtehen — er hat keine Macht, welche dieſe zur Vollendung bringen kann. Ihm bleibt nichts als der Gedanke zwecklos gränzenloſer Bewegung — der Gedanke einer Action, die der Grieche durch die Arbeiten des Siſyphus und der Danaiden in ihrer Unſeligkeit handgreiflich gemacht hat.

Kommen wir zum Schluß!

Iſt ein All mit herrſchender Materie als Princip undenkbar; iſt aus dieſem Princip die Welt, wie ſie jetzt ſich darſtellt, nicht zu erklären; iſt der Entwicklung, in der wir ſtehen, mit dieſem Princip kein Zweck und Sinn zu finden, dann bleibt uns nur das Princip eines All mit herrſchendem Geiſt übrig, d. h. ein ſelbſtſeyendes All — Gott.

Was nicht am Anfang iſt, kann auch nicht am Ende ſeyn. Eine Entwicklung, die nicht vom Abſoluten aus beginnt, kann auch nicht zum Abſoluten führen und in ihm ihre

Vollendung finden. Das blinde, ſelbſtloſe Seyn, ewig gedacht, iſt die ewige Sinnloſigkeit und Unſeligkeit. Aber das blinde, ſelbſtloſe Seyn für ſich kann gar nicht ewig ſeyn. Ewig ſeyn kann nur das Vollkommene, das abſolute Selbſtſeyn; und das abſolute Selbſtſeyn, ewig gedacht, iſt die ewige Vernunft und Seligkeit.

Wir haben bewieſen, daß das Syſtem, welches die Welt, Natur und Geſchichte ohne Gott erklären will, ſeine Aufgabe nicht löſt und nicht löſen kann. Wir haben damit bewieſen, daß die Welt nur mit Gott zu erklären iſt, d. h. wir haben bewieſen, daß Gott iſt.

Und nun zum Schluß dieſer Unterſuchung noch einige Bemerkungen.

Es iſt ein grober Irrthum, wenn man ſich von dem Geiſtigen, Immateriellen, eine materielle Vorſtellung machen will und, damit nicht zu Stande kommend, ausruft: es gibt keinen Geiſt! Eine materielle Vorſtellung kann man ſich nur von der Materie machen; wenn man daher Alles, was man ſich nicht materiell vorſtellen kann, als nichtig verwirft, dann bleibt einem nur die Materie übrig, die Materie noch dazu als verwirklichtes Ding. Dieſe ſetzt aber ſelbſt ein Princip, d. h. eine geiſtige Kraft voraus, die ſie verwirklichen konnte. Daß alſo mit ihr weder etwas anzufangen noch hinauszuführen iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

Iſt mit der Materie, von der man ſich allein eine materielle Vorſtellung machen kann, nichts auszurichten, ſo hat man eben bei dem, wovon man ſich keine ſinnliche Vorſtellung machen kann, das Heil zu ſuchen. Alſo nicht das, was man ſich materiell vorſtellen kann, ſondern das entſchiedene Gegentheil davon iſt das Urſprüngliche, das Herrſchende, das Wahre!

Dieſen Satz muß man im Gedächtniß behalten, wenn wir nun den geiſtigen Gott auch geiſtig für denkendes Erfaſſen entwickeln, und nicht eine Anſchauung verlangen, wie man ſie nur bei materiellen Dingen haben kann! Wäre

Gott ſinnlich wahrzunehmen und könnte man ſich von ihm eine ſinnliche Vorſtellung machen, dann wäre er nicht Gott, — nicht der Herr der Materie. Dadurch, daß er an ſich nur geiſtig wahrzunehmen iſt, materiell aber bloß in ſeinen Wirkungen, dadurch eben erweiſt er ſich als Gott.

Der Trieb, ſich eine materielle Vorſtellung zu machen, regt ſich in dem Menſchen zuerſt, wenn er die ſymboliſchen Anſchauungen des Glaubens verläßt und zu ſehen begehrt, wie es ſich mit irgend etwas, das er nicht mit den Sinnen wahrnimmt, in der That verhalte. Er hat an Gott geglaubt nach der Lehre, die ihm geworden, aber der Glaube genügt ihm nicht mehr; er will ihn ſchauen, wie er iſt, er will ſich ein ſinnliches Bild machen von ihm, und es gelingt ihm nicht. Da wird er bedenklich, er zweifelt und meint endlich: wovon man ſich kein ſolches Bild machen könne, das möge überhaupt nur ein Wort, nur ein Gegenſtand der Einbildung ſeyn. Wenn Gott ihm nur einmal ein ſinnliches Zeichen gäbe, ſo daß er ſich ihn als das herrſchende Weſen im Weltraum vorſtellen könnte! Aber ein ſolches Zeichen erfolgt nicht und der Unbefriedigte, dem das, was er haben will, immer wieder entweicht, erklärt zuletzt: „Gott iſt nicht! — er iſt eine bloße Erfindung der Menſchen!“

Daſſelbe begegnet dem Anfänger mit der menſchlichen Seele, worunter man das principielle und herrſchende Weſen des Menſchen verſteht. Daß im Menſchen etwas iſt, welches lebt, fühlt, denkt und will, das kann er freilich nicht läugnen, weil er die Aeußerungen davon ſinnlich wahrnimmt. Allein wenn man ihm nun ſagt, daß die Principien des Lebens, Fühlens, Denkens und Wollens, die den Menſchen eigentlich conſtituiren, fortbeſtehen, ſo will er dieſen geiſtigen Organismus mit Augen ſehen oder ſich zum wenigſten ſagen können, wohin er im ſinnlichen Raume ſich ſchwingt und wo er ſich feſtſetzt. Erkennend, daß dieß nicht angeht, erwiedert er: „Das, was ihr Seele nennt, exiſtirt nicht! Im lebendigen Menſchen iſt etwas dergleichen geweſen; aber der Boden, worauf es geſpielt hat, iſt ihm durch das Sterben entzogen — und es iſt Nichts geworden!“

Der Trieb, ſich auch von dem Geiſtigen, dem ſeinem Weſen nach Ueberſinnlichen ein ſinnliches Bild machen zu wollen, muß überwunden und das ſinnliche Bild den ſinnlichen Dingen vorbehalten werden. Mit dieſer Ueberwindung erhebt ſich der Geiſt in die Sphäre des eigentlichen Denkens, wo er ſich von ſinnlichen Dingen ſinnliche Bilder macht und von geiſtigen geiſtige, d. h. Ideen. Der wahre Denker will von dem Geiſtigen und Principiellen nicht nur keine materielle Vorſtellung haben — er würde vielmehr die Exiſtenz deſſelben bezweifeln, wenn eine ſolche möglich wäre! Seine Forderung iſt, das Principielle zu faſſen als das des Wirkens Fähige und Mächtige; und wenn es verſchiedene Principien, ja einen Organismus von Principien gibt, ſo will er ſie erkennen und unterſcheiden je nach ihrer Nothwendigkeit, nach ihrer Macht und nach der Offenbarung in ihren Wirkungen. Er wird ſie demgemäß als Gedankenbilder haben und genau wiſſen und es förmlich in ſich beſitzen, weſſen jede einzelne fähig iſt. Er wird ſich auch lebendig in ſie verſetzen, ſie in ſich reproduciren können — mit den entſprechenden Principien ſeines eigenen Weſens. Er wird das göttliche Wollen, wenn ihm ſeine Exiſtenz anderweitig dargethan iſt, in ſich wiederleben und ſeyn mit ſeinem eigenen Wollen, das göttliche Denken mit ſeinem eigenen Denken, das göttliche Fühlen mit ſeinem eigenen Fühlen und das göttliche Seyn mit ſeinem eigenen Seyn. Und ſo wird er ſich Gott, ohne ſich von ihm eine materielle Vorſtellung zu machen, durch Begreifen und durch die Action entſprechender Principien eben aufs lebendigſte aneignen können.

Eine gewiſſe Art von Menſchen hat nun aber nicht die Fähigkeit, ſich über die vermeintliche Unumgänglichkeit der ſinnlichen Vorſtellung zu erheben, und der Satz: „Was ich nicht ſinnlich wahrnehmen und was ich mir nicht ſinnlich vorſtellen kann, das iſt nicht nur nicht ſinnlicher Weiſe, das iſt überhaupt nicht“, wird von ihnen feſtgehalten und vertheidigt und als Princip einer Weltanſchauung hingeſtellt. Es ſind die Materialiſten. Wie man weiß, hat es dergleichen zu allen Zeiten gegeben und ſind in verſchiedenen Epochen materialiſtiſche Lehren vorgetragen worden im Widerſpruch zu ſolchen, welche den Geiſt als etwas für ſich Seyendes hinſtellten. Die Materialiſten ſind niemals die Großen unter den Denkern geweſen, und von den Namen, die im Glanz welthiſtoriſchen Ruhmes leuchten, iſt keiner unter ihnen. Indeſſen, wenn materialiſtiſche Darſtellungen rechtzeitig auftraten, hatten ſie immer jene Menge für ſich, welche nicht mehr glauben wollte und ſich doch auch nicht zum eigentlichen Denken erheben konnte. Im vorigen Jahrhundert war der Materialismus förmlich Modeſache, und mancher wackre Mann hat ſich ſogar für einen Bekenner ausgegeben, ohne es zu ſeyn, bloß weil er nicht für einen ſchwachen Geiſt paſſiren wollte. Heutzutag können wir etwas Aehnliches bemerken, wollen aber damit den heutigen Materialismus nicht bloß für eine neue Auflage des frühern gelten laſſen. In dem Auftreten des heutigen bemerken wir eine Art von Ernſt und eine Leidenſchaft, die uns in dem frühern nicht entgegentritt. Es iſt, als fühlte man, daß jetzt der Entſcheidungskampf gekämpft werden ſoll und daß alle Kräfte aufzubieten und ins Feld zu führen ſind.

In der That iſt die Zeit der Entſcheidung gekommen. Das Auftreten des Materialismus in unſrer Zeit hat einen tiefen Grund und einen großen Zweck. Einen tiefen Grund in der Antipathie gegen den einſeitigen Idealismus und Spiritualismus, der die Geiſter wieder erobert hatte — und in der Liebe zur Wirklichkeit, in der Luſt an ihrem Anſchauen und ihrer Erforſchung. Einen großen Zweck in der Röthigung ſeiner Gegner, zu ſeiner ſchließlichen Bewältigung endlich die rechten Mittel anzuwenden — die Mittel der Gerechtigkeit. Denn der Materialismus hat gegenüber dem einſeitigen

Spiritualismus ein Recht, und dieſes Recht muß man ihm geben, wenn man ihn zum Schweigen bringen will. Der Materialismus iſt der Ritter der Materie, und er wird nicht ablaſſen, für ſie zu kämpfen, ſo lang er ſie nicht in die ihr gebührenden Ehren eingeſetzt ſieht. Er wird, er kann, er darf ſich nur zufrieden geben, wenn die Philoſophie beweiſen lernt, daß die Materie in ihrem Urſeyn ewig iſt wie Gott — daß das Princip der Materie zu dem Organismus ewiger Urſachen gehört — daß Gott, unter andern, das Princip der Materie iſt! —

Dieſen Beweis zu führen, iſt gegenwärtig die Hauptaufgabe der Philoſophie. Gelingt es ihr damit, ſo darf man annehmen, daß ihr Erfolg nicht nur der Wiſſenſchaft, ſondern auch dem Leben zu Gute kommen werde.

Zweiter Abſchnitt.

Der Begriff Gottes.

Wir haben, in Folge der bisherigen Unterſuchung, erkannt, daß Gott iſt. Aber nicht nur, daß er iſt, ſondern in gewiſſem Sinn auch ſchon, wie er iſt. Wir haben ihn erkannt als Selbſt und Geiſt, als das vollkommen ſelbſtſeyende, damit ewig ſeyende Weſen — als das begreifende, herrſchende All, welches dem begriffenen und beherrſchten All, dem Weltall, entſpricht.

Damit ſind weſentliche Elemente zur Erkenntniß des Wie gegeben, die wir nun zu unterſcheiden, zu vervollſtändigen und zu organiſiren haben.

Gott iſt das begreifende All, das ewige All, d. h. Gott iſt ewiger Weiſe Alles. Gott iſt eben der Name für Alles, d. h. für das wahre, urſprüngliche, ewige Alles. Das Weltall iſt das gewordene All, das gewordene All ſetzt das ewige voraus. Ehe die Welt geworden, iſt Gott, und Gott iſt Alles.

Was bedeutet aber „Alles“?

Wer Alles iſt, iſt Eines, aber nicht bloß Eines. Wer Alles iſt, iſt Mehreres, aber nicht bloß Mehreres. Wer Alles iſt, iſt Eines und Mehreres — Allheit iſt die zur Einheit abgeſchloſſene Mehrheit.

Gott iſt eine Einheit; aber nicht eine Einheit, welche die Mehrheit ausſchließt, ſondern eine Einheit, welche die Mehrheit einſchließt, d. h. Gott iſt ein Organismus.

Und zwar der Organismus, der Alles iſt, der ewig vollkommene Organiſmus — der Organiſmus ewiger Principien oder ewiger Urſachen oder ewiger ſchöpferiſcher Mächte.

Die Welt als gewordenes All iſt ein All von Wirkungen; Gott als ungewordenes All iſt ein All von Urſachen, von Urſachen im eigentlichen Sinn des Wortes, von urſprünglichen Mächten, die nichts mehr über oder hinter ſich haben, aus dem ſie abzuleiten wären, von Mächten, welche zu den Sachen, aus welchen die Welt beſteht, die ewigen Principien, d. h. die Ur-Sachen ſind.

Wir haben alſo Gott als Alles, als das wahre Alles, als die Allheit ewiger Urſachen.

Wenn aber Gott ewiger Organiſmus und als ſolcher eine Einheit iſt, welche die Mehrheit einſchließt, ſo fragt ſich: in wie fern iſt er Einheit und in wie fern Mehrheit? Oder beſſer: womit iſt er Eines und womit iſt er Mehreres?

Im Allgemeinen können wir ſagen: Eines iſt Gott mit dem Princip, welches herrſcht, Mehreres mit den Principien, welche dienen. — Organiſmus iſt eben die Verbindung dienender Organe mit Einer herrſchenden Macht — die Eine herrſchende Macht mit den dienenden Organen.

Das herrſchende Princip in Gott iſt aber näher das Princip des Wollens, die dienenden Principien ſind die Principien des Könnens.

Wollen und Können bilden zuſammen das vollendete Seyn. Ein Weſen, das wollte und nicht könnte, wäre eben ſo einſeitig, als ein Weſen, das könnte und nicht wollte. Jenes wäre nur ideell, ein Sehen ohne Handeln — bloße Theorie; dieſes nur reell, ein Handeln ohne Sehen — bloße Praxis. Aber nur von Demjenigen, welches zugleich ideell und reell iſt, von dem wollend könnenden, vorſchreibend ausführenden Weſen kann man ſagen, daß es iſt im vollſten Sinne des Wortes.

Das Wollen iſt das Erſte, das Können das Zweite; das Wollen iſt der Herr, das Können der Diener. Nun leuchtet ohne Weiteres ein, daß es mehrere Herrn nicht geben kann (denn mehrere Herrn wären nicht wahre Herrn, ſondern Concurrenten), wohl aber mehrere Diener. Der Eine Herr wird um ſo beſſer verſorgt ſeyn, wenn er mehrere Organe hat, von denen jedes ſeinem beſondern Amt unbedingt ſich hingibt; und die Organe werden um ſo beſſer fahren, wenn von dem Einen Herrn auch nur Zuſammenſtimmendes verlangt wird. Das Vollkommene iſt da, wo Einer es gebietet, und Mehrere es ausführen.

Wenn aber der Herr das Vollkommene gebieten ſoll, muß er in Bezug darauf auch des Könnens fähig ſeyn — in ſeiner Sphäre; er muß vorher ſehen, er muß vor-ſchreiben können, was die Organe wirklich ausführen ſollen. Das Wollen iſt daher auch Können — ideelles Können; das Können im eigentlichen Sinne des Wortes iſt reelles Können.

Um ſich dieß anſchaulicher zu machen, ſtelle man ſich einen großen Staatenlenker oder Kriegsherrn vor. Er hat das Wollen und das ideale Können, ſeine Organe je für ihre Fächer das reale, und ſo geſchehen die Thaten, welche die Welt in Erſtaunen ſetzen.

Das Eine Princip des Wollens muß in der idealen Sphäre ſeyn, was die Principien des Könnens zuſammen in der realen ſind; die Principien des Könnens müſſen aber ebenſo in der realen Sphäre ſeyn, was das Princip des Wollens in der idealen Sphäre iſt. Wie das Princip des Wollens Eines und ideell Mehreres iſt, ſo müſſen die Principien des Könnens Mehreres und ideell Eines ſeyn, d. h. ſie müſſen zuſammen ein Ganzes bilden, welches alle Möglichkeiten des Könnens einſchließt und zur Einheit verbindet. Wie der Herr, ſo die Diener; einheitlich und vollkommen der Herr in der idealen Sphäre, einheitlich und vollkommen die Diener in der realen Sphäre.

Nun erhebt ſich aber die Frage: wie viel dienende Principien ſind nöthig zur Vollkommenheit des realen

Könnens? In wie vielen erſchöpft ſich der Begriff des Könnens?

Und hierauf iſt die Antwort:

Die Mehrheit der dienenden Principien vollendet ſich zur Allheit oder Ganzheit in der Dreiheit. Drei Principien ſind es, welche zuſammen das abſolute Können bilden.

Um zunächſt allgemein zu reden, ſo verhalten ſich dieſe Principien wie Satz, Gegenſatz und Vermittlung. Der Satz iſt die erſte Möglichkeit, der Gegenſatz die zweite, die Vermittlung die dritte. Mehr als dieſe drei kann es nicht geben. Wer das Princip des Satzes, das Princip des Gegenſatzes und das Princip der Vermittlung hat, der hat Alles. Wo Satz, Gegenſatz und Vermittlung iſt, da iſt die Mehrheit zur Allheit abgeſchloſſen.

Das erſte dienende Princip iſt aber beſtimmter das Princip des unmittelbaren, des nothwendigen Seyns. Es iſt die Macht des blinden Lebens, die ſtoffproducirende Macht, die Urſache der Fülle; die Baſis alles Lebens, die Urbaſis, der Urgrund aller Dinge. Ohne dieſes Princip könnte Gott nichts hervorbringen; denn zu dem, was er ſchafft, liefert es ihm den Stoff. Es iſt die causa ex qua der Philoſophie, die Mater vorzugsweiſe — das Princip der Materie. Wer immer producirt im wahren, lebendigen Sinne des Worts, der kann es nur in Kraft dieſer Urkraft und je nach der Gabe, die er von ihr erhalten hat.

Das zweite Princip iſt das Princip des mittelbaren, freien Seyns. Es iſt die Macht des bewußten, des als den Gegenſatz des bewußtloſen ſich wiſſenden Lebens, die formgebende Macht. Dieſes Princip verhält ſich zum erſten wie Subject zum Object, wie Ideales zu Realem; es iſt mithin relativ ideal und als dienendes Princip mehr dem herrſchenden ähnlich. In ihm iſt feineres, innigeres Leben — Wollen und Licht, heiliges Licht im Gegenſatz zu dem heiligen Dunkel des erſten Princips. Als das zweite, mittlere Princip iſt es das Mittel der Schöpfung, die causa per quam der Philoſophie.

Das dritte Princip hat die Fähigkeit, über beiden Principien zu ſchweben, das eine wie das andere zu ſeyn, ſich zum einen wie zum andern zu ſchlagen und das eine wie das andere zu mäßigen zum Zwecke deſſen, was geſchehen ſoll. Wenn das erſte ſtoffgebend, das zweite formgebend iſt, ſo ſorgt das dritte dafür, daß es des Stoff- und Formgebens nicht zuviel wird und beides der Idee des zu Schaffenden ſich unterordnet. Das dritte Princip iſt das Princip der Vollendung, das Zweckprincip, die causa in quam der Philoſophie. Wie das zweite zum erſten, ſo verhält ſich das dritte zum zweiten ideell und iſt ſomit dem herrſchenden Princip am ähnlichſten.

In gewiſſem Betracht ſind die drei dienenden Principien Poſitiv, Comparativ und Superlativ.

Im erſten ſind Freiheit und Nothwendigkeit eins; nothwendig producirend will es auch nicht anders produciren und genügt eben damit ſeiner Natur, ſeinem unmittelbaren Wollen.

Das zweite hat ſich als Gegenſatz des erſten, es erkennt einen Unterſchied, es hat vor ſich eine Möglichkeit des Andersſeyns und damit zu ſeinem eigenen Seyn ein freieres Verhältniß. Aber für dieſes Princip gibt es nur: Entweder oder. Das erſte Seyn nicht wollend, kann es nur den Gegenſatz deſſelben wollen und nur Eines ſeyn — das Höhere des erſten.

Das dritte Princip hat vor ſich zwei Möglichkeiten: Satz und Gegenſatz, die zwei Seiten des Lebens, das nothwendige und das freie, das äußere und das innere, das dunkle und das helle Leben, alſo das ganze Material des Lebens. Zur Erfüllung ſeines Berufes braucht es das eine wie das andere, und bei ihm heißt es mithin nicht: Entweder oder — es heißt: Sowohl als auch. Ueber den zwei Möglichkeiten ſchwebend, an beiden ſich ergötzend, beiden helfend zur Erreichung des von ihm producirten und gewollten Zweckes, iſt es frei gegen beide und damit von allen am freieſten. Es iſt der Superlativ, welcher Poſitiv und Comparativ iſt, d. h. die Qualitäten beider in ſich vereint.

Man gibt zu, daß durch dieſe dritte Urſache die Mehrheit der Urſachen zur Allheit abgeſchloſſen iſt. Ueber die dritte hinaus iſt nichts mehr zu denken, als eben das herrſchende Princip; ihre Herrlichkeit wird nur übertroffen von der Urſache der Urſachen, der auch ſie nur Werkzeug iſt und Gehorſam ſchuldet.

Um die Herrlichkeit des herrſchenden Princips zu begreifen, erwäge man die des dritten dienenden. Dieſes iſt ideell gegen das erſte und das zweite, es iſt ihnen gegenüber wollend (von allen mithin am wollendſten) und bedient ſich derſelben zur Löſung ſeiner eigenen Aufgaben; es kann ſich in je eines herablaſſen, verſetzen und ſich wieder erheben; es kann das eine wie das andere ſeyn. Aber alles das gleichwohl nur relativ! Es kann nur irgendwie das erſte ſeyn und nur irgendwie das zweite im Intereſſe ſeines eigenen Amtes. Wenn das erſte Princip das, was es iſt, ganz iſt, das zweite deßgleichen, ſo kann das dritte zwar beide ſeyn, aber jedes, ſo zu ſagen, nur halb. In ihm iſt das Leben des erſten und des zweiten, aber nicht in urſprünglicher Gewalt und Fülle, ſondern abgedämpft. Und ſo angeſehen iſt es nun doch nur eines von den dreien, eines, das vor den beiden erſten zwar etwas voraus hat, aber auch von ihnen in ihren Specialfähigkeiten übertroffen wird. Die Bedeutung und das Gewicht aller gleicht ſich damit wieder aus, und wenn wir Alles in Anſchlag bringen, iſt eines das andre werth.

Das dritte dienende Princip iſt das Höchſte, das herrſchende Princip aber iſt das Allerhöchſte.

Das herrſchende Princip kann, wenn es will, das erſte dienende ganz ſeyn — es ganz an ſich heranziehen, es ganz mit ſich verſchmelzen und ganz mit ihm wirken; und ebenſo kann es das zweite ſeyn und das dritte. Zwiſchen ihm und den Dreien iſt kein Vergleich; jedes von dieſen iſt in Wahrheit nur eines, das herrſchende Princip aber iſt alle dreie, es iſt jedes der dreie, wenn es will. Die Gewalt und Tiefe des erſten, die Innigkeit und Stärke des zweiten, die Hoheit und Klarheit des dritten Princips ſtehen ihm zu Gebote, wenn es mit einem von ihnen oder mit allen zuſammen wirken will. Und indem es für ſich allein ideell iſt, was die drei zuſammen reell ſind, indem es das, was die dreie ſind, für ſich allein reiner und edler iſt, iſt es frei gegen die dreie zuſammen und gegen jedes einzelne. Das herrſchende Princip iſt das freieſte und höchſte über allen — es iſt im wörtlichen Verſtande das Allerfreieſte, das Allerhöchſte.

Wir haben das herrſchende Princip das Princip des Wollens genannt. Suchen wir nach einem Namen dafür, ſo gibt uns dieſen die Sprache. Das herrſchende Princip, das Princip des Wollens iſt eben das Selbſt; das herrſchende Princip im göttlichen Organismus iſt das göttliche Selbſt. —

Der Menſch wird bekanntlich von Theologen und Philoſophen als Ebenbild Gottes bezeichnet. Dieß geſchieht freilich mit Recht nur, wenn man ihn auffaßt, wie er ſeyn ſollte, nicht aber, wie er iſt. Der Menſch iſt ein Ebenbild Gottes nur der Möglichkeit, nicht der Wirklichkeit nach. In der Wirklichkeit iſt er im Vergleich mit ſeinem Urbild verkehrt und verſchroben und von der Harmonie des göttlichen Organismus himmelweit entfernt. Gleichwohl iſt er jetzt ſchon ein Ebenbild Gottes — den Elementen nach. Der Menſch iſt in oberſter Linie Selbſt oder Ich, und dieſes Selbſt iſt im menſchlichen Organismus das herrſchende Princip — die letzte und höchſte Inſtanz, auf die ſchließlich Alles ankommt. Wie dieſes Selbſt iſt, gut oder böſe, ſtark oder ſchwach, edel oder gemein, ſo iſt im Weſentlichen der Menſch. Aber dem Selbſt entſprechen im Menſchen drei dienende Principien oder Vermögen, die, wenn auch mit eigenem Leben, mit eignen Trieben ausgeſtattet, ihm gleichwohl zur Verfügung ſtehen: das Princip des Seyns (des unmittelbaren, materiellen Lebens), das Princip des Fühlens und das Princip des Denkens — Natur, Gemüth und Geiſt.

Jeder, der ſich ſelbſt beobachtet, kann bemerken, daß zwar Natur, Gemüth und Geiſt in der That eigenes Leben haben, nach eigenen Antrieben agiren, geben und empfangen, aber bei alledem unter der Botmäßigkeit des gegen ſie idealen Selbſt ſtehen und, ſo weit es die Mangelhaftigkeit der jetzigen Organiſation überhaupt geſtattet, zuletzt thun müſſen, was dieſes haben will. Der Menſch iſt und lebt materiell, er fühlt, er denkt unwillkürlich, und in dieſer Art geſchieht manches, deſſen er ſich nicht eben zu rühmen hat. Aber das höchſte Wollende kann das Treiben der dienenden Principien fördern oder ihm Einhalt thun, je nachdem es ihm gefällt oder nicht gefällt; es kann die Regungen der Sinnlichkeit, des Gefühls- und des Denkvermögens aufrufen und unterdrücken, je nach ſeinem Gutdünken. Wenn der Geiſt z. B. Gedanken hat, die dem idealen Princip ungehörig erſcheinen, ſo kann dieſes ſie aufhören machen und ihn bewegen, beſſere hervorzubringen. Hat das Selbſt beſchloſſen (und nur das Selbſt iſt das Beſchließende), eine Arbeit zu thun, wozu Denken erforderlich iſt, ſo muß der Geiſt als Denkvermögen ihm die Ideen liefern, die zur Ausführung nöthig ſind. Das Selbſt für ſich allein denkt nur ideell; iſt ihm reelles, wirkliches, ausdrückliches Denken nöthig, ſo braucht es dazu den Geiſt. Der Geiſt als Denkvermögen iſt ihm aber gerade zu dieſem Zweck auch gegeben; und ebenſo zu ihren Special-Verrichtungen die beiden erſten Principien.

Die Harmonie des herrſchenden mit den dienenden Principien iſt für den jetzigen Menſchen nur Ideal; das Selbſt, welches nach ſeinem höhern Weſen herrſchen ſollte, wird in unzähligen Fällen überwältigt — von den dienenden Principien, ihren Trieben und Leidenſchaften, verlockt, verführt, hingeriſſen und zur Sanction des Nichtſeynſollenden beſtimmt. Aber auch in der Sanction des Nichtſeynſollenden zeigt es noch ſeine Macht, die hier nur mißbraucht wird; und in einzelnen Menſchen hat es ſchon ein Verhältniß der Harmonie mit den dienenden Principien erreicht, auf das wir mit verehrender Bewunderung hinblicken. Was iſt das Auszeichnende an Sokrates anders, als eben dieſe Herrſchaft der idealen Macht über die realen Grundkräfte? Wie bekannt iſt, war der griechiſche Weiſe von Natur keineswegs ohne jene Leidenſchaften, die ihn unter Umſtänden zu Grunde richten konnten; aber er hatte den Willen, ſie zu bezwingen, er handelte conſequent nach dieſem Willen, und er bezwang ſie. Dieß that er nicht ſo, daß er die dienenden Principien des ſinnlichen und Gefühlslebens unterdrückt und verkümmert hätte, ſondern in zuſtimmender Ausbildung derſelben. Des Genuſſes fähig und heiter genießend, die Gefühle der Liebe zu Freunden und Schülern pflegend, das Edelſte denkend und das Beſte wollend, mit ſeinem ganzen Weſen Gott erkennend, für ſeine Ueberzeugung, für ſein höchſtes Ideal ſein Leben einſetzend, iſt er eine der ſchönſten und erhabenſten Geſtalten der Menſchheit geworden. —

Wir haben geſehen, daß das dritte Princip unter den dienenden am ideellſten iſt und in ſo fern dem herrſchenden am ähnlichſten. Nun iſt zwar im Zuſtande der vollkommenſten Harmonie jedes dienende Princip das andere Ich, das alter Ego des herrſchenden; das dritte aber doch am eigentlichſten. Aus dieſem Grunde werden beide, das herrſchende Princip und das dritte dienende, Geiſt genannt. Das dritte Princip iſt Geiſt im relativen, werkzeuglichen Sinn — das Vermögen der Ideen, das als ſolches einen Herrn vorausſetzt, der es hat und ſich ſeiner bedient; dieſer, der Herr, iſt Geiſt im abſoluten Sinne. Das dritte Princip iſt Geiſt im relativen Sinne, weil es frei über zwei Principien ſchwebt; das herrſchende Princip iſt Geiſt im abſoluten Sinne, weil es frei über allen ſchwebt. Wenn der abſolute Geiſt den relativen an ſich zieht und in lebendiger Einheit mit ihm wirkt, verhält er ſich männlich, der letztere weiblich.

Kein größerer Irrthum, als wenn man den Geiſt als Denkvermögen für das abſolut Höchſte im Menſchen erklärte! Auf den Geiſt in dieſem Sinn, auf den werkzeuglichen Geiſt, kommt viel an, aber durchaus nicht Alles. Lehrt doch ſchon die gemeine Erfahrung, daß das Entſcheidende im Menſchen das ſo oder ſo beſtimmte Selbſt, das ſo oder ſo geprägte höchſte Wollen, d. h. der Charakter iſt. Neigt dieſer entſchieden zum Böſen, ſo muß der werkzeugliche Geiſt dazu helfen, die böſen Plane zweckmäßig anzulegen und auszuführen. Das Denkvermögen iſt hier wie der gaben- und kenntnißreiche Diener eines ſelbſtſüchtigen Herrn. Die Vorſtellungen, die ein ſolcher vielleicht macht, werden von dem egoiſtiſchen Despoten verworfen, und das Ende iſt, daß der Diener thut, was er muß, und der Despot ſeinen Willen hat.

Was der Menſch in ſeiner gegenwärtigen Organiſation (deren Entſtehung die Philoſophie natürlich auch zu erklären hat) unvollkommen iſt, das ſoll er am Ende ſeines Entwicklungsganges, in der Sphäre der Vollkommenheit, vollkommen werden. Als vollkommener einzelner Organismus wird er aber doch nur im Kleinſten und relativ ſeyn, was Gott allgemein, abſolut iſt. Das göttliche Selbſt mit den göttlichen dienenden Principien iſt der Organismus, der für ſich allein ewiger Weiſe Alles —. abſolut Einer und Alles iſt.

Es gibt eine Lehre, wornach Gott ebenfalls Alles iſt, aber gerade deßwegen nicht perſönlich ſeyn ſoll. Gott, als Alles, iſt nach dieſer Anſicht zu groß, zu abſolut, um perſönlich zu ſeyn.

Dieſer Ablehnung des perſönlichen Gottes liegt eine Begriffsverwechslung zu Grunde, die am beſten aus einem Goethe'ſchen Spruch erhellt. Der Dichter ſagt nämlich unter der Ueberſchrift „Der Pantheiſt“:

Was ſoll mir euer Hohn
Ueber das All und Eine?
Der Profeſſor iſt eine Perſon,
Gott iſt keine.

Nun hat der Spruch in gewiſſer Beziehung allerdings Recht. In dem Sinne, wie der Profeſſor eine Perſon iſt, iſt Gott keine. Gott iſt nicht eine, nicht eine einzelne Perſon — Gott iſt Alles. Aber eben weil er Alles iſt, iſt er perſönlich, und zwar perſönlich im eigentlichſten Sinne des Worts.

Was heißt perſönlich ſeyn? Ich ſeyn, Selbſt ſeyn. Wer Selbſt iſt und damit Herr ſeiner Organe, der iſt perſönlich. Weil der Menſch Selbſt iſt, darum iſt er perſönlich und als perſönlich das höchſte Einzelweſen, das wir kennen. Was wäre nun Gott, wenn er nicht perſönlich wäre? Was wäre das Allweſen ohne Selbſt, das Allweſen ohne herrſchendes Princip? Eine contradictio in adjecto. Das Höchſte, Göttlichſte wäre dieſem Weſen genommen und nur die dienenden Principien oder etwas ihnen Aehnliches geblieben. Dieſer Reſt aber könnte für ſich allein gar nicht exiſtiren, ſo wenig wie der Rumpf eines Menſchen ohne das Haupt. Ein unperſönlicher Gott, ein Gott, der nicht in erſter Linie Selbſt und damit abſoluter Herr iſt, kann nicht ſeyn, iſt ein Unding.

Ebenſo wenig kann Gott aber bloßes Selbſt, nacktes Selbſt ſeyn; Geiſt ohne Stoff, Herr ohne Herrſchaft. Bloßes Selbſt ohne etwas, das ihm diente, könnte eben ſo wenig exiſtiren als das Dienende ohne Selbſt: wenn Haupt und Rumpf getrennt werden, hört das Haupt auf zu leben ſo gut wie der Rumpf. Das göttliche Selbſt iſt nicht einen Moment ohne Dienendes, es iſt ewiger Weiſe für das Dienende, und das Dienende ewiger Weiſe für das Selbſt. Das Dienende kann Gott nicht irgend anderswoher nehmen, weil es ein Anderes außer ihm nicht gibt; er muß es ewiger Weiſe ſelber ſeyn, in zweiter Linie ſeyn; das von ihm Beherrſchte muß ein Theil ſeines Weſens und mit dem Herrſchenden zum lebendigen

Ganzen verbunden ſeyn. Nur ſo iſt Gott, was das tiefſte Denken ſtets von ihm geſagt: ἓν καὶ πᾶν, Eins und Alles, Geiſt und Stoff, Herr und Herrſchaft; — Eins als herrſchendes Princip, Alles in der Allheit der dienenden Organe; Alles in Allem mit dem herrſchenden Princip, das in den dienenden Organen iſt, abſolut Alles als göttlicher Organismus.

Wäre Gott unperſönlich, ein Weſen ohne Selbſt, ſo wäre der Menſch, der Selbſt iſt, qualitativ mehr als Gott, herrlicher als Gott. Wäre Gott bloßes Selbſt, Herr ohne lebendig mit ihm verbundene Herrſchaft, ſo wäre der Menſch, der zugleich die dienenden und erfüllenden Grundkräfte ſeines Weſens, zugleich Natur, Gemüth und Geiſt iſt, reicher als Gott. Aber alles dieß iſt unmöglich. Der Menſch als ein Organismus, wie wir ihn finden, als Selbſt mit dienenden Grundkräften, als Einer und Alles im Kleinen, könnte gar nicht exiſtiren und wäre vollkommen unbegreiflich, wenn nicht das göttliche Selbſt in Einheit mit den göttlichen dienenden Principien, wenn nicht der abſolute Organismus wäre, von dem der einzelne und relative allein abgeleitet werden kann.

Wir kommen hier auf einen andern Punkt, von welchem aus das Weſen und das Leben Gottes näher beſtimmt werden kann. Gott iſt entweder nicht, oder er iſt der Urgrund und der Urheber der Dinge. Iſt er aber dieſes, ſo muß nach dem Grundſatz: „Aus Nichts wird Nichts“ Alles, was wir in der Welt — der Wirkung — abbildlich antreffen, in ihm — der Urſache — urbildlich ſeyn. In der Welt finden wir thatſächlich Einheit und Mehrheit, Freiheit und Nothwendigkeit; wir finden Regieren und Regiertwerden, Befehlen und Gehorchen; wir finden Satz und Gegenſatz, Kampf und Spannung, Vermittlung und Frieden. Wie könnte nun das Alles in der Welt ſeyn, wenn nicht die Urbilder, die Principien davon in Gott wären? Wäre Gott bloßes Selbſt und damit bloß Eins, wie könnte die Mehrheit und wie die Allheit der Dinge aus ihm hervorgehen? Wäre Gott nur frei, woher käme die Nothwendigkeit? Wäre er nur nothwendig, woher käme die Freiheit? Wäre Gott nicht ewiger Weiſe Satz, Gegenſatz und Vermittlung, woher käme Satz, Gegenſatz und Vermittlung in der Welt? Und hätte Gott nicht in ſeinen dienenden Principien die Principien des Endlichen, woher käme das Endliche?

Das war für gewiſſe Denker von jeher der Stein des Anſtoßes. Man konnte oder wollte in Gott nur ein unendliches Weſen, das rein unendliche Weſen ſehen, und hatte ſomit hier den unendlichen Gott, dort eine Welt endlicher Dinge vor ſich. Wie fängt es nun das unendliche Weſen an, endliche Dinge hervorzubringen? Wie kann aus dem Einen Gott die gegliederte Welt, wie kann aus ihm die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen hervorgehen?

Auf dieſe Fragen, die man ſich ſtellen mußte, gab man Antworten, die nur den Werth von Verſicherungen hatten. Die Einwendungen des Zweifels wurden nicht entkräftet; die wirkliche Welt blieb unabgeleitet, unerklärt, unbegriffen; und dieß iſt auch einer der Gründe, warum endlich die Lehre des Materialismus wieder in die Höhe kam. Findet man keinen Gott, aus dem die Welt und die Entwicklung, in der wir ſtehen, in Wahrheit zu erklären iſt, nun, ſo muß die Welt ohne Gott erklärt werden! So dachten die Materialiſten, und machten ihren eigenen Verſuch, der freilich auch nicht zum befriedigenden Ergebniß führen konnte. Der Gott, aus dem die Welt abgeleitet werden kann, iſt aber zu finden! Nur iſt es nicht der bloß unendliche, der materiell unendliche — nicht der bloß Eine; es iſt derjenige, der Einer und Alles iſt, der zugleich Eine und gegliederte Gott, der abſolute Organismus.

Daß Gott Einer, daß nur Ein Gott ſey, iſt eine Forderung, von welcher die menſchliche Vernunft nicht abgebracht werden kann. Wenn daher mehrere Götter in der That gelehrt wurden oder gelehrt zu werden ſchienen, ſo lehnte die erſtarkende Vernunft ſich dagegen auf und hielt ſolchen Anſchauungen ihrerſeits die Nothwendigkeit der Einheit Gottes entgegen. Dieſe Einheit faßte man jedoch zuletzt ausdrücklich als bloße Einheit: Gott wurde nach der Anſicht derer, die ſich für ſpeciell vernünftig achteten, ſo daß ſie ſich auch nach der Vernunft nannten, der bloß Eine.

Gott iſt nur Einer und dieſer Eine iſt Geiſt — das iſt der Satz des rationaliſtiſchen Theismus. Denken wir uns nun den bloß Einen, der Geiſt iſt! Nothwendig erſcheint er uns als Eine geiſtige Maſſe, in der jedes Theilchen vollkommen dem andern gleicht, als eine Maſſe ohne alle Verſchiedenheit in ſich ſelber. Nun aber fragen wir: kann dieſe Maſſe ſich bewegen? Nein. Denn dieſes würde ſchon ein Princip und einen Gegenſtand des Bewegens, ein Bewegendes und ein Bewegtes, ein Actives und ein Paſſives, ein Herrſchendes und ein Beherrſchtes vorausſetzen, und mit der bloßen Einheit wäre es vorbei.

Kann aber der bloß Eine — der bloß Eine Geiſt — ſich nicht einmal bewegen, ſo kann er offenbar nichts von alledem, was ihm die Theiſten beilegen: er iſt jedes lebendigen Actes unfähig. Wie ſollte der bloß Eine zugleich ſeyn, fühlen und denken? Wie ſollte er zugleich nothwendig und frei ſeyn? Wie könnte er ſelbſtſtändig. ſelbſtbewußt ſeyn ohne Selbſt und ohne Wiſſen, ohne daß er zugleich Selbſt und Gegenſtand wäre, an und über welchem das Selbſt ſich allein als ſolches zu erkennen vermag? Wie könnte der bloß Eine ſchaffen ohne Stoff, den er beherrſchte, wie könnte er fühlen ohne Gemüth und Herz, wie könnte er denken ohne Geiſt im werkzeuglichen Sinne, wie könnte er wollen, wollen im höchſten Sinne des Worts, ohne Geiſt in höchſter Potenz, ohne Selbſt zu ſeyn? Und die Theiſten verſichern uns, daß eben er allmächtig, allgütig, allwiſſend ꝛc. ꝛc. ſey, — daß er die Welt geſchaffen habe, wie ſie iſt, in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit; daß er ſie erhalte und idealen Zielen entgegenführe! Sie lehren Unſterblichkeit der Seele, ein Wiederſehen der Geſchiedenen im

Himmel und ewige Seligkeit! Womit in aller Welt ſollte der bloß Eine alle dieſe Dinge thun und herbeiführen? Womit ſollte er allmächtig ſeyn, womit allgütig, womit allgerecht? — Soll er vielleicht allgütig und allgerecht mit einem und demſelben Organe ſeyn? Wenn wir aber die Unmöglichkeit zugäben, daß ein und daſſelbe Organ für ſo weſentlich verſchiedene Functionen zu gebrauchen wäre — der bloß Eine hätte ja auch nicht dieſes einzige Organ! — Genug, der bloß Eine iſt keiner Action fähig! — und wenn wir es recht ſagen wollen, ſo kann er nur darum Alles, weil er eigentlich Nichts kann, und darum eins ſo gut wie das andre.

Könnte der bloß Eine ſeyn, ſo könnte nichts ſeyn, als er, und er könnte nur immer ſeyn, wie er iſt — es wäre das abſoluteſte Einerlei. Der bloß Eine kann aber gar nicht ſeyn. Die Eine geiſtige Maſſe wäre ohne Gegenſtand ſelbſt nur Stoff, ſie hätte nur gegenſtändliches Seyn; und dieſes iſt für ſich allein undenkbar. Würde aus dem Organismus, den wir Gott nennen, das herrſchende Princip, das Selbſt, herausgenommen und für ſich geſetzt, es würde ohne Herrſchaft und Herrlichkeit ſelbſt Materie werden und nicht mehr zu exiſtiren vermögen. Seyn, wahrhaft ſeyn, ewig ſeyn kann nur das Vollkommene, kann nur das Eine, das zugleich Alles iſt, der abſolute Organismus.

Es hilft nichts, den bloß Einen „Gott“ zu nennen und nun zu ſagen: weil er Gott iſt, muß er nothwendig Alles können, allmächtig, allgütig, allwiſſend, Schöpfer und Erhalter der Welt ſeyn. Man darf eben nur denjenigen Gott nennen, von welchem gezeigt werden kann, in wie fern und womit er Alles dieſes iſt und thut. Wenn der Theiſt aber gleichwohl verlangt, daß man an den bloß Einen glaube und ſich zu ihm als zu Gott verhalte, ſo verſagen ſich ihm denkende Köpfe mit Recht.

Wir wiſſen freilich, daß die Theiſten es beſſer im Sinn, als im Wort und Begriff haben. Sie wollen im Grunde doch auch nur denjenigen, von welchem alles das, was ſie von Gott ausſagen, nachweislich iſt. Ihr Satz iſt eine Forderung; und man darf nun hoffen, daß ſie in dem erwieſenen lebendigen Gott auch den von ihnen gewollten erkennen werden. —

Speciell philoſophiſch iſt die Lehre von dem bloß Einen, das auch Gott, ſchicklicher aber das göttliche Weſen genannt wird. Der theiſtiſche Gott iſt als Herr wenigſtens gemeint und kann daher männlich angeſprochen werden. Das Eine göttliche Weſen iſt aber nur der unendliche Quell, aus dem alles Beſondre fließt; und dieſe Eine göttliche Subſtanz, die ſich nothwendiger Weiſe, ohne alles höhere Wollen und ohne alle Vorſehung, in den einzelnen Dingen ausdrückt, als Herrn zu bezeichnen, wäre verkehrt.

Die Lehre von dieſem Einen, das Alles iſt, indem es allein das wahrhaft Seyende auch in den Dingen iſt, hat mehrere Darſtellungen erfahren. Die neuere Speculation hat die „Subſtanz“ des Vaters dieſer Lehre, Spinoza's, abſtract und todt genannt und ihrerſeits der ſtarren Maſſe eine lebendige Bewegung in ihr ſelbſt zu geben verſucht. Allein wie viel ihr hier gelungen und welch ein Fortſchritt in der Sphäre dieſes Philoſophirens überhaupt gemacht ſeyn mag, aus jener Subſtanz einen Gott zu bilden, der die Welt hervorbringen konnte, hat auch Hegel und ſeine Schule nicht vermocht. Wir finden in den verſchiedenen Werken Hegels über dieſen Gegenſtand widerſprechende Aeußerungen. Auf die einen ſich beziehend hat ein Theil ſeiner Schüler behauptet, der Gott Hegels wäre die abſolute Perſönlichkeit; ein andrer hat aus den andern zu beweiſen geſucht, daß der Hegelſche Gott nur im Menſchen perſönlich werde. Thatſächlich haben die letztern das Feld behalten; und das auch offenbar mit Recht.

Entſchieden, durchgreifend, conſequent hat Hegel die abſolute Perſönlichkeit Gottes keineswegs gelehrt; er hat dieſem kein Verhältniß zur Welt gegeben, wie es der abſoluten Perſönlichkeit zukommt, und die auf eine ſolche zu deutenden Ausſprüche in ſeinen Darſtellungen durch andre wieder völlig in Frage geſtellt, d. h. er hat ſie ſo gut wie nicht gelehrt, ſondern nur, wie es ſcheint, in gewiſſen Momenten das Bedürfniß gefühlt, Gott als dieſe Perſönlichkeit zu faſſen. Nach der ganzen Art ſeines Philoſophirens konnte er aber dazu nicht gelangen: ſein Gott konnte nie Schöpfer der Welt werden, und er ſelber nie gemeint ſeyn, ihn wirklich als ſolchen darzuſtellen; wenn aber dieß nicht, ſo blieb nur übrig, was der conſequente Theil ſeiner Schüler als ſeine wahre Anſicht verkündigt.

Nach der Darſtellung eines dieſer Schüler iſt Gott ewig und das Univerſum gleich ewig mit Gott, dieſes aber in beſtändigem Wechſel des Entſtehens und Vergehens ſeiner Theilgebilde. Das menſchliche Individuum entſteht und vergeht; von perſönlicher Fortdauer nach dem Tode kann keine Rede ſeyn, und eine bewußte Vereinigung mit dem Unendlichen iſt der Seele nur während des irdiſchen Lebens in einzelnen Momenten des geſteigertſten Empfindens und Denkens möglich. Der Wechſel des Entſtehens und Vergehens iſt, wie ohne Anfang, ſo auch ohne Ende. Gott bewegt ſich im anfang- und endloſen Univerſum anfang- und endlos hin und her, ohne einen andern Zweck als den des Bewegens und ſeiner nur ihn ſelbſt bildenden Reſultate. Die einzelne Perſönlichkeit, die gern fortzuleben wünſchte, muß reſigniren; denn dem göttlichen Weſen iſt es nur um ſich ſelbſt, um ſeine Bewegung und Ausbildung zu thun. Gott wird im Menſchen, dadurch daß er die menſchliche Perſönlichkeit ſetzt, perſönlich, in der menſchlichen Wiſſenſchaft nach und nach auch ſelbſtbewußt und fähig, ſich als abſoluten Geiſt zu erfaſſen. Die Menſchen ſelbſt aber, welche ihm dazu dienen, haben davon nur momentanen und vergänglichen Nutzen; und wenn es dem abſoluten Selbſtbewußtſeyn in der abſoluten Philoſophie ſogar gelungen iſt, die Wirklichkeit zu erhalten, die es vorher entbehrte, ſo acceptirt es freilich dieſen letzten Sieg und genießt die Früchte deſſelben; die Werkzeuge dagegen, die ihm als ſolche dazu verholfen haben, ſind dem Nichts übergeben. Der Geiſt, der wirklich Geiſt geworden iſt, hat nun vor ſich ſtets noch die Gränzenloſigkeit und er bewegt ſich nach der letzten Steigerung endlos als wirklicher Geiſt, der aber, beim ſteten Auftauchen- und Untergehenlaſſen der Einzelgebilde, auch als ſolcher einzig und allein auf ſich ſelber und ſeine Befriedigung bedacht iſt.

Trotz aller Gegenreden, für die man bei der Mehrſeitigkeit der Hegel'ſchen Darſtellungen und, man darf es wohl ſagen, bei der Zweideutigkeit vieler ſeiner Ausdrücke freilich auch Belegſtellen finden kann, iſt dieß die eigentliche und wirkſam gewordene Lehre des Philoſophen. Es konnte nicht anders ſeyn. Entweder, oder! Entweder ein Gott, der ewiger Weiſe Einer und Alles, Alles in Allem iſt, der die Welt in keiner Art braucht, um ſich ſelber zu vollenden und wahrer Gott zu werden, der ſie aber eben deßwegen zu ſchaffen im Stande iſt — oder ein ewiger Gott mit einem ebenſo ewigen Univerſum, alſo ein anfang- und endloſes Univerſum, ein anfang- und endloſes Entſtehen und Vergehen der Einzelgebilde im Univerſum. Ein Drittes gibt es nicht. Man kann ſich nun wohl ſo ausdrücken, als ob man ſowohl das eine wie das andre zu ſtützen vermöchte; aber der Glaube an ſolche Reden kann nicht dauern. Endlich kommt die Wahrheit an den Tag und es zeigt ſich, daß es beſſer geweſen wäre, ſich zu ſeinem Grundgedanken und den nothwendigen Conſequenzen deſſelben ſogleich offen zu bekennen.

Das letzte Product einer gewiſſen Art, zu philoſophiren, hat es in der Hauptſache — in Hinſicht der Welterklärung — nicht eigentlich weiter gebracht als das erſte, welches von den Bekennern des letzten abſtract und todt genannt wird. Wir haben durch das letzte Syſtem das ewige „Abſolute“ nur mit einer Art freier Bewegungskraft in ſich ſelbſt und dazu das ebenſo ewige Univerſum erhalten. Prüfen wir dieſes Ergebniß!

Durch den Satz: „Die Welt iſt gleich ewig mit Gott“, ſcheint die große Schwierigkeit, aus dem Einen göttlichen Weſen die Mannigfaltigkeit weltlicher Dinge abzuleiten, geſchickt umgangen. In der That aber ſcheint es nur ſo. Wir werden immer fragen: wie kommt es, daß dem Einen Unſichtbaren nicht auch Ein Sichtbares entſpricht, ſondern ein gegliedertes — ein wirklich und noch dazu ein eben ſo gegliedertes? Wie kommt es, daß im Univerſum eine Erde iſt und auf dieſer Erde eine Natur und ein Menſchengeſchlecht mit einer nach Geſetzen vor ſich gehenden Entwicklung? Kann es beſtimmte Wirkungen geben ohne beſtimmte Urſachen — und wo wären in eurem ewigen Abſoluten und in eurem ewigen Univerſum die beſtimmten Urſachen zu eben dieſer Organiſation des Menſchen und zu eben dieſer Entwicklung der Geſchichte zu finden?

Die Lehre, wornach Gott und Weltall für gleich ewig erklärt werden, gehört ebenſo wie die Lehre von dem bloß Einen zu den völlig nichtserklärenden. Auf alle jene Fragen können die Anhänger auch nicht Eine Antwort geben, die wirklich etwas ſagte. Und welche Vorſtellung, die Vorſtellung von einem Gott, der die ſchon wirkliche Materie (ohne welche das Univerſum nicht denkbar!) — die Materie im äußerlichſten und gemeinſten Sinne des Worts, ewig auf dem Halſe hätte! — der unmittelbar mit ihr ſeyn und verkehren müßte, über ſie ſelbſt nicht die geringſte freie Verfügung hätte und ſie, wie nicht werden laſſen, ſo auch nicht verklären könnte! — Dieſes Abſolute mit ſeinem gleich ewigen Univerſum trägt den Namen Gott wo möglich mit noch geringerem Recht als der bloß Eine; es iſt nicht die abſolute Macht, ſondern die abſolute Ohnmacht, der nur Geiſt genannte, in Wahrheit aber blinde Grund einer ſinnlos gränzenloſen Bewegung.

Das Ziel menſchlicher Erkenntniß iſt die Unterſcheidung des ewigen und des zeitlichen Seyns als weſentlich verſchiedener Formen des Seyns. Man gebraucht das Wort Ewigkeit noch immer ſo, als ob es gleichbedeutend wäre mit gränzenloſer Zeit. Aber das ewige Seyn für ein gränzenloſes zeitliches Seyn erklären, iſt ebenſo, als wenn man ſagen wollte: die Schönheit iſt eine gränzenloſe Häßlichkeit. Ewiges Seyn hat das vollkommene — das vollkommen wollende und könnende Weſen; das zeitliche Seyn eignet nur dem Geſchöpf, und zwar entſteht das, was wir jetzt Zeit nennen, erſt mit dem Verluſt ſeiner erſten Vollkommenheit, mit dem Verluſt des centralen Seyns, mit der Oberherrſchaft deſſen, was im vollkommenen Seyn Baſis iſt und dienen muß. Die Zeitlichkeit iſt der Weg vom excentriſchen und unvollkommenen Seyn zum vollkommenen, der Weg vom Verluſt der Herrlichkeit über die ihrer Natur nach dienenden Mächte zum Wiedergewinn und unverlierbaren Beſitz derſelben. — Ueber dieſe Verhältniſſe werden wir uns ſpäter eingehend erklären; für jetzt genügt der Hinweis auf den Unterſchied, um an und neben ihm um ſo klarer erkennen zu laſſen, daß ein ewiges Univerſum, ein anfang- und endloſes materielles Univerſum, eine Unmöglichkeit iſt.

Im Univerſum nämlich waltet die Zeit und es geſchehen beſtimmte Dinge in beſtimmten Momenten der Zeit. Wäre nun aber das Univerſum ohne Anfang, ſo könnte nie etwas Beſtimmtes in einem beſtimmten Momente der Zeit geſchehen: weil von der Anfangloſigkeit zu dieſem beſtimmten Momente nie zu gelangen wäre.

Die zeitliche Entſtehung des Menſchen auf der Erde iſt eine conſtatirte Thatſache. Fragen wir, wie lang es gedauert habe, bis der Menſch entſtand, ſo kann die Antwort im Sinne der Lehre vom ewigen Univerſum nur ſeyn: eine gränzenloſe Zeit. Denn wenn wir von dem Momente der Entſtehung rückwärts gehen wollten, ſo würden wir an dem Anfang des anfangloſen Univerſums niemals ankommen, d. h. die Zeit von der Entſtehung des Menſchen bis zum Anfang des Univerſums zurück wäre gränzenlos. Nun bleibt die Länge dieſer Zeit aber dieſelbe, ob wir ſie uns von dem Zeitmomente zur Anfangloſigkeit zurück oder von dieſer zu dem Zeitmoment herlaufend denken. Iſt von dieſem bis zur Anfangloſigkeit nur ein gränzenloſes, zielloſes Gehen denkbar, ſo findet daſſelbe ſtatt von der Anfangloſigkeit bis zu dem Moment, d. h. das Ziel dieſes Moments wird niemals erreicht — zur Entſtehung des Menſchen kann es niemals kommen.

Man glaubt wunder wie ſicher zu gehen, wenn man das Weltall als anfang- und endlos, die Zeit als gränzenlos annimmt; aber unter dieſer Vorausſetzung iſt weder das Kleinſte noch das Größte — es iſt gar nichts Beſtimmtes begreiflich zu machen. Die Anhänger jener Lehre kennen thatſächlich beſtimmte Ereigniſſe und reden ſich nun ein, dieſer Weg müßte gleichwohl durchlaufen werden können: das wirkliche Geſchehenſeyn iſt ihnen der Beweis für die Möglichkeit des von ihnen angenommenen Unmöglichen. Aber in dieſem Geſchehenſeyn müßten ſie vielmehr den Beweis erblicken, daß das Gegentheil ihres Satzes wahr iſt: daß die Welt und die Zeit einen Anfang gehabt haben, von welchem aus allein auch beſtimmte Momente in der Zeit erreicht werden konnten.

Was aber — fragt man uns — war vor der Welt und vor der Zeit? Antwort: das vollkommen wollende und könnende Weſen, die Ewigkeit des göttlichen Seyns. Daß es von dieſer Ewigkeit aus nicht unmöglich, ſondern vielmehr allein möglich iſt, zu einem Anfang der Zeit und zu beſtimmten Ereigniſſen in der Zeit zu gelangen, das hoffen wir ſeines Ortes beweiſen zu können.

Für jetzt noch einige Bemerkungen, welche, das Bisherige näher beſtimmend, zum Schluſſe führen.

Wir haben geſehen, daß bei der Lehre eines ewigen göttlichen Weſens mit gleich ewigem Univerſum die Menſchheit nicht um ein Haar beſſer fährt, als bei der Lehre des Materialismus. Die Individuen entſtehen und vergehen als ſolche hier wie dort, und gegenüber dem Ideal des vollkommenen, ewigen Seyns bleibt dem Einzelnen nur — die Reſignation. Wir ſtehen nicht an, in dieſer Beziehung den Materialismus einen Fortſchritt zu nennen — einen Fortſchritt zu größerer Conſequenz. Die Materie mit einer an ihr haftenden geiſtigen Kraft hat weder Herz noch Vernunft, ſie kann, vorausgeſetzt daß ſie den Menſchen hervorzubringen vermochte, ihn herz- und ſinnlos wieder zu Nichts vergehen laſſen. Wenn aber eben ſo herz- und vernunftlos das göttliche Weſen verfährt, dann liegt hierin ein grober Widerſpruch gegen den Begriff des Göttlichen. Das „ewig verſchlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer", als Gott gedacht, iſt ein potenzirter Gräuel.

Es iſt recht ſchön, wenn man ſagt: „der Menſch, der entſteht, ſoll ſich begnügen, eine Zeitlang zu leben; er ſoll ſich dieſes Lebens freuen und Gott dafür danken, wenn er es ſterbend auch abſolut verliert; er ſoll entſagen, ſich aufgeben können — mit einem Wort: er ſoll kein Egoiſt ſeyn." Wenn ſich aber der Egoismus für den Menſchen nicht geziemt, ſo geziemt er ſich noch unvergleichlich weniger für Gott. Und wenn der Menſch allerdings nicht berechtigt iſt, von Gott ewiges Leben zu verlangen, ſo iſt es doch Gottes allein würdig, es ihm zu geben.

Wenn es Gottes würdig iſt, den Menſchen, ſeinen Geſchöpfen, ſeinen Kindern, ewiges Leben zu verleihen, ſo muß er dieß freilich auch können! Der Gott der bezeichneten Philoſophen kann es nicht; und wir machen es nun auch nicht ſowohl ihm zum Verbrechen, daß er die Menſchen zu Nichts vergehen läßt, als wir die Philoſophen dafür belangen, daß ſie keinen beſſern Gott haben — daß ſie ein Weſen, welches ſeinen Abkömmlingen nicht wahres, d. h. ewiges Seyn zu geben vermag, Gott nennen.

Der Gott jener Philoſophen iſt das Eine und allgemeine Weſen, das allein iſt und auch im einzelnen Menſchen ſo das Seyende iſt, daß derſelbe für ſich nichts iſt. Dieſer Gott iſt mithin allein Alles; aber Alles im materiellen, im ſchlechten

Sinne des Worts. Er iſt ſo bloß materiell Alles, daß er gar nichts Dauerndes zu produciren, ſondern nur abſolut egoiſtiſch zu ſeyn und ſich zu bewegen vermag. Bei ſeiner Thätigkeit kommt nur für ihn allein etwas heraus; aber auch ſein Gewinn iſt nicht als wahrer Gewinn zu faſſen. In dem letzten derartigen Syſtem bewegt er ſich, wie wir ſahen, durch Natur und Geſchichte hindurch und wird dadurch, was er an und für ſich nicht iſt: wirklich vollkommenes Weſen. Nun ſollte man glauben, daß er wenigſtens jetzt, wo er ſeine Carriere gemacht und ſein Ziel erreicht hat, etwas Fürſichſeyendes und Dauerndes zu ſchaffen verſuchte. Keineswegs; er bleibt, wie er geworden iſt; den edelſten Drang, als Vollkommenes auch Vollkommenes zu produciren, hat er nicht; ſeine Bewegungsfähigkeit iſt eben nur im Kopf des Philoſophen und ſeine Bewegung nur eine angebliche geweſen — er iſt im Grunde noch immer nichts, als das bloß Eine und als ſolches weſentlich unfruchtbar.

Hat Goethe Recht, wenn er ſagt: „Was fruchtbar iſt, allein iſt wahr“, ſo iſt dieſer Gott unwahr.

Der Gedanke, daß nur Gott iſt und daß er Alles in Allem, iſt ein großer Gedanke. Wie nothwendig es war, ihn auszuſprechen und ihn zum Hauptſatz eines Syſtems zu machen, erkennen wir aus der Geſchichte der Philoſophie. Die Vorſtellung von Gott als einem beſondern Weſen hat durch die Geiſtesthat Spinoza's ihre wiſſenſchaftliche Beſeitigung erfahren und die höchſte Aufgabe, Gott als das wahre Alles zu erkennen, war den Denkern geſtellt. Es hat ſich nun auch wohl der Mühe gelohnt, mit dieſem Gedanken ferner zu operiren und die Erkenntniß Gottes als des wahren Alles ſo und ſo anzuſtreben.

Jeder Verſuch, jede Durchführung einer beſtimmten Idee zu dieſem Ziele hin iſt ehrwürdig und die Philoſophie der neuern Zeit in dieſer Beziehung der größte Gewinn des

Geiſtes. In jedem folgenden Syſtem iſt auch in der That ein Schritt näher zum Ziele geſchehen. Der Schelling'ſchen Naturphiloſophie und in Folge davon dem Syſtem Hegels lag der Wille zu Grunde: das unmittelbar Göttliche als ein durch ſeinen Gegenſatz hindurchgegangenes, bewußtes und durch Bewußtſeyn vollendetes Göttliche zu haben. In der That iſt dadurch auch ein höherer Begriff des Göttlichen gewonnen worden als der ſpinoziſtiſche. Daß aber Gott gleichwohl nicht auf ſolche Weiſe ſich vollenden kann, fühlt gegenwärtig jeder tiefere Geiſt. Der Urheber der Naturphiloſophie hat es am früheſten erkannt und darum eine zweite Lehre geſchaffen, in welcher er Gott als den ewiger Weiſe vollkommenen und die Welt als ſeine freie Schöpfung darſtellt. Dieſe Lehre, zu München und Berlin vorgetragen, erfährt dermalen ihre Veröffentlichung durch den Druck, und hat, wenn ſie in allen ihren Theilen vorliegt, ihre Sache ſelber zu führen. Hegel, der Mitarbeiter des jungen Schelling, hielt an dem naturphiloſophiſchen Gedanken feſt und bildete ihn in ſeiner Art nach allen Seiten aus. Der Neigung der Zeit entgegenkommend hat ſeine Darſtellung eine durchgreifende, ſie hat ihre Weltwirkung gehabt und Anhänger und Fortſetzer gewonnen, die gleichfalls eine große Thätigkeit entwickelt haben. Wie verdienſtlich aber auch ſonſt ihre Arbeiten ſeyn mögen — über den philoſophiſchen Grundgedanken des Meiſters iſt keiner hinausgekommen. In den Schriften derer, die im Widerſpruch zu Hegel eigene Doctrinen ausgebildet haben, bemerken wir ein Streben, den Gott zu finden, der es wirklich iſt — der Wirklichkeit und ihrer ewigen Urſachen ſich bewußt zu werden und jene aus dieſen abzuleiten. Daß das letztere durch einen von ihnen ſchon hinreichend geſchehen, wird keiner der neueſten Philoſophen behaupten; das Problem beſteht von ihnen aus noch immer; und was zu ſeiner Löſung auch gethan ſeyn mag — die Arbeit iſt immer wieder aufzunehmen, das Gewonnene und Zugewinnende immer mehr in überzeugende Klarheit zu führen.

Wir ſuchen den Gott, der urbildlich, ideell iſt, was die Welt abbildlich, reell iſt; wir ſuchen den, welcher das Princip der Einheit, der Mehrheit und der Allheit iſt — wir ſuchen den wahrhaft abſoluten Geiſt.

Wer kann auf dieſe Bezeichnung Anſpruch machen? Nicht der bloß Eine und nicht das bloß Eine. Wie dem erſtern, ſo müſſen wir auch dem letztern ſchon die Fähigkeit des Seyns, des Verharrens im Seyn abſprechen. Geſtehen wir es ihm aber zu, ſo könnte es doch in Wahrheit nur ewig daſſelbe ſeyn. Ein ſolches Weſen abſolut — vollkommen, vollendet zu nennen, iſt aber eine contradictio in adjecto. Was vollkommen iſt, das muß irgendwie gegangen und gekommen — was vollendet iſt, muß irgendwie von einem Anfang zu einem Ende, zur Vollendung gelangt ſeyn. Das haben die Urheber der letzten Syſteme wohl gefühlt und darum ihr Eines durch die Welt hindurchgehend zu einer Art von Vollendung gelangen laſſen. Aber abgeſehen davon, daß ein ſolcher Proceß unmöglich iſt, weil eben die Welt ohne den ſchon Vollkommenen, ohne den abſolut Lebendigen und Mächtigen gar nicht entſtehen und ſeyn kann, ſo iſt die Vollendung des durch die Welt Hindurchgegangenen auch nicht eine wahre und lebendige, was ſchon daraus erhellt, daß jene Philoſophen mit ihrem, unter ſo großen Anſtrengungen fertig gewordenen Abſoluten doch als mit einer lebendigen Macht nichts mehr anzufangen wußten. Gott muß aus allen Gründen vor der Welt abſolut, vollendet, er muß ewiger Weiſe Einer und Alles, er muß das gegliederte göttliche Ganze, der abſolute Organismus ſeyn.

Sehen wir nun, was das gegliederte göttliche Ganze, verglichen mit dem ungegliederten — dem bloß ſogenannten Abſoluten — iſt und vermag und in wiefern es den

Namen des Abſoluten verdient im eigentlichen Sinne des Worts.

Gott als das gegliederte Ganze, als der göttliche Organismus, iſt zunächſt Herr, abſolutes Wollen und abſolutes ideelles Können, dem in den drei dienenden Principien das abſolute reelle Können entſpricht. Er iſt wollend und könnend nach allen Seiten — Wollen und Können producirend nach allen Seiten — in abſolutem Wollen und abſolutem Können abſolut herrlich und ſelig. Als herrſchendes Princip iſt er frei, er kann wählen und wechſeln, zum erſten, zweiten oder dritten dienenden Princip ſich geſellen, das erſte, zweite oder dritte ſeyn, je nach ſeinem Wohlgefallen. Er kann ſich hingeben an die heilige Tiefe des nothwendigen Seyns, wollend nothwendig ſeyn und ſich baden in dem Urborn, in dem ewigfließenden, unerſchöpflichen Quell des Lebens. Er kann ſich hingeben an das Princip des Gefühls und alle Seligkeit der Gefühlserzeugung, er kann ſich hingeben an das Princip des Denkens und alle Seligkeit der Ideenſchöpfung haben. Er kann ſich wieder erheben in ſeine Herrſcherſtellung und in ideeller Verbindung mit den dienenden Principien ſeiner allerhöchſten Herrlichkeit ſich erfreuen. Er kann der Herr und als ſolcher ideell Alles ſeyn, wenn er will; er kann aber, wenn er will, je ein Glied oder Organ, und er kann, wenn er will, die Harmonie des Ganzen ſeyn. Er kann gehen und ſtehen, Anfang und Ende ſeyn, relativer Abſchluß im Geiſt, abſoluter als herrſchendes Princip, je nach ſeinem Gutdünken.

Wie ſeltſam erſcheint uns hier die Furcht der Bekenner des bloß unendlichen Weſens: als ob Gott, wenn er auch die Principien des Endlichen und in ſofern ſelbſt endlich wäre, einen Verluſt erlitte! Vielmehr, wenn er nicht nach ſeinem Wollen auch Organ ſeyn, Theil ſeyn könnte, würde er an Macht eine Einbuße erleiden! Er würde nur unmittelbar und blind ſeyn, was er in realer Verbindung mit dem erſten dienenden Princip wollend iſt: nothwendig unendliches Seyn; —

er würde von alledem, was das wahrhaft Abſolute ſeyn kann, nur Eines und dieſes Eine ſchlechter ſeyn. Dagegen würde er nicht zugleich auch zweites und drittes Organ, nicht die Harmonie der Organe, nicht der Herr der Organe ſeyn können. Hieße das nun wahrhaft unendlich ſeyn? Es hieße vielmehr gemein unendlich, bloß unendlicher Stoff ſeyn. Wahrhaft unendlich iſt nur Der, der Alles ſeyn kann, was er ſeyn will; der die Macht hat, das Ganze, die Glieder und das gegliederte Ganze zu ſeyn, je nach ſeinem Gefallen; der als Herr frei iſt gegen die Glieder, durch die Glieder frei gegen ſich ſelbſt und damit fähig, er ſelbſt mit Willen zu ſeyn; der unbeſchränkte Macht hat nach allen Seiten, ſich frei bewegen kann nach allen Seiten und nichts ſeyn muß, weil er Alles ſeyn kann: wollend nothwendig, wollend er ſelbſt, wollend Einer und wollend Alles!

Das iſt der wahre, der lebendige Gott, der in der That und Wahrheit abſolute Geiſt! Er, der als ſolcher ſchon Alles iſt und Alles hat, er kann ſich auch halten im ewigen Seyn und allherrlich und allſelig leben ohne die Welt. Er hat die Welt nicht nöthig zu ſeiner Vollendung, denn er iſt ewiger Weiſe vollendet und er kann ewiger Weiſe den Gang der Vollendung geben. Aber weil er ſie nicht nöthig hat, darum eben kann er ſie ſchaffen. Er hat ſie nicht nöthig als Herr der dienenden Principien, in denen er zuvor ſchon Alles iſt und Alles beſitzt; er kann ſie aber ſchaffen als eben dieſer Herr, indem er, um einen populären, hier jedoch beſonders paſſenden Ausdruck zu brauchen, in jenen Principien das Zeug dazu hat — alles das nämlich, vermittelſt deſſen er zu ſchaffen vermag.

Gott ſelbſt, das Eine herrſchende Princip, hat an den dienenden Principien die Organe der Allmacht, der Allgüte und der Allweisheit. Er ſelbſt iſt Allmacht, Allgüte und Allweisheit ideell, in und mit den drei dienenden Principien iſt er es reell, wirklich, ausdrücklich; und nur ſofern er es auch ſo iſt, kann er reell oder wirklich ſchaffen. Zum wirklichen Schaffen gehören Werkzeuge, und dieſe hat er in den dienenden Principien, den Principien des reellen Könnens, die zuſammen das abſolute reelle Können ſind.

Der abſolut perſönliche Gott hat in ſeinem herrſchenden Princip die ideellen, in ſeinen dienenden Principien die reellen Mittel zur Schöpfung der Welt, zur Hervorbringung des Menſchen. Er als Ganzes iſt das Urbild, aus welchem die Abbilder der Welt im urſprünglichen Seyn und des einzelnen Menſchen abzuleiten ſind. Welt und Menſch exiſtiren, weil derjenige exiſtirt, der Einer und Alles iſt in organiſcher Verbindung — der abſolute Organismus. — — —

Wir ſind damit in der Erkenntniß des göttlichen Wie zu einem erſten Ziele gelangt, bei dem wir Halt machen, um den ganzen zurückgelegten Weg nochmal zu überſchauen und ſeine Ergebniſſe kurz zuſammenzufaſſen. Wir haben zunächſt erkannt, daß Gott iſt. In der eben beendeten Unterſuchung haben wir die Ueberzeugung gewonnen: daß Gott nicht bloß Einer oder Eines ſeyn kann; daß er auch nicht Eines ſeyn kann, welches in gewiſſem Sinn ideell Mehreres iſt, aber zu ſeiner Selbſtvollendung durch die Welt und den Menſchen ſich hindurchzubewegen nöthig hat, ſondern daß er ewiger Weiſe, vor der Welt und vollkommen unabhängig von ihr, Einer und Alles, ideell und reell Alles, abſolut fertig iſt: das im vollſten Sinn perſönliche, das im vollſten Sinn lebendige Weſen.

Iſt der Gewinn in dieſem Reſultat nicht zu verkennen, ſo drängen ſich in Bezug darauf gleichwohl zwei Fragen hervor. Wenn Gott ewiger Weiſe, d. h. vor der Welt und vor der Zeit, Herr dreier ihm lebendig verbundener Principien iſt, mithin der abſolute lebendige Organismus — iſt er dieß urſprünglich im eigentlichſten Verſtande? Hat er die drei Principien des reellen Könnens an ſich, wie er iſt — oder hat er ſich dieſelben gegeben, aus ſich ſelbſt entſtehen und hervorgehen laſſen? — Die zweite Frage bezieht ſich auf die jetzige Wirklichkeit und auf die Forderung, die von ihr aus an den Complex der Urſachen geſtellt werden muß. Wenn Gott, wie wir ihn bis jetzt kennen gelernt haben, die Mittel beſitzt zur Welt- und Menſchenſchöpfung, iſt dieß im ausſchließlichen Sinne zu verſtehen? Haben wir in ihm in der That für alles Abbildliche ſchon das Urbildliche entdeckt, oder bleiben uns noch Momente zu finden übrig?

Dieſe Fragen zu beantworten iſt die Aufgabe der nächſten Unterſuchung.

Dritter Abſchnitt.

Der lebendige Gott im Urſtand.

Hat der Forſcher die Ueberzeugung gewonnen, daß Gott iſt, ſo ſieht er ihn zuerſt, wie er ihn ſich denken muß als Urbild des bekannten Gewordenen, als ewige Vorausſetzung der Welt und des Menſchen. Zur Erklärung des gewordenen einzelnen Organismus braucht er den ewigen abſoluten Organismus — den organiſirten Gott, den Herrn realer Principien. Wenn er ihn nun ſo erkennt und nennt, ſo iſt er dazu vollkommen berechtigt. Gott iſt vor der Welt, vor der Weltſchöpfung in der That der real organiſirte Gott, und nur als ſolcher vermag er die Welt zu ſchaffen. Gott iſt ſo, wie wir ihn im vorigen Abſchnitt geſchildert haben, in einem beſtimmten Momente ſeines ewigen Seyns, und wir haben ihn alſo nach der Wahrheit geſchildert. Aber allerdings nicht nach aller Wahrheit. Denn Gott iſt der ſo organiſirte, wie wir ihn dargeſtellt haben, nicht eo ipso. nicht wie er iſt, und — er iſt noch mehr als das, er hat als abſoluter Geiſt Fähigkeiten, zu deren beſonderer Hervorhebung wir noch nicht gekommen ſind.

Die beiden Fragen, die ſich uns in Bezug auf das Ergebniß der vorigen Unterſuchung aufgeworfen haben, beantworten ſich zuſammen, in einer und derſelben Entwicklung.

Daß Gott als organiſirter, als das gegliederte göttliche Ganze, nicht abſolut ewig ſeyn kann, liegt ſchon im Ausdruck. Das Organiſirte iſt entweder organiſirt worden, oder es hat ſich ſelbſt organiſirt. Der ausgebildete Organismus — und als dieſen haben wir Gott geſchildert! — ſetzt eine Ausbildung, ein Geſchehen, mithin etwas voraus, das vor dem Geſchehen war. Da nun von einem Ausgebildet- und Organiſirtwerden im einſeitig paſſiven Sinn bei Gott keine Rede ſeyn kann, ſo ſehen wir ſchon jetzt, daß Gott, der organiſirte, ſich ſelbſt organiſirt haben muß.

Der organiſirte Gott iſt Herr dreier realer Principien. Reale Principien, die nicht nur für den Herrn, ſondern zugleich für ſich ſind, die beſtimmtes eigenes Leben haben, ſetzen eine Realiſirung, mithin etwas voraus, das vor ihnen war und die Realiſirung vollzog.

Nähmen wir an, daß Gott, wie er iſt, real organiſirt wäre, ſo fände er ſich, wie er iſt, als Herrn der dienenden Principien; dieſe wären ihm als ſolche gegeben, angethan, und er wäre nicht ihr abſoluter Herr. Ihr abſoluter Herr aber muß er ſeyn, wenn er Gott ſeyn ſoll; daher muß er auch ihr Urgrund und ihr Urheber ſeyn.

Wenn wir nun im vorigen Abſchnitt geſagt haben, Gott ſey der Herr der drei realen Principien ewiger Weiſe, ſo kann das, wie wir jetzt ſehen, nur heißen: in einem Momente ſeines ewigen Seyns. In der Ewigkeit (wie ſpäter näher gezeigt werden ſoll) gibt es gleichfalls ein Vorher und Nachher. Das Nachher im gegenwärtigen Fall iſt der organiſirte Gott, das Vorher derjenige, der die Macht hat, ſich zu organiſiren. Dieſen, die nothwendige Vorausſetzung des organiſirten, den der Selbſtentwicklung fähigen, haben wir nun zu finden und darzuſtellen. — —

Gott als Herr dreier realer Principien iſt ſelbſt etwas in der Ewigkeit Gewordenes — er war vorher das Princip deſſelben. Wie iſt er nun als ſolches zu denken? Was mußte er vor allem ſeyn, um die Vorausſetzung der abſoluten Organiſation zu ſeyn?

Vor allem derjenige, der potentiell Alles iſt, der Allwollende, der Allkönnende im ideellſten Sinne des Worts, der Eine, welcher abſolute Potentialität, Allmöglichkeit iſt.

Zum Allwollenden gehört vor allem, daß er ſey, nothwendigerweiſe ſey, mithin das Seyn als nothwendiges. Um Allwollender zu ſeyn, muß Gott eo ipso. d. h. ewig ſeyn im vollſten Sinne des Worts; er muß ſo ſeyn, daß das Nichtſeyn eine Unmöglichkeit, das Seyn gar keine Frage iſt, d. h. er muß nothwendig ſeyn, nothwendiges Seyn haben.

Dann aber gehört zum Allwollenden, daß er dieſes nothwendige Seyn für ſich ſelbſt wolle, daß er wollend ſey, und als wollend erhaben darüber, in unmittelbarſter Weiſe frei dagegen, Herr des Seyns.

Gott, der Allwollende, iſt beides, wie er iſt: ſeyend und ſeyn wollend, ewig ſeyend und ewig ſeyn wollend; als ewig ſeyn Wollender das ewige Seyn ewig überfliegend und in unmittelbarſter Weiſe beherrſchend.

Das abſolut Ungewordene, das, in welchem noch gar nichts, auch nichts ewiger Weiſe Gewordenes iſt — und dieſes eben ſuchen wir — das urewig Anfangende und Erſte iſt das göttliche Selbſt. Dieſes iſt aber als Ungewordenes nothwendig, unmittelbar ſeyend, und als Selbſt unmittelbar wollend; es iſt urſprüngliches, unmittelbares Seyn, urſprüngliches, unmittelbares Wollen.

In dem abſolut Ungewordenen unterſcheiden wir mithin ſogleich dreierlei: das Seyn, das Wollen und dasjenige, welches ſeyend und wollend iſt. Wir unterſcheiden das Eine Subject und zwei Prädikate, — das Eine Herrſchende und zwei Dienende, wovon das eine (das Seyn) das niedrigere, das andre (das Wollen) das höhere iſt.

Dieſe drei ſind im Ungewordenen in unmittelbarſter lebendiger Einheit. In Wahrheit, in der That (im lebendigen Act) iſt nur das Eine herrſchende Selbſt. Denken wir uns dieſes ſeyend und ſeyn wollend, ſo iſt das Seyn in das herrſchende Wollen, das Wollen in das herrſchende Wollende verſchlungen. Das Selbſt iſt und will; aber es iſt nur ſelbſt, es will nur ſich ſelbſt, es lebt völlig in ſich und für ſich, es hat ſeyend und wollend nur ſich und genießt nur ſich ſelbſt.

Das Leben des göttlichen Selbſt, wo dieſes in unmittelbarſter Weiſe iſt und will, iſt das Urleben Gottes, dasjenige, dem Nichts vorausgehen kann, der urewige Anfang alles ewig und zeitlich Gewordenen. Es iſt das Leben Gottes in der allerreinſten Innerlichkeit, Idealität, Göttlichkeit. In Bezug auf das ſpätere iſt es das keimlichſte, verſchloſſenſte, aber zugleich das einheitlichſte, ſelbſtinnigſte, centralſte Leben Gottes. Es iſt der Punkt, in welchem alles ſpäter Hervortretende ureinig beſchloſſen iſt, der Punkt ohne reale Ausdehnung, in dem aber die Macht aller Ausdehnung liegt.

Das göttliche Selbſt, welches in unmittelbarſter Weiſe ſeyend und wollend iſt, Seyn und Wollen an ſich hat, iſt in unmittelbarſter Weiſe Herr des Seyns und Herr des Wollens; es iſt in unmittelbarſter Weiſe durch das Wollen frei gegen das Seyn und durch das Seyn frei gegen das Wollen. Ganz nach ſeinem Wohlgefallen kann es entweder mehr ſeyend oder mehr wollend ſeyn, activ wollend das Seyn im lebendig herrſchenden Wollen aufheben, oder dem Seyn ſich hingebend das active Wollen ſuspendiren. Es kann dieß und es thut dieß in unmittelbarſter Lebensbewegung.

Wenn aber Gott in unmittelbarſter Weiſe ſeyend und wollend iſt, ſo hat er in ſeinem nothwendigen Seyn und urſprünglichen Wollen eben die objective, wie in ſich ſelbſt die ſubjective Vorausſetzung der Entwicklung, der Gliederung, der Organiſation.

Wir müſſen hier ſchon ausſprechen, was ſpäter an den betreffenden Stellen wiederholt zu ſagen iſt, daß Gott zwar nach ſeinem Wohlgefallen ſich fortbewegt und ſich keineswegs fortbewegen muß, daß aber ſein Wohlgefallen eben der Natur der Dinge, d. i. ſeiner eigenen Natur, ſeinem Weſen entſpricht. Gott iſt ſchon in ſeinem Urſeyn Einer und Alles, er iſt abſolute Potentialität, hat Alles in ſeiner Macht; er iſt in ſeinem Urſeyn allherrlich und allſelig und über jedes zwingende Bedürfniß erhaben. Wenn er ſich daraus hervorbewegt, ſo wird er ſich auf der einen Seite allerdings etwas geben, auf der andern aber auch etwas aufgeben, nämlich eben die allerreinſte Innerlichkeit. Deſſenungeachtet — hat er nun ſein urerſtes Leben nach ſeinem Wollen und Gefallen gelebt, dann liegt es in ſeinem Weſen, zu einem neuen fortzugehen, ſich ſelbſt in einer neuen Form darzuſtellen; und nach ſeinem Wollen und Gefallen, im Einklang mit ſeinem Weſen, vollzieht er es.

Gott thut aber nach ſeinem Weſen und Wollen das von ſeiner Ur-Einheit aus zunächſt Mögliche. Dieß iſt nicht die reelle Gliederung, wie wir ſie in der vorigen Unterſuchung gefunden haben, ſondern die Vorausſetzung derſelben, die ideelle, innerliche, geiſtige Gliederung — die Unterſcheidung, Scheidung, ideelle Fürſichſetzung und Vollendung der ureinigen Elemente.

Das Erſte, was dem herrſchenden Selbſt als Object der Beſonderung ſich darſtellt, iſt das nothwendige Seyn. Dieſes iſt unmittelbar an ihm, unter ihm, der ewig lebendige Grund des lebendigen Selbſt, der urſprüngliche, d. h. ewig hervorſpringende, ewig ſtrömende Quell ſeines unmittelbaren Lebens. Das Wollen ſteht nach dem Range dem Selbſt näher, iſt ſein unmittelbarer Ausdruck, ſein Erzeugniß, und ſetzt als das höhere Leben das niedrigere voraus. Dieſes, das nothwendige Seyn, iſt zugleich mit dem Selbſt, es iſt, wenn man das Wort metaphyſiſch nehmen will, mit ihm von gleichem Alter, das Erſte, und hat in dieſer Hinſicht auch vor dem Wollen etwas voraus. Dem Selbſt aber nach dem Range ferner und als Baſis unter ihm ſtehend, mit ſeiner eignen untern Seite in abgründliche Tiefen hinabreichend und damit dem Selbſt, als dem Oberſten, geradezu entgegengeſetzt, iſt es dieſem nothwendig der erſte Gegenſtand der Unterſcheidung.

Wenn der Ur-Eine ſein unmittelbares, aus Urtiefen ewig hervorquellendes Leben von ſich, dem Herrſchenden, Lichten, Uebermächtigen, unterſcheidet und ſcheidet, ſo begeht er keinen Act der Willkür. Das nothwendige Seyn iſt dem Begriff nach etwas Beſonderes, Einziges, alſo durch ſein eignes Weſen zur Beſonderung Beſtimmtes, in dieſer ſeine Beſtimmung Erreichendes. Indem Gott es für ſich faßt, ihm ein ideelles Fürſichſeyn gibt, es als das erſte Glied des ideellen Organismus beſtimmt, verfährt er nach ſeinem Willen und zugleich in Uebereinſtimmung mit dem Weſen des Seyns.

Das nothwendige Seyn in der zunächſt möglichen ideellen Sphäre für ſich ſetzen, als Moment ſetzen, heißt ihm die zunächſt mögliche ideelle Selbſtſtändigkeit geben. Sobald Gott durch einen Act des Selbſt, der Wollen und Ur-Denken in Einem iſt, ſein nothwendiges Seyn für ſich faßt, iſt es geiſtig von ihm geſchieden und hat ein eignes Leben ihm gegenüber erhalten. Alles von uns Menſchen Gedachte ſchon iſt als ſolches etwas für ſich geworden, es bleibt für ſich und kann ſich uns darſtellen, gegenüberſtellen; um wie viel mehr das nothwendige Seyn, wenn Gott es in der Urbedeutung des Worts als Beſonderes denkt und wollend ſetzt! Zwar iſt es nur das erſte Herausſtellen aus der Einheit des urewigen Lebens; das von dem Selbſt geſchiedene Seyn iſt als ſolches doch zunächſt an dem Selbſt und unmittelbar von ihm überherrſcht; es hat nur das nächſt mögliche eigne Seyn, iſt von dem göttlichen Selbſt angezogen und in der nächſten Nähe gehalten; — gleichwohl hat Gott in ſeiner Beſonderung den erſten Schritt aus ſich heraus gethan, die erſte Emancipation ſeines urſprünglichen Seyns vollzogen, dieſem ein freieres Verhältniß zu ſich gegeben und ein freieres Verhältniß zu ihm gewonnen.

Die erſtmögliche Organiſation iſt die erſte Production und Ausdehnung des göttlichen Selbſt, die Organiſation ſeines eigenſten Lebens, die rein geiſtige und, im Vergleich zur ſpätern, rein innerliche Gliederung des Urewigen. Wenn Gott in Setzung des erſten Moments aus ſich heraustritt, ſo iſt dieß nur verhältnißmäßig, ein Heraustreten nur in Bezug auf ſein Leben als abſolut Ungewordenes, und weſentlich verſchieden von dem ſpätern Hervortreten in der realen, ausdrücklichen Organiſation. Die Organe als für ſich geſetzte geiſtige Momente ſind, ſo zu ſagen, unmündig im Vergleich zu den reell verwirklichten dienenden Principien. Sie ſind im Verhältniß zu Gott ſelbſt göttliche Naturen, deren jede in Ihm ihr Selbſt hat.

Wir haben indeſſen bis jetzt nur eines dieſer Organe und müſſen zeigen, wie das göttliche Selbſt zu der Mehrheit und Allheit derſelben gelangt.

Iſt das urewige Seyn für ſich geſetzt, Moment geworden, ſo hat das göttliche Selbſt zu ihm und ſeinem Leben ein Verhältniß freier Liebe. In dieſer Liebe dem Seyn ſich hingebend erſcheint ihm nun auch ſein Wollen als Object der Beſonderung. Gott ſieht ſein urſprüngliches Wollen in ſeiner Eigenthümlichkeit, als das Leben, das höher wie das des urſprünglichen Seyns und der Gegenſatz zu ihm iſt; und ſo faßt er auch dieſes zweite Leben und liebt es in freier Liebe wie das erſte. Indem er aber beide je nach ihrer Eigenthümlichkeit faſſend und liebend beide als Gegenſätze ſchaut, erhebt ſich in ihm der höhere, zweite Wille: beide zu vergleichen, beide vergleichend zu hegen und das Leben beider in ſich abzuſchließen. Damit gewinnt er ſich als das frei Seyende und Wollende, über dem Seyn und dem unmittelbaren Wollen Schwebende, beide ſeyn Könnende und beide Vergleichende. Als dieſes iſt er auch noch etwas Beſonderes, wenn ſchon das höchſte und freieſte Beſondere: das vergleichend abſchließende. Er ſieht auch dieſes zweite, höhere Wollen als ein Object der Beſonderung, faßt es für ſich in der Eigenthümlichkeit ſeines Lebens und ſetzt es als drittes Moment. Damit iſt aber die Gliederung abgeſchloſſen. Ueber das Moment der Vergleichung hinaus gibt es kein beſonderes Organ mehr, die Mehrheit der Organe iſt zur Allheit vollendet, und das Selbſt ſchwebt über allen, ſie alle wollend und ſeyend, ſie alle hegend und haltend. Gott, welcher, unmittelbar ſeyend und wollend, der Ur-Eine war, iſt als Herr der drei Momente, als derjenige, der nach ſeinem Willen im erſten, zweiten und dritten ſeyn kann, der All-Eine geworden, hat ſich ſelbſt zum All-Einen erhöht.

Faſſen wir das Bisherige zuſammen, um in weiterer Beleuchtung des Gegenſtandes zur Erörterung neuer Fragen zu gelangen.

Gott in unmittelbarſter Auffaſſung iſt ſeyend und ſeynwollend und als ſolcher der Ur-Eine. Der Ur-Eine iſt der All-Eine und damit der Abſolute in potentia: er hat die Macht, der actuell All-Eine zu ſeyn, wenn er will; er iſt der Alles wollen und Alles ſeyn Könnende, ſofern er will. Braucht er nun dieſer Macht, unterſcheidet er die in ſeiner Ur-Einheit verſchlungenen Elemente und geht den Gang durch die Momente bis zur höchſten Herrſchaft über ſie, dann iſt er der All-Eine, der Abſolute, der Voll-Kommene actuell.

Wenn wir nun das ganze bisherige Leben Gottes das Urleben und den Stand darin ſeinen Urſtand nennen, ſo unterſcheiden wir doch auch ſchon hier den Einen, der, weil er Seyn und Wollen an ſich hat, nicht der bloß Eine, ſondern der herrſchend Eine, der Alles wollen und ſeyn Könnende iſt; wir unterſcheiden die Fortbewegung, die Setzung der Momente, und endlich denjenigen, der nach derſelben Einer und Alles, Alles in Allem iſt. Wir haben alſo ſchon hier das ungegliederte göttliche Ganze, das die Macht der Gliederung hat — die Action, den Weg der Gliederung, und zuletzt das gegliederte Ganze, den abſoluten Organismus. Aber wir haben dieß Alles in erſter Möglichkeit und Unmittelbarkeit; Gott iſt Alles, was er iſt, herrſchend ſelbſt; er hat in den drei Momenten die Naturen, welche die realen Principien werden können, aber nur, wenn er ſie dazu macht durch Acte, welche ſich von den Acten des Momenteſetzens weſentlich unterſcheiden. Die Setzung der Momente, die ideelle Vollendung, geſchieht durch die natürliche Fortbewegung des göttlichen Selbſt, es iſt die erſte Expanſion, das erſte freiere Leben in der Sphäre der reinen Geiſtigkeit. Die Setzung der realen Principien geſchieht in Folge eines eigentlichen Beſchluſſes und iſt eine Herausſetzung aus dieſer Sphäre. Gott, der im Urſtande Alles in Allem iſt, mithin, wenn er will, der abſolute Organismus, iſt dieß in ideellſter Weiſe.

Der ideelle göttliche Organismus iſt das Vorbild des reellen; der Ur-Eine iſt das Vorbild des ideellen Organismus. Aber auch der Ur-Eine iſt nicht der bloß Eine; der Ur-Eine iſt der wollend Eine, der lebendig Eine, der herrſchend Eine, — der Eine, der als ewig Männliches das ewig Weibliche iſt und an ſich hat — der Vater aller Dinge.

Wir erkennen hier, daß die Begriffe des bloß Einen männlichen und des bloß Einen ſächlichen Geſchlechts die zerſchnittenen Glieder des lebendig Einen ſind — des Einen Wollenden, der in ſeinem nothwendigen Seyn zugleich das Können iſt. Der bloß Eine iſt der Wollende ohne nothwendiges Seyn, das bloß Eine iſt das nothwendige Seyn ohne den Wollenden, ohne das Selbſt oder Subject, das es (nämlich dieſes Seyn) iſt; alſo der bloß Eine des rationaliſtiſchen Theismus iſt das ſeynsloſe göttliche Selbſt, das bloß Eine der neuern Philoſophie iſt das ſelbſtloſe göttliche Seyn. Aus dem bloß Einen der Theiſten war nichts weiter zu machen, weil dieſe der Blüthe, die ſie hatten, die Wurzel andichteten. Dagegen konnte die Philoſophie von der Wurzel aus in ſucceſſiver Entwicklung endlich zur Erkenntniß der Ganzheit des Gewächſes kommen. Wir würden aber beſſer ſagen, daß die Philoſophie den Keim hatte, in welchem der Trieb nach oben mit dem Trieb nach unten vereinigt iſt und zuletzt nothwendig als ſolcher erkannt werden muß. In dem Begriff des Ur-

Einen, der die Macht hat, All-Einer zu werden, ſind jene beiden Begriffe zum lebendig Einen, zum ſchöpfungsfähig Einen, zum fruchtbaren Einen, zum wahren Einen verbunden.

Mit dieſem Begriff haben wir nun auch die Fähigkeit gewonnen, dem in dem erſten Abſchnitt geführten Beweis über das Daſeyn Gottes einen neuen hinzuzufügen, der ihn erweitert und abſchließt. Es iſt folgender.

Aus Nichts wird Nichts. Die Welt und der Menſch haben offenbar ein Seyn, mit ihnen iſt offenbar Etwas, und zwar etwas Lebendiges; es muß daher ewig Etwas, und zwar ewig etwas Lebendiges geweſen ſeyn. Was iſt aber ewig im eigentlichen Verſtande? Das, in welchem gar nichts Gewordenes iſt. Die Welt und der Menſch ſetzen als letzten Grund das ewig Lebendige voraus, in dem gar nichts Gewordenes iſt; dieß iſt aber nur der Ur-Eine, der ewig ſeyend und ſeyn wollend — der urſprünglich Active, der als ſolcher zugleich nothwendig paſſiv iſt, der urewig Selbſtſeyende.

Gott, der Ur-Eine, iſt als Princip des Wollens und des Könnens allein die Macht, die etwas anfangen, d. h. etwas hervorbringen und werden laſſen kann, das als ſolches vorher nicht war. Er iſt als Wollen und Können in Einem die Macht des ewigen Lebens in der ewigen ideellen Selbſtentfaltung. Das ewige göttliche Leben iſt eben das Leben in der Macht des Ur-Einen, in der Setzung der Momente und in der ideellen Vollendung zum All-Einen, — in dem allſeligen Spiele Gottes mit ſich ſelber. Gott kann ſeyn und iſt ideell Alles, was er will; und Alles, was er ſpäter iſt, das iſt er hier ſchon in der lichteſten Weiſe, in göttlicher Idealität.

In der erſten Form, in der wir ihn faſſen, als Urprincip, in welchem Alles, was ſpäter werden ſoll, beſchloſſen iſt, als derjenige, der Alles werden laſſen kann, wenn er will, hat Gott das concentrirteſte Gefühl ſeiner Herrlichkeit, die allerreinſte und intenſivſte Freude des Wollens und des Könnens. Aber dem Wollen als dem Höhern eignet die Huld; und wenn der Wollende ſein nothwendiges Seyn, das Ur-Organ des Könnens, von ſich unterſcheidet, ſo thut er es, um es als ſolches zu lieben und liebend von ihm umfaßt zu werden: die ideelle Unterſcheidung iſt eine Scheidung zu einem wechſelſeitigen freieren Bunde. Und wenn er dann auch ſein unmittelbares Wollen als Object faßt und für ſich ſetzt, ſo thut er es, um beide Momente als liebend ſich ergänzende Gegenſätze zu lieben, jedes in ſeiner Eigenthümlichkeit zu ſchauen und zu hegen. Und wenn er endlich das dritte Moment ſetzt und ſich über alle erhebt, ſo iſt ſein Wille, ſie alle zu ſeyn, allliebend alle zu vergleichen und alle harmoniſch zu beſitzen. Es iſt ein Leben des reinſten wechſelſeitigen Gebens und Empfangens mit aller Seligkeit des Gebens und Empfangens.

In ſeinem nothwendigen Seyn hat und iſt der Selbſtſeyende das ideelle Princip der Natur, des materiellen Lebens, des Organs der Allmacht. Das nothwendige Seyn, für ſich betrachtet, iſt von unwiderſtehlicher Gewalt. Es iſt als nothwendiges eben das durch Nichts abzuhaltende, Alles, was ſich ihm entgegenſtellen wollte, bewältigende, niederſtürmende, zerſtörende Seyn. Dasjenige, was nothwendig iſt und nur iſt, alſo nur auf das Seyn ſich legt, alle Kraft ausſchließlich auf das Seyn verwendet, iſt begreiflicherweiſe ſeyend im eminenteſten Sinn, es iſt der ewige, unendliche, unerſchöpfliche Born des Lebens, der Brunnen, aus welchem in ewigem Fluſſe die Kraft und Erquickung der Natur hervorſtrömt. Nur das göttliche Selbſt, nur Gott ſelbſt iſt im Stande, das nothwendige Seyn zu beherrſchen; und auch er beherrſcht es nur, indem er es in ſeiner Eigenart gewähren läßt, ſeine Kraft hegt und mit ihr wirkt, ohne ſie zu kränken; er beherrſcht es, indem er es an ſeiner wahren Stelle im Ganzen, als erſtes Moment, beſtätigt und ſanctionirt.

In ſeinem unmittelbaren Wollen — in dem Wollen, das er als unmittelbares erkennt, wenn er das Seyn von ihm unterſcheidet, hat und iſt der Selbſtſeyende das ideelle

Princip des Gemüthes, des Gefühlslebens, des Organs der Allgüte. Das Wollen, im Vergleich mit dem Seyn das Höhere, Lichtere, Ideellere, iſt das erſte Formende, Verklärende des Seyns. Als das Höhere, zur erſten Verklärung des Seyns Beſtimmte, iſt es das Princip der Huld, der Erhöhung, des Heils. Das unmittelbare Wollen iſt als Gegenſatz des Seyns eben das Gefühlswollen, das Wollen, das in ſeiner Art auch in erſter Potenz, d. h. Natur iſt — das natürliche Licht gegenüber dem natürlichen Dunkel des unmittelbaren Seyns. Das unmittelbare Wollen iſt noch nicht geiſtiges Wollen als ſolches, denn dieſes ſetzt zwei Formen des Seyns voraus, über denen es ſchwebt und die es als unterſchieden begreift; das unmittelbare Wollen iſt das Wollen des ſchöpferiſchen, des poetiſchen Gefühls — des Gefühls, welches das Object liebend verinnerlicht, veredelt, verſchönt — erhöhend umformt. Dieſes Wollen iſt nun in ſeiner Sphäre ſo unendlich wie das erſte Princip in der ſeinen, es iſt das, was es iſt, gleichfalls ausſchließlich, es wendet, durch nichts Anderes in Anſpruch genommen, alle ſeine Kraft auf ſein eigenſtes Leben und iſt ſomit der unerſchöpfliche Quell des höhern Lebens, der Liebe, der Güte. Wie das erſte Princip der Urborn des unmittelbaren Seyns iſt, der Baſis aller Exiſtenz, und alles Folgende nur von ihm die eigne Baſis erhalten kann, ſo iſt das zweite Princip der Urborn des unmittelbaren höhern Lebens, der herrſchenden Liebe, und alles Folgende kann nur von ihm die Naturkraft des liebenden Gefühls erhalten. Das erſte Princip übertrifft alle an der Gewalt des Seyns, das zweite gleichmäßig alle an der Kraft der Liebe; denn die Liebe (um das heitere Wort eines Dichters ernſthaft anzuwenden), das iſt ſein Fach, — die Function, der es ſich völlig hingeben kann und hingibt.

In dem höhern Wollen, in dem Wollen, das über dem Seyn und dem unmittelbaren Wollen ſchwebt, hat und iſt der Selbſtſeyende das ideelle Princip des Geiſtes, des geiſtigen

Lebens, des Organs der Allwiſſenheit und Allweisheit. Das höhere Wollen, die beiden erſten Principien unterſcheidend, ſieht jedes in ſeiner Eigenthümlichkeit, erkennt beide und iſt frei gegen beide. Die Bilder der beiden Principien fallen in das dritte, dieſes gibt ſich frei an beide hin, nimmt von beiden etwas an und wird in höherer Form das eine wie das andere. Beide in ihrer Eigenthümlichkeit erkennend iſt es gegen beide gerecht und gibt jedem das Seine. Es verklärt nun ebenfalls, aber nicht indem es, wie das zweite Princip, den Gegenſtand völlig in ſich auflöſt, ſondern nach der Natur und Forderung des zu Verklärenden. Es gleicht beide, Satz und Gegenſatz, in einer höhern Sphäre miteinander aus, ſo daß in ihm ſelbſt beide in ihrer beſondern Kraft und Tugend beſtätigt und zweckentſprechend verwendet ſind. Beide unterſcheidend und jedes in ſeiner Eigenthümlichkeit ſehend iſt es Wiſſen; beide zweckentſprechend überherrſchend und leitend iſt es Weisheit.

Das dritte Princip iſt nicht in dem Sinn ausſchließlich, wie es das erſte und das zweite iſt; es iſt in höherer Form Seyn und Fühlen und in dieſer Beziehung nichts weſentlich Neues. Aber indem es beides iſt, unterſcheidend beides frei iſt und zum Zweck iſt, iſt es Wiſſen und Weisheit, und als wiſſend und weiſe iſt es neu und einzig. Es empfängt die Bilder des erſten und zweiten Princips und producirt die Idee, das Zweckbild. In dieſer Fähigkeit iſt es unerſchöpflich wie das erſte und das zweite in den ihren; es iſt der Urquell der Ideen, des Denkens, der Weisheit — das höchſte ideelle Organ des Selbſtſeyenden.

Der Selbſtſeyende, als Subject, d. i. Herr des Wollens und des Seyns, als Wollender und Seyender, iſt wie er iſt, mithin urewig, Einer und Alles; er iſt Alles, was noch werden ſoll, dem Stoff und der Kraft nach; er iſt als Herr ſeines unmittelbaren Seyns und Wollens und als Herr des möglicherweiſe Kommenden urewig frei und fähig zu thun, was er will. Er iſt mithin Gott, wahrer Gott, wie er iſt, und alles was er thut, geſchieht nicht, um es erſt in Wahrheit zu werden, ſondern nur, um ſeine Herrſchaft auszudehnen, um Alles, was er an ſich hat, fortwährend entwickelter und reicher zu haben. Das urewig in ihm Beſchloſſene, den Urkeim aller Dinge, ſucceſſiv zu entfalten, damit ſein urſprüngliches Seyn und Wollen, deſſen Herr er iſt, immer gegliederter, mannigfaltiger, freier und ſelbſtſtändiger, er mithin der Herr einer immer mehr erweiterten und vollendeten Herrſchaft werde, das iſt ſein Wille, dazu bewegt ihn ſein Weſen und der Wille der Liebe.

Gott in ſeiner Ur-Einheit ſchon, als Herr des unmittelbaren Seyns und Wollens, iſt erhaben über jeden Mangel, deſſen nachgehende Deckung ihn erſt zu Gott machen würde. Er hat ſogar, um wahrer Gott zu ſeyn, auch der ideellen Vollendung nicht nöthig. Aber könnte er nun auch in dieſem Betracht ewig bleiben, wie er als Ur-Einer iſt, ſo kann er es doch nicht aus höhern Gründen. Zwar' auch als Ur-Einer iſt er lebendig, intenſivſt lebendig — herrlich als der, der die Macht hat zu Allem, ſelig in dem Leben des unmittelbaren Wollens und Seyns. Aber er, der die Macht hat, das Urleben zu entwickeln, es in immer neue, reichere Formen zu leiten, es immer höher zu potenziren — ſollte er dieſer Macht nicht gebrauchen? Sollte er, der in Bezug auf ſeine unmittelbare Herrſchaft das Beſſere ſieht, als etwas, das er werden laſſen kann, ſobald er will, ſollte er dieſes Beſſere nicht wollen? Er kann es, und die Natur des Könnens treibt ihn dazu; aber er ſieht, daß das Urſeyn dadurch gewinnen wird und daß er inſofern ſelber gewinnen wird, und er will es nun auch, er ſanctionirt den Drang des Könnens durch ſeinen Willen, er gibt, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, ſein Placet — und es geſchieht. Es geſchieht in letzter Inſtanz, weil es ihm, dem Herrn, ſo gefällt.

Gott ſelbſt, das Subject, der Herr des unmittelbaren

Seyns und Wollens, bleibt ewig derſelbe. Er ſelbſt, in ſeiner Gottheit, erhält keinen Zuſatz durch ſeine Bewegung und Hervorbringung des Beſſern, er bleibt derjenige, der er urewig iſt. Da jedoch das ewig Dienende durch die Bewegung gewinnt, ſo gewinnt in und mit ihm auch der Herrſchende. Das ewig Dienende iſt ewig gut; durch die Entfaltung wird es beſſer, ſchon darum, weil es etwas Anderes, Neues wird. Da nun Gott in ſich die Macht und in dem ewig Dienenden das Mittel ewiger Erneuung, ewiger Erhöhung und Verſchönung eben dieſes Dienenden hat, alſo die Macht und das Mittel, durch dieſe Erneuung, Erhöhung und Verſchönung ſich ewig ſelber zu erfreuen, ſo iſt es ſein Wohlgefallen, ſie ins Werk zu ſetzen.

Gott entfaltet ſich, d. h. Gott entfaltet das, was an ihm zu entfalten iſt, ſucceſſiv, Schritt für Schritt. Eben indem er dieß thut und kein Moment der Entwicklung überſpringt, hat er die Freude der ſteten Erneuung und der ſtets wachſenden Schönheit. Er eilt nun auch nicht von einem Momente zum andern, ſondern erfreut ſich jedes Schrittes und der Frucht jedes Schrittes, bis es ihm fortzuſchreiten gefällt. Jeder Schritt und jedes neue Verhältniß des Herrſchenden zum Dienenden iſt auch in der That einzig ſchön, und es wäre Schade, wenn der Herrſchende dieſe Schönheit ſich nicht völlig zu eigen machte. Nach ſeinem Wohlgefallen geht er aus der Ur-Einheit heraus, nach ſeinem Wohlgefallen ſetzt er die Momente und lebt in dem erſten, dem zweiten, dem dritten, und lebt über allen in allen. Was er als Beſonderes geſetzt hat, das bleibt, wie er es geſetzt hat; es hat durch ihn ein Leben für ſich erhalten und behält dieſes Leben: das ideelle Moment ein ideelles Leben, ein Leben zunächſt an dem göttlichen Selbſt, an Gott ſelbſt.

Wenn Gott, die Momente ſetzend, aus ſeiner Ur-Einheit heraustritt, ſich entfaltet, ſo iſt dieſe Entfaltung doch eine weſentlich geiſtige, innerliche. Die Momente haben in erſter

Möglichkeit eigenes, abgegränztes Leben; aber in eben dieſer Form ſind ſie ihm zugewendet, nach innen gewendet, ſie ſind an dem urewigen Mittelpunkt, und das Ganze ſtellt eine Verbindung von Contraction und Expanſion dar, wobei die Contraction überwiegt. Gott iſt in ſeiner ideellen Organiſation noch in ſeinem eigenſten Hauſe, in dem nun vollendeten, ausgebauten Allerheiligſten. Er ſelbſt waltet in den Momenten als Herr; und wenn jedes derſelben auch ein Leben in ſich hat, ſo blüht ihm doch nur, wenn Er ſich ihm geſellt, das wahre Leben auf.

Gott als urſtändlich All-Einer lebt das Leben der erſten, der geiſtig gewordenen Vollkommenheit. Er iſt in ihr noch Alles, was er actuell iſt, unmittelbar ſelbſt, er iſt es für ſich ſelbſt — er iſt allein! — Er iſt allein, wie der Menſch allein iſt, wenn ſein Ich auch die Principien der Natur, des Gemüthes und des Geiſtes an ſich hat! — Das urewig Weibliche an ihm hat er mit dem urewig Männlichen organiſirt; aber die drei ideellen Organe haben noch kein ſelbſtſtändiges Leben, ſie ſind noch in erſter Nähe an ihm und um ihn, ſie umſpielen ihn, ſie ſind nur, damit ſie in erſter Freiheit in ihm ſind, er in ihnen iſt. Gott ſelbſt iſt in ihnen ſeyend, fühlend und denkend, aber alles dieß noch in Ur-Formen, in der reinſten und einfachſten Weiſe, noch nicht ausdrücklich, nicht reell wirklich. Sind ja auch die Gegenſtände der verſchiedenen Actionen noch in der erſten Einfachheit, darum ihnen entſprechend auch die Actionen ſelbſt. Und doch iſt Gott ſchon der wahrhaft Abſolute, der Herr eines All von Organen, Alles in Allem! Er iſt allein, aber er iſt ausgebildet, geſtaltet, in Schönheit vollendet. Er iſt allein, aber er allein iſt der All-Eine, Einer und Alles.

Wie könnte der Menſch das göttliche Leben ſchildern in aller ſeiner Fülle, Herrlichkeit und Schönheit! — Wie er nur die Linien ziehen kann der göttlichen Selbſtentwicklung, ſo kann er das göttliche Leben, wenn er es in ſich nachlebt, in ſeiner

Wunderfülle doch nur ahnen und andeuten und nur in Gleichniſſen ſpiegeln. Der Urſtand Gottes iſt das Ideal des menſchlichen Urſtandes — *das göttliche Paradies.* Das Leben Gottes im Urſtand iſt das Leben im erſten göttlichen Frieden, das Urbild aller Einſamkeit und Stille, die erfüllt iſt von dem Reichthum der Innerlichkeit und umſpielt von den Möglichkeiten der Zukunft. Es iſt das Leben in der göttlichen goldenen Zeit, im erſten, friedenſeligen Kreislauf; das Leben des jungen Tages, morgenſchön, morgenduftig, morgenfriſch; das Leben der innerlich entfalteten Blüthenknoſpe, dem Aufbrechen zureifend. Ja, wir dürfen nicht anſtehen zu ſagen: das Leben Gottes im Urſtand iſt das Leben Gottes im jungfräulichen Stande.

Erinnern wir uns des Ausſpruchs, daß für jedes Abbild in der Welt und ihrem Leben das Urbild gefunden werden müſſe in Gott und ſeinem Leben! Gott als ideell All-Einer, in der erſtmöglichen Organiſation, iſt das Urbild alles in der erſten Stufe entwickelten Lebens, das Urbild jeder Entwicklung, die noch innerlich und einheitlich, ahnungs- und hoffnungsreich, vom Zauber der Jugendreinheit und Jugendſchönheit umfloſſen iſt. Wäre Gott nicht im Paradieſe geweſen in göttlicher Weiſe, ſo wäre es die Creatur nicht in creatürlicher, und nichts auf Erden wäre geweſen und nichts würde ſeyn, was dem paradieſiſchen Leben verglichen werden kann.

Wir haben bis jetzt den ideell All-Einen, das göttliche Selbſt in den drei Momenten. Dieß iſt in reiner Form daſſelbe, was wir früher in dem Herrn der drei realen Principien gehabt haben, nicht mehr. Indem wir von dem reell Abſoluten zu dem Ur-Einen und ideell Abſoluten zurückgingen, haben wir nur zuſtändlich Neues gefunden, nicht aber neue Elemente. Und doch haben wir auch dieſe zu finden verheißen, und ein Blick auf die wirkliche Welt kann uns überzeugen, daß wir bis jetzt noch keineswegs für alles in ihr Gewordene und Thatſächliche die Principien beſitzen.

Betrachten wir, um weiter zu kommen, vor allem den ideellen göttlichen Organismus. Wir haben das göttliche Selbſt und die drei Momente, die Urprincipien des Seyns, Fühlens und Denkens — der Natur oder Sinnlichkeit, des Gemüthes oder Herzens, und des Geiſtes im werkzeuglichen Verſtande. Aber ein lebendiger Organismus ſetzt noch etwas voraus: ein im Vergleich zum Selbſt, als dem Herrn, materielleres Band der Einheit, das denkbar zarteſte materielle Leben, das die verſchiedenen Momente durchfließende und durchfließend einigende Leben — die Seele.

Man kennt die alte Unterſcheidung von σῶμα, ψυχὴ und πνεῦμα, Leib, Seele und Geiſt. In der That entſpricht dieſe aufſteigende Reihe auch nach unſerer Anſicht einem wirklichen Verhältniß. Wollte man aber glauben, Seele wäre gleich dem, was wir Gemüth oder Herz genannt haben (Ausdrücke, die eine nähere Betrachtung natürlich ſelbſt wieder zu unterſcheiden hat!) — ſo würde man irren. Das Gemüth iſt in anderm Sinn ein Theil des lebendigen Ganzen, als es die Seele iſt: es verhält ſich zur Seele, wie der Geiſt als Organ ſich zum Geiſt als Selbſt verhält.

Das Gemüth einigt und die Seele einigt; das Gemüth aber einigt im werkzeuglichen, die Seele im herrſchenden Sinn. Das Gemüth einigt, indem es als mittleres das erſte und das dritte Organ verbindet, die Seele indem ſie alle drei Organe durchſtrömt und die Geſammtheit der Organe mit dem Selbſt verbindet.

Iſt der Geiſt als Selbſt der Herr, ſo kann man die Seele als die Herrin des Organismus anſprechen. Sie iſt das Selbſt in paſſiver Erweiſung: das bleibende Product des in der Setzung der Momente und im Verkehr mit ihnen paſſiv werdenden Selbſt und der nach Verhältniß activ werdenden Momente.

Indem nämlich der Selbſtſetzende nacheinander das Seyn, das unmittelbare und das höhere Wollen für ſich faßt und nacheinander ſich an ſie hingibt, nach ſeinem Wohlgefallen paſſiv wird, ſeine active Herrſchaft zur paſſiven mildert und unter ihr die höchſt mögliche Activität der Momente aufkommen läßt — in dieſer liebenden Production und Vereinung mit dem zugeneigten Gegenſtand erkeimt als neues Leben das Leben dieſer Liebe und bleibt nach dem höchſten Willen als dauerndes Band zwiſchen dem Selbſt und den Momenten.

Zu ſeinem Urſeyn, als abſolut Ungewordenes, iſt der Selbſtſeyende die Seele, wie die Momente, in potentia, d. h. er iſt die Macht, ſie werden zu laſſen. Das beſondere Leben der Seele iſt im Ur-Einen, der in unmittelbarſter Weiſe Seyn und Wollen iſt, weder nöthig, noch hätte es als ſolches Raum in ihm. Erſt wenn die Scheidung eintritt, wird ein Band der Einheit Bedürfniß und erſt dann hat es Raum zum beſonderen Hervortreten. Die Seele Gottes als eigenes Leben entſteht mit der ideellen Organiſation und erhält in und mit ihr eine Stelle und eine Function. Sie iſt zwiſchen den Momenten und dem Selbſt die bleibende Mittlerin, das natürlich-geiſtige Band der Einheit, ätheriſch, geiſtig im Vergleich zu den Momenten, materiell, natürlich im Vergleich zum Selbſt, die Macht, die den Organismus natürlich zuſammenhält, die das herrſchende Selbſt der activen, activ wollenden Zuſammenhaltung überhebt und ihm zu ruhen geſtattet.

Wir unterſcheiden ſonach im Ganzen zwei Reihen. Die eine bilden die drei Momente. Nehmen wir dieſe als ein Ganzes, ſo iſt die Seele in Bezug darauf das Höhere, der Geiſt als Selbſt das Höchſte, und wir haben ſomit eine zweite Reihe, wofür wir die alten Namen Leib, Seele und Geiſt annehmen können. Die Organe ſind am All-Einen das verhältnißmäßig Materiellſte und recht eigentlich ſein Leib. Wenn das göttliche Selbſt nun ruht, ſo herrſcht über dieſen Leib die Seele; wenn es activ wird, ſo herrſcht es ſelbſt. Gott muß durchaus die Fähigkeit haben, nach ſeinem Wohlgefallen im Organismus activ oder paſſiv zu ſeyn, zu handeln oder zu ruhen. Wird er aber paſſiv, ſo muß für eine Stellvertretung geſorgt ſeyn; und ſeine Stellvertretung als des Herrn der drei Organe iſt die Seele, die nur materiell iſt im Verhältniß zu ihm, außerdem das Immateriellſte, das nur er ſelbſt an Immaterialität übertrifft.

Die ganze Selbſtentwicklung Gottes — um dieß jetzt ſchon zu ſagen — iſt nichts, als eine fortgehende Schöpfung von Organen, die als ſolche, je nach dem Maß ihrer Berufung und ihrer Fähigkeit, ſeine Stellvertreter ſind.

Die Seele, die wir bis jetzt als ſolche nicht erkannt hatten, iſt durch obige Erörterung nicht nur definirt, ſondern lebendig aus dem Ur-Einen abgeleitet. Für unſre Faſſung des Ausdrucks iſt auch der Sprachgebrauch. Wir wollen nicht allzuviel Gewicht darauf legen, daß Geiſt männlich, Seele weiblich iſt, obwohl dieß eben mit unſrer Unterſcheidung harmonirt. Seele bedeutet aber ſtets etwas vorherrſchend Paſſives, Weibliches. Spricht man von einer ſchönen Seele, ſo meint man eine vorherrſchend weibliche Natur. Bezeichnet man damit ein Weib, ſo will man ſagen, daß es ein ächtes weibliches Weſen in reinſter Ausbildung ſey. Bezeichnet man einen Mann, ſo denkt man ſich ihn einem ſolchen Weſen entſprechend. Hebt man als Haupteigenſchaft an einem Kunſtwerk Seele hervor, ſo iſt die Meinung, daß es ein Werk ſey von ebenſo weicher, zarter, als tiefer Innerlichkeit und von milder Schönheit. Seele nannte Schiller das Hervortretende an Goethe's Iphigenie. Das Hervortretende an dem Prometheus des Aeſchylus, an Shakspeare's Macbeth oder Richard dem Dritten, an Michelangelo's jüngſtem Gericht oder den apokalyptiſchen Reitern von Cornelius müßte man offenbar anders bezeichnen. Auch die gewöhnliche Zuſammenſtellung von „Leib und Seele" ſpricht für uns. Unter Leib verſteht man die Geſammtheit des Materiellen und Sichtbaren, unter Seele die Geſammtheit des Immateriellen und Unſichtbaren. Wie man aber bei dem Wort Leib zunächſt nur an die Maſſe des Sichtbaren denkt, ſo bei dem Wort Seele an die Maſſe des Unſichtbaren. Es iſt das Unſichtbare von der materiellen, d. h. von der weiblichen Seite betrachtet. —

Mit dem Begriff der Seele Gottes haben wir den göttlichen ideellen Organismus als einen beſeelten, und zwar als urſprünglich beſeelten, indem zugleich mit der Setzung der Momente auch ihre Beſeelung und ihre Seeleneinigung mit dem herrſchenden Princip erfolgt. In unſrer Schilderung des göttlichen urſtändlichen Lebens haben wir die Seele als ſolche, d. h. als ideell-wirkliches Moment eigner Art vorausgeſetzt und damit in der Unterſuchung eine Schuld contrahirt, die jetzt abgetragen iſt.

Denke man ſich nun zu den Organen und dem herrſchenden Princip die Seele hinzu, und man wird von dem Leben Gottes im Urſtand eine noch deutlichere „intellectuelle Anſchauung“ haben. Ein Gefühl dieſes Lebens in ſeiner reinen Herrlichkeit und Seligkeit hat der Menſch in jenen himmliſchen Momenten, wo die tiefſte Lebensempfindung im Geiſte noch verklärt wird, das innigſte Glück des Herzens in wonnigem Licht noch eine Steigerung erfährt. Die Wiedergeburt des Reellen im Ideellen, das Gefühl, das auf der höchſten Höhe zugleich die vollkommenſte Harmonie der Principien in ſich enthält — die Poeſie des Lebens im reinſten Sinn, dieß allein gibt dem irdiſchen Menſchen eine Ahnung von dem Leben Gottes im Urſtand. —

Wir erkennen aber in Betrachtung der Welt und des Menſchen, daß wir auch mit der Seele, auch in dem beſeelten ideellen Organismus Gott — (das Geſammt-Urbild alles thatſächlich Gewordenen —) noch nicht in allen ſeinen Beſtimmungen haben, und es erwächst uns nun die Aufgabe, die letzten zu gewinnen.

Gott als Ur-Einer hat, eben weil er potentiell ſchon Alles iſt und beſitzt, die Macht, die Freiheit, aus ſeinem unmittelbaren Seyn herauszugehen oder nicht. Es ſtellen ſich ihm nun, wie er iſt, zwei Möglichkeiten dar: in jenem Seyn zu bleiben oder es zu verlaſſen. Beide reden ihn an, begehren ihn, locken ihn. Von dem urſprünglichen Seyn und dem urſprünglichen Wollen, ſeinen unmittelbarſten Organen, wird das letztere als das höhere, freiere, liebefreundliche ſeiner Natur nach für die Entwicklung, das in der Tiefe und in der Nacht derſelben aber am wohlſten ſich fühlende, das nothwendige Seyn, dagegen geſtimmt ſeyn; und zwar eigentlich dagegen nach ſeiner in abgründliche Tiefen hinabgehenden, dem Selbſt eigentlich entgegengeſetzten Seite, die wir als die Wurzel des Ur-Ganzen bezeichnen können.

Vielleicht machen wir uns am deutlichſten, wenn wir, bekannte Ausdrücke gebrauchend, ſagen: das Wollen iſt für den Fortſchritt; die dem Selbſt zugewendete Seite des Seyns verhält ſich conſervativ, die von ihm abgewendete reactionär. Auf die angeregte Frage bezeigt ſich alſo das Wollen poſitiv, das Seyn negativ, und Gott ſelbſt, der herrſchende Geiſt, hat auch in dieſem Betracht die Entſcheidung frei. Er entſcheidet ſich für die ideelle Organiſation. Dieß iſt ihm indeß natürlich; mit der ideellen Organiſation vollendet er unmittelbar ſich ſelbſt, er bleibt im Urſtand bei ſich, in ſeinem eigenſten Hauſe, und das Herausgehen aus dem Stande der erſten Potentialität kann mithin an der widerſtrebenden Kraft nur eine entſprechende Verſtimmung erzeugen. Durch dieſe Verſtimmung, wie anfänglich wir ſie uns auch denken mögen, iſt das nothwendige Seyn aber doch alterirt: jene abgründliche Seite an ihm iſt im Gegenſatz zu der wenn auch ideellen Action als ſolche beſtimmter geworden.

Das nothwendige Seyn wird aber in Folge der Action als Moment geſetzt an der Stelle, die ihm in dem Organismus die heimlichſte und liebſte iſt; ſeine dem Subject zugewendete, nach Oben gewendete Seite iſt freier und gleichfalls beſtimmter geworden, und wenn Gott nun an dieſem Moment das objective Princip der Negation hat, ſo hat er an ihm auch das objective Princip der Poſition. In dem erſten Moment liegt in Bezug auf die Poſition das natürliche Widerſtreben und das natürliche Gewährenlaſſen.

Gott iſt als Herr der Entſcheidung in ſich ſelbſt Herr des Ja und des Nein, und damit die Macht, das Princip der Poſition und der Negation. Zwiſchen dem Princip der Negation, welches er in ſich iſt und dem, welches er im erſten Moment iſt, beſteht aber ein weſentlicher Unterſchied. Gott kann ſich negativ verhalten, wenn er will; die der Entwicklung widerſtrebende Seite des Urſeyns verhält ſich aber nothwendig, blind negativ. Wenn Gott als das freie Princip der Negation thatſächlich negativ ſeyn will, dann hat er an jener Seite des Seyns den Stoff, das Mittel, das Organ dazu.

Nun leuchtet ein: wenn Gott wahrer, ganzer Gott ſeyn ſoll, muß er in der That nicht nur ſelber die Macht der Negation ſeyn, ſondern auch eine objective Potenz der Negation haben, ein der Entwicklung und ihrem Lauf ſeiner Natur nach widerſtrebendes Princip. Conſervativ im ausſchließlichen, im ſchlimmſten Sinne, will dieſes Princip, daß Alles bleibe, wo es uranfänglich iſt, es widerſteht jeder Fortbewegung, jedem Fortſchritt, wird mithin durch jeden Fortſchritt, wenn er nun in der That erfolgt, um ſo feindſeliger geſtimmt, um ſo energiſcher negativ. Will alſo Gott zu irgend einem Zwecke negativ ſeyn, ſo hat er an dieſem Princip das Werkzeug, den Diener, — will er poſitiv ſeyn, ſo hat er an ihm den Widerſacher, den Gegenſtand der Ueberwindung. Eben damit iſt er aber allein ganzer Gott und genügt auch der letzten Forderung, die wir an den Abſoluten und an das Geſammt-Urbild des Gewordenen ſtellen müſſen.

Hätte Gott nicht in ſich und in ſeiner Natur das Princip der Negation, alſo Wollen und Können der Negation, ſo wäre er nicht wahrhaft, nicht mit Freiheit und Bewußtſeyn poſitiv. Hätte Gott nicht in dem Princip der Negation das Princip des möglichen Böſen, d. h. die natürlich ſchöpfungswidrige, leben- und lichtfeindliche Macht, ſo wäre er nicht wahrhaft, nicht mit Freiheit und Bewußtſeyn gut. Nur indem er die zwei Möglichkeiten an ſich wahrnimmt und die zwei Fähigkeiten beſitzt, iſt die Verwirklichung des möglichen Guten eine freie und ſeiner würdige; nur ſo weiß er auch, was er will und was er thut. Er hat gegenüber dem Negativen und Böſen, wenn man ſo ſagen darf, den ſpecifiſchen Geſchmack, die ſpecifiſche Luſt am Guten; er hat das Gute als ſolches, er hat ſeine eigene Güte als ſolche.

Wenn Gott nicht das Negative in ſeiner Macht hätte und nicht die Macht des Negativen ſelbſt wäre, ſo hätte er keinen Gegenſatz, keinen Gegner in ſich ſelbſt, alſo — da er allein Alles und außerdem Nichts iſt — nirgends. Wäre er aber ohne Gegner, ohne ein Princip, das ſeiner Natur nach, in nothwendiger, unvermeidlicher Entgegenſetzung, dem poſitiven Entwicklungsgang widerſtrebt, ſo hätte er auch nicht die Ehre des Kampfes, nicht die Freude des Sieges und nicht die höchſte Herrlichkeit, die Herrlichkeit des Triumphes.

Gott, um wahrer Gott, um abſolut zu ſeyn im erſchöpfendſten Sinne, muß mit Freiheit und Bewußtſeyn poſitiv und gut ſeyn, mit Freiheit und Bewußtſeyn Kämpfer für das Gute und Sieger — und dazu muß er, an der rechten Stelle im ganzen Organismus, auch das Princip der Negation ſeyn. Er iſt aber dieſes Princip, um es wollend niederzuhalten und nur dann aufkommen zu laſſen, wenn ſein Aufkommen die nothwendige Bedingung des höhern und höchſten Guten iſt.

Wenn Gott in dem angegebenen Sinn das Princip der Negation, des Böſen (des natürlichen Böſen, nicht des wahrhaft und wirklich Böſen, wovon jetzt noch nicht die Rede ſeyn kann) iſt, ſo iſt er ſo wenig ſelber böſe, daß er vielmehr nur damit vollkommen gut und ſiegreich im Guten iſt. Böſe wäre er, wenn er das Princip des Böſen allein oder als herrſchende Macht wäre und das Böſe als Zweck wollte. Indem aber nur eine Seite ſeines nothwendigen Seyns ihrer Natur nach der Entfaltung widerſtrebt, ſie negirt, er ſelbſt es ihr aus höhern und höchſten Gründen geſtattet und auch dieſes Princip zu ſeinem relativ ſelbſtſtändigen Organ macht, erhält er gerade das Mittel zu ſeiner eigenen letzten Vollendung und zur höchſten Vollendung alles zu Schaffenden.

Er erhält nämlich in dem ſelbſt entwicklungsfähigen Princip der Negation das Mittel der Prüfung, die Bedingung der Bewährung, die Macht, welche bekämpfend die Creatur erſtarkt und ſich bildet, welche bezwingend ſie ſich in Freiheit und Bewußtſeyn vollendet und gottähnlich macht. Gegen alles Nichtſeynſollende aber, gegen alles, was vergehenswürdig entſteht, erhält er in eben dieſer Macht das Flammenſchwert der Vernichtung. — —

Gehen wir nun mit dieſen neuen Begriffen zum Anfang zurück, um auf die erſte Entwicklung neues Licht zu werfen.

Der Ur-Eine iſt Allmöglichkeit, er iſt Einer und Alles der Möglichkeit und Macht nach. Er hat in ſich, in ſeinem nothwendigen Seyn und unmittelbaren Wollen die Möglichkeiten der drei Momente und die Möglichkeit der Seele; er hat in ſich und in der abgründlichen Seite des nothwendigen Seyns die Möglichkeit des Widerſachers. Vollzieht er die erſte, innerliche Organiſation, ſo werden alle dieſe Möglichkeiten relative Wirklichkeiten, beſtimmte, lebendige Kräfte, wenn auch nur in der erſten, geiſtigſten Sphäre. Dadurch aber, daß Gott in dieſer nicht nur der herrſchende Geiſt, ſondern auch die herrſchende Seele der Momente — daß er die Macht nicht nur der Poſition, ſondern auch der Negation iſt, dadurch eben iſt er frei nach allen Dimenſionen. Er iſt frei gegen die Activität mittelſt der Paſſivität, und umgekehrt; er iſt frei gegen die Poſition mittelſt der Negation, und umgekehrt. Er iſt der Allfreie — der völlig unumſchränkte Herr.

Wenn das Leben im Urſtand ein Spiel Gottes mit ſich ſelber iſt — ein ſeliger Verkehr des unerſchöpflich lebensvollen Hauptes mit den unerſchöpflich lebensvollen Organen, die ſtete ideelle Production aller Glieder des Organismus und der ſtete wechſelſeitige Austauſch in liebevollem Geben und Empfangen, — ſo ruht dieſes Spiel nun doch zugleich auf tiefem Ernſt. Es ruht auf dem natürlichen Feind aller Entwicklung, auf dem nothwendig widerſtrebenden Seyn, das allerdings niedergehalten iſt, aber doch nur, um ſtets aus ſeiner Tiefe hervorzudrohen. Exiſtenz und Streben dieſes Feindes iſt gefühlt, gewußt, und in Hinſicht darauf mangelt es alſo dem göttlich paradieſiſchen Leben nicht an dem Contraſt, nicht an dem Princip der Gefahr und nicht an dem Ur-Hauch des Tragiſchen. Gerade dadurch aber, gerade auf ſeinem Feinde ſich erhebend iſt es activ und wahr; es iſt bewußtes und freies Spiel, es trägt den Charakter des Triumphes an ſich und gewinnt durch den im Grunde gehaltenen Gegner nicht nur tief ernſten Gehalt, ſondern auch intenſivere Freude. — — —

In dem Stande, wie wir ihn jetzt nach allen Seiten zu ſchildern verſucht haben, weilt Gott nach ſeinem Gefallen. Wir wiſſen ſchon, daß er damit zugleich Rückſicht nimmt auf die Natur der Dinge und auf das Seynſollende, daß er die Entſcheidung trifft im Einklang mit dem objectiven Grund und dem objectiven Zweck. Ein Zeitpunkt, in welchem er aus einem Stande, in dem er weilt, herauszutreten hätte, iſt ihm begreiflicherweiſe nicht gegeben, denn ein ſolcher entſteht ja erſt, wenn er, den Fortſchritt beſchließend, ſich thatſächlich weiter bewegt; aber dieſen Entſchluß faßt er doch in Würdigung der Verhältniſſe: er faßt ihn, wenn das in einem Stande mögliche Leben ſo ſehr cultivirt iſt, daß der Fortſchritt ihm gegenüber als das Beſſere erſcheint. Gott läßt ſich in ſeiner Natur, in ſeinen Organen wachſen und reif werden und dieſe ſelber zum Fortſchritt in ein neues Stadium drängen; dann, nach Abwägung aller Gründe in letzter Inſtanz, beſchließt er die Fortbewegung zur Erneuung, welche für ihn zugleich eine Erhöhung und Erweiterung ſeiner Herrſchaft iſt.

Betrachten wir nun in Bezug auf die Frage der neuen Bewegung das Verhalten der Organe! — Wir haben geſehen, daß Gott in den drei Momenten die Urprincipien der materiellen Allmacht, der Allgüte, der Allwiſſenheit und Allweisheit iſt und beſitzt. Wir haben uns ferner überzeugt, daß das erſte Princip conſervativ im guten und ſchlimmen Sinne des Wortes, das zweite aber das Princip des Fortſchritts iſt. Als Gegenſatz des erſten iſt das zweite in ſeinem Streben einſeitig, wie jenes, und leidenſchaftlich für die Bewegung eingenommen. Das dritte modificirt das Streben beider in Rückſicht auf den Zweck. Wenn das erſte Princip theils im Beſitz des Guten ſich gefällt, theils der Fortbewegung ſich widerſetzt, ſo iſt das zweite in der leidenſchaftlichen Forderung des Beſſern ein Gegner des Guten, mithin eine Ausgleichung nothwendig. Das dritte Princip hat ſeiner Stellung nach das verhältnißmäßig Beſte und in ihm den Zweck vor Augen; es erwägt die Folgen des Fortſchrittes und die Art, wie ſie zum Beſten gelenkt werden können. Mit dem dritten Princip, dem Organ des Geiſtes, ſieht nun Gott ſelbſt in die Vergangenheit und in die Zukunft, mit ihm iſt er im beſtimmteren Sinne des Wortes Vorſehung.

Gott iſt begreiflicherweiſe Vorſehung ſchon als Ur-Einer und davon, daß er Vorſehung erſt wird, kann überhaupt keine Rede ſeyn. Wenn er ſie aber auch in ſeiner eigenſten Selbſtentwicklung nicht erſt wird, ſo wird doch ſeine Vorſehung ſelbſt immer beſtimmter, wie er ſelbſt immer beſtimmter wird. Er weiß als Ur-Einer, was kommen wird, denn er hat ja das Kommende in ſeiner Macht und die Möglichkeiten ſtellen ſich ihm dar; aber als All-Einer iſt er ſelbſt beſtimmter, hat Beſtimmteres in ſeiner Macht und weiß alſo mit dem Geiſt als beſonderem ideellem Organ auch das Kommende beſtimmter. Gottes Vorſehung anticipirt nicht das Kommende in der Art, daß ihm ſelbſt an dem wirklichen Kommen die Freude verdorben wäre. Er ſieht nur voraus, was er vorausſehen will; und er will nur vorausſehen, was ſeinem jedesmaligen Stand in der Selbſtentwicklung entſpricht. Als Ur-Einer will er nur vorausſehen, was zunächſt geſchieht, und in ſeiner ideellen Organiſation die Mittel erblicken zur ausgedehnteſten Entfaltung, ſofern er auch dieſe will. Wiſſend, daß er ſpäter mit entwickeltern Organen das Beſtimmtere ſieht, will er dieſes eben jetzt noch nicht ſehen, und noch weniger Alles, was zu werden beſtimmt iſt, ſchon in ſeiner äußerſten Verwirklichung und in der Unzahl von Beſonderungen vor Augen haben. Gott macht auch in dieſer Hinſicht keinen willkürlichen Sprung, ſondern er verfährt nach ſeinem Gefallen, welches der ſachlichen Möglichkeit entſpricht. Durch einen Sprung würde die Schönheit der Selbſtentwicklung in einer zuſammenhängenden Stufenreihe zerſtört — und wie könnte Gott dieſes wollen? Er kann ſich aber auch das Beſſere und Beſte in Bezug auf ſein Reich gar wohl vorbehalten, er entbehrt nichts, wenn er in einer Stufe noch nicht eigentlich hat, was er in einer ſpätern haben wird; denn er hat ſich ja ewig ſelbſt und in ſich Alles in Allem, er iſt urewiger Weiſe über jedes Bedürfniß erhaben.

Keine unrichtigere Anſchauung von der göttlichen Vorſehung, als wenn man ſich dächte, Gott müßte alles ſpäter Werdende und damit auch alle einzelnen Gräuel, Abſurditäten und Nichtigkeiten des Erdenlebens urewig als ſolche vor Augen haben! Was wäre das für ein Gott, welcher dergleichen vorausſehen müßte — der über das Material des zu Wiſſenden nicht die freie Verfügung hätte, ſondern dem es ohne ſein Wollen wie Staub in die Augen geweht würde! Hätte nicht, wenn das Material dem Wiſſenden Gewalt anzuthun vermöchte, Sehen und Wiſſen ſelbſt ein Ende? — Man muß nur im Gedächtniß behalten, daß Gott ſelbſt der ewig ſchöpferiſche Geiſt, der abſolute Genius iſt, und daß er alſo gar nicht nöthig hat, anticipando das gelehrte Wiſſen deſſen zu beſitzen, was ſpäter auch unter Mitwirkung des Zufalls eine gemein vergängliche Exiſtenz gewinnen ſoll. Er kann wohl des Momentes harren, wo ihm das beſondere Wiſſen als gewolltes Freude machen wird!

Mit dem dritten ideellen Organ alſo iſt Gott Vorſehung in erſter, innerlicher Entfaltung. Er ſieht voraus, was von ſeinem urſtändlichen Leben zunächſt möglich iſt und was er bewirken kann; er ſieht ebenſo, falls er es nun bewirkt, die möglichen Folgen voraus. Das zunächſt Mögliche iſt aber ſeine Selbſterſchließung — die Herausſetzung ſeiner Momente aus dem urſtändlichen Seyn, die reale Verſelbſtſtändigung, die Verwirklichung derſelben zu perſönlichen Mächten. Entſchließt er ſich dazu und vollzieht er die reale Selbſtorganiſation, dann iſt freilich der Anfang eines Proceſſes eigner Art gemacht, eines Proceſſes nämlich, bei welchem die Organe je nach dem Maß ihrer Selbſtſtändigkeit entſchiedener mitwirkend werden; eines Proceſſes, deſſen Fortgang auf Grund der gegebenen Freiheit unaufhaltſam iſt, welchen Gott ſelbſt nicht aufhalten, weil aus höhern und höchſten Gründen nicht aufhalten wollen kann. Hat durch göttlichen Beſchluß und göttliche Thathandlung die Veräußerlichung Gottes einmal begonnen, dann kann ſie nur fortgeſetzt werden bis zur Vollendung. Denn dieſelben Gründe, auf welche hin der Anfang gemacht wurde, drängen noch viel mächtiger auf die Fortſetzung; und Gott, wollte er damit plötzlich einhalten, würde natur- und ſelbſtwidrige, d. h. recht eigentlich despotiſche Willkür üben. Einmal begonnen, muß dieſer Proceß im Intereſſe Gottes ſelbſt fortgeführt und alle ſpäter möglichen und durch die Natur der Dinge begründeten Wechſelfälle müſſen hingenommen werden.

Wenn ſich aber Gott real organiſirt, ſo erhebt er nicht nur ſeine ideellen Momente zu poſitiv ſelbſtſtändigen Organen, er läßt mit ihnen und an ihnen das Princip der Negation emporkommen und analog erſtarken. Dieß iſt unvermeidlich, weil es die nothwendige Bedingung der Freiheit iſt, welche die Organe erhalten ſollen. Die Organe, um im Gegenſatz zu ihm wahrhaft ſelbſtſtändig und poſitiv zu ſeyn, müſſen den Gegner an ſich haben; Gott ſelbſt aber muß der erſtarkten Poſition gegenüber die gleichmäßig erſtarkte Negation in ſeiner

Macht haben. Das Aufkommen und Potenzirtwerden des negativen Princips liegt in der Natur der Dinge, ſofern eben mit der Entwicklung der poſitiven Seite auch die der negativen erfolgt, und zugleich muß es von Gott als ſeinen Zwecken entſprechend gewollt werden. Iſt nun aber das negative Princip erhöht, ſo befindet ſich der Urfeind aller poſitiven Entwicklung relativ ſelbſtſtändig im Haushalte Gottes, er kann ſeiner Natur gemäß verfahren, ſeine Freiheit mißbrauchen, — ſobald er dazu Gelegenheit und Raum gewinnt, den Frieden ſtören.

Hier iſt nun ſpeciell in Betracht zu nehmen, wie jedes der drei Principien ohne Ausnahme und jedes in beſonderer Art etwas Negatives an ſich hat. Wenn wir von dem Selbſt hinwegſehen und das erſte und zweite Princip für ſich betrachten, ſo verhalten ſie ſich wie Satz und Gegenſatz, indem ſie Verſchiedenes produciren und ſich wechſelſeitig nicht nur etwas geben, ſondern auch etwas nehmen. In ihrer entgegengeſetzten Thätigkeit beeinträchtigen ſie ſich, negiren wechſelſeitig etwas von ſich und machen ebendarum die Ausgleichung durch das dritte Princip nöthig. Gegenſätze ausgleichen heißt aber jeden beſchränken, heißt jedem die Gränze ſetzen, die der Zweck erfordert, heißt mithin ebenfalls negiren.

Das Verhalten der drei Principien untereinander unterſcheidet ſich allerdings weſentlich von dem Verhalten der negativen Urkraft. Jenes iſt gut, dieſes (im ideellen Sinn) böſe. Jenes negirt das Nichtſeynſollende zu lebensfreundlichem Zweck, dieſes das Seynſollende zu lebensfeindlichem. Unter der Herrſchaft des göttlichen Selbſt verbinden ſich die verſchiedenen Kräfte zur Harmonie, zur Production harmoniſchen Lebens. Allein wir ſehen wohl, daß jedes Princip zwei Seiten hat, zuſtimmen und widerſprechen kann, daß mithin unter gewiſſen Verhältniſſen die böſe Negation ſich jedem geſellen, ſeine Fähigkeiten gewinnen, ſie böſe machen und mit ihr das Seynſollende negiren könnte.

Wenn Gott aus ſeinem Paradieſe, wo er Alles ideell und unmittelbar ſelbſt iſt, mithin Alles unmittelbar in ſeiner Macht hat, heraustritt und zugleich mit ſeinem Gegenſtand auch ſeinem Gegenſatz relative Selbſtſtändigkeit und Macht verleiht, ſo muthet er nicht nur in der Zuſammenhaltung mächtiger gewordener Organe ſich ſelbſt eine größere Kraftanſtrengung zu, ſondern legt auch den Grund zu künftiger Gefahr und möglichem Umſturz des Gewordenen. Denn wenn er den Organen einmal gewiſſe Befugniſſe und einen Spielraum der Freiheit gewährt hat, ſo muß er ſie darin auch erhalten — er muß das, was nun mit dieſen Befugniſſen und mit dieſem Spielraum erfolgt, geſchehen laſſen in Rückſicht auf den höchſten und letzten Zweck des Proceſſes. Erweitert er nun auch ſein Reich, ſo ſchafft er ſich damit gleichwohl auch Arbeit und Noth — wenn freilich Arbeit und Noth nur, wie eben er ſie haben kann. Er verläßt den ſeligen Frieden des urinnerlichen Lebens, um zugleich mit der Ausdehnung ſeines Reiches ein Unheil zu wagen — ein Unheil, das er freilich die Macht hat in um ſo größeres Heil zu wandeln, aber erſt nachdem alle Stadien des Verderbens durchlaufen ſind.

Alles das zuſammengefaßt, kann das Heraustreten Gottes aus ſeinem Urſtand, aus ſeiner innerlichen Entfaltung zur äußeren, wohl eine Frage ſeyn — wenn auch eine Frage, auf die ſchließlich doch nur Eine Antwort zu geben iſt. Aber Gott läßt Alles werden und wachſen, denn ſein Zweck iſt die Natur- und Selbſtwahrheit und damit die höchſte eigne Würdigkeit alles Hervortretenden. Demnach läßt er die Fortbewegung aus dem bisherigen Stande in einem ihm gefälligen Moment recht eigentlich eine Frage werden und die ideellen Organe in Bezug darauf ihre Stimmungen kundgeben.

Wie dieſe ausfallen, iſt nach dem Bisherigen unſchwer zu denken. Das erſte Moment wird für das Bleiben ſeyn in dem ſchon erwähnten doppelten Sinn und die aller Entwicklung entgegengeſetzte Seite wird dem neuen Schritte mit geſteigerter Kraft ſich widerſetzen. Dagegen wird das zweite Moment in liebender Sympathie mit dem Werdenden um ſo lebhafter die Bewegung verlangen. Das dritte wird Für und Wider anſchauen, wird den zu verlaſſenden Stand in aller Schönheit vor Augen haben, wird fühlen, daß man ſich mit der Erhebung in den neuen das abgründliche Seyn zum Feind und dieſer möglicherweiſe Arbeit und Noth machen werde, zuletzt aber wird doch die Neigung zum Fortſchritt und zur Erweiterung der Herrſchaft in ihm ſiegen — in Hinſicht auf das letzte Ziel der Erſchließung.

Wir müſſen uns, wenn die Frage einmal angeregt iſt, in dem ideellen Organismus eine Spannung und eine Gährung denken, wie ſie dieſer Sphäre entſpricht. Gott will dieſe Gährung und läßt ſie kommen, weil eben in ihr die Momente die erſten vorbereitenden Schritte thun zu ihrer nachfolgenden Stellung und Thätigkeit. Die Momente beſtimmen ſich hier näher zu ihrem ſpätern Beruf und qualificiren ſich innerlich ſchon zu der höhern Selbſtſtändigkeit, die ſie erlangen ſollen. Sie treffen ihre erſte Wahl, eine Wahl als Naturen, und bereiten ſich ihr Geſchick.

Indem Gott eben aus ihrer beſondern Natur heraus Alles werden läßt und einen Beſchluß faßt, der mit der Forderung des natürlich Werdenden übereinſtimmt, iſt er Schöpfer im eigentlichen Sinne des Worts; er führt hervor, er macht nicht Mechaniſch-Todtes, er producirt Dynamiſch-Lebendiges. Jeder menſchliche Schöpfergeiſt weiß, daß das Mitwirkenlaſſen der natürlichen Potenzen zum wahren Hervorbringen unumgänglich, daß mithin das von uns geſchilderte Verhalten in jeder Hinſicht Gottes allein würdig iſt. Liegt es doch in den Ausdrücken ſchon — in Schaffen und Schöpfen, in Produciren, Hervorbringen — daß es ſich hier eben um das Erhöhen eines urſprünglich, im Keim und in der Tiefe ſchon Seyenden handelt!

Hat jedes Moment ſeine Stimmung kundgegeben und behauptet, iſt die innere Spannung und Gährung der Kriſis zugereift, dann trifft der höchſte Herr, Gott ſelber, die Entſcheidung. Er hat Alles offenbar werden laſſen, Alles vernommen und erwogen. In der Gewißheit nun, für jeden möglichen Schaden das Heilmittel zu haben, und auch durch das mögliche tiefſte Verderben ſeiner Herrſchaft gleichwohl zu ihrer höchſten Vervollkommnung zu gelangen, thut er den Schritt der Selbſterſchließung und damit ſeine erſte wirkliche That.

Vierter Abſchnitt.

Die Selbſterſchließung Gottes. Poſitive Seite.

Es gibt einen Satz, den bis jetzt noch kein Denkender in Abrede geſtellt hat, ebenſo angeſehen bei der Philoſophie wie im gemeinen Leben, und den auch wir in der bisherigen Entwicklung ſchon wiederholt gebraucht haben: Aus Nichts wird Nichts! Niemanden, der bei geſunden Sinnen iſt, kann es auch nur einfallen, ihn umſtoßen zu wollen. Denn ihn umſtoßen wollen, hieße beweiſen wollen, daß aus Nichts Etwas werde, hieße zeigen wollen, auf welche Weiſe aus Nichts Etwas werde; und dieſe Aufgabe braucht man ſich nur zu denken, um ihre abſolute Unlösbarkeit einzuſehen. Wäre zuerſt Nichts, d. h. in keiner Weiſe Etwas — kein Princip, keine Macht des Anfangs, kein Boden und kein Raum in keinem Sinn, alſo das reine Nichts — dann wäre es immer bei Nichts geblieben und nie Etwas geworden.

Die Thatſache, daß Etwas geworden iſt, führt uns zurück auf das, was ungeworden, d. h. ewig iſt — auf das urſeyende Etwas, aus welchem allein das gewordene Etwas hervorgehen konnte. Wäre ewig Nichts geweſen, ſo wäre auch Nichts geworden; nun iſt aber in der Welt und in uns ſelbſt unbeſtreitbar Etwas vorhanden, alſo muß ewig Etwas geweſen ſeyn.

Ewig ſeyn heißt aber nothwendig ſeyn. — Es iſt ein ungeheurer Gedanke — die Nothwendigkeit des göttlichen Seyns! Wir verlangen für Gott die vollkommenſte Freiheit; aber er, wie frei wir uns ihn denken mögen, findet ſich doch immer im Seyn, das Seyn iſt ihm, wir möchten ſagen, urgegeben, angethan, er hat es unmittelbar, unvermeidlich. Und ſo liegt nun doch etwas in Gott, das nicht er ſelbſt iſt, und das er ſich doch auch nicht gegeben hat. Wenn er ſelbſt auch ewig ſeyn wollend und damit ewig Herr des Seyns iſt, ſo iſt er doch ebendarum auch ewig ſeyend (weil er nicht Herr ſeyn könnte, ohne zu ſeyn!) — das an ſich willenloſe Seyn iſt ewig zu ihm gehörig.

Gott hat etwas Blindes an ſich, etwas, das er haben muß, und in Bezug worauf in uns die Frage ſich erheben kann: woher kommt es ihm? Und wenn wir darauf auch antworten: er hat es nothwendig, es kommt ihm aus den Tiefen der Nothwendigkeit, ſo iſt damit eben etwas geſetzt, was zugleich mit ihm ſelber und doch etwas Anderes iſt als er ſelber — der Grund, auf welchem das göttliche Selbſt ruht, die conditio sine qua non ſeiner Gottheit. Und dieſes Etwas, das ewig iſt, aus urdunkeln Tiefen hervorſtrömend ewig an und unter dem Selbſt iſt, dieſes Etwas ſpricht ewig mit, wirkt ewig mit, und nichts kann werden und nichts kann Gott ſelbſt entſtehen laſſen, ohne daß es ſein Theil dazu beitrüge.

Scheint der Begriff Gottes dadurch beeinträchtigt zu ſeyn, ſo lehrt uns tieferes Nachdenken, daß Gott gerade nur ſo, nur mit dem nothwendigen Seyn, wahrer, ganzer, lebendiger Gott ſeyn kann. Denn Gott iſt nur wahrer Gott, wenn er Herr iſt, wenn er auf einem Grunde ruht, der ihm dienen muß; und der Grund, der ihm dienen ſoll, muß ewig zu ihm gehören, er muß dieſer Grund (an zweiter Stelle) ſelber ſeyn, in ihm ſich ſelber beherrſchen. Gott iſt nur wahrer Gott, wenn er ſowohl nothwendig als frei, ſowohl dienend als herrſchend, ſowohl Stoff als Kraft iſt; denn er iſt nur freie herrſchende Kraft, wenn er an ſeinem nothwendigen Seyn den Stoff hat, über den er verfügen kann. Hätte er das aus den Urtiefen der Nothwendigkeit hervorſtrömende Seyn nicht von ſelber, gehörte es nicht ewig zu ihm, ſo — müßte er ſich's verſchaffen, gerade ſo wie er es an ſich findet! Denn nur an dem nothwendigen Seyn hat er die Nacht, worüber er Tag, die Herrſchaft, worüber er Herr iſt; nur an ihm hat er das ewig hervorſprudelnde Leben, ſeine ewige Erquickung; nur an ihm hat er das Material, das er ſelbſt auswirken und geſtalten kann in alle Schönheit. Gott ſelbſt, das Subject des Seyns, will darum das Seyn, wie er es hat, — als nothwendiges; und indem er es will, gibt er ſich's und hat es als ſelbſtgegebenes; indem er es will, macht er das Nothwendige zum Freigewollten und weiht es als ſolches. Und ſo allein iſt er Gott und Herr; ſo allein kann er Schöpfer ſeyn, denn ſo allein hat er den Brunnen des ſtofflichen Lebens aus dem er ſchöpfen kann zu allen Geſtaltungen.

Die Nothwendigkeit des göttlichen Seyns iſt das heilige Dunkel, das in ſeiner Weſenheit bleiben muß, das niemals in Licht aufgelöst werden darf, weil nur an ihm und über ihm das Licht Licht iſt.

Gott, der nothwendig iſt, Gott, der nothwendig ſeyn will, — das Subject alſo des nothwendigen Seyns und des Wollens, der Selbſtſeyende — dieſer Gott nun will ſich entfalten, will ſein urſprünglich dunkles und helles Leben entwickelnd bilden, will ſich Genoſſen und Organe, will ſich einen Hof und ein Reich ſchaffen. Dazu hat er in ſeinem Leben den Stoff, in ſich ſelber die Macht und den Geiſt; und beide verwendend ſchafft er nach ſeinem Willen. Er ſchafft, ebenſo zu ſeiner Freude, wie zum Heil des zu Schaffenden, ſtufenmäßig. Wenn ſein erſtes Produciren ein ideelles iſt, wenn er in ſeinen erſten Organen ſein eigenes Leben unmittelbar an ſich ſelber organiſirt, ſo thut er es, weil dieß aus ſeinem Urſeyn heraus die erſte Möglichkeit der Entwicklung iſt, weil er ſelbſt in und mit dieſer Entwicklung eine Zeit — einen Aeon der Jugend lebt, und die Organe in eigener Jugend wachſen und reifen und das Kommende mitbeſtimmen können in freierem Wirken. Er ſchafft ſich aber in der erſten Organiſation nicht nur die ideellen Principien und die Seele des Organismus, er ſchafft ſich nicht nur die Macht der Poſition, ſondern auch die der Negation. Er bereitet in dem Stande, den wir ſeinen Urſtand im weitern Sinne genannt haben, ſich ſelbſt und ſeine Principien zu der nächſtfolgenden Entwicklung, zu der Erweiterung des Reiches in freien und ſelbſtſtändigen Organen.

Gibt es etwas Gotteswürdigeres als dieſen Gang freier Entwicklung? Gott ſelbſt bleibt im Mittelpunkt und bewegt ſich nur gebend und herrſchend. Aus ſeiner Natur aber, dem nothwendigen Seyn, bereitet er ſich durch Verbindung mit ſeiner eigenſten Kraft Schritt für Schritt einen größern Hof in ſtellvertretenden Organen. In ſich ſelbſt ruhend als höchſtes Bewegendes, ſchreitet er fort in ſeinen Organen; er gibt ſich in ihnen den Schmuck, den er zuerſt nur zu geben die Macht hat, wirklich, er, das Ur-Ideal, arbeitet ſeine Abbilder zur höchſt möglichen Vollkommenheit aus. Er iſt mithin zugleich ruhend und fortſchreitend; er iſt ewige Schönheit in ſeinem Selbſt und wird ewige Schönheit in ſeinen Organen; er hat alle Freude des Ruhens wie des Wandelns, des Gebens wie des Nehmens. Alles in ſich ſelbſt iſt er zugleich Alles in ſeinen Organen und erfüllt ſomit jede Möglichkeit der Macht und der Seligkeit.

Wer ſieht nicht ein, daß Gott ebenſo unvollkommen wäre als bloß Ruhender wie als bloß Fortſchreitender? Als bloß Ruhender entbehrte er die Freude des Wachsthums und des Gewinnes, als bloß Fortſchreitender den Halt und die Herrlichkeit des Selbſtbeſitzes. An ihm bewährt ſich aber vor allem der Spruch: wer da hat, dem wird gegeben. Ihm, der ideell Alles hat in ſich ſelbſt, wird reell Alles gegeben in ſeinen

Organen — durch ſich ſelbſt. Vollkommener Herr wird er vollkommenes Reich; vollkommener Herr an erſter Stelle wird er vollkommenes Reich an zweiter Stelle; vollkommener Herr, wie man Subject iſt, wird er vollkommenes Reich, wie man Prädikat iſt. Gott der wahrhaft Eine iſt zugleich wahrhaft Alles, Alles in Allem; und wir können hier ſchon ſagen, ohne ein Mißverſtehen fürchten zu müſſen: der wahre Monotheismus iſt allein der wahre Pantheismus.

Ewig herrlich und ſchön in ſich ſelbſt wirkt ſich Gott eine immer herrlichere und ſchönere Herrſchaft aus. Was kann Gott in ſeiner Herrſchaft Anderes wollen als die Verbindung der höchſt möglichen Freiheit mit der höchſt möglichen Einheit — die Einheit mithin in der Lebensharmonie freieſter Glieder? Was kann er Anderes wollen als die höchſt mögliche Schönheit ſeiner Herrſchaft, alſo die Schönheit ebenſo des Nacheinander wie des Miteinander? Soll aber auch das Nacheinander ſchön ſeyn wie das Miteinander, das Werden wie das Gewordene, ſo kann Gott dieſe ſeine Herrſchaft nur allmählich wachſen laſſen nach den Geſetzen der Schönheit; er muß wollen, daß keine Stufe überſprungen werde, daß in melodiſchem Fluſſe Ton an Ton ſich reihe, daß der Schönheit des Ausgangspunktes und des Zieles auch die Schönheit des verbindenden Weges entſpreche.

Es iſt alſo keine ſpielende Vergleichung, wenn wir das Leben Gottes im Urſtand ſeine Jugend nennen. Wenn Gott in ſeinem Selbſt nicht nur ewig iſt, ſondern in ſeinen Organen auch ewig wird, ſo muß er dieſes zugleich in naturgemäßer und ſchöner Folge — ſein abſolutes Werden und Wachſen muß Urbild ſeyn des einzelnen Werdens und Wachſens. Er freilich iſt, was der irdiſche Menſch vorherrſchend paſſiv und müſſend iſt, vorherrſchend activ und wollend. Seine Jugend iſt gewollte, ſelbſtgeweihte Jugend — ein Jugendleben nach ſeinem innerſten, eigenſten Verlangen und Wohlgefallen. Nachdem er aber wollend gewachſen iſt und ſeine heilige Jugend durchlebt hat, tritt er wollend aus ihr heraus zu höherer und reiferer Entwicklung.

Was iſt es nun, das er zunächſt werden laſſen und ſich geben kann? Wir kennen es ſchon: die Organe als reelle. Die Momente der innerlichen Unterſcheidung ſollen äußerlich, die ideellen Principien ſollen zu wirklichen, ausdrücklichen hervorgebildet und potenzirt werden. Zweierlei muß hier geſchehen. Die Organe müſſen von dem göttlichen Selbſt freier werden und eine von ihm entferntere Stellung erhalten; um ſich in ihr aber halten zu können, müſſen ſie durch göttliche Begeiſtung ſelbſtſtändig, zu eigenem Stehen und Gehen befähigt werden. Indem ſie von dem Selbſt ſich mehr entfernen, werden ſie materieller, dunkler als ihre ideellen Vorbilder; indem ſie aber die Kraft des herrſchenden Geiſtes erhalten, werden ſie ſelbſtmächtig. Natur und Geiſt werden in ihnen geſchieden — ſie werden ſelbſt Organismen, analog dem Ur-Einen, dem All-Einen.

Jedes dieſer Organe iſt aber zu einer beſondern Function erſehen, nicht nur für das göttliche Selbſt, ſondern ebenſo für die göttlichen Schöpferzwecke. Gott will dieſe Organe nicht nur zu ſeiner eigenen Erweiterung und Erhöhung, er will ſie zugleich als Mittel zu weitern Hervorbringungen. So wie ſie ſeyn und wirken ſollen, müſſen ſie aber auch ſchon entſtehen; alſo, da ſie verſchieden ſeyn und wirken ſollen, muß auch ſchon der Anfang ihres beſondern Seyns, ihr Entſtehen, verſchieden ſeyn.

Für Gott, wenn er Organe haben ſoll zu göttlichem Wirken, geziemen ſich nur die edelſten. Welche ſind aber die edelſten? Offenbar die freiſten, ſelbſtmächtigſten. Wenn ſchon auf Erden der Herr über Freie ein größerer Herr iſt als der über Knechte, wenn ſchon auf Erden mit Maſchinen nur Mechaniſches, das lebendig Schöne und Gute dagegen nur mit ſelbſtſtändigen Kräften bewirkt werden kann — um wie viel mehr wird Gott für ſich und die Werke der Schöpfung die möglichſt ſelbſtſtändigen Organe haben müſſen! Seine Diener, zu eigenem Thun erwachſen, müſſen die ihm ähnlichſten Weſen, ſie müſſen, wie er abſolute Perſönlichkeit iſt, relative Perſönlichkeiten, durch ihr herrſchendes Selbſt göttliche Perſonen, als ſelbſtſtändige göttliche Organe Götter ſeyn.

Um dieſes Verhältniß noch deutlicher zu machen, erinnern wir an ein analoges, das jeder kennt.

Die zugleich mächtigſten und glücklichſten Menſchen ſind nicht die, welche nur den kräftigſten Willen, ſondern welche zugleich die begabteſten Organe haben — Organe, die es von ſelber zu ihrer Function drängt, die von ſelber liebend ihre Schätze hinſtrömen zur Ausführung deſſen, was der Wille beſchloſſen hat. Denjenigen, der mit dem höchſten Wollen das freieſte und reichſte Können verbindet, deſſen Fähigkeiten, ohne Zwang von Seiten des herrſchenden Geiſtes, aus eigner Luſt und in lebendigſter Fülle das Material ſpenden, das zur Production erfordert wird, ſo daß Alles von ſelber zu werden ſcheint und Alles in Einem geſchieht, den nennt man eben ein Genie in der wahren Bedeutung des Worts. Das freiwillige Zuſtrömen der Bilder und Ideen überhebt aber den herrſchenden Geiſt wohl des Drängens und Preſſens, keineswegs der höchſten Thätigkeit. Je reicher der Zuſtrom iſt, je mehr gehört dazu, ihn zum Zwecke der ſchönen Darſtellung zu bewältigen; je freier und ſelbſtmächtiger die Kräfte ſind, deſto mehr gehört dazu, ſie zu harmoniſchem Wirken zuſammenzuhalten.

Müſſen die reellen göttlichen Organe ohne Ausnahme relativ ſelbſtſtändig ſeyn, göttliche Mächte, die Gott freiwillig dienen, ſo müſſen ſie ſich doch zugleich unterſcheiden durch das Maß ihrer Freiheit; das zweite muß freier als das erſte, das dritte freier als das zweite ſeyn, weil ſie nur damit ihrem beſonderen Rufe genügen können.

Alſo die reellen Organe müſſen in ſich dem organiſirten Gott ähnlich ſeyn, frei und ſelbſtſtändig, göttliche Perſönlichkeiten und in dieſem Sinne Götter, zugleich aber nach Stellung und Beruf durch das Maß der Selbſtſtändigkeit verſchieden unter ſich. Sie müſſen Principien ſeyn, die als ſolche, als freie, ſchöpferiſche Mächte, das für Gott ſind, was für den jetzigen Menſchen in freilich nur entfernter Aehnlichkeit die Grundkräfte der Natur, des Gemüthes und des Geiſtes ſind. Und ſo wie ſie ſeyn und wirken ſollen, müſſen dieſe göttlichen Organe auch entſtehen: die beſondere Natur und das beſondere Verhalten jedes einzelnen muß durch die Art ſeines Werdens begonnen, das Künftige dadurch begründet und vorausbedeutet ſeyn.

Die erſte wirkliche That nun, die Gott auf dieſe Forderungen hin vollzieht, die That, womit er ſeine Selbſterſchließung beginnt, iſt die Herausſetzung des ewig Weiblichen aus ſeiner unmittelbaren Obhut, die freie Fürſichſetzung und Potenzirung ſeiner Natur, des nothwendigen Seyns.

Das erſte reelle Organ entſteht durch eine thatſächliche Scheidung, durch einen Act der Emancipation, wobei das Subject — Gott ſelbſt — das Meiſte, das Object, die göttliche Natur, das Wenigſte thut. Dieſes Organ befreit ſich nicht ſelbſt, es läßt ſich befreien; es ſpielt die verhältnißmäßig paſſive Rolle, die es im reellen Organismus zu übernehmen hat, ſchon in der Art ſeines Werdens, hat mithin ſeinem Weſen nach — als nothwendiges Seyn, als Natur — und in Folge der Art ſeines Werdens als reelles Organ den verhältnißmäßig geringſten Grad von Freiheit.

Indem das ewig Weibliche, die göttliche Natur, durch Gott ſelbſt für ſich geſetzt und dadurch der unmittelbaren Einwirkung des herrſchenden Lichtes entzogen wird, tritt nothwendig ihr Grundcharakter als dunkles, materielles Seyn entſchiedener hervor. Sie hat aber, um für ſich zu ſeyn, ein beſtimmtes Maß von Geiſt, und iſt nun das, was ſie an ſich iſt, wollend. Für ſich geſetzt fühlt ſie ſich frei und iſt mit unmittelbarem Willen das, was ſie nothwendig iſt. Sie will nichts Anderes ſeyn als Macht der Natur, Urquell des natürlichen Lebens; ſie iſt glücklich es zu ſeyn, ſie liebt ihre Nothwendigkeit — Freiheit und Nothwendigkeit fallen in ihr zuſammen.

Das erſte reelle Organ bleibt als ſolches am meiſten, was es urſprünglich iſt; das urſprüngliche Seyn wird durch Befreiung und Begeiſtung nur geadelt, ſanctionirt. Wenn es nun dadurch auch perſönlich, Gott entſprechend organiſirt wird, ſo liegt der Hauptvorzug dieſer Perſönlichkeit doch immer noch in der Natur und der Naturgewalt. In der Kraft des unmittelbaren Seyns übertrifft es die andern Organe, in der Energie des Wollens ſteht es hinter ihnen zurück. Der Geiſt, das Selbſt als herrſchende Macht, iſt ihr verliehen; und wenn ſie als Natur am meiſten von ihrem Eigenen lebt, ſo lebt ſie als Geiſt am meiſten von der Güte des Gebers.

Iſt das erſte Organ für ſich geſetzt und begeiſtet, verſelbſtſtändigt, dann iſt es ſeyend und wollend, und ſein Leben dem des Ur-Einen ähnlich. Die lebendige Macht aber bleibt nicht immer, was ſie iſt, ſie wächſt, entwickelt und geſtaltet ſich dem Urbilde gemäß. Sie gewinnt durch Verleihen und Aneignen in ſich die Beſtimmungen des ganzen Gottes, ſie befeſtigt ſich, vollendet ſich in ſich ſelbſt und wird immer mehr, was ſie ſeyn ſoll — Perſönlichkeit.

Die Natur Gottes, das ewig Weibliche, wird durch Fürſichſetzung und Begeiſtung, in freier Entfaltung und Vollendung Weib: vorherrſchend paſſive, als dieſe aber ſelbſtſtändige, wollende — weibliche Perſönlichkeit.

Wer jemals Menſchen beobachtet und zwiſchen ihnen Vergleichungen angeſtellt hat, weiß, daß es ſolche gibt, die mit allen Kräften einer ſelbſtbewußten Perſönlichkeit doch vorzugsweiſe Naturen genannt werden müſſen. Sie ſind nicht bloß Natur — ſie ſind Gemüth und Geiſt, Seele und Selbſt; aber die Natur, das unmittelbare Streben der Natur herrſcht ſo ſehr in ihnen vor, daß ihr Thun trotz aller jener höhern

Kräfte, die ſie nicht nur haben, ſondern auch gebrauchen, doch einen überwiegend inſtinktmäßigen Charakter zeigt. Einem Antrieb folgend hat ihr Leben, ihr Gefühl und ihr Handeln etwas Einheitliches, in Einheit und unmittelbarer Sicherheit Energiſches und Freudiges; ſie ſind in ſich vollendet, ſelbſtſtändig und ſelbſtthätig; aber ſie haben ihre beſondern Beſtimmungen nicht als ſolche, beſitzen ſie nicht wollend, ihr Streben entbehrt des Bewußtſeyns, ihr Thun der bewußten Vorſätzlichkeit.

Aehnlich ſolchen menſchlichen Perſonen müſſen wir uns das erſte reale Princip Gottes denken; ähnlich, wie ſich Principiell-Himmliſches und Gewirkt-Irdiſches ähnlich ſeyn kann. Es iſt das erſte Leben der ewigen Natur in freier Regung und Bewegung; das erſte Leben im eignen Licht, in einem Schein, der das Urdunkel nicht aufhebt, ſondern nur überleuchtet und weiht. Es iſt die Fülle des Lebens, durch Gottes Wollen und Vollbringen in eigne Geſtalt, in Schönheit ausgewirkt.

Wer Gott und ſeine Selbſtentwicklung zu ſchildern unternimmt, dem ſtellen ſich bei jedem neuen Schritte Bilder vor die Seele, die er als Wunder der Heiligkeit und Schönheit beſtaunen muß. Und doch ſind es keine Wunder in dem Sinne, wie ſie die Vernunft in Abrede ſtellt, ſondern in der Sphäre, wo ſie vorgehen, die begründetſten, natürlichſten Entwicklungen. Wenn Gott ſich organiſirt, das, was er uranfänglich in unmittelbarſter Weiſe iſt, eigenes Leben mit eigenem Selbſt gewinnen läßt, ſo begreift ſich, daß die ewige Natur, eben indem ſie eigenes Leben mit eigenem Selbſt gewinnt, Perſönlichkeit wird, ein Weſen, das ſich ſelbſt wollen kann und will, — daß das urewig Weibliche an ihm im Verlauf der Organiſation nothwendig zum Weibe, zum göttlichen Urbilde des Weibes reift.

Das Band, das im Uranfang die göttliche Natur mit dem göttlichen Selbſt vereint, wird damit nicht zerriſſen, es wird nur weiter; zugleich aber geiſtiger und edler. Das urſprüngliche Seyn muß von dem wollenden Selbſt unmittelbar beherrſcht werden; das zur Perſon erhöhte Seyn wird mit dem göttlichen Selbſt durch das Band wechſelſeitiger Erkennung und Liebe verbunden.

Wir können die Steigerung des Verhältniſſes im Laufe der Organiſation ſo ausdrücken: Gott, der Ureine, liebt die ewige Natur, wie man ſein eigenſtes Weſen liebt. Gott, der ideell All-Eine, liebt das erſte Moment mit der Liebe des geiſtigen Vaters. Gott, der reell ſich Organiſirende, liebt die erſte Perſönlichkeit, wie der Mann das Weib liebt.

Sey, was Erkenntniß uns zu ſagen zwingt, hier ſchon ausgeſprochen: die Liebe zwiſchen Gott und der erſten Perſönlichkeit iſt das Ideal aller Liebe zwiſchen Mann und Weib. —

Wir wiſſen, daß das göttliche Selbſt der Urgeiſt, das nothwendige Seyn die Urnatur iſt. Wenn das Selbſt nun auch ewig will, ſo iſt das urſprüngliche Wollen doch eine Folge des Selbſt, wie es vom Seyn nicht geſagt werden kann; dieſes iſt urewig an dem Selbſt, es iſt ein Erſtes mit dem Selbſt und das Wollen ein Zweites. Das Leben des Wollens iſt von Selbſt gegeben, ein Product des Selbſt; das Leben des Seyns aber hat etwas in ſich, was das Selbſt nicht gegeben hat, und hierdurch ewiges eigenes Anſehen mit dem Selbſt. Alles iſt geworden, im ideellſten Sinn auch das göttliche Wollen, nur der Urgeiſt nicht und nur die zu ihm gehörige Urnatur nicht.

Die Urnatur iſt die ewige Ergänzung des göttlichen Selbſt — das Einzige, was Gott ſelbſt etwas geben kann, das es nicht von ihm empfangen hat. In ſo fern iſt ſie für ihn ſelbſt ein Weſen von urſprünglichſter Würde, und ſoweit ihm, dem Herrn, zu verehren geziemt, ſoweit verehrt er dieſes Weſen. Als Herr aber hat er die Macht, es zu erheben, zu adeln, es in ſelbſtſtändigem Leben zur Schönheit ſich geſtalten zu laſſen; und er thut dieß im Laufe der Selbſtentwicklung nach ſeinem innerſten Liebeswillen.

Sey es erlaubt, zur Begründung des Bisherigen und des ferner Darzuſtellenden uns mit einem Worte Goethe's zu verſtärken. Der Dichter ſagt am Schluſſe ſeines tiefſinnigſten Werkes: „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichniß!“ Damit behauptet er ſeinerſeits die unvergänglichen, ewigen Dinge, zu welchen eben die vergänglichen, irdiſchen, ſich als Gleichniſſe verhalten, und wirft Licht auf dieſe wie auf jene, — zeigt, wie man dieſe erklären, jene veranſchaulichen kann. Sind die ewigen Urbilder und die zeitlichen Abbilder auch recht eigentlich toto coelo verſchieden, ſo haben wir doch an den letztern ein Mittel, die erſtern zu erkennen und erkennbar zu machen. Was von den Abbildern gilt in irdiſch ſinnlicher Art, das gilt von den Urbildern in himmliſch geiſtiger. Die Sprache ſelbſt iſt ja dahin entwickelt, daß das nämliche Wort zur Bezeichnung ebenſo des Urbildes wie des Abbildes dient: bei dieſem eine materielle, bei jenem eine ideelle Bedeutung hat. Die Natur, die Sinnlichkeit, hat ihre Fülle, Schöpferkraft und Luſt; aber ebenſo hat ſie auch das Gemüth und der Geiſt. Wir kennen eine Liebe und Liebesthaten der ſinnlichen Natur; aber ebenſo eine Liebe und Liebesthaten des Gemüthes und des Geiſtes. Nun wohl: an die ideellſten Erfahrungen des Menſchen, an die zugleich heiligſten und ſeligſten Gefühle appelliren wir, indem wir es wagen, das göttliche Urbild des Verhältniſſes zwiſchen Mann und Weib zu ſchildern.

Der Gegenſtand der Verehrung des göttlichen Selbſt, der Gegenſtand ſeiner Liebe wird Perſönlichkeit, freies Weſen, und entwickelt ſich vor Gott zur erſten perſönlichen Vollendung und vollendeten Schönheit. Die Fülle des unmittelbaren Lebens, der Urborn aller Erquickung, iſt in ſich organiſirt, geſtaltet, zur Schönheit geweiht. Das im Urſeyn für Gott ewig Ergänzende, das er mithin ewig wollen und ver-

BAYERIS
STAATS-
BIBLIOTHEK

langen muß, iſt in dem Ideal des Weibes verklärt und mit allen Zaubern ausgeſtattet, die auf ihn um ſo mächtiger wirken müſſen, je mehr ſie der eigenen Herrlichkeit und Schönheit ähnlich und zugleich etwas Anderes ſind. Denken wir uns nun Gott, wie er die erſte Perſönlichkeit ſich entfalten, erblühen ſieht! Es erquillt in ihm eine neue Liebe, und er empfindet alle Seligkeit ihres Werdens und Wachſens. Die theilnehmende Freude an dem Keimen der Schönheit, an dem Aufblühen und Reifen hingebender Neigung an ihn ſteigert ſich zu einem Gefühl, das wir nicht anders und ſchöner, denn ein göttlich-bräutliches zu nennen vermögen. Die heiligen Flammen der Liebe ſuchen ſich, nähren und erhöhen ſich wechſelſeitig; und ſo führt das göttliche Urbild des Verhältniſſes zwiſchen Mann und Weib nothwendig zur innigſten Vereinigung und zur Befruchtung des Weibes.

Der chriſtliche Glaube lehrt, wie man weiß, den eingebornen Sohn Gottes und die Zeugung deſſelben vor der Schöpfung der Welt. Das Wie dieſer Zeugung hat man verſchieden zu erklären geſucht, aber unmöglich denkbar machen können, weil die chriſtliche Theologie nur das männlich Gebende, den Vater, hatte, und eine Zeugung ohne das weiblich Empfangende, Austragende und Gebärende, ohne die Mutter, nicht ſtattfinden kann. Wir, in der gegenwärtigen Unterſuchung, haben im Verfolg der Selbſtorganiſation Gottes das Princip des Empfangens gewonnen — wir müſſen eine Zeugung des Sohnes oder des zweiten realen Princips lehren im eigentlichſten Sinne des Wortes.

Die göttliche, himmliſche Zeugung iſt das Ideal aller irdiſchen Zeugungen. Wenn ſie die Zeugung eines Princips durch Principien iſt, die Zeugung einer ſchöpferiſchen Urſache durch ſchöpferiſche Urſachen, und in dieſer Beziehung von der irdiſchen, der denkbar materiellſten, wieder toto coelo verſchieden, ſo iſt ſie doch eben das in der höchſten, ideellſten Sphäre, was die irdiſche in der materiellſten iſt. Es iſt ein Act der innigſten, ſeligſten Liebe, das Einswerden und Gleichwerden zweier Perſönlichkeiten in ihr, das Geben und das Empfangen — das gebende Geben und das empfangende Geben des männlichen und des weiblichen Princips, das Auflodern zweier innigſt verſchmolzenen Lebensmächte als Eine und die dadurch begründete Entſtehung einer neuen, dritten.

Der Sohn wird geboren aus dem Weibe und das Weib wird Mutter. Der Vater hat zu dem Sohn das Licht, das helle Leben, die Mutter das dunkle geſpendet. Die Mutter, die ihn empfangen, nährt ihn aus der Fülle ihres Lebens und befähigt ihn zur Selbſtausbildung, Selbſtverwirklichung. Und der Sohn, wenn er mit den Elementen des Vaters und der Mutter verwirklicht iſt, gleicht dem Vater und der Mutter. Nach ſeiner Naturſeite gleicht er der Mutter und ſteht mit ihr in der Einen Reihe göttlicher Organe; nach der geiſtigen Seite gleicht er dem Vater und iſt inſofern der relative Gegenſatz des erſten Princips. Gott, der höchſte Herr, der durch Emancipation und Begeiſtung ſeine Natur als göttliche Perſon gewonnen, hat durch Zeugung mit derſelben auch ſein Gefühlswollen, ſein Gemüth als göttliche Perſon gewonnen; und er beſitzt nun beide, Natur und Gemüth, wie er ſie zu weiterer Ausdehnung ſeines Reiches, zu fernern Thathandlungen bedarf: als active, ſelbſtſtändige Mächte, als wahre, wirkungsfähige Principien, als Naturen mit herrſchendem Selbſt, d. h. eben als Perſonen.

Princip ſeyn im eigentlichen Sinne, förmliches Princip — lebendige, ſchöpferiſche, herrſchende Macht ſeyn, und Perſon ſeyn iſt das Nämliche. Selbſt und Natur in Einem bilden die Perſon und bilden das Princip. Das einzelne göttliche Princip iſt ſchöpferiſch, anfangend und hervorbringend nach einer beſtimmten Seite; das Princip der Principien, Gott ſelbſt, iſt es nach allen Seiten. Das einzelne göttliche Princip iſt darum Perſönlichkeit, Gott ſelbſt abſolute Perſönlichkeit.

Die Potenzirung der ideellen Momente zu Perſonen im vollen Sinne des Wortes, zu relativ, d. h. für eine beſtimmte Sphäre ſelbſtſtändigen Mächten, iſt das Einzige, was Gott von ſeinem Urſtand aus zu thun — zu wollen vermag. Die Handlungen, durch welche dieß geſchieht, ſind die einzigen rein unmittelbaren Handlungen Gottes. Haben die göttlichen Perſonen Exiſtenz gewonnen, ſo bilden ſie den erſten ſelbſtſtändigen Hof des ewigen Mittelpunktes, und alles Folgende, von ihm ſelbſt Entferntere, geſchieht mittelſt ihrer.

Wenn Gott in der erſten Perſon zu allem weiterhin zu Schaffenden das ſelbſtſtändige Organ des Stoffes und der ſtofflichen Macht, den unerſchöpflichen Quell des unmittelbaren, ſinnlichen Lebens, die Mater, das Princip der Materie, die Urſache hat, aus welcher alles wird, — ſo hat er in der zweiten das ſelbſtſtändige Organ der Form und der formenden Macht, den unerſchöpflichen Quell des höhern, des Gefühlslebens, das in Liebe gezeugte Princip der wirkenden Liebe, der Huld, des Heiles — die Urſache, durch welche Alles wird.

Wie Function und Entſtehungsart in den beiden Principien ſich entſprechen, zeigt eine kurze Betrachtung noch deutlicher.

Das erſte Organ, dem Stoffe nach urewig vorhanden, bedurfte zu ſeinem Entſtehen als Perſon nur der Befreiung und geiſtigen Begabung. Indem Gott die Urnatur ſo verſelbſtſtändigt, daß auch in der perſönlich gewordenen der Accent auf der Natur und der Stoffproduction liegt, iſt ſie als erſtes Organ eben ſo, wie er ſie zu ſeinen fernern Thaten braucht. Die einzige Art dagegen, wie das zweite Princip entſtehen konnte, war die Zeugung. Sollte dieſes nämlich reelles Organ, in der Reihe der reellen Organe das mittlere werden, ſo mußte es den Stoff ebenſo von der göttlichen Natur wie von dem göttlichen Selbſt erhalten, aus materiellem und ideellem Leben gemiſcht werden, aus materiellem und ideellem Leben ſich ſelber miſchen, und, Licht im Vergleich zur Mutter, doch nur ſecundäres Licht ſeyn im Vergleich zum Vater, dem Urlicht, dem abſoluten Licht. Als das im Verhältniß zum erſten freiere, ſelbſtſtändigere Princip mußte es nothwendig ſchon freier und ſelbſtſtändiger entſtehen, alſo nicht durch Begabung, durch das vorherrſchende Thun des Herrſchenden, Perſon werden, ſondern als der Lebenskeim, der ſich in gewollter Verſchmelzung des männlichen und weiblichen Princips gebildet, von ſelber zur Perſon ſich beſtimmen und ausgeſtalten. Als das göttliche Organ der Liebe mußte es endlich durch einen Act der Liebe, im tiefſten und eigentlichſten Sinne, das Daſeyn erhalten; das Werkzeug der göttlichen Liebe und aller Liebeserweiſungen im künftigen Reich mußte der Sohn Gottes, mußte das Werk, der Erzeugte der Liebe ſeyn.

Wie das Verhältniß zwiſchen Gott und der erſten Perſönlichkeit nun das Urbild des Verhältniſſes iſt zwiſchen Mann und Weib, ſo iſt das Verhältniß zwiſchen Gott und der zweiten Perſönlichkeit das Urbild des Verhältniſſes zwiſchen Vater und Sohn.

Wir können natürlich nicht gemeint ſeyn, den Verkehr zwiſchen dem göttlichen Selbſt und den beiden Principien — das Leben der urbildlichen Familie — ausführlicher ſchildern zu wollen; glücklich genug, wenn es uns gelingt, die Momente der Selbſtentwicklung Gottes zu bezeichnen, und das Leben, das er in je einem derſelben lebt, anzudeuten. Einzelne Züge jedoch möchten wir hervorzuheben verſuchen, zum beſſern Verſtändniß des Bisherigen und ebenſo des Folgenden.

Wie Gott ſelbſt nicht nur iſt, ſondern auch wird und ſich ausgeſtaltet, weil er als Lebendiger ſich bewegt und es keine ſeiner würdigere Bewegung gibt als eben ſeine Ausgeſtaltung und Vollendung, — ebenſo die göttlichen Perſonen. Sie ſind, jede in ihrer Art, als ſolche zuerſt vorherrſchend potentiell, ſie werden und wachſen, ſie geſtalten und vollenden ſich. Der Sohn Gottes insbeſondere iſt durch Entſtehen und ſtufenmäßiges Auswachſen das Ideal jedes Gezeugten und Geborenen, jedes Menſchenkindes und Menſchenſohnes. Es liegt in der Natur der Dinge, daß er zuerſt mehr der Mutter als des Vaters iſt, zuerſt ein mehr natürliches, dann mehr geiſtiges Leben lebt. Im Verlauf ſeines Verkehrs mit dem Vater und der Mutter entwickelt er ſich ihnen entſprechend und bildet die ihm angezeugten Keime der Organiſation aus nach der Eigenthümlichkeit ſeines Weſens und Berufs. Die erſte Perſönlichkeit wie die abſolute iſt beſeelter Organismus; eben dieſes wird auch die zweite. Bei der erſten liegt aber der Schwerpunkt auf der Potenz der Natur: ſie will vorzugsweiſe die Natur, ſich als Natur, ſie iſt vorherrſchend Selbſt und Natur. Bei der zweiten liegt der Schwerpunkt auf der Gefühlspotenz: ſie will vorzugsweiſe das Gemüth, ſie iſt vorherrſchend Selbſt und Gemüth; alſo vorherrſchend höheres, inneres, lichtes, unmittelbar geiſtiges Leben. Wenn ſie nun durch ihre Natur und wechſelſeitige natürliche Liebe mit der erſten Perſönlichkeit, der Mutter, verbunden iſt, ſo ſchwebt vor dem Sohn als wahres Ideal doch der Vater — der Vater, der das, was der Sohn werden ſoll und will, überſchwänglich iſt, der mithin ſeine ſpecifiſche Liebe, ſein höchſter Zielpunkt ſeyn muß.

Der Liebesverkehr Gottes mit der erſten Perſönlichkeit iſt göttlich ideell im Vergleich mit dem Liebesverkehr zwiſchen Mann und Weib auf Erden; im Vergleich mit dem Liebesverkehr des göttlichen Vaters mit dem göttlichen Sohn dagegen iſt er ſelbſt materiell. Die Liebe Gottes zur erſten Perſönlichkeit iſt natürliche, natürlich heilige — die Liebe Gottes zur zweiten Perſönlichkeit iſt Gemüthsliebe, höhere, geiſtigere Liebe. Der Sohn iſt das reine Abbild des Vaters, ſein eigentliches Gleichniß — das höhere Gewollte; und wie er nun ſelber mit der innigſten Luſt eben am Vater hängt, ſo wendet ihm dieſer vorzugsweiſe die Huld ſeines Herzens zu. Mit dem Weibe hat Gott einen Aeon (einen von ſeinem

Willen begonnenen und geendeten Theil der Ewigkeit) allein und ausſchließlich gelebt, das Weib hat ſich ſeiner ausſchließlichen Liebe erfreut; jetzt lebt er einen Aeon, wenn nicht ausſchließlich, doch vorherrſchend mit dem Sohn. Die zweite Perſönlichkeit iſt „ſein lieber Sohn, an dem er Wohlgefallen hat."

Der Wille Gottes, der von ihm gewollte Zweck im Verkehr mit der erſten Perſönlichkeit, war die Ausbildung des Weibes, die natürliche Liebe zwiſchen Mann und Weib, die Hervorbringung der zweiten Perſönlichkeit durch eigentliche natürliche Zeugung. Der Wille Gottes im Verkehr mit der zweiten Perſönlichkeit iſt die Ausbildung des Sohnes, die geiſtige Liebe zwiſchen Vater und Sohn, die Hervorbringung der dritten Perſönlichkeit durch uneigentliche, geiſtige Zeugung.

Die zweite Perſönlichkeit vollendet ſich in dem Verkehr mit Gott ſelbſt ebenſo wie die erſte. Sie wird vollkommener Organismus, ein Ganzes mit dem Einen herrſchenden und drei dienenden Principien, wie wir ſie in Gott unterſchieden haben. In ihr aber bildet ſich vorzugsweiſe das Gemüth aus; und wie die erſte Perſönlichkeit mit dem überwiegenden Naturwollen und Naturleben der Entſtehungsgrund des Sohnes geworden iſt, ſo wird dieſer mit dem überwiegenden Gemüthswollen und Gemüthsleben der Entſtehungsgrund des Geiſtes. Wir ſagen: der Entſtehungsgrund, und verſtehen darunter das verhältnißmäßig objective Mittel, das paſſiv Mitwirkende, im Gegenſatz zum Urheber, welches Gott ſelber iſt.

Wir haben den Geiſt ſchon wiederholt kennen lernen als das dritte und letzte Beſondere, als das freieſte und ſelbſtſtändigſte dienende Princip des Abſoluten. Damit iſt ſchon geſagt, daß er als reales Princip auch auf die freieſte Weiſe entſtehen muß. Wie haben wir uns nun ſein Entſtehen zu denken?

Wir müſſen uns zur Beantwortung dieſer Frage eine kurze Recapitulation geſtatten.

Gott im Urſtand hat Natur, Gemüth und Geiſt in Ur-formen, als unmittelbare Organe. Er erſchließt ſich, äußert ſich, verwirklicht die Natur und das Gemüth zu ſelbſtſtändigen, perſönlichen Mächten. Was aber dieſe nun reell ſind, das bleibt er über ihnen ideell; was ſie als Organe wollen und können, das will und kann er als Herr der Organe — als Mann in Bezug auf die erſte Perſönlichkeit, als Vater in Bezug auf die zweite. Als der Wollende und ideell Könnende iſt er, wenn das Band auch weiter, geiſtiger geworden, immer noch lebendigſt mit den realiſirten Principien verbunden.

Einen Aeon hat er mit der erſten Perſönlichkeit gelebt. In dem liebenden Verkehr hat ſich in dieſer, der vorherrſchend als Selbſt und Natur Geſetzten, das Gemüth ausgebildet, die Natur verklärend, das Selbſt durchwärmend; und mit dem ſo vollendeten Weibe hat der Vater den Sohn gezeugt. Die liebende gemüthverklärte Natur iſt die Mutter der zweiten Perſon, des verwirklichten göttlichen Gemüths.

Der Sohn, der vorherrſchend Selbſt und Gemüth iſt, bildet im Verkehr mit der Mutter ſeine reale Natur, ſeine Baſis aus, im Verkehr mit dem Vater ſeinen Geiſt, ſein ideales Vermögen, ſeine Idealität. Der Liebeszug, der Mann und Weib verbindet, iſt ein vorherrſchend natürlicher, gemüthverklärter; der Liebeszug, der Vater und Sohn verbindet, iſt ein vorherrſchend gemüthlicher, geiſtverklärter. Das Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn iſt freier, gewollter, als das zwiſchen Mann und Weib; das hin und her fließende Leben, das ſie austauſchen, iſt Licht, ihre Thätigkeit iſt Lehren und Lernen, und das Ziel Erkenntniß. Wie nun die gemüthverklärte Natur die Baſis geworden, aus der das Princip hervorgehen ſollte, das vorzugsweiſe Gemüth iſt, ſo iſt das geiſtverklärte Gemüth die Baſis, aus der das Princip hervorgehen ſoll, das vorzugsweiſe Geiſt iſt.

Der Sohn, das reale göttliche Gemüth, bildet im Verkehr mit dem Vater den Stoff, das materielle Element des Geiſtes aus, der als ſolcher entſtehen ſoll; der Vater beſitzt dazu die ideelle Kraft. Der Sohn, vom Vater erleuchtet, will den Geiſt als das ihn ergänzende Höhere, der Vater will ihn als das abſchließende reale Organ. Der Sohn will ihn paſſiv, ſtofflich, der Vater will ihn activ, geiſtig. Mit dem activen Wollen, der ideellen Kraft, befruchtet der Vater das paſſive Wollen, die reelle Kraft des Sohnes, und es entſteht ſo durch geiſtige Zeugung, ebenſo natürlich wie gewollt, das dritte reale Princip, der Geiſt.

Die Vorausſetzungen zum perſönlichen Geiſt, die dazu nöthigen ideellen und ſtofflichen Bedingungen, ſind ewig in Gott. Bevor aber dieſes Organ als ſolches werden kann, müſſen erſt Natur und Gemüth verſelbſtſtändigt ſeyn und ihre Zeit gelebt haben, damit der Geiſt als ſelbſtſtändiger auf ihnen ruhen und ſie in ſich begreifend abſchließen kann. Die ähnliche Folge in der Entwicklung des Menſchen kann uns wieder zur Veranſchaulichung dienen. In dem normalen, gleichmäßig begabten menſchlichen Individuum entwickelt ſich erſt die Natur, dann das Gemüth, endlich der Geiſt, ſo daß mit Recht drei Zeiten — der vorwiegenden Natur, des vorwiegenden Gemüthes und des vorwiegenden Geiſtes — in ſeinem Leben unterſchieden werden. Der Geiſt iſt im Kind und im Jüngling; aber im Mann bildet er ſich zur beſondern Macht, zur Vorherrſchaft aus, wodurch eben das Können vollendet wird. Lernt der Mann als höchſte Macht, als Selbſt, nun auch noch die drei Grundkräfte recht gebrauchen — ſo gebrauchen, daß er von jeder derſelben ihr eigenthümlich ſchönſtes Leben empfängt und verwendet —, dann lebt er ein wahrhaft menſchliches, ein ganzes, volles, harmoniſches Leben.

Soll der Geiſt als ſelbſtſtändiges Princip Gottes die Kraft ſeines wirklichen, ausdrücklichen Denkens werden, ſo muß er eine Ausſtrahlung ſeyn nicht nur des göttlichen Selbſt, des Vaters, ſondern ebenſo des Sohnes — des Sohnes, der von der Mutter, dem Princip der Materie, eben den Stoff überkommen hat, welchen in höherer Form auch der Geiſt bedarf, wenn er des realen Denkens fähig ſeyn ſoll. Im erſten Organismus (dem urſtändlichen) ſind die Organe ideell — das erſte am wenigſten, das dritte am meiſten; im zweiten ſind ſie reell — das erſte am meiſten, das dritte am wenigſten. Das dritte ſelbſtſtändige Princip, der perſönliche Geiſt ſoll Gott am ähnlichſten ſeyn, er muß alſo von ihm auch das reichſte Licht erhalten; zugleich ſoll er aber die beiden erſten Principien real denken und frei wiederleben, und um dieß zu können, muß er ebenſo von ihnen abſtammen. Wie der Sohn in erſter, ſo muß der Geiſt in zweiter Verklärung das urſprüngliche Leben der erſten Perſönlichkeit beſitzen, weil ihm ſonſt die analoge Kraft abginge, womit er allein — weil Gleiches nur vom Gleichen erkannt wird! — jene Perſönlichkeiten zu begreifen vermag.

Die Zeugung des Geiſtes iſt, wie geſagt, keine eigentliche, ſondern ein der eigentlichen analoger Vorgang. Indeſſen haben auch ſonſt die Worte „befruchten“ und „Zeugen“ nicht nur eine unmittelbare phyſiſche, ſondern zugleich eine geiſtige Bedeutung. Es gibt menſchliche Geiſter, die als ſolche, in ihrem dermaligen Wollen und Denken, die gemeinſamen Producte ſind des ideell befruchtenden Lehrers und ihrer eigenen Kraft der Empfänglichkeit. — Der Geiſt, als reales Organ gleichmäßig gewollt von dem Vater und dem Sohn, findet in der innigſten geiſtigen Verbindung beider ſelbſtſtändiges Leben, indem das Product beider, das Lichtleben, verſelbſtſtändigt wird; — er geht aus vom Vater und vom Sohn, um als das höhere Dritte frei über den beiden erſten Principien zu ſchweben, ſie beide zweckentſprechend auszugleichen und ſo das göttliche reale Können zu vollenden.

In Bezug auf Selbſtſtändigkeit hält der Sohn zwiſchen der Mutter und dem Geiſt nothwendig die Mitte. Er iſt ſelbſtſtändiger als die Mutter, weil er ein Mittleres iſt zwiſchen ihr und dem Vater, dem abſoluten Selbſt; er iſt minder ſelbſtſtändig als der Geiſt, weil dieſer ein Mittleres iſt zwiſchen ihm und dem Vater. Aus demſelben Grund entwickelt ſich zur vollen Selbſtſtändigkeit (zu dem Maße von Selbſtſtändigkeit, das ihm zukommt) der Sohn ſchneller als die Mutter, der Geiſt ſchneller als der Sohn. Mit einer Natur, die an ſich die verklärteſte, geiſtigſte iſt, und mit dem vollendetſten Selbſt bedarf der Geiſt nicht des natürlichen Gehegtwerdens und Wachſens; er geht raſch wie der Gedanke den Weg der Selbſtvollendung. Sein eigentliches innerſtes Weſen iſt er mit Einem Schlag, und was er ſpäter zur ausdrücklichen Vollendung zu thun hat, das thut er mit Freiheit und Bewußtſeyn.

Wir dürfen hier an die Natureinrichtung denken, wornach dem Schmetterling, wenn er aus der Umhüllung der Puppe gekrochen iſt, in kürzeſter Friſt die Flügel ſich entfalten zum Hinſchweben in der Sphäre der Freiheit. Wir dürfen ein Symbol erkennen in der Mythe von der Geburt der Athene, der Göttin des Geiſtes, welche, aus dem Haupte des Zeus geboren, ſogleich vollendet und zu ihrem Berufe gerüſtet daſteht.

Wenn der Geiſt als reales göttliches Organ am raſcheſten zu ſich ſelber, zum eigentlichen Gebrauch ſeines Selbſt und damit auch ſeiner Natur kommt, am raſcheſten will und weiß was er will, ſo hat er ſich doch gleichfalls erſt real auszubauen im Verkehr mit den beiden erſten Perſönlichkeiten und im Verkehr mit dem Vater — geleitet namentlich von dem Princip der Principien, verwendet und geübt in ſeinem Dienſt. Er hat ſich zu bewegen und zu produciren als Geiſt, die beiden erſten Perſönlichkeiten als ſeine Objecte nach ihrer Eigenthümlichkeit aufzufaſſen, die eigenthümlichen Vorzüge derſelben liebevoll zu ſchauen und aneignend und begreifend ſeine eignen analogen Kräfte zu ſteigern. Er, das Princip, welches vorzugsweiſe Selbſt und Geiſt iſt, hat, mit Willen und Bewußtſeyn, die Kraft ſeiner Natur zu entwickeln im Verkehr mit der Mutter, die Kraft ſeines Gemüthes im Verkehr mit dem Sohne, die Kraft ſeines Selbſt im Verkehr mit dem göttlichen

Selbſt, und ſich ſo zur thatſächlich vollendeten Perſönlichkeit auszuarbeiten. — —

Hat Gott auf die geſchilderte Weiſe, zugleich wollend und getrieben, die Principien als reale, relativ ſelbſtſtändige Mächte ſich gegeben oder — um einen populären, aber ſeinem urſprünglichen Sinne nach treffenden Ausdruck zu gebrauchen — ſich angeſchafft, und im Wechſelverkehre ſich vollenden laſſen, dann iſt er nach dieſer Seite hin ſelbſt real vollendet. Er hat Organe gewonnen für weiteres Handeln, Organe, die ſelbſtwollend und ſelbſtkönnend ſeinen Willen zu thun, ſeine Befehle zu vollſtrecken fähig ſind, — Organe, die er ſenden kann, wohin ſelbſt zu gehen ihm nicht geziemen würde.

In den realen Organen, in den göttlichen Perſonen, iſt und lebt, fühlt, denkt Gott real — explicirt, ausdrücklich. Er iſt reicher in ihnen, weil ſie ſelbſt reicher geworden ſind. Jedes Organ hat als ſelbſtorganiſirt ein eigenes, mannigfaltiges, in ſich unendliches und vollendetes Leben; jedes iſt dem andern und alle zuſammen ſind dem göttlichen Selbſt ein Gegenſtand unerſchöpflich erquickender Betrachtung. Die realen Organe bedingen ſich als ſolche wechſelſeitig. Das ausdrückliche Fühlen ſetzt als ſeinen Stoff, ſeinen Gegenſtand, das ausdrückliche Seyn voraus, das ausdrückliche Denken ebenſo das ausdrückliche Fühlen und Seyn. Das ausdrückliche Seyn, die perſönliche Natur, verlangt das ausdrückliche Fühlen und Denken als ſeine Ergänzungen, und freut ſich, in ihnen verklärt zu werden. Gott ſelbſt iſt des explicirten, wirklichen Denkens, ebenſo wie des explicirten Seyns und Fühlens, in der That nur fähig nach ſeiner Explication in den perſönlichen Organen. Ohne dieſe hätte er weder die ſubjective noch die objective Bedingung dazu; er hätte ohne den realen Geiſt nicht die Macht, Reales zu faſſen, und ohne die organiſirte Natur und das organiſirte Gemüth nicht die Gegenſtände dazu. Gott iſt in den perſönlichen Organen nicht nur entwickelter und reicher, ſondern auch thatſächlich mächtiger geworden. Seine Herrſchaft iſt erweitert, ſeine Mittel ſind gewaltiger. Er ſelbſt, wenn man das Abſolute am Einzelnen veranſchaulichen darf, empfindet ſich gleich einem Manne, der ſich der gleichmäßig kräftigſten Ausbildung ſeiner leiblichen Natur, ſeines Herzens und ſeines Geiſtes erfreuen und die in ſich vollendeten Kräfte zu männlichem Thun und Schaffen gebrauchen kann.

Das Thun und Schaffen Gottes, der Fortgang auf dem Wege der Selbſtentwicklung, iſt nun allerdings noch entſchiedener motivirt und angezeigt, als im Urſtande. Die ſelbſtſtändig gewordenen Principien der Fortbewegung ſehen hinaus in die Sphäre neuer Möglichkeiten und werden um ſo mächtiger auf deren Verwirklichung dringen. Gott ſelbſt, im Beſitz der jetzt ſo gewaltigen Mittel, wird ſich mehr zu neuen Thaten bewogen — wir möchten beinahe ſagen, aufgelegt fühlen. Und wenn er in den realen Organen reicher und mächtiger geworden, ſo muß er nun auch in ſeinem Selbſt mehr Kraft aufwenden, ſie zuſammenzuhalten. In ſein Leben iſt mit der weitern Ausdehnung auch eine erhöhte Spannung gekommen, die eine größere Anſtrengung des göttlichen Selbſt, eine größere göttliche Wachſamkeit erheiſcht. Das göttliche Seyn hat nach allen Richtungen an realer Energie gewonnen; in den Organen und ihrer Tendenz iſt aber zugleich etwas Verhängnißvolles zu größerer Bedeutung gelangt.

Damit wären wir an den Punkt gekommen, wo die Darſtellung des negativen Theils der göttlichen Selbſtorganiſation zu beginnen hätte. Dieß geſchieht indeſſen beſſer in einem eigenen Abſchnitt, und wir wollen uns hier lieber noch mit Einwendungen auseinanderſetzen, die uns gegen das bisher Dargelegte von zwei Seiten kommen werden.

Jeder ſieht, daß unſre Schilderung Gottes Momente enthält, die mit der dogmatiſch ausgebildeten chriſtlichen Lehre übereinſtimmen, zugleich aber andere, wovon dieß nicht zu ſagen iſt. Der gerecht Urtheilende wird hieraus den Schluß ziehen, daß wir uns gegen dieſe Lehre frei verhalten und uns weder ihre Beſtätigung noch ihre Widerlegung vorgeſetzt haben; daß wir an unſre wiſſenſchaftliche Unterſuchung mit einem Geiſte gegangen ſind, der in Bezug auf das chriſtliche Dogma weder von blinder Sympathie noch von blinder Antipathie getrübt war. Dieſe beiden — die Sympathie, die dem Dogma ohne weitere Unterſuchung vollendete Wahrheit zuſpricht, und die Antipathie, die ihm ebenſo jede Wahrheit abſpricht — werden aber natürlich als unſre Widerſacher auftreten, und wir müſſen ihren Angriffen, im Intereſſe derer, die überzeugt zu werden fähig ſind, die nöthige Abwehr entgegenſetzen.

Das Chriſtenthum lehrt die göttliche Trinität. Gott iſt nach ihm Einer in drei Perſonen, und dieſe Perſonen ſind: Vater, Sohn und Geiſt. Der Vater iſt von Ewigkeit, der Sohn iſt von dem Vater gezeugt, der Geiſt geht aus von dem Vater und dem Sohn. Jede der göttlichen Perſonen iſt wahrer Gott, und ſie heißen darum vollſtändig: Gott Vater, Gott Sohn, Gott der h. Geiſt; aber gleichwohl bilden alle zuſammen nur Einen Gott.

Von theologiſchen Denkern ſind manche und mancherlei Verſuche gemacht worden, zu erklären, wie die göttliche Dreiheit mit der göttlichen Einheit zuſammenſtimme, wie die drei Perſonen, von denen jede wahrer Gott ſeyn ſoll, zuſammen Ein Gott ſeyn können. Eine überzeugende Erklärung war ohne Ergänzung der Lehre ſelbſt unmöglich; und ſo wurde denn die Dreieinigkeit Gottes immer wieder als ein Myſterium bezeichnet, das man, ohne es begreifen zu wollen, glauben müſſe.

Sprechen wir es offen aus: die Trinität, wie ſie im chriſtlichen Dogma gelehrt wird, iſt in der That mehr Dreiheit als Dreieinigkeit. Sie iſt als Dreieinigkeit allerdings gemeint, gewollt, aber nicht als ſolche durchgebildet. Der dogmatiſch theologiſchen Anſchauung fehlt das Princip der Einheit als urewiges, herrſchendes, als Princip der Principien; daher alle Bemühungen, die Dreiheit zugleich als Einheit begreiflich zu machen, ohne überzeugendes Ergebniß bleiben mußten.

Zur Erkenntniß des Einen herrſchenden Princips waren in der chriſtlichen Geſammtanſchauung gleichwohl die Elemente gegeben. Der Vater hat darin, wie man weiß, eine doppelte Bedeutung. Er iſt einmal als der Eine Gott gedacht, von welchem es im Neuen Teſtament heißt, daß er zuletzt Alles in Allem ſeyn werde; auf der andern Seite iſt er nur einer von den Dreien, und auch als ſolcher theils größer als der Sohn, theils ihm gleich.

Wenn dieſe zwei verſchiedenen Ausſagen über den Vater ſich nicht wechſelſeitig aufheben ſollen, ſo müſſen ſie auszugleichen ſeyn durch den Nachweis: daß der Eine Gott, der Alles in Allem iſt, in ein Verhältniß treten kann, in welchem er als einer von den Dreien erſcheint; daß mithin das Wort Vater das einemal abſolute das andremal bloß relative Bedeutung hat.

Dieſer Nachweis iſt aber nur möglich von der Erkenntniß aus, daß Gott ein Organismus iſt, der aus Einem herrſchenden und drei dienenden Principien beſteht, — ein Organismus, der ſelbſt wieder das Werk des Ur-Einen iſt.

Der Vater im abſoluten Sinne iſt das göttliche Selbſt, Gott ſelbſt, als der mit ſeiner urewigen Natur lebendig Eine. Dieſer lebendig und herrſchend Eine iſt der Gott, das Princip der Principien, Alles in Allem — Alles im Urſeyn, Alles in den ideellen, Alles in den reellen Organen, Alles in Allem, was durch dieſe bewirkt wird von ihm ſelber. Der Vater im relativen Sinn iſt der Erzeuger des Sohnes, Gott in ſeinem Verhältniß zu dem perſönlichen erſten Princip, Gott in der erſten Potenz.

Die chriſtliche Theologie — und dieß iſt ſehr charakteriſtiſch! — hat nicht das ewig Weibliche in Gott, nicht die göttliche Natur, die Mutter aller Dinge, das Princip der Materie. Sie lehrt eine Zeugung des Sohnes und eine Schöpfung der Welt; aber eine Zeugung ohne Mutter, eine Schöpfung aus Nichts. Sie hat im Sohne die causa per quam, im Geiſt die causa in quam; aber ſie hat nicht die causa ex qua als ſolche: Selbſt und Natur Gottes, Männliches und Weibliches, ſtellen ſich ihr als bloß Eines dar, und dieſes Eine, Gott in der erſten Potenz, nennt ſie Vater.

Ohne das erſte reale Princip, ohne die zu relativer Selbſtſtändigkeit, mithin zum eigentlichen Princip erhobene göttliche Natur im Unterſchiede vom göttlichen Selbſt kann aber weder die Zeugung noch die Schöpfung denkbar gemacht — ſie kann nur als Dogma, d. h. als ein Satz gelehrt werden, der geglaubt werden muß. Die chriſtliche Theologie kann ohne jenes erſte Princip das Werden (das ebenſo gewollte wie natürliche Entſtehen) nicht des Sohnes und nicht der Welt anſchaulich machen, weil ihr eben die zum Werden als Mitwirkendes unentbehrliche Natur, das Stoffprincip, abgeht. Sie muß nun den Sohn und die Welt als das Ergebniß des bloßen göttlichen Wollens darſtellen, d. h. beide im Grund unabgeleitet, unerklärt laſſen.

Der bisherige chriſtliche Glaube hat allerdings nicht den bloß Einen, aber ebenſowenig ſchon in wirklicher Unterſcheidung den All-Einen. Er hat nicht das göttliche Selbſt, nicht den abſoluten Vater als ſolchen, und damit nicht denjenigen, der in der Dreiheit die Einheit bildet. Wenn es heißt: Gott Vater, Gott Sohn, Gott h. Geiſt, ſo iſt dieß eine Faſſung, der wir zuſtimmen können, aber nur indem wir ſagen: Gott Vater iſt das göttliche Selbſt in Verbindung mit der erſten göttlichen Perſon, Gott Sohn iſt es in Verbindung mit der zweiten, Gott der h. Geiſt iſt es in Verbindung mit der dritten. Das Verſchiedene in den dreien iſt erſte, zweite und dritte Perſon oder dienendes Princip, das Gemeinſame iſt Gott, das göttliche Selbſt.

Wir haben ſchon früher bemerkt, daß Gott ſich zum erſten, zweiten oder dritten Princip ſchlagen, die Macht je eines durch ſich ſelber verſtärken kann; und es iſt leicht zu ſehen, daß er dieß auch muß, wenn eine dem Vorherrſchen je eines der drei

Principien entſprechende Wirkung erzielt werden ſoll. Die chriſtliche Lehre theilt Gott dem Vater die Schöpfung, Gott dem Sohn die Erlöſung, Gott dem h. Geiſt die Heiligung zu; — dem Vater alſo die Hervorbringung der Welt, dem Sohn die Befreiung zu höherm Leben, dem h. Geiſt die Vollendung, die vollendete Heilung in lebendiger Ausgleichung der Gegenſätze. Nun wäre es nicht nur philoſophiſch, ſondern auch chriſtlich-theologiſch unrichtig, wenn man annehmen wollte, Gott Vater allein habe geſchaffen, Gott Sohn allein habe erlöſt, Gott der h. Geiſt allein heilige. Denn zu jedem der drei genannten großen Acte ſind alle göttlichen Mächte nöthig, und das Chriſtenthum ſelbſt lehrt, daß Alles *durch* den Logos geworden, alſo Gott Vater nicht allein, ſondern mittelſt des Sohns geſchaffen habe! Bei der Schöpfung herrſcht aber die erſte göttliche Macht vor, bei der Erlöſung die zweite, bei der Heiligung die dritte, und dadurch iſt die Unterſcheidung begründet. — —

Damit glauben wir uns — nicht gegen Einreden, wohl aber gegen motivirte Einwendungen von der einen Seite vorläufig gedeckt zu haben. — Die bisherige chriſtliche Anſchauung — das läßt ſich nicht länger verkennen — iſt einſeitig ſpiritualiſtiſch, idealiſtiſch: ſie hat nicht die urewige Natur Gottes, nicht das ewig Weibliche in Gott, nicht das Urbild des Weibes — nicht das Zeug, den Stoff zu den verſchiedenen göttlichen Hervorbringungen. Der dreieinige Gott, der ganze Gott, beſteht nach ihr aus drei männlichen Perſonen: — und wie wäre aus dieſen die concrete irdiſche Natur, wie wäre aus ihnen das irdiſche Weib abzuleiten? Unter ſolchen Umſtänden iſt es nun allerdings begreiflich, daß die Theologen, wo ſie dergleichen zu erklären haben, ſich gern hinter die von ihnen behauptete göttliche Allmacht flüchten, und jetzt vielleicht auch uns entgegnen: „Warum ſollte unſer Gott das irdiſche Weib nicht ſchaffen können? Iſt er ja doch allmächtig!“ Aber Gott iſt nur allmächtig, ſofern er zum abſoluten Wollen auch das abſolute Können, ſofern er in ſeiner Natur ſpeciell das unerſchöpfliche Material zum Schaffen hat; Gott kann das irdiſche Weib nur ſchaffen, weil er ebenſo das ewig Weibliche iſt wie das ewig Männliche. Dieſe nothwendige Bedingung der göttlichen Allmacht und des göttlichen Schaffens muß man begreifen, als ſolche begreifen und mit der Ehrfurcht ehren, die der urewigen Mutter aller Dinge gebührt. Gott ohne die göttliche Natur und ihre nothwendigen Folgen iſt nicht der wirklich, ſondern nur der ſogenannt Allmächtige; und wer die gegenwärtigen Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes erwägt, der wird uns Recht geben, wenn wir ſagen: es iſt wahrlich Zeit, ihn nicht mehr bloß ſo zu nennen, ſondern ihn auch ſo zu erkennen!

Die Erkenntniß der ewigen göttlichen Natur in ihrem Unterſchiede von dem göttlichen Selbſt, die Erkenntniß deſſen, wozu ſie dem Selbſt zunächſt dient, iſt von unermeßlicher Conſequenz. Das Wie der göttlichen Entwicklung, das Wie der Schöpfung und der Entwicklung der Welt iſt nur unter der Vorausſetzung dieſer Natur denkbar zu machen, weil das Werden Gottes und der Welt nur mit ihr möglich und in der That bewirkt iſt. Nur ſofern die göttliche Natur iſt, kann Gott Alles, was entſteht, natürlich entſtehen laſſen, und wird damit in Wahrheit Schöpfer, während er ſonſt nur eine Art von Zauberer, um nicht zu ſagen, Hexenmeiſter wäre, der, mittelſt eines bloßen Spruches, aus Nichts Etwas zu machen verſtände. Die Creatur iſt aber kein Machwerk Gottes; ſie iſt Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Bein von ſeinem Bein — ſein Herzblut iſt in ſie ergoſſen.

Der große Streit der Gegenwart, der Streit zwiſchen Geiſt und Stoff, zwiſchen Idealismus und Realismus auf allen Gebieten, kann nur in Folge dieſer Erkenntniß ausgeglichen werden. Der tiefſte Grund des Materialismus im weiteſten Sinne des Worts, der Beſtrebungen, welche auf die Rehabilitation des Fleiſches, auf eine Art Wiedererweckung altheidniſchen Lebens, auf die vorherrſchende oder ausſchließliche Berückſichtigung des Dieſſeits gerichtet ſind, liegt eben darin, daß in dem bisherigen chriſtlichen Syſtem die göttliche Natur nicht als ſolche erkannt und die nothwendigen Folgen derſelben nicht von Seiten ihrer göttlichen Abkunft betrachtet worden ſind. Die Natur in allen ihren Geſtalten und Verbindungen heiſcht ihr Recht, ihre Ehre — in dem Nachweis ihres Zuſammenhanges mit Gott; und nur wenn ihr beide ertheilt werden, können die Ausſchreitungen ihrer dermaligen fanatiſchen Prädikanten in die gebührenden Schranken zurückgewieſen werden.

Damit kommen wir auf die Widerſacher von der andern Seite, mit denen wir nun gleichfalls ein offenes Wort reden möchten.

Wir beginnen mit den ſchlimmſten.

Eine gewiſſe Klaſſe von Geiſtern hat es bei ſich ausgemacht, daß die chriſtliche Lehre ein Gebäude ſey von abergläubiſchen Sätzen, zum großen Theil Erfindung einer herrſchſüchtigen Prieſter-Verbindung. Der Unterſuchung, was darin wahr oder irrthümlich wäre, ſich überhebend, verachten und verwerfen ſie daſſelbe in Bauſch und Bogen. Die einen Beſtimmungen widerſprechen Geſetzen der Natur, die andern ſind mißbraucht worden von egoiſtiſchen Vertretern — Grund genug für ſie, das Ganze für ein Gewebe von Irrthümern und Fictionen zu erklären. Aber dabei können ſie nicht ſtehen bleiben. Das chriſtlich-theologiſche Syſtem iſt noch das herrſchende, die Geſellſchaft der Culturvölker bewegt ſich noch in ſeinen Formen, die Widerſacher finden ſich von ſeinen Organen beläſtigt, beeinträchtigt — und der Gegenſtand der Geringſchätzung wird damit für ſie ein Gegenſtand der Entrüſtung, des Haſſes. Die Geiſter, die glauben ſollen, was ſie für abſurd halten müſſen, fühlen ſich verpflichtet, die ihnen widerſtrebenden Glaubenslehren zu vertilgen, — oder ſie nach ihren eigenen Anſichten zu läutern, was daſſelbe iſt.

Ohne alle tiefere Unterſuchung vollkommen überzeugt, daß die Hauptlehren der chriſtlichen Theologie jeder Wahrheit ermangeln, wacht dieſe Partei — denn das iſt ſie — mit Eiferſucht über das ausſchließliche Recht ihrer Anſichten; und eine Weltbetrachtung, die in den chriſtlichen Lehren mehr Sinn findet, als ſie, kommt ihr ſogleich höchſt verdächtig vor. Sie hat gewiſſe Sätze für durchaus vernunftlos erklärt; und dieſe ſollen nun doch Wahrheit und Vernunft enthalten? Das iſt offenbar unmöglich, und eine ſolche Behauptung kann nur das Werk der Beſchränktheit oder der betrügeriſchen Täuſchung ſeyn. Wenn der Autor nun ſonſt bewieſen hat, daß er nicht zu den beſchränkten Köpfen gehört, ſo iſt ſein Urtheil geſprochen: es bleibt nur übrig, bei Darlegung von Lehren, die mit den verworfenen chriſtlichen auch nur bis zu einem gewiſſen Grade harmoniren, an egoiſtiſche praktiſche Zwecke zu denken, die er erreichen wollte. Man macht nun in Unterlegung unehrenhafter Motive nach der bekannten Sitte des Parteigeiſtes auch nicht viel Federleſens; man ſagt ſich die Verläumdung wechſelſeitig vor, und in Kurzem iſt ſie ausgemachte Wahrheit. Der Denker, der chriſtliche Sätze, welche die Partei verworfen hat, in neuer Faſſung beſtätigt, weil er es aus wiſſenſchaftlichen Gründen muß, erſcheint derſelben noch viel odiöſer als der, welcher ſie in einer Form aufrecht halten will, in der ſie der Vernunft in der That widerſprechen. Denn die mangelhafte Faſſung und die ungeſchickte Vertheidigung chriſtlicher Lehren kann man ſich wohl noch gefallen laſſen, zumal von Solchen, denen ſie von Amtswegen zuſteht; wenn aber Philoſophen kommen und Sätze, die mit chriſtlichen Lehren in Hauptſachen übereinſtimmen, gar mit Vernunftgründen beweiſen, ſo müſſen dieſe offenbar für Feinde der Vernunft und des Lichtes erklärt und nicht mit Vernunftgründen widerlegt (denn das wäre zeitraubend), ſondern ohne Weiteres praktiſch verfolgt und zunächſt als Obſcuranten bei der Nation denuncirt werden. Eine Philoſophie, welche die von der Partei umgeſtoßenen Lehren, wenn auch in einem neuen Sinne, wieder aufrichtet — will ſie nicht augenſcheinlich die Geiſter wieder knechten und zurückſtoßen in die Nacht irregeführter Jahrhunderte, — und iſt nicht zu fürchten, daß im Falle des Gelingens ſolcher Beſtrebungen die Zeiten des Glaubenszwanges mit allen Schrecken der Inquiſition wiederkehren?

Sage man nicht, der Standpunkt, von welchem aus ſo räſonnirt wird, ſey überwunden, dem achtzehnten Jahrhundert angehörig! Wie es überhaupt mit den überwundenen Standpunkten eine eigene Sache iſt und wir ſie, wenn auch in modificirter Art, plötzlich wieder maſſenhaft und leidenſchaftlich vertreten ſehen können, ſo darf man bei der gegenwärtigen Frage nur in Literatur und Leben umherſchauen, um ſich zu überzeugen, daß eine Partei, wie die von uns charakteriſirte, wirklich exiſtirt und in manchem ihrer Anhänger wirklich ſo verfährt. Es iſt allerdings ein grober Widerſpruch, im Namen der Vernunft und des Lichtes die vernunftgemäße Widerlegung des Gegners ſich zu erſparen und ſofort zu den gemeinpraktiſchen Waffen der Verdächtigung zu greifen; aber wie der Parteigeiſt ſich überhaupt um Widerſprüche nicht zu kümmern pflegt, ſo iſt dieß gleichwohl geſchehen, und man muß annehmen, daß es ferner geſchehen werde. Wir ſind in der That aufgefordert, mit ſolchen Anwälten der Vernunft uns ernſtlich auseinanderzuſetzen.

Wer der bisherigen Entwicklung ohne Vorurtheil gefolgt iſt, der hat geſehen, daß wir Schritt für Schritt, in vernunftgemäßem Gange, auf Gründe hin, die leichter zu verletzern als zu widerlegen ſeyn werden, unſre Reſultate gewonnen haben. Die Nothwendigkeit dreier göttlicher Principien und daß Gott nicht der bloß Eine ſeyn könne, iſt im zweiten Abſchnitt von allen Seiten dargethan. Der Autor kann dem Leſer nun wohl geſtehen, daß er bei der Erkenntniß der drei göttlichen Principien und einer Anſicht von Gott, wie ſie dort ſich ausgeſprochen findet, lange ſtehen geblieben iſt, unbekümmert um ihre Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung mit der chriſtlichen Trinitätslehre. Es war auch keineswegs dieſe, woraus ihm die Erkenntniß der drei göttlichen Principien erwachſen iſt, ſondern das mit philoſophiſchem Denken verbundene Studium weltlicher Entwicklungen — die gewonnene Ueberzeugung, daß jede ſich vollendende Entwicklung drei Stufen durchläuft, die ſich wie Satz, Gegenſatz und Vermittlung verhalten, und der Schluß, daß dieſe drei Stufen, als gewirkte Dinge, drei bewirkende Urſachen oder Principien vorausſetzen. Die Unterſcheidung der thatſächlichen Entwicklungsſtufen und der entſprechenden Factoren, die damit verbundene Unterſcheidung des ungegliederten Ganzen, der Gliederung und des gegliederten Ganzen, die der Autor ſchon im Jahre 1832 zum Gegenſtand einer Abhandlung machte, — ſie waren der Anfang einer philoſophiſchen Betrachtung der Dinge, die ihn in ſucceſſiver Entwicklung endlich zu den hier vorgetragenen Ergebniſſen führte. Angeregt von mancher Seite, aber nur ſeinen eigenſten Gedanken folgend, hat er die Uebereinſtimmung mit der chriſtlich-theologiſchen Lehre nie geſucht, weil er ſtets erkannte, daß eine geſuchte Uebereinſtimmung ohne allen Werth ebenſo für die Religion wie für die Wiſſenſchaft ſeyn müßte; und wenn er nun Sätze vorträgt, die mit chriſtlichen Dogmen zuſammengehen, ſo iſt er zu ihrer Aufſtellung durch philoſophiſche Gründe genöthigt worden.

Wer unſrer Darlegung der realen Organiſation Gottes denkend gefolgt, der wird einräumen, daß ſie philoſophiſch iſt, nicht theologiſch im unphiloſophiſchen Sinne des Worts. Die Faſſung der göttlichen Natur, des erſten Princips, als Mutter des Sohnes, iſt weſentlich neu und wird ohne Zweifel bei den Anhängern des Alten auch das Schickſal neuer Aufſtellungen haben; — kein bei der Entwicklung geltend gemachtes Motiv iſt aus der chriſtlichen Theologie entnommen. „Aber“ — werden die Gegner einwenden — „mit alledem ſtützeſt du doch die Zeugung des Sohnes und das Ausgehen des h. Geiſtes vom Vater und Sohn — Dogmen, die wir ſchon lang als vernunftwidrig beſeitigt haben!“ Warum beſeitigt? Weil ihr nicht im Stande wart, euch etwas dabei zu denken, ſie zu begreifen! Iſt das ein hinreichender Grund? Kann die in jenem Dogma enthaltene Wahrheit etwas für die Unzulänglichkeit eures Denkvermögens, und ſoll ſie entgelten, was nur euer eigner Mangel an Auffaſſung verſchuldet hat?

Wir fragen diejenigen, die noch einigermaßen gerechtes Denken und Wollen in ſich bewahrt haben: kann es in der Natur der Dinge, kann es — da ihr ihn ja doch irgendwie annehmt — in dem Willen Gottes liegen, daß die Menſchheit Weltzeiten hindurch von hohlen Vorſtellungen lebt und im Finſtern wandelt, dann aber, im achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert, plötzlich Mittagshelle über Europa ſich ergießt, und der unbedeutendſte Kopf, wenn er chriſtliche Dogmen verwirft, ſich für weiſer und wahrheitserfüllter halten kann, als die größten und tiefſten Geiſter früherer Jahrhunderte? Kann es für Gott, ja kann es für die Welt, für die bloßen Naturgeſetze (wenn dergleichen ohne Gott möglich wären), ſich geziemen, eine lange Generationenreihe von der Lüge zehren zu laſſen, um dann mit einemmal Einem Geſchlecht das Geſchenk der ganzen Wahrheit hinzuwerfen? Der gerechte Geiſt verlangt für die verſchiedenſten Stufen menſchlicher Entwicklung nothwendig eine gerechte Austheilung; und wenn er ſieht, daß ſpätere Generationen von gewiſſen Gütern mehr haben, ſo wird er annehmen, daß frühere mit andern beſſer werden bedacht geweſen ſeyn. Vor allem aber wird er fordern, daß kein Geſchlecht — kein Glied in der Entwicklungsreihe der Menſchheit — ohne alle Betheiligung an der Wahrheit geblieben ſey, jede vielmehr das Maß davon erhalten oder ſich erworben habe, das ſeiner Stellung im Ganzen zukommt. Und wenn es ſich um eine Mittelſtufe handelt, wird ihn ſchon die bloße Gerechtigkeit zu der Anſicht drängen: daß dieſe

Stufe zwar noch nicht alle Wahrheit haben könne, aber ihrer Stellung nach einen großen Theil davon haben müſſe.

Der Wille der Gerechtigkeit allein reicht allerdings nicht hin zur Wiſſenſchaft; aber ebenſo iſt ohne ihn und ſein ſtets lebendiges Bezeigen die Wiſſenſchaft unmöglich.

Die Wahrheit iſt nur Eine in unendlicher Entwicklung; denn die Wahrheit iſt Gott und ſein unendliches Wollen, Schaffen und Leben. Ohne Erkenntniß Einer Eigenſchaft ſeines Weſens, Eines Schrittes in ſeinem Gange, wird Gott kein Geſchlecht der im Lauf der Geſchichte ſich entwickelnden Menſchheit laſſen: um wie viel weniger eine große Gemeinſchaft, zu welcher Zeiten und Völker gehören! Wenn aber allerdings nicht jede Zeit und jedes Geſchlecht der eigentlichen Wiſſenſchaft fähig iſt, dann wird er denen, die es nicht ſind, die Theile der Wahrheit, die ihnen gebühren, in andrer Form als der wiſſenſchaftlichen verleihen; und dieß iſt, wie der vorurtheilsloſe Forſcher weiß, auch thatſächlich geſchehen. Wie — um nur eine Quelle der Wahrheit zu nennen — der geniale Menſch in ſeiner Jugend inſtinktartig wahre Gedanken producirt, ohne ſie ſchon wiſſenſchaftlich erweiſen zu können, ſo iſt dieß auch von der jugendlichen Menſchheit geſchehen. Und wie der ausgereifte Menſch den Beruf hat, die Ideen ſeiner genialen Jugend zu prüfen, zu läutern, zu ergänzen und zur Harmonie zu verbinden, ſo iſt dieß auch gegenüber frühern Jahrhunderten die Aufgabe der zur Wiſſenſchaft durchgebildeten Menſchheit. Frühere Zeiten konnten meinen, die ganze und die reine Wahrheit zu beſitzen, in der That aber haben ſie nur ein Bruchſtück davon beſeſſen, das noch dazu durch falſche Zuſätze (denn auch hier fehlt niemals die Thätigkeit des Feindes hinter der Thätigkeit Gottes!) verdorben war. In dieſem Falle haben ſpätere, der Wiſſenſchaft fähige Geſchlechter zu unterſcheiden und die von ihren Flecken gereinigte Wahrheit nach ihrem dargelegten Umfange geltend zu machen. Irgend ein Maß von Wahrheit muß ſich in der frühern

Menſchheit ſchon darum erzeugt haben, weil nur unter dieſer Vorausſetzung in der ſpätern ein größeres davon ſich erzeugen konnte. Denn auch hier gilt der Satz: Aus Nichts wird Nichts; und wie Alles wird und wächst, ſo wird und wächst auch die Erkenntniß der Wahrheit. Wenn eine Partei glaubt, ihr wäre die Wahrheit fix und fertig vom Himmel zugefallen, ſo beweist ſie nur, daß ſie von Wahrheit entfernter iſt als irgend eine der von ihr verketzerten frühern Parteien.

Eine ſpätere Epoche kann eine frühere mit Recht eine Zeit der Finſterniß nennen in Bezug auf einzelne Verhältniſſe. Thut ſie es im Allgemeinen, ſo erkennen wir, daß ſie ſelbſt noch parteiiſch blind iſt und in Finſterniß wandelt.

Wenn nun aber eine große Entwicklungsſtufe der Menſchheit eben dadurch charakteriſirt iſt, daß Eines der drei göttlichen Principien, daß Gott mit Einem ſeiner Principien in ihr ſich vorherrſchend offenbart — liegt es dann nicht in der Natur der Dinge, daß die Geiſter auf ihr dieſes Eine Princip, dieſe Eine Offenbarung Gottes und Alles, was mit ihr der Welt gegeben iſt, auch vorzugsweiſe erkennen? Liegt es nicht in der Natur der Dinge, daß den Geiſtern auf ihr über gewiſſe Seiten des göttlichen Lebens Lichter aufgehen, welche ſpätere Zeiten ſich Glück wünſchen dürfen von ihnen überliefert zu erhalten? Daß die ſchöpferiſchen Genien in Bezug auf eben dieſe Seiten den folgenden Generationen zu Lehrern dienen können?

Das Chriſtenthum, wie es bis jetzt in der Menſchheit ſich ausgebildet hat, iſt vorwiegend ein Werk des zweiten göttlichen Princips. Wer dieß erkennt, der kann ſich nicht darüber wundern, daß in die chriſtliche Theologie ein ſo außerordentlicher Schatz von Wahrheit niedergelegt iſt, er müßte vielmehr ſtaunen, wenn es nicht der Fall wäre. Erkennen wir doch zugleich, daß dieſe Wahrheit noch keineswegs auch ſchon ihre letzte Form erhalten hat, daß ſie für die eigentliche, freie Wiſſenſchaft (wir meinen hier nicht das Syſtem eines menſchlichen Individuums, ſondern die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der Menſchheit) ſelbſt nur Material iſt, welches in ihr ſeine Verklärung finden muß!

David Friedrich Strauß in ſeinem Werk: „Die chriſtliche Glaubenslehre in ihrer geſchichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft“ hebt es an ſeinem Lehrer Hegel rühmend hervor, daß er auch ſchon in der Form der religiöſen Vorſtellung ein lebendiges Verhältniß zur Wahrheit ſtatuire, indem er ſelbſt hinzufügt: „Die Menſchheit in ihrem dunkeln Drange war doch des rechten Weges ſich bewußt. Nach der entgegenſtehenden Anſicht wäre die Wahrheit nur bei den Philoſophen zu finden, und namentlich die Religions- und Kirchengeſchichte müßte ſich abermals in eine Geſchichte der menſchlichen Narrheit verwandeln. Wie von dieſem Standpunkt eine befriedigende philoſophiſche Geſchichtsanſchauung möglich ſey, iſt nicht abzuſehen.“

Mit dieſem letzten Satze hat der berühmte Kritiker unſtreitig den Nagel auf den Kopf getroffen; und wie weit ich in der Beurtheilung des theologiſch Gegebenen ſelbſt von ihm abweiche, in der Erkenntniß, daß frühere Zeiten auf ihre Weiſe an dem Quell der Wahrheit geſchöpft haben müſſen, wenn irgend Sinn und Vernunft in der Geſchichte der Menſchheit zu finden ſein ſoll, — in dieſer „Humanität“, wie er ſie nennt, ſtimme ich mit ihm vollkommen überein.

Die Meinung, daß man als ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts ohne Weiteres im Licht wandle, nachdem Jahrtauſende im Dunkel falſcher Meinungen hin und hergeirrt ſeyen, iſt ein Product naiver Eitelkeit. Wenn nun ein ſolcher Mann des Lichtes noch dazu den wiſſenſchaftlich gerechten Forſcher, weil ſeine Reſultate mit den Prätenſionen der Einbildung nicht zuſammengehen, ſchlechter Motive zeiht, ſo muß man bekennen, daß man ſich auf eine tiefere Stufe geiſtigen und ſittlichen Verhaltens nicht wohl ſtellen kann. — —

Gehen wir nun über zu den beſſern und beſten unſrer

Gegner. — Wir befinden uns dermalen, wie dieß ſchon oft bemerkt iſt, in einer großen Uebergangszeit. Die Bande, welche früher einen großen Theil des Menſchengeſchlechts zur gläubigen Chriſtenheit, Theile des Theils zu gläubigen Bekennern beſtimmter chriſtlicher Anſchauungsweiſen vereint haben, ſind, wo nicht ganz zerriſſen, doch überall ſehr gelockert. In katholiſchen und proteſtantiſchen Landen hat ſich eine große Menge von dem ſpecifiſch chriſtlichen Glauben abgewendet, und viele ſind aus Anhängern leidenſchaftliche Gegner geworden. Haben dieſe im Geiſt, ihrer wahren Geſinnung nach, von dem alten Verbande ſich getrennt, ſo iſt ihnen dafür eine neue Einigungsform nicht geworden. In Verwerfung der chriſtlich theologiſchen Lehren zwar ſtimmen ſie zuſammen; gilt es aber poſitive Verſtändigung, und nun gar eine Einigung in beſondern, wenn auch immer noch weſentlichen Punkten, ſo gehen ſie weit auseinander. Es fehlt an einer Macht, welche ſo vielen Köpfen Einen Sinn in poſitiver Ueberzeugung zu geben vermöchte; es fehlt an einem Erſatz der alten Normen. Wir bemerken nun, daß der Einzelne, während er keine Autorität mehr über ſich erkennt, ohne viel Beſinnens ſich ſelber zur Autorität macht und, die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft ſo gut wie die Feſtſetzungen der Religion verwerfend, mit vollkommener Sicherheit an die Meinungen glaubt, welche ſich in ſeinem eigenen Kopfe gebildet haben. Nichts auf der Erde verdient ſein Vertrauen, Alles iſt dem Irrthum ausgeſetzt, und in dieſer Beziehung müßte er geradezu verzweifeln. Glücklicherweiſe gibt es aber doch Einen, der nicht wohl irren kann, der die Wahrheit ergriffen hat — und das iſt er ſelber!

Wer die heutigen Menſchen beobachtet, im Leben und in der Literatur beobachtet, der wird finden, daß ein Köhlerglaube ſich zu verbreiten anfängt, der Alles, was bisher in dieſem Fache geleiſtet worden iſt, weit übertrifft: der Köhlerglaube des Erſten Beſten an die abſolute Richtigkeit ſeiner zufälligen Anſicht der Dinge. Man bedenkt nicht, daß zur wahren Erkenntniß Begabung und Studium gehört, daß Beobachtungen gemacht, Ideen producirt und organiſirt — geprüft, hin und hergewendet, allſeitig verglichen und ſo zum harmoniſchen Ganzen verbunden werden müſſen in ſtetem Hinblick auf die Wirklichkeit, in ſtetem Hinblick auf das Ideal. Ohne Talent und ohne Kenntniſſe, ohne Uebung und Durchbildung, ohne die wiſſenſchaftliche Thätigkeit nur begonnen, geſchweige denn in gewiſſer Richtung vollendet zu haben, wagt man über die ſchwierigſten Fragen nicht nur zu ſprechen, ſondern Entſcheidungen abzugeben. Die Wahrheit iſt für ſolche Geiſter allerdings nicht erſt zu ſuchen, ſondern ſchon gefunden — eben in ihren zufälligen Gedanken! Was mit dieſen übereinſtimmt, iſt richtig, was ihnen widerſpricht, abſurd, und eines weitern Argumentes bedarf es nicht. Was der Unfähige und Kenntnißloſe weiß, das kann man über die Frage wiſſen, was er nicht weiß, kann man nicht wiſſen — braucht man auch nicht zu wiſſen; und wer etwas darüber zu ſagen ſich unterſteht, in welcher Begründung immer, iſt ein Phantaſt oder ein Betrüger.

Freiheit, Selbſtſtändigkeit iſt eine ſchöne Sache — ſie iſt das Ziel menſchlicher Entwicklung. Aber der Einzelne, der frei und ſelbſtſtändig geworden, muß dazu ſeine rechte Stelle finden im Ganzen und an ihr frei zugleich für ſich und das Ganze wirken. Der Freiheit muß die geiſtige Einheit, die Einheit in gleichen Ueberzeugungen entſprechen. Eine Geſellſchaft, welche aus Individuen beſtände, deren jedes über die höchſten Angelegenheiten der Menſchen eine andre Anſicht hätte, und deren jedes die ſeinige, mit Verwerfung der andern, für allein richtig hielte und geltend machte: dieſe Geſellſchaft wäre offenbar keine Muſtergeſellſchaft. Die Wahrheit iſt nur Eine! Sie immer mehr und gewiſſer zu erkennen, iſt die Aufgabe der Menſchheit; zur mehr und mehr erkannten ein immer näheres Verhältniß zu gewinnen, die Aufgabe des Menſchen. Wenn die Zeit der Mündigkeit nun einmal angebrochen iſt, dann hat der Mündige, der ſich aus dem Verbande der Unmündigen losreißt, keine dringendere Pflicht, als den Verband zu ſuchen, der die Mündigen zuſammenhält.

Das Band der Mündigen iſt aber die gleichmäßige freie Erkenntniß. Gibt es eine Zahl von Geiſtern, die nicht mehr durch Einen Glauben — durch gemeinſam bekannte Sätze des Glaubens — zuſammengehalten werden können, dann muß für ſie der Erſatz geſchaffen werden in gemeinſamen Ueberzeugungen. Zu der geiſtigen Thätigkeit, welche diejenigen zur Gemeinſchaft verbindet, die glauben wollen, muß eine andre kommen, welche diejenigen zur Gemeinſchaft verbindet, die erkennen wollen: die ſchöpferiſche Thätigkeit der Wiſſenſchaft.

Die Wiſſenſchaft hat in unſrer Zeit gegenüber dem immer mehr um ſich greifenden Abfall vom Glauben nicht nur eine theoretiſche, ſondern eine ungeheure praktiſche Aufgabe. Sie muß ſich in den Stand ſetzen, gegen das Auseinanderfallen der menſchlichen Geſellſchaft in geiſtige Atome, in ſelbſtgefällige Subjecte und Secten, die ſich wechſelſeitig verachten und verfolgen, ein Heilmittel zu bieten, die begabteſten und edelſten Naturen durch ihre Aufklärungen für ſich zu gewinnen und eine Gemeinſchaft von Erkennenden zu ſtiften, welche in ihr und mit ihr an der größten Aufgabe der Erde, an dem ſpeciell vorbehaltenen Werk der Gegenwart und Zukunft arbeiten — an der gerechten Ausgleichung der Parteien und der Harmoniſirung der Menſchheit.

Dieſes Werk, ſo weit menſchliche Kraft ihm gewachſen und zur Durchführung berufen iſt, kann nur, bei allmählichem Fortſchreiten, jener Einen Wiſſenſchaft gelingen, von der ſämmtliche Disciplinen Glieder ſind, Glieder, welche ſelbſt wieder, je an ihrem rechten Platz im Ganzen, zu harmoniſchem Zuſammenwirken ſich befähigen müſſen.

Parallel mit dem Verlaſſen des ſpecifiſch chriſtlichen Glaubens und mit dem Aufkommen des Materialismus geht heutzutage die Geringſchätzung der Philoſophie und die einſeitige Hochhaltung der Empirie. Ohne Materialismus und empiriſche Wiſſenſchaft irgend verwechſeln zu wollen, müſſen wir doch behaupten, daß die Bevorzugung der empiriſchen Wiſſenſchaft auf Koſten der philoſophiſchen und die Leichtigkeit, womit man dieſe für abgethan erklärt, mit der Anſicht des Materialismus aus Einer Quelle ſtammt. Man ſoll über nichts Gewißheit erlangen können, als über das, was mit den Sinnen wahrzunehmen und den Sinnen zu erweiſen iſt; Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Unterſuchung iſt nur die wirkliche Natur und die wirkliche Geſchichte; was in dieſen beiden Sphären thatſächlich gegeben, geſchehen iſt und geſchieht, das können wir erforſchen, von dem, was darüber hinausliegt, können wir nichts wiſſen.

Wären dieſe Sätze richtig, ſo würde der Menſch nur die ſchlechtere Seite der Dinge zu faſſen im Stande ſeyn, nicht die beſſere, d. h. nicht die Vorderſeite, die der bewirkenden Urſache, dem Princip, zugewendet und von ſeinem Licht erleuchtet iſt. Es wäre ſtrenggenommen bloß Kenntniß möglich, nicht Erkenntniß, welche eben nur da entſteht, wo die Urſache in der Wirkung, die Wirkung in der Urſache erkannt wird. Die Wiſſenſchaft endlich, die ſelber erklärte, von Gott und göttlichen Dingen, von ewigen Principien nichts Gewiſſes erforſchen zu können, würde in Bezug auf dieſe Gegenſtände der Theologie ganz allein das Feld überlaſſen müſſen. Eine wahre durchgehende Läuterung des theologiſch Gegebenen in wiſſenſchaftlicher Verklärung der chriſtlichen Dogmen wäre unmöglich, und von einer Ausgleichung der Theologie und Empirie, von einer Ausgleichung der geiſtig ewigen und materiell irdiſchen Bedürfniſſe der Menſchheit könnte nicht die Rede ſeyn.

Mögen die heutigen allzu ſichern Empiriker doch bedenken, daß der Schluß von ihrer individuellen Fähigkeit auf die Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes überhaupt ein unberechtigter iſt, — ebenſo unberechtigt, wie wenn ein ſonſt vortrefflicher Mann, der aber die Gabe der Idealiſirung nicht beſäße, die idealiſirende Kunſt für eine dem Menſchen unmögliche Sache erklärte. Der menſchliche Geiſt kann das Daſeyn und principielle Weſen Gottes durch unanfechtbare Gründe beweiſen. Wenn aber Gott iſt und der Herr und das wahre Weſen des All iſt, ſollte er ſeine vornehmſten Geſchöpfe ohne die Kraft gelaſſen haben, ihn zu erkennen? Das Geſchöpf ſo zu ſchaffen, daß es vor allem den Schöpfer erkennt, das iſt doch unſtreitig das Natürlichſte und des Schöpfers Würdigſte! Nicht darüber alſo, daß gewiſſe Menſchen Gott zu begreifen ſtreben und es auch zu können behaupten, ſollte man als über eine Anmaßung den Kopf ſchütteln, — wundern ſollte man ſich vielmehr, daß es mit dieſem Begreifen überhaupt ſo langſam von Statten geht. Der Umſtand, daß die Menſchheit Jahrtauſende beſtehen konnte, ohne von Gott und ſeinem Weſen gemeinſame Ueberzeugungen erlangt zu haben, daß jetzt, wo ſie als eine alternde bezeichnet wird, Männer der Wiſſenſchaft dem menſchlichen Geiſt ſogar die Organe abſprechen, wodurch Gott erkannt wird, dieſer Umſtand iſt auffallend und unnatürlich, und er heiſcht eine Erklärung, die ihm auch werden muß.

Philoſophie und Empirie ſind beſtimmt, Hand in Hand, ſich wechſelſeitig ſteigernd und ergänzend, die Aufgaben der Einen Wiſſenſchaft zu löſen. Die wahre Philoſophie iſt niemals ohne Empirie, ſo wie die wahre Empirie niemals ohne Philoſophie; aber, die Wirklichkeit beobachtend, widmet ſich der Philoſoph doch hauptſächlich dem Erweis der Urſachen, der Empiriker, nach den Principien ſich umſehend, dem Aufzeigen der Wirkungen. Das Gewordene und Werdende in ſeinem thatſächlichen Verhalten, die unendliche Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, das iſt die Domaine der Empirie; das Ewige und Schaffende, der Grund und das Ziel der Dinge, die Domaine der Philoſophie. Wenn die eigentliche Erkenntniß nun in der That eben darin beſteht, daß die Urſachen in den Wirkungen, die Wirkungen in den Urſachen erkannt werden, ſo iſt klar, daß dieſelbe in allſeitiger Ausbildung nur von der

Philoſophie und der Empirie zuſammen der Welt gegeben werden kann.

Die Philoſopie hat bei dieſer Arbeitstheilung das ſchwierigere Geſchäft, weil, von den Bedingungen ihres Betriebs abgeſehen, zur Erfaſſung und Würdigung deſſen, was ſie zu Tage bringt, auch die höhere Wißbegierde, die Luſt am Ewigen und die feinern geiſtigen Organe gehören. Das unmittelbare Verlangen des Menſchen nach ſinnlicher Anſchauung und Vorſtellung iſt dem Wirken der Empirie förderlich, dem der Philoſophie hinderlich. Das thatſächlich Gewordene, das als ſolches Dargelegte, kann man ſchauen; die Principien der Dinge für ſich aber nur denken, — denn das geiſtige Schauen Gottes iſt auch nach der Philoſophie nur in der Sphäre der Vollkommenheit möglich. Während die Empirie nun in dieſer Beziehung geben kann, was die menſchliche Natur unmittelbar wünſcht, kann die Philoſophie nur die Ideen und durch Ideen und Gleichniſſe nur die Andeutung deſſen geben, was man ſchauen möchte, wie man ſinnliche Dinge ſchaut. Der Empiriker, wenn er von dem abbildlichen Thun und Leben des wirklichen Menſchen redet, kann an die Erfahrung appelliren; der Philoſoph, wenn er das urbildliche Thun und Leben Gottes darſtellt, ſetzt die Gabe voraus, Ideale zu denken und das geſteigertſte ideelle Leben in ſich nachzuleben; — und dieß iſt bekanntlich nicht Jedermanns Sache.

Nichts deſto weniger kommen auch der Darſtellung des Philoſophen Erfahrungen des Menſchen entgegen — die innerlichſten, geiſtigſten, höchſten — Analogien des göttlichen Lebens; und wir können ſagen, daß der Menſch, je mehr er von dieſen Erfahrungen Act nimmt, auch um ſo mehr in den Stand geſetzt wird, Gott und göttliches Weſen zu begreifen. Es gibt ein unermeßliches Feld der Beobachtung, worin noch unendlich viel geſchehen kann und muß: das Feld des geſammten menſchlichen Seelenlebens. Je mehr der Menſch ſeines wirklichen Wollens, Denkens und Fühlens und all' der wunderbaren Combinationen in dieſer Sphäre ſich bewußt wird, um ſo mehr wird er in die Tiefen des ewigen Seyns zu blicken, von dem unendlichen Reichthum des abſoluten Wollens und Könnens, von der Herrlichkeit und Seligkeit Gottes ein lebendiges Gefühl und ideelles Bild zu gewinnen vermögen. Zumal die Genien der Menſchheit, die eminent ſchöpferiſchen Geiſter in allen Zweigen menſchlichen Thuns, werden, ſofern man ihr productives Leben im Guten und Schlimmen nachleben und ſich vergegenwärtigen lernt, was dazu gehörte, ihre Thaten zu thun und ihre Werke zu ſchaffen, — ſie, wenn man ihre wunderſamſten Kräfte erkannt, werden dazu beitragen, den Geber und den Urquell ſelbſt immer vollſtändiger erkennen zu lehren.

Was iſt denn überhaupt menſchliche Schöpferkraft? Woher ſtammt ſie? Woher kommt die Fähigkeit, das Neue hervorzubringen, das Vollkommene zu denken und zu wollen, das Schöne, das von himmliſchem Licht Durchleuchtete und Verklärte zu ſchaffen? Woher kommt die Fähigkeit, welche die großen Lenker der Menſchen und Völker, die großen Poeten, Künſtler und Denker, je in ihrer Sphäre, ſtaunenswürdig — mit einer Macht und Allſeitigkeit bewieſen haben, die der Bewunderer „göttlich" zu nennen ſich gedrängt fühlt? Kann ſolche Dinge die Materie thun? Iſt es das herrſchende Leibliche, welches Ideale denkt und nach ihm den Stoff in Schönheit formt oder die Welt regelt?

Nein! — antwortet der Denker und mit ihm der geſunde Menſchenverſtand. Nein! — ſollte man glauben — müßte in helleren Momenten auch der Materialiſt antworten.

Die Quellen, aus denen die Ideen fließen und die formenden, ausführenden Kräfte, die Quellen des Wollens und des Könnens, die Quellen des Lichtes und der intenſivſten Freude, ſind die herrſchenden geiſtigen Mächte, die Principien des Menſchen. Und wenn dieſe Mächte ſchon im jetzigen Menſchen, wo ſie noch dazu wegen ungebührlicher Ausdehnung der Leiblichkeit ſo vielfach gehemmt ſind, gottähnliche Macht beweiſen, göttliche Seligkeit gewähren können — um wie unendlich viel mehr werden es die abſoluten Mächte können in Gott ſelbſt, dem ewig Harmoniſchen!

Selbſterkenntniß, Erkenntniß des menſchlichen Weſens, Erkenntniß der menſchlichen Genien in dem ganzen Reichthum ihrer produktiven Kräfte, das ſind unerſchöpflich ergiebige Mittel zur Gotteserkenntniß.

Fünfter Abſchnitt.

Die Selbſterſchließung Gottes. Negative Seite. Vollendung.

Gott, wie er iſt, als Uranfangender, iſt Herr des Seyns und des Wollens, Herr der Mittel zu aller Entwicklung; er iſt lebendiger, wahrer Gott. Als ſolcher kann er ſich entwickeln, muß aber nicht. Vollkommenen Lebens fähig, wenn auch in der einheitlichſten, innerlichſten Form, drängt ihn nichts zur Entfaltung, dem er nothwendig, unwiderſtehlich folgen müßte. Er iſt nicht in der Lage eines Weſens, das, einem Naturgeſetz unterworfen, gar nicht anders kann, als ſich entwickeln. Als Herr des Seyns und des Wollens, als Einer und Alles, wenn auch Alles in der unmittelbarſten Form, iſt er frei — er iſt in Bezug auf die Frage der Entwicklung Herr des Ja und des Nein, alſo das geiſtige Princip der Poſition und der Negation.

Wie der Urgeiſt, ſo kann auch die Urnatur ſich poſitiv und negativ verhalten, aber in anderm Sinne. Gott ſelbſt kann poſitiv und negativ ſein wollen, die Urnatur kann es nur ſeyn. Gott ſelbſt kann geiſtig bejahen oder verneinen, die Urnatur kann es nur materiell. Liegt nun in Gott ſelbſt die Fähigkeit, über Poſition und Negation als Herr zu verfügen, ſo liegt in der Urnatur die Fähigkeit, ihm zur Poſition und Negation Organ zu werden.

Im göttlichen Selbſt, als dem Geiſt und obern Princip, wiegt die Neigung zum Fortſchreiten — zum Beſſern und Beſten vor; in der Urnatur die Neigung zum Verharren.

Die Natur hat unmittelbar kein anderes Verlangen, als zu ſeyn und zu bleiben, was ſie iſt; ſie kann ſich aber zum Fortſchreiten beſtimmen laſſen; und wenn ſie nun in Bezug auf dieſes an erſter Stelle negativ iſt, ſo kann ſie doch an zweiter poſitiv werden. Bei Gott iſt es umgekehrt; er iſt poſitiv an erſter, negativ an zweiter Stelle, und zwar negativ nur, um die vollkommenſte Poſition herbeizuführen.

Seiner ſelbſt und ſeiner Herrſchaft ſicher entſcheidet ſich Gott für die Bewegung, die Poſition; aber nicht für die bloße Poſition, alſo nicht, ohne zugleich an ihr die Negation aufkommen zu laſſen und in dieſer das Mittel der Freiheit gegen jene zu gewinnen. Gott will ſich ſelbſt als Herrn der Poſition und der Negation, er will die Urnatur als Werkzeug beider, und er läßt nun dieſe poſitiv und negativ ſich beſtimmen, damit ſie ihm dazu diene. Der weſentlich Poſitive läßt die weſentlich Negative auch poſitiv werden auf ihre Art, damit er ſelber auch negativ werde auf ſeine Art. Er läßt die blind negative Natur zugleich blind poſitiv werden, damit er ſelber, der ſehend Poſitive, zugleich ſehend negativ werde. Er läßt die Urnatur poſitiv und negativ werden, damit er, der poſitiv und negativ ſeyn Wollende, zugleich der poſitiv und negativ ſeyn Könnende ſey.

Die erſte Beſtimmung der Natur zum Bejahen und Verneinen geſchieht in der erſten Bewegung Gottes — in der Bewegung aus ſeinem Urſeyn heraus zur ideellen Organiſation. Die Natur hat nun einen doppelten Willen (Naturwillen, blinden Willen); ſie iſt zuſtimmend und widerſtrebend, ſie hat eine Licht- und eine Kehrſeite, ein Vorn und ein Hinten. Poſitive und negative Stimmung würden ſich in ihr gegenſeitig aufheben, wenn Gott ſie nicht auseinander, von wirklicher Action zurück und jede in ihrer Sphäre hielte. Des Organs der Negation zu ſeinen Zwecken ebenſo benöthigt, wie des Organs der Poſition, begabt er beide aus ſich ſelber und läßt beide nach Maßgabe ſeiner Zwecke wachſen und ſich ausbilden.

Im Urſtand, im urſtändlichen Leben Gottes, bildet ſich das natürlich negative Princip ideell aus und iſt im Momente der Selbſterſchließung zum Reellwerden ebenſo bereitet, wie das natürlich poſitive Princip. Indem Gott nun die Natur emancipirt, aus dem ideellen Organismus loslöst und für ſich ſetzt, wird nicht nur das poſitive Princip weſentlich freier, ſondern auch das negative. Das poſitive, für die Selbſterſchließung gewonnen und in ihr erhöht, wendet ſich dem liebenden poſitiven Selbſt liebend zu; das negative, das gegen die Fortbewegung ſich geſträubt und in dieſer eine Zurückweiſung erfahren hat, kehrt ſich um ſo entſchiedener von ihm ab. Das poſitive wird, indem es freier wird, poſitiver; das negative negativer. An dem Leben der Natur participirend und entſprechend begeiſtet, wendet dieſes die gewonnene höhere Kraft nur an, um energiſcher zu negiren. Durch die erfahrene Hintanſetzung verletzt, beeinträchtigt, fühlt es einen inſtinktmäßigen Drang, das gegen ſein Wollen Gediehene ſeinerſeits zu beeinträchtigen, das aus dem Grund Gehobene wieder zu Grunde zu richten.

Allein dieſer Drang wird von Gott ſelbſt zurückgehalten, und das natürliche Princip der Negation ſteigt an ſeinem Platz in die Höhe, parallel dem poſitiven Princip. In erſter Entwicklungsform der feindliche Gegenſatz der erſten Perſönlichkeit wird es in zweiter der feindliche Gegenſatz des Sohnes, in dritter der des Geiſtes. Dem poſitiven Princip gleichlaufend nimmt es ſtufenweiſe zu an Freiheit und Selbſtſtändigkeit wie an Wollen und Können der Negation. Indem es in drei Formen ſich entwickelt, ſchließt es ſich ſelber ab zum vollkommenen Organ der Negation; zunächſt verneinende Naturkraft wird es mit dem zweiten Princip verneinende Gemüthskraft, mit dem dritten verneinende Geiſteskraft. Von allem was die poſitiven Principien können, davon kann das vollendete negative nun das Gegentheil; jeder guten Kraft ſetzt es die entſprechende widerſtrebende, jeder Förderung die entſprechende Hemmung entgegen. Wenn das Beſtreben der poſitiven Principien in ſchon früher beſtimmtem Sinn auf Schaffen, Befreien und Heiligen gerichtet iſt, ſo iſt das negative in ſeinen drei Geſtalten weſentlich, aber für jetzt nur erſt unterſcheidungslos, natürlich wollend, auf Zerſtören, Knechten und Entweihen — auf den Untergang alles Emporgekommenen gerichtet.

Im realen Organismus vollendet ſich das negative Princip ſelbſt nach dem Willen Gottes, der es, gegenüber den ſelbſtſtändigen poſitiven Mächten, als vollendetes bedarf. Auch hier bildet es ſich aber nur principiell aus, nämlich nur ſein natürliches und ſein (von Gott verliehenes) geiſtiges Weſen in ſich ſelber, ohne daß es zum freien, wirklichen Handeln gelangte, wozu es jetzt noch keinen Raum und kein Object hat. Negirend und in ſo fern inſtinktartig böſe in ſich ſelber, kann es doch nichts Böſes thun und dient vielmehr, in ſeiner Sphäre gehalten, zum Guten — zur abſoluten Freiheit und Machtvollkommenheit Gottes. Von den poſitiven Principien aufgewogen, von Gott ſelbſt überherrſcht, iſt es in feſtem Verwahrſam und nur auf innerliches Leben, auf die Bereitung zum Handeln angewieſen.

Gott (wenn dieß noch nöthig zu bemerken) organiſirt ſich nicht zuerſt poſitiv und hierauf negativ, ſondern zu gleicher Zeit erfolgt, mit gewollter Nothwendigkeit, die doppelte Ausgeſtaltung. Das für ſich geſetzte Princip der Negation gewinnt in Folge der poſitiven Hervorbildung ebenſo an Macht wie an gegneriſchem Streben. Je mehr gegen ſeinen Willen hervortritt, je mehr Organe entſtehen, in denen es ſeine Gegner erkennen muß, deſto mehr wird es erregt; aber auch deſto ausgedehnter wird ſeine Sphäre, ſein Spielraum, deſto größer der Umfang ſeiner Kräfte. Befähigt, das Material der drei poſitiven Mächte auf ſeine Weiſe zu benutzen, kann es den ſchaffenden Mächten auf allen Punkten entgegentreten und ſie auf allen mit den entſprechenden Waffen bekämpfen.

Mit der Ausbildung des negativen Princips in drei Formen, analog den drei poſitiven Mächten, iſt Gott als realer Organismus vollendet. Was er im Urſeyn abſolut implicite, dann explicirt war, das iſt er jetzt in realer Entfaltung, in lebendig ſelbſtmächtigen Organen. Er hat in der poſitiven Dreiheit die Werkzeuge des Schaffens, in der negativen die Mittel der Zerſtörung — kann lohnen und ſtrafen, ſegnen und fluchen durch Stellvertretung. Er beſitzt in dem vollendeten negativen Princip das Princip des abſoluten Gegenſatzes, des Krieges — das Organ der Verſuchung, Blendung und Schreckung — die Macht, in deren Beſtreitung und Abweiſung alles Poſitive ſich allein zur höchſten Kraftentwicklung, zum reinſten Selbſtbeſitz vollenden kann.

Das Princip der Negation beſteht darum, weil es in drei Formen erſcheint, drei verſchiedene Fähigkeiten erlangt, nicht aus drei Perſonen, ähnlich den drei poſitiven Principien. Dieſe ſind — jedes in ſeiner Art — vollſtändige Organismen; ſie haben auch, wie früher ſchon angedeutet, die Negation an ſich, die Möglichkeit, ſich negativ zu verhalten, und darin die Vorausſetzung der Freiheit — ſind alſo dem ganzen Gott analog und relative Perſonen, wie dieſer abſolute Perſon iſt. Der doppelte Zweck ihres Fürſichſeyns — in freier Liebe ſich Gott hinzugeben, in freier Liebe zuſammenwirkend ſeinen Willen zu thun und das weiterhin Mögliche zu realiſiren — bedingt unabweislich ihre Perſönlichkeit. Das Princip der Negation dagegen hat weder in ſich die Mittel, in drei für ſich ſeyenden Mächten ſich darzuſtellen, noch kann Gott ihm dazu verhelfen wollen. Seine Aufgabe iſt, alles Entſtehende zu bekämpfen; dazu hat es Wollen und Können der Negation, dazu geht es in alle Entwicklungen mit, eignet alle Fähigkeiten der Gegner ſich an, lernt die Mittel des Heils zu Mitteln des Verderbens machen, und mehr bedarf es nicht. Es iſt auf allen Stufen ein und daſſelbe Weſen mit einem und demſelben Willen, dem Willen, zu negiren — es iſt Ein Selbſt und Eine Natur, die ſich, den Weg der poſitiven Organiſation mitgehend, in ſich vollendet; mithin in drei Formen, als Natur, Gemüth und Geiſt negirend, Eine Perſon: die ausſchließlich wollende Perſon, die der liebenden Vervielfältigung zu harmoniſchem Wirken unfähig iſt und principiell Alles ſelber thun muß — das Urbild aller Despotie.

Der Satan (wir nennen das Princip der Negation ſchon jetzt mit dieſem überlieferten Namen, ſtehen aber natürlich nur für unſern Begriff ein!) — der Satan iſt reine, bloße Negation, bloßes Wollen und Können der Negation, abſoluter Widerſpruch gegen alles poſitiv Entſtandene. Wenn er dieſem gleichwohl dient und eben zum Grunde des höchſten Heiles wird, ſo geſchieht dieß nicht mit ſeinem Willen. Sein Streben geht auf Negiren und Stören, dieß iſt ſeine Luſt und ſeine Liebe. An den poſitiven Organen ſich ſelber potenzirend und endlich als negativer Geiſt ſich abſchließend, erlangt er auf ſeine Weiſe die Kraft des Denkens und bildet ſeinen diaboliſchen Verſtand aus; aber alle ſeine Fähigkeiten dienen einzig dem Wollen der Negation, dieſes herrſcht allein, und indem er nun durchweg nichts Anderes iſt und kann als eben Verneinen, iſt er mit allen ſeinen Mitteln doch nur ein unfreies Weſen, auch als negativer Geiſt nur die potenzirte, blind negirende Natur — das blinde Werkzeug Gottes.

Er iſt, wie Goethe mit Recht ihn charakteriſirt:

Die Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

Im Grunde genommen alſo doch überliſteter Liſterfinder — die Macht, welche durch Schein Siege erringt, die ſich zuletzt ſelber als Schein erweiſen.

Der Unterſchied zwiſchen Gott ſelbſt und dem Satan leuchtet ein. Gott iſt frei, er kann poſitiv und negativ ſeyn;

aber er iſt zugleich die Liebe, er will beglücken, Genoſſen der Seligkeit haben, und er entſchließt ſich zur Hervorbringung ſelbſtſtändiger Weſen. Sollen dieſe werden, ſo muß mit ihnen auch die Urmöglichkeit der Negation ſelbſtſtändig, wirkliches Princip werden; und ſo wird Satan, die gegen alles Poſitive rein verneinende Macht. An den poſitiven Organen ſich ſteigernd und zuletzt als Meiſter ſich vollendend gebietet er in ſeinem Kreis über unerſchöpfliche Mittel; er iſt formell gottähnlich und ſcheint, mitten in ſeinen Erfolgen, Gott ſelber gleich, der gleichmächtige Gegner des Guten zu ſeyn. Aber mit allen ſeinen Mitteln iſt er in der Hand Gottes doch ſelbſt nur Mittel. Wenn er das Entſtandene erniedrigt, vernichtet zu haben glaubt, muß er zuletzt erkennen, daß er nur zur höchſten Erhöhung Gottes, zur höchſten Vollendung ſeiner Werke gedient hat.

Von allen poſitiven Mächten und allen Geſchöpfen zunächſt als Feind, als Urquell alles Böſen anzuſehen und als ſolcher unermüdlich auf allen Punkten zu bekämpfen, iſt Satan gleichwohl eine göttliche Macht; und auf Grund ſeiner Abkunft und ſeiner Funktion als Werkzeug Gottes fällt auf ihn ſelbſt ein weihendes Licht. Furcht und Grauen erweckend als unerbittlicher Feind und alle Kräfte gegen ſich zum Kampfe rufend, erſcheint er sub specie aeterni als eine tragiſch erhabene Geſtalt, die in ihrer Art Ehrfurcht gebietet. Gott ſelber ſchlägt ſich zu ihm, zieht ihn an wie eine Waffe, verſtärkt ſich durch ihn und vernichtet mit ihm das Vernichtenswerthe, das im Lauf der Zeiten ſich erhebt; das Richtſchwert aber erglänzt in dem Scheine des göttlichen Richters.

Die chriſtliche Theologie ſieht bekanntermaßen im Satan einen gefallenen Engel, den oberſten der gefallenen Engel, ſpricht aber ihrerſeits in Prädikaten von ihm, die mit dieſem Begriff nicht übereinſtimmen. Satan iſt nach ihr der Antichriſt; er iſt der Widerſacher aller poſitiven göttlichen Mächte, der Gott der Welt, der allgegenwärtige böſe Feind des Menſchengeſchlechtes. Wie wäre das von einem Engel zu ſagen, der doch eben nach chriſtlicher Anſchauung nichts Anderes ſeyn könnte, als ein von dem dreieinigen Gott producirtes Einzelweſen! Kann ein Geſchöpf in dieſem Sinne der würdige Gegner des Sohnes, ja der Allheit göttlicher Mächte ſeyn? Kann einem ſolchen der Name „Gott“ zukommen? — Der Satan, wie ihn die chriſtliche Lehre ſelber ſchildert, wie ihn die größten Theologen charakteriſiren, kann nur eine göttliche Macht, nur ein ſelbſtſtändiges Werkzeug des All-Einen ſeyn, das nichts über ſich hat, als eben Gott ſelbſt; er kann nur zu Gott ſelber gehören als Glied des entfalteten göttlichen Ganzen. — — —

Hat ſich Gott real organiſirt, in ſelbſtſtändigen Mächten ſich gegliedert, mit ſelbſtſtändigen Mächten ſich umgeben, ſo bildet die Dreiheit und Lebenseinheit der poſitiven ſeine Vorderſeite, die Einheit und formelle Dreiheit der negativen Macht ſeine Kehrſeite. Gott ohne das ausgebildete negative Princip wäre auch in dieſem Bezug nicht vollendet; er wäre mit den poſitiven Mächten allein einſeitig, des Abſchluſſes nach allen Seiten hin entbehrend, und nicht völlig ausgeſtaltet, nicht der ganze Gott.

Mit dem in ſich vollendeten, den poſitiven Mächten überall nachgekommenen Princip der Negation iſt Gott das, was wir von Anfang an gefordert und geſucht haben: das Geſammt-Urbild alles Gewordenen; — er iſt das, was er allein hat wollen, allein hat werden können: der wirklich Abſolute, die verwirklichte Allmöglichkeit. Was er uranfangend potentiell war, das iſt er jetzt actuell, und zwar actuell durch ſich ſelbſt; er hat ſich in der jetzigen Organiſation als ſein eigen Werk, er hat ſich ſelbſt und jedes ſeiner Organe in lebendigſter Vollkommenheit. Idealprincip der Poſition und der Negation, Herr der entſprechenden Realprincipien, iſt er Einer und Alles im abſoluteſten Sinne, und für jede Wirkung, die wir kennen und uns zu denken vermögen, ewige Urſache.

Als realer Organismus hat Gott eine Stufe der Entwicklung erreicht, die für ihn ſelbſt, wenn er ſich einmal zum Fortgang entſchloß, Ziel ſeyn mußte. Was er in Ur-Einheit und in ideeller Organiſation war, das iſt er hier vereinigt, in unübertrefflicher Vollkommenheit. Denn die Ur-Einheit iſt formell zu übertreffen durch die ideelle Organiſation, dieſe durch die reelle; über die reelle hinaus gibt es nichts mehr, ſie iſt das göttliche non plus ultra.

Ur-Einheit, ideelle und reelle Organiſation verhalten ſich ihrerſeits wie Poſitiv, Comparativ und Superlativ. Die erſte Form iſt das Gute, die zweite das Beſſere, die dritte das Beſte, welches Gutes und Beſſeres in ſich vereint. Im Urſeyn iſt Gott Alles in unmittelbarſter Weiſe; nicht nur das Seyn, auch das Wollen, auch das göttliche Subject ſelbſt iſt, wie es unmittelbar iſt — Alles trägt mithin den Charakter der Natur, des urſprünglichen Lebens. In der ideellen Organiſation iſt Alles vermittelt, aber nach erſter, geiſtigſter Möglichkeit. Ueberwiegt nun im Urſeyn die Art der Natur, weil der Urgeiſt ſelber als unmittelbar ſeyend Natur iſt, ſo herrſcht im ideellen Organismus die Art des Geiſtes vor, weil die Urnatur ſelber durchgeiſtet wird. Im reellen Organismus erfolgt die Ausgleichung; der Geiſt behauptet ſein Recht, die Natur, emancipirt und verſelbſtſtändigt, nimmt ungehemmt ihre Art wieder an.

Wir können ſagen: Gott als Ur-Einer lebt das Leben des Keimes, Gott als ideell All-Einer lebt das Leben der Entfaltung zur Blüthe, Gott als reell All-Einer lebt das Leben der Entfaltung zur Frucht. Die Frucht iſt das eigentlich Seynſollende, die letzte, höchſte Form des Lebens, um derentwillen die früheren, wenn ſie ihre Zeit gehabt haben, vergehen, Vergangenheit werden müſſen.

Gott ſelbſt, Gott als Princip der Principien, verwandelt ſich nicht; er iſt Herr von Ewigkeit zu Ewigkeit und wird als ſolcher nur immer mächtiger und reicher. Die Form ſeines

Lebens aber verwandelt ſich nach ſeinem Willen; zum Entſtehen der ideellen Organiſation vergeht das Ur-Seyn, zum Entſtehen der reellen Organiſation die ideelle. Der Stoff des Urſeyns erhebt ſich in die ideelle Organiſation, der Stoff dieſer in die reelle. Iſt die dritte Stufe verwirklicht, ſo ſind die beiden erſten in ihr, für ſich aber nicht mehr.

Welch ein erſtaunlicher Gedanke, daß Gott ſelber eine Vergangenheit hat, ein Leben in ihr, ein Leben der Erinnerung an göttlichſchöne vergangene Zeiten! Und doch muß er es haben; denn es iſt unmöglich, daß er zugleich wirklich im Urſeyn, wirklich in der ideellen Organiſation und wirklich in der reellen ſey. Die erſte Form muß in der zweiten, die zweite in der dritten aufgehoben werden. Wer aber denkend und fühlend eine Ahnung gewinnen kann von der Schönheit göttlicher Erinnerung, göttlicher Vergegenwärtigung des Geweſenen — eine Ahnung von dem Ideal aller Seligkeit und Süßigkeit der Erinnerung, — der wird ſich ſagen, daß Gott ein Vergehen und eine Vergangenheit, die er ſich nur erinnernd wieder vergegenwärtigen kann, zugleich wollen muß — der einzigen Schönheit eben dieſes Erinnerns halber. Ja, Schade wär' es, wenn Gott nicht auch zurückblicken könnte in die Tiefen ſeines urewigen Seyns, in den zu Duft und Glanz erſchloſſenen Flor ſeines ideellen Lebens; wenn er ſie, die als ſolche dahin geſchwunden ſind, nicht mit göttlicher Luſt in ſich wiederleben könnte! Wir möchten beinahe hinzufügen: und auch mit göttlicher Wehmuth. Denn die Wehmuth wäre hier kein Mangel und keine Schwäche, ſondern für ihn, den Stärkſten der Starken, ein einzig wunderſames Gefühl, das als naturerblühtes zu hegen der Würde des Allwollenden in keiner Art widerſpräche.

Gott hat nicht menſchliche Empfindungen, ſondern die menſchlichen ſind den göttlichen analog. Das Schönſte, was der Menſch menſchlich lebt, das lebt Gott göttlich; ſein Leben iſt dem menſchlichen zugleich ähnlich und unendlich darüber erhaben. Der poetiſche Menſchengeiſt aber, wenn er menſchliches Leben verklärt wiedererlebt, kann es ahnen; denn von dem relativ idealiſirten Leben aus iſt unmittelbar auf das abſolut idealiſirte zu ſchließen.

Gott hat in ſich die Möglichkeit aller Gefühle, aber dieſe durchfließen ihn, wie es ſeiner würdig iſt: aus dem Urborn ſeiner Natur erquellend und von ihm ſelber gehegt in freieſter Liebe. Hätte er nur immer ein und daſſelbe Gefühl abſoluter Herrlichkeit und Heiterkeit, wäre er keines andern fähig, ſein inneres Leben müßte uns bei aller Göttlichkeit eintönig und arm erſcheinen. Aber Gott vereint das unvereinbar Scheinende, weil er eben nicht nur Einer, ſondern zugleich Alles, nicht nur activ, ſondern zugleich paſſiv iſt. Wenn er paſſiv iſt, ſo iſt er es, als wäre er es nicht — mit Willen, mit herrſchendem Geiſt; und indem er ſo die Herrlichkeit und Heiterkeit ſich bewahrt, gewinnt er dazu allen Zauber und alle Luſt wechſelnder Empfindungen.

Auch davon kann jeder künſtleriſche Genius, und in poetiſchen Momenten jeder Menſch die analoge Erfahrung machen. — —

Mit dem Entſtehen alſo der reellen Organiſation vergeht die ideelle in ihrer Eigentlichkeit, um nach Stoff und Wirkung in der neuen fortzuleben. Das Leben der ideellen Principien geht über in die reellen, die geiſtigen Formen behält das göttliche Selbſt. Dieſes iſt in Folge der ideellen Organiſation an ſich nicht weſentlich anders, als im Urſeyn, aber doch beſtimmter geworden: es hat in und mit den drei Momenten wirkliche Beſtimmungen erhalten, die es zuvor als actuelle nicht hatte, und dieſe Beſtimmungen bleiben ihm und ſteigern ſich. Eben mit ihnen iſt es in der realen Organiſation ideell, was die dienenden Principien reell ſind; es iſt ideell beſonders, was je ein Princip reell beſonders iſt — damit in ſich das wirklich Allwollende, um in und mit den Principien das wirklich Allkönnende zu ſeyn.

Der reale Organismus iſt beſeelt, wie der ideelle. Die Seele iſt in ihm entſprechend potenzirt, als Mittlerin zwiſchen dem übermächtigen Geiſt und mächtigern Organen ſelbſt mächtiger geworden. Mit ihr ſind alle Theile zur höchſt möglichen Vollkommenheit ausgebildet; ſie ſind, was ſie ſeyn ſollen: des göttlich freien Herrn göttlich freie Diener. Was der Herr in letzter Inſtanz will, das wollen — jeder in ſeiner Sphäre — die Diener; was die Diener wollen und können, das will der Herr.

Als realer Organismus hat Gott ein Ziel erreicht, bei dem er zunächſt verharrt, um rein und für ſich allein das durch ihn ermöglichte Leben zu leben.

Es iſt eine ſchwache Anſchauung, die ſich Gott nicht anders denken kann, als unmittelbar, wie er iſt, auch die Welt ſchaffend; gleichſam vermöge ſeines innerſten Weſens nicht anders könnend und unwiderſtehlich dazu getrieben. Wäre dieß richtig, ſo entbehrte Gott in ſich ſelber der erquickenden Fülle, der lebensvollen Ganzheit; er empfände, wie er iſt, einen weſentlichen Mangel, eine Leere, die er ſich aufs höchſte beeilen müßte, durch die Welt auszufüllen. Allein dieſer Satz widerlegt ſich ſelbſt. Eben mit ſolcher Leere, welche durch die Welt erſt ausgefüllt werden müßte, könnte Gott die Welt gar nicht ſchaffen, weil ihm der Stoff dazu abgänge; ſeine ewige Fülle dagegen, welche den Stoff dazu gewährt, überhebt ihn auch der Nothwendigkeit, ohne Weiteres ſchaffen zu müſſen.

Gott hat die Welt dem Stoff und dem Geiſt nach ewig in ſich, ebenſo in ſeinem Urſeyn wie auf jeder Stufe ſeiner Selbſtentwicklung. Er gewinnt im Verfolg derſelben die Mittel zur Schöpfung immer beſtimmter, hat die Welt, die geſchaffen werden ſoll, immer beſtimmter in ſeiner Macht, beſitzt ſie lebendig in den Principien des Wollens und des Könnens. Eben darum kann er auch warten, bis der Moment gekommen, wo die wirkliche Schöpfung die nächſtmögliche Fortbewegung, mithin kein Act der Willkür, ſondern eine naturbegründete, des abſoluten Künſtlers allein würdige Thathandlung iſt.

Von dieſer Fähigkeit des Wartens, von der Nothwendigkeit des Vermögens, zu warten, kann jeder wahrhaft ſchöpferiſche Menſchengeiſt Zeugniß ablegen. Die Schwäche nur iſt gedrängt, voreilig ſchaffen zu wollen, verfällt aber eben darum dem bloßen Machen; die Stärke, der Potenz und des idealen Beſitzes froh, läßt innerlich wachſen und ausgeſtalten, bis das Werk der Schönheit wie eine reife Frucht vom Baume fällt.

Wer keinen Gott hat, der das im Allgemeinen iſt, was der wahrhaft productive Menſch im Kleinen iſt, alſo keinen Gott, der auf die Schöpfung warten kann, bis ſie motivirt iſt, der hat Gott überhaupt nicht als Schöpfer. Sagt er: „Gott ſchafft die Welt ſogleich, wie er iſt“, ſo muß der Schöpfer doch immer vor der Schöpfung ſeyn. Und wie lange? Nothwendig ewig. Gott würde mithin, wenn er überhaupt ſchüfe, doch warten bis zur Schöpfung — eine ganze Ewigkeit hindurch. Die Schöpfung der Welt iſt nur denkbar von einem Gott, der warten kann. Wer einen ſolchen nicht hat, der muß nothwendig behaupten: die Welt iſt nicht geſchaffen, das Univerſum iſt gleich ewig mit Gott. Daß aber dieß aus andern Gründen ebenfalls unmöglich, undenkbar iſt, wurde früher ſchon dargethan.

Wir haben einen Gott, der uranfangend Geiſt und Natur, wollend und ſeyend, Selbſt und Allmöglichkeit — Einer und Alles iſt, mithin uranfangend in einer Fülle lebt, die ihm die freieſte Selbſtentwicklung ebenſo ermöglicht, wie ſie ihn der Nothwendigkeit, ohne Weiteres das Univerſum zu ſchaffen, überhebt. Wir haben einen Gott, der die Welt zuvor in ſich trägt, alſo des Momentes harren kann, in dem ihr Werden gefordert iſt als der einzige Schritt, den er ſelbſt weiter zu ſeinem abſoluten Ziele hin thun kann. Wenn wir dieſen Gott ſucceſſive ſich entwickeln und in jedem Stadium ſeines Weges nach ſeinem Gefallen weilen laſſen, ſo haben wir dazu ein Recht, denn er kann weilen; ja, er muß es, er muß jede Form des Seyns, jedes Einzelziel ſeines Weges von Grund aus leben, nicht nur, weil jede Form und das Leben in ihr einzig ſchön iſt, ſondern weil eben in dieſem weilenden Leben allein Geiſt und Natur ſich bereiten zum gleich ſchönen Weitergang.

Vergegenwärtigen wir uns, um uns ein Bild ſeines Lebens machen zu können, den ganzen Gott in der gewonnenen höchſten Entwicklungsform. Wir haben die Natur, das Gemüth und den Geiſt Gottes als Perſonen, wir haben Mutter, Sohn und Geiſt; auf der andern Seite als den gemeinſamen Widerſacher das gleichfalls mit der Kraft des Selbſt begabte, zur Perſon erhobene, zur allſeitigen Verneinung ausgebildete Naturprincip der Negation. Wir haben als Herrn und Mittelpunkt Gott ſelbſt, über den relativen Mächten die abſolute Macht, Idealprincip der Poſition und der Negation und als ſolches die Kräfte der Poſition und der Negation zur organiſchen Einheit verbindend. Wir haben die den ganzen Organismus durchfließende und lebendig einende göttliche Seele.

Einen Organismus mit Organen, welche für ſich ſeyende Weſen, Perſonen ſind, dürfen wir offenbar als eine Familie anſprechen, als einen Haushalt, fähig des bewußt lebendigſten Verkehrs, des wechſelſeitigen unerſchöpflichen Gebens und Empfangens. Gott ſelbſt, im Kreiſe ſeiner Ebenbilder, fühlt ſich als Herr und Vater. Er ſieht jedes vollendet in ſich, jedes zur vollkommenſten Ausführung ſeines Willens fähig und bereit, und erfreut ſich eines jeden. Umgeben von Mächten, die zuſammen Alles vermögen, was er wollen kann, hat er das Gefühl überſchwänglich realer Machtvollkommenheit. Umgeben von ſeinen Abkömmlingen, die zur Mündigkeit erwachſen ſind, von allen als Vater und Herr geehrt, hat er in göttlicher Weiſe das unendlich heimliche Gefühl eines menſchlichen Vaters in ſeinem Hauſe, unter den Seinen.

Wenn wir uns von dem Glück der poſitiven Mächte in dieſem Verkehr eine Ahnung verſchaffen wollen, ſo müſſen wir uns erinnern, daß jede derſelben etwas iſt und hat, was die andern entbehren, aber eben darum nur um ſo lebhafter erſehnen müſſen. Das Dunkel verlangt nach dem erfreuenden Licht, das Licht nach dem erquickenden Dunkel. Das bewußt ſchöne Leben ſieht mit Luſt auf das unbewußt ſchöne, das ſtatt der mangelnden Klarheit um ſo reichere Fülle hat; das bewußtloſe dagegen mit liebender Verehrung auf das bewußte, das ihm Erleuchtung gewähren kann. Wunderbar iſt der Urquell der Natur, wunderbar ſeine Verklärung im liebenden Gefühl, wunderbar ſeine Verklärung im liebenden Gedanken. Beſeligend iſt jede Production, des materiellen, des Gefühlslebens und der Ideen; beſeligend für die productive Kraft, die ſich ſelber genügt, beſeligend ebenſo für die andern, welche die producirten Bildungen ſich aneignen. Herrlich iſt die Sicherheit einer jeden, unerſchöpflich zu ſeyn in ſich ſelbſt und Alles, was ſie noch wünſchen mag; in den andern zu finden. Dieſes Bewußtſeyn, von den andern zu empfangen, was ſie ſelber unmittelbar nicht hat, dafür aber ihnen von ſich zu geben, weſſen ſie benöthigt ſind, dieſes Bewußtſeyn, Dankbarkeit und Selbſtgefühl nährend, ſteigert zugleich die Liebe. Die Erfahrung des wechſelſeitigen Bereicherns und Bereichertwerdens ſtärkt den Gemeinſinn und führt zu der herrlichen Ueberzeugung: in lebendigem Bund Alles zu vermögen und jeden Widerſtand bezwingen zu können.

Wenn die drei poſitiven Mächte in ihrem lebendigen Verkehr wechſelſeitig von ſich annehmen, was ſie unmittelbar entbehren, ſo iſt nicht die Folge, daß ſie nach und nach materiell einander gleich werden. Jede bleibt in ihrem Centrum, was ſie iſt, die ſpecifiſche Production dominirt in jeder bei weitem, und jede eignet ſich die empfangenen Gaben nur ſo an, wie ſie mit ihrem Grundbeſitz verſchmelzen. Jede bewahrt ihre Eigenthümlichkeit, ihre eigenthümliche Schönheit, und jede iſt damit für die andern der unaufhörlich ſtrömende Quell der Ergänzung.

Das Leben der Liebe erblüht und blüht eben da, wo die Liebenden in ſich nicht nur Vorzüge ſchauen, die ſie ſich wechſelſeitig aneignen, ſondern auch Mängel, die ſie wechſelſeitig gebend in Fülle wandeln können. Nur der Gegenſtand, dem auch etwas fehlt, kann geliebt, denn nur ihm kann auch etwas gegeben und damit eben der tiefſten Forderung der Liebe genügt werden. Darum entzückt das liebende Herz an dem geliebten Gegenſtande ganz unbewußt ebenſo das, was er entbehrt und bedarf, als was er beſitzt und geben kann.

Die Seligkeit lebender Weſen beſteht in der Befriedigung tiefſter Sehnſucht. Je edler das Weſen aber iſt, deſto mehr geſellt ſich der Sehnſucht, zu empfangen, die Sehnſucht, zu geben und zu beglücken, und nur wenn auch ſie befriedigt werden kann, gibt es für ſolche Weſen reine, volle Seligkeit.

Das iſt nun im göttlichen Organismus das Allerwunderbarſte, daß nicht nur die Organe bedürfen, ſondern auch der Herr der Organe, Gott ſelbſt. Denn er iſt wohl ideell Alles, aber unmittelbar nicht reell. Wenn er es auch reell ſeyn will, muß er die reellen Mächte liebend an ſich heranziehen und mit ſich verſchmelzen; reell muß er es aber ſeyn, zu ſeiner vollſten Glückſeligkeit nicht minder wie zu ſeinem vollſten Wirken. So fühlt nun auch Gott Sehnſucht und befriedigt ſie. Ihm ſelbſt kann liebend etwas gegeben werden, das er zuvor nicht hat — ſo nicht hat, wie er es darauf hat; ja, ihm kann liebend Alles gegeben werden, denn er allein iſt fähig, liebend Alles zu empfangen!

Wir kommen hier wieder auf die Luſt des Wechſels, die Gott ſelbſt haben kann, wenn er ſich, je nach ſeinem Wohlgefallen, mit dem erſten, zweiten oder dritten Princip vereinigt. Es iſt eine Luſt ähnlich der eines Menſchen, der von ſonnigem Gefild, licht- und wärmedurchgoſſen, in den grünen, ſchattigen Wald ſich begibt, und in ſeinen heimlichen Gängen ſtillbetrachtend hin und her wandelt; dann, aus dem Düſter des Gehölzes heraustretend mit neuem Ergötzen das roſige

Licht begrüßt und, an eine blühende Wieſe gelangt, von Wohlgerüchen ſich umſtrömen, von glänzenden Farben das Aug erquicken läßt. Gott iſt im Licht und er fühlt alle Seligkeit des Lichtes; aber er iſt nicht darauf beſchränkt. Er kann ſich verſenken in das tiefe Dunkel des urſprünglichen Lebens, in die kühlende, labende Nacht des unmittelbaren Seyns. Er kann ſich hingeben an die Wunder des Gefühls, an die zauberhafte Verbindung von Licht und Dunkel in dunkelerhellenden, lichtmildernden Farben; er kann in eine Sphäre ſich einſchließen, deren erhabenes Gleichniß auf Erden die kirchlichen Hallen ſind, in welche durch holde Farbenbilder die Strahlen der Sonne gedämpft fallen, um ſelber heimlich zu werden und mit der Empfindung eines gotterfüllten Innern zuſammenzuklingen. — —

Das Leben Gottes in ſeiner göttlichen Wahrheit und Wirklichkeit vermag der Menſch nur anzudeuten; aber das genügt auch, ja es erſcheint allein wünſchenswerth. Zeigt die Wiſſenſchaft auf das hin, was an ſich unerſchöpflich und undurchſchaubar iſt, ſo kann der erweckte, befeuerte Geiſt forſchend weiter gehen. Wer mehr haben will, als er in der Wiſſenſchaft findet, der gebe ſich ſelbſt mehr; auf Grund rechter Anzeige wird er es vermögen, allerdings aber finden, daß auch weitere Einſichten ſtets noch unendlich viel zu thun übrig laſſen.

Im realen Organismus, im erſten göttlichen Haushalt, ſpielt das negative Princip eine Rolle, die in ihrer Eigenthümlichkeit näher bezeichnet werden muß. Vollkommen unfähig, etwas Poſitives zu ſchaffen, und hierin abſolut ſteril, iſt dieſes Princip unendlich productiv in ſeiner Art. Es iſt und lebt, es fühlt und denkt negirend, es kann nichts als negiren, aber dieß, um einen bekannten Ausdruck zu brauchen, aus dem Fundament. Es negirt aus unerſchöpflicher Quelle, mit unermüdlichem Eifer, mit nie verſiegendem Genuß. Von Gott in ſeiner Sphäre gehalten, das Leben eines Princips mit Principien lebend, bildet es ſich doch eben an dieſen aus, wie dieſe an ihm. Beide Theile erkennen an ſich wechſelſeitig den feindlichen Gegenſatz, leben in der Spannung deſſelben und wirken principiell, ihr Wollen, ihre Geſinnung offenbarend, aufeinander. Ueber die Leidenſchaftlichkeit des wirklichen Kampfes iſt dieſes Leben aber noch unendlich erhaben. Sich wechſelſeitig widerſtrebend gewinnen die Parteien den Abſchluß in ſich, und der feindlichen Empfindung entſpricht in dieſer Hinſicht eine freundliche. Der Widerſacher liebt — auf ſeine Weiſe freilich — in den poſitiven Principien die Objecte der Verneinung und die Veranlaſſer der Befriedigung, die er ſelbſt als Verneinender empfindet; die poſitiven Mächte lieben ihn als das Mittel der freien, wahren, vollgeſicherten Bejahung. Beide Theile ſchließen ſich wechſelſeitig aus; aber eben ſich ausſchließend und dadurch in ihrem eigenthümlichen Beſitze geſchützt, ja erhöht, können ſie ſich an höherer Stelle mit gegenſeitigem Wohlwollen betrachten. Der Feind muß abgehalten werden, das iſt das Nächſte; geſchieht dieß aber und wird der Segen des Abhaltens erkannt, dann vermag das freie Weſen den wenn auch negativ mitwirkenden Grund dieſes Segens in Wahrheit zu lieben, und zwar um ſo mehr, je klarer es ihn als ſolchen erkennt; von den poſitiven Principien alſo am meiſten der Geiſt. Iſt durch das Widerſtreben und Abhalten der Beſitz geſichert, dann trägt in den poſitiven Principien zu freundlicher Betrachtung des negativen Princips auch die Erkenntniß bei, daß dieſes nur thut, was es muß, daß es nichts Anderes kann als negiren — daß es nichts Anderes können ſoll. Dieſer Gedanke, die Vorſtellung der Urnothwendigkeit des negativen Agirens, tilgt in dem erkennenden Geiſt und Selbſt der Principien den letzten Reſt von emporgekommener Feindſeligkeit, und es bleibt gegenüber dem Ur-Dämon, in dem die Möglichkeit des Böſen liegt, nichts als das Gefühl tiefſten Ernſtes.

Satan iſt im Hauſe Gottes der natürlich feindliche Bru der; aber er iſt ein Bruder Abkömmling des Ur-Einen wie die poſitiven Perſonen und ein zur Ganzheit des Organismus unentbehrliches Glied.

Gott ſelbſt hat, wie die poſitiven Principien, zum Satan ein doppeltes Verhältniß. Seinem poſitiven Willen iſt er Gegenſatz und Feind, Object der Abweiſung und Niederhaltung; ſeinem negativen unmittelbares Organ. Die Liebe nun, die zu dem Abgewieſenen und Ausgeſchloſſenen die poſitiven Principien empfinden können, fühlt Gott ſelber zu ihm in ideellſter Weiſe. Er hält ihn an der Stelle, die ihm zukommt, und weist den Fürderſtrebenden in ſeine Schranken zurück. Indem er aber ſo gegen ihn die unwiderſtehliche Macht des Oberherrn beweist, liebt er den, der ihm zur Erweiſung dieſer Macht, zum ſiegreichen Niederhalten Gelegenheit gibt. Des Triumphes über den Feind abſolut ſicher, ſchaut er mit abſoluter Klarheit den Segen, der an ſeine Exiſtenz und an ſein Wirken ſich knüpft; er ſchaut ſeine Eigenſchaften, ſeine Verwendbarkeit; und wenn er ihn ſich denkt, geſchleudert auf das Vernichtenswerthe, deſſen Emporkommen möglich iſt, dann liebt er den Donnerkeil, welcher vernichtet; er liebt die Flamme, die ſich verheerend wälzt über das, was er gerichtet hat; er liebt die Wehr, mit der umgürtet er der ſchreckliche Gott iſt für Alle, die ihn fürchten müſſen. Er liebt im Satan den Prüfſtein der Geſchöpfe, die er zu ſchaffen gedenkt, — den Fluch der Schwäche, den Segen der Stärke — das unentbehrliche Mittel, die Creatur emporzuleiten zu der Höhe des Creators.

Gott fühlt in Bezug auf den Satan zugleich Antipathie und Sympathie, verhält ſich zu ihm ſowohl antipathiſch wie ſympathiſch, und läßt ihm eben mit dieſem doppelten Verhalten ſein Recht widerfahren. Den Feind, gegen den er Antipathie fühlt, unterwerfend kann er mit dem Unterworfenen — dem Vollſtrecker ſeiner Befehle, ſympathiſiren. Zwiſchen der Liebe, die er an höchſter Stelle zu ihm, und der, welche er zu den poſitiven Perſonen empfindet, iſt freilich ein weſentlicher Unterſchied. Den Satan liebt er negativ, die poſitiven Perſonen poſitiv; jenen, indem er ihn niederhält oder mit ihm niederwirft; dieſe, indem er ſie an ſich heranzieht oder mit ihnen erhebt.

Der Haushalt Gottes im realen Organismus iſt darum, weil das Princip der Negation in ihm zur vollen Ausbildung gelangt, nicht Disharmonie, ſondern eben die vollkommenſte Harmonie; denn auch das Princip der Disharmonie muß, an ſeiner gebührenden Stelle, harmoniſch einklingen in das Ganze. Verderblich, wenn es zur Herrſchaft gelangte, wirkt dieſes Princip heilſam als dienendes; und dienend iſt es im göttlichen Organismus auch noch als völlig ausgebildetes. Es ſchadet hier nicht, es kann nicht ſchaden, ſondern, den gleich ſtarken und überlegenen Mächten gegenüber, nur ſteigern, erhöhen — nützen. In ſeiner Sphäre die Mittel des Verderbens hegend und mehrend und, falls er zur Anwendung derſelben freien Raum gewönne, von unwiderſtehlicher Gewalt, erſcheint Satan den poſitiven Mächten auch hier unheimlich, drohend, ſchauerregend; aber es iſt tragiſch poetiſches Grauen, das er ihnen einflößt, kein peinliches; es iſt erhabenes Grauen, empfunden im Gemüth, überwunden im Geiſt, der hinausſieht in das Heil der letzten Vollendungen. Mit dem Princip der Negation und ſeiner völligen Ausbildung iſt in den abſoluten Organismus jener große Ernſt und jene verhängnißvolle Spannung gekommen, ohne welche die göttliche Selbſtentwicklung ein gefahr- und damit reizloſes, ein für Gott und ſeine Creaturen allzuleichtes Spiel wäre. Gegenüber der höchſten Höhe iſt auch der tiefſten Tiefe ihr Recht widerfahren; im Gemälde des göttlichen Lebens hat mit dem goldenſten Licht auch der dunkelſte Farbenton ſein Recht erhalten.

Es iſt im gemeinen Leben ein Lob, wenn von Jemand geſagt wird: „Er hat den Teufel im Leibe." Wie realiſtiſch derb der Ausdruck ſich anhören mag, es liegt eine tiefe Wahrheit darin. Jedes ſelbſtſtändige Weſen muß das negative Princip gewaltig in ſich haben; aber allerdings nicht, um ſich ſelbſt von ihm überwältigen zu laſſen, ſondern um es übermächtig niederzuhalten und herrſchend in ihm ein Organ zu gewinnen. Dienſtbar gemacht gibt dieſes Princip einen Zuſchlag von Kraft, mit dem eben die ſchwierigſten Arbeiten und Kämpfe ſiegreich durchgeführt werden.

Das negirende Princip ſich dienſtbar zu machen in allen ſeinen Fähigkeiten, das negirende Princip zum vollendeten Schaffen und Wirken gebrauchen zu lernen, das iſt die höchſte Aufgabe des Menſchen auf Erden! Je mehr der Einzelne ſie löst, deſto mächtiger wird er in ſich, deſto ähnlicher dem abſoluten Urbilde. — Was man Größe nennt, iſt geknüpft an die reiche Begabung aus dem Urquell ebenſo der Negation wie der Poſition. Wer mit beiden zu wuchern vermag nach den Forderungen des Ideals, der wird in Wahrheit groß und ein Wohlthäter der Menſchheit ſeyn.

Ohne das ausgebildete negative Princip wäre das Leben der poſitiven für dieſe Stufe der Entwicklung — man erlaube den Ausdruck! — allzu idylliſch, allzu ſüß; und dieſem Zuviel an unmittelbarem Glück entſpräche ein Mangel an höherem. Liebliches Spiel erfreut das Kind; aber ſchon die Glieder des Jünglings ſpannen ſich zur Wagethat, und der Mann verlangt zu ſeiner vollen Befriedigung den Gegner und den Kampf und die Hoffnung des Sieges. Was für das Kind Ergötzung iſt, das wäre für ihn Einſchränkung und Beraubung. Denn ihn drängt es zum Handeln, zum Gebrauch der erlangten Stärke, zum Schaffen und zum Vertheidigen — zu dem Licht der Ehre, zu dem Hochgefühl ſelbſterrungener Würde.

Im realen Organismus — wir können kein anderes Bild gebrauchen! — entwickelt ſich Gott ſelbſt zur vollendeten Mannheit. Was der Menſch in der Epoche der Mannheit menſchlich lebt, das lebt Gott hier auf göttliche — auf die göttlichſte Weiſe. Mit dem ausgebildeten negativen Princip hat er erhalten, was dem Mann höchſte Luſt, Würze des Lebens iſt.

Naturgemäß iſt das abſolute Leben auf dieſer Stufe zunächſt ein innerliches, ein Leben der Selbſtausbildung und Kraftanſammlung aller Organe. Iſt es aber hierin zu einer gewiſſen Vollendung gediehen, dann ſchaut Gott ſelbſt und mit ihm die Principien vorherrſchend in die Zukunft, in die Region des jetzt Möglichen, und es wiederholt ſich, in höherer und ernſterer Weiſe, zuletzt die Gährung und die Kriſis, wie ſie uns vom ideellen Organismus her bekannt iſt.

Gott iſt mit den realen Organen, mit dem realen, perſönlichen Geiſt, Vorſehung im beſtimmteſten Sinne des Wortes. Er weiß, was er zunächſt vollbringen kann; er weiß, wie die neuen Producte ſich ſelber fühlen, wie er in ihnen ſich fühlen werde — die Bilder des Lebens, das er fernerhin werden laſſen kann, und aller ſeiner Entwicklungen ſtellen ſich ihm dar. Und er freut ſich dieſer Bilder und mit ihm freuen ſich die poſitiven Principien. Es iſt ein Erwerb, ein reicher und ſchöner Erwerb, der dem Hauſe zuwachſen kann, eine neue Erweiterung der göttlichen Herrſchaft. Und dieſe Erweiterung ſetzt ſich unmittelbar an die göttlichen Principien an; die neuen Weſen ſind die Gebilde, die Abkömmlinge derſelben, und zugleich ihre Organe, ihre Untergebenen. In dieſen ihren Gebilden können die Principien ſich ſpiegeln, wie Gott ſelbſt in ihnen ſich ſpiegelt; ſie haben dann nicht mehr nur Gott über ſich, ſondern ihre eigenen Hervorbringungen unter ſich, und nicht nur der liebende Aufſchwung zu dem Einen iſt ihnen geſtattet, ſondern die ſchöpferiſch liebende Herablaſſung zu den vielen.

Welchen Zauber dieſe Vorſtellungen auf die Principien und den Herrſchenden üben müſſen, ſagt der productive Geiſt ſich ſelber. Es ſind Mitgenoſſen ewigen Lebens, ewiger Seligkeit, die entſtehen ſollen: Weſen, die das Geſchenk eignen Seyns mit Verehrung und Liebe zahlen, Geſchöpfe, die den hervorbringenden Mächten in ihrer Freude die Möglichkeit der Mitfreude bieten werden. Wie müſſen die Mächte ſich weiden an dieſen Ideen! Welchen Drang müſſen die erſtarkten und füllereichen empfinden, den innerlichen Reichthum aus ſich heraus und als lebendig wirklichen hinzuſtellen, damit ringsumher die Luſt und der Jubel der Lebendigen ertöne!

Die Entſtehung und das Leben dieſer Weſen iſt aber an Geſetze gebunden, die, in der Natur der Dinge liegend und von Gott gewollt, unzerbrechlich ſind. Die Geſchöpfe müſſen entſtehen in Freiheit, zu freier Selbſtvollendung; ſie müſſen entſtehen mit allen Elementen Gottes, alſo auch mit der Kraft der Negation, müſſen Gebilde werden auch des negativen Princips und der ſteten Einwirkung deſſelben offenſtehen. Sie müſſen hingeſtellt werden in Freiheit an den Scheideweg zwiſchen Gut und Bös, müſſen wählen und ſich entſcheiden, damit ihr Leben und ihr Loos ihr eigen Werk ſey und das bewährte und bewährt herrſchende Geſchöpf ähnlich ſey dem abſolut herrſchenden Schöpfer. Und wenn ſie die Prüfung nicht beſtehen, und, anſtatt im Kampfe zum Siege zu gelangen, der Verführung des negativen Princips erliegen, ſo müſſen ſie Knechte werden dieſes Princips, die poſitive Kraft durch die negative aufzehren laſſen und, ſelbſtverwüſtet, im Dienſte ihres Meiſters weiter verwüſten.

Gott kann, Gott will es nicht anders. Die neuen Gebilde kommen nicht unmittelbar von ihm, ſondern von den Principien, es ſind Abbilder von Abbildern, von ihm ſelbſt entfernter, damit untergeordneter, dunkler und ſchwächer. Aber dieſe Gebilde ſollen in ihrer Sphäre die möglichſte Vollendung erreichen; und dieß kann allein dadurch geſchehen, daß ſie, mit allen Gaben ausgerüſtet und frei darüber verfügend, ſich ſelber zur Gottähnlichkeit erhöhen. Was von den Principien aus zu geben iſt, das wird ihnen gegeben; aber was nur erworben werden kann, die Ehre des Sieges nämlich, das müſſen ſie ſich erwerben durch Arbeit und Kampf. Ihre

Stellung und ihr Beruf iſt wieder ebenſo eine Frucht der Nothwendigkeit wie der höchſten Liebe — einer Liebe, die jedem Weſen, das nun einmal über ſeine Sphäre nicht zu erheben iſt, innerhalb derſelben zur vollkommenſten Selbſtausbildung die Mittel gibt. Mit den Kräften der Poſition und der Negation frei hingeſtellt, werden ſie gelockt, beredet von den Principien der Poſition und der Negation. Die Wahl und damit ihre Zukunft ſteht bei ihnen: ihr Heil im höchſten Selbſtbeſitz, oder ihr Unheil in Knechtſchaft. Werden alſo die von den Principien aus möglichen Gebilde realiſirt, ſo kann auch das Unheil, welches bis dahin blos möglich geweſen, realiſirt werden; es kann im Organismus eine Krankheit entſtehen, die nicht aufzuhalten iſt und aus allen Gründen, zumal um der wahren Heilung ſelbſt willen, durch die extremſten Stadien ihren Verlauf nehmen muß.

Deutlicher, beſtimmter, ausführlicher als auf der Stufe des ideellen Organismus hat Gott und haben, je nach ihrem geiſtigen Vermögen, die Principien das fortan mögliche Heil und Unheil vor Augen. Das Reich wird erweitert, aber ſeine Harmonie kann unmittelbar geſtört, ſeine Reinheit befleckt, ſeine Schönheit verdorben werden. Satan, der im realen Organismus, von Gott überherrſcht und an ſeiner Stelle gehalten, die abſolute Harmonie mitbildet, hat den neuen Weſen gegenüber freien Raum zur Action, und dieſe, die Gott nicht beeinträchtigen wollen kann, muß ihre Folgen haben. Was er für ſich gewinnt, das gehört ihm und bleibt ihm; es wird verdorben und verhäßlicht, um zu verderben und zu verhäßlichen.

Wenn Gott ſeinen Blick einmal dahin gerichtet hat, ſo wird es vorzugsweiſe ſein Geſchäft, die Möglichkeiten der Zukunft zu denken, die Bilder deſſen, was entſtehen kann, an ſich vorüberziehen zu laſſen und Gewinn und Verluſt gegeneinander abzuwägen. Von ſeinem Gefühl in dieſem Stadium erlangt eine Ahnung der Menſchengeiſt, der unmittelbar vor einem großen Unternehmen ſteht und den möglichen Gang und Ausgang deſſelben nicht mehr in bloß allgemeinen Linien, ſondern in beſtimmten Entwicklungsmomenten ausdenkt. Die Bilder des Gelingens, Gedeihens oder Verderbens, obwohl ſie noch ideell ſind, haben doch ſchon die Art der Realität; ſie wirken mächtiger als jene erſten und allgemeinen auf die Seele; und zu der frohen Erhebung des productiven Dranges geſellt ſich der tiefe Ernſt einer folgenreichſten Entſcheidung. Es kann geſchehen, was nicht geſchehen ſollte, und die Conſequenzen ſind unausweichlich; das Verderben, einmal im Zuge, wird vorwärts dringen, bis es alle ſeine Möglichkeiten erſchöpft hat.

Der abſolute Geiſt, in ſeiner Höhe ſelbſtverſtändlich unangreifbar und ewigerweiſe Allem überlegen, muß gleichwohl geſchehen laſſen und dulden, was, von ihm ungeſchehen gemacht, ſeine Gerechtigkeit und ſeine höchſten Schöpferzwecke beeinträchtigen würde. Und wenn er nun auch des Heiles in den letzten Ausgängen ſicher iſt, ſo muß doch die ungeheure Calamität, die möglicherweiſe den unausweichlichen Durchgangspunkt dazu bildet, als Vorſtellung den entſprechenden Eindruck auf ſein Vaterherz machen. Es iſt ein neues Gefühl, das in Gott erſteht — ein Gefühl, das unvergleichlich tiefer mit Ernſt geſättigt iſt, als irgend ein früheres, in welchem Gott ſelber die Schauer des unerbittlichen Geſchicks, die Schauer ſeiner eignen Natur-Nothwendigkeit empfindet.

Dieſe Gefühle zu hegen und ein in ſeiner eigenthümlichen Schönheit und Erhabenheit einziges inneres Leben zu leben, iſt Gottes durchaus würdig. Für denjenigen, der nicht nur ewigerweiſe Alles iſt, ſondern auch Alles wird und werdend ſich ſelbſt bereichert, für den Allwollenden und Allkönnenden geziemt es ſich, das, was thatſächlich werden ſoll, ſeiner ganzen Fülle nach als möglich vor Augen zu haben, an den Bildern der Luſt ſich zu ergötzen und von den Bildern des Unheils das große Vorgefühl des Mitleids in ſich erregen zu laſſen.

Es geziemt ſich für den Abſoluten, das Kommende nicht nur vorherzuſehen, ſondern auch vorherzuempfinden, vorherzuleben, um zu dem wirklich Kommenden und Gekommenen eben das freieſte Verhältniß zu haben. Gott als Herr der realen Principien vermag nothwendig zuvor ideell, was er mit dieſen reell vermag; er denkt ſich ebenſo die Entſcheidungen freier geſchaffener Weſen zuvor, und von eigentlicher Ueberraſchung, von Ueberraſchung gegen ſeinen Willen, kann bei ihm keine Rede ſeyn. Daß ihm auch nach erſchöpfendem ideellen Schauen das thatſächlich Werdende und Gewordene dennoch neue Seiten bietet und neue Gefühle einflößt, dafür iſt freilich geſorgt. Denn das thatſächlich Gewordene iſt nicht nur an ſich ein Anderes als das Vorhergeſehene und wirkt anders, es entwickelt ſich auch in näheren Beſtimmungen, die Gott nicht vorherſehen wollen kann. Gott ſieht das Weſentliche voraus, das, worauf es ankommt; aber eben deſſen ſicher, gewährt er dem Leben auch einen Spielraum und läßt hernach die in ihm entſtehenden Bildungen mit aller Friſche der Neuheit ſich entgegentreten.

Wir dürfen hier wieder an Erfahrungen ſchöpferiſcher Geiſter erinnern. Welcher Poet und Künſtler möchte ſich das ätheriſche Vorgefühl des zu ſchaffenden Werkes nehmen laſſen, das freie Spiel der Erwägungen, die lieblichen Träume, den idealen Bau und die ſchöne Geſammtvorſtellung deſſen, was in lebendigem Wuchs erſtehen ſoll? Es iſt die Paradieſeszeit des Producirens, ein duftiges, wunderſames Leben der Seele; und jeder fühlt, daß er ohne daſſelbe nicht nur eines eigenen, unerſetzlichen Genuſſes entbehrte, ſondern auch das Werk als Kunſtwerk nicht auszuführen vermöchte. Jeder erfährt aber auch, daß beim Ausführen ſelber neue Quellen der ſchöpferiſchen Kraft ſich öffnen, mit dem Vorhergeſehenen Unvorhergeſehenes, magnetiſch angezogen, ſich verſchmelzt, auch das Vorbedachte dem feurigen Geiſt entſtrömt, als ob es eben aus der Tiefe hervorbräche, neue harmoniſche Verbindungen ſich knüpfen, und endlich etwas entſtanden iſt, das den Entwurf ausgeführt, aber ebenſo nach allen Seiten bereichert enthält — ein Product, in welchem der Künſtler zugleich das von ihm Gewollte und einen Fund, ein Geſchenk erblicken muß.

Schön iſt das lebendige Vorherſehen und Vorherdenken! Aber ſchön iſt es auch, wenn das Ausgeführte nun doch unendlich viel mehr bietet, als auch im beſtimmteſten Entwurfe lag! Und was dem irdiſchen Künſtler in ſeinem beſtimmten Kreiſe widerfährt, das hat der ewige Gott alle Urſache in göttlicher Allgemeinheit ſich widerfahren zu laſſen.

Die irdiſche Perſönlichkeit iſt aber der abſoluten überhaupt nur in ſehr beſchränktem Sinn analog, und eine Vergleichung iſt immer nur mit dieſem Vorbehalt zuläſſig. Die Organe des All-Einen ſind Perſonen, wollende, könnende Mächte; und Gott, für den es ſich geziemt, die ſelbſtwollende Macht überherrſchend als Organ zu gebrauchen, muß dieſe nothwendig auch für ſich reden und eine Entſcheidung treffen laſſen. Dieß iſt unumgänglich, ebenſo wegen völliger Ausbildung der Organe ſelber als zur Einleitung und natürlichen Begründung ihres künftigen Verhaltens.

Verſuchen wir nun, die letzten Vorgänge im realen Organismus durch die Schilderung eines Rathes zu verſinnlichen, den das göttliche Selbſt mit ſeinen Organen abhält.

Sind alle Momente der großen Stufe durchlaufen, ſind die Organe ſammt und ſonders in ſich vollendet und erfüllt mit unverſieglicher Schöpferkraft, dann regt ſich in den poſitiven mit Nothwendigkeit der Trieb des Schaffens, der Drang nach Vorwärts und die Frage der weitern Ausdehung muß erörtert, entſchieden werden.

Gott, der höchſte Herr, der die Frage ſich erheben ließ, veranlaßt auch die Principien ſich auszuſprechen.

Als die entſchiedenſten Gegner unter dieſen ſtellen ſich der Sohn und der Satan heraus. Das erſte poſitive Princip fühlt ſich zu productiver Mitwirkung bereitet und kann ſich dazu bereit erklären. Es iſt jetzt, als begeiſtete Natur, als Perſon, ungleich mehr dem Beſſern und Beſten zugewendet und nimmt Partei für die Bewegung, ohne jedoch ihre erhaben ruhige Art als Natur zu verläugnen. Der Sohn, das Princip der Liebe, deren Leben es iſt, Glückliche zu machen und zu beglücken, ſpricht ſich für die productive Thätigkeit mit göttlicher Leidenſchaft aus und drängt den Vater, ſie zu beſchließen. Er führt die Bilder des Heils, des Gewinnes vor, ſchildert das Glück des Erkannt- und Geliebtwerdens und macht alle poſitiven Gründe geltend, welche die Mehrung und Bereicherung der göttlichen Herrſchaft als das einzig Wünſchenswerthe erſcheinen laſſen.

Der Satan bekämpft ihn. Dieſer ſpielt nothwendig hier ſchon die Rolle des Anklägers und des Verdächtigers. Er ſagt vorher, daß die neuen Weſen die Freiheit, in welche ſie geſchaffen werden ſollen, undankbar mißbrauchen und die Probe, auf die man ſie ſtellen muß, nicht beſtehen würden. Er malt die Bilder des Unheils aus — die gottverletzenden Uebertretungen und ihre nothwendigen Beſtrafungen, die wüſte Erregung, die damit in der Sphäre der Schöpfung ſich erheben und den ganzen Organismus in Mitleidenſchaft ziehen müſſe.

Wir bemerken, daß der Geiſt der Negation in dieſem Entwicklungsſtadium eine eigenthümlich günſtige Stellung einnimmt. Gelingt es ihm, Gott von der neuen Production abzuhalten, ſo hat er über das poſitive Princip geſiegt und iſt des Verdruſſes enthoben, in neuen Glücklichen neue Gegner und neue Objecte ſeines Widerwillens zu bekommen. Gelingt es ihm nicht, dann entſtehen Weſen, die um der unvermeidlichen Prüfung willen ſeiner Verführungskunſt dargeboten werden müſſen und von ihm gewonnen werden können. So ſteht alſo, wie die Entſcheidung fallen mag, für ihn immer auch Gewinn in Ausſicht. Die Fülle des Unmuths, neue Lebendige dulden zu müſſen, wird aufgewogen durch die

Hoffnung, in Verderbung und Knechtung derſelben ſeinem innerſten Drange genügen zu können.

Der Sohn ſtellt dem Widerſacher die Argumente einer Geſinnung entgegen, die ſich auch durch die drohende Möglichkeit des Undanks und Mißbrauchs nicht abhalten läßt, das Geſchenk der Liebe zu ſpenden. Er führt aus, wie auch in ſolchem Fall der Gewinn größer ſey als der Verluſt, er verpflichtet ſich, den auf den Weg des Verderbens Gelockten nachzugehen, ſie dem Untergang zu entreißen, ihnen auf dem Weg der Umkehr zum Führer und Retter zu dienen.

Der Geiſt blickt ſeinem Weſen nach klarer in die Zukunft als der Sohn. Dieſer liebt und vertraut, der Geiſt unterſucht und erkennt, indem er beide Möglichkeiten prüft und gegen einander abſchätzt. Er hat zu dem Princip der Negation ein freieres Verhältniß, ſieht in ihm nicht nur den Gegner, ſondern ebenſo den Bundesgenoſſen, erkennt die Nothwendigkeit ſeiner Mitwirkung, ſeine Berechtigung und die ganze Fülle der Wahrheit, die in ſeiner Vorherſagung liegt. Denn das Princip der Negation ſagt in dieſer die Wahrheit, verkündet eine Möglichkeit, die ſich in der That realiſiren kann, täuſcht aber dennoch, weil es nur Verderben ankündigt und von dem Segen ſchweigt, der auch dem Verderben entſprießen muß. Beide, Heil und Verderben, erwägt der Geiſt und legt ſie klar auseinander. Er zeichnet die Bilder des Gewinns und des Verluſtes genau und kommt langſamer als der Sohn zum Schluß; aber dieſer iſt zuſtimmend.

Die drei poſitiven Principien erklären ſich eins nach dem andern für die Production, und zwar jedes nach ſeiner beſondern Natur, jedes mit eigenthümlichen Motiven und mit dem ſeiner Stellung entſprechenden Grade von Freiheit und Bewußtſeyn. Indem ſie es thun, weihen ſie ſich dem ſchaffenden und erhaltenden, dem lebensfreundlichen Wirken und knüpfen ihre Geſchicke an die Geſchicke der Creatur. Indem ſie die Production wollen, müſſen ſie ihrerſeits dafür einſtehen und alle Kräfte aufbieten, daß der gemeinſame Schluß gerechtfertigt und das Reich Gottes durch die letzten Entwicklungen trotz aller Hinderniſſe gerade zur höchſten und reichſten Vollendung geführt werde. Sie verpflichten ſich zum Kampf mit dem Princip der Negation, und zwar zum gerechten Kampf in Einräumung aller Freiheit, welche der Gegner zur Entfaltung ſeiner Kräfte und zur Anwendung ſeiner Waffen bedarf.

Der Geiſt der Negation hat den Schaden verkündigt, ſeine Aufgabe iſt, die Prophezeihung wahr zu machen. Verlockung, Blendung, Verderbung — Actionen, zu denen ſein eigenſtes Weſen ihn drängt, werden ihm Pflicht, die Motive zur Negation ſteigern ſich, der Ehrgeiz, im Hinblick auf das Ziel des Sieges, und der Kampf mit den poſitiven Principien ſelbſt müſſen ihn zur äußerſten Kraftanſtrengung reizen. Wird die Erweiterung des Reiches gegen ſeinen Rath und Willen ins Werk geſetzt und iſt er gleichwohl von der neuen Production nicht auszuſchließen, dann wird er zeigen, was er vermag! Er wird beweiſen, daß er über unerſchöpflichen Eifer und unerſchöpfliche Mittel gebietet, daß er in ſeiner Sphäre göttliche Macht, Gott iſt!

Das Princip der Negation — das erkennen wir jetzt — kann in dem Kreiſe der neuen Schöpfung der Böſe, der böſe Feind werden im eigentlichen Sinne des Worts. Mit ſeinem freien Wirken, bei ſtets erneuter Gereiztheit und grimmig auflodernder Vernichtungs-Leidenſchaft, ſind dem Organiſmus alsdann Schäden angedroht, welche ſich in ihrer ganzen Ausdehnung auch die poſitiven Mächte nicht vorſtellen. Nur der höchſte Herr, der Alles in Allem und nach ſeinem Wollen auch das Princip der Negation iſt, kann ſie ermeſſen und hat ſie vor Augen.

Der höchſte Herr ermißt aber auch das mögliche Heil in ſeiner ganzen Ausdehnung. Er hat allen Segen vor Augen, der an den Kampf mit dem Unheil geknüpft iſt, und ſieht den Moment voraus, wo er die poſitiven Mächte zum letzten

Siege führen und dem Verderben ein Ende machen kann. Nachdem er nun jedes Organ ſeine Stellung zu dem Kommenden ſelbſt hat gewinnen, ſein Amt ſelbſt hat antreten und mit der idealen Entſcheidung ſeine künftige Thätigkeit ſelbſt hat beginnen laſſen — abſoluter Herr freier, ſelbſteifriger Organe, ſpricht er das letzte Wort. Er ſieht die Organe zur Produktion in jeder Hinſicht befähigt und zum Streit um das Producirte durchaus gerüſtet — getrieben und verlangend, ihre Kraft zu bethätigen. Die Natur der Dinge, die ſich in den ſo erwachſenen Organen darſtellt, auf dem Punkt erkennend, auf dem er ſie, zu vollendeter Production, ſelber gewollt hat, ſanctionirt er das Verlangen der Untergebenen durch ſeine Zuſtimmung und läßt den ſchöpferiſchen Quellen ihren Lauf.

Sechſter Abſchnitt.

Die Geiſterwelt.

Der Materialiſmus erklärt geiſtiges Leben ohne Materie für unmöglich. Er hat Unrecht, wenn er dabei nur an die jetzige, ſinnlich faßbare Materie denkt und dieſe noch dazu für den Hauptfactor geiſtiger Actionen ausgibt. Aber das Wort iſt richtig, wenn Materie bedeutet, was ewigerweiſe Materie iſt — das unmittelbare, nothwendige, blinde Seyn. Ohne dieſes wäre in der That Gott ſelbſt und Alles unmöglich, was aus ihm und durch ihn geworden iſt. Das ewig nothwendige Seyn bildet den Grund jeder geiſtigen Exiſtenz und gewinnt immer die Form, welche der Sphäre des von ihm getragenen Geiſtes entſpricht. Am principiellſten, ideellſten als Seyn Gottes, iſt es am äußerlichſten als Seyn der Welt in ihrem jetzigen Zuſtande und als Seyn des jetzigen Menſchen.

Geiſt und irdiſche Materie im jetzigen Menſchen aufs engſte verbunden ſchauend ruft der Materialiſt aus: „Keine geiſtigen Actionen ohne die ſinnlich wahrzunehmende Materie!“ Dieſe Einſicht in ihrer Beſtimmtheit iſt nun allerdings nicht ſchwer zu erlangen; denn jeder kann bemerken, daß zu den jetzigen Functionen des Geiſtes das materielle Gehirn unentbehrlich iſt, und daß der Menſch, wenn ihm der Kopf geſpalten wird, in der bisherigen Weiſe zu denken aufhört. Aber ſo wahr es iſt, daß das irdiſche geiſtige Leben die irdiſche, ſinnlich wahrnehmbare Materie vorausſetzt, ſo falſch iſt der Schluß, daß ohne die irdiſche Materie geiſtiges Leben überhaupt nicht möglich wäre. Geiſtiges Leben bedarf nur des ihm entſprechenden ſtofflichen Grundes: der ſtoffliche Grund der Erde iſt aber ſo wenig der allein mögliche, daß er vielmehr unter allen möglichen der am wenigſten förderliche iſt und wahrhafter Ausbildung des Geiſtes Schwierigkeiten entgegenzuſetzen pflegt, die von Manchem nur ſehr ſchwer und ſehr unvollkommen überwunden werden. Ein Satz, wofür man auch unter den Materialiſten ſelber Belege finden könnte.

Die Selbſtentwicklung Gottes, die Bewegung des göttlichen Lebens, geht von innen nach außen, vom Centrum zur Peripherie. Die verſchiedenen Stufen der Entwickelung bilden verſchiedene Sphären, deren Art und Weiſe ſich nach dem Abſtande vom Centrum beſtimmt. Je näher demſelben, je ideeller; je ferner von ihm, je reeller. Dieſelbe Form des Seyns erſcheint ideell und reell, je nachdem ſie auf eine mehr centrale oder mehr peripheriſche bezogen wird; die Formen der zweiten Sphäre erſcheinen reell im Vergleich mit der erſten, ideell im Vergleich mit der dritten. Das verhältnißmäßig ideelle Weſen iſt aber das herrſchende oder das Princip, das verhältnißmäßig reelle das dienende oder das Organ. In einer Stufenreihe von Weſen kann mithin ein und daſſelbe zugleich Princip und Organ ſeyn: Princip nach außen oder unten, Organ nach innen oder oben.

Die allgemeine Ordnung gleicht der beſondern — ſie iſt das Urbild derſelben: wir können darum an der beſondern die Verhältniſſe der allgemeinen anſchauen. In einem Heer iſt der Feldherr weſentlich ideell und Princip, der gemeine Mann weſentlich reell und Werkzeug. Zwiſchen beiden aber befinden ſich die verſchiedenen höhern und niedern Stellen, deren Inhaber zugleich principiell und werkzeuglich, befehlend und gehorchend ſich verhalten; befehlend nach unten und außen, gehorchend nach oben und innen. Wer etwa geneigt wäre, die Möglichkeit eines Weſens zu bezweifeln, das zugleich befehlend und gehorchend, Princip und Organ iſt, der könnte ſich in Vorſtellung eines Hauptmanns oder Oberſten und ſeiner verſchiedenen Beziehungen im Heere ſelbſt eines Beſſern belehren.

Wenn es ſchon der beſondern Ordnung gebührt, alle zweckentſprechenden Möglichkeiten erfüllt in ſich zu enthalten, ſo iſt dieſe Forderung unbedingt an die allgemeine zu ſtellen. Gott, der ſich ſelbſt entwickelt, kann nur das vollkommenſte Reich wollen; das vollkommenſte Reich iſt aber dasjenige, worin alle Stellen vollkommen beſetzt, alle miteinander lebendig verbunden und alle ſo verbunden in der Hand des Herrſchenden ſind. Gott, der in ſeiner Selbſtentwicklung das vollkommenſte Reich darſtellen will, muß vom Erreichten aus immer frei das zunächſt Mögliche verwirklichen und eine Sphäre eröffnen, die als nothwendiges Glied im Ganzen durch das Ganze ſelbſt gefordert iſt.

Das vom realen göttlichen Organismus aus zunächſt Mögliche und natürlich Geforderte iſt aber nicht der Menſch. Der Menſch, um es gleich zu ſagen, entſpricht dem zweiten göttlichen Princip, dem Sohn. Es gibt aber Weſen, die dem erſten göttlichen Princip, der Mutter entſprechen; und dies ſind die himmliſchen Geiſter, die Engel.

Die Engel müſſen nothwendig zuerſt entſtehen. Wie die Mutter die erſte göttliche Perſon iſt, ſo ſind ſie die erſten Einzelgebilde. —

Der Glaube an Engel und Dämonen, an geiſtige Weſen, iſt alt und geht durch viele Zeiten und Völker hindurch. Er hatte aber das Schickſal alles Glaubens an überſinnliches Leben. Die Gläubigen ſtellten ſich die Geiſter doch immer wieder irgend ſinnlich vor, wie es eben auf einer gewiſſen Stufe der Entwicklung Bedürfniß iſt: die Denkenden erkannten die Unmöglichkeit ſo gedachter Weſen und verwarfen mit der Vorſtellung zugleich ihren Gegenſtand. Der Glaube an Engel wurde zum Aberglauben gerechnet.

Indeſſen iſt die alte Lehre dadurch mit nichten widerlegt. Schildert man uns Engel in Menſchengeſtalt und mit Flügeln, ſo begreift ſich, daß ſie in Wirklichkeit ſo nicht ſeyn können. Wenn aber die Menſchengeſtalt und die Flügel und ähnliche äußere Züge nur Symbole wären? Dann hätte der wahrhaft Denkende die Aufgabe, den Gläubigen zu beweiſen, daß ſie nur Gleichniſſe der Engel, nicht die Engel ſelbſt anſchauen, Gläubigen aber und Ungläubigen dieſe ſelber als eigentlich geiſtige Einzelweſen denkbar zu machen. — Es gilt hier wie anderwärts, den Glauben zur Erkenntniß fortzubilden, nicht aber um ſeiner noch ſymboliſchen Vorſtellung halber ihn als Aberglauben zu beſeitigen.

Die Thatſache ſchon, daß die größten Philoſophen und Theologen die Exiſtenz geiſtiger Weſen gelehrt und über die Art ihres Seyns Unterſuchungen angeſtellt haben, müßte die Denkenden unter den heutigen Gegnern bedenklich machen. *)

---

*) Gewiſſen Leſern gegenüber iſt es vielleicht nützlich, an Ausſprüche von Poeten zu erinnern. In dem Gedicht Hallers „Ueber den Urſprung des Uebels" heißt es:

Der einen Weſen ward vom Irdiſchen befreit,
Sie blieben näher Gott an Art und Herrlichkeit.
Euch kennt kein Sterblicher, ihr himmliſchen Naturen!
Von eurer Trefflichkeit ſind in uns wenig Spuren.
Nur dieſes wiſſen wir, daß, über uns erhöht,
Ihr auf dem höchſten Platz der Reih' der Weſen ſteht.
Vielleicht empfangen wir, bei trüber Dämm'rung Klarheit,
Nur durch fünf Oeffnungen den ſchwachen Strahl der Wahrheit;
Da ihr, bei vollem Tag, das heitere Gemüth
Durch tauſend Pforten füllt, und alles an euch ſieht,
Daß, wie das Licht für uns erſt wird mit unſern Augen,
Ihr tauſend Weſen kennt, die wir zu ſehn nicht taugen,
Und wie ſich unſer Aug am Kleid der Dinge ſtößt,
Vor eurem ſcharfen Blick ſich die Natur entblößt.
Vielleicht findt' auch bei uns der Eindruck der Begriffe
Im allzuſeichten Sinn nicht g'nug Gehalt und Tiefe,

Dergleichen pflegt nicht zu geſchehen um Nichts und wieder Nichts. Und wenn daneben auch Leben und Wirken der Engel phantaſtiſch ausgemalt worden, ſo beweiſt das gegen ihre Exiſtenz ebenſowenig, als die einen hiſtoriſchen Namen umſpielenden poetiſchen Sagen beweiſen, daß der Träger dieſes Namens nie gelebt habe. Der wahre Forſcher erkennt hier die Aufgabe, das Wirkliche von dem Angedichteten zu unterſcheiden und eins wie das andere als ſolches erkennen zu lehren.

Denjenigen, die an Gott glauben, oder ihn zu begreifen meinen, führen wir noch zu Gemüthe, daß Gott mit den En-

---

Da bei euch alles haft und ſicher vor der Zeit,
Sich die lebhafte Spur, ſo oft ihr wünſcht, erneut.
Vielleicht wie unſer Geiſt, geſperrt in enge Schranken,
Nicht Platz genug enthält zugleich für zwei Gedanken,
In euch der offne Sinn des Vielen fähig iſt
Und den zu breiten Raum kein einzler Eindruck mißt.
Doch unſer Wiſſen iſt hierüber nur Vermuthen;
Genug der Engel Sinn war ausgerüſt zum Guten,
Ihr Trieb zur Tugend war ſo ſtark als ihr Verſtand,
Sie ſehnten ſich nach Gott als ihrem Vaterland,
Und ewiglich bemüht mit Loben und Verehren,
War all ihr Wunſch, ihr Licht zu Gottes Ruhm zu mehren.

Das iſt, wie man ſieht, kein Phantaſiebild, woran der Autor ſelber nicht glaubt, ſondern der Ausdruck einer Anſicht.

Schiller ſagt in den „Künſtlern“ mit demſelben Ernſt:

Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.

Endlich (um auch einen Dichter der Gegenwart anzuführen) treffen wir in Hebbels „Mutter und Kind“ auf die Stelle:

— — — — Wer nennt uns die Sproſſen
Dieſer goldenen Leiter der reinſten Gefühle, auf welcher
Sich der Menſch und der Engel begegnen und tauſchen, und welche
Alle Sphären verbindet und alle Weſen vereinigt!

geln in demſelben Fall, daß er eben ſo denkbar und undenkbar iſt wie dieſe. Gibt es nur die Sphäre des materiellen Raumes, in der wir Menſchen uns befinden, dann können freilich keine Engel ſeyn; aber dann kann auch Gott nicht ſeyn, weil er keinen Ort hätte, (nämlich keinen metaphyſiſchen Ort), den er ſeyend ausfüllte. Wer um ihrer Ueberſinnlichkeit willen die Engel in Abrede ſtellt, der muß aus dem nämlichen Grunde Gott ſelber in Abrede ſtellen. Entweder iſt die Sinnenſphäre nur die äußerſte und äußerlichſte, dann wird es zwiſchen ihr und dem Mittelpunkt auch eine für die Engel geben; oder ſie iſt die einzig mögliche, dann gibt es ganz und gar nichts Ueberſinnliches, und die Materialiſten haben Recht.

Die Engel ſind als erſte Einzelweſen von Gott gewollt, und geſchaffen durch die göttlichen Principien. Dieſe wirken nach dem göttlichen Willen zuſammen und produciren Gebilde, die, mit allen ihren Gaben harmoniſch ausgeſtattet, Bilder Gottes im Kleinen, gottähnliche Organismen, ſelbſtſeyende Weſen — Perſonen ſind. In dieſer producirenden Thätigkeit fährt Gott mit den Principien fort, ſo lang es ihm gefällt. Die Principien ſind unerſchöpflich, ihre Luſt und Liebe zu produciren iſt unendlich; und ſo entſteht die Geiſterwelt, ſo entſtehen die unendlich Vielen, die himmliſchen Heerſchaaren.

Die Engel ſind, wie Gott und die göttlichen Perſonen, immateriell, d. h. ſie ſind nicht materiell im gegenwärtig ſinnlichen Verſtande des Worts; aber ihre Exiſtenz ruht eben ſowohl auf der Materie im höhern, metaphyſiſchen Sinn, auf der Kraft des nothwendigen Seyns; und dieſes iſt in ihnen ſogar das Vorwiegende.

Als Einzelweſen erſter Möglichkeit, als unmittelbare Einzelweſen gleichen die Engel nothwendig der erſten göttlichen Perſon. Es ſind geiſtige, oder — wenn man die Sphäre des Ueberſinnlichen als den Himmel bezeichnen will — himmliſche Naturen; Geiſter, in denen die Art der Natur vorherrſcht und die nur den erſtmöglichen Grad von Freiheit und Selbſtſtändigkeit haben — nach der Analogie des erſten realen Princips.

Dieſe Verbindung der Grundkräfte gilt für die Engel im Großen und Ganzen und gibt ihnen überhaupt das Gepräge des Weiblichen und in gewiſſem Sinn Kindlichen. Die unmittelbaren Geiſter ſind die einheitlichſten Einzelweſen; in ihnen liegt es, das, was ſie ſind, auch am meiſten zu bleiben, in der ihnen angeſchaffenen Art und Weiſe zu beharren und in Beſtändigkeit innerlich zuzunehmen und auszuwachſen.

Die unmittelbaren Geiſter, wenn ſie in der Hauptſache das nämliche Gepräge haben, unterſcheiden ſich aber doch untereinander ſelbſt, und zwar ſo, daß keiner völlig dem andern gleicht und die unendliche Schaar trotz des gemeinſamen Habitus eine unendliche Mannigfaltigkeit von Bildungen zeigt.

Dieß iſt ſchon dadurch begründet, daß die hervorbringenden Mächte, als lebendige, lebendig ſich bewegende, bei jeder Production andere ſind, und aus andersgeſtimmten, anders thätigen und anders ſich gebenden Urſachen auch andre Wirkungen hervorgehen müſſen. Allein die Mannigfaltigkeit der himmliſchen Geiſter, wie ſie bei lebendigen Factoren in der Natur der Dinge liegt, iſt ebenſo von Gott beabſichtigt, und die Organe dienen ihm auch hier als Mittel zum Zwecke — als Mittel, die, wenn ſie nach ihrer Natur und Neigung handeln, doch zugleich ſeine Einwirkung erfahren und von ihm geleitet ſind. Gott muß die Mannigfaltigkeit wollen, denn er kann nur die Vollkommenheit wollen; zur Vollkommenheit der Einzelbildung gehört aber ihre Einzigkeit, vermöge deren ſie nicht mit einer andern verwechſelt und durch dieſe völlig erſetzt werden kann; und zur Vollkommenheit des Ganzen gehört es, daß es aus ſolchen in ihrer Art einzigen Bildungen beſtehe. Gott muß in allen Gebilden, die er erſtehen läßt, neu ſeyn; bloße Wiederholungen, die ja auch ſchon bei menſchlichen Urhebern verpönt ſind, dürfen in ſeinen Werken ganz und gar nicht vorkommen. Auch wenn das für ſich ſeyende Weſen zu einer beſtimmten Gattung gehört, alſo mit den Gattungsgenoſſen die Haupteigenſchaften gemein hat, muß es doch als für ſich ſeyendes genial hervorgebracht, ſeiner innerſten Natur nach urſprünglich und eigenthümlich ſeyn.

Aus dem wechſelnden Verhalten der lebendigen Mächte und aus den Endzwecken Gottes erklärt ſich jene Rangordnung der Engel, die von der Theologie mit Fug angenommen, wenn auch von einzelnen ihrer Vertreter ins Unbegründete ausgeſponnen worden iſt. Daß das himmliſche Heer kein zufälliges Durcheinander ſeyn kann, ſagt ſich jeder von ſelbſt. Sind die Geiſter unter ſich verſchieden, ſo müſſen ſie nothwendig geordnet ſeyn, damit ſie zuſammen eine Einheit, ein organiſches Ganze bilden. Wir haben aber in der ewigen Natur die Quelle des natürlich wechſelnden Seyns und in dem ewigen Geiſt die Quelle der Ordnung; wir haben in dem ganzen Gott die Macht, welche die Ordnung der Engel in Leitung freiſpielenden Lebens natürlich werden laſſen kann.

Durch den göttlichen Organismus iſt eine unendliche Reihe von Möglichkeiten des Zuſammenwirkens, alſo auch von Producten deſſelben gegeben; durch die Ordnung des Schaffenden iſt aber auch die Ordnung des zu Schaffenden verbürgt. Es kann nicht in unſrer Abſicht liegen, die möglichen Combinationen zu betrachten; die Andeutung genügt. Sind der Geiſter ſo viele hervorgebracht, daß es Gott gefällt, in der Production aufzuhören, ſo werden ſie unter ſich in der Art verſchieden ſeyn, daß ſie entweder mehr von der erſten, der zweiten oder der dritten Perſon — entweder mehr von der Kraft der Negation oder der Poſition — entweder mehr von den dienenden Principien oder von Gott ſelbſt in ſich haben. Und je nach ihrem Weſen und ihrer Grundſtimmung werden ſie auch geordnet ſeyn. Diejenigen, die am meiſten von Gott ſelbſt in ſich haben, werden ihm am nächſten ſtehen, die übrigen je zu dem Princip ſich halten, deſſen Eigenart in ihnen dominirt. Schaffende Mächte und Geſchaffene werden ſich gegenſeitig anziehen, Gleich und Gleich wird ſich erkennen und und geſellen, und ſo wird dem göttlichen Geſammtorganismus der Geſammtorganismus des himmliſchen Heeres entſprechen ohne äußere Nöthigung, in natürlicher Lebensbewegung jedes Gliedes, das eben die Stellung ſucht und einnimmt, die ſeinen Fähigkeiten und ſeiner Neigung gemäß iſt.

Wir müſſen nothwendig auch für die himmliſchen Geiſter eine Zeit der Jugend und des Jugendlebens annehmen. Denn nichts iſt mit Einem Schlag; alles Geſchaffene entwickelt ſich und vollendet ſich, wie Gott ſelbſt ſich entwickelt und vollendet, und jedes für ſich ſeyende Weſen muß innerlich wachſen und nach und nach ſich ausbilden, damit es zu dem höchſten Grade von Selbſtbewußtſeyn und Selbſtſtändigkeit gelange, der ihm überhaupt möglich iſt.

Wieder ſind wir verſucht, von dem Glück und der Schönheit dieſes Lebens wenigſtens eine Anſchauung in allgemeinen Linien zu geben!

Bedeutende und unbedeutende Stimmen haben die Exiſtenz der Engel für weſentlich „langweilig“ erklärt. Bevor man indeſſen über Lang- oder Kurzweil eines Weſens urtheilen kann, muß man offenbar ſeine Fähigkeiten, Bedürfniſſe und Beſchäftigungen kennen. Die Engel ſind nicht bloße Werkzeuge Gottes, ſie ſind auch etwas für ſich, Organismen im Kleinen, perſönliche Weſen, aus den Kräften des unmittelbaren Lebens, Fühlens, Denkens und Wollens beſtehend und fähig, durch ihre Bethätigung ſich unendlich, in unendlichem Wechſel zu ergötzen. Ihre Kräfte ſind göttlich ungeſtört, und das höchſte Glück, das Glück innerlich productiven, harmoniſchen Lebens, können ſie in himmliſcher Reinheit genießen. In dieſer Beziehung ſind die Engel für den jetzigen Menſchen geradezu Ideale — Weſen, die das Glück, welches der Menſch in ſeinen ſchönſten Momenten nur annäherungsweiſe hat und immer wieder zu erlangen ſtreben muß, als natürlichen Beſitz und völlig haben.

Scheint der Langenweile der Engel ſchon dadurch vorgebaut zu ſeyn, ſo lebt der Einzelne ja auch nicht allein, ſondern in und mit einer unendlichen Zahl von Genoſſen, zu denen er die ſchönſten Verhältniſſe des Gebens und Empfangens gewinnen kann. Da der Gründung ſolcher Verhältniſſe nichts im Wege ſteht, ſo iſt anzunehmen, daß ſie allſeitig verwirklicht und von jedem einzelnen nach Fähigkeit und Neigung ausgebeutet werden.

Den Engeln iſt aber zu alledem die Glückſeligkeit vergönnt, die nothwendig die höchſte ſeyn muß und die von den edelſten und tiefſten Geiſtern auch immer dafür erkannt worden iſt: die Anſchauung des lebendigen Gottes, die Einſicht des reinen Kindes in die unendliche Erhabenheit und Schönheit des göttlichen Vaters. Und wenn wir bedenken, welche Luſt es gewährt, in den ſchönſten Bildungen der irdiſchen Natur und Kunſt auch nur einen entfernten Abglanz davon zu erblicken, in ſeine Tiefen ſich zu verſenken, von ſeinem Lichte ſich erleuchten zu laſſen, ſo mögen wir eine Ahnung erhalten von der Wonne der himmliſchen Geiſter, die mit ungetrübten Organen das ewiglebendige Urbild ſchauen und in liebevollſter Hingebung das göttliche Leben mitleben!

In der That, wer dieß Alles erwägt, der überzeugt ſich, daß den Engeln vielmehr unerſchöpfliche Quellen der Freude ſprudeln! Mit dem Jugendleben der Engel, mit ihrer Luſt und ihren Offenbarungen ſind nur die lieblichſten Erſcheinungen der Erde zu vergleichen. Das Leben der im Lenz erwachenden Natur mit den zahlloſen Blüten und den Jubelliedern, die in Feld und Wald aus tauſend Kehlen zur Ehre des Schöpfers ertönen, — das irdiſch holdeſte Leben wird geheiligt, wenn wir es als ein Gleichniß der erſtgeſchaffenen, reinen, liebenden und lobenden Geiſter betrachten.

Und um gegen jenen Ausſpruch der Verkennung das letzte Wort zu ſagen: die Engel können ſchon darum keine Langeweile haben, weil ſie im Sinne der Sphäre, wo man ſie zu haben pflegt, gar keine Weile haben. Langeweile ſtellt ſich nur da ein, wo die Weile der Zeitlichkeit nicht ausgefüllt iſt mit Verlangen und Luſt und erquickender Thätigkeit. Langeweile hat nur der Menſch, wenn im irdiſchen Daſeyn der Born der producirenden und genießenden Kraft ihm verſiegt und dem ſterilen Geiſt die Weile, der er unterworfen iſt, peinlich wird. Die Engel ſind aber weder der Zeit unterthan, wie der Menſch, noch verſiegt ihnen der Born der producirenden und genießenden Kraft. Die Engel haben ſo wenig Langeweile, wie Gott und die göttlichen Perſonen; ſo wenig wie der Menſch in den Augenblicken ſeligen Schaffens, der Anticipation des Himmels. Ein Weſen aber, das nicht nur keine Langeweile hat, ſondern auch gar keine haben kann, ein Weſen, das mit harmoniſchen Fähigkeiten in unverſieglicher Fülle lebt, ein ſolches Weſen iſt in keiner Art langweilig, und erſcheint nur dem ſo, der ſich von ihm eine langweilige Vorſtellung macht.

Wozu wäre Gott Alles in Allem — allmächtig, allgütig und allweiſe — der abſolute Herr alles Lebens, wenn er nicht Geiſter hervorzubringen vermöchte, die, ihm gleichend und an ſeinem Leben theilnehmend, über Langeweile unendlich erhaben ſind? Dieß iſt ja eben das Natürlichſte, dem Urquell des Lebens allein Gemäße! — In der That, die ſelige Kurzweil der Engel iſt viel begreiflicher und erklärlicher, als die unſelige Langeweile der Menſchen, die freilich als eine unbeſtreitbare Thatſache auch vorhanden iſt und als ſolche ihre Erklärung fordert.

Das erſte ſelige Leben der Engel findet ein Ende und muß es finden; denn in ihm iſt ihr höchſtes Ziel nicht beſchloſſen. Sollen die himmliſchen Geiſter wahrhaft vollkommen werden, ſo müſſen ſie, was ſie von Natur ſind, wollend ſeyn, — ſie müſſen verſucht, geprüft werden und, in der Prüfung beſtehend, ſich bewähren.

Sich bewähren im vollen Sinne des Wortes iſt das

Ideal alles Lebendigen. Sich bewähren heißt in Ueberwindung des Gegentheils ſich ſelbſt wahrhaft gut, ſeine unmittelbare Güte zur gewollten und damit erſt eigentlich wahr zu machen. In dieſem Sinne muß, gegenüber der Urmöglichkeit der Negation, die ihn einladet, Gott ſelbſt ſich bewähren, und er bewährt ſich, indem er, ſie zurückweiſend, die poſitive Möglichkeit zur ſchönen und immer ſchöner ſich ausgeſtaltenden Wirklichkeit erhebt. Mit der Urmöglichkeit der Negation ſich abfindend auf die Seiner würdigſte Weiſe erprobt ſich Gott ſelbſt und wird darin abſolutes Muſterbild für alle Geſchaffenen. Und nicht minder bewähren ſich die poſitiven göttlichen Mächte gegenüber dem Locken und Drängen des erhöhten negativen Princips. Sie beſtehen in Abweiſung deſſelben, im Wollen und gewollten Ergreifen deſſen, was ſie unmittelbar ſind, die nach der Erhöhung des negativen Princips unvermeidliche Probe und werden eben damit wahrhaft poſitive, wahrhaft freie Mächte. Denn allerdings nicht materiell zu ſtreiten haben ſie mit dem Satan auf der Stufe des realen Organismus, wohl aber haben ſie den Verſuchungen zu widerſtehen, welche dieſer ſeiner Natur nach an ſie bringen muß; und indem ſie es thun, indem ſie die Möglichkeit der Negation in ſich ſelbſt überwinden und frei dem Herrſchenden ſich weihen, ſchwingen ſie ſich zu der ihnen möglichen höchſten Höhe hinan und werden die Organe, wie Gott ſie will und bedarf.

Um des Heiles willen, das nur der Bewährung entſpringt, kann die Verſuchung keinem für ſich ſeyenden Weſen erſpart werden: und ſo werden denn auch, wenn ſie ihre Zeit der Jugend, ihr Eden, durchlebt haben, die Engel geprüft. Sie müſſen, an der großen Frage der Exiſtenzen angelangt, ſich entſcheiden, um entweder freiwillige Diener der poſitiven Mächte oder Werkzeuge des negativen Princips zu werden.

Wir haben die Engel kennen gelernt als geiſtige Organismen im Kleinen, als die erſten gottähnlichen Einzelweſen. Als ſolche nun haben ſie nicht nur das Vermögen der Poſition, ſondern auch der Negation, und in Bezug auf das letztere ſind ſie den Einwirkungen des negativen Princips ausgeſetzt. Die Verſuchung iſt ihnen gegenüber möglich; und nachdem ſie dem Momente der Entſcheidung zugereiſt ſind, wird ſie ins Werk geſetzt.

Die Verſuchung beſteht aber darin, daß das zu prüfende Weſen eben von dem, was ihm zukommt, abzuhalten und zu dem, was ihm nicht zukommt, hinzulenken verſucht wird. Gott geziemt es zu ſchaffen und ſich auszugeſtalten in alle Schönheit: die Urmöglichkeit der Negation, die ihm an dem nothwendigen Seyn erſcheint, ſucht ihn davon ab- und im Urſeyn feſtzuhalten. Den poſitiven Principien geziemt es, der fernern Entwicklung und Offenbarung Gottes freiwillig als Organe zu dienen: das verſelbſtſtändigte Princip der Negation liegt ihnen an, dieſer Entwicklung mit ihm ſich zu widerſetzen. Den Engeln geziemt es, Werkzeuge Gottes und der göttlichen Perſonen im Einzelnen zu ſeyn: der Satan reizt ſie, von dieſem untergeordneten Verhältniß ſich loszuſagen und es negirend mit ihm frei zu werden.

Als die erſte und Haupt-Urſache des Engelſturzes bezeichnet die chriſtliche Lehre den Hochmuth. Und in der That, wenn himmliche Geiſter fallen und damit dem Princip der Negation verfallen, ſo kann dieß nur geſchehen aus jener innerlichen Selbſtüberhebung, in welcher einem das, was man iſt und ſeyn ſoll, nicht mehr gut genug erſcheint, und man durch eigenmächtige Ueberſchreitung der geſetzten Gränzen gottähnlicher zu werden glaubt. Das geiſtige Einzelweſen iſt naturgemäß Untergebener Gottes und der göttlichen Principien; in dieſer Stellung freiwillig zu bleiben und ſich in ihr zu immer größerer Gottähnlichkeit auszubilden, das iſt ſein Ideal, ſein höchſtes Ziel. Der Geiſt der Negation, indem er ſich mit dem entſprechenden Elemente des Weſens verbindet, ſucht dieſem nun einzureden, daß die geſetzten Gränzen für den Abkömmling Gottes zu eng ſeyen, daß es ſeine Ehre verlange, das Verhältniß der Abhängigkeit ſelbſtwollend aufzuheben und frei nach ſeinem Gefallen zu leben. In dieſem Stadium ſeiner Entwicklung iſt der Engel von Seiten des Wiſſens und Wollens natürlich noch nicht vollendet, da er es ja gerade durch das Beſtehen der Prüfung und in Folge davon erſt werden ſoll, er hat alſo noch nicht die Fähigkeit, die Verſpiegelungen des Satans ohne Weiteres als ſolche zu erkennen und abzuweiſen: und wenn er nun auch in ſich die Mahnung der poſitiven Principien erfährt und die Gründe derſelben hört, ſo mangelt es dem Vater aller Sophiſtik, dem göttlichen Verführer, nicht an Gegengründen, und er wird dem erregten Geiſte das Erheben in die Unabhängigkeit als den letzten und geheimſten Willen Gottes zu erweiſen ſuchen, als einen Act des Muthes, an dem Gott eben das höchſte Wohlgefallen habe, und den er, wenn er vollzogen ſey, mit Freuden ſanctioniren werde. Erinnern wir uns nun, daß die Engel ſich naturgemäß auch dadurch unterſcheiden, daß die einen bei ihrem Entſtehen mehr von den Gaben der Poſition, die andern mehr von der Kraft der Negation empfangen, ſo werden wir begreiflich finden, daß der Satan einen großen Theil des himmliſchen Heeres — nämlich eben die ihm ſchon durch ihre Ausſtattung mehr verwandten Geiſter — zu Falle bringt und daß er zu der thatſächlichen Losſagung von Gott Schaaren verführt, welche hinterdrein gar kein anderes Loos haben können, als ihm ſelber Organe zu werden.

Die Prüfung der Engel iſt die Stellung derſelben an den Scheideweg des Ja und des Nein, der Poſition und der Negation. Die poſitiven Perſonen und der Satan ſtreben ſie gleicherweiſe zu gewinnen: jene mit Gründen der Wahrheit, dieſer mit Bildern des Trugs. Die Wahrheit fordert Ueberwindung des unberechtigten Triebes und damit eine Anſtrengung: der Trug ſchmeichelt dem egoiſtiſchen Verlangen und ſtellt als Folge gerade ſeiner Befriedigung die höchſte Glorie in Ausſicht: was wunder, daß eben der Trug alle die

Geiſter gewinnt, die vermöge ihrer natürlichen Begabung ſchon mehr nach ſeiner Seite neigen! Alle Geiſter zwar erfahren in ihren poſitiven Elementen auch die Einwirkung der poſitiven Mächte, beide Wege ſind ihnen vorgeſtellt, zwiſchen beiden haben ſie die Wahl: und wenn ſie ſich nun für den des Nein entſcheiden, ſo iſt's gleichwohl ihre Sache, und die Folgen zu tragen kommt ihnen zu.

Die chriſtliche Lehre von den Engeln und ihrem Sturz läßt eine Frage übrig, die vom chriſtlich-theologiſchen Gottesbegriff aus nicht zu beantworten iſt. Sind die Engel ſammt ihrem Fürſten, der ſelbſt nur ein Engel iſt, aus Hochmuth gefallen — wie kommt in die von dem dreieinigen Gott geſchaffenen himmliſchen Geiſter die Möglichkeit und die Wirklichkeit des Hochmuths? Wie können die Geſchöpfe — die Ebenbilder des Allmächtigen, Allgütigen und Allweiſen — ſo undankbar und ſo thöricht ſeyn, um gegen Gott ſich aufzulehnen? — Die Theologen geben hierüber keine genügende Erklärung, und man ſieht: nur wenn Gott auch Idealprincip der Negation und das reale negative Princip ſein Organ iſt, nur wenn die himmliſchen Geiſter Producte des ganzen Gottes ſind, mithin die Möglichkeit auch der Negation und des Böſen ihnen anerſchaffen iſt, dann, aber auch nur dann, iſt die Selbſtüberhebung dieſer Geiſter, ihr thatſächlich erfolgter Sturz und ihr Wirken als Organe des negativen Princips zu denken und denkbar zu machen.

Iſt die Prüfung geſchehen und die Trennung des himmliſchen Heeres vor ſich gegangen, dann ſind in das göttliche Geſammtleben Gegenſätze und Verhältniſſe gekommen, wie ſie noch nicht geweſen. Satan hat ſeinen erſten Sieg errungen — und richtig prophezeiht. Ein Theil der Geſchöpfe, deren Production er zu unterlaſſen gerathen, iſt thatſächlich von ihm verführt und gehört ihm nun von Rechtswegen. Die guten und die böſen Engel ſtehen ſich entgegen: die guten erkennen ſich gegenüber den böſen als ſolche und ſchließen ſich enger zuſammen; ebenſo die böſen; und poſitives und negatives Wollen und Seyn wird damit immer entſchiedener, tiefer und in ſich ſelbſt mächtiger.

Mit der Verführung eines Theils der Engel durch den Satan iſt das erſte reale Verderbniß in den göttlichen Organismus gekommen, die erſte factiſche Wandelung des Guten (wenn auch des unentſchiedenen Guten) in das entſchiedene Böſe. Vorher kann von einer ſolchen noch nicht die Rede ſeyn. Indem die Urmöglichkeit der Negation zum Geiſt der Negation ſich erhöht, geſchieht es nach dem Willen Gottes, und mit dem Seyn des in ſich vollendeten negativen Geiſtes im Organismus iſt dieſem noch kein Schaden zugefügt. Die poſitiven Principien beſtehen gegenüber dem negativen die Probe, die hier angeſtrebte Verlockung mißlingt, Satan hat noch immer nur das Wollen der Verneinung, nicht das Vollbringen des Böſen. Jetzt in Verleitung gut und ſchön entſtandener Geiſter, hat er auch dieſes Vollbringen, jetzt fällt er ſelber und wird der wirklich Böſe.

Wir ſind hier zu dem Punkte gekommen, wo wir uns über die Entwickelung, die Geſchichte des Satan mit letzter Beſtimmtheit erklären müſſen. Iſt Satan von Gott als Princip des Böſen geſchaffen und handelt er, indem er Böſes thut und zerſtört, nur ſeiner Natur und Beſtimmung gemäß — oder iſt er gut, als Lichtweſen geſchaffen, aber aus Hochmuth und Neid gefallen und böſe geworden? Unſre Antwort hierauf lautet: keines von beiden.

Satan iſt von Gott hervorgebracht als Princip der Negation. Als ſolches iſt er nicht eigentlich und entſchieden böſe; er negirt das Gute, aber er negirt es inſtinktmäßig, ſeiner Natur gemäß, und zum Heil des Guten, das ſich ihm gegenüber bewährend als ſolches gewinnt; er thut, was er ſoll, er iſt in ſeiner Weiſe gut, inſofern er nämlich natürlich handelnd dem Guten dient. Allein auch er, der Satan, muß Herr ſeines Looſes werden, indem er zwei Möglichkeiten vor ſich ſieht, die von ihm eine Entſcheidung heiſchen. Entweder das, was er inſtinktmäßig, natürlich wollend iſt — die Bedingung des wahrhaft Guten — bewußt wollend zu ſeyn und freiwillig zu dienen — oder ſelbſtſüchtig nach Herrſchaft zu ſtreben und die dienende Negation des Guten zur gewollten Aufzehrung deſſelben zu ſteigern — das wird für ihn die Frage! Der Wille Gottes iſt, daß jenes geſchehe, und die Forderung ergeht an die negative Macht in dieſem Sinn; aber Satan leiſtet ihr nicht Folge. Er beſteht nicht in der Wahrheit — wird nicht wollender Diener Gottes und des göttlichen Organismus an ſeinem Ort, ſondern überhebt ſich und durchbricht, um Herr zu werden wie Gott und die göttliche Majeſtät für ſich in Anſpruch zu nehmen, ſeine gottgewollten Gränzen. Er greift nach der Krone, ſetzt ſie ſich auf und trägt ſie und wird damit der wirkliche Feind Gottes, der wirkliche Feind der poſitiven Principien. Freilich, um dieß gleich anzufügen, iſt ſeine Souveränität und ſeine Herrſchaft doch nur Täuſchung: er, welcher Diener Gottes ſeyn und die Ehre ſeines Amtes haben konnte mit ſeinem Willen, iſt es nun gleichwohl — ohne Ehre, gegen ſeinen Willen!

Satan iſt der erſte Gefallene — der erſte aus Selbſtüberhebung Gefallene — das Urbild aller tragiſchen Charaktere. Bekennen wir aber, daß ihm das Nichtbeſtehen der Prüfung und damit der Sturz aus dem Himmel (dieſe Worte metaphyſiſch genommen!) in der That auch näher lag als den poſitiven Principien. Dieſe konnten ſich eher mit dem begnügen, was ſie waren und hatten; denn die Fülle Gottes war in ſie übergegangen, ſie waren reich und ſchöpfungsfroh, — und ſo konnte bei ihnen das Ideal ſiegen: das, was ſie ſeyn ſollten, wollend zu ſeyn. Das Princip der Negation dagegen hatte nichts von dieſer poſitiven Seligkeit, es fühlte bei aller Action den Mangel wahrer Fruchtbarkeit und das

Untergeordnete ſeiner Rolle, auf der andern Seite aber alle Kraft zur Empörung und zum Erwerb einer thatſächlichen Genugthuung. Hätte es das Seynſollende gewollt, ſein Lohn wäre die Erhöhung und Beglückung in freier Harmonie mit Gott und den göttlichen Perſonen geweſen. Aber die Möglichkeit eigenmächtigen Handelns und ſelbſteigener Krönung, die Hoffnung auf ehren- und ſiegreiches Streiten mit den poſitiven Principien reizten das negative Princip allzuſtark — und es entſchied ſich für den Krieg.

Das Geſetz — der kundgegebene Wille Gottes — war hier zum erſtenmal die ſchuldloſe Urſache der Sünde. Das Princip der Negation that ohne Kenntniß dieſes Willens im Verneinen bloß was ihm zuſtand. Aber mit dem Gebot lebte die Sünde auf, und was zum Leben gegeben war, erwies ſich als Urſache des Todes. Die Sünde — die Macht zur Sünde — nahm Anlaß und verführte durch das Gebot, damit ſie über die Maßen ſündhaft würde durch das Gebot. Das Princip der Negation, gegen den ausgeſprochenen Willen Gottes ſich empörend und ſtatt freiem Dienſt anmaßlich die Herrſchaft ergreifend, wird Princip des Böſen im eigentlichen Sinne des Worts.

Wir müſſen den Fall Satans — den innerlichen und äußerlichen, geiſtigen und thatſächlichen — eben in den Zeitpunkt ſtellen, wo die himmlichen Geiſter geprüft werden. Was vorher als Regung in ihm war, das wurde hier übermächtiger Drang, der ſeinen Willen gefangen nahm. Erſt den himmliſchen Geiſtern gegenüber konnte er in Wahrheit hoffen auf das Gelingen der Verführung; und dieſe Ausſicht, thatſächlich Fürſt zu ſeyn und die Herrſchaft über die Geiſterwelt mit Gott ſelber zu theilen — ſie war es, die ihn beſtrickte; wobei wir die Mitwirkung des Neides über das Glück der poſitiven Weſen und die Einbildung, gegen das wider ſein Streben Erhobene in ſeinem Rechte zu ſeyn, nicht ausſchließen wollen. Genug, ſtatt der Prüfer zu ſeyn und die etwa Unterliegenden

Gott zu überlaſſen, wollte Satan verführen um der Verführung und der Herrſchaft über die Verführten willen. Der Entſchluß dazu war ſein geiſtiger Fall, die Ausführung ſein thatſächlicher.

Und ſo iſt nun die Scheidung vollzogen, der Krieg erklärt, der Kampf begonnen. Satan hat jetzt einen Boden des Wirkens — in den ihm zugefallenen Geiſtern: er arbeitet in ihnen, lehrt, erzieht, treibt an und ſorgt unermüdlich, ſie für ſich zu immer geſchicktern Organen auszubilden, d. h. ihr Wollen und Denken dem ſeinen immer ähnlicher und damit ihren ganzen Organismus immer negativer zu machen. Die poſitiven Mächte thun in Bezug auf die bewährte Schaar für ihre Zwecke daſſelbe: und ſo beſteht die Thätigkeit des göttlichen Organismus nach der Scheidung des himmliſchen Heeres in einer fortgehenden Regierung der poſitiven und negativen Kräfte, in einer beſtimmteren Faſſung der Parteien.

Die Kämpfer in der Sphäre der himmliſchen Geiſter ſind übrigens nur die göttlichen Principien ſelbſt, weil nur ſie — eben in den Geiſtern — ein Object des Streites haben. Man darf nicht annehmen, daß nach der großen Scheidung die Principien ſich einzig und allein mit Ausbildung der von ihnen Gewonnenen beſchäftigen. Satan wird bei den Treugebliebenen weitere Verführungsverſuche machen, die poſitiven Perſonen, zumal der Sohn, werden die Abgefallenen wieder zurückzugewinnen ſtreben, und dieſe Bemühungen werden ihre Kräfte mächtig in Anſpruch nehmen. Allein wenn wir auch nicht behaupten dürfen, daß die beiderſeitigen Bemühungen ohne Erfolg bleiben müſſen, ſo wird doch das Verhältniß der beiden Parteien dadurch nicht weſentlich verändert werden. Denn die Engel ſind, wie wir geſehen, vorherrſchend nach Art der erſten göttlichen Perſon conſtruirt, vorherrſchend weibliche, einheitliche Weſen. Sie haben die Wahl, poſitiv oder negativ, gut oder böſe zu werden; haben ſie aber einmal gewählt, entweder als Bewährte den Mächten der Poſition oder als Verführte dem

Princip der Negation ſich ergeben, dann liegt es in ihrer überwiegend paſſiven Natur, treu zu bleiben, von dem einmal herrſchenden Princip ſich feſthalten und in ſein Wollen ſich verſchlingen zu laſſen. Will man ja doch auch von ihren Ebenbildern auf Erden behaupten, daß ſie, im Vergleich zum Manne conſequenter ſeyen im Guten wie im Böſen und, einmal für dieſe Bahn oder jene entſchieden, rückſichtsloſer darauf zum Ziele gehen und ungleich ſchwerer für eine Umkehr zu gewinnen ſeyen!

Demnach wird die erfolgreichſte Thätigkeit der göttlichen Principien in dieſem Stadium immer die Vervollkommnung ihrer Organe, das Leben der Organe ſelbſt aber geiſtig, innerlich ſeyn, weil für ſie ein eigentliches Außen noch nicht exiſtirt. Die Principien haben ein Außen — eben in den Engeln — und können darin äußerlich werden; die Engel haben nichts außer ſich, alſo nichts, worin ſie ſich veräußerlichen könnten, und ſind daher ausſchließend nach innen und oben gerichtet. Wenn wir nun die Sphäre der guten Geiſter im engern Sinne den Himmel, die Sphäre der böſen die Hölle nennen, ſo darf man hier begreiflicherweiſe nicht an ſinnliche Räume denken, die überhaupt noch gar nicht exiſtiren. Die guten Geiſter ſind nicht im Himmel, ſondern der Himmel iſt in den guten Geiſtern; und die böſen ſind nicht in der Hölle, ſondern die Hölle iſt in ihnen. In einem andern und höhern Sinn kann man freilich ſagen: die guten Engel ſind im Himmel, die böſen in der Hölle; nämlich: die guten Engel ſind in den göttlichen Perſonen, die böſen im Satan — die guten in ihren lichten und freundlichen Herren, die böſen in ihrem finſtern Deſpoten.

Das Ziel der guten Engel iſt, im Kleinen zu werden, was die göttlichen Perſonen im Großen ſind: poſitive, wollend und wiſſend, mithin geſichert gute und ſchöne Weſen. Die letzte Vervollkommnung erhalten ſie eben durch die Bewährung und in Folge derſelben, dem Satan und den böſen Engeln gegenüber. Im Hinblick auf dieſe wird ihnen ihre Wahl immer lieber, ſie leben das erwählte Leben mit immer mehr Innigkeit und Freudigkeit. Die Kenntniß der feindlichen Schaaren, ihres Wollens und ihrer Leidenſchaft, die Anſchauung der von ihrer Seite her drohenden Gefahr bringt zugleich den Ernſt in ſie und die Tiefe, die zum vollkommenen Seyn, zum erhabenen Glücksgefühl nothwendig ſind. Ihr Leben nach der Bewährung iſt auf der einen Seite eine geiſtige Steigerung des paradieſiſchen Jugendlebens, auf der andern eine kraftvolle Erhebung und Ermannung zum Streite mit dem Gegner, zur Vertheidigung und zur liebevollſten Cultur ihrer himmliſchen Beſitzthümer. So entwickeln ſie ihre Gaben in ſtetem Fortſchreiten zu poſitiven Tugenden und Fertigkeiten, bis ſie in ihrem Sinne nach allen Seiten hin vollendet ſind.

Das Loos der böſen Engel iſt, dem Satan analog, wollend und wiſſend negirende, vollendet böſe Naturen zu werden. Sie werden dieß aber auch eben gegenüber den guten, deren erkanntes Weſen und Trachten ſie zur ausgedehnteſten Kraftentwicklung reizt. Dieſelben Kräfte und Fähigkeiten, welche die guten Engel dem guten Wollen dienſtbar machen, nehmen die böſen für das böſe Wollen in Anſpruch; für jede Tugend der guten eignen ſie ſich die entſprechende Gegenkraft an und werden ſo die gleichmächtigen, ebenbürtigen Widerſacher der guten Geiſter. Wenn dieſe nun im eigentlichen Verſtande ſelig ſind, ſo darf man die böſen nicht ſofort unſelig nennen in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts. Die böſen Geiſter ſind verführt und verderbt und dem Satan verfallen; ſie ſind die Werkzeuge eines Deſpoten, der unbedingt über ſie verfügt, und keine Freude wie ſie die guten Engel ergötzt und erhebt, kommt in ihre Seele. Dafür aber haben ſie ihre eigene Luſt und Genugthuung; denn, wie F. Chr. Weiße in ſeinem Buch über Goethe's Fauſt mit Recht bemerkt: auch die Hölle muß ihre Freuden haben, ſonſt könnte ſie nicht beſtehen! Die Engel, die ſich zum Abfall haben bewegen laſſen, ſind vom Satan betrogen — der Unterordnung unter die poſitiven Principien allerdings enthoben, doch nur um für jene Unterordnung, die freiwillig ſeyn konnte, die gezwungene Abhängigkeit von ihm ſelbſt eingetauſcht zu haben; aber die böſe Luſt, die ſie dem Verſucher in die Arme geführt, hilft ihnen auch weiter; und wenn ſie mit Leid und Ingrimm das frühere Glück und die Seligkeit der bewährten Geiſter entbehren, ſo entſteht ihnen aus ihrem negativen Leben und Streben, ja aus dem Grimm über das Verlorene ſelber, der Erſatz. Sie fühlen den Trieb, das Glück, das ſie ſelber nicht haben, zu ſtören, zu vernichten; und mit dem Wollen der Zerſtörung labt ſie zugleich die Hoffnung auf Zuſtände, die ihnen das Können geſtatten werden. Einſtweilen ergötzen ſie ſich damit, ihre Gegner von der Kehrſeite zu betrachten und dieſe nach Luſt und Bedürfniß verzerrt ſich vorzuſtellen; ſie erfreuen ihr Herz mit Spott und Hohn, mit Verachtung und Verläumdung. Gleich ihren Abbildern und Werkzeugen auf Erden thun ſie ſich gütlich, indem ſie die bewährt Guten und frei Dienenden als beſchränkte, kraft- und muthloſe Geſchöpfe, ſich ſelbſt aber als die freien Geiſter und heroiſchen Naturen anſehen. Alle Luſt, welche für die Böſen im Erwägen böſer Möglichkeiten, im Ausdenken böſer Plane liegt, wird ihnen zu Theil. Der Verkehr mit dem Herrn und Meiſter, die Anſchauung ſeiner Macht, die Vernehmung des Beifalls, den er jeder größern Annäherung an ihn ſpendet, — alles dieß ſind eben ſo viele Quellen von Genugthuung für die Abgefallenen. Mitten in dem drückenden, beſchämenden Gefühl ihrer Knechtſchaft, mitten in den Regungen des böſen Gewiſſens, in der tiefen Unheimlichkeit ihrer ganzen Exiſtenz, in der Ahnung des großen Geſetzes, wornach die letzte Entſcheidung nothwendig gegen ſie fallen muß, ergriffen alſo wieder und wieder von Empfindungen, die ſie erbeben machen, iſt ihnen doch auch das Gegengewicht beſcheert, womit ſie ſich wieder und wieder über ihr Leid empor in die Region der ihnen eigenthümlichen Ermuthigung und Befreiung erheben können. In und mit dieſem geſammten innerlichen Leben und Streben werden ſie nun, um einen Ausdruck des Goethe'ſchen Repräſentanten zu brauchen, mehr und mehr „eingeteufelt“, über die „Abgeſchmacktheit“ ſentimentaler „Verzweiflung“ erhaben, feſt und entſchloſſen bis zum Aeußerſten, und in dem Bewußtſeyn ihrer eigenthümlichen Kriegerehre, in der Ahnung ihres ewigen Berufs als negirende Kräfte, diaboliſch vollendet.

Wenn die Hölle ſchon ihre Freuden haben muß zum bloßen Beſtehen, ſo muß ſie noch mehr ihre Freuden haben zum Kämpfen — zum immer wieder erneuerten Angriff auf die Guten, die durch immer wieder erneuerte Abwehr zur höchſten Kraftentwicklung gelangen ſollen. Bloß unſelige und in bloßer Unſeligkeit nothwendig begeiſterungs- und kraftloſe Feinde zurückzuſchlagen, wäre für die Guten allzuleicht und ihren Zwecken allzuwenig förderlich; daher die Hölle ihre Freuden haben muß nicht nur um ihrer ſelbſt, ſondern ebenſo um des Himmels und der höchſten göttlichen Zwecke willen.

Das Hohnlachen der Teufel iſt allerdings himmelweit entfernt von der ſeligen Heiterkeit der guten Geiſter; aber es iſt doch immer ein Lachen und gewährt nothwendig auch eine Luſt. Die Schadenfreude iſt himmelweit entfernt von der Freude des liebenden Gemüthes über erblühenden Segen; aber es iſt doch auch eine Freude und labt, wie man ſchon aus ihrer allgemeinen Beliebtheit abnehmen kann, die ihrer bedürftigen Herzen gar ſehr. Für alle Creaturen iſt geſorgt, auch für die negativen und böſen, in der höhern Sphäre wie auf Erden.

Wir müſſen hier nochmals auf jenen Vorwurf der Langweiligkeit zurückkommen. Iſt es uns gelungen, denſelben von den Engeln ſchon in Betrachtung ihres Jugendlebens abzuwälzen, ſo glauben wir, daß er ſich in Bezug auf die Epochen ihrer Prüfung und Entſcheidung und ihres Parteilebens gar nicht mehr erheben dürfte. Wer verſucht wird und entweder die Luſt der Hingebung koſtet und die Pein der Strafe leidet, oder in Selbſtüberwindung treu bleibt und den Lohn der Bewährung empfängt, — wer im Kreiſe von Genoſſen ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit ausbildet und zu einem Kampfe ſich rüſtet, den er kommen ſieht, den er krafterfüllt und ſtreitmuthig ſelber fordert, dem kann alles Mögliche nachgeſagt werden, nur nicht, daß er Langeweile habe und Langeweile errege.

Faſſen wir das Bisherige zuſammen.

Die himmliſchen Geiſter ſind die erſtmögliche Production Gottes und der göttlichen Principien; ſie ſind in Hinſicht der Willensfreiheit und Selbſtſtändigkeit dem erſten dieſer Principien analog, nicht willenlos (wie man wohl geſagt hat), aber wollend unter dem Vorherrſchen der Natur; mit dieſer Organiſation der Prüfung unterworfen und ſich entſcheidend für Ja oder Nein und bei der Entſcheidung verbleibend,. damit aber die nächſtmöglichen, entſprechendſten Organe der göttlichen Mächte und dieſen ſelbſt auf's lebendigſte verbunden. — —

Man gibt zu, daß wir von unſern erſten Begriffen aus die Exiſtenz der himmliſchen Geiſter annehmen müſſen; daß ſie für uns durch alles Vorhergehende begründet, ſomit wiſſenſchaftlich dargethan ſind; daß wir ohne dieſe Geiſter in der göttlichen Entwicklung einen Sprung, im abſoluten Organismus eine Lücke ſtatuirten, was zu wiederholtenmalen als unzuläſſig erwieſen iſt. Soll Gott und ſollen die göttlichen Principien auf eine Welt von Einzelgebilden wirken, ſo müſſen ſie dazu die entſprechenden Einzel-Organe haben; und wir ſtehen nicht an zu ſagen, daß ohne die Engel eine wirkliche Allgegenwart Gottes in der Welt ſich nicht denken ließe, weil Gott nur durch die Engel hindurch und mittelſt ihrer überallhin gelangen kann.

Erlaube man uns, über das Verhältniß der himmliſchen Geiſter zum irdiſchen Menſchen nur Einiges anzudeuten!

Streben wir auszudrücken, was wir thatſächlich wahrnehmen, ſo können wir das Wort und den Begriff „Engel“ nicht entbehren. Wir ſprechen von einem Engel im Menſchen, von guten Geiſtern, welche den Menſchen leiten und ihn zu edeln Entſchließungen, zu gottgefälligen Handlungen bewegen. Wer den hier gemeinten Zuſtand in ſich ſelber erfahren hat, der wird geſtehen, daß die Bezeichnung treffend iſt, weil man in ihm recht eigentlich das Gefühl eines eingekehrten himmliſchen Gaſtes hat. Der Zuſtand iſt kein bleibender, der Engel kommt und er geht wieder; iſt er aber da und erleuchtet er die Seele, ſo wirkt er durch den ganzen Menſchen hindurch; wir nennen das Angeſicht eines ſolchen Menſchen verklärt, und wenn wir es ſchildern wollen, thun wir uns nur in den ideellſten Ausdrücken genug.

Je genauer diejenigen, die hier in Frage kommen, ſich ſelbſt beobachten, um ſo mehr werden ſie erkennen und andre erkennen laſſen, daß keineswegs Alles, was der Menſch thut und producirt, vom Menſchen allein ausgeht; daß hinter ihm, hinter ſeinen eigenſten Kräften geiſtige Helfer ſtehen, die ihn zur Hervorbringung eben des Höchſten und Vollkommenſten befähigen; daß Inſpiration und Eingebung keine leeren Worte ſind, und daß die größten Genien, die gewaltigſten Geiſter der Menſchheit ſich mit Recht für Werkzeuge Gottes hielten und halten, als welche ſie dann nothwendig in der Hand deſſen ſeyn müſſen, der ſie gebraucht. Die Hand aber bilden in dieſem Falle die himmliſchen Geiſter, die dem Menſchen vorausgeſchaffenen göttlichen Einzel-Organe.

Offenbar würde zur beſſern Einſicht auch in dieſe Verhältniſſe ſchon die genauere Betrachtung der Sprache führen können. Der Menſch hat Namen für überſinnliche Weſen und Mächte, und dieſe Namen bezeichnen wieder für ihn ſelber ideale Ziele, zu denen er aufzuſteigen hat. Wie kommt die Sprache zu ſolchen Namen, der Menſch zu ſolchen Idealen? Wenn es wirklich Engel gibt und die guten und bewährten himmliſch vollkommene Weſen ſind, dann begreift ſich, daß die Sprache ſie ſpeciell benennt und der Menſch in ihnen für gewiſſe Beziehungen Muſterbilder erblickt. Wenn aber ſolche Weſen in keiner Art exiſtiren, dann iſt es nicht nur ſchwer, ſondern geradezu unmöglich, das Vorhandenſeyn des Begriffs im Menſchen zu erklären. Nur ſofern der Menſch aus geiſtiger Sphäre ſtammt und in lebendiger Verbindung mit höhern Weſen durch ihr Licht erleuchtet wird, kann er dieſe Weſen als ſolche denken und hat ſein thatſächliches Streben, ihnen ähnlich zu werden, einen Sinn. Gäbe es nicht in der That Weſen, die uns Ideale ſind, ſo wäre das Denken von Idealen die hohlſte Beſchäftigung und der traurigſte Selbſtbetrug; aber das Denken von Idealen wäre dann auch gar nicht möglich und nicht wirklich. Der Menſch, der nur ein Product der Materie, ein Gebilde der irdiſchen Natur und nicht als Geiſt mit höhern Geiſtern in Verbindung und von dieſen erleuchtet wäre, hätte zu dieſer Fähigkeit durchaus keine Mittel; daher diejenigen, die ihn als ſolches Product faſſen, das Idealiſiren — eine der conſtatirteſten Thatſachen der Welt — in der That völlig unerklärt laſſen müſſen.

Den Menſchen idealen Vermögens, den Künſtlern und Poeten, müßte es unſtreitig lieb ſeyn, wenn die Wiſſenſchaft ihnen zeigte, daß die Mächte, deren erhabenſte und ſchönſte Veranſchaulichung ihr höchſtes Ziel, ihr glühendes Beſtreben iſt, wirlich ſind, daß ſie ihre edelſten Kräfte nicht an hohle Vorſtellungen (deren Verſinnlichung nur eine trügeriſche Luſt gewähren könnte) verſchwenden, ſondern geiſtigen Exiſtenzen weihen. Denen, die ſolche Schöpfungen bewundern, müßte es Freude machen, wenn ſie erfahren, daß den ſymboliſchen Geſtalten der Kunſt ſeyende Weſen entſprechen, deren Macht und Leben die geprieſenſten Schöpfungen eben am treffendſten verſinnlicht haben. Wir hoffen nun auch keinen Widerſpruch zu erfahren, wenn wir ſagen, daß die herrlichſten Gebilde der Kunſt erſt dann in ihrer ganzen Tiefe angeſchaut und aufgefaßt werden können, wenn die göttlichen Mächte und die himmliſchen Geiſter als ſolche erkannt werden, von denen eben dieſe Gebilde die begeiſterungsvoll geſchaffenen Gleichniſſe ſind.

Selbſtbeobachtung, das iſt hier das Förderndſte! Sind gute Geiſter in gewiſſen Menſchen entſchieden thätig, ſo werden dieſe auch geneigt ſeyn, ihre Thätigkeit anzuerkennen und ihrer ſich bewußt zu werden. Und wenn ſie aufgeklärt ſind über die Exiſtenz der guten, werden ſie auch die böſen begreifen und ihre Wirkungen gelten laſſen und ſich eben dadurch als gute Menſchen legitimiren. Dagegen würden ſich diejenigen, die geradezu böſe zu werden pflegen, wenn ſie von guten und böſen Geiſtern reden hören, ſelber nicht am günſtigſten charakteriſiren. Denn jeder kann ſehen, daß der Geiſt der Negation triftige Gründe haben muß, ſeine Einwirkung auf gewiſſe Menſchen dieſe ſelber nicht wahrnehmen zu laſſen, und daß eben diejenigen, die am entſchiedenſten von ihm beherrſcht ſind, ihn am wenigſten bemerken und ihn unter Umſtänden am eifrigſten läugnen. Mephiſtopheles, der es wiſſen muß, ſagt:

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie beim Kragen hätte!

Die guten und die böſen Geiſter ſind Geiſter im eigentlichen Verſtande, immaterielle Weſen, und leben in einer Sphäre, die der irdiſche Menſch nur mit ſeinem innerſten Seyn berührt. Sie wirken auf den Menſchen und gehen in ſein geiſtiges Weſen ein eben von dieſer Sphäre aus, um, ihn verlaſſend, wieder in ſie zurückzukehren. Alle materiellen Vorſtellungen, die man ſich von ihren Actionen macht, ſind nur als Gleichniſſe zu verſtehen. Wer von einem materiellen Aus- und Einfahren derſelben, von einem Aufenthalt in materiellen Räumen u. ſ. w. ſpricht, der hat nur geiſtige Actionen und Zuſtände verſinnlicht; und wenn er ſagt, daß dieſe Verſinnlichung wörtlich zu nehmen ſey, täuſcht er ſich und Andere. Es iſt Aberglaube, ſich Engel und Dämonen als irgendwie ſinnliche — nämlich irdiſch ſinnliche — Weſen zu denken.

Der wahre Glaube beſteht in der Anſchauung der Geiſter als Geiſter, als immaterieller Weſen und überſinnlich wirkender Mächte, in der Anſchauung der Geiſter als göttlicher Einzelorgane, als der geiſtigen Mittel, durch welche Gott auf die geiſtig ſinnlichen Einzelgebilde wirkt. —

Doch — zur Schöpfung des Menſchen und zum Beginn der Zeitlichkeit ſind wir noch nicht gekommen! Wir haben die Selbſtentwicklung Gottes begleitet bis zu der Prüfung der Engel und zu der großen himmliſchen itio in partes, nach welcher ſich die Parteien in ihrer Eigenthümlichkeit vollenden, die guten im Guten, die böſen im Böſen. In dieſem Stadium iſt Gott ſelbſt Herr einer Herrſchaft, welche Schaden gelitten hat. Allein wenn er dieſen auch als ſolchen empfindet und die negativ gewordenen Geiſter, deren Dichten und Trachten auf Regiren überhaupt, nicht bloß auf das Vernichten des Vernichtenswerthen gerichtet iſt, einen andern Eindruck auf ihn machen als die ſchöpfungsfrohen poſitiven und guten, ſo iſt er doch über ſchmerzliche Eindrücke im eigentlichen Sinne des Worts unendlich erhaben und ſein Gefühl etwa dem zu vergleichen, das wir Menſchen bei der Anſchauung des Böſen und des Ruines in einem tragiſchen Kunſtwerk haben. Gott kennt den Grund dieſes Schadens und mit dem Grunde den Zweck; er ſieht das Verderbniß entſtehend und vergehend, activ zwar mit Erfolg, aber ſchließlich gerichtet und zum Boden des reichſten Segens gemacht, — dieſes wirkt daher nicht ſelbſt auf ihn, ſondern im höchſten Sinne die Poeſie des Verderbniſſes, die Poeſie der Negation, in und mit welcher die gerechteſte Beurtheilung der Negation ſelber nicht nur möglich, ſondern allein möglich iſt. So läßt der höchſte Herr werden, was er aus den göttlichſten Motiven werden laſſen muß, er behält aber das Gewordene in ſeiner Macht und ſieht zu, wie er es zum Träger ſeiner höchſten Glorie geſtalte.

Der Moment, in welchem Gott nach ſeinem Gefallen auch dieſes Stadium abſchließt, naht endlich heran; und es wird keinen, der uns denkend gefolgt iſt, überraſchen, wenn wir ſagen, daß Gott, indem er zu einer neuen Entfaltung ſich entſchließt, eben dem tiefſten Verlangen der ihm untergebenen poſitiven Mächte, ja, in gewiſſem Sinn, auch dem der negativen entgegenkommt.

Die guten und die böſen Geiſter haben die Vollendung erreicht, die ſie für ſich in der ihnen eigenen Sphäre erreichen können; und mit ihnen die göttlichen Principien. Die Geiſter ſind in erwählter Beſonderheit durchgebildet; ſie ſind, was ſie ſind, ganz und ſind es wollend. Die Principien haben gewetteifert in Gewinnung derſelben, gerungen und gekämpft um ſie, bis zu dem Punkt, wo ſie erkennen, daß in dieſer Sphäre geſchehen iſt, was geſchehen konnte und ſollte. Da nun die Möglichkeiten des realen Hervorbringens noch keineswegs erſchöpft ſind — was können zunächſt die poſitiven Anderes wollen, als eben, daß im Produciren fortgefahren werde?

Die zweite göttliche Perſon, die ſpecifiſche Macht des Fortſchritts, hat gethan, was ſie in dieſer Sphäre zu thun vermochte. Sie ſieht: die Geiſter ſind in ſich gefeſtigt, die guten im Guten, die böſen im Böſen. In den letztern iſt durch den böſen Willen die Natur dermaßen dienſtbar und gleichfalls böſe gemacht, daß ſie unmittelbar nicht mehr auf den Weg des Heils zurückgebracht werden können. Mit dem eigenthümlichen Organismus, vermöge deſſen ſie unter den drei göttlichen Perſonen am meiſten der erſten gleichen, haben die Geiſter die möglichen Stadien durchlaufen; aus dem Stande der Unſchuld an den Scheideweg geſtellt, ſind die einen der Verführung erlegen, die andern haben ſich bewährt, und dabei iſt es im Weſentlichen geblieben. Die vorherrſchend einheitlichen Naturen ſind nun entweder gut oder böſe mit aller Kraft des natürlich einheitlichen Willens. Die Parteien ſtehen ſich gegenüber, des Kampfes begierig, zum Kampfe gerüſtet; und was noch Beſſeres für ſie zu hoffen iſt, das iſt eben als Ergebniß des Kampfes zu hoffen.

Die zuerſt mögliche Production iſt mithin realiſirt, und was mit Einzelgebilden, die der erſten göttlichen Perſon analog ſind, erreicht werden konnte, das liegt vor Augen. Es gilt jetzt hervorzubringen, was der zweiten göttlichen Perſon analog iſt; und aus allen Gründen wird hiernach zuerſt die zweite göttliche Perſon ſelber verlangen. Die dritte und die erſte Perſon werden ihr, je nach ihrem Grundcharakter, folgen, und das Streben der poſitiven Principien wird zuletzt in Eintracht auf die Fortſetzung der productiven Thätigkeit gerichtet ſeyn.

Daß aber auch das Princip der Negation in einer Hinſicht der weitern Entfaltung nicht entgegen ſein werde, begreift ſich unſchwer. Die lebensfeindliche Macht will zunächſt, daß nichts Lebendiges entſtehe; erkennt ſie aber, daß die Production nicht zu hemmen iſt, ſo weidet ſie ſich an dem Gedanken, das Geſchaffene zu verderben, und in dieſer Beziehung kann ihr ſogar die Production ſelber genehm ſeyn. Hat ſich dem Satan doch die Hoffnung auf Corruption ſchon einmal verwirklicht! Hat ihm die Hervorbringung der Engel doch ſchon Legionen von Dienern eingebracht und ſeine Macht ins Unendliche gemehrt! Was ihm bei der erſten Production geglückt iſt, das wird ihm ſicher auch bei der zweiten glücken. Ja, er wird hier erſt recht zu thun bekommen und ſeinen Haß gegen das Lebendige und gegen ſeine Vollendung in Güte und Schönheit noch viel gründlicher ſättigen können, da dem eignen Wollen und Können wollende und könnende Helfer zur Seite ſtehen und die zweite Hervorbringung, als die von Gott ſelbſt entferntere, der Verleitung zugänglicher ſeyn dürfte, als die erſte! —

Die Engel ſelbſt werden mit ihren Herrn und Meiſtern ſympathiſiren. Die guten werden in neuen Creaturen Gegenſtände ihrer Liebe und liebenden Sorge, ſie werden Geſchwiſter erhalten wollen, an deren Wachsthum und Gedeihen ſie ſich mitfühlend ergötzen — Geſchöpfe anderer Art, mit denen ſie ſich, bei wechſelſeitiger Ergänzung, zu gemeinſamem Wirken verbinden können. Die Böſen werden ſich in dem Gedanken gefallen, die neuen Geſchöpfe mitverlocken, mitverderben und mitbeherrſchen zu können. Die einen wie die andern werden ſich ſehnen, in dieſen Gebilden den Boden zu gewinnen, auf dem ſie ſich bewegen, das gemeinſame Object, worauf ſie nach Vermögen und Neigung ihre Thätigkeit richten, den Stoff, den ſie nach ihrer Art geſtalten können. Wie ſeiner Zeit die göttlichen Principien, ſo wird es auch die Engel verlangen, ein Unten und ein Außen zu beſitzen und ſich nicht mehr nur vorherrſchend paſſiv zu herrſchenden Weſen über ſich, ſondern auch activ zu dienenden Weſen unter ſich verhalten zu können.

Was iſt nun von den Engeln aus möglich — durch die Natur der Dinge begründet und darum ein Gegenſtand des göttlichen Wollens? — Wir haben es ſchon ausgeſprochen: eine Production, die von Gott entfernter und äußerlicher, materieller als die Geiſterwelt, zugleich aber analog der zweiten göttlichen Perſon organiſirt und von Gott ſelbſt minder — nicht ſo direkt abhängig iſt als die erſte.

Die himmliſchen Geiſter ſind unmittelbar als Einzelweſen geſchaffen. Sie mußten Einzelweſen ſeyn und hatten nur die Wahl zwiſchen Gut und Böſe. Der zweiten Production dagegen kommt es zu, ſelber zu entſcheiden, ob und wie ſie aus Einzelweſen beſtehen ſoll; daher muß ſie in die Fähigkeit dieſer Entſcheidung, d. h. ſie muß als Ganzes geſchaffen werden.

Die zweite Production kann nur Ein Weſen ſeyn, ein geſchaffener Organismus, wie der ganze Gott ein ſchaffender iſt, ein eſſentiell gewordenes All, wie Gott ein eſſentiell ungewordenes iſt. Das verlangt ihre Stellung und ihre damit nothwendig verbundene Freiheit; das verlangt das Geſetz des Fortſchritts, wornach immer auch etwas Neues und Anderes kommen muß; das verlangen die Aufgaben der neuen Schöpfung und die Endzwecke Gottes mit ihr.

Demnach Ein Weſen — ein Bild Gottes im Großen —

eine Welt im Urſinne des Wortes, zugleich materieller und ſelbſtſtändiger als die Engelwelt. Die Creatur vorzugsweiſe, dem Creator entſprechend in jeder Beziehung, mit der Macht ausgerüſtet, über die Art ihres Seyns und ihrer Entwicklung ſelber zu entſcheiden, daher eben zunächſt als Ganzes zu prüfen.

Wenn dieſes Eine Weſen die Prüfung nicht beſtände, zur Bewährung ſich nicht ermannte, ſondern dem Verſucher ſich hingäbe? Dann wäre die zweite Schöpfung nicht nur partiell, wie die erſte, ſie wäre ganz verloren und ganz dem negativen Princip anheimgefallen.

Ein Aufhalten des Geſammtverderbniſſes, ein Zurückſtellen in das Glück vor der Entſcheidung, iſt unmöglich, weil es Gott ebenſo aus den tiefſten Gründen wie aus den höchſten Zwecken nicht wollen kann. Ein ſolches Aufhalten würde nämlich eben ſo ſehr die Nothwendigkeit des Zuſammenhanges zwiſchen Urſache und Wirkung und die göttliche Gerechtigkeit wie die Freiheit und die Ehre des Geſchöpfes beeinträchtigen und dieſes zum gemein willenloſen Organ, zum bloßen Object machen. Der falſchen Entſcheidung muß die Strafe folgen, und nur dieſe ſelber, unerbittlich zu Ende geführt, kann zur Rettung und Wiedererhebung benutzt werden.

In und mit der neuen Production iſt im göttlichen Geſammtorganismus ein Verderben möglich von ganz neuer und eigener Art. Wenn Gott nun die Creatur nicht will verloren, ſondern auf dem Grunde der Züchtigung wieder zu ſich will emporgehen laſſen, ſo werden dazu ganz neue und eigenthümliche Veranſtaltungen nöthig ſeyn. Nach Maßgabe der höchſten Schöpfungszwecke wird mit dem Princip der Negation und mit dem unausweichlichen Verderbniß ein Kampf zu kämpfen ſeyn der ſchwierigſten und angeſtrengteſten Art, ein Kampf, der zuletzt freilich zum Alles entſcheidenden Siege, aber vorher durch die größten geiſtigen und natürlichen Schäden und Leiden wird führen müſſen.

Nicht nur für den höchſten Herrſchenden, ſondern je nach dem Umfang ihrer Kräfte auch für die göttlichen Principien geziemt es ſich, dieſe Möglichkeiten alle zu erwägen; und für die himmliſchen Geiſter, daran Theil zu nehmen.

In den letzten Momenten vor der zweiten Production wird ſich die Berathung, die vor der erſten ſtattgefunden, in neuer Art wiederholen, indem neue Verhältniſſe zur Sprache kommen, die neue Argumente für und wider bedingen. Gott, der All-Eine, kann aus allen Gründen nur vorherſehend und vorſätzlich handeln; er muß nicht nur wiſſen, was er thut, er muß ſich auch vorſtellen, was aus ſeinen Handlungen Alles folgen kann, und er muß ſich im beſonderen Sinne des Worts vorſehen für alle möglichen Fälle. Vorſehung zu ſeyn inſofern, daß er ſich Alles denkt, was aus einem Act hervorgehen mag, und, wenn er die wirkliche Entſcheidung nicht als ſolche vorausbeſtimmen, ſondern erwarten wollte, doch auch in dieſem Falle nichts Unvorhergeſehenes, nichts was er nicht zuvor bedacht und wofür er nicht zuvor geſorgt hätte, geſchehen würde — das gebührt Gott, das iſt ſeinem Wollen und Können gemäß! Vor der zweiten Production ſtehend mit allen Organen, die er ſich angeſchaffen, wird Gott mehr Vorſehung ſeyn, als je früher, er wird materiell mehr vorherſehen, das jetzt möglicherweiſe Kommende beſtimmter vor Augen haben, als je früher. Vor einer Schöpfung ſtehend, aus welcher das größtmögliche Verderben hervorgehen kann — ein Verderben aber, das er aus den angezeigten Gründen nicht aufhalten darf! — hat er nothwendig ein neues Gefühl: das Gefühl des für ihn größtmöglichen Wagniſſes und des allertiefſten realen Ernſtes. Geſchieht das Nichtſeynſollende, dann hat die Hölle Recht, und mit unwiderſtehlicher Gewalt brechen die Flammen hervor, das göttlich ſchöne Bild zu ergreifen und hinabzuſchlingen in die Finſterniß. Und wie erhaben der Herrſcher über Allem ſchweben mag, irgendwie muß das Leid und die Noth des geſchädigten Bildes doch auch an ihn kommen: — die Liebe wird ſich bei dem Elend des Geliebten nicht des Mitleidens entſchlagen können! —

Es gebührt Gott und es gebührt den göttlichen Organen je nach ihrer Begabung, die großen Möglichkeiten ſich vorzuſtellen, über welche innerhalb der neuen Entwicklung entſchieden werden ſoll, für jeden Fall Entſchließungen zu faſſen und Verpflichtungen einzugehen. Es gebührt insbeſondere dem Sohn, der die Schöpfung am dringendſten fordert, die höchſten Anſtrengungen zu ihrer Erhaltung und Rettung zu verheißen und zu verbürgen. Nachdem dieß geſchehen, kann aus Gründen, die ſich jeder ſagt, die Frage der weitern Production nur bejaht werden. Und der Herrſchende, der alle Stimmen vernommen, Alles vorbereitet und Alles hat vorbereiten laſſen, hinausſehend in die letzten Ziele der ganzen Entwicklung und vorausbeſitzend, was kommen wird — beſchließt die Schöpfung und richtet ſie in's Werk.

Siebenter Abſchnitt.

Die Schöpfung und der Fall des Menſchen.

Wenn gelehrt wird, Gott ſey ewig und die Welt von ihm geſchaffen, ſo erhebt ſich in dem denkenden Hörer nothwendig die Frage: was denn Gott vor der Schöpfung gethan habe! Ein Theologe hat darauf die Antwort ertheilt: er habe Ruthen geſchnitten für diejenigen, die ſolche vorwitzige Fragen thun. Allein mit dieſer Abweiſung kann man ſich heutzutage nicht mehr aus der Affaire ziehen, — ſie entſpricht nur allenfalls einer Zeit, in welcher der Glaube herrſchen ſoll und Einwendungen, die ihn ſtören könnten, pädagogiſch verpönt werden müſſen. Für die Gegenwart iſt die Frage berechtigt und eine wiſſenſchaftliche Beantwortung gefordert.

Wir können nun darauf erwidern: Gott habe vor der Schöpfung der Welt eben die Selbſtentwicklung vollzogen, wie wir ſie bisher zu ſchildern verſuchten. Damit hätten wir den Kirchenvater Hieronymus auf unſrer Seite, nach welchem Gott vor der Schöpfung mit Sohn und Geiſt und Engeln Aeonen hindurch allein geweſen. Und allerdings wäre dieß die richtige Antwort: gethan hat Gott in Wahrheit nichts, als eben die Thaten ſeiner Selbſtentwicklung, die in ihrer Art alle Schöpferthaten ſind. Allein jene Frage wäre damit doch noch keineswegs erledigt; man könnte und würde einfach erwidern: zugegeben, daß der Weltſchöpfung die göttliche Selbſtentfaltung in der angegebenen Weiſe vorausgegangen ſey — was hat aber Gott vor den erſten Schritten derſelben, was hat er vor der ideellen Organiſation gethan? — Wenn er ſeine Entwicklung begonnen hat, ſo war er zuvor, und zwar ewig — womit hat er dieſe Ewigkeit ausgefüllt?

Um hier Klarheit zu erlangen und die Einwendungen, die mit jener Frage zuſammenhängen, in der That zu entkräften, müſſen wir uns in Gott ſelbſt hineindenken und von ihm aus zu begreifen ſuchen, was uns ohne ihn immer ein Räthſel bleiben würde.

Gott iſt ewiger Weiſe; das heißt: Gott iſt als ſolcher wollend und ſeyend, Herr und Herrſchaft, Einer und Alles. Er iſt der Eine, der Alles kann, was er will; und zwar, wie wir geſehen, in jedem Moment, in ſeinem Urſeyn, ebenſo wie auf irgend einer Stufe ſeiner Entwicklung. Er iſt der abſolute Herr, und als ſolcher allherrlich und allſelig. Kann es nun für den abſoluten Herrn, für den, der eben ſo iſt, wie er ſeyn will, eine Zeit, eine Form der Bewegung geben, der er unterworfen wäre? — Man ſieht: ein ſolcher iſt überzeitlich, ewig. Ewig ſeyn heißt eben herrſchend, heißt nach ſeinem Wollen und Wohlgefallen ſeyn.

Damit ſchon enthüllt ſich uns die Unrichtigkeit einer Vorſtellung, die im Grunde zu jener Frage geführt hat. Man denkt ſich die Ewigkeit als eine Art von Zeit, als gränzenloſe Zeit; man denkt ſich Gott, wenn man ihn vor dem erſten Schritte ſeiner Selbſtentwicklung als ewig ſeyend annimmt, von dieſem durch eine gränzenloſe Strecke getrennt, die er nun, bevor er ihn thun könnte, erſt durchlaufen müßte; wobei ſich natürlich von ſelbſt ergibt, daß, wenn die Strecke wirklich gränzenlos iſt, auch Gott ſelber ſie nicht zu durchlaufen vermag. Ewigkeit iſt aber keineswegs eine Art von Zeit, ſondern das Gegentheil von Zeit. Ewig ſeyn heißt herrſchend ſeyn, zeitlich ſeyn heißt unterthan ſeyn. Ewig ſeyn heißt ſo ſeyn, wie man ſeyn will; ſo daß dabei von Zeit als von einer Macht, an die man gebunden wäre, gar keine Rede ſeyn kann.

In Wahrheit, denken wir uns Gott als ſeyend und ſeyn wollend, als den Einen, der Alles ſeyn kann je nach ſeinem Wohlgefallen — wo bleibt da die Zeit? Denken wir uns ſelbſt als vollkommen organiſirte, geiſtige Weſen, die könnten, was ſie wollten und in dieſem Seyn glückſelig wären — wo bliebe da die Zeit? Dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde, auch auf Erden ſchon; dem vollendet Glücklichen ſchlägt überhaupt keine. Die Zeit im eigentlichen Sinne des Wortes beginnt erſt mit dem Verluſt des Glückes und der Herrſchaft — nicht mit der Schöpfung der Welt, ſondern mit dem Umſturz der geſchaffenen und mit der Nothwendigkeit, in welche die Creatur geſetzt wird: Schritt für Schritt aus der Tiefe wieder emporzugehen zum Creator.

Fragt man uns nun: was hat Gott vor der ideellen Organiſation gethan? ſo antworten wir: er hat ſein einheitlichſtes Seyn, das Urſeyn, gelebt. Und wie lange? So lange es ihm gefallen hat.

Es begreift ſich von ſelbſt, daß von „lang“ und „kurz“ im zeitlichen Sinn hier gar keine Rede ſeyn kann. Wenn Gott auch in ſeinem Urſeyn ſchon Einer und Alles und damit abſolut iſt, wenn er nur iſt, wie ihm zu ſeyn gefällt, und in unendlicher Fülle lebt — wie könnte ſich ihm fühlbar machen, was von uns „Länge“ genannt wird? Uns macht ſich dieſe fühlbar, inſofern das, worauf wir harren, nicht eintrifft, wenn wir es wünſchen. Gott muß aber auf nichts warten, er kann ſich immer geben was er will; ſein Verlangen wird immer erfüllt, und nur wenn er warten und ſich etwas zu thun vorbehalten will, kann er es auch. Nach ſeinem Gefallen bleibt er im Urſeyn, nach ſeinem Gefallen tritt er aus ihm heraus, und niemals kann ſich ihm eine Dauer im zeitlichen Sinn bemerklich machen.

Der abſolute Herr, das innerſte und oberſte Princip, Gott ſelbſt, iſt und hat immer, was er will, im Urſeyn und in allen Stadien der Selbſtentwicklung. In ſich bleibt er ſich mithin immer gleich, ſofern er immer derjenige iſt, der ſich gibt, was er will; er bleibt immer an derſelben Stelle, nämlich an der innerſten und oberſten, und iſt immer der Ewige vorzugsweiſe, weil immer der Herrſchende vorzugsweiſe. Er ſelbſt geht auch nicht in diejenige Bewegung ein, die ein Nacheinander in der geiſtigen Sphäre, im Himmel begründet: er verläßt, indem er ſeine Natur, ſein Wollen und Seyn organiſirt, nicht ſeine Stellung als abſoluter Mittelpunkt; für ihn ſelbſt iſt alles Werden nur ein Schauſpiel, das er gewollt hat und will und das ihm genugthut. Für das Werden, die Entwicklung der ewigen Natur, gibt es Geſetze, die zugleich in dem nothwendigen Weſen des Dienenden und in dem freien Weſen des Herrſchenden begründet ſind; für den Herrſchenden ſelbſt gibt es aber nicht Geſetze in dieſem Sinn; für ihn gibt es nicht Geſetze, denen er unterworfen iſt, ſondern nur ſolche, die er will.

Gott ſelbſt iſt abſolut frei, abſolut ewig über Alles erhaben. Er iſt, um es noch einmal zu wiederholen, als ewiger Mittelpunkt derſelbe in jedem Moment — im Urſeyn, in der Selbſtentwicklung, in der Production der Geiſterwelt, in der Menſchenſchöpfung und gegenüber allen Folgen derſelben. Alles, was wird und geſchieht, geht nur um ihn vor. Alles geht nur ſo um ihn vor, wie er es in letzter Inſtanz will, und Alles iſt für ihn nur, was er ſich daraus macht. Was für uns Zeit iſt, eine Form der Entwicklung, der wir unterworfen ſind, das iſt es nicht für ihn; auch das weltlich zeitliche Nacheinander iſt für ihn nur ein Spiel, das als gewolltes ihn ergötzt — ein Object, das in ihm, dem abſoluten Subject, ſich ſtets wieder verklärt und verewigt.

Alles Peripheriſche, Alles was in nähern und fernern Kreiſen vorgeht, kommt in das göttliche Centrum nur vergöttlicht — durchherrſcht und durchleuchtet; und um dieß jetzt ſchon zu bemerken — auch von den vielen Millionen Jahren, welche die jetzige Welt und die Erde zu ihrer Formirung gebraucht haben und die als Zeitvorſtellung auf gewiſſe Geiſter eine ſo erſtaunliche Wirkung üben, iſt Gott ſelbſt nicht im geringſten beläſtigt. Ihm, der als ewiger Mittelpunkt in abſoluter Herrlichkeit und Fülle lebt, ihm verurſachen die Millionen Jahre keine Langeweile; ihm ſind, um das bekannte Gleichniß zu brauchen, auch ſie nur wie ein Tag, und er läßt ſie vorübergehen, wie er ihre Urſachen hat werden laſſen: nach ſeinem Willen und nach ſeinen Endzwecken.

Gott — und dieß zu erkennen iſt eben die Aufgabe! — Gott in ſeinem Selbſt iſt immer derſelbe, Er verwandelt ſich nicht, wenn es auch um ihn ſich verwandelt; er ſelbſt tritt nicht aus ſeinem innerſten Seyn heraus, mit ihm ſelber geht nichts vor. Wenn er auch das, was um ihn vorgeht, auf ſich wirken läßt und Eindruck von ihm annimmt, ſo geſchieht dieß doch nur ſo wie er es will: er iſt immer derſelbe Herrſchende, derſelbe Wollende, der immer nur iſt und hat, was er will, alſo nach ſeinem herrſchenden Weſen immer gleichmäßig über Alles erhaben. Von dieſer abſoluten Erhabenheit kann er aber Alles, was er will, er kann alle Schritte thun ſeiner Selbſtentwicklung, und denn auch, wenn die Reihe an ſie gekommen iſt, die Welt ſchaffen.

Wir müſſen Gott ſchauen auf ſeinem Thron, in dem göttlichen Reich der Mitte, um zu erkennen, daß er als Princip der Principien, als Herr, ſich immer gleich bleibt, und daß es für ihn in keinem Moment eine Zeit gibt, welche Macht hätte über ihn. Wenn wir ihn faſſen als Urgeiſt und Urnatur — in der Entwicklung der Urnatur durch den Urgeiſt bis zur letztmöglichen Vollendung — in dem vollkommenen Reich am Ende der Dinge (das wir erſt kennen zu lernen haben!) — immer iſt er herrſchend in der Mitte und immer lebt er als Herrſchender daſſelbe ewige Leben. Sein Reich verändert ſich, er ſelbſt als Wollender verändert ſich nicht. Er gibt ſich, was er will; er gibt ſich Anderes und Beſſeres, wann er will; er vollendet ſein Reich und regiert es wie er will, — und immer iſt er derſelbe Herr, vor, während und nach der Entwicklung, immer im abſoluten Beſitz aller Dinge, immer der Ewige — der, dem dieſes Prädikat im höchſten Sinn allein zukommt. — Wer ſich in ihn zu verſetzen und von ihm aus das von ihm Beherrſchte zu betrachten weiß, der wird fühlen, daß er als abſolutes Princip Herr iſt der Zeit in jeder Bedeutung, daß er, in ſteter Herrlichkeit und Seligkeit, das nacheinander Geſchehende nur empfindet als einen Zuſtrom von Luſt, daß er immer in jener wahren Gegenwart lebt, welche von Vergangenheit und Zukunft nur bereichernd umſpielt iſt, — und daß er von dieſer Höhe herab, aus dieſer Machtvollkommenheit heraus, immer thun und beginnen kann, was er will.

Wir haben, im zweiten Abſchnitt, zu beweiſen verſprochen, daß es von der Ewigkeit des göttlichen Seyns aus allein möglich ſey, zu einem Anfang der Zeit (im jetzigen Sinn) und zu beſtimmten Ereigniſſen in der Zeit zu gelangen. Wir glauben dieſen Beweis durch das Bisherige ſchon geführt zu haben und durch das Folgende bis zur Evidenz verſtärken zu können.

Wenn Gott immer kann, was er will, ſo kann er damit nicht in jedem Moment alles Denkbare: er kann nicht das Verkehrte und Zweckwidrige, nichts was nicht motivirt iſt und, unmotivirt kommend, den organiſchen Ausbau ſeines Reiches unterbräche — weil er dieß nicht wollen kann! Er kann was er will: aber er will nur das ihm Entſprechende und ſeiner Würdige; er will nur eine Darſtellung des ewig Dienenden, die als ſolche reell iſt, was er ſelber ideell iſt — er will nur die vollkommenſte Herrſchaft, wie er ſelber der vollkommenſte Herr iſt. Gott kann daher nicht unmittelbar von ſeinem Urſtand aus die Welt ſchaffen, weil dieß der Vollkommenheit ſeines Reiches widerſpräche und er einen ſolchen Widerſpruch nicht wollen kann. Wenn aber die Schöpfung an der Reihe, durch die vorhergegangene Entwicklung begründet und von ihr aus gefordert iſt, dann kann er ſie vollziehen, denn dann kann er ſie wollen.

Die Schöpfung der urſprünglichen Welt oder des urſprünglichen Menſchen (denn beide Namen bezeichnen daſſelbe!) iſt das große Werk des Ewigen und ſeiner Organe. Gott will dieſes Ganze, dieſes All, aus den ſchon angegebenen Gründen und Zwecken, und er ſchafft es wollend aus ſich und ſeinen Organen. Alle Organe tragen dazu bei nach Maßgabe ſeines Wollens und ihres eigenen Wollens und Könnens, alle geben aus ſich ihr Leben dazu; und ſo entſteht das dem ganzen Gott analoge eine und ganze Weſen, der Eine Menſch, die große Welt — der Makrokosmos.

Das was Gott von der Geiſterwelt aus ſchafft, iſt nicht unſre Welt, nicht das was wir jetzt das Weltall nennen und wovon wir ſelber Theile ſind; die unmittelbare Schöpfung iſt Ein Weſen, das große Weſen, das in ſich potentiell Alles enthält, was in der jetzigen Welt zerfallen, Schritt für Schritt wieder aufgerichtet und in eine neue Folge gebracht iſt. Die Sphäre, in welche Gott dieſes Weſen erſchafft, iſt nicht die der jetzigen Welt, ſondern die von der Geiſterwelt aus zunächſt mögliche Sphäre, die ſich zu der jetzigen ihrerſeits als überſinnliche verhält. Der Makrokosmos iſt ein geiſtiges Weſen, ein geſchaffener geiſtiger Organismus, beſtehend aus dem herrſchenden Selbſt und den dienenden Principien der Natur, des Gemüthes und des Geiſtes. In ihn hat Gott alle Fülle ſeiner ſelbſt und ſeiner Organe ergoſſen und hat ihn hingeſtellt in natürliche Selbſtſtändigkeit, zu freier Entwicklung, freier Wahl ſeines Geſchicks.

Wir haben ſchon geſagt, daß der Organismus der Engel dem der Mutter entſpricht, der Organismus des Menſchen dem des Sohnes. Der Menſch im urſprünglichen Sinn iſt auf der einen Seite allerdings von Gott entfernter, ſomit realer, materieller, als der Engel; aber zugleich hat er das zweite Princip vorherrſchend in ſich und iſt dadurch freier als der Engel. Der Menſch, die Creatur, der Makrokosmos, iſt nun im göttlichen Geſammtorganismus etwas weſentlich Neues. Die letztmögliche, äußerſte und realſte Production Gottes iſt er doch zugleich das geſchaffene All, das dem ungeſchaffenen göttlichen gleicht, das große ſelbſtſtändige Weſen, in deſſen Hand die Abſchließung des göttlichen Reichs gelegt iſt.

Der Menſch als Creatur Gottes und aller ſeiner Organe hat die Gaben und Kräfte von allen in ſich, alſo die Gaben ebenſo der Negation wie der Poſition, und iſt damit den Einwirkungen der einen wie der andern Macht ausgeſetzt. Er iſt der gemeinſame Gegenſtand derſelben, das Abſehen beider iſt auf ihn gerichtet und um ihn geht der letzte, der Alles entſcheidende Kampf.

Die Bewerbung um ihn kann aber als eine actuelle nicht ſofort beginnen. Denn der Menſch hat eine Jugend, wie ſie Gott ſelbſt und jedes ſeiner Organe gehabt hat — einen Aeon des natürlichen Wachſens und Reifens im Schirme Gottes, eine Zeit der Unſchuld, die nicht weiß, was gut und was böſe iſt, und in reiner Seligkeit der eingebornen Fülle genießt. Er iſt in dieſer Zeit von Gott geliebt wie ein Kind und liebend wie ein Kind; er iſt von Gott geſchützt und geleitet wie ein Kind und nichts Böſes darf ihn befahren. Bewahrt von Gott ſoll er ſich entwickeln und auswachſen in allen Theilen zur Mündigkeit und wirklichen Selbſtſtändigkeit — zu dem Punkt hin, den Gott beſtimmt zu ſeiner Prüfung und zur Entſcheidung der großen Frage ſeines Daſeyns, die eine Entſcheidung iſt für den geſammten göttlichen Organismus.

Es iſt dies im göttlichen Organismus eine Zeit des Friedens, des zunächſt letzten Friedens; eine Zeit eigner Glückſeligkeit für das abſolute Ganze. Denn auch die Macht der Negation, die ſich zurückhält und zurückhalten muß, iſt gelabt durch die Ausſicht auf den Kampf um die Creatur und die Hoffnung auf den Sieg; die poſitiven Mächte dagegen erfreuen ſich in reinſter Liebe des Gedeihens und der eigenthümlichen Schönheit des Geſchaffenen.

Von der gegenwärtigen irdiſchen Sphäre aus gedacht und im Geiſte geſehen, erſcheint der urſprüngliche Menſch überſinnlich, ideell; von Gott aber und den Principien, aus der höhern und innerlichern Sphäre, geſehen, erſcheint er ſinnlich, reell, und damit in neuer, beſonderer, in vorherrſchend ſinnlicher Schönheit. An dieſer neuen und beſondern Schönheit hängen die poſitiven Mächte mit inniger Freude und erhöhen ſie mit liebender Pflege. Der urſprüngliche Menſch, in göttlichem Schutze gedeihend und ſich ausgeſtaltend, wird Makrokosmos im eigentlichſten Verſtande: der große Schmuck, die letzte, vollendete, glanzvolle Zierde des abſoluten Organismus. —

Gott, ſagt die Schrift, wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann. Der Innerſte und Höchſte, der abſolute Herr, iſt nothwendig auch der Lichteſte, der Glänzendſte. Die Urſache, der Creator, iſt nicht nur edler, ſondern im höchſten Sinne des Worts auch ſchöner als die Wirkung, die Creatur. Eignet aber dem Schöpfer der Urglanz, ſo eignet dem Geſchöpf der Abglanz, der wahre, innerliche, ſelbſteigener Glanz gewordene Abglanz. Und das iſt nun das Wunderbare, daß dieſer Abglanz nicht nur ſchwächer iſt, als der Urglanz, ſondern daß er zugleich einen eigenthümlichen Reiz hat, eine Schönheit, die dem Urbild ſelber abgeht und welche dieſes eben nur in ſeinem Abbilde hat. Der Abglanz iſt nicht nur geringer, er iſt anders, iſt etwas Neues und Beſonderes und ſelbſt wieder beſonderer Wirkungen fähig. Es iſt das Verhältniß des Mondes zur Sonne, des Mondlichtes zum Sonnenlicht. Dieſes iſt das urſprüngliche, edlere und ſchönere; aber es hat als ſolches und unmittelbar nur Eine Schönheit und nur Eine Wirkung — die Schönheit des Tages. Das Mondlicht hat eine andere; es verſcheucht nicht, es verklärt die Nacht und verleiht der Landſchaft, über die es hinfließt, eine Magie, die uns nicht minder ergreifen kann, als der Glanz der vom goldenen Tageslicht übergoſſenen Flur. Die Sonne freilich kann ſich ſagen, daß ſie nicht nur das goldene Licht des Tages, ſondern mittelbar auch das ſilberne Licht der Nacht hervorbringt! —

Wie die Creatur in eigner Schönheit glänzt, ſo genießt ſie auch eigner Glückſeligkeit. Wir haben die Glückſeligkeit Gottes und aller von ihm herkommenden ſelbſtſeyenden Weſen in andeutender Schilderung zu charakteriſiren verſucht. Die geſchaffene Welt, das zuletzt entſtandene große Weſen, theilt mit den frühern Abkömmlingen des Ur-Einen die Luſt gottgeſchirmter Jugend; allein ihre beſondern Verhältniſſe bedingen ein beſonderes Lebensgefühl. Dieſes iſt ſinnlicher als das der vorangegangenen Weſen und ſinnlich gewaltiger. Die Fülle des ganzen Gottes, des göttlichen Organismus iſt in ſie ergoſſen: aber ſie hat im Vergleich zu Gott den ſecundären, abgeleiteten, geſchöpflichen Charakter; ſie iſt dunkler, der göttlichen Macht und des göttlichen Bewußtſeyns entbehrend. Dieſen vorherrſchend ſinnlichen Charakter nun auf der einen und die gottähnliche Größe der Creatur auf der andern Seite muß man in Anſchlag bringen, wenn man von ihrem jugendlichen Leben, Fühlen, Denken und Wollen und ſeiner Eigenthümlichkeit eine beſtimmte Anſchauung erlangen will. Wunderbares Leben erquillt dem Geſchöpf aus Natur, Gemüth und Geiſt; wunderbares Glück, in leidloſem Daſeyn, erblüht ihm aus der eigenen Kraft und Fülle, aus der liebevollen Begabung durch die göttlichen Mächte; einzig in ſeiner Art iſt der Verkehr mit dem Schöpfer, von deſſen Ganzheit der urſprüngliche Menſch ein durchaus eigenthümliches Abbild iſt! Aber in ſeiner Beſonderheit, in der Einzigkeit ſeines Lebensgefühls ſteht das letzte himmliſche Geſchöpf dem irdiſchen Menſchen in irdiſcher Jugend am nächſten und iſt dieſem am ähnlichſten.

Das Jugendleben der Creatur im liebevollen Schirme Gottes iſt das Leben im Paradieſe — das Leben des urſprünglichen Menſchen, wie es in der moſaiſchen Erzählung bildlich geſchildert iſt.

Daß dieſe Erzählung nur bildliche Wahrheit enthält, daß die berichteten Vorgänge als hiſtoriſch wirkliche undenkbar ſind, wird man heutzutag eben ſo wenig in Abrede ſtellen wollen, als man, die nur bildliche Bedeutung zugegeben, den in ihr liegenden Tiefſinn verkennen wird.

Nach der altteſtamentlichen Darſtellung ſchafft Gott Himmel und Erde, d. h. den ſinnlich wahrzunehmenden Himmel und die Erde, mithin das Weltall. Er ſcheidet Land und Meer, läßt Pflanzen und Thiere werden und bringt endlich nach ſeinem Bilde den Menſchen hervor. Dieſen ſetzt er in einen Garten, den er für ihn gepflanzt, gibt ihm, dem Manne, das Weib, und beide leben, der Früchte des Gartens genießend, im ſeligen Stande der Unſchuld.

Aus den erſten Kapiteln des Buches Moſe und aus verwandten Stellen des alten und neuen Teſtaments hat die chriſtliche Kirche die Lehre vom Urſtande des Menſchen gebildet, die in den verſchiedenen Confeſſionen ſelbſt wieder ein verſchiedenes Gepräge erhalten hat. Die ſyſtematiſche Theologie ſchon iſt in Bezug auf das Bibelwort auswählend verfahren und die Confeſſionen haben das Dogma je nach ihren Grundideen geſchaffen, ſo daß z. B. zwiſchen dem Adam des katholiſchen und dem des proteſtantiſchen Bekenntniſſes ein Unterſchied beſteht, der dem Unterſchiede der beiden Lehren überhaupt gemäß iſt. Um ſo weniger wird es nun auffallen, wenn die Philoſophie dem Buchſtaben der Schrift gegenüber ſich völlig frei verhält, um den wahren Sinn vielleicht um ſo beſſer zu treffen.

Der urſprüngliche Menſch kann unmöglich nach dem ſinnlich wahrnehmbaren Weltall, nach Pflanzen und Thieren, auf der Erde geſchaffen — das Paradies kann nicht ein Ort auf der Erde geweſen ſeyn! Denn die Erde beſteht feſtgeſtelltermaßen auch aus untergegangenen Thiergeſchlechtern, und der

Menſch, deſſen Fall den Tod überhaupt erſt zur Folge gehabt haben ſoll, würde bei der Annahme eines Paradieſes auf der Erde ſchon vor dem Fall auf Monumenten des Todes gewandelt ſeyn, was ein Widerſpruch iſt.

Die Geſammtheit der in jenen Kapiteln berichteten Vorgänge — die Schöpfung des erſten Menſchenpaares; die Bildung des Mannes aus dem Staub der Erde, des Weibes aus der Rippe des Mannes, ihr Leben in Eden, ihre Verführung durch die Schlange zum Eſſen der verbotenen Baumfrucht, ihre Beſtrafung und Vertreibung aus dem Paradieſe — alles das iſt als hiſtoriſch wirklich geſchehend unmöglich, und als wirklich gedacht würde es den daraus abgeleiteten ungeheuern Folgen — den geſammten irdiſchen Geſchicken der Menſchheit — völlig unangemeſſen erſcheinen. Das Verderbniß der menſchlichen Natur, das die chriſtliche Theologie nicht groß genug ſchildern kann, aus dem wirklichen Genießen einer wirklichen Baumfrucht ableiten, wozu die Liſt der Schlange verlockt habe, das hieße die tiefſinnige Lehre von dem Falle des Menſchen in den Augen der Denkenden Preis geben und für die Jetztwelt um der Form willen die Sache opfern.

Doch es iſt unnöthig, gegen die wörtliche Auffaſſung dieſer altteſtamentlichen Erzählung zu polemiſiren; die Bildlichkeit ſpringt allzuſehr in die Augen. Der „Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen“ und der „Baum des Lebens“ können nur Symbole ſeyn; wie es auch der Garten iſt und die Schlange, wie es Adam und Eva ſelber ſind. Die Aufgabe des Denkers, ja die Aufgabe des wahrhaft religiöſen Mannes iſt es, die Erkenntniß eben jener Vorgänge zu erlangen, welche durch dieſe Symbole bedeutet ſind. Wenn dieß gelingt, dann wird man der moſaiſchen Erzählung ſelber einen jetzt beſonders nöthig gewordenen Dienſt leiſten: man wird den Widerwillen beſeitigen, den ſie erregen muß, wenn ſie wörtlich aufgefaßt werden ſoll, und die Ehrfurcht wieder erwecken, die ihr als einer Urwahrheit enthaltenden Mythe gebührt.

Der Menſch, den Gott nach ſeinem Bilde ſchuf, iſt der Eine und allgemeine Menſch, der Makrokosmos. Der Paradieſesgarten iſt die gottgeſchirmte Stelle, an welche derſelbe erſchaffen worden in lebendigem Zuſammenhange mit dem göttlichen Organismus. Das Leben im Paradies iſt das Leben an dieſer Stelle, das Leben in ſeliger Jugend, wo die Regungen der Natur, des Gemüthes und des Geiſtes in natürlicher Harmonie zuſammenklingen. Adam und Eva bezeichnen das männliche und das weibliche Element der Einen Creatur. Das Princip, das die Schlange verſinnlicht, kennt man; und was mit dem Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen und dem Baum des Lebens gemeint iſt, hoffen wir zu finden.

Das Leben der Creatur im Paradieſe iſt rein innerlich, ein Leben derſelben in ſich und mit den Weſen, die ſie mit ihrem Innern berührt. Die Früchte, mit denen der Menſch ſich labt, erſprießen — und die Brunnen, die ihn erquicken, entſpringen ſeiner eigenſten Natur. Der Eine Menſch, der große geſchaffene Organismus, iſt wie Gott; er nährt und erfreut ſich nicht von Außen, denn für ihn gibt es kein Außen, er lebt ein Leben reinſter Productivität, er gibt ſeine Labung ſich ſelber, und was er empfängt, das empfängt er von oben und innen, von den göttlichen Mächten.

Das Leben des Menſchen im Paradies iſt ein Wachſen und Ausgeſtalten bis zu dem Punkte hin, wo ſein künftiges Geſchick in ſeine Wahl gelegt werden ſoll. Wir können ihn nicht Schritt für Schritt in dieſem Wachsthum begleiten wollen; aber eine Bemerkung dürfen wir nicht unterdrücken. Das Grundgefühl der Creatur in ihrem Urſtande iſt reine Freude; allein dieſer Freude, wie rein wir ſie uns denken mögen, fehlt doch auch nicht der ernſte Hintergrund. Die gegenſätzlichen Elemente ſind noch in erſter natürlicher Harmonie; aber im Verlauf der Entwicklung fühlen ſie ſich mehr und mehr als ſolche und die Möglichkeit eines Conflictes kann als Ahnung durch die Seele gehen; das Glück, jetzt in friſcheſter Luſt ergriffen, kann in andern Momenten als unverſtandenes wie eine ſüße Bürde drücken. Die Creatur in ihrem jungfräulichen Stande erkennt noch nicht ſich ſelbſt, erkennt und unterſcheidet noch nicht die göttlichen Mächte. Sie weiß noch nicht, was gut und was böſe iſt; ſie ſchwimmt noch in ſelig unbewußter Fülle. Aber die Verſchiedenheit ihrer Elemente wird doch ſchon von ihr empfunden; und das Geſchick, das ihr nahen ſoll, kann als Traumbild vor ihre Seele treten. Je mehr ſie dem Moment entgegengeht, den Gott zur Entſcheidung beſtimmt, deſto mehr werden auch die Elemente ihres Weſens in Aufregung gerathen und ein Drang wird ſich in ihr erheben nach Entſcheidung. Denn Alles muß werden und das Gegenwärtige an das Künftige mit entſprechender Entwicklung ſich anfügen! Die Entſcheidung zwar kann mit Einem Schlage geſchehen, die Vorbereitung dazu aber mit nichten.

Iſt die Creatur der Epoche der Mündigkeit zugereift, dann leitet Gott die Prüfung ein, von der das Loos des Menſchen, das Schickſal einer Welt abhängig gemacht werden ſoll.

Was iſt das Ideal des urſprünglichen Menſchen? Sich zu entwickeln mit Gott und den poſitiven Mächten; werden wie Gott auf dem poſitiven Wege des liebenden Gehorſams, der freien Unterordnung, der dankbaren Annahme und der ſelbſtſtändigen Verarbeitung göttlicher Gaben. Die Möglichkeit der Losreißung von Gott und der widergöttlichen Freiheit ſollte ſich ihm darſtellen, aber er ſollte ſie zurückweiſen und Alles, was ihm in ſolcher Freiheit verheißen wäre, beſſer, vielmehr allein gut und heilſam von Gott ſelbſt erwarten. Den Lockungen widerſtehend und immer wollend mit Gott verbunden, ſollte der Eine Menſch die vollkommene Ausgeſtaltung und alle Wandelungen ſeines Weſens ins Beſſere und Beſte auf geradem Weg erſtreben und eben darauf die rechte gottähnliche Macht und Stärke, Liebe und Güte, Wiſſenſchaft und Weisheit und den wahren göttlichen Reichthum gewinnen.

Den Menſchen dieſem Ideal entgegenzuführen, iſt vor allem der Wille und die Sorge der zweiten göttlichen Perſönlichkeit. Dieſe iſt ihrer Natur und ihrer Stellung nach vor allen der ſpecifiſche Gegenſatz des negativen Princips. Die erſte, bei aller Gegenſätzlichkeit, hat mit dem Princip der Negation am meiſten gemein, und der widerſtrebende Wille der dritten iſt durch die Erkenntniß deſſen gemildert, wozu auch jenes Princip dienen muß und gut iſt; — der Sohn, der unmittelbar das Heil will, iſt der wahre Gegner deſſen, der unmittelbar das Unheil will, der natürliche Vorkämpfer der poſitiven Mächte im Streite gegen den Satan. Dem Organ der Liebe und Güte, dem Princip, durch welches der Menſch geſchaffen, muß das Wohl des Geſchaffenen auch nothwendig zumeiſt am Herzen liegen und ein leidenſchaftlicher Drang muß es bewegen, denſelben in ununterbrochener Harmonie mit Gott zu erhöhen und zu vollenden.

Des Sohnes und des Satans nun bedient ſich Gott, um die Prüfung ins Werk zu ſetzen.

Der Sohn iſt als Princip des höheren Lebens ſeinem Weſen nach der erſte Lehrer und Erzieher, und damit das natürliche Organ zur Verkündigung des göttlichen Willens. Wenn der Zeitpunkt naht, ſo hält er der Creatur das Seynſollende mit Beſtimmtheit vor, er zeigt ihr die Möglichkeit der unrechtmäßigen Befreiung, den falſchen Weg zur Selbſterkenntniß, und warnt davor und ſpricht die Warnung als Verbot aus. Den Hang zum Verbotenen kennend fordert er von dem Geſchöpf Unterdrückung deſſelben; er fordert in Selbſtüberwindung Gehorſam gegen Gott, in Selbſtbeſchränkung das Verdienen der Freiheit, die dem Geſchöpf in Wahrheit nur als Lohn der Bewährung, nicht als Raub der Anmaßung zu Theil werden kann.

Durch den Sohn wird alſo der Creatur der rechte Weg gezeigt, damit aber nothwendig der entgegengeſetzte vor Augen geſtellt. Dieſer erſcheint als gefährlich und drohend, aber anziehend und lockend von Ausſehen. Von dem Lehrer als verderblich geſchildert entſpricht er um ſo mehr der unmittelbaren Neigung der Creatur; und wenn ihre Aufmerkſamkeit auf ihn ſich richtet und das Lockende ſeine Wirkung übt, ſo wird ſich in ihrem natürlichen und negativen Element ein Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Lehrers und ein Zug und Trieb eben nach der Seite des verbotenen Weges hin erheben.

Wenn das geiſtige und poſitive Element dieſem Zug zunächſt auch entgegentritt, ſo iſt mit ihm doch der Moment gekommen für die Thätigkeit des Verſuchers.

Satan, nachdem er zu dem großen Werke der Schöpfung beigetragen, hat ſich in ſeiner Sphäre gehalten und auf das Geſchöpf nur den Einfluß geübt, der ihm als dem natürlichen Princip eines ihrer Elemente zukommt. Unter ſeinem Einfluß hat ſich in dem Geſchöpf auch die Kraft der Negation entwickelt, aber dieſes iſt damit nicht negativ geworden, denn die natürlich gewachſene Kraft der Negation iſt nicht zum wirklichen Streit, geſchweige denn zum Siege gekommen. Vielmehr in natürlich harmoniſcher Ausbildung aller ihrer Kräfte, in unbewußtem, reinem Gedeihen iſt die Creatur der höchſten jugendlichen Schönheit zugereift und erfreut ſich im Verkehr mit den göttlichen Mächten der reinſten Glückſeligkeit.

In ſeiner zurückgehaltenen Stellung, in der er nichts kann als die Creatur unſchädlich mit ausbilden helfen, fühlt ſich der Geiſt der Negation hintangeſetzt und beraubt; er ſieht auf die Schönheit und das Glück der Creatur mit Neid; auf die poſitiven Mächte, die ſich ihrer erfreuen, mit Eiferſucht. In dem Verdruß, den er empfindet, tröſtet ihn die Gewißheit, daß ſeine Zeit, die Zeit des Handelns auch kommen werde, und die Möglichkeit des Triumphes über die poſitiven Mächte, der Verderbung und der Aneignung der Creatur. Je mehr die Schönheit derſelben erblüht, je holdſeliger ihr Glück leuchtet, deſto mehr ſtachelt ihn die Begier, dieſe Schönheit in Häßlichkeit, dieſes Glück in Pein zu verkehren. Er ſinnt und denkt, er überlegt den Angriff und bereitet im Geiſte die Schlingen, worein er die Argloſe zu verſtricken hofft.

Das Werk, das Gott angeordnet hat um der Prüfung willen, unternimmt der Satan um der Verführung willen.

Er kennt Warnung und Verbot, und ſeinem Zweck entſpricht es, daran anzuknüpfen. Er weiß ebenſo, bei welchem Theil des Menſchen er das leichtere Spiel hat; und zu dem negativen Elemente ſich ſchlagend wendet er ſich zunächſt an die weibliche Seite des poſitiven Weſens, an das Dienende, an die Natur des Menſchen.

Aus dem Innern, aus der Tiefe der Negation hervor läßt er ſeine Stimme vernehmen und ſpricht: „Dir iſt verboten worden, das Band, womit der Schöpfer dich bisher in Abhängigkeit gehalten hat, zu löſen, aus der bisherigen Unterwürfigkeit dich zu erheben und mit eignem Willen frei und wiſſend zu werden?“

Das Weib im Menſchen antwortet: „Um das Verderben zu verhüten, das die Creatur treffen muß, wenn ſie ſich losſagt von ihrem Herrn und Schöpfer; um das Heil zu gewähren, das dem Gehorſam werden muß in dem Bunde mit Gott!“

„Mit nichten,“ erwidert der Verſucher, „droht dir Verderben, wenn du den Muth haſt, zu thun, was die Sache verlangt und was zu deiner Erhöhung nothwendig geſchehen muß. Du haſt bisher in Abhängigkeit, in völliger Hingebung an den Herrn gelebt; und du haſt wohl gethan. Denn du warſt ein Kind und hatteſt noch nicht die Stärke gewonnen, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Jetzt biſt du erwachſen und erſtarkt, jetzt iſt der Augenblick, wo du ſelbſtſtändig werden ſollſt, gekommen, und jetzt mußt du die Befreiung wagen, die dir ein Leben in Selbſtſtändigkeit allein möglich macht.“

„Aber,“ verſetzt das Weib, „eben dieſe Befreiung iſt mir verboten! Ich ſoll nicht handeln nach meinem Willen, ſondern ich ſoll ihn bezwingen und handeln nach dem göttlichen Befehl. Warum hätte mir Gott den Gehorſam befohlen, wenn mir daraus nicht Gewinn, ſondern Schaden erwachſen ſollte?“

„Um deinen Muth auf die Probe zu ſtellen,“ entgegnet Satan, „und deinen Verſtand! Sollſt du künftighin ſelbſtſtändig leben, ſo muß der Anfang ſchon ein Act ſelbſtſtändiger Entſchließung ſeyn. Sollſt du künftighin ſelbſtbewußt handeln, ſo mußt du jetzt ſchon hinter jenem täuſchenden Verbote die eigentliche Abſicht des Herrn zu erkennen den Scharfſinn haben. Es iſt eine Prüfung, die dir nicht zu erlaſſen war und die du beſtehen mußt. Läßt du dich ſchrecken durch die Androhung des Todes, ſo haſt du keinen Muth und biſt der Freiheit weder fähig noch würdig. Wagſt du es aber der Androhung zum Trotz, ſo haſt du die Kraft bewieſen, die ſelbſtſtändiges Daſeyn verdient und dich auch darin erhalten wird; und der Herr, der den Muth will und liebt, wird deinen Schritt beiſtimmend heiligen.

Was ſoll aus dir werden in dem ewigen Einerlei des Gehorſams und des unmündigen Dahinlebens? Was du in dem kindlichen Verhältniß zum Herrn erfahren kannſt, das haſt du erfahren in der Zeit, wo es dir in ihm zu verharren geziemte! Willſt du nun daſſelbe Leben ewig leben? Nichts wahrhaft Neues erfahren — nicht auch einmal es verſuchen mit der Gegenſeite? Willſt du dich furchtſam an Gott anſchmiegen und am Gängelband im Kreiſe gehen immer und ewiglich? Graut dir nicht vor der Langenweile dieſes Gedankens? Wahrlich, beſſer als dieſes Glück, in welchem deine beſten Kräfte ungebraucht verkümmern müſſen, und das, wenn ſie nach Thätigkeit verlangen, vielmehr als drückende Feſſel, als Unglück empfunden wird — beſſer als dieſes Glück wäre das Verderben und das Ringen mit ihm, das dir wenigſtens Ehre brächte und wahrhaft neues Lebensgefühl!

Aber das Verderben iſt unmöglich, denn der Schöpfer kann es nicht wollen! Auch wenn deine Losſagung von ihm nicht ſein innerſtes Verlangen, ſondern eine Kränkung für ihn wäre, — könnte er dich, ſein letztes Werk, die Krone ſeiner Hervorbringungen, zu Grunde gehen laſſen? Würde der liebende Vater das Kind, weil es ſich auch einmal etwas herausgenommen hätte, von ſich ſtoßen? Würde er ihm nicht verzeihen und alle ſchädlichen Folgen von ihm abwehren? — Doch die muthige Selbſtbefreiung iſt für ihn keine Kränkung, weil ſie von ihm in den Tiefen ſeiner Seele gewollt iſt und erwartet wird! Er ſelbſt will dich zu ihm nicht immer ſehen in demſelben Verhältniß, er ſelbſt will von dir etwas Neues erfahren! Er will dich ſehen, wie du entſchloſſenen Sinnes hinausſchreiteſt in die unbekannte Weite und die Gefahren, die dir drohen, mit überlegener Kraft beſtehſt. Und dem Kühnen wird er das Glück zum Geſellen geben, den Suchenden wird er finden, den Wagenden gewinnen laſſen!

Denk' an deine Größe und an die Macht, die dir anerſchaffen iſt! Du biſt das Bild deſſen, der Alles iſt; in dich hat er ergoſſen all ſein Leben, dir hat er mitgetheilt alle ſeine Kräfte. Wozu hätte er dieß gethan, wenn er nicht wollte, daß du ſie gebraucheſt zu ſelbſteigenem Handeln? Dir hat er gegeben in einer Fülle, die nur der ſeinigen weicht, alle Gaben der Natur und des Geiſtes! — und du ſollteſt nicht ſtehen können auf eigenen Füßen und nicht gehen können eigenen Gang? Wag' es, frei zu ſeyn! Wag' es, die Schätze, die in dir liegen, zu erkennen und zu verwenden! Wag' es, in neuem Leben dir wahrhaft genug zu thun und wahrhaft glücklich zu ſeyn! Wag' es, den Fuß zu ſetzen auf die Stufe, die dich zu der Höhe hinanleiten muß, auf welcher du Gott gleich ſeyn wirſt nicht nur den Gaben nach, ſondern in der That und Wahrheit!

Denke dich angekommen auf dieſer Höhe! Denke dich Ihm gegenüberſtehend nicht nur im Glück, ſondern auch in Würde; nicht nur von ihm geliebt als Kind, ſondern geachtet und hochgehalten als Genoſſe! Denke dich als Herr in deinem

Hauſe und frei verfügend über alle deine Kräfte! Mächtig wie Gott, wiſſend wie Gott — bejahend, wenn du bejahen, und verneinend, wenn du verneinen willſt — lebend in dir und mit Gott je nach deinem eigenſten Willen und Wohlgefallen!

Haſt du dich losgelöſt von Gott und biſt du deinen eigenen Gang gegangen; dann kannſt und wirſt du dich ihm frei wieder zuwenden; und dieſer freie Anſchluß an ihn hat allein Werth für ihn, denn er iſt allein ehrend für ihn und für dich! Du haſt gelebt in Hingebung und gelebt in Trennung; du kennſt das Ja und das Nein, das Gute und das Böſe, du biſt Herr des Ja und des Nein wie Gott, du biſt ausgereift und vollendet — und ſo eben will dich der Schöpfer!

Er will, daß du ihm gleich ſeyeſt nicht nur durch die Kräfte, die er dir verliehen, ſondern durch die Herrlichkeit, womit du darüber gebieteſt. Er will dich muthvoll, entſchloſſen, ſelbſtmächtig und gekrönt mit den Ehren des Muthes. Was er dir verboten hat, iſt eben das, was er will, und er verbietet es dir, damit du kühn es wagſt und unerſchrocken und ſiegreich nach dem höchſten Preiſe greifſt. Was du ſelbſt aus dir machſt, das wirſt du ſeyn! Bleibſt du gehorſam wie du biſt, dann bleibſt du Geſchöpf; ſcheideſt du dich von Gott durch eine That der Selbſtſtändigkeit, dann wirſt du gleich ſeyn dem Schöpfer und angethan werden mit den Ehren des Schöpfers. Und glänzend in dieſen Ehren wirſt du allein dem Schöpfer wahrhaft Ehre und wahrhaft Freude machen!“ —

Wir müſſen zurückkommen auf den Zweck der Prüfung. Die Creatur ſoll wiſſen, daß die eigenmächtige Ablöſung von Gott in ihrer Macht liegt, daß Gott aber nicht ſie will, da ſie zum Untergang führt, ſondern vielmehr die Bewährung der Creatur in Verſchmähung des Abfalls und freiem Verbleiben im Bunde mit ihm. Der Menſch ſoll das Böſe erblicken als Möglichkeit, aber der Herr bleiben dieſes möglichen Böſen, ſeine Lockung abweiſen und mit ſolcher ideellen Erkenntniß deſſelben bewußt und frei dem Guten ſich zuwenden. Dann würde er das Gute und Böſe gleichfalls unterſcheiden, aber herrſchend, nicht, wie nach Einſchlagung des entgegengeſetzten Weges, vom Böſen aus, in der Gewalt des Böſen und an das Gute ſich nur erinnernd! Aller Reichthum und alle Ehren, die das Geſchöpf möglicherweiſe neben dem Schöpfer haben kann, würden ihm dann zu Theil werden auf geradem und kurzem Wege, in der ewigen Sphäre, in die er erſchaffen worden, und nach Weiſe des ewigen Lebens.

Darum zuerſt die Bezeichnung des falſchen Mittels, das Verbot, es zu gebrauchen, die Hinweiſung auf das Heil des Gehorſams und auf die verderblichen Folgen des Widerſtandes.

Damit aber die Prüfung für die Creatur eine wahre ſey und das freie Ergreifen des Seynſollenden ein wirklicher Sieg, ein Verdienſt, ſo hat das Princip der Negation die Aufgabe, den Abfall hinzuſtellen im Scheine des Seynſollenden und das wahre Seynſollende als das Nichtſeynſollende; es hat das Verbleiben im Bunde mit Gott ſophiſtiſch zu verdächtigen, die eigenmächtige Lostrennung ſophiſtiſch zu glorificiren und in der Magie des Blendwerks auf die Seele wirken zu laſſen, damit auch etwas dazu gehöre, den ſo reizend gemalten Weg nun doch nicht zu gehen, ſondern in Abweiſung des Verſuchers frei dem Schöpfer ſich zu weihen und das ewige Heil der Gottgleichheit als Lohn der Bewährung zu empfangen.

Die Creatur iſt in dem Zeitpunkt der Prüfung erwachſen, aber auch durch ihre Gaben und deren Ausbildung an einen Scheideweg geſtellt, wo ſich das Zünglein der Wage nach der einen und nach der andern Seite neigen kann. Sie iſt erzogen und hat den freien Gebrauch ihrer Kräfte, aber ſie iſt noch nicht geübt und nicht erſtarkt; ſie ſteht auf der Gränze zwiſchen der Sphäre der Natur und der Sphäre des Geiſtes und hat eben die Kraft, die zum Beſtehen der Prüfung ſowohl hinreichen als nicht hinreichen kann.

Die Creatur iſt fähig des freien Bleibens und fähig des

Abfalls; und das muß ſie ſeyn, wenn eine Prüfung ihrer innerſten Kraft ſtattfinden und die Folgen ihres Verhaltens gerecht ſeyn ſollen. Nach dem Geiſt und der poſitiven Bildung neigt ſie ſich zum Bleiben in Gott, nach der Natur und dem negativen Elemente zur Loslöſung. Das weiß das Princip der Negation, und es richtet daher ſeine Worte ſo ein, um die Naturſeite des Menſchen zu beſtricken, die Begierden deſſelben anzuregen nach dem Wagniß der That, den Ehren des Siegs und den Genüſſen der Eroberung! Und die Naturſeite horcht dem ſchmeichelnden Ton und blickt mit Verlangen hinaus in den eröffneten Proſpect und auf die Herrlichkeiten, die der Verſucher verheißt und aus der Ferne winken läßt.

Die Vorſtellungen, durch welche dieſer die Creatur zu gewinnen ſtrebt, haben wir in unſrer Sprache, mit unſern Begriffen auszudrücken verſucht. Das Weſentliche bleibt immer, daß das Urbild aller Verführungskunſt die Verhältniſſe umzukehren, das Heil als Unheil, das Unheil als Heil darzuſtellen, der poſitiven Macht die Gründe für das Seynſollende zu ſtehlen und für das Nichtſeynſollende in den Kampf zu führen weiß. Was ihm ſchon einmal geholfen zur Verlockung der Geiſter, was ihm ſtets noch und immer wieder hilft in Verlockung der irdiſchen Menſchen, das wendet er jetzt mit einem Eifer an, der Größe deſſen entſprechend, was auf dem Spiele ſteht. Denn für ihn und ſeine Diener handelt es ſich jetzt um Seyn oder Nichtſeyn. Beſteht der Menſch die Prüfung, ſo iſt Satan ohne Gegenſtand und ohne Arbeit; er iſt zur Ruhe verwieſen, die für die Sterilität der Negation vernichtend iſt, und ſein Heer mit ihm. Abgewieſen von der Creatur wäre die Hölle ein für allemal geſchlagen und die glühende Zerſtörungsbegier, die kein Objekt hätte, müßte ihre Träger verzehren. Gelänge es aber, die Creatur zu verleiten, ſo würde dieſe dem Geiſt der Negation verfallen als ihrem Herrn, und ein Aeon würde beginnen der höchſten Herrlichkeit und Machtvollkommenheit dieſes Geiſtes. Darum wendet er das erprobte

Mittel: die Luſt zu erregen und als Folge ihrer Befriedigung, als Folge mithin deſſen, wornach die Begierde trachtet, als Frucht des unverdienten, ja des ſtrafwürdigen Genuſſes, nicht Strafe und Knechtſchaft, ſondern Lohn und Herrlichkeit in Ausſicht zu ſtellen, mit allen Buhl- und Schmeichelkünſten und aller Sophiſtik an und träufelt das berauſchende Gift Tropfen für Tropfen in die Seele des Menſchen.

Und der Menſch läßt ſich bethören. Die Natur empfindet ein leidenſchaftliches Verlangen nach dem verheißenen Gewinn, glühende Begier nach dem verbotenen, unbekannten, darum für überſchwänglich gehaltenen Glück. Und wenn der Geiſt für ſich allein widerſtanden hätte, gedrängt von der ſehnſuchterfüllten Hälfte gibt er ſich hin. Die Möglichkeit, in Erkennung der edlern Wahl ſich loszureißen und wollend das Seynſollende zu thun, hätte er immer noch: aber er benützt ſie nicht. Er läßt ſich gewinnen von der Gewonnenen — und der Verſucher triumphirt.

Dem Vater der Täuſchung und der Fiction gelingt es, die Phantaſie der Creatur auf die falſche Bahn zu leiten und die glühenderregte eben in dem Verſagten das Begehrenswertheſte ſich verbilden zu laſſen. Sind die Quellen der Begier eröffnet, dann ſtrömen ſie im Herzen und ſteigen empor und ergreifen den Geiſt, füllen ihn an mit ihrem Leben und ziehen ihn hernieder. Ein Erkennen der Gefahr und ein Entſchluß zu rechter Zeit, ein Hinſchauen auf ſein Ideal — und der Zauber der Täuſchung würde machtlos zu Boden fallen. Jetzt iſt aber auch die herrſchende Kraft des Menſchen von ihm gefaßt und das göttliche Bild iſt vergeſſen; nur Eines iſt Alles, nur Eines ſtillt die Begier, nur Eines kann geſchehen — und es geſchieht! —

Und das Weib ſah, daß der Baum gut zu eſſen und daß er eine Luſt für die Augen und lieblich anzuſchauen war: da nahm ſie von ſeiner Frucht und aß, und gab auch ihrem Manne, und er aß. —

Die Creatur hat die Freiheit der Wahl, die Macht der Entſcheidung, und was ſie will, geſchieht — nach der Beſtimmung Gottes. Spricht ſie den Willen der Loslöſung aus und folgt ſie dem Princip der Negation, ſo zieht ſich die poſitive Kraft Gottes aus ihr zurück. Mit Gott und den poſitiven göttlichen Organen lebendig verbunden, war ſie von der göttlichen Kraft überherrſcht und verſtärkt; jetzt, wo ſie ſich von Gott losgeriſſen, iſt ſie dieſer Verſtärkung beraubt und auf ihre eigene Kraft angewieſen. Aber nur durch Gott und den Kraftzufluß von oben potenzirt, war es ihr möglich, mit ihrem Geiſt die Natur, mit ihrem Selbſt die Organe, mit ihrer poſitiven Macht die negative herrſchend niederzuhalten. Jetzt, wo ſie dieſes Zufluſſes entbehrt und dem Princip der Negation ſich in die Arme geworfen, iſt ſie deſſen vollkommen unfähig; und wie ſie ſich empört hat gegen den Herrn, dem ſie als Organ zu dienen berufen war, ſo empören ſich nun ihre eignen Organe gegen ſie. Die Natur erhebt ſich wider den Geiſt, die negative Macht wider die poſitive; verſtärkt durch das Princip der Negation überwältigen ſie die göttliche Kraft und werfen ſie zu Boden, um ſie zu erſticken, zu verzehren.

Die Creatur, indem ſie den Lockungen des Satans folgte, hat nach Erhöhung trachtend Erniedrigung, nach Freiheit ſtrebend Knechtſchaft, nach Ehre verlangend Schmach, nach Luſt begehrend Pein gefunden. Und alles das ohne beſondere Strafe von Seiten Gottes, als die nothwendige Folge des Schrittes, den ſie gethan! — In Einem hat der Vater der Lüge ſogar gehalten, was er verſprochen; der Menſch erkennt nun Gutes und Böſes — aber freilich zu ſeinem Unheil! Er erkennt das Böſe, unter ihm leidend und ſtöhnend, er erkennt das Gute, nach ihm, dem geflohenen, ſchmachtend — — er iſt entſetzlich betrogen. Von Satan und den Seinen verhöhnt und ihn anzuklagen außer Stand, weil er ſich ſagen muß, daß er ſein Elend ſelber gewollt, — von Scham und Reue gefoltert, das Glück des Paradieſes unwiederbringlich verloren ſehend und durch das furchtbare Geſicht der göttlichen Gerechtigkeit in ſeinen tiefſten Tiefen erſchreckt, ſcheut und bebt er dem Untergang entgegen, den er unvermeidlich achten muß.

Und was ſoll nun aus ihm werden? Kann Gott, was geſchehen iſt, ungeſchehen machen? Kann er die Creatur wieder herſtellen in ihre vorige Geſtalt und wieder zurückführen in ihren vorigen Stand? Kann er zu ihr ſagen: „Du biſt mir ungehorſam geweſen und haſt durch Ungehorſam zu gewinnen gemeint; aber du ſiehſt nun, wer dir das Beſſere gerathen hat! Das Recht würde verlangen, daß der Frevler des Todes ſtürbe; doch ich, nach meiner Vatergüte, will Gnade für Recht ergehen laſſen: ich will dich wieder einſetzen in die Stelle, die du verlaſſen haſt, und hoffe, daß du dein Glück nun beſſer ſchätzen und dir erhalten wirſt!“ — Kann Gott ſo ſprechen zu dem Gefallenen und dieſen Worten die That folgen laſſen? — Es gibt eine Geſinnung, die ſich für ſpeciell vernünftig hält, wenn ſie Gott, wie man zu ſagen pflegt, einen guten Mann ſeyn und ohne Weiteres verzeihen läßt. Aber dieſer gute Mann wäre vielmehr ein ſchwacher Mann. Die Gnade, die das Recht kränkte, würde nicht nur den Zweck des Rechtes hindern, ſondern auch den Zweck der Gnade verfehlen. Sie würde zwar dem Frevler das verlorne Beſitzthum wiedergeben, aber ohne das, was das höchſte Glück iſt und alles Glück des Beſitzes erſt beſiegelt: ohne die Würdigkeit, die nur in eigenſter Kraft und Tugend beſteht. Dem Ewigen geziemt es, vor allem Bedacht zu nehmen auf dieſes höchſte Glück, und er kann daher nur eine Gnade beweiſen, bei der zugleich der Forderung des Rechtes Genüge geſchieht.

Gott kann das Recht nicht kränken wollen ebenſo aus den tiefſten Gründen wie aus den höchſten Zwecken. Würde er den Fall der Creatur verhindern, ſo würde er die Natur der Dinge und das Princip der Negation, in ihnen aber ſich ſelber beeinträchtigen. Er würde, der Creatur ohne Weiteres verzeihend, die Mächte berauben, die an ſie Anſprüche haben, und ihnen gerechten Grund zur Klage geben, alſo Disharmonie in ſein Reich, in ſich ſelber bringen. Und das, um der Creatur ſelber in Wahrheit nicht zu nützen, ſondern zu ſchaden! Indem er nämlich die Schuld ohne Weiteres erließe und die Mächte, denen ſie zu entrichten, verkürzte, würde er die Creatur eben abhalten, die Stärke zu erlangen, die nur auf dem Wege der Heimzahlung erreicht werden kann, — er würde mithin ſeinem eigenſten Weſen auf allen Punkten zuwiderhandeln.

Die Natur der Dinge, das Realprincip der göttlichen Gerechtigkeit, kann verlangen, daß der verübten That als der Urſache die nothwendige Wirkung folge, daß dem Frevel der Uebertretung die verdiente Strafe werde. Die nothwendige Folge des Frevels iſt das Unheil, und das Unheil iſt die Strafe. Die nothwendige Folge eintreten zu laſſen, iſt Sache der Natur der Dinge; der nothwendigen Folge ſich entgegenſtellen, hieße mithin die Natur der Dinge in ihrem Amte ſtören, hieße ſie beeinträchtigen.

Der Geiſt der Negation hat Anſpruch an die Eroberung, die er gemacht, und kann fordern, daß ſie ihm verbleibe. Er hat den Undank des Geſchaffenen vorhergeſagt, er hat den Menſchen verſucht auf Anordnung Gottes und der ihm zuſtehenden Mittel ſich bedient; ſeine Prophezeihung iſt eingetroffen, der Menſch hat ſich ihm ergeben, und er gehört ihm nun von Rechts wegen. Der Menſch, der die Welt iſt, hat Gott abgeſagt und ihm, dem Satan, ſich in die Arme geworfen, in ihm ſeinen Herrn gefunden; nachdem dieß geſchehen, iſt Satan der Fürſt, er iſt der Gott dieſer Welt, und die Welt muß ihm zur Verfügung ſeyn.

Wenn der begangene Frevel ohne Strafe bliebe, ſo wäre die Baſis aller Dinge, der Ernſt der Nothwendigkeit, hinweggenommen und das Leben der Welt, das Leben Gottes ſelbſt nur ein hohles und zweckloſes Spiel. Hat ſich die Creatur, aus Hoffahrt und Schwäche, wollend von Gott geſchieden, dann muß das Unheil, das herausgefordert iſt, ſeinen Lauf nehmen, und die Mächte des Ernſtes müſſen rufen: Fiat justitia, pereat mundus!

Gott ſelber muß dieſem Rufe beiſtimmen, und er thut es. Dem Verderben ſeinen Lauf laſſend hält er die Creatur von dem Baume des Lebens — den Quellen ſeines eignen Lebens — fern und läßt ihr Daſeyn dahinſchwinden. Der Natur der Dinge und dem Princip der Negation wird Genüge gethan. — —

Wie wird nun aber Gott, nachdem er Gerechtigkeit geübt, auch Barmherzigkeit üben? Wie wird er den Menſchen retten in Wahrung des Rechts? Wie wird er dem Princip der Negation, das abſolut geſiegt zu haben glaubt, dennoch das Spiel verderben und Sünde und Verderben der Welt eben zur größern Ausdehnung und höhern Verherrlichung ſeines Reiches benutzen?

Denn das muß er, das verlangt ſeine Göttlichkeit! Der höchſte Herr kann ſeine Entwicklung nicht abſchließen mit dem Verbrechen und dem Elend der Creatur; er kann dem Princip der Negation, dem er den erſten Triumph gönnen muß, nicht auch den letzten zugeſtehen; dieſen vielmehr, auf die jetzt mögliche Weiſe, muß er ſelbſt erringen und damit alles Verlorene überſchwänglich wieder gewinnen.

Der Plan zu dem Werke der Rettung iſt vorgeſehen, und wenn der Moment eingetreten, in welchem den Mächten der Strafe zunächſt genug gethan iſt, wird die Ausführung begonnen.

Der Menſch vergeht in der Sphäre der Ewigkeit, um zu erſtehen in der Sphäre der Zeitlichkeit. Er vergeht als Ganzes, um zu erſtehen Theil für Theil. Er vergeht im Reiche des Glücks und des Friedens, um zu erſtehen im Reiche der Noth, der Arbeit und des Kampfes. Er vergeht an dem Orte, deſſen er ſich unwerth gemacht durch ſeinen Frevel, um zu erſtehen an dem Orte, wo er nur duldend ſich wieder emporarbeiten und retten kann.

Wir haben geſehen, wie weit es in Folge des Abfalls von Gott mit ihm gekommen iſt. Indem das Dienende, das Niederzuhaltende, die Herrſchaft errang und das zum Herrſchen Beſtimmte in Knechtſchaft ſank, fand im eigentlichen Sinn eine Verkehrung der Verhältniſſe — die erſte große Umwälzung ſtatt. Das Unterſte kam zuoberſt, das Oberſte zuunterſt. Der Stoff und die Negation regierten, der Geiſt, von der Maſſe bedeckt, von dem Haſſe geknechtet, lag hülflos zu Boden, dem Expiriren nahe, der Vernichtung entgegenſehend.

Mit dem Sieg des ſeiner Natur nach Untern über das ſeiner Natur nach Obere wird eben die neue Sphäre eröffnet. Die Materie, zur Herrſchaft gelangt, verwandelt ſich, ſteigert das Weſen der Materialität bis zur äußerſten Gränze, und wird die Materie der jetzigen Welt, das den Gebilden, der jetzigen Welt zu Grunde Liegende.

Wie kommt es aber nun zu dieſen Gebilden? Wie wird dem Geiſt, wie wird den poſitiven Elementen der Creatur die Kraft, ſich in neuen Formen darzuſtellen?

Zur Wiederaufrichtung des gefallenen Menſchen, zur Erhöhung des zu Boden liegenden Geiſtes, gibt es nur Ein Mittel. Er ſelber, aus eigener Kraft, iſt unfähig, ſie zu bewirken, und die Rückkehr zu Gott, das Eſſen von dem Baume des ewigen Lebens, iſt ihm verſagt. Er hat gegeſſen von der verbotenen Frucht, hat ſich empört wider Gott und losgeriſſen von ihm, und die Folgen davon ſind eingetreten: er iſt aus dem Vaterhauſe verbannt, in die Fremde, ins Elend verwieſen, und das Thor des Paradieſes iſt ihm verſchloſſen. Wie ſoll er nun leben im Elend — wie kann er die übermächtigen Feinde Schritt für Schritt bekämpfen, duldend ſiegen, auf dem Weg der Buße dem Recht genügen und des Heimgangs wieder fähig werden? Nur unter einer Bedingung! Iſt er machtlos für ſich allein und kann er die Hülfe der göttlichen Mächte nicht mehr gewinnen im Vaterhauſe, ſo müſſen ihm dieſe folgen ins Elend und ihm helfen im Elend. Die poſitiven Principien, welche gegen das Princip der Negation verloren haben, müſſen halten, was ſie verſprochen: ſie müſſen eingehen in die geſtürzte Creatur, dem unterliegenden Geiſte ſich geſellen, ihn ſtärken zum Emporgang im Streit und den langen Weg des Leidens und Ringens mitgehen, ſelbſt leidend auf ihre Weiſe, mitleidend. Sie müſſen unter Anführung des Sohnes den verlornen Kampf auf dem nächſtmöglichen Felde wieder aufnehmen, dem Feinde den Raub abzugewinnen ſuchen, indem ſie ihn zufriedenſtellen, das Zerſtörte neu ſchaffen und erhalten und zur Heilung und Wiederherſtellung der Creatur das Aeußerſte thun. Sie müſſen ihr Werk ſo vollbringen, daß der Menſch, indem er Strafe leidet für die verübte Sünde, die Bewährung, der er als Ganzes nicht fähig war, nachholen kann im Einzelnen, daß er den Himmel, aus dem er verwieſen iſt, wieder verdienen kann durch ſiegreichen Streit mit der Macht des Böſen. Sie müſſen unendliche Liebe, unendliche Sorgfalt, unendliche Geduld beweiſen — nur unter dieſer Bedingung iſt es möglich, daß der letzte Sieg erkämpft, das Reich Gottes würdig abgeſchloſſen und vollkommen werde.

Gott ſelbſt muß ſich entſchließen, ſeine Organe dahinzugeben und mit ihnen zu ſchaffen und Thaten zu thun in einer Sphäre, die nie hätte werden ſollen und die nur entſteht, um als ſolche wieder zu vergehen und verſchlungen zu werden in die Ewigkeit. Und er ſchont ihrer nicht und ſendet ſie aus; denn er ſelber iſt nur befriedigt, wenn er ſein letztes Werk, die geliebte Creatur, wiedergewonnen hat und mit ihr ſich wieder verbinden kann in der Liebe des Vaters — nachdem ſie dieſer Liebe werth geworden!

So, mit dem Fall des Menſchen und mit dem göttlichen Entſchluß der Wiederaufrichtung, mit dem Emporgehen des zu Boden liegenden Geiſtes an die ihm gebührende Stelle, beginnt die Zeitlichkeit, die jetzige Ordnung der Dinge. Der

Eine Menſch erſteht wieder in der Welt, in der Menſchheit, das große Ganze in kleinen Ganzen. Und wenn das Weib mit Schmerzen Kinder gebiert und der Mann ſein Brod ißt im Schweiß des Angeſichts, ſo iſt doch eben der bittere Trank der Beſchwerde die Arzenei, die ſie allein zurückführen kann in die urſprüngliche Geſundheit.

Achter Abſchnitt.

Die Wiedererhebung. Weltall, Erde, Natur und Geſchichte der Menſchheit.

Der gefallene, umgeſtürzte Menſch wird nicht materiell, ſondern nur formell, ſeiner urſprünglichen Form nach, vernichtet, d. h. er wird aus dem Paradieſe vertrieben. Als formell vernichtetes Weſen liefert er den Stoff zu der jetzigen Welt, und die göttlichen Mächte wirken die Form. Der gefallene Menſch iſt das Dienende, die göttlichen Mächte ſind die Herrſchenden und Lenkenden. Der Menſch iſt aber nicht Gegenſtand, Material im gemeinen, ſondern im höhern, im geiſtigen Sinn. Die wollende, denkende Kraft des Menſchen iſt nicht zu Nichts vergangen, ſie iſt vorhanden, wenn auch zu Boden liegend, in Feſſeln und Bande geſchlagen, auf ein Minimum von Potenz reducirt. So verhält ſie ſich nun immer noch als Kraft und iſt mitwirkend beim erſten Schritte der Wiedererhebung. Der Zweck iſt ja, das gefallene Weſen eben zur höchſten Freiheit und Selbſtſtändigkeit wieder aufzurichten; dazu iſt aber nothwendig, daß es mit der Fähigkeit zu freiem und ſelbſtſtändigem Seyn noch exiſtire!

Die Wiederaufrichtung kann auf Grund der Strafe, in Rückſicht des höchſten Heiles der Creatur nur Schritt für Schritt geſchehen. Die Creatur iſt durch ihre That in die äußerſte Sphäre gedrängt, zur unterſten Stufe der Exiſtenz degradirt und auf den langen Weg des Leidens gewieſen. Das Princip der Negation übt ſein Recht auf die Gefallene, indem es unter den günſtigſten Verhältniſſen wieder und wieder zerſtört, verderbt und Beute macht. Iſt nun in dieſer Beziehung nur ein ſtets gehemmter, höchſt langſamer Aufgang möglich, ſo iſt dieſer auch gewollt im Intereſſe der Creatur, ja im Intereſſe des göttlichen Ganzen ſelber. Die Creatur ſoll Schritt für Schritt geführt werden, um Schritt für Schritt zu erſtarken, Schritt für Schritt leidend und kämpfend ihre Schuld zu bezahlen und edler, freier, mächtiger zu werden. Das göttliche Ganze ſoll aber gerade durch dieſen materiellſten Entwicklungsgang ausgebaut und abgeſchloſſen werden. Auf dem Wege des zeitlichen Emporſchreitens nämlich verwirklichen ſich die letztmöglichen Einzelgebilde, von dem niederſten bis zum höchſten, zu einem neuen großartigen Zuſammenhang. Das Aeußerſte geſchieht, was von Gott aus geſchehen kann; das von Gott ſelbſt Entfernteſte, von ſeinem Geiſt am wenigſten Durchdrungene wird realiſirt; aber eben in ihm erhalten auch die in der Zeit entſtehenden Weſen den ſichern und heimlichen Boden unter ſich und das göttliche Reich damit ſeinen letzten Abſchluß.

Die Gliederung, welche die Creatur in der Sphäre der Ewigkeit, nach Weiſe der Ewigkeit, nicht ſelber vollzog, muß ſie in der Sphäre der Zeitlichkeit vollziehen laſſen nach Weiſe der Zeitlichkeit. Es entſteht nun etwas Anderes, als in der Sphäre der Ewigkeit entſtanden wäre, und etwas Geringeres: nämlich Etwas, das durch die Einwirkungen des negativen Princips befleckt, verderbt, und durch die vorherrſchende Materie niedergehalten iſt. Aber dieſes Andere entſteht auch nur, um wieder zu vergehen und verklärt in die Sphäre der Ewigkeit erhoben zu werden. Nicht nur entſtehen und vergehen in der jetzigen Welt die Einzelgebilde, ſondern dieſe Welt ſelber, die entſtanden iſt, wird vergehen; ſie wird vergehen in der Sphäre der Unvollkommenheit, um neu zu erſtehen in der Sphäre der Vollkommenheit.

Der urſprüngliche Menſch, die Prüfung nicht beſtehend, iſt gefallen und hat ſeine paradieſiſche Herrlichkeit verloren. Aber die Liebe Gottes, die ſeine Wiederaufrichtung beſchließt, benützt eben dieſe **Kataſtrophe** zur Verwirklichung neuer und äußerſter Möglichkeiten. Das, was urſprünglich nicht werden ſollte, wird nun dennoch; es wird aber, um nur eine Zeit lang zu ſeyn und endlich ſtatt der unvollkommenen Organiſation die vollkommene zu gewinnen. Gott läßt Einzelgebilde entſtehen, die ohne den Fall des Menſchen ſo nicht entſtanden wären, er gönnt ihnen den Genuß zeitlichen Daſeyns und gibt in ihnen ſich ſelber neue Anſchauungen — neue Werkzeuge und damit neue Fähigkeiten; er wandelt den Verluſt des Falles für ſich und ſein Reich in Gewinn. Kann er aber in der Sphäre der Zeitlichkeit das mitgehende Walten des negativen Princips nicht hindern, den unendlichen Strom der Verderbungen nicht aufhalten, weil nicht aufhalten wollen, ſo kommt ja zuletzt der Moment, wo der Feind in Gerechtigkeit völlig überwunden wird und nur das im Kampf mit ihm errungene Heil übrig bleibt!

Der rationaliſtiſche Theismus, weil er der kirchlichen Lehre vom „Sündenfall“ und der „Erbſünde“ nicht beiſtimmen kann (was bei der bisherigen Form derſelben dem Denkenden allerdings nicht möglich iſt), nimmt an, daß die gegenwärtige Welt unmittelbar ſo, wie ſie iſt, von Gott geſchaffen ſey. Wie der rein geiſtige Gott dieſe grobmaterielle Welt mit allen ihren Specialitäten habe produciren können, zeigt jener Theismus freilich nicht; es muß eben hier wieder die göttliche Allmacht eintreten! Das Böſe wird aus der menſchlichen Unvollkommenheit, insbeſondere der Unwiſſenheit, abgeleitet und durch Bildung für immer mehr entfernbar gehalten; und was die Gräuel betrifft, die vorgefallen ſind und noch immer vorfallen, ſo erklärt man, daß ſie für ſich betrachtet allerdings grelle Diſſonanzen ſeyen, aber in das große Ganze dennoch harmoniſch einklängen.

Dieſe Anſchauung iſt weſentlich ſubjectiv, und ſie kann am conſequenteſten auch nur von jenen gehegt werden, denen es wohl geht auf Erden und die in ihrem individuellen Behagen eigentlich nur das Gute der Erde, das Böſe dagegen blos in vorübergehenden Bildern ſehen, welche für ſie den Eindruck des Guten nicht zu ſchwächen vermögen. Darin beſteht aber gerade die Täuſchung. Wer alles Widerwärtige und Ekelerregende der Zeitlichkeit, wer die unabſehbare Reihe von Miſſethaten, die in der Menſchheit verübt worden ſind, die Beiſpiele raffinirteſter Grauſamkeit und Bosheit, von denen die Geſchichte berichtet, ſich als wirklich vorſtellt und in die Thäter wie in die Erdulder ſich zu verſetzen weiß, der wird erkennen, daß eine ſolche Welt aus Gottes Schöpferhand unmittelbar nicht kann hervorgegangen ſeyn.

Ein materialiſtiſcher Autor weist bei Betrachtung der Erdgeſchichte, wie ſie von der neueſten geologiſchen Forſchung dargelegt iſt, und ſpeciell in Bezug auf die oftmaligen Veränderungen der Erde mit ihren Organiſationen, — welche gleichſam als eben ſo viele Verſuche erſchienen, bis endlich das Rechte getroffen wurde! — darauf hin, wie ungehörig es ſey, dergleichen einem ſelbſtbewußten Gott zuzuſchreiben. Augenſcheinlich nach einem richtigen Gefühl! Der theiſtiſche Gegner des Materialismus wolle nur zu erklären verſuchen, wie eine ſolche Schöpfung — eine ſolche Reihe von Hervorbringungen und Zerſtörungen — als unmittelbares Werk ſeines perſönlichen Gottes zu denken ſey, und er wird erfahren, daß er es nicht entfernt zu einer überzeugenden Demonſtration bringen kann.

Man nennt die jetzige Welt im gemeinen Leben die verkehrte Welt. Offenbar auch mit Recht. Daß aber Gott der Creatur die Verkehrtheit gleich anerſchaffen habe, iſt hoffentlich nicht anzunehmen. Gott kann der Creatur nur die Fähigkeit anerſchaffen, ihr Geſchick ſelber herbeizuführen; und wenn wir ſie nun in wirklicher Verkehrtheit betreffen, ſo kann dieſe nur ihr eigen Werk, nur Folge ihrer eigenen That ſeyn.

Gott ſchafft die Creatur mit den Kräften der Poſition und der Negation — um ihrer Bewährung und höchſten

Vollendung willen. Aus ſeiner Hand geht ſie aber natürlich organiſirt hervor, ſo zwar, daß die Negation am gebührenden Orte ſich dienend verhält. Anzunehmen, daß er ihr die Herrſchaft des Böſen, die Desorganiſation und die Zerfahrenheit — die Strafe, bevor noch geſündigt worden! — anerſchaffen habe, widerſpricht dem Gottesbegriff durchaus, wogegen die Lehre, daß die unmittelbar gut geſchaffene Creatur die jetzigen Mißverhältniſſe durch Nichtbeſtehen der nothwendigen Prüfung ſelber herbeigeführt, die Vernunft und die Analogien der Erfahrung für ſich hat.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß in dieſer Frage die wiſſenſchaftlich geformte bibliſche Lehre mit den Ergebniſſen der empiriſchen Naturforſchung zuſammenſtimmt und ſelbſt mit dem Materialismus einen Berührungspunkt hat. Wenn der Materialiſt aber ſagt, daß die wüſten Zuſtände, aus denen die Welt zur höhern Organiſation ſich emporarbeitet, der Uranfang ſeyen und der Grund des Emporgehens in der bewußtloſen Thätigkeit der Materie mit den ihr anhaftenden blinden Kräften liege, ſo müſſen wir dagegen jene Zuſtände für das äußerſte Gewordene, für das Ergebniß eines Umſturzes erklären, und können als Grund des Wiederemporgehens nur die freie und bewußte Thätigkeit der poſitiven göttlichen Mächte gelten laſſen.

Man hört von materialiſtiſcher Seite wohl auch die Aeußerung: die Welt könne ſich nur von innen heraus entwickeln. Dieß iſt ganz richtig. Allein wenn von innen etwas herauskommen ſoll, ſo muß auch vorher in Wahrheit etwas innen ſeyn. Der materialiſtiſchen Anſicht iſt eben das vorzuwerfen, daß ſie nicht das Innen hat, aus welchem die Welt, die Erde, die Natur und die Geſchichte mit allen ihren Offenbarungen hervorgehen konnten. Wir haben es: in Gott, in den göttlichen Perſonen, in den himmliſchen Geiſtern und in dem innerſten Weſen der Creatur, das in der Gefallenen unterdrückt, aber nicht gänzlich vernichtet iſt; wir können die

Entwicklung in Natur und Geſchichte und die höchſten Erſcheinungen derſelben erklären und brauchen nicht jede Frage mit der Phraſe zu beantworten: ſo iſt es eben! Wir haben die Urſachen zu den Wirkungen, die uns in den politiſchen und kirchlichen Inſtitutionen, in den Leiſtungen der Wiſſenſchaften und Künſte vor Augen liegen; wir haben eine abſolute Urſache, die nicht, wie die ſelbſt- und bewußtloſe Materie, vor ihren eignen ſelbſtſeyenden und bewußten Geſchöpfen zu erröthen braucht; denn wie göttlich die größten und gewaltigſten Geiſter auf Erden auch erſcheinen mögen, mit Gott ſelbſt verglichen, ſind ſie doch nur höchſt bedingte Abbilder — Einzelwerkzeuge von ihm, der herrſchend Alles in Allem iſt.

Der Empiriker überzeugt ſich, daß in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge die Materie, die materielle Gewalt vorwiegt und der Geiſt ſich nur äußerſt langſam zu der herrſchenden Stellung emporzuringen vermag, die ihm ſeiner Natur nach zukommt. Der Materialiſt gründet auf dieſe Wahrnehmung die Lehre, daß die Materie Hauptſache, der Geiſt von ihr abhängige Nebenſache ſey. Wir dagegen, den Thatbeſtand zugebend, leiten ihn ab aus einer Umkehrung des urſprünglichen Verhältniſſes und lehren die restitutio in integrum. Die jetzt thatſächliche und in ſo fern natürliche Ordnung der Dinge iſt mit nichten die wahrhaft natürliche, d. h. die vernunftgemäße. Wahrhaft natürlich und vernunftgemäß iſt nur die Ordnung, wo das ſeinem Weſen nach zum Herrſchen Beſtimmte auch wirklich herrſcht und das zum Dienen Beſtimmte dient. Wahrhaft natürlich und vernunftgemäß iſt nur das Vollkommene, nur der vollkommene Organismus. Das Unvollkommene an ſich iſt unnatürlich und vernunftwidrig, und der denkende Geiſt kann ſich auch nur dann mit ihm befreunden, wenn er ſeinen Grund und ſeinen Zweck erkannt hat und in ihm nur einen Uebergang — den Stoff erblickt, aus welchem das Vollkommene gebildet werden ſoll.

Die Erkenntniß, daß der Menſch, welcher der Verführung erlag und fiel, das Eine Weſen iſt, das Gott in der jetzigen Welt ſchaffend wieder hat erſtehen laſſen, befreit die chriſtliche Lehre ſelber von außerdem unausgleichbaren Widerſprüchen. Iſt ein Menſchenpaar, Adam und Eva, in der Art, wie es erzählt wird, gefallen, ſo läßt ſich nicht einſehen, wie in ihnen das ganze Menſchengeſchlecht ſoll geſündigt und nun die Strafe ihrer Uebertretung gerechterweiſe ſoll zu leiden haben. In der That haben auch die ſcharfſinnigſten Erklärungsverſuche die Einwendungen, die ſich gegen dieſe Lehre erheben, nicht zu beſeitigen vermocht. Iſt aber die jetzige Welt und die jetzige Menſchheit nur der wiedererſtandene Eine Menſch, ſo begreift ſich, daß dieſer in zeitlicher Gliederung leidet, was er als Ganzes verſchuldet hat. Die „Erbſünde“, die in der theologiſchen Ableitung und Darſtellung auf ſo entſchiedene Antipathien ſtößt, wird begreiflich bei einem Menſchengeſchlechte, das unter ungebührlicher Mitwirkung des negativen Princips und der Materie entſteht und der Herrſchaft dieſer Mächte von den göttlichen Principien nur höchſt allmählig entzogen werden kann. Nicht der Genuß einer Baumfrucht hat das radicale Böſe (das nur unerfahrene und ſeichte Naturen läugnen!) in die jetzige Menſchheit gebracht und nicht durch die bloße Erzeugung mit ſinnlicher Begierde wird es fortgepflanzt: es iſt urſprünglich in jedem Menſchen, weil die jetzigen Menſchen ohne Ausnahme in übergreifender, verhängnißvoller Weiſe mit die Geſchöpfe des Princips der Negation ſind. Deßwegen iſt den Menſchen die böſe Luſt angeboren — der Hang zur Sünde, der ihr innerſtes Weſen vergiftet und nur durch die unausgeſetzte Anſtrengung der poſitiven Mächte und Kräfte, und durch die Anwendung aller Bildungsmittel, niederzuhalten iſt, ohne je ganz vertilgt werden zu können! Deßwegen herrſcht in der jetzigen Welt die Verderbniß, welche — um der Freiheit der zu Rettenden willen — poſitive göttliche Heilsanſtalten nöthig gemacht hat!

Die Feſthaltung eines erſten Menſchenpaares, von welchem nach der Vertreibung aus dem Paradies das ganze jetzige Geſchlecht abſtammen ſoll, bringt die Theologie ſpeciell in Conflict mit der empiriſchen Naturwiſſenſchaft, die eine ſolche Abſtammung beſtreiten muß. Der Theologe fühlt einerſeits, daß durch Aufgebung von Adam und Eva, durch Aufgebung der erſten, von ihnen begangenen Sünde und ihrer nothwendigen Beſtrafung ein Stein aus dem Gebäude der chriſtlichen Lehre genommen würde, der zur Aufrechthaltung deſſelben unentbehrlich iſt. Denn wenn das Menſchengeſchlecht nicht durch eine Ur-Uebertretung Gott entfremdet worden und unter die Herrſchaft des böſen Princips herabgeſunken iſt, dann hat die Erlöſung und die Heiligung kein Motiv, und von einer göttlichen Veranſtaltung derſelben kann keine Rede ſeyn. Auf der andern Seite muß der Gläubige ſich aber geſtehen, daß die Ableitung ſämmtlicher Menſchenraſſen von Einem Paare auf die größten Schwierigkeiten ſtößt und zu den künſtlichſten Erklärungsverſuchen nöthigt, die in der That vor der ſtrengen Forſchung nicht Stand halten können. Wohin ſoll er ſich nun wenden? — Man ſieht, auch dieſer Uebelſtand wird entfernt durch die Erkenntniß der Einen Creatur, die nach ihrem Umſturz in der jetzigen Welt ſich nur wieder erhoben hat. Iſt dieſes Eine Geſchöpf auf dem Wege ſeiner Wiedererhebung zu dem Punkte gekommen, wo irdiſche Menſchen entſtehen können, dann mögen in den verſchiedenen Theilen der Erde verſchiedene entſtehen — die Grundwahrheit der chriſtlichen Lehre vom Sündenfall iſt geborgen, und die Verſchiedenheit der irdiſchen Menſchen zeugt als ihre nothwendige Folge eben für die Thatſache des Umſturzes.

Unſre Lehre von dem Einen Menſchen iſt philoſophiſch nicht neu und von uns nur durch neue Gründe geſtützt. Sie kann ſich auch auf ähnliche Anſchauungen alter Theologen zurückbeziehen. Nach Origenes iſt die Geſchichte des Falles eine vor- und überirdiſche und der irdiſche Leib erſt

Folge davon. Nach Scotus Erigena würde der Menſch ohne Sünde die Theilung ſeiner Natur in das doppelte Geſchlecht nicht erlitten haben. Endlich lehrt Jakob Böhme: der Menſch vor dem Fall war kein Mann und kein Weib, ſondern eine Jungfrau ohne thieriſche Geſtalt.

Man iſt heutzutag bekanntlich gegenüber der Entwicklung überſinnlichen Lebens gleich mit dem Vorwurf des Phantaſtiſchen bei der Hand. Phantaſtiſch iſt aber nur die Annahme eines Ueberſinnlichen, welches im Widerſpruch ſteht mit erwieſenen Thatſachen der Natur und der Geſchichte. Die Darſtellung eines Ueberſinnlichen — eines Complexes geiſtiger Mächte, woraus jene Thatſachen allein abzuleiten ſind, iſt vielmehr das Gegentheil des Phantaſtiſchen, nämlich Wiſſenſchaft. Was als nothwendige Vorausſetzung des Wirklichen dargethan iſt, das iſt ſelbſt als wirklich dargethan, und man wird es als ſolches gelten laſſen müſſen, auch wenn man es nicht mit den Sinnen wahrnehmen kann. Dagegen iſt die materialiſtiſche Behauptung, daß aus einem ſelbſtloſen Urgrund ſelbſtſeyende Weſen hervorgehen konnten, phantaſtiſch im eigentlichen Sinn — eine bloße Vorſpiegelung der materialiſtiſchen Phantaſie.

Wir haben die bisherige Entwicklung, die wir die Selbſtentwicklung Gottes im weitern Verſtande nennen, erwieſen durch Gründe der Vernunft unter ſteter Bezugnahme auf die Wirklichkeit und die von ihr zu ſtellenden Forderungen. Es liegt uns nun ob, die gewonnenen Vorausſetzungen mit den empiriſch erkannten Thatſachen der jetzigen Welt zuſammenzuhalten und zu ſehen, wie dieſe aus jenen abzuleiten ſind. Begreiflicherweiſe kann dieß hier nur in allgemeinen Linien, nur im Großen und Ganzen geſchehen; denn wie Gott und ſeine unmittelbaren Hervorbringungen, ſo iſt auch die jetzige Welt an Fülle des Lebens unerſchöpflich, und den unendlichen Reichthum ihrer Bildungen zugleich exact darzulegen und im Einzelnen aus den bewirkenden Urſachen zu erklären, wird die Aufgabe der kommenden Jahrhunderte, das Werk der zuſammenarbeitenden empiriſchen und philoſophiſchen Thätigkeiten ſeyn. In dieſer Beziehung ſtehen wir, um einen Ausdruck des Naturforſchers Karl Schimper zu brauchen, gegenwärtig am Anfang der Dinge, und die Philoſophie kann vorerſt gar nichts Anderes wollen, als der Empirie mit allgemeinen Gedanken entgegenzukommen.

Zur Erklärung der gegenwärtigen Welt und ihrer Zuſtände haben wir vor allem Gott, das Princip der Principien; wir haben die drei poſitiven Principien und ihre Organe, die bewährten himmliſchen Geiſter; wir haben das Princip der Negation mit ſeinen Organen, den negativen Geiſtern; endlich aber den Einen Menſchen als umgeſtürztes und dermalen formloſes Weſen. Unſre Vorausſetzungen ſind aber damit noch nicht erſchöpft. Wir haben als Folge des Umſturzes die Mächte der Poſition und der Negation in eigenthümlichen Verhältniſſen, mit beſondern Aufgaben, Vortheilen und Nachtheilen. Wir haben, nachdem die Creatur gewählt und ihre Freiheit verloren hat, die Nothwendigkeit des einzig noch übrigen Weges der Rettung, die Nothwendigkeit der Emporleitung der Creatur unter ſtetem Kampf mit dem negativen Princip, das zu ſeiner Action ein Recht hat und dem der freieſte Spielraum gegeben iſt. Wir haben als Folge der Bewegung und der Conflicte verſchiedener lebendiger Mächte den Zufall in einer neuen Reihe von Möglichkeiten.

Die Wiederaufrichtung des Gefallenen, der Aufgang zu Gott in die Sphäre der Vollkommenheit geſchieht geſetzlich, nach Maßgabe der beſtehenden eigenthümlichen Verhältniſſe. Wie Gott ſelbſt, das Seynſollende wollend, ſich naturgemäß entwickelt und die drei dienenden Principien nacheinander geſetzt hat, mit dem Princip der Materie beginnend und dem Geiſt endend, ſo entwickelt ſich der gefallene Menſch naturgemäß in drei Stufen, welche durch das ſucceſſive Vorherrſchen der drei Principien charakteriſirt ſind. Wir erkennen in dem großen Ganzen eine Reihe von Bildungen und Geſchichten, deren jede in drei Stufen ſich abſchließt, von der allgemeinſten an bis herab zur beſonderſten. Sind aber in dieſer Hinſicht alle ſich gleich, ſo unterſcheidet ſich doch jede von der andern durch das verſchiedene Zuſammenagiren der poſitiven und negativen Principien und des mitwirkenden Gegenſtandes. In jeder iſt etwas Neues gegeben; jede bietet dem Forſcher neue Combinationen der Kräfte und neue Seiten des Lebens zur Betrachtung.

Der erſte Act der Reſtauration, der erſte Schritt der Creatur auf dem Wege nach Oben geſchieht in der Bildung des Weltalls. Dieſe Stufe iſt bezeichnet durch das extremſte Vorwiegen der Materie, des Aeußern, der Quantität. In ihr, der erſten Epoche der Zeitlichkeit, entſtehen und ſind nur die Himmelskörper, die Geſtirne, die als ſolche noch kein organiſches Leben zulaſſen.

Der zweite Schritt geſchieht in der Bildung der Erde, in der Entwicklung der Natur auf der Erde. Die Erde iſt der Ort, wo die geiſtigen Kräfte der Creatur Wohnung nehmen und dieſe emporſteigt zu immer höhern Formen des Seyns. Es entſtehen ſucceſſive die drei Reiche der Natur, die ſich ihrerſeits durch das Vorherrſchen je eines der drei Principien unterſcheiden, und von denen das zweite das erſte, das dritte die beiden erſten vorausſetzt.

Es entſteht endlich der Menſch — der Mikrokosmos, in welchem der Makrokosmos zum erſtenmal nach allen Elementen wiederhergeſtellt iſt. Der irdiſche Menſch hat nicht nur die drei Grundkräfte der urſprünglichen Creatur in ihrer wahren Fülle und Tiefe, er iſt Perſon, Selbſt und hat alle damit zuſammenhängenden Fähigkeiten. Mit ihm iſt die Natur abgeſchloſſen, und es beginnt eine neue Entwicklung — in ihm und ſeiner Geſchichte.

Wie man ſieht, laſſen wir die Wiedererhebung der Creatur, ſoweit es in der ſinnlichen Sphäre überhaupt möglich iſt, ausſchließlich auf der Erde ſich vollenden. Damit treten wir der Anſicht entgegen, nach der auch andre Himmelskörper wo nicht gar alle, mit menſchenähnlichen Weſen bevölkert ſeyn ſollen. Man ſagt bekanntlich: „die Erde iſt nur ein im Weltall verſchwindender Punkt und trägt lebendige Geſchöpfe, Thiere und Menſchen. Wie ſollten ſich nun dergleichen nicht auch auf der zahlloſen Menge der übrigen Himmelskörper befinden, wovon die meiſten unvergleichlich umfangreicher ſind, als der Erdball? Wozu wären dieſe Körper überhaupt geſchaffen, wenn ſie nicht lebendigen Weſen zu Trägern dienen ſollten?" — Manche ſehen die Geſtirne mit höhern Weſen beſetzt, wobei ſie an engelähnliche Naturen denken; und auch von Theologen kann man die Aeußerung hören, daß unter den „vielen Wohnungen im Hauſe des Vaters", wovon Chriſtus redet, die Sterne gemeint ſeyn möchten.

Dieſe Anſicht hat nicht ſowohl einen philoſophiſchen, als einen ökonomiſchen Grund. Man kann die Vorſtellung nicht ertragen, daß ſo zahllos unermeßliche Strecken Landes brach liegen ſollen und Gott oder die Natur eine ſo ungeheure Raumverſchwendung ſich beikommen laſſe. Aber nicht Alles muß einem und demſelben Zwecke dienen, und die Geſtirne könnten wohl ihren eigenen haben! Zunächſt kann unſchwer gezeigt werden, in wie fern der Gedanke, daß auch die außerirdiſchen Räume des Weltalls zur Baſis lebendiger Weſen benützt werden müſſen, an ſich unhaltbar erſcheint.

Iſt man in dieſem Gedanken conſequent, ſo hat man anzunehmen, daß alle Himmelskörper ohne Ausnahme mit lebendigen Weſen bevölkert ſeyn müſſen. Denn wenn es einmal auf Benutzung ankommt, ſo iſt nicht einzuſehen, warum nur viele benutzt werden ſollen und nicht alle. Der Vorwurf der Raumverſchwendung kann Gott oder der Natur noch immer gemacht werden, ſo lange nicht das ganze Heer der Sterne mit Geſchöpfen bepflanzt iſt, welche der Art und Weiſe je eines dieſer Körper entſprechen. Was heißt aber das ganze

Heer der Sterne? Sind es bloß diejenigen, die wir auf Erden mit bewaffneten Augen wahrnehmen? Sind hinter dieſen, wie viel deren ſeyn mögen, nicht weitere Räume, und werden in ihnen nicht auch Sterne ſeyn, die ihrerſeits mit Weſen ausgeſtattet ſeyn müſſen? Nach der Anſchauung der Gegner ohne Frage. Was reden wir aber von weitern Räumen! Der Raum iſt nach dieſer Anſchauung ja gränzenlos, und die Zahl der Sterne darin nothwendig ebenfalls! Und nun mache man ſich eine Vorſtellung von der Zahl der Weſen, die ſich auf den Himmelskörpern befinden müſſen, deren Zahl gränzenlos iſt!

Wir haben dabei die Räume, durch welche die Himmelskörper von einander getrennt ſind, unſern Gegnern noch dazu geſchenkt! Die völlig conſequente Oekonomie hätte auch die Nichtbenutzung der Wüſten des Aethers zu beklagen und von der herrſchenden Macht vorauszuſetzen, daß ſie auch für ſie die paſſenden Weſen geſchaffen habe! —

Gränzenloſigkeit, Zielloſigkeit iſt aber Sinnloſigkeit. Das wirklich Gränzenloſe wäre auch für Gott gränzenlos, könnte auch von ihm nicht überſchaut, umſpannt werden, ſchlöſſe mithin jede herrſchende Macht aus. Allein wer A ſagt, muß B ſagen. Wer die Benützung von vielen Sternen verlangt, muß die Benützung unendlich vieler verlangen, weil derſelbe Grund für die eine wie für die andere gilt. Damit würde er aber die gränzenloſe, d. h. die ſinnloſe Benützung verlangen.

Wollten wir den Gegnern das Unmögliche, die Beſetztheit beliebig vieler Sterne mit lebenden Weſen, zugeben, ſo würden ſich Fragen erheben, auf die befriedigende Antworten unmöglich wären. Entſtehen und vergehen dieſe Weſen ebenfalls wie die Menſchen auf Erden? Und wenn dieß der Fall iſt, vergehen ſie zu Nichts oder leben ſie in anderer Weiſe fort?

Wer das Fortleben annimmt, der müßte zeigen: in welchem Raum, in welchen Sphären er eine Reihe von Generationen, deren jede aus einer gränzenloſen Zahl von Weſen beſteht, unterzubringen gedenkt. Die gränzenlos vielen Weſen ſetzen für ſich ſchon den gränzenloſen Raum voraus; und wo ſollen wir nun mit den lokal vergangenen, aber doch noch fortlebenden Geſchlechtern hin? Iſt der gränzenloſe Raum beſetzt, ſo gibt es keinen Platz mehr; denn gäbe es noch welchen, ſo wäre der gränzenloſe Raum nicht gränzenlos.

Der Materialismus und vulgäre Pantheismus wird freilich hier zunächſt nicht in Verlegenheit kommen, ſondern reſolut erwidern: „Jene Weſen entſtehen und vergehen wirklich, d. h. ſie vergehen zu Nichts.“ Aber dieſe Anſicht haben wir ſchon in unſerm erſten Abſchnitt widerlegt. Der Widerſinn eines unaufhörlich entſtehenden und zu Nichts vergehenden Lebens würde durch die Ausdehnung deſſelben von der Erde auf das ganze Weltall nur ins Ungeheuerſte vergrößert. Die Armſeligkeit des Einzellebens bliebe dieſelbe; und wir hätten nur eine gränzenloſe Zahl von Weſen, deren jedes mit zweckloſer Exiſtenz geſtraft wäre! Dabei wiſſen diejenigen, die ſolches behaupten, nicht entfernt begreiflich zu machen, wie dieſe Weſen auf den verſchiedenen Geſtirnen zu ihrem traurigen Daſeyn auch nur zu gelangen vermöchten!

Wie viel beſſer als die ſinnlos gränzenloſe Zahl ſchlechter, vergänglicher Exiſtenzen iſt offenbar die begränzte Zahl vollkommener, glücklicher, dauernder Geſchöpfe! —

Jenen Andern, die ſich auf den Sternen engelähnliche Naturen oder gar Engel ſelber denken möchten, haben wir nur zu erwidern, daß Weſen, die ſich auf materiellen Weltkörpern befänden, nur Weſen in materieller Hülle ſeyn könnten, und daß ein himmliſcher Geiſt in materieller Hülle und ſinnlichen Raum ausfüllend ein Widerſpruch iſt.

Liebevolle Geſinnung, welche ſich die Zahl ewig glücklicher Mitgeſchöpfe nicht groß genug denken kann, iſt ſchön; aber ſie muß nicht das Unmögliche verlangen. Wolle ſie doch beherzigen, daß auch auf der Erde ſchon eine höchſt reſpektable Zahl ſolcher Geſchöpfe entſteht! Man verſuche ſich zu denken, wie viele Menſchen bisher gelebt haben, gegenwärtig leben und bis zu den Ausgängen des Geſchlechts noch leben werden — und auch das allerfreundlichſte Gemüth, das gern ſo vielen Weſen als möglich die Anwartſchaft auf ewige Seligkeit gönnte, wird ſich beruhigen können. Die Zahl, obwohl nicht gränzenlos, iſt doch für den Menſchengeiſt unüberſchaubar; und wir können uns mit ihr immer noch einen Himmel denken, wo nach dem Goethe'ſchen Ausdruck „die Unzahl ſich erfreut.“

Es iſt ein eigener Tik der neuern Zeit, die himmliſchen Geiſter (freilich weil man ſie ſich nicht zu denken vermag!) zu verwerfen, dagegen menſchenähnliche Weſen auf Sternen anzunehmen. Soll es einmal außer den Menſchen auf Erden noch Einzelweſen geben, ſo iſt es doch offenbar in jeder Hinſicht beſſer, wenn dieſelben auch wirklich andere, höhere, die Menſchen ergänzende ſind. Die himmliſchen Geiſter ſind für die Menſchen Ideale, und zu Idealen kann man ein Herzensverhältniß haben. Welches Intereſſe vermag man aber für die Bewohner irgend eines Sternes zu empfinden? — zumal wenn man ſich und ſie für gleich vergänglich hält, alſo mit ihnen irgend einmal in nähere Berührung zu kommen ohne alle Hoffnung iſt!

Wenn wir, abgeſehen von der Unhaltbarkeit dieſer modernen Anſicht, auf Grund ſchon unſrer Erkenntniß von Gott und ſeiner Entwicklung in der jetzigen Welt das zeitlich gegliederte Ganze erblicken müſſen, in welchem der gefallene Urmenſch wiedererſtehen ſoll, — wenn wir ferner, da dieſer Urmenſch nur Etwas, nicht Alles war, zu der Behauptung genöthigt ſind, daß auch die in lebenden Weſen erſcheinenden höhern und höchſten Elemente deſſelben nur Etwas ſeyn und ſich nur in einer für Gott überſchaubaren Zahl darſtellen können, — ſo haben wir dieſem philoſophiſch ermittelten Satz durch Widerlegung der entgegenſtehenden Behauptung allerdings noch eine weitere Stütze gegeben. — Der gefallene

Menſch erhebt ſich nach ſeinen edelſten Qualitäten in der irdiſchen Menſchheit, und nur in ihr. Wie der urſprüngliche Menſch Einer war, ſo wird auch die Menſchheit Eine ſeyn. Die Herrlichkeit, die er verlor, ſoll ſie wiedergewinnen, und ſchon auf Erden ſich dem höchſten Ideal ſelbſtbewußten, freien Zuſammenwirkens nähern.

Damit wäre die in neuerer Zeit geringgeſchätzte Erde wieder in die ihr gebührenden Ehren eingeſetzt! Sie iſt nicht, wie man ehedem glaubte, das phyſiſche Centrum des Weltalls, wohl aber das geiſtige. Denn wo der Geiſt und das Selbſt der Creatur in ſelbſtſeyenden Weſen reſtaurirt iſt, da iſt der Mittelpunkt. Das Selbſtſeyn iſt innen, das bloß gegenſtändliche Seyn iſt außen; und wenn ſich die Erde um die Sonne bewegt, ſo bewegt ſich dagegen die Sonne mit dem ganzen Heer der Sterne um den wollenden und denkenden Menſchengeiſt auf Erden. — Es war ein großer Fortſchritt, wodurch die Erde an ihrer phyſiſchen Stelle im Weltall erkannt und dieſes dem Menſchengeſchlecht in ſeiner wahren Größe geöffnet wurde. Gegenwärtig dürfte es an der Zeit ſeyn einzuſehen, daß es noch etwas Größeres gibt, als das phyſiſch große Weltall, nämlich die geiſtige Welt der in Staat und Kirche, in Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft productiven, gotterkennenden Menſchheit.

Die ſtufenweiſe Bildung der Natur, unter der gemeinſamen Action der erwähnten beſtimmenden Kräfte, wird in ihren Specialitäten jene Eine Wiſſenſchaft darlegen, die das Ergebniß der philoſophiſchen und empiriſchen Thätigkeit iſt. Die Natur, die ſich jetzt wiederholt, hat eine Zeit der Entwicklung gehabt, wo ſie fortſchreitend Neues und Höheres producirte, bis ihr endlich das Höchſte gelang — der Menſch. Seit dieſer Zeit producirt ſie mit dem Gleichen das Gleiche, und die Entwicklung vollzieht ſich im Menſchen, im Geiſt und mit den geiſtigen Kräften deſſelben.

Ueber die Entſtehung der erſten Menſchen ſind verſchiedene Meinungen aufgeſtellt, die miteinander im Streite liegen;

und eine Entſcheidung herbeizuführen iſt der Wiſſenſchaft noch nicht gelungen. Nach unſrer Betrachtung der Dinge kann indeß über die Herkunft des Menſchen kein Zweifel ſeyn. Die Krone der erſten, natürlichen Wiederherſtellung der gefallenen Creatur iſt das Werk der göttlichen Mächte; ſie bedienen ſich aber zur Hervorbringung des bis dahin höchſten und edelſten Materials oder Organs — des Thieres.

Man bemerke! Wir ſagen nicht: Die erſten Menſchen ſind von Thieren erzeugt, wie die Thiere jetzt ſind; denn dieſe können nur ihres Gleichen erzeugen. Unſer Satz iſt: die erſten Menſchen ſind von Thieren erzeugt, in welchen der Keim des Menſchen lag und in welchen nach Maßgabe des Hervorzubringenden die göttlichen Principien wirkten.

Das Thier hat ein Außen und ein Innen, einen Leib und eine Seele; die Seelenkräfte ſind eben die innerlichen, herrſchenden. Hinter dieſen Kräften wirken als die höhern, innerlichern, überherrſchenden, die göttlichen Mächte in derjenigen Herbeilaſſung, die zur Hervorbringung des Menſchen erforderlich iſt. So, als die geeignetſten Werkzeuge der göttlichen Mächte, von dieſen durchgeiſtet, erzeugen die entwickeltſten Thiere die erſten Menſchen.

Schämen wir uns dieſer Abſtammung nicht, und verkennen wir nicht unſre Verwandtſchaft mit dem Thier! Vermeiden wir die Geringſchätzung wie die Ueberſchätzung deſſelben! Das Thier iſt und bleibt das Geſchöpf, welches der Menſch zunächſt unter ſich zu erkennen hat. Und wenn den Menſchen dem Thier gleichſtellen ihn degradiren heißt, ſo können die andern Gebilde der Natur durch eine ſolche Vergleichung nur geadelt werden.

Die Gläubigen haben keinen Anſtoß daran genommen, daß Gott Jehova den erſten Menſchen (und noch dazu den paradieſiſchen!) aus Staub von der Erde gebildet und in ſeine Naſe den Odem des Lebens gehaucht habe. Iſt aber Staub von der Erde ein edleres Mittel zur Menſchenbildung als das Weſen des Thiers, des beſeelten, begabten, frei ſich bewegenden, faſt ebenfalls eine Welt im Kleinen zu nennenden Geſchöpfs? — Ein Mann der Wiſſenſchaft hat die erſten Menſchen aus einer Combination von Elementen (Erde, Waſſer, Luft und Feuer) entſtehen laſſen, ſie „vierelementiſche Organismen“ genannt, und dieſe Erklärung iſt von manchem für ſinnreich gehalten worden. Von kosmiſchen Elementen herzukommen, die ſich im urſchleimbildenden Meere, in der Nähe des Ufers, miteinander verbinden und verbunden durch die Flut ans Land geworfen werden, iſt aber gerade auch keine allzugroße Ehre für uns, abgeſehen davon, daß menſchliches Wollen und Denken aus einer Vereinigung nicht wollender und nicht denkender Kräfte abzuleiten der bekannte materialiſtiſche Widerſpruch iſt.

Entweder — oder! Entweder ein Wunder im vernunftwidrigen Sinne, wo ſich die göttlichen Mächte nicht der Natur und ihrer Geſetze bedienen, um zu ſchaffen, ſondern wo ſie ihnen zuwiderhandeln, um zu machen, durch einen Zauberſpruch in unmotivirt plötzliches Daſeyn zu rufen — oder eine natürliche Herleitung. Wenn aber eine natürliche Herleitung, dann entweder eine Herleitung ſelbſtſeyender, geiſtiger Weſen aus geiſt- und ſelbſtloſen Elementen — eine nicht geringere Unmöglichkeit! — oder eine Herleitung aus natürlichen und geiſtigen Principien, die lebendig zuſammenwirken, indem die letztern activ, die erſtern paſſiv ſich verhalten. Die göttlichen Mächte wirken bei der Hervorbringung der erſten Menſchen von innen heraus durch das Thier — und ſo wird der Menſch, „halb Thier halb Engel“, wie man ſich ehedem ausdrückte, ein Weſen, das ſich in der That nach dieſen beiden Seiten auf's unzweideutigſte manifeſtirt.

Die große Aufgabe der Gegenwart iſt, Göttliches und Natürliches unterſchieden und als unterſchieden lebendig verbunden zu erkennen, ſo zwar, daß die göttlichen Principien innen und oben herrſchen, während die natürlichen außen und unten dienen. Die altreligiöſe Vorſtellung läßt Gott arglos von außen wirken, und ſchildert ihn bei dieſer Gelegenheit als ein menſchenähnliches Weſen, das aus Erdenſtaub ein Bild ſeiner ſelbſt formirt und ihm die Seele einbläſt. Daß es ſo nicht wirklich zugegangen ſeyn kann, begreift ſich. Gegenüber dieſer kindlichen Anſicht laſſen Andre den Menſchen natürlich entſtehen und wachſen, aber ſie haben nicht die göttlichen Urſachen für die geiſtigen Fähigkeiten des Menſchen, und können aus ihren Elementen nicht einmal das Thier, nicht die Pflanze, ja nicht das Mineral erklären, geſchweige den Menſchen. Die Wahrheit in der altreligiöſen Vorſtellung iſt, daß die Seele des Menſchen von Gott kommt. Die Wahrheit in der modernen wiſſenſchaftlichen Vorſtellung iſt, daß der Menſch natürlich entſteht und nicht in Folge eines göttlichen Einhauchs von außen aus einem Erdenkloß plötzlich ein höchſt complicirter Organismus wird. Dieſe beiden Wahrheiten müſſen verbunden werden; ſie können es aber nur dadurch, daß man die göttliche Macht von innen her wirken, von innen her auf natürliche, den Geſetzen der Sphäre, in welcher der Act vor ſich geht, entſprechende Weiſe den Menſchen erzeugen läßt.

Das wahre Innen verhält ſich zu dem Außen als geiſtig, übermateriell. Von den beiden Principien des Materialismus, von Kraft und Stoff, iſt nur dieſer mit den Sinnen wahrzunehmen, die Kraft als ſolche nicht, ſondern nur in ihren Wirkungen. Auch die Materialiſten bekennen ſomit ein Geiſtiges, Uebermaterielles, welches in der Materie, das Innere der Materie iſt; und ihr Irrthum beſteht nur darin, daß ſie in der Kraft nicht das Höhere, Herrſchende ſehen, und daß ſie von der Einzelkraft nicht zur abſoluten zurückgehen. — Ohne Geiſtigkeit, Uebermaterialität, keine lebendige Innerlichkeit, kein Leben, kein Organismus! Hat man aber dieß erkannt, ſo muß man die geiſtige Kraft als ſolche nicht mit den Sinnen wahrnehmen wollen und, weil man damit begreiflicherweiſe nicht zu Stande kommt, ſie in ihrer höhern Würde läugnen. Die

Kraft als ſolche hat keine phyſiſche, ſie hat eine metaphyſiſche Stelle — die Stelle über der phyſiſchen der Materie; und die metaphyſiſche iſt die beſſere, denn von ihr aus wird geherrſcht. Je metaphyſiſcher, je geiſtiger, deſto innerlicher; je innerlicher, deſto mächtiger. Das mächtigſte Weſen muß nothwendig das geiſtigſte, das innerlichſte ſeyn.

Wie gelangt man zu Gott — welches iſt der Weg, der zu ihm führt? Dieß iſt eine Frage, die der Menſch immer wieder aufwirft und die man beantworten muß. Im gewöhnlichen Leben deutet man, wenn man von Gott ſpricht, nach oben. Aber dieß iſt nur ſymboliſch; im ſinnlichen Raum, in einem Theil des ſinnlichen Raums kann ſich Gott nicht befinden. Gott befindet ſich gleichwohl oben, aber in dem wahren Oben: in dem Mittelpunkt der Dinge, von welchem Alles abhängt, in Vergleich zu welchem Alles Uebrige äußerlicher iſt und niedriger ſteht. Der Weg zu Gott, zu dem göttlichen Selbſt, geht, allgemein zu reden, von der äußerſten Sphäre, in der ſich der Menſch gegenwärtig befindet, zur innerſten. Wir wiſſen aber, daß es verſchiedene Sphären gibt; und wenn wir nun das abſolute All (von welchem das Weltall nur die äußerſte Sphäre bildet) überblickend, den Weg zu Gott angeben ſollen, ſo müſſen wir ſagen: der Weg von der jetzigen Welt zu Gott führt durch das Innerſte der Welt, durch das menſchliche Selbſt, in die Sphäre der himmliſchen Geiſter; durch das Selbſt der himmliſchen Geiſter in die Sphäre der göttlichen Perſonen; durch das Selbſt der göttlichen Perſonen zu Gott ſelbſt.

Die geiſtigen Weſen ſind nicht durch ſinnliche Räume von einander geſchieden, ſondern durch das Maß ihrer Kraft. Das mächtigſte iſt als ſolches auch das höchſte, das ſchwächſte das niedrigſte. So weit die Kraft des Weſens reicht, ſo weit reicht ſeine Sphäre; womit ausgeſprochen iſt, daß die niedrigern Sphären den Mächten der höhern auch zugänglich ſind, aber nur mittelſt der Inhaber der niedrigern. Gott ſelbſt hat ſeine Sphäre für ſich im Centrum aller Dinge; zugleich aber durchherrſcht er die andern — mittelſt der in ihnen wirkenden Organe.

Zur Verdeutlichung dieſer Verhältniſſe dienen wieder analoge, die wir durch Erfahrung kennen. Wenn der Menſch von ſeinem Innern, ſeinem Innerſten ſpricht, ſo meint er damit nicht die phyſiſche Mitte, ſondern ſein geiſtiges Weſen. Wir können uns durch Beobachtung überzeugen, daß wir aus einer Reihe von Kräften beſtehen, wovon die an ſich mächtigere auch die innerlichere, hinter den minder mächtigen ſtehende, dieſe zum Gegenſtand habende iſt. Die innerſte Kraft iſt die Kraft des Selbſt, die höchſte Herrſcherin, die nach ihrem Gefallen alle übrigen als Organe benutzt. Sie verfügt erfahrungsmäßig auch über die Denkkraft, hat dieſe vor ſich, treibt ſie zur Action und läßt ihren Willen durch ſie vollziehen. Die Kraft des Selbſt hat ihre eigene Sphäre, durchdringt aber zugleich die übrigen Sphären des menſchlichen Organismus und handelt in ihnen — durch die Kraft dieſer Sphären. Das menſchliche Ich ſagt: ich will; es ſagt aber auch: ich denke — ich fühle — ich ſehe, höre u. ſ. w. Denn indem das Ohr hört und das Auge ſieht, hört und ſieht das Ich mittelſt derſelben. Wenn recht gehört und geſehen werden ſoll, muß das wollende Ich entſchieden dabei ſeyn. Iſt es abweſend und ſetzt es die Verbindungsorgane nicht in Action, ſo hört das Ohr ohne zu hören und ſieht das Auge ohne zu ſehen, d. h. weder das eine noch das andere bringt es zum beſtimmten Erfaſſen des Gegenſtandes.

Der Menſch, auch der jetzige Menſch in der früher bezeichneten Einſchränkung, iſt ein Bild Gottes; der menſchliche Geſammtorganismus (wovon der leibliche nur ein Theil!) iſt dem göttlichen analog. Das abſolute Ich durchherrſcht den abſoluten Organismus wie das menſchliche Ich (ſofern es iſt, was es ſeyn ſoll) den menſchlichen. Und wenn das menſchliche Ich ſinnlich hört und ſieht — durch das Ohr und das

Auge, ſo hört und ſieht, wenn es ihm ſo gefällt, auch Gott ſinnlich — durch den Menſchen. Gott ſelbſt kann zunächſt, was er allein kann; dann kann er aber auch, was die göttlichen Perſonen, die himmliſchen Geiſter und die Menſchen können, indem er ſich ihrer bedient, ſich herrſchend ihnen geſellt. Gott kann unter dieſer Vorausſetzung, eben ſeiner Organe ſich bedienend, in Wahrheit Alles. Wie Alles von ihm ausgeht, ſo geht auch Alles wieder zu ihm zurück: er iſt das A und das O, der Anfang und das Ende.

Man ſagt: Gott iſt in der Welt; und ebenſo: die Welt iſt in Gott. Beides richtig. Gott iſt in der Welt — herrſchend; die Welt iſt in Gott — beherrſcht. Wenn ein Menſch in einem Hauſe ſich befindet, ſo können wir ſagen: der Menſch iſt im Hauſe, und: das Haus iſt im Menſchen. Der Menſch iſt im Hauſe reell, das Haus im Menſchen ideell. Das Haus faßt den Menſchen materiell, der Menſch faßt das Haus geiſtig, indem er es denkend in ſich aufnimmt; und ſo ſehr wird wohl niemand Materialiſt ſeyn, daß er das materielle Faſſen höher hielte als das geiſtige, und lieber das Haus wäre als der Menſch. Die Welt in dem Sinne, wie wir das Wort hier genommen, iſt nun freilich nicht bloß in dem Fall des Hauſes: ſie wird nicht bloß geiſtig gefaßt von Gott, ſie kann auch ihrerſeits ihn geiſtig faſſen. Aber wenn bei Gott der Accent liegt auf dem Faſſen und Halten, ſo liegt bei der Welt der Accent auf dem Gefaßt- und Gehaltenwerden; und ſo bleibt es nun doch dabei daß Gott activ in der Welt iſt und die Welt paſſiv in Gott.

Daß Gott herrſchend in der Welt iſt und von innen heraus wirkt, haben die tiefern Geiſter ſtets eingeſehen. Bekannt und viel citirt iſt ein kleines Goethe'ſches Gedicht, das wir nochmal citiren, weil wir hoffen dürfen, daß dem Leſer nach dem Bisherigen ſeine Wahrheit noch einleuchtender erſcheinen wird.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geiſt vermißt.

Gott wirkt als abſoluter Herr Alles; aber nur auf die ihm zuſtehende, göttlich natürliche Weiſe, d. h. nur durch die entſprechenden Organe und nach Maßgabe der entſtandenen Verhältniſſe — in Harmonie mit ſeinen Zwecken. So ſchafft er die erſten Menſchen in der Sphäre, die nach dem Fall der Creatur eröffnet worden, im Einklang mit dem Gebote der Gerechtigkeit und nach dem Entwicklungsgeſetz eben dieſer Sphäre durch das active Mittel ſeiner Principien, welche ſich als paſſiven Mittels des Thieres bedienen. Nicht das Thierpaar alſo, um es nochmal zu ſagen, erzeugt den einzelnen Menſchen, ſondern das Thierpaar, deſſen innerſtes Weſen den Keim des menſchlichen enthält und ſo weit, als es die Erzeugung eben dieſes Menſchen erfordert, durch die Gaben der ſchaffenden Principien ſich verſtärkt ſieht. Iſt ja doch auch ſchon das Thierpaar, wie alles in der ſinnlichen Sphäre Gewordene, nur durch die verhältnißmäßige ſchaffende Mitwirkung eben dieſer Principien entſtanden!

Mit dieſer Erklärung beantwortet ſich auch eine Frage, die den Bekennern abweichender Anſichten großes Kreuz verurſacht. In welcher Ausbildung wurden die erſten Menſchen in die Welt geſetzt? Die kindlich religiöſe Vorſtellung läßt ſie von Gott gleich erwachſen hinſtellen, und widerſpricht dadurch freilich den Geſetzen aller und jeder Entwicklung, der ewigen ſo gut wie der zeitlichen. Der Act, durch welchen Gott die erſten Menſchen gleich entwickelt hinſtellte, ohne daß er ſie hätte ſich entwickeln laſſen, würde des Schöpfers durchaus unwürdig, ein förmliches Zauberſtück ſeyn — wenn er aus Naturgründen überhaupt möglich wäre! — Die andre, wiſſenſchaftliche Vorſtellung läßt ihren Menſchen natürlich werden, iſt aber nicht im Stande, die Ernährung des eben gewordenen begreiflich zu machen; denn es klingt doch geradezu komiſch, wenn verſichert wird: die von der Flut ans Land geworfenen Menſchen (in welcher Ausbildung, ob als Kinder oder Erwachſene, wird auch verſchwiegen!) ſeyen ohne Weiteres Jäger und Fleiſchfreſſer geweſen! — Die einzig befriedigende Antwort iſt mit unſrer Herleitung gegeben. Iſt der Menſch auf Erden von Thieren gezeugt und geboren, dann iſt für das ebene Geborene geſorgt. Und wahrlich, keine Vorſtellung des Wunderglaubens, wie ſchöne darunter ſich befinden mögen, iſt für den, der Natur und Naturleben zu ſchätzen vermag, ſo ſchön und ſo rührend, wie das Bild der thieriſchen Mutter, die das ungekannte höhere Geſchöpf, das an's Licht der Welt zu fördern ſie berufen war, mit liebender Sorge als das ihrige nährt und beſchützt!

Kein Wunder, kein Aufheben der Naturgeſetze iſt zur Pflege des unmündigen Kindes nöthig, nachdem das wahre Wunder, die göttlich natürliche Erzeugung des Menſchen einmal geſchehen iſt! Der Inſtinkt der Mutter thut Alles, bis der ausgebildete Sprößling für ſich ſelber zu ſorgen vermag.

Durch unſre Herleitung iſt nun auch die Möglichkeit von Ureinwohnern gewiſſer Landestheile und die Exiſtenz verſchiedener Menſchenraſſen begreiflich gemacht. Entſtehen die erſten Menſchen unter den angegebenen Bedingungen von Thieren, ſo iſt kein Grund vorhanden, warum auf dieſe Art nicht mehrere, in mehrern Landestheilen ſollten entſtanden ſeyn. Wir müſſen auch hier wieder Goethe beipflichten, der, nach Eckermann, im Geſpräch mit dem Botaniker Martius bemerkte: die Natur, die überall verſchwenderiſch verfahre, werde dieſen Charakter auch bei der Hervorbringung der erſten Menſchen nicht verläugnet, ſondern gleich eine Reihe von Paaren ins Daſeyn gerufen haben. — Die verſchiedenen Menſchenraſſen erklären ſich aber aus der Verſchiedenheit der geiſtigen Mittheilungen von Seiten der göttlichen Mächte. Nach dem Geſetz der Entwicklung kann auch hier nur Schritt für Schritt vorgegangen werden. Die erſten Menſchen, die auf dem Wege der Wiedererhebung nach dem Fall entſtehen, ſind keineswegs als vollkommene, ſondern als dem Thier am nächſten ſtehende zu denken. Aber die Menſchenpaare vermehren ſich ihrerſeits und erzeugen unter denſelben Bedingungen, nach welchen aus Thieren Menſchen entſtanden ſind, höhere, begabtere, vollkommener geformte Menſchen. Was im Reich der Thiere geſchehen iſt, das geſchieht nun im Geſchlechte der Menſchen; und die fortſchreitende produktive Thätigkeit der göttlichen Mächte ruht nicht, bis ihr die begabteſten und edelſten Raſſen gelungen ſind.

Wenn der Menſch auf der Welt iſt und ſich ſelber fortzupflanzen vermag, weichen die göttlichen Principien des Fortſchritts als ſolche von dem Thier, und dieſes erzeugt fernerhin nur ſeines Gleichen. Und ſo auch weichen ſie von den niedern Menſchenraſſen, wenn die höhern durch ſie gezeugt ſind und ihre Exiſtenz geſichert iſt.

Iſt die Naturgeſchichte — die aufſteigende Bewegung in der Sphäre der Natur — mit der Hervorbringung des Menſchen abgeſchloſſen, dann beginnt die Weltgeſchichte — die aufſteigende Bewegung im Menſchengeſchlecht.

Der irdiſche Menſch iſt Mikrokosmos, er hat, mit der herrſchenden Kraft des Selbſt, alle Elemente des urſprünglichen Menſchen, des Makrokosmos, im Kleinen wieder erhalten. Durch das Selbſt iſt er Perſon und fähig, alle Kräfte der Sinnlichkeit, des Gemüthes und des Geiſtes zu potenziren, zu ſancioniren. Auf die Ausbildung dieſer Kräfte in Verbindung mit der Kraft der Kräfte, d. h. auf die Ausbildung des menſchlichen Geſammt-Organismus, iſt nun die Thätigkeit der ſchaffenden göttlichen Mächte gerichtet. Auch dieſe neue Entwicklung verläuft ohne Sprung, Moment für Moment, ſo daß, wie in der Naturgeſchichte die natürlichen Möglichkeiten, in der Menſchengeſchichte die menſchlichen realiſirt werden, und unter dem verſchiedenartigen Zuſammenwirken der activen und paſſiven Urſachen das unendlich mannigfaltige und doch ſo höchſt geſetzmäßig ausgeführte Bild entſteht, das dem überblickenden Geiſt in der Weltgeſchichte vorliegt.

Das Menſchengeſchlecht im Großen und Ganzen ſchreitet vorwärts und aufwärts, aber freilich unter allen den Hemmungen, die ihren dauernden Grund in der Folge des Umſturzes und in dem Walten des menſchenfeindlichen Princips haben. Es iſt eine Entwicklung unter Conflicten, eine Entwicklung mit Rückſchritten, wobei einzelne Theile des Menſchengeſchlechts verharren, ein Emporgang, der ſich zunächſt nur in einzelnen Raſſen und Abzweigungen derſelben vollzieht, ſo zwar, daß eine derſelben nach der andern, je nach ihrer Begabung, auf den Schauplatz gerufen und zur Ausbildung und Geltendmachung ihrer Kräfte geleitet wird. Die ſchöpferiſchen Mächte, die durch verſchiedene Mittheilungen aus der Urfülle principiellen Lebens die verſchiedenen Menſchenraſſen hervorbringen, wirken auch die Ausbildung und geiſtige Vollendung der auf den Schauplatz gerufenen und befähigen ſie zu den culturhiſtoriſchen Leiſtungen und Schöpfungen. Der Theil der Menſchheit, der eben an der Reihe iſt, leuchtet hervor durch Werke und Thaten und erfüllt, das zeitgemäß Beſte ſchaffend, ſeine Miſſion für das Ganze. Iſt dieß geſchehen, dann verlaſſen ihn die Principien des Fortſchritts und verſtärken einen andern, durch ſeine natürliche Begabung dazu vorbeſtimmten, zu neuen und höhern Werken. Und ſo kommt ein fähiges Glied des Ganzen nach dem andern zu ſeiner Weltwirkung, bis mit den begabteſten der Gipfel der Bildung erſtiegen wird. Damit iſt die Entwicklung der Menſchheit indeß nicht abgeſchloſſen. Die letzte große Epoche wird durch das Beſtreben ausgefüllt werden, alle Glieder je nach ihren Fähigkeiten an der durch die edelſten und begabteſten geſchaffenen Cultur theilnehmen zu laſſen und durch Ausgleichung der verſchiedenen Bilbungsſtufen die Einheit des ganzen Geſchlechts zu verwirklichen.

Wir können gegenüber dem unendlichen Reichthum welthiſtoriſcher Thatſachen die Entwicklung des Menſchengeſchlechts nur im Allgemeinen charakteriſiren und nur die weſentlichſten Linien ziehen. Aber auch durch die Andeutung iſt ſchon etwas gethan, wenn ſie auf das Rechte deutet und dem näher zu Entwickelnden die Wege bahnt. Daß hier ebenfalls ein Gegenſtand iſt, deſſen immer fortſchreitende Bewältigung nur der Empirie und Piloſophie zuſammen gelingen kann, leuchtet ein. Empirie und Philoſophie haben ſich aber als zwei gleich freie Mächte nicht nur wechſelſeitig zu ergänzen, ſondern auch zu controliren; und nur unter der Vorausſetzung auch dieſer Controle können die Irrthümer, in welche die einſeitige Betrachtung ſo gern verfällt, wieder und wieder ausgeſchieden werden.

Die Entwicklung der Menſchheit iſt in oberſter Linie das Werk der drei poſitiven Principien, der Werkzeuge Gottes. Zu ihrem Thun kommen: die Gegenwirkung des negativen Princips und die poſitive oder negative Mitwirkung der Creaturen ſelber, damit aber die Urſachen der Verkümmerungen, der unzulänglichen und widerſtrebenden Erſcheinungen, die uns in der Wirklichkeit entgegentreten.

Die Empirie hat das Gewordene bis in die einzelſten Beſtimmungen hinab zu erforſchen und in Verbindung mit den unmittelbaren Urſachen darzuſtellen; der Philoſophie bleibt es vorbehalten, mit den oberſten Urſachen Grund, Hauptſtufen und Ziel der Bewegung ſelber zu bezeichnen, das empiriſch Gegebene an ſeiner Stelle dem Ganzen anzureihen und ſo die Erkenntniß des allgemeinen Zuſammenhangs mehr und mehr zu ermöglichen. —

Unter den angegebenen Bedingungen entwickelt ſich nun die Menſchheit wieder in drei großen Stufen, die ihren Grund haben in den drei göttlichen Principien. Dieſe wirken in

Bildung der Stufen zuſammen, aber in den verſchiedenen verſchieden; und je nachdem das erſte, zweite oder dritte Princip vorherrſchend wirkt, entſteht die erſte, zweite oder dritte Stufe.

Die erſte Stufe iſt charakteriſirt durch das Ueberwiegen der Natur, des natürlich-unbewußten Lebens und Thuns — durch die vornehmliche Ausbildung des Aeußern und Ganzen. Die zweite iſt charakteriſirt durch das Ueberwiegen des Geiſtes, der Reflexion, und zwar in unmittelbarer, ſelbſt natürlicher und damit einſeitiger Weiſe — durch die vornehmliche Ausbildung des Innern und Einzelnen. Die dritte iſt charakteriſirt durch den Geiſt als ſolchen und das bewußte Leben und Schaffen — durch die Ausbildung des Ganzen für die Glieder und der Glieder für das Ganze, des Innern für das Aeußere und des Aeußern für das Innere — durch die Ausgleichung der in den frühern Stufen einſeitig entwickelten Beſtrebungen und die Hinleitung derſelben auf ihren letzten Zweck.

Jede einzelne Stufe theilt ſich wieder in kleinere, die in ihrem beſondern Gebiete, alſo verhältnißmäßig, dieſelben Unterſchiede erkennen laſſen. Und ſo weiter und weiter hinab bis zur ſpeciellſten und kleinſten.

Wollte man in der Geſammt-Entwicklung der Menſchheit und in der ganzen Scala der Einzelentwicklungen nur immer wieder die drei Stufen und in den Stufen als deren Factoren die drei Principien erblicken, ſo wäre das wenig; und dieſes Wenige, wenn man dabei bliebe, würde zu Nichts vertrocknen. Deſſenungeachtet iſt die Unterſcheidung zu machen, und wer ſie nicht macht, der wird der Einzelbildung niemals ihr volles Recht ertheilen können. Es muß ſich aber daran die Unterſuchung knüpfen über das Maß deſſen, was die ſchaffenden Kräfte zu der beſtimmten Bildung beigetragen, was an ihr das Werk eigener Kraft und Folge der hemmenden Einwirkungen iſt; — es muß die beſtimmte Bildung in ihrem einheitlichen Leben aufgefaßt und nach ihren ſpeciellen Vorzügen gewürdigt werden.

In der bisherigen, emporgehenden Entwicklung des Menſchengeſchlechts bemerken wir zwei große Stufen, längſt unterſchieden als alte, heidniſche, und als neue, chriſtliche Zeit. Niemand wird die relative Gegenſätzlichkeit ſowohl in dem Ganzen dieſer Weltepochen, als in ihren einzelnen Erſcheinungen verkennen; und wer in jener die Natur, das Aeußere und Ganze, in dieſer den Geiſt, das Innere und Einzelne dominiren ſieht, der ſagt ſich, daß in jener das erſte Princip vorherrſcht, in dieſer das zweite. Das Alterthum zerfällt aber ſeinerſeits in verſchiedene Stufen; und die Schöpfungen der Griechen belehren jeden, der ſie im Zuſammenhang betrachtet, daß eben dieſe Nation die höchſte Entwicklung, die Stufe des Geiſtes, die Ausgleichung und Verklärung der geſammten alten Zeit verwirklicht hat. Vergleicht er aber die Epoche des Griechenthums mit der neuen Zeit, dann ändert ſich das Verhältniß. Was an Bewußtheit frühere Stufen des Alterthums übertrifft, das wird übertroffen durch analoge Bildungen der modernen Welt, die von vorn herein auf tiefere Selbſterfaſſung angelegt iſt. So, in Vergleichung nach beiden Seiten, erkennt er nun die volle Eigenthümlichkeit des griechiſchen Weſens und die Wunder ſeiner Schöpfungen: die Natur vorherrſchend und den Quell ihres Lebens in vollen Strömen ergießend, aber dieſes Leben erhoben in das Licht des Geiſtes und durch ihn, der das Ideal zu denken vermag, zur Schönheit organiſirt! Die Schöpfungen der Griechen ſind damit ein non plus ultra und ewige Muſter. Zu übertreffen waren ſie nur in Einer Beziehung — durch tiefere Innerlichkeit und durch die Gluten des Gefühls, welches denn auch, verſtärkt durch die Macht des mit ihm ſich verbindenden Geiſtes, die neue Welt ebenbürtiger Werke fähig gemacht hat.

Wenn wir den Menſchen aus dem Thier hervorgehen laſſen, ſo ſtimmen wir nicht jenen bei, die ſich das Leben der erſten Geſchlechter nur thierähnlich im gemeinen Verſtande des Wortes denken. Es kommt auf die Begabung an. Sind den Menſchengeſchlechtern durch die göttlichen Principien höhere Fähigkeiten ertheilt, ſo werden ſie raſch zu Formen kommen, womit ſich ihr Thun und Treiben über das des Thieres weſentlich und weit erhebt; ja, ihr Leben, das unter der Leitung der herrſchenden Mächte verläuft, wird in ſeiner urſprünglichen Einfachheit eine ganz eigenthümliche Schönheit und Größe haben.

Nach der Forderung des Entwicklungsgeſetzes, trägt die Urmenſchheit den Charakter der Natur und der unmittelbaren Einheit im ausgedehnteſten Maße. Die Geſchlechter, vom Inſtinkt geführt, wandeln den Kreislauf des natürlichen Lebens im Behagen aller ſeiner Freuden und Genüſſe. Es iſt die Zeit, die ſpäter, von der ſchönen Seite im Geiſte geſehen, die goldene genannt wird.

Nach dieſer Urzeit beginnt die ſpecifiſch geſchichtliche Zeit, indem unter der vorherrſchenden Wirkung des zweiten Princips die Menſchheit ſich in Völker ſcheidet, und die Entwicklung in einer aufſteigenden Reihe derſelben vor ſich geht. Die geiſtige Verklärung des Alterthums im griechiſchen Volk iſt erwähnt. An die Griechen ſchließen ſich die Römer an; und wer die vollendete griechiſch-römiſche Welt überſchaut, der wird in ihr zugleich die reichſte Zuſammenfaſſung der alten und den Uebergang in die neue Zeit erblicken.

Das innerſte Leben der Menſchheit iſt das religiöſe, die ſucceſſive Wiederanknüpfung des menſchlichen Geiſtes mit dem göttlichen; und dieſe haben wir jetzt beſonders zu betrachten.

Der chriſtliche Glaube lehrt die Erlöſung des Menſchengeſchlechts durch den Sohn Gottes und erkennt dieſe in dem Thun und Leiden Chriſti auf Erden. Allein die Erlöſung im weitern Sinne beginnt mit dem erſten Act auf dem Wege der Wiedererhebung des Gefallenen und endet mit der Einführung des Aufgerichteten und Verklärten in das Reich der Vollkommenheit. Sie wird in dieſem Sinne vollzogen durch die Geſammtheit der poſitiven göttlichen Mächte unter dem

Vorgang des Sohns, welcher der zunächſt und eigentlich Vollende des Heiles iſt. Das religiöſe Bewußtſeyn geht alſo nicht nur empor im Judenthum und Chriſtenthum, ſondern auch im Heidenthum, in der Reihe der heidniſchen Religionen; was allein ſchon aus dem Empergang des geſammten geiſtigen Lebens in den heidniſchen Völkern erhellen würde.

Das Heidenthum iſt in Bezug auf das Chriſtenthum eine erſte Stufe wie das Judenthum; ſeine vorwaltende Natürlichkeit und Aeußerlichkeit verhält ſich zur chriſtlichen Innerlichkeit, wie das vorwaltende Geſetzesleben zur chriſtlichen Freiheit. In der erſten Stufe iſt aber ſtets auch ſchon das Element enthalten, welches in der zweiten übermächtig hervortreten ſoll; daher wir im Heidenthum wie im Judenthum Regungen ſpecifiſch chriſtlichen Sinnes und Geiſtes, analoge Begriffe und Einrichtungen, Vorbilder chriſtlichen Lebens und Vorläufer Chriſti ſelber finden.

Im Heidenthum und Judenthum herrſcht das erſte göttliche Princip und die andern wirken mit, ſo zwar, daß auch ſie, in ihrer untergeordneten Stellung, zu relativem Vorwiegen gelangen. Wenn die erſte Stufe geiſtig abgeſchloſſen und damit die Zeit erfüllt iſt, tritt das zweite Princip zur Herrſchaft in die Menſchheit.

Der Sohn Gottes iſt Geiſt, geiſtige Macht, als ſolche unerſchöpflich und zu unendlichen Mittheilungen aus ſeinem Weſen befähigt. Er theilt auf dem Wege der Wiedererhebung ſucceſſiv mehr aus ſich mit, je nach der Forderung und Geſtattung des Entwicklungsmoments. Die Perſönlichkeiten im Heidenthum und Judenthum, die wir vor andern chriſtlich nennen möchten, ſind von ihm vor andern begabt und begeiſtet worden. Je mehr die Zeit verrückt, je reicher ſpendet er ſeine Kräfte, und endlich kommt der Moment, wo er in ſeiner Ganzheit eingeht in die menſchliche Natur und mit dieſer verbunden das Ideal realiſirt für die ganze zweite Entwicklungsſtufe der Menſchheit.

Die Verbindung der göttlichen und menſchlichen Natur in der Perſon Chriſti iſt verſchiedenartig aufgefaßt und zu erklären verſucht worden. Geſtatte man uns eine Aufſtellung, die mit unſrer Geſammtanſchauung harmonirt. Chriſtus iſt wahrer Menſch und wahrer Gott oder, beſtimmter zu reden, wahre göttliche Macht. Das zweite göttliche Princip nämlich hat ſich dem innerſten Weſen des Menſchen in der Art geſellt und dieſes durch ſich dermaßen potenzirt, vergöttlicht, daß der Menſch Chriſtus göttlicher Menſch iſt. Der Menſch handelt und leidet, und der Gott in ihm handelt und leidet. Das zweite göttliche Princip, mit ſeinem Weſen das menſchliche Weſen durchdringend, handelt und leidet durch dieſes und erfährt in Lebenseinheit mit ihm Alles, was dieſes erfährt. Es ſetzt in dieſer Lebenseinheit dem Erlöſungswerk die Krone auf, erfüllt die letzten Bedingungen der Befreiung und Erhebung des Menſchengeſchlechts und bereitet den Weg zum Eintreten des dritten göttlichen Princips als ſolchen und zur Vollendung des Heils.

Dieſe Erklärung, in Berückſichtigung der zu erwartenden Einwürfe, näher zu begründen, iſt hier nicht möglich, und wir behalten uns vor, dieß in einer beſondern Ausführung zu thun. Für jetzt ſieht man, daß die Menſchwerdung des Sohnes Gottes nach unſerer Anſicht vor ſich gegangen iſt ohne ein Wunder im herkömmlichen Sinne, d. h. ohne einen Act, durch welchen die Geſetze der Sphäre, in der er vor ſich ging, wären aufgehoben worden. Das göttliche Princip hätte ſich mit dem innerſten Weſen des Menſchen von ſeiner innerlichern Sphäre aus verbunden, wie es dieſes ohne Wunder in jenem Sinne kann; es hätte das menſchliche Weſen zu ſeinem Organ gemacht und mittelſt deſſelben gethan und gelitten, was in der That gethan und gelitten worden iſt. Das zweite göttliche Princip wäre Eins geworden mit dem Weſen des Menſchen, wie Gott ſelbſt Eins werden kann und wird mit jedem ſeiner dienenden Principien, wenn er durch eines derſelben eine beſtimmte Wirkung üben will.

Es kommt hier Alles darauf an, zu erkennen, daß das göttliche, höhere und innerlichere Princip die menſchliche Perſon verſtärken und dieſe zu ſeinem Organ machen kann, ohne daß ſie aufhört, mit eigenem Selbſt Perſon zu ſeyn. Der Menſch Chriſtus iſt wahrer Menſch und handelt für ſich mit eigenem Selbſt, eigenem Selbſtbewußtſeyn; aber durch ihn handelt der Sohn Gottes als Herr dieſes Selbſt, der ſich mit eigenem Selbſt deſſelben bedient: Er, der vor dem Menſchen war und nach ihm iſt, und ohne den nichts iſt und nichts wird von Allem, was iſt und wird.

Gleichwie Gott die ſelbſtſeyende Macht beherrſchen und mit ihr der herrſchend Eine ſeyn kann, ohne daß die dienende Macht ihr Selbſtſeyn verliert (denn eben mit ihrem Selbſt iſt ſie ihm Organ und wird als dienend Eins mit ihm!) — ſo beherrſcht der Sohn Gottes den ſelbſtſeyenden Menſchen, der als dienendes Selbſt Eins mit ihm wird. Der Sohn iſt ideell, was der Menſch reell iſt, das ideelle und das reelle Weſen ſind in göttlich gewollter Verbindung Eins, und was geſchieht, iſt das gemeinſame Werk beider, ſo wie jede menſchliche Schöpfung das gemeinſame Werk der Kräfte des Wollens und des Könnens iſt. Der Menſch fühlt ſich von dem Gott erhöht, ergänzt, und was er thut, kann nur mit Hülfe des Gottes geſchehen. Der Gott fühlt ſich von dem Menſchen getragen, und was er thut, kann nur mittelſt des Menſchen geſchehen.

Will man einwenden, nach dieſer Anſchauung wäre der Sohn Gottes nicht in Wahrheit Menſch geweſen, hätte nicht Wohl und Weh mit uns getheilt, hätte vor allem nicht wahrhaft gelitten, nicht durch wahrhaftes Leiden und Sterben die Erlöſung zu Ende geführt? — Man bedenke, daß ideeller Schmerz auch Schmerz, wahrer Schmerz, ja in gewiſſer Beziehung tiefſter, tiefſtgehender Schmerz iſt; daß nicht nur das unmittelbare Leiden, ſondern auch das mittelbare, das Mitleiden, wahrhaft leiden macht, — daß Alles, was dem Diener angethan wird, auch den Herrn trifft und verletzt. — Was der Menſch menſchlich duldet, das duldet der mit ihm verbundene, wollend in ihn verſenkte Gott göttlich, und erfährt ſomit an ſeinem Selbſt in göttlicher Art alles Menſchliche.

Die Menſchwerdung des Sohnes iſt die Vermählung der göttlichen Natur mit der menſchlichen, wobei ſich die göttliche männlich, die menſchliche weiblich verhält. Nicht das menſchliche Fleiſch hat der Gott angezogen, ſondern den menſchlichen Geiſt — das Princip des Menſchen, — und nur mittelſt dieſes das Fleiſch. Der Logos iſt Menſch geworden, menſchliches Selbſt, geiſtiger menſchlicher Organismus, und nur in Folge davon auch leiblicher.

Bis jetzt hat man in dem „hiſtoriſchen Chriſtus“ den wunderbar gezeugten Gott oder den natürlich gezeugten Menſchen geſehen. Die kirchlich Gläubigen haben in ihm den Sohn Gottes beſeſſen, aber in der Form des Wunders; die Rationaliſten haben in der Form der Natur das göttliche Princip verloren. Durch unſere Erklärung iſt die Möglichkeit gegeben, die Form der Natur und das göttliche Princip zugleich zu haben. Denn die Menſchwerdung in unſerm Sinn, obwohl eine göttliche Handlung und ein Wunder der göttlichen Liebe, iſt kein Wunder im herkömmlichen Sinn: das Sichherablaſſen des zweiten göttlichen Princips aus ſeiner höhern und innerlichern Sphäre in das geiſtige Weſen des Menſchen und das Einswerden mit ihm iſt kein Act, wodurch ein Naturgeſetz verletzt wird.

Der Gottmenſch in dieſem Sinne, nämlich der von dem Gott überherrſchte und durchdrungene Menſch, hat auf Erden gelehrt, Liebeswerke gethan, den Grund der Kirche gelegt, für ſein Wollen und Handeln gelitten und den Tod gefunden. Er iſt das Ideal geworden für alle Menſchen, in denen das zweite Princip dominirt und ihr Weſen zu vorherrſchend geiſtiger Ausbildung leitet.

Wie ſehr Chriſtus in der Schilderung der Evangelien dieſes beſtimmte Ideal iſt, wie ſich alle Züge zu einem höchſt charakteriſtiſchen Ganzen verbinden, das, den Idealen erſter und dritter Möglichkeit das Ihre laſſend, in reinſter Eigenthümlichkeit zwiſchen beide ſich ſtellt, dieß in einer beſondern Darſtellung anſchaulich zu machen, wäre eine ſchöne und lohnende Aufgabe. Dabei würde ſich zeigen, daß auch die mythiſchen (alſo bildlich zu verſtehenden) Elemente in den Erzählungen dem Grundcharakter der Perſon Chriſti durchweg entſprechen.

Die Menſchwerdung des zweiten göttlichen Princips, die völlige Herablaſſung deſſelben in die Natur des Menſchen und das Einswerden mit ihr, iſt der höchſte Beweis der Liebe Gottes, der Liebe des Sohnes zu den Menſchen. Dieſe äußerſte Hingebung an die Sache des Menſchen fällt ſiegend in die Wagſchale gegen die Forderung der bloßen Gerechtigkeit, ſie legt in die Menſchheit die Kräfte zu neuem, weiterem Emporgang, zu neuen Leiſtungen und Schöpfungen, zu tieferen und reineren Einblicken in das Weſen Gottes. Die Menſchwerdung des zweiten Princips iſt die Vorausſetzung der chriſtlichen Lehre und des chriſtlichen Cultus; die chriſtliche Lehre und der chriſtliche Cultus aber ſind die Bedingungen der weitern Erziehung der Menſchheit, die Miturſachen alles in der zweiten großen Weltepoche errungenen Heiles.

Die ganze Wiedererhebung des urſprünglichen Menſchen geſchieht in den göttlichen Acten der Schöpfung — der ſchöpferiſchen Wiederherſtellung des Gefallenen in der Natur und im Geſchlechte der Menſchen — der Erlöſung und der Heiligung dieſes Wiederhergeſtellten. In der Schöpfung waltet das erſte Princip vor, in der Erlöſung das zweite, in der Heiligung das dritte. An die Schöpfung knüpft ſich der erſte geſchichtliche Emporgang des Menſchengeſchlechts in der alten Zeit, im Heidenthum und Judenthum; an die Erlöſung der zweite in der neuen Zeit, im Chriſtenthum; an die Heiligung

— an die volle Erweiſung des heiligen Geiſtes in der Menſchheit — wird ſich die dritte knüpfen, in dem geiſtig verklärten und mit ſeinen Gegenſätzen ausgeglichenen Chriſtenthum.

In der erſten großen Epoche verhält ſich das zweite Princip dienend, ſteigt aber mehr und mehr empor, bis es endlich zur Vorherrſchaft gelangt und den Grund legt zur zweiten, zu ſeiner Zeit. In dieſer verhält ſich das dritte Princip dienend und ſteigt gleichfalls empor, bis es den Grund legen kann zu ſeiner Zeit, der dritten und letzten des Menſchengeſchlechts.

Betrachten wir die Geſchichte des Chriſtenthums für ſich, ſo ſtellen ſich uns wieder Entwicklungsmomente dar, deren aufſteigender Charakter nicht zu verkennen iſt. Es iſt ſchon oft ausgeſprochen, daß der Katholicismus in der Sphäre des Chriſtenthums relativ jüdiſch und heidniſch erſcheint: durch das wieder geltend gemachte Geſetz und die vorwiegende Ausbildung des Aeußern und Ganzen im kirchlichen Leben; der Proteſtantismus dagegen ſpecifiſch chriſtlich: durch die wieder geltend gemachte chriſtliche Freiheit und die vorwiegende Ausbildung des Innern und Einzelnen. Der Katholicismus iſt die erſte Stufe des lebendig ſich entwickelnden Chriſtenthums, der Proteſtantismus die zweite; und in der Philoſophie der neuern Zeit, in dem Streben des Rationalismus und Humanismus iſt der Anfang gemacht — wenn auch der einſeitige Anfang — zu der dritten und letzten Stufe der Entwicklung.

Man weiß nun freilich wenig vom Katholicismus und Proteſtantismus, wenn man nur weiß, daß jener die erſte, dieſer die zweite Stufe chriſtlicher Entwicklung bildet. Aber dieſes Wenige ſchon bewirkt, daß man weder für die eine noch für die andere Form blind parteiiſch eingenommen ſeyn, weder in der einen noch in der andern das ausſchließliche Heil erblicken kann, ſondern frei und fähig iſt, mitzuwirken an der Stufe der Vollendung, an dem letzten und erhabenſten Werke der allſeitig gerechten Ausgleichung. Wohl der Menſchheit, wenn diejenigen, die ihre Geſchicke zu leiten haben, zunächſt nur von dieſem Wenigen erfüllt ſind!

Die richtige allgemeine Erkenntniß iſt die Vorausſetzung der richtigen beſondern — die Vorausſetzung der richtigen Erkenntniß des allgemeinen Zuſammenhangs. Dieſe, die das Einzelne im Ganzen, das Ganze im Einzelnen erkennen lehrt und unter den Sonnenſtrahlen des Geiſtes die unendlich mannigfaltige, geſtalten- und farbenreiche Wirklichkeit erglänzen läßt, wird das immer weiter auszuführende Werk der kommenden Zeiten ſeyn.

Wir müſſen von den Gegenſätzen der alten und neuen aus eine dritte, ſie verſöhnende Weltzeit — von den Gegenſätzen des Katholicismus und Proteſtantismus aus eine dritte, ſie verſöhnende chriſtliche Entwicklung — von den Epochen des erſten und zweiten aus eine Epoche des dritten göttlichen Princips verkündigen. Und dieſe dritte Weltzeit, dieſe Zeit des dritten göttlichen Princips und der letzten chriſtlichen Entwicklung — wir ſtehen an der Schwelle derſelben.

Um ſich davon zu überzeugen, genügt eine vergleichende Betrachtung der gegenwärtigen Beſtrebungen. Wir ſehen die Geiſter damit beſchäftigt, alte und neue Zeit gleichmäßig zu durchforſchen und die eigenthümlichen Vorzüge beider gerecht gegeneinander abzuwägen. Wir ſehen ſie darauf gerichtet, in wiſſenſchaftlich freier Unterſuchung der Dienſte ſich bewußt zu werden, welche die eine wie die andre Glaubensform der Menſchheit geleiſtet, und die Schöpfungen nach ihrer eigenthümlichen hiſtoriſchen Miſſion zu beurtheilen. Dieß beweiſt, daß die Vorherrſchaft der dritten göttlichen Macht im Bewußtſeyn der Menſchen begonnen hat; denn die freie Betrachtung der Gegenſätze, das Wollen und Können der gerechten Unterſcheidung iſt eben das Werk dieſer dritten Macht.

Die erſte und die zweite Stufe zeigen ein entgegengeſetztes Verhältniß von Quantität und Qualität. Die erſte iſt in Raum und Zeit ausgedehnter, die zweite intenſiver. Das

Heidenthum hat länger gewährt als das ſpecifiſche Chriſtenthum, der Katholicismus länger als der Proteſtantismus; und noch iſt die Zahl der Heiden größer als die der Chriſten, die Zahl der Katholiken größer als die der Proteſtanten. Aber Chriſtenthum und Proteſtantismus haben in der kürzern Zeit ihre Aufgaben gelöſt, wie Heidenthum und Katholicismus in der längern. Im Chriſtenthum vom Heidenthum aus, im Proteſtantismus vom Katholicismus aus hat der Fort- und Aufſchritt des menſchlichen Geiſtes ſtattgefunden; und wenn das Werk der Ausgleichung vollbracht werden ſoll, ſo kann es für die weitern Gegenſätze nur vom Chriſtenthum aus, für die engern nur vom Proteſtantismus aus geſchehen. In der That ſind es auch nur Chriſten, die dem Heidenthum, und Proteſtanten, die dem Katholicismus wiſſenſchaftlich gerecht zu werden ſuchen!

Die zweite Stufe, eben weil in ihr der lebendige Fortgang geſchieht, kommt zuletzt an einen Punkt, wo ſie, im Hinblick auf die erſte, die eigne Einſeitigkeit erkennt, durch dieſe Erkenntniß über die Unfreiheit der Parteivorſtellung ſich erhebt und fähig wird, ihr bisheriges Weſen und das des Gegenſatzes mit gleichem Maße zu meſſen. Die Geiſter der zweiten Stufe, frei geworden gegen ſich ſelbſt, erkennen das Werk der allſeitig gerechten Ausgleichung als höchſtes Ideal, das Arbeiten an dieſem Werke als höchſte Pflicht; ſie erkennen, daß die edelſten Gedanken der zweiten Stufe nur in der dritten zu verwirklichen ſind, daß die ganze Entwicklung nur in der dritten ihre Vollendung erreicht und ihre Verklärung findet. Darum eben ſind es die Geiſter der zweiten Stufe, die das Werk der Ausgleichung beginnen, und die es fortzuführen haben, bis die Bekenner der erſten geneigt und fähig werden, ſich ihnen als Theilnehmer zu geſellen.

Die Ausgleichung iſt aber erſt möglich, die Gewinnung der Gegner kann erſt erfolgen, wenn die gerechten Anſprüche derſelben erfüllt, die von ihnen herrührenden und verwalteten

Schätze der Erkenntniß nicht verwerfen, ſondern nach der Wahrheit geltend gemacht werden. So lang die zweite Stufe der erſten als Partei gegenüberſteht und in ihrem Partei-Urtheil über ſie Recht und Unrecht mengt, iſt nur der Kampf möglich und der Wettſtreit. Lernt aber die Nachfolgerin die Güter der Vorgängerin ehren und zum Ausbau der neuen Schöpfung gebrauchen, dann iſt die Vorgängerin in einer Lage, wo ſie ſich der Verſtändigung rechtmäßig nicht länger widerſetzen kann. In wiefern es doch geſchieht, wird es ihr zum Gerichte geſchehen.

Die Aufgabe der neuen Zeit iſt nicht die bloße Vergleichung der confeſſionellen Gegenſätze, — am wenigſten eine materielle, eine Verbindung katholiſcher und proteſtantiſcher Elemente des Cultus, wodurch katholiſcher und proteſtantiſcher Cultus nur verderben würden! Die Aufgabe der neuen Zeit iſt die Vergleichung aller Gegenſätze, die Erkenntniß und die Hervorhebung der Güter aller einzelnen Entwicklungsmomente, hauptſächlich aber die Herſtellung von Gebilden auf allen Gebieten des Lebens, in denen die wirkliche Harmoniſirung der Gegenſätze nicht mit alten, ſondern mit neuen Mitteln — nicht eklektiſch, ſondern productiv und organiſch vollzogen wird.

Die Aufgabe iſt nicht, die proteſtantiſche Freiheit zu ergänzen mit katholiſcher Einheit, und umgekehrt; denn beide ſchließen ſich aus, und eben weil ſie ſich ausſchließen, hat ſich die Chriſtenheit in die beiden Bekenntniſſe geſchieden. Die Aufgabe der neuen Zeit iſt vielmehr, zu der Freiheit die Einheit zu gewinnen ohne Kränkung der Freiheit, ſo nämlich, daß die Einheit von den Gliedern gebildet wird, die ſich freiwillig zur Einheit zuſammenſtellen.

Dazu gehören vor allem gemeinſame Ueberzeugungen und gemeinſamer edler, auf den Flor des Ganzen gerichteter Wille. Die Aufgabe der neuen Zeit iſt alſo vor Allem die Herſtellung ſolcher Ueberzeugungen und die Erweckung ſolchen Willens; die Erleuchtung des Geiſtes, die Veredlung des Charakters, die Erhebung des innerſten menſchlichen Weſens.

In der erſten Stufe wird die Einheit gepflegt auf Koſten der individuellen Freiheit; in der zweiten die Freiheit auf Koſten der Einheit. Erſt in der dritten iſt es möglich, die Freiheit zu pflegen zum Vortheil der Einheit, und die Einheit zum Vortheil der Freiheit: die Freiheit mit der Einheit zu vermählen und dadurch beide ihren höchſten Zielen entgegenzuführen. Denn die Freiheit kann ſich nur vollendet und geweiht fühlen, wenn ſie die Einheit, und die Einheit nur, wenn ſie die Freiheit fördert. Beides geſchieht aber, wenn freie Glieder ſich zum Ganzen zuſammenſtellen und dadurch Ganzes und Glieder an Adel und Stärke gewinnen — das Ganze reicher wird als in der erſten Stufe, die Glieder mächtiger werden als in der zweiten.

Die Einheit, die gebildet wird aus freien Gliedern, das iſt das Ideal der neuen Zeit für alle Sphären des Lebens! Die bewirkende Macht derſelben kann aber nur das dritte göttliche Princip, nur der Geiſt der Wahrheit und Gerechtigkeit ſeyn, weil nur Er als Verherrlicher die Erkenntniß zu bringen vermag, welche die nothwendige Bedingung ſolcher Einheit iſt. Die Einheit, die in der erſten Stufe durch Zwang bewirkt, in der zweiten der Befreiung der Glieder geopfert wurde, ſie wird in der dritten herbeigeführt durch gleichmäßige Ueberzeugung und Bildung der befreiten Glieder. — Man darf nur die Kämpfe betrachten, in welche die Parteien annoch verwickelt ſind, und die Nöthen, in welche ſie ſich und die Welt verſtricken, um der ganzen Erhabenheit dieſes Ideals ſich bewußt zu werden.

Und wende man nicht ein, dieſe gemeinſamen Ueberzeugungen und dieſer edle Wille — die Vorausſetzung freier Einheit — können der Menſchheit nicht gegeben werden! Der Geiſt beginnt ſein Werk in der ihm eigenen, geiſtigſten Sphäre, der Wiſſenſchaft, um von ihr hinabzuſteigen in alle Wirklichkeit. Und zur Ausführung der nach ihm genannten Stufe werden ihm nicht nur Jahrhunderte, ſondern Jahrtauſende gegeben ſeyn!

Wer wird bezweifeln, daß die Eine Wiſſenſchaft, die Frucht der zuſammenwirkenden empiriſchen und philoſophiſchen Disciplinen, der Menſchheit die Erkenntniß werde bieten und das edle Streben werde hervorrufen können, die zur Ausführung der neuen Geſtaltungen erforderlich ſind? Den Gaben, welche die Wiſſenſchaft zu ſpenden vermag, wird das Verlangen des ſelbſt vom Geiſt erregten Volkes entgegenkommen, und unter ſtets lebendigem, freiem Geben und Empfangen wird eine Bildung ſich verbreiten, wie ſie die Erde noch nicht geſehen hat. Wie gewaltig ſich dann auch der Feind aller Cultur zum Schaden bemühen möge, — die höchſte Entwicklungsſtufe der Menſchheit wird in's Daſeyn gerufen werden und alle Blüthen und Früchte, die in ihr gedeihen, werden die Geſchlechter erquicken.

Die Menſchheit, die von inſtinktmäßiger, unter dem Zwange der Natur beſtehender Einheit aus in Völker ſich ſchied und ſtreitend vorwärts ging, wird ſich verbinden zu bewußter Einheit unter der Lenkung des allſeitig gerechten Geiſtes! Die edelſten Glieder des Ganzen werden die erſten ſeyn, das Ideal der Einen Menſchheit zu denken und das Werk der Vereinigung in Erziehung und Erhebung der Nationen zu beginnen! —

Die Letzten werden die Erſten und die Erſten werden die Letzten ſeyn! — Dieſes göttliche Wort, das den Entwicklungsgang der Menſchheit vorhergeſagt, möge Niemand verdrießen! Die Erſten haben länger gearbeitet, länger die Beſchwerden, aber auch länger die Freuden der Arbeit gehabt. Sie wiſſen, was es iſt, Erſte zu ſeyn, und müſſen nun auch erfahren, was es iſt, Letzte zu ſeyn. Die Letzten dagegen müſſen erfahren, was es iſt, Erſte zu ſeyn! — Wenn die Juden und Heiden als Arbeiter an den abſchließenden Werken der Menſchheit den Chriſten — wenn die Katholiken — römiſche wie griechiſche — in der Vollendung des Chriſtenthums den Proteſtanten nachfolgen müſſen, ſo iſt das für die Chriſten und für die Proteſtanten eben der in der Natur der Dinge liegende Erſatz. Nur die zweite Stufe kann beginnen mit der Gerechtigkeit, die zur dritten führt, nur ſie kann ihren Gegenſatz begütigen durch Gerechtigkeit und in Begütigung gewinnen zur Verſtändigung.

Der Vorgang der zweiten Stufe bei der Gründung der dritten iſt unausweichlich; darum haben die Vertreter derſelben ihre Pflicht zu thun, was ihnen auch von Seiten der erſten geſchehen möge. Sie dürfen, wenn ſie Gerechtigkeit üben, nicht ohne Weiteres auch Gerechtigkeit fordern und, wenn dieſe von Seiten des Gegenſatzes ausbleibt, Böſes mit Böſem vergelten! Denn für ſie hauptſächlich gilt das Wort: Liebet eure Feinde, ſegnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen! Wer Alles zu ſeyn begehrt, iſt erzürnt über die Einſchränkung auf Einen Theil; ſein Recht zu erhalten genügt ihm nicht, und er achtet den als ſeinen Feind, der ihm nur dieſes gewährt. Allein dem ſtandhaft weiter geführten Beweis deſſelben und der liebevollen Anerkennung alles auf ſeiner Seite gewordenen Schönen und Guten wird auch er nicht zu widerſtehen vermögen. Die Vertreter der zweiten Stufe, wenn ſie ihre Pflicht erfüllen mit Reſignation, werden für ihre Ausſaat ſpät, aber um ſo reicher ernten.

Die Geſchichte der Menſchheit zeigt uns neben fortgehender Scheidung zugleich eine fortgehende höhere Vereinigung. Von der Zuſammenfaſſung der alten Welt in dem Reiche der Cäſaren und ſeiner Cultur iſt die Rede geweſen. Neue Völker traten auf den Schauplatz und legten in wiederholten Stößen den alten Bau in Trümmer; allein die beiden großen Gegenſätze verbanden ſich zur Chriſtenheit und verſchmolzen in chriſtlicher Cultur. Innerhalb derſelben bildeten ſich neue Unterſchiede, Nationen folgten ſich in der Führerſchaft, welthiſtoriſche Parteien bekämpften ſich, bis es dem Geiſte des letztvergangenen Jahrhunderts gelang, ſeine Ideen über den ganzen Occident hin zu verbreiten. Alle dieſe relativen Vereinigungen waren nur ebenſo viele Anſätze und Vorarbeiten zu der letzten und allgemeinen, welche das Ziel der kommenden Zeit iſt.

Man hat aus dem Umſtande, daß die Menſchheit ſich bis jetzt in einzelnen Raſſen und Nationen entwickelt und die Cultur ihren Weg von Oſten nach Weſten genommen, den Schluß gezogen, daß der „Weltgeiſt“ oder der „Geiſt der Geſchichte“ auf einer unausgeſetzten Wanderung begriffen ſey, über kurz oder lang auch Europa verlaſſen und zunächſt in Amerika Wohnung nehmen werde. Auf die Beobachtung, daß die einzelnen Stämme nach Erfüllung ihrer welthiſtoriſchen Miſſion wieder verfielen, haben Andere die Behauptung gegründet, daß nach und nach alle Raſſen, deren ſpecifiſcher Gehalt noch nicht welthiſtoriſch verbraucht ſey, zur Hegemonie gelangen würden; wobei nicht nur an die Slaven und ſpeciell an die Ruſſen, ſondern von einzelnen Gutmüthigen ſogar an die Neger gedacht wurde. Dergleichen iſt aber aufgeſtellt ohne Kenntniß des Entwicklungsgeſetzes. Das Ziel der Menſchheit iſt das aus freien Gliedern beſtehende Ganze, die ſtufenmäßige Geſammtcultur aller Völker; und wenn es hier um die leitende Stelle ſich handelt, ſo kann ſie nur von jenen Nationen eingenommen werden, die am meiſten begabt ſind, das Ideal der Zeit in ſich zu verwirklichen und den übrigen Führer und Muſter zu werden: alſo nur von den gegenwärtigen Culturvölkern, und hauptſächlich von den germaniſchen.

Zu den Eigenthümlichkeiten der dritten Zeit gehört die bewußte Arbeitstheilung und das freie Zuſammenwirken der verſchiedenſten Kräfte. Der große Bau der Zukunft wird das gemeinſame Werk aller fähigen Glieder der Menſchheit ſeyn, und von den Culturnationen insbeſondere wird jede den Beruf dabei haben, dem nur ſie mit eminentem Erfolg nachzukommen vermag. Die centralſte Stellung, die intenſivſte Wirkſamkeit muß aber derjenigen verbleiben, welche das Licht der Epoche am reichſten zu ſpenden und die großen Grundſätze derſelben am nachhaltigſten in Thaten zu wandeln verſteht.

Unſtreitig iſt dieß die deutſche Nation. Durch das edelſte Wollen, das tiefſte Denken und die Allſeitigkeit ihrer Begabung iſt ſie recht eigentlich für die Arbeiten der Welt-Ausgleichung beſtimmt; und was ſie bis jetzt auch geleiſtet haben mag, in der kommenden Zeit wird ſie ihre Fähigkeiten am reichſten verwerthen und allen ihren bisherigen Leiſtungen die Krone aufſetzen.

Das deutſche Volk iſt das vorzugsweiſe geiſtige, wiſſenſchaftliche, philoſophiſche; vorzugsweiſe befähigt und gewillt, das Ideal des Lebens zu erkennen. Mit dieſer Erkenntniß verſchafft es ſich den Maßſtab zur gerechten Beurtheilung aller Erſcheinungen, zur höchſten Zielſetzung für alle Strebenden. Nach der allſeitig gerechten Erkenntniß, die es ſich mehr und mehr zu eigen macht, auch immer mehr zu handeln, dieſe Erkenntniß auch immer mehr geltend zu machen zum allgemeinen Heil, das iſt ſein tiefſter, leidenſchaftlichſter Drang. Und dieſem Drange zu genügen, hat es nicht nur den Alles überblickenden Geiſt, ſondern auch die allſeitige Empfänglichkeit für die Gaben und Leiſtungen der andern Völker — das Verlangen, die Liebe zum Fremden, die Freude daran, womit ihm das Fremde nicht fremd bleibt, ſondern im ſchönſten Lichte geſehen, mit innigſter Neigung ergriffen, völlig ſein eigen wird. Das deutſche Volk hat das höchſte Wohl der Menſchheit, das höchſte Wohl ihrer Glieder vor Augen: ſein Ideal iſt die in freien — zur Freiheit erzogenen — Nationen gegliederte Menſchheit. Und dieſem Ideal die Menſchheit entgegenführen zu helfen, rüſtet es ſich nicht nur mit Erkennen und erkennendem Wollen, ſondern mit Stärke, mit materieller Macht. Erkennend, daß es ſtark ſeyn muß nicht nur um ſeinetwillen, ſondern um der Menſchheit willen, daß es nur auf unantaſtbarer Macht ruhend ſeine höchſte Pflicht gegen die Welt erfüllen kann, erſcheint ihm ſeine materielle Macht und das Streben darnach geheiligt und die völlige Herſtellung derſelben als das allſeitig wünſchenswertheſte Ziel. Und zu dieſer Herſtellung hat es alle Mittel — alle materiellen und alle geiſtigen. Es iſt ein großes Volk, ein auch zu allen materiellen Arbeiten, zu aller praktiſchen Thätigkeit höchſt begabtes Volk; und wenn zu der vielſeitigen Befähigung die Ausgleichung, die Harmoniſirung kommt, wenn ſeine eigenen Glieder als freie einig werden durch den Geiſt, dann wird es nicht nur das Wollen haben der Weltausgleichung, ſondern auch das Können und das Vollbringen. Die Heiligkeit ſeiner klar erkannten Aufgaben wird alle ſeine Kräfte zur unwiderſtehlichen Wirkſamkeit begeiſtern, und der gemeine Unterjochungstrieb, ob er ſich in ihm ſelber, in einzelnen Gliedern, ob er ſich neben ihm geltend zu machen ſtrebe, wird dem göttlich gerechten Befreiungstrieb weichen müſſen.

Was hier geſagt iſt, gilt freilich auch von den andern begabteſten Nationen, — von der deutſchen aber im eminenteſten Sinne. Es wird eine Zeit kommen, und ſie wird nicht ferne mehr ſeyn, wo die abgezweigten Glieder ſich's zur Ehre rechnen werden, von dieſer Nation zu ſtammen und zu ihr zu gehören — die germaniſchen Völker, mit ihr zunächſt verwandt zu ſeyn — die Culturnationen, mit ihr Hand in Hand zu gehen. — —

Wie kühn der Gedanke einer ſolchen dritten Stufe der Menſchheit eben gegenwärtig erſcheinen, wie erhaben das Ideal, nach welchem das Suum cuique und das Viribus unitis auf das ganze Menſchengeſchlecht ausgedehnt werden ſoll, über der jetzigen Wirklichkeit ſtehen möge, ein forſchender Blick auf dieſe wird uns überzeugen, daß gleichwohl die Vorbereitungen dazu in allen Sphären geſchehen und die Beſtrebungen, die zu ſolchem Ziele führen müſſen, ſich geltend machen.

Die Erfindungen der Gegenwart, durch welche die Dimenſionen des Raumes und der Zeit ſo weſentlich abgekürzt ſind, ermöglichen die Verbindung aller Länder der Erde und den unausgeſetzten Verkehr ihrer Bewohner. In ihnen haben wir die materiellen Bedingungen der Weltcultur und werden ſie nur immer vollkommener haben. Sich ihrer im Intereſſe dieſer Cultur aber bedienen zu können, hat ſich der ſchöpferiſche Geiſt der Menſchheit ſchon auf's reichſte in den Stand geſetzt.

Die Gedanken der neuen Zeit ſind in der That nicht neu, ſie ſind gedacht und ausgeſprochen, und auch das Streben, ſie zuſammenzufaſſen und im Zuſammenhang an ihrer Verwirklichung zu arbeiten, hat ſich zu regen begonnen. Die einzelnen religiöſen und philoſophiſchen Weltanſchauungen ſind je nach ihrem eigenthümlichen Wahrheitsgehalt aufgefaßt, nach ihrem hiſtoriſchen Berufe beurtheilt, und die in ihnen enthaltenen Theile der Wahrheit ſucht man zum Ganzen zu vereinigen. Für die Nationen iſt die „Völkerfamilie“, der friedliche Wetteifer, die wechſelſeitige Ergänzung und die gemeinſame Thätigkeit als Ideal bezeichnet. Vor geraumer Zeit ſchon hat der deutſche Dichter den Gedanken der „Weltliteratur“ ausgeſprochen, und in unſern Tagen hat man die „Weltausſtellung“ erfunden. Als ein Hauptmittel zeitgemäßen Wirkens iſt die freie Verbindung zu gemeinſamen Unternehmungen erkannt, und die politiſche Gemeinſchaft, die ihren Angehörigen die größte Selbſtſtändigkeit in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten möglich macht, wird als die beſte geprieſen. Um kurz zu ſeyn: die Ausgleichung der Gegenſätze überhaupt iſt der Gegenwart und Zukunft als Ziel geſetzt; und zwar hat eben das höhere Wollen — der Spiritualismus, Idealismus — die bisherige Einſeitigkeit in ſeinem eigenen Verhalten wahrgenommen und ſich die Aufgabe geſtellt, ſeine Antitheſe durch Anerkennung ihrer Rechte ſich zur Freundin, zur Bundesgenoſſin zu machen.

Die Vergleichung der äußern und einzelnen Gegenſätze hängt allerdings ab von der Einen und allgemeinen, die mit der Erkenntniß Gottes in der Creatur, der Creatur in Gott gegeben iſt. Aber die innerſte Erleuchtung der Menſchheit, von der zweiten göttlichen Macht begonnen, wird von der dritten, wenn ſie mit ihrem eigentlichſten Organ, der Wiſſenſchaft arbeitet, nur um ſo erfolgreicher fortgeſetzt, und die Anfänge, die Fortgänge, werden ihrer Vollendung entgegengeführt werden. Der göttliche Geiſt der Wahrheit und Gerechtigkeit wird das Chriſtenthum frei machen gegen ſich ſelbſt, fähig, ſeine Gegenſätze — ob ſie aus Urzeiten herſtammen oder nach ihm entſtanden ſind — an ihrer Stelle in der allgemeinen Entwicklung zu erklären und eben dadurch ihre Anhänger mehr und mehr für ſeine Ueberzeugungen zu gewinnen, die auch ihnen als die zu erſtrebenden ſich darſtellen. Die Bekenner des bloß Einen und die Bekenner der Mehrern werden zu vereinigen ſeyn in der Erkenntniß des Einen, der zugleich Mehrere iſt, in der Erkenntniß des lebendig und herrſchend Einen, des wahrhaft dreieinigen Gottes.

Nachdem das Chriſtenthum gegründet und die Lehre der Trinität ausgebildet war, erſtand im Orient der Islam, der Glaube an den Einen im ausſchließlichſten Sinne des Worts. Von Seiten der Bekenner deſſelben wurde den Chriſten vorgeworfen, daß ſie „drei Götter“ hätten, und die Lehre der Trinität als falſche bezeichnet. Allein wie ſchnell ſich der Islam auch verbreitete und wie gewaltig er mit dem Chriſtenthum zu wetteifern, zu ringen vermochte — die Anhänger jenes „wahren Glaubens“ geriethen doch nach der Entwicklung ihrer ſpecifiſchen Cultur wieder in Verfall, während die Bekenner der „falſchen“ immer mehr zu geiſtiger und materieller Ueberlegenheit ſich ausbildeten. Im Glauben an die göttliche Trinität lag mithin doch ein mächtigeres Bildungsprincip als in der Lehre des bloß Einen. In der That iſt auch nur von der chriſtlichen Lehre zu der Erkenntniß des wahrhaft Einen zu gelangen, womit der Islam ſelber ergänzt und begütigt und ſeine Anhänger im Lauf der Zeiten der chriſtlichen Religion und Cultur gewonnen werden können. — — —

Wer den Umſturz und die Wiedererhebung der Creatur lehrt unter der übergreifenden Einwirkung des negativen Princips, der iſt nicht in Gefahr, der Menſchheit in ihrer letzten Entwicklung den Himmel auf Erden zu prophezeihen. Zwar die höchſte geiſtige Cultur wird ſie in dieſer Entwicklung erreichen und ihre Herkunft von Gott, ihren Zuſammenhang mit ihm in den edelſten und den vollkommenſten Schöpfungen darthun. Jede Blüthezeit, deren das Geſchlecht der Menſchen unter den günſtigſten Verhältniſſen bisher ſich erfreute, wird ſich im Vergleich zu dieſer großen und allgemeinen nur als ein Vorſpiel ausnehmen. Aber auch in dieſen Blüthenſtand wird der Wurm Zugang finden, der ſtört und zerſtört, wo er kann, und dafür ſorgt, daß auch das Gleichniß des Himmels nur — Gleichniß bleibe.

Die Weltgeſchichte bietet ein ſo erfreuliches Bild, wenn wir die poſitive Seite der Entwicklung — die Stufenreihe der Schöpfungen aller Art — im Auge behalten! Wir begleiten eine wunderbare Mannigfaltigkeit von Unternehmungen und Leiſtungen, wir ſehen immer neue Formen entſtehen und Einzelentwicklungen in der Darſtellung des Vollkommenen gipfeln. Es geht vorwärts und aufwärts; denn auch Stillſtände und Rückgänge erſcheinen als Vorbereitung zu neuem Hinanſchreiten, das zu erweiterter Herrſchaft des Geiſtes führt. Weſſen Auge jedoch von der Kehrſeite des Bildes getroffen wird, der kann in der ganzen Geſchichte nur eine unendliche Kette von Leiden und Miſſethaten, nur den unaufhörlich geführten Beweis menſchlicher Gebrechlichkeit und Verderbniß erblicken. Das Princip der Negation hat die Macht, in alle Entwicklungen mitzugehen, jede gute Kraft zu verſuchen und nach Möglichkeit dem Böſen zuzueignen. So ſehen wir allenthalben wieder den Segen in Fluch gewandelt und ſelbſt das an ſich Heilige durch den Geiſt despotiſcher Ausſchließlichkeit in Unheil verkehrt. Wir ſehen das Böſe nur den Ort der Erſcheinung wechſeln, aus dem Aeußern verdrängt im Innern wieder erſtehen und ſich für den erlittenen Verluſt durch tiefer gehendes Verderben ſchadlos halten. Inſtitutionen, dazu geſchaffen, ſeine Herrſchaft einzuſchränken, und in der That mit Erfolg im Guten thätig, werden von ihm ſelber ergriffen und nach einer andern Seite hin zur Stiftung um ſo größern Unheils vermocht. Fähig, jederzeit das innerſte Weſen des Menſchen zu vergiften, läßt dieſes Princip die Culturfortſchritte der Individuen und Nationen wieder und wieder als Illuſion erſcheinen. Unter ſeiner Einwirkung undölliſchen Verſchärfung brechen die thieriſchen, blind und wildnatürlichen Elemente des Menſchen auch in den entwickeltſten Sphären oft mit einer Barbarei hervor, die mit den Raſereien der unterſten Stufen wetteifern kann.

Die Selbſtliebe, worauf die ſelbſtſeyenden Weſen angewieſen ſind, in Selbſtſucht zu verkehren, das iſt das große Mittel des böſen Princips! Wo ihm dieß gelungen und der Wille des Menſchen einmal darauf gerichtet iſt, zu fordern ſtatt zu leiſten, zu nehmen ſtatt zu geben, da kann das Princip die Wirkung ruhig erwarten; denn es kommt entweder zur Unterdrückung und zur fortgehenden Verſchlechterung des Unterdrückers und der Unterdrückten oder zum Kampf und zu den Gräueln der Zerſtörung. Sind in einer Gemeinſchaft die beiden Grundtriebe des menſchlichen Weſens zu Herrſchſucht und Genußſucht verderbt, dann iſt die Auflöſung der mit Hülfe der poſitiven Mächte geſchaffenen Verbände geſichert und auf die Blüthe kann der Untergang folgen. Aber das Princip des Böſen verderbt im Menſchen nicht nur die an ſich berechtigten Triebe, es erweckt die unmittelbare Neigung zum Böſen, den Frevelwillen, das Glück Anderer zu ſtören ohne eigenen Nutzen, die hämiſche Freude an ihrem Schaden und Ruin. Es läßt der von ihm beherrſchten Seele die bitterſte Qual Anderer eben zur ſüßeſten Luſt werden, und macht ſie damit zu Teufeln im vollſten Sinne des Worts.

Dieſen Einwirkungen der böſen Macht ſind nicht etwa nur die von Natur ſchon ihm zugeneigten Weſen ausgeſetzt, ſondern auch die guten, ja die beſten. Jede Seele wird von ihr angewandelt, verſucht und bei unzureichendem Widerſtande zu Fall gebracht. Für die Beſten hat ſie ihren Köder, ihr Blendwerk, deſſen verführender und täuſchender Kraft ſie erliegen können. Und ſo muß es ſeyn. Denn alle Seelen ohne Ausnahme ſollen verſucht werden — damit ſie ſich bewähren und ihre Rettung nicht nur empfangen, ſondern ſelbſtwollend mitverdienen.

Der wahre Zweck der Entwicklung auf Erden iſt nicht, daß es dem Menſchen wohl gehe, ſondern daß er im Kampf mit dem Princip der Negation erſtarke, ſelbſtwollend und ſelbſtkönnend frei und gut werde. Die höhere Stufe bringt mit der höhern Lehre und mit dem höhern Geiſt nicht zugleich die ihnen gemäße Praxis; vielmehr ſind mit ihnen zwar neue Mittel der Abwehr, aber auch neue Mittel des Angriffs von Seiten des negativen Princips, andre Triumphe der Geiſter, aber auch andere Niederlagen möglich. Es iſt durchaus verkehrt, dem Chriſtenthum (wie es geſchehen) vorzuwerfen, daß es die ihm angehörigen Menſchen nicht beſſer gemacht habe, als wir ſie finden. Das Chriſtenthum hatte zu der höhern Ausbildung die höhere Anregung zu geben und den höhern Beiſtand zu gewähren; beſſer machen ſoll es aber nur diejenigen, die in Abweiſung des negativen Princips den Beiſtand zu ergreifen und mit ihm ſich ſelber zu beſſern vermögen.

Das nämliche Geſetz gilt für die dritte Epoche der Menſchheit. Wie mit der Vorherrſchaft des zweiten göttlichen Princips gewiſſe Uebelſtände für die Menſchheit beſeitigt waren, gewiſſe Mittel von dem Princip des Böſen nicht mehr angewendet werden konnten, ſo wird der Spielraum des letztern durch die Vorherrſchaft des dritten Princips auf der einen Seite noch ungleich mehr eingeſchränkt werden, aber ſo, daß ſich ihm auf der andern zugleich neue Zugänge öffnen. Die Kehrſeite der Geſchichte, die das Princip der Negation bewirkt, richtet ſich nach der Lichtſeite, dem Werk der poſitiven Mächte. Kommt unter dem Dominium des göttlichen Geiſtes der Geiſt der Menſchheit zur höchſten und reichſten Entfaltung, ſo iſt eben das ſpecifiſch geiſtige Leben in Wollen und Denken das Feld des negativen Princips. In der kommenden Epoche, deren Ideal das harmoniſche Zuſammenwirken freier Glieder, ſomit der Friede, die friedliche Bethätigung aller productiven Kräfte des Menſchen iſt, kann das Böſe nicht nur auch hervortreten, ſondern in ihr iſt eben das höchſte Böſe möglich: die gewollte, bewußte Störung der edelſten Thätigkeiten, die Verderbungen der vollkommenſten Schöpfungen, die vorſätzliche Untergrabung der gottgefälligſten Werke — das Böſe mit höchſter Zurechnungsfähigkeit, die eigentliche Sünde gegen den heiligen Geiſt.

Die Welt freilich iſt groß, in ihr haben Gebrauch und Mißbrauch menſchlicher Kräfte neben einander Platz; mitten unter Verderbungen aller Art können die herrlichſten Pflanzungen gedeihen und zu welterquickender Blüthe gelangen. Sind erſt die Geburtswehen der neuen Zeit vorüber, iſt das Reich des Geiſtes gegründet, dann wird dieſes die Phaſen ſeiner Entwicklung durchlaufen, und Wunderwerke menſchlicher Schöpferkraft, die jetzt nur als Traumbilder vor die Seele treten, werden die kommenden Geſchlechter mit Augen ſehen. Alle Werke, die unter der Herrſchaft des Geiſtes vorzugsweiſe gedeihen, werden in dieſer Epoche die höchſte Vollendung erlangen — alles Alte wird im Lichte des Geiſtes neu werden und das Erneute mit dem neu Hervorgebrachten für die Menſchheit zum ſtrahlenden Ganzen ſich vereinigen. — —

Die Sphäre der Zeitlichkeit, wie ſie entſtanden iſt, wird jedoch auch wieder vergehen. Sind die Möglichkeiten der Erziehung und Erhebung, die Möglichkeiten des Kampfes, der Arbeit und der Selbſtbildung der Creatur erſchöpft, ſind mit dem letzten Material auch die letzten Formen ausgeführt, dann wird das Geſchlecht hinſchwinden und ebenſo der Boden, auf dem es gewandelt iſt.

Es werden — um die berühmten Worte Shakspeare's zu brauchen —

Die wolkenhohen Thürme, die Paläſte,
Die hehren Tempel, ſelbſt der große Ball,
Ja, was daran nur Theil hat, untergehn;
Und, wie dieß leere Schaugepräng erblaßt,
Spurlos verſchwinden.

Nicht nur die Erde, ſondern Himmel und Erde, das ganze materielle Weltall, entſtanden in Folge des Umſturzes der Creatur, wird vergehen, um als vollkommene Baſis der vollendeten Geiſter neu wieder zu erſtehen.

Die Entwicklung der ganzen Menſchheit iſt ſchon öfters mit der Entwicklung des einzelnen Menſchen verglichen worden; und das mit gutem Grund. Unter der Führung des letzten göttlichen Princips tritt die Menſchheit ins reife Mannesalter, und dieſes wird abgeſchloſſen werden durch das Greiſenalter. Die eigentlich letzten Zeiten des Geſchlechts können nun auch wir nicht mit erhebenden Farben ſchildern. Im Großen und Ganzen werden es eben doch Zeiten des Verfalls und der Schwäche ſeyn; und welch reine Geiſtigkeit, welch ſtilles Glück derſelben im Einzelnen möglich ſeyn mag — es wird dahin kommen, daß der Untergang des Geſchlechts, wie er nothwendig iſt, der höhern Betrachtung auch wünſchenswerth erſcheinen muß.

Neunter Abſchnitt.

Das Jenſeits und die letzten Entſcheidungen. Gott als allumfaſſender Organismus.

Gott erbarmt ſich der gefallenen Creatur in Heilighaltung des Rechts; er läßt ſie emporgehen, kämpfen und leiden, und kämpfend und leidend ihre Schuld bezahlen. Dieß iſt zugleich von ſeinen Endzwecken gefordert. Gott will bewährte Geſchöpfe — Weſen, die das, was ſie ſchließlich ſind, ihrer eigenen Mitwirkung verdanken; dergleichen ſind aber nur möglich, wo Heil und Unheil (dieſes in täuſchender Maske) angeboten werden und der Menſch die Wahl hat zwiſchen beiden. Die ganze Geſchichte der Menſchheit iſt nichts, als der Kampf der poſitiven und der negativen Mächte um die Creatur und eine unabſehbare Reihe von Verſuchungen und Gewinnungen — Verſuchungen und Bewährungen. Eben der Wille Gottes, Bewährte zu haben, macht nöthig, was die chriſtliche Theologie Heilsanſtalten nennt. Geſetz, Glaubenslehre und Wiſſenſchaft treten nach einander auf, um die Menſchen auf das Seynſollende hinzuweiſen — das Geſetz, das befiehlt, die Lehre, die überredet, die Wiſſenſchaft, die überzeugt. In jeder dieſer Formen wird den Menſchen das Rechte gezeigt, damit ſie es thun oder laſſen und ſo oder ſo Miturheber ihres Looſes werden.

Gott iſt in der erſten Form der Herr, der gebietet, in der zweiten der Lehrer, der das, was er von den Seinen verlangt, ſelber thut und als Vorbild wirkt, in der dritten das

Licht, das den Geiſt erleuchtet. Das Geſetz erfüllen aus Gehorſam, dem Vorbild nachfolgen in Glauben und Liebe, den Willen Gottes thun in und mit Erkenntniß — das ſind die drei großen Arten der Bewährung. Und auch hier finden wir, daß die drei Fähigkeiten (des Gehorſams, des Glaubens und der Erkenntniß) immer zuſammenwirken, und nicht die ausſchließende, ſondern nur die überwiegende Action je einer derſelben den Unterſchied macht.

Sollte die Menſchheit in der zweiten Epoche zu vorherrſchender Ausbildung des Einzelnen und Innern, zu größerer Geiſtigkeit und Vorſätzlichkeit des Thuns geleitet — ſollten die Individuen in ihr freier werden und als ſolche hauptſächlich das innere Leben cultiviren, ſo war ein Muſter-Individuum nöthig, welchem nachfolgend die Menſchen ihrem neuen Ziele näher und näher treten konnten. Was das Geſetz leiſten konnte, hatte es geleiſtet; und das Verhalten der Menſchen in der zweiten Epoche konnte nicht mehr bloß befohlen — zu ihm, dem freier ſeyn ſollenden, mußte eingeladen werden durch ein Ideal. Zur Weiterführung der Menſchheit bedurfte es des göttlichen Menſchen, der die Lehre des Heils verkündigte und Alles, was er verſchrieb, ſelber befolgte — in allen Momenten der neuen Bewährung Muſterbild wurde. Wem kam es aber zu, dieſes Muſterbild zu verwirklichen? Eben dem Princip der Liebe und Güte, der überſchwänglichen Liebe, die für Andere nicht nur handeln, ſondern auch leiden will und ſich nur in Selbſtaufopferung wahrhaft genügt; der weſentlich menſchenfreundlichen Macht, die das Aeußerſte nicht ſcheut, um die Menſchheit zu retten und die Bedingung weitern Emporgangs zu erfüllen, — ja, die einen Drang empfinden muß, den Menſchen ſich gleichzuſtellen und Alles, was ſie erfahren, miterfahrend ihr Freund, ihr Bruder zu werden! Aus allen dieſen Gründen vermählte ſich der Sohn Gottes mit dem Weſen des Menſchen in einer beſtimmten Perſönlichkeit und lehrte, handelte, litt und ſtarb mit ihr. Dieſer Act, wie er der Menſchheit die Mittel gab zu weiterm Emporgang, diente zugleich zur Genugthuung derer, denen die Creatur verſchuldet war. In der Liebe, die dem Verlorenen mit Selbſtaufopferung, mit Selbſterniedrigung (denn dieß iſt die Menſchwerdung auch nach unſerer Erklärung!) wieder emporhilſt und nicht der Sünde, nur der Rettung denkt, liegt — wir können es nicht anders ſagen — etwas Beſchämendes für die Forderung der bloßen Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit muß Gerechtigkeit bleiben und kann nicht, ſich ſelbſt aufgebend, Gnade werden; allein wenn der, welcher für die Creatur ſich verbürgt hat, durch Mit-Leiden im beſonderſten Sinne die Schuld entrichtet, dann muß die Gerechtigkeit ſich als ſolche beſchwichtigt fühlen.

Die Wirkſamkeit des zweiten göttlichen Princips in der Perſon Chriſti erſcheint in Wahrheit von allen Seiten gefordert. So und nicht anders mußte dieſes Princip verfahren, wenn es die Arbeiten der erſten Epoche fortführen, die der dritten vorbereiten wollte. Nur der Sohn in ſpecifiſcher Mittheilung konnte der Menſchheit die Einſichten in das Weſen Gottes und der Menſchheit gewähren, die der Geiſt zu vollenden und zu verklären hatte.

Die Wirkſamkeit des zweiten Princips kommt vorzugsweiſe aus dem Herzen und iſt vorzugsweiſe Handeln, — das Handeln der Liebe. Die Lehre bezieht ſich auf dieſes Handeln und fördert hauptſächlich die freie Nachahmung deſſelben. Die Wirkſamkeit des dritten Princips kommt vorzugsweiſe aus dem Geiſt und iſt vorzugsweiſe Lehre. Während in der zweiten Epoche die Theorie ſich der Praxis anſchließt, wird in der dritten zuerſt die Theorie ausgebildet — um eben die vollkommenere Praxis möglich zu machen. Der Geiſt führt zur Erkenntniß, zur allſeitig gerechten Unterſcheidung; in und mit dieſer aber zur praktiſchen Ausgleichung der Gegenſätze, zur thatſächlichen Vereinigung der Menſchheit.

„Noch Vieles,“ — lautet eines der letzten Worte Chriſti an ſeine Jünger — „habe ich euch zu ſagen; aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn ſelbiger aber gekommen, der Geiſt der Wahrheit, ſo wird er euch den Weg zu aller Wahrheit leiten.“ Hier iſt alſo von dem Erlöſer ſelbſt ausgeſprochen, daß der Geiſt ſeine Lehre ergänzen werde bis zur Umfaſſung aller Wahrheit. In der That ſind hiezu die Anfänge gemacht in der chriſtlichen Theologie auf der einen, in den empiriſchen und philoſophiſchen Doctrinen auf der andern Seite; und die Vollendung wird erfolgen in jener Einen Wiſſenſchaft, welche die Urſachen in den Wirkungen, die Wirkungen in den Urſachen erkennend alle Schätze chriſtlicher Erkenntniß ans Licht ziehen und verklären kann. „Selbiger wird mich verherrlichen; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen.“ Was zunächſt für die Jünger geſagt iſt, das gilt für alle ihre Nachfolger — für das ganze Menſchengeſchlecht.

Ueberblicken wir die Einzelgebilde in Natur und Geſchichte, ſo tritt uns eine ungeheure Mannigfaltigkeit entgegen, die als ſolche zu erklären iſt. Wir haben als das göttliche Princip dieſer Erklärung den Geiſt und als Organe die ſämmtlichen wiſſenſchaftlichen Doctrinen. Arbeiten philoſophiſche und empiriſche Thätigkeit wirklich zuſammen, ſo wird man in Erforſchung der Einzelgebilde mehr und mehr auch die Wirkſamkeit der göttlichen Einzelorgane — der himmliſchen Geiſter erkennen. Die Principien der Poſition und der Negation ſind im Kampf um die Creatur unaufhörlich beſchäftigt; dabei ruhen aber begreiflicherweiſe auch ihre Organe nicht, vielmehr wirken dieſe im Guten und Böſen auf allen Punkten mit, und nur durch ſie können die Principien vollbringen, was ſie vollbringen. Wie bei ſo mancher Gelegenheit, ſo könnten ſich nun Philoſophen, Theologen und Empiriker auch hier überzeugen, daß ſie bei verſchiedenen Benennungen nur einen und denſelben Gegenſtand im Sinne haben. Der empiriſche Naturforſcher nennt die Urſache einer ſpeciellen Wirkung „Kraft“. Wenn man ihn fragt: woher dieſe Kraft? ſo iſt die Antwort: darüber kann man nichts wiſſen. Iſt es aber nicht ſchlimm, ſeine Gegenſtände aus Urſachen ableiten zu müſſen, die man als ſolche nicht erkennt, ja die man überhaupt für unerkennbar erklären muß? Wenn dieſe Urſachen nun mit den Einzelprincipien, den Principien für Einzelgebilde, den Organen Gottes und der göttlichen Principien zuſammenhingen? Man erinnere ſich, daß der himmliſche Geiſt ein ſelbſtſeyendes und productives Weſen iſt, alſo verhältnißmäßig wirken, mit verſchiedenen Mittheilungen aus ſich ſelber wirken kann und nicht bei jeder ſeiner Actionen Alles thun muß, was er kann — eine Freiheit, die bekanntlich auch dem productiven Menſchen gegeben iſt! Wenn die Urſachen der Einzelbildungen in Natur und Geſchichte nur vires unitæ wären — die zuſammenwirkenden Kräfte Gottes (ſpeciell der himmliſchen Geiſter) und der Creatur? Man denke an die Schönheit der Einzelbildungen in Natur und Geſchichte, und man frage ſich, ob ſolche Schönheit ohne poſitive göttliche Mitwirkung entſtehen konnte! Man denke an das „Ungeziefer“ aller Art, und man frage ſich, ob dieß nicht auf den „Fliegengott“ zurückweiſt!

Der Glaube iſt nicht das Gegentheil der Erkenntniß, er iſt ihr Vorläufer, ihr Prophet, er anticipirt unendlich viel, was die Erkenntniß beſtätigen muß; aber er ſpricht es in Formen aus, welche die Wiſſenſchaft zu rectificiren hat. Dem Glauben analog iſt die poetiſche Phantaſie, die jeder Kunſt zu Grunde liegt. Wie betrübend wäre es, wenn die Vorſtellungen des Glaubens, die Bilder der Phantaſie aller und jeder Wahrheit ermangelten! Wie erfreulich dagegen, wenn ſich zeigte, daß nicht nur dem Glauben an Schutzgeiſter, an den guten und böſen Engel des Menſchen, ſondern auch den Vorſtellungen von den „ſchönen Weſen aus dem Fabelland“ Wahrheit zu Grunde läge! Wenn z. B. durch die Gebilde der poetiſchen Phantaſie, durch die ſinnigen und reizvollen Geſtalten des Volksglaubens in alter und neuer Zeit, nur ſchaffende Principien in gewiſſen Stimmungen ſymboliſch bezeichnet wären!

Einen zu bereichern unter allen
Mußte dieſe Götterwelt vergehn —

ſingt Schiller im Sinne der Klage. Und er hätte ein Recht zu klagen, wenn an die Stelle der Vielen der bloß Eine getreten wäre! Aber dieſer iſt philoſophiſch widerlegt als ein ſolcher, der gar nicht zu exiſtiren vermöchte, und ſtatt ſeiner iſt als der wahre Gott der Eine bewieſen, der die Principien und Einzelorgane unter ſich hat — eine unüberſchaubare Zahl von mächtigen, ſchönen und ſeligen Weſen. — Die Natur iſt in der That nicht „entgöttert", ſie iſt nicht nur das Product blinder Kräfte, ſondern zugleich ſehender: ſie iſt ſchöpferiſch bewirkt durch Principien, durch ſelbſtſeyende Weſen. Die Natur iſt das Unten und Außen, der Boden geiſtiger Mächte, die ſie eben als ihren Boden bearbeiten, obwohl nicht, wie der Volksglaube ſich vorſtellt, ſinnlich und nach Art menſchlicher Weſen. Hinter der Natur, als das Innen derſelben, ſtehen Geiſter, die durch die ſinnlichen Gebilde hindurchwirken als Werkzeuge Gottes. „Alles iſt voll Götter". — lautet ein Wort, das dem Urphiloſophen Thales zugeſchrieben wird — „die ganze Welt iſt beſeelt und mit Dämonen erfüllt."

Man könnte nicht von einem ſchönen, poetiſchen Aberglauben reden, wenn die Vorſtellungen deſſelben ganz und gar keine Wahrheit enthielten — wenn ſie nicht ſinnig wären, keinen Sinn hätten und damit eben gar keine Wahrheit. Der Irrthum des poetiſchen Aberglaubens beſteht nur darin, daß man Immaterielles materiell und materiell wirkend ſich denkt. Die empiriſche Wiſſenſchaft hatte dieſe Vorſtellungen zu beſeitigen und das Gewirkte darzuſtellen, wie es erfahrungsmäßig erſcheint. Endlich muß man aber erkennen, daß der Welt von Wirkungen eine Welt von Urſachen entſpricht, die göttlich ſind; man muß der Natur ihre Götter, ihre göttlichen Mächte wiedergeben, muß in ihr die Beſeeltheit fühlen lernen, um ſie wahrhaft an's Herz ſchließen zu können. Als die begriffenen Sinnbilder lebendiger geiſtiger Mächte gewinnen dann auch die Geſtalten des poetiſchen Aberglaubens wieder Bedeutung, und die Dichtung kann ſie vorführen in neuem, tieferem Sinn und neuer Schönheit.

Das herrſchende Princip der dritten Epoche, der Geiſt, lehrt und wird immer deutlicher und beſtimmter lehren, wie Gott auch in der Natur, die Natur in Gott iſt, und wie Alles, was Leben und Seyn hat, mit Ihm, der Alles in Allem iſt, zuſammenhängt. Durch den Zuſammenhang mit Gott wird Alles geheiligt und die Erkenntniß dieſes Zuſammenhangs lehrt Alles geheiligt erblicken. Dadurch eben, daß der Geiſt Alles in den heiligenden Zuſammenhang mit Gott ſtellt, iſt er der heilige Geiſt.

Doch — verlaſſen wir jetzt das Reich der materiellen Sichtbarkeit und gehen wir über zur Betrachtung deſſen, was die chriſtliche Theologie die „letzten Dinge“ nennt, wir aber als die letzten Schritte auf dem Weg des Emporgangs zu Gott und als ihre dauernden Folgen zu charakteriſiren haben. —

Wenn der gefallene Menſch in der Sphäre der Zeitlichkeit als Natur und Menſchheit ſich wieder erhebt und in dieſer zuletzt eine in ihrer Art höchſte Ausbildung erlangt, ſo iſt er doch auch hier noch weit entfernt, das Verlorene wieder gewonnen und das Ziel, das ihm geſteckt iſt, erreicht zu haben. Die Menſchheit, wie wir geſehen, durchläuft auf Erden drei Stadien der Entwicklung, wovon das letzte das des vorherrſchenden Geiſtes iſt. Betrachten wir aber die Zeitlichkeit in allen dieſen Stadien, ſo müſſen wir uns überzeugen, daß ſie im Ganzen eine erſte Stufe iſt, die durch eine analoge zweite fortgeführt, durch eine dritte abgeſchloſſen werden muß.

Im Reiche der Zeitlichkeit überhaupt wiegt die Materie, der Leib vor. Auch das geiſtigſte Leben, das Leben der dritten Epoche, iſt nur das glücklichſte Ringen mit dem ungebührlich accentuirten leiblichen, keineswegs der Sieg darüber und der Aufſchwung zur völligen Herrſchaft. Der Geiſt gebietet über den Leib nur denkend und relativ, nicht abſolut; und wenn der Leib ihm einerſeits dient, ſo beſteht er doch nach Geſetzen, gegen welche hinwiederum der menſchliche Geiſt nichts vermag, und dieſer muß ſeinerſeits dem Leib dienen und ſich raſtlos anſtrengen, um nur zu bewirken, daß er fortbeſtehe! In der That: faſſen wir nur das gewöhnliche Treiben ins Auge, ſo ſcheint es beinahe, als ob der Geiſt den Menſchen nur gegeben wäre, damit er für den Leib und das leibliche Leben ſich abmühe! —

Dieſes Verhältniß des Geiſtes zum Leib im irdiſchen Leben iſt gut zur Prüfung, zur Uebung und zur Erziehung des Geiſtes; aber das rechte iſt es nicht, ſondern vielmehr das erſtmögliche nach dem Fall, das unterſte, das vergehen muß, damit ein höheres beginnen könne.

So vergeht es denn auch! Der irdiſche Menſch enthebt ſich ihm, indem er ſtirbt. Der Leib zerfällt und der geiſtige Organismus tritt in die Sphäre, wo das Princip, das auf Erden regiert hat, ſeine Oberherrſchaft an ein anderes abgibt.

Wir wiſſen, daß die zweite Stufe zur erſten immer den relativen Gegenſatz bildet. War das irdiſche Leben ein vorherrſchend äußeres, leibliches, ſo wird das „jenſeitige“ ein vorherrſchend inneres, ein Leben der Seele ſeyn. Das Princip der Innerlichkeit regiert; der Menſch geht in ſich, kehrt in ſich ſelbſt ein und lebt ein Leben der Beſchaulichkeit.

Es iſt die Nacht, wo niemand wirken, d. h. poſitiv nach außen thätig ſeyn kann.

Der Leib, von der Seele verlaſſen, ſinkt nach unten auch im philoſophiſchen Verſtande, d. h. er, der durch die Seele belebt, verinnerlicht war, fällt der Peripherie zu und wird rein äußerlich. Die Seele (das Ganze der Principien) erhebt ſich nach oben: ſie macht einen Schritt nach innen, einen Schritt gegen das Centrum.

Was iſt nun aber der Zweck dieſes Lebens — was iſt die Arbeit in ihm und was die Frucht derſelben?

Der Menſch geht in ihm weiter zu Gott empor; er bildet ſeine Innerlichkeit, die Kräfte ſeines Geiſtes und Gemüthes einſeitig, aber eben damit gründlichſt aus und bereitet ſich vor zur Erhebung in die dritte Stufe, die das Innere und Aeußere, Leib und Seele, zur Vollkommenheit auszugleichen hat.

Die Wiedererhebung des gefallenen Menſchen iſt ein ſteter Aufgang zu immer größerer Vergeiſtigung und Veredlung — Vergöttlichung des Menſchen. Gottähnlich zu werden, mit Wahl und Wollen vollkommen zu ſeyn wie Er — das iſt das Ideal für den Menſchen. Viel geſchieht auf Erden, und zu einer hohen Sproſſe ſteigen die gotterfüllteſten Menſchen hinan. Aber von denjenigen abgeſehen, die in ihrer „Sünden Maienblüthe“ dahingehn — wie erſcheint auch der Beſte, wenn wir ihn an dem Ideale meſſen?

Das jenſeitige Leben iſt ein Leben der Selbſtbetrachtung und der Selbſtbeurtheilung vorzugsweiſe — das Paradies für die Einen, die Hölle für die Andern. Denn der Sinnenſchleier, der auf der Erde das Weſen bedeckte, iſt weggezogen, und der Geiſt ſieht ſich, wie er iſt; dieß erweckt aber Freude und Troſt in den Einen, Reue bis zur Verzweiflung in den Andern. Die Höllenſtrafen ſind keine materiellen im irdiſchen Sinn, aber ſie treffen eben deßwegen ins Innerſte des Menſchen.

Was der Einzelne zu ſeinem Heil auf Erden unterlaſſen hat, bleibt verſäumt. Damit iſt nicht geſagt, daß er nicht jenſeits noch für ſeine Rettung wirken kann. Die Strafe hat zum nächſten Zweck allerdings die Befriedigung der Gerechtigkeit, zum fernern aber die Beſſerung deſſen, der gefehlt hat. Es kommt nun darauf an, wie der Einzelne die jenſeitige Strafe benützt: ob er, ihre Gerechtigkeit erkennend, ſie gern leidet und wieder zu Gott emporſtrebt, oder ob er, darüber erbost und grimmdurchglüht, vielmehr dem Princip des Böſen ganz anheimfällt.

Die Wahl muß auch hier freigegeben ſeyn, — das bedingt die Würde des Menſchen. Auch hier darf der Einzelne nur das der Sphäre Gemäße, das ihr Natürliche erfahren, er darf zu ſeinem Heil nur eingeladen und angetrieben werden, das Ergreifen des Heils muß ihm ſelbſt überlaſſen bleiben. Und wenn die diaboliſche Natur noch diaboliſcher werden will, ſo gibt es keine Macht, die ſich ihr hindernd entgegenſtellte.

Das Jenſeits iſt nicht das Ende, vielmehr eben der Fortgang, wo die Gegenſätze des Guten und Böſen noch beſtimmter hervortreten als in der Stufe des Anfangs.

Auf die Stufe des jenſeitigen Lebens folgt die der Ausgleichung als die letzte beſondere — als diejenige, in welcher die eigentlich letzten Schritte zu Gott empor geſchehen.

Wir lehren, wie man ſieht, nicht ein bloßes Jenſeits, das mit dem Weltgericht — mit dem Spruch zur Seligkeit oder zur Verdammniß — abſchließt, ſondern einen Gegenſatz des Dieſſeits, auf den eine Vereinigung folgt, die noch nicht das Ziel iſt, vielmehr nur die höchſte Staffel vor dem Ziel.

Jeder der drei größten Stufen folgt ein Gericht. Die Einzelweſen empfangen Lohn und Strafe — Lohn oder Strafe —, je nachdem ſie gehandelt haben. Das Loos in der zweiten hängt ab von der Art des Handelns in der erſten; das Loos in der dritten von der Art des Handelns in der zweiten; das ewige Loos von der Art des Handelns in der dritten.

Erſt nachdem die Creatur die drei größten Stadien — des Dieſſeits, des Jenſeits und der Vereinigung — durchlaufen hat, ſind alle Möglichkeiten der Erhebung, alle Möglichkeiten der Prüfung und der Bewährung durchgeſpielt, alle Thaten gethan, alle Leiden gelitten. Der Proceß des Menſchen iſt durch die drei Inſtanzen gegangen, und der Spruch der letzten kann Gott ſelbſt — dem König — vorgelegt werden. Der König aber wird das Wort der Gnade ſprechen, die gegründet iſt auf Gerechtigkeit.

Der einzelne Menſch hat immer, was er in Wahrheit will. Sofern er das Gute will und thut, hat er die Folgen des Guten: den Frieden mit Gott und mit ſich ſelbſt, das Glück. Wer früh gut iſt, der muß es nothwendig auch früh gut haben; der Weg zu Gott empor iſt für ihn ein lohn- und freudenreicher. Schon auf Erden iſt der Gute, der mit Gott Wiederverbundene, alſo der Religiöſe im eigentlichen Sinn, glücklich — innerlich, wahrhaft glücklich. Auf den Stufen des überirdiſchen Lebens kann ſich dieſes Glück aber nur ſteigern. Je näher er Gott kommt, je mehr er ihn erkennt und liebt, je beſſer, je glücklicher wird er. Der ganze Aufgang iſt ihm ein Fortſchritt in Güte und damit in Glück, vom unterſten auf Erden bis zum höchſten und ewigen bei Gott ſelbſt.

Der Böſe, der das Böſe will und thut, hat nothwendig die Folgen des Böſen: den Unfrieden, den Grimm, die Pein. Für ihn iſt der Schritt ins Jenſeits ein Fortſchritt im Unglück, das er in Wahrheit ſchon Dieſſeits erduldet. Widerſteht er der Correction auch im Jenſeits, dann wird er naturgemäß noch böſer, alſo noch unſeliger. In der extremen Pein, welche er ſich damit zuzieht, ergibt ſich aber eben der Grund zu ſeiner Rettung.

Die Selbſtentwicklung Gottes kann nicht abſchließen mit ewiger Unſeligkeit eines Theils ſeiner Geſchöpfe. Der Gerechtigkeit zwar muß völlig Genüge geſchehen, die Schuld muß bis zum letzten Heller bezahlt werden; aber das Geſchöpf iſt außer Stande, eine Schuld zu begehen, die ewige Strafe forderte im abſoluten Sinne des Worts! —

Der einzelne Menſch oder Geiſt hat, was er in Wahrheit will. Könnte er ewig das Böſe wollen, ſo würde er ewig die Folgen des Böſen zu leiden haben; aber eben dieß vermag er nicht. Gott hat die Mittel, auch den Böſeſten endlich „zur Räſon zu bringen“; und zwar, wie es ihm allein zuſteht, ohne Zwang, auf dem Wege naturgemäßer Entwicklung.

Was der Beſte zuerſt erkennt — daß Ehre und Freude nur im Bunde mit Gott zu erlangen ſind —, das erkennt der Böſeſte zuletzt. Er erkennt es eben in Folge der äußerſten Strafe, die er zu leiden hat — nicht unmittelbar nach dem Tode, ſondern nach dem Spruche des Weltgerichts.

Jene dritte Stufe, in welcher die letzten Schritte zu Gott empor geſchehen, iſt die Stufe der „Wiederbringung aller Dinge“. Was nicht der erſten, auch nicht der zweiten Perſon gelang, das gelingt der dritten. Oder, wenn man dieß lieber hört: was Gott nicht durch das erſte, nicht durch das zweite Princip thut, das thut er durch das dritte, das Princip der Vollendung.

Der Böſe iſt bös geweſen in den Banden des Leibes. Dieſe werden durch den Tod gelöst und der klarerſehende Geiſt kann die Selbſterkenntniß benutzen zur Beſſerung. Widerſteht er auch hier noch, ſo iſt dieß ein Beweis, daß er böſe iſt in ſeinem innerſten Weſen — daß gegen ihn die ſtärkſten Medikamente angewendet werden müſſen. Und ſie werden angewendet. Im Ringen mit der Pein der ſpecifiſchen Höllenſtrafen (dieß Wort in unſerem Sinne genommen) wird aber nun die Kraft ſeines Widerſtandes erſchöpft. Böſe im Dieſſeits, böſe im Jenſeits, macht er die letzte Schmerzensprobe, daß mit dem Böſen nichts zu gewinnen iſt. Er lernt einſehen, daß er auch in der äußerſten Strafe nur die Folgen ſeines Wollens und Handelns leidet, er erkennt unausweichlich die Gerechtigkeit der Strafe, er lernt ſie mit Willen leiden und thut büßend der Gerechtigkeit Genüge. So iſt er ein Gegenſtand der Erziehung durch den Geiſt und kann zu Gott zurückgebracht werden.

Der Geiſt iſt das Princip allſeitiger Gerechtigkeit, erſt durch ihn fällt Gott ſein letztes Urtheil und vollendet die Gerechtigkeit der bis dahin gefällten. Der Sohn ladet ein zum Heil, urtheilt aber, wenn es geſchehen iſt, nach dem Stande der Dinge: wer ſich ihm angeſchloſſen, iſt gerettet, wer ſich geweigert, verloren. Der Geiſt erwägt zugleich die tiefſten Gründe der menſchlichen Entſcheidung, er bringt die urſprünglichſte Zurechnungsfähigkeit des Sünders nebſt dem Drange von außen in Anſchlag; und dieß ändert, mildert ſeinen Spruch. Der mildere Spruch iſt aber zugleich der gerechtere.

Der Wille der vollen Gerechtigkeit gewinnt die letzten derer, die Widerſtand geleiſtet haben. Gegen den Geiſt iſt keine Einwendung mehr möglich, der Spruch des klaren Rechts, der Spruch der Milde kann nicht mehr aufreizen: der Gerichtete muß ſich ergeben. Er ergibt ſich nun erkennend und wollend; er ſucht das Heil und er findet es.

Damit ſind aber die Thaten Gottes noch nicht abgeſchloſſen. Die letzten ſind die Zurückbringung der böſen Engel, die Zurückbringung des Princips der Negation ſelber. —

Erinnern wir uns, daß das Princip der Negation bei der Selbſtentwicklung Gottes nothwendig mitentſtehen mußte und daß Gott in ihm das Organ der Prüfung alles Gewordenen ſich verſchaffte. Frei, nach ſeiner Art zu handeln, wird Satan thatſächlich, wahrhaft böſe, indem er einen Theil der Engel verführt und ſie zu ſeinen Organen macht. Er bringt mit ihnen den Menſchen zu Fall, er bekämpft die Wiederaufrichtung deſſelben mit allen Mitteln der Negation und eignet ſich alle Seelen an, die es ihm zu verlocken gelingt. Gott indeſſen will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Die vom Satan Verdorbenen ſucht daher eine fortgehende Erziehung in Bekehrte zu verwandeln; und durch die ſucceſſiv in höherm Grad angewandten Mittel der Strafe und der geiſtigen Erhebung gelingt es endlich, auch die Letzten den Weg zu Gott wiederfinden, weil ſuchen zu laſſen. Dem Princip der Negation wird damit ein Raub entriſſen, ohne daß ihm Unrecht geſchieht; d. h. er wird ihm nicht durch Gewalt entriſſen, durch gewaltſames Gutmachen der Böſen, ſondern dadurch, daß dieſe in Folge der angewendeten Heilsmittel ſelbſtwollend gut werden. Ueber die ſelbſtwollend Gutwerdenden hat aber Satan kein Recht, ihm gehören nur die böſe bleiben Wollenden; und wenn ſchließlich Alle ſelber gut werden, ſo hat er nichts mehr — von Rechts wegen.

Das Princip der Negation, ſeine Organe, die böſen Geiſter, ſind nun ohne Beſchäftigung; ſie ſind, was noch mehr ſagen will, ohne Hoffnung, jemals wieder Beſchäftigung zu erhalten; ſie ſind vollkommen überwunden, ſie ſehen es ein, ſie erkennen ſich nach dieſer Erfahrung ſelbſt — — und der Moment iſt gekommen auch für ihre Bekehrung.

Denken wir uns ihnen gegenüber die Mächte der Poſition. Im Streit konnte ſich dieſen an den Feinden nur das Böſe darſtellen; aber nach dem Siege müſſen ſie das Gute derſelben erkennen. Sie müſſen erkennen, wozu die Mächte der Negation gedient haben, — daß eben ſie an der Herrlichkeit und Seligkeit ihres Triumphes mit Schuld ſind, daß ſie die Bedingung waren der allgemeinen höchſten Entwicklung; und in dieſer Erkenntniß müſſen ſie mit den Beſiegten, Beſtraften, unſchädlich Gemachten, ſympathiſiren, ja, ſie müſſen das tiefſte Verlangen empfinden, auch ſie gut zu machen und die gutgewordenen ihre Stelle nehmen zu laſſen in dem abſoluten Organismus.

Die Bekehrung beginnt mit den unmittelbar ihres Gegenſtandes Beraubten, den böſen Geiſtern; ſie endet mit dem Princip der Negation ſelber. Wenn dieſem auch die böſen Geiſter abgewonnen ſind, iſt es völlig beſiegt; wenn es aber völlig beſiegt iſt, kann es ſelber zur Einſicht gelangen und vermocht werden, zu thun, was ihm jetzt zu thun allein noch übrig bleibt. —

Die negativen Geiſter und ihr Herr, das Princip der Negation, werden nach ihrer völligen Ueberwindung das, was ſie ſeyn ſollen. Sie werden nicht das, was die poſitiven Geiſter und Mächte ſind, ſie werden gut in ihrer Art, ſie erreichen ihr eigenes Ideal.

Was iſt nun das Ideal des negativen Princips und der negativen Geiſter? Mit Willen die Bedingung des wahrhaft Guten zu ſeyn — zu negiren, als negirten ſie nicht; frei zu negiren, um das Gute der poſitiven Geiſter zu vollenden und ſich an dem gemeinſamen Ergebniß mit zu erquicken.

Was in blindem und bitterem Ernſt geſchehen iſt, das ſoll geſchehen in freiem und heiterem Spiele, das auf dem Ernſt ruht. Die Negation, die häßliche Wirklichkeit geweſen iſt, ſoll ſchöne Wahrheit — ſie ſoll Poeſie werden.

Poeſie, ſchöne Wahrheit iſt ſie jedoch nur, wenn ſie auf der Potenz ruht, die noch immer häßliche Wirklichkeit zu werden vermöchte, aber niedergehalten wird durch den vollherrſchenden Willen des Beſitzers. Kurz: die Bekehrung Satans wird keine Entmannung deſſelben, vielmehr eine Verwandlung ſeines Willens, eine Vergöttlichung ſeines Ich ſeyn, ſo daß er nun ſelbſtwollend und unmittelbar mit aller ſeiner Kraft dem Herrn dient.

Auch er, der nur ſich wollte und nur ſich wollend blindes Werkzeug Gottes war, lernt ſich für Gott wollen und wird ſehendes, wollendes, freies Werkzeug.

Die Wiederbringung aller Dinge iſt nur vollendet mit der Wiederbringung auch des Princips der Negation. Nicht untergehen ſoll, was einmal ſelbſtſeyend geweſen, — die Glieder, zu welchen Gott ſich entwickelt hat, ſollen nicht wieder zurückgehen in den Grund, wovon ſie ausgegangen, ſie ſollen bleiben mit allen ihren Fähigkeiten; nur der Mißbrauch dieſer Fähigkeiten ſoll aufhören und Platz machen dem freien, gottgewollten Gebrauche. Alle ſelbſtſeyenden Weſen — und zwar jedes in ſeiner Art — ſollen mit Willen Organe, Diener, Stellvertreter — Kinder Gottes ſeyn.

Es iſt ein ungeheurer Gedanke, die Wiedervereinigung der wollend abgefallenen Weſen durch ſelbſtgewollte Rückkehr zu Gott! Die Wiederbringung aller Dinge ohne Verletzung der Gerechtigkeit, ohne Beeinträchtigung der Natur der Dinge, vielmehr in natürlicher, zu Ende geführter Entwicklung, wobei die rettenden Mächte immer nur thun, was ihnen zuſteht: immer nur den Willen der Abgefallenen zu gewinnen trachten! — Und eben dadurch gelingt es ihnen, wenn auch nur auf dem Weg einer Geſchichte, wovon die geſammte irdiſche nur Ein

Moment bildet! Was in einer frühern Epoche nicht möglich war, das wird in einer ſpätern möglich; der unrechtmäßige Gewinn des negativen Princips wird dieſem Schritt für Schritt rechtmäßig entzogen, und zuletzt muß ſich der Vater des Unrechts und der Lüge ſelber für beſiegt erklären und — Wahrheit werden. Die Lüge wollend iſt er umringt von Hoffnungsloſigkeit, Troſtloſigkeit; Alles iſt abgefallen von ihm und geſichert vor ihm an ſeiner Stelle im abſoluten Organismus, er ſieht ſich zur ſchauerlichſten Unthätigkeit und Einſamkeit verurtheilt. Und in dieſer Situation kann er der Lockung Gottes nicht widerſtehen; er, der von Gott los gottlos war, erkennt die Wiedervereinigung mit Gott als die einzige Action, die ihm noch möglich iſt; und er wird ſofort negativ, wie Gott ſelbſt negativ iſt, nicht in blinder Liebe zur Negation, ſondern in ſehender Liebe zur Poſition, in ſehender Liebe zu derjenigen Negation, welche die gewollte Bedingung der wahren Poſition iſt.

Werden nun aber, wenn durch die freie Vereinigung des ſelbſtſtändigen Realprincips der Negation mit Gott der abſolute Organismus vollendet iſt, die Glieder des Organismus im Weſentlichen gleich ſeyn? Wird es einerlei geweſen ſeyn, ob der eine Theil der himmliſchen Geiſter von Gott abfiel, der andre ſich bewährte? Ob der eine Menſch früh dem Guten ſich zuwandte, der andre ſpät ſich bekehrte, ein dritter am ſpäteſten? Wird es dem einen ergehen wie dem andern, wird der eine des Lichtes und Gehaltes ſo viel haben wie der andere? Werden die ſpäteſt Bekehrten die begangenen Frevel durch die Strafen, welche ihrer Bekehrung vorhergingen, ſchon völlig abverdient haben, und wird es keine in Wahrheit ewigen Strafen geben?

Im abſoluten Organismus wird vielmehr kein Weſen dem andern gleich und auch von den ſich ähnlichſten jedes nach Form und Gehalt noch eigenthümlich — einzig ſeyn. Die ſpät und ſpäteſt Bekehrten werden aber durch die ihrer Umwandlung vorhergegangenen Strafen ihre Sünden ſo wenig ſchon völlig gebüßt haben, daß ſie im Gegentheil ewig geſtraft ſeyn werden — durch den ewigen Mangel deſſen, was die gleich Bewährten, früh Bekehrten ſich auf dem Weg ihres poſitiven Emporgangs zu eigen gemacht haben.

Ewige Höllenſtrafen im Sinn ewiger Peinigung ſind unmöglich. Kein entſtandenes Weſen — um es zu wiederholen — kann Sünden begehen, die in Wahrheit ewige — abſolut ewige Pein verdienten. Die Pein iſt nur gerecht gegen den böſen Willen; wenn dieſer aufhört, muß auch die Pein aufhören. Ein ewig böſer Wille iſt aber Gott gegenüber undenkbar; denn ſo lange er beſtände, müßte Gott verſuchen, ihn umzuwandeln — und wie könnte ein Geſchöpf in alle Ewigkeit allen Mitteln Gottes widerſtehen? Eine ewige Sphäre der Pein wäre eine ewige Krankheit des abſoluten Organismus, ein ewiger Schaden — ein ewiger Schandfleck deſſelben. An dieſer Krankheit und an dieſem Flecken müßte aber der ganze Organismus leiden; und kein Seliger, ja Gott ſelbſt könnte nicht wahrhaft ſelig ſeyn, wenn ein Theil ſeiner Abkömmlinge ſich in ewiger Unſeligkeit befände!

Die Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen im Sinn ewiger Peinigung hatte nur einen pädagogiſchen Zweck, wie ſehr diejenigen, die ſie aufgeſtellt haben, von ihrer Wahrheit auch durchdrungen geweſen ſeyn mochten. Sie hat für eine gewiſſe Bildungsſtufe auch gewirkt und kann für ſie noch immer wirken als Abſchreckung von der Sünde. Einer höhern Bildungsſtufe dagegen widerſtrebt ſie, ihr gegenüber wirkt ſie nicht als Abſchreckung von der Sünde, ſondern vielmehr als Abſchreckung von dem theologiſchen Syſtem, welches dergleichen Sätze enthält; und für dieſe höhere Bildungsſtufe muß ſie umgewandelt werden in die Lehre von den Strafen, die beſtimmt ſind, den böſen Willen zu verzehren, und in die Lehre von den natürlichen, natürlich ewigen Folgen jedes Lebens und Handelns, auf welche bei dieſer Gelegenheit auch Leſſing hingewieſen hat.

Will man von theologiſcher Seite gegen dieſe Lehre vielleicht einwenden, ſie mache es dem Sünder leicht und rufe ihm eigentlich zu: Thu dir keinen Zwang an, die Sünde kann dir nicht ſchaden — zuletzt werden wir doch alle ſelig? — Allein auch ſie läßt dem Sünder, dem nachhaltig böſen Willen dieſſeits und jenſeits Strafen zu Theil werden, die abſchreckend genug, weil ſchrecklich genug ſind. Auch ſie läßt denjenigen, der verwerflich gehandelt hat und verwerflich denkt, in eine Lage kommen, wo er ausrufen muß: ihr Berge, fallet über mich und bedecket mich! Die Pein wird für die im Böſen Ausharrendſten Aeonen dauern und in dieſem Sinn eine ewige ſeyn; und — zuletzt dürfte auf den wahrhaft Ehrgeizigen die Ausſicht, der Herrlichkeit, welche die früh Bekehrten und im Guten Productiven vor den ſpäter und ſpäteſt Bekehrten ewig voraushaben werden, zu entbehren, gleichfalls die Wirkung eines Abſchreckungsmittels üben.

Doch die Furcht vor der Strafe iſt das niederſte Motiv des Guthandelns, und die Erweckung derſelben die niederſte Aufgabe der Erziehung. Ebendeßwegen muß mit ihr begonnen, darf aber nicht mit ihr fortgefahren und geendet werden. Das Böſe, welches zu Grunde richten würde, aus Furcht vor der Strafe unterlaſſen, iſt freilich beſſer als ſich zu Grunde richten; aber ſoll der Menſch zu Gott emporgehen, ſo muß er an die Stelle dieſes Motivs höhere ſetzen lernen. Guthandeln iſt ſchön und edel, es bringt der Welt Segen und macht Gott Freude; das Gute zu thun aus Liebe zu der Schönheit des Guten, aus Liebe zu der Welt und aus Liebe zu Gott, das ſind die höhern und höchſten Motive. Eine Lehre, welche dieſe Motive in den Herzen der Menſchen anzuregen verſteht, wirkt nothwendig mehr für die Menſchheit und ihre Erziehung als die bloß abſchreckende. Was könnte aber dieſe Motive reiner und ſchöner anregen als die Schilderung Gottes in der vollen Herrlichkeit ſeines Weſens, in der Liebe und Güte ſeines Willens — als die Schilderung des wahrhaft Guten in ſeinem göttlichen Heil, ſeiner ewigen Schönheit? Wer ſich von dieſen höhern Motiven nicht bewegen, von der wahren und als wahr aufgezeigten Strafe nicht abſchrecken läßt, der ſündige! Er wird jede Schuld leidend büßen und zuletzt in der Scala des abſoluten Organismus auf einer der niedrigſten Sproſſen ſeine Stelle nehmen müſſen, während die Edeln und Guten mit höherm Licht und reicherem Gehalt ewig über ihm ſtehen werden. Denn wie die Strafe, ſo iſt allerdings auch der Lohn unvermeidlich, weil er die nothwendige Conſequenz der bewieſenen Kraft und der Selbſtbildung iſt; und wenn der gotterfüllte Menſch nun auch nicht das Gute gethan hat um der höhern Seligkeit willen, ſo wird er dieſe gleichwohl anzunehmen haben als die unausbleibliche Folge ſeiner Bewährung.

Die chriſtliche Theologie iſt ausgebildet unter der Vorherrſchaft des zweiten göttlichen Princips. Das dritte Princip iſt darin als ſolches gelehrt, aber in ſeiner vollen Herrlichkeit noch nicht erkannt. Der heilige Geiſt hat in dem theologiſchen Syſtem hauptſächlich die Function eines Gehülfen des Sohnes, er bewirkt den Glauben und die Liebe; zur Gründung eines eigenen, von dem des Sohnes unterſchiedenen Reiches als Urheber der Erkenntniß und der ganzen Wahrheit gelangt er nicht. Deſſenungeachtet ſind im allgemeinen Glaubensbekenntniß eben mit dem dritten Princip Thatſachen in Verbindung gebracht, die nur mit der ſpecifiſchen Thätigkeit eben dieſes Princips möglich werden und ſeine Vorherrſchaft, ſeine Herrlichkeit vorausſetzen. Wer an den heiligen Geiſt glaubt, der glaubt nicht nur an eine heilige chriſtliche Kirche und die Gemeine der Heiligen, er glaubt auch an die Vergebung der Sünden, die Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben.

Wir haben ſchon gezeigt, wie eben die durch das herrſchende Wirken des Geiſtes bezeichnete letzte Entwicklungsſtufe der Menſchheit, die auf den Richterſpruch des Sohnes folgt, zur Vergebung der Sünde und zum ewigen Leben führt.

Speciell zu begründen iſt nun auch noch die Auferſtehung des Fleiſches als das vornehmliche Werk des Geiſtes.

Die Lehre von der Auferſtehung iſt durch materielle Auslegung ebenfalls zu einer abergläubiſchen geworden. Man hat angenommen, daß der einzelne Menſch eben das von ihm auf der Erde zurückgelaſſene Fleiſch wieder mit ſich vereinigen werde; und dieß iſt freilich in jeder Hinſicht unmöglich. Aber die Worte des Apoſtels Paulus, der ſich hierüber ſpeciell ausläßt, ſind in Wahrheit nicht ſo zu verſtehen; ſie lehren nur, daß der Menſch, der auf Erden einen ſinnlichen (pſychiſchen) Leib hat, jenſeits einen geiſtigen (pneumatiſchen) haben werde. Damit iſt keineswegs geſagt, daß der Einzelne zu dieſem geiſtigen Leib ſeine ins Grab niedergelegten Knochen wieder verwenden werde, ſondern vielmehr das iſt gelehrt, was auch die Philoſophie von ihren eignen Grundbeſtimmungen aus lehren muß.

Wir wiſſen, daß der Menſch, welcher durch den Fall unter die Herrſchaft der Materie herabſinkt, nur Schritt für Schritt zu Gott wieder emporgeführt werden kann; und zwar allgemein in drei größten Stufen, wovon in der erſten am entſchiedenſten das Aeußere, in der zweiten ebenſo das Innere dominirt; in der dritten aber beide ausgeglichen werden. Im Dieſſeits wird der Leib ausgebildet auf Koſten des Seelenlebens, im Jenſeits die Seele auf Koſten des leiblichen Lebens; in der dritten Stufe aber der Leib zum Heil der Seele, die Seele zum Heil des Leibes. Die dritte Stufe, die Stufe des Geiſtes, iſt nun die, welche den Menſchen nach dem einſeitigen Seelenleben in der zweiten den verklärten Leib gewinnen läßt.

Der irdiſche Leib des Menſchen iſt das Ergebniß des principiellen Organismus, der unter der Vorherrſchaft des Princips der Materie arbeitet, und der Nahrung: des activen Subjects und des paſſiven Objects. Es iſt allgemeines Geſetz, daß das Höhere von dem Niedern ſich nährt und in ſich das von dem Niedern Ueberkommene verklärt. So nährt ſich die Pflanze von dem Mineral, das Thier von der Pflanze, und der Menſch außerdem in ganz beſonderm Sinne vom Thier. Der menſchliche Leib wird ſchon auf Erden eine Verklärung der irdiſchen Natur, die geiſtigſte, feinſte Materie der Erde. Aber dieſe Verklärung iſt nur ein Vorſpiel der wahren und dauernden. Der irdiſche Leib vergeht, der principielle Organismus beginnt ein neues Leben in der nächſt höhern Sphäre und bildet vorzugsweiſe ſein inneres Weſen aus, indem er ſeine Nahrung empfängt von ſich ſelbſt, d. h. von ſeinen eignen niedern Kräften. Aber auch dieſes Leben dauert nur eine zugemeſſene Zeit. Die völlig ausgebildete Seele verlangt nach einem neuen leiblichen Leben, wo ſie mit dem Leib vermählt iſt und frei den freien regierend mit ihm in reinſter Harmonie wirkt. In ihrer einſeitigen Innerlichkeit bereitet ſie ſich zu dieſem Leben, und ſo durchgebildet erhebt ſie ſich zuletzt in die Sphäre, wo ſie zum neuen leiblichen Leben auch den neuen Boden, die neue Nahrung findet.

Das Chriſtenthum lehrt mit der Auferſtehung des Fleiſches conſequent auch die Erlöſung der ſeufzenden Creatur aus der Knechtſchaft der Vergänglichkeit und einen neuen Himmel mit einer neuen Erde, d. h. die Verklärung des Weltalls.

Das Reich der Sichtbarkeit, in welchem wir gegenwärtig leben, vergeht. Aber nichts Wirkliches kann zu Nichts vergehen; und ſo vergeht auch die Welt nur, um in einer höhern und dauernden Form wieder zu erſtehen.

Der abſolute Organismus verlangt, um dieſes zu ſeyn, nicht nur der verklärten Menſchenwelt, ſondern auch der verklärten Natur im weiteſten Sinne des Worts. Die Einzelbildungen, die nach dem Falle des urſprünglichen Menſchen unter dem äußerſten Vorwiegen der Materie entſtehen, alſo die unterſten Einzelbildungen, dürfen ſo wenig zu Nichts vergehen wie die höhern und höchſten; denn ſie haben in neuer Geſtalt eben das äußerſte und unterſte Ende dieſes Organismus zu bilden. Dieſes äußerſte Ende muß ſo ſehr Boden ſeyn, daß es keinen Boden mehr unter ſich zu haben im Stande iſt; es muß das Dienendſte ſeyn des ganzen Organismus. — —

Wenn das Wie des künftigen Lebens in weiterer Ausführung auch unerſchöpfliche Probleme bietet und bieten muß, ſo hat der Menſch doch ſchon im irdiſchen Leben Mittel, in ſeinem Begreifen immer weiter zu gelangen. Wir können von den Urſachen auf die Wirkungen, von dem Anfang auf das Ende, von den Einzelgeſchichten, die ſich vor unſern Augen vollenden, auf die letzten Ziele der allgemeinen Entwicklung ſchließen.

Die vergänglichen Entwicklungen der Erde ſind Gleichniſſe der unvergänglichen. Ein ſchöneres und ergiebigeres für das dreigeſtufte Leben des Menſchen bietet aber keine Entwicklung als die des Inſekts, das als Raupe beginnt und als Schmetterling endet. Vielbetrachtet eben in dieſem Bezug muß es von uns nochmal betrachtet werden.

Dieſes Inſekt lebt aufs deutlichſte zuerſt ein vorherrſchend äußerliches und ſinnliches, dann ein principielles und innerliches Leben, um zuletzt in verklärter Leiblichkeit den Gipfel ſeines Daſeyns zu gewinnen.

Als Raupe nährt es ſich von den materiellen Theilen der Pflanze, nimmt viel zu ſich, um viel auszuſcheiden, und kriecht auf der Erde. Dann wird es Puppe, lebt, vom Lichte des Tages geſchieden, ohne äußere Nahrung rein für ſich, bildet aber eben in dieſer Nacht ſich weiter und bereitet ſich zu dem neuen und höhern Seyn. Endlich, völlig bereitet, bricht es durch die Hülle und gelangt wieder ans Tageslicht; aber nicht um als plumper Wurm zu kriechen und Blätter zu freſſen, ſondern um als leichter, bunter, ſchöngeformter Schmetterling über das Gefilde hinzufliegen und ſich vom Honig der Blüthen zu nähren.

Der Schmetterling vergeht, er iſt vergängliches Gleichniß des Unvergänglichen — ein Bild, welches den Menſchen wie in einem Zauberſpiegel andeutend ſeine Zukunft ſchauen läßt.

Mit Recht iſt er aber von jeher als Symbol der Unſterblichkeit — des Lebens in verklärter Leiblichkeit — angeſehen worden; ein treffenderes und ſchöneres findet ſich nicht.

Bedeutungsvoll iſt das Fliegen des Geſchöpfs, das als Raupe nur gekrochen iſt, und die Feinheit der Nahrung (die mit der der Raupe verglichen recht eigentlich eine verklärte iſt) — ja die Feinheit und Zierlichkeit des Ergreifens derſelben! In dem Fliegen iſt die völlige Herrſchaft des Geiſtes über den Leib und Stoff angezeigt, welche der Menſch in der analogen Entwicklung haben wird; in dem Einſaugen des Blüthenhonigs die ätheriſche Art der Ernährung im Reiche der Vollkommenheit, in welchem auch die Natur vollkommen ſeyn und nur Vollkommenes bieten wird.

Der Theismus, welcher Gott nur als Geiſt, als den bloß Einen hat, denkt ſich auch nur ein rein geiſtiges Fortleben nach dem Tode; d. h. er nimmt es an, ohne es in Wahrheit denken zu können. Aber wie Gott nicht nur Geiſt, ſondern zugleich Natur iſt und als Geiſt die Natur eo ipso unter ſich hat, von ihr ſich nährend, — wie er Alles, was er mit ſeiner Urnatur hervorbringt, unter ſich hat, ſo hat auch das menſchliche Einzelweſen in der Sphäre der Vollendung glücklicherweiſe noch etwas unter ſich, um gebend und empfangend mit ihm zu verkehren: die verklärte zeitliche Natur im weiteſten Verſtande.

Kein Weſen iſt bloß Geiſt, und ſoll es nicht ſeyn; jedes iſt zugleich Natur und hat Bildungen unter ſich, die ſich zu ihm als Ganzem verhalten wie ſeine eigene Natur zu ſeinem Geiſt, d. h. welche mit ihm verglichen mehr von der Urnatur an ſich haben, alſo materieller ſind. Und eben ſo, Geiſt und Natur zugleich und als Geiſt mit ſeinem Oben, als Natur mit ſeinem Unten verkehrend, iſt das Einzelweſen ewigen Lebens und ewiger Seligkeit fähig.

Leiblichkeit — ſagt Oetinger — iſt das Ende der Wege Gottes. Ein tiefes Wort! Aber für Gott geziemt es ſich nicht, die Leiblichkeit zu laſſen, wie ſie uns erſcheint, er muß ſie vollkommen und damit ſeiner würdig machen. Das wahre Ende der Wege Gottes iſt daher die Verklärung der irdiſchen Leiblichkeit, und zwar aller Leiblichkeit, die Verklärung auch des Leiblichſten und Materiellſten, die Vollendung auch der Peripherie zu dem reinſten Gegentheil ſeiner ſelbſt als herrſchenden Geiſtes.

Die Selbſtentwicklung Gottes iſt nur vollendet, wenn ihm ſelbſt, dem Herrſchendſten, das Dienendſte entſpricht, und das Dienendſte in ſeiner Art ebenſo vollkommen iſt, wie Er als der Herrſchendſte.

Faſſen wir die Hauptgedanken zuſammen.

Das irdiſche Leben iſt für den einzelnen Menſchen wie für die ganze Menſchheit der Anfang einer Entwicklung, die nach oben und innen geht und deren Ziel nur zu erreichen iſt, wenn nach dem irdiſchen Leben noch zwei Stadien durchlaufen werden. In dem dritten ſchafft ſich jedes Weſen ſein letztes und dauerndes Loos: es nimmt ringend, leidend und ſich entſcheidend den Platz ein, den es in der ewigen Ordnung der Dinge zu behaupten hat. Eben in dieſem dritten Stadium vollzieht ſich die Wiederbringung aller Dinge, d. h. aller menſchlichen, weltlichen Dinge. Die Umwandlung der negativen Geiſter und des Princips der Negation ſelber kann erſt ſpäter erfolgen; denn auch ſo gilt das Wort: die Erſten werden die Letzten ſeyn. Sind aber auch die böſen Engel und ihr Herr ſelber das, was ſie ſeyn ſollen, wollend, dann iſt die reale Selbſtentwicklung Gottes abgeſchloſſen, die allgemeine Gliederung iſt geſchehen, das gegliederte göttliche Ganze, der abſolute Organismus im weiteſten Sinne vollendet.

Jedes Einzelweſen, jedes Glied des vollendeten Ganzen, wird von Gott ſelbſt an dem Platz, den es ſich zu erringen wußte, beſtätigt. Und dieſe Beſtätigung iſt Weihung, Heiligung. Von Gott beſtätigt, von Gott ſo, wie es iſt, gewollt, iſt jedes überglänzt von Seinem Licht und mit dem Allerheiligſten in lebendiger Verbindung.

Und nun betrachten wir das erreichte göttliche Ziel in ſeiner Ganzheit.

Als abſoluter Organismus iſt Gott ſelbſt gegliedert und vollendet nach allen Seiten. Er hat poſitiv und negativ ſich ſelbſt, die Principien, die Engel, die Menſchen und alle Creaturen bis zum äußerſten Umkreis. Jedes Organ iſt einzig, keines dem andern gleich, in jedem iſt das Verhältniß der Kräfte, die Miſchung der Lebenselemente verſchieden: das Ganze eine unendliche Mannigfaltigkeit. Jedes Organ iſt vollendet in ſich, vollendet durch das Ganze, mit dem es lebendig verbunden iſt und gebend und empfangend verkehrt. Alle Möglichkeiten ſind verwirklicht — ſchön verwirklicht. Auch das Häßliche iſt ſchön geworden in ſeiner Art, wie das Böſe gut in ſeiner Art. Die Folie des poſitiv Schönen und Guten iſt als ſolche ſchön und gut geworden, nach ihrer Eigenthümlichkeit verklärt, die Realiſirung ihres eigenen Ideals.

Das Nichtſeynſollende iſt — geweſen. Als geweſenes iſt es auch noch — in der Erinnerung. In der Erinnerung durch die Erinnerung verklärt, iſt das Nichtſeynſollende ſeynſollend; es iſt gewollt und wollend feſtgehalten. Jedes Weſen erinnert ſich mit Luſt, jedes hat in ſeiner Erinnerung einen geliebten köſtlichen Beſitz.

Das Nichtſeynſollende iſt aber zugleich wirklich im Himmel. Die ſelbſtſeyenden Weſen, die das Nichtſeynſollende gethan und geworden, bilden Glieder des abſoluten Organismus und ſind auch in der Verklärung nicht denen gleich, die das Seynſollende gethan und geworden, vielmehr haben ſie auch hier die Natur, die Potenz des Nichtſeynſollenden und machen davon nur einen ſeynſollenden Gebrauch. Der Negative negirt zum Heil der Poſition, aber er negirt mit einer Luſt und Liebe, die von der Luſt und Liebe des Poſitiven doch weſentlich verſchieden iſt.

Es iſt ein ſtaunenswerther Triumph Gottes, daß er das Nichtſeynſollende, deſſen Verwirklichung er nicht hindern, weil nicht hindern wollen konnte, zu benützen weiß zur überſchwänglichen Erfüllung des Himmels. Die Erinnerung an das thatſächlich geweſene Nichtſeynſollende, das freie Wiederleben zeitlichen Lebens bildet eine unerſchöpfliche Quelle des himmliſchen Glücks; denn das zeitlich Geſchehene wird dem ſich erinnernden Geiſt im tiefſten und ſchönſten Sinne des Wortes Poeſie.

Es iſt der ſtaunenswertheſte Triumph Gottes, daß er die Geiſter, die das Nichtſeynſollende geworden ſind, als ſolche zu verklären und zu benützen weiß zur Vollkommenheit des Ganzen und zur Bedingung wahrer Seligkeit. Denn kein Leben ohne Gegenſatz, kein Glück ohne Folie! Ohne die negativen Geiſter, die als ſolche verklärt ſind, wäre das Leben des Himmels ohne Salz; und wie reich wir uns die poſitiven Weſen mit Schöpferkraft begabt vorſtellen mögen — ein ewiges Leben bloß poſitiver Geiſter würden wir uns doch nur als eines vorſtellen können, dem die Langeweile droht.

Bedenken wir, daß Gott nur Gott iſt, weil er zugleich Urnatur iſt. Aus der Urnatur werden durch göttliche Begeiſtung die Mächte der Poſition und der Negation: und wenn Gott mit den poſitiven nicht auch die negativen Geiſter als ſolche verklärte, dann wäre der Himmel nicht die abſolute Verklärung der Urnatur.

Der Haß vergeht, die Liebe beſteht. Aber die Liebe bethätigt ſich verſchieden. Was ſich haßt, das beſchädigt ſich und quält ſich; aber was ſich liebt, das erfreut ſich nicht nur — es neckt ſich auch!

In dieſem Sprichwort liegt die tiefſte Wahrheit. Der Himmel wäre nicht der Himmel ohne die Negation und alle die Erweiſungen, die mit der Kraft der Negation geſchehen. Nur der blinde Grund und der ſchädliche Zweck ſollen aufgehoben werden, die Negation ſelber ſoll beſtehen — als freies

Spiel der Liebe. Was blindergriffenes Mittel war zum Fluch, ſoll gewolltes Mittel werden zum Segen und eben das in Vollkommenheit geſchehen, was im irdiſchen Leben auch ſchon geſchieht und wahrlich nicht den geringſten Reiz deſſelben ausmacht.

Gott, das ſelbſtſeyende Allweſen, läßt kein ſelbſtſeyendes Einzelweſen entſtehen, um ihm dann das Selbſtſeyn wieder zu nehmen und es als bloßen Stoff in ſich zurückzuſchlingen. Der Zweck ſeiner Selbſtentwicklung iſt nicht, ſich bloß zu beſchäftigen, ſondern Herr zu werden eines ewigen Reiches individueller Geſtalten. Nichts, was einmal wollend für ſich geweſen iſt, kann wieder in ſeinen Grund zurückgehen, und der Geiſt der Negation iſt im Himmel ſo nöthig, wie er es auf dem Wege der Organiſation geweſen.

Im abſoluten Organismus hat Gott zugleich ſeiner Gerechtigkeit, ſeiner Gnade und ſeiner Weisheit genügt. Die Gerechtigkeit iſt geſättigt — beſchwichtigt durch die vorhergegangenen Bußen und durch die Stellung, die der Einzelne ſeinem Werthe gemäß in der ewigen Hierarchie einnimmt. Die Gnade iſt befriedigt durch das Heil, das jedem Einzelnen zu Theil geworden, und die Weisheit durch die wunderbare Ausgleichung der Gerechtigkeit und der Gnade, zufolge deren beide, die Gerechtigkeit und die Gnade, das abſolute Ganze mit gleicher Genugthuung betrachten müſſen. In der That iſt eben durch die gleichmäßige Befriedigung der Gerechtigkeit und der Gnade der abſolute Organismus das zugleich unendlich abgeſtufte und heilvolle Ganze geworden.

Jeder Einzelne erkennt dieß. Jeder fühlt und ſagt ſich: „Es iſt Gnade, daß ich bin, Gnade, daß ich glücklich bin; aber daß ich da ſtehe, wo ich ſtehe, das iſt Gerechtigkeit — die nothwendige Folge meines Wollens und Handelns. Ich nehme die Gerechtigkeit an mit Unterwerfung, die Gnade mit Dank, und freue mich beider.“

Jeder Einzelne will ſeyn, was er iſt, und dieſer Wille iſt ſein Himmelreich. Er liebt ſich ſelbſt und ſein Eigenthum, ſeinen Herrn und ſeine Geſchwiſter! In dieſer Liebe zu ſich und zum Ganzen, zum Creator und zu den Creaturen hat jeder die Gewähr der Seligkeit, auf den unterſten wie auf den höhern und höchſten Sproſſen der Weſenleiter.

Wie der abſolute Organismus der Ur-Eine — Urgeiſt und Urnatur, Ewigmännliches und Ewigweibliches — in unendlicher Individualiſirung iſt, ſo unterſcheiden ſich die Weſen, die ihn bilden, eben durch das Mehr oder Weniger von Geiſt und Natur, von Kraft und Stoff. Wenn aber die Natur nothwendig unter dem Geiſt, der Stoff nothwendig unter der Kraft iſt, ſo werden doch beide ausgeglichen und gleich — durch die Liebe. Der liebende Geiſt verlangt nach der Natur, wie die liebende Natur nach dem Geiſt. Der Geiſt liebt in der Natur die Fülle und die Erfüllung, die Natur im Geiſte das Licht und die Erleuchtung, eins in dem andern ſeine Ergänzung; und wenn ſie ſich liebend umſchlingen und verbinden, ſind ſie eins und gleich in Liebe.

Damit iſt die Möglichkeit einer ewiglebendigen Ausgleichung aller Glieder des abſoluten Organismus gegeben. Die höhern und die niedern Gebilde werden in liebender Verbindung eins, ohne ihren Unterſchied zu verlieren, vielmehr eben in gegenſeitiger Gewährung ihres Unterſchiedes.

Der abſolute Organismus iſt Gott in vollendetſter Entwicklung. Die ſelbſtſeyenden Weſen von dem oberſten bis zum unterſten, wie ſehr jedes für ſich ſeyn mag, gehören zu Gott ſelbſt; ſie ſind lebendig mit ihm verbunden und bilden mit ihm den ganzen Gott, wie die Organe des Menſchen mit dieſem ſelbſt den ganzen Menſchen bilden. Der abſolute Organismus iſt der Eine, der Alles iſt in der vollkommenſten Ausgeſtaltung, der wahre Eine, der zugleich das wahre, das dem Einen vollkommen entſprechende, gewordene All und mit dieſem das abſolute All-iſt.

Hier wird nun ein früheres Wort: daß nämlich der wahre Monotheismus allein der wahre Pantheismus ſey, völlig klar erſcheinen. Der abſolute Organismus iſt nichts als der urewige Gott, wie er ſich ſelber gewollt hat, der Allwollende und der Allkönnende, die abſolute Potentialität in abſoluter Verwirklichung. Er iſt der Eine, in und mit welchem Alles, was iſt, göttlich, zu Gott gehörig iſt.

Der abſolute Organismus iſt Ein Weſen, in welchem der Eine und Einzige, der höchſte Herr, der als ſolcher nicht ſeines Gleichen hat, Alles kann und Alles beſitzt, was alle ſeine Organe können und beſitzen. Gott ſelbſt kann und hat Alles, was die göttlichen Perſonen, die himmliſchen Geiſter die Menſchen und alle Creaturen können und haben. An ihn kommt Alles von allen Weſen (wie an das Ich des Menſchen Alles kommt von allen ſeinen Organen!) — und Alles wird von ihm überherrſcht; Alles bietet ſich ihm dar und Alles iſt in ſeiner Hand.

Gott beherrſcht aber alle Weſen nicht zwingend und unterdrückend, ſondern befreiend und erhebend; und ebenſo beherrſchen die größern und höhern Weſen die unter ihnen ſtehenden kleinern und niedrigern. Wenn der Menſch den Engel, das göttliche Princip und Gott ſelbſt über ſich hat, ſo iſt er von dieſen Mächten nicht belaſtet, ſondern bereichert und erhöht; er empfängt das Ihre, aber er empfängt es frei, wollend, und gibt ihnen dafür das Seine. Die höhern Weſen ſind wie höhere Gäſte, die ihn mit ihrem Beſuch erfreuen und den himmliſchen Glanz in ſeine Wohnung tragen. Sie verlangen ihrerſeits nichts von ihm, als was ihm Ehre bringt zu thun und zu geben; und er gibt und thut es nun auch frei und gerne.

Das iſt das Wunder des abſoluten Organismus, daß er Ein freies Weſen iſt, welches aus freien Weſen beſteht! Dieſes Wunder iſt dadurch möglich, daß Gott von allen ſeinen Organen nichts will, als was dieſe ſelber wollen. Jedes Lebendige, von dem unterſten bis zum oberſten, will im

Himmel, was ſeiner Eigenthümlichkeit und ſeiner Stellung gemäß iſt; eben dieß will aber auch Gott ſelbſt von ihm. Die unterſten Weſen, die dem unmittelbaren natürlichen Wollen folgen, thun das Rechte, wie die oberſten, die dem freieſten, geiſtigſten Wollen folgen: beide genügen Gott, indem ſie ſich ſelbſt genügen.

Wenn wir den abſoluten Organismus betrachten, ſo werden wir an das alte griechiſche Philoſophem erinnert, wornach das wahre Seyn durch die Kugel bezeichnet wird. In der That iſt die Kugel das treffendſte Symbol auch des abſoluten Organismus. Gott ſelbſt iſt das Centrum. Um ihn herum bewegen ſich die verſchiedenen Weſen in verſchiedenen Kreiſen, von den oberſten bis zu den unterſten, welche letztere mit ihrem Boden die äußerſte Peripherie bilden. Qualität und Quantität ſtehen dabei im umgekehrten Verhältniß. Je höher das Weſen, je geringer die Ausdehnung der Sphäre, in der es unmittelbar ſich bewegt; je niedriger das Weſen, deſto größer die Ausdehnung. Aber die höhern Weſen gelangen auch in die Sphäre der niedrigen — durch ihre Macht, ihren Einfluß. Das Wort eines chriſtlichen Denkers: daß Gott ſowohl das Kleinſte als das Größte ſey, bekommt hier einen eigenthümlichen beſtimmten Sinn. Gott ſelbſt als Mittelpunkt iſt das Kleinſte; aber Alles durchherrſchend und Alles in Allem iſt er zugleich das Größte.

Der abſolute Organismus zeigt uns das Ideal der Gravitation. Von Gott ſelbſt, der Centralmacht, iſt Alles angezogen und gehalten. Ihm zunächſt vermögen nur die relativ mächtigſten Weſen — die göttlichen Perſonen — für ſich zu ſeyn; die minder mächtigen nur in weiterer Entfernung und durch die göttlichen Perſonen gedeckt — die mindeſt mächtigen nur in der weiteſten. Eben in dieſer Ordnung vermögen auch die minder und mindeſt mächtigen Gott gegenüber frei zu ſeyn, d. h. als gehaltene mit einer Widerſtandskraft, die gegenüber den nächſt höhern Weſen zureicht, ihre ſelbſtſtändige Bahn zu gehen.

Von Gott ſelbſt hängen alle Weſen ab, er allein iſt mächtiger als alle zuſammen. Wollten alle zuſammen ihn bekämpfen, ſo würde er allein ſie alle beſiegen. Man kennt die Verſe Homers, in welchen Zeus über ſeine Stärke gegenüber den andern Göttern ſich ausſpricht.

Auf wohlan, ihr Götter, verſuchts, daß ihr all es erkennet,
Eine goldene Kette befeſtigend oben am Himmel;
Hängt dann all ihr Götter euch an, und ihr Göttinnen alle:
Dennoch zögt ihr nie vom Himmel herab auf den Boden
Zeus, den Ordner der Welt, wie ſehr ihr rängt in der Arbeit!
Wenn nun aber auch mir im Ernſt es gefiele zu ziehen,
Selbſt mit der Erd' euch zög' ich empor, und ſelbſt mit dem Meere,
Und die Kette darauf um das Felſenhaupt des Olympos
Bänd' ich feſt, daß ſchwebend das Weltall hing' in der Höhe!
So weit rag' ich vor Göttern an Macht, ſo weit vor den Menſchen!

Das Verhältniß des göttlichen Selbſt zu den ſämmtlichen von ihm abhängenden Mächten iſt hier ſprechend verſinnlicht. —

Nach alledem bleibt noch Eine Frage übrig, die man uns entgegenhalten könnte, und wir dürfen das Buch nicht abſchließen, ohne auch darauf eine beſtimmte Antwort zu geben.

Kann das Vollkommene ewig gleichmäßig vollkommen bleiben? Gehört zur Seligkeit nicht die Möglichkeit ſteten Fortſchreitens? Wird der am Ziel angelangte Gott und werden die am Ziel angelangten höhern und niedern Weſen in ſteter Wiederholung deſſelben Lebens nicht endlich doch Langeweile empfinden müſſen?

Unſtreitig: wenn ſie am Ziel angelangt wären in jeder Hinſicht und ihnen der Fortſchritt unmöglich gemacht wäre in jeder Hinſicht, würden ſie dergleichen empfinden müſſen. Aber dieſe Vorausſetzung beſteht nicht. Vielmehr das Lebenswertheſte kann jetzt erſt gelebt, das Erfahrenswertheſte jetzt erſt erfahren, das Liebenswertheſte jetzt erſt geliebt, das Erkennenswertheſte jetzt erſt erkannt werden.

Im abſoluten Organismus iſt jedes Weſen in allen ſeinen

Kräften productiv, alſo für ſich und andere ſtets neu und relativ reicher als es vorher war. Schon durch die eigene unerſchöpfliche Production wäre jedes Weſen vor der Langenweile geſichert. Aber der Production entſpricht die Erfahrung, dem Geben das Empfangen. Jedes Weſen, das producirend den andern ſich immer neu gibt, empfängt erfahrend auch die andern producirenden immer neu; und damit iſt es endlos umſtrömt von den Quellen des Lebens.

In der Erkenntniß Gottes iſt für alle Weſen ein unendliches Fortſchreiten möglich. Nicht nur weil die abſoluten Kräfte an ſich unergründlich ſind, ſo daß man forſchend und anſchauend nie mit ihnen fertig werden, nie (sit venia verbo!) mit ihnen zu Rande kommen, mithin immer neu ſich in ſie vertiefen kann; ſondern weil Gott dieſe Kräfte zugleich immer neu bethätigt, durch dieſe Bethätigung den allgemeinen Organismus hält und erhält — und damit immer neuen Stoff der Erkenntniß bereitet. Könnte man — was unmöglich iſt — mit der Auffaſſung der göttlichen Kräfte fertig werden, ſie thatſächlich umſpannen, herrſchend durchdringen, ſo würden doch die ewigen Erweiſungen dieſer Kräfte dem auffaſſenden Geiſt auch in dieſem Fall ewig wieder zu thun geben.

Gott erweiſt ſich indeſſen als Lebendiger nicht nur ſelbſt immer neu, indem er vom Centrum aus alle Glieder des Ganzen immer himmliſcher durchſtrahlt, er hat an den productiven und geiſtig ſtets zunehmenden Weſen zugleich ein immer neues Schauſpiel und neue Freude. Auch Er iſt nicht nur ewiger Geber, ſondern auch ewiger Empfänger; und zwar empfängt er ſelbſt von den Weſen nicht etwa nur, was er ihnen gegeben hat und gibt, ſondern etwas dieſen Weſen Eigenthümliches, — weil ſie nicht nur ſein — des Urgeiſtes — Werk, ſondern zugleich das Werk der Urnatur ſind. Wenn wir früher mit Recht ſagten, daß Gott als Urgeiſt von der Urnatur ſich nährt, ſo erhellt jetzt, daß er als ewiger Vater an den Kindern, die nicht nur von ihm, ſondern zugleich von der Mutter aller Dinge ſind und auch in den mütterlichen Gaben erglänzen, ſich geiſtig nährt — ſich weidet. Er könnte ſich nicht weiden an ihnen, wenn ſie ihm nicht auch ihrerſeits etwas zu geben vermöchten.

Was von Gott ſelbſt gilt, das gilt ebenſo von der Ganzheit ſeiner Organe. Gott ſelbſt iſt ideell, was die Ganzheit ſeiner Organe reell iſt — das Wie iſt hier wie dort ein unerſchöpflicher Gegenſtand der Erkenntniß. Man erwäge die irdiſchen Erſcheinungen in Natur und Geſchichte, man erwäge die Verhältniſſe derſelben untereinander, und man wird fühlen, daß auch ſie ſchon eine Maſſe bilden, welche zu bewältigen und in aller Beſtimmtheit ſich anzueignen für das einzelne Weſen eine reſpektable Aufgabe iſt. Aber nun erſt die Einzelbildungen auf dem ganzen Wege der göttlichen Selbſtentwicklung — die Einzelbildungen des abſoluten Organismus! Wäre es denkbar, daß der Einzelne mit der Erkenntniß aller Organe nach ihren Kräften und ihrer Geſchichte jemals fertig würde, ſo blieben doch noch die neuen Erweiſungen übrig, zu denen jedes Organ vermöge ſeiner lebendigen Schöpferkraft befähigt iſt! Es umfließt uns mithin auch hier unendliche Fülle, und wir empfinden die doppelte Wonne, immer mehr gewinnen zu können und doch niemals den Gegenſtand, aus dem wir uns bereichern, gänzlich zu verzehren!

Eine beſondere Thätigkeit im Himmel wird es ſeyn, Geſchichte zu treiben — Philoſophie der Geſchichte, Poeſie der Geſchichte. Den „großen Gedanken der Schöpfung noch einmal zu denken" — ſchon auf Erden die höchſte Freude — wird dort eine um ſo erhabenere ſeyn, je tiefer wir die Gründe und Zwecke Gottes dabei zu erſchauen vermögen. Eine Geſchichte im allgemeinſten Verſtande haben alle Weſen gehabt, Gott ſelbſt nicht ausgenommen; alle Weſen ohne Ausnahme haben ſogar eine Leidensgeſchichte gehabt, und insbeſondere die Leiden der Zeitlichkeit (im weitern Sinne) haben alle mitgelitten, weil die Mitwirkung aller nöthig war, um den gefallenen Menſchen wieder zu Gott emporzuführen. Die Zeitlichkeit und Alles, was in ihr geſchehen, iſt daher ein Gegenſtand der Erinnerung für den ganzen Organismus — für Gott ſelbſt, als den oberſten Lenker, und für die Mächte und Geiſter der Poſition und der Negation, die ſich während ihrer bekämpft haben, ebenſo wie für die Menſchenkinder. Sich zu erinnern an das Geſchehene, ſich ſchön zu erinnern und Alles, was gelebt worden, im ſchöpferiſchen Geiſte wieder zu leben, das wird im Himmel ein unerſchöpfliches Vergnügen ſeyn für Alle. Wenn die Gründe und Zwecke des Geſchehenen offen daliegen, dann hat der Unmuth ein Ende und nur das Intereſſe an der Geſchichte bleibt übrig; im Himmel wird mithin auch das, was uns in irdiſcher Betrachtung der Geſchichte ſchmerzen konnte, nur eine Quelle von Ergötzung ſeyn. Nothwendig aber werden die ſich Erinnernden in Bezug auf die Factoren der Geſchichte, nach Maßgabe der von dieſen geſpielten Rollen, durch eine wunderbare Mannigfaltigkeit von Empfindungen bewegt werden.

Das Leben im Himmel wird überhaupt ein Leben der Wiſſenſchaft und Kunſt in höchſter Vollendung ſeyn. Was der Menſch in Erkenntniß der Wahrheit, in Darſtellung der Schönheit auf Erden erſtrebt und fragmentariſch erreicht hat, das wird er dort überſchwänglich erreichen. Er wird in jedem Momente das Vollgenügende thun, und doch immer weiter ſchreiten. Wie im Grunde auch auf Erden jeder Menſch Poet iſt und die speciell ſogenannten die allgemeine Idealiſirungsgabe nur in Kunſtwerken ausprägen, ſo wird im Himmel jeder ſich ſelbſt und alle Dinge für ſich verklären. Jeder wird das Ideal deſſen ſeyn, was er auf Erden war. Jeder wird das Glück der Erde zur höchſten Blüthe bringen, zum duftigſten Kranze winden.

Schon auf Erden beſteht die Seligkeit der Poeſie, der Kunſt, eben darin, daß der Menſch in ihr die ganze Schönheit ſeines Innern entfalten darf. Das irdiſche Leben ſelbſt geſtattet dieß nicht; denn eine Gabe, die man anbietet, wo ſie nicht verlangt wird, iſt preisgegeben, das Liebesgefühl, das dem Spotte, ja nur der Gleichgültigkeit begegnet, profanirt. Daſſelbe vollſchöne Seyn, das im Kunſtwerk natürlich iſt, kann im Leben den Eindruck des Affectirten, Pretiöſen machen, und es iſt Pflicht der Klugheit eines Jeden, in dieſem Fall an ſich ſelbſt zu halten. Freilich gibt es günſtige Verhältniſſe und begünſtigte Naturen; aber welche unendlichen Schätze des Geiſtes und Gemüthes bleiben im Leben ungehoben und kommen nicht an's Licht des Tages — weil ſie nicht dürfen! — Im Himmel haben Alle zur ſchönen Entfaltung ihres innerſten Weſens nicht nur alle Freiheit, ſondern zugleich alle Fähigkeit. Auch die auf Erden Begünſtigtſten werden dort erſt erfahren, was in ihnen lag und wozu ihnen ihre edelſten Kräfte dienen ſollten; diejenigen aber, deren Leben auf Erden „ein leeres Blatt" war, zugebracht in Sehnen und Hoffen, Entſagen und Klagen, die in Verkümmerung ihres Daſeyns arm Gebliebenen, werden dort mit um ſo größerer Wonne Liebe geben und empfangen und alle auf Erden verſchmähten Reichthümer ihres Herzens durch liebendes Verlangen geehrt, ſich ſelber durch dieſes Verlangen aufs Höchſte beglückt ſehen.

Jedem im abſoluten Organismus Vollendeten iſt die Möglichkeit allſeitigen Verkehres gegeben; denn jeder, als in ſeiner Art einzig, kann dem andern etwas Eigenthümliches geben und von ihm etwas Eigenthümliches empfangen. Allein die Art des Verkehrs iſt mit Verſchiedenen verſchieden. Das einzelne Weſen kann dem obern liebend ſich hingeben, das untere liebend an ſich heranziehen, das gleiche liebend ans Herz ſchließen.

Unter dieſen Vorausſetzungen iſt im Himmel gemeinſames Handeln nicht nur möglich, ſondern recht eigentlich natürlich. Aber das Handeln im Himmel wird ein freies — es wird Spiel ſeyn im edelſten Sinne — nicht ein Spiel, wobei nichts herauskommt, ſondern wobei eben das Schönſte herauskommt. Was auf dem Wege der Entwicklung gelebt wurde, das wird im Himmel wiedergelebt werden; aber wie das unmittelbare Leben den Stoff producirte, ſo wird das Wiederleben die Verklärung desſelben produciren. Das Handeln im Himmel, für die bewußt Handelnden ein Spiel, wird für die Andern ein Schauſpiel ſeyn. Die höchſte Form der Dichtkunſt, die dramatiſche — die vollendetſte künſtleriſche Darſtellung des Lebens, die ſceniſche —, ſie ſind in dieſer Beziehung das eigentlichſte vorläufige Gleichniß des Himmels. Und im Himmel wird am beſten geſpielt werden, denn die Spielenden — poſitiven und negativen Grundcharakters — werden vor allem ſich ſelber ſpielen.

Schon durch die Freiheit ſelbſtſeyender Weſen, durch die Herrſchaft des wollenden Subjects über unerſchöpfliche Kräfte, iſt jedem einzelnen ewig neues Leben verbürgt. Wer immer hat, was er haben will, wer ſich Alles geben kann, wornach ihn verlangt, der kann (wie ſchon früher bemerkt) wirkliche, d. h. ſich aufdrängende Langeweile gar nicht haben; er könnte nur welche haben, wenn und ſo lang er ſie wollte, damit würde er ſich aber die Langeweile ſelber zum Spiel, zur Luſt machen.

Erſchöpfung der Gegenſtände der Erkenntniß wäre im Himmel nicht möglich, auch wenn ein Weſen auf geradem Weg ewig in Erkenntniß fortſchritte. Aber zu derartigem Fortſchreiten iſt keines genöthigt; jedes kann den Gegenſtand, der ihm beſonders gefällt, wiederholt betrachten; es kann ſich im Wechſel der Gegenſtände, im Durchleben der Antitheſen vergnügen, — nach den Bedürfniſſen ſeiner Natur und dem Wohlgefallen ſeines Herzens.

Das, was den abſoluten Organismus am eigentlichſten charakteriſirt, iſt das edelſte, vollkommenſte Verhältniß des Herrſchenden zum Dienenden. Wie Gott ſelbſt über freie Weſen herrſcht und jedes ihm nur mit liebendem Willen dient, ſo beherrſcht auch jedes Weſen ſeine eigene Natur, jedes Selbſt ſeine dienenden Vermögen als freie. Mit liebendem Ich und den Vermögen der Sinnlichkeit, des Gemüthes und des Geiſtes, deren jedes in eigener Luſt producirt, iſt der Menſch ein wahrhaft vollkommener Organismus; denn eben weil er dieſe Vermögen gewähren läßt und ſie nur liebevoll nach ſeinem Wollen lenkt, werden ihm alle Wonnen des ſinnlichen Lebens, des Fühlens und Denkens zu Theil. Wie aber dem einzelnen Menſchen ſeine eigene Natur dient, ſo dient die allgemeine Natur der Menſchheit. Die allgemeine Natur gehört zum allgemeinen Menſchen, wie die einzelne Natur zum einzelnen Menſchen, und der urſprüngliche Menſch wäre im Himmel nicht in ſeiner Ganzheit wieder hergeſtellt ohne die Verklärung auch dieſer Natur — von den materiellſten Bildungen an bis zu den höchſten und relativ geiſtigſten. Und der abſolute Organismus wäre nicht abſolut, wenn in ihm kein Raum wäre für Mineralien, Pflanzen und Thiere, die nach ihrer Art vollkommen ſind wie die Menſchen ſelber. Könnte der Menſch auf Erden von dieſer Vollkommenheit auch niemals eine beſtimmte Vorſtellung gewinnen, ſo wäre dieß kein Grund, ſie für unmöglich zu erklären; denn das Wie zukünftigen Lebens iſt immer nur annäherungsweiſe zu erſchauen, und es wäre ja Schade, wenn ſchon hier alles beſtimmte Wiſſen anticipirt werden könnte, und uns Gott überhaupt nicht mehr zu überraſchen vermöchte! Aber kein ganzer Menſch, der ſich den Himmel vorgeſtellt, hat die Natur von ihm ausgeſchloſſen! Und fühlt nicht jeder, daß dem Lande der Vollkommenheit etwas mangelte, wenn in ihm keine Nachtigallen ſängen, keine Roſen blühten?

Martin Luther hat ſich in ſeinen Tiſchgeſprächen dahin erklärt, daß im Himmel auch Thiere ſeyn würden, indem er hinzufügte, daß die auf Erden übelriechenden dort wohlriechen würden. Goethe läßt in ſeinem weſtöſtlichen Divan ins „Paradies“ nicht nur „begünſtigte Thiere“ gelangen, ſondern er motivirt auch unter dem bedeutſamen Titel „Höheres und

Höchſtes“ die Wiederbringung der zum vollen Glück des Menſchen und Mannes gehörigen Dinge ganz ernſtlich, indem er ſingt:

Daß wir ſolche Dinge lehren,
Möge man uns nicht beſtrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefſtes fragen.

Und ſo werdet ihr erfahren:
Daß der Menſch, mit ſich zufrieden,
Gern ſein Ich gerettet ſähe,
So dadroben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten,
Freuden wie ich hier ſie ſchlürfte
Wünſcht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen ſchöne Gärten,
Blum' und Frucht und hübſche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verklärtem Geiſt nicht minder.

Den allerdings etwas profanen Ausdruck „hübſche Kinder“ und die Zuſammenſtellung mit Blumen und Früchten müſſen wir dem weſt-öſtlichen Dichter verzeihen. Aber in der That wäre der Himmel nicht der Himmel, wenn nicht auch Mann und Weib in ihm als ſolche verklärt ſich wieder fänden.

Chriſtus, von Sadducäern befragt, weſſen bei der Auferſtehung eine Wittwe ſeyn werde, die auf Erden ſieben Männer gehabt, erwidert: „Bei der Auferſtehung freien ſie nicht, noch werden ſie gefreit, ſie ſind wie die Engel Gottes im Himmel.“ Das kann nur heißen, daß im Himmel die Ehe nach irdiſcher Weiſe nicht mehr beſtehen werde; und dieß iſt einleuchtend, da von Gründung einer Familie und gemeinſamer Ernährung derſelben keine Rede mehr ſeyn kann. Wie aber im Himmel jedes Weſen nach ſeiner Eigenthümlichkeit vollendet wird, ſo kann auch nur der Mann als Mann, das Weib als Weib idealiſirt werden, und zwar jeder einzelne Mann und jedes einzelne Weib je nach der Beſonderheit ihres Weſens, vermöge deſſen jedes einzig iſt. Verhält ſich dieß ſo, dann begreift ſich, daß Mann und Weib auch im Himmel zuſammengehörige und ſich ergänzende Gebilde ſeyn werden; ebenſo, daß diejenigen die ſich auf Erden am nächſten geſtanden, ihr Leben gemeinſam gelebt haben, ſich dort liebend wieder ſuchen und frei zuſammengehen werden. Aber eher könnte die Sünde Zugang in den Himmel erhalten, als die Engherzigkeit und die Pedanterei. Die verklärten Menſchen werden allerdings wie die Engel — Unreinheit wird nicht möglich ſeyn, weder geiſtig noch leiblich; bei geheiligtem Selbſt und geheiligter Natur wird das, was als Vorſtellung das Ideal kränkte, weder gewollt noch gekannt werden. Aber ebendeßwegen wird auch die Ausſchließlichkeit der Erde ſich im Himmel nicht fortſetzen — und die Wittwe von ſieben Männern wird allen ſieben ſeyn, was ſie ihnen je nach ihrer Neigung zu ſeyn vermag. Nachdem der Wille und und das Wohlgefallen göttlich geworden, ſind der Wille und das Wohlgefallen das Geſetz des Menſchen.

Was Mann und Weib ſich auf Erden ſind, das werden ſie ſich im Himmel vollkommen ſeyn, und die irdiſche Form des Umgangs wird nur aufgegeben, um der höhern und höchſten Platz zu machen. Ihr eigenes Ideal geworden ſind beide nicht nur liebenswerther, ſondern auch liebefähiger, und ſo wird alles Glück heiliger Liebe und Zärtlichkeit der ewig erneuerten Liebe ewig wieder erſprießen. Werden ſie doch auch das Glück ihrer irdiſchen Liebe und Zärtlichkeit haben — in der verſchönernden Erinnerung! — Das Herz der verklärten Menſchen wird aber offen ſeyn nicht nur für einzelne, ſondern für alle Glieder des göttlichen Reiches! Der Verkehr zwiſchen Mann und Weib wird nicht ausſchließen den Verkehr mit den obern, den untern und den gleichen Weſen. Der verklärte Menſch erſt wird in Wahrheit ſeinen Nächſten —

ſeine Geſchwiſter aller Art — zu lieben vermögen wie ſich ſelbſt, und Gott über Alles.

Dies möchte genügen zum Erweis eines ewigen Lebens, das mit ewiger Befriedigung zugleich die Möglichkeit ewigen Strebens und Fortſchreitens in ſich ſchließt. Die Grundbedingung dazu iſt die ſchöpferiſche Kraft eines jeden — der Organismus von Principien, welche ſinnliches Leben, Fühlen, Denken und Wollen produciren, und zwar ſo, daß das wollende Selbſt die Fähigkeit der Poſition und Negation, damit aber nicht nur die volle Herrſchaft über ſeine werkzeuglichen Kräfte, ſondern auch über ſich ſelber hat, indem es durch die poſitive Kraft frei wird gegen die negative, und umgekehrt. Weſen dieſer Art ſind ewigen Lebens, ewiger Thätigkeit, ewigen Gebens und Empfangens, ewigen innerlichen Wachſens und Gedeihens — ewiger Seligkeit fähig. Möge daher der Gedanke der Ewigkeit Niemand Sorge, Jedermann Freude machen! Gott und die göttlichen Creaturen werden jedem Einzelnen unerſchöpfliche Gegenſtände der Forſchung und Erfahrung ſeyn; könnten wir aber je mit ihnen zu Ende kommen, dann wären ſie ein Buch, das jeder gern wieder von vorn anfinge.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Herzog Albrecht.

Dramatiſche Dichtung

von

Melchior Meyr.

Stuttgart.
Verlag von Gebr. Mäntler. (A. Kröner).
1862.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

(Den Bühnen gegenüber Manuſcript.)

Vorwort.

Dieſes Drama kann ich den Leſern und Beurtheilern nicht ohne eine Bemerkung übergeben. Geſchrieben am Anfang der fünfziger Jahre, kam es im Frühjahr 1852, im Königl. Schauſpielhaus zu Berlin, zur erſten Darſtellung. Der Erfolg war ein ſo günſtiger, daß das Stück nicht nur in Berlin eine Reihe von Wiederholungen erlebte, ſondern auch bald von andern und im Lauf der nächſten Jahre von mehr als dreißig Bühnen gegeben wurde, — überall, wo die Beſetzung irgend entſprach, mit der gleichen Wirkung. Die Kritik ließ ſich dadurch begreiflicherweiſe nicht abhalten, mit Schärfe zu rügen, was ihr an der Arbeit mangelhaft erſchien; und wenn unter ihren Sprüchen mancher war, der dem Autor unbegründet vorkommen mußte, ſo erlangte dieſer gleichwohl die Ueberzeugung, daß die berufenen Urtheiler im Weſentlichen Recht hatten und das Stück einer theilweiſen Umarbeitung bedürfe. Dieſe habe ich im laufenden Jahre vorgenommen und mit ihr die Dichtung eigentlich erſt vollendet, indem ich namentlich dem letzten Akt eine neue Geſtalt und damit, wie ich hoffe, dem Ganzen einen wahrhaft befriedigenden Schluß gab.

Das Drama, das ich hier dem Publikum biete, iſt alſo nicht mehr ganz das, welches bisher gegeben wurde: darauf wollte ich die freundlichen Leſer nur aufmerkſam machen.

München im Juli 1861.

M. M.

Perſonen.

Ernſt, Herzog von Bayern-München.
Albrecht, Herzog in Bayern, Pfalzgraf bei Rhein und Graf von Vohburg, ſein Sohn.
Hans von Degenberg, Erbhofmeiſter,
Hartmann von Adelsreiter, Kanzler, } Ernſts Räthe.
Paul Areſinger, Kammermeiſter,
Hans Zenger, Ritter und Pfleger zu Vohburg,
Archibald Zenger, ſein Bruder, } im Dienſte des Herzogs Albrecht.
Berthold,
Konrad, } Knappen,
Emeran von Nußperg, Richter in Straubing.
Elias von Wannen.
Erſter
Zweiter } **Ritter**.
Ein Turniervogt.
Ein Waffenherold.
Erſter
Zweiter } **Richter**.
Dritter
Ein Reiter Ernſt's.

Agnes Bernauerin.
Die Obere des Auguſtinerinnen-Kloſters in Straubing.
Elsbeth, Tochter Hans Zenger's.
Sabine, Magd.
Ritter, Richter, Heroldsgehülfen, Turnierknechte, Reiſige und Volk.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſter Aufzug.

(Augsburg. Ein Garten an der Stadtmauer. Bäume und Gebüſch im erſten Frühlingsgrün.)

Erſter Auftritt.

Agnes (kommt von der Seite und ſieht ſich um).

Ich bin allein! — Die Laube dort verſteckt mich! —
Wie wunderlich iſt doch ein liebend Herz!
Ich ſchmachte nach dem Anblick des Geliebten
Und ach, ein ganzer Himmel geht mir auf,
Wenn ich in ſeine treuen Augen ſehe —
Und ſehe, wie er mir ſo herzlich gut iſt! —
Dann aber hab' ich wieder Augenblicke,
Wo ich hinweg muß in die Einſamkeit,
Um meines Herzens Träumen nachzuhängen
Und nur mit ſeinem Bild allein zu ſein.

(Sie ſetzt ſich in die Laube. Für ſich hinſehend.)

Süß über Alles! — — Warum faßt ein Schauer
Mein armes Herz und geht durch meinen Leib? —

Ja wohl — ja wohl! — es ſind die böſen Fragen,
Worauf ich keine Antwort geben kann!
(Nach einer Pauſe.)
Seltſam und nicht zu faſſen! — 'S iſt ein Traum,
Wo Alles uns geſchenkt wird — Alles, Alles —
Doch plötzlich eine Ahnung uns befällt,
Daß Alles uns genommen werden kann!
(Sie fährt über ihre Stirn.)
Fort, ſchlimme Geiſter! — Ich will glücklich ſein!
Die Furcht ſoll untergehen in der Liebe,
Und keinen Vorwurf ſoll die Freude hören!
Ich bin's — ich hab's, und ewig bleibt es mein! —
Auch dann noch, wenn die Welt es mir entreißt!

Zweiter Auftritt.

Agnes. Albrecht. Später **Berthold.**

Albrecht (hinter der Scene).

Agnes, wo biſt du?

Agnes (ſich raſch erhebend, für ſich).

Er! Er ſucht mich! (Laut.)
Albrecht!

Albrecht (kommt und eilt auf ſie zu).

Du ſtiehlſt dich weg? Du willſt dich mir entziehn?

Agnes.

Nicht ſo! Der Vetter und die gute Muhme
Die hören Euch ſo gern, wenn Ihr von Kämpfen

Erzählt, wo Ihr geſiegt und Antwort gebt
Auf Alles, was zu wiſſen ſie verlangen,
So hold und gut! — Ich wollt' Euch ihnen laſſen!

Albrecht.

Dazu war dein Verſchwinden aber nicht
Das rechte Mittel! Als ich dich nicht mehr
Erblickte, brach ich ab, um dich zu ſuchen.
Ich muß dir nah ſein, liebes Mädchen, muß
Dein Antlitz ſehen, wenn ich leben ſoll!
(Sie bei der Hand faſſend.)
Komm, ſei mir gut und ſchau mir in das Aug,
Du lichtes Kind mit deinem blonden Haar!
So lilienrein, ſo roſig angehaucht —
Im Jugendglanz ein Engel und ein Weib! —
Ja, lächle nur, und werde holder noch! —
Das Wunder aller Wunder iſt die Schönheit —
Das Wunder aller Wunder iſt die Liebe,
Die Licht in Duft und Duft in Licht verſchönt!
Wer's immer ſah, hat's dennoch nie geſehn
Und ſtaunt als vor der erſten Offenbarung.

Agnes.

O Lieber, Guter!
(Nach einer Pauſe, den Blick zu Boden geſenkt, mit gedämpfter Stimme.)
Was ſoll aus uns werden?
Wie ſoll das enden?

Albrecht.

Still, o ſtill, mein Lieb!
Nicht dieſe Fragen jetzt! Laß uns zuſammen

Einſaugen rein den Wonneduft des Glücks!
Das Glück iſt heilig, halten wir's auch ſo! — —
Vertraue mir! — Ich bin ein Mann, entſchloſſen,
Ja vorbereitet, wann uns Handeln frommt!

Agnes.

Ich will nicht fragen mehr — ich will dich lieben
Und deiner Huld mich freuen! — Bin ich doch
Unſäglich glücklich! Was auch kommen mag —
Mein Loos iſt neidenswerth für alle Frau'n!

Albrecht.

Du Süße!

Agnes.

Iſt es möglich? Herzog Albrecht,
Der herrlichſte, der erſte Mann, iſt mein!
Nicht eine Fürſtin, nicht ein edles Fräulein
Hat er gewählt, dem armen Bürgerskinde
Weiht er ſein Herz und ſtellt es über Alle!
Unmöglich ſcheint es, und doch iſt es ſo!
Es iſt kein Traum! Ich fühl's, ich muß es glauben!

Albrecht.

Unmöglich? O du weißt nicht, was du ſprichſt!
Du biſt's! — biſt wirklich, was die Andern nur
Im Liede ſind des preiſeskundigen Sängers!
Dich hat des Volkes Urtheilsſpruch gekrönt,
Und jedes Auge leuchtet, wenn dein Fuß
Den holden Leib hin durch die Gaſſe trägt.

Und traun, in dieſem Leibe wohnt ein Geiſt, —
Ein edler und ein ſtolzer — Ehre dir!
Der Stolz der Reinheit, die ſich heilig hält,
Wie zärtlich Liebe liebt! Die Liebe, die
Stolz an ſich haltend immer inniger
Und ſchöner glüht! — Für mich erglüht, für mich!
O nur anbetend dank' ich dieſem Glück! —
Du Königin der Schönheit! — Und die Königin
In ſüßem Zagen ſtehend, übergoſſen
Vom Purpurroth der Demuth und der Liebe —
'S iſt Alles, Alles!

Agnes (mit abwehrender Hand).

O nicht ſolche Reden!
Die Furcht ergreift mich! Das darf ich nicht hören!

Albrecht.

Dann will ich dich mit ſtummem Munde loben!
(Er umarmt und küßt ſie.)

Berthold (hinter der Scene rufend).

Gnädiger Herr! — (Für ſich.) Ja ſo! (Laut.) Herr Albrecht! (Er erſcheint.)

Albrecht.

Was willſt du?

Berthold.

Der Herr Kanzler aus München iſt draußen. Er kommt von Eurer Wohnung und ſagt, er müſſe Euch durchaus ſprechen, in Auftrag Seiner herzoglichen Gnaden.

(Agnes erſchrickt, Albrecht ſteht betroffen.) Indeſſen (mit einem Blick auf Beide), wenn Ihr nicht geneigt ſeid, ihn anzunehmen, will ich ihn mit einer guten Ausrede fortſchicken!

Albrecht.

Nein, er mag kommen!

(Berthold ab. Agnes will gehen.)

Albrecht.

Bleib, liebes Mädchen. Wenn um deinetwillen,
Um ungeſtört in deiner Näh' zu weilen,
Ich dies Gewand nahm und das Schwert verbannte,
So ſoll vor Keinem doch verheimlicht werden,
Was wir uns ſind; am wenigſten vor ihm,
Dem Diener meines Vaters!

Agnes.

Ich gehorch' Euch!

Dritter Auftritt.

Der Kanzler von Adelsreiter. Die Vorigen.

Adelsreiter.

Verzeihung, wenn ich Eure Gnaden ſtöre!
Der Herzog, Euer Vater, ſendet mich
Mit einer Botſchaft, die kein Zögern duldet.

Albrecht.

So ſprecht!

Adelsreiter.

Mein Auftrag geht an Euch allein.
(Agnes ſieht Albrecht an.)

Albrecht (faßt ſie bei der Hand).

Geh, liebe Agnes; doch auf kurze Zeit!
(Agnes ab.)
Ich höre, Kanzler!

Adelsreiter.

Dank Euch, edler Herr! —
Ihr kennt des Vaters höchſten Wunſch auf Erden:
Den einz'gen Erben würdig zu vermählen,
Damit der edle Stamm der Wittelsbacher
In Bayern-München fröhlich weiterblühe.
Elsbeth von Württemberg Euch anzutrau'n
Iſt nicht geglückt — vielleicht durch Eure Schuld.
Ihr zeigtet Euch nicht eifrig, ihre Liebe
Vom Grafen Werdenberg auf Euch zu lenken;
Bethörten Sinns entfloh mit jenem ſie,
Und lebt vergeſſen, ſtatt auf Bayerns Thron.
Seitdem hat Herzog Ernſt ſich viel bemüht,
Des Sohnes Aug' auf andre Fürſtentöchter
Zu lenken — doch umſonſt. Ihr weiltet hier,
Und es gefiel Euch, Euren Rang verleugnend,
Umgang zu pflegen mit dem Bürgersmann.
Mit Unmuth, Prinz — daß ich es nur geſtehe —

Sah Euer Vater das; allein er kannte
Des tapfern Albrecht weiches Herz; er glaubt' es
Verwundet durch die Flucht Eliſabeths
Und wollt' ihm nicht entziehen, was vielleicht
Erholung, Troſt ihm war. Nun aber hat
Der Himmel es in ſeine Hand gegeben,
Aus dieſem ſtillen Brüten Euch zu reißen
Und wieder Euch auf eine Höh' zu ſtellen,
Wo Heiterkeit und fürſtliche Gedanken
In Eure Seele ziehen, wo die Pflicht
Erfüllend Glück Ihr findet und beglückt,
Das Vaterherz, den Fürſten und das Land.

Albrecht.

Was will der Herzog?

Adelsreiter.

Eure Gnaden kennen
Anna von Braunſchweig, Tochter Herzog Erichs,
Von allen deutſchen Fürſtinnen die ſchönſte,
Die trefflichſte! — Der Vater iſt gewillt,
Dem Erben Bayerns als Gemahlin ſie
Mit reicher Mitgift zuzuführen. Alles,
Was Euer, was des Landes Vortheil heiſcht,
Iſt durch den Herzog mit ihm abgeredet:
Ihr habt nur Ja zu ſagen! — Sprecht es aus,
Damit ich fliegend es nach München trage!

Albrecht (nach einer Pauſe).

Der Herzog meint es gut, ſagt meinen Dank ihm!
Doch ſeinem Wunſche kann ich nicht entſprechen.

Mein Herz iſt nicht mehr frei, es iſt zu eigen
Der Jungfrau, die ſo eben uns verließ.

Adelsreiter.

Mein gnäd'ger Pfalzgraf ſcherzt.

Albrecht.

Mit nichten, Herr!
Was ich geſagt, es iſt mein heil'ger Ernſt,
Und ich erſuch' Euch nur, es ſo zu nehmen.
Ich *liebe* Agnes!

Adelsreiter.

Wäre das ein Grund,
Der edlen Anna nicht die Hand zu reichen?
Ihr ſeid der erſte Fürſt nicht und Ihr werdet
Auch nicht der letzte ſein, der Kurzweil treibt
Mit eines Bürgers Tochter. Wenn die Schönheit,
Wenn Jugend reizt, verſagt am wenigſten
Sich Der es, der gewohnt iſt zu gebieten.
Doch darf ihn das nicht hindern, Mann zu ſein
Und männlich das zu thun und auszuführen,
Was eben auf der Höhe ihn erhält,
Auf der er frei dem Herzen folgen kann.

Albrecht.

Ihr mißverſteht mich, und es ſcheint, mit Willen!
Nicht iſt die Rede hier von Tändelei,
Von einem Spiel, das gegen das Geſetz
Der Ehr' und Sitte mit dem Kind des Niedern

Der Edle ſich erlaubt. Die Liebe, die
Mein Herz erfüllt, iſt innig, wahr und rein;
Sie will geheiligten Beſitz der Lieben,
Sie will ſie ehren und zu Alles machen.
Nie werd ich einer Andern meine Hand
Und meine Treue ſchenken!

Adelsreiter.

Wie? Ihr wolltet
Dem Vater widerſtehn, des Landes Nutzen,
Die eigne Zukunft opfern — und das Alles
Um eine Dirne, die mit Buhlerkünſten —

Albrecht.

Kein ſolches Wort mehr! Keine Silbe mehr
In dieſem Ton, ſoll ich mich nicht vergeſſen!
Agnes hat meine achtungsvollſte Liebe,
Und nicht die edelſte der edlen Jungfrau'n
Iſt dieſer Liebe würdiger, als ſie.
Gott hat mich dieſes Kleinod finden laſſen,
Und ich, bei meinem Leben, will's bewahren!

Adelsreiter

Ich ſteh' erſchrocken und betrübt vor Euch.
Wer hätt' es denken ſollen: Pfalzgraf Albrecht
Liebt eines Bürgers Kind in ſolchem Maße,
Daß heil'ge Pflichten ihm wie nichts erſcheinen!
Was ſoll ich dem verkünden, der mich ſandte?
Welch eine Antwort ſoll der Vater haben?

Albrecht.

Sagt ihm, was Ihr geſehen und gehört! —
Ich kann nicht anders!

Adelsreiter.

Aber was, mein Prinz,
Soll dann geſchehen? Was erwartet Ihr?
Ihr kennt den Herzog! Mild und liebevoll,
Spannt ſein Gemüth ſich an zu höchſter Strenge,
Wird ihm geweigert, was er fordern kann.
Er wird des Fürſten und des Vaters Willen
Ausſprechen, und ihn durchzuſetzen wiſſen,
Wenn's ſein muß, mit Gewalt!

Albrecht.

Ich bin ſein Sohn
Und habe ſeines Geiſtes Art geerbt:
Wir wollen ſehen, wo ſie mehr vermag! —
Was er als Fürſt befiehlt und meines Amts iſt,
Vollbring' ich treu, wie jeder ſeiner Diener;
Doch meinem Herzen laſſ' ich nicht gebieten,
Durch keinen Herrn der Erde! — Sagt ihm das!
(Er wendet ſich von ihm und geht in den Hintergrund.)

Adelsreiter (für ſich).

Er iſt im Wahnſinn! Seine Seele raſt!
Vernunft iſt hier vergebens! — Aber ſie,
Die Schwabendirn' und ihre Anverwandten,
Sie werden hören, was ich ihnen künde.

Und guten Rath annehmen! — Dieſe Liebſchaft,
Verkehrt in ſich, gefährlich meinem Herrn,
Sie muß zerriſſen werden, und ſie ſoll's!
(Laut zu Albrecht.)
Mit tiefem Leide, Herr, verlaſſ' ich Euch —
Doch nicht die Stadt! Noch wag' ich es zu hoffen,
Der Herzog Albrecht werde ſich ermannend
Den böſen Zauber brechen, der ihn lähmt
Und ſeinen Geiſt verdunkelt. — Gott mit Euch!
(Er geht ab.)

Albrecht (nach einer Pauſe).

So wär' er alſo da, der Augenblick,
Der mir gedroht, das Zaudern hat geendet!
Man wird mein Herz beſtürmen mit Geboten
Der Religion, der Ehre und der Sitte;
Man wird es foltern mit Ermahnungen —
Man wird mich hetzen wie ein Wild, damit ich
Den einz'gen Ausweg ſuche, der mir bleibt:
Von ihr zu ſcheiden! — Und wie könnt' ich das? —
Hingeben dieſes wunderbare Weib,
Gefürſtet von dem Gotte, der ſie ſchuf
Und liebend ſeine Gnaden ihr ertheilt —
An Anmuth, Güte, Schönheit alle Frau'n
Weit überſtrahlend, und ihr ſüßes Ich
In Huld mir ſchenkend! — Nein, unmöglich iſt's!
(Nach kurzem Schweigen).
Der Brauch der Welt verlangt's, die Satzung will's?
Wofür bin ich ein Fürſt, wenn ich mir nicht,

Kühn wagend preiſeswerthe Neuerung,
Der Seele Theuerſtes bewahren darf? —
Ich liebe ſie mit ſeliger Bewundrung,
Mit einer Liebe, die ſich ewig fühlt
Und Treue von Natur im Drang der Wonne
Den Schwur der Treue hingab und empfing!
Mit ihr nur kann ich freudig, ſegensreich
Dem Land, was Geiſt und Arm verſprochen, halten
Und, ſelber glücklich, herrſchen und beglücken! — —
Ein Wahn ſteht mir entgegen, ich bekämpf' ihn!
Ich breche mit der Welt und ihrer Satzung,
Ein Ritter für den Sieg des Ewigen!
Die Welt ſoll weichen und der Vater ſoll's!
Geſchehne That ſoll ſchrecken, daß ſie ſelbſt
Des guten Gottes Meiſterwerk erhöhn —
Und Kaiſer Siegmund thut, was ſeines Amts iſt!
(Kurze Pauſe.)
Ein einzig Mittel gibt's, und ich ergreif' es.
Der Schwur im Gotteshauſe bindet uns
Für Zeit und Ewigkeit. Der Kirche Segen
Macht unſre Liebe ſtärker als die Welt.
O, dank dem Himmel, daß ich ahnungsvoll
Den Weg bereitet habe zum Altar!
Der Prieſter iſt gewonnen und entſchloſſen,
Die Ritter, meine Freunde, werden uns
Als Zeugen dienen — Alles iſt uns günſtig!
Wenn das geliebte Weib den Muth der Liebe
Und das Bewußtſein ihres Werthes hat,
So ſteht im Augenblick die Mauer da,

An der die wilden Fluten, die uns drohn,
Machtlos zerſchellen ſollen! — — Ah, ſie iſt's!

Vierter Auftritt.

Agnes erſcheint und geht auf **Albrecht** zu.

Agnes (ihn anſehend).

Was iſt dir, Albrecht? Deine Wangen glühn,
Die Augen funkeln! — Was verlangt der Mann? —
Er ruft dich fort von Augsburg — fort zum Kriege!

Albrecht.

Nicht kriegeriſch, ſehr friedlich iſt die Botſchaft.
Auch du mußt ſie vernehmen. Herzog Ernſt
Hat eine Schwiegertochter ſich gewählt
Und will, daß ich mich ungeſäumt vermähle.
Prinzeſſin Anna —
(Agnes ſchrickt zuſammen und wird bleich. Albrecht umfaßt und hält ſie.)
Muth, geliebtes Weib!
Die Botſchaft hörteſt du, nicht meine Antwort!

Agnes.

Es iſt geſchehn, es kam was kommen mußte.
Was kann ich arme Dirne mehr verlangen!
Du liebteſt mich von Herzen, liebteſt mich
Mit edlem, treuem Sinn und ſchufeſt mir
In einem kurzen Wonnemond des Lebens

Ein unausſprechlich Glück! — Es iſt dahin!
Dich ruft des Vaters Wille, ruft die Pflicht
Von meiner Seite weg. Das arme Mädchen,
Die ja ſchon mehr erlangt, als ſie verdient,
Sie muß geduldig ſein. Was iſt's denn weiter!
Sie muß entſagen und ſie wird vergeſſen.

Albrecht.

Auf, faſſe Muth! Vertraue dem Geliebten!
Es giebt ein Mittel, uns aus dieſer Noth
Mit einemmal, für immer zu befrein.
Du gehſt mit mir von hier aus zum Altare!
Der heil'ge Schwur, dem Prieſter abgelegt,
Vereinigt uns auf ewig!

Agnes.

Ich, dir vermählt — das Weib des Herzogs Albrecht!

Albrecht.

Das Weib des Mannes, dem du theurer biſt,
Als alle Fürſtentöchter —

Agnes.

O nicht weiter!
Es klingt zu ſüß, zu lieblich, zu verlockend!

Albrecht.

Ich habe dieſen Schritt zuvor erwogen
Und möglich ſchon gemacht. Der gute Pater
Anſelmus wird uns traun, die beiden Herrn

Aus Vohburg, meine Freunde, ſind bereit,
Dem Sakrament als Zeugen beizuwohnen.

Agnes.

Es kann nicht ſein, wir dürfen es nicht wagen —
'S iſt ein Verbrechen!

Albrecht.

Wenn den Schwur der Treue,
Der uns ſchon einigt, wir vor Gott erneun?
Wenn zu dem Bund der Seelen wir in Demuth
Der Kirche Segen holen, der ihn krönt?
Ein Wagniß iſt's, das, nicht gewagt, vernichtet! —
Ob ewig wir verbunden werden, oder
Getrennt auf ewig — du entſcheide das!
(Bewegung der Agnes.)
Nicht jetzt! Ich laſſe dich für eine Zeit
Und hoffe, wiederkehrend dich der Liebe
Würdig zu finden, die mein Herz dir bietet!
(Er geht ab.)

Agnes.

Die Seele bebt, die Sinne ſchwinden mir! —
Ein Ja des Mundes — und ich bin ſein Weib?
Und eine Fürſtin? — Nein, es darf nicht ſein! —
Graun warnt mich! — Iſt mein Glück doch ſchon ſo groß,
Daß ich nach Leide nur verlangen ſollte!
(Nach kurzem Schweigen.)
Wie unausſprechlich innig liebt er mich!
Er trotzt dem Vater, trotzt der ganzen Welt —

Er ſchlägt die Hand der Fürſtentochter aus,
Um mich ſein ehliches Gemahl zu nennen —
O Wonne ſtürm empor, und Augen weint! —
Nun ſollt' ich ſterben, Alles wäre gut!

Er kommt zurück, und Antwort muß ich geben! —
Er kommt zurück mit aller Zuverſicht,
Die Auserwählte zum Altar zu führen! — —
Und unſre Liebe ſoll geheiligt ſein,
Ganz will er mir, ganz ſoll ich ihm gehören —
O hold unwiderſtehlich Zauberbild!
Ein einz'ger Tag nur — eine Stunde nur!
Und wenn der Tod dahinter ſteht, was iſt's?
(Nach kurzem Schweigen raſch aufſehend.)
Ich kann nicht anders und ich muß ihm folgen!
Er glaubt an mich, er will's und es beglückt ihn,
Ihn ſchreckt es nicht, drum ſoll's auch mich nicht ſchrecken!
Ein Leben ohne ihn iſt elend, elend!
Mit ihm, und wär' es auch den Tod zu finden,
Das, das iſt Leben mir und Ehr' und Glück!
Denn wann der Tod auch kommt, er kommt zu ſpät:
Geweihte Lieb' iſt ihm zuvorgekommen,
Der Wonnen Wonn' iſt unſer ſchon geweſen! —
Ja poch nur, Herz, dein Wille ſoll geſchehn:
Im Brautkranz nur ſoll er mich widerſehn!
(Ab.)

Fünfter Auftritt.

(Vorſaal in der Wohnung Albrechts.)

Berthold tritt ein. Später ein **Diener** und **Adelsreiter.**

Berthold.

Was doch die großen Herren für närriſche Launen haben! Vor ſechs Wochen hieß es: ſchaff mir bürgerliche Kleider, wir gehen wieder nach Augsburg! Was hinter dieſen bürgerlichen Kleidern ſteckte, das wußt' ich: ein bürgerliches Liebchen, mit dem unſer gnädiger Prinz im Stillen ſeinen Zeitvertreib haben wollte. Nun heißt's auf einmal: ſchick mir mein ritterliches Gewand und mein Schwert und ſage den Rittern, ſie ſollen ſich augenblicklich im Hauſe des Oheims einfinden! Was ſoll das bedeuten? Ich fürchte, dieſer gefällige, alte Leineweber, der in den Prinzen wo möglich noch mehr vernarrt iſt, als das Mädchen, wird noch an einem Unglück Schuld!

Ich wollte, dieſer Handel hätte ein Ende! Ich wollte die Huſſiten kämen wieder und wir müßten fort! Ehrgeiz haben, ſeine Sporen verdienen wollen, und einem Herrn dienen, der verliebt iſt! Und wie verliebt, und in wen verliebt! Unſer einem, wenn er an einem edlen Fräulein vorübergeht und nur zufällig den Saum ihres Kleides berührt, zuckt es durch den ganzen Leib: und er, dem ſie alle holde Augen machen, der unter dieſen ſtolzen Blumen die Wahl hätte — er läßt ſie alle um ein Bürgermädchen! — Nun, ſchön iſt ſie, das iſt wahr! Nicht umſonſt thun die Augsburger groß mit ihr und nennen ſie den

Engel! Sie hat was Feines und Vornehmes, und wenn man mir ſagte, ihre Mutter hätt' in ihrer Jugend einem großen Herrn gefallen, ich würd's glauben. Sie ſpricht wie eine Prinzeſſin — wo ſie's nur gelernt hat? Aber es iſt nun doch einmal die Tochter eines Baders! Der Prinz macht ſich gemein bei dieſem Handel und ſchadet ſeiner fürſtlichen Ehre. Wie gern hätt' ich ihm das ſchon vorgehalten! Aber es geht nicht. Er iſt ſo gut und ſcheint ſo glücklich: ich würde mir ja lieber die Zunge abbeißen, als etwas ſagen, das ihn kränken könnte! Bleibt nichts übrig — ich muß es mit anſehen und zu Gott hoffen, daß es zuletzt doch vorübergeht. Denn irgend einmal muß dieſe Geſchichte doch ein Ende nehmen! Ganz können wir doch hier nicht einroſten!

(Ein Diener tritt ein.)

Diener.

Der Kanzler aus München läßt fragen, ob er nicht die Ehre haben kann, den Herrn zu ſprechen.

Berthold.

Der Herr iſt nicht zu Hauſe! (Diener ab.) Den hatt' ich ganz vergeſſen. Was dieſes Sperbergeſicht hier will? Hat keine von den Phyſiognomien, die mir gefallen; wenn er aber im Stande wäre, uns von hier fortzubringen, ſo wollt' ich ihn —

(Adelsreiter erſcheint.)

Adelsreiter.

Seine Herzogliche Gnaden ſind nicht da?

Berthold.

Wie ich Euch habe melden laſſen, Herr Kanzler.

Adelsreiter.

Seltſam! — Vielleicht kommt er bald?

Berthold.

Kann ſein.

Adelsreiter.

Dann will ich hier verweilen.

Berthold.

Ganz nach Belieben. Ich habe ohnehin zu thun. (Im Abgehen für ſich.) Ich kann ihm doch den Kanzler nicht auf den Hals ſchicken, wenn er vergnügt ſein will! Dieſen Poſſen kann ich ihm doch nicht ſpielen! Obwohl er's verdiente! (Ab zur Seite.)

Adelsreiter.

Gottlob, ich kann ihn ruhig hier erwarten! —
Ein braver Kerl, der Bruder dieſes Mädchens!
Schlägt, als ich ihm Geſchenke biet' und drohe,
Die Forderung mit derbem Stolz mir ab,
Wie einer, der in ſeiner Redlichkeit
Ein Recht zu haben meinet, grob zu ſein.
Doch als ich die Gefahr ihm ſchildre, die
Im Umgang mit dem heißverliebten Albrecht
Der Schweſter droht, als ich den Plan des Herzogs,
Die Weigerung des Prinzen ihm vertraue,

Als ich vor ſeine Phantaſie das Leid
Hinmale, das er auf das edle Haupt
Des alten Bayerfürſten häufen würde —
Da fühlt der Wackre ſich in's Herz getroffen!
Er ſteht erröthet und verlegen da,
Wie einer, der ſich ſeiner Blindheit ſchämt,
Drückt mir die Hand — und thut was wir verlangen,
Noch heute! — Wohl, Herr Pfalzgraf; wenn dich morgen
Nach deinem Schäfchen lüſtet, wirſt du es
In Augsburg nicht, du wirſt es nirgends finden.
Ich kann getroſt mir nun zum zweitenmal
Die Mühe geben, dich Vernunft zu lehren.

(Berthold kommt zurück.)

Wo kann der Prinz Albrecht ſein? In dem Hauſe des Webers, wo ich ihn vorhin geſehen, hab' ich ihn nicht mehr getroffen.

Berthold.

Nicht mehr getroffen?

Adelsreiter.

Nein. Ich war eben dort und hörte, er habe das Haus verlaſſen.

Berthold.

Von wem hörtet Ihr's? Von der ſchönen Agnes?

Adelsreiter.

Von dem Alten. Die Dirne war nicht mehr dort.

Berthold

(wie von einem plötzlichen Gedanken getroffen, für ſich redend).

Wär' es möglich? Sollt' er den tollen Streich gemacht haben?

Adelsreiter.

Was für einen tollen Streich? (Berthold ſchweigt.) Sprich, ich befehl' es dir im Namen des Herzogs!

Berthold (nach einer Pauſe).

Eure Heftigkeit und Eure Befehle, Herr Kanzler, würden Euch bei mir wenig helfen, wenn mich nicht die Furcht, mein Herr möchte in ſeiner Leidenſchaft ſeiner fürſtlichen und ritterlichen Ehre zu nahe treten, zu einem Bekenntniß triebe. So hört denn! Prinz Albrecht hat ſich in's Haus des Webers ſein Ritterkleid und ſein Schwert ſenden laſſen und die beiden Ritter Zenger aus Vohburg zu ſich entboten. Ich fürchte —

Adelsreiter.

Daß ſie die Dirne entführen? Himmel, welch ein Aergerniß! — Fort zum Bürgermeiſter! Dieſe Schmach muß verhindert werden! (Eilt gegen die Thüre.)

Sechster Auftritt.

Albrecht und **Agnes**, gefolgt von **Hans** und **Archibald Zenger**, treten ein. Agnes trägt einen Brautkranz. Der Kanzler weicht zurück und ſieht erſchreckt auf die Gruppe. Berthold ſteht wie vom Donner gerührt.

Albrecht.

Sieh da, der Rath des Herzogs! — Um ſo beſſer! —
(Zu Berthold.)
Nimm alle Leute, die im Hauſe hier
Zu finden ſind, und rüſte meine Sachen:
In einer Stunde geh'n wir ab nach Vohburg.
(Berthold entfernt ſich langſam.)

Adelsreiter.

Um Gotteswillen, Herr, was geht hier vor?
Was ſoll das heißen?

Albrecht.

Es ſoll heißen, Kanzler:
Der Graf von Vohburg wird mit ſeiner Gattin
Agnes nach ſeinem Schloſſe ſich begeben.

Adelsreiter.

Sie Eure Gattin? Sie? — Es kann nicht ſein!
Es iſt ein Scherz! Ich will's, ich darf's nicht glauben!

Albrecht.

Wir ſind verbunden durch die Hand des Prieſters,
Im Beiſein dieſer Herren, die Ihr kennt.

Hans Zenger.

So iſt's, Herr Kanzler; wir bezeugen es!

Adelsreiter.

Gerechter Gott! — Das konntet Ihr dem Vater,
Das konntet Ihr dem Bayerlande thun?

Albrecht.

Ich that, was Lieb' und Ehre mir geboten,
Drum keine Frage mehr, die mich verletzen
Und kränken muß! — Gehabt Euch wohl! Euch hab' ich
Hier nichts zu ſagen mehr, vor Herzog Ernſt
Werd' ich mich ſelbſt rechtfert'gen und die Gründe,
Die mich bewogen haben, ſo zu handeln,
Darlegen ihm in ſchuld'ger Ehrerbietung!
Komm, liebe Braut! Kommt, meine werthen Freunde!
(Er geht mit Agnes und den beiden Rittern durch die Seitenthüre ab.)

Adelsreiter.

Es iſt kein Traum, kein täuſchend Bild des Wahns!
Ich hörte das und ſah das Alles! Hörte
Bekenntniß und Beſtätigung der That!
Es iſt geſcheh'n, der Frevel iſt vollbracht!
Die Hand, um welche Fürſtinnen gebuhlt,
Die Hand, die Bayerns Glück beſiegeln ſollte,
Sie iſt an eine Metze weggegeben!
Und ſolchen Gräuel konnten ſie vollbringen?
Ein Prieſter ſprach den Segen und ſein Mund
Erlahmte nicht? die Wölbung ſtürzte nicht? — —
Und nun wär's aus, und Beide wären wir

Geäfft, geprellt, verhöhnt, mit Schmach bedeckt?
Die Mühen, die ich raſtlos aufgewandt,
Den Weg zu ebnen zu dem Segensbündniß
Mit Herzog Erichs edlem Kind, verloren?
Die Hoffnungen, die wir gehegt, zerſtört?
Die ſchönen Augen einer Buhlerin,
Sie ſollen einem Land die Wohlfahrt rauben,
Weil einem Schwächling die Vernunft ſie raubten?
Die Tugend ſoll beſchämt zur Seite ſchleichen
Und das verbrech'riſch kecke Wageſtück
Soll triumphirend wandeln durch die Straßen? —
Nein, bei dem Ew'gen, der die Sünde ſtraft,
Nein, das ſoll nicht geſchehn, ſo lang ich lebe!
Der kecke Muth ſoll ſeinen Meiſter finden,
Die Frechheit, von Gerechtigkeit bewältigt,
Soll ſich im Staube krümmen, wie ein Wurm!
Auf meine Augen ſoll kein Schlaf ſich ſenken
Und in mein Herz ſoll keine Ruhe kommen,
Bis dieſer Flecken an dem Ehrenkleid
Des Hauſes Wittelsbach hinweggetilgt,
Bis dieſer Bund des Herzogs mit der Dirne,
Den Wahnſinn flocht, zerriſſen, bis die Schlange,
Die giftig Sohn und Vater trennt, zertreten! —
Ich hab's geſchworen, und ich werd' es halten.

Zweiter Aufzug.

(Saal im herzoglichen Schloſſe zu München.)

Erſter Auftritt.

Herzog Ernſt, Hans von Degenberg, Hartmann von Adelsreiter, Paul Areſinger.

Ernſt.

So ſteht's, Ihr Herrn! Die Schmach des einz'gen Sohnes,
Das Unglück meines Hauſes iſt gewiß.
Was uns der Kanzler hier berichtet hat,
Wird Zug um Zug durch dieſen Brief beſtätigt,
Der freches Thun durch ehrerbietig Wort
Zu decken ſucht. Er ſchildert drin die Dirne
Verzückt mir als ein Weſen, das in ſich
Die Liebesgöttin mit der Heil'gen eint.
O, würd' ich ſie nur ſehn, ſie würde ſicher
Mit einem Blick die Nacht des Widerwillens
Aus meinem Herzen ſcheuchen und den Brand
Der väterlichen Zärtlichkeit entzünden!
Da er indeſſen leider fürchten muß,
Daß mich ſein nothgedrungner Schritt verletzt

Und wider ihn empört, will auf die Gunſt
Des Wiederſehens er für jetzt verzichten
Und eine große Rückſicht mir beweiſen:
Er will mit ſeiner Gattin auf der Burg
Ganz einſam und zurückgezogen leben,
Bis ſich der Vater und die Welt zuletzt
An das, was nicht zu ändern iſt, gewöhnen! —
Nun ſprecht, Ihr Herren — helft dem Tiefgekränkten
Mit einem Rath, den Weisheit ausgedacht!
In meinem Herzen ſchwillt die Flut des Grimms
Und überſchwemmt den Wohnſitz des Verſtandes!

Adelsreiter.

Gerechter Grimm gibt ſelbſt den beſten Rath!
Wie Gott der Herr den Frevler niederwirft,
Wenn in der Trunkenheit des Sieges er
Der Strafe ſich am wenigſten verſieht,
So falle des gekränkten Fürſten Zorn
Verzehrend auf das Haupt des frechen Weibes,
Das eines edeln Prinzen Herz bethörend
Ein fürſtlich Ehebette ſich erbuhlt!

Ernſt.

Was ſoll geſchehen? Sprecht es offen aus!

Adelsreiter.

Schlicht iſt mein Plan und führet grad an's Ziel.
Wir ſammeln heimlich eine ſtarke Mannſchaft,
Wir nehmen Vohburg, wo in Liebesluſt
Den Tag verträumend Albrecht wehrlos iſt.

Wir laſſen die Verbrecherin ergreifen
Und übergeben dem Gerichte ſie.
Der Spruch, den Eure Räthe fällen werden,
Wie er auch laute, macht uns frei von ihr.
Der Pfalzgraf aber wird in milder Haft
Geneſung finden und mit ihr die Einſicht,
Wo er dem Vater dankt, was er gethan.

Areſinger.

Zu raſch, zu raſch, Herr Kanzler! Euer Unmuth,
In kluger Rechnung Euch getäuſcht zu ſehn,
Drängt Euch zur Rache, ſtatt zu weiſem Rathſchlag!
Der Angriff auf die Vohburg würde nimmer
Den Prinzen wehrlos treffen — und wir hätten
Das Schrecklichſte: die Fehde zwiſchen Vater
Und Sohn! — Nein, nein! Das iſt kein guter Rath!
Wenn etwas hilft aus dieſer ſchweren Irrung,
So iſt's die Milde, die der Sonne gleich
Erleuchtet und erwärmt. — Albrecht iſt gut und edel.
Zeigt ihm, o Herr, das Opfer, das der Vater,
Das wir verlangen, in erhabnem Licht!
Stellt ſeinem Geiſt den Segen vor, den er
Entſagend ausgießt über Tauſende!
So habt Ihr Hoffnung, aber ſo allein,
Daß Euch gehorchend er ſich wiederfindet.

Adelsreiter.

Wenn ritterlich gutmüth'ger Sinn ihn antrieb,
Der trauten Buhle ſeine Hand zu geben,

So wird er ihn noch viel gewalt'ger treiben,
Der Gattin, die er über Alles liebt,
Die feierlich beſchworne Treu zu halten.

Ernſt.

Ja, ja, ſo iſt's! Er wird uns nicht vernehmen! —
Was ſagt mein Erbhofmeiſter Degenberg?

Degenberg.

Ich bin ein Mann des Schwertes, doch mein Rath iſt,
Daß es für jetzt noch in der Scheide bleibe.
Sprecht zu dem Prinzen erſt als Fürſt und Vater
Und ſucht ſein Herz zu rühren, zu erſchüttern.
Bleibt er verſtockt, ſo habt Ihr doch ein Mittel
Der Mildigkeit verſucht und ſeid in Wahrheit
Zum härteren gedrängt. Was von der Tugend,
Wenn ſie ein Raub der blinden Leidenſchaft,
Nicht zu gewinnen iſt, das iſt's vielleicht
Vom Ehrgefühl! Was das Gewiſſen nicht
Zu thun vermag, das thut vielleicht die Scham!

Ernſt.

Was meint Ihr, Degenberg? Erklärt Euch deutlich!

Degenberg.

Ihr haltet ein Turnier in Regensburg,
Zu dem der Adel Bayerns iſt geladen —
Bewirkt, daß auch Prinz Albrecht es beſucht!
Wenn er dann feurig ſich zum Kampfe drängt,
Siegreich zu machen ſeiner Dame Farben,

So ſei geſorgt, daß er den größten Schimpf,
Der einen Ritter treffen kann, erfahre!

Ernſt.

Ja, wahrlich, Degenberg — ſo wäre Hoffnung!

Degenberg.

Scham wird ihn faſſen, Reue wird ihn quälen,
Gram an ihm nagen, und der Schein des Leides,
Das in dem Herzen des Verlaſſnen glüht,
Wird auf das Angeſicht des Weibes fallen,
Die es verurſacht, und es häßlich machen,
Daß Lieb' und Neigung ſich in Kälte wandeln,
In Widerwillen. — Ueberlaßt ihn nur
Den eigenen Gedanken dann und ſeid gewiß,
Daß er von ſelber thut, was Ihr begehrt!

Ernſt.

Der Rath iſt gut. Ich ſcheue nicht die Schmach
Des Sohnes, nein, ſie thut dem Herzen wohl! —
Ich will dem kranken Jüngling ſchreiben, was mir
Das Vaterherz dictirt, und Antwort ſoll er
Auf dem Turnier zu Regensburg mir geben.
Höhnt er die Milde durch Verweigerung,
Folg' ihr die Strafe, wie dem Blitz der Donner. —
Habt Dank, Ihr Herrn. Die Sitzung iſt geſchloſſen.
Ihr, Paul Areſinger, begleitet mich
Und helft, wo's noth, mit ſanften Worten aus.

Ernſt und Areſinger gehen durch eine Seitenthüre ab. Degenberg
durch die Mittelthüre.)

Adelsreiter.

Verſucht es nur, was eure Mittel frommen! —
Auch meines wird noch an die Reihe kommen.
(Folgt Degenberg.)

Zweiter Auftritt.

(Garten zu Vohburg. Im Vordergrund ein Tiſch.)

Berthold (tritt nachdenklich ein.) Später **Sabine.**

Berthold.

Ja, ja, wie ich's geſagt habe! Lange Geſichter, gerümpfte Naſen, wohin man ſieht! Der vierte Sohn eines armen Ritters giebt durch ſeine Mienen zu verſtehen, daß er dem Herzog Albrecht eine Ehre anthäte, mit ihm umzugehen! — und ſein Geſicht verräth die innigſte Zufriedenheit, rein zu ſein von dem Gedanken, ein Bürgermädchen zu heirathen! — Wenn wir, vom Hauſe des Herzogs, nun unter die Leute gehen, müſſen wir dreimal ſo viel Schläge austheilen als früher, wo's nur zum Vergügen geſchah! — Schlimme, ſchlimme Geſchichte! Der alte Herzog wird raſend werden, und ehe wir's uns verſehen, werden wir ein Wetter haben. — (Sabine kommt mit einer Bank.) Ah die! (Zu Sabine) Dort ſetze ſie hin. Die Herrſchaft wird bald kommen. (Sabine ſtellt die Bank kopfſchüttelnd an den Tiſch.) Nun, was ſchüttelſt du den Kopf, als wollteſt du rechts und links eine Mauer einſtoßen?

Sabine.

Ich kann mich noch immer nicht drein finden. Ein Prinz macht zu ſeiner Frau ein Mädchen, deren Vater nicht einmal ein ehrlich Handwerk getrieben hat! 'S iſt zu arg!

Berthold.

Albernes Gerede! Warum ſollte er's nicht thun, wenn es ihm ſo gefallen hat? Wozu wäre er ein großer Herr, wenn er nicht die nehmen darf, die ſein Herz begehrt? Und für wen, frag' ich, ſoll die Schönſte im Lande ſein, wenn nicht für den Sohn des Herzogs?

Sabine.

Ja — aber heirathen hätt' er ſie nicht ſollen!

Berthold.

So! Eine Liebſchaft hätteſt du ihm alſo geſtattet?

Sabine.

Warum nicht?

Berthold.

Saubere Grundſätze!

Sabine.

Nun ſtell dich nur nicht ſo an! Kommt das nicht vor in der Welt? Wenn wir ein Beiſpiel haben wollen, dürfen wir nicht weit gehen. Der Vater des Prinzen, der alte Herzog, iſt in ſeinen jungen Jahren ſelber in eine ſchöne Münchnerin verliebt geweſen. Sie hat zwei

Söhne zur Welt gebracht, für die er recht wacker geſorgt hat. Nun, und der Herzog Ludwig der Bärtige hat heute noch eine Geliebte, die ſchöne Canetta von Freyberg, die am Hofe zu Ingolſtadt Regen und ſchön Wetter macht!

Berthold.

Du ſcheinſt ſehr bewandert in unſrer Geſchichte!

Sabine.

Man hört das ſo erzählen.

Berthold.

Ja, davon ſchwatzt ihr Weiber! Wenn ihr's auch ſelber nicht ſo weit bringt, einem Prinzen oder Ritter den Kopf zu verrücken, ſo ſpricht man wenigſtens davon! — 'S iſt am Ende doch auch etwas!

Sabine.

Du ſei nur ruhig! Es giebt Leute, die's umgekehrt machen möchten, wie der Prinz; und wenn der alte Ritter Zenger ſähe, was Andre ſehen — doch davon will ich ſchweigen.

Berthold.

Das iſt auch dein Glück!

Sabine.

Aber dabei bleib' ich: dieſe Heirath iſt ein toller Streich und kann nicht gut ausgehen. Der alte Herzog wird's nicht dulden, das ganze Land wird ſchreien — er wird ſie wieder laſſen müſſen.

Berthold.

Dummes Geſchwätz! Sie iſt die Frau des Prinzen, und wird's bleiben und ihr Maulaffen werdet euch drein ergeben. — Eins will ich dir noch ſagen. Daß du ſie mir bedienſt, als wenn ſie eine geborne Fürſtin wäre! Daß du mir von dieſen dummen Gedanken nichts vor ihr merken läßt: nicht ein Härchen! Wenn's Niemand ſieht, ich ſeh's, und dann (die Fauſt erhebend) gnade dir Gott!

Sabine.

Nur nicht ſo hitzig! Ich weiß ſchon, was ich zu thun habe.

(Sie geht ab.)

Berthold.

Da haben wir's! Eine der dümmſten Perſonen im ganzen Bayerland hält ſich über dieſe Heirath auf — und ſpricht ganz vernünftig darüber! So weit iſt es gekommen! — Und was ſie für eine Naſe hat, dieſe Jungfer Sabine! Was ſie mir abgeſehen! — Ach, es iſt nichts in der Welt, wie es ſein ſollte!

(Im Hintergrunde erſcheinen Albrecht und Agnes.)

Dort kommen ſie! Freut mich nur, daß wir ſo gutes Wetter haben! Wenn die Blumen blühen und die Sonne ſcheint, dann kann man ja wohl die Verkehrtheit der Welt vergeſſen und glücklich ſein! (Ab zur Seite.)

Dritter Auftritt.

Albrecht und **Agnes** (kommen langſam wandelnd aus dem Hintergrund.)

Albrecht.

Sieh, liebes Weib, wie ſchön iſt dieſer Tag!
Der Himmel glänzt in wunderreiner Bläue,
Die Erde ſtrahlt in reichſter Farbenpracht,
Die Luft iſt lieblich, wie im Paradieſe! —
Rings in der Schöpfung waltet eine ſtille
Und hohe Feier, wie in einem Geiſte
Voll himmliſcher Betrachtung, und zugleich
Das vollſte Leben. Alles blüht und ſtrebt.
Die Bienen ſummen bei der holden Arbeit,
Die ſie mit immerfrohem Eifer treiben;
Im Laub der Bäume locken ſüß die Vögel.
Natur iſt glücklich, und ihr Glück erſcheint
Uns hehr und heilig. Iſt das wohl zu ſtaunen?
Der Frühling iſt die Liebeszeit der Erde,
Und Lieb' iſt beides: wonnevoll und heilig.

Agnes.

Wie legſt du mir des Herzens Ahnen aus!
Ja, ſchön iſt Gottes Erde, ſchön das Leben!

Albrecht.

Und dennoch, Agnes, ſeh ich in dem Antlitz,
Aus dem das Glück, aus dem die Liebe ſpricht,

Auch einen Zug, der eine ſtille Trauer
Mir zu verrathen ſcheinet!

Agnes.

Laß mich ſo!
So iſt mir's lieb und tröſtlich, ſo allein
Kann ich das Glück, das ich empfinde, tragen!
(Sie ſetzen ſich.)

Albrecht.

Du ſiehſt nun, Gute, Niemand unternimmt es,
Den Frieden uns zu ſtören. Herzog Ernſt
Weiß Alles und er läßt uns ruhig leben.
Mit jedem Tage wird ein Schatten ſchwinden,
Der in die Klarheit unſres Lebens fällt.
Mit jedem Tage wirſt du, Holde, mehr
Als das vor Andern gelten, was du biſt:
Mein Weib, mein höchſtes Gut! — Was ſinneſt du?

Agnes.

Ich bin ein Kind. Mir iſt es ſtets als träum' ich,
Und nicht begreifen kann ich, was ich bin.
Da drängte mich's, mir wieder vorzuſtellen,
Wie's ſo gekommen, und zurückzudenken
An jenen Tag, wo wir zuerſt uns ſahn.

Albrecht.

O denke dran! Es war der glücklichſte,
Der wonnevollſte Tag in meinem Leben! —
Ein froher, ſchöner, ſonnigmilder Tag,
Der Lenzgefühle weckt' in allen Herzen!

Agnes.

'S war Oſtermontag!

Albrecht.

Wohl, ich ritt zum Feſt,
Das mir der Magiſtrat von Augsburg gab.
Die Straßen waren ſchön und rein gekehrt
Und überall belebt von heitern Menſchen.
Ich fühlte mich ſo froh nach langer Zeit;
Mir war's, als wüßt' ich: heute naht ein Glück!

Agnes.

Ich hatte von dem edlen Herzog Albrecht
So viel gehört und wollt' an dieſem Tag
Mit guten Freundinnen das Feſt beſuchen,
Nur mit dem einen Wunſche, dich zu ſehn.
Es war nicht bloße Neugier, was in mir
Dein Lob erregte, eine Sehnſucht war's,
Die mich nicht ruhig mehr zu Hauſe ließ.
Wie ward mir, als ich plötzlich hoch zu Roß
Den Helden ſah, von welchem ich geträumt —
Als ich ſein Auge ſah auf mich gerichtet!

Albrecht.

Dank ſei dem Volk, das in der engen Straße
Neugierig drängend mir den Weg verſperrte!
Da ſah ich auf den Stufen eines Hauſes
In Mitte froher Mädchen einen Engel
An Schönheit, Liebreiz und an Sittſamkeit!

Aus ſeinen Zügen ſprach die reinſte Seele,
Und auf den Roſenwangen, in den Augen,
Die ſonnengleich zu mir herniederſchauten,
Da glänzte Freude — Freude, mich zu ſehn!
Wie ſchlug das Herz mir, als ich das erkannte!
Wie ſelig fühlt' ich mich!

Agnes.

O Lieb', o Wonne! —
Es war der ſchönſte, höchſte Augenblick
In meinem ganzen Leben!

Albrecht.

Und in meinem!
Nichts war die ſtolze Pracht des Feſtes mir,
Und nichts die Huldigung, die ich erfuhr.
Dich wiederſehn, mein lieberfülltes Herz
Dir öffnen und das deine ganz gewinnen,
Das war mein einzig Streben!

Agnes.

Ach, mein Freund!
Das waren ſchöne Zeiten, frohe Tage!

Albrecht.

Schmähſt du die Gegenwart?

Agnes.

O nein, Geliebter!
Das Glück der erſten Zeit iſt übertroffen,

Weit übertroffen durch das jetzige,
Das ich in ſeines Weſens Heiligkeit
Mit Wonnegraun empfinde. Ueberſchwänglich,
Und über alles Denken, alles Ahnen
Ward mir gegeben, was an Seligkeit
Die Erde bietet! — Doch mit dieſem Glück
Zog auch die Sorge und die Bangigkeit
In meine Seele. O was iſt das Leben!
Wir folgen einem innigen Verlangen,
Wir folgen einem himmliſchen Gefühl, —
Und wir vergehn uns und der inn're Richter
Hält eine Schuld uns vor!

Albrecht.

Nicht ſo, Geliebte!
Der Kirche Segen nahm die Schuld hinweg,
Die wir nicht gegen Gott und ſein Gebot,
Nur gegen eine Satzung dieſer Welt
Auf uns geladen. Muthig! Unſre Liebe
Iſt von ſo heiliger und ew'ger Art,
Daß ſich der Himmel ſelber drüber freuen
Und gegen alle Welt ſie ſchirmen muß!

Agnes.

Ja du biſt mein — mein Gatte, mein Geliebter!
Das kann mir Niemand rauben! Das gehört,
Das bleibt mir ewig, ewig! — Mögen ſie
Hinweg mich führen zum Gericht, zum Tode —
Ich bin es doch, die du erwählt und liebſt!

Ich bin es doch, der du in ſeiner Tiefe
Mit allen Schätzen dein Gemüth erſchloſſen!
Ich bin es, ich, die an dem treuen Herzen
Des Himmels Glück empfangend dich beglückt!
Wer deß ſich rühmen kann, o der iſt reich,
Der iſt von Gott geliebt und auserwählt,
Der hat gelebt, der kann das Schwerſte tragen
Und auch im Tode wird er nicht verzagen.

Albrecht (ſie umfaſſend).

Wer deß ſich rühmen kann, mein theures Weib,
Der iſt zum Leben ſtark, zum Kampf, zum Siege!
Der Geiſt der Liebe, die er hegt und findet,
Giebt ihm die Kraft, die Alles überwindet!
(Berthold erſcheint im Hintergrunde.)
Es naht wer! — (Sich umſehend.)
Berthold du? Was führt dich her?

Berthold.

Ein Reiter iſt ſo eben angekommen
Aus München, Herr, mit dieſem Brief. Ich dachte,
Daß er von Wichtigkeit, und habe drum —

Albrecht
(nimmt ihm das Schreiben raſch aus der Hand und betrachtet es).
Es iſt von Herzog Ernſt! — Das erſte Wort!

Agnes.

Wie wird es lauten! Gott! Was wird er ſagen!
Was können wir erwarten!

Albrecht (entſchloſſen).

Laßt uns ſehn!

(Er erbricht das Schreiben und lieſt. Seine Mienen verrathen Betroffenheit und Aufregung.)

Agnes.

Was iſt's? — Die Worte treffen dich in's Herz! —
Es iſt das Todesurtheil unſres Glücks!

Albrecht
(ſie bei der Hand nehmend).

Das Glück, das wir aus Gottes Hand empfangen,
Steht, wie ich hoffe, viel zu hoch, als daß es
Das Urtheil eines Menſchen könnt' erreichen.
Sei ruhig, Liebe; für ein erſtes Wort
Iſt dieſer Brief des Herzogs gut genug.
Was Feindliches er bringt, ſoll dir nicht ſchaden;
Was Gutes er enthält, muß dich erfreun.
Mein Vater kündet ſeinen Wunſch mir an,
Mich beim Turnier in Regensburg zu ſehn.

Agnes.

Sein Herz iſt alſo nicht ſo ſehr erzürnt,
Daß er dem Sohn das Angeſicht verſagte? —
O gehe, geh'!

Albrecht (nach kurzem Schweigen).

Ich werde dort die Probe
Ablegen müſſen, daß noch Ritterſinn
Und Rittertugend in mir lebt. Nun gut,

Ich werde meinen Gegnern dort beweiſen,
Welch eine Manneskraft die Liebe giebt —
Ich werde ſie beſchämen alleſammt.
Vertraue mir, als Sieger kehr' ich wieder!

Agnes.

Gott wird dich führen, ſchirmen!
(Nähertretend, mit leiſerer Stimme.)
Sprich in Demuth
Mit deinem Vater, den ſo tief wir kränkten,
Und bitt' ihn um Vergebung unſrer Schuld!
Wie er auch zürne, ſuche du geduldig
Ihn zu verſöhnen!

Albrecht.

Keine Sorge, Gute!
Ich ehre meinen Vater über Alles
Und Gott wird mich die Worte finden laſſen,
Sein Herz zu rühren!
(Zu Berthold.)
Geh ſogleich zum Pfleger,
Sag ihm, er ſoll ſich rüſten zum Turnier
Und raſch die Ritter Helffenſtein und Rothaft
Zu uns entbieten, daß ſie uns begleiten!

Berthold.

Das wird nicht gehen, Herr; die Ritter ſind —

Albrecht.

Was iſt mit ihnen? (Berthold zögert.) Sprich!

Berthold.

Sie haben geſtern
Dem Pfleger ſagen laſſen, daß ſie Euch
Nicht länger dienen können. Aus Beſorgniß,
Daß es Euch kränken möchte, gnäd'ger Prinz,
Hat er gezaudert, es Euch mitzutheilen.
(Agnes ſieht zu Boden.)

Albrecht (nach einer Pauſe).

Armſelig eitle Hoffahrt des Vaſallen!
Am Scheine klebend und den Schein verehrend,
Das Weſen ſelber ſtumpfen Sinns verachtend,
Vermeinen edel ſie zu ſein und groß!
Ihr ſollt noch Demuth lernen, ſtolze Herrn!
Das Auge ſoll euch noch geöffnet werden!
(Zu Berthold.)
Ich hoffe, daß ich nicht gezwungen bin,
Allein nach Regensburg zu reiten! Wie? —
Ich hoff', es bleiben mir noch Freunde, Berthold!

Berthold.

Genug, die ſich's zur höchſten Ehre rechnen,
Euch zu begleiten und für Euch zu ſtehn!
Wer Eures Sinnes Gütigkeit erkannt,
Auf wen ein Strahl gefallen Eurer Huld,
Der wird für Euch und für die holde Frau,
Der ſich verehrend unſre Herzen neigen,
Zum Tode gehen und beglückt ſich fühlen.

Albrecht.

Ich weiß, ich weiß, nicht Alle denken klein! —
Auch hab' ich Macht, die Zahl der edeln Herrn,
Die meinem Dienſt gewidmet ſind, zu mehren,
Indem ich Treue nach Gebühr belohne! —
Komm, liebes Weib! Die Welt hat ihre Art,
Die wir nicht ändern! Preiſen wir den Himmel,
Daß ihres Beifalls wir zu unſerm Glück
Und unſres Hauſes Frieden nicht bedürfen!

(Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Turnier zu Regensburg. Im Hintergrunde die Schranken, die Gerüſte für die Zuſchauer. Die Häuſer feſtlich mit Blumen und Teppichen geſchmückt.

Elias von Wannen und zwei **Ritter** kommen von der Seite.

Wannen.

Ein köſtlicher Wein, den uns Vetter Euſtachius vorgeſetzt hat!

Erſter Ritter.

Was weißt denn du davon? Du haſt ja ſo gut wie nichts getrunken!

Wannen.

Das hat ſeinen guten Grund.

Erſter Ritter.

Bah!

Wannen.

Allerdings!

Erſter Ritter.

Es kann niemals einen guten Grund geben, wenig zu trinken.

Wannen.

Doch, tapferer Vetter. Jeder nach ſeiner Art. Ihr beide werft eure Gegner in den Sand, wenn ihr vollſtändig betrunken ſeid, ich dagegen, wenn ich anfange, es zu werden!

Erſter Ritter.

Das wollen wir ſehen.

Wannen.

Gut! (Zum andern Ritter.) Aber was iſt mit dir, Vetter? Du biſt ja ſo vergnügt, als ob du den Dank ſchon gewonnen hätteſt! Iſt vielleicht bei der Waffenſchau etwas vorgefallen?

Zweiter Ritter.

Jungfrau Sabine von Kammerau hat meinen Schild mit einem Kränzlein geſchmückt.

Wannen.

Dacht' ich's doch!

Erſter Ritter.

Wenn die wüßte, welche Blume er ſeit einem Jahre auf dem Schwarzenſtein beherbergt!

Zweiter Ritter.

Pſt!

Erſter Ritter.

Sie hätte den Schild mit dem verhängnißvollen Stäbchen berührt und unſer Freund hätte das Vergnügen, mit verkehrtem Geſicht auf den Schranken zu reiten.

Zweiter Ritter.

Was würde aber wohl geſchehen, wenn die Turniervögte den Tapſern kennten, der vor drei Wochen die Straubinger Goldſchmiede niederwarf?

Erſter Ritter.

Still! (Nachdem er ſich umgeſehen.) Die Kerle hatten mich beleidigt, ich hatte ihnen Rache geſchworen!

Zweiter Ritter.

Darnach würden die Vögte nichts fragen. Du würdeſt den Turnierknechten überantwortet und ich hätte auf den Schranken wenigſtens den Zeitvertreib, dich prügeln zu ſehen.

Erſter Ritter.

Um ſo beſſer für uns, daß man nichts weiß.

Zweiter Ritter.

Laß es gut ſein, Hubert; die Andern ſind nicht um ein Haar beſſer als wir.

Wannen.

Eh!

Erſter Ritter.

Er hat Recht. Wenn jeder nach Verdienſt gerichtet würde, da möcht' ich doch ſehen, wie man ein ordentliches Turnier zu Stande brächte!

Zweiter Ritter.

Warum quält man uns überhaupt mit ſo ſtrengen Geſetzen?

Erſter Ritter.

Das iſt etwas Anderes.

Zweiter Ritter.

Wie?

Erſter Ritter.

Das hat einen ſehr guten Grund!

Wannen.

Belehr' uns darüber, Hubert.

Erſter Ritter (ſich in Poſitur ſetzend).

Die Sache iſt ſo. Die Geſetze machen eine Reihe von Tugenden namhaft, die ein Ritter haben muß, um zum Turnier zugelaſſen zu werden; die Vögte richten nach den Geſetzen. Gut! Wegen der allgemeinen menſchlichen Gebrechlichkeit iſt es aber auch den Vögten nicht gegeben, Alles zu wiſſen; ſie müſſen ſich darum genügen laſſen, diejenigen auszuſchließen, denen ſie einen Makel beweiſen können — wie ja auch die Nürnberger nur denjenigen zu hängen pflegen, den ſie zuvor gefangen haben. Daraus folgt, daß eine Menge Ritter die Probe beſtehen und zum Turnier gelaſſen werden. Wer ſie nun ſieht, der wird ſich ſagen müſſen: welch eine Anzahl von Edeln ohne Makel! Welch ein Feld von Blumen der Ritterſchaft! O glückliches Volk, dem ſie zur Zierde, zum Schutz und Schirm gereichen! — Es iſt ein großes Gefühl, meine Freunde, ſo etwas ſagen und hören zu können; — und dieſes Gefühl verdanken wir einzig und allein den Geſetzen!

Zweiter Ritter (lachend).

Vortrefflich! Man ſieht, daß du in deiner Jugend Schulen beſucht haſt! — Uebrigens iſt's auch ganz in der Ordnung. Nur wer ein öffentliches Aergerniß giebt befleckt die Ehre des Ritterſtandes; nur er verdient gezüchtigt zu werden!

Erſter Ritter.

Verdient es aus zweierlei Gründen. Erſtens: er iſt übermüthig und ungeſchickt, ratio causalis! Zweitens: je gründlicher er beſtraft wird, deſto glänzender ſteht die Reinheit der Uebrigen da, ratio finalis!

Wannern.

Wir könnten heute ſo etwas erleben!

Zweiter Ritter.

Wie?

Wannen.

Der Graf von Vohburg wird zum Turnier kommen.

Erſter Ritter.

Der Mann der Baderstochter?

Zweiter Ritter.

Das wäre ſtark!

Wannen.

Er wird kommen, eine Lanze zu brechen zur Ehre ſeiner Dame.

Zweiter Ritter (entrüſtet).

Bildet er ſich ein, daß unbeſcholtene Ritter mit ihm kämpfen werden?

Erſter Ritter.

Eine Anmaßung ohne Gleichen!

Zweiter Ritter.

Eine Beleidigung für die ganze Ritterſchaft!

Wannen.

Ihr ſeid aber auch gar zu ſtreng! Ich gebe zu, daß er gefehlt hat; aber bedenke doch, Vetter: die Liebe iſt's die ihn dazu getrieben!

Zweiter Ritter.

Keinen Scherz, Freund! In dieſem Punkt verſteh' ich keinen Spaß. Die Ehre des Adels ſteht auf dem

Spiel — wir müſſen dafür ſorgen, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf nimmt!

Wannen.

Seid nur ruhig: dieſe Sorge werden Andre auf ſich nehmen. — Da ſeht!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Herzog Ernſt kommt aus einem ſtattlichen Hauſe im Vordergrund und wird die Ritter anſichtig. Sie verbeugen ſich. Später **Degenberg.**

Ernſt.

Nehmt meinen beſten Gruß! — Habt Ihr vielleicht
Den Erbhofmeiſter Degenberg geſehen?

Wannen.

Dort kommt er, gnäd'ger Herzog.

Ernſt (hinſehend).

Gott ſei Dank!

(Während Degenberg zu Ernſt tritt, entfernen ſich die Ritter. Wannen ſcheint den beiden Andern etwas mitzutheilen.)

Ernſt.

Nun, Degenberg, wie ſteht's? Was iſt die Meinung
Der Herren Vögte?

Degenberg.

Euch, mein Fürſt, zu dienen.
Kommt ihnen keine Nachricht zu von Euch,
Die's anders fordert, wird die Schmach ihn treffen.

Ernſt.

Er hat's in ſeiner Hand. Was auch geſchieht —
Er ſelber will es und er ſoll es haben!

Degenberg.

Wenn er nur kommt!

Ernſt.

Da macht Euch keine Sorge!
Das Schreiben, das ich ihm geſandt, enthält
Nichts, was ihn ſchreckt, und Manches, was ihn lockt.
Sind meine Vettern ſchon von Ingolſtadt
Und Landshut angelangt?

Degenberg.

So eben, Herr.

Ernſt.

Wie werden ſie ſich freun, die Neidiſchen,
Die Albrecht in den Sand zu werfen pflegte!
So zwingt das Leben uns, herbeizurufen,
Was wir mit höchſter Kraftanſtrengung ſonſt
Fernhalten würden! Toller Angriff zwingt
Zu toller Abwehr. Eine That des Wahnſinns
Verändert die Begriffe, die wir ſtets
Von Ehr' und Schande hegten, auch in uns.

Was ungeheuer ſchien, wir finden's klein,
Was uns unmöglich vorkam, dünkt uns leicht.
So komme denn, was nicht zu ändern iſt!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Albrecht erſcheint mit einem Gefolge von Rittern und bewaffneten Dienern, worunter **Berthold.** Als er Ernſt erblickt, ſteht er plötzlich ſtill und winkt ſeinem Gefolge, das ſich in eine Seitenſtraße zurückzieht. Auf einen Wink Ernſts entfernt ſich Degenberg.

Albrecht (nachdem er ſich Ernſt genähert).

Mein Vater!

Ernſt (in ſtarrer Haltung).

Kann ich dich als meinen Sohn,
Als meinen Erben in die Arme ſchließen?
Gehorchſt du mir? Entſagſt du dieſer Agnes?

Albrecht.

Mein Vater, höre mich! Vernimm zuerſt —

Ernſt.

Ja oder Nein! Läßt du von dieſem Weibe?

Albrecht.

Wie könnt' ich das als Mann von Ehr und Glauben
Wie dürft' ich es? Wir ſind durch Prieſterhand,
Wir ſind durch feierlichen Schwur verbunden!

Ernſt.

Sag' Ja, und ich befreie dich von ihr —
Ich löſe dieſen Schwur, der nichtig iſt,
Weil gegen mich und das Geſetz geſchworen!

Albrecht.

Es iſt unmöglich! — Fordre, was du willſt,
Leg mir Entbehrungen und Opfer auf,
Wie du ſie immer nur erdenken kannſt,
Gebiete mir das Härteſte, das Schwerſte,
Ich will es thun. Nur dies, dies Eine nicht!

Ernſt.

O Tollheit, Tollheit! — Wie, die mächt'gen Gründe,
Die ich dir ſchrieb, auch ſie vermöchten nicht
Dein Herz zu treffen und von deinem Irrweg
Zur Ehr' und Pflicht herüber dich zu führen?

Albrecht.

Sie wurden aufgewogen durch die Liebe,
Die ich der Frauen Perle — durch die Treue,
Die ich der Gattin ſchulde! — O mein Vater!
Ich weiß, daß ich im Drang der Noth gefehlt
Und durch mein kühnes Wagniß dich beleidigt —
Daß zwiſchen Sohn und Vater eine Kluft
Sich aufgethan, die großes Unheil droht.
Vergieb mir! Deck die Schuld mit deiner Liebe
Und füll die Kluft mit deiner Großmuth aus!
Ein Opfer iſt zu bringen unausweichlich —

Bring du's! Ich kann es nicht; du aber kannſt es.
Laß mir das holde Weſen, ohne das
Die Herrlichkeit des Fürſten nichts mir iſt,
Das Leben lichtberaubt und freudenlos!
Sei gut und groß und faſſe den Gedanken,
Ihr das zu geben, was allein ihr fehlt!
Füg zu des Himmels Gaben dein Geſchenk,
Beſiegle, ſie erhöhend, Gottes Werk!
O welche That! — wie würdig eines Fürſten,
Der auf der Erde Gott vertreten ſoll
Und, was im niedren Stande weilt, erheben
Nach innerem Verdienſt durch ſeine Gnade!
Und nie war Gnade ſo erhabne Tugend,
Als gegen ſie! Nie floß aus edler That
So reiche Segensfülle, wie ſie dir
Aus deiner tiefbeglückten Kinder Liebe
Und Dankbarkeit unendlich fließen ſoll!

Ernſt.

Du biſt von Sinnen, du biſt krank, mein Sohn,
Ein böſer Zauber hält dein Herz gefangen.
Komm mit mir, höre nochmal, was der Vater,
Was dir der treuſte Freund zu ſagen hat!
Die raſende Verblendung kann nicht dauern!
Du mußt, du wirſt noch anders ſehen lernen!

Albrecht.

Verblende du vielmehr dich ſelber nicht,
Indem du hoffſt, was nie geſchehen kann!

Kein Wort, aus weſſen Mund es kommen mag,
Wird mich von meines Weibes Seite reißen!

Ernſt.

Iſt das dein letzter Ausſpruch?

Albrecht.

Du bedarfſt
Wahrheit, mein Vater, und du ſollſt ſie haben:
Auf Ritterehre, ja, es iſt mein letzter!

Ernſt.

Wohlan, ſo werde dir, was du verlangſt!
Du wirfſt, um eine Buhle zu behalten,
Den Vater weg und drängſt ihn zu den Feinden! —
Geh, junger Thor, vollende dein Geſchick!
Erfahre, was du biſt, wenn ich von dir
Die Hand abziehe, die dich ſchirmt' und trug!
Noch waltet ein gerechter Gott, noch ruft
Die Sünde ſelbſt der Rache Blitz herbei!
Die Folgen deines Frevels werden Dich
Ereilen und dich treffen Schlag auf Schlag!

(Er tritt in das Haus zurück. Albrecht ſtarrt ihm eine Zeitlang nach, dann fährt er mit der Hand über die Stirn.)

Albrecht.

Es iſt nicht anders! — Herz, du mußt es tragen —
Das und noch mehr. Die Welt hat den Beruf,
Was treu ſich liebt, zu quälen!

(Unterdeſſen hat ſich der Waffenherold mit vier Gehülfen an den Schranken aufgeſtellt. Volk drängt herzu. Die Gerüſte füllen ſich mit Frauen und Greiſen. Die Kämpfer ziehen unter dem Blaſen der Trompeten paarweiſe zu den Schranken.)

Albrecht. (hinſehend).

Gott ſei Dank!
Dort iſt ein Mittel, das mir Lind'rung bietet! —
Weh heute meinen Gegnern!

(Er geht in die Seitenſtraße.)

(Der Herold ruft: „Heinrich, Landgraf zu Leuchtenberg! Otto, Graf von Seinsheim!“ Die Gehülfen öffnen die Schranken, die zwei erſten Ritter treten ein. Der Herold ruft: „Georg, Freiherr von Gumppenberg! Friedrich, Herr von Falkenſtein!“ Die zwei folgenden Ritter treten ein.)

Siebenter Auftritt.

Albrecht kommt mit ſeinem Gefolge aus der Seitenſtraße und geht zu den Schranken. Der **Herold. Ritter.** Später ein **Turniervogt.**

Albrecht.

Waffenherold!

Herold.

Was wollt Ihr, Herr?

Albrecht.

Laß mir die Schranken öffnen —
Ich nehme Theil an dieſem Ritterſpiel!

Herold.

Ihr unterwarſt Euch nicht der Waffenſchau!

Albrecht.

Wozu bei mir das? Wollt ihr unterſuchen,
Ob ich die nöth'ge Zahl von Ahnen habe?
Ob ritterlich mein Stamm? — Mach's kurz, laß öffnen!

Herold.

Ich kann nicht, Pfalzgraf Albrecht!

Albrecht.

Was iſt das?

Herold.

Die Schranken ſind, ſie bleiben Euch verſchloſſen.

Albrecht.

Biſt du von Sinnen? Mir, dem Sohn des Herzogs,
Willſt du den Zugang wehren zum Turnier?

Herold.

Euch Pfalzgraf Albrecht! Ihr ſeid angeklagt,
Mit einer Dirn' auf Eurem Schloſſe Vohburg
Unehrlich Euch zu halten; das Geſetz
Verbietet Euch, am Kampfe theilzunehmen.

Albrecht.

Unſinnige Verläumdung! Platte Lüge!
Zu kläglich, um ein Wort darauf zu ſagen!
(Zu den Gehülfen.)
Schnell, öffnet mir die Schranken, oder ich
Hau' Euch in Stücke!
(Er zieht das Schwert. Die nächſten Ritter fallen ihm in die Arme.)

Erſter Ritter.

Ruhig, Graf von Vohburg!
Wollt Ihr den Ritt verſuchen auf den Schranken?

Zweiter Ritter.

Habt ein Gelüſten Ihr nach Kolbenſchlägen?

Erſter Ritter.

Ihr wiſſet, daß ſich Niemand ungeſtraft
Zum Kampfe drängt, wenn er ſich dieſer Ehre
Unwerth gemacht durch eine niedre Handlung!

Zweiter Ritter.

Wie er auch heißen möge! Das Geſetz
Kennt nur den Unterſchied von Recht und Unrecht!
(Albrecht, der ſie mit Erſtaunen und Verachtung angeſehen, ſchleudert ſie von ſich. Sein Gefolge hat ſich mit blanker Wehr um ihn geſtellt.)

Albrecht.

Zurück! Zurück! Wen's nicht gelüſtet, Würmern
Zum Fraß zu dienen! Fort die frechen Hände!
(Die vier Turniervögte kommen mit bewaffneten Knechten.)

Der älteſte Turniervogt.

Im Namen unſres fürſtlichen Turnierherrn,
Im Namen der Geſetze — haltet ein!
(Zu Albrecht.)
Was fordert Ihr?

Albrecht.

Einlaß zum Ritterſpiel!

Turniervogt.

Wir müſſen ihn verweigern, Herzog Albrecht!
Ihr habt ein niedres Mädchen aus der Stadt
Augsburg entführt und haltet ſie bei Euch
Im Widerſpruch mit aller Ehr' und Sitte!
Da wir betraut ſind mit dem Ehrenamt,
Für dieſes Feſtes Ordnung hier zu wachen,
So weiſen wir den Mann, der ſeinen Schild
Mit ſolch unedler Handlung hat befleckt,
Zurück vom Ehrenkampf, wie's Rechtens iſt.

Albrecht.

Ah ſo! Das alſo war's? — Ein feiner Plan!
Sehr wohl erdacht und trefflich ausgeführt!
Nur Schade, daß er ſteht auf hohlem Grunde,
Der brechend euer Meiſterwerk verſchlingt.
Ihr, Freigeborne, die ihr euch zu Schergen
Der Ungerechtigkeit erniedrigt, hört:
Agnes iſt mein Gemahl, durch einen Diener
Der Kirche mir vor ritterlichen Zeugen
Im Gotteshauſe feierlich verbunden.
Bei meiner Ehre, bei der Seligkeit,
Der ich theilhaft zu werden hoffe, ſchwör' ich's.

Turniervogt.

Das ändert wohl den Anlaß des Beſchluſſes,
Doch nicht ihn ſelbſt; denn gleicherweiſe ſteht
Geſchrieben: wer die Tochter eines Bürgers
Zum Weibe nimmt aus Gründen, die nicht edel,
Der wird nicht zugelaſſen zum Turnier.

Albrecht.

Ihr ſeid ja recht verſchanzt! Beim heil'gen Kreuz!
Wer euch beikommen will, der mag ſich ſputen! —
Hofft ihr im Ernſt, daß Herzog Albrecht ſich
Erniedrige, den Schergen ſeines Vaters
Den Adel ſeiner Gründe darzuthun?
(Drohendes Murren unter den Rittern.)

Turniervogt.

Ihr ſprecht ſehr keck! — Es wäre gut, Ihr gingt!

Albrecht.

Habt keine Sorge, hochbetrauter Vogt!
Ich ſcheide frei, weil ich zu gut mich fühle
Für die Geſellſchaft von ergebnen Knechten
Und heuchleriſchen Dienern der Gewalt!
Mir wär' es eine Schmach, mit euch zu kämpfen,
Denn ich veracht' euch aus dem Grund des Herzens.
(Wilder Lärm.)

Erſter Ritter.

Welch unerhört Betragen!

Zweiter Ritter.

Schlagt ihn nieder!
(Sie dringen auf Albrecht ein, er ſtößt ſie zurück.)

Albrecht.

Halt, wem ſein Leben lieb! Zurück noch einmal! —
Ich möchte nicht, daß eine arme Seele
Um meinetwillen hier verdürbe! — Lebt!

Erfreut euch eurer hohen Würdigkeit! —
Ich kehre heim in meines Hauſes Frieden
Zu ihr, die mir's zum Paradieſe macht,
Zu ihr, von welcher eure Fraun und Töchter
Hochſinn und edle Sitte lernen könnten.
Was nach dem Plane, den man plump erſann,
Ihr Herzeleid, Verderben bringen ſollte,
Das ſoll ihr Herrlichkeit und Ehre bringen.
Die Lehre, die ihr mir gegeben, wahrlich,
Ich will ſie nutzen, wie ſie es verdient!
Fort mit des Sohnes überzarter Scheu,
Die mir ſo ſchlechten Dank erworben! Kühn
Befriedige den tiefſten Wunſch die Liebe!
Die meine Gattin iſt vor Gott, ſie ſoll es
Auch vor den Menſchen ſein! Das treue Weib
Des Bayernherzogs Albrecht ſoll die Welt
Als Herzogin erkennen und verehren.“
Wie eines Heil'gen Haupt im Strahlenſchein,
So ſoll der Engel ſtehn im Glanz der Erde,
Gefeiert, allbewundert! — Ihr, die ſchnöde
Um ihretwillen mich zu ſchmähn gewagt,
Ihr ſollt ſie leuchten ſehen auf dem Thron
Im Schmuck des Diadems, in Fürſtenpracht;
Und von der himmliſchen Vollkommenheit
Im Innerſten getroffen und geblendet,
In Reu' erbebend ſoll'n die Schuldigen
Zu Boden ſtürzen und ihr huldigen!

Dritter Aufzug.

(Saal im herzoglichen Schloſſe zu München.)

Erſter Auftritt.

Adelsreiter und Ritter von Wannen.

Adelsreiter.

So, lieber Neffe, ſo erzähl's dem Herzog!
Einfach und ſchlicht, als eine Neuigkeit,
In ihrer Art natürlich und begreiflich.
Das Gift wird ſich in ſeine Adern dann
Um ſo gewiſſer ſenken.

Wannen (ſich verbeugend).

Wie Ihr wünſcht!

Adelsreiter.

Der Dienſt, Elias, den du mir erzeigſt,
Wird dir vergolten werden!

Wannen.

Um ſo beſſer!

Adelsreiter.

Geh nun in's Vorgemach und weile dort,
Bis ich dich rufe!

([illegible] ab.)

Adelsreiter.

Alles drängt mich vorwärts!
Das Schickſal hilft mir und die Leidenſchaft,
Die ſelbſt dem Untergang entgegenſtürmt! —
Ich weiß mich frei von jener erſten Wuth;
Doch was empörter Sinn gefordert hat,
Streng muß Erwägung es beſtätigen.
Mild gegen ſie — hart gegen Tauſende!
Geſchonter Frevelmuth — beraubte Tugend!
Hier Zuwachs, Ehre, Frieden und Gedeihn —
Dort Schmach und Zwiſt und ein verheertes Land —
Kein Drittes gibt's, was ich mir denken kann! —
Ein Höllenzauber! — Iſt der Biß der Natter
Drum minder tödtlich, weil die Natter ſchön?
Und wenn die Selbſtſucht luſtbegierig trotzt,
Muß nicht Vernunft ſich ſchwingen über ſie —
Muß nicht noch kühner trotzen Mannespflicht? —
Wer Muth vor Andern hat, erfülle ſie!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Degenberg und **Areſinger** treten ein. Später
Ernſt und **Wannen.**

Degenberg.

Ihr ſeid ſchon hier, Herr Kanzler?

Adelsreiter.

Wenn es gilt,
Dem Herrn zu dienen, bin ich nie der letzte.
(Ernſt kommt von der Seite, blaß, mit düſterem Ausdruck. Die Räthe verneigen ſich ehrerbietig.)

Ernſt.

Ich hab' euch rufen laſſen, um mit euch
In der unſel'gen Angelegenheit
Zum Schluß zu kommen. Zugeſehn, gezaudert,
Und uns gekümmert haben wir genug — —
Es muß ein Ende nehmen!

Adelsreiter.

Gnäd'ger Herr,
Bevor Ihr weiter geht und uns vernehmt,
Hört erſt die jüngſte Meldung von dem Prinzen.
Der junge Ritter Wannen, den Ihr kennt,
Iſt heute Nacht aus Straubing angelangt,
Wo ganz beſondre Dinge ſich begeben.

Ich hab' ihn herbeſchieden, daß er Euch
Mittheile, was er dort mit angeſehn.

Ernſt.

Was werd' ich hören müſſen! (Zu Adelsreiter.)
Ruft ihn mir!

Adelsreiter öffnet die Mittelthüre und winkt hinaus. Wannen tritt ein und begrüßt den Herzog.)

Ernſt.

Du kommſt von Straubing?

Wannen.

Ja, mein hoher Fürſt!

Ernſt.

Was macht mein Sohn? Wie lebt er?

Wannen.

Pfalzgraf Albrecht
Blüht in Geſundheit und in Jugendkraft
Und lebt beglückt im herzoglichen Schloß
Mit Frauen Agnes, die er aus der Vohburg
Vor wenig Tagen nachgeholt und die
In jenen Räumen nun als Herrin waltet.

Ernſt.

Wie? Sprichſt du wahr? In meinem Schloß zu Straubing,
Wo Albrecht als mein ſtellvertretend Abbild
Das Anſehn meiner Herrſchaft wahren ſoll,
Weilt und gebietet jenes freche Weib?

Wannen.

Vergebt, wenn meine Botſchaft Euch gekränkt.
Befehlt Ihr, brech' ich ab.

Ernſt.

Nein, fahre fort,
Und Alles künde, was du weißt!

Wannen.

Der Prinz,
Der mit Agneſen Euer Schloß bezogen,
Hat fürſtlich auch zugleich dafür geſorgt,
Daß ſie dem edlen Wohnſitz Ehre macht.
Er hat mit allem Prunke ſie umgeben,
Der jemals eine hohe Frau geziert.
Ein glänzend Hofgeſind lauſcht ihrem Wink,
Ein ſchöner Kreis von wohlgebornen Jungfrau'n
Verherrlicht ſie. Man nennt ſie Herzogin,
Und Herzog Albrecht läßt von allem Volk
Als ſolche ſie verehren.

Ernſt.

Großer Gott!

Degenberg.

Die Raſenden!

Kreſinger.

Die Unglückſeligen!

Adelsreiter.

Sagt: die Verbrecher! Denn fürwahr das ſind ſie!

(Pauſe.)

Ernſt.

Iſt's möglich? Wackre Jungfrau'n fanden ſich,
Die mit dem Mantel angeborner Ehre
Die Schmach der Abkunft dieſes Weibes decken?
Das Volk von Straubing duldet ſolchen Gräuel?
Dem Pflichtvergeßnen bleiben Edle noch,
Die nicht zu gut ſich dünken, ihm zu dienen?

Wennern.

Wohl mancher hat den Dienſt ihm aufgekündigt;
Doch Andre haben um ſo enger ſich
Ihm angeſchloſſen — aus Gefälligkeit,
In Hoffnung ſeiner Gnaden, oder auch
Aus wahrer Herzensneigung. Junges Volk
Und Weiber ſtaunen ob ſo treuer Liebe,
Und manches Auge wird von Thränen naß,
Die Rührung und Bewunderung erpreßt.
Man ſagt, ſie habe lange ſich geweigert,
Aus ihrer Einſamkeit hervorzutreten,
Doch Albrecht hab' es ſtreng von ihr begehrt.
Und da ſie den Entſchluß gefaßt, zu ſcheinen,
Was ſie nach ihres Herzens Meinung iſt,
So hat ſie alles Zagen auch beſiegt
Und zeigt vor ihren Dienern, vor dem Volk,
Den ganzen Anſtand einer wahren Fürſtin.

Ernſt.

Genug, genug!

Adelsreiter (zu Wammen).

Der Herr iſt unterrichtet!

(Wammen verbeugt ſich und geht ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Wammen.

Ernſt.

Bei Gott, das iſt zu viel! — Hat einen Vater
Jemals ſo hartes Mißgeſchick betroffen?
Ein Sohn, das Muſterbild verſtänd'ger Jugend,
Der ſtets nach Weisheit nur zu trachten ſchien,
Wird einer Raſerei zum Raub! Ein Herz,
So liebreich, ſo gehorſam ſeinem Vater,
Verhärtet ſich in Trotz und wird ein Fels
An Starrheit und an Unempfindlichkeit!
So ganz verwandelt iſt er und verkehrt,
Daß ihm Arznei zu Gift wird und die Wuth
Von einem Frevel ihn zum andern treibt!

(Pauſe, in welcher die Räthe den Herzog mit trauernder Theilnahme anſehen.)

Adelsreiter.

Mein gnäd'ger Herzog, ich geſtatte mir,
Euch zu erinnern, daß ich Alles dies,
Wie es gekommen iſt, vorhergeſagt.

Ernſt.

Ja, Kanzler, Ihr allein habt ihn gekannt.
O hätt' ich Eurem Vorſchlag nachgehandelt

Adelsreiter.

Verzeiht, wenn ich zu widerſprechen wage.
Der Rath, den ich gegeben, war erzeugt
Von ungeduld'gem Eifer, Euch zu dienen,
Und beſſer nicht befolgt. — Wenn wir ſogleich
Gewaltſam das verliebte Paar getrennt,
So würde man der Grauſamkeit uns zeihen.
Nun aber liegt ein Schaden offen da,
Der ſchreiend Beſſ'rung heiſcht und hartem Thun
Den Grund der Liebe giebt, die retten will.
Jetzt iſt die Zeit!

Ernſt.

Wie aber ſollen wir
Der Schuld'gen habhaft werden? Rathet Ihr
Mir wieder zu dem Mittel der Gewalt?

Adelsreiter.

Seit ich geſehen, welcher Raſerei
Der Herzog fähig, widerrath' ich ſie.
Wir müſſen ihn hinweg von Straubing locken,
Und unterdeſſen ihr das Urtheil ſprechen.

Ernſt.

Er wird nicht gehen!

Adelsreiter.

Gnäd'ger Herr, er wird,
Wenn wir ihm nur den rechten Köder zeigen.

Ernſt.

Was wäre das?

Adelsreiter.

Ihr gebt mit Herzog Heinrich
Zu Ehren unſrer überrhein'ſchen Gäſte
Ein Ritterſpiel in Landshut. Dazu laden
Den Prinzen wir in achtungsvoller Art
Und ſichern ihm durch Euer fürſtlich Wort
Zulaſſung zum Turnier, indem des Urtheils
In Regensburg bedauernd wir gedenken.
Albrecht iſt von verſöhnlichem Gemüth,
Verliebte glauben Alles, was ſie wünſchen.
Die Ladung wird ihm Brief und Siegel ſein,
Daß ſeiner Treue Feſtigkeit geſiegt
Und Euer Herz in Reue ſich ergiebt.
Er wird mit Sturmeshaſt nach Landshut eilen,
Um dort als Ritter und als Liebender
Die ſüße Blume des Triumphs zu pflücken.

Ernſt.

Wie können wir zum Ritterſpiel ihn laden,
Da er durch Urtheil abgewieſen iſt
Auf eines Makels Grund, der noch beſteht?

Adelsreiter (mit Bedeutung).

Wenn Albrecht in der Stadt des Herzogs Heinrich-
Sich vor die Schranken ſtellt, wird jener Flecken,
Der ihm anhaftete, nicht mehr beſtehn!
Er wird der Reinſte derer ſein, die kämpfen!

(Degenberg und Kreſinger ſehen Adelsreiter betroffen an. Der Herzog ſchweigt. Pauſe.)

Kreſinger.

Mein hoher Herr, vernehmt, was einen Greis
Pflicht und Gewiſſen zwingen auszuſprechen.
Lockt meinethalb den Sohn von Straubing weg,
Wie es der kluge Kanzler Euch gerathen!
Dann aber tretet ſelber vor das Weib
Und laßt auf das erbangende Gemüth
Die großen Mittel wirken Eures Anſehns
Und Eurer fürſtlichen Perſon! Erſchüttert
Das zagende Gewiſſen, ſchmelzt ihr Herz,
Ja macht erbeben es durch Drohungen!
Wenn dann, ein zitternd Lamm, ſie Euch gehorcht,
Dann fort mit ihr in's Ausland oder in
Ein Kloſter, das auf ewig ſie verbirgt.
Das iſt's, was Ihr mit Fug zu thun vermögt!
Gefangennehmung wäre Tyrannei,
Und die Vollſtreckung eines Todesurtheils,
Das aus den Augen ſchon des Kanzlers funkelt,
Nicht beſſer als ein Mord!

Ernſt (nach kurzem Bedenken).

Doch wenn ſie ſtarr bleibt?
Wenn ſie mit freiem Willen nicht ſich trennt?

Areſinger.

Dann, Herr, iſt es ein Unglück, das der Himmel
Euch auferlegt und das Ihr tragen müßt.

Ernſt.

Wie, Paul Areſinger, was ſagt Ihr da?
Was muthet Ihr mir zu? Ich ſollte dulden,
Daß das Verbrechen, das mir Trotz geboten,
Im Stolz des Sieges mir entgegentritt?
Ich ſollte meinen einz'gen Sohn und Erben
Gefeſſelt ſehn an jenes ſchlechte Weib,
Die, wenn ich ſeiner mich erfreuen wollte,
Sich ewig fände zwiſchen mir und ihm?
Die Enkel, die ich mit des Geiſtes Auge
Des Stammes Tugend ſchon entfalten ſah
In friſchem, holdem Jugendtrieb, ſie ſollten
Baſtarde ſein, Unſegen meinem Volke
Und eine Schmach dem Namen Wittelsbach?
Der Herzog Ernſt, der Schrecken ſeiner Gegner,
Er ſollte den genarrten Vater ſpielen,
Auf den die muntre Welt mit Fingern zeigt?

Adelsreiter.

Fürwahr, es müßt' ein eigen Schauſpiel ſein!

Ernſt.

Und wenn ich nicht mehr bin, was ſollte dann
Aus meinem Land, aus Bayern-München werden?
Die Söhne jenes Weibes können nie
Den Herzogsthron beſteigen! Albrecht aber
Iſt des vermeſſenen Gedankens fähig,
Die alte Herrſcherordnung umzuſtoßen
Und ſo den Krieg herauszufordern — Krieg
Mit ſeinen Vettern, mit dem Bärtigen,
Der mit den gier'gen Augen eines Wolfs
Auf neuen Einfall und auf Beute lauert!
Das ſchöne Land der Bayern würde dann
Verheert und ausgeraubt von Bayerns Fürſten!
Die Wohlfahrt, die ich aufgebaut, ſie würde
Zertrümmert werden, Blut in Strömen fließen —
Und alles das um einer Dirne willen?
Nein, bei dem Gotte der Gerechtigkeit —
Noch bin ich nicht ſo ſchwach, um ſolche Schwachheit
Für Tugend anzuſehn! Noch fühl' ich Kraft,
Das Richteramt in meinem eignen Lande
Auf mein Gewiſſen hin zu übernehmen
Und die gekränkte Tugend am Verbrechen
Nach meinem fürſtlichen Beſchluß zu rächen!

Degenberg.

Ihr könnt es, Herr, das iſt unzweifelhaft!
Doch wenn es möglich iſt, ſo ſprecht dem Weib
Die mildre Strafe zu, laßt ihr das Leben!

Adelsreiter.

Mich will bedünken, daß wir heute nicht
Die Art der Strafe feſtzuſetzen haben.
Das wird die ernſte Pflicht der Richter ſein!

Areſinger.

Weß aber wollt Ihr ſie bezüchtigen?

Adelsreiter.

Der ſündlichen Verführung unſres Prinzen
Durch Zauberei zu frevelhafter Ehe.

Areſinger.

Ihr wollt des gnäd'gen Herzogs Regiment
Mit einer That der Tyrannei beflecken!

Ernſt.

Des Herzogs Regiment wird nicht befleckt,
Wenn das vollzogen wird, was er befiehlt!
(Zu Areſinger.)
Die Obere der Auguſtinerinnen
In Straubing, irr' ich nicht, iſt Eure Schweſter?

Areſinger.

So iſt's!

Ernſt.

Vermeldet ihr in meinem Namen,
Daß ſie, wenn Albrecht aus der Stadt geritten,
Sogleich zu jenem Weibe ſich begebe

Und durch die Mittel, die ihr Geiſt ihr bietet,
Sie zur Entſagung zu bewegen ſuche.
Wenn ſie ſich fügt, ſo wollen gerne wir
In allen Wünſchen ihr Genüge thun;
Wenn nicht, ereile ſie der Wetterſtrahl,
Den frevelhaft ſie ſelbſt auf ſich herabzieht! —
Ihr, Kanzler, geht mit unbeſchränkter Vollmacht
Zur Bildung und zur Leitung des Gerichts,
Dem die Verbrecherin wir übergeben,
Nach Straubing und verfahrt nach Amt und Pflicht.
Den guten Ausgang der Ermahnung, oder
Das Urtheil meiner Richter zu vernehmen
Und nach Befund es zu beſtätigen,
Werd' ich auf meinem Jagdſchloß in der Nähe
Der Stadt verweilen.

Kreſinger.

Herr, bedenkt —

Ernſt.

Kein Wort mehr! —
So iſt's mein Wille! — Thut, was Euch befohlen!
(Geht ab zur Seite. Die Räthe entfernen ſich durch die Mittelthüre.)

Vierter Auftritt.

(Erkerzimmer im Schloſſe zu Straubing.)

Agnes und **Elsbeth** treten ein.

Agnes.

Hier laß uns weilen! Dieſe kleine Stube
Hat etwas Heimliches für mich und Trautes.
Mir iſt, als wär' ich ferne von der Welt
Und ihrem Prunk in einem ſtillen Kloſter.
Drum lieb' ich dies Gemach! (Sie ſetzt ſich.)

Elsbeth

(die zum offenen Fenſter getreten).

Man hat von hier
Den ſchönſten Blick auch über's Donauthal.
Wie funkelt in dem Strom die Morgenſonne!
Wie glänzt der Kranz von Sternen um das Haupt
Des heil'gen Nepomuk dort auf der Brücke!
Wie lacht im bunten Schmuck das weite Feld! —
Wollt Ihr's nicht auch betrachten, gnäd'ge Frau?

Agnes (nach einem ſchwermüthigen Lächeln).

Komm her, mein trautes Mädchen! — Nenne mich
Nicht gnäd'ge Frau! Nenn' Agnes mich und Freundin'
(Sie faßt ihre Hände.)

Elsbeth.

Geliebte Freundin! Gütevolles Herz!
Ich lieb' Euch und verehr' Euch über Alles
Und ſage Dank dem Himmel jeden Tag,

Daß ich in Eurer holden Nähe weilen,
In Eure Engelsſeele blicken darf!

Agnes.

Gott wird dir's lohnen, gutes, edles Kind!
Er wird dir alles, alles Glück gewähren,
Nach welchem dein getreues Herz verlangt!
(Elsbeth ſieht zu Boden.)
O ſchlage nicht die ſchönen Augen nieder,
Blick aufwärts in Vertraun und Zuverſicht!
Berthold verdient dein Herz, und eure Liebe
Iſt eine von den kindlichen und reinen,
Wie ſie auf Erden frohe Tage ſehn.
Ihr liebt euch mit der erſten Kraft der Jugend
Und harret doch in Demuth und Geduld,
Und lebt von der Empfindung eures Herzens!
O ihr, ihr werdet glücklich ſein, es wird
Die ſchöne Stunde kommen, wo der Vater
Mit Luſt und Stolz euch ſeinen Segen giebt!
(Elsbeth will ihr die Hand küſſen, Agnes umarmt ſie.)

Elsbeth.

Kann ich Euch irgend eine Freude machen?
Bedürft Ihr, wünſcht Ihr etwas? Sagt es mir!

Agnes (nach einigem Beſinnen, lächelnd).

Du weißt, Elsbeth, wie ſehr ich Blumen liebe!
Geh in den Garten, wo du Berthold findeſt,
Und pflückt zuſammen einen friſchen Strauß.

Elsbeth.

O, gnäd'ge Frau!

Agnes.

Thu', wie ich dir geſagt,
Wenn du mir wirklich Freude machen willſt!
(Elsbeth wirft einen dankbaren Blick auf ſie und geht ab.)

Agnes (ihr nachſehend).

Du kannſt getroſt ſein, treues, junges Blut!
Mit deinem gleichen Sinn biſt du geſchaffen,
Im Sonnenſchein durch's Leben hinzugehn!
Doch andre Seelen giebt es — Seelen, die
Auffliegen in den Himmel einer Wonne,
Wie du ſie nie gekannt, und wieder dann
Verſinken in den Abgrund einer Schwermuth,
Wovon in dir nicht eine Ahnung lebt!
Wie iſt es möglich, daß die Welt zugleich
So hohe Luſt, ſo tiefes Wehe hegt!
Wie iſt es möglich, daß in einem Herzen
So wunderbare, reiche Seligkeit
Und ſo viel Leid zuſammen wohnen kann!
O Erdenglück, du biſt fürwahr ein Traum!
Entzücken kannſt du wohl, doch nicht verweilen,
Und nicht verhindern, daß uns neben dir
Der bangen Sorge ſchwarze Bilder ſchrecken!
(Nach einer Pauſe.)
Ich fühl' es tief, die Wahrheit ſagt das Lied,
Das meine gute, treue Mutter noch
Vor ihrem frühen Ende mich gelehrt.

Wie Kinder pflegen, hab' ich's oft geſungen
Und nicht begriffen; doch das Leben hat
Den Sinn mir aufgethan und nun verſteh ich's,
Wie ſie's verſtanden, die im Himmel iſt.

(Sie ſingt.)

Du gehſt nach Freude, junges Herz,
Und meinſt, ſie wäre dein.
Doch ach, bevor du dich's verſiehſt,
Da findeſt du die Pein.

Die Freude kommt, die Freude flieht,
Die Sorge bleibt zurück.
Und tief erbangend fragſt du dich:
So find ich nie das Glück?

Nein, liebes Herz! Und ſo iſt's gut.
Denn wärſt du ſelig hier,
Wie könnte Glaub' und Liebe wohl
Zum Himmel glühn in dir?

Du findeſt Glück und Ruhe nur
Auf Erden nicht ſogleich,
Weil du ſie ewig finden ſollſt
Bei Gott im Himmelreich.

(Sprechend.)

So trage du die Freude wie den Schmerz,
Du weißt ja, wo du Ruhe findeſt, Herz!

Fünfter Auftritt.

Die Vorige. Albrecht tritt, ungeſehen von Agnes, durch die Mittelthüre ein.

Albrecht.

Agnes!

Agnes (ſich umſehend).

Mein Albrecht!
(Sie eilt auf ihn zu und umarmt ihn.)
Lieber, theurer Mann!

Albrecht.

Mein Herz! (Sie betrachtend)
Was iſt dir? Scheint es doch,
Als ob die Trauer eben dich verlaſſen
Und noch ihr Schatten auf dein Antlitz fiele!

Agnes.

Laß es! Ich habe dich, es iſt vorüber!
Du biſt der Tag, der meine Nacht verſcheucht,
Dein Antlitz iſt die Sonne, die mir leuchtet,
Zu neuem Lebensmuth und Lebensglück! —
(Ihn anſehend)
Und heute, ſeh' ich, doppelt freudenhell!

Albrecht.

Ich hab' auch Grund zur Freude, liebes Weib,
In einer Botſchaft, die von München kam.
Die Gegner, die uns drohten, ſind ermattet;

Des Zornes Wogen, die in Regensburg
Am höchſten gingen, haben ſich gelegt.
Sie fühlen, daß ich nicht zu beugen bin,
Und fügen ſich dem Unabänderlichen.

Agnes.

O wollte Gott!

Albrecht.

Was ich mit Kampf begann,
Du wirſt es mit der Güte Zauber enden.
Wer dich erblickt, der liebt — der muß dich lieben;
Und wenn du liebend meinem Vater nahſt,
Wird er als ſeine Tochter dich begrüßen.

Agnes (erſchrocken).

O niemals, niemals!

Albrecht.

Wie? Was ſagſt du da?

Agnes.

Nie werd' ich's wagen, Herzog Ernſt zu nahn!

Albrecht.

Du biſt mein Weib und kannſt mit Selbſtgefühl
Vor jeden Mächtigen der Erde treten!
Kein ſolches Zagen mehr! Du haſt gelernt,
Die Würde hier der Herrin zu bewahren,
So fühle dich nun auch vor meinem Vater!
Kommt jener Tag — und möglich, daß er nah'! —

So laß die höchſte Ehrerbietung ihn,
Doch auch den edlen Muth der Tochter ſehn!

Agnes.

Ich will's verſuchen, ich will Alles thun,
Was ich vermag! Ich will die Bangigkeit
Bemeiſtern, die mich drückt, und in der Liebe
Zu dir frei werden von der Furcht vor Andern!
Für dich ja leb' ich nur — was du verlangſt
Und was dir Freude macht, das ſoll geſchehn!

Albrecht.

O gutes, über Alles treues Herz!
(Er umarmt ſie.)
Wer kann uns ſehen, ohne mich zu neiden?

Agnes (nach einer Pauſe).

Nun ſage mir, was iſt's, das dich ſo froh,
So hoffnungsreich geſtimmt? Was bringt die Botſchaft?

Albrecht.

Der Kanzler ſchreibt im Namen meines Vaters:
Der Schimpf, den ich in Regensburg erduldet,
Betrübe tief ſein väterlich Gemüth.
Um herzuführen die Gelegenheit,
Die Scharte meiner Ehren auszuwetzen,
Um zu beweiſen, weß er fähig ſei,
Den Wiederbau der Eintracht zu begründen —
Ruf' er mich ſelber zum Turnier nach Landshut
Und bürge mir mit ſeinem Fürſtenwort,
Daß ich in Ehren dort gehalten ſein
Und kämpfen ſoll als Edelſter des Landes.

Agnes.

Wirſt du der Ladung folgen?

Albrecht.

Sicherlich!
Ich bin es meinem Vater, bin es mir,
Vor Allen aber bin ich dir es ſchuldig.
Die Welt, die Zeugin meiner Niederlage,
Soll auch den Sieg mit eignen Augen ſehn.
Und von der Glorie dieſes Sieges wird
Der ſchönſte Strahl auf dich, Geliebte, fallen:
Der Strahl, der dich als Fürſtin läßt erkennen!

Agnes.

Gott möge meinen Zweifel mir vergeben! — —
Wenn ſie dich lockten? Wenn ſie dich ergriffen?

Albrecht.

Wo denkſt du hin? Der Herzog ſichert mich!
Auch wird ein ſtolz Gefolge mich begleiten.

Agnes.

Mich faßt, ich weiß nicht welche Bangigkeit,
Als könnt' ich dich verlieren, wenn du gehſt!

Albrecht.

Ich bin aus Regensburg zurückgekehrt
Und habe wohlbehalten dich begrüßt.

Agnes.

Die Güte, die ſie zeigen, ängſtigt mich!

Albrecht.

Die Güte ſollte dein Vertrauen wecken.

Agnes.

Ja, wenn ich fühlte, daß ich ihrer werth!

Albrecht.

Du biſt es hundertfach durch deine Demuth!

Agnes.

O könnt' ich glauben, Albrecht, könnt' ich hoffen!

Albrecht.

Entreiße dich den traurigen Gedanken
Und blick' empor mit einer Fürſtin Muth!
Wir haben nichts für diesmal zu beſorgen
Und ehe denn zwei Tage ſind vergangen,
Zwei kurze Tage, bin ich wieder hier.

Agnes.

Wann willſt du reiten?

Albrecht.

Jetzt, im Augenblick;
Abſchied zu nehmen, bin ich hergekommen,

Agnes (ſich gewaltſam faſſend).

So geh, in Gottesnamen!

Albrecht (ſie umarmend.)

Lebe wohl!
(Indem er ſie liebevoll anſieht.)
Wie würd' ich, Süße, dich verlaſſen können,
Wär's nicht, um unſre Wohlfahrt zu begründen

Für immer, und den Weg dir zu bereiten
Zum Herzen meines Vaters!

Agnes.

Möge Gott
Dir zum Geleite ſein und alles Heil,
Das er mir zugedacht, auf dich verſammeln!

Albrecht.

Lebwohl! Auf glücklich Wiederſehen!
(Er geht gegen die Thüre.)

Agnes.

Albrech !
(Sie eilt auf ihn zu.)
Noch einmal laß dein Angeſicht mich ſchaun,
Noch einmal laß in meinen Arm dich ſchließen,
Mein einzig Glück laß mich noch einmal fühlen,
Eh' du hinweggehſt!

Albrecht.

O du Himmliſchgute! —
Nie war ein Mann auf Erden [illegible] geliebt
Und niemals liebt' er ſo — Gott [illegible] mit dir!
(Er reißt ſich gewaltſam los und geht ab.)

Agnes (mit ſtarrem Blick auf die Thüre).

Das wird er, Albrecht! Gott verläßt uns nicht,
Welch einen Weg er uns auch führen mag!

Sechster Auftritt.

Die Vorige. Elsbeth kommt von der Seite.

Elsbeth.

Hier iſt der Strauß!

Agnes.

Ich danke dir, mein Kind!
(Mit einem Lächeln.)
Er macht euch Ehre! — Setz ihn in's Gefäß
Am Fenſter dort!

Elsbeth (damit beſchäftigt).

Der gnäd'ge Herzog reitet
Zum Ritterſpiel nach Landshut? Unten hört' ich's.

Agnes.

Er folgt dem Ehrenrufe ſeines Vaters.

Elsbeth.

Mög' er als Sieger wiederkehren!

Agnes.

Amen!

Elsbeth.

Ich hab an Euch noch einen Auftrag, Herrin!
Die Obere der Auguſtinerinnen
Wünſcht Euch zu ſprechen! Iſt es Euch genehm?
Kann ich ſie bringen?

Agnes.

Führe gleich ſie her —
Ich freu' mich über Alles, ſie zu ſehn!
(Elsbeth ab.)

Siebenter Auftritt.

Agnes. Die Obere tritt von der Seite ein.

Obere.

Ihr ſeid allein?

Agnes.

Ich bin's ehrwürd'ge Frau!
(Sie iſt ihr entgegengegangen und kniet vor ihr nieder.)
Berührt mein Haupt mit Eurer heil'gen Hand!
Gebt Euren Segen mir!

Obere (bewegt und feierlich).

Gott ſegne dich,
Und gebe dir von ſeines Geiſtes Kraft
Ein ungewöhnlich Maß, damit du ſtandhaft
Ein ungewöhnlich Loos ertragen mögeſt!

Agnes (die ſich erhebt und ſie anſieht).

Ihr kommt nicht für alltäglichen Beſuch —
Dies Antlitz kündet eine Prüfung mir!

Obere.

Ja, meine Tochter! Möchteſt du beſtehn
Und dir den Kranz der Siegerin erwerben!

Agnes (für ſich).

Was wird es ſein? (Laut)
So ſprecht, ehrwürd'ge Frau!

Obere.

Ich ſtehe hier, geſandt von Herzog Ernſt.

Agnes (erſchrickt; für ſich.)

Ich hab's errathen! (Mit Faſſung)
Was begehrt der Herzog?

Obere (nimmt ſie bei der Hand).

Ihr ſeid ein Weib von edler, ſeltner Art.
Ich hab' in Euer Herz geſehn und drin
Die Kraft erblickt zu heiligen Entſchlüſſen.
Ich hab' geſehn, daß Ihr das Erdenleben
In ſeinen trügeriſchen Hoffnungen,
In ſeiner vielgetrübten Luſt erkannt.
Ja, liebe Tochter, dieſe Welt iſt nicht
Zum Glück, ſie iſt vielmehr zum Leide da; —
Doch Leid iſt eine Ehre! Wen der Herr
Lieb hat, den züchtigt er; denn ſolche Zucht
Führt ihm am ſicherſten die Seelen zu.
Die beſten Herzen trifft das herbſte Weh,
Und unſer Heiland trug die Dornenkrone!

Agnes.

Sprecht! Redet! Was verlangt der Herzog Ernſt?
Was für ein Leid iſt über mich verhängt?

Obere.

Hört in Geduld mich an! — Dem Herzog ward
Von ſeinem edeln Weib Eliſabeth
Ein einz'ger Sohn geboren. Aber eben
Als wollte Gott den Mangel größrer Zahl
Erſetzen durch des Einen Trefflichkeit,
So blüht' in Albrecht jede Tugend auf
Des Ritters und des Chriſten. Mit Entzücken
Sah Herzog Ernſt zum Mann, zum Helden ihn
Gedeihn, und ſeine einz'ge Sorge war,
Ihm unter Deutſchlands hohen Fürſtentöchtern
Die würdige Gemahlin auszuwählen.
Die Welfentochter Anna war bereit,
Dem Wittelsbacher ihre Hand zu ſchenken,
Und überglücklich ſah der Vater ſchon
Des Herzens inniglichſten Wunſch erfüllt.
Da ſchloß der Prinz den Ehebund mit Euch —
Und das Gebäude väterlicher Liebe,
Das ſchon zu prangen ſchien im Sonnenlicht,
Verſank in Nacht gleich einem Traumgeſicht!

Agnes (mit gedämpfter Stimme).

Es war ein Schickſal!

Obere.

Jede Hoffnung ſank
Mit ihm dahin! Die Söhne, die der Himmel
Euch ſchenken mag, ſie können ihrem Vater
Nicht auf dem Throne folgen — das Geſetz
Verbietet's! — und der Herrſcherſtamm erliſcht.

Agnes (nach einer Pauſe).

Wenn dem ſo wär' und nichts es ändern könnte,
So wär's ein Unglück nicht allein für ihn,
Nein, auch für uns. Wir Alle müßten's tragen.

Obere.

So dacht' auch er, der ſchwergeprüfte Vater!
Doch endlich glänzt' ihm in der Nacht der Schmerzen
Ein Stern der Hoffnung — Euer Edelmuth!
Er glaubte, wenn Ihr nur erkennen möchtet,
Welch einen Raub unwiſſend Ihr begangen,
Ihr würdet ihn bewußt zurückerſtatten.
Wenn ihr nur klar mit Augen könntet ſehn,
Was ihm genommen Eure Leidenſchaft,
Ihr würdet es aus Tugend wiedergeben.

Agnes.

Ich ſeh' es wohl, der Herzog Ernſt erwartet —

Obere.

Daß Ihr Euch ſelber trennt vom Prinzen Albrecht
Und ihn zurückgebt ſeiner Fürſtenpflicht!

Agnes.

Es iſt unmöglich!

Obere.

Wie, Ihr ſagt unmöglich?
Nichts iſt unmöglich einem Menſchenkind,
Das ſeine Arme ſtreckt zu Gott empor!

Agnes.

O Ihr habt nie geliebt! Ihr wißt es nicht,
Wie eine unbegreifliche Gewalt
Zwei Herzen aneinander feſſeln kann,
Daß ſie als eins nur leben, denken, fühlen,
Und daß ſie trennen, ſie vernichten heißt!

Obere.

Du irrſt dich, liebe Tochter, über mich —
Ich kenne die Gewalt, die dich beherrſcht!
Was du erfährſt, ich hab' es ſelbſt erfahren,
Und Gott der Herr hat ſeine Magd gewürdigt,
Ein Beiſpiel der Entſagung dir zu ſein!
O es iſt ſchwer, ſich ſelber zu bezwingen!
Es iſt unſäglich hart, in ſeiner Bruſt
Die tiefe, ſüße Leidenſchaft zu tilgen!
Doch es gelingt dem Herzen, wenn es ſich
Zu Gott hinwendet und in wahrer Demuth
Den Gaben öffnet, die von Oben kommen.
Die Kraft, die den Entſchluß der That gefaßt,
Hilft auch die Folgen tragen. Das Bewußtſein
Des Opfers, das in Schmerzen du gebracht,
Erhebt den Geiſt und leiht ihm mächt'gern Schwung;
Und wenn das Herz in ſtilles Wehe ſinkt,
So findet's Troſt in Thränen, Troſt in Gott
Und ſeiner Liebe. Wie der Fall zur Erde
In ſeiner Macht und Schnelligkeit ſich ſteigert,
So ſteigert ſich der Flug zum Himmel auch,
Je näher er dem ew'gen Ziele kommt.

REGIA

Und ſo durch Kampf und Siege wird der Menſch
Hinangeführt zu jener lichten Höhe,
Wo Uebung frommer Pflicht ihn ganz erfüllt,
Wo ihn der Frieden einer Gotteswelt,
Wo Blüthenduft des Himmels ihn umhaucht,
Und wo er auf die Leidenſchaft der Jugend
Hinſieht wie auf ein ſchönes Land der Sage,
Wie auf die Spiele ſeiner Kinderzeit:
In Lieb' und Rührung, doch in Heiterkeit.

Agnes.

Was ſoll ich thun? Was iſt's, das man verlangt?
Wie ſoll's geſchehn?

Obere.

Gib dich in meine Hand
Und glaube mir, du wählſt das beſte Theil!
Ich führe dich von hier an einen Ort,
Wo nicht die Liebe, nicht der Haß der Erde
Dich mehr erreichen ſoll! Entſchließe dich!
Komm, folge mir!

Agnes.

Was fordert Ihr? Ich ſoll
Das Haus verlaſſen ohne ſeinen Willen?
Ich ſoll entfliehn?

Obere.

Sogleich, ſogleich! Denn ach,
Schon droht der Boden unter dir zu brechen!

Agnes.

Wo ſoll ich hin? Was ſoll mit mir geſchehn?

Oberr.

Ein fernes Kloſter bietet Schutz dir an
Und Arzenei für dein verwundet Herz!

Agnes.

Wie, von dem Gatten ſoll ich los mich reißen
Auf immerdar, bevor ich ihn gehört?
Allein entſcheiden ſoll ich über mein,
Allein entſcheiden über ſein Geſchick?

Oberr.

So will's die Noth, ſo will es deine Pflicht!

Agnes.

Und hab' ich keine Pflichten gegen ihn,
Der meiner ew'gen Treue Schwur vernommen
Und an ihn glaubt, wie an das Wort des Heilands?
Der ſeine Treue kühn und groß bewährt —
Der mich als ſeine Gattin hat bekannt
Und Stand gehalten gegen einen Vater?
Wie ſtolz und wie tyranniſch iſt die Welt!
Sie kündet ihren Willen als Geſetz
Und macht es uns zur Pflicht, ihm zu gehorchen;
Woher denn aber hat ſie die Gewißheit,
Daß nicht ein heil'ger Wort an uns ergangen
Und daß wir Gotteswerk um Menſchenwerk
Hingeben, wenn wir ihrem Ruf gehorchen?

Obere.

Ach, meine Tochter, was du Welt genannt,
Das hat die Macht, ſein Wollen durchzuſetzen!
Was du aus freien Stücken nicht gewährſt,
Das werden mit Gewalt ſie dir entreißen:
Und wenn Entſagung dich noch retten könnte,
So wird dein Weigern dich verderben!

Agnes.

Mag's!
Ich ſtehe feſt in meiner Liebe Schwur,
Ich ſtehe feſt in meiner höchſten Pflicht!
Wenn Albrecht mich entbindet, folg' ich Euch
Und ſteige von der ſtolzen Burg hernieder
In eines Kloſters Frieden, um in ihm
Den einz'gen Troſt — ein frühes Grab zu finden.
Allein ſo lang er ſein Gelöbniß hält,
Halt' ich das meine! — Euer Herzog kann
Wegſchleppen mich von meines Gatten Seite,
Doch mich nicht ſchrecken, daß ich ihn verlaſſe!
Er kann mir dieſes junge Leben nehmen,
Doch nicht, dieweil ich lebe, meine Treue!

Obere.

O unglückſelig Kind! Noch einmal, höre —

Agnes.

Nicht weiter, heil'ge Frau! — Ich bin entſchloſſen! —
Das Leben miſcht in jeden Freudenbecher

Der Sorgen Wermuth. Dann nur iſt der Menſch
Erhaben über jede Bangigkeit,
Wenn er im ſeligen Gefühl der Treue,
Mit freud'gem Muth dem Tod entgegengeht!

Obere.

Du ſuchſt, du findeſt ihn! — Gebenedeite,
O thu ein Wunder und erleucht' ihr Herz!
(Hinter der Scene Tumult und Schwerterklirren.)

Agnes.

Was für ein Lärm? Was geht da draußen vor?

Obere (mit ſchmerzlichem Ausdruck).

So raſch, ſo raſch! — O Himmel, ſchütze ſie!

Agnes.

Was meinet Ihr?
(Elsbeth ſtürzt blaß von der Seite herein.)

Elsbeth.

O rettet Euch, entflieht!
Das Schloß iſt von Bewaffneten erfüllt!
Mein Oheim, Berthold, Eure Diener alle
Sind überwältigt und man ſucht nach Euch!

Agnes (erſchrocken).

Berthold — der Ritter Archibald gefangen? —
(Nach kurzem Schweigen, mit Faſſung.)
Nun ſeh' ich mein Geſchick und frage nicht,
Woher es mir gekommen!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Die Mittelthüre wird aufgeriſſen und **Adelsreiter** erſcheint mit Kriegsknechten.

Agnes.

Ah, der Kanzler!

Adelsreiter.

Er ſelbſt, Bernauerin! Ihr hättet wohl
Damals an Albrechts Seite nicht gedacht,
Daß wir in ſolcher Art uns wieder träfen?

Agnes.

Ich hätte nicht vermuthet, daß ein Mann,
Wie Ihr, mich wie ein Räuber überfiele!

Adelsreiter (zu der Oberen).

Iſt's Euch mit ihr gelungen, heil'ge Frau?
Iſt ſie bereit?

Obere.

Ihr habt nicht Wort gehalten!
Mir nicht gegönnt die zugeſagte Friſt!

Adelsreiter.

Ich gehe gerne ſicher! — Aber ihr
Soll's nicht zum Schaden ſein — noch iſt es Zeit!
(Zu Agnes.)
Wollt Ihr Euch willig von dem Prinzen trennen
Und Euch von hier aus an den Zufluchtsort,
Den Euch des Herzogs Gnade gönnt, verfügen?

Obere.

Um aller Heil'gen willen, ſage Ja!
Das Loos, das deiner harrte, ſieh, es ſteht
Mit blut'ger Schrift auf ſeiner Stirn geſchrieben!

Agnes.

Ich habe Eurer Güte widerſtanden,
Und Ihr vermeint, ich weiche der Gewalt?
Das Wort der Heil'gen hat mich nicht bewegt,
Und Haß und Bosheit ſollten's? Nimmermehr!

Adelsreiter.

Ihr bleibt dabei?

Agnes.

Ich thu's!

Adelsreiter.

Wohlan, im Namen
Des Herzogs, meines Herrn, verhaft' ich Euch!

Agnes.

Ich bin in Eurer Macht. Verfahrt mit mir
Nach Eurem Auftrag und nach Eurem Wunſch —
Laßt mich zum Tode führen!

Adelsreiter.

Zum Gericht
Sollt Ihr, das Eurer wartet! — Doch Ihr habt
Noch eine kurze Friſt! Berathet Euch!

Agnes.

Verſchwendet nicht die heuchleriſchen Worte
An eine Seele, die ihr Loos erwählt!
Mögt Ihr mir thun, was Euch die Liſt der Bosheit,
Ein Weib zu locken und zu ſchrecken, eingiebt —
Ihr werdet ſehn, daß Unſchuld ſtärker iſt
Als arger Sinn, und daß vor einem Herzen,
Das in dem Himmel ew'ger Treue lebt,
Die Wuth der Welt in Nichts zuſammenſinkt!
(Elsbeth eilt auf ſie zu, Agnes reicht ihr die Hand. Auf einen Wink Adelsreiter's werden ſie von den Kriegsknechten abgeführt.)

Obere.

Was habt Ihr vor? Was ſoll mit ihr geſchehn?

Adelsreiter.

Ihr wißt es ja — Ihr habt es ja geleſen!

Obere.

Ihr wollt ſie morden?

Adelsreiter.

Das iſt nicht mein Amt.
Ich will ſie richten laſſen und den Spruch
Vollſtrecken nach dem Auftrag meines Herrn!

Obere.

Auch wenn auf Tod er lautete?

Adelsreiter.

Auch dann!

Obere.

Das dürſt Ihr nicht, das kann der Wille nicht
Des edeln und gerechten Fürſten ſein!

Adelsreiter.

Wenn Ihr's bezweifelt, geht und fragt ihn ſelbſt!

Obere.

Das ſoll geſchehn! Ich eile zu dem Herrn
Und wende mich an ſeines Herzens Güte.
Krümmt ihr kein Haar, bevor ich wiederkehre!
Wenn Ihr mit frevler Hand ihr Blut vergießt,
So komm' es über Euch und Eure Kinder! (Ab.)

Adelsreiter.

Es muß geſchehn! — Die Liſtige gewinnt
Mir alle Herzen und entfacht in allen
Den Eifer, ſie zu retten! Herzog Ernſt,
Obwohl in ſeinem Zorne ſtreng, iſt nicht
Von unerſchütterlicher Feſtigkeit!
Sie könnten ihn bewegen, ſie zu ſchonen!
Sie könnten ihn bewegen, ſie zu ſehn —
Wer weiß, wer weiß, was dann geſchehen könnte! — —
Geſetzt, wir führen ſie gefangen weg
Und laſſen ſie in eines Kerkers Nacht
In eines Kloſters Heimlichkeit verſchwinden —
Wird Albrecht einen andern Ehbund ſchließen,
So lang er ſie noch lebend denken kann?
Und wird der heil'ge Vater ſich entſchließen,
Den erſten Bund als nichtig aufzulöſen,

Wenn beide Gatten Rein entgegenrufen? —
So dringen Gründe her von allen Seiten
Und treiben mich zuſammen mit Gewalt
Zu jenem einz'gen Rettungsmittel — Tod!
(Pauſe.)
Der Herzog wird mir's danken! — Mir befehlen,
Für dieſes Weib die Richter zu berufen,
Das heißt ihr Todesurtheil wollen, heißt
Die Luſt verrathen, ſie hinwegzutilgen!
Und wenn ich die Erfüllung ſeines Wunſches,
Die er ſich ſelber erſt abringen müßte,
Ihm ſchon entgegenbringe, muß er nicht
In mir den treuſten ſeiner Diener ſehn
Und mich mit ſeinem Fürſtenanſehn decken? —
(Nach kurzem Schweigen.)
Doch wenn es anders käme? Wenn der Herr,
Um ſich von aller Mitſchuld rein zu waſchen,
Den Diener fallen ließe? Wenn er ihn
Preisgäbe der empörten Wuth des Gatten? — —
Sei's, wie es ſei! Und wenn das Schlimmſte käme,
Nicht würde mich's gereuen! Wäre doch
Vertilgt der Funke, der das Fürſtenhaus
In Flammen ſetzen konnte! Wäre doch
Die Schmach, die Er und ich erfuhr, gerächt
Und mein entſeelter Leichnam fänd' ein Grab
In einem glücklichen und ſtolzen Lande,
Wo nicht die Buhlerin als Fürſtin herrſcht!
Das iſt der Preis, um den ich Alles wage!
(Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

(Saal im Schloſſe.)

Emeran von Nußperg und **eilf Richter**, die in Gruppen zuſammenſtehen.

Nußperg.

Ihr glaubt alſo, daß wir des Gerichts ſicher ſind?

Erſter Richter.

Ich wollte mich dafür verbürgen.

Nußperg.

Der Herzog iſt raſend vor Wuth. Er will durchaus, daß wir ihr das Todesurtheil ſprechen.

Erſter Richter.

Sein Wille wird erfüllt werden.

Nußperg.

Wenn es nicht geſchieht, wird ſein Zorn uns und die Stadt treffen; wenn wir ihn von der Creatur befreien, werden wir Alle einen gnädigen Herrn haben. So ſagt der Kanzler.

(Zweiter Richter tritt zu ihnen.)

Nußperg (zu dem Ankommenden).

Ihr ſeid vom Kanzler ſelbſt gewählt?

Zweiter Richter.

So iſt's, Herr Ritter.

Nußperg.

So werdet Ihr für den Tod der Zauberin ſtimmen.

Zweiter Richter.

Ich werde die Angeklagte hören und Recht ſprechen nach meinem Gewiſſen.

Nußperg.

Wie, Ihr wärt von dem Verbrechen dieſes Weibes noch nicht überzeugt?

Zweiter Richter.

Ich bin hier, um Ueberzeugung zu ſchöpfen. Wir Alle können uns irren, und ich achte es nicht gut gethan, mit dem fertigen Spruch in's Gericht zu kommen!

Nußperg.

Ich wundere mich, daß Euch der Kanzler berufen hat. Ihr ſeid ein Gegner!

Zweiter Richter.

Hättet Ihr Recht, ſo würde das nur beweiſen, daß in der Eile auch die geſchickteſte Hand fehlgreifen kann!

Nußperg.

Ich hoffe, daß Ihr der einzige bleiben werdet!

Zweiter Richter.

Ich muß es leider fürchten.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Adelsreiter tritt ein. Die Richter begeben ſich auf ihre Plätze. Zwei Gerichtsdiener, die dem Kanzler gefolgt, ſtellen ſich im Hintergrund auf.

Adelsreiter (der den Vorſitz eingenommen).

Ich hab' Euch herentbieten laſſen, edle
Und ehrenwerthe Herrn, von unſerm Fürſten
Beauftragt, ein Verbrechen, das allhier
Die höchſte Höh' erſtiegen hat, zu richten.
Ihr kennt die Frevelnde, die Stifterin
So großen Unheils und ſo bittren Leids.
Ihr werdet ſie vernehmen und die Stimmen
Abgeben, wie Gerechtigkeit es heiſcht!
(Zu Rußperg, der ihm zunächſt Platz genommen.)
Die Stadt iſt ruhig?

Rußperg.

Seit die Reiſigen
Schloß, Brück' und Markt beſetzt, iſt Alles ruhig
Und harrt der Dinge, die da kommen ſollen.

Adelsreiter.

Wir wollen ſie nicht lange warten laſſen.
(Zu den Gerichtsdienern.)
Man führe die Gefangene hieher!
(Ein Gerichtsdiener ab.)

Eilfter Auftritt.

Agnes erſcheint in der Mitte von Kriegsknechten, die ſich dann an der Thüre aufſtellen. Sie tritt mit dem Ausdruck edler Ergebung und Faſſung vor die Richter.

Adelsreiter.

Agnes Bernauerin, Ihr ſeid gerufen —

Agnes (mit Würde).

Agnes Bernauerin war ehzuvor
Mein Name. Seit der Herzog Albrecht mich
Zu ſeinem ehlichen Gemahl erhoben,
Iſt er es nicht mehr.

Adelsreiter.

Seht hier Eure Richter,
Von mir beſtellt im Namen unſres Herrn,
Um ein gerechtes Urtheil Euch zu ſprechen.

Agnes.

Ich weiſe dieſen Urtheilsſpruch zurück!
Die Gattin Albrechts kann von Albrecht nur
Gerichtet werden oder von dem Kaiſer —
Nicht von den Dienern ihres Schwiegervaters!

Adelsreiter.

Durch dieſen Hochmuth macht Ihr Eure Sache
Nicht beſſer, Weib!

Agnes.

Ich will ſie weder beſſer
Noch ſchlimmer machen, ſondern treu mir ſelbſt
Die Wahrheit ſagen und mein Recht verlangen.

Adelsreiter.

Recht ſoll Euch werden! — Ihr ſeid angeklagt,
Des Prinzen Herz durch frevelhafte Künſte
Bethört zu haben, daß er ſinnberaubt,
Im Widerſtande gegen ſeinen Vater
Zum Weib Euch nahm und einen Ehbund ſchloß,
Der wider göttliches und menſchliches
Geſetz verſtößt und dreifach nichtig iſt.
Was habt auf dieſe Anklag' Ihr zu ſagen?

Agnes.

Ich räum' Euch nicht das Recht zu fragen ein,
Ich geb' Euch ſo nur Antwort, wie ich Jedem
Sie gäbe, der in meiner Gegenwart
Verläumderiſche Reden gegen mich
Und meinen Herrn zu führen ſich erkühnt.
Albrecht und mich hat eine Lieb' ergriffen
Und überwältigt, die von Oben kommt
Und für den hohen Urſprung Zeugniß giebt
Durch Heiligung des Innerſten. Wir fühlten,
Daß wir für Zeit und Ewigkeit uns liebten,
Und darum ſuchten wir für unſern Bund
Der Kirche Segen und wir fanden ihn.
Geweiht durch ihre eigne Innigkeit,
Geweiht durch eines Prieſters heil'gen Spruch
War unſre Liebe eine Huldigung,
Die wir entzückt dem Urquell unſrer Wonne

Darbrachten — jeder Herzſchlag ein Gebet,
Und jeder Blick ein ſel'ger Dank zum Himmel!
(Nach kurzem Innehalten.)
Das iſt's, was ich auf Eure falſche Rede
Zu ſagen hab'. Verdamme mich, wer's kann!

Adelsreiter.

Um Euch, das niedre Mädchen, ſein zu nennen,
Hat Albrecht einer Fürſtin Hand verſchmäht
Und hingeopfert alle Herrlichkeit,
Die für die Zukunft dem getreuen Sohn,
Dem Vater edler Söhne war verheißen!
Das iſt von einem Manne, der bisher
Ein Spiegel der Verſtändigkeit geweſen,
Undenkbar und unmöglich ganz und gar,
Sofern **kein** Zauber mit im Spiele war.

Agnes.

Wer leugnet das? Ein Zauber war im Spiel
Und hat den Sinn der Liebenden verblendet!
Es war der Zauber, der das Herz bezwingt,
Wenn wir das Urbild unſrer Seele plötzlich
In wunderbarem Leben vor uns ſehn!
Der Zauber, der aus einem Auge kommt,
Das übergeht in Huld und Zärtlichkeit
Und die Gewißheit ew'ger Liebe kündet!
Ja dieſer Zauber hat unwiderſtehlich
Vollbracht, was Eure Sinne nicht begreifen!
Doch wolltet Ihr behaupten, daß ich ihn

Erzeugt, geſchaffen, — welch ein frevler Spott!
Ich duldet' ihn, der Zauberer iſt Gott!

Adelsreiter.

Mißbrauch' und läſtre nicht den Namen Gottes:
Der Satan iſt's der mächtig iſt in dir!

Agnes.

Der Satan iſt in jenen Seelen mächtig,
Die finſtre Wuth und Grimm und Haß erfüllt!

Adelsreiter.

Des Böſen Haß iſt dem Gerechten Pflicht!

Agnes.

Wärſt du gerecht, verſchmähteſt du die Lüge!

Adelsreiter.

Was Lüge hier, wird das Gericht entſcheiden.

Agnes (nach Oben deutend).

Ja, das Gericht, das dich wie mich erwartet!

Adelsreiter.

Genug, genug! — Ich bin nicht hergekommen,
Mit einer Weiberzunge mich zu meſſen!
Der Dinge Stand und Lage, die Vernunft
Und ihre Schlüſſe zeugen wider dich.
Doch unſres Fürſten Milde legt es jetzt noch
In deine Hand, das Urtel abzuwenden.
Bekenne, daß mit böſen Künſten du
Des Prinzen Herz und Sinne haſt berückt!

Zeig uns ein reuvoll und zerknirſchtes Herz,
Beweine deinen Frevel und entſage —
Dann wird die Gnade dir den Ort erſchließen,
Wo du den Himmel wieder dir verſöhnen
Und die verlorne Seele retten kannſt!

Agnes (mit edler Entrüſtung).

Ich weiß, daß ich nicht rein von Sünde bin,
Und hab' es vor mir ſelber nie verborgen.
Ich habe den Gebrauch der Welt verletzt
Und wider ihre Satzungen gehandelt.
Ich habe mich mit ihrem Glanz umgeben
Und ſchmücken laſſen gegen ihren Willen.
Das höchſte, herrlichſte Geſchenk der Huld,
Ich hab es angenommen, ahnungsvoll,
Daß aus der Quelle meiner Wonnen Andern
Ein bitterer Trank des Leidens fließen könnte.
Wohl war es nur die Liebe, die mich trieb,
Und heißer Drang, den Gatten zu beglücken.
Wohl durft' ich mir geſtehn, daß Gottes Kinder
Wir alle ſind, und daß die Gegengabe
An Zärtlichkeit und Treue — daß das Herz,
Das ich ihm brachte, nicht gering zu achten.
Doch laſtet' ein Gefühl der Schuld auf mir;
Es drückte bange Sorge mich darnieder
Und meine Seele trachtete nach Sühnung. —
Die Laſt iſt abgeworfen! Dies Verfahren
Des Bayernherzogs hat mich frei gemacht! —

Ihr lockt den Gatten trügeriſch hinweg,
Ihr überfallt das wehrlos ſchwache Weib
Und ſchleppt ſie vor ein unbefugt Gericht.
Ihr wollt mich zwingen, durch ein falſches Wort
Mir ſelbſt ein ſchmählich Brandmal aufzudrücken,
Um dann als eine Gnade mir zu bieten,
Was grauſam ungerechte Strafe wäre —
Ihr ſeid die Schuldigen, Ihr ſolltet hier
Gefeſſelt ſtehn und eures Urtheils harren!
Als Räuber ſeid ihr in mein Haus gedrungen,
Nach meinem Blute lechzend — ſättigt euch!
Ihr könnt mich morden, aber nicht nach Recht
Urtheilen über mich! Und ich kann ſterben,
Doch Wahrheit nicht in ſchnöde Lüge kehren,
Die mich und meinen Gatten ſoll entehren!

(Tiefe Bewegung unter den Richtern.)

Dritter Richter (zum zweiten).

Bei Gott, dies Weib iſt keine Zauberin!

Zweiter Richter.

Doch, Freund! Sie hat Bewunderung in's Herz
Und Thränen in das Auge mir gezaubert.

Dritter Richter.

Ich gebe meine Stimme nicht zum Tode.

Zweiter Richter.

Ich möchte ſie als Heilige verehren!

(Welsreuter wirft unruhige Blicke auf die Richter. Dann wendet er ſich mit gefaßter Strenge zu Agnes.)

Adelsreiter.

Ihr weist alſo das letzte Anerbieten,
Das Euch des Herzogs Gnade macht, zurück?

Agnes.

Ich thu's. Verfahrt mit mir nach Eurem Willen,
Und möge Gott entſcheiden zwiſchen uns!

Adelsreiter.

Noch einmal frag' ich — Ihr beharrt darauf?

Agnes.

Und fragtet Ihr daſſelbe tauſendmal,
Ihr hörtet tauſendmal dieſelbe Antwort.

Adelsreiter.

So walte das Geſetz unwiderruflich!
(Zu den Richtern.)
Bereitet euch, die Stimmen abzugeben,
Im Geiſte ſammelnd, was das Ohr vernommen.
Die Angeklagte hat mit frechem Stolz
Der Unterwerfung unter das Gericht
Des rechten Herrn und Fürſten ſich geweigert.
Sie hat den milden Ausweg, den der Herzog
Der Schuldbekennenden und Reuigen
Zur Rettung ihrer Seele laſſen wollte,
Verſchmäht und im Verſchmähen ihn beſchimpft.
Klar liegt die Abſicht ihres Herzens da:
Sie will den angemaßten Ehrenplatz,
Der ihr die Früchte des Verbrechens ſichert,

Fortan behaupten, wenn darüber auch
Der Wittelsbacher Heldenſtamm verdürbe! —
Das Schickſal unſres edeln Fürſtenhauſes,
Der Frieden und die Wohlfahrt unſres Landes —
Die Zukunft Bayerns liegt in Eurer Hand! —
Das überlegt und darnach gebt die Stimmen!
(Auf einen Wink nimmt der Gerichtsdiener einen Helm, der auf einem Tiſch im Hintergrunde bereit ſtand, und geht mit ihm bei den Richtern herum, von denen jeder eine Kugel hinein wirft. Als der Helm zuletzt vor Adelsreiter gebracht wird, zählt dieſer die Kugeln.)
Die Stimmen halten ſich das Gleichgewicht! —
So rolle denn mit dieſer ſchwarzen Kugel
Der Tod der Frevlerin aus meiner Hand!
(Er wirft eine ſchwarze Kugel in den Helm. Allgemeine Stille.)

Adelsreiter.

Agnes Bernauerin, durch das Gericht
Des Landesherrn biſt du zum Tod verurtheilt.
Im Namen Deſſen, der zu ſolchem Thun
Mit unbeſchränkter Vollmacht mich bekleidet,
Verkünd' ich dir, wie folgt:
Im Angeſicht des herzoglichen Schloſſes,
Das du mit deiner Gegenwart befleckt,
Soll dich des Henkers Hand in's naſſe Grab
Hinunterſtürzen. — Euch, Herr Ritter Nußperg,
Dem Richter dieſes Ortes, übertrag' ich
Des Urtheils augenblickliche Vollſtreckung.
Was Ihr von nöthen habt, iſt vorgeſehn,
Und meine Krieger werden Euch beſchützen.
Im Namen unſers Herzogs, führt ſie fort!

(Tiefe Bewegung und Beſtürzung unter den Richtern. Alles ſieht auf Agnes, die von ihrem Schrecken ſich erholt und ſich mit Hoheit zu den Richtern wendet.)

Agnes.

Ich dulde, was die Ungerechtigkeit,
Die Wuth der Menſchen über mich verhängt,
Und will ſie nicht durch Flehn um Schonung ehren.
Gott dem Gerechten und Barmherzigen,
Der mich durchſchaut, empfehl' ich meine Seele.
Mög' er aus ſeinem Borne Troſt und Muth
Zu neuem Leben meinem Gatten ſpenden!
Für ihn, dem ich gelebt, für Albrecht ſterb' ich,
Und niemals hab' ich heißer ihn geliebt.
Im tiefſten Leid beglückt durch ſeine Huld
Und ſeiner werth geh' ich den letzten Gang.

Dritter Richter.

O Jammer, daß wir das erleben müſſen!

Zweiter Richter.

Seht hin auf ſie und lernet dulden, ſterben
Von ihr, die man als Zauberin verdammt!

(Agnes iſt von den Kriegsknechten umgeben worden: unter dem Vortritt Nußperg's wird ſie von ihnen abgeführt. Die Richter entfernen ſich langſam, die einen in tiefer Betrübniß, die andern mit bangen, ſcheuen Blicken. Die Gerichtsdiener folgen. Adelsreiter geht im Hintergrunde langſam auf und ab.)

Adelsreiter.

Es iſt vorüber! — Die Nothwendigkeit
Hat ihren Willen! — Unglückſelig Weib!

Man wird als deinen Mörder mich verfluchen
Und ſchwören, daß du meinem Haß gefallen!
Doch war ich nichts, als der berufne Diener,
Der dich zur Opferſtätte führen ſollte.
Und hat der Groll beflügelt meinen Muth,
So war mein Geiſt von einem Zweck geleitet,
Erhaben über alle Leidenſchaft! —
Beim Himmel, nicht um meinetwillen ſtirbſt du,
Und nicht mein Glück iſt's, was dein Tod mir bringt!

Zwölfter Auftritt.

Der Vorige. Die Obere ſtürzt durch eine Thüre der entgegengeſetzten Seite herein. **Ein Reiter** folgt ihr.

Obere.

In dieſer Halle, ſagt man mir! — wo find' ich —
(ſie erblickt den Kanzler)
Ah, Gott ſei Preis und Dank, daß ich Euch treffe!
Der Herzog nimmt die raſch ertheilte Vollmacht,
Gericht zu halten über Albrechts Gattin,
Von Euch zurück! Er will ſie ſelber ſprechen
Und heißt mich auf den fürſtlichen Beſuch
Sie vorbereiten! Dieſer Reiter hier,
Der auf dem Wege mir entgegen kam,
Bringt den Befehl Euch!
(Der Reiter übergiebt dem Kanzler ein Schreiben und zieht ſich zurück.)

Adelsreiter (nachdem er es geleſen, für ſich).

Wahrlich, es war Zeit!
Unwürd'ge Schwäche, du wirſt nicht mehr ſchaden!
(Zu der Oberen)
Die Weiſung kommt zu ſpät; die Gattin Albrechts,
Sie iſt gerichtet, iſt zum Tod verurtheilt —
Und eben wird der Richterſpruch vollzogen.

Obere.

Es kann nicht ſein! Ihr hättet es gewagt,
Solch Urtheil zu vollſtrecken ohne die
Beſtätigung des Herrn?

Adelsreiter.

Ich hab's gewagt.

Obere (horchend).

Ein Lärm dort außen! (Sie eilt zum Fenſter.)
Ha! Gerechter Himmel! —
O rettet, rettet, helft!
(Sie eilt fort.)

Adelsreiter

(tritt zum Fenſter und ſchrickt zuſammen. Nach einer Pauſe, ſich faſſend)
Es iſt geſchehn!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Hof einer Herberge auf dem Wege von Landshut nach Straubing.) **Albrecht** geht unruhig auf und ab. **Hans Zenger** und **Konrad** kommen aus dem Hauſe.

Albrecht.

Wie ſteht's? Können wir reiten?

Zenger.

Noch nicht, gnädiger Herr; wir müſſen den Roſſen noch ein wenig Ruhe gönnen. Heute Mittag das Stechen und darauf ein ſcharfer Ritt von vier Stunden! Das wäre für geſunde Thiere zu viel, und die unſern haben ihren Theil Stöße auf dem Leib!

Albrecht.

Habt ihr ſie mit Wein gewaſchen?

Konrad.

Ja, herzogliche Gnaden!

Albrecht.

Sie ſollen einmal ein Uebriges thun, ich muß fort — nach Hauſe!

Konrad (zutraulich).

Um der gnädigen Frau den Stecherdank zu überbringen? Sie wird ſich recht freuen über das goldene Kränzlein!

Albrecht.

Meinſt du?

Konrad.

Iſt's doch natürlich! In ihren Farben habt Ihr Eure Gegner aus dem Sattel gehoben und gezeigt, daß Ihr nicht nur der Erſte nach dem Herzog, ſondern auch der Stärkſte und Tapferſte im ganzen Lande ſeid. Teufel, wie flogen die beiden Ritter in den Sand, die Euch in Regensburg frech angefaßt hatten! Man mußte ſie wegſchleppen, ſie hatten's Gehen verlernt und werden eine Weile brauchen, bis ſie's wieder können! — Aber Ihr freut Euch gar nicht darüber, gnädiger Herr!

Albrecht.

Woher weißt du das?

Konrad.

Eure Mienen ſagen mir's.

Albrecht.

Wir wollen uns freuen, wenn wir in Straubing ſind. — Sieh nach den Roſſen und ſag den Andern, ſie ſollen ſich rüſten!

(**Konrad** ab.)

Albrecht.

Es will mir nicht aus dem Kopf, daß mein Vater nicht beim Turnier war! Ein wichtiges Geſchäft hielt ihn ab? Ein Vornehmen, das keinen Aufſchub litt? Was kann das ſein?

Zenger.

Herzog Heinrich hätt' es Euch vielleicht ſagen können!

Albrecht.

Ich fragte ihn noch beim Abſchied: er betheuerte bei ſeiner fürſtlichen Ehre, daß er es ſelbſt nicht wiſſe.

Zenger.

Laßt's gut ſein, Ihr werdet es ja erfahren.

Albrecht.

Ich bekenne dir, daß mich dieſes Ausbleiben niedergedrückt und mir alle Luſt am Waffenſpiel verdorben hat: im Verdruß meines Herzens warf ich die Ritter in den Sand. — Ich war in heller Freude nach Landshut geritten: die Hoffnung, die Dankbarkeit hatten mir Worte eingegeben, mit denen ich ihn ſicher gerührt hätte! Es giebt ein Gefühl im Menſchen, eine Kraft des Vertrauens und der Liebe, der kein edler Mann widerſtehen kann. Und mein Vater hegt einen hohen Sinn und liebt mich! O, ich hätt' ihn gewonnen, ich hätt' ihn überredet, nach Straubing zu kommen und Agnes zu ſehen! Und dieſe Gelegenheit wurde mir genommen!

Zenger.

Sie wird wiederkehren. Der Anfang der Verſöhnung iſt gemacht, und zwiſchen Vater und Sohn muß ſie völlig werden.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Adelsreiter und ein Knecht treten durch das Hofthor ein. Später **Konrad.**

Adelsreiter (zum Knecht).

Ein vornehmer Herr mit großem Gefolge?
(Der Knecht deutet auf Albrecht.)

Adelsreiter (beſtürzt).

Ah, Herzog Albrecht!
(Der Knecht entfernt ſich.)

Albrecht.

Wie? Der Kanzler hier? —
Welch einem Zufall dank' ich die Begegnung?
Was hat in dieſe Landſchaft Euch geführt?

Adelsreiter (ſich faſſend).

Ein Auftrag Eures Vaters, gnäd'ger Prinz.

Albrecht.

Wo iſt mein Vater?

Adelsreiter.

Auf dem Wege, denk' ich,
Nach München.

Albrecht.

Warum kam er nicht nach Landshut?
Was konnt' ihn hindern, einer Feſtlichkeit,
Die er mit Heinrich ſelber angeordnet,
Die Ehre ſeiner Gegenwart zu ſchenken?

Adelsreiter.

Ihr werdet es in kurzer Zeit erfahren.
Mögt Ihr dann würdigen mit großer Seele,
Was wir für Euch erdacht und ausgeführt!

Albrecht.

Um meinetwillen habt Ihr Euch bemüht?

Adelsreiter.

Für Eure Ruh', für Eure Fürſtengröße,
Für Eures Lebens Wohlfahrt haben wir
Die höchſte Kraft des Willens eingeſetzt.
Ihr werdet ſehn, wie weit des Vaters Sorge
Und eines Dieners Treue gehen kann!

Albrecht (zu Hans Zenger).

Sollt' ich es hoffen dürfen — ſollten ſie
Beim Kaiſer die Erhöhung meiner Agnes
Für mich betrieben und errungen haben?

Zenger.

Gott gebe, daß es alſo ſei!

Albrecht (zu Adelsreiter).

Nun gut;
Ich will Euch ein Geheimniß nicht entreißen,
Vor dem ſo bald die Hülle fallen ſoll,
Und Herzog Ernſt und Euch Vertrauen ſchenken.
Schon hab' ich ja den glücklichen Beweis,
Daß ſein Gemüth zur Güte ſich gewendet.

Adelsreiter.

Ich darf es Eurer Gnaden wohl geſtehn,
Daß es auf Eures Dieners Rath geſchah,
Dem freilich das Verlangen eines Vaters
Auf halbem Weg entgegen war gekommen.

Albrecht.

Mein Schild iſt alſo rein in Euren Augen?

Adelsreiter

Kein reinerer im ganzen deutſchen Lande!
Kein Fürſt und Ritter, der dem Herzog Albrecht
Den Rang der Hoheit ſtreitig machen darf!
Geprieſen ſei das Haus der Wittelsbacher,
Und Segen trieſe vom geweihten Thron
Endlos hernieder auf das Bayerland!
(Sich faſſend.)
Gehabt Euch wohl! Ich darf nicht länger weilen,
Zum Schluß des Werks muß ich nach München eilen.
(Er geht durch das Hofthor ab, während Konrad aus dem Hauſe kommt.)

Albrecht (dem Kanzler nachſehend).

Was iſt mit dieſem Mann? In ſeinen Augen
Glüht ein unheimlich Feuer, ſeine Rede

Hat einen Klang, als ob er einen Sieg
Nicht für mich, ſondern gegen mich erkämpft!
(Zu Konrad.)
Sieh, welchen Weg er nimmt!
(Konrad ab.)
Die alte Sorge
Iſt durch den unerklärlich jähen Eifer
Des ſtarren Kanzlers wieder aufgewacht,
Und in dem Sturme der Empfindungen
Springt meine bange, zweifelvolle Seele
Vom Bild des höchſten Glücks zum Bild des Unheils.
Wenn jene Ahnung nicht getrogen hätte?
Wenn ſie's gewagt, mein Weib mir anzutaſten —
Wenn ein Verbrechen ihr Geheimniß wäre!

Zenger.

Seid ruhig, Herr, und gönnt der Phantaſie
Nicht dieſe Herrſchaft über Euren Geiſt!
(Pauſe. Konrad kommt zurück.)

Konrad.

Der Herr hat meines Dünkens an der Spitze
Von etwa ſechzehn Reiſigen den Weg
Nach Landshut oder Freiſing eingeſchlagen.
Sie ritten ſcharf, vor meinen Augen noch
Hat ſie der nahgelegne Wald verſchlungen.

Albrecht.

Mit Reiſigen? Mit ſechzehn Reiſigen?
Wozu die ungewöhnliche Bedeckung

Im eignen Lande? Dieſes neue Räthſel
Wirſt einen Schreckensſchein in meine Seele
Und grauſig faßt die Hand der Furcht mich an.
Auf! Führt die Roſſe vor! Hinweg! Nach Straubing!
(Alle gegen das Haus.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Berthold ſtürzt athemlos durch die Thüre herein.

Berthold.

Wo iſt mein Herr? Wo iſt der Pfalzgraf Albrecht?

Albrecht (vortretend).

Berthold! — Wie kommſt du her? Was iſt mit dir?

Berthold.

Nehmt Euer Schwert und ſtoßt es für die Botſchaft,
Die ich Euch bringe, mir in's Herz! — Mich ekelt,
In dieſer Welt zu leben!

Albrecht.

Herr des Himmels!
Was ſoll das ſein? Was iſt geſchehen? Rede!

Berthold.

Die Herzogin —

Albrecht (raſch).

Sie iſt von meinem Vater
In Straubing überfallen und entführt?

Berthold.

O ſchlimmer, ſchlimmer!

Albrecht.

Wie? Was giebt es Schlimmres?

Berthold.

Faßt Euch, geliebter Herr, ſeid dreifach Mann,
Damit Ihr's tragen könnt und nicht vergehn!

Albrecht.

Sprich's aus und foltre mich nicht länger! Agnes —

Berthold.

Sie iſt gerichtet durch des Herzogs Räthe
Und nach dem Urtel, das auf Tod gelautet,
Durch Henkershand ertränkt im Donaufluß.
(Albrecht ſtürzt mit einem Schrei ohnmächtig nieder. Sein Gefolge, das ſich während der letzten Reden ganz um ihn geſammelt hat, bemüht ſich ängſtlich um ihn.)

Zenger.

Um Gotteswillen, richtet ihn empor!
Beſprengt mit Waſſer ihn! — O armer Herr!
(Zu Berthold)
Du hätteſt ſo nicht vor ihn treten, hätteſt
Ihm nicht den ganzen Jammer melden ſollen!

Berthold.

Der heiße Durſt nach Rache quälte mich
Und raubte die Beſinnung mir: ich hörte,
Daß er, der Kanzler, dieſen Weg genommen!
(Albrecht ſchlägt die Augen auf und ſieht vor ſich hin.)

Albrecht.

O Himmel, welch ein fürchterlicher Traum
Erſchreckte mich
(Er erhebt ſich, von zwei der Seinen unterſtützt, und erblickt Berthold.)
Berthold! — 'S iſt Wahrheit, Wahrheit!

Zenger.

Mein lieber Herr, faßt Euch und kommt in's Haus,
Euch zu erholen!

Albrecht (ſich aufrichtend).

Nein! Nicht einen Schritt! —
Erſt will ich Alles hören, will den Kelch
Der Pein bis auf den letzten Tropfen leeren!
(Zu Berthold.)
Sprich, Mann des Unglücks, ſage, was du weißt,
Und raube mir kein Wort, nicht eine Silbe
Von dem was mir gehört! Je tiefer du
Das Schwert der Wahrheit ſenkſt in dieſe Bruſt,
Um ſo viel mehr giebſt du die Wolluſt ihr,
Nach der ſie geizt!

Zenger.

So ſprich! Nun muß er's hören!

Berthold.

Ich will Euch Alles ſagen, wie ich es
Geſehn mit Augen und gehört von Andern,
Die es geſehn. — Ihr konntet eben nur
Das Weichbild unſrer Stadt verlaſſen haben,
Als der von Abelsreiter — er, von dem ich
Mich niemals etwas Tröſtlichen verſehn! —
Mit einem großen Trupp von Reiſigen,
Die er den Weg von Regensburg geführt,
Durch's nächſte Thor eindrang. Er hatt' es ſchriftlich
Vom Herzog, daß man ihm gehorchen müſſe;
Drum ungehindert, unbemerkt von uns
Erſchien er in dem erſten Hof des Schloſſes.
Der Ritter Archibald tritt ihm entgegen
Und trotz des fürſtlichen Befehles ruft
Er Halt ihm zu. Ich, in der Näh', erkenne
Die drohende Gefahr; auf meinen Nothſchrei
Verſammeln ſich die Krieger und die Diener
Des Hauſes augenblicks im Hof; wir eilen
Dem Ritter zu und ſchaaren uns um ihn,
Dem Manne mit der unheilvollen Miene
Den Weg zu unſrer Herzogin zu ſperren.
Umſonſt! Es kommt zum Streit, wir wehren uns
Wie Raſende; die Uebermacht jedoch
Iſt allzugroß, der kleine Hauf' erliegt,
Und über Leichen und Gefeſſelte
Schreitet der Wütherich die Trepp' empor!

Albrecht.

O Thor! O blöder Thor! — Ich ließ mich fangen
Und biß in ihren aufgeſtellten Köder
Vernunftlos wie ein Thier! Der Liebe Warnung,
Die aus dem ahnungsvollen Herzen ſprach,
Mißachtet' ich in tollem Hoffnungsrauſch,
Den hämiſcher Verrath in mir erregt! —
O Blindheit, Blindheit, Blindheit!
(Zu Berthold.)
Fahre fort! —
Was that der Mörder, als er Sieger war?

Berthold.

Er drang in das Gemach der Herzogin;
Er nahm ſie dort gefangen, ſtellte ſie
Vor ein Gericht, das er in's Schloß berufen,
Und ließ ſie wegen Zauberei verdammen.
Dann gab er dem von Nußperg den Befehl,
Das Urtel augenblicklich zu vollſtrecken.

Albrecht.

Wie! Ohne die Beſtätigung des Herzogs?

Berthold.

Er gab ſich für ermächtigt und befahl's
In Eures Vaters Namen!

Albrecht.

Weiter, weiter!

Berthold.

Was nun geſchah, ſah ich mit eignen Augen.
Nie werd ich dieſe Höllenqual vergeſſen,
Die mich ergriff und faſt von Sinnen brachte! —
Ich lag in Ketten, in dem erſten Thurm,
Und ſtarrte durch das Fenſter auf die Brücke,
Die ganz bedeckt war von Bewaffneten.
Mit einem Male ſeh' ich einen Zug
Vom Schloſſe kommen und der Brücke nahn:
Es iſt die Herzogin, geführt von Kriegern,
Begleitet von dem Richter und — dem Henker.

Albrecht.

O ſchrecklich, ſchrecklich! — Und der Einzige,
Der Hülfe bringen konnte, weilte fern!

Berthold.

Sie betete; mit aufgehobnen Armen,
Von denen glänzend ihre Feſſeln hingen,
Stand ſie wie eine Heilige des Herrn.
Sie wandte ſich zum Bild des Märtyrers,
Der als ein leuchtend Muſterbild des Muthes
Ihr dieſen Todesweg vorangegangen —
Und in Ergebung ſtrahlt' ihr Angeſicht.
Da, plötzlich, auf den Wink des Ritters, faßt
Der Henker ſie, er ſtürzt ſie in den Fluß —
Und in den Wellen iſt ihr Leib verſchwunden.

Zenger.

Entſetzlich, ſchaudervoll!

Albrecht.

O Jammer, Jammer!
O unnatürlich ſchnöde Grauſamkeit!
Ein Nero hätte Mitleid hier empfunden,
Und Chriſten, Ritter konnten es vollbringen! —
Dies Wunder der Natur! Wer ſie erblickte,
Der mußte zu dem Herrn der Schöpfung beten,
Vor jedem rauhen Lüftchen ſie zu wahren,
Damit dem Reinen, dem Vollkommenen,
Das uns ſo ſelten in der Welt entzückt,
Kein Leid zuſtoße und den Glanz ihm trübe! —
Der ſanfte, gütevolle Engel! Wären
Auf ſie des Waldes Thiere losgelaſſen,
Die nach dem Blute der Lebend'gen lechzen,
Sie hätten ſich, von ihrem ſüßen Blick
Bezaubert und im Innerſten verwandelt,
Zu Füßen ihr geſchmiegt und ihr gedient,
Als wie im Paradieſe! — Und die Bürger,
Die mit ſo freud'gem Eifer ihr gehuldigt,
Sie duldeten die Schandthat? Keiner ſtand
Der Armen bei?

Berthold.

Sie hätten ſich vielleicht
Erhoben, wenn ſie von dem erſten Schreck,
In den ſie der Befehl des Landesherrn
Und ſeine wilde Kriegerſchaar geſtürzt,
Sich zu erholen hätten Friſt gehabt.
Allein auch ihnen kam der Mord zuvor!

Nur wen'ge ſchlichen nach und nach herbei
Und ſtellten ſich zagend am Ufer auf;
Sie ſahn mit mir das Schrecklichſte von Allem! —
Denn als die edle Dulderin im Fluß
Geſunken war — o Himmel!

Albrecht.

Was? Noch mehr?

Berthold.

Da tauchte wiederum ihr Antlitz auf,
Und ihr Gewand, noch nicht getränkt vom Waſſer,
Hielt ſie empor. Sie hatte von den Banden,
Nachläßig in der Eile nur geknüpft,
Zugleich den einen Fuß befreit, und nun
Mit neuerwachtem Lebenstriebe ſchwamm ſie
Dem Ufer zu, indem ſie angſterfüllt,
Mit einem Tone, der das Herz zerriß,
Um Hülfe rief. Mitleid ergreift die Männer
Und Frauen, die entſetzt am Ufer ſtehn,
Sie kommen näher, rufen Muth ihr zu
Und ſtrecken ihre Arme nach ihr aus.
Da eilt der Henker hin mit Reiſigen —

(Er verſtummt erſchüttert.)

Albrecht

(will ſprechen, die Stimme verſagt ihm und er ſinkt mit einem fürchterlichen Schrei der Wuth in die Arme der Zunächſtſtehenden).

Zenger (zu Berthold).

Wie kamſt du frei?
Wer löste deine Feſſeln?

Berthold.

Eure Tochter!
Mit Liſt und Kühnheit täuſchte ſie die Wächter,
Erzählte mir, was ſie geſehn, vernommen,
Und half zur Flucht mir aus dem Schloß, damit ich
Dem Herrn entgegen eile. Wär' ich früher
Gekommen! Hätt' ich ihn noch angetroffen!

Albrecht (ſich aufrichtend).

Laßt mich! Es iſt vorbei! Dem Jammer hab' ich
Den Zoll nun abgetragen — was an Kraft
Mir noch im Herzen und im Arme lebt,
Allein dem Richteramte ſei's geweiht!
Gott der Gerechtigkeit hör meinen Schwur!
Wer an dem Tode der Geliebten ſchuldig,
Wer freventlich, aus Habſucht oder Feigheit
Sich der Gewalt zum Mitgenoſſen lieh,
Hier dieſe Hand ſoll ſchrecklich ihn beſtrafen!
Niemand ſei ausgenommen! Niemand, Niemand! —
Der Herzog Ernſt hat ihren Tod gewollt,
Er hat den Mörder ausgewählt — er iſt
Mein Vater nicht, er iſt ein Mörder ſelbſt,
Ein blutger Feind, mit welchem einen Gang
Auf Tod und Leben ich zu machen habe!

Zenger.

Um Gotteswillen, Prinz, bedenkt —

Albrecht.

Bedenken?
Was iſt hier zu bedenken, als die Schandthat?
Wo gäb' es eine heiligere Pflicht,
Als rächend den geſchiednen Geiſt zu ſühnen?
Wenn ſolch ein Frevel ohne Strafe bliebe,
Des Himmels Ordnung wäre aufgehoben,
Die Welt ging' aus den Fugen und zerfiele!

Zenger.

Was wollt Ihr thun?

Albrecht.

Unwiderruflich iſt,
Unüberwindlich mein Entſchluß gefaßt.
Wir reiten fort von hier nach Ingolſtadt
Zum Herzog Ludwig. Ihm vertrau' ich mich!
Ich flehe ſeinen Freundesbeiſtand an,
Und alle ritterlichen Herzen Bayerns
Ruf ich zum Kampfe der Gerechtigkeit.
Dann fall ich in das Land des Wütherichs
Und gränzenlos erfüll ich mein Gelübde!

Zenger.

Der Bärtige wird gegen Herzog Ernſt
Euch Hülfe leihn — o unglückſelig Land!

Albrecht (ſich im Kreiſe umſehend).

Zagt Ihr? Seid Ihr bedenklich? Sagt es an!
Ich zwinge Niemand — Alle ſeid Ihr frei!

Wer keinen Muth in ſeinem Herzen fühlt,
Und wer den Mord für eine Tugend hält,
Der geh von hier nach München zum Tyrannen!
Doch wer die ſchnöde Miſſethat verabſcheut,
Wer einen edelmüth'gen Trieb empfindet,
Dem Tiefgekränkten beizuſtehn, der komme
Mit mir nach Ingolſtadt! — Wo wollt Ihr hin?

Berthold.

Mit Euch, mit Euch!

Alle.

Mit Euch, nach Ingolſtadt!

Albrecht.

Ich wußt' es ja! — Klein ziehen wir von hinnen
Doch alle Braven werden wir gewinnen!
Lawinenhaft wird unſre Schaar ſich mehren,
Unwiderſtehlich wird ſie wiederkehren!

Fünfter Aufzug.

(Gegend zwiſchen Straubing und Deggendorf. Man erblickt ein großes und mehrere kleinere Zelte.)

Erſter Auftritt.

Hans Zenger und **Areſinger** kommen von der Seite und bleiben hinter einem vorgeſchobenen kleinen Zelt ſtehen.

Hans Zenger.

Ich habe viel und Ihr habt viel gewagt! —
Und auch der Herzog —!

Areſinger.

Still! — Erwirkt mir nur,
Daß er mich hört!

Zenger.

Ich will's verſuchen; doch
Ich kann's nicht hoffen! — Ach, ſein Zorn iſt ſchrecklich!
Unbeugſam ſein Entſchluß — er ſchwelgt in Rache!

Areſinger.

O Jammer, Jammer! — Hart iſt ihm geſchehn;
Doch er iſt härter noch und fürchterlicher!

Zenger.

Wohl, hart iſt ihm geſchehn, hochwerther Freund,
Wir ſelber Alle haben nicht gewußt,
Wie gränzenlos er dieſes Weib geliebt.
Und ſolche Schreckensmeldung zu vernehmen! —
Es war entſetzlich! — Schmerz und Wuth beraubten
Ihn ſeiner Sinne, und erſtarrt, betäubt
Ward er von uns nach Ingolſtadt geführt.
Die Hülfe, die ihm Herzog Ludwig bot,
Die Reiſigen und Ritter, die in Schaaren
Herbei zur Fahne des Gekränkten eilten,
Sie riſſen ihn aus ſeiner dumpfen Qual
Zur That heraus. Die Sicherheit der Rache
Ergießt in ihn ein neues, wildes Leben;
In trunknem Muthe ſtürmt er fort zum Streit,
Und jauchzend ſieht er auf den erſten Brand,
Der vor ihm aufſteigt in des Vaters Land!

Areſinger.

O unnatürlich unheilvoller Streit! —
Und nach den Thaten allen, die geſchehn,
Noch keine Regung eines mildern Sinnes?

Zenger.

Vielmehr — (horchend)
Er kommt! — Um Gotteswillen fort!
Erblickt er Euch, ſeid Ihr ein Mann des Todes!
(Ab mit Areſinger.)

Zweiter Auftritt.

Albrecht tritt aus ſeinem Zelt mit ſchwarzem Harniſch und Mantel.

Albrecht (umhergehend).

'S währt mir zu lang! — Er könnte fertig ſein! —
Es muß geſchehn; doch iſt's ein kleines Labſal,
Vertilgung ſeiner Burg und ſeiner Sippſchaft —
Und hält mich ab, den Mörder ſelbſt zu faſſen! —
(Nach kurzem Schweigen.)
So gibt es doch noch Eins in dieſem Leben —
Noch eine Süßigkeit, noch eine Wolluſt
Für mich, den man ſo beiſpiellos gekränkt!
Zermalmen Alles, wie man ſie zermalmt,
Das Land in das Gewand des Jammers kleiden —
Aufrichten ihr ein Rieſenmal der Rache,
Das die entſetzlich Hingetilgte ſühnt —
O das thut wohl, das reißt den Geiſt empor —
S' iſt ein Entzücken dem der Sel'gen gleich!

Zertreten ſollen die Geſtade ſein,
Die Schlöſſer und die Dörfer ſollen rauchen —
Sie ſollen jammernd irren, obdachlos,
Die drin gehaust — ſo ziemt ſich's für das Land,
Das Zeuge war des fürchterlichen Mords!
Sie ſollen weinen, daß die Märtyrin
Das Todtenopfer auch der Thränen habe; —
Ich kann es nicht, mir hat die Racheglut,
Die mich durchflammt, die Zähren aufgeſaugt! —

Ein Durſt, wie er den Fieberkranken peinigt!
Die Gier verzehrend — wonnevoll die Stillung! —
O wenn den Mörder dieſer Arm vertilgt! —
Ich will ihn tödten, tödten hundertmal!
Und wenn zerſtückelte Gebeine rauchen,
Dann hoff' ich eine Lindrung meiner Pein! —

Von hier nach München im Verheerungszug!
Aufbrechen mit dem Schwert will ich den Kerker,
Den ihm die Lüge zum Aſyl gemacht,
Und den Proceß, womit die Welt ſie höhnen,
Entſcheiden durch ein grauſenhaft Gericht! —

Weh, weh der Welt, die ſolche That beſleckt! —
Die Lebenswertheſte von allen Fraun!
Beglückend Alle, die ſich ihr genaht,
Und durch ihr Aug hineinſahn in den Himmel,
In ſeine Wonn' und ſeine Herrlichkeit!
Iſt eine Tugend Himmels und der Erden,
Die nicht an ihr erglänzend holder ſchien?
Und dieſes Kleinod, das aus ew'ger Fülle
Gott und Natur in Liebe bildeten,
Das ſtieß die Welt von ſich als einen Gräu'l! —
Die Welt, die ſie nicht jubelnd aufgenommen,
Hat ſich gerichtet und verfällt dem Spruch.

Dritter Auftritt.

Der Vorige. Zenger erſcheint von der Seite.

Zenger.

Herr Herzog!

Albrecht (auffahrend).

Du! — Zeigt ſich noch nichts von Berthold?

Zenger.

Noch nichts, Herr! — Doch ein Andrer wartet draußen,
Und fleht, daß Ihr ihn hören mögt!

Albrecht.

Fleht! Wer?

Zenger.

Ein Ehrenmann, wie Gott nur einen ſchuf:
Der alte Kammermeiſter Paul —

Albrecht.

Nicht weiter! —
Des Feindes Diener, der zu lügen kommt!

Zenger.

O Herr, Ihr wißt, er iſt die Treue ſelbſt —

Albrecht.

Aus Treue lügt er, ſeinen Herrn zu retten! — —
Ich zog ins Feld, um Rache mir zu holen —
Wer ſie mir ſtehlen will, der iſt mein Feind!

Pfui, pfui der Schwäche, die ſich thören ließe! —
Führ den Verwegnen aus dem Lager weg —
Sein Leben iſt verwirkt, betreff' ich ihn!

(Zenger ab.)

Verachtung füllt mich! Grauſam erſt, dann feig!
Um Frieden bettelnd und Beſtechung! — Niemals!

Vierter Auftritt.

Areſinger erſcheint mit frei erhobenem, entblößtem Haupt.

Zenger folgt ihm erſchreckt.

Albrecht

(der Areſinger angeſtarrt, zieht ſein Schwert).

Ha, das iſt ſchamlos! Büße, frecher Alter!

(Er erhebt ſein Schwert gegen ihn. Areſinger ſteht ruhig und ſieht ihn an. Albrecht läßt ſein Schwert ſinken.)

Areſinger (ergriffen).

Ihr könnt es nicht! — So iſt doch etwas noch
Vom alten Albrecht in dem jetzigen:
Ein Funke Großmuth, die des Greiſes ſchont!

Albrecht (erzürnt).

Drum ſündigſt du drauf los und drängſt dich auf —

Areſinger.

Ihr müßt mich hören, koſtet' es mein Leben!
Ich ſag' ein Wort Euch, fähig, alles Unheil,

Das über dieſe Fluren ſich ergoſſen,
Hinwegzubannen: Euer Vater iſt
Unſchuldig an dem Hingang Eures Weibes!

Albrecht (auffahrend).

Wie, alter Thor, — was bildeſt du dir ein —

Areſinger.

Wenn Ihr die Boten hättet angenommen,
Die Herzog Ernſt Euch ſandte, wüßtet Ihr
Die Wahrheit ſchon, und Alles wäre gut!

Albrecht.

Der Herzog Ernſt an ihrem Tode rein?
Iſt er's nicht, der den Kanzler abgeſandt,
Die Arme mit dem Schein des Rechts zu morden? —
Ein wohlfeil Mittel, traun, die Welt zu täuſchen
Und alle Schuld, die man zu tragen hätte,
Feig abzuwälzen auf das gift'ge Werkzeug,
Das man erwählt und deß man ſich bedient!

Areſinger.

Ihr redet in dem Sturm der Leidenſchaft,
Die, was ſie glaubt, ſtets für bewieſen achtet!
Allein den Bau der ungerechten Klagen
Kann ich mit einem einz'gen Wort zertrümmern.
Den Kanzler zur Beſtellung und zur Leitung
Des Blutgerichts ermächtigend, behielt
Der Herzog die Beſtätigung ſich vor
Des Urtheils, das er ſelber erſt geprüft!

(Albrecht ſtarrt ihn an.)

Das iſt nicht Alles. Von dem nahen Jagdhaus,
Durch mich und meiner Gründe Macht bewogen,
Sandt' er dem Kanzler einen Boten zu,
Mit dem Befehl, die Handlung aufzuſchieben:
Er wolle die Gefangne hören!

Albrecht.

Ha!

Preſinger.

Es war zu ſpät. Schon war die That geſchehn!

Albrecht.

Weh dem Erbarmungsloſen, weh dem Mörder!

Preſinger.

Die Nachricht traf uns wie ein Donnerſchlag
Und füllt' uns mit Entſetzen. Doch verzeiht,
Wenn's nach dem erſten Schreck dem Herzog war,
Als wär' er durch ein höheres Geſchick,
Das unerforſchlich greift in's Menſchenleben,
Von einem Uebel, einer Laſt befreit.
Bald aber ſchreckte ſein Gemüth ein Ahnen
Der ſchweren Folgen dieſer Miſſethat,
Und ſein gerechter Sinn empörte ſich.
Der Kanzler hatte den Befehl verletzt,
An welchen ſeine Sendung war gebunden,
Er hatte, ſeine Vollmacht überſchreitend,
Die Angeklagte wider das Geſetz
Dem Henker übergeben; ſein Gebieter

Lud ihn nach München, ließ ihn dort ergreifen
Und ſtellt' ihn vor Gericht!

Albrecht.

Und das geſchah —
Geht mir! — Ein Trug, ein abgekartet Spiel!

Kreſinger.

Bei meiner und der Meinen Seligkeit,
Bei Gott dem Heil'gen und Wahrhaftigen,
Dem Rächer jeder Lüge, ſchwör' ich Euch:
Die Wahrheit iſt's! —

Albrecht
(nach einer Pauſe, düſter).

So ſei's; und habe
Der Herzog ganz, wie Ihr erzählt, gehandelt:
So nimmt das nicht die Blutſchuld von ihm weg!
Aus ſeinem Zorn allein hat jener Mann
Den Muth geſchöpft, die Frevelthat zu wagen —
Er iſt es doch, der ihr den Tod gegeben!

Kreſinger.

Und wenn auch er gefehlt in dieſer Irrung,
Und wenn auf ihm auch laſtet eine Schuld,
Iſt er denn nicht mehr als zuviel geſtraft?
Der einz'ge Sohn ſteht feindlich wider ihn,
Verwüſtet ihm ſein Land, giebt ſeinen Gegnern
Das Schauſpiel eines unerhörten Kampfes,
Weiſt unnachgiebig die Verſöhnung ab

Und ſtürzt durch Alles in ein Meer von Sorgen
Das graue Haupt.

Albrecht.

Wer Haß und Rache ſät,
Der erntet Fluch und Unheil!

Kreſſinger.

O mein Prinz,
Ich kann's nicht glauben, was Ihr auch entgegnet!
Faßt einen großen, männlichen Entſchluß,
Erwägt des Landes Heil und nehmt die Hand,
Die Euch der Herzog zur Verſöhnung bietet!
Was wollt Ihr jetzt noch Anderes beginnen?
Wollt Ihr Krieg führen gegen einen Vater,
Der um Vergebung bittet für die Schuld,
Die er aus Liebe nur zu Euch begangen?
Wollt Ihr die herben Schläge des Geſchicks
An Einem rächen, der ſie miterduldet?
Wollt Ihr, nachdem Euch jeder Grund des Rechts
Genommen iſt, nur noch der Wuth gehorchend,
Auf Euer Haupt den Fluch des Landes laden?

Zenger.

O gnäd'ger Prinz, hört auf ſein Wort! — Verzeiht!
Jetzt noch dem Vater widerſtehen, wäre
Sündhafter Trotz, Verbrechen gegen Gott
Und gegen die Natur!

Albrecht.

Schweigt, ſeichte Herzen!
Vermeint Ihr einen Schwächling hier zu fangen
Im Netz der Worte? Spannt es anderm Wild! —
In Flammen unerſättlich lechzt dieß Herz,
Und kaum ein Tropfen Labung fiel ihm zu. —
Geht, ihr begreift mich nicht!

Fünfter Auftritt.

Konrad erſcheint von der entgegengeſetzten Seite. **Die Vorigen.**

Konrad.

Heil Euch, mein Prinz!

Albrecht (ihm entgegen).

Konrad! — Ihr habt die Beut?

Konrad.

Wir haben mehr:
Den Drachen ſelber haben wir gefangen!

Albrecht.

Den Kanzler — der im Kerker ſaß zu München?
Hartmann von Abelsreiter? — O, erzähl! —

Konrad.

Wie Ihr befohlen, rückte Berthold vor,
Die Burg des Mörders mit Gewalt zu nehmen.
Er ſchickte mich in's Dorf. um zu erkunden,
Wo uns der Ueberfall am beſten glücke,
Und ich erfuhr: der Kanzler ſei gekommen,
Er habe ſich aus ſeiner Haſt befreit
Und rüſte ſich zur Flucht nach Deggendorf.
Mit Jauchzen hörte Berthold meine Nachricht!
Wir ſtellten uns im nahgelegnen Wald
Den Reitern in den Weg: ein Kampf geſchah,
Und Berthold ſchlug in wildergrimmtem Muthe
Den Alten nieder — ich den Ritter Wannen,
Der ihm zur Seite focht. — Da kommen ſie!

Sechster Auftritt.

Berthold und **Adelsreiter** von zwei Kriegsknechten geführt und mehreren gefolgt.

Albrecht.

Der Mörder! Lebend! — und in meiner Macht!
Das Angeſicht noch eines Menſchen tragend!
(Er zieht ſein Schwert.)
Zu Deinesgleichen, Teufel! — in die Hölle!
(Zenger und Kreſinger werfen ſich dazwiſchen, Berthold eilt unter das geſchwungene Schwert und hält ihm den Arm).

Adelsreiter (ſich aufrichtend).

Vergeudet nicht die ritterliche Kraft —
Prinz Albrecht — gegen einen Sterbenden!
Der Mord iſt unnütz! — Was die Rache fordert,
Es kommt von ſelbſt! — Mein Leben rinnt dahin —
In wenig Augenblicken — iſt's vorüber! —

Albrecht.

Wie war es möglich, daß du ſie — die Reine,
Das Muſterbild der Frauen morden konnteſt?
Wo fandeſt du zu dieſer Frevelthat
Den Grund, den Muth — den Haß?

Adelsreiter.

Würd' ich es ſagen,
Ihr wäret jetzt nicht fähig, mich zu faſſen!
Nach Jahren, wenn Ihr auf des Vaters Thron
Die ſchwerſte Pflicht des Herrſchers kennen lernt,
Da werdet Ihr mein hartes Thun begreifen
Und fühlen, daß ich ſelber mich geopfert
Für ſolche Pflicht! — Ich ſterbe für das Haus
Der Wittelsbacher — und für *meine* Liebe!
(Er gleitet langſam zu Boden und ſtirbt. Große Pauſe.)

Berthold.

Er iſt dahin! — Was ſoll mit ihm geſchehn?

Albrecht (nach kurzem innerem Kampf).

Hinweg! Tragt ihn hinweg! Mir aus den Augen!

Kreſinger.

O Dank — Dank edler Prinz!
(Die Kriegsknechte ab mit dem Leichnam.)

Albrecht (zu Berthold).

Komm an mein Herz! —
Du haſt mir zwar die Strafe weggenommen, —
Den Racheſchlag, der dieſem Arme zukam —
Doch ſei's! Du biſt mein Arm — dein Thun iſt meines!
Ich mache dich zum Herrn von Lichteneck,
Das dir und deinen Erben ſoll gehören.
Zu ihrem Wittwengute war's beſtimmt
Und ſoll der Lohn der Freundestreue werden.

Berthold.

Zu viel der Huld! Sie drückt mich nieder!

Albrecht.

Dein
Sei nun die Sorge, das verwaiſte Haus
In einen Sitz des Glückes umzuwandeln
Und in ein Heiligthum, wo Tag um Tag
Zu dem verklärten Geiſt der Opferduft
Der liebenden Erinnrung ſteigt empor.
(Nach kurzem Innehalten.)
Das ſoll ſie haben und es ſoll ihr wohlthun!
Sie, die ſo grauenvoller Haß der Welt
Mißhandelte, daß nach Jahrtauſenden

Die Seelen ſchaudern werden, die's vernehmen,
Sie ſoll erfahren, daß es Ehrfurcht auch
Und Liebe gibt in dieſer Welt für ſie!
(Er umarmt Berthold.)

Kreſinger (ſich ihm nähernd).

Mein gnäd'ger Prinz! — wer immer ihrer Nähe
Nur theilhaft wurde, hing mit Luſt an ihr
Und mit Bewundrung! Meine Schweſter warf
Der Schreckenstag auf's Krankenlager; doch
Zuvor noch hatte ſie durch Lieb' und Jammer
Des Fürſten Herz erſchüttert — durch den Preis,
Den Lippen ihm und Thränen kündeten,
Hochachtung ihres Geiſt's ihm eingeflößt! —
Kommt — und vernehmt's aus ſeinem eignen Mund!

Albrecht
(wendet ſich zu ihm; plötzlich zurückfahrend).

Hohn über Alles! — Ja, nun liebt er ſie,
Nun iſt ſie Preiſes werth — nun da ſie todt iſt! — —
Nein! Nein! Ich kann's nicht thun! Mir graut vor ihm,
Und meine ganze Seele ſchreit dagegen! —
Er ſtieß die Tochter in das Wellengrab,
Mit ihr hat er den Sohn von ſich geſtoßen
Und alle Schuld des Kindes ausgelöſcht.
Sie ſtarb in Schimpf und Pein, ich leb' in Pein —
Er triumphirt und Alles fällt ihm zu.
Ich kann ihm nicht als Sohn in Liebe nahn,
Ich kann ihm nicht vergeben und ihm leben!

Des Weibes Tod hat ihn für mich getödtet
Und einen andern Vater mir gegeben: —
Der Herzog Ludwig iſt's von Ingolſtadt,
Mein Helfer und mein Freund! — Ihm will ich leben!
Er ſoll ſich meiner Sohneslieb' erfreun!

Zenger.

Hört unſer Flehn —

Albrecht.

Ich kann nicht und ich will nicht! —
Reizt mir den Geiſt mit läſt'gen Worten nicht!
(Er wendet ſich ab und tritt in den Hintergrund.)

Kreſinger (für ſich).

Entſetzlich Herz! Nun zeigt ſich erſt das Antlitz
Der ſchrecklichſten Gefahr für unſern Herrn! —
O Gott dort oben, hilf! Send einen Lichtſtrahl
In dieſen alten Kopf und mach' ihn hell!
So geh' ich nicht von hier! — Du mußt mir helfen!
Ich ziehe deine Macht zu mir herab
Und ihn mit ihr hin an das Vaterherz!
Es kann ja doch nicht anders ſein! Nur das noch,
Dann laß mich Alten in die Grube fahren!
(Nach kurzem Schweigen.)
Ha! Dank ſei dir! — Vielleicht — wenn du mir beiſtehſt!
(Er tritt zu Albrecht.)
Herr Herzog, ich erkenne meine Ohnmacht
Und will Euch nicht mit Flehn mehr läſtig fallen!

Ich ſehe wohl, Ihr habt dieß Weib geliebt,
Mehr als ein Mann je liebte, den ich kannte!
Und da ſie hingetilgt erbarmungslos,
Wollt Ihr ſie rächen auch erbarmungslos
Und ihr, die ſchuldlos man geopfert hat,
Unſchuld'ge treffend mit den Schuldigen
Ein unerhörtes Todtenopfer bringen. —
Ihr ſtoßt den Vater weg als Euren Feind,
Um ſeines alten Feindes Sohn zu werden, —
Und ſeid nun freilich ſicher, daß der Groll
In Euch nicht matt wird: Ludwig ſorgt dafür.
Und wenn's vielleicht der Traum des Schmerzes iſt,
Dann könnt Ihr in dem Land, das Euer Schwert
In eine Wüſtenei verwandelt hat,
Den Tod, wenn Ihr ihm nachgeht, ſelber finden
Und, nach vollbrachtem Werk, hinfliehn zu ihr
Und künden ihr mit Stolz: Du biſt gerächt!
Nicht eine Königin ward es grauſer je!
Sieh deine Feinde, ſieh das Bayerland,
Zerſtört, vernichtet, deinen Tod zu ſühnen!

Albrecht.

'S wär auch das Beſte: fallen in dem Kampf,
Nachſterben Ihr, die falſche Welt zu laſſen —

Preſinger.

Ja wohl, ja wohl! — Und wenn ſich der Geſchiednen
Das ganze ſchreckenvolle Bild entrollt,
Dann wird ihr Leidensgroll beſchwichtigt ſein,

Die Luſt nach der ſie lechzte, wird ſie haben
Und danken Euch im Innerſten begnügt!
(Albrecht ſieht ihn an und ſteht in Verwirrung.)

Kreſinger

Ich habe nie die hohe Frau geſehn
Mit meinen Augen, aber wohl im Geiſt:
Die Schweſter gab ein lebend Abbild mir,
In lichter Schau der Zärtlichkeit gemalt. —
Sie war erfüllt von Lieb' und Treue ganz
Und von der Lieb' und Treue Heldenmuth.
Sie war beglückt — und alle Seligkeiten
Geliebter Liebe loderten in ihr.
Doch neben dieſen hellen Freudeblüthen,
Da ſproß die dunkle Blume ſtiller Trauer.
Die Flüchtigkeit des Holdeſten der Erde,
Den Traum des Lebens fühlt' ihr tiefes Herz,
Und eine Stimme, die ſie ſelbſt verklagte,
Schwieg nicht in ihrem heiligen Gemüth.
Sie ſtarb, um ihre Treue zu bewahren —
Sie bangt' und litt und duldete für Euch!
Und Alles dieß gab eine Hoheit ihr,
Daß ſie dem Tod ſich bot mit dem Gefühl,
Wo ſich dem tiefen Grauſen Wonne miſcht!

Albrecht.

O großes Herz! O einzig edles Weib!

Kreſinger.

Sie ließ die Welt, wo ſie unendlich Glück,
Doch Leiden auch in Zwiſt und Unheil ſchuf,

Und ihre Liebe nahm ſie triumphirend
Mit ſich hinauf in's Land der Seligen.
Wie! ſie — ſie könnte wilde Rachethaten
Und ein verheertes Land zur Sühne fordern,
Sie, die ſchon hier erhaben über Haß
Und nur der Lieb' und Güte fähig war?
Gereinigt und vergöttlicht iſt ſie ganz,
Und nur was Engel wollen, kann ſie wollen!

Albrecht

(fährt zuſammen; dann mit erzürntem Vorwurf).

Du wendeſt mir das Herz! — Du ſtiehlſt mein Selbſt mir!

Kreſinger.

Das Unrecht ſtraft der Gott der Rache ſtets,
Und hat auch das geſtraft, das ihr geſchehn!
Weil eben Er ſie rächt, drum können Seelen
Die er zum Dulden und zur Liebe ſchuf,
Die Glorie ſich erobern der Vergebung!
Je martervoller ſie gelitten haben,
Je göttlich höher ſchwingen ſie ſich auf —
In Großmuth groß zerſchmettern ſie den Feind. —
Am Kreuze rief der Sohn: Vergib, o Vater,
Weil ſie nicht wiſſen, was ſie thun! — Und nie
Hat ein erhabner Wort die Welt gehört!
(Er tritt zu Albrecht und faßt ihn bei der Hand.)
Ja freilich müßt Ihr etwas thun für ſie,
Die große Dulderin, die Liebende,
Die glorreich, ihre Treue zu behalten,

Das Leben laſſend ſich verherrlichte.
Sie hat's verdient um Euch! — Was wird ihr aber
Die Freude ſchaffen, die ſie heiſchen kann?
Was wird ihr ſüße Augenweide ſein,
Die Seele der Verklärten ſeliger,
Und ſchöner, liebender und größer machen? —
Dem alten Vater gebt den Sohn zurück,
Dem Lande, das in Trauer harrt, den Fürſten —
Und heilt die Wunden, die ihr ihm geſchlagen!
Wenn Ihr den Fluch in Segen umgewandelt,
Dann wird ſie Beifall ſchaun aus Himmelshöhn!

(Albrecht nickt unwillkürlich und ſteht in ſich ſelbſt verloren.)

Areſinger.

Ihr ſchaltet's Hohn, Prinz Albrecht, als ich ſagte,
Daß Euer Vater ſie bewundernd, ehrt?
Nach Straubing kommt und ſeht mit Augen dort
Das Grabmal, das er fürſtlich ihr errichtet!
Sie ward als eine Herzogin beſtattet —
Als Eure Gattin, ew'gen Ruhmes werth;
Und niemals floßen einer Rührung Thränen,
Wie bei dem Trauerfeſt aus Aller Augen!
Was Reu' und Liebe konnten, iſt geſchehn —
In Ehrfurcht ſieht ſie jeden Groll gewendet,
Und Ein's nur mißt ſie noch: daß ihr Gemahl
Verzeihend in des Vaters Arme ſinkt,
Die ſchmachtend nach dem Einzigen verlangen;
Daß Beide, nach dem harten Streite, tiefer
Und liebevoller Eins, für Bayern leben,

Und ſie ſich ſagen kann: das iſt mein Werk,
Weil mein Gemüth Vergebung ihm gebot!
(Leidenſchaftlich Albrechts Arme faſſend.)
Entſchließt Euch, theurer Prinz! Kein Zaudern mehr!
Ihr müßt verzeihn, Ihr müßt: Ihr könnt nicht anders!

Albrecht (erſchüttert).

Ja — ja, ich muß! — ich muß — die Heil'ge will's! —
Geh hin und ſag, daß du mein Herz bezwungen!

Areſinger.

O großer Gott! — in Thränen dank' ich dir,
Daß du mit deiner Kraft im Schwachen ſiegteſt!
(Er eilt hinter die Scene ſchreiend.)
Mein Fürſt! Herbei! Herbei! — Er iſt verſöhnt!
(Er erſcheint mit Herzog Ernſt; auf Albrecht deutend.)
Hier, edler Herzog, habt Ihr Euren Sohn!
(Ernſt und Albrecht fallen ſich in die Arme.)

Ernſt.

O Dank dir, Albrecht, daß du dich gefunden!
(Zu Areſinger, ihm die Hand ſchüttelnd.)
Dank, Alter, dir, du treuſter meiner Freunde!

Areſinger (emporſchauend).

Dank ihr, die uns als guter Geiſt umſchwebt!

Ernſt (zu Albrecht).

Kein Wort mehr über das Vergangene!
Die Gott erhöht hat über alles Volk,
Sie müſſen mehr auch als die Andern dulden

Und für das Glück die Größe nehmen können!
Du biſt geweiht zu deinem Herrſcheramt!
Du fühlſt in ihrer Hoheit nun die Tugend:
Den bittern Kelch, den ſelber du getrunken,
Entfernt zu halten von dem Mund der Andern!
Hilf mir, mein Sohn, zum höchſten Troſt des Alters:
Zum Anblick eines neubeglückten Volks,
Das freudeſtolz auf ſeine Fürſten ſieht!

Albrecht.

Hier meine Hand und eines Mann's Gelöbniß:
Was ich in Zorn und Herzenspein geweſen,
Ich will's in Wohlthun und in Güte ſein!

(Ernſt umarmt ihn.)

Kreſinger (mit einem Blick auf ſie).

Beſiegelt iſt's! — Nun, Augen, könnt ihr brechen!

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Karl der Kühne.

Hiſtoriſche Tragödie

von

Melchior Meyr.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1862.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Gebr. Mäntler in Stuttgart.

STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Perſonen.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund und den Niederlanden.
Maria, ſeine Tochter.
Philippa, Herzogin von Geldern, ſeine Verwandte.
Maximilian, Sohn Kaiſer Friedrichs des Dritten.
Ludwig der Eilfte, König von Frankreich.
Reinhart von Vaudemont, Herzog von Lothringen.
Johann von Chimay, Graf von Croy,
Graf Campobaſſo, Anführer der Lombarden,
Raymond, Ritter von der Leibwache,
in Karls Dienſten.
Graf von Champeroux, in Dienſten Ludwigs.
Graf Thierſtein, Vaſall Reinharts.
Nikolaus von Scharnachthal, Ritter und Altſchultheiß von Bern.
Anna, ſeine Gattin.
Hans Waldmann von Zürich.
Bertram, biſchöflicher Geheimſchreiber.
Martin,
François,
Diener Karls.
Konrad, Knecht
Babi, Magd
bei Scharnachthal.
Ein Ritter Karls.
Ein Lombarde.
Ein Diener Ludwigs.
Hofleute Karls, ritterliches Gefolge Reinharts, Kriegsvolk der Schweizer, Karls und Reinharts.

Erſter Aufzug.

Halle im Kloſter St. Maximin bei Trier.

Erſter Auftritt.

Max, Maria, Reinhart, Philippa.

Maria.

Wie lieb iſt mir's, daß heut ein Ruhetag —
Daß uns der Lärmen einer Feſtlichkeit
Nicht ſtören kann in traulichem Geſpräch!

Philippa (mit ernſtem Lächeln).

Spricht ſo die Tochter meines hohen Ohms,
Des reichſten Herrn der Chriſtenheit? Du ſollteſt
Im höchſten Glanze dich am wohlſten fühlen!
(Maria ſieht Max heiter fragend an.)

Max.

Ja, holdes Fräulein. Und die Prachtaufzüge,
Die jetzt das alte Trier verherrlichen,

Die ſollten, dünkt mich, ein burgundiſch Herz
Noch ganz beſonders ſtolz und fröhlich machen.
Der Herzog, Euer Vater, überſtrahlt
Uns Deutſche weit! Ihm und den Seinen folgen
Die Augen mit Bewunderung vor Allen!

Maria.

Ihr wißt ja, Max, — ich bin auf Eurer Seite!
(Max ergreift mit dankendem Blick ihre Hand.)

Reinhart.

Die Deutſchen haben ihren eignen Schmuck.
Wenn ſie an Reichthum, Zierlichkeit und Feinheit
Dem Hofe Karls den Vorrang laſſen müſſen,
So prangen ſie in Kraft und Stattlichkeit
Und die Gewänder, minder hell von Gold
Und von Juwelen, hüllen Männer ein.

Max.

Ja, Mark ergoß Natur in unſre Glieder!
Der Kern iſt da, — das Andre wird ſich finden.

Reinhart.

Und geht der Zug der Fürſten durch die Straße,
Da ſeh'n wir unter ihnen einen Herrn,
In Jugend glänzen und in Heldenſchönheit,
Dem keiner der Burgunder ſich vergleicht.
Er ſieht mit frohen Augen gradehin,
Wie einer, dem die Welt gehören ſoll!

Maria (die Augen auf Max gerichtet).

Ja, ihn zu ſchau'n im Prunk der Feſtlichkeit,
Das macht mir dieſe heimlich, lieb und werth! —
Doch lieber, noch viel lieber ſeh' ich ihn
Im trauten Kreiſe, wo die ſtolzen Augen
So gut und treu zu mir herniederſeh'n!

Max.

Mein theures Fräulein, — nicht ſo hold und freundlich!
Es iſt zu viel für mich! Ich wäre glücklich,
Wenn mir zuweilen nur ein milder Blick
Die Gnade meiner Herrin kündete!

Maria.

So karg zu ſein, iſt nicht in meiner Art —
Ich ſage treu, was ich im Herzen fühle. —
Wie dank ich's meinem Vater, daß er Euren
Beſuch genehm zu halten mir geſtattet!
Da ſah ich in das Herz des beſten Mannes —
Und was des Vaters Meinung, was die Staatskunſt
Mir vorhielt als die Pflicht der Fürſtentochter,
Was mich erbangen machte, — war auf einmal
Verwandelt durch die Wunder, die ich ſchaute,
Verwandelt in der Seele höchſtes Glück!

Max.

Den Herzen, die ſich ſuchen, dient die Welt!

Philippa.

Ja; doch zuweilen, wenn ſie ſich gefunden,
Zieht ſie ſich falſch zurück und ſcheidet ſie.

(Zu Maria.)

O möge nie dein Geiſt in Widerſtreit
Mit jener Staatskunſt treten, die dein Glück will,
Weil ihr ein Ziel erſtrebt, das groß genug iſt,
Für dich und ſie das herrlichſte zu ſein!

Maria.

Warum ſo ernſt? Gilt nicht von dir das Gleiche?
Der Freund des Vaters iſt dein Bräutigam!
Sein Bund mit ihm, er ſoll durch Euren Bund
Für alle Zeiten unauflöslich werden!

Philippa.

O freilich, freilich! — Wohl beſtellt iſt Alles —
Im ſchönſten Einklang!

Maria.

Wie, biſt du nicht glücklich?

Philippa (Reinharts Hand faſſend).

Ja, glücklich bin ich — glücklich über Alles!

Reinhart.

Sei ruhig, Theure! — Haben wir uns ſelber,
Dann wird das Uebrige von ſelber uns! —
Was die Geliebte wünſcht: der Gatte ſchafft es!

Max (der theilnehmend auf ſie geſehen).

Und wenn ein treuer Freund Euch dienen kann,
So zählt auf ihn! — Mein Wort und meine Hand!
(Er gibt Reinhart die Hand.)

Maria.

Wie ſchön, wie herrlich, wenn der Kaiſer Deutſchlands,
Burgund und Lothringen zuſammenſteh'n!
Dann wird der König Ludwig meinem Vater
Nicht Schaden mehr und Groll bereiten können!

Max.

Das wär' vorbei! — Und dieſes Glück für Alle
Liegt in der Hand des Herzogs; iſt vielleicht
Beſiegelt ſchon! — Der Biſchof ſaß heut Morgen
Mit meinem Herrn geraume Zeit — vielleicht
Hat ihre Einung ſchon den Tag beſtimmt,
Der die geliebte Hand in meine legt,
Der Karl zum Reichsvikar am Rhein und König
Und die Verbundnen ſtark macht über Alle!

Zweiter Auftritt.

Karl tritt ein. **Die Vorigen,** ſich ihm zuwendend, begrüßen ihn.

Karl (ſie überblickend).

In heiterem Geſpräche, traut geſellt?
Glückſelige, beneidenswerthe Jugend!

Maria.

Wir danken's Euch!

Karl.

Ja, wenn wir uns gemüht,
Wenn wir den Baum gepflanzt und großgezogen,
Dann eilen froh die lieben Kinder her
Und pflücken munter ſeine gold'ne Frucht!

Max.

Wann, edler Herzog, werd' ich Eure Hoheit
Mit einem herzlichern und liebern Namen
Begrüßen dürfen? Naht der Tag?

Karl.

Ich hoff' es. —
Beim Kaiſer ſteht's!

Max.

Der Kaiſer iſt bereit.

Karl.

Ei — um ſo beſſer dann!

Max.

Wie könnt' er zaudern!
Der edelſte, der mächtigſte der Fürſten
Will Deutſchland ſich und unſerm Haus verbinden,
Er will dem Reiche ſeine Dienſte weih'n,
Durch ſeinen Glanz des Kaiſers Glanz erhöh'n —
Und ſeinem Sohne mit dem höchſten Kleinod,
Das dieſe Erde hegt, die Anwartſchaft
Auf reiche, ſtammverwandte Lande geben!

Karl.

Ja, ja, dem Hauſe Habsburg ſollte das
Erwünſcht und eines Gegendienſtes werth ſein!

Maria (zu Karl).

Geſtattet meinem Herzen und der Liebe,
Die liebreich Ihr gebilligt, eine Bitte,
Die unter Freunden ich wohl ſagen darf! —
Nie ſah ich einen Herrn, ſo gut wie Max!
Nie weckte mir das Antlitz eines Mannes
Im Herzen ſolch unendliches Vertrau'n,
Wie ſeins! In Ihm lebt meine Seele!
Was mir die Welt an Freude bieten kann,
Das wird nur Freude ſein, wenn er mein Herr iſt!
Und auf dem Weg zum Glück des Kindes wird
Der Vater keine Hind'rung gelten laſſen!

Karl.

Seht, ſeht! — O ganz natürlich! — vor der Liebe
Muß alles Andere die Segel ſtreichen! —
Laß mir die Sorge!
(Zu Philippa und Reinhart.)
Hier iſt noch ein Paar;
Doch ſieht es aus, als ob ihm etwas fehlte! —
Wie, dankt mir kein zufriedenes Geſicht?

Reinhart.

Das meine thut's, Herr Herzog.

Karl.

Und Philippa? —

Kann etwas mehr ein liebend Weib verlangen,
Als Gattin eines ſolchen Herrn zu werden?

Philippa.

Wenn die Natur ein fürſtlich Herz ihr gab,
Kann der Beſitz des Mannes, den ſie liebt,
Ihr Glück noch nicht vollkommen machen!

Karl (lächelnd zu Reinhart).

Wie?

Philippa.

Sie will, daß der Geliebte vor der Welt
Auch noch die Ehre habe, die ihm zukommt,
Und dieſe mit ihm theilen!

Karl (ernſt).

Was hat Reinhart
Von Lothringen zu wünſchen?

Philippa.

Was am höchſten
Den Fürſten ziert: die Herrlichkeit, die Freiheit,
Im eignen Land nach eignem Sinn zu walten!

Karl.

So ſpricht der Ehrgeiz, der die Welt nicht kennt!
Im Anſchluß an den Starken liegt das Heil
Des Kleineren! — Kind, nicht zu hoch hinaus!

Philippa.

Der will nicht hoch hinaus, der Herr bei ſich
Zu ſein begehrt! — Die Mahnung gilt für And're!

Karl (heiter).

Du kannſt das Blut in deinen Adern nicht
Verläugnen! — Herzog Reinhart, ſeht Euch vor!
Sie iſt geartet, Euch zu unterjochen!

Reinhart (mit einem Blick auf Philippa).

Wär' ich vor jeder andern Sklaverei
So ſicher, wie vor dieſer!

Dritter Auftritt.

Campobaſſo. Die Vorigen.

Karl.

Du! — was bringſt du?

Campobaſſo.

Botſchaft von Kaiſers Majeſtät an Seine
Hoheit, den Erzherzog!
(Zu Max.)
Ihr möchtet, Herr,
Sogleich zu Eurem Vater Euch begeben,
Der Euern Rath und Eure Meinung heiſcht!

Karl (für ſich).

Ah! — Gut! —

Max (zu Karl).

Erlaubt —

Karl.

Gehorcht dem edlen Kaiſer!
Was Ihr begehrt — ich muß es glauben — ſteht
In Eurer Macht nun! Laßt das Anerbieten,
Das heut' ich ſeinem Urtheil unterlegt,
Den hohen Herrn in einem Lichte ſeh'n,
Das Euer eigen Herz darauf geworfen,
Und Eure Liebe wird ſich ſelber krönen!

Max.

O Lieb' und Eifer ſollen Alles thun,
Wenn ihnen Ehre nicht entgegenſteht! —
Lebt wohl, Herr Herzog! Lebe wohl, Maria! — —
Mir iſt, als ſtünd' ich vor des Himmels Thür
Und dürfte ſie mit leichter Hand nur öffnen,
Um einzutreten in der Sel'gen Kreis.
Wie lieb und ſüß das Leben draußen iſt,
Dort innen iſt es hehrer, heiliger!

Maria (ihm die Hand reichend).

Gott ſei mit Euch! — und führ' Euch bald zurück!

Karl.

Gebt das Geleit ihm, Reinhart, aus dem Kloſter!

Reinhart.

Mit Freuden.

Karl (zu Max).

Gott befohlen!

(Max und Reinhart ab.)

Maria (nach einem Blick auf ihren Vater).

Komm, Philippa!
Laß uns erwägen in der Einſamkeit,
Wie für den Tag des Glücks, der uns bevorſteht,
Wir uns am würdigſten bereiten mögen!

(Ab mit Philippa.)

Vierter Auftritt.

Karl. Campobaſſo.

Karl (nach einer Pauſe, in der er auf- und abgegangen).

Wenn er ſich fügte! — wenn er mir auf's Haupt
Die Krone ſetzte! — welch ein großer Schritt! —
Der König hat durch ſeine Würde ſchon,
Was ſich der Kriegsheld mühvoll immer wieder
Erkämpfen muß! — Der Majeſtät weicht Alles!
Das Größte ziemt ihr, und natürlich findet's
Die Welt, daß ſie die Welt erobert!

Campobaſſo.

Nichts,
Herr Herzog, iſt unmöglich! Doch geſchäh' es,
Dann müßt' er plötzlich ſich verwandelt haben.
Denn auch bei ſeinen Dienern ſteht es feſt:
Erſt die Verbindung der erlauchten Kinder,
Dann die Erhebung auf den Königsthron
Und die Verleihung des Verweſeramts.

Karl.

Es geht nicht! — Nein! — Ich wär' in ſeiner Hand! —
Wenn er die Gabe nähm' und den Erſatz
Mir vorenthielte?

Campobaſſo.

Herr, ich glaube nicht,
Daß er dieß thäte, kämt Ihr ihm entgegen.

Karl.

Allein er hätte Macht doch, es zu thun!
Die Freiheit hätt' er — und das ſoll er nicht!
Ich will die Freiheit haben und die Macht,
Zu wählen und zu thun, was mir gefällt!
(Geht auf und ab. Dann ruhiger.)
Graf Campobaſſo — dieſe Tochter iſt
Mir ein Juwel von unſchätzbarem Werth;
Das gibt man nicht ſo leichten Kaufs dahin —
Man hält's, ſo lang es möglich, und bedenkt
Und zögert immer wieder! — Als ſie mir
Geboren ward, da zürnt' ich dem Geſchick,

Daß es den Sohn geweigert, und betrübt
War mein Gemüth, als dann auch Margaretha
Mit einem Erben meines Reichs und Geiſtes
Mich zu beſchenken nicht vermocht. Bald aber
Erkannt' ich, daß die eine Tochter mir
Ein größ'rer Segen, als der Söhne viele!
Wär' eine Schweſter des Franzoſenkönigs,
Jolanta von Savoyen, mir ſo hold,
Wenn ſie Maria nicht für ihren Sohn
Durch Unterwerfung einzutauſchen hoffte?
Und fügte ſich der Prinz wohl von Tarent
Dem Winke meines Augs? — Ein Talisman
Iſt dieſes Kind, der alle Herzen bändigt!

Campobaſſo.

Wahr iſt es — und der Vortheil augenſcheinlich.

Karl.

Maria hat den fürſtlichen Beruf,
Der Gründung eines großen Reichs zu dienen —
Und ihm ſich weihend ſoll ſie ihn erfüllen!
Ich bin zu klein, um neben dieſem Kaiſer
Und dieſem König meinen Werth zu haben —
Zu groß und mächtig, um Vaſall zu ſein —
Vaſall dem einen und Vaſall dem andern! —
Einkeilen zwiſchen beide will ich mich,
Ein Königreich von einem Meer zum andern
Will zwiſchen Deutſchland ich und Frankreich ſtellen —
Und meine Arme halten über beiden!

Campobaſſo.

Groß iſt der Vorwurf — müh'voll, groß die Arbeit!

Karl.

Größ'res hat Alexander einſt gethan
Und Größ'res Cäſar wagend ausgeführt —
(auf die Tapeten deutend)
Hier, dieſe Männer, deren Thaten ich
Mir durch die Kunſt vor Augen ſtellen ließ,
Damit ſie durch die Kühnheit ihres Geiſtes
Und durch den Wunderglanz erſtritt'nen Ruhms
Mir jede Regung aus der Seele ſcheuchen
Von Kleinmuth und Verzagtheit! — Fehlt mir was,
Die Hand zu ſtrecken nach dem höchſten Preis?
Die reichſten Schätze, von den edlen Ahnen
Vordenkend aufgeſammelt, liegen da.
Die beiden Länder, die mir unterthan,
Burgund und Niederland, ſind unerſchöpflich.
Ein Kriegsheer iſt gewärtig meines Winks,
Geſchult, gebildet und gewaffnet, wie
Kein zweites in der Chriſtenheit beſteht.
Erprobte Führer hab' ich, treue Diener,
Mein Name breitet Schrecken vor mir her
Und ſchlägt die Seelen, eh' ich noch erſchienen.

Campobaſſo.

Ja, ja, der Krieg mit Ludwig hat gewirkt!
Zu Nesle der Leichenhaufen in der Kirche
Hat in die Herzen Aller Furcht geſchauert!

Karl (nach kurzem Schweigen).

Zu dieſen großen Dingen nimm den Bund

Mit meinem Schwager, König Eduard,
Durch den ich meines Erbfeinds tückiſchen Arm
Gefeſſelt halte. Kraft des jüngſt erzwungnen
Vertrags mit Reinhart bin ich Mitherr faſt
In Lothringen — der Vetter wird gehorchen!
Das Elſaß bleibt als Pfand in meiner Hand,
Denn Sigmund hat kein Gold in ſeiner Taſche,
Es einzulöſen. In den Landen allen
Diesſeits des Rheins bin ich als Reichsvikar
Das höchſte Haupt, und der Poetenkönig
René hat die Provence mir zugeſagt.
Was mangelt noch? Savoyen und die Schweiz,
Dermalen Freunde, ſollen mir Beſchützte
Und aus Beſchützten Unterthanen werden.
Wir nehmen Mailand — und das Königreich
Burgund iſt größer, mächt'ger, glänzender
Von einem König wieder aufgerichtet.

Campobaſſo.

Ein Königreich — für einen künft'gen Kaiſer!

Karl.

Bei St. Georg! Wenn frei der Kaiſerthron,
Wer will mich hindern, mich darauf zu ſetzen?
Und bin ich König von Burgund und Kaiſer,
Wer kann es wagen, mir zu widerſteh'n?
Dann jagen wir die Türken aus Europa
Und ſtellen mit gewalt'ger Hand die Ehre
Des Reiches und des Chriſtenvolkes her!

Campobaſſo.

Erhabne Pläne — wahrhaft kaiſerlich! —

Allein erlaubt mir, daß ich Euch erinn're
An Ludwigs nimmermüdes Ränkeſpinnen
Und an den Geiſt der Widerſetzlichkeit,
Der in den Kleinen — eiferſüchtig, trotzig,
Machtgierig — immer wieder ſich erhebt!
Wird ſich Jolanta nicht zum Bruder ſtellen?
Und werden ſie zuſammen nicht vermögen,
Dem Greis René zum Wortbruch Muth zu geben?

Karl.

Gut, Campobaſſo! — Darum eben muß ich
Maria mir bewahren, die Savoyen
Und jene Herrn, die gern mir widerſtrebten,
Dienſtbar an meine Schritte feſſelt! — Nichts da! —
Sie ſoll an meinem großen Werk mir helfen!
Iſt's fertig, geb' ich ſie dem Würdigſten; —
Und wenn der Max als dieſer ſich bewährt,
Soll er ſie haben! — aber eher nicht! —
Beim Teufel! — dieſes Kind weggeben — jetzt! —
Viel lieber wollt ich Franziskaner werden
Von ſtrengſter Regel!

Campobaſſo.

Herr, ich wünſche nichts
Als Euer Wachsthum! Aber Friedrich iſt
Mißtrauiſch, weil er ſchwach von Geiſt, ein ſteter
Bedenker, Zaudrer! — Wenn er's weigerte?

Karl.

Ich hab's ſo lockend diesmal hingeſtellt,

Der Biſchof wird es ihm ſo ſchön verbrämen —
Mein Wort verpfänd' ich dir, er geht in's Netz! —
Macht euch bereit, ihr Herrn, und rüſtet euch!
Gewalt'ge Dinge ſind im Anzug, Thaten,
Die ſich den herrlichſten der Weltgeſchichte
Zur Seite ſtellen werden! Wenn die Krone
Das Haupt uns deckt, dann ſoll ein Lauf beginnen,
Von dem wir unſern Gliedern Ruhe nur
Vergönnen werden auf dem höchſten Sitz
Der Welt!

Campobaſſo.

Ihr ehrt mich über Alles, Herr,
Durch dies Vertrau'n, — und keinen höhern Ruhm
Kann Phantaſie mir vor die Seele malen,
Als Werkzeug Euch auf Eurem Gang zu ſein.
Was ich vermag und bin, mein Gut und Blut
Gehört dem größten Helden des Jahrhunderts,
Vollkommen, unbedingt!

Karl.

So hör' ich's gern!
Auch ſollen meine Diener mit mir ſteigen!
Indeſſen, Graf — mißbrauche meine Nachſicht
Nicht wieder! — Meine Helfer ſollen Gold
In Fülle haben — aber wohlgemerkt! —
Durch mich und meine Hand! — Laß dich nicht mehr
Auf dieſem Wege finden!

Campobaſſo.

Gnäd'ger Herzog —

Karl.

Genug, genug! — Ich will's vergeſſen haben!

Fünfter Auftritt.

Bertram tritt ein.

Karl.

Bertram! — Was haſt du mir zu ſagen? — Sprich!

Bertram.

Des Biſchofs Gnaden melden Eurer Hoheit:
Der Kaiſer hat an dieſem Morgen ſich
Geneigter, williger gezeigt. Am Schluß
Der Unterredung ſchien er einverſtanden,
Zum wenigſten erhub er keinen Einſpruch.
Er forderte noch einen Tag Bedenkzeit.

Karl.

Dem treuen Vetter meinen Gruß und Dank!
(Bertram ab.)

Campobaſſo.

Noch einen Tag!

Karl.

Sey er dem Herrn gegönnt! —
Ich will ihn heute feierlich beſuchen,
Will ihm durch Güte, Freundſchaft, Huldigung
Die letzten Zweifel in der Seele tilgen —
Und morgen, morgen ernten für die Mühe!

Sechster Auftritt.

Chimay tritt aufgeregt ein. **Die Vorigen.**

Chimay.

Mein Fürſt —

Karl.

Was gibt's? Weßwegen ſo beſtürzt?

Chimay.

Ich bin der Träger einer unverhofften
Und unwillkomm'nen Zeitung, Herr! — Der Kaiſer —

Karl.

Iſt er erkrankt? —

Chimay.

Er hat die Stadt verlaſſen
Mit ſeinem Sohn und ſeinem Hausgeſind
Und läßt Euch ſagen —

Karl.

Wie? — Unmöglich! —
Es iſt nicht wahr!

Chimay.

Herr Herzog —

Karl (mit dem Fuße ſtampfend).

Schnell! Wie ging's!
Erzähl!

Chimay.

Der Kaiſer, wie ich eben erſt
Im erzbiſchöflichen Palaſt erfahren,
Hat geſtern heimlich einen Brief empfangen,
Der, wie man annimmt, ihn zu dieſem Schritt
Gedrängt, ermuthigt hat. In größter Stille
Ließ er das Allernöthigſte bereiten
Und auf der Moſel eine Jacht beſtellen,
Als wär's zu einer Luſtfahrt. Sonder Zweifel
Hat er dem Prinzen den Beſuch erlaubt,
Um ſicher Euch zu machen und dem Jüngling
Zur Ueberlegung keine Zeit zu gönnen,
Weil ihm ſein liebendes Gemüth vielleicht
Ein Hinderniß geſtellt vor ſeinen Plan.
Als Max erſchienen, da befahl er ihm,
In's Boot ſich zu begeben augenblicks,
Und fuhr nach Köln, die Botſchaft hinterlaſſend:
Was er mit Euch beſprochen und verhandelt,
Müßt' er verſchieben abzuſchließen, weil ihn
In's Reich abriefen kaiſerliche Pflichten!

Karl.

Fort! Heimlich fort! — Und Krone, Scepter, Mantel
Schon ausgefertigt, ausgeſtellt! Der Biſchof
Zur Salbung ſchon berufen und bereit!
Der Krönungstag beſtimmt! — Ich bin genarrt!

Ich bin mit unerhörter Schmach bedeckt —
Verrathen und genarrt von einem Deutſchen!

Chimay.

Mein Fürſt —

Karl.

Und du, der Freunde hat in Trier,
Du ſiehſt und hörſt und merkſt von Allem nichts?
War's mir gemeldet einen Augenblick
Vorher — ich hätt' ihn feſtgehalten! — Geh!
Ich habe keine Diener! Blöde Träumer,
An ſich nur denkend, ganz des Eiſers baar,
Der Augen macht für die Gefahr des Herrn! —
Du hätteſt ihnen den Verrath vom Aug'
Ableſen und die Flucht verhindern ſollen
Mit jedem Mittel — und um jeden Preis!

Chimay.

Ich dien' Euch, Herr, als Kriegsmann und als Rath,
Nicht als Spion! Zu Thaten nur verpflichtet,
Die mein Gewiſſen als gerecht erkennt!

Karl.

Gerecht, gerecht!

Campobaſſo.

Gerecht iſt für den Diener,
Was der Gebieter will und wünſchen muß!

Chimay.

Die Regel eines Knechts! — Der Niederländer
Behält im Dienſt ſich Ehr' und Urtheil vor!

Karl (macht im höchſten Zorn einen Schritt gegen Chimay, der ihm feſt entgegenſchaut. Plötzlich anhaltend und ſich beſinnend).

Du pochſt auf unſ're Jugendfreundſchaft! — Geh!

Chimay.

Ich geh', Herr Herzog, um zurückzukehren,
Wenn hier Gerechtigkeit zurückgekehrt!

(Ab.)

Karl (nach einer Pauſe).

Gefloh'n! Entwichen! — Aus dem Staub ſich machend,
Fortſchleichend wie ein Dieb — der deutſche Kaiſer! —
Beim großen Gott, ein höchſt ergötzlich Schauſpiel! — —
Der Brief, den er erhalten, war von Ludwig!

Campobaſſo.

Ich glaub' es ſelbſt. Der König hat die Gabe,
Zu wittern die Gedanken ſeiner Gegner
Von Ferne ſchon! Er wird dem alten Herrn
Ein ſchreckerregend Bild von Eurer Herrſchſucht
Und Eurem Ehrgeiz hingezeichnet haben,
Und Friedrich, eiferſucht- und argwohnvoll,
Hat in der Flucht ſein Heil geſucht!

Karl.

Und glauben

Die Beiden, daß ſie mich aufhalten werden?
So wenig wie den Bergſtrom, der, geſchwellt
Von Regengüſſen, fort zu Thale braust!
Der König nicht, der Heuchler und Betrüger,
Der Maulwurf, der im Finſtern Minen gräbt,
Und nicht der Kaiſer, der in ſteter Noth
Ein Spott iſt ſeiner eigenen Vaſallen!
Fahr' hin in's Reich, wo du noch Herrſcher biſt!
Was du mir nicht gegeben, werd' ich nehmen!
Ich werde ſelber mir die Krone ſchmieden,
Und ſie mit eig'ner Hand auf's Haupt mir ſetzen!
Und wenn ich throne dann in meinem Reich —
Wenn Einem Willen alle Kräfte dienen,
Wenn Aller Gut und Blut in meiner Hand,
Wenn ich in meiner Völker Mittelpunkt,
Wie Gott in ſeiner Welt, allmächtig —
Weh, Kaiſer, deinem Reich! Weh, König, deinem!

Siebenter Auftritt.

Maria und **Philippa.** **Die Vorigen.**

Maria.

Was iſt geſcheh'n? — Die Diener ſtehn zuſammen
Und ihre Mienen künden Unheil an.
Sagt, Vater, ſagt, was iſt's?

Karl.

Du kommſt gelegen! —

Faß dich, mein gutes Kind! — Dein Kaiſerprinz,
Der in dem Strahl nur deiner Augen Leben
Und ſeiner Seele Heil zu finden ſchien —

Maria.

Um Gotteswillen —

Karl.

Fort iſt er! Entfloh'n!
Das Abſchiednehmen ſparend weg aus Trier
Auf Nimmerwiederſehen!

Maria.

Max!

Philippa.

Es iſt
Unmöglich! — Wer des Prinzen Auge ſah,
Der ſah darin das Leuchten einer Liebe,
Die Niemand heucheln kann, die nie vergeht,
Weil ſie ein Lichtſtrahl nur des Ewigen!

Karl.

Doch iſt er fort — die Unterhandlung aus!
Der Kaiſer Friedrich iſt aus Trier gefloh'n
Und Max mit ihm!

Philippa (für ſich).

Der Kaiſer! — Ich verſtehe! —

(Zu Maria.)

Maria, tröſte dich! — Der Vater hat's
Dem Sohn befohlen, und der gute Sohn,
Wie es die Pflicht gefordert, hat gehorcht —
Weil er dich liebt! — Des Edeln Herz iſt dein,
Und dieſes Herz wird auch die Wege finden
Zu deiner Hand! — Und wenn die ganze Welt
Dir Nein entgegenriefe — zage nicht!
Denn ſolche Seelen eint der Herr der Welt,
Weil ihre Luſt ihm ſelber lieblich iſt!

Karl (zu Campobaſſo).

Sie tröſtet gut — mit ſchönen Phantaſien!

Maria (zu Philippa).

Du ſagſt die Wahrheit!

(Zu Karl.)

Vater, ich bin ruhig
Und werde nicht durch Klagen dich betrüben! —
Die Treue ſelbſt iſt eher falſch als Max!
Und ſeiner Augen ſtolzer Blick verkündet,
Daß vor dem Willen ſeiner Liebe Berge
Von Hinderniſſen, die die Welt erſände,
Hinſchmelzen würden — wie viel eher nicht
Das Hinderniß im Herzen eines Vaters!

Karl.

Welch guter Anwalt, der ihm hier geblieben!

Maria.

Ich muß ihn nicht vor meinen Augen haben,

Um ſeiner froh zu werden! — Nein, er lebt
In mir und meine Seele ſchaut ihn an
In aller ſeiner Schönheit, Lieb' und Güte! —
In dieſer letzten Zeit, wenn ich allein war,
Da trat ſein Bild mir vor das Auge hin,
Da tauſchten Blicke wir, Gedanken, Worte,
Und ich verkehrte wonnevoll mit ihm,
Wie wir mit Gott verkehren im Gebete.
Du darfſt mich nicht beklagen, lieber Vater!
Ich bin beglückt und über jede Kluft
Der Trennung hin trägt mich die Zuverſicht
Dem höchſten Glück im Bund mit ihm entgegen

Karl (ihre Hand faſſend).

Geh, Kind, in dein Gemach und glaube freudig
An deine Hoheit, deiner Tage Glück!
Mein — meiner Lande Stolz! Was auch geſchehe.
Der herrlichſte von allen Fürſtenſöhnen
Europa's ſoll dein Gatte werden! Ich
Verſprech' ihn dir und werde dir ihn geben!

Maria.

Dann, lieber Vater, gebt Ihr mir den Max!
(Sie wendet ſich zum Gehen, Philippa will ihr folgen.)

Karl.

Philippa, bleib; — ich hab' mit dir zu reden!
(Maria geht ab.)

Achter Auftritt.

Karl, Philippa, Campobaſſo, etwas entfernt von ihnen.

Karl.

Ich habe dich, Philippa, ſtets geachtet,
Weil einer Fürſtin Geiſt in dir ich ſah,
Der offen iſt dem Ernſten und dem Großen.
Kriegsruhm und Macht begeiſtern dich, — die Liebe
Füllt deine Seele nicht allein!

Philippa.

Die Liebe
Und treue Sorge für die Größe deſſen,
Dem ſie geweiht iſt, ſind in Eins verſchmolzen
In einer edeln Frau!

Karl.

Wer für das Große
Ein Herz hat und für heldenhafte Thaten,
Der hat's für den, der ſie zu thun vermag! —
(Nach kurzer Pauſe.)
Ich habe dich zur Helferin erſeh'n!
Du ſollſt von meiner Arbeit einen Theil
Und einen Theil von meinem Ruhme haben —
Du ſollſt als treue Freundin eines Helden
Durch alle Zeiten ſtrahlen!

Philippa (nachdem ſie ihn forſchend angeſehen).

Was verlangt Ihr?
Ich bin erbötig und bereit zu thun,
Was mir die Pflicht gebietet und — geſtattet.

Karl.

Das Blut in deinen Adern, Kind, — die Stellung,
Die Hoheit eines Zweigs an unſerm Stamm,
Die Dankbarkeit verpflichten dich: die Kraft,
Die dir gegeben, meinem Arm zu leih'n! —
Ich habe Herzog Reinhart dir verlobt;
Nicht hab' ich euch durch Widerſtand gequält,
Als eure Lieb' ich ſahe — nein, ich habe
Die Sehnſucht ſelber an ihr Ziel geführt!

Philippa.

Das thatet Ihr —

Karl.

Du kannſt es nun vergelten!
Du kannſt mir's lohnen durch den größten Dienſt!

Philippa.

Doch wie, mein Ohm?

Karl.

Du mußt Reinhart bewegen,
Mir einzuräumen, was ich fordern muß!
Er liebt dich über Alles! Dir, wenn du
Mit Ernſt ihn angehſt, kann er nichts verweigern!

Philippa.

Er braucht's auch nicht! — Er weiß, daß ich nichts fordre,
Was nicht zum Schemel ſeiner Ehre dient! —
Und Eure Wünſche? Sprecht ſie deutlich aus!

Karl.

Reinhart ſoll mit mir geh'n den Weg des Ruhms!
Sein Land, ſein Volk, ſein Gut und ſeinen Muth
Soll er beiſteuern zu der Einen Macht,
Womit wir uns ein Königreich erobern!

Philippa.

Das heißt: was Ihr erdacht, ſoll Reinhart thun?
Er ſoll der Arm ſein, dem das Haupt gebietet? — —
Und wenn er's weigert — was geſchieht?

Karl.

Er wird's nicht!
Denn ohne dich vermag er nicht zu leben!
Sein Herz iſt weich — die Liebe herrſcht darin, —
Philippa's Hand iſt ihm das höchſte Gut!
Doch dieſe Hand und fürſtlichreiche Mitgift,
Die Herzog Karl gewährt, erhält er nur,
Wenn er erfüllt, was wir verlangen!

Philippa.

Reinhart —
Das ſcheint das Wort für Eures Herzens Meinung —
Soll unbedingt Euch zu Gebote ſteh'n,
Und ich ſoll durch die Macht, die ſeine Liebe
Mir zugeſtanden, ihn Euch überliefern!

Karl.

Zum Freund ſollſt du ihn machen und Gehülfen! —
Das Wohl des Hauſes, dem du angehörſt,
Die Glorie, die es haben ſoll und muß,
Gebieten dir's!

Philippa.

Nie, nie wird das geſcheh'n!
(Karl ſieht ſie erſtaunt und entrüſtet an. Campobaſſo tritt näher).
Ich ſollte den, zu deſſen Ehr' ich da bin,
Erniedern? Mein Gemahl, ein Fürſt und Herr,
Der nur den Kaiſer über ſich erkennt,
Sollt' als Vaſall gehorchen dem Vaſallen, —
Ja, willenloſes Werkzeug ſein? Die Krone,
Durch die der Herzog Eures Gleichen iſt,
Sollt' ich, die Gattin, ihm vom Haupte reißen?
Nie, nie, Herr Herzog! Der Vertrag, den Ihr
Erzwungen durch Gewaltthat, ſoll gelöſt,
Nicht feſter werden und dem Eingeſchnürten
Jedwede Regung hemmen! Unumſchränkt
Soll Reinhart ſein, frei, frei ſoll er beſchließen,
Was ihm gefällt!

Karl.

Sinnloſe! Pflichtvergeſſ'ne

Philippa.

Ich hab' mich nie verpflichtet, Eurem Ehrgeiz
Auf Koſten des Geliebteſten zu fröhnen.
Ihr habt für Euch gehandelt, als Ihr thatet,

Was mich beglückte! — Dennoch ſollt Ihr Dank
Und Dienſte haben, wo die Pflichten immer
Der Gattin und Verwandten ſich vereinen.
Im Widerſtreit mit meines Reinhart Ehre
Verweigr' ich Alles! — Ihm und ſeinem Ruhm
Gehört mein Leben, meine Kraft, mein Geiſt;
Und was mit dem Beruf zuſammenſtößt,
Das ſtoß' ich weg, von wem es kommen mag!

Karl.

Du wagſt es, mir zu trotzen! — Kennſt du mich?

Philippa.

O ja, ich kenn' Euch, beſſer als Ihr denkt —
Im hellſten Licht erblick' ich Eure Seele! —
Herr wollt Ihr ſein und Knechte wollt Ihr haben,
An Rang verſchieden, aber darin gleich,
Daß Alle ſklaviſch Euch gehorchen müſſen.
Nur Ihr allein ſollt freien Willen haben,
Die Andern nur den Willen, Eurem Willen,
Der ihre Freiheit aufzehrt, blind zu dienen!

Karl.

Rebellin! Raſende! — Was hält mich ab —

Campobaſſo (vortretend).

Prinzeſſin, hört auf eines Dieners Rath!
Der Nächſte nach dem Herzog Karl zu ſein,
Das iſt ein Glück, nach welchem größ're Herrn,
Als Herzog Reinhart iſt, noch geizen werden.

Allein die Macht zu reizen, bringt Gefahr! —
Ich rath' Euch, Furcht zu haben!

Philippa.

Wer die Freiheit —
Die Treue höher achtet, als das Leben,
Der iſt erhaben über jede Furcht!
Kein Leid und auch der Tod nicht kann ihn ſchrecken!

Campobaſſo.

Es gibt noch Schlimm'res, Fürſtin, als der Tod!

Karl.

Wohl! — du verſchmähſt, was ich dir zugedacht,
Zerreißeſt keck das Band, das dich erhaltend
An mich geknüpft! — Es ſey! — Geh' hin und fühle,
Was du allein und ohne mich vermagſt!
Ich brauch' dich nicht! — Wenn ich beſchloſſen habe,
Nach einem Ziel zu geh'n, dann hemmt mich Niemand;
Und wer ſich nicht mit ſeinem Willen fügt,
Der fügt ſich, weil er muß!

Campobaſſo.

Beſinnt Euch, Fürſtin! —
Die Klugheit fordert, daß der Macht Ihr weicht!

Philippa.

Die Klugheit fordert, daß ich edel bin!
Die Klugheit fordert, daß ich widerſtehe
Geſchminkter Lockung, die mich in's Verderben

Mit dem Verſucher riſſe! — Spare deine Worte!
Du biſt der Mann nicht, der mir rathen kann!

Karl.

Wir ſind geſchieden! Fort! Hinweg! — Verſtoßen
Von meinem Herzen und aus meinem Hauſe,
Sink' in dein Nichts zurück! — Am Wege ſtehend,
Ohnmächtig, überzeuge deine Blindheit,
Daß ich unfehlbar, was ich will, erreiche!

Philippa (bei Seite).

O ich errathe, was du willſt! — Schnell! Schnell!
(Ab.)

Karl (nach einer Pauſe).

Die Hölle neckt mich! Was! nachdem ich ſchon
Die Hand gelegt an's Königsdiadem,
Verſchwindet es, wie von Dämonenhänden
Hinweggerafft! Das Kaiſerhaus fällt ab,
Mein eigen Haus empört ſich wider mich!
Weicht mir der Boden bei den erſten Schritten?

Campobaſſo.

Euch bleibt die Macht, die Ihr allein beſitzt!

Karl.

Beim Teufel, ja — die bleibt mir! — Und man zwingt mich,
Sie anzuwenden! — Soll'n verliebte Weiber
Den Lauf des Mannes hemmen? Soll das Große
Der Erde nicht gedeih'n, weil eine Thörin,

Für ihre Grillen bangend, Wehe ruft? —
Und dieſe Sinnberaubte widerſetzt ſich
Der Gründung eines königlichen Hauſes,
Worin ſie ſelber glorreich wohnen ſollte!

Campobaſſo.

Die Männer, die der blöden, ſpröden Welt
Und ihrem kindiſchen Geſchrei zum Trotz
Ausführen die Gedanken ihrer Seele,
Sie grade nennt dieſelbe Welt die Großen!

Karl.

Ja! — und ſie ſind's! — die Säulen der Geſchichte
Und wenn das klägliche Gewinſel längſt
Verhallt iſt, werden ſie gerühmt — vergöttert, —
Und ihre That entflammt zu neuen Thaten!
(Nach kurzem Schweigen.)
Graf Campobaſſo! —

Campobaſſo.

Herr!

Karl.

Nimm deine Leute,
So viel im Kloſter ſind, beſetze ſchnell
Die Thüren und die Thore, dann umſtelle
Den linken Flügel, geh' mit deinen bravſten
Zum Lothringer und halt' ihn feſt!

Campobaſſo.

Nach Eurem
Befehl! — Doch wenn er ſich zur Wehre ſetzt —
Wenn ſeine Diener ihn vertheidigen —
Was darf ich thun? Wie weit —

Karl.

Ihn ſelber ſchone! —
Doch über all die Seinen hin ergreif ihn! —
Er muß in meiner Macht ſein, dieſer Jüngling!
Hörſt du? Er muß!

Campobaſſo.

Ich gehe, zu gehorchen.

Karl.

Die erſte That auf meinem neuen Weg
Darfſt Du thun, Campobaſſo! — Komme mir
Nicht wieder, wenn er nicht in deiner Hand iſt!
(Campobaſſo ab.)

Karl.

So oder ſo! — Er wird ſich wohl bedenken,
Wenn mir ſein Loos anheimgegeben iſt!
Er wird es vorzieh'n, mit dem Stärkeren
Im Tageslicht und auf dem Feld der Ehre
Dem Siege nachzugehen, ſtatt im Kerker
Der ewigen Nacht verfallen hinzuſchmachten! —
(Nach einer Pauſe.)
Wer Großes will, kann die Gewalt nicht meiden,

Ja nicht das Unrecht, wie die Welt es nennt!
Die Menge ſcheut vor ihrem Wohl zurück —
Wer ihr's mit Zwang auflegt, der iſt ihr Heiland! —
Der elle Zank der Fürſten um ein Nichts
Fällt giftig auf die Saat beſcheidnen Fleißes —
Die Welt braucht einen Herrn, der ſie beſchützt,
Und ich — ich halte mich durch Kraft und Willen
Zu dieſem Amt berufen! — Welch ein Bild,
Wenn Ordnung triumphirt und jeder Kraft
Der Weg gewieſen iſt zu Luſt und Ehre!
Wenn ſich, beſchirmt, der Bauer ſeiner Ernte,
Der Kaufmann des Gewinns erfreuen kann!
Wenn in den Städten fröhliche, geſchickte,
Geiſthelle Menſchen durch einander ſchwärmen!
Wenn ſich die Völker, die ſich jetzt bekämpfen,
Als Glieder eines ruhmgekrönten Ganzen,
Die Chriſten alle ſich als Brüder fühlen —
Anbetung weih'n dem Einen Gott im Himmel,
Dem Einen Herrn auf Erden Huldigung!
Zu ſolchem Herrn berufen iſt der Kaiſer,
Das gottgeweihte Haupt der Chriſtenheit —
Und ſoll auf höchſtem Sitz die Kleinheit thronen?
Ich duld' es nicht und ſchreite kühn hinan! —
Und da ſie nichts mir ließen als Gewalt,
Will ich ſie brauchen! — Dieſes Lothringen
Trennt meine Lande mir! Ich muß es haben —
Um jeden Preis! Ich muß! Es iſt die Staffel,
Die mir zum Aufgang unentbehrlich iſt!

Zehnter Auftritt.

Campobaſſo tritt ein.

Campobaſſo.

Herr Herzog —

Karl.

Schrecken im Geſicht! — Er hat ſich
Vertheidigt, und du haſt —

Campobaſſo.

Viel ſchlimmer iſt's! —
Als ich ihn ſuchte, war er aus dem Kloſter!

Karl.

Hinweg! Er!

Campobaſſo.

Auf dem falben Renner, den Ihr
Ihm ſelbſt geſchenkt, war er hinausgeritten
Mit zwei der Seinen. Ein Lombarde ſah ihn
Fortjagen auf dem Weg nach Nancy.

Karl.

Teufel! — —
Allein du haſt ihm Reiter nachgeſandt,
Die beſten und die ſchnellſten, auf der Stelle?

Campobaſſo.

Mein Fürſt — ich wollt' —

Karl.

Ihm einen Vorſprung laſſen,
Damit er nicht mehr einzuholen iſt?
Entflieh'n ihn laſſen in ſein eigen Land —
Ein Volk in Aufruhr mir entgegenſtellen
Mit einem Oberhaupt? Sinnloſer! — wo nicht
Verräther!

Campobaſſo.

Herzog Karl! — Wie! — Dieſe Kränkung
Dem Mann von Ehre?

Karl.

Will von Ehre reden,
Der ſich betreffen ließ — den meine Nachſicht
Allein von off'ner Schmach gerettet? — Still!

Campobaſſo.

'S iſt ſchändlich, unerträglich! — Ihr ſeid ein —

Karl (macht einen Schritt gegen ihn).

Ein einzig Wort noch und ich zücht'ge dich
Mit eig'ner Hand!

Campobaſſo (wirft einen Blick der glühendſten Rachſucht auf ihn; dann ſich faſſend).

Ich habe mich vergeſſen! — —
Ich bin Eu'r Diener!

Karl.

Noch dazu ein ſchlechter,
Für den der Herr genöthigt, einzutreten!
(Er geht gegen die Thüre.)

Campobaſſo (für ſich).

Nachdem ich das für ihn gethan! — Weh dir!
Weh dir! —

Karl.

He Berton! Maas! — — Es wird zu ſpät!

Elfter Auftritt.

Philippa, welche die Thüre geöffnet hat, tritt ein. **Die Vorigen.**

Philippa.

Es iſt zu ſpät! — der Falbe, der ihn trägt,
Er nimmt's mit deinem eig'nen Rappen auf,
Und Reinhart iſt ein guter Reiter! — Ja!
Wenn du Gewalt im Sinn' haſt, 's geht nicht mehr!
Der Arm des Unrechts iſt zu kurz geworden!

Karl.

Du haſt gewarnt — die Flucht ihm angerathen!

Philippa.

Ich hab's gethan!

Karl (nach einem zornigen Blick auf ſie für ſich).

'S iſt aus! Das Schickſal will's nicht! —
Doch wenn es mit der einen Hand mir nimmt,
Gibt's mit der andern. Der Entwichene
Bricht den Vertrag, und gibt das Recht zum Krieg mir!

(Sich zu Philippa wendend.)

Du lächelſt ſtolz? — Du wirſt es bald verlernen!
Beſchloſſen iſt des Jünglings Untergang!

(Zum Grafen gewandt.)

Nun, Campobaſſo, kannſt du deinen Fehler
Gutmachen wieder! Halte deine Leute
Zum Marſche fertig in das Land des Flüchtlings!

(Campobaſſo ſchweigt.)

Wie! noch empfindlich?

Campobaſſo (ſich zuſammennehmend).

Nein, hochedler Fürſt!
Ihr hattet Recht; 's war eine Schwachheit, mich
Gekränkt zu ſeh'n: der Herr kann nicht beleid'gen! —
Ich hab' vergeſſen, was geſchehen iſt!

Karl.

So laß ich's gelten, Graf! Und thuſt du nun,
Was mich zufriedenſtellt, ſo werd' ich thun,
Was dich erfreut!

(Zu Philippa.)

Und du — verlaß mein Haus!

Philippa.

Ich bin gekommen, dir es anzuſagen!

Ich will nicht länger mit der Tyrannei
Zuſammenwohnen unter einem Dach — —
Ich geh' zu Ihm — zum Recht!

Karl.

Du biſt ein Weib,
Und darfſt dein Herz mit Prahlerei'n erquicken!
Geh' hin und ſchwärme kühn! Ich werde handeln!
Der Wagen, der an's Ziel mich tragen ſoll,
Steht angeſpannt; ein Wink von meinem Aug',
Und über das Gefilde rollt er hin! —
Wer demuthsvoll ihm weicht, der bleibt verſchont —
Wer keck ſich in die Bahn drängt, über den
Geh'n ſeine Räder und zermalmen ihn!

Zweiter Aufzug.

Zimmer in einer Gränzburg Ludwigs.

Erſter Auftritt.

Ludwig und **Graf Champeroux.**

Ludwig.

Das alſo hätten wir erreicht! Der Kaiſer —
Der gute Friedrich — hat ſich ſchrecken laſſen,
Und die Verbindung, welche mich erſchreckt,
Sie iſt zerriſſen!

Champeroux.

Völlig, Majeſtät.

Ludwig.

Sie wird es vor der Hand auch bleiben, Graf.
Der Herzog von Burgund iſt nicht der Mann,
Den Frevel, ſeinen Willen nicht zu thun,
Dem Kaiſer zu verzeihn! — Er zürnt?

Champeroux.

Er tobt!

Ludwig.

Vortrefflich! — — Die burgund'ſche Königskrone
Schwand wieder in das Reich der Träume hin —
Wir haben einen guten Freund und Vetter,
Nicht einen Bruder neben uns! — Und nun
Will er ſich rächen an dem jungen Reinhart
Und auf des Kleinen Koſten ſich bereichern —
Und ich ſoll zuſehn, ihn gewähren laſſen —

Champeroux.

Ja Sire — und ſelber Eure Fordrung ſtellen!

Ludwig (nach einer Pauſe düſter erregt).

Vor Allem will ich dieſen Saint Pol haben,
Der ſich vor mir in ſeinen Schutz geflüchtet —
Den Connetable Frankreichs, der das Reich
Verrathen hat und ſeinem Herrn geſchadet!
Sein Haupt muß fallen — Andern zum Exempel!

Champeroux.

Mein Fürſt, ich werd' ihm Euren Willen —

Ludwig.

Halt!

(Für ſich hinſehend.)

Wenn ich ihn Reinhart's Land erobern laſſe,
Wird er's behalten wollen — ganz und gar

(Sieht Champeroux an.)

Champeroux.

'S iſt möglich.

Ludwig.

'S iſt gewiß!

(Pauſe. Dann zu Champeroux bedeutſam.)

Doch dieſer Stein,
Den er einfügen will in ſeinen Bau,
Kann ihm ein Fels des Aergerniſſes werden! —
Das Glück erweckt der Nachbarn Eiferſucht
Und Neid und Widerſpruch und Gegenkampf!

(Champeroux neigt ſich zuſtimmend.)

Ludwig.

Die Schweizer Herrn ſind wieder lau geworden,
Nachdem ſie jüngſt noch gegen Karls Vaſallen
Bei Hericourt ſo tapfer ſich gehalten!
Die Waffen ruh'n — man denkt an Einigung! —
Doch ſie gerade können es nicht dulden,
Daß er an ſie von dorther auch ſich drängt!
Sie können's nicht — wenn ſie erleuchtet ſind!

Champeroux (nach kurzer Pauſe).

Wenn aber nicht?

Ludwig.

Wir werden ſie erleuchten! —
Wir werden ihnen die Gefahren ſchildern,
Die ihnen droh'n und ihrem freien Lande!
Wir werden's ernſter thun, als je zuvor,

Mit allen Gründen ächter Politik! —
Und dann der Dießbach, unſer Freund in Bern,
Liebt die franzöſiſchen Kronen! — 's iſt begreiflich —
'S iſt ſchönes Geld, wenn's aus der Münze kommt! —
Man muß ihm eine reich're Spende geben —
Für ihn und ſeinen Anhang!

Champeroux.

Wohl, mein Fürſt!

Ludwig.

Sie ſollen ſich nicht einigen mit Karl! —
Wenn Friede ſein ſoll, will ich ſelbſt ihn ſtiften!

Champeroux.

Was aber ſoll aus Herzog Reinhart werden?

Ludwig.

Du meinſt — zunächſt?

(Pauſe.)

Ich kann ihn nicht beſchützen!
Und wenn er der Burgundermacht erliegt,
Muß ich ſogar mein Frankreich ihm verſchließen! —
Die Rückſicht fordert es auf meinen Vetter!

Champeroux.

Herr, das iſt grauſam —

Ludwig.

Ei, er ſoll nur dulden, —

Umherſpäh'n und ſich aus der Schlinge zieh'n — —
Wir haben's auch uns ſauer werden laſſen! —
Vielleicht, daß er von ſelbſt das Rechte trifft!

Champeroux.

Den Connetable alſo, Herr! — Und dann?

Ludwig.

Dann nichts mehr, Graf! — — Wir müſſen mäßig ſein! —
(Nach kurzem Innehalten.)
Und er genügt mir!

Champeroux.

Sire, ich gehe demnach —

Ludwig.

Zum Herzog wieder? Nein! Da thut's ein Andrer! —
Auch findet dort vielleicht ein Helfer ſich.
Graf Campobaſſo wird den Schimpf, den Karl
In ſeiner Wuth ihm angethan, nicht dulden.
(Lächelnd.)
Solch einen General beleidigen,
Weil er einmal zuviel — für ſich genommen!
(Zuckt die Achſeln.)
'S kann uns von Nutzen ſein! —
Du aber gehſt
Nach Bern, mein Freund, — und thuſt was nöthig wird!
Nur den Moment erſpäh'n — auch im Verſprechen
Nicht zaghaft ſein! — Wir halten, was wir können!

Champeroux.

Ich hoff' es gut — ich hoff' es klug zu machen!

Ludwig.

Das iſt die Meinung! — Wahre Klugheit iſt
Nicht eine gute Sache nur, nein, eine große,
Weil ſie mit einem kleinen Zug gewinnt,
Was oft den größten Thaten ſich verſagt. —
Doch muß man einen guten Zweck verfolgen,
Wie wir ihn haben — in dem Ruhme Frankreichs!

Champeroux.

Ihr werdet ſiegen, Herr —

Ludwig.

Das wird ſich zeigen! —
Des Klügſten Klugheit rechnet manchmal falſch.
Der Herzog kann ſich mit der Schweiz vertragen,
Denn auch ſein Gold hat einen guten Klang
Und ſeine Macht und Tollwuth ſchüchtern ein.
Wo nicht — ſo kann er ſie bewältigen,
Er kann ein Mittel finden, ſie zu halten,
So oder ſo — vielleicht in halber Knechtſchaft!
Dann ſieht er mir als König gegenüber
Der Sache nach, wenn auch die Krone fehlt, —
Und immer ſchwerer wird der Kampf mit ihm.
(Mit Unmuth.)
Ich bin gehemmt durch ſeinen Schwager Eduard,
Durch die rebelliſchen Großen meines Landes — —

Aus allen Gründen muß ich es ertragen,
Wenn er es wagt und ſein Geſchick verſucht.
(Nach einer Pauſe ſich aufheiternd.)
Graf Champeroux, du gehſt von hier nach Bern!
Das Nächſte ſei gethan! — Für's Künftige
Da ſollen künftige Gedanken ſorgen!
(Ab links. Champeroux durch die Mitte.)

Zweiter Auftritt.

Stube im Hauſe Scharnachthals vor Bern.

Anna iſt mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt. **Babi** tritt ein.

Babi (ſchauernd).

Ein wüſtes Wetter heut'!

Anna.

Der Wind ſaust gewaltig. (Durch's Fenſter ſehend.)
Die Berge ſind weiß tief herunter.

Babi.

Sie werden's bald ganz herunter ſein. St. Martin kommt auf einem Schimmel geritten!

Anna.

Ja, dasmal trifft's ein. (Nach einer Pauſe.) Setz' noch einen Topf Gemüs und Fleiſch zu. Unſer Haus iſt das erſte an der Straße, und wenn arme Wandrer kommen, ſollen ſie warm und ſatt werden! — Iſt Konrad noch nicht zurück?

Babi.

Noch nicht, geſtrenge Frau.

Anna.

Aber das Vieh?

Babi.

Iſt ſchon verſorgt; ich und der Bub' haben's gethan. Den ſchönen Thieren iſt ſo wohl! Wenn der Regen an die Fenſter ſchlägt, meint man ordentlich, die Wärme im Stall thut ihnen noch beſſer, als ſonſt.

Anna (horchend).

Es kommt Jemand!

Babi (vergnügt).

Das iſt ſein Schritt! —

Dritter Auftritt.

Konrad. Die Vorigen.

Konrad.

Da bin ich wieder, Frau Altſchultheißin.

Anna.

Armer Burſch — ganz erſtarrt!

Konrad.

Wenn man auf der Mähre ſitzt und einen ordentlichen Loden um hat, da geht's noch. Aber 's iſt grauſames Wetter. Regnet und ſchneit durcheinander.

Babi.

Gut, daß du da biſt!

Anna.

Will Meiſter Leonhard die Arbeit liefern?

Konrad.

Er meint, er könnt' fertig werden.

Anna.

Er hat in mein elterliches Haus gearbeitet und iſt alt, d'rum hab' ich's nicht in der Stadt beſtellt, wo ich's vielleicht beſſer bekäm'. Aber er läßt mich warten!

Konrad.

Habt Nachſicht mit ihm, geſtrenge Frau. Es hat ihn über die Maßen gefreut, daß Ihr an ihn gedacht habt, und nun will er's halt recht ſchön machen, ſo ſchön —

Anna.

Nun meinetwegen! — Haſt du nichts Neues gehört? Nichts vom Herzog Reinhart?

Konrad.

Schlechte Zeitung! Im Dorf hat ein Fremder erzählt, der Herzog von Burgund ſei mitten in Lothringen, und der Hauptmann Campelbaß —

Anna.

Campobaſo! Ein Welſcher!

Konrad.

Der ſenge und brenne nach Herzensluſt. Die Mannſchaft in Briey hat ihm die Thore geöffnet gegen freien Abzug; aber der Campobaſſo hat ſich an ſein Wort nicht gekehrt und ſie alleſammt hängen laſſen.

Anna.

Das ſeht ihm gleich.

Badi.

O der ſchändliche Welſche!

Konrad.

Sein Herr hat's nicht viel beſſer gemacht und geht jetzt auf die Hauptſtadt Nanzig los. Der Lothringer kann ſich gegen die vielen Leute nicht halten und weicht zurück. Man ſagt, er wär' gefangen genommen worden, wenn ihn eine Beſe des Burgundiers nicht gewarnt hätte. Dafür hat er ſie aber auch zur Frau Herzogin gemacht!

Anna.

Ohne Land! — — Das gibt einen ſchlimmen Handel und böſe Zeiten!

Konrad.

Von dieſem Herzog Karl hört man doch nichts als Gewaltthätiges und Schlechtes! — Wenn ich einmal gegen ihn könnte!

Babi.

Du! Möchteſt du in den Krieg?

Konrad.

Auf der Stelle!

Babi.

Da ſieht man doch, was ihr Mannsleut am liebſten habt!

Konrad.

Iſt's nicht ſchändlich? Der Burgundier, der ſchon ſo viel hat, daß er nicht weiß, wo er damit hin ſoll, der nimmt auch noch dem andern ſein Land und jagt ihn davon! Ein braver junger Herr, von dem man nur Gutes hört, — und kann jetzt mit ſeiner Frau in's Elend gehen!

Babi.

Sie dauern mich recht. — Ich will für ſie beten!

Konrad.

Ich möcht' ihnen helfen! — — Ihr heiſcht nichts weiter, geſtrenge Frau?

(Anna nachdenklich, ſchüttelt den Kopf.)

Dann will ich in den Stall. (Ab durch die Mitte.)

Babi.

Und ich in die Küche. (Ab rechts.)

Vierter Auftritt.

Scharnachthal erſcheint durch die Mittelthüre. **Anna.**

Anna (ihm entgegengehend.)

Gut, daß du da biſt, Scharnachthal! — Der Konrad
Hat böſe Zeitung mit nach Haus gebracht:
Von Mord und Brand in Lothringen und daß
Der Herzog Karl ſchon gegen Nanzig rücke!

Scharnachthal.

Das iſt das Neu'ſte nicht: der Ort iſt über!
So eben kam ein Reiter in die Stadt
Mit dieſer und mit andern Meldungen,
Die höchſt bedenklich ſind!

Anna.

Und Herzog Reinhart?

Scharnachthal.

Iſt, ohne Hoffnung Karl die Stirn zu bieten,
Mit Wenigen, die treu zu ihm gehalten,
In unſer Land geflohn'n!

Anna.

Er wird hieher —
Er wird zum Rathe kommen hülfeſuchend!

Scharnachthal.

Wir ſehen dem entgegen, — denn es iſt
Das Einz'ge, was ihm bleibt. Karl unterhandelt
Schon wieder mit dem Kaiſer und zugleich
Mit König Ludwig, Ruhe zu erkaufen!
Er kann der Rachewuth des Königs dienen,
Wenn er die Hand abzieht vom Connetable — —
Ich fürchte ſehr —

Anna.

Daß ſie den jungen Herrn
Aufgeben und ſein rechtlich Eigenthum
In der Gewalt des mächt'gen Räubers laſſen? —
O Welt! O ſchnöde Welt! Der Ungerechte,
Der bieten kann, er triumphirt bei ihr
Stets über den Gerechten, der bedarf, —
Und bei den Großen eben gilt der Vortheil! — —
Was aber denkt der Rath zu thun? Wie ſprechen
Die Häupter der Partei'n?

Scharnachthal.

Wie's ihnen zukommt! —
Der Dießbach eifert für die Wünſche Ludwigs
Und warnt vor Karls Eroberungsgelüſten.
Er will, daß wir den Krieg, den wir ſo glücklich
Mit ſeinen übermüth'gen Dienern führten,
Aufnehmen mit ihm ſelbſt — der Waffenruhe
Nicht einen hohlen Frieden folgen laſſen,
Nein, einen ernſten Kampf mit aller Macht,
Der eine Macht in ihre Grenzen bannt,

Die wachſend Alles überfluten würde;
Der König werde große Summen ſchicken
Und ſeine Krieger zu den unſern ſtellen,
Sobald es förderlich gemeiner Sache.

Anna.

Das heißt: ſobald ſein Vortheil offenbar!
Er will geheim den Strom des Goldes fließen,
Doch euch die Haut zu Markte tragen laſſen, —
Will zuſeh'n, bis der Streit zu Ende geht,
Um einen Bund zu ſchließen — mit dem Sieger

Scharnachthal.

So ſagt der Bubenberg, der hoch betheuert,
Daß Herzog Karl den Frieden ernſtlich will
Und daß es Frevel wär' am eig'nen Land,
In dieſen Streit der Fürſten ſich zu miſchen,
Um dann vielleicht nach allem Drangſal noch
Die Zeche zu bezahlen.

Anna.

Wohl! — Und du?

Scharnachthal.

Vor meiner Seele ſteht das Vaterland —
Die Eidgenoſſen — und vor allen Bern! —
Ich ſcheue nicht den Krieg. Ich hab' das Werk,
Das Nikolaus von Dießbach angefangen,
Vollendet und mir Ehr' und Dank erworben! —
Doch mit dem Herzog wird's ein ſchwerer Kampf,

Ein Kampf um ſeinen und um unſern Kriegsruhm,
Ein Streit, von dem der Geiſt mir weiſſagt, daß er
Nur mit dem Sturz des Einen enden würde.
Niemand kann uns für Ludwigs Treue ſteh'n,
Und kein Verlaß iſt auf den alten Kaiſer,
Der ſelbſt den muth'gen Sohn am Zügel hält — —
D'rum, gibt uns Karl die ſichere Gewähr,
Daß er die Schweiz unangetaſtet läßt,
Dann geb' auch ich dem Frieden meine Stimme.

Anna.

Du kannſt entſcheiden!

Scharnachthal.

Ja, ſo dünkt mich ſelbſt,
Wie's eben ſteht. In Kurzem wird ſich's zeigen.
Der König und der Herzog fordern Antwort,
Die jüngſten Thaten drängen zum Beſchluß —
In einer Stunde haben wir Verſammlung.

Fünfter Auftritt.

Babi. Die Vorigen.

Babi.

Herr, am Thor hält ein Fremder zu Roß mit einem kleinen Gefolg und begehrt Einlaß. Ein junger Herr, blaß von Geſicht, aber beſonders fein und vornehm!

(Scharnachthal und Anna ſehen ſich an.)

Scharnachthal.

Wie viel ſind der Leute?

Babi.

Mit dem Herrn viere. Und wenn der Schnee auch dick herabfällt, ſo glaub' ich doch, in dem Reitermantel nächſt bei dem Herrn ſteckt eine Frau.

Scharnachthal.

Oeffne mit Konrad das Thor und führ' ſie hieher.

(Babi ab.)

Anna.

Wenn ſie's wären!

Scharnachthal.

Es wär' nicht gut! — Es könnt' uns Unheil bringen! —
Sie ſind im Elend, werden dringend uns
Um Rettung angeh'n, und der Leiden Sprache,
Das Herz ergreifend, kann den Geiſt uns trüben
Und eine Stimme dem Gefühl verleih'n,
Wo der Verſtand allein entſcheiden ſollte!

Anna.

Wer elend iſt, verpflichtet uns zum Beiſtand,
Und Güte hat den Segen der Verheißung.

Sechster Auftritt.

Reinhart und **Philippa,** nach ihnen **Babi** und **Konrad,** die ihre Oberkleider tragen und auf eine Bank legen. **Die Vorigen.** Während Reinhart und Philippa vortreten gehen Konrad und Babi nach einem theilnehmenden Blick auf ſie wieder ab.

Scharnachthal.

Welch ein Begehr führt Euch in dieſes Haus?
Womit vermögen wir dem Herrn zu dienen?

Reinhart.

Ihr ſeid der Altſchultheiß von Scharnachthal?

Scharnachthal.

Der bin ich, Herr, — und dieß iſt meine Gattin!
Doch wer ſeid Ihr?

Philippa.

Arme Vertriebene,
Von Haus und Land verjagt und ausgeſtoßen,
Im Elend irrend und ein Obdach ſuchend
Bei guten Menſchen!

Scharnachthal.

Ihr ſeid Herzog Reinhart!

Reinhart.

Ich bin's, — und dieß mein treues Weib Philippa! —

Ich bin hiehergekommen, Scharnachthal,
Mit Euch zu reden; und ich darf nicht ſäumen;
Denn vor der Flut des Meeres reit' ich her,
Die wüthend durch zerriſſ'ne Dämme bricht:
Ein Augenblick der Zög'rung, — ſie verſchlingt mich.

Scharnachthal.

So ſprecht! — Wenn ich im Stand bin, Euch zu dienen —

Reinhart.

Ihr ſeid im Stande, mich zu retten, Freund! —
Der Bund der Schweizer folgt dem Rufe Berns,
Bern aber folgt dem Worte Scharnachthals!
(Scharnachthal ſchweigt. Anna ſieht ihn an.)
Ich komm' in Euer Land, mein Recht zu ſuchen,
Deß mich beraubte frevelnde Gewalt.
Weil ich der Sklave Karls zu ſein verſchmäht,
Hat er den Krieg getragen in mein Land
Und will mit ſeiner Horden Ueberzahl
Mein Volk zu einer Heerde Sklaven machen.
Zu dieſer Ueberziehung gab ich ihm
Nicht einen Hauch von Grund — er nahm den Grund
Nur aus dem Abgrund ſeiner Herrſchbegier!

Scharnachthal.

Ich glaube, Herr, daß Karl Euch Unrecht that —
Daß er geraubt, was Euer iſt! Allein
Der Schweizer kann ſich nicht vermeſſen wollen,
Jedwedem Unrecht abzuhelfen, das
Ein Fürſt dem andern anthut. — Beim Allmächt'gen,

Die Arbeit wär' zu groß! — Wir, die wir frei ſind,
Wir müſſen dafür ſorgen, es zu bleiben.
Dem Vaterland allein, das unſ're Luſt
Und unſer Stolz, gebührt die Kraft der Schweizer.

Reinhart.

Die Freiheit ſchützen Eures Vaterlands,
Ruhmreich erhalten, was die Väter ſchufen,
Und einzuſteh'n für den beraubten Nachbar,
Iſt Eine That! Der Edelmuth iſt Klugheit! —
Hat Karl in Lothringen ſich feſtgeſetzt
Und dieſe Schanze noch gethürmt vor Euch,
Dann wird es hergeh'n über Eure Burg!

Scharnachthal.

'S iſt ſchwer zu glauben! — Wir ſind ohne Gold,
Doch fähig, unſer Eiſen zu gebrauchen:
Bei uns iſt nichts zu holen, außer Schläge!

Philippa.

Vor Schlägen fürchtet Herzog Karl ſich nicht!
Gold braucht er nicht, der reichſte Fürſt Europa's, —
Doch Euer Land, das braucht er zu dem Reich,
Das er zu ſtiften unternommen hat!
In einer Herrſchaft, die mit Lothringen
Savoyen, Mailand in ſich ſchließen ſoll,
Da darf die Schweiz nicht fehlen! Und ſo tapf'res,
Mannhaftes Volk, wie ihr, ſo trotz'ge Krieger
Muß er zu ſeinen Unterthanen haben!

Scharnachthal.

Ein ſeltſam abenteuerlicher Plan,
Den Ihr ihm beilegt!

Philippa.

Seltſam oder nicht —
Er hat ihn ſich erdacht — von ſeinem Zauber
Iſt er bethört und trunken ganz und gar —
Ihn auszuführen wird er Alles wagen.
Mir hat er ihn vertrauend offenbart,
Mir hat er ihn als Lockung hingeſtellt,
Damit an ihn den Gatten ich verriethe!

Anna (zu Scharnachthal).

'S iſt nicht unglaublich! Stimmt es doch zu dem,
Was uns von Trier ſchon gemeldet worden!

Scharnachthal.

Wohlan! — Hat er die Tollheit, uns zu ſuchen,
Uns anzugreifen, hier, in unſern Bergen —
Beim erſten Stoße wird er ſie verlernen!

Reinhart.

Den Eidgenoſſen ziemt ein ſtolz Gefühl,
Doch auch der Starke findet ſeinen Meiſter,
Und gegen Uebermacht von allen Seiten
Hilft alle Mannheit, alle Tugend nichts.
Laßt ihr ihn herrſchen über Lothringen,
Laßt ihr die Zeit den Raub geſetzlich machen —
Dann wird er furchtbar. Jetzt, ihr Männer Berns,

Jetzt iſt der Augenblick, ihm Halt zu rufen!
Friſch iſt ſein Unrecht, klar mein Recht, und wenn er
Die Glieder auch in Bande hat geſchlagen,
Die Herzen meines Volkes ſchlagen mir!
Argwohn erfüllt die Nationen rings,
Empört hat die Gewaltthat alle Braven —
Erhebt ihr jetzt mit mir euch, werden uns
Die Bundsgenoſſen aus der Erde wachſen!

Scharnachthal (nach kurzem Schweigen).

Ihr ſeht geſcheh'n, was Eure Seele wünſcht!
Ich, der ich ruhig es erwäge, kann
Nicht Eure Furcht, nicht Eure Hoffnung theilen.

Philippa.

So laßt für uns der Schweizer Ehre ſprechen!
Wer ſich im Himmelslicht der Freiheit ſonnt,
Wer ihren Segensblick an ſich erprobt,
Der muß ihr Reich ausdehnen! Bei dem Ew'gen!
Kein größer Unrecht, das der Schweizer könnte
Sich ſelbſt anthun und ſeinem Ruf, als wenn er
Sich hold erzeigen würde dem Tyrannen,
Mitſchuldig ſeiner künft'gen Frevelthaten! —
Der freie Mann muß auch der beſte ſein —
Er eben muß gemeinen Vortheil opfern
Um jenes wahren, höchſten Vortheils willen,
Der gottgefällig iſt und ewig währt!

Anna.

Fürwahr, das dünkt mich auch!

Reinhart.

Das Leben iſt
Auf Recht gegründet: nur auf dieſem Grund
Gedeiht das Wohlſein und behauptet ſich;
Drum, wenn die rohe Selbſtſucht Unrecht thut
Und raubend um ſich greift, muß der Gerechte
Dawiderſtreiten, ſei er ſelbſt beraubt,
Sei es der Nachbar! Nicht aus Mitleid nur,
Nicht nur aus Klugheit muß er dieſem beiſtehn —
Nein, um des Rechtes willen: daß es ſei —
Daß dieſer Segensquell den Völkern nicht
Verächtlich werde, ſondern triumphirend
In Glorie ſtrahle! — Dieſen Karl bekämpfend,
Bin ich ein Streiter für den ew'gen Boden
Der Völkerwohlfahrt! Seid's mit mir, und Gott,
Der Tugend Schirmherr und des Frevels Rächer,
Wird mit uns ſein!

Anna.

Ja, Scharnachthal, ſo iſt's!
Der König wird zu uns in Treue halten,
Er kann, er darf die Schweizer nicht verlaſſen,
Weil unſer Mißgeſchick das Unheil Frankreichs!
Durch ihn geſichert aber und durch uns
Iſt's heil'ge Pflicht, dem Nächſten beizuſtehn!

Reinhart.

Ihr gebt die Männer — Ludwig gibt das Gold!
Siegmund von Oeſtreich, wieder Herr im Elſaß,
Die deutſchen Orte, die dazu geholfen,
Straßburg vor allen, werden muthig nah'n —

So ſteht die Wage gleich. Ich aber werfe
Die Liebe meines Volks, mein heilig Recht
In unſ're Schale noch — und beim Allmächt'gen,
Wir ſchnellen den Tyrannen in die Höhe!

Philippa.

Ihm ſelbſt, dem Unterliegenden, zum Heil!
Die edlen Eigenſchaften, die der Ehrgeiz,
Der wild emporgewuchert, niederhielt,
Sie werden, frei durch den gewalt'gen Stoß,
Zur Rettung ſeiner Seele Kraft gewinnen!
(Zu Scharnachthal, der ergriffen vor ihr ſteht.)
Reicht uns die Hand! — Im Kampfe für das Recht
Und für die Freiheit wäre das Verderben
Noch voller Süßigkeit; allein die Macht,
Die ſelbſt den Untergang verklären kann,
Sie grade führt der Guten Kraft zum Siege!

Scharnachthal (Reinhart und Philippa bei der Hand faſſend).

Ihr habt mich überwunden, edles Paar!
Ja, Eure Sache iſt die meinige —
Sie iſt die Sache meines Vaterlands! —
Was ich vermag und gelte, ſoll geſcheh'n!

Reinhart.

O theurer Freund! — Ich hab' mich nicht geirrt
In dem erhab'nen Führer ſeines Landes!

Philippa.

Laßt Thränen reden, wenn die Lippe ſtammelt!
(Anna faßt ihre Hände.)

Reinhart.
Nächſt Gott habt Ihr den Platz in meinem Herzen!

Scharnachthal.
Beſchämt mich nicht, und harret der Entſcheidung! —
Beſchließt der Ort, was ich ihm rathen werde, —
Beſchließt der Schweizerbund, mit Herzog Karl
In Frieden ſich nur dann zu einigen,
Wenn Reinhart wieder Herr in ſeinem Land,
Dann laſtet eine ſchwere Pflicht auf uns!
Dem vielerfahrnen Kriegsherrn und dem Sieger
In hartem Streit — der ein erprobtes Heer
Am Griff hat, wie der Fechter ſeine Klinge,
Der mit den Schätzen, die er aufgehäuft,
Die Herzen und die Arme kaufen kann
Von Tauſenden und aber Tauſenden —
Ihm treten wir mit einem Wort entgegen,
Das ſeinen Stolz auf's Höchſte kränken wird.
Vielleicht, daß er die Seele doch bezwingt,
Wenn er die Schweiz im Bunde ſieht mit Euch,
Im Bunde mit dem König und dem Kaiſer!
Vielleicht, daß er mit dem ſich gnügen läßt,
Was wir ihm bieten können, bieten werden.
Doch was er auch darauf erwidern mag:
Was wir beſchloſſen, dafür ſtehn wir ein,
Und wenn es unſern Worten nicht gelingt,
Dann ſollen unſre Schwerter Frieden ſchließen.

Dritter Aufzug.

Vorſaal im Schloſſe zu Nanzig.

Erſter Auftritt.

Maas. Chimay eintretend.

Maas (ihm entgegen).

Graf von Croy! — Willkommen!
(Er ſchüttelt ihm die Hand.)
Gott ſei Dank —
Der Niederländer wieder an dem Hof! — —
Habt Ihr des Grafen Thierſtein Burgen? Alle?

Chimay.

Ich habe ſie.

Maas.

Das wird den Herrn erfreu'n!

Chimay (nach einem Schweigen).

Was macht der Herzog?

Maas.

Er iſt friſch und munter,
Vergnügten Sinnes, und regiert in Nanzig,
Als hätt' ihm Lothringen von je gehört!

Chimay.

Er hat's erreicht. Des Gegners Land iſt ſein
Und Niemand ſtört ihn! — Doch um das zu haben,
Viel, viel hat er darangegeben!

Maas.

Er
Darangegeben?

Chimay.

Ja, das Edelſte:
Den Ehrennamen eines biedern Fürſten,
Den Ruf, womit er ſich ſo ſehr gebrüſtet!

Maas (nach kurzem Schweigen).

Die Welt iſt nicht ſo ſtreng! — 'S iſt Krieg geweſen,
Der Eine triumphirt — und hat den Preis!

Chimay.

Doch daß der Herzog Karl den Connetable
Saint Pol der Rache Ludwigs überliefert —
Wird ſie das auch ſo in der Ordnung finden?

Maas.

Er kämpfte lange Zeit — er that es ungern,
Sehr ungern, Chimay! — doch es war nothwendig!

Chimay.

Ja! — wer mit Unrecht anfängt, muß mit Unrecht
Fortfahren auch und enden! — 's iſt nothwendig!

Nach einer Pauſe.

Wie war er ſonſt! Was hat er uns verheißen! —
Welch eine ſchöne Zeit — die erſten Jahre,
Nachdem er ſeiner Väter Thron beſtiegen!
Es war, als ob die Kron' auf ſeinem Haupt
Ihn heiligend mit Segnungen erfüllte,
Die Tugenden in ihm des Fürſten weckend
Und ernſte, ſtolze Freude, ſie zu üben.
Mit Eifer thätig, Feind der Weichlichkeit,
Einfach und mäßig, war er Aug' und Ohr
Für Alles, was dem Land Gedeih'n verhieß.
Mit kräft'gem Arme ſtellt' er Ordnung her.
Den fehdeluſtigen Adel bannt' er ſtreng
In ſeine Burgen oder öffnet' ihm
Die Reihen ſeines Heers; das nied're Volk
Deckt' er mit ſeinem Schild und wahrte ſie
Vor ſeiner Großen, ſeiner Krieger Unbill.
Recht ſprechend zog er in dem Land umher
Und Gottes Geiſt erleuchtete ſein Haupt,
Daß ſeinen Spruch die Welt bewunderte.
Den edlen Herzen allen war ſo wohl!
Die ganze Zeit glich einem hellen Morgen,
An dem die Sonne ſtrahlend ſich erhebt
Und Luſt in's Herz, Luſt in die Glieder ſtrömend
Jedwede Kraft zum heitern Tagwerk ruft.
Wie ſchön! Wie groß! — Hätt' er ſo fortgefahren,

Er wär' ein Muſterbild für alle Herrſcher,
Der Stolz, die Wonne ſeiner Völker worden!

Raas.

Der Hang zum Ruhme litt es nicht — der Ehrgeiz; —

Chimay.

Der Hochmuth, ja, der trieb auch ihn hinweg
Aus ſeinem Paradies! — Der Arge ſiegte,
Der ihm die Herrlichkeit der Welt verſprach! —
(Nach einer Pauſe.)
Das Loos gewaltiger Gemüther ſteht
Auf eines Meſſers Schneide! Lockend naht
Der böſe Feind, die Seele zu gewinnen;
Ein Kraftentſchluß, der ihn von hinnen weiſt —
Und Sieg'rin iſt ſie! Doch die horchende
Sie wird bethört und ſinkt dem Abgrund zu.
Die Herrſchbegier, die Leidenſchaft geworden,
Sie tobt verderblich auch im Innern ſelbſt
Und mordet eine Tugend nach der andern.
Die Güte ſchmilzt in ihrer Glut dahin
Und ihre Blüthen fallen kläglich ab.
Kein Unterſchied iſt zwiſchen Gut und Bös
Und Recht und Unrecht mehr! Nur Eins erſcheint
Der Seele heilig noch: das Ziel der Herrſchſucht!
Was auf dem Weg zu dieſem hemmt, iſt ſchlecht —
Was dient und fördert, iſt gerecht und gut,
Wenn's aus den Tiefen ſelbſt der Hölle ſtammte!

Raas.

Ihr malt zu ſchwarz, wenn Ihr den Herzog meint.

Er iſt ſo freundlich und ſo mild wie ſonſt,
Hört alle Klagen an und tröſtet, hilft.
Des Nachts ſogar ſteh'n offen hier die Thore,
Damit die Stimmen ihn der Noth erreichen!

Chimay.

Ja, ja, das glaub' ich. Wenn das Land genommen,
Dann neigt man ſich in Huld den Leuten zu
Und gießt die Strahlen aus der Mildigkeit — —
So lang's dem Herrn beliebt!

Naaſ.

Nein, edler Graf!
Karl rathet, fördert, hilft aus treuem Herzen:
Ich ſeh's, es freut ihn, Freude zu bereiten! —
Ihr thut dem Herzog Unrecht!

Chimay

(nachdem er ihn bewegt angeſehen, ihn bei der Hand nehmend).

O mein Freund, —
Noch immer glaub' ich an ſein beſſ'res Theil!
Ich bin mit ihm den Weg des Ruhms gegangen
Und will mit ihm in Treue fürbergehn,
Daß ich vielleicht ihm ein Erretter werde!
Erfüllen will ich meine Freundespflicht
In böſer Zeit, wie ich's in guter that,
Und ihn begleiten, ging's auch zum Verderben!

Zweiter Auftritt.

Campobaſſo. Die Vorigen.

Campobaſſo (zu Maat).

Kann ich den Herzog ſprechen?

Maat.

Wenn Ihr Euch
Ein wenig noch gedulden wollt, Herr Graf!
Die Zeit, die er der Arbeit angeſetzt,
Iſt bald vorüber, und Ihr wißt, er liebt's nicht,
Wenn er geſtört wird ohne ſondre Noth.
(Halb zu Chimay.)
Er will die Rede hier zur Wahrheit machen,
Die er zum Volk in Epinal gethan!

Chimay.

Wie lautet die?

Maat.

Ein Fürſt muß ſeinen Ruhm
Mehr in der Liebe ſeiner Unterthanen,
Als im Erfolg der Waffen ſuchen.

Chimay.

Das
Hat Karl geſagt? — O möchte dieſer Ausſpruch
Fortan der Wahlſpruch ſeines Lebens werden!

Campobaſſo (der mit dem Ausdruck des Spottes zugehört).

Die Macht der Waffen hat doch auch ihr Gute:
Und ihr Erfolg wird einem Fürſten nicht
Unziemlich ſein!

Chimay.

Der Fürſt ſoll die Gewalt
Des Schwertes haben, um ſein Volk zu ſchützen,
Sein Recht zu wahren und bedrängter Unſchuld
Nach Ritterſitte beizuſtehn. Das iſt ſein Amt.
Sein Land umgürt' er mit der Kraft des Kriegers,
Um ein Aſyl des Friedens herzuſtellen,
Damit im Wohlgefühl der Sicherheit
Des Lebens Muth, Geſchick und Glück erblühn.

Campobaſſo (nach kurzem Schweigen).

Nun, dieſe ſchönen Sachen könnten wir
Am Ende haben! — Von den Eidgenoſſen
Sind Männer angelangt, die mit dem Herzog
Verhandeln wollen!

[illegible]

Wirklich? Das iſt gut! —
Der Herzog hat's gewünſcht, doch kaum erwartet!

Chimay.

Wenn ſie nach Nanzig kommen, wollen ſie
Sich einigen, und der Vergleich iſt möglich!
Der aber iſt, wie jetzt die Sachen ſtehn,

Gewinn an Ehr' und Gut für Herrn und Volk,
Auch wenn wir durch ein Opfer ihn erkauften!

Campobaſſo (mit ſpöttiſchem Lächeln).

Ihr ſeid mit einemmal ja für den Frieden
Erſtaunlich eingenommen! — Solch ein Tapfrer!

Chimay (nach einem Blick der Verachtung).

Um darzuthun, warum der Freund des Herzogs
Und ſeines Ruhms den Frieden wünſchen muß
Trotz eigner Kampfluſt, braucht' es mancher Worte —

Campobaſſo.

Nun, Worte, Graf, ſind Eure Sache ja!

Chimay.

Für mich indeß genügt ein einz'ger Grund:
Der Friede macht das Werkzeug überflüſſig,
Das, von dem Herrn zu blindem Dienſt erkauft,
Durch Mord und Brand, durch Wortbruch und Verrath
Die beſte Sache ſchändete!

Campobaſſo.

Was ſoll
Das heißen, Graf Croy? Wem gilt die Rede?

Chimay.

Dem, der von ihr in's Herz getroffen iſt
Und ihre Wahrheit durch ergrimmte Bläſſe
Des Angeſichts beſcheinigt!

Campobaſſo.

Tod und Hölle!
Für dieſe ſchändliche Beleidigung,
Steht Ihr mir Rede!

Chimay.

Wenn ich ſolcher Ehre
Dich würdig hielt', es würde dir die deine,
Die zu Briey durch ſchmählichen Verrath du
Dir ſelbſt genommen, doch nicht wieder geben.

Campobaſſo.

Schamloſer, Raſender! —
(Er geht auf ihn zu; plötzlich hält er inne und lächelt verächtlich.)
Doch ich vergeſſe,
Daß du bei uns das Recht des Tollen haſt,
Und ſinnlos freche Reden führen darfſt,
Die nichts bedeutend in die Luft zerrinnen.

Dritter Auftritt.

Karl erſcheint an der Thüre rechts. **Die Vorigen.**

Karl.

Was für ein Lärm? —

Campobaſſo.

Verſchiedne Meinungen!

Ich ſang das Lob des Kriegs und Graf Croy
Den Preis des Friedens. Doch er that's im Eifer
So wenig friedlich, daß er mich zum Krieg
Herausgefordert!

Karl (nachdem er beide mit ſtrengem Blick angeſehen).

Meine Diener können
Verſchieden denken, doch ſie ſollen einig handeln
Und ihren Geiſt bezwingend ſich vertragen.
Vergeßt den Zank! — und du, Chimay, willkommen
Zu Nanzig! — Nun, wie ging dir's? Biſt du fertig?

Chimay.

Die Burgen wurden mein und hundertneunzig
Gefangene — — die noch am Leben ſind!
Ich habe nicht befohlen, ſie zu hängen,
Nachdem ich ihnen Gnade zugeſagt,
Und meine Ritterehre drangeſetzt,
Daß ihnen, was bedungen, widerfährt.

Karl.

Gut, Chimay! Strenge That iſt nicht mehr nöthig,
Wenn ſich die Letzten vor der Stärke beugen.
Am Anfang aber iſt der Schrecken heilſam
Und muthig Blutvergießen endet oft
Den Krieg am ſchnellſten und erſpart das Blut.

Chimay.

Ein Ausſpruch, Herr, wogegen —

Karl (ſtreng).

Was beliebt?
Wenn ich nicht frag, bedarf ich keiner Antwort. —
Graf Campobaſſo, was führt dich hieher? —
Bringſt du was Neues?

Campobaſſo.

Eine wicht'ge Nachricht,
Mir eben erſt gemeldet, Herr! Geſandte
Der Eidgenoſſen ſtehen vor dem Thor
Um Einlaß bittend!

Karl.

Ah! Sie ſind willkommen! —
Maas! Rufe ſchnell die Oberſten und Räthe!
Die Schweizer laß durch Raymond hergeleiten
Und halte ſie als Gäſte meines Hauſes!

(Maas ab.)

So haben ſie in Zürich ſich beſonnen
Und eilen her, den Frieden zu gewinnen?

Campobaſſo.

Vertrag und Einung wagen ſie zu hoffen.

Karl.

Ich dacht' es mir! Die Schweizer ſind nicht unklug. —
Nun gut! — Ich will ihr Anerbieten hören,
Und wenn es von der Achtung eingegeben,
Die ſich für ſie, mir gegenüber, ziemt —
So ſollen ſie — für's erſte — Ruhe haben!

Chimay.

Eur' Gnaden dürſten wohl ſich auch vertragen,
Wenn ihre Forderung nur gerecht und billig.
Mich will bedünken, dieſe Schweizer ſind
Die Männer nicht, die ſich erniedrigen;
Und mehr Gefahr droht ihre Feindſchaft Euch,
Als irgend eines Fürſten, den ich kenne.

Karl.

Welch übertribene Furcht — vor deutſchen Bauern!

Chimay.

Das iſt kein Grund die Schweizer zu verachten!
Im Kriege, Herr, entſcheidet die Gewalt,
Und wenn der Bauer mehr hat als der Fürſt,
So hat der Bauer eben Sieg und Ehre! —
Auch von des Reiches allerhöchſter Stelle
Seid Ihr gemahnt, dem Kampf ein Ziel zu ſetzen.
Der Kaiſer Friedrich —

Karl.

Ja, der gute Herr
Hat auch mit einer Botſchaft uns bedacht,
So ſchön geträumt, wie's nur ein Deutſcher kann.
Wie lauten doch die Worte, Campobaſſo?

Campobaſſo.

Die Majeſtät des Kaiſers unterſagt
Mit Strenge jeden Krieg im deutſchen Land.
Sie hat als ihre höchſte Pflicht erkannt,

Der Welt den ew'gen Frieden zu bereiten,
Wo gleichſam wiederum die goldne Zeit
Mit ihrem wunderſamen Glück erſtehn —
Wo ſich die Schwerter all in Sicheln wandeln,
Das Eiſen, das die Kriegerhand belaſtet,
In Hacken umgeſtaltet und in Pflüge,
Der Erde Boden nur verwunden ſoll,
Damit die Quellen ſich des Segens öffnen
Und alles Volk, von Gütern rings umſtrömt,
Im heitern Spiel des Lebens ſich erfreue!

Karl.

Und weiter ſo — wie's die Poeten ſingen! —
In rauher Kriegesarbeit — traun, es war
Ergötzlich dieſes Muſterſtück zu hören
Idylliſcher Beredtſamkeit!

Chimay.

Herr Herzog!
Ich möchte den Gedanken dieſer Botſchaft,
Ich möchte das Gemüth, deß Freundlichkeit
Ihn auszuſprechen drängte, nicht verhöhnen!

Karl.

Ich thu's auch nicht, Herr Sittenprediger!
Nicht den Gedanken, nein, die Schwäche höhn' ich,
Die lüſtern iſt zu thun, was nur die Stärke
Vermag! — Den Schwätzer höhn' ich, der mit Worten
Sich abzufinden glaubt in ſolchen Dingen! —
Iſt dieſer Menſchheit eine Zeit beſtimmt,

Die menſchlich bietet, was die Dichter ſangen,
Dann führt allein der Herrſcher ſie herbei,
Der Haupt der Chriſtenheit durch ſeine Kraft iſt
Und gottgleich über ſeine Welt gebeut!
Der mit allmächt'gem Arm die Guten ſchützt,
Die Böſen unterdrückt und niederhält;
Der, wenn er mahnt und fordert, nicht verlacht wird,
Weil er Gehorſam nicht erzwingen kann,
Nein, deſſen Spruch zur Wahrheit werden muß,
Weil vor dem Donnerkeil der Götterſtärke
Der Frevler Widerſtand in Nichts zerfällt! — —
Laß mich hinan, wohin mein Trachten geht,
Laß mich ein ſchöpferiſches Werde ſprechen,
Und du, mein Freund, ſollſt deine kühnſten Träume
In ſegenbringender Erfüllung ſchau'n!

(Alle ab.)

Halle im Schloß zu Nanzig.

Vierter Auftritt.

Diener haben den Thron Karls aufgeſtellt und ſetzen Stühle für die Seinen und die Schweizer. **François** und **Martin** im Vordergrund.

François.

Was das für Umſtände ſind! Man ſollte glauben, der Herzog wolle einen König mit ſeinem ganzen Hof empfangen; derweil ſind's Geſandte von Handwerkern und Kuhhirten — wohl ſelbſt nichts Beſſers!

Martin.

Da biſt du wieder auf dem Holzweg, geſcheidter François. Ich hab' ſie geſehen, wie man ſie zum Imbiß geführt hat, und kenne ſie. Da iſt der Scharnachthal von Bern, ein Herr von altem Adel — ein Mann, der ausſieht wie ein Fürſt!

François.

Warum nicht gar wie der Kaiſer!

Martin.

Ja, guter Burſch, der Kaiſer Friedrich — allen Reſpekt vor ihm! — aber wenn der ausſähe wie der Scharnachthal, dann könnt' er ſich gratuliren! — Sapperment! Ein Schweizer von der beſten Sorte, hat in Jeruſalem den Ritterſchlag erhalten, trägt einen Orden vom König Luſignan auf der Inſel Cypern, iſt Geſandter hier, Geſandter da geweſen, führt den Titel Kammerherr —

François.

Ah, geh weiter!

Martin.

So ſeid ihr Welſchen! Ihr ſeht und lernt nichts, weil ihr nur Augen habt für euch ſelber, und darum wißt ihr auch nichts! — Hab ich dir nicht geſagt, daß ich zwei Jahre in Bern und in Zürich geweſen bin? Da hab ich gehört, was ich dir erzähle, und hab's geſehen mit meinen eigenen Augen. — Der Scharnachthal, das kann ich dir ſagen, der wird nicht erſchrecken, wenn er den Herzog ſieht in all ſeiner Pracht! Iſt ihm gar nichts Neues mehr!

François.

Nun gut, der iſt alſo ein Herr und ein Ritter! Und der Andere, der mit ihm gekommen iſt? — Das iſt wohl gar ein Graf?

Martin.

Das juſt nicht.

François.

Aha!

Martin.

Hans Waldmann ſtammt von gemeinen Leuten her, iſt urſprünglich ein Gerber, d. h. Lehrjunge bei einem Gerber geweſen.

François (lachend).

Das klingt ſchon anders!

Martin.

Ja! — er iſt's aber nicht geblieben! Er iſt Kriegsmann geworden, hat ſich in die Höhe geſchwungen, iſt jetzt Bürger in Zürich und ein Heerführer, der ſeines Gleichen ſucht!

François.

Bah!

Martin.

Ja, ja, guter François! Bitte alle Heiligen, daß er dich nicht zwiſchen ſeine Finger kriegt! Hat neuerdings, da in der Schlacht bei Hericourt, mit dem Scharnachthal wieder dreingewettert auf die Burgunder, daß nur diejenigen dageblieben ſind, die überhaupt nicht mehr fortkommen konnten, weil ſie — auf dem Boden lagen. Und deren ſind ſehr viele geweſen! — Nun, der wird grad auch nicht ausſehen wie ein Tropf, wenn er vor den Herzog tritt! Hat auch ein gutes Mundſtück und kann dir reden wie ein Pfaffe, wenn er will, nicht viel ſchlechter, wie der Scharnachthal!

François.

Dieſe Kunſt werden ſie heut nöthig haben, wenn ſie von unſerm Herrn den Frieden rauskriegen wollen! — — Du zuckſt die Achſeln?

Martin.

Ich kenne die Schweizer, und nun ſeit acht Wochen auch unſern Herrn — und hab' ſo meine Gedanken.

François.

Nun? (Martin ſchweigt.) — Sind ſie zu gut für mich?

Martin.

Nein, für mich ſind ſie's, lieber François: drum muß ich ſie bei mir behalten!

François.

Du biſt ein Kauz! — (Die Aufſtellung überſehend.) So iſt's recht: Da droben der Herzog — da unten die Schweizer!

Martin.

Das macht nichts aus. Sie haben nicht weiter zu ihm, als er zu ihnen!

Fünfter Auftritt.

Während die Diener ſich zur Seite entfernen, treten **Herren** vom Hofe Karls nach einander ein und ſtellen ſich an den Seiten auf; zuletzt **Campobaſſo** und **Chimay,** jeder mit vier Rittern. Unter dem Vortritt von Edelknaben erſcheint **Karl** mit einem Gefolge von Rittern, worunter **Maas** und **Raymond.**

Karl (die Verſammlung überblickend).

Gut, gut, ihr Herrn.
(Auf einen Wink von ihm geht Raymond ab.)
Ich hab' euch herbeſchieden,
Damit ihr einer Unterredung beiſteht,
Die meiner Seele ganzen Ernſt verlangt.
Hört, was die Schweizer uns zu melden kommen,
Und gebt mir auf Erfordern euren Rath.
(Er beſteigt den Thron und ſetzt ſich. Campobaſſo links, Chimay rechts vom Thron.)

Sechſter Auftritt.

Scharnachthal und **Waldmann**, geleitet von **Raymond. Die Vorigen.**

Scharnachthal (vor Karl tretend).

Durchlaucht'ger Herzog, mächt'ger Fürſt! — Wir beide,
Waldmann von Zürch und Scharnachthal von Bern,
Sind von den Eidgenoſſen abgeſandt,
Und bitten Euch um gnädiges Gehör.

Karl.

Willkommen, gute Herrn, in unſerm Hauſe!

Scharnachthal

(hat ein Schreiben hervorgezogen und überreicht es).

Hier, edler Herzog, die Beglaubigung!
(Er tritt nach einer Verbeugung mit Waldmann auf die Seite.)

Karl (nachdem er die Schrift überflogen).

Ihr ſeid ermächtigt, Rath mit uns zu pflegen
Und nach den Satzungen der Eidgenoſſen
Der Waffenruhe Schluß herbeizuführen
In ernſtem Frieden oder ernſtem Krieg.
(Sie anſehend.)
Viel, wahrlich, iſt in Eure Hand gegeben!

Scharnachthal.

Wir trachten, hoher Herr, nach Einigung —
Nach einem dauerhaften Bau des Friedens,

Der einzig auf dem Felſengrunde ſich
Des Rechts erhebt. Wir Schweizer ſind gemeint,
Die Chriſten-Nationen ſollten ſich
Nicht ſelbſt zerfleiſchen und die Kraft, mit der ſie
Den Feind des Glaubens niederwerfen müßten,
Nicht auf Beraubung ihrer Nachbarn wenden.
Wir ſelber geh'n voran und handeln ſo!
Durch freien Beitritt nur vergrößert ſich
Der Eidgenoſſen Bund, nicht durch Erob'rung,
Und unſer Wunſch iſt, daß man uns nicht zwinge,
Zum Schwerte greifend unſer Land zu mehren.

Karl.

Die Denkart iſt's, die ſich für euch geziemt.
Ich dachte ſtets, wie meine hohen Ahnen
Und trug zu euch ein gütiges Gemüth.
Als ihr im Kriege wart mit Oeſterreich,
Da ließ mein Vater, der fürwahr mit Recht
Der Gute hieß, durch hohen Vortheils Lockung
Sich nicht bewegen, aus dem eignen Land
Euch anzufallen und mit eurem Gegner
Zum Doppelſtoß vereint euch zu erdrücken.
Und ebenſo hab' ich, ſein Sohn, gehandelt,
Als Herzog Siegmund höchlich mich erſucht,
Mit ihm im Bunde gegen euch zu geh'n. —
Wenn ihr des Feindes Angriff abgewehrt,
Ihr dankt's der Treue der Burgunderfürſten!

Scharnachthal.

Wir hegen dieſen Freundſchaftsdienſt im Herzen!

Wir werden's nie vergeſſen, daß Ihr uns
Den Sieg erleichtert — und in gleichem Falle
Mit Freude ſtets zu gleichem Dienſt bereit ſein.

Karl.

Doch habt ihr mit dem Gegner euch vertragen
Und euch in Groll gewendet gegen uns!

Waldmann.

Graf Romont von der Waat hat übermüthig
Begonnen mit Gewalt — auf Euch, Herr Herzog,
Vertrauend — und die Herzogin Jolanta
Hat Beiſtand ihm geleiſtet, gegen ihr
Verpfändet Wort! — Wir mußten's ihr vergelten!

Karl.

Ihr konntet es, derweil ich anderswo
Beſchäftigt war! — Nun, eure Heldenthaten
Bei Hericourt, in Stäffis und Lauſanne,
Sie waren mir empfindlich, doch ſie haben
Genützt mehr als geſchadet euch bei mir.
Ihr wißt, daß ich am Mann die Tapferkeit
Vor jeder Tugend achte — ſie gewinnt mich! —
Ihr Schweizer ſeid das tapferſte der Völker,
Drum ſtell' ich euch vor allen andern hoch.

Waldmann.

Von Herzog Karl, dem tapferſten der Fürſten,
Ein werthes Wort und ehrenvolles Zeugniß.

Karl.

Ein ehrliches dazu! — Wenn die Burgunder
Und Schweizer ſich an kühnem Muthe gleichen,
So kann ſich Niemand auch darob verwundern:
Sie ſind verwandt, ſind Eines Landes Leute
Geweſen einſt — des Königreichs Burgund! —
Wir haben Urſach, Hand in Hand zu geh'n;
Und da die Schweiz dieß endlich ſelbſt erkennt,
So kann ich nachſeh'n, was ſie Kränkendes
Mir angethan in Dienern und Genoſſen.
Zur Sache denn! Was habt ihr mir zu bieten,
Wenn ich den Frieden gebe, den ihr ſucht?

Scharnachthal.

Was unſer Schwert erobert in der Waat,
Im Land Savoyen und in Hochburgund —
Wir geben es heraus.

Karl.

Nun, das verſteht ſich!
Wir würden's nehmen, und die Lande würden
Wohl ſchneller unſer werden, als ſie uns
An euch abhanden kamen.

Scharnachthal.

Wir verzichten
Auf Kriegsentſchädigung.

Karl.

Das könnt ihr auch!

Ihr habt ſie ſelber euch verſchafft, ihr Schweizer!
Ihr wart nicht blöd und grifft verteufelt zu!

Waldmann (ſich neigend).

Wir haben von den Fürſten was gelernt! —
Doch ſteh'n wir immer hinter unſern Meiſtern
Noch weit zurück!

Karl.

Der Anfang iſt verſprechend,
Und ſolche Schüler laſſen etwas hoffen!
(Zu Scharnachthal.)
Nun, und zum Dritten?

Scharnachthal.

Wir erbieten uns
Zu feſter Einung mit dem alten Freunde,
Kraft deren ihm die Schweiz in jedem Kampf,
Zu dem das Unrecht Anderer ihn zwingt,
Kriegshaufen ſenden wird, mit denen er
Jedweden Gegner niederlegen kann.

Karl.

So ſo! — Ihr wollt mich ſchützen, wenn vielleicht
Ein Nachbar mich zu hudeln Luſt bekäme!
Das heiß' ich edel, und ein ſolcher Freund
Iſt für den Herzog Karl von höchſtem Werth
In dieſen ſchlimmen Zeiten! — Iſt das Alles,
Ihr Herrn Geſandten?

Scharnachthal.

Alles, was wir bieten! —
Dagegen haben wir von Euch zu fordern —

Karl.

Ah ſo! — — Nun ſagt mir Eure Wünſche!
Ihr ſollt dann gleich die unſern auch vernehmen!

Scharnachthal.

Den Frieden wollend, der in ſich die Kraft
Lebendigen Beſtandes trägt und den
Zu ſchließen ſich allein der Mühe lohnt —
Verlangt die Schweiz mit Euch die gleiche Gunſt
Und Tilgung jedes Keims erneuter Zwietracht.
Wir ſind darum von ihr verpflichtet worden,
Vor Allem einen Wunſch Euch vorzutragen,
Der, unerfüllt, den Frieden mit Burgund
Zum bloßen Spiel, zur Täuſchung machen würde —

Karl.

Heraus damit!

Scharnachthal.

Wir fodern, daß Graf Romont,
Der Herr der Waat, aus Euren Dienſten ſcheide
Und daß Savoyens Herzogin Jolanta
Dem Bündniß mit Burgund entſage!

Karl.

Wie!

Seid ihr bei Troſt? — Wollt ihr den erſten Diener
Mir abverlangen und die treuſte Freundin —
So zum Beginn? — Das heißt euch Ludwig ſagen!

Waldmann.

Nein, edler Herr, die Schweizer hießen's uns,
Die nur Vernunft erblicken in der Einung,
Wenn dieſe Nachbarn Euch nicht näher ſteh'n
Und Euch nicht mehr zu Danke ſind als uns.

Karl.

Vortrefflich!

(Zu Chimay.)

Nun, wie dünkt dich dieſer Vorſchlag
Zur Güte, Graf Croy?

Chimay.

Ich ſehe drin
Kein Hinderniß der Einung. Euren Gnaden
Steh'n Diener zu Gebot, die der Verwaltung
Des Herzogthums Burgund wie Romont fähig
Und nicht ein Alp den Eidgenoſſen ſind.
Was aber ſoll ein Bündniß mit Jolanta;
Wenn mit den Schweizern Ihr in Frieden ſeid,
In Frieden mit dem König und dem Kaiſer? —
Herr, mein Gewiſſen räth mir, Euch zu rathen,
Daß Ihr in dieſem ernſten Augenblick,
Wo große Dinge ſich entſcheiden wollen,
Den Geiſt nur, der in fürſtlich hoher Ruhe
Der Zukunft Heil erwägt, entſcheiden laßt!

Karl.

Du biſt ein ſonderbarer Diener, Graf! —
Ein tiefer Staatsmann auch, der ſich ausnehmend
Auf das verſteht, was nöthig ſeinem Herrn! —
Nun, Campobaſſo?

Campobaſſo.

Hocherlauchter Herzog,
Ich muß es ſagen, wie's der Unmuth will.
Ich achte dieſe Ford'rung grund- und ſinnlos,
Anmaßend und beleidigend für Euch!

Karl.

Das iſt ſie! — Nein, ihr Schweizer Herrn, wenn ihr
Bei gutem Willen uns erhalten wollt,
Dann rath' ich, ihrer nicht mehr zu gedenken —
Mit keiner Silbe mehr! — es iſt zu viel
Von euch zu mir! Beim Himmel — viel zu viel!

Waldmann.

'S iſt noch nicht Alles, Herr! Die Schweizer ſind
Entſchloſſen, keinen Frieden einzugeh'n,
Wenn die Gewaltthat nicht dem Rechte weicht —
Wenn Ihr nicht Lothringen, das Ihr genommen,
Herausgebt wieder an den Herzog Reinhart!

Karl (aufſpringend).

Was wagt ihr mir zu ſagen? Lothringen,
Das ich erobert in erklärtem Krieg,
Das ehrerbietig mir zu Füßen liegt,

Das Mittelpunkt geworden meiner Staaten.
Das ſoll ich wieder hin dem Knaben werfen,
Als wär's 'ne Erbſenſchote? Seyd ihr toll?
Hat euch der Hochmuth der Vernunft beraubt?
(Große Aufregung in der Verſammlung. Zeichen des Bedauerns auf der rechten, Murren gegen die Schweizer auf der linken Seite.)

Scharnachthal.

Wir fordern nur, was wir Euch ſelbſt gewährt. —
Wir heiſchen für die Waat und für die Grafſchaft
Das Herzogthum, das unſerm Freund gebührt.
Wollt Ihr den Erbherrn dieſes guten Landes,
Den edeln jungen Fürſten — Euren Vetter,
Wollt Ihr ihn ganz in Noth verkommen laſſen —
Ihr, der umſtrömt Ihr ſeid von Ueberfluß?

Waldmann.

Legt Eurem Unmuth Zügel an, Herr Herzog,
Und gebt Euch lieber! Unrecht Gut gedeiht nicht!
Und dieſes, das dem bravſten Herrn genommen,
Bei Gott, es wär' das ungerechteſte!

Karl (der ſie ſtarr angeſehen).

'S iſt euer Ernſt? — Ihr kamt, um zu befehlen?
Ihr bittet nicht um Schonung — um Vergebung
Und Gnade für den flüchtigen Empörer?
Ihr preiſt nicht Gott, daß Herzog Karl an euch
Vorüberſchreitet und euch leben läßt?
Der Bauer, den der Ehr' ich würdige,
Vor meinem ganzen Hof ihn anzuhören,

Hat kein Gefühl davon, und ſeine Seele
Schmilzt nicht, von ihr erſchüttert, hin in Dank?

Chimay.

Mein Fürſt, um Gotteswillen —

Karl.

Wie! der Wurm,
Der mir zu Füßen auf der Erde kriecht,
Der iſt nicht froh, daß ich ihn nicht zertrete?
Wenn er mein zürnend Angeſicht erblickt,
Wühlt er nicht hurtig in den Boden ſich,
Daß ihn der Blitz nicht meines Auges trifft — —
Er bäumt ſich auf und fordert mich heraus?

Chimay.

Gerechter Gott!

Scharnachthal.

Der Zorn, Herr Herzog, läßt
Euch ſchmäh'n und nichtig eitle Reden führen!
Der Schweizer, den Ihr mit der Phantaſie
Der Wuth als Wurm erblickt, er hat die Macht
Der Oeſterreicher zwei Jahrhunderte
Mit ſteten Siegen von ſich abgewehrt;
Vor ſeinem Speer ſind Herren, Ritter, Fürſten
Dahingeſunken, und in Krieg und Frieden
Hat er ſich ſo gehalten, daß der Erbfeind
Hochachtend endlich ſeinen Bund geſucht!
Daß ringsumher die mächtigſten der Fürſten

BAYERISCHE
STAATS-

Mit Eifermuth um ſeine Freundſchaft werben! — —
Wir haben nicht gehört, was Ihr geſagt!
Beſinnt Euch, Herzog, und erhöhet Euch,
Indem Ihr Euch demüthigt vor dem Recht,
Demüthigt vor dem Herrn, dem gegenüber
Die guten Menſchen alle Kinder ſind,
Und Würmer nur, die frevelnd Unrecht thun!

Waldmann (auf Karl ſehend, der mit den Zeichen der höchſten Wuth daſteht).

Die Hoffnung iſt vergeblich! Jedes Wort,
Dem Raſenden geſagt, ziſcht hin in Nichts,
Wie Tropfen Waſſers auf erglühtem Eiſen!
Verrathen hat er ſich und bloßgelegt!
Nicht nur der Zorn iſt's, der aus ihm geſprochen,
Es iſt die baare, klare Tyrannei,
Die ſich von Gott berufen wähnt, die Völker,
Die ſie verachtet, unter's Joch zu ſtoßen!
(Drohendes Murren in der Nähe Campobaſſo's, der aufgeſprungen iſt und das Schwert zieht.)

Campobaſſo.

Schamloſer Hund! — Ich halte mich nicht länger —
(Er will auf die Schweizer los.)

Karl (der ſich gefaßt hat, winkt ihm mit gebietender Handbewegung zurück. Nach kurzer Pauſe).

Ihr ſeid zu mir gekommen in der Abſicht,
Durch ein Begehr mich zu beleidigen,
Von dem ihr nie gehofft, daß ich's erfülle!
Gekommen in mein Haus, um durch das Recht,

Das die Geſandten und die Gäſte heiligt,
Gedeckt mich vor den Meinen zu beſchimpfen!
Beiſpiellos iſt die Frechheit, grenzenlos —
Und grenzenlos wird meine Rache ſein! —
Ihr habt gekämpft mit bloßen Haufen — nie
Mit einem Heer, gelenkt von einem Feldherrn!
Die Macht, die meinem Wink gehorcht — ſie ſoll
Auf geiſtbemeſſ'ner Bahn geſchoſſen kommen
Und mit der Glutgewalt des Wetterſtrahls
Die plumpen Maſſen treffen und verzehren!
Mit Einem Streich ſollt ihr zerſcheitert ſein
Und in ergrimmten Todes Pein verzucken!
Die Frechheit, die herausgefordert, ſoll
Wie Höllenfeuer auf die Seelen brennen,
Daß ſie, vom Leib geſchieden, noch erglüh'n
In wilder Reue-Qual und ihren Jammer
Hinüber in die Nacht des Jenſeits tragen!

Chimay (für ſich).

Es iſt vorbei! — Die Strafe ſeh' ich kommen —

Scharnachthal (vortretend).

Ihr wollt den Krieg — Ihr habt ihn, Herzog Karl!
Ermächtigt von dem Bund der Eidgenoſſen
In ihrem Namen hier erklär' ich ihn!
Es wird ein Krieg auf Tod und Leben ſein!
Erheben wird ſich gegen Eure Macht
Das ganze Volk der Schweizer, Mann für Mann!
Denn wie Ihr Euch vor uns hier kundgegeben,
So können wir zuſammen nicht beſteh'n —

Gefällt muß Einer werden, und für immer!
So wollen wir denn Euch entgegentreten,
Die deutſchen Bauern, die der Fürſt verachtet
Und mit dem Fuße wegzuſtoßen meint!
Wir wollen ſeh'n, ob Muth, erprobte Kraft,
Ob Mannestugend, durch das Recht verſtärkt,
Das auf der Erde wie im Himmel gilt
Und guter Menſchen höchſtes Kleinod iſt —
Ob all das in der Glut des Herrenzornes
So leicht hinſchmilzt, wie's Euer Mund verheißen!

Waldmann.

Wenn Reden tödtlich wären, könnt' es ſein!
Allein der Stolze, der in ſeinem Wahn
Die Gegner hinzumäh'n wie Halme denkt,
Der findet Männer, die wie Felſen ſteh'n!
Nur Einen gibt's, der ſpricht und es geſchieht; —
Ihm kann ſich Herzog Karl noch nicht vergleichen!

Campobaſſo (zu Karl).

Könnt Ihr das hören, ohne zu vernichten?
Das Recht der Gäſte haben ſie verwirkt
Durch unerhörten Frevels Uebermaß —

Chimay (einfallend).

Ihr werdet nie —

Karl.

Sie ſollen zieh'n und meinen
Vorboten, den die Welt ſchon kennt, — den Schrecken

Durch ihre Meldung in dem Land verbreiten.
Sie ſind gedeckt durch meiner Ehre Schild —
Und mir genügt' es nicht, ſie hinzutilgen.
Das ganze Schweizervolk will ich zermalmen!
Sie, die verſchmäht, die Freunde Karls zu ſein,
Will ich zu Leichen — und was übrig bleibt,
Will ich zu Knechten meiner Knechte machen.
Wenn ich nicht Alles kann, das werd' ich können!

Vierter Aufzug.

Stube bei Scharnachthal.

Erſter Auftritt.

Philippa ſteht erwartend in großer Aufregung. **Anna** tritt ein.

Philippa.

Noch keine Botſchaft?

Anna.

Noch nicht, edle Frau!
Umſonſt hab' ich in's Land hinaus gelugt!

Philippa.

O banges Loos des Weibes! Harren müſſen,
Unthätig harren, wenn die Männer ſtreiten, —
Sieg oder Elend ſich entſcheiden ſoll! —
Der Sorge bin ich wehrlos hingegeben,
Um uns — um Euch, ihr edlen, theuren Freunde!
Sie fällt mich an und zehrt das Herz mir auf! —

Wär's Reinhart nur gelungen, eine Schaar
Von Treuen zu dem Freundesheer zu führen!
Wär' er dabei! — Sein Mühen war umſonſt!
Der wilde Feind iſt ihm zuvorgekommen!

Anna.

Vertraut auf Gott und auf den Arm der Unſern!
Der Wüthrich, der zu Granſon die Beſatzung
Erbarmungslos und rechtlos hingemordet,
Hat Rachewuth in jeder Bruſt erregt.
Waldmann und Scharnachthal ſind kriegserfahren,
Und unſre Leute nur gewohnt zu ſiegen —

Philippa.

Ein Karl ſtand ihnen niemals gegenüber!

Anna.

Wir ſtreiten für das Recht und für die Freiheit —
Wir kränkten Gott, wenn wir ihm nicht vertrauten!
(Sie bei der Hand faſſend.)
Faßt Euch, herzliebe Frau! Seid gutes Muths!

Philippa (ſie umarmend).

O Schweizerin! Welch treuer, ſtarker Sinn
Lebt in der Seele dir! An deinem Herzen
Lernt auch das meinige gelinder ſchlagen!

Zweiter Auftritt.

Babi kommt eilig.

Babi.

Frau, Konrad reitet eben in den Hof! —
Er ſieht vergnügt und ſtolz aus!

Philippa.

Herr des Himmels!
O einen Anfang nur! — ein Zeichen nur,
Daß du nicht gänzlich uns verlaſſen willſt!
(Konrad tritt ein.)

Konrad.

Glück auf, Glück auf, ihr guten, edeln Fraun!
Macht euch auf's Allerbeſte nur gefaßt:
Wir haben ihn geſchlagen, unſern Feind,
Den ſtolzen Herzog, und das Feld behauptet!

Philippa.

Iſt's möglich? Ihn, mit ſeinem ganzen Kriegsvolk?

Konrad.

Ihn ſelber, ja! Sein Kriegsvolk iſt geworfen,
Wie Spreu verflogen, und das Lager unſer!
(Philippa, ſprachlos, umfaßt Anna.)

Anna.

Gott ſei geprieſen! Er, der Herr des Rechts,
Der durch die Guten Wunder thut! — Erzähle!

Konrad.

Wir waren unſer fünfzehntauſend Mann
Und ſetzten heut' uns, als der Morgen graute —
Die Vorhut und der große Hauf' — in Marſch.
Hin über Anhöh'n ging es, durch Gehölz,
Und nieder dann bis an den eb'nen Streif,
Der hinläuft an dem Neuenburger See.
Da ſtanden wir und ſah'n das Heer des Feindes
Zur Schlacht bereit vor Granſon aufgeſtellt.
Ha, wie das glänzte, wie das funkelte!
Die Rüſtungen, die Wehren und Gewande —
Wir waren eine arme Schaar dagegen!
Doch unſ're Seelen blieben unverzagt,
Und unſer edler Herr, der Altſchultheiß,
Ritt hin und her mit ruhigem Geſicht —
Gab jedem Fähnlein ſein Verhalten an
Und ordnete die Mannſchaft in's Geviert. —
Als wir der Feinde Schaar ſich rühren ſah'n,
Da knieten wir nach altem Brauche nieder
Und beteten zu Gott und ſeinen Heil'gen,
Den Wüthrich von Burgund, der unſ're Brüder
Zu Granſon morden ließ, durch uns zu ſchlagen.
Kaum hatten wir vom Boden uns erhoben,
Da kam's auf Roſſen wild dahergeſaust,
Und unſre kleine Vorhut mußte weichen.
Die Reiter nach, in ihrem Herzen meinend,

Auch uns zu werfen. Doch wir ſtießen ihnen
Die Spieße gleich ſo mannlich in's Geſicht,
Daß ſie ſich kehrten und das Weite ſuchten.
Und auch zum andern trieben wir ſie fort!

Philippa.

Wohl! Doch das war ein kleiner Theil des Heers!
Der Herzog hatte vierzigtauſend Mann —

Konrad.

Nein, edle Frau, er hatte ſechzigtauſend!
Auf einen Schweizer kamen vier Burgunder!

Philippa.

Gerechter Gott! Wie war ſolch Heer zu ſchlagen?
O ſag! Erzähl!

Konrad.

Nicht uns — dem Herrn im Himmel
Gebührt die Ehr' und ew'ger Dank der Schweizer! —
Den Reitern des Burgunderherzogs waren
Von ſeiner Vorhut Schützen nachgerückt
Mit Büchſen und mit Bogen und ein Hauſe
Von Lanzenträgern. Dieſe griffen an,
Sie ſtießen und ſie ſchoſſen einige
Von uns darnieder — doch ſie ſchafften nichts.
Wir trafen beſſer, — und nach kurzer Friſt,
Da kehrten uns auch ſie den Rücken hin
Und zeigten uns das Angeſicht nur wieder,
Als ſie gedeckt ſich hielten durch den Abſtand.

'S war nur ein Spiel bis dahin! Wie wir jetzt,
Nach rechtem Streit begierig, fürder geh'n
Und mindeſtens des Feindes ganze Vorhut
Erwarten, ſeh'n wir mit Verwunderung,
Daß ſich die Reiterei zur Seite ſtellt,
Die Lanzenträger aber und die Schützen
Sich wieder dreh'n und ſchleunig weiter laufen,
Als wären ſie von uns hinweggetrieben!
Wir rücken nach! — da ſehen wir auf einmal
Den Mittelhaufen des Burgunderheeres
In einem Aufruhr, wie den See, wann ihn
Der Sturmwind packt und die Gewäſſer ſchüttelt; —
Wir hören aus der Ferne wüſt Geſchrei —
Und vor den hocherſtaunten Augen geh'n
In wilder Flucht die Schaaren auseinander.

Philippa.

Gerechter Himmel! Doch wie war das möglich?

Konrad.

Wir haben von Gefangnen es erfahren!
Der Herzog wollt' uns all herunten haben,
Die ganze Schweizer Mannſchaft, in der Ebne,
Um hier mit aller Macht uns anzufallen
Und, wie er ſeinen Edelherrn geſagt,
Das Bauernvolk zu Mus zuſammenhauend
Mit einem Schlag der Plage loszuwerden.
Er wollt' uns locken durch verſtellten Rückzug,
Den er der vorgegang'nen Schaar gebot;
Der große Haufen aber nahm's für Flucht,

Er glaubte ſchon die Vorhut überwältigt,
Und gählings fuhr ein wilder Schreck in ihn.
Der Ruf ertönte: „Rette ſich, wer kann!“
Und wie gehetzt von Geiſtern, ihre Waffen
Zu Boden ſchleudernd, rannten ſie von dannen.

Anna.

O Herr des Himmels, das iſt deine That!
Ja flammendſichtbar haſt du uns geholfen!

Philippa.

Doch Herzog Karl? Ergriff auch er die Flucht?

Konrad.

Nein, edle Frau! Der Herzog, der hielt Stand!
Er ſammelte, was nur zu ſammeln war,
Und warf ſich uns, die wir in hellem Hauf'
Gewaltig vorwärts drangen, kühn entgegen.
Er eiferte die Seinen in den Kampf
Und ritt voran; — ich ſah ihn ſelber ſtreiten
Und aus den grimmen Augen Blitze geh'n.
Zurückgeſchlagen kehrt' er dreimal wieder
Und ſchäumend tobt' er wie ein Raſender.
Jetzt aber kamen unſ're Letzten nach,
Die Männer von Schaffhauſen, Glarus, Zürch,
Und einten ihre Lanzen mit den unſern.
Das Rieſenhörnerpaar, der Stier von Uri,
Die Kuh von Unterwalden, fingen plötzlich
Zuſammen an in einem Ton zu brüllen,

Daß faſt uns ſelbſt das Herz darob erbebte,
Und mit dem fürchterlichen Rufe: „Granſon!“
Stürzt' ſich das ganze Schweizerheer auf ihn.
Da mußt' er weichen! Nur mit Wenigen,
Die ſchützend ihn in ihre Mitte nahmen,
Jagt' er auf ſeinem ſchwarzen Roß hinweg!

Philippa.

O Allgerechter, ſieh mein Herz zerſchmolzen
In Dank!

Anna (zu Konrad).

Was thatet ihr?

Konrad.

Wir knieten nieder
Und prieſen laut den Herrn, den Gnädigen.
Der Schultheiß dankte dem geſammten Kriegsvolk
Und ließ ſie Beute machen in dem Lager.
Mir aber gab er den Befehl, ſogleich
Nach Haus zu reiten um Bericht zu thun,
Und ſeine nahe Heimkehr anzuſagen.

Philippa (ihm die Hand reichend).

Dank, wackrer Burſch! Du wirſt es nicht bereu'n,
Daß du den erſten Lichtſtrahl unſ'res Glücks —
Den Sieg verkündet, den du mit erfochten!
(Froher Lärm aus der Ferne.)

Konrad.

Das iſt die Vorhut!

Anna.

Welch ein Wiederſehn!

Philippa (Anna bei der Hand faſſend).

Hinaus, hinaus! Den Mannlichen, den Siegern,
Der gottgeliebten Heldenſchaar entgegen!

(Alle ab.)

Halle im Schloß zu Lauſanne.

Dritter Auftritt.

Maas kommt langſam von der Seite und ſieht in wehmüthigem Ernſt vor ſich hin. **Chimay** tritt im Hintergrund auf.

Maas (ihn erblickend).

Der Graf! — Der Tröſter! —

(Er eilt ihm entgegen.)

O, ſeid mir gegrüßt!

(Er umarmt ihn.)

Euch nur zu ſeh'n, erhebt mein Herz! Ihr ſeid
Stark durch Euch ſelbſt, ich bin es nur, wenn Er's iſt,
Und ſinke hin, wenn er am Boden liegt!

Chimay.

Iſt's wahr? Iſt er erkrankt?

Maas.

Der alte Arzt

Nennt ſeine jähe Schwäche nur Ermattung.
Als er der Seele Leid gemildert ſah,
Hat er zu ſeines Leibes Kräftigung
Nur Speis und Trank verordnet. Eure Meldung
Und gute Zeitung von dem Grafen Romont,
Sie kamen recht, dem Arzte beizuſteh'n.
Allein das Beſte that das edle Kind
Maria, die von Dijon hergeeilt,
Ihn liebevoll zu pflegen und zu tröſten!
(Nach einem Schweigen.)
Welch eine Zeit hab' ich erleben müſſen,
Seit wir den Herrn dem Schlachtgewühl entzogen!
Mit ihm hatt' ich zu leiden, Freund, und durch ihn,
Sein Leiden fühlend und ſein Unrecht duldend!

Chimay.

Ja, furchtbar hat das Schickſal ihn geſtraft!
Vor Männern, die verächtlich er zurückſtieß,
Durch Flucht ſich retten müſſen!

Maas.

Aber doch nur
Ob eines unerhörten Mißgeſchicks,
Das ich noch immer nicht vermag zu faſſen!

Chimay.

Mir iſt's erklärlich!
(Nach kurzer Pauſe.)
Glaubt er immer noch
An ihn, den ſchnöden Welſchen?

Maas.

Mehr als jemals.
Ich habe mich erdreiſtet, ihm zu ſagen,
Daß die Lombarden „Rette ſich, wer kann!"
Zuerſt gerufen, daß dem Grafen nicht
Zu trauen ſei — wild funkelte ſein Aug!
Der falſche Mann hat gegen ſeine Leute
So gut gewüthet, daß er ihn berückt —
Und Karl hat ihn an Ludwig abgeſandt,
Daß ja die beiden ärgſten ſeiner Feinde
Jetzt mit einander Unheil brüten können!

Chimay.

Muth, lieber Freund, auf einmal kann ſich's wenden! —
Geh hin und frag, ob ich ihn ſprechen kann!
(Maas ab zur Linken.)

Chimay (ernſt für ſich).

Was ihm beſtimmt ſei, meine Pflicht iſt klar:
Zum Herrn zu ſtehen unbedingt — den Treuſten
An Lieb' und Treue hinter mir zu laſſen!
(Maas tritt wieder ein.)

Maas.

Er fühlt ſich wohler, Graf, und will Euch ſeh'n!

Vierter Auftritt.

Karl erſcheint, langſam, mit erhobenem Haupt und würdevollem Ausdruck.

Karl.

Willkommen in Lauſanne, Graf Croy!

Chimay (ſieht ihn an und läßt ſich vor ihm auf ein Knie nieder).

Erlauchter Fürſt! Geprieſen ſei der Himmel,
Der Euch zu Thaten wieder kräftigte! —
Euch iſt mein Dienſt geweiht auf Tod und Leben!

Karl.

Du biſt ein treuer Freund! Erhebe dich!
(Chimay ſteht auf.)
Wie viel der Leute haſt du mitgebracht?

Chimay.

Sechstauſend, Herr, und Lalain tauſend mehr!

Karl.

Ich danke dir! — Dazu Graf Romont's Schaar,
Der ſchon nach Murten aufbrach — die Lombarden
Und Somerſet mit ſeinen Bogenſchützen —
Nun iſt's ein Heer — es kann ſich ſehen laſſen.
(Ein Diener, der durch die Mittelthüre eingetreten, übergibt Briefe an Maas und geht ab.)

Maas.

Drei Briefe, Herr, an Euch gerichtet! — Wollt Ihr —

Karl.

Gib her! Ich bin im Stande, zu vernehmen,
Was ſie mir bringen — Gutes oder Böſes!
(Er erbricht einen Brief.)
Von Campobaſſo! — Ludwig hält ſich ruhig
Und läßt mich ungeſtört beim zweiten Gang,
Der mich an dieſem Pöbel rächen ſoll!
(Nachdem er den Brief weggelegt.)
Sie trau'n dem Löwen nicht, trotz ſeines Unfalls!
Sie fürchten, daß er mit geheilter Tatze
Gewalt'ger treffen könnt' — und haben Recht!
(Erbricht einen zweiten.)
Von Mailands Herzog!
(Nachdem er einige Zeilen darin geleſen.)
Pah!
(Den Brief auf den Tiſch werfend.)
Der Herzog räth mir
Zum Frieden mit der Schweiz! — Er wittert gut,
Was ihm gerathen wäre!
(Nachdem er das letzte Schreiben erbrochen.)
Von Matthias
Corvinus, Ungarns großem Herrſcher! — (Er überfliegt es.)
Was!
Auch Er, der König, mahnt zur Einung — mich! —
Nachdem der Schlag des Rohen ihn getroffen,
Soll mit dem Bauer ſich der Fürſt vertragen?
Soll markten, betteln, ducken und ſich fügen,
Daß über ganz Europa hin ſie rufen:

„Da habt ihr ihn, vor dem ihr Furcht empfunden!
Ein Prahler war's nur, den wir zahm gemacht!“
(Er fährt zuſammen.)
Wie kann man leben, hat man Ehre nicht? —
Wenn man die ganze Welt mir böte — nein!
Von jedem Ehrenmann mit Recht verachtet,
Verachtet von mir ſelber fräße mir
Der Ekel vor mir ſelbſt das Leben auf!
Ich Frieden ſchließen! — Wer den Frieden räth,
Beleidigt tiefer mich als dieſe Schweizer,
Will meine Schmach und iſt mein ärgſter Feind!
(Zu Chimay.)
Räthſt du mir ihn?

Chimay.

Ich hab' ihn Euch gerathen,
Als Ihr mit Hoheit ihn gewähren konntet!
Ich werd' ihn wieder rathen, wenn Ihr's wieder
Im Stande ſeid — nicht aber jetzt!

Karl.

So lob ich's!
Die Kriegerehr' hat auch in dir geſiegt,
Und alte Stärke wird dein Geiſt beweiſen! —
Vernichten will ich dieſe Völker! — Gott
Hab ich's gelobt und ſeinen Heiligen:
Die Schmach der Niederlage mit dem Blute
Der Feinde wegzuſtoßen oder ſelbſt
Mein Blut verſtrömen auf dem Feld der Ehre! —
Hoheit und Fürſtenmacht und Glanz und Reichthum
Und Luſt des Lebens — Alles das iſt nichts!
Nur Eins iſt etwas: daß der Mann und Held

Zum Trotz der Welt, zum Trotz der Hölle ſelbſt
Auf's Ziel hingeht, das er ſich vorgeſetzt!

Fünfter Auftritt.

Raymond tritt ein. **Die Vorigen.**

Raymond.

Erlauchter Herr, Graf Romont ſendet mich —

Karl.

Mit einer Siegesbotſchaft!

Raymond.

Ja, Herr Herzog!
Er hat den Schweizerhaufen, der ſich ihm
In ſeinem Marſch entgegenſtellen wollte,
Nach Eurer Weiſung, die er ſtreng befolgte,
Geworfen!

Karl.

Und vernichtet!

Raymond.

Herr, die Feinde,
Wie ſie des Grafen ganze Macht erkannten,
Erſchracken drob und flüchteten in Eil'!

Karl.

Und er mit ſeinen Reitern ließ ſie flieh'n?
Es iſt die Vorſicht und die Langſamkeit,
Die Alles halb thut! — Doch, der Weg nach Murten
Iſt nun gebahnt und frei gemacht?

Raymond.

Vollkommen.
Die Eidgenoſſen ſammeln ſich in Bern
Und nehmen, wie man hört, ſich Zeit dazu —
Die Plätze vor der Feſtung haben wir!

Karl (zu Maas und Chimay).

Tragt Sorge, daß die Mannſchaft ſich bereitet!
Derweil ſie ſich an ihrem Raub ergötzen
Und nach Gewohnheit zaudern, nehmen wir
Beſitz vom Schlüſſel zu dem Lande Bern! —
Getroſt, Ihr Herrn! Vorwärts den Blick gerichtet!
Das unerhörte Glück, das dieſen Schweizern
Durch ſinnberaubten Mißverſtand der Unſern
Zum Sieg verholfen, wiederholt ſich nicht! —
Der Höllengeiſt darf wohl die Mannheit necken,
Doch nur, um vor der Kraft beſchämt zu ſtehn,
Die ungebeugt, ja ſich im Leide ſteigernd,
Aus dem Ruin ſich zum Triumph erhebt.

(Ab zur Linken. Maas, Chimay, Raymond durch die Mitte.)

Das Lager der Schweizer zwiſchen Bern und Murten. Platz auf einer Anhöhe mit der Ausſicht auf's Alpengebirg und in ein Thal. Im Hintergrund bewaffnete Krieger. Links Wald.

Sechster Auftritt.

Scharnachthal und **Waldmann,** kommen im Geſpräch von der Seite.

Scharnachthal.

Der Herzog iſt uns doppelt überlegen;
Er kennt uns jetzt und wird mit aller Vorſicht
Und höchſter Kraft der Uebermacht gebrauchen.

Waldmann.

Dann brechen wir durch ſeine dichtern Haufen —
Wenn's auch mehr Leute koſtet als zu Granſon!

Scharnachthal.

Dazu ſind aber mehr der Leute nöthig! —
Wir müſſen warten auf die letzten Schweizer,
Auf Herzog Reinhart und die deutſchen Völker. —
Wir können es, da Bubenberg uns deckt!

Waldmann.

'S gibt Männer, die verwegen es gefunden,
Daß Bern dem adeligen Freunde Karls,
Der von dem Ort gekränkt ſich achtete,
Die wicht'ge Feſtung Murten übergeben!

Scharnachthal.

Man that's auf meinen Rath! — ich aber rieth es,
Weil Bubenberg der beſte Kriegsmann iſt
Und ich von ihm erwarte, daß er thut,
Was ich im gleichen Falle ſelbſt gethan. —
(Nach kurzem Schweigen.)
Der Burſch, den ich auf Kundſchaft ausgeſandt,
Wird die Beſtät'gung meines Wortes bringen,
Wenn er mit heiler Haut mir wiederkehrt!

Waldmann.

Der Kunz? Ich hoff's! — Hat im Gefecht bei Granſon
Sich gut gehalten! — wäre Schad' um ihn,
Wenn ihn der Wüthrich in die Klau'n bekäme!

Scharnachthal.

Es ging' ihm nur, wie's in der nächſten Zeit
Noch manchem gehen wird von unſern Burſchen.
Ein grauſam harter Kampf ſteht uns bevor!
Gott geb', daß unſer Blut zum Siege fließe!
(Freudenrufe hinter der Scene.)

Scharnachthal.

Was für ein Lärm? —

Waldmann
(der an die Seite getreten iſt und in's Thal hinunterſieht).

Die Nachhut kommt! — Und dort
Die Lothringer! — Mit ihnen deutſche Völker!
Straßburger Fähnlein, Reiter und Geſchütz!

Scharnachthal.

Gottlob, Gottlob! — Erfreulich iſt der Zuwachs, —
Doch wohler thut es meiner Seele noch,
Daß ſie des Glaubens Wort zur That gemacht
Und mindeſtens ein Theil der Nation
Begriffen hat, wofür der Schweizer kämpft!

Siebenter Auftritt.

Reinhart in Schweizertracht mit Gefolge. **Der Führer der Deutſchen** mit Gefolge.

Scharnachthal.

Willkommen, edle Herrn!

Reinhart (Scharnachthals und Waldmanns Hände ſchüttelnd).

Gott grüß Euch, Freunde!
Da bin ich — und (auf ſein Gefolge deutend) mit Hilfe dieſer Treuen
Hab' ich mein Wort gelöſt! Zum Heere bring' ich
Zweitauſend Reiter mit! Klein iſt die Zahl,
Doch groß die Streitluſt ihrer deutſchen Herzen,
Und was die Schweiz an mir gethan, das denk' ich
Mit ihnen doch in etwas zu vergelten!

Waldmann (ihn erfreut anſehend).

Ihr ſeid ein ganzer Kamerad geworden!

Reinhart.

Ich bin von außen, was ich innen bin!
Mit meinen beſten, meinen einz'gen Freunden
Sei Alles mir gemein, auch das Gewand!
Ein Schweizer will ich heute ſiegen oder
Ein Schweizer liegen zwiſchen Brüderleichen,
Und wenn die Zunge ſtill geworden, künde
Das Kleid noch meines Herzens Dankbarkeit!

Achter Auftritt.

Konrad tritt erhitzt und raſch ein.

Scharnachthal (ihm entgegen).

Konrad! Mein lieber Burſch! — O Gott ſei Dank!
(Er führt ihn in die Mitte.)
Ich ſeh' dir's an, du haſt den Auftrag glücklich
Vollzogen! Nun geſchwind, erzähle mir!

Konrad.

Der Herzog Karl erwartet Euch bei Murten
In feſtem Lager!

Scharnachthal.

Wie viel hat er Leute?

Konrad.

Bei vierzigtauſend Mann! Und dazu kommt noch
Graf Romont's Heer!

Scharnachthal.

Das laſſen wir beiſeit!
Und ſind wir ſchnell, dann wird er uns nicht ſtören,
Bis wir ihn ſuchen! — Hält die Feſte ſich?

Konrad.

Als ich hinanſchlich, hatte die Beſatzung
Dem erſten Angriff muthig ſchon gewehrt.
Der Schützenmeiſter der Burgunder war
Durch einen Meiſterſchuß in's Herz getroffen.

Scharnachthal.

O braver Kommandant! — Kannſt du die Stellung
Des Heeres uns beſchreiben?

Konrad.

Wohl! Genau!

Scharnachthal.

Wie war es möglich, ſie genau zu ſeh'n?

Konrad (mit Laune).

Wenn man den Galgen wagt, erfährt man Vieles,
Was einem ſonſt wohl ein Geheimniß bliebe! —
Karl hat ſein Haus am Dorfe Courlevon
Und gegen dieſes rückt ein Waldſtück vor
Mit einer hohen, dickbelaubten Eiche.
Ich ſtieg hinan und lugte durch die Blätter.

Waldmann.

Ein kecker Burſch — vom ächten Berner Schlag!

Scharnachthal.

Wo ſteht das Hauptheer?

Konrad.

Zwiſchen Courlevon
Und Courgevaux: Burgunder, Niederländer
Und Engeländer.

Scharnachthal.

Der Lombardenhauf?

Konrad.

Am See hin — auf dem Weg nach Wiflisburg,
Vereint mit einer Schaar von Niederländern!

Scharnachthal.

Und die Geſchütze?

Konrad.

Rechts und links, Herr Schultheiß.
Die meiſten aber hinter einem Pfahlwerk,
Das ſie bei Grieſach aufgeworfen haben.

Waldmann.

Beim Dorfe Grieſach?

Konrad.

Hundert Schritt davor!

Waldmann.

Nach dieſem Grieſach weiß ich einen Pfad

Durch's Waldgebirg, der hart an's Lager führt!
(Zu den Umſtehenden.)
Dringt unverzagt nur auf den Unhold ein!
Ich nehm ihm ſeine Donnerkeile weg
Und ſchleudre gegen ſeine Reihen ſie!
Was gilt's, wir werfen ihn und ſeine Söldner
Noch ſchmählicher zurück als dort bei Granſon!
(Zu Konrad.)
Lob deinem Aug!

Konrad.

Auch meine Ohren gingen
Nicht leer aus, Herr! — Ohnweit der Eich' erhebt ſich
Ein Felſenſtück; drauf ſtieg der Herzog Karl
Und hielt an ſeine Mannſchaft eine Rede.

Reinhart.

Wie mahnte der Tyrann ſein Volk zum Streit?

Konrad.

Mit ſtolzem, aber blaſſem Angeſicht,
Mit ſcharfem und ergrimmtem Tone rief er:
„Die Schweizer wagen endlich ſich hervor!
Auf, tapf'res Heer, vor welchem Frankreich bebt,
Vor deſſen Anblick Lothringen verſchwunden, —
Auf, räche mich und dich an den Verhaßten!
Sie ſah'n uns flieh'n — nicht leben dürfen ſie!
Nicht denk' ich an Eroberung für mich, —
Auf Ehr' und Rache geht mein ganzer Sinn!
Ihr Land, das ſollen meine Freunde haben,

In ihren Häuſern meine Krieger wohnen,
Das Gold, das ſie zuſammenraubten, ſoll
An meine Tapfern ausgeliefert werden
Und Weib und Kind nicht höhern Ruhm begehren,
Als ihnen zu gefallen und zu dienen!“
(Der Haufe von Kriegern, der ſich um die Führer geſammelt hat, bricht in Murren aus).

Scharnachthal.

Ihr habt gehört, was der Vermeſſ'ne ſprach!
Ihr habt gehört, was er dem Land gedroht!
An eure theuren Häupter denkt, ihr Männer,
An eure Mägdlein denkt, ihr Junggeſellen,
Die welſchem Troß zum Raube fallen ſollen,
Und Manneszorn und Liebestreue werden
Das Eiſen euch in Flammenſchwerter wandeln!
Der Gott des Rechts wird ſeinen Segen geben,
Zu Staub zermalmen werden wir den Feind,
Und Murten wird, wie Laupen und wie Sempach,
Ein Name werden, deſſen ſtolzer Klang
Nach Hunderten, nach Tauſenden der Jahre
Der Enkel Herz in Wonne klopfen macht.
Mit Gott, mit Gott, ihr Mannen, in den Streit
Für Lieb' und Ehre — Vaterland und Freiheit!

Alle.

Für Lieb' und Ehre — Vaterland und Freiheit!
(Sie gehen in großer Aufregung zu verſchiedenen Seiten ab.)

Zimmer in der Burg Payerne.

Neunter Auftritt.

Maria und **Brigitta** kommen von links.

Maria.

Noch Alles ſtill! — Brigitta, ſetze dich
Ans Fenſter dort und melde, was du ſiehſt.
(Brigitta gehorcht. Maria nimmt auf einem Stuhl in der Mitte Platz.)

Maria (nachdenklich).

Wie mächtig auch Philippa mich gebeten,
Ich konnt' ihr nicht willfahren! — Meinen Vater
Zum Frieden zu ermahnen, während er
Durch den Gedanken an die Flucht von Granſon
Gefoltert war, und glühende Begier,
Die Schande wegzutilgen, ihn verzehrte! —
Hätt' ich den Muth des Kindes auch gehabt,
Das Zürnen ſeines Auges zu beſtehn,
Die Pflicht verbot's! — Nur Liebe durft' er ſchaun,
Und troſterquickt mußt' er zum Kampfe gehn! —
(Nach kurzer Pauſe.)
O ſchnelle Flucht des erſten Jugendglücks!
Sonſt wenn er auszog in dem Glanz der Waffen,
War mir's, als ritt' er weg zu einem Feſt!
Des Heeres wilde Thaten drangen nicht
In meiner Einſamkeit geliebte Stille —
Die ſtolze Frucht des rauhen Männerkampfes,

Die Glorie des Triumphes, ſchaut' ich nur! — —
Und immer höher ſtieg er — bis zuletzt
Die Kaiſerhand ſich ihm zum Bunde reichte,
Bis der geliebte Sproß des erſten Hauſes
Als Braut mich ſein zu nennen glücklich war!
O welch ein Leben ſchloß ſich da mir auf!
So himmlich leuchtend und ſo düfteſüß,
Daß ſich das Auge lichtgeblendet ſenkte
Und luſtberauſcht die Seele mir verging! — —
Und plötzlich kehrte ſich das Licht in Nacht,
Des Friedens Heil in wildempörten Streit,
Der Siegesruhm in die Schmach der Niederlage! — —

(Pauſe.)

Was ſinnet er? Was ruht im Hintergrund
Des trotzigen Gemüths für ein Gedanke?
Lockt ihn in Wahrheit, wie die Freundin ſchrieb,
Das höchſte Ziel des Stolzes? Blendet ihn
Das Wagniß, Alles oder Nichts zu ſein?
Kann er nicht ruhn in ſeinem Ueberfluß? —
Rings Finſterniß! — O daß in ihrem Graun
Mir doch Ein lichter Stern vom Himmel glänzt!
Dein bin ich, Max! — Fürwahr, du brauchteſt nicht
Mir kundzuthun, daß du mir Treue hältſt —
Wie meine eigne Seele kenn' ich dich! —
Du gehſt den Friedensgang zur Herrlichkeit!
Du wirſt im Glück mich ſuchen — oder
Erlöſen aus dem Leid — mich — und den Vater!

(Nach kurzem Innehalten durch einen Gedanken betroffen.)

Brigitta, ſiehſt du nichts? Mich dünkt, es floß

Geraume Zeit dahin, ſeitdem der Bote
Vom Lager kam und uns den Sieg verhieß!

Brigitta.

Nichts zeigt ſich mir, ſo weit mein Auge reicht! —
Ein friedlich Reh nur graſt am Walde dort!

Maria.

Mein Herz erbebt, denk' ich, was kommen kann!
O Himmel, waffne du mit Stärke mich!
Erleuchte mich, daß ich das Rechte treffe! —
Herausgeriſſen aus der holden Ruhe
Bin ich in's rauhe Leben, und der Geiſt
Der Fürſtin iſt's, den ich bewähren ſoll!
Wie-kann ich das, ein unerfahren Kind,
Wie kann ich's ohne deinen gnäd'gen Beiſtand?
(Pauſe. Auf einmal auffahrend.)
Horch! — Was iſt das?

Brigitta (am Fenſter).

Ein Reitertrupp am Wald! —
Mehr! — mehr! — Sie jagen!

Maria.

Flucht! — — Er hat — verloren! — —
(Sie eilt an's Fenſter.)
Barmherz'ger Gott, zeig mir den Vater!
(Nach angſtvollem Hinausſehen mit einem Schrei.)
Ah!
Er iſt's, er iſt's! Er lebt! — O Dank, o Dank! — —

Er ſprengt heran! — Wie ſchrecklich iſt ſein Blick!
Wie bleich ſein Antlitz! — Komm, Brigitta, komm! —
Er lebt, das iſt genug! Ihn jetzt zu ſehen
Iſt mir unmöglich — ich vermag es nicht!
(Ab zur Linken, Brigitta folgt ihr.)

Zehnter Auftritt.

Karl tritt heftig ein; nach ihm **Chimay.**

Karl (Hut und Mantel von ſich werfend).

Hinweg, hinweg, erlogner Flitterſtaat!
Wer über ſich den Bauer ſiegen ließ,
Der iſt kein Fürſt mehr, — und du höhnſt den Bettler!
Pfui, pfui der Tollheit, einen Gott ſich dünken,
Da man in Wahrheit nichts iſt als ein Wurm,
Den jeder plumpe Fuß zertreten kann!
Nun ſtolzer Sinn, nun ſchlürfe deine Schmach
Mit vollen Zügen ein, erfülle dich
Ganz mit der Pein des Gifts und berſte dran!

Chimay.

Faßt Euch! Ich bitt' Euch, Herr! Beruhigt Euch!

Karl.

Verzweiflung nur ziemt dem Geſchändeten!
Da Nichts ich bin, ſo will ich mir's auch ſagen
Und will mich foltern mit der Qual des Nichts,

Das Alles wollte ſein! Das iſt mein Recht —
Das Einzige, was mir geblieben iſt!

Chimay.

O Herr, Euch bleibt ſo viel —

Karl.

'S iſt Alles hin! —
Ein Feldherr, deſſen Thun geadelt iſt
Durch den Gedanken, einer Welt das Heil
Zu ſchaffen eines wohlregierten Reiches; —
Ein Führer, der mit einem Heer von Braven,
An Zahl, an Kriegszucht, Uebung und Bewaffnung
Den Feinden überlegen, ſich verſchanzt,
Die Schlacht anordnend, daß ein Meiſter ſich
Des Alterthums daran erfreut — Er kann
Durch eine Horde wüthender Geſellen,
Durch thieriſch Volk, das blinden Grimmes anſtürmt,
Zurückgeworfen werden? Fahret hin dann,
Vernunft, Vorausſicht, königliche Zwecke!
Dann iſt der Geiſt entthront, der Großes will, —
Dann kann ich nichts mehr, Ehre hat der Pöbel, —
Ich bin ein Pfuſcher und ein Kinderſpott!

Chimay.

Ihr habt in dieſem Schreckenskampfe Wunder
Mit Eurem Geiſt und Eurem Arm gethan!
Das Glück war unhold! Waldmann, der auf einmal
In's Lager fiel, er hat die Schlacht gewendet!

Karl.

Der Satan gab ihm den Gedanken ein!
Zurückgeſchmettert waren ihre Reihn,
Der Lothringer zum Drittenmal geworfen —
Mein war der Sieg! — Da ſchallt's auf einmal „Granſon!“ —
Nach Grieſach ſtürmt's und mein Geſchütz verſtummt!
Ich bin gleich einem Mann, dem in der Nacht
Mit jähem Hieb die Rechte weggehaun —
Nichts fruchtet mehr! Der junge Reinhart dringt
Mit wuthempörten Streichen auf uns ein!
Der Heldentod des braven Engelländers,
Des treuen Maas — umſonſt, umſonſt iſt Alles!
Sie toben wie die losgelaſſne See
Und überfluten uns! — — O Maas, o Somerſet!
O ritterliches Paar! — — (Zu Chimay.)
Du hätteſt mich
Bei dieſen Edeln ſterben laſſen ſollen!
Anmaßung war's, mit einem Schwall von Flücht'gen
Mich wegzureißen in die Flucht — Beſchimpfung,
Entehrung deines Herrn! Der Feldherr mußte
Hinſinken mit dem Heer!
(Maria iſt links am Eingang erſchienen und hat den letzten Theil der Rede gehört.)

Chimay.

Ihr mußtet weichen —
Das war die höhere Pflicht! — Denn Ihr müßt leben —
Für Eure Völker — und (auf Maria deutend) für Euer Kind!

Karl.

Maria!

Maria

(auf ihn zueilend und in ſeine Arme ſtürzend)

Vater!

Karl.

Meine Tochter! — — Ja
Du biſt ein Troſt!

Maria.

O Vater! Gott ſei Dank!
Du lebſt! — biſt unverſehrt!

Karl

(zuſammenfahrend und ſich von ihr losmachend.)

Zu meiner Schande! —
Wortbrüchig ſteh' ich auch vor Dir — ich habe
Zur Tochter dich des erſten Herrn der Welt
Erhöhen wollen — und ich habe dich erniedrigt
Zum Kind des Elends!

Maria.

Rechne dir das Unglück
Nicht an zum Schimpf! — Noch biſt du, was du warſt!
Und die vom Glück erhöht ſind gegen dich,
Sie werden ſelbſt bei dir um Frieden werben
Und Gott lobpreiſen, wenn dein hohes Haupt
Mit Freundlichkeit ſich ihrer Meinung neigt!

Karl.

Nicht leere Worte! — 's iſt der Troſt der Thoren!

Maria.

Ich ſpreche Wahrheit, Vater! — Herzog Reinhart —
Philippa hat es heilig mir betheuert! —
Will nichts von dir, nichts, als ſein Eigenthum;
Er bürgt dafür, daß auch die Schweiz von dir
Nicht einen Zollbreit deiner Lande fordert! —
Dann biſt du, was du warſt —

Karl.

Dann bin ich Nichts!
Gerettet iſt das Land — ich bin verloren!

Maria (nach einer Pauſe).

Mein Vater, o, ich fühle, was du fühlſt,
Und was du ſagſt, ergreift die Seele mir —
Denn ich bin deine Tochter! — Doch was dir
Unmöglich ſcheint, mit Gott iſt's dennoch möglich,
Wenn du es willſt und muth'gen Sinns ergreifſt! —
Die ſchönſten Lande ſind und bleiben dein;
Und ihres Wohls zu pflegen, wie du thateſt,
Der alte liebevolle Herr zu ſein,
Von welchem in Paläſten und in Hütten
Die Mütter ihren Kindern noch erzählen —
Nur das iſt's, was dir angemuthet wird! —
Und das iſt eine Quelle nur des Heils.
Von hochbeglückten Völkern neugeliebt
Und ſtark mit ihnen huldigt dir die Welt;
Die deine Feinde ſind, ſie werden dir
In Ehrfurcht oder Klugheit Freunde werden;

Du wirſt gewaltig ſein und groß und gut —
Und Alles haben, was den Fürſten ziert!

Karl (düſter).

Wie hat man Alles, wenn die Ehre fehlt?

Maria.

Wie kann ſie fehlen, wenn du Gutes thuſt,
Wie kann ſie fehlen, wenn du Großes wirkſt?
Wie kann ſie dem geliebten Herrſcher fehlen,
Der wie mit Götterhand den Samen ausſtreut
Der Völkerwohlfahrt, der ſie pflegt und mehrt,
Daß er von holderblühter Fülle rings
Umwogt iſt wie von einem Aehrenfeld? —
O Vater, Vater, könnt' ich dieſer Ehre
Geweihte Glorie dich erkennen laſſen,
Daß du mit ihr das theure Haupt dir ſchmückteſt,
Ich gäbe gern mein ganzes Erdenglück —
Gern dieſes junge Leben hin!

Karl.

Mein Kind!
Du biſt ein wackres Mädchen! — und beim Himmel —
Du liebſt den Vater!

Chimay
(der vorgetreten).

Hört auf ihre Worte!
Der Engel Gottes ſpricht aus ihr zu Euch!

Maria.

Ja, hör auf mich! Und wenn es Wahrheit iſt,
Vergiß, daß ich ſie auszuſprechen wage.
Mein ganzes Herz erbebt in Lieb' und Sorge
Und in dem Sturm find' ich die Worte nur,
Weil glühend ich nach deinem Heil verlange!

Karl.

Wohl, wohl! — Du thuſt mir gut, mein gutes Kind! —
Beim großen Gott, — 's iſt ſchön, geliebt zu ſein!

Maria.

So, Vater, wird die ganze Welt dich lieben,
Wenn du großherzig ihr den Frieden ſchenkſt! —
Ich habe nach dem erſten Mißgeſchick
Mich nicht erkühnt, von Einung dir zu reden!
Wie groß für andre Herrn — der Schaden war
Für dich nur klein und wieder gut zu machen.
Doch jetzt hat Gott der Herr dich heimgeſucht
Und hat dir ſeinen Willen kund gegeben
In fürchterlichem Spruch! Vor ſolchem Unheil
Umkehren darf auch der Gewaltigſte!
Der Ankampf gegen Gott führt zum Verderben;
Allein den Weg der Umkehr ſegnet Er,
Daß auch aus Nichts die reichſte Fülle ſprießt!

Karl

(der bei den letzten Worten ſich unmuthsvoll und ſtolz aufgerichtet).

Den Frieden geben kann der Sieger nur!
Nur er, der ſeine Feinde niederwarf,

Kann ſtark regieren und das Volk beglücken!
Nein! Kampf und Krieg, bis ich den Sieg erfechte!
Nur einen will ich, einen! Wenn ſie fliehn,
Den Streichen meines Schwertes zu entrinnen —
Wenn ich ſie angſtbeflügelt über's Feld
Vor mir hinjagen ſeh' — dann, dann kommt wieder!
Dann iſt die Zeit, von Frieden mir zu reden!

Maria.

Du unterſtehſt dich über dein Vermögen! —

Karl.

Die reichſten Völker ſind mir unterthan!
Sie ſollen opfern, wie ich ſelbſt mich opfre!
Die Ehre will's! — und neben ihrem Preis
Sinkt jedes andre Gut zu Nichts herab!

Maria.

Die Rettung winkt dir, und du ſtößt ſie weg!

Karl.

Die Rettung, die du bieteſt, iſt Vernichtung:
Sie tilgt mein Selbſt, das Leben meines Lebens! —
Im Kampf nur liegt das Heil — wie er auch ende!

Maria.

Du biſt verblendet! — O beſinne dich! —
Du frevelſt wider Gott!

Karl.

Kein Wort mehr, Kind!

Ich fordr' es — ich, dein Vater! — —

Graf Croy.

Wir dürfen keinen Augenblick verſäumen!
Du ſammelſt, was von Murten ſich gerettet,
Und führſt den Reſt nach meiner Burg Riviere!

Chimay.

Wie Ihr befehlt, Herr!

Karl.

Dort erwarte mich.
Ich ſchaff' ein Heer, ich ſelber, ich allein. —
Die Welt ſoll ſehen, was ein Mann vermag,
Den man zum Kampf um Ehr' und Leben zwingt!
(Zu Maria).
Du gehſt von hier, wohin dein Herz verlangt —
Nach Luxemburg! Die Mannſchaft dieſes Schloſſes
Wird ſicher dich geleiten! — — Gott befohlen!
(Er wendet ſich zum Abgehen.)

Maria.

Mein Vater, o, nicht ſo verlaſſe mich!
Wenn ich mit meinen Worten dich gekränkt,
Gott iſt mein Zeuge, daß ich's gut gemeint!
Mir iſt das Herz ſo ſchwer! Doch Alles trag' ich
Und Alles ſoll als Heil geprieſen ſein,
Wenn du nur deine Liebe mir bewahrſt!
O du biſt groß, erhaben iſt dein Geiſt,
Und in Bewundrung blick ich auf zu dir!
Gott ſchütze dich und führe dich zum Sieg

Und durch den Sieg zu ſegensreicher Herrſchaft —
Dieß, dieß wird mein Gebet ſein Tag und Nacht!

Karl (erſchüttert).

Maria!

(Er eilt auf ſie zu.)

Ja, du biſt ein gutes Kind!
Biſt meine Tochter! — Edel iſt dein Geiſt, —
Und lieblich blühſt du, Roſe von Burgund!
Du ſollſt, wie du verdienſt, verherrlicht werden!
Der Erde Glanz und Glück ſoll dich umfließen —
Und -- einen Vater ſollſt du haben, deſſen Haupt
Im Schein der Mannesehre ſtrahlen wird
Durch alle Zeiten hin! — Was mir beſtimmt iſt,
Es komme nur! — ich nehm' es an und trag's!
Du biſt der Liebling Aller, die dich ſchaun!
Du biſt mit deiner himmliſch reinen Seele
Die Zier der Erde — dich wird Gott bewahren!

Fünfter Aufzug.

Saal im Schloſſe zu Lyon.

Erſter Auftritt.

Ludwig tritt von der Seite langſam ein.

Ludwig.

Bei Gott, erſtaunlich iſt's und kaum zu glauben! —
Der Mann, der ſeine Nachbarn zittern machte,
Der, mein Vaſall, mir gegenüber ſich
Ein Gleicher, ja ein Höherer empfand,
Der in mein Land die Kriegesflamme warf
Ohn' alle Scheu, ſobald es ihm gefiel —
Er iſt durch dieſen Einen Kampf bei Murten
Geſchleudert in den Abgrund! Hingetilgt
Durch deutſche Mordwuth iſt ſein Muſterheer,
Vergebens müht er ſich, Erſatz zu ſchaffen,
Und matt gehetzt durch ſich verzehrt er ſich
In Scham und Gram und Ekel vor dem Leben!

(Nach einer Pauſe.)

So gut und klug iſt's, manchmal zuzuſehn,
Wenn's auch nicht fürſtlich ſcheint! — Was wär's geweſen,
Hätt' ich dem Raſenden den Krieg erklärt?
Die Eiferſucht auf mich und Frankreich hätt' ihm
Beſonnene Genoſſen zugeführt,
Die Staatskunſt hätte ſich der Macht gepaart —
Und was geſchehn iſt, wäre noch zu wünſchen! —
Nun ſind die Schweizer frei; der junge Reinhart
Nennt mindeſtens die Hauptſtadt wieder ſein;
Die ungetreue Schweſter von Savoyen
Hat ſich bekehrt und die Provence iſt mein.
Der Ausbau meines Landes hat begonnen,
Die Hoffnung, ihn zu enden wächst und wächst —
Und Alles das iſt mir um Nichts geworden,
Traun — um Papier und einige Kiſten Silber!
(Nach einer Pauſe, ſich aufrichtend.)
Kühn, Vetter Karl, und groß war dein Gedanke,
Dich zwiſchen mich und Deutſchland hinzuſtellen
Und mich bei Seite drängend dir die Krone
Des heil'gen römiſchen Reichs auf's Haupt zu ſetzen! —
Allein es ſcheint, daß mein demüth'ger Streben
Dem, der die Welt regiert, doch mehr gefällt,
Und daß du nicht der Mann biſt, Ihm die Gunſt
Durch Thaten abzuringen!
(Ein Diener mit zwei Briefen tritt ein.)

Diener.

Sire — an Euch!
(Uebergibt die Briefe und geht ab.)

Ludwig
(erbricht einen Brief und liest).

„Der Herzog wieder hier! — Die Eidgenoſſen
Mit ſich beſchäftigt und bedenklich, ſchwierig — —
Die ſpäte Zeit — Die Mittel unzulänglich —
Ein neuer Beitrag unvermeidlich worden!“
(Er liest weiter und ſieht ernſt vor ſich hin. Dann erbricht er das andere Schreiben. Erſtaunt auffahrend.)

Wie! Karl in Lothringen! — im Winterfroſt!
Nach ſolcher Niederlage, — ſolcher Schwächung!
Es iſt ein Dämon! eine Flamme glüht
In ihm, die ſinken, nicht verlöſchen kann!
Nein, wenn ſie gänzlich ausgetilgt erſcheint,
Bricht aus den wilden, finſtern Tiefen plötzlich
Und fürchterlich der Feuerſtrom hervor
Und wirft den Schrecken in die Herzen!
(In das Schreiben ſehend.)
Ah!
Die Meldung, daß ihm Nancy weggenommen
Durch einen kühnen Handſtreich Baudemonts,
Hat aus dem Schlaf des Geiſtes ihn geweckt
Und wieder ihn zur alten Kraft empört.
Er will vor Allem Nancy wiederhaben,
Von dort aus ſich zum ernſten Kampfe rüſten — —
(Aufſtehend.)
Gefährlich! — ſehr gefährlich! — — In dem Drang
Entſchließt er ſich vielleicht zum Bund mit Friedrich
Und gibt die Tochter an den jungen Max, —
Um einen andern Weg zu geh'n! — — Nein, nein!
Wir wollen ihn auf dieſem ſchon ergreifen!

(Klingelt; Diener erſcheint.)

Ruf mir ſogleich den Grafen Campobaſſo!

(Diener ab.)

Ich will des Mittels mich bedienen, das ſich
Mir ſelber beut, das Spiel, das gleich geworden,
Ungleich zu machen zu der Freunde Gunſten!

Zweiter Auftritt.

Campobaſſo erſcheint.

Campobaſſo.

Ihr habt befohlen, Sire —

Ludwig.

Graf Campobaſſo,
Ihr habt mir Euren Degen angetragen —

Campobaſſo.

Zum Dienſt auf Tod und Leben! — Doch umſonſt. —
Ihr traut mir nicht!

Ludwig.

'S iſt nicht zu wundern, Graf! —
Wer ſeinem Herrn zu ſchaden ſich erbietet —

Campobaſſo.

Der Herzog Karl hat mich in tiefſter Seele

Beleidigt und mein Haupt mit Schmach bedeckt!
Ich hab' es offen Euch berichtet, Sire.
Das Kränkendſte von allem aber iſt,
Daß er nicht fühlt, was er mir angethan,
Daß er der Rache mich nicht fähig hält
Und ſorglos mir vertraut! So hoch ſteht Er,
So Nichts bin ich, daß ich nach ſolchem Schimpf
Mich glücklich fühlen muß, dem Herrn zu dienen!
Er iſt die Selbſtſucht und der Hochmuth ſelbſt —
Nicht Dienſt und Treue — Rache ſchuld' ich ihm!

Ludwig.

Die Schuld zu tilgen wär' Euch eben jetzt
Gelegenheit gegeben. Der Tyrann
Hat ſich ermannt und iſt von Riviere
Nach Nancy aufgebrochen! Dort empfängt
Kein Gegner ihn; der junge Vaudemont —
Wie mir Graf Champeroux von Bern berichtet! —
Iſt mit dem kleinen Haufen in die Schweiz,
Und langſam, langſam geht die neue Werbung! —
Wie viel der Leute hättet Ihr zur Hand?

Campobaſſo.

Dreitauſend, Herr; und alle mir ergeben,
Als hätten ſie die Seelen mir verſchrieben.

Ludwig.

Wollt Ihr zu Reinhart ſie nach Baſel führen
Und ſeine Heerſchaar gegen Karl verſtärken? —
Ich rüſt' Euch aus und bürge für den Sold!

Campobaſſo (nach einem Schweigen).

Ich mach' Euch einen beſſern Vorſchlag, Sire. —
Ich will zu Karl!

Ludwig (nachdem er ihn ſcharf angeſehen).

Graf, mißverſteht mich nicht!
Karl iſt vom Hauſe Capets — iſt mein Blutsfreund!
Ich will nicht, daß der Schößling eines Zweiges
Den Wipfel ſelbſt des Stammes überrage —
Doch nur die dreiſten, wilden Triebe ſollen
Hinweggeſchnitten werden — nicht er ſelbſt!
Kein Meuchler will ich ſein! — es wäre ſündlich! —
Ja mehr noch: unklug!

Campobaſſo.

Keine Sorge, Herr!
Was Euch zuwider iſt, das iſt's auch mir!
Mich rächen, heißt fürwahr nicht: ihn ermorden —
Es heißt: ihn ſtürzen ein für allemal
Und ihn der Pein der Ohnmacht überliefern!
Laßt mich nur machen, Sire! — ich werde thun,
Was Euch und mir zuſammen Recht verſchafft!

Ludwig.

Doch — wenn's mißlingt?

Campobaſſo.

Mißlingt es mir! — und ich
Zahl' mit dem Leben das verlorne Spiel.

Ludwig (nach kurzem Schweigen).

Ihr ſeid ein feiner Kopf! Ich laß' Euch handeln
Auf Eure Fauſt! — — Geſchieht's durch einen Zufall,
Daß Eure Thaten Frankreich Nutzen ſchaffen,
So wird ſein König Euch zu danken wiſſen,
Wie's ihm geziemend!

(Lächelnd.)

Ich, Graf Campobaſſo,
Bin nicht ſo ſtolz und denke nicht ſo hoch
Von meiner fürſtlichen Perſon, daß ich
Den tücht'gen Mann ſchon für belohnt erachte,
Wenn ich ihm nur erlaube, mir zu dienen.
Ich trete der gemeinen Anſicht bei
Und halt's für nöthig, dem zufried'nen Blicke
Gewicht zu geben mittelſt einer Gabe,
Die bei der Welt auch gilt und den Verdienten
Erquickend ſtets den Dank des Herrn bezeugt!

Campobaſſo.

Ich werde, Majeſtät —

Ludwig.

Ich will nichts hören!
Ihr handelt nur für Euch! — ich weiß von nichts! —
Ihr ſeht, daß ich Euch traue — werther Graf!

(Campobaſſo verbeugt ſich.)

Und nun erwiedr' ich dem Geſandten Karls:
Dem ausgeſproch'nen Wunſche zu genügen,
Werd' ich den lieben Freund und edlen Vetter
Auch jetzt nicht ſtören, werde Frieden halten —

Und wünſch' ihm alles Wohlergehn im Feld! —
Bringt ihm die Antwort ſchleunigſt! — Gott mit Euch!

(Campobaſſo ab. Ludwig nach einer Pauſe.)

Nun heißt es, nochmal in die Kaſſe greifen
Und meinen Freunden in dem Schweizerland
Durch eine Sendung funkelnder Dukaten
Muth einzuſtrahlen in die Nacht der Seelen! — —

Dritter Auftritt.

Champeroux erſcheint.

Ludwig.

Wie! ſeh' ich recht! Graf Champeroux! — du hier?

Champeroux.

Ich komme, Sire —

Ludwig.

Du bringſt mir frohe Botſchaft!

Champeroux.

Ja, Sire! Mit einemmale hat ſich Alles
Zu Eures Schützlings Gunſten umgewandt:
Er konnt' in's Feld zieh'n jeden Augenblick!

Ludwig.

Wem dankt man das?

Champeroux.

Vor Allen Reinhart ſelbſt. —
Die Schweizer waren von dem Siegesrauſch
Nach ihrer Art ernüchtert; und ſo groß
War immer noch die Meinung von der Macht,
Dem Reichthum und der Wildheit des Geſchlagnen,
Daß einen neuen Einfall ſie beſorgten
Und der Gedanke, ſelbſt ihn anzugreifen,
Wahnwitz erſchien! — Doch unerſchütterlich
Und unermüdlich war der junge Herzog.
Von einem Orte flog er zu dem andern!
In ſchlichter Tracht, die Männer, die mit ihm
Bei Murten kämpften, als Kamraden ehrend,
Von Herzen hold, gewann er ſich die Herzen.
Dann trat er muthig vor den Tag in Zürch
Und ſchilderte die Noth der Lothringer
Und ſchilderte die Pflicht, in ſeinem Lande
Den letzten Sieg zu holen, ſo gewaltig,
Daß aus den Seelen die Bedenklichkeit
Beſchämt entfloh, die Augen funkelten
Und alle Kehlen laut nach Thaten riefen!

Ludwig.

Ein feſtes Herz! Ein fürſtlich kluger Kopf! —
Zu einem Feldzug aber gegen Karl
In ſolch unwirthlich rauhem Wintermond
Sind nicht nur Leute nöthig, nein, auch Geld!
Woher iſt das gekommen?

Champeroux.

'S iſt vorhanden,

Dank ſei dem hohen Geiſt der Herzogin,
Die Alles hingegeben was ſie nur
Von Werth beſaß, und fern und nahe dringend
Zum Wagen und zum Opfern angefeuert.
Waldmann und Scharnachthal bewährten ſich
Als wack're Männer auch in dieſen Nöthen.
Die letzten Summen gab der treue Thierſtein
Und ließ die zarten Sprößlinge dafür
In Haſt zu Baſel!

Ludwig.

Edle, treue Herzen,
Die er gewußt an ſein Geſchick zu feſſeln!

Champeroux.

Als ich die Dinge ſo im Gange ſah —
Das Heer zum Marſch bereit, die Führer muthig,
Und ſelbſt die Herzogin zur Reiſe fertig,
Um die Geſchicke des Gemahls zu theilen —
Als Eure Wünſche ſich von ſelbſt erfüllt,
Da ritt ich ſchleunigſt meinem Briefe nach,
Worin ich eine Sendung Euch empfohlen. —

Ludwig (lächelnd).

Da haſt du wohl gethan, Graf Champeroux! —
Doch einen Theil von dem, was hier geblieben,
Haſt du verdient, Freund, und er ſoll dir werden!
(Champeroux verbeugt ſich und geht ab. Ludwig nach einer Pauſe.)
Nun wehre dich, du Eber von Burgund,
Der du die Lande tollkühn aufgewühlt

Und alle Welt erſchreckt! — Die Jäger nah'n —
Und von dem beſten Treiber unterſtützt
Wird dich ihr Aug' am rechten Ort erſeh'n,
Ihr Speer dich in dein Lager jagen oder
Den ſinnlos Wüthenden zu Boden legen! — —
(Nachdem er ſchweigend vor ſich hingeſehen.)
Wenn aber Campobaſſo — ſtrauchelte? —
Der Burſche ſieht mir juſt wie einer aus,
Dem nichts mißräth — bis er am Galgen hängt!
Ich muß dem Glück vertrau'n! — Im ſchlimmſten Fall
Gibt's and're Mittel, dieſen Karl zu dämpfen! —
Vaſallentrotz zu bändigen und Frankreich
Einheit zu geben durch die Macht des Königs,
Iſt mein Beruf und Wille. Mein Bemüh'n
Für meine Lande hat zu viel Vernunft,
Als daß mir das Geſchick nicht helfen ſollte!
(Er geht ab.)

Das Zelt Karls im Lager vor Nanzig. An der Seite ein Tiſch mit einem Helm, den ein goldener Löwe ziert.

Vierter Auftritt.

Karl erſcheint von der Seite.

Karl.

'S wär nicht das erſtemal, daß den Geſchlagnen
Ausdauer zu der höchſten Glorie führte!
Die Römer, weil ſie nach dem Tag von Cannä,
Dem unheilvollen, Stand gehalten, wurden

Die Herrn der Erde! — Sollten die Burgunder,
Vor denen einſt die Römer weichen mußten,
Sich weniger bewähren? Darf ihr Führer
Sich ſelbſt verloren geben wegen zwei
Verlorner Tage? — Noch bin ich der Mann,
Mein Unglück alles wieder gut zu machen!

(Nach kurzem Schweigen.)

Gelingt's mir nicht, dann tret' ich ab vom Schauplatz! —
Die Welt, die mich zum Herrn nicht haben will,
Iſt nicht für mich gemacht — ich mag ſie nicht! —
Ich laſſe ſie den kleinen, flachen Seelen,
Die froh ſind um ein abgeriſſ'nes Stück, —
Und geh' hinunter in die dunkeln Tiefen,
Wo ich, dem eitlen Lärm unnahbar fern,
Vergeſſen von der Welt und ſie vergeſſend
Allein mit mir bin und mit meinem Willen!

(Er tritt an den Ausgang des Zeltes und ſieht hinaus. Dann ſich umwendend.)

Die Leute dauern mich — allein ich kann's
Nicht ändern! — Warum mußte dieſer Kecke
Den Platz durch Ueberraſchung mir entreißen?
Ich muß ſie wieder haben, meine Stadt,
Und rafften Schneegeſtöber auch und Froſt
Mehr Leute weg, als alle Feindeswaffen! —
Wer lebt, muß wagen, dulden und ſich opfern! —
Die Todten haben Ruhe!

(Lalain tritt ein.)

Karl.

Dein Geſicht
Weiſſagt nichts Gutes!

Lalain.

Leider kann der Mund
Nicht widerſprechen. Meine Schaaren ſind
Dahingeſchmolzen um ein gutes Viertheil.

Karl.

Die Stand gehalten, fechten um ſo beſſer.

Lalain.

Es wär' auch beſſer, fechtend untergehn! —
Da ſtirbt man warm! — und Leichen können frieren!

Karl.

Was ich beſaß an Speis und Trank und Kleidung,
Du weißt, ich hab's vertheilt! — Ich kann nicht mehr! —
(Nach kurzem Schweigen.)
Muth, lieber Freund, die Rettung iſt uns nah.
Wir ſitzen gut verſchanzt — wir werden uns
Bewegung machen und die Feſte ſtürmen
Und in den Häuſern unſrer guten Bürger
Von Grund aus uns erwärmen.
(Entfernter Lärm.)
Was iſt das?

Lalain.

Ein Reiter ſprengt heran!
(Nach einer Pauſe tritt Campobaſſo ein.)

Campobaſſo.

Mein hoher Herr —

Karl.

Graf Campobaſſo! Du haſt lang geſäumt
Und deinen Kriegsherrn auf dich warten laſſen!

Campobaſſo.

Dafür, Herr Herzog, hab' ich glücklich Alles
Erreicht und durchgeſetzt, was er gewünſcht! —
Der König wird auch diesmal ſeine Waffen
Nicht feindlich kehren gegen Euch!

Karl.

Er bleibt
Auf halbem Wege ſteh'n? — Das läßt ſich hören!

Campobaſſo.

Und ich, ich bringe dritthalbtauſend Krieger,
Gerüſtet und mit Allem wohlverſehn.

Karl.

Gut — das verdient mein Lob! — Du ſollſt erfahren,
Wie Karl den Diener zu belohnen weiß,
Deß Treue ſich bewährt! — Du trugſt Verlangen
Nach jener Grafſchaft, die mir heimgefallen
In Artois! — Von heut an iſt ſie dein!

Campobaſſo.

Zu viel der Ehre, Herr!

Karl (zu Lalain).

Mit dieſem Haufen

Iſt der Verlornen Zahl erſetzt! — Wir können
Sogleich nun einen ernſten Sturm verſuchen,
Mit Hoffnung, dieſes Nancy wegzunehmen!

Campobaſſo.

Wohl, hocherlauchter Herr! Doch vor der Hand
Gibt's etwas Anderes für uns zu thun!
Ein Reiter hat die Nachricht mir gebracht,
Daß Vaudemont mit einem neuen Heer
Schon auf dem Marſch iſt gegen Euch!
(Chimay erſcheint im Hintergrund.)

Karl (zu Campobaſſo).

Wie ſtark?

Campobaſſo.

An ſiebentauſend Mann! — Wir müſſen ihm
Entgegengehn, ihn ſchlagen, ihn vernichten!
Dann habt Ihr Fried' und Raum zu größern Thaten —

Chimay (vortretend).

Verzeiht, mein Fürſt — auch mir ward eine Botſchaft;
Doch klingt ſie ſehr verſchieden, und verſchieden
Klingt darum auch mein Rath. Des Gegners Haufen,
Verſtärkt durch Züge der Verbündeten,
Iſt unſerm überlegen, wohlverſorgt,
Voll Muth und Sicherheit und Siegsgefühl!
Wir haben keine Hoffnung, ihm zu ſtehn,
Und müſſen vor ihm weichen!

Karl.

Wie! Was ſagſt du?

Chimay.

Nicht nur von hier — wir müſſen aus dem Land!

Karl.

Biſt du von Sinnen? Fliehen vor der Schlacht?
Ausreißen, ich, vor dieſem Knaben? Niemals!

Campobaſſo.

Entehrend wär's!

Chimay.

Was Ehre fordert, Graf,
Das glaub' ich beſſer zu verſteh'n, als Ihr! —
(Zu Karl.)
Die Ehre fordert, daß Ihr triumphirt,
Und Ehre bringt das Mittel Euch zum Siege! — —
Hört mich, mein Fürſt! Laßt mich nur einmal gelten
Und prüft in edler Freiheit meine Gründe!

Karl.

Ich kann, ich will nichts hören von Davongehn
Und einer Klugheit, die nach Feigheit ſchmeckt!
Er kann nicht ſo viel Leute haben, wie du ſagſt!
Schwerfällig ſind die Deutſchen, Bärenhäuter, —
Sie laſſen ihren Ofen nicht im Winter!

Campobaſſo.

Und haben für den Grafen Baudemont

Und für ein andres Land auch nicht den Eifer,
Wie für das eigne, wo ſie die Verzweiflung
Und tolle Wuth gefährlich machen kann.
Der Schlimmſten grade wird die kleinſte Zahl ſein:
Denn wo kein Geld iſt, bleibt der Schweizer fern!

Chimay (indem er ihn ſcharf anſieht).

Ja; doch ſo lang der Lohn fließt, dient er treu! —
Und das iſt nicht von Jedermann gewiß!

Campobaſſo.

Herr Graf!

Karl (unmuthig zu Chimay).

Verſchon uns mit den alten Märchen,
Die Neider ausgeſtreut, den beſten Diener
Verdächtig mir zu machen! Man braucht nicht ſtolz,
Nicht herb und voller Widerſpruch zu ſein,
Um eines treuen Dieners Ruhm zu haben!

Chimay.

Herr Herzog —

Karl.

Still! 'S iſt abgethan für jetzt!
(Zu Lalain.)
Was achteſt du von Campobaſſo's Rath?

Lalain.

Herr, wie die Sachen ſtehn, halt' ich's am beſten,

Wenn Ihr den Vortheil, den uns rechts der Wald,
Vor uns der Fluß gewährt, benützt und hier
Den Feind erwartet!

Karl.

Sei's! Man ſoll nicht ſagen,
Daß ich mein Ohr jedwedem Rath verſchließe!
(Zu Chimay, der ſchweigend vor ſich hinſieht.)
Biſt du empfindlich? Zürnſt du mir?

Chimay.

O Herr,
Ich denke nicht an mich! Der tiefſte Schmerz
Um Euch erfüllt mein Herz und drückt mich nieder —
(Mit gedämpfter Stimme.)
Ich ſehe das Verhängniß!

Karl (nachdem er ihn bewegt und ſanft angeſehen).

Meine Diener
Empfinden Mitleid? Meine Freunde zittern? —
Beim Himmel, es iſt Zeit nun, daß ich ſiege! —
(Indem er den Helm ergreift, um ihn aufzuſetzen, fällt der goldne Löwe herunter. Erſchreckte Stille.)

Karl (feierlich).

Das iſt ein Zeichen Gottes!

Chimay (ihm zu Füßen ſtürzend).

O mein Fürſt!
Hört auf mein Flehn und weicht zurück — im Namen
Des Gottes, der ein Zeichen Euch gegeben!

Karl

(nachdem er ihn einen Moment angeſehen).

Nein! — Nein! — Wär' ich entſchloſſen nicht geweſen,
So wär' ich's jetzt! — Ein Mann gibt nichts auf Zeichen!
Der nur, der ſich den Muth benehmen läßt,
Macht das Verderben, das ſie drohn, zur Wahrheit!

Chimay (der ſich wieder erhoben).

Herr, Ihr verblendet Euch! Vernunft und Ahnung —
Der Himmel ruft: im Rückzug liegt das Heil!

Karl.

Still, ſtill! — Du redeſt wie ein Kind! — Das Glück
Iſt für die Seichten, die Begehrlichen,
Die nur gewinnen und genießen wollen!
Den Sinn des ächten Mannes reizt das Schwere,
Das nur durch unerhörte Kraft und Mühe
Zu faſſen iſt! Was ganz unmöglich ſcheint,
Dennoch vollbringen — auf das drohende
Verderben feſten Blickes loszugehn,
Mit ihm den Gang zu wagen — Das beſtrickt ihn! —
Mich lockt in Zauberſchöne dieſer Kampf,
Unendlich herrlicher, begehrenswerther
Als jeden Vortheils Gunſt! Der Sieg in ihm
Iſt göttlich groß! — und nächſt dem Siege hat
Den Preis bei mir der Untergang in ihm! — —

(Bewegung Chimays.)

Es iſt beſchloſſen! Keine Macht der Erde
Soll, was in meiner Seele feſtgeſetzt,
Um eines Haares Breite nur verrücken!

(Nach kurzer Pauſe.)

An eure Poſten! — Graf Croy, du nimmſt
Die Stellung zwiſchen mir und Galeotto,
Du, Campobaſſo, zwiſchen mir und Lalain.
Der Bach, auf den Kanonen ſtarren, wird
Das Hauptheer vor dem erſten Angriff ſichern —
Drum auf den Seiten thut das Aeußerſte
Und ſchickt zu rechter Zeit nach Hülfe! — Geht!
Und kündet allen Führern den Befehl!

(Chimay, Lalain und Campobaſſo ab.)

Neunter Auftritt.

Karl (allein).

Unwiderruflich iſt's — und mir iſt wohl! —
Entweder Cäſar — Alles — oder Nichts! —
(Er tritt an den Ausgang des Zeltes und ſieht umher. Nach einer Pauſe.)
Das Heer ſteht gut, der Feind bekommt zu thun!
Der Winternebel kann den Stürmenden
Verhängnißvoller werden, als den Unſern!
(Pauſe. Entfernter Lärm zur Linken. Er horcht. Büchſenſchüſſe.)
Da ſind ſie!
(Kanonenſchüſſe.)
Ah! Das iſt ein wacker Schießen! —
Ein rauher Willkomm!
(Hinaustretend und rufend.)
Schnell zu Galeotto —

Stimme von Außen.

Dort kommt ein Reiter!

(Nach einer Pauſe erſcheint ein Ritter vor dem Zelt.)

Karl.

Reignier! Wie ſteht's?

Ritter.

Gut, hoher Herr! — Der erſte Feindeshauf
Rannt' aus dem Nebel gegen uns heran;
Allein von Pfeilen, Kugeln überſchüttet
Und vom Geſchütz zerriſſen wandt' er ſich.

Karl.

Galeotto meinen Dank!
(Zur Seite gewendet.)
Du, Thengern, führ ihm
Ein Fähnlein Reiter zu! Verfolgt die Flücht'gen!
(Ritter ab. Karl tritt in's Zelt.)
Ein guter Anfang! — Es erfriſcht das Herz,
Und Hoffnung — Zuverſicht erhebt ſich wieder!
(Lärm und Schießen gegen die Mitte.)
Das iſt Croy! — — Der läßt mich außer Sorge!
Ein Niederländer führt er Niederländer
Und eifert um den Ruhm des treuſten Dieners.
(Er tritt an den Ausgang und ſieht hinaus.)
Der Nebel weicht — die Sonne bricht hindurch! —
Ein Reiter dort? — Wie! Seh' ich recht? — Er ſelbſt!
(Entgegenrufend.)
Was führt dich her?

(Chimay tritt ein.)
Dein Auge glänzt! — Du bringſt —

Chimay.

Triumph, Herr Herzog! — Meine Leute haben
Die Lothringer, die auf uns angeſprengt,
Zurückgeſchlagen. In Verwirrung flieh'n ſie
Und die Kanonenkugeln hinterher
Erſparen manchem Burſch das Weiterlaufen.
Auf dieſer ganzen Seite ſind wir Sieger!

Karl.

Ah! Gott ſei Dank!

Chimay.

Was nun? Was ſoll geſchehn?

Karl.

Zuſammen vor, den Sturm hintoben laſſen,
Bis er den letzten Gegner weggefegt!
Die Flüchtigen im Auge ſchwillt der Muth,
Grimm flammt empor, allmächtig wird der Arm!
Lalain und Campobaſſo werden dort
In edlem Neid die Andern überrennen —
Mit Einemmal vernichten wir die Bauern
Und ihren Schützling! — Endlich, endlich kommt's,
Mit Einer Luſt die grimmſte Pein zu lohnen!
(Geſchrei, Signale auf der rechten Seite.)
Ja, ja! Sie ſind am Werk! — Glückauf, ihr Wackern!
Heut kämpft der Geiſt des Siegs in meinem Heer;

Am Abgrund ſelber richten wir uns auf,
Mit Einem Rucke drehn den Feind wir um
Und ſchleudern ihn hinab — und Alles, Alles
Wird wieder möglich!

(Zu Chimay, der gehen will.)

Halt, wir gehn zuſammen!
Mit meinem Hausvolk, in der Mitte ſtreitend,
Mach' ich Euch ganz und ende dieſen Tag.

Zehnter Auftritt.

Raymond erſcheint haſtig.

Raymond.

Herr, Lalain fordert Hülfe, ſchnell und reichlich!
Die Schweizer drängen ihn von allen Seiten.

Karl.

Hat er den Campobaſſo nicht gerufen?

Raymond.

Ja, Herr; allein umſonſt!

Karl.

Wie!

Raymond.

Campobaſſo

Hat ſeinen Haufen zu dem Feind geführt —
Und ſich zum Angriff gegen uns geſtellt!

Karl.

Sprichſt du im Fieber?

Raymond.

Herr, ich rede Wahrheit,
Und ſetze meinen Kopf dafür zum Pfand!

Karl.

Er — ein Verräther! — Er, ein giftig Unthier,
Das ſchmeichelnd mich umwand! — Ein Teufel, der
Den Stoß geſpart, bis er zu Tod mich trifft?
(Er bedeckt ſein Geſicht mit den Händen. Chimay und Raymond nähern ſich ihm in ſchmerzlicher Theilnahme. Karl läßt die Hände ſinken.)
Die Wahrheit ſteht vor mir mit fürchterlichem,
Entſetzensvollem Angeſicht!
(Er faßt ſich gewaltſam und ergreift Chimay's Hand.)
O Treuer!
O edler Freund! O Herz von Gold — vergib mir!

Chimay.

Um Gotteswillen, Herr!

Karl (feierlich).

Ja, wir ſind blind!
Wer uns zu Willen iſt, dem glauben wir!
Gerecht iſt das Verderben, das uns trifft!

Chimay.

Laßt mich! Ich werd' ihn ſuchen, ihn vernichten —

Gott der Gerechte ſchickt ihn mir entgegen! —
Hund, Hund! Du fällſt durch mich!
(Will fort.)

Karl.

Halt, Freund! Die Größe,
Nach der ich meine Hand zu ſtrecken wagte,
Kann das Geſchick mir nehmen, nicht die Mannheit!
Doch eher die noch, als den Dank der Freundſchaft,
Den ich der treuſten aller Seelen ſchulde!
(Er umarmt ihn und küßt ihn auf die Stirn.)
Nun geh zurück zu deiner braven Schaar!
Behauptet Euren Vortheil! Den Verräther,
Den ſuch' ich ſelber auf! Ehrloſe pflegen
Nicht gut zu fechten — ich zerſtäube ſie
Und werfe mich mit Lalain auf die Schweizer.
Vielleicht erſetzt das Glück, was Felonie
So ſchnöd uns wegnahm! — Lebe wohl!

Chimay.

Lebt wohl!
(Ab.)

Karl (zu Raymond).

Die Garden!
(Raymond ab.)
Nun heraus, mein treues Schwert,
Und laſſ' uns ſehn, was wir zuſammen können!
Zwei ehrenvolle Looſe winken mir,
Und wenn das eine täuſchend ſich entzieht,

Um ſo gewiſſer iſt mir dann das andre!
Schön iſt der Sieg, doch ſchön iſt auch der Tod —
Um beide will ich mit dem Schwerte werben!

(Er geht ab.)

Eine Ebene.

Eilfter Auftritt.

Campobaſſo kommt mit lombardiſchen Kriegern

Campobaſſo (für ſich).

Dummſtolze Burſche, tugendſame Narr'n!
Sie fechten nicht zur Seite des Verräthers?
Wär's nicht um einen Andern, möcht' ich gern
Bekehren mich zu Karl und ſie vertilgen!
Doch ſei's! Ich lache dieſer Bauernhoffahrt,
Dem Zwecke treu, der mich hiehergeführt!

(Nach einer Pauſe.)

Hier will ich warten! Von dem Lager geht
Der Weg zu Lalain durch die Niederung —
Vielleicht zieht Er heran, und ich ergreif' ihn —
Und mach's noch beſſer, als ich's zugeſagt!

Ein Lombarde (im Hintergrund erſcheinend).

Burgund'ſches Hausvolk!

Campobaſſo.

Ah! — Schließt Euch zuſammen!
Folgt mir zum Kampf — 's geht um den höchſten Preis!

Zwölfter Auftritt.

Karl an der Spitze der Garde tritt raſch ein.

Karl.

Er ſelbſt? Er wagt's? — Geprieſen ſei die Frechheit!
(Zu Campobaſſo.)
Die Schande fraß dich alſo noch nicht auf —
Sie ließ noch etwas übrig? — Weg mit dir —
Und frei von dieſem Flecken ſei die Welt!
(Er dringt auf ihn ein und kämpft mit ihm. Campobaſſo fällt. Die Lombarden fliehn.)

Karl

(auf den Leichnam ſehend).

Zermalmt, mit grimmverzerrten Mienen! Ja,
'S gibt einen Gott und Rächer des Verraths —
Und eine Freude noch für den Gekränkten! — —
Sie fliehn wie Lämmer, die gedungnen Wölfe,
Vor einem Mann! — Wir ſind im Zuge, Kinder!
Vom Sieg durchlodert friſchweg auf die Schweizer! —
Wir haben männlich manches Jahr gekämpft
In vielen ernſten Schlachten — heute laßt
Uns übermenſchlich kämpfen! — Sieg! den Sieg!
Mit ihm Europa heb' ich aus den Angeln!
(Alle ab.)

Lager der Lothringer. Zur Seite das Zelt Reinharts

Dreizehnter Auftritt.

Reinhart und **Philippa** kommen von der Seite des Zeltes
Rechts und links ſtehen Ritter und Kriegsknechte.

Reinhart.

Philippa, keine Sorge! Dieſen Angriff
Hab' ich erdacht — und ſtehe für den Sieg.
Ich muthe meinem Kopf kein Wunder zu:
Mit unſerm Plan kämpft Recht und Uebermacht!

Philippa.

Ich glaube dir! Doch was auch kommen mag —
(Graf Thierſtein tritt auf.)

Reinhart.

Nun? Iſt's gelungen?

Thierſtein.

Nahezu, Herr Herzog.
Die Feinde kämpfen noch wie Raſende;
Doch von den neuen Schaaren, die wir ihnen
Urplötzlich vorgeführt, geſtaut, gedrängt,
Nur um die Ehre noch und um den Rückzug.

Reinhart.

Faßt und umzingelt ſie! Doch ſind ſie Euer,
Schont Derer, die ſich geben!

Philippa.

Habt Ihr nichts
Von Herzog Karl geſehn?

Thierſtein.

Nichts, hohe Frau.

Philippa.

In meinem Herzen ruft's: Er wird nicht fliehn!
(Zu Reinhart.)
Gebiet ihn zu verſchonen! Schnell! Man ſoll
Nicht ſagen, daß wir ſeinen Tod gewollt!

Reinhart.

Ja, du haſt Recht. — Thut ihm kein Leides an!
Wenn er auch wüthend fortkämpft, überwältigt,
Entwaffnet ihn und führt ihn heil hieher.
(Thierſtein ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Ein **Lombarde** erſcheint athemlos von der Rechten im Vordergrund.

Lombarde.

Verzeiht, hochmächt'ger Fürſt — der Herzog Karl
Hat uns mit ſeinen Garden angegriffen,
Den Grafen mit der eignen Hand erſchlagen,
Die Schaar zerſtreut und auf die Schweizer ſich

Geworfen, wie der Pfeil vom Bogen fliegt.
Der Haufen, der ſchon wich, kämpft ihm zur Seite –
Er drängt ſie hart und das Gewühl iſt ſchrecklich. –

Reinhart.

Wie! – ſollte dieſer fürchterliche Mann
Das Netz durchhau'n, in dem er ſchon gefangen?
Macht Sinn und Vorſicht mir ſein Schwert zur Lüge? –
Nun gut! Das Schwert trifft auch in meiner Hand –
Schlag gegen Schlag! – Philippa, ſei getroſt!

Philippa.

Geh! – geh mit Gott! Dein Schickſal iſt das meine!

Reinhart.

Auf, ihr Genoſſen! Kommt!
(Alle, mit gezogenen Schwertern, gegen die linke Seite.)

Fünfzehnter Auftritt.

Konrad erſcheint eilig.

Konrad.

Sieg, Sieg, Herr Herzog! –
Er iſt erlegen und in unſrer Hand –

Reinhart.

Der Herzog Karl? Wie! Habt ihr ihn gefangen?

Konrad.

Auf kurze Haſt nur, Herr! Man bringt ihn ſterbend —
Die Bruſt durchbohrt von einem Schweizerſpeer!

Philippa.

Gerechter Himmel!

Reinhart.

O, das iſt zu viel! —
Wie ging es zu?

Konrad.

Er ſtürzte ſich auf uns
Urplötzlich und mit fürchterlicher Wuth
Und hat uns manchen guten Mann erſchlagen.
Doch unſre Leute, Herr, ſie ſtanden feſt
Und in dem grimmig wilden Handgemeng
Da ſchmolzen und da wichen ſeine Schaaren.
Bald war er nur von Wenigen umgeben —
Aus war's mit ihm und Eins nur konnt' er noch!
Mit ſeinem Schwerte, das herniederfuhr
Blitzſtrahl an Blitzſtrahl, bahnt er ſich den Weg,
Stets vorwärts, in das dichteſte Getümmel,
Und was der ſtolze Mann und Held begehrt —
Ja, 's iſt ein Held, ſo hat er ſich erprobt! —
Das ward ihm endlich. Eines Berner Manns
Geſchärfter Eiſenſpieß that ihm den Willen.

(Karl, auf einem Tragſtuhl, wird von Schweizern hereingetragen.
Rechts und links neben ihm gehen Scharnachthal und Waldmann.)

Philippa
(eilt auf ihn zu und wirft ſich vor ihm nieder).

O welch ein Wiederſehn! — Nein, theurer Ohm,
Das war es nicht, was wir gewollt! Wir wollten
Das Unſre nur — und Ihr, Ihr ſolltet leben
Und Alles haben, was Euch Gott verliehn!
(Im Hintergrund erſcheint Thierſtein.)

Reinhart.

Beim Himmel, um nichts Andres ſtritten wir!

Karl (nickt; dann).

Hat Keiner meinen Freund geſehn, den Chimay?

Thierſtein (vortretend).

Er hat im Kampfgewühl den Tod geſucht,
Doch Wunden nur und Ehre nur gefunden.
Des Spruches harrt er —

Reinhart.

Künd ihm Freiheit an!

Karl.

Er ſpare ſich — und weihe meiner Tochter
Die Segenskräfte ſeines edlen Geiſtes! —
Du, meine Nichte — ſage meinem Kind,
Sie möge Hand und Land dem Manne geben,
Den ſie erwählt — dem Kaiſerſohne Max!
Dem jungen Aar vermach' ich meine Herrſchaft
Und meiner Seele Plan: Das Kaiſerthum,

Gegründet auf die Macht des Einen Herrn —
Zu beſſerer Vollführung! — Meld ihr das —
Und bring' ihr meinen Segen zu dem Bund!

Philippa.

Ich will's! — Doch iſt's nicht möglich, Euch zu retten?
Kann nichts geſchehn? Sollt Ihr ſo gräßlich enden?

Karl.

Ich bin am Ziel — und lobe mein Geſchick!
Mein Herz verlangt hinweg von dieſer Welt —
'S iſt mir zu eng hier und ich ſehne mich
Hinüber in die ungemeſſ'ne Weite,
Zu jenen großen Seelen, denen ich
An Glück und Ruhm nicht, doch am Wollen glich! —
Genießt des Siegs, den Ihr erfochten habt,
Genießt des Euren — laßt das Meine mir — —
Lebt wohl!
(Er ſinkt zurück und ſtirbt. Feierliche Pauſe. Auf einen Wink Reinharts werden die Fahnen über ihn gebreitet. Philippa kniet. Die Führer ſtehen rechts und links, die Kriegsknechte im Halbkreis hinter ihnen.)

Reinhart.

Geſchieden iſt ein mächt'ger Geiſt!
Nicht unſre Kraft, nur Karl hat Karl beſiegt! —
Zollt ihm in ſtummer Huldigung die Thränen,
Die wir der hingegangnen Größe ſchulden.
Dann aber laßt uns mit geeinten Kräften
Die Freiheit ehren, die wir uns erkämpft.
Auf dem Gewaltbau, der in Trümmern liegt,

Laßt uns ein feſtes Haus des Rechts errichten.
Des Kummers ledig ſollen die Geſichter
In Lebensfreude blühn und auf den Feldern,
Die grauſer Tritt des Kriegs verödet hat,
Die Saaten wogen, die der Friede pflanzt!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

(Den Bühnen gegenüber Manuſcript.)

Im Verlag von **A. Kröner** in **Stuttgart** iſt ferner erſchienen:

Ein

Münchner Dichterbuch.

Herausgegeben

von

Emanuel Geibel.

Geh. Preis Rthlr. 1. 10. — fl. 2. 20.
Eleg. geb. Preis Rthlr. 2. — fl. 3. 30.

Vier Deutſche.

Ein Roman aus den letzten Jahrzehnten

von

Melchior Meyr.

3 Bände. Geh. Preis Rthlr. 3. 10. — fl. 5. 50.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Geh. Preis Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Neue Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Geh. Preis Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Herzog Albrecht.

Dramatiſche Dichtung
von
Melchior Meyr.
Geh. Preis 24 Sgr. — fl. 1. 24.
Eleg. geb. Preis Rthlr. 1. 4. — fl. 2. —

Gott und ſein Reich.

Philoſophiſche Darlegung
der
freien göttlichen Selbſtentwicklung zum allumfaſſenden Organismus
von
Melchior Meyr.
Geh. Preis Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Marie de France.

Poetiſche Erzählungen
nach
Altbretoniſchen Liebes-Sagen
überſetzt von
Wilhelm Hertz.
Geh. Preis Rthlr. 1. 5. — fl. 2.
Eleg. geb. Preis Rthlr. 1. 15. — fl. 2. 36.

Gedichte

von

Melchior Meyr.

Geh. Preis Rthlr. 1. — fl. 1. 45.
Eleg. gebd. Preis Rthlr. 1. 10. — fl. 2. 20.

Heinrich von Mömpelgard

und

Eliſabetha von Bitſch.

Hiſtoriſcher Roman von Theodor Grieſinger.

2 Bde. Geh. Preis Rthlr. 1. 20. — fl. 2. 48.

Unſere

Alt- und mittelhochdeutſchen Dichter.

Ein

Lehr- und Handbuch

von

Theodor Beytlenmiller.

Geh. Preis 24 Sgr. — fl. 1. 24.

Conturen.

Novellen und Fahrten

von

Guſtav Reiſewitz.

Geh. Preis Rthlr. 1. 10. — fl. 2. 20.

Novellen

von

Melchior Meyr.

Stuttgart.
Cotta'ſcher Verlag.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Seite
Die zweite Liebhaberin 1
Verluſt und Gewinn 319

Die zweite Liebhaberin.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

An einem ſchönen Septemberabend fuhr der Perſonenzug in den Bahnhof der Reſidenz, um unter dem prächtigen Dache des Hauptgebäudes Halt zu machen. Die Wagen entleerten ſich und ein bunter Menſchenſtrom wogte an der Mauer hin, die einen zum Ausgang, wo die Erwarteten von Bekannten und Verwandten begrüßt wurden, andere zum Packwagen, wo man das „Paſſagiergut“ zurück erhielt.

Unter den letzteren befand ſich ein junger Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, ſtattlich gewachſen, in der vollen Kraft geſunder Jugend. Eine elegante Reiſetaſche, etwas größer als gewöhnlich, hing an ſeiner Schulter und das Haupt deckte ein hellbrauner Sommerhut, unter welchem dunkelblonde Haare, die vielleicht um ihrer Schönheit willen etwas länger wachſen durften, den Hinterhals beſchatteten. In anſtändig modiſcher Kleidung, die ihm gut, faſt möchte man ſagen flott ſtand, bewegte er ſich ruhig und ſicher im Gedräng weiter, beſorgte ſein Gepäck in den Wagen des Gaſthofs, wo er zu wohnen gedachte, und ſchickte ſich an, zu Fuß nachzugehen.

Der Bahnhof lag am äußerſten Ende der Vorſtadt und der mildſonnige Abend hatte eine ungewöhnliche Zahl Spaziergänger auf die Straße und auf den ſchönen Platz vor dem Hauptbau gelockt. Der Ankömmling ſchritt durch ſie hindurch, mit frohen Augen Alles betrachtend, was ſich ihm darbot. Ihn ſchien Alles gleich lebhaft zu intereſſiren: die neuen Häuſer der Vorſtadt und die zierlichen Gärtchen, die davor oder dazwiſchen lagen, die Menge, die ſich hin und her bewegte, und die einzelnen Figuren, die ſich ihm vorübergehend bemerklich machten. Er faßte mit demſelben heitern Antheil das ſchmucke Dienſtmädchen in's Auge, die mit einem Korb am runden Arme munter dahin ſchritt, und die feine Dame, die im eleganten offenen Wagen neben Gemahl oder Papa nachläſſig hingegoſſen ſaß; den Proletarier, der mit freiem Hals und nicht ganz reinlichem Hemd behaglich eine Cigarre rauchte, und den Officier, der mit angenehmem Kriegerbewußtſeyn ein Racepferd durch die Straße lenkte. Ja, wenn er hie und da zurückſchaute, warf er auch in den leicht aufgewirbelten, von der Sonne vergoldeten Staub, der allerdings die ſchöne Abendlichkeit des Bildes mit vollenden half, einen vergnügten Blick, um gemüthlich ſeinen Weg fortzuſetzen.

Ein ſo lebendiges Gefallen an den Außendingen ſetzt eine wohlwollende Seele und gleicherweiſe ein begnügtes, zuverſichtliches Herz voraus. In der That hätte ſich dem ſchärferen Beobachter auch dieſes in dem hübſchen Geſicht gar wohl bemerklich gemacht. Mit der gutmüthigen Freude, die es zunächſt verſchönte, ſah auch ein tiefes Selbſtgefühl aus ihm, und zuweilen ging ein Stolz in ihm auf, mit dem er lächelnd auf die Menſchen ſah, die für ihn wieder zu einer „Maſſe" zuſammengefloſſen waren.

Der Grund dieſer Zuverſicht war ein ſehr triftiger, und der Leſer wird ihn gewiß mit Vergnügen erfahren. In der Reiſetaſche des jungen Mannes befand ſich nicht nur eine Anzahl von Kaſſenſcheinen, womit einen Winter anſtändig zu leben war, ſondern neben andern unſchätzbaren Papieren auch das ſtattliche Manuſcript eines Trauerſpiels, das in ſeiner Heimath die günſtigſten Urtheile erfahren hatte und das er nun auf der Hofbühne geben zu laſſen gedachte, um ſich mit einemmal den gefeiertſten Namen der gegenwärtigen Dramatik angereiht zu ſehen. Die Wirkung, die er beim Vorleſen des Stückes erzielt hatte, war ſo entſchieden, die Lobſprüche, die er von Männern und Frauen erhalten, waren ſo empfindungsvoll betont, daß er einen durchſchlagenden Effekt auf dem Theater mit vollkommener Sicherheit erwarten zu dürfen glaubte. Manchmal, wenn er auf der Herfahrt, in die Ecke des Coupés gelehnt, über ſein Vorhaben nachdachte, hatten ihn allerdings auch wohl Zweifel angewandelt und ſein Herz in eine nicht unbedeutende Gährung verſetzt; allein das Ueberdenken der ergreifenden Scenen, womit das Spiel ausgeſtattet war, hatte ihn wieder völlig beruhigt; und wie er nun an dem ſonnigen Tag gegen die Reſidenz herfuhr, die ihm durch das Seitenfenſter in all ihrer Gebäudepracht entgegenglänzte, da nahm das reinſte Vertrauen in ſeiner Seele Platz.

Bei dem tief heitern Blick, den er über die Spaziergänger hingleiten ließ, ſchien er nun zu denken: „Ihr laßt mich jetzt unbeachtet vorübergehen, ihr guten Leute; ich bin euch nichts — ein junger Menſch wie jeder andere. Aber ihr werdet mich ſchon anſehen, wenn ich unter allgemeinem Applaus und Zurufen meines Namens auf die Bühne trete und euch für den Beifall danke, den ich euch durch die Gewalt meiner Tragödie entriſſen habe. Dann werde ich ein Geſicht haben für euch und den Weg des literariſchen Ruhmes fortſetzen können unter den herzerfreuenden, ermuthigenden Zeichen der Achtung meiner Nation.“

Wenn er dieſe Gedanken nicht wörtlich hatte, ſo gewannen ſeine Züge doch mehr und mehr einen Ausdruck, der ihnen entſprach. Er ſtrahlte in einer Miſchung von Zuverſicht und Selbſtgefühl, die von Selbſtgefälligkeit nicht mehr zu unterſcheiden war. Doch mit einemmal, nach einer Reflexion, wie es ſchien, gewann das Geſicht einen ernſteren, löblicheren Ausdruck: er ſah aus wie einer, der ſich freut um der Freude willen, die er geliebten Andern zu bereiten hofft.

In die Stadt ſelbſt eingetreten ſetzte er ſeine Beobachtungen fort. Der Anblick, der ſich ihm bot, war ihm nicht ganz neu, denn er hatte vor einem Jahrzehnt ſchon ein paar Tage hier verbracht, wirkte aber wegen verſchönerter Häuſer und Läden mit allem Reiz der Neuheit auf ihn. Da man ihn als Poeten kennt, ſo begreift man den Sinn für charakteriſtiſche Gegenſtände, die er in ſeiner Auffaſſung gleich idealiſirte und dichteriſch empfand, indem ihn inſtinktmäßig dabei der Gedanke leitete, das ſo Geſchaute als Zierde in einem ſeiner Werke verwenden zu können. Aus dieſem Grund — um die Phyſiognomie der Reſidenz rein in ſich aufzunehmen — hatte er den Weg vom Bahnhof eben zu Fuß gemacht; und die Bilder in ihrer Erfreulichkeit waren ihm jetzt nicht nur werthvoll an ſich, er nahm ſie auch behaglich als günſtige Vorbedeutung. Auf einmal blieb er ſtehen und beſann ſich. Die Lage des ihm empfohlenen neuen Gaſthofs hatte er ſich zu Hauſe beſchreiben laſſen, wußte aber nun doch nicht, wie er dahin gelangen könne. Eben kamen indeß zwei Damen gegen ihn heran, und er beſchloß die ältere zu fragen.

Es waren feine Geſtalten und feine Geſichter, und die Familienähnlichkeit verrieth ihm ſogleich, daß er Mutter und Tochter vor ſich habe. Sie waren es in der That und auch abgeſehen von ſeinem Anliegen gar ſehr der Beachtung werth. Die Mutter hatte einen bräunlichen Teint und ihre Wangen erſchienen ziemlich abgemagert; ſie machte aber den Eindruck völligen Wohlbefindens und ihr braunes Aug zeigte anmuthig heitern Geiſt und alle Wärme der Herzensgüte. Das Antlitz der Tochter glänzte in geſunder Bläſſe, die ein klein wenig in's Bräunliche ſpielte und auf den Wangen nur von ſehr zartem Roth überflogen war. Aus ihrem gleichfalls braunen Auge leuchtete noch mehr und ſchöneres Feuer, und der ganze Ausdruck des Geſichts war eine reizende Miſchung von Gutmüthigkeit, froher Ueberlegenheit und Schalkheit.

Während unſer junger Mann die Aeltere fragte, den Weg ſich bezeichnen ließ, wieder fragte, um eine nähere Explikation zu erlangen, ſah ihn die Tochter mit großer Unbefangenheit an, und bald verſchönte ein ſchelmiſches Lächeln ihren Mund. Unſer Poet verrieth den Mann der Provinz, der ſeine geſellige Bildung in einer mittleren Handelsſtadt und zwei kleinen Univerſitätsſtädten erlangt hatte, nicht nur durch den Dialekt, der aus ſeinem Hochdeutſch ſehr merklich herausklang, ſondern er ſtand auch vor der Mutter mit einer gewiſſen

Verlegenheit, in der ſein gutmüthiges Weſen ſo ziemlich den Charakter der Unbeholfenheit annahm. Gewandt und leicht auftretend, wenn er unter guten Bekannten oder unerkannt unter den Menſchen ſich bewegte, konnte er die ſchöne Sicherheit gar wohl verlieren, wenn er ſich im geſelligen Verkehr eine beſtimmte Haltung zur Pflicht machen ſollte; und das war ihm jetzt ſichtlich begegnet. Der jungen Dame kam nun insbeſondere noch das ergötzlich vor, daß der Fragende ſteif an dem Angeſicht der Mutter hing und auf ſie ſelber auch nicht einen Blick zu werfen ſich getraute. Dieß verrieth ihr den Ungewohnten noch mehr als alles Bisherige, und der junge Mann begann ſie zu intereſſiren.

Wenn ſie glaubte, daß er in dieſer ungalanten Theilnahmloſigkeit verharrend ſich empfehlen werde, that ſie ihm doch Unrecht. Sobald er hinlänglich unterrichtet war, ſah er nach warm accentuirtem Danke raſch auf die jugendliche Geſtalt; ihre Blicke begegneten ſich, und da ſie doch fühlte, daß ſie ihn eigentlich auslächelte, ſo erröthete ſie ein wenig; indeß erheiterte ſie ſich gleich wieder und dankte auf die Abſchiedsverbeugung mit einer Freundlichkeit, die eben ſo viel Theilnahme wie Herablaſſung verrieth.

Geſchmack und Galanterie des Dramatikers waren gerettet, wenn auch die Tournüre noch vieles zu wünſchen übrig ließ. Hätte ſie übrigens gewußt, wie reizend ſie ihm erſchienen war, ſo hätte ſie mit einem noch günſtigeren Begriff ihre Promenade fortgeſetzt. Unſer Poet wurde durch Geſtalt und Miene — trotz einer entfernten Ahnung der Bedeutung ihres Lächelns — ſo lieblich getroffen, daß der Eindruck vielleicht ein tieferer geworden wäre, hätte nicht ein übermächtiges Bild von innen entgegengewirkt. Aber auf ihn konnte weibliche Liebenswürdigkeit nur mehr einen leichten, flüchtig angenehmen Effekt machen; denn in ſeinem Herzen thronte eine Königin, zu der er mit aller Verehrung eines Liebenden und Dichters empor ſah und der allein zu huldigen das Glück und der Stolz ſeines Lebens war.

Im Gaſthof erhielt er ein kleines Zimmer im dritten Stock und auf den Hof, was ihm gerade recht war. Er hätte allenfalls noch in's Theater gehen können; aber man gab eine Oper von einem Meiſter zweiten Rangs, die ihn nicht reizen konnte, und er wußte ſich zu Hauſe ſchöner zu unterhalten. Nachdem er einen leichten Hausrock angezogen hatte, ſetzte er ſich auf das Sopha, öffnete die auf den Tiſch gelegte Reiſetaſche und zog nicht nur das Bühnenmanuſcript hervor, ſondern auch eine Anzahl Briefe, mit denen eine noch nicht ganz getrocknete, halb offene Roſe herausfiel. Sein blaues Auge leuchtete, als er dieſe theuren Gegenſtände erblickte. Er ſog den Duft der welken Roſe ein und drückte ſie an ſeine Lippen. Dann nahm er einen Brief, las, lächelte und las weiter, bis ſein Geſicht in einem innig glücklichen Schein erglänzte.

Deutſch ausdrucksvolle, wohlgebildete Züge; mit einer nur wenig gebogenen Naſe, gerade aufwärts gehender Stirn und ſtark ausgeprägtem Vorderkopf ähnelte er dem Bild Albrecht Dürers, wie es der Meiſter ſelbſt gefertigt, nur daß aus ſeinem Geſicht eine ſubjektivere, weltlichere Seele hervor ſah. Der Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit, die den Grundton bildete, geſellte ſich ein modern ſchwärmeriſches Gefühl, worin er zwar die ganze Welt liebend umfangen konnte, mit ſpecifiſcher Luſt aber doch an ſich ſelber, ſeinen eigenſten Angelegenheiten und Ausſichten hing.

Wer mochte es ihm verdenken, wenn er dermalen, in Ihren Briefen leſend, nur Sie vor Augen hatte und nur die Eine Hoffnung, als erfolggekrönter Autor vor ihre Eltern treten, ihre Hand erhalten und ſie heimführen zu können? War er doch mit ihr ſo gut wie verlobt und bedurfte es zu ſeinem höchſten Glück nichts als des Beweiſes, daß er der Mann war, ſie als glückliche, gefeierte, beneidenswerthe Frau durch's Leben zu führen. Dieſen Beweis hoffte er aber zu liefern; er hoffte ſich zu legitimiren als Dramatiker, als produktiver Geiſt, dem auch bei den dermaligen Verhältniſſen im deutſchen Vaterlande Ruhm und Wohlfahrt genügend, wo nicht überflüſſig in Ausſicht ſtänden und dem kein verſtändiger Vater, keine gütige Mutter ihr Kind würde verſagen wollen, um wie viel weniger mehrjährig befreundete Verwandte die geliebte und liebende Tochter. Die Erkorene war nämlich ſeine Couſine, und dieſer Umſtand brachte etwas Eigenthümliches in das Verhältniß, über das der Leſer ohne Zweifel näher unterrichtet zu werden wünſcht.

Heinrich Born war der Sohn eines braven Mannes, dem nach mühſeligem Ringen und Streben nicht nur die Stelle eines Oberlehrers in einem Städtchen, ſondern auch eine nicht ganz unbedeutende Erbſchaft zufiel, ſo daß er dem ſchönſten Wunſch ſeines Herzens nachkommen und den einzigen begabten Sohn ſtudiren laſſen konnte. Die Preiſe, die derſelbe auf dem Gymnaſium davon trug, erfreuten ihn außerordentlich; er ſchüttelte aber ſehr bedenklich den Kopf, als ihm der Studioſus im dritten Semeſter erklärte, die begonnene Theologie unmöglich abſolviren zu können, ſondern ſein Leben und ſeine Geiſteskraft der Literatur — der Dichtkunſt widmen zu wollen. Er machte alle Einwendungen eines praktiſchen Mannes; dem Jüngling ſtand aber in unbedingtem Selbſtvertrauen eine unerſchöpfliche Menge von Gegengründen zu Gebote, und als zu dieſen noch Betheurungen und dringende Bitten hinzukamen, als der junge Poet die Unwiderſtehlichkeit des Triebes hervorhob, deſſen Nichtbefriedigung ihn zur Verzweiflung bringen würde, da gab der gute Vater nach und verſöhnte ſich, dem Talente des Einzigen ſelber vertrauend, endlich mit dem gewagten Lebensplan, indem die poetiſchen Verſuche, die jener ihm mittheilte, die allenfalls geſunkene Hoffnung neu wieder anfachten.

Die dichteriſche Seele hatte unſer Heinrich nicht von dieſem ſchlichten Manne, ſondern von der Mutter, der er auch viel ähnlicher ſah und die ihn mit ihrer zärtlichen Liebe zum Poeten verderben half. Ihrer Beiſtimmung gewiß, konnte er ſeinen Weg nicht nur ungehindert, ſondern auch immer wohl unterſtützt fortſetzen, indem ſie bei den ehelichen Berathungen über den „Wechſel" immer einer verhältnißmäßigen Zulage das Wort redete. Er nährte ſich nun von den Wiſſenſchaften, die ihn reizten, machte Verſe und Entwürfe zu Tragödien, die er zum Theil ausführte, und imponirte zuletzt auch dem Vater noch ganz ernſtlich, indem er nach dem fünften Univerſitätsjahr mit dem Diplom eines Doktors der Philoſophie heimkehrte.

Schon als Gymnaſiaſt und angehender Student pflegte er in den Ferien einen Verwandten zu beſuchen — Geſchwiſterkind ſeiner Mutter — der in einer nahe gelegenen größeren Stadt Kaufmann war. Die bemittelte Familie, die ſich als ſolche fühlte, nahm den jungen hübſchen Vetter um ſo lieber auf, als das poetiſche

Gemüth ſich für die erwieſenen Freundlichkeiten immer ſehr dankbar zeigte und nach Kräften zur Unterhaltung beitrug. Er war für einen Theil der Herbſtferien regelmäßig geladen, und wenn er einmal nicht kam, ſo erwartete man ihn um ſo beſtimmter im folgenden Jahr. Bald ehrte er aber die Einladung des gaſtfreien Hauſes ſo weit es ſchicklicherweiſe nur immer anging; denn unterdeß war die älteſte Tochter, die ſechs Jahre weniger zählte als er, zu einer ſo auffallenden Schönheit herangeblüht, daß ſie beim erſten Wiederſehen ſein Herz völlig in Beſitz nahm und er das Loos ſeines Lebens für entſchieden halten mußte.

Auguſte Werthlieb war von ſtattlichem Wuchs, die Geſtalt in allen Verhältniſſen untadelig, das Geſicht regelmäßig ſchön und die Wangen ſanft geröthet; Augen wie Haare ſchwarzbraun, und Hals, Nacken und Arme nicht von jener gerühmten „blendenden Weiße,“ ſondern wie von einem ätheriſchen Goldton angehaucht, der ihnen eine holde Wärme gab und ihren Verehrern über alles bezaubernd erſchien. Den Ausdruck der Züge konnte man ſowohl vornehm als edel nennen. In ihrem Weſen lag etwas natürlich Selbſtbewußtes, Sicheres und zum Herrſchen Geneigtes; und da ſie bald im Hauſe und in der Stadt gefeiert wurde, ſo gewöhnte ſie ſich etwas ruhig Gebietendes an und lernte die Artigkeiten entgegennehmen, als ob ſie ſich von ſelber verſtänden. Vor dem Mißbrauch der ſo raſch erlangten Macht ſchützte ſie aber ein angeborener geſunder Sinn und klarer Blick in's Leben, ein durch ihr Temperament begünſtigter Gleichmuth der Seele, mit dem ſie immer auch bedachte, was die andern wünſchen mochten. Wenn ihre Thätigkeit im Hauſe eine mehr anordnende als dienende war, ſo ſprach ſie ihre Willensmeinung doch ſo freundlich aus, daß man ihr immer gern nachkam; und wenn ſie von ihren Verehrern, alten und jungen, ſich huldigen ließ wie eine Fürſtin, ſo erwiederte ſie die geleiſteten Dienſte mit ſo anmuthigem Dank, daß ſich jeder belohnt, wenn auch nicht eben vor andern ausgezeichnet fühlte.

Ein alter Verwandter, der eine Zeitlang als Gaſt im Hauſe war und ſie mit Intereſſe beobachtet hatte, ſagte dem Vater, als er von ihm Abſchied nahm: „Zu deiner Auguſte kann ich dir nur gratuliren. Sie iſt nicht nur ſehr ſchön — und, nebenbei geſagt, von einer dauerhaften Schönheit — ſondern eines der verſtändigſten Mädchen, die mir vorgekommen ſind. Die laß nur immer gehen, und wenn's zum Heirathen kommt, ſelber wählen! Ich verbürge mich dafür, ſie trifft die beſte Wahl, für ſich und für dich."

Heinrich hatte ſich mit dem kleinen Bäschen von ihrer erſten Bekanntſchaft an geduzt und außerdem herablaſſend mit ihr geſpielt, wie ſich dieß bei einem um ſo viel älteren Jüngling von ſelber verſteht. Noch beim letzten Abſchied von der eben Sechzehnjährigen, obwohl er für den Reiz der werdenden Schönheit nicht ganz unempfindlich war, blieb er ruhig und fühlte ſich ſelbſt als die höhere Perſönlichkeit. Wie er ſie aber nach einem Jahr in dem Glanz vollendeter jungfräulicher Schönheit wieder ſah, da war's um ihn geſchehen. Er erſchrack förmlich, als ſie ihm den Willkomm bot; der Ausdruck ihres Geſichts hatte für ihn etwas ſo Ernſtes und Feierliches, daß ihm die frühere Leichtigkeit der Begrüßung unmöglich wurde; ſeine Gedanken verwirrten ſich, und erſt nach einigen ungeſchickten Verſicherungen, die auf den Geſichtern der Anweſenden ein Lächeln hervorriefen, und nach erduldeter Beſchämung ſtellte ſich der alte Ton wieder bei ihm ein.

Er war gefangen, bezaubert, und hatte nun zu dem Einen Ziel ein zweites, das er mit jenem zuſammen erreichen mußte. In dem Verkehr mit ihr, der ſich weiterhin in heiterer Gemüthlichkeit herſtellte, ward es ihm klar, daß ſie die Seine werden müſſe, werden ſollte, daß er nur im Bunde mit ihr den Lorbeer erreichen könnte, nach dem ſeine Hand ſich ſtreckte. Sie war freundlich, ja herzlich gegen ihn, und wenn er nicht erwarten durfte, daß ſie ihn vor andern merkbar auszeichnete, ſo glaubte er ihr doch mehr als irgend ein anderer zu ſeyn und die völlige Gewinnung ihrer Liebe hoffen zu dürfen. Er wollte ihr dienen und ſie verdienen auf ſeine Weiſe. War doch auch das jetzige Glück in ihrem Umgang ſchon unendlich; gingen doch die ſüßeſten Gefühle durch ſein Herz und gaben ſeinen poetiſchen Phantaſien einen Glanz, der ihn ſelber entzückte. Er fühlte ſich wie in einem Garten voll der mannigfaltigſten Blumen, die ihn in friſcheſter Blüthe magiſch anleuchteten und deren Wohlgerüche ſtromgleich in ihn einzogen. Es war eine Fülle des Lebens, der Luſt und der Poeſie, daß er nur bedauerte, den wunderreichen Gehalt nicht ſogleich in die rechte Form bringen zu können, er hätte ſich damit gewiß den erſten Dichtern an die Seite geſtellt. Indeſſen was jetzt nicht möglich war, das geſchah ſpäter — und am Ende noch beſſer als jetzt. Jetzt wollte er leben, lieben, der Wonne ſich hingeben, die Zauberbilder des Liebelebens in ſich aufnehmen, um ſie ſpäter in reinen Kunſtwerken zu unwiderſtehlicher Wirkung vorzuführen.

Einen ganz beſondern Reiz hatte es für ihn, aller Vorzüge, welche die Geliebte zierten, ſich bewußt zu werden und ſie in Verſen und Proſa für ſich wiederzugeben. Wie ein Künſtler ſeine Geliebte immer wieder zeichnet und malt, ſo wurde er nicht müde, die Erwählte in ihrer Erſcheinung, ihrem Benehmen, in dem geſteigerten Zauber beſonders holder Momente wieder und wieder zu beſchreiben. Er fühlte alles an ihr poetiſch; jede Linie ihrer Geſtalt, jeder Blick, jede Bewegung entzückte ihn. Die ruhige Anmuth ihres Benehmens erſchien ihm edel im ſchönſten Sinne des Worts, das höhere Bewußtſeyn, das nicht ſelten aus ihren Zügen ſprach, für eine von der Natur ſo verſchwenderiſch ausgeſtattete Jungfrau durchaus geziemend; der ſichere Takt und der Verſtand, den ſie im Geſpräch mit ihm zeigte, verrieth ihm einen geradezu genialen Geiſt. Sie herrſchte in ihrem Hauſe — das gebührte ihr. Nach Geiſt und Charakter war ſie geartet, als Fürſtin ein Volk zu regieren; und wenn ihr dieſes Loos nicht zufallen konnte, ſo war es am Ende auch ſchön, als Gattin eines Dichters durch's Leben zu gehen und als Urbild ſeiner ſchönſten Geſtalten von einer Nation gefeiert zu werden.

Daß er zum Dichter beſtimmt war im vollſten Sinne, konnte das eine Frage ſeyn? Wenn er bisher keine Gewißheit hatte, jetzt war ſie gegeben: mit dem glühenden Gefühl, mit dem phantaſievollen, hochſtrebenden Geiſt, den er ſich zuſprechen durfte, hatte er Sie gefunden, die alle ſeine Kräfte belebte, ſteigerte, auf die höchſten Ziele lenkte, an der er die herrlichſten Eigenſchaften des Weibes anſchaute und die ihm zugleich die ausdauerndſte Anſtrengung, den reinſten Kunſtfleiß zur frohen Pflicht machte, weil die Früchte davon ſie erquicken ſollten. Jetzt hatte das Schickſal ſeine Hoffnung, ſeinen Glauben feierlich beſtätigt, ihm die Richtung und das Ziel ſeines Lebens im hellſten Sonnenlicht gezeigt. — Alles ſtimmte zuſammen. Zu der Leidenſchaft und dem glühenden Ehrgeiz des Dichters kamen die lieblichſten Geſchenke der Welt und der Natur; gute Geiſter halfen ihm und bereiteten ihm die Wege; ja es ſollte in ihm wieder einmal ein Poet ausreifen, der, in eigenſter Seele glücklich, auch die andern beglückte und den himmliſchen Glanz der Liebe und Freude in die Seelen ergoß.

Jahre gingen hin. Das Verhältniß gedieh weiter, indem die beiden Herzen vertrauter und in Momenten ſchöner Erregung die liebenden Blicke des Dichters gar warm und hold erwiedert wurden; aber zur förmlichen Erklärung und zum feſten Beſchluß kam es dennoch nicht. Der Grund lag in der Zurückhaltung Auguſte's, die in ihrer Freundlichkeit, auch bei lebhafterer Wallung des Herzens, ein gewiſſes Maß nicht überſchritt und auch den Liebenden in den Schranken des Verehrers zu halten oder doch wieder in ſie zurückzuführen wußte. Außerdem war Heinrich ſo glücklich, ſie immer wieder ſehen, mit ihr verkehren und ihr die Aufmerkſamkeit der Liebe erweiſen zu können, daß er eine Aenderung, wäre es auch eine glückerhöhende geweſen, kaum wünſchte. Was er hatte, war ſo hold, ſo voller Duft und Poeſie! — Und das Andere mußte ja kommen — in ſchönſter Weiſe kommen, wenn ſein Ruhm als Dichter nicht mehr eine bloße Verheißung, ſondern eine vollendete Thatſache war!

Die Liebe macht jedes Weſen klug und — nach Möglichkeit — praktiſch, ſogar den poetiſchen Idealiſten. Heinrich ſah wohl, daß die Verwandten ihre Tochter nur einem wohlgeſtellten Manne geben würden; und wenn er ſich nun durch Vorleſen klaſſiſcher Dichtungen und eigener Arbeiten angenehm und intereſſant machte; wenn er bei Gelegenheit ein wirkſames, die betreffenden Perſonen ſchmeichelhaft berührendes Lied ſang; wenn er hie und da auch eine der Kritiken mittheilte, die er in Journale zu liefern begann, ſo verſäumte er nicht, bei natürlichen Anläſſen die Vortheile jetzt lebender Schriftſteller vor ihren ehemaligen Genoſſen in's Licht zu ſetzen und nachzuweiſen, daß ein Mann der Feder, wenn er thätig ſey, durch bloße Zeitungsartikel ſich ein Einkommen zu beſchaffen im Stande wäre, das dem eines gut beſoldeten Staatsdieners gleich komme, ganz abgeſehen von den möglichen Erfolgen als Lyriker und Erzähler, und nun gar als dramatiſcher Dichter, der erſt von den deutſchen Bühnen und dann von dem Verleger ſtattliche Ehrenſolde zu erlangen vermöge.

Da es galt, eine Kaufmannsfamilie zu überzeugen, ſo rechnete er genau vor, was man durch Lieferung ſo und ſo vieler Bogen in politiſche und literariſche Journale ſich erwerben könne, was Bücher einbringen, die Auflagen erleben, und was namentlich an Tantièmen und Honorar ein Stück abwerfe, das den Siegeszug über die Bühnen Deutſchlands mache — der wackere Jüngling, der, während er dieſe Möglichkeiten ſich und Andern vorhielt, auch von der erſten einen nur äußerſt mäßigen Gebrauch machte und es für ehrenvoller und natürlicher hielt, ſeine Bezüge fortgehenden Anſtrengungen des Vaters zu danken. Der Vetter indeß hörte die Darlegung mit Antheil, gewann von dem merkantiliſchen Sinn des Poeten einen vortheilhaften Begriff und ſprach einmal ſeine ernſtliche Freude darüber aus, daß nun doch auch die Schriftſteller und Dichter wie ſolide Menſchen zu leben vermöchten. „Freilich,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „müſſen ihre Gedanken auch durchgehen!“ Der Jüngling, in ſeiner vollkommenen Sicherheit, ſtimmte mit ſo heiterer Miene bei, daß der Alte freundlich hinzufügte: „Nun, bei dir hoffen wir das Beſte, nach den ſchönen Sachen, die du uns ſchon vorgeleſen haſt. . . .“

Die inſtinktmäßige Beſchwichtigung eines rechnenden, in Literaturverhältniſſen aber nicht eben bewanderten Mannes diente dem jungen Mann nachhaltig. Seine dichteriſchen Arbeiten wurden mit größerem Antheil gehört, und als er am Geburtstag der Mutter ein kleines Feſtſpiel aufführen ließ, in welchem Auguſte die Hauptrolle gab und das einen ſehr anmuthigen, deßgleichen rührenden Eindruck machte, gratulirte man ihm auf's wärmſte; Auguſte dankte ihm zärtlich, die Eltern glaubten auch auf die dramatiſchen Projekte des Poeten Vertrauen ſetzen zu können und ſagten ſich, daß er am Ende doch der Mann wäre, ihre Tochter glücklich zu machen. Unſer Muſenſohn durfte unter den Verehrern der gefeierten Schönheit nicht nur ungeſtört ſich bemerklich machen, ſondern es wurde in dem Kreiſe allmählich auch angenommen, daß er der Bevorzugte, der Erwählte ſey, und daß man eines ſchönen Morgens die Verlobungsanzeige leſen könnte.

Während einer längeren Abweſenheit nach jenem poetiſchen Sieg drohte ſeinen Hoffnungen indeß einen Moment große Gefahr. Ein Anbeter Auguſte's bewarb ſich um ihre Hand. Es war ein Beamter, der eine bedeutende Stelle inne hatte, noch in guten Jahren ſtand und ſich einer anſehnlichen Geſtalt erfreute. Die Eltern, geſchmeichelt, wußten die Ehre ſehr zu ſchätzen, gaben aber die Entſcheidung der Tochter anheim; dieſe, in höflichen Ausdrücken, ertheilte dem Bewerber einen Korb. Heinrich war unendlich erfreut, als ihm das Ereigniß von einem Bekannten gemeldet wurde. Nun hatte er den vollen Beweis, daß ihr Herz ihm gehörte, auf ewig gehörte! Und nun wollte auch er nicht länger ſäumen, ſondern in muthigem Anlauf ſein Glück verſuchen, um die Hauptentſcheidung ſeines Lebens herbeizuführen.

Er hatte eine hiſtoriſch romantiſche Tragödie begonnen, die ihn bald vor allen andern Arbeiten anzog, und wenn er ſich an ſie hingab, ihn anmuthete wie eine erhabene poetiſche Waldlandſchaft. Der Kern der Handlung war ihm durch die ſagenhafte Geſchichte einer fürſtlichen Familie gegeben, die wirkſamſten Momente hatte er aber ſelber erfunden, indem er die Hauptperſonen zu gleicher Zeit romantiſch idealiſirte und den Sinn der hiſtoriſchen Vorgänge vertiefte. Jeder Act ſchien ihm Scenen zu enthalten, die, gut geſpielt, auf die Zuſchauer ergreifende, erſchütternde Eindrücke hervorbringen mußten. Es gibt eine Poeſie der Situation und der Sprache, der ſich niemand entziehen kann; und dieſe Poeſie ſchien ihm in den fertigen Theilen ſo gelungen, daß er über die gleichmäßige Hinausführung des Ganzen nicht mehr in Sorge zu ſeyn brauchte. Denn bei poetiſchen Kunſtwerken kommt es auf den Entwurf und das richtige, farbenſatte Treffen des Anfangs an; dieſer führt dann zum entſprechenden Fortgang und Ende mit Nothwendigkeit, indem das Oberflächliche und Matte, das in ſchwächeren Augenblicken in das Gemälde kommt, von dem überwiegend Großen und Mächtigen immer ſelbſt wieder ausgeſtoßen wird.

Reines Glück der jugendlichen Dichterſeele, wenn ein wunderſames, reiches, romantiſch holdes und großes

Bild vor ihr ſteht und ſie daſſelbe Zug für Zug, ja noch farbiger und mannigfaltiger, als ſie es anſchaut, auf's Papier bringen zu können hofft! Wenn die Verſe dem liebenden Sinn leuchten, würzig duften und das Herz an Alles, was erhaben, ſchaurig und ſüß in der Welt iſt, dabei erinnert wird! In den beglückteſten Momenten iſt es keinem zu verdenken, wenn er glaubt, etwas Hamlet- und Fauſtähnliches hervorgebracht zu haben. Und wenn das nun, prächtig ausgeſtattet, von ausgezeichneten Schauſpielern dargeſtellt, auf die Herzen der Zuſchauer eindringt? — Der Sieg iſt unvermeidlich und die Ueberwundenen müſſen Beifall jubeln!

Ein Jahr etwa vor dem Beginn unſerer Erzählung brachte Heinrich das Stück zu Ende. Er ging es kritiſch genau durch und opferte manchen Vers, der ihm an ſich poetiſch, aber den Gang der Handlung aufhaltend erſchien, ſo wie er ſich überhaupt immer fragte, welchen Effekt die weſentlichſten Scenen auf der Bühne zu machen im Stande wären. Durch Erfahrung belehrt, wie ſehr Autoren ſich täuſchen können, theilte er das reingeſchriebene Manuſcript nacheinander zweien Freunden mit und ließ ſich von dieſen zu nicht unbedeutenden Aenderungen und Streichungen beſtimmen. Endlich glaubte er einſtweilen ſicher zu ſeyn und wollte das Werk eine erſte Probe beſtehen laſſen, indem er es im Hauſe der Geliebten vorlas.

An einem ſchönen Sommerabend, vor einer gewählten Verſammlung, die den runden Theetiſch im Gartenhaus umſaß, machte er den Verſuch, der über Erwarten gelang. Die Einleitung, die er voranſchicken zu müſſen glaubte, wurde noch etwas befangen gegeben, aber die Verſe weckten den Muth des Autors, und bald las er mit einer Wärme, die ſich nach und nach zur Begeiſterung ſteigerte. Er fand den Ton der Liebe, des innigen Ernſtes, des pathetiſchen Schwunges, des ſchlagenden, zermalmenden Ausbruchs. Die Zuhörer, erſt ruhig und ſchweigſam, dann erfreut, gerührt und nach den effektvollſten Stellen mit ihrem Beifall nicht karg, waren am Schluß höchlichſt erregt, und die bei den letzten Acten nöthig gewordenen Lampen beleuchteten ernſt ergriffene, gehobene, glückliche Geſichter. Am glücklichſten war freilich der Autor. Er empfing — wie das nach einem derartigen Sieg der Fall zu ſeyn pflegt — von allen Seiten Lobſprüche, die noch um ein Gutes mehr beſagten, als es die Anerkennenden am andern Tage gutgeheißen hätten; ſein Antlitz, mitten im Fluß beſcheidener Ablehnungen, ſtrahlte in beinahe mädchenhafter Wonne; und als er endlich einen Moment allein gelaſſen wurde, geſtand er ſich, wie viel von dieſen Beifallsworten auch abgehen möchte, ein würdiger Erfolg ſeines Stücks auf der Bühne ſey doch wohl ganz geſichert. „Ein würdiger Erfolg?“ rief eine Stimme aus den Tiefen ſeiner Seele. „Das iſt nicht genug! Ein durchſchlagender, ein hinreißender muß es ſeyn!“

Nach der Entfernung der Geladenen ſahen ihn Eltern und Geliebte mit vertrauensvolleren Blicken an. Man gratulirte nochmals, der Vater namentlich mit bedeutungsvoller Miene, und endlich wünſchte man ſich mit einer ſo ruhigen Freude und Zufriedenheit Gutenacht, als ob ſchon Alles gewonnen, der Bund ſchon geſchloſſen wäre.

Andern Tages reiste der Glückliche nach Hauſe, um durch Schilderung ſeines Triumphs die Mutter zu entzücken, den Vater im Glauben zu ſtärken und ihn zu einer freilich bedeutenden, aber jetzt unzweifelhaft letzten Spendung zu vermögen. Der brave Herr, mit hoffendem Lächeln, aber auch wieder mit bedenklicher Miene, ſorgte für das bereits erwähnte Päckchen Papiergeld, das dem Sohne Muße gab, den Bühnenerfolg an entſcheidender Stelle vorzubereiten und gründlich zu erkämpfen. Mit dem elterlichen Segen ging dieſer wieder zum Vetter zurück, um allerlei Einkäufe zu machen, ein paar Tage in der Familie zu verleben und dann auf Poſtwagen und Eiſenbahn dem Wahlplatz zuzueilen.

Die Verwandten halfen ihm bei ſeinen Beſorgungen mit heiterer Traulichkeit und einem Ausdruck von Achtung, der dem Dichter ganz beſonders wohlthat. Am Abend wußte er die Geliebte allein im Garten und eilte, ſie aufzuſuchen.

Nach etwelchen alltäglichen Fragen und Antworten begann er mit einem gewiſſen Lächeln: „Morgen alſo, liebe Auguſte, geht's fort — in's Feld.“ — „Ich wünſche dir alles Glück dazu, Heinrich,“ erwiederte ſie mit ernſter Empfindung; „von ganzem Herzen.“ — „Es gehört viel Muth zu dem Unternehmen,“ fuhr der junge Mann fort, indem er ſie bedeutſam anſah; „denn für mich ſteht nicht weniger als Alles auf dem Spiel!“

Das Mädchen, zu Boden ſehend, verſetzte: „Mögeſt du gewinnen — Alles gewinnen — das iſt mein Wunſch und meine Hoffnung!“ — Sie ſchaute auf, ihm in's Auge; es war ein Blick der freundſchaftlichſten Theilnahme — der Liebe, der ihn traf und entzückte.

Raſch faßte er ihre Hand und rief, ſie zärtlich drückend mit überwallender Herzlichkeit: „Ich danke dir, Auguſte — und gehe getroſt. Es muß mir ja gelingen — wenn nicht um meinetwillen, ſo doch um deinetwillen, da du ſo lieb und ſo gut biſt, es zu wünſchen. Wenn nur,“ ſetzte er mit einem eigenen Ausdruck von Sorge und Hoffnung hinzu, „die Prinzeſſin gut geſpielt wird!“

Auguſte lächelte. Sie hatte wohl gemerkt, daß zu dieſer Figur ſie geſeſſen und der Dichter alles aufgeboten hatte, ſie darin zu verherrlichen. „Wie mir der Doktor ſagte,“ bemerkte ſie, „haben ſie in der Reſidenz gerade für dieſe Rolle eine ſehr gute Schauſpielerin!“

— „In Gottes Namen," verſetzte der Autor. „Mir," fügte er halb lächelnd hinzu, „wird ſie freilich nicht ganz genügen können, wie gut ſie's auch machen mag, aber dafür kann ſie nicht! Wenn ſie nur das Publikum ergreift und hinreißt; denn dieſe Rolle muß entſcheiden. Nun, und wenn ich dann wiederkehre — mit dem Lorbeer wiederkehre —?"

Auguſte war zu einem Strauch getreten, um eine eben aufbrechende Roſe zu pflücken. Indem ſie ihm dieſelbe bot, ſagte ſie, mit einem leiſen Hauch von Verlegenheit, gütig: „Zum Andenken — an unſern Garten, wo wir ſo ſchöne Stunden verlebten. Möge ſie dir Glück — alles Glück bedeuten!"

Heinrich ſah auf die Roſe und die roſig Blühende, und wäre dieſer gern um den Hals gefallen, wenn es auf dem häuſer- und fenſterumgebenen Platz nur irgend hätte gewagt werden können. Dafür ergriff er ihre Hand, preßte ſie zärtlich und rief: „Dieſer Roſe wird der Kranz folgen, nach dem ich trachtete von Jugend auf; und dann, dann hoff' ich auf deinem Haupt einen noch ſchöneren zu ſehen —" — Das Mädchen, unwillkürlich, erwiederte den Druck der Hand, erröthete tiefer und ſah den ſchönen und liebenden Dichter mit dem reinſten Wohlwollen an. — —

Wird der Leſer nun begreifen, daß Heinrich den erſten Abend in der Reſidenz ganz dem Cultus der

Geliebten widmete? Er hatte ihr lange gedient, und ihr eigenartiges Weſen, ihr jungfräulicher Stolz hatte ihn in ihrer Neigung ſichtlich nur langſame Fortſchritte machen laſſen; aber endlich hatte er das geliebte Herz gewonnen — gewonnen für Zeit und Ewigkeit.

Die Briefe, die er von ihr erhalten, waren aus verſchiedenen Jahren. Er hatte den erſten, den ihm die noch nicht erwachſene Couſine ſchrieb, glücklicherweiſe nicht verloren und beſaß alſo jede Zeile, die ſie, anfragend oder antwortend, an ihn gerichtet hatte. Auch dieſe ihre Aeußerungen charakteriſirte im Ganzen eine gewiſſe ruhige Zurückhaltung; in denen aus der letzten Zeit herrſchte aber ein wärmerer Ton, und wenn die freundlichſten Stellen an hingebender Empfindung auch nicht den entſprechenden in ſeinen Briefen gleichkamen, ſo übten ſie doch auch jetzt wieder eine beſeligende Wirkung auf ihn. Im übrigen war ihm alles köſtlich, was er las; alles war bezeichnend für ſie und rief ihm ihr himmliſches Bild vor die Seele.

Er ging ſo ziemlich wieder alle ihre Briefe durch, indem er das ſchwindende Tageslicht durch Kerzenlicht erſetzte. Ein Ausſpruch, auf den er traf, erinnerte ihn an eine Stelle in ſeiner Tragödie; er ſchlug ſie auf und las, indem er vorwärts und rückwärts ging. Wieder konnte er nicht umhin, die Dichtung von Herzen zu approbiren. — Endlich legte er das Manuſcript weg. Es waren ihm Ideen gekommen, die er ſich nicht entgehen laſſen durfte; er nahm ein Heft mit der Aufſchrift: „Gedanken und Entwürfe," ſchrieb, ſann weiter nach, ſchrieb wieder, und blickte zuletzt mit eben ſo innig vergnügten als ſelbſtzufriedenen Mienen in dem kerzenhellen Zimmer umher.

Der Dichter, wie wir hier bemerken müſſen, cultivirte eine Art Aberglauben; nicht ernſtlich, vielmehr ſpielend und ſich gelegentlich ſelbſt darüber beluſtigend, ohne indeß den angenommenen Vorzeichen alle Einwirkung auf ſein Gemüth rauben zu wollen. Früh ſchon wurde er ſich mit angenehmer Empfindung ſeines Namens „Born" bewußt, da er ihm in ſeiner Kunſt eine unerſchöpflich quellende Friſche zu verheißen ſchien; und auch mit ſeinem Vornamen, den ſo gewaltige Männer, unter andern der größte deutſche Kaiſer getragen, war er ſehr zufrieden. Denn im Grunde, ſollte im nomen nicht dennoch ein omen gegeben ſeyn können? Daß jedes Zeichen, dem eine Bedeutung beigelegt wird, in der That etwas bedeute, konnte man freilich nicht behaupten; aber das war auch noch nicht erwieſen, daß hier immer der blinde Zufall waltete. Vielleicht gefallen ſich höhere Mächte doch darin, gewiſſe bevorzugte Naturen durch entſprechende ſinnliche Erſcheinungen auf ernſtere Ereigniſſe vorzubereiten und zum Abwarten zu ermuthigen — wer weiß es?

Dermalen vergegenwärtigte ſich nun der gute Freund unwillkürlich ſeinen Eintritt in die Reſidenz, den heitern Abend und die in ihm angeregten frohen Gefühle; die intereſſante und anziehende Begegnung der beiden Damen; das traute Zimmer im Gaſthof und die ſeligen Eindrücke, welche Geſchenk und Briefe der Geliebten auf ihn gemacht; die Tragödie, die ihm unwiderſtehlich wieder imponirte, und endlich die Fülle neuer, ſchöner Ideen. Aber noch blieb etwas übrig.

Er ſchlug einen kleinen Kalender auf, den er bei ſich führte, ſuchte den Namen des heutigen Tages, und las auf der katholiſchen Seite „Juſtinian," auf der proteſtantiſchen, zu ſeinem großen Vergnügen, „Herkules." Herkules! welch glorioſer Patron! Und noch dazu bei wachſendem Mond! — Der folgende Tag war bezeichnet durch „Magnus," der dritte durch „Regina;" beſſere Tage zum Einzug in die Stadt, wo die große Entſcheidung fallen ſollte, hätte er ſich offenbar nicht wünſchen können.

Wunderſam erheitert und kaum über ſich ſelbſt lächelnd, erhob er ſich, um in's Speiſezimmer hinunterzugehen; denn bei der idealiſtiſchen Beſchäftigung hatten ſich endlich doch Hunger und Durſt ſehr merkbar eingeſtellt. Er vollendete nun die guten Auſpicien, indem er eine bedeutende Portion Braten verzehrte, eine Flaſche vom Beſten ausſtach, wobei er das erſte Glas für ſich auf das Wohl der Geliebten leerte, und endlich zu Bette gegangen raſch in tiefen Schlaf ſank.

II.

Es gibt nicht leicht ein angenehmeres Gefühl, als wenn ein phantaſiebegabter Menſch nach geſundem Schlaf in einem Zimmer erwacht, das dem überraſchten Auge fremd erſcheint und auf das er ſich erſt wieder beſinnen muß. Sagt er ſich dann auch, wo er iſt, ſo wirkt der Zauber der Neuheit doch fort, und ein poetiſcher Dämmer webt vor ſeinen Blicken. Das iſt recht die Zeit der wachen Träume, der beglückenden Vorſtellungen, die dem hoffenden Gemüth in der wachſenden Morgenhelle wunderſam, ungleich muthiger und friſcher gelingen, als Abends zuvor.

Heinrich machte davon die lieblichſte Erfahrung. Der Tag ließ ſich ſo heiter an wie der geſtrige. Ein goldener Reflex der Wetterfahne, die er von ſeinem Bett aus erblickte, verkündigte dem Liegenden die aufgegangene Sonne, und nun ließ es ihn doch nicht länger ruhen. Denn nicht zum Phantaſiren und Träumen, ſondern vielmehr zum klaren Ueberlegen und Handeln war er in die Reſidenz gekommen.

Er erhob ſich, kleidete ſich an und beſtellte das Frühſtück. Im Sopha zurückgelehnt überdachte er die Aufgaben des Tages. Er hatte ein Empfehlungsſchreiben von einem Univerſitätsfreund an einen Schriftſteller, ein zweites von einem älteren Schauſpieler, den er in der letzteren Zeit kennen gelernt, an eine junge Kunſtgenoſſin, Mitglied der hieſigen Hofbühne, und eine Karte von einem Schulrektor der Handelsſtadt an einen Gymnaſialprofeſſor und namhaften Gelehrten. Sein Beſchluß war, die Gänge gleich den Vormittag zu machen. Er wollte zuerſt den Schriftſteller, dann den Profeſſor und zu guter Letzt die Künſtlerin aufſuchen.

Nach gemüthlichem Schlendern und Betrachten der Hauptſtraßen und Plätze, wobei er ſich am längſten vor dem Kunſttempel aufhielt, in deſſen Innern die für ihn ſo wichtige Entſcheidung fallen ſollte, begab er ſich in die Wohnung des Autors, der ſich beſonders in den Fächern der Erzählung und der Kritik bekannt gemacht hatte.

Er fand einen unterſetzten, wohlgenährten, ruhig blickenden Mann von mittlerem Alter. Betroffen ſah er ihn an; denn nach dem Feuer und der blühenden Sprache einer ſeiner Novellen hatte er ſich ihn ganz anders vorgeſtellt. Dr. Willmann — ſo hieß der Schriftſteller — nahm das Empfehlungsſchreiben, las es, warf auf den Empfohlenen einen prüfenden Blick und ſagte dann: „Sie ſind, wie ich aus dem Brief abnehme, Literat?“ — Man kennt den Begriff, den Heinrich von ſich ſelbſt erlangt hatte. Er trachtete nach der Wirkſamkeit eines Dichters im hohen Styl, konnte ſich eine ehrenvollere und ſegensreichere nicht denken, und wollte darum als Dichter auch gelten. Nun war aber für die Männer der Feder die Bezeichnung „Literat" im Gebrauch, allgemein genug, um die beſten und die ſchlechteſten in ſich zu begreifen, und darum den Behörden und dem Publikum ſehr handlich, dagegen für den Ehrgeizigen und Hochſtrebenden, der ſo den ſchlimmſten ſeiner Metiergenoſſen gleichgeſtellt wurde, ſehr übel anzuhören. An ſich ein Ehrentitel, hatte der Name durch allzuweite Ausdehnung auf Solche, die ſich mit literis faſt nur im materiellſten Sinne zu thun machten, eine Zweideutigkeit erlangt, daß er auf gewiſſe Nerven geradezu peinlich wirkte; und zu dieſen gehörten die Heinrichs. Das konnte jetzt freilich nichts helfen; nach einer augenblicklichen unangenehmen Empfindung und momentanem Zucken fühlte er, daß er in den ſauern Apfel beißen müſſe, und ſagte dann, ohne indeß ein gewiſſes vornehmes Lächeln unterdrücken zu können: „Wenn Sie wollen, ja. Die Aufgabe meines Lebens iſt aber die Poeſie, und ich hoffe mit der Zeit das Prädikat eines Dichters verdienen zu können!"

Der Erfahrene lächelte. „Um ſo beſſer," erwiederte er. „Sie haben bis jetzt noch nichts Größeres veröffentlicht?" — „Noch nicht. Allein ich will hier —" — „Ein Stück aufführen laſſen — das ſteht im Brief. Iſt es ein Schauſpiel? — ein Luſtſpiel?"

Heinrich ſchüttelte den Kopf, als ob er ſagen wollte: „Bah!“ — „Eine hiſtoriſch-romantiſche Tragödie!“ erwiederte er. — „Ah!“ rief der Andere; und heiter ſetzte er hinzu: „In Verſen?“ — „Das meiſte: einzelne Scenen in Proſa.“ — „Wo Volk ſpricht — ſhakeſpeariſch! — Ich bitte Sie, Platz zu nehmen.“

Heinrich ſetzte ſich und theilte dem neuen Bekannten auf deſſen Befragen Gegenſtand und Verlauf des Stücks im Allgemeinen mit. Willmann horchte — bald mit Intereſſe. Wenn auch bei gewiſſen Verſicherungen des Poeten, wie er dieß und jenes ausgeführt zu haben glaube, ein Schein von ironiſcher Beiſtimmung in dem runden Geſicht aufging, ſo verfehlte doch die ehrlich überzeugte, nach und nach begeiſterte Art der Darſtellung nicht, einen gewiſſen Eindruck auf ihn zu machen. Er fühlte, daß der junge Mann Talent habe — guten Willen obendrein — und im Grund verdiene, damit auf den rechten Weg gewieſen zu werden.

„Sehr intereſſant!“ rief er, nachdem Heinrich das Referat geſchloſſen; „und wenn das Alles gut und ſchön motivirt iſt — darauf kommt freilich Alles an — dann kann's auf der Bühne ſchon eine Wirkung machen. Indeſſen, mein lieber Herr Doctor, Trauerſpiele ſind eigentlich nicht mehr zeitgemäß. Man will heutzutag erheitert, unterhalten ſeyn und wohlthuende Eindrücke empfangen, und man liebt daher vor allem den ſogenannten guten Ausgang.“ — „Mag ſeyn,“ verſetzte der Poet nach einem unwillkürlichen Mundverziehen. „Aber zur Abwechslung wird doch wohl auch eine Tragödie, wenn ſie wirklich poetiſch iſt —“ — „Ihr Publikum finden?“ ergänzte der Andere; „allerdings; aber ein kleines und minder treues,“ fügte er lächelnd hinzu. „Sicherer werden Sie immer gehen, wenn Sie das Luſtſpiel und Schauſpiel cultiviren und darin hauptſächlich moderne Gegenſtände behandeln.“

„Am ſicherſten,“ verſetzte Heinrich mit ſelbſtgewiſſem Lächeln, „geht der Dichter, wenn er ſeinem Genius folgt. Das hab' ich bei dieſem Stücke gethan, und ich hoffe, es wird ſich rechtfertigen.“ — „A la bonne heure,“ erwiederte der Doctor erheitert. „Wenn das iſt, dann haben Sie freilich gewonnen und können Ihren Weg gehen nach Belieben. Der Erfolg entſcheidet. Indeſſen,“ fuhr er nach momentanem Schweigen fort, „wie ſehr er durch die Güte der Arbeit verbürgt ſeyn mag, der Erfolg auf der Bühne muß doch auch ſonſt noch vorbereitet werden. — Haben Sie das Stück ſchon eingereicht?“ — „Noch nicht. Ich möchte vorher noch eine Copie — der Sicherheit wegen —“ — „Ich begreife. Nun, wenn es die Intendanz hat, rathe ich Ihnen, die Herren Regiſſeure zu beſuchen. Es ſind meine Freunde, und Sie können ſich bei jedem auf mich berufen.“ — „Sehr dankbar.“ — „Und dann —

unnütz wär's nicht, wenn Sie auch die perſönliche Bekanntſchaft der hieſigen Theaterkritiker bald zu machen ſuchten. Es iſt immer beſſer, ſich ihnen empfohlen zu haben.“

Hier ſah ihn der Dramatiker zweifelnd an und ſagte nach einigem Zögern: „Herr Doctor, wenn ich offen reden ſoll, das widerſteht mir einigermaßen, und ich meine, ich kann's überhaupt unterlaſſen. Macht mein Stück die Wirkung, die ich hoffe, dann werden die Kritiker ſchon gezwungen ſeyn —“ — „Es zu loben, meinen Sie? Da ſind Sie doch wohl im Irrthum. Kritiker laſſen ſich zu nichts zwingen, am wenigſten zur Anerkennung. Ihr Urtheil ſteht mit dem des Publikums oft im direkteſten Widerſpruch.“ — „Womit ſie ſich dann aber nur ſelber ſchaden!“ verſetzte der Poet mit Nachdruck.

Doctor Willmann zuckte die Achſeln und ſchwieg. Nach einer Pauſe erhoben ſich beide und jener ſagte: „Mein lieber Herr College, Sie ſind mir von einem guten Freunde empfohlen und ich glaubte Sie darum auf Alles aufmerkſam machen zu müſſen, was Ihnen nützlich ſeyn kann. Was Sie thun wollen, iſt natürlich ganz Ihre Sache. Sollte ich Ihnen aber künftig in etwas dienen können, ſo bitte ich Sie, wenden Sie ſich an mich. Unter allen Umſtänden iſt es mir ſehr angenehm, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben.“

Heinrich verließ den Schriftſteller mit gemiſchter Empfindung. Eine gewiſſe Höflichkeit in den Formen konnte er ihm nicht abſprechen; indeſſen von einer höheren Geſinnung hatte er nicht ſehr viel wahrgenommen und das gelegentliche ſarkaſtiſche Lächeln, das ihm nicht entgangen war, konnte ihm nicht gefallen. „Ein Freund," ſagte er ſich, „wird das nicht werden, das iſt klar. Allein dienſtfertig ſcheint er doch zu ſeyn, und am Ende muß man jeden nehmen, wie er iſt."

Nach kurzem Luftſchöpfen begab er ſich zum Profeſſor. Durch ein Dienſtmädchen, dem er die Empfehlungskarte übergeben hatte, angemeldet, wurde er in der Wohnſtube von der Frau empfangen, die ihm ſagte, ihr Mann arbeite noch, werde aber bald fertig ſeyn und freue ſich, den Herrn Doctor kennen zu lernen. Sie fragte ihn nach der Familie des Schulrektors, die ſie kannte, ließ ſich von ihm über ſeine Herfahrt und die erſten Eindrücke der Reſidenz berichten und ſchaute ihn bald mit offenem Wohlwollen an. Ein etwa ſiebzehnjähriges hageres und ziemlich bleichſüchtiges Mädchen trat von einem Seitenzimmer ein und wurde von der Frau als ihre älteſte Tochter vorgeſtellt. Da ſie mit der behaglich ausſehenden Dame faſt gar keine Aehnlichkeit hatte, ſo glaubte Heinrich von ihr einen Schluß auf den Vater ziehen zu können. Auch ſie thaute bald auf und warf auf den ſtattlichen jungen Gelehrten, wofür ſie ihn hielt, nach einer Weile, da er ſich zur Mutter gewendet, verſtohlenerweiſe einen ſehr beifälligen Blick. Endlich wurden in dem entgegengeſetzten Seitenzimmer Schritte hörbar, die Thüre ging auf und eine lange, hagere Figur mit gelblich braunem Geſicht rief: „Herr Doctor, darf ich bitten?“

Heinrich verfügte ſich in das Studirzimmer, ſtellte ſich vor und betrachtete die Züge, die er ſchon einigermaßen errathen hatte, während der erſten Begrüßungsreden mit Intereſſe. Profeſſor Sartorius war Lehrer der oberſten Gymnaſialklaſſe und ein ſo leidenſchaftlicher Pfleger der claſſiſchen Philologie, daß es ihn ſchwer ankam, diejenigen, die in der Sphäre derſelben nicht heimiſch waren, ernſtlich zu ſchätzen. Er hatte ſich durch zwei ſcharfſinnige Werke voll kühner Hypotheſen einen Namen und Gegner gemacht, und dieß erfüllte ihn mit einem galligen Stolz, der für gewöhnlich mit richterlicher Strenge gepaart aus ſeinem raubvogelähnlichen Geſicht hervorſah. Freundlichkeit war ihm eine ſchwierige Sache; er mußte dazu ein gewichtiges Motiv haben oder einen beſondern Anlauf nehmen. Dießmal war ſie aber doch, nach Möglichkeit, vorhanden, und die eigenthümlichen Züge, welche lächelten, erſchienen unſerem jungen Mann ſehr charakteriſtiſch.

Die Antworten, die ihm Heinrich auf ſeine erſten Fragen gab, mußten ihm gefallen, denn er ſah dieſen mit dem humanſten Blick an, deſſen er fähig war, und ſagte: „Ich irre mich wohl nicht, Sie wollen ſich gleichfalls dem Lehrfach widmen?“ — Heinrich ſah ihn überraſcht an. — „Sind Sie nicht Philolog?“ fuhr jener fort. — „Nein,“ verſetzte Heinrich. „Ich habe —“ — „Ah ſo,“ fiel der Profeſſor ein; „ein anderes Fach. Nun, und was für eines? — Geſchichte — Mathematik — Naturwiſſenſchaft — Philoſophie?“

Bei dieſen ſchwerwiegenden Namen ſchüttelte unſer Poet den Kopf, erwiederte aber, mit ahnender Seele, zögernd: „Ich habe — ich bin — Dichter.“ — „Dichter!“ wiederholte der Gelehrte, indem er ihn mit einer Betroffenheit anſah, die einem ruhigen Beobachter komiſch erſchienen wäre. „Dichter! — Und ſonſt nichts?“

Durch dieſe Frage, die dem Gelehrten unwillkürlich aus dem Munde kam, fühlte ſich nun aber begreiflicherweiſe der Poet verletzt. „Ich meine, das wäre genug,“ entgegnete er mit einer gewiſſen Schärfe. „Wenn man's recht iſt —“ — „Allerdings,“ verſetzte der Profeſſor mit einem Ausdruck, der bezeugte, daß er den jungen Mann bereits völlig aufgegeben habe. Dieſer ſah, wie er mit dem Herrn daran war, und ſann auf eine Form, hinwegzukommen. Aber der Schulmann ſammelte ſich wieder, da er bedachte, ein von ſeinem Collegen ihm Empfohlener müſſe doch irgend eine Bedeutung haben; und indem er ſeinem Geſicht mit Anſtrengung einen gewiſſen Schein von Höflichkeit zu geben ſuchte, fuhr er fort: „Ohne Zweifel haben Sie ſchon dichteriſche Werke der Oeffentlichkeit übergeben? Ich bin in der neueſten deutſchen Literatur nicht ſehr bewandert, wie ich Ihnen bekennen muß. Berufsgeſchäfte und Fachſtudien —“

„O,“ verſetzte Heinrich, „wenn Sie die neueſten Werke auch alle angeſehen hätten, von mir würden Sie doch keines darunter getroffen haben; denn ich habe bis jetzt noch keines herausgegeben.“ — „So?“ erwiederte der Profeſſor, dem ſein College nun ganz unbegreiflich wurde. — „Ich habe aber,“ fuhr Heinrich trotz allem wieder mit einem gewiſſen Bewußtſeyn fort, „ein größeres Werk vollendet, eine hiſtoriſch-romantiſche Tragödie, die ich bei dem hieſigen Hoftheater einreichen will.“

Der Profeſſor nickte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck. Heinrich, in ſeiner Zuverſicht, fügte hinzu: „Wenn es gegeben wird und Sie der Aufführung beiwohnen —“ — Nun war aber die Geduld des Mannes zu Ende. Mit offenſter Geringſchätzung und gereizt ſcharfem Ton erwiederte er: „Ich gehe nie in's Theater! — Finde keine Zeit dazu, Herr Doctor,“ ſetzte er etwas milder hinzu, indem er den gelehrten Titel ironiſch accentuirte, „und muß alſo ſchon bedauern —“

Heinrich begriff die vollkommene Zweckloſigkeit weitern Hierſeyns, „glaubte alſo die koſtbare Zeit des Herrn

Profeſſors nicht länger in Anſpruch nehmen zu dürfen," und empfahl ſich mit dem ernſten Stolz eines Verletzten. Die Miene des Gelehrten, der ſich einer Laſt überhoben ſah, erhellte ſich wieder einigermaßen; er trug dem Abgehenden ſeltſam lächelnd einen Gruß an den Schulrektor auf, geleitete ihn und zeigte ihm die Gangthüre, indem er ſagte: „Wenn ich Ihnen ſonſt in etwas dienen kann —" — Heinrich, ſeinerſeits ironiſch, verbeugte ſich tief und entfernte ſich.

Dem Rückkehrenden trat die Frau neugierig entgegen. „Nun," rief ſie, „wie hat dir der junge Mann gefallen? Iſt er wirklich —?" — „Ein Literat!" fiel der Gatte ein, indem er ſeiner Verachtung freien Lauf ließ; „ein Menſch, der noch nicht einmal Literat iſt! Ich begreiſe nicht, wie mir der alte Krug ſo einen Geſellen in's Haus ſchicken konnte. Es ſieht beinahe aus, als ob er mich damit ärgern wollte. Nün," ſetzte er mit einem ſelbſtzufriedenen grimmigen Lächeln hinzu, „er wird ſo bald nicht wiederkommen." — Die Frau ſtand überraſcht, ja betrübt, und ſagte endlich mit Bedauern: „Schade!"

Heinrich ging mit ſehr ernſtem Geſicht auf der Straße weiter. „Ein fataler Menſch!" ſagte er ſich endlich, „und kein gutes Omen! Dieſer Pedant, der ſeine Weisheit aus Büchern gezogen hat, glaubt ein großer Geiſt zu ſeyn, brüſtet ſich mit Verachtung der

Kunſt, und weiß nicht, daß er vor Gott und Menſchen eine widerliche Figur iſt. Ah, bah!“

Entſchloſſen zog er den Hut auf die Stirn, lächelte über ſich ſelbſt und ſchritt mit erneutem Muthe weiter. Körperlich fühlte er ſich aber ziemlich ermattet und folgte daher der Einladung eines Schildes, der ihm eine Auffriſchung verſprach. Er ließ einen guten Jahrgang kommen, trank mit Bedacht und konnte nicht umhin, dankbar auf das Gewächs zu ſehen, das es ſo gut mit ihm meinte und ſo poetiſch duftete, während ihm die Menſchen proſaiſch erſchienen oder gar ernſtlich unangenehm wurden.

Der Wein verſetzte ihn trotz allem bald in die Stimmung, ſeinen dritten und wichtigſten Gang zu unternehmen; und ein gewiſſes Gefühl ſagte ihm, daß er damit beſſer fahren werde. Eine Schauſpielerin konnte einen Dichter, der ihr Rollen zu ſchreiben verhieß, unmöglich anders als liebenswürdig empfangen; und ſein Freund, der alte Schauſpieler, hatte ihm die Betreffende zwar etwas zum Necken geneigt, ſonſt aber als durchaus verſtändig, edeldenkend und gutartig geſchildert. Er machte ſich auf den Weg und ſtand bald im zweiten Stock eines hübſchen Hauſes vor der geſuchten Thüre. Auf ſein kräftiges Klingeln erſchien eine alte Magd; er übergab ihr das Schreiben, nannte ſeinen Namen und wurde von der Wiederkehrenden in einen kleinen Salon geleitet: Fräulein Roſa werde ſogleich erſcheinen.

Heinrich, allein gelaſſen, ſchaute umher und mußte ſich ſagen, daß er nicht leicht ein reizender eingerichtetes Zimmer geſehen. Die Vertheilung der Möbeln, Wandbilder und ſonſtigen Zierden war ſo geſchmackvoll, daß ſich die Augen unmittelbar wohlthuend berührt fühlten, und eine kleine Epheulaube in der Ecke ſah überaus traulich her. Die Bilder waren zum Theil Porträts berühmter Schauſpielerinnen, und unſer Dramatiker, der die wenigſten davon geſehen, begann ſie zu muſtern. Eben betrachtete er den genialen Kopf einer großen noch lebenden Tragödin, als die Thüre aufging und ein Kleid rauſchte. Er ſah hin und ſtand auf's lebhafteſte betroffen: es war die junge Dame von geſtern. Auch ſie hatte ihn erkannt. „Ah," rief ſie nach momentan überraſchtem Blick mit heiterer Freundlichkeit, „das iſt ja ein alter Bekannter. Nun," fuhr ſie fort, indem ſie auf ihn zuging und ihm die Hand bot, „willkommen in der Reſidenz, willkommen im Namen des Theaters!"

Heinrich, etwas erröthet, drückte die zierliche Hand ſtärker, als er's im Sinne gehabt, und dankte für den gütigen Empfang mit der Miene eines Glücklichen. Ein paar Minuten ſpäter ſaßen ſie beiſammen auf der Rohrbank in der Laube.

„Ein dramatiſcher Dichter," begann Roſa, indem ſie ihn lächelnd anſah. „Etwas Poetiſches hab' ich geſtern in Ihnen vermuthet; aber daß Sie dramatiſche Werke ſchreiben, für uns arbeiten, das hätte ich nicht zu hoffen gewagt. Nun, um ſo beſſer,“ fuhr ſie fort. „Wir ſehnen uns Alle wieder nach einem guten, effektvollen Stück; ich für meine Perſon wünſchte dringend, eine neue hübſche Rolle zu bekommen, und würde mich ſehr freuen, wenn in Ihrer Dichtung eine für mich vorkäme.“

Heinrich ſah ſie an, überlegte, und ſchaute zweifelhaft. Die Schauſpielerin errieth ihn ſogleich. „Ihr Stück hat keine Rolle für mich?“ entgegnete ſie. — „Ich fürchte —“ — „Ah,“ rief ſie bedauernd, „das iſt ja ein Mangel! Was iſt es denn aber für eine Gattung? Freund Holler hat mir darüber nichts geſchrieben.“ — „Eine hiſtoriſch-romantiſche Tragödie,“ verſetzte der Poet. — „Eine hiſtoriſch-romantiſche Tragödie!“ wiederholte ſie. Und indem ſie ihn anſah, fügte ſie mit einem gutmüthigen, aber noch mehr ſchelmiſchen Lächeln hinzu: „Das hätt' ich mir denken ſollen.“

Heinrich, dem der Sinn dieſer Rede nicht entging, wurde verlegen, oder, wie er meinte, ärgerlich. „Alſo die dritte Oppoſition gegen mein Streben!“ rief's in ihm; „erneuerter Unglaube, und ein neuer unnützer Beſuch!“

Die Künſtlerin, ſeine Gedanken ahnend, fuhr fort: „Ja, ja, ſo machen es uns die ehrgeizigen Dichter heutiger Zeit! Nur das Erhabenſte und Größte ſoll von ihnen über die Bretter gehen, damit ſie ſich gleich den erſten Claſſikern an die Seite ſtellen! Recht ſchön, aber es gibt ein Publikum, das auch etwas Anderes ſehen, und Schauſpieler, die etwas Anderes ſpielen wollen.“ Sie ſchwieg und betrachtete den Schweigenden. Dann, mit anmuthiger Laune, fuhr ſie fort: „Alſo nicht einmal eine hübſche Nebenfigur haben Sie für mich? So eine Vertraute z. B., munter, fröhlich, ſchalkhaft, und doch vollkommen treu und anhänglich, ein leichteres, irdiſches Weſen, das ſich aber neben der idealen Hauptheldin noch recht gut ausnehmen kann?“

Der Poet, halb erheitert, ſchüttelte den Kopf. — „Wie?“ rief ſie, „gar nichts?“ — „Leider!“ erwiederte der Poet. „Wie ich's auch überlege, ich finde keine Rolle darin, die Ihrer würdig wäre. Die Hauptfigur iſt Heroine, heroiſche Liebhaberin —“ — „Das begreift ſich,“ warf die Schauſpielerin dazwiſchen. — „Und von den übrigen keine ſo bedeutend, daß ich Sie Ihnen anbieten könnte; abgeſehen davon, daß alle weſentlich ernſthafter Natur ſind.“ — „Alſo die reine Tragödie! Gar kein Humor?“ — „Ausgenommen in den Volksſcenen, denen ich eine naturwahre Derbheit zu geben ſuchte, die vielleicht beluſtigend wirkt.“

Die Künſtlerin ſchwieg, dann ſagte ſie: „Wiſſen Sie, verehrter Herr Doctor, daß Sie im Grunde genommen ſehr naiv ſind? Sie wollen ein Stück aufführen laſſen, in dem ich keine Rolle habe, und bringen mir einen Brief mit der Aufforderung, Ihnen dabei behülflich zu ſeyn! Kennen Sie das Theater? Kennen Sie die Leute vom Theater? Glauben Sie, daß eine zweite Liebhaberin — welches zu ſeyn ich die Ehre habe — ſich berufen ſehen kann, der erſten zu einem Triumph zu verhelfen? Wiſſen Sie, was Künſtlereiferſucht iſt? — Ach, mein beſter Herr, Sie ſind Dichter und kennen das menſchliche Herz im Allgemeinen gewiß vortrefflich, aber die Schauſpielerherzen im Beſondern haben Sie noch nicht kennen gelernt!“

Sie hatte das Letzte mit ſo ernſt reſignirtem Tone geſagt, daß der Poet faſt wieder irre wurde. Jedenfalls nahm er ſich zuſammen und entgegnete: „Unter dieſen Umſtänden muß ich dann freilich um Verzeihung bitten und meinen Wunſch zurücknehmen. Eigentlich hat aber den Fehler doch Herr Holler gemacht. Er, obwohl er mein Stück ſo weit kannte, hat mir Sie genannt —“ — „Weil er mich kennt,“ fiel Roſa heiter ein; „weil er weiß, daß ich ein gutes Herz habe, das ſogar uneigennützig ſeyn kann.“ Und mit ernſterem Tone fuhr ſie fort: „Keine Sorge, Herr Doctor, wir Schauſpieler ſind nicht ſo ſchlimm, wie man uns macht.

wenigſtens lange nicht alle. Eiferſucht und Neid können wir allerdings fühlen, und ich wollte Ihnen große Künſtler nennen, die auch darin nicht klein ſind. Wir mögen auch wohl mehr Anfälle davon erleiden, als andere Sterbliche: das liegt im Handwerk; aber in der Regel bleiben ſie auf der Oberfläche und ſind bald wieder verflogen. Eigentlich und für gewöhnlich ſind wir ein gutmüthiges Völkchen; wir verſöhnen uns außerordentlich leicht, und wenn wir uns ſchön thun, ſind wir dabei ſo ehrlich, wie andere gebildete Menſchen."

Der Poet, mit befreiter Seele, ließ auf die letzte Bemerkung ein beſcheidenes Lachen hören, und die Schauſpielerin fuhr fort: „Was mich betrifft, ſo kommt Ihnen eine Tugend zu ſtatten, die ich habe, wenn Sie's nicht lieber einen Mangel nennen wollen. Ich beſitze keinen Ehrgeiz. Natürlich, wenn man, wie ich, ſeit Jahren zweite Liebhaberin iſt und meiſt für Nebenfiguren lodern muß, da wird man nach und nach beſcheiden, und das bischen höheres Streben, das man in ſeine Stellung noch mitgebracht hat, verfliegt einem gänzlich. In der Regel haben wir die Aufgabe, der hochgeſinnten und tief fühlenden erſten Liebhaberin, die ſich natürlich nicht zu rathen und zu helfen weiß, freundlichen Beiſtand zu leiſten, und das gewöhnt man ſich zuletzt förmlich an, ſo daß man ſich auch außer dem Theater ein Vergnügen daraus macht, zu helfen, wenn's eben geht. Sie ſehen, ſo gar übel ſind Sie bei mir doch nicht angekommen, und ich wünſche nur, daß es auch in meiner Macht ſteht, etwas für Sie zu thun."

Die letzten Worte hatten einen verbindlichen, ja herzlichen Klang, in welchen die Künſtlerin von dem ſcherzenden mit Anmuth übergegangen war: und Heinrich konnte nicht umhin, ihre Hand zu faſſen und ihr mit Wärme zu danken. Sie antwortete mit einem Blick, der faſt lauter Güte war und durch ein flüchtiges Licht von Schalkheit nur um ſo reizender wurde. Dem Poeten, unter dem Strahl deſſelben, ging das Herz auf; er ahnte, daß er verſtanden wurde, empfand einen Drang, gegen die fühlende Seele ſich vertrauensvoll über ſein Streben auszuſprechen, und ſagte: „Es iſt mir ſehr lieb, verehrtes Fräulein, zu ſehen, daß Sie die höhere dramatiſche Poeſie nicht verwerfen. Ich bin nicht gegen das Schauſpiel und die Darſtellung des gewöhnlichen Lebens auf dem Theater; im Gegentheil, es können da recht gute Sachen entſtehen, rührende und erheiternde, und man kann auch eine ſchöne poetiſche Wirkung herausbringen; aber die Hauptſache bleibt doch immer die Tragödie, die Tragödie, die uns in die tiefſten Abgründe des Herzens hinabführt, um uns zu den höchſten Höhen der Menſchheit emporzutragen. Der Dichter ſoll uns über die gemeine Wirklichkeit hinwegheben und die Welt des Ungewöhnlichen, des Außerordentlichen erſchließen. Wir wollen mit ihm eintreten in das Reich der Poeſie, wo wir Alles, was wir im gewöhnlichen Leben entbehren, in erquickendſter Schönheit und Fülle haben. Und dazu muß er ſich den rechten Stoff wählen und den rechten Schauplatz der dramatiſchen Handlung. Die Menſchen, die er ſchildert, müſſen außerordentlich ſeyn dürfen — er muß durch ſie nicht nur nicht gehindert, ſondern ſelbſt emporgehoben werden. Da ſind nun Stoffe, die auf dem Grenzgebiet der Geſchichte und der Sage liegen, beſonders günſtig; der Dichter hat volle Freiheit zum höchſten poetiſchen Ton und kann Alles herausgeben, was an Größe, Tiefſinn und romantiſchem Gefühl in ihm liegt. — Wollte Gott," ſetzte er mit herzlichem Ernſt hinzu, „daß es mir mit meinem Verſuch gelungen wäre! Ich würde gewiß das Publikum ergreifen, begeiſtern — und Sie, mein Fräulein, wie ich zuverſichtlich hoffe — bekehren."

Die Schauſpielerin hatte mit wirklicher Theilnahme zugehört und erwiederte nun auf die artig betonten Schlußworte: „Sie haben nicht weit mehr dazu. Wer ſo gut über eine Sache reden kann und ſie ſo lebendig vor Augen hat, dem muß es mit ihr auch gelingen. Und nehmen Sie das in vollem Ernſt: Ihr Erfolg würde mir große Freude machen, denn ich ſehe, Sie meinen es ehrlich mit Ihrer Kunſt."

Dieſe Worte erfüllten den Poeten mit tiefer Genugthuung. Seine Augen glänzten und ſein männlich ſchönes Geſicht gewann ſo ſehr den Ausdruck eines Dichters, daß es den von ihm geäußerten Hoffnungen förmlich zur Beſtätigung diente. Die Künſtlerin betrachtete ihn, und über ihre Wange floß eine Röthe froher Anerkennung. Heinrich, von ihrem Anblick ſeinerſeits bewegt, rief: „Mein Fräulein, Sie werden nicht immer zweite Liebhaberin bleiben und nicht immer die bloß muntern oder bürgerlich rührenden Partien ſpielen! In Ihnen lebt ein höherer Geiſt, ein dichteriſches Gemüth! Sie dürfen nur wollen, und Sie werden uns die poeſievollſten Geſtalten vor Augen ſtellen! Ja, je mehr ich Sie anſehe —"

Roſa hatte dieſe Rede betroffen angehört; nach den letzten Worten erheiterten ſich indeß ihre Mienen plötzlich und der gemüthlich ſchelmiſche Ausdruck erlangte wieder die Oberhand. „Nicht weiter, mein begeiſterter Freund!" entgegnete ſie; „es könnte Sie gereuen! Wollen Sie mir nicht gar Ihre Heroine antragen und gleich zum Einſtand einen Rollenſtreit veranlaſſen? Nein, mein lieber Herr: jedem das Seine, das iſt ein guter Spruch. Ich bleibe, was ich bin; und wenn in der That einige Anlagen zum „Höheren" in mir liegen, ſo will ich ſie hervorſuchen, pflegen und ausbilden, um nach und nach einer paſſenden Rolle in einem Ihrer künftigen Stücke zuzureiſen."

Heinrich, auf eine galante Antwort ſinnend, ſchwieg, und ſeine Miene hatte bereits eine kleine Wendung zur Verlegenheit gemacht, als man die äußere Thüre gehen hörte. Die junge Dame ſah erheitert auf, und gleich nachher trat die Mutter in das Zimmer. Der Poet erhob ſich raſch. Jene, die ihn erkannte, ſah ihn verwundert, aber vergnügt an.

„Unſere geſtrige Begegnung," rief die Tochter, zu ihr tretend. „Herr Doctor Born, dramatiſcher Dichter, der mir durch Freund Holler empfohlen iſt und ein fertiges Stück mitgebracht hat." — „Ah," rief die Frau mit einem ſo wohlwollenden als feinen Lächeln; „ſeyen Sie doppelt willkommen!" Sie reichte ihm die Hand, und der Poet ſchüttelte ſie kräftig. — „Du ſiehſt," bemerkte Roſa zu ihr, „wir haben geſtern nicht weit davon gerathen: ein ſchöner Geiſt, Schriftſteller oder Maler, der in die Reſidenz kommt, um hier den Erfolg und die Ehren zu finden, die ihm gebühren."

Die Mutter, nach einem freundlich verweiſenden Blick auf ſie, erkundigte ſich bei dem jungen Mann theilnehmend nach ſeinem Vorhaben und der mitgebrachten Dichtung. Man ſetzte ſich nochmal zuſammen, und Heinrich gab den beiden Damen alle gewünſchte Aufklärung. Unter Anleitung der Erfahrenen nahm das Geſpräch eine praktiſche Wendung. Was iſt zu thun? Was kann zur Annahme des Stücks beitragen? Dieß war die Frage, die man erwog. In ſeinem Vorſatz, die Regiſſeure zu beſuchen, wurde Heinrich im Lauf der Unterredung beſtärkt: ſeine erklärte Abneigung, den Herrn Kritikern ſich zu empfehlen, hatte dagegen lächelndes Kopfſchütteln zur Folge. „Vor der Aufführung,“ ſagte Roſa, „ſollten Sie doch mit einigen bekannt ſeyn. Aber die Sache geht ja ganz einfach, wofür habt ihr Herrn denn das Wirthshaus?“

„Es iſt wahr,“ verſetzte der Poet. „Und einen literariſchen Fachgenoſſen, den man bei einem Glas Wein kennen gelernt hat, kann man am Ende beſuchen.“ — „Ich ſollt's meinen,“ entgegnete die Schauſpielerin, nicht ohne ein ſpöttiſches Mundrümpfen.

Die Mutter ſah ihn lächelnd an, dann ſagte ſie: „Was nun aber die Annahme betrifft —“ — „Ich hab' einen Gedanken,“ rief hier die Tochter. „Da Sie uns,“ fuhr ſie zu dem Autor gewendet fort, „das Stück zu leſen geben wollen —“ — „Sobald die Abſchrift fertig iſt.“ — „Und ich vorausſetze, daß außer unſerer Heroine auch unſer heroiſcher Liebhaber, unſer Heldenvater und unſer Charakterſpieler dankbare, ſehr dankbare Rollen darin haben werden —“ — Heinrich, nach einem Moment der Erwägung, erwiederte zuverſichtlich: „Ich meine.“ — „So will ich gelegentlich gegen dieſe Herrſchaften ein Wort fallen laſſen über das Stück, was ſie ruhig vernehmen, dann über die verſchiedenen

Rollen und die Möglichkeit eines Triumphes, was ſie mit großem Intereſſe hören werden. Sie können das Manuſcript auch ihnen mittheilen; und wenn namentlich unſere Heroine gegen den Herrn Intendanten recht lebhaft den Wunſch ausſpräche, die Rolle zu ſpielen, dann hätten wir Ausſicht.“

Der Autor nickte vergnügt und dankte für die gütige Theilnahme und die freundlichen Rathſchläge auf's wärmſte. Die Stockuhr belehrte ihn aber, daß die Eſſenszeit heran nahte, und er empfahl ſich, indem er mit der Copie bald möglichſt wiederzukommen verſprach.

Durch den herzlichen Antheil, den ihm die beiden Frauen zugewendet, fühlte er ſich in tiefſter Seele ermuthigt; er ſah die Angelegenheit in beſter Einleitung begriffen und kehrte durchaus zufrieden in den Gaſthof zurück.

Noch am ſelben Tage ſchrieb er an die Geliebte. Aus dem langen Brief heben wir folgende Stellen aus: „Die perſönliche Bekanntſchaft mit Friedrich Willmann hat mich über dieſen Autor einigermaßen enttäuſcht. Im Grunde hat er mich gut aufgenommen und ſcheint mir nützlich werden zu wollen. In ſeiner Art liegt aber etwas Ironiſches, das mir nicht recht gefallen kann. Er iſt ein großer Verehrer der Klugheit — mehr als es ſich für einen Dichter geziemen will — und ſcheint mir bei ſeinen Arbeiten doch hauptſächlich auf die

Vortheile zu ſehen, die ſie ihm bringen ſollen. — Mir iſt die Poeſie eine heilige Sache. Ich liebe ſie um ihrer ſelbſt und des Glückes willen, das man fühlenden Herzen damit bereiten kann. Wenn ja noch eine ihrer Folgen mich locken und reizend vor meiner Seele ſtehen mag, ſo iſt es der Ruhm — der Lorbeer, der die Schläfe des Siegers krönen ſoll. An Weiteres denk' ich kaum, wie ich dir, edle und große Seele, frei bekennen will. Aber der wahre Dichter ſteht unter dem Schutze der Götter und er hat die Verheißung, daß ihm alles Uebrige zufallen wird.

„Unſerem Rektor kannſt du ſagen, daß er mich an einen ſonderbaren Kauz empfohlen hat. Ich meinte bisher, die Stockphilologen im ſchlimmen Sinne ſeyen ausgeſtorben und die Männer der Erudition trachten darnach, dem Studium der Humaniora einige Humanität im wirklichen Leben beizugeſellen; allein es gibt doch noch einzelne Exemplare und ich bin hier auf eines geſtoßen. Ein Menſch, der ſich ſein gelerntes Wiſſen mühſelig erworben hat, kann freilich einen andern, der ſich das ſeine fröhlich ſelber producirt, nur geringſchätzen! — Ich hab' mich aber doch geärgert, als der Pedant ſeine Empfindung ſo deutlich merken ließ und ſich mit der groben Ungerechtigkeit ſeines Vorurtheils ſogar noch etwas zu wiſſen ſchien. Das Gute iſt, daß nicht nur dem Gottſeligen, ſondern auch dem Poeten

Alles zum Beſten dienen muß. Jetzt, wo ich dieß ſchreibe, ſteht der Mann als ein Original vor meiner Seele, das mich ergötzt, und es wird höchſtens ſo viel Groll in mir bleiben, daß ich ihn gelegentlich einmal ſatiriſch verwenden kann.

„Ich bin vergnügt, meine geliebte Auguſte, denn mein dritter Beſuch — der eigentlich bedeutſame — iſt über Erwarten gut ausgefallen. In der Schauſpielerin, an die ich, wie du weißt, ein Schreiben hatte, und in ihrer Mutter, die ebenfalls beim Theater war, habe ich zwei außerordentlich theilnehmende, liebenswürdige Perſonen kennen lernen, und ich darf wohl ſagen, Freundinnen gewonnen. Die junge Dame iſt hübſch und könnte manchem Andern gefährlich werden — ich freilich bin gefeit und in mein Herz dringt kein anderes Bild, als das der Einen, die allmächtig in ihm regiert. Ein Weſen von heiterem Humor und einem Trieb, neckiſch mit den Menſchen zu ſpielen, aber dabei ein freundliches Gemüth, das es nicht beim bloßen Wünſchen läßt, ſondern für Andere auch zu handeln vermag. Der Weg des Stückes zur Bühne wird geebnet, und wenn nur dieſes erſte Ziel erreicht, die Annahme erfolgt iſt, dann bin ich außer Sorge.

„Die Hauptrolle wird in ſehr gute Hände gelangen, das hab' ich ſchon erkundet, und wenn ſie der Künſtlerin, die das Stück leſen wird, einleuchtet, ſo wird dieß auch bei der Frage der Annahme von großem Gewicht ſeyn. — Du ſiehſt, es läßt ſich wirklich Alles gut an, und meine Zuverſicht iſt keine Thorheit.

„Wie unendlich geſpannt bin ich darauf, das herrlichſte Gebilde meiner Phantaſie, das gleichwohl nur ein ſchwaches Nachbild der geliebteſten Wirklichkeit iſt, auf der Bühne verwirklicht zu ſehen! Wie höchſt ſeltſam wird mir dabei zu Muthe ſeyn! — Zauberei! Blick in eine Welt voll unausſprechlicher, magiſcher Erſcheinungen! — O Auguſte! — ich hab' immer nur dich vor Augen, ich beziehe Alles, was ich erfahre, ſchaue, denke, auf dich, und wenn dein Bild vor mir aufleuchtet, ſcheint mir alle Kraft und Kunſt nur gegeben zu ſeyn, daß ich dich verherrliche und dir ein Leben der Ehre und Wonne bereite! — O Liebe — Poeſie der Poeſie! Das liebende Auge ſieht nicht nur die Geliebte in wunderholdem Licht; von dem Glanz, den es in ſich aufgenommen, bleibt auch ſo viel zurück, daß es die ganze Welt verklärt und jeden Winkel der Erde in ſüßem Scheine malt!

„Laßt mir's gelingen, gute Geiſter! laßt mich den Sieg erſtreiten, nur um der Einen Luſt willen, Ihr ihn zu melden! Ich wollte ja gern entſagend warten und ausdauern in Verkanntheit und Undank der Welt! Aber um deinetwillen darf's nicht ſeyn — um deinetwillen muß es, wird es glücken!

„Lebe wohl, Theuerſte! Wenn du nur ein Tauſendtheil der Freude empfindeſt, dieſes zu leſen, die ich fühle, es zu ſchreiben, ſo bin ich glücklich!“

III.

Die Tragödie wurde einem Copiſten übergeben, der langſam ſchrieb, aber eine deutliche, charaktervolle Hand nachgewieſen hatte. Der Autor wartete indeß zum Wiederbeſuch ſeiner Gönnerinnen die Vollendung der Copie nicht ab. Man führte im Hoftheater Minna von Barnhelm auf und Roſa gab darin die Franziska. Es war eine ihrer beſten Rollen und ſie übertraf ſich dießmal ſelber darin. Das Publikum war hingeriſſen und unſer Poet außerordentlich erfreut. Zum erſtenmal erkannte er die eigenthümliche Bedeutung eines wahren Schauſpiels oder Luſtſpiels, wenn er auch den Mangel der Gattung und das Einſeitige des Leſſing'ſchen Stücks (was er dafür halten mußte) nicht überſah. Hauptſächlich überzeugte er ſich aber, was in einer Partie wie Franziska geleiſtet werden kann, wenn die Schauſpielerin mit reizender Laune ſie völlig wieder zu beleben wußte, und er eilte daher gleich am andern Vormittag zu der Künſtlerin, um ihr ſeine Freude, ſeinen Dank mit Enthuſiasmus auszuſprechen.

Roſa lächelte befriedigt, glücklich und antwortete von ihrer Seite mit dankendem Blick. Die Mutter trat aus dem Seitenzimmer und ſie rief ihr heiter entgegen: „Ich hab' ihm geſtern gefallen, dem Tragödiendichter! und er iſt gekommen, ein wahres Füllhorn des Lobes vor mir auszugießen!“

Vergnügt erwiederte die Frau: „Das iſt freundlich. Aber du haſt die Rolle geſtern wirklich gut geſpielt; ich habe ſie noch nicht ſo von dir geſehen.“ — „Gott weiß, warum,“ entgegnete die Künſtlerin. „Zuweilen iſt man eben voller Luſt und Uebermuth — und das iſt die Hauptſache bei der Schauſpielkunſt.“ — „Bei jeder Kunſt!“ verſetzte Heinrich.

Die Schauſpielerin ſah für ſich hin. „Nun,“ bemerkte ſie dann etwas ſcheinheilig, „Sie haben ſich alſo überzeugt, daß man in einer Rolle, die aus dem gewöhnlichen Leben genommen iſt, doch auch eine Wirkung machen kann?“ — „Das habe ich nie bezweifelt,“ entgegnete Heinrich, „aber in dieſer Ausdehnung allerdings nicht für möglich gehalten. Es war eben ein non plus ultra,“ fügte er lächelnd hinzu, „und die reißen immer hin.“

Die Künſtlerin wiegte den Kopf. „Sie geben alſo zu, daß es auch gar keine ſo ſchlechte Aufgabe wäre, ein Schauſpiel zu ſchreiben?“ — „Um ſo lieber,“ verſetzte der Poet, „als ich's nie geläugnet habe. Das Schauſpiel in Proſa hat ſeine Vorzüge und ſeine Vortheile, obſchon —“ — „Es natürlich tief unter der Tragödie in Verſen ſteht," ergänzte Roſa, „das iſt klar! Aber wenn es nun ſo ausfiele, wie Minna von Barnhelm —?" — „Dieſes Stück," erwiederte Heinrich nach einigem Beſinnen ernſthaft, „iſt vortrefflich in ſeiner Art; aber im Grunde iſt doch zu viel bürgerliche Moral und Tugend darin, wodurch es einen etwas hausbackenen Charakter erhält, und die Sphäre, in die wir blicken, hat etwas Enges, ja hie und da Gequältes. — Das poetiſche Drama, die Schöpfung der idealiſirenden Phantaſie, die uns in eine große, weite, farbenreiche Welt führt, iſt doch was ganz anderes."

Die Schauſpielerin, durch die Sicherheit, womit Heinrich dieſes Urtheil fällte, betroffen, ja gereizt, ſchüttelte unwillkürlich den Kopf. „Ei, ei," entgegnete ſie, „das heißt leicht fertig werden mit einem Stück, das eine Probe beſtanden hat; wie ſie nicht viele beſtehen! Dieſe Minna von Barnhelm iſt ſeit ihrer erſten Aufführung überall auf dem Repertoire geblieben, und das muß doch ſeinen Grund in einem Werth haben, den wenige Dramatiker zu erreichen ſich ſchmeicheln dürfen."

Der Poet ſchwieg und die Mutter trat mit einer Querfrage dazwiſchen, um ihm über eine angehende Verlegenheit hinwegzuhelfen, die vielleicht eine empfindliche Replik zur Folge gehabt hätte. Während der Beantwortung ſammelte ſich der Getroffene und fühlte nun, daß *er* etwas gut zu machen habe. Er kam auf die Leſſing'ſche Komödie zurück, rühmte mit dem Ausdruck wahrer Achtung die Charakteriſtik, den ebenſo kernigen wie zierlichen Dialog, und namentlich das Zuhauſeſein in den Regionen der Ethik und Aeſthetik, die Geiſtesbildung des Dichters, vermöge deren er dem bürgerlichen Spiel einen ewigen Gehalt zu verleihen gewußt habe. Roſa hörte mit Vergnügen zu, und als er zum Schluß wieder auf die Franziska zu reden kam und über ihre Auffaſſung und Durchführung beſtimmte äſthetiſche Urtheile fällte, die faſt noch ſchmeichelhafter klangen als die Ausdrücke allgemeiner Bewunderung, da ſah völlig wiederhergeſtelltes Vertrauen aus den braunen Augen.

Nach einer Weile begann ſie: „Wann bekommen wir aber Ihre Schöpfung, die Tragödie zu leſen?" — Der Poet verſetzte: „In einer Woche ſoll ich die Abſchrift erhalten. Dieſe wird in's Bureau der Intendanz wandern, mein eigenes Manuſcript werde ich Ihnen zu Füßen legen." — „Sehr viel Ehre," erwiederte ſie heiter. — „Aber," fuhr ſie nach einigem Beſinnen fort, „können Sie uns nicht einſtweilen andere Produkte mittheilen — oder ſelbſt vorleſen? — Sie haben gewiß lyriſche Gedichte gemacht." — „Allerdings." — „Liebeslieder!" — „Auch ſolche," verſetzte der Poet lächelnd. — „Natürlich," rief ſie, indem ſie ihn vergnügt anſah. „Nun, wiſſen Sie was? Kommen Sie übermorgen, wo ich frei bin, Abends zu uns und bringen Sie Ihre Gedichte mit. Wir lernen Sie dadurch näher kennen, auch als Vorleſer, und wenn Sie hier die Probe beſtehen, dann können Sie den Schauſpielern vielleicht Ihr Stück ſelber vorleſen, was unter Umſtänden ſehr nützlich ſeyn kann.“

Die Mutter ſtimmte bei, und Heinrich ſagte mit Vergnügen zu. Man ſchied im beſten Einvernehmen und geſteigerter wechſelſeitiger Theilnahme.

Als der Poet die Stube verlaſſen hatte, ſagte Roſa zur Mutter: „Vornehm iſt er ſehr, ich meine poetiſch vornehm, im Grund aber doch ein guter Menſch!“ — „Das erſte,“ verſetzte die Mutter, „haſt du ihn vorhin beinahe zu deutlich fühlen laſſen.“ — „Konnte nicht ſchaden,“ erwiederte ſie. Und lächelnd fuhr ſie fort: „Auf ſeine Liebesgedichte bin ich begierig; wird wohl viel Einbildungskraft dabei ſeyn.“ — „Wer weiß!“ bemerkte die Mutter. „Es iſt ein hübſcher Mann und die Poeten —“ — „Phantaſiren und idealiſiren. Nun, wenn es nur ſchön herauskommt, dann ſoll er doch Lob haben.“

Der Dichter machte mit allerlei Gedanken, aber im Grunde vergnügt den Gang in die kleine Wohnung, die er ſich nicht allzuweit vom Theater gemiethet hatte. „Sie hat Recht,“ ſagte er zu ſich, „wenn ſie das Stück von Leſſing hoch hält; aber ich hab' auch Recht. Wie geiſtreich und fein die Comödie ſeyn mag, das eigentliche Aroma der Poeſie iſt doch nicht darin. Und hier allein liegt der wahre Zauber, das überſchwängliche holde Leben, und wir können uns baden in einem Meer von Wohlgerüchen.“

Am Abend des zweiten Tages ſtellte er ſich bei den Damen mit zwei Heften ein, in die er ſeine Gedichte eingeſchrieben hatte. Man ſetzte ſich um den runden Tiſch, auf welchem bald die Theekanne brodelte. Das Getränk durchduftete die Stube, und Heinrich, von Roſa ermuntert, begann zu leſen. Er hatte die Hefte vorher durchgegangen und genau beſtimmt, was und in welcher Folge er vortragen wollte. Trotz der geiſtigen Zuverſicht, die er mitgebracht, fing er nun doch mit unſicherer Stimme und rothem, ziemlich befangenem Geſicht an zu leſen. Glücklicherweiſe hatte er zum Eingang Lieder gewählt, die eben ſo anſpruchslos wie hübſch waren; der aufrichtige Beifall der Hörerinnen entband ihn und gab auch ſeinen Sprachwerkzeugen die nöthige Freiheit. Bald war er in der höheren Stimmung, wo man im Schwunge des Gefühls gar nicht mehr weiß, daß es eine Befangenheit gibt.

Die Frauen konnten die Gedichte nicht immer gelungen finden. An den einen widerſprachen Uebertreibungen ihrem Geſchmack, an andern vermißten ſie den wahrhaft ſchließenden Schluß. Der Dichter, jetzt durch herzliches Lob erfreut, mußte ſich ein andermal mit einem ernſten Geſicht, das mehr Tadel zurückhalten als Anerkennung ausdrücken ſollte, oder mit einem Ausruf begnügen, der etwa bedeutete: „Nun ja, laſſen wir's paſſiren!“ — In ſeinem Eifer machte er ſich aber nicht viel daraus, wenn er's auch richtig deutete, und im Ganzen war die Lobernte doch überwiegend. Endlich, beim Aufſchlagen eines neuen Gedichts, wurde ſein Miene ernſt bis zur Feierlichkeit; er nahm eine entſprechende Haltung an und begann mit herz- und klangvollem Ton zu leſen. Es war eine begeiſterte Schilderung der Geliebten und eine leidenſchaftliche Erklärung völlig und ewig ſich hingebender Liebe.

„Sehr ſchön!“ rief die Mutter, als er geendet hatte; und Roſa bemerkte mit Ernſt: „Bei weitem das ſchönſte! Das innigſte Gefühl, edler Schwung, der wahrſte, herzlichſte Ausdruck! Das,“ ſetzte ſie mit einem leiſen Lächeln hinzu, „das iſt Poeſie!“ — Heinrich antwortete auf dieſe Anerkennung mit dem Ausdruck einer ernſten Freude. Er ſah dann auf den Tiſch und ſagte: „Wenn mir dieſes Gedicht gelungen iſt, ſo iſt's auch nicht zu verwundern: es iſt einfach aus meinem Herzen abgeſchrieben, und an das Mädchen gerichtet, mit dem ich verlobt bin!“

Mutter und Tochter fuhren bei dieſem Geſtändniß unwillkürlich zuſammen und ſahen ſich an. Auf dem

Geſicht Roſa's folgte einer leichten Bläſſe raſch eine tiefere Röthe; aber ſchnell ſich faſſend rief ſie mit der Miene und Stimme herzlicher Theilnahme: „Sie haben eine Braut? Und davon haben Sie uns noch nichts geſagt?" — „Es fand ſich noch kein Anlaß dazu," erwiederte Heinrich. — „Nun," rief das Mädchen, die ſich völlig wieder in ihre Gewalt bekommen hatte, „davon müſſen Sie uns mehr erzählen! — Das Idealbild," fuhr ſie nach kurzem Innehalten mit Lächeln fort, „haben wir aus dem Gedicht kennen gelernt. Aber wer iſt ſie? Weihen Sie uns ein; das Original erweckt in uns noch viel größern Antheil."

Heinrich befriedigte die erſte Neugierde und gab dann Antworten auf weitere Fragen. Da die beiden Frauen das lebendigſte Intereſſe zeigten, ſo glaubte er mit genauem Bericht über Entſtehung und Gang des Verhältniſſes und namentlich mit dem freudigen Lob Auguſte's ihnen eben die größte Freude zu machen, und that ſich nun Genüge nach dem Bedürfniß eines Liebenden, ohne zu ahnen, welche Eindrücke er damit auf das geheime Innere der jungen Hörerin hervorbrachte.

Es wäre für den, der in dieſes Innere zu ſchauen vermocht hätte, ein eigenes Schauſpiel geweſen, das Mädchen zu beobachten, deren Herz, mehr als ſie ſelber geahnt, ſich dem jungen Mann zugewendet hatte. Die menſchliche Seele iſt reicher an Fähigkeiten und Affekten, als die meiſten Menſchen gewahr werden, und gute und ſchlimme Gedanken, liebe und leide Gefühle können in ihr ſo raſch wechſeln, daß man an ein förmliches Zugleichſeyn glauben möchte. In Roſa ſpielten ſie wunderbar durcheinander, als der Poet ſein Liebesleben ſchilderte, ſein Glück ausmalte und ſeine Hoffnungen ausſprach. Und ſie ließ nicht nach mit Fragen, als ob es jetzt für ſie nichts Süßeres gäbe, als die Antworten zu vernehmen. Doch ein geübter Wille und geübte Kunſt ſtanden ihr bei, und mit ihnen gelang es ihr, die Theilnahme einer Freundin zu beweiſen, in nichts zu verrathen, daß ſie den Verlobten der Andern liebgewonnen hatte, ſondern zu thun, was ihr der Stolz des Weibes und ein im tiefſten Grunde zartes Gefühl eingab.

Als Heinrich ſeine Bekenntniſſe geſchloſſen hatte, ſagte die Mutter: „Unter dieſen Umſtänden muß es Ihnen freilich doppelt lieb ſeyn, mit einem ausgezeichneten Erfolg heimzukehren, und wir müſſen über alles wünſchen, daß Sie ihn erringen.“ — „Allerdings,“ fügte Roſa hinzu, die ihn von der Seite mit einem Blick angeſehen, wie man einen kindlich Glücklichen betrachtet; „und unſere Pflicht, Beiſtand zu leiſten, wird immer ernſthafter. Hören Sie meinen Vorſchlag! Sie können, was nicht von jedem Poeten zu ſagen iſt, Ihre eigenen Gedichte gut vorleſen: wenn Sie nämlich dreinkommen, und Sie kommen, wie es ſcheint, gerne drein, wenn gute Menſchen Ihnen Vertrauen einflößen. Machen Sie nun, daß wir Ihre Tragödie erhalten. Wir laden dann die Darſteller der Hauptrollen ein, und Sie leſen ihnen das Stück. Tragen Sie es vor, wie Ihr letztes Gedicht, dann wird man die Rollen um ſo richtiger auffaſſen, um ſo lieber lernen und um ſo beſſer ſpielen.“

Heinrich dankte mit Herzlichkeit, indem in ſeiner natürlichen und poetiſch eingenommenen Seele nun doch faſt eine Ahnung aufſtieg, daß die Schauſpielerin ihm eine beſondere Freundlichkeit zuwendete. Den eigentlichen Zuſtand ihres Herzens errieth er freilich nicht, und verließ darum das Haus mit vollkommen ruhigem, glücklichem Gemüth.

Mutter und Tochter, als ſie allein waren, gingen ſchweigend hin und her. Die letztere that eine häusliche Frage und horchte auf die gewiſſenhafte Beantwortung mit halbgeſchloſſenen Augen und einem ernſten Schein von Aufmerkſamkeit. Dann ſuchte ſie eine ihrer Rollen hervor, ſetzte ſich damit zur Lampe und fing an zu leſen. Unwillkürliche Zeichen von Ungeduld und Abweſenheit verriethen aber der Mutter deutlich, von welchen Gefühlen ſie beherrſcht war.

Roſa war ſechs Jahre beim Theater und hatte ihr zweiundzwanzigſtes Jahr hinter ſich, ohne daß ſie in eine ernſtliche Herzensbeziehung wäre verflochten worden. Vor leichtſinnigem Vertrauen ſchützte ſie nicht nur eine erfahrene, ſorgſame Mutter, ſondern ihr eigener heiter verſtändiger Sinn. Sie war durch Natur und Erziehung, was die Franzoſen sage nennen, und ließ ſich nun wohl huldigen, trat aber vor gewiſſen Annäherungen immer einen Schritt zurück, was dann die Folge hatte, daß ſie als „kalt“ verſchrieen wurde. Eigentlich war ſie aber nur ſo klar, hinter gewiſſen Betheurungen die egoiſtiſche Abſicht wahrzunehmen und darüber die entſprechende Geringſchätzung zu empfinden. Sie ſammelte ſich daher in dieſer Hinſicht keine „Erinnerungen,“ und ließ ſich an ihrem Beruf, an geſelligem Verkehr, an unterhaltender, unterrichtender Lektüre genügen. Auf der Bühne traf ſie gleichwohl nicht nur den Ton einer fröhlichen und ſchalkhaften Liebhaberin, der ihr unmittelbar von Herzen ging, ſondern auch den Ausdruck tieferer Neigung, worüber ſich nur diejenigen wundern können, denen die Schöpferkraft der wahren Künſtlernatur unbekannt iſt. Um Liebe darzuſtellen, muß man nicht, was man ſagt, geliebt haben, ſo daß man darnach ſeine eigenen Erfahrungen ſpielt, es genügt die Liebefähigkeit. Und dieſe beſaß die Künſtlerin, mächtiger als ſie bis jetzt ſich zugetraut hatte, wie ſie nun zu ihrem Leide erfuhr.

Heinrich hatte ſchon einen freundlichen Eindruck in ihr hinterlaſſen, nach der erſten Begegnung auf der Straße. Davon war die Urſache nicht nur ſeine jugendlich männliche Schönheit, ſondern der Schein des Genius in ſeinem Geſicht und die Treuherzigkeit ſeines Weſens, der das lächelnerregende gelinde Ungeſchick eher nützte als ſchadete. Als ſie in dem ihr Empfohlenen den jungen Mann erkannte, der ihr ſo ſchnell intereſſant geworden war, hatte ſie die angenehmſte Empfindung, und die erſte Unterredung ließ geradezu eine Neigung in ihr aufkeimen, wobei Streben und Vorhaben des Poeten heitere Bilder der Hoffnung vor ihre Seele riefen. Sein begeiſtertes Lob ihrer Franziska klang ihr um ſo wohlthuender, als ſie darin ein Entgegenkommen ſehen zu können glaubte; und wenn ſie ihm bei zu geringer Schätzung des claſſiſchen Stücks mit einer empfindlichen Mahnung entgegen trat, ſo lag der Grund eben in der näheren Theilnahme, der an dem Liebgewordenen eine Schwäche ärgerlich war. Die leichten Lieder, die er heute geleſen, auch die erſten erotiſchen, aus denen kein natürlicher Ernſt hervorſah, ſtimmten zu ihrer Hoffnung; und nun mußte die Erklärung des Verlobten die zarte Maienblüthe ihres Glücks mit einemmal hintilgen!

Die Mutter, als Roſa ſich endlich in's Leſen zu finden ſchien, ging in die Küche. Nach einer Weile kam ſie wieder und jene, das Heft weglegend, bemerkte:

„Da hab' ich nächſtens wieder ziemlich geſchraubte Dinge zu ſagen. Was doch die Poeten manchmal für Reden drechſeln, die wir dann natürlich und zierlich vortragen ſollen, mit einem Ernſt, als ob ſie uns juſt aus dem Herzen kämen!“ Die Mutter, ernſt lächelnd, erwiederte: „Es wird ſo arg nicht ſeyn. Uebrigens gehört das eben zum Komödieſpielen. Wenn die guten Dichter uns helfen, ſo müſſen wir dagegen den mittelmäßigen beiſtehen.“ — „Eine Pflicht, die zuweilen ſehr läſtig werden kann,“ erwiederte Roſa mit einem Seufzer. Sie fuhr über ihre Stirn und ſagte: „Ich bin müde und mein Kopf iſt eingenommen. Am Ende,“ fuhr ſie mit halbem Lächeln fort, „iſt's der Duft der Poeſie, die wir heute vernommen haben. — Sey's was es wolle, ich geh' zu Bette.“ Sie reichte der Mutter die Hand und ſagte mit weicher Stimme: „Gute Nacht, Mutter!“

Die gute Frau nahm ſie in ihre Arme, küßte ſie auf die Stirn und erwiederte herzlich: „Schlafe wohl, mein Kind!“ Beide ſahen ſich an und der feuchte Glanz ihrer Augen ließ ſie wechſelſeits in ihren Herzen leſen. Die Mutter nickte mit dem Ausdruck ernſten Bedauerns. Da hob Roſa den Kopf empor, lächelte und rief: „Dummes Zeug! Gute Nacht, Mutter!“

Als ſie das Zimmer verlaſſen hatte, ſtand die Frau eine Weile nachdenkend und ſagte dann: „Ich hoffe, es wird vorüber gehen. Allerdings iſt's ihre erſte Neigung und ſie geht tiefer, als ſie ſelber zu wiſſen ſcheint. Aber das Mädchen iſt verſtändig und hat Charakter — ſie wird's überwinden."

Nach Verfluß einiger Tage ſah die wackere Frau den Liebling in einer Stimmung, die ſie in ihrer Hoffnung beſtärkte. Am andern Morgen nach jenem aufklärenden Abend hatte ſie über Kopfweh geklagt und endlich unterbrochenen Schlaf bekannt; aber am folgenden zeigte ſie ein heiteres Geſicht, ſcherzte zärtlich mit der Mutter und benahm ſich faſt ganz wie ehedem. Die Rolle, über deren Unnatur ſie geklagt hatte, ſpielte ſie mit mehr Leben und Beifall als früher, lächelte darnach über ſich ſelber und kehrte mit zufriedenem Gemüth nach Hauſe zurück.

Als Heinrich einen Tag ſpäter mit der Tragödie kam, wurde er von Mutter und Tochter ſo heiter wie freundlich empfangen und das Manuſcript von der Künſtlerin mit einem Ausruf des Vergnügens begrüßt. „Endlich," rief ſie, indem ſie es mit beiden Händen faßte, „haben wir es! — Und das andere?" fuhr ſie nach einem Moment fort, „haben Sie's eingereicht?" — „Heute," erwiederte der Poet. „Der Herr Intendant war nicht zu ſprechen, ich hatte mich aber vorgeſehen, das Manuſcript mit einem Schreiben eingeſiegelt —" „Gut," rief die Künſtlerin. „Mögen unſere Geſchicke ſich nun erfüllen! — Ich bin ſehr neugierig, beſonders nach der Andeutung, die Ihnen letzthin entſchlüpft iſt — auf die Heldin.“

Heinrich lächelte mit einer gewiſſen Unruhe. „Ich bitte nur,“ ſagte er dann, „das Stück im Zuſammenhang, Scene für Scene, und da es denn doch eine Tragödie iſt, mit ernſter Hingebung leſen zu wollen.“ — „Mit dem günſtigſten Vorurtheil, mit Liebe werde ich's leſen,“ erwiederte Roſa lächelnd. — „Um ſo beſſer,“ verſetzte Heinrich. „Eine Dichtung kann nur wirken, wenn ihr der Leſer mit Vertrauen und Neigung entgegen kommt. Es iſt natürlich, die Gaben des Poeten ſind eine Art von Speiſe, die nur munden kann unter Vorausſetzung des entſprechenden Appetits.“ — „Da haben Sie's bei mir eben getroffen,“ verſetzte die Schauſpielerin. „Was ich vor Ihrem poetiſchen Mahl fühle, iſt nicht nur Appetit, ſondern geradezu Hunger zu nennen. Das iſt aber bekanntlich der beſte Koch und kann auch —“ Sie unterbrach ſich ſelbſt und fuhr mit zurückgehaltener, nur leiſe durchſcheinender Laune fort: „Genug, ich glaube nicht nur in beſter Stimmung zu ſeyn, Ihre Dichtung zu würdigen, ſondern ich verſpreche Ihnen auch, mit allem Ernſt an die Lektüre zu gehen und mit aller Andacht dabei auszuharren.“ — „Und ich,“ verſetzte der Poet mit glänzenden Augen, „glaube Ihnen und ſage Ihnen dafür den beſten Dank.“

Er ſah von der Tochter auf die Mutter und fuhr fort: „Es iſt ein großes Glück für mich, daß ich ſo liebenswürdige Gönnerinnen gefunden habe. Ich weiß es aber auch zu ſchätzen. Laſſen Sie mir's nur auch ferner angedeihen! Entziehen Sie mir Ihr Wohlwollen nicht! Ich werde Ihres Raths und Ihrer Hülfe nur immer mehr bedürfen — und ſie mit der dankbarſten Verehrung erwiedern.“

Auf dieſe mit Herzlichkeit geſprochenen Worte verſetzte die Mutter: „Rechnen Sie auf jeden Dienſt, den wir ihnen leiſten können. Sie ſind uns von einem braven Mann und bewährten Freund empfohlen, und in der kurzen Zeit, wo wir Sie kennen, haben wir Sie liebgewonnen, erwarten von Ihnen das Beſte —“ — „Nun,“ rief die Tochter mit gütigem Blick, „und wenn es Sie beruhigen kann — ſo laſſen Sie uns Freundſchaft ſchließen, treue Freundſchaft! —“ Sie bot ihm die Hand, Heinrich ergriff und drückte ſie, indem ein Strahl des Dankes ihm aus dem Auge ging.

„Sie ſind verlobt und glücklich,“ fuhr das Mädchen mit edlem Ausdruck fort, „und wenn der Erfolg hinzu kommt, haben Sie kaum noch etwas zu wünſchen. Aber eine Freundin beim Theater kann einem Dramatiker immer noch nützlich ſeyn, denn hier findet ſich immer was zu thun.“ — Sie hielt ein wenig inne, und indem ihre Miene ſich anmuthig aufheiterte, fügte ſie hinzu: „Nun, und für alle Dienſte, die ich Ihnen zu erweiſen gedenke, verlange ich nichts, als daß Sie mir gelegentlich eine hübſche Rolle ſchreiben."

„Oh," rief Heinrich, „mit dem größten Vergnügen! Seit ich Sie als Franziska geſehen, iſt mir ein Licht aufgegangen über den bezaubernden Reiz einer ächten Luſtſpielfigur, und ich ſage mir, wie ſchön es wäre, wenn mir auch auf dieſem Felde etwas gelänge. Aber laſſen wir den Vortheil; ich verehre Sie, mein Fräulein — Ihre Kunſt, Ihren Charakter, Ihre Herzensgüte, und wenn ich Ihnen etwas zu Danke machen könnte, würde ich mich unendlich glücklich ſchätzen."

Dieß war mit einer Wärme geſprochen, daß Roſa, beglückt, gerührt, ihm nochmal die Hand gab, und die ernſtfreundliche Mutter deßgleichen.

Nachdem der Poet ſich empfohlen und entfernt hatte, ſagte Roſa zur Mutter: „Ich wünſche von Herzen, daß das Stück ſich bewährt und auf dem Théater etwas macht. Es iſt wirklich ein braver Menſch, voll des beſten Willens und kein Falſch in ihm. Eine rührende Miſchung von Geſchick und Ungeſchick, Verſtand und Naivetät — von einer Naivetät, die andere vielleicht Blindheit nennen möchten —" — „Ein Dichter," fiel die Mutter mit dem halb ironiſchen Lächeln des Wohlwollens ein, „der mehr in einer Welt der Träume als in der wirklichen zu Hauſe iſt. Die Erfahrung wird ihn ſchon klüger machen, obwohl ich ſehe, daß er auch ſchon mit ſeiner Naivetät gar ſehr zu wirken und die Herzen für ſich zu gewinnen vermag.“ — „Vielleicht,“ erwiederte Roſa, die nachdenklich dageſtanden, „hilft ſie ihm auch beim Publikum durch — es gelingt der erſte Wurf, und wir haben einen Glücklichen mehr.“

Die Künſtlerin hatte ſich von dem erſten Schmerz, welcher nach dem plötzlichen Verſinken einer lieblichen Hoffnung ihr Herz angefallen, in Wahrheit erholt. Es war ſtill geworden in ihr, nachdem ſie mit ausdauerndem Wollen den letzten Unmuth der Enttäuſchung überwunden hatte, und da ſie dem jungen Mann, für den eine Neigung in ihr entſtanden war, doch eigentlich keinen Vorwurf machen konnte, ſo glaubte ſie in dem erhebenden Gefühl der Geneſung ganz zu ſeiner Freundin, ſeiner uneigennützigen Freundin geeignet zu ſeyn.

Nun mußte ſie aber doch erfahren, daß eine Neigung, die, wie raſch immer, ſich einmal in's Herz geſenkt hat, nicht ſo leicht wieder vergeht oder in ein anderes Gefühl ſich wandeln läßt. Das Bild des jungen Mannes ſtellte ſich ihr vor die Seele, ſie fühlte mehr und mehr einen Zug zu ihm hin, ein Hangen und Wohlgefallen, welches nicht das der Freundſchaft war. Konnte ſie nicht mehr hoffen, ſo war es doch immer noch Liebe, was ſie empfand, und dieſe hatte nur einen andern Charakter. Es war die Liebe, die ſich aus ſich ſelber nährt und aus der ſtillen tiefen Freude an dem

Geliebten; die Liebe, die ſich mit Großmuth paart und im Bunde mit ihr auch die Entſagung verſüßen kann. Es iſt auch eine ſchöne Flamme, die heimlich im Herzen lodert und deren Strahlen geiſtig hold um den Geliebten ſpielen. Wenn ſie unerwiedert bleibt, ſo iſt eben damit ein eigenthümliches Glück verbunden; die liebende Seele kann ſich dann des reinen Schenkens und Gebens bewußt ſeyn. Und wenn Geben, von Empfangen belohnt, ſeliger iſt, Geben ohne Lohn iſt edler und größer.

Roſa, der ſchmeichelnden Einladung folgend, wurde in einen Strom von Empfindungen getaucht, die ihr gänzlich neu waren und deren Schauer ſie mit Staunen erfüllten. Wie oft hatte ſie die Liebe ſchon geſpielt, und mit Leben, ja mit Leidenſchaft geſpielt! Aber es war doch nur eine Leidenſchaft der Phantaſie, wobei das Herz nur in gewiſſem Sinn mitwirkte. Die Gefühle, die jetzt in ihr erſtanden, waren That und Wahrheit, von Natur getränkt, und übten auf ſie eine unwiderſtehliche Anziehungskraft.

In dieſen Tagen einer verhängnißvoll ſich entwickelnder Neigung war das Mädchen durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden an der Bühne nicht beſchäftigt. Sie brachte die meiſte Zeit daheim zu, verkehrte mit der Mutter in alter Gemüthlichkeit, die jetzt nur einen ſtilleren, ſanfteren Charakter hatte, und die Mutter konnte wohl an eine vollendete Heilung glauben. Aber die Krankheit war eine Liebe, die vielmehr gepflegt und genährt wurde.

Zuweilen, wenn die Neigung in der Liebenden zum Verlangen wurde und ſich plötzlich die Hoffnungsloſigkeit vor ſie ſtellte, begann es freilich in ihr zu beben und zu glühen, und ſie fühlte: wenn das dauerte, wär' ich verloren! Aber ſie riß ſich heraus aus dieſen Empfindungen, die Kraft der Entſagung überwog, ihr natürlich friſcher Sinn half, und es blieb von dem Leidgefühl nichts zurück, als eine milde Trauer, die ſie gleichfalls in ſich zu verſchließen wußte.

Sonderbare Gedanken gingen durch ihren Kopf. „Was ich jetzt habe," ſagte ſie ſich einmal, „iſt mir doch lieber, als meine frühere leichte Fröhlichkeit. Ich würde mir's nicht mehr nehmen laſſen! — Wer weiß? Vielleicht iſt das eben recht für eine Schauſpielerin! Die Andere iſt glücklich in der Wirklichkeit, ich im Bilde, und vielleicht ſpielt nur die Entſagung mit wahrer Innigkeit und Leidenſchaft, und ich gewinne an Ruhm auf dem Theater, was ich an Glück im Leben verliere."

Eine Woche ging hin, ohne daß ſie zum Leſen der Tragödie gekommen war. Wie ſtark erſt ihre Neugierde geweſen, es erhob ſich in ihr eine Scheu, das Manuſcript anzuſehen, die mächtiger wurde und ſie immer wieder zögern ließ. War es die Beſorgniß, die

Dichtung möchte nicht gelungen ſeyn, der Geliebte möchte ſich nicht rechtfertigen als dramatiſcher Poet und ſie in die Lage kommen, ihn beklagen, mit ihm leiden zu müſſen? Oder war es ein Zagen vor der Heldin, deren Urbild der Autor hatte errathen laſſen? Die Furcht, ſie möchte dieſem Idealbild allzu unähnlich ſeyn, allzu tief unter ihm ſtehen, und ſchmerzlicher Demüthigung, unwiderſtehlicher Eiferſucht überliefert werden? Vielleicht alles zuſammen. Nachdem ſie dieſem Gefühl indeß wieder und wieder nachgegeben, kam zu der innern Mahnung, ihr Verſprechen zu halten, größeres Vertrauen zu dem Dichter und zu ſich ſelber. Eines Abends, wo die Mutter ausgegangen war, nahm ſie das Heft vor und las.

Das Verzeichniß der Perſonen mit den Namen und Titeln alter Zeiten ermangelte nicht, ein gewiſſes romantiſches Verlangen in ihr zu erregen. Sie ging die erſte, zweite, dritte Scene durch und fühlte ſich angezogen. Warme Situationen, und ein warmer, inniger Ton, dem die Ueberſchwänglichkeit, zu welcher ſich einzelne Worte und Zeilen verſtiegen, nicht eigentlich ſchadete; glühende, tiefe Liebe zweier Perſonen, die für einander geſchaffen und einander werth waren; heroiſche, opferfreudige Kraft, mit feindlichen Mächten in Kampf zu treten und zu ſiegen in Triumph oder Untergang.

Die Schauſpielerin, ſich ſelbſt vergeſſend, las weiter.

Die geahnten, gefürchteten Wolken ſteigen am Horizont der ſonnebeglänzten Landſchaft, in welche das Liebespaar geſtellt erſcheint, raſch empor und entfalten ſich drohend. Ein erſter Zuſammenſtoß erfolgt, und die Liebe, die Treue ſiegt. Aber andere Menſchen mit andern Leidenſchaften und Zwecken treten auf, nähern ſich der feindlichen Gewalt, ſehen ſich von ihr angezogen, beredet, und in Verflechtung ſelbſtiſcher Intereſſen knüpft ſich ein Bund, welcher dem Neid, der Eiferſucht und dem giftigen Groll unwiderſtehlich dienen zu können ſcheint.

Der erſte Akt iſt zu Ende. Für die Aufführung allerdings zu lang und einzelne Scenen in der zweiten Hälfte nicht klar, nicht ſchlagend genug. Aber beiden Uebelſtänden kann durch Streichen und theilweiſes Umarbeiten abgeholfen werden. Dann wird er nicht nur als Expoſition ſeine Schuldigkeit thun, ſondern bereits wirklich ergreifen, einen großen romantiſchen Proſpekt eröffnen und durch die eigenthümliche dichteriſche Sprache das Publikum anziehen und erheben.

Die Künſtlerin, die über ihre bisherige Rollenſphäre hinaus begabt war, fühlte ſich zufrieden und wahrhaft glücklich. Sie freute ſich im Namen des Poeten, der ſich als dramatiſchen, als Bühnendichter bewieſen; ſie freute ſich der Poeſie, die aus dem Buch in ihre Seele ſtrömte; und — ſie freute ſich über ſich ſelber, daß die ihr allerdings nicht ähnliche Heldin, mit der ſie aber dennoch fühlen konnte, ihr vielmehr lieb geworden war. Die Poeſie iſt heilig und heiligend. Wenn die Seele zu ihr ſich erhoben hat, ſchweigen die irdiſchen Gefühle und Leidenſchaften, und bewußt oder unbewußt ſieht der Geiſt die Wirklichkeit vom Geſichtspunkt des Ewigen.

Roſa, wie gerührt ſie war und wie ſehr ſie auf das Kommende ſich freute, wollte für jetzt doch nicht weiter gehen. Sie fühlte ſich durch das Bisherige ſchon eingenommen und gewiſſermaßen geſättigt. Es war ein guter, ein ſehr guter Anfang; an ihm wollte ſie ſich ergötzen, ihn wollte ſie in der Seele tragen und den Genuß des verheißenen guten Fortgangs auf die folgenden Tage ſparen. War ihre Liebe zu dem Manne doch ſchon jetzt vertieft und erhöht — durch die Achtung, die er ihr eingeflößt! Wie ſchön, wenn er durchdrang mit ſeiner erſten Dichtung, um ihr immer bedeutendere, reifere nachfolgen zu laſſen! — Sie ſtand auf, ernſt und gehoben, mit dem Ausdruck eines guten und gut ſeyn wollenden Gemüths.

Unterdeſſen hatte ſich Heinrich weiter in der Reſidenz umgeſehen, neue Bekanntſchaften gemacht und, da er nicht feiern konnte, ſogar eine neue dramatiſche Arbeit begonnen — wieder ein Trauerſpiel. Dieſes freilich nicht aus Trotz gegen die Rathſchläge der Klugheit und auf ſeinen Genius pochend, ſondern einfach, weil er nur dazu einen Entwurf beſaß und nicht zu einem Schauſpiel oder Luſtſpiel. Er trat aber darin dem Schauſpiel bereits etwas näher, und ſehr ſchmeichelte ihm nun der Gedanke, die Vorzüge der Tragödie und des Dramas in der neuen Dichtung vereinigen und beide Parteien zufrieden ſtellen zu können. Das allein ſchien ihm auch die ſeiner in der That würdige Aufgabe, während er ſich, ein Schauſpiel fertigend, wie man es wünſchte, von der Höhe, zu der er ſich berufen halten mußte, doch einigermaßen herabzuſteigen ſchien.

Doctor Willmann hatte ihm einen Gegenbeſuch gemacht; er ſuchte ihn wieder auf, benahm ſich ſchon freier, kameradſchaftlicher gegen ihn, und der Schriftſteller nahm ihn eines Abends in eine Geſellſchaft mit, die ſich in einem Bierlokal zu verſammeln pflegte. Es waren meiſt jüngere Männer, Beamte, Aerzte, ein paar Offiziere und mit Willmann drei Literaten. Heinrich wurde von ſeinem Einführer als Dramatiker vorgeſtellt und dann beſonders mit einem der Schriftſteller bekannt gemacht, der ungefähr ſeine Jahre hatte. Doctor Dorn — ſo hieß derſelbe — bot ihm einen Stuhl neben ſich, und es zeigte ſich bald, daß er, unter anderem, auch Theaterkritiker war. Als Heinrich dieß vernommen, konnte er nicht umhin, ſeine Freude darüber auszuſprechen und in ſeiner Miene eben ſo viel Achtung wie Vergnügen an den Tag zu legen. Dem Kritiker gefiel dieß; er erkundigte ſich nach dem Stück, und auf unſern Poeten hatte die Reſidenzluft ſchon ſo gut gewirkt, daß er unwillkürlich über die Aufgabe mit Wärme, über die Leiſtung aber beſcheiden ſich ausdrückte und dem andern dadurch als ein Menſch erſchien, dem man ſeiner Bravheit wegen unter die Arme greifen könne. Das Bier, das man in dem Lokal erhielt, war ſchmackhaft, die neuen Bekannten ſtießen wiederholt an, tranken nach Durſt und gingen um Mitternacht faſt als gute Freunde nach Hauſe, indem ſie unter dem dunkeln Nachthimmel mit Köpfen hinwandelten, die durch Getränk und Geſprächesluſt hell erleuchtet waren.

Zwei Tage darauf las man in einer Zeitung, deren Feuilleton hauptſächlich der Feder Dorns offen ſtand: „An der hieſigen Hofbühne iſt eine neue Tragödie eingereicht, welche durch effektvolle Scenen und durch eine edle, ſchwungvolle Diktion große Hoffnungen erweckt. Der Dichter, Heinrich Born, dem literariſchen Publikum durch geiſtreiche Aufſätze und Kritiken bekannt, weilt hier und iſt bereits wieder mit einem neuen Stück beſchäftigt.“ — Heinrich, der das Blatt in einem Speiſehaus arglos zur Hand genommen hatte, fühlte ſich durch die öffentliche Hervorhebung ſo betroffen, daß er ordentlich zurückfuhr. Nach der erſten Ueberraſchung wog aber das Vergnügen, mit ſo viel Ehren genannt zu ſeyn, als es zunächſt irgend möglich erſchien, doch bei weitem vor; er las die Notiz wiederholt, überlegte den wahrſcheinlichen Effekt auf Publikum und Intendanz und verließ die Reſtauration mit den angenehmſten Empfindungen.

Zufällig kam ihm auf der Straße Willmann entgegen. Mit einem Lächeln, worin Bonhomie und gemüthliche Satire bis zur Liebenswürdigkeit gemiſcht waren, rief dieſer: „Nun, ich gratulire! Sie haben doch geleſen?“ — „So eben,“ erwiederte Heinrich, indem er ihm die Hand reichte. „Es freut mich, und ich muß Ihnen für die Bekanntſchaft nochmal herzlich danken.“

Der Doctor zuckte ablehnend die Achſel und bemerkte: „Er muß ſehr für Sie eingenommen ſeyn; ſonſt iſt er mit Lob und Empfehlung nicht ſo raſch bei der Hand.“ Heiter für ſich hinſehend ſchwieg er einen Moment. „Apropos,“ ſetzte er dann hinzu, „haben Sie die beiden Herrn ſchon beſucht?“ — „Beſucht wohl,“ erwiederte der Dramatiker, die Regiſſeure verſtehend, „aber nicht zu Hauſe getroffen.“ — „Ich habe vorgeſtern,“ ſagte der Andere, „mit ihnen geſprochen. Gehen Sie morgen früh zu ihnen, beide werden zu Hauſe ſeyn.“

Sie trennten ſich händeſchüttelnd, und Heinrich ſagte ſich im Weitergehen, daß er, mit Ausnahme eines Einzigen, bis jetzt eigentlich doch lauter freundliche, liebenswürdige Leute hier getroffen habe und alles nur immer beſſer ſich anlaſſe.

Andern Tages machte er ſich bald auf den Weg und beſuchte zuerſt den Regiſſeur des ernſten Dramas. Er fand einen ſtattlichen Mann von reifem Alter, deſſen bedeutendes, mit einigen Runzeln verſehenes Geſicht eben ſo viel Würde als Wohlwollen ausdrückte. Man ſah ihm an und fühlte auch durch ſeine Höflichkeit hindurch, daß er ſeit Jahren Heldenväter ſpielte und eben ſo auf dem Schlachtfeld wie im Thronſaal oder auf dem Throne ſelbſt an ſeinem Platze war. Nach dem erſten Willkomm geſtand er dem jungen Dramatiker, daß er ſein Stück nur dem Titel und den Perſonen nach kenne, ſich aber freuen würde, eine Tragödie im höheren Styl darin zu finden, die er zur Aufführung befürworten könnte. Denn man möge ſagen was man wolle, das Trauerſpiel bleibe immer die Hauptſache für das Theater und müſſe namentlich an Hofbühnen, wie die hieſige, gepflegt werden.

Heinrich war damit freudig einverſtanden und drückte die Hoffnung aus, daß ſeine Tragödie, für deren höhere Haltung er einſtehen könne, auch als wirkſames Theaterſtück ſich erproben möchte. Nur zu lang würde ſie wohl noch ſeyn!

Der Regiſſeur, der bis jetzt ernſt dageſtanden, zeigte in ſeinem Geſicht den Ausdruck heiterer Ueberlegenheit. „Wenn das Stück nur ſonſt gut gebaut iſt," ſagte er dann, „den Uebelſtand der Länge wollen wir ſchon beſeitigen.“ Der Poet nickte begreifend, mit einem Lächeln, in das die Ahnung eines mörderiſchen Einbruchs in ſeine Verſe einen leiſen Zug von Schmerz und Verlegenheit brachte. Der Heldenvater, dieß gewahrend, fuhr fort: „Ich weiß wohl, daß wir den Herrn Dichtern an's Herz greifen, wenn wir ihnen Stellen herausſtreichen, die ſie gern für ihre ſchönſten zu halten pflegen. Aber es geſchieht doch nur zu ihrem Beſten, und ich würde Ihnen rathen —“

Heinrich, nach einer heroiſchen Anſtrengung, entgegnete: „Herr Regiſſeur, ich ſtelle Ihnen meine Tragödie zur Verfügung. Verfahren Sie damit ganz, wie es Ihnen gut dünkt; denn ich weiß, ein Künſtler wie Sie, ſtreicht nur das Ueberflüſſige und wirklich Schädliche, damit das Aechte, Schöne und Reine um ſo beſſer wirke.“ — „Darauf,“ erwiederte der Regiſſeur, „können Sie ſich verlaſſen! Das Theater und der Dichter haben Ein Intereſſe, und wir werden nichts aufgeben, womit man auf die Zuſchauer Effekt machen kann. Ein Stück zum Leſen und ein Stück zum Aufführen iſt zweierlei. Was beim Leſen charmant ſeyn kann, wird auf der Bühne, wenn es die Handlung aufhält, unangenehm, ſehr unangenehm, und ohne die Streichfeder der Regie würden die meiſten deutſchen Bühnendichtungen an ihrer eigenen Poeſie zu Grunde gehen. — Vertrauen Sie,“ fuhr er lächelnd fort, „in dieſer Beziehung ganz den Schauſpielern. Wenn Ihr Stück angenommen wird, ſo dürfen Sie ſpäter auch den Vorſchlägen der einzelnen Darſteller unbedenklich folgen und noch mehr aufopfern; denn womit einer etwas machen kann, das läßt er ſich nicht nehmen."

Unſer Poet, die Skrupel, die in ihm aufgeſtiegen waren, unterdrückend, gab ſeine Zuſtimmung mit Ernſt und in ſo guter Manier, daß der Künſtler geradezu für ihn eingenommen wurde. Er eignete ſich für das Stück ein günſtiges Vorurtheil hauptſächlich wegen der Einſicht an, die der junge Mann bewies, und ſagte endlich, indem er ihm die Hand gab: „Was ich für Sie thun kann — natürlich in Uebereinſtimmung mit den Intereſſen der Bühne — das geſchieht, verlaſſen Sie ſich darauf! Es ſollte mir ſehr lieb ſeyn, wenn wir aus Ihrer Dichtung mit einander ein rechtes Theaterſtück herausarbeiten könnten. Ich bin jetzt um ſo neugieriger darauf und hoffe, ich werde es bald vornehmen können."

Mit großer Beruhigung verließ Heinrich den einflußreichen Mann. Er fühlte, wie ſich ihm der Boden unter den Füßen zuſehends conſolidirte, und freute ſich nun auf den Beſuch bei dem zweiten Regiſſeur, obwohl er in Folge der ihm gewordenen Charakteriſtik eine gewiſſe Scheu vor ihm empfunden hatte. Unmittelbar verfügte er ſich zu ihm.

Eingetreten in eine Stube, die eine ziemlich maleriſche Unordnung verrieth, wurde er von einem länglichen, hageren Mann willkommen geheißen, in deſſen Geſicht und Accent ein ſarkaſtiſcher Ausdruck ſtehend geworden war, ſo daß nun auch die Verſicherung ſeiner Freude, den Autor des eingegangenen Theaterſtücks kennen zu lernen, einen unverkennbar ironiſchen Klang hatte. Heinrich, dem ſich dieß aufdrängte, fühlte ſich etwas aus der Faſſung gebracht, und es wurde ihm noch unheimlicher, als der Regiſſeur ihn mit einer Miene betrachtete, welche, durch alle äußere Freundlichkeit hindurch, zu ſagen ſchien: „Der ſieht mir auch aus, als ob er uns Zeug brächte, das niemand genießen kann!"

Seiner anderweitigen Protektionen gedenkend, faßte ſich aber der Poet und empfahl ſeine Dichtung mit Würde, indem er hinzufügte: die Urtheile, die er ſchon darüber vernommen, berechtigten ihn zu der Hoffnung, daß ſie auch dem Herrn Regiſſeur nicht ganz mißfallen werde. — „O," rief dieſer mit Emphaſe, „davon bin ich überzeugt! — Auch die Preſſe," fuhr er nach einem Schweigen mit bedeutſamem Blick fort, „hat auf das Stück bereits aufmerkſam gemacht —" — „Aber ohne daß ich dazu Veranlaſſung gegeben," fiel Heinrich ein. „Ich wurde ſelber davon überraſcht."

Mit einem Geſicht, welches vergnügten Unglauben ausdrückte, entgegnete der Schauſpieler: „Fällt mir nicht ein, das anzunehmen! Man kennt ja die Herrn Feuilletoniſten und ihre Art voreilig zu protegiren, um hinterdrein — Nun, ich bin auf Ihre Dichtung geſpannt und zweifle nicht, daß ſie vortrefflich ſeyn wird. Aber ich muß Ihnen doch geſtehen: Tragödien ſind eigentlich nicht mein Fach, und, um Alles zu ſagen — auch nicht meine Paſſion. Sie ſind ſchwierig zu lernen, koſtſpielig in Scene zu ſetzen und lohnen ſich ſelten."

„Wenn aber eine einſchlägt," warf Heinrich ein, „dürfte ſie doch —" — „Ein Gewinn ſeyn?" ergänzte der Andere, indem er ihn heiter fixirte, „ja. Und wenn ich das der Ihrigen anſehe, iſt Ihnen meine Empfehlung gewiß."

„Tragödien," fuhr der Poet nach leichtem Kopfneigen mit halbem Lächeln fort, „können am Ende doch nicht ganz vom Repertoire ausgeſchloſſen werden." — „Natürlich nicht," erwiederte der Regiſſeur. „Was würden wir da mit unſern Tragikern — unſern Heldenſpielern und Heroinen anfangen? Und ſogar das Publikum will hie und da noch ein neues Trauerſpiel ſehen." — „Zur Abwechslung," ſetzte der Poet hinzu, der auf die Manier des Mannes einzugehen anfing. — „Ja wohl," verſetzte der Andere, „und am Ende aus alter Gewohnheit. Aber ſie müſſen ſelten kommen —

immer ſeltener —“ — „Bis ſie endlich ganz verſchwinden können!“ ſetzte der Poet halb fragend hinzu. — „Ich meinerſeits,“ entgegnete der Schauſpieler, „würde mich zu tröſten wiſſen.“

Heinrich, der im Regiſſeur nun deutlich die luſtige Perſon erkannte, lachte und jener ſchien das wohl aufzunehmen. Er ſah den Poeten freundlicher an und fuhr dann mit einer gewiſſen Bonhomie fort: „Sie dürſen dieſe Aeußerungen nicht ſo ſchlimm aufnehmen, Herr Doctor. Jeder liebt am Ende, was er kann und womit er Ehre einzulegen hofft, und meine Sphäre iſt die Komödie, das Converſationsſtück, und was ſo drum herum liegt. In Tragödien kommt höchſtens einmal ein Böſewicht an mich, der mehr drolliger Schuft als erhabener Verbrecher iſt, und größere Anſprüche kann ich auch nicht erheben. Abgeſehen davon, daß das Erhabene nicht mein Fach iſt, ſo beſitzen wir hier für die große Gattung einen Mimen, der ſchon durch ſein Auftreten und den Schauerblick ſeines rollenden Auges dem Publikum Grauen einflößt, und wenn dieſer in Ihrem Stück eine Rolle hat, gratulire ich Ihnen im voraus. Eine edle, tugendhafte Partie in einem Trauerſpiel iſt für mich geradezu ein ſaurer Apfel, in den ich nur beiße, wenn's eben nicht anders geht. So iſt mir der Sinn für die Tragödie, den ich in meiner Jugend wohl auch gehabt habe, faſt gänzlich entſchwunden, und ich fühle leider, daß ich auch die hochpoetiſchen nicht ganz ſo ſchätzen kann, wie ſie's verdienen. Indeſſen," fügte er mit einer Miene hinzu, die es faſt bis zum Ernſt brachte, „meine Pflicht verlangt, den ehrenvollen Ruf und den Vortheil der Bühne im Auge zu haben, und wenn ſich dieß mit Ihren Wünſchen vereinigen läßt — zählen Sie auf mich!"

Der Dramatiker, durch das launige Bekenntniß ergötzt und die ernſtliche Zuſage ermuthigt, reichte dem Künſtler dankend die Hand und beide ſchieden mit beinahe freundlichen Empfindungen, jedenfalls unter cordialen Betheuerungen.

„Auch das," ſagte der Poet auf der Straße zu ſich, „iſt beſſer gegangen, als es zuerſt das Ausſehen hatte. Nun, der Poeſie kann am Ende niemand widerſtehen, und wenn er ſich dem Stück hingibt —" Er ſah geradeaus und ſeine Miene erhellte ſich froh: in einer jungen Dame, die auf ihn zukam, hatte er Roſa erkannt. Grüßend trat er zu ihr und betrachtete ſie verwundert. Aus ihrem Geſicht ſprach eine Freude und eine Güte, die es glänzend verſchönten, und zugleich ein höherer Ernſt, als er je an ihr wahrgenommen hatte.

„Es freut mich ſehr," antwortete ſie auf den Gruß, „daß ich Sie treffe! Ich hab' Ihre Tragödie geleſen — anderthalb Acte —" — „Nun?" rief Heinrich, deſſen Herz zu pochen anfing. — „Ich wünſche Ihnen Glück von ganzem Herzen! Was ich bis jetzt kenne, hat mich außerordentlich angezogen; es iſt ein förmlicher Zauber, und wenn das ſo fortgeht —" — „O," rief Heinrich, an weitere Scenen denkend, mit inniger Ueberzeugung, „es muß noch beſſer kommen!" — „Nun," verſetzte ſie, „dann kann ich wenigſtens nur an einen vollſtändigen Erfolg auf dem Theater glauben. — „Ah," rief der Autor, dem ein Strom der Wonne durch die Bruſt ging, „das iſt heute ein glücklicher Tag!"

Er berichtete ihr in Kürze über ſeine Beſuche und ließ deren Ergebniß unbewußt im beſten Licht erſcheinen. Roſa's Geſicht erheiterte ſich und ſie rief: „Das geht ja gut über Erwarten! Vor Berger (ſo hieß der Regiſſeur des Luſtſpiels) brauchen Sie nicht bange zu ſeyn. Wenn ein Trauerſpiel wirklich ergreift und fortreißt, hat auch er Reſpekt davor, und überhaupt iſt er nicht ſo ſchlimm, wie er ausſieht. Ich geſtehe Ihnen, ich freue mich außerordentlich, das Stück zu Ende zu leſen und dann mit Ihnen darüber zu ſprechen. Dieſe Woche bin ich freilich ſehr beſchäftigt, aber in der nächſten hoffe ich damit fertig zu werden." Sie grüßte den Autor mit dem Blick einer Schweſter und ging dem Theater zu, wohin ſie eine Probe rief.

Heinrich ſah ihr nach und wandte ſich nur zögernd um. „Eine wahre Freundin!" rief er weitergehend. „Sie nimmt wirklichen Antheil an mir und meinem Schickſal. Wie ſchön, daß ich ſie gefunden habe!“

Das Glück des Poeten war aber heute im Zug und die Fülle ſeiner Gaben noch nicht erſchöpft. Als er nach Hauſe kam, fand er ein Schreiben von Auguſte. Er erbrach es mit haſtigem Finger, las und ſeine Mienen ſagten: das iſt mehr, als ich verdiene! Die Stellen, die ihn am meiſten erfreuten, lauteten:

„Auf deinen lieben, ſchönen, poetiſchen Brief hätt' ich dir ſchon früher geantwortet, wenn ich nicht mit der Mutter acht Tage auf Beſuch bei Vetter Kronfeld geweſen wäre, der, wie du weißt, ſeine Fabrik eine halbe Tagereiſe von uns hat. Die Leute ſind reich, gaſtfrei und waren gegen uns beſonders freundlich. Der alte Herr, der mich längere Zeit nicht ſah, hat mich förmlich in Affektion genommen, und ich mußte ihm beim Abſchied verſprechen, nächſtes Frühjahr auf längere Zeit wiederzukehren, um, wie er ſich ausdrückte, ſeiner Tochter (die der Mutter nachſchlägt und etwas in ſich gekehrt und kopfhängeriſch iſt) zum Vorbild zu dienen. Wie viel Vergnügen wir aber dort hatten, ich bin jetzt doch auch wieder herzlich froh, zu Hauſe zu ſeyn, und benutze die erſte freie Stunde, um dir zu ſchreiben.

„O Heinrich, du biſt gut, und ich wünſche über Alles, daß es dir auch gut gehe und du für dein Streben, deinen Fleiß und deine Ausdauer nach Verdienſt belohnt werdeſt. Gewiß, niemand in der Welt kann ſich mehr über dein Fortkommen und das Gelingen deiner Pläne freuen. Wie ſchön wäre es, wenn du unſern rechnenden Kaufleuten beweiſen könnteſt, daß man ſich auch durch poetiſche Arbeiten eine ehrenvolle Exiſtenz zu ſchaffen vermag — von dem Ruhm des Namens zu ſchweigen. Und warum ſollte es nicht möglich ſeyn? Dir trau' ich zu, daß du alle Zweifler beſchämen wirſt.

„Die Schilderung der Bekanntſchaften, die du gemacht haſt, war von großem Intereſſe für mich; das Benehmen des Profeſſors hat mich aber in deinem Namen recht geärgert. Unſer guter Rektor, dem ich's vorhielt, lachte und ſagte zu ſeiner Entſchuldigung nur: „Ich meinte, er hätte ſich gebeſſert; nun ſcheint es aber nach den Angriffen, die ſein letztes Buch erfahren hat, mit ihm noch ärger geworden zu ſeyn. Es ſchadet nichts. Unſer Dichter wird Freunde genug finden und den Zopf entbehren können."

Daß ſich die Schauſpielerin für dich intereſſirt, iſt ſehr gut. Mache dir nur Freunde und cultivire alle Bekanntſchaften, die dir nützlich werden können, denn der Werth der Leiſtungen reicht allein noch nicht aus, man muß auch die Gunſt der Menſchen dazu gewinnen, und da darf uns kein Gang und keine Artigkeit reuen. Aber, aber! — die ſchöne Künſtlerin, die „einem andern gefährlich werden könnte," läßt mich doch auch für dich nicht ganz ohne Sorge! Wirſt du immer ſo „geſeit“ ſeyn, wie du mir ſchreibſt? Biſt du deines poetiſchen Herzens ſo ganz ſicher? Doch, es iſt mir eigentlich nicht ernſt mit dieſen Reden. Du biſt die treueſte, ehrlichſte Seele, ich kenne dich und ich vertraue dir. Lebe wohl! Verſäume nichts, was deinem Unternehmen dienlich ſeyn kann. Dein Stück, wenn es nur gegeben wird, muß dem Publikum gefallen. Schreibe mir bald wieder.“

IV.

Die nächſten Tage verfloſſen unſerem Dichter auf's angenehmſte. Es iſt gar ſchön, auf ein Ziel hinzublicken, das uns, nicht allzufern, in reizendem Lichte winkt und deſſen Erreichen vernünftigerweiſe nicht mehr bezweifelt werden kann. Das Verlangen darnach wird ruhiger und in Ruhe lieblicher als vor erweckter Zuverſicht: die Freude des Gelingens wird im ſichern Herzen voraus empfunden.

Heinrich füllte ſeine Stunden mit Arbeit und Genuß in wohlthuendem Verhältniß. Die Kunſtſchätze der Reſidenz hatte er bisher nur theilweiſe und flüchtig geſehen; jetzt widmete er ihnen eine ernſtere Betrachtung und erhielt unter Ergötzungen aller Art eine Fülle poetiſcher Anregungen. Das Theater, in das ihm der Intendant freien Eintritt gewährt hatte, beſuchte er faſt regelmäßig, und während er ſich dem Vergnügen hingab, das die Handlung in ihm erweckte, lernte er immer mehr einſehen, worauf es hier eigentlich ankam. Gewöhnlich war er ganz Empfänglichkeit und der Kritik völlig unfähig beim Beginn eines Stückes; er freute ſich ſchon, daß es nur das gab, was ihm geboten wurde. Nach und nach trat aber das Urtheil in ihm hervor und wurde nur um ſo ſtrenger und kühner. Er ſah manches, was ihm vorbildlich erſchien, noch mehr aber, was ihm unrichtig und ſchwach dünkte und was er beſſer zu machen den Beruf hatte.

Sehr anziehend war es für ihn, die Darſteller zu beobachten, welchen er die Hauptrollen in ſeinem eigenen Werke zudachte. Mit dem Heldenvater und dem Charakterſpieler war er ſehr zufrieden. Der letztere ſchien ihm zwar an die Grenze des äſthetiſch Erlaubten zu gehen; allein die dämoniſche Perſönlichkeit in ſeinem Stück war auch ungewöhnlich ſcharf gezeichnet und eine frappante Entfaltung mimiſcher Kräfte vielleicht eben in ſeinem Intereſſe. — Die heroiſche Liebhaberin, die ihm ſchon als Maria Stuart imponirt hatte, ſah er auch als Jungfrau von Orleans, und nach beiden Rollen mußte er ſie für ſeine Heldin wie geſchaffen halten, da dieſe mit den Schillerſchen Charakteren eine gewiſſe Verwandtſchaft hatte, obwohl ſie durch eine Reinheit und Hoheit, womit ſie alle Prüfungen beſtand, über beide hinausragte. Bei dem Applaus, den die Künſtlerin errang, konnte er nicht umhin, kräftig mitzuwirken und nebenbei an denjenigen zu denken, den er beſcheiden hinzunehmen hatte.

Sein neues Drama rückte vor. Der Entwurf war genau und erlaubte ihm ſtetiges Fortarbeiten. Die fertigen Auftritte ſchienen ihm anziehend und ſpannend, er freute ſich von einem Tag zum andern auf die Fortſetzung, und ein Gefühl ſagte ihm: es muß werden!

Eine Mahnung des Dankes bewog ihn, Doctor Dorn zu beſuchen. Er wurde freundlich empfangen und die Art, wie er ſeine Erkenntlichkeit ausdrückte, heiter vernommen. Nach einer Weile fragte ihn der Journaliſt, welche Blätter ihm dermalen offen ſtänden. Als Heinrich ihm bekannte, daß er in Journale ſeit längerer Zeit nichts geſchrieben, weil er ganz und gar von ſeinen dramatiſchen Arbeiten in Anſpruch genommen werde, ſchüttelte Dorn mißbilligend den Kopf und ſagte: „Da haben Sie ſehr unrecht gethan, mein lieber Freund! Zeitungen müſſen einem immer zur Verfügung ſtehen, damit man Freundlichkeiten nicht nur in Empfang nehmen, ſondern auch erwiedern kann. Wenn Sie als Dichter bekannt werden wollen, müſſen Sie nothwendig auch als Referent und Kritiker thätig ſeyn; denn wer ſeine Hand nicht in einigen Blättern hat, alſo weder nützen noch ſchaden kann, auf den wird man bald keine Rückſicht mehr nehmen.“

Heinrich konnte die Bündigkeit des Schluſſes nicht läugnen — unter gewöhnlichen Verhältniſſen. Daß er aber ſein Streben und ſein Talent für eine Ausnahme hielt, die ſolche Vorſorge gar nicht nöthig haben würde, durfte er dem Andern doch auch nicht geſtehen. Er nickte daher bedeutſam, lächelte ein wenig und ſchien die gute Lehre begriffen zu haben.

Dorn betrachtete ihn mit Vergnügen und mit einem ſchelmiſchen Zug um den Mund, wie einen, den man auf den rechten Weg zu leiten im Begriff iſt. Nach etwelchen Fragen, die ſich auf Heinrichs jüngſte Erfahrungen bezogen, legte er dieſem ein broſchirtes Buch vor und fragte ihn, ob er es ſchon geleſen habe. Jener verneinte es und ſetzte hinzu, daß ihm auch der Name des Autors noch nicht vorgekommen ſey.

Dorn ſchmunzelte. „Das iſt nicht zu wundern,“ ſagte er. „Das Buch iſt von mir. Ich wollte aber in einem ſatiriſchen Roman ganz ungenirt ſeyn, und ſo hab' ich's pſeudonym herausgegeben.“ — „Ah,“ rief unſer Poet, „das muß pikant ſeyn!“ — „Ich meine ſchon,“ erwiederte der Autor mit gemüthlicher Selbſtgefälligkeit. „Aber bis jetzt hat es doch noch nicht die Beachtung gefunden, die ich mir verſprochen habe. Es iſt freilich noch nicht lang heraus und muß eigentlich erſt bekannt werden. — Intereſſirt Sie's?“ fuhr er nach einem Moment fort, „wollen Sie's leſen?“ — „Wäre mir allerdings ſehr lieb —“ — „So nehmen Sie's mit nach Hauſe.“

Heinrich fühlte wohl, daß er damit eine Verpflichtung auf ſich nahm. Allein er konnte ſchicklicherweiſe nicht zurück, ſteckte das Buch ein und verließ den guten Freund mit dem Entſchluß, das Opus zu leſen, und wenn es irgend anging, in einem Journal zu empfehlen.

Im Theater war ihm eine eigene Genugthuung vorbehalten. Roſa trat in einem neuen Familienſtück auf und führte die Partie eines Mädchens, die mit aller Munterkeit eines fröhlichen Herzens auftrat, aber nach hereingebrochenem Unglück unerwartete, rührende Feſtigkeit und Hingebung bewies, in ſo ergreifender Weiſe durch, daß ſie in den letzten Akten den rauſchendſten Beifall erntete. Die Theaterkenner ſchauten ſich verwundert an und geſtanden ſich, daß ſie ihr das nicht zugetraut hätten; Heinrich, dem Thränen in die Augen getreten waren, fühlte ſich überaus glücklich und namentlich auch dadurch befriedigt, daß er ihr Talent ſo richtig begriffen, ſie auf die beſondere Fähigkeit ſchon aufmerkſam gemacht hatte.

Am andern Tage trieb es ihn zu ihr, um zu gratuliren und ihr ſein früheres Wort in's Gedächtniß zurückzurufen. Das letztere gerieth ihm etwas mentorartig und die Künſtlerin zuckte unwillkürlich die Achſeln. „Nun,“ ſagte ſie, „ich muß am Ende doch daran glauben, daß noch etwas mehr in mir ſteckt, als ich bis jetzt ſelber gedacht habe. Wenn das Publikum mit ſeinem Beifall ſich irren kann, ſo geben mir doch Kenner und Aeſthetiker, wie Sie, die vollſte Bürgſchaft. Eigentlich," fuhr ſie nach kurzem Innehalten leichter und gutmüthiger fort, „kommt es wohl nur auf die Rolle an, die man erhält. Der Dichter ſchreibt vor, wir müſſen ausführen, und — es wächst der Menſch mit ſeinen größern Zwecken."

Heinrich erwiederte, dieſer Schillerſche Spruch ſey allerdings richtig, aber das Wachſen ſetze die Kraft ſelber voraus, und die Freundin thäte wohl daran, von der geſtern Abend glänzend erwieſenen Gabe der Rührung und Erhebung öfteren und umfaſſenderen Gebrauch zu machen. Die freundſchaftliche Beſorgtheit um ihr Talent und deſſen Ausbildung zog dem Poeten einen Blick zu, den er zu deuten nicht in der Lage war, obwohl ihn ein neues Achſelzucken begleitete. Seine Vermuthung ging auf eine geringere Schätzung eben dieſer Gabe von Seiten der Künſtlerin, und er ſuchte nun zu beweiſen, wie ſehr ſie durch die entſprechende Pflege derſelben ſich ſteigern, ergänzen, und welch vollkommene Genugthuung ſie dann empfinden würde.

Roſa hörte ſtumm zu. Als er mit ſeiner Argumentation fertig war, ſagte ſie: „In Ihrer Tragödie hab' ich noch nicht weiter leſen können; ich muß dazu ganz ruhig und geſammelt ſeyn.“ — „Ich dränge durchaus nicht,“ erwiederte Heinrich. — „Das iſt mir lieb. Auch für die nächſten Tage geht's noch nicht. Sie wiſſen, das Theater iſt unberechenbar, und ich ſoll übermorgen gegen alles Erwarten eine Rolle ſpielen, die ich faſt ganz vergeſſen habe.“ — „Das verträgt ſich allerdings nicht mit der Lektüre meines Stücks,“ verſetzte der Poet, „und ich würde ſelber bitten, daß Sie ſich von jetzt an möglichſt im Zuſammenhang erhalten möchten.“

Es wurde ausgemacht, daß Roſa, wenn ſie fertig wäre — in acht, höchſtens zehn Tagen glaubte ſie es zu ſeyn —, den Dichter zu ſich bitten laſſe. Heinrich meinte lächelnd: es ſey vielleicht gut, wenn er ſich noch etliche Zeit in ſüßer Täuſchung wiegen könne, und empfahl ſich, „des Rufes gewärtig.“

Acht Tage vergingen, ohne daß dieſer erfolgte. Der Poet brachte den erſten Akt ſeines neuen Stücks zu Ende und machte ſich rüſtig an den zweiten. Im Eifer des Schaffens kam in ihm die Neugierde, das Urtheil der Künſtlerin zu vernehmen, ſo wenig empor, daß er drei fernere Tage ruhig hingehen ließ. Als aber noch zwei verſtrichen, ohne daß Botſchaft an ihn ergangen wäre, da fing er doch an bedenklich zu werden; eine dumpfe Aufregung ſtörte ſein Denken und Schaffen, und er beſchloß, unaufgefordert anzufragen. Im Grunde war Verſchiedenes möglich, er brauchte noch gar nichts Uebles zu fürchten bei einer ſo geringen Hinausſchiebung, die ein kleiner Zwiſchenfall beim Theater erklärte; aber eben darum wollte er nachſehen, um durch Kenntniß des wirklichen Motivs den Gedanken ein Ende zu machen, die ihn zu beläſtigen anfingen.

Es war ein Operntag; Heinrich begab ſich in die ihm ſo trauliche Wohnung, die er nun doch mit Herzklopfen betrat, gegen Abend und wurde von den beiden Frauen, obſchon er ſie ernſter als gewöhnlich traf, ſo herzlich, ſo gütig empfangen, daß er ſofort leichter zu athmen begann.

Nach einer Weile ſagte Roſa: „Sie kommen heute gelegen; ich hätte Sie morgen zu uns eingeladen.“ — „Sie ſind alſo fertig?“ entgegnete der Poet lebhaft. — „Seit geſtern, obwohl ich manche Scenen wiederholt geleſen habe.“

Heinrich, dankend, ſah die Künſtlerin an. Aus ihrer gehaltenen Miene war ihr Urtheil nicht abzunehmen, obwohl dem Autor ſo viel klar wurde, daß er unbedingte Beiſtimmung, wie die erſten Akte ſie gefunden, in Bezug auf das Ganze nicht wohl erwarten durfte. Etwas zögernd fragte er daher: „Und Ihre Anſicht?“

Roſa ſchwieg einen Moment, dann ſagte ſie: „Ich habe das ganze Stück mit dem größten Intereſſe geleſen.“ Heinrich nickte, indem ſeine Miene unwillkürliches Bedenken verrieth. „Und die Poeſie, die Sie in den erſten Acten fanden," fragte er dann, „iſt ſie Ihnen auch in den folgenden erſchienen?" — „O, allerdings," erwiederte ſie. „Es ſind reizende Scenen darin, ergreifende, erſchütternde Momente!" — „Nun," verſetzte der Autor, wieder beruhigt, „das iſt ſchon etwas! Wie lautet aber Ihr Urtheil im Ganzen? und namentlich, was hab' ich auf der Bühne zu hoffen?"

Das Mädchen ſah ihn an und ſchien über die Antwort nicht mit ſich in's Reine zu kommen; dann, mit einer gewiſſen Entſchloſſenheit, aber doch zugleich mit beſcheidener Zurückhaltung im Ton, verſetzte ſie: „Was den Bühnenerfolg betrifft, ſo getrau' ich mir, offen geſtanden, nicht, Ihnen etwas Beſtimmtes vorherzuſagen."

Der Poet war betroffen, ja beſtürzt. „Ah," rief er, „das hätt' ich nicht erwartet! — Sie glauben alſo, daß es auf der Bühne keine Wirkung machen wird?" — „Das iſt nicht meine Meinung," entgegnete Roſa lebhaft, indem ſie eine gewiſſe Verwirrung nicht verbergen konnte.

Die Mutter, die bisher ſtill vor einer weiblichen Arbeit geſeſſen hatte, bemerkte nun: „Roſa will nichts weiter ſagen, als daß ſie Ihnen einen Erfolg, wie wir ihn alle wünſchen, nur nicht verbürgen kann. Die Möglichkeit will ſie keineswegs beſtreiten." — „Durchaus nicht!" fuhr die Schauſpielerin fort. „Bei einer gewagten Handlung, und die Ihrige iſt gewagt, kömmt's auf eine Linie an. Wird das, was man den Zuſchauern bietet, ihnen eben noch recht, oder wird's ihnen ſchon zu viel, zu ſtark ſeyn? Das iſt die Frage, auf die ſich namentlich bei Tragödien vor der Aufführung niemand eine ſichere Antwort geſtatten wird."

Der Dichter war ſehr betreten. Nach der ſchönen und reinen Anerkennung der erſten Akte hatte er eine Ausdehnung dieſes Urtheils auf das Ganze um ſo mehr erwartet, als nach ſeiner Meinung das Hauptgewicht der Handlung durchaus in der zweiten Hälfte lag. Zuletzt etwas bedenklich geworden, hatte er ſich doch höchſtens auf Beanſtandung einer und der andern Einzelnheit gefaßt gemacht. Daß das Ganze, die ſceniſche Wirkſamkeit der Tragödie überhaupt, eine Frage werden könnte, das hatte er nicht für möglich gehalten; es überraſchte ihn ſchmerzlich, er konnte noch nicht daran glauben.

„Aber," begann er, indem ſein verdüſtertes Geſicht ſich wieder zu einem Ausdruck von Selbſtgefühl erhob, „die Sprache, wie Sie ſelber zugeben, iſt doch poetiſch, die Handlung anziehend, feſſelnd, und in allen Akten, beſonders in den letzten, kommen Auftritte vor, von denen Andere gemeint haben, daß ſie bedeutenden Effekt machen müßten." — „Gerade über dieſe Auftritte in den letzten Akten," entgegnete die Künſtlerin, „und über die Wirkung derſelben auf's Publikum traue ich mir kein beſtimmtes Urtheil zu. Effektvoll ſind ſie, das iſt keine Frage. Aber wenn ſie nun — wehe thäten?" — „Sie meinen, daß ſie vielmehr peinlich als tragiſch wirken könnten? Aber meine Hauptperſonen ſind durch ihren Geiſt und Charakter innerlich ſo reich und ſo erhaben, ſie triumphiren im Leid, gewinnen im Untergang —" — „Das iſt Ihre Abſicht mit ihnen geweſen," verſetzte Roſa, „man ſieht das wohl. Nun, und in Rückſicht darauf möcht' ich allerdings das Gelingen für eben ſo möglich halten."

„Meine Tochter," begann die Frau wieder, „iſt nur ſo ehrlich, Ihnen keine Hoffnung machen zu wollen, die ſich nachher nicht erfüllen könnte; und darin, mein lieber Herr Doctor, muß ich ihr Recht geben. Ich habe Ihre Dichtung auch geleſen und ſtimme mit Roſa darin überein, daß ſie große Vorzüge beſitzt und großes Talent verräth; wenn aber die letzten Auftritte, worauf Sie alles angelegt haben, nicht den beabſichtigten Effekt machen, dann kann doch, trotz aller Schönheiten, der Erfolg nicht ſo ganz herauskommen, wie Ihre Freunde ihn wünſchen, und niemand herzlicher als wir."

Heinrich ſah von einer auf die andere, nickte wie einer, der zu begreifen anfängt, und ſagte mit trauriger Miene: „Das iſt ſchlimm! Das Vertrauen, das ich auf dieſe Tragödie geſetzt habe, iſt durch dieſe Urtheile erſchüttert; ich kann nicht mehr daran glauben und bin in großer Verlegenheit.“

Die Schauſpielerin, die einen Blick herzlichen Bedauerns auf ihn geworfen, ſagte nun: „An dem iſt es noch nicht, mein lieber Freund! Wir haben Ihre Dichtung als Theaterſtück beurtheilt in ihrer jetzigen Geſtalt, aber die braucht ſie ja nicht zu behalten. Sie können ja ändern und was bedenklich erſcheint, herausbringen.“ — Das Geſicht des Autors erhellte ſich wieder und er erwiederte: „Das iſt wahr.“

Roſa, mit einem gutmüthigen Lächeln, fuhr fort: „Laſſen Sie nur erſt die Regiſſeure drüber kommen und das Stück „einrichten!“ So eine Einrichtung hat ſchon oft Wunder gethan, und wie ſollte ſie nicht einem Stück zu Gute kommen können, das an Schönheiten ſo reich iſt? Vielleicht ſchlägt man Ihnen auch vor, einzelne Partien ganz umzuarbeiten —“

Heinrich ſtand nachdenklich. „Und dazu,“ ſagte er dann, „müßte ich mich wohl verſtehen?“ — „Gewiß,“ rief das Mädchen. „Ein Theaterſtück iſt noch ganz was anderes, als eine dramatiſche Dichtung; und wohl dem Autor, wenn man aus einer ſolchen überhaupt ein wirkſames Stück herausſchneiden kann! Es lohnt ſich darum ſchon der Mühe, noch ein paar Wochen daran zu ſetzen.“

Heinrich lächelte mit Ergebung. „Ich ſehe ſchon,“

erwiederte er, „ich muß wieder von vorn anfangen!“ — „Theilweiſe,“ verſetzte Roſa, „und das thut nichts! Hören Sie überhaupt erſt das Urtheil der Regiſſeure. Ich muß Ihnen bekennen, ich habe mich Ihrer Dichtung gegenüber auf etwas eingelaſſen, dem ich doch eigentlich nicht gewachſen bin. Einer im höheren Styl gearbeiteten Tragödie es anzuſehen, welchen Erfolg ſie auf der Bühne haben werde, mein lieber Freund, das iſt ſehr ſchwer, und da können noch ganz andere Leute daneben treffen, als eine junge Schauſpielerin, die in dieſem Fach wirklich nicht zu Hauſe iſt. Nun,“ fuhr ſie nach einem Moment fort, „zuletzt muß man's eben darauf ankommen laſſen. Ich weiß, daß Stücke, denen noch auf der Leſeprobe der beſte Erfolg prophezeit wurde, ſo ziemlich durchgefallen ſind, während andere, über die man die Achſeln zuckte, angeſprochen haben. Auf den Brettern ändern ſich die Verhältniſſe oft ganz unerwartet, und wir Schauſpieler bringen mit einander heraus, was wir vorher ſelber nicht wiſſen können. Das Publikum, das die Eindrücke empfängt, hat zu urtheilen, und urtheilt auch; bei ihm iſt der letzte und entſcheidende Spruch, und darauf hin muß man's wagen.“ — „In Gottes Namen!“ rief Heinrich; „wagen wir's! Und wenn Männer von Einſicht vorher Aenderungen verlangen — ändern wir!“

Nach dieſen kräftig betonten Worten erheiterten ſich die Mienen. Man war zu einem Reſultat gekommen und ließ die Sache für jetzt auf ſich beruhen, indem Heinrich ſich vorbehielt, an einem der nächſten Tage mit den Freundinnen über Einzelnheiten des Stücks zu berathen. Eine Unterhaltung über andere Gegenſtände konnte nicht lang dauern. Die Frauen waren ausgebeten, und Heinrich verabſchiedete ſich. Er hatte zu ſeinem Opus wieder Vertrauen gewonnen und war entſchloſſen, es auf das „Glück der Schlachten“ ankommen zu laſſen.

Wenn Heinrich die Erklärungen der beiden Schauſpielerinnen überdachte und eins in's andere rechnete, brauchte er den Muth in der That noch nicht zu verlieren. Der Geſchmack beider neigte ſich zum Genre, zum Angenehmen und Reizenden, zur leichten Rührung. Das Große, das Erſchütternde und eigentlich Tragiſche war ihnen — zu ſtark. Darum das enthuſiaſtiſche Lob des erſten Drittheils ſeines Stücks, das in milder und höchſtens ahnungsvoller Beleuchtung ſtand, und das zweifelnde Zurückſcheuen vor den Schlägen des endlich ſich entladenden Gewitters. Männer, zumal ſolche, deren Fach die Tragödie war, mußten nothwendig anders urtheilen und gaben wohl umgekehrt der zweiten Hälfte den Vorzug vor der erſten.

Unter ſolchen Gedanken kam er nach Hauſe. Als er in ſeine Stube eintrat, ſah er, trotz des nächtlichen

Dunkels, auf ſeinem Schreibtiſch ein Paket liegen, das er mit einem zufriedenen Ausruf begrüßte. Er hatte ſeinen Vater um Ueberſendung eines Collegienheftes gebeten, das er zu Hauſe gelaſſen, freute ſich nun der ſchnellen Beſorgung, deßgleichen auf Nachrichten von Hauſe, und machte eilig Licht. Im Schein der brennenden Kerze warf er einen Blick auf die Adreſſe: die Hand war fremd. Er betrachtete das Siegel und ein Schauer überlief ihn: die Sendung kam von der Intendanz, es war die Abſchrift ſeiner Tragödie.

In der That enthüllte ſich dieſe aus dem aufgeriſſenen Umſchlag. Ein beigelegtes Schreiben, das der Poet mit einer heftigen Bewegung entfaltete, lautete kurz:

„Ew. Wohlgeboren ſtelle ich das eingereichte Manuſcript Ihrer hiſtoriſch-romantiſchen Tragödie hiemit ergebenſt wieder zurück, indem ich lebhaft bedaure, daß dieſelbe zur Darſtellung auf hieſiger Hofbühne nicht geeignet befunden wurde. Mit Hochachtung — von Dachburg.“

Heinrich, nachdem er das Blatt auf den Tiſch fallen laſſen, ſtand und rang mit der Verzweiflung, die ununaufhaltſam in ihm empor drang. Nun war Alles verloren — Alles! Wenn die erſte Bühne ſeines Landes — ſie, die vor allen berufen war, höherer Dichtung entgegen zu kommen, ihm ein Werk, das er mit ſeinem Herzblut geſchrieben, ſo verachtungsvoll zurückſchicken konnte, dann hatte er bisher im Traum eines Thoren gelebt; er hatte ſich über die Welt und ſich ſelber gänzlich getäuſcht — er war Nichts! Der Grund, auf dem er vorwärts zu gehen meinte, wich, und er ſank in's Bodenloſe!

Welche Liebe hatte er ſeiner Dichtung zugewendet! welch liebenden Fleiß, Jahre hindurch! — Was hatte er in ſie hineingearbeitet von edlen Gedanken, holden Gefühlen, großen Vorſtellungen, erhabenen Phantaſiebildern! Wie hatte er ſich gefreut, wenn ihm das Unausſprechliche doch auszuſprechen gelungen war und es in wohllautendem Vers, in blühendem Bild ihm ſelber wohlgefallen mußte! Und nun war Alles nichts — Alles umſonſt! Mit tödtlich kühler Phraſe wies man die Frucht ausdauernder Begeiſterung von der Schwelle des Lebens und rief ihm zu: „Fort in die Finſterniß — und vergehe!“ Nicht einmal einen Verſuch machen mit einer Schöpfung, deren poetiſcher Gehalt über allen Zweifel erhaben war! Nicht einmal einen Vorſchlag, die Fülle des Schönen darin für die Bühne zu retten! Verworfen ohne Weiteres!

So kurzer Proceß wird mit dem Ernſten und groß Angelegten gemacht, während man das Seichte, das kindiſch Ergötzliche begierig ergreift, ja ſogar dem Verderblichen die Hallen des Kunſttempels öffnet! Wahr iſt alſo, was geklagt wird: die Poeſie iſt in die Acht erklärt! Die Menge will das Gemeine, und das Theater bietet es ihr, um für die hingeworfene Ehre das Geld in Empfang zu nehmen!

Und nun, was ſoll geſchehen? Er dachte an Auguſte, an ihre, an ſeine Eltern — und es war ihm, als ob eiſige Meſſer ihm die Bruſt zerſchnitten. An derſelben Vorſtellung aber, die ihm noch die bitterſte Qual verurſachte, erhob er ſich wieder. Es iſt eine Prüfung für uns — Auguſte wird ſie beſtehen — und ich muß ſie auch beſtehen! Die Meinigen müſſen ſich ergeben! Was daraus werden mag — genug der Verzweiflung!

Er nahm das Manuſcript nebſt dem Schreiben der Intendanz und verſchloß es in ſeinen Schrank. Dann ſchlug er ein äſthetiſches Werk auf, an dem er eben ſtudirte, las und ſuchte ſich mit Gewalt in den Inhalt zu vertiefen. Was aber ſchon ſo mancher erfuhr, der in ähnlicher Lage war, das mußte nun auch Heinrich erfahren. Die ſchmerzlich getroffene Seele kann, ſo lange die Wunde brennt, ſich nicht in der Faſſung erhalten, die ſie ſich auferlegt. In demſelben Augenblick, in dem der kämpfende Wille ſchon geſiegt zu haben meint, bricht die Leidenſchaft wieder durch und vernichtet mit Einem Aufſturm die mühſam errungene ſtolze Haltung. Die

Motive des Zorns dringen gegen die Gründe des Troſtes an, vertreiben ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt und behaupten das Feld, das gepeinigte Menſchenherz!

Heinrich, matt an Leib und Seele, warf ſich endlich auf's Lager und ſuchte die erlöſende Wohlthat des Schlafes; aber vergeblich. In erneuerter Aufregung und neuem Kampf dagegen, in tief ödem Gefühl, der Frucht klarſter Anſchauung ſeiner Niederlage, und wüſtem Durcheinander weher Empfindungen ging — langſam genug — Stunde um Stunde dahin, und erſt gegen Morgen ließ ihn die Erſchöpfung in einen dumpfen Schlummer ſinken.

Wie kurz dieſer währte und wie unruhig er war, der rüſtige junge Mann fühlte ſich beim Erwachen doch wieder gekräftigt. Die Pflege des Leibes erwies ſich auch für ihn als abziehend von den Leiden der Seele. Durch ein ſubſtantielles Frühſtück wurde die Reſtauration ſo weit geführt, daß wieder förmlicher Unternehmungsgeiſt in ihm aufkam. Er eilte zu Willmann, ihm ſein Unglück mitzutheilen und wo möglich etwas Näheres über die Gründe der Ablehnung zu erfahren, wornach er jetzt die größte Neugier empfand.

Der praktiſche Literat empfing ihn mit ernſtem Geſicht, in dem nur ein viel feinerer Beobachter, als unſer Poet jetzt war, auch noch den Ausdruck einer gewiſſen Zurückhaltung hätte bemerken können. Wie Heinrich den Bericht anfangen wollte, entgegnete er ihm: „Ich weiß ſchon, was Sie zu mir führt. Die Intendanz hat Ihnen die Tragödie zurückgeſchickt —“ — „Mit den geringſten Umſtänden von der Welt! Und ich habe nun das Vergnügen, für die Ausſaat des Beſten, was ich beſaß, und für die treueſte Pflege deſſelben Verdruß und Schmach zu ernten!“

Der Doctor nickte mit Ernſt. „Ich kenne dieſe Empfindungen aus eigener Erfahrung,“ erwiederte er dann, „und bedaure Sie von Herzen. Zu thun iſt aber nichts mehr in dieſer Sache, denn beide Regiſſeure haben ſich gegen die Aufführung erklärt.“ — „Beide!“ rief Heinrich, indem eine leichte Bläſſe über ſeine Wangen flog. „Aber,“ fuhr er nach einer Pauſe ſich wieder ermannend fort, „was haben ſie denn für Gründe, das Stück für ganz und gar unbrauchbar zu erklären? Ich reſignire natürlich, das verſteht ſich von ſelbſt; aber dieſe Gründe kennen zu lernen, hab' ich wirklich ein großes Verlangen.“

„Dieſes,“ verſetzte Willmann, „glaube ich befriedigen zu können. Ich habe mit den Herren geſprochen. Es thut beiden leid, daß ſie das Stück nicht zur Annahme empfehlen konnten — ja, ja, auch dem Komiker, er hat mir's wenigſtens ernſtlich verſichert — und ich glaube nun, daß es ihnen ſelber lieb ſeyn wird, die

Motive, die ſie zu ihrem Votum beſtimmt haben, Ihnen bekannt werden zu laſſen. Vielleicht kann ich Ihnen die Abſchriften heute noch zuſchicken.“ Heinrich ergriff ſeine Hand und rief: „Sie würden mich außerordentlich verbinden! Da ich nun doch einmal nichts kann, ſo möcht' ich wenigſtens erfahren, woran's liegt, um allenfalls, wenn's unvermeidlich wird, bei Zeiten mich auf ein anderes Metier zu werfen.“

Willmann ſchüttelte den Kopf. „Nicht ſo deſperat, mein Freund!“ entgegnete er. „Ich kenne Ihr Stück nicht und kann alſo eigentlich über Ihr Talent nicht urtheilen; aber zum Aufgeben Ihrer Beſtrebungen ſcheint mir noch durchaus kein Grund vorhanden. Leſen Sie zunächſt die Urtheile der Regiſſeure, die ich ſelbſt noch nicht kenne und auf die ich ebenfalls gehörig neugierig bin.“

Als unſer Poet Abends in ſeiner Stube brütend ſaß, kam die zugeſagte Sendung an. Mit begreiflicher Haſt öffnete er das Couvert, nahm die Papiere heraus und griff zuerſt nach dem Votum des tragiſchen Künſtlers. Daſſelbe lautete:

„Das hiſtoriſch-romantiſche Trauerſpiel iſt ein Erſtlingswerk und erweckt als ſolches ſchöne Hoffnungen für die Zukunft. Der Dichter gebietet über einen nicht gewöhnlichen Schatz von Empfindung und Phantaſie, beſitzt auch einen natürlichen poetiſchen Takt, und wo dieſe mit einander ausreichen, wie in den erſten Akten, da gelingen ihm anziehende und darſtellbare Scenen. Noch im dritten Akt glaubte ich das Stück zur Annahme vorſchlagen zu können, aber gegen das Ende desſelben zeigt ſich ein Mangel an Klarheit des Baus und an Motivirung, der in den letzten Akten immer fühlbarer wird, ſo daß wir von dem Ganzen einen wüſten und peinlichen Eindruck mit hinwegnehmen. Der Dichter malt zu ſehr in extremen Farben, und nicht nur die böſen, ſondern auch die edlen Charaktere des Stücks machen endlich den Eindruck von Carikaturen. Das Liebespaar drängt ſich ordentlich zum Märtyrthum, unter übertriebenen und prunkenden Deklamationen; wo aber nicht mehr natürlich und menſchlich empfunden wird, da können wir nicht mitfühlen und finden daher auch keine Befriedigung. Ich habe reiflich erwogen, ob dem Stück durch Streichen zu helfen wäre, aber bald geſehen, daß es einer völligen Umarbeitung bedürfte. Die Tragödie iſt trotz des poetiſchen Talents, das der Verfaſſer in allen Akten beweiſt, als Theaterſtück verfehlt, und die Aufführung in ſeinem eigenen Intereſſe nicht zu wünſchen.“

Heinrich hatte die Lektüre mit einem gewiſſen Trotz begonnen und glaubte mit ihm das Schlimmſte beſtehen zu können; aber der Trank, den er zu verſchlucken bekam, wurde gegen das Ende doch gar zu bitter; unter unwillkürlichem Schaudern leerte er den Kelch und empfand auf's neue die ganze Pein der Niederlage. Für den einſeitigen Beifall, den ihm gute Freunde geſpendet und den er ſich ſelber zugeſprochen hatte, mußte er nun in der That grauſam büßen. Mit einem Lächeln, welches die Gefaßtheit auf eine noch ſtärkere und abſchmeckendere Mixtur ausdrückte, nahm er das zweite Blatt zur Hand und las:

„Das fünfaktige Trauerſpiel von Heinrich Born habe ich mit großem Intereſſe geleſen; zur Darſtellung auf unſerer Hofbühne konnte ich es aber mit dem beſten Willen nicht empfehlen. Die Schwärmerei der Liebe, die im erſten Akt und theilweiſe noch im zweiten herrſcht, iſt zwar noch recht jugendlich; aber wenn der Dialog gehörig beſchnitten würde, möchte ſich unſer Publikum davon doch erwärmt und erbaut fühlen. Die Ausſicht, die uns durch die Expoſition eröffnet wird, iſt ahnungsvoll; indem wir aber geſpannt in eine großartige Scenerie vorſchreiten wollen, verſinken wir plötzlich in Moorgrund. Von dem dritten Akt an bietet uns das Stück ein Intereſſe, das der Autor gewiß nicht beabſichtigt hat. Daß uns hier überlange pathetiſche Reden Seufzer auspreſſen, dort eine Reihe kleiner Scenen wie Hagelſchauer auf uns herſtürzen, bemerke ich nur beiläufig; obwohl dieß, und wie Tugend und Laſter meiſtens conſequent nach Vorſchrift ſich ausſprechen, eines komiſchen

Eindrucks nicht verfehlen würde. Das Schlimmſte iſt aber die Verletzung der poetiſchen Gerechtigkeit im Ausgang. Die Hauptperſonen erliegen im Kampf und finden den Tod, obwohl ſie ihn in keiner Art verdient haben. Uebertriebenes Pathos und ein auf die Länge ſchwer zu ertragender Adel der Geſinnung muß ihnen freilich zur Laſt gelegt werden; aber wie ſtreng dieß auch der gelangweilte Zuſchauer beurtheilen mag, als Todſünden können ſie am Ende doch nicht gelten; und ſo würde ſich das ſchwergeprüfte Publikum zuletzt auch noch darüber ärgern müſſen, daß das überedle Paar untergeht, während von den Miſſethätern nur Einer mit in den Abgrund geriſſen wird und die übrigen, die auch noch erkleckliche Böſewichter ſind, aus ihrer Betäubung ſich wieder erholen und ihr Metier fortſetzen können. — Sey mir zum Schluß noch erlaubt zu bemerken, daß der junge Dichter, trotz aller dieſer Mißgriffe, nicht nur poetiſche, ſondern auch dramatiſche Begabung verräth und darum in aller Weiſe verdient, daß die Hofbühne durch Nichtaufführung dieſer ſeiner Tragödie ihm eine große Beſchämung erſpart."

Es gibt ein gewiſſes Maß von Widerwärtigkeit, das die menſchliche Seele in ſich aufnehmen kann; was darüber in ſie eindringen will, das findet ſie entweder fühllos oder entſchloſſen zur vollkommenen Entſagung, kann daher nicht mehr auf ſie wirken. Unſer Poet hatte zur

Verurtheilung eines Werkes, daß er mit aller Begeiſterung der Liebe geſchaffen und das ihm theuer, ja heilig geworden war, jetzt auch noch den Hohn zu koſten bekommen. Was konnte weiter geſchehen? Welche Anklage, welche Schande gab es noch für ihn? Vorderhand ſchien der Köcher des Unheils erſchöpft zu ſeyn.

Ruhiger las er die beiden Abſprüche wieder. Ihm fiel jetzt namentlich die Rückſichtsloſigkeit auf, womit die Herren ihren Tadel ausdrückten. Von der Achtung, die nach ſeiner Anſicht ein Dichter unter allen Umſtänden anſprechen konnte, war in dieſen Erklärungen ſehr wenig zu bemerken, ja es ließ ſich nicht läugnen, daß die zweite das Gegentheil davon recht vergnüglich zur Schau trug.

Er war bereit, Vorſchläge zu Streichungen und Aenderungen, wie weit ſie gehen mochten, anzunehmen und auszuführen. Und wenn dieß geſchah, wie ſollte eine Dichtung, die ſchon beim Vorleſen Begeiſterung erweckt hatte, von der Bühne herab nicht vielmehr noch gewaltiger ergreifen? Aber freilich: geſpielt mußte ſie werden, und dazu mußte ſie verſtanden ſeyn! Die Hauptcharaktere mußten Darſteller finden, welche den Adel derſelben als Natur erſcheinen ließen; und auf dieſe Bedingung ſcheint man im Gefühl der Ohnmacht hier ſtillſchweigend verzichtet zu haben! Den Seelenadel zu verſpotten, war freilich leichter!

Nun war aber in der That alles aus. Das Gebilde, das hier zum wahren Leben gelangen ſollte, war hingetilgt und auch als Schatten vernichtet. Der Autor, welcher Märtyrer der höchſten menſchlichen Tugenden geſchildert hatte, war ſelbſt Märtyrer ſeines Strebens; er erlag den Streichen, die — ein Philiſter und ein Spaßmacher gegen ihn geführt hatten! Der Unmuth, den er über die Ungerechtigkeit empfand, und der Stolz, der ſich in ihm regte, erhoben ihn wieder zur vollen Kraft des Trotzes gegen die Welt; und dieſes Gefühl gab ihm endlich auch die Stimmung zu einem Bericht ſeines Mißgeſchicks an die Geliebte. Er ſetzte ſich an den Pult, überlegte, wie ſie und ihre Eltern das Erlebniß auffaſſen müßten, und ſchrieb:

„In meiner Tragödie hab' ich große Seelen geſchildert, welche den Prüfungen des Lebens unbeugſamen Muth entgegenſtellen und, vom wahren Standpunkt angeſehen, aus allen ſiegreich hervorgehen. Nun, meine geliebte Auguſte, mir ſelber iſt jetzt eine Prüfung auferlegt, die ich zu beſtehen habe. Aus Gründen, die ich durchaus unſtatthaft finden muß, hat die hieſige Intendanz die Annahme meines Stückes verweigert. Man geſteht mir poetiſche und ſpeciell dramatiſch poetiſche Begabung zu, man findet Anmuth und Schönheit in dem Werke; aber man behauptet, die Effekte in den letzten Akten wären zu ſtark, könnten eher den gegentheiligen als den beabſichtigten Eindruck machen, und glaubt nun die Aufführung nicht wagen zu dürfen. Ich kann das in keiner Art zugeben, bin vielmehr überzeugt, daß durch gewiſſe Kürzungen und Abänderungen eben das wirkſamſte Bühnenſtück daraus zu machen wäre. Allein die Ablehnung iſt nun einmal erfolgt, und ich halte es unter meiner Würde, mich damit wieder aufzudrängen. Der Erſatz und Troſt iſt jedoch ſchon da. Ich arbeite an einem neuen Stück, worin das, was man am erſten getadelt hat, aus allen Gründen gar nicht vorkommen kann; ich bin ſchon im zweiten Akt, und hoffe mit ihm noch entſchiedener zu erreichen, was mit unſerer Tragödie anzuſtreben mir verſagt wird, indem ich mir vorbehalte, auch dieſe noch zu den Ehren durchgreifender Bühnenwirkung zu bringen. Der Erfolg, den zu holen ich hieher gekommen bin, iſt nur vertagt.

„Sehr verdrießlich iſt mir dieſe Erfahrung dennoch, und im erſten Moment, wie ich nicht läugnen will, übte ſie eine entmuthigende Wirkung auf mich. Ich beſann mich aber wieder auf meinen Beruf, meine Kraft, und halte den Kopf oben. Laß mich du nun die Stimme der Liebe hören, die Troſtworte einer edeln und gütigen Seele! Mein Selbſtgefühl und meine Thatkraft hab' ich wieder; aber dein liebender Zuruf wird mir auch die Freude, die ſchöne Begeiſterung wieder bringen, womit die Poeſie von ſelbſt aus der Seele fließt. Ich verlange ſehnlich nach einem Wort von dir. Grüße die Eltern und laß ihnen die Sache in einem Licht erſcheinen, das ſie am wenigſten verletzt. Schreibe mir bald, liebe Auguſte, ſobald als möglich!“

Heinrich trug dieſen Brief ſelber auf die Poſt. Nachdem dieß aber geſchehen, fühlte er ſich matt an Leib und Seele, und da er in der gegenwärtigen Situation durchaus kein Intereſſe hatte, mit Bekannten zuſammenzutreffen, ſo begab er ſich in ein Gaſthaus. Das preiswürdige Getränk durch die Kehle gießend, empfand er bald ſeine zugleich ſtärkende und beſänftigende Wirkung. Es war eine eigene, in ihrer Art auch poetiſche Luſt, nach der eben ſo großen als unerwarteten Niederlage melancholiſch den Gaumen zu erquicken und im Herzen allgemach die Hoffnung wieder aufleben zu laſſen; ein wunderſames Durcheinander von Gefühlen. Nachdem er dem gewöhnlichen Maß des Abendtrunkes noch einen Zuſatz gegeben, fand er die Kraft in ſich, die beiden Regiſſeure mitſammt der Theaterintendanz tief unter ſich zu erblicken und ihnen mit allem Vergnügen die Titel zu geben, die ſie nach ſeiner Anſicht gründlich verdient hatten. Schlag gegen Schlag und Hohn gegen Hohn — das thut der männlichen Seele wohl, und der Geiſt erhebt ſich wieder zu der ihm gebührenden Höhe.

Es war Mitternacht, als Heinrich nach Hauſe kam.

Die Schmähmonologe laut fortſetzend und damit ſein Herz inniglich ergötzend, legte er ſich zu Bette und fiel bald in tiefen Schlaf.

V.

Heinrich, als Dichter, war ſehr empfindlich für üble Eindrücke; aber wie tief ſie im erſten Moment gehen mochten, ihre Dauer war kurz, da ſeine elaſtiſche, vorwärts gehende Natur ſich nach Möglichkeit immer wieder davon befreite. Am folgenden Morgen, nach einem Schlummer, in welchem er das in voriger Nacht Verſäumte gründlich hereinbrachte, hatte er ſeine Gefaßtheit wieder und genoß einer wohlthuenden Stille des Herzens. Freudlos war er allerdings und nicht gehoben durch das ſchöne Leben der Hoffnung, aber doch vorläufig getröſtet. Im tiefſten Innern war noch ein unerſchütterlicher Reſt von Zuverſicht, und mit ihm gedachte er das gefallene Gebäude ſeines Glücks aufzurichten.

Als er in der warmen Stube hin und her wandelte, ging ein humoriſtiſches Licht über ſeine Züge. Er nahm den Kalender, ſuchte den Tag, an welchem die Intendanz ihm ſeine Tragödie zurückgeſchickt hatte und lächelte ſeltſam. Er las den Namen Jonas. — Konnte es (wenn es nicht am Ende mehr war) ein auffallenderes Spiel des Zufalls geben? Ein aus dem

Bauch eines Wallfiſches an's Land geſpuckter Prophet! Welche Aehnlichkeit mit ſeinem Fall, wenn man, wie das bei Vergleichungen geſchehen muß, von der Unähnlichkeit Umgang nahm! Unſer Poet ſah ſich in ſeiner Anſicht beſtärkt, daß man hier als ungenießbar ausgeworfen habe, was für den betreffenden Rachen nur viel zu gut, weil viel zu ätheriſch war; und man findet nun gewiß natürlich, daß er auf das Erlebniß Reflexionen gründete, die ganz darnach angethan waren, ihn weiter zu beruhigen.

Eine Widerwärtigkeit, auch wenn das Aergſte überſtanden iſt, hat aber doch immer noch ihre Folgen. Am nächſten Tage ſtand in dem verbreitetſten Blatte der Reſidenz folgender Paſſus: „Die hiſtoriſch-romantiſche Tragödie, die nach der pomphaften Ankündigung eines hieſigen Journals ganz ungewöhnliche Hoffnungen erregen ſollte, iſt dem Autor, Heinrich Born, von der Intendanz als für die Darſtellung unbrauchbar wieder zugeſtellt worden. So hat alſo auch dießmal voreiliges Lob einem jungen ſogenannten Talent nicht zum Fortkommen, ſondern nur zur Beſchämung verholfen!“

Heinrich, als er dieſe Zeilen beim Mittageſſen, und zwar gänzlich unvorbereitet las, fuhr zurück wie von einer Schlange gebiſſen: er fühlte in dem Einen Stich alle Pein literariſchen Prangerſtehens. Haſtig ſah er in dem Lokal ſich um und pries ſein Geſchick, daß wenigſtens kein Bekannter da war, der ihn hätte beobachten können. Allerdings ein ſehr fataler Beginn des öffentlichen Genanntwerdens, nach dem er ſo großes Verlangen getragen und das er ſich ſo ſchön vorgeſtellt hatte! — Der Appetit war ihm verdorben; er eilte fertig zu werden, da immerhin Ein und der Andere eintreten mochte, dem er bekannt war, und verließ die Reſtauration in kürzeſter Zeit.

Aber niemand entgeht ſeinem Schickſal. Als er durch eine Straße wandelte, in der die Möglichkeit einer unangenehmen Begegnung ſehr gering war, ſah er plötzlich eine Figur auf ſich zukommen, der er jetzt von allen am wenigſten ſich darſtellen mochte — den Profeſſor Sartorius. Ausweichen konnte er nicht mehr, es wäre auch feige geweſen, und ſo ging er gerade vorwärts, zog inſtinktmäßig den Hut und rief mit gebührender ſocialer Achtung den Gruß des Tages. Der Profeſſor lüpfte ſeinen Hut ſchweigend, ſah mit einem Geſicht für ſich hin, das in Spott und Schadenfreude die feinſte Genugthuung verrieth, und ging an ihm vorüber. Er hatte den Paſſus nicht nur auch geleſen, ſondern ihn ſeiner Frau gezeigt und ihr die Anerkennung abgenöthigt, wie gänzlich er ſeinen Mann gleich beim erſten Geſpräch erkannt habe.

Als der Poet ſechs Schritte über ihn hinaus war, drehte er ſich um und ſah ihm nach. „Vermaledeiter

Pedant!“ rief er für ſich und ſetzte innerlich murrend ſeinen Weg fort.

Eine halbe Stunde unbehelligt, hatte er doch noch ein Zuſammentreffen zu beſtehen. Um eine Ecke biegend, ſtand er vor Doctor Dorn, der einen leichten Ausruf der Ueberraſchung hören ließ und ihn dann mit einem höchſt eigenthümlichen Lächeln begrüßte. Es war eine Complication von Schadenfreude, eigener Beſchämung und trotziger Geringſchätzung derſelben, wozu noch ein Zug ſpottender Anklage kam. „Nun,“ fragte er den gleichfalls Ueberraſchten und ziemlich Verlegenen, „haben Sie ſchon geleſen?“ Der Poet machte eine Bewegung des Bedauerns, die zugleich verachtende Erhebung über den Unfall ausdrücken ſollte.

„Da haben wir uns eine ſaubere Geſchichte eingebrockt!“ fuhr jener fort. „Ich habe Ihr Stück nach Ihrem Referat und nach den Verſen, die Sie mir vordeklamirten, empfohlen, und bin nun im Grund mit Ihnen blamirt!“ — Heinrich zuckte die Achſel. „Es thut mir leid,“ entgegnete er. „Indeſſen,“ ſetzte er etwas ſpöttiſch hinzu, „Sie werden es wohl verſchmerzen.“

Dorn ſtrich ſich mit der Miene eines erprobten Kämpfers den Bart. „Nun,“ verſetzte er, „das hoff’ ich auch. Morgen iſt der Bettel vergeſſen! — Für Sie,“ fuhr er ſpielend fort, „iſt die Sache etwas unangenehmer; aber bilden Sie ſich darum noch keinen Kummer ein! Solche kleine Unglücksfälle kommen ſo oft vor, daß ſie eigentlich gar nicht der Rede werth ſind. Auch ſchaden ſie nichts; im Gegentheil: ein von Vielen gelobter und Vielen geſchmähter Mann iſt eben eine Celebrität; und was kann man ſich Beſſeres wünſchen?“

Der Poet antwortete auf dieſe richtige, aber mitten im Verdruß des Bloßgeſtelltſeyns doch nicht völlig tröſtende Bemerkung mit einem nur halb erheiterten Geſicht. „Dieſe Veröffentlichung einer Niederlage,“ ſagte er dann, „und der Ton, worin ſie gehalten iſt, verräth doch eigentlich eine große Feindſeligkeit. Was hat das Blatt gegen mich?“

„Das Blatt hat nichts gegen Sie,“ verſetzte Dorn. „Aber der Feuilletoniſt — Emil Schilf — iſt Autor von zwei Stücken, die hier mit Glanz durchgefallen ſind. Die Hervorhebung Ihrer Tragödie hat ihn geärgert, das wirkliche Reüſſiren derſelben hätte ihn mit giftigem Neid erfüllt; was iſt alſo natürlicher, als daß er bei Ihrem Unglück inniges Vergnügen empfindet und ſich die Freude macht, es an die große Glocke zu hängen?“ — „Verächtlich!“ rief Heinrich.

„Begreiflich,“ entgegnete Dorn, „und ſehr gewöhnlich!“ Er ſchwieg, ſah ihn freundlich an und ſagte: „Wie ſteht's mit Ihrem neuen Stück? Rückt's vor?“

„Der zweite Akt iſt zur Hälfte gediehen, und ich hoffe darin alles vermeiden zu können, was man am erſten Drama gerügt hat." — „Bravo! Nur immer luſtig vorwärts!" Nach kurzem Innehalten ſah er ihn von der Seite an und fuhr fort: „Haben Sie zufällig auch ſchon Zeit gefunden, einen Blick in mein Buch zu werfen?" — „Noch nicht. Die Aufregung und der Verdruß der letzten Tage —" — „Natürlich," fiel Dorn ein. „Aber nehmen Sie's nun doch gelegentlich zur Hand! Sie werden manches darin finden, was Ihnen eben jetzt wohlthut — auch über Theater und Theaterleute." — „Ah," rief der Poet, „dafür hätt' ich gegenwärtig allerdings die Stimmung!" — „So leſen Sie," erwiederte der Autor, indem er ihm die Hand reichte; „amüſiren Sie ſich und ſpitzen Sie Ihre Feder! Es wird alles noch gut werden."

Unſer Dichter hatte wiederholt die Mahnung empfunden, ſeine Freundinnen zu beſuchen, aber nicht die Scheu bezwingen können, jetzt vor ſie zu treten. Er war gar zu ſehr gedemüthigt, und der Gedanke, den Frauen, denen er Achtung abgewonnen hatte, nun ein Gegenſtand des Mitleids und vielleicht gar einer Art von Geringſchätzung zu werden, hatte etwas außerordentlich Unangenehmes für ihn. Endlich aber faßte er ſich doch; er wollte auch dieſes Verhältniß in's Reine bringen, wenn auch um den Preis eines vielleicht ſehr fatalen Moments, und begab ſich ſtehenden Fußes zu ihnen.

Mutter und Tochter begrüßten ihn ſehr herzlich. Roſa ergriff ſeine Hand, ſprach ihr Bedauern in ernſter, achtungsvoller Art aus und fügte die ſachgemäßen Tröſtungen ſo freundlich hinzu, daß ſie wahrhaft erquickend wirkten. Heinrich, ſich ſelbſt wiedergegeben, verſetzte: „Seyen Sie außer Sorge! Ich bin noch immer ein Poet, und hänge nicht von Einem Stücke ab.“

„Bravo!“ rief das Mädchen erfreut, und die Mutter ſetzte hinzu: „Ein Unglück beim Anfang iſt oft eher ein Glück; man hat um ſo mehr Hoffnung, mit Glück aufzuhören.“ — „Wenn man's erlebt!“ erwiederte der Poet mit etwas bitterem Humor. „Indeſſen, das hängt nicht von uns ab. Thun wir das Unſere und erwarten wir die Folgen!“

Roſa, die aus dem Accent und der Miene Heinrichs abnahm, daß er im Innern von ſeinem Mißgeſchick doch noch ſehr bedrückt war, ſagte für ſich hinſehend: „Wer weiß, ob dieſe Zurückſendung Ihrer Tragödie nicht ſchon ſelber ein Glück war!“

Der Autor, der ſie augenblicklich verſtand, entgegnete: „Sie meinen, daß mir dieſes kleine Unglück das noch viel größere eines eclatanten Falles erſpart haben könnte?“ — Roſa, leicht erröthend, machte eine Bewegung mit den Armen, welche die Möglichkeit nicht läugnen wollte. — „Alſo auch Sie!“ fuhr Heinrich mit einem Ausdruck von Anklage und Kümmerniß fort, „auch Sie geben das Stück unrettbar verloren!“ Er ſah ſie an und brach unwillkürlich in die Frage aus: „Iſt es denn aber ſo gar ſchlecht?“

Die Frauen konnten ſich bei der Naivetät dieſes Ausrufs einer Anwandlung von Lachen nicht erwehren und Roſa beeilte ſich zu erwiedern: „Durchaus nicht — an ſich ſelbſt, aber für die Aufführung höchſt bedenklich!“ — „Höchſt bedenklich!“ wiederholte der Poet, wie einer, der betroffen die Stärke eines Ausdrucks erwägt. „Und das ſogenannte Einrichten konnte dem nicht abhelfen?“ — „Vielleicht,“ erwiederte Roſa. „Aber es gab ſo viel Kopfzerbrechens und ſo viel Arbeit, daß Sie leichter und ſicherer ein neues Stück ausführten.“

Der Poet, nach momentanem Beſinnen, machte eine entſchloſſene Bewegung und rief: „In Gottes Namen! Das neue Stück, wie Sie wiſſen, iſt angefangen, und ich werde es zu Ende bringen. Die Luſt, zu ſchaffen, iſt noch die alte, und der Muth deßgleichen!“ — Die Künſtlerin ſchwieg und ihre Miene verrieth keine Zuſtimmung. — „Sie zweifeln am Gelingen?“ rief Heinrich. „Wie! Haben Sie gar kein Vertrauen zu mir?“ — „Zu Ihnen,“ erwiederte Roſa mit herzlichem Ernſt, „alles, zu Ihrem neuen Stück wenig. Es iſt wieder ein Trauerſpiel!“

„Nun," verſetzte Heinrich nicht ohne Unmuth, „das iſt doch wohl an ſich kein Verbrechen! Oder ſoll das Trauerſpiel ganz in die Acht erklärt ſeyn? Darf jetzt überhaupt keines mehr geſchrieben werden?" — „Das," verſetzte Roſa, „will ich durchaus nicht ſagen. Aber der Gegenſtand Ihres neuen Stücks hat ſeine Gefahren; ich wünſche Ihnen ſicheren und wo möglich allgemeinen Erfolg, und der iſt jetzt nur mit einem gelungenen Schauſpiel oder Luſtſpiel zu hoffen."

Heinrich, durch die freundſchaftliche Theilnahme begütigt, entgegnete: „Es mag ſeyn; ein rein realiſtiſches Drama kann, wie der Geſchmack jetzt iſt, am ſicherſten durchſchlagen. Aber was hilft mich das? Ich habe keinen Entwurf. Mir einen abzuquälen, iſt nicht meine Art und würde auch zu nichts führen. Es mag ein Unglück ſeyn, aber es iſt nun einmal ſo."

Roſa hatte bei dieſer Entgegnung für ſich hingeſehen. Jetzt, mit Lächeln den Kopf erhebend, fragte ſie: „Würden Sie eins ausführen, wenn man Ihnen den Stoff dazu gäbe?" — Heinrich, nachdem er ſie forſchend betrachtet, erwiederte: „Das kommt darauf an. Wenn mich die Aufgabe in die Seele träfe, Liebe und Leidenſchaft in mir erweckte —"

Während dem hatte die Mutter den Kopf geſchüttelt und einen Blick der Verwunderung auf die Tochter geworfen, der ſich aber bald in einen Blick der Zärtlichkeit wandelte. Roſa, mit einem Ausdruck ernſter Freude, entgegnete dem Poeten: „Nun, ich glaube einen ſolchen Stoff zu haben und will ihn an Sie abtreten!“

Heinrich ſchaute betroffen, faſt gerührt auf ſie. „Iſt's möglich?“ rief er. — „Ja, ja,“ verſetzte die Mutter. „Sie hat nicht nur einen Stoff, ſondern einen genauen Plan, und ſchon einzelne ausgeführte Scenen!“

Heinrich wußte nicht, was er ſagen ſollte. Sein Auge hing an der Künſtlerin, die erröthet war, und mit einem Ton liebenden Intereſſes rief er endlich: „Wie! Sie ſind dramatiſche Dichterin? — Und das erfahr' ich erſt jetzt?“ — „Ein gutes Sujet,“ erwiederte das Mädchen, „und ein harmloſer Verſuch, es zu dramatiſiren, macht noch lange keine Poetin. Ich hab' im Gegentheil bei der Ausführung gefunden, daß mir juſt die Poeſie abgeht, und da ich den Gegenſtand für ſehr günſtig halte und ganz dafür eingenommen bin, ſo würden Sie mich geradezu glücklich machen, wenn Sie ſich ſeiner annehmen wollten.“

Heinrich ſchüttelte den Kopf mit einer Miene des Widerſtrebens. „Das geht nicht,“ rief er, „das darf ich nicht! Ich Sie berauben? Unmöglich!“ — „Wenn ich mich nun aber berauben laſſen will?“ entgegnete das Mädchen nicht ohne Ungeduld. „Soll man Ihnen nicht einmal etwas ſchenken dürfen, Sie großartigſter aller Sterblichen? Seyen Sie doch nicht gar zu gewiſſenhaft! Es kleidet niemand gut, am wenigſten die Poeten!“ Nach einer Pauſe, in der ſie ihn lächelnd anſah, fuhr ſie fort: „Nun? — Sie thun mir wirklich einen Gefallen. Ich bin der Aufgabe nicht gewachſen und würde Gott weiß wie lange daran herum arbeiten; aber Sie können etwas daraus machen. Ich gönne Ihnen den Stoff, und meinem Stoff den Poeten.“ — Das Geſicht Heinrichs klärte ſich auf. „Nun,“ rief er, „wenn es Ihnen ernſt iſt —“ — „Vollkommen! Hier meine Hand und meinen Dank.“

Der Poet ſchüttelte die dargebotene Rechte und Roſa fuhr mit wahrer Genugthuung fort: „Der Handel iſt abgeſchloſſen. Ich will die Blätter nochmal durchgehen und Ihnen das Ganze dann ſäuberlich vorlegen. Prüfen Sie und machen Sie daraus, was Sie wollen.“

Der Poet war von dieſem Beweis theilnehmendſter Güte wahrhaft gerührt. Er dankte und pries das Glück, eine ſo treffliche Freundin gefunden zu haben, in ſo warmen Ausdrücken, daß ihn beim Abſchied auch die Mutter bewegt lächelnd und mit einer Miene anſah, als ob ſie entſchloſſen wäre, ſich in etwas Unvermeidliches zu fügen.

Heinrich war von der neuen Aufgabe — obwohl ſie ihm noch eine bloß allgemeine war — ſofort ergriffen. Er brachte die nächſten zwei Tage in Ueberlegungen und Phantaſien zu, die ſich faſt alle auf ſie bezogen, verſetzte ſich in moderne bürgerliche Menſchen, rief ſich die Erfahrungen in's Gedächtniß, die er ſelber gemacht, und ſuchte Reden und Geſprächsfragmente auszudenken, die zugleich richtig und pikant waren. Er bildete ein förmliches Schauſpielwollen in ſich aus und kam zu den Freundinnen am dritten Tage voller Begierde, auf dieſem Feld einen Verſuch zu machen.

Roſa theilte ihm das Sujet in Kürze mit, las ihm dann ihren Plan und endlich, von ihm ermuthigt, ſogar die ausgeführten Scenen vor.

Die Handlung gründete ſich auf ein thatſächliches Ereigniß in einem früheren Bekanntenkreiſe der beiden Künſtlerinnen, was dem Conflikt und dem Ausgang etwas lebendig Eigenthümliches gab. Im Weſentlichen eine „alte Geſchichte," aber durch die neuen Beziehungen, in welchen ſie verlief, neu und charakteriſtiſch für die gegenwärtige Zeit. Menſchliche Charaktere; die guten mit Schwächen und natürlichen Beweggründen, ihre Gegner neben begreiflicher Selbſtſucht mit honetten Elementen ausgeſtattet; der Zuſammenſtoß und der Gang der Intrigue von der Art, daß die Hauptperſonen die verſchiedenen Seiten ihres Weſens herauswenden konnten, die edleren Charaktere im Moment der Entſcheidung ſiegreich die beſſere Wahl trafen, ſich erprobten und ſteigerten, die Vertreter der Intrigue, der Lockung anfänglichen Gelingens nachgebend, ſich verſtrickten und ſelber fingen, um zuletzt der Beſchämung überliefert, zur Entſagung und Unterwerfung gezwungen zu werden. Alles das verlief im Plane ſo natürlich zuſammenhängend, daß die Organiſation im Weſentlichen gegeben war und die Phantaſie nur auf poetiſche Begründung und Bereicherung zu denken hatte.

In Heinrich, als er den Entwurf überſah und die Anſchauung, was man daraus machen könnte, ihn erhob, regte ſich die erfindende Kraft. Was jenes Votum des erſten Regiſſeurs an ihm als natürlichen poetiſchen Takt gerühmt hatte, das zeigte er jetzt auf eine die Künſtlerin angenehm überraſchende Weiſe, indem er mit Sicherheit die Punkte markirte, wo Angelegtes wirkſamer entwickelt, neue Effekte angebracht und mit dem Vorhandenen lebendig verbunden werden konnten. Sogar für ein paar komiſche Auftritte erſah er den Platz und mehrte die Zahl der Perſonen durch die Figur eines drolligen Geſellen, den er auf der Univerſität kennen gelernt hatte und jetzt der Freundin als Einlage ſehr plauſibel zu machen wußte.

Nachdem man, unter Aſſiſtenz der Mutter, ein paar Stunden lang erwogen, debattirt und ſich verſtändigt hatte, konnte man ſich rühmen, einen Plan zu beſitzen, den man für höchſt verſprechend halten mußte. Heinrich war voller Freude. Das Thema begann vor ſeiner

Seele zu leuchten, und er ſehnte ſich innig nach der Geſtaltung.

Eines erſchien ihm daran beſonders reizend. Die Heldin, die im Plan Roſas Antonie hieß, zeigte eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit Auguſte. Wie dieſe mußte er Antonie ſich vorſtellen, und gleich Antonie würde Auguſte gehandelt haben, wenn ſie durch Schickungen in dieſelbe Lage gekommen wäre. Eine Freundin dagegen war in einer Weiſe gedacht, daß er bei Zeichnung des Bildes mit Glück Züge von Roſa ſelber verwenden konnte, unter welcher Vorausſetzung er einen ſehr anmuthigen Charakter zu ſchaffen gewiß war. — Welche Luſt nun, in Ausführung dieſer Geſtalten ſeiner Zärtlichkeit als Liebender und Freund zu gleicher Zeit genügen, die Geliebte verherrlichen, der edeln Freundin aber eine Rolle ſchreiben zu können, worin ſie den Lohn des reichſten, beglückendſten Beifalls ernten mußte!

Dieſer Gedanke entzückte ihn ſo ſehr, daß er dem lieben Mädchen zum Abſchied mit einer Herzlichkeit und Innigkeit in's Auge ſah und die Hand drückte, daß ſeine Haltung von der eines Liebenden kaum mehr zu unterſcheiden war. Hätte ſie bei der wohlwollenden Ueberlaſſung an Lohn gedacht, in dieſem Moment erhielt ſie ihn.

„Das muß gelingen!“ rief der Poet noch mit frohem Pathos. „Ich werde das Meinige — das Meinigſte thun, Sie werden helfen, verbeſſern, zurechtweiſen — und mit einander werden wir ein Werk hervorbringen, das dem Publikum Thränen entlocken und es zu begeiſtertem Dank hinreißen ſoll! Adieu für jetzt! In acht Tagen ſehen Sie den erſten Akt!“

Mit ſtrahlenden Blicken empfahl er ſich, um ſelbſtbewußt und ſtattlich ſeiner Wohnung zuzuwandern.

Er war voller Zuverſicht, er anticipirte den Sieg, und hatte doch das Gefühl, daß er dadurch nicht die Nemeſis reizte. Der Erfolg lag dießmal in der Sache. Charaktere, Beziehungen, Conflict und Löſung, Alles war natürlich, menſchlich anſprechend und befriedigend. Die ehrenwerthen Perſonen hatten ſo viel Schwäche, daß man an ihre Tugend glaubte und ſich ihrer freute, die andern ſo viel Gutes, daß man ihr Vergehen begriff und ertrug. In dichteriſcher Ausführung konnte er für alle intereſſiren, und der Schluß mußte nothwendig beglückend, erhebend wirken. Die Lebenswahrheit, die freundliche Mäßigung und die labende Friſche der Natur, das war es, was dem neuen Gemälde die Herzen gewinnen mußte. Er ſtellte ſich's recht lebhaft vor und erquickte ſich innig an dieſen Eigenſchaften.

Auf einmal zuckte er, wie erſchreckt. Eine peinliche Empfindung malte ſich auf ſeinen Zügen und das ſchöne Roth der Freude wandelte ſich in das düſterdunkle der

Scham. Er hatte an ſeine Tragödie gedacht, mit dem klaren Blick des Moments die Geſtalten derſelben prüfend überſchaut: und wie durch einen Zauberſchlag war der täuſchende Flor gefallen, durch den er ſie bis jetzt geſehen; ſie ſtanden vor ihm in all ihrer Einſeitigkeit Unnatur, Uebertreibung, und Qualgefühle gingen durch ſein Inneres.

So vollzieht ſich der Fortſchritt in gewiſſen Naturen. Man denkt Ideale, prägt ſie mit Luſt aus und ſieht die Bilder mit aller Liebe und Freude des Schöpfers. Der unterſuchende Verſtand Anderer entdeckt die Gebrechen daran und hebt ſie hervor; man iſt dagegen gewaffnet. Das Mißurtheil hat Mangel an Auffaſſung oder böſer Wille gefällt; es wäre Thorheit, ja Verrath, ſich ihm zu unterwerfen! — Neue, ſchärfere Angriffe rütteln an dem Werk und dringen ſchmerzend in das Herz des Urhebers. Die Stimme der Freundſchaft ſpricht das Wort der Rüge und wirkt Bedenken, Zweifel. Zweifel! Das Herz wird beunruhigt, aber noch lebt in ihm die Hoffnung. Da ſieht der Geiſt in reiner Geſtalt das Aechte, Gute, wenn auch beſcheiden Gute; er iſt genöthigt, es als Maßſtab anzulegen an die ſo hochgehaltenen Gebilde; und wie in der Sage Zauberinnen, welche durch eine magiſche Zierrath als Muſterbilder der Schönheit die Sinne beſtrickten, nach Hinwegnahme derſelben plötzlich durch eben ſo große Häßlichkeit erſchrecken, ſo grinst den Unglücklichen die Kehrſeite des Bildes in aller Grellheit an; er ſieht, im Innerſten verwirrt, nur die Ungeſtalt und dieſe noch übertrieben, er geſellt ſich zu den Feinden ſeines Produkts und tobt gegen ſich ſelber.

Noch vor einer Stunde hatte die Freundin die Perſonen ihres Entwurfs mit Seitenblicken auf die Figuren der abgewieſenen Tragödie charakteriſirt und den Autor an dieſen den Mangel an Natur und Wahrheit fühlen laſſen. Aber dadurch wurde er noch nicht beſiegt. Die Schauſpielfiguren hatten vor jenen Idealen allerdings etwas voraus, aber dieſe noch mehr vor jenen; beide hatten ihren Werth, ihre Schönheit, ihre Sphäre des Wirkens. Jetzt aber, nachdem es ihm wie Schuppen vom Auge gefallen, wurde er ſelbſt Richter, um nicht zu ſagen Rächer; die Angriffe der Andern, die er früher abgewieſen, verbanden ſich mit ihm und drangen mit ihm vereint gegen das Werk an, und es ging in Trümmer.

Es war ein ſehr ſchmerzliches Gefühl, das völlige Aufgebenmüſſen einer ſo unendlich geliebten und unwillkürlich bewunderten Schöpfung! Die Selbſtverdammung gab dem Urheber eine Art Genugthuung, verlief ſich aber in tiefe Oede des Herzens, und die Verzweiflung begann ihre ſchwarzen Fittige wieder um ſein Haupt zu ſchlagen.

Doch jetzt konnte ſie ihn wohl anfallen, nicht bezwingen. Gottlob! gottlob! ſein Werk lag zu Boden, er ſelber ſtand! Der Erſatz für den ſchmerzlichen Verluſt war gegeben, er täuſchte ſich nicht. Die neue Dichtung mußte gelingen und ihm halten, was er ſich von jener allzuhoch geſpannten nur trügeriſch verſprochen hatte. War es doch auch eine ſchlichte Aufgabe, die er ergriff, der er ſich fügte! Uebte er doch in der That, wenn er ihr ſich hingab, die Tugend der Selbſtbezwingung und Selbſtbeſcheidung! Er hatte durch die Sirenenſtimme der Einbildung ſich verlocken laſſen zur Selbſtüberſchätzung, Selbſtüberhebung. Aber er war vollauf geſtraft, er erkannte ſein Unrecht, er wollte das Beſſere — und nun mußte es ihm auch gelingen.

Die neue Arbeit ſtand vor ihm in täuſchungsloſer Klarheit. Denn freilich ſeit Langem kannte er die Aufgabe der Dichtung: die Natur zu verklären, die Menſchen aufzufaſſen, wie ſie ſind, und ſie mit ihren wirklichen Eigenſchaften zu idealiſiren. Wie oft hatte er ſich das geſagt! Auch geſchrieben hatte er's und drucken laſſen für Andere! Dennoch ließ er ſich auf einen Irrweg verlocken, weil ihn eben der Wahn blendete, in reinen Muſterbildern des Guten und Böſen, deren jedes leidenſchaftlich und in dieſem Sinn auch lebensvoll nach ſeinem Ziele ging, das überſchwänglich Poetiſche zu leiſten. Nun aber, nachdem er den Wahn als

Wahn erkannt, war ihm jenes natürliche Ideal der Dichtung nicht mehr bloßer Gedanke, ſondern hiſtoriſch erprobte, durch Erfahrung beſtätigte Wahrheit. Nun hatte er's im Wollen, und nun mußte er's auch haben im Vollbringen!

Unter dieſen Gedanken war er nach Hauſe gekommen. Er trat in ſeine Stube als ein verwandelter Menſch: gedemüthigt, aber auch wieder erhoben und feſten, freudigen Sinnes. Auf dem Tiſch lag ein Schreiben: es war von Auguſte. Der Liebende erbrach es mit dem Vorgefühl, daß es herzlich Gewünſchtes bringen werde — und er täuſchte ſich nicht. Das Schreiben lautete:

„Mit dem größten Leidweſen, mein lieber, guter Heinrich, hab' ich deine letzte Meldung geleſen. Iſt es denn möglich? Eine Dichtung, die uns Alle begeiſterte, von der wir noch lange nachher mit Bewunderung geſprochen haben, ſie ſoll nicht einmal der Aufführung werth ſeyn? Man ſchickt ſie dir wieder zurück, als wäre ſie ein ſchlechtes Machwerk! O wie unendlich bedaure ich dich! Ich kann an meiner eigenen Entrüſtung abnehmen, wie groß die deine geweſen iſt, und bewundere jetzt deine Faſſung und deinen neuen Muth. Das Genie und die Liebe und der Fleiß, den du auf dieſe Dichtung gewendet haſt, Alles ſoll vergebens geweſen ſeyn? Biſt du denn nicht verzweifelt?

„Ich muß mir dein poetiſches Talent recht vergegenwärtigen und lebhaft daran denken, daß man eben ſo eigene und ungewöhnliche Zwecke, wie du ſie haſt, in dieſer Welt nicht auf den erſten Anlauf erreicht, wenn ich nicht ſelbſt verzweifeln ſoll. Wie ſchwierig iſt es — ich hab' es ja von dir gehört und mit dir erlebt! — ein dramatiſches Werk zu ſchreiben! Damit iſt aber noch nichts gethan. Nun ſoll es die Prüfung beſtehen von Menſchen, die vielleicht gar nicht gerecht urtheilen mögen, und wenn es dieſe beſtanden hat, dann ſoll es auf der Bühne nach dem Geſchmack des Publikums ſeyn, den man nicht berechnen kann. Welche Gefahren, welche Sorgen liegen auf dieſem Weg! Ja wahrlich, die Ehren und das Glück, die man im günſtigen Fall gewinnt, dürfen ſehr groß ſeyn, wenn ſie dieſe Anſtrengungen und Aufregungen irgend belohnen ſollen!

„Stelle ich mir dein Talent, deine Begeiſterung und deine Ausdauer vor, dann glaube ich, trotz allem, doch wieder an dich und hoffe auf's neue. Gib dir nur Mühe, in deinem zweiten Werk die Fehler zu vermeiden, die man am erſten getadelt hat. Mache Bekanntſchaft mit Schauſpielern und mit Dichtern, die ſchon effektvolle Werke geſchrieben haben, und laß dir von ihnen rathen. Richte dich nach der jetzigen Stimmung des Publikums, die du im Theater ſtudiren kannſt, und trachte in deinem Stück nach Scenen, die du am meiſten auf die Herzen wirken ſiehſt. Wenn du das alles recht beobachteſt, dann wirſt du mit deinem Talent ganz gewiß durchdringen.

„Den Eltern dein Mißgeſchick recht vorzuſtellen, iſt mir ſehr ſchwer geworden. Bei ihrem großen Vertrauen auf dich wollten ſie die Nachricht zuerſt gar nicht glauben. Als ich nun die Stellen aus deinem Schreiben vorlas, wurden ſie verſtimmt, verlegen, und dem Vater entſchlüpfte das Wort: es iſt doch ein unſicheres Handwerk! Ich nahm mich aber deiner an, und mein herzlicher Eifer gab mir Gedanken und Gründe für deine Beſtrebungen ein, daß ſie mir zuletzt nichts mehr entgegnen konnten. Aber das rechte Vertrauen iſt noch nicht wiedergekehrt.

„Ein übles Nachſpiel gab's, als die Zeitung eintraf, die deine Abweiſung ſo hämiſch bekannt gemacht hat. Auf die Fragen zu antworten, die man jetzt von allen Seiten an mich richtete, iſt mir auch gar nicht leicht und angenehm geweſen; ich hab' es aber in meiner Liebe zu dir gethan, ſo gut ich konnte. Die Einen ſprachen ihr herzliches Bedauern aus, und darunter der brave Rektor, der mir ſagte, dein Brief ſey ihm Bürge, daß es dir mit dem nächſten Verſuch um ſo beſſer glücken werde. Andere konnten aber ihre Schadenfreude nicht zurückhalten und ihre Reden wurden durch ihre Mienen ſo auffallend Lügen geſtraft, daß ich mich über beide ſehr geärgert habe. Ich bin den Menſchen förmlich böſe geworden.

„Dieſe Nachrichten, mein lieber Heinrich, ſollen dich nicht entmuthigen, ſondern vielmehr anfeuern. Biete jetzt nur alle deine Kräfte auf und erfreue mich bald mit einer guten Nachricht, die den Glauben der Eltern ſtärken und die böſen Zungen, die bereits über dich ziſcheln, verſtummen machen kann. Vertraue auf meine unwandelbare innige Theilnahme an Allem, was du unternimmſt; ſchreibe mir Alles, was dir irgend Bedeutendes widerfährt! Ich weiß, daß du zur Vollendung des neuen Werkes noch eine gute Zeit brauchen wirſt, und harre in Hoffnung; aber dann melde mir endlich einen Erfolg, der Alles wieder gut macht und die treueſten deiner Freunde am glücklichſten!“

Die eben ſo klare und verſtändige wie herzliche Erwiederung erfreute und erhob den Liebenden im Innerſten, und muthig blickte ſein Auge, als er die letzten Zeilen geleſen. Ein Erfolg, ein naher, gewiſſer Erfolg war gefordert, aber jetzt, Gott ſey Dank, auch ſicher! Das Geſchenk eines unfehlbar zum Gelingen führenden Entwurfs war eine Fügung, berechnet auf das dringende Bedürfniß ſeiner Lage. Hülfe in der Noth, doppelt und dreifach willkommen! Er fühlte das wunderbare Zuſammentreffen mit tiefem Dank gegen die Vorſehung und gegen die liebe Freundin, die ihr ſichtlich als Werkzeug gedient hatte.

Am andern Morgen griff er die Arbeit an und die erſten Scenen gelangen ihm nach ſeinem Gefühl munter, friſch — um nicht zu ſagen keck. Als er zu Tiſche ging, begegnete er Willmann. In der Freude ſeines Herzens trat er auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und theilte ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſeinen Fund, ſeine Hoffnung mit. Der Doctor war ernſtlich erfreut. Mit einem Blick, der einen faſt zärtlich ſchelmiſchen Glanz hatte, rief er: „Alſo bekehrt! Einer von den Unſern! — So raſch iſt der Plan —“ Er hielt inne, ſchüttelte ihm die Hand und ſetzte hinzu: „Nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunſch! Jetzt ſind Sie im rechten Fahrwaſſer! Vorwärts mit dem Genius des Jahrhunderts, und vogue la galère!

VI.

Der Kampf des Realismus mit dem Idealismus, der hauptſächlich unſere Epoche bezeichnet und auf allen Gebieten mit wechſelndem Glücke geführt wird, mußte nothwendig auch in der Sphäre der Dichtung hervortreten. Daß ein Streit ſo berechtigter Gegenſätze am Ende nur zur Ausgleichung führen kann, braucht ſinnigen Leſern wohl nicht mehr geſagt zu werden. Aber wie ſoll dieſe erfolgen? Durch die leidenſchaftlichen Vertreter der Gegenſätze, welche ſich, „des langen Haders müde,“ zuletzt die Hand reichen werden? Schwerlich.

Der Kampf wird dazu dienen, die Akten ſpruchreif zu machen; aber die gedeihende Harmonie wird das Werk ſeyn derjenigen Geiſter, die, zu beiden Richtungen begabt, den Streit in ſich ſelber durchkämpfen und der Ausgleichung fähig werden in der gerecht unterſcheidenden, gerecht urtheilenden Liebe zu beiden. Sie, denen der Sieg gelingt im Kleinen, können das Vorbild liefern und zuſammenwirken für den Sieg im Großen, der ſich, wenn es Gott gefällt, nach und nach wird erſtreiten laſſen.

Zu den Geiſtern ſolch doppelter Begabung gehörte in gewiſſem Sinn auch der Dichter, deſſen Schickſale hier dargeſtellt werden ſollen. Er hatte ein Auge für die wirkliche Welt, er lebte und liebte in ihr, er fühlte die Poeſie des Lebens und ſuchte ſie auszuſprechen in verſchiedenen dichteriſchen Formen. Aber zugleich folgte er einem unwiderſtehlichen Hang zu idealen Gebilden der Phantaſie, und glaubte in ihnen eben das Größte, das Erhabenſte leiſten zu können. Im Schwunge des idealiſirenden Geiſtes ging er über die Wirklichkeit hinaus, und ſogar ihre Poeſie ſtand vor ihm in kleinem, unſcheinbarem Licht. Seinen Hauptberuf erblickte er jenſeits der Schranken des Irdiſchen, und auf ihn warf er ſich daher mit aller Leidenſchaft muthiger Jugend.

Der erſte durchgeführte Flug hatte ſich ihm indeß übel gelohnt. Gleich Phaeton war er herabgeſtürzt aus den himmliſchen Höhen: gewaltig erſchüttert, aber glücklicherweiſe doch nicht zerſchmettert und kein tragiſches Opfer der Unternehmung. Sich wieder erhebend ſah er ſich auf der Erde und fand, unter freundlicher Aufmunterung, daß ſie lieblich anzuſchauen war und ihm anſpruchloſere, aber erreichbare Schönheit zum Erſatze bot. Dankbaren Sinnes erblickte er dieſe im beſten Licht und freute ſich über Alles, nachdem ihm das Große nicht gelungen war, um ſo beſſer das traulich anſprechende Kleinere zu leiſten.

Im Grunde: was iſt Poeſie? Das durch den liebenden Geiſt verklärte Leben. Der Geiſt kann alles verklären, was er liebt; nicht nur das Große, ſondern auch das Kleine, das auch erlöst ſeyn will von den Banden der Proſa, und wie die Geſchichte aller Künſte zeigt, auch erlöst werden ſollte und ſoll. Die Malerei hat Götter und Heroen dargeſtellt, aber auch den Schmetterling, den Käfer und den Apfel wiederzugeben nicht verſchmäht. Und wer, der ſich ein offenes Herz bewahrt hat, wird ſich nicht auch ſolcher Abbildungen freuen, wenn ſie nämlich gelungen ſind!

Gedanken dieſer Art gingen durch den Kopf des Poeten, als er ſein Drama weiter führte. Seine Liebe zu dem Stoff hielt aus und gewann, indem ſie ruhiger wurde, vielmehr an Innigkeit. Allerdings kam zuweilen mitten in der Freude über die gelingenden Figuren ein Schamgefühl über ihn, wenn er der Vornehmheit gedachte, womit er auf ſolche Arbeiten früher herabgeſehen hatte. Er büßte die Ueberhebung, die ihm ſo ſchlimm bekommen war, nachträglich noch wiederholt, fühlte aber auch, daß die Buße heilſam war für ihn und ſeine Arbeit.

Als er den erſten Akt zu Ende gebracht hatte (er brauchte denn doch länger dazu, als acht Tage), begab er ſich zu den Freundinnen. Unter guten Erwartungen las er ihnen die Reinſchrift vor und wurde, hinſichtlich des Ganzen, mit herzlicher Beiſtimmung erfreut. Im Einzelnen hatten beide zu tadeln; die Ausſtellungen gründeten ſich aber auf Erfahrung und natürlichen Takt, wurden ihm einleuchtend gemacht, und er änderte mit Vergnügen. Hatte er doch ſchon ſelbſt über ſich zu Gerichte geſeſſen und ſich vielfach die Luſt des Verbeſſerns gegönnt. Jetzt ſetzte er's nur fort und freute ſich der wachſenden Reinheit.

Nachdem er den letzten Einwand auf kurzes Bedenken hin als richtig zugeſtanden hatte, ſah ihn Roſa lächelnd an und ſagte: „Mein lieber Freund, Sie haben einen guten Fortſchritt gemacht. Sollte man nicht glauben, der Tadel wäre Ihnen jetzt lieb? Statt daß Sie empfindlich werden und Ihre Lesart heftig vertheidigen, erkennen Sie die unſere an und laſſen ſie gelten. Das iſt ein Zug, der bei deutſchen Dramatikern nicht ſehr häufig vorkommen ſoll.“

„Mir,“ entgegnete Heinrich mit Heiterkeit, „hat ihn auch erſt ein Kraftmittel beigebracht. Jetzt freilich gehört er zu mir und ich gedenke ihn zu behalten.“ — „Immer zu!“ rief die Mutter lächelnd. — „Im Grunde,“ fuhr der Poet fort, „kommt es auch hier nur darauf an, was man eigentlich will: die Sache, die Kunſt, oder ſich ſelber. Wer die Kunſt will, der hat ein Ideal der Vollendung vor Augen, und er ruht nicht, bis ſein Werk dieſem ſo nahe als möglich kommt. Wer ſich will, der gibt etwas von ſich und hält es für das realiſirte Ideal, weil es von ihm iſt. Natürlich wird ſo Einem der Widerſpruch als perſönliche Beleidigung erſcheinen, während er jenem, als zur Verbeſſerung der Sache dienend, lieb und willkommen iſt.“

„Weislich erklärt,“ entgegnete Roſa mit Lächeln. „Nun, unſern Widerſpruch können Sie ſchon gelten laſſen; er kommt weder aus einem tadelſüchtigen noch frivolen Gemüth und hat nichts als die Schönheit Ihres Werkes im Sinn.“ — „Das weiß ich,“ erwiederte Heinrich, „und darum hör' ich ihn mit Freuden und bitte um die Fortſetzung.“

Wir können nicht gemeint ſeyn, den Poeten in ſeiner Thätigkeit und ſeinem Verkehr mit den beiden Frauen Schritt für Schritt zu begleiten. Er arbeitete ſtetig jeden Tag, und wenn das Drama langſam vorrückte, weil nach und nach die Schwierigkeiten mehr hervortraten und wiederholte Verſuche nöthig machten, ſo wuchs es doch und nährte die Begierde des Autors zum Weitergang.

Die fertigen Partien (auch kleinere, wenn ſie an ſich bedeutend oder gewagt erſchienen) las er an freien Abenden den Damen vor, hörte Lob und Tadel und änderte nach gewonnener Ueberzeugung Einzelnheiten und ganze Scenen. Für einen theilnehmenden Beobachter wäre es intereſſant geweſen, zu ſehen, wie Dichter und Schauſpielerin dabei ſich ergänzten. Heinrich ſtrebte nach Gehalt, Geiſt, höherem Ausdruck, und vielfach gerieth es ihm damit. Nicht ſelten wurde der Dialog aber zu ſchwer, zu gefüllt, oder gewann einen verſtiegenen Charakter; und ſo wurde er von Roſa bekämpft, bis der Poet ſich fügte. Die Künſtlerin hatte vorzugsweiſe den Effekt im Auge, drängte in dieſem Sinn die rührenden Scenen auszubeuten und beſonders draſtiſche Abgänge herzuſtellen. Hier überſchritt ſie aber ein paarmal die Linie, ſchlug Reden vor, die ſich nicht natürlich aus der Situation ergaben, und mußte ſich von dem Dichter widerlegt ſehen, dem die poetiſche Wahrheit über alles ging. Wenn die Forderungen der Wahrheit und der Wirkung einander entgegen traten, ging es nicht ohne Conflikt ab; allein man vereinigte ſich wieder, indem von beiden Seiten eingeräumt wurde, daß in einem Bühnenſtück eben die Wahrheit wirkungsvoll ſeyn müſſe, und Heinrich, wenn er die unmittelbaren Forderungen Roſas ablehnte, folgte ihr doch inſofern, als er dann für naturgemäße Kraftentwicklung Sorge trug.

Im Ganzen bewies unſer Poet, daß er das menſchliche Herz im Guten und Schlimmen, ſo wie die Leiden und Freuden der bürgerlichen Sphäre gar wohl kannte und über ſein abgelauſchte Züge des realen Lebens zu gebieten wußte. Er erprobte ſich als Poeten, indem er wirkliche, lebendige Menſchen zeichnete, die in natürlicher Entfaltung ihres Innern Sympathie zu gewinnen vermochten. Das wurde den Freundinnen immer deutlicher, und Roſa empfand darüber das reinſte Vergnügen.

Der Verkehr der drei Leute hatte etwas ſo ungezwungen Trauliches und unter Umſtänden Heiteres, daß ein Beſucher, auf den erſten Blick hin, ſich geſagt hätte, die ſind glücklich und machen ſich glücklich. In der That unterhält nichts anziehender und ſchöner, als gleiches Intereſſe bei einem gemeinſamen Unternehmen. Roſa konnte das Drama ſo gut anſprechen wie Heinrich, und jedenfalls lag ihr das Gelingen um nichts weniger am Herzen, als ihm. Ihr ſchönes braunes Auge glänzte Genugthuung, wenn ſie etwas für gut erklären mußte, beſonders wenn dieß nach einer zweiten Bearbeitung der Fall war, die ſie gefordert hatte. Da rühmte ſie den Autor, daß er ihren Rath befolgt, es gleich ſo richtig getroffen und ſich dadurch als wahren Dichter bewieſen habe, ſo warm, ſo froh, daß er beglückt lächelte und auch über das Geſicht der Mutter ein Schein der Freude ging.

Die jungen Leute erſchienen zuweilen faſt wie Verlobte, die es ſchon längere Zeit waren und darum in ruhiger Freundlichkeit ſich gefielen. Bei näherer Betrachtung zeigte ſich freilich, daß der Poet an der Liebenswürdigkeit des Mädchens ſein Vergnügen hatte und ſich unwillkürlich dem Reiz ihres Umgangs hingab, aber doch nur in Gefühlen der Freundſchaft ſich bewegte, während aus ihrem Auge zuweilen Blicke kamen, die ihre tiefe Leidenſchaft verriethen — ein ſüß und ſchmerzlich erregtes inneres Leben, das nur durch Willenskraft verſchloſſen gehalten wurde.

Man fragt vielleicht, wie es möglich war, daß der junge Mann dieſen Zuſtand ihrer Seele nicht endlich doch erkannte und nun mit ſich zu Rathe ging über das unter ſolchen Verhältniſſen ihm gebotene Benehmen? Daran war aber theils die Naivetät, die recht eigentlich unſchuldige Natur Heinrichs, theils die Kunſt des Mädchens Schuld, die ſich ſelbſt ſo ſehr in der Gewalt hatte, daß ſie den Ausdruck einer tieferen Empfindung raſch wieder in Scherz verkehren und damit auslöſchen konnte. Ihr zärtlicher Antheil an ihm und ſeinem Vorhaben entging Heinrich freilich nicht; allein er nahm ihn für den Beweis einer Freundſchaft, die auch er gegen ſie empfand, für die natürliche Sympathie der Künſtlerin mit dem Dichter, und endlich — warum nicht? — für den Ausdruck eines Wohlgefallens an ſeiner Perſon, das er ebenfalls reichlich wieder vergalt. Wußte ſie doch, daß er verlobt war und an der Geliebten mit unverbrüchlicher Treue hing; wie hätte er denken ſollen, daß ſie eine Glut in ihrem Herzen nährte, die nur in Auguſte gerechtfertigt war? Ihm blieb daher die Geliebte die Geliebte, die Freundin die Freundin, und darum genoß von den dreien nur er allein eines reinen, ungetrübten Glücks.

Die Wirklichkeit hatte auch dießmal rückſichtslos ihren eigenen Weg genommen. Der dramatiſche Dichter und die feinſinnige, reizende Künſtlerin ſchienen für einander geboren. Aber während ſie ihn liebte und in dieſes Gefühl ſich immer mehr vertiefte, hing er nicht nur mit leidenſchaftlicher Innigkeit an der Jugendgeliebten, ſondern umgab ſie, die Schöne, nur um ſo eifriger mit den Zaubern einer verſchönernden Einbildungskraft. Sie war ihm die edle, die hohe Geſtalt, die Königin ſeiner Gedanken, zu der emporzuſtreben ihn mit der ſüßeſten Luſt erfüllte. Alle Eigenſchaften an ihr waren liebenswerth über Alles, und ſie endlich ſein zu nennen und ſie mit allen an's Herz zu drücken, eine nicht zu faſſende Wonne. Die ſchöpferiſche Phantaſie, die große Künſtlerin, durchleuchtete das Bild und ließ es in Farben erglänzen, daß neben ihnen auch die lieblichſten wirklichen ihr Licht verlieren mußten. Wenn die Freundin ſich um ihn verdient machte und ihm zur Erreichung ſeines Zweckes half, ſo erwiederte er dieß mit herzlichem Dank. Aber den Zweck wollte er nur erreichen, um die Erwählte durch ſeinen Triumph zu erfreuen und triumphirend heimzuführen.

Roſa, wie reſignirt ſie war und wie ſehr ihr liebendes Gemüth ſchon durch den großmüthigen Beiſtand ſich beglückt fühlte, hatte doch eine ſchmerzlich bittere Empfindung, als dieſe Geſinnung Heinrichs einmal ſo recht offen hervortrat. Sie kämpfte dagegen, hielt ſie nieder, und es gelang ihr ſo ſehr, daß ſie ſich mit ihm an der Vorſtellung ſeines endlichen Glückes ſelber zu weiden ſchien. Dadurch wurde aber Heinrich nur um ſo ſicherer gemacht, und wenn er erſt noch eine gewiſſe Scheu gefühlt hatte, die Geliebte vor der Freundin zu preiſen und der Freude ſeines Herzens Worte zu geben, ſo folgte er jetzt dem Drange deſſelben um ſo rückhaltloſer, weil er dadurch der Theilnehmenden ſelber Freude zu machen glaubte.

Mit all ihren Fähigkeiten, ſich über ſich ſelber zu erheben, wurde Roſa jetzt doch auf harte Proben geſtellt. Ein Liebender findet ſo viele Gelegenheit, von der Geliebten zu reden! Eine allgemeine Frage nach ihr gibt ihm Anlaß zu ausführlichem Bericht, wobei er weit mehr ſein eigenes Bedürfniß, als das der Hörer zu Rathe zieht. Eine Erkundigung nach einem Bezug, der nur ihn ſelber betrifft, läßt ihn in die Antwort einflechten, was ſie vorher oder nachher, in oft ſehr entferntem Zuſammenhange, geſagt oder gethan hat u. ſ. w. Heinrich, um der bewieſenen Theilnahme durch eben ſo großes Vertrauen entgegen zu kommen, theilte die ſchönſten Stellen aus den Briefen mit, die er von Auguſte erhielt; er las Gedichte vor, die er ihr gelegentlich zum Ruhme ſang, und gab dazu Commentare, die oft noch viel poetiſcher waren als die Gedichte ſelbſt. Wenn man bedenkt, daß Roſa dem allem gegenüber die einmal angenommene Haltung zu bewahren hatte, ſo ahnt man, was ſie dabei litt.

Ein eigenes Gefühl regte die dramatiſche Arbeit ſelber in ihr an. Der Poet hatte den Gedanken, in den beiden Mädchengeſtalten ſowohl die Geliebte als die Freundin zu ſchildern, gewiſſenhaft ausgeführt; und es begreift ſich, daß im Vergleich zur erſten die zweite Figur in all ihrer Artigkeit als Mond neben der Sonne und recht eigentlich ſecundär erſchien. Die Künſtlerin hielt bei der erſten Wahrnehmung mit Mühe ihren

Unmuth zurück, um erſt in der Einſamkeit ihr Herz zu entlaſten. Sie war nicht nur perſönlich gekränkt, ſondern auch äſthetiſch verletzt. Denn eben jene erſte Figur drückte ſich in der Arbeit zu hoch und zu koſtbar aus, ſo daß es den Effekt des Ganzen nothwendig beeinträchtigen mußte. Roſa, nachdem ſie mit ſich zu Rathe gegangen, trat den Uebertreibungen in dieſem Bilde ſo geſchickt als möglich entgegen, mußte aber doch länger kämpfen, indem der Poet endlich nur nachgab, als ſie ihm bewies, daß eine natürlichere und ruhigere Sprache die Liebhaberin auch herzgewinnender erſcheinen ließe. Bei der andern Geſtalt hatte ſie dagegen Vorſchläge zu machen zu beſſerer Ausſtattung an Gemüth und an Witz. Sie zeigte indeß klar, daß auch dieß im Intereſſe der Dichtung ſey, und der Poet, hier innerlich erheitert, gehorchte.

Wenn die muthige Führerin nun Leid und Mühe genug hatte, ſo war ihr doch auch ein Erſatz geboten. Ihre Mühe trug Früchte. Unter ihrer Beihülfe gedieh das Werk und klärte und bildete ſich der Autor ſelber. Drang er durch zum vollen Gebrauch ſeines Talents, erreichte er ſchon etwas mit dem erſten Werk, ſo konnte ſie ſich ſagen, daß ſie Miturheberin, ja eigentliche Stifterin ſeines Glückes war. Er ſelbſt war gewiſſermaßen ihr Werk, der von ihr Gelenkte, Beſchenkte, und ſie hatte ihm gegenüber das Gefühl des Künſtlers vor einer gedeihenden Schöpfung. Freilich, ihre Natur war nicht zu bloßer Geduldübung geſchaffen, und ihr weibliches Herz forderte ſeine Rechte. Eben nach längerer Zurückhaltung, in der Müdigkeit, welche ſtete Selbſtüberwindung zu hinterlaſſen pflegt, brachen ihre Gefühle nur um ſo gewaltſamer hervor, um ſie ſchmerzlich zu erſchüttern.

Einmal, nach einem eben ſo argloſen wie groben Rückfall Heinrichs in die Ausſchließlichkeit der Leidenſchaft, ſtellte ſich ihr in der Einſamkeit ſein Benehmen vor die Seele und ein wahrer Unwille erſtand in ihr. Sie ſah ihn in den Widerſprüchen ſeiner Natur, in ſeinen anziehenden und abſtoßenden Eigenſchaften, und dieſe letzteren erſchienen ihr in grellem Licht. Da ſie ſich nun doch zu ihm hingezogen fühlte, ſo war ſie entrüſtet über ſich ſelber, klagte ſich an und empfand dieſe Bekanntſchaft als ein unſeliges Verhängniß. Eine Frage erhob ſich in ihr, deren Erwägung ihr Qualen verurſachte. War es die Verlobte werth, daß ſie ihr weichen mußte? Die Stellen, die Heinrich aus ihren Briefen mitgetheilt, hatten ihr keinen ſo guten Begriff beigebracht, daß ſie den Lobeserhebungen des Liebenden hätte Glauben ſchenken können. Der Gedanke ſtellte ſich ihr dar, daß dieſer auch hier ſich täuſchen und da, wo er einen Engel erwartete, nur ein gewöhnliches Weib finden könnte, die ſich ſeinem poetiſchen Wollen und Streben vielmehr entgegen ſetzte. Sie fühlte, daß ſie, die Künſtlerin, ihn fördern, ergänzen, glücklich machen könnte. Sie dachte ſich, wie ſchön und fröhlich ſie mit einander zu leben, wie reizend ſie ihre zuſammenſtimmenden Berufe zu treiben vermöchten, und ein Schmerz, eine förmliche Indignation durchdrang ſie, daß die Welt und das Geſchick es anders beſchloſſen, daß das eben ſo Schöne, wie Vernünftige nicht ſeyn ſollte. Sonderbar! Die Möglichkeit trat vor ihre Seele, ihn trotz allem durch ein anderes Benehmen gegen ihn zu gewinnen, mit der Abweſenden zu kämpfen und — zu ſiegen. Aber ſie verwarf den Gedanken, wie er gekommen war. „Nein,“ rief ſie, nicht ohne das Pathos des Stolzes, „ich will keinen Mann erobern, der mich nicht liebend ſucht! Eben weil ich eine Schauſpielerin bin, darf ich nicht thun, was bei den ehrſamen Müttern und Töchtern der guten Geſellſchaft Regel iſt. Sie ſoll ihn haben — und ich, ich werde mich tröſten!“

Nicht immer gelang es ihr, über ihr Leid auf dieſe Art ſich endlich zu erheben. Zuweilen verſank ſie in ſtille, tiefe Trauer und erſchien wie krank, wofür ſie ſich dann auch ausgab. Einmal ging ihr eine Aeußerung des Poeten über das Glück, dem er entgegen ſah, ſo zu Herzen, daß ſie in ihrem Stübchen vor Zorn weinte und unter reichlich fließenden Thränen ihr Geſchick verklagte, das ſie mit dieſem Manne belaſtet und den Frieden ihres Herzens durch eine ſinnloſe Leidenſchaft vergiftet habe.

Der Mutter konnte ſolche ſchmerzvolle Aufregung nicht immer verborgen bleiben. Sie ſchüttelte den Kopf und warf auf die Tochter Blicke, die, ihr Innerſtes durchdringend, ſie erröthen machten. An einem Abend, wo ſie ihr beſonders niedergedrückt erſchien, fragte ſie, was ihr ſey, und das Mädchen ſprach ihren Verdruß darüber aus, eine Rolle nicht erhalten zu haben, die ihr zukäme und auf die ſie ſich ſchon lange gefreut habe. Die Züge der Mutter wurden ernſt, vorwurfsvoll, und ſie rief: „Geh, und mach mir nichts weis! Du hängſt an dieſem Menſchen und verſtrickſt dich immer tiefer in deine unſelige Leidenſchaft! Das Stück, das ihr mit einander ausarbeitet, iſt dein Unglück, und ich erkläre mir nun die fatale Empfindung, die ich hatte, als du es an ihn abtrateſt. Je mehr er dich kränkt, deſto mehr liebſt du ihn. Deine Gedanken kommen nicht von ihm los, du ſorgſt und arbeiteſt für ihn, und dein Lohn iſt Herzeleid!“

Roſa hatte ſich während dieſer Rede gefaßt. „Du übertreibſt, liebe Mutter,“ entgegnete ſie mit der Ueberlegenheit einer Seele, die an ihrem Loos trotz allem feſthält. „Wenn du aber auch Recht hätteſt, was thät’ es? Ein bischen unglückliche Liebe ſchadet nicht, am wenigſten einer Schauſpielerin. Man macht damit neue

Erfahrungen, neue Sphären menſchlicher Gefühle ſchließen ſich auf, und man ſpielt beſſer. Ja, ja,“ fuhr ſie mit einem Blick auf die achſelzuckende Mutter fort, „für mich insbeſondere iſt dieſes Unglück ein wahres Glück. Ich habe mich bis jetzt offenbar zu einſeitig auf die muntere Seite gelegt, und das geht wohl eine Zeit lang, wird aber nach und nach langweilig und ſchädlich. Das Herzeleid führt in die Tiefe, macht uns ganz — allerdings, liebe Mutter! — und wir gelangen zur wahren künſtleriſchen Ausbildung.“

Die Frau, mit einem Zug des Tadels um den Mund, hatte den Kopf geſchüttelt. „Du rufſt den Humor zu Hülfe!“ entgegnete ſie. „Wird er immer vorhalten?“ — „Es iſt mein Ernſt,“ verſetzte Roſa mit Ergebung. „Dieſer Poet iſt in unſer Haus gekommen und wir haben uns für ihn intereſſirt. Das Theater, von dem er alles erwartete, hat ihn abgewieſen und recht eigentlich in Verzweiflung geſtürzt; ich konnte ihm die rettende Hand bieten, und ich bot ſie ihm. Bei alledem hab' ich mir nichts vorzuwerfen. Kommt mehr Unglück dabei für mich heraus, als mir lieb iſt, ſo muß ich's tragen. Aber ſey nur ruhig, ich bin nicht ſo ſchwach, und werde ſchon damit fertig werden.“

Die Augen der Frau waren naß geworden. „Du biſt ein gutes Kind,“ rief ſie, „ein edles Herz. Du hätteſt ein beſſeres Loos verdient!“ — „Ach, Mutter,“

verſetzte das Mädchen, „man kann in dieſer Welt nicht alles haben und muß ſich genügen laſſen! Mir iſt dieſes Unglück im Grunde doch lieber, als das ehemalige Glück, und ich würde es nicht dafür hergeben, wenn ſich's mir in der letzten Zeit auch ein wenig ſtark aufgelegt hat. Ich hab' nun einmal meine Freude dran! Laß mir's, bis mich's von ſelber verläßt!"

Die Mutter, gerührt, umfaßte die Tochter, ſchloß ſie an ihre Bruſt und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirn. „Wann wird das aber geſchehen?" entgegnete ſie. „Die Arbeit, die euch immer wieder zuſammenführt, wird noch eine gute Zeit dauern. Kann ſie die Krankheit nicht ſo verſchlimmern, daß ſie unheilbar wird?" — „Im Gegentheil," verſetzte das Mädchen; „eben dieſe Arbeit, wenn ſie gelingt, wird mich heilen; und wenn ich mich ſo eifrig darum annehme, ſorg' ich eigentlich nur für mich ſelbſt."

Die Mutter ſchaute ſie zweifelnd an. — „Ganz einfach," erwiederte die Tochter. „Wenn das Stück geräth und gut aufgenommen wird, iſt der Poet ein gemachter Mann. Denn Talent hat er, das haben wir nun geſehen, und wenn er einmal erfährt, wie er's am beſten verwenden kann, wird er den Weg, auf den wir ihn gebracht haben, nicht mehr verlaſſen. Er kann um ſeine Auguſte anhalten und wird ſie heirathen — und ich werde mich beruhigen; denn ſo kindiſch bin ich nicht, daß ich einen weiblichen Werther ſpielen werde. Iſt der Poet ein Ehemann und ſehen wir uns wenig oder gar nicht mehr, dann wird es in meinem Herzen wieder ſtill werden und nur der Nutzen der Erfahrung wird übrig bleiben." — Die Frau ſah ihr in's Auge und lächelte mitleidig. „Sehr gut berechnet," entgegnete ſie. „Alſo für jetzt glaubſt du dich deinem ſogenannten Glück noch ruhig überlaſſen zu können?" — Das Mädchen ſah für ſich hin und über ihr wehmüthiges Geſicht ging ein Schein von Lächeln, das nicht ohne Schelmerei war. „Nun," fuhr die Mutter fort, „ich kann's nicht ändern. Du willſt es haben — ſieh nun auch, wie du die Folgen trägſt!"

Tage, Wochen gingen hin, die Arbeit näherte ſich ihrem Ende. Sey es die Einrichtung der Natur, zufolge welcher nach einer Zeit ſtürmiſcher Erregung immer wieder eine Zeit der Ruhe kommt — ſey es der Einfluß, den der gute Fortgang des Stücks auf ihr Gemüth übte, genug, Roſa wurde ſchon in dieſer Zeit heiterer geſtimmt und erfreute die Mutter durch einen Ausdruck ernſter Zufriedenheit. Der Poet hatte aber auch den Takt oder das Glück, ihr faſt nie mehr durch Naivetäten wehe zu thun. In der Freude ſeines Herzens über das Gelingen der Arbeit wurde er dankbarer gegen die Spenderin, unwillkürlich zarter, und ließ keinen guten Anlaß vorübergehen, ihr Lob zu ſagen. Der letzte

Akt brachte ſo das Ende gut Alles gut nicht nur für die Perſonen des Stücks, ſondern auch für die Erfinderin, die eine große Genugthuung empfand, wobei das Bewußtſeyn gelungener Hülfe die Melancholie der Entſagung weit überwog.

Heinrich fühlte ſich im Innerſten glücklich. Viel Mühe hatte er ſich gegeben; aber nun durchdrang ihn eine Sicherheit, wie er ſie in ſolcher Klarheit nie empfunden hatte. Sein eigenes Urtheil ſtimmte mit dem der Freundinnen — eine Täuſchung war unmöglich.

Als er an einem ſonnigen Wintermorgen die letzten Auftritte ſkizzirt hatte und die Schönheit des Wetters ihn auf die Straße lockte, begegnete ihm Willmann. Sie begrüßten ſich und der Novelliſt ſagte: „Nun, ich gratulire. Ihr Schauſpiel ſoll gut — ſehr gut werden.“ — „Woher wiſſen Sie das?“ fragte Heinrich. — „Ich weiß es,“ entgegnete der Andere behaglich.

Der Poet nickte begreifend und ſagte dann: „Ich meine freilich ſelber, daß es mir geräth; und ich hoffe nun, den beiden Herrn, die mich wegen meiner Tragödie ſo ſchmählich heruntergemacht haben, beweiſen zu können, daß ich auch etwas zu liefern vermag, wofür ſie mir Dank wiſſen müſſen.“ — „Dem,“ verſetzte Willmann, „ſehen ſie mit Freuden entgegen; denn Jeder freut ſich, wenn er ein Projekt gelingen ſieht.“

„Wie muß ich das verſtehen?“ rief Heinrich. — „Nun,“ erwiederte der Doktor, „am Ende muß es ja doch heraus, ich will's Ihnen alſo geſtehen, daß wir Ihnen einen Streich geſpielt haben, einen Streich zu Ihrem Beſten. In Ihrer Tragödie waren Sie auf einer Straße des Verderbens, zeigten aber troß Allem eine nicht gewöhnliche Befähigung zum Dramatiker — darüber waren die Regiſſeure einig. Wie dieſe Befähigung nun von jenem Pfad abziehen? Wir kamen zuſammen, beriethen uns, und es wurde beſchloſſen, eine energiſche Kur anzuwenden. Ihr Verlangen, die Urtheile kennen zu lernen, ſetzte man voraus und redigirte ſie für den Autor beſonders. Der Trank wurde verſchluckt und wirkte gründlich.“

„Ah,“ rief Heinrich mit einem Ausdruck von Empfindlichkeit. „So habt ihr alſo mit mir geſpielt?“ „Aus Antheil an Ihnen,“ fuhr Willmann begütigend fort, „aus Achtung vor Ihrem Talent! Es galt, Sie von Ihrer tragiſchen Ueberſchwänglichkeit par force wegzubringen, und in dieſem Sinn hat Freund Berger allerdings vortrefflich gearbeitet. Genug, es iſt geglückt, Sie haben ſich nicht nur auf die rechte Wahlſtatt begeben, ſondern nach allem, was ich höre, darauf auch ſchon einen Sieg erkämpft.“

Unſer Poet entrang ſich doch nur mit Mühe der demüthigenden Empfindung, geführt, wenn auch zu ſeinem Beſten geführt zu ſeyn. „Es iſt geglückt," begann er nach einer Pauſe; „aber nicht durch euch, ihr Herrn, ſondern durch ein liebenswürdiges Geſchöpf, das mich freundlich aufgeklärt und mir das Beſſere an die Hand gegeben hat."

„Wohl," verſetzte der Andere; „aber dieſer Freundlichkeit mußte vorgearbeitet ſeyn, wenn ſie bei einem ſo verſtockten Idealiſten durchdringen ſollte. Die Heilung iſt methodiſch vor ſich gegangen. Nach der Erſchütterung durch Donner und einſchlagenden Blitz kam der Sonnenſchein und that das Uebrige." — „Die Hauptſache!" warf Heinreich ein. — „Die Hauptſache," wiederholte der Schriftſteller, „zugegeben!" Er ſchwieg einen Moment und fuhr dann lächelnd fort: „Für Sie kann man wirklich gute Hoffnungen hegen. Ein junger Mann, der notoriſch verlobt iſt, gewinnt noch andere Frauenherzen, ſo ſehr, daß ſie ſogar Opfer bringen für ihn. Mein lieber College, Sie kommen durch die Welt, darauf können Sie ſich verlaſſen. Und eins ins andere gerechnet, ſind Sie nun doch eigentlich mit einem ſehr gnädigen Lehrgeld davon gekommen."

Während dieſes Geſprächs waren ſie unvermerkt in die Nähe des Theaters gelangt. Willmann richtete ſeinen Blick auf das ſtattliche Gebäude und ſein Geſicht erheiterte ſich. Zwei Männer waren aus einem Seitenthor getreten und kamen gegen ſie her; es waren die

Regiſſeure. Heinrich konnte nicht umhin, mit Willmann vorwärts zu gehen, obwohl er vor der Begegnung eine erklärliche Scheu empfand. Er hatte die Herrn nach der Lektüre ihrer Urtheile nicht nur nicht wieder beſucht, ſondern auch auf der Straße glücklich vermieden, ſo daß für ihn jetzt eine Art Eis zu brechen war. Indeſſen zeigte ſich, daß er die Zeit her doch viel Welt in ſich aufgenommen hatte; denn er bezwang ſich und es gelang ihm, die Begrüßung möglichſt unbefangen abzumachen.

Hallfeld (ſo hieß der ältere der beiden Schauſpieler) dankte freundlich und ſagte: „Wir haben uns lange nicht geſehen. Wie ich aber höre, ſind Sie die Zeit her fleißig geweſen und werden bald etwas Schönes fertig haben!“ — „Fertig,“ entgegnete Heinrich, „wird es bald ſeyn. Ob es etwas Schönes iſt, werden Sie zu entſcheiden haben.“

Der Komiker und Intrigant hatte unterdeß einen Blick auf ihn geworfen, in welchem Spott und Wohlwollen ſehr ergötzlich gemiſcht waren. „Sie haben ſich,“ bemerkte er mit höflichem Kopfneigen, „herabgelaſſen, einen Stoff aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben zu behandeln und ein Schauſpiel zu ſchreiben?“ — Heinrich ſah ihn an und zuckte unwillkürlich die Achſel. — „Sie ſoll gelungen ſeyn,“ fuhr jener fort, „die Frucht Ihrer Condeſcendenz.“ — „Die Freundin,“ warf Hallfeld ein, „hat mit uns darüber geſprochen. Demnach wäre am Erfolg nicht zu zweifeln, und ich hoffe, daß wir es bald zu leſen bekommen werden.“

„Ich freue mich ſehr auf den Intrigant,“ verſetzte Berger, „der recht eine Rolle für mich ſeyn ſoll. Mir ſagen nämlich ganz beſonders gemiſchte Charaktere zu — Menſchen, die mit reſpektabler Schlechtigkeit eine Art von Gutmüthigkeit, ja Biederkeit verbinden. So Einer, wie ich aus den gegebenen Andeutungen ſchließen möchte, kommt in Ihrem Stück vor.“ — „Und ſoll,“ entgegnete Heinrich mit eingehender Laune, „wenn das Stück angenommen wird, auch dem Künſtler zufallen, den die Natur geſchaffen zu haben ſcheint, Charaktere dieſer Art congenial zu verſinnlichen.“ — „Charmant!“ rief der Komiker, während die Andern lächelten.

„Ich geſtehe,“ begann Willmann, „ich freue mich ſehr auf die Vorſtellung, an der ich nicht mehr zweifle. Sie haben,“ fuhr er auf Heinrich blickend fort, „durch Ihre erſte Arbeit ernſtlichen Antheil erregt.“ — „Allerdings,“ bemerkte der Heldenvater mit Würde. — „Unbedingt!“ ſetzte der Komiker hinzu. — „Und da Sie ſich in der Zeit der Calamität ſo ritterlich gehalten haben, ſo gönnen wir Ihnen von ganzem Herzen einen öffentlichen Erfolg.“ — „Und den wohlverdienten Lorbeer,“ ergänzte Berger — „den Lohn der Demuth, die ſich ſelbſt bezwungen!“ Nach weiterem Austauſch von Höflichkeiten dieſer Art ſchied man erheitert und mit den beſten Wünſchen. Heinrich ging nach der Wiederanknüpfung mit den Kunſtverwandten eines hin und wieder doch läſtig empfundenen Druckes entledigt nach Hauſe. Behaglich fühlte er, wie ſich der Weg für ihn mehr und mehr ebnete und ein günſtiges Zeichen nach dem andern hervortrat.

An demſelben Tag ſchrieb er einen längeren Brief an Auguſte. Die Geliebte hatte ihm auf die Meldung, daß er auch das zweite Trauerſpiel einſtweilen liegen gelaſſen und nun an einem Schauſpiel arbeite, nach längerem Schweigen eine Antwort geſandt, welche die zärtlichſte Beſorgniß für ihn an den Tag legte, indem nach den bisherigen Erfahrungen leider nicht mit Gewißheit angenommen werden könne, daß er bei dieſer neuen Arbeit ausharren werde. Darauf hatte der Verlobte ſie durch Verſicherungen beruhigt, die, wenn ſie nicht Ueberzeugung bewirkten, doch Glauben fanden. Jetzt konnte er nicht nur die Vollendung, ſondern gleich auch die Gelungenheit des Stücks anzeigen — und mit welch gerechtem Selbſtgefühl that er es!

„Ja," meine Theure," ſchloß der Bericht, „meine Prüfungszeit iſt vorüber und der Lohn der Ausdauer ſo gewiß, daß ich ihn ſchon in der Hand zu haben glaube. Endlich, endlich iſt mir's gelungen! Nicht nur die Annahme des Stücks, auch die Wirkung auf der Bühne und das Verbleiben auf dem Repertoire iſt mir verbürgt — durch das Urtheil von Kennern. In vierzehn Tagen iſt die Arbeit fertig, revidirt, bühnengemäß hergeſtellt; der raſchen Annahme wird die raſche Darſtellung folgen, und dann heißt's: Auf Wiederſehen! auf glückſeliges Wiederſehen!“

Dem Brief war eine Nachſchrift beigefügt, die alſo lautete: „Die frühere Aeußerung über Doctor Willmann muß ich zurücknehmen. Hinter einer allerdings etwas gewöhnlichen Außenſeite verbirgt dieſer Schriftſteller ein tieferes Herz, und an mir und meinem Schickſal nimmt er wahren Antheil. Theilt er nicht alle meine Ideen, ſo iſt er doch ein Mitſtrebender und Literat im beſten Sinne des Worts, eine redliche, neidloſe Seele, ein Freund, auf den ich rechnen kann.“

VII.

Die letzten Scenen wurden ausgeführt, in dem kleinen Kreiſe berathen und nach wenigen Aenderungen gebilligt. Das Stück war fertig.

Für die nächſten Tage hatte der Autor nun den Genuß, das vollendete Werk nochmal zu übergehen und im Einzeinen durchzubilden. Es gehört dieß, wenn der Organismus im Weſentlichen gelungen iſt, zu den angenehmſten Arbeiten, und Heinrich ſchlürfte denn auch die Neige der Schöpferfreuden con amore. Wie aber auf Erden kein Glück rein bleiben ſoll, ſo wurde auch in den ſüßen Trank dieſer Tage ein bitterer Tropfen geworfen, der ihn ärgerlich vergällte.

Unſer Poet hatte den ſatiriſchen Roman ſeines guten Freundes Dorn ſchon vor Monaten zu leſen begonnen, aber ſich nicht damit befreunden können. Er fand den Witz vielfach gezwungen und die Bosheit des Autors, auch wo ſie das Schlechte geißelte, zu direkt und gehäſſig, als daß er mit ihr hätte ſympathiſiren können. Der Geiſt, der das Opus eingegeben hatte (dieß erkannte er aus den erſten Kapiteln), war der Geiſt der Rache und der Schadenfreude, blinder Leidenſchaften, denen nichts Wohlthuendes gelingen kann. Einzelne Treffer ergötzten ihn freilich, die Neugier wurde rege erhalten, aber das Geleſene hinterließ keinen guten Eindruck und das Buch erzeugte in Heinrich zuletzt einen förmlichen Widerwillen, ſo daß er es, noch nicht in die Mitte gekommen, bei Seite warf.

Als Dorn ſich gelegentlich einmal darnach erkundigte, fühlte der etwas Befangene die Nöthigung, ebenſo den guten Bekannten wie die Wahrheit zu ſchonen, und ſagte darum: er habe ſich mit großem Intereſſe hineingeleſen, könne aber einen ſo ſtark gewürzten Trank nur in kleineren Doſen zu ſich nehmen, und müſſe ſich noch eine Friſt ausbitten. Der Autor, durch dieſe Erklärung nicht übermäßig zufriedengeſtellt, machte doch gute Miene, und man trennte ſich unter kameradſchaftlichen Verſicherungen.

Nach der Vollendung ſeines Dramas erkannte der Poet, daß er das Beißen in den ſauern Apfel nicht länger verſchieben könne; er nahm das Buch eines Abends vor und verſchluckte den Reſt heroiſch. Aber er konnte das frühere Urtheil nur beſtätigen. Ergötzlich im Einzelnen — nicht allzuhäufig —, unerquicklich im Ganzen; von der Schneide des Hohnes Rügenswerthes, Verwerfliches, aber auch Gutes, ja Großes getroffen, das der Schreiber nur nicht begriff; ein Buch, das in einem Sinne zu beſprechen, wie der Autor es wünſchte, für Heinrich ganz und gar unmöglich war.

Kurz nach Gewinnung dieſer Anſicht traf er wieder mit Dorn zuſammen. Er theilte ihm auf Befragen das Neueſte über ſein Stück und ſeine Hoffnungen mit, und der Feuilletoniſt gratulirte mit ſichtlicher Zurückhaltung; dann ſagte er: „Wie haben wir's aber mit unſerem Roman? Jetzt werden Sie ihn doch wohl geleſen haben!“ — „Freilich,“ erwiederte Heinrich mit einer gewiſſen Haſt. „Er hat mich intereſſirt bis zu Ende. Sie haben darin Hiebe ausgetheilt, die ich den Getroffenen von Herzen gegönnt habe. Läugnen will ich aber nicht, daß ich auch auf Angriffe geſtoßen bin, die ich durchaus nicht unterſchreiben möchte.“ — „So?“ entgegnete der Andere. — „Nun,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „im Grunde iſt das natürlich, man kann nicht in allen Stücken gleich denken. Ihr

Urtheil im Ganzen iſt alſo?" — „Daß das Buch von dem Publikum, für das es geſchrieben iſt, mit Nutzen und Vergnügen geleſen werden kann."

Dieſes bedingte Zugeſtändniß war an ſich nicht darnach angethan, eine Autorſeele zu befriedigen. Unſer Poet aber, der ſich bewußt war, daß der Roman eben ſo gut mit Schaden und Mißvergnügen geleſen werden könne, hatte es zum Ueberfluß mit einer gewiſſen Verlegenheit ausgeſprochen, ſo daß die eingeſchränkte Beiſtimmung noch dazu als abgenöthigt erſchien. Dorn, dem ſich dieß aufdrängte, betrachtete ihn mit verdächtigen Blicken. Er ging auf einen andern Gegenſtand über, machte ſeinem Herzen in ſcharfen Bemerkungen über Abweſende Luft, und ſagte zuletzt mit einem Lächeln „Guten Tag," das nichts Gutes zu bedeuten ſchien.

Heinrich gehörte zu den Menſchen, die nicht gern eine Schuld unbezahlt laſſen, und er überlegte daher ernſtlich, ob nicht eine Form auszudenken wäre, in der er, ohne der Gerechtigkeit eben in's Angeſicht zu ſchlagen, dem Autor, der ihn öffentlich gelobt hatte, doch auch einen Dienſt erweiſen könnte. Allein er fand keine, und dieß beunruhigte ihn ſehr und trübte das Glück der ſchönen Tage. Endlich rief er: „Zum Henker mit dieſer Affaire! Gehen wir auf die Hauptſache los, und wenn ſie erreicht, dem Kritikus Reſpekt eingeflößt iſt, dann wird ihn eine Gefälligkeit zufrieden ſtellen, die ich ihm ohne Gewiſſensbiſſe erweiſen kann!“

Im Nachklang dieſes heroiſchen Entſchluſſes vollendete Heinrich die Reviſion und ſtellte ein reinliches Manuſcript her.

Als er den Freundinnen ankündigte, daß er das Stück ſofort einreichen könne, ſchüttelte Roſa den Kopf. „Vorher,“ ſagte ſie, „muß noch was Anderes geſchehen. Die Regiſſeure und Doctor Willmann ſind Ihnen wahrhaft zugethan. Wir wollen dieſe Herrn zum Thee einladen, und Sie tragen ihnen dann Ihr Stück vor. Gut geleſen wird es nicht nur einen gewinnenden Eindruck machen, ſondern auch zu Bemerkungen Anlaß geben, die Ihnen weiter nützlich werden können.“ — Heinrich, über die conſequent liebevolle Sorgfalt erfreut, erklärte ſeine Zuſtimmung unter Worten des Dankes.

Am nächſten Sonnabend war die Geſellſchaft in dem traulichen Zimmer verſammelt. Man hatte ſich cordial begrüßt, und unter dem Schlürfen des feinen Getränks nahmen bald gute Geiſter die Seelen ein. Der Poet hatte offenbar eine günſtige Poſition. Konnten ihn nicht alle, wie er jetzt war, gewiſſermaßen als ihre Schöpfung anſprechen, und mußten ſie ſich daher nicht über alles ihm Gelungene freuen, als ob es von ihnen wäre? Er fühlte das auch, und der letzte Reſt von Befangenheit wich aus ſeiner Seele.

Willmann, ihn betrachtend, ſagte: „Hat unſer Dramatiker in der letzten Zeit nicht geradezu ein anderes Ausſehen bekommen? Sein Blick iſt jetzt ſo menſchlich, ſein ganzes Weſen ſo vertrauenerweckend —“

„Sehr natürlich,“ fiel Berger ein. „Er iſt herabgeſtiegen aus den ätheriſchen Höhen und Menſch geworden, indem er ſich in wirkliche Menſchen verſetzte, und — menſchlich geſinnt auch für uns Theaterleute — Rollen geſchrieben hat, die man wirklich ſpielen kann — wie ich höre.“

„Die Welt,“ fuhr der Novelliſt heiter fort, „wird geſund, man kann nicht mehr daran zweifeln. Der Realismus erſtarkt und macht eine bedeutſame Erwerbung nach der andern.“ — „Leben und Lebenlaſſen,“ rief der Regiſſeur, „das iſt die Parole des Jahrhunderts! Sogar auf dem Theater, wo man ſonſt mit wohlklingenden Verſen im Mund ſich dem Tod in die Arme warf, daß die Bühne ſich endlich mit Leichen bedeckte, wird es mehr und mehr Sitte, in ſchlichter Proſa zu guter Letzt ſich um den Hals zu fallen und dem Publikum das wohlthuende Schauſpiel verſtändiger Gemüther zu geben, die dem Glück entgegen gehen.“ Mit einem Blick auf Hallfeld, der launig den Mund rümpfte, fuhr er fort: „Der Herr College ſcheinen nicht ganz einverſtanden zu ſeyn?“

„Doch,“ verſetzte dieſer. „Aber in eurem eigenen

Intereſſe möcht' ich euch Herrn rathen: übertreibt's nicht mit eurer Proſa und eurem Lebenlaſſen! Denn ſonſt möchte das Publikum am Ende auch das genug kriegen und ihr könntet einen Rückfall erleben." — „O," rief Berger, „mir iſt nicht bange!" — „Man kann für nichts einſtehen," erwiederte der Andere. Der Komiker ſah ihn an, und da er, beſonders vor einem Auditorium, zu necken und zu ſtreiten liebte, fuhr er fort: „Sie kämpfen für Ihr ſcheinbares Gebiet, lieber College, aber Sie thun ſich ſelber Unrecht. Ihr Spiel iſt im Proſadialog ſo vorzüglich wie in der Verſetragödie und für mich und Meinesgleichen noch viel erquickender. Es herrſcht darin eine Natur, eine Friſche —" — „Bitte!" rief Hallfeld. — „Alſo davon abgeſehen! Sagen Sie mir nun in allem Ernſt: was hat man eigentlich an einer verſificirten Tragödie?"

„In allem Ernſt?" fragte Hallfeld erheitert. „Wollen Sie etwas Ernſthaftes hören?" — „Oh," rief Berger mit einem Ton des Vorwurfs, „von Ihnen mit Freuden! Und gewiß alle hier Anweſenden?" — „Ja wohl, ja wohl," riefen Heinrich und Roſa. — „Alſo, kurz geſprochen, was hat man davon?" — Hallfeld erwiederte mit ruhigem Nachdruck: „Die Kunſt." — „Die Kunſt!" wiederholte der Andere. „Sie meinen die Kunſt im aparten Sinne, wo ſie über die natürlichen Formen des wirklichen Lebens hinaus geht?" — „Die Kunſt in dem Sinn, wo ſie über die Kleinheit, Gewöhnlichkeit und Dürftigkeit des wirklichen Lebens ſich erhebt," entgegnete Hallfeld. „Die Kunſt, die in eine Welt verſetzt, wo das höhere Maß in der Ordnung iſt und die Verſe ſo natürlich klingen, wie im gewöhnlichen Leben die Proſa."

„Das klingt ſehr ſchön," erwiederte Berger, „und" (ſetzte er lächelnd hinzu) „ungefähr ſo ſagt's der Herr Profeſſor auch. Aber ich, als ein verſtockter Realiſt, ſtelle mir die Sache ſelbſt vor und muß Ihnen die Wirkung, die faktiſch ſo oft mit angeſehene Wirkung entgegen halten. Erlauben Sie mir eine kleine Charakteriſtik. Wir geben alſo eine verſificirte Tragödie (denn um die Tragödie handelt ſich's) — was iſt, kurz und bündig geſagt, der Effekt? Das Publikum — in nicht allzugroßer Zahl — ſitzt erwartungsvoll, und die pathetiſchen Verſe beginnen. Irgend eine Gräuelthat iſt ſchon verübt oder wird verübt; zunächſt mit glücklichem Erfolg. „Triumph" ruft das Verbrechen, „Rache" die Tugend. Man ſtreitet, man tobt, man rast, wobei nicht ſelten das nervenerſchütternde Spiel noch durch einen gräulichen Lärm hinter den Couliſſen verſtärkt wird. Der Frevler, unter dem Beiſtand hölliſcher Dämonen, wehrt ſich verzweifelt. Endlich, krach, trifft ihn der Blitz, die Exekution gelingt, der Tod heimst ein, und der Vorhang fällt. Die Zuſchauer, wenn ſie mit ihren Gedanken nicht ſchon lange daheim oder im Wirthshauſe ſind und die ganze, meiſt drei bis vier Stunden dauernde Handlung mitgeduldet haben, fühlen ſich geſchüttelt und gerüttelt, in dumpfe Verwirrung geſetzt, und gehen mit zerſchlagenen Gliedern weg, trotz der Verſe, und trotzdem, daß ſie zu der grauſigen Aktion ſehr natürlich gellungen haben.“

Die Geſellſchaft, von der draſtiſch gezeichneten Caricatur ergötzt, lachte, Hallfeld mit eingeſchloſſen. Nach kurzem Schweigen erwiederte dieſer: „Darf ich nun auch eine Tragödie aufführen?“ — „Immer zu!“ rief Berger.

Hallfeld begann: „Alſo — das Publikum ſitzt in ernſter Erwartung und der Vorhang geht auf. Schon durch den Klang der Verſe wird der Hörer der Atmoſphäre des Alltagslebens entrückt und in eine höhere feierliche Stimmung verſetzt. Eine große, gewaltige Kraft, deren Leidenſchaft uns mit Staunen erfüllt, wird zum tragiſchen Uebermuth, zum Verbrechen hingeriſſen, und die Göttin, die dadurch verletzt iſt, bereitet die Strafe; ihre Organe ſetzen ſich in Action und ein Kampf beginnt, den wir mit erhabener Spannung begleiten. Wir fordern den Untergang des Frevlers, indem wir ſeinen dämoniſchen Geiſt bewundern, und er ſinkt endlich unter den Schlägen der Gerechtigkeit. Der Zuſchauer, um mit einem Heros der tragiſchen Dichtung zu reden, iſt zermalmt, aber zugleich erhoben; und nachdem er in eine Welt Blicke gethan hat, die ebenfalls Natur und Wahrheit, aber Natur und Wahrheit oberſter Art iſt, nachdem er Blicke gethan hat in's Jenſeits und in die Ewigkeit, verläßt er das Theater, wie man einen Tempel verläßt. Und ein Tempel — ein Tempel der Kunſt — ſoll's ja auch ſeyn, das Theater, nicht ein Haus, wie man's zu Hauſe auch und am Ende noch beſſer hat.“

Der tragiſche Künſtler hatte dieſe Entgegnung ſpielend, wenn auch mit Würde ſpielend, begonnen, aber nach und nach zu einem Ernſt ſich erhoben, der ſeines Eindrucks nicht verfehlen konnte. Heinrich rief ein ſo lebhaftes Bravo, daß Willmann ihm bedeutſam drohte; die Wirthinnen nickten beifällig und Berger ſah ſchweigend auf den Tiſch. Plötzlich aufſehend und den Redner betrachtend, entgegnete der Komiker: „Ihre Schilderung iſt ſo pathetiſch poetiſch gerathen, daß ſie eigentlich in fünffüßigen Jamben hätte gegeben werden ſollen, und ich ſehe dadurch meinen alten Verdacht beſtätigt, daß Sie im Geheimen dergleichen anfertigen.“

„Wäre heutzutage weder eine Kunſt noch ein Verbrechen,“ erwiederte Hallfeld. — „Gewiß nicht,“ entgegnete Berger, „namentlich das Erſte nicht. Nun, um Ihnen meine aufrichtige Meinung zu ſagen: ſchön geſprochen haben Sie; wenn's nur eben ſo wahr wäre! Gut, gut,“ rief er, als Hallfeld zu reden ſich anſchickte,

„ich weiß, was Sie ſagen wollen. Die claſſiſchen Stücke, claſſiſch aufgeführt, wirken ſo. Zugegeben. Aber claſſiſche Stücke haben wir nicht viel, und wenn wir's ehrlich bekennen wollen, ſind auch unter den claſſiſchen welche, die vielmehr den von mir geſchilderten Effekt machen. Neue Stücke, die ſich den claſſiſchen unter den claſſiſchen anreihen — mit aller Achtung vor den lebenden Talenten ſey es geſagt — dürften uns nicht in allzugroßer Anzahl geliefert werden; alſo wäre es gewiß ein billiger, allen Verhältniſſen Rechnung tragender Vorſchlag: das Theater in ſo fern als Tempel zu behandeln, als wir einmal in der Woche die Prieſter der Tragödie darin fungiren laſſen, an den übrigen Tagen aber es als ein Haus zu benutzen, was es trotz alledem viel mehr iſt, als ein Tempel. Denn ein Tempel iſt es doch nur in poetiſcher Anſchauung und metaphoriſch; dem unbeſtochenen Auge bleibt es eben das Schauſpielhaus, das Haus, worin vorzugsweiſe gegeben werden ſollen Schauſpiele, incluſive Luſtſpiele."

Die Hörer ſchienen den Vorſchlag zur Güte heiter aufzunehmen und der ermunterte Komiker fuhr fort: „Ermeſſen wir dabei unſere Kräfte, vielleicht auch die Kräfte des Zeitalters! Mir ſcheint ein Wink der Geſchichte in der unbeſtreitbaren Thatſache zu liegen, daß wir im genreartigen Drama — wenn Sie den Ausdruck erlauben wollen — auch beſſer ſpielen, als in der hochſtyliſirten Tragödie. Zum lebensgroßen Bild reicht unſere Natur hin, zum überlebensgroßen müſſen wir uns ſchon verteufelt ſtrecken, und das kommt gar nicht immer ſchön heraus. Talente, mit einem Geiſt, einer Figur und — einer Stimme, wie wir ſie an unſerem Heldenvater bewundern, ſind ſelten und werden immer ſeltener. Wir Andern bewegen uns im luſtigen, gemüthlichen, pikanten Kreis, bewirken Lachen und nebenbei Rührung und geben dem Publikum das, was es doch eigentlich am öfteſten begehrt und wofür es auch am dankbarſten ſich zeigt durch Ausfüllung des Hauſes und durch Füllung der Kaſſe.“

„Das,“ fügte Willmann mit einem Blick auf Hallfeld hinzu, „iſt doch wohl auch ſehr zu bedenken. Das Publikum ſieht ſich jetzt am liebſten ſelber auf der Bühne, namentlich in wohlwollender Zeichnung und gewinnendem Bilde. Da wir aber dergleichen jetzt auch beſſer machen, beſſer ſpielen, ſo ſind wir am Ende aus allen Gründen gemahnt, den Zuſchauern vorzugsweiſe zu bieten, was ſie vorzugsweiſe zu wünſchen ſo freundlich ſind.“

„Gut geſagt!“ rief Berger. „Und wie viel iſt hier noch zu thun! Welche Schätze warten noch der Hebung! Welch köſtliche Narren, Philiſter und Böſewichter können die Poeten noch herauf bringen! Alſo vorwärts auf dieſer Straße! Richten wir uns in Vorführung von Schauſpielen und Tragödien nach dem Verhältniß der Werkeltage und Feſttage — und es wird wohl ſtehen im Lande!“

Hallfeld lächelte, als einer, der den Streit zu beenden wünſcht. „Damit,“ ſagte er, könnte ich mich am Ende zufrieden erklären. Feſttage! Dazu gehören auch die Feiertage der Woche!“ — Berger, nach einigem Beſinnen, rief: „Meinetwegen! Ich will nicht knauſerig ſeyn. Aber, wohlgemerkt, nach dem proteſtantiſchen Kalender! Dann: Soyons amis!“ Er reichte ihm die Hand und der Anwalt des Trauerſpiels, mit einer Freundlichkeit, die nicht ganz ohne Herablaſſung war, ſchüttelte ſie.

Unſer Poet hatte während der letzten Verhandlung mit einer Miene dageſeſſen, die den Frauen und endlich auch Willmann aufgefallen war. Ein Ernſt ſprach aus ſeinem Geſicht, der ſich von dem des Heldenſpielers weſentlich unterſchied, indem er einen poetiſch feierlichen Charakter hatte. „Was iſt Ihnen?“ rief ihm der Schriftſteller zu. „Sie ſcheinen in höheren Sphären zu ſeyn!“ — „Ich habe eine Idee,“ verſetzte der Angeredete, „eine Idee, die mir Freude macht!“ — „Nun?“ rief Willmann, während die Andern auf Heinrich ſchauten. „Ich hoffe nicht, daß Sie eine Idee haben, die Sie abtrünnig werden läßt. Ihr Ausſehen —“

— „Verkündet Frieden — Harmonie!“ rief der Poet. — „Das laß ich mir gefallen!“ entgegnete jener. „Sie unterſchreiben alſo die Capitulation zwiſchen der Comödie und der Tragödie?“ — „Mit einer Modifikation, die ſich auf unſer Metier bezieht.“ — „Ah ſo! — Nun?“

Der Poet begann unter allgemeiner Aufmerkſamkeit: „Leben und Lebenlaſſen iſt ein guter Spruch. Ich glaube, daß wir ihn eben jetzt auf unſere Fahne ſchreiben und unſerem großen Dichter folgend das „Gedenke zu ſterben“ in „Gedenke zu leben“ umwandeln müſſen.“ — „Ah, bravo!“ rief der Vertreter der Comödie, der an dem Redner mit humoriſtiſcher Aufmerkſamkeit hing. „Wir müſſen zwar alle ſterben,“ fuhr Heinrich fort, „und es wird gut ſeyn, auch daran zu denken. Aber bevor es zu Ende geht, müſſen wir leben, das Leben gründlich benützen, und dürfen uns in dieſem edeln Beruf nicht durch Todesgedanken ſtören laſſen.“ — „Recht geſprochen!“ rief Berger. — „Alſo lob' ich die Richtung in der Kunſt, die das Leben, in dem wir thatſächlich ſtehen, zeichnet, aufhellt und auf Ziele weist, damit dieſes Leben nicht bleibe, wie es iſt, ſondern ſelbſt immer ſchöner und erfreuender werde.“ — Der Komiker blickte zweifelnd.

„Die dramatiſche Poeſie,“ fuhr Heinrich fort, „laſſe Streit und Verwirrung entſtehen, um ſie zu löſen, ſie führe Irrthum und Schuld vor, um davon zu heilen." — „Ja wohl," fiel Berger ein; „aber das darf nicht ſchulmeiſterlich, tendenziös —" — „Nein," verſetzte Heinrich, „ſondern nur poetiſch geſchehen! Der Dichter ſehe das wirkliche Leben mit den Augen der Liebe, er ſehe es, wie es in der That iſt, reorganiſire es liebevoll und zeige es im Bilde wahr und ſchön. Er ſey Realiſt, er ergreife die Wirklichkeit in ihrer Fülle, ihrer Eigenthümlichkeit und eigenthümlichen Schönheit, und bereichere die poetiſche Literatur, die dramatiſche Literatur, mit neuen und neuſchönen Gemälden."

„Ganz gut," rief der Komiker. „Sie dürfen aber nur nicht gar zu ſchön —" — „Das ſind ſie nie, wenn ſie wahr ſind!" — „A la bonne heure!" — „Und weil es denn," fuhr Heinrich fort, „an der Zeit iſt und alle Forderungen darauf hinweiſen, ſo cultivire der Dichter jetzt vor allem dieſe Poeſie des wirklichen Lebens und liefere auch dem Theater Stücke, die mit dem Vorſatz und der Möglichkeit, ſchön zu leben, ſchließen!"

„Bravo!" rief Willmann. — „Dieſe Thätigkeit," fuhr der Poet fort, „ſey ihm aber zugleich eine Schule, eine Vorſchule für die wahre Tragödie." — „Ah ſo!" riefen Willmann und Berger zugleich, während Hallfeld erheitert aufhorchte und die Frauen lächelten. — „Für eine neue Tragödie," rief der Poet, „für die Tragödie der Zukunft!“ — „Hört, hört!“ rief Hallfeld, indem er den Collegen anſah.

„Der Dichter unſerer Zeit, indem er die friſche, kernige, treffende Sprache des wirklichen Lebens redet, lerne eine neue poetiſche Diction ſchaffen, in der nicht der Ton unſerer großen Poeten mehr oder minder wiederklingt, ſondern ein neuer ertönt, worin jene friſche, kernige, treffende Sprache geadelt, verklärt erſcheint.“ — „Hm!“ erwiederte der Anwalt des Luſtſpiels. — „Er lerne, indem er das Leben glorificirt im Schauſpiel, das Leben glorificiren in der Tragödie!“

„In der Tragödie — das Leben?“ wandte Berger ein. — „Er lerne,“ fuhr Heinrich nickend fort, „indem er einen troſtreichen Schluß herbeiführt im Schauſpiel, einen troſtreichen Schluß herbeiführen in der Tragödie. Er erſchüttere die Herzen durch das flammende Gemälde der Schuld und Sühnung, aber er öffne mehr und ſchöner, als es bis jetzt geſchehen iſt, die Sphäre der Ewigkeit und erhebe über das Grauen des zeitlichen Todes durch die Anſchauung ewigen Lebens! Er lerne in der Abſpiegelung irdiſch guten Ausgangs die tragiſch poetiſche Hinweiſung auf den himmliſch guten Ausgang, den wir alle fordern, der kommen muß und kommen wird, auf Grund ewiger Gerechtigkeit und Schönheit.“

Willmanns Geſicht war bei dieſer Wendung auffallend bedenklich geworden, und Berger rief: „Aber lieber Freund —“ — „Laſſen Sie mich alles ſagen,“ entgegnete Heinrich, „ich werde gleich fertig ſeyn! Der Dichter alſo ſtudire das wirkliche Leben in ſeiner Eigenthümlichkeit; er erfülle ſich mit der Kraft der Natur und ſchildere Menſchen und Verhältniſſe, wie ſie ſind! Indem er aber die Wunder der Wirklichkeit, die Wunder der Natur wieder erkennt und tiefer erfaßt, als je zuvor, lerne er die Art der Natur gebrauchen zum Bilden von Idealen, die in höherer Sphäre wieder Natur ſind!“

Hallfeld drückte ſeine Beiſtimmung durch lebhaftes Zunicken aus; der Poet fuhr fort: „Wir wollen die Menſchen nicht nur vorgeführt ſehen, wie ſie ſind, ſondern auch wie ſie ſeyn ſollen. Auch darauf iſt unſer tiefes Verlangen — die Neugierde unſeres Geiſtes gerichtet. Dieſe Menſchen, wie ſie ſeyn ſollen, müſſen aber ſo natürlich, ſo motivirt aus ihrem eigenſten Weſen heraus handeln, wie die realen Menſchen, und darum iſt das Genre für die höhere Kunſt, das reale Schauſpiel für die ſtyliſirt ideale Tragödie Vorbild ſchon in dieſer Beziehung; aber eben ſo in der andern eines befriedigenden Schluſſes durch den Sieg des Lebens. Die Tragödiendichtung kann nicht aufhören, denn es gibt tragiſche, hochtragiſche Perſönlichkeiten nicht nur in der Mythologie und der Sage, ſondern auch in der wirklichen Geſchichte; alſo auch die

Forderung des Realiſten, daß die Menſchen geſchildert werden müſſen, wie ſie ſind, führt zur Tragödie. Aber die Tragödie wird unerträglich, wenn der Dichter nicht naturwahre, aus innerſter Nothwendigkeit handelnde und zugleich erhöhte Menſchen vorführt, die dem ſtrengen Gericht, das die tragiſche Nemeſis hält, auch gewachſen ſind durch die Größe des Geiſtes und Sinnes, wenn er nicht die ganze Handlung in eine höhere Sphäre rückt und die Zuſchauer zwingt, ſie vom Standpunkt der Ewigkeit aus zu betrachten. Sie wird insbeſondere für uns unerträglich, wenn der Dichter auf den himmliſchen Ausgang der Dinge nicht wenigſtens hinzeigt und im irdiſchen Ausgang nicht das Heil, d. h. die Rettung für die Ewigkeit fühlbar macht. Ich verlange alſo das natur- und lebenswahre, durch ſeinen Ausgang erfreuliche Schauſpiel; ich verlange die natur- und lebenswahre, durch ihren Ausgang über das Leid der Erde triumphiren machende, wahrhaft erhebende Tragödie, und ich glaube, daß wir durch jenes zu dieſer gelangen müſſen und werden. — Das iſt mein Bekenntniß.“

„Das ich unterſchreibe,“ rief Hallfeld mit einem Eifer und zugleich mit einem Ausdruck von Achtung, wie er ſie dem Poeten gegenüber noch nicht an den Tag gelegt hatte. „Sie haben mir aus der Seele geſprochen und es beſſer ausgedrückt, als ich's gekonnt hätte! — Den Teufel auch,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „wo haben Sie dieſe Sachen her?“

Der Poet ſah ihn heiter an. „Das fragen Sie,“ rief er, „einen Doktor der Philoſophie und Aeſthetiker, der eine verfehlte Tragödie geſchrieben hat und durch ein Schauſpiel ſich zu rehabilitiren hofft? Ach, mein Freund, das Sagenkönnen iſt heutzutage nicht ſchwer —, das Machenkönnen iſt's! Und darauf werden wir, fürcht' ich, in Anſehung der Tragödie noch einige Zeit warten müſſen.“

„Weiſe geſprochen!“ rief hier der Regiſſeur der Comödie; „oder vielmehr klug geſprochen nach imponirendem Weiſeſprechen! Schwer mag die Tragödie ſeyn, die Sie in Ausſicht geſtellt haben — ſehr ſchwer — wenn am Ende nicht gar unmöglich. Darum ſoll mich's freuen, wenn Ihnen zunächſt Ihr Schauſpiel ſo gut gelungen iſt, wie ſich's bei ſolchen dramaturgiſchen Anſchauungen allerdings nicht anders erwarten läßt.“

„Und dieſes Schauſpiel,“ ſetzte Willmann hinzu, „wollen wir jetzt hören. Ihre Ausgleichung, lieber Freund, iſt billig, und ich kann mich damit recht gut einverſtanden erklären. Sie weiſen das reale Drama in die Gegenwart, die neue realideale Tragödie in die Zukunft — das iſt ein Vorſchlag. Ueberlaſſen wir die Tragödie nun getroſt unſern Nachkommen; wir unſererſeits wollen um ſo fröhlicher das Drama und die Comödie cultiviren, ſpielen und genießen."

„Das," verſetzte Heinrich, „iſt nicht ganz meine Meinung. Der Faden der tragiſchen Dichtung darf und wird nie abreißen; und ich ſtehe nicht gut dafür, daß ich ſelber —" — „Ah," rief Willmann auf die Thüre blickend, „unſere verehrte Wirthin mit der Bowle! Jetzt, mein Beſter, hat die Discuſſion ein Ende. Was von dem Abend noch übrig iſt, ſey dem Genuſſe des Tranks und des Schauſpiels geweiht!"

Die dampfende Bowle wurde von der Mutter auf den Tiſch geſetzt und Roſa füllte die Gläſer. Der Punſch, auf Männer berechnet, wurde verſucht, ausgezeichnet befunden und geprieſen. Stärke, Süßigkeit und Duft übten ihre Wirkung und erweckten alsbald jenes poetiſche Gefühl, das die letzten Reſte ſtattgehabter Differenz auslöſchte. Der Dramatiker holte ſein Manuſcript herbei, ſetzte ſich damit zurecht und las das Perſonenverzeichniß.

Das eigenthümlichſte Bild unter den Hörenden gewährte nun die junge Künſtlerin. Roſa war dem Geſpräch der Gäſte mit Aufmerkſamkeit gefolgt und hatte an der Art, wie Heinrich zuletzt ſeine Sätze ausſprach und verfocht, eine eigene, tiefe Freude gehabt. Der Poet, den der Geiſt, der über ihn kam, Ueberzeugungen und Ahnungen klar ausſprechen lehrte, hatte auch ſie belehrt, und ſeine Worte waren ihr ſo einleuchtend erſchienen, daß ſie für ihn auch als tragiſchen Dichter neue Hoffnungen faßte. Wie er nun vor Kennern die erſte Prüfung beſtehen ſollte, war ihre Seele nur Intereſſe und Sorge für ihn. Ihr Geſicht, etwas bläſſer als gewöhnlich, hatte einen Glanz, der es geiſtiger und bedeutender erſcheinen ließ, und Hallfeld, der ſie betrachtete, konnte nicht umhin, die Verwandlung in ihr erkennend, einen Theil der Wahrheit zu ahnen.

Heinrich, ſinnlich und geiſtig gehoben, fand im Text bald den richtigen Ton und las den erſten Akt mit einer Lebendigkeit, einer Wahrheit, daß die beiden Schauſpieler wiederholt beifällig nickten. Auch über den Inhalt drückten die Mienen Beiſtimmung aus.

„Gut," rief Hallfeld; „klar angelegt und eingeleitet! Ich habe kaum etwas dagegen zu bemerken." — „Der Akt," bemerkte Willmann, „löst ſeine Aufgabe. Der Conflikt, der vorbereitet und angekündigt iſt, reizt, und wir begehren die Fortſetzung." — „Die erſten Akte," meinte Berger, „ſind heutzutag meiſtens gut. Haben Sie die Güte und leſen Sie weiter."

Der Poet las den zweiten Akt, in welchem ſich hauptſächlich der Intrigant entwickelte. Sein artiſtiſcher Vertreter lächelte bei den dialogiſchen und monologiſchen Aeußerungen, warf einen Blick auf den Poeten, als ob er ſich über ſeine Fähigkeit, derartige Charaktere zu ſchaffen, wunderte, und rief am Schluß: „Nicht übel! Hübſch! Daraus läßt ſich was machen!“

Der Poet, erfreut, entgegnete: „Sonſt aber, was haben Sie einzuwenden?“ — „Nun,“ verſetzte der Schauſpieler, „allerlei. Aber im Weſentlichen bin ich zufrieden, und das Uebrige nach der Lektüre!“

Der dritte Akt war der ernſt- und inhaltreichſte. Er brachte den wirklichen Zuſammenſtoß, die Bewährung der Hauptperſonen und, nach charakteriſtiſch erheiternden, die rührendſten, erhebendſten Scenen. Heinrich, wiſſend, um was es ſich handelte, las die letzten Auftritte mit aller Kraft und Innigkeit, deren er fähig war, und der Effekt war bedeutend, um nicht zu ſagen hinreißend.

„Bravo!“ riefen Hallfeld und Willmann wie aus Einem Munde, während ihre Blicke eine bewegte Seele verriethen. Die Augen der Wirthinnen waren feucht geworden. Roſa hatte ihrer Rührung und ihres Glückes kein Hehl, und auch Berger nickte mit ernſthaftem Geſicht.

„Dieſer Akt,“ ſagte Hallfeld, „entſcheidet. Die Wirkung auf dem Theater wird durchſchlagend ſeyn, oder Alles müßte mich täuſchen. Und jetzt,“ fügte er lächelnd hinzu, „zweifle ich nicht mehr, daß auch die beiden letzten Akte gut ſeyn werden. Handlung und Dialog bleiben bei der Klinge — ein ſchützender Genius muß über dem Ganzen gewacht haben.“

Heinrich, mit einem Blick auf Roſa deutend, erwiederte: „Hier ſitzt er in der Geſtalt unſerer edeln und liebenswürdigen Freundin!“

„Das,“ rief Berger, „hab' ich mir freilich ſchon lange gedacht! Alle Achtung vor Ihrem Talent, mein Herr Poet! Aber der Schritt vom offenbaren Un— d. h. von offenbarer Ueberphantaſie zu Verſtand, Sinn und Grazie macht man von ſelber nicht ſo ſchnell. Eine gütige Fee mußte Ihnen helfen; und wie ich ſehe, hat ſie Ihnen geholfen, vielleicht mehr, als wir jetzt noch denken.“

„Sie thun dem Dichter Unrecht,“ entgegnete Roſa mit ernſtlichem Verweiſen. „Mein Antheil an dem Stück iſt ſehr gemeſſen. Wenn Sie wollen, hab' ich im Kriegsrath meine Stimme abgegeben, die Schlacht aber hat er gewonnen.“ — „Die Schlacht,“ verſetzte Berger, das Haupt wiegend, „iſt eigentlich noch im Gange, und obwohl die Zeichen auf Sieg deuten, ſo iſt doch noch Alles möglich.“

Der Dramatiker las den vierten Akt. Während der erſten Hälfte ſchüttelte Berger ein paarmal den Kopf, wie einer, der ungeduldig wird, und ſah dann mit halbgeſchloſſenen Augen für ſich hin; bei der zweiten dagegen hellten ſeine Mienen ſich auf und am Schluß ergriff er zuerſt das Wort. Die Wendung der Intrigue gegen den Anſpinner,“ ſagte er, „hat — ich kann's nicht anders ſagen — etwas Feines, und die Scene zwiſchen Anna und dem alten Studenten iſt geradezu luſtig. Ueberhaupt, die Anna gefällt mir, und,“ ſetzte er mit einem fein bedeutſamen Blick auf Roſa hinzu, „ich habe allen Grund, zu vermuthen, daß ſie auch dem Publikum gefallen wird. Ich wittere hier etwas wie einen Triumph.“ — Die Geſichter erheiterten ſich, und Roſa dachte bei ſich: Das iſt nicht ohne Mühe geweſen!

„Nun,“ rief Willmann dem Poeten zu, „leſen Sie ſchnell den letzten Akt! Wir ſind im Zuge! Fängt doch ſogar Mephiſtopheles an zu loben!“ — Berger drohte mit dem Zeigefinger und der Doktor lächelte.

Heinrich las weiter. Die Hörer, zu guter Letzt, nahmen ſich ernſtlicher zuſammen, und da auch der Inhalt vorherrſchend ernſt war, ſaßen ſie mit beinahe feierlichen Mienen da. Jeder war in ſich gekehrt, und nur ein ſcharfes Auge hätte die Andeutung beſondern Wohlgefallens bei dieſer und jener Einzelheit bemerken können. Der Schluß — ein zierlich erhebendes Wort des Glücklichen, der die gerettete Antonie heimführte — entfeſſelte aber Herzen und Zungen, und in den Seelen Heinrichs und Roſas weckten herzlich lebhafte Rufe der Anerkennung Schauer der Freude.

„Die Schlacht iſt gewonnen!“ rief Hallfeld mit pathetiſchem Beifall. „Was man im Einzelnen auch noch einwenden kann, das Ganze dringt in's Herz und gewinnt es!“ — „Und das iſt die Hauptſache,“ fuhr Willmann zum Poeten gewendet fort. „Ich kann's nicht verſchweigen, ich fühle eine gewiſſe Verwunderung, daß es Ihnen ſo gut gerathen iſt, aber — um ſo beſſer! Jetzt ſind Sie über'm Berg!“

Heinrich, nachdem er beiden mit Händeſchütteln gedankt, ſchaute auf den Komiker, der nach einem allgemeinen Ausruf der Billigung ſtumm dageſeſſen hatte und nun ein Geſicht machte, als ob ihm des Lobes viel zu viel wäre. „Und Sie?“ fragte der Poet. „Laſſen Sie die Kritik hören, die Sie verſprochen haben! Ich bin gefaßt — gerüſtet!“

„Nun,“ erwiederte der Schauſpieler mit einem gewiſſen Behagen, „dießmal wird es gnädig abgehen. Im Ganzen halt' ich das Drama für einen guten Wurf und zweifle nicht, daß wir es mit Glück aufführen können, falls nämlich darin gewiſſe unerläßliche Aenderungen vorgenommen werden.“ — „Und die ſind? Ich höre, mein Herr Regiſſeur!“ — „Sie haben,“ fuhr jener fort, „immer noch zwei Neigungen, die ich als Schauſpieler, dem einige Erfahrung zur Seite ſteht, ſehr bedenklich finden muß, weil Sie in den Dialog etwas fatal Aufhaltendes und Lähmendes bringen.“ — Heinrich, ernſter geworden, ſah ihn fragend an. — „Zunächſt einen Hang zu einer gewiſſen Umſtändlichkeit in der Entwicklung der Gedanken und einer allzu gründlichen Motivirung. Man kann auch zu viel motiviren, werther Herr; ja, man kann ſogar etwas zu Tode motiviren!“

Dieſer Spruch, der die andern erheiterte, traf den Poeten bis zur Verlegenheit. Berger, nachdem er ſich daran geweidet, fuhr fort: „Lebendige Menſchen, die wir Schauſpieler ja doch vorſtellen, müſſen aus ihrem Charakter heraus handeln und dürfen nicht jeden Entſchluß, den ſie faſſen, durch eine lange Demonſtration einleiten. Sie haben aber im zweiten, am Anfang des dritten, namentlich aber in der erſten Hälfte des vierten Aktes Entwicklungen beliebt von wahrhaft phyſiologiſcher Gründlichkeit. Wenn ich bedenke, daß ich ſchon beim Leſen davon chokirt worden bin, ſo kann ich von der Bühne herab nur eine geradezu unangenehme Wirkung prophezeien.“

„Das iſt wahr,“ bemerkte Hallfeld ernſthaft, „und das muß allerdings geändert werden.“ — „Sodann,“ fuhr der Andere fort, „zeigen Sie immer noch eine Tendenz zu einem Pathos, das ich, ohne Sie damit beleidigen zu wollen, hochtrabend nennen möchte. Ich will Ihnen zwar bekennen, ich wundere mich, daß der Verfaſſer der hiſtoriſch-romantiſchen Tragödie darin nicht noch viel mehr geleiſtet hat, und mache Ihnen über die Bekehrung mein aufrichtiges Compliment. Aber es finden ſich doch noch einige ſtarke Proben in dem Stück, und wie begreiflich ſind es gerade die edeln Liebenden, die ſich dadurch hervorthun. An wenigſtens vier Stellen wünſch' ich eine tüchtige Beſchneidung.“

„Wenn es ſeyn muß —“ verſetzte Heinrich zögernd. — „Es muß ſeyn,“ entgegnete der Regiſſeur mit Nachdruck; „für die Aufführung unter allen Umſtänden! Ueberhaupt,“ fuhr er nach einem Moment lächelnd fort, „kann ich Ihnen nicht verhalten, daß mir Ihre Anna um ein Gutes beſſer gefällt als Ihre Antonie. Dieſe ſoll zwar viel bedeutender, hochgeſinnter und tieffühlender ſeyn, das ſieht man wohl, und verwandten Seelen mag ſie auch ſo vorkommen. Für mich hat ſie aber eine Art von Prätenſion, die mir nicht recht munden will. Die andere iſt beſcheidener, aber eben darum anſprechender, wohlthuender. Kurz geſagt: die Antonie (vorausgeſetzt, daß ihr noch einige hochgehende Reden geſtrichen werden) iſt mir intereſſant, aber die Anna lieb' ich.“

Heinrich, durch dieſe vergleichende Würdigung in's Herz getroffen, war plötzlich erröthet, um den Mund Roſas zuckte dagegen ein Lächeln, das unter dem Schleier des Ernſtes eine innige Genugthuung verrieth. Hallfeld, der das Erröthen Heinrichs aus der Verlegtheit des Poeten ableitete, glaubte ſich in's Mittel ſchlagen zu müſſen. „Ich denke nicht ganz ſo wie Freund

Berger," verſetzte er. „Die Anna iſt reizend, aber die Antonie hat ihre eigenen Vorzüge, und ſo viel ſie weniger gefällt, ſo viel mehr imponirt ſie." — „Die Geſchmäcke," bemerkte Berger, „ſind verſchieden. Ich halte aber dießmal den meinen für beſſer und habe Sie ſtark in Verdacht, daß Sie ihn im Stillen theilen. Doch davon iſt nicht weiter zu reden."

„Zur Sache denn!" fuhr Hallfeld fort. „Das Stück wird nicht über drei Stunden ſpielen; für ein Schauſpiel iſt das aber doch zu lang und der Dichter wird daher noch etwelche Striche zu dulden haben." — „Immer zu!" rief der Poet. — „Es wird ſo arg nicht werden," entgegnete Hallfeld. „Eigentlich iſt das Stück ſchon geſtrichen und man ſieht auch daraus, daß nicht nur Kennerinnen, ſondern Künſtlerinnen die feine Hand im Spiele gehabt haben." — „Gott vergelt's ihnen!" rief Heinrich mit Laune.

„Reichen Sie nun," fuhr der Regiſſeur fort, „das Stück ohne Weiteres ein. An der Annahme iſt nicht zu zweifeln; die Intendanz wird nach einem verſprechenden Schauſpiel, in dem noch dazu nichts Anſtößiges vorkommt, mit beiden Händen greifen, und das Uebrige iſt unſere Sache." — „So möge es denn," rief Berger, „eingehen in's Fegfeuer der Regie, um, nach glücklichem Beſtehen deſſelben, auf dem Repertoire zum ewigen Leben zu gelangen!"

Man ſtieß an, trank und ſpann nach Abmachung der Hauptſache, trotz der vorgerückten Zeit, ein zwangloſes Geſpräch fort, worin man gleichwohl immer wieder auf das Stück zurückkam und namentlich unter allerlei pikanten Bemerkungen die Rollen beſetzte. Endlich, als durch eine nochmalige Füllung der Gläſer die Bowle erſchöpft war, erhob ſich Willmann, der zuletzt überlegend dageſeſſen hatte, mit einer Art humoriſtiſcher Feierlichkeit in ſeinem Geſicht, und ſprach:

„Meine Damen und Herrn! Wir haben heut einem Akte beigewohnt, den man, genau genommen, einen weltgeſchichtlichen nennen müßte. Der unvermeidliche Schritt vom Idealismus zum Realismus, von deſpotiſch eigenmächtiger Phantaſie zur Natur und Naturwahrheit, der die Eine Aufgabe der Gegenwart bezeichnet, iſt vollzogen von einem Manne, der noch vor Kurzem mit germaniſcher Innigkeit und Leidenſchaft an der großen Zauberin und Männerverlockerin hing. Freuen wir uns dieſer That auf der einen, dieſer Eroberung auf der andern Seite! Freuen wir uns als wohlwollende Herzen, daß es dem begabten Freunde gelungen iſt, von dem Dämon, der ihn im Kreis herumgeführt hat, ſich loszureißen und der ſchönen grünen Weide froh zu werden! Er iſt angekommen auf dem heitern Plan, wo muntere Geſellſchaft in offenen Gezelten tafelt und denjenigen, der ihr Vergnügen erhöht, königlich zu beſchenken willig iſt. Die Welt, meine Freunde, iſt nicht undankbar. Wer ſie erquickt, den erquickt ſie wieder; ihr Dank entſpricht der Gabe und dem realen Spender kommt realer Segen in's Haus. Klar zu reden: was verlangt die Welt eigentlich von uns, den heutigen Schriftſtellern? Daß wir ihr Menſchen zeichnen. Wer aber Menſchen zeichnet, der zeichnet nicht nur Leidenſchaft und Natur, ſondern auch Gemüth und Geiſt und alle Tugenden, die in Menſchen ſich finden. Und wer's verſteht, der rundet ſein Gemälde, daß es anzieht, feſſelt und die reizende Wirkung eines Kunſtwerks macht. Wir Realiſten laſſen es uns nicht nehmen, daß wir im Grunde auch die rechten Idealiſten ſind. Haben wir nicht eben von einer ſolchen Verbindung den Beweis erlangt? Sind wir nicht erhoben worden in höhere Regionen durch den Aufſchwung edler Seelen, und ſind uns nicht Thränen idealer Ergriffenheit in's Auge gedrungen? Ja fürwahr, unſer Freund hat nicht nur einen Schritt, er hat einen Sprung gemacht, und wie ein Löwe vom alten Standpunkt auf den neuen ſich ſtürzend, ein Werk vollbracht, dem gegenüber die Läſterungen und Verleumdungen der Zurückgebliebenen ſchmählich zu Boden fallen werden. Hat ihm dabei eine holde Fee liebevoll geholfen — preiſen wir ihn glücklich und benedeien wir die Fee! Wir können nichts ohne Feen! Wohl uns, daß, nachdem die fabelhaften ſich uns entzogen haben, die realen, die beſſeren uns geblieben ſind! Der Schutzgeiſt unſeres Dramas, die Grazie des Theaters, die liebenswürdigſte aller Feen, um ſo liebenswürdiger, als ſie lebendig, wirklich iſt — ſie lebe hoch!“

Alle erhoben ſich; unter freudigen Hoch- und Bravorufen der Männer ſtieß man an, trank, trank aus und ſchüttelte ſich mit glänzenden Mienen die Hände. Der Moment des Scheidens war gekommen, und man trennte ſich in der heiterſten Stimmung.

Wenn der Dramatiker eine tiefe Befriedigung mit nach Hauſe nahm, ſo war das Gefühl, das die Seele der Künſtlerin durchdrang, nicht minder beglückend und hatte einen edleren, größeren Charakter. Der Zweck, den ihr liebendes Gemüth ſich geſetzt, war erreicht. Heinrich hatte nicht nur ein Drama zu Stande gebracht, deſſen Erfolg ihr über jeden Zweifel erhaben ſchien, er hatte als Bühnendichter die fördernden Einſichten erlangt, ſich gebildet, ſeine Fähigkeiten in ſeine Gewalt bekommen, und was er nun fernerhin unternahm, das konnte ihm nicht anders als gerathen. Der Grund ſeines Lebensglücks war gelegt, durch ſie gelegt! Dieſer Gedanke erfüllte ſie und erhob ſie dergeſtalt über ſich ſelbſt, daß in dem ſüßen Stolz der Großmuth auch die Vorſtellung, wie die Früchte des durch ſie möglich gemachten Siegs einer Andern zu Gute kamen, nichts Betrübendes für ſie hatte, ſondern vielmehr etwas Wohlthuendes. Die Entſagende gönnte der Beſitzenden nicht nur ihr Glück, ſie war ſicher, daß ſie es ruhig, ja freudig mit Augen ſehen werde.

VIII.

Nach wenigen Tagen war Heinrich im Stande, das nochmal durchgeſehene Stück dem Theater zu übergeben. Er verfügte ſich mit dem Manuſcript zum Intendanten und wurde mit einer Freundlichkeit empfangen, die ihn gleich in die beſte Stimmung verſetzte.

Baron von Dachburg, ein ſtattlicher Herr in den Fünfzigen, nahm das Manuſcript artig in Empfang. „Ich habe,“ bemerkte er mit dem Wohlwollen eines Hochgeſtellten, „von dem Werk ſchon viel Gutes gehört und freue mich ſehr, es kennen zu lernen. Bedenkliches,“ fügte er mit lächelnder Miene hinzu, „politiſch Anzügliches iſt nicht darin?“ — „Durchaus nicht,“ erwiederte der Autor. „Es bewegt ſich rein in der gebildeten bürgerlichen Sphäre.“ — „Das iſt gut,“ verſetzte jener. „Solche Stücke ſieht man jetzt gern und ſie halten ſich! Nun — ſoll mir ſehr lieb ſeyn, wenn wir es geben können und damit Glück machen. Sie werden dann mehr für's Theater ſchreiben?“

„Die dramatiſche Poeſie,“ erwiederte Heinrich, „wird das Hauptgeſchäft meines Lebens ſeyn. Ich habe ſchon jetzt neue Entwürfe, und kann die Zeit kaum erwarten, wo ich wieder einen in Angriff nehmen kann.“ — „Vortrefflich!“ bemerkte der Intendant mit Freundlichkeit. „Sie haben ſich,“ fuhr er lächelnd fort, „von Ihrem Unfall ſchnell erholt und gleich ein gutes Werk darauf geſetzt. So iſt's recht! So kommt man vorwärts! Ich muß Ihnen geſtehen, ich habe mit Schriftſtellern auch Erfahrungen gemacht, die nicht ganz angenehm ſind. Mehr als einer, wenn wir ihm ein Stück nicht aufgeführt haben, weil damit nichts anzufangen war, hat ſich hingeſetzt und unſere Anſtalt in Journalen heruntergezogen. Sie haben die Ablehnung nicht übel genommen und ſich vielmehr beſtrebt, uns ein neues wirkſames Stück zu verſchaffen; Sie ſind ein Dichter, ein Mann von Ehre, und es ſoll mir eine große Freude ſeyn, wenn wir Ihnen jetzt auch den wohlverdienten Erfolg verſchaffen können.“

Unſerem Poeten ging bei dieſen Worten des Intendanten das Herz auf und es wandelte ihn faſt eine Rührung an. Das Glück — das Ja, die Hoffnung auf das Ja — macht auf den, der unter ſchmerzlichen Empfindungen das Nein erduldet hat, immer eine liebliche Wirkung; die Zuſtimmung dringt wie Muſik in's Ohr des Verlangenden, und der, welcher ſie ertheilt, gewinnt in ſeinen Augen ſelber ein verklärtes Ausſehen. Indem Heinrich von ſolchen Gefühlen durchdrungen war, darin ſeinen Dank ausſprach und dem Intendanten gleichſam entgegen glänzte, machte er auch auf dieſen einen immer beſſern Eindruck; das Gefallen war gegenſeitig, und man ſchied endlich unter wechſelſeitigen Höflichkeiten, wobei das eigentlich ſeynſollende Verhältniß zwiſchen zwei Gleichberechtigten, die ein gemeinſchaftliches Unternehmen beſprechen, faſt ſchon erreicht war.

Als der Poet mit freuderothem Geſicht in's Vorzimmer trat, ſtand Berger vor ihm. Man grüßte ſich und der Regiſſeur betrachtete den Glücklichen mit forſchendem Blick. „Sie kommen vom Herrn Intendanten? Sind charmant empfangen worden?“ — „Allerdings!“ rief Heinrich. — „Beneidenswerther Dramatiker! Jetzt, wenn Sie Flügel hätten, würden Sie doch wohl direkt zur Sonne fliegen?“ Der Poet zuckte die Achſel. „In Ermanglung derſelben geh' ich direkt in's Weinhaus. Adieu!“

Berger ſah ihm nach und ſagte für ſich: „Er iſt mir gar zu glücklich, der junge Mann! Ich fürchte, ich fürchte, das Schickſal hat noch eine Prüfung für ihn aufgeſpart!“

Zunächſt ſah es aber nicht darnach aus, als ob dieſe Beſorgniß in Erfüllung gehen ſollte. Wenige Tage nachher bekam Heinrich von der Intendanz ein Schreiben zugeſandt, worin ihm nicht nur die Annahme ſeines Dramas gemeldet, ſondern hinzugefügt war, daß die

Vorſtellung noch in dieſer Saiſon ſtatthaben und möglichſt beſchleunigt werden ſolle.

Köſtliche Eröffnung für einen Poeten, der bis jetzt viel, ſehr viel geſtrebt, aber ſehr wenig Reales erreicht hatte! Und wie reizend es geweſen, Sieg und Ruhm im Geiſte vorauszunehmen, da beide noch als bloße Forderungen exiſtirten — der Hinblick auf eine Entſcheidung in nächſter Nähe, deren glücklicher Ausfall garantirt ſchien, war doch etwas ganz anderes; eine markig poetiſche Vorſtellung, dem wirklichen Erleben am ähnlichſten, und für ihn, der in dieſer Beziehung nur in Phantaſien gelebt hatte, ein ganz neues Gefühl.

Ein Verlangen, das er längere Zeit nicht empfunden, rief ein Lächeln auf ſein Geſicht. Er nahm den Kalender, der auf ſeinem Schreibtiſch lag, ſuchte den heutigen Tag auf und ein heiterer Ausruf entfuhr ihm. Der Name war: „Felicitas.“ — Felicitas! Das konnte nicht bloß die Annahme ſeines Stückes bedeuten, das freilich an ſich ſchon ein Glück war, der ganze Sinn mußte vielmehr ſeyn, daß Annahme und Aufführung das Glück ſeines Lebens begründen würden.

In der Freude ſeines Herzens eilte er zu den beiden Freundinnen. Die günſtige Entſcheidung war für ſie freilich keine Neuigkeit mehr, Roſa hatte ſie ſchon mit nach Hauſe gebracht, aber die Verbriefung wurde doch mit Jubel aufgenommen. Der gute Poet war ſo voll Glück und Dank, daß ihn eine Art von Taumel anwandelte; er verwickelte ſich in den Artigkeiten, die er noch einmal ſpenden zu müſſen glaubte, aus Ueberfülle ſeines Herzens dergeſtalt, daß Worte aus ſeinem Munde kamen, die faſt den Eindruck einer Liebeserklärung machten. Jedenfalls war es eine Freundſchaftserklärung der wärmſten Art, die er an die Künſtlerin richtete, und ein Händedruck begleitete ſie, von einer Zärtlichkeit, welche auf die Wangen der Empfängerin Roſen und auf die Lippen ein ſüßglückliches Lächeln rief.

Als er fort war, ſagte die Tochter zur Mutter: „Es iſt doch eine grundgute Seele, unſer Dichter! Der immer wiederholte Dank könnte einem läſtig werden; aber man ſieht daraus eben, daß er wirklich dankbar iſt und nicht mit Einer Erklärung den Dienſt für abbezahlt hält, und das freut mich doch auch wieder.“

Die Mutter ſchaute ſie an, lächelte und ſeufzte. „Ach,“ verſetzte Roſa, „laß das, gute Mutter! Man muß ſich nicht immer heirathen, wenn man ſich lieb hat. Im Gegentheil. Manche ſind der Meinung —“ — „Geh!“ rief die Mutter. „Stelle dich nicht luſtiger als du biſt!“ — „Nun,“ fuhr das Mädchen ernſter fort, „das mag ſeyn wie es will. Der Umgang mit dieſem Bräutigam hat mir Freude gemacht und ich habe Augenblicke, in denen ich vollkommen glücklich bin. Sind es nur Broſamen, die von des Herren

Tiſche fallen — ich bin damit zufrieden, und damit gut!“ —

Ob die Zufriedenheit Roſas wohl keine Störung erlitten hätte, wenn ſie erfuhr, welche Gedanken in dieſem Moment den Dichter bewegten? Ein anderer Zug hatte ſein Herz ergriffen, eine andere Strömung ging Alles überfluthend durch ſein Inneres. Der Moment, den Liebe und Ehrgeiz mit gleichem Glutverlangen herbeigeſehnt hatten, war endlich erſchienen: er konnte der Geliebten jetzt nicht nur das günſtige Urtheil von Kennern, ſondern die wirkliche Annahme ſeines Stücks und die baldige Aufführung melden — Thatſachen, welche die letzten Bedenken im Herzen der Eltern niederſchlagen und, durch den Erfolg auf der Bühne gekrönt, ihm die Braut in die Arme führen mußten. Sobald er zu Hauſe war, ſchrieb er in dieſem Sinn und ergoß die Fülle ſeines Herzens in einem Bericht, welcher die Glut und den Schwung einer Dichtung hatte.

Man geſteht, daß Heinrich ein Recht hatte, ſich glücklich zu fühlen. Freundſchaft und Liebe begeiſterten ihn. Ausſichten auf Erfüllungen, deren Duft ihm berauſchend entgegen ſtrömte, hatten ſich ihm eröffnet, und zunächſt erwarteten ihn Vorbereitungen des großen Unternehmens, die ihm ſchon als völlig neue Geſchäfte reizend erſcheinen mußten.

Eines derſelben, die Leſeprobe ſeines Dramas, fand in der folgenden Woche ſtatt. Wenn er ſich davon einen beſondern, oder gar einen künſtleriſchen Genuß verſprochen hatte, mußte er ſich freilich getäuſcht ſehen. Im Grunde machten die Rollenleſer das Schauſpiel für ſich zur Komödie, laſen nach Laune ſcherz- oder ernſthaft, laut oder murmelnd, verſuchten hie und da einen traveſtirenden Ton und benützten jeden Anlaß, um Heiterkeit an den Tag zu legen. Berger hatte als fungirender Regiſſeur, der mit dem Autor die Lektüre leitete, die größte Mühe, ſich gegen ſeinen eigenen Muthwillen in der Würde ſeines Amtes zu erhalten, konnte aber doch nicht umhin, durch ein paar komiſche Verleſungen allgemeines Lachen hervorzurufen.

Von einer Wirkung des Stücks als eines dramatiſchen Ganzen konnte nicht die Rede ſeyn. Auch in dieſer Beziehung war es gut, daß der Autor ſich durch eigenes Vorleſen hierüber Gewißheit verſchafft hatte, denn ſonſt wären ihm Anwandlungen peinlichen Zweifels wohl nicht erſpart worden. Jetzt fand er ſich darein und lachte, zum Theil auf ſeine Koſten, herzlich mit.

In die nächſten Tage fielen Beſuche, die Heinrich bei ſeiner Antonie und ſeinem Robert (dem Liebhaber) zu machen hatte. Die Künſtlerin war nicht mehr ganz jung, aber noch immer von ſtattlicher Schönheit, darum auf dem Theater, bei der Regelmäßigkeit ihrer deutſchen

Züge, eine glänzende Erſcheinung. Sie hatte die Rolle ſehr an's Herz genommen, erklärte dem Autor ihre Freude darüber und las ihm eine ihr beſonders liebe Rede aus dem dritten Akt mit einer Innigkeit, daß der Hingeriſſene ſie unwillkürlich wie etwas ganz Neues ſelber bewunderte. Auch der Liebhaber war mit ſeiner Partie ganz zufrieden, konnte pathetiſch Uebertriebenes mit nichten darin finden und bemerkte dem Dichter lächelnd, er ſolle ihn nur machen laſſen.

Heinrich überlegte auf dem Heimweg die Erfahrungen der letzten Zeit mit Behagen. Er mußte ſich geſtehen, daß der Verein von Bildung, Leichtigkeit, froher Laune und gutmüthigem Weſen den Schauſpielern etwas eigen Anziehendes und dem Verkehr mit ihnen einen ganz beſondern Reiz gab. Daß dieſer Verkehr nun in dem gemeinſchaftlichen Unternehmen eine praktiſche Baſis hatte und für den Dramatiker, der fort producirte, überhaupt niemals abriß, war ihm ein ſehr erfreulicher Gedanke.

Nicht lange, ſo wurde er zur erſten Theaterprobe gerufen. Als ihn der Fuß zum erſtenmal durch die Couliſſen auf die Bühne trug, empfand er mit einem gewiſſen Schauer die ganze Größe des Moments, der ihn in die nächſte Nähe einer Lebensentſcheidung verſetzte. Von Berger und Roſa gebeten, vorläufig nur zu beobachten, nahm er an dem Tiſche des Regiſſeurs im Vordergrund Platz und ſah wie träumend auf die erſten Inſcenirungsverſuche.

Die ſchwache Beleuchtung gab dem ganzen Treiben etwas Geheimnißvolles, Nächtliches — um nicht zu ſagen Unterirdiſches — das auf den Autor einen wunderſeltſamen Eindruck machte. Es war ihm, als ob Gnomen ihm ſein Werk abgenommen hätten, um nun auf eigene Weiſe damit zu wirthſchaften und ſich eine Unterhaltung daraus zu machen.

Der Zuſchauerraum, wenn der Blick ſich dahin richtete, gähnte ihn in ſeiner abſoluten Leerheit fragenvoll an. Wird er am Tage der Entſcheidung ſich füllen? Werden die Geſichter freudig ſchauen und die Hände mit gefühlt kräftigem Zuſammenſchlagen jenes gewaltige Rauſchen bewirken, das als entzückende Harmonie in die Ohren der Schauſpieler — des Dichters dringt?

Große Frage! Mächtiges Anliegen! Aber der Raum antwortete nicht und ſah in ſeinem braunen Dunkel auf ihn her — ein Symbol myſtiſcher Allmöglichkeit. War doch auch die Handlung, die dem Publikum vorgeführt werden ſollte, noch äußerſt im Werden — ein Kommen und Gehen, ein Verſuchen und Wiederverſuchen, ein Recitiren, wobei der Souffleur allgegenwärtig helfen und wieder helfen mußte, um oft nur ſchlechten Dank dafür zu ernten.

Man hatte ſehr Recht gehabt, dem Autor dieſes erſte Experiment in Bezug auf Wirkung als nichts beweiſend zu charakteriſiren. Darüber unterrichtet wurde es ihm nach und nach geradezu heimlich zu Muthe. Er ſah ſich in das wunderſame Treiben verflochten, eingeſponnen, und die zweite Hälfte ſchien ihm nun bereits auch mehr Façon zu bekommen. Die erſte Liebhaberin und Roſa waren ihrer Partien ſchon faſt ganz mächtig, wurden in einzelnen Auftritten zu förmlichem Spiel erwärmt und erquickten den Poeten durch den reinen kräftigen Herzensklang der Rede. Er ſelber faßte den praktiſchen Zweck in's Auge und machte Vorſchläge zu Stellungen, die ein paarmal ſogar befolgt wurden.

Die verhältnißmäßige Befriedigung, die er zuletzt empfand, wurde übrigens getrübt durch eine hingeworfene Bemerkung Bergers. „Das Stück,“ ſagte dieſer, als ſie zuſammen das Theater verließen, „iſt doch noch zu lang. Uebermorgen werden wir hierüber klar ſehen, und dann müſſen Sie unter Umſtänden noch ein paar tüchtige Schnitte machen.“

Die zweite Probe begann auf eine für den Dichter ſehr anziehende Weiſe. Die Rollen waren unvergleichlich beſſer gelernt und die Reden gingen ſo raſch vom Munde, daß ſie bereits im Zuſammenhang auf ihn zu wirken begannen. Die Wahrnehmung der beginnenden Organiſation, des lebendigen Zuſammengreifens, erquickte und hob ſeine Seele. Welch ein Gefühl, den Dialog, den er in einſamer Stube geſchaffen, hier zu vernehmen aus dem Munde von Künſtlern, die alle den ihnen angewieſenen Theil zur eigenſten Sache machten! Welche Luſt, die Geſtalten, die er nur als Bilder des Geiſtes beſaß, durch ſie verkörpert und die vorzüglichſten eine Innigkeit, Kraft und Leidenſchaft offenbaren zu ſehen, daß Entſchlüſſe und Worte mit Nothwendigkeit in ihnen ſich erzeugt zu haben ſchienen! Es war von ihm, was er hörte und ſah, und doch etwas Anderes: gefärbt, gemodelt durch die Individualität des Schauſpielers, neu geworden durch eigenthümliche Natur und Kunſt und zum Theil in einer Weiſe potenzirt, daß er, der Autor, es ſelber zu beklatſchen große Luſt empfand.

Ein tiefes Bewußtſeyn der Macht durchdrang ihn. Er war Urheber dieſer Aktion, die ſich zum Kunſtwerk vollenden wollte! Er war das Princip, das mittelſt liebevoller Organe die Gebilde ſeiner Phantaſie in die Sinnenwelt treten ſah! Freilich erlangten die Ideen erſt ihre Vollendung durch die Organe, die das aus ſich hinzugaben, was jenen noch fehlte, die ſinnliche Realität. Allein in dem Bunde des Dichters mit dem Künſtler war jener doch die erfindende, anordnende, vorſchreibende, dieſer die reproducirende, ausführende Macht. Nicht ſo — das fühlte er natürlich — als ob die Kunſt des Schauſpielers überhaupt keiner Erfindung bedürfte, die im Gegentheil auf's dringendſte gefordert war; aber die Kraft des Poeten war eine Kraft zur Schöpfung, die Kraft des Schauſpielers eine Kraft zur ſchönen Aeußerung des bereits Geſchaffenen und verhielt ſich mithin zu jener als weibliche zur männlichen.

Wenn er daraus nicht von ſelber den Schluß zog, daß der Dichter gegen Schauſpieler überhaupt — auch gegen die männlichen — galant zu ſeyn habe, ſo wurde es ihm durch Erfahrung beigebracht.

Der erſte Liebhaber, der heute förmlich zu ſpielen begann, machte einmal einen Accentfehler, und der Poet rief ihm das hervorzuhebende Wort mit der Lebhaftigkeit eines Verletzten zu. Die Folge war ein ſehr markirter Verdruß auf dem Geſicht des Künſtlers, der ſolche Einhülfe nicht gewohnt zu ſeyn ſchien. Heinrich fühlte, daß die Oeffentlichkeit der Correktur nicht angebracht ſey, verhielt ſich bei einem zweiten Fehlgriff ſchweigend, und benutzte eine kräftige Schlußrede des Herrn, um durch lauten Beifall ſein Geſicht wieder aufzuhellen. Dann ging er mit ihm auf die Seite und ſchlug die richtige Accentuirung vor. Der Schauſpieler nickte lächelnd, und Heinrich gab in ſeinem Innern dem geheimen Verfahren den Vorzug.

Als er in der Seele vergnügt auf die Bühne zurückkehrte, trat ihm Berger entgegen und ſagte: „Es thut mir leid, Ihnen eine doch vielleicht unangenehme

Bemerkung machen zu müſſen. Der ſo ſchöne dritte Akt hat einen großen Fehler: er iſt zu lang. Im fünften und ſechsten Auftritt kommen Reden vor, die nicht eigentlich zur Sache gehören, ſie müſſen heraus!"

„Aber, lieber Freund," rief Heinrich nach einem Moment der Ueberlegung, „das ſind ja gerade die ſchönſten Stellen!" — „Thut nichts! Sie müſſen heraus!"

„Ah," rief der Poet, „Spiele des Geiſtes — Lichter, die einige Minuten in Anſpruch nehmen!" — „Sie müſſen heraus, ſag' ich Ihnen!" — „Wenn ich ſie nun aber nicht ſtreiche?" — „Das iſt etwas Anderes," entgegnete der Regiſſeur. „Dann waſch' ich meine Hände in Unſchuld."

Der Poet, mit humoriſtiſchem Unmuth, der aber einen guten Theil Ernſt enthielt, ſtampfte den Boden. Der Regiſſeur betrachtete ihn vergnügt, zuckte die Achſeln und ſagte: „Probiren wir die letzten Akte! Mir ſchwant ſogar noch etwas?" — „Was?" rief der Poet, „noch etwas?" — „Ich vermuthe ſehr," entgegnete der Andere. Und indem er ihn mit väterlicher Freundſchaft anſah, fuhr er fort: „Ja, ja, mein Beſter! Das Fegfeuer, von dem ich neulich ſprach, iſt keine bloße Floskel! Man muß wirklich hindurch und die Flecken müſſen weg, ſonſt kommt man nicht — Doch da naht Vater Hallfeld mit dem Liebespaar, hören wir ſie!"

Der vierte Akt ging ſehr gut vorüber. Berger that hier, wie ſchon im zweiten, ſein Beſtes, wirkte ſogar auf die Schauſpieler ergötzlich und fand nun, daß an dieſem Akt, obwohl er Zeit genug in Anſpruch nahm, doch nichts zu ſtreichen ſey. Beim Beginn des fünften ſah er auf die Uhr. Er ließ ihn ruhig ſpielen, agirte ſeine Partie zu Ende, nickte aber bei den letzten Scenen mit einem Ernſt, der etwas Drohendes hatte.

Als das letzte Wort geſprochen war, holte er zu der Gruppe der noch Anweſenden den Poeten herbei und ſagte: „Die Probe iſt gut gegangen; wir haben ſogar wunderbarer Weiſe keine Scenen wiederholen müſſen und können mithin ſagen, wie lang das Stück ſpielen wird. Ueber drei Stunden immer noch, und das iſt ſo lang, daß es dem Stück den Untergang bereiten kann.“

„Ueber drei Stunden?“ rief Hallfeld ungläubig. — „Ueber drei Stunden,“ erwiederte Berger, „mit dem erſten und dritten Zwiſchenakt, die wegen zweier Umkleidungen eine längere Zeit beanſpruchen.“ — „Das iſt wahr,“ verſetzte Hallfeld nach einem Moment des Erwägens.

Roſa ſchaute beſorgt auf den Dichter. „Da muß noch geſtrichen werden!“ — rief ſie. — „Meine Anſicht und mein Antrag,“ verſetzte Berger. — „Herr Dichter, ich kann Ihnen nicht helfen! Sie müſſen aus dem dritten Akt herausbringen, was ich Ihnen ſchon geſagt habe, außerdem aber die letzten Scenen des Stücks kürzen, umarbeiten, wie Sie wollen, ſo daß ſie Schlag auf Schlag gehen. Wenn der Zuſchauer auf das Ende hinſieht, dann hat er keinen Sinn mehr für nebenläufige Intereſſen und für ſchöne Reden, die nicht abſolut zur Handlung gehören. Wie der Blitz muß es herabfahren, nichts darf aufhalten! Ihre letzten Scenen halten auf, bringen Sentenzen, Beleuchtungen, die auf dem Theater überflüſſig ſind. Aendern Sie! Wir haben noch zwei Proben — es geht noch!"

Die Schauſpieler ohne Ausnahme ſtimmten zu, und der Poet gab ſich. Berger lobte ihn; dann, zu Hallfeld und Roſa gewendet, fuhr er fort: „Meine Herrn und Damen, wir haben uns eben wieder einmal getäuſcht. Wenn auch unſer altbewährter Spruch, daß Alles, was beim Thee oder Punſch gelobt wird, nichts tauge, dießmal glücklicherweiſe keine Anwendung findet, ſo iſt uns doch in der ſüßen Betäubung des Getränks und der Freundſchaft bei den letzten Scenen die Schlange hinter Blumen entgangen — mir ſogar, der ich mich noch am meiſten des kritiſchen Umherſpähens befliſſen habe. Freuen wir uns, daß wir es noch in der eilften Stunde gemerkt haben und laſſen wir uns nun das wohlverdiente Mittagbrod ſchmecken!"

Wer der letzten Aufforderung am wenigſten nachkommen konnte, war der Poet. Er aß in ſeinem Speiſelokal mit Haſt, begab ſich nach kurzem Gang in laulicher Luft heim und machte ſich entſchloſſen an die Arbeit. Die beanſtandeten Zierlichkeiten im dritten Akt ſtrich er ſeufzend. „Dieſer Einfälle,“ ſagte er ſich, „hab' ich mich gefreut, ſie ſind unläugbar fein und ſchön, und nun müſſen ſie weg!“ Die neue Verbindung, nachdem er ſie fertig gebracht, ſchien ihm lange nicht ſo elegant, wie die geſtrichene. „Aber was thut's?“ rief er ironiſch. „Sie hat ja einen Vorzug, der alle andern aufwiegt: ſie iſt kurz!“

Die zweite Operation war ungleich ſchwieriger. Hier, wenn auch manches aus den vorliegenden Scenen zu brauchen war, galt es eine völlige Umarbeitung, und wie ſollte ihm dieſe jetzt gelingen? Wie ſollte er ohne Freiheit, ohne Behagen, ohne Begeiſterung eben das Beſte, das Ende gut Alles gut auf's Papier werfen?

Er erfuhr nun aber, was wir Alle ſchon erfahren haben: daß der Drang der Nothwendigkeit die Initiative des Genius erſetzen kann. Das Unumgängliche glüht wie Feuer auf uns her, die Gefahr erregt, erhitzt uns, eine ſtille Wuth gedeiht zu förmlicher Begeiſterung: der Sprung wird gewagt — und er glückt.

Drei Stunden waren vorübergegangen, als die Aenderungen vor ihm lagen; aber ſie freuten ihn ſelbſt. Schlag auf Schlag! Der verwünſchte Regiſſeur hatte Recht: ſo war's beſſer! Nun mußte er die Aenderungen noch in die verſchiedenen Rollen einſchreiben, die er mitgenommen hatte. Er that auch dieß, und beſorgte dann die Rollen an ihre Inhaber, zum Theil in eigener Perſon. Todtmüde kam er nach Hauſe, und überlegte, auf das Sopha geſtreckt, wie groß der Erfolg ſeiner Arbeit ſeyn müſſe, um ihn für die Aufregungen und Strapazen dieſer Tage nur einigermaßen zu entſchädigen.

Einen Lohn brachte ihm doch ſchon die dritte Probe. Berger, nachdem er die Aenderungen geleſen, rühmte ihn und drückte ihm die Hand. „Es hat weh gethan,“ ſagte er dann, „der Schnitt in's Fleiſch? Was? Aber 's iſt beſſer ſo! Beim Teufel, gut haben Sie's gemacht! Famos!“ Lächelnd trat er einen Schritt näher und ſich heiter feierlich neigend, ſetzte er hinzu: „Succès complet!“

Die Wangen des Poeten, die von Mühen und Sorgen etwas gebleicht waren, überzogen ſich bei dieſer Zuſtimmung mit Röthe. Die Probe begann und er folgte ihr mit Freude. Zum drittenmal hörte er nun ſeine Worte; aber ſie klangen nur um ſo traulicher zu ihm her, beſonders aus dem Munde der anmuthigen Schauſpielerinnen, die ihnen die ſchönſte Seele einzuhauchen wußten. Der Dialog überhaupt ging flüſſig, und die Effektmomente traten als ſolche deutlich hervor.

Die nächtliche Scenerie des Lokals, die ihn zuerſt ſo ſeltſam angemuthet hatte, machte nun in ihrer Heimlichkeit einen vergnüglichen Eindruck auf ihn. Es lag in dem Thun und Treiben ein Reiz, wie ihn das verborgene Schmieden eines Complottes haben mag, das zum Sieg der Betheiligten führen ſoll. In Puppenhülle geſchah die Vorbereitung des Schmetterlings, der an's Licht treten und in prachtvoller Entwicklung alle Welt erfreuen ſollte.

Die neuen letzten Scenen erprobten ſich vollſtändig. Man gratulirte dem Poeten von allen Seiten, und Roſa nickte mit geſenkter Wimper ſelig lächelnd. „Das hat Mühe gekoſtet,“ rief ſie ihm zu, „nicht wahr? Aber es iſt der Mühe werth geweſen!“ — „Das mein' ich auch,“ rief Berger. „Was wollen Sie? Wir haben wieder einmal ein Stück, und damit Punktum!“

Als Heinrich mit auffallend heiterem Geſicht in das Speiſehaus trat, das er ſeit Wochen regelmäßig beſuchte, ließen ſich die dortigen Bekannten Bericht erſtatten, drückten ihr großes Verlangen aus, das Stück zu ſehen, und die gutgelaunten übten ſich einſtweilen im Klatſchen. Der Poet, überall von wohlthuenden Wellen umſpült, aß mit Luſt und gründlichem Appetit. Nach einem tüchtigen Spaziergang ſuchte er die Ruhe ſeiner Stube und fand ein Schreiben von Auguſte. Mit begreiflicher Haſt, denn er hatte lange darauf gewartet, erbrach, mit ernſtem Geſicht las er es.

Es war die lebendigſte, wärmſte Theilnahme, die ſich darin für ihn ergoß, aber durch einen dunkeln Ton der Sorge, um nicht zu ſagen der Wehmuth, überſchattet. Die Geliebte, die freilich nur aus der Ferne zu ſehen vermochte, ſchien den Hoffnungen, die er an ſeine letzten Erfahrungen geknüpft hatte, keinen vollen Glauben ſchenken zu können. Um ſo inniger und feuriger waren ihre Wünſche für ihn, um ſo dringender ihre Ermahnungen. Eine faſt mütterliche Zärtlichkeit ſprach aus dem Brief. „Ach, lieber Heinrich,“ rief ſie ihm zu, „du machſt dir keine Vorſtellung, wie dein Glück der Gedanke meines Herzens iſt, wie mich die Sorge für dich zittern macht! Dein Lebensplan iſt ungewöhnlich und begeiſternd, aber umgeben von Gefahr, Sorgen und ſchweren Mühen. Ach, wohl müſſen die Dichter ihre Befriedigung finden in ihrer Arbeit ſelber, denn wie gering iſt eigentlich ihr Lohn, und wie gehäſſig wird ihnen auch der geringe noch ſtreitig gemacht! Wie müſſen ſie alle Kräfte des Geiſtes und Herzens anſtrengen und den höchſten Fleiß anwenden Jahre hindurch, um endlich zu haben, was Andere ſpielend, im Vorbeigehen erwerben! Und doch, wenn der Erwerb auch Nebenſache iſt, ſo gehört er doch nothwendig zum Leben. Das Schaffen, wie göttlich es an ſich iſt, muß ſich doch, leider, auch irdiſch lohnen. Ich ſehe dich nun ſchon Jahre lang ſtreben und ringen und von einer Arbeit zur andern gehen; und mich ergreift eben jetzt, wo du mir ſo ſicher den Erfolg ankündigſt, eine Furcht, die mich verzagen macht. Möge es dir gut gehen, theurer Heinrich! Mögeſt du alles gehoffte Glück erlangen! Dieß iſt der brennende Wunſch meiner Seele, der meinem Herzen ausgepreßte Ruf, den ich an dich aus der Ferne richte!"

Heinrich legte den Brief ſtill aus der Hand. Die Geliebte hatte ſich noch nie mit ſo leidenſchaftlicher Innigkeit, aber auch noch nie ſo geängſtigt, ſo gedrückt gegen ihn ausgeſprochen. War die Stimmung in ihrer Familie gegen ihn eine zweifelnde, ſchlimmere geworden? Hatte ſie von den Eltern zu leiden? Nach einem Schweigen aufathmend, rief er: „Wahrlich, ein Erfolg thut mir jetzt noth! Ich ſehe, daß die Familie einen greiflichen Beweis meiner Kunſt verlangt, und im Grunde hat ſie dazu auch das Recht. Gott ſey Dank, daß ich nur noch einen Tag vor der Entſcheidung ſtehe."

Eingangs hatte Auguſte gemeldet, daß ſie ihm ſchreibe vor ihrer Abreiſe zu Kronfelds, deren dringender Einladung ſie nicht länger habe widerſtehen können. Ihm war es nun tröſtlich, daß ſie hier Zerſtreuung finden würde, bis er ſelber kam und durch die glückſelige Botſchaft alle Sorgen zerſtreute. Denn das wollte er thun. Was die Zeitungen bekannt machten, das konnte er nicht hindern; aber er ſelbſt wollte brieflich nichts melden, ſondern in Perſon den Bericht erſtatten und den Lohn aller Anſtrengungen, die Wirkung genießen.

Die vierte und letzte Probe — am Tage der Aufführung ſelber — ging ſo glatt wie eine Vorſtellung. Heinrich mußte glauben, was ihm von mehreren verſichert wurde, daß die Rollen auffallend gut gelernt ſeyen. Berger, der die Bemerkung auch machte, fügte hinzu: „Das iſt der Vortheil des Schauſpiels und der natürlichen Proſa. Verſe würden ſie heute noch ſtottern und unter Kunſtpauſen vom Souffleur herauflangen müſſen.“

Obwohl ihm ſchließlich von Allen das Beſte prophezeit worden war, ſo hatte der Autor gegen Abend auf ſeiner einſamen Stube doch eine ſonderbare Empfindung. Der Tag war trüb und es begann fein zu regnen; günſtiges Wetter in Einem Betracht, das aber doch einen grauen Flor über ſeine Seele warf. Er hatte ſich ſo lange ritterlich gehalten, unſer Dramatiker; nun, in thatenloſer Stille, kamen ihm wieder Gedanken, und mit den Gedanken Zweifel. Sein Herz fing zu ſeiner eigenen Ueberraſchung wieder an zu klopfen, und ein leichter Schauer ging ihm über den Leib. Er konnte ſich's nicht wegläugnen, er bekam, was man eine Gänſehaut zu nennen pflegt, und aller gute Muth, aller Trotz, der in ihm lag, war nöthig, die Bängniß einigermaßen zurückzudrängen und darüber zu lächeln.

Unſtreitig, für ihn handelte ſich's um keine gewöhnliche Entſcheidung. Auch derjenige, bei dem an ſolchem Tag nicht das ganze Lebensglück, ſondern nur ein beſcheidener Theil davon auf dem Spiele ſteht, kann doch, wenn Alles gethan und feſt beſtimmt iſt, mit empfindlichem Unbehagen die letzten Stunden des Harrens verbringen. Eben die Muße, die ihn zur Paſſivität verurtheilt, macht ihn zum bloßen Inſtrument, worauf nun beunruhigende Geiſter nach Luſt und Laune ſpielen können. Bei Heinrich erhielt aber in Folge ſeiner beſondern Verhältniſſe und einer ihm eigenen Feinfühligkeit alles das eine abnorme Steigerung. Am Morgen ſchon, als er zur Probe ging, waren ſeine Augen durch die Theaterzettel erſchreckt worden, die ihm von den Straßenecken entgegenſchauten und zuzurufen ſchienen: „Unwiderruflich!“ Es war ihm geweſen, als ob man es ihm anſehen müßte, daß er der Heinrich Born ſey, der mit ſo fetter Schrift auf dem Zettel prangte, und er hatte ſich darum an dem erſten ſachte vorbeigeſchlichen. Die Glückwünſche bei Tiſch hatten für ihn heute einen Klang gehabt, in den etwas dämoniſch Gefahrdrohendes eingemiſcht war. Die ſcherzhafte Laune von geſtern hatte ſich auch bei den munterſten Tiſchgenoſſen in Ernſt verwandelt und keiner von ihnen hatte ihm ein beluſtigendes Wort mit nach Hauſe gegeben. Nun ſaß er da, völlig allein, ſah die Friſt kleiner und kleiner werden, die ihn von dem Ereigniß trennte, und dieſes trat ihm in rieſiger Bedeutung vor die Seele. Er dachte an das Tribunal, vor das er ſich zu ſtellen hatte, an die Neigung, die Stimmung des Publikums, auf die Alles ankam und die gleichwohl unberechenbar war; an mögliche Zwiſchenfälle, die ſtörend, ja verderblich werden konnten; an das Handgreifliche der Niederlage vor einer öffentlichen Verſammlung, die ſich ablehnend verhielt oder gar mit entrüſtetem Lärm verdammte — und trotz Allem ſchien er einen Wurf wagen zu müſſen, oder ſchien man (denn die Sache war ihm ja bereits ganz aus der Hand genommen) einen Wurf zu wagen in ſeinem Namen, der ganz eben ſo gut Alles verlieren wie gewinnen konnte.

Aus dem Sturm der Gefühle, welche dieſe Gedanken in ihm erregten, erhob er ſich gewaltſam. Er kleidete ſich an — in ſein beſtes Gewand; denn war er zum Opfer beſtimmt, ſo wollte er als Opfer wenigſtens auch geſchmückt ſeyn. Die Uhr des nächſten Thurmes ſchlug ſechs, er hüllte ſich in ſeinen Mantel, ſetzte den Hut auf und ging gegen die Thüre.

Auf einmal ſtand er und kehrte ſich um. Mit einem Ausdruck, als ob er eine förmliche Thorheit beginge, die er aber doch nicht zu laſſen vermöchte, trat er zum Schreibtiſch, nahm den Kalender zur Hand und ſuchte den Patron des Tages. Er las: „Emanuel.“ Ernſte, aber gute Vorbedeutung. Beruhigter machte er ſich auf den Weg zum Theater.

In dem Kunſttempel, der heute für ihn die Bedeutung einer Arena hatte, angekommen, begab er ſich auf die Bühne, wo er zunächſt nur einige Diener traf, die den mechaniſchen Theil der Vorſtellung zu beſorgen hatten. Der Gedanke des complicirten, ſtufenmäßigen Zuſammenwirkens bei einer ſolchen ging ihm durch den Kopf. Wie vieler Kräfte bedurfte es dazu, von dem Dichter an, der das Werk ſchuf, bis hinunter zu dem unterſten Gehülfen, der die Couliſſe ſchob oder am Strange des Vorhangs zog! Das Publikum ſagte ſich das aber nicht, ja ließ ſich am Ende das Produkt ſo vieler Anſtrengungen gar nicht einmal gefallen.

Allmählig regte ſich's draußen im Zuſchauerraum. Der Poet ſah durch die kleine Oeffnung des Vorhangs, die man ihm bezeichnet hatte, und ward erfreut durch ein ſchon ziemlich gefülltes Parterre und durch verſprechend beſetzte Punkte der numerirten Plätze. Was auch kommen mochte, die vertrauende Theilnahme des Publikums war doch ſchmeichelhaft und wirkte ermuthigend auf ſeine Seele.

Die Schauſpieler, einer um den andern, kamen auf die Scene. Der Poet ſtarrte die erſten, den Liebhaber und die beiden Regiſſeure, die durch Coſtüm, Schminke und „Maske“ unkenntlich gemacht waren, einen Moment an, um, ſie erkennend, die dargereichten Hände zu ſchütteln.

Immer näher rückte der Moment, immer feſtlich ernſter wurde die Zurüſtung. Pochte das Herz des Autors auch ungleich lebhafter als gewöhnlich, ſo war es doch eine feierliche Unruhe, die ihn bewegte; es war eine „bange Wonne,“ die ihn ergriff —

„Wie einen König bei der Thronbeſteigung.“

Zuletzt traten die beiden Damen herein, die das Stück mit zu beginnen hatten, und kamen auf die Gruppe zu — in blendender Schönheit. Der Poet begrüßte ſie mit dem Blick eines Bezauberten, und im Entzücken des Anſchauens verlor ſich der letzte Reſt von Angſt aus ſeinem Herzen. Die Freundin betrachtete ihn verklärt lächelnd mit einem unmerklich ſüßen Schein von Wehmuth um die Lippen; dann ſchwebte ſie zum Vorhang und rief, ſich umſehend, mit gedämpfter Stimme: „Ah, ganz ſchwarz! Kommen Sie!“ Heinrich eilte hin, ſah hinaus, erblickte ringsum gefüllte Räume, und ein Gefühl der Macht über die Maſſen ging wie ein ſüßer Gluthſtrahl durch ſein Herz.

Die Ouvertüre begann. Die freundlichen Töne hätten ihn nothwendig in der frohen Stimmung erhalten müſſen; aber ſie bezeichneten die allerletzte Friſt vor Seyn oder Nichtſeyn und klangen in das Ohr des

Bedenkenden wie von einem tragiſchen Hauch umbebt. Still begab er ſich zur Seite, einen etwas erhöhten Sitz zwiſchen den vorderſten Couliſſen einzunehmen. Der Vorhang wurde aufgezogen und das Spiel nahm ſeinen Anfang.

Und nun? Ergriff den Autor eine Beſorgtheit um den Ausgang, eine Spannung, ein Sturm der Gefühle, die Geiſt und Sinne zu überwältigen drohten? Nichts von alledem! Sobald die Handlung begonnen hatte, fühlte er ſich durchaus ruhig, war nur Zuſchauer und ganz Aufmerkſamkeit auf das Spiel. Es ging, wie er es gewollt, das Publikum lauſchte, die große Stille verrieth ſein Intereſſe, froh gehoben nickte er vor ſich hin. Er war ſo ganz angezogen von der Entwicklung, ſo zufrieden mit der Darſtellung, daß er es gar nicht merkte, wie das Publikum den Akt ſchließen und den Vorhang fallen ließ, ohne irgend ein Zeichen des Beifalls zu geben.

Im zweiten Akt rief Berger, der ſeine Rolle mit feinſter Charakteriſirung gab, ein paarmal Heiterkeit mit Bravos hervor, und ein Wehen der Theilnahme ging durch das Haus; am Schluß wurde aber doch nur wenig und kurz applaudirt.

Im Zwiſchenakt trat der erſte Liebhaber zu dem Poeten und ſagte: „Sie ſind heute wieder recht faul da draußen! Zuſehen können ſie, wenn ſie nur die Hände nicht rühren dürfen! Aber haben Sie keine Sorge, die

Hauptwirkung Ihres Stücks liegt im dritten Akt, jetzt werden ſie wohl losbrechen müſſen.“ — „Warten wir!“ verſetzte der Poet.

Die erſten Scenen des Hauptaktes, die nicht auf Effekt angelegt waren, verliefen ruhig. Als die ergreifenden kamen, herrſchte im Haus zuerſt eine feierliche Stille, die für den Kenner feineren Beifall ausdrückt, als der Applaus der Hände. Dann, bei gipfelnden Reden, kamen aber auch dieſe wiederholt in Thätigkeit, und unzweideutige Zeichen der Rührung gelangten zur Wahrnehmung des Poeten. Glaubte das Publikum damit genug gethan zu haben? Oder war die Bewegung, in die es verſetzt erſchien, zu ernſter Natur? Oder endlich, fand es den Schluß doch nicht ſo draſtiſch wie die freundlichen Hörer bei der Vorleſung? Genug, der Applaus war nicht ſo durchgreifend, wie ihn die Schauſpieler eben hier erwartet hatten; und da man auch den Vorhang nicht ſchnell genug aufzog, ſo verhallte er wieder, ohne daß es zum Hervorruf kam. Der entſcheidende Effekt war verfehlt.

Heinrich, nach der auch für ihn höchſt unerwarteten Enttäuſchung, erhob ſich von ſeinem Sitz und trat zu den Schauſpielern, die ſich an der Couliſſe geſammelt hatten. „Nun?“ rief er, eine Gährung in ſeinem Innern unterdrückend, mit Faſſung, „das ſieht aus wie eine Niederlage!“

Der erſte Liebhaber, der mit der Heldin des Stücks auf einen Hervorruf gerechnet hatte, zuckte verdroſſen und ſchon mit einer Spur von Geringſchätzung die Achſel; die andern blieben ſtumm; Hallfeld aber entgegnete mit dem Ton würdevoller Tröſtung: „Das nicht, Herr Doktor. Das Publikum nimmt Antheil, das Stück wirkt." — „Aber lange nicht ſo," verſetzte der Poet, „wie wir's uns vorgeſtellt haben. Geht's ſo fort und wird der Beifall, wie zu fürchten iſt, noch ſchwächer, dann haben wir einen succès d'estime, d. h. auf gut deutſch: das Stück fällt durch!"

„Nein, ſag' ich Ihnen!" entgegnete der Regiſſeur energiſcher. „Man hat bei dieſem Akt weniger applaudirt, als er's verdient; Ihr Stück iſt aber gut und endet anſprechend, alſo wird man's hereinbringen. Ruhig Blut! Noch iſt nichts verloren!"

„Das mein' ich auch," rief Berger, der eben herzugetreten war. „Dieſer Akt wird entſcheiden. Erſt der Ernſt, dann der Humor; — wir wollen ſie ſchon weich machen, die hartgeſottenen Sünder!" — „Es ſind Blöcke!" rief hier der alte Student, der bei einer kurzen, aber ſchlagenden Rede auch auf Beifall gehofft zu haben ſchien, mit humoriſtiſchem Unmuth.

Die Geſichter erheiterten ſich bei dieſem Ausruf, der für jetzt ohne Widerſpruch blieb. Die Muſik des Zwiſchenaktes ging zu Ende, die Schauſpieler traten hinter die Couliſſen und Heinrich nahm ſeinen Platz wieder ein.

Als der vierte Akt begann, wunderte ſich der Poet ſelbſt über ſeine Stimmung. Von ängſtlicher Aufregung war keine Spur mehr in ihm! Dagegen hatte ſich ein Quell heroiſchen Muthes in ihm erſchloſſen und durchſtrömte ſein Herz, daß er trotzig, ja ſtolz der Dinge harrte, die da kommen ſollten.

Er war ſich der Güte des Stückes bewußt geworden und erkannte, das Seine vollauf gethan zu haben. Zeigte ſich das Publikum ſpröde, kalt, nur oberflächlich und flüchtig erregt, dann that es ihm Unrecht. Dem Unrecht aber konnte er gerechte Indignation und männliches Selbſtgefühl entgegenſetzen. Er ſollte glücklicherweiſe nicht in die Lage kommen, ſeine Ausdauer in dieſer Stimmung darzuthun.

Die Zuſchauer, juſt als fühlten ſie wirklich, daß ſie etwas gut zu machen hatten, benutzten gleich die erſte Gelegenheit zum Applaus und befriedigten damit die edeln Liebenden, die alle beide einer Ermunterung ſehr benöthigt waren. Berger leiſtete als Fallenſteller, deſſen Situation tragiſch zu werden anfängt, ſein Vorzüglichſtes, entwickelte eine geradezu geniale Naturwahrheit und wurde auf offener Scene gerufen. Anna in der Scene mit dem alten Studenten rief Ausbrüche des Vergnügens hervor, und am Schluß wurden alle dreie gerufen.

Der Poet, der ſich geweigert hatte, mit auf die Bühne zu gehen, weil er ſeinen Namen nicht gehört, war doch hoch erfreut, und gegen die drei, als der Vorhang herab gelaſſen war, mit Lobſprüchen nicht eben karg. Die Darſteller des Liebespaars, welche den fünften Akt zu beginnen hatten, kamen mit heitern Mienen auf die Scene: ſie wußten, das Publikum war im Zuge, und nun würden auch ſie ihre Ernte halten.

So kam es denn auch. In den erſten Auftritten eine ernſte, ſchöne Aufmerkſamkeit, dann lebhafter Applaus, am Schluß, nachdem die letzten Scenen wirklich Schlag auf Schlag gegangen waren, rauſchender, langanhaltender Beifall; Rufe nach dem Liebespaar, der Anna und — dem Dichter.

Der Vorhang wurde aufgezogen. Heinrich, während die Mitgerufenen im Hintergrund erſchienen, trat auf das Proſcenium und dankte. Er ſah das ganze Haus lebendig, klatſchend und rufend, ſah die Blicke von allen Seiten auf ſich, den Helden des Abends, gerichtet, ſah huldvolles Nicken und Applaudiren aus der Loge des Landesherrn und ſeiner Familie: ſeine kühnſten Hoffnungen waren erfüllt, ſeine ſtolzeſten Phantaſien durch die Wirklichkeit erreicht, übertroffen!

Als er nicht ohne heroiſche Haltung nach gefallenem Vorhang ſich umwendete, trat ihm Hallfeld entgegen und rief mit einem Wohlwollen, das etwas Feierliches hatte: „Doktor Born, ſchlafen Sie ruhig auf Ihren Lorbeeren!“ Der zweite Regiſſeur, der ſich genähert hatte, nickte vergnügt. „Nun,“ ſagte er, „hab' ich mein Verſprechen gehalten? Und,“ ſetzte er mit ſchelmiſchem Blinzeln hinzu, „bin ich nicht im Grunde ein guter Menſch?“ — „Ein Engel!“ rief der Poet lachend. „Aber Adieu für heute! Auf Wiederſehen!“

Ihn rief eine ſüße Pflicht hinweg. Flüchtigen Fußes eilte er auf die andere Seite, die beiden Schauſpielerinnen zu erhaſchen, und traf ſie, die gegen ihre Gewohnheit etwas gezögert hatten, glücklich noch auf dem Weg zum Garderobezimmer. Mit aller Galanterie der Freude küßte er der erſten Liebhaberin, welche vor Zufriedenheit glänzte, die Hand; dann, während jene ſich entfernte, ergriff er die Hand Roſa's. In der Bruſt des Glücklichen drang das Gefühl des unendlichen Dankes, den er der lieben Freundin ſchuldete, mit einemmal übermächtig empor, ſein Herz begann zu ſchmelzen. Während er die zarten Finger küßte, fiel beinahe eine Thräne darauf, und nur mit Mühe fand er einige Worte des Dankes. Das Mädchen ſah die feuchten Augen, die tiefe Bewegung, faßte ſeine Hand, um ſie zu ſchütteln, und rief: „Wenn Sie glücklich ſind, lieber Freund — mehr als ich können Sie's nicht ſeyn! Gute Nacht!“

IX.

Heinrich, nach einem Imbiß, den er in Geſellſchaft des treuen Willmann zu ſich genommen, hatte ſich nach Hauſe begeben und die Nacht war ihm in jeder Hinſicht eine gute geweſen. Geraume Zeit freilich konnte er nicht einſchlummern; als es ihm aber gelang, war der Schlaf ſo gründlich, daß er andern Tags mit einem Wohlgefühl die Augen aufſchlug, wie er's lange nicht mehr empfunden hatte. Blinzelnd ſah er umher, erinnerte ſich und rief: „Darf ich's wirklich glauben? Hab' ich geſtern das Reſidenzpublikum erobert?“ — „'S iſt ſo,“ antwortete er mit Humor ſich ſelbſt, „der Traum iſt Leben geworden!“

In der heiterſten Stimmung erhob er ſich, kleidete ſich an und ſetzte ſich zum Frühſtück. Sonnige Gedanken zogen durch ſeinen Kopf und zum Ueberfluß ſchien die Sonne der erſten Frühlingswoche durch's Fenſter. Eine natürliche Sitte gebot ihm, den Darſtellern der Hauptrollen ſeinen Beſuch abzuſtatten, und er folgte ihr mit größtem Vergnügen.

Zunächſt begab er ſich zum Liebhaber. Da er ſelber ſpät aufgeſtanden war, traf er dieſen ſchon in vollendeter Morgentoilette und wurde ſehr zuvorkommend empfangen. Haltung und Blicke des hübſchen, beliebten und eben ſo verwöhnten jungen Mannes ſprachen während der Unterhaltung nicht nur Höflichkeit, ſondern eine unwillkürliche Hochachtung aus, die ihm ſehr wohl anſtand und vom Poeten mit Genugthuung wahrgenommen wurde. Dieſer, an die Miene ſich erinnernd, die ihm ſein Robert geſtern nach dem dritten Akt gezeigt, konnte nicht umhin, ſich innerlich zu fragen: wie er wohl ausſehen möchte, wenn die Geſchicke einen andern Lauf genommen hätten!

Der zweite Beſuch galt der heroiſchen Liebhaberin. Nach einigem Warten vorgelaſſen, ſah er ſich liebenswürdig begrüßt, huldvoll angelächelt. Die Schauſpielerin hatte ihr Vergnügen nicht nur an dem Dichter, der ihr eine dankbare Rolle geſchrieben, ſondern auch an dem Manne, der ihr ſo ſtattlich bis jetzt nicht erſchienen war. Das blaue Auge gewann eine gewiſſe poetiſche Zärtlichkeit, die ihr ſehr anziehend ließ. Der Dank des Poeten für ihre geſtrige Leiſtung fiel unter dieſen Umſtänden wärmer aus, als es ſonſt wohl geſchehen wäre, und die Künſtlerin nahm ihn um ſo freudiger hin.

In dieſem Leben, das ſo viel Ungemach und Verdruß mit ſich führt, gibt es doch glücklicherweiſe nicht nur die eigentlichen Honigwochen, ſondern auch uneigentliche Honigmomente, die von großem Werthe ſind. Zu ihnen gehört das erſte Wiederſehen nach einem gemeinſchaftlich erkämpften Sieg. Die Gemüther ſind da ſo froh, ſo geneigt, ja gedrängt zur Anerkennung, daß eine gegenſeitige Steigerung des Glücks und eine ſchöne Annäherung der Seelen unvermeidlich iſt. — „In ihr hab' ich auch eine Freundin,“ ſagte ſich der Poet, als er wieder auf der Straße war. „Freilich,“ ſetzte er mit Laune hinzu, „muß ich fortfahren, ihr Gelegenheit zu ausgezeichnetem Spiel zu geben. Aber das iſt ja meine Abſicht, und ich wünſche mir nichts Beſſeres, als ihre volle Zufriedenheit.“

Mit beſchleunigten Schritten ging er zu den altbewährten Freundinnen. Er traf ſie in einer Stimmung, die wohl zu den ſchönſten gehört, deren wir uns im Leben erfreuen können. Sie waren glücklich alle beide; der Ausdruck ihrer Mienen hatte aber etwas Gehobenes, das der Freude des Herzens eine ernſte Weihe gab. Das Licht derſelben wirkte magiſch auf den Dichter, und Alles, was er ſagte, hatte den Charakter eines Ernſtes, mit welchem verglichen auch der Ton der wärmſten Galanterie noch profan erſcheint.

Heinrich war für die Anmuth Roſas nie unempfindlich geweſen; heute aber kam ſie ihm ſchön vor — ſchön im edelſten Sinne des Worts. Da die Schönheit vorzugsweiſe aus der Seele kommt, ſo war dieß begreiflich. In dem Mädchen lebte ein Gefühl, das durch ihre Geſinnung in Schönheit verklärt wurde. Zu der Liebe ihres Herzens, zum Bewußtſeyn ihrer Großmuth war jetzt ein großer äußerer Erfolg hinzu gekommen, der ihr die Erfüllung der liebevollſten Abſicht und damit ihre eigene innere Vollendung brachte. Es wird immer eine Frage bleiben, ob das wirkliche Lebensglück in der That werthvoller iſt, als die Entſagung unter ſolchen Verhältniſſen.

Als Heinrich zu gehen ſich anſchickte, bemerkte Roſa: „Sie haben bis jetzt nur Schönes über Ihr Stück gehört. Erlauben Sie mir, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß das nicht ſo fortgehen wird. Sie werden auch Tadel, ſcharfen Tadel hören, namentlich aber leſen.“

Der Poet ſah ſie an. „Was will man denn aber,“ fragte er dann, „im Grunde tadeln an dem Stück? Es iſt doch offenbar gut; hat auch entſchieden gefallen —“

Die Künſtlerin konnte nicht umhin zu lächeln. „Das iſt ja eben der größte Fehler in den Augen gewiſſer Kritiker!“ entgegnete ſie. „Laſſen Sie ſich dadurch aber nicht böſe machen; auch nicht, wenn allenfalls in Geſellſchaften die Naſe darüber gerümpft wird. Manche Leute ſind nun einmal ſo, daß ſie nur Geſcheidtheit zu beweiſen meinen, wenn ſie abſprechen. Aber das Wort verhallt, das Schmähblatt verweht der Wind; darum behalten Sie guten Muth!“

Heinrich verſprach es ihr lächelnd und nahm Abſchied, um ſich zum Intendanten zu begeben. Im Theater angekommen, wurde er ſogleich vorgelaſſen. Mit einer

Munterkeit, die ihm ordentlich etwas Jugendliches gab, rief der würdige Bühnenchef: „Ah, da kommt ein glücklicher Dramatiker! — Nun,“ ſetzte er Heinrichs Hand ergreifend hinzu, „hat mich ſehr gefreut — in Ihrem Namen und in unſerem! Das Publikum, anfangs ein bischen ſpröde, hat ſich ſehr gut benommen.“ — „Ausgezeichnet,“ erwiederte der Autor. — Der Intendant nickte heiter. „Mit der Darſtellung,“ fragte er dann, „ſind Sie zufrieden?“ — „Vollkommen,“ rief der Poet mit großer Wärme. — „Das hör' ich ſelten von den Herrn Dichtern,“ erwiederte der Intendant lächelnd. „Und es iſt im Grund mehr, als ich zugeben könnte. Sie waren im Ganzen recht brav; aber eins und das andere kann noch viel beſſer werden. Nun, das wird kommen! Was ſagen Sie aber dazu, daß wir das Stück übermorgen ſchon wieder geben?“

Heinrich ſah ihn froh überraſcht an. „Meine Zuſtimmung,“ entgegnete er, „haben Sie durchaus.“ — „Das glaub' ich,“ verſetzte der Intendant erheitert, „an einem Feiertag! Das Haus wird voller werden, als das erſtemal.“ — „Ich bin Ihnen zum größten Danke verpflichtet!“ rief der Glückliche. — Der Herr, ihn anſehend, fuhr fort: „Es wird eine zweite Probe ſeyn, vor einem neuen Publikum; aber Ihr Stück wird ſie beſtehen. Alſo es hat mich von Herzen gefreut, und ich gratulire nochmals.“ Der Poet empfahl ſich.

Als er im Vorzimmer den Ueberrock anzog, traten die beiden Regiſſeure herein. Heinrich, ſie grüßend, zeigte ein Geſicht, welches nicht nur den Sarkaſtiſchen, ſondern auch den Ernſten zum Lächeln reizte.

„Sie blühen ja wie eine Roſe!“ rief Hallfeld. — „Austauſch des Vergnügens zwiſchen Theatervorſtand und Dichter!“ erklärte Berger. „Anwartſchaft auf ungezählte künftige Triumphe!“ — „Der Herr,“ bemerkte Hallfeld, „will Ihnen in der That ſehr wohl.“

„Er liebt die Beſcheidenheit,“ fuhr der Andere fort, „die Dankbarkeit, das gute Herz!“ — „Verbunden mit der Kunſt, ein Stück zu ſchreiben, das volle Häuſer macht,“ ergänzte Hallfeld. — „Alſo übermorgen? in der großen Halle?“ — Heinrich, den Beſuch auf der Bühne zuſagend, verabſchiedete ſich.

Sonſt war dieſer Tag der Beſuche noch durch ein zufälliges Treffen bezeichnet, das der Poet im Grund herbeigewünſcht hatte. Nachmittags, als er in der beſten Laune die Hauptſtraße hinabſpazierte, kam Profeſſor Sartorius gegen ihn heran. War das nicht eine vom Geſchick ihm zugewendete Genugthuung? Sich inſtinktmäßig zuſammennehmend ging er dem Gelehrten entgegen, grüßte mit der edeln Freundlichkeit eines Mannes, der wohlverdiente Achtung anſprechen kann, und erwartete nun in dem Geſicht des Widerlegten etwas davon zu ſehen. Das war freilich eine Täuſchung. Der

Begrüßte dankte mit einem Ausdruck von Aerger und Spott, wie über jemand, der auf zufälliges Glück unangenehme Anſprüche gründen will, und ging vorüber.

Wir können verrathen, daß das Benehmen des Ehrenmannes eine Frucht häuslichen Verdruſſes war. Ein jüngerer Profeſſor der Anſtalt, der Heinrichs Drama geſehen, war nach Tiſch bei der Familie geweſen, hatte über den Erfolg berichtet und die Arbeit gerühmt. Als er wieder fort war, ſagte die Frau mit ſtillem Vorwurf zum Gemahl: „Wir hätten dieſen Born doch einmal einladen ſollen!“ — „Warum?“ fragte jener mit Stirnrunzeln. — „Weil er ein talentvoller Mann iſt,“ verſetzte die Gattin; „viel mehr, als du's ihm angeſehen haſt.“ — „Pah!“ rief der Profeſſor; „er hat ein Rührſtück verfaßt, das den Unwiſſenden gefällt.“ — „So?“ rief die Frau, „gehört Profeſſor Holm zu den Unwiſſenden?“ — „Holm iſt ein guter Menſch, aber auch ein Schöngeiſt,“ entgegnete der Mann. — „Holm —“ wollte die Gattin fortfahren; aber jener fiel aufgebracht ein: „Geh! Laß mich ungeſchoren mit deinen Belletriſten!“ Sehr verdrießlich ging er in ſein Studierzimmer zurück, wo ſich die Stimmung gegen einen Menſchen, der ihm eine Verlegenheit bereitet hatte, begreiflicherweiſe nicht verbeſſern konnte. Aber auch ihm ſollte eine Freude, eine Genugthuung werden, und der Poet ſollte ſeine Anſicht über die Natur der Menſchen vervollſtändigen.

Am andern Morgen faßte Heinrich zunächſt einen Bericht an ſeine Eltern ab, worin er ſeine baldige Ankunft meldete. Er that ſeinem Herzen recht Genüge und malte alles, wovon er wußte, daß es die liebenden Seelen erquicken und für die bewieſene Ausdauer belohnen würde, mit glänzenden Farben. Dann, nach Erholung trachtend, ging er an dem ſchönen Morgen in eine Reſtauration.

Er ſaß behaglich in einer Ecke, als ihn eine Neugier überkam, ob die Blätter noch keine Kritiken ſeines Dramas enthielten. Raſch ging er die im Lokal vorhandenen durch; zwei Beſprechungen waren da, von Emil Schilf und von Dorn.

Da er von dem erſtern mit Recht nicht viel Gutes erwarten konnte, nahm er die Auslaſſung des Befreundeten vor. Bei der dritten Zeile ſchon verdunkelte ſich ſein Antlitz bis zu tiefem Roth. Er las weiter, ſtarrte auf die Buchſtaben, wie einer, der zu träumen glaubt, ſchüttelte zornig den Kopf und warf endlich das Blatt mit dem Rufe weg: „Aber das iſt ja eine wahre Beſtie!“

Die Kritik, die ſo übel auf ihn wirkte, lautete: „Wer noch daran gezweifelt hätte, daß Theater und Drama bei uns immer größerem Verfall entgegen gehen, der konnte vorgeſtern in unſerem Hoftheater den Beweis davon erlangen. Das Publikum (allerdings, wie leicht zu ſehen war, unter Anführung einer wohlvertheilten

Claque) hat ein Schauſpiel mit Beifall aufgenommen, das wir zu den geiſtloſeſten Produkten rechnen müſſen, womit wir in den letzten Jahren geſtraft worden ſind. Das Thema ſo abgedroſchen als möglich, der Dialog von der platteſten Art; edelſeynſollende Perſonen, die im gewöhnlichen Verkehr langweilig, in Rührſcenen durch Prätenſion widerlich und lächerlich ſind; ein ſchlechter Geſelle, der nur dazu erfunden iſt, damit jene in Edelſinn machen können; und ein Ausgang wörtlich nach Schiller:

Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.

Der Gang der Handlung iſt kürzlich der (folgt nun eine nähere Inhaltsangabe, die zu dem Geſagten den Beweis liefern ſoll, alſo ganz in demſelben Styl gehalten iſt. Dann fährt der Kritiker fort): „Wie war es möglich, daß ein ſolches Machwerk Beifall erlangte? Man könnte ſagen, auch der Applaus war gemacht, und zum großen Theil iſt er's offenbar auch geweſen. Man könnte den Succeß auf Rechnung der Schauſpieler bringen, die in der That alles Mögliche leiſteten, den hölzernen Figuren Blut und Leben einzugießen. Allein es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, auch das Stück ſelber, mindeſtens in der zweiten Hälfte, fand Anklang. Der Geſchmack iſt alſo wirklich bereits auf eine Stufe geſunken, wo er mit Abhub vorlieb nimmt! Weiter kann's nicht gehen!“

„Der Autor des Stücks hat früher eine Tragödie geſchrieben, die für ihn und ſeine Laufbahn als Dramatiker Hoffnungen erwecken konnte. Als Theaterſtück verfehlt und zur Aufführung nicht brauchbar, verrieth ſie doch eine höhere Tendenz und enthielt Poeſie. Warum iſt Herr Born in dieſer Richtung nicht fortgegangen? Warum hat er ſich nicht bemüht, ſeine dichteriſche Fähigkeit, ſo viel die Natur ihm verliehen hat, in einer zugleich höher gehaltenen und bühnengemäßen Arbeit zu verwerthen? Warum iſt er zum Feind geworden ſeiner eigenen Begabung? Die Antwort gibt ſich jeder ſelbſt. Das iſt eben der Fluch unſerer Zeit, daß man die Aufgaben, deren Löſung Fleiß und Anſtrengung erfordert, umgeht, um — nach Gewinn zu langen. Nun, der wird dem Verfaſſer nicht entgehen. Solche dramatiſirte Gemeinplätze ſind recht ein Futter für unſere Bühnen, wie ſie gegenwärtig ſind, und wir prophezeien dem ſpekulativen Schreiber in dieſer Beziehung eine recht ſchöne Ernte. Dem Gewinn an Honorar (sic) wird aber ein tödtlicher Verluſt an Dichterehre zur Seite gehen. Herr Born, indem er den Geſchmack des Publikums herunterbringen hilft, wird ſich aufhelfen. Aber Alles in der Welt hat ſeine Grenzen, und endlich wird auch bei uns der Meſſias erſcheinen, der ihn und ſeinesgleichen aus dem Tempel der Kunſt hinaustreiben wird.“

Der Poet, ſo ſchmählich behandelt in einem vielgeleſenen Journal, hatte eine Empfindung des Grimms und des Verdruſſes, die für den erſten Moment das höchſte Glücksgefühl der letzten Tage aufwog. Dämoniſch angezogen, ergriff er das Blatt noch einmal, überflog es und ſchüttelte den Kopf als über etwas völlig Unbegreifliches. Wie konnte ein Menſch, mit dem er freundlich verkehrt hatte, gegen ihn dieſen Ton anſtimmen? Aus Rache, weil er nicht dazu gekommen war, ſein Buch zu loben? Aber er hatte ja das Beſte darüber geſagt, was er irgend vermochte, und die Zögerung, ſein Urtheil über die verwünſchte Satire öffentlich auszuſprechen, wenn ſie als Kränkung aufgefaßt wurde, ſtand doch mit einer ſolchen Beſchimpfung ſeines Werks und Charakters im ungeheuerſten Mißverhältniß. Die Schmähkritik verdammte ein Stück, das den reinſten und ehrlichſten Sieg errungen; ſie verdammte den Geſchmack eines Publikums, zu welchem die gebildetſten Männer und Frauen der Reſidenz gehörten; ſie hatte nur Worte des gröbſten Tadels und der Verleumdung, wo feine Seelen mit Vergnügen und Achtung anerkannten: woher kam dem Verfaſſer nur der Muth, der Wahrheit und der öffentlichen Meinung dermaßen in's Geſicht zu ſchlagen? — Wie kommt man überhaupt dazu, abſichtlich ungerecht zu ſeyn? — Heinrich verſuchte ſich in einen Menſchen hineinzudenken, der unter Vorausſetzungen, wie ſie hier gegeben waren, einen ſolchen Artikel zu ſchreiben vermochte, es gelang ihm nicht. Mit Staunen betrachtete er die Höhe der Gemeinheit, um beſchämt vor ihr die Blicke zu ſenken.

Man kann ſich irren, das begriff er. Man kann in der Leidenſchaft übertreiben, das begriff er auch. Wie aber ein Weſen, das den Namen Menſch beanſprucht, Wahrheit und Gerechtigkeit völlig umkehren und den Urheber eines guten Produkts wie einen Verbrecher zu behandeln im Stande war, und zwar öffentlich, dem öffentlichen Urtheil ſich preisgebend, das begriff er nicht.

Was ſollte er nun aber thun? Sollte er die Läſterkritik ungeahndet hingehen laſſen, oder gegen den Schreiber auftreten? Und wenn dieß, mit welchen Waffen? Dieſe Frage beſchäftigte ihn eine Zeitlang, er kam aber zu keinem Beſchluß und wollte darüber Sachverſtändige hören.

Mit einem Lächeln der Geringſchätzung nahm er das andere Journal zur Hand; denn wie boshaft der Exdramatiker ſich ausſprechen mochte, den Exfreund konnte er nicht erreichen, überbieten auf keinen Fall.

In der That blieb dem letzteren die Palme, da jener nur das Werk verdammte und im Autor bloß gänzliche Talentloſigkeit nachzuweiſen ſuchte. Dieß that er freilich mit ſo frohem Eifer, er zauste und rupfte das Stück mit einem ſo glückſeligen Gefühl der Machtvollkommenheit, daß er, wie ergötzlich er auf unbetheiligte Leſer wirken mochte, dem Getroffenen doch die Hand jucken machte. Allein im Vergleich zur erſten war die zweite Kritik dennoch harmlos und Heinrich machte endlich eine Bewegung wie über die Expektoration eines Tollkopfs.

Sonderbare Erfahrungen! Der Genuß des Süßeſten und des Bitterſten auf zwei Tage zuſammengedrängt! Der Gegenſtand der herzlichſten Zuſtimmung ein Gegenſtand der gehäſſigſten Anfeindung! Hier die Liebe, die lieblich ſchenkt, dort der Haß, der die reizenden Gaben zu beſudeln giftig herbei bringt! — „Harpyen!“ rief der Poet, „wortwörtlich! Einladende Speiſen zu beſchmutzen, mit blinder Gier erfüllt! Welch ein Tiefſinn der mythologiſchen Phantaſie!“

Etwas gehoben durch ſeinen gerechten Groll, verließ er das Haus doch noch mit ſehr gemiſchten Empfindungen. Er fühlte eine wahre Sehnſucht, einen braven Menſchen zu ſehen, und ſuchte daher Willmann auf, von dem er wußte, daß er ſich um dieſe Zeit öfters auf dem Weg zur Redaktion eines Unterhaltungsblattes treffen ließ. Zum Glück ſah er ihn bald und ging eilig auf ihn zu. Der Erfahrene, nach einem Blick auf ihn, ſagte beſcheiden lächelnd: „Sie ſcheinen von einem Dorn geſtochen zu ſeyn?“

„Allerdings,“ erwiederte Heinrich mit entſprechendem

Mundverziehen. „Eben hab' ich ſie mir aus dem Fleiſch gezogen, die giftige Spitze. Was ſagen Sie dazu?" — „Es iſt ſtark," verſetzte Willmann, „ſehr ſtark." — „Ein non plus ultra in jeder Hinſicht!" rief der Gekränkte. „Was ſoll ich dagegen thun?" — „Nichts," erwiederte der Andere mit ruhigem Nachdruck.

Heinrich ſah ihn an. „Sie meinen, der Artikel richtet ſich ſelbſt? und die Verachtung, womit man ihn leſen wird, kann mir Rache genug ſeyn?" — Willmann ſah ihn erheitert an. „Nichts weniger als das!" rief er. „Der Artikel, fürcht' ich, wird mit großem Vergnügen geleſen werden." — „Wie!" rief der Poet. „Iſt nicht das Publikum mit beſchimpft? Und wird es ſich das gefallen laſſen?"

„O," verſetzte Willmann, „recht gern!" Und indem er ihn prüfend anſah, fuhr er fort: „Sind Sie in der That ſo kindlich, daß Sie nicht wiſſen, was Schadenfreude iſt? Das Publikum, mein lieber Freund, will ſich amüſiren. Hat es ſich nun poſitiv amüſirt an einem ſchönen und guten Stück, dann will es ſich auch negativ amüſiren an der Durchhechelung, ja an der Zerrupfung eben deſſelben Stücks. Der menſchliche Geiſt, mein Freund, iſt reicher und ſeine Bedürfniſſe ſind mannigfaltiger, als Sie anzunehmen ſcheinen." — „Das glaub ich nicht!" rief Heinrich in edlem Eifer.

Willmann ſchüttelte den Kopf. „Ihre realiſtiſche

Durchbildung," ſagte er, „iſt noch lange nicht vollendet. Der Umſtand, daß ſolche Artikel geſchrieben werden, und zwar viel häufiger, als Sie zu wiſſen ſcheinen, beweist ja gerade ihre Beliebtheit, ihre Beliebtheit bei der großen Majorität der Leſer. Schläge ſind freilich ſehr unangenehm für den, der ſie bekommt; aber für den Zuſchauer? Intereſſant, wo nicht gar beglückend. Ich bin feſt überzeugt, daß nicht nur unſere Biedermänner in Stadt und Land, ſondern auch manche vom zarten Geſchlecht, wie ich's kenne, den Artikel mit Vergnügen leſen werden."

„Und trotzdem ſoll ich —?" — „Nichts dagegen thun — allerdings! Und zwar darum nicht, weil auch das vorübergeht, wie der Wind." — „Indeſſen," verſetzte der Poet, „hat dieſer Menſch nicht nur mein Stück, ſondern auch meinen Charakter angegriffen!" — „Das ändert gar nichts," entgegnete Willmann. „Im Gegentheil, es kommt eben Ihnen zu Gute und ſchadet dem Kritikus, weil das Publikum ſich dieſen Vorwurf nur aus Neid erklären wird. Hätten Sie," fuhr er ihn heiter anſehend fort, „wohl gar Luſt, Händel anzufangen, weil man Ihnen vorgeworfen hat, daß Sie lieber Stücke ſchreiben, die gefallen und Geld eintragen? Im Namen der Preßfreiheit verlang' ich, daß Sie's gedruckt ſeyn laſſen!"

Heinrich wollte eben antworten, als nahende Tritte beide umſehen machten. Sie erblickten den Profeſſor Sartorius, den der Heimweg vom Gymnaſium an ihnen vorüberführte. Willmann kannte und grüßte ihn und Heinrich mußte folgen. Der Gelehrte, während des Gegengrußes, ſah nun auf den Poeten mit einer ſo ſtechend vergnügten Miene, daß dieſer ſich augenblicklich ſagte: „Er hat's geleſen — und iſt glücklich darüber!“

In der That, ſo war es! Nicht nur hatte der häuslich Beſchämte die Kritik mit großem Vergnügen entdeckt und genoſſen — er hatte ſie in der Taſche, und freute ſich nun herzlich, damit ſeinerſeits die Frau zu beſchämen. Bei dieſer Gelegenheit machte er natürlich auch eine kleine Ausnahme von der Regel; der Feuilletoniſt und Literat (eine Gattung, von der ſonſt eben er am ſchlechteſten zu denken pflegte) war hier ein durchaus zuverläſſiger Mann und eine unumſtößliche Autorität gegen den Poeten.

In der Seele des Nachſchauenden kam ein gewiſſer Humor auf, und ſein Angeſicht ward heiter. „Sie haben Recht!“ ſagte er zu dem Freund. „Laßt ſie ſchimpfen und am Schimpf ſich erquicken! Ueber ein Kleines, dann ſind wir wieder oben!“

Zunächſt ſchien ſich das feindliche Princip gegen den Dramatiker wirklich erſchöpft zu haben. In den nachfolgenden Kritiken waren Lob und Tadel auf eine für den Autor ehrenvolle Weiſe gemiſcht, und dieſer konnte das Gift durch das Gegengift unſchädlich gemacht ſehen. Der Theateragent der Reſidenz ſtattete ihm einen Beſuch ab, erbot ſich, das als Manuſcript zu druckende Schauſpiel gegen eine mäßige Tantième zu verſenden, zu protegiren, und man traf eine Verabredung zu beiderſeitiger Zufriedenheit. Die Hauptſache war aber, daß die Wiederholung des Stücks an dem Feiertag noch mehr Glück machte, als die erſte Aufführung. Das überfüllte Haus gerieth ſchon beim zweiten Akt in eine ſehr erfreuliche Bewegung, um dann im dritten mit einem Sturm loszubrechen, der die kühnſten Prophezeiungen des erſten Leſeabends verwirklichte. Der Dichter, im Hintergrund einer Loge unerkannt und unbeachtet, genoß ſein Werk zum erſtenmal rein, fühlte ſich in den brauſenden Wellen des ſich ſelbſt höher hinauftreibenden Applauſes unendlich wohl, eilte zum Schluß der Vorſtellung auf die Bühne, und unter Händedrücken und Umarmungen war eitel Freundſchaft und Seligkeit.

In der ſichern Vorausſicht, daß es wieder „gut gehen“ würde, hatte Willmann ein kleines Souper in einem beſondern Zimmer des nächſten Gaſthauſes veranſtaltet. Theaterfreunde und Schauſpieler, darunter die beiden Regiſſeure, kamen nach der Aufführung zuſammen, ſpeiſten und ergaben ſich bei nachfolgendem Weinpunſch fröhlichem Geſpräch. Es war natürlich, daß das Gelag den Charakter einer Ovation für den Poeten annahm. Der Regiſſeur der Tragödie ſtand auf, ſchilderte mit elegantem Lob das Beſtreben und Verhalten des Freundes, hob namentlich die Ausdauer hervor, die ihn endlich zum wohlverdienten Triumph geführt habe, und ſprach den Wunſch aus, daß die Verbindung des Dichters mit dem Theater, insbeſondere mit der hieſigen Bühne, keine vorübergehende, ſondern eine dauernde ſeyn möge.

Heinrich, durch die lauten und herzlichen Zurufe der Verſammlung gerührt, begeiſtert, erwiederte: „Meine Freunde! Auf den ehrenden Wunſch, den ein Kenner und Künſtler erſten Ranges an mich gerichtet hat, muß ich erklären, daß die Verbindung meiner poetiſchen Thätigkeit mit dem wirklichen deutſchen Theater das Ziel meines Lebens iſt und immer bleiben wird. Dramatiſche Dichtung und Darſtellung müſſen Hand in Hand gehen, wie Freund und Freund, ja ich möchte faſt ſagen, wie Mann und Frau! Sie ſind geſchaffen, ſich wechſelſeitig zu hegen, zu fördern, und nur im engſten Bunde kann jede ihrer eigenſten Vollendung entgegen gehen. Das dichteriſche Werk, das in beſtimmtem Hinblick auf die ſceniſche Darſtellung und ihre Geſetze hervorgebracht wird, erlangt nicht nur größere Bühnenwirkſamkeit, ſondern auch höheren Werth an Poeſie, an dramatiſcher Poeſie. Die dramatiſche Poeſie iſt es aber doch unſtreitig, auf die es beim Drama vor allem ankommt. Wir wollen hier nicht den Reiz der Erzählung und nicht den Zauber des Liedes auf Koſten des dramatiſchen Lebens: wenn dieſe beiden zugelaſſen werden, dürfen ſie nur Elemente — Zierden bilden zum Vortheil der Handlung. Die Bühne weist den dramatiſchen Dichter auf dieſes höchſte Ziel immer wieder hin, ſie zieht ihn von den Abſchweifungen in die Gebiete des Epos und der Lyrik immer wieder zurück, und darum wird es in der Zukunft ſeyn, wie es in Wahrheit immer geweſen iſt: die reinſte Entfaltung der Dramatik auch als Poeſie wird abhängen von dem lebendigen Verkehr der Dichter mit dem Theater und von der Erfüllung der Anſprüche, welche an das Drama durch den Zweck bühnengemäßer Wirkung geſtellt werden.“

„Die Dichtung, die ſolchen Bund eingeht mit dem Theater, muß aber in dieſem Bund allerdings frei ſeyn und jene Forderungen des Theaters vollkommen ſelbſtſtändig erfüllen: durch Poeſie — durch Wahrheit und Schönheit. Ein poetiſches Drama, das einen einſeitig epiſchen oder lyriſchen Charakter hat, iſt kein Bühnenſtück, aber immer noch ein dichteriſches Werk; ein Drama, das nur Bühnenſtück iſt, ſinkt aus der Sphäre der Poeſie überhaupt in die Region der Machwerke und Surrogate. Fern ſey es von mir, den Kreis der Poeſie verengern zu wollen! Schönheit iſt möglich auch in Abſpiegelung des wirklichen, des oft ſogenannten proſaiſchen Lebens, und wie weit ich ſelber in meinem erſten Verſuch hinter dem Ideal zurückgeblieben ſeyn mag, Kunſtverſtändige geben mir zu, daß ſie gleichwohl poetiſche Ergötzung in ihm gefunden haben. Schönheit iſt möglich gegenüber von allen Stoffen, denn die Schönheit kommt aus dem liebevollen Geiſt, der die Stoffe kunſtgemäß bildet; aber da muß ſie ſeyn, wo mit dem Anſpruch der Kunſt aufgetreten wird. Das Drama, das den Forderungen der Darſtellung entgegen kommt in und mit Poeſie, ſteigert, erhebt, adelt die Darſtellung. Das Bühnenſtück aber, das jene Forderungen täuſchend erfüllt durch ſinnlich wirkende Effekte, degradirt die Bühne und entwürdigt die Kunſt zum proſaiſchen Gewerbe.“

„Es gibt einen wahren und einen falſchen Bund der dramatiſchen Dichtung mit der Bühne. Der wahre Bund zweier gleichmäßig freien, in wechſelſeitiger Liebe freien Künſte, die ſich einander ganz machen und gebend und empfangend mit einander das höchſte aller Kunſtwerke hervorbringen, die ſceniſche Darſtellung des dramatiſchen Gedichts — dieſer Bund der Ehren und des ehrenhaften Vortheils — er lebe hoch!“

Großer Applaus folgte der mit Schwung vorgetragenen Rede, und unter nachträglichen Bravos ſtießen Alle mit dem Poeten an. Berger konnte aber nicht umhin zu bemerken: „Treffliche Grundſätze und ſehr gut ausgeſprochen! Aber nehmen Sie ſich in Acht!“ — „Handeln Sie darnach,“ rief Hallfeld pathetiſch dagegen, „und laſſen Sie ſich nicht irre machen! Wenn dem Theater auch dieſe Zumuthungen zu viel ſind, dann haben wir kein Recht mehr, uns Künſtler zu nennen.“

Der kräftige Spruch des Heldenvaters rief Widerſpruch und eine Discuſſion hervor, die unter Anleitung Willmanns die Frage mehr und mehr in Erwägung praktiſcher Fälle beleuchtete und bis nach Mitternacht währte. Die endlich geleerte zweite Bowle brachte unter den Streitenden eine Art Verſöhnung zu Stande, indem die idealere Partei zugab, daß unter Umſtänden auch poetiſch bedeutungsloſe Dramen wirklich künſtleriſche Bühnenleiſtungen möglich machten, und man ging endlich in guter Freundſchaft auseinander.

Als Heinrich am andern Morgen erwachte, fühlte er ſich, trotz des reichlichen Genuſſes alles Guten, doch vollkommen heiter und kräftig. Aber das Glück der Seele hat eben auch die ſchöne Eigenſchaft, daß es die Nahrung des Leibes möglichſt wohl bekommen macht, und nicht nur geſunde Männer, wie Heinrich, ſondern auch Hypochondriſten können wir nach einem Triumph, den ſie während eines anſtrengenden Schmauſes gefeiert haben, oft zu holdſeliger Jugend erblüht ſehen.

Die letzten Pflichten, die den Dichter in der Reſidenz gehalten hatten, waren erfüllt, der Tag der

Abreiſe zur Geliebten gekommen. Er wollte heute noch fort, packte einen kleinen Koffer mit Kleidungsſtücken, legte die Theaterzettel der beiden Aufführungen mit den guten Recenſionen dazu und machte ſich dann auf zu den Freundinnen, um Abſchied zu nehmen.

Es war doch ein eigenes Gefühl, als er die Treppe hinan ſtieg, um zweien Weſen Lebewohl zu ſagen, mit denen er ſo lange und ſo herzlich verkehrt, von denen er ſo viel Liebes erfahren hatte. „Wie wird es Roſa aufnehmen?“ rief's unwillkürlich in ihm. „Keine Einbildung!“ antwortete er ſich ſelbſt, und zog entſchloſſen die Klingel.

Die junge Künſtlerin war allein zu Hauſe. Mit ſanft heiterer Miene grüßte ſie ihn; aber die Ahnung, was ihn herführe, gab ihrem Geſicht alsbald einen Schein von Wehmuth. Heinrich betrachtete ſie, ein Ernſt überkam ihn und ſteigerte ſein Gefühl zur Verlegenheit. Ein kleines Geſpräch über den geſtrigen Abend, das den erſten Erkundigungen und Antworten folgte, hielt nicht lange vor. In dem Schweigen, das eintrat, nahm ſich aber der Poet endlich zuſammen, lächelte durch den Ernſt und ſagte: „Ich bin gekommen, um Abſchied zu nehmen.“

Roſa, obwohl ſie das erwartet, fühlte ſich durch die Thatſache doch ſo getroffen, daß ſie unwillkürlich auffuhr: „Ah!“ rief ſie, indem eine leichte Bläſſe über ihr Geſicht flog. Aber ſchnell, mit Lächeln, ſetzte ſie hinzu: „Ich begreiſe!“ — „Ich reiſe zu den Meinigen,“ fuhr Heinrich fort, „die guten Nachrichten ſelber zu überbringen —“ — „Freilich, freilich!“ rief die Künſtlerin mit lebhaftem Nicken. Wie ſchmerzlich ſie den Stich in ihrem Herzen empfand, ſie erkannte die Nothwendigkeit, ihn zu verbergen, und es mußte ihr gelingen.

Mit einer Theilnahme, wie man ſie einem kindlich Glücklichen zuwendet, und mit einer gewiſſen Laune im Ton, fuhr ſie fort: „Da wird große Freude ſeyn im Lande! Ein Dichter, der auszog mit Manuſcripten und Projekten und heimkehrt mit einem Lorbeerkranz! Gefeiert vom Publikum, angegriffen vom Neid, gerühmt von dramaturgiſcher Weisheit! Was können die Verwandten und die liebende Braut ſich Beſſeres wünſchen? Das Talent, an das man glaubte, iſt bewieſen, glänzend bewieſen, und der öffentliche Erfolg in der Reſidenz muß dem Sieger die Huldigung der Provinz eintragen! Mit Stolz werden die Eltern die Hand der Geliebten in die ſeine legen, der Bund wird geſchloſſen werden und die Freunde werden glücklich ſeyn — die hieſigen, das mögen Sie glauben, nicht am wenigſten!“

Die Liebende hatte ſich während dieſer Rede innerlich ſo befreit, daß ihre Miene bei den letzten Worten das reinſte Wohlwollen ausdrückte. Der Schein deſſelben wirkte nun aber auch befreiend auf den Poeten. Ja, es war liebevolle Freundſchaft, was ſie beſeelte — nicht mehr! Sie war ihm gut, ſie hing an ihm als ihrem Zögling und wollte ſein Beſtes; aber ſie lebte in einer Sonnenſphäre der Kunſt und der Seelengüte, von wo ſie nur mit freudigem Antheil auf ſein Glück hernieder ſah. Gewiſſe Gedanken, die er ſich gemacht, Vermuthungen, die er gehegt, waren grundlos. Er beſaß in ihr einen guten Engel, einen Schutzgeiſt; von ihr geleitet, gefördert zu werden, hatte ſein günſtiges Geſchick ihn zu ihr geführt, und ihr konnte er nun auch, wie immer, traulich ſein ganzes Herz öffnen.

„Ja,“ rief er mit dem Glücksgefühl eines Liebenden, „ſo, hoffe ich, wird es kommen! Ich will Ihnen ehrlich geſtehen, dieſer Erfolg hat mir auch noth gethan. Wie ſehr Auguſte an mich glaubt, ſie hat Eltern und Verwandte, die ſehen wollen, um zu glauben. Aber jetzt, wenn ich heimkehre, werden ſie befriedigt ſeyn und Augen machen wie Kinder vor dem brennenden Chriſtbaum. Der Erfolg, wie ich ihn berichten kann, wird auf ſie den größten Effekt machen; ſie werden mich höher ſtellen, meinen Zuſagen überhaupt und völlig glauben, und ſie können es auch. Nachdem ich — mit Ihrer Hülfe, liebſte Freundin — meine Kraft erprobt habe, iſt mir's, als ob mir Alles gelingen müßte. Es liegt mir in den Fingern und ich meine es nur auf's Papier werfen zu dürfen. Ja, ich führe Auguſte einem geſicherten Loos entgegen, ich bin davon überzeugt, und werde daher mit aller Zuverſicht vor die Eltern treten.“

Roſa, nachdem ſie mit einem ſchwer zu beſchreibenden Blick beigeſtimmt hatte, ſagte: „Wann wollen Sie reiſen?“ — „Heute noch, in einer Stunde,“ erwiederte Heinrich. „Es iſt auch die höchſte Zeit. Ich habe nichts an Auguſte geſchrieben, weil ich mir den Genuß verſchaffen wollte, die Erlebniſſe der letzten Tage vollſtändig mündlich zu ſchildern.“

„Ich verſtehe,“ rief das Mädchen. Mit einem Lächeln der Trauer, das aber ſogleich in ein Lächeln der Liebe überging, reichte ſie ihm die Hand und ſagte: „Reiſen Sie mit Gott! und finden Sie alles Glück, das Ihr Herz ſich wünſcht! Aber — vergeſſen Sie dabei nicht ganz Ihre hieſigen Freunde!“

„O,“ rief Heinrich, „von niemand wird in unſern Unterhaltungen öfter und ehrenvoller die Rede ſeyn, als von Ihnen! Ihr Lob wird von allen Lippen erſchallen, und wenn ich dann mit Auguſte zurückkehre, wird unſer erſter Gang zu Ihnen ſeyn!“ — Roſa nickte dankend. „Empfehlen Sie mich,“ fuhr Heinrich fort, „der lieben Mutter, es iſt mir leider unmöglich, ſie zu erwarten. Und nun — leben Sie wohl!“

Er war näher getreten und gab ihr die Hand. Sie, mit edler Freundlichkeit, ſagte: „Die herzlichſten Wünſche nochmals, und auf Wiederſehen!“ — „Auf Wiederſehen, unbedingt!“ entgegnete Heinrich, nickte mit einem Blick des Dankes und verließ die Stube. — Roſa begleitete ihn vor die Thüre und rief ihm noch heiter nach: „Grüßen Sie die Braut von der Freundin!“

Dann kehrte ſie raſch in die Stube zurück. Das Möglichſte war geleiſtet, ihre Kraft aber zu Ende. — Erſchöpft, von tiefſter Trauer bezwungen, warf ſie ſich auf's Sopha.

Sie hatte entſagt, wiederholt entſagt. Sie hatte ihr Leid beſiegt und die erhabene Freude der Großmuth empfunden. Aber dabei hatte ſich doch wieder eine Art Hoffnung erhoben, die ja in einem Leben, wo alles veränderlich und das Unwahrſcheinlichſte noch immer möglich iſt, auch nicht ganz und gar ohne Grund war. Jetzt aber, wo der Geliebte nach erreichtem Zweck unmittelbar zu der Andern eilte, um das Band mit ihr unauflöslich zu knüpfen, jetzt war ihr der letzte Schimmer von Hoffnung genommen. Er war dahin für ſie! Und wer konnte ihr verbürgen, daß er als Gatte der Andern ihr auch nur als Freund bleiben werde?

Ihre Einbildungskraft führte ſie ihm nach und den Ereigniſſen voraus. Sie ſah ihn in die Arme der Verlobten ſinken und dieſer, was ſie ſelbſt vergeblich erſehnt hatte und erſehnte, alles, alles allein zu Theil werden. Ein Gefühl der Eiferſucht erhob ſich in ihr und ſtürmte über ihr Wollen und Denken hin gleich einer Springfluth. Jener war alles gegeben, ihr war alles genommen: unſelig wehvolles, grauſames Geſchick! Und wieder die Eine Frage, die ſich ſo oft in ihr erhoben: Konnte Auguſte ihm ſeyn, was ſie ihm hätte ſeyn können? — „Nein!“ mußte ſie ſelber entſcheiden. Denn welche Vorzüge ſie haben mechte, ſie liebte ihn nicht wie ſie! Sie hatte ihn nicht erkannt, ſah nicht in ſein gutes, fühlendes, reiches Herz wie ſie, war nicht bezaubert von dem ſchöpferiſchen Genius und der lebenswarmen Phantaſie, von dem Weitblick des Geiſtes und der Beſchränktheit des kindlichen Sinnes! Für ſie hatte die Natur ihn werden laſſen! Denn ſie bewunderte ſein Talent und ſie trat ein, wo es zu gut war, um ſich mit der Welt abzukämpfen! Seine Schwächen waren ihr lieb, ſo lieb wie die Gaben, womit Gott und Natur ihn ausgeſtattet! Sie konnte ihn beglücken, ſie konnte glücklich ſeyn mit ihm!

Hatte ſie nicht ſo mancher Verſuchung widerſtanden und ſich mitten in einer Welt des Leichtſinns, der oft ſo reizend iſt, rein erhalten für ihn? So ſehr, daß auch ihr Herz — ihr ſo oft kalt genanntes Herz — jungfräulich war, und ihre Liebe zu ihm ihre erſte Liebe? Und alles das nur, um das Liebſte zu entbehren und für ihr ganzes Leben beraubt und elend zu ſeyn?

Ihre Lippe zuckte bei dieſem Gedanken und das Antlitz drückte ein Gefühl tiefſter Gekränktheit aus. Ihr

Inneres zerfloß. Thränen ſtürzten ihr in die Augen und rollten die Wangen herab; ſie gab ſich ihrer Leidenſchaft hin und weinte wie ein Kind.

X.

Während die Liebende ſich in Thränen zu erleichtern ſuchte, fuhr Heinrich auf die Eiſenbahn, nahm einen Platz in einem wenig beſetzten Coupé und ſah die letzten Bedenken, die ſich nach dem Abſchied noch in ihm ererhoben hatten, bald durch die Reiſegefühle zerſtreut, die ſchmeichelnd ſeine Bruſt durchzogen. Es war Anfangs April, die Luft mild, der Himmel dünn überzogen, die Wälder ſchwärzlich braun, aber Saatfelder und Wieſen grün; und fort ging's in gewaltigem Rollen, dem Neuen und Neugewordenen entgegen. Da beſchäftigt die dichteriſch erregte Seele der Augenblick mit ſeinen Erſcheinungen, und wenn ſie darüber hinausgeht, ſo iſt's in die Zukunft, der man entgegen zieht; das Vergangene iſt verſchwunden.

Heinrich athmete froh am geöffneten Fenſter, ſah die Bilder der Landſchaft vorüberfliegen, ſah den Raum zwiſchen ſich und ihr kleiner und kleiner werden, und es war ihm, als ob er einem Paradies entgegen zöge, das auch ſchon die zu ihm führenden Wege mit Poeſie zu durchhauchen vermochte. Sein Geiſt eilte voraus, über die Gegenwart hinweg, um das Künftige zur Gegenwart zu machen.

Welch ein Moment, wenn er vor die Eltern trat und ſagte: „Hier bin ich! Ich hab' Alles gehalten, was ich verſprochen, und Alles erreicht, was ich mir vorgeſetzt! Anerkennung iſt mir geworden und verheißen, eine ſchöne, glückliche Zukunft mir und Auguſte verbürgt!“ Welch ein Triumph, wenn er ihre Seelen mit Liebe, mit Bewunderung erfüllte! Wenn die Familie und die Freunde des Hauſes mit Blicken einer Achtung auf ihn ſahen, die nicht mehr erſchüttert werden konnte, und er endlich in der That als das vor ihnen galt, was er war!

Der Ruhm iſt ſüß, nirgends aber ſüßer als in der Heimath. Nach einem alten Worte gilt der Prophet nichts im Vaterlande; deßwegen muß er eben fort aus ihm und draußen Geltung und Ehre ſuchen. Hat er ſie aber gefunden, dann iſt ihm nichts reizender, als ihrer zu genießen in dem Winkel der Erde, der ihn leben und ſtreben ſah, unerkannt, ungeglaubt. Die Menſchen, denen bei allem perſönlichen Wohlwollen ſein Ideal ein Aergerniß oder eine Thorheit war, zu überführen durch die That, das iſt die Vollendung ſeines Werks, und wenn er dann die Mienen, deren Zweifel und Spott ihm wehegethan, im Lichte des Beifalls, ja der ſtolzen Mitfreude glänzen ſieht, dann iſt ſein letzter und feinſter

Ehrgeiz geſtillt; — der Moment iſt gekommen, wo er befriedigt ruhen kann.

Heinrich war aber ein Dichter, deſſen Geiſt immer wieder zur Produktion ſich drängte. Mitten in den Viſionen des Glücks erzeugte er Gedanken und Entwürfe zu neuen, größeren und ſchöneren Werken. Ideale der dramatiſchen Poeſie traten vor ſeine Seele, lockend, erregend, und wieſen ihn auf die höchſten Ziele dichteriſcher Thätigkeit. Es waren dieß nicht Bilder, wie er ſie in dem Schauſpiel vorgeführt, ſondern in ſeiner Tragödie angeſtrebt hatte. Jene menſchlich intereſſanten und liebenswürdigen Figuren waren nicht das Höchſte; ſie konnten überſchritten, überglänzt werden durch Geſtalten, die den größeren Geiſt und Charakter, den höheren Schwung der Seele in der gemeſſen ſchönen Rede, der Muſik des Wortes, der Sprache der Götter ausdrückten. Das war und blieb der Gipfel der Kunſt, und ihn zu erſteigen, vielmehr zu erfliegen, glaubte er ſich vorzugsweiſe berufen. Das Schauſpiel, das in der Sprache des gewöhnlichen Lebens eben dieſes Leben malte, verdiente Anerkennung, wenn es mit ächten, ergötzenden Farben ausgeführt war; und falls ihm ſelber künftig anziehende Stoffe ſich boten, wollte er ſich ihnen nicht entziehen. Aber die eigentliche Aufgabe des dramatiſchen Dichters war doch das hochpoetiſche Drama, die Tragödie, die in göttlich und dämoniſch begabten

Charakteren und im Zuſammenſtoß gewaltigſter Leidenſchaften die höchſt möglichen Erſcheinungen der Erde vor Augen ſtellte; und nur durch Arbeiten auf dieſem Feld konnte der lebende deutſche Dichter hoffen an die großen — die allein ſtehengebliebenen Dramatiker alter und neuer Zeiten ſich würdig anzureihen. Ihn hatte es zu ſolchen Arbeiten gedrängt von Jugend auf, ſie waren ſeine erſte Liebe — ſie mußten auch ſeine letzte ſeyn. Nur ächtes Leben, Quell der Natur mußte die höheren Gebilde durchſtrömen, wie die beſcheidenen Bilder der Wirklichkeit. Vielmehr: noch wahrer mußten jene Gebilde ſeyn, als dieſe, weil ſie ſchöner ſeyn mußten, und in der edelſten Form nicht vergängliches Leben ausdrückten, ſondern ewiges. — Darin lag nun eben der Fortſchritt, den er in Abweichung von ſeinem erſten Wege gemacht, daß er nach der Erkenntniß der falſchen die wahre Idealiſirung ſich eingeprägt — daß er das Wollen in ſich aufgerufen hatte zum Vollbringen des geſunden Höchſten.

Die beſcheidene Arbeit, die ihm gelungen war, hatte ihm den Beifall des Publikums errungen. Die idealeren, die ihm gelingen mußten, ſollten ihm dieſen Beifall auch erringen, aber das Publikum zugleich in die Höhe hinanheben, die er ſelber erſtiegen — beglückend und wahrhaft fördernd, wahrhaft bildend zugleich ſich erweiſen.

Als er mit ſeinen Gedanken dahin gekommen war, ſah er für ſich hin, wie ſich erinnernd, und ein Lächeln verklärte ſein Angeſicht. Pretentiös hatte man die Reden ſeiner Schauſpielheldin gefunden? Allerdings nicht ganz ohne Grund; er hatte das auch eingeſehen und deßwegen herabgeſtimmt, wo er vermochte. In dem wahrhaft poetiſchen Drama, wie es ihm nun vorſchwebte, konnte er aber ſein Ideal des Weibes den höchſten Ton anſtimmen laſſen, und man fand es natürlich; denn in ſolche Sphäre gehörte dieſer Ton. — —

Der Zug ging langſamer; er fuhr in den Bahnhof eines größern Ortes, von welchem Heinrich ſeinen Weg mit der Poſt fortzuſetzen hatte. Sein Gepäck an ſich nehmend, ſorgte der Reiſende für einen Platz und benützte die Zwiſchenzeit zu behaglichem Speiſen. — Der Wagen, der ihn aufnahm, war glücklicherweiſe nicht allzuvoll, und bald wiegte ihn das heimlichere, poetiſchere Fahren durch Ebenen und Waldthäler in ſüße Träumereien.

In derſelben Stunde, welche den Poeten ſeinem Reiſe- und Lebensziel entgegenbrachte, erging auch an die Zurückgelaſſene in der Reſidenz ein Ruf, den ſie für ihr Leben als epochemachend anſehen konnte.

Sie hatte ſich ausgeweint — recht von Herzen — und eine eigen wohlthuende Stille war in ſie gezogen:

jener Friede der Geneſung, wo die Seele, von einer erdrückenden Laſt befreit, leiſe die Schwingen wieder erhebt und holde, tröſtende Stimmen ihr vom Himmel zu ertönen ſcheinen. Die Spuren des Thränenguſſes ſuchte ſie nicht zu verbergen. Als die Mutter heimkehrte, trat ſie ihr mit feuchten, gerötheten Augen entgegen und erwiederte auf die Frage, was ihr wäre, mit einem Ton unverholener Trauer: „Er hat Abſchied genommen — und iſt fort!“ — Die Mutter nickte mit einem Blick liebenden Mitleids. Nach kurzem Schweigen ſagte ſie: „Um ſo beſſer!“

Zwei Stunden gingen vorüber. Der Gegenſtand war nicht mehr berührt, das Mädchen gefaßter worden, und der Schein einer ſtill gehobenen Seele klärte ihr Antlitz. Da kam ein Theaterdiener mit einem Schreiben von der Intendanz nebſt einer Rolle.

Roſa las, und ein froher Ausruf entfuhr ihrem Munde. Ein ſchon länger erſchienenes, von der Hofbühne aber ſeit Jahren nicht gegebenes Drama ſollte auf hohen Wunſch zur Aufführung kommen. Die Hauptperſon darin war eine Figur, die der zweiten Liebhaberin, nach den bisherigen Begriffen von ihr, immer noch zu hoch lag, für welche die erſte aber nicht mehr Jugend und Naivetät genug hatte. Es war das fein, ergreifend und ſchwungvoll ausgeführte Bild einer in ſchmerzlichen Lagen, in einer Steigerung von Leid ſich bewährenden treuen Liebe. — Die Intendanz, von jenem Wunſche gedrängt, fragte nun bei der jungen Künſtlerin an, ob ſie die Partie nicht doch zu übernehmen vermöchte. Jene, welche die Dichtung kannte, war ſofort entſchloſſen und antwortete mit einem dankbaren Ja.

Es war — das Ganze der Rolle angeſehen — ein Schritt auf eine neue und weſentlich höhere Stufe der Darſtellung, eine Aufgabe, bei der ſie ſich etwas zuzumuthen hatte, in ihrem jetzigen Gemüthszuſtand ein wahrer Segen für ſie.

Die Kunſt erſchien ihr, die das empfand, in erhebendſter Bedeutung. Sie war nicht nur ein Erſatz für das mangelnde Glück des Lebens, nicht nur auch ein Quell der Befriedigung, ſondern das höhere Leben, der größere Wirkungskreis. — Menſchen darzuſtellen mit allen Mitteln einer lebendigen Perſönlichkeit; feinen, fühlenden Seelen zu erſcheinen in den anmuthigſten, wohlthuendſten Offenbarungen des Gemüths; ihnen ſich einzuprägen in den edelſten Geſtalten und ihnen eine Freude zu ſeyn auch in der Erinnerung; das Beſte, was dichteriſche Phantaſie geſchaffen, am ſchönſten zu verſinnlichen und dadurch nicht nur zu beglücken, ſondern Muſter zu werden für die Lebenden und mitzuarbeiten an dem großen Werk der Bildung, das unmerklich, aber dennoch weiter führt: — das iſt fürwahr eine Thätigkeit, die ein Menſchenleben ausfüllen, in der ein Menſchengeiſt ſich genügen kann.

Roſa, an dieſen Ideen und Möglichkeiten ſich erhebend, ſagte zu ſich ſelbſt: „Das Eine iſt mir genommen, das Andere gegeben; ich muß zufrieden ſeyn. — Ich will dem Rufe folgen und ſuchen meinen Kreis zu erweitern, und meine faſt, daß es mir gelingen müſſe. — In Gottes Namen! Ich will nur Künſtlerin ſeyn, aber dieß ganz! Und wer weiß? Vielleicht hab' ich doch Recht, wenn ich glaube, daß die Sehnſucht beſſer ſpielt, als die Fülle des Glücks. Vielleicht erobert die entbehrende Seele das Leben der Liebe um ſo glühender auf der Bühne, und der Verluſt des Menſchenherzens wird ein Gewinn der Kunſt, ein Gewinn für ihre Freunde. — — Einerlei! Dieſe treu Liebende, die ein deutſches Dichterherz erfunden, rührend im Leid und groß in der Schmach, die ſie vernichten ſollte, dieſes ſchöne Bild will ich ſpielen und mir gütlich thun dabei. Ich will es aus mir herauslaſſen, was mich ſchmerzt und bedrängt, und wenn ich nur mein Herz erleichtere, ſollen ſie mich loben und rufen: es iſt eine Künſtlerin! Wahrlich, unſereins darf nicht verzweifeln, ja kaum klagen! Eine Andere müßte ſich grämen und die Wunden von der Zeit heilen laſſen, die ſo langſam und ſo dürftig heilt; ich kann mein Herzeleid in andere Herzen ergießen, daß es rührt und wohlthut! — — Es iſt,“

ſetzte ſie nach einem Augenblick lächelnd hinzu, „ein wenig ideell, dieſes Glück der Schauſpielerin, das iſt nicht zu läugnen; aber es iſt ein Erſatz, und mir ſoll's genug ſeyn!“

Die Aufführung des Stücks war für die nächſte Woche beantragt. Roſa nahm die Rolle vor, erwog ſie nach ihrem Grundcharakter und ihren Wandelungen, vertiefte ſich in ſie und lebte ganz ihrer Aufgabe. —

Heinrich näherte ſich dem Ende ſeiner Fahrt. Nach einer Wendung um eine Anhöhe lag die Stadt vor ihm in Abendbeleuchtung, beſcheidener als die Reſidenz, aber heimlicher, und für den liebenden Dichter von einem bezaubernden romantiſchen Duft umfloſſen. Die Schornſteine rauchten, die hervorragenden Gebäude, die hohen Thürme ſchauten ſo freundlich bekannt und doch poetiſch anders her zu ihm, der ſelbſt ein Anderer geworden. Die Gärten am Zwinger umkränzten die Häuſermaſſen ſo traulich. Dort aber, in der Nähe der Hauptkirche, da lag es, das Heim ſeiner Seele, das Haus, das die Erwählte beherbergte. Der äußerſte Garten vor der Stadtmauer war erreicht, eine kurze Friſt noch, und er begrüßte ſie.

Der Wagen ging durch das Thor, durch die Hauptſtraße: das Herz des Liebenden begann zu klopfen, in Gefühlen zu klopfen, die ihn überraſchten. Die ſtolze Freude, womit er vor Auguſte und die Eltern zu treten gedachte, war noch in ihm; aber je näher er dem Hauſe kam, je mehr erhob ſich daneben eine Sorge, die ein unwillkürliches dumpfes Beben zur Folge hatte. Sahen die Eltern ſeine Erfolge und Hoffnungen mit ſeinen Augen an? Würdigten ſie die Bedeutung ſeines Talents in ſeiner ganzen Ausdehnung? Legten ſie die Hand der Tochter in die ſeine mit dem ehrenden Vertrauen, das er fordern konnte, und das zu ſeinem Glück unentbehrlich war? Oder? —

Unwillig ſchüttelte er den Kopf über Gedanken, welche den Moment des Wiederſehens trüben wollten — über den Kleinmuth, der kränkend war für die braven Leute — kränkend auch für das Geſchick, das ihn bisher doch ſo freundlich geführt hatte.

Im nächſten Gaſthof ſtieg er ab, kleidete ſich um und eilte dem ſtattlichen Hauſe zu. In den untern Gang eingetreten, erblickte er eine alte, ſeit Jahren zum Haushalt gehörende Magd, die ihn in der Dämmerung forſchend anſah, und als ſie ihn erkannte, einen Ausruf der Ueberraſchung hören ließ, der einen Klang des Bedauerns hatte.

Heinrich war nicht in der Verfaſſung, dieß zu bemerken und rief erfreut: „Hanna! — Wie ſteht's? Sind alle zu Hauſe?“ — „Ja, Herr Heinrich,“ war die Antwort. — „Alle?“

„Alle miteinander.“ — „Gut!“ rief der Glückliche, machte einen Schritt gegen die Treppe, hielt aber plötzlich an und ſagte zu der ernſt vor ihm Stehenden mit Lächeln: „Melde mich, Hanna!“

Die Alte ſtieg hinan, Heinrich ging auf und ab. Auf's neue begann ſein Herz bange zu pochen. Er ſchüttelte den Kopf über ſich ſelbſt und mühte ſich, die Unruhe niederzuhalten; aber das änderte nichts und bald gerieth ſein ganzes Weſen in Aufruhr.

Die Alte blieb ungewöhnlich lange aus. — Warum ließ man ihn warten? Was hatte das zu bedeuten? Niemals war ihm das begegnet in dieſem Hauſe! — Endlich erſchien ſie mit einem Licht und rief: „Sie ſind willkommen, Herr Born.“ Heinrich betrachtete ſie und ſagte: „Du biſt ſo ernſthaft, Hanna. — Es iſt doch nichts vorgefallen? Keinem ein Unglück begegnet?“ — „Durchaus nicht,“ erwiederte die Alte nicht ohne ein gewiſſes Mundverziehen. „Sie werden aber doch nicht mehr Alles ſo finden, wie's geweſen iſt!“ — „Was iſt geſchehen?“ rief Heinrich ſchnell. — „Gehen Sie nur hinauf!“ war die Antwort. „Sie ſind im großen Zimmer.“

Der Liebende, mit Vorgefühlen, die jetzt nur gar zu gerechtfertigt waren, eilte die Treppe hinan, klopfte an die Thüre und trat auf das „Herein“ des Vetters in den Salon.

Er erblickte beim Schein einer Lampe die Eltern, nicht weit von ihnen Auguſte, und neben ihr einen ſtattlichen, elegant gekleideten Mann von ſeinem Alter, den er ſich nicht erinnerte früher geſehen zu haben. Der Unbekannte war größer und muskulöſer gebaut, als ſelbſt er, die Haare dunkel, die Geſichtsfarbe geſund und braun. Ausſehen und Haltung verriethen einen Mann, dem eine feſte Lebensbaſis und bewährte Fähigkeiten eine ungewöhnliche Ruhe und Sicherheit verleihen.

Dem Poeten entfielen bei dieſem Anblick die freudigen Ausrufungen, womit er den Verwandten in die Arme zu eilen gedacht hatte, ganz und gar. Da man auf ſeinen erſten Gruß auch noch ſehr förmlich antwortete, da Auguſte tief erröthet war und mit unwillkürlichem verlegenen Bedauern zu ihm herſah, befiel ihn mit einemmal die ſchlimmſte Ahnung, und eine unbeſchreibliche Verwirrung ergriff ihn.

Auguſte, mit plötzlicher Entſchloſſenheit und einer Haltung, deren ſich eine Heroine nicht zu ſchämen gehabt hätte, trat einen Schritt näher und ſagte, vorſtellend, zu Heinrich: „Herr Kronfeld, Sohn unſeres Verwandten, den du kennſt — mein Bräutigam.“ Dann zu dieſem: „Doktor Born, unſer Vetter — der Dichter, deſſen Lob du in den Zeitungen geleſen haſt.“

Der junge Kaufmann verneigte ſich und erklärte ſeine Freude, die Bekanntſchaft zu machen, nicht ohne einen merklichen Zug von Triumph in dem ruhig vornehmen Geſicht. Heinrich ſtarrte ihn an und dankte mechaniſch.

Das Wort „Bräutigam" hatte ihn trotz ſeiner Ahnung wie ein Donnerkeil getroffen und auf einen Moment förmlich gelähmt. Ringend ſuchte er wieder eine Haltung zu gewinnen, inſtinktmäßig betrachtete er Auguſte und die Eltern, ob es nicht doch ein Scherz wäre, den ſie mit ihm vorhatten — eine Comödie, die ſie ſpielen wollten. — Aber die Mienen Aller widerſprachen dieſer Meinung ſtrengſtens. Das glühende Geſicht der Tochter verkündete einen unwiderruflich gefaßten Entſchluß; die Eltern ſahen verlegen und ſarkaſtiſch her, wie man auf einen Geopferten und Getäuſchten zu blicken pflegt.

Es war geſchehen! Der beiſpielloſe Verrath war begangen! Er war betrogen, geäfft, gehöhnt auf's Schnödeſte! Ein Abgrund von Treuloſigkeit that ſich vor ihm auf. — Doch, ein unmännlich Jammerbild wollt' er den verrätheriſchen Seelen nicht geben. Die Falſche war ſeiner Verzweiflung nicht werth, auch nicht ſeines Zorns und einer Scene, die erzürnte Vorwürfe herbeigeführt hätten. Die kalte Ruhe der Verachtung mußte er zeigen, den Hohn des Mannes, dem nur das verächtlich Werthloſeſte entzogen wird! —

Trotz der beſten Vorſätze war es aber das nicht, was dem Dichter gelingen konnte, und auch in der That nur ſein erſter Gedanke. Ihm geziemte der Stolz der geiſtig ſittlichen Ueberlegenheit und des reinen Bewußtſeyns. Das war das Arſenal, aus dem er die Waffen holen mußte gegen die empörende Unbill. Durften ſie ſich nicht weiden an dem Geknickten, ſo war er doch zu gut, namentlich aber zu groß dazu, um Böſes mit Böſem zu vergelten. Er wollte zeigen, daß er nicht nur in ſeinen Poeſien hochſinnig dachte, ſondern auch in der That und Wahrheit. Er wollte ſie vernichten durch den Adel des wahren Poeten und durch die ſtolze Gleichgültigkeit, die damit Hand in Hand ging.

Indem es dem Dichter wirklich gelang, ſich zu faſſen, entgegnete er mit einer ironiſchen Artigkeit, die in der That ganz von oben kam: „Halten Sie es meiner Ueberraſchung zu gute, daß ich nicht gleich die rechten Worte gefunden, auf Ihre erfreuliche Mittheilung zu antworten. Sie kennen meine Geſinnung und wiſſen, welchen Antheil ich an Allem nehme, was Sie betrifft. Empfangen Sie nun meine beſten Wünſche, und möge dir, liebe Couſine, alles Glück zu Theil werden, das du verdienſt — und das der Mann deiner Wahl dir verbürgt!“

Dieſe Rede, trotz der Ironie, die namentlich der Braut ſehr fühlbar wurde, befreite die Gemüther gleichwohl: die Scene, die man fürchten mußte und fürchtete, obwohl man ſie zu beſtehen ſich entſchloſſen hatte, war vermieden, und man konnte die aufgeriſſene Kluft mit Verſicherungen überdecken. In der That zeigte ſich ein Schein von Erkenntlichkeit und Wohlwollen in allen Mienen. Der Vater ergriff das Wort und verſetzte mit großem Ernſt: „Ich danke dir, Heinrich! Wenn Leute, die ſich lieben und in jeder Beziehung für einander paſſen, Glück haben können in der Welt, ſo dürfen wir's für unſern Sohn und unſere Tochter hoffen. Herr Kronfeld, der Jahre lang im Ausland gewefen und erſt vor wenig Wochen aus London zurückgekehrt iſt, wird die Fabrik ſeines Vaters übernehmen und von den Kenntniſſen, die er auswärts geſammelt hat, Gebrauch machen. Schon jetzt beſchäftigt er dreihundert Arbeiter —“

Heinrich verneigte ſich mit einer Anerkennung, aus der die ganze ſtill ſublime Geringſchätzung des Idealiſten herausſah. — „Es werden aber,“ fuhr jener mit einem Ausdruck fort, als ob die Verlobung der Tochter dadurch mehr als gerechtfertigt wäre, „mit der Zeit nochmal ſo viel werden.“ — „Das iſt in der That großartig!“ rief Heinrich. „Wie ich meine Couſine kenne, iſt das auch der rechte Wirkungskreis für ſie, das eigentliche Feld für ihren ausgezeichneten praktiſchen Sinn und ihren auf's Große gerichteten Geiſt. Ich wiederhole meine Glückwünſche — und freue mich, daß ſich Alles ſo ſchön gefügt hat.“

Mutter Werthlieb lächelte, halb über die Ironie, die ſie ihm gönnen mußte, halb über die Art, gute Miene zu machen, wofür ſie's nahm. In Folge eines inſtinktmäßigen Dranges, nun auch dem gleichwohl ſehr gekränkten Vetter etwas Angenehmes zu ſagen, begann ſie: „Laß uns jetzt aber auch von dir reden, lieber Heinrich! Du haſt Glück gemacht, dein Stück hat Beifall gefunden. Wir haben's gehört und geleſen."

Heinrich zuckte unwillkürlich die Achſel und entgegnete mit einer Miene der Geringſchätzung: „Was will das heißen? Eine Kleinigkeit!" — „Nun," bemerkte der Vetter, der die Rede wörtlich zu nehmen den Takt hatte, „es hat mich doch ſehr gefreut. Auf der Hofbühne, eine ſolche Auszeichnung! Es iſt immer ein ſchöner Anfang."

„Ja," fuhr Auguſte, deren Miene ſchwer bekämpftes Schamgefühl ausdrückte, mit einem Blick des Antheils fort; „es hat uns Alle außerordentlich gefreut —" — „Und überraſcht?" fiel Heinrich ein; „natürlich!"

Auguſte, erröthend, entgegnete: „Ich hab' es nicht anders von dir erwartet." — „Du ſchmeichelſt!" verſetzte der Poet mit voller Ueberlegenheit. „Ich, wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, hätte dieſes Zutrauen nicht von dir erwartet!"

Die Mutter, der Tochter zu Hülfe kommend, fuhr fort: „Ein Bekannter von uns, der zufällig dort war, Stadtrath Weiß, hat die erſte Aufführung geſehen und uns genau erzählt, wie's gegangen iſt. Anfangs war er für dich ſehr in Sorge; aber dann wurde er ſtolz auf einen ſolchen Landsmann und hat ſich deiner Bekanntſchaft gerühmt. Uebrigens" — fügte ſie lächelnd hinzu — „hat er gethan, was in ſeinen Kräften ſtand und dich mitgerufen." — Heinrich, lächelnd über die Naivetät dieſer Mittheilung, erwiederte: „Sagen Sie ihm gelegentlich meinen Dank."

„Es muß ein eigenes Gefühl ſeyn," bemerkte nun der junge Fabrikbeſitzer mit der Miene eines über ſolche Triumphe glücklicherweiſe Erhabenen, „vor ein begeiſtertes Publikum zu treten und ſeinen Ruhm ſo handgreiflich in Empfang zu nehmen." — „Jedenfalls," erwiederte Heinrich, „fühlt man ſich dabei geehrter, als in mancher andern Situation!"

Der alte Herr lächelte unwillkürlich, er mußte dieſe Bemerkung gut finden. Im Grunde ſchien ihm jetzt nicht nur das Eis gebrochen, ſondern der fatale Handel ſo gut wie beigelegt, und nun kehrte der Geſchäftsmann, der in ſeiner Familie das Behagen liebte, ohne weiteres zur vetterlichen Traulichkeit und zur Bonhomie des vieljährigen Gönners zurück. Er ſah den Poeten freundlich an und rief mit cordialer Ermuthigung: „Du mußt uns das Stück vorleſen! Wir bitten eine Geſellſchaft zuſammen, Verwandte und Freunde, die du kennſt und die dich als Dichter verehren, und du feierſt dann auch hier deinen Triumph." — „Ach ja," rief die Gattin, „das wäre charmant!"

Dießmal konnte der Poet doch nicht umhin, einen ſtechenden Blick der Verachtung auf Menſchen zu werfen, die ſich's mit ihm ſo außerordentlich leicht machten. Er nahm ſich indeß zuſammen und verſetzte mit möglichſtem Ernſt: „Wird doch nicht gehen, Baſe. Ich will ſo bald als möglich zu meinen Eltern, die ſich nach mir ſehnen und deren treuer Liebe ich die Freude, die ich ihnen machen kann, nicht länger vorenthalten darf. Auch ich, wie Sie ſich denken mögen, ſehne mich darnach, ſie wieder zu ſehen." Und mit einem Ausdruck rückhaltloſer Superiorität, der vielleicht die beſte Rache iſt, ſetzte er hinzu: „Genießen Sie das Glück, das die rühmliche Verbindung Ihnen Allen verheißt! Die Geſinnung, die es geſchaffen hat, wird es auch erhalten; und mit aller Freude, die ein Freund darüber empfinden kann, ſcheid' ich nun! Leben Sie wohl!"

Er hatte bei den letzten Worten umhergeſehen und einen durchdringenden Blick auf Auguſte ruhen laſſen. Dieſe ſchlug die Augen nieder und machte eine Bewegung, als ob ſie in's Herz getroffen wäre. Heinrich, es gewahrend, verbeugte ſich und verließ das Zimmer.

Mit brennenden Wangen ging er die Treppe hinunter. Als er der Alten anſichtig ward, rief er: „Du haſt Recht gehabt, Hanna! — Gott ſey Dank! Das wär' überſtanden!"

Jene trat einen Schritt näher, und indem ſie ihr Geſicht in ſtrenge Falten legte, ſagte ſie mit gedämpfter Stimme: „Fräulein Auguſte hat ſehr unrecht gegen Sie gehandelt. Ich kann Ihnen ſagen, das iſt nicht nur meine Meinung, ſondern gar viele denken ſo." — „Wirklich?" rief der Poet mit dem Ton ironiſchen Verwunderns. — „Der Herr Rektor," fuhr Hanna fort, „hat ihr die Freundſchaft aufgekündigt und kommt nie mehr in unſer Haus."

„Ein Ehrenmann," verſetzte Heinrich; „das iſt begreiflich! — Nun, Hanna, lebe wohl! Es thut mir gut, wenigſtens Eine treue Seele in dieſem Hauſe getroffen zu haben." Ernſt ergriff er ihre Hand, drückte ſie und ſagte herzlich: „Behalte mich in gutem Andenken!" — „Oh," rief die Alte mit Thränen in den Augen, „Sie ſind gut, Herr Heinrich, und Sie werden auch noch glücklich ſeyn! Beſſer vorher als nachher! Machen Sie ſich keinen Kummer! Ein Herr wie Sie —"

Der junge Mann, trüb lächelnd, ſchüttelte den Kopf, machte eine Bewegung des Abſchieds und ging der Thüre zu. Auf einmal, von der Treppe herab, ertönte der dringende Ruf: „Heinrich!" Er kam von Auguſte, die ſich alsbald zeigte und mit raſchen Tritten zu ihm herabſtieg.

Heinrich hatte ſich wieder umgewendet, befremdet ſah er ſie an und ſagte kalt: „Was wünſchen Sie von mir?" — „Geh!" verſetzte das Mädchen mit einem Blick des Vorwurfs in dem ſchuldbewußten Geſicht. „Stell' dich nicht fremd gegen mich! Wir ſind immer noch Verwandte und Jugendfreunde!"

Heinrich lächelte mit einem Ausdruck unverholener Geringſchätzung. Dann, nach einer Bewegung, die einen gefaßten Entſchluß anzeigte, entgegnete er: „Nun, alſo — was willſt du von mir?" — „Ich muß mit dir reden," erwiederte das Mädchen. — „Wozu das, gute Couſine?"

„Du mußt mich hören!" fuhr ſie leidenſchaftlicher fort. „Ich verlang' es von dir! — Ich bitte dich darum," ſetzte ſie weicher hinzu.

Heinrich, nach einem Blick auf ſie, nickte mit dem Ausdruck des Verſtehens. Sie ging ihm voran in ein Zimmer, das er ſelbſt, wenn er auf Beſuch hier war, zu bewohnen pflegte; er folgte mit der Miene glaubensloſer Neugier.

Jene, nachdem ſie die Thüre geſchloſſen, begann: „Ich weiß, Heinrich, daß du mich verdammſt. Du denkſt das Schlimmſte, das Niedrigſte von mir, weil du nicht weißt, wie Alles ſo gekommen iſt — und ich kann dich nicht ſo gehen laſſen! Was ich gethan habe, das iſt geſchehen nach genauer Ueberlegung; und ich hab' nur gethan, was ich für meine Pflicht hielt."

Heinrich betrachtete ſie mit einem Blick des Mitleids. „Ich will's nicht beſtreiten,“ ſagte er dann. „Es gibt verſchiedene Anſichten über das, was man Pflicht nennt.“

„Der Entſchluß, zu dem ich endlich gekommen bin, hat mich einen großen Kampf gekoſtet,“ fuhr Auguſte mit Nachdruck fort. — „Das kann ich glauben,“ erwiederte jener. „Dem Verlobten die Treue zu brechen —“ — „Wir waren nicht verlobt!“ fiel Auguſte raſch ein.

„Förmlich nicht,“ verſetzte Heinrich — „allerdings! Wir hatten nicht Ringe gewechſelt und keine Verlobungskarten ausgegeben. Aber ich hab' das Verhältniß nie anders angeſehen, und du ſchienſt dich doch auch zu benehmen, als ob es eben dieſe Bedeutung hätte. Erinnerſt du dich vielleicht noch unſeres Abſchieds und was du mir dabei geſagt haſt? Erinnerſt du dich der Briefe, die du mir geſchrieben? Mir ſchienen das Betheurungen einer Liebenden, die treu ſeyn will. Und wie lang iſt's her, daß ich den letzten erhalten habe?“

Auguſte war tief erröthet. Nach einem Moment des Beſinnens entgegnete ſie, ohne die innere Bewegung verbergen zu können: „Ich will meine Briefe nicht verläugnen, ich will kein Wort verläugnen, das in ihnen ſteht. Wir ſind eben mit einander aufgewachſen; du haſt mich liebgewonnen und ich dich, und wir haben ſo fortgelebt wie in einem Traum. Aus der Freundſchaft naher Verwandter, die ſich duzten von Jugend auf, iſt ein Verhältniß entſtanden, das ernſter ſchien, als es war. Die hergebrachte Vertraulichkeit hat wenigſtens mich weiter geführt, als ich ſonſt gegangen wäre: ohne deine Baſe zu ſeyn, hätt' ich nie mit dir Briefe gewechſelt."

„Mag ſeyn," verſetzte Heinrich, indem ſeine Augen zu funkeln begannen. „Aber du haſt ſie nun einmal gewechſelt, haſt mein Gelöbniß der Liebe und Treue vernommen und wieder vernommen — haſt es erwiedert! Und wenn auch in deinen Briefen nicht die Wärme, die glühende Liebe herrſchte wie in den meinen — von der Jungfrau hab' ich das nicht verlangt —, ſo ſind es doch Ergießungen einer Seele, die ſich für gebunden achtet, die ihr Loos an das des Geliebten gefeſſelt hält."

„Ja," verſetzte Auguſte, „das iſt wahr — wahr von den Briefen, die ich dir bis zu einer gewiſſen Zeit geſchrieben habe! Damals, wenn du mich von meinen Eltern hätteſt verlangen können, wär' ich dir gefolgt, mit Freuden gefolgt!" — „Aber dann," verſetzte Heinrich, „kam ein Anderer und Beſſerer —" — „Nein!" unterbrach ihn das Mädchen. Schon vorher änderte ſich meine Geſinnung — und mußte ſich ändern."

Der Poet ſah ſie erſtaunt, mit tiefem Unmuth an; Auguſte fuhr fort: „Erinnere dich, wie es dir ergangen iſt, und verſetze dich in meine Lage! Du biſt in die Reſidenz gereiſt mit einer Theaterdichtung, die wir hier alle für ausgezeichnet gehalten haben und von welcher du für deine Perſon dir Ehre, glänzenden Ruhm und die größten Vortheile verſprochen haſt. Du haſt ſie nicht einmal zur Aufführung bringen können. Und wie zornig du über den Vorfall warſt, endlich haſt du doch ſelber zugeben müſſen, daß ſie für die Bühne ſich nicht eignete. Dann haſt du ein neues Stück angefangen und warſt deiner Sache ganz ſicher und haſt mir wieder die beſten und ſchönſten Erfolge prophezeit. Ich habe dir wieder geglaubt und meine Eltern, die höchſt bedenklich geworden waren, nochmal zum Glauben bewogen. Da, nach Wochen erneuerter Hoffnungen, ſchreibſt du mir: die zweite Arbeit ſey wieder aufgegeben und du habeſt eine dritte begonnen, wozu dir die Schauſpielerin den Stoff überlaſſen habe. Auf dieſe Nachricht, ich will es nicht läugnen, wankte auch mein Vertrauen." — „Zur unrechteſten Zeit!" fiel Heinrich ein.

Auguſte ſah ihn mit einem eigenen Blick an und ſagte: „Ich bin keine Dichterin, wenn ich auch Dichter verehre; ich kann mir die Dinge nicht durch Phantaſie verſchönern und muß ſie daher nehmen, wie ſie ſind. Ich habe dich geliebt und dir vertraut, und hätteſt du mein Vertrauen gerechtfertigt, ſo wär' ich die Deine geworden. Aber nachdem zwei deiner ſtolzeſten Verheißungen unerfüllt geblieben waren und ſich recht eigentlich in Nichts aufgelöſt hatten, wie wär' es mir möglich geweſen, ernſtlich an die dritte zu glauben? Wie konnte ich annehmen, daß dir mit dem fremden Entwurf gelingen werde, was dir mit deinen eigenen, die du ſo begeiſtert ausgedacht und ſo ſehr geprieſen hatteſt, nicht gelungen war? Ich mußte denken, daß du über dein Talent überhaupt in einer Täuſchung befangen warſt, daß deine Kräfte zu dieſer Art von Arbeiten nicht hinreichten, daß deine Bemühungen vergeblich ſeyn und bleiben würden — und daß du mich, wenn auch mit dem beſten Glauben von der Welt, hinhalten würdeſt und müßteſt, weil dir ein Plan um den andern fehlſchlug.“

Heinrich wollte reden, aber das Mädchen ſchnitt ihm das Wort im Mund ab, indem ſie fortfuhr: „Sag' ſelbſt, welch ein Schickſal erwartete mich unter dieſen Umſtänden? Wenn ich den Bitten, den dringenden Mahnungen meiner Eltern auch hätte widerſtehen können, ſo wurde ich älter; ein Jahr um's andere und mit ihm das bischen Jugendblüthe ging dahin; und wenn mir das in einer Art geſchah, wie es mancher geſchehen iſt — wer ſtand mir dafür gut, daß du nicht endlich ſelber dein Herz von mir abkehrteſt?“

„Oh!“ rief Heinrich, indem er ſich unwillig wegwandte. — „Es wäre nicht das erſtemal,“ fuhr Auguſte fort, „daß ein glühender Liebhaber kalt würde und ſich zurückzöge! Poeten ſind wandelbar, und eine neue Liebe kann für ihr Herz gar leicht mehr Reize haben, als die Pflicht der Treue. Genug, wenn ich mich nicht ſelbſt verblenden wollte, konnte ich jetzt in einem fortgeſetzten Verhältniß weder mehr auf mein Glück rechnen noch auf das deine. Mein Vater (wenn ich das auch ſonſt von ihm hätte erwarten dürfen) konnte unſere Erhaltung für ſich allein nicht beſtreiten, nicht mehr beſtreiten, mein guter Heinrich! Von dem Augenblick nun, wo ich das in aller Klarheit ſah, betrachtete ich mich nur noch als deine Verwandte, deine Freundin; und wenn du meinen letzten Brief nochmals anſehen magſt, wirſt du dich überzeugen, daß ſich in ihm nur die ſorgenvolle Theilnahme an deinem Schickſal ausſpricht, wie ſie eine Freundin empfindet. Kurze Zeit, nachdem ich dieſen Brief geſchrieben, ſah ich den jungen Kronfeld, gewann ſein Herz, ganz ahnungslos von meiner Seite, und hörte ſeinen Antrag. Ich verbrachte trotz alledem Tage der größten Aufregung und der peinlichſten Zweifel, weil ich mir den Eindruck vorſtellte, den dieſer Schritt auf dich machen würde und eine Stimme in mir doch wieder für dich geſprochen hatte. Aber von dem ausgezeichneten jungen Mann, von meinen und ſeinen Eltern gedrängt, wiederholt und mit Gründen gedrängt, denen ich nichts mehr entgegenzuſetzen wußte, ſagte ich endlich Ja.“

Heinrich nickte, wie zu der guten Vertheidigung einer ſchlechten Sache, und entgegnete bitter: „Das war zu derſelben Zeit, wo dein Geliebter und Verlobter ſein Wort zur Wahrheit machte und mit der Schöpfung ſeines Geiſtes einen Erfolg errang, der ihm eine rühmliche Zukunft, uns beiden eine geehrte Exiſtenz verbürgte!“

Auguſte konnte nicht umhin, nun einen flüchtigen Blick des Mitleids auf ihn zu werfen. „Heinrich,“ erwiederte ſie, „ich freue mich dieſes Glücks von ganzer Seele! Aber nach der Belehrung, die ich darüber erhalten habe, kann ich die Hoffnungen nicht mehr theilen, die du darauf zu bauen ſcheinſt. Wer iſt dir denn gut dafür, daß dieſes Stück auch anderswo ſo gefällt wie da, wo die Mitarbeiterin darin geſpielt und natürlich ihre Freunde und Verehrer hat? Wer iſt dir gut dafür, daß man es an andern Orten, wo keine Gönner helfen, auch nur gibt? Und wenn es gegeben würde und gefiele, wer verbürgt dir, daß deine neuen Arbeiten eben den Beifall erhalten wie dieſe, die unter ſo beſondern Verhältniſſen entſtanden iſt? Ein Theaterſtück, das hier und dort wohl aufgenommen wird, gründet noch nicht die Exiſtenz eines einzelnen Mannes, geſchweige denn einer Familie. Ich habe darüber im Hauſe meines Bräutigams von einem Schriftſteller, der in dieſen Dingen bewandert iſt, Aufklärungen erhalten, die mich in meinem Entſchluß nur beſtärken konnten. Darum will ich dir aber jetzt das Herz nicht ſchwer machen. Es iſt möglich, daß dir von nun an Alles über Erwarten gelingt, und niemand kann es inniger wünſchen als ich. Aber ich, in meinen Verhältniſſen, konnte an dieſe Möglichkeit — noch dazu in einer Zeit, wo ſie eine höchſt entfernte war — nicht das Schickſal meines ganzen Lebens knüpfen, während von anderer Seite mir und meinen Eltern das geſichertſte, ehrenvollſte Loos und ein Wirkungskreis geboten war, wie ich ihn mir immer gewünſcht habe."

Heinrich ſtand mit bebender Lippe. „Richtig!" entgegnete er; „richtig — und abſcheulich!" — Auguſte ſah ihn an wie eine Verletzte. — „Du haſt ſehr einſichtsvoll gehandelt!" fuhr jener fort; „als ein wahres Muſter von Ueberlegung und praktiſchem Verſtand! Aber von Gemüth und von Würde der Geſinnung erblick' ich keine Spur in deinem Verhalten! Wenn dieſe Gründe gelten, dann kann man jede Treue brechen; denn immer kann man ſagen: ich habe zwar eine heilige Zuſage gegeben und unwandelbare Treue hoffen laſſen; aber dort bietet ſich mehr Vortheil, mehr Sicherheit, man lebt nur Einmal und muß vernünftig ſeyn, alſo laßt uns abſagen und unſer Lebensglück begründen!"

„Heinrich!" rief das Mädchen, gegen dieſe Auslegung ſich wehrend, in einem Tone zugleich der Scham und der Entrüſtung. — „Geh,“ rief dieſer, „du kennſt die Liebe nicht! Die Liebe iſt eine Flamme, die mit wunderbarer Gewalt auflodert und über alle Rückſichten hinweggeht. Die Liebe will keine Sicherheit, ſie will das Wagniß und die Gefahr, und freut ſich ihrer! Denn nur der Gefahr und dem Unglauben der Welt gegenüber kann ſie zeigen, was in ihr und an ihr iſt! Nur in der Selbſtaufgebung und im Opfer genügt ſie ſich! Die Liebe ſcheut nicht zurück vor dem Gedanken des Leides, ja nicht des Untergangs! Die Liebe hofft Alles und geht Hand in Hand mit dem Glauben; aber ſie iſt auch bereit, Alles zu dulden, weil ſie weiß, daß jedem zeitlichen Verluſt ewiger Erſatz wird! Geh hin und ſtelle dich zu deines Gleichen! Du verlierſt mehr, als du gewinnſt! Ein einziger Augenblick einer edeln Seele, die göttlich denkt und handelt, iſt mehr werth als ein ganzes Leben ſolcher verſtändigen, klugen, herzloſen Figuren! Ich habe mich getäuſcht, ja; aber nicht über mich und mein Talent; denn in mir glüht eine Flamme, die nie verlöſchen und nur immer heller aufleuchten wird! Ueber dich hab' ich mich getäuſcht und über deine Geſinnung! In dir hab' ich eine Göttin erblickt und als eine Göttin hab' ich dich gefeiert, und ſehe nun, daß du nichts biſt, als ein Weib, und zwar ein gewöhnliches Weib, mit all dem trivialen Verſtand und dem offenen Auge für den Vortheil! Meinethalb! Ich bin beſchämt und muß es tragen! Ich bin verſchmäht und weggeworfen, und ſoll meine Schmach nun auch noch für Recht erkennen und der Verächterin meinen Beifall zollen! Doch, Gott ſey Dank, es gibt noch Seelen in der Welt, die lieben und liebend wagen und opfern! Es gibt noch Seelen, die mir anhängen mit einer Liebe und Treue, die nichts wankend machen kann! Fort, fort zu ihnen! fort zu meinen Eltern! fort an das Herz der Mutter, die alles empfangen ſoll, was du verſchmähſt, und die es mit Freuden empfangen wird! — O," fuhr er mit Thränen in den Augen fort, „der Boden brennt mir unter den Füßen — nie, nie werd' ich dieſes Haus mehr betreten!"

„Heinrich!" rief Auguſte erſchüttert, mit ſchmerzlichem Bedauern in dem glühenden Geſicht. Aber dieſer war fertig. „Fahr wohl!" rief er mit einem Stolz, der ſein Geſicht leuchten machte; „fahr wohl für dieſe Welt! Sey glücklich, wie du es vermagſt, und vergiß, daß meine Liebe jemals dir gehört hat! Sie war die Tochter des gröbſten Irrthums, ich bereue ſie — und ſie iſt dahin für immer!"

In größter Aufregung, aber dennoch mit ſtolz gemeſſenen Schritten verließ er Zimmer und Haus. Auguſte, ſich faſſend und wieder aufrichtend, ſah auf die offene Thüre. „Er ſtürmt fort," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „mit Verachtung im Herzen! Aber es iſt mir doch lieb, daß ich ihn noch geſprochen habe. Er hat meine Gründe gehört, und wie ſchlecht ſie ihm jetzt vorkommen mögen, wenn er meinen Entſchluß ruhiger bedenkt, wird er mich und ſich ſelbſt beſſer beurtheilen. Ich hab' doch recht gethan, mich nicht für mein Leben an ihn zu feſſeln. Das erkenn' ich jetzt mehr als jemals. Und," ſetzte ſie mit einem Ausdruck voll Selbſtgefühl hinzu, „wie verächtlich mein Loos ihm erſcheinen mag, ich nehm' es an." —

Heinrich ging raſch in den Gaſthof zurück, eilte auf ſein Zimmer und ſchloß ſich ein. Es war Zeit. Sein Herz war unendlich gedrückt, von einem Strom der bitterſten Empfindung durchfluthet, und Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, Thränen der Scham, des Wehs und des Zorns. „Welch ein Verrath!" rief er. „Welch ein Abgrund von Selbſtſucht! Iſt es möglich? Hab' ich mich ſo völlig getäuſcht? Unverzeihlich, unverzeihlich! Bei mir war Alles Ernſt, hoher, heiliger Ernſt, bei ihr Alles Schein, Phraſe, hohle Phraſe! Ewige Schmach für mich! Sie hab' ich angeſehen und dargeſtellt als das Ideal des Weibes! leuchtend in allen Tugenden, die ſie zu haben ſchien, mit jener diaboliſchen Magie des Weibes zu haben ſich anſtellte, und die doch keiner ferner waren als eben ihr! Doch — in Gottes Namen! Sey mein Irrthum der gröbſte geweſen, Liebe hat in mir geirrt und ein großmüthig fühlendes Herz! Mag ich der Dumme geweſen ſeyn, wenn ich nur nicht der Liebloſe war! Denn der Weltverſtand lernt ſich, die Liebe nimmermehr, und wo die Liebe fehlt, da fehlt das Heil und die Ehre des Menſchenthums!"

Schweigend ſaß er eine Zeitlang. Dann, mit ſchmerzlichem Ernſt nickend, fuhr er fort: „Unerhört iſt die Kränkung, die ich erfahren habe, und ich weiß es, ich werde von dem Gift, das mich peinigt, ſo ſchnell nicht geneſen; aber Etwas bleibt mir, das mich tröſten und endlich, ſo Gott will, auch heilen wird: das Herz meiner Eltern, das Herz edler Seelen, die mir Antheil bezeigt und mit liebevoll uneigennütziger Freundlichkeit und Güte mich gefördert haben."

Er hielt inne, und während die Thränen in ſeinen Augen verſiegten, ſtarrte er für ſich hin. Plötzlich fuhr er zuſammen. Eine dunkle Röthe ergoß ſich über ſeine Wangen, ſeine Bruſt arbeitete und die Züge, die nur Anklage und Leid ausgedrückt hatten, verriethen auf einmal Schuldgefühl, Scham und Sorge.

Mit der Hand über die Stirn fahrend, rief er aus: „Zu meinen Eltern! Sie ſollen meine Ehre, meine Schmach erfahren! — Bei ihnen hoffe ich Ruhe und, ſo Gott will, neuen Lebensmuth zu finden!"

XI.

Am andern Morgen reiste Heinrich ab. Der Tag war ſchön, und der ſchmerzlich Beraubte, aber der

Entſagung Fähige hatte, in der offnen Chaiſe, die er für ſich genommen, allein durch Feld und Wald hinrollend, wunderſame Empfindungen. Die Lerchen ſangen ſteigend in die ſonnige Höhe — die frohen, friſchen Klänge, die ihn von allen Seiten umtönten, übten auf das gedrückte Herz eine freundliche Wirkung. Je weiter er von der Stadt ſich entfernte, um ſo erleichterter fühlte er ſich. Sie verſank hinter ihm, in der er ſo brennenden Schimpf erfahren: die Flecken, die ſeiner Ehre ſich angeheftet, ſchienen mit ihr zu vergehen, und das ſtechende Leid milderte ſich zu linder Trauer.

Als er der Heimath ſich näherte, ſprachen ihn die Landſchaftsbilder wohlthuender an, und die Poeſie der Knabenjahre, der erſten Ausflüge, deren er ſich hier erinnern mußte, legte ſich ihm balſamiſch an die Seele. Die Liebe, der er entgegenging, beglückte und rührte ihn in der bloßen Vorſtellung, und tief empfand er die heilige Feſtigkeit des Bandes, das Eltern und Kind verknüpft. Die peinliche Erfahrung hatte ihn ſelbſt wieder zum Kinde gemacht, das Troſt und Hülfe ſuchte bei denen, welche die Natur ihm zum treueſten Beiſtand angewieſen; und dieſem Troſt, wie ſehnte er ſich ihm entgegen! Als nun aber das Städtchen ſelbſt hervortrat, da gingen ſchmerzlich erregte Gefühle durch die wohlthuenden: er bangte vor dem Moment des Geſtändniſſes, vor dem Unmuth und dem Schmerz der mitbeleidigten Eltern, und er mußte alle Kraft zuſammennehmen, um endlich mit gefaßter Miene vor ſie zu treten.

Die erſten zärtlichen Begrüßungen und Umarmungen belehrten ihn, daß ein Geſtändniß nicht mehr nöthig ſey. Die Untreue der Geliebten war im Orte ſchon bekannt, und das Benehmen des Mädchens wurde namentlich von der Mutter leidenſchaftlich verurtheilt. Heinrich vernahm aus dem Munde der guten Frau Bedauern, Anklagen und Glückwünſche nacheinander, während der Vater ſchweigend oder mit ernſten, kurzen Worten zuſtimmte. Er ſah aber auch, wie die Freude über den öffentlichen Erfolg und den beginnenden Ruhm des Sohnes den Verdruß über die erlittene Kränkung in Beiden überwog, und fühlte mit tiefer Beruhigung, daß er ſich mit ihnen verſtändigen konnte. Wie wohl that ihm das! Gerührt ſah er in die guten Augen, aus denen die treueſte Liebe glänzte.

Er wollte ſich entſtricken von den Erſchütterungen der letzten Tage, zu dem neuen Leben in möglichſter Einſamkeit ſich vorbereiten, und mit heimlichen, wenn auch melancholiſchen Empfindungen richtete er ſich in dem Stübchen ein, das er ſeit Jahren zu bewohnen pflegte — ſtill, abgelegen, mit der Ausſicht auf den Garten, für ihn ein erinnerungsreicher Boden und ganz geeignet zum Rückgang in frühere Zeiten, zum Ueberdenken des Erlebten und zum Ausreifen neuer Entſchließungen. — —

Es iſt nicht meine Abſicht, den Verkehr Heinrichs mit den Seinen und mit den guten Freunden, deren er in dem Geburtsorte beſaß, näher zu ſchildern. Auch die letztern nahmen lebhaft Partei für ihn, und manche ſcharfe Bemerkung fiel über das weibliche Geſchlecht überhaupt, wogegen aber eben der Geſchädigte zu proteſtiren pflegte.

Er genas, wenn auch langſam und ohne den fröhlichen Sinn und ſchönen Muth früherer Tage wiederzufinden. Zuweilen ſprach er ſich über Auguſte und ihr Verhalten in einer Art aus, daß man ſchließen mußte, er ſehe in der Löſung des Bandes ein für ihn unter allen Umſtänden günſtiges Geſchick. Dann erblickte man ihn aber doch wieder in Aufregung, Verwirrung und Betrübniß. Die Mutter, die am innigſten mit ihm fühlte, tröſtete ihn in ſolchen Momenten und meinte: er werde ſchon die Rechte noch finden! Wenn er dann eigen ſeufzte und die Achſel zuckte, ruhte ſie nicht mit erheiternden, ja ſchmeichelnden Reden, bis ſeine Mienen ſich wieder aufhellten. Einmal entgegnete er der Tröſterin mit Ernſt: „Wer eine Erfahrung gemacht hat, wie ich, der findet nicht leicht den Muth zu einer neuen Unternehmung. Wenn man einem Scheinbild nachjagt, ſieht man ſich am Ende nicht nur getäuſcht, man hat vielleicht gerade das wahre Glück, das man erlangen konnte, thöricht verſäumt und auf immer verloren! — Nun," ſetzte er mit leiſem Lächeln hinzu, „immer bleibt mir ja eine Mutter, die mich liebt, wie ich ſie liebe — und die mir nie untreu werden wird!" — „Das ſchon," erwiederte die Gute. „Aber das iſt nicht genug! Für dich nicht, und für mich auch nicht!"

Unſer Freund ſcheute ſich, den Eltern eine letzte Eröffnung zu machen. Er gab ſich den Gefühlen hin, die ſich in ihm erzeugten, rechnete mit ſich ſelbſt und lebte ein Leben ſtiller Erwägungen.

Ungefähr acht Tage nach ſeiner Heimkehr ſchrieb er an den ihm ſo freundlich gewogenen Rector der Handelsſtadt einen Brief, der uns den beſten Blick in den Zuſtand ſeines Herzens thun läßt. Er hatte nicht die Stimmung gefunden, den eben ſo braven und heitern wie gelehrten Schulmann noch zu beſuchen; aber durch die Nachricht, die ihm Hanna mitgetheilt, war die Achtung, die er immer gegen ihn empfunden, ſo vermehrt worden, daß es ihm jetzt eine wahre Genugthuung verſchaffte, gegen ihn mit aller Offenheit ſich auszuſprechen. Die Hauptſtellen lauteten:

„Es iſt ſonderbar, welche Erfahrungen wir armen Sterblichen machen und immer wieder machen. In gewiſſen Dingen werden wir nicht nur nicht durch den Schaden Anderer klug, ſondern auch nicht einmal durch unſern eigenen. Immer wieder täuſchen wir uns —

weil der Trug ſo lieblich iſt und ein tiefes, glühendes Verlangen der Seele ſtillt!

Wie viel iſt über die Liebe geſagt und geſungen! — und noch immer iſt nicht recht in's Licht geſetzt, daß es zweierlei Liebe, zwei grundverſchiedene Arten von Liebe gibt. Unterſchieden ſind ſie wohl; aber nicht mit völliger Gerechtigkeit und ſiegreicher Klarheit. Die eine iſt reizender, beſtrickender gemalt wie die andere; und wenn dieſe auch als die beſſere hingeſtellt worden iſt, ſo fühlt man aus dem Bilde das Pflichtgefühl des Malers, nicht die reine, ſelige Begeiſterung heraus. Was er erhöhen wollte, fand nicht auch die wahre höhere Schönheit und muß dem Zauber weichen, der unwillkürlich in die Spiegelung des Geringern gekommen iſt.

Wir lieben am Weib die äußere Erſcheinung, den Schein — und der Schein trügt. Es gibt eine Schönheit des Leibes, der keineswegs eine Schönheit der Seele entſprechen muß. Die Seele hat wohl eine Fähigkeit zur Schönheit, aber nicht ſo viel, daß ſie ſchön ſeyn, ſondern nur, daß ſie (wie unſere Sprache ſo treffend ſagt) ſchön thun kann. Auch die Seele iſt alſo mehr zum Schein als zum Seyn ausgeſtattet, und mit dem Schein täuſcht ſie uns; ſie erſcheint uns ſo, daß wir uns ſelber täuſchen, indem wir das bloße So-Thun für Seyn und Wahrheit nehmen, und nun triumphiren, als ob wir die ſchönſte Wahrheit ſelber gefunden.

Ja wohl: edlen Sinn, treue Liebe, aufopfernden Muth blicken die leuchtenden Augen und ſtrahlt das erröthete Angeſicht! Aber im Innerſten lebt das klare, kalte, berechnende Ich, das frei iſt gegen die Affecte und ſich vorbehält, dieſe zu beſtätigen oder zurückzunehmen, je nach Befund. Davon merken wir aber nichts, wir von dem ſchönen Doppelſchein Betrogenen! Was uns ſo außerordentlich hold anſpricht, das muß nothwendig wahr ſeyn! Die Liebe, die mit ſo wunderbarem Feuer aus den Augen in unſer tiefſtes Herz einglüht, kann nur eine ewige ſeyn! Und nun erhebt ſich unſere Liebe mit doppelter und dreifacher Macht, in dankbarer Rührung ſchmelzen wir und durch keine Verherrlichung glauben wir der Bewunderten genugthun zu können. Was wir an lieblichen und edeln Eigenſchaften nur zu denken vermögen, ſehen wir in ihr — tragen es über in ſie und ſehen es wirklich und gewöhnen uns daran: das Weib ſteht als eine Göttin vor uns, an der alle Wandelung des Lebens nur ein Schönerwerden ſeyn kann!

Was haben wir für Mittel gegen dieſe vereinten Täuſchungen? Gegen die Magie, die wir wollen und miterzeugen, weil ſie uns beſeligt? Es gibt nur Ein wirkſames: die Enttäuſchung durch die That, — durch den thatſächlichen Schaden, den thatſächlichen Schimpf und das Herzeleid! — —

Dichteriſche Seelen dürfen doch vielleicht auf Entſchuldigung rechnen, wenn ſie der Blendung erliegen! — Der Dichter muß gut ſeyn, er muß Glauben und Liebe haben; denn er ſoll in Schönheit führen und idealiſiren Alles, was er ſieht, — und dazu muß er ſchon Alles liebevoll und ſchön ſehen. Der Dichter treibt nur ſein Metier, wenn er verſchönert und gläubig preist und liebevoll verherrlicht; darum iſt er auch ſo ſicher dabei und erlangt am ſchwerſten den Scharfblick, der hinter den Blumen der äußeren Lieblichkeit die Schlange der Selbſtſucht wahrnimmt. Ihm muß der wirkliche Sachverhalt unerbittlich ad oculos demonſtrirt werden, ſollen es nicht länger Augen ſeyn, die ſehen ohne zu ſehen! — Aber auch dann — der Zauber, an dem er ſo lange gehangen hat, wirkt noch immer! Bilder ehemaligen Glücks umgaukeln den Beraubten, Sehnſuchtgepeinigten; der ſchöne Schein glänzt in unwiderſtehlichen Reizen, und tiefſtes Leid erfüllt ſeine Seele, daß er verlieren ſoll, was er zu höchſter Seligkeit erlangen wollte und in entzückenden Träumen ſchon als erlangt ſich vorgeſpiegelt hat! — —

Doch, verehrter Freund, hier thu' ich mir ſelber Unrecht. Regungen dieſer Art hab' ich freilich; aber doch nur ſelten, und ich verſtehe ihnen zu antworten und ſie abzuweiſen. Die Wahrheit, die wahre Schönheit, die Schönheit der Seele leuchtet mir in ſiegendem

Glanz; ich ſehe ſie immer ſchöner, und ihr heiliger Zauber entkräftet den unheiligen, der die Schwäche beſtrickt hat. Wenn ſie vor mir lebendig wird, dann erbleichen die Farben der täuſchenden Erſcheinung und dieſe gewinnt durch ihr erkanntes Weſen ein mißtöniges Licht, das die letzten Sympathien im Herzen tilgt.

Was gibt es Lieberes, als ein ehrliches Herz? Was gibt es Holderes als die Güte, die darnach trachtet, daß ſie Freude mache und Hülfe leiſte, und die keinen andern Lohn will, als das frohe Geſicht des Beglückten? Was gibt es Schöneres und Rührenderes, als die Großmuth, die ſich ſelber beraubt, um Andere zu bereichern? Was gibt es Himmliſcheres, als den Blick aus dem Aug eines Weibes, deren innerſtes Weſen Güte, Großmuth iſt? O, neben dieſem Blick erſcheint der ſüßeſte, deſſen die Sirene in Momenten der Rührung fähig iſt, oberflächlich und machtlos! Dort nur ſehen wir in den Himmel, in heilig holdes Leben; wir fühlen uns unendlich heimlich und geſichert, unſer Gefühl beglückt uns nicht nur, es erhöht und weiht uns, und nicht nur ſelig, ſondern mit der Beſten ſelber gut und edel geworden erblicken wir die Geſtalt und Alles, Alles an ihr in dem Licht ewiger Schönheit!

Hat es ſolche Frauen nicht gegeben? Und Gott ſey Dank, es gibt noch ſolche! Es iſt keine poetiſche Täuſchung, wenn wir von Frauen reden, die Engel ſind!

Sie wandeln auf Erden, dieſe ſchönen Weſen, ſie erweiſen ſich, und wehe dem Stumpfſinnigen, der nach thatſächlichem Erweis ihre himmliſche Güte noch bezweifeln könnte!

Die That und die Bewährung durch die That, daran erkennt man ſie. Denn ſie geben ſich nicht immer das Anſehen ihres innern Weſens und lieben es nicht ſelten, den Adel ihres Denkens und Fühlens hinter Scherz und Spiel zu verſtecken. Es gibt ernſte Heilige auf Erden; aber es gibt auch heitere, die ſich in lieblicher Laune gefallen und deren gütige Seele, wenn ſie ſich offenbart, nur um ſo rührender erſcheint.

Menſchen haben ihre Schickſale. Das meine war, von dem Schein getäuſcht und betrogen zu werden. Hab' ich mich dadurch eines ehrlichen Herzens unwerth gemacht, ſo muß ich's dulden. Aber Ein Vortheil — Ein Erſatz iſt mir doch geworden: ich habe die wahre Schönheit erkennen lernen auf Grund der falſchen, und mein Herz lodert in Liebe zu Dem, was ewig liebenswerth iſt."

Zwei Tage darauf erhielt er von dem alten Herrn das Antwortſchreiben:

„Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem!

Dieſen alten Spruch, mein lieber Freund, ruf' ich Ihnen zu, damit Sie ihn beherzigen, wie's noth thut! Aus Ihrem freundlichen und dichteriſchen Brief hab' ich zu meiner großen Beruhigung erſehen, daß Sie ſich über den Verluſt der ſchönen Werthlieb faſt ſchon getröſtet haben. Fahren Sie fort und bringen Sie es dahin, daß Sie ſich zu dieſem Ende Glück wünſchen. Sie hat uns Alle getäuſcht, und auch ich hab' mich zu ſchämen, daß ich ſie, weil ſie ſchön war und in ihrer ſtolzen Ruhe etwas Klaſſiſches hatte, für gut gehalten. Ja, ja, der Mammon! — Mir will vorkommen, als ob er noch nie ſo der Gott der Welt geweſen wäre, als gerade in unſern Tagen! Alles hält man jetzt für unſicher, nichts erweckt mehr Vertrauen im Herzen der Menſchen, als Geld und Gut. Man ſtellt ſich vor, was man Alles dafür haben kann, und trachtet immer nach mehr, ohne zu bedenken, daß man doch nur äußere Dinge dafür eintauſcht, welche ſehr häufig auch ſchädlich ſind, und daß man oft nicht nur die Tugend, ſondern auch die edelſten Freuden dafür hingibt. Aber das ſind nugae für die jetzige Zeit. Was die Moraliſten aller Jahrhunderte, Philoſophen und Poeten des Alterthums ſo ſchön und überzeugend gelehrt haben: daß das wahre Glück in der Tugend beſtehe, damit kann man heutzutag nur noch den Spott auf ſich ziehen. Wo will die Welt hin, mein lieber Freund? Und wird ſie auf dieſem Wege, der aus der Bildung heraus in die Rohheit führt, endlich Halt machen und zur Vernunft und edlen menſchlichen Denkart umkehren?

Thätigkeit, Maß und gute Laune, das erhält uns jung, es verſchafft uns den Boden in der Welt, den wir brauchen, und verheißt uns ein glückliches Alter. Mit großer Freude hab' ich von Ihrem guten Erfolg auf der Bühne geleſen. Sie ſind doch ſchnell zum Zwecke gekommen, und das beweist mir, daß das Drama das Fach iſt, auf das Sie mit Ihrem Talent vorzüglich angewieſen ſind. Cultiviren Sie es, und verſäumen Sie dabei nicht, die alten Autoren zu ſtudieren, Griechen und Römer! Sie wiſſen, ich bin kein Pedant und ſetze die Alten nicht unbedingt über die Neuern, weil ich in ihnen zu Hauſe bin und meine liebſten Freuden aus ihnen ſchöpfe. Aber lernen kann man ſehr viel aus ihnen; und mich will bedünken, als ob man ſie gegenwärtig beſonders auch zum Vortheil der dramatiſchen Dichtung ſtudieren ſollte. Man iſt zu bunt geworden im Drama, wie mir ſcheint, — man bringt zuviel Stoff und verliert über den Effecten den Effect. Ein Streben nach größerer Concentration und Harmonie thut den jetzigen dramatiſchen Autoren noth; und wo finden ſie da herrlichere Muſter, als es die großen Tragiker der alten Griechen ſind, deren einer jetzt ſogar wieder von unſern Bühnen herab die Herzen erſchüttert?

Ihnen, mein lieber junger Freund, wird das Studium der Alten noch ganz beſonders erſprießlich ſeyn: denn Sie — nehmen Sie mir's nicht übel! — verrathen noch immer zu viel Ueberſchwänglichkeit! Die Vergötterung eines Weibes hat Ihnen Kummer eingetragen; und nun ſcheinen Sie mir doch wieder nach einer andern Seite hin vergöttern zu wollen, phantaſiren ſich Engel in Menſchengeſtalt, und ſind in Gefahr, ſich eine neue Enttäuſchung zu bereiten. Freilich gibt es engelgute Frauen; aber auch dieſe bleiben immer menſchliche Weſen mit verſchiedenen menſchlichen Eigenſchaften, die mit dem Engelsideal oft gar ſehr in Widerſpruch treten. Man muß ſich das zuvor ſagen und natürlich-geſunden Sinnes nicht zuviel erwarten, wenn man nicht Beſchämung und Verdruß erleben will.

Doch darum nicht den Muth verloren, mein lieber Poeta! Es gibt gute, brave, wohlgezogene Mädchen, und ich wünſche von Herzen, daß Sie eine ſolche finden und mit ihr des Lebens froh werden mögen. Vielleicht ſchwebt Ihnen bereits ein liebes Kind vor, wie ich Ihnen eines wünſche? Sind Sie der Hauptſache gewiß, dann ſehen Sie nur friſch über alles Andere hinweg und gründen Sie mit Beſonnenheit ihr Glück im Eheſtand! Denn dafür, wie ich Sie kenne, hat Sie Gott geſchaffen. Ich ſage Ihnen: Ihre Phantaſie wird ſich nie ganz losringen von der Schönen, die ſo unwürdig gegen Sie gehandelt hat, wenn Sie nicht der Gatte einer Andern werden. Ein Engel, den Sie nur träumen, wird Sie nicht frei machen gegen die, welche denn doch immer noch lebendig da iſt, ſondern nur ein gutes braves Weib, das Sie die Freuden des Hauſes koſten läßt. — Leben Sie wohl, handeln Sie als Mann, und wenn etwas eintrifft, das mir Freude machen kann, vergeſſen Sie nicht, es mir zu melden, ſondern denken Sie auch im Glück an mich!“ —

Als Heinrich dieſen Brief las, konnte er nicht umhin, die tröſtende Wirkung zu empfinden, die herzlicher Antheil, mit wackerm Humor ausgeſprochen, immer auf uns übt. Zuletzt ſchüttelte er aber doch melancholiſch den Kopf. „Uebertriebene Vorſtellungen?“ ſagte er zu ſich; — „phantaſtiſche Anſprüche? — Wenn es nur das wäre!“

Er ſchwieg, und ein Seufzer ſtahl ſich aus ſeiner Bruſt. „O Verblendung,“ rief er aus. „Stumpfſinn des Träumers, worüber kannſt du hinwegſehen! — — Aber Geſchehenes iſt nicht zu ändern. Ich muß einen neuen Plan machen zum Leben und etwas verſuchen! Meine Eltern ſollen mich hören, und das heute noch!“

XII.

Vierzehn Tage waren hingegangen, ſeitdem Roſa von der Intendanz die ehrende Aufforderung erhalten. Die Vorſtellung des Dramas, in welchem ſie die Hauptrolle geben ſollte, hatte ſtattgefunden und ſie darin eine

Kraft, Leidenſchaft und Kunſt entwickelt, daß die Kenner mit Staunen folgten und das Publikum den aufgeregteſten Beifall ſpendete. Der Sieg war vollkommen und bildete denn auch andern Tags den Hauptgegenſtand der Unterhaltung in den feineren Kreiſen der Stadt.

Roſa, indem ſie den früher ſchon gelungenen Verſuch in überraſchender Vollendung wiederholte, hatte ihre Begabung für die höhere Sphäre der ſtrengſten Kritik dargethan. Die Verwandlung ihres Herzens und Willens im Bunde mit der angeſammelten Erfahrung hatte neue Fähigkeiten in ihr zu Tage gebracht und nicht nur ihrer Geſtalt und Miene einen edleren, heroiſcheren Ausdruck, ihrem Spiel mehr Feuer, Innigkeit und Schwung verliehen, ſondern auch ihre Stimme umfangreicher und tönender erſcheinen laſſen. So wahr iſt es, daß die phyſiſchen Mittel abhängen vom Geiſt, ein erhöhtes Wollen auch ſie erhöhen und die unzureichend ſcheinenden zureichend machen kann.

Es war der Künſtlerin doch eine große Genugthuung. Ein ſüßes Gefühl der Macht durchdrang ſie, und am Abend während der Vorſtellung, am andern Tag bei Beſuchen glückwünſchender Verehrer empfand ſie die reinſte Freude. Sie hatte ſich's ausgedacht, alle ihre Kräfte aufgerufen und zuſammengenommen und das Bild ihrer Seele auf der Scene verwirklichen wollen; aber wer ſtand ihr gut dafür, daß ſie es auch konnte?

Nun mußte ſie dem Beifall der Zuſchauer, der allgemeinen Stimme glauben und durfte die Leiſtung für gelungen halten.

Nach und nach ſank die bewegte Fluth, Ruhe kam in ihr Herz und die Befriedigung ihrer Seele gewann einen Charakter des Ernſtes, von dem ſich eine ſtille Melancholie nicht abhalten ließ. Die Grundempfindung war doch eine beglückende. Die innere Vertiefung wurde von ihr als ein Zuwachs ihres Weſens, als dauernder Gewinn empfunden.

Als ſie am dritten Morgen aus ihrem Stübchen in's Zimmer trat, fand ſie die Mutter eifrig leſend. Verſchiedene Zeitungen waren eingegangen, die ſämmtlich das Lob der Tochter verkündeten, und die gute Frau ſchwelgte eben in einem wahren Hymnus, in den ſich die gefürchtete Feder Emil Schilfs ergoſſen hatte. Dieſer Gute konnte, wenn nicht höhere Motive entgegen traten, eben ſo tapfer preiſen wie ſchmähen, und dießmal, von dem Spiel Roſas bezwungen, hatte er ſein Feuilletongenie in einem Panegyrikus blitzen laſſen, daß die Mutter Edelſteine und Perlen zu leſen glaubte. Mit leuchtenden Augen ging ſie auf die Tochter zu, meldete ihr die Vollendung des Triumphs durch die Preſſe und küßte ſie unter Thränen der Freude. Sie war über den Erfolg noch glücklicher, jedenfalls ſtolzer als Roſa, und ihre Mienen hatten zugleich etwas

Geheimnißvolles, als ob aus dem umgedrehten Füllhorn noch eine Spendung zu erwarten wäre.

Zunächſt beſchäftigte ſie ein anderer Gedanke. Nach einem Moment des Beſinnens ernſt geworden, faßte ſie die Hand der Tochter und ſagte: „Du haſt Alles erreicht. Du haſt gezeigt, daß du eine Künſtlerin biſt; die ſchärfſten Kritiker ſetzen dich ſchon den berühmteſten Namen an die Seite. Schau nun aufwärts, mein Kind! Widerſtehe deiner Schwäche! Bezwing' eine Leidenſchaft, die an deinem Herzen zehrt! Vergiß ihn, der ohne Zweifel dich vergeſſen hat!“

Roſa hatte ernſthaft gehorcht. Bei den letzten Worten, ungläubig oder gegen den Gedanken ſich wehrend, ſchüttelte ſie den Kopf. — „Wie!“ rief jene, mit einem Anflug von Unmuth; „du zweifelſt noch? Kommt er auch nur dazu, uns, die wir Alles für ihn gethan haben, ein paar Zeilen zu ſchreiben? Er denkt nicht an dich! Er lebt ſeiner Braut — oder ſeiner Frau. Er iſt aufgegangen in ſeinem Glück — und wem verdankt er's?“

„Du biſt ungerecht, Mutter,“ entgegnete die Tochter mit dem Humor eines melancholiſchen Herzens. „Wem verdanke denn ich mein Glück? — wem verdank' ich den Triumph, den ich gefeiert habe? Offenbar Ihm, wie du ſelber zugeben mußt, ſeiner Liebenswürdigkeit — was mir nämlich ſo vorkam — und ſeiner Liebloſigkeit!

Beide mußten zuſammen kommen, um mich zu der Schauſpielerin zu machen, die nun vom Publikum und den Journalen gefeiert wird. Geſtehen wir's uns jetzt," fuhr ſie nach einem Moment fort, indem ſie ihr launig in's Auge ſah, „ich war in der That ein oberflächliches Ding. Poſſen zu machen war meine Kunſt und mein Beſtreben. Die Soubrettenrollen hatten mir nach und nach eine Frivolität beigebracht, daß mir der ehrlichſte Ernſt bereits anfing pretentiös zu erſcheinen. Ich war leichtfertig und kalt — ja, auch kalt! In den beſten Momenten war's doch nur ſoſo, und nicht das Rechte. Nun iſt Alles anders geworden, und wenn ich wieder eine Rolle von der luſtigen Gattung bekomme, werde ich auch dieſe feiner und ſchöner ſpielen. Es war eine Schickung," fuhr ſie mit einem unterdrückten Seufzer fort, „und der Hauptvortheil iſt auf meiner Seite. Alſo keinen Seitenhieb auf ihn — das bewußtloſe Werkzeug meines guten Genius! Laß ihn das Glück genießen, das er um mich gar wohl verdient hat! Und wenn er uns dabei vergißt — dem Glücklichen, wie du weißt, ſchlägt keine Stunde."

Die Mutter ſchüttelte den Kopf, indem ihre Augen feucht wurden. „Ich würde dich," entgegnete ſie, „für das edelſte Geſchöpf der Welt erklären, obwohl du mein Kind biſt, wenn ich nicht wüßte, daß die Liebe in allen Geſchöpfen großmüthig iſt. Du ſprichſt zu ſeinen

Gunſten? Du liebſt ihn alſo noch! — O Welt, o Welt!“

„Was haſt du nur dagegen?“ verſetzte Roſa mit Lächeln. „Wenn die Liebe großmüthig und edel macht, dann iſt's ja genug, zu lieben und die Vortheile davon zu haben. Iſt edle Geſinnung nicht die Hauptſache? Und wenn zu ihr die bloße Liebe führt, wozu bedarf es da noch des Geliebtwerdens?“ — „Geh!“ rief die die Mutter, halb gerührt, halb unwillig, „du biſt eine Thörin!“ — „Das edelſte Geſchöpf,“ entgegnete Roſa, „eine Thörin?“ — „Allerdings,“ verſetzte die Mutter, „eine Schwärmerin, von der ich ſorgen muß, daß ſie ihr Lebensglück verſäumt, indem ſie ein unerwiedertes Gefühl wie ein Heiligthum pflegt. Doch, ich hoffe, die Zeit wird das Ihre thun. Du biſt noch jung, und was du dir auch einbilden magſt, ehe Monate dahingegangen ſind, wird dieſe Leidenſchaft dir erſcheinen wie ein Traum, über den man lächelt, wenn man erwacht. Du wirſt die Augen aufmachen und endlich den Mann finden, der dich wieder liebt.“

Roſa, mit einer ablehnenden Bewegung, hemmte die Fortſetzung. „Es mag ſeyn,“ erwiederte ſie nach einem Moment. „Bis jetzt hab' ich aber nichts dergleichen im Sinn und das Träumen iſt mir noch lieber als das Wachen. Laſſen wir's und erwarten wir alles Uebrige von der Zeit! Ich bin wirklich zufrieden; ich habe meine Plane als Schauſpielerin und will die gute Gelegenheit benutzen, um noch einige Rollen zu ſpielen wie die ſo gut gelungene und ſo viel geprieſene. Ich werde ſie bekommen — was will ich mehr?“

Die Mutter nickte und ſchwieg. Sie trat auf die Seite, machte ſich an einem Schrank etwas zu thun und betrachtete dann die nachdenklich Daſtehende mit einer eigenthümlichen Miſchung von Trauer und Hoffnung, als plötzlich die Klingel ertönte und nach einigen Sekunden die Köchin mit einem Brief erſchien „an die gnädige Frau.“ Dieſe erbrach ihn, las und ihre Wangen rötheten ſich; mit Mühe hielt ſie eine triumphirende Empfindung nieder, die ſich auf ihrem Geſicht ausdrücken wollte, und ſagte zu Roſa mit Lächeln: „Ich muß ausgehen! Studire derweil die Blätter.“ — „Wohin gehſt du?“ fragte Roſa. — „Vorderhand,“ erwiederte die Frau, „bleibt das mein Geheimniß.“ — „Ah!“ rief jene, „du haſt Geheimniſſe vor mir? Das iſt etwas Neues!“

Mit einem liebevollen Blick entgegnete die Mutter: „Nicht gegen dich, mein Kind, wie du dir denken kannſt, ſondern für dich! Für dein Glück — dein wahres Glück —“ — „Nun,“ verſetzte Roſa mit einem Aufſchauen des Argwohns, „ich hoffe nicht —“ — „Keine Sorge!“ unterbrach ſie die Frau kopfſchüttelnd. „Deine Freiheit ſoll dabei nicht angetaſtet werden.“ — „Dann,“

erwiederte jene, „thue, was du vorhaſt, und mögen deine Bemühungen geſegnet ſeyn!“

Die Mutter verließ die Stube. Roſa trat zu dem runden Tiſch, nahm eine Zeitung und las. Ihre Züge erhellten ſich. „Es thut doch wohl, ausgezeichnet zu werden,“ ſagte ſie endlich; „zumal von einem, dem ſonſt nichts gut genug iſt und der lieber verwundet — um ſeinem Namen Ehre zu machen. Sonderbare Menſchen! Die beſten können die ſchlimmſten und die ſchlimmſten die beſten werden! Sogar auf die Bosheit kann man ſich heutzutag nicht mehr verlaſſen!“

Sie ergriff ein anderes Blatt, und ſchon die erſten Zeilen entriſſen ihr einen Ausruf der Verwunderung. Es war der Preisgeſang von Schilf, der mit ſeinen humoriſtiſch-pathetiſchen Sprüngen auf die klare Seele der Gefeierten nur einen ſonderbaren Eindruck machen konnte, aber ſie doch erheiterte und vergnügte. Sie ſchüttelte den Kopf und lächelte. „Welche Bekehrung!“ rief ſie zuletzt; „und was iſt gegenwärtig nicht Alles möglich!“

Das Blatt weglegend, als ob ſie von Lob geſättigt wäre, ſuchte ſie unbewußt die Bank in der Laube auf. Ihr Herz verlangte zu träumen und gewiſſen Gedanken ſich hinzugeben. Eine Rede der Mutter hatte ſie getroffen. „Es iſt in der That auffallend,“ ſagte ſie ſich, „daß er nicht einmal ſchreibt — einige wenige Zeilen ſchreibt! — Hat er uns wirklich vergeſſen im Hauſe der

Braut — oder der Frau? Undankbar iſt er doch ſonſt nicht geweſen; im Gegentheil, er konnte mit ſeinen Dankſagungen ordentlich zur Laſt fallen. Aber allerdings," fuhr ſie mit einem traurigen Lächeln fort, „aus den Augen, aus dem Sinn, das iſt ein bewährter Spruch. Das Glück entrückt den Geiſt, und das Erſte, was wir dabei vergeſſen, iſt die Pflicht, die leidige Pflicht." Innehaltend ſchaute ſie vor ſich hin. Dann ſagte ſie: „Oder wär's doch anders? Hätte ihn das Glück vielmehr belehrt und ihm die Augen geöffnet über mich und meine Gefühle? Hätte er hinterdrein erkannt, daß ich ihn liebe, leidenſchaftlich liebe, und wollte er mir durch eine Schilderung ſeliger Tage nur nicht wehe thun? Möglich auch das! und das ſtimmt mehr zu ſeinem Charakter!"

Sie ſchwieg und ſchien ſich in eine Vorſtellung zu vertiefen. Auf einmal erhob ſie den Kopf und rief: „Sachte, Phantaſie! Nach Glück ausſchauen heißt ſich Unglück holen! Machen wir aus der Noth eine Tugend," fuhr ſie mit ruhiger Entſchloſſenheit fort. „Gönnen wir jener ihr Glück und befaſſen wir uns mit der vielgerühmten Entſagung! Am Ende bleibt mir mein Geiſt — wie ich hoffe, auch mein Humor — und die Kunſt, das göttliche Gefäß, in das ich mein Herz, wenn es zu voll und zu ſchwer geworden, immer wieder ausſtrömen kann."

Sie ſtand auf und ſah auf die Thüre. Ein Verlangen, die Mutter zu ſehen, erhob ſich in ihr — eine Neugier, was ſie vorhaben möge. Auf einmal ertönte die Klingel, von kräftiger Hand gezogen. War das nicht ein Klingeln, wie —? Ohne zu wiſſen, was ſie that, mit ſchauerndem Herzen, ging ſie zur Thüre und öffnete ſie, während die Magd eben die äußere aufmachte. Ein Schrei der Ueberraſchung entfuhr ihr. „Heinrich Born!" rief ſie. „Sie kommen ſelbſt?" — Heinrich, der eingetreten und auf den Ruf ſtill geſtanden war, grüßte mit einem Ernſt, den man feierlich nennen konnte, ging in's Zimmer und gab ihr die Hand.

Roſa, nach der Ueberzeugung, die ſie haben mußte, erkannte die Nothwendigkeit, ihn als liebende Freundin, als Schweſter zu empfangen; ſie raffte all ihre Kraft zuſammen, und ihr Herz, wie mächtig es klopfte, fügte ſich. „Nun," fragte ſie mit gutmüthigem Lächeln. „Sie ſind glücklich? Haben Alles nach Wunſch getroffen, und — Erzählen Sie mir! Sie wiſſen, welch innigen Antheil ich nehme."

Heinrich ſtand betreten, verdüſtert. Roſa, vergebens auf eine Antwort harrend, fuhr fort: „Was iſt Ihnen? Das Glück macht ernſt, ich weiß es — Aber Sie haben ein Ausſehen — — Sind Sie nicht glücklich?" — „Nein," erwiederte Heinrich mit traurigem Ton. — „Wie!" rief das Mädchen. „Sind Sie nicht mit Auguſte verheirathet? oder werden heirathen?"

„Nein," rief jener, indem er bitter den Mund verzog. „Das Verhältniß iſt gelöst. Sie hat für gut gefunden, einen Andern — einen Reichen zu beglücken und wird nächſtens —" — „Ah!" rief die Liebende, jäh beſtürmt von den widerſprechendſten Empfindungen, aber nach einem blitzähnlichen Gefühl der Freude doch mit einem Ernſt des Bedauerns in ihrem Geſicht. „Sie ſind betrogen — und unglücklich?" fuhr ſie mit dem Tone des Mitleids fort.

„Betrogen und unglücklich — ja," verſetzte Heinrich; „aber unglücklich nicht durch den Betrug, ſondern durch die unverantwortliche Selbſttäuſchung, in der ich befangen und ſo ſicher geweſen bin. Wie iſt es möglich, daß ein Menſch eine ſolche Zeit in ſolcher Verblendung lebt? Was kann ſo einer noch von ſich ſelber erwarten?

Roſa, durch den bittern und traurigen Ton dieſer Antwort getroffen und irre geführt, ſagte mit Ernſt: „Der Glaube an eine Liebe, die man Ihnen ſo lang und ſo gut geheuchelt hat, kann Sie nicht beſchimpfen. Er verräth nur ein liebendes, treues Herz, das auch Andere der Treue fähig hält, und das ehrt Sie und Sie können ſtolz darauf ſeyn. Tröſten Sie ſich," fuhr ſie mit Güte fort. „Wenn es nicht der Verluſt iſt, der Sie unglücklich macht, dann fangen Sie nur wieder mit neuem Muth an zu leben! Unternehmen Sie eine

Arbeit! Sie gehören ja zu den Glücklichen, die in ihrer Kunſt den Balſam haben für die Wunden der Seele! Und wenn es ein Troſt für Sie ſeyn kann, meine — unſere Freundſchaft bleibt Ihnen. Wir ſind nach wie vor bereit, Ihnen zu dienen und zu helfen, wo wir können.“

Die freundlichen Worte hatten auf den Ermahnten einen wohlthuenden und rührenden Eindruck gemacht. Er wollte reden; aber plötzlich, wie von einem heimlichen Gedanken getroffen, wandte er ſich heftig weg. Das Mädchen ſah ihn erſtaunt, beſtürzt an. „Was iſt Ihnen?“ rief ſie. „Hab' ich etwas geſagt, das Sie beleidigt?“ — „Nein, nein!“ rief Heinrich in tiefer Erregung. Er ſchwieg, faßte ſich wieder, und ſagte mit traurig entſchiedenem Ton: „Fragen Sie mich nicht! Ueberlaſſen Sie mich meinem Schickſal. Mir iſt nicht mehr zu helfen.“

„Alſo doch!“ erwiederte Roſa nach einem Moment des Schweigens, mit einem Ausdruck des Mitleids und der Betrübniß. „Sie verzweifeln, und können und wollen keinen Troſt annehmen! Aber Sie ſind ungerecht! Wenn Ihnen die Geliebte untreu geworden iſt, dürfen Sie deßwegen der Freundin untreu werden? Das finde ich nicht ſchön gehandelt!“

Heinrich, mit ſich ſelber kämpfend, ſtand ein Raub ſchmerzlich verwirrter Empfindungen. — „Ermannen Sie ſich!“ fuhr das Mädchen liebevoll mahnend, wie zu einem Kranken fort. „Verſuchen Sie, was eine neue Beſchäftigung und der Umgang mit treuen Freunden vermag! Ich weiß wohl,“ ſetzte ſie mit einem Schein traurigen Lächelns hinzu, „die Freundſchaft iſt kein Erſatz für verlorene Liebe; aber etwas ſollte die unſere, die ja nicht von geſtern iſt, doch vermögen. Wenn nicht das Glück, ſo ſollten Sie doch die Ruhe der Seele bei uns wieder finden können.“

Heinrich, mit unwillkürlichem Widerſpruch, ſchüttelte den Kopf. „Wie!“ rief das Mädchen, nicht ohne ein Gefühl der Kränkung ihrerſeits; „auch das nicht? Sie ſind alſo unheilbar? Sie wollen es ſeyn?“

Der ſo wunderbar Verkannte ſah ſie an. Eine Rührung übermannte ihn, und in ihr kam unaufhaltſam ein Schmerzensblick der Liebe aus ſeinem Auge. Obwohl er ihn ſo ſchnell als möglich in einen Blick des Bedauerns, der Bitte um Vergebung wandelte, ſo hatte ihn Roſa doch bemerkt und ahnte die Wahrheit. Unmöglich war es ihr, von ihrem Antlitz einen Schein der Freude, von ihrem Blick ein Leuchten der Liebe zurückzuhalten. Aber noch war es nicht gewiß, noch war es nicht ausgeſprochen, und ſie konnte ſich irren. Mit ernſtem, herzlichem Ton fuhr ſie fort: „Ihr Benehmen iſt ſonderbar. Die kränkende Behandlung, die Sie erfahren haben, macht Sie nicht unglücklich, ſagen Sie? und doch geberden Sie ſich wie einer, der es iſt. Sie geben ſich für verloren, unrettbar verloren; und wenn man Ihnen Troſt einſprechen will in der beſten Meinung, wenden Sie ſich wie beleidigt ab. Sie ſind alſo noch immer unglücklich! Warum?"

„Weil — weil —" rief der Gedrängte, wie einer, der nicht länger an ſich halten will. Aber als ob ihm die Zunge plötzlich den Dienſt verſagte, ſchwieg er dennoch. Dann, mit großer Anſtrengung den Tumult der Seele niederhaltend, erwiederte er: „Mein Fräulein, beſte Freundin! ich habe Sie nach meiner Rückkehr beſuchen und begrüßen wollen; aber ich ſehe, daß ich in einer unſinnigen Stimmung bin, daß ich mich vor Ihnen wie ein Thor benehme, und es iſt meine Pflicht, Sie von dieſem Anblick zu befreien. Ich bin zu Ihnen gekommen mit Vorſätzen, die ich nicht halten kann. Vergeben Sie mir, und leben Sie wohl!"

Er wandte ſich, um zu gehen; allein Roſa, die jetzt nicht mehr zweifeln konnte, erröthend, mit einem Ausdruck um die Lippen, deſſen Ernſt das Entzücken der Seele nur einigermaßen zu dämpfen vermochte, rief: „Bleiben Sie! Reden Sie! antworten Sie aufrichtig und ohne Rückhalt! Warum?"

„Weil," rief Heinrich, und ſtockte noch einmal. Aber nun antwortete beſſer, ſchöner und rührender ein Blick der Liebe und Verehrung, der aus der tiefſten Seele kam, und Thränen, die in ſeinen Augen glänzten.

„Weil Sie mich lieben!“ rief mit leuchtendem Antlitz das Mädchen. „Weil Sie mich lieben!“ wiederholte ſie, „und weil Sie glauben, ich hegte für Sie nur Gefühle der Freundſchaft! Iſt's nicht ſo?“

„Ja!“ rief Heinrich erſchüttert. „Ja, weil ich Sie liebe und Ihrer nicht werth bin! Das iſt der Grund! Und nun ſtrafen Sie mich für meine Anmaßung, verſchmähen Sie mich!“

Das Mädchen erwiederte ſüß lächelnd: „Das werd' ich nicht thun, lieber Freund! Ich freue mich allzuſehr über dieſe Bekehrung —“ — „Wie,“ rief Heinrich, „Sie könnten verzeihen?“ — „Ich habe Sie geliebt,“ erwiederte ſie, „vom erſten Tag an, wo ich Sie ſah. Bei der erſten Begegnung ſchon regte ſich's in meinem Herzen!“

Heinrich, der voll Entzücken gehorcht hatte, faßte ſie bei den Händen und drückte ſie zärtlich. Auf einmal rief er beſtürzt: „Himmel! und mit dieſer Geſinnung haben Sie die Lobpreiſungen der Andern gehört?“ — „Nun,“ erwiederte ſie, „ich will's Ihnen nur geſtehen: das hat mir auch wirklich manchmal Kummer gemacht.“ — „Und doch!“ rief Heinrich ergriffen. „Sie ſind das liebenswürdigſte und beſte Geſchöpf, das mir auf dieſer Welt begegnet iſt! Gott ſey geprieſen, daß er mich Sie finden ließ! — Und Sie könnten — Sie wollten die Meine werden?“

Roſa, indem ein ſeliges Licht ihr Antlitz verklärte, erwiederte: „Da es nun doch einmal heraus iſt, ja! Und von Herzen gern!“

Nun hatte der Glückliche keine Worte mehr. Er umfing die Geliebte und küßte die Lippen, die ſo lieblich entſchieden hatten, mit dem Feuer der innigſten Leidenſchaft, mit Thränen der Rührung und der Freude. Roſa ſchauerte zuſammen. Endlich, endlich fühlte ſie die Seligkeit der Gegenliebe!

Aus dem Wonnerauſch, in den ihr ganzes Weſen getaucht war, ſich erhebend und den Geliebten mit naſſen Augen zärtlich anſehend, rief ſie: „Wie ſchön iſt Alles gegangen! Ich würde mir nichts nehmen laſſen von dem, was ich erduldet habe! Zum glücklichen Leben bleibt uns noch Zeit genug, und es thut wahrhaftig gut, wenn man vorher etwas ausgeſtanden hat! Wie wird ſich die Mutter freuen! — die Mutter,“ ſetzte ſie horchend hinzu, „die, wie ich höre, ſo eben die Thüre aufſchließt!“

Einen Moment ſpäter erſchien die gute Frau, und zwar mit großer Genugthuung, im Zimmer und wollte eben reden, als ſie den Poeten erblickte und ihn überraſcht anſah. „Doctor Born!“ rief ſie, „Sie ſind hier, mit Frau Gemahlin?“

Heinrich ſchüttelte erröthend, lächelnd den Kopf und ging auf ſie zu, ihre Hand zu faſſen. Roſa, mit anmuthiger Heiterkeit, antwortete für ihn: „So gut iſt's uns nicht geworden! Man hat ſich für einen Andern, einen Reichern entſchieden; als der Poet kam, war die ſchöne Hand vergeben und die geprieſenen Lippen der Angebeteten wünſchten ihm glückliche Reiſe. So iſt er nun wieder hier, ein armer Betrogener, mit wundem Herzen Troſt ſuchend bei ſeinen Freunden in der Reſidenz, welche ſich dießmal ausnahmsweiſe etwas herzlicher benommen haben, als die Leute draußen im Land, wo die Biederkeit zu Hauſe iſt.“

Die Mutter ſah von einem auf's andere, ſah die Geſichter glücklich, die Augen ſtrahlend von Liebe, und ahnte, wußte die Wahrheit. Roſa nickte der gerührt Blickenden zu und ſagte: „Du erräthſt es, liebe Mutter! Ja, er hat ſich bekehrt! er liebt mich, liebt mich ſo ſchön, wie man's nur wünſchen kann — und hat um meine Hand angehalten! Werden wir ihm einen Korb geben?“

Die Frau lächelte und ſchwieg: „Was du thun wirſt,“ verſetzte ſie dann, „weiß ich nicht. Ich für meine Perſon hab' einen Korb in Bereitſchaft.“ — „Wie!“ rief Heinrich, einen Scherz erkennend, mit heiterer Frage. — „Den Korb mit dem Hochzeitsgeſchenk,“ erläuterte die Gute, indem ſie ein groß beſiegeltes Schreiben hervorzog. — „Ah!“ rief die Tochter ahnend, „das iſt dein Geheimniß?“ — „Allerdings,“ verſetzte jene, indem ſie ihr den Brief übergab. „Dein Erfolg von letzthin hat meine Bemühungen unterſtützt: du biſt aufgerückt und dein Gehalt beinahe verdoppelt!“

Roſa öffnete das Schreiben der einſichtsvollen Intendanz, überflog es und rief: „Tauſend mehr — das iſt ſtark! — Aber gut!“ ſetzte ſie mit einem Blick auf den Poeten hinzu, — „ſehr gut! Wir werden es zu brauchen wiſſen.“

Der Poet nickte erheitert, ſagte dann aber: „Ich ſehe, du meinſt, ich ſelber bringe nichts als meine Lieder und meine Liebe! Erlaube mir, daß ich doch noch eine kleine Rente hinzufüge, die meine guten Eltern mir ausgeworfen haben — für den Haushalt.“ — „Wie ſchön!“ rief das Mädchen und faßte lächelnd ſeine Hand.

„Ich will es bekennen,“ fuhr Heinrich fort, „ich bin hierher gekommen mit einer Liebe, die ich zu verbergen entſchloſſen war; aber die Hoffnung ließ ich mir nicht völlig rauben. Ich wollte ſchweigen, aber ſchweigend die unendlich Geliebte zu verdienen, zu gewinnen ſuchen, wie lange es dauern mochte. Das hab' ich meinen Eltern geſtanden, und ſie, welche die edelſten Seelen aus meinen Schilderungen kannten, gaben mir ihren Segen dazu. „Verſuche dein Glück,“ ſagte die gute Mutter zum Abſchied; „eine beſſere Frau wirſt du in der ganzen Welt nicht finden.“ Und weil es denn doch eine Gnade gibt in der Welt, ſo hab' ich ſie gefunden und," ſetzte er mit liebendem Blick auf die Mutter hinzu, „zur beſten Frau die beſte Schwiegermutter!"

Dieſe gab ihm gerührt die Hand und Heinrich umarmte und liebkoste ſie mit der Zärtlichkeit eines Sohnes. Die drei Glücklichen tauſchten Reden und Bezeigungen der Liebe, als die Klingel wieder ertönte und gleich darauf Männertritte ſich hören ließen. Die Thüre ging auf und es zeigten ſich die beiden Regiſſeure mit Doctor Willmann.

„Gratulire, gratulire!" rief der Heldenvater, der den Zug eröffnete. Als er bei den Damen auch den Poeten erblickte, ſetzte er überraſcht hinzu: „Sie ſchon wieder hier? Und mit einer Miene — — was muß ich denken?"

Heinrich beſann ſich kurz, nahm die Geliebte bei der Hand und ſagte: „Meine Herrn, erlauben Sie mir eine Vorſtellung! Roſa Wendling, erſte Liebhaberin der Hofbühne — meine Braut!"

Rufe des Staunens und der Freude antworteten auf dieſe Eröffnung. Nachdem Heinrich in der kürzeſten Form erklärt hatte, wie es gekommen, folgten Glückwünſche unter frohem Beloben und Händeſchütteln.

„Nun," rief Berger dem Poeten zu, „nun ſind Sie fertig! Arm in Arm mit Ihr werden Sie das Jahrhundert in die Schranken fordern! Sie werden

Schauſpiele ſchreiben, Luſtſpiele —" — „Und Tragödien!" fiel Hallfeld ein. — „Dieſe letzteren," fuhr Berger fort, „wenn ſie unvermeidlich entſtehen, werden wir mit dem größten Intereſſe leſen." — „Und wenn ſie geleſen ſind und ſich erprobt haben — ſpielen," ſetzte Hallfeld hinzu.

Berger ſah Willmann an, der angenehm lächelte, und zuckte die Achſel. Heinrich verſetzte: „Meine Freunde, ich habe Erfahrungen gemacht, die mir auch zu dramatiſchen Arbeiten ſehr förderlich ſeyn werden. Alles, was Arbeit heißt, bleibt aber der Zukunft vorbehalten. Zunächſt will ich glücklich ſeyn und Hochzeit machen, Hochzeit mit der edelſten und liebenswertheſten Braut, wie ſie nur je der Glücklichſte heimgeführt hat — wozu die Herrn freundlich geladen ſind."

Verluſt und Gewinn.

I.

Auf der Beſitzung des Baron Waldfels, in einem Thal des nordweſtlichen Theils von Süddeutſchland, war in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, an einem Tage, den man ſich nicht wohl anders denken kann als ſchön, am Pfingſtmontag, eine fröhliche Geſellſchaft verſammelt. Die Witterung war in der That höchſt angenehm. Die Sonne, wiederholt durch leichte Wölkchen verſchleiert, erwärmte die Luft nicht allzuſehr, und doch glänzte die fruchtbare Gegend in den ſchönſten Farben des Frühlings. Ueber dieſe Gunſt des Himmels war vor allen der Baron erfreut, der ſeit mehreren Tagen einen einflußreichen Mann und entfernten Anverwandten, den Grafen Warburg, bewirthete und heute durch ein Vogelſchießen, das er dem guten Schützen zu Ehren in ſeinem Park veranſtaltet, den bisherigen Feſtlichkeiten die Krone aufſetzen wollte. Wie es glückliche Tage gibt, ſo ging ihm dießmal auch alles nach Wunſch. Es hatten ſich aus der Umgegend zahlreiche Gäſte eingefunden, deren Namen und Titel zum Theil ſehr wohlklingend waren. Die Schützen nicht nur, auch die Zuſchauer und Zuſchauerinnen, die an einer wohlbeſetzten Tafel im Schatten einer Baumgruppe ſaßen, fanden ſich bald in der heiterſten Stimmung. Die Hauptſache war aber, daß keiner der Geladenen ſo unhöflich war, beſſer zu ſchießen als der Graf. Dieſer machte bald nach einander Scepter und Reichsapfel fallen und kam dadurch in die freundlichſte Laune. Der Wirth und die vorgeſtellten Gäſte benutzten die Gelegenheit, das Geſchick Seiner Excellenz auf das Wärmſte zu bewundern und ihm darüber die zierlichſten Dinge zu ſagen. Die ganze Geſellſchaft wurde in eine freudige Aufregung verſetzt, die eine geraume Zeit anhielt. Man ſchien ſich glücklich zu preiſen, ſo etwas mit angeſehen zu haben.

Der Graf, der es liebte, ſich nach allen Seiten hin einen guten Namen zu machen, hatte ausdrücklich gegen den Baron den Wunſch ausgeſprochen, daß auch das Landvolk in den Park zugelaſſen werden möchte. Demgemäß hatte ſich auf beiden Seiten des Grasplatzes, der den Schützen eingeräumt war, hinter nothwendig erachteten Planken eine bunte Menge von Bewohnern des herrſchaftlichen und anderer benachbarter Dörfer im Sonntagsputz aufſtellen dürfen. Die Bauern wußten natürlich, wer der König des Feſtes war, und vermöge jener verehrungsfrohen Theilnahme, die ſich über alles beglückt fühlt, wenn ein Hochſtehender ſich auszeichnet, oder auch in Folge jener eben ſo volksmäßigen Schlauheit, die bei ſich erwägt, welchen Nutzen möglicherweiſe eine gehörige Schmeichelei bringen könne, machte ſich unter ihnen ebenfalls ein ſehr lebhaftes Staunen über die Geſchicklichkeit des Grafen laut. Wenn die einen Ausrufe des Triumphes hören ließen und ausſahen, als ob ſie ſelber den guten Schuß gethan hätten, ſo ſagten andere, während der Gefeierte vorbei ging, für ihn vernehmlich, zu irgend einem Nachbar: „Das iſt Einer! der verſteht's! Haſt du ſchon ſo was geſehen? Da können ſich die andern verkriechen“ u. ſ. w. Der Graf lächelte und ſchien über dieſe Art der Anerkennung nicht weniger erfreut als über die Glückwünſche der Schützen und der ſchönen Damen.

Alles das bewirkte, daß der Baron vor Genugthuung ſtrahlte. Was kann es für einen gaſtfreien Mann auch Angenehmeres geben, als zu ſehen, daß eine von ihm veranſtaltete Feſtlichkeit gut verläuft? Das Anordnen iſt unſtreitig eine Kunſt; aber zum Gelingen gehört außer der Kunſt noch Glück. Beides, ſeine eigene Schöpfung und die Gunſt des Augenblicks genießt der Wirth bei einem wohlgerathenen Feſt mit einander; und wer bedenkt, wie ſelten wahre Fröhlichkeit in der Welt iſt, wie ſie gar oft auch da nicht erſcheinen will, wo man ſie mit pomphaften Veranſtaltungen ſucht, der wird die innige Zufriedenheit des Barons über ihre damalige Gegenwart um ſo begreiflicher finden. Herr von Waldfels gehörte zu den guten Naturen, die nicht nur fähig ſind, ſich von Herzen zu freuen, ſondern denen die Freude auch wohl anſteht. Er war von ſtattlicher Größe und behaglicher Rundung. Ein ſchöner Kopf mit ziemlich hoher Stirn, nobler Naſe und feinem Mund verrieth eben ſo wie ſeine Haltung den ächten Cavalier. Eine gewiſſe Röthe, die auf Kenntniß und Schätzung edler Getränke deutete, geziemte dem angehenden Fünfziger. Wer ihn heute ſah, wie er mit unerſchöpflicher Artigkeit den Wirth machte, wie er mit dem Schein der Abſichtsloſigkeit von einer Gruppe zur andern ging und jedem ſeiner Gäſte, vom Grafen an bis zu dem geringſten derſelben, ein paſſendes Compliment zu ſagen wußte; wie er doppelt anmuthig und beglückt erſchien, wenn er einer Dame den Hof machte; wie er gelegentlich auch einem Bauern oder einer hübſchen Bäuerin einen Scherz zuwarf, der großes Vergnügen hervorrief, und mit Lächeln die Dorfbuben betrachtete, die ſich in der Nähe der Tafel jubelnd im Graſe wälzten — wer alles das auch nur als unbetheiligter Zuſchauer geſehen, der würde ihn für einen ungewöhnlich liebenswürdigen Mann erklärt haben. Und daß diejenigen, die ſeine Kuchen aßen und ſeine Weine tranken, ſich noch wärmer über ihn ausdrückten, begreift ſich.

Als die Geſellſchaft im beſten Zuge des Vergnügens war, hatten ſich zwei junge Leute von ihr entfernt. Sie wandelten in einer Allee unter einem prächtigen Laubdach hin und führten in gelegentlichen Fragen und Antworten nur ein abgeriſſenes Geſpräch, ſchienen ſich aber doch auf's angenehmſte zu unterhalten. Es war Arthur, der zwanzigjährige Sohn des Barons, und ſeine fünfzehnjährige Couſine, Anna, das einzige Kind einer Freifrau von Holdingen, welche heute bei dem verwittweten Baron die Honneurs machte. Arthur, der ein ziemlich geübter Jagdſchütze war, hatte anfangs auch einige Kugeln nach dem Vogel geſendet, aber den Wettkampf um die von ſeinem Vater ausgeſetzten ſplendiden Preiſe, wie billig, den Eingeladenen überlaſſen. Da er nun auch ſeinen geſelligen Pflichten als Sohn des Hauſes bereits genügt hatte, ſo konnte er wohl dem Verlangen nachgeben, mit ſeinem Bäschen ein wenig ſpazieren zu gehen.

Es hat einen eigenen Reiz, den Jubel eines Feſtes aus der Ferne zu vernehmen. Wir empfinden hier, was man die romantiſche Poeſie des fröhlichen Lebens nennen könnte; wir athmen ſeinen zarteſten und ſüßeſten Duft ein. Sind wir ohnehin von einem ſchönen Gefühl bewegt, und lauſchen wir an lieblich heimlicher Stelle, dann gleicht nichts dem Zauber, der bei ſolchen Tönen ungeſehener Luſt unſer Herz erfüllt. Die beiden jungen Leute, wenn ſie eine Fanfare hörten, die nach einem guten Schuß geblaſen wurde, oder lautes Gelächter und frohen Lärm, wandten ſich theilnehmend um und horchten. Sie ſahen ſich dann lächelnd an und freuten ſich wechſelſeitig über ihr Vergnügen. „Wie ſchön iſt heute Alles!“ rief zuletzt Anna mit einem Ausdruck des jugendlichen Geſichts, der das Feſt mehr ehrte, als das geiſtreichſte Lob. Arthur ſtimmte herzlich bei und ſagte: „Es iſt mir beſonders lieb meines Vaters wegen, und daß der Graf ſieht, wie vergnügt wir hier leben.“

Trotz der gerühmten Schönheit des Feſtes entfernte ſich das Paar, einem unbewußten Zuge der Herzen folgend, immer weiter davon. Sie waren an der weſtlichen Grenze des Gartens angekommen und gingen in's Freie. Den jungen Mann ſchien ein Gedanke zu beſchäftigen, der zugleich inniges Wohlgefühl und Befangenheit auf ſeinem Geſicht hervorrief. Ein ſüßes und banges Geheimniß ſchien ihm zum erſtenmal klar und klarer zu werden. Als das ſchöne Kind dieſen Ernſt wahrnahm, wurde ſie gleichfalls ernſter und ſah mit einer gewiſſen Verlegenheit vor ſich hin. So wandelten ſie ſchweigend neben einander bis zum Fuß der Hügelreihe, die ſich hinter dem Garten erhob und deren nächſte Partien Eigenthum des Barons waren. „Wir wollen hinauf,“ ſagte Arthur wieder freundlich und traulicher; „es iſt ſchon lang, daß wir nicht mehr zuſammen herunter geſehen haben.“ Das Mädchen, ſtatt aller Antwort, ging ihm voran. Als ſie auf dem Heidegras glitſchte und einen leichten Schrei ausſtieß, ergriff Arthur ihre Hand, um ſie zu führen. Eine Röthe glühte in den beiden Geſichtern auf, die über den Zuſtand ihrer Herzen keinen Zweifel mehr ließ. Aus wechſelſeitigem Wohlgefallen war in den jungen Seelen eine Neigung aufgekeimt, die dadurch, daß ſie einen kindlichen Charakter behielt, nicht weniger tief und innig war, eine Neigung, die ſich jetzt in wonnigem Gefühl offenbarte und in ihrer Bedeutung von Arthur klar erkannt, von Anna wenigſtens geahnt wurde. Der Jüngling ſchien von Dank gegen den Zufall erfüllt zu ſeyn, daß er ihm Anlaß gegeben, Annas Hand zu ergreifen. Denn zwiſchen Verwandten iſt ein traulicher Verkehr allerdings natürlich, aber die Liebe verändert das erſte, unbefangene Verhältniß. Das Mädchen, mit dem ein junger Menſch umging, wie mit einer Schweſter, wird durch ſie ein wunderbares, heiliges Weſen, dem er nur mit inniger Scheu, mit tiefer Verehrung nahen kann. Die Vertraulichkeiten, die er ſich früher erlaubte, ſcheinen ihm jetzt die kühnſten Wagniſſe, und unmöglich dünkt es ihm, eine Hand zu berühren, die er ſonſt mit vetterlicher Unbefangenheit ergriff. Dafür iſt aber, was früher ein Spiel war, jetzt auch ein

[illegible]
mit kühnem Entſchluß erſtrebt zu werden.

Während die beiden Glücklichen Hand in Hand emporſteigen, wollen wir einen kurzen Rückblick auf ihre Vergangenheit und ihre Lebensverhältniſſe werfen.

Arthur war das einzige Kind des Barons. Seine Mutter, die aus einer Patricierfamilie ſtammte, erlag einer Krankheit, als er zehn Jahre alt war. In der nächſtfolgenden traurigen Zeit hatte der Vater das Glück, für den Knaben einen vortrefflichen Erzieher zu erhalten, der in ihm neben dem Sinn für die Wiſſenſchaft ein Intereſſe für das Nützliche und Gemeinnützige weckte und ein unbefangenes Urtheil, einen feſten Charakter in ihm ausbildete. Dieß war um ſo nothwendiger, als der Baron in dieſer Zeit ſich immer mehr den Neigungen eines Lebemanns überließ und für den Sohn ein gefährliches Beiſpiel werden konnte. Arthur war von fröhlicher Gemüthsart, er gefiel ſich bei geſelligen Vergnügungen und war keineswegs unempfänglich für Schmeichelei, Eigenſchaften, die der Verlockung manche ſchwache Seite boten. In Folge der guten und klugen Führung lernte er ſich aber beherrſchen, und ſeine Studien und ein gehaltvolles Geſpräch wurden ihm das Liebſte. Mit Recht konnte man ihn für einen muſterhaften jungen Menſchen erklären.

Er war ſechzehn Jahre alt, als die Baronin von

Holdingen ihren Wohnſitz in der Nähe ſeines väterlichen Gutes nahm. Der Gatte dieſer Dame war als Beamter in der Reſidenz geſtorben und hatte ihr nichts hinterlaſſen als ein beſcheidenes Landhaus. Da ſie in der Stadt von ihrem Wittwengehalt nicht mehr ſtandesmäßig leben konnte, bezog ſie ihre Villa, die etwa anderthalb Stunden von Waldfels lag. Als eine Frau, die auf ihre Abſtammung, auf die Stellung, die ihr Gemahl eingenommen hatte, große Stücke hielt, richtete ſie ſich mit ihren geringen Mitteln dennoch würdig ein und führte ein Hausweſen, das bei aller Einfachheit einen angenehm ariſtokratiſchen Zuſchnitt hatte. Der Baron, als ziemlich naher Verwandter, war ihr mit Rath und That behilflich geweſen, und das Verhältniß der beiden Familien hatte ſich dadurch nur um ſo feſter geknüpft.

Arthur hatte an ſeiner kleinen Couſine gleich beim erſten Anblick großes Wohlgefallen. Er behandelte ſie anfangs mit der wohlwollenden Herablaſſung, die einem Jüngling, auf deſſen Wangen ſich ſchon die erſten Spuren eines Flaums zeigen, gegen ein eilfjähriges Kind natürlich iſt; aber bald kam er davon ab. Anna, die eine ſehr gute Erziehung erhalten hatte, war ihren Jahren körperlich und geiſtig voraus. Sie gehörte zu den Naturen, die ſich in harmoniſchem Wachsthum entwickeln, immer dieſelben zu bleiben ſcheinen und immer [illegible] zuerſt ein unſcheinbares Ausſehen haben, in der Zeit des Uebergangs vom Kinde zur Jungfrau ſich aber ſchnell zu überraſchender Schönheit ausbilden, ſo war Anna ſchon als Kind von großer Schönheit, und dieſe erreichte ſpäter nur einen höheren Grad der Vollendung. Eine ſchlanke, feine Geſtalt, ein Geſicht von ariſtokratiſchem Gepräge, das aber, von kindlicher Freude und herzlicher Güte belebt, nicht eine Spur von äußerlicher Vornehmheit zeigte. Sie war wie eine edle Blume, fein, ätheriſch, aber durchaus friſch und natürlich. Schon früh zeigte ſie entſchiedene geiſtige Fähigkeiten, durch welche ſie nach und nach in den Stand geſetzt wurde, ernſthaften Geſprächen mit Intereſſe zu folgen und mit verſtändigen Worten ſelber daran Theil zu nehmen. Alles das flößte dem Jüngling eine Achtung ein, die ihn ein anderes Verhalten gegen ſie annehmen ließ. Er behandelte ſie nun wie ein Mädchen von ſeinem Alter, und dieß ſchien auch ihr am beſten zu gefallen. Da ſie häufig beiſammen waren, ſo entſtand zwiſchen ihnen ein vertrauliches Verhältniß, in welchem ſich beide wohl und glücklich fühlten. Es war jedoch vollkommen harmlos; nicht ein Hauch von Leidenſchaft, wie ſie in ſolchem Alter auch ſchon möglich iſt, regte ſich in ihnen.

Nach einer Reiſe durch die Schweiz und Frankreich bezog Arthur die Univerſität. In der akademiſchen Freiheit gab er ſich den Studien hin, die ihn am meiſten anzogen, und ſeine Lieblingsfächer wurden Naturgeſchichte und Phyſik, auf der andern Seite Nationalökonomie und Statiſtik, und ſeine Lieblingslektüre Reiſebeſchreibungen. Die Erde mit ihrem Reichthum an Natur- und Kunſtprodukten, deren beſte Anwendung und Vertheilung, Handel und Wandel kennen zu lernen, wurde der vorherrſchende Trieb in ſeiner Seele. Da er bei der Liebe zur Sache leicht faßte und bald einen Zuſammenhang ausfindig machte, ſo hatte er über dieſe Gegenſtände ſelber ſeine Gedanken und hielt ſie für wichtig genug, um ſie niederzuſchreiben. Er führte bei ſeiner angenehmen Beſchäftigung ein geregeltes Leben, zeigte ſich aber in vorkommenden Fällen ſeines Standes würdig, und ſchonte da, wo es eine Ehrenſache war, etwas zu thun, das Geld weniger, als andere ſeiner Commilitonen, die ſich eines beſſern „Wechſels“ rühmten. In der neuen Welt, die ihm in ſeinen Studien aufging, und bei den Bekanntſchaften, die er machte, war ihm das Bild der kleinen Anna einigermaßen erblaßt, und zufällig ward ihm in den erſten anderthalb Jahren ſeines Univerſitätslebens nicht die Gelegenheit, es durch eine Zuſammenkunft wieder aufzufriſchen. Vor wenigen Tagen nun, wo ihn ſein Vater des Grafen wegen nach Hauſe gerufen, ſah er ſeine Couſine zum erſtenmal wieder. Sie war beinahe völlig herangewachſen. Ihr Weſen verrieth ſchon jene Fülle des Gemüths und jenen eigenthümlichen Gehalt, der bei andern Naturen erſt ſpäter hervorzubrechen und dem Aeußern den Charakter der Tiefe und eines geheimnißvollen innern Lebens zu geben pflegt. Es war die Jungfrau in ihrer erſten, roſigen Erſcheinung, noch Kind und doch ſchon Weib — ein überaus holdes Bild des in Unſchuld blühenden Lebens. Arthur fühlte ſich bei ihrem Anblick tief in's Herz getroffen. Er ſtand nach dem erſten Gruße ſcheu und verlegen vor ihr. Nur mit Mühe faßte er ſich und ſuchte den früheren vertraulichen Ton mit ihr zu finden, was ihm einigermaßen gelang. Aber ein Keim war in ſeine Seele geſenkt, der nun raſch aufging und ſich drängend entfaltete. Eine ahnungsvolle Sehnſucht bemächtigte ſich ſeiner, das liebe Kind allein zu ſprechen, und als er am heutigen Feſt Alle mit ihrem Vergnügen beſchäftigt ſah, lud er ſie zu dem kleinen Spaziergang ein.

Sie waren auf dem Rücken des Hügels angekommen. Obgleich hier eine Hülfe nicht mehr nöthig war, ließ Arthur die geliebte Hand doch nicht los, indem er die Eigenthümerin derſelben durch Bemerkungen über das Feſt zu beſchäftigen ſuchte. Er führte ſie auf die nächſte Erhöhung, wo ſie ihrem erklärten Zweck zufolge die Ausſicht genießen wollten. Der Anblick, der ſich ihnen hier darbot, entriß ihnen trotz ihrer anderweitigen

Gedanken doch herzliche Ausrufungen der Bewunderung. Es war um die ſechſte Stunde, der Himmel völlig rein geworden und der Glanz der Sonne im Weſten nicht durch das kleinſte Wölkchen mehr getrübt. Die fruchtbare Landſchaft lag in abendlich warmer Beleuchtung vor ihnen: rechts der Park, wo das Knallen der Büchſen und das entfernte Ziſchen der Kugeln den Fortgang der männlichen Luſtbarkeit anzeigte, und das nach Oſten gebaute Schloß; weiterhin, rechts und links ſich ausdehnend, das Thal mit einem wohlgebauten Städtchen, freundlichen, von Obſtgärten umkränzten Dörfern, reichen Getreidefeldern und üppigen Wieſen, durch welche der Segen des Thals, der blinkende Fluß dahinſtrömte; die gegenüberliegenden Hügelreihen mit herrlichen Laubwäldern bedeckt, an ihrem Fuße hin und wieder herrſchaftliche Wohnungen und auf einem Gipfel, aus Bäumen hervorragend, eine verwitterte Burgruine. Durch das allgemeine Grünen und Blühen hatte die Landſchaft einen eigenen, frühlingsſeligen Charakter erhalten, und dieſer ſtimmte ſo völlig zu dem Frühling in den Herzen der jungen Leute, daß ſie mit feuchten Augen die vor ihnen ausgebreitete Schönheit und in lautloſer Verſtändigung ſich ſelber anſahen.

Endlich rief Anna mit kindlicher Freude: „Wie herrlich iſt's hier oben! Man möchte da wohnen und gar nicht mehr hinuntergehen!“ — „Ich hab' auch im

Sinn,“ bemerkte hierauf Arthur mit einem gewiſſen Selbſtgefühl, „hier aber ein Belvedere bauen zu laſſen.“ — „Auf dieſer Stelle?“ fragte das Mädchen. — „Nein,“ verſetzte der junge Mann, „nicht hier.“ — „Warum nicht?“ entgegnete ſie verwundert. Arthur wiegte das Haupt und ein geheimnißvolles Lächeln umſpielte ſeinen Mund. Anna ſah ihn fragend an und ſagte: „Wo iſt es denn ſchöner?“ — „Komm,“ erwiederte Arthur und ergriff die losgelaſſene Hand wieder. Er führte ſie nordweſtlich an zwei kleinen Anſchwellungen vorüber auf einen etwas höher liegenden und mehr vortretenden Punkt und ſagte: „Hier iſt's ſchöner.“ Das Mädchen ſah umher und ſchien den Unterſchied nicht gleich wahrnehmen zu können. Auf einmal rief ſie: „Ah, da ſieht man unſer Haus — und mein Fenſter, ganz deutlich!“ Eine glühende Röthe ergoß ſich bei dieſen Worten über das Geſicht des Jünglings. Anna wendete ſich zu ihm, und wie durch einen Zauber flammte dieſelbe Röthe in ihrem Antlitz auf. Sie hatte den Grund der Wahl dieſer Stelle erkannt. Was bisher nur in Ahnung vor ihre Seele getreten war, das ſtand jetzt klar wie der Tag vor ihr: ſie war über alles geliebt, ſie liebte über alles und für's ganze Leben. — Ein Schauer von Wonne ergriff ſie; bebend und wie niedergedrückt durch die Fülle des Glücks, ſenkte ſie das Haupt. Aber die Liebe war zu mächtig, ſie beſiegte die Bangigkeit und die Scham und ihr Sieg kündigte ſich in der Heiterkeit an, die ſich über das Geſicht des ſchönen Mädchens verbreitete.

Auch Arthur hatte ſich von der erſten Verlegenheit erholt; er ſah auf Anna mit der Zärtlichkeit eines durchaus redlichen Gemüths, eine freudige Hoffnung leuchtete aus ſeinen Zügen. Da wendete ſich Anna zu ihm und ſchaute ihn mit einem Blick an, der in unendlicher Güte die ganze Liebe und Treue ihres Herzens offenbarte. Arthur faßte entzückt ihre beiden Hände und rief: „Anna! liebe gute Anna! Du liebſt mich! Ja, du liebſt mich!“ Das Mädchen, die ja ſchon alles geſtanden hatte, erwiederte nichts; aber Arthur wollte das holde Wort von ihren Lippen hören und rief dringend: „Sprich, Anna! Liebſt du mich? Willſt du mir gehören?“ Das Mädchen erhob ihr Haupt, und mit dem Ton inniger Liebe, mit dem Ausdruck einer heiligen Verpflichtung erwiederte ſie: „Ja, Arthur!“ Der Jüngling preßte ihre Hände an ſeine Bruſt und rief, indem Thränen ſeine Augen füllten: „Dank dir, Anna! tauſend, tauſend Dank! Ich bin dein in Freud und Leid! Und kein anderer Trieb ſoll mein Herz erfüllen mein ganzes Leben hindurch, als dich zu lieben und dich glücklich zu machen!“ — —

Nach einer Weile finden wir das junge Paar auf dem Rückwege. Die Liebe erweckt in redlichen und lebensvollen Gemüthern vom erſten Moment ihres Entſtehens an bei jedem Schritt ihrer Entwicklung wunderbare

Empfindungen; aber das höchſte und reinſte Glück gewährt iſt nach dem erſten gegenſeitigen Geſtändniß. Hier iſt ihr ſüßes Leben verſchmolzen mit der Heiterkeit des Siegs, mit dem Wohlgefühl des gewiſſen Beſitzes. Der freudige Stolz, ein Herz gewonnen zu haben, iſt mit innigem Dank für ein erhaltenes höchſtes Geſchenk verbunden. Die Seele iſt klar und ruhig bewegt, aber die Empfindung tiefer als je vorher. Der Himmel, in welchem die Liebenden wandeln, erſcheint ihnen ſo vertraut, als ob ſie immer in ihm geweilt hätten, und doch ſo neu, wie ein Wunder, das ſich eben vor ihren Augen begeben.

Hätten Arthur und Anna ihre Empfindungen ſchildern können, ſie hätten ſich vielleicht in dieſer Weiſe ausgedrückt; aber ſie waren in ihr Glück verſenkt und hatten keine Zeit, ſich ſelber zu beobachten. Sie vergaßen auch des Redens unter ſich und gingen ſchweigend den Hügel hinab. Ihr ganzer Verkehr beſchränkte ſich darauf, daß ſie von Zeit zu Zeit die jugendlichen Geſichter gegen einander wandten und ſich wie träumend mit ſeligem Lächeln anſahen.

Als ſie mitten im Park waren, hörten ſie unmittelbar nach einem Schuß ein allgemeines Freudengeſchrei. Die Trompeter und Horniſten blieſen den Siegestuſch mit nie vernommener Stärke und wiederholten ihn mehrmals. Offenbar hatte ſich etwas Großes ereignet. Das Paar beflügelte neugierig ſeine Schritte, und am freien

Platz angelangt, erblickten ſie den Grafen, von Herrn und Damen umgeben, die ihm mit dem lebhafteſten Eifer Complimente machten. Bald erfuhren ſie warum. Es hatte ſich in der That etwas Wunderbares begeben, wie es aber im Leben doch nicht ganz ungewöhnlich iſt. Wir ſehen bei Hazardſpielen, daß gewiſſe Spieler an gewiſſen Tagen unwiderſtehlich glücklich ſind. Daſſelbe können wir bei den Unterhaltungen bemerken, wo es hauptſächlich auf Geſchicklichkeit ankommt und wo es um vieles begreiflicher iſt, da die Freude über das erſte Gelingen offenbar eine die Fähigkeiten ſteigernde Kraft beſitzt. Nun wohl, der Graf hatte heute ſeinen geſegneten Tag und ſo eben ſeinen Leiſtungen die Krone aufgeſetzt, indem er die Krone des Vogels herunterſchoß und damit den erſten Preis gewann. Freilich hatte ihn der Zufall dabei ſehr begünſtigt. Andere Schützen hatten das Stück, welches dießmal beſonders gut befeſtigt war, ſo wohl getroffen, daß es bereits wankte. Aber was konnte das helfen? Sie hatten das Verdienſt, der Graf das Glück und die Ehre. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ihm ſein Glück nun eben als das höchſte Verdienſt angerechnet wurde. Die vornehmeren Gäſte, die ihn umgaben, überboten in Artigkeiten ſogar ihre früheren Leiſtungen, und einige Bauernburſche hatten beim Fallen der Krone gerade heraus gejauchzt wie bei einem Kirchweihtanz. Dieß hätte man ſonſt wohl als ungehörig empfunden, jetzt wurde es ganz wohl aufgenommen, ſo hoch war der Strom der Begeiſterung geſtiegen.

Es dauerte einige Zeit, bis Arthur zu dem Grafen durchdringen konnte. Als er ihn begrüßte, rief dieſer: „Ah, junger Freund, wo ſtecken Sie? Man hat Sie ſeit zwei Stunden nicht geſehen.“ — Arthur erwiederte, er habe ſich erlaubt einen Spaziergang zu machen. „Allein?“ fragte der Graf. „Sind Sie Poet? Philoſoph? Wie?“ — Der junge Mann bemerkte, er habe ſeine Couſine, Anna von Holdingen, begleitet. — „Ah ſo!“ rief der Graf und lächelte. Der edle Herr war ein großer Kenner in Herzensangelegenheiten, hatte ſchon früher einen Blick aufgefangen, den Arthur arglos auf Anna warf, und ein leichtes Erröthen deſſelben machte ihn jetzt in ſeiner Vermuthung um ſo gewiſſer. Durch ſeinen Erfolg als Schütze zur Güte und Milde geſtimmt, unterdrückte er indeß vor den andern eine neckende Frage, die ihm ſchon auf der Zunge lag, und ſagte beifällig: „Damendienſt geht allem vor. — Aber,“ ſetzte er vergnügt hinzu, „etwas früher hätten Sie doch kommen ſollen. Sie haben etwas verſäumt.“ — In Arthur regte ſich nun auch ein gewiſſer Humor und er ſagte: „Ich bedaure unendlich, nicht Augenzeuge von einem Schuſſe geweſen zu ſeyn, von dem man in Waldfels „noch reden wird in ſpätſten Zeiten.“ Allein überraſcht hätte mich der Anblick der fallenden Krone keineswegs: Excellenz können was Sie wollen." — „Ei, ei," verſetzte der Graf, „Sie ſchmeicheln!" — „Die Schmeichelei," erwiederte Arthur, „liegt nicht in dem, was ich ſage, ſondern in dem, was Excellenz thun." — „Schon gut," ſagte der Graf. „Uebrigens," fuhr er heiter fort, „muß ich geſtehen, daß der heutige Tag der ſchönſte iſt, den ich ſeit lange erlebt habe. Ich erinnere mich kaum, ſo vergnügt geweſen zu ſeyn und werde meinem freundlichen Wirthe dafür ewig Dank wiſſen." — „Der heutige Tag," erwiederte Arthur mit ſchelmiſchem Doppelſinn, „wird einen Glanzpunkt in der Geſchichte von Waldfels bilden. Was ſich an ihm Wunderbares begeben, werde ich getreu bemerken und die ſpäteſten Geſchlechter ſollen ſich noch daran erfreuen." — Der Graf lachte und verabſchiedete den jungen Vetter mit einer huldvollen Handbewegung. Später ſagte er zu dem Baron: „Ihr Arthur gefällt mir immer beſſer. Er hat Geiſt, viel Geiſt, und wenn er ſich für den Staatsdienſt beſtimmen will, verbürge ich Ihnen, daß er ſeine Carrière machen wird. Was ich dazu beitragen kann, ihn in die Höhe zu bringen, ſoll mit dem größten Vergnügen geſchehen."

Nach dem letzten glücklichen Schuß zog ſich der Graf von dem Wahlplatz zurück und überließ es Andern, das ſchon geplünderte Thier vollends zu Grunde zu richten. Als die Sonne geſunken war, beſtimmte und vertheilte man die Preiſe, und der Graf, der die drei erſten erhielt, war doppelt und dreifach der König des Tages. Den würdigen Schluß des Feſtes machte ein Souper, das im Gartenſaal aufgetragen wurde. Der Graf bildete natürlich den Mittelpunkt der Geſellſchaft. Vor ihm prangte in ſchönſter Vaſe ein rieſiger Blumenſtrauß; hinter ihm an der Wand hatte man die von ihm gewonnenen prächtigen Fahnen aufgehängt. Er war offenbar von dem Gefühl deſſen, was er war und wofür er gehalten wurde, vollſtändig durchdrungen; aber dieſes Gefühl gab ſich in der Form der Huld und jedermann gönnte es ihm nicht nur, ſondern fand es ſchön und groß. Arthur hatte es einzurichten gewußt, daß er neben ſeine Couſine zu ſitzen kam. Er unterhielt ſich in der Freude ſeines Herzens unbefangen mit ihr, und das Paar theilte ſich die lieblichſten Dinge mit, ohne daß die Nachbarn es merkten. Nur Seine Excellenz fanden Zeit, hie und da einen Blick auf ſie zu werfen und Wahrnehmungen zu machen, die Sie zu ergötzen ſchienen. Der Baron ließ ſeine Blicke über die Geſellſchaft hingleiten wie ein Feldherr über ſeine Truppen. Er ſah, daß in dem herrlich erleuchteten Raum an ſchön geſchmückten Tafeln untadelich ſervirt wurde; er vernahm von allen Seiten das empfundene Lob der Speiſen und Getränke; er bemerkte, wie das Vergnügen eher zu- als abnahm und die verſchiedenen Unterhaltungen endlich in einen frohen Lärm zuſammenfloßen, der nur durch lautes Gelächter zuweilen unterbrochen und überboten wurde. Das alles freute ihn in tiefſter Seele. Und als er nun zuletzt in Champagner ein Hoch auf den Grafen und Schützenkönig ausbrachte, in welches die Geſellſchaft mit grenzenloſem Enthuſiasmus einſtimmte, und der Gefeierte in höchſt anerkennenden Ausdrücken den Wirth leben ließ, da mußte es den Gäſten vorkommen, als ob ſie nie einen glücklicheren Mann geſehen hätten, als den Herrn von Waldfels. Nur wenige ſchienen dieſe Anſicht nicht ganz zu theilen, und an einem der Geladenen hätte man beim Serviren des Champagners ſogar ein unwillkürliches Achſelzucken wahrnehmen können.

Zuletzt fand auch dieſer ſchöne Tag ein Ende. Der Graf zog ſich in ſeine Gemächer zurück und die Gäſte verabſchiedeten ſich. Arthur fand Gelegenheit, der Geliebten durch einen Händedruck zu ſagen, was ſeine Lippen vor der Mutter nicht auszuſprechen wagten, und die beglückendſte Antwort zu empfangen. Er war zu aufgeregt, um ſich ſchon zur Ruhe zu begeben, und ging allein in den Park zurück. Die Nacht war ſchön, thauig, zaubervoll. Der Mond ſtrahlte vom reinſten Himmel und verklärte die Landſchaft mit jenem ſilberklaren, ahnungsvollen Licht, das in gewiſſe Stimmungen ſüßer einklingt, als das goldene Sonnenlicht. Der Liebende ſuchte die Plätze auf, die er mit dem theuern Mädchen durchwandelt, ließ die Erlebniſſe des Tages an ſich vorüberziehen und entwarf reizende Plane für die Zukunft, indem er einſtweilen an dem Bilde des Lebens ſich weidete, das auf Schloß Waldfels erblühen ſollte. Spät ging er zu Bette und ſetzte in Träumen fort, was er wachend begonnen hatte.

II.

Arthur hatte eine Eigenſchaft, die im Leben ſehr förderlich ſeyn kann, wenn ſie nicht übertrieben in Thätigkeit geſetzt wird: er liebte es, unentſchiedene Verhältniſſe ſobald als möglich in's Klare zu bringen, und das, was er für gut und nothwendig hielt, herzhaft auszuführen. Als er nach der Abreiſe des Grafen am Abend des folgenden Tags über ſeine Verlobung mit Anna — denn das war ihm die wechſelſeitige Erklärung — und das nun von ihm geforderte Verhalten nachdachte, kam er zu dem Entſchluß, dem Vater alles zu geſtehen und ſein und Annas Glück durch die Beiſtimmung der Eltern zu ſichern.

Arthur liebte ſeinen Vater herzlich, wenn er auch nicht alles an ihm billigen konnte, und hatte zu ſeinem Wohlwollen, ſeiner theilnehmenden Güte das vollſte Vertrauen. Er fühlte daher guten Muth, als er am nächſten Morgen ſein Zimmer aufſuchte, um mit ihm über ſeine Herzensangelegenheit zu ſprechen. — Uns liegt nun aber vor allem ob, die Leſer mit dem Manne, von welchem das Schickſal des Jünglings abhing, näher bekannt zu machen.

Baron Günther von Waldfels gehörte zu einer Klaſſe von Adeligen, wie ſie jetzt ſeltener geworden ſind. Sein Vater, ſchon bei der Uebernahme des Familiengutes ſehr wohl geſtellt, führte ein zwar ſtattliches, aber doch ökonomiſches Leben. Er vergab ſeinem Stande nichts und übte eine würdige Gaſtfreundſchaft; allein da er ſich beinahe ausſchließlich auf ſeiner Beſitzung aufhielt und ſich mit der Verwaltung ſeines Vermögens beſchäftigte, ſo kam er nicht in den Fall, ſeine Einkünfte zu verzehren, und im Lauf der Zeit mehrten ſich daher Capitalien und Güter. Bei ſeinem Tode war Günther zweiundzwanzig Jahre alt. Als der ältere Sohn übernahm er dem väterlichen Teſtament zufolge die Güter, während ſein um mehrere Jahre jüngerer Bruder in's Landesheer eintrat.

Es kommt oft vor, daß der Sohn eines haushälteriſchen Mannes zur Verſchwendung geneigt iſt; im Volk ſagt man in Bezug darauf: der Sparer muß ſeinen Zehrer haben. Den letzteren vorzuſtellen, hatte der neue Herr von Waldfels in der That alle Talente, und nachdem dieſe durch die väterliche Autorität niedergehalten geweſen, traten ſie in der Freiheit um ſo glänzender hervor. Jung, ſchön und reich — warum ſollte er ſich etwas verſagen? Er war von grenzenloſer Gutmüthigkeit, der Baron Günther, und bewährte dieſe eben ſo gegen ſich ſelbſt, wie gegen Andere. Er begriff nicht, wie man ein anderes Streben haben könne, als das Leben zu genießen, und einen höhern Ehrgeiz, als Andern Genuß zu bereiten. Beides that er denn auch in großem Maßſtabe. Mehrere Jahre lang beſaß er den Ruhm des prächtigſten und freigebigſten Herrn in der ganzen Umgegend; aber die Güter, die ſein Vater erworben hatte, waren dafür in den Kauf gegeben.

Als er ſich beinahe ganz auf die Einkünfte des Stammgutes beſchränkt ſah, lernte er in einer ſüddeutſchen Handelsſtadt ein ſchönes, blondes, zartgebautes Mädchen kennen. Er empfand in Kurzem eine heftige Leidenſchaft für ſie und ſie wurde ſeine Gattin. Das Geſchlecht, aus welchem Arthurs Mutter ſtammte, ehedem reich, war jetzt kaum mehr wohlhabend zu nennen; ſtatt der Mitgift brachte aber die junge Frau ökonomiſche Tugenden nach Waldfels. Sie wußte der Verſchwendung Günthers Einhalt zu thun und mit verhältnißmäßig geringen Mitteln doch ein anſtändiges Haus zu machen. Da die Liebe des Barons zu ihr ſich gleich blieb und die häuslichen Freuden ihn beſchäftigten, ſo hielt er wirklich an ſich und begnügte ſich mit ſeinen immer noch bedeutenden Revenuen. Leider ſtarb die gute Frau an den Folgen einer unglücklichen Niederkunft. Der Baron war untröſtlich; er zog ſich von der Geſellſchaft zurück und trauerte um die geliebte Gattin mit einer Ausdauer, die ihm niemand zugetraut hätte. Allein noch war nicht ein volles Jahr verfloſſen, ſo fühlte ſein Herz ſich befreit und ſein urſprünglicher Charakter trat in der alten Stärke wieder hervor.

Es lag dieſem Herrn im Blute, daß es für den Sprößling eines alten Geſchlechts nicht wohl paſſend ſey, auf Erwerb zu ſehen, auf der andern Seite aber höchlich geziemend, diejenigen, die etwas erworben hatten und fortfuhren es zu thun, gleichwohl an Generoſität zu übertreffen. Er verſchmähte die Spekulation und hielt es unter ſeiner Würde, bei Kauf und Verkauf zu feilſchen, weßwegen die Handelsleute überaus gern mit ihm zu thun hatten und ihn als das Muſter eines „einſichtsvollen“ Mannes prieſen. Handwerker und Künſtler durch Beſtellungen aufzumuntern und überhaupt durch Freigebigkeit Glückliche zu machen, erſchien ihm als Pflicht und Ehrenſache. Natürlich war es, daß er bei dieſer Beglückung Anderer ſich ſelbſt am wenigſten vergaß. Gefiel ihm ein Pferd, ein Jagdhund oder was ſonſt immer, ſo mußte er es haben; und daß dieſe Paſſion ausgebeutet wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Dabei war er zu Hauſe und in Geſellſchaft eine höchſt angenehme Erſcheinung. Er hatte die noble Würde eines Mannes, der fähig iſt Andere zu erfreuen, und das liebenswürdige Mit- und Selbſtgefühl eines wahrhaft freundlichen Gebers. Unmöglich war es, beim Spiel mit mehr guter Laune zu verlieren. Es ſchien ihm ordentlich Vergnügen zu machen, wenn ſeine Geldſtücke zu dem Häufchen eines andern wanderten, und wenn dieſer ſeine Freude darüber nicht verbergen konnte, ſo betrachtete er ihn mit einem wohlwollend überlegenen Lächeln, wie etwa ein Vater ſein Söhnchen, wenn es wegen irgend einer Bagatelle kindiſches Vergnügen blicken läßt.

Man hätte dieſem Mann unerſchöpfliche Hülfsquellen gegönnt, ſo wohl ſtand ihm ſein prächtiges Leben an. Die ſeinen waren es nicht. Schon im erſten Jahre reichten die Einkünfte nicht zu; bald mußte zum Verkauf einzelner entbehrlicher Grundſtücke und endlich zum Geldaufnehmen geſchritten werden. Dieſes, das nöthige Abbezahlen kleiner und das Aufborgen größerer Summen wurde von da an die hauptſächlichſte Beſchäftigung des Barons. War er durch die Nothwendigkeit darauf gewieſen, ſo fand er in ihr bald auch einen eigenen Reiz. Er wandte ein Capital von Zeit, Geiſt und Erfindungskraft daran, das ihn, der Verwaltung ſeiner Beſitzungen gewidmet, zum reichen Mann hätte machen müſſen. Alles, was an Schlauheit in ihm lag, kam bei dieſen Geſchäften zum Vorſchein. Er ſorgte dafür, daß ſeine Paſſiva der Welt möglichſt ein Geheimniß blieben, und wußte durch ſeines, liebenswürdiges Benehmen immer neue Gläubiger zu gewinnen. Dabei verläugnete er ſeine noble Denkart keineswegs. Er beglückte die Frauen und Kinder der Gläubiger durch Geſchenke, er machte bei ſeinen Anleihen großmüthige Bedingungen, und wenn er ſeine Lieferanten und Handwerker nur ſehr theilweiſe bezahlte, ſo hinderte er ſie doch auf keine Weiſe, übermäßig große Rechnungen zu machen.

Dieß ging, ſo lange es gehen konnte. Ungefähr drei Jahre vor dem Beginn unſerer Erzählung kam er in große Bedrängniß, und es gehörte die ganze Stärke ſeiner glücklichen Natur dazu, um nach außen keine Bekümmerniß merken zu laſſen. Er mußte ſich bedeutend anſtrengen, um das Schiff wieder flott zu machen, und ſo hart es ihn ankam, die letzte Zeit her ſeinen koſtſpieligſten Gewohnheiten entſagen. Die Ehre des Hauſes mußte jedoch aufrecht erhalten werden. Sein Sohn, vor welchem er die Lage der Dinge zu verbergen verſtand, mußte auf Gymnaſium und Univerſität als junger Mann von Stande leben. Als der ihm verwandte Graf nach wiederholten Einladungen endlich Waldfels zu beſuchen verſprach, ſo durfte er nichts vermiſſen, was er von einem Wirthe ſeines Gleichen nur irgend zu erwarten berechtigt war. —

So war der Mann, und ſo ſtanden ſeine Angelegenheiten. Die Leſer können daraus einen Schluß ziehen, was der Sohn von ihm zu hoffen und zu fürchten hatte.

Als Arthur in das Zimmer trat, kramte der alte Herr eben in einem Haufen von Papieren. Er horchte hoch auf, als jener ihm eröffnete, daß er mit ihm über eine Sache von Wichtigkeit zu ſprechen habe. Der junge Mann, wenn er auch eine weſentlich redliche Natur war, entbehrte doch keineswegs der Klugheit, welche zur Erreichung guter Abſichten die geeigneten Mittel zu finden weiß. Er hielt es dießmal für gut, etwas auszuholen, und ſprach zuerſt von einem Lebensplan, den er ſich gebildet habe. Er müſſe dem Vater endlich geſtehen, daß ihn eine beſondere Neigung zu cameraliſtiſchen und ökonomiſchen Studien treibe, und daß er ſich nichts anderes wünſche und auch nichts anderes vorhabe, als nach Abſolvirung der Univerſität ihm bei der Verwaltung des Guts zu helfen, wobei er durch mancherlei Verbeſſerungen, die er für möglich halte, den Ertrag deſſelben glaube ſteigern zu können. — Der Baron antwortete mit einem bedeutungsvollen Hm! und forderte ihn durch ſeine Mienen auf, weiter zu reden. — Arthur ging nun über auf das angenehme Leben in und um Waldfels. Er ſprach von dem gemüthlichen Charakter des Volks, von den vortrefflichen Familien in der Umgegend und rühmte namentlich Frau von Holdingen und ihre Tochter als ausgezeichnet durch Bildung, Geiſt und Charakter, hinzufügend, daß der Vater dieß ſelbſt anerkenne, indem er ſie am höchſten ſchätze und am liebſten mit ihnen umgehe. — Der Baron, der darin nur eine weitere Begründung des Wunſches erblickte, ſpäter in Waldfels zu leben, kam noch nicht auf die rechte Fährte und ſtimmte dem Lob ſeiner Verwandten von Herzen bei. Darüber bezeigte der Sohn die größte Freude und ſprach nun die zuverſichtlichſte Hoffnung aus, daß der gute Vater gewiß ſeinem innigſten Wunſch nicht entgegentreten werde. Er wolle auf dem Lande leben bei ſeinem Vater und an der Seite einer braven Frau. Alle Tugenden, die er von einer Frau verlange, habe er aber in Anna von Holdingen gefunden; er liebe ſeine Couſine und werde von ihr wieder geliebt; er habe beim letzten Feſte die Verſicherung ihrer Liebe und Treue von ihr erhalten und er bitte den Vater inſtändig, zu dieſem Bunde der Herzen ſeine Beiſtimmung zu geben.

Der Baron ſah bei dieſer unerwarteten Eröffnung aus, wie einer, der zweifelt, ob er recht höre. Er erhob ſich, betrachtete den Sohn halb mitleidig und ſagte: „Biſt du klug, Arthur? Du willſt dich verloben — mit einem Kind?“ — „Anna,“ verſetzte Arthur mit beſcheidenem Ernſt, „iſt kein Kind mehr. — Indeß,“

fügte er mit einem Lächeln hinzu, „wenn ſie's noch wäre, ſo wär' es ihr einziger Fehler, und du weißt ja, daß man eben dieſen am ſchnellſten und ſicherſten ablegt.“

Des Barons Antlitz verdüſterte ſich und mit ſchwerem Bedenken ſchüttelte er den Kopf. Es gehörte zu ſeinem Weſen, daß er ſich über die Zukunft Arthurs nie eine klare Vorſtellung gemacht hatte. Er ſorgte für die ihm gebührende Ausbildung, im übrigen ließ er ihn gewähren. In den ſeltenen Augenblicken, wo er wegen der Zerrüttung des ererbten Vermögens doch einige ſelbſtanklagende Regungen empfand, beſchwichtigte er ſein Gewiſſen dadurch, daß er annahm, der Sohn, der ſo viele Fähigkeit und ſo viel Ausdauer im Studium zeige, werde ſeiner Zeit in den Staatsdienſt treten, um eine gute Carrière zu machen; und als er den Grafen zu ſich einlud, dachte er unter anderem wirklich auch daran, ſeinem Arthur durch die ehrenvolle Bewirthung deſſelben einen einflußreichen Protektor zu gewinnen. Auf der andern Seite erwog er, daß es einem Träger des Namens Waldfels, begabt und liebenswürdig, unmöglich fehlen könne, eine vorzügliche Partie zu machen und durch die Reichthümer der Erwählten die Mängel des väterlichen Vermögens zu decken. So mußte das Geſtändniß Arthurs, wodurch beide Hoffnungen bedroht waren, tiefen Verdruß und Unmuth in ihm erregen. Als der Sohn auf ſeinem Geſicht einen Ernſt ſah, der ihm völlig ungewohnt erſchien, wurde er ſehr betreten und fragte im Ton trauriger Ueberraſchung: „Wär's möglich, Vater, daß dir meine Wahl mißfiele? Hätteſt du an Anna etwas auszuſetzen?“

Der Baron verſetzte mit Würde: „Nach meiner Anſicht iſt die Zeit, wo du an Verlobung, oder gar an Verheirathung denken kannſt, überhaupt noch nicht gekommen. Wenn ſie aber gekommen iſt, ſo muß ich dir aus vielen Gründen eine reichere Partie wünſchen, da unſere Vermögensverhältniſſe keineswegs mehr brillant ſind.“ — „O,“ rief der Sohn, „wenn es nur das iſt, dann hab' ich keine Sorge!“ Und mit Selbſtgefühl ſetzte er hinzu: „Wir wollen das Gut ſchon mit einander verwalten, daß ich eine reiche Frau nicht nöthig habe. Ich habe meine Gedanken, und wenn du mir freie Hand gibſt, ſo verbürge ich mich dafür, in wenigen Jahren ſtehen wir ſo, daß ich Anna in eine glückliche, geſegnete Familie einführen kann.“ — „Du weißt nicht,“ entgegnete der Vater mit einem Seufzer, „wie weit es gekommen iſt!“ — „Das iſt einerlei!“ verſetzte der liebende, muthige Jüngling. „Im ſchlimmſten Fall hätten wir nur ein paar Jahre mehr nöthig.“ Und indem er ihn ſchmeichelnd bei den Händen faßte, rief er in bittendem Ton: „Sey der gute, liebe Vater, der du immer warſt! Gib deine Einwilligung!“

Dem Baron ſtellte ſich bei dieſem Drängen ſeine Lage ſo klar vor Augen, wie nie vorher. Das Gefühl, daß ſein einziger Sohn und das gute Mädchen einem traurigen Loos entgegen gehen würden, erſchütterte ihn, und eben die Liebe, die Sorge, gab ihm nun Kraft zur Strenge. Er wies die Hand des Sohnes zurück und ſagte mit Entſchiedenheit: „Laß dieſe Thorheiten! Du biſt ſelbſt noch ein Kind und weißt nicht, was zum Leben gehört!“ — Und froh, von ſich ſelber etwas Empfehlenswerthes anführen zu können, fuhr er fort: „Ich war zehn volle Jahre älter, als ich mich mit deiner Mutter verlobte. Das iſt die Zeit, wo man gegenwärtig allenfalls an's Heirathen denken darf. Die kindiſchen Schwärmereien der Jugend ſind dann von ſelber vergangen und der Kopf iſt hell genug, um eine in jeder Beziehung glückliche Wahl zu treffen. Das muß ich wiſſen, der ich Erfahrung habe und die Welt kenne. Aber ihr jungen Leute wollt heutzutage klüger ſeyn als die Alten, und es iſt doppelt nöthig, euch in die gehörigen Schranken zurückzuweiſen. — Kurz, ich gebe zu dieſer Verbindung meine Einwilligung nicht und werde dafür ſorgen, daß die voreilige Liebſchaft ein Ende findet.“

Nach dieſem Beweis von Energie wollte ſich der alte Herr wieder an den Schreibtiſch ſetzen, aber Arthur hielt ihn zurück. Mit Ernſt und Feſtigkeit erwiederte er:

„Du biſt hart gegen mich, Vater, und das thut mir weh, denn ich bin's nicht von dir gewöhnt. Aber deine Härte — verzeih' mir, daß ich ſo zu dir rede — kann und wird meinen Entſchluß nicht ändern. Ich habe es wohl überlegt, um was ich dich bitte, und ich muß vor allem das thun, was ich für meine höchſte Pflicht halte. Ich kann meiner Couſine nicht entſagen. Sie iſt ein ſo liebenswürdiges Mädchen, daß ſie das Bild, das ich mir immer von dem vortrefflichſten Weib gemacht habe, noch bei weitem übertrifft. Schon jetzt vereinigt ſie mit dem ſchönſten und tiefſten Gefühl den heiterſten Geiſt und den klarſten Verſtand. Und wenn ſie nach deiner Anſicht noch ein Kind iſt, was muß man erſt in der Zukunft von ihr erwarten? Daß ein ſolches Weſen exiſtirt, iſt ein Wunder, daß ich ſie gefunden habe, ein unendliches Glück — und dieſes Glück, das ich mit meinem Blute erkaufen würde, ſollt' ich von mir ſtoßen? — Das iſt es aber nicht allein. Ich habe mich gegen Anna erklärt, ich habe das Verſprechen der Treue mit ihr gewechſelt, und glaubſt du, daß ein Waldfels ſein feierlich gegebenes Wort brechen werde?“

Das Vaterherz konnte ſich dem Eindruck dieſer Entgegnung nicht ganz verſchließen; aber noch bewahrte der Baron ſeine Feſtigkeit und rief im Ton des Unwillens aus: „Das iſt eben dein unverzeihlicher Fehler, daß du ein ſolches Wort gegeben haſt!“ — „Es iſt dazu gekommen,“ erwiederte Arthur, „ich weiß ſelbſt nicht wie. Ich folgte meinem Herzen und es iſt mir nicht eingefallen, daß es jemand betrüben könnte. Ich fand das höchſte Glück des Lebens — konnte ich da noch an etwas anderes denken? — Und was iſt denn alles andere im Vergleich mit dieſem Glück? Was kann denn noch in die Wagſchale fallen, wenn wir das Herz eines Mädchens gewinnen, für deſſen Beſitz wir niederſinken und Gott auf den Knieen danken möchten? — Ich weiß nicht, ob es Menſchen gibt, die ſo klein von ſich denken, daß ſie ſich nicht zutrauen, ein über alles geliebtes Weib durch's Leben zu führen. Ich aber, lieber Vater, gehöre nicht zu ihnen; und wie unſere Verhältniſſe jetzt auch beſchaffen ſeyn mögen, ich werde Anna glücklich machen, glücklicher als irgend jemand in der Welt es vermag.“

Der Baron konnte ſich bei dieſen Worten nicht enthalten, mit Theilnahme auf den Sohn zu blicken und in ſeinem ganzen Weſen eine innere Bewegung zu verrathen. Er ſagte mit ſanfterer Stimme: „Lieber Arthur, du weißt nicht, was du verſprichſt! Du kennſt die Klippen nicht, die dich bedrohen! Du wirſt ſcheitern, wie ſo viele vor dir geſcheitert ſind!“ — „Ich werde nicht ſcheitern!“ rief Arthur mit dem Ausdruck innerſter Zuverſicht. „Ich fühle einen Muth in mir, dem nichts zu ſchwer vorkommt, und hier in meinem Herzen ruft eine Stimme: du wirſt über alle Schwierigkeiten triumphiren! — Aber,“ fuhr er dringend und herzlich fort, „du, Vater, mußt mir zu dieſem Unternehmen deine Beiſtimmung ſchenken und deinen Segen geben. Du warſt immer ſo gut gegen mich und in den letzten Jahren, ich darf es wohl ſagen, Vater und Freund in Einer Perſon. Deine Liebe, deine Freundſchaft gehören zu meinem Glück, ſie ſind das Mittel und die Bedingung dazu, ich kann und will es nicht haben ohne ſie. Darum ſchenke ſie mir und gib mir dein Jawort! Wir wollen dann zuſammen arbeiten und hoffen und Gott und uns ſelber vertrauen.“

Die Widerſtandskraft des Barons war zu Ende. Sein Herz war erweicht, und zugleich hatte der Muth und die Zuverſicht des Sohns ihn angeſteckt. Was er ſo eben noch in Abrede geſtellt, das erſchien dem gerührten Herzen jetzt nicht nur wieder möglich, ſondern beinahe wahrſcheinlich. Ohnehin hatte er ja das Seine gethan; er hatte gewarnt und lange genug gekämpft. Der junge Menſch fügte ſich nicht; man mußte ſich überzeugen, daß hier nichts mehr zu ändern ſey. — Allen dieſen Eindrücken wich der Vater endlich und erklärte: „Wenn du es nicht anders haben willſt, ſo mag es ſeyn. Ich gebe meine förmliche Einwilligung noch nicht, aber ich verſpreche ſie dir für den Fall, daß die

Baronin nichts gegen eure Verlobung einzuwenden hat. Dann aber," ſetzte er mit Bedeutung hinzu, „vergiß nie, daß ich dich gewarnt und nur deiner Hartnäckigkeit nachgegeben habe."

Arthur hatte nicht bis zum Schluß dieſer Rede gewartet, um dankerfüllt des Vaters Hand zu ergreifen und zu drücken. Er umarmte ihn nun mit kindlicher Zärtlichkeit und rief mit Bezug auf die letzten Worte: „Nein, lieber Vater, nie werde ich das vergeſſen, ſo wenig wie die unendliche Güte, womit du meine Bitte erfüllt haſt. Wenn ich unglücklich werde, ſo iſt es nur meine Schuld. Wenn ich Glück erlebe, ſo hab' ich es einzig und allein dir zu danken." — „Gut," verſetzte der Baron mit väterlichem Anſehen, „dieß iſt abgemacht. Aber Eines muß ich mir noch bedingen. Morgen Nachmittag gehen wir zur Baronin: bis dahin wirſt du das Schloß nicht verlaſſen." — Arthur verſprach es und verabſchiedete ſich.

Er hielt Wort. Er unterdrückte das Verlangen, zu der Geliebten zu eilen, aber er ſchrieb an ſie und ſorgte dafür, daß der Brief ihr geheim übergeben wurde. Er meldete ihr das Ergebniß der Unterredung mit ſeinem Vater und forderte ſie dringend auf, ihrer Mutter gleichfalls ein Geſtändniß zu machen und bis zur Ankunft ſeines Vaters ihre Beiſtimmung zu erlangen. — Den andern Morgen hätte man an dem ſchönen Mädchen wohl bemerken können, daß ein ungewöhnlicher Vorſatz ihre Seele beſchäftigte. Sie zeigte eine bewegtere häusliche Thätigkeit als ſonſt. Wenn ſie davon abließ, ſtand ſie bald in tiefen Gedanken und ihren reizenden Mund verſchönte ein eigenes, halb verlegenes Lächeln. Sie ſchien die rechte Form der Ausführung nicht finden zu können und nahm endlich ihre Zuflucht zum Pianoforte. Dieſes Inſtrument ſpielte ſie mit Fertigkeit, heute aber führte ſie die gewählten ernſten Stücke mit einem Gefühl und einer Kraft aus, daß die Mutter, die ſich zu einer weiblichen Arbeit geſetzt hatte, ſelbſt mit Verwunderung horchte und unwillkürlich dem rührenden Eindruck der Muſik ſich hingab. Auf einmal erhob ſich das junge Mädchen und trat vor die Mutter. Ihr Vorhaben nicht nur, ſondern auch das Bewußtſeyn ihrer großen Jugend rief eine holde Schamröthe auf ihren Wangen hervor; aber ihr Entſchluß war gefaßt und die Stimmung, wo ſie ihn ausführen konnte, hatte ſie gewonnen. Sie erklärte der etwas befremdet blickenden Mutter, daß ſie ihr ein Bekenntniß abzulegen habe, und bat ſie, ihr mit Güte ein ruhiges Gehör zu ſchenken. Dann erzählte ſie den Vorgang am Pfingſtmontag mit der Ergebung einer kindlich beſcheidenen, aber zugleich mit dem Muthe einer liebenden Seele, durchaus getreu nach der Wahrheit.

Frau von Holdingen war auf's höchſte überraſcht.

Sie hatte nicht geglaubt, daß hinter der Aufmerkſamkeit des jungen Vetters, die ihr natürlich nicht entgangen war, eine ſo ernſtliche Neigung verborgen wäre, und ſtaurte nun über ihr plötzliches Hervorbrechen. Aber ſie war nicht, wie der Baron, in der Lage, die Vereinigung der Kinder bedenklich zu finden; im Gegentheil, ſie empfand ſogleich eine große Befriedigung. Die Familie Waldfels war eine der älteſten im Lande, Arthur war ein Jüngling von ſoliden Eigenſchaften und, was ſie ſchon früher zum öftern hervorgehoben hatte, ſo recht von adelig ſchöner Geſtalt. Die Vermögenszuſtände des Barons hielt die von ihres Gleichen ſtets das Beſſere annehmende Dame für geordneter als ſie waren, den Sohn mithin für den Erben einer immerhin noch bedeutenden Beſitzung, und da ihr Kind wenig oder gar keine Mitgift zu erwarten hatte, die materielle Denkweiſe der lebenden Männerwelt ihr aber nur zu gut bekannt war, ſo hatte der Gedanke, ihre Anna Baronin von Waldfels werden zu ſehen, für ſie etwas höchſt Erfreuliches und Beruhigendes. Sie mußte ſich Mühe geben, ihr Vergnügen vor der Tochter nicht geradezu merken zu laſſen, und die ernſte Miene einer Beichtigerin zu behaupten. Am Ende fiel ihr nichts Beſſeres ein, als ebenfalls ihre hohe Verwunderung darüber auszudrücken, wie bei dieſer Jugend ſowohl des Vetters als namentlich Anna's ſelber ein ſolcher Vorgang habe möglich ſeyn können.

Darauf erwiederte Anna mit Ergebung: „Ich weiß wohl, daß ich noch jung bin, aber ich bin alt genug, um einzuſehen, daß ich einen beſſeren und edleren Mann, als Arthur, nie finden würde, und ich habe ihn ſo lieb, daß ich ihn nicht lieber haben könnte! Als er mich zum Spaziergang einlud, hatte ich keine Ahnung von dem, was kommen ſollte. Es iſt, wie wenn's vom Himmel gefallen wäre. Als ich darüber nachdachte, war's geſchehen. Nun hat Arthur mein Wort, mein heiliges Verſprechen — und du," ſetzte ſie mit herzlich bittendem und zuverſichtlichem Ton hinzu, „du, liebe Mutter, wirſt mich gewiß nicht hindern, es zu halten."

Frau von Holdingen erhob ſich. Ihrem Herzen folgend umarmte ſie das Kind, indem ſie mit Güte ſagte: „Beruhige dich, Anna! Hält Arthurs Geſinnung auch die Prüfung der Mutter aus, dann haſt du nicht zu fürchten, daß ich eurer Verlobung mich widerſetzen werde. Es kommt aber hier vor allem auf den Baron an, der mit ſeinem Sohn vielleicht andere Abſichten hat. Wenn er die Verbindung nicht wünſchte, ſo wäre es für dich eine Ehrenſache, deinem Vetter zu entſagen."

Um vier Uhr Nachmittags rollte die offene Chaiſe des Barons in den Hof. Der wackere Herr war in froher, gemüthlicher Laune. Er hatte mit gutem Appetit gegeſſen und die ihm zugeſandte Probe einer neuen

Weinſorte vortrefflich gefunden. Das Wetter war ſchön und die wehende Oſtluft erquickend; als er daher mit dem Sohn an blühenden Wieſen hinfuhr, vergaß er den düſtern Hintergrund ſeiner Angelegenheiten gänzlich und hatte nur heitere Anſchauungen. Aus der Art ſeines Auftretens ſchöpfte Frau von Holdingen ſogleich die vollſte Beruhigung, und die erröthenden jungen Leute gaben ſich durch Blicke die freudige Gewißheit, daß auf beiden Seiten alles wohl ſtehe.

Nach den erſten Begrüßungen ließ der Baron, der nicht gewohnt war, in ſolchen Dingen lang zurückzuhalten, ſeine Blicke von der Tochter zur Mutter gleiten und ſich dann alſo vernehmen: „Ich ſehe, liebe Baſe, daß unſere gute kleine Couſine auch ſchon gebeichtet hat. Nun, was ſagen Sie zu den jungen Leuten? Iſt das nicht erſtaunlich? Hat man in unſern Zeiten von ſo etwas gehört? — Sie haben uns eine eigenthümliche Aufgabe geſtellt, unſere Kinder; aber wie wir darüber denken, wir können nicht vermeiden, uns nun damit zu beſchäftigen.“

Frau von Holdingen nahm eine würdevolle Haltung an und erwiederte: „Allerdings hat mir meine Tochter alles geſtanden und ich habe mein Urtheil nicht zurückgehalten über die Art, wie ſie ſich in ihrer Jugend zu einem ſolchen Schritt hat hinreißen laſſen. Aber eben dieſe Jugend, lieber Baron, muß ſie entſchuldigen.

Was jetzt geſchehen ſoll, das hängt allein von Ihrer Entſcheidung ab. Haben Sie gegen das Verhältniß und gegen die künftige Verbindung der jungen Leute nur die geringſte Einwendung zu machen, ſo kenne ich meine Pflicht, und ich werde dafür ſorgen, daß aller Verkehr zwiſchen ihnen abgebrochen wird." — „Ach, beſte Baronin," verſetzte der alte Herr, „das würde nicht viel helfen. Arthur hat ſich mir von einer ganz neuen Seite gezeigt: er wäre im Stand, ſeinem Vater zu trotzen! Auch unſere Anna, im Vertrauen, ſieht nicht darnach aus, als ob ſie in dieſer Angelegenheit ohne weiteres Gehorſam leiſten wollte. Was ſollen wir thun? Die Kinder lieben ſich, ſie haben ſich Treue gelobt — und wir müſſen zu ihrem Spiel gute Miene machen; — das heißt, wenn Sie, verehrte Frau, nicht aus mir unbekannten Gründen Bedenken tragen, Ihre Einwilligung zu geben."

Die Baronin beeilte ſich zu erklären, daß ſie die Verbindung ihrer Tochter mit dem Sohne des Barons von Waldfels für höchſt ehrenvoll und für das größte Glück halte, das Anna nur irgend erwarten könnte. Nun wäre es dem wohlwollenden und galanten Mann völlig unmöglich geweſen, ſein Jawort zu verſagen. Er liebte es ohnehin nicht, Scenen dieſer Art hinauszudehnen, und verſetzte daher mit herzlicher Freundlichkeit: „Da Sie ſo liebenswürdig denken, gnädige Frau, und in Ihrer Güte ſich ſelbſt übertreffen, ſo geben wir in Gottes Namen unſere Einwilligung und behalten uns vor, die wirkliche Verlobung ſo lange hinauszuſchieben, als es uns ſchicklich dünkt. — Möge der Himmel," ſetzte er mit Ernſt hinzu, „ſeinen Segen dazu geben!“ — Dann, mit Liebe zu dem Paare gewandt, rief er: „Bedankt euch nun bei der guten Baronin, Kinder!“

Die beiden, denen bei den erſten Reden doch wieder etwas bange geworden, folgten der Aufforderung raſch und ließen ihre zärtlichen Gefühle an den Eltern ſo herzlich aus, daß dieſe ſelbſt der Rührung nicht widerſtehen konnten und ſich mit feuchten, tiefbefriedigten Blicken anſahen. Arthur hatte Anna's Hand ergriffen, ſein Auge hing an ihr in triumphirender, ſeliger Liebe. Er wagte es nicht, ihre Lippen zu küſſen, und drückte, indem er ſie an ſich zog, ſeinen glühenden Mund auf ihre Stirne. Das Mädchen ſah dabei ſo bräutlich ſchön aus und ihr Glück hatte einen ſo ſtrahlend edeln Charakter, daß der Baron der Mutter zuflüſterte: „Mein Arthur hat ſehr wohl gethan, ſich dieſes Kleinod ſo früh zu gewinnen. Hätte er noch gezaudert, ſo würden die Mitbewerber aus der Erde gewachſen ſeyn, und es hätte ihm doch wohl einer gefährlich werden können. Er hat auch in dieſer Sache den Verſtand und die Klugheit bewieſen, die ihn immer ausgezeichnet haben.“ —

Die Mutter antwortete mit einem dankbaren und wohlgefälligen Lächeln. —

So leicht wurde dieſe Angelegenheit, die ſo manche bedenkliche Seite darzubieten ſchien, einem Ende zugeführt, das alle Theile zufrieden ſtellte. Der Baron hielt es um ſo weniger für nöthig, auf ſeine dermaligen Vermögensverhältniſſe hinzudeuten, als es ihm ja wieder gelungen war, in dieſer Beziehung gute Hoffnungen zu faſſen. Und wenn es nicht der Fall geweſen wäre, wie hätte ein ſo guter Mann es über's Herz bringen können, die gegenwärtige heitere Stimmung durch einen proſaiſchen Mißton zu trüben? Man vereinigte ſich darüber, die förmliche Verlobung in Anſehung der Jugend Annas erſt nach einem Jahr erfolgen zu laſſen. Arthur ſollte ſeine Studien beenden, reiſen und endlich nach Waldfels zurückkehren, wo dann nach den Umſtänden früher oder ſpäter die Vermählung ſtattfinden ſollte. Der alte Herr zeigte ſich nicht abgeneigt, das Gut an Arthur zu übergeben, ſo daß Anna die Ausſicht hatte, als Herrin in das Schloß geführt zu werden.

Beim Abendeſſen ließ ſich der Baron die geringere, aber ächte Weinſorte der Baronin eben ſo gut ſchmecken, wie ſeine beſſere zu Hauſe. Seine Laune belebte ſich mehr und mehr. Er begann die Kinder zu necken und freute ſich an dem jungfräulichen Erröthen des

Mädchens. Unter andern wollte er darin einen Hauptbeweis für das Fortſchreiten der Menſchheit erkennen, daß die jetzige Generation nicht nur fähig ſey, ſo früh zu lieben, ſondern auch ſo früh ſchon eine glückliche Wahl zu treffen und mit Leidenſchaft Verſtand und Feſtigkeit zu verbinden. Er ſelber geſtehe, ſich mit der Thorheit länger abgegeben zu haben, was er übrigens auch nicht bereue. Wie er ſo daſaß, glänzend von Wohlwollen und Vergnügen, hätte er verdient, von dem beſten Maler der altniederländiſchen Schule porträtirt und in der Poeſie ſeines Weſens für alle Zeiten bewahrt zu werden. Endlich ergriff er das Glas, um einen Toaſt auf das Liebespaar auszubringen. Er wünſchte und verkündete ihnen mit väterlicher Zärtlichkeit und mit dem beſten Glauben ein Leben voll Liebe, Glück und Freude.

Mußten Arthur und Anna der Zukunft nicht mit den froheſten Empfindungen entgegenſehen? Mußten ſie ſich nicht ſchon angeweht fühlen von dem Hauch der vollkommenſten Erdenſeligkeit? Aber die Macht, welche das Geſchick der Menſchen beſtimmt, hat oft ihre Gründe, eben diejenigen, die ein ſchönes, ruhiges Daſeyn zu verdienen ſcheinen, die Wege des Unglücks zu führen. Die Zeit nahte heran, wo die Hoffnungen, von denen die Herzen der Liebenden bewegt und erhoben waren, eine nach der andern zertrümmert werden ſollten.

Seit der Rückreiſe Arthurs auf die Univerſität war mit dem Baron eine eigene Veränderung vorgegangen. Das Glück der beiden Kinder hatte ihn in Wahrheit tief gerührt und in der nun folgenden Einſamkeit nachdenklich gemacht. Er fühlte die Verpflichtung, für ſie etwas zu thun, und nahm ſich mit völligem Ernſte vor, ſeinen Haushalt noch weiter einzuſchränken und auf den Ruhm eines glänzenden Edelmanns ganz zu verzichten. Daß ſein Koch ihn zu dieſer Zeit im Lohn ſteigern wollte, kam ihm gerade recht. Er entließ ihn, verſchaffte ſich eine bewährte Köchin und befahl ihr, zwei Gerichte weniger zu geben als bisher. Da er von ſeinem gewohnten Weinmaß etwas abzubrechen ſich nicht entſchließen konnte, ſo begnügte er ſich mit einer billigeren Sorte und bewahrte die beſten für unumgängliche Gelegenheiten auf. Ein reicher Nachbar hatte früher umſonſt großes Verlangen nach ſeinen zwei vorzüglichen Wagenpferden blicken laſſen; jetzt benützte er das Gelüſte deſſelben, trat ihm die beiden Grauſchimmel um hohen Preis ab und bezahlte damit einen drängenden Gläubiger. Er fing an bei den nöthigen Einkäufen auf Billigkeit zu ſehen und mit den verwunderten Kaufleuten um den Preis zu handeln. Ja, er bekümmerte ſich ſogar um ſeine Land- und Forſtwirthſchaft, ging ſelbſt auf die Felder, um die Arbeiten mit anzuſehen, und unterhielt ſich mit dem Verwalter über die vortheilhafteſte

Benützung des Bodens. Bei verſchiedenen Gelegenheiten hielt er ſeinen Untergebenen Reden über die Nothwendigkeit einer ſparſamen Haushaltung mit ſo anmuthiger Würde, als ob er nie an etwas anderes gedacht hätte. Die Leute ſtimmten ihm achtungsvoll bei, ſo lange ſie vor ihm ſtanden; wenn ſie ſich allein ſahen, konnten ſie ſich nicht enthalten, lächelnd den Kopf zu ſchütteln.

Ob es dem guten Herrn möglich geweſen wäre, in der eingeſchlagenen Richtung zu beharren, können wir nicht ſagen. Das Schickſal enthob ihn der Probe. Er fühlte ſich eines Abends unwohl und legte ſich früher als gewöhnlich zu Bette. Morgens fand man ihn todt. Ein Schlagfluß hatte ſeinem Leben ein Ende gemacht. — —

Das plötzliche Hinſcheiden einer lebensfrohen und lebenskräftigen Perſon hat für diejenigen, die ihr mit Liebe anhingen, etwas tief Erſchreckendes. Zu dem Schmerz über den Verluſt geſellt ſich der grauſame Zweifel an allem, was man bisher für ſicher und dauernd gehalten. Die Hinfälligkeit des Menſchen, die Unzuverläſſigkeit alles Irdiſchen ſieht mit dem Antlitz der Gorgone auf uns her, und es erfordert die höchſte Stärke, ſich noch aufrecht zu erhalten und den Pflichten des Tages zu genügen.

Frau von Holdingen und Anna hörten die Todesnachricht mit Entſetzen. Die Ahnung einer unheilvollen

Wendung ihres Geſchicks durchzuckte ſie, als ſie die bleichen Geſichter gegen einander wandten und ſich mit thränenloſen Augen anſahen. Sie begaben ſich in größter Eile nach Waldfels, wo der herbeigerufene Arzt eben erklärt hatte, daß man jede Hoffnung aufgeben müſſe. In der allgemeinen Trauer, unter den Thränen, die jetzt reichlich um den Geſtorbenen floſſen, ermannte ſich Frau von Holdingen zuerſt. Sie ſandte einen reitenden Boten an den Sohn und übernahm als nächſte anweſende Verwandte die Leitung des Hauſes.

Arthur erſchien am folgenden Tage in Begleitung ſeines Oheims, den er von der Landſtadt, wo er als penſionirter Oberſt lebte, mitgenommen hatte. Wir verſuchen es nicht, ſeinen Schmerz zu ſchildern. Die Liebe, die er für ſeinen Vater empfand, hatte ſich durch deſſen gütiges Benehmen bei der ihm theuerſten Angelegenheit noch erhöht. Wenn er ſeinen vertrauten Freunden von ihm erzählte, ſo glänzten ſeine Augen, als ſpräche er von der Verlobten. Welch ein erſchütterndes Gefühl war es nun, dem theuern Mädchen wieder die Hand zu reichen und den geliebten Vater todt vor ſich zu ſehen! Er gab ſich ſeinem Schmerz ohne Widerſtand hin. Die Anordnung der Trauerfeierlichkeiten mußte von dem Oheim und Frau von Holdingen übernommen werden.

Noch einmal ſahen die Räume des Schloſſes eine zahlreiche, hochanſehnliche Verſammlung von Freunden der Familie Waldfels. Wenn nicht Alle wahre Trauer um den Mann empfinden konnten, der jetzt in die Gruft ſeiner Väter geſenkt wurde, ſo bedauerten doch Alle ſein Ableben aufrichtig und hörten mit Theilnahme die Rede des Ortsgeiſtlichen, der ihnen ſeine menſchlich ſchönen Charakterzüge mit ſchonender Hindeutung auf ſeine Schwächen in's Gedächtniß rief.

Ein letzter Wille des Barons fand ſich nicht vor; der Sohn war daher alleiniger Erbe und der Oberſt, als der nächſte Verwandte, wurde ſein Vormund. Als beides geordnet war, ging Arthur in Verbindung mit dem Oberſt muthig an die Arbeiten, die ihm durch die Lage der Dinge und durch die Geſetze des Landes geboten waren. Aber bald ſollte dieſer Muth niedergeſchlagen werden.

Was die Leſer ſchon errathen haben müſſen, enthüllte ſich. Schon die Durchſicht der hinterlaſſenen Papiere ließ die beiden Waldfels einen ungefähren Schluß ziehen auf den wahren Stand der Vermögensverhältniſſe. Als aber in Folge des öffentlichen Aufrufs die ſämmtlichen Gläubiger der Verlaſſenſchaft ſich meldeten, übertraf die Wirklichkeit ſelbſt das, was ſie in den ſchlimmſten Momenten gefürchtet hatten: die Summe der Forderungen drohte das ganze Erbe zu verſchlingen.

Für Arthur, der ſich in ſo ſchönen Hoffnungen gewiegt und ſo heilige Pflichten übernommen hatte, war es ein ſchreckliches Gefühl, als er zum erſtenmal dieſe Wahrnehmung machte. Er war gerade allein — ſein Oheim war auf einige Tage in ſeinen Wohnort zurückgegangen —, die klar erkannte Thatſache wirkte daher um ſo grauſamer und niederwerfender auf ihn; die Verzweiflung wühlte in ſeinem Herzen. Wenn er daran dachte, welch ein reiches Erbe ſeinem Vater hinterlaſſen worden war, ſo konnte er ſich einer bittern Empfindung nicht erwehren. Wie war es möglich, ſolchen Wohlſtand gänzlich zu untergraben und den Sohn dem Bettelſtab nahe zu bringen? Wie war es möglich, den Weg zum Untergang vorwärts zu gehen und nie zurückgeſchreckt zu werden? — Bei alledem vermochte er dem Vater nicht zu grollen. Er dachte an ſeine unbegrenzte Gutmüthigkeit, an die Begriffe, die er von ſeinem Stande gehegt hatte, und der Ruin des Familienvermögens erſchien ihm als eine Art von Verhängniß, als eine Folge von Schwächen des Vaters, die zu ſeiner Natur gehörten und für die er nicht mit Strenge verantwortlich gemacht werden konnte. Er tadelte ſich ſelbſt, daß er nicht geſehen, wohin die allzu glänzende Lebensweiſe zuletzt führen müſſe, daß er ſich nicht ſchon früher ernſtlich von dem Stande des Vermögens unterrichtet und verſucht habe, den Vater zu den unausweichlichen Einſchränkungen zu beſtimmen. Was ſollte er nun beginnen?

Welch ein Loos wartete ſeiner? Wie ſollte er die Hoffnungen ſeiner Geliebten, wie ſollte er ſeine feierlich ertheilten Zuſagen erfüllen? — Er hatte keine Antwort auf dieſe Fragen.

III.

Die Verzweiflung iſt für ein kräftiges, emporſtrebendes Gemüth eine unſäglich bittere, aber eine heilſame Arznei. Sie führt es in dürre, todte Wüſten, aber eben hier wird der Reſignation des Rechtſchaffenen das Manna des Geiſtes zu Theil. Sie wirft es in die tiefſten, dunkelſten Abgründe, aber gerade in ihnen erſcheinen dem emporblickenden Auge die Sterne des Himmels. Gleich einem Erdbeben öffnet die Erſchütterung des Herzens neue Quellen und macht Kräfte frei, deren Umfang bis dahin nicht geahnt werden konnte. Eben ſo wie großes, unerwartetes Glück, führt plötzlich hereinbrechendes, niederſchmetterndes Unglück die im Innerſten zerbrochene Seele zu Gott und gibt der paſſiven Religioſität eines edeln, aber ungeprüften Herzens die Weihe zur Thatkraft, zur Bewährung.

Arthur fühlte die ganze Pein der Hoffnungsloſigkeit, und wir dürfen es wohl ſagen, daß die grauſame Enttäuſchung ihm bittere Thränen auspreßte. Nach und nach aber legte ſich der Sturm in ſeinem Herzen und es wurde ſtiller darin. Er empfand leiſe das Vorgefühl der Geneſung. Mit beruhigterem Geiſt erkannte er das Große der Prüfung, die ihm auferlegt war; er fühlte den Muth in ſich, ſie zu beſtehen. Indem er an die Kämpfe dachte, die ſeiner warteten, erhob ſich ſeine Seele und die Hoffnung auf den Sieg ſtärkte ſein Herz. In dieſer Stimmung vermochte er Gott zu danken für die ihm zugemutheten Arbeiten; er fühlte ſich durch ſie geehrt und gelobte ſich, mit den ihm verliehenen Kräften Alles zu thun, um das Glück, das ihm nicht geſchenkt werden ſollte, durch ſich ſelbſt zu erringen.

Da er ſich überzeugt hatte, daß ſein Erbe den Gläubigern zur Beute fallen würde und müßte, ſo dachte er nach, welche Mittel ihm wohl noch blieben, ſeinem Geſchick eine Wendung zum Beſſern zu geben. Da fiel ihm der Graf ein, der ſich gegen ſeinen Vater ſo warm über ihn ausgeſprochen hatte. Er ſetzte ſich nieder, erſtattete dem hochgeſtellten Mann einen treuen Bericht von ſeiner Lage und bat ihn um gütige Aufklärung darüber, welche Laufbahn ihn am ſchnellſten in den Stand ſetzen könnte, ſeiner Verlobten und ſich eine ehrenvolle Exiſtenz zu ſchaffen. Mitten in der Abfaſſung dieſes Schreibens tauchte eine eigenthümliche Vorſtellung in ihm auf, bei der er nicht umhin konnte, über ſich ſelber zu lächeln. Als er es beendet und abgeſchickt hatte, trat dieſer Gedanke wieder vor ſeine Seele, und er hing ihm nach, wie man Träumen nachhängt, ohne mehr daraus zu machen als ſie ſind. Seine Einbildungskraft mußte ſich ſehr gefällig erzeigen, denn ſein Geſicht glättete ſich und gewann beinahe einen heitern Ausdruck.

Zunächſt hatte er aber eine ernſte Pflicht zu erfüllen: er mußte Frau von Holdingen und Anna von dem Stand der Dinge unterrichten. Als er nach dem Landhauſe fuhr, wohin er ſo gern die beſten Nachrichten gebracht hätte, fühlte er doch wieder eine Bewegung, die er nur mit Mühe bemeiſtern konnte. Er fand die nöthige Ruhe erſt in der Begrüßung der Frauen, ſchilderte ihnen aber nun das thatſächliche Verhältniß, wie es ſich ihm endlich dargeſtellt hatte, mit würdiger Reſignation. Als er geendet, trat eine tiefe Stille ein. Er betrachtete Mutter und Tochter und bemerkte zu ſeinem Troſte, daß der Eindruck ſeiner Erzählung nicht ſo niederſchlagend war, als er gefürchtet hatte. Bei Anna war dieß in ihrem Herzen, ihrem Charakter und ihrer Jugend begründet; Frau von Holdingen aber war auf eine ſolche Eröffnung ſchon einigermaßen vorbereitet, da ihr Gerüchte zu Ohren gekommen waren, die ungefähr auf daſſelbe hinaus liefen. Deſſen ungeachtet konnte ſie ſich nicht enthalten, das Schweigen zuerſt durch einen Ausruf ſchmerzlichen Staunens zu unterbrechen und einen mütterlich tiefbeſorgten Blick auf die Tochter zu werfen.

Mancher erwartet nun vielleicht, daß der junge Waldfels mit der Erklärung hervorgetreten ſey, er gebe unter ſolchen Umſtänden Fräulein von Holdingen das von ihr empfangene Wort zurück; er liebe ſie zu ſehr, um ſie an ſein unſicheres Loos zu feſſeln und dem Glücke, das ſie zu erwarten das Recht habe, ſich in den Weg zu ſtellen. Ein ſolcher Gedanke hatte ſich Arthur in der erſten Niedergedrücktheit allerdings auch dargeboten, war aber ſogleich von ihm verworfen worden. Er kannte Anna und wußte, daß er ſie durch eine ſolche Erklärung nur kränken würde. Er gehörte ihr, wie ſie ihm; ſie hatte Anſprüche auf eine Liebe, die ſich nicht in muthloſer Entſagung, ſondern in vertrauensvollem Behaupten des gewonnenen Beſitzes offenbaren muß. Wie ſehr er Recht hatte, zeigte ſich jetzt. Nach dem Ausruf der Mutter wandte ſich Anna liebevoll zu ihm, ergriff ſeine Hand und ſagte mit innigem Ernſt: „Es iſt ein Unglück, Arthur, das ich um deinet- und um unſertwillen ſchmerzlich bedaure. Aber wir wollen auch das mit einander tragen. Jetzt iſt es gut für uns, daß wir ſo jung ſind, wir können warten. Ich traue dir alles zu und meine, es müßte dir alles gelingen. Wenn andere, die mit Nichts anfangen mußten, in der Welt etwas erreicht haben, warum ſollteſt du's nicht? Und wenn ich nie deine Frau werden könnte,“ ſetzte ſie mit dem ſchönen Aufſchwung jugendlicher Gemüther hinzu, „ſo würde ich doch ſtets die Deine ſeyn. Ich habe dir mein Wort gegeben, und ich wiederhole es jetzt: entweder du oder keiner ſoll meine Hand erhalten!“ — Arthur hörte mit freudiger Bewegung dieſe ſchmeichelhaften Worte und umarmte und küßte die Geliebte, indem Thränen in ſeinen Augen glänzten. „Im Unglück muß man ſeyn,“ rief er aus, „wenn man edle Seelen kennen lernen will! Wenn man auch weiß, wie gut ſie ſind, ſo thut es doch innig wohl, zu hören und zu ſehen, was man weiß. Vertraue mir nur, Anna, dein Glaube ſoll dich nicht täuſchen! Was ich auch unternehme, es muß geſegnet werden um deinetwillen. Wir werden glücklich ſeyn, verlaſſe dich darauf — ja, glücklicher als wenn der Reichthum des Großvaters ganz auf mich gekommen wäre!“

Die Baronin hatte während dieſer Reden mit einem Ausdruck auf die jungen Leute geſehen, wie er der Welterfahrung eigen iſt, wenn ſie von liebenswürdigen Seelen Hoffnungen ausſprechen hört, gegen deren Erfüllung, wie ſie leider weiß, ſo viele Hemmniſſe aufſtehen können. „Ihr armen Kinder,“ ſchien ſie ſagen zu wollen, „wie leicht verſprecht ihr das Höchſte, und und wie ſchwer wird es euch werden, nur etwas von dem zu halten, was ihr jetzt ſchon gethan zu haben glaubt!“ Aber ein Hauch von der Begeiſterung der Liebenden war in ihre Seele gedrungen. Sie bekämpfte eine Regung weltlichen Sinnes, trat zu dem Paar und ſagte mit dem Ausdruck edler Selbſtüberwindung: „In Gottes Namen denn! Ich kann zwar euer jugendliches Vertrauen nicht ganz theilen und warne euch, in dieſer Welt das Gute ſo leicht und ſo raſch zu erwarten. Aber eurer Treue ſoll von mir kein Hinderniß kommen. Ich habe meine Einwilligung zu eurer Verbindung gegeben und ich werde ſie nicht zurücknehmen. Möge es euch,“ ſetzte ſie mit beſorgter Liebe hinzu, „ſo wohl gehen als ihr's verdient!“

Auf dem Heimweg nahte Arthur jene Vorſtellung wieder, die ihn ſchon einmal freundlich angemuthet hatte. In der Bewegtheit ſeines Geiſtes formte er unwillkürlich einen Plan daraus, und ein Wunſch regte ſich in ſeinem Herzen, das Phantaſiegebild verwirklicht zu ſehen. „Sollte das,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „meine Beſtimmung ſeyn? Sollte ich auf dieſem Weg finden, was ich ſuche?“ Er ſchüttelte den Kopf. Er dachte an den Brief, den er an den Grafen abgeſandt hatte, an die möglichen Ausſichten, die ſich ihm von dieſer Seite her eröffnen könnten. „Er wird mir irgend einen annehmbaren Vorſchlag machen und ich werde ihnen bald eine gute Nachricht bringen können,“ ſagte er zu ſich ſelbſt. Dieſe Vorſtellung erheiterte ihn ſichtlich und er kam völlig beruhigt nach Hauſe.

Solche Gegengewichte ruhen in jugendlichen und ſchöpferiſchen Seelen gegen den Druck äußerer Verhältniſſe! So leicht ſtellt ſich der innerlich begabte Menſch wieder her, wo andere vernichtet und troſtlos am Boden hinſchleichen! — Aber ein anderes freilich iſt es, über den Gedanken einer mühevollen Zukunft ſich zu erheben, und ein anderes, die wirklichen Schwierigkeiten, wenn ſie nun anrücken, zu beſtehen und zu überwinden. Da wandelt ſich der Muth gar oft wieder in Niedergeſchlagenheit, die Hoffnungsluſt in Unmuth und Pein.

Am folgenden Tag kam der Oberſt von ſeinem Wohnort zurück, um ſich für die Dauer der Vormundſchaft im Schloſſe einzurichten. Arthur beeilte ſich, ihm ſeine traurige Entdeckung mitzutheilen. Der Kriegsmann ſchien davon nicht ſonderlich bewegt zu ſeyn. Er nickte nur ernſthaft mit dem Kopf und ſagte: „Das hab' ich mir gedacht!“

Hugo von Waldfels hatte eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ſeinem Bruder, unterſchied ſich aber von dieſem durch Energie und eine Anlage zur Heftigkeit, die während ſeiner militäriſchen Laufbahn eine Art methodiſcher Ausbildung erlangt hatte. Sein Aeußeres hatte nicht die behagliche Rundung Günthers, erſchien aber dafür um ſo ſtrammer und ſchlagfertiger. Auch er hatte ſein Erbe großentheils durchgebracht. In der erſten Zeit war ihm das Spiel verderblich geworden; ſpäter hatte ein Liebesverhältniß mit der ſchönen Tochter armer

Leute ſeine Kaſſe erſchöpft. Der Sohn derſelben machte Anſprüche auf ſeine Unterſtützung, und der unverheirathete Cavalier, der ihn liebte, hatte ſchon über den Reſt ſeines Vermögens zu ſeinen Gunſten verfügt. Wenige Jahre vor dem Tode ſeines Bruders machte ein Sturz vom Pferde den damaligen Oberſtlieutenant dienſtunfähig, und es erfolgte die Penſionirung. Seine Mittel wurden dadurch für ſeine Bedürfniſſe ziemlich ſchmal, und er mußte nun auch allerlei Manöver anwenden, um ſich nichts abgehen zu laſſen. In die Forderungen der Welt ſchickte er ſich ziemlich gut. Obſchon er von ſeiner Abkunft und ſeinem Stande nicht gering dachte, ſo wußte er doch dem großen Geldbeſitz die zeitgemäßen Conceſſionen zu machen, und wenn er in ſeiner Heftigkeit den Stab über jemand brach, ſo ließ er ſich doch auch wieder begütigen. Es war ein Mann, wie es viele gibt, einer von denen, die bei Erfüllung ihrer Pflichten auch verſchiedene ſchwache Seiten blicken laſſen, und zum Theil ſolche, die ſie an andern ſehr ernſtlich tadeln können.

Bei der Mittheilung Arthurs war dieſer Mann nicht nur darum ſo ruhig, weil er ſich das Verhältniß ähnlich vorgeſtellt, ſondern weil er auch ſchon ein Mittel zur Abhülfe gefunden hatte, das er für durchaus praktikabel hielt. Der Neffe, der davon nichts wiſſen konnte, rief mit Verwunderung über die ſcheinbare Theilnahmloſigkeit: „Mein Unglück ſcheint Sie nicht ſehr zu betrüben! Wiſſen Sie mir Rath? Können Sie mir aus dieſer Noth heraushelfen?“ — Der Oberſt erwiederte: „Nach meiner Anſicht iſt die Sache leicht. Wenn die Geſammtſumme, die dein Vater ſchuldig wurde, ſo groß iſt, wie du ſagſt, ſo iſt zu fürchten, daß bei gerichtlichem Verkauf der Hinterlaſſenſchaft der Erlös ſie nicht einmal decken wird. Dieß müſſen wir den Gläubigern begreiflich machen und es dahin zu bringen ſuchen, einen Vergleich mit ihnen abzuſchließen. Die Burſche ſollen ſich mit fünfzig oder ſechzig Procent begnügen. Dann übernimmſt du das Gut und ſtellſt deine Angelegenheiten wieder her.“

An dieſe Möglichkeit hatte Arthur auch ſchon gedacht, aber durch nähere Prüfung der verſchiedenen Forderungen war er davon ab- und zu dem Entſchluß gekommen, eine ſolche Procedur nicht vornehmen zu laſſen. Die einen der Gläubiger waren nämlich verſichert, die andern hatten bloß Handſchriften des Barons aufzuweiſen. Jene waren reich, dieſe faſt ohne Ausnahme nur mittelmäßig begütert. Nun war anzunehmen, daß eben die reichen ſich an ihre Unterpfänder halten und allein die unverſicherten „kleinen Leute“ zu einem Nachlaß zu beſtimmen ſeyn würden. Dieß zu verſuchen widerſtrebte der Denkart des jungen Mannes, während er zugleich erkannte, daß die Auskunft im beſten Fall doch nur eine kümmerliche ſeyn würde. Sein Geiſt hatte ſich ohnehin nach einer andern Seite gewendet und ſich mit dem Gedanken, das Stammgut aufgeben zu müſſen, ſchon vertraut gemacht. Darum erwiederte er jetzt ruhig: „Das geht nicht, lieber Onkel!“

„Warum nicht,“ fragte der Oberſt, der ſich von der Sicherheit des Neffen unangenehm berührt fühlte. — Arthur bemerkte zunächſt: „Weil dabei Leute ihr Geld verlieren würden, denen eine ſolche Einbuße ſehr empfindlich fallen müßte.“ — „Das ſind Skrupel eines jungen Menſchen,“ verſetzte der Oberſt ungeduldig. „Es handelt ſich darum, ob eine alte Familie im Beſitz ihres Erbgutes bleiben oder ob ſie es Andern preisgeben ſoll, die es zertrümmern, vernichten werden; es handelt ſich darum, ob dieſe Familie ſelbſt mit Ehren fortbeſtehen oder untergehen ſoll. Dieß iſt nicht möglich, ohne daß einige Philiſter verlieren, — darum ſollen ſie verlieren!“ — Arthur, durch dieſen Ton ſeinerſeits verletzt und gereizt, entgegnete: „Wenn eine Familie nur auf Koſten Anderer beſtehen kann, ſo thut ſie beſſer unterzugehen.“

Der Oberſt ſah ihn groß an. „Iſt das Ernſt?“ ſagte er endlich. „Bis jetzt hielt ich dich für einen verſtändigen Menſchen — hätt' ich mich getäuſcht? wärſt du ein phantaſtiſcher Thor?“ — Arthur verſetzte: „Den Verſtand, den Sie mir zutrauen, hab' ich vielleicht; aber er geht allerdings nur Hand in Hand mit der

Ehrlichkeit. Ich will nicht verſtändig ſeyn, wenn ich unehrlich ſeyn müßte! Und in dieſem Fall halt' ich's noch dazu für nicht verſtändig, unehrlich zu ſeyn."

Das war dem Oberſt zu viel. Eine dunkle Röthe überzog ſein Geſicht und er ſchien eine heftige Entgegnung auf der Zunge zu haben. Allein er bezwang ſich, um den jungen Menſchen durch Gründe zu beſiegen. Er ſagte: „Unſere Voreltern, wie dir ohne Zweifel bekannt iſt, waren reich und hochangeſehen. Sie haben in dieſer Gegend ſeit Jahrhunderten Gutes gethan, ſie haben zu verſchiedenen Zeiten wahre Opfer gebracht für das Volk. Nun wohl, dieſe Leute ſollen auch einmal für uns ein Opfer bringen!" — Arthur ſchüttelte den Kopf und entgegnete: „Wenn unſere Voreltern dem Volke Gutes gethan haben, ſo würden wir uns nur ausgeartet zeigen, wenn wir es beraubten." — „Das iſt die Folgerung eines hochmüthigen Narren!" platzte der Oberſt heraus. — „Es iſt die Logik eines rechtſchaffenen Mannes," erwiederte Arthur mit Feſtigkeit. — Der Oberſt ſtampfte mit dem Fuß und wendete ſich in tiefem Unmuth von dem Jüngling ab. In einer Pauſe der Ueberlegung fühlte er jedoch die Nothwendigkeit, ſeine Leidenſchaft zu unterdrücken, und begann mit erneuerter Geduld: „Wenn du eine ſolche Art von Ehrlichkeit haſt — gut! folg' ihr! Aber folg' ihr zu einer Zeit, wo ſie dich nicht zu Grunde richtet. Deine erſte

Pflicht iſt, durch einen Vergleich mit den Gläubigern dich zu retten. Iſt dieß geſchehen, dann arbeite dich wieder empor, und wenn du wohlhabend biſt, dann erſetze ihnen ihre Verluſte." — Arthur wiederholte ſein Kopfſchütteln und bemerkte: „Ich wäre nicht im Stande, auf die bloße Möglichkeit hin, daß ich begangenes Unrecht wieder gut machen könnte, gegen meine Grundſätze zu handeln. Aber ſolchen Erſatz zu leiſten, hab' ich nicht einmal Ausſicht."

Er machte den Oheim nun auf den Umſtand aufmerkſam, daß die verſicherten Gläubiger ihrer Lebensſtellung und ihrem Charakter nach zu einer Einbuße ſich nicht verſtehen würden, daß aber die Forderungen der Handſchriftenbeſitzer wenig mehr als ein Drittel der Schuldenmaſſe betrügen, er mithin auch im Fall eines Accords nur eine geringe Erleichterung zu erwarten hätte. — Der Oberſt war betroffen. Wie es Menſchen von deſpotiſchem Hange begegnen kann, ſo hatte er, was er wünſchte, ſich auch als leicht ausführbar gedacht und angenommen, daß man die Gläubiger überhaupt zu einem Nachlaß würde beſtimmen können. Nun ſchämte er ſich, daß der junge Menſch die Verhältniſſe richtiger angeſehen haben ſollte, und empfand nur um ſo mehr Unmuth gegen ihn. Er fühlte einen Drang, ihn ſeinerſeits wieder zu treffen, und ſagte endlich: „Vielleicht! — vielleicht iſt es ſo! — Aber ſo geht's, wenn man ſich den Rettungsweg, der einem noch geboten war, ſelber verbaut! Der Bankier Pranger, dem du das meiſte ſchuldig biſt, hat eine Tochter, die jetzt achtzehn Jahre ſeyn muß. Es iſt wahr, daß ſein Vater noch Krämer dort im Städtchen war und ſich glücklich pries, aus ſeinem Laden etwas in's Schloß liefern zu dürfen. Aber der Sohn hat Glück gehabt, er iſt ein reicher Mann und geadelt. Dergleichen Leute wünſchen nichts mehr, als ſich mit alten Familien zu verbinden, und es wäre nicht das erſtemal, daß der Abkömmling eines guten Hauſes durch eine ſolche Heirath ſeine zerrütteten Verhältniſſe wieder herſtellte."

Arthur hatte dieſer Rede mit Verwunderung gehorcht und erwiederte nun mit Ernſt und Strenge: „Wozu ſagen Sie mir das? Wollen Sie doch bedenken, daß dergleichen Reden jetzt gar keinen Zweck mehr haben." — „Nun," fuhr der Oberſt heraus, „wenn ich dein Vater geweſen wäre, ſo hätte ich meine Einwilligung zu dem thörichten Verhältniß, das du angeknüpft haſt, nicht gegeben und du wäreſt frei — —" Weiter konnte er nicht reden. Arthur, mit gerötheten Wangen und funkelnden Augen, hatte ſich vor ihn geſtellt und rief: „Kein Wort mehr davon, Onkel! Ich bitte Sie!" — Die Betonung dieſes „bitte" verrieth eine Leidenſchaft, die den Oberſt verſtummen machte. Er wandte ſich von ihm und ging düſter im Zimmer auf und ab.

In der Stille, die nun eintrat, fand er Zeit zum Nachdenken. Er fühlte, daß er den Neffen doch ungebührlich verletzt habe, und ein gewiſſes Bedauern, das er darüber empfand, gab ihm die Kraft, nochmals den Ton der „Güte“ anzuſtimmen. Er ſagte: „Wenn man ſieht, daß ein junger Menſch im Begriff iſt ſich unglücklich zu machen, ſo dürfen ſeine Verwandten nicht ablaſſen, ihn darüber aufzuklären, und wenn ſie dabei Dinge hören ſollten, die ſie zu hören nicht gewohnt ſind. Ich folge dieſer Pflicht und frage dich: Was willſt du für die Zukunft beginnen? Haſt du ſchon einen Entſchluß gefaßt?“ — Arthur erwiederte der Wahrheit gemäß: „Noch nicht.“ — Dieſer Ungewißheit gegenüber erſchien dem Oberſt ſein Vorſchlag wieder als der verhältnißmäßig beſte, und mit erneuter Sicherheit begann er: „Du willſt alſo dein Haus einreißen, bevor du wenigſtens eine neue Hütte gebaut? Du verwirfſt die Anſicht eines erfahrenen Mannes und weißt nicht nur keine beſſere, ſondern gar keine entgegenzuſetzen? Du gehſt alſo blind in dein Verderben?“ — Der junge Mann ſtand nachdenklich da und der Oberſt, der ihn erſchüttert zu haben glaubte, fuhr mit Gewicht fort: „Arthur, du kennſt mich dafür, daß ich kein Schwätzer bin. Ich mache dir jetzt einen Vorſchlag; wenn du ihn verwirfſt, ſo werd' ich ihn nicht wiederholen. Laß mich verſuchen, dir Waldfels zu retten! Ich bin dein Vormund und kenne meine Rechte, aber was ich thue, will ich mit deiner Beiſtimmung thun. Entſchließe dich und gib ſie mir! Manches geht leichter, als man ſich's vorſtellt. Vielleicht läßt ſich der geadelte Kaufmann zu günſtigen Bedingungen überreden: ſolche Menſchen ſind irgendwo zu packen. — Bedenke," ſetzte er mit Ernſt hinzu, „daß du dir nicht allein gehörſt, ſondern einem Geſchlecht, daß du Pflichten gegen einen Namen haſt, der zu den beſten im Lande gehört, und daß dieſer Name mit dir untergehen wird." — Arthur erwiederte nach kurzem Bedenken: „Sie wollen mein Beſtes auf Ihre Weiſe und ich danke Ihnen für den Eifer, den Sie dabei an den Tag legen. Allein den Weg, den Sie mir vorſchlagen, kann ich nicht gehen. Ich erkenne meine Pflichten gegen meinen Namen an und werde ſie erfüllen, — aber nur ſo, wie mein Charakter und meine Ueberzeugung es geſtatten."

Der Oberſt ſtöhnte bei dieſen Worten. Der Geduldfaden, den er ſo lang erhalten hatte, mußte endlich reißen. Er empfand all den Zorn, den man über die Hartnäckigkeit und die Blindheit eines Menſchen empfindet, dem man vergebens den beſten und zweckmäßigſten Rath ertheilt hat, und indem er ſich mit grimmigem Geſicht vor Arthur hinſtellte, rief er: „Gut, junger Herr! Jetzt hab' ich nur noch Eine Pflicht zu erfüllen, nämlich dir zu erklären, was dein Betragen für Folgen nach ſich ziehen wird. Mir, dem erfahrenen Mann, kann nichts abgeſchmackter vorkommen als der Hochmuth, der meint, die Welt müſſe ſich nach ihm und ſeinen Bedürfniſſen richten, nichts widerlicher als die Phantaſterei, die den Unverſtand für Tugend ausgibt. Ich halte deinen Leichtſinn für unverantwortlich und ſage dir daher: wenn du dabei bleibſt, ſo zieh' ich meine Hand von dir ab, ich vergeſſe, daß du mein Neffe biſt, und überlaſſe dich deinem Schickſal!" — „Und ich," erwiederte Arthur, „erkläre, daß ich gleichwohl dabei beharren muß, daß ich mich aber immer als Ihren Neffen betrachten, für Ihren guten Willen dankbar ſeyn und dieſe Geſinnung im glücklichen Fall beweiſen werde." — Der Oberſt zuckte die Achſeln, ſah ihn mitleidig an und verließ das Zimmer.

In der erſten Aufregung, welche die Scene in ihm hervorgerufen, empfand Arthur die Befriedigung eines Menſchen, der ſich ſagen kann, mit Feſtigkeit nach ſeiner Ueberzeugung gehandelt zu haben. Als er aber mit kühlerem Blut darüber nachdachte, erſchien es ihm doch peinlich, mit ſeinem Oheim in ein geſpanntes Verhältniß gerathen zu ſeyn, deſſen Aufhören er nach ſeiner Meinung nicht erwarten konnte, ohne eine ihm unmögliche Nachgiebigkeit zu beweiſen. Wie es bei leidenſchaftlichen Erörterungen zu gehen pflegt, hatte er keine Gelegenheit gefunden, von den Ausſichten zu reden, die ihm gar bald durch den Grafen eröffnet werden könnten. Da er aber dieſen Herrn dringend gebeten hatte, in Rückſicht auf die geſchilderte Lage ſeinen gütigen Rath ihm bald ertheilen zu wollen, ſo beſchloß er jetzt, bis zum Einlauf des Schreibens zu warten und den Oheim durch eine gute Nachricht, auf die er hoffte, wo möglich wieder zu verſöhnen.

Mehrere Tage gingen hin. Das Benehmen des Oberſten entſprach ſeiner Erklärung. Er genügte ſeinen Pflichten als Vormund, ohne ſeines Projektes noch einmal Erwähnung zu thun, und beobachtete gegen ſeinen Neffen die Formen kalter Höflichkeit; aber er ſuchte die Momente des Zuſammenſeyns möglichſt abzukürzen und zog ſich theils auf ſein Zimmer zurück, theils machte er Beſuche in der Nachbarſchaft. Arthur entſchädigte ſich im Hauſe der Verlobten. Er verſchwieg hier die Scene mit dem Oheim, und da auch dieſer für gut fand, nichts zu ſagen, ſo blieb der junge Mann glücklicherweiſe mit einer neuen Erörterung verſchont. Mutter und Tochter hatten mit ihm angenommen, daß er auf Waldfels verzichten und ſein Glück anderweitig ſuchen müſſe. Darum bildete nun das Schreiben, das Arthur an den Grafen abgeſandt hatte, und die zu erwartende Propoſition den Hauptgegenſtand der Unterhaltung und mancher Vermuthung.

Die ſehnlich erharrte Antwort erſchien endlich. Der junge Waldfels betrachtete Adreſſe und Siegel mit begreiflichem Herzklopfen, eilte auf ſein Zimmer und las in größter Spannung.

In verhältnißmäßig ausführlichem Schreiben drückte der hochgeſtellte Herr zunächſt ſein Leidweſen über den frühzeitigen Hintritt des Vaters aus, eines der vortrefflichſten Männer, die er gekannt, und deſſen Andenken ſeinen Freunden ſtets theuer bleiben werde. Dann ging er auf Arthurs Verlobung über, an der er um ſo herzlicheren Antheil nehme, als er vielleicht zuerſt an dem edeln jungen Paar die Anzeichen einer tieferen Neigung wahrgenommen und ſich darüber gefreut habe. Er wünſche demſelben alles Glück, das die Erde bieten könne, und bedaure auf's innigſte, daß die Hinterlaſſenſchaft des Vaters nicht von der Art ſey, um ihnen ſogleich die hiezu nöthige Unterlage zu gewähren. Was die Anfrage des jungen Freundes betreffe, ſo wolle er hierauf eine gewiſſenhafte Antwort ertheilen. Er für ſeine Perſon würde es am liebſten geſehen haben, wenn er ſich der diplomatiſchen Carrière hätte widmen können, denn dazu ſcheine er ihm ganz beſonderes Talent zu beſitzen. Allein zu dieſer Laufbahn ſey ein nicht unbedeutendes Vermögen die nothwendige Vorausſetzung, und ſo könne in Ermanglung eines ſolchen leider auch dießmal wieder eine glänzende Begabung nicht die ihr zukommende Bethätigung finden. Aehnliches gelte von der militäriſchen Laufbahn. Könnte er dem Baron die baldige Erlangung einer Lieutenantsſtelle allenfalls auch garantiren, ſo verböte ſich für ihn die Wahl dieſes Standes doch wegen der Bedingungen, an welche die Landesgeſetze die Verheirathung eines Offiziers knüpften. Alles wohl erwogen, müſſe er ſeinem trefflichen Verwandten rathen, auf der Univerſität die Jurisprudenz zu abſolviren und ſich dem Staatsdienſt zu widmen. Zwar ſey es ſeine Pflicht, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß der Concurrenten jetzt gar viele ſeyen und daß er eine Reihe von Jahren werde Geduld haben müſſen, bis er eine ſeinen Wünſchen entſprechende Stellung werde erlangen können. Allein als begabter junger Mann werde er ſich auch hier mit der Zeit hervorthun und ihm Veranlaſſung geben, ſeine Schritte zu fördern. Er auf ſeinem Poſten habe ſich freilich die ſtrengſte Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zum Geſetz gemacht; allein es freue ihn außerordentlich, wenn er einem edelgeſinnten jungen Mann mit gutem Recht freundſchaftlich unter die Arme greifen könne. Im Uebrigen rathe er, nur guten Muthes zu ſeyn. In der Welt ſey manches möglich und es könne von irgend einer Seite her eine unerwartet günſtige Wendung ſeines Geſchicks eintreten. Sollte aber die Erfüllung ſeiner höchſten Lebenswünſche dennoch erſt ſpät eintreten, ſo werde ſie ihn nur um ſo inniger beglücken, und er werde das erhebende Gefühl eines mit Ausdauer errungenen und in jeder Hinſicht verdienten Looſes haben. Indem er daher u. ſ. w. u. ſ. w.

Als Arthur dieſen Brief geleſen hatte, ſenkte er das Haupt in tiefer Niedergeſchlagenheit. Er hatte von dem Mann, der ihm ſo viel Theilnahme bewieſen und deſſen Macht anerkannt war, irgend einen Vorſchlag erwartet, der ihn auf ungewöhnlichem Weg raſch zum erſehnten Ziel führen könnte. Nun ſah er ſich den gewöhnlichſten Rath gegeben! Er ſah ſich mit Redensarten beſchenkt, die ihm von purer Gleichgültigkeit dictirt und nur den Wunſch auszudrücken ſchienen: beläſtige mich nicht weiter!

Hätte er den Grafen näher gekannt, ſo würde er weniger gehofft haben, durch das Ergebniß ſeiner Anfrage aber auch weniger erſchüttert worden ſeyn. Der vielvermögende Herr beſaß eine ausgebreitete Verwandtſchaft und hatte eben gegenwärtig mehrere Vettern zu verſorgen, die ihn näher angingen als Arthur. Auch Andere hatten ihm Gefälligkeiten und Ehren erwieſen und konnten nun mit Anſprüchen hervortreten. Darunter waren Männer, die nützlich oder ſchädlich werden konnten, und dieſe mußte er vor allen berückſichtigen. Als kluger Mann hatte er von jeher die Nothwendigkeit begriffen, für brauchbare Perſönlichkeiten über Belohnungs- und Anfeuerungsmittel verfügen zu können, und es ſich daher zur Regel gemacht, ſich niemals ohne

Noth durch eine ſchriftliche Zuſage zu binden. Da er ſich nun auf ſeinem hohen Standpunkt ohnehin von Supplicirenden umdrängt ſah, denen er allen helfen ſollte — konnte er dem jungen Waldfels unter den gegenwärtigen Verhältniſſen mehr zuwenden, als ein mäßiges Theilchen von Sympathie? Durch ſein ausführliches, theilnehmendes Schreiben glaubte er ſogar ein Uebriges gethan und durch das ernſtlich gemeinte Verſprechen einer ſpäteren gelegentlichen Unterſtützung ſeine wohlwollende Geſinnung vollkommen bewieſen zu haben.

Arthur konnte ſich in die Seele des Staatsmanns nicht hineindenken; er beſchuldigte ihn daher unfreundlicher Kälte und ſah in ihm nur einen herzloſen Weltmenſchen, von welchem für ihn gar nichts mehr zu erwarten ſey. Es iſt ſo ſchwer, gerecht zu ſeyn, wenn man eine unerwünſchte Antwort erhalten hat! Die vorgeſchlagene Laufbahn, die für den Jüngling an ſich nichts Reizendes hatte, erſchien ihm jetzt geradezu widerwärtig; ſein Herz wandte ſich gänzlich davon ab. Allein welche andere bot ſich ihm dafür? Was ſollte er dem Oberſt ſagen, den er durch eine gute Nachricht zu gewinnen und zu beſchämen gehofft? Die Reihe ſich zu ſchämen war nun an ihm. Und was ſollte er Frau von Holdingen ſagen, die von dem einflußreichen Mann eben ſo wie er eine troſtreiche Auskunft erwartet hatte?

— Bei dieſem Gedanken ergriff ihn eine marternde Empfindung, und ſchmerzlicher als je fühlte er die Stiche der Verzweiflung im Herzen.

In der Gedankenbewegung, der er ſich willenlos hingab, erſchien Arthur endlich jenes Traumbild, das in der letzten Zeit vor den Geſchäften des Tags zurückgewichen war, auf's neue. Sein nach Rettung verlangendes Herz fühlte ſich zu ihm hingedrängt; das, was ihm zuerſt nur ſpielender Gedanke geweſen, erſchien ihm nun als eine Eingebung, und ſiegreich trat in ihm der Glaube hervor, daß er zu der Thätigkeit, wie ſie ihm hiemit ſich öffnen würde, berufen ſey, daß er in ihr ſein Glück finden und ſein Geſchick wieder herſtellen werde. Die Stunde der Entſcheidung war für ihn gekommen. Nachdem er die Vorſtellung noch eine zeitlang betrachtet hatte, erhob er ſich entſchloſſen und rief aus: „Ja, dieſem Zuge will ich folgen! Verlaſſen von Andern will ich mir ſelbſt vertrauen und kühn der Göttin mich weihen, die heutzutage allein noch Wunder zu thun vermag. Ich fühle mich dazu begabt, die Ausſicht reizt und lockt mich, und dießmal, das weiß ich, wird mein Vertrauen mich nicht täuſchen. — Aergert euch dann, ihr Herrn,“ ſetzte er mit ſtolzer Geringſchätzung hinzu, „mit euch bin ich fertig!“ —

Der Entſchluß, den Arthur in aufgeregtem Zuſtande gefaßt, hielt die Probe nüchterner Unterſuchung aus.

Den andern Tag, nachdem er alle Verhältniſſe wohl erwogen hatte, erneuerte er ihn und gelobte ſich, nicht wieder von ihm abzugehen. Sein Vorhaben war aber von der Art, daß es ihm geboten ſchien, niemand, auch nicht der Geliebten, ein Geſtändniß davon zu machen. Er nahm ſich vor, es für Alle ein undurchdringliches Geheimniß ſeyn zu laſſen und bei Anna und Frau von Holdingen an das Vertrauen zu appelliren, das redliche Herzen einem Ehrenmann ſchenken müſſen. Eine tiefe Ruhe nahm in ſeiner Seele Platz. Es war die Ruhe des Bewußtſeyns, einem höheren Rufe zu naturgemäßer Beſtimmung zu folgen.

Die Frage war jetzt nur, wie er den Frauen die Antwort des Grafen mittheilen ſollte, ohne ihre Herzen zu erſchrecken und zu betrüben. Aus dieſer Verlegenheit riß ihn ein Mann, der ſeinen Wünſchen überhaupt wie ein Bote des Schickſals entgegenkam — ein Unterhändler ſeines Hauptgläubigers. Arthur erkannte aus den Reden deſſelben gar bald, daß es den reichen Landsmann über die Maßen gelüſtete, Eigenthümer von Waldfels zu werden. Er fand nach dem, was er von ihm gehört, dieſe Neigung begreiflich und knüpfte an ſie ſeine Hoffnungen an.

Daniel Pranger, oder wie er ſeit vier Jahren hieß, Daniel von Pranger war der Sohn eines kleinen Materialwaarenhändlers in dem zwei Stunden von Waldfels entfernten Städtchen. Schon der Vater, der ſeine Kunden mit Eifer bedient, hatte ſich nach und nach ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen geſammelt. Daniel, der die Kaufmannſchaft in der altberühmten Handelsſtadt erlernt, aus der die Baronin von Waldfels ſtammte, übertraf ihn als ſelbſtſtändiger Mann an Glück und Unternehmungsgeiſt. Er wagte viel, und wo er wagte, gewann er. Endlich ſetzte er ſeinen Spekulationen die Krone auf, indem er die Wittwe eines Bankiers heirathete und damit eine gar viel beſſere Partie machte, als der verſtorbene Baron, der kurz zuvor Arthurs Mutter heimgeführt hatte. Wenn den Glücklichen ſein geſicherter Reichthum mit Stolz erfüllte, ſo war es ihm doch das ſüßeſte Gefühl, von dem Glanz deſſelben umſtrahlt in der Vaterſtadt aufzutreten und die Ausrufungen des Staunens und die reſpektvollen Schmeicheleien zu vernehmen, womit ihn ſeine Jugendfreunde beehrten. Er wiederholte dieſe Beſuche mit Familie in gemeſſenen Zeiträumen und unterließ nicht, vor ſeinem Abgang Verwandten und Bekannten jedesmal ein Diner zu geben, das wochenlang den Hauptgegenſtand der Unterhaltung im Städtchen bildete. Bei einem dieſer Beſuche mußte er hören, daß die Feſtlichkeiten, die in Waldfels veranſtaltet wurden, in Aller Munde waren. Die Honoratioren rühmten die Pracht derſelben und noch mehr die noble Feinheit, mit welcher der Baron ſeine Gäſte zu unterhalten wiſſe; die Frauen ließen für den damals noch in den beſten Jahren ſtehenden Herrn eine große Eingenommenheit blicken. Alles das erfüllte den reichen Mann mit einem Gefühl, das wir nicht mit Unrecht als Neid bezeichnen können. Der Baron ehrte ihn gelegentlich durch eine Einladung, was ihn freute; aber er behandelte ihn dabei mit einer Höflichkeit, die ihm nicht eifrig genug vorkam, und zeichnete ihn nicht vor andern aus, wie er es erwartet hatte; er fühlte ſich gedrückt und kam unbefriedigt und verdrießlich nach Hauſe. — Ein glücklicher und ſtolzer Moment war es daher für ihn, als Herr von Waldfels ein Jahr ſpäter in ſeinem Hauſe erſchien, um ein bedeutendes Anlehen bei ihm zu machen. Er bot ihm mehr, als der Baron verlangt hatte, bedang ſich hinreichende Sicherheit und fühlte ſich groß in dem Bewußtſeyn, der finanzielle Protector eines Mannes zu ſeyn, den er in ſeiner Jugend ſo hoch über ſich erblickt hatte und dem er auch in der Fülle ſeines Reichthums den Rang nicht abzulaufen vermochte. Schon zu dieſer Zeit dachte er daran, daß ihm bei der Lebensweiſe des Barons wohl einmal ſeine Beſitzung in die Hände fallen könnte. Er hatte ſeitdem ein lauerndes Auge auf den Gang ſeiner Angelegenheiten und es war ihm angenehm, ſich wegen nicht bezahlter Zinſen in einer Weiſe mit ihm zu vergleichen, daß die bisherige Schuld um ein Ziemliches größer wurde. Als er das Ableben des Barons erfuhr, trat der Wunſch, das Edelmannsgut zu beſitzen, auf's lebhafteſte in ihm hervor. Er faßte den Entſchluß, alle Segel aufzuſpannen, um ſich einen ſo glänzenden Ruheſitz zu verſchaffen und zu dem Ruhm eines reichen Mannes noch den eines Herrn von Waldfels zu fügen. Den Erben durch Kündigung des Capitals in die Enge zu treiben, ſchien ihm aus Gründen der Ehre und Klugheit nicht räthlich; er drängte ihn daher in keiner Weiſe und wartete mit Ruhe ſeine Zeit ab. Als die Epoche der Mündigkeit Arthurs herannahte, hielt er es für das Zweckmäßigſte, bei dem unerfahrenen, in Verlegenheit befindlichen Jüngling durch einen geſchickten Unterhändler das Geſchäft beginnen zu laſſen.

Dieſer, ein jüdiſcher Handelsmann aus der Nachbarſchaft, erwähnte natürlich nichts davon, daß er von dem Bankier zu ſeiner Anfrage beauftragt ſey. Er habe ſich gedacht, daß es dem Herrn Baron unter den gegenwärtigen Umſtänden erwünſcht ſeyn könnte, die ſchöne Beſitzung gut zu verkaufen, und die Verehrung, die er gehegt für den ſeligen Herrn Vater, mit dem er ſo manches Geſchäft gemacht, und das Intereſſe für das Wohlergehen des jungen Herrn Baron habe ihn bewogen, ſich nach einem Mann umzuſehen, wie man ihn brauche. Er habe einen ſolchen gefunden, einen Mann, reich und reell, der im Stande ſey, die

Beſitzung gut zu bezahlen, und den man dazu bringen könnte, ſie zu kaufen — den Herrn von Pranger. Wenn der Herr Baron geneigt ſeyen, ſie zu veräußern, ſo biete er ihm ſeine Dienſte an, und ſo wahr er das Leben habe, der Herr Baron ſolle ein Geſchäft machen, das er nicht bereuen werde.

Arthur konnte ſich nicht erwehren, mit Heiterkeit auf den Mann zu ſehen, der dieß Alles mit einer Lebhaftigkeit und Wärme vortrug, als ob jede Sylbe aus ſeinem Herzen käme. Er richtete mehrere Fragen an ihn, die ſich auf Herrn von Pranger bezogen, und ſo vorſichtig der Jude antwortete, ſo gewann Arthur doch die klarſte Anſchauung von dem wirklichen Stand der Dinge. Sehr angenehm berührt davon, gab er die Erklärung: er ſey nicht abgeneigt, das Gut zu verkaufen, ſofern es nämlich preiswürdig bezahlt würde; vorher müſſe er ſich aber mit den Seinen berathen. — „Natürlich,“ erwiederte der Jude, „bei einer Sache von ſolcher Wichtigkeit! — Aber,“ ſetzte er fein hinzu, „der Herr Oberſt haben vielleicht eine zu militäriſche Anſicht von der Sache und muthen Ihnen zu, eine Laſt zu tragen, die zu ſchwer für Sie werden könnte. Ein junger Herr, wie Sie, kann Anſpruch machen auf alle Ehren in der Welt. Warum ſollten Sie ſich mit einer Beſitzung plagen, die ſich unter den jetzigen Verhältniſſen — verzeihen Sie, daß ich das ſage! — für einen

Herrn von Stande doch ſchwerlich mehr rentiren kann. Indeſſen der Herr Baron ſind klug, das iſt allgemein bekannt, und wiſſen ſelbſt, was für Sie am vortheilhafteſten iſt.“ — Arthur ließ das gut ſeyn. Man beſtimmte die Zeit der nächſten Zuſammenkunft und trennte ſich.

IV.

In der Stimmung, welche die Unterredung mit dem jüdiſchen Unterhändler im jungen Waldfels angeregt, glaubte er ſeinen Oheim aufſuchen zu müſſen. Er fand ihn in ſeinem Zimmer, bat ihn nach beſcheidenem Gruß herzlich, den Auftritt von letzthin vergeſſen und ihm wegen eines Anerbietens, das ihm gemacht ſey, den Rath der Erfahrung ertheilen zu wollen. Der Oberſt, durch dieſes Entgegenkommen einigermaßen begütigt, brummte etwas von Pflicht und erklärte ſich dazu bereit. Als Arthur in ſeinem Bericht Herrn von Pranger als Käufer nannte, machte der Kriegsmann ein erzürntes Geſicht. „Dieſer Sohn eines Käſekrämers,“ rief er aus, „will Waldfels haben? Das iſt ja ſchamlos!“ — Arthur ſtellte dem Oheim vor, daß er eben bei Herrn von Pranger Ausſicht habe, das Gut vortheilhaft zu verkaufen. „Und was den Umſtand betrifft,“ fuhr er lächelnd fort, „daß der Sohn eines Krämers in den

Beſitz von Waldfels kommen würde, ſo erlaube ich mir, Sie daran zu erinnern, daß Sie ſelber einen Vorſchlag gemacht haben, nach dem er der Schwiegervater und nach Umſtänden der Großvater eines Herrn von Waldfels werden ſollte." — Der Oberſt ſchnitt eine Grimaſſe des Verdruſſes und verſetzte: „Ja, das hab' ich geſagt! — Hol's der Henker! Das Geld iſt heutzutag Alles!" — Er ging unmuthig im Zimmer auf und ab und ſtieß abwechſelnd Flüche und Seufzer aus. Endlich ſtellte er ſich vor den Neffen hin und ſagte mit einem ſtellte er ſich vor den Neffen hin und ſagte mit einem grimmigen Humor: „Nun, wenn der Kerl durchaus unſer Stammgut haben will und du nicht davon zurückzubringen biſt, es abzugeben, ſo laß dir's wenigſtens ſo gut als möglich bezahlen!" — Arthur, erfreut über die Willfährigkeit, die ſich hierin kund gab, verſetzte: „Dafür, lieber Oheim, laſſen Sie mich ſorgen. Bezahlen ſoll er es!"

In dem erleichterten Gefühl, das wir immer haben, wenn wir jemanden tractabler finden, als wir zu hoffen gewagt, begab ſich Arthur zu Frau von Holdingen. Er ſprach hier aus Gründen zuerſt von der Abſicht des Bankiers. Die Baronin konnte ebenfalls ihre Betrübniß nicht verbergen, daß ein Gut, welches die Familie Waldfels Jahrhunderte hindurch beſeſſen hatte, in die Hände eines ſolchen Mannes kommen ſolle. Sie mußte indeß geſtehen, daß man es am Ende noch für ein Glück halten müſſe, wenn Arthur dadurch in den Beſitz einer Summe Geldes gelange, die er zu ſeinem Fortkommen gar ſehr würde brauchen können. „Um ſo mehr," fiel Arthur ein, „als unſer edler Verwandter, der Herr Graf, die Hoffnungen, die wir auf ihn geſetzt haben, vor der Hand nicht erfüllen zu wollen ſcheint." Er überreichte der Baronin das Schreiben, das ſie begierig las. Als ſie es geendet, zuckte ſie die Achſeln und ſagte: „Ich habe ihn immer für einen Menſchen gehalten, der nur an ſich denkt." Sie ſchwieg bekümmert und Arthur wandte ſich zu Anna, die ihn ſchon vorher mit einem Blick angeſehen hatte, der zu ſagen ſchien: „In Gottes Namen, das macht es nicht aus!" Nun lenkte ſie das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand und zog auch die Mutter in daſſelbe, ſo daß ſich nach einiger Zeit alle drei wieder in gefaßter Stimmung befanden. Arthur ſagte beim Abſchied zur Baronin: „Wir wollen uns jetzt an das Nächſte halten und einen vortheilhaften Verkauf zu bewerkſtelligen ſuchen. Ich hoffe Ihnen bald gute Nachrichten geben zu können."

Die Verhandlungen zwiſchen dem jungen Waldfels und Herrn von Pranger begannen. Jener, durch ſeinen Oheim unterſtützt, benahm ſich dabei ſo klug, daß die Begierde des Bankiers, die freiherrliche Beſitzung in ſeine Hände zu bekommen, immer mehr geſtachelt wurde. Es kam Arthur zu gute, daß die übrigen Gläubiger in ſeine Redlichkeit volles Vertrauen ſetzten und in das Geſchäft keine Störung brachten. Nützlich wurde es ihm, daß der Oberſt auf ſeine Fauſt das Gerücht unter die Leute gehen ließ, er ſey im Stande einem Gewiſſen einen ſchlimmen Streich zu ſpielen, indem er das Geld zu ſeiner Bezahlung herbeiſchaffe. Endlich — und das war die Hauptſache — hatte Arthur noch das Glück, den jüdiſchen Unterhändler, Herrn Samuel Roſenheimer, auf ſeine Seite zu bekommen.

Wie wir unſern jungen Freund kennen gelernt, war er von Herzen freundlich gegen jedermann. An Samuel Roſenheimer ergötzte ihn das mit der Sicherheit eines Künſtlers durchgeführte Spiel, welches er durchſchaute; er verkehrte gern mit ihm und erwies ihm dabei mit Vergnügen die Höflichkeiten, auf die ein ſo geſchickter Mann Anſpruch machen konnte. Herr von Pranger dagegen kehrte gegen ſeinen Unterhändler bald die unangenehme Seite des Auftraggebers hervor. Er ward ärgerlich, daß die Sache nicht von der Stelle rücken wollte; einmal in übler Laune, ſetzte er ſich hin und ſchrieb einen Brief, in welchem er Herrn Roſenheimer kränkende Vorwürfe machte und ihm erklärte, daß er ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen könnte, einen andern Unterhändler zu wählen. Nun kann der Iſraelit in der Regel gar vieles vertragen, wenn es ſeyn muß; gewiſſe Beleidigungen verletzen ihn aber um ſo tiefer und eine ſtille

Wuth bleibt um ſo länger in ſeinem Gemüthe. Als Samuel Roſenheimer dieſen Brief geleſen hatte, verzog er ſeinen Mund verächtlich und ſagte für ſich: „Der Herr Baron von Waldfels, der Abkömmling einer ſo alten und ſo angeſehenen Familie, iſt höflich gegen mich, und dieſer Menſch, deſſen Großvater im Spittel geſtorben iſt, belohnt meine Mühe mit Undank und Geringſchätzung! — Nu, wir wollen ſehen!“

Am andern Tag kam er zu Arthur und konnte oder wollte eine gewiſſe Aufregung nicht verbergen. Er faßte den jungen Mann bei der Hand und ſagte: „Herr Baron, erlauben Sie, daß ich heute ernſthaft mit Ihnen rede. Ich mein's gut mit Ihnen — glauben Sie mir! Sie ſind ein braver und liebenswürdiger Herr und unverdient — das weiß der liebe Gott! — in eine ſchlimme Lage gekommen. Der Herr Vater — Gott hab' ihn ſelig! — er war auch ein braver Herr; aber er trieb's ein bischen zu hoch, er war auch zu gut — und wie's ſo geht wenn man einmal anfängt Schulden zu machen, iſt's oft nicht mehr möglich aufzuhören. Und nun ſteht's ſo — unter uns, Herr Baron, können wir das ſchon ſagen — daß Sie möglicherweiſe um Ihr ganzes Vermögen kommen können. Das thut mir weh, ich verſichere Sie, weh thut's mir! Ich weiß ja auch, warum Sie jetzt wünſchen müßten, das ganze große Vermögen zu haben, das an Ihren Herrn Vater gekommen iſt. So wahr ich hier ſtehe, 's freut mich allemal, wenn ich Sie ſehe mit Fräulein von Holdingen — zwanzig Meilen in der Runde gibt es kein ſo liebes und ſo ſchönes Paar! — Herr Baron — nichts für ungut! — ich hab' auch ein Herz!"

Dem Juden waren bei dieſen Worten die Augen feucht geworden und Arthur wußte nicht, was er von ihm halten ſollte. Seine Gedanken errathend fuhr jener fort: „Sie wünſchen zu erfahren, was ich eigentlich will, das will ich Ihnen ſagen. — Ihnen, Herr Baron, muß geholfen werden! — und ich, Samuel Roſenheimer, der ich hier vor Ihnen ſtehe — ich will Ihnen helfen!" — Arthur ſah ihn verwundert an. Es kam ihm vor, als ob er dießmal kein Spiel vor ſich ſähe, und er ſagte freundlich: „Wie wollen Sie das machen, lieber Herr Roſenheimer?" — „Fragen Sie mich nicht," erwiederte jener, „ich werd's machen! — Wiſſen Sie was? Ich kehre auf eine Stunde in's Wirthshaus zurück. Gehen Sie unterdeß zum Herrn Onkel, berathen Sie ſich mit ihm und ſchreiben Sie die Bedingungen, unter denen Sie das Gut ablaſſen wollen, auf einen Bogen Papier; weiter nichts. — Herr Baron, ich empfehle mich Ihnen."

Nach einer Stunde kam der Jude wieder. Arthur übergab ihm lächelnd das gewünſchte Papier. Roſenheimer las es und ſagte bedenklich: „Sie fordern viel, Herr Baron." — „Nicht mehr," erwiederte Arthur, „als die Beſitzung für einen Liebhaber werth iſt. Ich ſelbſt würde ſie um dieſen Preis nicht abgeben, wenn ich nicht dazu gezwungen wäre." — Der Jude verſetzte: „Nu, wir wollen ſehen! — Für jetzt muß ich Sie aber bitten, in dieſer Sache nichts weiter zu thun und mit niemand darüber zu reden. Vertrauen Sie dem Samuel Roſenheimer und warten Sie, bis er wieder kommt."

Zwei Tage nachher gelangte an Herrn von Pranger durch einen Geſchäftsfreund die Nachricht, der Fürſt von R. habe geäußert, er wolle das Gut Waldfels kaufen. Einige Stunden nachher trat Roſenheimer mit geheimnißvoller Miene in's Comptoir. Der Bankier nahm ihn ſogleich mit in ſein Zimmer und fragte ihn haſtig: „Iſt's wahr, daß der Fürſt von R. die Abſicht hat, Waldfels an ſich zu bringen?" — „Haben Sie auch ſchon davon gehört?" verſetzte der Jude ruhig. „Ich kann Ihnen nur ſagen, was mir mein Schwager aus der Reſidenz des Fürſten geſchrieben hat: daß dieſer Herr beabſichtigt, ſchon in den nächſten Tagen einen ſeiner Beamten nach Waldfels zu ſchicken." — Dem Bankier ſtieg das Blut in's Geſicht und er rief unwillig aus: „Das wäre ja ſchändlich, wenn mir ein Gut, auf das ich ſchon Jahre lang ſpekulire, vor der Naſe weggeſchnappt würde?" — „Können Sie ſich wundern," verſetzte Roſenheimer, „daß eine ſo ſchöne Beſitzung noch mehr Liebhaber findet? Uebrigens dürfen Sie ſich gratuliren: noch weiß der junge Herr nichts von dieſer Abſicht des reichen Fürſten, noch ſteht Ihnen Waldfels zu Gebot. Aber wie? Bezahlen müſſen Sie's! Der junge Baron iſt zäh, grauſam zäh; er kennt den Werth ſeines Gutes genau — nu, was red' ich viel? Hier ſind die Bedingungen!"

Er hatte unterdeſſen die Brieftaſche gezogen und übergab ihm das Papier. Der Bankier las raſch und rief unmuthig aus: „Wie, das iſt —" — „Das Ultimatum von dem Herrn Baron," fiel Roſenheimer ein. — „Iſt der junge Mann klug?" verſetzte Herr von Pranger; „dieſe Summe!" — „Die Summe iſt ſchön," bemerkte Roſenheimer, „aber Waldfels iſt noch ſchöner." — „Und die Bedingungen?" fuhr der Bankier fort. „Sechs Jahre das Gut nicht verkaufen, an den Gebäuden keine weſentlichen Aenderungen vornehmen zu dürfen! Was ſoll das?" — „Herr von Pranger," erwiederte Roſenheimer, „Sie wiſſen, ſolche Herren hängen mit einer ganz ſonderbaren Zärtlichkeit an dem Stammſitz ihrer Familie. Es thut dem armen jungen Mann weh, daß er Waldfels nicht behaupten kann. Da es aber nicht möglich iſt, ſo will er wenigſtens dafür ſorgen, daß es noch einige Jahre ſo beſteht, wie er es gefunden hat. Eine Grille, wenn Sie wollen! Aber was kümmert das Sie? Wenn Sie Waldfels einmal haben, geben Sie's doch nicht wieder her, und Veränderungen an den Gebäulichkeiten wären nicht nöthig, wenn ein Fürſt — was ſag' ich? — wenn ein König es beziehen wollte.“

Der Bankier zuckte die Achſeln und ging im Zimmer auf und ab. Der Jude las in ſeinem Geſicht, daß ihm der Gedanke, Waldfels an einen Andern kommen zu laſſen, unerträglich fiel; er näherte ſich ihm und ſagte: „Herr von Pranger, Sie ſind ein reicher Mann, — keine Widerrede! — Sie ſind ein reicher Mann! Was macht es Ihnen, wenn Sie ein paar tauſend Gulden weniger haben? Wenn Sie's nicht wiſſen, ſpüren Sie's nicht, aber dem jungen Mann thun ſie gut. Und wenn es wird bekannt werden, was Sie gegeben haben, ſo wird man ſagen: der Bankier von Pranger iſt ein großmüthiger Charakter; — er hat dem jungen Mann in ſeiner Verlegenheit das Gut nicht abgedrückt — er hat gehandelt als ein wahrer Edelmann — er verdient den Edelmannsſitz zu haben.“ — Das hieß ſeinen Mann bei der ſchwächſten Seite faſſen. Herr von Pranger wurde um vieles freundlicher und vermochte ſeinen Worten kaum den Schein eines Vorwurfs zu geben, als er ſagte: „Was ſind Sie für ein Unterhändler! Sie nehmen die Partie des Barons!“ — „Ich nehme nicht die Partie des Barons,“ entgegnete

Roſenheimer. „Ich habe gethan, was ich konnte. Kann ich dafür, daß der junge Baron ſo hartnäckig, und daß der Fürſt auf den Einfall gekommen iſt, das Gut zu kaufen?“ Die letzten Worte gaben dem Bankier wieder einen Stich in's Herz. „Nun, wollen Sie?“ fragte Roſenheimer und ſah ihn ſcharf an. Der Andere ſchwieg, aber der Jude ſah, woran er war. „Herr von Pranger,“ ſagte er, ſeinen Hut ergreifend, „ich habe meine Schuldigkeit gethan und will Sie nicht weiter beläſtigen. Aber um eins bitt' ich Sie: wenn das Gut in drei oder vier Tagen gekauft iſt, machen Sie mir keine Vorwürfe.“

Er ging gegen die Thüre. „Warten Sie,“ rief Herr von Pranger. — „Haben Sie ſich entſchloſſen?“ entgegnete der Jude. — „Ja,“ verſetzte der Bankier mit heroiſcher Anſtrengung, „in's Teufels Namen! Melden Sie dem jungen Mann, daß ich morgen nach * * kommen werde, um den Kauf mit ihm abzuſchließen.“ — „Wollen Sie mir nicht eine ſchriftliche Einladung an den Baron mitgeben? Es macht einen beſſeren Effekt.“ Herr von Pranger ſchrieb ein Billet, ſiegelte und gab es Roſenheimer, indem er ſagte: „So eilen Sie!“ — „Ich werde eilen,“ ſagte der Jude und empfahl ſich.

Als er das Haus verlaſſen hatte, zuckte er die Achſeln und ſagte mit der Miene tiefer Geringſchätzung: „Wie dieſer Menſch zu ſeinem Reichthum gekommen iſt, möcht' ich wiſſen! Iſt das ein Geſchäftsmann? Gott ſoll helfen!" — Samuel Roſenheimer bedachte in dieſem Augenblick nicht, daß eine übermäßige Begierde nach einem zu erlangenden Gegenſtand auch verſtändige Männer zuweilen toll und blind machen kann.

Den andern Tag feierte man zu Waldfels ein beſcheidenes Feſt. Es war der 31. März, der Tag, an welchem Arthur vor einundzwanzig Jahren das Licht der Welt erblickt hatte und der ihn heute mündig machte. Er, der Oberſt, Frau von Holdingen und Anna hatten gemeinſchaftlich geſpeist und ſaßen eben beim Kaffee, als der alte Diener hereintrat und zu Arthur ſagte: „Herr Samuel Roſenheimer bittet um einige Augenblicke, er habe Ihnen etwas Intereſſantes und Angenehmes zu melden." — „Ah," rief Arthur, „er ſoll hier hereinkommen." — Herr Roſenheimer trat ein, begrüßte die Geſellſchaft und ſtellte ſich mit glänzenden Augen vor Arthur. „Herr Baron," ſagte er, das Billet des Bankiers emporhaltend, „was hab' ich hier? was meinen Sie?" — Arthur erwiederte lächelnd: „Wie kann ich das wiſſen?" — „Haben Sie die Güte zu leſen," ſagte Roſenheimer, übergab ihm das Schreiben und erklärte den andern: „Es iſt eine Einladung vom Bankier Pranger nach * *, wo morgen auf die von dem Herrn Baron geſtellten Bedingungen hin das Geſchäft wegen Waldfels vor ſich gehen ſoll." — „Iſt es wahr?"

fragte der Oberſt den Neffen, der das Billet geleſen hatte. Arthur übergab es ihm, der Oberſt las und rief in der erſten Ueberraſchung: „Was doch ſo ein" — er wollte ſagen: „verdammter Jude nicht alles durchſetzen kann!" Aber er beſann ſich, nahm einen Armſtuhl, rückte ihn zurecht und ſagte freundlich: „Herr Roſenheimer, ſetzen Sie ſich!" Dieſer hatte indeß noch keine Ohren für ihn und dankte nur leichthin. Er ſah den jungen Waldfels an und ſagte: „Nun, Herr Baron, verdien' ich Lob? Hab' ich mein Wort gehalten? Wie?" Arthur reichte ihm die Hand und erwiederte mit Herzlichkeit: „Ich bin Ihnen ſehr verpflichtet, Sie haben ſich um mich und uns alle verdient gemacht. Nehmen Sie meinen beſten Dank und rechnen Sie auf meine ganze Erkenntlichkeit." — „O ich bitte!" rief Roſenheimer und ſetzte ſich. — Nachdem Arthur den Damen die Kaufbedingungen mitgetheilt, welche der Jude dem Bankier annehmlich zu machen gewußt hatte, bemerkte Frau von Holdingen mit graziöſer Kopfbewegung: „Dieſer Erfolg macht Ihnen in der That alle Ehre, Herr Roſenheimer. Trinken Sie mit uns eine Taſſe Kaffee?" — Das Geſicht des Unterhändlers zerſchmolz in das ſüßeſte Lächeln. „Gnädige Frau Baronin," rief er, „dieſe Ehre! Sie beſchämen mich wahrhaftig!" Unterdeſſen hatte die Dame eine Taſſe eingeſchenkt und präſentirte ſie ihm; Herr Roſenheimer nahm ſie mit Würde und trank.

Das menſchliche Herz iſt ſeltſamer Regungen fähig. Obwohl der Gedanke, das alte Familiengut einem Andern überlaſſen zu müſſen, für Arthur und die Seinen ſchmerzlich war, ſo freuten ſich jetzt doch alle ſehr, es ſo vortheilhaft angebracht zu ſehen. Arthur erblickte in dieſem Ausgang der Unterhandlungen ein günſtiges Vorzeichen, einen Anfang des Glücks, das ſich jetzt auch wieder einfinden müſſe. Als er dieß gegen Anna bemerkte, ſah ihm das ſchöne Mädchen mit dem liebevollſten Vertrauen in's Geſicht. Roſenheimer weidete ſich an dem Anblick des Paares und ſeine Augen füllten ſich mit Waſſer bei dem Gedanken, daß er es ſey, der dieſes ſchöne Vergnügen geſtiftet.

Während die andern einen Spaziergang in den Park machten, fragte Arthur den Juden, wie er zu dem glücklichen Reſultat gekommen ſey. Roſenheimer hatte den Takt, die kleine Kriegsliſt, die angebliche Abſicht des Fürſten von N. betreffend, zu verſchweigen und nur im Allgemeinen zu bekennen, daß er Herrn von Pranger bei zwei ſchwachen Seiten, bei der Furcht, das Gut durch einen Andern gekauft zu ſehen, und bei der Ehre angefaßt habe. Nachdem er dem jungen Waldfels nochmal eingeſchärft, zur beſtimmten Stunde ſich an dem bezeichneten Ort einzufinden, empfahl er ſich. — Auf dem Heimwege empfand dieſer Mann eine ſo vollkommene Genugthuung, wie nie vorher. Er hatte ſich gerächt; er hatte Gutes gethan und Lob und Ehre dafür empfangen; er hatte die Ausſicht, den Lohn, den ihm Herr von Pranger für ſeine Mühe entrichten mußte, durch einen ſicherlich glänzenden Beweis der Erkenntlichkeit des Herrn Barons gemehrt zu ſehen. Bei dieſer Erwägung ſagte er zu ſich ſelber: „Der junge Herr hat Urſache, mich gut zu bezahlen. Er iſt zum Glück gekommen, er weiß nicht wie. Lieber Gott, wenn ſo ein Mann auch Verſtand hat, was hilft das? Man muß die Mittel und Wege kennen — ein Geſchäft iſt ein Geſchäft! — Aber 's freut mich von ganzer Seele, daß ich dieſen braven Leuten geholfen habe. Um viel Geld ließ' ich mir das nicht abkaufen!“

Der Abſchluß des Geſchäfts ging den andern Tag raſch vor ſich. Herr von Pranger machte keine Schwierigkeiten; er dachte jetzt nicht mehr an die Summe, die er zahlen mußte, ſondern nur an das Glück, Eigenthümer des Edelmannsgutes in der Nähe ſeiner Vaterſtadt zu werden, und trieb ſelber zur Erledigung. Als Arthur und der Oberſt ihm gratulirten, fühlte er ſich ſo groß, daß er den Wunſch des erſtern, er möchte einige ſeiner Diener behalten, ohne weiteres zu erfüllen gelobte. Nach einem kleinen Gelag fuhren beide Theile vergnügt nach Hauſe.

Als Roſenheimer einige Tage ſpäter zum Bankier kam, ſagte er: „Wiſſen Sie was Neues, Herr von

Pranger? Der Fürſt von N. ärgert ſich ſchwer, daß Sie ihm das ſchöne Gut weggekauft haben. Er ſchämt ſich, und denken Sie, jetzt ſoll niemand ſagen, daß er die Abſicht gehabt hat, es zu acquiriren!“ — „Mag er ſich ärgern,“ verſetzte Herr von Pranger; „ich hab' es jetzt und werd's behalten.“

Die Geldſummen, die nach und nach flüſſig wurden, ſetzten Arthur in den Stand, alle Forderungen an ihn ohne Ausnahme zu tilgen, Herrn Roſenheimer, nach deſſen eigenem Ausdruck „wahrhaft edelmänniſch“ zu bedenken und noch etliche Tauſend Gulden in der Hand zu behalten. Die unverſicherten Gläubiger prieſen ihn laut und meinten, eine ſo rechtſchaffene Handlungsweiſe könne nicht ohne Lohn bleiben; aber auch Herr von Pranger, wie Roſenheimer vorausgeſagt, wurde allgemein gerühmt, daß er die mißlichen Umſtände des jungen Waldfels nicht mißbraucht, ſondern die Beſitzung als reicher Mann großherzig bezahlt habe.

Die letzte Zeit im Hauſe ſeiner Väter war für Arthur, trotz des glücklichen Verkaufs, eine trübe und melancholiſche. Der Oberſt, den keine Pflicht mehr in Waldfels hielt und der den Einzug des Herrn von Pranger nicht mit anſehen mochte, war in ſeinen Wohnort, zu ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe zurückgekehrt. Einige Tage vor ſeiner Abreiſe, wo der Gedanke des guten Verkaufs nicht mehr den Reiz der Neuheit beſaß, hatte er wieder angefangen, den Neffen mit der Bemerkung zu quälen, daß er doch am Ende beſſer gethan hätte, ſeinem erſten Rath zu folgen und das Gut für ſich zu erhalten. Er hatte ihm das Prekäre ſeiner Lage vorgeſtellt, ihn ermahnt, jetzt nur raſch und mit allen Kräften nach einem ſichern Unterkommen zu trachten, und was dergleichen läſtige Bemerkungen mehr waren, ſo daß Arthur eine wahre Erleichterung fühlte, als er ſich verabſchiedete. In der nun folgenden Einſamkeit wurde der junge Mann aber für die Wehmuth des Scheidens und Meidens um ſo empfänglicher, als der launiſche April ſich eben in einer lenzlich milden Heiterkeit gefiel, die in zarten Gemüthern eine ſtille Trauer ſo ſehr begünſtigt. Arthur machte die letzten Beſuche im Dorfe und kehrte weich geſtimmt zurück. Er wandelte allein in all den geliebten Räumen der Beſitzung umher und konnte nicht verhindern, daß heiße Thränen ſeine Wangen herabliefen. Am Ende fand er Troſt in dem Gedanken, daß er ſein Stammgut wenigſtens für die nächſten ſechs Jahre vor Zertrümmerung geſichert habe. Was dachte er ſich wohl dabei? Schmeichelte er ſich mit der Hoffnung, die Beſitzung jemals wieder zu erwerben? Konnte er es irgend für möglich halten, daß der neue Eigenthümer ſie wieder abgeben, daß er ſelber in den Stand kommen werde, ſie zu bezahlen? — Sollen wir die Wahrheit ſagen, ſo folgte er einer inſtinktmäßigen Regung, über deren Vernünftigkeit er ſich keine Rechenſchaft gab. Genug, daß dieſer Gedanke ihm wirklich wohl that und den Schmerz der Trennung linderte.

An demſelben Tag, wo Herr von Pranger mit ſeinen beiden Söhnen ſich zu einem glanzvollen Einzug in Waldfels rüſtete, ſiedelte Arthur mit den wenigen Effekten, die er für ſich behielt, nach dem Städtchen über. Im alten gothiſchen Hauſe eines wohlhabenden und ihm befreundeten Mannes, der in fremden Landen Geld erworben hatte, um es in ſeinem Geburtsort zu verzehren, ſtanden zwei Zimmer für ihn bereit. Er hing im größern ſeine Familienbilder auf und brachte Kiſten und Koffer unter, das kleinere richtete er ſich zur Wohnung ein. Als er in dem fertigen Neſt allein da ſaß, hatte er ein angenehmes Gefühl. Der Abſchied von Waldfels, von ſeinen Dienern und den Dorfbewohnern, die ihm mit naſſen Augen ein herzliches Lebewohl nachriefen, hatte ihn gerührt und erſchüttert. Wie wohl ihm die Liebe that, die man ihm bewies, ſo war er doch froh, die Aufregung überſtanden zu haben und ſich ungeſtört den Gedanken widmen zu können, die ſeine Seele erfüllten.

Sein Leben war ſehr einfach. Den größten Theil des Tages verwendete er auf Studien, die Abende brachte er faſt ohne Ausnahme bei Frau von Holdingen zu. In der Regel guten Muthes und unterhaltend, ſaß er hier zuweilen doch auch in tiefen Gedanken und die Schatten der Sorge flogen über ſeine jugendlichen Züge. Dann ſetzte ſich Anna zum Clavier und ſpielte eines von ihren Lieblingsſtücken, die auch die ſeinigen waren. Die Regungen des Zweifels und der Bangigkeit gingen unter im ſüßen Gefühl, das die edeln Töne in ihm hervorriefen, in einem wunderbaren innern Leben, wo die Empfindungen der Ergebung und der Hoffnung ſich durchdrangen, wo düſtere Bilder an der Seele vorüberzogen, ohne zu erſchrecken, glänzende, ohne zu erheitern, und beide nur ſanfte Schauer im Herzen erweckten. Wenn Anna die Saiten ausklingen ließ und zu dem Geliebten trat, dann entſpann ſich wohl ein Geſpräch, welches Arthur Gelegenheit gab, Beiſpiele zu erzählen, wie muthige Herzen kühne Dinge gewagt unter dem Spott der Welt, aber endlich durchgeführt zur Beſchämung der Welt. Und die jungen Seelen fühlten ſich mit einander geſtärkt und erhoben.

Der Baronin fiel es auf, daß Arthur ſich niemals über einen Lebensplan ausſprach. Sie verſuchte es ein paarmal, ihn durch Anſpielungen zum Reden zu bringen, aber er lenkte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand. In ihrer Beſorgniß nahm ſie ſich vor, ihn geradezu um eine Erklärung anzugehen, warum er nicht auf die Univerſität zurückkehre und was er denn überhaupt vorzunehmen gedenke. Da ſie aber ſah, daß er nicht gerne ſprach, ſo wurde ſie bedenklich und verſchob die Ausführung ihres Entſchluſſes von einem Tag zum andern.

Eines Tages wurde Arthur ein Brief übergeben, auf den er mit Verlangen gewartet haben mußte, denn er wechſelte die Farbe, als er das Poſtzeichen erblickte, ſchloß ſich in ſein Zimmer ein und wurde den ganzen Abend nicht wieder ſichtbar. Den folgenden Morgen brachte er mit Schreiben zu, hatte dann eine längere Unterredung mit ſeinem Wirth, machte mehrere Gänge und packte Abends einen Koffer.

Am zweiten Morgen, in den Strahlen der Maienſonne, wanderte er nach dem Landhaus. Er traf Anna allein im Zimmer und gab ihr die Hand. Sie ſah ihn an und ſagte: „Wie ſiehſt du heute aus? So feierlich!“ — Arthur erwiederte: „Ich komme auch in einer feierlichen Abſicht: ich muß dir eine Prüfung zumuthen.“ — Anna lächelte und ſagte: „Eine Prüfung?“ Der Jüngling aber blieb ernſt und ſetzte hinzu: „Ich muß dich verlaſſen.“ Das Lächeln verlor ſich aus dem Geſicht des Mädchens; ſie erwiederte mit Ergebung: „Darauf bin ich gefaßt.“ — Arthur ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ich verlaſſe dich nicht, wie du meinſt, ich muß weit hinweg, ich muß außer Landes gehen — und ich kann nicht ſagen, wann ich wiederkehre.“ — Anna ſah ihn beſtürzt an, der nun entſchloſſen fortfuhr: „Und das iſt noch nicht das Schlimmſte. Ich kann dir auch nicht ſagen, wohin ich gehe, und eben ſo wenig, was ich unternehmen werde.“ — Das gute Kind wußte nicht was ſie denken ſollte; ſie richtete einen traurigen und vorwurfsvollen Blick auf ihn. Arthur umfaßte ſie zärtlich und ſagte: „Glaubſt du, ich würde vor dir ein Geheimniß haben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es ſo beſſer ſey für dich wie für mich? Es gibt Dinge in der Welt, die man zuerſt thun muß, ehe man davon reden kann, Vorſätze, die den Gleichgültigen lächerlich erſcheinen und theilnehmenden Herzen Sorge einflößen, die aber glücklich durchgeführt den Beifall Aller haben. In meinem Innern lebt ein Trieb, der mich unwiderſtehlich zu einem Unternehmen hindrängt, aber zugleich ein ſiegesmuthiger Glaube, daß ich hier finden werde, was ich ſuche. Es iſt mir, als ob ich nur ausgehen dürfte, um zu nehmen, was für mich bereit liegt. Willſt du dieſen Glauben mit mir theilen, ohne zu ſehen? Willſt du mir geſtatten, das Geheimniß, das du mitzubeſitzen ein Recht hätteſt, für mich allein zu behalten?“ — Anna konnte dieſen aus tiefſtem Herzen kommenden Worten nicht widerſtehen; ſie erhob ſich mit einem Aufſchwung des Geiſtes auf die Höhe des Geliebten und erwiederte mit inniger Zuverſicht: „Ja, Arthur!“ — „Wirſt du mir,“ fragte dieſer weiter,

„vollkommen vertrauen?“ — „Vollkommen,“ erwiederte das Mädchen. — „Und wenn Monate vergehen, ehe ein Brief von mir an dich gelangt, Jahre vergehen, bevor ich wiederkehre, wirſt du nie an mir irre werden, nie in deinem Glauben wanken?“ — „Niemals,“ verſetzte ſie. — „Ich hab' es ja gewußt,“ rief Arthur freudig, „daß du mir vertrauen würdeſt, wie ich dir vertraue! — O,“ fuhr er fort, „der Glaube iſt etwas ſo Schönes! Ich begreife jetzt, warum diejenigen, die fähig ſind zu glauben, zum Dulden und Harren berufen werden. Glaube mir nur unbedingt. Wir werden uns wiederſehen! Wir werden uns glücklich wiederſehen!“

In dieſem Moment trat Frau von Holdingen herein. Arthur hatte den Muth, ihr ſogleich ſeinen Entſchluß und ſeine Forderung mitzutheilen. Die Wangen der guten Frau rötheten ſich und unwillig rief ſie aus: „Wie, das können Sie von mir verlangen? Sie wollen in die weite Welt gehen, Sie wollen ſich Jahre lang entfernt halten, und ich, die Mutter Ihrer Verlobten, ſoll nicht erfahren, was Sie thun und treiben?“ — „Verehrte Frau,“ entgegnete Arthur mit Ernſt, „ich muthe Ihnen nichts zu, als was eine edle Seele gewähren kann. Hier zu Land müßte ich mit geringer Neigung einen Weg einſchlagen, der mich nach mehrjähriger Anſtrengung und im glücklichen Falle doch nur zu einem ſehr beſcheidenen Looſe führen würde. In der Ferne dagegen winkt mir ein Glück, nach dem ich mit Freuden ausziehe und das ein fröhliches Streben auch viel reicher lohnen wird. Mein Entſchluß iſt das Ergebniß der gewiſſenhafteſten Prüfung. Aber an die Ausführung kann ich nur dann mit Muth und Freude gehen, wenn Sie mir ein beſonderes Geſtändniß erlaſſen, wie es mir Anna erlaſſen hat.“ — „Das iſt ja unerhört!“ rief die Baronin. „Nein, lieber Freund,“ ſetzte ſie hinzu, „ich kann, ich darf es nicht dulden!“ — Nun trat Anna zu ihr, nahm ſie beim Arm und ſagte: „Schau ihm doch nur in's Geſicht, Mutter! Sieht ſo ein Mann aus, dem man nicht vertrauen kann? Wenn er uns nicht ſagt, was er beginnen will, ſo iſt das Geheimniß nothwendig, und wir ſollten ihn vielmehr bitten, zu ſchweigen.“ — Die Baronin ſchüttelte das Haupt und rief: „O Kind, Kind!“ — Anna fuhr fort, indem ein ernſtes Lächeln ihren Mund umſpielte: „Als ich ein Kind war, da erzählteſt du mir Geſchichten aus einer Zeit, die du vor allen liebſt, aus einer Zeit, wo man ſich Treue gelobte und hielt, wo der Liebende auszog auf Abenteuer oder zu heiligen Kämpfen und die Geliebte ihn vertrauensvoll ziehen ließ. Du haſt mir damals die Tugenden dieſer Zeit zur Nachahmung empfohlen und ſollteſt mir jetzt nicht den Beweis geſtatten wollen, daß ich etwas von dir gelernt habe?“ — Das Geſicht der Baronin hellte ſich bei dieſer Rede ein wenig auf. Sie wendete ſich gegen Arthur und rief: „Sollten Sie vielleicht —“ — „Ich bitte Sie, liebe Mutter,“ fiel Arthur ein, indem er ſie bei der Hand nahm, „fragen Sie mich nicht!“ — Die Baronin, durch einen eigenthümlichen Gedanken getröſtet, war ſchon überwunden. „Ihr macht mich ſelber thöricht,“ rief ſie. „Wahrlich, wir leben in einer neuen und ſeltſamen Zeit, wo die Kinder die Eltern regieren!“ Nach einem Moment des Schweigens fand ſie das ganze Anſehen der Mutter und ſagte mit Ernſt und Würde: „Ein Troſt iſt es mir, daß Sie, lieber Sohn, ein Mann von Kopf und Verſtand und ein Mann von Ehre ſind. Ihrem Verſtand und Ihrer Ehre will ich vertrauen. Unternehmen Sie, was Ihr Herz Sie heißt, und möge Gott ſeinen Segen dazu geben!“ — „Amen,“ riefen die beiden Kinder und hingen an der Mutter in liebender Umarmung.

Das Leben ſorgt bei gewiſſen Ereigniſſen in der Regel für ein Gegenbild, und für Arthur war es kein Verluſt, daß er das zu der eben geſchilderten Scene nicht zu Geſichte bekam. Arthur hielt es nämlich für ſeine Pflicht, auch dem Oheim ſein Vorhaben zu melden, natürlich in der von ihm beſchloſſenen Allgemeinheit. Als der Oberſt den Brief geleſen, ſagte er zu ſich ſelber: „Da haben wir's! Der Menſch iſt verrückt und wird ein Abenteurer! Wenn ſein Projekt etwas taugte, hätte er Urſache, es mir zu verſchweigen? Es taugt alſo nichts!

Er nimmt das Bischen, was ihm bleibt, in die Taſche und geht auf und davon. So machen's die Leute, die tugendhafter ſeyn wollen, als andere!" — Nachdem er hierauf mit Selbſtgefühl ſeine Tabakspfeife ausgeklopft, ſetzte er hinzu: „Wär' es nicht meine Pflicht, die Poſt zu nehmen und ihm den Kopf zurechtzuſetzen?" Er ſah in den Brief und ſagte: „Es iſt zu ſpät! — Nun, mag er gehen! Ich ſehe nicht ein, warum ich mich wegen eines Menſchen kümmern ſoll, der meinen Rath verſchmäht und es für nobel hält, ſich zu ruiniren!"

Es war am letzten des ſchönen Monats, als Arthur mit den Seinigen und einem alten Diener im Poſthofe ſtand. Dieſer hatte ſeine Stelle bei Herrn von Pranger aufgegeben, weil ihm einer der Söhne in einer Weiſe begegnet war, die er ſich, wie er ſagte, auch von einem geborenen Baron nicht hätte gefallen laſſen. Da er ſich ein kleines Vermögen erſpart hatte, ſo fragte er Arthur, ob er ihm nicht unentgeltlich dienen könne, und als dieſer es für unmöglich erklärte, machte er ſeinen Antrag Frau von Holdingen. Auf Arthurs Bitte, dem es tröſtlich war, eine vertraute Seele bei den Seinen zu wiſſen, hatte ihn die Baronin in ihr Haus aufgenommen. Der gute Alte erzählte jetzt, daß im Schloſſe große Vorbereitungen zu einem Feſte getroffen würden, das alles überbieten ſolle, was früher dort geſehen worden ſey. Aber,“ ſetzte der treue Diener hinzu, „ſie mögen Geld aufwenden ſo viel ſie wollen, ſo ſchön wird's doch nicht werden, wie unſer Feſt am vorjährigen Pfingſtmontag. Wer hätte damals gedacht, daß dieſes Schloß und dieſer Park in andere Hände kommen und der junge Herr außer Landes gehen würden!“ — Arthur klopfte ihm auf die Schulter und ſagte: „Halte dich nur gut, alter Freund, und wir feiern vielleicht noch ſchönere Feſte mit einander, wenn auch nicht in Waldfels.“ — „Gott geb' es!“ erwiederte der Alte, halb gläubig und halb reſignirt.

Ueber die Lippen der Frau von Holdingen war kein Wort gegangen, als hie und da eine Ermahnung, die ſich auf die Pflege der Geſundheit und auf die Bequemlichkeit des Abreiſenden bezog. Anna war ſtill; an der Bewegung ihrer jugendlichen Bruſt konnte man ſehen, daß ſie zu ergriffen war, um reden zu können. Die Poſtpferde waren endlich an den Wagen geſpannt. Arthur trat zu Mutter und Tochter, um den letzten Abſchied zu nehmen. Als er die Geliebte ſah in der holdeſten Vollendung der Jungfrau, ſo ſchön in Liebe und Leid, ſo unendlich werth, Glück zu genießen, ſo unendlich fähig, Glück zu bereiten — da verließ ihn die bis dahin behauptete Kraft. Sich trennen zu müſſen auf Jahre, vielleicht auf immer, von der Wonne ſeines Lebens! Zwiſchen ſich und das höchſte Ziel ſeiner Wünſche die Zeit und das Schickſal treten zu laſſen! Der Gegenwart zu entſagen für eine ungewiſſe Zukunft, der liebſten Wirklichkeit für ein Mährchen vielleicht! — Gegen dieſe Gedanken hielt auch der Glaube und das Vertrauen, die ihn bis dahin erfüllten, nicht mehr Stand; ein unendliches Weh ergriff ſein Herz. Er preßte die Verlobte an ſeine Bruſt; die Thränen der Unglücklichen vermiſchten ſich und floſſen vereint zu Boden. Mit Gewalt riß er ſich endlich los und ſtieg in den Wagen, der nach Norden rollte. Die Zurückgebliebenen ſahen ihm weinend nach und das liebende Mädchen wollte in Leid und Wehmuth vergehen, als ſie die Töne des Poſthorns erſchallen und ſchwächer und ſchwächer werden hörte.

V.

Nach der Abreiſe des Verlobten trat in dem Landhauſe eine Zeit ſtillen Lebens ein, wie es entſagende Gemüther zu führen pflegen. Mutter und Tochter füllten die Stunden mit ihren gewohnten Beſchäftigungen aus; ſie begnügten ſich aber, nur das Nöthigſte mit einander zu reden, und überließen ſich meiſt ihren Gedanken. Es war eine Zeit, wo man das Ticken der Stubenuhr am Tage öfter hörte als ſonſt, aber für die Liebende zugleich eine Zeit wunderſamer Empfindungen. Eine ſolche Exiſtenz hat ihre eigenen Reize.

Ergebung und Hoffnung können das Leid der Entbehrung verſüßen und den Geiſt oft zu unerwartet lichten Anſchauungen führen. Die Werke der Kunſt, die Schönheit der Natur wirken eindringlicher auf das weiche Gemüth und erheben es über bedrückende Gefühle, die tröſtenden Einflüſſe der Religion finden ein bereiteres Herz.

Hie und da wurde der ſanfte Fluß dieſes Lebens freilich durch einen Mißton unterbrochen und getrübt, indem die Mutter ſich nicht enthalten konnte, in eine ſorgliche Stimmung zurückzufallen und über den Abweſenden Bemerkungen hören zu laſſen, in denen ſie das ſchon Zugeſtandene zum Theil wieder zurücknahm. Anna ſchwieg dazu; ſie wußte, daß dergleichen Anwandlungen am ſchnellſten vergehen, wenn ſie keinen Widerſpruch erfahren. Fühlte ſie ſich betrübt, ſo ſuchte ſie die Geſellſchaft des alten Dieners auf, der an Arthur mit rührender Zärtlichkeit hing und ihn im Geſpräch mit ihr um ſo mehr erhob, als er ſah, wie ſehr es die junge Herrin beglückte.

Die Zeit bewährte zuletzt auch hier ihre beruhigende Macht und erleichterte die Gefühle Aller. Die Sorge um jemand ſetzt ohnehin eine Kenntniß von ſeiner Lage voraus. Wir ſorgen nur um Perſonen in unſerer Nähe und um entfernte nur in ſo weit, als wir ſie geiſtig bei ihren Unternehmungen begleiten können. Die

Abweſenden, bei denen dieß nicht der Fall iſt, übergeben wir der Obhut Gottes und vertrauen ſchon darum, weil uns nichts anderes übrig bleibt. Vielleicht war dieß einer der Gründe, warum Arthur über ſein Vorhaben nichts Beſtimmtes ausſagen wollte.

Der Umgang der Baronin beſtand jetzt nur aus wenig Perſonen. Hauptſächlich verkehrte ſie mit dem Rentier, der die Familienbilder und ſonſtige werthvolle Mobilien Arthurs bewahrte und ſich in allen Stücken als ſein väterlicher Freund bewieſen hatte. Umgeben von den Vorfahren deſſelben, gedachte man des Abweſenden und die Baronin erging ſich gelegentlich in Vermuthungen. Arthur hatte auch ſeinem Wirthe nichts Näheres über ſein Vorhaben mitgetheilt, aber dieſer war durch einen zufällig entſchlüpften Ausdruck auf eine Spur gekommen, die er für die richtige hielt. Eben darum ließ er vor den Damen nichts davon merken und verſchwieg auch was er wußte: daß Arthur für den Fall ſeines Todes über die Hälfte ſeines Vermögens, die bei ihm angelegt war, zu Gunſten Annas verfügt hatte.

Von Zeit zu Zeit ſah die Baronin den Pfarrer von Waldfels, einen milden und verſtändigen Seelenhirten, der ebenfalls mit Liebe an dem freiherrlichen Hauſe, beſonders an Arthur hing. Ihr Verkehr mit der Familie Pranger beſchränkte ſich auf höfliches

Grüßen, wenn ſie ſich zufällig an einem dritten Ort ſahen. Die Baronin hörte nur von andern, wie es im Schloſſe immer hoch hergehe, wie Herr von Pranger ſich Weihrauch ſtreuen laſſe, die jungen Herrn übermüthige Streiche machten, und nur die Mutter eine gutmüthige Frau ſey, der man nichts vorwerfen könne, als eine allzugroße Verliebtheit in ihre Kinder.

Es war mitten im Sommer. Die Baronin und Anna ſaßen im Zimmer beiſammen und hatten eben von der Einſamkeit geſprochen, in der ſie gelaſſen würden, als zu ihrer großen Ueberraſchung Frau von Pranger mit ihrer Tochter bei ihnen vorgefahren kam. Sie erkundigte ſich mit Wärme nach dem Befinden der Damen, verweilte über eine Stunde und bat ſie zuletzt mit aller Herzlichkeit um einen Beſuch in Waldfels. Die Baronin ſagte höflich zu und rieth nach ihrer Entfernung hin und her, was wohl der Zweck dieſes plötzlichen Entgegenkommens ſeyn möchte. Auch während des Gegenbeſuchs im Schloſſe, wo man ſie mit Freundſchaft überhäufte, ſah ſie nicht klarer, wohl aber hatte Anna, mit welcher Auguſt, der ältere Sohn des Hauſes, ſich unterhielt, eine Vermuthung, die der Wahrheit nahe kam.

Um das Folgende begreiflicher zu machen, müſſen wir erwähnen, daß in der letzten Zeit das Gerücht aufgetaucht war, die Verlobung zwiſchen dem jungen

Waldfels und Anna von Holdingen ſey wieder rückgängig geworden, indem beide Theile eingeſehen hätten, daß ſie gegenſeitig ihrem Glück im Wege ſtänden; der Abſchied, den ſie im Poſthofe von einander genommen, ſey der letzte überhaupt geweſen. Dieſe Fabel war auch nach Waldfels gedrungen und dort wahrſcheinlich gefunden worden. Auguſt von Pranger, auf den Anna ſchon beim erſten Anblick einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht hatte, ſah ſie nun mit andern Augen an, als er ſonſt wohl gethan hätte, und die Folge war, daß er bei der nächſten zufälligen Begegnung ſein Herz gänzlich an ſie verlor. Ein Bekannter, dem er das erwähnte Gerücht mittheilte, beſtritt die Wahrheit deſſelben mit gewichtigen Gründen, aber das konnte ihn jetzt auf ſeinem Weg nicht mehr aufhalten. Im Gefühl ſeiner ſelbſt faßte er den Beſchluß, den Kampf, wenn davon noch die Rede ſeyn könne, mit dem Abweſenden zu wagen und ſich um die Gunſt des ſchönen Fräuleins zu bewerben. Er öffnete ſein Herz vor allem der Mutter, deren Liebling er war, und machte von ſeiner Flamme und der Pein, die er leide, eine ſo ergreifende Schilderung, daß die gute Dame bald den Verſuch aufgab, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Sie bedachte, daß eine Verbindung mit der alten Familie Holdingen für ſie ehrenvoll und dem Fräulein ein geſichertes Loos mit ihrem Sohn zu wünſchen ſey.

Nachdem ſie ihre Hülfe zugeſagt, rückte man hinter den Vater und brachte ihn endlich zu der Erklärung, daß ſie in dieſer Sache freie Hand haben ſollten. Mutter und Sohn beriethen ſich, und der unerwartete Beſuch bei Frau von Holdingen war die Eröffnung des Feldzugs.

Anna ſagte ihrer Mutter natürlich nichts von ihrer Muthmaßung, die ja auch eine trügeriſche ſeyn konnte, und ſo knüpfte ſich zwiſchen den beiden Familien eine Beziehung, die verſchiedene wechſelſeitige Beſuche zur Folge hatte. Bei dieſen warf aber Auguſt von Pranger ſeiner Auserſehenen zuletzt ſo glühend zärtliche Blicke zu, daß ein Zweifel über ſeine Gefühle nicht mehr möglich war. Anna mußte fürchten, daß es von Blicken zu Worten kommen würde, und ſie faßte den Entſchluß, ſeine Krankheit vor dem eigentlichen Ausbruch durch abkühlende Mittel zu heilen. Als er das nächſtemal ſich zu entſchieden huldigenden Reden verſtieg, behandelte ſie dieß als eine galante Sprechübung, rühmte ihn wegen ſeiner Einfälle, rieth ihm aber, im Ausdruck nicht zu weit zu gehen, da die Uebertreibung der Zierlichkeit ſchaden müßte. Erneuten Verſicherungen ſetzte ſie erneuten Spott entgegen. Ein Unbefangener hätte dabei in ihren Zügen nicht nur die vollkommenſte Gleichgültigkeit, ſondern zugleich eine Andeutung von Geringſchätzung erblicken müſſen; aber Verliebte ſind dafür bekannt, daß ſie alles, was überhaupt noch einer Auslegung fähig iſt, zu ihren Gunſten auslegen. Der junge Herr ſah in der ſcherzenden Abweiſung nichts als eine Art von Koketterie, die ihn locken wolle, und er beſchloß, dem vorausgeſetzten Wunſche zu entſprechen.

Eines Tages begab er ſich ohne Begleitung nach dem Landhauſe. Er wußte es zu machen, daß er mit Anna allein im Garten war, und ergoß ſein Herz in einer leidenſchaftlichen Erklärung, die mit der Bitte um ihre Liebe und ihre Hand ſchloß. Anna, die von ihren Mitteln doch eine andere Wirkung erwartet hatte, war hochbetroffen. Der Ausdruck ihres errötheten Geſichts verrieth, daß ſich nicht nur die Liebende, ſondern auch der Sprößling einer alten Familie beleidigt fühlte, und mit dem Stolz beider erwiederte ſie: „Herr von Pranger, Sie wiſſen, daß ich mit meinem Vetter, dem Herrn von Waldfels, verlobt bin. Sie haben ſelbſt die Ehre gehabt, den Baron zu ſehen und kennen zu lernen. Und nun frag' ich Sie: was hat Ihnen den Muth gegeben, der Braut eines ſolchen Mannes einen ſolchen Antrag zu machen?“ Der junge Menſch ſah ſie beſtürzt an. Anna fuhr fort: „Ich kann mir denken, daß ein längeres Verweilen in unſerem Hauſe Ihnen nicht angenehm ſeyn wird. Nehmen Sie die Ueberzeugung mit ſich, daß dieſer Vorgang für die ganze Welt ein Geheimniß bleiben wird, nur für meine Mutter nicht, der ich ihn mitzutheilen verpflichtet bin.“

— Nun regte ſich der Stolz auch in dem Abgewieſenen; er ſuchte ſeinem glühenden Geſicht den Ausdruck der Geringſchätzung zu geben, verbeugte und entfernte ſich.

Anna ging zu ihrer Mutter und erzählte ihr das Erlebniß. Die Baronin hörte mit Entrüſtung zu und ſagte zuletzt: „Das war alſo der Grund dieſer plötzlichen Freundlichkeit? Ich hätte mir's denken ſollen, daß irgend etwas Unedles dahinter verborgen war.“ Mit trübem Lächeln ſetzte ſie hinzu: „Wie unerſättlich dieſe Menſchen ſind! Sie haben dem jungen Mann ſein Stammgut abgenommen, und nun wollen ſie ihm auch die Verlobte nehmen!“ — Anna bemerkte mit Ernſt: „Für dieſe Abſicht, glaub' ich, ſind ſie genug, vielleicht zu ſehr geſtraft.“ — —

Die kleine Epiſode hatte für die Baronin doch eine nachtheilige Folge: der Aufenthalt im Landhauſe begann ihr verleidet zu werden. Schon das Gerede, das ihr plötzlicher Bruch mit der Familie Pranger veranlaßte, mußte ihr unangenehm ſeyn. Dazu kam aber noch, daß dieſe Familie ſich anſtrengte, die erlittene Niederlage durch Siege auf einem andern Gebiete wieder gut zu machen, und daß ihr dieß vollkommen gelang. Es gab jetzt zu Waldfels mehr Feſtlichkeiten, als anfangs im Plane lag, und Speiſen und Getränke wurden immer vortrefflicher. Die Wirthe bemühten ſich nun auch mehr, die Gäſte artig zu behandeln, alle Glieder der

Familie nahmen ſich möglichſt zuſammen, und bald ertönte die ganze Gegend von ihrem Lob. Es traten geſchworene Anhänger des Hauſes Pranger auf, die den Chef deſſelben viel höher ſtellten, als den verſtorbenen Baron, die Mutter als die ausgezeichnetſte Dame und die drei Kinder als die liebenswürdigſten Sterblichen prieſen. Der Reichthum hat ſo viele Hülfsmittel!

Als die Baronin von dem Zulauf und dem Vergnügen in Waldfels hörte, hatte ſie eine verdrießliche Empfindung. Sie konnte ſich nicht enthalten, mißliebige Bemerkungen über die gebildete Welt der Umgegend zu machen und Einzelne zu nennen, von denen ſie das wiederholte Erſcheinen im Schloſſe nicht erwartet hätte. Anna verſetzte lächelnd: „Kannſt du dich darüber wundern, daß dieſen Herrn der Wein noch eben ſo gut ſchmeckt wie früher? Und wenn ſie den Wirth dafür loben, ſo iſt das hübſch: es beweiſt, daß ſie dankbar ſind.“ — „Allerdings,“ erwiederte die Mutter. „Wer dieſen Leuten gut zu eſſen und zu trinken gibt, der iſt ihr Götze, und dem Götzen wird geräuchert. Aber Herrn von A. und Herrn von O. hätt' ich's nicht zugetraut.“ — Anna wiegte das Haupt und ſchwieg.

Bald erfuhr man, daß Auguſt von Pranger einer neuen und milderen Schönheit, der Tochter des Herrn von A. ſeine Huldigung zuwende. Die Baronin ſagte lächelnd zu Anna: „Er hat ſich getröſtet.“ — „Gott ſey Dank," verſetzte dieſe heiter, „daß ich ihn nicht mehr auf dem Gewiſſen habe." — Eine Woche ſpäter wurde bekannt, daß Herr von O. ſich mit Fräulein von Pranger verlobt habe und die Hochzeit noch in dieſem Jahre gefeiert werden ſolle. Die Baronin ſagte: „Nun begreif' ich die eifrigen Beſuche dieſes Herrn bei dem Bankier und finde ſie verſtändig. Er braucht einen ſolchen Schwiegervater." Ein Verziehen der Oberlippe zeigte jedoch an, daß ihr dieſe Nachricht übel gemundet hatte. Ihre gute Laune verlor ſich mehr und mehr. Wenn wir bedenken, daß ſie in der zweiten Hälfte des Lebens ſtand und ſich auf bloße Hoffnungen angewieſen ſah, während ihre Gegner reeller Güter ſich erfreuten, ſo werden wir ihre Stimmung begreifen. Anna mußte ſich Mühe geben, den Geiſt der Mutter oben zu erhalten; allein glücklicherweiſe kam ihr das Schickſal zu Hülfe.

An einem Herbſtmorgen wurde dem guten Mädchen ein Brief überbracht, bei deſſen Anblick ihre Augen ſtrahlten. Er war von Arthur, aus London datirt und die erſten Worte ein freudiger Zuruf. Die Glückliche verſchlang ihn und eilte jubelnd damit zur Mutter. Dieſe las und ihr Geſicht klärte ſich einigermaßen auf. „Es iſt gut," ſagte ſie zuletzt; „aber nach der Freude, die du gezeigt haſt, würde ich ſchon die Meldung eines glücklichen Reſultats erwartet haben." — „O," rief das Mädchen, „ich bin damit vollkommen zufrieden!"

Die Stellen des Briefes, die für uns von Intereſſe ſind, lauteten: „Ich bin in einer eigenen Lage. Ich möchte dir täglich ſchreiben, wie ich immer an dich denke; allein ich müßte dann von meinem Thun und Treiben reden, müßte dir Gedanken mittheilen, die ſich darauf beziehen — und ich hab' nun einmal das Gelübde gethan zu ſchweigen. Laß mich dem gefaßten Entſchluß treu bleiben, wie es auch mit den Gründen dazu beſchaffen ſey. Unſer Schickſal iſt ungewöhnlich, mag es auch unſer Verhältniß und unſer Verhalten ſeyn. Ich habe dein geliebtes Bild ſtets vor Augen, all mein Dichten und Trachten bezieht ſich auf dich, jede Mühe wird mir durch dich verſüßt, meine ganze Exiſtenz durch dich verklärt. Wenn du wüßteſt, wie oft ich mich glücklich preiſe und wie ich dir danke!..... Ich kann dir nun melden, daß ich meinen vorläufigen Zweck hier erreicht habe und in den nächſten Tagen unter guten Anzeichen an den Ort meiner Beſtimmung abgehe. Es wird eine weite Reiſe ſeyn, und lange kann es dauern, bis ein zweites Schreiben von mir in deine Hände kommen wird. Aber ich ſpreche dir nicht Muth zu; ich weiß ja, daß du mir vertrauſt, und für diejenigen, die ſich lieben und vertrauen, iſt die Entfernung nichts, denn ſie ſind im Geiſt innigſt beiſammen. Was hilft es, wenn man ſich leiblich nahe iſt und in Gedanken getrennt? Wenn ich aber dein Bild im Herzen hege, wenn ich fühle, daß du mich im Herzen trägſt, wenn ich mit dir rede, Gedanken tauſche, dann empfind' ich eine unausſprechliche Luſt. Und ich weiß dann: was im Geiſt iſt, das wird für die, welche ausharren, zuletzt in Wirklichkeit ſeyn."

Ich überlaſſe den Leſerinnen die Entſcheidung, ob dieſer Brief trotz der Schlichtheit ſeiner Sprache nicht darnach angethan war, das Mädchen zu beglücken. Für die Mutter, die nur relativ zufrieden geſtellt war, hatte das gewogene Schickſal noch eine andere Gabe bereit. Zwei Tage ſpäter wurde ihr amtlich gemeldet, daß ihr die verſtorbene Frau von B. das Gut Schönbach vermacht habe. Sie empfand große Freude und eine unendliche Beruhigung. Nun war die Tochter geſichert! Und ſelbſt wenn Arthur ohne Erfolg heimkehrte, war die Verbindung der Kinder möglich. Allerdings war Schönbach nur ein kleines Gut, es hatte kein volles Hundert Morgen Landes; aber die Einkünfte reichten doch für den Anfang hin und Arthur hatte einen Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen. Wie ſchön war es von der hochbetagten Verwandten, daß ſie ſich vor ihrem Ende noch ihrer erinnert hatte! Um ſo ſchöner, als die ſeltſame Frau vor mehreren Jahren ihr eine Aeußerung übel genommen und den Verkehr mit ihr abgebrochen hatte. Die Baronin wurde durch die Vorſtellung dieſer Großmuth ſo gerührt, daß ihr Thränen in die Augen kamen, die freilich bald wieder verſiegten. Mit beinahe kindlicher Lebhaftigkeit theilte ſie der von einem Spaziergang heimkehrenden Tochter die gute Neuigkeit und ihren Entſchluß mit, das Landhaus zu verkaufen und ſchon dieſen Herbſt nach dem fünfundzwanzig Meilen ſüdlicher gelegenen Schönbach zu ziehen. Anna war ſehr erfreut; ſie ſah, daß die gute Mutter nun wieder Boden unter ſich fühlte, daß ihr heiterer Sinn wiedergekehrt war, um ſie hoffentlich nicht wieder zu verlaſſen. Der neue Beweis eines günſtigen Schickſals erhob ihre Seele. Wie gern hätte ſie dem Geliebten die Nachricht mitgetheilt, ihn vielleicht zurückgerufen! Aber ſie kannte ſeine Adreſſe nicht und mußte ihn ſeinen Gang gehen laſſen.

Die erſte Perſon, welche die Baronin mit dem Glücksfall und ihrem Vorhaben bekannt machte, war der Rentier. Dieſer fügte dem Ausdruck ſeiner Freude die Bitte hinzu, das Landhaus ihm zu überlaſſen, und ſtellte zugleich ein Angebot, welches die Baronin für ſo günſtig hielt, daß ſie den Handel auf der Stelle abſchloß. Mit baarem Geld verſehen und um ſo vergnügter bereitete ſie ſich vor, die Erbſchaft anzutreten und die Ueberſiedelung zu bewerkſtelligen. Sechs Wochen ſpäter finden wir ſie in Schönbach eingerichtet. Das ſogenannte Schlößchen war ein zweiſtockiges Haus am Ende des gleichnamigen Dorfes. Links und gegenüber lagen die nöthigen Wirthſchaftsgebäude, rechts ein ziemlich großer Garten. Mutter und Tochter bewohnten die Zimmer des obern Stocks, die Räume des untern dienten den Bedürfniſſen der Haushaltung.

Der Eintritt in andere Verhältniſſe hat für ein lebendiges Menſchenherz immer etwas Erfreuliches, um ſo mehr, wenn man einer unangenehmen Situation entgangen iſt. Man hat neue Anſchauungen, macht neue Bekanntſchaften, ſieht neue Arbeiten vor ſich, und das Neue zeigt in der Regel zuerſt die ſchönere Seite. — Die Baronin fühlte ſich als Gutseigenthümerin gar wohl. Sie hatte einen Haushalt von acht Köpfen unter ihrem Befehl: einen Baumeiſter, zwei Knechte, zwei Mägde, einen Jungen, eine Köchin, die zugleich Kammerjungfer war, und den alten Diener. Die neuen Leute ſchienen brav und geſchickt; der Baumeiſter namentlich zeigte großen Eifer für ſeinen Dienſt. Scheuer, Böden und Keller waren gut verſehen, das Vieh geſund. Der Winter ſtand vor der Thür, aber man war auf ihn gerüſtet.

Der Winter war ziemlich ſtreng, die Familie Monate hindurch eingeſchneit. In der Einſamkeit, die nur durch wenige Beſuche unterbrochen wurde, trat der in Anna liegende Hang zum Nachdenken hervor, und ſie fand eine Luſt darin, ſich ihm hinzugeben. Beziehungen, in denen man ſich auf Glauben und Hoffen angewieſen ſieht, begünſtigen ohnehin die Einkehr in ſich ſelbſt und die Vergeiſtigung des Menſchen. Die höchſten Wünſche, die man hegt, finden jetzt nur Befriedigung im Seelenleben; wie natürlich, daß man dieſes pflegt und hochhält. Und je mehr man äußerlich entbehrt, deſto mehr gewinnt man innerlich. Je weniger man von der ſinnlichen Wirklichkeit ergriffen iſt, deſto freier entfalten ſich die Blüthen des Geiſtes. Wenn aber der Mann durch das Nachdenken über ſich ſelbſt, über Gott und Welt, rechtshin oder linkshin, zu dieſer oder jener eigenthümlichen Anſicht geführt werden kann, ſo wird die weibliche Seele in der Regel zu einer religiöſen Anſchauung gelangen. Die Lehren der Religion werden ihr auf dem Wege des Nachdenkens entgegen kommen und der Lohn deſſelben wird ſeyn, daß ſie in jene Lehren eine tiefere Einſicht gewinnt, daß ſie in ihr lebendig, ihr wahres Eigenthum werden. — Das war bei Anna der Fall. Die Frucht ihres Nachdenkens beſtand darin, daß das Verhältniß zu Gott, welches dem Chriſten durch ſeinen Glauben geboten und in gewiſſem Sinn anerzogen wird, für ſie ein ſelbſtſtändig geſuchtes und erlangtes wurde, daß ihr in dem, was ſie bisher nur kindlich geglaubt hatte, ein neues Licht aufging, welches ſie in ihrem Glauben befeſtigte.

Es wäre eine ſchöne Aufgabe für den Denker, die verſchiedenen Arten, wie die Menſchen ſich zu Gott verhalten können, im Zuſammenhang darzuſtellen und zu beurtheilen. Welch eine Reihe von Möglichkeiten — von der Denkweiſe, die vor der Welt Gott nicht ſieht, ohne ſich ihm ganz entziehen zu können, bis zu derjenigen, die vor Gott die Welt nicht ſieht! Von der Religioſität ſolcher, die ſich begnügen, Gott die äußere Ehre zu erweiſen und ſich nur in der Noth von Herzen an ihn wenden können, bis zu der Innigkeit des Frommen und Weiſen, der erkennend und liebend in Gott lebt! Wie viele Abſtufungen ſind in jeder Hauptrichtung möglich, und wie erſcheint jede derſelben in der Wirklichkeit motivirt und charakteriſtiſch! — Die Religioſität, die ihrer ſelbſt mächtig, die der Gerechtigkeit und Milde gegen die Welt fähig iſt, ohne an Kraft und Wärme zu verlieren, wird immer als das Ziel des Menſchen erkannt werden. Die Geſinnung, die ſich in und mit dieſer Religioſität erzeugt, bewährt ſich als ein Segen für jede, auch für die beſte Natur; denn auch in der beſten Natur ſind Gefühle und Neigungen, denen man ſich arglos hingeben kann, die aber erſt eine Prüfung auszuhalten und eine Richtung zu empfangen haben. Durch die Richtung auf das religiöſe Ziel werden die ſelbſtſüchtigen Triebe zurückgedrängt, die guten geklärt und erhöht und der Geiſt tüchtig gemacht für alle Beziehungen des Lebens.

Als der Winter ſeinem Ende nahte, konnte Anna bei einem Einblick in ihr Inneres erkennen, daß mit ihr eine Verwandlung vorgegangen war. Ihr Vertrauen auf Gott war befeſtigt und klar geworden. In der Prüfung, der ſie ſich früher nur unterworfen hatte, erkannte ſie den heilvollen Zweck und pries den Willen, der ſie dazu berufen. Der Glaube an den entfernten Verlobten, an ſeine Liebe und Treue, an ſein Glück, an die Krönung ihrer gemeinſamen Wünſche, hatte einen weſentlich heitern Charakter erhalten, und nicht ſelten war es ihr, als ob alles, was ſie hoffte, ſchon erfüllt wäre.

Der Frühling kam und entfaltete ſich bald in aller Schönheit. Der Mai verdiente dießmal ſeinen Namen des Wonnemonats, was bekanntlich nicht in jedem Jahr der Fall iſt. Es begann die arbeit- und freudenreiche Zeit des Dorflebens. Mutter und Tochter theilten ſich in die Pflichten der Herrſchaft. Jene behielt ſich das oberſte Regiment vor und notirte Ausgaben und Einnahmen; die Tochter leitete die Arbeiten im Garten. Mit Hülfe des alten Dieners und einer Magd war ſie hier ſo thätig, daß nach einiger Zeit Küchen- und Ziergewächſe, Bäume, Sträucher und Spaliere gleich gut im Stande waren. Ihre Spaziergänge liebte ſie nach ihren eigenen Feldſtücken zu richten, und wenn ihr eines üppig entgegen glänzte, ſo wurde das Wohlgefallen an ſeiner Schönheit noch gar ſehr durch den Gedanken erhöht, daß Boden und Frucht ihr gehörten. Es war ein neues, angenehmes und heimliches Gefühl für ſie. Die Heuernte, eine der fröhlichſten Arbeiten, wenn ſie vom Wetter begünſtigt wird, begleitete ſie von Anfang bis zu Ende.

Bei dieſen Beſchäftigungen war es natürlich, daß ſie mit verſchiedenen Dorfleuten näher bekannt wurde. Sie fand unter Weibern und Mädchen ſolche, mit denen gut verkehren war, die ſie zu ſich einlud und ſelber beſuchte. Man unterhielt ſich über Haus- und Feldwirthſchaft, über gewöhnliche und ungewöhnliche dörfliche Vorgänge. Anna freute ſich, von dem Leben und Treiben ihrer Bekanntſchaften, von Leid und Freud dieſer Exiſtenzen eine Anſchauung zu erhalten. Sie mußte über ſich ſelber lächeln, wenn ſie bedachte, daß ſie eines ſolchen Umgangs noch vor einem Jahr nicht fähig geweſen wäre und in der Mitte der Bäuerinnen ſchwerlich ein anderes Gefühl gehabt hätte, als das des Höherſtehens und der Herablaſſung. Jetzt bewirkte die Gemeinſamkeit der ökonomiſchen Intereſſen eine gewiſſe Sympathie und Vertrautheit, und ſie fühlte, daß ein ſolches Verhältniß nicht nur beſſer, ſondern auch nützlicher ſey. Ganz mit Recht; das bloße Herabſehen läßt geiſtig arm, das Herabſteigen zu wohlwollender Theilnahme befreit und bereichert. — Nach und nach hatten ſich auch verſchiedene andere Bekanntſchaften mit gebildeten Familien der Umgegend geknüpft. Es fanden ſich ältere und junge Männer in Schönbach ein, die der Baronin ihren Reſpekt, der ſchönen Tochter galante Aufmerkſamkeit bezeigten. Die beiden Damen konnten nicht umhin, zuweilen an geſelligen Partien Theil zu nehmen, und ſahen, daß es ihnen eben ſo wenig an Unterhaltung wie an Arbeit fehlte.

In der letzten Zeit wurde das frohe Leben in Schönbach nur dadurch geſtört, daß von Arthur keine Nachricht einging. Obwohl Anna nach dem erſten Brief ſich darein ergeben hatte, lange ohne Kunde zu bleiben, obwohl ſie mit Vertrauen und Muth gerüſtet war, ſo fing ſie doch endlich an beſorgt zu werden. Das Ziel ſeiner Reiſe mochte ſeyn, welches es wollte, für den Fall glücklicher Erreichung deſſelben ſollte eine Meldung ſchon eingetroffen ſeyn. War das Schreiben verloren gegangen? Oder hielt ſich Arthur gar nicht verpflichtet, ſeine Ankunft zu melden? Wollte er erſt ein glückliches Ergebniß ſeiner Unternehmung abwarten? — Die Beruhigung der Verlobten erfolgte jedoch bald, indem der erſehnte Brief ankam. Er war aus Calcutta, bezog ſich auf ein früheres, von dort abgeſandtes Schreiben und beſtätigte ſomit die erſte Vermuthung Annas. Die Hauptſtellen darin lauteten:

„Ich lebe ganz der Thätigkeit, die ich mir erwählt. Mit jedem Tag wird ſie mir intereſſanter und lieber. Wenn man die Gabe beſitzt, ſich von einer Unternehmung eine ſchöne Vorſtellung zu machen, ſo hat man freilich bei der Ausführung noch gar manche Probe zu beſtehen. Denn hier gibt es Arbeit und Mühe und unangenehme Erfahrungen. Die Begeiſterung entflieht zuweilen gänzlich und man hat Augenblicke, wo man von dem Gefühl gepeinigt wird, als habe man ſich in der Wahl ſeines Berufs vergriffen. Doch das dauert nicht; es iſt nur der Rauch, der aufſteigt, ſo lange die Flamme das Holz noch nicht ganz ergriffen hat. Die Arbeit wird geläufiger, man fühlt ſich den Schwierigkeiten gewachſen, und nun ſtellt ſich auch die Freude wieder ein; man findet, daß die erwählte Thätigkeit in der Wirklichkeit ſo ſchön iſt, wie ſie in der Vorſtellung war, ja ſchöner noch. — Ich ſtehe im Anfang, und doch habe ich ſchon eine ſo fröhliche Anſicht gewonnen. Das iſt mir Bürge, daß ich ſie nicht mehr verliere, daß mein Beruf mir halten werde, was ich mir davon verſprochen..... Wie entzückend iſt es, die erſten Schritte gelingen zu ſehen zu einem muthig geſteckten Ziel und bei jedem Schritt die Empfindung zu haben, daß er näher dem Momente bringt, wo die Träume eines liebevollen Herzens ſich erfüllen werden! O theure Braut! mein Metier kann ſich freilich nicht ſchmeicheln, daß ich es um ſeiner ſelbſt willen liebe. Hinter all meinem Thun und Treiben glänzt mir die Sonne eines glücklichen Wiederſehens und vergoldet ſeine Umriſſe. Aber in dieſem Schein liebe ich es doch und die Wirkung iſt dieſelbe.“

Als das glückliche Mädchen ihren Brief der Mutter zeigte, rief dieſe beim erſten Blick in ihn: „Ah, Calcutta!“ Sie las ihn mit Aufmerkſamkeit und gab ihn mit ernſter, aber zufriedener Miene wieder zurück. Nicht länger ſtand ſie an, gegen die Tochter ihre Meinung über den erwählten Beruf Arthurs auszuſprechen. Er ſey offenbar in die indiſch brittiſche Armee getreten und habe eine Carrière eingeſchlagen, die zwar der Gefahren mancherlei, aber dafür auch die Hoffnung ungewöhnlicher Erfolge biete. Das Blut der Waldfels habe ſein Recht verlangt und ſie wolle es nicht tadeln. Eben darum hätte er aber keine Urſache gehabt, die Wahl dieſes Berufs ihnen zu verſchweigen. Wenn die Gefahr auf dem Pfade der Ehre liege, ſo ſey ſie kein Schreckbild für ein edelgeborenes Weib. — Anna ſchwieg; ſie konnte die Sicherheit der Mutter nicht theilen, wußte aber auch keine andere beſtimmte Anſicht entgegenzuſtellen. Sie fühlte nur, was der Geliebte auch erwählt hatte, es war das Rechte.

In ihrer Antwort ſchilderte ſie ihm auf ſeinen Wunſch genau, was ſie bisher erlebt und gethan; ſie war mit Liebe ausführlich. Nach einem reizenden Gemälde des Lebens in Schönbach erklärte ſie ihm, daß er nun die Wahl habe zwiſchen großen Hoffnungen und einem beſcheidenen Beſitz. Sie ſage ihm dieß nur für den Fall, daß die Ausſichten in der Fremde ſich trübten, und habe keineswegs die Abſicht, ihn von dem einmal gefaßten Entſchluß abzubringen.

Zur Erhaltung der Heiterkeit, die mit dem Briefe Arthurs im Hauſe der Baronin eingekehrt war, trug nicht wenig bei, daß die Getreideernte eben ſo glücklich von ſtatten ging, wie die Heuernte, zuletzt auch die Einſammlung der Herbſtfrüchte. Frau von Holdingen war ſehr zufrieden geſtellt und lernte eine neue Schönheit der Landwirthſchaft in guten Einnahmen kennen, die nach und nach in ihre Kaſſe floſſen. Anna, die es ſich nicht verſagen konnte, den Arbeiten zu folgen, hatte trotz der Schutzmittel gegen die Sonne einen etwas gebräunten Teint erhalten. Die Mutter ſchüttelte lächelnd den Kopf und meinte, ſie ſey eine ganze Bäuerin geworden. Die eleganten Herrn der Umgegend ſchienen ſie aber nicht weniger reizend zu finden, als vorher, und ein malender Dilettant, der ſie einmal im Obſtgarten ſah, rief enthuſiaſtiſch: Pomona! —

In ähnlicher Art wie das eben geſchilderte vergingen vier Jahre. Es waren in ökonomiſcher Hinſicht gute Jahre, wo beim Gedeihen des Ganzen einzelnes Unglück in Feld und Stall nicht in Betracht kommen konnte. Frau von Holdingen ſah ſich nicht nur in den Stand geſetzt, ihre häusliche Einrichtung zu verbeſſern und zu verfeinern, ſondern zuletzt auch eine Summe Geldes auszuleihen. Sie hatte dabei ein höchſt behagliches Gefühl und blickte mit um ſo größerer Sicherheit in die Zukunft, als auch die Nachrichten von Arthur fortwährend günſtig lauteten. — Von dieſem liefen jährlich in der Regel zwei Schreiben ein, theils aus Calcutta, theils aus andern oſtindiſchen Plätzen. Sie zeugten von der Unwandelbarkeit ſeiner Geſinnung, von der guten Laune, womit er die Mühen ſeines Berufes ertrug, von ſeinem immer vorwärts ſtrebenden Geiſt. In dem erſten hatte er den Damen zu der Erwerbung von Schönbach gratulirt, aber heiter hinzugefügt, daß er ſich nun erſt recht aufgefordert fühle, für ein gehöriges Aequivalent zu ſorgen. Die letzten Briefe meldeten, daß er viel im Lande herumgekommen, manche Gefahr beſtanden und zu einem anſehnlichen Poſten vorgerückt ſey. Frau von Holdingen ſah dadurch ihre Anſicht vollkommen beſtätigt, fand es aber um ſo unbegreiflicher, daß er aus der Wahl ſeines Standes auch jetzt noch ein Geheimniß machen wolle und nicht einmal jenen anſehnlichen Poſten, zu dem er ſich aufgeſchwungen, näher bezeichne. Anna ſetzte den Geliebten in Kenntniß von allem, was in ihrem Kreiſe geſchah, und machte ihm bei natürlichen Anläſſen auch Mittheilungen über ihr inneres Leben. Wenn ſich dieſe Verlobten nun auch nicht ſo häufig ſchreiben konnten, wie andere, ſo waren ihre wenigen Brieſe doch um ſo gehaltvoller und gedankenreicher.

Bei längerer Muße, zumal in Winterszeiten, ermangelte die Mutter nicht, an der weiteren Ausbildung ihrer Tochter für das höhere geſellige Leben zu arbeiten. Sie hatte die Freude, ſich von dieſer in Sprachen und ſonſtigen literariſchen Kenntniſſen eingeholt, zum Theil überflügelt zu ſehen; aber noch immer vermißte ſie manches in den Stücken, die zur Repräſentation gehören. Als ſie einmal wieder eine Ausſtellung zu machen hatte und eine Ermahnung folgen ließ, antwortete Anna mit einem Lächeln, das zu ſagen ſchien, die Mutter lege dieſen Dingen eine zu große Wichtigkeit bei. Die Baronin aber bemerkte gleichfalls heiter: „Man muß auf alles gerüſtet ſeyn. Wenn dein Bräutigam mit einem Nabobsvermögen zurückkehrt und eine ſeinem Reichthum entſprechende Stellung im Vaterlande erlangt, ſo ſoll er eine Frau haben, die ihm durch die Würde und Grazie ihrer Erſcheinung Ehre zu machen verſteht.“

Die Gunſt des Schickſals hat auf die meiſten Herzen eine ſichermachende Wirkung. Es gehört ſchon eine eigenthümliche Erfahrung und eine Gewohnheit des Nachdenkens dazu, wenn man in der Mitte guter Tage an die böſen denkt, die kommen möchten, und ſich darauf gefaßt macht. Die hoffende und vertrauende Natur wird das in der Regel vergeſſen und glauben, was heute war, müſſe auch morgen ſeyn, und doch iſt die ungetrübte Dauer der Wohlfahrt das Seltene, ihre Störung das Gewöhnliche im Leben.

Der ſechste Frühling, den Mutter und Tochter in ihrem Beſitzthum verlebten, war von beſonderer Schönheit. In den erſten Tagen des Mai ſagte Anna zum Baumeiſter: „Wir werden ein ſonniges Jahr haben.“ Dieſer verſetzte bedenklich: „Wenn wir nur nicht zu viel Sonne bekommen! Unſere Felder können eher noch einen naſſen als einen gar zu trockenen Jahrgang ertragen, und ich fürchte —“ — „Keine ſchlimme Prophezeihung!“ fiel Anna ein. „Es iſt noch immer recht geworden.“ — „Eben deßwegen,“ meinte der Baumeiſter, „kann es auch einmal ſchief gehen. Doch wir wollen das Beſte hoffen.“

Der Himmel erfüllte nicht, was der gefällige Mann hoffte, ſondern was der erfahrene fürchtete. Nach wenigen Wochen ſchon konnte ſich Anna von den ſchlimmen Wirkungen der alleinherrſchenden Sonne überzeugen. Die Feldfrüchte hatten eben zu der Zeit keinen Regen erhalten, wo ſie deſſen am meiſten bedurften; ſie waren zum großen Theil verdorrt, ſelbſt auf den beſten Plätzen verkümmert. Und das Jahr behauptete den einmal angenommenen Charakter. Regentage waren ſelten, die heißen ſchienen kein Ende nehmen zu wollen. Bäche trockneten ein, der Boden bekam Riſſe, die Natur verſchmachtete. Wie ſehnſüchtig ſahen die armen Bewohner der Gegend nach einer Wolke zum Himmel auf! Wie freuten ſie ſich, wenn ſie endlich erſchien und ſich ausbreitete! Aber ſie ging, wie ſie gekommen, und ſpäter erfuhr man, daß ſie ihren Segen anderswo niedergeſtrömt hatte. — Das Sonnenlicht, das die Welt verſchönt und Aug und Herz erquickt, wurde den Menſchen eine Qual, ſein Wieder- und Wiedererſcheinen fürchterlich.

Es war ein Mißjahr und hatte rings bedeutende Verluſte zur Folge. Die Baronin, bei welcher die Ausgaben die Einnahmen ebenfalls erklecklich überſtiegen, mußte die angelegte Summe zurückfordern und großentheils verbrauchen. Glücklicherweiſe hatten die benutzten guten Jahre die bemittelteren Familien in den Stand geſetzt, ein Fehljahr auszuhalten; die Noth wurde nicht ſo groß, als man beſorgte, und an Frau von Holdingen kamen von armen Familien des Dorfes nur ſo viele Bittgeſuche, als ſie allenfalls befriedigen konnte. Sie wurde von der Tochter angetrieben, ſo viel als möglich zu thun; denn für dieſe hatte der Sommer wenigſtens eine herrliche Frucht gebracht: ein Schreiben Arthurs, worin er meldete, daß ihn das Glück auf's neue begünſtigt, und daß er, wenn es ſo fortfahre, die geliebte Braut in zwei bis drei Jahren hoffe wiederſehen zu können. Ihr gerührtes Herz fühlte ſich nun um ſo mehr gedrängt, zu helfen und Freude zu machen, wo ſie konnte.

Der in dieſem Jahre vergebens erflehte Regen kam im nächſten Frühling reichlich; ſchöne Tage fehlten nicht, man konnte ſich ein fruchtbares Jahr verſprechen. Leider überwog der Regen nach und nach, die ſchönen Tage wurden eine Ausnahme, der Segen des Feldes drohte in Näſſe zu verkommen. Neue und ſchwerere Sorgen ängſtigten die Herzen der Landleute. Es war nicht bloß der Schmerz über den Verluſt, der ſie quälte, es war auch das uneigennütze Leid: die Früchte, die ſo ſchön gewachſen, ſo kläglich verderben zu ſehen. Und dieſes Leid erneuerte ſich fortwährend; denn es iſt dem Landmann unmöglich, ein für allemal zu reſigniren. Sobald die Wolken ſich wieder ein wenig verziehen, hofft er wieder, und die Nichterfüllung ſchmerzt auf's neue. Das ſtete Dunkel der Regentage wirkt an ſich niederſchlagend, und man möchte verzweifeln, wenn man es jeden Morgen die Welt verdüſtern ſieht.

Frau von Holdingen wurde in große Betrübniß verſetzt. Sie konnte im Fall eines neuen Fehljahres Noth und Verlegenheit nicht vermeiden, und dieſe Vorſtellung entriß ihr nicht ſelten unmuthsvolle Ausrufungen. Anna machte die Beobachtung, daß die Dorfleute das drohende Unglück mit mehr Ruhe ertrugen, und daß ihre Klagen gelaſſener waren, als die der Mutter. Sie wunderte ſich über dieſen Umſtand, der doch ganz natürlich war. Diejenigen, die mehr gewohnt ſind, ihren Willen und ihre Wünſche geltend zu machen, empfinden es um ſo ſchmerzlicher, wenn das Geſchick ſich ihnen entgegenſtellt, während Schultern, die für gewöhnlich mit Laſten beſchwert ſind, einmal außergewöhnlich noch mehr tragen können.

Endlich hellte der Himmel ſich auf und es kam eine Reihe ſchöner Tage. Das Wort des Baumeiſters, daß die Felder von Schönbach noch eher Näſſe als Dürre ertragen könnten, bewährte ſich. Manches war verdorben, das übrige erholte ſich wieder. Die Getreideernte begann und die Geſichter erheiterten ſich, denn die Frucht war beſſer, als man erwartet hatte; aber kaum hatte man ein Drittel davon eingebracht, als ein Wetter am Himmel aufzog und ein Hagelſchlag der ſtärkſten Art alles, was noch draußen ſtand, im Lauf einer Viertelſtunde vernichtete.

Wer ein ſolches Ereigniß miterlebt hat, der kann ſich ſagen, daß er die ſchrecklichſte Erfahrung des Landmanns kennen gelernt. Was als bloße Vorſtellung die Seele erbangen macht, das ſteht als grauſame, unwiderrufliche Wirklichkeit vor Augen! Der herbſte Verluſt wird zugleich unter den erſchütterndſten Formen erlitten! Dießmal wurde das ohnehin Fürchterliche des Schauſpiels noch dadurch erhöht, daß die ungewöhnlich großen Hagelkörner auch die Ziegel auf den Dächern zerſchlugen und das Zerknallen und Herabſtürzen derſelben das Getöſe des Sturmes noch ſchauerlicher machte. Es war den armen Bewohnern des Dorfes, als ob die Welt untergehen ſollte. Frau von Holdingen und Anna hatten ſich bei den Händen gefaßt; ihre Geſichter waren erbleicht und ihre Seelen rangen mit dem Schrecken. Als die Betroffenen den Schaden beſichtigten, erneuerte ſich der Jammer: die Wirklichkeit übertraf die ſchlimmſten Befürchtungen. Ein ſo vollkommener Verluſt hat aber wenigſtens das Gute, daß man die Pein des Verlierens mit einemmal abſolvirt. Man hat in dieſer Richtung nichts mehr zu hoffen, aber auch nichts mehr zu fürchten; die Sache iſt abgethan und in dem gefolterten Herzen kann die Ruhe der Entſagung Platz nehmen. So fügten ſich nun die armen Landleute in das Unabänderliche und ſuchten zu retten, was noch zu retten war.

Auch die Baronin trug das vollendete Unglück beſſer als das drohende, und war zunächſt bemüht, die Mittel zur Fortführung ihres Haushalts herbeizuſchaffen. Sie bedurfte einer namhaften Geldſumme und erhielt ſie von dem befreundeten Rentier, mit dem ſie von Zeit zu Zeit Briefe gewechſelt hatte. Als der Bedarf durch Einkäufe gedeckt war, ſah ſie der Zukunft mit ruhigerem Herzen entgegen. — Es war dennoch ein trauriger

Herbſt. Zu dem trüben Gefühl, das eine verkümmerte Wirthſchaft erregt und erhält, kam eine neue, ſchwerere Sorge. Seit dem vorigen Sommer war keine Nachricht von Arthur eingegangen. Man konnte freilich denken, daß wieder ein Brief verloren gegangen ſey, oder daß der Verlobte Gründe gehabt habe, die Abſendung eines Berichts zu verzögern. Allein in Folge des erlebten Unglücks und der Noth, welche die beiden Frauen mit Augen ſahen, ohne ihr abhelfen zu können, waren ihre Seelen der Furcht zugänglicher geworden; ſie ängſtigten ſich durch düſtere Vorſtellungen, über die ſie ſich nur mit Anſtrengung wieder zu erheben vermochten.

Am Ausgang dieſer Jahreszeit erhielten ſie von dem Rentier eine Nachricht, die auch nur einen unerfreulichen Eindruck auf ſie machen konnte. Herr von Pranger, deſſen Vermögensverhältniſſe durch die Lebensweiſe der Familie ſchon angegriffen waren, hatte in Folge großer Verluſte, die er bei zwei Bankerotten erlitten, ſeine Zahlungen einſtellen müſſen; das Gut Waldfels befand ſich in den Händen ſeiner Gläubiger. „Auch andere Leute haben Unglück,“ ſagte Anna zur Mutter. „Mich dauert die Familie und namentlich die gute Frau.“ — „Und mich,“ bemerkte die Mutter, „dauert auch die ſchöne Beſitzung, die jetzt dem Schickſal der Zertrümmerung ſchwerlich entgehen wird. Doch — das Unglück mag ſeinen Lauf nehmen!“

Die moraliſche und religiöſe Kraft Annas wurde im Laufe des Winters auf die ſtärkſte Probe geſtellt. Sie erhielt keine Nachricht von dem Geliebten. Die Annahme, daß auch ihn ein Unglück betroffen habe, mußte für Anna an Wahrſcheinlichkeit gewinnen, und ſie erfuhr dabei, daß auch der feſteſte Wille nicht im Stande iſt, das angefochtene Menſchengemüth immer aufrecht zu erhalten; daß die Kraft des Menſchen im glücklichſten Falle nur ſo weit reicht, aus den Niederlagen ſich wieder zu erheben und weiter zu kämpfen. Ihr Leben wurde ein Wechſel von unüberwindlicher Trauer und von ſtiller Ergebung und Erhebung des Geiſtes. Wer Gott vertrauen gelernt, der wird ſich freilich in dem Glauben, daß zuletzt alles ein gutes Ende finden werde, nicht erſchüttern laſſen; aber er muß darum nicht für nothwendig halten, daß ſchon im irdiſchen Leben die Krönung ſeiner Wünſche erfolgen werde. Für dieſes Leben kann er, wie ja ſo viele ſeiner Mitmenſchen, zum Unglück, zur Entſagung verurtheilt ſeyn. Je inniger er aber an jenen Wünſchen hängt, um ſo peinvoller wird es für ihn ſeyn, an ihrer Erfüllung verzweifeln zu müſſen, und nur in den geiſtigſten Momenten wird er ſeine Schmerzen unter ſich drängen können.

Die Gemüthsbewegungen, denen das gute Mädchen ausgeſetzt war, griffen zuletzt auch ihre Geſundheit an.

Sie verlor die Farbe und die zierliche Rundung ihrer Wangen, den Glanz ihres Auges. Die Mutter ſah ſie mit Blicken tiefen Kummers an. Ein ſo edles Kind, ein ſo herrliches Geſchöpf, ſollte es wirklich um das Glück des Lebens betrogen und dem Leide geweiht ſeyn? — Traurig ſenkte ſie das Haupt und ein ſchmerzlicher Seufzer entrang ſich der Bruſt.

Es war nur eine Mehrung ihrer Betrübniß, als ein wohlhabender adeliger Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, der Anna ſchon früher eine gewiſſe Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, durch eine Verwandte anfragen ließ, ob ſie ſeine Bewerbung mit günſtigen Augen anſehen würde. Aus den Reden der Dame ging hervor, daß ſowohl ſie als ihr Couſin das Verhältniß Annas gelöst, d. h. von dem entfernten Verlobten aufgegeben glaubten und eben dadurch ſich zu der Anfrage ermuthigt fühlten. Frau von Holdingen ſchüttelte bei dieſer Eröffnung den Kopf und ſchwieg kummervoll. Den Mund Annas umſpielte ein eigenes Lächeln und ſie erwiederte: „Ich danke Herrn von ** für ſeine gütige Geſinnung; aber mein Verhältniß mit Arthur von Waldfels iſt nicht gelöst und wird ſich niemals löſen. Ich weiß, daß er geſinnt iſt wie ich, daß er Treue halten wird bis zum letzten Athemzug. Wenn er aber todt wäre, ſo würde ich dennoch ihm und nie einem andern gehören.“ — —

Endlich begann ein neuer Frühling, und zwar ſo ſchön, daß auch die bedrücktesten Seelen ſich etwas erleichtert fühlen mußten. Ein guter Jahrgang war an der Zeit und alle Anzeichen verhießen ihn. Als Frau von Holdingen bei einem gelegentlichen Blick in die leere Scheuer den Kopf ſchüttelte, ſagte der Baumeiſter, der es bemerkt hatte: „Sie wird wieder voll werden. Ich prophezeie dießmal ein Jahr wie das erſte, das Sie in Schönbach zugebracht haben.“

Die Prophezeiung traf ein, und doch ſollte ſich die erſte Verſicherung als eine Täuſchung erweiſen. In einer Nacht des Mai wurden die Bewohner des Schlößchens durch Feuerlärm geweckt. Es brannte im Nachbarhauſe. Als die Baronin aus dem Fenſter ſah, hatte die Flamme bereits auch ihre Wirthſchaftsgebäude ergriffen. Mit größter Mühe wurden die Ställe geräumt und das Wohnhaus gerettet; von Scheuer und Viehhaus blieben nur die Mauern übrig. — Es heißt, kein Unglück komme allein, und dieſer Spruch hat eine reiche Erfahrung für ſich. Man kann die Thatſache aus der Natur und dem Zweck des Unglücks erklären, oft aber enthält das erſte ſchon einfach den Keim des folgenden in ſich. Im gegenwärtigen Fall hatte der Brand zu dem Hagelſchaden eine genaue Beziehung. Frau von Holdingen hatte die zerſchlagenen Ziegeldächer an den Wirthſchaftsgebäuden vorläufig nur mit Stroh decken laſſen und die rechte Wiederherſtellung beſſeren Zeiten vorbehalten. Das Stroh hatte Feuer gefangen, wo Ziegel ohne Zweifel widerſtanden hätten, bis Hülfe gekommen wäre; und ſo war der erſte Verluſt an dem zweiten Schuld geworden.

Das Wohlwollen, das die Baronin bei verſchiedenen Gelegenheiten den Dorfleuten bewieſen hatte, wurde ihr jetzt vergolten. Die bemittelten Familien erboten ſich eifrig, das obdachloſe Vieh in ihre Ställe aufzunehmen. Gerührt machte ſie von dem Anerbieten Gebrauch und im Anſchauen der herzlichen Theilnahme fiel ein Schein des Troſtes in ihre Seele. Aber dieſer verſchwand bald wieder. Die ſchlimmſte Frucht des fortgeſetzten Unglücks iſt der Wahn, daß man ganz von Gott verlaſſen und einer unheilbringenden Macht verfallen ſey. Wenn ein ſolcher Mißglaube in edlen Herzen nicht Wohnung nehmen kann, ſo kann er ſie doch in einzelnen Momenten anfallen und zu Boden drücken. Noch immer war keine Nachricht von Arthur eingetroffen! Mußten die Frauenſeelen, die all ihr Glück auf ihn geſetzt hatten, nicht endlich von Verzweiflung ergriffen werden? Mußte das Schreckbild ſeines Untergangs dem geängſteten Mädchen nicht näher und näher treten? Als der Dorfbote von der Poſt noch einmal zurück kam, ohne das erſehnte Schreiben mitzubringen, war die Kraft der Armen erſchöpft und ohne Widerſtand brach ſie zuſammen. Ihre

Thränen floſſen, als ob ſie die Seele in ihnen hinſtrömen wollte. Die Mutter richtete ſie auf und mit der Stärke der Pflicht und der Liebe hielt ſie das unglückliche Kind in den Armen.

VI.

Die Stürme des Herzens gleichen in ihrer Wirkung den Gewitterſtürmen. Sie vertreiben aus der Atmoſphäre der Seele die niederdrückende Schwüle und ſchaffen Raum für ein ſtilles und mildes inneres Leben. In einem Anfall von Verzweiflung, der in einen Strom von Thränen endet, wird eine Laſt abgeworfen. Was dem Menſchen vorher unmöglich war, das wird ihm dann leicht, was er vorher mit größter Anſtrengung nicht von ſich zu erlangen vermochte, das kommt beinahe von ſelber. Es iſt dieß mit ein Beweis, daß im Menſchen eine Natur wohnt, die ihr eigenes Leben hat und nicht berufen zu ſeyn ſcheint, dem Geiſte jederzeit Gehorſam zu leiſten.

Zwei Tage ſpäter, um die Mittagsſtunde, finden wir Mutter und Tochter im gemeinſchaftlichen Zimmer des Schlößchens. Anna war in eine Ecke des Sophas gelehnt, ihr Geſicht war bleich, aber es drückte eine Melancholie aus, die nicht ohne einen gewiſſen Schein von Heiterkeit war — die Frucht der Ergebung. Wenn der

Verluſt eines theuren Weſens die Seele in tiefe Trauer verſetzt, ſo weiß der Glaube ja, daß dieſes Weſen nicht für immer verloren iſt, und das Gefühl des Beſitzes über die Welt hinaus wirft ein ſanftes Licht in das Dunkel des Leids. Aber das Herz der Liebenden war auch durch die Hoffnung erhellt, welche nicht abließ, ſich wieder und wieder in ihr zu erheben. Es war ein ſonderbarer Zuſtand: eine Entſagung durch Hoffnung, und eine Hoffnung durch Entſagung gedämpft; ein Schweben durch eine milde Region der Trauer, deren Ende als Möglichkeit vor der Seele ſteht.

Die Mutter ſah das ſchweigende Kind mit tiefer Beſorgniß an. Sie erblickte in ihr nur ein hinwelkendes Bild der Reſignation, und bei dem plötzlich aufſteigenden Gedanken, daß der Anfang einer Krankheit da ſeyn könnte, die ſie dem Grabe zuführen müßte, fuhr ſie erſchreckt zuſammen.

In dieſem Augenblick trat der alte Diener ein und meldete einen Fremden, der ſich Theodor Schmidt nenne und die gnädige Frau um einige Minuten Gehör bitte. — „Vielleicht ein Zimmermeiſter aus der Nachbarſchaft, der ſich um den Bau bewerben will. Führ' ihn her!“ — Als der Fremde erſchien, ſah die Baronin gleich, daß ſie ſich geirrt hatte. Es war ein elegant gekleideter Mann in den Dreißigen, deſſen Haltung den feiner Gebildeten, deſſen Figur und Dialekt den Norddeutſchen verriethen. Der Fremde begann: „Ich habe —“ einen Blick auf Anna werfend, hielt er jedoch inne, zog die Hand, die er der Brusttaſche genähert hatte, wieder zurück und ſagte nach kurzem Bedenken: „Ich habe Ihnen eine gute Nachricht zu überbringen.“ — Anna ſah ihn an; die Mutter erwiederte: „Eine gute Nachricht? Zögern Sie nicht, werther Herr, wir bedürfen einer ſolchen.“ — Der Fremde fuhr fort: „Ich bin beauftragt von dem Herrn Baron von Waldfels —“ Anna, die keinen Blick von ihm verwendet hatte, rief: „Arthur von Waldfels? — Er lebt? Er iſt geſund?“ — „Er lebt und iſt geſund,“ erwiederte der Fremde. „Er befindet ſich in Deutſchland und ich bin beauftragt, die verehrten Damen zu erſuchen, meine Begleitung zu ihm anzunehmen.“ — Anna ſtarrte ihn an; das Zuviel des Glücks machte ſie mißtrauiſch, aber das ehrliche Geſicht des Fremden tröſtete ſie wieder. „Iſt es möglich?“ rief ſie, indem eine glühende Röthe ihre Wangen übergoß, „iſt es möglich?“ — Der Fremde nahm einen Brief aus der Taſche und übergab ihn Anna. Dieſe öffnete ihn und las und Entzücken leuchtete aus ihrem Geſicht.

Der Brief lautete: „Auf dem Boden des deutſchen Vaterlandes, aus ſeiner erſten Handelsſtadt, begrüße ich dich, Geliebteſte, und die innig verehrte Mutter. Ich lebe des Glaubens, daß dieſer Brief die theuerſten

Weſen, die ich auf der Erde habe, geſund antreffen wird und bereit, mein Glück zu theilen. Ich bin wiedergekehrt, nachdem ich den Zweck, um deſſen willen ich ausgegangen bin, erreicht habe, mit tiefem Dank gegen den Himmel, der meine Thätigkeit über Erwarten geſegnet hat. Der Ueberbringer, mein Sekretär, deſſen Treue erprobt iſt, wird dich und die geliebte Mutter zu mir geleiten. Folge ihm und erfahre bei deiner Ankunft, warum es mir nicht möglich war, ſelber zu dir zu eilen."

Frau von Holdingen hatte die Tochter, als ſie den Brief nahm und öffnete, mit der höchſten Spannung betrachtet; auch ihr war das Glück zu unerwartet gekommen, als daß ſie ſich dem Glauben daran ſogleich hätte hingeben können. Aber durch die Wonne der Liebenden ſah ſie die Nachricht beſtätigt und Thränen füllten die Augen der geprüften Frau. Sie trat näher; Anna rief mit himmliſcher Freude: „Es iſt wahr! Mutter, liebe Mutter!" und fiel ihr um den Hals. Lange hielten ſie ſich umfaßt. Die Ueberglückliche weinte am treuen Mutterherzen und ihre Thränen wollten kein Ende nehmen. Endlich richtete ſie ſich auf und ſagte: „Das vollkommenſte Glück, ein Glück, das mir keinen Wunſch mehr übrig läßt, war mir aufgeſpart — und ich hatte den Glauben daran verloren und war verzweifelt! Ich habe die Probe nicht ausgehalten, auf die ich geſtellt wurde, und bin beſchämt!"

Im Laufe des Geſprächs vernahmen ſie, daß der Sekretär ſchon längere Zeit in Arthurs Dienſten ſtehe. Die Mutter forderte ihn wie gelegentlich auf, etwas von den Schickſalen des Barons mitzutheilen. Aber jener verſetzte, er bedaure, dieſem Wunſche nicht entſprechen zu können; die Erzählung ſeiner Schickſale habe ſich Herr von Waldfels ſelber vorbehalten. — „Ah,“ rief die Baronin heiter, „noch immer geheimnißvoll! — Nun,“ ſetzte ſie mit Selbſtgefühl hinzu, „wir glauben die Hauptſache errathen zu haben und können uns für das Uebrige noch einige Tage gedulden.“

Am andern Morgen fuhr ein Poſtillon mit einem ſtattlichen Reiſewagen vor, den Arthur den Damen entgegengeſchickt hatte. Unter fröhlichem Blaſen ging es durch das Dorf, wo die am Wege ſtehenden Leute Grüße und Glückwünſche nachriefen. Bald rollte der Wagen auf der weißen Landſtraße fort. Mit welcher Heiterkeit ſah Anna die ſchönen Saaten, den grünen Wald und alles, was ſich ihren Blicken darbot! Wie freundlich und wie heimlich ſprach ſie alles an! — Sie ſaß da ſo leicht, mit ſo edler und freier Haltung, daß Wagen und Pferde für ſie erfunden zu ſeyn und keine höhere Aufgabe zu haben ſchienen, als ihr zu dienen.

Am zweiten Nachmittag fuhren ſie durch eine Gegend, die den Damen bekannt war. Etwa drei Meilen weiter nach Weſten lag das Thal mit Waldfels und dem Landhauſe. Anna ſah hinüber und konnte nicht umhin, ein Bedauern zu empfinden, daß dem Bräutigam das ſchöne Gut ſeiner Ahnen verloren ſeyn ſollte. Vor Kurzem hatte ein Beſucher nach Schönbach die Nachricht gebracht, daß die Beſitzung wieder verkauft worden ſey. Sie hatte dieß unbewegt vernommen; wie konnte für die Tiefbetrübte eine ſolche Veränderung Bedeutung haben? Aber im Glück regen ſich neue Bedürfniſſe; wenn die großen Wünſche erfüllt ſind, dann tauchen die kleineren wieder auf, denn die Menſchenſeele ſtrebt nach dem Vollkommenen. Jetzt, mit den höchſten Geſchenken des Himmels begnadigt, empfand ſie in der That ein Verlangen nach dem Beſitz von Waldfels, und es that ihr ernſtlich leid, ihm entſagen zu müſſen.

Die Seitenſtraße, die nach dem Thale führte und zunächſt einen kleinen Hügel hinanſtieg, wurde ſichtbar. Anna machte die Mutter darauf aufmerkſam. Dieſe, ihre Gedanken errathend, rief in bedauerndem Tone: „'s iſt Schade!“ — Die Anſchauung ihres Gefühls an der Mutter brachte aber das Mädchen zur Selbſterkenntniß und ſie ſagte: „Was doch die Menſchen ungenügſam ſind! Ich habe das Höchſte erlangt — ein Glück, deſſen ich mich unwerth fühlte und das ich nicht tragen zu können glaubte; und jetzt wünſche ich eine Zugabe! — — Weg mit den Augen!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt und richtete die Blicke die Linie entlang, auf der ſie dem Geliebten näher kommen ſollte.

In andere Gedanken verloren, gewahrte ſie es nicht, daß der Poſtillon in die Seitenſtraße einbog; aber Frau von Holdingen rief: „Was iſt das?“ und ſah den Secretär mit betroffen fragendem Blick an. Dieſer verſetzte mit einem Lächeln: „Wir fahren die rechte Straße, gnädige Frau.“ — Anna, die den Ausruf der Mutter und dieſe Antwort vernommen hatte, ſah, wo ſie war, und wie ein elektriſcher Funke zuckte eine Ahnung durch ihre Seele. Der neue Käufer von Waldfels war Arthur! Sie ſollte den Geliebten in der Beſitzung ſeiner Ahnen wiederſehen — auch ihr letzter Wunſch ſollte erfüllt werden! Mit erglühten Wangen faßte ſie die Hände der Mutter und ſah in ein Antlitz, aus dem ihr derſelbe Glaube entgegen blickte. Und dieſer Glaube wurde vom Abgeſandten beſtätigt — durch Schweigen. — Wie wonnig klopfte das Herz der Liebenden, wie ſelig lächelte ſie, als der Wagen weiter und weiter rollte und ſie dem Bräutigam näher und näher brachte! Endlich fuhren ſie in das Thal ein, das im reichen Schmuck des Frühlings prangte. Der letzte Zweifel ſchwand. Sie ſahen das Landhaus, ſie ſahen das Städtchen, aber ihre Blicke richteten ſich nach Waldfels. Dort lag es, überglänzt von der Abendſonne, das Schloß mit dem Park, die Krone des Dorfs. Das

Poſthorn ſchmetterte — wie anders klangen jetzt ſeine Töne zum Wiederſehen, als vor Jahren zum Abſchied! Der Wagen rollte in die alte Allee, dem Thore zu, das mit Blumen geziert herſah.

Ein ſchlanker Mann, in eleganter, einfacher Kleidung, eilte ihnen entgegen und rief: „Willkommen!“ Es war Arthur. Der Wagen hielt. Anna, von der Rechten des Geliebten ergriffen, flog an ſeine Bruſt. Es war kein Traum! Sie hielten ſich in ihren Armen, ihre Herzen ſchlugen an einander — ihr Glück war vollendet! Ein Wunder der ſtaunenden Seele, war es helle, klare, ſelige Wirklichkeit! — Anna erhob ihr Haupt, Freudenthränen rollten aus ihren Augen, die an dem Geliebten hingen. Arthur ſtreichelte die Thränen von ihren Wangen und ſah ſie aus feuchten Augen mit unendlicher Liebe an. Dann ſagte er in herzlichem Ton: „Siehſt du, Anna? unſer Vertrauen hat uns doch nicht betrogen! Die muthig unternommene Arbeit iſt geſegnet worden; Alles iſt erreicht, was wir gehofft haben, ja mehr als das; der Himmel iſt mir günſtig geweſen um deinetwillen — ſelbſt über meine Träume hinaus!“ — Anna rief: „Was ſoll ich thun, Arthur, um ſo viel Glück zu verdienen?“ — „Bleibe, wie du biſt!“ erwiederte dieſer liebevoll.

Die Baronin ſtand vor ihnen. Arthur ergriff ihre Hand, umarmte ſie und rief: „Verzeihen Sie, liebe

Mutter!“ — Dieſe erwiederte gerührt: „Der Braut gebührt der Vorrang. — Meine Augen haben das Schönſte geſehen, was eine Mutter ſehen kann — Ihre Liebe zu Anna iſt dieſelbe geblieben.“

Aus dem Thor, durch das der leere Wagen gefahren war, kamen der Rentier und der Pfarrer von Waldfels. Von Arthur geführt, begab ſich die Geſellſchaft in den Hof, wo die Damen von der Dienerſchaft ehrerbietig begrüßt wurden. Die Glücklichen erkannten in allem die Zeichen des wiederhergeſtellten Glanzes, und von welchen Empfindungen mußten ſie bewegt ſeyn, als ſie nach ſo vielen Jahren zum erſtenmal wieder in das ſchöne Schloß eintraten!

Nach einer halben Stunde finden wir den kleinen Kreis in einem Zimmer vereinigt, deſſen Wände mit den Familienbildern des Hauſes Waldfels geſchmückt waren und deſſen Altan und Fenſter die Ausſicht in den Park boten. Während das verlobte Paar ſich mit dem Geiſtlichen, der Rentier mit dem Sekretär unterhielt, ſaß die Baronin allein an der Seite und ließ ihre Blicke von Arthur zu einem Bilde gleiten, das einen ſtattlichen Krieger aus dem ſiebzehnten Jahrhundert vorſtellte. Ihr ſchien, als ob ihr künftiger Schwiegerſohn keinem ſeiner Ahnen mehr gliche als dieſem, und ſie fand es nun um ſo begreiflicher, daß die kriegeriſche Neigung deſſelben in ihm wieder erwacht ſey. Arthurs Glieder waren beinahe ſo kräftig wie die des alten Generals, und ſein Geſicht eben ſo gebräunt. Allerdings fehlte ihm die gewaltige Narbe, welche die Stirn des Vorfahren zierte, und wir können nicht verſchweigen, daß die Baronin gleich nach der erſten Begrüßung in dem Geſicht des Wiedergekehrten nach einem ſolchen Zeugniß der Tapferkeit geſucht hatte. Allein es gibt glückliche Soldaten, die das Privilegium zu haben ſcheinen, unverwundet zu bleiben, und zu dieſen mußte der Baron gehören. Die Neugierde, die ſie bis jetzt unterdrückt hatte, regte ſich aber bei dieſer Vergleichung auf's neue. Sie widerſtand jetzt nicht länger, und zu der Gruppe tretend, erinnerte ſie Arthur daran, daß er ihnen eine Erzählung ſeiner Schickſale und ſeiner Thaten ſchuldig ſey. „Oder," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „wäre die Zeit dazu noch immer nicht gekommen?" — „In der That, noch nicht ganz," erwiederte Arthur. „Wir haben bis zum Abendeſſen nur noch eine halbe Stunde, mein Bericht wird aber ziemlich lange dauern und ich will ihn daher Ihnen und mir erſt nach einer entſprechenden Stärkung zumuthen. Ich mache Ihnen aber einen andern Vorſchlag. Haben Sie die Güte, uns etwas von der letzten Zeit in Schönbach zu erzählen, von der wir hier nur ſehr wenig und gar nichts Beſtimmtes wiſſen."

Die Baronin erklärte ſich bereit. Nach einer kurzen Einleitung ſchilderte ſie die Regentage und den Hagelſchlag des vorigen Jahrs. Sie zeigte ſich dabei in ökonomiſchen Ausdrücken ſo bewandert, daß Arthur ſich nicht enthalten konnte, nach dem Bedauern ihres Unglücks auch ſeine Bewunderung ihrer landwirthſchaftlichen Kenntniſſe auszuſprechen, was ſie indeß mit einem leichten Achſelzucken hinnahm, vielleicht um damit anzudeuten, daß die Kenntniß jener Ausdrücke noch lange nicht die Oekonomin mache. Als ſie der Sorgen wegen des Ausbleibens einer Nachricht erwähnte, war Arthur betroffen. „Wie!“ rief er aus, „Sie haben meinen letzten Brief nicht erhalten?“ — Die Baronin erwiederte mit Bedeutung: „Wir haben keinen Brief von Ihnen erhalten ſeit mehr als anderthalb Jahren.“ — Arthur ſaß mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns da und ſagte: „Ich bin ſehr zu tadeln. Bei ſolcher Entfernung ſollte man Nachrichten dieſer Art in zwei oder drei nacheinander abgehende Briefe niederlegen, da die Möglichkeit des Verluſtes um ſo viel näher liegt. Aber das Glück hatte mich verwöhnt: ich dachte nicht daran. — In dieſem Schreiben,“ fuhr er zu Anna gewendet fort, „hatte ich dir gemeldet, daß ich Anſtalt machte, meine Angelegenheiten in Oſtindien zu ordnen und nach Europa zurückzukehren. Ausdrücklich war darin bemerkt, daß von dort aus kein Brief mehr nachfolgen würde.“ — Nach einer Pauſe begann die Baronin: „Eine Schilderung, wie wir unter ſolchen Umſtänden den Winter verlebten, will ich Ihnen erlaſſen.“ — Arthur, die Hand der Geliebten faſſend, rief herzlich: „Verzeih mir!“ — Zuletzt ſchilderte ſie den Brand in Schönbach, und die Männer äußerten ihre Verwunderung über dieſe Steigerung betrübender Erlebniſſe. Arthur ſagte: „Das Schickſal hat ungleich getheilt. Sie haben das Unglück gehabt und ich das Glück. Aber,“ ſetzte er hinzu, „mein Glück iſt im Stande, Ihr Unglück zu decken.“ — „Es iſt eigen,“ bemerkte Anna; „ich möchte mir jetzt das Unglück der letzten Jahre nicht nehmen laſſen, ſogar die Sorge und die Angſt nicht, die ich um deinetwillen empfunden. Nur das erlebte Leid beruhigt das Herz bei allzugroßer Freude.“ — „Dieß,“ ſetzte der Geiſtliche hinzu, „iſt unter andern der Zweck des Leides in der Welt. Aber in der Regel dankt man dem lieben Gott für das Mittel erſt ſpäter.“

Nach Tiſch ſaßen ſie wieder in dem heimlichen Zimmer beiſammen. Während des Eſſens hatte ein kurzer Gewitterregen die Natur erfriſcht und balſamiſche Luft ſtrömte durch die offenen Fenſter. Die Sonne war unter, der Mond aufgegangen, aber noch herrſchte der Glanz im Weſten. Niemand achtete der Schönheit des Abends; die Geiſter waren geſpannt auf die Erzählung Arthurs. Dieſer, neben Anna ſitzend, begann endlich, indem er das Wort zunächſt an die Baronin richtete.

„Sie wiſſen, daß mein Weg zuerſt nach London ging. Dort lebte ein Kaufmann, ein Großhändler, den mein Vater vor etwa zehn Jahren ſich verpflichtet hatte, indem er ihm bei einer Ehrenſache einen weſentlichen Dienſt leiſtete. Ich wußte dieß aus einem Dankſchreiben, das ſich unter den nachgelaſſenen Papieren fand, hatte mich brieflich an dieſen Mann gewendet und Rath und Hülfe war mir zugeſagt worden. In London ſtellte ich mich ihm vor. Ich fand einen rüſtigen Fünfziger, der mich mit großem Wohlwollen aufnahm. Dadurch ermuthigt, theilte ich ihm ſogleich mit, was in meinem Briefe ſchon angedeutet war: daß ich den Entſchluß gefaßt habe, Kaufmann zu werden.“

Die Baronin wollte bei dieſen Worten ihren Ohren nicht trauen. „Wie?“ rief ſie, „Kaufmann? — daran dachten Sie? — Doch,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich bezwang, „ich will Sie nicht unterbrechen.“ — Arthur, der bei dieſem erwarteten Ausruf ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, fuhr fort: „Herr Goodman — dieß war der Name des Kaufmanns — ſah mich prüfend an und ſagte dann mit Ernſt: „Ich begreife, daß Sie einen Stand ergreifen wollen, in welchem Sie das Glück, das Sie ſuchen, am ſchnellſten und ſicherſten erreichen zu können glauben. Allein es iſt möglich, lieber Freund, daß Sie dieſe Laufbahn gar viel anders finden, als Sie erwarten, und es iſt meine Pflicht, Sie darauf aufmerkſam zu machen. Das Erlernen der Kaufmannſchaft hat für eine gewiſſe Art von Menſchen ſeine großen

Unannehmlichkeiten. Ob Sie in Ihrem Alter und — wie er lächelnd hinzuſetzte — als deutſcher Edelmann dabei aushalten, das iſt noch die Frage. Aber angenommen Sie bleiben ſtandhaft und erlangen eine Stellung, in der Ihre Arbeit ſich lohnt, ſo haben Sie bei der conſequenteſten Thätigkeit und Umſicht auch noch ungewöhnliches Glück nöthig, wenn Sie das Ziel, das ich aus Ihrem Brief kenne, endlich erreichen wollen. Iſt Ihnen das Glück nicht günſtig, werden Ihnen bloß die Früchte des Fleißes zu Theil, ſo verfehlen Sie Ihren Zweck.“

„Gut,“ rief hier die Baronin, „das ſchreckte Sie ab und Sie ſuchten —“ — „Keineswegs,“ fiel Arthur ein, „das ſchreckte mich nicht ab, denn ich war auf ſolche Einwendungen vorbereitet. Ich erwiederte mit Entſchiedenheit, mein Entſchluß ſey reiflich erwogen, ich fühle mich zu dieſer Thätigkeit hingezogen und habe mehr Vorkenntniſſe, als er mir vielleicht zutraue; Mühen und Anſtrengungen vermöchten mich nicht abzuſchrecken und ich könne mich des Glaubens nicht erwehren, daß ich auf dieſem Wege erreichen werde, was ich ſuche. Herr Goodman, der mich mit Ruhe angehört hatte, ergriff nun meine Hand mit jener männlichen Herzlichkeit, welche der Engländer denjenigen zeigt, die ihm gefallen. „Wenn das iſt,“ verſetzte er, „dann will ich nicht mehr abmahnen, ſondern helfen.“ Er hielt Wort — und Arthur Waldfels trat als Lehrling in ſeine Handlung ein.

Dieſe Eröffnung machte auf die Baronin und Anna einen gleich ſtarken, aber ſehr verſchiedenen Eindruck. Die Verlobte, die ſich zwar immer zu der Annahme der Mutter geneigt, aber ſich nie ganz für ſie entſchieden hatte, war bei den erſten Worten Arthurs im Klaren. Gehörte nun auch nach ihrer Anſicht ein ungewöhnlicher Entſchluß dazu, einen ſolchen Stand zu ergreifen, ſo war die Ausführung nur ein Beweis mehr für die Tiefe und Innigkeit ſeiner Liebe. In ihr erweckte daher dieſe Mittheilung nur Rührung, und aus ihren Mienen ſprach eine herzliche Genugthuung. Frau von Holdingen dagegen erſchien ganz außer Faſſung gebracht. Mit der Röthe der Verlegenheit auf ihrem Geſicht rief ſie: „Kaufmannslehrling! — ein Baron von Waldfels — — Ah,“ ſetzte ſie nach einem Moment auf die Ahnenbilder deutend hinzu, „was würden dieſe da zu einem ſolchen Schritt ihres Abkömmlings geſagt haben!“ — „Dieſe da,“ entgegnete Arthur, „würden ſich wohl nicht in der Lage befinden, von Ihnen gegenwärtig angerufen zu werden, wenn ich jenen Schritt nicht gethan hätte!“

Die Baronin war bei allen ihren Lieblingsanſchauungen, wie dem Leſer ſchon bekannt iſt, eine verſtändige und keineswegs unpraktiſche Frau. Von dem Gewicht dieſer Entgegnung getroffen und an die guten Folgen des ſeltſamen Unternehmens erinnert, faßte ſie ſich und erwiederte lächelnd: „Es mag wahr ſeyn. Am Ende gilt hier das Wort: der Zweck —“ — „Heiligt das Mittel?“ fiel Arthur ein. „In dieſem Falle gewiß! Erlauben Sie mir übrigens, Sie auf das letzte der von Ihnen angerufenen Bilder aufmerkſam zu machen: es ſtellt eine Dame vor, die, wie Sie ſich erinnern werden, von Kaufleuten abſtammt.“ — „Es iſt wahr,“ rief die Baronin, auf welche das Bekannte, an das Arthur ſie mahnte, wie eine Enthüllung wirkte. „Der Genius der Mutter hat in Ihnen geſiegt!“ — „Und dem Himmel ſey dafür gedankt!“ verſetzte Arthur; „denn der Genius meines Vaters — mit aller Hochachtung ſey von ihm geſprochen — hätte mich ſchwerlich nach Waldfels zurückgeführt.“ — Die Baronin, welche die Wahrheit dieſes Wortes zugeben mußte, ſchwieg. Sie nahm ſich zuſammen und ſagte dann mit Anmuth: „Verzeihen Sie meine Verwunderung über Ihren Entſchluß, deſſen Ungewöhnlichkeit Sie ſelber nicht läugnen werden. Sie haben reuſſirt — das iſt die Hauptſache.“

„Im Vorgefühl des Erfolgs,“ bemerkte Arthur, „wurde ich Kaufmann. Da ich gegen Herrn Goodman meine Ehre verpfändet hatte, ſo erfüllte ich alle meine Pflichten, auch die unerfreulichen, gewiſſenhaft. Mancher Auftrag ſchien mir nur ertheilt zu werden, um meine Geduld zu prüfen; ich beſtand die Probe. Meine wiſſenſchaftliche Bildung, meine Vorkenntniſſe und eine gewiſſe Anlage zum praktiſchen Denken förderten mich raſch. Ich begriff den Zweck deſſen, was ich treiben ſollte, und lernte um ſo leichter. Ich hatte den Zuſammenhang der verſchiedenen Arbeiten vor Augen, und die einzelnen erſchienen mir um ſo intereſſanter. Es dünkte mich, als ob jeder Tag mich weiter brächte, und ſchon jetzt machte ich die angenehme Erfahrung, daß das Schwierige mir geläufig wurde. — Sie ſehen aus allem, daß ich ein ungewöhnlicher Lehrling war; ich hatte auch ein ungewöhnliches Schickſal. Noch war kein Vierteljahr verfloſſen, als mich Goodman zu ſich rufen ließ, meine Ausdauer, meine Gewandtheit hervorhob und zu dem Schluß kam, daß ich verdiene, ein Kaufmann zu werden. (Hier konnte ſich Frau von Holdingen nicht enthalten, ein wenig die Achſeln zu zucken.) Er eröffnete mir, daß er mich in eine Stelle bringen könne, die mich unter glücklichen Umſtänden raſch fördern werde, — in die Stelle eines Commis bei einem Geſchäftsfreund in Calcutta. Ich war auf's angenehmſte überraſcht. Oſtindien war das Land meiner kaufmänniſchen Träume und ich ſah in dieſem Ruf eine beſonders günſtige Vorbedeutung. Goodman hatte mir Aufträge in ſeinem Intereſſe zu ertheilen und rüſtete mich mit den nöthigen Geldern aus. Ich beeilte mich, dieſes erſte Reſultat nach Deutſchland zu melden, und ein raſcher Segler trug Cäſar und ſein Glück.“

„Die Fahrt ging verhältnißmäßig ſchnell und ohne beſondere Abenteuer vorüber — die „Stadt der Paläſte" lag vor mir. Ich erinnere mich noch wohl der zauberhaften Empfindung beim erſten Anblick und des Staunens, welches Tage lang bei mir anhielt. Eine Stadt, welche mit der Pracht Europas und der Pracht Aſiens die Augen blendet — die Vereinigung der wunderbarſten Contraſte — der Verſammlungsort von Repräſentanten aller Nationen, aller Religionen und aller Stände — der Schauplatz der mannigfaltigſten und ſeltſamſten Geſichter, Figuren und Trachten im Rahmen einer tropiſchen Natur! — Es ſteht wie ein Mährchen vor den Augen, aber dieſes Mährchen iſt Wirklichkeit! — Doch," unterbrach ſich der Erzähler mit einem Lächeln, „ich muß der Luſt zu ſchildern Widerſtand leiſten, wenn ich meinen Bericht heute noch zu Ende bringen ſoll. Alſo zur Sache!"

„Ich wurde von dem Handelsfreunde meines Londoner Beſchützers, Herrn Warren, gütig empfangen, beſorgte mit ſeiner Hülfe die übernommenen Aufträge und trat als letzter Commis in ein großartiges Geſchäft ein. Die neuen Verhältniſſe machten neue Anſtrengungen nöthig; aber ich ließ es daran nicht fehlen und orientirte mich bald. Das Talent — Sie erlauben mir ſchon, mir ſo etwas beizulegen — und die Liebe zur Sache erleichtern jede Arbeit. Man hat damit ſchon vorher eine Ahnung von dem, was man ſich zu eigen machen ſoll; man ſucht und man findet. Je weiter man vorrückt, je klarer und angenehmer wird die Thätigkeit. Für Leute, die reflektiren — und als guter Deutſcher gehör' ich zu dieſen — hat die Beobachtung eines ſo bedeutenden Handelshauſes an ſich großen Reiz. Wie in einem gut regierten Staate thut jeder an ſeiner Stelle ſeine Pflicht, und das Haupt, allein oder mit Hülfe des Fähigſten, lenkt das Ganze und läßt Gedanken ausführen zum Gedeihen des Ganzen. Man benützt die Schöpfungen der Vorfahren, Erfindungen und Einrichtungen, welche dazu dienen, die Geſchäfte zu vereinfachen und zu erleichtern. Wohlgeführte Bücher bewirken eine Art von Allwiſſenheit; ſie befähigen den Kaufmann, über den Stand der mannigfaltigſten Geſchäfte und Beziehungen ſich jederzeit Rechenſchaft zu geben. Der Geiſt herrſcht, der Stoff iſt bewältigt. Es iſt ein Gefühl, ganz ähnlich dem eines Generals, der eine Armee kommandirt, oder dem eines Künſtlers, der ſeinem Gegenſtand Form und Schönheit gibt.“ Arthur hielt ein wenig inne und richtete ſeinen Blick auf den Rentier, deſſen Geſicht bei den letzten Worten, im Andenken an die Zeiten, wo er ſelber als Buchhalter wirkte, ſich angenehm aufgeklärt hatte. Die beiden Geſchäftsleute nickten einander zu und Arthur nahm ſeine Erzählung wieder auf.

„Ich arbeitete mich raſch empor. Warren, den mein

Eifer freute, begünſtigte mich ungewöhnlich. In den erſten dritthalb Jahren fungirte ich als Korreſpondent und als Reiſender. Bei einer Handlung, die jährlich Millionen umſetzte, dürfen Sie hier an nichts Kleinliches denken. Ich vermittelte bedeutende Geſchäfte, lernte Land und Menſchen kennen, lernte die Sprache des Landes und konnte unſerem Hauſe manchen guten Dienſt leiſten. Geſtützt auf ſolide Kenntniſſe regte ſich mein Geiſt und ich hatte Ideen. Warren hörte ſie, hieß ſie gut, und ſie bewährten ſich. Wir erſahen hie und dort unſern Vortheil, kauften wohlfeil ein, verkauften theuer und machten großen Gewinn.“

Bei dieſer Mittheilung war die Baronin bedenklich geworden, und unwillkürlich rief ſie: „Aber Sie werden doch nicht —“ — Sie hielt inne, das Wort wollte nicht über die Zunge. — „Betrogen haben?“ ergänzte Arthur heiter. „Mit nichten, verehrte Frau! — Erlauben Sie mir, bei dieſer Gelegenheit überhaupt mich der Kaufmannſchaft anzunehmen. Daß im Handel betrogen wird, ja, daß der Handel zum Betrug reizt, will ich nicht läugnen. Aber der Betrug iſt hier, wie auf andern Gebieten, nur ein Surrogat für mangelnde poſitive Eigenſchaften. Um als Kaufmann etwas zu erwerben, muß man Kenntniſſe, Verſtand, Einfälle, Muth und Glück haben. Wer dieß nicht hat und doch zu etwas kommen will, der wird ſich auf Betrug legen. In der Regel wird aber gerade der Betrüger die kleinen und mittelmäßigen, der begabte und muthige Kaufmann dagegen die großen Geſchäfte machen. Nur muß man die Dinge ſehen, wie ſie ſind. Wenn ich ein Auge habe auf die politiſchen und merkantiliſchen Ereigniſſe, wenn ich in die Zukunft ſehe, ihre Bedürfniſſe erkenne und zu rechter Zeit mich in den Stand ſetze, ſie zu befriedigen, ſo bin ich ein guter Geſchäftsmann und kein Betrüger. Wenn ich mir Waaren verſchaffe, wo ſie billig, und ſie dahin fördere, wo ſie theuer ſind, benachtheilige ich weder Verkäufer noch Käufer, im Gegentheil, ich diene beiden und verdiene ihren Dank. Ich nehme von dem, der abgeben will, und gebe ab an den, der nehmen will; ich befriedige die Wünſche beider und nütze beiden. Der Gewinn, der dabei abfällt, gebührt mir von Rechtswegen, denn ich habe gethan, was ihn zur Folge hat, und niemand gehindert, daſſelbe zu thun. — Shakeſpeare, wie Sie wiſſen, nennt ſeinen Kaufmann von Venedig einen königlichen Kaufmann. Kann man denken, daß Antonio ſich mit Betrug abgegeben hat? Aber ſolcher königlichen Kaufleute gibt es jetzt mehr als jemals. Es gibt Männer, die ſich an dem Handel betheiligen mit dem vollen Bewußtſeyn der ſegensreichen Wirkungen deſſelben für die Welt, Männer, deren Reichthum die Frucht ihrer Einſicht und ihres Fleißes iſt und die von ihm noch dazu den achtungswertheſten Gebrauch machen."

„Ich geb' es zu," erwiederte die Baronin, „und ſehe nun wohl, zu welchen Kaufleuten Sie ſich geſellt haben." — Arthur fuhr fort: „Die Folge meiner Dienſtleiſtungen war, daß mir Warren ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Er gab mir davon den ſprechendſten Beweis, indem er mich zu dem Poſten eines Disponenten oder Handlungsvorſtehers erhob." — „Das alſo," fiel die Baronin lächelnd ein, „war der bedeutende Poſten, zu dem Sie ſich emporgeſchwungen haben? Ich will Ihnen geſtehen, ich dachte, Sie wären wenigſtens Major geworden. Nachdem ich Ihren erſten Brief aus Calcutta geleſen, glaubte ich nämlich nicht anders, als Sie hätten den Militärſtand ergriffen." — „Damit ſagen Sie mir nichts Neues," verſetzte Arthur. „Ich konnte das ſchon lange aus Annas Briefen abnehmen. Allein geſtatten Sie mir eine Bemerkung. Wenn ich auch Geld und Gunſt genug gehabt hätte, um die dort gewöhnliche Zahl oder Unzahl von Concurrenten aus dem Felde zu ſchlagen und eine Lieutenantsſtelle zu erlangen, ſo wäre ich dadurch in derſelben Zeit doch ſchwerlich in den Stand geſetzt worden, mit ſolchen Erübrigungen nach Hauſe zu kehren. Ich will nicht läugnen, daß man auch als Offizier in Indien ſein Glück machen kann, zumal wenn man in dieſer Eigenſchaft mit irgend einem diplomatiſchen Poſten betraut wird; allein immer bleibt der Unterſchied, daß der Offizier, wenn nicht außergewöhnliche Einflüſſe im Spiele ſind, die Gaben der Fortuna erwarten muß, während der Kaufmann ihnen entgegen gehen kann. Ich fühlte einen Drang, ſelbſtſtändiger zu handeln, meine Gedanken raſcher zu verwerthen, und wählte den Stand des Kaufmanns."

„Das mag ſeyn," erwiederte die Baronin; „allein ich wurde zu meiner Annahme durch den Glauben verleitet, Offizier zu werden läge dem Baron Waldfels am nächſten." — „Ich begreife das," verſetzte Arthur. „In Deutſchland ſieht man das ſo an, aber in England und in Indien hat man dafür einen andern Standpunkt." — Anna, die mit großer Aufmerkſamkeit zugehört hatte, wagte hier die Mutter daran zu erinnern, daß das indiſche Reich einer Geſellſchaft von Kaufleuten ſeine Gründung verdanke und noch von einer ſolchen regiert werde. „Die Armee ſteht im Dienſte der Compagnie, ſie wird von einem Manne befehligt, den dieſe gewählt hat, und es iſt wohl natürlich, daß die Machthaber ſich nicht unter ihren Dienern fühlen, wie ehrenvoll die Stellung derſelben auch ſeyn mag."

Frau von Holdingen erröthete ein wenig. Es war ihr begegnet, was ſo oft geſchieht: ſie kannte die Thatſachen, aber ſie hatte nie dieſe Folgerung daraus gezogen. Arthur bemerkte: „Allerdings regiert in Indien eine Handelsgeſellſchaft, wenn auch nicht abſolut, und dieſe Geſellſchaft hat nicht nur Diener aus den erſten

Familien Englands, ſie hat auch Fürſten und Könige des Landes unter ſich und ſchreibt ihnen die Wege vor, die ſie wandeln ſollen. Daß bei ſolchen Verhältniſſen der Kaufmann, zumal wenn er Aktien der Compagnie beſitzt, ein nicht geringes Selbſtgefühl hat, iſt ſchwerlich zu verwundern. Doch," ſetzte er hinzu, „das hat er auch in Deutſchland, und man gönnt es ihm, wenn er reich iſt." — „Nun wohl," rief die Baronin nicht ohne eine gewiſſe gute Laune, „ich bin überwunden und Ihre Erzählung wird von jetzt an vor meinen Einreden ſicher ſeyn." — „Ich bitte Sie um das Gegentheil," verſetzte Arthur. „Wenn mein Bericht Anlaß zu einer intereſſanten Erörterung gibt, ſo iſt es um ſo beſſer. Laſſen Sie mich übrigens bei dieſer Gelegenheit noch geſtehen, daß der Stolz der Geburt — und zwar nicht nur der, den man zeigen zu können glaubt, ſondern auch der, den man innerlich hegt und aus Klugheit hinter Höflichkeit verbirgt — daß dieſer Stolz, ſage ich, für den, der nachzudenken pflegt, eben in Indien einer ſtarken Probe ausgeſetzt iſt. Wenn man den Kaſtengeiſt in ſeiner vollendetſten Ausbildung und mit all ſeinen Folgen erblickt, wenn man jenen Stolz an Perſönlichkeiten wahrnimmt, bei denen er uns abſurd und lächerlich erſcheint, wenn man überhaupt die verſchiedenſten Menſchen mit den verſchiedenſten Prätenſionen hervortreten ſieht, die man ſchwach finden muß, ſo kann man ſich wohl fragen, ob man nicht Urſache hat, das eigene Selbſtgefühl eben ſo zu beurtheilen.“

Die Baronin mußte ihre Zuſage ſchon jetzt brechen, indem ſie ſich nicht enthalten konnte, zu rufen: „Wie, wollen Sie Geburt und Stand für nichts erklären?“ — „Keineswegs,“ erwiederte Arthur mit Ernſt. „In einer Welt, wo ſich jeder ſeiner Vorzüge freut und ſich etwas darauf zu gute thut, freue ich mich auch deſſen, was mir zu Theil geworden iſt, und namentlich des Glücks, unter meinen Vorfahren Männer zu wiſſen, die ſich in Krieg und Frieden ausgezeichnet und das Anſehen verdient haben, deſſen ſie genoßen. Ich ſehe mit Liebe und Stolz auf die Bilder, die ihre Züge bewahren, und danke Gott, daß der Boden, auf dem ſie gewandelt ſind, wieder mein Eigenthum geworden iſt. Baron Waldfels,“ ſetzte er heiter hinzu, „klingt ſchön, und ich freue mich, ſo genannt zu werden.“ — „Gut!“ rief die Baronin ebenfalls heiter; „aber? — denn ein Aber wird doch nicht fehlen.“ — „Aber,“ fuhr Arthur fort, „indem ich mich dieſer Empfindung hingebe, ſind meine Augen offen für die Vorzüge Anderer, ich bewundere diejenigen, mit welchen Gott die Geiſter und Herzen der Menſchen ausgeſtattet hat, und ich empfinde Hochachtung, wo ich unter andern Umſtänden vielleicht nur eine gönnerhafte Billigung hätte blicken laſſen, die uns nicht mehr zu Geſichte ſteht. Ich will es Ihnen geſtehen, ich hatte dazu einen gewiſſen Hang und es war gut, daß ich durch das Schickſal davon geheilt wurde.“ — „Ich habe zwar,“ verſetzte die Baronin, „von einem ſolchen Hang nichts bemerkt; indeſſen wollen wir Ihr Wort gelten laſſen und dafür um die Fortſetzung Ihrer Geſchichte bitten.“

Arthur begann wieder: „Es war ein Beweis großen Vertrauens, daß mich Warren ſo jung auf dieſen Poſten erhob; allein ich kann ſagen, daß ich es rechtfertigte. Die Geſchäfte gingen lebhafter als je und ich nützte dem Hauſe auf mannigfaltige Weiſe. Da ich einen Gehalt hatte, um den mich ein Major hätte beneiden können, der Chef des Hauſes mir überdieß einen Antheil an dem Gewinn bewilligte, ſo gediehen dabei auch meine eigenen Angelegenheiten und ich ſammelte mir, was bei uns ein Vermögen ſeyn würde, dort aber freilich nicht viel heißen will. Dennoch konnte ich damit etwas thun, was mich außerordentlich freute und immer meine ſchönſte Erinnerung von jenem Lande bleiben wird.“

Als Arthur hier eine kleine Pauſe machte, ſahen ihn die Zuhörer erwartungsvoll an, und er fuhr fort: „Nicht lange nach meiner Ankunft in Calcutta hatte ich die Bekanntſchaft eines Kaufmanns gemacht, der um etliche Jahre älter war als ich, eine anmuthige Frau und reizende Kinder hatte. Ich kam oft in ſein Haus, denn es gehört zu meinen größten Genüſſen, Glückliche zu ſehen, und namentlich eine glückliche Familie. Im Lauf der Zeit wurde aus der Bekanntſchaft wahre, herzliche Freundſchaft. Mackenzie war ein Engländer von der beſten Art, jeder Zoll ein Gentleman, und beſonders unter den Seinen von dem angenehmſten Humor und der größten Liebenswürdigkeit. Eines Abends, als ich ihn aufſuchte, traf ich ihn in ſeinem Zimmer allein und ſehr niedergeſchlagen. Er wollte eine Zeitlang nicht mit der Sprache heraus; endlich geſtand er mir, daß er in jüngſter Zeit einen großen Verluſt erlitten habe und daß gegenwärtig beinahe ſein ganzes Vermögen einem Schiff anvertraut ſey, das er mit einer Ladung Baumwolle nach Europa geſchickt habe und mit Manufakturwaaren zurück erwarte. Ich tröſtete ihn, ſo gut ich konnte, und es gelang mir, ihn wieder aufzuheitern. Bald darauf kam ein Gerücht zu meinen Ohren, das Schiff Mackenzie's ſey verunglückt. Ich ging ſogleich zu ihm und fand ihn in ſtummer Verzweiflung. Auch er wußte nichts Beſtimmtes, aber er ſah voraus, daß in Folge dieſes Gerüchts Forderungen bei ihm eingehen würden, denen gegenüber er ſich für inſolvent erklären müſſe. Mein Entſchluß war gleich gefaßt; ich eilte nach Hauſe und bald konnte ich dem Bedrängten nicht nur mein Vermögen, ſondern auch eine namhafte Summe von Warren zur Verfügung ſtellen. Die ängſtlichen Gläubiger wurden befriedigt und mein Freund war gerettet."

„Ah," rief die Baronin, „da ſieht man den Edelmann unter den Kaufleuten!" — Arthur erwiederte: „Es wäre ſchlimm für die gedrängten Kaufleute, wenn nur die Barone unter ihnen einer ſolchen Handlung fähig wären! — Uebrigens hatte dieſe Aushülfe die Folgen der feinſten Spekulation: ſie war es, die mein Glück entſchied. Das Schiff Mackenzies war allerdings einem heftigen Sturm ausgeſetzt geweſen, aber es hatte ihn beſtanden und lief eine Woche ſpäter glücklich ein. Freude und Wohlſtand kehrten mit ihm wieder. Mein Freund, deſſen erhobener Geiſt ſich jetzt mit kühnen Entwürfen trug, bat mich dringend, mich mit ihm zu verbinden, und da ein vor kurzem angekommener Verwandter Warrens nach meiner Stelle trachtete, ſo gab ich nach. Wir ſtrengten unſer Talent an, wir wagten und wir gewannen. — Ach, liebe Mutter," fuhr der Erzähler fort, „welchen Reiz hat das Leben eines Kaufmanns! In welcher Spannung wird er erhalten und in welches Entzücken kann er verſetzt werden! Nichts gleicht der Freude, die er empfindet, wenn ein wohlberechnetes, aber immer noch gewagtes Unternehmen gelingt und der Segen deſſelben in goldener Wirklichkeit in ſein Haus einzieht."

Annas Geſicht erheiterte ſich bei dieſen Worten und ſie ſagte: „Es ſcheint doch, daß du nach und nach gelernt haſt, dein Metier um ſeiner ſelbſt willen zu lieben."

— „In gewiſſem Sinn allerdings,“ erwiederte Arthur, „ich will es nicht läugnen; aber doch nicht eigentlich. Der Beweis liegt vor. Als ich das Vermögen, das ich in die Handlung meines Freundes gebracht hatte, um das Vierfache gemehrt ſah und hinreichend fand, um denen, die mich ſo großmüthig hatten ziehen laſſen, ein angenehmes und würdiges Loos zu ſchaffen, da ſagte ich zu mir ſelber: Genug! und kündigte dem Freund meinen Entſchluß an, nach Deutſchland zurückzukehren.“ — Ein Blick voll Liebe und Dankbarkeit war die Antwort der Verlobten, ein beifälliges Kopfnicken verrieth die Empfindung der Baronin.

„Mackenzie bot alle Kraft der Ueberredung auf, mich zurückzuhalten. Er rief: Das Glück iſt für uns, noch einige Jahre und wir ſind Millionäre! Obwohl dieſe Ausſicht reizend und die Liebe, die mein Freund für mich an den Tag legte, rührend war, ſo blieb ich dennoch feſt, wobei ich übrigens gern geſtehe, daß das Gewicht des Hauptgrundes, der mich nach Hauſe trieb, durch das einiger andern noch verſtärkt wurde.“ — „Und die ſind?“ fragte die Baronin. — „Zunächſt das Klima, das zu einem Leben nöthigt, in welchem die Sinne eine größere Rolle ſpielen, als einem Deutſchen von meinem Schlage lieb ſeyn kann. Wir haben dort Monate der ſchönſten und angenehmſten Witterung; aber auf ſie folgt eine heiße Zeit, gegen deren Gipfelpunkte die heißen Tage in Deutſchland Kinderſpiel ſind, und die Glut wird endlich durch eine Regenzeit gekühlt, deren ſtärkſte Ergießungen die Welt ſcheinen ertränken zu wollen. Die Feinde der Menſchheit unter den Inſekten und Amphibien bedrohen und verfolgen uns faſt unausgeſetzt, und man kann Dinge erleben, die an eine Landplage Egyptens erinnern. Allerdings wiſſen ſich die Reichen gegen die Unbilden der Natur zu ſchützen, und es iſt intereſſant, die verſchiedenen Mittel kennen zu lernen, durch welche man jene läſtigen Erſcheinungen zu beſeitigen oder zu mildern ſucht. Die Häuſer erhalten durch ſolche Einrichtungen einen neuen Zuwachs von Prunk und einen ſehr eigenthümlichen Charakter. Allein dieſe Rückſichtnahme auf materielle Anfechtungen und die Erholungen, die man ſich dabei gönnen zu müſſen glaubt, machen ſelber materiell, und es gehört ein feſter Wille dazu, wie er nicht jedermanns Sache iſt, um den Kopf oben zu halten und den verſchiedenen Reizungen zu widerſtehen. — Was mich betrifft, ſo war ich von einem Gedanken erfüllt und durch eine, ich darf wohl ſagen fieberhafte Thätigkeit in Anſpruch genommen. Ich ging alſo durch die Ausflüſſe des Klimas hindurch zu dem Ziel hin, das ich als Leitſtern vor Augen hatte. Mein Wille und mein Streben hoben meine Körperkraft und ließen mich die Anfälle der tropiſchen Natur überwinden. Aber zuletzt war ich doch froh bei dem Gedanken, den Anſtrengungen und Aufregungen des dortigen Lebens zu entgehen und zu einer geiſtigeren Exiſtenz in das Vaterland zurückkehren zu können." — „Das leuchtet ein," bemerkte die Baronin.

„Ein anderer Grund lag in den politiſchen Verhältniſſen des Landes. Ich bin zwar ein zu guter Germane und glaube zu ſehr an einen vernünftigen Gang der Geſchichte, als daß ich die Herrſchaft der Engländer in Indien für ein Uebel und nicht vielmehr für einen Erfolg im Intereſſe des Menſchengeſchlechts halten ſollte. Ich kenne auch wohl die Anſtalten, die man in's Leben gerufen hat, um jene Herrſchaft im Sinne des Geiſtes und der Kultur zu rechtfertigen. Aber bis jetzt ſind mit ihr immer noch gewaltige Mißbräuche verbunden, Mißbräuche auf Koſten der Eingeborenen, von denen auch nicht abzuſehen iſt, wann ſie ein Ende finden können und werden. Ich will ein andermal Beiſpiele geben und Sie werden mir dann zugeſtehen, daß das engliſche Indien kein Land iſt, wo ein Mann von meiner Lebensanſchauung wünſchen konnte, Hütten zu bauen."

„Ich begreife das," nahm jetzt der Pfarrer das Wort, „freue mich aber, daß Sie über das engliſche Regiment nicht den Stab zu brechen haben. Denn wir müſſen an dem Glauben feſthalten, daß die Herrſchaft eines chriſtlichen Volks und die geiſtigen Güter, die ſie mitbringen, dem beherrſchten Lande zuletzt immer zum Segen gereichen werden.“

„Hoffen wir das und glauben wir, daß die Keime, die jetzt vorhanden ſind, nach und nach ſich entfalten werden. Aber mein Herz trachtete endlich aus dieſen Verhältniſſen heraus, nach dem Aufenthalt im Vaterlande, wo das Chriſtenthum das Leben zwar auch noch lange nicht ganz nach ſeinen Grundſätzen gemodelt hat, aber in der Umbildung doch ſchon weiter gekommen iſt. — Meine Sehnſucht nach der Heimath,“ fuhr der Erzähler zu Anna gewendet fort, „wurde hauptſächlich durch die Briefe angefacht und gemehrt, die ich aus Schönbach erhielt und die mir in der Glut meiner Thätigkeit die köſtlichſte Erquickung waren. Wie reizend die Schilderung des äußern Lebens, wie ſchön und ergreifend die Mittheilungen aus dem innern! — Da es mir nicht einfallen konnte, dich und die Mutter nach Indien zu rufen, ſo blieb mir nichts übrig, als nach erreichtem Zwecke zu euch nach Deutſchland zu eilen. — Ich ſtellte meinem Freund alle dieſe Verhältniſſe vor und überzeugte ihn; und mit demſelben Eifer, mit welchem er ſich zuerſt meiner Abreiſe widerſetzt hatte, förderte er ſie nun. Das Vermögen, das ich mir im Schweiß meines Angeſichts erworben hatte, wurde mir in London und Hamburg zur Verfügung geſtellt; ich nahm Abſchied und beſtieg das Schiff, das mich nach

Europa führen ſollte. — Darf ich dir geſtehen, daß ich in den letzten Tagen, wo meine Seele bei dem Gedanken jauchzte, dich und meine Freunde in Deutſchland wiederzuſehen, doch Augenblicke hatte, wo ich Bedauern empfand, von dem Feld meiner Thaten auf immer ſcheiden zu müſſen? — Mein Leben iſt im Vaterland, und ihm will ich dienen, nachdem ich mir die Mittel verſchafft habe, es in meinem Sinne zu thun. Aber nie werde ich jenes Land vergeſſen mit den Wundern ſeiner Natur und ſeiner alten Kunſt! Nie die gewaltigen Eindrücke auf meinen Reiſen und die Abenteuer, die ich erlebte! Nie die koloſſale Thätigkeit der Hauptſtadt und die großartigen Erſcheinungen ihres Weltverkehrs!“

Als Arthur nach dieſen mit Wärme geſprochenen Worten innehielt, benützte Frau von Holdingen die Gelegenheit, zu fragen, wie es ſich denn mit den Gefahren verhalte, die er in jenem Lande beſtanden habe. Sie wolle bekennen, durch dieſe Nachricht hauptſächlich in ihrer Meinung beſtärkt worden zu ſeyn, daß er in der Armee diene. Arthur erwiederte: „In einem Lande, wo es Löwen, Tiger und Schlangen erſter Größe gibt, in welchem, wie Sie aus den Zeitungen erfahren haben werden, ein Geheimbund von Schwärmern exiſtirt, die ihrer Gottheit durch Mordthaten zu huldigen ſuchen. und wo der Reiſende faſt ausſchließlich auf Selbſthülfe angewieſen iſt, da braucht man keineswegs Militär zu ſeyn, um in Lebensgefahr zu gerathen. Ich werde Ihnen die Abenteuer gelegentlich mittheilen, die mir aufſtießen, und kann Ihnen jetzt ſchon ſagen, daß ich mich dabei auf eine Weiſe aus der Affaire gezogen habe, die eines Cavaliers nicht ganz unwürdig war.“

„Nun, Gott ſey Dank,“ fiel Anna ein, „du biſt jetzt zu Schiff und haſt dieſes Land hinter dir!“ — „Ja,“ verſetzte Arthur, „ich bin zu Schiff, ich ſegle nach Europa mit dem Landsmanne, den ihr hier ſeht und der mir in den letzten Jahren der treueſte Gehülfe war. Die Reiſe ging auch dießmal ohne jedes außergewöhnliche Erlebniß von Statten. Wir fuhren zuerſt nach London. Da ich Goodman wieder einen kaufmänniſchen Gefallen hatte erweiſen können, ſo empfing er mich mit doppelter Freude und war ſtolz auf ſeinen Zögling. — Von London aus, wo ich mehrere Tage verweilen mußte, ſchrieb ich an unſern würdigen Freund Hellmuth. — Was man wünſcht, das glaubt man gern. Ich konnte nicht umhin zu hoffen, daß Waldfels wieder zu erlangen ſeyn würde; und da man in ſolchen Fällen eine gewiſſe ahnungsvolle Aengſtlichkeit hat, ſo bat ich unſern Freund, mein Anerbieten ſogleich Herrn von Pranger mitzutheilen. Mein Brief kam zu rechter Zeit, denn ſchon waren die Gläubiger im Begriff, es an einen Liebhaber abzugeben.“

„So iſt es,“ bemerkte der Rentier auf einen fragenden Blick der Baronin. „Da mir aber der Herr Baron den unkaufmänniſchen Auftrag gegeben hatte, genau denſelben Preis, den er dafür erhalten, wieder zu bieten, ſo war es mir leicht, den Concurrenten aus dem Felde zu ſchlagen. Die runde Summe trug übrigens dazu bei, Herrn von Pranger den Vergleich mit ſeinen Gläubigern zu erleichtern und ihm die Fortführung ſeines Geſchäfts möglich zu machen.“

„Das hör' ich gerne,“ rief Anna. „Möge ihm der Verkauf des Gutes ſo wohl gedeihen, wie dir,“ ſagte ſie zu Arthur. — Dieſer nickte und fuhr fort: „Die Nachricht von dem Abſchluß des Kaufs traf mich in Hamburg. Ich ſandte Herrn Schmidt nach Schönbach und eilte nach Waldfels, um es würdig zu machen für den Einzug meiner theuerſten Gäſte. — Daß ich dieſe geſund und froh wiedergeſehen habe, das iſt die Krone meines Glücks — und Gott möge es mir erhalten!“

Nach dieſen herzlich und feierlich geſprochenen Worten trat eine Stille in der Verſammlung ein, indem alle den Empfindungen ſich hingaben, welche die Erzählung in ihnen angeregt hatte. Dann ergriff Arthur auf's neue das Wort und ſagte: „Wenn ich zurückdenke an die Zeit des letzten Abſchiednehmens, ſo kommt mir alles, was unterdeſſen geſchehen iſt, wie ein Traum vor. Ich frage mich, wie das, was jetzt als eine Thatſache vor mir liegt, möglich geweſen, und erſchüttert danke ich dem Himmel, der ſolche Wunder an mir gethan hat. Der Inſtinkt, der mich beherrſchte, hat mich richtig geleitet; das Bild meiner Phantaſie iſt eine Wahrheit geworden. Ich habe alles, was mir zur Freude des Lebens nothwendig iſt, ich bin in den Stand geſetzt, meinem Vaterlande und meinen Freunden nach meiner Neigung zu dienen. Und dieſes Glück habe ich mir erkämpft, es ruht auf Arbeiten, deren Erinnerung mich erfreut und erhebt, und die mir Bürge ſeyn dürfen, daß ich mir's auch erhalten werde. O meine Freunde! ihr werdet mir glauben, wenn ich euch ſage, daß ich mich jetzt ohne Vergleich glücklicher fühle, als wenn mir der Wohlſtand, deſſen ich mich erfreue, geſchenkt worden wäre. Geſegnet ſey das Mißgeſchick, geſegnet ſey die Nothwendigkeit, die mich zwang, durch eigene Kraft mir Güter zu erwerben, die ich nun im tiefſten Sinne des Wortes mein nennen kann!"

Einer unwillkürlichen Regung folgend, richtete er dann ſeine Blicke auf das Porträt des Vaters, auf welches eben der Schein der Lampe fiel. Der Baron, der in ſeiner beſten Zeit und in der ſchönſten Stimmung gemalt worden war, ſah mit frohem Selbſtgefühl auf die Geſellſchaft, und dem phantaſiebegabten Betrachter konnte es ſcheinen, als ob ihn die Erzählung des Sohnes mit freudiger Theilnahme erfüllt hätte.

Arthurs Augen glänzten: nie waren die liebenswürdigen Eigenſchaften des Vaters ſo klar und rein vor ſeiner Seele geſtanden, als in dieſem Augenblick. Die Geſellſchaft errieth und begriff ſeine Gefühle. Mit heiterer Miene wandte er ſich zu der Baronin und ſagte mit der Laune eines liebevollen Gemüthes: „Werden Sie mich jetzt abſolviren, beſte Mutter? Werden Sie mir verzeihen, daß ich ein ſo ungewöhnliches Mittel ergriffen habe, mein Wort zu halten?“ — „O,“ rief die Baronin mit freundſchaftlichem Vorwurf, „wollen Sie mich beſchämen? Sie ſind gerechtfertigt durch den Erfolg, der Ihr Unternehmen krönte, und wir müſſen Sie preiſen, das Mittel gewählt zu haben, das zum Ziel führte.“

Der erreichte Zweck hatte in der That ſeine Wirkung auf die Seele der Baronin ſchon vollſtändig geübt, das Mittel glänzte verſchönt in den Strahlen ſeines Lichtes. In dem Vergnügen, das ſie nun empfand, begegnete es ihr, den Schwiegerſohn zu fragen: warum er denn aus ſeinem Projekt ein Geheimniß gemacht und ſie nicht gleich in daſſelbe eingeweiht habe? Hier konnten Arthur und Anna nicht umhin, ſich lächelnd anzuſehen, und jener verſetzte: „Ich habe nicht zu hoffen gewagt, daß meine Wahl ſchon vor dem Erfolg Gnade vor Ihren Augen finden würde, und hielt es für ſicherer, zu ſchweigen.“ — Die Baronin hatte den Humor zu erwiedern: „Sie mögen Recht gehabt haben.“ —

Es war unvermerkt ſpät geworden. Der Mond ſtand hoch am Himmel, der Zeiger der Uhr wies auf eilf. Arthur trat zu einem Wandſchrank, nahm ein Papier heraus und ſagte wiederkehrend zu Frau von Holdingen: „Für heute hab' ich noch eine Bitte an Sie. Ich bin zwar aus Indien nicht als Millionär, aber doch mit einem Vermögen zurückgekehrt, das durch den Wiederkauf von Waldfels noch nicht erſchöpft iſt. Erlauben Sie mir nun, daß ich auch Ihnen ein Geſchenk mache, wodurch Sie wieder das werden, was Sie zur Zeit meiner Abreiſe geweſen ſind: die Eigenthümerin der kleinen, zierlichen Villa, in der wir ſo ſchöne Stunden verlebt haben. Es iſt jetzt für uns eine Zeit der Reſtauration; und wenn Sie auch ſpäter mit uns das Schloß bewohnen werden, ſo müſſen Sie uns doch, wie früher, in den geweihten Räumen zuweilen bewirthen können.“ Er übergab ihr das Dokument und die Baronin erwiederte: „Ich nehme das Geſchenk an und danke Ihnen von Herzen für Ihre Aufmerkſamkeit. Ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß dort heute ſchon alles zu unſerer Aufnahme bereit iſt?“ — „Allerdings,“ verſetzte Arthur. Die Baronin drückte ihm die Hand.

VII.

Wie man ſich denken kann, hatte ſchon die Ankunft Arthurs und ſein Einzug in Waldfels die Bewohner der Umgegend in große Aufregung verſetzt. Als man aber bald nachher von den Vorbereitungen zu ſeiner Vermählung Kunde bekam, ſteigerte ſich die Theilnahme auf's Höchſte. Daſſelbe herzliche Mitgefühl äußerte ſich in allen Schichten der Bevölkerung, und da es ſich gleich von Anfang ſehr entſchieden ausſprach, ſo wurde auch von Seiten der früher geſchworenen Anhänger des Hauſes Pranger kein Mißton laut, vielmehr machten ſie Anſtalten ſich zu bekehren.

Am meiſten Vergnügen herrſchte vielleicht im Dorfe Waldfels ſelber. Die ererbte Anhänglichkeit der Bauern hätte ſich bei dieſem Anlaß auch bewährt, wenn der Sprößling der alten Familie, der in ſein Erbe zurückkehrte, ohne perſönliche Vorzüge geweſen wäre. Wie freuten ſie ſich nun erſt der Wiederkehr eines ſo liebenswürdigen und gefeierten Herrn! Wie freuten ſie ſich ſeines Reichthums, ſeines Anſehens, ſeiner ſchönen Braut! Denn das hat der Träger eines alten Namens, wenn er ihm Ehre macht durch Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, vor allen andern einmal voraus: man findet ſeine Erfolge durchaus in der Ordnung und hat ſelber ein Gefühl der Befriedigung, wenn er Glücksgüter erwirbt, die ſeinem Rang entſprechen.

Eine eigene Tonleiter von Empfindungen ſollte bei dieſer Gelegenheit der Oberſt von Waldfels durchlaufen. Arthur hatte ihm ſeine Schickſale in einem Schreiben mitgetheilt, das aus dem Städtchen datirt und beſtimmt war, ihn zu necken, indem das angenehme Reſultat erſt in den letzten Zeilen erwähnt wurde. Bei dem Worte „Kaufmannslehrling“ und „Handlungsdiener“ gerieth der alte Krieger in eine ſchwer zu beſchreibende Entrüſtung. Seine Augen funkelten, ſeine Hände zitterten und er machte eine Bewegung, als wollte er den Brief wegwerfen. Allein die Neugierde bewog ihn fortzufahren und ſein Blut begann ruhiger zu fließen, als er von Rupien und Pfunden las. Im Ueberfliegen der letzten Seite erhellten ſich ſeine Züge mehr und mehr, und als er an die Nachricht von der Wiedererwerbung des Gutes kam, ſtieß er einen Freudenſchrei aus. Er las noch einmal, athmete tief auf und ſchüttelte dann lächelnd den Kopf, indem er ſagte: „Wer hätte dem Jungen das zugetraut? — Zwar Verſtand hat er immer gehabt und Obſtination wie ein Satan! — Kaufmann! Verwünſchter Einfall! — Aber die Hauptſache iſt, daß er den Rupienbaum geſchüttelt hat, wie die Engländer zu ſagen pflegen. So oder ſo! Er iſt der Baron von Waldfels und — beim Teufel! er iſt zu rechter Zeit gekommen!“

Um den letzten Ausdruck zu verſtehen, muß man wiſſen, daß der Oberſt ſich in der Zwiſchenzeit wieder ſeiner alten Paſſion, dem Spiel, ergeben hatte und in ſeinen Finanzen ſehr zurückgekommen war. Der

Gedanke, daß Arthur bei ſeinem bekannten Charakter ihm und namentlich auch ſeinem herangewachſenen Sohn unter die Arme greifen werde, hatte etwas ſehr Tröſtliches für ihn. Er konnte ſich nicht enthalten, eine gewiſſe Hochachtung vor dem reichen Mann zu empfinden, und war ſtolz, ſein Oheim zu ſeyn.

In dem Briefe nach Waldfels eingeladen, beeilte er ſich, dem freundlichen Ruf zu folgen. Auf dem Wege traf er durch einen eigenen Zufall mit Seiner Excellenz dem Grafen zuſammen. Dieſer hatte ſeine Stellung in Folge der politiſchen Ereigniſſe verloren, neuerdings aber wieder gewonnen und war nun um ſo ängſtlicher darauf bedacht, ſie zu behaupten. Als ihm der Oberſt ſeine Neuigkeit mittheilte, flüſterte ihm ſein Gewiſſen zu, daß er in dem reich gewordenen Verwandten einen Gegner finden könnte; er wußte ſich aber zu beherrſchen und drückte mit Würde ſeinen freudigen Antheil aus, indem er hinzufügte, er ſey überzeugt, daß der Baron von Waldfels durch ſeine ausgezeichneten Gaben die conſervative Partei verſtärken und eine Zierde derſelben ſeyn werde. Der Oberſt hatte die Bosheit, Seiner Excellenz die Möglichkeit entgegenzuhalten, daß Arthur im Auslande liberale Grundſätze eingeſogen haben könnte und daß ihn eben ſeine unabhängige Stellung verleiten könnte, ſie geltend zu machen. Der Graf erwiederte, er werde das von einem Baron von Waldfels nun und nimmermehr glauben.

Das Wiederſehen zwiſchen Oheim und Neffen war ſehr herzlich. Der Oberſt, dem graue Haare jetzt ein ehrwürdiges Ausſehen gaben, ſchloß den Glücklichen in ſeine Arme und belegte ihn mit den ſchönſten Namen. Arthur richtete auch an ihn die launige Frage: „Sind Sie mit mir zufrieden? Grollen Sie mir nicht wegen —“ — „Lieber Neffe,“ fiel der Oberſt ein, „wer ſo viel Glück hat, wie du, der hätte Unrecht, nicht das Sonderbarſte und Tollſte zu unternehmen. — Scherz bei Seite: du haſt deine Sache gut gemacht und ich gebe dir meinen Beifall.“

Der alte Krieger lebte im Schloſſe wieder ganz auf. Daß Waldfels der Familie geſichert war, erfüllte ihn mit ſtets erneuter Genugthuung. Arthur hatte ſich auf eine gelegentliche Anſpielung bereit erklärt, für ſeinen jungen „Vetter“ zu ſorgen, was ihm eine große Laſt von ſeinen Schultern nahm. In der Freude ſeines Herzens zeigte er gegen die Damen von Holdingen alle Galanterie, deren er fähig war. Man hätte ihn für ganz verwandelt halten können, wenn er die alte Kraft des Zorns nicht zuweilen gegen irgend einen Diener bei einem wirklichen oder vermeintlichen Fehler deſſelben gezeigt hätte.

Bald nach dem Oberſt trat ein anderer alter

Bekannter im Schloſſe auf: Herr Samuel Roſenheimer. Die Verhältniſſe des Unterhändlers hatten ſich ziemlich gebeſſert, er fuhr mit einem Einſpänner im Land herum, wo er verſchiedenartige Geſchäfte mit Glück betrieb. Eben mit ſeinem jüngſten Sohn im Städtchen anweſend konnte er dem Verlangen nicht widerſtehen, dem Herrn Baron ſeinen Beſuch zu machen. Die Begrüßung war ſehr warm. „Herr Baron,“ begann Roſenheimer nach den erſten Complimenten, „ich kann Ihnen verſichern, keine größere Freude hab' ich in meinem Leben gehabt, als wie ich gehört hab', daß Sie wieder in unſerem Lande angekommen ſind! — und wie? — Edmund,“ rief er ſeinem Sohn zu, „küß dem Herrn die Hand! 's iſt ein großer Baron — aber ein noch größerer Kaufmann. Sieh dir ihn genau an, damit du weißt, wie ſo ein Herr ausſieht!“ — Der Junge gaffte den Belobten mit einer Miſchung von Dreiſtigkeit und Schüchternheit an, wobei indeß die Dreiſtigkeit überwog. Arthur gab ihm die Hand und der Kleine drückte einen Schmatz darauf.

„Aber ſagen Sie mir, Herr Baron,“ fuhr Roſenheimer mit galantem Lächeln fort, „wie haben Sie's angefangen? Wie iſt's möglich, daß man in ſo kurzer Zeit ein ſolches Vermögen ſammeln kann? — Ja, ja,“ ſetzte er hinzu, „wir dürfen uns gratuliren, daß nicht mehr Herrn Barone auf den Einfall kommen, Kaufleute zu werden. Gott ſoll hüten! was würde aus uns werden?“ — Arthur konnte nicht umhin, über dieſe Art von Schmeichelei zu lachen, und meinte dann, über das Glück eines Kaufmanns ſollte ſich am wenigſten derjenige wundern, der nach allem, was man ſehe, ſelbſt bedeutend vorwärts gekommen ſey. — Roſenheimer proteſtirte gewaltig gegen dieſe Annahme. „Rückwärts, Herr Baron, rückwärts! — Und wie ſoll's anders ſeyn? Die Geſchäfte gehen für unſer einen alle Tage ſchlechter. Kein Menſch will mehr bezahlen, und wenn man jemand hilft, wär's Noth, man gäb' ihm noch Geld dafür, daß er ſich helfen läßt.“ — Er hielt ein wenig inne, dann fuhr er mit einem gewiſſen Ernſt fort: „Herr Baron, weil wir gerade unter uns ſind, erlauben Sie mir ein Wort. Ich habe das Glück gehabt, Ihnen einen Dienſt zu leiſten. Ich hab's gern gethan und ich bin dafür bezahlt worden, es fällt mir nicht ein, Anſprüche zu machen. Aber wahr bleibt wahr: ich hab' doch ein klein wenig dazu beigetragen, daß Sie jetzt wieder der Beſitzer Ihres väterlichen Gutes ſind, und ich bin überzeugt, wenn Sie werden wieder Geſchäfte machen, werden Sie ſich erinnern, daß es einen gewiſſen Samuel Roſenheimer in der Welt gibt.“

Arthur erwiederte, das Geſchäftemachen habe aufgehört und er gedenke jetzt auf ſeinen Lorbeeren zu ruhen. — Roſenheimer lächelte. „Sagen Sie das einem andern, Herr Baron! Wer einmal ſo gute Geſchäfte gemacht hat, wie Sie, der kann's nicht mehr laſſen! — Und wenn Sie ſo gewiß, als Sie wieder Geſchäfte machen, Ihren gehorſamen Diener mit Aufträgen beehren werden, ſo will ich mich glücklich ſchätzen." — „Unter dieſer Bedingung," verſetzte Arthur, „haben Sie mein Verſprechen." — „Ich dank' Ihnen," erwiederte der Jude. — „Ach," fuhr er nach einer Pauſe fort, „Sie glauben nicht, wie gern ich mit ſolchen Herrn zu thun habe, wie Sie! Haben ſie wieder ein Geſchrei gemacht gegen die Herrn von Adel! Ich möcht' wiſſen! Der gemeine Pöbel, der iſt ſtolz und hoffärtig und anmaßend; ich will die Grobheiten nicht zählen, die ich von ſolchen Leuten ſchon hab' verſchlucken müſſen. Aber die rechten vornehmen Herrn ſind freundlich und höflich. Wer Grund hätte, ſtolz zu ſeyn, der iſt's nicht, und wer keinen Grund hat, der iſt's. Wie kommt das, Herr Baron?" — „Das iſt ſchwer zu ſagen," verſetzte Arthur erheitert. „Vielleicht aber daher, weil es eine Art von Schwachheit iſt, ſtolz zu ſeyn und namentlich ſeinen Stolz merken zu laſſen, und weil Leute von Bildung es nicht lieben, für ſchwach zu gelten." — „Sie haben Recht," erwiederte der Jude. „Bildung! — Siehſt du, Edmund? Hab' ich dir's nicht immer geſagt? — Herr Baron, ich danke Ihnen nochmal und freue mich außerordentlich auf

Ihren erſten Auftrag.“ — Er fuhr ſehr befriedigt nach Hauſe. —

Daß dem Glücklichen gehuldigt wird, iſt eine bekannte Sache. Wir erwähnen darum nur im Vorbeigehen, daß Waldfels zu dieſer Zeit eine nicht geringe Anzahl Gäſte ſah, welche die Erfolge Arthurs durch ihre Bewunderung zu illuſtriren ſuchten. Doch mögen in wenigen Fällen ſo viele Gratulationen von Herzen gegangen ſeyn, wie in dieſem.

Der Augenblick, der Arthur und Anna für immer verbinden ſollte, nahte heran. Hätten wir erwähnen ſollen, daß die Verlobte ſchon auf der Reiſe nach Waldfels ihre ganze frühere Kraft und Friſche wieder erlangt hatte? Dergleichen ſagt man ſich von ſelbſt. — Am Tage der Trauung glänzte ſie in einer Schönheit, die ſelbſt ihrer Mutter auffiel. Die Aufregung des Moments gab ihrem Antlitz einen bezaubernden Ausdruck; eine wonnige Feierlichkeit ſprach aus ihrem ganzen Weſen. Es war die vollendete Schönheit, erfüllt von dem edelſten und lieblichſten Leben der Seele. — Wir bewohnen eine Welt der Unvollkommenheit; aber in dieſer Welt gibt es doch Geſchöpfe, die von ihrer Regel ausgenommen zu ſeyn ſcheinen; und dieſe Geſchöpfe haben Momente, wo man ſagen möchte: Engel des Himmels müſſen neben ihnen verlieren!

Die Trauung fand in der Schloßkapelle, unter

Anweſenheit nur der nächſten Freunde ſtatt. Der Geiſtliche ſprach über einen Text, der ihm Gelegenheit gab, das Heil der Prüfungen zu ſchildern, die über den Menſchen verhängt werden. Es waren Gedanken, die zum Theil ſchon von dem Brautpaar ausgeſprochen waren, die aber vor dem Altar, an die höchſten Gründe angeknüpft und an den größten Beiſpielen bewieſen, feierlich erhebend und ergreifend wirkten. Kein Auge blieb ohne Thränen der Rührung.

Bei dem darauf folgenden Mahle fand die Baronin Gelegenheit, zu dem Rentier zu ſagen: „Ich finde, daß mit dem Bräutigam während ſeiner Abweſenheit doch eine Veränderung vorgegangen iſt. Er iſt freilich unterdeſſen ein Mann geworden — aber das iſt es nicht allein. Er hat in ſeinem Benehmen etwas Eigenthümliches, was mir ſehr gefällt; und ich glaube, man kann ſagen, er hat etwas —“ — „Von einem Engländer,“ ergänzte der Freund. — „Allerdings,“ erwiederte die Baronin, „und zwar erinnert er mich an die edelſten, die ich geſehen. Doch — das iſt begreiflich!“ — Sie ſah mit einem Blick inniger Liebe auf das Brautpaar und ſetzte hinzu: „Er ſieht ſo unendlich zuverläſſig aus! Mein Kind wird glücklich ſeyn!“ —

Nach einigen Tagen befand ſich die junge Frau allein in ihrem Zimmer, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt. Aus einer gewiſſen Erregung und einem gelegentlichen Horchen nach der Thüre hin konnte man ſchließen, daß ſie jemand erwartete; und ſo war es. Nach einer Weile kam Arthur und lud ſie zu einem Spaziergang ein. Lächelnd erhob ſie ſich, denn das Ziel deſſelben war ihr nicht unbekannt. Sie gingen durch den Park, jener Thüre zu, hinter welcher die Anhöhen lagen. Wie anders war jetzt ihre Empfindung, als an jenem Pfingſtmontag, wo ſie unter der ſüßen Laſt einer unausgeſprochenen Liebe dieſen Weg wandelten! Aber die Erinnerung daran füllte ihre Herzen jetzt mit der reizendſten Empfindung. Von dem Hügel ſah ein zierliches Belvedere herab, das erſt vor einer halben Stunde der letzte Handwerksmann verlaſſen hatte, und ein bequemer Steig führte zu ihm hinan. Arthur hatte ſein Wort von damals gehalten und Anna dankte mit einem liebevollen Blick. Am Fuße des Hügels angekommen, lächelte die junge Frau; ſie ließ den Steig bei Seite und lief mit jugendlicher Leichtigkeit einige Schritte über das Haidegras hin; plötzlich glitſchte ſie, ſtieß einen Schrei aus und fiel in die Arme Arthurs, der ihr nachgeeilt war. Herzlich lachend klommen ſie Hand in Hand zu dem hübſchen kleinen Gebäude empor. Anna rühmte und bewunderte es und beide ſahen von ihm ſchweigend in das Thal hinab, das wieder im Glanz der Abendſonne dalag. Nach einer längeren Pauſe ſagte Arthur mit einem Ausdruck von Laune, durch die er den innern Ernſt zu verdecken ſtrebte: „Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle!“ — Und Anna erwiederte: „Wir haben in früher Jugend gewünſcht, und der Himmel hat die Gnade gehabt, uns von der Bedingung des Alters zu dispenſiren.“ — „Ja,“ ſagte Arthur, „er gab uns das Glück in der beſten Zeit! Aber das ſoll uns nicht niederſchlagen; wir vertrauen dem Geber und wollen von ſeinem Geſchenk einen Gebrauch machen, durch den wir die Gunſt, wenn nicht abverdienen, doch nach Möglichkeit rechtfertigen.“ — Die junge Frau reichte ihm ſchweigend die Hand.

Emilie.

Drei Geſpräche

über

Wahrheit, Güte und Schönheit.

Von

Melchior Meyr.

Stuttgart.
Verlag von Friedrich Bruckmann.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Gebr. Mäntler (A. Kröner) in Stuttgart.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Es war ein milder Septembertag. Die Familie des Gutsbeſitzers Holzendorf hatte mit dem Profeſſor Auguſt Herzog den Kaffee nach Tiſch in der Laube des Gartens eingenommen, der ſich hinter dem Schlößchen nach Süden hin erſtreckte. Der ſtattliche Wirth verabſchiedete ſich von dem Gaſte, nachdem er mit ihm über Politik und Naturwiſſenſchaft geſprochen hatte, um auf ſeine Felder zu gehen, und der ſechzehnjährige Sohn begleitete ihn. Die ältere Tochter hatte ſich ſchon früher entfernt, die Mutter kehrte mit der jüngern ins Haus zurück — der Profeſſor war allein.

Auguſt Herzog, Lehrer der Philoſophie an der Univerſität, entfernter Verwandter des Gutsbeſitzers, mochte in der Mitte der Dreißiger ſtehen. Obwohl man ihm den Denker und Gelehrten anſah, machte er mit ſeiner ſchlanken Geſtalt doch den Eindruck eines eleganten Mannes und konnte ſich mit großer Artigkeit benehmen, wenn er wollte. Ein ſchöpferiſcher Geiſt und in ſeinem Fache gründlich durchgebildet, glücklich in ſich und ſeinem Beruf, hatte er ſich bereits eine gewiſſe Ruhe angewöhnt, ſprach mit Andern lieber von Dingen, die ſie intereſſirten, und kam nicht leicht in den Fall, Theilnahme für ſeine Wiſſenſchaft bei denen erwecken zu wollen, die ſich ihr gegenüber in Gleichgültigkeit gefielen. Nichts war ihm indeß angenehmer, als wenn auf Gebieten, die er durchforſcht hatte, ächter Lerntrieb an ihn ſich wendete. Da ergriff ihn der Eifer des Lehrers und nach und nach trat alles urſprüngliche Feuer ſeiner Natur hervor. Er hatte die Fähigkeit, ſeine Aufklärungen in der Sprache zu geben, die der Lernbegierige verſtand, und er behauptete, der Philoſoph müßte ſeine Ideen nicht nur dem gebildeten, ſondern auch dem ungebildeten Laien deutlich machen können, ſofern dieſer nur von geſundem und gradem Verſtande wäre.

Seit drei Tagen wohnte er bei dem Gutsbeſitzer, mit dem er in einer Familienſache zu verhandeln hatte. Da er zwei bis drei Wochen zu bleiben gedachte, ſo war gleich ausgemacht worden, daß er den Tag ganz nach ſeinem Belieben verbringen könnte, während auch die Familie nach ihrer Gewohnheit zu leben verſprach. Dieſe wechſelſeitige Freiheit war ſehr nach ſeinem Geſchmack. Er konnte Studium und Nachdenken, alſo die Einſamkeit, auch in der Zeit der Erholung nicht ganz entbehren, wie ſehr er geneigt war, geſelliges Vergnügen zu theilen, und er hatte den Vorſchlag des Hausherrn angenommen, um ſogleich ſeine Einrichtung darnach zu treffen.

Mit heiterm Blicke ſah er nun vor ſich hin. Eine Weile ſaß er noch in der Laube; dann erhob er ſich, ſpazierte im Garten herum, weidete ſich an Nutz- und Zierpflanzen, und begab ſich endlich, da die Sonne faſt heiß niederſchien, in den Schatten eines Buchenganges, der ſich von der Mitte des Gartens bis zum Thore hinzog. Nachdem er hier ſeinen Gedanken hingegeben auf und ab gewandelt, vernahm er Tritte eines Gehenden, und bald darauf wurde des Gutsbeſitzers ältere Tochter, Emilie, in dem Gange ſichtbar. Als ſie den Profeſſor erblickte, ließ ſie einen frohen Ausruf hören, und ging auf ihn zu mit einer Miene, die ein Anliegen verrieth.

Emilie war dreiundzwanzig Jahre alt und verband mit einer nicht gewöhnlichen Schönheit und großer Anmuth einen lebhaften Geiſt, der ſie ſchon frühe zum Leſen poetiſcher, hiſtoriſcher und philoſophiſcher Werke, und zum eigenen Reflektiren antrieb. In einer Erziehungsanſtalt der Reſidenz war dieſer Hang durch eine denkende Lehrerin ausgebildet und ſeit ihrer Heimkehr durch entſprechende Lectüre genährt worden, ſo daß ſie ſich einer für ihr Geſchlecht und Alter ungewöhnlichen Fülle von Kenntniſſen rühmen konnte. Dieß hatte jedoch ihrem lebensfrohen Weſen durchaus keinen Eintrag gethan. Sie war zu geſunden Sinnes, um eine philoſophirende oder gelehrte Dame im abſchreckenden Sinne zu werden, und näherte ſich eigentlich mit ihrem Antheil an den Fragen der Wiſſenſchaft den Beſtrebungen der Männer nur in ſo weit, als es jetzt, wo man vom Glauben an überlieferte Lehren ſo vielfach abzugehen oder dagegen gleichgültig zu werden beginnt, gar mancher ihres Geſchlechts zu wünſchen wäre. Der Profeſſor hatte von ihrem Intereſſe durch ſcherzhafte Berühmung von Seiten der Familie ſchon Kunde erhalten, aber ſie noch nicht näher kennen gelernt, da ſie ein Geſpräch mit ihm nicht geſucht und er in Geſellſchaft, wenn er nicht beſonders dazu herausgefordert war, eher über alles Andere ſprach, als über Philoſophie.

Jetzt, nachdem ſie ihn gegrüßt, ſah ſie ihn mit einer eigenen Miſchung von Befangenheit und Laune an und ſagte: „Stört man Sie in Ihren Gedanken, — oder hätten Sie vielleicht Muße, mir auf ein paar Fragen zu antworten, die ich an den Philoſophen zu richten wünſchte?“

„Für Sie,“ erwiderte der Profeſſor, „immer; namentlich aber in einer Zeit, die ich dem Vergnügen gewidmet habe!“

„Dann trifft ſich's gut,“ verſetzte Emilie. Und indem ſie ein wenig die Augen niederſchlug, fuhr ſie fort: „Sie haben ſchon gehört, daß ich mich für Ihre Wiſſenſchaft intereſſire; daß ich mir ſelber zu denken erlaube“ —

„Ja wohl,“ rief jener. „Sie ſind eine Philoſophin!“

Die Jungfrau, nach einem heitern Blick, rief: „Gott bewahre mich! — Das nicht, mein Herr Profeſſor! Aber ich leſe gern philoſophiſche Bücher, wenn ſie verſtändlich geſchrieben ſind; ich denke gerne nach —"

„In unſrer Zeit," bemerkte jener lächelnd, „eine auszeichnende Neigung!"

„Nun," erwiderte Emilie, „dann hoff' ich, daß ſie mich dem berühmten Denker empfiehlt und ihn geneigt macht, auf eine Frage zu antworten, die mir freilich die Frage aller Fragen zu ſeyn ſcheint."

„Sie machen mich neugierig."

„Wie ſonderbar ſie lauten mag, ſie iſt doch ſehr ernſthaft gemeint!"

„Und ſoll, wenn ich es überhaupt vermag, ebenſo ernſthaft beantwortet werden. Und dieſe Frage?"

Emilie verſetzte: „Die Menſchen — ich meine die denkenden — haben von jeher Wahrheit geſucht und ſuchen ſie noch. Manche haben behauptet, ſie gefunden zu haben, Andere haben ihnen widerſprochen, eine Vereinigung iſt nicht zu Stande gekommen. — Was iſt Wahrheit?"

Sie hatte die letzten Worte mit einer eigenen Betonung und mit einem Schein auf ihrem Geſicht ausgeſprochen, als ob ſie wohl fühlte, was ſie damit verlangte. Der Mann der Wiſſenſchaft fuhr mit Humor ein wenig zurück, dann erwiderte er: „Das iſt allerdings eine ſtarke Frage! — und kommt mir von Ihnen überraſchend!“

„Ich habe ſie Ihnen ſchon ein paar Tage zugedacht,“ verſetzte Emilie. „Sie ſind Philoſoph —“

„Profeſſor der Philoſophie!“ warf jener lächelnd ein.

„Iſt das weniger?“ entgegnete die Jungfrau, indem ſie ihn heiter betrachtete.

„Zuweilen,“ erwiderte er. — „Jedenfalls kommt es vor!“

„Sie gehören aber,“ entgegnete Emilie, „nicht zu dieſer Art von Profeſſoren. Sie ſind originell, haben Ihr Syſtem, wie man mir geſagt hat, und werden jetzt meinem Gewährsmann kein Dementi geben, indem Sie ſich entſchuldigen!“

Der Profeſſor ſah ſie an, und es mußte in ihrem Ausdruck etwas liegen, das ihn reizte, auf ein ernſtliches Geſpräch einzugehen. Er ſagte: „Sie wiſſen, daß Ihre Frage von Pontius Pilatus an Den gerichtet worden iſt, der allein fähig war, darüber genügende Auskunft zu geben. Jene Rede ſcheint indeß nur die Bedeutung des Zweifels gehabt zu haben und blieb um ſo mehr ohne Antwort, als der Landpfleger, ohne eine Entgegnung abzuwarten, ſich hinwegbegab. Wenn gegenwärtig ich verſuche, darauf zu antworten, ſo vergeſſen Sie nicht, daß ich nur ein Menſch bin und etwas Vollkommenes billigerweiſe von mir nicht verlangt werden kann."

„Gut," erwiderte ſie. „Ich werde in jeder Hinſicht billig ſeyn."

„Bevor ich anfange," ſagte der Profeſſor nach kurzem Bedenken, „muß ich mir aber noch etwas ausbedingen."

„Emilie ſah ihn fragend an.

„Wir Philoſophen können unſre Ideen gar wohl ausſprechen, daß ſie klar erſcheinen und Ueberzeugung bewirken; aber nur unter Einer Vorausſetzung!"

„Die wäre?"

„Daß man von uns etwas lernen will! Daß man uns folgt, um ſich aufklären und überzeugen zu laſſen! Kurz, daß man nicht zuvor entſchloſſen iſt, unſre Gründe nur zu dem Ende zu hören, um ihnen Zweifel und Widerſpruch unter allen Umſtänden entgegenzuſetzen!"

„Das haben Sie von mir nicht zu fürchten,“ rief Emilie. „Eher das Gegentheil. Ich komme zu Ihnen mit dem beſten Willen, den ein Lehrer ſich wünſchen kann; ich verlange nach Aufklärung, glaube an Ihre Fähigkeit, ſie mir zu geben, vollkommen zu geben —“

„Gut, gut,“ fiel jener abwehrend ein. „Dann, hoff' ich, werden Sie aber um ſo eher auch noch auf eine zweite und letzte Bedingung eingehen: die Antwort nicht ſofort und in Einem Satze haben zu wollen. Zu dem, was wir wünſchen, können wir nur nach und nach gelangen. Sie müſſen ſich alſo von mir führen laſſen, mir geduldig folgen —“

„Mit größtem Vergnügen,“ entgegnete Emilie.

„Dann ſchlage ich Ihnen vor, unter dem herrlichen Laubdach mit mir auf und abzuwandeln und, wenn Sie Sprechens oder Gehens müde geworden ſind, mir es zu ſagen.“

Emilie war mit allem einverſtanden.

„Suchen wir zuerſt,“ begann der Philoſoph, „die allgemeine Bedeutung des Wortes zu gewinnen, das man von jeher gebraucht hat und das gleichwohl noch immer nicht ganz erkannt zu ſeyn ſcheint. — Sie geben wir zu: wahr nennen wir eine Nachricht, wenn wir uns überzeugen, daß es ſich mit dem Vorgang, den ſie meldet, wirklich ſo verhält, wie ſie ihn meldet; daß die berichtete Thatſache mit der von ihr gegebenen, von uns aufgefaßten Darſtellung übereinſtimmt."

„So iſt es."

„Die Wahrheit liegt mithin in der Uebereinſtimmung des Dargeſtellten mit der Darſtellung, des Aufgefaßten mit der Auffaſſung, der Sache mit dem Gedanken."

„Allerdings."

„Nun," fuhr der Profeſſor lächelnd fort, „dann hätten wir ja im Grunde ſchon die Antwort auf Ihre Frage! Was iſt Wahrheit? Die Uebereinſtimmung des Gedankens oder der Vorſtellung mit der gedachten oder vorgeſtellten Sache. — — Sie ſcheinen aber damit nicht ganz zufrieden zu ſeyn?"

Emilie ſchüttelte den Kopf.

„Ich kann's Ihnen nicht verdenken. Dieſe Antwort gibt ſich jeder ſelbſt, es iſt alſo nicht viel damit gewonnen. Deſſenungeachtet, wenn wir mehr gewinnen wollen, müſſen wir von ihr ausgehen; denn das Mehr liegt ſchon in ihr.“

Emilie ſah ihn fragend an.

„Vor Allem ſehen wir daraus, daß zur Wahrheit Zwei gehören: Aufzufaſſendes und Auffaſſendes, Seyendes und Denkendes, Object und Subject. Wäre nur das Eine oder nur das Andre, ſo könnte von Wahrheit nicht die Rede ſeyn. Wahrheit entſteht nur da, wo das Subject oder der Geiſt das Object, das ſich ihm als Seyn entgegenſtellt, auffaßt, und zwar ſo auffaßt, wie es iſt.“

Emilie nickte.

„Damit hätten wir nun ſchon die größte, fruchtbarſte, gegenwärtig noch verkannteſte aller Wahrheiten erreicht.“

„Wie ſo?“ rief die Jungfrau.

„Wir ſehen, daß Gott, wenn er die Wahrheit iſt, Auffaſſendes und Aufzufaſſendes, Subject und Object, Geiſt und Natur ſeyn muß. Wäre er nur Auffaſſendes oder nur Aufzufaſſendes, ſo wäre er nicht die Wahrheit.“

Emilie, nach einigem Beſinnen, erwiderte: „Ich muß das zugeben.“

„Auffaſſendes und Aufzufaſſendes bedingen ſich. Von einem Auffaſſenden kann nur die Rede ſeyn, wenn es ein Aufzufaſſendes gibt, und umgekehrt. Ein Auffaſſendes, welches in keiner Art etwas aufzufaſſen hat und auffaßt, iſt ein Widerſpruch."

„Gewiß! Aber ich ſehe nicht, in wie fern das die verkannteſte aller Wahrheiten —"

„Nicht?" entgegnete der Philoſoph. „Iſt Ihnen unbekannt, daß Gott immer noch den Einen bloß Geiſt, mithin bloß Auffaſſendes iſt, während Andre einen unperſönlichen Gott haben, der alſo bloß Aufzufaſſendes wäre?"

„Dieſe da," verſetzte Emilie nach kurzer Ueberlegung, „gehen mich nichts an. Ein unperſönlicher Gott iſt kein Gott. Jeder Menſch, der Geiſt und Perſon iſt, wäre beſſer als er, und das iſt unmöglich."

„Sehr gut," rief hier der Profeſſor. „Ich ſehe, wir können uns verſtändigen! — Aber immer gibt es noch Viele, die an den unperſönlichen Gott glauben, indem ſie die Perſönlichkeit für eine Beſchränkung Gottes halten: ſie nennen ſich Pantheiſten."

„Ihre Lehre hat mich nie angezogen."

Der Profeſſor ſah ſie mit einer Miene an, die eine gewiſſe Zurückhaltung verrieth. Dann ſagte er: „Sie haben alſo wohl den Andern beigepflichtet, denen Gott Geiſt, reiner Geiſt iſt?“

„Allerdings,“ verſetzte die Jungfrau.

„Dann haben Sie aber einen Gott, der Auffaſſendes iſt ohne Aufzufaſſendes, alſo nicht Wahrheit.“

„Das kann ich nicht zugeben,“ erwiderte die Jungfrau. „Gott hat ja die Welt, um ſie aufzufaſſen!“

Die Miene des Profeſſors erheiterte ſich. „Ja wohl,“ entgegnete er, — „jetzt! Aber die Welt hat er ja geſchaffen! — Oder ſind Sie nicht dieſer Anſicht?“

„Doch,“ verſetzte ſie.

„Dann hat er aber etwas Aufzufaſſendes erſt ſeit der Schöpfung der Welt. Vor der Schöpfung wäre er bloß Auffaſſendes, was wir bereits als unmöglich erkannt haben.“

Emilie ſchwieg, mit einer Miene, als ob ſie nichts darauf zu entgegnen wüßte. Jener fuhr fort:

„Ja, meine liebe Freundin, — Gott muß aus allen Gründen ſchon vor der Schöpfung der Welt, er muß an ſich Auffaſſendes und Aufzufaſſendes, Subject und Object, Geiſt und Natur ſeyn. Das iſt eben die Wahrheit, die gegenwärtig von der großen Zahl noch gänzlich verkannt, von Wenigen geahnt, von den Wenigſten dargelegt und ausgebeutet iſt."

Die Jungfrau ſtand nachdenklich. „Auffaſſendes und Aufzufaſſendes, Geiſt und Natur — derſelbe Gott! Wie iſt das zu denken?"

„Nicht ſo ſchwer," entgegnete der Profeſſor, „als es auf den erſten Anblick ſcheinen mag. Gott iſt Geiſt, alſo Auffaſſendes; aber er iſt, er iſt unentſtanden, ewig, d. h. nothwendig. Iſt er aber nothwendig, dann iſt er Natur oder Aufzufaſſendes; denn nothwendig ſeyn und Natur ſeyn iſt daſſelbe."

Emilie ſah ihn an und verſetzte: „Das müſſen Sie mir doch näher erklären!"

„Denken wir uns Gott oder den abſoluten Geiſt, der ewig iſt. — Ewig ſeyn muß er doch?"

„Freilich."

„Iſt er aber ewig, ſo hat er das Seyn unvermeidlich; es iſt nicht in ſeinen Willen geſtellt, zu ſeyn oder nicht zu ſeyn, denn wenn man von einem Willen ſoll reden können, muß das Wollende immer ſchon ſeyn; wohin wir uns wenden, immer treffen wir das Seyn ſchon an, Gott ſelbſt iſt und fühlt ſich immer ſchon als ſeyend. Alles bringt er hervor, nur ſein eigenes Seyn nicht, das iſt ſeine Vorausſetzung. Das göttliche Seyn im unmittelbaren Sinn iſt ein von dem göttlichen Wollen unabhängiges Leben, d. h. es iſt nicht erſt durch das Wollen geworden — es iſt nothwendiges, blindes, bewußtloſes Leben, die nothwendige Vorausſetzung aller Dinge. Das göttliche Seyn, für ſich betrachtet, iſt eben jener unperſönliche Gott der Pantheiſten; und wenn dieſe Unrecht haben, den blinden Urquell des Lebens für ſich allein ſchon Gott zu nennen und aus ihm Alles, auch den menſchlichen Geiſt und das bewußte Seyn deſſelben abzuleiten, ſo haben ſie dieſen Urquell doch angeſchaut und behauptet, und darin liegt ihre Berechtigung und die Wahrheit ihrer Lehre.“

Emilie ſah in tiefem Nachdenken für ſich hin. Jener fuhr fort:

„Das göttliche Seyn iſt das heilig dunkle Leben, aus dem ſich alles Dunkel der Welt ableitet, das uns erfriſcht, erquickt, erfüllt; die nothwendige Bedingung alles Lichts, aller Freude. Wenn wir Gott ſelbſt — den göttlichen Geiſt — den Vater aller Dinge nennen können, ſo iſt das göttliche Seyn, die göttliche Natur, die Mutter aller Dinge; das Ewigweibliche, das man annehmen muß, ohne das nichts wäre, was iſt, das aber ſeinerſeits das Ewigmännliche, den Geiſt, bedingt."

Emilie nickte, indem ſie den Redenden mit einem leiſen Lächeln anſah. „Sie unterſcheiden," verſetzte ſie dann, „in dem Ewigen Geiſt und Natur, und ſehen in dem Geiſt das Ewigmännliche, in der Natur das Ewigweibliche. Soll ich daraus abnehmen, daß der Mann auf Erden aus dem göttlichen Geiſt, das Weib aus der göttlichen Natur ſtammt?"

„Nicht ſo faſt," erwiderte der Profeſſor mit einer Heiterkeit, die ſeinen Ernſt nicht aufhob. „Alles Hervorgebrachte iſt das Werk des ganzen Gottes und ſtammt ſowohl von dem Geiſt als von der Natur. Aber freilich unterſcheiden ſich die hervorgebrachten Weſen nach dem Mehr oder Weniger von Geiſt oder Natur; und wenn wir den Mann mit dem Weibe vergleichen, ſo müſſen wir ſagen, daß der Mann charakteriſirt iſt durch ein Mehr des göttlichen Geiſtes, das Weib durch ein Mehr der göttlichen Natur.“

„Demnach,“ verſetzte Emilie mit einem leichten Erröthen, „ſtände das Weib doch gewiſſermaßen niedriger als der Mann, und hätte ſich im Grunde für ein geringeres Weſen anzuſehen?“

„Sehr gewiſſermaßen!“ entgegnete der Profeſſor. „Die Wahrheit iſt, daß der Mann allerdings etwas vor dem Weib, das Weib aber das Erſetzende vor dem Manne voraus hat, und daß beide eben damit für einander geſchaffen und einander werth ſind.“

„Nun,“ verſetzte Emilie lächelnd, „mit dieſer Erklärung kann unſer Geſchlecht zufrieden ſeyn. Wenn uns nur zugeſtanden wird, daß wir von dem Geiſt auch etwas erhalten und damit die Fähigkeit erlangt haben, zu wollen und zu denken, wenn nicht gleich, doch ähnlich dem Mann.“

Dieſe Verwahrung der Jungfrau, die Art ihres Ausdrucks blieb ſo ſehr in dem Kreiſe des Ernſtes und der Anmuth, daß Emilie dadurch eigen verſchönt wurde. Der Philoſoph ſah mit offenſtem Wohlgefallen auf die Schülerin und rief: „Nicht ähnlich, ſondern gleich dem Manne! — mit einer Modification, um die wir die ſchönere Hälfte der Menſchheit gar oft beneiden könnten!“

Emilie ſchwieg einen Moment, dann ſagte ſie: „Sie fügen zur Gerechtigkeit nun auch die Freundlichkeit? Ich danke Ihnen im Namen unſeres Geſchlechts. Kommen wir aber nun wieder auf unſern Gegenſtand zurück!“

„In deſſen Art wir eben durch dieſe Abſchweifung einen neuen Einblick erlangt haben! Gott muß Urgeiſt und Urnatur in Einem ſeyn, eben weil es auf Erden Mann und Weib gibt, die ohne ſolche Vorausſetzung unerklärlich wären. Und wie wir von der Wirkung immer auf die Urſache Schlüſſe ziehen können, ſo werden wir auch von Mann und Weib aus heller ſehen lernen in Ihm, der Wollen und Seyn, Männliches und Weibliches abſolut harmoniſch verbunden iſt.“

„Aber wie,“ verſetzte Emilie nach kurzem Schweigen, „denken wir uns dieſes Zuſammenſeyn?“

„Indem wir Gott als Geiſt denken, der ſeyend — lebendig iſt. Gott als ſeyend iſt Seyn und Gott als Geiſt iſt Herr des Seyns. Der ewig ſeyende

Geiſt, indem er Geiſt iſt, iſt nothwendig zugleich Seyn und Herr des Seyns. Der lebendige Geiſt iſt Geiſt und Leben, als Leben iſt er nothwendig ſeyend, blind ſeyend, als Geiſt darüberſchwebend, wollend und herrſchend. Geiſt und Natur bedingen ſich wechſelſeitig ebenſo, wie Licht und Dunkel, wovon das erſte nur im Gegenſatz zum letztern als ſolches angeſprochen werden kann. Geiſt iſt das Höhere, Darüberſchwebende, ſetzt alſo nothwendig etwas voraus, das im Vergleich zu ihm niedriger, Baſis iſt. Wer ſagt: Gott iſt Geiſt, der ſagt: Gott iſt auch Natur; denn er könnte nicht Geiſt, das Höhere, ſeyn, wenn er nicht zugleich Natur, die Unterlage wäre. Nur indem er beides iſt, iſt er, was er ſeyn muß, Alles, ewigerweiſe Alles."

Emilie ſchaute mit halbgeſchloſſenen Augen nachdenkend für ſich hin. Dann ſagte ſie: „Ich kann Ihren Worten nicht widerſprechen; aber noch hab' ich keine Anſchauung, die mir genügte."

„Verſetzen wir uns," entgegnete jener, „in das Leben Gottes, wobei wir Gottlob eine Hülfe haben in den Erfahrungen unſres eigenen Geiſtes. Gott iſt Geiſt, lebendiger Geiſt. Als ſolcher agirt und bewegt er ſich auf geiſtige Weiſe. Wohin bewegt er ſich? Nach innen oder nach außen?"

Emilie, nach kurzem Beſinnen, entgegnete lächelnd: „Das wünſche ich von Ihnen zu erfahren!"

„Nun denn: nach innen und nach außen, oder, was hier daſſelbe iſt, nach oben und nach unten. Als Geiſt im herrſchenden Sinne nach innen oder oben. Indem er agirt, hat er die vollendete Action vor ſich — wie wir ſelber jeden gedachten Gedanken als Gegenſtand vor uns haben und ihn als ſolchen betrachten können. Je mehr er agirt, um ſo mehr bringt er vor ſich; je mehr er vor ſich bringt und zu überſchweben hat, um ſo innerlicher wird er ſelbſt. Und ſo bewegt er ſich in ſeinen Wirkungen nach außen, in ſich ſelbſt nach innen, alſo im Ganzen nach außen und nach innen."

„Das iſt allerdings klar."

„Und kann jedem Denkenden handgreiflich gemacht werden durch Hinweiſung auf ſeinen eigenen Geiſt. Der kleinſte Geiſt iſt dem größten, der einzelne dem Allgeiſt analog; und ſo hat dieſelbe Fähigkeit, die der göttliche Geiſt hat, auch unſer Geiſt. Indem unſer Geiſt denkt, Gedanken producirt, legt er die Gedanken, die als gedachte nicht vergehen, ſondern bleiben, um ſich herum; er ſelbſt erhebt ſich über dieſe Gedanken und hat ſie vor ſich oder unter ſich. Je mehr er nun Gedanken producirt und um ſich herumlegt, deſto innerlicher wird er ſelbſt und deſto mehr bringt er in den Ergebniſſen ſeines Denkens nach außen. In ſo fern unſer Geiſt nun unaufhörlich denkt, geht er den Weg ſteter Selbſtverinnerlichung oder Selbſterhöhung, der eine ſtete Beſitzvermehrung und Bereicherung entſpricht. Das iſt eine Thatſache, die jeder an ſich ſelbſt beobachten kann."

„Es iſt wahr," verſetzte Emilie. „Und damit wollen Sie mir nun ohne Zweifel ſagen, daß der Geiſt, der als lebendiger thätig iſt und Ergebniſſe dieſer Thätigkeit vor ſich bringt, ſchon dadurch aufhört, bloß Geiſt zu ſeyn, und vielmehr etwas um ſich herum erhält, was von ihm verſchieden iſt und was er betrachten kann?"

„Vortrefflich," rief der Profeſſor. „Eben das war meine Abſicht. — Das lebendige, thätige Subject ſchafft ſich ſelber ein Object; und da dieſes Object ihm lebendig verbunden und in ſeiner Macht iſt, ſo iſt es ſelber dieſes Object. Die Gedanken, die wir gedacht haben und als gedachte beſitzen, gehören zu uns, bilden Ein geiſtiges Leben mit uns; und wenn das Ich, welches denkt, in erſter Linie Ich iſt, ſo iſt es in zweiter das Ganze der Gedanken, das es beherrſcht und herrſchend durchdringt. Dieſe Gedanken, wie ſehr ſie dem Geiſt ſelber Gegenſtand ſind, haben doch eine Exiſtenz nur am Geiſt, als geiſtig lebendig ihm verbunden, und wenn ſie ſeyn ſollen, muß der Geiſt ſie ſelber ſeyn."

„Das iſt durchaus einleuchtend," erwiderte die Jungfrau. „In welche Verbindung bringen Sie aber dieſe Doppelheit des Geiſtes und ſeiner Gedanken mit der Doppelheit des Geiſtes und des nothwendigen Seyns oder der von Ihnen ſogenannten Natur? Gewiß wollen Sie nicht ſagen, daß die Natur ebenſo das Product des Geiſtes ſey, wie die Gedanken Producte des Geiſtes ſind!"

„Keineswegs. Ich wollte Ihnen nur eine Anſchauung geben von der Möglichkeit einer „Einheit im Unterſchied" — von jener lebendigen Einheit, die in der organiſchen Verbindung eines Herrſchenden und eines Beherrſchten liegt. Und vielleicht iſt es Ihnen jetzt doch anſchaulicher als zuvor, wenn ich ſage: Gott iſt ſeyend und wollend, nothwendig ſeyend und freiſeyend in Einem. Er iſt das Weſen, das iſt und das ſeyn kann, was es will; er iſt als ſeyend das Princip des Wollens und Denkens. Indem er nun will und wollend über das Seyn ſich erhebt, verliert er dieſes nicht, er hat es vor ſich, wie der Geiſt ſeine gedachten Gedanken und iſt als ſeyend Herr des Seyns. Als ſolcher unterſcheidet er ſich von ſeinem nothwendigen Seyn, das als ſolches bleibt, das er als ſolches will, deſſen er ſich als ſolchen erfreut. Denn das iſt die wunderbare Löſung des ungeheuren Räthſels. Indem Gott ewig iſt, iſt er nothwendig, unwiderſtehlich; er iſt das nothwendige Seyn, der nothwendige Urquell alles Seyns. Weder hat er ſich das Seyn ſelber gegeben (denn dazu hätte er immer ſchon ſeyn müſſen), noch iſt es ihm gegeben (von wem hätte er's empfangen ſollen?) — alſo iſt er überhaupt, ohne ſein Zuthun, unvermeidlich. Dieß, das nothwendige Seyn Gottes, iſt das Räthſel aller Räthſel, wohl geeignet, dem Betrachter Grauen einzuflößen und ihn ſchwindeln zu machen, wie ein unermeßlich tiefer Abgrund, in den er hinabſieht. Wir ſträuben uns, das blinde Seyn an Gott anzuerkennen! Und doch, wir müſſen es anerkennen, denn ſonſt würden wir ſeine Ewigkeit läugnen."

„Es iſt wahr: ein Schauer faßt uns bei dieſer Vorſtellung!" erwiderte die Jungfrau.

„Nun aber erfahren Sie, wie ſich dieſer Schauer in Wonne verkehrt, wenn Sie den Gedanken des ganzen Gottes denken. Der ewige, der nothwendig ſeyende Gott iſt das Princip des Wollens und Denkens — das Weſen, das ſeyn kann, was es will. Nothwendig ſeyend iſt er als wollend nicht nur Herr dieſes Seyns, wie es nun eben iſt; nein, er will dieſes Seyn in ſeiner Beſonderheit, als ſeine Natur; denn ebenſo gibt es ihm, was er von ihm will, es iſt, lebendig von ihm überherrſcht, der unverſiegliche Quell der Erquickung, die unerſchöpfliche Fundgrube zu allen Bildungen, die er hervorzubringen gedenken mag. Grauen einflößend an ſich, ruft es Freude hervor als überherrſcht von dem göttlichen Selbſt, dem es Grund wird alles möglichen Lebens. Aus ihm eben ſtrömt die labende Friſche des Dunkels, ohne welche das Licht ſegenlos wäre. Wer jemals im Sommer nach langer Dürre die ſchwarzaufziehenden Wolken mit Luſt begrüßt und den Regen tieferquickt hat niederſtrömen hören; wer jemals nach heißem Tage von der wohligen Kühle der Nacht ſich durchronnen fühlte, der wird mich verſtehen! Ohne das nothwendige Seyn und bewußtlos quellende Leben gäbe es keine ſichtbare Welt, kein Sinnenleben, worin das bewußtloſe Seyn überwiegt, keine Farben, in denen Licht und Dunkel ſich miſchen, keine Künſte, die Geiſt und Natur harmoniſch verbinden und zuſammen einen Aufgang darſtellen von der ſtoffreichſten bis zur geiſtigſten, welche letztere aber in ihrer Art immer noch das gewaltig flutende Leben der ewigen Natur zum Grunde haben muß. Beugen wir uns darum in Ehrfurcht vor der Bedingung alles Lebens und aller Freude! Beugen wir uns in Ehrfurcht vor dem Ewigweiblichen, dem Einen Grund alles Seyns, der urehrwürdigen Mutter aller Dinge!“

Der Profeſſor, von ſeiner Anſchauung begeiſtert, hatte dieß mit hervorbrechender Empfindung geſprochen. Emilie, die ihn mit frohen Augen anſah, entgegnete: „Wahrhaftig! — hier liegt eine Löſung des Räthſels und ein Ausweg aus den Zweifeln, die auch mich beängſtigt haben! — Ja, ſo iſt es,“ fuhr ſie, wie das Gehörte für ſich wiederholend, fort, „es ſoll nicht Alles Licht und Klarheit werden, das Dunkel iſt unentbehrlich wie das Licht, und es ſoll bleiben uns zur Labung, zur Freude!“

„Der Geiſt,“ fuhr jener fort, „ſoll es überwinden und beherrſchen lernen; aber nicht um es in Licht aufzulöſen, ſondern um es zu erkennen in ſeinem Segen und es zu verwenden nach ſeiner Beſtimmung. So lange wir glauben, daß Alles, auch das nothwendig Dunkle, Licht werden müſſe, daß eben wir es in Licht zu verwandeln hätten, quälen wir uns ſelbſt, indem wir ein Ziel erſtreben, das nicht erreicht werden kann und nicht erreicht werden ſoll. Mit der Erkenntniß des Dunkels, das Dunkel ſeyn und bleiben muß, kehrt dagegen der Friede in unſre Seele und eben die Klarheit, nach der wir geſchmachtet haben.“

„Das iſt klar wie der Tag,“ entgegnete Emilie. — „Ich will's Ihnen nur geſtehen, ich hab' an jenem thörichten Trieb mehr gelitten, als Sie mir's vielleicht zutrauen; und das unauflösliche Dunkel, das uns umgibt, in dem wir leben und ſind, hat mir oft wahres Grauen eingeflößt. Dank Ihnen nun, lieber Freund, daß Sie mich davon erlöst haben! Denn jetzt, wie ich glaube, bin ich davon erlöst!"

Sie reichte dem Philoſophen die Hand, und dieſer, mit erfreuter Miene, entgegnete: „Sie haben mir die Arbeit leicht gemacht, meine liebe Freundin; wollte Gott, daß wir immer ſo raſch und rein begriffen würden! — Freuen Sie ſich aber dieſer Errungenſchaft! Denn für gewiſſe Geiſter beginnt in der That die wahre Luſt des Lebens erſt mit ihr, durch die ein vermeintlicher Gegner in einen Freund verwandelt iſt."

Emilie ſah mit einem Lächeln vor ſich hin. „Wie kommt es," bemerkte ſie, „daß ich, ein Weſen, das doch mehr von der Natur als vom Geiſte ſtammt, die gute Mutter ſo ſehr verkennen und ihr offenbar Unrecht thun konnte?"

„Man könnte ſagen," erwiderte der Profeſſor, „daß die Natur nach dem Geiſt verlangt, wie der Geiſt nach der Natur — daß jedes natürlicherweiſe von demjenigen mehr erhalten will, wovon es urſprünglich weniger beſitzt. Allein dieſe Erklärung genügt noch nicht. Gar vielen Ihres Geſchlechts iſt durchaus wohl im Dunkel des unmittelbaren Seyns, ſie wachſen und entfalten ſich wie Blumen, eben ſo ſchön und eben ſo bewußtlos, fühlen nicht das mindeſte Verlangen nach dem Lichte des Begreifens und geben ſich der Luſt des Lebens hin, ohne ſich im Geringſten mit Nachdenken darüber zu quälen. Vortreffliche Weſen übrigens — gute Töchter, gute Gattinnen, gute Mütter, denen ich durchaus nicht zu nahe treten will. Allein neben ihnen gibt es andere, die etwas mehr Verwandtſchaft mit uns haben und mit ſo viel Geiſt begabt ſind, daß ſie aus der Sphäre der Natur heraus und in den Kreis des Denkens gezogen werden. Dieſe müſſen hier ſo viel lernen, um den Weg zu der Urheimath, welche die andern nie verlaſſen haben, in freier Liebe wieder zurückzugehen, damit ſie dann die Früchte des Ausgangs mit der lichter gewordenen Fülle zugleich beſitzen und ſich dieſer letztern feiner und reiner erfreuen."

„Ich weiß nicht," verſetzte die Jungfrau bedenklich, „ob ich Ihnen trauen darf. Würde es nicht vielleicht beſſer ſeyn, gleich zu bleiben, wohin die

Natur uns gewieſen hat, und werden die, welche ihre Sphäre verlaſſen, um wieder in ſie zurückzukehren, nicht am Ende den Schaden der Halbheit davon haben?“

„Sie nicht, liebe Freundin,“ rief der Profeſſor, nachdem er einen Blick auf ſie geworfen, mit heiterer Beſtimmtheit. „Sie können nur gewinnen!“

Ein Blick des Dankes ging aus den Augen der Jungfrau. „Sie ſind freundlich — artig!“ erwiderte ſie.

„Warum nicht?“ verſetzte jener; — „wenn ich, um es zu ſeyn, nur wahr zu ſeyn — nur die Auffaſſung zu geben brauche, die der Wirklichkeit entſpricht?“

„Gott ſey Dank!“ rief Emilie. „Da wären wir wieder bei unſerm Gegenſtand und können fortfahren. Denn ich nehme an, daß Sie mir noch nicht Alles geſagt haben, was Sie über die Wahrheit wiſſen!“

„Nichts weniger,“ verſetzte der Profeſſor. „Und ſogar für heute, wo ich Ihre Geduld ſchon lange genug in Anſpruch genommen habe, muß ich wenigſtens zu einem Schluſſe kommen, bei dem wir uns vorläufig begnügen können.“

„Sie wollen alſo,“ fiel Emilie erfreut ein, „unſre philoſophiſche Unterhaltung mit heute nicht beendet wiſſen und ſtellen noch weitere Mittheilungen in Ausſicht?“

„Wenn Sie geneigt ſind, zuzuhören, mich dazu anzuregen —“

„O,“ rief Emilie, „mit Freuden!“

„Um ſo ſchneller,“ entgegnete der Philoſoph, „können wir dann für jetzt ſchließen. — Gott iſt die Wahrheit, weil er zugleich Natur und Geiſt, zugleich ſeyend und denkend iſt. Mit ſeinem Geiſt erkennt er die Natur, und macht ſie, die an ſich Wirklichkeit iſt, für ſich zur Wahrheit, d. h. zur erkannten, erkennend beherrſchten Wirklichkeit. Der göttliche Geiſt faßt die göttliche Natur ſo wie ſie iſt, und er beſitzt ſie nun zugleich real und ideal: real an ſich (d. h. an ſich, dem Geiſt) und ideal an ſich, oder in ſich. Er erfreut ſich nicht nur ihres realen, ſondern auch ihres idealen Lebens, d. h. des Bildes, das er von ihr gewonnen hat und das die Wirklichkeit ergänzt, wie es von ihr ergänzt wird. Denn ein anderes Glück bereitet ihm die reale Natur, ein anderes ihr Gedankenbild, und beide zuſammen geben erſt das ganze

Glück. Gott wäre aber nicht die Wahrheit, wenn er die Natur nur erkennte, wie ſie an ſich oder in irgend einem beſtimmten Moment iſt: er muß ſie erkennen, wie ſie in jeder Beziehung iſt — was ſie an ſich und für ihn iſt, was aus ihr werden kann und werden ſoll. Er muß ihre Weſenheit, ihre Fähigkeiten, ihre möglichen Verwendungen und Entwicklungen, ihre höchſte Beſtimmung, ihr Ideal erkennen — und ihr Herr ſeyn in jeder Hinſicht. Aber auch damit wäre Gott noch nicht die Wahrheit im vollen Sinne des Worts. Dieß iſt er nur, indem er auch ſich ſelbſt, ſich ſelbſt als Geiſt erkennt und damit auch über ſich als Geiſt Herr wird."

„Womit ſoll er das aber?" rief Emilie.

„Mit dem Geiſte ſelbſt, der als lebendiger die Fähigkeit hat, ſich über ſich ſelbſt zu erheben, und ſowohl indem er ſich mit der Natur, als indem er ſich mit ſeinen eigenſten Producten vergleicht und ſich in ihnen anſchaut, ſeine eigene Weſenheit, d. h: ſich ſelbſt zu erkennen und damit eben ſein ſelbſt Herr zu werden vermag. Gott kommt als Geiſt nicht nur hinter das nothwendige Seyn oder die ewige Natur, — er kommt auch hinter ſich ſelbſt,

d. h. er wird innerlicher oder höher, als er ſo eben noch als Geiſt ſelber war, er erkennt die Eigenart des Geiſtſeyns — und damit iſt er Wahrheit im vollen Sinne des Wortes. — Haben Sie noch einen Zweifel, eine Einwendung?"

„Nein," rief Emilie, „das iſt durchaus klar; und ich bedurfte nur der Erinnerung daran!"

„Wem es nicht klar wäre," fuhr der Profeſſor fort, „den könnten wir auf die thatſächliche Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes und auf Selbſtbeobachtung verweiſen. Nicht nur kann Jeder an ſich wahrnehmen, daß eben die Fähigkeit, die wir in Gott behaupten, er ſelber beſitzt (auf menſchliche Weiſe natürlich!) — er ſieht, daß auch der Geiſt der Menſchheit im Großen und Ganzen ſie auf ſeine Weiſe beſitzt, von jeher bethätigt hat und zu bethätigen fortfährt. Oder begnügt ſich wohl der menſchliche Geiſt, nur das, was ihm in Natur und Geſchichte als Object gegenüberſteht, zu erfaſſen, wie es iſt? Keineswegs; es gibt eine Genoſſenſchaft, die über das Denken denkt — die den Geiſt ſelber zum Gegenſtand des Forſchens macht, ihn nach allen ſeinen Fähigkeiten darzulegen und den gekannten Geiſt mit der gekannten realen Welt auszugleichen ſtrebt: es ſind die Philoſophen! Dieſe haben hier ſchon mehr gethan, als Nichtphiloſophen bekannt ſeyn dürfte, hoffen aber das Beſte erſt noch zu leiſten, und widmen ſich in dieſem Glauben unermüdlich dem Geſchäfte, das alles Wiſſen krönen ſoll — ohne Zweifel, weil ſie von Dem, der abſolut hinter ſich ſelbſt zu kommen weiß, die Kraft und den Beruf dazu erhalten haben!“

„Woran Niemand weniger zweifeln wird, als ich, Ihre dankbare Schülerin,“ entgegnete Emilie.

Jener fuhr fort: „Wie wenig das Geſagte heißen will im Vergleich zu ſeinem Gegenſtande, ſo haben wir jetzt auf die Frage: was iſt Wahrheit? doch eine beſſere Antwort erlangt, als jene erſte bloß formelle war. Gott, welcher Geiſt und Natur in Einem iſt und als Geiſt nicht nur die Natur, ſondern auch ſich ſelbſt erkennt, Gott iſt die Wahrheit. Er iſt die Wahrheit im vollen Sinne des Worts, weil er als Geiſt und Natur Alles iſt, und mithin, indem er ſich als Geiſt und Natur erkennt, Alles erkennt. Er iſt ewig Alles, erkennt ewig Alles, iſt daher ewig die Wahrheit. Wenn er nun ſchafft oder ſich ſelbſt organiſirt, real ſelbſt organiſirt —“

„Ich bitte!“ rief Emilie. „Sie nehmen Schaffen und Sichorganiſiren als daſſelbe?“

„Das iſt es auch,“ erwiderte der Profeſſor. „Denn wenn Gott ſchafft, ſchafft er nicht nur aus ſich, aus ſeiner Natur — er ſchafft auch nicht von ſich weg, ſondern er ſchafft ſich an, d. h. das Hervorgebrachte, für ſich Geſetzte, bleibt ihm lebendig verbunden, lebendig in ſeiner Macht und wird ihm: Organ. Schaffend ſchafft er ſich Organe, organiſirt ſich mithin ſelbſt, geſtaltet ſich ſelbſt — und erweitert ſein Reich aus ſich. Alles Geſchaffene gehört zu ihm, dient ihm als Organ, und ſteht nicht ihm gegenüber als etwas von ihm Abgeſchnittenes, ſondern unter ihm, von innen oder oben durch ihn regiert — durchdrungen und gehalten. Doch das iſt ein Thema, das wir für heute nur berühren können. Ich habe es auch blos herbeigezogen, um zu ſagen: Wie viel Gott ſchafft und wie weit er ſich in ſeinen Geſchöpfen ausdehnt — immer iſt er die Wahrheit, indem er Alles erkennt, was unter ihm iſt, und ſich ſelbſt als den Herrn von Allem. Damit wollen wir uns für heute genügen laſſen.“

Emilie nickte und ſchwieg. Dann ſagte ſie: „Ich habe doch noch ein paar Fragen auf dem Herzen; und da ich noch nicht müde bin — — Oder ſind Sie es?“

„Nichts weniger. — Ich hielt nur das Weſentliche für geſagt.“

„Das iſt es auch. Und ich ſehe wohl, Sie glaubten aufhören zu können, weil Sie annahmen, die noch übrigen Fragen wären aus dem Beſprochenen von ſelber zu beantworten. Ich will das auch verſuchen; aber ich bitte Sie, mich zu hören und zu verbeſſern.“

„Mit Vergnügen,“ erwiderte der Profeſſor lächelnd — „werde ich hören!“

Emilie fuhr fort: „Wenn Gott, indem er Alles, nämlich ſeine Natur und ſich ſelbſt erkennt, die Wahrheit iſt und die Wahrheit beſitzt: — ſo kann man doch auch ſagen?“

„Allerdings.“

„Dann verſteht ſich von ſelbſt, daß der Menſch die Wahrheit weder jemals ſeyn noch beſitzen kann.“

„Streng genommen, ja. Die Wahrheit iſt die ganze Wahrheit in jeder Hinſicht, und dieſe zu erkennen oder gar zu ſeyn, iſt den Menſchen begreiflicherweiſe unmöglich."

„Dann kann alſo Niemand aufſtehen und ſagen: er habe die Wahrheit gefunden."

„Nein. Und wenn dies von Einzelnen geſchehen iſt, ſo glaube ich, inskünftige wird ſich's keiner mehr beikommen laſſen."

„Auch kein Philoſoph?" erwiderte Emilie mit einer gewiſſen Laune.

„Am allerwenigſten ein ſolcher: weil eben er am klarſten den Menſchen von Gott unterſcheiden und das für das Geſchöpf nothwendig zu erſtrebende, aber ebenſo nothwendig nie ganz zu erreichende Ziel als ſolches erkennen muß."

„Wir ſollen alſo ſtreben, die Wahrheit zu erkennen und Wahrheit zu ſeyn —"

„Gewiß! Und ſehr gut haben Sie das zweitemal den Artikel weggelaſſen!"

„Inſtinktmäßig," erwiderte Emilie, „aber ich ſehe nun ſchon, warum. — Wir ſollen ſtreben, die Wahrheit zu erkennen: nämlich das All und ſeinen Herrn, und es iſt wohl dafür geſorgt, daß wir damit nie fertig werden!"

„Ganz gewiß.“

„Wir ſollen ſtreben, Wahrheit zu ſein, d. h. unſere Natur und uns ſelbſt zu erkennen und erkennend zu leben, ſomit Gott ähnlich zu werden. Wir ſollen uns erkennen, wie wir ſind, in jeder Hinſicht ſind, alſo auch, wozu wir beſtimmt ſind und wie wir werden ſollen.“

„Vortrefflich!“

„Auch das iſt offenbar ein Ziel, das wir nie ganz werden erreichen können.“

„Und auch nie ganz erreichen ſollen! Denn ſonſt wär' es nicht nur mit unſerem Streben, ſondern auch mit unſerm Leben zu Ende. Als lebendige Weſen ſind wir fortwährend thätig und productiv, haben alſo in Auffaſſung der Producirten fortwährend zu thun; ſollte das Auffaſſen und Erkennen aufhören, ſo müßte vorher das Thätigſeyn, d. h. das Leben aufhören. Es iſt aber ein großer Unterſchied, ob die Auffaſſung glückſelig und vollkommen, oder mühſelig und mangelhaft vor ſich geht. Und wenn auf Erden das letztere der Fall iſt, ſo werden wir in eine Sphäre gelangen, wo wir in edelſter und ſeligſter Art auffaſſen werden; und dann hätten wir doch ein Ziel erreicht, deſſen wir uns freuen können!“

„Deſſen wir uns allein freuen können!“ verſetzte Emilie nach einem Moment der Ueberlegung. „Denn in der That, ein Ziel, von dem aus wir nichts mehr zu erreichen hätten, wäre der Tod — das Nichts!“

„Ja wohl,“ bekräftigte jener. „Und Gott bewahre uns vor dieſer Art von Allwiſſenheit, die er ſich ſogar für ſich ſelber verbittet! — Wir haben zu ſtreben, uns ſelbſt und den Schöpfer mit ſeinen Geſchöpfen zu erkennen; und wenn wir hier nur den Anfang dazu machen und im Grunde wenig zu thun vermögen, ſo iſt uns die Vollendung in dem Sinne, wie ſie für uns wünſchenswerth erſcheint, verbürgt. Schon auf Erden iſt aber Unendliches möglich — durch die Menſchheit! Denn die Menſchheit — und das erkennen wir eben aus der Entwicklung der Wiſſenſchaft! — iſt ein Ganzes, das zuſammenhängend arbeitet, zuſammenhängend in Raum und Zeit, und das durch ſolche Thätigkeit unüberſehbar viel zu thun und in Wahrheit zu erledigen vermag. Wenn die Philoſophie Unrecht hat zu ſagen: die Wahrheit iſt gefunden! — ſo hätte die Nichtphiloſophie nicht minder Unrecht, wenn ſie meinte, es ſey noch keine Wahrheit gefunden! Das Erforſchen des Objects durch das Subject, des Subjects durch ſich ſelbſt, hat mit dem Erwachen des Geiſtes begonnen, iſt fortgeführt werden durch die Jahrhunderte, Jahrtauſende, und wird fortgeführt werden unter immer größerer Klärung der Ergebniſſe. Dieſes Wollen im Einzelnen und im Ganzen, — dieſes ſtete Emporgehen und ſtete Bewältigen des Stoffes durch den Geiſt verbürgt uns den Fortgang bis zur Erreichung des höchſten Ziels. Unter dieſen Umſtänden iſt das Forſchen nach Wahrheit ſchon hier eine Freude, — um ſo mehr, wenn man eingeſehen hat, daß die Wahrheit Leben iſt, und das Leben, ſey es helles oder dunkles, in ſeiner Luſt erkannt werden ſoll. Und darum können auch Frauen an der Wiſſenſchaft — an der Centralwiſſenſchaft, der Philoſophie — Theil nehmen, weil das wirkliche Leben und die Freude dadurch nicht verkümmert, ſondern vielmehr durch das Licht des erkennenden Geiſtes erleuchtet — geweiht, und durch den Glanz erhöht werden ſollen. — Wenn es mir geglückt iſt, Ihnen dieß klar zu machen —"

„Vollkommen!“ rief Emilie.

„Dann freue ich mich dieſer Stunde und Ihrer freundlichen Aufforderung!“ entgegnete der Profeſſor. Lächelnd fuhr er fort: „Auch wir Philoſophen lieben, Seelen zu gewinnen, und denken nicht nur an die akademiſche Jugend, ſondern an die gebildeten Männer und Frauen, die zu denken lieben! — Allzuviel iſt aber auch hier ungeſund, meine Verehrte, und da unſer Geiſt Macht hat auch über das Denken, ſo verſetzen wir dieſes nun in Ruhe und geben wir uns der Natur und dem erquickenden Spiel des unmittelbaren Seyns hin — um in Philoſophen-Sprache zu ſchließen!“

Die Jungfrau ſah für ſich hin. „Ich hätte freilich,“ bemerkte ſie darauf, „noch eine Frage, die während Ihrer letzten Mittheilungen in mir aufgetaucht iſt, indeſſen —“

„Dort kommen Vater und Bruder mit beſtaubten Stiefeln und frohen Geſichtern! — Begrüßen wir ſie!“

II.

Drei Tage vergingen. Man hatte dem Vater geſtanden, daß man eine philoſophiſche Unterredung gehabt, und als Abends die Familie beiſammen ſaß, fehlte es nicht an allerlei wohlwollenden Scherzen darüber. „Iſt ſie beſtanden, unſere Gelehrte?“ fragte die ſtattliche, in der Würde der Gutsherrin daſitzende Mutter. „Das Beſtehen,“ erwiderte der Profeſſor, „würde eine Prüfung vorausſetzen; aber wenn jemand geprüft worden iſt, ſo bin ich es. Fräulein Emilie hat mich gefragt, ich habe geantwortet.“ — „Aber hat ſie verſtanden?“ bemerkte der Vater. — „So gut und ſo ſchnell,“ verſetzte jener, „daß ich darüber in Staunen gerathen wäre, hätt' ich nicht ſchon öfter die Erfahrung gemacht, daß wir Männer hier hinter den Frauen ſehr zurückſtehen. Wozu wir, um es zu begreifen, Jahre lang brauchen, das faſſen ſie in einem Augenblick." — „Wenn die Männer es uns geben!" bemerkte Emilie. — „Das verringert nicht das Verdienſt, das Erhaltene, wenn ſie es haben, ebenſogut und beſſer zu haben als wir!" — Der Vater ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte: „Woher kommt der Emilie nur dieſes Talent? Offenbar von der Mutter! Denn ich habe nichts als ein offenes Auge und einen geſunden Verſtand —" — „Zur Philoſophie," warf der Profeſſor erheitert ein, „mehr als hinreichend, wenn noch etwas ganz Einfaches hinzukommt: das Verlangen etwas zu wiſſen!" — „Nun," verſetzte der alte Herr, „da mein einziger Sohn ſeine Freude an der Oekonomie hat und ſeinen Ehrgeiz darein ſetzt, unſer Gut tüchtig bewirthſchaften zu lernen, ſo kann's mir nur lieb ſeyn, unter meinen Töchtern auch eine Philoſophin zu beſitzen!" — —

Zwiſchen Emilie und dem Profeſſor bildete ſich in dieſen Tagen eine eigne, freundliche Beziehung. Die Verwandte benahm ſich gegen ihn mit der zarten Traulichkeit einer liebenden Schweſter, und er konnte nicht umhin, ihre Vorzüge zu würdigen, ihren Geiſt, ihren Charakter und ihre anmuthige Weiblichkeit vor

Augen zu haben und ſich davon ſehr wohlthuend angeſprochen zu fühlen. Mit heiterer Empfindung ſah er in die nächſte Zukunft, wo er ſeinen Beruf als Lehrer in ſo anziehender Art fortſetzen und ſo raſche und ſchmeichelhafte Früchte davon wahrzunehmen hoffen durfte.

Für den zweiten Tag, einen Sonntag, war der Beſuch einer verwandten, zahlreichen Familie gemeldet worden. Es galt, ſie gaſtfrei zu empfangen und zu unterhalten, und Emilie ſetzte ihre Ehre darein, zu beweiſen, daß ſie über ihren Studien nicht die praktiſche Bildung der Wirthin verſäumt hatte. Sie war eifrig in Stube, Küche und Keller und ſchien an nichts Anderes zu denken, als an die gute Beſorgung der beſchloſſenen Vorbereitungen. Als an dem Feiertag noch unerwartet ein junges Ehepaar aus der Nachbarſchaft eintraf und eine ältere Verwandte ſich an den Flügel ſetzte, improviſirten die jungen Männer einen Ball. Auch Emilie tanzte, und zwar ſo vergnügt und ſo gut, daß ſie einer Schönen, welche die Philoſophie kaum dem Namen nach kannte, darin nichts nachgab. Der Profeſſor, der es nicht gelernt zu haben behauptete, ſah zu, und es ſchien, als ob er ſich an der Luſtbarkeit inniglich erfreute.

Am folgenden Tage, nachdem man ſich in jeder Beziehung gut unterhalten hatte, zeigte ſich die Jungfrau wieder ernſt und nachdenklich. Sie hatte ein lebendiges Temperament, und wenn ſie nicht in der Lage war, ſich Zwang anthun zu müſſen, konnte ihre Stimmung oft raſch nach einander gegenſätzlich erſcheinen. Bei der Klarheit ihres Geiſtes und bei der Feſtigkeit ihres Charakters erſchien das aber eher als eine Tugend, indem es ihrer Perſönlichkeit bei längerem Zuſammenſeyn einen eigenthümlichen Reiz gab. Dem Profeſſor, dem geſtern ihre frohe Laune gefallen hatte, gefiel heute nicht weniger das Geſicht, das ein tieferes inneres Leben und ein ernſteres Anliegen verrieth. Nachmittags, als die Sonne wieder vom blauen Himmel ſchien, erwartete er von ihr aufgeſucht zu werden, und als dieß geſchah, folgte er ihr mit ſichtlichem Vergnügen zu einem neuen Gang unter den Buchen.

Nach einigen allgemeinen Worten begann Emilie: „Sie haben mich letzthin weitere Belehrung hoffen laſſen, und ich bitte Sie nun vor allem, mir eine

Rede zu erklären, die mir aufgefallen und nicht aus dem Kopf gekommen iſt. Sie ſprachen von einer Allwiſſenheit, die ſich Gott ſogar für ſich ſelber verbitten müſſe. Demnach gibt es zwei Arten von Allwiſſenheit, eine rechte und eine unrechte?“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte der Profeſſor.

„Das iſt doch ſchwer einzuſehen,“ verſetzte Emilie. „Allwiſſend iſt derjenige, der Alles weiß — Alles was iſt, war und ſeyn wird. Oder ſtimmen Sie dieſer Erklärung nicht bei?“

„Im Allgemeinen, doch. Aber es kommt auf die Art des Wiſſens an, und mir ſcheint, für Gott iſt es ſchicklicher, wenn er ſelber ſowohl die Art als das Maß ſeines Wiſſens beſtimmt. Man glaubt Gott eine große Ehre anzuthun, wenn man ſagt, daß er als ſolcher Alles wiſſen müſſe! Wenn er nun aber nicht in jeder Beziehung Alles wiſſen will, und zwar aus Gründen und Zwecken nicht, die ſeiner eben am würdigſten ſind? Wollen Sie ihn zwingen, in ſolchem Fall zu wiſſen, wovon er nichts wiſſen will?“

Emilie verſetzte: „Das freilich nicht; aber ich würde Sie bitten, mir einen ſolchen Fall anzugeben, damit ich mir denken kann, in wie fern Gott ſein Wiſſen ſelbſt beſchränken möchte!“

„Sie rechnen zur Allwiſſenheit Gottes,“ fuhr der Profeſſor fort, „doch auch das Vorherwiſſen deſſen, was ſeyn wird?“

„Gewiß.“

„Nun iſt Ihnen aber ohne Zweifel ſchon bekannt, wie ſchwer dieſes Vorherwiſſen mit der menſchlichen Freiheit und Zurechnungsfähigkeit in Einklang zu bringen iſt! — Setzen wir, der Menſch werde von Gott geprüft, er erliege der Verſuchung und falle. Erliegend fehlt er natürlich, und wenn er geſtraft wird, iſt das nur gerecht. Allein wenn Gott das Erliegen vorherwußte, mußte der Menſch erliegen, weil Gott ſonſt nicht das Rechte vorhergeſehen hätte. Und wie ſteht es dann mit der Gerechtigkeit der Strafe?“

„Darauf,“ erwiderte Emilie, „hat man doch auch ſchon geantwortet, — in ſehr ſcharfſinnigen Unterſuchungen!“

„Deren keine, wenn die Autoren das genau beſtimmte Vorherwiſſen annahmen, die letzten Zweifel tilgte! — Wie aber dann, wenn wir annähmen, Gott habe die Prüfung unter Verhältniſſen eingeleitet, wo nach der Begabung und Lage des Menſchen das Beſtehen eben ſo möglich war, als das Erliegen, und er habe die wirkliche Entſcheidung gar nicht vorherwiſſen wollen?"

Emilie konnte nicht umhin, auf eine fragende Weiſe zu lächeln. „Ja," verſetzte ſie, „wird ſich das für Gott aber ſchicken, ein ſolches Ereigniß nicht vorher zu wiſſen und nun davon überraſcht zu werden, ähnlich wie die Menſchen, wenn ſie etwas gar nicht vorhergeſehen haben?"

„Dieſe Art von Ueberraſchung," erwiderte der Profeſſor, „brauchen wir in jenem Fall nicht anzunehmen; denn daß Gott die Entſcheidung des Menſchen gar nicht vorherſieht, wird nicht vorausgeſetzt. Er kann aber die Verhältniſſe des Menſchen ſo einrichten, daß dieſer die Prüfung ebenſowohl zu beſtehen wie nicht zu beſtehen vermag, — und vor der Prüfung nun ſich ſagen: entweder beſteht er ſie, dann geſchieht nothwendig das und ich ſelbſt habe das zu thun — oder er beſteht ſie nicht, dann hat das nothwendig dieſe Folgen, und ſie habe ich ſo zu behandeln. Wenn Gott nun auch das Vorherwiſſen der beſtimmten Wahl ſich verſagt, ſo kennt er doch die Folgen in dem einen wie in dem andern Fall, er ſieht beide vorher und hat ſich für beide vorgeſehen. Gewährt er ſich nun auch das Intereſſe des Ueberraſchtwerdens in der von ihm ſelber gewollten Weiſe, ſo hat er ſich doch nicht im Geringſten ſeiner Machtvollkommenheit begeben; er iſt gerüſtet auf die Verwirklichung jeder Möglichkeit und thut, was das Geſchöpf zum Heile führt: entweder das Beſtehen der Prüfung ſofort lohnend, d. h. die nothwendigen Folgen beſtätigend und weihend, oder das Erliegen ſtrafend, d. h. die nothwendigen Folgen eintreten laſſend, um durch ſie zu erziehen und die Ausdauer erſt des endlich ſich Wiederfindenden zu belohnen. Läge in ſolchem Verhalten etwas, das unſerer Idee von Gott widerſpräche?"

„Das," verſetzte die Jungfrau, „allerdings nicht."

„Gehen wir weiter! — Wir leben in einer Welt, in der zahlloſe Acte geſchehen und vorübergehen, ohne daß ſie im Geringſten des Vorherſehens und Behaltens werth erſchienen. Greifen wir aus den vielen Arten eine heraus und fragen wir uns: wird Gott bei den Spielen, die auf Erden geſpielt werden, auf's

Beſtimmteſte vorherwiſſen mögen, z. B. welche Karten jeder Spielende erhält, wie er ſpielt, gewinnt oder verliert? Wird er vorherſehen wollen, wie viele Kegel fallen bei jedem Kegelſpiel auf der ganzen Erde, und wie ſie fallen? Dennoch iſt auch dieſes ein Geſchehen, und der in jedem Sinn allwiſſende Gott müßte auch dieſes vorherwiſſen, ja, er müßte vor der Schöpfung auf's Genaueſte beſtimmt haben, wie viel Kegel während der ganzen Zeitlichkeit bei jedem Kegelſpiel auf Erden fallen, von wem ſie fallen und wie ſie fallen, wie viele Atome durch jeden fallenden aus ihrer bisherigen Lage gebracht werden und in welche neue ſie gelangen ſollen. U. ſ. w. u. ſ. w. Glauben Sie, daß Gott in ſeinem ewigen Seyn, vor der Schöpfung der Welt, ſich mit ſolchen Vorherbeſtimmungen und Vorherſehungen abgegeben habe?"

Emilie, nach einem flüchtigen Lächeln, erwiderte: „Ich kann das nicht wohl annehmen."

„Dann geben Sie aber zu, daß Gott nicht Alles wiſſen und vorherwiſſen mag auf eine gar nichts ausſchließende Weiſe! — Ich könnte noch an andre Dinge erinnern. Auf Erden geſchieht nicht nur unendlich viel Bedeutungsloſes (was unter Umſtänden wohl einmal Bedeutung haben kann, aber in der Regel nicht hat!) — es geſchieht auch unendlich viel Wüſtes und Häßliches, das zugleich bedeutungslos iſt und bleibt. Hier wird bei Gott die einfache Unmöglichkeit, Alles im ſpeciellſten Detail vorhergeſehen zu haben, zur doppelten und dreifachen."

Emilie ſchwieg; und jener, ſie anſehend, fuhr fort: „Ich glaube, Sie ſtimmen bereits mit mir überein, und ich habe nicht nöthig, auch noch der zahlloſen Beiſpiele irdiſchen Leidens zu gedenken, die wieder in ein Detail gehen, das ewig vorhergeſehen zu haben einen bei Gott unmöglichen Geſchmack vorausſetzen würde. Sagen wir es kurz: Gott iſt der Herr des Seyns und der Herr alles deſſen, was er ſelbſt aus dem Seyn (aus Seinem Seyn) hervorbringt. Er bleibt es unter allen Umſtänden und nichts kann ſich gegen ihn auflehnen, ohne von ihm zum Gehorſam zurückgebracht zu werden. Aber er läßt — aus Gründen und Zwecken! — dem Spiel der freigegebenen Weſen und Kräfte — und damit dem Zufall — einen Raum und behält ſich nur vor, Alles ſo zu lenken, daß Alles, die unterſte Kraft nicht ausgenommen, endlich zu ſeinem Ziel an der ihm gebührenden Stelle im Ganzen gelangt!“

Die Jungfrau, nach einem Moment des Nachdenkens, erwiderte: „Für die ſelbſtſtändigen Weſen, die der Ehre fähig ſind, iſt dieß freilich auch das Ehrenvollſte! Denn je mehr Freiheit, je mehr Ehre!“

„Und wenn für die geſchaffenen Weſen, dann für den Schöpfer! Denn je beſſer die Werke, je höher der Meiſter; je freier die Organe, je größer der Herr.“

„Das iſt unleugbar.“

„Gott gewinnt aber damit nicht nur die höchſte Ehre, ſondern auch die reichſte Freude. Alles in jeder Weiſe vorherzuſehen, wörtlich, in der beſtimmteſten Beſtimmtheit, — und ſo will man ſich doch den Allwiſſenden denken! — müßte (um es recht menſchlich auszudrücken!) die entſetzlichſte Langeweile zur Folge haben. Schätzen wir nicht diejenigen Dichtungen mit Recht am höchſten, die zwar den Gang und Ausgang einer dargeſtellten Handlung im Allgemeinen errathen laſſen, aber keineswegs im Einzelnen, hier vielmehr durch Wendungen überraſchen, die wir nicht vorhergeſehen, deren tiefe Motivirtheit wir aber, ſobald ſie da ſind, einſehen? Das gewährt uns ja eben die höchſte Erquickung — die Erquickung durch urſprüngliches, neues, aus Urtiefen eben hervorbrechendes Leben! Und dieſe Erquickung ſollte Gott ſich verſagen? Er ſollte durch das, was uns menſchlich beglückt, ſich nicht ſelbſt auf göttliche Weiſe beglücken, ſondern es durch materielles Vorherbeſtimmen und Vorherſehen zuvor abtödten? Er kann das nicht wollen — er will, er kann nur die Fülle des Lebens wollen. Hier tritt aber die Unterſcheidung des freien und nothwendigen Seyns, des Geiſtes und der Natur, die wir in Bezug auf Gott ſelber zu machen hatten, mit ihrem größten Segen hervor! Das bewußtloſe Seyn Gottes wirkt bei der Schöpfung mit und bringt in jedes Geſchöpf etwas von ſich, ſo daß der ganze Complex des Geſchaffenen ebenſo ein Werk der göttlichen Natur wie des göttlichen Geiſtes, des göttlichen Ich iſt. Dieſes hat nun zu dem ganzen Complex des Geſchaffenen ein ähnliches Verhältniß wie vor der Schöpfung zu ſeiner Natur. Der Geiſt, der Licht iſt, will eben darum in ſeiner Natur das Dunkel, und ſo will der Schöpfer, der Herr aller Dinge, in dem Complex des Geſchaffenen das Dunkel, das durch ſeine eigene mitwirkende Natur in ihn gekommen iſt; — er will in dieſem Complex, in welchem er ſeine Natur organiſirt hat, mit dem für ihn Klaren auch das für ihn Dunkle: das vorher im Einzelnen nicht auszurechnende Handeln freigelaſſener und ſelbſtproductiver Weſen! Oder glauben Sie: wenn wir es unterlaſſen, das nothwendig Dunkle in Licht zu verzehren, und das höchſte Ziel der Erkenntniß und Herrlichkeit vielmehr im Begreifen dieſes Dunkels als ſolchen erblicken — glauben Sie, Gott werde das nothwendig dunkle Leben, anſtatt ſich von ihm wonnevoll umſtrömen zu laſſen, in Licht verzehren?"

„Gewiß nicht," rief hier die Jungfrau.

„Er weiß ja vollkommen und ewig, was wir, um es unvollkommen zu wiſſen, erſt lernen müſſen: wie man ſich des bewußtloſen Lebens zur höchſten Freude zu bedienen hat. — Mit dieſer Erkenntniß — mit der Erkenntniß des bewußtloſen Seyns in Gott — mit der Erkenntniß, wie Gott als Geiſt, als herrſchendes Princip, dieſer ſeiner eigenen Natur gebraucht, iſt Alles gewonnen; ohne ſie bleiben die Räthſel, die das Leben an uns bringt, ewig ungelöſt.

Nur mit ihr begreifen wir die Unerſchöpflichkeit des Objects für das Subject; die Schöpfung von Weſen, die dem Schöpfer angeſchaffen, ihm Organe ſind und doch zugleich einen Raum freier Bewegung für ſich haben; den Einen Herrn aller Dinge, nämlich den göttlichen Geiſt, und den ganzen Gott, nämlich den Geiſt mit allen ihm angeſchaffenen Organen; das Wort „Gott" mithin in ſeiner doppelten Bedeutung: einmal als den Herrn allein, der nur ideell Alles iſt, das andremal als den Herrn mit der ihm organiſch verbundenen Herrſchaft, der ſonach ideell und reell, im erſchöpfendſten Sinne des Worts Alles iſt. Ja, meine Freundin, mit dieſer Erkenntniß, mit Fruchtbarmachung derſelben nach allen Seiten hin, beginnt eine neue Zeit: die dritte Zeit des Menſchengeſchlechts, nachdem die erſte in einſeitigem Vorherrſchen der Natur und die zweite in einſeitigem Vorherrſchen des Geiſtes durchlaufen iſt — die Zeit der thatſächlichen Ausgleichung des Geiſtes und der Natur! Und dieſe Zeit hat geiſtig ſchon begonnen; ſie ſetzt ſich in Denen fort, welche jene Erkenntniß nach dem Vorgang des deutſchen Denkers, der ſie zuerſt erlangt und ausgeſprochen hat, wieder gewonnen und nach allen Richtungen ſchöpferiſch geltend zu machen ſtreben! Sie iſt angezeigt durch die wieder ausgebrochene Fehde zwiſchen den Spiritualiſten und den Materialiſten, den Idealiſten und den Realiſten — eine Fehde, die keine andre Bedeutung hat, als die Thätigkeit der ausgleichenden Richter aufzurufen. Sie iſt gefordert —"

„Nicht weiter, beſter Freund!" rief hier Emilie, die mit großer Aufmerkſamkeit gehorcht, aber zuletzt unwillkürlich den Kopf geſchüttelt hatte. „Sie geben mehr, als ich faſſen kann!"

Der Profeſſor, nach kurzem Schweigen, erwiderte lächelnd: „Sie haben Recht; — ich bin hingeriſſen worden! — Fragen Sie mich und bringen Sie mich damit wieder zur Sache!"

Emilie, ſich ſammelnd, begann: „Sie haben mir den Ausdruck erklären wollen, daß Gott eine gewiſſe Art von Allwiſſenheit ſich für ſich ſelber verbitten müſſe, und ich muß Ihnen geſtehen, es iſt Ihnen gelungen. Allerdings: Gott muß das Maß auch ſeines Wiſſens beſtimmen können; er muß nicht wiſſen müſſen, wo er nicht will und nicht wollen kann —"

„Er muß frei ſeyn,“ fuhr jener fort, „auch gegen ſein Wiſſen! — er muß die Freude des Wiſſens haben, aber auch die des Nichtwiſſens, falls er will; er muß nicht nur denken und ſich vorſtellen, ſondern er muß auch ſeyn und fühlen und zwiſchen dieſen Actionen wechſeln können nach ſeinem Wohlgefallen. Das allein iſt ſeiner würdig!“

„Ich muß es zugeben, und ſehe nun wohl: mit der Erkenntniß, daß Gott zugleich Natur iſt, läßt ſich dieſe Möglichkeit für ihn begreifen. Denn wenn er das bewußtloſe Seyn ſelber iſt, dann kann er ſich ihm hingeben und nach ſeinem Gefallen derweil das Denken einſtellen.“

„Das actuelle Denken!“ bemerkte der Profeſſor.

Emilie nickte. „Und eben ſo kann er nach ſeinem Gefallen im Denken bleiben und derweil ſeine Natur laſſen, wie ſie iſt.“

„Weil ſie an oder unter ihm ſelbſt, unter ihm als dem Geiſt, ihr eigenes Leben hat!“ ſetzte jener hinzu.

„Er kann eben mit ihr nothwendig ſeyn und frei ſeyn und als Freier ſeine Freude haben an dem Spiel des nothwendigen Lebens; er kann es lieben, liebend hegen und an ſich heranziehen; er kann es beherrſchen, durchdringen und lenken!“

„Sehr gut,“ rief der Profeſſor. „Und was die Hauptſache iſt: er kann damit ſchaffen! Ohne zugleich Natur zu ſeyn und damit Stoffprincip — als bloßer Geiſt, bloßes Formprincip, wäre er nicht Schöpfer, nicht Schöpfer lebendiger Weſen, ſondern bloß Macher — im unmöglichſten Sinne des Worts.“

„Emilie,“ nach kurzer Ueberlegung, verſetzte: „Ich ſehe das ein. Geiſt und Natur müſſen zuſammenwirken, wenn ſelbſtſtändige Gebilde entſtehen ſollen.“

„So gewiß, als im Poeten Natur und Geiſt — Leidenſchaft, Lebensdrang und künſtleriſche Bildungskraft zuſammenwirken müſſen, wenn nicht ein Fabrikat, ſondern ein lebensvolles Gedicht entſtehen ſoll. Nur wo das an ſich blinde Leben aufgeregt mitwirkt, kommt das Leben, die Luſt und diejenige Schönheit zu Tage, die nicht nur von außen, ſondern auch von innen und damit unerſchöpflich, ewig ſchön iſt!“

„Alles das leuchtet mir ein!“ rief Emilie.

Der Profeſſor lächelte. „Dann ſind Sie weiter,“ entgegnete er, „als mancher Philoſoph, der jetzt noch vom Katheder docirt! Sie ſind weiter als jene einſeitigen Theiſten, die in Gott nur Geiſt, bloßen (d. h. nicht von der Hülle des Naturſeyns umgebenen) Geiſt ſehen und ihm doch alle die Eigenſchaften beilegen, die er nur Kraft der Natur haben kann. Sie ſind weiter als diejenigen, die Gott eine Ehre anzuthun meinen, wenn ſie lehren: Gott habe die Welt nicht aus ſich, aus ſeiner Natur geſchaffen, ſondern ſie durch einen bloßen Machtſpruch in's Daſeyn gezaubert!“

Emilie, durch dieſe Anerkennung eigenthümlich berührt, ſchwieg mit einiger Verlegenheit. Er, der ihre Gedanken errieth, fuhr fort: „Ich wollte Ihnen nur zum Bewußtſeyn bringen, wie Sie über eine noch weit verbreitete Anſicht in der That hinausgekommen ſind! Ich frage Sie: welche Freude könnte Gott an einer Welt haben, die er durch einen bloßen Machtſpruch erlangt hätte? — an einem Ding, zu dem er ſo wohlfeil gekommen? — Welche Freude könnte ein Dichter, Künſtler an einem Werke haben, das er nicht aus productivem Drange, mit Luſt und Liebe aus ſich ſelber geſchaffen, in das er nicht liebend ſein eigenſtes Leben ergoſſen, das er nicht liebevoll gepflegt und zur Vollendung geführt, ſondern daß er als eine Art Hexenmeiſter durch ein Zauberwort auf einmal fix und fertig aus dem Nichts in's Seyn gerufen hätte? Wäre er in ſolchem Fall noch Dichter zu nennen? Könnte er ein ſolches Fabrikat abgeſchmackteſter Schwarzkunſt in Wahrheit lieben und liebend an ihm ſich freuen? Das heilige Selbſtgefühl des Vaters und Schöpfers haben? Wenn es nicht ſchon die baarſte Unmöglichkeit wäre, daß ein Werk in ſich lebensvoll, lebendig ſchön ſeyn könnte, ohne durch und aus einem lebendigen und liebevoll thätigen Meiſter geſchaffen zu ſeyn! — Gleichwohl denkt man ſich die Welt, die noch in ganz anderm Sinn lebendige Schöpfung iſt, immer noch auf jene unmögliche Weiſe entſtanden und höhnt das Wort „Schöpfung“, das man ſinnlos gebraucht, indem man damit eine bloße Fabrikation, bloßes Zauberwerk und Spuk behauptet! — Gott iſt allerdings allmächtig! Aber nicht allmächtig zum Fabriciren oder Hexen, ſondern allmächtig zum Schaffen! Nur wenn wir ihm die Allmacht zum Schaffen beilegen, ehren wir ihn; durch die Andichtung einer andern Allmacht läſtern wir ihn, indem wir ihn zu ehren vermeinen.

So wichtig iſt das Denken und die Unterſuchung des Möglichen, daß ohne ſie auch nicht die wahre Religioſität und Frömmigkeit möglich iſt! Freuen wir uns daher und danken wir Ihm! Die Geſchöpfe ſind nicht die Fabrikate, nicht die Zauberſtückchen eines Magiers, ſondern die Kinder, die Abkömmlinge eines liebenden Vaters; und wenn wir Gott ſo nennen, ſo müſſen wir ihn auch ſo erkennen, und nicht von einem Vater ſprechen, während wir ihn auf die allerunnatürlichſte Weiſe die Welt — nicht aus ſich ſelbſt und bloß aus nichts außer ſich! — vielmehr aus Nichts überhaupt machen laſſen!"

Die Jungfrau ſtand mit einem befangenen Schein auf ihrem Geſicht, den der Gedanke hervorrief, daß ſie den Fehler, den der Lehrer hier ſo ſcharf rügte, noch vor Kurzem ſelber begangen hatte. Dann ſagte ſie: „Ich muß Ihnen beiſtimmen, denn Ihre Gründe ſind überzeugend, und der Lehreifer, den Sie gegen mich an den Tag legen, hat etwas Schmeichelhaftes für mich. — Sie haben mich etwas gelehrt, wofür ich Ihnen wahren Dank ſchuldig bin!"

Der Profeſſor ſah ſie freundlich und erfreut an, indem nur ein unmerkliches Licht von Schelmerei aus ſeinem Auge blickte.

„Ihre letzte Rede,“ fuhr Emilie fort, „hat mich aber wieder auf eine Frage gebracht, die ich ſchon früher ſtellen wollte, und auf die ich vor allem eine Antwort haben möchte.“

„Vielleicht errath' ich ſie,“ bemerkte jener.

„Sie ſagen: Gott ſchafft aus ſich und er ſchafft ſich an — er ſchafft Weſen, die als ſeine Organe lebendig mit ihm verbunden ſind und bleiben. Dieſe Weſen ſchildern Sie als freie, ſelbſtſtändige, und haben vorhin geäußert, daß alles Geſchaffene mit dem Schöpfer Ein Ganzes bilde und dieſes eben der ganze Gott ſey. Dieſes Ganze kann aber doch nur von Einem Willen regiert und Einheit ſeyn. Wie ſtimmt nun dazu die Freiheit der Organe? Wie können jene Einheit und dieſe Freiheit zuſammen beſtehen?“

Der Profeſſor nickte, als ob ihm die Frage, die er in der That erwartet hatte, jetzt noch beſonders lieb wäre. Dann verſetzte er: „Ich könnte ſagen: dadurch, daß die freien Geſchöpfe nichts Anderes wollen und thun, als was der Schöpfer will!“

„Iſt das aber der Fall?“ entgegnete Emilie.

„Nein,“ erwiderte jener; „dermalen offenbar nicht.“

„Wie ſteht es aber dann mit der Einheit des Ganzen?“

„Dieſe,“ verſetzte der Profeſſor, „wird in der Hauptſache doch nicht angetaſtet. Der Widerſpruch der Organe gibt dem herrſchenden Princip nur etwas zu thun, indem es die geſtörte Einheit wiederherzuſtellen, die unvollkommene vollkommen zu machen hat.“

„Das muß ich ſie bitten mir näher erklären zu wollen!“

„Gott als Geiſt,“ fuhr jener fort, „oder als Selbſt, als herrſchendes Princip, hat ewig etwas zu thun: weil er als Natur oder Dienendes, oder weil ſeine Natur an ihm ſelbſt ein eigenes Leben hat und nach ſeinem eigenen Willen haben ſoll. Er hat dieſe ſeine Natur in ihrem eigenen Wogen und Wallen immer zu bewältigen und damit immer etwas zu thun. Man darf ſich alſo die Sache nicht ſo vorſtellen, als ob Gott, wenn er durch ſich und aus ſich ſchafft — Subjecte ſchafft, die aus Geiſt und Natur beſtehen, wie er ſelber —, damit erſt etwas zu thun bekäme! Keineswegs. Er hat vorher zu thun, wie nachher, und nachher nur in andrer Weiſe.“

„Ich kann dieß zugeben,“ erwiderte Emilie nach einem Moment. „Aber wenn in Folge ihres Widerſpruchs die Organe mit dem Princip förmlich in Streit gerathen, wie ſteht es dann mit der Einheit des Organismus?“

„Dieſe Einheit,“ verſetzte jener, „iſt nicht ſo ſtarr zu denken, wie Sie es zu thun ſcheinen, und ſoll es nicht ſeyn. Es iſt lebendige Einheit, nicht abſtract einſeitige, nicht Einerleiheit: und lebendige, die ſtete lebendige Action des Herrſchenden gegenüber dem Dienenden vorausſetzende Einheit ſoll es ſeyn. Wenn die Glieder nun gegenüber dem Herrſchenden auch eigenes Leben haben und bethätigen, ſo wird damit die ſeynſollende Einheit mit nichten geſtört: im Gegentheil, dieſe ſetzt eben das eigene Leben und Wollen der Glieder voraus. Das Widerſpruchsfähige der Glieder kommt aus dem Widerſpruchsfähigen der Urnatur; von dieſer, die bei der Schöpfung mitwirkte, haben es die Creaturen erhalten. Wenn aber der factiſche Widerſpruch der Geſchöpfe nicht das iſt, was Gott als Geiſt direct will, ſo will er ihn doch indirect: er will ihn nicht, um ihn zu unterſchreiben, er will ihn aber, um ihn zu bekämpfen, zu beſiegen, zu beſchwichtigen.“

Die Jungfrau blickte zweifelnd. „Ein ſolcher Organismus iſt doch ſchwer zu denken!“ ſagte ſie dann.

„So helfen wir uns, indem wir ihn mit einem andern vergleichen, den wir vor Augen haben!“

„Sie meinen den Organismus des Menſchen —“

„Des ganzen Menſchen. Der Menſch beſteht notoriſch aus einem herrſchenden Princip, dem Geiſt oder Subject, und aus dienenden Organen aller Art. Dieſe Organe macht der herrſchende Geiſt zu Einem Organismus, obwohl die Organe eigenes Leben haben und es nicht nur in Uebereinſtimmung mit dem Geiſt, ſondern auch im Widerſpruch gegen ihn beweiſen, ſo daß er gegen ſie fortwährend activ ſeyn muß. Es iſt Ihnen bekannt, daß nicht nur die Natur, ſondern auch das Herz in uns Forderungen ſtellt, und der Geiſt im dienenden Sinne des Worts, d. h. als Denkorgan Gedanken producirt, die das herrſchende Princip, das Ich, nicht billigen kann und bekämpfen, unterdrücken muß. Hebt ſich dadurch die Einheit unſres Organismus auf? So wenig, daß ſie ja ſogar während des heftigſten Streites zwiſchen Geiſt und Gliedern, wie ihn die Frommen, die Dichter und Weiſen kennen, immer noch beſteht, und auf den Sturm die Ruhe, auf den Krieg der Friede folgen kann.“

„Es iſt wahr,“ verſetzte Emilie; „und ſo iſt mir die Einheit des göttlichen Organismus begreiflich. Sie beſteht troß der Empörung der Organe gegen den Herrn, die möglich iſt —“

„Möglich ſeyn muß,“ ergänzte der Profeſſor.

„Und wirklich geworden iſt und immer noch wird —“

„Wie wir ſehen! — Die Organe des Einen Allherrſchenden ſind zunächſt ſelbſtſeyende, wollende und denkende Weſen, Subjecte, und erſt unter uns Menſchen beginnen die Einzelgebilde, die keine mehr, ſondern ihnen nur analog ſind. Aber wie mächtig ſelbſtſeyende Weſen gegen den Herrn ſich auflehnen können, dieſer weiß ſie doch zu lenken und im Nothfall zu bezwingen, ohne ſie zu vernichten; er weiß die Gefallenen zu erheben, die Kranken zu heilen und ſie alle endlich dahin zu führen, wo ſie frei wollen und thun werden, was er nicht bloß indirect, ſondern direct will, indem er es ihnen zwar nicht direct vorſchreibt, aber, wenn es geſchehen iſt, unterſchreibt.“

„Nun,“ erwiderte Emilie nach kurzem Schweigen, „ſeh' ich, wohin Sie wollen! — Gott hat nicht bloß immer zu thun mit den Organen, er hat ein Ziel, und ſeine Abſicht iſt, Alles was er hervorgebracht hat und hervorbringt, immer beſſer und endlich vollkommen zu machen!“

„Geziemt ſich etwas Anderes für ihn?“ entgegnete der Profeſſor.

„Ich glaube nicht,“ verſetzte die Jungfrau. „Allein wenn er die Geſchöpfe immer beſſer macht, die ſeine Organe ſind, ſo macht er ſich ebendarum ſelbſt immer beſſer, er entwickelt, bereichert, vervollkommnet ſich ſelbſt; und das werden doch Manche beſtreiten, da es vorausſetzen hieße, Gott wäre nicht ohne Weiteres und ewig vollkommen, ſondern müſſe es erſt werden!“

„Dieſe,“ verſetzte der Profeſſor, „legen Gott eine Vollkommenheit bei, die Bewegungsloſigkeit, Freudloſigkeit, Lebloſigkeit wäre. Gott iſt ewig vollkommen, d. h. er iſt immer ſo, wie er ſeyn, und hat immer, was er haben will. Könnte er aber nicht wechſeln, nicht andersſeyn, nicht fortſchreiten, wenn er wollte, ſo wäre er eben unvollkommen. Darin, in der Macht, Alles zu ſeyn und zu haben was er will, iſt er ewig Derſelbe; im Seyn und Haben ſelbſt aber iſt der ewig Thätige ewig ein Anderer: ein Reicherer, Höherer, Beſſerer. Denken wir uns Gott vor der Schöpfung, vor dem Beginn der wirklichen Selbſtorganiſation, ſo iſt und hat er Alles intenſiv, ideell, potentiell. Mit der Schöpfung bekommt er das Intenſive auch extenſiv, das Ideelle auch reell, das Potentielle auch actuell. Er iſt nun allerdings reicher geworden, aber ohne vorher ärmer geweſen zu ſeyn: er hat vorher gehabt, was er wollte, und hat jetzt, was er will. Er, der Wollende, iſt ſich gleich geblieben in Macht und Herrlichkeit, aber in und mit den Organen iſt er fortgeſchritten, ſchreitet fort und wird fortſchreiten in alle Ewigkeit. Iſt dieß ein Mangel? Und wäre nicht vielmehr die Unveränderlichkeit in jeder Beziehung ein Mangel — wenn ſie bei dem Lebendigen überhaupt möglich wäre!“

„Ich muß Ihnen Recht geben,“ verſetzte Emilie nachdenklich. — „Gott konnte alſo nicht ewig für ſich bleiben, er mußte ſchaffen?“

Ueber das Geſicht des Profeſſors ging ein heitrer

Schein. „Das,“ entgegnete er, „nur gewiſſermaßen! Sehr gewiſſermaßen!“

Emilie ſah ihn an. „Mußte er nicht?“ fragte ſie.

„Einerſeits, ja; andrerſeits, nein. — Es giebt nämlich zweierlei Müſſen; und wir dürfen hier begreiflicherweiſe nur jenes zugeben, das Gottes würdig iſt.“

„Allerdings.“

„Man kann müſſen, weil man gezwungen iſt, ohne, ja gegen ſeinen Willen etwas zu thun; und daß an dieſes Müſſen bei Gott nicht zu denken iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Man kann aber auch müſſen, weil man nicht anders wollen kann — weil man aus den höchſten Motiven, in ſeinem eigenen höchſten Intereſſe wollen muß; und dieſes Müſſen iſt Gottes nicht nur nicht unwürdig, ſondern ſeiner allein würdig. Dieſem Müſſen, oder genauer: Wollenmüſſen widerſtehen, wäre nicht Erweis der Freiheit, ſondern Eigenſinn; und Eigenſinn iſt unſtreitig bei Gott am allerwenigſten vorauszuſetzen!“

Emilie nickte mit einem Lächeln.

„Gott muß daher,“ fuhr jener fort, „in der That: nämlich das ſeiner Würdigſte, auf die ſeiner würdigſte Weiſe, denken, beſchließen, thun. Er muß es, weil nichts Anderes ſein Wohlgefallen ſeyn kann. Wenn er ſchon zwei Möglichkeiten vor ſich ſieht und auch die geringere verwirklichen könnte (da nichts, auch nicht etwa ſeine eigene Natur es ihm wehrte), ſo muß er doch die beſſere verwirklichen, weil er von ſich aus nichts Anderes wollen kann. Man kann hier an den abſoluten Monarchen denken, der von ſich aus etwas muß, weil es ſein bon plaisir iſt. Nur daß Gottes bon plaisir eben das Heilvollſte in jeder Hinſicht iſt, was von dem irdiſchen Monarchen bekanntlich gar oft auch nicht einmal annähernd geſagt werden kann, daher man wohl gethan hat, ihrem bon plaisir ein anderes entgegenzuſtellen und beide geſetzlich einzuſchränken."

Emilie ſah überlegend für ſich hin. Dann ſagte ſie: „Ihre Anſicht iſt alſo wohl dieſe. Gott hat vor der Schöpfung Alles, was er will; er fühlt durchaus keinen Mangel, der ihn zur Schöpfung nöthigte; er iſt Herr alles Lichtes und aller Fülle —"

„Und kann ebendarum auch in dieſem Urſtande (wo er ſich nur denkend und geiſtig bewegt und geiſtig bereichert) nach ſeinem Gefallen weilen, braucht nicht ſofort, mithin ewig zu ſchaffen, wie manche ſich's vorſtellen zu müſſen glauben, ſondern kann die reale Schöpfung beſchließen nach ſeinem Wohlgefallen."

„Er beſchließt ſie alſo," fuhr Emilie fort, „frei, aus den höchſten Motiven. Welches ſind dieſe Motive?

„Diejenigen, die im innerſten Weſen Gottes liegen: die Motive der Güte!"

Emilie ſtand mit erfreuter Miene. „Dieſe Antwort," rief ſie, „hab' ich erwartet! — Ja," fuhr ſie fort, „die Güte hat ihn zum Schaffen bewogen, die Güte, die ein Weſen nicht für ſich läßt, die Glückliche haben und beglücken will und eben darin ihr höchſtes Glück findet!"

Indem ſie dieſes ſprach, war ſie erröthet und ihr Geſicht hatte ſelber einen Ausdruck ſchöner Güte gewonnen. Der Profeſſor betrachtete ſie mit frohen Augen, und ſagte dann: „Gewiß, liebe Freundin! In der Güte liegt der nächſte, der Hauptgrund des Wohlgefallens, der Gott zum Schaffen bewegt. Die Güte will nicht nur ſelber glücklich ſeyn, ſondern Mitgenoſſen der Freude um ſich haben; ſie fühlt ſich glücklicher, wenn Andre mitglücklich ſind, wenn ſie

Andre beglücken, ihr Glück theilen, den Dank der Beglückten empfangen kann. Die Güte beſtimmt Gott in erſter Linie zur Schöpfung, und die Güte iſt es, die ihn über den Gedanken triumphiren läßt, daß er damit nicht nur etwas thut und gewinnen — ſondern auch etwas wagt und verlieren kann."

„Etwas wagt?" rief Emilie mit Verwunderung.

„Ja wohl," verſetzte jener mit Ernſt; — „das Höchſte wagt: die Reinheit und den Frieden ſeines Lebens! — Haben wir nicht vorhin von dem Streite und dem Leide geſprochen, die im abſoluten Organismus entſtehen können, und glauben Sie, daß der Herrſchende, den Organismus Durchwaltende, von der moraliſchen und phyſiſchen Krankheit der Organe in jeder Hinſicht unberührt bleiben kann?"

„Sie haben Recht," erwiderte die Jungfrau. „Und dieſer Streit, dieſe Krankheit waren nicht zu vermeiden?"

„Von Gott ſelbſt aus? Auf keine Weiſe. Gott mußte den Geſchöpfen die Möglichkeit bieten, für ihn oder gegen ihn zu ſeyn; denn wenn ihnen bloß die Möglichkeit gegeben war, für ihn zu ſeyn, ſo hatte er nicht die edelſten Organe, die ihm allein gebühren, ſondern die werthloſeſten: unfreie Weſen, Maſchinen.“

„Auch hier,“ verſetzte Emilie, „geht alſo die Ehre dem Nutzen und der Bequemlichkeit vor?“

„Mit um ſo mehr Fug, als Gott abſolut ſicher iſt, den möglichen Schaden doch endlich in Nutzen, die Beſchwer in Luſt zu wandeln! — Gott iſt als Geiſt und Natur in Einem, als Geiſt und Natur, die zuſammen Alles ſind, abſolute Perſönlichkeit. Denn Geiſt und Natur in Einem ſeyn und Perſon ſeyn iſt daſſelbe, und der Menſch iſt nur deßwegen Perſon, weil auch er Geiſt und Natur, Bewußtſeyn und Seyn iſt. Die abſolute Perſon in dieſem Sinne, das abſolut ſelbſtſtändige Weſen kann aber von ſich aus nichts Anderes ſchaffen wollen, als Perſonen, ſelbſtſtändige Weſen, mit denen es allein liebend verkehren, die es allein zur Gleichheit mit ſich erziehen kann. Erinnern wir uns nun, daß Gott als Geiſt die Geſchöpfe hervorbringt mit ſeiner Natur, dem nothwendigen, bewußtloſen Seyn; daß von dieſem letztern ein entſprechender Theil in alle Geſchöpfe kommt und damit ein verhängnißvolles Princip, ein blindwogendes Leben, das, wo es nicht durch den zureichenden, wahren Geiſt beherrſcht iſt, ungebührlich hervortreten, das Herrſchende beeinträchtigen, verleiten, herunterziehen kann! Dann ſteht die Sache ſo: Gott konnte das Geſchöpf nur hervorbringen als Geiſt und Natur, er konnte es nicht anders wollen; mit der Natur iſt es aber der Verleitung und Verderbung ausgeſetzt; und doch konnte Gott es nur in den Stand der Unſchuld erſchaffen, nicht in den der Tugend, die es vor der thatſächlichen Verderbung zu bewahren vermocht hätte!"

Emilie ſah ihn fragend an.

„Denn die Tugend," fuhr jener fort, „iſt die gewollte, ſelbſtgewollte Unſchuld; ſie kann alſo von dem Geſchöpf nur ſelbſt errungen, nicht von einem Andern, auch nicht von Gott, ihm gegeben werden."

„Das iſt richtig," verſetzte die Jungfrau.

„Die Unſchuld, welch ſchönen Klang das Wort auch gewonnen hat, iſt doch nur etwas negativ Schönes, wie das Wort ſelbſt ein negatives iſt. Der Stand der Unſchuld iſt ein Stand, wo eine Schuld noch nicht hervorgetreten iſt, wohl aber hervortreten kann. Die Unſchuld iſt Natur, unmittelbares Seyn — Unentſchiedenheit, Zweideutigkeit;

lieblich für eine Zeit, aber nicht zu dauern beſtimmt. Die Reinheit, die in ihr gegeben, unverdient beſeſſen iſt, ſoll gewollt, ſelbſterlangt, verdient werden. Der unfreie, bewußtloſe Werth ſoll freier, bewußter und damit nicht nur weſentlich erhöhter, ſondern auch für alle Zeit geſicherter werden. Dieſen Schritt kann aber der Schöpfer nicht für das Geſchöpf thun, das Geſchöpf muß ihn ſelber thun.“

„Unvermeidlich,“ erwiderte die Jungfrau.

„Und der Schöpfer kann nur die Bedingungen dazu bieten. — Dieſe beſtehen in der anerſchaffenen Kraft und Macht zum Ja und zum Nein und in dem endlichen Herbeiführen einer Prüfung.“

„Einer Prüfung!“ wiederholte Emilie.

„Ueberraſcht Sie der Ausdruck?“

„Höchſtens angenehm, weil ich ihn in einem Zuſammenhang höre, wo ich zugleich die Nothwendigkeit dieſes Actes einſehe.“

„Nothwendig iſt er allerdings. Ohne Bewährung keine Tugend, keine gewollte, bewußte, geſicherte Reinheit. Ohne Prüfung keine Bewährung. Alſo ohne Prüfung keine Tugend.“

„Das iſt unwiderſprechlich.“

„Gott, wenn er die Tugend will, muß alſo das Geſchöpf mit ſeiner doppelten Fähigkeit an einen Scheideweg ſtellen, es die beiden Möglichkeiten, für oder gegen ihn ſich zu erklären, ſchauen laſſen, ſeinen Willen kundgeben und die Entſcheidung erwarten."

„Es iſt nicht anders möglich."

„Er kann es nicht anders wollen! Denn er kann nur die höchſte Erhöhung des Geſchöpfs wollen, die aber ohne Bewährung, alſo ohne Prüfung und Selbſtentſcheidung des Geſchöpfs nicht zu erlangen iſt. — Sie ſind einverſtanden?"

„Ganz und gar."

„Haben Sie nun wohl aber auch bemerkt," fuhr der Profeſſor nach kurzem Schweigen fort, „daß wir das Wort, über welches wir ein ſo langes Geſpräch geführt haben, unerwartet doch von einer neuen Seite kennen gelernt haben?"

Emilie ſah ihn fragend an. „Die Wahrheit?" ſagte ſie dann. „Aber in wie fern?"

„In ſo fern wir gefunden haben, daß wir uns bewähren müſſen, weil wir nur durch Bewährung unſer höchſtes Ziel erreichen, unſer eignes Ideal verwirklichen können. Sich bewähren heißt aber ſich wahr machen, ſich ſelbſt ſo geſtalten, daß man das, was man unmittelbar geweſen iſt, nun wahrhaft und damit unverlierbar iſt.“

„In der That!“ rief Emilie, indem ihr Geſicht froh ſich erhellte. — „Der Beiſatz „wahrhaft“, den wir in der Rede ſo gern gebrauchen, iſt alſo nicht bloß eine rhetoriſche Verſtärkung, ſondern hat einen philoſophiſchen Sinn?“

„Einen ſehr beſtimmten und begründet einen weſentlichen Unterſchied. Der ſogenannte gute Menſch z. B. iſt in einer Weiſe gut, daß er gar wohl auch in ſein Gegentheil umſchlagen kann, und wir haben alle Urſache, auf einen ſolchen keine Häuſer zu bauen. Demjenigen aber, der das Prädikat eines wahrhaft guten Menſchen verdient, kann man unbedingt vertrauen, weil er die ihm angeborne Güte mit Fleiß ergriffen und nicht nur aus der Natur, ſondern auch aus dem Geiſt und mit aller Kraft des Willens für ſie eintretend, ſie bethätigt.“

„Demnach iſt eben das unſer Ziel, daß wir die Zierde dieſes Beiſatzes gewinnen?“

„Daß wir uns ſelbſt mit Allem, was wir ſind, zur Wahrheit machen — ja, meine Freundin! —

Sie ſehen aber, daß auch hier die Wahrheit zwei Seynsweiſen vorausſetzt — Natur und Geiſt —, und daß wahrhaft gut werden heißt: die natürliche Güte durch den wollenden Geiſt zur geiſtigen Güte erhöhen, ſie dadurch klar machen, ſichern und vollenden. Was man bloß natürlich iſt, iſt man nicht wahrhaft; man muß es auch geiſtig werden, dann beſiegelt man es, weiht es, und beſitzt und iſt es nun zugleich im herrlichſten Lichte und in ſeligſter Fülle, umfloſſen von allen Wonnen des unmittelbaren und des höhern Lebens!"

„Ein herrliches Ideal!" rief Emilie frohbewegt.

„Vergeſſen wir aber nicht," entgegnete der Profeſſor, „was die Offenlegung des Weges zu dieſem Ideale möglicherweiſe koſtet, Gott ſelber koſtet! — Die Prüfung kann beſtanden und nicht beſtanden werden. Im erſten Fall erlangt das Geſchöpf die Mündigkeit und die relative Gleichheit mit dem Schöpfer ſofort; es iſt frei, ohne von Gott losgekommen, ohne gottlos geworden zu ſeyn; es iſt frei in Harmonie mit Gott und im Genuß aller Seligkeit, die ihm unmittelbar aus Gott fließt. Im andern Fall — fällt es. Es wird auch frei, aber in

Disharmonie mit Gott und der poſitiven Zuflüſſe aus ihm beraubt; von Gott los, gottlos, nur auf ſich ſelbſt gewieſen, verfällt es der Negation und ſinkt in Verkehrtheit.“

„Wie kann aber,“ wendete Emilie ein, „das Geſchöpf loskommen vom Schöpfer, das Organ vom Herrn des Organismus?“

„Es iſt hier,“ entgegnete jener, „von geiſtigem Loskommen die Rede, von einem Loskommen aus der Harmonie und einem Kommen in Gegenſatz. Das gefallene Weſen iſt nur in ſeinem Sinne los von Gott und gegen ihn; Gott ſelber hält es immer noch, obſchon mit entſprechenden Kräften und nicht mit unmittelbarer, activer Liebe, wie er das Geſchöpf hält, das die Prüfung beſteht!“

Emilie bedachte ſich einen Moment, dann erwiderte ſie: „Sie ſagen: nicht mit unmittelbarer, activer Liebe! Alſo die Liebe überhaupt verliert Gott auch zu dem Geſchöpf nicht, das wider ihn iſt?“

„Wäre er die Güte, wenn er das könnte?“

„Sie haben Recht!“

„Die Liebe bewahrt er, ſpart er auf, um ſie dem Geſchöpf erſt dann wieder unmittelbar zuzuwenden, wenn dieſes ſie wieder verdient und ſie ihm erſprießlich wird! Zunächſt beweist er ſeine Liebe dadurch, daß er ſie nicht beweist: daß er der Gerechtigkeit, die in der Natur der Dinge (in Seiner Natur!) liegt, daß er den nothwendigen Folgen des Abfalls ihren Lauf läßt — bis zu einem gewiſſen Grade! Denn die nothwendigen Folgen überhaupt wären das Vergehen der Creatur, der Verluſt des Selbſtſeyns — und das kann er nicht wollen. Er läßt alſo den nothwendigen Folgen ihren Lauf nur bis zu dem Punkt, wo die Bewährung, die auf dem kurzen Weg des unmittelbaren höhern Entſchluſſes nicht realiſirt werden mochte, auf dem langen Weg leidvoller Anſtrengungen nachgeholt werden kann, und endlich auch wird: mit Seiner Hülfe! Er ſtraft, aber nicht zum Tode, d. h. nicht zum wahren Tode, zur Vernichtung. Er ſtraft, um in Einem dem Recht zu genügen und das Geſchöpf zu retten; denn eben die Befriedigung des Rechts durch Strafe wird ihm das Mittel der Rettung. Er kann nicht ohne Weiteres verzeihen, d. h. die Folgen des Abfalls erlaſſen und wieder gut machen, weil er eben das Recht nicht kränken kann. Er kann aber auch nicht ohne Weiteres verzeihen und das Geſchöpf in ſeine Ehren wieder einſetzen, weil er die wahre Ehre des Geſchöpfs nicht kränken kann. Denn die Wiedereinſetzung ohne Strafe wäre gerade die tödtlichſte Strafe: die Entehrung des Geſchöpfs!"

„Die Entehrung [illegible] wiederholte Emilie, wie das Wort zu faſſen ſuchend; — „Vergebung und Wiederaufnahme?"

„Unmittelbare Vergebung und Wiederaufnahme, ja! Denn das Geſchöpf wäre damit in Ehren eingeſetzt, die es nicht ſelbſt erlangt, nicht verdient hätte, und die ihm daher nicht nur ſtets äußerlich blieben, ſondern in Wahrheit zur Schande gereichten. Das Geſchöpf wäre ohne Selbſtſtändigkeit und könnte ſie nie erlangen; denn ohne Beſtehen der Prüfung iſt ſie unmöglich: und wie könnte, nachdem die erſte Prüfung als bloßes Gaukelſpiel behandelt worden, eine zweite eingeleitet werden? In den Stand der Unſchuld zurückgeführt ohne Unſchuld (und wie viel mehr ohne Tugend!) — unmündig, um es ewig zu bleiben, und doch kein Kind mehr im ſchönen Sinne — wäre es vernichtet: factiſch erhalten, um moraliſch vernichtet zu ſeyn, mithin ehrlos, entehrt erhalten!“

„Der ſtarke Ausdruck,“ erwiderte die Jungfrau, „hatte mich frappirt. Ich ſehe wohl, es iſt ſo!“

„Man muß es ſtark ausdrücken,“ rief der Profeſſor; „denn es giebt immer noch Leute, die meinen, ein ſolch unmittelbares Verzeihen hätte ſtattfinden können oder könnte ſtattfinden! Gotteslästerer, wenn auch abſichtsloſe, die Ihn, der Alles, alſo auch liebevoll und gnädig, im rechten Moment und auf die rechte Weiſe iſt, ſentimental, d. h. zur Unzeit weich ſeyn laſſen! Schwächlinge, die nach begangener Sünde gleich um Erlaß der Folgen betteln, während der Mann von Charakter die Strafe auf ſich nimmt, um ſie zu tragen!“

Der Redner, indem er dieſes Urtheil ſprach, war erröthet und ſein Geſicht hatte einen Ausdruck der Strenge gewonnen — der Strenge ſittlichen Adels. Die Jungfrau betrachtete ihn, indem ein Glanz der Achtung aus ihrem Auge ging.

„Nein, meine Freundin,“ fuhr der Erregte fort, „Gott iſt die Güte; aber ebendarum will er die wahre Ehre, das wahre Heil des Geſchöpfs, und die wahre Rettung des Gefallenen: die Rettung durch die Strafe, durch die Führung auf dem Wege des Duldens und erneuter Anſtrengung zum Zwecke der Bewährung. So lang das Geſchöpf widerſteht, muß es ringen, büßen, leiden, bis es ſelbſtwollend mit dem Schöpfer wieder anknüpft, ſich wieder mit ihm verbindet. Und bis das geſchieht, wie lange es dauern möge, ſo lange muß Gott aushalten mit dem Geſchöpf! Seine Güte verlangt, daß er ſich nicht Zeit, nicht Mühe, nicht Geduld verdrießen laſſe, bis das Gefallene, indem es der Gerechtigkeit genügt, den Weg zu ihm wiedergefunden, ſelber zu ihm emporgegangen und ſelbſtſtändig, ſelbſtbewußt Ihm die Ehre gebend ſeine eigene Ehre wieder gewinnt, um ſie unverlierbar zu behalten."

Emilie nickte mit ernſter, froher Zuſtimmung und ging einige Schritte ſinnend neben dem Redner. Dann, wie aus ihren Gedanken ſich erhebend, ſagte ſie: „Ich kann Ihnen nicht widerſprechen; denn was Sie ſagen, folgt nothwendig aus den Sätzen, die ich zugegeben habe. Aber doch kann ich mich auch nicht ganz damit begnügen: ich ſehe noch nicht, wie ſo das Alles vorgegangen ſeyn ſoll!“

Das Geſicht des Profeſſors erheiterte ſich, als wollte er ſagen: das iſt begreiflich!

Jene fuhr fort: „Sie ſprechen vom Geſchöpf auf allgemeine Weiſe. Allein wie verhält ſich's damit in der That? Iſt es Ein Geſchöpf, was Sie meinen: und wie nennt es ſich dann? Oder ſind es mehrere: wie hab' ich ſie mir zu denken? — Lehren Sie die Prüfung und den Fall wie ihn die Schrift erzählt? Wörtlich, wie es ſcheint, nicht. Wenn aber nicht: wie und wo hat die Prüfung wirklich ſtattgefunden? — Sie geben zu, daß Sie, um mich völlig aufzuklären, auch dieſe Fragen noch beantworten müſſen!“

„Allerdings,“ erwiderte der Profeſſor mit wahrer Anerkennung im Blick; „allerdings, meine liebe Freundin und edle Denkerin, von der gar mancher Mann das Fragen lernen könnte! — Ich will auch nicht ſagen, daß ich Ihrem Wunſch nicht zu entſprechen vermöchte — ſofern Sie nur Etwas, nicht Alles zu wiſſen begehrten; allein für jetzt iſt es unmöglich. Im Grunde verlangen Sie das Schwierigſte: und das iſt, wenn es jetzt in gewiſſer Art auch ſchon geleiſtet werden kann, doch nicht im Vorbeigehen zu leiſten.*) Bleiben wir darum für heut im Allgemeinen und — glauben Sie mir! — Ich habe mir heute vorgeſetzt, die Güte zu erörtern —"

„Das hab' ich freilich gemerkt!"

„Und dazu reicht der Erweis des Allgemeinen hin. — Die Fähigkeit, im Allgemeinen bleiben zu können" (fügte der Redner lächelnd hinzu) „iſt ja gerade die charakteriſtiſche des philoſophiſchen Geiſtes: Sie werden alſo mit mir gewiß darin aushalten, ſobald Sie nur wollen!"

„Mit Ihnen," erwiderte die Jungfrau, „das hoff' ich. Aber ohne Sie, ſchwerlich. Ich muß gehalten werden in dieſen Regionen, wenn ich nicht herunterſinken ſoll!"

Der Profeſſor betrachtete ſie mit heiterem Blick. Dann, nach einem Moment der Ueberlegung, fuhr er fort: „Glauben Sie mir für heute Folgendes: Gott hat nicht nur mehrere Weſen — geiſtige, ſelbſtſeyende Weſen, alſo Perſonen — geſchaffen, ſondern mehrere Kategorien ſolcher Weſen. Er, wenn er ſich organiſirt, kann ſich nur zum vollkommenen Organismus ausführen, alſo keine Möglichkeit, deren Verwirklichung hiezu gefordert iſt, überſpringen. Aus allen Gründen kann er aber nur die höchſte Vollkommenheit wollen: die Vollkommenheit eines Organismus, der aus ſelbſtſtändigen, ſelbſtvollendeten Organen beſteht. Da nun dieſer ohne Prüfung der Organe nicht zu erlangen iſt, ſo muß er die Geſchaffenen prüfen ohne Ausnahme, ſollte darüber auch der Organismus ſelber zu Schaden kommen. Gelingt dieſe Vollkommenheit nicht ſofort, weil nicht alle Organe ſofort ſich bewähren, ſo muß ſie gelingen mit der Zeit, indem Er in oberſter Linie — Er nämlich mit Hülfe der Bewährten — die Gefallenen als ſeine Gegner bekämpfend, als Uebelthäter ſtrafend, — auf der andern Seite lockend, ermuthigend und lenkend, ſie nach und nach alle wieder auf den Weg bringt, der ſie zu ihm zurückführt. Wie lang dieß dauern, wie viel Sorge, Mühe, Beſchwerde (was für Ihn dieſes iſt!) es ihn koſten möge: er muß es thun, weil er die Geſchöpfe und ſich ſelbſt in den Geſchöpfen nicht unvollendet laſſen kann. Er kann nur die Freiheit, die Selbſtvollendung der Geſchöpfe wollen; aber eben die Freiheit, die des Widerſtandes gegen ihn fähig iſt, ſchafft ihm Arbeit, angeſtrengte Arbeit; er hat ſchweres Spiel mit ihnen; und wenn er es endlich doch gewinnt, iſt es nur, weil er nach und nach alle ſeine Kräfte und bewährten Organe in die Action führt.“

---

*) Der Verf. des Geſprächs hat auf dieſe Fragen geantwortet in ſeinem Werke: „Gott und ſein Reich. Philoſophiſche Darlegung der freien göttlichen Selbſtentwicklung zum allumfaſſenden Organismus."

Er hielt ein wenig inne, wie um der Hörerin Zeit zu laſſen zur Ueberlegung. Dann fuhr er fort: „Meine liebe Freundin — die Prüfung iſt nicht von allen Geſchöpfen beſtanden worden! Die Sünde, der Streit und die Krankheit ſind in den Organismus gekommen! — Dieſe Thatſache beweist ſich durch die Welt, in der wir leben, jedem nicht gänzlich befangenen Blick! Wahrlich, der muß nicht das Ideal harmoniſchen Lebens zu denken, die Erſcheinungen der Welt nicht in ihrer Wirklichkeit aufzufaſſen vermögen, der an dieſem Factum zweifeln kann!“

Die Jungfrau nickte mit ernſter Zuſtimmung.

„Die Welt, in der wir leben,“ fuhr jener fort,

„zeigt Unrecht, Krankheit und Verkehrtheit aller Art, und beweiſt damit nicht nur ihre eigene Verderbtheit, ſondern auch den böſen und verkehrten Willen höherer Weſen — geiſtiger Mächte, die intenſiver, innerlicher ſind, als der menſchliche Geiſt, und auf dieſen einzuwirken vermögen. Denn die Welt iſt entſtanden, die Natur (was wir in der Sphäre der Sichtbarkeit ſo nennen) und die Menſchheit ſind geworden, und ſie konnten ſo, wie wir ſie finden, nicht werden — ſie können ſo, wie wir ſie finden, nicht ſeyn ohne die Einwirkung höherer Mächte, guter und böſer. Die Wirkungen derſelben, die Wirkungen ſchaffender und zerſtörender, verderbender und heilender Geiſter, nehmen wir nicht nur am Sinnenfälligen wahr, auch im Geiſt, im innerlich ſittlichen Leben des Menſchen bezeugen ſie ſich; und Jeder, der wahrhaft auf ſich ſelbſt achtet, bemerkt ein Spiel guter und böſer Regungen, das ohne den Einfluß guter und böſer Weſen, die (geiſtig) hinter dem Menſchen ſtehen, nicht zu erklären iſt. So ſind nun gefallene Weſen aller Kategorien von uns zu erſchließen, wenn wir die Natur und Geſchichte, zumal aber uns ſelbſt, mit unbeſtochenem Auge nach

Licht- und Kehrſeite betrachten. Aus Nichts wird Nichts; ein Gewordenes, die Wirkung, ſetzt ein Hervorbringendes, das Princip voraus; der werdende Geiſt iſt aber nur aus dem ſeyenden Geiſt abzuleiten, und Einwirkungen auf den Geiſt von innen (oben) können nur vom innerlichern (höhern) Geiſt ausgehen. Die thatſächlichen Erſcheinungen des Böſen im gewordenen menſchlichen Geiſt beweiſen alſo nicht nur den Fall der Menſchenwelt, ſondern zugleich den Fall höherer und mächtigerer Weſen: den Fall auch dieſer Weſen in Verkehrtheit, in Feindſchaft gegen Gott und in feindſelige Negation göttlicher Poſition."

„Ich weiß nichts dagegen zu ſagen," verſetzte die Jungfrau nach einer Pauſe, — „obwohl ich von dieſen Weſen keine Vorſtellung habe! — Wenn Sie aber die Urſache des menſchlich Böſen in höhern Mächten erblicken —"

„Unmittelbar nicht in dieſen," warf der Profeſſor ein, „ſondern im Menſchengeiſte ſelbſt. Der Menſch wird von jenen Mächten zum Böſen nicht gezwungen, ſondern nur verſucht, gereizt; in der That wird er alſo nur böſe, wenn er, er ſelbſt, ihrer Einwirkung nicht widerſteht!“

„Wohl! Sie müſſen aber doch jedenfalls Weſen annehmen, die zuerſt böſe geworden ſind! — Oder wenigſtens Ein Weſen?“

„Allerdings,“ entgegnete der Profeſſor. „Und es gibt ein ſolches Weſen — man kann es beweiſen!“

„Sie meinen das böſe Princip?“

„Ich meine den Geiſt, der zu den erſten Geſchaffenen, zu den Hervorgebrachten erſter Kategorie gehört, und als Erſter die Prüfung nicht beſtehend der erſte und oberſte Feind Gottes, das Princip des Böſen geworden iſt! Den Geiſt, unter deſſen Bemühungen und Einflüſſen alle weitern Gefallenen zu Fall gebracht worden ſind und werden! Den Geiſt, welcher ein Herr, ein Heerführer geworden iſt der übrigen Gefallenen und mit ihnen eine Macht bildet, gegen welche Gott mit den poſitiven Geiſtern unaufhörlich zu kämpfen hat, bis ihm endlich der Sieg gelingt. Denn Sie werden nicht einwenden: dem Ewigen müſſe der Sieg ja leicht werden gegen den Hervorgebrachten! Freilich leicht, wenn er nicht die Freiheit zu ſchonen und die freie Bekehrung der Abgefallenen herbeizuführen hätte! Freilich leicht, wenn er die Feinde vernichten, nicht aber ſtrafend zur Beſinnung bringen, heilen, zu Freunden machen wollte! Aber er will nur das Letztere und kann nur dieſes wollen: darum ſchwer — eine Arbeit, der nur Er, der Eine Allherrſchende, gewachſen iſt und die auch er nur in einem äonenlangen Erziehungskampfe ſiegreich vollenden kann!“

Emilie ſchwieg einen Moment; dann ſagte ſie: „Eine Vorſtellung von einer Größe, daß ſie mich ſchauern macht! — Aber wie gerne möchte man hier näher ſehen, klarer ſehen!“

„Wenn dieſes Verlangen wiederkehrt,“ verſetzte der Redner, „werde ich es eben ſo gern befriedigen, ſo weit ich dieß kann! — Aber Sie ſehen jetzt ſchon: wenn Gott gut ſeyn muß, um hervorzubringen — Mitgenoſſen des Seyns, des Selbſtſeyns, freie, perſönliche Weſen hervorzubringen, — ſo muß er es noch beſtimmter, energiſcher, tiefer, ausdauernder ſeyn, um dieſe Weſen zu ihrer höchſten Vollendung — zur Selbſtvollendung zu bringen. Wenn er gut ſeyn muß, um die Geſchöpfe in Unſchuld zu erſchaffen, ſo muß er es noch intenſiver, geiſtiger, mächtiger ſeyn, um die Geſchöpfe ohne Ausnahme zur bewußten Güte, zur Tugend, zur Gleichheit mit ſich ſelber zu erhöhen!“

„Es iſt wahr,“ rief Emilie, von dem Gefühl des göttlichen Wollens ergriffen. „Und wenn wir ihm danken müſſen, daß er uns geſchaffen hat, ſo müſſen wir ihm noch viel mehr dafür danken, daß er uns, auch wenn wir ihm widerſtehen, zur höchſten Ehre zu führen ſucht und zu dieſem Ende ſich anſtrengt, müht — Er, der Allmächtige!“

„Sagen Sie nur auch: ſich opfert und leidet! Denn wenn Gott nicht leidet, wie Menſchen leiden, ſo muß er doch, wenn Theile des Organismus leiden, der er ſelber iſt, auf ſeine Art ſelber leiden. Er muß, um rebelliſche Geſchöpfe zu bekämpfen, den abſoluten Frieden ſeines Fürſichſeyns opfern und leiden durch ihre Feindſchaft, ihren Frevel und die ſtets wieder ſich erneuende Verderbniß. Er ſelber, der einzig Eine, muß leiden, wenn auch auf einzige, von der menſchlichen entfernteſte Weiſe. Eigentlicher und menſchenähnlicher müſſen ſchon die Bewährten erſter Kategorie leiden, die als oberſte poſitive Organe zu kämpfen haben; am eigentlichſten aber das

Organ, das ſelber vorzugsweiſe Güte, active, rettende Güte iſt und damit der beſtimmteſte Gegner des Böſen!"

Die Jungfrau ſchwieg eine Weile nachdenklich. „Ich ſehe," erwiderte ſie dann, „Ihre Philoſophie trifft ſehr mit der Lehre der Religion zuſammen!"

„In Hauptſachen, ja; wenn ſchon ich nichts weniger als alle theologiſchen Vorſtellungen in ihrer dermaligen Faſſung beſtätigen kann, und der ganze wiſſenſchaftliche Bau, den ich bis jetzt ausgeführt habe, auf eigenſtem Grunde ruht. Iſt aber dem Philoſophen, dem weſentlich freien Denker die chriſtliche Lehre auch nur Gegenſtand, nur Material der Unterſuchung und Beurtheilung, muß dieſe Lehre nicht nothwendig Wahrheit, ja eine Fülle von Wahrheit enthalten? Konnte die Erziehung der Menſchheit in den thatſächlich begabteſten Völkern ſo viele Jahrhunderte lang fortgeführt werden durch eine Lehre ohne einen neuen, tiefliegenden, reichen Theil ewiger Wahrheit? Und wenn wir aus allen Gründen auf einen ſolchen Theil ſchließen müſſen, kann die Philoſophie, die in den chriſtlichen Nationen ſelber entſtanden iſt, eine heiligere Pflicht haben, als dieſen

Schatz von Wahrheit zu erkennen, zu beſtätigen und neu geltend zu machen?“

„Gewiß nicht!“ rief Emilie.

„Aber ſie muß ihn erkennen, frei erkennen! Denn nur frei ſie erkennend, hat ſie die Wahrheit als Wahrheit — wie uns bekannt iſt!“

Emilie ſtimmte zu.

„Das Chriſtenthum,“ fuhr jener fort, „hat eine Eigenſchaft, die vor allen an ihm leuchtet und uns eben jetzt beſonders intereſſirt: in ihm zeigt ſich uns vorzugsweiſe die Güte Gottes!“

„Es iſt wahr,“ erwiderte die Jungfrau mit erfreuter Miene.

„Und wie ſehr alle Religionsbücher, wie ſehr namentlich auch die Bücher des alten Teſtaments die göttliche Güte bezeugen mögen, am innigſten, reinſten und reichſten ſpricht ſie ſich doch im neuen Teſtament aus. Die Güte Gottes in allen ihren Erweiſungen iſt ſo ſehr der Inhalt dieſes Buches, daß das Uebrige faſt dagegen verſchwindet. Darum eben iſt es das Evangelium, die frohe Botſchaft Gottes an die Menſchheit!“

Emilie ſtimmte mit einem Ausdruck zu, als ob alle religiöſen Gefühle früherer Jahre in ihr erwacht wären.

„Das Chriſtenthum,“ fuhr jener fort, „iſt eine göttlich großartige Anſtalt zur Erziehung, Erhebung, Rettung der Menſchheit. Und wenn Gott ſeine Güte die ganze Geſchichte der Menſchheit hindurch beweiſt, am unmittelbarſten und glänzendſten hat er ſie bewieſen durch Einſetzung des Chriſtenthums!“

„Gewiß!“ rief die Jungfrau.

„Wenn wir das Chriſtenthum bloß als Lehre betrachten, was es augenſcheinlich nicht bloß iſt und nicht ſeyn kann —“

„Wie ſo nicht?“ fragte jene.

„Weil es göttliche Thathandlungen lehrt und ſich ſelbſt eben in dieſen erblickt, alſo, wenn dieſe Thathandlungen nicht wären und es hauptſächlich ausmachten, die Lehre ſelber falſch wäre.“

Die Jungfrau ſchwieg, jener fuhr fort: „Wenn wir aber bloß die Lehre betrachten, wie ſie in der Bibel ausgeſprochen, in der Theologie durchgebildet iſt, ſo ſchildert ſie zum erſtenmal das ungeheure Drama der göttlichen Hervorbringung und Erziehung ſelbſtſeyender Weſen. Sie ſchildert den Anfang und den erſten ſchlimmen Ausgang; den neuen Anfang, den Fortgang zum Beſſern und den letzten Ausgang in ewig geſichertes Heil; ſie lehrt zuerſt in Zuſammenbeziehung Schöpfung, Erlöſung und Heiligung, jene drei Hauptacte der göttlichen Güte, worin ſich dieſe beginnend, fortſetzend und vollendend überſchwänglich erweist.“

Emilie ſah mit dem Ausdruck wachſenden Verſtehens vor ſich hin.

„Wenn die Faſſung dieſer Lehren nach dem Buchſtaben nicht von uns beſtätigt werden kann — wenn wir manches, was als äußere Thatſache genommen wird, nur für das Symbol einer innern, in höhern Regionen vorgegangenen halten können — wenn die ganze Lehre dem Ideal einer Gottesanſchauung und Welterklärung gegenüber nur Fragment iſt, ſo war ſie eben in dieſer Form den Zeiten und den Völkern, die ſie bildend ergreifen ſollte, gemäß, leuchtete ihnen ein, entwickelte in ihnen, was an der Reihe war, und leiſtete, was hiſtoriſch vorliegt. Und wir, die Forſcher gegenwärtiger und kommender Zeiten, können die jetzt nicht mehr genügende Faſſung ändern und die zu beſtätigenden Wahrheiten in Verbindung mit den rein wiſſenſchaftlich erworbenen zu einem Ganzen ausgeſtalten, welches die vorgeſchrittene Menſchheit ebenſo bildend ergreifen und ſie zur Löſung der neuen Aufgaben, die jetzt an der Reihe ſind, mit befähigen wird.“

„Das wolle Gott!“ rief Emilie.

„Er will es,“ verſetzte der Redner; „dazu hat er eben die Wiſſenſchaft in freieſter Entwicklung und insbeſondere die Philoſophie ſich vorbehalten! — Die Philoſophie im Bunde mit den Spezialwiſſenſchaften, die ihr als Gehülfinnen dienen, hat die chriſtliche Theologie zur Vollendung zu führen: das iſt ihre höchſte Berufung, das iſt die Aufgabe der kommenden Zeiten! — Und wird es Sie nun wundern, daß die Erkenntniſſe, wie ich ſie erlangt habe, mit Lehren des Chriſtenthums bereits in weſentlichen Punkten zuſammentreffen?“

„Eher das Gegentheil müßte Verwunderung erregen,“ antwortete die Jungfrau.

„Bekanntlich,“ fuhr jener fort, „bin ich auch weder der erſte noch der einzige Philoſoph, der in dieſem Jahrhundert die Wendung zum Chriſtenthum hin gemacht und die freie und gerechte Anerkennung deſſelben ſich zur Aufgabe geſtellt hat. Ich gehöre vielmehr zur jüngern Generation und gebe den Vorgängern und Lehrern gern die Ehre, die den Erſten gebührt.“

Emilie nickte beiſtimmend.

„Was gegenwärtig zu leiſten iſt, kann auch nur geleiſtet werden durch die vereinten Kräfte der Menſchheit! Das neue Werk in ſteter Weiterführung wird die Arbeit der Nationen und Jahrhunderte ſeyn! Aber jetzt ſchon ſehen wir, daß die großen Acte der Schöpfung — der Erlöſung und Leitung — der Heiligung und Vollendung weiter gefaßt und überzeugender dargeſtellt werden müſſen und können, als es die chriſtliche Theologie in ihrer bisherigen Ausbildung zu thun vermocht hat. In der That können wir gegenwärtig ſchon die Nothwendigkeit der Prüfung und die Möglichkeit des Falles — damit aber die Nothwendigkeit der Erlöſung und Heiligung nach wirklich eingetretenem Fall — die Nothwendigkeit der Arbeit, des Streites und Leides der helfenden, kämpfenden göttlichen Mächte ſelber, unvergleichlich klarer machen, als die Theologie, die hier offenbar fragmentariſcher, materieller verfahren iſt,

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

und, wie ſie auch nicht anders wollte und ſollte, mehr der Fähigkeit des Glaubens, als dem Verlangen nach Erkenntniß entgegenkommt.“

„Ich darf die Macht der Wiſſenſchaft,“ bemerkte Emilie, „nicht bezweifeln wollen, nachdem ich ſie an mir ſelbſt erfahren habe — durch Ihre Güte!“

„Wenig, meine liebe Freundin,“ entgegnete der Profeſſor, — „wenig hab’ ich gethan! Aber allerdings hoffe ich noch mehr thun zu können; — und Alles, was wir wünſchen müſſen, wird geſchehen von allen berufenen Forſchern, im Lauf der Zeiten. Die Philoſophie wird das Chriſtenthum aufheben in ſeiner Parteiſtellung und es emporheben auf den Standpunkt allſeitiger Gerechtigkeit. So allein kann es und ſo wird es auch im Lauf der Zeiten die Menſchheit gewinnen! Wenn die chriſtliche Lehre ſchon in ihrer erſten Ausbildung vorzugsweiſe die Güte Gottes erwieſen hat, ſo wird ſie in ihrer zweiten durch die Philoſophie dieſe Güte noch tiefer und allſeitiger erweiſen. Sie wird erweiſen, daß Gott nicht mit der Rettung eines Theiles der Gefallenen ſich begnügen kann, daß er das Heil Aller herbeiführen muß und wird, indem er zugleich der Forderung des Rechts genügt: durch die Strafen auf dem Wege der Erziehung und durch die Stelle, die jedes Einzelweſen nach ſeiner Befähigung und ſeinem Verhalten auf der Stufenleiter des ewigen Reiches erlangt und einzunehmen hat! Jedes Weſen, das abgefallen iſt, muß dem Allherrſchenden wiederkommen, weil jedes von ihm iſt und zu ihm gehört; — zuletzt das Princip des Böſen ſelber, um als wohlwollendes Princip der Negation die ewige Poſition zu ermöglichen und damit die Seligkeit des ewigen Lebens activ und in jeder Hinſicht ganz zu machen. Nur wenn er alle Organe wiedergebracht, jedes zur eigenthümlichen Selbſtvollendung gebracht und damit zu ſeinem Ideal erhoben hat, erſt dann iſt die Arbeit Gottes und der gleich Bewährten vollendet und das Leben der Allharmonie kann beginnen, um niemals zu enden."

Die Jungfrau, die mit tiefem Antheil gehorcht hatte, brach unwillkürlich in die Worte aus:

„Eine große, eine erhabene Vorſtellung! — Und unendlich troſtvoll! Denn ſie regt wohl noch Fragen in uns an, läßt aber keinen Zweifel mehr zu. Die Rettung aller Weſen und die Befriedigung des Rechts können wir nur zuſammen wünſchen — und ſo, wie

Sie es andeuten, ſind ſie zuſammen möglich. — Ich geſtehe Ihnen, auch über dieſen Gegenſtand hab' ich ſchon öfters nachgedacht, aber die Lehre der Religion mit meinen Gedanken und Wünſchen nie zuſammenbringen können. Seyen Sie herzlich bedankt für die Belehrung, die Sie mir gegeben haben; ſie iſt für mich eine wahre Beruhigung!"

Sie reichte dem Profeſſor die Hand, der auf ihre Züge, die Liebe und Verehrung ausdrückten, mit Freude ſah und ſelber bewegt mit herzlichem Tone fortfuhr: „Es ſind nur Andeutungen, die ich gegeben habe, und ich könnte Ihnen ſchon Alles noch beſſer ſagen. Allein auch das, was wir heute geſprochen haben, wird doch hinreichen, die Güte Gottes in ihrer Macht und Tiefe vor Ihrem Geiſt erſcheinen zu laſſen. Wie die Wahrheit (zu der Erkennendes und Erkanntes gehören), ſo ſetzt auch die Güte die ewige göttliche Zweiheit voraus. Denn nur weil Gott Selbſt und Seyn, Geiſt und Natur in Einem iſt, kann er aus und mit ſeiner Natur und durch ſeinen Geiſt ſelbſtſeyende, für ſich ſeyende lebendige Weſen ſchaffen und in ihnen, dem Willen der Güte genügend, Mitgenoſſen des wahren Seyns, des Selbſtſeyns. Nur aus und mit ſeiner Natur kann er die Weſen entſtehen laſſen, die ihm ſelbſt unter gewiſſen Vorausſetzungen widerſtehen, von ihm abfallen können, und die, wirklich abfallend, ihn zu den höchſten Erweiſungen der Güte veranlaſſen. Wenn Gott aber auch, um der Freiheit willen, in den Fall kommt, ſelber leiden zu müſſen, ſo kann die Güte leiden; ja ſie leidet gern! Und wenn ſie leidend Beſchwerde fühlt, ſo fühlt ſie gerne leidend Luſt, alſo Beſchwerde und Luſt in Einem, Beſchwerde in der Natur, Luſt im drüberſchwebenden Geiſt: ein der lebendigen Güte geliebtes Ganzes!“

„Wie ſchön!“ rief Emilie. „Und ſo iſt es — wir können das an uns ſelbſt erfahren!“

„Wenn Gott ſeine Noth hat mit den Geſchöpfen, ſo hat der Gott der Güte — wie die deutſche Sprache ſo ſchön ſich ausdrückt — ſeine liebe Noth mit ihnen. Die Güte liebt die Noth, gegenüber welcher ſie eben am glorreichſten ſich beweiſen kann; ſie liebt den Sünder als Gegenſtand der Rettung und Heilung. Und wenn die Gerechtigkeit noch zürnt und züchtigt, ſo weidet ſich die Güte ſchon an den Folgen der Zucht, an dem gelungenen Heilswerke der Erziehung.“

„So iſt es,“ verſetzte jene. „Und wenn Gott ſich müht und leidet, ſo gewinnt er eben aus Mühen und Leiden eine neue wunderbare Freude!“

Jener ſah ſie an, dann ſagte er: „Wir dürfen uns aber, in einſeitigem Hinblick auf dieſe Freude, den Kampf, die Noth und die Arbeit doch nicht zu leicht, das in dem Organismus eingeriſſene Verderben nicht zu gering vorſtellen. Es iſt mit Allem, was von Seiten der Abgefallenen gegen Gott geſchieht, der ungeheuerſte Ernſt! Das Princip des Böſen, wenn es dieſes, die Prüfung nicht beſtehend, geworden iſt, iſt im Innerſten böſe, leidenſchaftlich böſe, im Kampfe ſelbſt mit dem glühendſten Ehrgeiz, der grimmigſten Wuth und dem giftigſten Haß nach dem Siege trachtend. Und ſo alle die Seinen in den Sphären der Innen- und Außenwelt! — Giebt es nicht Menſchen, die wir ſelber nur dann uns zur Genüge charakteriſiren, wenn wir ſie „Teufel“ nennen? Giebt es (wenn dieſes wenige ſeyn mögen!) nicht viele, außerordentlich viele, die im Zorn, in Rachewuth, zu Teufeln werden können? Meldet uns nicht die Geſchichte zahlloſe Beiſpiele von wildeſter nicht nur, ſondern auch von hämiſch raffinirteſter Grauſamkeit? Welche Verbrechen, deren bloße Vorſtellung uns ſchaudern macht, ſind nicht ſchon begangen worden und werden begangen? Wo iſt eine Unthat, eine Frevelthat, eine Schmach denkbar und möglich, die von Menſchen, von unſers Gleichen, nicht ſchon verwirklicht wäre und noch würde? — Wie unermeßlich groß und unerſchöpflich reich muß alſo die Güte ſeyn, wenn Gott die Feinde, die ſo giftig wüthen und ſo ſchändlich toben, doch nicht vertilgt, doch nicht zu Grunde gehen läßt, ſondern mit unendlicher Geduld erträgt und mit unverſieglicher Langmuth unaufhörlich zu beſſern und zu heilen ſucht, bis er endlich auch ſie, die ſich duldend und die Schuld bis zum letzten Heller bezahlend ihm unterwerfen gelernt haben, als die Seinen wieder annehmen kann!“

„Eine unendliche, unermeßliche Güte!“ rief die Jungfrau bewegt.

„Solche Güte, Gott beweist ſie, und ſie hält aus in ihm gegenüber den unerhörteſten Gräueln! Wenn es uns graut, dieſe uns vorzuſtellen, ſo müſſen wir es doch thun, weil wir nur vor ihnen eine Ahnung bekommen von der ganzen Tiefe der göttlichen

Güte. Jſt Gott, der die Wahrheit iſt, erhaben und erhebend, ſo iſt Gott, der ſich als die Güte beweiſt, ergreifend, erſchütternd groß, und nur flammende Liebe kann ihm danken für die Thaten der Güte!“

Der Redner hatte die letzten Worte mit Begeiſterung und Rührung geſprochen, und Emilie ſah ihn mit glänzenden Augen an. — Nach einer Pauſe fuhr er fort:

„Laſſen Sie mich die Hauptpunkte zuſammenfaſſen! — Die Güte kann nicht in ſich bleiben, ſie geht aus ſich heraus, um in Andern zu ſeyn. Die Güte, die active Liebe Gottes, bewegt den Ewigen zum Schaffen — zum Schaffen des Edelſten und Beſten: des freien — zur höchſten Freiheit in Selbſtvollendung beſtimmten Weſens. Sie läßt ihn zur That ſchreiten ohngeachtet der Möglichkeit, daß um der Freiheit willen das Reich des Geſchaffenen von den grauenvollſten Schäden ergriffen, ja in zwei Heerlager geſpalten werde, die ſich in rieſigem, äonenlangem Streite befehden, in einem Streite, wovon die größten irdiſchen Kriege nur kleine, flüchtige Beiſpiele ſind. Sie läßt ihn den Kampf, wenn er nach erfolgter Kataſtrophe unvermeidlich geworden, leiten und ihn Schritt für Schritt die Mittel anwenden, die ihn ſelber in Wahrung der Freiheit Aller endlich und endlich zum Siege führen. Die Güte läßt ihn ſtreng ſeyn, wo Strenge, nachſichtig, wo Nachſicht beſſern kann; ſie läßt ſeine Hand niederfallen zum Schlage, um den Frevler aufzuſchrecken, ſie läßt ihn den Hülfloſen ergreifen, um ihn aufzurichten und emporzuleiten. Sie läßt ihn den Feinden folgen in alle Wendungen des Haſſes und der Argliſt, in die ſtets erneuten Widerſtandsverſuche der erfindungsreichſten Bosheit, bis nach Durchwandelung aller Möglichkeiten ihre Kraft zuletzt doch erſchöpft iſt und die Geſtraften, Gebrochenen, eben der Güte vertrauend, ſelbſtwollend zu ihm zurückkehren. — Die Güte iſt die thatkräftige, handelnde, zu einem Ziel vorſchreitende Liebe Gottes; — und dieſes Ziel iſt das höchſte Heil anderer, mitlebender Weſen. Die Güte will Glückliche machen und den Dank der Liebe haben; und um dieſes Zieles willen iſt ihr keine Mühe, kein Leiden, kein Opfer zuviel. Die Güte ſcheut ſich nicht, ſchwach zu ſcheinen, um Andere ſtark zu machen;

ſie ſucht nie zunächſt ihre Freude, ſondern die Freude Anderer, um erſt in dieſer die ihre zu finden!“

Emilie, gerührt, glücklich, rief: „Sie kennen die Güte!“

„Die Güte,“ fuhr jener fort, „vergiebt nicht nur, ſie vergiebt ſich ſogar etwas, wenn es zum Zwecke führt. Sie lebt im Zweck und beſteht alle Unbill des Weges im Hinausblick auf ihn. Die Güte vergiebt dem Feinde nicht nur — ſie liebt ihn und ſegnet den Fluchenden in Vorausſicht des Zieles, wo der Feind ihr ein Freund wird. Die Güte erfüllt die unnatürlich ſcheinende Forderung, die der große Gütige geſtellt hat, der auf Erden gewandelt; und ihr, in ihrem höchſten Aufſchwung, erſcheint ſie natürlich. Die Güte (wenn man dieß nicht mißverſtehen will!) iſt chriſtlich im beſtimmteſten Sinne des Worts; in ihrem Vorherrſchen beſteht eben die wahre Chriſtlichkeit, und wo ſie nicht iſt, da iſt die Chriſtlichkeit nur eine ſogenannte. Die Güte beweiſt die „chriſtliche Liebe“ und iſt mit ihr, wo ſie der Welt unnatürlich erſcheint, nur übernatürlich, d. h. im höhern Sinne natürlich; und wo ſie ihr unvernünftig erſcheint, nur im ewigen und höchſten Sinne vernünftig. Sie geht an's Ziel und triumphirt und im Triumph wird ihre Natur, ihre Vernunft offenbar — und der Spott der hoffärtigen Gegner wandelt ſich in Scham und in Reue!"

Die Herrin ſah mit frohgeröthetem Angeſicht zu dem Redner auf, der ſo fortfuhr:

„Die Güte adelt. Die Güte Gottes adelt die göttliche Natur, die ſie zu einem Reich ſelbſtſeyender, freier, freivollendeter Weſen ausgeſtaltet — und ſie adelt den göttlichen Geiſt ſelber, der als Herr der erhöhten Natur ſelber höher gehen und Kräfte, die als Möglichkeiten in ihm ruhten, bethätigen muß. Wenn Gott immer iſt und hat, was er ſeyn und haben will, aber immer das Beſſere werden und ſich verſchaffen wollen muß, ſo bewegt ihn zu dem folgenreichſten Schritt auf dieſem Weg eben die Güte, die das beſtimmteſte Beſſere verlangt in Gründung, Ausbildung und Regierung eines Reichs von individuellen Weſen, deren jedes in ſich vollkommen iſt und mit denen alle Möglichkeiten ſeynſollenden Seyns zu unermeßlicher Fülle des Lebens verwirklicht ſind. — Der Güte Gottes, meine liebe Freundin, danken wir, daß wir ſind und unendlichen Beſitzes uns erfreuen!

Ihr danken wir, daß wir — zwei Weſen unter unzähligen — eine Welt in Haupt und Herzen tragen, ja Gott ſelber ſtrebend zu faſſen im Stande ſind! Wie könnten wir ohne Dank, Liebe, Verehrung, Anbetung zu ihr hinanſehen? Zu ihr, die Gott zum Vater, ſein Herz zum Vaterherzen werden ließ — die ihn hold und lieblich macht und unendliches Vertrauen zu ihm in uns anregt? Die Güte hat uns geſchaffen; — die Güte wird uns durch Noth und Tod zum vollkommenen, ewigen, ſeligen Leben führen!“ —

Der Redner hielt inne. Er hatte geſagt, was er ſich vorgeſetzt, was ihn der Eifer des Lehrers, das Bedürfniß des erregten Gemüthes zu ſagen trieb. Sein Herz wallte, und er ſchwieg, um die Haltung der Ruhe wieder zu gewinnen. Aber Emilie, von dem Gehörten tief ergriffen, folgte ihrem Herzen. Sie faßte die beiden Hände des Lehrers und Freundes und rief, indem ſie ihn mit feuchten Augen herzlich anſah: „O Sie ſind gut! — Wahrhaft gut! Von Herzen gut! — Nur wer das iſt, kann ſo von der Güte reden!“

Jener, durch die Wärme dieſer Anerkennung gerührt, trug doch Scheu, ſeiner Freude und ſeinem Dank einen gleichwarmen Ausdruck zu geben. Er faßte ſich, einer innern Mahnung folgend, und erwiderte mit einem Lächeln der Freundſchaft: „Sie ſind es mehr, als ich, liebe Emilie; Sie haben, was ich geſagt, tiefer und ſchöner empfunden, und beweiſen es dadurch, daß Sie gegen mich freundlicher ſind, als ich's verdiene!“

Emilie ſah ihn mit einem Blick an, als ob ſie dieſe Wendung nicht ganz zu billigen vermöchte. „Ich,“ entgegnete ſie dann, „bin ja nichts als das Echo Ihres Vortrags! Sie haben von der Güte nicht nur wahr und klar, Sie haben warm, herzvoll, ergreifend geſprochen!“

„Damit,“ verſetzte der Profeſſor, „bin ich aber vielleicht grade aus der Sphäre der Philoſophie herausgetreten!“

„Muß die Philoſophie nothwendig kühl und nüchtern ſich ausdrücken?“ entgegnete die Jungfrau.

„Nein, meine Freundin,“ rief der Profeſſor hierauf mit Ernſt. „Die Philoſophie ſucht die Wahrheit, ſtrebt nach Erkenntniß. Daß ſie ihren Gegenſtand auffaſſe und zu erklären ſuche, wie er in Wirklichkeit ſich findet, iſt ihre erſte Pflicht. Ebendarum muß ſie aber mit ihrem Gegenſtand ſelber fortſchreiten, und dem an ſich Erhebenden und Erwärmenden giebt auch ſie nur dann ſein volles Recht, wenn ſie, nach klarſter Auffaſſung des Ganzen in ſeinen Theilen, das organiſch ergriffene, lebendige, herrliche Ganze mit Gehobenheit und Wärme darſtellt. Nur in dieſer Abſchilderung erkennt ſich der Gegenſtand in ſeinem vollen Leben wieder — und gewinnt damit auch diejenigen Beſchauer, die ihn eben in ſolchem Leben zu erblicken verlangen. Wo der Glanz der Darſtellung den Mangel des klaren Begriffs erſetzen ſoll, da iſt keine Wiſſenſchaft. Wo aber das Große, das Erhabene, das Heilige und das Heiligſchöne, nachdem es als ſolches erkannt iſt, in kühlen Worten erſcheinen ſoll, da iſt nicht die ganze, lebendige Wiſſenſchaft. Je tiefer wir Gott erkennen, je weihevoller müſſen wir von ihm reden, ſonſt geben wir ihm auch philoſophiſch nicht ſeine wahre Ehre. Schließt aber das Licht des Geiſtes die Wärme aus? So wenig als das Licht der Sonne die Wärme ausſchließt. Der Geiſt im höchſten Sinne des Worts iſt vielmehr Urquell und Princip auch der Wärme, und das Herz iſt eben das Organ, womit er ſie nach außen ſpendet! — — Ich weiß wohl," fuhr er mit einem Lächeln fort, „daß nicht alle meine Herrn Collegen ſo denken und daß ich ſo für manchen kein rechter Philoſoph bin —"

„So," rief Emilie mit ſtrahlenden Augen, „ſind Sie mein Philoſoph!"

Sie ſprach dieſes Wort nach dem Drang ihres tieferregten Herzens; aber ſobald ſie es geſagt, ergoß ſich tiefe Röthe über ihr Geſicht. Sie war von ihrem eigenen Accent getroffen worden, der in der That klang, als ob der Lehrer ihr mehr als dieſes wäre, ja, ihr, der Schülerin, gehören müßte, im ſchönſten, vollſten Sinne des Wortes. — Jener ſtand ergriffen, in Verwirrung; kein Wort der Entgegnung wollte auf ſeine Lippen kommen. Da rettete vor unausbleiblicher Verlegenheit beide ein Geräuſch, das aus der nahen Laube herdrang. Sie machten mit ſuchenden Blicken einige Schritte — und die Mutter, die eben in's Haus zurück wollte, trat ihnen entgegen. Wechſelſeitiges, freundliches Grüßen befreite die Seelen. Man fand im Hauſe den Ton der frohen Laune, wie er guten Menſchen eigen iſt; und nachdem auch die Schweſter, zuletzt noch Vater und Bruder ſich eingefunden hatten, ſaß man bald wieder in einem traulich lebhaften Geſpräch beiſammen, wobei ſich Emilie und der Gaſt eben am heiterſten zeigten.

III.

Am andern Morgen, nach einem Schlummer, der erſt in der zweiten Hälfte ruhiger und tiefer geworden war, erhob ſich der Profeſſor in der Dämmerung. Es hatte des Nachts geregnet, aber der Tag verſprach wieder ſchön zu werden, und unſer Freund, den es nicht im Zimmer duldete, kleidete ſich an, um ſich in den Garten zu begeben. Die Sonne ging eben auf und beleuchtete die erfriſchte Natur. Pflanzen und Bäume waren dem hin und her Wandelnden nie ſo erquickend vorgekommen, und die goldenen Strahlen verklärten mit der Natur auch ſeinen Geiſt und ſeine Gedanken. In froher Aufregung ſah er umher und rief: „Herrliche Schöpfung! Heilige Morgenfrühe! Immer wieder fließt der Strom des Lebens und labt und ſtärkt uns die Seele; — umgaukelt uns mit lieblichen Bildern und erweckt Luſt, Sehnſucht, Hoffnung — —!“

Er verſank in ſeine Gedanken. Bald lebte er ſo ſehr in ſich, daß er die ſchöne Außenwelt, ob er auch noch ihren wohlthuenden Einfluß empfand, gar nicht mehr bemerkte. — Sein Geiſt richtete ſich auf eine beſtimmte Frage — die Eine ernſte Frage ſeines Lebens.

Die anmuthvolle Tochter des Hauſes hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Gleich bei der erſten Begegnung fühlte er ſich von der ſchönen Geſtalt mit der heitern Stirn und den forſchenden braunen Augen freundlich angeſprochen. Die Wißbegierde, die ſie gegen ihn an den Tag legte, ließ ſie ihm bedeutend erſcheinen. Denn wenn er an Frauen auch die Eigenſchaften zu ſchätzen wußte, die vom Denken abſeits lagen, ſo freuten ihn doch beſonders die begabten Naturen, die über die Räthſel des Daſeyns ihrerſeits nachdachten und ihm folgen mochten, wenn er die Ergebniſſe ſeiner Forſchung klar und anſchaulich entwickelte. Eben weil er der Philoſophie zumuthete, das Höchſte klar und jedem denkenden Weſen einleuchtend zu machen, ſo forderte er auch von gebildeten Frauen, daß ſie das, was die Wiſſenſchaft bot, auffaſſen und in ihrem Sinn gebrauchen lernten. Das Verlangen ſeiner Verwandten, die Fähigkeit, mit ihm in die Sphäre des Denkens ſich zu erheben, die Uebung und die Beleſenheit, die ſie dabei zeigte, die Ausdauer, die ſie bewies — Alles das überraſchte und beglückte ihn. Und wenn ihren Geiſt hell und ſchnellfaſſend, ſo fand er ihr Herz gut und warmfühlend, und die höhere Begabung mit einer Lebhaftigkeit, einer Friſche der Natur verbunden, daß er die ganze Perſönlichkeit als genial hätte anſprechen mögen! —

Ja, ſie war das Weib, das er ſuchte! — Die Erſte und Einzige, bei der ſein Herz ihm zurief: Sie iſt es! — Denn er forderte von einer Frau, wenn er auch nicht allzuhohe Anſprüche machen wollte, doch Eines: daß ſie wirkliches Intereſſe habe für ſein eigenſtes Wollen und Streben — daß ſie ihn, wenn er darüber zu ſprechen ſich getrieben fühlte, höre und gern höre! — Das aber war bei Emilie keine Frage mehr. —

Und hatte ſich ihr Herz nicht auch ihm zugewendet? Hing ſie nicht, vom Philoſophen abgeſehen, an dem Menſchen? Hatte ſie nicht geſtern ein tieferes Gefühl verrathen? — War es nicht inniger Antheil, Freude — Liebe, die im ſchönſten Moment des Geſprächs aus ihren Augen leuchtete?"

Dieſe Augen waren ſo ſprechend, der Ton der Stimme ſo herzlich: er konnte ſich nicht täuſchen!

Aber, wie ächt immer — wenn dieſes Aufleuchten nur eine Wallung des Augenblicks geweſen? Ein Gefühl, in der Begeiſterung erregt, das aber nicht dauerte, von ruhiger Ueberlegung nicht beſtätigt wurde? — Wenn er ſich in ſeinen Hoffnungen dennoch betrog? —

Die Liebe hatte in der That das Herz des Mannes ergriffen: das bewieſen die Zweifel, die ſich in ihm erzeugten — das bewies die Thatſache, daß er mit einemmal die Jungfrau über ſich erblickte, von ſich ſelbſt aber geringer und unſicherer dachte, als irgend je!

Er ging über eine Stunde im Garten und auf einem benachbarten Hügel umher, der eine reizende Ausſicht ins Thal gewährte. Zurückkehrend, in der Nähe des Hauſes, begegnete er Emilie und der Schweſter. Er konnte nicht verhindern, daß er erröthete und ſein Geſicht ein Glücksgefühl und einen zärtlichen Ernſt ausdrückte, der beiden Schweſtern ſein Herz verrieth.

Man begrüßte ſich, rühmte den ſchönen Tag und ging eine Weile zuſammen umher. — Als der Profeſſor zum Frühſtück in's Haus zurückkehrte, drückte Emilie den Arm der Schweſter, der im ihren hing, ſchweigend an ſich, und dieſe lächelte für ſich hin.

Nachmittags, weil das Wetter ſo ſchön war und die Luft von Oſten her ſo mild und erfriſchend wehte, machten die Frauen mit dem Gaſt einen Ausflug zu dem jungen Ehepaar, das auf dem Nachbargute ſaß. Freundlich empfangen und bewirthet plauderten ſich hier Alle bald in die angenehmſte Stimmung. Wenn heitres Lebensgefühl von außen in uns erregt werden ſoll, iſt wohl nichts dazu geeigneter, als ein wohlgehaltenes Landgut, das wir an einem ſchönen Tag des ausgehenden Sommers als willkommene Gäſte beſchauen. Da die Frucht, auf welche der Oekonom vorzüglich angewieſen iſt, geborgen liegt, ſo zeigt auch der wohlhabende Beſitzer ein behaglicheres Geſicht, als es ihm während der Ernte, zumal in einem gewitterreichen Jahr, vielleicht gelungen wäre. Die Dienſtboten gehen mit einem ruhigern Vergnügen umher, das ſich bei ihnen freilich mehr aus der weniger angeſtrengten Arbeit erklärt, — und ſelbſt das Vieh, das nun ausgetrieben wird, tummelt ſich luſtiger im Freien. Das Alles nach einander zu ſehen und zuſammen in ſich aufzunehmen, macht unwiderſtehlich froh und verſetzt nicht nicht nur auf Augenblicke, ſondern auf Stunden in ſaturniniſche Zeit zurück.

Den Profeſſor ergötzte heut beſonders das Glück der jungen Eheleute und das angenehme Selbſtgefühl, das aus ihren Mienen ſprach; dann wieder der freundſchaftliche Verkehr der artigen Wirthin mit Emilie, die auf dem Gute wie zu Hauſe war. Bei dem Spaziergang durch das Gehöft vergalt ihm dieſe den Unterricht in der Philoſophie durch verſchiedene ökonomiſche Belehrungen. Man vertiefte ſich unmerklich in die uralte, geſunde, grundbehagliche Weiſe der Exiſtenz, und der Ausflug, die Heimkehr am ſilberduftigen Abend mit eingeſchloſſen, bewirkte das glücklichſte Selbſtvergeſſen.

Wir können verrathen, daß der Profeſſor nie weniger philoſophirt hatte, als jetzt, wo ihm die Neigung ſeines Herzens zum Bewußtſeyn gekommen war.

Am andern Tage ſtellte ſich die wichtige Frage nicht nur wieder ihm, ſondern auch den Eltern der Geliebten dar. Die muntre Schweſter hatte das Schweigen, das man ſich bis dahin unwillkürlich auferlegte, zuerſt gebrochen und der Mutter ihre Wahrnehmung mitgetheilt. Dieſe hielt es für ihre Pflicht, ſich mit dem Vater zu berathen. Das Ergebniß war ſo, daß der alte Herr in der Angelegenheit, welche den Profeſſor zunächſt auf das Gut geführt hatte, einen Vorſchlag machte, den der Gaſt im Namen der Seinen um ſo lieber genehmigte, als er für ſie ebenſo ehrenvoll wie freundlich war. Er durfte in dieſem Entgegenkommen eine beſondre Geneigtheit für ſeine Perſon erblicken, und richtete ſeinen Geiſt nun ganz auf das große Anliegen ſeines Herzens.

Hatte er aber, da ihm auch die Eltern offenbar wohlwollten, in der That noch etwas zu wagen? — Er wußte nicht recht, was er denken ſollte. Mit Emilie ſelber war eine Veränderung vorgegangen, die bald auch den Ihrigen auffiel. Sie war in

Geſellſchaft heiter, aber ruhig und gegen den Gaſt zurückhaltender als früher. Hatte ſie bis dahin einen gewiſſen Eifer gezeigt, ihn zu unterhalten und für ſeine Bequemlichkeit Sorge zu tragen, ſo überließ ſie das jetzt lieber der Schweſter und ſuchte ihrerſeits die Einſamkeit auf. Man konnte das alles freilich auch günſtig auslegen; im Herzen eines Liebenden erſtehen aber immer wieder Bedenken, und wenn fernere Beobachtungen dieſe zu rechtfertigen ſcheinen, werden es Zweifel, ängſtliche, niederdrückende Zweifel.

Einige Tage vergingen, ohne daß die Geliebte ſich ihm wie früher genähert und ohne daß ſie ihn zu einem weiteren Geſpräch aufgefordert hätte, obwohl ſie mit ihm ein paarmal allein im Garten zuſammen getroffen war. Dieſes Benehmen fing an, ihn im Innerſten zu beunruhigen; und da die Zeit, die er zu ſeinem Beſuch angeſetzt hatte, ſich ihrem Ende näherte, ſo faßte er einen Entſchluß. Er wollte die nächſte Gelegenheit benutzen, ſein Herz zu erklären und ſein Geſchick zu erfahren.

Am folgenden Morgen deckte tiefer Nebel das Thal. Es war aber ein freundlicher, der Sonne zu weichen geneigter, der ſchon während des Vormittags einen goldenen Ton erhielt, und ſich endlich zertheilte, zerfloß und eine wunderſchöne, thauige, farbenfriſche Landſchaft enthüllte. Nachmittags wehte die Luft ſo lieblich, daß es niemand im Hauſe ließ. Alle beſchäftigten und vergnügten ſich im Freien. Vater und Sohn machten einen Gang in's Feld, dann in den Wald. Die Mutter ſtand mit der jüngern Tochter jener patriarchaliſchen Arbeit vor, bei welcher Odyſſeus Nauſikaa traf — oder vielmehr dem Schluß dieſer Arbeit, der auf einem grünen Anger vor ſich ging und wobei die Sonne das Beſte thun mußte. Emilie hatte ſich in die Gemüſeabtheilung des Gartens begeben, um mit Hülfe eines Dienſtmädchens die Küche zu verſorgen, und dann — ihren Gedanken nachzuhängen. — Es war offenbar nicht bloßer Zufall, daß der Profeſſor, nach einem Gang auf den Anger und den benachbarten Hügel in dem Garten ſpazierend, mit der Einſamen zuſammentraf.

Die erſten Fragen und Antworten führten auf das Lob des herrlichen Tages, und der Gaſt ſprach ſeine Freude aus, daß die Zeit, die er bei ſeinen Verwandten hätte zubringen können, überhaupt ſo ſehr von der Witterung begünſtigt geweſen.

„Wollen Sie uns ſchon verlaſſen?“ fragte hierauf Emilie.

„Die Angelegenheit, worüber ich habe verhandeln ſollen, iſt glücklich in’s Reine gebracht.“

Die Jungfrau ſah ihn an; dann ſagte ſie mit ruhigem Ton: „Die ſchönſte Frucht Ihres Aufenthalts iſt mir zu Theil geworden! Sie haben mir Dinge geſagt, daß ich den Gewinn davon haben werde mein ganzes Leben lang. Die Stunden, wo wir uns mit einander unterhielten, ſind für mich die nützlichſten meines Lebens geweſen.“

Ein leiſes Lächeln der Befriedigung erhellte die Miene des Profeſſors. „Und doch,“ entgegnete er, „haben Sie von mir nichts weiter hören wollen?“

„Hätten Sie mir noch mehr ſagen mögen?“ entgegnete die Jungfrau.

„Wenn ich annehmen durfte, daß Sie es wünſchten? Mit Freuden! — Sie wiſſen“ (ſetzte er lächelnd hinzu) „wir Philoſophen ſetzen das Verlangen voraus: ohne daß man von uns etwas wiſſen will, vermögen wir nichts! — Man könnte eben ſo gut der Gleichgültigkeit oder der Antipathie das Glück der Liebe gewähren, als dem Verlangensloſen Wahrheit mittheilen. — Wenn aber die Luſt vorhanden iſt, müſſen wir es auch erfahren!“

Emilie lächelte. „Nun,“ verſetzte ſie, „dann will ich Ihnen geſtehen, daß ich allerdings noch etwas von Ihnen hören möchte; — und wenn Sie jetzt geneigt wären —?“

„Mit allen Freuden! — An einem ſchönern Tag hat ohnehin Plato in der Akademie nicht lehren können!“

Er lenkte unwillkürlich die Schritte zu dem Laubdach der Buchen, und Emilie, ihm zur Seite wandelnd, begann: „Sie müſſen wiſſen, daß ich das Hauptſächliche von Ihren Mittheilungen — was ich nämlich dafür anſehe — gar wohl im Kopfe behalten habe! — Ich hab' mir ſogar Notizen gemacht!“

„Nicht unweislich,“ verſetzte der Profeſſor erheitert. — „Es wird einem in der That alles klarer, wenn man es ſelbſt wieder ausſpricht und von ſich ſelber liest!“

„Aber dabei,“ entgegnete Emilie, „kommen neue Fragen!“

„Um ſo beſſer! — Ein wahrer Satz iſt nur ein Theil der Wahrheit, er regt nothwendig die Wißbegierde an, wenn nicht gleich nach dem Ganzen, doch nach andern Theilen und nach den Beziehungen jenes einen zu dieſen."

„So will ich gleich an die Hauptfragen gehen," erwiderte die Jungfrau. — „Sie haben in unſrer erſten Unterredung gelehrt, daß Gott, indem er als Geiſt ſeine Natur und ſich ſelbſt erkennt, die Wahrheit iſt."

„Wohl!"

„In der zweiten, daß der Ewige, wenn er lebendige, ſelbſtſtändige Weſen hervorbringt und ihren höchſten Zielen entgegenführt, ſich als die Güte beweiſt. — Wollen Sie nun damit ſagen, daß Gott früher die Wahrheit iſt, als die Güte, und daß er ſich zur Güte erſt entwickelt?"

„Mit nichten," erwiderte der Profeſſor. „Gott iſt ewigerweiſe die Güte, wie ewigerweiſe die Wahrheit. Vor der Schöpfung mitlebender Weſen iſt der Gegenſtand der Güte — des Verbeſſerns aus Güte — ſeine eigne, ewige Natur, die er zu hegen und zur Mitwirkung bei der Schöpfung auszubilden hat. Vor der Schöpfung iſt der Gegenſtand der Güte das zu Schaffende, das dem Ewigen vorſchwebt; und eben die ewige Güte iſt es, die ihn zur Schöpfung bewegt!“

Emilie nickte begreifend. „Dann,“ erwiderte ſie, „iſt Ihre Anſicht wohl dieſe, daß Gott ſich durch die Schöpfung und Vollendung der Geſchaffenen hauptſächlich als die Güte bethätigt? Daß er von dem, was er ewig iſt, eben hier den kräftigſten Gebrauch macht?“

„Allerdings,“ verſetzte der Profeſſor, „daß er hier vorzugsweiſe die Güte iſt! daß die Güte hier die vorgezogenſte, in Anſpruch genommenſte, tonangebende ſeiner ewigen Eigenſchaften iſt. — Daß wir ſind und nicht verloren gehen, das verdanken wir vor allem der Güte Gottes: dieß iſt mein Satz!“

Emilie ſchwieg einen Moment. Dann erwiderte ſie: „Nach allem, was Sie mir von ihr geſagt haben, iſt nun die Güte eben diejenige Eigenſchaft, die Gott aus der Ruhe, aus der Harmonie bringt und die bewirkt, daß ſogar für ihn Wollen und Ausführen auseinanderliegen; — daß er von dem Ziele des Wollens getrennt iſt und auf die Erreichung warten muß —?“

„Sehr gut bemerkt,“ rief der Profeſſor. —

„Nur,“ fügte er lächelnd hinzu, „wartet Gott nicht, wie wir warten! Gott, wenn er warten muß, weil er warten will, kann auch warten! Er, wenn wir in Nacht und Ohnmacht warten, wartet in Licht und Fülle, und wird nie „vor Ungeduld vergehen wollen,“ was uns bekanntlich nicht ſelten begegnet!“

„Und er gewinnt durch Warten,“ ſetzte Emilie hinzu, „und erreicht ſeine Zwecke endlich vollkommen, was bei uns auch nicht immer der Fall iſt! — Gott alſo,“ fuhr ſie fort, „wird durch die Schöpfung und die mit ihr verbundenen Zwecke ſpezieller und mehr die Güte. — Läßt ſich das aber nicht auch in Bezug auf die Wahrheit von ihm ſagen?“

„Allerdings auch,“ erwiderte jener. „Indem er durch die Schöpfung den Kreis des Seyns ausdehnt, erweitert er das zu Erkennende; mithin aber das Erkennen ſelbſt und ſich als Erkennenden. Die Fülle der für ſich ſeyenden Weſen gibt ihm auch nach dieſer Seite hin ſtets neue Arbeit; und die Güte würde ihre eigenſten Zwecke verfehlen, wenn ihr nicht die Wahrheit in ſteter Erweiterung helfend zur Seite ginge!“

Emilie zeigte einen Ausdruck, wie ihn die Freude über eine lichtere Anſchauung hervorzurufen pflegt. Dann ſagte ſie: „Wenn Gott aber endlich und endlich ſeine Zwecke erreicht — Alles vollendet und ſich ſelbſt in Allem vollendet hat, was iſt er dann?“

„Nun?“ erwiderte jener mit einem Lächeln, wie es zur Selbſtbeantwortung auffordert.

„Er iſt dann,“ verſetzte Emilie nach kurzem Beſinnen, „ſelig mit Seligen; — er iſt die ſelige Wahrheit und die ſelige Güte, und zwar in Einem, harmoniſch —“

„Dann,“ fuhr der Profeſſor fort, „iſt er die Schönheit.“

„Ah!“ rief die Jungfrau.

„Die Schönheit, ja; — die Form des Seyns, die er gewollt hat als den Schluß der Selbſtorganiſation — die Form, in der er von der Arbeit ruhen, ruhig ſich bewegen, ruhig ſich bereichern, ruhig der innern Harmonie den entſprechendſten Ausdruck geben und alle Wunder des Innern im Aeußern erſcheinen laſſen kann!“

„Die Schönheit,“ wiederholte die Jungfrau. — „Aber,“ fuhr ſie nach kurzem Bedenken fort, „auch dieſe iſt Gott nothwendig ewigerweiſe!“

„Sicherlich."

„Ihre Meinung iſt alſo, daß er's am Ende der Dinge vorzugsweiſe — vollkommen, am vollkommenſten ſeyn wird?"

„Man kann es ſo ausdrücken. — Gott iſt ewig die Schönheit. Aber in dem Seyn vor der Schöpfung iſt er's vorherrſchend intenſiv; auf dem Wege der ſchöpferiſchen Hervorbringung ebenſo extenſiv, und auf dem Wege ſpeziell der umbildenden Erziehung kämpfend gegen Verkehrtheit und Mißgeſtalt. In ſich und im Ganzen iſt er auch hier die Schönheit, aber werdende, das Vorſpiel der gewordenen, ſeyenden, am Ende des Wegs. Als derjenige, der das Seynſollende nach allen Seiten hin verwirklicht hat, als Herr eines Reiches vollkommener Weſen und Einzelgebilde, deren jedes den ihm zukommenden Platz im Ganzen inne hat, als intenſiv und extenſiv abſoluter Organismus iſt er Schönheit im höchſten Sinne — triumphirende, ſelige, wahre Schönheit!"

Emilie ſtand für ſich hinſehend. „Eine wunderherrliche Vorſtellung!" rief ſie. „Die größte, erhabenſte, die wir denken können!"

„Gewiß die beglückendſte, die befriedigendſte," vollendete jener. — „Erinnern wir uns der Auffaſſung Gottes als desjenigen: der immer iſt und hat, was er will, und der in dieſem Betracht ewig der Allſelige iſt. Der Lebendige, Schöpfungsmächtige, Thätige kann aber in Bezug auf den Gegenſtand nicht immer daſſelbe wollen; hier muß er fortſchreiten wollen und wirklich fortſchreiten und ſich immer das Beſſere verſchaffen. In der That geſchieht dieß in allen Stadien ſeines Lebens — wenn wir die drei Formen des intenſiven Seyns, der Extenſion in der Schöpfung und Ausbildung des Geſchaffenen, und endlich der vollendeten Organiſation in ſelbſtvollendeten Organen ſo nennen dürfen. Auch das Leben im intenſiven Seyn iſt ſtetes geiſtiges Fortſchreiten und ſtetes geiſtiges Reicherwerden. Aber ein ſpecifiſch neuer Schritt und eine ſpecifiſche Selbſtbereicherung iſt doch das Hervorbringen ſelbſtſeyender Weſen — das Verſelbſtſtändigen des Andern! Das Leben in dieſer Form dürfen wir wohl als eine weſentlich neue Stufe in der Selbſtentwicklung Gottes anſprechen — als eine Stufe, die ſich als das Beſſere verhält zum Guten des Lebens vor der Schöpfung. Solches Beſſere führt aber endlich nothwendig zu dem Beſten: zu jener Vollendung nämlich und allſeitigen Harmoniſirung, mit welcher der Kreis der Extenſion geſchloſſen wird, nachdem alle Möglichkeiten in dieſer Richtung verwirklicht und die verwirklichten in ſich vollendet ſind. Wir können alſo mit Fug im Seyn Gottes drei Weiſen unterſcheiden, die drei Stufen ſind und ſich verhalten als Poſitiv, Comparativ und Superlativ. Mit der Herſtellung des Beſten iſt aber nur die reale Ausdehnung, die Bewegung Gottes nach außen zu Ende — nicht das Leben, nicht der Fortſchritt und nicht die lebendige Selbſtbereicherung. Dieſe vollzieht ſich jetzt vielmehr in abſoluter, ſeligſter — ſchönſter Weiſe, da im vollkommenen Organismus dem unendlich productiven Herrn unendlich productive Organe entſprechen und jetzt erſt zwiſchen dem Creator und den Creaturen und zwiſchen den Creaturen unter ſich der reinſte und fruchtbarſte Verkehr möglich iſt."

„Ein unendlich wohlthuender Gedanke!" rief hier die Jungfrau. „Aber," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, in der ſie nachdenklich dageſtanden, „die Sache für mich unfaßbar groß! — Mir ſchwindelt bei der Vorſtellung!"

„Laſſen Sie uns dieſer Sache darum ein wenig näher treten: vielleicht lernen wir ſie doch anſchauen und ein Bild von ihr gewinnen! — Vor allem denken wir uns in Gott ſelbſt hinein — in das göttliche Selbſt, den abſoluten Geiſt, den Centralherrn des Organismus. Dieſer hat die Organe ohne Ausnahme, wie er ſie will: er hat die edelſten Organe, nämlich freie, ſelbſtwollende; und alle ſind ihm liebevoll zugewendet, alle erfüllen Seinen Willen, indem ſie den ihrigen erfüllen. In allen ſind alle Möglichkeiten realiſirt; die Einheit (die höchſt mögliche, die von freien Weſen ſelbſtwollend realiſirte!) beſteht mithin in unendlicher Mannigfaltigkeit. Alle Möglichkeiten der Verbindung von Geiſt und Natur — von der höchſten Macht und Fülle des Geiſtes bis herunter zu dem höchſt möglichen Vorherrſchen der Natur, — alle Möglichkeiten poſitiver und negativer Geiſter (welche letztere nun frei, freundlich, ſpielend negiren, um dadurch die ſchöne Poſition verwirklichen zu helfen, die auch als ſolche ohne Gegenſatz nicht ſeyn kann!) ſind Wirklichkeiten geworden. Gott iſt mithin Alles in explicirteſter Weiſe: ideell Alles als der Eine herrſchende, Alles durchſchauende, durchdringende, auffaſſende Geiſt; reell Alles in und mit ſämmtlichen Organen, die entweder vorherrſchend Geiſt oder Natur, vorherrſchend poſitiv oder negativ ſind und nach beiden Seiten alle denkbaren Seynsweiſen erſchöpfen. — Wie herrlich Gott immer erſcheinen, wie ſelig er immer ſeyn möge: das iſt doch erſt die Weiſe der Herrlichkeit und Seligkeit, in welcher alle Forderungen des Denkenden und Fühlenden im Ueberſchwang erfüllt ſind!“

„Wahrlich, ſo iſt es!“ rief die Jungfrau mit dem Ausdruck ernſter Freude.

„Und doch,“ fuhr jener fort, „iſt es noch nicht Alles! Denn Gott beſitzt hier nicht nur die Gegenwart, ſondern auch die Vergangenheit in der ſchönſten Weiſe: als Poeſie im reinſten Sinne des Worts! Wenn er das intenſive Seyn lebt vor der Schöpfung, ſo iſt er frei dagegen: denn er kann ſich erſchließen und es verlaſſen. Wenn er ſich ſchaffend entfaltet und mit den feindlich gewordenen Organen ringt, ſo iſt er frei dagegen: denn was er thut, will er, und der Sieg kann ihm nicht entſtehen. Wenn er aber von der Höhe der Vollendung zurückſieht auf die früheren Weiſen des Seyns, dann iſt er doch in höchſter Weiſe frei dagegen und insbeſondere die Mühſal des Erziehungskampfes liegt vollkommen gebändigt, dienend, beglückend vor ihm. Muß Gott ringen und leiden um der Freiheit willen und leidet er frei und gern, ſo erſcheint das Leiden Gottes in dieſer Beziehung allein doch noch nicht abſolut mit der göttlichen Majeſtät ausgeglichen. Jetzt aber, wo das Gerungen-, Gelitten-, Geſiegthaben Gott ſelbſt eine durch nichts zu erſetzende Freude gewährt — jetzt begreifen wir ſein Streiten und Leiden vollkommen. Wir ſehen: Gott leidet nicht nur aus Güte, er leidet nicht nur gerne, weil ſein Leiden die Bedingung des höchſten Heiles der Geſchöpfe iſt — er leidet, um zuletzt den ſeligen Erinnerungsbeſitz — die Poeſie des leid-, aber ſiegreichen Kampfes zu haben. Und in der That, wenn der menſchliche Held ſich lieber die Erinnerung an ſeine Genüſſe rauben ließe, als die Erinnerung an die Drangſale, die er erduldet, um in unerſchüttertem Vorwärtsgehen endlich zum Siege zu gelangen — wenn eben dieſe ſein theuerſtes Eigenthum bildet, ſo iſt jene hingeſchwundene Mühſal, welche die Güte geboten hat, auch für Gott ein Ehrenſchatz, den er ſeiner Einzigkeit wegen nicht miſſen will, nicht miſſen wollen kann. Denn man wird nicht entgegnen: Gott hätte ſolchen Schatz auch ohne Ringen und Leiden erlangen — er hätte ſich die Ehre und die Seligkeit des Gerungenhabens durch ſeine Allmacht geben können! — Gott (wie wir wiſſen!) iſt allmächtig zum Schaffen, Handeln und Ueberwinden, nicht aber allmächtig, um ſich die Realität dieſer Actionen durch Faſeleien zu erſetzen! Gott will die wahre Poeſie, welche die Verklärung des wirklichen Lebens iſt, nicht die ſogenannte der bloß trügeriſchen Einbildung! Dieſe überläßt er den Menſchen und auch ihnen nur in der Zeit irdiſcher Verkehrtheit, um ſie hernach ſtrafend davon zu befreien!“

Emilie, bei dem neuen Beweis, daß dem Philoſophen immer ſcharfe Worte in den Mund kamen, wenn ihm ein gewiſſer Gottesbegriff entgegentrat, konnte ein eigenes Lächeln, halb über ſich, halb über den ſtrengen Richter, nicht unterdrücken. — Dieſer fuhr fort:

„Gott ſelbſt, Gott als Geiſt, hat im abſoluten Organismus nicht nur den vollkommenſten Beſitz aller Wirklichkeit, er hat auch die Geſchichte des productiven Weges zu ihm, die Geſchichte der Hervorbringung, Erziehung und Vollendung der Creaturen in vollkommenſter Weiſe. Wenn die erſte Form des Seyns durch die zweite, die zweite durch die dritte zu übertreffen war — die dritte iſt nicht mehr zu übertreffen; ſie vereinigt den Segen aller in ſich und bietet nach allen Seiten Unüberſchreitbares, da ſie ja zugleich die ewige Thätigkeit, das ewige ſelige Verlangen und Erlangen ermöglicht — in einem Ganzen von Gliedern, deren jedes unerſchöpflich productiv iſt! — Können Sie noch etwas denken, das hier nicht gegeben wäre?"

„Nichts!" erwiderte Emilie.

Der Profeſſor, nach kurzem Ueberlegen, begann wieder: „Vergleichen wir die erſte und die zweite Form des Seyns je nach ihrer Specialität, ſo iſt das Auszeichnende an jener die Ruhe und die Reinheit, an der zweiten die Bewegung und die Fülle des Gehaltes. Beide erſcheinen mithin als relative Gegenſätze, die nach einander eigenthümliche Vorzüge darſtellen. Das Auszeichnende der dritten beſteht nun darin, daß ihr dieſe Vorzüge zuſammen eigen ſind. Sie verbindet die Ruhe mit der Bewegung, die Reinheit mit dem Realgehalt, indem nämlich der Wollende nach erreichtem Ziele den Weg zu dieſem frei wieder geht und alles Leben der Vergangenheit frei wieder lebt! — Trägt das Leben in der erſten Form das Gepräge reinheitern Spiels, das Leben in der zweiten den Charakter ungeheuren Ernſtes, ſo wechſelt der Wollende in der dritten zwiſchen beiden, indem ihm hier der höchſte Ernſt ſelber zum Spiele wird. — Das, meine liebe Freundin, iſt eben die Poeſie, daß in ihr alles Leben — das negativſte und materiellſte nicht ausgenommen — in freiem Wiederleben zum Spiele, zur Freude wird! Und darum iſt Gott, der als abſoluter Organismus all ſein Leben wiederlebt und für ſich und die Geſchöpfe nicht nur die überſchrittene Zeitlichkeit, ſondern die bezwungene Hölle ſelber in Poeſie verwandelt, in dieſer Form eminentermaßen das Leben der Kunſt und der Poeſie, die Selbſtverklärung, die Schönheit!" —

Emilie, nach einem Moment des Schweigens, erwiderte: „Ich glaube Sie in der Hauptſache verſtanden zu haben. Erlauben Sie mir nun aber doch noch einige Fragen!"

„Ich bitte Sie darum!"

„Sie lehren drei Formen des göttlichen Seyns und haben geſagt, daß Gott in der zweiten vorzugsweiſe die Güte, in der dritten vorzugsweiſe die Schönheit ſey. Unſtreitig iſt er alſo in der erſten vorzugsweiſe die Wahrheit? — Oder wäre das nicht Ihre Meinung?“

„Doch! — Denn die erſte iſt vorherrſchend Theorie, die zweite vorherrſchend Praxis; die dritte aber vorherrſchend Kunſt, welche Theorie und Praxis in freiem Wiederleben verklärend ausgleicht.“

Die Jungfrau ſtand nachdenklich. „Damit,“ verſetzte ſie, „will aber dann ein Gedanke nicht ſtimmen, der doch nicht abzuweiſen iſt!“

„Nun?“

„Gott, wenn er überhaupt fortſchreitet, ſchreitet nothwendig auch als Wahrheit fort, weil in Folge des Fortſchreitens immer mehr zu erkennen iſt und nothwendig immer mehr von ihm erkannt wird. Dann wäre er aber in der zweiten Form mehr die Wahrheit als in der erſten, und in der dritten mehr als in der zweiten!“

„Ich kann Ihnen,“ entgegnete der Profeſſor, „das zugeben, ohne daß ich meinen Satz aufzugeben brauche. Wie ſehr Gott in der zweiten, wegen angewachſenen Realgehalts, mehr die Wahrheit ſey, als in der erſten, und in der dritten mehr als in der zweiten, ſo iſt er doch in der zweiten mehr die Güte und in der dritten mehr die Schönheit als die Wahrheit.“

„Aber wie ſo?“ fragte Emilie.

„Die Wahrheit,“ verſetzte jener, „beſteht im Erkennen des Seyns und im Erkennen des Erkennens. Dieſes findet in der erſten Form des göttlichen Seyns am reinſten und vorzugsweiſe ſtatt. Erweitert ſich nun auch ſpäter die Sphäre des Erkennens für den Erkennenden immer mehr, ſo verhält ſich Gott als ſolcher (d. h. als Erkennender) doch auch hier wie in der erſten Form, deren Art alſo nur auch in die zweite und dritte hinübergezogen wird. Demnach können wir ſagen: Gott als die Wahrheit befindet ſich immer in der Sphäre der erſten Form, wenn er auch thatſächlich in der zweiten oder dritten weilt. Auch wir Menſchen, wenn wir denkend erkennen, ſind in einer Sphäre und haben ein Lebensgefühl, welches jener erſten Form und dem Leben Gottes in ihr entſpricht, und wir können uns mitten im realen Hinſtreben nach einem Zweck durch das Denken in jene Sphäre zurückverſetzen. Und was der Menſch, das höchſt relative Subject, relativ kann, das kann Gott, das abſolute Subject, abſolut — wie nicht zu bezweifeln!“

Emilie, mit aufgehellter Miene, entgegnete: „Ich ſehe nun, wie Sie's meinen; nämlich ſo: Gott lebt in der erſten Form überwiegend ein Leben des Denkens, in der zweiten überwiegend ein Leben des Handelns, kann ſich aber hier, wenn er will, in die Sphäre und das Lebensgefühl des Denkens zurückverſetzen.“

„Muß es — als derjenige, der ewig die Wahrheit iſt!“

„In der dritten aber —“

„Lebt er überwiegend ein Leben der Kunſt — des künſtleriſchen Producirens!“

Die Jungfrau ſah ihn froh an, ſagte aber: „Das wollen Sie mir doch noch etwas deutlicher machen!“

„Denken, Erkennen,“ verſetzte jener, „iſt charakteriſirt durch die Erhabenheit des Subjects über dem Gegenſtand, und darin liegt eben der höchſte Reiz, die größte Luſt des Denkens. Im Handeln zieht der Gegenſtand das Subject an ſich heran, und dieſes muß mit ihm ringen; Subject und Object umſchlingen ſich, die reine Erhabenheit iſt entflohen, aber an ihrer Stelle iſt die Kraft erregt und lodert die höchſte Lebensglut auf. Das künſtleriſche, das poetiſche Produciren vereinigt die Gegenſätze. Denn in dieſem denken wir nicht bloß das gegenſtändliche Leben — wir leben es auch, mit aller Kraft der Sinne und aller Wärme des Herzens; aber wir leben es frei, mit erhabenem Geiſt, und vereinigt empfinden wir die ätheriſche Freude des Denkens und die feurige Luſt des Handelns! Schließt dieſe Verbindung eine Milderung beider ein, ſo bewirkt doch eben die harmoniſche Thätigkeit die letzte, höchſte, ideale Geſtaltung — die liebevolle Verklärung des Lebens: die Schönheit!“

„Dieß,“ verſetzte die Jungfrau, „macht Ihren Ausſpruch allerdings vollkommen klar. — Aber“ (fuhr ſie ihn anſehend fort) „hiernach endigt Ihre Philoſophie mit einer Apotheoſe der Kunſt und der Schönheit?“

„Die Wahrheit," verſetzte jener, „zwingt mich dazu."

Ein Blick freudiger Anerkennung aus dem Aug der Hörerin antwortete dem Redner, der alſo fortfuhr:

„Ein Mann, der zu den Theoſophen gerechnet wird, ein tiefſinniger Schwabe aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, hat geſagt: Leiblichkeit iſt das Ende der Werke Gottes! Damit hat er ebenfalls die Kunſt und die Schönheit als das Ziel der Dinge gelehrt. In der That kann ſich der Geiſt mit dem Denken allein und mit dem Beſitz der Idee nicht zufrieden geben; er trachtet nach Ausführung derſelben im Stoff, nach entſprechender Einkleidung mittelſt des Stoffes: nach der Verſinnlichung, Verleiblichung der Idee — — und nur in ihr findet er ſein Genügen. In ihr muß er's aber finden; denn über die rechte Verſinnlichung geht nichts! Mit ihr haben die Urelemente des Seyns, Geiſt und Natur, das edelſte Verhältniß erlangt: ſie ſind in vollendeter Ausbildung lebendig verbunden, vermählt, gewähren ſich in harmoniſchem Zuſammenſeyn, in wechſelſeitiger Liebe nehmend und gebend, ein Leben ewiger Freude und verwirklichen die Schönheit — die höchſte, die lebendige Schönheit!"

Böhm

Emilie ſchwieg und ging mit ernſtfrohem Angeſicht neben dem Schweigenden. Dann ſagte ſie: „Wenn man ſich der Ausdrücke bedienen wollte, die jetzt beſonders im Schwange ſind, dann könnte man ſagen: Gott lebt in der erſten Form des Seyns ein Leben des Idealismus, um in der zweiten zum Realismus überzugehen!“

„Vielleicht,“ bemerkte der Profeſſor lächelnd, „würde man beſſer ſagen: Gott iſt im Idealismus ewigerweiſe und er läßt ſich zum Realismus herab — aus Güte! Dieſes aber nur, um durch ihn hindurch zu gehen und ſich nach gänzlicher Faſſung und Unterwerfung alles Stoffes endlich darzuſtellen in jener Schönheit, zu welcher ſich Er und alle ſeine Organe mit ihm nach ihrem eigenſten Ideal erhöht haben, ſo daß nun jede Realität nur in vollkommenſter Ausbildung erſcheint und das Ganze die Erfüllung iſt der Forderungen, die ſowohl in erſter als in zweiter Form des Seyns erhoben werden mußten!“

„Die Erfüllung,“ wiederholte Emilie; „das iſt das Wort!“ — Dann ſetzte ſie hinzu: „Ein ſo gänzlich befriedigender Gedanke, daß wir mitten in einem Leben, das noch ſo weit von ſeiner Ausführung entfernt iſt, ſchon von reinſter Heiterkeit erfüllt werden!"

„Und er iſt Wahrheit — die Wahrheit aller Wahrheiten!"

„Eben darum," verſetzte jene. — „Ich bin aber durch Ihre letzten Bemerkungen an eine chriſtliche Lehre erinnert worden, die man oft angefochten hat und die ich ſelber bezweifeln zu müſſen glaubte, die mir aber jetzt durchaus natürlich erſcheint!"

„Sie meinen?"

„Die Lehre, wonach der Menſch im andern Leben einen verklärten Leib erhalten ſoll."

„Sie gehört recht eigentlich hieher," erwiderte der Profeſſor, „verſteht ſich von unſerm Gott aus in der That von ſelbſt und beweiſt ihrerſeits, welche freundliche Tendenz zur Ausgleichung in gewiſſen Lehren des Chriſtenthums liegt. Der völlig durchgebildete, erzogene, gereinigte Geiſt ſoll, ihm nun entſprechend, einen verklärten Leib erhalten! Das heißt mit andern Worten: auch für den einzelnen Menſchen iſt die rechte Verſinnlichung, Verleiblichung — die rechte Erſcheinung der vollendeten Seele in vollendetem Leibe und damit die lebendige Schönheit, das Ziel der Entwicklung!"

„Das iſt ſo einleuchtend," bemerkte Emilie, „daß man den Anſtoß, den dieſe Lehre erregte, kaum begreiflich findet. Aber freilich (und ich weiß das aus eigner Erfahrung!) — die Art, wie man die „Auferſtehung" ſchilderte und, unter andern, Maler ſie malten, dieſe war's, die den Widerſpruch hervorrief!"

„Mit Recht," verſetzte der Profeſſor. „Denn dieſe Art iſt unmöglich und die Vernunft mußte das erkennen! Gleichwohl hätten ſich's Männer der Wiſſenſchaft nicht ſollen beikommen laſſen, darum gegen die Lehre überhaupt aufzutreten. Am verwunderlichſten iſt, daß kerngeſunde, wohlgeſtellte, tiefbehagliche Rationaliſten, die ihren Leib liebten und ſinnliche Freuden zu ſchätzen wußten gleich Einem, ſich aus Anlaß ihrer Unſterblichkeitstheorien dennoch in ein ſpiritualiſtiſches Jenſeits hineinzuträumen liebten, wobei es uns kahl und kalt zu Muthe wird beim bloßen Gedanken. „Ihr Undankbaren!" hätte die „Natur" ihnen zurufen können. — Aber laſſen wir dieſe Inconſequenz und weiden wir uns an der erwärmenden, beſeligenden Wahrheit! Das Ende der Dinge, das

Ziel der göttlichen Selbſtentwicklung iſt nicht die Verflüchtigung, ſondern die Verherrlichung der Materie, die Verherrlichung der ewigen Natur Gottes durch den Geiſt Gottes! Jedem von beiden muß ſein Recht werden in der letzten und ewigen Ordnung der Dinge, und die Natur ſoll heimlich werden durch den Geiſt, der Geiſt heimlich durch die Natur. Man ſoll nicht auf Eine Weiſe des Lebens beſchränkt ſeyn, vielmehr wechſeln können zwiſchen beiden, um ſich wechſelnd zu erholen und im Leben der Natur wieder liebendes Verlangen in ſich anzufachen nach dem Geiſt, in dem Leben des Geiſtes nach der Natur! Uebereinſtimmend mit der Lehre von der Wiedergewinnung des Leibes hat uns die Religion auch einen neuen Himmel und eine neue Erde verheißen, alſo auch einen neuen Boden, eine neue Sphäre der überwiegenden Natur für den im verklärten Leib erſcheinenden Geiſt. Für Alle ſoll geſorgt ſeyn und Alle ſollen Befriedigung finden auf alle Weiſe, nachdem jede Weiſe mit dem Herrn und dem Ganzen in Harmonie gebracht, geheiligt iſt!" — —

Wie es nach einem längern und in gewiſſem Sinn abſchließenden Erguß natürlich iſt, gingen Beide ſtill nebeneinander. Die Jungfrau ſchien das Gehörte zu überdenken, und ihr Geſicht glänzte wie das einer nicht nur durch den Lehrer, ſondern auch aus ſich ſelbſt Erleuchteten. Endlich ſagte ſie: „Es iſt neu, die Ideen des Wahren, Guten und Schönen an Gott ſelber anſchaulich zu machen; ich ſehe nun aber ſchon, aus welchem Grunde Sie es gethan haben. Nur ſo wird uns klar, was die Wahrheit, die Güte, die Schönheit in vollkommenſter Art iſt, und wir können die unvollkommene, wie ſie an den Menſchen ſich findet, darnach beurtheilen.“

„Und dieſe unvollkommene,“ ſetzte der Profeſſor hinzu, „hat in der vollkommenen ein Ideal, welchem nachtrachtend ſie auch auf Erden ſchon mehr und mehr ſich erhöhen und reicher ausführen kann!“

„Laſſen Sie mich,“ begann Emilie nach einer Weile, „nun den Beweis verſuchen, ob ich ſo viel mir angeeignet habe, daß ich die Art, wie wir Menſchen uns zu dieſen Ideen verhalten, ſelber angeben kann.“

Der Profeſſor nickte mit auffordernder Miene; jene fuhr fort:

„Wir ſtreben nach Wahrheit. Wir wollen die

Dinge ſehen, wie ſie ſind, woher ſie kommen und wohin ſie geführt werden ſollen. Wir wollen Gott erkennen, wie er iſt und ſeyn wird, und wir wollen uns ſelber erkennen.

„Gut."

„Es iſt aber dafür geſorgt, daß wir hier immer im Streben bleiben!"

Der Profeſſor lächelte zuſtimmend.

„Wir befinden uns ferner in einer Welt, in der keineswegs Alles iſt, wie es ſeyn ſoll."

„In der Nichts iſt, wie es ſeyn ſoll — könnte man ſagen!"

„Auch ſo, wenn Sie wollen. Dieſem Zuſtand gegenüber fühlen wir nun einen Drang es immer ſo, wie es ſeyn ſoll, zu machen, das Ueberkommene thatkräftig zu verbeſſern — und dieß iſt der Drang der Güte."

„Ganz richtig."

„Die Güte will beglücken und fördern; die wahre Güte will auf's höchſte beglücken durch geiſtige Förderung: ſie will zum verdienten Glück — zur Tugend führen, welche der Grund des wahren, dauernden, ewigen Glücks iſt!"

„Sehr gut!“

„Was wir hier aber auch thun mögen, ſo wie es ſeyn ſoll wird es auf Erden doch nicht; immer fehlt noch etwas, immer erſcheint uns auch das Beſſere noch ſehr unvollkommen! Und damit wir nun doch auch das Vollkommene, das Beſte ſehen, ſchaffen wir es uns einſtweilen durch die Kunſt — im Bilde.

„Vortrefflich,“ rief hier der Profeſſor mit freudiger Zuſtimmung. „Wir können uns ein Bild machen vom Seynſollenden, wir können das Ideal denken: und wir verklären uns nun ſelbſt und verklären die Welt und ſehen Welt und Menſchen, wie ſie noch nicht ſind, aber einſt werden ſollen — im Gleichniß der Kunſt.“

„Und damit ſchaffen wir im Bild, im Gleichniß, was Gott ſelbſt am Ende der Dinge lebendig und wirklich und im Ganzen ſchaffen wird: das verklärte Leben, die Schönheit.“

„So iſt es, meine Freundin! — Laſſen Sie mich aber bei dieſer Gelegenheit ein Wort Schillers näher beſtimmen, das in buchſtäblicher Auffaſſung mißverſtanden werden könnte. In den „Künſtlern“ heißt es bekanntlich:

Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegengehn.

Das Wort „Schönheit“ bedeutet hier offenbar nur die Schönheit in der Vorſtellung oder im Bilde, und dieſe iſt dem Dichter die Prophezeihung auf das wirkliche vollkommene Seyn, das er „Wahrheit“ nennt. Aber dieſe Wahrheit iſt eben die wahre, lebendige, vollendete Schönheit, was Schiller ſelbſt ſagen will; denn wenn als Wahrheit uns entgegengeht, was wir hier als Schönheit empfunden, dann muß es ſchöne Wahrheit, Schönheit ſeyn, und von der jetzigen Schönheit nur dadurch unterſchieden, daß das Leben nicht mehr bloß im Abbilde, ſondern als ſolches verklärt ſeyn wird. — Wie Gott (d. h. der ganze Gott) allein die Wahrheit, allein die Güte iſt, ſo iſt er auch allein die Schönheit. Wir Menſchen können als irdiſche Künſtler nur ſcheinbar und relativ, was er allein abſolut und weſenhaft kann, daher auch unſre Bilder des Vollkommenen immer noch unvollkommen ſind und uns in einem Spiegel zeigen, was wir dereinſt lebenswahr ſchauen ſollen. — Doch ich habe Sie unterbrochen —"

„Ich danke Ihnen!" erwiderte Emilie. — „Laſſen Sie mich nun aber Theorie, Praxis und Kunſt — denn ſo wollen Sie die menſchlichen Thätigkeiten doch genannt wiſſen, die der Wahrheit, der Güte und der Schönheit entſprechen?"

„Allerdings."

„Laſſen Sie mich dieſe mit einander vergleichen. — Offenbar hat jede vor der andern etwas voraus, und jede hat mit jeder wieder ſehr viel gemein."

„Gewiß," rief der Profeſſor. „Und darum haben die Vertreter derſelben doppelt Urſache, über alle Eiferſucht erhaben ſich die Hand zu reichen und ſich wechſelſeitig als Brüder anzuſehen!"

Emilie ſtimmte heiter zu, dann fuhr ſie fort:

„Die Wahrheit kann ſo geſagt werden, daß ſie den Zwecken der Güte dient und den Eindruck der Schönheit macht."

„Eine wahre — eine feine Bemerkung!"

Die Jungfrau betrachtete ihn und entgegnete mit Anmuth: „Was wär' ich, wenn ich ſie nach Ihren Mittheilungen nicht hätte machen können?"

Jener, erfreut, ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Die Güte, die ihre Zwecke erreichen will, muß auf Wahrheit ruhen, zur Schönheit hinſtreben und auf dem Wege ſelber verſchönernd wirken.“

„Sehr gut. — Und die Schönheit?“

„Die Schönheit muß Wahrheit und Güte in ſich enthalten und uns beide lebendig, harmoniſch verbunden zeigen.“

„Sie muß das Leben ſo ſpiegeln, wie es nach dem Urtheil der Wahrheit von der Güte gewollt und von der Wahrheit beſtätigt wird! — Haben Sie aber dabei geſehen, mit welchen andern großen Begriffen Wahrheit und Güte zuſammenhängen?“

Emilie, nach einem Moment des Beſinnens, machte eine fragende Miene.

„Mit Gerechtigkeit und Gnade! — Die Wahrheit iſt gerecht; darum iſt ſie der Ausgang und die Baſis. Die Güte iſt gnädig; darum iſt ſie der Fortgang und das Mittel. Gerechtigkeit und Gnade befinden ſich in relativem Gegenſatz. Wo jene ſich verwirklicht, muß dieſe weichen, und umgekehrt. Aber ſie können verglichen werden und das geſchieht in der Schönheit.“

Emilie nickte. Dann fragte ſie: „Wie das aber?“

„Betrachten wir ein Werk ſchöner Kunſt, wie wir Menſchen es liefern, z. B. ein dramatiſches Gedicht, ſo ſpiegelt dieſes das Leben verklärt, in einer Ordnung, wie wir ſie in der Wirklichkeit nicht finden, und ſo, daß auch das moraliſch Verdammliche, das Böſe, einen äſthetiſch erfreuenden Eindruck macht. Darin beweist ſich die Gnade: die Gnade des Dichters, die poetiſche Gnade. Aber die Gerechtigkeit iſt durch dieſe nicht verletzt. Das Böſe iſt nicht etwa als das Gute vorgeführt und behandelt, ſondern es erſcheint nur ſo motivirt und ſo gerichtet, daß es in ſeiner Begreiflichkeit und ſeiner durch die Strafe getilgten Häßlichkeit ſelber eine tragiſch wohlthuende Empfindung erweckt, indem beim Anſchauen der vollen Beſtrafung die nun mögliche Wiederaufnahme des Trägers voraus empfunden wird.“

Die Jungfrau ſtand überlegend. Jener fuhr fort:

„Ja, meine Freundin: das vielleicht höchſte Werk menſchlicher Kunſt, die dramatiſche Dichtung, zeigt uns am deutlichſten die Ausgleichung der Gerechtigkeit und der Gnade in der Schönheit und gibt uns damit das ausgeführteſte Gleichniß der letzten und höchſten Werke Gottes, durch welche dieſe Ausgleichung lebendig vollzogen wird. — Wie wäre die dramatiſche Handlung und in ihr der Sieg des Guten möglich ohne den Gegenſatz? Dieſer iſt alſo nothwendig. Wenn aber das Böſe damit nicht zum Guten wird, ſo kommt ihm ſeine Unentbehrlichkeit zum Guten doch zu Gute. Wir ertragen es nicht nur, wir fordern es, und es erfüllt uns, wenn es thatkräftig ſeinen Zwecken nachringt, mit ſchauriger Luſt; aber um dieſe, und nicht vielmehr Abſcheu zu erregen, muß es, wie der Kirchenvater Auguſtin ſo ſchön ſich ausdrückt, mit der Zierde der Strafe erſcheinen! Nur indem es zugleich als nothwendig und doch gerichtet erſcheint, iſt es in ſeiner Art auch ſchön und hat die Ehre zur höchſten Verherrlichung des Guten zu dienen.“

„Dieſe Erklärung des Drama’s und ſeiner Wirkung auf uns,“ verſetzte Emilie, „iſt mir neu; aber einleuchtend und befriedigend. Von den Werken der Schönheit aus werden wir milder gegen das Böſe, ohne dem Guten und dem Recht etwas zu vergeben — es iſt wahr!“

„Wir ſehen in ihnen,“ fuhr jener fort, „wozu das natürlich entſtandene Böſe gut iſt! — und wir ahnen das Ziel, das nach vollſter Büßung auch diejenigen endlich erreichen werden, die das Böſe gewählt und verübt haben.“

„Fernerhin ihrerſeits gut zu ſein —“

„In ihrer Art,“ fuhr jener fort, „und an ihrem Ort! Sie ſollen das, was ſie blind und mit feindlicher Abſicht geweſen, fortan ſehend und mit freundlicher Abſicht ſeyn: die Bedingung des Guten!“

„Dieß iſt aber nach ihrer Anſicht der Fall, wenn Gott am Ende der Dinge ſelber die Schönheit im höchſten Sinne geworden?“

„Allerdings, denn er wird die Schönheit, die ohne lebendige Gegenſätze nicht beſtehen kann — nur durch ſpecifiſche Verklärung der Geiſter und der Naturen, der Guten und der Böſen. Durch eben dieſe ſpecifiſche Verklärung beruhigt er aber zugleich die Gerechtigkeit und die Gnade, indem er beiden genugthut: der Gnade, indem er jedes Geſchöpf idealiſirt — der Gerechtigkeit, indem er jedes ſpecifiſch idealiſirt, alſo dem Böſen auch nach der Büßung eine Stelle im Ganzen und eine Rolle zuweiſt, die von der des Guten weſentlich verſchieden iſt und in welcher der Böſe ewig die Folgen ſeiner früheren Entſchließungen und Handlungen mit ſich führt. Denn wenn der bös Geweſene, indem er nun freundlich negirend die Poſition ermöglicht, auch in ſeiner Art gut und glücklich iſt, ſo iſt doch ſeine Güte wie ſeine Freude eine ganz andere als die des poſitiv Guten, des Guten von Anfang an. — Gott, wenn er durch ſpecifiſche Verklärung alles Geſchaffenen ſelber Schönheit geworden im vollendetſten Sinne des Wortes, hat wirklich Gnade mit Gerechtigkeit verglichen, Wahrheit und Güte befriedigt! Und es iſt der höchſte Triumph menſchlicher Kunſt, von der zugleich lebendigen und vollkommenen Ausgleichung und allſeitig freudenreichen Harmonie der ewigen Schönheit in zeitlichem Bilde ſchon einen Vorſchmack zu geben.“

Emilie, nach einer Pauſe, verſetzte: „Immer wieder beſtätigt ſich alſo die Reihenfolge, in der Sie die drei Ideen erſcheinen laſſen — und meines Wiſſens zum erſtenmal?“

„So viel ich weiß,“ erwiderte der Profeſſor. „Die Motivirung dieſer Folge iſt jedenfalls neu.“

„Und ich,“ fuhr jene fort, „bin von der Richtigkeit derſelben jetzt ſo ſehr überzeugt, daß ich mich ſelber täuſche und ein Gefühl habe, als ob ich ſie nie anders angenommen hätte! — In der That, wie wir's betrachten, immer iſt die Schönheit das Letzte, das Ziel der Wahrheit und der Güte, das Ziel alles Lebens!"

„Das nur als ſchönes zugleich ewiges und ſeliges Leben ſeyn kann," fuhr der Profeſſor fort. „Denn ſeliges Leben iſt nur da, wo der nothwendige Kampf ausgekämpft und in freiem Thun, in ſpielender Kraftentfaltung das Leben verklärt, die Schönheit verwirklicht wird. Wäre nicht die Schönheit zu verwirklichen, was hätte man nach ausgekämpftem Kampfe zu thun? Entweder alſo dauert der Kampf endlos, dann kann von keiner Seligkeit — oder es folgt ihm unfruchtbares Feiern, dann kann nicht von Leben die Rede ſeyn. Seliges Leben iſt nur möglich in Darſtellung der Schönheit."

„Offenbar!" erwiderte Emilie. „So iſt es."

„Jene Folge der drei Ideen," begann der Profeſſor nach kurzem Schweigen auf's neue, „erhellt für uns beſonders deutlich, wenn wir die Unterſchiede betrachten, die in der Kunſt ſelbſt hervortreten. — Sie wiſſen, daß es Dichtungen gibt, die einen lehrhaften Charakter haben; andre, die einem ſittlichen Zwecke dienen. Sind dieß die höchſten Möglichkeiten der Poeſie?“

„Ich glaube nicht,“ erwiderte Emilie.

„Ganz gewiß nicht. Denn die Abſicht des Lehrens beeinträchtigt das Leben, die Natur, und raubt dem poetiſchen Werk das Erquickende. Die Verfolgung eines ſittlichen Zweckes im wirklichen Leben durch das poetiſche Werk ſetzt die Kunſt zum bloßen Mittel herab und muthet dem Leſer zu, die Befriedigung, die er eben durch ſie zu erlangen gedachte, in dem thatſächlichen Erreichen jenes Zweckes zu ſuchen, welches gewöhnlich entweder ganz ausbleibt oder nur kümmerlich erfolgt. Allerdings können auch ſo, indem die Form der Schönheit ſich unmittelbar der Wahrheit oder der Güte widmet, ſehr bedeutende, anregende und nützliche, ja in ihrer Art auch poetiſche Werke erſtehen. Allein die wahre Befriedigung wird der Kenner doch nur in einer Dichtung finden, die auf Wahrheit ruht, durch Güte geadelt iſt, aber den Zweck der Güte im Werke ſelber erreicht vorführt. Dadurch eben erreicht die Kunſt ihren Zweck. Das Werk, das die Schönheit vor Augen ſtellt, klärt durch die in ihm enthaltene Wahrheit auf und erregt, erhebt durch die in ihm waltende Güte, aber es erquickt, beruhigt, beſeligt zugleich, indem es in der Harmonie des Lebens den Sieg der Güte ſchauen läßt. Die Wahrheit ſteht als ſolche am Ziel, das aber noch nicht das letzte iſt; die Güte ringt nach dieſem Ziel; in der Schönheit iſt es erreicht. Wenn der Dichter nun ein Werk ſchafft, das Schönheit iſt, ſofern es Wahrheit und Güte harmoniſch in ſich verbindet, ſo wirkt er gerade auch am heilvollſten: dadurch, daß er das ewige Ziel der göttlichen Selbſtentwicklung und — in wie entferntem Gleichniß immer — die Gegenſätze des Geiſtes und der Natur, des Guten und des Böſen abſpiegelt, wie ſie vom Standpunkt der Ewigkeit geſehen und in der ſchließlich gewollten Ordnung der Dinge ſeyn werden! Labend, beglükkend, erleuchtet und befruchtet ſein Werk nun eben auch am reichſten, indem es ein Bild des vollkommenen Lebens gibt, in welchem die Thaten Gottes ſich ſelber erklären, und zu gleicher Zeit ſtellt es der praktiſchen Güte ein Vorbild hin, nach welchem ſie das irdiſche Leben ſelber zu organiſiren berufen iſt. Die wahre Schönheit lehrt zugleich die Wahrheit und dient den Zwecken der Güte am wirkſamſten, iſt alſo in jeder Hinſicht das höchſte Ziel, das Dichter und Künſtler zu erſtreben haben!“

„Das Alles iſt klar wie die Sonne,“ entgegnete Emilie, — „klar und neu! denn ich habe wohl ſchon die Forderung gehört, aber nicht dieſe Begründung und Erklärung. — Wenn Sie aber“ (fuhr ſie mit einem fragenden Ausdruck fort) „die Schönheit verlangen, die Wahrheit und Güte in ſich enthält, ſo müſſen Sie die Erzeugniſſe ſchöner Kunſt, in welchen von beiden nichts anzutreffen iſt, nothwendig verwerfen!“

„Wenn ſie ganz darin fehlen oder gar gekränkt, ſcheinbar vorgeſpiegelt und geheuchelt ſind, allerdings. Dann haben wir, mit wie vielen Sinnesreizen derartige Werke ausgeſtattet ſeyn mögen, doch nur äſthetiſche Lügen — Blendwerke, die aus der Hölle ſtammen, um von der Hölle verſchlungen zu werden!“

Emilie, durch den ſtarken Ausdruck erheitert, fuhr fort: „Auch eine andre Gattung, die heutzutag ſehr beliebt iſt, wird dann vor Ihnen kaum Gnade finden!“

„Sie meinen?“

„Die Werke der ſogenannten realiſtiſchen Kunſt.“

„Nun — je nachdem. Wenn dieſe die Wirklichkeit nur abſpiegelt, wie ſie iſt, dann kann ich ſie freilich nicht für eine Kunſt, ſondern nur für eine Art von Handwerk gelten laſſen. Denn im Kunſtwerk ſuchen wir nicht die Wirklichkeit, ſondern die Wahrheit der Dinge!“

„Sie wollen ſagen: wir ſuchen darin nicht die jetzige Wirklichkeit, die nicht iſt, wie ſie ſeyn ſoll, und darum vergeht, ſondern die wahre, die ſeyn und dauern wird?“

„So iſt es! Wir fordern von der Kunſt ein Gleichniß des Lebens, wie es in den Himmel zugelaſſen wird: rein erfaßtes, gerecht beurtheiltes, nach ſeinem eigenen Ideal liebevoll verklärtes Leben! Wenn die realiſtiſche Kunſt von der Wirklichkeit ausgeht und dieſe in einem idealiſirten Bilde vorführt, worin ihre Art immer noch zu erkennen iſt, dann ſoll ſie willkommen ſeyn! Denn allerdings, meine liebe Freundin; die Wirklichkeit iſt etwas, und eine wunderbare Fülle göttlicher Erweiſungen tritt uns aus ihr entgegen! Wenn ſie an den Gebrechen der Zeitlichkeit krankt und nicht geordnet iſt, ſo hat die Kunſt den Theil, den ſie aus ihr herausnimmt, als neuconſtruirten Organismus vorzuführen. Thut ſie das aber irgendwie, dann iſt ſie Kunſt; denn dieſe ſoll nicht nur das Große und Erhabene, ſondern auch das Kleine und Geringe, ja das Niedrige und das Gemeine verklären!“

Emilie ſtimmte zu; jener fuhr fort:

„Aber freilich, die Kunſt erhöht ſich mit ihren Gegenſtänden und wächst mit ihren Zwecken. Je reicher an Geiſt und Gemüth der Dichter iſt, je mehr er den göttlichen Geiſt und das göttliche Gemüth fühlend und denkend in ſich lebendig zu machen vermag, um ſo mehr wird er das höchſte heilige Leben in ſeinen Werken erſcheinen laſſen und über die Gegenſtände und die Art der vorherrſchend realiſtiſchen Kunſt weit hinausgehen. Und wenn es recht traulich iſt, im Kunſtwerk den Menſchen und den Dingen zu begegnen, wie wir ſie kennen, nur anſprechender gemodelt und gruppirt: wahrhaft und im großen Styl heimlich wird uns doch nur bei Schöpfungen zu Muthe, die nach ihrer Weſenheit aus dem ewigen Seyn ſtammen und in erhabener Weiſung darauf deuten.“

„Dieſe Bemerkung,“ entgegnete Emilie, „hab' ich von Ihnen erwartet! — Ich muß Ihnen geſtehen, wenn ich Theaterſtücke ſehe oder Erzählungen leſe, wo ich die Menſchen gezeichnet finde, wie man ſie im Leben trifft und immer angetroffen hat, mit ihren bekannten Schwächen und ihren bekannten beſſeren Seiten, ſo ſehe ich nicht wohl ein, wozu ſich der Autor die Mühe gegeben hat, uns noch einmal vor Augen zu ſtellen, was wir ſchon längſt kennen. Ich meine, der Erzähler, der den Namen eines Dichters verdienen will, ſollte uns menſchliche Leidenſchaften und Tugenden in ungewöhnlicher Stärke, aber ſo ſchildern, daß ſie gleichwohl natürlich erſcheinen — auch da, wo das menſchlich Edelſte und Beſte vor unſere Seele tritt.“

„Damit bin ich vollkommen einverſtanden. Der Dichter muß zeigen, daß er weſentlich Schöpfer iſt, und in natürlicher Weiſe das Neue, das Größere und Tiefere geben, indem er tiefer zurückgeht in den Urſprung und höher ſich aufſchwingt zu dem Ziel der Dinge. Wenn ihm die Leute hernach zurufen: „So ſind wir nicht!“ dann könnte er ihnen entgegnen: „Das weiß ich wohl; aber ſo ſollt und könnt ihr werden! Beſſert euch, dann wird's beſſer ſeyn für euch, und ich hab' dann Recht auch in eurem Sinn!"

Emilie nickte erheitert.

„Sie ſehen," fuhr der Profeſſor fort, „jede Betrachtung weist uns auf das künſtleriſche Ideal, das in höherem Verſtande ſelbſt ein natürliches Gewächs und glücklicherweiſe nicht eine blos zu löſende Aufgabe der Gegenwart und Zukunft, ſondern eine von den großen Künſtlern aller Zeiten ſchon wunderbar gelöste Aufgabe — hiſtoriſche Wirklichkeit iſt! Das göttlich Erhabene, iſt es nicht ſchon gebaut, gebildet und gemalt, nicht ſchon erklungen und geſungen in ſtaunenerregender Schönheit? Gott ſey Dank: wir fordern nichts Unerreichbares! wir fordern Dinge, die möglich ſeyn müſſen — weil ſie wirklich ſind!"

„Ja wohl, Gott ſey Dank!" wiederholte die Jungfrau. — „Wenn der Menſch klein und wenig iſt — er kann doch auch groß und göttlich ſeyn: das iſt bewieſen! Er kann Wahres erkennen, Gutes thun, Schönes bilden! Gott ſelber kann er denken, handelnd nachahmen und jetzt ſchon ein Gleichniß geben der künftigen allgemeinen Herrlichkeit und Schönheit!"

„Weil Er ihm beiſteht!" ſetzte der Profeſſor hinzu. „Denn wenn ſich für denjenigen, der Augen hat, zu ſehen, und einen Geiſt, zu denken, der abſolute Geiſt, der Herr aller Dinge, ſchon von den geringſten Erſcheinungen aus beweiſt, ſo beweiſt er ſich doch vorzugsweiſe aus dem Streben der Menſchen nach Wahrheit, Güte und Schönheit! Wie wäre dieſes Streben möglich ohne ſchöpferiſchen, ſchöpferiſch wollenden und herrſchenden Geiſt? Und woher käme dem geſchaffenen Weſen dieſer Geiſt, wenn nicht von dem abſoluten Geiſt? Sich einzubilden, das Wollen der Wahrheit, Güte und Schönheit — das Vollbringen, wie es bis jetzt den edelſten Seelen und größten Genien der Menſchheit gelungen iſt — könnte ſeyn ohne Gott, welcher die Wahrheit, die Güte und die Schönheit ſelber iſt, könnte erklärt werden aus einem ſinnloſen Spiel der Materie, des weſentlich Paſſiven, mit einer Kraft, welche als bloße Eigenſchaft in ihren Dienſten ſteht — dieß ſich einzubilden iſt offenbar das Allerabgeſchmackteſte, wozu jemals geiſtloſe Köpfe ſich verleiten ließen! — Wir dürfen Wahrheit, Güte und Schönheit — nicht etwa denken und in ihren Vorausſetzungen ſchauen — wir dürfen ſie uns nur im Allgemeinen vorſtellen, um nothwendig an Gott zu glauben!"

„Sie könnten ja," ſetzte die Jungfrau hinzu, „ohne Gott nicht nur nicht ſeyn, ſondern hätten auch keinen wahren Zweck und kein Ziel — keine Möglichkeit, ſich vollenden zu können!"

„Glauben wir alſo," fuhr jener fort, „und ringen wir in Hoffnung! Glauben wir an den Gott, der die Wahrheit, die Güte und die Schönheit — oder, um es in Einem zu ſagen — der die Liebe iſt! Denn die Wahrheit iſt die ſchauende, erkennende, anerkennende — die Güte iſt die handelnde, ſtreitende, veredelnde — die Schönheit die ſiegende, vollendende, ſelige Liebe. Die Wahrheit denkt das Ideal der Liebe, die Güte legt Hand an's Werk, es auszuführen, die Schönheit iſt und lebt es! — In dem Leben der Schönheit iſt eben der Wille der Liebe erreicht: die ewige Natur iſt zur Gleichheit mit dem Geiſt erhöht — das Ewigweibliche hat ſeine höchſte Verherrlichung gefunden in ſelbſtſeyenden Weſen, die den Vater aller Dinge lieben und liebend ihm gleich werden können! Die Liebe Gottes iſt durch Gegenliebe — durch reine, wahre, volle Gegenliebe, beſeligt und vollendet; — Geiſt und Natur leben das Leben der innigſten und reichſten Harmonie, die Vermählung in unendlichen Vermählungen! Und das nur iſt das ſchließlich Gewollte, zur Dauer Beſtimmte! Die erſten Formen des Seyns, wie göttlich ſie waren, mußten in ihrer einſeitigen Realität vergehen, um der letzten Platz zu machen und neu zu erſtehen in der Form der Vollendung, die beſtehen wird in alle Ewigkeit!“ — — —

Der Profeſſor hatte dieß mit gehobener Stimme, begeiſtert geſprochen, und die Hörerin fühlte, daß er ſein letztes Wort geſagt habe. Nachdem ſie unter dem Eindruck des Vernommenen einige Schritte neben ihm gegangen war, kehrte ſie ſich zu ihm, reichte ihm die Hand und ſagte: „Nehmen Sie meinen herzlichſten Dank für die heutige Belehrung! Sie iſt ſelbſt eine Vollendung und ich ſehe nun, daß Sie mir etwas Ganzes haben mittheilen wollen. Wenn ich auch nicht Alles davon behalte — das, worauf's ankommt, werde ich nicht vergeſſen, es iſt zu ſehr meine Freude und mein Troſt! Ich verdanke Ihnen eine wahre Umwandlung! Manches, was Sie mir geſagt haben, hab' ich freilich ſchon gewußt, aber nicht recht; Sie haben mich's klar ſehen laſſen und haben Bekanntes und Neues in einen Zuſammenhang gebracht, von dem ich zu ſehr überzeugt worden bin, als daß ich ihn je wieder verlieren könnte. Ich habe gerade das von Ihnen gelernt, was mir ganz beſonders noth that. Denn ich war ein eigenes Geſchöpf, habe früh meinen Kopf gehabt, über Alles mir Gedanken gemacht, und bin in meinen Anſichten ſehr hin und her gegangen. — Sie wiſſen nicht, wie ich war!"

Der Profeſſor betrachtete ſie lächelnd. „Ich möchte," entgegnete er, „doch verſuchen, Ihr Weſen und Ihre Bildungs-Erfahrungen zu ſchildern!"

„Thun Sie es!" verſetzte die Jungfrau.

„Sie waren," begann jener, „ein aufgewecktes, leichtfaſſendes, empfängliches Kind."

„Das iſt richtig. — Ich erinnre mich's!"

„Und es lag, wie man zu ſagen pflegt, etwas Poetiſches in Ihnen!"

Emilie ſah erheitert für ſich hin. „Auch das kann ich zugeben," ſagte ſie.

„Sie hatten zu einem klaren Kopf und feinen Verſtand ein warmes Herz, eine lebendige Phantaſie erhalten, und ich irre mich gewiß nicht, wenn ich annehme, daß der Glaube, den man Sie gelehrt hat, Ihre Seele beglückte, daß Sie mit ſüßen, innigen Gefühlen an den heiligen Vorſtellungen hingen."

„Auch dieſes iſt wahr!"

„Aber Sie wurden älter, ſammelten Kenntniſſe, machten Erfahrungen unter Menſchen, fanden eine geſchulte, philoſophirende Lehrerin: das Nachdenken trat hervor und mit ihm erhob ſich neben dem Glauben der Zweifel!"

„Ich kann es nicht läugnen."

„Was Sie kennen lernten in Natur und Geſchichte — Gedanken und Forderungen Ihres Geiſtes, ja Ihres Herzens, traten mit gewiſſen Glaubensſätzen in Widerſpruch. Eine Zeit lang ſchwankten Sie. Dann gaben Sie dieſe Sätze auf und ſtritten dagegen. Denn Sie haben eine Neigung zur Freiheit, und kein Motiv der Furcht kann Sie abhalten, ſich zu dem zu bekennen, was Sie für das Beſſere halten!"

Die Jungfrau erröthete, nicht ohne ein gewiſſes Selbſtgefühl.

„Sie bekannten ſich nun zu der Anſchauung des Rationalismus und freuten ſich der von ihm gelehrten Aufklärung, Duldung und freundlichern Beurtheilung des Lebens.“

„Von Herzen!“ rief die Jungfrau.

„Und hier blieben Sie ſtehen! Der ſogenannte Pantheismus und der Materialismus, der neuerdings emporgekommen iſt, gewann keine Macht über Sie. Den Gott der Liebe, die Unſterblichkeit der Seele, den Fortſchritt des Menſchengeſchlechts zum Beſſern ließen Sie ſich nicht rauben.“

„Nein,“ erwiderte Emilie.

„Sie diſputirten, laſen und ſtudirten vielerlei, viel —“

„Oh!“ unterbrach ihn die Jungfrau mit abwehrendem Lächeln.

„Sie haben davon Beweiſe gegeben,“ entgegnete der Profeſſor. — „Und nun,“ fuhr er nach kurzem Innehalten fort, „hatten Sie doch auch wieder Momente, wo Ihnen die Lehre des Nationalismus etwas nüchtern und dürftig erſchien, wo eines und das andere der verlaſſenen Dogmen Sie wieder anzog und Sie die Ahnung einer in ihm liegenden tieferen Wahrheit erlangten.“

„Wahrhaftig!“ rief jene erröthend. — „Aber wie können Sie wiſſen —“

„Durch Ihr ſchnelles Begreifen einer philoſophiſchen Aufdeckung jener Wahrheiten,“ entgegnete der Profeſſor. „Sie ſuchten Erkenntniß, tiefe, zuſammenhängende Erkenntniß, erwogen und verglichen —“

„Um endlich, unſicherer als jemals, in die Frage auszubrechen: Was iſt Wahrheit?“

Der Profeſſor ſtand erheitert. „Das iſt der letzte Schritt des Suchens — und der Anfang der Erkenntniß!“

„Wenn man die Frage an den richtet, der ſie beantworten kann,“ erwiderte Emilie. — „Jetzt weiß ich’s,“ fuhr ſie fort, „weiß es, ſo viel ich’s nöthig habe, um beruhigt zu ſeyn und getroſten Muthes weiterzuleben. Ich danke Ihnen viel,“ ſetzte ſie mit herzlichem Blick hinzu, „unendlich viel — und Ihnen allein!“

Der Profeſſor, mit ernſter Freude, entgegnete: „Sie danken es eben ſo gut ſich ſelber! Denn ich dank’ im Grunde Ihnen, was ich geſagt habe!“

„Will der Philoſoph Sophiſt werden?“

„Dazu, liebe Freundin, iſt er zu ernſthaft geſtimmt! — Was ich geſprochen habe, iſt wahr. Ohne Ihr freundliches Entgegenkommen, Ihre anregenden Fragen, Ihren Glauben an mich und Ihre geiſtvolle Mithülfe — ohne Ihre ganze liebenswürdige Perſönlichkeit hätte ich nicht ſagen können, was ich geſagt habe!"

„Das heißt: mir nicht ſagen, nicht wiederſagen können!" entgegnete die Jungfrau.

„Nein — überhaupt nicht ſagen können! — Denn wenn ich natürlich das Weſentliche ſchon gewußt und wiederholt vorgetragen habe, ſo bin ich in unſern Geſprächen, durch Ihren Beiſtand, doch auf Gedanken, Beziehungen und Gründe gekommen, die ich mich ſehr freue gewonnen zu haben!"

Ein glückliches Lächeln umſpielte den Mund der Jungfrau. „Wie," rief ſie mit anmuthiger Heiterkeit, „alſo wär' ich auch zu etwas gut geweſen für die Philoſophie?"

Der Profeſſor ſah ſie an, und eine tiefe Freude über ihren ſeelenvollen Ausdruck malte ſich auf ſeinem Geſicht. Er ſchwieg — ein Gedanke arbeitete in ſeiner Bruſt. Der Blick ſeiner Augen, die Farbe ſeiner Wangen wurden unſicher; aber plötzlich verriethen ſeine

Züge einen gefaßten Entſchluß, und er ſagte: „Emilie! — hören Sie mich! — Ich bin in Ihr Haus gekommen, ohne zu ahnen, was mich hier erwartete. Ich habe Sie kennen gelernt, Ihren Geiſt, Ihr Gemüth, Ihr innerſtes Denken — und ich kann nicht gehen, ohne Ihnen mein Herz rückhaltlos offenbart zu haben. Ich habe in Ihnen gefunden, was ich nicht zu hoffen gewagt: das Weib, das ich ſuchte — die Jungfrau, die meine tiefſten und heiligſten Sympathien unwiderſtehlich an ſich gefeſſelt hat. Ich liebe und verehre Sie — ich biete Ihnen Herz und Hand an; —— darf ich auf die Güte, die Sie mir gezeigt haben, auch jetzt hoffen? Wollen, können Sie die Meine werden?“

Emilie, wie ſichtlich die Neigung des Mannes ſich ihr ſchon früher kund gegeben, wie ſehr der Gedanke ſich ihr aufgedrängt hatte, daß er ihr Haus nicht verlaſſen werde, ohne ſich ihr erklärt zu haben, fühlte ſich durch den förmlichen Antrag, den ſie jetzt nicht erwartete, doch ſo getroffen, daß ſie keines Wortes mächtig war. Tiefe Röthe bedeckte ihre Wangen, ihre Glieder bebten. Sie hatte in der erſten Ueberraſchung einen Blick auf ihn geworfen, der etwas

Bittendes hatte, und ſah dann in der größten Aufregung zur Seite.....

Der Liebende ſchaute ſie mit plötzlicher Trauer an. „Spricht Ihr Herz nicht für mich?“ rief er in tiefer Bewegung. „Iſt es nicht mehr frei? — Sagen Sie mir's,“ fügte er mit ſichtlicher Anſtrengung hinzu. „Sagen Sie die Wahrheit! — Ich kann ſie tragen und meine Geſinnung wird dieſelbe bleiben!“

Die Jungfrau, durch den Ton der Klage ergriffen, hatte ſich ihm unwillkürlich wieder zugewendet. „O Sie ſind gut!“ rief ſie mit einem Blick der Liebe. „Und ich — — Ah!“ rief ſie aufſchauend, „dort kommen meine Eltern! Sprechen Sie mit ihnen! — Ich,“ ſetzte ſie mit überfließenden Augen hinzu, „ich will es Ihnen geſtehen: ich liebe Sie! Und wenn mein Herz Sie glücklich machen kann — es gehört Ihnen ganz und gar!“ — — —

Bei der uns bekannten Geſinnung der Eltern konnte der Verlobung der Liebenden nichts im Wege ſtehen. So wurde ſie denn an demſelben Abend noch gefeiert, der Bund der Seelen beſiegelt, und die nun ſchöner und näher Verwandten zeigten ſich alle jene wechſelſeitige feierliche Liebe und Achtung, die das Menſchenherz wohl mit den ſüßeſten Empfindungen des Erdenlebens erfüllt.

Als die Verlobten ſich einmal allein fanden, ſagte der Glückliche, die Braut umarmend: „Nun biſt du mein, und eine Hoffnung iſt in Erfüllung gegangen, die mir nach dem erſten nähern Bekanntwerden wunderbar in die Seele leuchtete, dann aber ſank und ſank und der Sorge, der Furcht Platz machte! — Wie konnteſt du mir das thun und dir den Anſchein geben, als wär' ich dir Nichts geworden?"

Emilie, zärtlich lächelnd, erwiderte: „Ich hatte meinem Herzen zu ſehr nachgegeben und mich verrathen! — Durfte ich ſchon an Deine Liebe glauben, da ſie noch durch kein Wort ausgeſprochen war? — Und," ſetzte ſie hinzu, „die großen Dinge, die heiligen Wahrheiten, die du mich lehrteſt, geboten mir Zurückhaltung!"

Der Liebende war ernſt geworden. „Es iſt recht gegangen," ſagte er; „und auch für die Prüfung, die du mir auferlegt haſt, muß ich dir danken! —

Wunderbar, wie Menſchen ſich finden! Wir kennen uns nur kurze Zeit, aber wir ſind uns doch klarer, als Viele, die nach jahrelangem Umgang den Bund des Lebens ſchließen."

„Es gibt," entgegnete die Jungfrau, „einen aufrichtig geraden Weg, ſich kennen zu lernen; und dieſer iſt auch hier der beſte!"

„Uns wenigſtens," verſetzte der Liebende, „hat er zum Ziele geführt, indem er uns wechſelſeitige Blicke thun ließ in das Innerſte unſres Weſens. — — Zu einer Confeſſion," fuhr er nach einer Weile fort, „kann man ſich bekanntermaßen auch nur äußerlich bekennen; und doch hält man es immer für beſſer, wenn Verlobte einer und derſelben angehören. Wir ſtimmen in Wahrheit mit einander überein, uns iſt — was man heutzutag bei dem gleichen kirchlichen Bekenntniß nicht immer ſagen kann! — die Harmonie des Denkens auf die Dauer verbürgt. — Ehren wir den glückſeligen Tag durch ein Gelübde! Da uns das gleiche Streben nach Erkenntniß zuſammengeführt hat, ſo wollen wir an den erlangten Ueberzeugungen nicht nur ſelber unverbrüchlich feſthalten, ſondern auch zuſammen das Unſre thun, Andre dafür zu gewinnen. Eine neue Zeit iſt angebrochen; was uns Bedürfniß war und iſt, iſt es Vielen! Kommen wir ihnen entgegen durch Wort und Schrift — durch Leben und Beiſpiel! Wenn die Mittel des Wirkens für Männer und Frauen verſchieden ſind — der ächte Wille findet immer diejenigen, wodurch er die Mitmenſchen fördern und das göttliche Geſchenk des Daſeyns doch in etwas vergüten kann."

„Hier, meine Hand," erwiderte Emilie freudig. „Ich bin ſo glücklich, daß es mich wahrhaft beruhigt, eine Pflicht auf mich nehmen zu können. Und wenn zwei Menſchen wenig vermögen — das Wenige ſchließt ſich an Vieles an, das Andre thun, weil die Zeit dazu gekommen iſt. Was ſeyn ſoll, das hat den Segen!"

Der Verlobte drückte die Hand, die in der ſeinen lag, zärtlich und ſagte: „Das iſt die rechte Geſinnung! Damit kann man Glück haben und Glück verdienen und Befriedigung finden auch in dieſer Welt!" —

in 1 band [illegible]

Ewige Liebe.

Erzählung

[illegible]

von

Melchior Meyr.

12

Erſter Theil.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1864.

16. 5 9

Ewige Liebe.

Erſter Theil.

Ewige Liebe.

Roman

von

Melchior Meyr.

Erſter Theil.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1864.

THECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Capitel.

In einem ſchönen Gau des mittlern Deutſchlands lag ein alter Ritterſitz, Ellerburg geheißen. Ein braungelbes, vierſeitiges Gebäude mit runden Eckthürmen, nahm es ſich beſonders anſehnlich von der Weſtſeite aus. Dieſe erhob ſich auf einem nicht hohen, aber ziemlich ſteilen Felſen, an dem ein Flüßchen, die Eller, ſachte vorbeifloß, um ſich durch die Wieſen des fruchtbaren Thales hinzuſchlängeln. Gegen Oſten, in ſanfter Abdachung, lagen die Oekonomiegebäude und ein parkähnlicher Garten. Eine Mauer und hinter ihr ein grasbewachſener Graben ſchieden die Beſitzung von dem Dorfe, das ſich von der Anhöhe bis zum Thal hinab erſtreckte.

Von welcher Seite man die Burg anſah, überall machte ſie einen anheimelnden, und wie man ſie vielleicht am beſten charakteriſirt, freundlich romantiſchen Eindruck. Es war eine von denen, die einem vorbeiwandernden Poeten den Gedanken eingeben können: hier ſollte ich meine Dichtung ausführen — hier müßte ſie gelingen! Das Anziehende beſtand nicht in Pracht und Zierlichkeit, ſondern in dem zugleich Maleriſchen und Behaglichen der Erſcheinung. Von Prunk war ſo wenig zu bemerken, daß man bei näherer Betrachtung an Schloß und Wirthſchaftsgebäuden ſogar Spuren eines gewiſſen Verkommens entdecken und den Schluß ziehen konnte, daß der Beſitzer entweder auf eine glänzende Außenſeite nichts gab, oder nicht mehr zu den Reichen gehörte. — —

An einem angenehmen Sommertag des Jahres 183—, gegen Abend, konnte man im Hofe des Hauptgebäudes ein geſchäftiges Treiben bemerken. Diener verſchiedener Gattung trugen Möbel und ſonſtigen Hausrath vom öſtlichen Flügel in den weſtlichen. Ein Herr zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahren ſtand im Hofe, überſchaute den Zug mit Behagen und mahnte die Tragenden zur Behutſamkeit. Als der letzte an ihm vorüberging, bemerkte er: „Nun, damit wird's hoffentlich genug ſein? — Sag' ihr, ſie mög' es nicht gar zu ſchön machen!“

Dieſe Worte des Barons von Ellerburg galten ſeiner einzigen, ſiebzehnjährigen Tochter Helene, die in dem ſonſt nicht mehr bewohnten Theile des Schloſſes ein paar Zimmer einrichtete.

Helene, an welche die Mahnung gelangte, ließ ſich in der Ausführung ihrer Gedanken nicht beirren. Es ſollte gut und zierlich werden, und die Diener hatten mit Setzen und Legen verſchiedene Proben zu machen, bis ſie ihr genug thaten. Endlich, als noch ein glänzend polirter Schreibtiſch und ein Repoſitorium mit ſchöngebundenen, wenn auch nicht eben neuen Büchern, aufgeſtellt war und zu bequemer geiſtiger wie leiblicher Exiſtenz nichts mehr zu fehlen ſchien, ließ ſie die Augen zufrieden umhergehen, warf noch einen Blick durch das mittlere Thurmfenſter in's grüne, mit freundlichen Ortſchaften belebte Thal und auf den herrlichen Laubwald, der den linken Hügelzug krönte, nickte mit einem Lächeln des Vergnügens und ging über die breite Treppe von Eichenholz in den Hof hinunter.

Sie traf den Vater, der, als er ihrer anſichtig ward, ſie mit einem Lächeln betrachtete, das von ſchalkhafter Laune, womit es begann, bald zu froher Zärtlichkeit überging.

Es war in der That eine Tochter, woran der gute, würdige Herr ſeine Freude haben konnte. Eine Figur, ſchlank und zierlich, von einer Anmuth in Haltung und Bewegung, die vollkommen natürlich erſchien und durch nichts mehr die Kunſt verrieth, die gleichwohl auch beigetragen hatte, ſie möglich zu machen. Die regelmäßigen Züge waren ſo feinſchön, daß ſie bei näherm Anſehen nur gewinnen konnten. Mit blondem Haar, eignen, dunkelbläulichen Augen und einem ſeelenheitern Glanz des Geſichts hatte ſie in ihrer Erſcheinung etwas gradezu Feenhaftes. — Der Ausdruck des jetzt mehr als ſonſt gerötheten Geſichts ſagte dem Baron, daß nicht nur Alles gethan, ſondern auch Alles nach Wunſch ausgefallen ſei.

„Nun,“ rief er, „iſt's fertig? Und ſchön genug?“

„Ich bin zufrieden,“ erwiederte Helene.

„Dann,“ verſetzte der alte Herr mit Humor, „kann er ſich freuen!“

„Er ſoll ſehen, daß wir ihn ehren wollen,“ entgegnete Helene. „Es iſt ein Mann von Geiſt, ein Gelehrter, ein Dichter; — er ſoll die ſchönſte Stube und die ſchönſte Ausſicht haben!“

„Herr von Lichtenfels,“ bemerkte der Baron nach einem Moment, „iſt nicht verwöhnt. — Er lebt ſehr einfach!“

„Eben deswegen!“ rief Helene mit einem gewiſſen Eifer.

Der Vater ſah ſie an und ſagte: „Du biſt ein gutes Kind!“

Helene lächelte. „Weil ich einem Freunde Karl's, der noch dazu ein Verwandter von uns iſt, eine Stube einrichte?“

„Weil Du's in ſo guter Meinung thuſt!“

„Ei nun,“ verſetzte das Mädchen, „ich habe dabei meine Abſichten! Es ſoll ihm hier gefallen! Er ſoll länger bei uns bleiben, ſoll etwas Schönes ausarbeiten und daneben mich in die Schule nehmen. Ich bin wißbegierig und habe mir ſchon lange gewünſcht, mit einem ſolchen Manne umzugehen!“

Der alte Herr betrachtete ſie mit einem forſchenden Blick.

„Karl,“ fuhr Jene fort, „ſagt in ſeinem letzten Brief, er könnte, wenn er wollte, Profeſſor an einer Univerſität ſein!“

„Zum Glück,“ erwiederte der Baron, „hat ihm ſein Vater noch eine kleine Rente übrig gelaſſen, und er kann unabhängig leben — wenn er allein bleibt!“

Das Mädchen ſah für ſich hin und rümpfte die ſchöne Lippe, indem das Licht einer gewiſſen Schelmerei in ihrem Geſicht aufging. „In Gottes Namen,“ ſagte ſie. „Man kann auf allerlei Art glücklich ſein. — Aber jetzt kann er nicht lange mehr ausbleiben; es iſt ſieben Uhr! — Komm, laß uns ſehen!“

Sie nahm den Vater bei der Hand und führte ihn durch das Schloßthor in den äußern Hof. Die Sonne vergoldete die Bäume des Gartens und beſchien die Giebel höher gelegener Bauernhäuſer, daß ſie ungemein freundlich herglänzten. Die Beiden gingen und ſtanden, freuten ſich des ſchönen Abends, und der Baron wiegte ſich behaglich in dem Gefühl, der Erbherr von Ellerburg zu ſein.

Die Gedanken der Tochter hatten einen ähnlichen Lauf genommen, obſchon zu anderm Ziel. „Es muß ihn doch intereſſiren," begann ſie, „das Haus kennen zu lernen, wo ſeine Urgroßmutter geboren iſt!"

„Man ſollt' es glauben!" verſetzte der alte Herr. „Und das zu Bild ſehen, das ſie ihm als Jungfrau und berühmte Schönheit zeigt!"

„Es iſt wahr," erwiederte Helene. — Sie ſchwieg und ging ſinnend neben ihm. Dann ſagte ſie: „Ein herrliches Weib; blühend, ſtolz und lebensfroh, — die man immer wieder bewundern muß, ſo oft man das Bild ſieht! — Und jetzt modert ſie im Grabe!"

„Wie kommſt Du auf ſolche Gedanken?" entgegnete Jener verwundert.

„Ich weiß nicht," verſetzte die Tochter. — „Es iſt mir ſo eingefallen!"

„Dieſen Weg gehen wir Alle," bemerkte der Vater. „Aber Jede könnte ſich gratuliren, wenn ſie vorher ein ſo glänzendes Leben führte, wie die ſchöne Eliſabeth. Ihr Mann, Hans von Lichtenfels, war einer der reichſten Edelleute im Lande, ſehr angeſehen bei Hof, — Alles, was er unternahm, gerieth ihm. Sie hatten wackere Kinder, verſorgten ſie gut, und Frau Elsbeth ſtarb in ſo hohem Alter, daß ſie beinahe noch ihren Urenkel Hugo erlebt hätte!“

„Wie kommt's,“ fragte Helene nach einer Pauſe, „daß dieſer ſo gar unbemittelt iſt?“

„Sein Vater war ein Verſchwender,“ verſetzte der Baron, indem eine leichte Röthe über ſeine Wangen lief. — „Er hatte noch ein beträchtliches Vermögen; aber in einigen Jahren war's durchgebracht.“

„Schade!“ bemerkte Helene. „Der Sohn könnt' es ſo gut anwenden!“

„Nun,“ entgegnete der Alte, „er tröſtet ſich ja mit Philoſophie und ſchönen Künſten! — Freilich,“ ſetzte er etwas ſpöttiſch hinzu, „wär's beſſer, wenn er's nicht nöthig hätte!“

„Weißt Du,“ begann nach kurzem Schweigen das Mädchen, „daß ich mich eigentlich vor ihm fürchte?“

„Wie ſo?“

„Er weiß ſo viel — und ſoll ſo ſtreng ſein! — unter Umſtänden ſogar die Galanterie bei Seite ſetzen, die man Damen ſchuldig iſt, und ihnen ſehr unangenehme Wahrheiten ſagen können!“

Der Vater ſah ſie erheitert an. „Dazu,“ entgegnete er, „wirſt Du ihm hoffentlich keine Gelegenheit geben!“

„Wer kann das wiſſen?“ verſetzte Helene. „Es iſt eine eigene Sache, vor einem Manne zu ſtehen, von dem man ſich ſagen muß: der kennt Alles beſſer als Du! Ein Gereiſter und Gelehrter in Einer Perſon!“

„Der aber zugleich ein Cavalier iſt!“ — entgegnete der Vater. „Nur Pedanten ſind hochmüthig und laſſen Andere ihr Wiſſen fühlen; aber zu ihnen gehört Hugo nicht; davor ſchützt ihn das Blut, das in ſeinen Adern fließt!“

Das Mädchen hatte bei den letzten Worten gehorcht und rief, nach links deutend, erfreut: „Da hör' ich einen Wagen! — Er kommt! — — Ich bin wirklich ſehr neugierig!“

Sie zog den Vater durch's äußere Thor auf die Brücke, von der man gegen Norden ſehen konnte. In der That bog um das nächſte Waldſtück eine Poſtchaiſe. — Sie brachte den Erwarteten, denn ſie lenkte den Weg zum Schloß ein. Als die Beiden deß gewiß waren, traten ſie in den Hof zurück.

Der Wagen rollte durch's Thor, und der Baron ging hin, den Ankömmling zu begrüßen. Helene war noch im letzten Moment raſch bei Seite getreten, ſo daß der Wagen an ihr vorüberfuhr und der Vater den erſten Willkomm allein zu bieten hatte.

Der wackere Herr ſchüttelte dem Ausgeſtiegenen die Hand und gab ſeine Freude, ihn bei ſich zu ſehen, um ſo herzlicher kund, als der Vetter gleich beim erſten Anblick einen ſehr guten Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Hugo von Lichtenfels ſtand, wie man ſchließen mußte, in der zweiten Hälfte der Dreißiger. Er war über Mittelgröße, wohl gebaut, von breiten Schultern. Sein Kopf hatte etwas zugleich Imponirendes und Gewinnendes. Die hohe Stirn verrieth den Denker; die braunen Augen, die ſchöngeprägten Lippen drückten ein Wohlwollen aus, das beim erſten Anblick Vertrauen einflößte. Die ziemlich dunkle Geſichtsfarbe, welche den ſchwarzen Haaren entſprach, gab den vollen Wangen etwas Männliches; und die ganze Art, wie er ſich darſtellte, zeigte ruhig feſten Sinn, verbunden mit der Eindrucksfähigkeit einer fühlenden Seele.

Als er nach Uebergabe des Reiſegepäcks an Bedienten und Kutſcher den Baron wieder begrüßte, trat mit anmuthiger Beſcheidenheit Helene zu ihnen.

„Meine Tochter!“ ſagte der alte Herr vorſtellend; und Beide verneigten ſich ſtumm.

Hugo ſah das Mädchen an und ſtand ſo überraſcht, daß er die gewöhnliche Anrede entweder nicht ſprechen konnte oder nicht wollte. Er erfuhr nicht nur einen Eindruck, wie ihn ungewöhnliche Schönheit, ſondern eine Geſtalt macht, die für den Schauenden eine ganz eigenthümliche Bedeutung hat. Er ſtarrte hin; und glücklich im Innern, lächelte er verlegen. Dann fühlte er, daß er doch auch reden müſſe, und holte nun die Verſicherungen nach, womit er geſäumt hatte. Die erſten banalen Worte klangen ihm aber ſo dürftig, daß er ſich ihrer ſchämend in Verwirrung gerieth und einen Satz ausführte, der ihn, wenn er ihn ſchrieb, nicht in den Ruf eines guten Stiliſten gebracht hätte.

Der Baron lächelte für ſich. Denn wenn ſie nicht zu weit geht und einen ſchmeichelhaften Grund hat, liegt in der Verlegenheit eines Andern gar nichts Unangenehmes. Auch Helene konnte einen heitern Zug um den Mund nicht unterdrücken.

Als Hugo dem Poſtillon, der ihn hergebracht hatte, noch einen Auftrag gab, trat ſie zum Vater und ſagte mit ſchelmiſchem, innigem Vergnügen: „Ich fürchte mich nicht!“

Zweites Capitel.

Tage, Wochen vergingen. Hugo lebte mit der Familie, als ob er zu ihr gehörte, Ellerburg war ihm eine Heimath geworden.

Alles wirkte zuſammen, um ihm dieſes glückliche Gefühl zu geben.

Der Baron, bei allem Selbſtbewußtſein, hatte eine große natürliche Gutmüthigkeit und machte gern Freude, indem er ſeine Meinung von ſich ſelber in ſeinem Innern verbarg. Er war gaſtfrei und ſtrebte nach dem Ruhm eines freundlichen Wirthes, liebte aber zugleich die Bequemlichkeit und führte bei längerem Umgang die geſelligen Formen gern auf ein beſcheidenes Maß zurück. Um ſein Herz zu gewinnen, gab es ein einfaches Mittel: aufrichtige Bewunderung ſeiner Tochter, an der er mit der größten Zärtlichkeit hing, die den Stolz, die Freude ſeines Lebens ausmachte.

Helene war ein Kind im ſchönſten Sinne des Worts. Voller Leben, ſprach ſie die Friſche ihres Weſens unbewußt in graziöſen Formen aus. Bei ungewöhnlich feinem Verſtand und einer Neigung zur Schelmerei herrſchte doch die vom Vater ererbte Gutmüthigkeit in ihr vor; auch ſie liebte es vor Allem, zu beglücken und frohe Geſichter zu ſchaffen.

Zur Familie gehörte freilich noch eine Perſönlichkeit, die wir bis jetzt nicht erwähnt haben und die, wäre ſie die Herrin von Ellerburg geweſen, unſern Hugo ſchwerlich hierher gelockt hätte: die verwittwete Schwägerin des Barons. Ihr war aber in der Stellung, die ſie einnahm, Zurückhaltung geboten; und wenn ſie auch nichts dazu beitrug, dem Gaſt den Aufenthalt angenehmer zu machen, ſo ſtörte ſie doch auch ſein Wohlgefühl nicht, und er, da ihr Benehmen ſich gleichblieb, gewöhnte ſich an ſie.

Gräfin Rabeneck war eine Dame, deren Mittel ihrem Range nicht entſprachen. Das Vermögen, das ihr Gemahl und ſie zuſammengebracht hatten, war nicht bedeutend, und ſie verzehrten es denn auch in kinderloſer Ehe bis auf einen kaum in Anſchlag zu bringenden Reſt. Der Graf ſtarb zu guter Stunde, und die Wittwe durfte ſich glücklich preiſen, daß der Baron, der ein Jahr früher ſeine Gattin verloren hatte, ihr in ſeinem Hauſe einen Zufluchtsort anweiſen konnte. Sie trug nun ihren Dank auf ihre Weiſe ab, indem ſie an Stelle der Baronin repräſentirte und namentlich darnach trachtete, dem Neffen und der Nichte das zu verſchaffen, was ſie für wahres Glück hielt.

Mit einem längern Beſuch Hugo's in Ellerburg war ſie nicht einverſtanden geweſen. Ihre ſcharfen, ariſtokratiſchen Züge hatten ernſte Bedenken verrathen, als man ſie mit dem Schreiben Karl's und mit dem Entſchluß einer Einladung des Verwandten bekannt machte. Ueberſtimmt benutzte ſie die Gelegenheit einer Migräne, am Tage der Ankunft das Bett zu hüten, machte aber am nächſten Morgen doch gute Miene, als Hugo mit herzlicher Artigkeit ſie begrüßte und ſich ihrer Gewogenheit empfahl. Der Verbindung von Seelengüte und Würde in ſeinem Benehmen konnte auch ſie nicht widerſtehen. — —

Die erſten Beſuche bei nachbarlichen Freunden des Hauſes waren gemacht und die Gegenbeſuche empfangen; Einſamkeit und Stille waren auf der Burg wieder eingekehrt, und das kam den innigſten Wünſchen des Gaſtes entgegen.

Was ſagen wir? Hugo liebte — liebte mit allem Ernſt ſeines tiefen Herzens die Tochter des Hauſes. Der Verkehr weniger Tage hatte hingereicht, den erſten Eindruck, den ſie auf ihn gemacht hatte, zu beſtätigen und ihn erkennen zu laſſen, daß Helene diejenige ſei, die ſeine

Phantaſie ſehnſuchtsvoll geſchaffen und die er geſucht hatte.

Es war ſeine erſte Liebe. Obſchon wiederholt angezogen, hatte er ſich doch immer wieder frei gemacht und — ſeinem Ideal die Treue bewahrt. Sein Geiſt war zu klar und ſein Blick zu ſcharf, als daß er ſich über eine Regung auf die Länge hätte täuſchen und bloße Bezauberung der Sinne oder der Phantaſie für Liebe hätte nehmen können. Wo das Innere dem Aeußern nicht entſprach, wo er nicht die wahre Schönheit, das edle Gemüth erkannte, da wurden die Pfeile ſtumpf, die ihn zuerſt getroffen hatten, die Neigung blieb ohne Weihe, und ſie ſchwand dahin. — Hier mußte er zum erſten Male bewundernd lieben, je mehr er die Geliebte kennen lernte; und er gab ſich nun dem Strom einer Freude hin, wie ſie auch den Glücklichſten in dieſem Leben nur ſelten zu Theil wird!

Wenn Helene Jedermann hold und wohlthuend erſchien, was mußte der Liebende, — der Dichter und ideale Denker in ihr erblicken! Die Liebe ſieht nicht nur alles wirklich Schöne am vollkommenſten, ſie erhöht es aus ſich und umgibt es mit himmliſchen Farben. Das iſt eben das Geheimniß der Schönheit, daß zu ihr Zwei — zwei Liebende gehören! Daß ſie nur lebensvoll aufblüht in liebendem Geben und liebendem Empfangen! Daß ſie in ihrem höchſten Glanze nur dem erſcheint, der ſie heilig liebend verdient!

Unſern Dichter entzückte an dem holden Kind Alles, und der Umgang mit ihr wurde ihm eine unerſchöpfliche Quelle von Freuden. Der Klang ihrer Stimme, aus der ihre Seele tönte, machte auf ihn einen rührend ſüßen Eindruck; und es hätte für ihn, um einen ganzen Tag lang glücklich zu ſein, nichts bedurft, als des Morgengrußes, den ſie ihm ſpendete. Jede Stellung und Bewegung war für ihn eine neue Aeußerung der Schönheit, und er betrachtete ſie, als ob er dergleichen noch nie geſehen hätte. Trat ſie unerwartet vor ihn, ſo erhielt ſein Geſicht einen Ausdruck tiefſter Heiterkeit, wie das eines Kunſtenthuſiaſten, wenn er unvermuthet das edelſte Werk des geliebteſten Meiſters erblickt. Wendeten ſich ihre Augen zu ihm und glänzten die Lichter der Freundlichkeit, der Freude und der Schalkheit ihn an, ſo ſtaunte er über das Wunder der Natur, das Wunder des Seelenlebens. Denn es bleibt ewig wahr: die lebendige Schönheit in reiner Entfaltung und im holdeſten Moment iſt ſo überſchwänglich, daß neben ihr auch das vollkommenſte Idealbild erbleicht, — daß der Dichter, der es ſich vorgebildet hat, geſtehen muß, er habe die wahre Schönheit noch nicht gekannt und er ſei unfähig, was er mit Augen ſchaue, in Worten auszudrücken. — Wenn im wirklichen Leben ſo Vieles unſchön und verkümmert erſcheint und der idealiſirende Künſtler es leicht hat, ihm gegenüber das Beſſere vor Augen zu ſtellen: das Leben rächt ſich und bringt vor das Auge des Schaffenden ſelber auf einmal eine Erſcheinung, vor der alle Menſchenkunſt ſich machtlos und klein fühlt. — Doch eine ſolche Beſchämung iſt ſüß; und Heil dem Künſtler, dem ſie widerfährt!

Dieſes ſchöne Mädchen war aber zugleich empfänglich für Kunſt und Geiſt, empfänglich für das, was dem Liebenden ſelber das Höchſte war, und ſie begriff die Ziele ſeines Strebens. Ihr Verſtand zeigte ſich ſo ſchnellfaſſend, daß er ſich anfangs ordentlich betroffen fühlte, wie ſie Gedanken, die er erſt durch jahrelange Arbeit ſich errungen hatte, ſo leicht ſich aneignete, ſie dann handhabte, als ob ſie ihr von jeher bekannt geweſen, und ihm ſogar mit dem Vergnügen des Begreifens in Schlüſſe und Combinationen folgte. Es war ihm völlig ernſt, wenn er dem Vater einmal ſagte: „Helene hat einen genialen Geiſt! Sie braucht in Hauptſachen nichts zu lernen — ſie weiß ſchon Alles!“ —

Der größte Segen der Idealität iſt die empfänglichſte, dankbarſte Auffaſſung des Wirklichen; und ihn erfuhr Hugo nun in reichem Maße. Daß ein ſolches Weſen wie Helene exiſtirte, — daß er ſie mit Augen ſah und ihre Wirklichkeit nicht bezweifeln konnte, das erfüllte ihn immer wieder mit ſeligem Staunen. Mit Einem Strahl der Liebe durchdrang und erfaßte er das wunderbare Ganze, und ſie war ſein in allem Licht und aller Fülle des Lebens.

Helene beſaß aber zu allen Vorzügen noch den höchſten, dankenswertheſten, entzückendſten: ſie war ihm gut.

Darüber konnte für ihn kein Zweifel ſein.

Sie betrachtete ihn mit Blicken froher Achtung. Sie ſtrebte darnach, ihm Freude zu machen, nicht nur durch gewöhnliche Aufmerkſamkeiten, ſondern durch fein angelegte Ueberraſchungen. Seine Freude an ihr machte ſie glücklich; ſie hatte des innigen Vergnügens gar kein Hehl, welches neue Beweiſe davon in ihr erweckten. Und ſie zeigte ſich dafür erkenntlich! Wenn ſein Auge leuchtend auf ihr ruhte, dann erglomm auch in dem ihren ein ſüßes Feuer, und ihre Lippen verſchönten ſich durch einen Zug, der die Rührung ihres Herzens ausdrückte. Ja ſie kam ihm entgegen, ſah ihn gütevoll an, und freute ſich kindlich triumphirend des Glückes, das dann aus ſeinen Mienen ſprach.

Was iſt natürlicher, als daß der Liebende wieder geliebt wird? Daß die Seele dem Ruf zum Glücke folgt, das ihr wahre Liebe verheißt? — Und wenn Helene immer noch eine gewiſſe Zurückhaltung zeigte, ſelbſt in freundlichſter Annäherung eine zarte Linie nicht überſchritt und immer den heitern Sinn der Kindesunſchuld bewahrte, ſo war ihr das geziemend und eine neue Zierde an ihr.

Den größten Vortheil gewährte Hugo ſein Verhältniß als Lehrer, was er durch ſie bald geworden war. Denn nur in Märchenwelten kann man den Tag in Freundſchafts- und Liebesbezeigungen verbringen — irdiſche Geſchöpfe müſſen ihn mit einer Beſchäftigung ausfüllen, die für ſich Intereſſe einflöſt. Welche Beſchäftigung iſt aber anziehender als die mit geiſtigen Dingen, mit Wahrheit und Schönheit? Welche Arbeit lohnender als die, welche dem Lehrer die Fragen, der Schülerin die Antworten auferlegen? — Es iſt eine glückliche Abziehung von perſönlichen Gefühlen, wenn die Seelen mit gemeinſamem Antheil auf einen großen Gegenſtand gerichtet ſind; die Gefühle werden heilig gehalten, und wenn ſie dann wieder hervortreten, ſchaffen ſie nur um ſo reinere Luſt.

Wenn Hugo der Lernbegierigen klar und begeiſtert Aufſchlüſſe gab, durch hohe und heilige Vorſtellungen ihre Seele mit andachtsvollem Ernſt erfüllte, dann zahlte er die Freude heim, in welche die Lieblichkeit ihres Weſens ihn verſetzt hatte, und ſie vergalt ihm Bewunderung mit Bewunderung. Es war gut für ihn, daß ſie, die ihn von Liebe bezwungen ſah und nothwendig ihre Herrſchaft fühlte, in anderen Momenten wieder mit Hochachtung zu ihm aufſehen mußte. Und es war ſchön, daß ſie nach einem Blick der Liebe aus ſeinem Auge wieder mit inniger Zufriedenheit, ja mit ſchelmiſchem Vergnügen lächelte, da ſie ihrer Macht über ihn ſich wieder bewußt geworden.

Das Verhältniß zwiſchen einem liebenden Mann, der zugleich in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht nur heimiſch, ſondern productiv iſt, und einer Jungfrau, deren Seele nach Wahrheit verlangt, gehört ſicher zu den ſchönſten und für beide Theile ſegensvollſten. Denn es kann begabten Menſchen nicht genügen, zu leben und glücklich zu ſein: ſie wollen erkennen, wozu man lebt, wozu man glücklich iſt, und wie dem Glück Weihe und Dauer gegeben wird. Gehen doch Leben und Glück der Erde zuletzt vorüber! Wie ſchön iſt es nun, wenn der Liebende Einſichten erlangt hat, die ihn auf ewiges Glück und ewige Ehre hinſchauen laſſen, und ſeine Rede die Erwählte mit Licht erfüllt, ſo daß ihr das eigene Daſein klarer wird und das ideale Ziel erhebend vor ihre Seele ſich ſtellt! — Das iſt eben die Weihe des

Lebens und die Weihe des Glücks, daß man Leben und Glück begreiſen und ihre vollkommenſte Geſtaltung vorausdenken lernt! —

Unſern Freund, wenn er in dem traulich ſtillen, von Ihr ſo bequem eingerichteten Gemach allein war, durchdrang ein unausſprechliches Wohlgefühl. Er konnte wenig leſen und noch weniger ſchreiben. Aber er ſaß oder ging auf und ab in heiteres Sinnen verloren, oder froh nachdenkend, womit er ihr Vergnügen machen wolle. Hie und da warf er kurze Bemerkungen auf's Papier: Eindrücke, die er empfangen — Gedanken, die ſich in ihm erzeugt hatten. Oder er ſchrieb kleine Lieder hin, die ihm das wallende Herz und der liebebeſchwingte Geiſt eingegeben. Von dem Lichte des innern Glücks durchleuchtet ſah er dann auf die Landſchaft, und ſie ſtand vor ihm in Verklärung. Jeder Baum, jede Hütte, jeder blauduftige Hügel war ihm Poeſie geworden.

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß er auch zur Unterhaltung der Familie und etwaiger Gäſte das Seine beitrug. Der Glückliche, wenn er auch ſonſt nicht redſelig iſt, wird mittheilſam; und Hugo, der die meiſten Länder Europa's aus eigener Anſchauung kannte, hatte gar Vieles zu erzählen, was auch den Baron und die Gräfin intereſſirte. Er war keineswegs ohne Feinheit, der edle Geiſt; und da er die Beiden durch ſatiriſche Lichter, die er auf Erlebtes und Geſchehenes warf, am meiſten beglückte, ſo ließ er ſeiner Laune freien Lauf und erreichte den Zweck, auch ihnen zu gefallen. Die Beſtimmtheit, womit er über genau unterſuchte Dinge ſein Urtheil ausſprach, ſetzte ihn in Reſpect, und der Baron geſtand ſich, daß in ihm ein Mann ſteckte, der, wenn er wollte, eine bedeutende Stellung zu erlangen vermöchte.

Einen eigenen Stoff zu Geſprächen gab die Geſchichte der Familie. Der Baron hatte ſich dafür in jüngern Jahren ſehr intereſſirt und war glücklich, außer den Ahnenbildern auch noch Reliquien an Waffen und Geräthſchaften zu beſitzen, die er in demſelben Saale aufgeſtellt hatte. Man liebte es, bei Betrachtung derſelben ſich in frühere Jahrhunderte zu verſetzen; und als Hugo ſich zufällig als Autor einer kleinen Erzählung bekannt hatte, die in ein Journal gekommen war, lag ihn Helene ſehr an, einen Roman auszuführen, der eine Epiſode aus der Geſchichte derer von Ellerburg behandelte. Es gab nämlich aus den Zeiten vor der Reformation eine Sage, wonach eine wunderſchöne Hedwig des Geſchlechts durch Kühnheit und Geiſtesgegenwart ſich auszeichnete, indem ſie gegen einen Bund feindlicher Nachbarn die frühere Burg rettete, die hernach freilich doch zerſtört worden war. Dieſe ihre gemeinſchaftliche Ahne, meinte das Mädchen, zu verherrlichen, wäre Hugo ganz der Mann, und als Abkömmling auch verpflichtet. Wenn ihn aber bei der Zeichnung ihrer Schönheit ſeine Phantaſie im Stich laſſe, ſo könne er ja ſeine eigene Urgroßmutter conterfeien, die, wie ſie in der Mitte ihrer

Schweſtern daſtehe, ganz das Anſehen habe, als ob ſie dieſelbe That auszuführen vermöchte! — Hugo verſprach's der lieblichen Drängerin und begann wirklich Studien zu machen, die ihn angenehm beſchäftigten.

Im Ganzen trug die Unterhaltung ein ſtilles, friedliches Gepräge. Der Baron hatte früher chevalereske Paſſionen gehabt, die mancherlei Aufregung und Lärm in's Haus brachten; aber auch von der letzten — die ihn, nebenbei geſagt, am theuerſten zu ſtehen gekommen war, — vom Spiel, hatte er ſeit Jahren ſich bekehrt. Er war bequem geworden, der gute Herr, ſo daß auch einfache Jagdgänge und Spazierritte nur wenig Reiz mehr auf ihn übten. Am meiſten gefiel er ſich in behaglichem Umherſchlendern und Träumereien, die ſich auf ſeine Kinder bezogen.

Die Tage gingen hin. In der dritten Woche nach ſeiner Ankunft hatte Hugo von einer größern Tour geſprochen, die er auf den Spätſommer angeſetzt und die er nun bald werde beginnen müſſen; aber Helene hatte ihn ſo ſchön gebeten, die Unterhaltung und den Unterricht nicht zu unterbrechen, der Baron, der ſchon an ihn gewöhnt war, hatte ſo freundlich, um nicht zu ſagen väterlich eingeſtimmt, daß er den Gedanken aufgab und blieb. Wenn ich in ſeinem Namen offen ſein ſoll, war es im Grunde auch mehr eine Probe geweſen, worauf er die Verwandten ſtellen zu müſſen glaubte; und er wäre ſehr betroffen geweſen, wenn ſie ihn hätten ziehen laſſen! —

Wie er ſein Verhältniß anſah und über Gegenwart und Zukunft dachte, ſpricht ſich am beſten in einem Briefe aus, den er in jenen Tagen an einen Jugendfreund ſchrieb, der an der Landesuniverſität Profeſſor der Jurisprudenz war.

Er lautete:

„Mein lieber Fritz! Es iſt geſchehen, was ich gehofft, und was Deine Frau mit liebenswürdigem Vertrauen mir prophezeiht hatte, — Du biſt widerlegt! — Warſt Du nicht alles Ernſtes gemeint, mir Sprödigkeit aus Hochmuth anzudichten und mir nachzuſagen, ich ſei ein Verächter der Frauen, weil ich in meinem Alter noch feſſellos umherginge? Haſt Du mich nicht verläumdet als Einen, der an jeder lebenden Jungfrau auszuſetzen habe, daß ſie nicht vom Scheitel bis zur Sohle ſein Ideal ſei, und der nie werde finden, was er ſuche, weil er eigentlich gar nichts finden wolle, ſondern nur immer träumend ſuchen? — Ich habe gefunden! Ich habe nicht ganz das gefunden, was ich mir vorzuſtellen liebte — nein, mein Ideal iſt nicht ganz erfüllt: die Wirklichkeit iſt unendlich viel reizender und lieber! — Nur ein Blick hat dazu gehört, um mir die Gewißheit zu geben, daß ſie es iſt, weil ſie es nicht iſt, um mir zu beweiſen, daß ich phantaſirend ein Stümper geweſen. Ich habe geträumt, ich träume noch, aber jetzt erſt den wahren Traum, das traumſchöne Leben!

Es iſt die einzige Schweſter unſeres gemeinſchaftlichen Freundes Karl von Ellerburg.

Du weißt, daß die Meinen mit dem Baron und ſeinen nächſten Verwandten auf geſpanntem Fuße lebten und daß ich Schloß Ellerburg deshalb nie geſehen, obwohl etwelches Blut der Familie in meinen Adern fließt. Dieſen Sommer kam nun darauf bei Karl die Rede, und da die Gefühle der Meinen nicht auf mich übergegangen waren, ſo erhielt ich eine Woche ſpäter von ſeinem Vater die Einladung, einen Theil der ſchönen Jahreszeit bei ihm zuzubringen. — Ich ging, und ſah Helene; — und mein Schickſal war erfüllt.

Im Gegentheil, Du conſequenter Verkenner Deines Freundes: ich war von Jugend auf ein Verehrer des weiblichen Geſchlechts und offen für allen Liebreiz, womit Gott und Natur dieſe ihre ſüßeſte Erfindung ausgeſtattet. Nur das Glück hatte ich nicht, diejenige unter ihnen zu finden und zu gewinnen, die ich eben ſuchte. — Heil meinem Eigenſinn — meiner Thorheit, wenn Du willſt! Ich bin frei geweſen, als ich ſie erblickte;

und habe ſchon jetzt ein Glück erfahren, um deſſentwillen es werth war, in's Daſein getreten zu ſein.

Es wird mir ſchwer, ſie Dir zu ſchildern. Denn ich kann Alles ſagen, und habe doch eigentlich nichts geſagt. Was weißt Du von ihr, wenn ich Dir ſchreibe: zartſchlanker Wuchs und reizende Linien der Bewegung; mattglänzende blonde Haare mit natürlichen Locken; Augen von einem eigenen, kräftigen Blau; fein geprägte, gehaucht rothe Lippen, kleine, ſchimmernd weiße Zähne; regelmäßige Form des Geſichts, mit kaum gebogener Naſe, in zierlichſter Ausführung; Hals und Bruſt wunderbar modellirt! — Kannſt Du Dir ein Bild machen von dem Ganzen? — Was Du Dir auch vorſtellen magſt: die Wirklichkeit — die Einheit — die Schönheit, die in der eigenthümlichen Einheit liegt, wirſt Du nie vor Augen haben!

Heiliges Leben! Selige Wirklichkeit! — Was wir dichten und denken, das Herrlichſte und Schönſte, es beſchäftigt uns, aber es befriedigt uns nicht! Es iſt nur ein Sichbereiten zur innigſten Auffaſſung des Schönen, wenn es uns lebendig entgegentritt. Sehnſucht lodert in uns und verzehrt uns, in Entſagung leben wir öde Tage, wenn wir es ſuchen und es will nicht erſcheinen. Schwebt es aber her — ſchauen wir es mit Augen und ergreifen wir es mit den Sinnen, dann wallt ein Entzücken in uns auf unausſprechlich — ein Glutgefühl, das nicht verzehrt, ſondern erfüllt und nährt und heilt: und ſtark und froh trinken wir vom Götterquell des Lebens! — Liebe iſt zur Sehnſucht gekommen und hat ſich mit ihr vermählt; der Sehnſucht iſt Heil widerfahren, und Friede iſt die Frucht des Bundes.

Wer die lebendige Schönheit mit Augen geſehen hat, der weiß mit vollkommenſter Klarheit: die Seele bildet den Leib und adelt ihn und erhält ihn ſchön und umhaucht ihn mit Zaubern der Anmuth. Schönheit des Leibes ohne Schönheit der Seele iſt todt. Wenn Güte, Liebe, Heiterkeit und

Schalkheit aus den Mienen blicken und die ganze Geſtalt durchfließen, dann iſt der Leib Seele — Poeſie geworden, er duftet uns an wie Lilien und Roſen, und wir müſſen ausrufen: hier iſt Vollkommenheit!

Der Himmel, mein lieber Freund, beginnt ſchon auf Erden; — oder beſſer geſagt, er iſt auch auf Erden nie ganz ausgegangen. Sogar das Reinſchöne kann in dieſer Welt erblühen, wie die göttlichſten Gedanken im Geiſte der Sterblichen ſich erzeugen können, die wir im Himmel nicht beſſer zu denken vermögen. Aber ſelten glühen dieſe himmliſchen Lichter auf Erden empor, und ſie erlöſchen wieder. Sei es! Die Werke Gottes halten doch ſo lang in Schönheit aus, um uns einen Vorſchmack zu geben der ewigen Vollkommenheit, in welche erhoben zu werden vor allen ſie in's Daſein gerufen ſind! Und der Gedanke, daß ſie vergehen müſſen, um beſtändig zu werden, läßt ſie uns nur um ſo rührender und theurer erſcheinen.

Du weißt, daß ich von Geſinnung kein Ariſtokrat bin. Ich kann behaupten, daß ich für die Mängel, Thorheiten und Albernheiten auf Seiten meiner Standesgenoſſen ein offneres Aug' und ein ſchärferes Wort hatte, als für die Kehrſeite, die auch anderswo fatal genug hervortreten kann. Was die Stände betrifft, deren Thätigkeit wir den Boden verdanken, auf dem alles Leben gedeiht, und die ihn nun ſelbſt mit den ſchönſten Blüthen des Lebens zieren, ſo hab' ich ihre Verdienſte und Vorzüge ſtets mit Freuden anerkannt und geprieſen. Ich habe mit allen Berufen zeitweilig verkehrt, und indem ich ihr Treiben mit den Augen wahrer Theilnahme betrachtete, den eigenthümlichen Werth und Reiz eines jeden erkannt. Ebendarum kann ich aber auch die Vortheile und Vorzüge würdigen, die dem Adel immer noch eigen ſind oder wenigſtens bei ihm am meiſten hervortreten.

Geſtehen wir's uns: es iſt ſchön, von einem Geſchlecht abzuſtammen, das Jahrhunderte lang zur herrſchenden Claſſe gehörte, die Fähigkeiten ausbildete, die in ſolcher Stellung gefordert und natürlich ſind, und nun Anlage und Richtung dazu dem Abkömmling überliefert, wie die Güter, die es für ihn geſammelt hat! Es iſt ſchön, mit alten Zeiten verbunden zu ſein durch das Blut, das in uns fließt, und durch die natürliche Zärtlichkeit, die wir dem Stamme widmen, von dem wir uns ableiten! Es iſt ſchön, auf einem Gute zu ſitzen, von dem wir uns ſagen können: das haben die Ahnen vor Jahrhunderten gewonnen und durch Jahrhunderte erhalten! In dieſem Hauſe ſind ſie aus- und eingegangen, haben Leid und Freud' erfahren und haben es beſeelt und geweiht durch Menſchenkraft und Menſchengeſchick, und durch eine Fülle ſchöner und freudiger, leidenſchaftlicher und liebevoller Empfindungen! — Alles das, es läßt ſich nicht leugnen, gibt der guten Natur ein heitres Selbſtgefühl, eine Freiheit des Geiſtes und eine Anmuth des Betragens, die im Umgange den wohlthuendſten Eindruck machen.

Die Ellerburger waren von jeher ſtattliche, ſchöne Leute — das bezeugen die Ahnenbilder, deren erſtes grade vor jetzt dreihundert Jahren gemalt wurde. Meine eigene Urgroßmutter, deren Originalconterfei ich endlich geſehen habe, iſt ein ſtolzes Weib, von heroiſcher Grazie, mehr Juno als Venus, — wie ſie denn als Gattin würdevoll und muthig und im Intereſſe der Familie nur etwas zu ehrgeizig war. — Von allen dieſen Geſtalten iſt Helene die feinſte Blüthe. Das edle Licht, das ihr ganzes Weſen umſchimmert, iſt um ſo rührender, als ſie ſelber keine Ahnung davon hat, wie es ſie auszeichnet. Es iſt in Wahrheit eine paradieſiſche Natur. Alles Gelernte hat ſie ſich angeeignet und vergeſſen und in Natur verwandelt durch ihr lichtfrohes Gemüth, das Alles durchfließt und jede Aeußerung der Seele glänzend neu erſcheinen läßt. —

Aber (wirſt Du mich fragen) was haſt Du nun eigentlich vor? Was ſind Deine Anſichten und Abſichten? Wie denkſt Du Dir Deine Zukunft?

Ich bin glücklich, beſter Freund, einen Schritt, der jetzt noch viele Bedenken erregt, nicht ſogleich wagen zu müſſen. Mein Reiſeproject iſt aufgegeben, mein Beſuch nach freundlichen Wünſchen auf unbeſtimmte Zeit verlängert. Helene iſt noch jung, hat kaum das ſiebzehnte Jahr überſchritten; ihr Herz iſt gänzlich frei geblieben und kein Mann in der Nähe, den ich zu fürchten hätte. Sie hängt an mir mit einer Freundſchaft, die ſich nicht ſcheut, in Momenten der Güte die Form der Liebe anzunehmen. Sie iſt geiſtvoll und trachtet nach Erkenntniß und ehrt in mir ihren Führer und Lehrer; und wenn die Achtung in ihrem Herzen noch überwiegt, ſo iſt doch eben ſie die Staffel zur wahren und dauernden Liebe. Träte jetzt ein Mann auf, dem ich an äußern Vorzügen weichen müßte, er wäre aber ohne Geiſt und edlen Sinn, Helene würde ihn ungerührt kommen und ſcheiden ſehen. Wer in die Welt des Ewigen und ihre Herrlichkeit Blicke gethan hat, wie ſie, der bleibt ihr treu und fällt nicht ab an den Schein, der nach blendendem Gleißen in Nichts zerfließt.

Erwägungen freilich ſtell' ich doch an: wie ich ſie mir erringe, und, wenn es gelungen, welch ein Daſein ich mit ihr führen werde. — Der Baron war bei der Uebernahme ſeiner Güter noch reich, aber das Vermögen, wie ich hörte und jetzt auch merke, iſt geſchmolzen. Wie ſehr? Ich weiß es nicht; aber es ſcheint doch nicht ſo weit, daß er ſich nicht durch ſein jetziges eingezogenes Leben wieder erholen könnte. — Wenn mein Vater — — doch ſtill von dem leidenſchaftlichen, fürſtlich leichtſinnigen Mann! — — Ich habe bisher meiner Ausbildung und meinen Neigungen gelebt, — gilt es, ein Weſen wie ſie zu beglücken, dann kann ich auch der Pflicht leben und arbeiten im Schweiße des Angeſichts! Und ſüßer muß es ſein, für die Geliebte nicht nur den Ueberfluß hinzuwerfen, ſondern den Kampf des Lebens zu kämpfen und Drangſal überwindend ein Verdienſt zu ſammeln gegenüber dem unendlichen Geſchenk der Liebe.

Lebe wohl, mein Freund! Grüß mir die liebe, freundliche Gattin, die ich jetzt ſehe, wie ſie ſchalkhaft lächelt. Sie triumphiren doch alle, wenn wieder Einer gefangen iſt und entzückt verkündet, daß unſer Herrgott kein ſchöner und edler Werk erdacht und ausgeführt hat als das Weib!" —

Zunächſt ließ er ſich alſo gehen im Glück, der Glückliche. Es ereignete ſich nichts, was ſein Verhältniß zur Familie geändert hätte. Die Zeit bewirkte nur, daß die Vertraulichkeit mit ihr und das Behagen des Umgangs für ihn gemehrt wurden.

Daneben begann er aber doch auch, eine gewiſſe Sorge für ſie zu entwickeln. Der Verwalter der Oekonomie hatte durch überhöfliches Benehmen von Anfang an ein Mißtrauen in ihm erregt, das die Urtheile von Dorfleuten über dieſen Mann ihm nicht benehmen konnten.

Er bewog den Baron, auf die Wirthſchaft ein ſchärferes Auge zu haben und die Rechnungen fleißiger zu prüfen, indem er als Gehilfe ſich alle Mühe gab, ihm das Geſchäft intereſſanter zu machen.

Die eigene Lage und die Möglichkeit der Gründung einer Familie überlegte er gewiſſenhaft. Von dem Einkommen, das aus ſeinem Erbe floß, konnte er nur ſelber leben; und auch er nur, weil er ohne alle koſtſpieligen Neigungen war. Der Baron konnte die Rente ſchwerlich zur Führung eines Hausſtandes ergänzen, wie er ihn allein der Geliebten anbieten durfte. Was war zu thun? Sollte er ſeine literariſchen Fähigkeiten anſtrengen zum Zwecke des Erwerbs? Ein täuſchendes Unternehmen, wie ſo manches Beiſpiel zeigt, und ihm, der bis jetzt mit der Feder nur ſeine Neigung befriedigt hatte, innerlich widerſtrebend! — Sollte er nach einer Stellung trachten, zu welcher ihm Geburt und Kenntniſſe eine Art Anrecht gaben? Er konnte ſich nur zwei denken. Aber die diplomatiſche Carrière verzehrt mehr, als ſie lohnt, und unter allen Umſtänden würde er nicht ſofort einen Poſten mit Einkommen erlangen. Zum Intendanten der Hofbühne hielt er ſich geeignet und glaubte auch der Verbindungen, die ihm den Weg dazu bahnen konnten, nicht zu ermangeln. Aber der jetzige Inhaber der Stelle, wenn auch alt, war noch ziemlich friſch und gab vorderhand keine Ausſicht, daß er ſeiner Thätigkeit ſatt werden möchte.

Keine Sicherung für die nächſte Zeit! — Zwar hatte er einen Onkel, Stiefbruder ſeiner frühverſtorbenen Mutter, der kinderlos geworden war und für wohlhabend galt. Aber Herr von Grollfeld war nicht der Mann, bei Lebzeiten für ihn etwas zu thun, auch angenommen, daß er ihn vor den andern Verwandten zu begünſtigen gedachte, was noch keineswegs entſchieden war.

Was ſollte er dem Vater nun ſagen, wenn er um die Hand der Tochter anhielt? Konnte er ihn auf Hoffnungen verweiſen? — Er war nicht mehr jung, und was bei einem Jüngern anging, das geziemte ſich für ihn nicht mehr. Er mußte ein ſchönes, ehrenvolles Loos mit Sicherheit gewähren können, wenn er als Freiwerber auftreten wollte.

Durfte er aber den Vater, die Familie bei Seite laſſen und vor Allem das Ja der Geliebten zu erlangen ſuchen? Durfte er das gute, vertrauensvolle Kind an ſich feſſeln, um mit ihr vereint der Familie die Zuſtimmung abzuringen? Unmöglich — bei ſeinem Charakter! — Er mußte ſich umthun, um auftreten zu können mit Ehren, und bis dahin — warten!

Und doch, je mehr er fühlte, daß er ohne ſie nicht zu leben vermöchte, deſto mehr trat nun auch die Sorge hervor, daß er den günſtigen Moment verſäumen und ein Anderer ſie gewinnen könnte, der ſich erklärte, während er ſchwieg. Ein Mitbewerber konnte gleichwohl jeden Tag auftreten! Brauchte es mehr, als Helene zu ſehen, um leidenſchaftlich nach ihrem Beſitz zu trachten? Und wenn Einer zum Vater nun ſagen konnte: ich mache ſie zur Herrin meiner Güter? — Er erſchrak bei dieſer Vorſtellung; und wie ſehr er das Andenken ſeines Vaters ehrte, jetzt ſtieg doch ein ſchmerzlich bittres Gefühl gegen den Vergeuder in ihm auf!

Vielleicht war er aber auch zu bedenklich! Man wollte ihm hier ſo wohl, er erfreute ſich ſo herzlichen Vertrauens! Konnte er ſich nicht dennoch jetzt ſchon erklären und eine ſtille Verlobung und die Friſt eines Jahres zur Gründung eines Geſchicks erreichen? — Das Vermögen des Barons konnte gar wohl auch noch bedeutender ſein, als er dachte! Dann war die Ergänzung ſeines Einkommens zur ausreichenden Höhe wenigſtens für die nächſte Zeit möglich; und für weiterhin wollte er ſorgen!

Er mußte es dennoch wagen! — Der Schritt unter ſolchen Umſtänden war für ſeine edle Natur, die mehr zu geben als zu nehmen liebte und ſich am meiſten durch Großmuth genugthat, ein peinlicher; aber er mußte ſich bezwingen. Er mußte aushalten, wenn er die Mienen zuerſt betroffen ſah, — durch ſeine Perſönlichkeit erſetzen, was ihm an Weltanſehen abging, und durch alle Mittel ſeines Geiſtes und Charakters — überzeugen.

Während er äußerlich derſelbe blieb und ſeine Beſchäftigungen fortſetzte, als ob er nur an ſie dächte, hielt er, nachdem der zweite Monat ſeines Aufenthalts vergangen war, mit ſich ſelber ſcharfen Rath; und er kam zu dem Schluß: Ellerburg nicht zu verlaſſen, ohne ſich erklärt und ſein Schickſal erfahren zu haben.

Ein unerwartet eintreffender Beſuch ſtärkte dieſen Vorſatz, indem er die Ausführung zu erleichtern ſchien.

Eines Abends, nach kurz vorhergegangener Meldung, traf Karl von Ellerburg auf dem Gute ein, um einen Theil ſeines Urlaubs (er war Rittmeiſter des Dragonerregiments in der Hauptſtadt) bei den Seinen zu verbringen. Er brachte einen Fremden mit, den er als den neuen Oberförſter zu G. präſentirte, indem er hinzufügte: Herr von Wildau, vor Kurzem glücklicher Gatte geworden, habe ſich ihm als ausgezeichneter Freund bewährt und er empfehle ihn Allen zu guter Nachbarſchaft.

Nach dieſer nähern Charakteriſtik machte der Ankömmling durch offenes, treuherziges Weſen auf Hugo den beſten Eindruck. Der Liebende hatte aber beim erſten Anblick doch einen gewiſſen Schreck empfunden als über einen möglichen Rival; und während die Familie den Pflichten der Gaſtfreundſchaft oblag, machte er feſt mit ſich aus, bei nächſter Gelegenheit dem Bruder ſeine Wünſche zu eröffnen und eine Entſcheidung herbeizuführen.

In den erſten Tagen fand ſich keine Gelegenheit dazu. Man arrangirte Jagdpartien, machte Beſuche und tafelte mit Gäſten. Karl ſchien dem Freund auch nicht in der rechten Stimmung zu ſein, das Anliegen zu hören. Er war lebhafter als gewöhnlich, unterhielt die Geſellſchaft durch luſtige Reden, ſchien aber hinter der muntern Außenſeite doch eine Unruhe zu verbergen, die auf eigne Sorgen deutete.

Wildau, nachdem er den Beifall der ganzen Familie gewonnen, verabſchiedete ſich, um ſich nach G. zu begeben, wo man unterdeſſen die Amtswohnung für ihn hergerichtet hatte. Auf Ellerburg zog wieder die Ruhe und Stille ein, die Hugo am liebſten war, und die er beſonders jetzt willkommen hieß. Am andern Morgen ſuchte er Karl auf, um ihn in's Geheimniß zu ziehen und ſeinen Beiſtand zu gewinnen.

Er fand ihn im Garten, mit abgewendetem Geſicht eine Allee hingehend, und rief ihn an. Karl drehte ſich um; — ſeine Züge wieſen einen

Ausdruck, der den Freund beſtürzt machte. Tiefer Unmuth, peinliche Gefühle ſprachen aus ihnen.

„Was iſt Dir?“ fragte Hugo.

„Ich bin der unglücklichſte Menſch unter der Sonne!“ rief Karl.

„Was iſt denn aber geſchehen?“ rief Hugo. Und als Jener zauderte zu antworten, ſetzte er hinzu: „Ich bin Dein Freund, red' offen mit mir, und wenn ich Dir helfen kann . . .“

Der junge Ellerburg zuckte die Achſeln mit einem ſchmerzlich ungläubigen Ausdruck. „Die Sache,“ fuhr er nach einem Moment fort, „iſt im Grund einfach und mein Unglück nichts weniger als neu. Ich liebe die Schweſter Wildau's, ein in jedem Betracht ausgezeichnetes Mädchen; ich hab' um ihre Hand angehalten, weil ich glaubte, daß mein Vermögen den Mangel des ihrigen erſetzen könne, und erhielt ihr Jawort. Vor wenigen Minuten hatte ich eine Unterredung mit meinem Vater. Er war betroffen, in großer Verlegenheit.

Gegen die Familie — der Vater war General — konnte er nichts einwenden, und er iſt zu gut, zu ehrlich, um ſich lange hinter Vorwänden verbergen zu können. Zuerſt ſprach er mir von der Nothwendigkeit, eine reiche Partie zu machen, weil in gegenwärtiger Zeit nur durch großen Beſitz der Glanz einer alten Familie geſichert ſei. Von mir gedrängt und durch meine Gründe für mäßiges äußeres Glück, wenn ſonſt Alles nach Wunſch wäre, beſiegt, geſtand er mir, daß unſer Gut mit Schulden überbürdet ſei, und er ſelber Mühe habe, ſich aufrecht zu erhalten. Von einem Erlegen der Caution und dem geforderten jährlichen Zuſchuß könne nicht die Rede ſein. Wolle ich heirathen, und Ellerburg übernehmen, ſo wäre eine reiche Partie unvermeidlich, und er ſelber wolle dann lieber über das Alter des Adels ein Auge zudrücken. Erſtaunt (obwohl ich in der letzten Zeit eine gewiſſe Ahnung gehabt!) und außer mir fragte ich: wo denn ſo viele Schulden herkämen?

Er wurde roth, murmelte etwas von Mißgeſchick, ſah mich aber mit einem Blick ſo tiefgefühlter Reue an, daß ich wußte: das Mißgeſchick waren ſeine eigenen theuern Paſſionen und ſeine Fahrläſſigkeit! — Und nun iſt's aus. Ich habe das Ja meiner Amalie, ſie hat das meine, und ich ſtehe hier als ein Menſch, der ſein Wort nicht halten kann!“

„Armer Freund!“ rief Hugo, mit klopfendem Herzen und ſeine eigne Erſchütterung mit Mühe verbergend.

„Da hab' ich's nun mit meinem Vertrauen!“ fuhr Jener mit leidenſchaftlicher Erregung fort. „Ich habe Dich immer bedauert, Freund Hugo, daß Dein Vater Dir ſeine Güter vor der Naſe wegverſchleudert hat; und nun iſt mir von dem meinen, wenn auch minder offen und chevaleresk, das Gleiche paſſirt! Das ſind ihre jetzigen Künſte! Was eine Reihe von Vorfahren mit unermüdlicher Thätigkeit gebaut haben, das wird von einem Einzigen ſinnlos ruinirt — und dann iſt er ein rechter Edelmann geweſen! Die Kinder mögen Rotüriers werden und die Sprößlinge von reichgewordenen Rotüriers heirathen — wenn nur ſie, das Geld wie Koth hinwerfend, als echte Cavaliere ſich benommen haben!“

„Du wirſt bitter,“ entgegnete Hugo, indem er die Hand des Freundes ergriff, — „bitter und ungerecht! Dein Vater mag ſchwach geweſen ſein, aber gleichgiltig gegen Euch wahrlich nicht! Er liebt Dich und Deine Schweſter zärtlich!“

„Das iſt's ja eben!“ fuhr Jener heraus. „Er liebt uns zärtlich; aber ſich ſelber hat er nie etwas verſagt und nie etwas zugemuthet. Er liebt uns zärtlich; aber er folgt wie ein Lamm ſeinen Neigungen und ſtürzt uns in's Unglück!“

Hugo ſchüttelte den Kopf und ein Blick der Mißbilligung ging aus ſeinem Auge. Aber Karl ſah nicht auf ihn.

„Arme Helene!“ rief er. „So gut, ſo ſchön, ſo liebenswürdig — und kann jetzt von Glück ſagen, wenn ſie einmal Stiftsfräulein wird! — Wer wird ſie heirathen ohne Geld?“ fuhr er auf eine Bewegung Hugo's fort. „Ein Reicher nicht, dazu ſind die jungen Herren jetzt zu praktiſch; und ärmliche Verhältniſſe wünſch' ich nicht für ſie. Lieber eine Nonne! — Aber es iſt kläglich, es iſt jammervoll für den Bruder, ſo ein ſchönes, edles Leben um ſein Lebensglück betrogen zu ſehen!“

„Du biſt in einer Leidenſchaft,“ entgegnete Hugo, „die Dich an Allem verzweifeln läßt! Beruhige Dich! Laß die Zeit wirken, und Du wirſt die Lage, die Dir jetzt hoffnungslos erſcheint, wieder mit andern Augen anſehen!“

„Wenn ich ein Philoſoph wäre, wie Du!“ verſetzte Karl mit einem bittern Verziehen der Lippe. „Du haſt gut reden! Du genügſt Dir ſelbſt, lebſt in höhern Sphären und haſt die Bedürfniſſe eines Weiſen. Dir iſt Entſagung Genuß; aber wir Ellerburge ſind von gröberem Stoff und nähren uns nicht von Aether!“

Hugo, während er ihn mit einem Blick des Mitleids anſah, konnte einen ſchmerzlichen Zug um den Mund nicht unterdrücken.

Karl, ohne es zu bemerken, rief:

„Aber ich werde nicht nachgeben und mein Wort der Geliebten halten trotz Allem und Allem! Auch für Helene werde ich nicht reſigniren! Ich werde mich umthum und ſehen, ob ich nicht doch noch einen Mann für ſie finde, der ihrer werth iſt und ihr ein Daſein ſchaffen kann, wie ſie es verdient. Vielleicht gibt es doch auch jetzt noch einen Edelmann, der edel genug denkt, Schönheit und Tugend für eine Gegengabe anzuſehen, die Rang und Reichthum aufwiegt! Vielleicht! — Jedenfalls gilt es den Verſuch!“

„Gut,“ verſetzte Hugo. „Nun ſprichſt Du wie ein Mann — und dabei laß uns vor der Hand bleiben!“

Sie gingen mit einander in's Schloß zurück. — —

Daß der Liebende von ſeinem Entſchluß, dem Bruder ſich zu eröffnen, für jetzt abſtand, begreift ſich. Er erneuerte um ſo ernſtlicher den andern: ſich um eine Stellung zu bewerben, die das mangelnde Vermögen bei ihm erſetzen, und eben ihn zu dem geſuchten Gatten für die Geliebte machen könnte.

Darnach richtete er ſein Verhalten gegen die Familie ein; und wie hart es ihn ankam, ſich gegen Helene genau innerhalb der Linie verehrender Freundſchaft zu halten — es gelang ihm.

Den Bruder, bei dem die Anfälle von Zorn und Schmerz wiederkehrten, ſuchte er zu beruhigen, und auch dies glückte ihm endlich. Als deſſen Urlaub abgelaufen war, nahm auch er Abſchied von der Familie, und ging unter Verheißungen des Wiederbeſuchs mit dem Freund in die Reſidenz zurück.

Drittes Capitel.

Welt und Zeit haben eine wunderbare Macht gegen den Geiſt. Wir können ein Paradies finden auf dieſer Erde, in Gefühlen der Liebe, des liebenden Denkens leben und mit ſtiller, tiefer Luſt an ewigen Dingen hängen. Die Sphäre des Erhabenen und Schönen ſteht ſo lebendig und leuchtend vor uns, daß uns die Aeußerlichkeit des Daſeins wie ein Traum verſchwindet. Aber auf einmal wendet ſich's, und vielmehr das Paradies iſt wie ein Traum verſchwunden. Die Wirklichkeit mit ihrem Zwang hat uns wieder; ihre Sorgen erfüllen uns, ihre Lockungen ziehen uns hin und her und zerſtreuen uns. Das Ziel, auf welches ſie hinweiſt, tritt in Streit mit dem idealen, das wir uns ſelber geſtellt, und dieſes weicht zurück, um den Blicken oft gänzlich zu entſchwinden.

Die Welt hat eine eigene Art, auf eine Zeit einem rein ſchönen Leben in ſich Raum zu geben. Sitte und natürliche Neigung wirken zuſammen, um einen geſelligen Verkehr zu ermöglichen, wo nur Freundlichkeiten getauſcht werden. Fühlt ſich in ſolchem Kreis ein junger Mann zu einer Jungfrau gezogen, daß über den Zuſtand ſeines Herzens kein Zweifel mehr ſein kann, ſo iſt das für Jedermann zunächſt nur erfreulich. Man hat das Gefühl des Natürlichen und Anmuthigen dieſes Zuges. Der Liebende iſt ein „Verehrer“ der Schönen, und das iſt ein Lob für Beide. Seine Verehrung ehrt nicht nur ſie, ſondern auch ihre Angehörigen. Dieſe erblicken an der Huldigung die ſchmeichelhafte Seite, ergötzen ſich daran, ja fördern ſie und dienen ihr. Und ſo kann in Freundſchaft und Liebe ein ſeliges Leben gelebt werden, das von keiner Seite eine Störung erfährt.

Alles ändert ſich aber plötzlich, wenn die Welt dem ſchönen Spiel, das ſie geſtattete, mit eignen Forderungen entgegentritt. Dann wird das Unverfängliche mit einem Mal bedenklich, das Angenehme läſtig, das Ehrende kränkend, und was man bisher gehegt, gefördert hat, das kann mit Leidenſchaft abgewehrt und ferngehalten werden. — —

Kurze Zeit nach der Abreiſe der beiden Freunde war dem Baron die Laſt, die auf ſeinem Herzen lag, ſo drückend geworden, daß er ſich der Schwägerin ohne Rückhalt mittheilte und nicht nur die Forderungen des Sohnes und ſein Verhältniß zu Fräulein von Wiltau, ſondern auch die ganze Ausdehnung ſeiner finanziellen Bedrängniß eingeſtand.

Die Gräfin war ſehr betroffen. Sie hatte für Karl eine reiche Erbin, die Tochter einer Jugendfreundin im Auge, die mit Helene ungefähr in gleichem Alter ſtand, und ſchon Projecte gemacht, wie ſie das Paar zuſammenbringen wollte. Von einer anſehnlichen Schuldenmaſſe des Barons wußte ſie; aber die genannte Höhe übertraf ihre Vorſtellung um ein Bedeutendes. Sie beſaß jedoch einen ſtarken Geiſt, die ariſtokratiſche Frau, und indem ſie für ſich hinſah, entgegnete ſie mit Faſſung: „Das ſind ja ſchlimme Nachrichten! — Und Karl hat ſich gebunden, daß er nicht mehr zurücktreten kann?“

„Er will gar nicht zurücktreten,“ verſetzte der Baron. „Eine Stunde vor ſeiner Abreiſe hat er mir noch erklärt, er werde der Geliebten ſein Wort halten unter allen Umſtänden!“

Die Gräfin zuckte die Achſeln. „Laſſen wir ihn,“ erwiederte ſie dann, „und faſſen wir etwas Anderes in's Auge. — Wenn er uns im Stich läßt, wird vielleicht das Mädchen unſere Retterin!“

„Helene?“ rief der Baron.

„Helene,“ verſetzte die Gräfin mit Nachdruck.

— „Das Kind iſt im letzten Jahr ungewöhnlich ſchön geworden. Bei ausnehmend feinen Zügen iſt ihre Erſcheinung dennoch brillant: ſie gewinnt auf den erſten Blick! — Indeß,“ fügte ſie mit etwas ſpöttiſchem Lächeln hinzu, „das brauch' ich dem Vater wohl nicht erſt zu ſagen!“

„Wo willſt Du hin?“ entgegnete der Baron. „Haſt Du eine Partie für ſie?“

„Noch nicht. Aber es ſchwebt mir eine vor, und wir müſſen das Unſere thun, ſie möglich zu machen.“

„Wer iſt es?“ rief Jener mit Neugier und Hoffnung.

„Niemand!“ erwiederte die Gräfin lächelnd. „Wenn es aber Jemand werden ſoll, müſſen wir dieſen Winter in die Reſidenz!“

Der Baron ſah ſie an und ſchüttelte unwillkürlich den Kopf. „Du kennſt meine Lage,“ verſetzte er dann. „Wo ſoll ich das Geld dazu hernehmen?“

„Entweder oder — mein lieber Schwager. So weit iſt's hoffentlich noch nicht, daß man dem Baron Ellerburg eine Summe abſchlägt, wenn er auf etwas ungewöhnliche Bedingungen eingehen will!“

„Aber das iſt der Ruin!“

„Das iſt die Rettung,“ entgegnete die Gräfin mit Nachdruck. — „Hier auf Ellerburg ſucht man Deine Tochter nicht — Du mußt ſie präſentiren, wo Freier ſind! — Und wenn Du einen Schwiegerſohn findeſt, wie Du ihn brauchſt, dann iſt Alles gewonnen! Auch für Karl iſt noch Hoffnung, wenn wir hinziehen! Frau von Rothenberg wird dort ſein und ein Haus machen, um die kleine Lilly in die Welt einzuführen. Wir bringen ihn zu ihr, ohne daß wir ihn etwas merken laſſen, und vielleicht hat er dann ſelber ſoviel Verſtand, um zu merken, was ihm gut iſt. Heirathen kann er die Wildau ja doch nicht! Sollte er nun ſein Glück opfern, ohne das ihre zu gründen, ja, um auch das ihre zu vernichten, indem er ſie von einer andern paſſenden Verbindung zurückhält? Er wird ſich beſinnen — und unſerm Rath ſich fügen."

„Du gehſt raſch," erwiederte der Baron ſeinerſeits mit einem ſpöttiſchen Blick. — „Ich denke jetzt nur an Helene. — Für ſie, das will ich geſtehen, könnt' ich etwas thun!"

„Nun gut!"

Der alte Herr ſtand ſinnend. „In der Reſidenz wird aber auch Hugo ſein!" bemerkte er dann.

„Was thut das?" fragte die Gräfin.

„Unſer Philoſoph liebt das Mädchen!" erwiederte Jener.

„Was thut das?" wiederholte die Gräfin lächelnd.

„Vorderhand nichts. Wenn aber Helene zufällig auch ihn liebte? — Sie hängt ſehr an ihm; und wer weiß, bei all dem unſchuldigen Weſen hat ſie ſich in der Stille doch ſchon für ihn entſchieden!"

Die Gräfin machte eine verneinende Bewegung. „Das verſtehſt Du nicht, lieber Schwager! Ich habe ſie genau beobachtet, und wenn ich eine Gefahr bemerkt hätte, würde ich nicht geſchwiegen haben. — Das Kind iſt gut, und — was genau damit zuſammenhängt — ein wenig cokett. Sie hat des Couſins Verehrung gewonnen, iſt dadurch geſchmeichelt und will ſie ſich erhalten und ihn für die Auszeichnung belohnen. Sie weiß, daß ein freundlicher Blick ihn glücklich macht, und ſie blickt freundlich. Sie iſt ein Mädchen von Geiſt und läßt ſich geiſtreich unterhalten und ſchwärmt gelegentlich auch mit dem Philoſophen — in Ermangelung eines Beſſern. Das iſt Alles!"

„Ich weiß nicht," bemerkte der Baron. „Mir kam's vor, als wäre ſie doch immer glücklich geweſen, wenn ſie ihn erblickte! — Und wenn ſie jetzt wieder zuſammentreffen!" —

„Ich,“ entgegnete die Gräfin, „war beſorgt, eh’ ich ihn kannte; jetzt bin ich ruhig. Dieſer Lichtenfels gehört zu den Menſchen, denen es genügt, zu lieben, zu huldigen, und die den Beſitz der Geliebten im Grunde gar nicht ernſtlich wünſchen. Das iſt allerdings ein großes Glück für ihn; denn wie ſollte er das Kind heirathen können? Er fühlt die Unmöglichkeit ſelber; er weiß, daß eine ſolche Prätenſion bei ſeiner Armuth abſurd wäre, und iſt gegangen, ohne davon auch nur etwas merken zu laſſen!“

Der Baron ſchwieg, als ob er der Gräfin Recht geben müßte. Sie fuhr fort: „Wir müſſen in die Reſidenz, mein Freund, — je eher, je beſſer! — Dort liegt die Entſcheidung!“

Jener betrachtete ſie, die mit einer eigenthümlichen Sicherheit vor ihm ſtand; ſeine Züge erhellten ſich, und er ſagte: „Du ſcheinſt doch ſchon an einen Beſtimmten zu denken!“

„Ich denke an das Glück der Familie!“ erwiederte ſie. „Verſchaffe Dir das Geld, — das Uebrige wird ſich finden!“

Der Baron holte tief Athem, ſo daß es am Ende wie ein Seufzer klang. Melancholiſch lächelnd entgegnete er dann: „In Gottes Namen!“ — —

Acht Tage — und die Summe (wenn auch allerdings unter ſehr ungewöhnlichen Bedingungen!) war theils in den Händen des Barons, theils zugeſichert. — Zwei Wochen, und die Familie hatte, wenn auch keine glänzende, doch eine ſtandesmäßige Wohnung in der Reſidenz inne. — —

Die Perſonen, deren Bekanntſchaft wir auf Ellerburg gemacht, waren jetzt wieder beiſammen und konnten ſich in einem Raum zuſammenfinden, wie dort: aber unter wie veränderten Beziehungen!

Die Gräfin hatte gleich nach der Ankunft in der Hauptſtadt für ihre Pläne zu arbeiten begonnen. Die erſten Beſuche waren gemacht, die erſten

Einleitungen getroffen. Sie wollte ſachte gehen, die jetzige Führerin des Hauſes, und die Auserſehenen unmerklich zu dem Ziele hinleiten, das ihre Klugheit ihnen geſetzt hatte. Da ihr die erſten beſcheidenen Vorkehrungen gelangen, ſo zeigte ſie große Zufriedenheit und faßte die beſten Hoffnungen.

Helene war in Häuſern präſentirt, wo ſich die feinſte Geſellſchaft zu verſammeln pflegte. Man hatte ſie hier nicht nur bemerkt, ſondern ausgezeichnet. In der erſten großen Soirée bei einem der Miniſter hatte ſich ein Kreis der eleganteſten Herren um ſie gebildet, und unwillkürliche Lobesrufe oder directe Glückwünſche klangen wie Muſik in die Ohren der Beiden, die dem Erfolg erwartungsvoll entgegengeſehen hatten.

Unter denen, die der neuen Schönheit huldigten, waren auch zwei junge Männer, die für ſehr gute Partien galten. Der Baron, in häuslicher Zwieſprach, rühmte die Schwägerin ob des guten

Rathes, den ſie ihm gegeben, indem er die Chance in's Auge faßte, daß einer von den Beiden ſein Schwiegerſohn werden könnte. Jene, ihn ruhig hörend, lächelte und ſagte zuletzt: „Vielleicht kommt noch was Beſſeres! — Laſſen wir die Dinge für jetzt ihren Gang gehen!“

Die Sorge der Gräfin richtete ſich nun hauptſächlich auf die Belehrung des Neffen. Sie hatte mit der eingetroffenen Frau von Rothenberg die Jugendfreundſchaft erneuert und in erinnernder Beſprechung ihrer gemeinſchaftlichen Erlebniſſe die herzlichſten Gefühle an den Tag gelegt. Lilly, ein kleines, rundes, nicht eben unangenehmes Mädchen, war von ihr mit achtungsvoller Zärtlichkeit behandelt und dadurch das Herz der Mutter völlig gewonnen worden. Der ſtattliche Rittmeiſter hatte gleich bei der erſten Zuſammenkunft auf das gutartige Weſen einen unverkennbaren Eindruck gemacht, und die reiche Wittwe hatte freundlich dazu geſehen: — Grund genug für die Unternehmerin, auch hier Alles für möglich zu halten und zunächſt nach der glücklichen Ausführung dieſes einen, ſcheinbar mehr vorbereiteten Planes zu ſtreben.

Karl blieb jedoch auf ſein eignes Ziel unverrückbar gerichtet. Er liebte Amalie von Wildau wahrhaft, konnte ſie, die mit ihrer Mutter, wenn auch in größter Zurückgezogenheit, eine Wohnung in der Reſidenz innehatte, wieder und wieder ſehen, und ſtatt der idealen Geſinnung beſaß er das Ehrgefühl ſeines Standes, das ſich auf die Seite der Leidenſchaft ſtellte. Da er nun bald ſah, was die Tante mit ihm vorhatte, ſo beſchloß er, die Schlinge zu vermeiden, indem er das Project ignorirte und ſich bei Lilly in den Schranken einer Artigkeit hielt, welche den Hoffnungen der Familie günſtig zu ſein ſchien, ohne daß er ſich damit verpflichtete.

Seine Gedanken waren, für die Schweſter einen Gatten zu ſuchen, welcher durch Vermögen und

Einfluß mit ihrem Glück auch das ſeine möglich machen und als Freund thatkräftig herbeiführen könnte. In einer Hinſicht mit Vater und Tante eines Sinnes, verſtändigte er ſich mit ihnen und ſagte alle Hilfe zu, die er hier zu leiſten vermöchte.

Und Hugo? Und Helene?

Das junge, von Allen höchſt freundlich aufgenommene Mädchen befand ſich in der heiterſten Stimmung und lebte ganz der Gegenwart. In den letzten Tagen zu Ellerburg war in ihrem Herzen doch ein lebhaftes Verlangen erſtanden, die Welt und ihre Vergnügungen kennen zu lernen, und was ſie in der Einſamkeit gehofft hatte, war im Leben überſchwänglich in Erfüllung gegangen. Sie hatte ſich raſch in den Ton der Geſellſchaft gefunden, that ſich durch treffende Antworten, witzige Repliken hervor, und ſah ſich wegen ihres Geiſtes bald ebenſo bewundert als wegen ihrer Schönheit, die natürlich jenem die Arbeit etwas leichter machte. Wenn ſie in einen Salon eintrat, erheiterten ſich die Mienen; man kam herbei, ſie zu begrüßen, zu unterhalten, und in kurzer Zeit hatte ſie einen Hof um ſich wie eine Königin, fühlte ſich auch als ſolche und ſpielte die Rolle mit ſo anmuthiger Sicherheit, als ob es gar nicht anders ſein könnte. Mit reinſter Empfänglichkeit erfreute ſie ſich der in den Feſtſälen ausgelegten zierlichen Pracht — der muſikaliſchen Aufführungen, denen ſie lauſchte, des Tanzes, an dem ſie ſich betheiligte. Ihr — und ihr allein von allen unſern Bekannten — wurde die Welt ein zweites Paradies: die ſchönheitbeglückte, huldigende Welt, die den frohen Sinn der Gefeierten mit der Poeſie der Kunſt umgab und Glanz und Schönheit, Freude und Ehre vor ihr Auge zauberte! —

Daß der ernſte, ſchlichte Hugo, der in den großen Geſellſchaften, wenn er auch in ſie kam, doch mit den Elegants nicht wetteifern konnte, ſich in ſeinen Beziehungen zu Helene und der

Familie wirklich verkürzt fühlen mußte, leuchtet ein.

Von der beſcheidenen Junggeſellenwohnung, die er innehatte, war er am erſten Tag gekommen, die Angelangten zu begrüßen und ihnen ſeine Dienſte anzubieten. Er half ihnen beim Einrichten und Decoriren ihrer Zimmer; und als ſie nach der Vollendung beiſammenſaßen, ſprach Helene die Hoffnung aus, daß ſie hier ihre „intereſſanten philoſophiſchen Geſpräche" fortſetzen würden. Es zeigte ſich aber bald, daß man dazu nicht wohl mehr Zeit finden konnte. Ein paar Mal bedauerte ſie gegen ihn, daß ſie gar ſo ſehr in Anſpruch genommen ſei, indem ſie ihn mit einem Blick anſah, der gleichſam um Entſchuldigung bat. Dann war nicht mehr davon die Rede.

Wenn ſie mit ihm in Geſellſchaft zuſammentraf, zeigte ſie freilich, daß er ihrem Herzen immer noch der Nächſte war. Sie grüßte ihn mit aller Freundlichkeit einer Verwandten, zog ihn in's Geſprach und rief bei gewiſſen Gegenſtänden ſeine Autorität an. Die Linie, in der ſie ſich gegen ihn gehalten hatte, war aber hier noch enger gezogen und wurde genauer beobachtet; und er mußte ſehen, daß andere Verehrer, die in der Wärme des Geſprächs zierlich galante Worte an ſie richteten, zuweilen eben ſo gütige Blicke erhielten, wie er. Zwar ſchien es ihm, als ob ſie damit nur Glückliche machen wollte; und wer konnte ihr das verargen? Manchmal ſah er ſich aber doch gradezu beeinträchtigt und Andere begünſtigt; er zog ſich gekränkt, verdüſtert zurück, und hielt ſich bei Seite. Dann, nachdem ſie ein paar Mal aus der Ferne die Blicke über ihn hatte gleiten laſſen, kam ſie ſelber zu ihm, ſprach ihn herzlich an und unterhielt ſich mit ihm, indem ihr Auge in beſonders holdem Glanze leuchtete. Sie nahm ſich dann ſogar kleine Vertraulichkeiten heraus, und ruhte nicht mit Bezeigungen der Achtung und Freundlichkeit, bis ſeine Mienen ſich wieder nicht bloß höflich, ſondern ehrlich froh erhellten, worauf in der Freude ihres eigenen Geſichts ein unmerklicher Schein des Triumphes aufging. Der Beglückte, wenn ſie nach heiterm Abſchied ſich wieder entfernte, ſah ihr nach, und in liebender Erregung entfloh ein Seufzer ſeiner Bruſt.

Mit Hugo war es einem Mädchen, wie Helene, freilich leicht gemacht. Er gehörte zu jenen beſonders guten Menſchen, die nachſichtig gegen Andere und ſtreng gegen ſich ſind; für jene meiſt ein Wort der Entſchuldigung haben, während ſie an ſich ſelbſt eher das Rügenswerthe bemerken und hervorheben. Eines Abends, da er allein zu Hauſe war, ſeine Gedanken die Richtung auf ſie genommen hatten und ſein Herz in Bewegung gerieth, ſagte er ſich: „Was hab' ich nur gegen ſie? Sie iſt in die Welt eingeführt, und benimmt ſich in ihr nicht nur, wie's ihr zukommt, ſondern vortrefflich. Im Grunde hat ſie von der Kindlichkeit, die mich an ihr entzückte, nichts verloren. Sie läßt mit derſelben reizenden Natürlichkeit das Licht ihres Geiſtes und ihrer Schönheit leuchten, daß ihr Alles gut ſein muß, und ſogar andere Schönheiten, wenn ſie auch Neid empfinden, es doch wenigſtens nicht merken laſſen. Die Verehrer, die ſich um ſie ſammeln, hält ſie in Reſpect; und ſelbſt mein Auge hat noch nichts bemerkt, was ſie von einem derſelben auch nur entfernt hätte verletzen können. Iſt es nicht ſchön von ihr, daß ſie die ehrenden Einladungen annimmt und die Geſellſchaften beſucht, wo ſie weiß, daß ſie die Freude mit ſich bringt? Soll die Sonne nicht ſcheinen? Soll die Roſe, deren Duft alle Welt entzückt, ſich nicht erſchließen? Sie erfreut die Herzen, lehrt ſie das Schöne bewundern und gibt ihnen ein Bild mit, das ſie ſich immer mit inniger Luſt vorſtellen werden!“

„Mein Wunſch, daß ſie mehr für mich als für die Welt leben möchte, iſt eigentlich thöricht und ungerecht. Wenn ſie in Ellerburg mir faſt allein gehörte, folgt daraus, daß es ſo bleiben mußte? Im Gegentheil. Wer einmal über Verdienſt glücklich war, der muß entſagen und es nun gerne ſehen, daß auch Andere beglückt werden. Hab' ich mich gegen ſie erklärt? Hat ſie gegen mich Pflichten auf ſich genommen, die ſie zu erfüllen hätte? Ich bin hier einer ihrer vielen Verehrer, nichts weiter; und wenn ſie morgen Herz und Hand einem Andern gäbe, ſo thäte ſie nur, was ihr zuſtände. Ich hab' ihr meine Liebe gezeigt und ſie mir ihre Freude darüber; aber ich habe ſie nicht ausgeſprochen, nicht durch das Gelöbniß der Treue beſiegelt, — und ſie darf annehmen, daß es eine Liebe ſei, die nicht zum Handeln kommen, die in ſich bleiben und in ſich wieder vergehen werde!"

„Ich muß handeln! Ich muß die Bemühungen fortſetzen, die bis jetzt ſo wenig gefruchtet haben, und mich in Gottesnamen in den Dienſt der Welt begeben! Nur um ihretwillen kann ich es, aber um ihretwillen muß es geſchehen. Ich will's, und ſetze meinen Kopf darauf, es durchzuſetzen!" —

Aus dieſem Selbſtgeſpräch geht hervor, daß unſer Freund auch ſchon etwas für ſich zu thun verſucht hatte. In der That machte er gleich nach ſeiner Zurückkunſt in die Reſidenz ein paar Gänge und bekannte nacheinander zweien Hochgeſtellten, von denen er ſich geſchätzt wußte, ſein Anliegen. Beide verwunderten ſich höchlich, ihn in dieſer Lage zu wiſſen, lobten im Uebrigen ſeinen Entſchluß und verſprachen, ſich für ihn umzuſehen. Die Art aber, wie ſie es thaten, machte auf den Bewerber doch einen eigenen Eindruck. Beide Geſichter (wenn auch jedes in ſeiner Art!) wieſen nach der offenen Darlegung der Situation ein Bedauern, worin von der ihm bis dahin gezeigten Achtung nicht viel mehr zu merken, dagegen ein ungleich ſtärkeres Gefühl der Ueberlegenheit erſichtlich war, und beim Abſchied machten ſie um vieles weniger Umſtände mit ihm als früher.

War das nicht angenehm für ihn, ſo durfte er doch einem ſo gewöhnlichen menſchlichen Zug auch nicht zuviel Wichtigkeit beilegen. In Folge des Selbſtgeſprächs von der Nothwendigkeit des Handelns auf's Neue durchdrungen, faßte er den Entſchluß, einen dritten, wichtigern Verſuch zu wagen und direct an die Hauptquelle ſelber zu gehen.

Er meldete ſich beim Miniſter des Auswärtigen, dem er von Jugend auf bekannt war, erhielt Audienz und wurde freundlich begrüßt.

Der Miniſter war ſechzig Jahre alt, behäbigen Ausſehens und zeigte in der Regel ein gutgelauntes Geſicht. Er hatte als Geſandter in Paris und Petersburg gelebt und ſich überzeugt, daß man ſeine Gedanken am beſten hinter Worten des Scherzes verbergen könne. Die unſtörbare heitre Ruhe, die man von einem Diplomaten fordert, hatte er ſich in ſo hohem Grade angeeignet, daß ſie ihm recht eigentlich zur andern Natur geworden war.

Hugo bekannte ſeinen Wunſch, eine Carriere zu beginnen, und endete mit der Frage: ob ihm Excellenz in ſeinem Reſſort keinen Poſten in Ausſicht ſtellen könne?

Der Miniſter ſah ihn mit großem Vergnügen an. „Seht," rief er; „der Philoſoph Lichtenfels — der Glückliche, der dem Treiben der Welt in ſtolzer Unabhängigkeit zugeſehen hat, er will ſich jetzt auch in das Gedränge miſchen und Dienſte thun, wie andere Sterbliche?"

Hugo, nachdem er über den Scherz ein wenig gelächelt, erwiederte:

„Man bekommt endlich Alles ſatt, Excellenz, auch das Zuſehen; und wenn man in ein gewiſſes Alter tritt, wünſcht man zu wirken — und nebenbei auch für ſich ſelber zu ſorgen!"

Der Erfahrene nickte begreifend, und aus den lächelnden Zügen ſprach jetzt offenbares Wohlwollen.

„Sie haben Recht," verſetzte er; „aber dieſe Anſicht iſt Ihnen ein wenig ſpät gekommen!"

„Excellenz wiſſen, daß ich in frühern Jahren Hoffnung hatte —“

„Ich weiß es,“ unterbrach ihn der Miniſter mit ernſter gewordenen Zügen.

„Nach der unglücklichen Kataſtrophe ſetzte ich meine Studien fort, weil ſie begonnen waren. Ich bedurfte wenig; und ſo lange ich nur für mich ſelber zu ſorgen hatte —“

„Ei,“ rief der Miniſter, als Jener nach dem unvorſichtigen Worte ſtockte, „hätten Sie jetzt auch für Andere zu ſorgen? Oder — für eine Andere?“

„Das nicht,“ entgegnete Hugo erröthend.

„Ah,“ rief der alte Herr, „ich begreiſe. Dieſe Sorge ſteht Ihnen bevor — und Sie wollen ſich darauf rüſten! — Hab’ ich’s getroffen?“

Hugo, nachdem er ſich einmal verrathen hatte, machte eine geſtehende Bewegung.

Der Miniſter zeigte großes Vergnügen.

„Und wer iſt die Glückliche?“ rief er. — „Doch ich bin indiscret," ſetzte er hinzu, als Hugo bedauernd ſchwieg. Er trat näher und fuhr traulicher fort: „Mein lieber Baron, Ihr Vater, wie Ihnen bekannt iſt, war mein Freund; — Sie ſelber ſind ein geiſtvoller, kenntnißreicher Mann: es iſt meine Pflicht, offen mit Ihnen zu reden. — Für einen Lichtenfels würde ſich allerdings wohl eine Stelle (und zwar auch eine einträgliche!) finden — wenn wir mit Sicherheit annehmen könnten, daß er zu den Unſern gehörte!"

Hugo ſah ihn fragend an.

„Sie gelten," fuhr Jener fort, „nicht nur für einen Liberalen — man hat Sie ſchon als Radicalen bezeichnet!"

„Das Letztere," fiel Hugo ein, „iſt durchaus falſch. — Ich bin, wenn ſie wollen, Philoſoph, und habe meine Anſichten erlangt über die Ziele der Culturvölker, wünſche aber nichts mehr, als daß wir ihnen ohne Umſturz näher und näher kommen. Ich bin ſo wenig radical, daß ich vielmehr gerecht zu ſein ſtrebe gegen alle Parteien und nichts will als das allgemeine Beſte, das ich in der Ausgleichung der verſchiedenen Richtungen erblicke, die im Laufe der Zeit hervorgetreten ſind!“

Der Miniſter lächelte.

„Darüber,“ verſetzte er, „haben Sie ſich indeſſen ſchon in einer Art ausgeſprochen, die in den höchſten Kreiſen, wie ich Ihnen nicht verhehlen darf, Mißtrauen gegen Sie erregt hat. Und Sie geben zu, das iſt eine Stimmung, die wir im Intereſſe Ihres jetzigen Anliegens vor Allem getilgt wünſchen müſſen!“

„Mißtrauen!“ verſetzte Hugo betroffen. „Mißtrauen gegen einen Mann, der ſich immer das gewiſſenhafteſte Urtheil zur Pflicht gemacht hat?“

Der alte Herr ſah ihn mit einem eigenthümlichen Blick an.

„Man mag Unrecht haben,“ entgegnete er dann, — „man hat Unrecht, ich bin es überzeugt; aber darauf kommt es jetzt leider nicht an! Das ungerechte Mißtrauen iſt ſo ſchädlich wie das gerechte — und es muß gehoben werden!"

„Aber wie ſoll ich?" —

Der Miniſter, nach einem Moment, erwiederte:

„Mein lieber Freund, Sie ſind aus einem unſerer älteſten Geſchlechter und haben damit angeborene Pflichten. Der Zeitgeiſt iſt gegen uns; er kämpft gegen uns, um uns zu berauben, und wenn wir unſern Beſitz, unſer Recht behaupten wollen, müſſen wir zuſammenſtehen. Wenn Sie die Parteien zu vergleichen ſuchen, wird keine auf Sie hören; wenn Sie ſich aber als Kämpfer auf die Seite der Partei ſtellen, zu der Sie durch Geburt und Geiſt gewieſen ſind, dann können Sie grade für das Recht wirklich etwas thun, indem Sie das Recht auf Ihrer Seite vertheidigen!"

„Gewiſſermaßen, ich geb' es zu; indeſſen —"

„Verlieren wir uns nicht in Theorien," fiel der Miniſter ein. „Wir an unſerer Stelle haben unſere Ueberzeugungen und handeln darnach. Wer etwas von uns wünſcht, der muß uns entgegenkommen. Wollte ich perſönlich davon Umgang nehmen, es würde Ihnen nichts nützen, denn ich allein kann nichts entſcheiden." Er ſchwieg; dann, indem ſeine Züge ſich aufheiterten, fuhr er fort: „Die Erfüllung Ihres Wunſches, mein lieber Baron, hängt von Ihnen ab! Sie haben ſich als geiſtvollen Schriftſteller bewährt. Richten Sie Ihr Talent ſachgemäß auf Politik! Beweiſen Sie in einem Artikel, in einer Broſchüre, daß Sie nicht der Abtrünnige ſind, wofür ſie leider grade in unſern oberſten Regionen gelten! Halten ſie zu uns — mit Klugheit, Maß und Würde, anders verlangen wir's nicht! — und nicht nur ein guter Poſten wird ſich Ihnen darbieten, ſondern Ausſichten werden ſich Ihnen öffnen, die den größten Ehrgeiz befriedigen. Wir brauchen Männer von Kopf, wir ſuchen ſie — und wir ſind nicht gewohnt, ihnen gegenüber zu knickern. — Da Sie mir aufrichtig Ihre Lage geſtanden haben," ſchloß er, indem er einen durchbringenden Blick auf ihm ruhen ließ, „ſo wollte ich nicht verfehlen, auch gegen Sie mit aller Herzlichkeit mich auszuſprechen.“

„Ich bin Ihnen dafür ſehr dankbar!“ erwiederte Hugo. „Indeſſen muß ich geſtehen, daß mir die Art von Probearbeit, die Sie von mir wünſchen, doch einigermaßen widerſtrebt. Ich habe keinen großen Ehrgeiz und würde mich mit einer beſcheidenen Stelle begnügen. Dafür würde ich loyale, redliche Dienſte verheißen — und mein Verſprechen halten.“

Der Miniſter ſah ihn mit einem Blick an, der ungefähr bedeutete: Er iſt doch ein größerer Thor, als ich dachte! —

„Nun,“ ſagte er endlich, „wenn Sie eine Freundlichkeit gegen uns ſo gar hart ankommt, ſo müſſen wir uns eben mit dieſer mündlichen Zuſage begnügen und doch ſehen, was ſich für Sie thun läßt. In Ihrem eignen Intereſſe wäre es aber, wenn wir unſerm Herrn einen eclatanten Beweis vorlegen könnten! Jetzt wird das Geringere ſchwer gehen, nachher das Bedeutende leicht werden. Ueberlegen Sie ſich's — und machen Sie mir ſpäter wieder das Vergnügen!" —

Als Hugo zu Hauſe war, überlegte er ſich die Anmuthung in der That, ſchüttelte aber den Kopf und brach in folgende Worte aus:

„Es iſt eine alte Geſchichte! Willſt Du etwas haben, ſo mußt Du etwas dafür thun; und zwar nicht die Pflicht, die jeder brave Mann gerne thut, ſondern was derjenige wünſcht, der die Macht hat: und der wünſcht immer das Ungebührliche! — Alles das will Dir geben, wenn Du niederfällſt und mich anbeteſt: darauf kommt's hinaus! Der praktiſche Menſch begreift, fügt ſich nach Möglichkeit, und macht ſein Glück. Wer's nicht will, nicht kann, iſt ein Hochmuthsnarr, und wenn er zu Grunde geht, geſchieht ihm Recht!"

Er ſchwieg, ſeufzte und rief unwillkürlich aus:

„Vater, Vater, was haſt Du mir gethan! Jetzt, wenn Du mich ſäheſt, würde Dich's doch wohl reuen, daß Du Deinen einzigen Sohn in die Lage gebracht haſt, ſuppliciren zu müſſen und gegen ſeine Grundſätze handeln zu ſollen, während er ohne Deine Verſchwendung die Macht hatte, die Gedanken ſeines Geiſtes, die Wünſche ſeines Herzens mit Ehren ſiegreich durchzuführen!“ — —

„Ich muß mir helfen ohne das Erbe, das die Vorfahren auch für mich geſammelt haben, und wenigſtens das zu erreichen ſuchen, daß es Ihrer nicht ganz unwerth geſchieht.“ — Ein ſchmerzliches Lächeln umſpielte ſeinen Mund. „Du kommſt mir theuer zu ſtehen, liebe Helene,“ ſagte er dann, — „wenn ich Dich auch in der That noch gewinne! — Der Welt dienen nach meiner Ueberzeugung, mit meinen angeborenen Fähigkeiten? Gern und unabläſſig! Der Welt dienen nach ihrem Willen und mit Kräften, die ich nach ihrem Befehl erſt aufzuſtacheln habe? Es iſt mir peinlich, faſt unmöglich, und doch, irgendwie muß es geſchehen!“ — —

Trotz des Vorſatzes, mit dem der Bedrängte ſeinen Monolog ſchloß, gingen noch Wochen hin, ohne daß etwas geſchehen wäre. Wie Alle ſeines Gleichen (wir wiſſen, daß es nicht Viele ſind!) wollte Hugo klug ſein ohne falſch zu ſein; und wie ſchwer dem Sterblichen dies wird, iſt dem Erfahrenen bekannt. Da er die beiden Ziele nie in eins zu wandeln vermochte, ſo wartete er; und zwar mit um ſo beſſerem Gewiſſen, als er einmal, in einem Anfall von Wuth, ſogar einen Aufſatz begonnen hatte, womit er den Wünſchen des Miniſters nach Möglichkeit entgegenzukommen gedachte: ohne Erfolg! Er ſchrieb nämlich mit ſolchem Widerwillen daran und fand ihn dann mit Recht ſo lahm, kraftlos und affectirt, daß er ihn verächtlich bei Seite warf.

Unter dieſen Umſtänden konnte er's nicht über's Herz bringen, die Excellenz wieder zu beſuchen.

Vielmehr wendete er ſeinen Blick nach einer andern Seite.

Im Grunde mußte er in ſich doch eine vorwiegend äſthetiſche Natur erblicken. Dichten und Denken — Beides im Zuſammenhang — erfüllte ihn mit Luſt; die Ideale der Menſchheit begeiſterten ihn, und auch ſein wiſſenſchaftliches Streben war eben auf ihre Erkenntniß gerichtet. Die Kunſt und ihre jetzigen Aufgaben zu begreifen, hatte er ſich viel Mühe gegeben; und unter den Manuſcripten, die ſein Pult verſchloß, befand ſich auch ein Drama. Alles zuſammengenommen mußte er ſich wohl für einen Mann halten, der dem Hoftheater ungleich würdiger vorſtehen könnte, als der jetzige bejahrte Intendant, gegen deſſen Verwaltung die Klagen im Publicum ſich mehrten. Er glaubte ſich überzeugt halten zu dürfen, daß man ihm hier, wo es die Kunſt galt, ein politiſches Glaubensbekenntniß nicht abfordern würde, und beſchloß daher, ohne Weiteres einleitende Schritte zu thun.

Er beſuchte den einflußreichen Inhaber einer der erſten Hofchargen, der ihm ſtets achtungsvolle Freundlichkeit bezeigt hatte, eröffnete ihm ſein Vorhaben und bat ihn, wenn eine Frage an ihn gelangte, um gütige Befürwortung. Der Hofmann ſagte dieſe zu, meinte aber, daß der Intendant ungeachtet ſeiner Jahre noch nicht geneigt ſein dürfte, den Poſten aufzugeben.

Auf ſeinen Rath begab er ſich zu einem andern Herrn von Bedeutung, der ihn nach einem eingehenden Geſpräch mit guten Hoffnungen entließ. — Das Ziel ſtand als ein erreichbares vor ſeiner Seele!

Nicht lange, ſo ſteigerte ſich die Möglichkeit, womit der Hoffende ſich ergötzte, zur förmlichen Wahrſcheinlichkeit, indem die Stelle noch dazu in beſter Art frei zu werden verhieß.

Es war mitten im Faſching, Hugo befand ſich auf einem Ball, den der Geſandte einer Großmacht gab, und beſchaute ſich das Treiben mit ernſten, faſt melancholiſchen und dennoch lieben Empfindungen. Helene war da, ſtrahlend in Holdſeligkeit, bewundert von Allen und von den meiſten ſogar über eine auf Beſuch anweſende Lady geſetzt, die für eine der erſten Schönheiten der engliſchen Ariſtokratie galt. Allein ſie war umworben von Tänzern, für ihn, der die Kunſt nicht mehr trieb, kaum zu ſprechen, und nur zu ſehen, wie ſie im wogenden Gedränge herbeikam und wieder verſchwand. In einer Ecke ſtehend fühlte er den Traum der Freude, den die Jugend träumte, erſchien ſich ſelbſt als Träumender, da er nach einem Beſitz verlangte, der gegen ihn heranſchwebte, um dann immer wieder in die Ferne zu rücken, und verſank vor dem buntbewegten Bilde, zu deſſen ſteter Wandlung die fröhlichen Töne klangen, in Gefühle, die zugleich etwas Wehmüthiges und Wohlthuendes hatten.

Auf einmal wurde von hinten ſeine Schulter berührt; er ſchaute ſich um, und erblickte den Intendanten, der ſeit Jahren zu ſeinen perſönlichen Bekanntſchaften gehörte.

„Ei!“ rief der geſunde Siebenziger, dem die weißen Haare ſo gut zu dem rothen, wenn auch runzelvollen Geſicht ſtanden, — „Sie ſchauen zu? Wirken nicht mit?“

„Danke, Excellenz,“ erwiederte Hugo; — „ich hab's lange aufgegeben!“

„War zu meiner Zeit in ſolchen Jahren nicht der Fall,“ entgegnete der Alte. „Aber die heutige Jugend kann nicht früh genug alt werden! Gott weiß, was für ein Geiſt in ſie gefahren iſt!“

Hugo lächelte.

„Rechnen Sie mich zu den Jungen?“ fragte er.

Der Intendant ſchaute ihn an und rief:

„Sie ſind noch nicht vierzig und wollen am Ende wohl ſchon alt ſein? Ich habe das Siebenzigſte hinter mir und fühle mich wie ein Jüngling!“

Unſer Freund, nach dieſer tröſtlichen Eröffnung, ſah ihn mit einem curioſen Blick an, verſetzte aber bedächtig:

„Die Thätigkeit eines Bühnenlenkers wird ſonſt für anſtrengend gehalten; Ihnen bekommt ſie aber, und zwar ſo vortrefflich, daß man begreiſt, wie Sie nie müde werden, der Kunſt Ihre Kräfte zu widmen!“

Die Geſichtszüge der Excellenz wurden plötzlich ernſt.

„Das iſt etwas Anderes, mein lieber Baron,“ verſetzte er, „und in dieſer Beziehung geben Sie ſich einem Irrthum hin, in dem ſich noch Viele befinden!“

„Wie ſo?“ fragte Hugo.

Die Tour hatte geendet und die Tänzer geleiteten die befriedigt athmenden Schönen zu ihren Sitzen. Der Intendant, nach einem Blick auf den Saal, nahm Hugo vertraulich bei der Hand, führte ihn in das nächſte Gemach, ſetzte ſich neben ihn auf ein Sopha und begann:

„Ich will Ihnen über dieſes Verhältniß reinen Wein einſchenken, lieber Freund! Geſund und kräf-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

tig, Gott ſei Dank, fühle ich mich; aber nicht weil, ſondern obgleich ich Intendant bin. Ihr Herren, die Ihr in's Theater geht, um Euch dort unterhalten zu laſſen, habt gar keine Ahnung davon, welche Noth und Mühe es koſtet, Euch das Vergnügen zu bereiten. Ein Theater unter ſich haben, heißt ſtets Verdruß haben! Denken Sie ſich Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, und nun gar Sänger und Sängerinnen! Kaum Ein der Rede werthes Mitglied des ganzen Perſonals, das nicht ſeine Capricen hätte und um ihretwillen mein ganzes Repertoire umzuwerfen nicht jeden Augenblick bereit wäre. Die Beſcheidenen können nichts, und die was können, muß man ſchonen wie kranke Kinder. Wenn nun erſt ein Rollenſtreit ausbricht, und Intriguen geſpielt werden und das Gift, das die erboſten Seelen nicht mehr in ſich halten mögen, zu Tage tritt — ich ſage Ihnen, lieber Freund, da bin ich kein Haupt und Führer mehr, was ich doch eigentlich ſein ſollte: ich komme mir vor wie ein harmloſer Wanderer, der zufällig in ein Handgemeng gerathen iſt und nun von beiden Theilen angefallen und bearbeitet wird! Wenn dann die beſten Entwürfe nicht zur Ausführung gelangen — die wohlüberlegteſte Reihe von Piecen zerſtört wird und das Publicum ſich an Wiederholungen zu langweilen hat — an wen hält man ſich? An die boshaften Perſonnagen, die daran Schuld ſind? Nein, an den Intendanten! Der muß für Alles einſtehen — für die Launen, die Prätenſionen, die Cabalen, die wahren und die falſchen Unpäßlichkeiten ſeiner Untergebenen! Und wenn er ſich über alle dieſe Dinge ſelber aus der Haut geärgert hat, dann muß er ſich vom Publicum noch dazu ſchmähen laſſen, als ob er der Verbrecher wäre! — Ich weiß recht gut, daß das auch mir geſchieht; und wenn allerdings der Undank der Welt ſo alt iſt wie die Welt ſelber, ſo verdrießt's mich dennoch! Nein, beſter Herr Baron, ich bin's müde, ernſtlich müde, und ſchon ſeit

Jahren. Wenn's mich bis jetzt noch nicht umgebracht hat, ſo wünſch' ich doch endlich ein geſundes Alter in Ruhe zu genießen! Schon dreimal hab' ich den Herrn um meine Entlaſſung gebeten! Aber zu meinem Unglück hab' ich ſein Vertrauen immer noch und werde immer wieder genöthigt, den Thespiskarren weiter zu ſchleppen. Nachgrade verſiegt aber meine Geduld; und wenn man mich nicht losläßt, ſo werde ich mich losreißen! Ich bin entſchloſſen, den nächſten Anlaß zu benutzen! Dann mag das undankbare Publicum nach Anleitung ſeiner Zeitungsſchreiber meinen Nachfolger läſtern — den ich wahrlich nicht beneide!" —

Hugo hatte den alten Cavalier bei der Rede, die eine förmliche Herzensausſchüttung geworden war, genau beobachtet, — um zu ſehen, ob er nicht vielleicht ſchon etwas von ſeiner Candidatur vernommen habe und nur aus Gründen ſo zu ihm ſpräche! Aber wenn auch ſeine Miene kein übergroßes Leidweſen verrieth, klang doch jedes Wort ſo empfunden, ſo voll Eifers, daß er nicht zweifeln konnte, der Redner ſei der beſchwerlichen Stelle wirklich ſatt geworden. Das Herz pochte ihm bei dem Gedanken, und die offenbar übertreibende Schilderung der Unannehmlichkeiten wirkte ſo wenig abſchreckend auf ihn, daß er ſie vielmehr als eine Bekräftigung der ſchönen Gewißheit, die Stelle bald offen zu ſehen, freudig empfand. Ehrlich wie er war, nickte der Philoſoph ernſthaft, als Einer, der die Motive ganz begriffen, und ſagte dann:

„Excellenz können allerdings mit Ehren abtreten und die mühſamen Geſchäfte auf jüngere Schultern laden! Sie haben ſich ſeit beinahe zwanzig Jahren reichliche Verdienſte geſammelt; — und" ſetzte er lächelnd hinzu, „wenn Sie aus ihrem Wirkungskreis geſchieden ſind, wird dies auch die ganze Stadt wieder mit Freuden anerkennen."

Das Orcheſter hatte die Introduction eines Walzers begonnen, und juſt als der Intendant mit einem ſonderbaren Blick erwiederte:

„Ich hoff' es,“ ging Helene, von einem ſchmucken Lieutenant geführt, an ihnen vorüber. Hugo, von ſeiner Ausſicht erregt, warf ihr einen frohen, zärtlichen Blick zu, den ſie mit einem gütigen und mit lächelndem Nicken erwiederte. „Führe ſie nur zum Tanz, junges Blut,“ dachte der Glückliche nun bei ſich; ich hoffe ihre Hand auch zu faſſen, um ſie dahin zu führen, wo dieſes glühende, ſehnſuchtswunde Herz endlich Heilung und Heil finden ſoll!“

Es gehörte zu den vom praktiſchen Standpunkte nicht ganz löblichen Eigenheiten unſeres Hugo, nach Eröffnung einer Ausſicht immer einige Zeit zu ſäumen und ſich an ihr zu ergötzen; darum vergingen jetzt beinahe drei Wochen, bevor er ſich entſchloß, im Intereſſe ſeines Planes einen neuen Gang zu machen. Unter ſeinen Bekannten war ein penſionirter Geheimrath, der mit dem Intendanten als deſſen Jugendfreund auf dem vertrauteſten Fuße ſtand. Nach der Herzensergießung Sr.

Excellenz konnte es nicht mehr unräthlich erſcheinen, auch dieſem durch ſeine Connexionen vermögenden Herrn ſich mitzutheilen; und eines Tages ſuchte er ihn auf.

Als er, in der beſten Form, ſeine Abſicht geſtanden hatte und zur Begründung ihrer Vernunftmäßigkeit die Aeußerungen des Intendanten berichtete, klärte ſich das magere Geſicht des Geheimraths auf und ein ſchlauvergnügtes Lächeln belebte die feinen Züge. Er ſagte:

„Was Ihren Wunſch betrifft, Herr von Lichtenfels, ſo iſt er durchaus gerechtfertigt, und ich bin überzeugt, daß Sie unſere Bühne wieder zu der Höhe emporbringen würden, von der ſie in den letzten Jahren nur zu ſehr heruntergeſunken iſt. Aber wenn Sie die Stelle nicht eher bekommen, als mein Freund ſie freiwillig aufgibt, dann mögen Sie lange warten!“

Hugo ſah ihn erſtaunt an.

„Aber er hat ja, wie er mich auf's Beſtimmteſte verſichert, ſchon dreimal um ſeine Entlaſſung gebeten!“

„Lauter Wind!“ entgegnete der Freund des Intendanten. „In Gedanken, das kann ſein. Er mag auch wohl in einem Anfall übler Laune ein Schreiben aufgeſetzt haben, das will ich nicht beſtreiten. Aber er hat's nicht eingereicht! Er hat nie den geringſten wirklichen Schritt gethan, des Poſtens enthoben zu werden!“

„Das iſt aber kaum glaublich,“ rief Hugo. „Was für ein Intereſſe kann er dann haben, dergleichen zu ſagen?“

„Den Schein zu wahren, lieber Herr Baron! Er fühlt, daß er aus allen Gründen zurücktreten ſollte, und will die Welt nun glauben machen, daß man ihn davon abhält. Er wird ſich wohl hüten, gegen den Herrn ſelber davon auch nur eine Andeutung zu geben; — denn wenn ihn dieſer beim Wort nähme, es wäre ſein Tod! Wie rüſtig er noch ausſieht und wirklich auch iſt:

nähme man ihm die Stelle, dann wäre es aus mit der Befriedigung, die ihn erhält; er fiele zuſammen, und ich würde ihm kein Jahr mehr geben!"

„Aber die Schilderung der Beſchwerlichkeiten und des Verdruſſes, den er erlebt!" entgegnete Hugo. „Sie ſchien mir zwar übertrieben, aber doch auf wirkliche Erfahrung gegründet!"

„Iſt's auch," verſetzte Jener. „Er hat Verdruß genug; aber auch an ihn hat er ſich ſo gewöhnt, daß er nun zu ſeinen Lebensbedürfniſſen gehört. Die Hauptſache iſt aber das Regieren! Der Intendant unſeres Hoftheaters iſt im Grunde ein Herr, der unumſchränkter gebietet als der Monarch ſelber. So lange man ihm von oben gewogen iſt, kann er eigentlich thun, was er will; und das iſt ſüß, mein werther Freund, — ſüß namentlich für den, dem es durch langjährige Praxis zur andern Natur geworden! Man wird denn doch auch nicht bloß geärgert von den Herrſchaften beim

Theater! — viel häufiger ſieht man ſich verehrt, geſchmeichelt, mit Huldigungen umgeben. Hold emporſchmachtende Taubenblicke ſuchen das Herz des Gebieters zu ſchmelzen; weiche, flötende Töne bitten um eine Gunſtbezeigung! Jeder Tag bringt irgend ein Ereigniß, das für den, der oben ſteht, intereſſant, pikant, erheiternd ſein kann; — und ſo vergeht die Zeit, man weiß nicht wie! — Ich bin Ihnen Wahrheit ſchuldig, mein beſter Herr Baron, und ſag' Ihnen daher: der Intendant wird ſeinen Poſten nur mit ſeinem Leben laſſen! Die Enthebung wäre für ihn ein Schlag, der ihn zum Tode träfe! Wenn Ihnen daher auch die Nachfolge geſichert wäre, ſo könnten ſie doch, nach menſchlichem Ermeſſen, noch eine Reihe von Jahren auf die Anſtellung warten müſſen, da man auch oben, ſo viel mir bekannt iſt, an keine Aenderung denkt. — Im Uebrigen, wenn ſich etwas Unvorherzuſehendes ereignen ſollte und ich Ihnen nützlich werden kann, rechnen Sie auf mich! Da

Sie ſich entſchloſſen haben, Ihr ausgezeichnetes Talent dieſem Fache zu widmen, ſo kann auch ich mir Niemand denken, der die Stelle beſſer und dankenswerther auszufüllen vermöchte!" —

Hugo verließ den Geheimrath ungeachtet der anerkennenden Schlußworte mit ſehr getrübten Empfindungen. Daß der penſionirte Herr aus irgend einem Zweck die Sachlage unrichtig darſtellte, konnte er nicht annehmen: das Vergnügen des Spottes über den Freund glänzte zu natürlich aus dem ſcharfen Geſicht hervor! — Er mußte — ohne einen Zwiſchenfall, auf den er nicht rechnen konnte — auch dieſer Hoffnung entſagen! — Sein Herz wurde ſchwer, und eine ſtille Verzweiflung wandelte ihn an.

Nach der Unterredung mit dem Intendanten hatte er den Beruf und die heutigen Aufgaben des Theaters in's Auge gefaßt und ſich durch Entwürfe und Vorſtellungen in ſeine Pflichten ſchon hineingelebt. Er hatte ſich mit ſich ſelber verſtändigt, was geſchehen müſſe, die Bühnenkunſt zu heben, und traute ſich zu, daß er trotz aller Gegenwirkungen durch unerſchütterliche Conſequenz einen ſeiner Gedanken um den andern würde zur Ausführung bringen können. Und nun war nicht nur die Verwirklichung liebgewordener Ideen in's Unbeſtimmte vertagt, ſondern auch die Erwerbung eines Poſtens mit angemeſſenen Einkünften, — die Möglichkeit, mit Ehren vor den Vater Helene's zu treten und um die Hand der Geliebten anzuhalten!

Die Wahrnehmung, die ſchon ſo manches Menſchenherz klopfen gemacht: daß der Suchende die Stellen in dieſer Welt beſetzt findet und das Glück eines erſehnten Wirkungskreiſes nur zu erlangen iſt: entweder durch vieljähriges Dienen, oder durch eine höchſt ſeltene Gunſt des Geſchicks, oder endlich durch Hinopferung der Ehre und des guten Gewiſſens — dieſe Wahrnehmung brachte nun auch den Philoſophen in Aufruhr und überantwortete ihn peinlichen Empfindungen. — Keine Rettung, wo hinaus er auch blicken mochte! — Keine, wenn er ſich nicht entſchloß, zu thun, was er für unrecht, für unwürdig anſah; was er einem Andern, der ſich dazu herbeiließ, verargte, an ſich ſelbſt aber gradezu verdammen mußte!

Viertes Capitel.

In ſeiner Herzensnoth ſuchte unſer Freund das Haus auf, wo er unter allen Umſtänden Linderung der Gefühle und eine ſtille, liebe Genugthuung zu finden hoffen durfte. Es war gegen Abend, an einem trüben Märztag, als er ſich dorthin verfügte — er mußte etwas länger warten, bis er vorgelaſſen wurde, und als dies geſchah, fand er den Baron, die Schwägerin und ſeinen Freund Karl in einer Stimmung, die auf einen eben erlebten tiefen Verdruß deutete. Trotz der Mühe, die ſie ſich gaben, konnten ſie den Unmuth, der ihm gleich beim erſten Gruß aufgefallen war, nicht bemeiſtern, und Hugo erkannte, daß er hier nur den leidigen

Troſt finden würde, den es gewährt, Mitgenoſſen im Leide zu haben.

Man ſprach über Tagesneuigkeiten; — ohne alles Intereſſe und mit einer Zerſtreutheit, die am beſten zeigte, wie ſchwer es die Seelen ankam, ihre Aufmerkſamkeit nach außen zu richten. Da Hugo ſah, daß man ihn nicht einzuweihen gedachte, ſo machte er ſelber unverfängliche Mittheilungen aus der Welt und legte ſich auf die ihm eigene wohlwollende Satire, ſo daß es ihm gelang, die Geſichter ein wenig aufzuheitern. Endlich erhob ſich der alte Herr und ſagte mit einem traurig gutmüthigen Tone:

„Mein lieber Vetter, die Gräfin und ich müſſen fort; aber Karl bleibt hier, um Sie zu unterhalten, und meine Tocher darf nur erfahren, daß Sie da ſind, um auch herüberzukommen.“ — Die Gräfin war aufgeſtanden. Sie wandte ſich gegen den Neffen und ſah ihn mit einer ernſten, dringend mahnenden und bittenden Miene an. Aber

Karl ſchüttelte den Kopf mit dem Ausdruck eines unabänderlichen Entſchluſſes; und die Gräfin, nach einem Blick tiefen, bittern Vorwurfs, ging mit dem Baron hinaus.

Hugo, der ſie beobachtet hatte, konnte errathen, was vorgefallen war. Er trat zu dem Freund und ſagte:

„Du haſt mit den Deinen eine Scene gehabt?"

„Eine ſehr dramatiſche," rief dieſer aufgeregt. „Ich meine aber," ſetzte er mit Stolz hinzu, „es wird die letzte der Art geweſen ſein!"

Hugo nickte verſtehend.

„Du haſt ihre Hoffnung," ſagte er dann, „wegen der kleinen Rothenberg zerſtört?"

„Ich habe ihnen keinen Grund gegeben, welche zu faſſen," entgegnete Karl mit Unmuth, „ſondern beiden immer deutlich genug gezeigt, wie ich geſinnt bin!"

„Sie hofften dennoch, — wie es zu geſchehen pflegt, wenn man etwas über Alles wünſcht. —

Aber wie kam's eben heute zu dem leidenſchaftlichen Auftritt? Was konnte ſie beſtimmen, in Dich zu dringen und Dir die Sinnesänderung abnöthigen zu wollen? — Denn das, wie ich ſehe, iſt geſchehen!“

Karl, nach kurzem Schweigen, erwiederte:

„Das hat verſchiedene Gründe; und ich will Dir nur geſtehen, daß ich ſelbſt einigermaßen daran Schuld bin. Ich konnte, wie Du weißt, nicht vermeiden, zu Rothenbergs zu gehen, und da ich gut aufgenommen wurde, ſo vergalt ich Freundlichkeit mit Freundlichkeit. Es iſt mir nun einmal nicht möglich, gegen Damen unhöflich zu ſein; ich ſage ihnen unwillkürlich Artigkeiten, und betone ſie wohl auch wärmer, als ich ſollte. Obſchon ich eigentlich ſelten mit der Kleinen zuſammenkam und ihr nie allzuviel Zeit widmete, ſo hab' ich ihr doch, wie's ſcheint, ſo viel Aufmerkſamkeit zugewendet, daß ſie ſich über mein Intereſſe täuſchen konnte. Kurz, das gute Mädchen hat ſich in mich verliebt, und zwar leider ſo ſehr, daß ſie einen ganz reſpectabeln Antrag, der neuerdings an ſie ergangen iſt, ausgeſchlagen hat. Die Sache kam nun zwiſchen der Mutter und meiner Tante zur Sprache. Jene, die mein Verhältniß mit Fräulein von Wildau entweder nicht kennt oder nicht ernſtlich nimmt und der das Glück ihres Kindes über Alles geht, machte die lockendſten Bedingungen — und die herrſchſüchtige Gräfin und der geblendete gute Vater beſchloſſen, meine Einwilligung im Sturm zu erobern. Sie hofften, ja ſie hofften zuverſichtlich, daß es ihnen gelingen würde! Die Rothenberg hat, was ſie brauchen — und Amalie hat nur Schönheit und Adel der Seele, nur Liebe und Treue, nur Bildung des Geiſtes und des Herzens! Konnte ſie verlangen, daß ich ihr unter den jetzigen Verhältniſſen die verſprochene Treue bewahren müſſe?"

„Ja, ja," verſetzte Hugo nickend; — „für die Gräfin und Deinen Vater war die Antwort klar!"

„Aber ich habe ihnen anders geantwortet,“ fuhr jener mit ſtolzer Genugthuung fort. „Ich habe der Prätenſion mein Recht und meine Freiheit entgegengehalten und gegen das Geld die Ehre in den Kampf geführt, bis ſie verſtummten!“

Hugo ſah ihn an.

„Du haſt wohl gethan!“ rief er.

Karl ſchwieg; dann, mildern Tones, fuhr er fort: „Leid thut mir's doch, mein lieber Hugo, das will ich Dir geſtehen! Hätte Amalie nicht meine Liebe und mein Wort, wäre ich nicht gebunden, ich würde die kleine Lilly heirathen bloß um der Meinen willen, obſchon ich keine beſondere Neigung gegen ſie fühle. Mein Vater iſt in übler Lage und der Kummer, der alten Rothenberg jetzt meine Weigerung melden und erklären zu müſſen, iſt nicht der einzige, der ihn drückt!“

Hugo, bei den letzten, mit einem eigenthümlichen Tone geſprochenen Worten, betrachtete der Freund, und ſein ahnendes Herz begann zu klopfen.

„Was hat er ſonſt noch?“ fragte er; — „darf ich's wiſſen?“

„Nun,“ verſetzte jener, „Du biſt ein Mann, vor dem wir kein Geheimniß zu haben brauchen! — Du haſt Dir wohl ſchon geſagt, daß der Aufenthalt meiner Familie in der Reſidenz, bei dem Stand unſeres Vermögens, einen beſondern Zweck haben muß; — und haſt ihn ohne Zweifel auch errathen. Der Zweck iſt die gute Verheirathung meiner Schweſter. Bei ihrer Schönheit, ihrem reizenden Weſen und Benehmen — konnte ſie nicht einen Mann feſſeln, der ihr Lebensglück begründen und zugleich der ganzen Familie eine Stütze werden konnte? — Ihr Eintritt in die Welt erweckte bei uns allen (denn Du ſiehſt, wie auch ich dabei intereſſirt bin!) die größten Hoffnungen. Die Huldigungen, die ſie erfuhr, waren außerordentlich und allgemein. Und doch iſt der Winter jetzt vorüber, ohne daß irgend ein Antrag an uns gelangt wäre. Man hat ihr den Hof gemacht, ſich von ihrer Anmuth beglücken, entzücken laſſen; aber auch der Edle von Hellerſtein, der die ernſtlichſten Abſichten zu haben ſchien, hat geſtern für gut gefunden, ſeinen Mutterpfennig, der für uns alle hingereicht hätte, zu verdoppeln, indem er ſich mit der Einzigen des erſt vor wenig Jahren chriſtianiſirten Barons von Löwenthaler verlobte. Ein Anderer, auf deſſen Eintreffen die Gräfin hoffte, iſt nicht gekommen, und kommt wer weiß wann, und thut dann wer weiß was! Kurz, der Zweck des theuern Aufenthalts iſt verfehlt und mein Vater hat nichts davon gehabt, als eine ſtarke Vermehrung ſeiner Verlegenheiten. — Das Glück," ſetzte der junge Mann mit einem Lächeln deſperaten Humors hinzu, „iſt nicht mehr mit den ſtolzen Herren von Ellerburg; — es geht abwärts mit dem edeln Hauſe!"

Hugo ſah während dieſer Eröffnung für ſich hin; und wenn er ſeinem Geſicht auch einen gewiſſen feierlichen Ernſt zu geben vermochte — ein

Strahl, der aus ſeinem Auge ging, verrieth doch den ganzen Freudenſchauer ſeines Herzens über den beglückenden Theil des Geſtändniſſes. „Der Familie muß Hilfe werden!“ rief's in ihm, — „und ich, ich, trotz Allem und Allem, muß ihr ſie ſchaffen!“ — — Er faßte die Hand des Freundes und rief mit Feſtigkeit: „Verliere den Muth nicht! Was Dich perſönlich betrifft, ſo haſt Du gehandelt wie ein braver Mann handeln muß — und einem ſolchen wird auch der Lohn nicht ausbleiben!“

„Den Lohn,“ entgegnete Karl, „hab' ich unter allen Umſtänden in meinem Bewußtſein! Geh' es wie es will! Das Geld kann uns abhanden kommen, die Ehre ſoll bei uns bleiben, und wenn wir ſie bewahren in Armuth, dann werden wir der Ahnen nicht unwerth ſein, die ſie bewahrt haben in Reichthum! — Da hat letzthin wieder ſo ein Schreiber einen Artikel geſchrieben gegen den Adel und beweiſen wollen, daß er zu nichts gut ſei, als Anmaßung und Egoismus fortzupflanzen. Widerlegen wir die Verleumder dieſes Gelichters durch die That! Thun wir unſere Pflicht und handeln wir nach den Grundſätzen eines edlern Ehrgefühls, als ſie es in ſich finden können, dann wird, trotz aller Anſchwärzungen des Neides, doch die Welt ſehen, wozu wir gut ſind!"

„Das wird ſie auch, lieber Karl," verſetzte Hugo, indem er bewegt und erfreut ſeine Hand ergriff, mit einem Blick des herzlichſten Beifalls. — „Man hat alſo wieder einmal einen Angriff auf uns gemacht, der uns nicht beſſern, ſondern vertilgen, ausſtreichen ſoll aus dem Buche der Geſellſchaft? Man muß geſtehen, unſere Feinde ſind eifriger, als wir ſelber! Aber erkennen wir nur unſere Aufgaben — unſere andern Aufgaben in der andern Zeit, und widmen wir uns ihnen, wie ſich unſere Vorfahren den Pflichten ihrer Jahrhunderte gewidmet haben, dann ſoll uns Unverſtand und Ungerechtigkeit mit Erfolg nicht anfkönnen! Wir werden unſere Exiſtenz rechtfertigen und unſern Platz ausfüllen in der Geſellſchaft zum Gedeihen, zur Ehre des Ganzen!"

Während er die letzten Worte ſprach, ging eine Seitenthür auf und Helene trat ein. Ihr Geſicht war etwas bläſſer als ſonſt; aber die Feinheit ihrer Züge ſchien dadurch erhöht, und als beim Erblicken Hugo's ihre Wangen ſich rötheten, ſah ſie wunderbar ſchön aus. Sie grüßte den Vetter mit einer Freundlichkeit, deren herzlicher Ernſt einen Hauch von Wehmuth hatte, ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

Hugo, die Hand in der ſeinen behaltend, ſchaute die für ihn Wiedergewonnene mit einem Blick der Freude und der Liebe an, daß er dem Bruder zum erſten Male von der wahren Tiefe ſeines Gefühls eine Ahnung gab. Er begann ein leichtes Geſpräch, in keiner andern Abſicht, als um ſich an den Geſichtszügen zu weiden, die ihm noch nie ſo lieb und ſo theuer erſchienen waren.

Welche Kluft gegenwärtig ſeine Hoffnung noch von ſeinem Ziel trennen mochte — in dieſem Augenblick fühlte er das vollkommenſte Glück, indem er mit Recht annahm, daß die Familie das junge Weſen in ihre hieſigen Zwecke nicht eingeweiht und die größte Förderung derſelben eben von ihrer Unſchuld erwartet habe.

Karl hatte eine Zeit lang nachdenklich bei Seite geſtanden. Jetzt, wie nach einem Gedanken, trat er näher und ſagte zu Helene:

„Weißt Du das Neueſte ſchon? Einer Deiner Verehrer, der flachshaarige Guido, hat ſich mit einer Schönheit verlobt, deren ſchwarze Locken das Ebenholz in Schatten ſtellen! — Der Orient hat den Sieg davongetragen!“

Helene ſah ihn an und lächelte mit ſchelmiſcher Heiterkeit.

„Sagſt Du mir das,“ erwiederte ſie, „um mich zu beſchämen?“

Der Bruder, nicht ohne Wahrheit, entgegnete:

„Mit Verwunderung ſeh' ich, wie wenig Du Dir daraus machſt!"

Jene, mit dem angenehmſten Ton der Ehrlichkeit, erwiederte:

„Möcht' ich immer ſo vergnügt ſein wie jetzt! Die Aufmerkſamkeiten des blonden Herrn wurden mir nachgrade läſtig, denn ſeine Complimente klangen trivialer und hohler, als es erlaubt iſt! — Ich wünſche ihm von Herzen Glück — und, da er's juſt nicht hört, auch mir!"

„Stolzes Mädchen!" rief der Bruder. „Wird dieſe Geſinnung immer dauern? — Wenn ſich nun alle Deine Verehrer von Dir zurückziehen?"

„Dann," entgegnete ſie, „würden ſie nichts thun, als was ich mit Nächſtem ihnen anzuthun hoffe!" — Nach einem Moment des Schweigens fuhr ſie fort: „Es war eine ſchöne Zeit, dieſer Winter, und ich müßte lügen, wenn ich nicht ſagte, daß ich in ihm viel Vergnügen gehabt habe! Aber mit einem Mal iſt mir's genug; ich denke wieder an unſer liebes Ellerburg, an die glücklichen Tage, wo wir ohne den Lärmen und ohne die Gêne, die man hier beim Vergnügen mit in den Kauf nehmen muß, uns unterhalten und" (fügte ſie mit einem Blick auf Hugo hinzu) „philoſophirt-haben, und ich freue mich außerordentlich auf den Frühling, mit dem wir dort wieder einziehen werden. — Die Welt iſt ſchön, und man muß ſie auch kennen lernen; aber das Leben auf dem Lande mit wenigen guten Freunden iſt doch noch viel ſchöner! — Sind Sie nicht meiner Meinung?" fragte ſie Hugo.

„Vollkommen," rief dieſer; — „und war es immer!"

„Dann werden Sie wieder zu uns kommen!" rief ſie.

„Wenn ich eine Einladung erhalte . . ."

„Die haben Sie ja ſchon, ein für allemal," entgegnete ſie. „Aufrichtig zu reden, wenn ich die Unterhaltung in Ellerburg lobe, ſo geſchieht es nur unter der Vorausſetzung, daß Sie bei uns ſind. Wenn Sie fehlen, dann fehlt — die Weihe; — und wir haben am Ende doch Langeweile! Sie müſſen verſprechen zu kommen!"

„Nun gut," rief Hugo; — „ich komme!"

Ein Lächeln der Befriedigung erhellte die Züge des Mädchens, während Karl nicht umhin konnte, mit bedenklicher Miene von Einem zum Andern zu ſehen.

Das Rollen eines anfahrenden Wagens lenkte ſeine Aufmerkſamkeit von ihnen ab.

„Sie kommen!" rief er dem Freunde zu; und ein Wink des Auges bedeutete: „Schweige!" —

Nach einigen Secunden traten der Baron und die Gräfin ein. Ihre Züge trugen den ganzen verdroſſenen Ernſt der Reſignation; doch warf die Gräfin auf den Neffen einen flüchtigen Blick, der zu ſagen ſchien, daß ſie noch immer nicht alle Hoffnung aufgegeben habe.

Hugo fühlte, daß er einer Explication im Wege ſtehe, und da er des Glücks für heute genug erfahren hatte, empfahl er ſich.

Auf dem Heimweg ſtellte ſich ihm das Verhalten Karl's, das Benehmen Helene's vor die Seele, und bei der tiefen Genugthuung, die er empfand, ſah er Beides im ſchönſten Lichte. Es war mannhaft und edel von dem Freund, in ſeiner und der Seinen Bedrängniß die großen Vortheile einer Verbindung mit den Rothenbergs hinzuopfern, um eine Zuſage zu halten, von der ſich unter ähnlichen Verhältniſſen gar Mancher ſchon losgeſprochen hat. Und er that es nicht aus blinder Leidenſchaft, die nur an ihre Befriedigung denkt; nein, er war ein guter Sohn, und daß er die Wünſche der Seinen nicht erfüllen konnte, ſchmerzte ihn; aber Liebe und Ehre verlangten die Treue, der nun alles Andere weichen mußte. Helene, in der paradieſiſchen Heiterkeit ihrer Seele, erſchien ihm geradezu als ein Wunder. Ein Engel war ſie in das hieſige Weltleben getreten, hatte die Herzen beglückt durch Schönheit und Freude, und ein Engel trat ſie wieder heraus. Wie ſo ganz und gar nicht hatten die vernommenen Schmeicheleien ihr Herz berückt! Wie erhaben über die gewöhnlichen Regungen umhuldigter Schönheiten war ihre Seele geblieben!

Bruder und Schweſter, ſagte ſich der Philoſoph aus altem Geſchlechte, haben ſich als Muſter ihres Standes bewährt! Denn es iſt unbeſtreitbar: gewiſſe Tugenden finden ſich beim Adel immer noch am häufigſten, am ausgeſprochenſten und reinſten. Darum iſt eben dieſer Stand etwas für ſich und muß es bleiben und ſoll nur die Stelle finden im Ganzen der Geſellſchaft, worin er ſeine eigenſten Fähigkeiten glänzend ausbildet und ſie zum Ehrenſchmuck des Ganzen verwenden lernt!

Als ihm Werth und Beſtimmung der Claſſe, der er angehörte, ſo recht vor die Seele traten, gedachte er des von Karl erwähnten Schmähartikels. Er wollte ihn leſen, und wenn er ihn ſo herausfordernd ungerecht fand, wie zu vermuthen ſtand, ſollte der Autor und ſeine Partei von ihm eine Lection erhalten, die ſeine Standesgenoſſen rächte!

Er begab ſich in die Expedition des Journals, kaufte ſich die Nummer, die den Angriff enthielt, ging nach Hauſe und las.

Der Artikel war geſchickter abgefaßt, als aus der Bemerkung Ellerburg's hervorzugehen ſchien. Er enthielt ſtarke Ausdrücke, war aber im Ganzen mehr fein als grob ungerecht, indem er Unrecht mit Recht miſchte und aus unanfechtbaren hiſtoriſchen Thatſachen, die nur einſeitig benutzt waren, ſeine Folgerungen zog. Hugo ſah gleich, daß ein widerlegender Aufſatz nicht leicht ſei und tiefer gehen und ausführlicher werden müſſe, als es der Angriff war. Die Ideen ſtrömten ihm aber zu, ritterlicher Eifer befeuerte ihn, und noch in derſelben Nacht lag die Hauptſache auf dem Papier.

Drei Tage wandte er an die feine Durcharbeitung und Feilung. Als er den Artikel abgeſchrieben las, empfand er eine wahre Freude. Er war in die von ihm ſpeciell gekannte Geſchichte des Adels zurückgegangen und hatte die Ausbeutung der Kehrſeite durch Ausbeutung der Lichtſeite berichtigt; er hatte die andern Stände einer Kritik unterzogen und die Menſchlichkeiten, die Sünden, die dem Adel allein zur Laſt gelegt waren, an ihnen gleichfalls nachgewieſen; endlich hatte er die Vorzüge, die der Adel im Großen und Ganzen nach ſeiner Anſicht vor andern Ständen voraus habe, aus der Natur der Dinge, pſychologiſch und phyſiologiſch, zu erklären geſucht und zu guter Letzt nicht nur die ſocialen Aufgaben des Standes in Gegenwart und Zukunft namhaft gemacht, ſondern auch mit vollſtem Vertrauen die Ueberzeugung ausgeſprochen, daß derſelbe dem Rufe nachkommen und dem Volke erneute wahre Achtung und Anerkennung durch Thaten abringen werde.

Man wird es ganz natürlich finden, daß Hugo, wie ſtreng er ſonſt unbeſtochenes Urtheil von ſich forderte, im Eifer der Vertheidigung doch ungleich mehr das Schöne und Hoffnunggewährende der Claſſe vor Augen hatte und es nun ſo warm und empfehlend hinmalte, daß der Aufſatz auch ſolche Standesgenoſſen freuen konnte, mit denen der Verfaſſer nichts gemein haben mochte. Trotzdem oder vielmehr eben deswegen that er ihm in ſeiner jetzigen Stimmung wahrhaft Genüge, und er ließ ihn mit ſeines Namens Unterſchrift in dem conſervativen Blatte der Reſidenz abdrucken.

Viele Lobſprüche und Glückwünſche ſeitens der vornehmen Welt waren ſein Lohn; und er konnte die Antwort des radicalen Journaliſten, welche nicht auf ſich warten ließ und mit verſtärktem Tone die „ariſtokratiſche Sophiſtik“ auf ihr Nichts zurückzuführen ſuchte, verſchmerzen. Karl von Ellerburg kam unmittelbar nach der Lectüre in ſeine Wohnung, ging mit einem rühmenden Ausruf auf ihn zu und umarmte ihn mit zärtlicher

Freundſchaft. Er nahm ihn zu den Seinen mit, die ſich gleichfalls auf's Anerkennendſte ausſprachen, ſo daß der Verfaſſer alle Süßigkeit glücklicher Autorſchaft zu koſten bekam. Helene reichte ihm die Hand mit einem Blick froher Verehrung, und nicht nur der Baron, ſondern auch die Gräfin, welche dermalen ſo weit von den in dem Artikel geforderten Tugenden entfernt war, dankte ihm, und verrieth eine große Genugthuung, die vorzüglichſten Eigenſchaften ihrem Stand wenigſtens auf dem Papier zugeſprochen und zugetraut zu ſehen!

Indeſſen Alles hat ſeine Zeit. Nach ſchönen Erhebungen des Geiſtes drängt ſich die Wirklichkeit des Lebens immer wieder vor und behauptet das Feld. Die Lobſprüche für den Kämpen des Adels verrauſchten; — nach acht Tagen war es, als ob er den Artikel gar nicht geſchrieben hätte. Im Hauſe Ellerburg änderte ſich nichts zum Beſſern. Nach der Verlobung Guido's von Hellerſtein hatte auch der zweite reiche Anbeter Helene's die Stadt verlaſſen, ohne eine Andeutung zu geben, daß er bei ſeinen Huldigungen ernſtliche Abſichten gehegt habe. Der Baron, von Sorgen umdrängt, verlor bei dieſer Nachricht ſeinen Muth völlig. Er empfand auf's Bitterſte, wie alle Schönheit und Liebenswürdigkeit im Vergleich mit Geld und Gut ohne Gewicht ſei, und ſchämte ſich der Freude, die er bei den wiederholten Glückwünſchen zu einer ſolchen Tochter empfunden hatte. Kann es auch in der That etwas Kränkenderes geben, als das Vergötterte aus äußerlichen Gründen, die dem Enttäuſchten in ihrer ganzen Niedrigkeit erſcheinen müſſen, verlaſſen und verſchmäht zu ſehen? — Das war alſo die Frucht der großen Opfer, die er gebracht hatte! Die letzte Unternehmung, die noch gewagt werden konnte, geſcheitert! Und keine Ausſicht mehr für den Sohn, der mit unbeſieglicher Hartnäckigkeit an einem Mädchen hing, das er ohne einen Glücksfall, wie ihn Niemand erwarten durfte, doch nicht heimzuführen vermochte! Keine für die

Tochter, die nun wieder mit ihm nach Ellerburg zurückgehen konnte, um dort ungeſehen zu verblühen! Und wenn nur das möglich war! Wenn ſie nur öde Tage hinbringen konnte in Würde, als Freiin von Ellerburg, im Stammhaus ihrer Ahnen! Aber auch dieſes war nicht gewiß; und mit Schaudern dachte er an die Möglichkeit, das Gut verkaufen zu müſſen, um ſich und den Seinen ein etwas beſſeres, immer noch ärmliches Daſein zu friſten!

Wenn er ſein gedrücktes Herz gegen die Schwägerin entlaſtete, pflegte dieſe in Verurtheilung der jetzigen Männer, die bei der Wahl einer Lebensgefährtin bloß die Caſſe des Vaters in's Auge faßten, ſchonungslos mit ihm übereinzuſtimmen. Sie rächten ſich mit einander durch die beißendſten Bemerkungen, und durch eine Charakteriſtik namentlich der jetzigen Edelleute, welche der von Hugo bekämpfte radicale Journaliſt nicht vernichtender hätte liefern können. Aber die Gräfin hatte immer noch einen Troſt, und gab denn über jenen Einen, deſſen Ankunft ſie bis jetzt vergeblich erwartet hatte, dem Bekümmerten endlich nähern Aufſchluß.

Der Baron, nachdem er die Mittheilung vernommen, ſchüttelte den Kopf, indem er gleichwohl nicht umhin konnte, etwas ermuthigter vor ſich hinzuſehen.

„Mögeſt Du Recht haben, liebe Schwägerin,“ ſagte er dann; „mögen Deine Bemühungen fruchten und Deine Bekanntſchaften Dich nicht im Stich laſſen! Du biſt eine wahre Freundin, und ich danke Dir herzlich für die Vorſorge, die Du im Intereſſe unſrer Familie getroffen haſt. Aber Deine Hoffnungen ſtehen noch ſehr im Weiten!“

„Zeit bringt Roſen! — Und Gottlob, wir haben Zeit!“

„Kommt darauf an!“ erwiederte Jener, indem er ſeiner Bedrängniß gedachte.

„Nur Muth!“ rief die Frau. „Es iſt oft ein

Glück, das Gute nicht zu bekommen — weil Einem das Beſte aufgeſpart iſt! — Und daß das Gelingen meines Planes das Beſte wäre, das wirſt Du mir zugeben!“

Eines Abends — es war am erſten April — ſaß die Familie im Salon beiſammen. Helene hatte eben wieder gemahnt, daß man baldmöglichſt heim ſollte auf's Land, und die Gräfin bedeutete ihr, daß ſie ihre idylliſche Sehnſucht denn doch noch einige Zeit niederhalten müſſe, da noch Alles ſehr zurück und die Witterung nicht grade einladend ſei! Die Saiſon wäre überhaupt noch nicht ganz vorüber — und im ſchönen Monat Mai würde man getroſtern Herzens den ländlichen Freuden entgegengehen können!

Die letzten Worte hatte ſie mit einem Doppelſinn geſprochen, der nur dem Baron fühlbar ſein konnte. Während nun Beide ſich anſahen und der Baron zuſtimmend nickte, kam der Diener herein und überbrachte ein Schreiben — an die Frau Gräfin! — Dieſe nahm es, warf einen Blick auf die Adreſſe, zuckte, erbrach es mit zitternden Fingern und las. Nach wenigen Augenblicken wechſelte ſie die Farbe, ließ den Brief auf den Tiſch fallen und ſah den Schwager mit einem Blick an, als ob Alles verloren wäre! —

Der Brief war aus Paris und meldete die Verlobung eines deutſchen Grafen mit der Tochter eines dortigen adligen Banquiers, der nicht nur ein ſehr reicher Mann, ſondern ein europäiſcher Name war.

Der Baron ergriff das Schreiben, las — und nickte mit dem Ausdruck eines Troſtloſen. Dann richtete er auf die Schwägerin einen Blick, der den Sinn des ihrigen vollkommen beſtätigte.

Helene ſah von Einem auf's Andere und fragte geängſtigt:

„Was iſt geſchehen? Was enthält der Brief? Iſt's ein Unglück, ſo laßt mich's wiſſen!“

Die Gräfin, die ſich wieder gefaßt hatte, ſchüttelte den Kopf und ſagte:

„Wir wollen die Ruhe Deiner jungen Seele nicht ſtören, indem wir Dich mit einem Unfall bekannt machen, der nur ein Project von mir getroffen hat. Es iſt das Scheitern einer Hoffnung, auf deren Erfüllung ich gerechnet hatte! Ich werd' es verſchmerzen!“

„Nun, meine liebe Tante,“ rief das Mädchen mit herzlichem Tone, „wenn es nur das iſt, dann tröſte Dich wieder! Du bleibſt bei uns und ſollſt es ſo gut haben, wie Dir's gute Menſchen irgend machen können! — Sorge nur dafür, daß wir bald nach unſerm ſchönen Ellerburg kommen! — Du ſiehſt, hier haben wir kein Glück mehr!“

Die Gräfin, mit feuchtem Auge, nahm die Hand der Lieben und drückte ſie. In dieſem Augenblick ertönte die ſcharfgezogene Klingel. — Der Diener erſchien und meldete Hugo von Lichtenfels. —

„Er iſt willkommen!“ rief der Baron.

Hugo trat ein und grüßte die Verſammelten mit ſtrahlendem Geſicht.

Helene, ihn betrachtend, rief:

„Ihnen iſt etwas Angenehmes widerfahren! Theilen Sie's mit — Sie können uns keine größere Freude machen! — Nun?“ drängte ſie, als Jener zögerte.

Hugo, ſeine Freude zu mäßigen ſuchend, entgegnete:

„Ich komme ſo eben vom Miniſter. Mein Aufſatz über den Adel hat Wunder gewirkt. Man hat mir, unter warmer Anerkennung, die feſte Zuſage ertheilt, daß ich im nächſten Sommer, wo verſchiedene Aenderungen im Perſonal der Geſandtſchaften vor ſich gehen, eine Anſtellung als Legationsrath erhalten werde.“

„Ah,“ rief das Mädchen, „das iſt ja herrlich!“ — Und Vater und Tante wünſchten von Herzen Glück, indem ihre Züge ſich überraſchend erheiterten.

„Sie müſſen aber vorher noch zu uns nach

Ellerburg kommen," fuhr Helene fort. — „Sie haben Zeit und haben es verſprochen!"

„Kommen Sie!" rief der Baron mit freundlicher Bitte.

„Ja, kommen Sie!" wiederholte die Gräfin mit einem Blick der Achtung, wie ihn Hugo von ihr noch nicht erhalten hatte.

Dieſer, freudig erröthend, entgegnete:

„Einer ſo liebenswürdigen Einladung widerſtehe ein Anderer! Ich nehme ſie an — und will mich auf die diplomatiſche Laufbahn vorbereiten — im Paradies!"

Fünftes Capitel.

Die Familie war noch in der erſten Hälfte des April nach Ellerburg heimgekehrt, und Hugo hatte ſich gegen das Ende des Monats eingefunden. Als er an freundlichem Tage von dem alten, traulichem Gemach Beſitz genommen und in das neugrünende Thal hinunterſah, hatte er in Wahrheit das Gefühl eines wiedergewonnenen Paradieſes.

Die große Gefahr, die das Glück ſeines Lebens bedroht hatte, war abgewendet — Helene war ihm nicht entriſſen worden. Er durfte ſich der ſüßen Zuverſicht hingeben, daß er ſie gewinnen werde, um ſie für ewig ſein zu nennen.

Welch ein Wonnemonat ward ihm nun der

Mai, der wieder einmal ſeinem poetiſchen Ruf entſprechend ſchöne milde Witterung brachte und, während er die durch Aprilregen feucht gewordenen Pfade trocknete, Gras und Laub zum ſaftigſten Grün entwickelte.

Frühling, Einſamkeit, und die Geliebte zum ungeſtörten täglichen Umgang! Die Poeſie der wunderſchön erwachten Natur in Geſellſchaft mit ihr: welch überſchwängliche Luſt für den tief empfindenden Hugo!

Der wiederkehrende Lenz mit ſeinen Farben und Klängen, mit ſeinem holdfriſchen Leben allüberall übt auf das fühlende Gemüth immer wieder einen beſtrickenden Zauber. Wenn auch dieſelben Reize ſchon oft in Aug und Ohr gedrungen ſind, — unſer Sinn iſt ein anderer geworden, und dem ſich wieder in ſie Verſenkenden erſcheinen ſie in heiliger Neuheit. Und Hugo genoß ſie zum erſten Mal als Liebender, im Ueberſtrome ſeines Glücks!

In ſeinem Innerſten geſichert ging er in ſeliger

Ruhe umher und unterhielt ſich oder ſchaute und lauſchte mit inniger Zufriedenheit. Es war ihm, als hätte er nie vorher die Wunderpoeſie der Blumen empfunden und niemals in ihrer Tiefe die Töne der befiederten Sänger aufgefaßt, die nun auf den belaubten Zweigen ſich wiegend oder hin- und herhüpfend den märchenleichten Traum ihres Daſeins träumten.

Sein Verhältniß zu Helene hatte einen eigenthümlichen Charakter erhalten. Er fühlte ſich nicht nur als Liebenden, ſondern ſchon als Verlobten, obwohl er einen förmlichen Antrag noch nicht geſtellt, eine Zuſage in Worten noch nicht vernommen hatte. Er kam nicht dazu, weil er es immer wieder als eine Störung des unſchuldsholden Verkehrs empfand und — weil er es nicht mehr für nöthig hielt. Gab er ſein Gefühl doch ſonſt auf jede Weiſe kund, und ließ zumal ſeine Augen die Geheimniſſe des Herzens leuchtend offenbaren!

Unter dieſen Umſtänden rückten die Studien, die er ſich vorgeſetzt hatte, allerdings nicht merklich weiter. Aber Lieder erklangen mehr und mehr in ihm, und er ſprach ſein Denken und Empfinden darin aus — für ſich! Sie waren im Geiſt an die Geliebte geſungen, nicht an ſie gerichtet: Erzeugniſſe eines Dichters, der, indem er ſeine Gefühle ausſpricht, ſich und der Geliebten ein Ideal des Lebens vorhält. Freilich ſollte die Erwählte ſie auch noch erhalten und leſen; aber erſt, wenn die Ringe getauſcht waren, zu heiterer Wiederbetrachtung der Freuden und Leiden, die ſein Herz bewegten. Sie waren zu ehrlich und zu eigen, um ſchon jetzt mitgetheilt werden zu können.

Helene lebte glücklich dahin und freute ſich mit Hugo jedes Tages; — auch des Regentages, welcher die Heimlichkeit des Hauſes empfinden ließ und zuſammenhängenden Geſprächen günſtig war. Von den Sorgen des Vaters hatte ſie kaum eine Ahnung. Seine finanzielle Bedrängniß verbarg ihr dieſer nach Möglichkeit, ſo daß ſie nur ungefähr ſah, daß er nicht mehr ſo reich ſei wie früher. Den Kummer, den der Bruder ihm bereitete, konnte ſie nicht würdigen, da ſie bei nur oberflächlicher Kenntniß der Verhältniſſe eine Verbindung Karl's mit Amalie von Wildau in jedem Falle für ehrenvoll und glückverſprechend halten mußte. Sie ergötzte ſich an der ſchönen Zeit, ohne daß an dem Himmel ihres Glückes auch nur ein Wölkchen aufſtieg.

Der Aufenthalt in der Reſidenz hatte ſie doch entwickelt und in einer Hinſicht auch verändert. Ihr Horizont war erweitert, ſie kannte die Welt. Ihr heller Geiſt hatte die Schwächen und Widerſprüche der Menſchen bemerkt — der Menſchen, von denen ſie ſelber als vollendetes Weſen gefeiert worden! — und damit war eine eigenthümliche überlegene Sicherheit in ſie gekommen. Sie, die vorher nur die anſprechende Seite des Lebens geſehen, hatte nun auch ein gutes Theil der verkehrten und verſchrobenen kennen gelernt; aber indem ſie das heitere Licht ihrer Seele darauf warf, erſchien es ihr beluſtigend und bildete nur eine Anlage zu launigen Bemerkungen und ſcherzenden Verurtheilungen aus. Die Gabe einer tiefern Anſchauung der Dinge litt dabei nicht und durfte von dem Freunde nur eine Anregung erhalten, um zuweilen in Lichtern aufzuglänzen, die ihm ſelber Bewunderung abnöthigten.

Der Grundton ihres Geiſtes blieb die kindliche, ſchöne Heiterkeit; und ihr leichtbewegliches Weſen konnte ſich von andern Gefühlen, wenn ſie ihr Herz eingenommen hatten, immer wieder in ſie herſtellen.

Zur Abwechslung ging ſie in der Unterhaltung gern in die Reſidenz zurück. Es ergötzte ſie, die Bilder des dortigen Lebens und der hervorſtechendſten Perſönlichkeiten aus dem Frieden der Einſamkeit zu betrachten, und nicht ſelten hielt ſie ein ſcharfes Gericht über ſie.

Eines Tages ſagte ſie zu Hugo, mit dem ſie nach Tiſch im Saal allein war: „Ueber die Menſchen, die ſich für die Crême der Geſellſchaft halten, muß man ſich doch wundern. Sie laufen dem

Vergnügen nach und geben ſich Gott weiß wie viel Mühe, um dann Gott weiß wie wenig davon zu bekommen. Sie treiben ſich umher unter Aufregung und Lärm aller Art, bloß um die Zeit zu vertreiben — und oft das wirkliche Glück mit ihr!“

„Wobei ſie aber,“ verſetzte Hugo, „doch ſo glücklich ſind, die Zeit los zu werden!“

„Das iſt freilich nicht zu verachten,“ entgegnete Helene, „bei Menſchen, auf denen ſie als eine ſchwere Laſt liegt!“

„Bedauern wir ſie!“ verſetzte Hugo. — „Die Kraft, die Zeit zu einer lieben Freundin zu machen, liegt im Innern; und das iſt für die Meiſten ein unbekanntes Land, das zu cultiviren ihnen nicht einfällt. Am wenigſten ſchauen die Leute dahinein, die Alles, was ihnen erſtrebenswerth ſcheint, draußen zu finden meinen!“

Helene nickte ſtill und ſah für ſich hin. Dann, indem ihre Züge ſich aufheiterten, fuhr ſie ſort: „Komiſch iſt die außerordentliche Selbſttäuſchung, in der Manche ſich wiegen. Ich habe nie die Gräfin Sandel anſehen können, ohne in ein Erſtaunen zu gerathen, das gar zu gern in Lachen ausgebrochen wäre. Eine Frau über Fünfzig, die ſich nicht nur ſchminkt, ſondern darin alle erlaubten Grenzen überſchreitet, ihr volles Geſicht hochroth färbt und ſich nun ganz im Ernſt für reizend hält, und ihre ſchwarzen Augen mit einer Unternehmungsluſt und Siegesgewißheit herumgehen läßt, als ob jeder ihrer Blicke einen Anbeter ihr zu Füßen herziehen müßte. Sie hat ſich auf ihren Teint förmlich etwas zu Gute gethan und mich, als ich einmal etwas bläſſer ausſah, mit einem Blick des Mitleids betrachtet, an den ich nur zu denken brauche, um vergnügt zu ſein. Wie ſie in der That Männern und Frauen erſcheint, davon hat ſie keine Ahnung. Die Artigkeiten, die man ihres Bruders wegen an ſie richtet, nimmt ſie für baare Münze, ſogar wenn ſie ſich mit faſt handgreiflichem

Spott auf ihr vortreffliches Ausſehen beziehen. Daß alle Welt von ihr wie von einer eitlen, aufdringlichen Cokette ſpricht, das kommt nicht auf's Entfernteſte in ihre Gedanken!"

Hugo hatte mit Lächeln gehorcht. „Im Grunde," ſagte er dann, „gehören ſolche Figuren doch auch in die Geſellſchaft — zur vollſtändigen Aſſortirung!"

„O," rief das Mädchen, „ich hab' auch gar nichts dagegen. Mir machen ſie Vergnügen — ſie erwecken in mir Staunen über die Wunder der Einbildung!"

„Dieſe," verſetzte Hugo, „iſt auch wirklich ein Geſchenk des Himmels, ohne das Leute der Art gar nicht zu leben vermöchten. — Gönnen wir," fuhr er mit einer gewiſſen Abſicht fort, „den von der Natur Beraubten den erſetzenden Schein der Kunſt — zumal wenn's Frauen ſind! Greifen doch auch Männer zu dieſem Mittel und halten ſich, mit ihm ausgerüſtet, für gefährlich, auch wenn ſie noch älter ſind als die Gräfin. Oder ſollten Sie nicht geſehen haben, daß die jugendliche Röthe des Generals Frankenberg eben ſo natürlich iſt wie die Schwärze ſeines Haares und ſeines Schnurrbartes? Freilich war er einer Ihrer eifrigſten Verehrer, und es iſt möglich —"

„Dies," fiel Helene heiter ein, „hat mich nicht abgehalten zu bemerken, wie weit die ſtattliche Erſcheinung auf Rechnung des Kammerdieners kommt: die Schwärze des Haares hatte einen gewiſſen Stich in's Röthliche, und die Röthe der Wangen einen eignen Glanz, der mir bei der erſten Huldigung, die er mir darbrachte, ſogleich Mißtrauen einflößte."

„Der cokette alte Krieger ſcheint Ihnen doch nicht ſo burlesk vorgekommen zu ſein, wie die cokette Gräfin!" bemerkte Hugo.

„Nicht mehr als billig," entgegnete Helene: — „die Dankbarkeit ſtimmt milde. Aber im Stillen bewunderte ich doch auch ſeine Thorheit. Ich frage

Sie: gibt es etwas Schöneres, als das ehrliche Geſicht eines erfahrenen Mannes, eines würdigen Greiſes? Ich ſchaue, wenn Verſtand und Güte daraus hervorſehen, faſt in keines lieber! Und die Eiteln verderben ſich ſelbſt, indem ſie ſich zu verbeſſern meinen!“

„Das,“ verſetzte Hugo, „thun ſie freilich noch auf ganz anderen Gebieten, als auf dem der Toilette!“

Helene ſtand nachdenklich. Dann verſetzte ſie: „Ich weiß, worauf Sie deuten. Allerdings, in dieſen Kreiſen iſt überhaupt nicht Alles, wie es ſein ſoll, und ich habe nach und nach Dinge erfahren, die mich ſehr enttäuſchten. Unſere Männer von Adel ſind nichts weniger als immer edel, und wenn es ſich darum handelt, den Einfluß oder das Einkommen zu ſteigern, ſo kann Einer und der Andere zu Mitteln greifen, die man im gewöhnlichen Leben ſchlecht nennt!“

„Die aber in ihren Augen durch den Zweck geheiligt werden! — Und im Grunde auch in den Augen der Welt! Hat ſo Einer Einkommen und Einfluß wirklich vermehrt, dann werden die angewandten Mittel, wie ſehr man ſich anfangs dagegen ereifert hat, endlich vergeſſen, und nur der Vortheil größerer Macht bleibt übrig. Das wiſſen die praktiſchen Köpfe, und darum laſſen ſie ſich vorübergehende Unehre gefallen, um die dauernde Nutznießung und den ſoliden äußern Glanz zu erlangen. Scheinen ſie nicht ganz Recht zu haben?“

Helene, mit dem ruhigen Ton der Ueberzeugung, antwortete:

„Wenn es keinen Gott gäbe, der's anders haben wollte, hätten ſie auch wirklich Recht.“

Hugo nickte.

„So aber,“ fuhr er fort, „ſind die Klugen auch diesmal die Dummen, und beißen in den Köder, den ihnen ein Anderer legt!“

Ein Schweigen folgte. Dann, indem ihre Züge ſich aufhellten, ſagte Helene:

„Läugnen läßt ſich nicht, daß es um ein groſſes geſichertes Einkommen eine ſchöne Sache iſt! Das Geld macht nicht glücklich — das thut nur unſer eigener Geiſt; — aber es kommt dieſem doch ſehr zu Hilfe, und zum Glück in dieſer Welt ſcheint es nicht entbehrt werden zu können.“

„Wenn nicht Zufriedenheit an ſeine Stelle tritt!“ bemerkte Hugo.

„Nun ja,“ verſetzte das Mädchen. „Glücklich macht überhaupt der Beſitz nur, wenn man ihn von ſeinen Vorfahren überkommen oder durch ehrenhafte Arbeit ſelbſt erworben hat. Sich um des Geldes willen erniedrigen, iſt abſcheulich; am abſcheulichſten bei denen, die durch Geburt und Stellung verpflichtet wären, Andern zum Vorbild zu dienen.“

„Einverſtanden,“ rief Hugo, indem er die Geliebte, die bei den letzten Worten erröthet war, mit frohen Augen anſah.

„Darum,“ begann ſie nach einem dankbaren Lächeln, „freue ich mich über meinen Bruder und die Feſtigkeit, die er den verlockenden Anerbietungen gegenüber bewieſen hat! Lilly von Rothenberg iſt ein gutes Kind, und wenn ſie ſich auch weder durch Schönheit noch durch Geiſt auszeichnet, ſo hat mit Frauen dieſer Art doch ſchon ſo Mancher glücklich gelebt. Es war für ihn doch eine Verſuchung. Aber er hat ſie beſtanden und der armen, ſchönen, geiſtvollen Wildau ſeine Treue bewahrt! — Er wird ſich einſchränken müſſen, wenn er ſie heirathet — das geht wohl nicht anders; aber es thut nichts. Er kann doch leben, und eine ſolche Frau und ein gutes Gewiſſen haben mehr Werth, als alle Vortheile des Reichthums.“

„Gewiß,“ rief Hugo; „und wir müſſen uns das grad' heutzutage recht lebhaft vorſtellen. Das äußere Glück iſt nicht zu erzwingen, wenn man ſich nicht verkaufen will! Wer alſo nicht reich iſt von Haus aus und ein Mann von Ehre bleiben will, der richte ſich auf ein ſtilles, mäßiges, einfach thätiges Leben ein, das aber eben den reinſten und dauerndſten Freuden am günſtigſten iſt!“

Hugo hatte dabei die Geliebte angeſehen, und dieſe lächelte erröthend. Das war ihr alſo an ſeiner Seite verheißen! Wenn in ihrem Herzen auch nichts einer ſolchen Exiſtenz widerſprach, ſo machte doch die vorſorgende Abſicht Hugo’s einen heitern Eindruck auf ſie. Sie betrachtete ihn mit einem leichten ſchelmiſchen Zug um die Lippen, und ſagte:

„Paſſen wir unſere Wünſche und Bedürfniſſe unſern Mitteln an, und es wird uns wohl gehen auf Erden! Wenn unſere Vorfahren mehr Geld und Gut gehabt haben, ſo beſitzen wir dagegen mehr Wiſſenſchaft und Geiſt — und können mehr in Gedanken glücklich ſein! — Wer einem etwas geſunkenen Hauſe angehört, der muß ſich jetzt ſchon auf dieſe Kunſt legen!“

Das Erſcheinen des Barons unterbrach die Unterredung, die Hugo gern noch ein wenig länger fortgeſetzt hätte, um der Geliebten, die das „Glück in Gedanken“ etwas ironiſch zu behandeln ſchien, das wahre Gewicht deſſelben fühlbar zu machen. Er nahm ſich vor, es bei nächſter Gelegenheit zu thun.

Der alte Herr grüßte die Beiden mit einem Geſicht, das freundlich ſein ſollte, aber dem eingeweihten Hugo die ganze Gedrücktheit ſeiner Seele verrieth. Auch der Tochter entging ſein Mißmuth nicht ganz; und von ihr beredet, ſchob ihn der gute Vater auf eine eben gehabte Scene mit dem Verwalter, die er vergeſſen wolle.

Hugo wurde durch den Anblick an jenes Gefühl erinnert: daß eben er der Retter der Familie werden müſſe; und er erneuerte in ſich das Gelübde. In dieſer Beziehung feſtigte ſich in ihm ein wunderbarer Glaube. Wie gering ſeine Anlage war, in der Welt namhaftes Glück zu erringen, und wie ſehr ihm die Hauptſache, ein lenkſames Gewiſſen, dazu abging: um der Geliebten und ihrer

Familie, um ſeiner guten Abſicht willen mußte die Welt einmal eine Ausnahme machen und ihn erreichen laſſen, was ſo ſchön war an ſich und ihm überdies zur Gründung eines Daſeins die Macht geben ſollte, woran ſie ſelber ihre Freude hatte! Warum ſollte er das nicht hoffen dürfen? Unter gewiſſen Vorausſetzungen mußte man doch auch klug ſein und durch Klugheit Weltzwecke erreichen können — mit Ehren! Und wenn es nicht die Regel war und die Aufgabe von den ſchwierigſten: um ſo größer der Reiz derſelben, um ſo größer das Verdienſt, ſie zu löſen! —

Nicht lange, ſo ergab ſich ein Anlaß, mit Helene auf ein Thema zurückzukommen, deſſen überzeugende Beleuchtung ihm ſehr am Herzen lag. Die Familie las einen jüngſt erſchienenen Roman, und der zart ehrenhafte, darum von der Welt immer wieder zurückgeſtoßene bürgerliche Held wurde von der Gräfin mit Geringſchätzung für prätentiös und „unpraktiſch“ erklärt. Hugo widerſprach;

aber auf die erſten Worte entgegnete Jene mit einem Blick, der ihm deutlich ſeine Verwandtſchaft mit dem Romanideal vorhielt, und er begnügte ſich, proteſtirt zu haben. Als er bald darauf mit Helene im Garten zuſammentraf, nahm er die Frage wieder auf und ſagte mit Beziehung auf jenen Abſpruch:

„Man überzeugt ſich doch immer wieder, daß es eigentlich zwei Gattungen von Menſchen gibt, die ſich nothwendig im Gegenſatz befinden. Die kluge Frau nennt den braven Gottfried unpraktiſch, und ſie hat von ihrem Standpunkt aus Recht. Er verſäumt wirklich das, was die praktiſchen Leute Glück nennen, — aber er gewinnt mehr als er verliert; und daß die Praktiſchen dies nicht auch ſehen und in Anſchlag bringen, das verurtheilt ihren Standpunkt.“

„Sie meinen,“ bemerkte Helene, „er gewinnt ſtatt des Glücks die Ehre?“

„Und mit ihr das innere Glück, das größer und beſeligender iſt, als das äußere!“

Helene ſchwieg einen Moment. Dann ſagte ſie:

„Aber das äußer Glück gehört doch zum innern, — und ſollte eigentlich immer dabei ſein!“

„Das letztere, meine liebe Helene, kann ich nicht zugeben. Am Ende freilich müſſen beide ſich vereinigen; grade deswegen dürfen ſie aber vorher nicht beiſammen ſein!“

„Wir ſollen aber doch,“ entgegnete ſie, „auch das äußere Glück zu erlangen ſuchen und uns Mühe geben darum!“

„Wohl! Doch nicht um jeden Preis, und nicht auf Koſten der Ehre und des innern Glücks!“

„Aber mit der Ehre und mit dem innern Glück!“

„Wenn es möglich iſt!“ erwiederte Hugo. „Wenn uns nicht eine Wahl geboten iſt, in Folge deren wir das Eine um des Andern willen opfern müſſen!“

Helene ſah ihn an — und nickte.

„In dieſem Fall,“ ſagte ſie mit einem ernſten Lächeln, „müſſen wir dann das „beſſere Theil“ erwählen?“

„Ja wohl,“ rief Hugo; „und dieſes „beſſere Theil“ iſt wirklich das Beſſere — und iſt es unter allen Umſtänden! Wer Gut und Blut opfert um ſeinetwillen, der gewinnt; wer Leib und Leben läßt um ſeinetwillen, der gewinnt: wie ſollte man dafür nicht den Ueberfluß, den äußern Prunk hingeben und ſich mit dem Zureichenden begnügen können, das meiſt auch mehr äußeres Behagen bietet, als es die Maſſe der Glücksgüter zuläßt?“

„Das,“ erwiederte Helene, „kann für honette Menſchen wohl keine Frage mehr ſein!“

„Und iſt's doch für Manche, die ſich für ſehr honett halten! Iſt's, weil die Menſchen im äußern Beſitz alle Möglichkeiten des Glücks zauberhaft winken ſehen, im Leben des Geiſtes bei reinem Gewiſſen aber nur einen dürftigen Troſt zu haben meinen! — Man kennt die Freuden des Geiſtes nicht, und das Gebotene erweckt überdies eine Abneigung, während an Sinnenfreuden das Verbotene reizt. Die Entſcheidung für den Geiſt erfordert ein Wollen, einen heroiſchen Entſchluß, — und deſſen ſind aus reinen Motiven wenige Menſchen fähig. Wer ihn aber faßt und ausführt, dem wird nothwendig unvergänglicher Lohn. — Es gibt," fuhr der Liebende mit Bedeutung fort, „kein größeres Glück, auch auf dieſer Erde nicht, als das Glück in Gedanken — das Glück im Geiſte! Was iſt das Leben des Gelehrten, des Forſchers, des Dichters und Künſtlers im Vergleich zu dem des äußerlich thätigen Menſchen anders, als ein Leben in Gedanken? Aber jene haben die feinere und reinere Luſt; ihr Glück, wenn ſtiller und ſchlichter, iſt zuſammenhängender und dauernder. Wem es vergönnt war, beide kennen zu lernen, der wird immer dem geiſtigen den Vorzug geben. Wenn aber dem von Haus aus Geiſtloſen bei ſeiner Hingebung an die Sinnenwelt Nachſicht werden muß, ſo würde der Geiſtbegabte ſich ſelbſt verrathen, wenn er um ihretwillen die höhere Region verließe und für das Linſengericht das Recht der Erſtgeburt hinwürfe; und er würde dem ſtrengſten Gericht verfallen — von Rechtswegen!“

Hugo hatte dies mit Wärme und dem Schwung einer erregten Seele geſprochen; Helene, die während ſeiner Rede ernſter geworden war, ſchwieg nachdenklich. Dann ſagte ſie mit einem anmuthigen Aufſehen zu ihm:

„Auf dieſe Art wären die Praktiſchen zwar praktiſch, indem ſie etwas erreichen, die Unpraktiſchen aber noch praktiſcher, indem ſie etwas Beſſeres erreichen?“

„Vortrefflich,“ erwiederte Hugo. „Nichts Anderes ſagen auch die Lehren der Religion, die von der Philoſophie durchaus beſtätigt werden. Und nichts Anderes lehrt die Geſchichte!“

„Die Geſchichte?“ entgegnete das Mädchen, indem ſie ihn anſah.

„Die Geſchichte," verſetzte Hugo, — „weil der Segen der beſſern Wahl immer erſt aufkommt mit der Zeit! Wer wird zunächſt klug und praktiſch genannt? Wer der Welt ſich fügt und ſich dafür belohnen läßt! Wer konnte mithin unpraktiſcher ſein, als jene Männer der Geſchichte, die mit der Welt in Widerſpruch traten und einen Kampf mit ihr kämpften auf Tod und Leben? Wer konnte unpraktiſcher ſein als die Helden des Glaubens, die alles Glück des Lebens in die Schanze ſchlugen, um in die Geiſter der Menſchen jenes höhere Licht einzuſtrahlen, deſſen die Welt bedurfte, um einer höhern Entwicklung fähig zu werden? In Wahrheit aber waren eben ſie die im höchſten Stil Handelnden; und nachdem ihre große Praxis eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt hatte, konnten die Andern kommen und mit ihrer kleinen davon profitiren! Nachdem ihre große Praxis ihnen Drangſal, Noth und leidensvollen Tod gebracht hatte, konnten die Andern mit ihrer kleinen die

Pfründen beſetzen, deren Stiftung allein in Folge jener großen möglich geworden! Wie nicht mehr als billig mußten die Kleinen ſie als Heroen und Heilige verehren, und ſich in den Staub demüthigen vor ihnen!“

Von der Wahrheit dieſer Worte getroffen, ſah Helene zu dem Redner mit einem Blick ernſter Anerkennung empor. Dann, mit beſcheidenem Lächeln, verſetzte ſie:

„Das iſt unbeſtreitbar. Aber zu ſolchem Kampf mit der Welt muß man berufen, auserwählt ſein; und es iſt doch auch möglich, daß Jemand ſich für berufen hält, ohne es zu ſein, und nun mit dem kleinen Erfolg, den er verſchmäht, auch den großen, den er vergeblich erſtrebt und damit Alles zuſammen verliert!“

„Das kann ſein,“ erwiederte Hugo; — „ſolche hohle und überſpannte Köpfe kann es geben. Sie handeln aus Eitelkeit, die ſich der Unfähigkeit geſellt, — handeln verkehrt und leiden ihre Strafe.

Verwechſeln Sie aber mit ihnen nicht jene biedern Charaktere, die dem Ruf des Geiſtes nur in ihrem beſcheidenen Kreiſe folgen, ohne mit ihrer Tugend an den Tag der Weltgeſchichte zu bringen! Dieſe leiſten im Kleinen, was die geſchichtlichen Perſonen im Großen leiſten; ihr Bewußtſein iſt aber nicht minder beglückend, und ihr Wirken ſegensreich. An jedem Ort, in jedem Verhältniß hat das edle Wollen und Handeln ſeine nothwendigen Folgen; es erhöht den ganzen Menſchen, reizt diejenigen, die ein Muſter nöthig haben, zur Nacheiferung und fördert nach allen Seiten."

„Und die Güter, die wir dadurch erwerben," bemerkte Helene nach einem Zeichen der Beiſtimmung, „ſind eben diejenigen, die wir mit hinwegnehmen von dieſer Erde!"

„Diejenigen, die uns ewig bleiben! Und es ſollte unklug ſein, für die ewigen die flüchtigen zu opfern, klug aber, um der flüchtigen willen die ewigen hinzugeben?"

„Die Vernunft,“ erwiederte Helene, „ſagt dazu nicht Ja!“

„Nur der blinde Trieb materieller Naturen thut es! Er ſchwelgt in Fülle, um endlich Bankerott zu machen und dem Gericht zu verfallen, das unerbittlich ſein wird!“

Nach dieſen ſtreng accentuirten Worten ſchwieg der Philoſoph, und Helene ging ſchweigend neben ihm her. Jener, mit leichterm Ton, begann wieder:

„Die Menſchen zeigen im Denken und Handeln eine Inconſequenz, die mich oft gewundert hat. Es kann Einer den Andern, der auf Koſten deſſen, was er für Ehre hält, Vortheil zu ſuchen verſchmäht, einen Phantaſten und Narren ſchelten, und doch ſelber für eine Gattung von Ehre ſein Leben zu wagen jeden Augenblick bereit ſein! Iſt es vom gemeinen Standpunkt aus betrachtet nicht auch ſehr unklug, ſich zu duelliren und ſich um eines oft nicht erheblichen Wortes willen erſchießen oder verſtümmeln zu laſſen? Aber hier ruft der Praktiſche: lieber todt oder krüppelhaft mit Ehren, als lebendig und geſund mit Schande! Hier zieht auch er den metaphyſiſchen Beſitz der Ehre dem phyſiſchen des Lebens vor und iſt Idealiſt comme il faut!“

„Freilich,“ bemerkte Helene nach einem Moment, „weil's eben meiſt nicht anders geht, und weil die Ehre in der Welt ebenſalls ein reeller Beſitz iſt, und die Schande in ihr eine reelle Schande!“

„Allerdings,“ verſetzte Hugo lächelnd. „Der Idealismus iſt hier ein beſonderer; aber es iſt doch immer Idealismus. Auch wer nur um der Weltehre willen das Leben in die Schanze ſchlägt, hat die Ehre der Verwandtſchaft mit den Heroen, die Glück und Leben einſetzen, um die wahre, ewige Ehre zu erlangen und das Licht derſelben der Menſchheit zu erſchließen.“

Nach dieſen Worten gingen Beide eine Zeit lang ſchweigend nebeneinander. Helene ſchaute auf die blühenden Bäume und Blumenbeete, ein Licht ſtillen Vergnügens ging in ihrem Geſicht auf, und ſie ſagte:

„Im Grunde trachten wir doch immer nach Glück; und das iſt natürlich. Der Kampf mit der Welt, der gar nicht zur Ruhe und zur Freude des Lebens kommen läßt, iſt doch eigentlich eine Ausnahme, und in der Regel kann es braven Menſchen ganz gut auch auf dieſer Erde ſchon wohl ergehen!“

„Das iſt wahr,“ verſetzte Hugo. „Aber Glück und Ehre ſind doch immer „zwei Blumen!“ Wenn wir ſie auch beide zu brechen vermögen, ſo gibt es doch Fälle, wo man um der einen willen auf die andere Schweſter verzichten muß. Entſcheiden wir uns dann reſolut für die edlere! Und was wir dabei verſäumen mit Ehren, das holen wir zu anderer Zeit nach mit Ehren — was glücklicherweiſe möglich iſt!“

„Das iſt eine Auskunft!“ entgegnete Helene mit frohem Geſicht, — „und ſo können wir uns vereinigen! — Sie werden nicht glauben, daß ich nach all' den Geſprächen, die wir miteinander geführt haben, den Geiſt nicht zu ſchätzen weiß und die Freuden des Geiſtes. Ich habe ja die Vergnügungen der Welt auch kennen gelernt, hab' es in ihr wahrlich gut genug gehabt, und ich kann vergleichen. Das Vergnügen in einer Geſellſchaft, wo man uns zu gefallen ſtrebt, iſt ſüß, aber flüchtig. Es iſt ein ewiges Kommen und Gehen, ein ſteter Wechſel von Bildern, die an uns vorüberziehen; ein Taumel, worin wir uns zuletzt ſelber verlieren. Die Genüſſe, die wir in geiſtigen Beſchäftigungen finden, ſind beſcheidener, aber klarer und beſtändiger. Sie allein machen uns wahrhaft wohl und geben uns das rechte Selbſtgefühl. Wir ſchauen von ihnen aus mit Heiterkeit auf die Welt zurück, und die Erlebniſſe, die uns dort den Sinn verwirrt haben, machen uns jetzt erſt wahre Freude. Man muß immer damit ſchließen, ſich in dieſes Aſyl zurückzuziehen, um," fügte ſie mit liebeheiterm Blick hinzu, „in ihm das „Glück in Gedanken" zu gewinnen, das wirklich das ſchönſte Glück iſt! — Ich danke Gott, daß er mir einige Anlage dazu gegeben, und Ihnen, lieber Freund, daß Sie zu uns gekommen ſind, um ſie durch gütige Belehrung auszubilden!"

Hugo hatte dieſen Worten, die allerdings geſprochen waren, ihm Freude zu machen, mit Empfindungen gehorcht, die ſelig aus den braunen Augen ſahen. Sein Herz pochte, die Liebe wallte in ihm empor, — er faßte die Hände des Mädchens und rief:

„Mit dieſer Anlage, liebe, gute Helene, hat Dich Gott für mich geſchaffen! Laß es mich endlich ausſprechen, was Du ſchon lange weißt: mein Herz gehört Dir, gehört Dir ſeit dem erſten Augenblick, wo ich Dich geſehen habe! Wenn ich Glück ſuche in der Welt und mir Mühe gebe darum, ſo iſt's nur um Deinetwillen! Und wenn ich feſt glaube, daß ich's finden werde, ſo iſt's nur, weil Du mir die Zuverſicht gibſt! — Nimm das Geſtändniß," fuhr er mit einem Lächeln innigſter Liebe fort, „gütig auf, und frage Dich, was Du darauf erwiedern kannſt! Meint es Dein Herz wie das meine? Kannſt Du mich lieben? — Kannſt Du mir vertrauen?"

Helene, von Röthe übergoſſen, ſtand in großer Verwirrung. Sie ſchwieg tief erregt. Als aber Hugo ſie mit bittendem Aug' anſah, ſuchte ſie ſich zu faſſen, und während ihre Hand in der ſeinen zitterte, antwortete ſie mit der Feſtigkeit eines ſiegenden edeln Gefühls:

„Ich kenne keinen Mann, den ich mehr ſchätzte und liebte, als Dich, Hugo! Ich verehre Deinen Geiſt, Deinen Charakter und habe zu Dir unbedingtes Vertrauen —"

„O," fiel der Liebende, als ſie ein wenig innehielt, überglücklich ein, „das iſt Alles, was ich wünſchen und hoffen kann! Jetzt hat mein Leben ein Ziel! Und welche Hinderniſſe ſich mir entgegenſtellen mögen, ich weiß, daß ich über alle triumphiren werde!"

Er preßte ihre Hände wieder und ſah ſie dabei mit freudefeuchten Blicken ſo zärtlich an, daß auch in ihren Augen ein immer ſüßeres Feuer ſich entzündete und ein Strahl der Liebe in die ſeinen drang, der ihn auf die ſeligſte Höhe ſeines Lebens erhob. Er wollte noch ein Wort hinzufügen, als ein Geräuſch von Gehenden hörbar wurde. Beide wendeten ſich um; — ſie erblickten den Vater und die Tante, die von der Kaſtanienallee gegen ſie herankamen.

„Sieh da," rief der alte Herr mit einem Scherzverſuch, „unſer Philoſoph mit ſeiner Schülerin! — Diesmal," fuhr er nach einem Blick auf ſie fort, „muß es aber ein erhabener Gegenſtand geweſen ſein, der Euch beſchäftigt hat! Wie ſeht Ihr aus? — Als ob Ihr noch in höhern Sphären wäret!"

Die Gräfin betrachtete das Paar — und die Vermuthung, die in ihr aufſtieg, kam der Wahrheit einen Schritt näher. Ihre Miene ſprach ein gemiſchtes Gefühl aus, und Helene, die es wahrnahm, verſetzte mit einem Blick auf ſie, der nicht ohne einen gewiſſen Hinterhalt war:

„Wir haben freilich ein ſehr ernſthaftes Geſpräch gehabt! — Wir haben unterſucht, was unſere Pflicht iſt, wenn der Vortheil und das äußere Lebensglück in Widerſpruch tritt mit der Ehre, und auf welche Seite wir uns dann ſchlagen ſollen!“

„Nun,“ verſetzte der Baron, „das ſcheint mir doch gar keine Frage mehr zu ſein!“

Die Gräfin, welche in der Rede des Mädchens eine Abſicht gefühlt hatte, warf einen etwas ſpöttiſchen Blick auf den Gutmüthigen, und ſagte dann:

„Zu welchem Schluß ſeid Ihr gekommen?“

„Den Vortheil,“ entgegnete Helene, „zwar der

Ehre zu opfern, aber ſtatt des Aufgegebenen den Erſatz zu ſuchen, der mit Ehren errungen werden kann!“

„Sehr weislich,“ bemerkte Jene.

„Vortrefflich!“ rief der Baron mit dem ehrlichſten Beifall.

„Wir haben Beide,“ fuhr das Mädchen fort, „die Ueberzeugung gewonnen, daß man nicht bloß nach Ehre ſtreben müſſe, ſondern auch nach Beſitz und Macht, und daß es eine ſehr ſchöne Aufgabe iſt, Beides ſo zu thun, daß wir zuletzt ein glückſeliges Daſein und ein gutes Gewiſſen haben.“

„Das ſind allerdings ausgezeichnete Grundſätze,“ bemerkte die Gräfin, „und wer nach ihnen verfährt, dem kann das Glück unmöglich entgehen!“

„Ironie?“ bemerkte Hugo.

„Weil mit ſolchen Reden nichts gethan iſt,“ erwiederte die Gräfin. „Weil Alles auf geſunde Begriffe von Ehre ankommt, und auf die Ausführung, mein Herr Philoſoph! — Was iſt erlaubt und was darf man wagen? Auf dieſe Frage wird anders der überſpannte und zaghafte Theoretiker, anders der Mann von Welt antworten, der ſich berufen fühlt, oben zu ſtehen und am Regimente theilzunehmen!“

„Ich kann Ihnen nicht widerſprechen,“ entgegnete Hugo mit heiterer Ruhe. „Das Handeln entſcheidet, und hier wie überall müſſen wir die rechte Linie treffen. Aber dieſe vorher zu beſtimmen, iſt uns nicht gegeben. Wir müſſen's eben wagen — und zuletzt unſer Geſchick hinnehmen, das nie bloß unſer eigen Werk ſein wird!“

Auf dieſe Erklärung erwiederte die Frau mit einem Nicken, das zum Handeln des Vetters nur ſehr wenig Zutrauen verrieth, und man ließ das Thema, indem der Baron auf ein ökonomiſches überging, dem er in den letzten Tagen ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet hatte. — —

Wenn in der Gräfin über Hugo wieder eine minder günſtige Stimmung aufgekommen und bei dieſer Gelegenheit deutlich hervorgetreten war, ſo hatte der Liebende doch keine Zeit, darüber nachzudenken. Seit der Erklärung, die ſein Glück unzweifelhaft gemacht hatte, war er ein anderer Menſch geworden. Er hatte geglaubt, die Geliebte zu gewinnen — feſt geglaubt, als ihm durch den Miniſter die rettende Ausſicht gegeben war; jetzt aber wußte er's; jetzt hatte ſie es ihm ſelbſt geoffenbart, — und das war doch etwas ganz Anderes! Zu der Liebe, die ihn erfüllte, kam nun ein unendliches Dankgefühl gegen ſie wegen der ihm bewieſenen Güte! Ihr holder Mund hatte das Wort der Liebe geſprochen, das Wort der Bevorzugung und Erwählung; und wenn ſie nun auch wieder in einer gewiſſen Zurückhaltung ſich gab, ſo ſchien durch den edeln Ernſt ihrer Miene doch das Bewußtſein hindurch, daß ſie ihm gehöre! Ihn erfreute die Scheu, die ſie nach dem wechſelſeitigen Geſtändniß wieder an den Tag legte; ſie erſchien ihm darin verehrungswerther, höher, heiliger; und da er in ihrer Seele die lieblichſten Bekenntniſſe las, kannte ſeine Zärtlichkeit keine Grenzen.

Ein Huldigungseifer, eine Schwärmerei der Liebe durchdrang ihn, wie ſie nur die minneglücklichſten Ritter alter Zeiten erfüllt haben mochte. Er war kein Mann des jetzigen Jahrhunderts mehr, dichteriſche Phantaſie hatte ihn in die Region eines Denkens und Empfindens entrückt, welche mit der hellern kühlern Weiſe der gegenwärtigen Zeit in gradem Widerſpruch ſtand. Seine Leidenſchaft riß ihn hin, und er folgte ihr ſehnſüchtig, wollend. Die Poeſie des Cultus, die Wonne der Demuth war ihm aufgegangen, und die kleinſten Dienſte, die er der Geliebten erweiſen durfte, waren für ihn eben ſo viele Beſeligungen. Er gab ſich den Gefühlen ſeines Herzens ohne Rückhalt hin, und offenbarte ſie ohne Rückhalt. Die Autorität des Lehrers, in der er ſich früher unbewußt gegeben hatte, ſchien ihm jetzt unmöglich zu ſein. Er vermied Geſpräche, die ſeine geiſtige Ueberlegenheit an's Licht ziehen mußten, und wenn er philoſophirte, ſo war es zum Lob der Frauen. Er ſchilderte, — indem er Züge des Ideals in ſein Gemälde verwebte, — was das echte Weib iſt und wirkt, mit einer Innigkeit und Farbenglut, mit einem Scharfblick für Alles, was an den Holdeſten und Vollendetſten bezaubernd erſcheint, daß vielleicht nie ein beſſerer Anwalt des Geſchlechts aufgetreten iſt. Nun dichtete und ſchrieb er auch Lieder nicht nur für ſich, wie bisher, ſondern für ſie — Lieder, die er an ſie richtete und ihr überreichte. Klänge der Zärtlichkeit, der Verherrlichung, der Anbetung, — die ihm ſelbſt aber nie genügten und ihm nur ein ſchwacher Ausdruck ſeiner Welt von Empfindungen zu ſein dünkten.

Ihm war ſo wohl bei dieſem Dienſt! Neue, reiche, wunderbare Gefühle erſtanden in ihm; entzückende Lichter umglänzten, berauſchende Wohlgerüche umſtrömten ihn! Das reinſte Glück des Lebens hatte ſich ihm erſchloſſen, und er wollte an nichts weiter denken, als es zu genießen von Grund aus!

Die Art, wie er ſich gegen Helene benahm, wurde von ihr mit freudigem Dank aufgenommen. Was gibt es denn Holderes, als ſich verehrt zu ſehen wie ein höheres Weſen? Wodurch ſchmeichelt der Liebende mehr, als durch ein glückſeliges Emporſchauen in Demuth, welches die Erkorene immer wieder ihre Herrlichkeit, ihre Macht empfinden läßt? — Hugo wurde von ſeiner Leidenſchaft aber zu weit geführt. Er ließ ſich in ihr nicht nur gehen, er gehorchte und pflegte ſie methodiſch, und mußte nun Allen auffallen, die ihn beobachteten. Mit Willen gleichſam war er in jene erſte Jugend zurückgetreten, welche die Vorherrſchaft des Gefühls und der Phantaſie charakteriſirt; und die Art ſeiner Freude, ſeines Entzückens hatte eine Lebhaftigkeit, einen naiven

Ungeſtüm, der mit ſeinem Alter und ſonſtigen Weſen nicht in Einklang ſtand. Offenbar vergab er ſich damit etwas, und konnte nun wohl bei den Andern ein Lächeln auf ſeine Koſten hervorrufen. Wenn ſich dieſes zunächſt die Gräſin vergönnte, ſo enthielt ſich der Baron doch nicht, ihr zu folgen, und auch Helene gab endlich dem Reiz dazu nach.

Die unbedingte Huldigung und Hingebung hat immer die Folge, daß ſie in dem verehrten Weſen das Gefühl der Machtvollkommenheit ſteigert. Auf das wiederholte freie Darbieten einer Gabe wird ſtillſchweigend ein Anrecht gegründet, ſie fordern zu können, ſo daß man ſie fernerhin nicht mehr als ein Geſchenk, ſondern als ſchuldigen Tribut anſieht. Wie gut nun Helene war und wie freundlich ihr Herz für Hugo ſprach, ſo trat doch unwillkürlich eine Aenderung in ihrem Benehmen hervor. Die Hochachtung, mit der ſie immer zu ihm emporgeſehen hatte, minderte ſich einigermaßen, die Verehrung wich dem Gefühl der Huld und aus der Schülerin wurde eine Herrin — eine liebevolle und gütige zwar, die aber doch nicht umhin konnte, in ihren Zügen eine ſchalkhafte Genugthuung zu verrathen, wenn der Liebende ſein Glück allzu innig kundgab und die wallende Güte ſeines Herzens über alle Schranken gebotener Haltung hinwegging.

Seltſam! Hugo war ſo eingenommen von ſeiner Leidenſchaft, ſo bezaubert von der Geliebten, daß er ihr verändertes Betragen wohl fühlte, aber ſeiner Bedeutung ſich nicht bewußt wurde. Ihn entzückte vielmehr die anmuthige Art, wie ſie gleich einer Göttin der Schönheit mit ihm ſpielte; und wenn ſie bei einem überſchwänglichen Ausdruck ſeiner Zärtlichkeit mit gutmüthig ſchelmiſchem Lächeln auf ihn ſchaute, meinte er ſie nie holder geſehen zu haben.

Wochen vergingen in einem Fluſſe des Lebens, welcher durch Beſuche und außergewöhnliche Arbeiten nur vorübergehend unterbrochen wurde.

Der Baron betrachtete Hugo als ſeinen Schwiegerſohn. Er war eine Zeit lang nicht durch Mahnungen behelligt worden, und ſchmeichelte ſich nun auch wieder mit einer Ordnung ſeiner Vermögensverhältniſſe, indem er dabei eben auf Hugo ſeine Hoffnung ſetzte. Ihn kam es in Momenten erregter Einbildungskraft nicht hart an, ſich zu denken, daß dieſer in raſchem Lauf zum Geſandten emporgehen und endlich als Miniſter das Land regieren werde. Wär das nicht verbürgt, ſo war es doch möglich, und er konnte ſich wohl einſtweilen der Ausſicht hingeben.

Völlig entgegengeſetzt dachte die Gräfin; — ſie hatte dem Vetter den letzten Reſt ihres Vertrauens entzogen. — Ein Diplomat, der ſich in ſeinen Gefühlen verlor und über ſeinem Glück die Welt und die Pflichten des Weltmannes gänzlich vergaß! — Einem Zufall dankte er die Gunſt des Miniſters! Wenn er die verheißene Stellung nun auch erhielt — wie konnte er bei ſeiner Geſinnung, ſeinem träumeriſchen Weſen darin vorwärts kommen? — Er zeigte ſich unfähig und blieb ſitzen und ſchleppte in Dunkelheit ein beengtes, kleines Daſein.

Schwer dünkte ſie's, dem Baron oder gar Helene dies gradehin zu ſagen. Hugo war ein Freier — leider der einzige, der ſich in die Schranken geſtellt hatte! Keiner war mehr erſchienen — das Auftreten eines Mitbewerbers höchſt unwahrſcheinlich! — Wäre doch die unſelige Verbindung in Paris nicht geſchloſſen worden! Auch er, das Muſter chevaleresker Männlichkeit, hatte ſich vom Geiſt des Jahrhunderts verführen laſſen, und griff nach der Million! — Die Zeiten des Adels ſind dahin, und es iſt Thorheit, emporbringen zu wollen, was dem Untergang verfallen iſt!

Trotz ihrer Zweifel und Zurückhaltungsvorſätze mußte die Gräfin bei Gelegenheit doch reden, wie es ihr um's Herz war. Eines Tages, als Helene von einem längern Spaziergang mit Hugo zurückkehrte, fragte ſie mit ruhigem Spottlächeln, das in den vornehmen Zügen faſt berechtigt erſchien:

„Nun, wie hat Dich der Seladon heut' unterhalten? In welchen Sphären iſt man wieder herumgeflogen? — Machen die Schwärmereien des verliebten Philoſophen Dir noch immer Vergnügen?“

„Welche Frage!“ erwiederte das Mädchen nicht ohne Schalkheit. „Das größte, meine liebe Tante!“

„Ein aparter Geſchmack,“ entgegnete die Gräfin mit einem Verziehen der Lippen. „Mir wäre ein Mann, der vor Zärtlichkeit in Thau ſich auflöſt, antipathiſch; denn alle Uebertreibung iſt mir gegen die Natur. Hat er nicht geſtern über eine unbedeutende Bemerkung von Dir — nimm mir's nicht übel, chère nièce! — ein Entzücken an den Tag gelegt, als ob ein Engel des Himmels geſprochen hätte?“

„Er iſt eben gut!“ erwiederte Helene. „Und er liebt mich, — liebt mich, wie Niemand mehr in der Welt mich lieben wird!"

Die Gräfin zuckte die Achſel.

„Wenn es damit gethan wäre!"

„Das Andere wird kommen," entgegnete das Mädchen lächelnd. „Wie er jetzt iſt, bleibt er nicht immer! Wenn er gegenwärtig aus Liebe ſchwärmt und ſingt, künftig, wenn es nöthig iſt, wird er aus Liebe handeln!"

„Kommt darauf an!"

„Aus Liebe zu mir; — zu mir, liebe Tante!" entgegnete Helene.

„Geb' es Gott!" verſetzte die Gräfin. — „Ich wünſch' es Dir, möchte darauf aber keine Häuſer bauen. — Biſt Du denn ſchon ganz einig mit ihm? Haſt Du Dich förmlich — mit ausdrücklichen Worten gebunden?"

„Das eigentlich noch nicht!"

„Ah," rief die Tante; „das iſt gut!"

Helene wurde ernſt.

„Was willſt Du damit ſagen?“ entgegnete ſie.

„Man weiß nicht, was kommt, meine liebe Nichte; es iſt immer gut, ſeine Wahl frei zu haben —“

Helene fiel ihr in's Wort.

„Daran denke ich nicht,“ rief ſie. — „Hugo iſt ein ausgezeichneter Mann, er liebt mich und gehört mir ganz und gar. Iſt er zu gut für die Welt, — zu gut überhaupt, ſo wird ſich das ändern. Ich liebe ihn grade mit dieſer Güte, die immer mehr an Andere denkt, als an ſich, und gern die ganze Welt glücklich machen möchte. Nein! Wenn ich auch nicht ausdrücklich gebunden bin, ſo fühle ich mich doch gebunden. Hugo vertraut mir, und er ſoll ſich nicht in mir täuſchen! Es wäre abſcheulich von mir, wenn ich jetzt noch an einen Andern dächte, der möglicherweiſe kommen könnte. Rede nicht mehr ſo zu mir, Tante, Du thuſt mir weh, und Du beleidigſt mich!“

Die Wangen des Mädchens waren roth und

ihre Augen feucht geworden. Sie nickte zum Abſchied und verließ die Stube.

„Geh hin!“ rief die Frau ihr nach. „Man hat Beiſpiele, daß man in ſolchen Aufwallungen mehr verſpricht, als man ſpäter halten kann! Indeſſen, wenn Du Dir's in den Kopf geſetzt haſt und Deine Ehre darin ſuchſt, guten Rath zu verſchmähen, ſo habe Dein Schickſal! — Und verkommt meinetwegen Alle miteinander, ihr kindiſch gewordenen Ellerburg's!“ —

Ein paar Tage ſpäter ſuchte ſie den Baron einer häuslichen Frage halber in ſeinem Arbeitszimmer auf, und traf ihn in einer Niedergeſchlagenheit, die er umſonſt hinter freundlichem Weſen zu verbergen ſuchte. Nachdem ſie die gewünſchte Auskunft erhalten hatte, ſagte ſie, ihn betrachtend:

„Was haſt Du? Du biſt verdrießlich!“

„Ich hab' einen fatalen Brief erhalten,“ erwiederte er. — „Verwünſchte Affaire!“

Die Gräfin nickte, als ob ſie weiter nichts zu wiſſen brauchte. Ein anderer Gedanke kam ihr.

„Sag mir doch einmal," begann ſie nach einem Moment, „was denkſt Du von dem Verhältniß unſerer jungen Leute?"

Der Baron ſah ſie verwundert an. „Ich halte ſie für ein Liebespaar, das ſich verſtändigt hat, und erwarte jeden Tag einen förmlichen Antrag."

„Um ihn gutzuheißen?"

„Kann ich anders?"

Die Gräfin ſah mit ernſtem Bedenken für ſich hin.

Jener, indem er ſie betrachtete, ſagte:

„Biſt Du nach jenem ſchlimmen Brief aus Paris nicht ſelber der Anſicht geweſen, aus ihnen ein Paar zu machen? Hoffteſt Du nicht für Hugo eine ehrenvolle Laufbahn?"

„Ich ließ mich auch blenden von dem Succeß, den ein zufällig entſtandener Zeitungsartikel gehabt hat. — Jetzt ſeh' ich klar."

„Und biſt gegen die Verbindung?“

„Mein Verſtand iſt dagegen!“

„Aber was ſoll dann —“

„Laſſen wir das und halten wir uns an das Nächſte. — Hugo, mein lieber Freund, hat nicht eine der Eigenſchaften, womit man die Welt für ſich gewinnt und emporkommt, alle dagegen, um ſich mit ihr zu verfeinden und auch zufällig erlangtes Glück wieder zu verlieren!“

„Ach,“ rief der Baron ärgerlich, „das iſt Schwarzſeherei! Ganz ungerechtes —“

„Laß mich reden,“ fiel die Gräfin ein, „ich will's beweiſen! — Unſerm edeln Vetter geht vor Allem das Haupterforderniß ab: er liebt die Welt nicht, ſie intereſſirt ihn nicht, ſie langweilt ihn. Ihre Tendenzen und Formen ſind ihm Schnickſchnack, und die Ehre, die ſie ſpenden kann, reizt ihn nicht. Wenn er ſich in Geſellſchaft begibt, ſieht man ihm deutlich an, daß er nicht Theilnehmer, ſondern nur Beobachter iſt. Er hängt nicht am wirklichen Leben, er hängt an ſeinen Ideen und Phantaſien, und zwar mit einer Leidenſchaft, die nur immer wachſen kann. Wenn er der Welt etwas zu Danke macht, ſo iſt's von ungefähr. Eine Pflicht gegen ſeine Neigung zu erfüllen, iſt ihm unmöglich, und er wird immer wieder ſeine Berufsarbeit liegen laſſen, um ſeinen Paſſionen zu fröhnen. Das iſt ein Hang und eine Denkart für einen Mann mit geſicherten großen Renten: der Arme kommt damit nicht aus der Miſère heraus, und wer ſich mit ihm verbindet, der verbindet ſich mit dem Elend. Glaub' mir, Schwager, ich kenne die Leute dieſes Schlags. Sie verſprechen Alles und können reden, als wären ſie die Klügſten des Jahrhunderts. Aber das iſt nur eine Komödie; das Intereſſe fällt ſogleich wieder aus ihrem Kopf und vom Handeln iſt keine Rede. Was gegen die Natur iſt, das geht nicht. Hugo iſt ein Philoſoph — ein Mönch; und er thäte beſſer, auch als Mönch zu leben, ſeine Heirathsgedanken aufzugeben und uns Helene zu laſſen. Wir hätten dann wenigſtens noch eine Hoffnung!“

„Aber das iſt ja zum Verzweifeln!“ rief der Baron, außer ſich gebracht. „Die Carriere Hugo's auch eine Täuſchung! — Alles verloren — Alles nichts! — und wir ſollen noch eine Hoffnung haben? Was denn für eine? — Geh'! Du biſt unglücklich mit Deinen Hoffnungen, Frau Klugheit — das ſollteſt Du nachgrade ſelbſt einſehen!“

Die Gräfin ſtand ruhig und ihre Miene verrieth nicht die mindeſte Empfindlichkeit.

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie dann; — „ſeit ich mich überzeugt habe, daß Hugo kein Schwiegerſohn für Dich iſt, meine ich immer, der rechte müßte unerwartet kommen. Wir haben zu viel Unglück gehabt in dieſem Jahr, endlich kann auch das Glück wieder einkehren!“

„Nun,“ verſetzte der Baron mit dem Sarkasmus des Unglaubens und einem entſchloſſnern Ton, als man ſonſt an ihm gewohnt war, „dann laſſ' es nur bald kommen, Dein Glück in Geſtalt eines Millionärs zum Schwiegerſohn! Sonſt thu' ich den Kindern ihren Willen und verheirathe ſie, was auch die Folgen ſein mögen! Sie lieben ſich und werden glücklich ſein! Ja, das werden ſie! Wenn auf die ſchönen Monate auch die Noth folgt, was thut's? Unſer Leben iſt ja doch nichts — voller Mühen, Sorgen und Verdruß, wo wir hinſehen! Und ſie ſind dann doch wenigſtens glücklich geweſen!“

„Dieſe Reden,“ verſetzte die Gräfin nach kurzem Schweigen, „ſind das Erzeugniß deſperater Aufregung. Laß uns beſonnen bleiben und nach Einſicht handeln! Wer weiß —“

„Du mahnſt mich recht!“ fiel der Baron ein. „Ich will beſonnen bleiben — und mich von Dir nicht über Hugo irre führen laſſen! Du verkennſt ihn ganz, weil er nicht auf Deiner Seite ſteht, und machſt einen completten Thoren aus ihm, was er durchaus nicht iſt. Er hat Charakter, Talent, Beobachtungsgabe, und wenn er's nicht ſo weit bringt, als mir's lieb wäre, ſo wird er meiner Tochter doch immer ein anſtändiges Loos bereiten können!"

Die Gräfin zuckte die Achſeln und ſah ihn mit einem Blick des Mitleids an.

Der Baron, ihn bemerkend, wurde roth.

„Du biſt der Dämon unſeres Hauſes," rief er gereizt, mit funkelnden Augen! „Du haſt uns noch keinen Vortheil gebracht; und Du wirſt uns nicht zum Glück führen, wenn wir Dir folgen, ſondern zum Ruin!"

„Wenn etwas in der Welt zum Glück führen kann," entgegnete die Gräfin unerſchüttert, „ſo iſt's die Vernunft!"

Ein Lachen des Aergers und Spottes war die Antwort.

„Guten Tag, liebe Schwägerin," rief der Erzürnte mit verabſchiedendem Nicken, „guten Tag!"

Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Jene, nachdem ſie mit einem geringſchätzigen Lächeln auf ihn geſehen, verließ das Zimmer.

Einige Zeit nachher trat ſein Kammerdiener ein.

„Was gibt's?“ rief der Baron aufſehend.

„Der Bote iſt gekommen. Ein Brief an den Herrn Baron.“

Jener nahm ihn, ſah die Adreſſe, und warf ihn mißmuthig auf den Tiſch.

„Hat er ſonſt nichts gebracht?“

„Einen Brief an die Frau Gräfin,“ erwiederte der Diener. „Es muß etwas ſehr Gutes darin ſtehen! Denn wie ſie die Adreſſe geleſen hatten, brachen ſie ihn noch unter dem Thorweg auf, wo ſie mir ihn abnahmen, und ich habe ſeit lange das Geſicht der Frau Gräfin nicht ſo vergnügt geſehen!“

Der Baron erhob ſich.

„Was kann das ſein?“ fragte er ſich. Er machte ein paar Schritte, hielt aber plötzlich inne.

„Ich muß warten,“ ſagte er ſich. — „Wer weiß, ob es der Mühe werth iſt!“

„Der Herr Baron befehlen nichts?“ fragte der Diener.

„Nein,“ war die Antwort. Jener entfernte ſich, und der alte Herr ging hin und her, wiederholt auf die Thüre blickend. Nach einer Weile ging dieſe auf und die Gräfin erſchien mit ſtrahlendem Geſicht.

„Ich will Gnade für Recht ergehen laſſen,“ rief ſie, „und Dir eine Nachricht mittheilen, die ich ſoeben von meiner Freundin Dumoulin erhalte!“

Der Baron, ahnend, ſtarrte ſie an.

„Die Verlobung Geierſteins mit Adele iſt zurückgegangen, der Graf wird nächſtens auf ſeine Güter heimkehren — frei, um von nun an im Lande zu bleiben!“

„Und Du hoffſt —?“ entgegnete der Baron. — „Ein Exbräutigam iſt verdächtig!“

„Bah,“ entgegnete die Gräfin. „Seine Güter mögen etwas verſchuldet ſein — aber was ſind es für Güter? Einige Jahre Oekonomie an der Seite einer geſcheidten Frau — und Geierſtein iſt der reichſte Cavalier im Lande!“

„Wie Du vorwärts gehſt! Wie Deine Phantaſie arbeitet! — Und Du meinſt, daß ich Hugo, den ich ungeſtört hoffen ließ, wenn der Herr Graf ein Auge auf meine Tochter werfen, ohne Weiteres aufopfern — daß ich nach der Neigung meiner Tochter gar nichts fragen werde? Du kennſt mich ſchlecht, wie ich ſehe!“

„Du wirſt warten,“ entgegnete die Frau, „die Dinge ihren Gang gehen laſſen und endlich thun, was Du nicht laſſen kannſt! — Ich traue Dir viel Gutmüthigkeit zu. Aber daß Du eine ſolche Wahl haben und falſch entſcheiden könnteſt, das glaub' ich nicht! — Es handelt ſich um das Geſchlecht, um den Glanz unſeres Namens, um die ganze Familie! — Mit Hugo gehen wir in die Roture hinunter, mit Geierſtein zur nächſten Nähe des Throns empor.“

„Biſt Du denn aber dieſes Mannes ſo ganz ſicher?“ verſetzte der Baron, über ihre Zuverſicht ordentlich aufgebracht.

„Ich habe meine Verbindungen, kenne den Grafen aus frühern Jahren — und ſeit dieſem Brief iſt mir's, als ob es nicht anders ſein könnte!“ Entſchloſſen ſetzte ſie hinzu: „Wenn er Helene ſieht, iſt er unſer!“

„Aber Helene?“ entgegnete der Baron. „Wenn ſie nun ihn nicht will? — Unter keiner Bedingung werde ich ſie zwingen!“

„Ich hoffe, daß es nicht nöthig ſein wird,“ verſetzte die Gräfin mit Ruhe. „Helene hat Verſtand und mehr Ehrgeiz, als Du glaubſt. Sie wird mit meinen Augen ſehen. Wenn ſie Gräfin Geierſtein iſt, wird ſie die ganze Familie emporbringen, und es beginnt eine neue Epoche des Geſchlechtes von Ellerburg!“

Sechstes Capitel.

Es war vierzehn Tage ſpäter. Die Juniſonne ſchien vom wolkenloſen Himmel, aber ein wehendes Oſtlüftchen bewirkte, daß die Wärme nicht übermäßig wurde. Man fühlte ſich immer noch wohl in ihr und genoß die Herrlichkeit des Lichtes, während die Strahlen nur dazu dienten, die Lebenskraft aufzuregen.

Schloß Ellerburg zeigte an dem ſchönen Tag ein ungewöhnlich ſchmuckes Ausſehen. Mehrere auffällig gewordene Schäden am Bewurf der Gebäude waren getilgt, äußerer wie innerer Hof ſorgfältig gekehrt. Haus- und Wirthſchaftsdiener trugen ihr beſtes Gewand. Die Gräfin, die mit dem Baron und Helene im großem Hof die Runde machte, nickte zufrieden und ſpendete ein paar Mal gnädiges Lob. Sie ſelber erſchien in gewähltem Anzug, ebenſo Helene, und ſelbſt der Baron, der ſich zu Ellerburg in einer gewiſſen Nachläſſigkeit gefiel, zeigte ſich in einem neuen und feinen Rock.

Der Feſttag, der ſchöne Pfingſtmontag, erklärte dies nicht allein. Man erwartete einen ungewöhnlichen Beſuch: den Grafen Anton von Geierſtein, der ſeit drei Tagen auf dem nächſtgelegenen ſeiner Güter ſich befand.

Die Gräfin hatte ihn ſchriftlich eingeladen und zugleich dafür geſorgt, daß der Gaſt beim erſten Eintritt nur erfreuliche Eindrücke empfange.

Den Schwager hatte ſie in einer neuen ernſtlichen Unterredung dahin gebracht, ihr in dieſer Angelegenheit freies Spiel zu laſſen, indem ſie ihm vorhielt, daß er ja immer noch thun könne, was er wolle, und ein freundnachbarliches Verhältniß zu Geierſtein für ihn unter allen Umſtänden ehrenvoll und nützlich ſein werde.

Gegen die Richte hatte ſie ſich wohl gehütet, mit ihren eigentlichen Gedanken herauszugehen. Nur gelegentlich erzählte ſie, wie ſie den Grafen kennen gelernt; wobei ſie ihn aber unvermerkt als das Muſterbild eines adligen Herrn erſcheinen ließ, der ſich in Paris während eines zweijährigen Aufenthalts vollendet haben müſſe.

Das Mädchen blieb nicht ohne eine gewiſſe Ahnung deſſen, was die Kluge im Sinn trug. Sie verzog bei dem Lob den Mund und erwiederte:

„Da werd' ich alſo einen wahren Phönix kennen lernen! — Am Ende muß ich mich vor ihm in Acht nehmen?“

Jene entgegnete mit ruhiger Verweiſung:

„Wenn Graf Geierſtein Dich bemerkt, kannſt Du Dir etwas darauf einbilden!“

„Ah,“ rief Helene. „Welche Ehre ſteht für mich in Ausſicht!“

Die Thurmuhr ſchlug vier, der Graf konnte jeden Moment eintreffen; die Mienen der im Hofe Gruppirten drückten angenehme Erwartung, frohe Spannung aus. Das einzige Geſicht, das eine Ausnahme machte, war das unſeres Hugo. An der Seite ſtehend, ſah dieſer auf die Familie mit einer Reſignation, die nicht ohne Schwermuth war. Er fühlte, daß in dem Erwarteten ein Störer ſeines Glücks, ein Feind in's Haus kommen könnte, und die neue Infrageſtellung ſeines Geſchicks drückte ſeine Seele. Freilich meinte er der Geliebten und dem Vater Unrecht zu thun, wenn er die ſchlimme Möglichkeit gelten ließ; aber obſchon er dagegen kämpfte, blieben ſeine Gedanken doch getrübt, und vergebens trachtete er nach der frühern Heiterkeit ſeines Geiſtes.

Ein Trab ließ ſich hören, eine Bewegung entſtand unter der Dienerſchaft — und nach wenigen Secunden ritt Graf Anton, von ſeinem Reitknecht gefolgt, in den Hof.

Es war allerdings ein vollkommener Cavalier, und ein ſehr ſchöner Mann dazu. Sein Ausſehen und die Art ſeines Benehmens rief unter den Domeſtiken ein Murmeln der Bewunderung hervor. Der Baron und die Gräfin gingen ihm entgegen, mit freudiger Höflichkeit ihn willkommen heißend; er dankte und grüßte mit einer Anmuth, einer achtungsvollen Artigkeit, die des angenehmſten Eindrucks nicht verfehlen konnte.

Der Graf war dreiunddreißig Jahre alt, größer und ſchlanker als Hugo — gewachſen wie Apollo. Das Geſicht mit der Adlernaſe, die aber mäßig gebogen war, verrieth unternehmenden Sinn, und drückte jetzt frohes Selbſtgefühl aus. Die männliche Röthe mochte zum Theil Wirkung des Rittes an dem warmen Tage ſein, kam ſeinen Zügen aber zu ſtatten, indem ſie einige Falten überglänzte, welche ſich zwiſchen Mund und Wangen bemerklich machten. An der Art, wie er ſich gab, hätten kaum franzöſiſche Augen etwas vermiſſen und den

Deutſchen herausfinden können; der Familie, die ihn in den Gartenſalon geleitete, imponirte er unwiderſtehlich, und auch Hugo konnte ihm ſeinen Beifall nicht verſagen.

Die Unterhaltung wurde großentheils von dem Gaſt und der Gräfin geführt, indem dieſe durch wiederholte Fragen ihn bewog, eingehend von Paris und Frankreich zu erzählen. Er ſchilderte Männer und Frauen mit dankbarem Wohlwollen, aber nicht ohne das Gemälde durch ironiſche Streiflichter für deutſche Betrachtung ergötzlicher zu machen. Die Franzöſinnen ließ er in allen Vorzügen der natürlichen Lebhaftigkeit und Grazie erſcheinen, machte aber einen Vergleich zwiſchen einer franzöſiſchen und deutſchen Jungfrau, der ſehr zum Vortheil der letztern ausfiel, indem der Kenner ſie durch die „Poeſie der Schönheit“ über alle Gaben der erſtern ſiegen ließ. Sein Auge gleitete dabei über Helene hin; dieſe erröthete und ein leichter Schauer erfaßte ſie.

Die Gräfin zeigte die tiefſte Genugthuung. Sie ſah, daß der Nachbar Helene nicht bloß bemerkt hatte, ſondern von ihrer Anmuth und Schönheit geblendet war.

Hugo, obwohl auch er in der franzöſiſchen Hauptſtadt geweſen, kam doch nur wenig zu Worte. Einmal warf er zwiſchen die Erzählung Geierſtein's eine modificirende Bemerkung; dieſer ging aber darüber hinweg, und die Familie glaubte ihre Aufmerkſamkeit dem Gaſte nicht entziehen zu dürfen. Ein zweiter ſpäterer Verſuch hatte denſelben Erfolg und ſo ſchwieg unſer Freund, indem er ſtill beobachtete.

Ein gewiſſer Unmuth ſtieg in ihm auf. Die Gaſtfreundſchaft gebot zwar, vor Allem den Beſuch zu ehren und ihn zum Mittelpunkt der Höflichkeit zu machen. Aber daß man ſich ihm ausſchließlich widmete und Wort und Blick nur für ihn zu haben ſchien, das hieß offenbar des Guten zu viel thun.

Geſtehen mußte er ſich, daß Geierſtein ſich den

Aufenthalt in der Weltſtadt viel mehr zu Nutze gemacht hatte als er ſelber. Er, indem er das Leben prüfend betrachtete und ſich an das Weſentliche hielt, war dort nur immer deutſcher geworden. Der Graf hatte ſeine deutſche Art formiren laſſen und ohne ſie zu verlieren, eine graciöſe Leichtigkeit und eine Herrſchaft über ſich ſelbſt erlangt, die einen unmittelbar wohlthuenden Eindruck machten. Kam dazu nun ein beſtimmtes Intereſſe, wie gegenwärtig, — eine Begierde zu erfreuen und zu gefallen, ſo war ihm allerdings kaum zu widerſtehen.

Unſer Philoſoph konnte ſich nicht enthalten, ihn im Stillen zu bewundern. Nach verſchiedenen intereſſanten Mittheilungen verließ er ſeinen Gegenſtand, zog den Baron und Helene in's Geſpräch, machte ſie reden und lenkte die Unterhaltung ſo, daß nicht nur die Tochter, ſondern auch der Vater ſich darin auszeichnete. Helene ſprach über den Winter in der Reſidenz, und zwar merklich anders als zu Hugo, indem die größte Pracht und Eleganz ihren höchſten Beifall zu haben ſchien und ihre ſatiriſchen Bemerkungen ſich mehr gegen Ungeſchick und pedantiſches Weſen als gegen Unwahrheit und Gefallſucht richteten. Der Baron machte ſeine Autorität in Sachen der Jagd und Pferdezucht geltend. Obwohl Beides verſchollene Paſſionen von ihm waren und ſeine Kennerſchaft nie über allen Zweifel erhaben ſein mochte, ſo hörte der Graf doch zu wie Einer, der ſich reiferer Einſicht beugt und für ihre Belehrungen dankbar ſein muß. Beſonders ſchmeichelhaft wirkte die Art, wie er das Schloß, die Lage deſſelben und die ſchöne Gegend pries. Hugo hatte das auch gar oft gethan: aber ſein Beifall galt immer nur der Sache ſelbſt, wogegen der Graf Alles mit einer Miene hervorhob, als ob es eine Schöpfung des Beſitzers und dieſem eigentlich als Verdienſt anzurechnen wäre! Er bezog Alles auf die Familie Ellerburg, als die Schutzmacht der Gegend, und der jetzige Repräſentant konnte nicht umhin, mit behaglichem Stolze zuzuhören.

Hugo ſah wohl, daß der Gaſt die Abſicht hatte, durch die warmcolorirte Artigkeit Vergnügen zu machen und zu gewinnen; aber er mußte auch einen natürlichen Trieb dazu in ihm erkennen und eine Freude am Effect, ohne die es ihm nicht gelingen konnte, ſeinen Zweck zu erreichen.

Nach einem gemeinſamen Spaziergang durch die Beſitzung und einem kleinen Mahl verabſchiedete ſich der Graf. Er hatte die Familie zum Beſuch auf ſein Gut eingeladen und eine Zuſage für die nächſten Tage erhalten. Als ihm ſein Rappe vorgeführt war, trat er nochmal zu den Damen, gab erſt der Gräfin, dann Helene die Hand und ſagte zu dieſer „Auf Wiederſehen!“ mit einer Freundlichkeit in Ton und Blick, daß ſie, davon betroffen, nur dieſelben Worte zu wiederholen vermochte. Er beſtieg ſein Roß und ſprengte hinweg.

Die Familie kehrte in den Gartenſalon zurück.

Nach einem Schweigen, wobei Jedes ſeinen Gedanken hingegeben war, begann die Gräfin das Lob des Nachbars und pries das Glück, einen ſolchen Herrn in der Nähe zu wiſſen. Der Baron ſtimmte zu, indem er es intereſſant fand, einmal in einem Mann alle Vorzüge beiſammen zu ſehen! Helene ſah auf Hugo, der ſtumm daſaß. Dann ſagte ſie:

„Hat Dir der Graf nicht auch gefallen, Hugo?“

Dieſe Frage, mit einem etwas befangenen Lächeln und einem Tone geſprochen, der offenbar begütigen ſollte, machten einen irritirenden Eindruck auf den Freund. Er antwortete gleichwohl:

„O ja. Seine Manieren ſind ſcharmant.“

„Aber er ſcheint mir auch gut zu ſein,“ erwiederte das Mädchen.

Hugo zögerte mit der Antwort.

„Nun?“ rief Jene.

„Wenn ich ehrlich ſein ſoll: Zutrauen hat er mir nicht eingeflößt. Und um es grad herauszuſagen, ich trau' ihm nicht."

Die Gräfin ließ einen Blick des Spottes über ihn gleiten. Sie empfand großes Verlangen, ſein Urtheil für das zu erklären, was es nach ihrer innigſten Ueberzeugung war; aber ſie beherrſchte ſich und ihre Miene offenbarte das Bewußtſein, Gnade für Recht geübt zu haben.

Was ſie verſchwieg, bewog ein neckiſcher Trieb das Mädchen, auszuſprechen. Mit aller wiedergewonnenen Heiterkeit ſagte ſie:

„Weißt Du was, Hugo? Wenn ich Dich nicht beſſer kennte, würd' ich ſagen, Du wärſt eiferſüchtig auf ihn!"

„Du hätteſt Unrecht!" erwiederte Hugo, nicht ohne eine Anwandlung von Empfindlichkeit.

„Darum ſag' ich's auch nicht," verſetzte Jene. „Du biſt Philoſoph, ſiehſt auf die Welt aus höhern Sphären herab, und gönnſt Andern, die in ihnen nicht zu Hauſe ſind, die kleinen Triumphe und das Glück, das ſie bei uns Weltkindern machen!"

Die Gräfin warf einen beifälligen Blick auf die Nichte, und auch der Baron konnte ſich ein gewiſſes Schmunzeln nicht verſagen. Hugo, ſich zuſammennehmend, verſetzte:

„Das Letzte unter allen Umſtänden, meine liebe Couſine! Die Weltkinder ſind auch gar nicht ſo ſchlimm, wie ſie ſich machen. Sie wechſeln mit ihrer Aufmerkſamkeit, und wer ſie heute vermißt, dem kann ſie morgen wieder zufallen. — Dem Ideal der Gerechtigkeit, Jedem das Seine zu geben, kommen ſie eigentlich am nächſten!"

Helene, die Entgegnung würdigend, ſchwieg. Dann ging ſie auf ihn zu, gab ihm die Hand und ſagte:

„Laſſen wir den Scherz und bleiben wir gute Freunde!"

Hugo ſchüttelte die Hand und ſeine Miene zeigte, daß ſein Herz von der Verſtimmung frei geworden.

Der Tag war gleichwohl verhängnißvoll. — Ein ſeltſames Leben entſpann ſich von ihm ab in Ellerburg. Ohne nach außen auffällig zu erſcheinen, war es innerlich dramatiſch bewegt und reich, und hatte von dieſer Seite eine Geſchichte, die aber in ihrem Verlauf nur angedeutet werden kann.

Die Familie machte ihren Gegenbeſuch bei dem Grafen. Hugo hatte eine Zuſammenkunft mit Wildau verabredet und freute ſich, die Einladung, die der Baron an ihn richtete, ablehnen zu können. Ueber die Ablehnung ſelber freute ſich aber ihrerſeits die Tante. Sie hatte den Grafen beobachtet, und erwartete auf ſeinem Gute nicht nur eine traulichere Annäherung an die Nichte, ſondern ein Geſtändniß zunächſt gegen ſie, die natürliche Vermittlerin.

Die Annäherung erfolgte nicht in dem gewünſchten Maße, da Helene ſich ein förmliches Betragen vorgenommen zu haben ſchien und meiſt nachdenklich und ernſt war. Die zweite Hoffnung traf dagegen über Erwarten ein.

Der Graf hatte eine Groſstante bei ſich, eine verwittwete Staatsräthin, die ſeinem Hausweſen vorſtand. Während dieſe den Baron und Helene im Garten zu den Blumenbeeten führte, blieb er mit der Gräfin abſichtlich zurück. Er brachte das Geſpräch auf Helene, rühmte ſie mit Feuer und pries den Mann glücklich, dem es gelänge, ſie als Gattin heimzuführen. —

„Wird es Herr Hugo ſein?“ fragte er.

Die Frau ſchüttelte faſt unwillig den Kopf.

„Sie gelten für verlobt!“ ſetzte Jener hinzu.

„Ein leeres Gerücht. Der Schöngeiſt iſt verliebt, Helene hat ſeine Verehrung geduldet, ſich aber in keiner Weiſe gebunden.“

Der Graf ſchwieg. Dann ſagte er:

„Lichtenfels iſt arm; aber der Baron Ellerburg hat eine ſchöne Beſitzung und nur die eine Tochter!“

Jene, innerlich froh, den Bewerber in ſo gutem Glauben zu wiſſen, entgegnete mit ſcharfem Ton:

„Das iſt kein Grund, ſie an einen Vetter wegzuwerfen, der ſo gut wie nichts dagegen zu bieten hat!"

Eine neue Pauſe folgte. Endlich fragte der Graf ohne Weiteres:

„Sie glauben alſo, daß ich Chancen hätte, wenn ich mich in die Schranken ſtellte?"

Die Gräfin, hocherfreut über das endlich geſprochene Wort, ſchaute ihn verbindlich an und ſagte:

„Alle, mein lieber Graf!"

„Ich geſtehe," fuhr Jener fort, „daß mich dieſes herrliche Mädchen bezaubert hat. Sie blüht wie eine Blume, und hat einen Duft der Unſchuld, der um ſo entzückender iſt, je ſeltener wir ihn im Leben antreffen. Ich habe ein ganz wunderbares Gefühl, und möchte faſt ſagen: es iſt meine erſte Liebe!"

Die Gräfin lächelte.

„Wir ſind zufrieden, beſter Graf, wenn es Ihre letzte iſt!"

Jener ſah ſie heiter an.

„Sie ſind ſehr freundlich," entgegnete er. „Aber das Gefühl," ſetzte er ernſter hinzu, „iſt mir ganz neu, und ich habe keinen andern Gedanken, als ſie zu gewinnen. — Zu welchem Verhalten rathen Sie mir?"

Die Frau beſann ſich.

„Gehen Sie vorſichtig zu Werke," ſagte ſie. „Wenn das Kind auch noch frei iſt, ſo hängt ſie doch an dem Couſin, der zugleich ihr Verehrer und Lehrer iſt, mit den Banden der Gewohnheit und einer gewiſſen Dankbarkeit. Man muß ihr Zeit geben, ſich loszulöſen. — Beſuchen Sie uns als Freund und Nachbar, ſo oft es Ihnen möglich wird; — eröffnen Sie mit Lichtenfels einen Wettſtreit! Das muß für Sie Reiz haben — und der Sieg iſt Ihnen gewiß!"

„Sie haben Recht," erwiederte der Graf. „Wir wollen kämpfen. Je ſchwerer der Sieg, je größer die Freude!"

„Und die Ehre!“ fügte die Gräfin hinzu. —

Die Zurückkunft der Andern machte dem Geſpräch ein Ende, in welchem Beide ſich genug geſagt, wenn auch manches abſichtlich verſchwiegen hatten.

Auf die Einladung, die der Baron zum Abſchied gegen ihn wiederholte, kam der Graf einmal zu Wagen mit der Staatsräthin; dann, faſt jeden andern Tag, allein zu Pferde. Der Kampf mit Hugo begann und ſetzte die Herzen bald in große Bewegung.

Die wirkſamern Vortheile waren auf Seiten des Grafen. Wer die Welt kennt, der weiß, daß äußerer Glanz auf die meiſten Menſchen einen unwiderſtehlichen Zauber übt. Die Macht, die in Rang und Reichthum liegt, begreift man; ſie ſcheint unfehlbar, und man huldigt ihr unwillkürlich. Einem Manne, der mit Weltehren geſchmückt iſt, die äußere Achtung verſagen, wäre lächerlich. Mit der äußern erhält er aber meiſt auch die innere, und was er thut, iſt das Rechte, weil es ihm anſteht und zuſteht.

Wenn mit ſo Einem der bloß Geiſtbegabte ſich meſſen ſoll, hat er einen ſchlimmen Stand. Wer Achtung anſpricht, weil er die Macht hat, findet Verehrung; wer Achtung anſpricht, weil er ein Mann von Ehre ſei, fordert den Spott heraus. Es iſt ſo leicht, an die unſichtbaren Güter nicht zu glauben, und ſo ſchwer, ſie zu demonſtriren! Sinnenfälliger Beſitz dagegen erweiſt ſich ſelbſt; und ihn in Abrede ſtellen, hieße eine Albernheit begehen, deren kein Verſtändiger ſich ſchuldig machen wird.

Wie bedeutungslos Hugo neben dem Grafen der Frau von Rabeneck erſchien, ſagt man ſich ſelbſt. Sie begann ſeine Anſprüche auf den Beſitz ihrer Nichte als eine Prätenſion zu empfinden, die nachgrade beleidigend wurde. Schwer kam es ſie an, ihre Geringſchätzung zurückzuhalten; aber trotz der Gründe, welche ihr dies geboten, brach das Gefühl doch hier und da ſehr merkbar durch, zumal für Hugo ſelber, deſſen Menſchenkenntniß in jenen Tagen eine ſchmerzliche Bereicherung erfuhr.

Der Baron, von den Vorzügen des Cavaliers geblendet, ſtand bereits auf der Seite Geierſtein's; aber er erlitt Rückfälle, ſo daß er ſchwankte. Wenn er ſich ein höheres Glück für Helene, als die Gemahlin des Grafen zu werden, nicht denken konnte, ſo hatte er doch auch wieder Augenblicke, wo ihm der Charakter Hugo's verläſſiger erſchien, und er ſtellte ſich vor, wie er in prunkloſern Verhältniſſen ſein Kind doch ebenfalls glücklich machen könnte. Freilich durfte Jener nur wieder erſcheinen, um die Wagſchale zu ſeinen Gunſten ſinken zu machen. Aber wenn der alte Herr ſich immer wieder für ihn entſchied, ſo empfand er mit dem Vetter nur um ſo ehrlicheres Mitleid. Er ſagte ſich, daß er ihm Unrecht thue, und ſuchte ihn zu entſchädigen, zu begütigen, indem er ihn rückſichtsvoller behandelte als bisher und namentlich ſeiner Stimme, wenn er mit ihm ſprach, einen Klang wahrhaft väterlicher Herzlichkeit gab. Die Abſicht, die Hugo darin wahrnahm, konnte natürlich auch keine angenehme Wirkung auf ihn hervorbringen.

Helene, den Eindrücken ihres Herzens nachgebend, war an einen Scheideweg geführt. Auf der einen Seite mit Macht von Hugo gehalten, fühlte ſie ſich auf der andern gleichwohl von dem Grafen angezogen. Ihre Hochachtung vor dem Geiſt des Lehrers hatte ſich nicht verringert, und eine Stimme in ihrem Innern ſagte: Du mußt ihm Treue halten! Aber in andern Momenten glaubte ſie noch keineswegs ſo verpflichtet zu ſein, daß ſie die Lage der Dinge gar nicht mehr hätte in's Auge faſſen und urtheilen dürfen! Sie ſagte ſich dann wohl: es geziemt mir, zuzuſehen und mein Loos mit Bewußtſein zu ergreifen; für Hugo iſt es nur um ſo ehrenvoller, wenn er die Prüfung beſteht und ich mit ſehenden Augen den Grafen ausſchlage, um ihm meine Hand zu reichen!

Sprechen wir es aus: auf das Weib übt die äußerlich männliche Erſcheinung immer eine ganz beſondere Wirkung. Wer Herr iſt, wem gehorcht wird, der erſcheint ihr ſchon darum in imponirender Würde. Ihrer Natur nach ſucht ſie Schutz — und bei wem kann ſie dieſen mehr finden, als bei dem Gebietenden? Wen ſie nun mit den Eigenſchaften ausgeſtattet ſieht, die in der Welt zum Siege führen, der erſcheint ihr unwillkürlich als der männlichere Mann, und ſie freut ſich an dem Beweis derſelben auch bei gewöhnlichen Anläſſen. Die ritterlichen Fertigkeiten ergötzen ihre Phantaſie, und ſie kann dem, der ſich darin auszeichnet, ihre ſtille Bewunderung nicht verſagen. Trotz aller Emancipationsgelüſte hat die heutige Frau noch immer das Gefühl, womit die ehemalige den Gemahl freudig ihren „Herrn“ nannte. Und wenn derjenige, zu dem ſie unmittelbar emporſieht, vor ihr ſich demüthigt, ihr auf jede Weiſe zu gefallen ſucht und ſein Geſchick aus ihren Händen empfangen will, — iſt es möglich, ungerührt zu bleiben?

Wie ſehr Helene befähigt war, den Geiſt nicht nur zu ſchätzen, ſondern mit dem denkenden Mann ſelber in ſeine Regionen emporzugehen, haben wir geſehen. Aber ſie hatte auch Phantaſie — die Phantaſie des Weibes. Sie hatte den Hang ihres Geſchlechts: gegen den geiſtig Ueberlegenen ſich humoriſtiſch aufzulehnen, ihn zu necken und im Kampfe den Gegner zu verſtärken; und ſie gab dieſem Hange nach. Wie weit es Liebe, wie weit es ernſtliche Parteinahme und vorübergehender Abfall war — wer ermißt es?

Die Geſpräche, die man im Schloß Ellerburg führte, und in welchen die Gegner mehr oder weniger bewußt ſich maßen, fielen meiſt zu Gunſten des Grafen aus. Geiſtreich, witzig, weltgewandt, behandelte der Cavalier die Gegenſtände ſpielend und ergötzte damit, während Hugo, bei ſeinem Hang, in die Tiefe zu gehen und bei einem Thema zu verweilen, die lebhaften Seelen ermüdete. Im Wortſtreit hatte Jener den Vortheil der Schlagfertigkeit und gewiſſer Hilfsmittel ſcherzhafter Wortverdrehung, zu denen Hugo aus Ehrlichkeit nie ſeine Zuflucht nahm. Gegen die tiefern Gründe des Philoſophen ſtellte der Weltmann die nächſtliegenden, aber eben darum einleuchtendern auf, und wenn es ihm auch daran fehlte, dann half er ſich mit einer ſpottenden Bemerkung über den ganzen Streit und brachte Hugo dadurch viel beſſer zum Schweigen, als durch die unwiderſtehlichſte Logik. Denn eigentlich iſt in der Unterhaltung der Ernſt doch hors-d'œuvre, der Scherz am Platz. Wer die Geiſter, ſtatt ſie in die Sache einzuführen, ergötzlich darüber zu erhalten weiß, der verſteht es, und er behält Recht.

Geierſtein hatte die Welt vor Augen wie ſie iſt, Hugo machte ſich immer ein Bild, wie ſie ſein ſollte; und wenn Jener in Bezug auf höhere Beſtrebungen der Epoche ſich ſkeptiſch verhielt, ſo ſprach der Philoſoph manchmal einen guten Glauben aus, der auch beſonnenen Idealiſten noch gewagt erſchienen wäre, um wie viel mehr den Weltkindern, die ihn hörten! Wenn er nun hier, im Eifer des Streites, mehr verſprach, als er ſpäter wohl ſelber gut heißen mochte, dann ſpielte um den Mund des Grafen ein ſpöttiſches Lächeln, deſſen Ueberlegenheit anſteckend wirkte, ſo daß auch Helene einen faſt mitleidigen Blick auf den Guten richtete, der den Menſchen viel zu viel Gutes zutraute! —

Mit einem beſondern Glanz umgab ſich der Graf durch die Art, wie er von ſeinen Bekanntſchaften redete und über vornehme, berühmte Perſonen urtheilte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, die er dabei an den Tag legte, die Ungezwungenheit, womit er ſich als einen in den höchſten Zirkeln Heimiſchen gab und durch ſeine Mittheilungen bewies, zeigten ihn in ſeiner ganzen Superiorität. Hugo hatte dagegen ſo wenig zu bieten! Seine Bemerkungen nahmen ſich geradezu unſcheinbar neben den Schilderungen des Grafen aus, worin gekrönte Häupter, Prinzen und Prinzeſſinnen, Herzöge, Marquis ꝛc. ꝛc. mit Celebritäten aller Art das brillanteſte Enſemble bildeten. — Auch hatte er gut beobachtet, der deutſche Edelmann! Er hatte die ſchwächern Seiten an unſern liebenswürdigen Nachbarn jenſeits des Rheins fein aufgefaßt und wußte ſie ſehr unterhaltend in Scene zu ſetzen. Die dortige Geſellſchaft führte gleichſam ein Schauſpiel vor den Deutſchen auf, welches nicht nur an ſich amüſirte, ſondern zugleich dem Nationalgefühl ſchmeichelte.

Einmal kam der Graf auf ein Duell zwiſchen zwei Berühmtheiten zu ſprechen, deren einer er als Zeuge gedient, und erwähnte dabei, daß er ein paar Tage ſpäter ſelbſt einen Zweikampf beſtanden hätte. Helene äußerte lebhaftes Verlangen, das Nähere zu erfahren, und Jener befriedigte ſie. Der Grund war ſehr ehrenvoll: der Graf trat für eine Dame ein, die ein vornehmer Geck zu verläumden ſich herausgenommen hatte. Der Verlauf des Kampfes wirkte aber um ſo anziehender und ſpannender, als der Bericht rein ſachlich gehalten und das Duell gefährlich war. Der Gegner beſaß Erfahrung und große Geſchicklichkeit, und Geierſtein ſah dem Tod in's Auge, bevor es ihm gelang, jenen kampfunfähig zu machen und ſelber dem Tod nahezubringen. Das Mädchen, das mit dem größten Antheil gehorcht hatte, athmete bei dieſem Schluß auf und konnte nicht umhin, mit Augen auf den Grafen zu ſehen, die Bewunderung ausdrückten.

Ein neckiſcher Dämon trieb ſie nach einer Pauſe an, Hugo zu fragen, ob er ſich auch ſchon duellirt habe!

Die Miene, womit ſie es that, und die Abſicht, die, wenn auch unbewußt, der Apoſtrophe zu Grunde lag, konnte auf Hugo nicht anders als verſtimmend wirken. Er unterdrückte aber ſein Gefühl und erwiederte: „Eigentlich nicht. Denn ein paar

Duelle auf der Univerſität, wobei man höchſtens einen Schnitt in's Geſicht erhalten konnte, will ich nicht in Anſchlag bringen."

„Und ſpäter auf Deinen Reiſen, biſt Du nie in den Fall gekommen, Dich ſchlagen zu müſſen?"

„Niemals," erwiederte Hugo, indem er unwillkürlich eine gewiſſe Geringſchätzung gegen ſolche Intereſſen an den Tag legte. „Ich habe keine Händel geſucht, — und zufällig ſind auch keine Händelſucher an mich gekommen."

„Im Grunde," ſagte der Graf lächelnd, „iſt das natürlich. Wenn man nicht in gewiſſe Kreiſe kommt und nicht den Ehrgeiz hat, darin eine Rolle zu ſpielen, läßt ſich der Zweikampf gar wohl vermeiden. Einem Philoſophen, wie Herrn von Lichtenfels, iſt auch nicht zuzumuthen, den Anlaß, den man ihm nicht gibt, zu nehmen! Es iſt ſchon aller Ehren werth, daß er das Duell nicht überhaupt verdammt!"

„Das Duell," verſetzte Hugo mit dem Stolz geiſtiger Ueberlegenheit, „hat ſeine zwei Seiten; und wenn es nach der einen verrückt erſcheinen kann, ſo iſt es auf der andern doch nicht zu umgehen und unter allen Umſtänden beſſer als etwas Schlechteres, das den Menſchen auch ſehr nahe liegt. Aus dieſem Grunde kann es auch der Philoſoph nicht überhaupt verdammen. Was aber mich perſönlich betrifft,“ ſetzte er mit einem vollen Blick auf den Grafen hinzu, „ſo handl' ich nach meinem Gefallen, wie jeder Andere auch, und würde mir ein Vergnügen daraus machen, was ich bis jetzt verſäumt habe, gelegentlich nachzuholen!“

„Bon sang ne peut mentir,“ erwiederte der Graf. „Und ſchon Hamlet hat bewieſen, daß man zugleich ein tiefſinniger Kopf und tapfer ſein kann.“

Der Baron, der Hugo's Mund verachtend gerümpft ſah, legte ſich in's Mittel. „Bei einem Lichtenfels,“ bemerkte er, „verſteht ſich das Letzte von ſelbſt. Mein Vetter wird Keinem die Ehre laſſen, mehr Muth zu haben, als er!“

Der Graf, die Abſicht des alten Herrn erkennend, verſetzte mit Selbſtüberwindung: „Nichts Anderes iſt meine Meinung; und Baron Lichtenfels wird, ich darf es hoffen, nichts Anderes aus meinen Worten herausgehört haben.“

Helene, die bei ſeinen ironiſchen Reden in Sorge gerathen war, ſah nach dieſer begütigenden mit Beifall auf den Grafen. Er erwiederte mit einem Blick, der ihr ſagte: „Es geſchah um Deinetwillen!“ — und ging ſomit auch aus dieſem kleinen Wortgefecht als Sieger hervor. —

Man könnte fragen: wie hielt es der offenbar Zurückgeſetzte in dieſer Lage überhaupt aus? Wie konnte er im Hauſe des Barons weilen, das an Gaſtlichkeit gegen ihn ſo viel verloren hatte? Wie konnte er zögern, eine Entſcheidung herbeizuführen, die entweder den Grafen oder ihn ſelber vom Wahlplatze trieb?

Die Antwort darauf iſt nicht ſo ſchwer, als ſie ſcheint.

Hugo liebte, er liebte mit einer Innigkeit, die ihn auch in Schmerzen beſeligte, und darum glaubte und hoffte er. Sein großmüthiges Herz verzieh der Geliebten die kleinen Unbilden, wie tief er ſie im erſten Moment auch empfinden mochte, indem er ſie aus einer Laune erklärte, die ſie angewandelt und der ſie nachgegeben habe. Iſt's nicht alte Sitte der Liebe, daß ſie gerne neckt? Und kann die ſcherzende immer das rechte Maß halten?

Wenn der Liebende nun trotz Allem vertraute, ſo wurde er darin auch beſtärkt durch die Art, wie Helene, wenn ſie ihm unrecht gethan zu haben glaubte, ihn wieder zu entſchädigen ſuchte. In dem bereuenden, gerührten Herzen trat dann alle Freundlichkeit wieder hervor und gab der Stimme eine Weichheit und den Augen einen Schmelz, daß Hugo, von ihr bezaubert, ſich vielmehr wieder in ihrer Schuld fühlte! —

Was die Entſcheidung betrifft, die Hugo bewirken konnte, ſo hatte er in ſeinem Innern einen Zeitpunkt feſtgeſetzt, der noch nicht erſchienen war; und die Gefahr, die ihm von dem Grafen drohte, änderte ſeinen Entſchluß nicht, im Gegentheil, er wollte kämpfen mit ihm und ſehen, ob echte Männlichkeit über die blendenden Eigenſchaften des Weltlings nicht dennoch den Sieg davontragen würde! Die Geliebte ſollte die Probe beſtehen, die nicht durch ihn veranlaßt war, die er aber jetzt alle Urſache hatte, vor ſich gehen zu laſſen. Um wie viel tiefer mußte ihr Beſitz ihn erfreuen, wenn er ſie im Kampfe mit einem gefährlichen Nebenbuhler errang! Welch ein Schein der Treue mußte ihr Haupt umfließen, wenn ſie einer Verſuchung widerſtand, die wahrlich groß war, da ſeinem Gegner mit Wünſchen und Mahnungen nicht nur die Tante, ſondern, wie er leider fürchten mußte, auch der Vater zur Seite ſtand!

Seltſam! Wenn Helene ſich in Geſellſchaft befand, nahm ſie faſt immer gegen ihn Partei; wenn ſie mit ihm allein war, gehörte ihre Seele ihm. Unter Menſchen benahm ſie ſich als Weltkind; im Geſpräch mit ihm wurde ſie wieder ſeine Schülerin und ſtimmte mit ruhiger Herzlichkeit bei, wenn er, wozu Leben und Literatur immer wieder Gelegenheit boten, gegen die äußern und flüchtigen Güter die bleibenden hervorhob und ſie als ſolche darlegte.

Die mit ihm allein war, das war die rechte Helene! In Geſellſchaft der Weltmenſchen nahm der Geiſt der Welt ihre Seele ein und veränderte ihre Denkart. Aber dieſen Geiſt lernte ſie mit ihm beſiegen, um dann auch in Geſellſchaft nur die Eine, wahre Helene zu ſein! —

Eines Tages, als man wieder beiſammen ſaß, lenkte eine Zeitungsnachricht das Geſpräch auf Politik, und der Graf wurde veranlaßt, über die franzöſiſchen Zuſtände in dieſer Beziehung ſeine Gedanken auszuſprechen.

Er ſchilderte das Julikönigthum nach ſeiner Art, indem er unter gewiſſen Bedingungen dafür

Partei nahm. Aus ſeinen früheren Reden ging hervor, daß er am liebſten unter Ludwig dem Vierzehnten gelebt hätte. Da er aber den Verſtand hatte, zu ſehen, daß jene Zeiten nicht wiederkehren und auch die Wünſche der heutigen Legitimiſten ſich nicht mehr erfüllen würden, ſo lobte er den Bürgerkönig, der mit den Beſtrebungen der Epoche ſich verſtändigte, um von der guten alten Zeit doch ſo viel als möglich zu retten. Darin erblickte er ſeine Miſſion.

„Louis Philipp,“ ſagte er mit der Sicherheit eines nicht erſt ſeit geſtern Ueberzeugten, „hat etwas Bürgerliches in ſeinem Weſen, das durch ſeine Schickſale ausgebildet wurde; aber er iſt ein Bourbon wie nur einer. Herr will er ſein und die Geſchicke Frankreichs lenken, und iſt nur klug genug, ſich der Mittel zu bedienen, die jetzt reuſſiren. Seine Manieren, die ihn dem Bourgeois empfehlen, ſind nicht bloß geheuchelt; es liegt ſo was in ſeiner Natur; aber ich bin überzeugt, er lacht im

Stillen über die Maske, die er damit von Haus aus zur Verfügung hat. Hinter ſolch einer biedern Außenſeite iſt die Schlauheit am beſten aufgehoben und kann am ſicherſten operiren. Und er operirt und hält ſich und ſetzt ſeinen Willen durch. Meine legitimiſtiſchen Freunde verſtehen das nicht. Da die Majeſtät ihren ehemaligen Zauber verloren hat und die Menſchen ihr nicht mehr aus religiöſem Inſtinkt gehorchen, ſo muß der Verſtand den Schaden erſetzen. Das Wollen und Wünſchen thut's nicht, man muß es auch können! Was helfen alle Prätenſionen, wenn man davongejagt wird! Jedes Jahrhundert hat ſeinen Köder und ſein Netz, womit man die Menge fängt und die zum Dienen Beſtimmten zum Dienen bringt, damit die zum Herrſchen Geborenen herrſchen können. Daß das wieder erreicht wird, das iſt die Hauptſache. Laßt ihn alſo nur machen, unſern Bürgerkönig! Er hält ſeine Franzoſen am Zügel, und ſo lange er lebt, werden ſie nicht mit ihm durchgehen. Und er wird, hoff' ich, ſo lange leben, bis er einen Nachfolger erzogen hat, der ſein Werk fortſetzt, und es womöglich noch beſſer macht. Kann er uns nicht Alles wiederſchaffen, ſo hält er doch die Canaille nieder, die uns nehmen möchte, was wir noch haben, und zeigt durch ſein Beiſpiel, wie man in dem Zeitgeiſt, der uns die Wunden ſchlägt, auch die Mittel findet, ſie zu heilen!"

Nach dieſer ernſthaft abgegebenen Erklärung trat eine Stille ein, in der die Zuhörer das Geſagte zu überlegen ſchienen. Hugo, mit einem Blick auf den Grafen, entgegnete:

„Sie ſehen alſo in Louis Philipp eine Art von Jeſuiten des Königthums; — nicht einen Fürſten, der das Maß politiſcher Freiheit, welches er für heilſam hält, der Nation ehrlich erhalten will, ſondern einen Herrſcher, der es nur duldet, um hinter ihm ſeine egoiſtiſchen Zwecke zu verfolgen?"

„Sie drücken ſich hart aus, mein lieber Baron," verſetzte der Graf. „Seine Zwecke ſind die vernünftigſten, die ich kenne, und ſeine Mittel wirkſam. Er bändigt das wilde Thier, welches man das Volk nennt, — und das iſt von jeher die Aufgabe der Regierungskunſt geweſen!“

Hugo ſchüttelte den Kopf. „Ich denke beſſer von der Kunſt zu regieren,“ erwiederte er, „und ſtelle ihr ein anderes Ziel.“

„Und das wäre?“

„Das Volk zur Freiheit zu erziehen, und es immer freier, immer ſelbſtändiger werden zu laſſen!“

Der Graf ſah ihn an. „Damit es den Stiel umdrehe und den Herrn zum Knecht mache?“

„Das wird es nicht!“ verſetzte Hugo mit Nachdruck.

„Wenn es die Macht dazu hat?“ wandte Jener ein. „Es wäre ſehr thöricht, wenn es dieſe nicht benutzte. Zum Ueberfluß lehrt die Geſchichte daß es das immer gethan hat.“

„Nicht ſo ganz, Herr Graf, entgegnete der, Philoſoph. „Und wenn auch, ſo wäre damit nicht bewieſen, daß es jetzt und künftig ſo handeln würde!“

Der Graf lächelte. „Sie denken zu gut von den Menſchen, Baron Lichtenfels,“ ſagte er dann. „Es iſt dies ein Fehler, in welchen grade die beſten Menſchen verfallen; aber wie edel ſeine Quelle ſein mag, die Folgen ſind um nichts weniger verderblich. Ludwig der Sechzehnte war auch gut und dachte gut von dem Volk; wie hat er geendet?“

„Napoleon,“ fiel die Tante hier ein, „hat den Pöbel beſſer gekannt und richtiger behandelt; und er hielt ihn im Joch!“

„So lange es ging,“ verſetzte Hugo. — „Der Ausgang, den er genommen hat, iſt nicht eben viel beſſer, als der ſeines Vorgängers.

„Der Unterſchied iſt groß,“ verſetzte der Graf. „Indeſſen zugegeben: dem Soldatenkaiſer fehlte etwas — er war zu herriſch und nicht klug genug. Darin hat der Napoleon des Friedens etwas vor ihm voraus. Er fährt nicht ſo grob drein, ſchont die Eitelkeit der Bürgerlichen und meint es doch viel beſſer mit uns. Er hält die Menſchen für ſchwach und ſelbſtſüchtig, bringt dieſe Eigenſchaften bei ſeiner Rechnung in Anſchlag, und rechnet richtig.“

„Wenn Louis Philipp ſo iſt, wie Sie ihn ſchildern,“ erwiederte Hugo, „dann wird der auf einer Lüge errichtete Thron eines ſchönen Morgens auch einſtürzen, und er ſelber das Weite ſuchen müſſen, wie ſein Vorgänger!“

„Wenn er ſo ſchwach wird,“ verſetzte Jener, „von ſeinem Princip abzugehen und bei dem Volke auf Dank und Treue zu rechnen — einverſtanden! Aber er wird kein Narr ſein. Er weiß auch, wann Hiebe an der Zeit ſind — und der Pariſer Pöbel kennt ihn!“

Hugo ſchwieg. Der Graf, der ihn einwandlos glaubte, fuhr fort: „Die ſogenannte Güte, mein lieber Baron, iſt bei einem Fürſten eine der ſchädlichſten Eigenſchaften. Der Gute iſt vor Allem blind und wird ſchon darum fehlgreifen, weil er durch deplacirtes Vertrauen ſich ſelber täuſcht. Aber das iſt noch nicht das Schlimmſte; — er findet nicht nur, wo er auf gute angetragen hat, die Menſchen ſchlecht — er macht ſie ſchlecht. Haben Sie noch nie bemerkt," fuhr er mit einem hinterhältiſchen Lächeln fort, „daß die Gutmüthigkeit Geringſchätzung erweckt und zur Anmaßung reizt? Sobald Sie nachgeben, rückt der Gegner vor, und wer an Terrain verliert, der verliert an Achtung. Wer macht ſich reſpectirt? Wer Furcht einflößt. Die Liebenswürdigkeit macht beliebt auf Koſten des Reſpects; — über ſie verfügt Jedermann. Gegen einen Herrn, der nur beliebt ſein will, kommt aller Uebermuth, alle Anmaßung der Menſchen heraus; und wenn er ſich mokirt, wird er beſeitigt."

„Von Rechtswegen," ſetzte die Gräfin hinzu, „denn er hat's nicht anders haben wollen! —

Der Stolz, zur Herrſchaft geboren zu ſein, und der Wille, die Unterthanen niederzuhalten und unten in Ordnung zu erhalten, die machen den Fürſten!“

„Und den Adel, der mit ihm zu herrſchen berufen iſt,“ ſetzte Geierſtein hinzu. — „Indeſſen komme ich wieder auf meinen Satz zurück. Die Zeit verlangt, daß Kraft und Muth ſich mit Klugheit verbinden. Der Wille ſei derſelbe; aber er bediene ſich feinerer Mittel. Dieſe Conceſſion ſei dem Kinde, das man Volk nennt, gemacht, — weil es denn doch ein großes geworden iſt!“

Hugo ſah den Mann an, deſſen Züge frivoles Behagen ausdrückten. „Und der Beſitz der Gewalt,“ fragte er ihn, — „die Herrlichkeit über ein unterdrücktes Volk, wenn Fürſt und Adel ſie errungen hätten, würden ſie bei ihnen keine Hoffahrt, keinen Uebermuth, keine Anmaßung erzeugen?“

Der Graf lachte. „Das will ich nicht in Abrede ſtellen,“ erwiederte er. „Aber nur ſo viel als uns zukommt und das Volk am Ende ſelber verlangt! Wer oben ſteht, dem geziemt der Stolz und den ziert der Uebermuth. Hat man die Ellenbogen frei, ſo kann man ſich wohl auch gereizt fühlen, einen tollen Streich zu machen — warum nicht? Aber das bringt grade Leben in die Welt, und ergötzt die Menge ſelber. Streichen Sie aus der Geſchichte die genialen Exceſſe der höhern Stände, ſo haben Sie die Poeſie herausgenommen. — Die Poeſie, welche grade den niedern Ständen die beliebteſte Erquickung bietet."

„Und dieſer Segensquell der Poeſie," entgegnete Hugo, „ſoll ausſchließlich in den höhern Regionen ſpringen? In den untern ſoll er verſtopft ſein?"

„Nichts weniger als das," replicirte der Graf. „Auch drunten mögen ſie den Uebermuth cultiviren; nur gegen uns ſollen ſie ihn nicht richten! Untereinander uud gegen diejenigen, die Jeder noch unter ſich ſehen darf, mögen ſie ſich herausnehmen, was ſie können; an dieſem Schauſpiel wollen auch wir uns ergötzen.“

Hugo ſchwieg, nicht ohne den neuen Socialpolitiker ſeinerſeits mit heiterm Auge anzuſehen. „Das iſt Alles recht ſchön,“ ſagte er dann; „aber ich fürchte nur Eines!“

„Nun?“

„Daß Sie die Rechnung ohne den Wirth machen.“

Der Graf ſah ihn an. Jener fuhr fort: „Wenn das ſogenannte Volk nun die Austheilung nicht gut findet und nicht mitthun mag?“

„Es muß!“ verſetzte Geierſtein. „Die Fürſten ſind mächtig und wiſſen, um was es ſich handelt. Und der Adel iſt noch nicht überall entartet. — Die Fahnenflüchtigen ſind Ausnahmen. Wenn der Bürgerkönig uns die Franzoſen im Zaume hält —“

„Daran,“ fiel Hugo ein, „hält alſo das ganze Gebäude! — Wenn ihm aber die Franzoſen hinter die Schliche kommen? Wenn ſie ihm in die Karten ſehen, mit welchen Sie, Graf Geierſtein, ihn ſpielen laſſen? — Leben wir nicht in einer Zeit der Oeffentlichkeit? Kann heutzutage etwas auf die Länge geheim bleiben? Und das Blendwerk hat es überhaupt an ſich, die Geiſter allerdings eine Weile zu berücken, dann aber, in ſeiner Hohlheit erkannt, Ekel und Verachtung einzuflößen und in Nichts zu vergehen!"

„Sie vergeſſen die Erfindung, mein beſter Freund," erwiederte Jener. „Wenn der alte Köder nicht mehr zieht, muß der kluge Kopf neuen zu legen wiſſen. Vor Allem aber, wie ſich von ſelber verſteht, muß er gerüſtet ſein zum Kampfe!"

„Alles das," entgegnete Hugo nach einem Moment, „kann aber fehlen. Der Spieler ſelbſt kann entlarvt werden, und ſein Verfahren ſo allgemeine Indignation hervorrufen, daß vor ihren Sturmwogen auch die geſichertſte Macht erbeben und hinſinken wird."

Der Graf zuckte die Achſel. „Sie haben das

Volk erſt zu gut gemacht," verſetzte er, — „nun machen Sie's zu geſcheidt und zu mächtig! Wenn's einig werden könnte, ja, dann möcht' es furchtbar werden! Aber der verworrene Haufe, wenn er in blinder Wuth gegen die Burg der Macht anſtürmt, wird nur um ſo-gewiſſer von ihr zurückgeſchleudert werden, und er wird froh ſein, wieder ſeinem Tagewerke nachgehen zu können."

„Was Sie das Volk nennen," entgegnete Hugo, deſſen Augen den Entſchluß verkündeten, dem Streite durch einen ernſtlichen Angriff ein Ende zu machen, „iſt gut und geſcheidt und einig."

„Ah," rief der Graf erheitert, — „da gratulir' ich!"

Hugo, ohne ſich irren zu laſſen, fuhr fort: „Wo iſt heutzutage die Cultur? Wo iſt die Wiſſenſchaft und die Kunſt und das praktiſche Geſchick? Bei dem gebildeten Mittelſtand, den Sie zum Volke rechnen. Wer hat die Preſſe in der Hand? Wer iſt der Träger — in erſter Linie

Producent und Conſument der Literatur? Ebenderſelbe. Der gebildete Mittelſtand iſt die Seele des Volkes und mit ihm iſt das Volk geſcheidt und gut und mit ihm wird es einig werden.“

„Enfin,“ entgegnete der Graf, „dann haben wir in ihm unſern Herrn.“

„Der gebildete Mittelſtand,“ verſetzte Hugo, „will nicht Herr ſein, er will nur den Antheil an der Herrſchaft haben, der ihm zukommt. Was er für das Volk verlangt, iſt gerecht und billig: die Fürſten müſſen es gewähren!“

„Dann iſt Alles verloren,“ rief Geierſtein.

„Dann wird das Oberſte zu unterſt gekehrt,“ ſetzte die Gräfin hinzu, „und der Pöbel triumphirt.“

Auch der Baron, ſein Schweigen brechend, ſagte zu Hugo kopfſchüttelnd: „Ich fürchte, ich fürchte —“

„Nichts zu iſt fürchten, mein lieber Baron,“ entgegnete dieſer. „Guter Wille und offenes Spiel, das iſt jetzt nicht nur das Edelſte, ſondern auch das Klügſte. Die bloße Güte ſei verderblich — ich bin der Letzte, es zu leugnen. Aber die Güte, mit Feſtigkeit und Vorſicht gepaart, iſt heilvoll, und gegenwärtig das allein Rettende. Iſt die Preſſe zu unterdrücken? Nein. Wird vor ihren Luchsaugen auf die Dauer etwas verborgen bleiben können? Nein. Seien wir alſo lieber gleich offen, da doch Alles an's Licht gezogen wird! Und damit wir es mit Ehren ſein können — ſeien wir ehrlich!"

„Laſſen wir ſie," fügte der Graf ſpöttiſch hinzu, „in die geheimſten Falten unſeres Herzens blicken, während ſie hinter pathetiſchen Tugendphraſen ihre Gedanken verbergen! — Machen wir uns grün, damit uns die Ziegen freſſen!"

Der Philoſoph, nachdem er unwillig die Achſel gezuckt, fuhr fort: „Sie bleiben dabei, nur auf Gewalt zu bauen — ich vertraue der Stärke, die Gerechtigkeit und Billigkeit übt und das Ziel der Ausgleichung erſtrebt. Sie ſehen im Volke nur

Selbſtſucht und Herrſchſucht — ich ſeh' in ihm ein Maß von Verſtand und gutem Willen, womit man ſich vertragen kann. Aber zugegeben, daß das Entgegenkommen eine Gefahr in ſich ſchließt — iſt es nicht männlich, der Gefahr die Stirn zu bieten? Iſt es nicht ritterlich, zu wagen und zu kämpfen? Und was verdient mehr, daß man dafür wagt und ſtreitet, als der edelſte Zweck des Jahrhunderts? Unſere Vorfahren haben das Schwert gezogen für die Religion und die Civiliſation! Nicht Standesvortheile zu wahren, ſind die Ritterorden geſtiftet worden; und ſo lange ſie ihrem idealen Ziel treu nachrangen, waren ſie eine Zierde der Chriſtenheit! Haben wir gegenwärtig etwa ein geringeres Ziel? Nein, ein größeres. Ernſt machen ſollen wir endlich mit der Religion — die Grundſätze der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe in's wirkliche Leben verpflanzen und mit ihnen Staat und Geſellſchaft organiſiren, um der Welt die Harmonie, den Frieden, das Glück zu bringen.

Iſt es unmöglich, Jedem das Seine zu geben und damit Jeden zu befriedigen und ihn zum freudigen, dankbaren Gliede des Ganzen zu machen? Der Selbſtſucht, ja, dem Unverſtand, ja; nicht aber dem edlen Willen, der mit Einſicht unabläſſig nach Verſtändigung und Ausgleichung trachtet. Die Selbſtſucht ruft Selbſtſucht hervor, und gegen den Haß entbrennt der Haß; aber Vertrauen erweckt Vertrauen und am Edelmuth entzündet ſich der Edelmuth. Der Ausdauer in der Güte kann zuletzt nichts widerſtehen. Wer für das Ideal unſerer Epoche kämpft, der kämpft den ritterlichſten, den heiligſten Kampf, und die erhabenſte Poeſie wird ſeinen Geiſt umfließen. Stirbt er in dieſem Kampf, ſo iſt's der ſchönſte Tod; ſiegt er, ſo iſt's der ſchönſte Triumph. Der Sieg aber iſt nicht nur möglich, ſondern auf die Dauer unausbleiblich. Die Harmonie der Gerechtigkeit gegen Alle iſt das Ziel, auf welches die Menſchheit Gott gewieſen hat und zu welchem er ſie führen wird, was auch

Egoismus und Bosheit in den Weg legen mögen. Das Wort, das bei der Geburt des Heilands erſcholl: Friede auf Erden — endlich wird die Menſchheit es verwirklicht ſchauen!“

Nachdem Hugo dies mit Begeiſterung geſprochen, ſuchten ſeine Augen unwillkürlich die der Geliebten — und der freudige, gerührte Blick der erhobenen Seele antwortete, dankte ihm. Auch der Baron war ernſt geworden, und ſeine Mienen drückten den Beifall aus, den man einer „ſchönen Rede“ zollen zu müſſen glaubt. Der Graf und Frau von Rabeneck wechſelten Blicke des Spottes; aber dieſe waren nicht ganz frei, ſondern durch eine gewiſſe Verlegenheit beeinträchtigt, und der Graf mußte ſich erſt ein wenig ſammeln, bevor er entgegnen konnte.

„Sie haben,“ ſagte er ſo leicht als möglich, „in der Rede, wozu ihr enthuſiaſtiſcher Geiſt Sie hinriß, ein Gebiet betreten, in das ich Ihnen nicht mehr folgen kann. Sie ſind Prophet geworden und verkündigen Dinge, die da kommen ſollen. Nun da beſcheid' ich mich! Ihre Worte ſind für die kommenden Geſchlechter, und dieſe mögen urtheilen, was daran Wahres geweſen."

„Sage man," bemerkte die Tante mit ſtechender Ironie, „daß es nichts Neues unter der Sonne gibt! Diplomat und Prophet in einer Perſon: das iſt noch nicht dageweſen!"

„Ei," rief Helene mit einem Blick auf ſie, — „um ſo ſchlimmer dann! Gehört es nicht eben zum Beruf des Diplomaten, Prophet zu ſein?"

„Ich ſollt's meinen," verſetzte Hugo.

„Prophet und Prophet iſt zweierlei," entgegnete die Frau mit der Schärfe des Aergers. — „Die Prophetenſchaft, von der hier die Rede iſt, gäbe wahrlich eine neue Diplomatie!"

„Die Diplomatie der Zukunft!" bemerkte der Graf mit heiterer Miene.

„Die leicht ehrenhafter ſein könnte als die bisherige," verſetzte Hugo. „Und nützlicher obendrein!"

„Wenn wir in Utopien lebten!“ entgegnete die Gräfin. „Leider befinden wir uns aber auf der Erde, wo die Menſchen ſind, wie die Natur ſie geſchaffen hat, nicht wie der Poet ſie träumt! — So lange die Welt ſteht, ſind Prophezeiungen, wie dieſe da, Prophezeiungen geblieben!“

„Nicht ſo ganz,“ erwiederte Helene. „Etwas davon iſt doch immer auch eingetroffen!“

„Sehr viel iſt eingetroffen,“ fuhr Hugo fort, — „im Lauf der Zeiten. Wenn wir die Geſchichte betrachten —“

„Mein lieber Baron,“ fiel der Graf nun ein, „meinen Sie nicht, daß wir heute genug theoretiſirt haben und uns einen Curſus durch die Geſchichte erſparen könnten? — Leben wir,“ fuhr er mit einem Blick auf die Damen fort, „in der Gegenwart — huldigen wir der Freude, der Schönheit! Alles Uebrige iſt ja doch nichts! Das Leben iſt Zank und Streit, Plage und Langeweile. Nur die Schönheit entzückt uns und gibt uns das himmliſche Gefühl des Vollkommenen. Ihr zu dienen, ihre Huld zu erlangen, ſei und bleibe der höchſte Zweck unſeres Daſeins! — Darin, mein lieber Baron, werden wir hoffentlich einig ſein?“

„Ich fürchte,“ entgegnetete Hugo, „darin werden wir eben am weiteſten auseinandergehen!“

Der Graf warf einen höhniſchen Blick auf den Ehrlichen, gab aber ſeinem Gefühl alsbald den Ausdruck des Bedauerns und ſagte: „Dann muß ich darauf verzichten, jemals Ihre Freundſchaft zu gewinnen. — Es thut mir Leid, Baron Lichtenfels; von Herzen! —“

Eine Viertelſtunde ſpäter, als der Graf ſich empfohlen hatte, trat Helene zu Hugo und ſagte: „Du haſt mir heute recht aus der Seele geſprochen! Sei herzlich bedankt dafür! Ich kann nicht leiden, wenn immer Einer die Andern für ſchlecht hält und nun glaubt, gegen ſie beſtändig auf der Lauer ſein zu müſſen. Wer von Andern nur das Schlimmſte denkt, der gehört gewiß ſelber nicht zu den Beſten. Soll einmal,“ fuhr ſie mit einem Lächeln fort, „geirrt ſein, dann iſt's doch unvergleichlich beſſer, durch zu viel Vertrauen zu irren!“

„Um ſo mehr,“ verſetzte Hugo mit einem Blick heitern Verſtändniſſes, „als übertriebenes Vertrauen ein Fehler iſt, der ſich mit der Zeit von ſelber verliert!“

„Das kommt freilich drauf an,“ entgegnete das Mädchen. „Manche haben einen ſo unerſchöpflichen Reichthum an Glauben, daß ſie den ſchönen Fehler immer auf's Neue wieder begehen. — Und wenn ich's ehrlich ſagen ſoll, mein lieber Hugo: ob Du als Diplomat Dein Glück machen wirſt, das iſt doch noch ſehr die Frage!“

„Der Menſch,“ erwiederte der Liebende nach einem Moment, „iſt complicirter, als Du glaubſt, und kann oft auch das Gegentheil von dem, was er allein zu können ſcheint. Wer den Zweck liebt, der lernt auch das Mittel lieben; und wenn jemals,“ fügte er mit einem zärtlichen Blick auf die Geliebte hinzu, „ein Zweck das Mittel geheiligt hat, ſo iſt's gewiß der meine!“

„Ach, Hugo,“ rief das Mädchen, indem ſie ihm gerührt die Hand drückte, „Du biſt gut! Du biſt und bleibſt der Beſte der Menſchen, die ich kenne!“

Siebentes Capitel.

Bei dem nächſten Beſuche des Grafen zeigte Helene gegen ihn eine ſichtliche Zurückhaltung und nahm ſogar eine Artigkeit, die er an ſie richtete und die allerdings etwas übertrieben klang, mit einem ablehnenden Verziehen des Mundes auf. Jener ſah ſie an, wurde roth, und da ſie ganz ruhig blieb, warf er einen Blick auf ſie, der allen Unmuth eines verletzten Herzens verrieth. Mit dem Ausdruck einer ſtolzen Reſignation unterhielt er ſich den Abend nur mit dem Baron und der Gräfin. Helene konnte zuletzt nicht umhin, wieder ſeinen Blick zu ſuchen, und rief ihm beim Abſchied einen Gruß zu, der nach Ton und Wortlaut begütigen, verſöhnen ſollte.

Am ſelben Abend noch hatte die Gräfin eine Unterredung mit dem Baron. Als ſie ſich von einander trennten, konnte man aus der zufriedenen Miene des Weibes abnehmen, daß ſie bei dem Schwager etwas durchgeſetzt habe.

Vier Tage vergingen, ohne daß der Graf ſeinen Beſuch wiederholte. Auch am fünften erſchien er nicht. Statt ſeiner traf Karl von Ellerburg ein.

Er begrüßte die Familie mit einem Ernſt, der etwas Feierliches hatte, und Hugo nahm an, daß er gekommen ſei, um eine letzte Auseinanderſetzung mit dem Vater zu haben. Während des Abendeſſens unterhielt man ſich über Neuigkeiten aus der Reſidenz und gewöhnliche häusliche Gegenſtände. Dann folgte Karl der Tante auf ihr Zimmer, wo er bis in die Nacht mit ihr allein blieb.

Am andern Morgen ſuchte der Bruder die Schweſter in ihrem Gemache auf. Er grüßte mit einem Tone, der nicht ohne Befangenheit war, und wollte mit einigen ſcherzhaften Bemerkungen über ſeine Stimmung hinwegkommen. Aber es gelang ihm nicht. Mit plötzlichem Anlauf ſagte er daher:

„Meine liebe Helene, ich bin nicht zufällig in Ellerburg. — Ich hab' mit Dir zu reden!“

Das Mädchen ſah ihn an. „Was haſt Du?“ rief ſie. „Du biſt ſo eigen diesmal! — Was gibt es?“

„Deine Miene,“ entgegnete Karl, „zeigt mir, daß du ahnſt, um was es ſich handelt!“ — Und entſchloſſen fuhr er fort: „Der Graf Geierſtein hat der Tante ſeine Abſicht geſtanden, um Deine Hand anzuhalten. Aber er wagt es nicht. Du benimmſt Dich gegen ihn, daß er verſchmäht zu werden fürchtet!“

Helene erröthete und konnte die Bewegung ihres Herzens nicht bemeiſtern. — Sie erwiederte:

„Meine Hand iſt nicht mehr frei. Hugo hat mir ſeine Liebe erklärt, er hofft auf mich, ich ſchätze und liebe ihn, und hab' es ihm geſtanden!"

„Dieſe Verbindung iſt unmöglich!" rief der Bruder mit Heftigkeit. Auf ihre erſtaunt fragende Miene ſetzte er mäßiger hinzu: „Sie wäre Dein und Hugo's Unglück!"

Helene, nachdem ſie ihn betrachtet, entgegnete: „Alſo auch Du führſt dieſe Sprache? — Auch Du, Bruder Karl? — Das hätt' ich nicht von Dir erwartet!"

„Ich kenne die Welt," verſetzte Karl wie Einer, der ſich in einen Gedanken hineineifern will, „und ebenſo Vetter Hugo. Er wird nie in die Lage kommen, einem Mädchen von Deiner Erziehung eine Exiſtenz bieten zu können, wie Du ſie fordern mußt!"

„Wenn ich nun aber darauf verzichte?" entgegnete Helene. „Wenn ich mit einem ſtillen, beſcheidenen Glück vorlieb nehme?"

„Es würde Dich reuen!" verſetzte der Bruder.

„Doppelt und dreifach, weil Du Dir immer ſagen müßteſt, daß Du ein glänzendes Daſein haben konnteſt und es leichtſinnig hingabſt!“

Helene ſchüttelte den Kopf.

„Und dann,“ fuhr Jener fort, „handelt ſich's nicht um Dich allein — es handelt ſich um die ganze Familie.“

„Ach ſo!“ rief Helene.

„Der Graf bringt uns Alle empor!“

„Und bewirkt vielleicht auch,“ fuhr Jene fort, „daß der Rittmeiſter von Ellerburg Amalie von Wildau heirathen kann?“

Karl wurde roth. Dann, mit halbem Lächeln, erwiederte er: „Es wäre nicht die ſchlechteſte Folge einer Verbindung, wofür ſonſt alle Gründe ſprechen!“

„Du alſo,“ fuhr das Mädchen fort, „willſt Deinen Kopf durchſetzen und dem Ruf der Ehre und der Liebe folgen! Du willſt glücklich ſein! Ich aber ſoll gegen mein Herz handeln und mich opfern!“

Der Bruder verzog die Lippe. „Gräfin Geierſtein zu werden, ſcheint mir das größte Opfer nicht zu ſein!“

„Und warum hat der Herr Rittmeiſter nicht der Gemahl der reichen Lilly werden wollen?“

„Das iſt etwas ganz Anderes, meine liebe Schweſter! Ich habe mich mit Amalie feierlich verlobt — Du, wie mir die Tante ſagt, biſt noch nicht gebunden. Dann iſt Lilly kein Mädchen, um die man eine Amalie aufgibt, Geierſtein aber ein Mann, der für einen Hugo entſchädigt!“

„Das iſt Deine Anſicht!“ verſetzte Helene mit Ernſt. — „Genug, ihr wollt Recht haben, ich ſoll mich unterwerfen — und Hugo ſoll unglücklich werden!“

„Das wird er nicht,“ entgegnete Karl. „Sage was Du willſt, er wird es nicht. Eine kurze Zeit, und er wird getröſtet ſein. Ich habe mir Alles — Charaktere und Verhältniſſe — reiflich überlegt. Hugo iſt ein Idealiſt, wie je einer gelebt hat. Die ſind aber grade dann am glücklichſten, wenn ſie nicht erlangen, was ſie wünſchen, und den Beſitz, ohne den wir Andern nicht exiſtiren können, ſich nur vorträumen. Wenn ſie nicht verlangen und ſchmachten können, dann entbehren ſie ihr eigentliches Lebenselement. Erfüllung ihrer Wünſche iſt für ſie das Verderblichſte: ſie ſehnen ſich im Beſitz nach Sehnſucht — und machen unglücklich, was ſie beſitzen!“

„Geh, geh,“ rief Helene, „das hat Dir die Tante vorgepredigt!“

„Die Erfahrung,“ erwiederte Karl, „hat mich's gelehrt und die Vernunft. Ich ſpreche im höchſten Ernſt zu Dir — und, wie ich hinzuſetzen muß, im Einverſtändniß mit dem Vater! Es handelt ſich um Sein und Nichtſein unſeres Hauſes. Prüfe Dich, liebe Schweſter, und erwäge die Lage der Dinge! Die Familie verlangt ein Opfer, welches für Dich keines iſt! — Keine Widerrede! Du liebſt Hugo nicht — liebſt ihn nicht mit jener unwiderſtehlichen Leidenſchaft, wie man liebt, was man nicht laſſen kann!“

„Ich verehre und bewundere ihn, und lieb' ihn freilich nicht ſo, wie Du meinſt, — ich lieb' ihn beſſer! — Hugo iſt das treueſte, wahrſte Herz! Er hat den Geiſt und das Gemüth eines Engels! Wenn man ſich einen Scherz gegen ihn erlaubt hat, ſchämt man ſich nachher und ſieht mit um ſo größerer Hochachtung zu ihm hinauf. — Aber der Graf — ! —“ Sie hielt inne.

„Der Graf,“ erwiederte der Bruder, „iſt ein Cavalier, — ein Mann von Ehre. Er hat in Paris eine der reichſten Partien ausgeſchlagen, weil er (vielleicht in übertriebenem Verdacht!) für ſeine Ehre fürchten zu müſſen glaubte. — Kurz,“ fuhr er mit einem faſt trotzigen Tone fort, „Geierſtein iſt ein Mann. Im Wirbel des Lebens hat er ſich umgetrieben und ſehnt ſich jetzt nach einer ſchönen, ruhigen Häuslichkeit, — nach einer Häuslichkeit mit Dir, die er leidenſchaftlich liebt und mit der er glücklich ſein wird!“

Helene mit einem ſpöttiſchen Lächeln verſetzte: „Wie lange?“

„Das iſt Deine Sache!“ erwiederte der Bruder. — „Auf Dich allein wird's ankommen!“

Jene entgegnete: „Du hältſt mich für ſehr kindiſch, daß Du mir ſolche Dinge vorſagſt, als ob ich ſie nur hören müßte, um ſie zu glauben! — Ich ſoll alſo den edlen und reinen Mann aufgeben, um den zu nehmen, der Gott weiß wie viele ſchon ſo leidenſchaftlich geliebt hat, wie er jetzt mich lieben ſoll! Ich ſoll den Treuen aufgeben, um das Weib eines Mannes zu werden, den nur eine Thörin glauben kann für immer zu feſſeln! Und um eines ungewiſſen Looſes willen ſoll ich einen Treubruch begehen! — Beſchönige es, wie Du willſt, es iſt nichts Anderes! Wenn wir Treue hoffen laſſen und beweiſen ſie nicht, dann brechen wir die Treue! Und das verlangt mein Bruder? — Der Edelmann, den ich für ſo edel gehalten habe?“

Karls Geſicht verdunkelte ſich; er ſah beſchämt — unwillig auf die Schweſter. Aber er faßte ſich wieder und entgegnete nicht ohne Würde:

„Helene, ich will Dir's geſtehen: ich fühle ſehr gut, was wir von Dir verlangen, und hab' es mir ſchon ſelber geſagt. Man kann aber in dieſer Welt nicht anders, wenn man wählen muß, — und wir müſſen wählen. Entweder die einzige Möglichkeit der Rettung verſäumen — oder ein kleines Unrecht begehen! Ein kleines! — Denn um ein großes handelt ſich's hier nicht. Sich aber davor zu ſcheuen, wenn es um das Wohl einer Familie geht, das iſt nicht Tugend, ſondern Schwäche, um nicht zu ſagen Verbrechen! Wer ganz rein bleiben will, der kann gar nicht leben! — er kann keinen Schritt vorwärts thun, denn immer, wenn er eine Hoffnung erfüllt, wird er eine andere täuſchen. Wir müſſen die Augen aufmachen und uns für das entſcheiden, was uns die Vernunft, was die dringendſte Pflicht gebietet; und darüber kann gegenwärtig kein Zweifel ſein. An Deine Vernunft, Schweſter Helene, appellir' ich. Sei nicht ſcrupulöſer im Punkte der Ehre, als wir es ſind. Wir ſtehen für Dich ein — wir übernehmen die Verantwortung. Folge uns, und eine dankbare, glückliche Familie wird Dir zum Altar folgen!"

Helene ſtand mit erröthetem Angeſicht; dann erhob ſie ihr Haupt und ſagte: „Mein Bruder, Du haſt nun ohne Zweifel Alles geſagt; aber mich nicht überzeugt. Ich will aufrichtig gegen Dich ſein. Ich bin nicht unempfindlich geweſen gegen die glänzenden Eigenſchaften des Grafen. Er iſt wirklich der Mann, ein Mädchenherz einzunehmen, ich leugn' es nicht. Aber ich trau' ihm nicht — ich fürchte mich vor ihm! — Dagegen hat Hugo mein ganzes Vertrauen. Ich darf nur an ihn denken, um eine Sicherheit zu fühlen, als ob alle guten Geiſter mir ihren Schutz zugeſagt hätten! Ich ſehe das Glück und die Ehre auf ſeiner Seite, und halt' es für das kleinere Unrecht, Eure Wünſche unerfüllt zu laſſen. Die Hoffnung, die Hugo uns gewährt, verſpricht mehr als der Beſitz, den der Graf uns anbietet — ich entſcheide mich für die Hoffnung!"

„Das," entgegnete Karl mit Unwillen, „thut in Dir nicht die Pflicht und nicht die Liebe, ſondern der Eigenſinn des enfant gâté! Ihr wollt es? Nun geſchieht's erſt recht nicht! — Es iſt gradezu kindiſch!"

Mit glühendem Geſicht wendete er ſich von ihr weg und ging im Zimmer auf und ab. Dann, plötzlich, ſtellte er ſich vor ſie hin und rief:

„Wie hab' ich's nun mit Dir? Soll ich mit dieſer Antwort zum Vater gehen?"

„Geh, ja," rief Helene. „Ich bleibe bei meinem Wort!"

Karl ſah ſie an, mit ſcharfen, prüfenden Blicken.

Seine Miene hellte ſich auf und er ſagte: „Es wird nicht Dein letztes ſein! — Du liebſt den Philoſophen nicht — Du achteſt ihn bloß! Der Graf ärgert Dich, aber er hat Dich gefangen! — Spare die Einwendung! — Adieu!“

Er verließ die Stube. —

Hugo, der angenommen, daß Karl mit den Seinen zu reden habe, blieb aus Discretion den Vormittag auf ſeinem Zimmer und arbeitete. Als er zum Eſſen gerufen wurde, ſah er die Geſichter verdroſſen und geſpannt, und bedauerte den Freund, der nach ſeiner Anſicht wieder eine ſtürmiſche, nutzloſe Scene gehabt. Die Unterhaltung bei Tiſche war höchſt einſilbig und blieb ganz auf der Oberfläche. Als man aufgeſtanden war, benutzte Hugo einen Moment des Alleinſeins mit Helene, um ſeine Vermuthung gegen ſie auszuſprechen und ſie zu fragen, ob für den Bruder nichts geſchehen könne.

„Karl und mein Vater,“ entgegnete Helene mit einem wehmüthig bittern Zug um den Mund, „ſind im beſten Einverſtändniß. — Es handelt ſich um ganz was Anderes!“ Hugo ſchaute ſie betroffen an. Als er aber das Nähere erfragen wollte, kam die Gräfin, ſagte ihr, daß ſie mit ihr zu reden habe, und nahm ſie mit ſich fort.

Hugo trat zu Karl und zum Baron. Während des kurzen Geſprächs, das er mit ihnen führte, nahm er eine Befangenheit, einen durchſcheinenden Verdruß und eine gezwungene, aufgetragene Höflichkeit wahr, daß er eine deutliche Ahnung der wirklichen Sachlage erhielt.

Sich völlige Gewißheit zu verſchaffen, war nicht ſchwer. Noch im Laufe des Tages konnte er aus den Mienen, die er darum anſah, abnehmen, daß er überflüſſig, überläſtig ſei. Der Baron offenbarte ſein Gefühl mit Bedauern, ja mit Beſchämung; in dem Rittmeiſter kämpfte mit neuem Unmuth die alte Freundſchaft, die den Ausdruck milderte; die Gräfin dagegen that ſich gar keinen

Zwang mehr an. Sie ſprach nicht in Worten aus, was ſie gern hätte ſagen mögen; aber ihre Haltung und ihr Blick machten ihre Geſinnung ſo anſchaulich, daß Hugo den Widerwillen mit Händen greifen konnte.

Er war in peinlicher Verlegenheit. Auch Helene, wie es ihm ſchien, vermied mit ihm allein zu ſein. Ihre Miene war traurig — er ſah ſie einmal in tiefes Nachdenken verloren, und ein Argwohn flüſterte ihm zu, daß auch ſie von ihm abgefallen ſein könnte. Was ſollte er thun? Bleiben, um Beleidigungen zu erfahren? Gehen, um das Feld dem Gegner zu überlaſſen? — gehen, um die Geliebte zu verlaſſen, wenn ſie den Ihrigen dennoch Stand halten wollte, und ſie ſeines Beiſtandes zu berauben?

Er hätte freilich jetzt auch entſchloſſen vor den Vater treten und förmlich um die Tochter anhalten können. Aber noch war die Hoffnung, die ihm der Miniſter gegeben hatte, nicht Gewißheit! Und ohne ſie, in der jetzigen Stimmung der Familie, an dieſe einen ſolchen Antrag richten, mußte das nicht Alles verderben? —

„Nun,“ ſagte er endlich zu ſich ſelbſt, „wenn es denn ſein muß, ſo will ich bleiben trotz alledem und den Dämonen, die gegen mich aufgeſtanden ſind, die Stirn bieten. Ich habe alle dieſe Menſchen gegen mich gut, freundlich und liebenswürdig geſehen; nun will ich ſie auch widerwärtig und ungaſtlich ſehen und dem Schauſpiel, das ſich ungerufen vor mir aufführt, bis zu Ende folgen, indem ich thue, was die Pflicht mich heißt. Die Dinge ſtehen ſo, daß eine Entſcheidung kommen muß. Es gibt ein gewiſſes Maß von Mißgeſchick, von dem aus man wieder hoffen kann, weil Alles ein Ende haben muß; — und bei Gott, ein ſolches Maß iſt mir hier zu Theil geworden!“

Zwei Tage vergingen. Der Graf zeigte ſich noch immer nicht, und man hörte, er ſei unpäßlich. Am dritten ritt Karl zu ihm auf Beſuch. Hugo, der ſich denken konnte, was Beide mit einander verhandelten, war in Verzweiflung. Er ging in der größten Aufregung umher, gemartert, keinen Rath zu wiſſen, der freilich in ſeiner Lage theuer war. Mit der Geliebten zu reden, wagte er nicht. Durfte er ihr ſagen, was ſie beſſer wußte als er? Durfte er ſie zum Ausharren ermahnen wollen? Das war kränkend, wenn ſie zur Treue entſchloſſen war, und unnütz, wenn ihr Herz dem Grafen ſich zugewandt hatte. Er ſchwieg, ein gewiſſer Trotz, dem unberechenbaren Schickſal gegenüber, erhob ſich in ihm, eine dumpfe Ruhe der Entſagung nahm in ſeiner Seele Platz.

In der Abendſtunde ging er ſpazieren; die Straße hin, die zur Stadt führte. Er verlor ſich in ſeine Gedanken. Die eigenthümliche Erfahrung, daß die Möglichkeit des Unheils ein edles und männliches Herz zum Kampf aufruft und damit faſt etwas Süßes hat, machte auch er. Er vertiefte ſich in ſeine Gefühle, und ging inſtinktmäßig vorwärts. — Nahende Tritte ſchreckten ihn auf: er ſah den Poſtboten auf ſich zukommen — und eine jähe Hoffnung ergriff ihn.

„Du haſt Etwas für mich!“ rief er mit größter Beſtimmtheit.

„Ja, Herr Baron,“ war die Antwort. „Hier iſt es!“

Er übergab ihm ein Schreiben, Hugo nahm es, betrachtete das Siegel, und ſein Herz pochte: es war vom Miniſter!

Den Boten belohnend, daß dieſer ihn überraſcht anſah, rief er ihm, der ſich in's Schloß aufmachte, noch nach: „Unter uns!“ Jener nickte und ging weiter.

Hugo entfaltete den Brief und las;

„Mein lieber Herr Baron!

Endlich iſt eine Stelle für Sie frei geworden. Ich habe Sie vorgeſchlagen, und das Decret iſt bereits unterzeichnet. Meinen herzlichſten Glückwunſch zu dieſem erſten Reſultate! Es iſt aber jetzt nöthig, daß Sie ſich dem Herrn vorſtellen: kommen Sie ſobald als möglich, damit wir das Weitere miteinander beſprechen können!“

„Ah,“ rief der Glückliche, tief aufathmend, „Gott ſei Dank! Das iſt Hilfe in der Noth! — Nun,“ ſetzte er mit freudigem Selbſtgefühl hinzu, „hab' ich einen Beiſtand, mit dem ich etwas unternehmen kann, das Ausſicht hat!“

Hätte ſich Hugo in dieſem Moment bei dem Baron befunden, er würde ihm das Schreiben ſofort mitgetheilt und ſeinen Antrag geſtellt haben. Aber auf dem Heimwege kamen ihm Gedanken. — Wenn er mit der erlangten Gewißheit das Jawort des Vaters doch nicht erhielt? Wenn er überraſchte, verſtimmte und durch die Nothwendigkeit ſofortiger Entſcheidung in den Herzen den Widerſpruch aufregte? Wenn trotz Anſtellung und Ausſichten der Unbegüterte durch den Begüterten doch überglänzt war und blieb? — Konnte der Bruder ſich nicht mit dem Rival verſtändigt haben und ſein Antrag nun eine Scene herbeiführen, in Folge deren er kläglich aus dem Schloſſe ziehen mußte?

Verſtand und Ehre geboten ihm ein anderes Verfahren, und er kam mit ſich überein, nur einen Theil des Briefes zu bekennen — von der Familie Abſchied zu nehmen und ſchriftlich um die Hand der Geliebten zu werben. Dabei konnte er ſich eingänglich und klar ausſprechen, die Geiſter überzeugen, die Herzen gewinnen. Das Ja, wenn es ihm beſtimmt war, gewann er leichter und ſchöner; das Nein war mindeſtens nicht von dem Schimpf einer offenbaren Niederlage begleitet und ein peinlicher Abzug ihm erſpart.

Er ſuchte den Baron auf, traf ihn im Gartenſaal mit der Gräfin und eröffnete ihm, daß er morgen abreiſen werde. Der Miniſter habe ihm geſchrieben und ihn eingeladen, ſchleunig in die Reſidenz zu kommen.

„Sie haben alſo —?“ rief der Baron.

„Große Ausſicht!“ fiel Hugo ein.

Die Gräfin konnte nicht umhin zu lächeln. Ihr Geſicht wurde beinahe freundlich, und ſie ſagte:

„Ich wünſche von Herzen Glück, mein lieber Couſin! Reiſen Sie mit Gott, werfen Sie ſich in's thätige Leben und wenden Sie die Gaben und Kenntniſſe, wodurch Sie ſich auszeichnen, zum Ruhme des Fürſten und zum Nutzen des Landes an!“ —

Unmittelbar nach dieſen Worten trat Karl ein, der von ſeinem Beſuch zurückgekehrt war. Er wechſelte mit der Gräfin einen bedeutſamen Blick und ſagte zum Vater:

„Der Graf läßt danken. Er befindet ſich beſſer und hofft in den nächſten Tagen ausreiten zu können.“

„Weißt Du denn ſchon,“ verſetzte der Baron, „daß Vetter Hugo uns verläßt? Der Miniſter hat ihn gerufen!“

„Alles Glück!“ rief Karl, indem ein Strahl aus ſeinen Augen ging, der die Erleichterung ſeiner Seele verrieth. — „Siehſt Du, mein Freund?“ ſetzte er, ihm die Hand ſchüttelnd, hinzu; — „endlich kommt Alles! — Ich ſehe Dich im Geiſte ſchon als Geſandten!“

„Wenn man den Fuß,“ bemerkte die Gräfin mit Würde, „auf die erſte Sproſſe geſetzt hat, dann iſt das Uebrige nur eine Frage der Zeit. Sie werden gewiß hinauf kommen, Vetter Lichtenfels, und die Wünſche Ihrer beſten Freunde werden ſich erfüllen!“

Hugo konnte nicht umhin, von dieſen Reden ſich wohlthuend berührt zu fühlen. Hatten die Gemüther ſich ſchon durch die näher gerückte Ausſicht freundlicher ſtimmen laſſen? Edel war es nicht, aber — menſchlich, und er wollte ſich, von dem Grund abſehend, an die erfreuliche Wirkung halten.

„Schade,“ fuhr die Gräfin gradezu wohlwollend fort, „daß Helene nicht da iſt. Aber ich will ihr die gute Nachricht mittheilen! — Sie iſt ein wenig leidend," bemerkte ſie auf einen fragenden Blick Hugo's, und bleibt auf ihrem Zimmer."

„Ich hoffe nicht —," rief der Liebende.

„Ein leichter Huſten," fiel Jene ein, — „der morgen vorüber ſein wird!"

„Es iſt nichts, lieber Hugo," verſetzte der Baron. „Sie hätte wohl auch hier ſein können; aber die Tante iſt zu ängſtlich!" —

Am andern Morgen nachdem die Habſeligkeiten Hugo's gepackt waren und die Kutſche des Barons für ihn bereit ſtand, kam Helene von ihrem Zimmer in den Hof. Sie ſah angegriffen und bleicher als ſonſt aus; aber die laue Morgenluft des Julitages ſchien Sie zu erquicken, und als ſie Hugo's anſichtig ward, ergoß ſich eine lebhafte Röthe über ihre Wangen. Der Mund lächelte wehmüthig und liebevoll. „Meinen herzlichſten Glückwunſch," rief ſie indem ſie ihm die Hand reichte. „Mögeſt Du im praktiſchen Leben wenigſtens einen Theil Deiner Ideen ausführen können!“

„Ich hoff' es, liebe Helene,“ erwiederte Hugo. Und leiſer fügte er hinzu: „Das Nächſte geht Dich an! — Du wirſt von mir hören!“

Das Mädchen ward roth und lispelte: „Es wird mich freuen!“ — Nachdem ſie ihm nochmals die Hand gedrückt, rief ſie mit einem Blick aus feuchten Augen: „Leb wohl! — Sei glücklich!“ — Sie winkte mit der Hand und ging in's Schloß zurück.

Hugo nahm Abſchied von Allen, dankte dem Baron für die bewieſene Gaſtfreundſchaft, — und der Wagen rollte aus dem Hofe.

Das Ziel der Fahrt war das Forſtamt in der Stadt. Wenn ſich der Oberförſter, aus naheliegenden Gründen, auf dem Schloſſe nur wenig hatte ſehen laſſen, ſo war doch Hugo, der ſich zu ihm hingezogen fühlte, um ſo öfter bei ihm geweſen; und er wollte nun in ſeinem Hauſe den Brief abfaſſen, der das Geſchick ſeines Lebens entſcheiden ſollte.

Von dem Ehepaar freundlich empfangen, theilte er die günſtige Nachricht mit und bat um Schreibmaterialien. Man führte ihn in's Gaſtzimmer und verſorgte ihn. Er ſetzte ſich und ſchrieb.

Den Brief wörtlich mitzutheilen, iſt nicht nöthig. Hugo ſchilderte dem Vater die Entſtehung und die Art ſeiner Liebe, wie wir ſie kennen. Er habe gezögert, ſich gegen ihn auszuſprechen, weil er gefühlt, welche Anſprüche Helene machen dürfe; aber der Vater werde ſeine Gefühle doch erkannt haben; und da er nun ein geſichertes, wenn auch vorerſt beſcheidenes Loos anbieten könne, ſo wage er es, um die Hand der geliebten Couſine anzuhalten, deren Herz nach ſeiner innigen Ueberzeugung ihm gehöre. Die Stelle nämlich ſei ihm nicht bloß verſprochen, ſondern das Decret bereits unterzeichnet. Er fühle ein außerordentliches Verlangen, thätig zu ſein für ein geliebtes Weib! Jede

Faſer an ihm trachte nach Arbeit, welche den Seinen Glück und Segen, dem Lande ſicher keinen Schaden bringen werde! Bei den Abſichten, die ſeinen Geiſt von jeher beſchwingten, habe er einſehen lernen, daß die Guten heilig verpflichtet wären, in's Getreibe der Welt einzugreifen und den Egoiſten den Vorrang ſtreitig — ſie zu Werkzeugen zu machen, damit auch ſie heilvollen Zwecken dienen müßten. Er habe ſich gelobt, dies mit Umſicht, Vorſicht und Schonung zu thun; und die Ausdauer, deren er ſich fähig wiſſe, werde ihn an's Ziel führen.

„Verehrteſter Mann,“ ſchloß der Brief, „erwägen Sie meinen Antrag! Erwägen Sie ihn mit Helene, die mich ſo gänzlich kennt, daß ich durch ein beſonderes Schreiben die theure Seele zu verletzen geglaubt hätte. Wenn die tiefſte, treueſte Liebe, — wenn eine Verehrung, wie man ſie einer Heiligen widmet, — wenn ein Geiſt, der Alles und Jedes auf die Erwählte bezieht und beziehen wird, jemals ein Weib glücklich gemacht haben, ſo werde ich Helene glücklich machen.“

„Ich erwarte die Antwort hier. Möge Gott Ihr Herz zu der Entſchließung lenken, die das Glück zweier Liebenden gründen und heiligen wird für Zeit und Ewigkeit!“

Hugo trug den Brief ſelber auf die Poſt und kehrte dann zu dem wackern Paar zurück, deſſen freundliche Einladung, einen Tag zu verweilen, er ſchon angenommen hatte. Mit der Aufregung, die ſo natürlich war, fühlte er doch zugleich einen eigenen Schwung der Seele und in dieſem eine freudige Zuverſicht. Das Bild häuslichen Glücks in ſchlichten Verhältniſſen, das ihn im Forſtamt anlachte, ließ keine Sorge in ihm aufkommen. Das war ein Muſter, dem er in anderer Sphäre nachzutrachten hatte! — und die Wirklichkeit, die er mit Augen ſah, ließ ihn die Möglichkeit, die ihm vorſchwebte, bereits auch als Wirklichkeit ſchauen.

Der erſte Tag verging, und ein großer Theil des folgenden. Gegen Abend regte ſich in dem Liebenden unvermerkt die Sorge wieder und machte ſein Herz pochen; denn er ſagte ſich, die zuſtimmende Antwort würde ſobald als möglich ertheilt werden! — Auf ſeinem Zimmer ſitzend faßte er die Möglichkeiten in's Auge, die an einer Verzögerung Schuld ſein konnten; und er hatte ſich ſchon wieder beruhigt, als die Magd hereintrat und ihm ein Schreiben überbrachte, das er von Weitem als das erwartete erkannte.

Er nahm es ihr ab. Während Jene ſich entfernte, erbrach er es mit glühendem Angeſicht, entfaltete es mit bebenden Fingern und las:

„Mein lieber, theurer Vetter! Mit Gefühlen, die ich nicht zu ſchildern verſuchen will, mit wahrer, tiefer Betrübniß melde ich Ihnen, daß der ehrenvolle Antrag, den Sie an mich richten wollten, meine Tochter nicht mehr in der Lage getroffen hat, über ihre Hand verfügen zu können. — Graf Anton von Geierſtein hatte bereits ihre und unſere

Zuſage! — Der Graf hatte meiner Schwägerin ſchon ſehr bald, und ſpäter auch meinem Sohne Karl ſeine Liebe zu Helene geſtanden und die Hoffnung ausgeſprochen, mein Schwiegerſohn werden zu können. Geſtern Nachmittag kam er ſelbſt und ſtellte an mich den förmlichen Antrag. Bei der Neigung, die Sie meinem Kinde gewidmet haben und die uns freilich nicht entgangen war, ſtand ich an, ſogleich eine Antwort zu geben. Die Gräfin, mein Sohn und ich beriethen uns ernſtlich und lange. Die Verhältniſſe der Familie, die Ihnen, verehrter Freund, wohl zum Theil, aber nicht ganz bekannt ſind, zwangen uns zur Entſcheidung für den Grafen. Wir machten Helene mit dem Antrag und unſerer Entſchließung bekannt. Sie erſchrak, widerſetzte ſich und bezog ſich mit Thränen auf die Hoffnungen, die ſie in Ihnen erregt und genährt habe. Aber wir ſchilderten ihr die Lage des Hauſes — die Gräfin und Karl drangen mit allen Gründen, Bitten und Mahnungen auf ſie ein

— und die gute Tochter fügte ſich. Mein Sohn ritt ſofort zum Grafen, ihm die Nachricht zu überbringen. Da kam Ihr Schreiben an!

„Mein hochverehrter, lieber Vetter Hugo! Sie haben ein edles Herz und werden meiner Tochter und mir verzeihen! In der Lage, in der wir uns befinden, konnten wir nicht anders — das ſei mein letztes Wort! — Leben Sie wohl! — Sie werden die Zwecke, denen Sie ſo männlich zuſtreben, erreichen. Das Leid, das wir Ihnen anthun mußten, wird im thätigen Leben ſich mildern und endlich ganz verſchwinden. Und wenn Sie dann glücklich ſind — glücklich mit einer liebenden und geliebten Gattin, — denken Sie ohne Groll an die Familie zurück, bei der Sie immer im verdienteſten Andenken ſtehen werden!“ —

Hugo war nach den erſten Zeilen dieſes Schreibens blaß geworden wie ein Marmorbild. Sein Herz klopfte heftig — und das Blut ſtürmte wieder in ſein Haupt empor. Er las den Brief zu Ende. Nach dem letzten Worte legte er ihn bei Seite und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen. Endlich, vor ſich hinblickend, rief er:

„Das Ziel meines Daſeins iſt verſunken — wofür leb' ich noch?“

Ewige Liebe.

Zweiter Theil.

Ewige Liebe.

Roman

von

Melchior Meyr.

~~~~

Zweiter Theil.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1864.
~~~~

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Capitel.

Die nächſten Tage gaben Antwort auf die Frage, welche die Verzweiflung unſerm Freund entriſſen hatte. „Wofür leb ich noch?“ — Für den Schmerz! Für das Erdulden des herbſten Leides, das jemals ein Menſchenherz getroffen!

Die Erſchütterung, in welche die grauſame Nachricht ihn geworfen, war nicht das Härteſte, was Hugo zu ertragen hatte. Peinlicher war dem krankhaft Erwägenden das Gefühl, ſich um eines Andern willen, den er ſo tief unter ſich erblicken mußte, verſchmäht zu ſehen; der Gedanke, ſich in der Familie, die er hochgehalten — in der

Geliebten, die er gleich einer Himmliſchen verehrt, ſo gröblich geirrt zu haben!

Der Verluſt des Glücks iſt in Wahrheit nicht das Schlimmſte, was uns widerfahren kann: ſchmerzlicher brennen die Wunden, die der Ehre geſchlagen werden. Die Zurückſetzung, die Herunterſetzung, das Weggeworfenwerden, das iſt's, was im Mann die bitterſten Gefühle aufregt. Die Phantaſie ſtellt die Niederlage ſich vor und malt ſie aus, und das Herz empfindet die Beſchimpfung in peinlichen Stichen. Kommt dazu noch das Gefühl eines öden, leeren, hoffnungsloſen Daſeins, dann kann das Leben allerdings als eine Laſt empfunden werden, die man abzuwerfen ſich getrieben fühlt.

Eine Hilfe iſt der Zorn gegen das erlittene Unrecht, und er ſtand denn auch unſerm Freunde bei. — — „Der Mann des Scheines — der Oberflächliche,“ rief er ſich zu, „hat geſiegt und triumphirt! Die Liebe und Treue, die Tugenden des Mannes, die Einführung in die Region des Geiſtes haben nichts gefruchtet! — Es iſt alſo richtig, daß das Herz des Weibes der Erde gehört; — daß das Verbotene ſie reizt und der Flitter ſie beſticht! — Thorheit, unverzeihliche Thorheit iſt's, das Weib für idealiſtiſch zu halten. Sie laſſen ſich erheben und begeiſtern für Ideen, aber nur, um wieder in's Gewöhnliche zurückgeſunken, über ſie als über weſenloſe Träume zu lächeln, und wenn die Wahl vor ſie tritt, an die Welt abzufallen. Wir, die Männer ſind die Idealiſten! Wir ſind die Gutmüthigen, die Vertrauensſeligen — die Narren der Großmuth! Weil wir es ſind, leihen wir ihnen eine noch edlere und göttlichere Seele, um uns von ihnen dann betrogen und verlacht zu ſehen!“

„Iſt es möglich, daß ſie den Weltling nicht durchſchaut hat? — Wohl hat ſie ihn erkannt! Wohl hat ſie geahnt, was ſein einziges Trachten iſt — das bezeugen mir ihre Worte. Aber eben das hat ſie beſtrickt! — So iſt's und ſo wird es bleiben! Der Frevel des Oberflächlichen erſcheint genialer als der Ernſt des Denkers, die Anmaßung des Egoiſten männlicher als die Würde des edeln Mannes — und die Schwäche des Weibes erliegt dem Zauber, der aus der Hölle ſtammt.“

„Wozu mich grämen über den Verluſt? Wozu mich ſchämen? — Freuen ſollt' ich mich, daß ich verſchont geblieben bin vom Gewinn des Scheines, den ich thöricht für Wahrheit gehalten. Daß ich erwacht bin aus dem ſinnverwirrenden Traum und geneſen kann. Preiſen ſollt' ich die Ungetreue, die mich geflohen hat, anſtatt ſich zu ſtetem Schimpf an mich zu heften.“

„Es iſt nicht möglich! — Die Wunden des Herzens können nicht durch Worte geheilt werden, ſo wenig als die Wunden des Leibes! Was Gedanken begütigen können, das ſind keine Wunden! Die rechten bluten und brennen und nur die Zeit kann ſie heilen, — wenn wir nicht an ihnen zu Grunde gehen!“ — — —

Seelen, wie die Hugo's, können aber im bloßen Groll nicht verharren. Ein anderer Geiſt erhebt ſich in ihnen, rügt das Verdammungsurtheil, das der Zorn gefällt hat, und treibt ſie auf die entgegengeſetzte Seite.

„Ich bin irr,“ ſagte er ein andermal zu ſich, „und weiß nicht mehr, was ich denken ſoll! — War die Freude, die während unſerer ſchönſten Geſpräche aus ihren Augen ſtrahlte, Lüge? Waren die Reden, durch die ſie das Verſtändniß des Beſten, was ich zu geben vermochte, mir bewies, Lüge? War die Rührung, die Begeiſterung, die ſie dabei gezeigt hat, Lüge? — Nein! Ich hab' es ja mit Augen geſehen und mit Freudeſchauern in der Seele empfunden! Sie war ſo lieblich dabei und ſo herzlich! Die Wahrheit lebte in ihr und leuchtete aus ihr mit himmliſchem Licht! — — Sie kann alſo doch ſein, wofür der Vater ſie erklärt hat: das Opfer der Familie, das Opfer der Nothwendigkeit! Sie reicht dem Grafen ihre Hand gegen die Neigung ihres Herzens, das mir gehört, um die Ihrigen vom Ruin zu retten! Dieſer ſteht drohender vor den Erſchreckten, als ich's weiß, und nur der Graf kann ihn abwenden! — — Ich bin ungerecht gegen die Familie, — ungerecht gegen Sie, die ſich ſelbſt überwunden hat, um leidvoll und heroiſch die Pflicht des Kindes zu erfüllen!“

Dieſe Entſchuldigung und Selbſtbeſchuldigung konnte aber vor dem prüfenden Geiſt ebenſowenig Stand halten. „Nicht um Sein oder Nichtſein hat es ſich gehandelt,“ rief er ſich zu, wie über ſich ſelbſt aufgebracht, „ſondern nur um den größern oder geringern Vortheil! — Man hat überlegt, und man hat ſich für das Mehr entſchieden! — Ich war im Stande, mit Helene zu leben ohne jede Mitgift — und ich hätte mich auch in den Stand geſetzt, die Familie zu erhalten! Nichts war nöthig als das Vertrauen der Liebe — einſtweilige Verzichtleiſtung auf den Glanz und Freude am ſtillen, wahren Glück! — Aber eben das hat gefehlt — und ich mußte beſeitigt werden!“

„Das Opfer bin ich — ich allein! — Die Ungetreue wird mich vergeſſen. Ihr Gewiſſen, wenn es in der erſten Zeit auch einige Worte geflüſtert hat, wird verſtummen, und ſie werden mit einander leben herrlich und in Freuden! — Mögen ſie's! — Ich habe ſie meiner werth geachtet, ſie iſt es nicht mehr — und ich werde mich tröſten!“ — —

„Wenn ich ſie vergeſſen könnte! Wenn ſich mir das bezaubernde Bild nicht immer wieder vor die Seele ſtellte und unendliche Sehnſucht anfachend mir zuriefe: Sieh, Alles das hätteſt Du haben können zum unermeßlichen Glück; — aber nun hat's ein Anderer, und Dir iſt's auf ewig verloren! — O, dieſer Schmerz wird nur vergehen, wenn mein Leben vergeht — wenn dieſes Gehirn aufhört zu denken und dieſes Herz aufhört zu ſchlagen!“ —

Leid und Zorn, Anklagen und Klagen gingen durch die Seele des Guten und erſchütterten ihn, den gereiſten Mann, der es mit Allem ſo tief ernſthaft nahm, auf's Wehevollſte.

Alles das geſchah im Hauſe des Freundes, wo der Schlag ihn getroffen hatte. Der Oberförſter war bald nach dem Eingang des Schreibens auf ſein Zimmer gekommen und hatte, von ſeinem Anblick erſchreckt, ihn gefragt, was ihm widerfahren ſei. Hugo, auf den Brief deutend, antwortete: „Helene von Ellerburg wird Gräfin Geierſtein.“ Jener, der ſeine Gefühle und Hoffnungen kannte, ging auf ihn zu, umarmte ihn mit feuchten Augen und rief:

„Armer Freund, das iſt grauſam . . .“ —

„Nichts weiter!“ fiel Hugo ein. „Laſſen Sie mich ein paar Tage in Ihrem Hauſe weilen, bis ich fähig bin, einen Entſchluß zu faſſen; — und, ſchweigen wir darüber!“ —

Das Forſtamt war für Hugo ein Aſyl, in dem ſeine Seele am erſten ſich wieder ſammeln konnte. Die ſtille Theilnahme des braven Mannes konnte nur wohlthuend auf ihn wirken. Auch die Frau war ernſter als gewöhnlich und behandelte ihn mit einer eigenen gütevollen Zartheit. Hatte der Oberförſter ihr gleichwohl einen Wink gegeben — oder zog ſie nur einen Schluß aus der Miene des Gaſtes und aus ſeinem vielen Alleinſein? Wie ſich's verhalten mochte, Hugo empfand nur die guten Folgen davon, indem auch ſie ihn mit Fragen verſchonte und ihn ſo viel als möglich ſich ſelbſt überließ.

Sein Herzeleid wurde milder. Nach dem Sturm kam eine Ruhe, die ſchon als ſolche etwas Wohlthuendes mit ſich führt, — und es öffneten ſich in ihm die Quellen des Troſtes. Das verlorene Lebensglück ſcheint eben in den edelſten Seelen, die es am lieblichſten, verklärteſten zu ſehen vermögen, unheilbaren Schmerz hinterlaſſen zu müſſen; aber in ihnen findet ſich auch in höchſter Macht der

Erſatz. Nicht gleichgiltig wird die Seele; das Bild der geſchwundenen Freude ſtellt ſich immer wieder in ſeinem Zauber vor ſie und regt tiefe Wehmuth an. Aber der Geiſt ermannt ſich, fühlt ſich — und fühlt, was ihm bleibt. Das iſt er ſelbſt mit allen ſeinen Fähigkeiten! Er ſelbſt mit der Kraft zu denken und zu ſchaffen, zu geben und zu beglücken. Er ſelbſt mit der Fähigkeit, das Schöne der Welt in ſich aufzunehmen, ob auch einſam, und an die Stelle des fröhlichlauten Glücks, das für immer dahin iſt, das ſtille, milde fruchtbringender Entſagung zu ſetzen.

O es iſt wohlthuend, wenn das Gefühl des Schimpfes entweicht und der Geiſt, ſeiner Stärke gedenkend, wieder an ſich ſelber glauben kann! Wenn die Gewißheit der Ehre im ungebrochenen Adel des Wollens Balſam träufelt auf die Wunden des Herzens! — Auf ſich allein angewieſen, an ſich ſelbſt appellirend, ruft der Menſch die Wunder aus ſeinem tiefſten Innern hervor, entfaltet ſich mit ihnen zur höchſten Stärke und ſetzt dem unendlichen Schmerz die unerſchöpfliche Kraft der Selbſtüberwindung entgegen! — Schön iſt das Glück — ſchön und lieblich! Aber das Leid, von mächtigem Geiſt getragen und bewältigt, iſt erhaben und der Menſch, der ſich herrſchend ihm vermählt, geht in die Sphäre der Heroen über.

Was ſollte er nun aber beginnen? Wohin ſollte er ſich wenden? — Hatte er noch eine Urſache, eine Laufbahn zu betreten, für die er ſich nur im Hinblick auf die Geliebte beſtimmt hatte? Sollte er das Mittel aufrecht erhalten, nachdem der Zweck ihm geraubt war, und eine Arbeit übernehmen, die jetzt der Sanction und der gehofften Verſüßung entbehrte? Sollte er die tiefe Neigung bezwingen, die ihn zum Dichten und Denken trieb, und ſich einem Amte widmen, in dem er jetzt ohne wahren Erfolg thätig ſein würde? —

Er war ſchnell entſchieden, dem Miniſter für die angebotene Stelle zu danken und künftig nur ſeiner Neigung und ſich ſelber zu leben. Dazu reichten ſeine Einkünfte hin; und die Mäßigkeit, die ſie ihm zur Pflicht machten, war ihm vielmehr eine angenehme Vorſtellung. Er wollte ſeine Studien fortſetzen, ſeinen Geiſt gewähren laſſen auf den Gebieten der Dichtkunſt und der Philoſophie, und auf ihnen die Schuld des Lebens abtragen. Geiſtig ſchaffend konnte er wahr ſein durchaus; er konnte, die Frohnarbeit laſſend, mit Wahrheit und Schönheit der Welt eben am erſprießlichſten dienen. Wie viel ihm darin zu leiſten gelang — einerlei! Werthlos war es nicht, und unter allen Umſtänden das Beſte, wodurch er ſeine Exiſtenz zu rechtfertigen vermochte.

Der edle, productive Geiſt iſt nicht zu vernichten. Wenn die Pfeile des Wehs tiefer in ihn eindringen und empfindlichere Organe vorfinden, ſo entfaltet eben er in der Bedrängniß die ewigen Schwingen, die ihn darüber emportragen und der Freude des Sieges in die Arme führen.

Durch die Zeit, durch ſein Wollen und die gefaßten Entſchlüſſe war Hugo nicht geheilt: denn der Geiſt, der die Macht des Troſtes beſitzt, iſt nicht immer im Menſchen, und wenn er ſich aus ihm entfernt, ſinkt der Verlaſſene wieder dem Leid an's Herz. Aber er hatte die Ueberzeugungen erlangt und die Kräfte erkannt, die ihn erlöſen und der Krankheit, der ſchmerzvollen Leidenſchaft immer wieder begegnen konnten! — Er war nicht geheilt: aber er war gerettet — und konnte mit neuer Hoffnung in's Leben ſchauen.

Ruhigern Denkens fähig, ſchrieb er an den Miniſter. Er glaubte ihn durch Offenheit ehren zu müſſen und erzählte ihm ſein Geſchick. Die Trauer ſeiner Seele, die Entmuthigung ſeines Geiſtes und die Unfähigkeit, ihm und dem Lande in der angebotenen Stelle würdig zu dienen, — das unüberwindliche Verlangen nach Entfernung, Einſamkeit und Ruhe ſchilderte er in den entſchiedenſten Ausdrücken, um das Geſuch daran zu knüpfen, daß der Miniſter das Amt einem Beſſern übertragen und ihn bei dem Herrn nach Möglichkeit entſchuldigen möge. Nie werde er die Güte vergeſſen, womit der hochgeſtellte Freund ſeines Vaters für ihn habe ſorgen wollen; aber die Ehre gebiete ihm, ſeine jetzige Untauglichkeit zu erklären und den Poſten für eine nützlichere Kraft frei zu machen. Nachdem er den feſten Entſchluß gefaßt, werde er ſobald als möglich das Land verlaſſen, um es vielleicht lange nicht wieder zu ſehen!

Nach dieſem zwar offenen, aber doch immer an beſtimmte Formen gebundenen Schreiben konnte ſich's Hugo nicht verſagen, ſein Herz rückhaltlos auszuſchütten in einem Brief an den Profeſſor, dem er früher ſeine Freuden und ſeine Hoffnungen mitgetheilt hatte. Er ließ ſich darin völlig gehen, malte Leidenſchaft und Leid in den glühendſten Farben, ſchrieb unter Thränen, die ſich ihm in die Augen drängten, und entlaſtete ſeine wieder gepreßte Seele nach ihrem innerſten Verlangen. Dann, ruhiger geworden, fuhr er fort: „Ich habe früher meine Standesgenoſſen, die ich mit dem Auge der Liebe — der Vorliebe, wenn Du willſt — angeſehen, zu günſtig beurtheilt. Die Erfahrung hat mich widerlegt; ich bin geſtraft und beſchämt. Niemand iſt edel außer durch Gott, mit dem er ſich in lebendiger Verbindung erhält! Alle anderweitige ſogenannte Tugend iſt zweideutig und kann ſofort in ihr Gegentheil umſchlagen. — Ich möchte auch jetzt noch in den Abkömmlingen alter Familien eine natürliche Fähigkeit erblicken, dem höhern Geiſt zur Form, zum Gefäß zu dienen. Sollen ſie aber in der That edel werden, ſo muß dieſer Geiſt auch in ſie einziehen und die Form beſeelen! Ohne ihn zeigen ſie nur den hohlen Schein der Tugenden, die ſie für ſich anſprechen, und ſind dem größten Selbſtbetrug ausgeſetzt. Sie reden von Ehre, von Pflichten und Opfern — und handeln blind nach den Forderungen der Selbſtſucht! Und wenn ſie dieſes thun, meinen ſie doch, die Ehre rein erhalten zu haben, weil ſie die Handlungen, zu denen ſie ſich gezwungen achten, durch ihre Neigung und ihr Bedürfniß geadelt glauben. Es ſind Masken und übertünchte Gräber der Ehre, und halten ſich für erwählte Gefäße der Ehre!"

„Das Leben iſt ein grauſames Räthſel. Müſſen denn Glauben und Werke ſich immer widerſprechen? Muß denn immer der Theorie, durch deren Aufſtellung man die Forderung des beſſern Ich befriedigt, eine Praxis zur Seite gehen, in der die Wünſche des ſchlechtern und ſchlechteſten ſich erfüllen? Iſt es ganz und gar unmöglich, nach den Grundſätzen, die man bekennt, auch zu leben und zu handeln, — zu handeln in großen Fällen, wo es gilt, ſeine Entſcheidung zu treffen für die Ewigkeit? — Unmöglich iſt es nicht; aber freilich, ſchwer iſt es, ſehr ſchwer, weil man den Entſchluß faſſen muß, das, was man gern auch noch behielte, dafür hinzugeben. Dieſes iſt aber grade das Nächſtgelegene, Einleuchtendſte, ſcheinbar Verläſſigſte.

Man glaubt Unerſetzliches zu verlieren, wenn man es opfert, und ſchmeichelt ſich, wenn man es behielte, das Edlere nachholen und beide zuſammen beſitzen zu können. Mit dem Gewinn des Ewigen allein glaubt man beraubt zu ſein. Man ſtößt den Satz der Schrift um und ſagt vielmehr: Trachtet zuerſt nach dem Andern, dann wird euch das Reich Gottes auch zufallen! — „Man muß ja doch vor Allem leben — gut und zufrieden leben!“ — Nein, nicht nur nicht gut — gar nicht leben muß man, wenn durch das Leben dem Ewigen Schaden und Schmach widerfährt!“ —

„Ich mag es überlegen, wie ich's will, ich mag die größte Gerechtigkeit und Billigkeit üben: ich muß die Familie, die mich erſt angezogen, dann hat fallen laſſen, groben Unrechts zeihen. Allen muß ich vorwerfen, daß ſie, vom Schein geblendet, dieſem zu Ehren das Echte von ſich geſtoßen haben. Es handelt ſich bei ihnen nicht um Beſtand oder Untergang, ſondern nur um müheloſes Behagen oder Anſtrengung und Kampf. Sie wollten nicht kämpfen und hoffen mit mir, ſie wollten Beſitz ergreifen mit Jenem und feiern! — Und ſie, die geiſtbegabte Helene, hat im beſten Fall einer falſchen Wahl der Ihren ſich gefügt, die ſie hätte als ſolche erkennen und umſtoßen ſollen. Das iſt das Urtheil, das die Gerechtigkeit in mir fällt!“ —

„Ich gehe nach Italien. Dort werde ich ſchauen und wieder ſchauen können, was mir jetzt beſonders wohlthun wird. Land und Volk ſind jetzt ſo recht für mein Herz. Ich will Naturmenſchen ſehen, die zugleich nobel, gebildet ſind oder doch Stil haben. Meine Seele wird ſich erquickt fühlen durch die Unmittelbarkeit ihrer Leidenſchaften, mein Sinn ergötzt und befriedigt durch die zierliche und pathetiſche Art ihrer Formen. Natur und Kunſt ſollen mich umſtrömen und die ſüdliche Leichtfertigkeit auch mich das Leben leichter nehmen lehren. — Siehſt Du, Freund, wie ſehr ich eigentlich ſchon geheilt bin? Wie ſchon ſo gut ich weiß, was mir gut iſt? — Ja, wenn die Sehnſucht nicht wäre, zu der ich, wie ich leider fühlen muß, eine verhängnißvolle Anlage beſitze! Das Recht auf Glück, das die ſchmachtende Seele zu haben glaubt! Die böſen Träume, die mit dämoniſcher Erfindungskraft mir vorſpiegeln, was einem Andern zu Theil geworden! — Und mit alledem ſtets wiederkehrende Rückfälle in ſcheinbar überwundenes Herzeleid!“

„Leb' wohl, theurer Freund! Fühlt mit mir, Ihr glücklich vereinten Beide, und bedauert mich!“ — —

Nach dem herzlichſten Abſchied von ſeinen Wirthen reiſte Hugo in die Reſidenz. Er hatte vermieden, dem Oberförſter aus dem Schreiben des Barons Näheres mitzutheilen, weil es eine Schuld Karl's gegen ihn ausſprach; und Wildau, der eine der Wahrheit ſehr nahekommende Vermuthung über die Mitwirkung ſeines künftigen Schwagers hatte, vermied zu fragen. So lebte man, von dem, was ſtören konnte, abſehend, ein Leben reiner Theilnahme und freundlicher Erweiſungen, das zur Beruhigung des Gaſtes gar viel beitrug. Die Frau, die ihn liebgewonnen hatte, drückte ihm zum letzten Gruß die Hand mit Thränen in den Augen.

Während Hugo in der Hauptſtadt ſeine Angelegenheiten ordnete und ſich reiſefertig machte, lief das Antwortſchreiben des Profeſſors ein. Der klare, entſchiedene, aufrichtige Mann beklagte den Freund, nicht ohne ihn auch freundſchaftlich anzuklagen. Mit Schonung, aber deutlich genug hielt er ihm die maßloſe Generoſität ſeines Herzens vor, mit der er immer bereit ſei, die Menſchen von der ſchönen Seite zu ſehen und dieſe noch dazu phantaſtiſch idealiſirend auszumalen. Der Geiſt wolle gerecht ſein und die Wahrheit erkennen; aber die Güte des Herzens werfe täuſchendes Licht über den Gegenſtand und berücke das Auge. „Wird aber das Unrecht, wenn es aus der Güte fließt, zum Recht? Offenbar nicht. Es bleibt Unrecht und ſchadet als Unrecht, mithin iſt ſolche Güte Schwäche. Man muß ihr einen Schutz geben, indem man ſie dem Scharfblick vermählt — damit ihre holden Geſchenke nicht weggeworfen werden, ſondern an die würdigen Empfänger gelangen! — — Nimm mir den Sermon nicht übel, lieber alter Freund! Der Apoſtel ſpricht nicht unweiſe, wenn er ſagt: Ermahnet Euch unter einander! Wir haben's Alle nöthig, dergleichen bei Gelegenheit wieder zu hören, damit wir uns an die Pflichten erinnern, die wir nicht überhaupt, wohl aber für uns vergeſſen haben. — — Auch mit Deinem Entſchluß, das Vaterland zu verlaſſen und dem gekränkten Herzen durch Natur- und Kunſtanſchauungen zu ſchmeicheln, bin ich nicht ganz zufrieden, indem ich wohl mit Recht vermuthe, daß es lange dauern und in einen Rückzug von zuſammenhängender Thätigkeit überhaupt enden werde. Siehſt Du, Freund, darin biſt Du eben doch noch Ariſtokrat. Ich, der Bürgerliche, der Abkömmling von Menſchen, die ſich's Generationen hindurch haben ſauer werden laſſen — ich hätte mich in Deinem Fall nach einer kleinen Erholungsreiſe grade an eine harte Arbeit geſchmiedet. An ihr hätt' ich meinen Zorn ausgelaſſen und mich geſtählt und, meiner Kraft ſicher, mit dem Leben und den Menſchen mich wieder verſöhnt. Du ſuchſt das Süße auf, die „melancholiſche Nahrung“ des träumenden Herzens. Du flüchteſt in eine ſchönheitumfloſſene Einſamkeit, um für das verlorene Glück — wieder Glück zu finden, das Dich zu verweichlichen droht! — Ich werd's nicht ändern, alſo in Gottes Namen! Du biſt eben Poet, ein beſchaulicher Genius, der für ſich zu ſein vermag, während unſer einer nicht leben könnte, wenn er nicht auf Andere wirkte und den Effect mit Augen ſähe! Wenn er nicht vom Katheder herab täglich in die Geiſter einer wißbegierigen Jugend die Lehren pflanzte, die ſie tüchtig machen ſollen für das Leben, für ein geſundes und rüſtiges Handeln im Leben! — Meine Frau bedauert Dich von ganzer Seele und wird nicht müde, auf Dein Mißgeſchick zurückzukommen. Sie hätte Dir das Glück der Liebe und Ehe ſo gern gegönnt! — — Aber, aber — Ihr Idealiſten ſeid am Ende doch ſelber daran Schuld, wenn Ihr Unglück habt! Ihr geht an den wackern, friſchen, hübſchen, zu Hausfrauen ſo recht geborenen Mädchen vorüber, um Euch von irgend einer Fee bezaubern zu laſſen, die Euch in ein Märchenland verlockt und endlich nach überirdiſchen Freuden der ungeſtillten Sehnſucht und der Schwermuth in die Arme wirft. Es gibt eine ätheriſche, eine Blüthenſchönheit, die nicht für die Erde iſt und die wir auch nur ſehen und als vorübergleitende bewundern ſollen. Weh dem, der an ſie ſein Herz verliert. Er geht ihr nach und kann ſie nicht erringen, denn ſie flieht vor ihm; aber auch nachdem ſie ihm entflohen, hält ſie ihn noch gefeſſelt und zwingt ihn zu einem einſamen, fruchtloſen, markauszehrenden Cultus, derweil ſein Leben vergeht und die Nacht kommt, wo er nicht mehr wirken kann. — Leb wohl, mein Freund! Sei meiner herzlichſten Theilnahme, aber auch meiner innigſten Wünſche zu einem neuen Leben verſichert!“ —

Hugo, nachdem er den Brief geleſen, nickte wie Einer, der vernommen hat, was er erwartete. „Er hat nicht Unrecht, der gute Freund,“ ſagte er dann; „aber ich kann doch nicht thun, was er fordert. Die Welt hat Leute genug, die ſich ihr widmen; es fehlt eher an Stellen, als an Bewerbern, und es kann wohl einer auch als Mönch leben, wenn ihn ſein Herz aus dem Säculum treibt und er Heilung ſucht, indem er einem höhern Ziele des Geiſtes nachſtrebt.“

Er ging in ſeinem Zimmer auf und ab, in Nachdenken verloren. Auf einmal entſchloſſen aufſchauend, rief er: „Laßt uns ein anderes Volk aufſuchen, ein anderes Leben und Treiben! —

Die Heimath, wo Sie mit Ihm glücklich iſt, duldet mich nicht mehr. Ich muß das Gefühl der rettenden Flucht, ich muß das Bewußtſein haben, daß Berge und Meere zwiſchen ihr und mir liegen; — dann kann ich nach und nach wieder geneſen und zuſehen, wie ich mich auch der Pflichten gegen die Heimath entledige!“ —

Wenige Tage und Hugo befand ſich auf der Wanderung. Sein Geiſt ſollte aber doch noch einmal zurückgelenkt werden zu den Stätten ſeines Glücks.

In der erſten Stadt, wo er übernachten wollte, langte er gegen Abend an. Auf einem Spaziergang durch die Hauptſtraße hörte er einen Gruß von bekannter Stimme, ſchaute auf und erblickte zu ſeiner Ueberraſchung einen alten Bauer aus dem Dorfe Ellerburg, mit dem er ſich oft und gern unterhalten hatte. Er dankte und drückte ſeine Verwunderung aus, ihn hier zu ſehen.

„Ich verwunder' mich auch, Herr Baron,“

verſetzte der Bauer. „Ich hab' einem Wagner Eichenholz hergefahren. Aber wie kommen Sie her, wenn man fragen darf?"

„Ich reiſe, mein guter Freund! — Weit, weit fort von hier!"

Der Alte ſtand mit ernſter Miene.

„Ich kann's mir denken, Herr Baron," ſagte er dann. Und als ob ihn die Gerechtigkeit zu reden triebe, fuhr er fort: „Nehmen Sie mir's nicht übel, — aber man hat auf dem Schloß nicht recht gegen Sie gehandelt. Im Dorf und in der Umgegend ſpricht man von nichts Anderm und Fräulein Helene, die man ſonſt nur gelobt hat, könnte jetzt böſe Reden hören."

„Man weiß alſo, was vorgegangen iſt?" fragte Hugo.

„Nun freilich, Herr Baron. — Wir haben lange gemerkt, was Sie im Sinn gehabt haben, und es iſt Niemand im ganzen Dorf geweſen, der ſich nicht darüber gefreut hat. — Wenn man

Sie mit Fräulein Helene zuſammen geſehen hat, es iſt ein Vergnügen geweſen!“

Hugo machte eine Bewegung, als ob er ſagen wollte: Das iſt nun vorbei!

„Man nimmt's ihr allgemein übel,“ fuhr der Alte fort, „daß ſie dem Grafen den Vorzug gegeben hat. Nur ein paar naſeweiſe Dirnen, die letzthin bei meiner Tochter waren, haben gemeint, er ſei eben doch jünger als Sie, Herr Baron . . .“

„Und ſchöner und reicher, viel reicher!“ ſetzte Hugo hinzu.

„Nun ja,“ ſagte der Bauer; „das mag ſein; aber das iſt kein Grund. Der Herr Baron hat ja auch Vermögen — und eine ſchöne Stelle!“

„Das wißt Ihr auch ſchon?“ verſetzte Hugo.

„Man erfährt Alles,“ erwiederte der Bauer. — „Nun, ich mein', wenn man einmal Einem gut geweſen iſt, dann darf man nicht einen Andern nehmen bloß darum, weil er reicher iſt. Bei uns Bauersleuten da kommt's wohl vor; aber ich hab' geglaubt, die Herrſchaften wären in dem Stück anders als wir!“

Hugo ſah dem gewürfelten Alten in's Geſicht und nahm darin einen deutlichen Zug von Ironie wahr. Er nickte und ſagte:

„Jeder handelt eben nach ſeinem Dafürhalten, und Geld und Gut weiß man überall zu ſchätzen. — Nun, und iſt ſie geſund, — vergnügt, das Fräulein von Ellerburg?“

„Das ſchon,“ erwiederte der Bauer; „da fehlt nichts.“

Eine Röthe ging über Hugo's Wangen.

„Ich ſah ſie vorgeſtern auf dem Anger, nicht weit vom Schloß. Sie war mit ihrer Baſe an der Eller ſpazieren gegangen, und drüben kam der Graf die kleine Straße hergeritten. Als er die Herrſchaften ſah, ſprengte er über den Anger grad auf ſie zu und ſetzte über die Eller, wo ſie am breiteſten iſt. Er hätte es nicht nöthig gehabt; denn wenn er über die Brücke geritten wäre, ſo hätte er keine fünf Minuten länger zu ihnen gebraucht. Aber er wollte eben zeigen, wie groß ſeine Lieb' iſt, und was er für ein guter Reiter iſt!"

Hugo lächelte melancholiſch zu dieſer Erklärung.

„Fräulein Helene," fuhr der Alte fort, „wurde roth über und über, als er glücklich herüber war. Die alte Gräfin rief Bravo, und das Fräulein ſah ihn mit Augen an, die glänzten wie zwei Fackeln."

Hugo fuhr bei dieſen Worten zuſammen wie von einem Pfeil durchbohrt. „Sie liebt ihn!" rief's in ihm. „Sie liebt ihn! — — O wie ſchrecklich hab' ich mich getäuſcht!"

Der Bauer, der vor ſich hingeſehen und ſeine Bewegung nicht beachtet hatte, fügte mit der grauſamen Ehrlichkeit, die Seinesgleichen ſich manchmal beikommen läßt, hinzu:

„Alles was recht iſt, Herr Baron. Ein vornehmer Reiter iſt er, und ſchön nimmt er ſich aus, wenn er auf dem Rappen ſitzt, der ſich ordentlich etwas einbildet auf ihn. Er ſieht drein, als ob ihm die ganze Welt gehörte und als ob er mit ihr anfangen könnte, was er wollte. Man begreift — Aber ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Baron," rief er nach einen Blick auf Hugo. „Ich rede da ungeſchickt!"

„Keineswegs, lieber Thomas," entgegnete dieſer, der ſeines Gefühles wieder Herr geworden. — „Es iſt ja ein Troſt für mich, wenn der Mann, der mir den Rang abgelaufen hat, ſo viele Tugenden beſitzt!"

„Das iſt auch wieder wahr," verſetzte der Bauer.

„Nun," fuhr Hugo fort, indem er ihm die Hand reichte, „leb' wohl, Alter; — und behaltet mich in gutem Andenken!"

„O Herr Baron," rief Jener faſt gerührt, „das geſchieht ſchon von ſelber; — es iſt kein Menſch im ganzen Dorf, der Sie nicht gern hätte. — Leben Sie wohl, und behüte Sie unſer Herrgott!" —

Als der Bauer ſich entfernt hatte, konnte Hugo ſich nicht enthalten, zu ſtöhnen. Alles Weh ſeines Herzens war wieder aufgewacht, und dieſes pochte ſchmerzhaft. „Fort, fort,“ rief's in ihm. „Fort aus Deutſchland! — — Es wäre beſſer, wenn ich ſagen könnte: fort aus der Welt!“ —

Ein paar Tage ſpäter, und das Blut floß wieder in ſanfterer Wallung. Es war ihm ſelber auffällig, wie die bloße Entfernung ihn dabei unterſtützte und wie er mit jeder zurückgelegten Meile ſich leichter fühlte. Die Bilder des Lebens in Stadt und Land zogen ihn an — zogen ihn ab von ſeinen Gedanken und zerſtreuten ihn freundlich.

Der unmittelbare, phyſiſche Druck des Leides verlor ſich nach und nach. Es blieb und wuchs aber freilich das geiſtige Leben: das liebe Leid, das gepflegte Leid, das der Einſame auch nicht hätte entbehren mögen!

Die letzten größern Städte Süddeutſchlands, die auf ſeinem Wege lagen, beſah Hugo nur flüchtig. Er eilte, das Gebirg zu erreichen.

Ein wunderbares Gefühl ergriff ihn, als er zwiſchen den rieſigen Höhen hinging. Wenn die Natur dem Menſchen in allen Formen ihre Ruhe mittheilt, ſo wirkt die große Natur in ihm eine großartige Ruhe. Der Geiſt vergleicht ſich unwillkürlich mit ihr, und es iſt dem Herzen unmöglich, neben den Koloſſen, die zum Himmel emporſtreben, klein zu empfinden.

Eine erhabene Stille nahm in der Seele des Wanderers Platz. Die Beobachtungen, die er machte und aufzeichnete, beſchäftigten ihn und ſeinem Gefühl geſchah dadurch kein Eintrag. Er ſchweifte nach ſeiner Laune hin und her und überſchritt die Höhen auf gewöhnlichen und ungewöhnlichen Wegen. Wohlthuend war's, wenn er in der tiefen Einſamkeit ſich ſagen konnte: „Niemand weiß jetzt, wo Du biſt, außer Gott! Für die Menſchen exiſtirſt Du nicht mehr — ſie können

Dich, wie Du biſt, nicht einmal denken!“ Es war ein Gefühl unnahbarer Geborgenheit, wie in einer Burg, an deren Mauern die Wogen anſtürmender Feinde ſich brechen und ihr wüſtes Geſchrei machtlos verhallen muß!

War er hoch oben ſtundenlang gegangen und geklommen, ohne Menſchen zu ſehen, dann muthete es ihn wieder freundlich an, wenn er hinabgehend einen Ziegenhirten traf und die jungen Thiere ſo neugiertraulich zu ihm herſahen, — oder wenn ſich ihm eine Sennhütte öffnete, in der er vorübergehend weilen, ſich erfriſchen und Worte und Grüße tauſchen konnte. Die Strapazen des Auf- und Niederſteigens kräftigten nicht nur den Leib, ſondern auch die Seele. Eine erreichte Höhe iſt immer ein Sieg und gibt das Gefühl eines Triumphes; und wenn nach hartem Tag die ermatteten Glieder das ländliche Wirthshaus erreichen, dann labt der Sitz auf der Bank, es mundet das einfache Mahl, wie es Homeriſchen Helden gemundet haben mag, und ein Schlaf erwartet den Müden, der ihn traumlos den wiederherſtellenden Mächten der Natur überläßt. Wie erquicken den in der Morgenfrühe Erwachenden die Thauperlen an Baum und Geſträuch, und die endlich hervorkommenden Strahlen der Sonne! Rüſtig ſchreitet er weiter; erfriſchte Sinne eignen ſich Formen und Farben inniger an, und neue Unternehmungsluſt führt in muthiger Ausdauer zu neuen Erfolgen.

Zweites Capitel.

Hugo zog wochenlang im Alpengebirg umher. Endlich geſättigt, ſtieg er die lombardiſche Ebene hinab. Andere Laute, andere Tracht, andere Natur und andere Cultur gaben ihm das Gefühl einer ganz neuen Welt, obwohl er das Land vor Jahren ſchon durchwandert hatte. Fremdes und Bekanntes umgaukelte ſein Auge in reizender Miſchung; Erinnerungen aus jenen frühern Reiſetagen, wo er mit freieſter Seele die reichen, feinen Bilder des Lebens und Treibens in ſich aufgenommen, erwachten in ihm und verbanden ſich mit den Eindrücken des zum erſten Mal Erſcheinenden: es wäre ſchwer geweſen, dem Zauber zu widerſtehen und ſich nicht in die Poeſie der romantiſchen Reiſegefühle einſpinnen zu laſſen.

Um ein fremdes Land iſt's eine wunderbare Sache. Menſchen und Dinge ſind ſchon als andere von einem dichteriſchen Licht umfloſſen; denn das Andere iſt immer ergänzend und erfreut, liebevoll aufgenommen, unſere Seele. Zum erſten Male geſehen erſcheinen alle Gegenſtände reizender als ſie wirklich ſind, und von den ungewohnten aus können wir den gewohnten in der Heimath Unrecht thun. Wenn ſie nun aber wirklich feiner und ſchöner ſind, dann kann ſich die Wirkung nur ſteigern. — In Italien ſtellt ſich Alles in einem eigenen künſtleriſchen Gepräge dar. Die Landſchaft mit den Villen und den aus hellem Stein erbauten Dörfern nimmt ſich zierlicher aus, die altberühmten großen Orte muthen uns ſtilvoller an — die Menſchen aller Stände geben ſich ungezwungen in plaſtiſchern Formen. Der Burſch in

Lumpen tritt mit einem Anſtand auf, der einem Gentleman keine Schande machen würde, und das Dienſtmädchen hat das Ausſehen und den Gang einer Dame. Die Oeffentlichkeit des Treibens und die Erregbarkeit des ſüdlichen Temperaments führen dramatiſche Scenen herbei, welche die akademiſchen Geſtalten beleben und bei dem Schick, der ſie auch hier charakteriſirt, auf den Reiſenden höchſt ergötzliche Eindrücke hervorbringen. Gewiſſe vielbeſprochene Uebelſtände wirken doch nicht ſtörend. Nur proſaiſche Naturen nehmen ſie tragiſch, hellere Geiſter rufen den Humor in ſich auf, und der Kampf gegen ihre Unbequemlichkeit endet in Lachen.

Wer hier von Ort zu Ort wandert, muß die beſänftigende, befreiende Einwirkung der Außenwelt erfahren, welche Laſt ſein Herz auch bedrücken mag. Schon das immer neue Sehen immer neuer Menſchen erhebt den Reiſenden uber den Horizont ſeines individuellen Looſes. Sie leben und ſtreben, fühlt und ſagt er ſich, haben Leid und Freud, wie Du!

Sieg und Niederlage, Ruhm und Unehre wechſeln in ihrem Leben, wie in Deinem! Und ihrer ſind ſo viele! Die Welt iſt ſo groß! — Mach' nicht zu viel aus Dir und Deinem Geſchick, Du Einzelner! — —

Es kann nicht meine Abſicht ſein, den Wanderer auf ſeinen Kreuz- und Querzügen zu begleiten und die Eindrücke, die er empfing, irgend näher ſchildern zu wollen. Meine Aufgabe iſt, die Richtung anſchaulich zu machen, die unter ihnen ſeine Seele nahm.

Er durchzog die ganze Halbinſel. Nachdem er ſich mit den Reizen der Natur erfüllt und die berühmteſten Landſchaften wieder geſehen und genoſſen hatte, concentrirte er ſich auf die Kunſt. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt, lebte er hier für ſich und widmete ſich den großen Schöpfungen, die dort vereinigt ſind, mit zuſammenhängendem Fleiße.

Und noch mehr als auch die größten und blendendſten Erſcheinungen der Natur ergriffen ihn hier die Gebilde, die in Menſchengeſtalt und Menſchenantlitz göttliches Leben zur Anſchauung bringen! In ihnen iſt es eben der Geiſt ſelbſt, der zu uns redet — ſeine Hoheit, Heiligkeit und heilige Liebe ſelbſt, die in uns eindringt und den Beſchauer unwiderſtehlich zum Beſchauten erhebt. Gegen die Fülle des Geiſtes und Gemüthes, die uns lebendig in den edelſten Formen erſcheint, hilft kein Widerſtand. Die Seele wird himmliſch angezogen, erleuchtet, erhöht, vergöttlicht!

Welche Erweiſungen ewiger Kraft und Tugend ſtellen die Werke des Meißels und Pinſels, aus alter und neuer Zeit, in Rom vor Augen! Welch' einen Reichthum erhabener und lieblicher Schönheit entfalten ſie vor uns! — Wir müſſen nur dafür ſorgen, daß ſie uns nicht überfluthen, und mit Selbſtbeſchränkung von einem zum andern gehen, damit die unendliche Fülle, ſtatt uns eine unerſchöpfliche Quelle von Freuden zu werden, uns nicht erdrücke.

Hugo, der das Land aufgeſucht hatte, um ſich von ſeinem Leide zu befreien, lernte hier endlich den Segen des Leides erkennen. Die ſchmerzlichen Erlebniſſe, die ſich dem einſam Gedenkenden wieder darſtellten, öffneten ihm das Verſtändniß jener Kunſtſchöpfungen, welche göttlichen und menſchlichen Schmerz verklären; ließen ihn tiefere Blicke thun in die chriſtliche Religion, in chriſtliche Kunſt und chriſtliche Ideale. Dieſe dagegen klärten ihn wieder über ſein eigen Leid auf. Der große Gedanke, daß irdiſche Noth himmliſchen Reichthum, irdiſcher Verluſt himmliſchen Gewinn, ja zeitliche Erniedrigung und Schmach ewige Erhöhung und Herrlichkeit einſchließe, war ihm nie ſo tief in die Seele gedrungen, als jetzt, wo ihn gotterfüllte Geſtalten, die in Martern vergehend den Himmel offen ſahen, über alle Drangſale der Zeitlichkeit emporſchwangen. Ja, Leid iſt eine Ehre und Leid iſt ein Gewinn!

Das erkannte Hugo; und er ſegnete die

Schmerzen, die er erduldet — ſegnete Den, der ihn derſelben gewürdigt hatte. —

Der Moment, wo der Menſch in ſeiner wahren Tiefe den Schmerz verſtehen lernt, macht die größte Epoche in ſeinem Geiſtesleben. Man kann, was hier vorgeht, wohl eine Wiedergeburt nennen. Was man von ſich zu thun mit Anſtrengung, mit Aengſtlichkeit bemüht war, das erſcheint nun als ein Beſitz, den man ſich nicht rauben laſſen möchte, weil nur auf ihm der Geiſt ſich zum Gefühl ewigen Werthes und ewiger Freude erhoben hat. — Es iſt der Punkt, von welchem aus, in ſittlicher Benutzung des Leides, der Mann allein der höchſten Stärke gegenüber der Welt, der vollendeten Reife zugehen kann.

Hugo, nach einer Fülle von Anſchauungen, baute ſich gleichſam ſelbſt wieder auf. Er gedachte ſeiner Ziele und Ideale, ſeiner Kenntniſſe und Projecte, und richtete ſein Abſehen darauf, ſie in Zuſammenhang und Einklang zu bringen. Monate lang hatte er vorzugsweiſe Kunſtwerke betrachtet und ſeine Gedanken darüber zu Papier gebracht; jetzt verband er damit hiſtoriſche und philoſophiſche Studien, ergänzte durch ſie die Anſchauungen und faßte ernſter als irgend ſonſt den eigenen Lebenszweck in's Auge.

Was wollte, was ſollte er? — Nach ernſter Erwägung gab er ſich die Antwort: das Leben eines Entſagenden mit fruchtbringender Thätigkeit ausfüllen; ſeine Kräfte in vollſter Unabhängigkeit der Menſchheit, dem Vaterlande weihen; — an dem großen Werke der Verſtändigung und Weltausgleichung mitarbeiten, das er als die eigenthümliche Aufgabe der Gegenwart und Zukunft erkannt hatte. Er beſaß dazu den Willen, er hatte die Freude daran, und überdies uneingeſchränkte Verfügung über ſich ſelbſt. Waren ſeine Einkünfte unzureichend, eine Familie zu gründen, ſo genügten ſie doch, ihm ſeine Zeit für uneigennützige Pflichterfüllung freizulaſſen. Welche Macht war ihm damit gegeben, wenn er ſie nur benutzen wollte! Was konnte er ausgehen laſſen aus dem ſchlichten Gemach, das er überall fand, wenn er gewiſſenhaft nach Wahrheit und Recht forſchte, um die Ergebniſſe auszuſprechen ohne Rückhalt! — Das war seine Art, für die Welt zu arbeiten, und ſo wollte er der Forderung nachkommen, die der Freund im Vaterland an ihn gerichtet hatte. Nicht an eine unliebſame Pflicht wollte er ſich ketten, nur um Selbſtvergeſſenheit zu finden und Dienſte zu thun, die jeder Andere eben ſo gut oder beſſer verrichten konnte, — die edelſten Kräfte des Geiſtes und Herzens wollte er anſtrengen, um durch Schrift und, wo es ſein mußte, durch Wort der Sprecher des Geiſtes zu werden, den er zum Herrſcherthron der Zukunft berufen ſah.

Er ſtudirte, producirte und erfüllte ſich mit Ideen, ſchrieb Einzelnes nieder, verglich und ordnete, bis ſein Geiſt die Macht gewann, das Material wiſſenſchaftlich organiſiren zu können. Er fühlte:

es war nicht eine Macht, die er ſich erarbeitet hatte, ſondern die er vielmehr geſchenkt erhielt. Es war ein Licht, ein Lichtquell in ſeinem Haupt, welcher ſich zwanglos ergoß — ein freudiges Wollen und Können der ſchönen Gliederung. Wie viel hatte er in ſeinem Leben gedacht, erfahren und getrieben; wie manches hatte er darſtellend ausgeführt! Aber ſtets war er dem einzelnen Gegenſtand, mit dem er ſich befaßte, hingegeben und er vergaß darüber der andern. Jetzt hätte ſein Geiſt ſich in eine Höhe gehoben, von der aus er alles Einzelne, was er früher durchdrungen, überſchaute, und ihm die Zuſammenbeziehung, der Bau des Ganzen ein ſo liebes Geſchäft wurde, als ihm ſonſt die Hingabe an ein Thema war, das ihn leidenſchaftlich angezogen hatte. Es war eine freudenreiche Vermählung des Geiſtes und des Stoffes, des Geiſtes und der Glieder, die ſich in ihm vollzog. Seine Ideen über die Kunſt und ihre höchſten Ideale verbanden ſich mit ſeinen

Ideen über Gott und Welt, über die Entwicklung und Ziele des Menſchengeſchlechts, und namentlich dieſe ſtellten ſich in begeiſterndem Licht vor ſeine Seele. Er vertiefte ſich in jenen großen Gedanken freier Einheit, der den gerechten und guten Menſchen ſo nahe liegt. Denn eben ſie erkennen und ſagen ſich: Jede Lebensrichtung, die ſich Geltung verſchafft hat, iſt etwas für ſich und hat etwas vor den andern voraus. Soll die eine nun der andern geopfert, ſoll ſie von ihr niedergehalten, verzehrt werden? Nein! Sie ſollen vielmehr alle ſich erhöhen und erneuen und als erneute ſich fügen und zu einem Ganzen zuſammentreten, wo jede an dem gefundenen rechten Orte mit freier Liebe das Ganze und ſich ſelbſt im Ganzen will. Das iſt das Ideal für alle Gebiete des Lebens! Und dieſes Ideal zu verwirklichen, wie allmählig immer, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Staat und Geſellſchaft, in der Culturwelt, — in der ganzen Menſchheit, das wird die Arbeit der kommenden Jahrhunderte, Jahrtauſende ſein! Friede, Friede ſoll in die Welt kommen! Aber ein Friede, der nicht den Wettkampf, ja nicht den Kampf im Einzelnen ausſchließt! Der männliche, geſunde, lebensvolle, ſchöpferiſche Friede! Der Friede, der eine Zeit bringen wird des Producirens und Geſtaltens im größten Stil, — eine Zeit des Lichtes, das den Erdkreis erhellen ſoll! —

In der Stadt, wo die Jahrhunderte zweier Weltperioden zu ihm geſprochen, wo das Erhabenſte und Schönſte, was gottgeleitete Menſchenkraft hervorgebracht, ihn aus der Zeitlichkeit hinweggenommen und in die Sphäre des Ewigen verſetzt hatte — in Rom war es, wo er den letzten Troſt für ſein beraubtes Leben, die eigentlich wunderwirkende Arznei für das gekränkte Herz fand — in eigner Productivität und im Denken großer Wahrheiten! — Entweder, oder! Entweder dauert die Krankheit und ſchwächt den Geiſt und läßt ihn nicht zu ſich ſelber, nicht zum Erweis ſeiner Kraft gelangen. Oder aber der Geiſt, von göttlichen

Mächten genährt, gekräftigt und beſchwingt, erhebt ſich über die Krankheit, lebt über ihr ſein eigenes ſchaffendes, ſchaffensglückliches Leben, und das leidende Herz, von ſeiner Heilkraft durchdrungen, muß endlich ganz geneſen.

Ganz! Wenn die andern Mittel beſchwichtigen und in Vergeſſenheit tauchen, wenn ſie entſagen und aus dem Leide Gewinn ziehen lehren, ſo exiſtirt dieſes doch immer fort, und in Stunden der Ermattung kann das Gefühl des verkümmerten Daſeins wieder ſchmerzenerregend und niederdrückend hervortreten. Die ſchöpferiſche Thätigkeit heilt von Grund aus. Sie macht das Leid ſelber zum Gegenſtand, verwandelt es und läßt es in verklärter Geſtalt das neue Leben mitleben. Sie, das eigene Daſein zur Freude, zur Glorie erhöhend, bringt für das verlorene Glück und die gekränkte Ehre den poſitiven Erſatz, — den Erſatz nicht nur für den Geiſt, ſondern in dem Geiſt ſelber, der ſich gottähnlicher Macht erfreut.

Das Glück entbehren zu müſſen an der Seite eines geliebten Weibes, an der Seite der einzig Einen, die das Herz gewählt, war für Hugo ein Gedanke, der ihn mit Wehmuth erfüllte, ſo oft er wiederkehrte. Aber ſein Geiſt blieb nicht ſtehen bei der Vorſtellung dieſes Glücks. Er dachte ſich die Geliebte als Mutter, er dachte ſich holde Kinder, die gemeinſame Erziehung derſelben und alle die heiligen Freuden des Hauſes. Daß auch alles das ihm genommen ſein, daß er einſam und fruchtlos durch's Leben gehen und ſein Stamm mit ihm erlöſchen ſollte, das fiel ihm noch ſchwerer und ſchmerzlicher auf die Seele. Iſt die Familie nicht das Schönſte, was wir in dieſem Leben erlangen können? Die reichſte Quelle edelſter Genüſſe — die vollſte Abtragung des Dankes, den wir den ſchaffenden Mächten für das eigene Daſein ſchulden — und gleichwohl ein ſo allgemeines Glück, daß es nicht zu finden zu den Ausnahmen gehört? Und Du ſollſt es nicht finden! Du ſollſt zu den

Ausnahmen gehören! Zu den tiefer getroffenen Ausnahmen, weil Du fühlſt, was Du verloren! Du ſollſt Dein Leben verſehnen, vertrauern, um endlich ſpurlos zu verſchwinden! —

Gegen dieſe bittern Gedanken, die immer wieder erſtehen können, hilft bei Menſchen von der Art Hugo's nicht Zerſtreuung, nicht momentane Verzückung, ja nicht gewollte Ergebung, — ſondern allein die Thätigkeit, die ſich in höchſter Sphäre zu ſchaffen bewußt iſt. Die Thätigkeit, welche Wahrheit und Schönheit in die Welt fördert, daß ſie dauern in ihr! Die Thätigkeit, welche die Geiſter erleuchtet, die Herzen erfreut und bildet, ſo daß der Schaffende ſich einen Antheil zuſprechen kann an den von ihm Aufgeklärten und Geformten und er mit der Menſchheit ebenſo wie der natürliche Vater durch ein Band des Lebens verbunden iſt!

Der productive Geiſt iſt nicht einſam und geht nicht fruchtlos durch das Leben — nicht bloß empfangend und egoiſtiſch genießend, was dem

Edeln unerträglich iſt: er wuchert mit ſeinem Pfunde; er gewinnt in Freunden und Schülern eine Familie; er beglückt und ihn belohnen frohe, glückliche, liebende Geſichter; — ihm ſchafft der ununterbrochene Tauſch des Gebens und Empfangens tiefſte Befriedigung.

Das Reich der Ideen wurde Hugo's eigentliche Heimath. Er durchforſchte den Kreis derſelben, um diejenigen, durch welche die Welt und die jetzige Ordnung der Dinge ſich erklärt, immer tiefer und lebendiger ſich anzueignen. Welche Freude nun, wenn die Sachen, die ſtumm in Dunkelheit gelegen hatten, im Licht ihrer Urſachen erglänzten — wenn die goldenen Strahlen ſie in ihren Farben erſcheinen ließen und jeden Winkel freundlich aufhellten, ſo daß das Dunkel, welches übrig blieb, als gefordertes Element des Ganzen, ſelber erquicklich und lieb wurde! Die Unzahl der Dinge, die ſich wechſelſeitig fremd geworden waren und ſich widerſpruchsvoll durch einander bewegten, zeigten dem Philoſophen, der ihre gemeinſchaftlichen Ahnen erkannt hatte, ihre Verwandtſchaft und wurden ihm ſo zu einer großen Familie. Eben indem er ſie aus einem ewigen Grunde ſtammen ſah, konnte er auch erkennen, wohin ſie gelangen ſollten, und der Welt, der Menſchheit ihre höchſten Ziele weiſen.

Von dem gewonnenen allgemeinen Ueberblick aus fertigte er mehrere Arbeiten, die, wenn ſie für ſich etwas waren, doch zugleich als Theile eines größern Ganzen erſchienen. Ihm hob ſich der Widerſpruch auf, der zwiſchen Ideal und Wirklichkeit beſtand, und vor ſeinem Geiſt erblühte die Harmonie der Kunſt und des Lebens. — Was iſt die Kunſt? Erhöhung, Vollendung, Verklärung des Lebens. Der Künſtler leiſtet für jetzt im Bilde, was im Lauf der Zeiten mehr und mehr und am Ende der Dinge allgemein in Wirklichkeit geſchehen wird. Die Schönheit, zu welcher der Gehalt des Lebens im Kunſtwerk ſich verklärt, iſt das Ziel aller Dinge, der Endzweck des Schöpfers. Und wenn die Genien, die Er jetzt ſchon zur Darſtellung des Vollkommenen im Bilde befähigt, uns einen Vorſchmack des Himmels gewähren, ſo ſollen ſie uns damit nicht nur beglücken, ſondern uns ein Muſter vor Augen ſtellen und uns anfeuern, die wirkliche Welt und uns ſelber der Schönheit mehr und mehr entgegenzuführen. Können wir auf Erden damit nicht zur Vollendung gelangen, ſo müſſen wir doch auf ihr anfangen und fortfahren und das Unſere thun, damit das Begonnene in andern Sphären zum Vollkommenen erhöht werde. Die Entwicklung der Menſchheit auf Erden iſt die Entwicklung zu einer Ordnung, die der wahren Schönheit näher und näher kommt. Dieſe Entwicklung zu fördern, iſt die höchſte Pflicht jedes Fähigen; und ihr wird, bewußter und lichtvoller als bisher, die Kunſt ſelber ſich widmen lernen.

Bei ſeinen Grundüberzeugungen war es dem in Fluß Gekommenen einerlei, ob er forſchend oder producirend, wiſſenſchaftlich oder poetiſch thätig war. Er folgte ſeinem innern Drange, trieb jede Arbeit mit Luſt, und fand in jeder ſeine Befriedigung.

Und nun erſchloſſen ihm die großen Schöpfungen menſchlicher Kunſt in der ewigen Stadt erſt ihren letzten tiefſten Sinn. Indem er ihnen ſelbſtändiger gegenüberſtand und den Genien, die ſie hervorgebracht hatten, verwandter, konnte er ſie nicht nur ſchärfer beurtheilen, ſondern auch liebevoller ſich ihnen hingeben. Der Wechſel von ſeligen und öden Stimmungen, den er früher in ſich zu beklagen hatte, wich in heiterer Vertiefung zuſammenhängenden Genüſſen.

Wenn er im ſtillen Gemache ſaß, am ſonnigen Morgen oder dämmernden Abend, und die Bilder der Heimath vor ſeine Seele traten, — die Bilder des einzigen Glücks, das er dort erfahren, und Sie, die es ihm geſchaffen hatte, — dann ſchaute er mit Empfindungen hin, die, wenn auch nicht ganz ohne Wehmuth, im Grunde doch heiter, und lieb und wahrhaft ſüß waren. Seine Phantaſie ging weiter — er ſah ſich mit ihr im Garten zu Ellerburg, oder im Dorf und auf traulichen Pfaden in der Nähe; das Leben, das er mit ihr gelebt hatte, erſchien ihm wie ein Märchen und wirkte auf ihn auch wie ein Märchen, reizend und melancholiſch zugleich. Er erblickte die Geliebte in ihrer höchſten Schönheit und Holdſeligkeit, und freute ſich innig darüber und empfand es als ein Lebensglück, daß er dieſes Wunderbild in ſich hatte aufnehmen dürfen. Ja, er ſah ſie als glückliche Braut, als Gattin und Mutter, — und ſein Herz litt dabei nicht; nein, er freute ſich ihrer Freude. War ſie doch über Alles lieblich und ſchön darin! Lächelte ſie doch ſelig in der Fülle des Glücks — und unſchuldig in ihrer kindlichen Vergeſſenheit!

„Denke ſo groß,“ rief er ſich zu, „ſie des Glücks genießen zu laſſen, das ein Anderer ihr bereitet! Gönn' ihr das Ihre, da man Dir das Deine gönnt! Wer kann für Neigung, für die Entſcheidung des

Herzens? Das ihrige hat für Ihn entſchieden! — Und es lebt ſich am Ende leichter mit demjenigen, der das Leben ſelber leicht nimmt und den die Anſchauung des Jenſeits nicht immer wieder abzieht von der Sorge für das irdiſche Daſein!"

Die Bilder des Glücks, welche dem phantaſievollen Geiſt ſich darboten, waren für ihn auch ein Jenſeits — Vorgänge, die zu ihm wie aus einer andern Welt herüberſahen. Schön, aber fern; ätherfern wie die Sterne des Himmels, die ſo golden herniederfunkeln auf die Erde, und die man doch nicht begehrt, da es genügt, ihrer Pracht ſich zu freuen.

Durch zuſammenhängendes Denken, das ihm die Welt unterwarf, gefeſtigt und erhellt, betrachtete Hugo das Leben ſelber mit neuen Augen. Seine geiſtige Sehkraft war ſowohl geſchärft als erweitert; er konnte Alles, was ihm entgegentrat, ergreifen und für ſich nützen. Und wie er nun dem Treiben des Volkes wieder größere Aufmerkſamkeit widmete, zog ihn die politiſche Bewegung ganz beſonders an.

In dem alten Italien gährte es wieder; die Rufe nach Freiheit, nach Einheit ließen ſich hören, und die raſch zu entflammenden Geiſter wollten nicht nur haben, was die vorgeſchrittenſten Völker ſchon beſaßen, ſondern mehr und Beſſeres. Wie ſollte ſich aber das Ideal der freien Einheit, welches unſerm Philoſophen ſich dargeſtellt, in einem Lande verwirklichen, das zum Mittelpunkt den Kirchenſtaat mit dem Papſt hatte? Er ſah, wenn die liberale Partei auch emporkam und von Worten zu Thaten ſchritt, nur Kämpfe und Erſchütterungen voraus, die ein gedeihliches Ende nicht abſehen ließen. Aber zu kämpfen und in Extremen ſich zu bewegen, das war die Aufgabe der romaniſchen Völker! Sie ſollten in ſtürmender Bewegung den Germanen einen Anſtoß geben, den dieſe nöthig hatten, um ſich zur Erfüllung ihrer eigenen höchſten Miſſion aufzumachen. Konnte die alte Roma, konnte das Syſtem, das für lang entſchwundene Zeiten aufgerichtet war, mit ſeinen gebieteriſchen Anſprüchen in die neue Zeit hineindauern? Unmöglich! Konnte aber in der Nation, welche durch dieſes Syſtem Jahrhunderte lang geſchult und im Zaum gehalten war, der Geiſt emporkommen, der die Bedingungen freier Einheit in ſich trug? Der Geiſt, der jedem das Seine zu geben nicht nur den ſittlichen Adel, ſondern auch den unterſcheidenden Verſtand beſaß? Der deutſche Denker konnte das nicht annehmen. Die Fähigkeit dazu hatten nur die germaniſchen Nationen, vor Allem die deutſche, welche durch Naturgaben, Erfahrung, allgemeine Cultur und ſpeciell philoſophiſche Bildung recht eigentlich berufen war, zu jenem Ideal hin die erſten poſitiven Schritte zu thun. Sie, nachdem ſie der Entwicklung anderer Nationen in den letzten Jahrhunderten nachgefolgt war, ſollte zu dem höchſten und letzten Ziel vor allen andern den Vorgang haben.

Was nun die Zeit auch bringen mochte in dem Wunderlande Italia, wo die Satzungen früherer Jahrhunderte mitten in Strömungen der jüngſten Doctrinen prunkend aufrecht ſtanden, wo die keckſte Negation auf den kindlichſten Glauben und Aberglauben ſtieß und die Vertreter der ſchärfſten Gegenſätze bunt durch einander liefen — das Heil, das eine neue Weltzeit herbeiführen ſollte, konnte diesmal nur von den Deutſchen kommen. Die materiellen Vorausſetzungen durch Angriff und Streit mochten andere Völker bieten, die geiſtige Arbeit der Organiſation, der ſchöpferiſchen Durchführung im Laufe der Zeiten, konnte nur dem deutſchen gelingen.

Indem er dies ſo recht bedachte und aller Tugenden der Nation ſich wieder bewußt wurde, erwachte in ihm die Sehnſucht nach dem Vaterlande. Gegen zwei Jahre hatte er nun in dem Lande der Schönheit verweilt, an dem Zauberborn, der hier ſprudelte, ſich vollgeſogen, Heilung gefunden und neuen, dauerfähigen Lebensmuth gewonnen. Der Zweck, der ihn hierher geführt, war erreicht. Und wie er ſich nun bei ſeinem Eintritt an der höchſt anziehenden Beſonderheit des italieniſchen Lebens ergötzt hatte, ſo erſchienen ihm die Bilder der Heimath mit einem Mal überaus lockend und verſprechend. Ihn verlangte aus der ſonnigen italieniſchen Landſchaft in den grünen deutſchen Wald, aus dem Strom der theatraliſch eleganten Südländer zu den derbern Geſtalten und Naturen über den Bergen, von der Muſik der fremden Laute hinweg zu dem kräftig trauten Klang der Mutterſprache. — Mochten hier die Formen edler ſein und dem Aug' unmittelbar imponirender erſcheinen, dort waren die Menſchen friſcher, mannigfaltiger, tiefer, und aus den gröbern oder unregelmäßigen Zügen ſchaute der Humor eines complicirtern Weſens, einer reichern Begabung. Der Vorzug des Italieners in der äußern Erſcheinung und an unmittelbarem Talent war unleugbar. Aber der Deutſche hatte dermalen vor ihm nicht nur die markigere Kraft, ſondern den gründlichern, umfaſſendern — überlegenen Geiſt voraus. Das erkannte unſer Freund jetzt auf's Klarſte. Und wenn ſein ſchönheitgewohntes Auge zunächſt verlor — dieſes Volk der Deutſchen, ſein Volk mußte er wieder ſehen!

Auch eine andere Sehnſucht erwachte in ihm, die ein ſchlichtes Volkslied am herzlichſten ausgedrückt hat. Er wollte in die Heimath — nicht um die Geliebte dort zu lieben und liebend zu begehren, ſondern nur um zu ſehen, wie es ihr gehe! —

Da er Heilung geſucht in möglichſtem Vergeſſen, ſo hatte der aus Deutſchland Abreiſende dafür geſorgt, daß er für die dortigen Freunde gänzlich verſchwand. Keiner von ihnen ſollte erfahren, wo er ſich aufhielt, und Keiner erlangte auch wirklich Kunde davon — mit Ausnahme des Geſchäftsfreundes, der ihm die Anweiſungen zuzuſenden hatte. Da ſich dieſer aber nicht berufen ſehen konnte, ihm unverlangte Neuigkeiten zu ſchreiben, und der Wanderer ſelbſt, wenn er in Italien zufällig auf Landsleute traf, jede Nachfrage vermied, ſo war ihm von den Schickſalen der Familie Ellerburg in der That nicht das Mindeſte bekannt geworden. Er hatte ſich dafür an den Bildern geweidet, die in ſeiner Seele erſtanden waren, und mit der Entfernten in einer Märchenwelt verkehrt, welche ſeine Phantaſie geſchaffen hatte.

Die Geliebte — die es in einem eigenthümlichen Sinn auch im Beſitz eines Andern noch blieb! — war aber auf der Erde, in beſtimmtem, wirklichem Daſein, und hatte Geſchicke, nicht wie die Einbildungskraft ſie erfand, ſondern wie Fügung und Natur ſie ihr zutheilten. Und dieſe Geſchicke des wirklichen Lebens und der wirklichen Verhältniſſe kennen zu lernen, fühlte er nun plötzlich ein Verlangen, über das er ſelber erſtaunte. — Er wollte ſie ſehen, ob auch wie ein Geiſt, ſelber ungeſehen; — er wollte das eine Gelüſt noch befriedigen, die eine Prüfung, die er ſich damit auferlegte, noch beſtehen, dann aber, mit gänzlich befreiter Seele, an ſein Tagewerk gehen und alle Kräfte des Geiſtes und Herzens dem Vaterlande, der Menſchheit, dem erkannten Gotte widmen!

Er packte ſeinen Koffer und fügte zu ſeinen Habſeligkeiten, nicht ohne ein Lächeln der Genugthuung, die fertigen Reiſetagebücher und Manuſcripte in Verſen und in Proſa. Ein zierliches Heft ſteckte er in die Reiſetaſche. Es enthielt Gedichte, die meiſt in Ellerburg entſtanden waren und ſein Liebesleben von Anfang bis zu Ende poetiſch darſtellten. In den letzten Wochen hatte er ſie wieder geleſen, verbeſſert und ſo zuſammengeſtellt, wie es ſeinem Herzen entſprach. Die Verſenkung in ſie, wenn ſie ihn auch traurig machte, war dennoch eine Luſt für ihn und ließ ihn beſondern Troſt finden in dem Gedanken, daß das erfahrene Glück nicht nur in ſeiner Erinnerung, ſondern zugleich in Gebilden fortbeſtand, welche auch in andern fühlenden Herzen liebende Sympathie erregen konnten; — daß von Freud und Leid eine Frucht blieb, ſüß für ihn, ſüß für Alle, die des Mitgefühls fähig, der Mittheilung würdig waren!

Er gedachte ſich in freien Stunden auf der Heimreiſe damit zu beſchäftigen, ſie wo möglich zu vermehren, und wollte ſie daher immer zur Hand haben.

Nachdem er Alles beſorgt und von den wenigen Bekannten, mit denen er Umgang gepflogen, Abſchied genommen hatte, fuhr er aus der Stadt, die auch ihm hiſtoriſch geworden war — die Deichſel dem Vaterlande zugewendet.

Drittes Capitel.

Unter ſchönen, ſanften Empfindungen durchreiſte Hugo das ſommerlich klare Land. Da er es verlaſſen mußte, ſo erſchien es ihm wieder lieblicher; aber die Heimath lockte zu mächtig, als daß in ihm ein Bedauern hätte aufkommen können. Er hatte eine Empfindung wie beim Abſchied von einem Freunde, zu dem man ſagen kann: „Wir haben viel mit einander erlebt, wir haben einander kennen gelernt, und hoffentlich ſehen wir uns einmal wieder. Leb' wohl!“

Seine Hauptbeſchäftigung auf dieſer Heimfahrt, die er ſich ſo bequem als möglich einrichtete, war die Lectüre der Gedichte an Helene und die gelegentliche Vollendung derſelben. Sonderbar miſchten ſich in ihm die Gefühle des Verlaſſenen mit denen des Autors, dem es gelungen war, einen Theil ſeines Lebens, und zwar trotz Allem den ſchönſten und poeſievollſten Theil, in reinen Gebilden darzuſtellen. Die herrſchende Empfindung war eine Luſt und Leid verklärende, wobei er die Wahrheiten, die er in den Gedichten ausgeſprochen hatte, reiner faßte, als im Moment der Darſtellung. Er fühlte den Reiz des Lebens und die Fülle des Glücks, das dem Menſchen darin vergönnt ſein kann; aber zugleich tiefer als je das Flüchtige, Schwankende, Traumartige deſſelben. Gegen ihn hatte ſich die Welt ſo ungewöhnlich karg bezeigt, daß ſein Geiſt Alles allein thun mußte. Auch das Glück der Liebe und der Poeſie, das er jetzt genoß, war einſeitig; die Wirklichkeit, die er vom Ideal aus erreicht hatte, war ihres Lebens entkleidet und wieder Ideal geworden! Doch nein, das hieß dem Geſchick unrecht thun: die Wirklichkeit war Erinnerung; und das iſt mehr, das iſt das Ergebniß alles Lebens — es iſt loderndes Leben ſelbſt, wenn Geiſt und Herz es in ſich anzufachen wiſſen. —

Es findet ſich vielleicht ein ander Mal Gelegenheit, eine Auswahl der Gedichte mitzutheilen. Für jetzt begleiten wir den Autor.

Italien lag hinter ihm — er fuhr zwiſchen den Bergen dahin — und mit Freuden begrüßte er die erſten deutſchen Geſichter, die erſten deutſchen Laute. Aber gleichwohl reiſte er auf dem nächſten Wege ſo ſchnell als möglich durch das Land der Alpen. Das eine Verlangen, das ſein Herz wieder ergriffen hatte, war übermächtig geworden, — er eilte, ihm Genüge zu thun. —

In einer altedeln Stadt Süddeutſchlands beſchloß er einen Tag zu verweilen. Er hatte ſeinen Geſchäftsfreund beauftragt, ihm hierher eine Sendung zu machen, und wollte außerdem einen Studiengenoſſen beſuchen, der ſeit Jahren in dem Ort angeſtellt war. Seine Augen weideten ſich an den alten und neuen Gebäuden, die ſo gut mit einander in Harmonie gebracht waren, und ſeine Seele gab ſich ganz der Heimlichkeit der Eindrücke hin.

Der erwartete Brief war noch nicht angekommen. Er ſuchte den Beamten auf. Dieſer war nicht in der Stadt, auf mehrere Tage verreiſt, und er mußte auf das Wiederſehen verzichten. Dadurch wieder zum Gefühl ſeiner Einſamkeit gebracht, kehrte er etwas melancholiſch in den Gaſthof zurück. Als er in den Thorweg trat, hörte er aus dem Hof eine bekannte Stimme. Er ſah hin — und erblickte den Oberförſter. „Wildau!“ rief er faſt erſchreckt. Dieſer wandte ſich um, ſtarrte ihn an, und ging ihm raſch entgegen.

Die Freunde umarmten ſich auf's Herzlichſte. Nach den erſten Grüßen, allgemeinen Fragen und Antworten, nahm Hugo den ſo unerwartet Gefundenen auf ſein Zimmer und bat ihn, wenn es ihm möglich ſei, ihm den Abend zu widmen. Der Oberförſter erklärte ſich dazu bereit. Das Geſchäft, das ihn hierher geführt, ſei abgemacht und er reiſe erſt morgen. Die Miene womit er dies ſagte, war aber ſo ernſt und der Blick ſeines Auges dabei ſo eigen, daß Hugo ihn mit ſeltſamen Gefühlen anſah.

Zunächſt erkundigte er ſich nach der Familie des Freundes. Das braunrothe Geſicht erhellte ſich. Er theilte mit, daß ihm die Frau zu dem Erſtgebornen ein geſundes hübſches Mädchen geſchenkt habe. Hugo, ſeine Freude ausdrückend, ſchüttelte dem beglückten Vater die Hand und hörte noch die Antwort auf eine nähere Frage über Mutter und Kind. Dann entſtand ein Schweigen. Der Heimkehrende, mit einem ſonderbaren Lächeln, ſagte endlich:

„Und unſere Freundin — Helene — was macht ſie? — Iſt ſie glücklich?“

Wildau ſah ihn an, und wiederholte mit einem Ton traurigen Befremdens:

„Glücklich!“

„Wie!“ rief Hugo; — „Behandelt der Graf ſie nicht gut? — Wär's möglich —“

Jener ſchüttelte den Kopf. Aber als ob er für das, was er zu ſagen hatte, nicht das Wort zu finden wüßte, ſchwieg er — und ſah betreten für ſich hin.

Das Herz des Liebenden klopfte.

„Sprechen Sie es aus, mein Freund!“ rief er entſchloſſen. „Ich muß es wiſſen, was es auch ſei! — Geierſtein —“

„Kann ihr nichts mehr zu Liebe und zu Leide thun,“ verſetzte der Oberförſter. „Er iſt todt!“

„Und Helene Wittwe?“ rief Hugo raſch.

„Helene,“ erwiederte Jener, „iſt was ſie geweſen: Fräulein von Ellerburg.“

Hugo wechſelte die Farbe.

„Geierſtein iſt alſo vor der Hochzeit geſtorben?“

Wildau, nach einem Blick auf ihn, machte eine Bewegung wie Einer, der entſchloſſen iſt, ohne Weiteres Alles zu ſagen.

„Der Graf,“ entgegnete er mit Nachdruck, „iſt vor der Hochzeit von Karl im Duell erſchoſſen worden, weil er ſich gegen die Unglückliche ſchmachvoll benommen hatte!“

„Ah!“ rief Hugo auffahrend. „Dennoch, dennoch! — Ich hab' es geahnt, aber mein Gefühl unterdrückt, weil ich es für eine Geburt der Eiferſucht hielt. — Geierſtein ein Betrüger! — Geierſtein ein Schurke! — Schreckliches Loos! — Aber wie hat ſie's getragen? Wie lebt ſie?“

Wildau faßte die Hand des Tieferregten, drückte ſie mit einem Blick zärtlicher Freundſchaft und ſagte traurig:

„Mein lieber Freund, ich darf nicht dulden, daß Sie ſich einer falſchen Hoffnung hingeben. Erfahren Sie es gleich jetzt: Helene lebt nur noch, um zu ſterben. Nach der ſchrecklichen Kataſtrophe hat die Krankheit ſie angefallen, der ihre Mutter erlegen iſt, und trotz aller Sorge und Pflege Fortſchritte gemacht, daß die Aerzte ſie verloren geben.“

Hugo war todtenbleich geworden, er athmete hörbar.

„Iſt es möglich?“ rief er mit ergreifendem Schmerz. „Keine Hoffnung mehr? — Nicht einmal Hoffnung?“

„Keine!“ verſetzte Wildau mit ſchmerzlichem Ernſt.

Die Augen Hugo’s füllten ſich mit Thränen.

„Jammervoll! Jammervoll!“ rief er aus. „Dieſer Engel an Schönheit und Lieblichkeit! Dieſe Zierde des Menſchengeſchlechts! Das Holdſeligſte, was meine Augen je geſehen haben! — Kann es ſein? Iſt das Geſchick — iſt die Natur ſo grauſam? Zerſtört ſie das Vollendetſte, was ihr gelungen iſt, ſo mitleidslos?“

Er ſtand einen Moment, indem ſeine Züge

bittern Schmerz ausdrückten. Dann richtete er ſich auf und ſagte zu Wildau:

„Erzählen Sie, Freund! — Sagen Sie mir Alles — Alles wie es war! Ich kann's tragen! Fürchten Sie nicht, daß Sie mir wehe thun, — im Gegentheil, ich habe einen wahren Hunger darnach; ſättigen Sie mich!“

Wildau, nach einiger Ueberlegung, verſetzte:

„Ich will Ihnen Alles erzählen — das iſt auch das Beſte für unſere armen Freunde — und ganz von vorn beginnen. — Sie hatten damals unſer Haus kaum einen Tag verlaſſen, als Karl von Ellerburg bei uns eintraf. Er erkundigte ſich nach Ihnen; und als ich ihm ſagte, daß Sie im Sinn hätten, eine große Reiſe zu unternehmen, war er ſichtbar froh. „„Jetzt wird Alles gut gehen!““ rief er. „„Helene macht eine ausgezeichnete Partie — und ich werde mich in den Stand geſetzt ſehen, Deine Schweſter früher heimzuführen, als es ſonſt möglich geweſen wäre.““ —

Ich konnte mich über dieſe Ausſicht nicht freuen. Es iſt freilich wahr, daß im Leben ſchon Manches gut ausgefallen iſt, wo man Unglück prophezeiht hatte; aber hier war mir's, als ob's nicht gut gehen könnte. Karl ſah mir das an, ſuchte die Verbindung im beſten Licht darzuſtellen, und ſagte zuletzt: „„Was willſt Du, Freund? Helene liebt den Grafen!““ — Als ich dazu ein bedenkliches Geſicht machte, fuhr er fort: „„Iſt es denn noch nie vorgekommen, daß man den einen Mann hochſchätzt und den andern liebt? — Helene hat recht gethan. Sie iſt eine gute Tochter, eine gute Schweſter, und ſie wird glücklich ſein.““ — Ich ſchwieg; denn was konnt' ich erwiedern?“

„In den erſten Wochen nach der Verlobung ſah es wirklich aus, als ob dieſe Prophezeihung Recht behielte. Man lebte ſehr fröhlich in Ellerburg. Karl hatte mir geſagt, daß er ſeine Angelegenheit erſt zu betreiben gedächte, wenn Helene verheirathet wäre; und dieſe ſcheute ſich vielleicht vor mir wegen meiner Freundſchaft zu Ihnen, kurz ich wurde nicht in's Schloß geladen. Einmal ſah ich aber die Familie zufällig mit dem Grafen. Dieſer hatte eine Jagd auf ſeinem Gute veranſtaltet und die Damen von Ellerburg abgeholt. Er ritt dem Wagen, in welchem ſie fuhren, zur Seite, als ich eben aus dem Walde, rechter Hand von Ellerburg, auf die Straße trat. Helene fiel mir auf. Sie hatte mehr Farbe als ſonſt und ein ſtolzeres, heroiſcheres Ausſehen. Es ſtand ihr auch das gut, und Mancher hätte ſie vielleicht ſo grade am ſchönſten gefunden. Mir gefiel ſie aber weniger, als ehemals in Ellerburg. Wie ſie mich erkannte, wurde ſie blutroth. Ich grüßte, und ſie dankte in ſichtlicher Aufregung. Da dacht ich bei mir: wenn dieſe auch ihren Bräutigam liebt, ſo fühlt ſie doch, daß ſie gegen meinen Freund unrecht gehandelt hat!"

„Armes Mädchen!" rief Hugo. „Um deſſentwillen hätte ſie können glücklich ſein!"

„Ein paar Monate, kann man ſagen, war ſie es. Das ging wenigſtens aus den Erzählungen hervor, die gelegentlich an uns kamen. Sie erhielt Gratulationsbeſuche von den angeſehenſten Perſonen der Umgegend, und es wurde viel geſagt, wie blendend ſchön ſie ſei in ihrer Freude, wie ausgezeichnet ſie ſich benehme und welch' glänzendes Loos ihrer warte. — Sie wiſſen ja, die Menſchen vergeſſen nichts leichter als das Unrecht, das Jemand begangen hat, wenn er trotzdem im Glück iſt!“

Hugo zuckte die Achſel.

„Sie finden das Glück natürlich,“ erwiederte er, „das ſie mit Augen ſehen. Kommt aber das Unglück, dann finden ſie das auch wieder natürlich!“

„Allerdings!“ verſetzte Wildau mit Ernſt. „Unſere Leute,“ fuhr er fort, „wurden übrigens ſchon vorher bedenklich. Man begreift einen Brautſtand von einigen Monaten, auch wenn der Trauung nichts entgegenzuſtehen ſcheint. Man muß ſich einrichten, es gibt Familienrückſichten, die nicht bekannt geworden ſind, und was nicht ſonſt Alles! — Wie nun aber der Winter kam, ohne daß der Graf Hochzeit machte, da begann man ſich zu wundern. Und wie er vorüberging, ohne daß man etwas davon hörte, da verzweifelte man daran. Man wollte wiſſen, daß Helene im Stillen weine, der Graf kaltſinnig geworden ſei und nur darauf denke, wie er das Verhältniß wieder löſen könne."

„Die Wahrheit hab' ich von Karl erfahren. Es war nämlich ſo: Graf Geierſtein, verſchuldeter als man wußte, hatte den Baron für wohlhabender gehalten als er war, und Frau von Rabeneck hatte ihn abſichtlich in der Täuſchung erhalten. Als er einmal von Karl die Wahrheit vernahm, war er im erſten Moment ſehr betroffen und verſtimmt, faßte ſich aber wieder und behandelte die Sache als gleichgiltig. Karl, der natürlich öfter mit ihm zuſammenkam, behauptet nun, daß er erſt von da an auf unehrenhafte Gedanken gerathen ſei. Wäre ſein Vermögen weniger zerrüttet geweſen oder hätte

Helene eine Mitgift erhalten, wie er ſie brauchte, ſo würde er ſie geheirathet und eine Ehe geführt haben, wie ſo Mancher ſie geführt hat. Denn er liebte ſie leidenſchaftlich und wurde mit der Zeit nichts weniger als kaltſinnig, ſeine Leidenſchaft nahm vielmehr zu und ſenkte ſich in ſein Weſen nur um ſo tiefer. Er ſah das Mädchen zuweilen mit Augen an, in denen eine verzehrende Glut loderte, und wenn ſie zu ihm trat, bebte er und gerieth in Verwirrung, er, der Weltgewandte! Er war förmlich bezaubert, — und eben damit fing ihn der böſe Feind. Die Unmöglichkeit, mit einer Frau ohne Vermögen ſein bisheriges Leben fortzuführen, erkannte er klar. Da er ſich der nöthigen Einſchränkung unfähig wußte, ſah er es zum Bankerott kommen, und er beſchloß nun, im Stillen ſich nach einer reichen Partie umzuſehen. Bei einem Beſuch in der Reſidenz hatte er Frau von Rothenberg kennen gelernt und ihrer Tochter gelegentlich Artigkeiten geſagt, die man wohl aufgenommen. Er erinnerte ſich ihrer und beauftragte einen entfernten Verwandten, einen penſionirten Officier, der Mutter einſtweilen beizubringen: er ſei von den Ellerburgs getäuſcht worden, über die Unredlichkeit ihres Verfahrens empört, warte nur auf eine Gelegenheit, mit ihnen zu brechen, und würde ſich glücklich ſchätzen, mit einer Familie ſich verbinden zu können, die der ſeinen an Rang und Reichthum gleichkomme und, wie ſie, an den Grundſätzen der Ehre halte! Die Rothenberg — ich erzähle Ihnen natürlich, was wir erſt ſpäter erfahren haben! — ſeit dem Korb, den ſie von Karl erhalten, gegen die ganze Familie gereizt, nahm den Antrag nicht mit der Indignation auf, die ſie vielleicht ſonſt gezeigt hätte, ließ ſich von dem Unterhändler begütigen und verſprach zu warten. Der Gedanke, die erfahrene Kränkung den Ellerburgs zurückgeben und über ſie triumphiren zu können, ſcheint auch der ſonſt gutmüthigen Frau ſüß geweſen zu ſein. Der magiſch angezogene, von ſeiner Leidenſchaft geſtachelte Graf konnte ſich aber nicht entſchließen, das Verhältniß mit Helene aufzulöſen. Er geſtand der Gräfin Rabeneck zum Theil ein, wie ſeine Güter belaſtet ſeien, zeigte ihr die Nothwendigkeit, eines oder zwei davon mit Vortheil zu verkaufen, und erwirkte ſich damit wiederholtes Hinausſchieben der Hochzeit. Obwohl der Baron endlich den Kopf ſchüttelte und in Helene bange Ahnungen aufſtiegen, lebte man ſo dahin und wartete mit Ergebung. Endlich kam aber ein Tag, der der Ungewißheit ein ſchreckliches Ende machte."

„Die Staatsräthin, die Sie kennen, hatte ihr ſechzigſtes Jahr erreicht. Geierſtein, der ihr Dank ſchuldig war und ſonſt Urſache hatte, ſie bei gutem Willen zu erhalten, ordnete für den Tag ein Feſt an und lud die Ellerburgs mit wenigen, ihm beſonders naheſtehenden Familien dazu. Es war im Juni, der Tag wunderſchön, — ſo ein Tag, wo man alle Sorgen vergißt und wieder ohne

Einſchränkung an Glück und an die Freude des Lebens glaubt. Man ſoupirte in einem ſchön decorirten Saale, der auf der Gartenſeite gelegen war, die Herren tranken auserleſene Weine, und unter allgemeiner Fröhlichkeit wurden auch die Damen bewogen, dem Champagner etwas herzhaſter zuzuſprechen. Man brachte Toaſte aus und ſagte ſich die ſchönſten Artigkeiten. Troz der Staatsräthin wurde der Hauptgegenſtand der Huldigungen zulezt doch Helene, und der Graf benahm ſich gegen ſie mit einer eifer- und achtungsvollen Zärtlichkeit, die Alle für ihn einnahm und den frühern Glauben bei Allen wieder herſtellte.“

„Helene fühlte ſich endlich heiß und ſprach den Wunſch aus, einen Gang in den Garten zu machen. Der Graf erhob ſich, bot ihr den Arm, entſchuldigte ſich mit Anmuth gegen die übrigen Gäſte, und führte ſie hinaus.“

„Daß ein erklärter Bräutigam mit ſeiner Braut, welche Luft ſchöpfen zu müſſen glaubt, im

Mondſchein luſtwandelt, iſt nicht beſonders auffällig. Jedenfalls nahm die Geſellſchaft, die der Graf geladen hatte, daran keinen Anſtoß, und nur ein paar ältere Damen lächelten ſchlau für ſich, als das Paar den Saal verließ.“

„Ich will mich nicht mit den Liebesbezeigungen aufhalten, welche die Verlobten mit einander tauſchten, obwohl mir Karl, dem Helene gebeichtet hatte, zur Erklärung deſſen, was nun folgte, genauen Bericht erſtattete. — Was das war,“ ſetzte der Erzähler hinzu, indem er Hugo anſah, „ahnen Sie vielleicht!“

Hugo, dem ſich unwillkürlich die Rechte geballt hatte, rief mit bitterm Verziehen des Mundes:

„Allerdings, mein Beſter! — Aber fahren Sie fort! Wir wollen ſehen!“

„Ich glaube durchaus nicht,“ begann Jener, „daß der Graf, was er auszuführen unternahm, von Anfang an beabſichtigt hatte; denn das wäre bei der von ihm ſo gut wie beſchloſſenen Untreue gradezu teufliſch geweſen. Er ließ ſich den Gedanken von der Gelegenheit eingeben und ſich reizen, dieſe zu mißbrauchen; — iſt auch das ſchon niederträchtig genug."

„Das mein' ich!" rief Hugo mit Hohn.

„Der freche Hochmuth," fuhr Wildau fort, „den er im Umgang ſo gut zu verbergen gewußt hatte, fand bei der Exaltation ſeiner Sinne in ihm keinen Widerſpruch der Ehre mehr — die Hölle lockte und drängte ihn — und er folgte —!"

„Erzählen Sie!" rief Hugo.

„Um gegenüber einem Mädchen wie Helene auch nur den Gedanken begreiflich zu finden, müſſen wir noch etwas im Auge behalten. Ein Mahl, wie man es hier eingenommen, und eine Converſation, wie man ſie geführt hatte, bleiben auf Niemand ohne Wirkung. In der Fröhlichkeit des Herzens können auch Frauen muthwillige Reden, welche die Männer ſich geſtatten, leichter nehmen und zu Scherzen lächeln, die ſonſt ihre Rüge auf ſich gezogen hätten. Die Strenge weicht zurück, die Freude, die in der Seele lebt, ſcheint allein Recht zu haben, — das Genußverheißende und Reizende glänzt im Lichte des Erlaubten, und dieſes Gefühl drückt ſich in den Geſichtszügen aus. Wie nahe liegt es nun einem Geierſtein, durch die glückliche Miene der Verlobten an irgend ein leichtfertiges Geſchöpf erinnert zu werden, deren Wünſche früher den ſeinen entgegengekommen waren, und etwas Aehnliches auch im Herzen der Edeln vorauszuſetzen?“

„Gut, gut,“ rief Hugo; „aber weiter!“

„Das Paar, indem es in der Aufregung des Weines und des Feſtvergnügens durch die Baumgänge ſpazierte, vergaß unter Liebesreden und Zärtlichkeiten der Geſellſchaft gänzlich. Man war endlich in die Nähe eines eingerichteten Gartenhauſes gekommen, und da Helene ſich müde fühlte und die Luft kühler geworden war, trat man in daſſelbe ein, um ſich zum Rückgang auszuruhen. Beide ließen ſich auf den Sitz des Gemachs nieder, das der Schein des Mondes erhellte. Kaum war das geſchehen, als der Graf ſie umſchloß und leidenſchaftliche Betheuerungen und Bitten ſtammelte."

„Das Mädchen erſchrak — und war mit einem Mal zur Beſinnung gebracht. Aber das Unterfangen des Mannes konnte immer noch aus unwiderſtehlichem Liebesverlangen erklärt werden; — die Braut wehrte alſo nur bang und bittend ab. Jener mißverſtand ſie; er nahm den Ernſt der geängſteten Seele für Schein, für Heuchelei; der fortgeſetzte Widerſtand reizte, erbitterte ihn — er riß ſie an ſich und ſuchte ihr Gewalt anzuthun."

„Helene, bei der erſten Bewegung, die ſie als unſägliche Mißhandlung empfinden mußte, wurde nicht nur über ſeine Abſicht erleuchtet, ſondern über ſeine Geſinnung und ſeinen Charakter überhaupt. Sie erkannte mit einem Male den ſchandbaren Egoismus, der in ihr nur einen verächtlichen Gegenſtand erblickte — und das rettete ſie. Später hat ſie mit heißen Thränen Gott dafür gedankt; denn wenn der Verführer ſeine Abſicht erreicht hätte, ſie würde ſich ermordet haben!“

Hugo, erſchüttert, nickte, indem ein Strahl des Beifalls aus ſeinem Auge ging.

„Mit der tiefſten Entrüſtung gewaffnet, widerſetzte ſie ſich und glaubte durch den Zuruf, den das beleidigte Ehrgefühl ihr eingab, den Frechen lähmen zu können. Aber dieſer hatte nur ſeinen Triumph im Auge, war für das Wort der Indignation taub und wollte die Beleidigte zur Mitſchuldigen machen. Dadurch verdoppelte ſich die Wuth des unendlich gekränkten Weibes, und an ihr brach die Kraft des Mannes. Sie riß ſich von ihm los und ſchrie mit einem Jammerton um Hilfe, daß er innehielt und ſie entſetzt anſah. Die Rufe wurden nicht gehört; aber der Verbrecher fürchtete, daß ſie gehört werden könnten — er dachte ſich die Schmach, die ihm drohte, und bat nun, flehte, entſchuldigte ſich mit ſeiner unwiderſtehlichen Leidenſchaft, dem ſinnverwirrenden Zauber, den ſie auf ihn geübt, und was dergleichen mehr iſt, indem er die Empörte auf jede Weiſe zu begütigen ſuchte. Aber Helene, mit unendlicher Verachtung, rief: „„Gehen Sie! Machen Sie ſich nicht noch verächtlicher durch Feigheit und Lüge! Sie ſind ein Teufel! — Gehen Sie im Moment,““ ſetzte ſie hinzu, „„oder ich trete vor die Geſellſchaft wie ich bin, und erzähle Ihre Infamie! — Bei Gott dem Allmächtigen,““ rief ſie mit erhöhter Stimme, „„ich thu's, wenn Sie ſich nicht augenblicklich entfernen!““

„Der Graf ging. Helene ordnete ihren Kopfputz und ihr Gewand ſo gut es ging, und kehrte in den Saal zurück.“

„Hier war das lange Ausbleiben der Beiden trotz der Unterhaltung, die ſich wieder entſponnen hatte, endlich doch aufgefallen. Die Unbetheiligten lächelten und ziſchelten ſich in die Ohren. Der Baron wurde unruhig, ſaß verlegen, und ſogar die Gräfin machte eine ſehr bedenkliche Miene.

Sie wiſſen, im Leben gibt es Momente, wo man eine Ahnung von dem Unglück hat, das Einem droht; und bei dem Vater war ein ſolches Gefühl jetzt gewiß natürlich. Das Mißtrauen, das ſich ſchon früher in ihm gemeldet hatte, kehrte verſtärkt wieder — eine Möglichkeit, die der Wirklichkeit ſehr nahe kam, ſtellte ſich vor ſeine Seele — und als Helene hereintrat, — mit Faſſung zwar, aber doch mit einem Nachglanz der tiefſten Entrüſtung in ihrem Geſicht, auf ihn zuging und ihn mit einem ſchmerzlich heroiſchen Blick anſah, da war er derjenige, der ſich am wenigſten über ſie wunderte. „„Vater,““ ſagte das Mädchen, indem ſie ihn bei der Hand faßte, „„laß einſpannen. Das Feſt iſt zu Ende. Dem Feſtgeber iſt unwohl geworden, und er hat ſich zur Ruhe begeben.““

„Niemand täuſchte ſich über den Sinn dieſer Worte, obwohl, durch ein ſonderbares Zuſammentreffen, der Kammerdiener des Grafen erſchien und der Geſellſchaft, unter Entſchuldigungen von Seiten ſeines Herrn, daſſelbe meldete. Man ſah, daß zwiſchen den Verlobten eine Scene ſtattgefunden hatte, rieth der Wahrheit ziemlich nah und rüſtete ſich mit vielſagenden Mienen zum Aufbruch.“

„In kurzer Zeit war das Schloß von den Gäſten verlaſſen, und der Graf konnte ungeſtört über die doppelte Schmach des mißlungenen Verbrechens nachdenken.“

„Der Baron, den die Erzählung ſeiner Tochter in Verzweiflung ſtürzte, rief Karl, der ſich bei ſeinem Regimente befand, nach Ellerburg, und dieſer erſchien in kürzeſter Zeit. Der genaue Bericht machte ihn beben, und zum erſten Mal ſchreckte ihn der Gedanke, daß Geierſtein hinter dem ritterlichen Aeußern die ſchwarze Seele eines rückſichtsloſen Egoiſten verborgen haben könnte. Man hielt einen Familienrath für nöthig, ſah aber, daß Helene nicht dazugezogen werden dürfe. Die Arme vergoß Ströme von Thränen. Sie fühlte ihre Schmach im Lichte der Ueberlegung nur um ſo tiefer, ſah darin die gerechte Strafe für ihre verkehrte Neigung und ihre Blindheit — für das Leid, das ſie Ihnen angethan, und wurde nicht müde, dies mit leidenſchaftlicher Selbſtpeinigung gegen die Ihrigen auszuſprechen. „„O,““ rief ſie, „„welcher entſetzliche Schimpf iſt mir widerfahren! Mich zu ſeiner Dirne machen wollen! Mich!““ Und ein Thränenguß hemmte ihre Rede. Dann fuhr ſie ſchneidend fort: „„So mußt' es aber gehen! Ich habe den beſten Mann verlaſſen, um mich dem ſchlechteſten in die Arme zu werfen — ich hab' alle Folgen verdient und bin noch nicht einmal genug geſtraft. Es muß noch beſſer kom̄en; und es wird ſchon kommen!““ Sie ſagte das mit einer Bitterkeit, die dem Bruder in die Seele ſchnitt. Wenn ſie den Schimpf auf's Quälendſte empfand, ſo war ſie doch nur troſtlos wegen des Unrechts, das ſie ſich vorwarf — und ich darf Ihnen wohl ſagen, lieber Freund, größer vorwarf, als es war! — Hätten Sie den Schmerz geſehen, den ich ſpäter ſelbſt noch mit Augen ſchaute — die unendliche Reue, die ſie niederdrückte, die grenzenloſe Selbſtverachtung, die ſich in der Miene des leidenſchaftlichen Weſens ausſprach — Sie würden ihr verzeihen!“

„Oh,“ rief Hugo mit Thränen in den Augen, „ſtill davon! — ſtill!“ — Er ging heftig bewegt auf und ab. Dann ſtellte er ſich vor Wildau und ſagte düſter: „Fahren Sie fort!“

„Bei der Berathung, die ohne Helene gepflogen wurde, ſuchte Karl den Grafen nicht zu entſchuldigen, aber ſeine Handlungsweiſe doch aus den am wenigſten unehrenhaften Gründen zu erklären. Da er ſeine Abſicht, mit der Schweſter zu brechen, noch nicht kannte, ſo lag dies auch nahe. Er wies auf die Verwöhntheit des Grafen hin, auf ſein leidenſchaftliches Temperament, auf die ſinnlich erhöhte Stimmung, in die Wein und Fröhlichkeit ihn verſetzt hatten, und ſuchte ſein Vergehen ganz auf Rechnung einer übermächtig gewordenen Wallung zu bringen. „„Seien wir offen!““ ſagte er. „„In gewiſſen Momenten, wenn die Sinne über den betäubten Geiſt Herr werden, ſind wir eben Thiere! Wir Andern auch — der Graf iſt nicht der Einzige. Das Attentat auf die Ehre meiner Schweſter iſt eine Beleidigung, — eine grobe, ich fühle das ſo gut wie Ihr; wir müſſen ſie aber doch verzeihen, wenn er ſie bereuen und wieder gut machen will. Benutzen wir die Gelegenheit, um die Verbindung zu beſchleunigen. Die Einwendungen des Grafen können jetzt nicht mehr gelten. Iſt ſein Vermögen geringer als wir dachten, ſo muß er ſich eben einſchränken. Er muß ſich nach der Decke ſtrecken, wie Andere auch! Ich gehe, wenn ihr damit einverſtanden ſeid, heute noch zu ihm. Seine Verirrung halt' ich ihm ſtreng vor, und dictir' ihm die Bedingungen. Er muß Helene um Verzeihung bitten und ihre Verzeihung erlangen. Er muß alle Reue — alle Ehrerbietung beweiſen, die ſie beſänftigen kann, und ſie dann ſogleich zur Trauung führen. Helene muß ſich fügen. Natürlich wünſcht ſie ſich auch nichts Beſſeres, trotz aller Lamentationen, die ich übrigens vollkommen billige. Nur die Ehe löſcht den Schimpf aus, der ihr widerfahren iſt, und bringt die böſen Zungen, die ſchon geſchäftig ſind, zum Schweigen. Eine Widerſetzlichkeit von ihrer Seite iſt unmöglich.““

„So räſonnirte der Bruder. Die Gräfin ſtimmte ſeinen Vorſchlägen bei, wieder mit Hoffnung; der Baron mit einer Ergebung, die nichts mehr zu glauben wagte. Der Muth des alten Herrn war gebrochen; und wie ich Ihnen wohl ſagen kann, an ſeiner tiefen Niedergeſchlagenheit hatte das Gefühl ſeines Unrechts gegen Sie nicht den geringern Antheil!“

„Karl ritt zu Geierſtein. Dieſer ließ ihn eine Zeit lang warten, ehe er ihn empfing, und entſchuldigte ſich dann, indem er ſeine Verlegenheit durch weltmänniſche Ruhe zu decken ſuchte, mit einem Kopfweh, das ihn ſeit mehreren Tagen plage und ihn ganz verwirrt mache. Der Bruder ſah in dieſen Worten ein Bewußtſein der Schuld und ging unmittelbar zur Sache über. Er rügte das Benehmen des Grafen mit Energie, hörte ſeine Entſchuldigungen, obwohl ſie auf ſeine eigene Anſicht der Sache hinausliefen, mit vorwurfsvoller Miene und ſtellte dann ſeine Forderungen. Jener ſah ihn an, und das Blut ſtieg ihm in's Geſicht. Er bezwang ſich aber und ſagte:

„Mein Lieber, ich werde Ihre Schweſter um Verzeihung bitten, das verſteht ſich von ſelbſt. Was aber die Heirath betrifft, ſo beſtehen die Gründe, die mich bewogen haben, ſie hinauszuſchieben, noch immer!“

„Dieſe Gründe,“ erwiederte der Bruder, „haben jetzt kein Gewicht mehr! Sie fallen zu Boden vor der Nothwendigkeit, die Ehre meiner Schweſter wieder herzuſtellen!“

Der Graf machte eine Pantomime des Bedauerns.

„Sie müſſen Opfer bringen!“ fuhr Karl fort. „Ihrer Neigung einigen Zwang anthun und minder koſtſpielig leben —“

„Mit einer Frau?“ warf Jener ein.

„Mit einer Frau, wie es meine Schweſter iſt, ja. Helene verachtet den Prunk!“

Geierſtein zuckte die Achſel. Dann ſagte er:

„Den Prunk — es ſei! Aber auch das Wohlſein? Den einfachen Anſtand?“

„Sie ſind nicht bei Troſte, Graf,“ entgegnete Karl unmuthsvoll. „Was wollen Sie? Handelt ſich's etwa darum?“

„Allerdings, mein lieber Baron, handelt ſich's darum,“ verſetzte Jener. „Sie kennen das Derangement nicht, in das ich gerathen bin; — hab' ich's doch ſelber erſt erfahren, als ich zu rechnen anfing! — Das neue Babel hat enorme Summen verſchluckt; von meinen Gütern gehört mir nicht mehr der zehnte Theil!“

„Unmöglich,“ rief Karl erſchreckt. — „Das iſt ein Märchen!“ ſetzte er hinzu.

„Ich will Ihnen die Papiere vorlegen,“ erwiederte der Graf mit Ruhe.

Der Bruder zitterte vor Aufregung, und Verzweiflung befiel ihn. Jener fuhr fort:

„Als ich um die Hand Ihrer Schweſter warb, kannte ich dieſen Stand der Dinge noch nicht; — und dann hatte ich auch auf eine Mitgift gerechnet, die, wie ſich jetzt zeigt, nicht gereicht werden kann!“

Karl, wie er ſpäter geſtand, fühlte in dieſem Moment den brennendſten Stich der Reue über den von ihm begangenen Mißgriff, den er zum erſten Mal als ein unentſchuldbares Unrecht erkannte. Aber das ging wie ein Blitz vorüber, und er entgegnete dem Grafen:

„Wir haben uns Alle geirrt, wie ſich zeigt; aber das iſt jetzt einerlei. Wie es mit Ihnen ſtehen mag, Graf Geierſtein, — Sie müſſen Hochzeit machen, und zwar in kürzeſter Zeit! — Sie müſſen!“ ſetzte er mit ergrimmtem Nachdruck hinzu.

Der Graf maß ihn mit funkelnden Augen. Aber er faßte ſich wieder und ſagte:

„Es geht nicht, Baron Ellerburg.“

„Es muß gehen,“ rief Karl. „Ich fordr' es im Namen meiner Schweſter!“

„Und ich,“ entgegnete der Graf entſchloſſen, „verweigr' es im Namen der Vernunft!“

Karl ſah ihn an; und daß nun der ſchlimmſte Argwohn in ihm ſich erhob, war nicht zu verwundern. Bebend vor Zorn rief er:

„Graf, das ſieht nicht aus wie eine Vertagung der Hochzeit, ſondern wie ein Bruch mit der Braut!“

„Und wenn es das wäre?“ erwiederte Jener.

„Dann wären Sie ein Schurke!“ verſetzte Karl gelaſſen.

Geierſtein fuhr auf, machte einen Schritt gegen ihn, hielt aber inne und ſagte mit allem Stolz, deſſen er fähig war:

„Mein lieber Baron, Sie ſollten beſonnener ſchließen! Ich bin ein gefährlicher Gegner, wenn meine Rache gereizt iſt; und einen Mann, dem ich wohl will, warn' ich vor mir!“

„Gut,“ erwiederte Karl. „Ich will beſonnen ſein, und zu dieſem Ende vor Allem ſehen, wie die Sache ſteht. — Sie wollen alſo die Verlobung mit meiner Schweſter rückgängig machen?“

„In ihrem eigenſten Intereſſe,“ verſetzte der Graf, — „was hier keine Phraſe iſt! Ich habe nicht gelernt, bettelhaft zu leben; und ich lern's auch nicht mehr. Wenn ich am Hungertuch nage, bin ich ein ſchlechter Ehemann, wie ich Ihnen ehrlich bekennen will; und es iſt nur eine Rückſicht, die ich Ihrer Schweſter beweiſe, wenn ich ſie jetzt mit mir verſchone! — Was mich betrifft, ich hab' ein Recht, zurückzutreten! Ihre Tante iſt mir als Unterhändlerin Ihrer Familie entgegengekommen und hat mich in eine Falle gelockt, indem ſie mich über das Vermögen Ihres Vaters täuſchte, oder um es grade heraus zu ſagen, belog!“

„Graf Geierſtein,“ erwiederte hierauf Karl, „wenn ich Sie einen Teufel nennen würde, ſo wäre das zu viel Ehre für Sie. Sie ſind ein Hundsfott! — Ich gehe nach Ellerburg, und erwarte dort Ihre Antwort.“

„Schön,“ rief der Graf mit beleidigendem Hohnlächeln. „Auf Wiederſehen!“ —

„Der Bruder kehrte nach Hauſe. Sein tief düſteres Geſicht ließ die Beiden, die ihn erwarteten, das Ergebniß der Unterredung ahnen. Als er den Bericht erſtattete, knickte der Vater zuſammen; Schmerz, Wuth und Scham verzerrten das Geſicht der Gräfin. Dieſe mußte nun glauben, was ſie immer in Abrede geſtellt hatte, und ſich einer grauenhaften Widerlegung beugen.“

„Nach und nach ſammelte ſie ſich doch wieder. Sie meinte, Karl hätte den Grafen zu ſcharf angelaſſen, den ſtolzen Mann verletzt und zur Wuth gereizt. Sie ſprach die Erwartung aus, daß der Welterfahrene bei ruhiger fließendem Blut ſich doch beſinnen und einen Vorſchlag machen werde, auf den eine Verſöhnung möglich wäre. Allein ein Schreiben, das aus der Reſidenz von einem Kameraden an Karl eintraf, machte auch dieſer letzten Hoffnung ein Ende. Es meldete nichts Geringeres als die Bewerbung des Grafen um die Hand Lilly's von Rothenberg."

„Karl wurde nun ganz und gar wüthend, fühlte aber eine Art Wolluſt, die Rache in ſeiner Hand zu haben. „„Dieſe letzte Schändlichkeit,"" rief er faſt triumphirend, „„wollen wir verhindern! Ich ſchieß' ihn nieder wie einen Hund, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt!"" — Und mit ſchauerlicher Ruhe ſetzte er hinzu: „„Es iſt beſchloſſen!""

„Zwei Tage darauf ging das Duell vor ſich. Ich ſecundirte Karl. Der Abſtand war zehn Schritte, und die Gegner ſchoſſen auf Commando. Karl hielt ſein Wort: Der Graf ſtürzte tödlich verwundet zuſammen und lebte nur noch wenige Tage. Der Rächer ſeiner Schweſter erhielt aber ſelbſt einen Schuß in den rechten Arm; dieſer mußte ihm abgenommen werden, und er iſt gegenwärtig — Invalide!“

„Um Gotteswillen!“ rief Hugo bei dieſer neuen Unglücksmeldung. „Alſo auch Karl —“

Wildau zuckte traurig die Achſel.

„Grauſames Geſchick!“ fuhr Jener fort! „Wenn es einmal im Gang iſt, ſchont es Niemanden!“

„Am ſchrecklichſten,“ verſetzte Wildau, „traf es das arme Mädchen. Bei der Nachricht von dem Ausgang des Duells fiel ſie wie todt nieder. Sie wurde zu Bett gebracht; aber nun entlud ſich das Unheil in ihrer Bruſt. Sie brach Blut; — und wenn die Ihrigen hofften, wenn ſie ſelbſt wieder hoffte — ſie geht dem Grabe zu.“

Hugo, von unendlicher Trauer bezwungen, warf ſich dem Freund um den Hals und weinte laut. Dann, ſich wieder aufrichtend, rief er:

„O Menſchenleben! O Elend dieſes Daſeins! — Eine Blume, kaum dem Licht erſchloſſen! Sich ſehnend, glücklich zu ſein und glücklich zu machen — und geknickt am Morgen ihres Tages! — Ein Gebäude der Wohlfahrt, in dem man ſo freudenreich zu wohnen gedachte, mit einem Male jammervoll zuſammengeſtürzt! — — Und der Baron? Und die Frau, die das Unglück durch ihre Rathſchläge herbeigeführt hat?“

„Der Frau von Rabeneck,“ entgegnete Wildau, „iſt die Nemeſis nichts ſchuldig geblieben. Sie litt in der Familie, die ſie nach Verheißung der höchſten Glorie in Jammer und Schmach geſtürzt hatte, Höllenpein. Ihr Geſicht, hager, todtenbleich, drückte ein Qualgefühl der Scham und ſtillen Verzweiflung aus, daß ich ſelber mich bei ihrem Anblick eines tiefen Bedauerns nicht erwehren konnte. Ihr Stolz war gebrochen, ihr Glaube an ihre Art von Klugheit zerſtört, und da ſie keinen andern Halt hatte, ſo war ſie Nichts mehr. — Man fand ſie eines Morgens todt im Bette: ein Herzſchlag hatte ſich ihrer erbarmt!“

Hugo machte eine Bewegung mit den Armen, als ob er ſagen wollte: in Gottes Namen! —

„Aber der alte, ſchwache, gutmüthige Vater?“ rief er dann. „Mit Schmerzen denk' ich an ihn! Das Unglück muß ihm fürchterlich zu Herzen gegangen ſein!“

„Allerdings,“ verſetzte der Freund. „Aber es hat ſeinen Geiſt auch abgeſtumpft. Er lebt jetzt nur wie ein Träumender, und geht wie ein Kind in Ellerburg umher.“

Hugo, nach einem Blick des Verſtändniſſes, nickte. —

„Alſo die ganze Familie vernichtet!“ rief er. „Ein Haus, wie dieſes, dem Untergang geweiht — unrettbar verloren!“

Wildau ſah ihn an, und ein Blick des Troſtes ging aus dem treuen Auge.

„Das hoff' ich doch nicht,“ verſetzte er mit herzlichem Ton. „Karl, wenn auch mit künſtlichem Arm, iſt geſund und wohl — und ſeit drei Wochen mit meiner Schweſter vermählt!“

„Ah!“ rief Hugo mit einem frohen Aufblick. „Ein Lichtſtrahl! — — Wie wurde das möglich?“

„Durch ein Legat,“ erwiederte Jener, „welches ein Bruder meines verſtorbenen Vaters uns Beiden in ſeinem Teſtament ausgeſetzt hatte. Da ich von meinem Gehalt leben kann,“ fügte er mit der unſichern Stimme einer gewiſſen Scham, dies geſtehen zu müſſen, hinzu, „ſo hab' ich auf meinen Theil verzichtet, und das Ganze reichte eben hin, für Karl die geſetzlichen Bedingungen zu erfüllen.“

„Edler Mann!“ rief Hugo, indem er ſeine Hand ergriff und ſchüttelte. „Braves Mädchen, die dem Armen die Treue gehalten hat!“

„Karl,“ fuhr Jener fort, „nachdem er ſeine Haft ausgehalten, iſt zu den Invaliden verſetzt worden, und lebt nun ein ſtilles, aber nicht unglückliches Leben. Der Tod des Grafen kann ſein

Gewiſſen nicht belaſten. Wir haben von dieſem Dinge vernommen, die ihn der Sichel reif machten. Er hat in Paris unter andern einem wackern Mann die Frau verführt, dann den Entehrten im Zweikampf zum Krüppel geſchoſſen; und eben in Folge davon iſt ſeine Verlobung mit der Tochter des reichen Hauſes zurückgegangen!“

„Fort mit ihm!“ rief Hugo mit flammenden Augen. „Und wenn ihn keine Schuld befleckt hätte, als die gegen Helene, ſo war er dem Tod verfallen! — Möchten Alle, die gleich ihm unſern Stand ſchänden, in die Hölle verſchlungen werden!“

Er ging mit heftigen Schritten auf und ab. Wildau folgte ihm mit den Augen und ſchwieg. Dann ſagte er:

„Ich will den Grafen nicht entſchuldigen; aber im Grund iſt's doch Schade um dieſen Mann! Schade, daß er ſo verderbt worden und daß ſein beſſeres Ich in Selbſtſucht untergegangen war! Bei dem Duell hat er ſich ſehr gut benommen. Auch hör' ich, daß er durch ſein Teſtament früheres Unrecht wieder gut gemacht hat. Er beſaß geſellige Tugenden, Geiſt und Kenntniſſe — wie hätte er ſonſt eine Helene einnehmen können? Ja, es war ſogar etwas Edles in ihm. Aber Reichthum und Müßiggang ließen ihn in ein Genußleben verſinken, und da blendete auch ihn der Wahn des Hochmuths: wenn er Böſes thäte, ſo wär's gut, und wenn er ſchimpflich handelte, dann wär's ehrenvoll! — Hätte ihn von Jugend auf ein hartes Geſchick in Zucht genommen, er würde vielleicht jetzt auf einem der erſten Poſten glänzen!"

Hugo hatte ſich vor den Freund geſtellt und der Spruch des natürlich gerechten Verſtandes und der Milde traf ihn in's Herz.

„Sie haben Recht," verſetzte er. „Laſſen wir ihn — er ſteht vor Einem, der ihm ſein Urtheil ſprechen wird!" — Nach kurzem Schweigen ſagte er: „Wann werden Sie reiſen?"

„Morgen früh mit Tagesanbruch," erwiederte der Oberförſter. „Ich ſehne mich, die Meinen wiederzuſehen!“

„Das begreif' ich, lieber Freund!“ entgegnete Hugo. „Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau!“ Und indem er ſeine Hände faßte, ſetzte er bewegt hinzu: „Es thut mir unendlich wohl, Sie und die Ihrigen glücklich zu wiſſen!“

Wildau, mit einem Blick herzlichen Dankes, drückte ihm die Hand. Dann ſagte er:

„Und Sie? — Was werden Sie thun?“

Hugo ſah für ſich hin, und ein Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte er. „Ein Verlangen hab' ich wohl; aber es geht nicht — ich muß mir's aus dem Sinn ſchlagen!“

Der Freund errieth ihn.

„Sie möchten nach Ellerburg?“

„Allerdings,“ verſetzte Hugo. „Aber ich darf nicht! Mein Anblick würde den Unglücklichen Pein verurſachen!“

„Ohne alle Vorbereitung möchte ich Ihnen den Beſuch auch nicht rathen! Aber jetzt kann ich in's Mittel treten. Ich werde ihnen dort erzählen, wie ich Sie getroffen, welche treue Freundſchaft Sie der Familie bewahrt haben, und Ihren Beſuch hoffen laſſen. Dann gewöhnen ſie ſich an die Vorſtellung, und wenn Sie erſcheinen, wird es ihnen Freude machen.“

Hugo ſchwieg einen Moment.

„Geb' es Gott!“ erwiederte er dann.

„Sie werden,“ fuhr Wildau fort, „das ſchöne Gut in einem traurigen Zuſtande finden. Der Baron konnte dem Andrang ſeiner Gläubiger nicht widerſtehen, und wir mußten uns entſchließen, die größere Hälfte der Grundſtücke zu verkaufen, um ihm nur einige Ruhe zu verſchaffen. Der frühere Verwalter, den wir als einen Betrüger entlarvten, iſt fortgejagt und ein ehrlicher Mann eingeſetzt; aber was hilft's? Das Ganze reicht jetzt nur noch hin, den Armen das Leben zu friſten! Die

Gebäude kommen herunter, und Karl und ich können mit dem beſten Willen nicht helfen. — Doch das iſt jetzt das Geringſte!“

„Allerdings, mein Freund!“ erwiederte Hugo mit ſchmerzlichem Verziehen des Mundes.

Beide ſchwiegen. Endlich fragte Wildau:

„Könnten wir nicht eine Strecke zuſammen reiſen?“

Hugo beſann ſich.

„Unter Umſtänden, ja,“ verſetzte er dann. „Ich erwarte hier eine Sendung von meinem Banquier und wund're mich, daß ſie noch nicht eingetroffen iſt!“

„Ich würde Sie,“ fuhr Jener fort, „zu uns einladen. Aber es iſt am Ende doch zu nah —“

„Ich geh' in die Hauptſtadt,“ fiel Hugo ein. „Dort will ich mich der Einſamkeit ergeben — und Ihre Meldung erwarten.“

Während er dieſes ſagte, trat ein Kellner ein und übergab ihm ein Schreiben. Nach einem

Blick auf die Adreſſe ſagte er zu Wildau: „Wir reiſen zuſammen!“

Er erbrach das Couvert, nahm einen Wechſel und einen Brief heraus, entfaltete dieſen und las. Ein Ausruf des Staunens, wie über etwas gänzlich Unverhofftes, entfuhr ſeinem Mund und eine Röthe flog über ſeine Wangen. Er legte das Papier zuſammen und ſah für ſich hin wie Einer, der ſeine Zukunft in's Auge faßt.

„Was ſchreibt man Ihnen?“ rief Wildau mit erregter Neugier. — „Es hat Sie überraſcht!“

„Es iſt auch wahrlich überraſchend,“ verſetzte Hugo mit einem eigenen Ausdruck. „Ein Onkel, Baron von Grollfeld, iſt geſtorben und hat mir den größten Theil ſeines Vermögens hinterlaſſen. Ich bin, was ich niemals geweſen: ein wohlhabender Mann!“

„Sie!“ rief Wildau mit einem Aufleuchten der Freude. „Empfangen Sie meinen Glückwunſch, beſter Freund! Bei Ihnen iſt's in den beſten Händen, und wir können uns freuen —"

Hugo ſah ihn mit einem traurig bedeutſamen Blick an, und Jener, nickend, fuhr fort:

„Es iſt wahr, — es iſt zu ſpät! Aber in Gottes Namen! Nehmen Sie Ihr Erbe in Beſitz, kommen Sie dann wieder und verſüßen Sie wenigſtens die letzten Tage der Geliebten! Sie iſt Ihrer Liebe nie ſo würdig geweſen als jetzt, und wenn ſie Ihre Vergebung — Ihre Achtung wieder hat, dann wird ſie ruhig ſterben."

Hugo mit naſſem Auge, umarmte den Freund und rief:

„So ſei es! — Ich will meinem Herzen gütlich thun und Freude machen, ſo viel ich noch vermag. — Ehre dem guten Mann, der an mich gedacht und mich dazu in den Stand geſetzt hat!"

Viertes Capitel.

Es war an einem Septembermorgen, als Hugo ſich auf dem Wege nach Ellerburg befand. Er hatte ſeine Erbſchaft angetreten, war Herr eines kleinen Gutes und eines größern Vermögens an Capitalien geworden, als er ſich vorgeſtellt hatte; während er ſeine Angelegenheiten ordnete, ging eine Regenzeit vorüber, und am erſten Tag, der nicht nur ſelber ſchön war, ſondern auch eine Reihe ſchöner verhieß, machte er ſich auf die Reiſe.

Ungefähr eine Meile von Ellerburg, in einem Marktflecken, wo er ſein Mittagsmahl einnahm, hieß er den Kutſcher verweilen und erſt ſpäter in's Dorf nachfahren. Er ſelber wollte ſtill in das Haus ehemaligen Glücks eintreten und den ihm ſo wohlbekannten Weg durch Wald und Feld allein zu Fuße machen.

Mit wunderbaren, ſeltſam gemiſchten Empfindungen ging er auf den trauten Steigen hin. Er ſollte die Geliebte, die er in blühender Schöne verlaſſen hatte, gewelkt, abgezehrt wiederſehen! Aber er ſollte ſie wiederſehen — und ihre Seele liebender finden, als er ſie verlaſſen! Er ſollte ihr Freude machen, ihr Herz rühren und beglücken, und den Dank aus dem Auge ſtrahlen ſehen, das tiefer und ſchöner blicken würde als irgend vorher! — Sie lebte noch, ſie bedurfte ſeiner, er konnte die ganze Seele an ſie hingeben und ihr Herz gewinnen, daß es ſein war in ewiger Liebe. Und wenn ſie dem Grabe zuging, — ſeine Blicke richteten ſich über das Grab hinaus zu Anſchauungen ewigen Lebens.

„Trauer füllte ſein Gemüth; aber die Trauer hatte etwas Süßes, ja beinahe Tröſtliches.

„Traum des Traumes!“ rief er hinwandelnd aus. „Das Leben iſt ein Traum, — die Jugend iſt der Traum des Lebens! — Wie roſig, ſüß und wunderhold iſt ſie! Aber eben die holdeſte geht vorüber wie ein Traum, — und die in ihr beglückte Seele erwacht zur Anſchauung des Verluſtes! — Unglaublich in den Stunden der Freude und des Glücks! Doch dieſe fliehen dahin — und das Unglaubliche ſteht vor dem erſchreckten Sinn als Wirklichkeit!“

Er ging ſtill weiter. „Gottlob,“ ſagte er ſich nach einer Pauſe, „nur das Vergängliche iſt vergangen! — Es iſt ein tiefes Weh, das Wunderliebliche hinſchwinden zu ſehen! Aber nur der Schein ſchwindet, das Weſen bleibt, und wird ewig bleiben!“ —

In ſolchen Gedanken des Leides und des Troſtes legte der Treue den Weg zurück. Wenn

Schwermuth ſein Herz durchdrang und in ſeinen Mienen ſich ausdrückte, ſo ging er doch nicht unter in ihr. — Die Sonne, die durch die Blätter des Waldes hereinſchien oder den gelben Stoppeln einen lichten, den Wieſen einen goldenen Schimmer gab, half ſeine Empfindungen klären, ſo daß in der liebenden, phantaſievollen Seele zuletzt gar die Hoffnung für's Leben ſich wieder erhob! — —

Er trat aus dem letzten Waldſtück heraus — da lag ſie, die trautſchöne Burg! — Dort ſah der Eckthurm her, den er bewohnt und von dem er ſo glückſelig in das Thal hinabgeſchaut hatte! —

Indem er auf dem offenen Fußpfad weiterging, begann ſein Herz doch mächtig zu klopfen; die Phantaſien wichen der Wirklichkeit. Verlangen und Bangen erfüllte ihn, als er in's Dorf eintrat — als Leute des Dorfes, die ihn wieder erkannten, nicht ohne ſcheue Verwunderung grüßten, und der Fuß ihn über die Schloßbrücke trug.

In dem großen Hof erblickte er Niemand. Ein

Hund fuhr aus der Hütte heraus, die rechts an der Scheune lag, und bellte ihn an. Hugo rief ihn im Tone freundlichen Vorwurfs mit Namen, der Hund erinnerte ſich des alten Wohlthäters und wedelte mit dem Schweiſe.

Wenige Blicke überzeugten den Ankömmling, daß Gebäude und Anlagen faſt pflegelos ihrem Schickſal überlaſſen waren. Nicht nur die Mauern an Stallungen und Scheunen zeigten an großen Stellen die nackten Steine, auch am Schloß war Bewurf abgefallen und nicht wieder erneuert worden. Der Garten, dem offenbar kein Gärtner mehr vorſtand, ging der Verwilderung entgegen. Auf den Blumenbeeten ſtand Kraut und Unkraut durcheinander, Gras wuchs auf den Kiesgängen, und an dem ſchönen Zaun, der den Garten vom Hofe ſchied, fehlten Stacketen.

Hugo ging zum Schloß. Als er in den Thorweg treten wollte, kam ihm der alte Diener des Barons, der jetzt ſein einziger war, daraus entgegen, erkannte ihn und ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus. „Um Gotteswillen, Herr Baron,“ rief er — „Sie kommen zu uns?“ — Er ſtand in abgetragener Livree und magerer von Geſicht mit einer gewiſſen Verlegenheit vor ihm; aber aus dem Auge ſah doch Freude und ein Ausdruck von Dankgefühl.

„Iſt der Baron zu Hauſe?“ fragte Hugo.

„Ja, Herr Baron,“ war die Antwort.

„Und Fräulein Helene, wie befindet ſie ſich?“

Der Alte machte auf dieſe Frage eine Bewegung reſpectvollen Bedauerns. „Etwas beſſer, Herr Baron!“ erwiederte er. „Sie ſind beide im Garten; — in der Laube hinter dem Schloß!“

„Helene muß alſo nicht das Bett hüten?“ rief Hugo raſch, mit einem Schein der Hoffnung in ſeinen Zügen.

„Seit zwei Tagen iſt ſie wieder auf. Aber —“ Er ſchwieg und ſah zu Boden.

„Melde mich,“ rief Hugo entſchloſſen. „Doch ſag' ihnen, daß ich nicht läſtig fallen wolle. Ich kann in's Dorf zurückgehen und warten, bis es ihnen genehm iſt, mich zu empfangen."

Der Diener ging. Nach wenigen Minuten erſchien er wieder und ſagte: „Der Herr Baron ſind willkommen!"

Hugo trat in den Garten und lenkte ſeine Schritte zu der Laube. Um ein Buſchwerk biegend, ſah er die Geſuchten am Eingang aufrecht ſtehen, Helene mit dem linken Arm auf die Schulter des Vaters gelehnt.

Der Baron ſchien wenig verändert; das Geſicht hatte weder an Rundung noch an Röthe verloren, nur die Haare waren grauer geworden. Ein näherer Blick ließ aber erkennen, daß die Züge ausdruckslos geworden und ein Gepräge dumpfer Ergebung angenommen hatten.

Helene war blaß und ſchmaler von Wangen; aber das Geſicht hatte noch immer einen Glanz der Jugend. Die Kranke war noch immer ſchön, und die Züge, die jetzt in Wehmuth und Verlegenheit doch auch einen Schein der Freude zeigten, hatten einen rührenden Reiz.

Hugo trat grüßend zu ihnen, ſchüttelte dem Baron die Hand und faßte dann die bleichen Finger der Geliebten. „Mit großer Beruhigung,“ ſagte er herzlich, „hab' ich von Chriſtoph gehört, daß Du Dich wieder beſſer fühlſt, liebe Helene! — Fahre fort — und nimm dazu meine innigſten Wünſche!“ — Er ſah ſie an, mit einer Liebe, einer ſo tief ehrlichen Theilnahme, daß die Wangen des Mädchens ſich färbten und ihre Finger unwillkürlich die ſeinen preßten. Die Augen, die ſich auf ihn richteten, wurden naß, und zwei große Thränen rollten über ihre Wangen. „Iſt's möglich?“ rief ſie tiefbewegt und ſtaunend, — „kann man ſo gut ſein, wie Du es gegen mich biſt?“

„Was fällt Dir ein!“ rief Hugo. „Nicht ſo, Helene!“ ſetzte er bittend hinzu.

Der Baron wandte ſich zur Tochter und in ſeinen Augen erglänzte Mitgefühl, Ergriffenheit. Mit einer Würde, die an ſeine beſſern Tage erinnerte, bat er Hugo, Platz zu nehmen, faßte die Hand des Kindes, und geleitete ſie zum Sitz. Er ſah ſie dann mit einem Blick des Schmerzes und der Zärtlichkeit an, der auf Hugo den rührendſten Eindruck machte.

„Sie treffen Ellerburg anders, als Sie's verlaſſen haben," ſagte er dann zu dieſem. „Damals war's unterhaltend und ſchön bei uns! — Jetzt," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „iſt es ein Haus des Unglücks geworden!"

Hugo wandte ſich mit achtungsvoller Theilnahme zu ihm. „Nach dem Unglück," verſetzte er mit einem Ton der Güte, der förmlich den Klang der Wahrheit hatte, „wird auch das Glück wieder kommen!"

Der Vater ſchüttelte den Kopf. Dann ſchaute er eine Zeitlang für ſich hin. Er ſchien nichts mehr hören zu wollen und verſank in theilnahmloſes Brüten.

Helene, zu Hugo gekehrt, lächelte durch die letzten Thränen, die ihr in die Augen gedrungen waren, und ſagte mit Liebe: „Du biſt rüſtiger, ich möchte ſagen männlicher geworden, Hugo! — Von dem guten Wildau haben wir auch gehört, daß Dein Onkel Dich zu ſeinem Erben eingeſetzt hat! — Dir geht's gut, wie Du's verdienſt. Es gibt doch eine Gerechtigkeit in der Welt!“

Hugo faßte ihre Hand und ſah ihr in's Geſicht. Ihre Wangen waren von einem roſigen Schein überhaucht, ihre Augen drückten bei rührender Demuth zärtliche Freundſchaft aus. Dem Ergriffenen kam ſie nun ſo ſchön vor, daß es ihm war, als müſſe ſie wieder geneſen! — als müßten ſein Wille und ſeine Liebe ſie wieder geneſen machen!

Er ſagte: „Liebe Helene, Du ſiehſt viel beſſer aus, als ich mir's nach der Schilderung, die ich vernommen habe, vorſtellen mußte. Unvergleichlich beſſer! — Ich hoffe und glaube, daß die Wendung, die in dieſen Tagen eingetreten iſt, Dich wieder zur völligen Geſundheit führen wird.“

Das Mädchen fuhr wie erſchrocken auf, und rief unwillkürlich: „Ich hoffe nicht! — Ich habe das Glück verwirkt,“ ſetzte ſie dann mit ſinkender Stimme hinzu, „und dem Leben entſagt!“

„Dieſen Gedanken,“ entgegnete Hugo, „mußt Du aufgeben! — Du mußt leben wollen!“

Der Baron ſah hier auf; aber als ob er das Wort nicht begriffen hätte, ließ er nach momentanem Hinſtarren den Kopf wieder ſinken und zeigte die alte Apathie.

„Wie!“ rief Hugo mit gedämpfter Stimme zu Helene, „Du willſt nicht mehr glücklich ſein?“

„Nein, lieber Hugo,“ erwiederte ſie; — „wie Du meinſt, nicht. Das einzige Glück, das ich gewünſcht habe, iſt mir heute zu Theil geworden:

Dich noch einmal zu ſehen! Und," ſetzte ſie gerührt hinzu, „Dich ſo gut zu ſehen, wie Du früher geweſen biſt!"

Ihre Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt; Hugo ergriff ihre Hände und preßte ſie zärtlich. Die Beglückte lächelte ſüß, und tieferes Roth flog über ihre Wangen. Die Thränen ſich aus den Augen wiſchend, machte ſie eine Bewegung, als ob ſie den Entſchluß gefaßt hätte, ihre Empfindung niederzuhalten, und begann wieder: „Ich danke Dir für Deine Freundſchaft, Hugo! — Was iſt es doch Schönes um ein edles, großmüthiges Herz! — Nur das iſt etwas — alles Andere iſt Nichts!" — Sie mußte Gewalt anwenden, um ihres Gefühls Herr zu bleiben; aber es gelang ihr; ſie lächelte und ſagte: „Wirſt Du heute unſer Gaſt ſein? — oder vielleicht auf einige Tage?"

Während dieſer Fragen war der Diener erſchienen. Er ſagte dem Baron, der Verwalter habe ein Anliegen an ihn: ob er hieher kommen dürfe oder ob der Herr Baron ſich in den Hof bemühen wollten!

Der Angeredete hatte den Kopf erhoben, wie einer, der aus einem Traum erwacht. „Was willſt Du?“ fragte er.

Chriſtoph wiederholte ſeinen Auftrag.

„Ich komme,“ verſetzte Jener, warf einen Blick auf die Beiden, nickte, und ging mit dem Diener weg.

„Nun?“ wiederholte das Mädchen zu Hugo.

Dieſer erwiederte: „Ich habe meine Angelegenheiten in’s Reine gebracht und bin ein freier Mann. Macht es Dir Vergnügen, und wollt Ihr mich hier beherbergen, ſo bleibe ich längere Zeit in Ellerburg.“

„Ah!“ rief Helene, indem ein Licht der Freude in ihren Zügen aufging, welches Leid und Trauer wunderbar überſtrahlte. Sie ſchwieg. Dann, indem ihre Bruſt ſich hob und ſenkte und ihre Augen feſt auf Hugo gerichtet waren, ſagte ſie mit Rührung: „So weit geht alſo Deine Großmuth! — Du willſt bei der Armen, Verlaſſenen, Verachteten — Sterbenden bleiben! Bei einer, die Dir wehe gethan, Dich gekränkt und verlaſſen hat! — O mein Gott!" rief ſie von ihrem Gefühl übermannt aus, „was gibt es für Menſchen in Deiner Welt! Teufel — und Engel in Menſchengeſtalt! Menſchen, die Engel übertreffen, weil ſie als Menſchen thun, was kaum von Engeln erwartet werden kann!"

Hugo ergriff ſie bei den Armen und rief: „Rege Dich nicht auf, liebe Helene! — Dein Irrthum iſt menſchlich geweſen — mache kein Verbrechen daraus! — Du haſt grauſam gebüßt! — Richte Dich auf! Hoffe wieder!"

Das erſchütterte, leidenſchaftliche Mädchen, welches tiefer als je das begangene Unrecht fühlte, entgegnete mit ſchmerzlichem Verziehen des Mundes: „Entſchuldige mich nicht, Hugo — Du wirfſt Feuer in meine Seele! — Nein, ich bin das armſeligſte Geſchöpf unter der Sonne — und mit Recht vernichtet! Daß ich Dich nochmals geſehen, iſt viel zu viel Glück für mich. Ich verdien' es nicht, und hätt' auch das nicht haben ſollen!"

Sie ſchwieg und ihr Haupt ſenkte ſich. Hugo umfaßte ſie, die ſich an ſeine Schulter lehnte, um ihre Thränen fließen zu laſſen. Unbeſchreiblich waren die Gefühle, welche durch die Bruſt des Mannes wogten. Unendliche Rührung; — unendliches Leid und unendliches Glück! — War ſie nicht wieder ſein? Ganz und gar ſein? Hatte er nicht ihre Seele gewonnen, daß ſie ihm gehörte, ihm allein und auf ewig?

Das Weinen erleichterte das gepreßte Herz; ſie erhob das Haupt wieder, ſah ihn an, und ein Schein von Troſt ging über ihr Geſicht. „Und es iſt wirklich ſo?" rief ſie. „Du willſt in Ellerburg bleiben? Bei mir bleiben? — Welch ein Mann! — Unglaublich!"

Sie ſchwieg, indem ein Feuer unendlicher Zärtlichkeit in ihren Augen ſich entzündete.

Wer, der ein edles Herz hat, kann der Reue, dem Leid, der Demuth — der Liebe widerſtehen? —

Hugo erwiederte mit innigem Ernſt: „Mein Hierbleiben iſt nicht verwunderlich. Ich liebe Dich, Helene! Und ich bleibe bei Dir —“

Das Mädchen war aufgefahren. „Rede nicht ſo,“ fiel ſie ein. — „Du kannſt mich nicht lieben! — Du haſt mich geliebt, ja; — aber auch das iſt ſchon zu viel für mich!“

„Nein,“ entgegnete Hugo mit tiefer Empfindung, „ich liebe Dich! — liebe Dich jetzt, — liebe Dich in dieſem Augenblick mehr als ich Dich je geliebt habe!“

„Still, ſtill,“ rief das Mädchen bebend. — „Es iſt Rührung, Mitleid!“

„Es iſt Liebe,“ erwiederte Hugo, „klare, tiefe, ewige Liebe. Ich habe Dich nie ſo ſchön geſehen, wie jetzt — und nie ſo würdig der Liebe! Was

Du gefehlt haſt, iſt verzehrt von Deinem leidvollen Geſchick bis zum letzten Atom! Du biſt rein — rein und geweiht durch das Unglück, das Du erduldet haſt. Nie hat Deine Seele ſo liebeſchön aus Deinen Augen geſehen! — Glaub' an Dich, glaub' an mich — und lebe!“

Helene hatte tief Athem geholt, — ein unbeſchreibliches Lächeln der Wonne flog um ihren Mund. „Nun,“ erwiederte ſie, — „in Gottes Namen! Deine Großmuth will's nicht anders, Du mußt mich übermäßig beſchenken — und ich ergebe mich drein! Ich nehme Deine Liebe an — die heilige Liebe eines Freundes! — Es gibt alſo doch nicht bloß Gerechtigkeit in der Welt, ſondern auch Gnade! Nicht nur Leid und Buße, ſondern auch Vergebung! — Ich habe geſündigt, — ich hab' unverzeihlich gefehlt; aber ich hab' doch auch viel gelitten, und ich mußte den Kelch leeren bis zum letzten Tropfen! — Ich habe von dieſer Welt, die mir ſo viel verheißen hat, wenig gehabt. Die ſchönen Tage ſind vergangen wie ein Traum; ich bin noch ſo jung — und muß vom Leben ſcheiden! — Sprich nicht dagegen! — Jetzt bin ich zufrieden und glücklich; ich danke Gott und ich ſegne mein Leben.“

Sie reichte Hugo die Hand. Er, mit Thränen in den Augen, führte ſie an ſeinen Mund und bedeckte ſie mit Küſſen.

Helene ſchaute auf ihn herab und nickte. „Welchen Abgrund von Seligkeit und Leid öffneſt Du vor mir, Hugo! — Aber das Leben geht ja für Jeden dahin! — und Viele haben ein langes Leben hindurch nicht das Glück empfunden, wie ich es jetzt empfinde! — Mög' es Gott mir noch einige Zeit erhalten — und Dir's vergelten, Hugo!“

Sie gab ihm nochmal die Hand und erhob ſich mit ihm. Dann ſagte ſie: „Führe mich in's Haus zurück. Ich fühle mich glücklich, aber ich bedarf der Ruhe. — Dein Zimmer,“ fuhr ſie nach kurzem Innehalten fort, „das ſeit Dir Niemand mehr bewohnt hat, wird die alte Martha einrichten, die mit Chriſtoph jetzt unſere ganze Dienerſchaft ausmacht. — Komm! — Nehmen wir eben die Freude an, die wir noch haben können!“

Hugo hatte ihr den Arm gereicht und geleitete ſie in's Schloß.

Fünftes Capitel.

So war Hugo wieder in Ellerburg. Er hatte die alte Wohnung bezogen und trug ſelber Sorge dafür, daß ſie die Einrichtung der frühern glücklichen Zeiten wieder erhielt. Als er damit fertig war, ſah er umher, und hatte ein wunderbares Gefühl: in leiſen Schauern ſo erregt, und doch zugleich ſo freundlich. Seltſam! Wo er ſonſt ſich befand, auch wenn er ſich glücklich fühlte, war er in der Fremde; — hier war er daheim! Das Stammgut ſeines Geſchlechts hatte man zertrümmert und das Schloß in eine Fabrik umgewandelt; das Gut, das er von ſeinem Oheim geerbt, war durch dieſen ſelber erſt angekauft und bloß ökonomiſch benutzt worden; — nur um Ellerburg floß ein Schein dichteriſcher Erinnerung, der dem Wohnſitz für ihn eine höhere Weihe gab. — Das Blut eines Abkömmlings der Familie rührte ſich in ihm; der Gedanke ſtellte ſich ihm dar, die Beſitzung nicht nur vom Untergang zu retten, ſondern wo möglich zum alten Glanz wieder herzuſtellen — und er gelobte ſich dies heilig. Mit tiefer Genugthuung erhob er ſich, und es war ihm faſt zu Muthe, als ob er ſchon Herr der Burg wäre.

Der Gedanke an Helene, bei allem Leid, welches in ihm erregt wurde, hatte doch etwas unendlich Wohlthuendes. Eine feierliche Stimmung überkam ihn. War doch noch immer Hoffnung! Sollte bei einem ſo jungen Leben die Rettung nicht trotz Allem noch möglich ſein? Konnte nicht er ſelber durch Erhebung und Kräftigung ihrer Seele zur Geneſung ihres Leibes beitragen? Er wollte an dieſer Möglichkeit halten, liebend Alles thun, was er zu der Beglückung der Lieben vermochte, und die Freude ihres Umgangs haben, die ihm unter allen Umſtänden von allen die ſüßeſte war! — —

Es kamen ſchöne Tage. Die Luft war mild, die Natur erſchien in der ganzen Sanftheit des Spätſommers. Wenn die Sonne warm niederſchien, war der Aufenthalt im Garten eine Freude, und manche Stunde wurde darin hingeträumt.

Helene befand ſich leidlich. Sie konnte ohne Anſtrengung reden und theilnehmend folgen, wenn Hugo ſprach. Nach den aufregenden Erklärungen am erſten Tag vermieden beide das Thema der perſönlichen Beziehungen. Was traurig ſtimmen konnte, umging man und unterhielt ſich über allgemeine Gegenſtände. Der Gereiſte erzählte von Italien und ſchilderte Gegenden und Kunſtwerke ſo lebendig und farbenfriſch, daß Helene, ſelbſtvergeſſen, mit Entzücken horchte. Oefters nahm das Geſpräch eine religiöſe, philoſophiſche Wendung. Hugo theilte die Gedanken mit, die er in der Zeit der Trennung gewonnen hatte oder die ihm klarer geworden waren, und er mußte auf's Neue bewundern, wie ſchnell Helene ſie faßte und ſich ihrer als eigener bediente. Wie er den Beruf hatte, gewiſſe Ideen auszuſprechen, ſo ſchien ſie dazu geboren, die ausgeſprochenen zu empfangen und ſich ihrer zu freuen.

Im Dorf und in der Umgegend knüpfte der Zurückgekehrte alte Verbindungen wieder an. Die Bauern in Ellerburg, bei denen ſein Erſcheinen viel Gerede und manches Kopfſchütteln veranlaßt hatte, begannen ihn zu begreifen. Jener Alte, mit dem er auf der Wegreiſe noch geſprochen hatte, grüßte ihn beim erſten Wiederſehen erfreut und gratulirte ihm beſonders theilnehmend zu ſeiner Erbſchaft. Als Hugo ihm mittheilte, daß er im Schloß zu bleiben gedenke — nicht nur den Herbſt, ſondern auch den Winter über, — ſah ihn der

Mann an; ſeine Augen wurden feucht, und er ſagte: „Sie ſind eben ein braver Herr!“

Eines Nachmittags erſchien Wildau mit Karl von Ellerburg. Als dieſer des Freundes anſichtig wurde, erröthete er und warf einen ſcheuen Blick auf ihn. Hugo ging auf ihn zu, ſchüttelte ſeine Linke, und ſprach ſeine Freude, ihn wiederzuſehen, ſo warm und herzlich aus, daß die Verlegenheit aus den Zügen des Beſchämten wich und ſeine Worte des Dankes den Klang gerührter Freundſchaft hatten. Er konnte ſich aber nicht enthalten, auf Hugo zu ſehen, wie man auf einen Höherſtehenden ſieht.

Die drei Männer beriethen ſich über die Führung des Hausweſens und der Oekonomie. Man beſchloß, dem Vater auch weiterhin die Meinung zu laſſen, als ob er der Herr wäre, und vertraute dabei dem neuen Verwalter, der von der Kunſt, ſeine Befehle einzuholen und doch nur das Zweckmäßige zu thun, ſchon Proben abgelegt hatte. Man hielt es für das beſte Mittel, den Geiſt des Schwachgewordenen vor gänzlichem Verſinken zu bewahren und ihn ſoviel als möglich der Familie zu erhalten.

Als Hugo den Beiden eröffnete, daß er in der Beſitzung verweilen wolle, um ſie nach und nach durch Wiedererwerbung des Verkauften in den alten Stand zurückzuführen, ſtieß Karl einen Schrei der Ueberraſchung aus. „Iſt's möglich?“ rief er; und während er Hugo's Hand ergriff, kamen ihm Thränen in die Augen. Dieſer erwiederte:

„Mein Entſchluß, lieber Karl, iſt ganz natürlich. Der Aufenthalt in Ellerburg iſt mir der liebſte: ich ſorge recht eigentlich nur für mich, wenn ich für Euch ſorge. Die Beſitzung iſt mir ſeit lange an's Herz gewachſen. Ich will ſie wiederſehen, wie ſie geweſen iſt — und Ihr müßt Euch ſchon darein ergeben!“

Karl zuckte die Achſeln und verſetzte mit dem

Humor des Ueberwundenen: „So beſchäme mich eben weiter! — Es geht in Einem hin!“ —

Man rief den Verwalter herbei. Als dieſer, deſſen ehrliche Miene nicht ohne einen angenehmen Zug von Schlauheit war, von dem Plan eines Rückkaufes der veräußerten Güter hörte, glänzte er vor Vergnügen. „Ei,“ rief er, „das wäre ſchön, — und mir beſonders lieb! Es gibt mir immer einen Stich in's Herz, wenn ich die Aecker und die Wieſen und die herrlichen Wälder ſehe, die dem Herrn gehört haben und nun an Hans und Peter gekommen ſind! — Aber — ob wir ſie wieder kriegen?“

Hugo verſetzte: „Wenn wir ſo viel dafür bezahlen, daß die Leute einen mäßigen Gewinn haben?“ —

Der Verwalter ſchüttelte den Kopf. „Laſſen Sie mich machen,“ ſagte er dann; „aber von Ihrem Wunſch und wie ſehr Ihnen die Sache am Herzen liegt, dürfen Sie nicht das Geringſte ſagen! — Wenn die Leute hören, wie gern wir die Grundſtücke wieder hätten, dann wiſſen ſie nicht, was ſie verlangen ſollen!“

Hugo meinte: es ſei doch eine gute Art Volks!

„O ja,“ verſetzte jener mit Laune. „Gut ſind ſie ſchon; aber bei aller Gutheit: je mehr ſie kriegen, je lieber iſt's ihnen!“

Wildau lächelte mit dem Blick eines Kenners.

„Was wollen Sie, Herr Baron?“ ſetzte der Verwalter hinzu. „Wer ſich gewöhnlich ſo plagen muß, um nur wenig Geld zu erwerben, den reizt es eben gar zu ſehr, einmal auf leichte Weiſe einen tüchtigen Schnitt zu machen — und er nimmt, was er bekommt!“

Hugo fand das begreiflich, und man kam überein, dem ſchon Erprobten auch hierin freie Hand zu laſſen. Er verbürgte ſich, die Güter nach und nach, mit einem mäßigen Zuſatz zum Verkaufspreis, wieder zu erobern.

Während die Freunde noch beiſammen waren, kam der Arzt, der Helene behandelte, — ein ruhig blickender Mann in den Fünfzigen. Er freute ſich zu hören, daß die Beſſerung fortdauere.

„Haben wir Hoffnung?“ fragte Karl mit dem dringenden Wunſch, eine gute Antwort zu hören.

„So lange das Leben mit uns iſt,“ erwiederte der Arzt, „kämpfen wir, und ſo lange wir kämpfen, können wir ſiegen.“

„Aber iſt die Heilung wahrſcheinlich?“ fuhr Jener fort.

„Erlauben Sie mir,“ verſetzte der Mann, „daß ich vor Allem die Kranke ſehe!“

Er ging. Nach einer Weile kam er wieder.

„Sie gefällt mir heute beſſer,“ antwortete er den Fragenden. „Ihre Seele iſt heiter; und was dieſe ſtärkt, das kommt auch dem Leib zu Gute. Wie weit? Das können wir freilich nicht ſagen!“

„Ich meine gehört zu haben,“ begann Wildau, „daß bei Leiden dieſer Art der bloße Vorſatz, leben zu wollen, ſchon zur Heilung geführt hat!“

„Unter Umſtänden — wenn die Krankheit noch nicht zu weit gekommen iſt,“ verſetzte der Arzt, „kann's auch ſein. — Meine Herren,“ fuhr er fort, als er Karl wieder zu einer Frage bereit ſah, — „thun wir das Unſere und hoffen wir! Sie, Herr von Lichtenfels, ſind mein Gehilfe! Unterhalten Sie das Fräulein durch Geſpräche über ihre Lieblingsgegenſtände! Führen Sie ihren Geiſt in heitere Regionen, indem Sie alles Aufregende, Betrübende vermeiden. Sie beſitzt ein leidenſchaftliches Herz, und hat ſich ſchon viel geſchadet durch die Heftigkeit, womit ſie ſich ſelbſt verklagte. Erfreuen Sie, begütigen Sie! Das Uebrige nehm' ich auf mich; — und vielleicht gelingt es uns doch, das ſchöne Leben der Welt zu erhalten!“ —

Ein paar Tage darauf, als Hugo mit Helene allein in der Laube ſaß, wollte er nach der Anweiſung des Arztes verfahren und begann: „Ich ſehe nicht ein, warum ich vor Dir geheim halten ſollte, was ich mit Karl und dem Oberförſter ausgemacht habe. — Ich will nach und nach die Felder und Wälder, die von den Beiden veräußert worden ſind, wieder ankaufen. Ellerburg ſoll wieder ganz werden.“

„Wie ſchön!“ rief Helene erfreut. — „Aber,“ ſetzte ſie nach einem Moment hinzu, „wem ſoll es dann gehören?“

„Welche Frage!“ erwiederte Hugo. „Das Gut iſt Euer; — und ich habe meine Capitalien darauf ſtehen!“

Helene ſah ihn an — und nickte begreifend.

„Alles,“ fuhr Hugo fort, „muß wieder in den vorigen Stand kommen! — Alles ohne Ausnahme!“

Das Mädchen ſah für ſich hin. Eine Röthe flog über ihre Wangen, ihr Buſen bewegte ſich und ſie ſagte: „Es iſt unmöglich! Hin iſt hin, lieber Hugo!“

„Alles iſt möglich, wenn man will,“ verſetzte dieſer nachdrücklich.

Helene ſchüttelte den Kopf, ſchwieg und verſank in Nachdenken. Dann ſagte ſie: „Worin, Hugo, liegt doch nur der Grund, daß wir anders denken und anders handeln? Daß wir das Gute verehren und preiſen und vom Böſen uns gewinnen laſſen? — Warum lieben wir nicht die Tugend über Alles, da ſie doch über Alles liebenswürdig iſt?"

Dieſe Fragen waren in einem Ton geſprochen, deſſen äußerliche Ruhe ſchmerzliches Gefühl durchklingen ließ; Hugo war in Verlegenheit, wie er darauf antworten ſollte. Endlich ſagte er:

„Weil wir Sinn haben für Beides, liebe Helene, für das Gute und für das Böſe; — weil wir Sinn für Beides haben müſſen!"

„Das erklärt nur das Schwanken zwiſchen Gutem und Böſem," erwiederte ſie, „nicht die gewöhnliche Entſcheidung für das Letztere! — Warum fallen wir in der Regel dieſem zu?"

Hugo zuckte die Achſel. „Weil wir Menſchen ſind, und Schwachheit unſer Erbtheil iſt.“

„Du biſt ſehr freundlich, daß Du ſagſt: wir!“ verſetzte das Mädchen. „Aber Du haſt es nicht gewählt, ſondern ich! Und wenn ich auch zuweilen darüber ſtaune, ich weiß doch noch recht gut, warum ich's gethan habe!“

Hugo, der das Geſpräch eine ſo ganz andere Wendung nehmen ſah, als er ſie ihm hatte geben wollen, konnte ein Zeichen von Ungeduld nicht unterdrücken. „Du haſt damals Deine Wahl getroffen,“ entgegnete er, „weil Du den Wünſchen der Deinen nicht widerſtehen wollteſt!“

„O,“ rief das Mädchen, „da biſt Du ſehr im Irrthum! Das war ein Grund, um mich ſelber damit zu täuſchen, und ich hab' ihn auch wirklich dazu gebraucht. Er that mir vortreffliche Dienſte! Aber jetzt gilt die Wahrheit, und ſie ſei geſagt! — Eh' ich dieſe Wünſche kannte, war ich ſchon entſchieden!“

„Du thuſt Dir ſelber Unrecht!“ rief Hugo mit unwillkürlicher Heftigkeit.

„Das nicht,“ erwiederte Helene. „Du aber willſt mich entſchuldigen — und ich will nicht entſchuldigt ſein! Ich will mich nicht belügen — und mich nicht für beſſer halten laſſen, als ich bin!“

„Laß das Vergangene vergangen ſein!“ entgegnete Hugo mit einem Klang des Unmuthes in ſeiner Stimme. „Rege Dich nicht auf! — Durch dieſe Selbſtanklagen richteſt Du Dich zu Grunde!“

„Im Gegentheil!“ rief ſie. „Die Beichte meiner Schuld, wenn ich ſie Dir ablege, wird mich eben beruhigen! — Höre ſie, Hugo! Der Moment iſt gekommen! Und wenn Du Alles vernommen haſt — ſprich mein Urtheil!“

Hugo blickte zweifelnd, beſorgt. Dann verſetzte er: „Nun — in Gottes Namen!“

„Laß mich zuerſt von Dir reden,“ begann das Mädchen. „Du hatteſt bei allen Deinen Tugenden einen Fehler, den Du noch immer haſt und den wir Frauen nicht ertragen können: Du biſt zu gut — biſt namentlich gegen mich zu gut geweſen! Siehſt Du, gegen ſo einen fühlen wir alsbald unſere Macht, werden übermüthig — und ſehen auf ihn herab, zu dem wir hinaufſehen ſollten!“

Hugo nickte unwillkürlich.

„Der Gute iſt aufrichtig,“ fuhr ſie fort, „und gibt ſich ganz wie er iſt. Wir lernen ihn ſo kennen, und er iſt uns klar. Wir wiſſen, daß er ſich gleich bleiben wird, und wir empfinden keine Furcht vor ihm. Was wir aber nicht fürchten, das ſchätzen wir nicht.“

Hugo ſah ſie an. „So ſind die Frauen?“ rief er.

„Die Töchter Eva's, ja,“ erwiederte Helene. „Die Frauen, wenn ſie ſich ſelber folgen; — die meiſten Frauen!“

Hugo hatte eine Entgegnung auf der Zunge; aber er unterdrückte ſie.

„Der Andere,“ fuhr ſie mit gedämpfter Stimme fort, „iſt ein Räthſel. Er beſchäftigt uns, lockt uns an, zieht unſer ganzes Intereſſe auf ſich. Er ſucht uns und entzieht ſich uns, wir ſuchen ihn, um ihn zu halten. Wir ſind ſeiner nie ſicher; die Unzuverläſſigkeit, bei der Alles möglich iſt, ängſtigt, beleidigt uns — und unwiderſtehlich reizt uns der Gedanke: ihn gefangen zu unſern Füßen zu ſehen!"

Hugo ſchwieg. „Ich begreif' es," verſetzte er dann mit einem Tone zugleich des Mitleids und der Trauer. „Eine Eures Geſchlechts hat es ausgeſprochen: On n'est séduit que par ce qui trompe!"

„Sie hat es gewußt," erwiederte Helene. — „Die Wildheit," fuhr ſie nach kurzem Innehalten fort, „die wir hinter den eleganten Formen vermuthen, verletzt und beſtrickt uns. Die Selbſtſucht, die wir ahnen, übt auf unſere Phantaſie eine magiſche Wirkung. Das Weib ſucht den Mann; in dem rückſichtsloſen Stolz, dem unergründlichen

Willen erblickt ſie ihn, und fühlt nun, ihm ſich hinzugeben, ein unendliches Verlangen, indem ſie hofft, mit den Künſten des Weibes den Herrn zu meiſtern.“

„Natürlich,“ ſagte Hugo. „Höchſt natürlich!“

„Er iſt leichtſinnig, frevelhaft: welch ein Reiz und welch ein Triumph, ihn zu bekehren! — Der Gute iſt fertig; — was gäbe es bei ihm noch zu thun? Aber den Andern können wir erheben, bilden — retten!“

„Und dieſes gute Werk,“ verſetzte Hugo, „darf natürlich nicht ungethan bleiben!“

„Freilich nicht,“ erwiederte Helene mit ſchmerzlichem Verziehen des Mundes. — „Um es kurz zu ſagen. Der Treue gehört uns, um ihn brauchen wir uns nicht erſt zu bemühen; der Unzuverläſſige will uns entgehen, ihn müſſen wir haben und ihm laufen wir nach. — Schimpflich — aber, leider, die Wahrheit!“

„Arme Weiber!“ rief Hugo mitleidig und nicht ohne einen Ton der Geringſchätzung. — „Und dann habt ihr, was ihr gewollt habt?“

„Allerdings,“ erwiederte ſie bitter. — „Ich hab' aber noch nicht Alles geſagt. Die Natur und das Glück gefallen ſich oft darin, einem Innern, das uns verlockt, das Aeußere zu geben, welches den Zauber vollſtändig macht. Es iſt ein unglaublicher Reiz in der überlegenen Leichtigkeit, in der zierlichen Gewandtheit eines Verführers! Die geheuchelte Verehrung, wenn ſie mit Feuer geheuchelt wird, ſchmeichelt uns viel mehr, als die offene und ehrliche des Treuen, die ſich ja von ſelber verſteht! Und zuletzt — Alles, was der Dämon iſt und thut, hat den Reiz des Verbotenen! — Wir fühlen gar wohl: ihm iſt nicht zu trauen, — er kann die ſich Hingebende in's Verderben ſtürzen! Aber eben das berückt uns. Wir wollen etwas unternehmen — wagen! „Sein oder Nichtſein!“ ruft es in uns. Das Herz klopft in unwiderſtehlichem Verlangen, — und wir ſind verloren!“

„Verloren!“ wiederholte Hugo im Anſchauen der unvermeidlichen tragiſchen Folgen.

„O,“ rief das Mädchen erſchüttert, „welch ein Abgrund liegt im Menſchenherzen! Man kann das Gute lieben und verehren, von dem Böſen ſich abgeſtoßen fühlen und über einen Erfolg des Guten ſich freuen in Wahrheit, mit gerührtem Sinn! Und hinter all dieſer Liebe und Rührung ſteht doch ein Wille, der ſich vorbehält, zu thun was ihm gefällt! Ein unergründliches Verlangen der bethörten Seele: nach der Huldigung, die man dem Guten erwieſen hat, nun auch für den Böſen etwas zu thun, der im Grunde nicht ſo böſe iſt, wie man ihn macht, und ſich ſelbſt zu belohnen, indem man zu guter Letzt ſich ihm an den Hals wirft!“

Hugo, die Erregte betrachtend, ſchüttelte zu dieſen Worten den Kopf wie zu einer leidenſchaftlichen Uebertreibung. Helene, ohne darauf zu achten, fuhr mit wehmüthiger Bitterkeit fort:

„Nachdem es nun ſo ſteht, kommt endlich ein Vater und ſagt: Du würdeſt mir Freude machen, wenn Du Jenen wählteſt! Es kommt ein Bruder, der dieſe Zumuthung dringender, heftiger ſtellt. Das Weib widerſetzt ſich. „Wie! ich ſoll dem Edeln, der mir vertraut, die Treue brechen? Ich ſoll ihn unglücklich machen? Niemals! Alle eure Mühe iſt vergebens!“ Und während ſie dies ſagt, iſt ſie ſchon entſchloſſen, dem nächſten Andringen ſich zu fügen!“

Hugo wendete ſich gegen ſie mit dem Ausdruck des Unwillens. „Du verläumdeſt Dich!“ rief er. „Wenn Andere in ihren Erzählungen ſich verſchönern, Du verhäßlichſt Dich! Es iſt die Fiction der Selbſtquälerei!“

„Es iſt die Wahrheit, wie ſie dem unbeſtochenen Gewiſſen ſich darſtellt,“ entgegnete ſie mit Ruhe. „Ich habe Zeit genug gehabt, das alles zu erkennen und mir vorzuhalten. Wenn ich mich, ſo lang ich im Glück zu ſein glaubte, ſelber täuſchte und den Einreden meines Bewußtſeins die Ausrede entgegenſetzte, mich der Familie geopfert zu haben — das Unglück hat mir die Augen geöffnet. Ich ſah mich nun wie ich war — ſah mit ſchrecklicher Klarheit die wirklichen Beweggründe meines Entſchluſſes — ſchauderte und ſchämte mich, wand und krümmte mich, und, ich kann Gott zum Zeugen anrufen, — das einzige Glück, das ich noch hatte, fand ich in dem Gedanken, Strafe zu leiden! — Ja, das Unglück war mir ein Segen," rief ſie mit feierlichem Ausdruck, „und immer ſoll es mir geſegnet ſein! Das Unglück iſt mein einziger Troſt — mög' es mir bleiben bis an mein Ende!"

Sie ſchwieg erſchüttert. Hugo, im Innerſten ergriffen, — die Schuld der Geliebten erkennend, aber durch ihr unendliches Gefühl derſelben im Tiefſten verſöhnt, mit hervorbrechender Freude über den Sieg der Tugend und des Geiſtes, umfing ſie liebevoll. „Nein," rief er, „nicht zum Ende!

Das Unglück, das ſo begriffen, ſo getragen, ſo benützt iſt, muß zum Glück führen, um dann für immer zu verſchwinden!"

„Und hat es mich denn zum höchſten Glück nicht ſchon geführt?" erwiederte ſie, indem ein Licht inniger Liebe in ihrem Geſicht aufging. „Der böſe Zauber iſt in Folge ſeines Schlages gewichen, ich habe den ſelbſtſüchtigen Frevel in ſeiner Häßlichkeit, den Willen des Guten in ſeiner wundervollen Schönheit erblickt. — Ich habe," fuhr ſie mit gerührtem, zärtlichem Blick fort, „Dich erkennen und ſchätzen gelernt! — Wenn ich Dir unrecht gethan habe, lieber Freund, wenn ich mit Dir geſpielt und Dich verrathen habe — ich hab' es Dir auch wieder hereingebracht! Die Anſchauung der entlarvten Gemeinheit, die Erkenntniß meiner Verblendung und meines Unwerths, führte mich zur Anſchauung des Adels und der Schönheit Deiner Seele! Wenn das Laſter in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit ſich enthüllt hat, dann kommt die Zeit für die Tugend; wir erhalten das Organ für ihre Lieblichkeit, ihren unerſchöpflichen Reiz wieder! — Der Dämon, das Böſe berückt uns, weil es unergründlich erſcheint und in ewiger Furcht und Hoffnung die Phantaſie beſchäftigt. Aber das iſt ein Irrthum! Das Böſe iſt nicht unergründlich, denn es kommt auf und liegt nun kläglich in ſeinen dürftigen Grenzen vor uns. Das Gute iſt allein unergründlich! — ein Quell, der ewig fließt und der, je mehr wir aus ihm ſchöpfen, nur um ſo reizvoller und labender wird! O wie hab' ich das erkannt, und welche Stiche gab mir die Erinnerung an meine Blindheit, meine klägliche Schwäche! Was mir als Schwäche an Dir erſchienen war, ſah ich als Stärke; was ich geringgeachtet hatte, mußte ich im Staube bewundern! In tiefſter Einſamkeit wurde ich roth über und über und Flammen wälzten ſich durch mein Herz, wenn ich daran gedachte, daß ich Dich auch nach aufrichtiger Bewunderung Deines Geiſtes und Charakters doch mit aller Seichtheit einer eiteln Seele belächelt hatte, wie man ein Kind belächelt, weil Du mich liebteſt und in der Liebe Dir nicht gütig genug ſein konnteſt gegen mich! Aber die Pein, die ich dabei erduldet, erſchloß mir die ſüßeſte Freude. Dein Weſen lag vor mir in unendlicher Schönheit! Ich liebte Dich, liebte Dich in den tiefſten Tiefen meiner Seele; — und nachdem ich ſo viel Herzeleid erduldet hatte, durfte ich Dich lieben! Ich lebte mein früheres Leben mit Dir — wieder durch, hörte wieder, was Du mir geſagt hatteſt, und nun erſt verſtand ich's! — Du biſt ein guter Lehrer geweſen und haſt mich die Wahrheit ſo klar ſehen laſſen als möglich; aber das Unglück hat's doch noch beſſer gekonnt! Dir mochte ich mich noch verſchließen, aber gegen die Argumente des Leides half kein Widerſtreben! — Nachdem ich mich genug gepeinigt hatte, ergab ich mich dem Glücksgefühl der Liebe. Du warſt fern von mir, Du erfuhrſt nichts davon; und ſo war's meiner

Seele recht, denn dieſe Strafe wollte ich haben. Aber in andern Momenten ſehnte ich mich doch wieder unendlich, Dich wiederzuſehen, und ſchmachtete nach Deiner Vergebung. Denke Dir nun, wie mir's war, als Du wiederkehrteſt, — als Du Deine Güte ſo weit triebſt, mir zu ſagen, daß Du mich noch liebteſt!“

Sie ſchwieg. Die Thränen, die ihr bei den letzten Worten in's Auge gedrungen waren, floſſen die Wangen herab. Hugo, gerührt und unendlich erfreut, umſchloß die zarte Geſtalt, preßte ſie an's Herz und küßte die ſchöne Stirn, indem auch ſeine Augen ſich trübten. „Warum ſollte ich Dich nicht lieben?“ rief er aus. „Gibt es denn ein ſüßeres und liebenswertheres Weſen? Für mich nicht in der ganzen weiten Welt!“

Helene, ſeine Hand drückend, erwiederte: „O Du biſt gut, immer wieder, unverſieglich!“ Und vom Geiſte bewegt, im Fluß des Geiſtes fuhr ſie fort: „Ja, ſchön iſt nur die Güte, die ſtete, gleiche

Güte, — ſie allein macht den Menſchen gottähnlich! Der heuchelnde Böſe iſt ein Räthſel und hat den Reiz des Räthſels; aber wenn die Maske fällt, iſt er ſchal wie ein aufgelöſtes Räthſel. Sobald wir den Böſen erkennen, iſt er vernichtet; wenn aber der Gute erkannt wird, fängt er erſt an zu leben und erhöht ſich in Glorie. Wie iſt es nur möglich, daß der Böſe uns ködert und der Gute ſchwach erſcheint und unmännlich? O kläglicher Stumpfſinn des Weibes! Schreckliche Täuſchung des weltlichen Scheines! Der Sinn fehlt uns für den Geiſt und die Güte! Während wir den Guten für arm anſehen und mit den Spöttern ſpotten, ſind wir ſelber arm, armſelig und kindiſch eitel! Und dennoch — wie ſicher fühlen wir uns dabei! Iſt der Trug dieſes Gefühls enthüllt, dann begreifen wir es nicht; aber doch iſt der Blitzſtrahl des Geſchicks nöthig geweſen, um uns die Augen zu öffnen, und hätte er nicht eingeſchlagen in die Seele, wir wären im Trug durch's Leben gewandelt!"

Hugo, in dem Unglück der Geliebten ſeinen und im höhern Verſtande auch ihren Gewinn erkennend, ſchwieg mit tiefem Ernſt; ſie, indem ſie zu ihm ſich wendete, fuhr fort:

„Glaube mir, lieber Freund, es iſt nicht ein Erzeugniß der Aufwallung, wenn ich ſage: ich preiſe das Leid, das mir widerfahren iſt! Nein; — ich zittere bei dem Gedanken, daß es mir nicht widerfahren ſein könnte! — Doch, was brauch' ich weiter zu ſagen?“ fügte ſie liebevoll hinzu. „Ohne mein Unglück, wo wäre das Glück, Dich bei mir zu ſehen? Dich mit ſo wunderbarer, unendlich rührender Liebe bei mir zu ſehen?“

„Gute Helene!“ rief Hugo mit feuchten, ſtrahlenden Augen.

„Die Schrift ſagt: wen der Herr lieb hat, den züchtigt er! — Dank ſei Ihm! Auch mich hat er lieb gehabt, denn er hat mich gezüchtigt — und durch Züchtigung gerettet! Ich habe Urſache, die Ruthe zu küſſen, die mich geſchlagen hat, und ich thu' es!" Sie ſchwieg; dann, mit einem eignen wehmüthigen Lächeln, fuhr ſie fort: „Schöner wär's freilich geweſen, wenn ich die Strafe nicht nöthig gehabt hätte! Ich vermuthe ſogar, daß Gott, wenn er den lieb hat, den er züchtigt, den andern, den er nicht züchtigen muß, um ihn zu retten, am liebſten hat von Allen und ihn immer am liebſten haben wird!"

Hugo lächelte mit Güte. „Das iſt ein ſchweres Problem!" entgegnete er. „Halten wir feſt an dem, was wir haben!"

„Wohl," verſetzte ſie. „Meiner Schwäche und Blindheit war die Strafe nöthig; und nun will ich eben dieſen Weg lieben und mich ſeiner freuen! Ich will nicht klagen, will nicht jammern darüber, daß ich das Leben werde laſſen müſſen in ſo jungen Jahren — es wäre ein Rückfall in die frühere Seichtheit! Der ewige Gewinn allein iſt mein Ziel! Die Strafe, ich fühl' es, ſichert mir ihn, wenn ich ſie dankbar dulde bis zu Ende, und ich werde ſie dulden! — Daneben,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie mit zärtlichem Blick Hugo’s Hand ergriff, „will ich Dein ſein, ſo lang ich noch auf dieſer Erde wandle!“

„Mein,“ rief Hugo, „biſt Du nicht für die Zeit der Erde, mein biſt Du auf ewig!“

Er nahm ſie in ſeine Arme und küßte ſie mit dem Feuer der innigſten Liebe; ſie erwiederte den Kuß, und nie fühlten zwei Liebende ſich glücklicher als ſie, die Unglücklichen!

Sechſtes Capitel.

Einige Regentage kamen und gingen, die Natur ſtellte ſich wieder mit ſchöner Witterung ein. Der Garten duftete neubelebt. Der Zuſtand angehender Verwilderung, in welchem er ſich befand, ſchadete ihm nicht, ſondern gab ihm einen Reiz mehr. Verfall der Kunſt, der ein ungehemmteres Hervortreten der Natur zur Folge hat, macht in der Regel einen poetiſchen Eindruck, wenn auch einen melancholiſch poetiſchen. Iſt ein Park, der von der Gemeſſenheit der Cultur ſich wieder dem urſprünglich Regelloſen zugeneigt hat, waldähnlicher geworden, ſo träumt ſich's nur um ſo freier und heimlicher in ihm. Das Rauſchen der Wipfel klingt romantiſcher. Man glaubt den Menſchen ferner zu ſein, und hat ein ſchöneres Gefühl ſicherer Einſamkeit.

Der Stimmung unſerer Liebenden kam der Garten eben ſo am freundlichſten entgegen. Die Verſchönerung nach den Regentagen hatte die Sonne übernommen. Sie trocknete, was man trocken wünſcht, gab der Luft eine wohlthuende Wärme und vergoldete das Grün des Unkrautes wie des Krautes. Wo dieſe Pflegerin das Ihre thut, da kann menſchliche Sorgfalt mangeln und die Erde wird ſich doch erfreulich ausnehmen.

Eines Morgens waren die Beiden in den Laubgängen umhergewandelt. Die wenn auch langſame Bewegung und herzliche Wechſelreden hatten die Wangen des Mädchens gefärbt, und Hugo, dem ſie nicht nur ſchöner, ſondern auch friſcher, geneſungverheißender erſchien, ſah ſie mit einem ſo glückſeligen Glanz des Auges an, daß es ihr auffallen mußte. Sie erröthete aus Freude und rief unwillkürlich: „Guter Hugo! Du liebſt mich! — liebſt mich wirklich!“

„Iſt das etwas Neues?“ verſetzte er lächelnd.

„Du haſt es mir zwar ſchon geſagt,“ erwiederte ſie, „aber ich muß doch immer wieder darüber ſtaunen! — Du biſt ja glücklich!“ fügte ſie, ſelber glücklich, hinzu.

„Allerdings,“ beſtätigte er; „und ich finde das höchſt natürlich!“

„Ach!“ rief ſie mit einem Seufzer der Genugthuung.

„Was willſt Du?“ fuhr er heiter fort. „Du haſt mir's eben angethan: ich kann nicht mehr von Dir loskommen!“

„Haſt Du das ſchon einmal verſucht?“ fragte ſie.

„Ich werde mich wohl hüten!“ entgegnete er. — „Bei Dir zu ſein, iſt mein Leben, die einzige Freude meines Daſeins!“

Helene lächelte bewegt. „Aber,“ erwiederte ſie nach einem Moment und hielt inne, als ob die Entgegnung nicht über die Lippen wollte. Dann ſagte ſie: „Du bleibſt Dir eben gleich, Hugo. Du liebſt — wo Mancher nicht mehr lieben würde!“

„Zu ſeiner Unehre!“ verſetzte Hugo. „Ich liebe mit hellſtem Verſtand, und bin mir bewußt, eben das Liebenswürdigſte zu lieben!“

„Weil Du es ſo haben willſt!“ entgegnete Helene.

Hugo ſchüttelte den Kopf. „Liebſte,“ ſagte er, „was liebt die Liebe denn Anderes, als die Seele? Auch wer die äußere Schönheit liebt, liebt unbewußt eben die Seele, denn die Schönheit iſt der Ausdruck der Seele. Wer aber die Seele nicht meint, der liebt nicht!“

„Indeſſen,“ verſetzte Helene, und ſtockte wieder, indem ein wehmüthiges Lächeln für ſie ſprach.

„Die Seele,“ fuhr Hugo ſie begreifend fort, „iſt ewig, und wenn ſie ſchön und liebenswürdig iſt, ſo iſt ſie's ewig. Wer aber, der ſeinen Verſtand beiſammen hat, wird das Vergängliche lieben und nicht vielmehr das Ewige? Wer wird das Schöne lieben, das häßlich werden und ganz vergehen kann, wenn er das Schöne ſieht, das ewig ſchön bleibt?“

„Ganz wohl,“ verſetzte das Mädchen. „Aber für dieſes Leben wünſcht man ſich doch auch Geſundheit des Leibes, Kraft und Luſt des Daſeins!“

„Große Güter!“ entgegnete Hugo; — „ich will ſie nicht verkleinern. Doch weicht endlich die ausdauerndſte Kraft und Schönheit des Leibes dem Alter und dem Tode. Wer ihr vertraut hat, findet ſich getäuſcht und muß verzagen, während Jener, der auf das Weſentliche baut, in ihm Erſatz für Alles findet — Erſatz für alles Unweſentliche, das der Zeit zum Raube fällt!“

Helene erwiederte mit einem unwillkürlichen Blick des Dankes.

„Die Seele,“ fuhr Hugo fort, „muß erſcheinen, ſchön erſcheinen. Aber wenn ſie erſchienen iſt und volle, ganze Liebe entflammt hat, dann iſt der Zweck der Erſcheinung erreicht. Denn die Liebe hat ihre Schönheit in ſich aufgenommen und behält ſie ewig in ſich. Die wunderbare Blüthe des Lebens iſt in die Sphäre des Ewigen erhoben; ſie lebt ewig im erinnernden Geiſt und wird ewig erneut in ſchöpfungsfreudiger Liebe.“

„Es iſt wahr,“ verſetzte das Mädchen. „Da doch Alles vergeht und nur als Erinnerung fortlebt, ſo genügt es, einmal geweſen zu ſein, die Freude des Lebens erfahren und gegeben zu haben, — wenn auch nur auf kurze Zeit!“

Hugo ſchwieg. Dann ſagte er: „Es iſt ein Glück, das jedem andern ſich vergleicht: in der Zeit unvergleichlicher Blüthe mit allen Zaubern von der Liebe geſehen und zu ſteter Erneuung der Seele gewonnen zu ſein. Wie ſchön aber dieſer Beſitz iſt, dem Liebenden iſt er vor Allem die Weiſung auf die Seele ſelber, die ihm ſo hold erſchienen. Nicht im Gedanken an die Erſcheinung, in dem Bewußtſein, daß die geliebte Seele lebt, ewig lebt, findet der Liebende das höchſte Glück! — Aber freilich —“

„Nun?“ unterbrach ihn Helene. „Auch Du haſt ein Aber?“

„Ein großes,“ verſetzte Hugo. „Der Liebende liebt die Seele, die Urſache aller Schönheit, die ſelbſt und ewig ſchöne; aber — ſie muß ihn wieder lieben!“

Helene's Geſicht erheiterte ſich. „Dieſe Bedingung,“ erwiederte ſie, „find' ich in der Ordnung!“

„Die Seele,“ fuhr Hugo fort, „iſt nur liebenswürdig, wenn ſie liebt — nur ſchön, wenn ſie liebt! Eben die Liebe macht ſie ſo ſchön, daß ſie den Liebenden entzückt und mit der Wonne der Ehre die Flamme der ſüßeſten Leidenſchaft in ihm lodernd erhält. Nur die Liebe gewährt Bürgſchaft, daß die Seele ewig ſchön ſein wird, ewig liebenswerth und ewig beſeligend!“

„Nun,“ verſetzte Helene mit einem Blick der

Güte, „dann kannſt Du mich getroſt lieben. Denn meine Seele liebt Dich, und wird Dich ewig lieben!“

„Holde!“ rief Hugo, ihre Hand ergreifend, mit einem Strahl der Zärtlichkeit in ſeinen Augen.

„O Hugo!“ erwiederte ſie, „wie ſollt' ich das nicht? Dein Geiſt iſt ſo erhaben, Dein Charakter ſo edel, Dein Gemüth ſo freundlich; und Du liebſt mich — unverdient, gewiß! — aber Du liebſt mich! Ich ſehe in Deine Seele wie in ein Paradies, wo morgenfriſche, heilige Schönheit leuchtet. Welch eine Empfindung, verglichen mit der, die der Dämon in uns erregt! Es iſt Wonne! Die Regung, welche dieſen Namen verdient, fühlen wir nie gegen Jenen, bei dem alle Freude getrübt iſt durch Unruhe und durch die dumpfe Bangigkeit einer Seele, die ſich ſelbſt verloren hat. Wenn wir den Edeln lieben, dann haben wir die Gewißheit, daß wir ihm ewig gehören. Die Luſt der Erde hat allen Zauber verloren, und von der göttlichen Freude, die unſer Herz erfüllt, ſehen wir auf ſie nur hernieder, um entzückt zu fühlen, was wir dafür errungen haben."

„Ah," rief Hugo. „Wie wohl thut es, das zu hören!"

„Und wie wohl, es ſagen zu können! — Ich wiederhole es Dir: alles Leid, das ich erduldet habe, preiſe und ſegne ich um dieſer Folgen willen! Und wenn mein Vergehen dazu nöthig war, ſo preiſe ich auch dieſes! Bin ich unfähig geweſen, ſo hab' ich's doch gelernt und kann es jetzt, was mich ewig beglücken wird: Dich erkennen und Dich lieben!"

Sie hatte das Letzte mit einem innig holden Blick aus naſſen Augen geſagt; und das Herz Hugo's, dem das Geſtändniß um ſo rührender erſchien, je ſanfter es geſprochen war, ſchlug in Entzücken. Er umfing die Geliebte mit Leidenſchaft und gab ihr die zärtlichſten Namen.

„Ach," rief ſie, die Hand auf ſeine Schulter gelegt, „was iſt Alles noch möglich — am Rande des Abgrunds! Das Leben iſt doch ſchön — ſchön auch für mich! — Und es thut weh, von ihm ſcheiden zu müſſen!“

Hugo ſah plötzlich ernſt auf ſie. „Warum immer dieſe Gedanken?“ rief er mit dem Vorwurf der Güte. „Fühlſt Du Dich nicht beſſer? Du gehſt aufwärts, nicht abwärts! Alſo getroſt!“

Helene ſchwieg; dann ſchüttelte ſie gelaſſen den Kopf. „In meiner Seele,“ entgegnete ſie, „iſt keine Hoffnung. Ich verdiene nicht zu leben — und kann mir's nicht denken. Es wäre zu viel für mich!“

„Sei doch muthig,“ rief Hugo, „und hab' das Herz, glücklich zu ſein! Wo iſt denn der heroiſche Wille, der ſonſt in Dir war? Gebrauch ihn jetzt zum Leben!“

„Und Du willſt, daß ich lebe?“ erwiederte ſie mit einem Lächeln, deſſen Wehmuth durch einen Schein zärtlicher Schelmerei erhellt war.

„Ich verlang' es von Dir," entgegnete Hugo, „Du biſt mir's ſchuldig! — O könnte ich Wunder thun! Die Erde iſt ſchön für die Guten, ſie verdient, daß wir lange leben auf ihr und wirken, was nur auf ihr gewirkt werden kann!"

Das Mädchen ſah für ſich hin. Dann ihm die Hand gebend, ſagte ſie: „Ich verſprech' es Dir — und will thun, was ich kann!"

Hugo ſchüttelte die Hand mit freudigem Beifall. — Ein Geräuſch machte ſie aufſehen, und bald darauf kam der Vater gegen ſie heran. Helene ging ihm entgegen, der Liebende folgte und ſagte für ſich: „Ihr Herz iſt froher geworden, und die Freude bekommt ihr. Nun, Liebe, thu' ein Uebriges, verſtärke die Kunſt des Menſchen und führe ſie zum Sieg!" — —

Zwei Tage ſpäter, an einem Sonntag nach Tiſch, kam die Familie Wildau zum Beſuch. Die Frau nahm das Wickelkind dem Dienſtmädchen ab und der Gatte führte den bald dreijährigen

Knaben: ſo begrüßten ſie im Hof die entgegengehenden Verwandten.

Es war ein erfreuender Anblick! Heiterkeit, Geſundheit, Selbſtgefühl ſprachen aus den Geſichtern ſo natürlich und ſo treuherzig, daß ſie unmittelbar den ſchönſten Antheil erweckten. Die Eltern zeigten ihre Kinder und hörten die Lobeserhebungen mit glückſeligen Augen. Man brachte die Kleine durch neckende Liebkoſungen zum Lachen, und der blondhaarige Junge gab eigene naive Einfälle zum Beſten, die auch dem alten Herrn ein Lächeln abgewannen.

Zu den wenigen Erſcheinungen, die auf Erden ein Bild des Vollkommenen gewähren, gehört eine glückliche Familie. Die Freude der Eltern iſt rein und ganz; nicht oberflächlich und immer zu entfliehen bereit, wie ſo manch andere Freude der Erde, ſondern überſchwänglich und aus unverſieglichen Lebenstiefen immer wieder ſich erneuend. Sie iſt zugleich natürlich und heilig: die Friſche der unmittelbaren Luſt von weihendem Licht übergoſſen. Die Eltern fühlen ſich ergänzt durch die Kinder; ſie blicken hinaus in eine unabſehbare Kette lebenhervorbringenden Lebens und triumphiren in ihrem Herzen über das Gefühl der Vergänglichkeit. Spricht ſich das nicht als Gedanke aus, ſo iſt es doch als Empfindung in ihnen und der wohlwollende Betrachter kann es von ihren Mienen leſen.

Während die Oberförſterin, die Kleine auf dem linken Arm wiegend, in verjüngter Schönheit bei dem Baron ſtand, ließ Helene das Auge auf ihr weilen. Die Züge des Mädchens drückten ein edles Mitgefühl aus; eine herzliche Freude glänzte aus ihrem Geſicht; der Ernſt derſelben ging aber endlich in Wehmuth über, und ſie athmete, daß es wie ein Seufzer klang. Hugo, der ſie beobachtet hatte, ſchien ihre Gedanken zu errathen. Er wurde ernſt und nickte wie Einer, der ſich etwas vorgenommen hat.

Der Nachmittag ging vergnügt hin. Dem Knaben konnte in Schloß und Garten Vieles gezeigt werden, was ihm Rufe der Bewunderung entlockte, die dann wieder ſeine Führer erheiterten. Die junge Frau, nachdem ſie das Kind dem Dienſtmädchen übergeben hatte, ſetzte ſich zu Helene, rühmte ihr beſſeres Ausſehen, ließ ſich von ihrem Leben und Treiben erzählen und pries, um auf ihr Angeſicht noch ſchöneres Licht zu rufen, den gemeinſchaftlichen Freund. — Wildau ſeinerſeits ermangelte nicht, Helene gegen Hugo für gekräftigter zu erklären und im Widerſpruch gegen die frühern Aeußerungen ſeine Hoffnung auf ihre Geneſung auszudrücken. Mit Befriedigung hörte er von ihm, daß dem Verwalter in aller Stille ein Wiederkauf bereits gelungen ſei. Er erklärte ſeinen Beifall und rief ihm ein „Glückauf“ zu, das eine allgemeine Bedeutung hatte.

Nach herzlichem Abſchied, als die Familie ſchon wieder im Wagen ſaß, drückte der Knabe ſeine

Freude über die Heimfahrt ſo luſtig aus, daß den Hierbleibenden das häusliche Glück, dem die Fahrt entgegenging, reizend fühlbar wurde.

Die Sonne ſank, die Luft wurde kühler — die Drei kehrten in den Saal zurück. Der Vater begab ſich von hier auf ſein Zimmer, ſtumm, wie man das an ihm gewohnt war. Hugo und Helene waren allein. Auch ſie ſchwiegen. In der Dämmerung, welche den Raum zu durchfließen begann, gingen die Seelen in ſich zurück, die Bilder des Nachmittags ſtellten ſich ihnen dar, und ſie überließen ſich ihren Gedanken.

„Wie ſchön iſt's doch,“ begann endlich Helene, „Eltern und Kinder zu ſehen, alle geſund und vergnügt! Man hat ein Gefühl, als ob's gar kein Leid auf der Erde gäbe und die Menſchen ohne Ausnahme gut und glücklich wären!“

„Das,“ verſetzte Hugo, „iſt aber ſchon der Eindruck eben der Familie Wildau!“

„Ich verſtehe Dich,“ ſagte Helene. „Das

Schönſte am Glück iſt, zu ſehen, wie die Glücklichen es verdienen."

Hugo nickte. „Ich kann mir kaum einen Menſchen denken," verſetzte er dann, „bei deſſen Wohlſein man ſo ſehr das Gefühl hätte, daß es dauern werde, wie bei dem unſeres Oberförſters. Er iſt gebildet und urtheilt vortrefflich; aber doch hat er zugleich etwas von einem Naturmenſchen, und es wird ihm nicht ſchwer, in unbewußtem Vergnügen den Tag hinzuträumen. Ein echter Forſtmann, dem das Leben in Wald und Feld etwas von der Art des Landvolks gegeben hat und der nun mit ſeiner Geiſtescultur eine der angenehmſten Erſcheinungen geworden iſt. Das ſind Leute für dieſe Welt! Kernhaft, genügſam und ausdauernd leben ſie ein Leben goldener Zeit in's höchſte Alter hinein!"

„Die Frau," bemerkte Helene nach einem Schweigen, „iſt nicht weniger zu rühmen. Es iſt wunderbar, wie ſich hier gefunden hat, was zuſammenpaßt!"

„Nun,“ entgegnete Hugo, — „er hat ſie gewählt — und recht gewählt!“

„Zu ſeiner Freude!“ ſetzte das Mädchen hinzu. „Zur Freude eines Hauſes von Glücklichen! — Wer ſo lebt und thätig iſt, — wer ſo liebe, ſchöne, geſunde Kinder hat, wie dieſes Paar, der weiß, warum er auf der Welt iſt!“

Hugo ſchwieg zu dieſen Worten, die mitfühlend, aber doch in einem Tone geſprochen waren, aus dem eine innere Trauer herausklang. Dann ſagte er: „Allerdings, liebe Helene; ſie ſind geborgen, ihr Leben hat Sinn. Aber — erlaube mir dieſe Bemerkung! — Die Natur iſt reicher, — und namentlich iſt Gott größer, als Du anzunehmen ſcheinſt!“

„Was meinſt Du?“ fragte ſie.

„Kann man aus Deinen Worten nicht zugleich heraushören, daß diejenigen, denen es verſagt bleibt, eine Familie zu gründen, im Gegenſatz zu Jenen nicht wiſſen, wozu ſie auf der Welt ſind?“

„Und wenn dies meine Anſicht wäre?“ ſagte Helene nach kurzem Bedenken.

„Dann hätteſt Du über dem Einen das Andere vergeſſen, wie es einer Philoſophin nicht wohl geziemte!“ entgegnete Hugo. — „Es gibt nicht nur die Natur, ſondern auch den Geiſt! Nicht nur die Welt, ſondern auch Gott! Nicht nur die Erde, ſondern auch den Himmel!“

„Daraus folgt?“ erwiederte ſie.

„Daß der lebende, ſtrebende Menſch, wenn er in der erſten dieſer Sphären das Glück nicht zu erlangen vermag, um ſo tiefer in die andere eindringen und hier für das dort Entzogene den Erſatz finden kann.“

„Das mag ſein,“ entgegnete das Mädchen. „Gehören aber Geiſt und Natur nicht zuſammen, und ſchließt das Glück in der einen Sphäre die Befriedigung in der andern aus?“

„Nicht nothwendig,“ erwiederte Hugo. „Aber wie die Menſchen ſind, laſſen ſie ſich von einer

Sphäre anziehen und vertiefen ſich in ſie auf Koſten der andern.“

„Allerdings,“ verſetzte Helene nach einigem Bedenken; „das iſt möglich!“

„Sogar gewöhnlich,“ erwiederte Hugo. Und nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Wie ſchön iſt es, einer Familie vorzuſtehen, — wie ſüß und reich iſt das Glück der Eltern! Aber eben dieſes Glück und die Thätigkeit, die ſeine Erhaltung nöthig macht, zieht ab von der Sphäre des Geiſtes, von der Sphäre der Geiſter! Die Freuden der Natur durchſtrömen den Menſchen in ſolcher Fülle, daß das Herz an ihnen ſich genügen läßt, wogegen die beraubte Seele, nach Erſatz verlangend, dieſen in der Sphäre des Geiſtes ſucht und auch findet!“

„In der That,“ rief Helene, „ſo iſt es! — Und es iſt eine wahre Ausgleichung!“

„Wenn nun,“ fuhr Hugo fort, „das, was die beraubte Seele findet, eben das Edlere wäre? Das Höhere und das Erhebendere?"

„Dann hätte ſie," erwiederte Helene, „das beſſere Theil erwählt, wie Maria —"

„Und könnte ſich nicht beklagen. — Wenn das nicht wäre, liebe Freundin, dann hätte die Austheilung von äußerem Glück und Unglück, von Ueberfluß und Mangel, wie wir ſie in der Welt finden, etwas Erſchreckendes, ja Entſetzliches. Aber Unglück und Entſagung führen in Tiefen, die der Glückliche nicht kennen lernt, ſie erfüllen mit einem Reichthum, den der Glückliche nicht erlangt, ſie geben dem Geiſt Anlaß, in Höhen ſich aufzuſchwingen, in welche der Glückliche ſich nicht erhebt, damit iſt die Ungleichheit weggetilgt!"

„Wahrhaftig," rief Helene; „und wunderbar!"

„Die Freuden, welche die Natur gewährt, leuchten unmittelbar ein und ſcheinen die beglückendſten zu ſein; aber die Seligkeiten in der Sphäre des Geiſtes wiegen ſie auf und bieten eine feinere

Befriedigung: wenn das Leben des Geiſtes fruchtbar und liebevoll gelebt wird! — Erinnerſt Du Dich des Geſprächs, das wir letzthin über die Religioſität der früheren Jahrhunderte geführt haben? Die wahren Heiligen, die wahren Mönche und Nonnen (wie wenige es ſein mögen!) — die wahren Asketen und Myſtiker haben in der Liebe zu Gott, im innigen Verkehr mit ihm Wonnen empfunden, die ihnen theurer waren als alle Genüſſe der Erde; — ſie haben in ihrem innern Leben ein göttliches Gnadengeſchenk erblickt, wofür ihr Herz dankbar ſchlug, und vor der Berührung mit der Welt ſich geſcheut, als ob ſie dadurch befleckt und ihrer Ehren entſetzt würden. — Sind ſie wohl im Unklaren geweſen über den Zweck und Sinn ihres Daſeins?"

„O," rief Helene mit einem Ton bittender Abwehr.

Jener fuhr fort:

„Sie haben ſich erhaben gefühlt über die

Sphäre der Natur und haben heruntergeſehen auf die Glücklichen in ihr wie auf glückliche Kinder. Sie wußten ſich höhern Ranges, und mit Recht. Denn ſie genoſſen den Umgang mit Gott und koſteten die lichtern und reinern Freuden. Armuth an irdiſchem Glück drängte ſie grade näher an das Herz Gottes, erfüllte ſie grade mit der heiligſten Liebe und rief die ſüßeſten Schauer der Befriedigung in ihnen hervor. Alles das iſt hiſtoriſche Wahrheit. Wir beſitzen die eigenen Schilderungen dieſer gottgeliebten Menſchen, in Wort und Bild, und müſſen erkennen: ſo reden, malen und ſingen konnte nur die wirkliche, lodernde, ſelige Liebe!"

Helene, von Herzen beiſtimmend, ſagte: „Du haſt mich widerlegt; ich muß meine Behauptung einſchränken und ſagen, daß neben glücklichen Eltern nur diejenigen ſich beraubt fühlen werden, die ihr Glück entbehren, ohne ſich in die Region des Geiſtes aufſchwingen zu können."

„Ohne den ſchöpferiſchen Geiſt der Liebe zu haben, der im höhern Kreiſe eben die ſüßeſten Blüthen des Glücks erzeugt," fügte Hugo hinzu.

„Wohl, mein Freund. Aber das Glück der Familie erſcheint hiernach faſt als etwas Untergeordnetes, und ſo kann ich's doch nicht anſehen. Die Liebe und Freude der Eltern iſt ſo ehrwürdig, in ihrer Art ſo heilig —"

„Gewiß," fiel Hugo ein. „Weil aber eben von ihm aus das Glück des innern Lebens gerne verkannt und in Frage geſtellt wird, darum hab' ich dieſes gegen jenes in ſeiner Glorie gezeigt. Natur und Geiſt bilden ein Leben, und wenn auch jedes etwas für ſich iſt, ſo haben ſie doch die Beſtimmung, liebend in einander zu ſein und ſich wechſelſeitig mit ihren Gaben zu erfüllen."

„Das Ziel wäre alſo doch das Leben in beiden Sphären," warf Helene ein, „und die glücklichſten Menſchen wären diejenigen, welche die Vorzüge von beiden in ſich vereinigen könnten?"

„Ohne Frage. Aber dies iſt in wahrer Harmonie nur Wenigen vergönnt. Und wenn wir nun auf der Seite des Geiſtes ſtehen, ſtehen müſſen, — erkennen wir, was uns bleibt auch ohne jene Vereinigung!“

„Wohl,“ ſagte das Mädchen.

„Erkennen wir, daß von den beiden die höhere Region uns aufgethan iſt und daß wir in ihr Freuden ſchöpfen können, die für ſich allein überſchwänglich beglücken!“

„Allerdings; allein —“

„Erkennen wir,“ fuhr Jener mit Ernſt und Nachdruck fort, „daß wir die Freuden, die uns zunächſt verſagt ſind, uns ebenfalls aneignen können — durch Liebe! Durch liebevollen Antheil an dem Glück der Andern; durch herzliche Freude daran, durch gütige Förderung deſſelben!“

„Beim Himmel, ja!“ rief Helene; „und das iſt die Hauptſache!“

Hugo nickte erfreut. „Denken wir uns,“ begann er dann wieder, „eine glückliche Mutter, die der Familie lebt, und eine Heilige, die ſich Gott geweiht hat. Es kann die Eine das Glück der Andern verkennen, obwohl der Heiligen dies am wenigſten zuſtände. Beide können ſich aber auch begreifen, ihren Werth und ihre Beſitzthümer wechſelſeitig anſchauen und ſich dadurch wechſelſeitig ergänzen. Wie hold iſt der verehrungsfrohe Blick der Mutter auf die Heilige, der theilnahmvolle Blick der Heiligen auf die Mutter! Wie ſchön wird die Heilige durch das liebevoll aufgefaßte Glück der Mutter bereichert — die Mutter durch das Glück der Heiligen erhöht und geadelt! Welch ein herzerfreuendes Bild, dieſe beiden Vertreterinnen des Geiſtes und der Natur! Welch eine Aufgabe für die Kunſt, es uns in lebensvoller Charakteriſtik vor Augen zu ſtellen!“

„Schön, wahrhaft ſchön!“ rief Helene. „Und die Kunſt hat es ſchon dargeſtellt! — Die Kunſt,“ fuhr ſie nach einem Moment fort, „hat aber auch das Höchſte ſchon dargeſtellt: die Heilige, welche Mutter iſt — die Mutter des Heilands!“

„Ja,“ rief Hugo; — „und das iſt das Ideal für alle Zeiten! — Aber das Ideal würde nicht erheben, ſondern niederſchlagen und wahrhaft ſchaden, wenn es den wirklichen Menſchen, dem ein beſtimmtes Loos zu Theil geworden, unfähig machte, ſich deſſelben zu freuen! — Wir leben in der Zeitlichkeit, meine liebe Helene; wir müſſen erkennen, was wir haben und was wir von unſern Bedingungen aus in Wirklichkeit oder nur in der Idee zu erreichen vermögen. Haben wir Alles erwogen, dann ſind wir auf Alles gefaßt; und was das Geſchick uns bringen möge, wir können unſer Loos ergreifen und daraus geſtalten, was für uns das Beſte iſt.“

Helene gab Hugo, der neben ihr auf dem Sopha ſaß, hierauf die Hand und ſagte: „Du haſt Recht wie immer — ich danke Dir.“ Dann fuhr ſie fort: „Wir Frauen ſind darin eigen; wir wiſſen's — und wir vergeſſen's wieder! — Wir ſind weltlicher, irdiſcher als ihr, trotz allem Philoſophiren, und das Glück der Natur erſcheint uns gar zu gern wieder als das Begehrenswertheſte. Wir ſehen es mit unſerer Seele, wir lieben es —"

„Lieb' es!" rief Hugo; „aber frei, mit freiem und heiterm Gemüthe! Lieb' es in glücklicher Liebe! — Wie wunderbar," fuhr er ihre Hand ergreifend fort, „kreuzen ſich Gefühle und Gedanken in uns! Bin nicht ich der Hoffende? Glaube nicht ich, daß das Glück für uns auf Erden noch möglich iſt?"

„Dies mit Unrecht, lieber Hugo," erwiederte das Mädchen jetzt. „Nein! Sehnen und trauern kann ich, glauben und hoffen kann ich nicht mehr! — Für dieſe Welt nicht mehr!"

„Das iſt nicht gut geſprochen," entgegnete Hugo mit einem Ton des Vorwurfs.

„Ich kann nicht anders," verſetzte Helene.

Hugo ſchwieg. „Nun," erwiederte er dann mit

Ernſt, „wenn dem ſo wäre, ſo erheben wir uns über das Glück der Erde! Was die Erde verſagt, das gewährt uns der Himmel in höchſter Fülle, wenn wir zur Vollendung uns fähig beweiſen. Denn in der Vollendung der Weſen und in der Vermählung des Geiſtes mit der Natur beſteht der Himmel. Vollendet in ſich wird jedes Weſen vollkommen lieben, Unendliches in Liebe geben und empfangen können. Die Fähigkeit, die uns ſchon auf Erden erfreut und ergänzt: Geſchick und Glück der Andern als Poeſie in uns aufnehmen zu können, ſie werden wir dort im höchſten Maße beſitzen. Die Liebe wird frei ſein, und die ſich vor Allen lieben und liebend ſuchen, werden ſich vor Allen finden und liebend beglücken! Was hier als Ideal vor unſerer Seele ſteht, das werden wir dort in idealer Wirklichkeit an's Herz drücken und göttliche Wonnen fühlen. — Sehnen wir uns darum auf Erden, lieben und leiden wir! Freuen wir uns des Glücks, das uns gegönnt iſt, in Hoffnung! Freuen wir uns des halben Glücks, wenn uns ganzes nicht zu Theil werden mag: zum ganzen führt endlich die Natur der Dinge und der Wille Gottes, der ſich ſelber nur Genüge thut, wenn er die Strebenden zu ihrem eigenſten Genügen vollendet."

Hugo hatte die letzten Worte kaum geſprochen, als die Thür ſich öffnete, der alte Chriſtoph mit einer brennenden Lampe hereintrat und der Baron, einen Brief in der Hand, ihm folgte.

„Es iſt gut," rief er den ſich Erhebenden zu, „daß ich Euch noch beiſammen treffe! Nach ſo vielem Unglück hat es doch auch noch ein Glück für mich gegeben! Seht hier!" fuhr er den Brief emporhaltend fort. „Er iſt von Karl und durch einen Expreſſen geſchickt. Hört, was er ſchreibt!"

Er trat zu der Lampe und las:

„Lieber, theurer Vater! Ich melde Dir, was ich ſo eben aus dem Munde meiner Amalie vernommen. Sie gewährt mir die Hoffnung, Vater zu werden! Das Herz ſchlägt mir, indem ich dieſes ſchreibe. Ich nehm' es als ein Zeichen, daß Gott unſerm Hauſe wieder gnädig iſt und daß es wieder gedeihen und emporkommen ſoll! Dank Ihm — glühenden Dank! — Theil es nur gleich der lieben Schweſter mit (ich bin ihr wahrlich eine Freude ſchuldig!) — und Hugo, deſſen edles Gemüth ſich mit uns freuen wird. Lebe wohl und ſei glücklich! Dein über Alles glücklicher Sohn Karl."

Helene hatte ſich vor den Vater geſtellt, dem die Freude die ehemalige Helle und Friſche des Geiſtes wiedergegeben zu haben ſchien; nach den letzten Worten fiel ſie ihm um den Hals, küßte ihn unter Thränen und rief: „O das iſt eine gute Nachricht! Das hat uns gefehlt! Lob ſei Gott, daß er's uns gewährt hat! — Nun," ſetzte ſie mit bewegter Stimme hinzu, „nun kann ich ſterben!"

„Mein Kind!" rief der Vater; „was ſagſt Du da! Willſt Du mich wieder unglücklich machen?"

„Nein, Helene,“ rief Hugo zu ihr tretend, „nun mußt Du grade leben! Du mußt ſehen, wie es aufwärts geht mit Deinem Haus, und mitgehen! — Ohne Dich gibt es kein Glück für uns!“

„Ja,“ rief der gute Vater mit überſtrömender Liebe, „Du mußt leben und glücklich ſein! — Ich kann nicht leben ohne Dich!“

Helene, mit naſſen Augen, reichte Jedem eine Hand und rief: „Ich will's verſuchen! — O, es thut mir wohl, ſo geliebt zu ſein!“

Sie legte den Kopf an die Bruſt des Vaters, um die fließenden Thränen zu verbergen; dann, ſich umwendend, ſagte ſie dem Freund mit weicher Stimme Gutenacht und ging mit dem Vater hinweg, um ihn auf ſein Zimmer zu geleiten.

Hugo ſchaute ihnen nach und ſagte zu ſich ſelbſt: „Nun hab' ich einen Lebenszweck — und eine Pflicht mehr! — Ich freue mich unendlich, ſie erfüllen zu können; und ich werde ſie erfüllen!“

Siebentes Capitel.

Die nächſte Zeit brachte der Familie neue Befriedigungen. Dem Verwalter gelangen mehrere Wiederkäufe und namentlich wußte er einen herrlichen Wald, die Perle der frühern Beſitzungen, mit geringen Opfern zu erwerben. Als der Baron dies erfuhr, drückte er Hugo die Hand mit einem Ausdruck, der neben der Freude auch etwas von Demuth hatte.

Der Beauftragte fand übrigens nicht für gut, dem philoſophiſchen Herrn auch die kleinen Kriegsliſten mitzutheilen, die er bei ſeinen Unternehmungen zu Hilfe zog. Er verſtändigte ſich wegen der nöthigen Ausgaben lieber mit dem Oberförſter.

„Der Herr von Lichtenfels,“ ſagte er einmal zu dieſem, „muß nicht Alles wiſſen! Er iſt zu grade, und würde mir am Ende meine kleinen Manöver gar verbieten. Aber die Welt iſt die Welt. Wenn ich die Leute nicht einfädle, dann krieg' ich nichts von ihnen. Es iſt eben nöthig!“

Wildau lächelte. „Es ſcheint,“ entgegnete er, „daß Sie dieſes Nöthige doch auch nichts weniger als ungern thun!“

Der Verwalter lachte. „Gegen Sie, Herr Oberförſter,“ ſagte er, „will ich's nicht leugnen. Keine größere Freude hab' ich in der Welt, als wenn ich einen Kerl, der aus purem Eigenſinn Nein und noch einmal Nein ſagt, zuletzt doch fange. Die Bauern ſind Stöcke; aber ich und mein Freund Baruch werden Herr über ſie. — Nun, wenn Alles geht, wie's gehen ſoll, dann verdient unſer Jude zu guter Letzt noch ein tüchtiges Präſent. Er iſt ein Schlaukopf, wie's nur einen gibt, und wenn er einen Vorſchlag macht, von dem er meint, er müſſe zu etwas führen, dann glitzert er in einem Vergnügen, daß man ihn gern haben muß."

Der Oberförſter, nach einer heiter bedenklichen Miene, ſagte: „Nun, da die Leute dabei doch eigentlich zum Gelde kommen, ſo kann's paſſiren! — Wie habt ihr's denn aber angefangen, den Wald von dem Müller loszueiſen, der einer der härteſten Köpfe in der ganzen Umgegend iſt und ſich ſo gefreut hat, ihn zu haben?"

„Ja," erwiederte der Verwalter mit einer ſchlauen Bewegung der Arme, „das hat auch ziemlich Mühe gekoſtet, und ohne die Müllerin wär's nicht gegangen. Wie ich das erſte Mal dort war, um ſo drum herum zu reden, gab der Müller gar nicht auf mich Acht; aber ich merkte bei der Gelegenheit, daß die Frau ein eigenes Wohlgefallen an Herrn Hugo habe!"

„Ah,“ rief Wildau.

„Sie wiſſen,“ fuhr Jener fort, „es iſt gar ein gutes Weib, und ſie rühmt nun an Herrn von Lichtenfels beſonders, daß er ſo gut ſei und ſo treu, und ſo freundlich gegen die Leute, ein Mann den man gern haben müſſe u. ſ. w. Als der Müller einen Gang in den Hof machte, benutzte ich die Gelegenheit, ihr zu ſagen, daß dieſer gute Herr unglücklich wäre, wenn er den Wald nicht wieder bekäme. Denn er wolle Ellerburg an ſich bringen und halte nun hauptſächlich auf den Wald, weil dieſer ſeit Urzeiten dazu gehört habe. Wenn ſie das machen könnte, dann würde er ihr von ganzem Herzen dankbar ſein! Auch rechne er auf ſie; denn er wiſſe, daß der Müller ihr nichts abſchlagen könne und daß es alſo im Grund nur auf ſie ankomme!“

„Lügner!“ drohte der Oberförſter.

Jener zuckte die Achſel. „Da wir den Wald um jeden Preis haben mußten,“ fuhr er fort, „ſo that ich ſogar noch etwas: ich ließ durch den Juden einen Halsſchmuck kaufen und überbrachte ihn der Müllerin — als ein Geſchenk von dem Herrn Baron.“

„Aber das iſt ja —“

„Nothwendig geweſen,“ unterbrach ihn der Wackere. „Der Glaube der Frau mußte geſtärkt werden. — Unterdeſſen hatte der Jude ſeine Verſuche mit dem Müller begonnen und wäre bei dem erſten faſt zum Hauſe hinausgeworfen worden. Baruch iſt aber nicht der Mann, auf ſo etwas viel zu geben. Er kam wieder und wieder, ſagte dem ſtolzen Geſellen, was er gern hörte, und rühmte den Wald auf dem Fuchsberg, der gegenwärtig zu haben iſt, mit einem Eifer, daß jeder Andere nachgegeben hätte. Wenn der Baruch Einem etwas beibringen will, kommt er in eine Leidenſchaft, — er wird ganz roth und ordentlich zornig und macht's ſo ernſthaft — verzeih mir's Gott, ich ließ' mich ſelber von ihm anführen! Der

Müller blieb dennoch auf ſeinem Kopf. Nun, jetzt mußte eben die Müllerin dran! Da ſie ſchön und jung iſt, er alt und nicht mehr ſchön, ſo begreifen Sie, daß er endlich Ja ſagen mußte. Wir wurden Handels einig."

„Aber Ihr ſeid ja Spitzbuben!" rief Wildau vergnügt.

Der Andere machte eine beſcheiden ablehnende Bewegung.

„Was wird aber Baron Hugo ſagen, wenn ihm die Müllerin für den Schmuck dankt?"

„Dafür iſt ſchon geſorgt," erwiederte der Verwalter. „Sie wird mit Niemand davon reden, auch mit Herrn von Lichtenfels nicht, und ihn höchſtens noch ein wenig freundlicher anſehen als bisher."

Wildau ſtand mit heiterer Miene. „Wiſſen Sie, daß Sie mir halb und halb vorkommen, wie der heilige Crispin?" — Sie kennen ihn?"

„Ganz gut," verſetzte jener mit Lachen. „Aber ich bin nicht der Einzige. In unſerer Gegend iſt z. B. ein Herr, mit dem ganz leicht zu handeln ſein ſoll, wenn er für ſich etwas kaufen oder hergeben will. Gilt's aber für das Forſtamt ein Geſchäft zu machen, dann hat man mir geſagt, dürfe man mit ihm auf ſeiner Hut ſein!“.

Wildau lachte. In der That gehörte er zu den in Deutſchland nicht ſeltenen Menſchen, die liberal ſind in ihren eigenen Angelegenheiten, aber genau und ſchlau, wenn es ſich um den Vortheil des Herrn oder des Staates handelt. — Er verſetzte:

„Nun, Sie ſind ein guter Verwalter. So eine Art Widerſpiel von dem in der Schrift! — Wenn Sie ſich am Ende nicht doch auch mit dem geſparten Mammon Freunde machen wollen in Ellerburg!“

„Ei, Herr von Wildau,“ entgegnete Jener, der ihn ſogleich begriff, „das will ich gar nicht leugnen! Ich ſchau' auf den Vortheil des Herrn, und thu', was ich kann. Ein ſolches Gut wieder ſchön beiſammen zu ſehen, iſt an ſich eine Freude. Aber allerdings glaub' ich, daß mich Herr von Lichtenfels als Verwalter behalten wird. — Er wird auch ſchwerlich einen beſſern kriegen!"

„So iſt's," verſetzte Jener. „Ihr Lohn wird ſein, daß Sie auf den Vortheil des Herrn ſehen dürfen, ſo lange Sie leben!" —

An einem kühlen, aber trocknen Morgen der letzten Octoberwoche fuhr Hugo mit Wildau, den er im Forſtamt abholte, zu Karl von Ellerburg auf Beſuch. Die kleine Stadt, wo ſich die Invaliden befanden, war hübſch gelegen und machte an einem ſtill hingleitenden Fluß mit gärtenumkränzten Mauern einen idylliſch freundlichen Eindruck. Hugo bemerkte dies gegen den Oberförſter und ſagte:

„Hier kann ein liebendes Paar glücklich ſein!"

„Wir werden es, hoff' ich, ſo finden," erwiederte dieſer.

Der Empfang in einer einfachen, aber hellen und zierlich gehaltenen Stube war überaus herzlich. Karl begrüßte den Jugendgenoſſen mit einem freudigem Ausruf und zeigte über den Beſuch eine beinahe feierliche Genugthuung. Die junge Frau, etwas magerer als früher, aber glänzend froh, machte auf Hugo einen höchſt angenehmen Eindruck. Man konnte ſie als eine weiblich idealiſirte Wiederholung des Bruders anſprechen, ſo ſehr glich ſie ihm und ſo viel anmuthiger und feiner waren doch ihre Formen. Sie ſchüttelte dem Wohlthäter ihrer Familie, deſſen nähere Bekanntſchaft ſie jetzt erſt machte, kräftig die Hand und ſah ihn dabei mit einem Auge an, das ihm den Dank ſonnig entgegenblickte.

Eine Vergangenheit, wie die des jetzigen Majors, konnte in der Seele eines ernſten Betrachters Gedanken der Sorge erwecken. Wenn aber Hugo mit dergleichen gekommen war, ſo entflohen ſie beim Anblick der jungen Frau. Als er mit Karl allein war, ſagte er:

„Du biſt glücklich trotz Allem, und Du wirſt es bleiben! Du haſt einen Engel im Hauſe, vor dem das Unglück, wenn es Dir nahen wollte, wieder zurückgehen würde.“

„Das fühl' ich auch,“ verſetzte Karl; „und das iſt mein Troſt!“

Nach einer fröhlichen Mahlzeit machte man einen Spaziergang um den Stadtgraben. Hugo hatte gute Nachricht von dem Befinden Helene's mitgebracht; dieſe wurde nun Gegenſtand der Unterhaltung und ihre Geneſung das Ziel der innigſten Wünſche. Endlich glaubte man ſich der Hoffnung überlaſſen zu dürfen! Amalie betheuerte mit dem Erröthen des tiefſten Gefühls, daß Nichts auf der Erde ſie mehr beglücken würde als die Wiederherſtellung ihrer Schwägerin. Sie habe ſo viel gelitten, ſei das geiſtvollſte, beſte und auch jetzt noch ſchönſte Weſen, das ſie je geſehen! — Der Bruder konnte einen Seufzer nicht zurückhalten.

„Wenn das geſchähe,“ ſagte er, „dann wäre der letzte Druck von meinem Herzen genommen. In alles Andere, was mich betroffen hat, ergeb' ich mich, und,“ ſetzte er mit einem liebevollen Blick auf die Gattin hinzu, „es kommt mich nicht ſchwer an! Aber der Verluſt meiner Schweſter wäre der grauſamſte Schlag für mich! — Gott mög' ihn abwenden!“

Bevor man ſich trennte, mußte das Ehepaar verſprechen, an einem der nächſten ſchönen Tage zum Beſuch nach Ellerburg zu kommen. Hugo hatte der Frau bemerkt, daß ihr Erſcheinen jetzt namentlich den Vater über Alles beglücken würde!

Auf dem Heimwege tauſchten die Freunde Worte des Vergnügens über das Wohlbehagen der Gatten und rühmten die Welt, auf der, wenn man auch ſchon entſagt habe, doch noch viel Genuß des Daſeins möglich ſei. — Vom Forſtamt an allein in der Chaiſe, in ſternheller Nacht, überließ ſich Hugo ſeinen Gedanken, die einen frohen Lauf nahmen. Der Anblick des glücklichen Ehepaares hatte eine ermuthigende Wirkung auf ihn geübt. Was hier möglich war, ſollte es nicht anderswo in anderer Weiſe möglich ſein? Welt und Natur ſind nicht ſo gefühllos, als es zuweilen den Anſchein hat; nach dem Sturm kommt auch wieder die Sonne, nach der Starrheit des Winters der Lenz, und in lebendigen Menſchen liegen unendliche Hilfsquellen, die zuweilen das Unmögliche möglich und wirklich machen.

Der Liebende war ſo voller Muth, er fühlte ſich an Körper und Geiſt ſelber ſo kräftig, ſo wohl, daß er unwillkürlich die eigene Stärke auf Helene übertrug und es ihm war, als müßten vor dem energiſchen Willen des Lebens die letzten Reſte ihrer Krankheit weichen.

In den Hof eingefahren, ſah er die Fenſter noch hell und freute ſich, die guten Nachrichten, die er von ſeinem Beſuch mit heimgebracht hatte, heute noch melden zu können.

Er trat in's Schloß und wollte ſich in den Saal begeben. Da ſah er Chriſtoph mit brennender Kerze vom Gange links herkommen, der zu dem Zimmer Helene's führte. Er wartete — warf einen Blick auf ihn und ſtarrte ihn an: der alte Mann weinte, die Thränen liefen ihm die Wangen herunter. Beſtürzt, erſchreckt, rief Hugo:

„Was iſt geſchehen? Iſt dem Baron etwas zugeſtoßen? Iſt Helene — ſchlimmer geworden?“

Der treue Diener betrachtete ihn mitleidig. Dann wiſchte er ſich die Thränen aus den Augen und ſagte:

„Ach, Herr Baron, was würde es helfen, wenn ich's Ihnen auch verſchwiege? Das Fräulein hat wieder einen Anfall gehabt und iſt ſehr ſchwach. Der Doctor iſt bei ihr. — Aber,“ ſetzte er nach einem Blick auf den Bleichgewordenen hinzu, „ſie fühlt ſich jetzt ſchon wieder beſſer! O, ſie hat eine gute Natur!“

Hugo, den Sturm in ſeinem Herzen mit Gewalt bezwingend, ſagte:

„Kann ich ſie ſehen?“

„Warten Sie ein wenig,“ entgegnete der Alte nach kurzem Beſinnen. „Ich muß ein Glas holen und will dann fragen.“

Er ging. Eiſeskälte durchfuhr die Bruſt Hugo's.

„Großer Gott,“ rief er, „was haſt Du mit mir vor? Hab' ich mich ſo grauſam betrogen? Mich in den Himmel geträumt, um in einem Abgrunde des Unheils zu erwachen?“

Chriſtoph begab ſich in das Zimmer zurück, erſchien wieder, lud ihn ein zu kommen, geleitete ihn an die Thür und öffnete ſie. Hugo trat ein und ging auf das Bett zu, das von dem Arzt, dem Vater und der Dienerin umgeben war. Der Arzt trat bei Seite und Hugo ſtand vor Helene. Dieſe wendete das wachsbleiche Angeſicht, das im Schein der Lampe einen ſeltſamen Schimmer hatte, auf den Geliebten und ein bei allem Leid ſüßes Lächeln verklärte ihre Züge. Sie reichte ihm die blaſſe Hand und nickte, als ob ſie ſagen wollte:

„Nun iſt's gut!“

„Wie iſt Dir?“ rief er mit gedämpfter Stimme.

„Beſſer,“ erwiederte ſie hauchend.

Hugo betrachtete ſie und die Worte des Laertes über Ophelia kamen ihm in's Gedächtniß. Krankheit und Leiden zerſtörten nicht, ſie veränderten nur ihre Schönheit! Das Werk liebender Geiſter, die ſchöne Seele, triumphirte über die grimmigſten Mächte des Haſſes, die ſie zu verhäßlichen ſtrebten. So lag ſie da, eine hinwelkende, aber im Welken und Vergehen noch leuchtende Blume!

Welche Schauſpiele bietet uns die Erde! Welchen Jammer bringt ſie dem liebenden, liebetief empfindenden Menſchenherzen!

Die Augen Hugo's füllten ſich mit Thränen. Helene ſah es und ſchüttelte den Kopf auf dem Kiſſen.

„Du weißt nicht!“ ſagte ſie dann. „Es iſt doch recht —“

Ein Huſten unterbrach die Rede. Der Arzt gab ihr und dann Hugo einen Wink. Dieſer ergriff nochmals die dargereichte Hand, fühlte ſich von den zarten Fingern gepreßt, blieb, die Liegende anſchauend, noch eine Weile und verließ erſt auf eine neue Mahnung des Arztes mit dem Vater das Zimmer.

Sie gingen in den Saal. Hier brach der Vater zum erſten Mal ſein dumpfes, troſtloſes Schweigen.

„Es iſt wieder nichts geweſen, Hugo,“ ſagte er mit einem ſchmerzlichen Seufzer. — „Es iſt aus mit uns!“

Jener, der die Pein des Vaterherzens fühlte, ſprach von Hoffnung.

Der alte Mann antwortete mit einem bittern Lächeln.

„Es iſt aus,“ wiederholte er; „wir gehen unter! — Ich glaub' an Nichts mehr.“

Hugo ſchwieg, warf ſich in einen Lehnſtuhl, bedeckte ſein Geſicht mit den Händen und ließ den ſchmerzlichen Gefühlen, die ſich in ihm erzeugten, ihren Lauf.

Nach einer Viertelſtunde kam der Arzt. Er meldete, daß er eine Wiederholung nicht befürchte. Die Anordnungen für die Nacht ſeien getroffen, die Kranke habe ſich Allem gefügt und ſei, nachdem ſie Herrn von Lichtenfels geſehen, überhaupt viel ruhiger. — Den Vater ermahnte er, ſich ſchlafen zu legen. Gertrud und Chriſtoph würden bei dem Fräulein wachen und ſeien für alle Fälle unterrichtet; würden auch ihn, wenn es nöthig ſei, wieder wecken. Die ehemalige Wärterin ſolle morgen kommen.

Der Baron nahm Abſchied und entfernte ſich. Hugo faßte den Arzt bei der Hand und ſagte: „Lieber Doctor, in Ihrem Geſicht liegt ein

Geheimniß. Iſt dieſes Unglück von ſelber gekommen oder iſt ein äußerer Grund vorhanden? — Reden Sie! Die Wahrheit kann ich ertragen, wie ſie auch laute, die Ungewißheit tödtet mich!"

Der Arzt ſah einen Moment für ſich hin.

„Wer kann hier mit Sicherheit antworten?" ſagte er dann. „Ich muß aber leider glauben, daß ein äußerer Grund die Schuld hat! — Als ich kam — ich war glücklicherweiſe ſchon auf dem Wege in's Schloß! — lag die Patientin im Bette, ich that, was nöthig war, und trat von dem Lager erſt wieder zurück, als ſie beruhigt, in einer Art Schlummer dalag. Zufällig warf ich einen Blick auf den Schreibtiſch am Fenſter und ſah hier mehrere Briefe, deren zwei mit Blut geröthet waren. Ich betrachtete ſie — und erkannte die Handſchrift des Fräuleins! — Es waren die Briefe, die ſie an ihren ehemaligen Verlobten gerichtet hatte!"

„O Himmel!" rief Hugo.

„Von Chriſtoph und dem Baron,“ fuhr Jener fort, „brachte ich heraus, daß die Arme ſtets davon gequält war, ihre Briefe an den Grafen nicht wiedererhalten zu können. Sie hatte durch den Vater nämlich die Briefe Geierſtein's den Erben deſſelben zugeſtellt und die ihrigen dafür zurückverlangt! Aber es war erwiedert worden, man könnte ſie nicht auffinden. Der alte Herr ergab ſich darein und auch Helene ſchien ſich endlich zu beruhigen. Im Stillen muß ſie ihre Bemühungen doch fortgeſetzt haben. Sie ſagte zum Vater einmal: ſie vermuthe, daß die Staatsräthin, die ihr nach dem Tode des Grafen als der Unheilſtifterin bittern Groll kundgegeben, ſie beſitze und verleugne. Es muß in der That ſo geweſen ſein. Vor drei Wochen iſt die Frau geſtorben und heute gegen Abend ſind die Briefe durch die Poſt an das Fräulein gelangt. Ich ſah in den, welcher vorn lag und faſt ganz mit Blut übergoſſen war — als Arzt hatte ich nicht nur das Recht, ſondern die

Pflicht dazu! — er enthielt Betheuerungen der zärtlichſten, leidenſchaftlichſten Liebe!“

Ein tiefer Seufzer war Hugo's Antwort.

„Alle Wunden ihrer Seele ſcheinen dadurch wieder aufgeriſſen worden zu ſein. Die Scham über den Irrthum ihres Herzens brachte das Blut in Wallung, die Selbſtanklage, wozu ſie einen ſo verhängnißvollen Drang beſitzt, tobte gegen ihr Innerſtes — und in der wilden Aufregung brachen die kranken Organe.“

„Schrecklich, ſchrecklich!“ rief Hugo. „Das Geſchick iſt alſo unerbittlich? Es verfolgt die Unglückliche mit einem wahren Scharfſinn der Grauſamkeit? — O Welt des Unheils! Welt des Elends!“

Der Arzt nickte mit traurigem Ernſt.

„Ja,“ ſagte er, „es iſt eine Welt des Elends: das wiſſen wir am beſten! Die Zeit härtet uns ab; aber wir werden nicht ganz gefühllos; — ich wenigſtens nicht.“ Er drückte Hugo mit feuchtgewordenen Augen die Hand.

Der Liebende ſtand mit athmender Bruſt.

„Denken zu müſſen,“ rief er in Verzweiflung, „daß ſie ohne dieſen Zufall gerettet worden wäre! — O Dämonen, Dämonen!“

Der Arzt, mitleidig, erwiederte:

„Noch iſt nicht alle Hoffnung verloren! Faſſen Sie ſich!“

Hugo nickte — glaubenslos. Plötzlich rief er: „Die Briefe! die Briefe! — Sie müſſen entfernt werden!“

„Sie ſind es!“ verſetzte Jener. „Ich habe auf meine Verantwortung gehandelt, und ſie in's Feuer geworfen ohne Ausnahme! — Die Eigenthümerin, wenn ich's ihr mittheile, wird mich losſprechen.“

Die Nacht verging ohne Störung. Hugo, im Saale verweilend oder im Gange leiſe gehend und horchend, wachte bis gegen Morgen und begab ſich erſt zur Ruhe, als Chriſtoph ihm ſagte, daß das

Fräulein ſchlafe und daß es über Erwarten gut gehe.

Am andern Morgen erſchien der Arzt mit der erprobten Wärterin aus dem Flecken, wo er ſelbſt wohnte, und es wurde die ſorgſamſte Pflege angeordnet. Aus den Mienen der Kranken ſprach eine Ergebung, die faſt den Ausdruck der Zufriedenheit hatte. Sie verlangte nach Hugo. Dieſer erſchien, erfreute ſie mit Worten und Bezeigungen der Liebe und blieb den ganzen Vormittag, indem er der Wärterin einen Theil ihrer Dienſte abnahm. Der Baron, als er die zarte Wachſamkeit und den Eifer ſah, den Hugo dabei an den Tag legte, wurde bis zu Thränen gerührt.

Am zweiten Tage kamen die Nächſtverwandten, die ihren Beſuch verſprochen hatten, zu ſchmerzlichem Wiederſehen. Man grüßte ſich trauervoll, ſprach Worte der Hoffnung und verlebte einen Tag der Bangigkeit und des Kummers. Am tiefſten darniedergedrückt erſchien Karl. Amalie, voll innigen Mitleids, trug die Laſt ihrer Gefühle mit Seelenſtärke. Liebevoll tröſtend nahm ſich die lebenskräftige Geſtalt rührend aus neben der bleichen Roſe, die mit inniger Zärtlichkeit zu ihr, der Hoffnung ihres Geſchlechts, emporſah. Auch unter dieſen Verhältniſſen beglückte die Geſegnete Vater und Tochter und warf einen ſüßen Schein in ihre Seelen.

Karl, der eine Stütze ſuchte, hielt ſich mit Wildau zu Hugo. Dieſer hatte ſeine Klagen zu hören, bei der Wiedererzählung deſſen, was ihm der Arzt mitgetheilt, ſeine verzweifelnden Ausbrüche zu beſchwichtigen, und ward ihm recht eigentlich ein Stab, an dem er ſich wieder aufrichtete. Der ſeit jenen tragiſchen Vorgängen innerlicher gewordene und zarter fühlende Mann ſprach dies auch gegen ihn ſelber aus und ſagte zum Abſchied:

„Du biſt mein einziger Troſt, Hugo; ich hoffe noch, weil Du ſie liebſt! — Was wären wir ohne Dich? Es iſt eigennützig, wenn ich's ſage, aber ich muß es ſagen: Verlaß uns nicht!" —

Eine Schilderung der Krankheit und ihres Verlaufs gehört nicht zum Zwecke dieſes Buches. Der Dichter kann das Elend der Welt erſcheinen laſſen, damit die Seelen es in ſeiner Tiefe fühlen und ſeine Schauer empfinden; aber ihm zu folgen in ſeine beſondern Entfaltungen, iſt nicht ſeine Aufgabe.

Sagen wir darum, was zu ſagen iſt, in Kürze. Die Hoffnungen, die man nach dem wiederholten Anfall in den erſten Tagen hegen konnte, erfüllten ſich nicht. Ein Huſten ſtellte ſich ein, der die Kranke bedrängend ängſtigte. Die Züge verfielen ſichtbar. Das arme Mädchen, die trotz Allem doch ſo viel Süßes, Holdes und Begeiſterndes erfahren hatte, lernte nun das Bitterſte kennen — den Schmerz und die Unmacht des Leibes, die auch das Licht in der Seele auslöſchen und das Herz nur zum Fühler der Leere, der Ungeſtalt machen.

Es ſind Augenblicke, wo alle Beſitzthümer verloren, alle ſchönen Momente der Vergangenheit in den Graus der Gegenwart verſchlungen zu ſein ſcheinen! — Augenblicke, wo die verkehrte Welt ihre quälendſten Spitzen gegen die bebende Seele richtet und das Nichts hold und lockend erſcheint vor der grauſamen Wüſtheit des Seins! — —

Es kamen dennoch wieder Tage der Milderung des Leidens und einer verhältnißmäßigen Ruhe. Die Nahrung, welche Helene zu ſich nahm, bekam ihr ſogar endlich wieder und das Reden ging ihr leichter. — Ihr Geiſt konnte nicht ruhen. Sie richtete Fragen an Hugo, welche dieſer beantworten mußte, und führte ſo Geſpräche herbei, die der Arzt vielleicht nicht gutgeheißen hätte, die ihr aber wohlzuthun ſchienen.

Eines Nachmittags, wo die Sonne, durch Wolken gedrungen, mit ihrem länger entbehrten Licht das Zimmer erhellte, war ſie wieder aufgeſtanden und ſaß auf einem Lehnſtuhl gegenüber dem Freunde. Sie hatten über Allerlei geſprochen und ſchwiegen. Helene, aus ihren Gedanken ſich erhebend, ſah mit einem eigen melancholiſchen Blick auf Hugo und ſagte:

„O über die Nichtigkeit des menſchlichen Daseins! Man kommt auf die Welt, und das Leben in ihr iſt ein ſtetes Hinſchwinden des Lebens! Eine Flamme, die im Winde zittert und die ein Hauch ausblaſen kann! Warum ſchaudert man — warum freut man ſich nicht lieber des Todes?“

Hugo ſah ſie an und ſchüttelte den Kopf.

„Die Pflicht,“ verſetzte er, „gebietet uns zu leben. Man darf nicht ſterben wollen, ſo lange man lebt! — Du mußt leben wollen, meine Liebe,“ ſetzte er herzlich mahnend hinzu; — „immer, immer wieder!“

„Und wer ſagt Dir, daß ich's nicht will?“ entgegnete ſie. „O, ich wollte ſchon! In meinem tiefſten Herzen lebt der Wunſch darnach. Ich hab' eine Phantaſie, die mir immer wieder die ſchönſten

Bilder vorzaubert, und wenn ich ſcheiden muß, weiß ich wohl, wovon ich ſcheide! Aber es erhebt ſich in mir eine Stimme und ruft: Es iſt beſſer, wenn Du gehſt! Du ſollſt nicht leben, ſollſt nicht glücklich ſein! Die Gerechtigkeit duldet's nicht! Deine Buße muß völlig ſein!“

Ein Blick der Mißbilligung ging aus dem Auge Hugo's.

„Antworte dieſer Stimme,“ rief er, „daß Du genug geduldet haſt — übergenug!“

Helene machte ein Zeichen der Verneinung und ſchwieg. Dann ſagte ſie:

„Die Ruhe iſt ſüß; und mein Herz wird um ſo ruhiger ſein, je mehr ich leide. Das Leiden macht mich frei. Ich fühle mich losgeſprochen, wenn ich Alles dulde bis zu Ende, und es iſt mir, als wenn ich nie von dem Pfade der Ehre gewichen wäre!“

„Unſeliger Hang.“ entgegnete Hugo. „Du

biſt unendlich viel ſtrenger gegen Dich, als ich's gegen mich wäre!"

Das Mädchen richtete einen ruhig überlegenen Blick auf ihn.

„Weißt Du denn, wie Dir's wäre," ſagte ſie, „wenn Du Dich pflichtwidrig benommen hätteſt? Du haſt ja davon gar keine Erfahrung!"

Hugo prüfte das Angeſicht Derjenigen, die ſo ſprach, — er erkannte den Geiſt, der in ihr ſich offenbarte — und auf einmal war es ihm, als ob auch er für ſie keine Hoffnung mehr hegen könnte. Ein Schauer erfaßte ihn — tiefer Ernſt nahm ihn ein; aber zugleich ſprang in ſeinem Geiſt ein eigener Quell des Troſtes. Hinter dem fliehenden irdiſchen erſchien ihm das ewige Leben in leuchtenden Farben. Die Sinnendecke fiel von ſeiner Seele: er ſah die Gegenwart als Schein, die verheißene Zukunft als Wahrheit; die Erkenntniß, die er bisher nur im Geiſte gehabt hatte, war That und Leben geworden!

Er wollte reden und die Gedanken seiner Seele ausſprechen — die Geliebte kam ihm entgegen.

„Laſſen wir den Streit,“ fuhr ſie fort. „Meine Worte ſind ſtrenger als meine Gefühle; was ich aber auch empfinden mag — es ändert nichts. Mein Leben geht hin — und was iſt's denn auch? Wir ſcheiden ja nur von der Erde! Wir leben fort und tauſchen für das mängelvolle Daſein ein beſſeres ein. An dieſem Glauben halt' ich und er tröſtet mich im Angeſicht des Todes!“

„Und dieſer Glaube iſt Wahrheit,“ verſetzte Hugo. „Wir werden in das irdiſche Daſein nur geboren, um den Anfang zu machen eines Lebens, das ewig währt. Wir ſind, ſind ſelber; und wie wir ſein wollen, werden wir ſein.“

„Ein Wunder,“ ſagte Helene nach einem Schweigen, „iſt ſchon dieſes Leben! Das fühlt man nicht im Glück und in der Geſundheit, wo man's hinnimmt und meint, es müßte ſo ſein. Man fühlt es, wenn es vergehen will und zum Staunen doch immer noch da iſt. — Woher kommt es? Wem danken wir's?“

Hugo ſah ſie an, — er glaubte ſich der Antwort und einem Geſpräch, das ihr tröſtlich werden konnte, nicht verſagen zu dürfen. Mit einem Lächeln, als ob er über die Frage ſich wunderte, ſagte er:

„Wem anders, als dem Einen, der Alles iſt? Von dem ewig Seienden haben wir, die gewordenen Seienden, das Sein!“

„Und dieſes Sein iſt ewig, weil es von dem Ewigen kommt?“ entgegnete Helene nach einer Pauſe des Nachdenkens. „Es iſt ewig, weil er es gewollt hat und werden ließ?“

„Und ewig will!“ ſetzte Hugo hinzu. „Alles, was entſteht, iſt werth, daß es zu Grunde geht, ſagt der böſe Geiſt mit Recht. Aber was der Unentſtandene zum Leben berufen hat und ewig lebend haben will, um ſich ewig daran zu freuen, das vergeht nicht.“

Helene nickte, als wollte ſie ſagen: das iſt begreiflich!

„Die Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele,“ fuhr Jener fort, „ſetzen alle Gott voraus — den lebendigen Gott, den Vater und Herrn aller Dinge. Wäre dieſer Gott nicht, dann könnte von einer Fortdauer des Menſchen nach dem Tode nicht die Rede ſein; dann wäre aber auch ſchon der Menſch auf Erden, das thatſächlich wollende und denkende Weſen, unerklärlich!“

„Wir haben darüber geſprochen,“ verſetzte Helene nach kurzem Schweigen, — „ich erinnere mich’s. Du ſagteſt: Wollende und denkende Weſen können nicht aus Dingen entſtehen, die nicht wollen und nicht denken —“

„Weil die hervorbringenden Dinge nicht Fähigkeiten mittheilen können, die ſie ſelber nicht haben,“ vollendete Hugo. „Da der Menſch, das ſelbſtbewußte Einzelweſen, iſt, ſo muß nothwendig das ſelbſtbewußte abſolute Weſen ſein, aus dem allein ſolche Einzelweſen hervorgehen konnten. Gott iſt der Herr des Univerſums und mit dem Univerſum, das ihm, der es durchwaltet, lebendig verbunden iſt, Alles; er iſt Geiſt, wollendes und denkendes Weſen, das wollende und denkende Weſen hervorgebracht hat, um liebend ihrer froh zu werden. Er läßt die Menſchen auf Erden entſtehen und ſich bilden und hilft ihnen zur Vollkommenheit, um an ihnen ſeine vollkommene Freude zu haben: darin, und darin allein liegt die Gewähr unſerer Unſterblichkeit!"

„Ja," rief Helene, „das iſt der Fels, auf den wir bauen können!"

„Wenn dieſer Hauptgrund feſtſteht," begann Hugo wieder, „dann erſt gelten auch die andern Gründe für jene Lehre. — Es iſt eigen. Die Unſterblichkeit der Seele iſt ſo vielfach bezweifelt worden, und eben jetzt kommen wieder Geiſter empor, die ſich anſtellen, als ob ſie des Vergehens im

Tode gewiß wären; und doch ſprechen alle Gründe für die Fortdauer, keiner dagegen.“

„Keiner?“ verſetzte Helene.

„Keiner!“ wiederholte Jener. „Denn der einzige, den die Gegner aufzubringen vermögen, iſt keiner. Alles, was von dieſer Seite vorgebracht wird, läuft nämlich auf das einfache Bekenntniß hinaus: Wir ſehen nicht ein, wie der Menſch nach dem Tode fortleben ſoll! Das iſt aber offenbar kein Grund. Die meiſten Menſchen ſehen das Meiſte nicht ein: es wäre ſehr ſchlimm, wenn das Meiſte ſchon deswegen auch nicht wäre!“

Ein Schein von Heiterkeit ging über die Züge der Hörerin.

„Wenn wir Gott haben und ſeinen Willen, uns ewig zu beſitzen,“ bemerkte ſie, „dann iſt's allerdings genug. Er, der uns auf Erden entſtehen ließ, wird auch wiſſen, uns zu erhalten, was in Wahrheit kein größeres Wunder iſt als das Hervorbringen. Wir können ihm das Vertrauen wohl ſchenken und die Sorge überlaſſen!“

„Und es iſt ſchön,“ verſetzte Hugo, „wenn wir ihm vertrauen, ſchön, wenn wir glauben, ohne zu ſehen. Durch ſolchen Glauben ehren wir ihn, wie wir auch Menſchen ehren, denen wir ohne Beweiſe glauben; — und er wird den Glauben belohnen, der ihn ehrt!“

„Ja,“ ſagte die Kranke. „Der Glaube an Gott und ſeine Endzwecke iſt edel und ſüß. Er iſt eine Kraft und ſtammt aus einer Tugend. Wir glauben an die Liebe, wenn wir ſelber Liebe haben. Wir glauben an das Heil, wenn wir es ſelber Allen verſchaffen möchten.“

„Das iſt's!“ rief Hugo mit einem zärtlichen Blick auf die Geliebte. „Wie könnte uns die mangelnde Einſicht in das Wie des Fortlebens ein Grund ſeiner Leugnung ſein, wenn wir erkannt haben, daß Gott iſt und unſer Fortleben wollen muß? Sprechen alle Gründe dafür, daß wir fortleben werden, dann wiſſen wir zu unſerm Troſt genug, und wir können ſogar mit einer eigenen Luſt, weil mit einem eignen Schwung des Muthes, dem annoch Ungewiſſen entgegengehen!"

„Ja," rief Helene mit glänzendem Auge. „Das iſt die Empfindung!"

„Wir müſſen fortleben!" verſetzte Hugo mit Nachdruck. „Ein Leben, das zu Nichts vergeht, iſt ſinnlos und wäre beſſer gar nicht entſtanden. Ein Weſen, das wird und lebend ſich bildet, muß ſich ausbilden zur Vollkommenheit und in Vollkommenheit ewig leben — dann allein hat ſein Werden Sinn und der vernünftige Menſch wird ſagen: Nun begreif' ich es; dazu war's der Mühe werth, in's Daſein zu treten!"

„Offenbar!" erwiederte ſie.

„Alles weiſt auf dieſes Ziel und fordert es! — Die Natur ſtrebt nach Glück, nach reinem Genuß des Daſeins; Geiſt und Herz trachten nach Erkenntniß, nach ſittlicher Vollendung und harmoniſcher Thätigkeit. Alles das wird uns aber auf Erden in Wahrheit nicht zu Theil. Wir können hier nur ſuchen und ringen und werden nur durch unzulängliche und flüchtige Erfolge belohnt. Welchen Sinn hätten jene Triebe nun, wenn dieſes irdiſche Leben nicht bloß der Anfang, ſondern ſchon Alles wäre, und ſie nach der höchſt unvollkommenen Befriedigung in dieſem Leben nicht eine ſtets vollkommenere, ſondern das Nichts erwartete?“

„Keinen,“ verſetzte Helene. „Das Menſchenleben wäre die kläglichſte Erfindung, die troſtloſeſte Gaukelei!“

„Was aber die Triebe des Menſchen fordern, das fordern mächtiger noch die Triebe der Menſchheit. Auch die Menſchheit entwickelt ſich und geht einem Ziel vollkommenen Lebens entgegen: das lehrt uns die Geſchichte, das lehren uns die übereinſtimmenden Ideen ihrer edelſten Vorkämpfer. Wird ſie dieſes Ziel in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge erreichen? Sie mag ſich glücklich preiſen, wenn ſie vor ihrem Ausgang nur noch ein angenähertes Gleichniß jener Lebensharmonie verwirklicht, die uns allein befriedigen kann!“

„Für dieſe Welt,“ bemerkte Helene, „iſt allerdings auch das ſchon eine kühne Hoffnung!“

„Die ſich auch nur erfüllen kann, ſofern der Menſchheit das Ideal vor Augen ſteht, welches Gott ſelbſt realiſiren wird! — Auf dieſes Ideal weiſen alle Kräfte und Arbeiten des Menſchengeſchlechts: die Wiſſenſchaft, die nach allſeitiger Erkenntniß, die praktiſche Thätigkeit, die nach ſteter Verbeſſerung, die Kunſt, die nach vollendeter Schönheit ſtrebt. Auch dieſe Mächte erreichen auf Erden ihre Zwecke nur gewiſſermaßen und annähernd: die Weihe der Vernunft, die ganze Rechtfertigung ihres Strebens können ſie alſo nur erhalten, wenn ſie ſich in einer Sphäre der Vollkommenheit vollkommen genügen dürfen! — Du haſt ein Bedenken?“ ſetzte er nach einem Blick auf ſie hinzu.

„Das Du heben wirſt,“ entgegnete ſie. — „Man könnte einen Widerſpruch darin finden, daß in der Sphäre der Vollkommenheit ſich auch noch ein Trieb der Verbeſſerung befriedigen ſoll!“

Hugo verſetzte:

„Ich muß mich genauer ausdrücken. Die Vollkommenheit, die ich meine, iſt das vollkommene Leben, zu deſſen Vollkommenheit eben die Möglichkeit des Fortſchrittes, die ſtete Erneuerung, Erweiterung und Verſchönerung gehört. Der Unterſchied zwiſchen den beiden Sphären des Himmels und der Erde iſt nur, daß wir hier auf eine grobe und materielle Weiſe fortſchreiten, dort auf eine feine und geiſtige. Hier mit der ſpröden, feindſeligen Materie kämpfend, unter Leiden und Sorgen, dort von der freundlich gewordenen unterſtützt, mit Selbſtgewißheit und Freude.“

„Ach wohl!“ rief das Mädchen. „Und die Vernunft in uns will eben dieſe Vollkommenheit!“

„Könnte ſie etwas Beſſeres wollen?“ entgegnete Hugo.

„Nein,“ verſetzte Jene, indem ſie ihn freundlich anſah.

Hugo, nach kurzer Pauſe, fuhr fort:

„In ganz beſonderm Sinne heiſcht der Grund und Boden alles Lebens — die Gerechtigkeit, die Fortdauer des Menſchen. Wir verlangen für jedes Thun die natürlichen Folgen in Lohn oder Strafe. Wir verlangen Wohlſein und Ehre für die bewieſene Güte, Züchtigung und Schmach für die bewieſene Bosheit. Wir erkennen, daß nichts Gutes ohne ſolchen Lohn, nichts Böſes ohne ſolche Strafe bleiben dürfe, wenn uns nicht das Leben ſelbſt als ein hohles Poſſenſpiel der Willkür erſcheinen ſoll. Und dieſe Forderung der Gerechtigkeit rechtfertigt ſich auch vor der Liebe: denn nur die Strafe beruhigt das Gewiſſen und nur das Leiden bewirkt Selbſterkenntniß und Beſſerung.“

Helene ſtimmte zu.

„Wird aber,“ fuhr Jener fort, „die Gerechtigkeit durch die Geſchicke der Menſchen auf Erden befriedigt? Allerdings trägt die Tugend ihren Lohn, die Sünde ihre Strafe in ſich ſelbſt; und könnten wir in das Herz des Böſen, der äußerlich glücklich iſt, und in das Herz des Guten ſehen, der äußerlich zurückſtehen muß, wir würden ſchon hier unvergleichlich mehr Juſtiz wahrnehmen als mit dem bloß ſinnlichen Auge. Aber auch dann würden wir ſehen, daß noch unendlich viel zu thun übrig bleibt. Gemeinheit und Bosheit freuen ſich bei verſtocktem Sinn und weitem Gewiſſen und, ſetzen wir hinzu, bei geſundem Leib ihres Lebens bis zu Ende, während der Edle, mit der verkehrten Welt ringend, oft bis zu Ende leidet und die bitterſten Tränke zu ſich nehmen muß. Auch die göttliche Rechtspflege und die Erziehung der Menſchen durch ſie beginnt nur auf der Erde und kann Abſchluß und Sinn erſt in andern Regionen finden. Die Seele, die vom Leibe ſcheidet, muß darum in eine Sphäre gelangen, wo ſie Alles erfährt und duldet, was zur Befriedigung der Gerechtigkeit eben ſo wie zu ihrer eigenen Reinigung und Erhöhung nothwendig iſt."

„Und wohl ihr," rief Helene, „wenn ſie dahin gelangt! — Wohl der edelſten und beſten wie der niedrigſten und ſchlimmſten!"

„Wohl auch der ſchlimmſten," erwiederte Hugo, „allerdings! Denn die Buße, wenn ſie voll wird, erzeugt die Rettung. — Hab' ich nun wohl zu viel geſagt, wenn ich behaupte, daß alle Gründe für die Unſterblichkeit der Seele ſprechen, keiner dagegen? Erlangt der Menſch in andern Sphären die ihm entſprechende Vollkommenheit — wird er, wie er iſt, endlich zur mitverdienten Vollkommenheit erhöht, dann hat das gegenwärtige Leben Sinn! Außerdem hat es keinen, und nur der ſinnloſe Menſch kann ſich damit zufriedengeben. Ein ſolcher ſieht den Tod, kann ſich das Fortbeſtehen der Seele ohne Leib nicht denken, meint, das Nichtswerden der Seele verſtehe ſich nun von ſelbſt und behauptet es darum. Aber dieſes Nichtswerden verſteht ſich nicht von ſelbſt, vielmehr, da das Dienende, der Leib, nicht vergeht und ſich nur verwandelt, ſo iſt das Nichtswerden des Herrſchenden und wahrhaft Seienden, des Geiſtes, gradezu undenkbar! Nichts beweiſt der Tod als die Scheidung des bisher Verbundenen — das Ablegen der groben Hülle, die ihre Dienſte gethan hat und dem Geiſt in die höhere Sphäre nicht mehr folgen kann."

„Wahrlich," rief Helene, „ſo iſt es! — So muß es ſein!"

„Wir haben," fuhr Hugo fort, „auf der einen Seite die Triebe und Forderungen des Menſchen und der Menſchheit; wir haben den Willen der Vernunft, die nur durch den erreichten, höchſten Zweck des Lebens, das vollkommene Leben, befriedigt werden kann, die gegenüber dem unvollkommenen und nun gar verkehrten immer klagen und fragen wird:

„Warum das?“ um nur vor dem harmoniſchen auszurufen: „So hab' ich's gewollt!“ — Auf der andern Seite haben wir den Tod und das Nichtswiſſen unwiſſender Menſchen über die Art des Fortlebens der Seele! — Werden wir in Zweifel ſein, auf welche Seite wir uns ſchlagen ſollen?“

„Gewiß nicht!“ rief Jene.

„Glauben wir darum an Gott und hoffen wir auf ihn — in Harmonie mit der Natur und der Vernunft — mit den Idealen der Natur und der Vernunft! Für Gott iſt dieſes irdiſche Leben nur Material, woraus er das allvollendete Kunſtwerk ausarbeitet! Er kann ſich nicht zufrieden geben, bis er es zu Stande gebracht; und wenn die Erziehung und Vollendung freier Weſen eine für uns unabſehbare Zeit erfordert — Er wird nicht ruhen, bis ihm das allgemeine Heil gelungen iſt. Die Geſchaffenen gehören zu ihm, dem Schöpfer, ſind ſeine Glieder, ſeine Organe, und wenn er ſie nicht vollendete, würde er nach außen ſelbſt unvollendet bleiben. Den Wuſt der ſittlichen und ſinnlichen Zerfahrenheit, wie er uns in dieſer Welt erſcheint, in den Organismus ewiger Schönheit zu wandeln, das iſt ſein Ideal, und erſt wenn das verwirklicht iſt, wird ihm ſelber der Sabbath erſcheinen, an dem er von der Arbeit der Erziehung ruhen kann, um mit vollkommenen Organen das allſelige Leben der Vollkommenheit zu leben.“

Hugo, wie es ihm wohl begegnete, wenn er auf die ihm theuerſten Ueberzeugungen zu ſprechen kam, hatte ſich gehen laſſen, und ſah nun, ſich erinnernd, mit einiger Beſorgniß auf die im Stuhl hingelehnte — leidende Hörerin. Aber ihr Blick, der Blick aus einer tief befriedigten Seele, beruhigte ihn.

„Schön und troſtvoll,“ rief ſie. „Troſtvoll, weil es wahr iſt! — Ich danke Dir, mein Freund! — Was auch mir ſchon durch den Kopf gegangen war, aber ſtückweiſe, das haſt Du mir zuſammenhängend, überzeugend gegeben.“

„Es hat Dich alſo nicht angeſtrengt?“ verſetzte Hugo.

„So wenig wie das Trinken eines labenden Trankes den Durſtigen!“ erwiederte ſie. „Das da,“ fuhr ſie, mit einem Lächeln auf die edle, reine Stirn deutend, fort, „iſt noch in gutem Zuſtand und kann ſchon noch etwas aushalten. Ja, mir iſt, als ob der Kopf gewonnen hätte, was der armen Bruſt genommen worden iſt! Wenigſtens in gewiſſen Augenblicken hab' ich dies Gefühl — und eben jetzt!“

„Liebſte!“ rief Hugo, indem er ſie mit gerührtem Blick anſah. — „Gottlob,“ fuhr er nach einem Moment fort, „wir ſind geboren für ewiges Leben, wozu das irdiſche nur die Einleitung iſt. Wir ſollen in dieſem lieben und ſtreiten und dulden und erkennend und ſehnend uns für das ewige bereit machen. Nicht auf die Länge dieſes Lebens kommt's an, ſondern auf die rechte Benutzung desſelben für die Ewigkeit. Wer in kurzem Leben zur

Erkenntniß göttlichen Geiſtes und Sinnes und ſeiner wunderbaren Schönheit, wer zum lebendigen Glauben an Gott, zur innigen Liebe gelangt, der hat der Erde den höchſten Segen abgewonnen und ſchwingt ſich mit Einem Flügelſchlag aus der niedern Sphäre des Drucks in die Region der Freiheit!“

„Gott geb' es!“ rief Helene bewegt.

„Die Erde,“ fuhr Hugo fort, „iſt nur dazu da, daß man auf ihr ſich kennen und lieben lernt. Iſt dies geſchehen — ob in kurzem oder langem Leben — dann iſt der Zweck des Hierſeins erreicht. Auf der Erde ſollen wir uns nur treffen, um uns einander für die Ewigkeit zu beſtellen. Wir ſollen auf ihr das Weſen finden, mit dem wir am liebſten und innigſten das Leben der Ewigkeit lebten! Wer ein langes Leben verbringt, ohne es zu finden, iſt unglücklich — wer es in kurzem findet, iſt ſelig!“

„Ja,“ rief das Mädchen, — „die Seele, die wir allen andern vorziehen, für uns gewinnen auf ewig, das iſt Alles, und etwas Glückſeligeres kann es nicht geben! — Aber — —“ Sie ſchwieg, indem ſie erröthete und die Wimpern ſenkte.

Hugo ſchaute ſie an und errieth ſie. Er faßte ſie bei der Hand, ſah ihr mit zärtlichem Lächeln in’s Auge und ſagte:

„Zweifelſt Du an meiner Liebe?“

„Nein,“ antwortete Helene, „es wäre Sünde. — Aber ich kann Dir nicht ſein, was Du mir biſt. Ich ſcheide, Du bleibſt; Du bleibſt, um zu leben, zu wirken und glücklich zu ſein —“

„Das Bleiben, wenn Du uns wirklich verlaſſen würdeſt,“ fiel Hugo ein, „geb’ ich zu. Ich würde leben, ſo lange ich müßte!“

„Auch das Andere darf und wird nicht ausbleiben,“ verſetzte ſie mit dem Tone edler Liebe. „Wenn ich todt bin, iſt Dir eine Schweſter geſtorben — Du wirſt ein Weib ſuchen, und Du wirſt die finden, die Du verdienſt!“

„Niemals!“ rief Hugo mit Nachdruck.

„Wie!“ rief Helene, indem eine Röthe über ihre Wangen flog. „Du willſt Dich nicht vermählen? Bei Deinen Glücksgütern? — In Deinen Jahren?“

„Ich liebe Dich,“ erwiederte Hugo, „und,“ ſetzte er mit Nachdruck hinzu, „ich bin von Dir geliebt! Ich bin geliebt von Dir, die ich mit Wonne und Schmerzen geliebt habe, mit der ich in Wonnen und Schmerzen bis in die geheimſten Faſern verwachſen bin! Dich allein will ich haben, und Du Einzige ſollſt mir Alles ſein für alle Zeiten!“

„Unmöglich!“ rief das Mädchen, indem ihre Augen übergingen.

„Thörin!“ erwiederte Hugo mit liebendem Vorwurf. „Willſt Du Dich ſelbſt verkennen? Willſt Du nicht ſehen, wie klug ich bin, wenn ich mich frei laſſe für das, was mir das Liebſte iſt?“

„O Güte, Güte!“ rief ſie.

Er, mit dem Humor der Zärtlichkeit, fuhr fort:

„Es iſt nicht ohne Mühe geweſen, daß ich Dich gewonnen habe. Es hat uns Beiden viele Noth gemacht, bis Eins dem Andern das Rechte geworden iſt. Jetzt gehörſt Du mir, Du biſt mein Eigen — mein lang und bang erſehntes, glücklich errungenes Eigen — und ich ſollte Dich wieder weggeben?“

„Das würdeſt Du nicht,“ entgegnete ſie.

Er, es überhörend, fuhr fort:

„Ich habe Deine Schönheit vor Augen in den Tagen des Glücks und des Leides. Ich ſehe mit meiner Seele das Holdſeligſte, was es auf Erden und im Himmel geben kann: die liebende Seele der Geliebten! Ich ſehe Dich im Geiſte, wie Du ſein wirſt, verklärt, in verklärter Schönheit — ich weiß, daß Du in ihr mein ſein wirſt auf ewig — und ich ſollte mich nicht damit begnügen? Ich ſollte mir wieder verderben, was ich errungen habe?“

„O Hugo," rief ſie mit weinenden Augen — „Du biſt ein Heiliger!"

„Nichts als ein Liebender," entgegnete er zärtlich. „Andere mögen anders handeln, mir iſt nun einmal dies das Liebſte. Und eben dies," fügte er mit heiterm Blick auf die Seligbewegte hinzu, „ſcheint auch Dir die meiſte Freude zu machen!"

„Nur zu viel Freude," rief ſie aufathmend. „Ich kann's nicht tragen!"

Der Liebende faßte ihre Hand, und ſie, mit ſeiner Hilfe, erhob ſich. Er ſah ihr in's Angeſicht und ſagte:

„Gott iſt gut! Er iſt mächtig und groß und er will uns zu ſeinen Genoſſen haben! Gott iſt die Liebe und er hat keine größere Freude, als Liebende zu beglücken! Weihen wir uns ihm für Zeit und Ewigkeit, ihm, dem Urquell der Liebe, dem ewigen Herrn des Lebens!"

Er küßte ſie auf die Stirn, und während

Thränen der Wonne und Wehmuth über ihre Wangen liefen, rief er:

„Mögen unſere Geſchicke ſich erfüllen! Mit dem Herrn des Lebens werden wir über ſie triumphiren und leben!“

Achtes Capitel.

Das irdiſche Daſein iſt ein unerforſchliches Räthſel. Man könnte ſogar begriffen haben, durch welche Thätigkeit von Kräften das Menſchenleben entſteht und durch welches Nachlaſſen derſelben es hinſchwindet, — immer bliebe die Frage: wie entſteht und vergeht eben dieſes Eine Leben? Warum ein Weſen mit eben dieſen körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten? Und warum erliegt dieſes eine den Mächten des Verderbens, während ein anderes wieder zum Leben ſich erhebt? Was iſt der Grund, daß Leidende, die hoffnungslos darniederliegen, wieder geneſen, um lange zu leben, während andere, von eigener und der Ihrigen Hoffnung ermuthigt, dem Tode in die Arme ſinken?

Die Antworten darauf bleiben die Eine wahre Antwort immer noch ſchuldig.

Wir müſſen uns beugen. Wir müſſen, vor dem Gewordenen ſtehend, ſagen: es iſt ſo — durch welche Miſchung von Plan und Zufall es ſo geworden ſein mag. Wir müſſen glauben, daß Gott, für den Alles nur Stoff iſt, auch aus dieſen Geſchicken eine Geſtalt werde bilden wollen.

Als am Tage nach dem Geſpräch Hugo zu Helene kam, ſagte dieſe:

„Du haſt geſtern meiner Seele recht wohl gethan! Eben dieſe Belehrung hab' ich nöthig gehabt, und Du glaubſt nicht, wie ruhig ich nun bin! Ich habe Alles behalten — mein Geiſt denkt es und meine Phantaſie malt es aus.“

Sie gab ihm die Hand und ſah ihn mit einem gutmüthigen Lächeln an.

„Wir ſind doch eigentlich recht für einander geſchaffen!“ ſagte ſie dann im Ton ſcherzender Liebe. „Es wäre ſchade, wenn wir uns nicht gefunden hätten!“

„Das war unmöglich!“ rief Hugo mit Sicherheit.

Helene machte eine eigene Bewegung.

„Mit mir,“ bemerkte ſie dann, „mußte doch eine große Veränderung vorgehen!“

Hugo fand den Humor, zu lächeln.

„Wir haben uns gefunden,“ rief er; „und das iſt die Hauptſache!“ —

Dieſes kurze Geſpräch war das letzte, in welchem die mit Selbſtvergeſſenheit Liebenden über die wirklichen Zuſtände hinwegſehen konnten.

Der November brachte ſeine rauheſte Zeit. Ein Sturm erhob ſich von Weſten her, Regen ſchlug an die Fenſter, die Schornſteine heulten und ließen zumal des Nachts ein ſchauerliches Aechzen und Stöhnen hören. An tiefdüſtern Tagen ſah die reiz- und leblos gewordene Landſchaft ſchwarzgrau und ſchmutzig herauf, naßkalte Luft ſtrich durch die Gänge des Schloſſes, Hof und Garten boten einen öden und wüſten Anblick.

Für den Geſunden iſt's an ſolchen Tagen heimlich in geheizter Stube, und mit ſeltſamer Luſt vernimmt er in dem Aſyl das Sauſen des Windes, der die Bäume ſchüttelt, und das Praſſeln des Regens, der an den Scheiben niederrinnt. Aber die Phantaſie des Kranken regt es allzu ſchaurig auf, und ſeine Organe drückt es nieder. Die Natur in dieſen rauhen Aeußerungen verſtärkt die Macht der Krankheit.

Der Schein der Beſſerung, der ſich an Helene gezeigt hatte, verlor ſich wieder. Ihre Kraft ſank und ſank. An ganzen Tagen beſchränkte ſich der Verkehr der Liebenden auf abgeriſſene Worte bei den Dienſten der Pflege, auf ſchmerzlich beſorgte und wehmüthig dankende Blicke.

Was Hugo in dieſer Zeit litt, wollen wir nicht beſchreiben. Einmal, unter Einwirkung ſeiner

Phantaſie, hatte er ein Gefühl, als ob ſeine eigene Bruſt krank wäre. Die Täuſchung erkennend lächelte er über ſich ſelber, empfand aber, auf Helene ſehend, mit um ſo tieferm Schauer die peinvoll unerbittliche Wirklichkeit des Leidens. Ein Troſt kam ihm in dieſen Tagen nur durch ſie — durch den Ausdruck ihres Geſichts! Es war nicht nur Ergebung, was ihn daraus anſah, ſondern eine wahre innere Genugthuung; und er verſtand ſie. „Je mehr ich leide, deſto reiner wird meine Seele; je geduldiger ich das Leid ertrage, deſto gewiſſer iſt mein Glück!“ Das las er aus den Zügen, und ſein eigenes Herz wurde ſtark und die gehobene Miene verkündete ſeine Faſſung. „Welche Macht,“ rief's in ihm, „iſt der Geiſt! Ein Wunderthäter! Nacht und Grauen, Todesnoth und Tod müſſen ihm dienen zum Erweis ſeiner Herrlichkeit!“

In Momenten der Ruhe hatte er doch auch jetzt noch ein Mittel, ſie zu erfreuen — durch Vorleſen von Gedichten, die er für ſie ausgewählt hatte. Hie und da miſchte er eines von ſich darunter, und es war ihm ein eigen ſüßes Gefühl, wenn eben dieſes wohlthuend auf ihre Seele wirkte.

Nachdem eine Woche ſo verfloſſen war, ſchrieb er einen Brief an den Profeſſor, mit welchem er ſich nach ſeiner Rückkehr aus Italien wieder in Verbindung geſetzt hatte. Wir theilen die Stellen daraus mit, die unſere Schilderung ergänzen.

„Die Hoffnungen, lieber Freund, die ich noch einmal gehegt habe, ſind noch einmal zu nichte geworden. Wir ſtehen vor der Entſcheidung! — Erlaß mir zu ſchildern, was ich empfinde! —

Ich verliere Helene, nachdem ich ſie noch am reinſten habe kennen, am tiefſten habe bewundern lernen!

Von ihrem idealen Vermögen hab' ich Dir früher Beweiſe gegeben. Dieſes iſt aber eben in der Zeit des Leidens gewachſen. Das Schwierigſte, was ich ihr zu begreifen vorgelegt habe, nahm ſie als ihr Eigenthum hin und erfreute ſich ſeiner unmittelbar! Das Licht wurde ihr zur Erquickung! — Wenn es der Geiſt allein vermöchte, — wenn er nicht gebunden wäre an die Natur, die ihre Mitwirkung verweigert — ſie würde leben!

Ja, lieber Freund, ihr Geiſt iſt hell und ſchwungvoll, mächtig und gut in Einem!

Seltſame Widerſprüche! — Das Weib kann ſo ſchwach ſein, ſo unſicher und unzuverläſſig! Der Schein blendet ſie, der Zauber des Scheins reißt ſie an ſich heran — und ſie erliegt. Aber wenn ihr die Fackel der Erkenntniß geleuchtet, wenn ihr Geiſt ſich für die Wahrheit entſchieden, ihre Liebe dem Ewigen ſich geweiht hat, dann iſt ſie ſtark, ſtark und groß; und jeder Verſuchung überlegen, rückſichtslos, geht ſie den Weg zum Licht empor.

Was iſt das Beſte? Rein in Treue zu bleiben, ruhig und glücklich der Pflicht zu leben — oder mit lodernder Phantaſie kühn es zu wagen mit dem Dämon, und nach unvermeidlichem Unheil ſo ſich zu bekehren — ſo ſich emporzuſchwingen in deſto höhere Höhen des Geiſtes und den begangenen Abfall mit um ſo glühenderer Liebe zu vergelten?

Beide Seelen ſind Gottes! Und das Heil vollendet jede! Wer gefehlt und büßend, leidend — gerne leidend, ja mit leidenſchaftlichem Wollen leidend —, ſich wieder erhoben hat und inniger Liebe, heiliger Demuth fähig geworden, der hat mit dem Reinen die Gleichheit wieder erlangt. Die Liebe tilgt die letzten Trübungen der Schuld, Alles verſchönend, und die Vergangenheit in Irren und Wiederfinden und all ihren gewaltigen Erſchütterungen wird ein Schatz der Erinnerung für die göttlich geſinnte, menſchlich fühlende Seele. —

Du haſt nach dem Schreiben, worin ich Dir die Kataſtrophe des Grafen Geierſtein gemeldet, ein ſtrenges Gericht über meinen Stand gehalten und die Gefahren, welche dem Angehörigen ſo nahe liegen, ſcharf bezeichnet. Ich habe Dir nicht entgegentreten wollen, und will es auch jetzt nicht. Aber die Gerechtigkeit zwingt mich, auf eine Thatſache hinzuweiſen, die einen Vortheil in ſich ſchließt. Die Pflichten, die ein Stand ſich auferlegt — ja, die Anſprüche, die er macht, haben ihre Folgen. Gebietet die Ehre bei ihm, was ſie bei einem andern nicht gebietet, dann erlangt der Menſch in ihm doch vorzugsweiſe eine Gewöhnung, auf die Stimme der Ehre zu hören. Ein edler Stolz erfüllt ihn, nach den Geſetzen derſelben zu handeln und mit ihr das Außerordentliche zu leiſten. Allerdings kommt es nun eben auf den Geiſt an, der dem Einzelnen gegeben oder in ihm erweckt wird; aber der gute Geiſt findet in der unter Ehrbegriffen aufgewachſenen Natur ein vorbereiteteres Land! Und ſo iſt es denn gekommen, daß bis jetzt wenigſtens außergewöhnliche Entſchließungen am meiſten von Angehörigen unſeres Standes gefaßt und vollführt worden ſind. Das Standesideal hat ſeine

Wirkung gethan. Wenn die gemeinen, ſelbſtſüchtigen Naturen dadurch zum Schein, zur Anmaßung der Wahrheit, zum frechen Stolz gereizt wurden, ſo hat es die beſſern zu ſich ſelbſt emporgehoben, und es ſind Dinge geſchehen, an denen unſere Seelen ſich weiden können.

Mag es ſein, daß an dem Irrthum Helene's die verhängnißvolle Seite der ererbten Denkweiſe mit Schuld hatte. Aber ſolch eine Wiedererhebung — ſolche Ausdauer im Erdulden des Leidens, ſolche heroiſche Conſequenz und ſolche Freiheit des Geiſtes, worin dieſer ſogar der Heiterkeit wieder fähig wird — alles das in dem einzig edlen Stil der Erſcheinung geſtehe ich mir von einem andern Weibe kaum denken zu können. —

Mein Freund, was iſt es um die Liebe, die ſich geliebt weiß! Jugend, Jugendmuth und Freude ſind ſchön. Schön ſind die roſigen Wangen der Geliebten, herrlich iſt das Kraftgefühl des Mannes, entzückend die Ausſicht auf ein Erdenparadies, das eines an der Seite des andern zur Freude ruft. Aber ſchöner iſt der Blick, der dem Liebenden die Gewißheit ewiger Liebe in die Seele ſtrahlt. Denn die Jugend und ihre Schönheit gehen vorüber, und das Auge des Geiſtes erblickt ſchon in ihrer glänzendſten Blüthe den Schatten des Vergänglichen, während ihn an der Liebe ſelber das Licht der Ewigkeit beſeligt. — Wenn ſolch ein Blick von einem Auge kommt, das aus bleichem, zerfallenem Angeſicht leuchtet, iſt er nur um ſo rührender. Erſchütternd wirkt die himmliſche Güte, umgeben von den Vorboten des Todes — und Thränen, heiße Thränen ſtürzen aus dem Auge des unſelig Seligen, den ſie beglücken will. Aber das Hochgefühl des Ewigen überwiegt! — Es überwiegt auch jetzt in mir, der ich meine Seele in der Offenbarung an den Freund entflammt habe und emporgetragen durch die lodernden Gluten hinwegſchaue über das Elend des Erdenlebens.

Der Sturm, der ſich wieder erhoben, umtobt mich. Fernes Rauſchen und Sauſen, nahes Pfeiſen und Raſſeln bringt in mein Ohr. Aber mir iſt's wie Klang der Orgel, wenn ein gewaltiger Meiſter ſie erbrauſen läßt! — Das Leben klingt hin. Gottes Wille geſchehe! Ich dank' ihm, dem Spender des Lebens; denn ich hab' in ihm den Schatz gefunden für die Ewigkeit! —

Ja, ich ergebe mich! Ich klage nicht, ich preiſe! — Und doch! — Beweinenswerth erſcheint uns das Geſchick zweier Liebenden, die den Bund geſchloſſen vor dem Altar und nach kurzem Wonnemond durch den Haß der Welt auseinandergeriſſen werden? Beneidenswerth iſt es! Wär' es, hätten ſie auch nur einen Tag, eine Stunde ſich angehört! Wär' es, hätten Sie nur das Ja ſagen und ſich einmal anſehen dürfen als Braut und Bräutigam! —

Leb' wohl, geliebter Freund! — Und möge Deine Gattin, deren inniger Antheil mich ſtets beglückt hat, auch jetzt mit mir fühlen! — Lebt, liebt euch und ſeid glücklich!" — —

Durch ein ſonderbares Zuſammentreffen, das man aber im Leben nicht ſelten wahrnimmt, gelangen dem Verwalter und ſeinem Gehilfen grade in dieſen Tagen einige der erwünſchteſten Käufe. Während die Blume von Ellerburg hinwelkte, gedieh die Herrſchaft, deren höchſte Ehre darin hätte beſtehen ſollen, ihr zum Wachsthum, zur Ehre und Freude zu dienen!

Die Geſchäfte, die ſich dabei für ihn ergaben, zogen den Liebenden von den ſchmerzlichen Aufregungen ſeines Herzens ab und gewährten ihm eine in ihrer Flüchtigkeit dennoch heilſame Zerſtreuung. Durch Arbeiter, die er aufgeſtellt hatte, wurden jetzt auch die letzten Verbeſſerungen und Verſchönerungen an und in den Gebäuden ausgeführt; und als er ſie betrachtete, hob ſich ihm dennoch die Bruſt mit einem Gefühl der Befriedigung. — Alles — die ganze Welt ſank aber wieder dahin, wenn er die Schritte zu Helene lenkte. Ihr Anblick war unendlich rührend. Sie ſchien auf die letzten, geheimſten Reſte der Lebenshoffnung verzichtet zu haben. Das Lächeln der Liebe, womit ſie ihn betrachtete, hatte einen tiefen ſchmerzlichen Zug; die Lippen drückten in leiſem Verziehen die ganze Trauer des Scheidenmüſſens aus. Ihre Miene war zuweilen die eines bittenden Kindes; — und ſie ſchien um Erlöſung zu bitten! —

Die Natur hatte ſich wieder beruhigt und ſcheidende Wolken ließen die Strahlen der Sonne wieder zur Erde gelangen. Der Arzt war mit der Wärterin allein bei der Kranken. Als er nach einiger Zeit aus dem Zimmer kam, trat ihm Hugo entgegen, der auf ihn gewartet hatte.

„Doctor,“ redete er ihn an, „ich erſuche Sie um einen Beweis Ihrer Freundſchaft. Sie kennen mich — ſagen Sie mir die Wahrheit! — Helene iſt nicht mehr zu retten?“

„Ihnen,“ erwiederte der Arzt, „geſteh’ ich, was ich dem armen Vater, der geſtern dieſelbe Frage an mich gerichtet hat, nicht geſtehen mochte. — Sie ſtirbt! — Das Uebel iſt zu weit vorgeſchritten und geht jeden Tag weiter. — Ich habe keine Hoffnung mehr!"

Hugo, obwohl er nichts Anderes erwartet hatte, war dennoch erblaßt. Dann aber, mit einem feierlichen Glanz auf ſeinem Geſicht, erwiederte er:

„Wie viel Tage geben Sie ihr noch?"

„Nur wenige," verſetzte Jener bewegt. „Vielleicht —"

„Es iſt gut," fiel der Liebende ein. — „Ich dank' Ihnen," ſetzte er nach einem Moment hinzu, indem er ihm die Hand drückte. „Ich dank' Ihnen für die Wahrheit und — für Ihr Mitgefühl!"

Dies war an einem Sonntag, Vormittags. Nachmittags, während im Schloß eine feierliche Stille herrſchte, begab ſich Hugo von ſeinem Zimmer auf das der Kranken. Sie lag mit geſchloſſenen Augen da, in leichtem Schlummer, und ihre

Züge hatten einen eigenen friedlichen Charakter. Hugo nickte für ſich. Auf einen Wink von ihm entfernte ſich die Wärterin, und er blieb am Bette ſtehen, die leiſe Athmende betrachtend. Endlich ſchlug dieſe die Augen auf, erblickte ihn und rief mit einem Schein der Freude:

„Ah Du!“

„Wie geht's Dir, liebe Helene?“ fragte er.

„Beſſer,“ verſetzte ſie. „Ich fühle mich ſchwach, aber wohler als geſtern.“

„Das freut mich,“ erwiederte er.

Er ergriff ihre Hand, ſah ihr in's Angeſicht und ſagte mit liebevollem Ernſt:

„Du biſt mein?“

Ein Lächeln erhellte ihre Züge, ihr Auge glänzte. Sie fühlte den Ernſt, ahnte die Abſicht dieſer Frage und erwiederte:

„Ja!“

„Auf ewig?“ ſetzte er hinzu.

„Auf ewig,“ erwiederte ſie.

Hugo, nach einem dankbaren Blick, fuhr fort: „Und was Du gewollt haſt, das willſt Du noch? Auch im Jenſeits willſt Du mir gehören? Im Reiche des Geiſtes — im ewigen Leben?“

Das Mädchen ſah ihn an, und mit einem eigenen Ausdruck entgegnete ſie:

„Eben da! — Für dieſes Leben,“ ſetzte ſie mit einem Lächeln hinzu, „wäre mir die Freude zu kurz!“

„Du willſt mir gehören,“ fuhr Hugo fort, „in allen Wandelungen — allen Seligkeiten jenes Lebens?“

„In allen!“ erwiederte ſie. „Nur mit Dir will ich ſie haben! Mit Dir will ich ſie theilen, und das iſt für mich eben das Süßeſte dabei! — Eine Wonne geht mir durch's Herz bei dem bloßen Gedanken!“

Mit einem Blick der innigſten Liebe drückte Hugo ihr die Hand. Dann, gerührt, mit heiterer Zärtlichkeit rief er:

„Du willſt mein Weib ſein?“

Eine Röthe flog über die Wange des Mädchens, ihre Bruſt hob ſich, und ein leiſes Ach entfloh ihrem Munde.

„Du willſt mein Weib ſein?“ wiederholte er. Und ſie, mit unendlicher Liebe zu ihm aufſehend, drückte ihm die Hand.

„Dann,“ verſetzte er, „will ich Dein Mann ſein! Dein Gatte für dieſes und jenes Leben!“

Die Augen Helene's füllten ſich mit Thränen — mit Thränen der Freude, des Dankes.

„Du willſt Dich wirklich an die Sterbende binden?“ rief ſie; „allem Lebensglück entſagen um meinetwillen? Du willſt ausführen, was nur einmal gewollt zu haben ſchon unendliche Güte war?“

„Dazu,“ erwiederte Hugo, „bin ich gekommen.“

„O,“ rief ſie, „Du biſt die Güte ſelbſt — die Großmuth —“

„Ich liebe,“ verſetzte Hugo mit innigem Nachdruck; und mit edlem Ernſt fuhr er fort: „Die

Liebe iſt das Höchſte, der Geiſt iſt das Höchſte; aber das Symbol darf nicht fehlen. Was innerlich geſchieht, das ſoll auch äußerlich geſchehen; wir ſollen es nicht nur ſein und fühlen, ſondern auch ſchauen. Darum, geliebte Helene, weil wir innerlich verbunden ſind, wollen wir es nun auch äußerlich ſein! Die Zeichen, wenn unſer Blick auf ſie fällt, ſollen uns den Beſitz und das Gefühl der Seelen in's Auge ſtrahlen.“

Während der letzten Worte hatte er ein Etui aus der Bruſttaſche gezogen. Er öffnete es, nahm zwei Ringe heraus und gab ihr den einen. Dann, emporſehend, mit tief bewegter Stimme ſagte er:

„Gott im Himmel, ſieh auf uns! Segne uns! Wir wollen eins ſein für das Leben, zu welchem Du uns berufen haſt! Sie mein Weib und ich ihr Mann; beide ein Weſen in Liebe, welche beide vollendet, jedem, was er nicht ſelber hat, ſchöner gibt und in wechſelſeitiger doppelter Verklärung Alles bereichert und Alles erhöht. Sie, Helene von Ellerburg, iſt die Hälfte, die ich geſucht und glücklich gefunden habe, und der ich mich nun auf ewig verbinde. Verbunden wollen wir Dein ſein, Deine Kinder, und alles Glück, das unſere Herzen erſehnen, liebend und dankend aus Deiner Hand empfangen!“

Zu Helene gewendet, ſagte er:

„Iſt das auch der Sinn Deines Herzens? — und willſt Du ſo die Meine ſein?“

„Ja,“ antwortete ſie.

„So wechſeln wir die Ringe!“

Es geſchah. Hugo neigte ſich über ſie und küßte ſie, und ſie küßte ihn.

„Meine Braut!“ rief er. „Mein Weib! Meine Einziggeliebte!“ — Unbeſchreibliche Empfindungen durchſtrömten die Herzen der wunderbar Vereinten.

Sie, im Bette ſitzend, weinte. Dann, indem ſie die Thränen aus ihren Augen wiſchte, ging ein himmliſcher Glanz in ihrem Antlitz auf — eine heilige Freude, eine bräutliche Wonne. Das Leben der Liebe erſetzte Alles, was das Leid ihr geraubt hatte; — mit einem roſigen Schein auf den Wangen, mit feierlich ſüßem Lächeln, ſah ſie holdſeliger aus als jemals. Den Geliebten, der mit Entzücken an ihr hing, mit Entzücken betrachtend rief ſie:

„Wer hätte geglaubt, daß das für mich noch möglich wäre! Am Rande des Grabes! — O Hugo — Gott iſt groß, — groß und unendlich gut!“

Und als ſollte der Geprüften, Reinen, Nichts zur Verſchönerung mangeln, ſo fiel in dieſem Augenblicke der letzte Strahl der Sonne durch's Fenſter auf ihre Züge. Sie kehrte ſich dem Lichte zu und ihr Auge ſchien es begierig einzuſaugen. Dann wandte ſie ſich wieder zu Hugo, gab ihm die Hand und nickte, als wollte ſie ſagen: Es iſt gut! — —

Am andern Morgen war ſie todt. Hugo hatte bei ihr gewacht, — ihr Leben geleitet bis zum letzten Athemzug und ſie verſcheiden ſehen. —

Neuntes Capitel.

An demſelben Tage kamen die Nächſtverwandten. Sie wollten die Kranke beſuchen — und wurden mit der Nachricht empfangen, daß eine Todte im Hauſe ſei!

Ich ſchildere nicht den Jammer der liebenden Herzen, die trotz Allem und Allem wieder gehofft und an Helene mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit gehangen hatten.

Ergreifend war der Schmerz des Bruders. Er ſtand blaß und zitternd vor dem Leichnam und ſeine Bruſt bewegte ſich in ſchweren Athemzügen. Noch einmal hatte ſein Gewiſſen ſich gegen ihn geſtellt und ihm zugeflüſtert: „An dem Untergange dieſes herrlichen Weſens biſt Du ſchuld! Wäreſt Du damals gegen den Vater und ſeine Rathgeberin für den Freund aufgetreten, hätten Dich nicht ſelbſt eigennützige Zwecke verführt, ſie, die entſeelt hier liegt, würde leben — und ein glückliches Paar würde Dir danken!“ — Er war von Leid und Anklage ſo gebeugt, daß der erſchütterte Hugo ſelber Mitleid mit ihm fühlte und ihn durch Andeutung früherer Geſtändniſſe Helene's zu beruhigen ſuchte.

Der Tag, an welchem die Beiſetzung ſtattfand, war ſchön und mild. Eine große Zahl von Leidtragenden und Zuſchauern aus der Umgegend hatte ſich eingefunden. Der Geiſtliche, ein Mann von literariſcher Bildung, der erſt ſeit Kurzem im Amte war, hielt eine rührende, tröſtende Rede; und die herzlich betonten Worte, an geweihter Stelle vorgetragen, wirkten ſo erhebend, daß nach der Feierlichkeit auch Karl mit einem Blick ernſter Faſſung

Hugo die Hand drückte, als ob er ſagen wollte: „In Gottes Namen!“

Hugo, um den letzten Stachel aus der Seele des Freundes zu nehmen, ſagte:

„Lieber Bruder, es gibt ein Geſchick, das uns beherrſcht, indem es auch unſerer eigenen Schwächen und Leidenſchaften ſich gegen uns bedient. Wir erkennen die begangenen Fehler und rechnen uns die Schuld allein an; aber darin irren wir uns. Es iſt nur eine andere Art von Selbſtüberhebung. Ergeben wir uns! Und ſtatt uns in unfruchtbarer Reue zu quälen, thun wir Gutes auf dieſer Erde, ſo viel wir vermögen!“

Die Freunde blieben noch zwei Tage beiſammen, indem ſie die für die nächſte Zukunft nöthigen Anordnungen und Verabredungen trafen. Endlich trennte man ſich; und Jeder ſuchte wieder den Pflichten des Tages zu leben und den Troſt der Zeit anzunehmen.

Hugo fand ſich in ſeine Lage. Sinnverwirrend gingen in den erſten Tagen der Einſamkeit ſeine Gefühle durcheinander, und zuweilen erfaßte ihn eine unendliche Traurigkeit. Aber ſein Geiſt, auf's Ewige gerichtet, ſiegte, und er widmete ſich den Aufgaben, die er übernommen hatte, mit der Ruhe eines Mannes, der ſeiner ſelbſt Herr geworden.

Nur Einer konnte ſich von dem erlittenen Schlage nicht wieder aufrichten: der alte Vater. Zu der Leiche der Tochter geführt, hatte er ſich einem Schmerz hingegeben, der in ſeiner Hilfloſigkeit erſchütternd war. Auf ſein Zimmer zurückgekehrt, ſaß er ein Bild ſtummen, dumpfen Grames. Er verließ das Schloß nicht mehr, und ſein Geiſt verdunkelte ſich allmälig ganz. Helene war ſein Lieblingskind geweſen, ſein höchſter Stolz, die Wonne ſeines Lebens! Mit ihr war ihm jede Freude genommen, und ſelbſt die Ausſicht auf die Fortdauer ſeines Geſchlechts, die ihn ſo ſehr beglückt hatte, konnte ihn nicht mehr oben erhalten.

Gegen Ende des Winters wurde auch er in die Gruſt geſenkt.

Hugo brachte die Beſitzung an ſich, und es gelang ihm, ſie in der alten Größe wiederherzuſtellen. Er wollte ſie dem von ihm erwarteten Sohne Karl's hinterlaſſen und ſchmeichelte ſeiner Seele mit der Vorſtellung, der Urheber einer neuen Blüthe des Geſchlechts zu werden. Als nun der Erbe bald darauf wirklich kam, empfand er das ganze Glück eines Vaters. Er hob den wohlgebildeten Sprößling aus der Taufe, gab ihm ſeinen Namen und geſtand bei der Feſtlichkeit ſeine Abſicht den Eltern, die ihn mit Freudenthränen umarmten.

Zunächſt widmete er ſich ausſchließlich dem Gute. Die ihm theuere Beſitzung wurde immer mehr, wie er ſie wünſchte. Gehoben durch ſeinen Glauben und ſeine Liebe, im Geiſte mit der Geſchiedenen lebend, war es ihm ein eigen ſüßer Gedanke, das Haus, in welchem ihre Gebeine ruhten, ſo gefällig und ſchön als möglich herzuſtellen, und er ließ nicht nach, bis im Einzelnen und Ganzen ſeiner Forderung vollkommen genügt war.

Das menſchliche Herz hat wunderbare Bedürfniſſe. Sagt uns Glaube und Erkenntniß, daß die Seele der Geſchiedenen fortlebt und daß wir ihr am innigſten verbunden ſind in liebendem Gedenken, wo wir uns auch befinden mögen, ſo erfüllt es uns doch mit tiefer Beruhigung, in der Nähe des Raumes zu weilen, der die irdiſchen Ueberreſte birgt, und wir glauben dem geliebten Weſen damit ſelbſt näher zu ſtehen. Sind es doch Stoffe, die ihm gehörten und von ihm gebildet wurden! Symbole, die auf das Verewigte weiſen, und das Bild des Ganzen, wie es war und wie es ſein wird, vor die Seele rufen! Im Grab oder Sarkophag iſt auch dem leiblichen Auge etwas geblieben; — in der Nähe der bedeutungsvollen Reliquien wird uns feierlich und heimlich zu Muth und wir ſinnen am liebſten über die großen Räthſel des Daſeins. — —

Die Zeit ging hin. Seine Beſchäftigungen als Gutsherr in ihrem geſunden Wechſel gaben dem Einſamen die körperliche Kraft wieder, die er in den Tagen des Leides verloren hatte; und in dem innern Leben, das er pflegte, fand er den Frieden, ja das Glück, wie viel Trauer auch in ſeine Gefühle ſich miſchen mochte.

Wer die Mittel des guten, liebevollen, ſchöpferiſchen Geiſtes kennt, der wird das nicht unbegreiflich finden.

Unſerm Freund waren ſeine religiöſen Ueberzeugungen nicht bloße Theorie, ſondern Leben. Sie ruhten nicht bloß in ſeinem Kopf, ſondern erfüllten ſein Gemüth, ſein ganzes Weſen. Der dichteriſche Geiſt nahm das Leben des Himmels voraus und machte die Zukunft mit ihren Freuden zur Gegenwart.

Der Geſchiedenen widmete er einen zuſammenhängenden Cultus. Er ſchrieb die Geſchichte ſeiner Liebe zu ihr, zeichnete die Geſpräche auf, die er mit ihr geführt hatte, beleuchtete ihre Erſcheinung, ihren Charakter, ihre ganze Perſönlichkeit. Die Gedichte, die er auf ſie geſungen, vermehrte er durch eine zweite Reihe, worin er ſeine jetzigen Gefühle ausſprach und den Verkehr, der des Vollendeten mit der Vollendeten wartete, in den Farben der Sehnſucht und beglückenden Einbildungskraft malte. Dieſe letztern betrachtete er mit einer eigenen Genugthuung; er mußte darin etwas noch nicht Gewagtes, ja noch nicht Gekonntes erblicken, während ſie für ihn gleichwohl nur die tiefſte Wahrheit offenbarten.

Das Zimmer, das Helene bewohnt und in dem ſie geſtorben war, hatte er ſich zu einem geweihten Raum der Erinnerung gemacht. Dem Bruder war in einem Schrank eine Art Tagebuch in die Hände gefallen, worin die Verewigte nach dem Wiedererſcheinen Hugo's ihre Gefühle — ihre Urtheile über ihn und ſich ſelbſt niedergeſchrieben hatte. Sie drückte ſich auch hier über ihre Vergangenheit rückſichtslos aus; allein was ſie als Gegenſtand der Beurtheilung verlor, das gewann ſie doppelt und dreifach als Richterin ihrer ſelbſt. Scharfſinn und Adel des Wollens charakteriſirten ihre Worte; die Stellen über Hugo waren von der innigſten Liebe und von einer Bewunderung eingegeben, wie ſie nur dem zärtlichſten Herzen entquellen kann. — Für den Ueberlebenden wurden dieſe Blätter das theuerſte Vermächtniß. Manche Stunde verbrachte er, ſie leſend und austräumend, ſüß gehoben und zu Thränen gerührt, in dem ſtillen Gemach.

Inneres und äußeres Leben verbanden ſich ihm harmoniſch. Er mußte ſich ſelber geſtehen, daß keine Thätigkeit ihm weniger Störung und zugleich heilſamere Zerſtreuung hätte bereiten können, als eben die des Landwirths.

Im dritten Jahre durfte er ſich ſagen, daß unter der bewährten Verwaltung der Betrieb des

Gutes im beſten Gange und auch ſonſt Alles nach ſeinen Wünſchen geordnet ſei. Er hatte die Freude, die wir immer empfinden, wenn wir etwas Verkommenes wieder empor und auf eine Bahn gebracht haben, auf der es nach menſchlicher Anſicht nur gedeihlich weitergehen kann. — Da meldete ſich in ihm ein Drang nach einer andern, intenſivern Thätigkeit und gewann allmälig eine Stärke, die ihn zum Entſchluſſe trieb.

Er fühlte, daß er das Pfund ſeiner geiſtigen Erkenntniſſe und Fähigkeiten nicht vergraben dürfe; daß die Nation ein Recht an ihn habe; daß er durch die fruchtbringende geiſtige Thätigkeit auch der Verklärten ſich immer würdiger machen und ſie durch ſich mit bereichern würde.

Alte Gedanken und Wünſche erſtanden in ſeiner Seele; — er überlegte. — Sollte er ſich um ein Staatsamt bemühen, in welchem er ſeine Kräfte handelnd verwerthen konnte? Sollte er die Leitung des Kunſtinſtituts zu bekommen ſuchen, woran er ſchon früher gedacht hatte? — Oder ſollte er als Bewerber auftreten, um einen Platz in der Kammer der Abgeordneten zu erlangen?

In der Hauptſtadt, wohin ihn ein Geſchäft rief, ſetzte er die Erwägungen fort; und die Entſcheidung für das einzig ihm Gemäße wurde ihm von außen her erleichtert.

Univerſitätsfreunde, die in Amt und Würden ſtanden und denen er ſich eröffnete, riethen ihm dringend, ſeine Freiheit nicht an den Staat hinzugeben und ſich keine regelmäßige Thätigkeit aufzubürden, die ſein entwöhnter Sinn bald als eine ſchwere Laſt empfinden würde.

Er mußte das zugeben und richtete ſein Augenmerk auf die Bühne. — Wenige Tage der Beobachtung genügten, um auch dieſe Möglichkeit als einen Traum zerfließen zu machen.

Der alte Lenker war geſtorben; aber ein jüngerer Verwandter hatte den Poſten inne und ſchien ſich in ihm eben ſo zu genügen wie Jener; jedenfalls war er in Bezug auf Kunſt eben ſo genügſam. Man gab Schauſpiele, Ballete und Opern mit Bühnenkräften, wie man ſie eben hatte — ſo gut als es eben ging — und Hof und Publicum zeigten ſich damit im Grunde zufrieden. Artiſtiſcher Dirigent war, in Ermangelung eines perſönlichen, der Zufall, der ſich aber ſo gut aus der Affäre zog, daß jenen, mit Ausnahme einiger Kritiker, Niemand vermißte. — Hugo, als er vor dieſer Wirklichkeit an ſeine Ideale dachte, lächelte über ſich ſelber. Er hatte ein Ziel vor Augen, das nur mit ausdauernder Mühe zu erreichen war. Und wenn er ſich dieſer nun unterzog, hatte er Dank dafür? Diejenigen, die mit der gegenwärtigen Leitung ſo ſehr zufrieden waren, drohten, die ſeinige verwerflich zu finden. — „Ich überlaſſe,“ war ſein Schluß, „die Ausführung meiner Ideen auf dieſem Gebiete der Zukunft. Iſt die Nation mit andern Dingen im Reinen, dann wird man ſich auch wieder des Theaters erinnern und es behandeln, wie der Künſtler den Stoff behandelt, den er zu einem Kunſtwerk ausarbeiten will. Bis dahin mag's eine Unterhaltungsanſtalt bleiben!"

Ernſtlicher und länger erwog er ſeinen Beruf zum Deputirten. Eben tagten die Kammern, und auch unter ihren Mitgliedern fand er alte Bekannte wieder. Seine Abſicht verſchweigend, ließ er ſeine Kenntniß des Geſchäftsganges, wie ſie ihm der Beſuch des Hauſes verſchafft hatte, durch ihre Mittheilungen ergänzen. Er fühlte ſich lebhaft intereſſirt und gewann von dem Einfluß und der Wirkſamkeit eines ausgezeichneten Redners und Facharbeiters eine ſehr hohe Meinung. Wie er ſich aber ſein eigenes Eingreifen in die complicirte Maſchine vorzuſtellen ſuchte, fand er, daß er dazu einer entſchiedenen, alſo dauerfähigen Neigung ermangelte. Die beſtimmten ſachlichen, mitunter auch nebenſächlichen Fragen, die an die Kammer gelangten, übten nicht den Reiz auf ihn, den er zu froher Thätigkeit bei ſich vorausſetzen mußte. Die

Nothwendigkeit, zu einer Partei zu ſtehen und ihren Entſcheidungen ſich unterzuordnen, erregte in ihm ein widerſtrebendes Gefühl, da ſie der Grundforderung ſeines Weſens — unbedingter Freiheit im Forſchen und im Ausſprechen des Erkannten — entgegentrat. Er entſagte.

Indem er nun weiter mit ſich zu Rathe ging, fand er endlich das Rechte.

„Gar Vieles iſt nöthig und ehrwürdig und heilvoll," ſagte er ſich eines Abends auf ſeinem Zimmer, „was der Einzelne nicht zu leiſten vermag. Gaben und Luſt dazu haben Andere, und dieſe widmen ſich nun den gebotenen Arbeiten um ſo gedeihlicher. Sehe Jeder, daß er das ergreife, wozu ihn die Grundneigung ſeines Weſens beruft!

Warum ſuch' ich umher nach einer gebundenen Function? Gibt es denn, um auf die Menſchheit zu wirken, bloß Aemter und Stellen im Organismus des Staates? Gibt es nicht auch eine Thätigkeit, welche frei den Verlangenden ſich bietet und ſo grade am beſten — am reichſten und weiteſtgreifenden wirkt?

Eine ſolche Thätigkeit iſt die des Schriftſtellers. Und wenn ich Alles in Allem erwäge: hier liegt mein Beruf!

Wiederholt hab' ich dieſen Gedanken ſchon erwogen und an ſeiner Vollziehung mich geweidet. Er entſchwand mir wieder. Aber jetzt, wo mich alle Motive darauf weiſen, ſoll er ausgeführt werden in Vollſtändigkeit!

Denn Schriftſteller ſein heißt nicht bloß ſchreiben. Schriftſteller ſein heißt mit Luſt und Liebe zum Zwecke ſchreiben, für die Nation ſchreiben — und das Vollendete der Nation vorlegen.

Mein Hang iſt es, nach Wahrheit zu forſchen — die Wirklichkeit aus dem ewig Seienden zu erklären und Einſicht zu gewinnen in eine Entwicklung, die zur Vollkommenheit führen muß. Was ich auf dieſem Wege erſchaue, faſſe und fühle, das drängt es mich darzuſtellen in der ſchönſten, lebendigſten Form und es Andern eindringlich zu machen in gebundener und ungebundener Rede. Und dieſem Hang will ich folgen, uneingeſchränkt, und was ich lebe und im Leben begreife, ſoll ihm dienen.

Ich will mich prüfen, was ich am beſten und nachdrücklichſten hervorzubringen vermag, und ſehen, welche von meinen Leiſtungen der Mitwelt am erfreulichſten und erſprießlichſten zu werden verſpricht. Und dieſe will ich ihr bieten, und auf dem Wege meines eigenſten Berufes ohne Anſehen der Perſon vorwärts gehen.

Bin ich nicht der Glücklichen Einer geworden durch Erlangung vollkommener äußerer Unabhängigkeit? Der Wahrheit die Ehre geben ſoll Jeder, und Jeder ſoll ſie und ihre Vertretung über alle Vortheile ſtellen. Wenn aber dem Bedrängten, der um die Exiſtenz kämpfen muß, Acte der Schwachheit vergeben werden können — Jener, der zur Tugend frei ſie dennoch nicht übt und kleinen Rückſichten des Tages die Miſſion des Geiſtes opfert, iſt nachſichtslos zu verurtheilen.

Schriftſteller zu ſein im edelſten, männlichſten Sinne des Wortes, das iſt meine Pflicht — mein Amt; und ihm gelob' ich mich feierlich.

Mehr als einmal hab' ich den eigenthümlichen Vorwurf hören müſſen: Ich ſei zu gut! Daß man, wenn das Wort ſeinen Sinn behält, zu viel Güte haben kann, glaub' ich nicht. Aber allerdings, man kann zu tolerant ſein, zu nachſichtsvoll und langſam zum Angriff auf das Unwahre und Schlechte. Bin ich wirklich zu gut geweſen in dieſem Betracht, ſo will ich mich beſſern. Ich nehme mir vor, nach dem Wahren und Rechten zwar umſichtig und gewiſſenhaft zu forſchen, die erkannte Wahrheit aber mit Kraft rückſichtsloſer auszuſprechen; — und ich werd' es halten. Es gibt eine Wehleidigkeit, die, der Züchtigung unfähig, dem Ungezogenen die Schläge erſpart, die ihn allein erziehen können. Von ihr muß ſich befreien, wer mit ihr behaftet iſt, und Inhumanität lernen aus Humanität. — Ich glaube nicht, daß mich die Härte ſo hart ankommt, wenn ich meiner guten Abſicht gewiß bin; und hab' ich einigermaßen gethan, was ich zu thun gedenke, ſo hoff' ich jenen Vorwurf nicht mehr zu hören.

Erkenntniſſe zu gewinnen und überzeugend mitzutheilen, Grundſätze darzulegen, die den Thätigen mahnend auf die edelſten Ziele weiſen, das iſt meine Aufgabe! — Was ich in die Geiſter und Herzen pflanze, die mir empfänglich entgegenkommen, mag Frucht bringen in ihnen, und ſie mögen ausführen im Beſondern, was ich gedacht und gefordert im Allgemeinen. — Es gibt eine Scala menſchlicher Berufe. Der Eine iſt zur Aufſtellung der oberſten Principien, zur Veredlung und Erhöhung des Wollens begabt, der Andere zur Auffaſſung und ſiegreichen Durchführung im äußern Leben. Jeder hat ſeinen Poſten in dem einen Gottesſtaate der Menſchheit, und ich ſtelle mich auf den meinen, zuverſichtlich rechnend auf die Andern, mit denen ich Bereicherung und Förderung tauſchen ſoll.

Viel hab' ich geſehen und gelernt — viel erfahren und gelitten; in die lichteſten Höhen des Geiſtes hab' ich mich aufgeſchwungen, in die ſüßeſten Wogen der Freude mich getaucht, — in den tiefſten Abgründen des Leides hab' ich geſchmachtet. Ich kenne das Leben; — ich habe den Willen und die Fähigkeit, es rein abzuſpiegeln, und ich will es die Geiſter ſchauen laſſen zur Erleuchtung, zur Erhebung und zum Troſte. Wahrheit will ich der Welt geben — die ganze Wahrheit, die Hinausſicht in die Vollendung, wo die Wahrheit Schönheit geworden.

Meine Luſt und mein Gewinn, mein Leid, meine Entbehrung und meine Hoffnung ſollen der Welt fruchtbringend werden." —

Mit dieſen Gedanken weihte ſich Hugo zum Schriftſteller.

Er empfand eine große Befriedigung und eine eigenthümliche Freudigkeit. Denn etwas Anderes iſt es, producirend ſeiner Neigung zu folgen, wohin dieſe führen möge, und etwas Anderes, die Thätigkeit des Schriftſtellers als ein Amt zu ergreifen, womit man Pflichten verbindet. Zur Uebernahme eines ſolchen gehört ein Entſchluß — und zur erſprießlichen Verwaltung eine Fülle von Schöpferkraft, die ſich dem zweckmäßig arbeitenden Geiſt unverſieglich bieten muß. Hugo, dieſe Kraft in ſich fühlend, ſah in eine Zukunft edelſter Wirkſamkeit. Und es war ein ſchöner Beitrag zu ſeiner Genugthuung, daß er mit ihr weder an Zeit noch Ort gebunden war, daß er mit ſeinem Aufenthalt wechſeln, ſo lang es ihm gefiel ſein ſchönes Gut bewohnen und auf ihm den kleinen Hugo zum künftigen Beſitzer erziehen konnte.

Er kehrte nach Ellerburg zurück und gab ſich ohne Verzug der neuen Arbeit hin.

Hugo war vor Allem Denker, mit einem eigenen ethiſchen Zug. Den Lebenden Aufgaben zu ſtellen und ſie zur Verbeſſerung des Ueberkommenen anzufeuern, die Herrſchaft des Geiſtes herbeiführen zu helfen und mit ihr die ſchönſte Ausbildung des geſammten Lebens, das war ſein eigentliches Ziel. Auch ſeine Dichtungen trugen dieſen Charakter; und nach einfachen Stimmen des Herzens entſtanden immer wieder ſolche, in denen er Ideale zeichnete, um durch ihre hohe Schönheit zur Verwirklichung zu begeiſtern. Er wollte dem Vorhandenen ſein Recht zuſprechen vom Standpunkt der Geſchichte, aber ihm von eben dieſem die Fortentwicklung zur unumgänglichen Pflicht machen. Kurz: er gehörte zu den reformatoriſchen Naturen; und die Zeit, es zu beweiſen, war gekommen.

Wird man ſich nun wundern, daß er vor Allem die Frage ſeines Standes wieder in's Auge faßte? Ihn zog zu dieſem eine natürliche Liebe; aber ſein Geiſt ſah mit gleicher Deutlichkeit die Gebrechen wie das Gute, die Gefahren wie das

Verheißende an ihm — er würdigte die Anſprüche der Zeit, und ſein Beſtreben richtete ſich nun darauf, ihm das Verhalten vorzuſchreiben, durch das er ſich als nothwendiges, nützliches Element der Geſellſchaft würde rechtfertigen und ferner behaupten können.

Nicht lange darauf überſandte er dem Profeſſor ein Schreiben, worin er ihm ſeinen Lebensplan mittheilte. Beigelegt waren „Gedanken über den Adel,“ die er, wenn ſie die Prüfung des Freundes beſtänden, zu einer größern Schrift verarbeiten wollte.

Einige Stellen ſetzen nicht nur die Denkart und den Standpunkt des adeligen Autors in helleres Licht, ſondern ſchließen zugleich ab, was an verſchiedenen Punkten der Erzählung angeregt worden iſt; wir glauben ſie daher den Leſern nicht vorenthalten zu dürfen.

* * *

„In einer höhern Sphäre aufgewachſen, zur Ueberlegenheit des Benehmens erzogen, haben die

Angehörigen unſeres Standes ein eigenthümliches höheres Selbſtgefühl erlangt und ſich ein herrſchendes Anſehen gegeben. Und auch jetzt noch liegt auf dem Adel eine Weihe der Zeit und ein Schein Jahrhunderte lang beſeſſener Herrlichkeit, während er im Boden der Nation die Wurzeln des Althergebrachten geſchlagen hat. Es iſt Täuſchung, wenn man glaubt, ihn wegdecretiren zu können. Der adlige Name hat in der Geſellſchaft immer noch einen bevorzugten Klang und man erweiſt dem Träger gern die Aufmerkſamkeit, auf die er ſchon durch ſeine Geburt Anſpruch zu haben ſcheint. Dramatiker und Romanſchreiber können ſich nicht enthalten, auf das bon sang hin Erfindungen zu gründen, und nehmen ausgezeichnete Repräſentanten der Tugend und des Laſters immer noch gern aus den höhern Ständen.

Man kann dem Adel die politiſchen Vorrechte nehmen, die er noch hat. Seine Geſchichte und ſeine geſellſchaftliche Geltung wird man ihm ſo wenig nehmen können wie den Geiſt und das Blut, das er von ſeinen Ahnen geerbt hat.

* * *

Mit der bevorzugten Stellung, dem Ergebniß der Laufbahn ganzer Geſchlechter, ſind aber freilich Gefahren verbunden, Gefahren zu verkehrtem Denken und Handeln, die dem Adel eben gegenwärtig den größten Schaden drohen.

Die geringſte iſt noch, daß der Sprößling eines altedeln Hauſes, dem der höhere Rang in die Wiege gelegt worden, darauf pochend hochmüthig, herriſch, anmaßend werde. In unſern Tagen dürften der Anmaßung des Adeligen ſo viel andere Anmaßungen entgegentreten, daß er ſelber dadurch wieder zur Beſinnung gebracht, ſein Unterfangen aufgewogen und unſchädlich gemacht werden mag.

Schlimmer iſt die Möglichkeit, daß der Adlige, ſtolz auf das, was die Geburt ihm verliehen hat, geiſtig und ſittlich etwas aus ſich zu machen verſäumt. Daß er ſich in dem Glauben gefällt, er bedürfe der Selbſterziehung nicht, weil ihm der überlegene Geiſt angeboren ſei; daß Eitelkeit und Bequemlichkeit ihn von zuſammenhängendem Fleiß abhalten, der allein zu wahrer, tiefer, lebendiger Bildung führt.

Wer ſich für zu gut hält zum Lernen und gleichwohl vor Allen berechtigt, über die ſchwierigſten Fragen mitzureden oder gar zu entſcheiden, der kann unmöglich der Ungerechtigkeit, dem Schimpf und der Selbſtaushöhlung entgehen.

Die größte Gefahr droht aber dem Adel auf dem ſittlichen Gebiet. Die höhere Meinung, die man von ſich hat, der Glaube zumal, daß man ohne Weiteres edler ſei von Geſinnung als Andere, verblendet gewiſſe Geiſter auf die verhängnißvollſte Weiſe. So einer, der ſich ſchon als Abkömmling einer altadligen Familie für edel hält, kann es durchaus überflüſſig finden, wirklich edel zu denken und zu handeln, die Ehre ſolchen Verhaltens aber deſſenungeachtet entſchieden und vollſtändig in Anſpruch nehmen. Und dies iſt noch die erträglichere Selbſttäuſchung. Gräulich iſt es aber zu ſehen, wenn „Edle“ dieſer Art Infamien begehen und meinen, von ihnen begangen wären es keine! Wenn der Bettler von Adel glaubt, ihm ſtünde die hungrige Gier nach fürſtlichen Geſchenken wohl an, weil er ſie nutzlos wieder vergeudet! Wenn der Betrüger, der Dieb und Räuber von Adel ſich ſagt, er nehme nur, was ihm gebühre und gehöre, weil er, der Edle, es brauche!

* * *

Der äußerlich höhern Stufe, auf welcher der Adel in der Geſellſchaft immer noch ſteht, kann innere Würdigkeit entſprechen, muß aber nicht. Es liegt nun keinem Stande die Verſuchung ſo nahe, das Aeußere auch ſchon für das Innere, den Schein für das Sein zu nehmen und dieſes über jenem zu vernachläſſigen, als eben dem Adel, dem, wenn er mächtig und reich iſt, auch die Welt ſo gern das Aeußere und Zufällige ſchon für das Weſen anzurechnen die Schwachheit hat.

* * *

Wenn der Adel auf ſeinen Lorbeeren ruhen und ſich das, was er thatſächlich zu beweiſen hätte, nur einbilden und prahleriſch zuſprechen — wenn er die Früchte des Fleißes Anderer verzehren und zum Dank dafür gnädig oder gar verächtlich auf ſie herabſehen — wenn er, des Noblesse oblige uneingedenk, nur genießen will ohne zu leiſten, und nehmen ohne zu geben — wenn er nicht ſtrebt und lernt, durch Leiſten und Geben ſich vielmehr hervorzuthun: dann wird er die Prüfung des Geiſtes der Wahrheit nicht beſtehen und die Geſchichte wird über ihn hinweggehen — von Rechts wegen!

* * *

Der Adel muß vor Allem erkennen, daß wir einer Zeit des Geiſtes entgegengehen, in welcher die mächtigſten Waffen die Waffen des Geiſtes ſein, Unwiſſenheit aber und Unfähigkeit, wenn ſie mit Anmaßung gepaart ſind, dem Schwerte des Geiſtes verfallen werden.

Wenn er nun in der That mehr Geiſt hat als Andere, wie er glaubt — hauptſächlich aber mehr Ehre, Ehrgefühl, Hochherzigkeit, Opfermuth, und wie die ſchönen Tugenden alle heißen mögen: ſo zeige er's jetzt! Er ſei eifrig im Beweiſen deſſen, was er ſich beilegt, denn eben dies iſt jetzt mehr als je gefordert, und nur damit wird er die neue, ſtrengſte Prüfung zu beſtehen vermögen.

⁂

Ich will ein Wort ſagen, das Manchem vielleicht um ſo wunderlicher erſcheint, je wahrer es iſt: Das Schickſal des Adels hängt von ſeiner Betheiligung an der Wiſſenſchaft ab. Muth und

Weltverſtand genügen jetzt nicht mehr zum nachhaltigen Erfolg in der Welt — die Erkenntniß der Wahrheit, die Fähigkeit der gerechten Ausgleichung zwiſchen den Parteien muß dazukommen. Bis jetzt iſt die Geſchichte im Großen und Ganzen ein Kampf der Gegenſätze geweſen und die Eigenſchaften des Kämpfers waren die nöthigſten und oberſten. Das Ideal der Epoche, der wir entgegengehen, iſt aber die Verſtändigung, und wenn gekämpft wird, ſo geſchieht es um ihretwillen: es muß alſo ſchon der Kampf mit dem Willen der Gerechtigkeit geführt werden. Es muß gekämpft werden um's Recht, mit dem Zweck, daß Jedem ſein Recht, Jedem das Seine werde. Und dazu muß man erkennen, was für Jeden ſein Recht iſt, im Hinblick auf die höchſten Ziele des Ganzen. Blind zu ſtreiten — blind dem Gegner zu ſchaden und ſich zu nützen und dem Schickſal die Entſcheidung zu überlaſſen, das iſt nicht mehr an der Zeit. Wir müſſen ſehend ſtreiten und um das

Unſere kämpfen, nicht wie die Selbſtſucht es fordert, ſondern die Gerechtigkeit es erweiſt; und wir müſſen die Entſcheidung ſelber herbeiführen in Herſtellung eines Friedens, der in ſchöpferiſchem Zuſammenwirken der bisherigen Gegner beſteht.

Zur Betheiligung an der Wiſſenſchaft und zur Aufnahme des Lichtes, das nur ſie erſchließen kann, iſt der Adel gegenwärtig durch Alles gemahnt. Wie könnte er den Forderungen der Zeit nachkommen, wenn er erzogen wird in der Anſchauung früherer Jahrhunderte — wenn er ſeinen Geiſt beugen lernt vor den Bekennern einer Weisheit, die vor dem prüfenden Geiſt der Wiſſenſchaft nicht mehr beſtehen kann? Allerdings, gleich und gleich geſellt ſich gern; aber dem Veralteten darf der Adel nicht mehr gleich ſein wollen, er muß mit ihm brechen und dem ſich erweiſenden Lichte der Zukunft ſich weihen, wenn er ſelbſt eine Zukunft haben will.

Der Adel muß ſich aufrichten an der Philoſophie, die ihn Gott und die höchſten Ziele des Lebens erkennen lehrt und Ernſt macht mit der Herrſchaft des Geiſtes. Er muß die Anſchauung der Tugend erlangen, die in der Sphäre des Ewigen gilt, und in ihr einen Maßſtab gewinnen für die äußern Vorzüge, die ihn ſchmücken, — eine Richterin des auf ſie gegründeten Stolzes. Er muß Einſicht gewinnen in ein ewiges Sein, um deſſentwillen es der Mühe werth iſt, irdiſche Vortheile zu opfern und den höchſten Pflichten zu leben. Eine Religioſität, die den äußerlich Obenſtehenden mit Gott ſich abfinden lehrt, während ſeine Herrſchſucht und Selbſtſucht dieſelben bleiben, iſt Lüge, und der Adel, der mit ihr ſich zu beruhigen fortführe, würde aus dem verdummenden Traume zu grauſamer Wirklichkeit erwachen.

* * *

Ich ſehe eine Zeit kommen, die dem Schein und der Anmaßung des Scheines unerbittlicher zu

Leibe gehen wird als irgend eine frühere. Ich ſeh' einen Tag des Geiſtes anbrechen, in deſſen Licht ſich keine Täuſchung mehr wird geltend machen können, die in der Nacht früherer Epochen möglich war. Es iſt Thorheit, davor die Augen zu verſchließen und in eitler Sicherheit den rechten Moment der Entſchließung zu verſäumen. Es iſt Blasphemie, ſich auf Gott zu verlaſſen, während man ſeinen klaren Willen mißachtend ihn beleidigt. Wer dieſer Thorheit und dieſer Blasphemie ſich ſchuldig macht, der verfällt dem Untergang; und vor dem Untergang möcht' ich den Adel bewahren!" — —

* * *

Wenige Tage nach Ueberſendung der Skizze lief die Antwort des Profeſſors ein. „Lieber Freund," hieß es darin, „Deine Ideen über den Adel hab' ich geleſen und wünſche ſehr, daß Du die grundlegenden Punkte zu einem tüchtigen Buch ausarbeiten möchteſt. Die gehaltene Wärme, womit Du Deine Anſichten vorträgſt, hat ſich mir mitgetheilt, ſo daß ich nun bis zu einem gewiſſen Grad auch Deine Hoffnungen theile. Jedenfalls ſteht es Dir zu, Deinen Stand bekehren und ihn wieder zu einem werthen Organ der Geſchichte machen zu wollen; und ſicher werden Deine Bemühungen nicht ohne Früchte bleiben. Du mußt aber den politiſchen Beruf des Standes noch beſonders in Erwägung ziehen und in Bezug auf ihn Vorſchläge machen, die ein richtigeres Verhältniß desſelben zum Volksganzen herbeiführen können. Du begreifſt, daß das mir als die Hauptſache erſcheinen muß.“ —

Das Leſen dieſer Zeilen erfüllte Hugo mit großer Freude. Bei der Ehrlichkeit des Mannes und bei einer gewiſſen bürgerlichen Eiferſucht, die er an ihm ſchon bemerkt zu haben glaubte, war ihm ein bedeutendes Zugeſtändniß gemacht. Er konnte vertrauensvoll an die Arbeit gehen, deren größere Ausdehnung zwar neue Anſtrengungen nöthig machte, aber auch eine neue Befriedigung verhieß. Die beſte Stimmung des Autors, wo man ſchon glücklich iſt, die erkannte Wahrheit nur ſagen zu dürfen, kam über ihn; und in dieſer Stimmung begann er ſein Werk.

Zehntes Capitel.

Hugo beſaß einen zugleich in die Tiefe und in die Weite gehenden, zugleich umſchauenden und gründlichen Geiſt. Die erkannte Lebensaufgabe und die damit empfangene Weiſung auf das Innerliche, regte alle Kräfte ſeines Weſens an. In unwillkürlicher Aeußerung derſelben erweiterte ſich nun ſchon das Werk, das er unter den Händen hatte. Er machte Studien und zeichnete Gedanken auf, die er nur in einem ungleich umfangreichern Buche verwerthen konnte, als er's entworfen hatte. — Daneben ſtiegen aber andere Ideen in ihm auf. Er erkannte die Nothwendigkeit, ſeinen Anſichten über die Zukunft des Adels durch ein geſchichtsphiloſophiſches Werk über die Entwicklungsſtadien der Menſchheit einen wiſſenſchaftlichen Boden zu geben, und ſah ſich zu Unterſuchungen fortgezogen, aus denen ihm eine neue, große und ſchöne, aber ebenſo ſchwer zu löſende Aufgabe erwuchs. — Die Geſchichte des Mittelalters endlich, die er vorzugsweiſe zu ſtudiren hatte und auch mit beſonderer Vorliebe ſtudirte, brachte die anmuthigſten romantiſchen Bilder vor ſeine verwandte Seele und dieſe riefen ſeine dichteriſche Kraft auf. Ideale ritterlicher Jungfrauen erſchienen ihm, Männer und Frauen aus allen Ständen geſellten ſich dazu, eine eigenthümliche Welt bewegte ſich vor ihm in Liebe und Streit, und ihn dünkte es nun außerordentlich reizend, aus jenen Zeiten ein auf Wahrheit gegründetes lebensvolles Gemälde auszuführen. Er gedachte der Sage, welche durch eine Hedwig von Ellerburg eine rettende That vollbringen ließ, — erinnerte ſich, daß Helene, in der erſten Roſenzeit ihrer Liebe, von ihm die poetiſche Behandlung dieſes Gegenſtandes gewünſcht hatte, und ſein Herz erwärmte ſich nun für ihn. Die Ausſicht, ſeine eigenen Vorfahren dichteriſch wieder zu beleben — die Menſchen jener Tage culturgeſchichtlich treu und in verklärender Liebe dennoch ſchön vorzuführen, ſein liebes, freud- und leidgeweihtes Ellerburg mit den Zauberfarben einer naturwahren Romantik zu malen, übte ein Anziehungskraft auf ihn, daß er ſich vorzugsweiſe an dieſe Arbeit hingab. Unwillkürlich hatte ſich ihm die Heldin nach dem Bilde Helene's geſtaltet, und es war ihm der ſüßeſte Gedanke, die Geliebte in den mächtigern Formen jener Tage fühlen, handeln und Lebensglück ſich erobern zu laſſen.

Mit alledem ſah er ſich von einer Fülle der Arbeit umſtrömt, deren Bewältigung ihn in eine Zeit reichſter Thätigkeit blicken ließ. Wurde durch die neuen Unternehmungen die Vollendung der erſten vertagt, ſo drängte ihn ja nichts zur Eile, und durch ſein tiefes Intereſſe, ſeinen ſchon zur andern Natur gewordenen Fleiß war ihm die Vollendung doch verbürgt. Er ſah, wie die verſchiedenen Werke ſich wechſelſeitig förderten, überzeugte ſich mehr und mehr, wie Philoſophie und Poeſie, Moral und Geſchichte zuſammengehörten, wie eins am andern lebensvoller und friſcher wurde: und folgte dem Zuge ſeines Herzens und dem Wohlgefallen ſeines Geiſtes mit freudiger Sicherheit.

Ein Brief, den ihm auf eine neue Meldung in jenen Tagen der Profeſſor ſchickte, enthielt die eigenthümliche Stelle: „Der Ton Deines letzten Schreibens hat mich mit wahrer Freude erfüllt. Er offenbart die Gehaltenheit und den vertrauenden Muth eines Mannes, der ſich im Beſitz erwünſchter Lebensgüter befindet. Biſt Du denn in der That glücklich? Dieſe Frage läßt namentlich meine Frau an Dich richten, und Du wirſt nicht umhinkönnen, irgendwie darauf zu antworten.“

Hugo, nachdem er dieſe Zeilen geleſen, ſaß erwägend. Seine Züge nahmen den Ausdruck edlen Selbſtbewußtſeins an, er ſetzte ſich hin und ſchrieb:

„Auf die Frage der lieben Freundin, ob ich glücklich ſei, antworte ich: Ja, ich bin es!

Daß das menſchliche Herz es auf ſo verſchiedene Weiſe ſein kann, das iſt das nie genug zu preiſende Wunder des Lebens!

Sein, was man ſein will, haben, was man haben will, das iſt's! — Mein innerſtes Wollen und der tiefſte Zug meines Herzens iſt es, Einer zu gehören und Eine mein zu wiſſen — mein über's Grab hinaus! Und dieſes Verlangen iſt erfüllt. Sogar das hat nun für mich einen Reiz, meine Liebe zu beweiſen in Entſagung und dadurch des höchſten, reinſten, vollkommenſten Glückes, das meiner harrt, mich würdig zu machen.

Hab' ich kein Weib im irdiſchen Leben, ſo weiß ich, daß die Einzige mir ganz und gar gehört im ewigen; und jetzt iſt ſie mein Ideal — das wunderbar ſchöne Bild der Erinnerung, die Wonne meines Denkens und Träumens, umfloſſen von einem Duft und einem Glanz der Poeſie, daß ich in Entzückung zu ihr emporſtaune. — Kann ich die lebende Geſtalt nicht in meine Arme ſchließen, und entbehr' ich der Freuden; die das Glück Andern — die es Euch gegönnt hat, ſo hab' ich dafür die Sehnſucht, die mein Herz mit ſüßen Schauern erfüllt; ich habe die Trauer der Liebe, die es wunderſam bedrückt, und die Thräne, die es entlaſtet; ich habe das Glück der Hoffnung und des unendlichen Gottvertrauens.

Du erfährſt wohl nichts Neues, wenn ich Dir ſage: es iſt ein chriſtlicher, mittelalterlicher Zug in mir. Ich beſitze eine Fähigkeit, ideale Liebe bis zur Glut der ſinnlichen zu ſteigern und ihr hingegeben in meiner Seele von dem Duft eines Roſengartens mich umhaucht zu fühlen. Die Glücksempfindungen meines Herzens wogen auf zu brennendem, leuchtendem Leben, daß in Götterfülle jedes Verlangen ſchweigt. Erhebt ſich in der

Einſamkeit ſchmerzliche Sehnſucht wieder, um alles vorhandene Glück wegzuraffen und das verſagte mir in dämoniſcher Schöne vorzuhalten, ſo iſt doch ihr Leid und ihre Bangigkeit ſelber von ſo wunderbarer Art, daß das bebende Herz in ihr ein Geſchenk feſthält. — Und die Wogen verlaufen wieder, der Geiſt ſchwebt wieder empor, und wie die Sonne durchleuchtet ihn die Wahrheit, daß dem Schönen das Schönere und Schönſte folgen müſſe: das Heil allſtillender Befriedigung.

Ja, lieber Freund, es gibt eine Fähigkeit und eine Kunſt, das ewige Leben ſchon im irdiſchen zu leben; und ich hab' etwas davon.

Zu Allem aber — ich bin ein Mann! Die Natur hat mir einen feſten Willen und einen ſchöpferiſchen Geiſt verliehen und mich damit des Gebens fähig gemacht. Und ich will geben, und mein Geben ſoll mir verſchaffen, was im Nehmen mir verſagt bleibt.

Ich habe Ehrgeiz, mein Freund; ja, ich kann ſagen, ich habe den größten: den Ehrgeiz, emporzukommen nicht nur bei der Welt, ſondern bei Gott; emporzukommen in der Geiſterwelt durch gute Thaten, durch Thaten des Lichtes, und in ihr auch der Glorie der Guten theilhaft zu werden.

Es iſt beſeligend, das Höchſte zu wollen; es iſt beſeligend, zu fühlen, daß man etwas vermag, — und nun dem zeugenden Drange ſich überlaſſen kann mit dem Bewußtſein, daß man ſeine Pflicht thue und den Folgen getroſt entgegenſehen darf.

Die Thätigkeit aber erhebt, kräftigt und würzt den ganzen Menſchen. Sie erneut ihn und gibt ihm ein neues Verhältniß zu ſeinem Geſchick, ſeinen eigenſten Beſitzthümern.

Wenn ich mitten in geiſtiger Arbeit an Helene denke und ihr Bild mir erſcheint, ſo hab' ich ein ganz eigenthümliches Gefühl. Es iſt mir, als ob mich von ihr nichts mehr trennte; als ob ſie mir zuſähe bei meiner Arbeit und ich meinen Lohn holen könnte durch einen Blick auf ſie. Heiterkeit erfüllt mich wie den Gatten, der die Gattin an ſeiner Seite erblickt und bei männlichem Thun ſich ſagen kann, daß es vollendet ihren Beifall haben wird.

Wenn ſie mir nun auch wieder ferner tritt — in die Höhen des Himmels zurückſchwebt, ſo behält ihre Geſtalt doch den lichtfrohen Charakter. Ich ſehe in ihr den Engel, der den Sieger über das Leben mit dem Palmzweig begrüßen wird. — —

Mein Erbe, der kleine Hugo, wird ein friſcher, fröhlicher Bube. Amalie hat ihrem Gatten im vergangenen Jahr eine Tochter und jüngſt noch ein Söhnchen geſchenkt. Wenn der Erſtgeborene zwei Jahre mehr zählt, ſoll ich, an dem er ſchon mit Liebe hängt, ihn zur Erziehung erhalten. — Ich will einen Edelmann in meinem Sinn aus ihm formen.

Ich freue mich der Menſchen, die um mich herum glücklich ſind und Gutes thun. Ich freue mich des Lebens und der Früchte meiner Thätigkeit. Die Zeit aber, durch die ſich Mancher beraubt fühlt, mich begabt ſie, und ihr Hinſchwinden kann mich nicht traurig machen. —

Damit, lieber Freund, möge dieſe Frage beantwortet und — erledigt ſein. — Wirken wir! Ergreifen wir unſer Schickſal, gebrauchen wir es zur Darſtellung unſeres Ideals und ſagen wir: Das iſt unſer!"

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENC

Geſpräche
mit einem Grobian.

Meyr, Melchior ?

D[illegible] Bd. I

O 335

Geſpräche
mit einem Grobian.

Herausgegeben

von

einem ſeiner Freunde.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1866.

Hbgd / 68 / 414

K. B. ARMEE-BIBLIOTHEK

2390

Vorwort des Herausgebers.

Indem ich den Inhalt der zwölf Geſpräche, die ich zu veröffentlichen mich entſchloſſen habe, im Geiſt mir vergegenwärtige, fühl' ich eine Aufforderung, mein Unternehmen vor dem Publikum zu rechtfertigen.

Denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich, der bürgerliche Schriftſteller, von der Würde des Publikums und von dem Anſehen der Kritik anders denke als der reiche Mann, Cavalier und Grobian.

Nie hätte ich mich dazu hergegeben, die Unterhaltungen der beiden Freunde der Welt mitzutheilen, wenn ich ein Buch dieſer Art nicht für hocherſprießlich, ja im Grunde für unentbehrlich halten müßte.

Jedermann predigt heute den Fortſchritt und malt die Bilder einer ſchönen Entwickelung, zu der er uns führen ſoll. Der Fortſchritt in der That und Wahrheit iſt aber unmöglich ohne Selbſterkenntniß.

Nur durch die „Höllenfahrt der Selbſterkenntniß“

gehen wir ein in den Himmel der Ehren und der Herrlichkeit.

Hat nun der grobe Philoſoph recht, daß man ſich nie mehr in Selbſttäuſchung gefiel als gegenwärtig, daß die Magie der Eitelkeit die Seelen nie blinder gegen ihre eigenen, nie ſcharfſichtiger gegen die Gebrechen anderer machte (und das Gegentheil wird ſchwer zu beweiſen ſein!) — ſo iſt offenbar nichts nöthiger als ein Spiegel, der den heutigen Menſchen zeigt, wie ſie alle ſind, — und ihnen auch in humoriſtiſchen Caricaturen die Anſchauung ihres eigentlichen Weſens gibt.

Ein ſolcher Spiegel dünkt mich dieſes Buch.

Sein Zweck iſt, die eingebildete Vortrefflichkeit zu zerſtören, damit die wirkliche und unzerſtörliche an ihre Stelle trete.

Wo der Grobian züchtigt, da liebt er: er will, dem abſoluten Vorbild ähnlich, daß der Sünder ſich bekehre und lebe! Wer ſich am grauſamſten von ihm behandelt ſieht, der kann ſich ſagen, daß er am meiſten von ihm geliebt iſt.

Der Freundliche und Gute iſt eifrig in Vertheidigung und Lob und träufelt in die Wunden, die der Grobian geſchlagen hat, nur allzu viel Balſam. An Weite und Höhe des Geiſtes, an Erkenntniß der Ziele und Liebe zu ihnen ſtehen beide ſich gleich; in ihrem innerſten Weſen harmoniren ſie. Die wichtigſten Aufgaben der Gegenwart und die Mittel, ſie zu löſen, werden von ihnen bezeichnet und die Betrachtungen bis an die Grenze geführt, wo die ſtrenge Wiſſenſchaft das Weitere zu thun hat.

So lehrt das Buch nicht nur, was abzuſtellen wäre, ſondern es beleuchtet auf allen Hauptgebieten die Ideale, dient mithin der ganzen und vollen Selbſterkenntniß.

Und alles das ohne irgendeine Rückſichtnahme auf irgendeine Macht der Erde! Die beiden Freunde haben kein anderes Intereſſe als das der Wahrheit und der Gerechtigkeit, und vor dieſen Gottheiten werden die Prätenſionen der Erde ſich zurückſtellen müſſen.

Ich empfehle die Geſpräche den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutſchen Volke.

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers . . . . V—VII

Wie der Herausgeber zwei Universitätsgenoſſen wiedertraf und in den Beſitz des Manuſcripts kam.

Die verſchiedenen Arten der Gattung Grobian. Eigenthümlichkeit des Grobians Victor . . . . 1—54

Einleitung und erſtes Geſpräch.

Geſchichten zur Charakteriſtik Victor's. Edmund beſucht ihn. Victor über ſeine Reiſen. Glück der Einſamkeit. Menſchen und Bücher . . . . 55—70

Zweites Geſpräch.

Die Menſchen an ſich und in der Geſellſchaft. Menſchen und Thiere. Vorzüge und Annehmlichkeiten der letztern . . . . 71—83

Drittes Geſpräch.

Das Landvolk und der moderne Patriarch. Unarten der Gebildeten . . . . 84—94

Viertes Geſpräch.

Arthur Schopenhauer und ſein Peſſimismus. Das Thieriſche und das Teufliſche im Menſchen. Die Greuel der Geſchichte. Das Recht des Stärkern. Der Drang, das Gute zu beſtrafen und das Böſe zu

Seite

belohnen. Zornausbruch Victor's. Entgegnung Edmund's. Warum dieſe Welt dennoch die beſte Welt. Der größere Menſchenfreund. Spiegel der Zeit im Böſen und im Guten . . . . 95—115

Fünftes Geſpräch.

Specielle Vergleichung der Menſchen und der Thiere. Nachweiſung des Thieriſchen in den Guten und Beſten. Gipfel der Grobheit . . . . 116—129

Sechstes Geſpräch.

Frevel des Optimismus. Das Princip des Böſen und ſeine Taktik. Unterſchied zwiſchen Thier und Teufel. Der Mann und der Bube. Die Wohlthäter und Märtyrer der Menſchheit. Das drohende Verderben unſerer Zeit. Ein Zwiſchenſpiel der Natur und ſeine Folgen. Aufſchwung Edmund's. Das hohe Lied von der Menſchheit. Herrlichkeit und Schönheit des irdiſchen Lebens. Einwand Victor's. Michel Angelo und die äſthetiſchen Duftköpfe der Gegenwart. Verſöhnende Wirkung der Natur. 130—161

Siebentes Geſpräch.

Die Deutſchen und ihre Begabung. Victor über die ſchlimmſten Züge im deutſchen Nationalcharakter. Hinderniſſe der Einheit. Die Lichtpunkte. Beſtimmung und höchſtes Ziel des deutſchen Volkes. Schwere Bedenken . . . . 162—185

Achtes Geſpräch.

Victor über „die Nation von Denkern". Große Beweisführung, daß die Deutſchen nie weniger vom Denken gehalten und es nie eifriger gemieden haben, als gegenwärtig. Das Schickſal der Philoſophie. Die Literatur des Zeitvertreibs. Die Materialiſten und Atheiſten. Die Pfaffen. Die wiſſenſchaftlichen Handwerker. Die Praktiker und Politiker. Die

Seite

Maſſe. Edmund's Verſuch einer Correctur. Der Streit zwiſchen den Extremen und ſeine Folgen. Der Geiſt im Buchſtaben und in der Materie. Die empiriſche Forſchung der Gegenwart, ihre Leiſtungen und ihr Verhältniß zur Philoſophie. Ausſicht der letztern. Victor über das Ideal des Philoſophen, die heutigen Philoſophirenden und die verlorene Majeſtät. Die Prophezeiung und der Stand der Dinge . . . . 186—226

Neuntes Geſpräch.

Vortheile des Unverheiratheten. Die gegenwärtige Literatur und das Publikum. Der „Erfolg". Der neue Souverän und die neuen Hofſchranzen. Die Genußgier und ihre Befriedigung. Die Feuilletons und die Feuilletoniſten. Die Kritik. Das literariſche Fauſtrecht. Die Tartuffe's der Kritik und die Zaunkönige. Die Gefahr, welche den Klaſſikern droht. Edmund's Plaidoyer für Journale und Journaliſten. Die Zeitſchrift und das Buch. Letztes Wort Victor's . . . . 227—262

Zehntes Geſpräch.

Der Erntemonat. Preis der Einſamkeit. Rückblick auf die Geſellſchaft. Der „Aufgeklärte". Ein Gedicht Victor's. Ueber Höflichkeit und Titelweſen der Deutſchen. Zuſammenſtoß. Grob und gröber. 263—280

Elftes Geſpräch.

Weitere Proben der Lyrik Victor's. Kritik und Charakteriſtik der „neuen Poeſie". Vortheile des Böſen, Aufgabe der Guten. Der Raufbold. Die giftige Feder. Preßfreiheit! Das Kloſter und die deutſche Familie. Heirathsfrage. Erklärung Victor's über das Weib . . . . 281—314

Zwölftes Geſpräch.

Poeſie des Herbſtes. Glück des Landwirths. Ueber

Seite

das Zeitungsleſen und den Fortſchritt. Was eigentlich in den Zeitungen ſteht. Die jetzigen großen Männer. Umfaſſende Erklärung Edmund's über die gegenwärtige Zeit, ihre Stellung in der Geſchichte, ihre Aufgaben und ihre Ideale. Das Geſetz der Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Ziele der Philoſophie und der Empirie. Worin dieſe einig ſind und es immer mehr werden müſſen. Beweis, daß die Gegenwart die größte Zeit der Weltgeſchichte. Das gegliederte Ganze. Blick auf die Geiſtesarbeiten unſerer Zeit und Schluß. Victor entgegnet humoriſtiſch. Er macht ſeinen Glauben abhängig von dem Verhalten der Deutſchen. Forderungen, die er ſtellt: an die Fürſten, die Staaten und Stämme; an die Norddeutſchen und die Süddeutſchen; an die politiſchen Parteien und den Adel; an die Religionsparteien; an die Philoſophen, die Männer der exacten Forſchung und die Materialiſten; an Künſtler und Poeten; an Journaliſten und Feuilletoniſten; an die Jugend; an die Weiſen und die geiſtigen Sommitäten der Zeit. Diſput. Edmund's Anſicht über das Gute neben dem Böſen. Mittageſſen. Sonſt und jetzt. Reichthum und Schönheit des heutigen Lebens. Ein Lebehoch! . . 315–383

Wie der Herausgeber zwei Univerſitätsgenoſſen wieder traf und in den Beſitz des Manuſcripts kam.

Die deutſchen Hochſchulen haben das Gute, daß man auf ihnen Bekanntſchaften unter Verhältniſſen machen kann, die ſonſt kaum ſich finden dürften.

Die Studenten leben bei uns freier und idealer als in andern Ländern, verbinden aber mit einem höhern Sinn (der wenigſtens einen guten Theil davon auszeichnet) alle Naturfriſche, Keckheit und Derbheit germaniſcher Jugend. Wer dieſes Leben nicht mitgemacht und nicht ſelber erfahren hat, was in ihm unter Mitwirkung des Humors alles zuſammengehen kann, der gewinnt in der Regel einen falſchen Begriff davon. Engliſche und franzöſiſche Autoren laſſen ſich darüber auf rührender Unwiſſenheit betreffen, und auch die deutſchen haben ihm ſein volles Recht noch nicht widerfahren laſſen.

Eine Zeit lang gewährten von allen Verbindungen die burſchenſchaftlichen den fröhlichſten Anblick. Indem ſie pedantiſcher Dreſſur entſagten und ihren zahlreichen

Gliedern zur Entfaltung individueller Anlagen freiern Spielraum ließen, gaben ſie dem jugendlichen Treiben durch den patriotiſchen Gedanken eine Weihe und zeigten ſo den deutſchen Muſenſohn in ſeiner vollendetſten Geſtalt. Wer innern Gehalt und Muth dazu beſaß und durch einen gehörigen Wechſel unterſtützt war, konnte ſich hier zum Original ausbilden und als ſolches imponiren und glänzen wenigſtens die Univerſitätsjahre hindurch. Andere, zu Charakterfiguren überhaupt beſtimmt, konnten hier den Grund dazu legen.

Der Herausgeber gehörte einer dieſer Verbindungen an, als ſie eben zur höchſten, leider auch letzten Blüte ſich entfaltete. Er war keiner von den Großen und überließ die hohen Poſten gern den Ehrbegierigen, die ſich einſtweilen zur Herrſchaft im Bunde, ſpäter zur Mitleitung deutſcher Geſchicke berufen hielten. Sein Beſtreben war ſpecifiſch ideell; er trachtete nach dem Lorber des Dichters, wollte ſich den gefeierten Namen der deutſchen Literatur an die Seite ſtellen und in Bildung und Aufklärung der Nation unter andern auch den Ideen der Burſchenſchaft zur Verwirklichung helfen. Dieſer ſchönen Gedanken voll, ſchaute er behaglich dem Kampfe derjenigen zu, welche die möglichſt geehrten Rollen im Verein zu ſpielen ſich mühten, und entſchädigte ſich für ſeine äußerliche Beiläufigkeit durch innerliches Emporſchweben über die Höchſtgeſtellten hinweg. Trotz ſeines, damit ohne Zweifel gerechtfertigten Selbſtgefühls war er ein guter Geſelle, ſang und trank, ſpielte Schlauch in Exkneipen und baute auf dem hier gelegten Grunde in der Kneipe ſelbſt nicht ſelten das Gebäude vollkommener Fröhlichkeit auf. Die poetiſchen Werke dagegen, die er dem deutſchen Volk zu ſchenken ſich vorgeſetzt hatte, deutete er für jetzt nur in höchſt allgemeinen Linien an.

Im Sommerſemeſter traten zwei neue Mitglieder ein, zu denen er ſich bald näher hingezogen fühlte. Es waren zwei Adeliche, ſo verſchiedene Naturen, wie man ſie nur treffen kann, aber gleichwol durch ein gemeinſames Band zuſammengehalten. Victor, Freiherr von *** (warum ich den Namen nicht ausſchreibe, wird ſich erklären), hatte ſchon ſieben Semeſter hinter ſich und trat mit der Sicherheit eines vollkommenen Burſchen auf. Er war über mittelgroß, breitſchulterig, von ſtolzer Haltung. Das Haar dunkelbraun und etwas gelockt, die Stirn breit und ziemlich hoch, die Naſe etwas gebogen und von mäßiger Ausdehnung, der Raum von der Naſe bis zum Mund etwas länger als gewöhnlich, aber die Lippen ſchön, und wenn ſie zuſammengelegt waren, eine Zuverſicht ausdrückend, welche dem Nein einer ganzen Welt gegenüber auf ihrem Ja zu beſtehen verhieß. Naſe und Mund erinnerten mich an ein Bild, das ich einſt von Mirabeau geſehen; allein unſer Burſche war hübſch, und bei aller Stattlichkeit ſeiner gegliedert als der Koloß der franzöſiſchen Revolution.

Edmund von ** gehörte zu den ſchlanken, hochaufgeſchoſſenen Jünglingen. Er hatte blonde Haare, blaue Augen, rothe Wangen, und ſein adeliches Geſicht war ſo ſchön wie das eines Mädchens. Er befand ſich im vierten Semeſter, und nur ein Flaum keimte zunächſt die Ohren herunter und übers Kinn hin. Sein Auftreten, bei äußerer Eleganz, verrieth eine innere, nie ganz zu beſiegende Schüchternheit. Er erröthete öfter, als es ihm lieb war, und die Güte, die ſtill glücklich aus ſeinen Zügen hervorſah, ließ ihn gewinnend, aber auch angreifbar erſcheinen.

Victor zeigte gewöhnlich eine ernſte, in ihrer Art behagliche Ruhe. Wenn er aber ein Unrecht wahrnahm und dahinter namentlich eine boshafte Abſicht erkennen mußte, konnte er in raſender Leidenſchaft aufflammen. Er ſagte dem Thäter die Wahrheit nach dem Verlangen ſeines Herzens, und die Folge war, daß er eine gute Zahl von Duellen abzumachen hatte.

Edmund blieb in Hinſicht dieſer hinter ihm zurück, obwol nicht allzu weit. Was jenem Heftigkeit und Strenge, das zog ihm ſein liebenswürdiges Nachgeben zu. Gewiſſe Menſchen ſind nun einmal Freunde von wohlfeilen Siegen und gehen darum kühn gegen die Gutmüthigen an, die ihnen ſchon ein paar mal gewichen ſind. Derartigen Ehrgeiz mußte auch Edmund zurechtweiſen, und er that es zuletzt mit ſolchem Glück, daß man ihn nicht nur in Ruhe ließ, ſondern mit Reſpect behandelte. Er ſelbſt ließ aber darum ſeine Weiſe nicht und zeigte namentlich gegen diejenigen, die er gezeichnet hatte, eine rührende Artigkeit.

Was mich zu dieſen Jünglingen hinzog, war ihr geiſtiges Streben, zu dem ſie mitten im burſchikoſen Treiben doch auch noch Zeit fanden. Beide hörten Jurisprudenz; durch ihr zu erwartendes Vermögen ſichergeſtellt, gaben ſie ſich aber mit Vorliebe allgemein bildenden Studien hin — hiſtoriſchen und philoſophiſchen, äſthetiſchen und poetiſchen. Hier mußten wir uns finden. Unſere Geſpräche, die wir oft bis tief in die Nacht fortſetzten, waren höchſt genial und von der allermuthigſten Zuverſicht eingegeben; denn hier überließ ſich auch Edmund den kühnſten Hoffnungen. Wir kamen überein, daß der höchſte Gipfel in deutſcher Wiſſenſchaft und Dichtung noch nicht erſtiegen, ſondern eine Aufgabe der Zukunft ſei; und nie hab' ich mich glücklicher gefühlt, als wenn die beiden Freunde meinen eigenen Verheißungen in dieſer Beziehung lauſchten und ihnen zu glauben ſchienen.

Von Geſprächesluſt, Getränk und Jugend durchwärmt, hat man in ſolchen Momenten ein Gefühl, als ob alle die mächtigen und holden Ströme des Lebens zu dichteriſcher Verklärung heranwogten und die Darſtellung ſelber ſelig leicht wäre! — Später findet man, daß eben dieſe ihre Schwierigkeiten hat.

Das ausgehende Semeſter machte dem Bund im Bunde ein Ende. Victor ging in ſeine ſchwäbiſche, Edmund in ſeine fränkiſche Heimat zurück. Ich bezog eine andere Univerſität, ging dann meinen Gang als Artikel- und Bücherverfaſſer durchs ganze Vaterland, und habe die Freunde in der erſten Hälfte des Jahrhunderts nie wiedergeſehen.

Im Jahre 185—, im Auguſt, führte mich eine Reiſe nach dem deutſchen Südweſten. Die Tage waren ſchön, die Abende köſtlich, und ich genoß mit Wonne den Anblick des reizenden und fruchtbaren Landes, während ſich meine Ohren an dem Klange des Dialekts, deſſen Schönheit nicht eben jedem einleuchtet, wahrhaft gütlich thaten. Dem Leſer ſoll geſtanden ſein, daß meine Gefühle ſich immer noch in Extremen bewegen, und daß ich auch nach der ſchlimmſten Auffaſſung unſerer Zuſtände auf deutſches Volk und Land wieder mit einer Genugthuung ſehen kann, als ob ſich alles in der vollkommenſten Ordnung befände. Conſequente Strenge und conſequenten Zorn muß ich andern überlaſſen, da in mir die optimiſtiſche Betrachtung ſtets ohne Schwierigkeit wieder die Oberhand gewinnt. Ich war alſo auf dieſer Fahrt in wahres Behagen getaucht und freute mich des Lebens um ſo mehr, als der Müßiggang des Wanderns mich auch leiblich erfriſcht und geſtärkt hatte.

Wirkte dabei die Ahnung einer herzerfreuenden Begegnung und eines unſchätzbaren Fundes mit, welchen ich machen ſollte?

Eines Morgens, als ich eben in dem Gärtchen eines

Wirthshauſes Kaffee trank und den Rauch der Cigarre in die blaue Luft blies, trat eine Geſtalt ein, die mir auffiel und mich alsbald an alte Zeiten gemahnte. Ich dachte nach, ſtudirte das Geſicht — und ſiehe, die Züge Edmund's traten mir entgegen! Er war freilich noch ſchlanker geworden, ſeine Stirn war zartgefältelt und die Roſen auf ſeinen Wangen hatten einen gelblichen Schein erhalten; die blonden Haare waren zurückgetreten und enthüllten eine Stirn, die man früher unter ihnen nicht vermuthet hätte. Allein während ihm das vierjährige Kind der Wirthin freudig entgegeneilte, verklärte ſeine Phyſiognomie eine ſo holdſelige Güte, daß ich mich erhob, vor ihn hintrat und ausrief: „Edmund von **, du biſt es! Ich habe dich erkannt! Und nun rathe geſchwind meinen Namen!“

Edmund, die Hand des Kindes haltend, ſchaute mich an, und mit einer Miene, die um Entſchuldigung bat, ſagte er: „Ich muß geſtehen —“

„Du haſt recht“, entgegnete ich. „Ich habe vergeſſen, was mehr als zwanzig Jahre im Dienſte der deutſchen Literatur aus einem jugendlichen Geſicht machen können! Hoffentlich wirſt du aber meinen Namen nicht vergeſſen haben!“

Als ich dieſen genannt, hellten ſeine Mienen ſich auf, ſeine Augen glänzten — und er gab mir den Bruderkuß mit der Inbrunſt alter Zeiten, indem er in die frohen Ausrufungen des Wiederſehens gleich die angenehmſten

Worte über meine Schriften miſchte, die er alle kannte. — Wir ſetzten uns zuſammen, und es begann der Austauſch der Erlebniſſe.

Meine äußern Schickſale waren bald mitgetheilt. Es ging daraus hervor, daß meine Beſchäftigung mehr im Herausgeben als im Einnehmen beſtanden, aber eine unerſchöpfliche Thätigkeit dem Ausbleiben des Glücks einigermaßen die Wage gehalten hatte. Der Freund ermangelte nicht, das deutſche Publikum anzuklagen und mir den reichſten Erſatz in der Zukunft zu prophezeien, was ich mit ſchon gewohntem ergebenen Achſelzucken hinnahm.

„Aber du, mein Freund", rief ich endlich. „Was biſt du? — In mehr als zwanzig Jahren! Du biſt — Staatsrath, Präſident?"

Edmund lächelte. „Weniger!" entgegnete er.

„Sollteſt du nur Director — oder Obertribunalrath ſein?"

„Weniger", wiederholte er.

„Nun —?"

„Ich bin gar nichts!"

„Ah", rief ich, „das iſt was anderes! — Das heißt: du biſt alles! Ein unabhängiger Mann!"

Edmund zuckte die Achſel mit einem Lächeln, das eine leichte Verlegenheit und eine Art von Selbſtverſpottung ausdrückte.

„Du biſt wohlhabend!" fuhr ich zuverſichtlich fort.

„Das bin ich“, erwiderte er. — „Und das iſt wenigſtens etwas.“

„Das iſt alles“, verſetzte ich. „Das Mittel, der Weg zu allem!“

Der Freund warf einen Blick des Bedauerns und Tadels auf mich. „Biſt du auch ein Verehrer der Materie geworden?“ rief er. „Biſt du ein anderer als Autor, ein anderer als Menſch?“

Ich ſchüttelte den Kopf. „Lieber Freund“, entgegnete ich ihm, „ich rede zuweilen oberflächlicher und leichtfertiger, als ich denke. Zum Zeitvertreib! Was aber die Verehrung der Materie betrifft, ſo iſt wenigſtens eine humoriſtiſche in meiner Situation gerechtfertigt. — Fahren wir fort! Du biſt — Gatte?“

Auf dieſe plötzliche Frage wurden ſeine Wangen ſo roth wie vor zeiten. „Nein!“ erwiderte er dann mit ruhigem Nachdruck, zeigte aber in ſeiner Miene den Schein einer Trauer, daß ich nicht den Muth hatte, weiter zu fragen. „Alſo“, begann ich nach einer Pauſe, „du lebſt ganz dir ſelbſt, ganz deiner geiſtigen Cultur?“

„Das“, verſetzte er, „kann ich von mir ſagen. Ich hab' ein Haus in **“ (er nannte eine alte Reichsſtadt, die in der Nähe lag) „und darin eine ſchöne Bibliothek, aus der ich meine beſten Freuden ſchöpfe.“

„Bravo!“ rief ich mit einem Blick der Anerkennung. „Nebenbei, wie ich geſehen, biſt du Kinderfreund?“

Er lächelte. „Ein zärtlicher!“ erwiderte er. „Ich liebe die guten Geſchöpfe, als ob's meine eigenen wären! Sie lieben mich auch, und das Tändeln mit ihnen gehört zu meinen ſchönſten Vergnügungen.“

Meine Augen ruhten auf ſeinen edeln, gütevollen Zügen. „Du haſt etwas von einem Heiligen an dir!“ rief ich.

Nicht ohne Humor verſetzte er: „In Ermangelung eines Beſſern —!“

„Im Grunde“, fuhr ich fort, „biſt du noch der Alte! Und das iſt gut. Du führſt ein Daſein, das zu den glücklichſten gehört — trotz alledem! — Aber — was iſt aus deinem Freund und Widerpart Victor geworden? Er hatte etwas Herrſchendes in ſeinem Weſen! Regiert er das Land als Miniſter? In Deutſchland gibt es deren ſo viele — und ich hab' ihn vielleicht überſehen!“

Edmund's Geſicht klärte ſich auf bis zur Heiterkeit. Er ſchüttelte den Kopf.

Ich ſah ihn an. „Sollte er ſich herbeigelaſſen haben, auf einer untergeordneten Sproſſe den Weiſungen eines Höhern zu gehorchen? — Er iſt —?“

„Aufs Haar, was ich bin“, verſetzte Edmund. „Ohne Weib, ohne Amt —“

„Auch nichts?“ fuhr ich heraus.

„Auch alles!“ verbeſſerte er mit wohlwollender Ironie.

Ich ſchwieg. Dann ſagte ich ernſthaft: „Das überraſcht mich! Er hatte etwas Hochſtrebendes in ſich — das Zeug zu einem politiſchen Reformator! Die Philoſophie, wie fleißig er ſie trieb, ſchien mir bei ihm nur Mittel zum Zweck einer großen Thätigkeit; — und nun ſollte er ohne irgendeine Beſchäftigung —“

Der gute Freund lächelte nicht ohne Schelmerei. „O“, rief er, „die hat er doch!“

„Ich begreife“, entgegnete ich. „Er verwaltet ſein Gut; es ſtand ihm ja eins in Ausſicht! — Er iſt Landwirth — rationeller Landwirth —“

„Nebenbei!“

Ich beſann mich. „Er gibt anonym Bücher heraus!“ rief ich — „hab' ich's getroffen?“

„Keineswegs. Einen Verſuch, den er vor zeiten mit offenem Viſir gemacht, hat er nicht wiederholt!“

„Nun alſo — was thut er?“

„Er ſchimpft“, erwiderte Edmund mit einer eigenen Miſchung von Humor und Ergebung in ſeinen Zügen.

„Ah!“ rief ich. „Er ſchimpft! — Das laſſ' ich mir gefallen! — Aber worauf?“

„Auf alles!“

Ich konnte nicht umhin, mit einem Ausruf des Vergnügens zu antworten: „Er ſchimpft! Auf alles! Das iſt ein Metier, das den Tag ausfüllen kann!“ Und indem ich mein Auge auf dem Freund ruhen ließ, fuhr ich fort: „Seht! ſeht! Alſo auch bei euch ſind nicht alle Blütenträume gereiſt? Auch Sprößlinge hochedler Geſchlechter und Beſitzer von Renten können Mönche werden und ein ideelles Leben führen im Geiſte des Jahrhunderts? — In Gottes Namen! — Aber wo hauſt der Wütherich?“

„Auf ſeinem Gute, zwei Stunden von hier.“

„In der Nähe? — Du verkehrſt mit ihm?“

„Oft“, erwiderte Edmund.

Ich ſchüttelte ihm die Rechte. „Das freut mich“, rief ich. „Alſo die Freundſchaft hat ausgehalten und ſchlingt ihre Blütengewinde durch das kahle Lattengerüſt des Alltagslebens! Bei dem alten treuen Kameraden thaut das Herz des Weltfeindes auf und öffnet ſich den ſanften Regungen der Liebe —“

Edmund verzog die Lippen mit einem ſonderbaren Lächeln. „Das iſt nicht ganz unſer Verhältniß“, entgegnete er. „Das Band, das uns zuſammenhält und uns immer wieder zuſammenführt, iſt nicht der Friede, ſondern der Streit! — Er ſchimpft hauptſächlich zu mir — und nicht ſelten gegen mich!“

„Ah“, rief ich, „nun ſeh' ich klar! Ihr disputirt! Die Welt, die in ihm ihren Ankläger beſitzt, hat in dir ihren Vertheidiger gefunden! Wie?“

„So ungefähr!“

„Das iſt herrlich!“ rief ich. „Ihr ſpornt euch geiſtig an, ruft im Kampf eure Kraft heraus und ergänzt euch wechſelſeitig! Die Welt ſtellt ſich dem einen vor die Seele in rabenſchwarzer Nacht, dem andern in morgenheiterm Sonnenlicht! Die Geiſter platzen aufeinander, und die Urgegenſätze des Daſeins treten ſich grandios gegenüber!

Ihr lebt zuſammen das Leben der ganzen Menſchheit und führt im Grunde eine Art von Ehe! — Nun bin ich beruhigt! Ihr thut jeder nach ſeinem Genius — ihr erfüllt eure Beſtimmung!“

Edmund hatte dieſer Anrede mit einem Ausdruck von Reſignation gehorcht und ſchwieg. Ich fuhr fort: „Der alte Burſche, der kein Unrecht litt und deſſen Hiebe ſo oft Juſtiz übten! — Er iſt heftig, ſcharf in Worten?“

„Er iſt ſchonungslos“, verſetzte Edmund, „wenn die Leidenſchaft in ihm tobt — maßlos — kurz, ein Grobian, der ſeinesgleichen ſucht!“

Ich ſah ihn an und konnte nicht ein Gelächter zurückhalten. „Ein Grobian!“ rief ich. „Ein Grobian! Schärfſte Kritik in den Formen ungebändigter Naturkraft! Ah! Jetzt haben wir ihn in ſeiner ganzen Beſtimmtheit! — Nun“, fuhr ich nicht ohne eine Regung von Schadenfreude fort, „eine gewiſſe Anlage dazu hat er immer gehabt, und unter Einwirkung entſprechender Schickſale — Du mußt wol manchmal was von ihm hinunterſchlucken?“

„Mehr als mir lieb iſt!“ entgegnete er mit einem Seufzer, der einen humoriſtiſchen Klang hatte. — „Das iſt aber eben das Dämoniſche! Zuerſt, als ich ihn wiederſah, hat mir ſeine Manier Spaß gemacht! Im Grunde klingt jede Uebertreibung närriſch, komiſch — es iſt eine Art Idealiſirung und läßt wie Dichtung! Ich ging zu ihm, um ein Schauſpiel zu haben — einen Gegenſtand zur Beobachtung, zur Correctur! Nach und nach hab' ich mich aber dran gewöhnt, und nun kann ich's faſt nicht mehr laſſen! Er ſcheint das zu wiſſen — und genirt ſich immer weniger!“

„Reizend!“ rief ich unwillkürlich.

„Für einen dritten? Das geb' ich zu. Aber der Getroffene hat ein etwas anderes Gefühl! — Wie oft hab' ich mir ſchon vorgenommen, die Höhle ein für allemal zu meiden! Und immer kehr' ich in ſie zurück!“

„Niemand entgeht ſeinem Schickſal“, erwiderte ich. — „Und hier wär's, bei Gott, ſchade! Sollſt du deinen Part ſpielen, ſo muß er den ſeinen ſpielen — der eine bedingt den andern! Und je echter er losgeht, um ſo erfreulicher iſt's dem Aeſthetiker und Philoſophen, der die Sache vor Augen hat und um ihretwillen ein Opfer bringen kann!“

„Du ſiehſt's an, wie ich“, entgegnete der Verſtandene. — „Aufrichtig, mich beſtimmt zur Fortſetzung des Verhältniſſes noch etwas; — und wenn du mich nicht verrathen willſt! — Hab' ich dein Wort?“

„Hier, meine Hand!“

„Ich ſchreibe die Geſpräche nieder!“

„Sieh, ſieh!“ rief ich.

„Das Originale“, fuhr er mit dem Ausdruck einer gewiſſen Selbſtentſchuldigung fort, „hat mich von jeher gereizt! Daß ich dabei verwünſchte Reden zu hören bekomme, irrt mich nicht. Mir erſcheint's in der That wie eine Komödie, wo auch ein Molière in ſeiner Rolle nicht nur Schmähungen, ſondern Schläge hinzunehmen hatte. Im Grunde iſt ſeine Grobheit rein formal — perſönlich liebt und ſchätzt er mich; kurz, ich behandle die Geſchichte, wie man ſagt, objectiv. Zu reden mit ihm und zu ſtreiten und Wort für Wort aufs Papier zu bringen, das iſt meine hauptſächliche Beſchäftigung!"

„Prächtig!" rief ich aus. — „Eine Antwort auf das dic cur hic, wie es nur immer eine gibt — — wenn noch etwas hinzukommt!"

„Das wäre?"

„Du mußt dieſe Unterhaltungen der Oeffentlichkeit übergeben!"

Edmund fuhr mit Humor zuſammen und lächelte. „Wie", rief er aus, „das proponirſt du mir gegenüber ihm? — Die Ladung, die ich nach dieſer Eigenmächtigkeit von ihm erhielte, dürfte ſelbſt meine Tragkraft überſteigen! — Est modus in rebus, lieber Freund! Der Menſch iſt ein endliches Weſen!"

„In dem Menſchen", entgegnete ich, „liegen göttliche Reſſourcen! — Und Wütheriche werden manchmal verkannt! — Weiß er, daß du die Geſpräche mit ihm aufzeichneſt?"

„Das freilich", antwortete er. „Einmal fuhr mir ein Wort heraus — und ich mußte bekennen!"

„Und er zürnte?"

„Zu meiner Verwunderung, nein! — Es ſchien ihn ſogar mit einem gewiſſen Behagen zu erfüllen."

„Alſo! — Mein Freund“, fuhr ich ſicher fort, „das eiſen wir noch los! Und es iſt unſere heilige Pflicht! — Ich kenn' euch, und ich ahne, was ihr vermögt! Was werdet ihr anderes ſagen als die Wahrheit? Jeder, was ihm Wahrheit iſt, und zuſammen erſt recht die Wahrheit! Entſtanden abſichtslos, aus Urkräften des Haſſes und der Liebe! Entſtanden rückſichtslos, wie der Orkan über die Erde fährt, die Wogen peitſcht und die Lande fegt! Ah! Der Gedanke daran erfriſcht mich, wie an heißem Sommertag ein Sprung und Untertauchen im wogenden Strom! Ich möchte die Bruſt aufreißen und die Götterkühlung herwogen laſſen gegen mich! Erquickung! Erquickung! — — Herr“ (fuhr ich mich animirend fort), „glaubſt du, ein ſolches Pfund dürfe in der Erde verſcharrt bleiben? Das iſt's ja gerade, was uns fehlt, und wonach wir alle lechzen! Ein Luther gegen die Traditionen der Geſellſchaft! Ein Luther, unterſtützt von einem Melanchthon! Anſtürmend gegen die hohlen Formen der Epoche, daß ſie in ſich zuſammenfallen und neuen Gründungen Raum gewähren! Schläge, Schläge für die Gemeinheit, die Feigheit, den Verrath und die Dummheit! Und wenn's nichts hülfe — wenn die Niederträchtigkeit unerſchütterlich aufrecht ſtünde, doch wär's ein göttlicher Gewinn! Ein Labſal für alle, welche dürſten nach der Züchtigung der Verkehrtheit! Eine Befreiung der Seele! Sauſen zu hören das Schwert der Gerechtigkeit, klaffen zu ſehen die Wunden, die es ſchlägt — Wonne, Wonne dem Braven!“

„Und blitzen zu ſehen den Dolch der Rache, der durch die Bruſt fährt und das Leben hintilgt!“

„Um ſo beſſer!“ entgegnete ich. — „Die Gerechtigkeit iſt matt ohne Rachſucht, die den Gerechten durchtobt — kraft- und ſaftlos! Die elementaren Gewalten müſſen wieder einmal durchbrechen und die Menſchheit verheerend befruchten! Der Vulkan muß wüthen und der Menſch die Allmacht bewundern, die ſeine Werke zerſtört! — Das Erhabene, das Furchtbare — wenigſtens im Geiſt ſoll es wieder aufglühen und Entſetzen flößen in die Seelen, die in kindiſcher Sicherheit den Richter höhnen, weil ſie ihn nicht mehr begreifen! — — Kann man ihn ſehen, den Freund? Ihn ſprechen?“

„Wenn du den Muth dazu haſt —“, ſagte Edmund lächelnd.

„Pah“, rief ich. „Ein deutſcher Schriftſteller, der ſich was aus Grobheit machte! — Beſuchen wir ihn! — Du haſt Zeit?“

„Nicht nur: ich bin auf dem Wege zu ihm!“

„Vortrefflich! — Das iſt Fügung! — Bereiten wir uns — und fort ohne Aufſchub!“

Ich übergab mein Reiſegepäck dem Gaſtwirth; — und in wenigen Minuten ſaßen wir zuſammen in der Droſchke, die den Freund zu ſeinen Unterhaltungen zu führen pflegte.

Auf dem Wege erhielt ich über die Geſchicke Victor's nähere Auskunft. Drei Unbilden von ſeiten der Menſchen waren es hauptſächlich, die ihn aus der Geſellſchaft vertrieben und den Humor ausgebildet hatten, womit er, ſich in Rache ſättigend, die ergrimmte Seele befriedigte. Zunächſt hatte er die Laufbahn im Staatsdienſt betreten mit dem beſten Willen, ſich hinaufzuarbeiten. Aber ein Vorgeſetzter that ihm einmal kränkendes Unrecht; ſie kamen in Streit; Victor bediente ſich ſcharfer Ausdrücke — und ſollte ihm Abbitte leiſten! Eher hätte er ſich die Zunge abgebiſſen; er beharrte bei ſeinem Wort und quittirte den Dienſt. Nun lag unſtreitig nichts näher, als daß er ans Publikum appellirte! Er überlegte ſeine Erfahrungen, ſtellte ſeine Gedanken zuſammen und ſchrieb ein moraliſch-politiſches Buch, worin er beſtehende Misbräuche kühn rügte und die nothwendigen Aenderungen energiſch beantragte. Das Buch konnte verboten werden, und wohl ihm, wenn's geſchehen wäre! Aber man that ihm den Gefallen nicht. Der Autor war damals lange nicht zu ſeiner jetzigen Stärke gereift, er glaubte noch mit Gerechtigkeit und würdevollem Ausdruck am beſten zu fahren, — und die Folge war, daß man im erſten Jahre ſein Product kaum beachtete, im zweiten es vergeſſen hatte. In der Geſellſchaft war es für pedantiſch und langweilig erklärt und beiſeitegelegt worden. Neues Gift ſenkte ſich in ſeine Adern; und wie der Bureaukratie, ſo drehte er nun dem Publikum den Rücken zu. Er war in ſehr böſer Laune! Was braucht aber ein junger Mann, dem eine ſchöne Beſitzung zufallen ſoll, überhaupt Dienſte zu thun? Was braucht er nach Kronen zu ſtreben, die von despotiſch eigenwilligen Mächten vergeben werden? Das Glück der Liebe und Ehe konnte er gewinnen ohne ſie, und in glücklicher Häuslichkeit die dumme Welt fröhlich vergeſſen!"

„Nach Jahren einer nicht immer angenehmen Mitwirkung an der Adminiſtration eines Kreiſes", fuhr Edmund fort, „kehrte ich in die Reſidenz zurück, um einen Poſten im Miniſterium zu übernehmen. Wir trafen uns wieder und hielten in alter Freundſchaft zuſammen. Bald hatte jeder von uns ein Geheimniß, das man wenigſtens in Ein Freundesherz niederlegen möchte; und einer machte den andern zum Vertrauten. Wir liebten — und wir hatten dabei ein ſonderbares Schickſal!"

„Nun, ich will nicht hoffen, daß ihr eine und dieſelbe Schöne geliebt habt!"

„Gott ſei Dank, nein", verſetzte Edmund. „Aber, wie wir ſahen, umſchlang die beiden, die wir liebten, doch ein verhängnißvoll gemeinſames Band!"

„Du machſt mich neugierig! — Die Erwählten — "

„Liebten beide nicht uns, ſondern einen Grafen und Diplomaten, der allerdings die glänzendſte Erſcheinung am Hofe war."

„Wehe, wehe!"

„Victor, von Leidenſchaft übermannt und kein Hinderniß kennend, wagte trotz der bedenklichen Zeichen eine Erklärung — und erhielt einen Korb."

„Und die Schöne wurde Gräſin?"

„Die Schöne wurde Nonne."

„Und die deinige?"

„Iſt Gräſin."

„Teufel!" rief ich. — „Armer Freund", fuhr ich fort, indem ich ihm theilnahmvoll die Hand drückte. „Arme Freunde! — Das iſt ja ein Roman — eine Tragödie!"

„Laſſen wir's", entgegnete Edmund, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr. „Ich duldete — und ich fügte mich endlich!"

„Und Victor wurde Menſchenfeind?"

„Nicht ſogleich. Er wurde wüthend — und ſtürzte ſich in den Strudel eines wilden Genußlebens. Bald nach dem empfangenen Korb fiel ihm von ſeinem Onkel die Beſitzung zu, und mit einer anſtändigen Rente von Haus aus verſehen, war er nun ein reicher Mann. «Behandeln wir die Welt», rief er, «nach ihren Fähigkeiten! Bezahlen wir ſie für ihre Hulderweiſungen! Dem, der ihr Gold in den Schos wirft, macht ſie doch eine ganz gute Miene, die Dirne!» — Zwei Jahre vergingen unter tollen Vergnügungen. Mit einem mal brach er ab! Das Intereſſe war erſchöpft, der Rauſch verflogen, und er rächte ſich an dem Leben, das er mitgelebt hatte, indem er es unbarmherzig zergliederte und ſeine Wüſtheit und Hohlheit mit einer förmlichen Wolluſt der Verachtung preisgab. Eben in dieſem Seelenzuſtande ward ihm die Genugthuung, daß die Stolze, die ihn verſchmäht hatte, über den Verzug, den der Graf der andern gab, untröſtlich, den Schleier nahm! Wenn er's ihr gönnte, ſo fühlte er doch auch wieder Mitleid, und nach ihrem Abgang feſſelte ihn nichts mehr an die Reſidenz. Er begab ſich auf Reiſen, ſah die halbe Welt, und zog ſich endlich, auch davon überſättigt, auf ſeine Beſitzung zurück."

„Und hier fandeſt du ihn wieder? — Was führte dich in dieſe Gegend?"

„Ich beerbte meine gute Mutter — und überließ meine Stelle einem andern, der lange danach geſchmachtet hatte."

„Eine Ahnung trieb dich, daß du zur Erfüllung einer höhern Pflicht beſtimmt warſt!" bemerkte ich.

„Müßte ſehr unbewußt geſchehen ſein!" erwiderte er. „Ich hatte keinen Ehrgeiz, und ohne dieſen macht die Arbeit müde! Die Süßigkeit der Ruhe winkte mir — ich folgte. — Victor war ſchon früher von ſeinen Reiſen heimgekehrt. Man erzählte ſich von ihm ſo auffallende Dinge, daß ich ihn zu ſehen getrachtet hätte, wären wir auch nicht Jugendfreunde geweſen. Ich beſuchte ihn ſobald als möglich, und — trage nun meine Feſſel!"

„Glücklicherweiſe", rief ich. „Offen geſtanden, ich empfinde die lebhafteſte Neugier, ihn zu ſehen!"

„Sie iſt ſehr gerechtfertigt", entgegnete er. „Was man auch gegen ihn ſagen kann, er iſt ein Mann. Thätigkeit iſt ſein Leben. Er verwaltet ſein Gut und findet daneben Zeit zu den mannichfaltigſten Studien. Poeten, Hiſtoriker und Naturforſcher, Theologen und Philoſophen nimmt er abwechſelnd vor, nicht um darin zu naſchen, ſondern um ſie, wie er ſagt, zermalmend klein zu kriegen. Beſonders die Philoſophen haben ihn beſchäftigt, und er behauptet nun, geſcheiter zu ſein als ſie alle!“

„Nicht mehr als billig“, verſetzte ich. „Das muß immer das Ende von unſern Studien ſein! —— Nach ſeinen Lebenserfahrungen“, fuhr ich dann fragend fort, „muß ihn beſonders Arthur Schopenhauer angeſprochen haben?“

„Sehr! — Außerordentlich — eine Zeit lang! Er ſchwelgte in ihm und ſchimpfte gegen Welt und Menſchheit mit ſeinen Worten. — Aber jetzt hat er etwas an ihm ausgefunden, was ihn entrüſtet — und er tritt ihn mit Füßen!“

„In Gedanken?“

„Höchſt wirklich! D. h. den gedruckten Schopenhauer! — Letzthin komm' ich ungehört in ſein Bibliothekzimmer und ſeh' ihn unter Flüchen heftig mit dem Fuße auf den Boden ſtampfen. Ich trete näher — es waren die mir wohlbekannten »Parerga«, die er zerarbeitete. »Was iſt dir?« rief ich betroffen. »Ich züchtige einen Narren und herzloſen Geſellen!« rief er, gab ihm noch einen

Stoß, daß er an die Wand flog, und reichte mir die Hand mit einer Miene grimmiger Zufriedenheit.“

Während dieſer Unterhaltung hatten wir das Ende des Waldes erreicht, durch den wir zuletzt fuhren — der Wagen rollte ins Freie. „Sieh!“ rief Edmund. „Dort drüben liegt das Schloß! — Wie dünkt dich ſolch ein »Winkel der Erde«?“

Ich ſah hin und in der Gegend herum und erwiderte: „Er könnte manchen verleiten, ſich von der Welt zurückzuziehen!“

In der That ein reizender und heimlicher Anblick! — Unmittelbar vor uns lag ein Thal, durch deſſen Krümmung ein Flüßchen ging. Ein wenig links, am Fuße der jenſeits emporgehenden Anhöhe, war ein ſchmuckes Dorf gelagert, und unmittelbar über ihm thronte das Haus des Freundes. Es war ein ſtattliches Gebäude, weiß angeſtrichen, verſehen mit Erkerthürmen, eingefaßt von Wirthſchaftsgebäuden und Gärten. Das Ganze hatte einen zugleich romantiſchen und heitern Charakter.

Wir fuhren hinab, durch Wieſen und Felder. Mir fiel der gute glatte Weg auf und ein eigenes Air von Wohlhäbigkeit, das die Landſchaft an ſich trug. „Davon dankt man das meiſte ihm!“ bemerkte Edmund. — Im Dorf ergötzte meine Augen die verhältnißmäßige Sauberkeit der Häuſer und Höfe und der heitere Geſichtsausdruck der Landleute, welche meinen Begleiter wie einen guten alten Bekannten grüßten. „Das ſieht nicht aus wie der Eingang zu einem Menſchenfeind!“ ſagte ich.

„Victor iſt das auch nur auf ſeine Weiſe!“ entgegnete Edmund. „Die Bauern haben bald geſehen, was ihr Vortheil iſt; ſie haben ſeine Rathſchläge und ſeine Mahnungen befolgt, das hat ihm geſchmeichelt, und er gefällt ſich nun darin, ihnen Vergnügen zu machen und auszuhelfen. Hier iſt's nicht, wo ſeine Feinde ſind! Im Gegentheil, bei den Bauern erholt er ſich, und wenn er ſie auszankt, thut er's väterlich!“

Der Wagen ging durch ein Seitenthor, an das ſich Wirthſchaftsgebäude anlehnten; — noch einige Schritte, und wir hielten an der ſteinernen Vortreppe. — Ein Diener erſchien, half uns herab und ging hinweg uns zu melden.

Als ich die Stufen hinanging, überkam mich trotz der Mittagsſonne, die warm genug herniederſchien, eine Art Fröſteln, während auch die Züge des Freundes ernſter und gemeſſener wurden. Ich ſah ihn an, ſchüttelte den Kopf — und richtete in mein eigenes Innere einen Blick des Vorwurfs. „Schwachheit!“ rief ich mir zu. „Soll ein Menſch, der ſich vor niemand genirt, den Vortheil haben, daß man ſich vor ihm genirt? Nimmermehr!“ Ich ſtellte mich ſtattlich auf den Boden der Vorhalle, in die wir eingetreten waren, beſah die Bilder an der Wand und war mit vollkommener Kaltblütigkeit ausgerüſtet, als der Diener erſchien und uns bat, in das Bibliothekzimmer zu treten: der Herr Baron wären noch beſchäftigt, würden aber bald nachkommen!

Wir ſtiegen die breite Treppe empor und begaben uns in einen Saal, deſſen Helligkeit durch Repoſitorien und Schränke mit meiſt dunkel gebundenen Büchern eine trauliche Dämpfung erhielt. Die Bibliothek war für einen Privatmann groß. Nachdem ich meine Augen hatte herumgehen laſſen, ſagte ich zu Edmund: „Der Beſitzer iſt ein Cavalier! — der Cavalier, wie er ſein ſoll: er kauft Bücher! — Und gute Bücher, wie ich ſehe“, fuhr ich vor dem erſten Schranke fort, der die Hiſtoriker enthielt; — „Werke der beſten Namen — auch der neueſten! — — Sollte er wol —“

Eine verzeihliche Neugierde trieb mich zu den Belletriſten; und ſiehe: die Titel meiner Arbeiten in dieſem Fache glänzten mir goldbuchſtabig ins Auge! Kein Autor widerſteht dieſem Anblick. Ich theilte die Entdeckung dem Freunde mit und rief heiter: „Ein Barbar ſoll das ſein? Ein Despot? Ein fühlendes Herz iſt er! Und wenn er eine rauhe, ſtachelige Schale drübergezogen hat — möge er ſie behalten — und mich damit ſtechen, — er kann viel wagen gegen mich!“

Ich fühlte mich in der Stimmung, ihm alles vergeben zu können.

Ferne, näher kommende Schritte richteten meine Aufmerkſamkeit auf eine Seitenthür. — Sie ging auf — und ein trat der Erwartete.

Ein Blick belehrte mich, daß Edmund kein Märchen erzählt hatte. Die Erſcheinung hatte etwas Herrſchendes und das Geſicht einen Ausdruck, als ob der Inhaber auf andere nur dann Rückſicht zu nehmen pflegte, wann es ihm beliebte. Die Züge waren ſchärfer, die Stirn höher geworden; die dünnern Haare waren noch gelockt, aber die Farbe düſteres Dunkelgrau. Der Teint hatte geradezu etwas Dämoniſches. Er war blaßgelblich, aber kräftig und geſund, und ſein Glanz wirkte drohend. Ein ſtolz-ruhiger, ſarkaſtiſcher Zug um den Mund vollendete eine Phyſiognomie, die unſtreitig ſehr bedeutend war, aber nicht ebenſo vertrauenerweckend!

Da ich zur Seite ſtand, bemerkte er zuerſt Edmund. „Nun“, rief er ihm in ziemlich formloſem Tone zu, „wo iſt der alte Burſche, den du mir gebracht haſt?“

Ich trat vor, verbeugte mich und ſagte: „Hier, Baron Victor!“

Er ſah mich an.

„Bringſt du ihn nicht mehr heraus?“ fragte Edmund.

„Der Henker mag alle Geſichter behalten!“ entgegnete er, mich fixirend, in einem Tone, der bei ihm gemüthlich ſein mochte. „Das da hab' ich ein Vierteljahrhundert nicht geſehen!“ — Edmund erhielt einen Blick, der Antwort heiſchte, und nannte mich, nannte die Univerſität, auf der wir zuſammen den Sommer verbracht hatten.

Das Geſicht des alten Kameraden klärte ſich auf. Nicht ohne Freundlichkeit, ja mit einem gewiſſen Beſtreben, höflich zu ſein, reichte er mir die Hand und ſagte: „Willkommen!“ — Dann trat er ein wenig zur Seite und faßte mich ins Auge. Sein Lächeln erhielt einen Zuſatz von Sarkasmus und er rief mit großer Natürlichkeit, faſt lachend: „Der deutſche Literat, wie er leibt und lebt! — Kahl, kahl — und doch zufrieden, doch vergnügt! — Es iſt eine unverwüſtliche Gattung!“

„Das heißt“, replicirte ich nach einem Moment, „ſtets dem Geſchick überlegen! Mit den Schwingen des Geiſtes hoch emporſchwebend über die Unbilden der Erde!“

Er lächelte. „Nun erkenn' ich dich ganz wieder“, verſetzte er. „Die alten Redensarten! Emporſchweben! Hoch emporſchweben! — Was hat's geholfen? Was iſt dabei herausgekommen?“

„Meine Bücher“, erwiderte ich. „Meine Werke, die, wie ich zur Ehre deines Geſchmacks bemerkt habe, auch in deiner Bibliothek ſich befinden!“

Ein kurz abgeſtoßenes, faſt herzliches Lachen war die Antwort. „Echt, echt!“ rief er. „Echt und rührend! — Ein alter Freund hat ſich ſeine Ausarbeitungen angeſchafft, die ihm ins Haus geſchickt wurden, wie ſo mancher Schund auch — und das ſchmeichelt ihm, das macht ihn glücklich! Was iſt nun größer bei euch guten Leutchen, die Eitelkeit oder die Genügſamkeit? — Gutmüthig!“ — Eine Wolke ging über ſein Geſicht. „Gutmüthig!“ wiederholte er unmuthig.

„Das Größte zu wollen“, entgegnete ich, „das Große zu leiſten, und in Anſehung des Erfolgs mit dem Kleinſten zufrieden zu ſein, das möchte ich vielmehr groß nennen!“

„Freilich, freilich“, entgegnete er mit ſpottglücklichem Lächeln. „Nun, wenn das Wort hilft, warum ſoll man ſich nicht ſeiner bedienen?“ Er ſchwieg, ſah mich nickend an und ſagte: „Wo ſtehen wir denn nun im Leben? Wo ſind die ſchönen Beſitzungen, die man ſich zu erſchreiben gedachte? Wie ſieht es mit der muſterhaften Häuslichkeit aus, die man zu gründen ſich vorgeſetzt hatte? O, dieſer Schatten über deine Züge hin war gar nicht nöthig — ich hab' dir ſofort angeſehen, wie es mit dir beſtellt iſt! — Und das innige Verhältniß zur Nation? Das glückſelige Geben von deiner, das freudige Nehmen von ihrer Seite? Die Wunder der Beglückung, der Veredlung, die dir gelangen? Gehen deine Bücher ſo reißend ab, wie du's früher anzudeuten liebteſt? Werden ſie verſchlungen?“

„Verſchlungen iſt nicht ganz der Ausdruck!“

Die Art, wie ich dies entgegnete, zog mir ein heiteres Lachen und einen faſt wohlwollenden Blick zu. „Glaub's wohl“, verſetzte er. Dann, mit einem Seitenblick auf den Schrank fügte er hinzu: „Solche Narren wie ich gibt's nicht viele!“

Ich ſah ihn an. „Sollteſt du meine Bücher für ſchlecht halten?“ rief ich.

„Schlecht, ſchlecht!“ entgegnete er, den Kopf wiegend.

„Das wäre zu viel geſagt! — Aber ſie könnten gar wohl beſſer ſein!“

„Ein Schelm thut mehr als er kann!“

„Hm!“ verſetzte er. „Wie nennt man aber den, der weniger thut als er kann?“

„Beſcheiden!“ erwiderte ich.

„Beſcheiden!“ wiederholte er. „Ein ſehr euphemiſtiſcher Ausdruck für einen andern — — darf ich ihn ſagen?“

„Her damit!“ rief ich entſchloſſen.

„Armſelig!“ entgegnete er. „Ja“, wiederholte er mit Nachdruck, „armſelig!“ — Eine Vorſtellung mußte ihn gereizt haben; ſein Geſicht verdunkelte ſich, er ſetzte ſich in Bewegung und ging mit ſtarken Schritten auf und ab. „Geht mir, ihr deutſchen Schriftſteller“, rief er, indem er einen Funkelblick aus ſeinem Auge gehen ließ. „Geht, geht! Ihr ſeid entweder ſchlechte Geſellen oder Feiglinge —“

„Erlaub mir!“ fiel ich ein.

„Entweder Buben oder Memmen!“

„Herr!“

„Laß mich reden!“ ſchrie er. „Ich hab's lange auf dem Herzen gehabt — es muß endlich heraus!“ — Und ſich vor mich hinſtellend rief er: „Wo iſt auch nur einer, der den Muth hat, Original zu ſein? Der den Muth hat, er ſelbſt zu ſein?“

„O“, entgegnete ich, „den hat mancher!“

„Dann iſt nichts hinter ihm! Frech ſein und ſonſt nichts, das iſt leicht! Aber wo iſt der Mann von Talent, Gehalt und Reife, der ſich fühlte und ſich gehen ließe, rückſichtslos, einer Welt von Flachköpfen gegenüber? Die Maſſe der Flachköpfe, das iſt das Publikum! Dieſes iſt aber die große Gottheit des Jahrhunderts — und ihm will man gefallen! Da wird nun hingeſchielt, was der Beſtie wol behagen möge! Da wird geſchniegelt und gebügelt und geſchminkt! Das Buch wird herausgeputzt wie eine Buhldirne, und mit dem Ehrgeiz der Buhldirne ſchickt es der Autor in die Welt! Gefallen, gefallen — und gut dafür bezahlt werden! Pfui über euch! Iſt das ein Ziel? — Und was ihr verdient, das wird euch dann! Ihr gefallt, man naſcht euch ab und wirft euch verächtlich beiſeite! — Von Rechts wegen! Von Rechts wegen!“

Nach dieſem Ausbruch erwartete er offenbar keine Antwort. Die Mühle war im Gange. Er machte nach dem letzten Spruch ein paar Schritte, kehrte wieder zu mir zurück und fuhr fort:

„Wo iſt einer unter euch, der den Stolz und den Ehrgeiz, ich will nicht ſagen des Genius, ſondern nur des tüchtigen Kerls hätte? Wo iſt einer, der ſeine wahre Miſſion als Autor begriffen hätte? Streicheln und kitzeln wollt ihr! Aber ihr ſolltet überwältigen, — übermannen und befruchten! Die Welt, die Maſſe, das iſt die Dirne! Uebermüthig gegen den Schweifwedler, erwartet ſie im ſtillen um ſo ſehnlicher den Helden und ſchmachtet, von ihm unterjocht zu werden! Wo iſt der Held? Wo iſt der

Himmelsſohn, der mit den Töchtern der Erde ein Geſchlecht von Giganten erzeugt? Gott erbarme ſich unſer!“

Eine kleine Pauſe, die hierauf eintrat, benutzte ich, um zu entgegnen: „Wir haben einen, der ſich ganz darauf einrichtet, dieſem Bedürfniß abzuhelfen!“

„Kenn' ihn“, erwiderte er; „bin Eigenthümer ſeiner ſämmtlichen Werke! Gute Luſt hätte er, ja wohl: aber 's langt nicht! Ein gewiſſer Sack, auf den alles ankommt, iſt nicht voll genug!“ — Mit aufgezogener Lippe, ſodaß die ſtarken weißen Zähne ſichtbar wurden, ſtieß er einen Laut hervor, der halb Ingrimm, halb Schadenfreude ausdrückte, und fuhr dann fort:

„Wenn's damit gethan wäre, ſich zu recken und zu ſtrecken, geſpreizt einherzutreten und koloſſale Reden zu führen, dann wär' er der rechte Mann! Der Kerl will eigentlich auch nicht die That ſelber thun, ſondern nur für einen gelten, der's kann! Die Ehre haben möcht' er! Und nun ſchneidet er Geſichter und nothzüchtigt ſein Gehirn und zieht nie gehörte Phraſen aus ihm heraus und will uns glauben machen, das wär' Urſprünglichkeit, Ueberfluß, Genie! Gewalt iſt's, die er ſich ſelber anthut; ein Hetzen und Peitſchen der Mähre, die den Großmannsſüchtigen zum Gipfel hinantragen ſoll, während ihr die Flanken zittern und die Glieder verſagen. Er ſtachelt und quält die Natur, derweil der rechte Kerl mit dem unerſchöpflichen Kraftſtrom, der ſich von ſelber verſteht, in ſeligem Uebermuth die Menſchen bezwingt und glücklich macht! — — Und doch iſt mir dieſer Geſelle lieber als die andern alle! Er weiß doch, wo's uns fehlt; er hat den richtigen Ehrgeiz des Metiers, und zuweilen blitzt's in ihm und es ſchlägt ein, als ob er's wäre! 'S iſt etwas! — Ihr andern aber duckt und drückt euch zuſammen und macht euch winzig, daß man ja keinen Anſtoß nehme an euch! Ihr ſetzt euch das Niedliche, das ſüß Eingehende, das kindiſch Ergötzliche vor — und ſchwindet hin mit euern kleinen Zwecken!"

„Beſſer das Kleine treffen", warf ich ein, „als das Große verfehlen!"

„Nein!" ſchrie er mir entgegen. „Das Große muß man wollen, gewaltig wollen, und alle Kräfte dazu ſpornen! Was wißt ihr denn, wieviel ihr könnt, wenn ihr nicht einmal die Segel aufſpannt und euch hinauswagt aufs hohe Meer? — So kommt das Geſchlecht zurück! Einſt haben die Menſchen Thaten vollführt, daß Götter ſie hätten beneiden müſſen — und jetzt wollen ſie nicht einmal kühn und hochherzig mehr ſein in Gedanken!"

Er ſah mich an, blinzte mit den Augen, als ob er mich völlig in ſeiner Gewalt hätte, und fuhr fort: „Ihr verleumdet euch ſelbſt, ihr verleumdet eure Raſſe! In dem erſten beſten lebendigen Menſchen ſteckt mehr als in all euern Muſterfiguren! Laßt den Kerl nur in Leidenſchaft gerathen, und ihr mögt Augen und Ohren aufreißen und euch glücklich ſchätzen, wenn ihr einige Züge erhaſcht! Seid etwas! Werdet etwas! Wollt etwas!

Dann ſchaut in euch ſelber, erkennt, was die Natur in euch gelegt hat, und laßt's heraustoſen in die Welt! Wenn ihr Roſen ſchreiben wollt, ſo wartet, bis der Lenz gekommen iſt in euch, dann ſchreibt ſie, daß ſie glänzen und duften! Wenn's euch aber nicht danach zu Muthe iſt, ſchreibt Dornen und Stacheln! Wenn's nicht ſüßer Geruch iſt, gebt uns heftigen und ſcharfen! Tobt das Gewitter aufs Papier hin, das im erzürnten Herzen raſt, und laßt euch nicht beſchämen von den Thieren! — von dem Hirſch, der brüllt, von dem Wolf, der heult, ja nicht von der Gans, die ſchnattert! Denn dieſe ſchnattert wenigſtens echt und unbefangen und ſchielt nicht auf die Zuhörer, ob ſie die Hände zum Klatſchen erheben!“

Er ſchwieg, indem er einen Blick auf mich richtete wie auf einen vollkommen Abgefertigten. Ich, meinerſeits gereizt, entgegnete nicht ohne geringſchätzigen Ton: „Dieſe Zumuthungen können nichts fruchten! Denn es kommt nicht darauf an, ein Gewitter aufs Papier hinwerfen zu wollen, ſondern es muß auch motivirt ſein; — es muß in der Sache liegen, ſonſt wird's albern und lächerlich!“

Den Ausdruck von Hohn, der hierauf ſein Geſicht, ich möchte beinahe ſagen, verteufelte, werde ich nicht vergeſſen. „Richtig bemerkt!“ rief er. „Motivirt muß es ſein! Und darum fruchten meine Zumuthungen nichts — weil ihr nicht motiviren könnt! — Autoren, Dichter, ſchöpferiſche Geiſter: ihr ſeid demnach eurer Impotenz geſtändig? — Ihr wollt Genien ſein, Führer der Nation ſein — und könnt nichts? — Jämmerliche Geſellen!“

Ich ſtand über die Grobheit des Ausdrucks und Tones ordentlich erſtarrt, indem übrigens die Unzurechnungsfähigkeit der Leidenſchaft zugleich auch ein Gefühl des Komiſchen in mir erweckte. Er, völlig unbekümmert um den Effect ſeiner Worte, ging auf und ab. Dann blieb er wieder vor mir ſtehen und fuhr ſchneidend fort: „Ihr laßt das Beſte ungewagt, aus Verzweiflung, es natürlich und ſchön durchführen zu können — und wollt das nicht einmal verſuchen und lernen! Furchtſam haltet ihr zurück und leiſe geht ihr vor; ihr ſtoßt nicht an, aber ihr greift auch nicht an — und derweil macht die Keckheit Carrière und nimmt euch den Ruhm vor der Naſe weg! Wer hat nach unſern großen Poeten die Deutſchen behext? Die Männer, die es geſtehen, die Weiber, die es verheimlichen? Der Jude, der die lachende Frechheit zu ſeiner Göttin erkor! Er ließ ſie Ach und Wehe ſchreien und ſich bekreuzigen — ſandte mit heiterer Unverſchämtheit ſeine Pfeile hinaus — und er traf! — Schämt euch, Germanen! Schämt euch, Deutſche! Euch hat die Natur höher und tiefer und reicher ausgeſtattet als den Semiten, und ihr wagt's nicht, Speere zu ſchmieden und im Großen und Guten leuchtender und beſſer zu thun, was jener mit ſeinen Künſten euch vorgethan? Auch hier muß ich euch ſagen: was könntet ihr ſein — und was ſeid ihr! — Zu Herren wart ihr berufen — Lakaien ſeid ihr geworden!“

Trotz der beleidigenden Uebertreibung, die er ſich zu Schulden kommen ließ, konnte ich nicht umhin, die Wahrheit in ſeinen Worten zu empfinden. Mein Gefühl mußte ſich in meinem Geſicht andeuten; denn er betrachtete mich, ſeine Augen blitzten überlegen, und er ſagte: „Wir ſcheinen getroffen zu ſein! Das Gewiſſen, ſcheint's, rührt ſich, und Reue, Reue pocht ans Herz, daß man zum Beſten, das man liebesmächtig hätte zeugen können, feige den Moment verſäumt hat! Ja wohl, verſäumt! Wo iſt in euern Büchern Mark? Wo iſt Größe, Hoheit, unwiderſtehliche Gewalt? Wenn einer Hunger hat nach einer Mannesmahlzeit, wo kann er ihn ſtillen? Wenn einer wüthend iſt auf die Welt und ihre Miſère, wen ſoll er leſen? Wo findet er die Rache, nach der ihn dürſtet? Wer ſchwingt ihn empor über die Erde, daß er auf ſie niederſehen kann mit der heitern Verachtung eines Olympiers? — Man muß zu den altberühmten Häuptern gehen und ſich an ihnen erholen, obwol ſie nicht die Narren und Schufte geißeln, denen wir die Schläge zudenken! Der wahren Sättigung muß das Herz entbehren, weil die Jetzigen — —“ Er ſah mich an, und plötzlich ſchien ſich ihm eine Erwägung aufzudrängen; er lächelte, wenn auch immer noch ſpöttiſch, und ſagte mit dem Tone eines Gefaßten: „Doch ich will enden! Es iſt ein ſchlimmes Kapitel! Wenn ich darauf komme, bleib' ich nicht immer meiner Herr — und am Ende, was hilft's? Laſſen wir's!" — Indem er hierauf einen ruhigen, faſt artig fragenden Blick auf mich richtete, ſagte er: „Du wirſt heute mein Gaſt ſein?"

Ich, mit entſprechendem Mundverziehen, erwiderte: „Mir ſcheint's, das bin ich ſchon geweſen! — Ich bin regalirt — — wie mir's vorkommt!"

Er lachte, und ein ungeheucheltes Wohlwollen ſprach aus ſeinem Geſicht. „Wohl bekomm's, alter Geſelle", rief er mir zu. „Das Tractament war nicht von den ſtärkſten — es wird dir nicht ſchaden! — Indeſſen", fuhr er mit einer anmuthigen Kopfneigung fort: „Du ſollſt nun ſehen, daß ich auch noch anders zu bewirthen verſtehe! — Die Zeit iſt gekommen — gehen wir!"

Edmund, der ſich während dieſes Ideenaustauſches ſtill zur Seite gehalten hatte, indem er nur gelegentlich ein verſchämt ſchadenfrohes Lächeln blicken ließ, trat jetzt herbei. Victor hieß uns vorausgehen, und wir begaben uns in den Speiſeſaal.

Er lag im Erdgeſchoß, auf der Gartenſeite, war hell und ſehr anheimelnd. Wir aßen einfach, aber vortrefflich, und tranken desgleichen. — Victor machte den Wirth mit einer Courtoiſie, daß man ihn für den höflichſten der Menſchen gehalten hätte! Edmund brachte ihn auf Oekonomie, in der er für einen Kenner zu gelten liebte, und unſere Aufmerkſamkeit bei ſeinen Mittheilungen verſetzte ihn in ſo gute Laune, daß er förmlich cordial wurde. Als ich ihn ſo menſchlich ſah und meines Zwecks gedachte, hatte ich das Gefühl des Ueberlegenen. „Du ſollſt mir in die Schlinge gehen", dacht' ich, „und mir zu Dienſten ſein! Sind dir die Tränke, die ich braue, nicht kräftig genug, ſo wollen wir dem deutſchen Publikum von den deinen vorſetzen und ſehen, was es für ein Geſicht dazu macht! Es iſt eine Probe, was man ihm bieten kann! Dir, der du im Zorn dich gehen ließeſt und ins Gelage hinein ſchimpfteſt, war es leicht, Natur und unverkümmerte Kraft hinzuſtrömen! Faſſen wir ſie! Nutzen wir die Leidenſchaft, die ſich im Erguß genügte — und leiten wir den Schlamm auf die ausgetrockneten Wieſen, daß ſie wieder fett und ſaftgrün werden!"

Von den Bildern, die meinem Geiſt ſich darboten, gereizt, wollte ich meinen Mann ſofort entern.

„Freund Victor", begann ich während einer Pauſe des Geſprächs, „den heutigen Tag werd' ich mir merken! — Ich hab' lange kein ſo eigenthümliches, in ſeiner Art gründliches Vergnügen gehabt!"

Seine Miene erhellte ſich mit ſatiriſchem Licht. „Wenn daran ich einigen Antheil habe", erwiderte er, „ſoll mich's freuen!"

„Du!" rief ich; — „allen!" — Und ernſthaft fuhr ich fort: „Du biſt ein Mann! Dein Geiſt hält an der Wahrheit; und wenn du dir im Ausdruck ihres Bekenntniſſes keinen Zwang anthuſt, — wenn du die geſelligen

Rückſichten, aus welchen man ſonſt eine Milderung des Spruchs eintreten läßt, beiſeiteſetzeſt —"

„Nun?" fragte er mit gerunzelter Stirn.

„So iſt das nur um ſo beſſer!" ſchloß ich.

„Das laſſ' ich gelten!" verſetzte er begütigt.

„Ich könnte nur Eins bedauern!" fuhr ich fort. „Eins —"

„Und das iſt?"

„Daß du nicht Schriftſteller biſt!"

Ein geringſchätziges Achſelzucken war die Antwort. Ich fuhr fort: „Ich könnte es; aber ich thu's nicht — denn du biſt etwas Beſſeres!"

„So!" rief er. — „Iſt nicht eben ſchwer!"

„Schriftſteller", begann ich wieder, „produciren abſichtlich; und dieſe Lichtſeite hat ihre Schattenſeite!"

„Wohl!"

„Du producirſt abſichtslos, aus heiligem Dunkel der Leidenſchaft — und das iſt das Beſſere!"

„Halt' es auch dafür!" erwiderte er.

„Daß dieſes Beſſere exiſtirt, iſt eine Luſt; daß es der Welt nicht zugute kommen ſoll, hoch bedauerlich. — Wenn wir nun ein Mittel fänden, es der Welt dennoch in all ſeiner Urgewalt, ſeiner ungekränkten Eigenthümlichkeit —"

Des Mannes Augen hatten ſich erweitert, er ſah mich an. Edmund ſchaute erröthet auf den Tiſch.

„Die Sache iſt dieſe", fuhr ich fort, indem ich meinen ganzen Humor zuſammennahm. „Unſerm Freund Edmund iſt gegen mich das Wort entfallen, daß er die Geſpräche, die er mit dir geführt, aufs genaueſte zu Papier gebracht habe. Ermächtige ihn, das Manuſcript mir zu übergeben, und mich, es ohne Nennung eurer Namen, zweckmäßig redigirt, dem Publikum vorzulegen!“

Bei dieſen Worten hatte ſich die Röthe Edmund's nicht gemindert; das Geſicht Victor's glänzte Staunen und erhabenen Unmuth. Allgemach wandelte ſich aber dieſer in einen Ausdruck von Spott — und er brach in lautes Lachen aus. „Literate!“ rief er. „Ich hätt' mir's doch denken ſollen, daß du nicht umſonſt einen alten Freund aufgeſucht haſt! Witterſt du Stoff und Nahrung für die ausgepumpte Seele? Glaubſt du, an dir verzweifelnd, dich durch mich ergänzen und die ſtumpfen Geſchmacksnerven des Publikums durch mein Gewürz zu deinen Gunſten aufreizen zu können?“

„Dieſe Vorwürfe“, erwiderte ich kalt und feſt, „laſſen mich unberührt. Nicht reizen will ich das Publikum durch deine muthig ausgedrückten Ideen — erſchüttern will ich es, zur Erkenntniß will ich es bringen und zu edlerm Denken und Handeln befreien. Der Moment iſt ernſt; — laß deine Galle jetzt in Ruhe und rufe den Verſtand allein an! Ich biete dir die Freuden der Autorſchaft ohne ihre Leiden. Ich gebe dir Gelegenheit, der Nation einen unberechenbaren Dienſt zu leiſten, ohne daß dir ein Theil derſelben zum Dank dafür ſeine unberechenbare Gemeinheit in den Bart wirft. Ich ſetze dich in den Fall, dir die letzte Genugthuung zu verſchaffen!"

Nach kurzem Bedenken rief er mir entgegen: „Du profanirſt die Aeußerungen eines ehrlichen Mannes; — und es wird doch alles umſonſt ſein!"

„Werden ſie nicht gebeſſert", erwiderte ich, „ſo werden ſie gepeitſcht und gezeichnet! Die Hiebe werden ſitzen! Es wird Freude ſein unter den Gerechten, und Heulen und Zähneklappen unter den Sündern! Das nenne ich, nach einem Lieblingsausdruck der Epoche, Verwerthung, nicht Entweihung! Forderſt du nicht ſelber, daß der Geiſt die Welt faſſen, bezwingen und befruchten ſoll? Und du willſt dich für deine Perſon von dieſer Pflicht dispenſiren und nur dir ſelber Genüge thun? Das nenn' ich Profanation! Die Heilighaltung der Flamme, die vom Himmel in den Geiſt niederzuckt, beſteht nicht im Verſchließen, ſondern im rechten Herauslaſſen! Der Segen, den ſie ſtiftet, das iſt die Sanction!"

Durch die Wahrheit dieſer Worte getroffen, ſchwieg der Angeredete, und der Ausdruck des Widerſtrebens ging in den des Beſinnens über. Edmund ergriff das Wort und ſagte: „Wenn ſich einer von uns gegen die Veröffentlichung der nahezu wörtlich notirten Unterhaltungen zu ſträuben hätte, dann wär' ich es!"

Victor ſah ihn an; ein Lächeln der Genugthuung umſpielte ſeinen Mund und er ſagte: „'S iſt wahr! —

Du biſt dabei nicht immer zum beſten weggekommen!“

„Abſcheulich bin ich hier und da weggekommen!“ entgegnete der Gute. „Aber einerlei! Ich mache mir nichts daraus — ich opfere mich für die Sache!“

„Bravo!“ rief ich. „Und du, Held und Wolf, du willſt dich von dem Lamme beſchämen laſſen? Willſt der Welt Schlachtberichte vorenthalten, die ebenſo viele Triumphe für dich und deine Waffen ſind? — Was kannſt du noch für einen Grund haben, der ſich ſehen laſſen dürfte?“

„Ich verachte die Welt“, entgegnete der Gedrängte. „Sie hat mich geärgert, geplündert und gepeinigt, und ich will nichts mit ihr zu thun haben! — Wer ſteht mir gut dafür, daß mein Name nicht doch in die Oeffentlichkeit gelangt und mir dann Störungen zukommen, die mich aus der Haut fahren machen?“

„Dich ſichert mein Wort!“ rief ich. — „Im übrigen ſeh' ich nach meinen Erfahrungen die Sache ganz anders kommen. Wenn ich zur Orientirung der Leſer unſere alte Freundſchaft und unſer Wiederſehen ſchildere und die Geſpräche mittheile, wie ſie ſind, dann wird man's ohne viel Beſinnen für eine Fiction — für eine bloße Einkleidung halten, und annehmen, daß das, was du geſprochen haſt, von mir gedichtet ſei!“

Dieſe Worte machten einen ſeltſamen Eindruck auf das Original. Er ſah mich an und maß den Schriftſteller, dem man ſollte zutrauen können, daß er ihn und ſeine Aeußerungen zu dichten vermöchte, mit einem Blick ſtolzer Geringſchätzung. Dann lächelte er verächtlich und ſagte: „Wenn die Leſer ſolche Eſel ſind — um ſo beſſer!“

„Sie ſind im Gegentheil allzu ſcharfſichtig, allzu klug — und das kommt auf daſſelbe heraus. — Ich ſehe, du haſt deine Zuſtimmung innerlich ſchon ertheilt —!“

Der Wackere drehte ſich auf ſeinem Sitz herum. Dann grinſte er in ſeiner Manier, fixirte mich höhnend und rief: „Alſo nicht nachgeben? Nach jeder Schlappe immer wieder ins Feld rücken? Dem Publikum, das niemals dümmer war, als es jetzt iſt, in einem Moment, wo es gierig den Rüſſel öffnet, um Kleie zu verſchlingen, Perlen hinwerfen — Perlen, die man noch dazu einem andern geſtohlen? — Nun, ich hab' ſo meine Gedanken, — Gedanken, die mein Gemüth ergötzen — und auf Grund derſelben will ich dir die Erlaubniß ertheilen!“

„Bravo!“ rief ich aufſpringend und ihm die Hände drückend. „Preis dir, Fernhintreffer! — Für mich die Arbeit, und wenn's nicht fruchtet, der Schimpf; — für dich die Ehre, der Ruhm und das Bewußtſein, eine Welt gezüchtigt — und vielleicht einigermaßen gebeſſert zu haben!“

„Gut, gut!“ rief er aufſtehend, als einer der genug hat. „Ich hab's hingeworfen nach meinem Plaiſir; der Optimiſt hat's aufgehoben und bewahrt — der Literat gibt's heraus! — Werkzeuge, thut, was ihr nicht laſſen könnt!“ —

Wir blieben noch zwei Stunden bei dem Freunde. Er zeigte uns die ganze Beſitzung; und die poetiſchen Lobſprüche, die mir aus der Seele quellen, verſetzten ihn doch in großes Behagen. Ich gewährte ihm das beglückende Gefühl des Beneidetwerdens und ſchärfte ihm die Freude an den traulichſten Plätzen ſeines Anweſens und der nächſten Umgegend ſo, daß er beinahe eine Art von Zärtlichkeit gegen mich entwickelte. Seine gute Laune ſchlug nur einmal, aber da vollkommen ins Gegentheil um. Wir ſtanden auf einem Hügel zur Linken des Schloſſes; er warf einen Blick auf das Nachbardorf — Zorn glühte in ſeinem Auge, er ſtieß einen grimmigen Fluch aus und ſtampfte den Boden. Als ich ihn fragend anſah, verſetzte er mit Indignation: „Dort iſt das Haus eines Menſchen, der mir ein Fleckchen Land abſtreiten will, weil er's brauchen kann! Egoismus, Ungerechtigkeit — Scheuſale der Menſchenbruſt! Und wenn ſich's um den Werth einer Stecknadel handelt, man darf euch nicht ſiegen laſſen! — Ich werde den Kerl zu Tode proceſſiren!“

Nachdem er die letzten Worte mit dem Accent eines unabänderlichen Entſchluſſes geſagt, ward er ſtill, wich fernerem Geſpräch aus, in ſeinen Gedanken offenbar unwiderſtehlich dem Gegner zugewendet. — Es gelang erſt im Garten, in den wir dann wieder eintraten, im Angeſicht der heitern und holden Fülle der Natur, ſeine Phantaſie von dem Gegenſtand abzulenken. —

Beim Abſchied hielt ich's für meine Pflicht, meinem Verhältniß zu ihm eine würdigere Form zu geben, — und ich ſagte: „Mein lieber Victor, ich wiederhole dir meine Freude, dich wiedergeſehen zu haben, und meine Verſicherung, daß du deinen Lebenszweck eigenthümlich — rühmlich erfüllſt. Von deiner Manier unterrichtet, hab' ich mich ihr geliehen, und meine Hingebung nicht bereut: ſie gewährte mir eine ſchöne Probe deiner Ergießungen! Glaub' nicht, daß ich dich nicht im Grunde deines Weſens verſtehe! Glaub' nicht, daß du die Menſchen und ihre Erbärmlichkeiten gründlicher verachten kannſt als ich! Was du auch Widerliches und Bitteres erfahren haben magſt, das Uebelſte iſt dir erſpart worden: du biſt kein deutſcher Schriftſteller! — Gebrauch' alſo deine Galle und laß ſie deinen Geiſt zur Wuth aufregen: in mir haſt du ein ſympathetiſches Herz, das all deine Raſereien aufs innigſte zu den ſeinen machen wird!“

Ein eigener Blick, erſt einen gewiſſen Verdruß, dan Billigung und eine Art von Achtung ausdrückend, wa die Antwort. Er erwiderte: „Es freut mich, daß ic dich zum Abſchied auch noch einigermaßen ſchätzen lerne! Warum drückt ſich das nicht mehr in deinen Büchern aus? Warum zeigſt du in ihnen dieſe verfluchte Zahmheit? Warum biſt du immer wieder der gute Kerl, der die Welt ſchöner und die Menſchen beſſer lügt und alles

Krumme gerade zu ſchreiben ſucht? — — Die Entſchuldigung iſt dir geſchenkt! Fahr' hin — und beſſere dich!"

Dieſen Zuruf erhielt ich, als wir bereits im Wagen ſaßen. Von ihm erheitert, rollten wir fort und legten den Weg zur Wohnung Edmund's unter frohen Geſprächen, wie ſie gute Geſellen zu führen pflegen, aufs unterhaltendſte zurück.

Die nächſten Tage verbrachte ich bei Edmund im Studium des Manuſcripts und in vorläufiger Anordnung deſſelben. Wie es bei ſo gründlichen Menſchen natürlich iſt, waren die Geſpräche der beiden in der Regel zur Erſchöpfung des Themas gediehen. Die Gegner und Freunde, indem ſie ihre Anſichten geltend machten, blieben bei der Sache, bis jeder ſein Herz völlig ausgeſchüttet hatte. Für die nöthigen Sprünge und Epiſoden ſorgte übrigens die Leidenſchaft Victor's, die ſich nicht ſelten höchſt unbändig ausließ.

Ich bin noch mild, wenn ich ihm den Namen „Grobian" gebe; und die Art, wie er mich bei meiner Einkehr behandelt hatte, erfüllte mich bei der Lektüre faſt mit einer nachträglichen Genugthuung. Man muß ein Deutſcher und an Gewiſſenhaftigkeit und Gutmüthigkeit ein Edmund ſein, um alle die Extravaganzen einer rückſichtsloſen Natur mit ſolcher Objectivität buchen zu können.

Er hat freilich zugleich Anlaß gefunden, ſeine eigene Weltanſchauung zu entwickeln, deren Conſequenz über den Gegner wiederholt ſtille Siege feiert.

Und der Hingebende hat noch eine andere Entſchuldigung.

Es gibt verſchiedene Grobians.

Ein Verſuch, die Arten zu charakteriſiren, wird uns zur genauern Bezeichnung derjenigen Victor's dienen — und in ihr liegt Edmund's letzte Rechtfertigung.

Führen wir, in aller Kürze, die Reihe vorüber!

Den Anfang macht am beſten der Naturgrobe, der ſogenannte Lümmel. Dieſer iſt grob, indem er ſich in blindem Triebe gehen läßt. Fleiſch an Leib und Seele, vollzieht er die Grobheit mit dem Inſtinct des Thieres — brutal. — Es iſt der Ehrgeiz auf der niedrigſten Stufe; der rohe Gebrauch einer angeborenen Waffe gegen den Schwächern und Friedliebenden, oder in höherm Schwung gegen den Ebenbürtigen, wo dann ein Zweikampf mit Schimpfworten oder Fäuſten die Entſcheidung herbeizuführen hat.

Den verwandten Protz modificirt das Bewußtſein des gefüllten Geldſacks. Es iſt der Lümmel auf einer höhern Stufe bürgerlicher Cultur, wo die Naturſtärke, durch Geldſtärke ergänzt, das Wonnegefühl erzeugt und lebendig erhält: daß man nach niemand was zu fragen habe!

Der Dummgrobe iſt grob, um ſeine Dummheit, von der er eine gewiſſe Ahnung hat, der Entlarvung zu ſchützen. So einer fürchtet ſich vor keinem Disput; denn wenn ihm die Gedanken ausgehen, fängt er an zu ſchimpfen und ſetzt dadurch den vernünftigen Gegner in die Lage, wiederſchimpfend oder mit ihm ſich raufend an Gemeinheit ihm gleich zu werden, oder aber, ſich zurückziehend ihm das Feld und den Triumph zu laſſen.

Der boshafte Grobian gebraucht ſeine Fähigkeit, um andere zu ärgern. Verbindet ſich mit dieſer Abſicht eine gewiſſe Stupidität, was gar nicht unmöglich iſt, ſo dürfte eben er an Widerlichkeit den Preis davontragen. Unter den Arten moraliſchen Ungeziefers gehört er unſtreitig zu den bedenklichſten, und die Frage, warum man ſo einen frei herumgehen läßt, dürfte ſchwer zu beantworten ſein.

Der Grobian aus Eitelkeit und Vornehmheit will beweiſen, daß er einen höhern Rang einnimmt und daher gegen andere nach ſeinem Belieben verfahren kann. Er iſt beſonders zu Thaten gereizt, wenn er Zuſchauer hat. Entſchloſſen geht er vor und ſucht nach einer tüchtigen Leiſtung ſeinen Lohn im Beifall des Publikums. Trifft er auf einen Stärkern, der ihn beſchämt, ſo bringt ihn die Empfindlichkeit von Sinnen; die Wuth der Rache vergiftet ihn, und wer ihn nicht zermalmen kann, der thut wohl, ihm aus dem Wege zu gehen.

Der Grobian aus Rechthaberei iſt nicht im Stande, jemand einen Satz ausſprechen zu hören, ohne durch Widerſpruch beweiſen zu wollen, daß er die Sache beſſer verſteht. Er macht ein vorwurfsvolles Geſicht und legt ſeine gegentheilige Meinung mit einem Ausdruck dar, als ob er die Behauptung, die er vernommen, geradezu nicht begreifen könne! Ihm erſcheint jede Behauptung umſtoßenswerth, und damit jeder, der ſie vorbringt, ſtrafwürdig. Die Dummheit der Menſchen ſetzt ihn in Erſtaunen, und er iſt der Anſicht, daß man ſie das nicht deutlich genug fühlen laſſen kann.

Eine beſondere Abzweigung bildet der vorſichtige Grobian. Dieſer genügt ſeinem Hang nur da, wo er Ausſicht hat, daß es ihm ungeſtraft durchgehe. Der feine Takt, der ihn hierbei leitet, iſt bewundernswerth. Nicht nur weiß er ſich immer den rechten Mann auszuſuchen, ſondern auch den rechten Moment; und immer bringt er ein Maß von Grobheit in Anwendung, das der Betreffende noch zu verſchlucken Ausſicht gewährt. So geht er durchs Leben, ohne daß die vielſeitigſte Befriedigung ſeines Bedürfniſſes ihn irgend in Händel verwickelte oder ihm gar Schläge eintrüge! — Er iſt der Lebenskünſtler der Gattung.

Ihm ähnlich, aber bösartiger, iſt der Grobian aus Berechnung. Auch er zeigt ſich nur anmaßend, wo er es durchſetzen zu können ſicher iſt; aber ihn leitet dabei eine kalte, egoiſtiſche Abſicht. Er will emporkommen, gebieten, und er hat geſehen, daß die richtig angebrachte Grobheit dazu ein treffliches Hülfsmittel iſt. Er flößt Furcht ein und ängſtigt, um auf den Nacken der Feigen und Schwachen oder der Untergebenen, die gehorchen müſſen, ſeinen Fuß zu ſetzen. Nach oben iſt er aus demſelben Grunde gefällig, zuweilen aber, wo es von Nutzen iſt, auch ſtolz und charakterfeſt; und die Artigkeit eines ſolchen Mannes weiß man hier natürlich zu ſchätzen, daher ihm ein Wunſch nicht leicht abgeſchlagen wird. In der Hierarchie des Beamtenſtandes und der Armee, in der Nähe des Throns, pflegen dieſe gefährlichen Menſchen eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Die Nemeſis kommt ihnen in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge ſelten an und muß in der Regel auf eine allgemeine Aenderung warten. Wer ſich ihnen widerſetzt, iſt in den meiſten Fällen das Opfer ſeines Muths.

Einen humoriſtiſchern Eindruck macht derjenige, welchen der Volkswitz als „kleine Kratzbürſte" charakteriſirt hat. Die pygmäenhafte Figur gehört zur Sache. Denn wenn die Dreiſtigkeit, beziehungsweiſe Frechheit des Bürſchchens auch aus ſeinem innerſten Weſen ſtammt, ſo trägt die Kleinheit der Geſtalt doch zu ihrer Ausbildung und Schärfung bei. Das Gefühl, von oben angeſehen oder gar überſehen zu werden, empört den Ehrgeiz des Zwerges, und er trägt nun Sorge, ſich den andern gleichſam in ganzer Figur unter die Naſe zu ſtoßen. Seinem Längenmaß eine Elle zuſetzen, das kann er nicht; aber unverſchämt ſein, das kann er, und darum iſt er's. Wie die Menſchen nun einmal ſind, gelingt es auch der „Kratzbürſte" nicht ſelten, ihre Zwecke zu erreichen; ja wenn ſie zufällig eine gewiſſe Macht, Geld oder Einfluß beſitzt, kann ſie förmlich imponiren. Auf der andern Seite jucken uns aber gerade ihr gegenüber die Finger. Man kann ſich oft nur ſehr ſchwer enthalten, ihr Ohrfeigen zu geben, und gibt ſie ihr denn zuweilen auch wirklich. Dadurch läßt ſich aber die rechte Kratzbürſte nicht abſchrecken; der Trieb iſt ſtärker in ihr als das Ehrgefühl, und ſo erträgt ſie lieber die Folgen, als daß ſie ſich das Vergnügen der Arroganz nehmen ließe.

Harmloſer, aber oft läſtig genug, iſt der Grobian aus Verlegenheit. Im Begriff, einen mitleidswerthen Anblick zu bieten, rafft ſich dieſer auf, ſchafft ſich ein grimmiges Geſicht an und ſtößt eine Grobheit hervor, die den andern in ihrer Unmotivirtheit verblüfft. Wiederholt er dies hier und dort, ſo kann er zum Ruf eines Flegels gelangen und geſcheut werden, bis man endlich erfährt, daß er, der in Wolfskleidern gekommen, inwendig ein gutes Schaf iſt. Nach dieſer Entdeckung pflegt er im Leben einen ſchwierigen Stand zu haben.

Den Grobian aus Unfähigkeit, Widerſpruch zu ertragen, darf ich nicht übergehen. Er iſt in der Regel gutmüthig und im Umgang nicht offenſiv; da ihm aber ſeine Gedanken heilig ſind und an Wahrheit und Tiefe wunderwürdig erſcheinen, ſo erwartet er, wenn er ſie mittheilt, den hingebendſten Beifall. Bleibt dieſer aus und wird ihm gar eine andere Anſicht entgegengeſtellt, dann erfaßt ihn Staunen und aus dem Staunen entbindet ſich eine Wuth, die ihn zu niederwerfenden Schmähungen fortreißt. Der Gutmüthige iſt plötzlich ſo böſe geworden, daß er es mit den Schlimmſten aufnimmt; und wenn man ſieht, daß derſelbe Zorn unwiderſtehlich immer dieſelben Wirkungen äußert, ſo kann es für ihn die angenehme Folge haben, daß man ihn in Ruhe läßt und ihm ſogar zu Willen redet; worauf er dann ſtolz und glücklich durchs Leben ſchreitet.

Den Uebergang zu den poſitiven Arten macht der drollige Grobian. Zu ſeinen Kundgebungen natürlich begabt, hat er ein Talent, ſie anſprechend herauskommen zu laſſen, und wirkt ergötzlich auch auf die davon Getroffenen. Iſt das nicht ſeine bewußte Abſicht, ſo iſt's doch ſein Inſtinct, und er wird im ganzen mehr Wohlthäter der Geſellſchaft als Störenfried. In Stadt und Land würde dieſe Art nicht wohl zu entbehren ſein.

Ueber ihm, als eine höhere Form, erhebt ſich der humoriſtiſche — der witzige Grobian. Er ſchlachtet mit dem Schwerte des Geiſtes die Narren — ſtetige und zeitweilige — als Opfer zur Ergötzung des Publikums. Dieſe Ergötzung iſt ihm Hauptzweck, und er macht daher nicht viel Federleſens, ob der Auserſehene ein wirklicher Narr und Wicht iſt, oder nur ein vermeintlicher. Sein Metier zu üben darf er durch keine Rückſicht abgehalten werden. Verletzt er jemand ungebührlich, ſo erſetzt ihm die dankbare Schadenfreude der vielen die verlorene

Freundſchaft des einen tauſendfach. — Unter den Autoren iſt der witzige Grobian der beliebteſte der Epoche, die ſich darin treu bleibt, daß ſie dem Vergnügen, welches ohne Anſtrengung zu erlangen iſt und nur zufällig nützen kann, vor allen den Preis zuerkennt.

Es verſteht ſich, daß die verſchiedenen Weiſen der Grobheit nicht an ebenſo viele Individuen vertheilt ſein müſſen, ſondern auch in Einem vergeſellſchaftet ſein können. In dieſem Fall wird aber doch eine die vorherrſchende und nach ihr der Mann zu benennen ſein.

Zu welcher Art von Grobians gehört nun aber der unſrige? — Zu keiner der bisher geſchilderten. Er bildet eine neue als Grobian der Gerechtigkeit.

Jede Seite des Manuſcripts bezeugt, daß dieſer Geiſt ein Ideal menſchlicher und männlicher Tugend, ein Ziel edeln und ſchönen Lebens vor Augen hat und die Wahrnehmung des Gegentheils im wirklichen Leben ihn außer ſich bringt. Er ſieht, daß die Welt verkehrt iſt, trotz aller Ermahnungen verkehrt bleibt, und verſucht nun, ſie in die richtige Stellung zurückzuſchimpfen. Jedes Unrecht empört ihn, ob es ihm ſelbſt, ob es andern widerfährt; er hält ſich zum Richter und Rächer berufen — und wehe dem Sünder, der ihm in die Schußlinie kommt! Von einer Scharfſichtigkeit ohnegleichen ſieht er Gebrechen und Schuld, wo man ſie kaum noch wahrgenommen hat. Was man infolge ſteten Wiederholtwerdens als ſelbſtverſtändlich hinnimmt und gar keiner

Verehrung mehr würdigt, kann ihm unter Umſtänden entſetzlich erſcheinen, und er geißelt es mit nicht geringerm Fanatismus als die außergewöhnlichſten Frevel. — Man kann ſagen, daß die Kehrſeite des menſchlichen Weſens mit ſolcher Conſequenz und ſolch allſeitiger Umſicht noch niemals aufgedeckt worden iſt.

Was unter dieſen Vorausſetzungen ihn und ſeine Ergüſſe vor dem Schickſal, widerlich zu erſcheinen, rettet, iſt der tiefe melancholiſche Ernſt als Quell derſelben — auf der andern Seite die ſubjectiv motivirte, geſunde Uebertreibung und der Humor, der mit dem ehrlichſten Zorne ſo eins wird, daß beide nicht mehr voneinander zu unterſcheiden ſind. Der Gereizte kann ein kleines Unrecht ſo extravagant ſtrafen, daß er ſelber ein unvergleichlich größeres begeht; aber darin liegt eben der Spaß, und ich wenigſtens hab' es ihm niemals übel nehmen können. Genug, daß er im Unrecht nie die Initiative ergreift, immer wartet, bis ein anderer es begeht, und dann nur ungerecht wird im Namen der Gerechtigkeit!

Daß ein ſolcher Genius intereſſant iſt und gehört zu werden verdient, liegt außer allem Zweifel. Wie die Dinge in dieſem irdiſchen Leben ſtehen, iſt eine maßloſe Züchtigung ein unvermeidliches Erziehungsmittel des Menſchengeſchlechts. Denn nur ſie macht ſich bemerklich, nur ſie kann auf Herzen, die mit „ſiebenfachem Leder überzogen“ ſind, eine Wirkung äußern! Und wenn ſie zu viel thut — welch ein Vortheil für die Gepeitſchten, daß ſie den Ankläger durch ihre Beſſerung widerlegen und tief beſchämen können!

Geben wir ihm, oder vielmehr ſeinem Geſchichtſchreiber ohne weiteres das Wort!

Einleitung und erstes Gespräch.

Edmund erzählt:

Ich war eben mit der Einrichtung meines Hauſes beſchäftigt, das ich kurz zuvor in Beſitz genommen hatte, als ein ehemaliger College, der jetzige Kreisdirector O., mich beſuchte. O. iſt ein humoriſtiſcher Mann; wir unterhielten uns über verſchiedene Bekannte, und er ließ ſeiner Zunge freien Lauf, indem er die Stadt rühmte, in der eine ſo ſchöne Zahl amuſanter Geſchöpfe herumliefe.

„Apropos“, rief er dann, „wiſſen Sie denn ſchon, daß der Baron *** von ſeinen Reiſen zurückgekehrt iſt und auf ſeinem Gute ſitzt — wenige Stunden von hier?“

Aufs angenehmſte überraſcht rief ich: „Das erſte, was ich höre! — Der alte Freund, mit dem ich ſo viel durchlebt habe! Ich freue mich über die maßen, ihn wiederzuſehen!“

Der Kreisdirector betrachtete mich und verzog ſeine Miene bedenklich. „Man hört ſonderbare Dinge von ihm. Er ſcheint ein gewiſſes Talent, das er immer beſaß, zur höchſten Vollendung ausgebildet zu haben. Kurz, er hat Manieren angenommen, die ihn ſo ziemlich vom geſelligen Verkehr ausſchließen!“

„Ei!“ entgegnete ich.

„Er iſt von ſchreckeneinflößender Aufrichtigkeit geworden! — Ich weiß davon ein paar Geſchichten —“

„Erzählen Sie!“ rief ich begierig.

Jener begann: „Nicht lange nach ſeiner Zurückkunft beſuchte er eine benachbarte Edeldame, Frau von Z.; eine entfernte Verwandte von ihm und ehemalige Schönheit, die ſich noch immer für ſchön hält. Er wurde freundlich empfangen und benahm ſich ſo gut, daß man ihm in Begleitung von Gemahl und Töchterlein einen Gegenbeſuch abſtattete. Seine Höflichkeit war hier, trotz des Ernſtes, den man im ſtillen an ihm rügte, ſo vollkommen, daß die Dame die Zahl ihrer Anbeter um einen neuen vermehrt zu haben glaubte und nun der Meinung war, daß ſie über den chevaleresken Hageſtolz verfügen könnte. Sie gab ihm einen Auftrag, welchen beſorgen zu dürfen er ſich höchſt glücklich fühlen mußte. Er beſorgte ihn, empfing Lob, aber zugleich ein paar neue Commiſſionen. Nun war ſeine Geduld erſchöpft. Höchſt ernſthaft erwiderte er, daß er dazu wol keine Zeit finden dürfte! «Keine Zeit?» rief ihm die Gebieterin mit einigem Unwillen zu. «Die Pflichten der Galanterie gehen allen andern vor. Thun Sie Ihre Schuldigkeit, Herr Ritter!» — «Die Galanterie, meine Gnädige», entgegnete er nach dieſem Befehl, «verpflichtet mich Sorge zu tragen für das wahre Beſte eines weiblichen Weſens, und wenn eine Dame im Begriff iſt, ſich durch Prätenſion lächerlich zu machen, ſo muß ich ihr aus Galanterie mich verſagen, um ſie, wenn's noch möglich iſt, vor alberner Selbſtüberſchätzung zu bewahren!» — Man kann ſich denken, welche Augen die Frau machte, die ſich für unwiderſtehlich hielt. Zornroth entgegnete ſie: «Sind Sie ein Cavalier?» — «Mehr als das», entgegnete er, «ich bin ein Menſch, der ſeinen geſunden Verſtand hat!» — «Sie ſind ein Grobian!» rief die Dame außer ſich. — «Am rechten Ort und zu rechter Zeit», verſetzte er, «kann man nichts Beſſeres ſein! Aber Sie ſind etwas, das an jedem Ort und zu jeder Zeit höchſt fatal iſt. Aus Achtung vor dem weiblichen Geſchlecht, welchem Sie immerhin noch angehören, will ich es nicht näher bezeichnen. Sie können's jedoch errathen!» — Er entfernte ſich. Andern Tags ging ihm vom Gemahl eine Forderung zu."

„Das iſt arg!" rief ich. „Und es kam wirklich zum Duell?"

„Hören Sie! — Um dieſelbe Zeit hatte er einen zweiten Handel. Er verließ eines Abends die angeſehenſte Familie in dem Städtchen L. mit der Gattin eines Beamten, die er heimzugeleiten übernommen hatte. Die Frau, eine böſe Zunge, hob unterwegs an der Dame des Hauſes nicht nur ein paar komiſche Züge hervor, ſondern legte ihr auch eine ſehr bedenkliche Neigung zu einem jungen Menſchen bei, durch die ſie ſich noch ſchwer compromittiren würde. Unſer Baron fragte, warum ſie ihr das nicht ſelber ſage, da ſie doch, wie er bemerkt habe, ihre beſte Freundin ſei! — «Ich werde mich wohl hüten!» rief die Frau. «Sie würde mich haſſen!» — «Sie könnten ihr aber einen Dienſt leiſten», fuhr er fort, «und ſpäter würde ſie es Ihnen um ſo mehr Dank wiſſen!» — «Geht mich nichts an», rief jene. «Sie iſt alt genug, um für ſich ſelber zu ſorgen. Wenn ſie die Thorheit begeht, mag ſie's büßen.» — «Der Gedanke», verſetzte der Begleiter, «daß Ihre Freundin ſich zu Grunde richten könnte, ſcheint Sie nicht eben ſehr zu betrüben?» — Die Frage ſchien der Frau einen humoriſtiſchen Klang zu haben. Sie lachte und entgegnete: «Wer kann ſich um alles kümmern? Es iſt ihre Sache!» — Der Baron ſchwieg; dann ſagte er: «Wiſſen Sie, welche Eigenſchaften in Ihrem Benehmen gegen jene Dame mir beſonders entgegengetreten ſind?» — «Nun?» — «Bequemlichkeit, Feigheit und boshafte Schadenfreude», erwiderte er gelaſſen. — «Erlauben Sie», fuhr ſie auf, — «das mir ins Geſicht zu ſagen!» — «Beweiſt Ihnen, daß ich für meine Perſon mehr in Aufrichtigkeit und erlaubter Schadenfreude mir gefalle!» — «Aber das iſt ein abſcheuliches Benehmen! Sie ſind —» — «Ein Flegel oder ein Menſch, der die Wahrheit ſagt — eine bekannte Sache!»“

Der Kreisdirector ſchwieg, und ich ſchüttelte den Kopf. „Das iſt freilich die Art, jeden Tag Händel zu haben!"

„Der Gemahl dieſer Gekränkten", fuhr jener fort, „ein alter Corpsburſche, dachte in der That ebenfalls daran, Satisfaction zu verlangen. Unterdeß ging aber das Duell mit dem Freiherrn vor ſich, und unſer Menſchenfeind ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, dem Gegner, der es ſehr ernſthaft nahm, einen Schuß beizubringen, der dem Kampf ein Ende machte und jenen vier Wochen aufs Zimmer gebannt hat. Der Staatsdiener beſchloß, die Ungehörigkeiten eines offenbar nicht Zurechnungsfähigen zu ignoriren. Er konnte dies um ſo mehr, als die Frau ſich mit ihrer Zunge hinter dem Rücken des Sünders nach und nach die ſättigendſte Genugthuung verſchaffte!"

Ich ſah bedenklich für mich hin. Jener fuhr fort:

„Die Folge der beiden Affairen war, daß bald niemand mehr nach der Ehre ſeines Umgangs begierig erſchien."

„Das iſt begreiflich!"

„Gleichwol fand er noch Gelegenheit, eine dritte That auszuführen, von der ich Zeuge war. — Es war hier, in dem Weinhaus am Hauptmarkt. Wir ſaßen beiſammen, Offiziere, Beamte, Gelehrte und Kaufleute — die gewöhnliche Geſellſchaft — und zwei Gäſte: nämlich der Baron, vom Oberſten Helm eingeführt, und ein junger Doctor und Privatdocent, welchen ein Verwandter mitgebracht hatte. Das Geſpräch wendete ſich auf Literatur, dann gar auf Philoſophie, und der alte Regierungsrath Merz, der immer noch ſtudirt, ſprach mit Hochachtung von den großen Namen, die in ſeiner Jugend galten, und meinte, daß wir ihnen jetzt keine gleichbedeutenden an die Seite zu ſtellen hätten. Der Privatdocent ſchüttelte den Kopf und verzog den Mund ſehr geringſchätzig. «Mit den großen Namen», bemerkte er, «iſt es eine eigene Sache. Dieſe Männer haben zu ihrer Zeit Aufſehen gemacht, können aber jetzt nicht mehr genügen. Ihnen hat nichts Geringeres als die rechte Methode der Forſchung gemangelt. Jetzt baut man auf einen wirklichen, feſten Grund, alles muß neu gemacht werden, und von der Hinterlaſſenſchaft jener großen Lichter iſt nur ſehr wenig zu brauchen!» — Man widerſprach, der junge Mann erhitzte ſich, drückte ſich immer kecker aus und kam endlich dahin, unſere erſten Geiſter für Ignoranten und Charlatans zu erklären, welche, ohne alle Kenntniſſe in der Naturwiſſenſchaft, die Menſchen nur in der Irre herumgeführt hätten! — Durch dieſen Ton gereizt, indignirt, gönnte man dem anmaßenden Burſchen eine tüchtige Lection, als der Baron das Wort ergriff. Er ſagte: «Herr Doctor, ich getraue mir, Ihnen zu beweiſen, daß Sie keineswegs das Recht haben, über jene Männer ſo ſchlimm zu urtheilen!» — «Wie ſo?» verſetzte der Privatdocent. — Der Opponent ſtand auf, trat zu ihm, faßte ſeine Rechte und führte ihn, halb mit Gewalt, vor einen großen Spiegel an der Wand. «Sehen Sie», rief er, auf das Bild des Betroffenen deutend, «dieſe Geſtalt und dieſe Phyſiognomie! Sehen Sie dieſe niedrige Stirn, die gemein aufgeworfene Naſe, den formloſen Mund! Sehen Sie dieſen Ausdruck ohne Idealität, Geiſt und Würde! Sehen Sie die ganze Fratze eines dummen Jungens und ſagen Sie mir als ein ſtudirter Menſch, ob ein ſolcher Kerl über die Zierden unſerer Nation abſprechen darf!» — Trotzdem daß der unerhörte Einfall auf die Anweſenden zunächſt eine lähmende Wirkung übte, rief das verdutzte Geſicht, womit der junge Mann auf den Meiſter ſah, doch ein Gelächter hervor. Dieſes brachte den Beleidigten wieder zu ſich. «Mein Herr», rief er, zitternd vor Wuth, «wer ſind Sie? Nennen Sie mir Ihren Namen!» — Der Baron gab Namen und Wohnort an. «Gut!» rief der Doctor mit dem Ernſt eines zu tödlichem Austrag Entſchloſſenen, und nahm dann ſeinen Platz wieder ein. Der Baron ergriff ſeinen Hut und verließ mit dem Oberſten, den die Scene ſehr ergötzt hatte, nach höflichem Abſchied von uns allen die Stube. Der Privatdocent ſchüttete hierauf ſein entrüſtetes Herz rückhaltslos aus und erklärte, nicht von der Stelle weichen zu wollen, bevor ihm die vollkommenſte Genugthuung geworden ſei. Wir belehrten ihn, daß der Baron ein Sonderling wäre, der eigentlich gar nicht beleidigen könne; daß die Tollheit ſeines Benehmens auf einen Kopf deute, in dem nicht alles richtig ſei —

und kurz, die Ferien gingen zu Ende, der Gekränkte reiſte ab, ohne ſeinem grimmigen Entſchluß Folge gegeben zu haben, und docirt jetzt nach der neuen Methode nach wie vor.“

„Das letzte Stückchen“, bemerkte ich, „gefällt mir noch am beſten. Die Anmaßung heutiger Jugend an einem Repräſentanten abgeſtraft zu haben, iſt nicht ohne Verdienſt!“

„Auch meine Anſicht! Leider kommt das Original jetzt gar nicht mehr in die Stadt, wenigſtens nicht mehr in Geſellſchaft. Er wird Bauer, wie ich höre; — das heißt Oekonom!“

„Wenn uns die Menſchen ärgern“, verſetzte ich, „ſchließen wir uns gern an die Natur an, die den großen Vorzug hat, daß ſie uns nicht mit Einreden läſtig wird. — Ich werd' ihn ſobald als möglich aufſuchen!“

Der Kreisdirector, ſeinen Hut ergreifend, ſagte mit einem gewiſſen Lächeln: „Adieu! — Und viel Glück! — Vergeſſen Sie nicht, mir zum Erſatz dann auch einige von Ihren Erlebniſſen mitzutheilen!“ — — —

Zwei Tage nachher, bei mildem Aprilwetter, führte ich meinen Vorſatz aus. Es war nachmittags, als ich im Schloß ankam, und der Eremit natürlich zu Hauſe. — Sein Empfang war über alles Erwarten herzlich.

„Ah!“ rief er, als ich ihm mittheilte, daß ich meinen Wohnſitz in der Nähe hätte, „nichts Angenehmeres konnte mir begegnen! Ich bin allein, will allein ſein;

aber Eine Seele muß man haben, gegen die man ſein Herz zuweilen entlaſten kann — und wo fänd' ich eine treuere als dich? Auf der ganzen Erde kenn' ich niemand, zu dem ich das Vertrauen der Freundſchaft hätte, wie zu dir!“

Die gemüthvollen Worte rührten mich — die Augen wurden mir feucht. Er ſah mich an und nickte mit einem ſpöttiſchen Lächeln, als ob er ſagen wollte: es iſt der Alte!

Wir ſetzten uns in ſeiner Arbeitsſtube zuſammen. Nach einigen wechſelſeitigen Mittheilungen über unſer jetziges Leben gerieth die Unterhaltung ins Stocken, und ich bemerkte an dem Freund eine eigene melancholiſche Müdigkeit, die ſeinem Geſicht einen neuen Zug verlieh. Unwillkürlich nach einem ergiebigern Geſprächsthema trachtend, ſagte ich: „Seit unſerm Abſchied haſt du die Welt geſehen! — Du biſt weit umhergeweſen!“

Er ſah mich an und zuckte die Achſeln. „Leider!“ verſetzte er.

„Hat dich das Reiſen nicht amuſirt?“ fragte ich. „Man ſollte glauben, die neuen Gegenſtände, das friſche bunte Treiben —“

„Lieber Freund“, fiel er ein, „das Reiſen hat ſeine Annehmlichkeiten. Aber um ſie zu genießen, fehlt mir die Hauptſache: ich bin nicht dumm genug dazu!“

Ich ſah ihn verwundert an.

„Zuerſt“, fuhr er fort, „ergötzt es uns, Städte und

Länder und Menſchen zu ſehen, die uns mit neuen Phyſiognomien erſcheinen, ſo appetitlich, als ob ſie ſich eben für uns intereſſant gemacht hätten. Es beſchäftigt die Phantaſie und bereichert uns wenigſtens mit ſinnlichen Erfahrungen. Wer ſich aber in der guten Stimmung erhalten will, der muß auf der Oberfläche der Betrachtung bleiben! Von außen haben die neuen Figuren etwas Eigenthümliches, Pikantes; dringen wir tiefer in ſie ein, dann iſt's die alte Geſchichte und dieſelbe Miſere! Wir durchlaufen und durchforſchen alle Welttheile — und finden überall den Menſchen: das egoiſtiſche, habſüchtige, eitle, jämmerliche Geſchöpf!"

„Ein ſchlimmes Reſultat!" verſetzte ich.

„Für unſereinen", begann er nach kurzem Schweigen wieder, „vollendet das Reiſen die Enttäuſchungen des Lebens! Wenn man zu Hauſe bleibt, ſo kann man ſich wenigſtens einbilden: da draußen ſind ſie beſſer, oder unterhaltender, oder intereſſanter! Geht man aber hinaus und erlangt nach und nach die Ueberzeugung, daß ſie da faſt noch langweiligere Beſtien ſind als bei uns, dann hat man eine deſperate Empfindung. Das letzte iſt einem genommen! Man trachtet wieder in die Heimat zurück, wo die Narren wenigſtens unſere Sprache reden; und ich will dir nur bekennen, daß ich nach meiner Heimkehr im lieben Vaterlande extra noch einige Wochen herumgezogen bin, anfangs mit Vergnügen und ſogar mit patriotiſcher Genugthuung! Zuletzt ergriff mich allerdings auch hier der Widerwille. Ich war's müde und flüchtete mich in mein Aſyl mit dem feſten Entſchluß, es Reiſens halber nie wieder zu verlaſſen!"

Ich ſchwieg. Dann, mit einem verſtändlichen Blick, ſagte ich: „Zu kleinen Ausflügen und geſelligem Verkehr mit den Nachbarn haſt du dich aber anfangs doch noch verſtanden?"

Er fixirte mich. „Du ſpielſt auf einige Thorheiten an, die ich mir hier noch zu Schulden kommen ließ? — Aufrichtig, ich rühme mich ihrer nicht!"

„Gegen die beiden Frauen, falls man mich recht berichtet hat, biſt du allerdings hart geweſen!"

„Ich ſchäme mich", erwiderte er mit einer Grimaſſe, die neben dem Verdruß doch auch noch eine gewiſſe Schadenfreude ausdrückte. „Die eine iſt zwar eine unausſtehliche Närrin und die andere eine boshafte Kröte; — aber es ſind doch immer Weiber! Ich hätte etwas mildere Formen finden ſollen! Indeſſen, es gibt ein Benehmen — eine Dummheit und eine Gemeinheit, die mich immer wieder toll macht! Die Galle geht mir über und es muß heraus! — Es iſt eine verfluchte Eigenſchaft!"

„Zuweilen führt ſie dich indeſſen richtig!" bemerkte ich. „Den Privatdocenten haſt du grauſam, aber gut widerlegt!"

Das Geſicht des Anerkannten hellte ſich auf. „Gegen die Sottiſen der heutigen Jungens", bemerkte er, „dünkt mich die Argumentation beweiſend! — Sie klemmen ſich auf ein paar Quadratſchuhe Land, und wenn ſie hier einige Lappalien aufgraben, die frühere weltüberblickende Geiſter noch nicht geſehen haben, dann kennen ſie ſich ſelbſt nicht mehr vor Uebermuth, prahlen und läſtern! — Die Execution reut mich nicht; und am Ende auch die Unart gegen die beiden Weiber hat für mich ihre guten Folgen gehabt! Es wäre mir ſchwer geworden, von der Geſellſchaft, die mir ſchon bedeutend läſtig zu werden anfing, mich wieder loszumachen! Nach jenen Extravaganzen behelligte mich kein Menſch mehr, und ich ſchlürfe nun die Süßigkeit ungeſtörter Ruhe Tag für Tag. Du glaubſt nicht, welche Luſt ich empfinde, wenn ich in meinem Hauſe allein bin und an die Menſchen denke, die mich quälen könnten und würden, aber mir nicht anzukommen vermögen! Ich hab' einen unglückſeligen Scharfblick! Ich ſehe durch die Künſte der Höflichkeit hindurch auf den Grund ihrer Herzen! Ich ſchaue die Kluft, die zwiſchen ihnen und mir beſteht; ich fühle den Haß, der ſie gegen mich, ihren unbarmherzigen Richter, ſtacheln muß; ich habe die gemeinen Naturen vor Augen, die boshaft ſind ohne allen Anlaß — und ſie kommen mir vor wie eine Meute wüthiger Hunde, die mit geöffneten Rachen gegen mich anrennen, um die giftig ſcharfen Zähne in mein Fleiſch zu hacken. Ich aber bin in einer dreifach umgürteten Burg; die Beſtien umheulen die Mauern, ſtoßen die Schnauze daran blutig — und können nicht zu mir durchdringen! Die Ohnmacht der Gemeinheit, deren Lärm ferne verklingt — es iſt eine Wonne für den Geſchützten!"

„Eine angenehme Vorſtellung", bemerkte ich.

„Sieh hier herum", fuhr er auf das ſchöne, bequem eingerichtete Zimmer deutend fort, „wie die Sonne ſo ſtill hereinſcheint — wie draußen der Fink ſein luſtig Liedchen pfeift und die Amſel ihre vollen Töne flötet! Friedlich und reizend!" — Er ſah behaglich umher, dann fuhr er fort: „Ich kann mit niemand beſſer ſympathiſiren, als mit jenen Männern des Mittelalters, die, nachdem ſie ein halbes Leben lang mit menſchlichen Wölfen, ſelbſt Wölfe, ſich herumgebiſſen hatten, die Stille eines Kloſters aufſuchten, um in einförmigen Uebungen den Schmuz der weltlichen Befleckungen von ſich zu waſchen und die Seele zur Sammlung und Klärung zu befreien. Der Ort iſt etwas — die nächſte Umgebung muß uns zu Hülfe kommen — und wohl uns, daß wir auch ſchon auf dieſer Erde Stätten finden, wo das wüſte Geſchrei des Säculums nicht hinzugelangen vermag! Mir iſt's zu Muthe wie jenen müde gewordenen wüſten Geſellen! Mein Haus iſt meine Burg und mein Kloſter! Und das ſoll's bleiben! Niemand ſoll mir hier herein, den ich nicht mag! — Ich bin deſſen ſicher" (fügte er mit einem grimmigen Lächeln hinzu); „denn ich ſelbſt werde den Wächter machen!"

„Die Einſamkeit", ſagte ich nach einer Weile, „das völlig zurückgezogene Leben hat unſtreitig ſehr viel für ſich! — Aber man macht dabei keine Erfahrungen!“

„Erfahrungen!“ rief er mit Heftigkeit. „Erfahrungen!“ wiederholte er geringſchätzig, indem er mich von der Seite anſah. „Fehlt's mir etwa an Erfahrungen? — Wie oft ſoll man denn noch erfahren, daß die Erfahrung zu nichts führt als zu einer neuen Anſchauung der längſtbekannten menſchlichen Erbärmlichkeit!“

„Das iſt die eine Seite!“ entgegnete ich. „In den Menſchen ſteckt aber auch etwas Gutes! Sie ſind liebenswürdig, geiſtreich, witzig —“

„In ihren Büchern“, fiel er ein. „Durch dieſe ſetz' ich den Umgang mit ihnen auch fort — und erfahre da noch immer viel mehr, als mir lieb iſt! — In ihnen ſind ſie aber doch wenigſtens erträglich! Und wenn man nichts mehr davon wiſſen will, kann man das Product in eine Ecke werfen!“

Er ging im Zimmer auf und ab. Dann mit ruhigem Accent fuhr er fort: „Die Bücher genügen vollſtändig! — Es läßt ſich nicht leugnen, daß die Schreiber ſich Mühe geben, das Beſte von ſich zuſammenfaſſen und ſo anziehend als möglich vorzutragen ſuchen. Dieſelben Kerls, die im Umgang hohle Reden führen und armſelige Poſſen treiben, zeigen hier wirklich, daß ſie auch Geiſt, ja, daß ſie ein Herz haben, und daß ſie einen Gedanken ernſthaft zu entwickeln vermögen. Was an

Annehmlichkeit und gutem Willen in ihnen ſteckt, das geben ſie hier von ſich. Sie ſpornen ſich an und ſteigern ſich, arbeiten ſich aus und bilden ſich durch — kurz, ſie idealiſiren ſich in ihren Büchern ſelbſt — und nur ſo kann ſie unſereiner genießen!“

Ich ſchwieg. Dann ſagte ich: „Man behauptet freilich, das lebendige Wort —“

„Iſt den Menſchen gegeben“, fiel er ein, „um Trivialitäten zu ſagen, anmaßend zu widerſprechen oder ſervil beizuſtimmen!“

„Du biſt feſt in deiner Anſicht“, erwiderte ich mit einem Achſelzucken, „und ich kann dich nicht bekehren wollen! — Indeſſen ich bin freilich auch nur ein Menſch! Ich bin ſo recht einer von den gewöhnlichen, unzulänglichen Sterblichen, und wenn ich dir, wie ich bin, ohne alle Idealiſirung entgegentrete —“

„Seht!“ rief er; — „ein Verſuch im Ironiſchen! — Iſt's ein Product der Empfindlichkeit? — Geh! Du biſt zwar auch ein Menſch; aber du gehörſt zu der beſſern Sorte — — und ich hab' dir ſchon geſagt, wie ſehr du mir gelegen kommſt! — Soll's denn das lebendige Wort ſein, gut, wir beide wollen uns damit regaliren! Du genügſt mir — und an mir wird's nicht fehlen! — Du repräſentirſt für mich die Menſchheit, die ich geflohen habe, und alle Neigung, die ich ihr hätte zuwenden ſollen, will ich auf dich übertragen!“

Der Blick, den er bei dieſen Worten auf mich richtete, ſchien mir hinter ſeiner Freundlichkeit auch eine Drohung zu verbergen. Ich hatte eine Ahnung, daß die Unterhaltungen mit ihm nicht immer ſo wohl verlaufen möchten wie die heutige, und daß die Repräſentation der Menſchheit ihm gegenüber ihre Dornen haben möchte!

Für heute kam es zu keinem beachtenswerthen Geſpräch mehr. Er zeigte mir ſein Haus, und der Abend mahnte mich zur Heimkehr. Beim Abſchied drückte er mir die Hand und rief: „Komm bald wieder!“

Zweites Geſpräch.

An einem der nächſten Tage überraſchte mich Victor mit ſeinem Gegenbeſuch, auf den ich nicht gerechnet hatte. Er ſah mein Haus, lobte die Einrichtung, erging ſich mit Anſtand über verſchiedene Themata, wie der Moment ſie bot, und empfahl ſich, indem er ſeine Einladung wiederholte.

Zu meinem zweiten Beſuch wählte ich mir einen ſehr angenehmen Tag. Wir konnten im Freien ſitzen — in dem gegen das Dorf hin ſich abſenkenden Blumengarten vor dem Schloßhof. Eben die Schönheit der Umgebung und das behagliche Gefühl des Landlebens brachte den Freund wieder auf ſeinen Rückzug aus der Welt, auf die Charakteriſtik der Menſchen, und er ſagte: „Ich möchte nicht übertreiben. Wenn ich aber ſo überlege, wie ſchlecht im Grunde die Menſchen ſind — wenn ihre Denkart und ihr Benehmen mir ſo recht lebhaft wieder vor die Seele tritt, dann erfaßt mich ein wahres Staunen. Eine unglaubliche Möglichkeit iſt in ihnen verwirklicht! Man könnte einen Preis darauf ſetzen, ſie ſchlechter zu machen — niemand würde ihn gewinnen!“

Ich konnte nicht umhin, über die Bemerkung zu lachen. Er fuhr fort: „Sie könnten bösartiger, diaboliſcher ſein — allerdings! Aber dann wären ſie reſpectabler! Um ebenſo erbärmlich zu ſein, wie ſie ſind, mußte ihre Bosheit nothwendig durch den Zuſatz von Bornirtheit und Schwäche gedämpft werden, den wir thatſächlich in ihnen antreffen!“

„Du biſt ein raffinirter Ankläger!“ entgegnete ich.

„Ich ſpreche nur gewiſſenhaft aus, was ich klar mit meinen Augen geſehen habe und ſehe! — — Laſſen wir die Exemplare beiſeite, die im Zuchthauſe ſitzen oder zu ſitzen verdienten — — es iſt eine ſtattliche Zahl?“

„Das wohl —“

„Sie gehen mich nichts an! Die Diebe, die Räuber und Mörder, die ehrloſen Betrüger, die niederträchtigen Hunde, die infamen Schweine kann jeder für ſchlecht erklären! — Ich weiſe die Schlechtigkeit nach an den Anſtändigen — an den Guten, ja an den Beſten!“

„Das muß ich ſagen!“ rief ich, nicht ohne einen gewiſſen Verdruß, den ich empfand, merken zu laſſen.

„Zunächſt“, fuhr er fort, indem ſein Auge zu funkeln begann, — „jeder iſt Egoiſt! Jeder! Es gibt keine Ausnahme! — Jeder nimmt an, daß es ihm in der Welt ſo gut als möglich gehen müſſe, daß es aber andern gar wol ſo ſchlecht als möglich gehen könne. Und danach handelt er. Wenn er nun die Hand ausſtreckt nach dem Vortheil, thut er nur was ihm zuſteht! Wenn er den Concurrenten beiſeiteſchiebt, erfüllt er ſeine Pflicht! — Und ſo bietet uns auch das geſittetſte menſchliche Leben nichts als das Schauſpiel eines Kriegs aller gegen alle!“

„In gewiſſer Beziehung“, entgegnete ich, „iſt das wahr. Aber es iſt dergeſtalt in der Natur der Dinge begründet —“

„Wird's dadurch beſſer?“ verſetzte er. Und mit einem geringſchätzigen Ausdruck fuhr er fort: „Den Oberflächlichen mag der Wirrwarr dieſes Handgemenges ergötzen, unſereinen betrübt er und ekelt er an. — O, es ſind ausgezeichnete Menſchen! Gute Gatten, gute Väter, treffliche Freunde! Sie thun ihre Pflicht — weil ſie müſſen! Sie vertragen ſich untereinander — weil ſie nicht anders können! Dabei haben ſie aber die Eigenheit, daß ihnen an andern verächtlich, verwerflich erſcheint, was ſie an ſich ſelber bewundernswürdig und rühmlich finden. Der eine ſieht, wie der andere ſich etwas anmaßt — er iſt empört. Er maßt ſich ſelber etwas an — er hat ein glückliches und ſtolzes Gefühl. Iſt ihm damit nicht der Beweis gegeben, daß der andere unrecht hat, er dagegen recht? Kann ſein Gefühl ihn täuſchen? — Ich habe Menſchen gekannt, die vom Denken Profeſſion machten und denen es doch nicht einmal eingefallen iſt, die Beweiskraft dieſer ihrer ſtupiden Gefühle zu beanſtanden!“

Ich ſchwieg und zuckte die Achſel. Er ſchien den Ausdruck für Zuſtimmung zu nehmen und fuhr fort: „Daß die Menſchen ſelbſtſüchtig handeln, das wundert mich nicht — es iſt ihnen angeboren. Daß ſie aber, wenn ſie es thun, keine Ahnung davon haben und ihre Gemeinheit, blos weil ſie ihnen mundet, für Tugend halten, das könnte man doch einigermaßen befremdlich finden! — Alles iſt gut, was dem Betreffenden gut ſchmeckt! Das iſt der große Grundſatz!“

„Lieber Freund“, entgegnete ich, „du bezeichneſt Thorheiten und Verkehrtheiten, die allerdings vorkommen! Aber du ignorirſt das Gute in den Menſchen! — Betrachte ſie einmal in Situationen, wo die beſſern Regungen zu Tage treten; z. B. wenn ſie zuſammenkommen, ſich zu unterhalten!“

Ein Blick des Erſtaunens war die Antwort. „Wenn die Menſchen zuſammenkommen, um ſich zu unterhalten“, rief er, „da kommt ihr Gutes zum Vorſchein? Ich habe gefunden, daß ſie eben hier eclatante Schlechtigkeit bemerken laſſen!“

„Geh doch“, rief ich unwillig.

„Halt, mein Freund“, erwiderte er. „Prüfen wir genau — und betrachten wir den normalen Verlauf! — Man kommt zuſammen und beginnt damit, ſich Artigkeiten zu ſagen.“

„Und das iſt freundlich!“ bemerkte ich.

„Aber die Artigkeiten ſind gelogen!“ rief er mir entgegen. — „Der Beſte würde ſich hüten, das, was die Zunge ſpricht, zu beſchwören; und die meiſten werden von dem, was ſie ſagen, das gerade Gegentheil denken!“

„Um ſo gütiger iſt ihr Benehmen!“

„Und um ſo ſchädlicher ſind die Wirkungen! — Man täuſcht den andern zugleich über die Geſinnung gegen ihn und über ſeinen Werth. Man macht ihn auf einen Moment glücklich und für die Dauer, ſo weit es auf den Höflichen ankommt, zum Narren. Das iſt allerdings ſehr gütig!“

Ich hatte meine Gedanken und ſah heiter für mich hin. Er betrachtete mich und rief: „Was bedeutet das weiſe Lächeln? Stellſt du den verdummenden Effect dieſer Artigkeiten in Zweifel? Er iſt mit Händen zu greifen! Jeder, der ſeinerſeits den andern mit beſtem Wiſſen belügt, ſchenkt dennoch der höflichen Gegenlüge Glauben und läßt ſich von ihr ergötzen, ja ſtolz machen. Eine geradezu unbegreifliche Schwäche, die uns aber an tauſend Beiſpielen entgegentritt — in der Geſellſchaft, wo die Menſchen ſo gut ſind!“

„Ob es eine ſo ſchlimme Sache iſt“, erwiderte ich, „in einer angenehmen Täuſchung befangen zu bleiben, das fragt ſich noch! Unter allen Umſtänden bleibt aber meine Behauptung ſtehen. Man kommt zuſammen, um ſich durch wechſelſeitige Freundlichkeit wohlzuthun: es geſchieht, und es gelingt!“

„Schön“, erwiderte er. „Indeſſen entſpinnt ſich ein Geſpräch, und es werden darin entgegengeſetzte Meinungen laut. Was bemerken wir in dieſem Fall? Daß der eine das Recht und die Ehre des andern wahrnimmt? Vielmehr, daß er den Beweis zu führen ſtrebt, er ſelber ſei der Geſcheite, der andere der Dummkopf; daß er alle Segel aufſpannt, der Geſellſchaft dies Verhältniß ſo klar als möglich zu machen und ſein Opfer unauslöſchlich zu blamiren!"

„Das iſt, von dem ſtarken Ausdruck abgeſehen, natürlich", wendete ich ein. „Ein ſolches Geſpräch iſt ein Kampf, und da muß jeder nach dem Siege trachten!"

„Aber die Mittel", verſetzte er, „wodurch er den Sieg herbeizuführen ſucht, ſind nicht immer natürlich, am wenigſten immer anſtändig! — Der Vortheil iſt auch hier auf ſeiten des Gewiſſenloſen. Dieſer verdreht dem andern das Wort im Munde, gewährt den Zuhörern durch boshaften Witz die Genugthuung der Schadenfreude, bekommt, wie man zu ſagen pflegt, die Lacher auf ſeine Seite — und ſteht als Triumphator vor dem Beſchämten. Je perfider er dem Redlichen gegenüber manipulirt, um ſo gewiſſer iſt ihm der Sieg. — O", rief er, indem ein Blick des Zorns ihm aus dem Auge ging und unwillkürlich ſeine Fauſt ſich ballte, „ich habe Disputen und Triumphen beigewohnt, wo ich einen Stock hätte nehmen und mich an dem Hund von Sieger und an der Canaille, die ihm Beifall zollte, müde hätte prügeln mögen! — Der Frechheit, der Malice, der Büberei gehört das Publikum in der Geſellſchaft!"

„Du regſt dich auf", rief ich.

„Ich will's!" entgegnete er entrüſtet. „Wen der Gedanke des ſiegenden Unrechts kalt läßt, der iſt ein Wicht!" — Nach einer Weile fuhr er fort: „Einander gelten laſſen zum Schein; aber wenn's ein bischen ernſt wird, ſich gegenſeitig womöglich an den Pranger ſtellen, das iſt der Brauch in den Verſammlungen, wo man ſo gut iſt! — Ich habe die Menſchen in der Geſellſchaft nur dann wahrhaft glücklich und harmoniſch gefunden, wenn es galt, einen Abweſenden zu läſtern. Da trug allerdings jeder ſeinen Stein zu dem Gebäude des Hohns mit Eifer bei! Da lauſchten alle begierig der neuen boshaften Kunde! Sicherheit glänzte aus den Mienen, wenn die Pfeile ſo conſequent ihre Richtung hinaus in die Ferne nahmen, und die Gefühle der Kameradſchaft erhöhten ſich zu förmlicher Zärtlichkeit! Sie waren tief zufrieden alle — und wirklich Ein Herz und Eine Seele!"

„Ich", verſetzte ich nach einem Moment, „habe die Menſchen auch ſchon ſo warm und einig geſehen im Lobe eines Abweſenden!"

„Mag ſein", entgegnete er. „Ging's aber auch ſo von Herzen? War die Befriedigung ſo tief, das Glück ſo innig, wie bei der Verurtheilung und Beſchimpfung? Ließen die Leute jenes Entzücken, jene Zuckungen der Herzenswolluſt bemerken, wie ſie hier vorzukommen pflegen? Ich zweifle ſehr! Das Lob anderer widerſteht uns bald und klingt dann als Phraſe ins Ohr. Der Hohn aber mundet uns, wie dem echten Zecher der

Wein: er wird nur um ſo erquickender, je länger er fließt!"

„In Gottes Namen!" rief ich. — „Wenn's ſo iſt, können wir's nicht ändern!"

„Ich will's auch nicht ändern", entgegnete er, — „ich will's nur conſtatiren und ſtrafen! — — Die Bedeutung, welche die Abſprecherei und die höhnende Verdammung anderer für die Menſchen hat, charakteriſirt das Geſchlecht. Sie können nicht exiſtiren ohne ſie! Wenn man's einrichten könnte, daß ſie acht Tage lang ohne dieſe Ergötzung bleiben müßten — ſämmtliche Bewohner unſers Planeten würden vor Langeweile berſten — und der Erdboden wäre mit Leichen bedeckt!"

Die koloſſale Vorſtellung imponirte mir, — und ich ſchwieg. Victor ſah mich an, nickte und ſagte: „Du gibſt die Vertheidigung auf — und du thuſt wohl daran! Mit Menſchen umzugehen, muß man ebenſo frivol ſein wie ſie, oder dummgläubig und blind. Lernt man ſie durchſchauen, dann iſt's aus. Wenn ſie nicht in Bosheit activ ſind, werden ſie nichtig — über alle Begriffe hohl und leer! Und die Beſten —"

„Die Beſten?" rief ich, als er ein wenig innehielt.

„Sind faul, bequem, ziehen ſich in ſich ſelbſt zurück, behalten alles, was einigen Werth hätte, für ſich und geben in der Geſellſchaft die Rechenpfennige des Alltagsgewäſches aus gerade wie die Geiſtloſen! Ich habe zwiſchen den Schlechteſten und den Beſten ſelten viel Unterſchied bemerkt. Die Seichten haben wirkliches Intereſſe an Lappalien, die Geſcheiten, die ſich der Mehrheit fügen, affectiren es — das iſt die Verſchiedenheit. Ich frage: wann laſſen ſich die kenntnißreichen, fähigen Köpfe herbei, das Geſpräch zu beherrſchen, dem genußſüchtigen Pack etwas zuzumuthen und die Beſſern im geſelligen Verkehr angenehm zu belehren? Wann theilen ſie aus der Fülle ihres Reichthums mit, was uns erfreuen und nützen müßte? Sie fürchten die Perlen vor die Schweine zu werfen und ziehen es vor, grunzend mit dieſen im Tageskehricht herumzuwühlen! Man ißt und trinkt oder man frißt und ſäuft, man lügt, hechelt, witzelt und faſelt; die Zeit vergeht, der Hauptzweck iſt erreicht — man geht nach Hauſe und iſt froh, das Vergnügen hinter ſich zu haben. — — Der Vernünftige ſieht ein, daß er beſſer thut, lieber gleich zu Hauſe zu bleiben!"

Einen Redner, der ſich ſelber gern hört, durch eine Einwendung zu unterbrechen, iſt nicht gerathen. Ich ſchien mit dem Geſagten einverſtanden, und er fuhr fort: „Wenn aber alle bisherigen Widerlichkeiten der Geſellſchaft unvermögend geweſen wären, mich in die Flucht zu ſchlagen — der ärgſten Pein, die ich darin erfuhr, hätte ich doch endlich weichen müſſen!"

„Der ärgſten Pein?" verſetzte ich. „Was ſchuf ſie dir?"

„Der unerträgliche Zwang der guten Lebensart!"

erwiderte er höchſt ernſthaft. — „Du ſiehſt, wie ich bin, und wie ich zu ſein mich rühme! Jedes Unrecht, das ich ſehe, verſetzt mir einen Stich ins Herz! Die Dummheit, die ich höre, gibt mir eine Ohrfeige! Die Albernheit, die mit Frechheit gepaart auftritt, macht mich raſend. Und nun mitten in dem Haufen zu ſtehen, der in Dummheit und Bosheit arbeitet! — — Der Eſel demonſtrirt; ich fühle ein unendliches Verlangen, ihm zu ſagen: Herr, Sie ſind ein Eſel! — und ich darf es nicht! Der Bube ſchmäht; ich möchte ihn nehmen, zu Boden werfen und ihn mit Fußtritten regaliren — es geht nicht an! Die Gans reckt den Hals gegen mich und ſchnattert; ich gerathe in Verzweiflung; es drängt mich auszurufen: Laſſen Sie mich gehen, Sie ſind eine Gans! — und ich muß es unterlaſſen!“

„Nun“, erwiderte ich — „zuweilen kommt's doch vor, daß man's einer wenigſtens andeutet!“

„Nun ja!“ entgegnete er, nicht ohne Schmunzeln. „Man kann's auch dem Eſel und dem Buben zuweilen andeuten, ja ins Geſicht ſagen, daß er's iſt. Aber allen? Dieſer Arbeit wären Halbgötter nicht gewachſen! — Der Menſch, der arme, ſchwache Sterbliche, erwägt ſeine Kräfte, ſeine Zeit — und zieht ſich zurück!“

Er hatte ſich bei den letzten Worten erhoben. Wir gingen in den Hof zurück. Hier ſagte der Einſiedler: „Ich habe mich von den Menſchen zurückgezogen, um mich durch den Umgang mit beſſern Geſchöpfen zu entſchädigen! — Achill!“ rief er einem großen, ſchöngebauten Hunde zu, der bei einem Diener ſtand und der Arbeit deſſelben aufmerkſam zu folgen ſchien. Der Hund lief wedelnd herbei, ſprang an ihm hinauf und ſchmiegte ſich liebkoſend an ihn. „Sieh dieſen Burſchen!“ rief er. „Wie ſchön ſeine Geſtalt, wie treu der Blick ſeiner Augen, wie echt die Freude, von mir geſtreichelt zu werden! Er winſelt vor Luſt! — Und er bewacht mein Haus, er ziert meinen Hof — kann er ſich nicht beklagen, daß wir das ſchlechteſte Exemplar von einem Menſchen mit ſeinem Namen belegen?“

„Dafür haſt du ihm den Namen des ſchönſten Menſchenideals gegeben“, bemerkte ich.

„Den verdient er auch“, erwiderte er. „Er iſt muthig mit Leidenſchaft, ſchnellfüßiger Renner und Allſieger im Streit!“

Er gab dem Liebling einige zärtliche Schläge mit der flachen Hand und ſagte zu mir: „Laß uns weiter gehen!“

Schweigend führte er mich in die Schweizerei, wo eben gefüttert wurde. Wir gingen den mittlern Gang hin, und er ſagte: „Sieh dieſe Thiere! Hier die Ochſen und Stiere — dort die Kühe! Schau, wie ſie freſſen; wie es ihnen ſchmeckt; wie wohl ſie ſich fühlen, und wie ehrlich ſie ihr Vergnügen an den Tag legen! Iſt’s nicht liebenswürdiges Rindvieh? Und man darf ihnen dieſen Namen geben ohne die geringſte Gefährde!

— He, Ochs“, rief er einem der ſtattlichſten Exemplare zu, indem er ihm einen Stoß gab. Das Thier, das eben ſeine Portion verſchlungen hatte, erhob den Kopf, glotzte ihn an, ſtreckte die Zunge und leckte ſich behaglich Maul und Naſe. „Siehſt du“, fuhr er fort, „weit entfernt, meinen Zuruf übel zu nehmen, ſcheint er ſich im Gegentheil dadurch geehrt zu fühlen! Er behauptet eine olympiſche Ruhe und läßt auch mich in Ruhe! Wie hoch ſteht er über ſeinen Brüdern in der menſchlichen Geſellſchaft!“

Es war unmöglich, bei dieſer Poſſe ernſthaft zu bleiben.

Wir traten heraus. Vor dem offenen Thor der Scheune trieb ſich eine Anzahl von Sperlingen herum, die mit Eifer Körner pickten. Victor ging mit mir in ihre Nähe, was ſie keineswegs beirrte. „Auch ſie gehören zu den Meinen!“ ſagte er. „Es ſind Gäſte! — Schau, wie gierig ſie ſind — wie keck und wie unverſchämt! Aber es ſteht ihnen an! Es ſind ergötzliche Taugenichtſe, luſtige Tagediebe! — Was von den frechen Spatzen unter den Menſchen keineswegs zu ſagen iſt!“

„Ich liebe die Thiere“, fuhr er weiter gehend fort. „Sie ſind, was ſie ſein ſollen; und wo's fehlt, können wir ihnen und in anderm Sinne uns ſelber helfen. Auch unter ihnen iſt ein Unterſchied. Es gibt Ungeziefer, das uns beläſtigt; aber wir haben gegen ſie das Recht über Leben und Tod und können es vernichten. Wir tilgen die Ratten und die Mäuſe, die Bremſen und die Horniſſen u. ſ. w.; — die gerechte Entrüſtung über die Störenfriede kann ſich genugthun! Wenn wir uns aber ähnlich helfen wollten gegen das Ungeziefer des Menſchengeſchlechts, man würde Mord und Zeter ſchreien, und es würde unſinnige Weiterungen nach ſich ziehen!“

Ich zuckte lachend die Achſel. Er, mit Humor, ſetzte hinzu: „Du begreifſt endlich, warum ich mich in die Sphäre zurückzog, wo ich nach meiner Neigung verfahren kann! — Ein Bauer zu werden, lieber Freund, das iſt meine Rettung geweſen; und ich danke meinem Schöpfer täglich, daß mir dieſes Los vorbehalten war.“

Auf eine ſolche Erklärung war nichts zu entgegnen. Ich ſtimmte zu, pries ihn glücklich, und er führte mich zu Tiſche.

Drittes Geſpräch.

Die nächſte Zuſammenkunft ſand an einem lauen, trüben Tage ſtatt. Ein ſolches Wetter hat ſeinen eigenen Reiz. Die feuchte Wärme verheißt ein fruchtbares Jahr, und die Phantaſie, durch die Grundlagen erregt, genießt die künftigen Ernten im voraus. Die Natur waltet in geheimnißvollem Brüten, welches die Keime und Anfänge zu glänzendem Leben der Schönheit entfalten wird. Der Landmann hat das Gefühl zu hoffenden reichen Segens.

Ich traf den Freund auf ſeiner Stube in beſter Stimmung. Er ſchüttelte mir die Hand und ſchaute mir ins Geſicht.

„Du biſt vergnügt!“ ſagte ich.

„Ich fühle mich wohl“, erwiderte er, „und ich genieße mein Daſein. — Es iſt eine wahre Freude, ein Gut eingerichtet zu haben wie ich das meine, ſodaß es an der Schnur geht. Ich habe brave Leute vom Verwalter an bis herab zum Hirtenjungen. Natürlich! Ich bezahle und halte ſie gut, und ſie ſind brav, weil ſie's nirgends beſſer bekommen als bei mir. Das Motiv kümmert mich aber gar nicht: wenn ſie nur ſind, wie ich ſie haben will! Ich liebe die Ordnung und den Anſtand um mich herum — den ruhigen Gang, den zufriedenen Gehorſam — und alles das hab' ich. Meine Leute, wie dir nicht entgangen ſein wird, haben Reſpect vor mir —"

Ich lächelte. „Allerdings", verſetzte ich.

„Und zugleich wahre Anhänglichkeit! — Sie würden für mich durchs Feuer gehen!"

„Ich bin's überzeugt!" entgegnete ich. — „In deiner nächſten Nähe", fuhr ich, ihn anſehend, fort, „ſcheinen die Menſchen faſt wirklich gut zu ſein?"

„Aus guten Gründen", entgegnete er lachend. — „Die Menſchen ſind gut, wenn ſie dem Thierreich näher ſtehen und von einem überlegenen Willen richtig geleitet werden. Ich behandle ſie großmüthig — glücklicherweiſe kann ich's! — und wenn ich einem gelegentlich einen Dummkopf an den Kopf werfe, ſo weiß er, daß es nicht bös gemeint iſt!"

„Bah!" verſetzte ich. „Kräftige Aeußerung eines natürlichen Gefühls!"

Er lächelte. Dann ſagte er ernſthaft: „Es kommt aber ſelten vor; ich beleidige nicht gern, wo man ſich nicht wehren kann! — Iſt im Grund auch nur ſelten nöthig!"

„Du lebſt eigentlich wie ein Patriarch!" bemerkte ich.

„Auf moderne Manier!“ ergänzte er. — „Auch die Bauern, obwol die Herrſchaft über ſie verloren gegangen iſt, halt' ich noch an gewiſſen Fäden. Sie ſind mir zugethan — und mir ein geradezu angenehmes Volk!“

„Du haſt für ſie eine Vorliebe!“

„Es iſt natürlich. Die Leute gehen einen geſetzlichen Gang — den Gang der Natur. Sie ſind beſchränkt; aber was ſie verſtehen, das verſtehen ſie recht. Sie wollen nicht alles wiſſen und ſprechen um ſo beſſer über das, was ſie können. Wenn frühere Poeten idylliſch über ſie gefabelt haben, ſo macht ihr Leben und Treiben gleichwol den Eindruck einer Idylle, nur einer kräftigern und derbern, als jene guten Herren ſich's träumen zu müſſen glaubten. Die Aeußerungen menſchlicher Leidenſchaften, die unter ihnen alle vorkommen, haben etwas bewußtlos Friſches und relativ Unſchuldiges; die Offenbarungen menſchlicher Gemeinheit haben etwas Komiſches und Ergötzliches. Es iſt für mich ein Schauſpiel, das ich gern betrachte!“

„Die Leute“, erwiderte ich, „rivaliſiren nur unter ſich und nicht auch mit dir! Sie laſſen dich droben in Ruhe, und du kannſt behaglich auf ſie herunterſehen!“

„Weislich erklärt!“ verſetzte er. „Doch möcht' ich behaupten, ſie ſind in ihrer Art wirklich beſſer als die ſogenannten Gebildeten. Sie haben nicht den dummen Ehrgeiz im geſelligen Verkehr; wenigſtens iſt er nicht ſo raffinirt. Dort iſt alles zugeſpitzt — und nicht ſelten iſt die Spitze vergiftet. Sie haben dort auch viel mehr Zeit, andern unangenehm zu werden, als hier, wo ſie, unter der Laſt ihrer Arbeit keuchend, gut thun müſſen."

Er verſank in Nachdenken. Dann, wie von einer Vorſtellung aufgeregt, rief er: „Was haben mir die Leute — ich meine die gebildeten — für Aerger bereitet! — Sie verleugnen ihre Natur auch nicht bei Kleinigkeiten! — Ihre Harmloſigkeit — ihre Freundlichkeit hat noch etwas Bösartiges!"

„Lieber Freund", entgegnete ich, vor der Wendung des Geſprächs mich ſträubend.

„Es iſt eine verwünſchte Raſſe!" fuhr er mit dem Tone des Verdruſſes fort.

„Laſſen wir ſie!"

Er betrachtete mich, eine gewiſſe Schadenfreude ging in ſeinem Geſichte auf, und er fuhr entſchloſſen fort: „Iſt es dir nie aufgefallen, wie die Menſchen eben die wohlfeilſten Gelegenheiten benutzen, ſich über andere zu erheben und ſich im Traum einer eingebildeten Superiorität zu wiegen?"

„Um das zu bemerken", erwiderte ich mit einem Blick auf ihn, „braucht man nicht eben in große Städte zu gehen!"

Er lächelte boshaft. Dann ſagte er: „Faſſen wir einige Exemplare ins Auge! — Ein Kerl ohne Ideen, der nur anderer Leute Bücher geleſen hat, kann dich fragen, ob du eine gewiſſe Ausgabe eines gewiſſen alten Schmökers kennſt. Wenn du darauf mit Nein antworteſt, dann biſt du für ihn ein Ignorant und in ſeinem Geſichte beginnt ein ſo boshaft ſelbſtgefälliges Lächeln zu glitzern, daß du ihm Ohrfeigen geben möchteſt!

„Kann vorkommen!“ erwiderte ich.

„Ein Geck ſieht, daß dein Rock nicht ſo modern iſt wie der ſeine — er betrachtet dich mit einer Miene des Triumphs und der Geringſchätzung. — Ein Burſche, der zwei Zoll größer iſt als du, ſieht auf dich herab wie auf einen Zwerg. Ein Lümmel, der ſich plumpe Glieder angefüttert hat, erklärt dich, weil du ſchlanker biſt als er, für einen Schneider oder für einen Hering!“

„Meinetwegen!“ rief ich. „Ich für meine Perſon mache mir nicht das mindeſte daraus!“

„Kommſt du in eine Geſellſchaft von Säufern, ſo wird jeder, der ſechs Maß durch die Gurgel ſchüttet, einen Blick des Mitleids auf dich richten, wenn du nur bei einer bleibſt. Sind ſie unternehmend, ſo werden ſie dich quälen, noch eine und dann wieder eine zu trinken; und wenn ſie dich taumeln ſehen, werden ſie glückſelig lächeln und über den jämmerlichen Geſellen mit erhabenem Selbſtgefühl die Achſel zucken.“

„Natürlich“, rief ich. „Jeder freut ſich ſeiner Stärke!“

„Wenn du nicht wohl biſt und in Geſellſchaft Waſſer trinkſt, ſo wird jeder, der Wein ſäuft, dich mit Verachtung, wo nicht gar mit Indignation anſehen!“

„Und wenn ich verſtändig bin, werd' ich ihn auslachen!"

„Wenn du Recht und Gerechtigkeit liebſt, wird es dich vielmehr wüthend machen!" rief er mir entgegen. — „Hier haben wir die klare menſchliche Gemeinheit! Ein Unglück — die Krankheit — wird behandelt, als ob's ein Verbrechen wäre! Es iſt niederträchtig von den geſunden Lümmeln, in ſo ſtupider Empörung ſich aufzurecken, und ſie verdienten dafür geprügelt und die Treppe hinuntergeworfen zu werden!"

Er war unwillkürlich aufgeſtanden und ging erregt, mit einer Röthe des Zorns, auf und ab. Ich enthielt mich kaum des Lachens.

„In ihren gewöhnlichen Reden, in ihren Phraſen", fuhr er fort, „offenbaren ſie ihre dumme Ungerechtigkeit; — natürlich, ohne zu wiſſen was ſie thun! Wenn du ſchlecht ausſiehſt und einem ſogenannten Freund auf Befragen erklärſt, du ſeiſt unpäßlich, kann dir der Kerl entgegnen: «Aber was machen Sie denn?» Machen! Verfluchte Beſtie! Wenn man das machen könnte, würde man's anders machen! Aber du willſt haben, daß ich an meinem Leiden ſelber ſchuld ſei, Hund von einem Bekannten. Du willſt mir einen Vorwurf machen können, Auswurf der Menſchheit — du willſt anklagen, wo du beklagen ſollteſt!"

„Victor!" entgegnete ich; — „ſei doch klug!"

Er hörte nicht mehr auf mich und ließ dem Strom, der überwallte, freien Lauf. „Sie benutzen ſogar die Tugend, um böſe zu werden und ihrem erbärmlichen Hoffartskitzel zu fröhnen! Was gibt es Schöneres als menſchlichen Antheil an dem Geſchick anderer, als Mitleid? Erzähl' aber einem Frauenzimmer von einer gewiſſen Sorte den Unfall eines ihrer Bekannten, und ſie wird ausrufen: «Der arme Menſch!» mit dem Ton und der Miene eines Bedauerns, das von der innigſten Hoffart durchdrungen iſt. Die Vorſtellung des Unfalls hat nichts bewirkt, als daß ſie den Betroffenen unter ſich erblickt und in ſchadenfrohem Beileid ſich ſelbſt genießt. Manche gewöhnen ſich dieſe albernen Ausrufungen ſo an, daß ſie ſich ihrer bei den kleinſten Anläſſen bedienen, und wenn dich eine Mücke geſtochen hat, dich mit ihrem Erbarmen beſchütten."

„Wenn auch!" rief ich mit Ungeduld.

Er, ohne darauf zu achten, fuhr fort: „Was gibt es Schöneres, als Gaſtfreundſchaft, gütigen Empfang in einem geſelligen Hauſe? Aber die Prätenſion benutzt die Sitte, um die Menſchen egoiſtiſch zu quälen und zu verbrauchen. Eine Dame, die ein Haus macht, lädt dich ein, bei ihren Abendthees zu erſcheinen. Du haſt weder Neigung noch Zeit und verſchiebſt es. Bei dem nächſten Zuſammentreffen wird ſie ſchon ziemlich unangenehm. «Wir haben noch nicht die Ehre gehabt? — So kommen Sie doch endlich einmal!» — Du gehſt hin, und es gelingt dir, das Geſpräch zu beleben. Du kommſt wieder und erneuerſt den Verſuch mit demſelben Glück. Nun glaubſt du die nächſte Zeit anderer Unterhaltung widmen zu dürfen. Aber das iſt nicht die Anſicht der Donna! Sie begegnet dir einige Tage ſpäter und ſagt: «Wirklich! Sie ſind noch am Leben? Ich hätt's beinahe nicht geglaubt! Warum hat man denn gar nicht mehr das Vergnügen? Laſſen Sie ſich doch wieder einmal ſehen!» — Ein Wort drängt ſich dir auf die Lippe, das du nicht ausſprechen darfſt! Du denkſt es; aber das kann deine Empörung nicht ſtillen. Während du nun in verhaltener Wuth ein Geſicht ſchneideſt, ruft ſie dir mit der Miene einer Gebieterin zu: «Alſo morgen!» und geht mit Hoheit von dannen. — Man möchte ihr einen Stein nachwerfen!“

Ich lachte — halb widerwillig. Dann ſagte ich: „Wenn du dieſe Dinge ſo genau im Gedächtniß behalten haſt, dann müſſen ſie dir ja bedeutend erſchienen ſein!“

„Das ſind ſie auch“, war die Antwort.

„Dann“, fuhr ich fort, „läßt aber das auf eine faſt unglaubliche Verletzlichkeit ſchließen! — Wer wird derlei Trödel ſo hoch aufnehmen?“

„Derjenige“, erwiderte er mit ſtrengem Blick, „den Unrecht und Anmaßung kränken, wie und wo ſie ihm entgegentreten, weil er immer vor Augen hat, was ſein ſollte!“

„Es iſt noch ſehr die Frage“, entgegnete ich, „ob's anders ſein ſoll in dieſem Leben! — Wir müſſen's ertragen lernen!“

„Ich hab's ertragen!“

„Aber zu viel daraus gemacht!“

„Nicht um ein Atom! — Eben weil man dergleichen einfältigerweiſe als Kleinigkeiten in den Kauf nimmt und ſich anſtellt, als ob es nichts wäre, ſtech' ich's auf und leg' es bloß! Wird etwa die Dummdreiſtigkeit dadurch beſſer, daß ſie ſich täglich auf allen Punkten dieſer Erde wiederholt? Verdient ſie weniger Strafe, weil ſie gewöhnlich iſt? Im Gegentheil! Eben in ihrer Trivialität, welche das richtende Gewiſſen ſtumpf macht, liegt ihre Gefahr, und es iſt Pflicht des Scharfſichtigen, ſie aufzuſpießen und ſie den Blinden unter die Naſe zu ſtoßen!“

„Ein Geſchäft, worüber man, wenn man es ſo grimmig betreibt, das beſſere, und mit dieſem den höhern Gewinn verſäumt!“

„Worin beſteht dieſer?“

„In der Anſchauung des Liebenswürdigen und Schönen, das an denſelben Perſonen wieder hervortreten kann, die wegen einiger Menſchlichkeiten von dir bereits zu Verbrechern geſtempelt ſind! Nimmſt du die unbedeutenden Schrullen an ihnen ſo hart auf, ſo werden die Leute dir odiös; ſiehſt du darüber hinweg, ſo enthüllen ſie dir zum Lohn ihre guten und ſchönen Eigenſchaften. Und wenn du deinen Scharfblick auch darauf richteſt, wirſt du eine ganz andere Ernte machen!“

„Es iſt ſeltſam“, erwiderte er. „Ich habe von dieſen ſchönen Dingen ſo wenig bemerkt! — Ich muß Unglück gehabt haben!“

„Wer in guter Abſicht eine Zeit lang mit Menſchen umgeht —“

„Der wird auch allerlei Gutes wahrnehmen! — Das verſteht ſich von ſelbſt. Denn etwas davon müſſen die Leute natürlich in ſich haben, ſonſt könnten ſie gar nicht exiſtiren, alſo auch nicht ſchlecht ſein. Ich leugne dieſes gute Beiwerk nicht; aber ich leugne, daß es einem denkenden Menſchen Vergnügen machen kann! — Warum nicht? Weil es jeden Augenblick in ſein Gegentheil umzuſchlagen bereit iſt und wirklich umſchlägt! Freue dich nur der dankbaren Anerkennung, die man deiner Unterhaltungsgabe zollt; biſt du ein und das andere mal nicht in der Laune, ſo wird man dich für einen ennuyanten Geſellen erklären. Freue dich nur des gütigen Blicks aus ſchönem Aug! Eine unvorſichtige Rede, welche die Eitle verdrießt, und von demſelben Bogen ſchnellen vergiftete Pfeile gegen dich! Entweder Langeweile oder Händel! Man läuft umeinander herum und wird ſich nichts und fühlt im beſten Fall, daß man ſich ſchicklicherweiſe noch unendlich viel mehr werden könnte und ſollte. Oder man ſitzt unter empfindlichen reizbaren Geſellen wie zwiſchen Pulverfäßchen. Ein Funke, der hineinſpringt, und ſie gehen los und fahren mit dir in die Luft. Balgerei aus den dümmſten Gründen und noch dazu im

Namen der Ehre! — Wer das und noch mehr erfahren hat, wie ich, der darf's endlich ſatt haben, und er wäre berechtigt, ſich nicht nur aus der Geſellſchaft, ſondern aus dem Leben ſelber hinauszuwünſchen! — Ach!“ ſchloß er mit einem tiefen Seufzer, — „hinweg mit den verwünſchten Bildern!“

Er ſah mich an. „Gehen wir in den Garten und aufs Feld hinaus“, ſagte er dann, „und laufen wir uns zum Mittageſſen noch einigen Appetit herbei! — Wie ſind wir nur wieder auf dieſes leidige Thema gekommen? — Welcher böſe Dämon —? Man wird's nicht los! Entgeht man dem Unſinn durch die Flucht, dann trägt man ihn im Kopfe mit fort. — Zum Henker damit!“

Er ging voran; ich folgte kopfſchüttelnd.

Viertes Geſpräch.

Der Mai kam in ſeiner ganzen Lieblichkeit. Die Blumen blühten und die Vögel ſangen, Inſekten ſchwirrten und ſummſten, Buben wälzten ſich im Gras und jauchzten, und trotz des frohen Lärms hatten die ſonnigen Tage jene holde Stille, bei der wir ſo gern in den Traum der Natur verſinken und in ſüßer Gelaſſenheit die ganze Welt glücklich fühlen.

Es war mir intereſſant und lieb, daß ich in dieſen Tagen Victor wiederholt beſuchte, ohne daß er ſeinem friedenſtörenden Hange folgte. Er ſtreifte mit mir in Feld und Wald umher, plauderte mit den Landleuten und gefiel ſich darin, zu dem Gange der Natur und der Landwirthſchaft Anmerkungen zu machen, die ſich eben auch nicht durch beſondere Neuheit auszeichneten. Bei gewiſſen Vorfällen, wo dieſer und jener ſeiner Leute ſich eine Blöße gab, lächelte er drohend; aber er ließ Gnade für Recht ergehen. Er freute ſich mit den Fröhlichen und ſtreichelte ſeine Lieblingsthiere, den Hund Achill und ſein ſchönes Reitpferd Hektor, mit behaglicher Zärtlichkeit.

Aber Friede und Freude können in dieſem Leben nicht dauern. Die Wiederkehr des Reizenden ſtumpft unſere Empfänglichkeit dafür, und aus der Gleichgültigkeit erzeugt ſich eine Oede des Gefühls, wo die böſen Geiſter wieder ihr Spiel haben.

Bei einem neuen Beſuch überraſchte mich auf dem Wege ein Gewitter. Ich ließ den ärgſten Sturm in einem Dorfwirthshaus vorübergehen, das ich glücklich noch erreichte, und fuhr zum „Kloſter“ (wie wir das Schloß zu nennen liebten!) auf einem ſoliden Landwagen. Victor war in der Bibliothek; er ſaß am Pult, ein Buch vor ſich. Als ich ihn grüßte, hellte ſeine trübe Miene ſich nur flüchtig auf; — melancholiſch ſah er mir ins Auge.

„Was lieſt du?“ fragte ich. „Es ſcheint mir nicht ganz angenehm zu ſein!“

„Einen Philoſophen!“ war die Antwort, „den Schopenhauer!“

„Das iſt freilich kein Mittel zur Aufheiterung!“ entgegnete ich lächelnd.

Er nickte zuſtimmend. „Aber zur Genugthuung!“ verſetzte er dann ernſthaft. — „Von Zeit zu Zeit nehm' ich ihn gern wieder vor! Seine Anſicht iſt beſchränkt und troſtlos, aber das jetzige Daſein ſchildert er mit wohlthuender Grauſamkeit. Scharfſichtigkeit und ein gewiſſes Rachegefühl geben ihm wahrhaft geniale Wendungen ein. Er iſt hier ein Urmenſch und erinnert an Luther — an Shakſpeare in ſeinen tiefſinnigſten Ausſprüchen!"

„Das geb' ich zu", erwiderte ich, — „die Leidenſchaft drückt ſich immer genial aus! — Aber er iſt einſeitig und hat etwas Gehäſſiges!"

„Das ſchadet ihm bei mir nichts", verſetzte jener.

„Er ſieht nur das Ueble", fuhr ich fort, „das er ſehen will und aufſucht; nicht das Gute und Schöne, wie es liebevoller Betrachtung ſich darbietet!"

„Das iſt ſein geringſter Fehler!" entgegnete Victor. — „Ich tadle an ihm, daß er das Uebelſte und Allerübelſte nicht kennt, oder wenigſtens nicht zu taxiren weiß und darüber nicht außer ſich geräth! — Im Grund iſt er doch ein flauer Peſſimiſt! Mit einer erklecklichen Doſis Hoffart und Selbſtſucht verurtheilt er Welt und Menſchen hauptſächlich nur, weil ſie ihm nicht genug huldigen! Er brennt nicht für Recht und Gerechtigkeit! Er hat nicht das Ideal des Lebens vor Augen und iſt mithin unfähig, das Böſeſte im Menſchen auch nur zu ſehen, geſchweige denn als Racheengel die Schalen des Zorns darüber auszugießen! Wer will das gegenwärtige Daſein richten vom Standpunkte des Nichtſeins aus, das der Hanswurſt als letztes Ziel uns aufreden möchte? Iſt das menſchliche Leben beſtimmt, nichts zu werden, dann iſt ſeine jetzige Schlechtigkeit in der Ordnung und es iſt im Grunde lächerlich, ſich darüber zu ereifern. Nicht neben dem Nichts, für welches nur Feiglinge und Faulpelze ſchwärmen können, ſondern neben dem vollkommenen Sein erſcheint dieſes Leben in ſeiner wahren Misbildung und ſteht entlarvt in ſeiner ganzen Ungeſtalt!“

Ich ſtimmte zu — der Wahrheit in ſeinen Worten, nicht der Uebertreibung; — er fuhr fort:

„Nur derjenige, der das Ideal des Seins zu denken vermag, hat in ihm den Maßſtab für das Elend der Welt, und den Blick für das Schlimmſte darin! Thierheit und thieriſches Leiden iſt nicht das Schlimmſte! Die Bosheit iſt's und der teufliſche Sinn, der in der Sphäre des Geiſtes ſeine Triumphe feiert! Wer will aber den Teufel beurtheilen — wer will ihn auch nur bemerken, vor deſſen Seele nicht der gute Geiſt in ſeiner ganzen höchſten Herrlichkeit ſteht!“

„Schopenhauer“, verſetzte ich, „kennt allerdings nur die Wirkung, den jetzigen Thatbeſtand, nicht das Princip —“

„D. h. er bleibt im Vorhof ſtehen — und ſeine Weltverurtheilung iſt keine edle! Ihn kränkt in der That mehr das Leid als die Sünde; mehr der Mangel des Glücks als der Ehre! Darum lebt er melancholiſch gemächlich ſeinen Tag und ſchafft ſich durch Beſchmähung der Welt ſein egoiſtiſches Wohlbehagen! — Mir“, fuhr er mit einem Seufzer und mit düſterm Ausdruck fort, „iſt ein andrer Geiſt zutheil geworden! Ich werde von Unrecht und Bosheit gemartert — und eine unſelige Phantaſie bringt ſie mit raſender Geſchäftigkeit immer wieder vor meine Seele! Ich will den Bildern entfliehen — es hilft nichts! Trotz meiner Proteſtation erzeugen ſie ſich in mir; ich ſehe ſie, ich fühle ſie und Wuth kocht in mir auf! — Dämonen ſind's, die auf mich losſtürmen und mich in die Hölle hetzen!"

Er war aufgeſtanden und ging, von ſeiner Erregung getrieben, durch den Saal. — Draußen praſſelte der Regen — ein unheimlich graues Licht erfüllte den Raum.

Wir ſchwiegen.

Nach einer Weile kam er zu mir heran, blieb ſtehen und ſagte: „Der Menſch iſt dem Menſchen ein Wolf! — ein altes, ein ſchreckliches Wort! Aber es reicht nicht einmal hin! — Der Menſch iſt dem Menſchen ein Teufel! — und das iſt noch ganz was anderes! — Die Naturweſen ſind darauf angewieſen, einander zu freſſen; ſie müſſen, wenn ſie exiſtiren wollen — es iſt abſcheulich, daß ſie es müſſen, aber weil ſie müſſen, kann man ſich drein finden! Als man die Infuſorien entdeckte und beobachtete, war das erſte, was man ſah, daß die größern die kleinern verſchlangen! — C'est tout comme chez nous! In derſelben Art hilft man ſich weiter und weiter hinauf, bis zum denkenden Raubthier, das alles frißt — und ſich unter anderm auch ſchon ſeinesgleichen hat wohlſchmecken laſſen! Welch ein Greuel das aber iſt und von wie vielen Greueln begleitet — die Schuld fällt auf die Einrichtung, nicht auf die Geſchöpfe, die ſich helfen, wie ſie können!“

Ich ſchwieg, neugierig, wohin er kommen würde. Er fuhr fort:

„Daß die Weltgeſchichte nichts iſt, als ein Kampf, worin das Recht des Stärkern zur Geltung kommt; daß Jahrtauſende hindurch der Mächtige den Wehrloſen, der Sieger den Ueberwundenen vergewaltigte und ihn zum Sklaven, zu einer Art von Hausthier machte, das rechtlos und ehrlos war — es iſt ſchrecklich, wenn man ſich in den gehudelten Theil der Menſchheit hineindenkt, aber doch natürlich! Und es ging lebhaft her in dem Kampf um die Herrſchaft, Thaten wurden verübt, die uns ſchaudern machen, wenn wir nur davon hören! Unzählige ſolcher Greuelthaten! Die Rachgier führte die Beſtialität zur ſcharfſinnigſten Erfindung, und in den Mitteln, andere zu peinigen, hat der menſchliche Geiſt eine Schöpferkraft bewieſen, die wir beſtaunen müſſen! — Es iſt aber alles begreiflich!“

„Das ſchwer Begreifliche der Einrichtung ſelber vorausgeſetzt!“ warf ich dazwiſchen.

„Allerdings! — Wozu die Noth antrieb, was in entflammter wüthender Leidenſchaft geſchah und geſchieht — es kann mir Grauen einflößen, mich aber nicht ingrimmig und unglücklich machen. Wenn Zweie kämpfen, und der Sieger ſchaut nach empfangenen und gegebenen Schlägen auf den Gefällten mit tiefer Genugthuung —

es iſt menſchlich! Wenn aber einer ohne erregte Leidenſchaft und ohne Ausſicht auf Gewinn den Schaden, die Schändung, den Untergang des andern mit wollüſtiger Befriedigung vernimmt, dann faßt mich Entſetzen! — Hier iſt der Böſe ſelber!“

„Kommt das wirklich vor?“ erwiderte ich zweifelnd.

„Unſchuld!“ entgegnete er mit einem Blick des Mitleids. — „Haſt du dich noch nicht ſelbſt auf einem ſolchen Gefühl ertappt und bei dieſer Gelegenheit erfahren, wem deine Seele eigentlich gehört? — Denk' nach!“

Ich, nach einigem Beſinnen, erwiderte: „Ich kenne das Gefühl der Schadenfreude! Aber dieſe hat man doch nur bei unbedeutenden Schäden, welche der Betroffene meiſt verdient und ſich ſelber zugezogen hat!“

„Das iſt die Komödie!“ entgegnete er. „Wo aber dieſe iſt, da fehlt auch die furchtbare Schweſter nicht! — Haſt du dich in der That niemals wehren müſſen gegen Anwandlungen eines ſchrecklichen Wohlgefühls, das die Seele nicht bei leichten Schäden, ſondern bei dem größten Unheil, ja bei der Vernichtung anderer zu ergreifen lüſtet? — Ich habe Menſchen gekannt“, fuhr er nach kurzem Innehalten düſter fort, „die bei der Nachricht von dem unſeligſten Geſchick, das einen andern getroffen, während ihr Mund Worte der Klage log, einen Schimmer in ihrer Miene zeigten, als ob ihnen Heil widerfahren wäre! — Und der Unglückliche, den das Verderben ereilt hatte, war nicht irgendeiner, ſondern es war einer ihrer Freunde!“

„Das waren Ungeheuer!“ rief ich.

„Nein“, entgegnete er. „Es waren Menſchen, die zu den Beſten gerechnet wurden; und die Thatſache beweiſt nur, daß in gewiſſen Momenten auch die Beſten des Teufels ſind! — — Erkennen wir den Teufel in uns“, fuhr er mit feierlichem Ausdruck fort. „Schämen wir uns nicht, ſeine Macht einzugeſtehen! Nur wenn wir ihm, der tödlichen Gefahr uns bewußt, ins Auge blicken, haben wir Hoffnung, ihn zurückzudrängen in uns und in andern!“

Ich war erregt. „Du biſt ein Dämon!“ rief ich. „Du zwingſt mich, mit deinen Augen zu ſehen, mit deinem Herzen zu fühlen!“

„Wird dir kein Schade ſein!“ verſetzte er mit ernſtem Selbſtgefühl. „Solche gutmüthige Menſchen, wie du einer biſt, fallen immer wieder in kindiſche Selbſttäuſchungen zurück — ſie müſſen aufgeſchreckt werden durch die Trompete der Wahrheit!“

„Nun wohl“, ſagte ich. „Der böſe Geiſt kann die Menſchenſeele verſuchen und zum Böſen reizen; er hat es oft gethan und thut es — ich will's nicht leugnen!“

„Aber? Denn du haſt doch ein Aber in petto!“

„Aber es gibt auch einen Engel im Menſchen — in jedem Menſchen!“

„Wer leugnet das?“

„Und dieſer Engel, der gute Genius —“

„Pflegt im Kampfe mit dem Gegner in der Regel den kürzern zu ziehen!“ fiel er ein. — „Oder er hat das Nachſehen! Er rafft ſich erſt auf, wenn der Teufel ſeine Tücke ſchon verübt hat, und hilft der guten Seele Reue fühlen und Entſchlüſſe faſſen, die nicht ausgeführt werden! — Gehen wir weiter! — Verderben wir nicht die Zeit mit Hervorhebung deſſen, was ſich jeder ſelber ſagt!“

Ich behielt die Entgegnung, die mir über die Lippe wollte, für mich, und er fuhr fort:

„Daß Beſchädigung und Kränkung Haß erregt, daß wir den Verfolger, wenn wir können, zurückſchlagen und verfolgen, iſt durchaus natürlich. Von dem hochmüthig Empfindlichen wird eine kleine Verletzung unſinnig übertrieben gerächt; ein Scherz iſt für ihn eine Majeſtätsbeleidigung, die er mit Rad und Galgen ſtrafen möchte — es iſt auch noch begreiflich. Aber daß der Menſch haßt, wo er lieben ſollte, daß er ſeinen Wohlthäter, dem er Dank ſchuldig iſt, mit Haß bezahlt — daß er ihm zu ſchaden, ſich ihn aus den Augen zu ſchaffen trachtet, das iſt offenbar etwas weniger natürlich! Kommt aber vor — und häufiger, als man’s denkt!“

„Erklärlich“, erwiderte ich nach einigem Beſinnen, „iſt das auch! Die empfangene Wohlthat und der pflichtmäßige Dank iſt eine Laſt, welche drückt; und der Menſch haßt denjenigen, der ihm einen Druck auflegt!“

„Vortrefflich erörtert!“ verſetzte er mit bitterm Lächeln, um ſogleich mit ſtrenger Miene hinzuzufügen: „Die empfangene Wohlthat iſt eine Laſt für die giftig eitle, neidiſche, bübiſch eiferſüchtige Seele! Anſtatt daß der Hund mit ſeiner ehrloſen Wuth im Herzen ſich nun ſelber zerfleiſchte, ſtraft er den Edeln, Guten und Reinen, der ihn unwiſſentlich an ſeine Schuld und Gemeinheit erinnert! Welch eine Welt, in der das möglich iſt! Ein einziges Beiſpiel davon, und die Sphäre, in der es vorgekommen, iſt geſchändet für immer!“

Er ſchwieg und ſah mit erregtem Geſicht für ſich hin. „Motivirt, begreiflich!“ rief er dann. „Das iſt eben das Schändliche, daß ſo etwas begreiflich iſt! Es iſt begreiflich aus der maßloſen Selbſtſucht des Menſchen! Und wenn die gewöhnlichen Menſchen ſich nun des infamen Haſſes nicht ſelber ſchuldig machen, ſo begreifen ſie ihn doch und finden ihn natürlich — und gleichen dem Geiſt, den ſie begreifen! — Begreifen — d. h. kalt bleiben und unerſchreckt! Das Ehrloſeſte, Schmachvollſte wird begriffen, weil der ſchwärzeſte Egoismus bei dem Menſchen als Natur vorausgeſetzt wird! Die Menſchen ſind alſo wirklich Spottgeburten der Hölle? Wirklich böſe durch und durch? — Mehr hab’ ich nicht beweiſen wollen!“

Er ſchwieg und ſchien eine Bemerkung von mir zu erwarten. Ich ſah mich nicht veranlaßt, etwas einzuwenden, und er fuhr fort: „Es gibt etwas ähnlich Begreifliches wie den Haß des Wohlthäters — es iſt der Haß, welchen der in uns erregt, dem *wir* unrecht gethan haben! Auch eine alte Beobachtung — eine viel citirte! Dieſer Haß iſt nun freilich ganz und gar motivirt! Ich habe den Menſchen gekränkt, beſchädigt, einen Act der Niederträchtigkeit gegen ihn begangen; — und er, ſo oft er mir begegnet, erinnert mich daran! Ich muß ihn jedesmal als den unſchuldig Verletzten, mich ſelber als den Schurken denken, der gegen ihn gefrevelt hat! Der Teufel mag da etwas anderes fühlen als Haß! So ein Kerl iſt mir natürlich der odiöſeſte Dorn im Auge! Nicht nur haſſen muß ich ihn, ſondern aus dem Weg räumen, vertilgen — bei der erſten guten Gelegenheit! Einen Menſchen vor mir herumlaufen laſſen, der mir immer vorhält, daß ich eine Peſtbeule der Menſchheit ſei: das ginge mir ab! — In die Hölle mit ihm — ſobald als möglich! — — — Du lächelſt?"

„Ueber den Humor, womit du deinen Mann bloßlegſt!"

„Ich hab' unrecht, es zu thun", verſetzte er mit Ernſt. „Es iſt ein Kunſtgriff des Satans, das, was Grauen einflößen und Wuth erregen ſollte, in ergötzlichem Licht erſcheinen zu laſſen und dadurch ſeine Spitze abzuſtumpfen. Die Menſchen lachen von dem Böſen die Häßlichkeit hinweg — und üben es nun ſelbſt ohne viel Scrupel! — Unſereiner ſollte nicht auch den Verbrecher zu einer komiſchen Perſon idealiſiren!"

Er ſchwieg und verſank in Nachdenken. Dann ſah er auf und ſagte: „Die ſchönen Arten des Haſſes, die wir kennen gelernt haben, charakteriſiren das Geſchlecht. Sie mögen in reinſter, ſchärfſter Entfaltung Ausnahmen ſein — auch zum Böſen gehört eben die Kraft des Genies, die nicht gewöhnlich iſt! Aber im Grunde ſind ſie doch ſo recht menſchlich und paſſen ganz in die verkehrte Ordnung der Dinge, in der wir leben! Es iſt ein allgemeiner Hang, das Gute zu beſtrafen und das Böſe zu lohnen!“

„Ein allgemeiner Hang?“ verſetzte ich.

„Allerdings — wo die Menſchen nach ihrer Natur ſich gehen laſſen!“

„Das iſt paradox und verlangt Erklärung!“

„Ich will meinen Satz beweiſen durch Thatſachen; — die Erklärung beſorgſt du dann ſelber!“ — Nach kurzem Innehalten fuhr er fort: „Unſtreitig iſt dir in der Geſellſchaft auch zuweilen ein gutmüthiger, liebenswürdiger, fröhlicher, unterhaltender Menſch vorgekommen?“

„Gottlob“, erwiderte ich. „Mehr als einer!“

„Was war ſein Schickſal?“

„Man liebte ihn und freute ſich ſeiner!“

„Fürs erſte — zugegeben! Man liebte ihn, man freute ſich ſeiner und man rühmte ihn. Hat er ſich aber eine Zeit lang als denjenigen bewieſen, der die Geſellſchaft erheitern kann, ſo rechnet man darauf, daß er ſo fortfährt. Bald, wenn er liebenswürdig iſt, thut er nur ſeine Schuldigkeit, und niemand braucht es ihm Dank zu wiſſen. Iſt er aber zufällig nicht bei Humor und ſtill, ſo hat man ſehr wohl das Recht ihm zuzurufen: «Was iſt denn das heute mit Ihnen? Sie ſind ja langweilig? Munter, munter, unterhalten Sie uns!»“

Ich konnte nicht umhin, auf eine gewiſſe Weiſe zu lächeln.

„Ah“, rief er, „die Geſchichte klingt dir bekannt! — Aber das iſt nicht alles! — Gemeine, dumme Perſonen in dem Cirkel wollen auch zeigen, daß ſie Geiſt haben, und gehen plump vor — eben gegen den Liebenswürdigen, von dem ſie wiſſen, daß er Spaß verſteht und ſich den Einfällen anderer anmuthig zu leihen weiß. In der Meinung, zu ſcherzen, werden ſie grob, und der Liebenswürdige muß all ſeinen Geiſt anſtrengen, um den rohen Sarkasmen eine nur halbwegs erträgliche Wendung zu geben. Der Unverſchämte triumphirt — denn eben ſo einen pflegt man in der Geſellſchaft nicht gern mit Einreden zu behelligen! — Der Liebenswürdige iſt das Opfer!“

Er ſah mich an. „Eine leichte Röthe?“ rief er. „Auch das hat man alſo ſchon erlebt!“

„Nun ja“, verſetzte ich.

„Dann“, fuhr er fort, „iſt dir vielleicht auch das Weitere nicht ganz und gar unbekannt! — Der ſcharmante Menſch, von dem man nur erfahren hat, daß er darauf ſtudirt, wie er den andern etwas Angenehmes ſage und Vergnügen mache, iſt für dieſe in keiner Art Gegenſtand der Furcht und der Sorge — und man entzieht ihm nach und nach den letzten Reſpect. Warum ſollte ich einen Menſchen, der ſich mir ſo freundlich hingibt, nicht in die Taſche ſtecken? Warum ſollte ich ihn nicht hudeln? Offenbar hab' ich dazu das Recht; und wenn mich ein Gelüſten anwandelt, kann ich's auch befriedigen!"

„Die Beſſern werden das aber doch nicht thun!" verſetzte ich.

„Nein", entgegnete er; „die Beſſern und die Beſten werden's nicht ſelber thun. Aber ſie werden es mit anſehen, und wenn das Geſpräch auf den «Freund» kommt, das Wort hinwerfen: Ah das iſt eine gute Seele! — mit einem Ton, der eine tiefere Beleidigung in ſich ſchließt als die gröbſte Grobheit, die der ehrliche Flegel ihm in den Bart wirft!"

Ich konnte nicht widerſprechen; denn dieſer Ton hatte mich ſelbſt ſchon zuweilen im Innerſten verletzt.

„Es kommt endlich ſo weit, daß der Liebenswürdige in der Geſellſchaft, die er ſeit Jahren ergötzt hat, die geringgeſchätzteſte Perſönlichkeit iſt! Daß jeder über ihn verfügt und ſich aus ſeiner Meinung und ſeinen Gefühlen nicht das Allergeringſte macht! Ja, daß ſogar Fremde, die nur von ſeiner Art gehört haben, ihm bei der erſten Begegnung Impertinenzen ſagen! Dagegen der dumme und langweilige Kerl, deſſen rohes Aufbrauſen man ſcheut, wird mit Hochachtung und Zuvorkommenheit behandelt — und holde Augen ſuchen ihn mit ſüßen Blicken zu ködern! — Wenn der gute Geſell nach dieſer Erfahrung nicht in ſich geht und ſich bekehrt und den Geſellſchaftsbeſtien nicht die Seite zuwendet, welche die Natur für ſie beſtimmt hat, dann iſt er ein Schaf und verdient nicht nur, daß man ihn ſchert, ſondern daß man ihm das Fell über die Ohren zieht!“

Er ſah mit grimmigen Augen für ſich hin. Das Benehmen, das er geſchildert, mußte ihn in der Vorſtellung noch heftiger reizen; denn das Blut ſtieg ihm ins Geſicht und er rief mit wachſender Erregung: „Die Menſchen ſind feig! Sie fürchten den Böſen und ſchmeicheln ihm! Sie verachten den Guten und mishandeln ihn! Sie fürchten den Guten und meucheln ihn! — Die Wohlthäter der Menſchheit werden ans Kreuz geſchlagen, die Verführer im Triumph getragen! Es iſt ein Geſchlecht von Hunden — die Beſten taugen nichts!“

Er bebte und ſchnaubte vor Zorn. Seine Augen blitzten, und ſein Mund, in abgebrochenen Sätzen, ſtieß die Worte hervor: „Verkehrt, verkehrt iſt alles! Der Freche, der ein Bube iſt, geberdet ſich als Mann; und die Elenden, die vor ihm zittern, preiſen ihn als Halbgott! Der Ehrloſe nimmt mit unglaublicher Anmaßung die reinſte Ehre für ſich in Anſpruch. Du willſt ſie bezweifeln? Er fordert dich, ſchießt dich nieder — und er hat dich widerlegt! Lüge, Lüge! Der Muth, der der

Gerechtigkeit dienen ſollte, dient der Thierheit, ja der Ruchloſigkeit — und die Welt beugt ſich vor ihm! Dafür erſcheinen ihr Tugend und Weisheit lächerlich. Der brave Menſch, der den unedeln Vortheil verſchmäht, iſt ein Narr, und der Denker, der die Tiefen der Dinge enthüllt, ein Verrückter! Mitleidig ſieht der Schuft auf den Edeln, mitleidig der Dummkopf auf den Weiſen. Und der Dummkopf iſt faſt noch gefährlicher als der Schuft! Ihm thut der überſpannte Bruder leid, er will ihm helfen — er brennt vor Eifer, ihn aufzuklären und auf den rechten Weg zu leiten! Er fühlt ſich ſo ſicher und ſo glücklich — er gönnt es auch ſeinem Mitmenſchen, ſucht ihn zu belehren — und quält ihn zu Tode! — Pfui, pfui über die Welt! Ihr Lauf iſt vom Böſen gelenkt, und ſein Wille geſchieht! Der Gewiſſenhafte, der ſeine Ehre wahrt und Unrecht meidet, bleibt arm und machtlos; den Gewiſſenloſen führen die Mittel der Schande zu Ehren und Reichthum, und der wackere Mann, den die Noth erdrücken will, kann ſich gezwungen ſehen, bei dem mächtig gewordenen Schurken um eine Gnade zu betteln! Entſetzliches Geſchick! Dieſen Fall, der im Weltleben Regel war und noch iſt, muß man ſich vorſtellen, um über die Ordnung der Dinge und die Geſchöpfe, die ſie machen, die rechte Wuth und die vollgebührende Verachtung zu empfinden! Zermalmen ſollte man ſie! Eine neue Sündflut ſollte unſer Herrgott herbrauſen laſſen und erſäufen das ganze Geſchlecht!“

Er hielt inne, am ganzen Leibe pulſirend und mit einer Miene, als ob er über eine zerſtörte Welt hinſähe! — Ein Ausbruch ſo dämoniſchen Zorns iſt wie ein Naturereigniß; man kann ſo wenig eine Einwendung dagegen machen wollen als gegen den Sturm, der gegen dich anraſt. Ich ſchwieg. Endlich ergriff ich doch das Wort. „Eine neue Sündflut“, erwiderte ich. „Gut. Da ſie Gott aber gleichwol nicht ſchickt — was mag er für einen Grund haben? Warum duldet er das Geſchlecht?“

Der Beredete ſah mich an. „Er kann's!“ entgegnete er. „Er iſt ſo glücklich, drüberzuſtehen, und zwar am allerhöchſten! Er wird nicht, mitten unter den wüthenden Beſtien, zerſtoßen und zerquetſcht, wie der arme Menſch — er kann ſeine Geduld behalten und Langmuth für Recht ergehen laſſen!“

„Ich glaube“, verſetzte ich, „das iſt noch nicht der rechte Grund! — Gott läßt die Welt beſtehen, weil es die beſte Welt iſt — was man auch ſage!“

„Ah“, rief er, „das iſt beherzt! — Wirklich? Die beſte Welt? Erkläre dich näher!“

Ich begann: „Die Menſchen ſind böſe — ich will's zugeben!“

„Scharmant!“

„Die Böſen überwiegen; die Niedriggeſinnten und Selbſtſüchtigen ſind in der Mehrheit!“

Er lachte. „Mehrheit nennt er das! — Weiter!“

„Aber der edle Mann freut ſich unter ihnen zu ſein!"

Er betrachtete mich. — „Der Grund?"

„Sie geben ihm", fuhr ich mit Nachdruck fort, „Gelegenheit, ſich zu bewähren — kämpfend und richtend ſich zu bilden und zu vollenden!"

„Ah!"

„Sind die Böſen ſeine Feinde —"

„Ein Hauch, und ſie verſchwinden —"

„Das wäre ſchade! — Viel Feind, viel Ehr!"

„Seht, ſeht!"

„Der Inſolente geht gegen ihn an; er ſchlägt ihn zurück — ſtreitend erſtarkt er und gewinnt Ruhm!"

„Teufel!"

„Das Unrecht, das ſich ihm vor Augen ſtellt, muß ihm Gewinn bringen, ſo oder ſo!"

„Entweder —?"

„Er kämpft dagegen, hilft dem Bedrängten, bezwingt, ſtraft und womöglich — beſſert den Uebelthäter!"

„Oder?"

„Er erträgt, was er nicht ändern kann — er unterwirft ſich und lernt, ſich ſelbſt bezwingend, Geduld!"

„Welches auch eine ſchöne Tugend iſt!"

„Eine wahre und eine große! Keiner iſt vollendet und keiner ganz ohne ſie! — Den Edeln muß alles fördern! Handelnd und leidend lernt er die Welt, die Menſchen und ſich ſelber kennen; er erlangt zur Stärke die Einſicht, die Klugheit, die Weisheit —"

„U. ſ. w., u. ſ. w. — Das heißt, wenn er's aushält! Wenn er aber bis dahin ſchon lange aus der Haut gefahren iſt?"

„Mein Freund", erwiderte ich nach kurzem Schweigen, „ſolche Repliken klingen in einem ernſthaften Geſpräch, um es offen zu ſagen — läppiſch!"

Er ſah mich mit großen Augen an. „Du biſt nicht höflich!" entgegnete er.

Ich zuckte die Achſel. Eine Pauſe trat ein.

„Sprich zu Ende!" fuhr er fort. „Ich will mich auch in der Geduld üben! — — Dein Schluß?"

„Dieſe Welt", verſetzte ich mit Ernſt, „iſt die beſte Welt zur Erziehung, zur Selbſtbildung und Selbſtvervollkommnung des Menſchen. Gegen jeden Fehler, der wider ihn begangen wird, gegen jeden Mangel des Lebens kann der Gute und Tapfere eine Tugend aufrufen und bethätigen, die ihm ſelber und der Welt zugute kommt. Schonung und Strenge, Vorſicht und Muth, Verträglichkeit und Schlagfertigkeit, Liebe, Güte, Frohſinn kann er abwechſelnd beweiſen, um endlich als ganzer Mann zu ſcheiden aus dem Kampfe des Daſeins!"

„Es ſei!" erwiderte Victor nach einem Moment. „Aber die andern, die ihm dazu gedient haben?"

„Sind, was ſie aus ſich zu machen wußten!"

„Das heißt: Lumpenhunde!"

Die Entgegnung frappirte mich. Ich ſchwieg, er fuhr fort: „Du hältſt dich für menſchenfreundlich —

ich bin es mehr als du! Ich bin menſchenfreundlicher wie die Guten und Frommen, die ſtets nur an ſich und ihresgleichen gedacht und die andern dem Teufel übergeben haben. Ich für meine Perſon will haben, daß auch die Lumpenhunde etwas taugen; ihre Niederträchtigkeit peinigt mich, und ich verwünſche die beſte Welt, wo ich ſie immer tiefer in den Schlamm ſinken ſehe! Ich möchte ſie retten und kann es nicht, und ich wüthe und tobe wenigſtens gegen ſie und zeige dadurch mein Herz für ſie! Ich geb' ihnen die Titel, die ihnen gebühren — ich ſchimpfe, wie gerechter Zorn und raſende Galle mich's heißen — ich ſuche ſie in Selbſterkenntniß hinein- und zur Beſſerung hinzuſchimpfen!“

„Auch eine Aufgabe!“ warf ich dazwiſchen.

„Wenn's mir nicht gelingt“, fuhr er fort, „ſo hab' ich wenigſtens die Abſicht gehabt, etwas für die Verlorenen zu thun — und ich gleiche nicht denen, die aus dem allgemeinen Schiffbruch mit ihrem Profit ans Land ſchwimmen. Ich rede, ich geißle und reiße die Wunden auf, an denen ſie kranken und hinſiechen in der beſten Welt! Ich bilde das Gegengewicht gegen die gutmüthigen Vertuſcher, die ſchwächlichen Bemäntler und die feigen Schönlügner — denen man überall begegnet und die mir widerlich ſind, wo ich ſie antreffe!“

Wenn die letzten Worte auch auf mich gemünzt waren, ſo lag darin eine Ungerechtigkeit — die zu den gröbſten gehört! Indeſſen, ich wollt' es nicht urgiren, und begnügte mich zu ſagen: „Schade, daß die Leute, die du beſſern willſt, dich nicht hören!“

Mit Selbſtgefühl entgegnete er: „Sie haben mich ſchon gehört – und können mich wieder hören! – Es ſteht bei mir!“

„Nun“, verſetzte ich nach einem Schweigen, „auch das, was du an mich gewendet haſt, iſt nicht verloren! Es ſteht —“

Bedenkend, was ich ſagen wollte, hielt ich inne, konnte aber nicht verhindern, daß mir das Blut ein wenig ins Geſicht ſtieg.

Er ſah mich eine Zeit lang durchdringend an. — „Du haſt's aufgeſchrieben!“ rief er dann mit Beſtimmtheit. — „Es iſt ſo — die ehrliche Seele kann nicht lügen! — Sieh da, ſieh da! Du ſammelſt von mir einen Schatz, um das Vernommene noch öfters zu vernehmen? — Nun“, ſetzte er mit boshaftem Behagen hinzu, „mir kann's recht ſein!“

Er ſchwieg, ſeine Züge wurden ernſt, und er ſagte: „Wahr iſt's, es wär' ſchade, wenn's verloren ginge! Tauſende von Manuſcripten ſind nicht ſo werth zu exiſtiren wie dieſes, wo wir beide zuſammen, Shakſpeare's Mahnung befolgend, der Zeit den Spiegel vorhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zeigen. — Fahren wir fort — und legen wir uns keinen Zwang an!“

Fünftes Geſpräch.

„Im Grunde theilen ſich die Menſchen in eigentliche Menſchen und in Thiere. Die letztern ſind in ungeheurer Majorität!"

Victor ſprach dieſe Worte im Speiſezimmer, wo wir an etwas kühlem Tage nach Tiſch behaglich beim Kaffee ſaßen — in Bezug auf eine „Dorfgeſchichte", die uns der Bediente als neueſtes Ereigniß in nächſter Nähe mit Humor erzählt hatte.

Als ich nichts erwiderte, betrachtete er mich und rief: „Was ſagſt du dazu?"

„Ich müßte zunächſt wiſſen", entgegnete ich, „wie du die Behauptung meinſt und begründeſt!"

Er zuckte die Achſeln. „Es gibt Wahrheiten", verſetzte er, „von denen unſereiner glaubt, man dürfte ſie nur ausſprechen, um in dem erfahrenen Hörer Zuſtimmung und eine Fülle beweiſender Beiſpiele zu erwecken!"

„Das wäre für den Aufſteller der Theſis zu leicht", entgegnete ich. „Auch ſollte man glauben, für eine wirkliche Wahrheit Beweisgründe zu geben, wäre gerade das Angenehmſte!"

Den Rauch ſeiner Cigarre in die Luft blaſend, ſah er in ſeiner Art vergnügt auf den Tiſch und begann: „Man erhebt den Menſchen über das Thier und nimmt zwiſchen ihm und dem Thier eine Kluft an — weil dieſes blos ſeinem Inſtinct folge! Was thun denn aber die meiſten Menſchen anders? Ich möchte fragen: was thun überhaupt die Menſchen anders?“

„Der Menſch“, entgegnete ich, „folgt aber menſchlichen Inſtincten!“

„Das verſteht ſich von ſelbſt“, rief er. — „Du wirſt doch nicht glauben, daß ich ſo dumm bin, den Menſchen dem Thier in jeder Hinſicht und eigentlich gleichzuſetzen?“

„Ich meinte nur —“

Er winkte mir ab — und ſchwieg. Dann, wie von einem Gedanken getroffen, rief er: „Im Grunde ſind ſie gleich! Ganz gleich! Denn es gibt ja auch verſchiedene Thiere! — — Sie gehören zuſammen — und zwiſchen Menſch und Thier iſt nur der Unterſchied wie zwiſchen Thier und Thier!“

„Demnach hätt’ ich dir vorhin keine Dummheit angedichtet, als ich meinte, du wollteſt den Menſchen dem Thier eigentlich gleichſetzen?“

Er ſah mich an. „Weiſer!“ entgegnete er verdrießlich und ſpöttiſch. — „Du ſpähſt nach Widerſprüchen!“

„Scheint mir unnöthig, wo ſie auf der Hand liegen!“

„Geh!“ rief er. „Du haſt keinen Humor — und capirſt mich nicht!“

Ich ſchwieg — zufrieden. Er, mit dem komiſchen Lächeln eines Beſchämten, der ausweichen will, ſchaute zunächſt in die Luft; dann fuhr er fort: „Und es ſind dennoch Thiere! Thiere ſind's! Sie entſtehen, und wiſſen nicht wie! Sie werden geboren, und begreifen es nicht! Sie wachſen auf, ohne auch nur darüber nachzudenken, auf welche Weiſe! Sie gehorchen ihren Trieben, lieben und haſſen, jauchzen und jammern, ſuchen ihren Vortheil und haben keine Ideen — accurat wie die Thiere! Sie pflanzen ſich fort, die Brut entwickelt ſich, wie die Alten ſungen zwitſchern die Jungen — und ſo geht's fort am Gängelbande der Altmutter Natur, welche die Menſchen wie die Thiere leitet!“

Auf einen ſolchen Halbmonolog wird niemand mit einer Einwendung entgegnen. Ich begnügte mich, ein Geſicht zu machen, als wär' ich unterhalten. — Er fuhr fort:

„Thiere ſind's! Die Leidenſchaften herrſchen und ziehen ſie hierhin, dorthin — wohin ſie wollen! Wie gierige Hunde laufen ſie umher, ihren Fraß zu erſchnappen. Wie erboſte Hunde bellen ſie ſich an, fallen in ſtupidem Zorn übereinander her, zauſen ſich das Fell und beißen einander die Zähne ins Fleiſch. Streut eine freigebige Hand Futter hin, ſo fahren ſie zu wie hungerige Hennen und Hähne — packen was ſie kriegen, hacken den Concurrenten mit dem Schnabel weg, aufgeregt von Habſucht, Eiferſucht und Neid! Oder ſie ſtolziren einher wie Pfauen, welche die Hinterſeite prunkend entfalten u. ſ. w., u. ſ. w., alles ohne zu wiſſen, was ſie thun, einzig ihr Bedürfniß befriedigend und blind nach Vergnügen trachtend — aufs Haar wie die Thiere!“

Hartnäckiges Schweigen von meiner Seite.

„Haſt du“, fragte er mich nach einer kurzen Pauſe, „wol ſchon recht bedacht, wie deutlich und beſtimmt in den Menſchen die Thiere wieder erſcheinen? Von außen und innen, nach ihrer Phyſiognomie und der Grundrichtung ihrer Seele! Weswegen man die Menſchen auch von Urzeiten her Fliegen, Hunde, Katzen, Schafe, Büffel u. ſ. w. genannt hat. Jetzt iſt das leicht; aber wer's zuerſt gethan und treffend gethan hat, war ein ſchöpferiſcher und ein freier Geiſt! Wer zuerſt eine wirkliche menſchliche Gans eine Gans nannte, war ein Genie! Denn was fehlt hier zur Charakteriſtik? Die alberne Schönheit, das zarte weiße Gefieder, die flaumige Bruſt, das leichtwiegende Gehirn und der Schnabel, der ein Geſchnatter vollführt, welches uns deſperat macht — alles das iſt im Bilde begriffen und tritt uns vor die Seele!“

Ich wollte dieſes Wiederzurückkommen auf den ſchon öfters gehörten feindſeligen Vergleich nicht durch eine Bemerkung ehren; — ich hütete mich ſogar zu lächeln!

Er, nach kurzen Worten, fuhr fort: „Auch die guten Eigenſchaften der Thiere treten im Menſchen wieder hervor, und die Inhaber ſind ſich deſſen mit ungemeinem Stolz bewußt. Willſt du einem Säbelhelden die wirkſamſte Schmeichelei ſagen? Nenne ihn einen Löwen — und der dankbarſte Blick wird dich lohnen. Auch der Adler macht einen trefflichen Effect; und ich habe einen und den andern Herrn gekannt, der vergnügt ſchmunzelte, wenn man ihn einen Bären hieß. Wer gilt nicht gern für einen Fuchs? Sogar der Wolf iſt noch wohlthuend. Die Sängerin hat kein höheres Ideal, als Nachtigall zu werden, und ich kenne lyriſche Poeten, die drei Nächte nacheinander vor Entzücken nicht ſchliefen, wenn ſie ein Recenſent mit dem Vogel auf Eine Linie ſtellte!“

„Et caetera, et caetera“, fiel ich ein. „Das alles iſt nicht gerade neu, beweiſt aber nur, daß die Menſchen die Künſte der Thiere auch können, nicht, daß ſie Thiere ſind! — Im ſchlimmſten Fall ſind's Thiere eigener Art — höhere Thiere, d. h. Menſchen.“

„Höhere Thiere?“ rief er. „So iſt's! Aber leider iſt für die meiſten damit nicht nur nichts gewonnen, ſondern ſehr viel verloren! Dieſelbe Fähigkeit, die dem Menſchen ein Anrecht gibt, in ſich ein höheres Thier zu ſehen, macht ihn in der Regel zum verdorbenen Thier!“

„Arme Menſchen!“ rief ich ſpottend.

„Das Thier“, fuhr er mit einem ſtechenden Blick auf mich fort, „iſt naiv, ſein Thun und Treiben hat jene Nothwendigkeit, wodurch alles ſchmackhaft wird.

Der Menſch aber kann fade werden, am unrechten Ort ironiſch, höhniſch — und bin ich nicht berechtigt, den faden Menſchen ein verdorbenes Thier zu nennen?“

Meine Antwort beſtand in einem leichten Achſelzucken. Der Grobian fuhr fort:

„Das bischen Bewußtſein, das den Menſchen gegeben iſt, hat meiſt nur üble Folgen. Die Fehler, die ſie damit begehen, erhalten etwas Fatales, Abſtoßendes, Gehäſſiges — und ich kann nicht finden, daß ſie weniger Fehler begehen, als die Thiere. Im Gegentheil: beim Thier iſt der Fehler Ausnahme, beim Menſchen Regel!“

„Warum ſind wir doch nur Menſchen geworden!“ rief ich mit dem Ton des Verdruſſes.

„Für viele“, erwiderte er ruhig, „iſt's ein großes Unglück! — Daher lyriſche Dichter ſo unrecht nicht haben, wenn ſie in ihren Reimen die Sehnſucht bekennen, ein Vögelein zu werden, das im Walde fliegt, auf Zweigen ſich wiegt und lieblich ſingt — welches letztere bei ihnen gar nicht immer der Fall iſt. Könnte die Verwandlung nur geſchehen, es wäre in der That ein Glück nicht nur für den Poeten, ſondern auch für die Menſchheit!“

Ein unwillkürliches Lächeln, das ich nicht unterdrückte, zog mir einen freundlichern Blick zu.

„Das Bewußtſein“, begann er nach einer Pauſe wieder, „das den Menſchen nicht vor Fehlern ſchützt, dient ſehr häufig auch noch dazu, dem begangenen Fehler etwas Odiöſes anzufügen — in der dummen Verlegenheit, die der Tropf hierüber an den Tag legt; — in dem böſen Gewiſſen, das dem ſchlechten Geſellen unheimlich aus dem Auge ſchaut — obwol es ihn nicht hindert, bei der nächſten paſſenden Gelegenheit einen neuen ſchofeln Streich zu vollführen! — Kurz: die Menſchen ſind frech und räuberiſch, oder feig und diebiſch — wie die Thiere! Sie ſind es zurechnungsfähig und zornerregend — ſchlimmer als die Thiere! — Die beſten haben mit der Thierheit noch einen Zuſammenhang, der mir gegen das Menſchenthum überhaupt die größten Bedenken einflößt!“

Er ſprach das letztere bedeutungsvoll, als ob er darüber Näheres zu ſagen wüßte; und ich, ihm entgegenkommend, bat mir dieſes aus.

Er, mit einem Geſicht, das eine methodiſche Darlegung verhieß, begann: „Wir können die Menſchen theilen in Ungebildete und Gebildete. — Jene ſind die Thiere, dieſe die Menſchen. — Wie?“

„Es ſei!“

„Betrachten wir die Gebildeten für ſich und ſehen wir etwas näher zu, ſo werden wir nicht umhin können, eine neue Scheidung vorzunehmen. Man kennt den «gebildeten Pöbel». Wir ſind befugt, ihn von den wirklich Gebildeten abzuſondern als eine Heerde von Thieren.“

„Zugegeben.“

„Die wirklich Gebildeten, die uns nun übrigbleiben, ſind aber noch keineswegs das, was wir Geiſter, ſelbſtbewußte Weſen im eigentlichen Verſtande nennen. Ihre Cultur iſt im Grunde nur eine Art Natur. Sie leben ein freieres Leben; aber wenn wir's ehrlich ſagen wollen, ſo leben ſie doch ebenfalls nur in den Tag hinein. Sie träumen heller und hübſcher, wie die andern; aber ſie träumen auch — und ihr Geiſt ſchläft!“

„Du ſiehſt gefährlich! Ich fürchte, ich fürchte —“

„Diejenigen Menſchen“, fuhr er mit einem verſprechenden Zunicken fort, „die ſich vorzugsweiſe praktiſch nennen, wenden den Geiſt, den ſie etwa beſitzen, nach außen, auf die kluge Vollführung ihrer Projecte, und kommen ſo gut wie nie dazu, in ſich ſelber, in ihr eigenes Ich einen Blick zu werfen. Sie bleiben ohne Selbſterkenntniß und ohne wahre Selbſterhöhung; und wenn wir ſie richtig beurtheilen wollen, müſſen wir ſagen, daß ihr Weſen im Grund auf der Seite des Thieres liegt!“

„Da bleiben am Ende“, verſetzte ich, „nur die Theoretiker übrig? — Die Männer der Wiſſenſchaft?“

Er ſeufzte. — „Zwiſchen ihnen“, entgegnete er dann, „müſſen zunächſt bedeutende Unterſchiede gemacht werden! — Es iſt bekannt, daß nicht jede Wiſſenſchaft ſich mit dem Geiſt ſelber beſchäftigt. Eine gute Zahl richtet ihre Forſchungen auf die Elemente — die Steine, die Pflanzen, die Thiere — nicht auf den Menſchen!

Auf den menſchlichen Leib — nicht auf die Seele! — Nach den großen Wahrheiten: daß Gleiches vom Gleichen erkannt wird und — daß Gleich und Gleich ſich gern geſellt, bin ich nun aber gezwungen, in dem Geiſte derjenigen, die ſich mit untermenſchlichen Gegenſtänden beſchäftigen, eine gewiſſe Analogie mit ebendieſen Gegenſtänden zu erblicken! Und auch die Erfahrung hat mich belehrt, daß Männer, die in Außendingen bewunderns-werthe Kenntniſſe haben, über ſich ſelbſt und ihr eigenes innerſtes Verhalten oft ohne die allergeringſte Orientirung ſind! — Ich kann daher nicht umhin —"

„Von der geringen Zahl, die bisher ausgehalten haben, noch einen Theil beiſeitezuſtellen? — Dann blieben, wie's ſcheint, nur die Philoſophen übrig! Und zwar die allereigentlichſten: diejenigen, die über das Denken, über das Ich, über das höchſte und letzte Princip ſelber denken!"

„Ich würde es bejahen", erwiderte er mit ernſt erhobenem Haupte, „wenn mir nicht eine unglaubliche Thatſache ſchreckenerregend entgegengetreten wäre!"

„Du erſchreckſt mich ſelber! Was wäre das für ein Factum?"

„Daß Männer", erwiderte er, „die über das Wollen und Denken gedacht und feine Unterſcheidungen zu Tage gefördert haben, über die Güte ihres eigenen Wollens und Denkens doch in der vollkommenſten Täuſchung ſich befanden! Daß ſie, wenn ſie anmaßend, verachtungsvoll und in Eitelkeit erſoffen waren, ſich für gut, groß und weiſe gehalten haben!“

Ich machte, unwillkürlich erheitert, eine bedauernde Bewegung. „Wer bliebe denn aber da noch übrig?“ rief ich dann.

„Uebrig“, entgegnete er, „blieben diejenigen, die ſich nach ihrem wahren innerſten Werth in einem untrüglichen Spiegel erblickten! Die ſich ſelbſt richteten mit derſelben Gerechtigkeit, wie ſie die andern richten! Die ſich immer wieder über ſich ſelber ſtellten und Herr blieben ihrer ſelbſt und ſich dem Ideal zubildeten mit ihrem tiefſten Selbſt! — — Aber wo ſind ſie?“

Dieſe überraſchende Frage wirkte auf mich geradezu komiſch. Ich lachte. „Darauf iſt ſchwer zu antworten“, ſagte ich dann. „Kennſt du“, ſetzte ich hinzu, „niemand, von welchem dies zu ſagen wäre?“

„Niemand“, erwiderte er mit ehrlichem Ernſt. „Die Allerbeſten kommen dieſer Forderung nicht nach. Heute ſind ſie's im Stande, morgen fallen ſie aus ihrer Höhe herab, mitten unter ihre niemals aufgeſtiegenen Brüder, und werden, vom Teufel gereizt und geſtachelt, Rieſen der Ungerechtigkeit, Koloſſe der Selbſtſucht! Aus ihrer Wuth erwacht, ſchämen ſie ſich, ſchmachten zu ihrem Ideal hinan, ſchwingen ſich ſogar wieder zu ihm empor, — um das tragikomiſche Spiel des Falles von neuem zu ſpielen! — Auch die Allerbeſten ſind noch von einer Macht getrieben und geleitet, die ſie nicht ſelber ſind und der ſie blind, knechtiſch gehorchen — auch die Allerbeſten ſind noch Thiere!“

Nach dieſem Nonplusultra, das er mit großer Energie geſprochen, ſah er eine Zeit lang ſchweigend für ſich hin. Dann ſagte er: „Wenn wir von dieſen beſten hinunterſehen bis zu den allerunterſten und gemeinſten Creaturen unſers Geſchlechts — wenn wir dieſe entgegengeſetzte Himmelsleiter auf allen Sproſſen beſetzt erblicken in abſteigendem Klimax — welch eine Viſion! Das iſt die Menſchheit! Die vielgeprieſene Menſchheit! — Hu!“

Er ſchüttelte ſich und brachte noch einige unartikulirte Laute nach. — Ich konnte mich nicht enthalten zu ſagen: „Am Ende hat doch die Lehre, wonach die Menſchen das Schickſal der Thiere theilen und im Sterben zu Nichts zerplatzen ſollen, etwas für ſich?“

„Dieſe Lehre“, entgegnete er mit ſtrenger Miene, „beweiſt nur ſo viel unleugbar, daß diejenigen, die ſie lehren und glauben, ihrerſeits Thiere ſind! — Wer im Menſchen nur das Thier erblickt, wer den Menſchen dem Thiere gleichſetzt, der zeigt damit, daß er ſogar unter den Thieren ſeinesgleichen ſucht: Denn er iſt ein gewolltes Thier — ein Renegat der Menſchheit und ein Fanatiker der Thierheit — ein Greuel unter den Menſchen!“

Ich ſtarrte ihn an. „Haſt du denn aber“, rief ich, „ſeit einer Stunde etwas anderes gethan?“

Er wandte ſich zu mir und erblaßte; dann ſprühten ſeine Augen Feuer und mit dem Ausdruck eines vor Zorn Sinnloſen rief er: „Eſel!“ — Kaum war aber das Wort heraus, als er fortfuhr: „würde ich ſagen, wenn es nicht eine Schande wäre, einen Gaſt zu beleidigen!“

„Eine gute Auskunft“, entgegnete ich mit Indignation. „Denn allerdings, das iſt eine Schande!“

„Wovon aber ein guter Theil auf Rechnung deſſen kommt, der einen ehrlichen Mann durch Ungerechtigkeit und unglaublichen Mangel an Verſtändniß zur Wuth reizt! — Will ich haben, daß die Menſchen wirklich Thiere ſeien, wie es die materialiſtiſchen Dreckſeelen wollen? Bin ich vergnügt darüber und ſtolzir' ich in bübiſchem Triumph, daß ich's bewieſen zu haben glaube? Nein, ich beklage es im Tiefſten meiner Seele! Es quält und giftet mich, daß meinesgleichen vernunftloſe Geſchöpfe ſein ſollen, und ich will haben, daß ſie's nicht ſeien! — Ich“, fuhr er nach kurzem Innehalten mit ſtolzer Erhebung fort, „ich bleibe bei der Wahrheit! — Jene, in deren Geiſt nur das Thier lebendig iſt, ſagen: «Wir ſind Thiere!» Die andern, die ſich in blöden Täuſchungen gefallen, rufen: «Wir ſind Geiſter — Engel, Götter, ewige Weſen!» Ich aber ſage: Wir ſind Thiere — und ſollen es nicht ſein! Schmach über uns, daß wir es ſind! Ringen wir hinauf! Bewältigen wir den Feind und machen wir ihn dienſtbar! Triumphiren wir über das Thier mit göttlich herrſchendem Geiſt!“

„Soll dies“, entgegnete ich nach einer Pauſe, „auch nur entfernt geſchehen können, dann dürfen die Menſchen nicht ſein, wie du ſie ſchilderſt! Sollen ſie den Muth haben zu ſtreben, und die Hoffnung zu ſiegen, ſo muß ihnen zugleich in hoher Fülle eine andere Kraft eigen ſein —“

„Die du ſchildern könnteſt!“

„Wenn ich wollte, ja! Kräftiger und leuchtender, als du es vermöchteſt! Denn dein Geiſt hängt an dem Uebel der Erde wie an einer Angel: er kann ſich nicht mehr davon losmachen! Das Amt des Richters nicht nur, ſondern zugleich des Nachrichters zu verwalten, das iſt deine Paſſion! — — Das Bild“, fuhr ich nach kurzem Schweigen fort, „das du von den Menſchen wieder und wieder entwirfſt, kommt doch nur jenen zugute, deren Ideal es iſt, den Menſchen zum Thier zu machen! Ihnen gibt es Züge, Beweiſe an die Hand, die ſie freudig acceptiren werden! Und wenn man nach deinem Vorgang von dem Gegenſtand einen Schluß ziehen darf auf den Geiſt, von dem Geſuchten und Geſehenen auf den Sehenden, ſo muß unſereiner ſagen, daß derjenige, der nur immer das Böſe im Menſchen ſieht, ſelber nicht zu den Guten gehört; — wenigſtens nicht zu den rein und wahrhaft Guten!“

Victor ſah mich an, halb ernſt, halb ſarkaſtiſch lächelnd, und ſagte: „Du biſt böſe!“

„Es wäre kein Wunder! — Ich überlege mir —!“

Er ergriff meine Hand und rief: „Edmund! Willſt du eine Thorheit begehen? — Wir beide können einander nicht beleidigen; — dazu fehlt uns die Hauptſache — die Abſicht! — Streichen wir's den Tiſch hinunter!“

„Und bringen wir's bei nächſter Gelegenheit wieder aufs Tapet!“

„Nie!“ rief er mit einer Art Feierlichkeit, — „ſo Gott will! — — Lieber Freund“, fuhr er fort, „ich habe mit Narren und Dummköpfen mich herumgeſchlagen mehr als es mir jetzt Freude macht; — glaubſt du, ich könnte mich mit einem Manne balgen, der die Güte, die Grazie, die Liebenswürdigkeit in Perſon iſt? Eher depreciren! — was ich doch nie gethan habe, ſo lang' ich lebe! — — Er lächelt wieder!“ rief er mich anſehend. „Siehſt du? Das ſteht dir! — Deine Hand! Nichts ſoll unſern Bund zerreißen — nichts, was auch noch zwiſchen uns vorkommen möge —“

„Erlaub' mir“, fiel ich ein, — „du gibſt mir da Ausſichten —!“

„Nun ja“, entgegnete er; „du ſiehſt aber, ich will's zuvor nicht! — Geh! Man muß tolerant ſein! — Ein Wort in der Hitze iſt eine Blaſe, die im Waſſer aufſteigt, um zu platzen!“ — —

Sechſtes Geſpräch.

„Glaub' mir, lieber Freund", ſagte Victor, als wir das nächſte mal beim Nachtiſch ſaßen und uns eine neue Weinprobe ſchmecken ließen, — „glaub' mir, du kommſt nicht gegen mich auf! Ich kann zugeben, daß gar viel Schönes und Gutes in der Welt iſt; aber es iſt nicht nur viel mehr Häßliches und Böſes in ihr, ſondern dieſes hat auch an ſich eine größere Macht! — Es iſt gerade ſo, als wenn wir in ein Glas Wein Tinte gießen! Die Tinte verderbt den Wein, der Wein verbeſſert aber nicht die Tinte, ſodaß die Miſchung nun etwa doch noch genießbar wäre. Trinken wir ſie, dann haben wir Tinte geſoffen."

„Ich kann den Vergleich nicht ganz zugeben", ſagte ich nach einem Blick, der den Einfall belohnen ſollte. „Gegenüber dem Schönen und Häßlichen können wir Menſchen abſtrahiren und uns das Schöne für ſich munden laſſen. Und ich ſollte meinen, beim Wein — noch dazu bei einer Sorte, die mir wenigſtens vortrefflich ſchmeckt! — dürfte das Häßliche als gar nicht exiſtirend gedacht werden!"

„Wenn's was hülfe!" entgegnete er. „Iſt es momentan auch gelungen, dann kommt das Widrige von neuem und ſtößt ſich uns ſelbſt unter die Naſe! — Damit du aber doch was Kluges geſagt haſt, will ich meinen Vergleich ändern! Wir abſtrahiren und trinken den Wein ohne Tinte; dann kommt die Welt und ſchüttet uns den übeln Trank mit Gewalt ein, und der Geſchmack deſſelben hat wieder das letzte Wort!"

„Dauert doch oft lange", verſetzte ich. Dann füllte ich den Römer, betrachtete vergnüglich das grünflüſſige Gold in ihm und leerte ihn auf Einen Zug.

„Du biſt ein Kauz", entgegnete er mit ſpöttiſchem Lächeln. „Um etwas gegen mich vorzubringen, riskirſt du einen Rauſch!"

„Ich benutze den Moment", erwiderte ich, das Glas wieder füllend.

Er ſah vor ſich hin und ſchien in Nachdenken zu verſinken. Dann, mit einem Ernſt, der etwas Gewolltes hatte, ſagte er: „Ich hab' mir ſchon manchmal darüber Gedanken gemacht, wie es doch möglich iſt, daß man über die Greuel, die das jetzige Daſein verunſtalten, hinwegſehen kann — nicht nur auf einige Zeit, bei einer guten Mahlzeit etwa, wo ich's begreife, — ſondern überhaupt, indem man ſich alles Ernſtes einredet, dieſe Greuel, die man im allgemeinen freilich kennt, wären

Diſſonanzen, die ins Ganze des Lebens harmoniſch einklängen! Das nenn' ich eine Gutmüthigkeit! Und ſie iſt ganz gewöhnlich bei Menſchen, die ſich in ihrem geſunden Leibe wohlfühlen und nicht die Fähigkeit haben, ſich in das ſchreckliche Los, das andere getroffen hat, wirklich hineinzudenken. Sie trinken jene beſprochene Miſchung in der Phantaſie, und loben das Getränk, als ob ihm der Zuſatz des Widrigſten für ihren Geſchmack eine beſondere Würze verliehen hätte!"

„Ich gehöre nicht zu ihnen!" verſetzte ich.

„Das verſteht ſich von ſelbſt", erwiderte er. — „Du würdeſt nicht hier ſein, wenn du ein Seichtling dieſes Schlages wärſt!"

Die Vorſtellung eines ſolchen ſchien ihn aufzuregen; er ſagte: „Man ſoll ſeinem Nebenmenſchen nichts Böſes wünſchen; aber wenn ich ſo einen Kerl reden höre und deutlich ſehe, daß er das Fürchterlichſte nur darum für nicht ſo arg hält, weil es ihm, der ſich's blos denkt, ein dramatiſches Intereſſe einflößt — da iſt mir ſchon etlichemal der Gedanke gekommen: wenn dir, flache Seele, nun begegnete, was Ehrenmännern ſchon begegnet iſt, daß nämlich rachewüthige Unmenſchen, in deren Hand du mit deiner Familie gefallen wärſt, dein Weib oder deine Tochter vor deinen Augen erſt ſchändeten, dann mordeten — was würdeſt du ſagen? Streng genommen ſollteſt du's erleben, frevelnder Wicht, damit du doch einſehen lernteſt, wie ſich gewiſſe Misklänge, die das Ganze ſo pikant machen ſollen, für ſich allein ausnehmen!“

Ich ſchwieg, indem eine Gedanke in mir aufſtieg, der zum Vorſatz reifte. — Er fuhr fort:

„Es iſt Feigheit und jämmerliche Schwäche, von der ungeheuern Wirklichkeit des Böſen in der Welt und von den Martern, worin ſich unſersgleichen gewunden hat und windet, hinwegzuſehen und zu thun, als ob das eben ſo wäre und ſo ſein müßte! In dieſer kindiſchen Selbſttäuſchung kann ich nur eine Wirkung des Böſen ſelber erblicken — will ſagen des böſen Feindes! Dieſem muß natürlich daran liegen, daß ſeine Thaten wohlwollend angeſehen und freundlich beurtheilt werden, damit er ſie, von den gefangenen Gimpeln unterſtützt, um ſo gedeihlicher fortſetzen könne! Man kann fragen: warum iſt denn des Böſen nicht weniger geworden in der Welt, da doch von jeher alle möglichen Mittel dagegen verordnet und angewendet worden ſind? Der Gründe ſind mehrere — einer davon aber iſt, daß die Alltäglichkeit des Böſen uns ſtumpf macht gegen die gebührende Wirkung ſeiner Scheußlichkeit! Es iſt eine ſo alte Geſchichte — wer wird ſich noch darüber wundern? Die Welt iſt nun einmal ſo und iſt von jeher ſo geweſen! Dieſes ewige Predigen dagegen — es iſt langweilig! Dieſe Sätze der Moral, wie oft hat man ſie ſchon aufgeſtellt wortwörtlich — es iſt nicht mehr zum Anhören! — Ganz vortrefflich! — Von Menſchen, die ſo denken, hat der Teufel für ſeine Werke nichts zu fürchten — und darum iſt der Schluß nicht gewagt, daß derartige Gedanken von Ihm ſelber inſpirirt werden!“

Er ſah mich fragend an. „Ich beſtreit' es nicht!“ entgegnete ich.

Er nickte, als ob er ſagen wollte: du thuſt wohl daran! — und fuhr fort: „Princip des Böſen! Wunderbares Genie! Ich beſtaune dich tagtäglich! Ich beſtaune den unglaublichen Scharfſinn, womit du die Sterblichen fängſt und die Geſchickteſten zu kaum begreiflichen Dummköpfen machſt! Du biſt's, der dem Menſchen den Gedanken eingibt, die Tugend ſchön und das Laſter häßlich zu finden — an andern! Sodaß nun immer einer den andern zur Tugend anfeuert und vom Laſter abmahnt — natürlich ohne allen Erfolg! Denn von dir geblendet ſieht jeder in ſeinem Laſter und in ſeiner Bosheit nicht nur etwas ganz Unverfängliches, ſondern etwas Schönes und Ehrenvolles! Soll ich mir den Genuß verſagen? Ich wär' ein Thor! Soll ich die Mittel verſchmähen, die mich über die andern zum Herrn ſetzen? Nein, glücklich und groß will ich ſein, und niemand ſoll mir nachſagen, daß ich die Gelegenheit dazu aus Schwäche verſäumt habe! — Und ſo bleibt's beim alten! Die Tugend, die immer einer dem andern zuſchiebt, kriegt keine Stelle, das Laſter florirt, und die Komödie ſpielt im neuen Jahrhundert nur in neuem Coſtüm weiter! Wie lang iſt's her, daß man dem Menſchen geſagt hat: Du ſiehſt den Splitter in deines Bruders Aug' und den Balken in deinem wirſt du nicht gewahr? — Und dieſes ſchöne Verfahren wiederholt ſich täglich in ungebrochenſter Kraft! Warum? Der Lateiner hat das Wort des Räthſels geſprochen, das freilich auch wieder zu erklären iſt: «Unicuique stercus suum bene olet!» Ein Wunder! Das Wunder aller Wunder: die vollkommene Verwandlung einer Eigenſchaft in ihr Gegentheil! Wer bewirkt es? Die verkehrte, lügenſelig gemachte Selbſtliebe! Und wer hat dieſe zu ſolcher hölliſchen Schärfe geſteigert? Der Vater der Selbſtſucht, der Vater der Lüge — deſſen Reich mithin geſichert iſt!"

Ich ſaß ſtille da. Die Ideen mehrten und rundeten ſich in mir; ich hörte und dachte.

„Dein Reich komme!" fuhr der Ankläger fort, — „ſo beten die Menſchen. Das Reich des andern gründen und erhalten ſie unmittelbar ſelber unter ſeiner nie bemerkten Oberleitung, und es gedeiht, und breitet ſich aus! Schreckliche Einrichtung dieſer Welt! Das Thieriſche iſt ſüß, man kann ihm nicht widerſtehen! Aber es gibt etwas, das noch ſüßer iſt — nämlich das Teufliſche, die Befriedigung des infernalen Ehrgeizes! Und ſo gehen die Menſchen, die nach ſüßen Ergötzungen trachten, zwiſchen dieſen beiden Wollüſten hin und her, und berauſchen ihren Sinn und berauſchen ihre Seele, und reiſen der Hölle zu, während ſie Götter zu werden vermeinen! Arme Vögel! Klägliche Opfer des großen Vogelſtellers! Das wirre Spiel des Köderns, des Fangens und Abzappelns im Netz, das iſt die Welt und das Leben!“

Ich hatte mit Ernſt zugehört. Victor, der im Fluſſe war und keinen Widerſpruch mehr zu erwarten ſchien, fuhr nach kurzem Innehalten fort:

„Wir haben geſehen, daß die Menſchen Thiere ſind wegen der blinden Selbſtſucht, aus der ſie handeln. Aber ſie können Carrière machen: ſie können aus blinden Werkzeugen des Böſen ſehende — ſie können Teufel werden! Ein offenbarer Fortſchritt! Das Thier iſt dumm und gemein, der Teufel geſcheit und nobel. Der Teufel durchſchaut das Thier und beherrſcht es; daher die Ehrgeizigen unter den Menſchen mit Fug danach trachten, Teufel zu werden. Aber nicht jedem gelingt dies im wahren Verſtande. Zwiſchen Thier und Teufel gibt es Mittelſtufen. Es kann einer ein ganz braves Werkzeug des Böſen ſein — ein intelligentes Werkzeug, das mit Kenntniß und Liebe ſeinen Dienſt verſieht; allein er iſt doch noch immer nur Werkzeug und wird, wie man zu ſagen pflegt, vom Teufel nur geritten. Selten bringt's einer dahin, daß wir mit Recht von ihm ſagen können: er iſt ein Teufel! So einer muß das Böſe mit Innigkeit lieben, mit Eiferſucht und Luſt verwirklichen und den Muth haben, um ſeinetwillen jedes Opfer zu bringen. Dann bewährt er ſich ſeinerſeits, er wird mündig und der Teufel ſchließt ihn ans Herz als ſeinen lieben Sohn, an dem er Wohlgefallen hat!“

Ich gab der Unterſcheidung meinen Beifall, und er ging in ſeinem Vortrag weiter:

„Wer ſich bewußt iſt, ein Thier zu ſein, darf ſich gleichwol nicht allzu ſicher fühlen! Wie gering er das Geiſtige in ſich anſchlagen mag, er kann doch auch Teufel werden, mindeſtens auf eine Zeit. Wenn das Thier, bei allem Behagen in ſeinem thieriſchen Sein, auf den guten und mächtigen Geiſt ſtößt und eine Ahnung der Superiorität deſſelben erlangt, dann fährt der Teufel des Neides und Haſſes in ſeine Seele und vergiftet ſie und macht ſie momentan diaboliſch. Wir können bemerken, daß rohe müßige Burſchen im trauten Kreiſe mit harmloſen Gemeinheiten ſich unterhalten, ſodaß wir ſie höchſtens Schweine nennen können. Auf einmal tritt ein überlegener Kopf unter ſie und iſt ſo unvorſichtig, ſich als ſolchen zu verrathen und den Thieren ein höheres Ideal vorzuhalten, welches ſie beſchämt. Wie ſind ſie plötzlich verwandelt! Unheimlich funkeln die Augen, dummhitzig ſteigt ihnen das Blut ins Geſicht, und höhniſch verziehen ſich die Mäuler; ſie ſpritzen das Gift des Spottes gegen den Ueberraſchten, helfen ſich und ſteigern ſich durch wechſelſeitig gejohlten Beifall, und ein Triumph glitzert aus ihren Mienen, den man nur wahrhaft bösartig nennen kann. Wir müſſen ſehen, daß, ähnlich wie im Evangelium, in die Säue Teufel gefahren ſind! Aber dieſe da ſtürzen ſich leider nicht in einen See und erſaufen; ſondern ſie beſaufen ſich höchſtens und freuen ſich königlich ihres Sieges über den Mann von Geiſt, der die Arena der Wackern natürlich ſobald als möglich verlaſſen hat.“

„Gut und draſtiſch gemalt!“ rief ich.

„Freut mich“, erwiderte er. „Deinen Beifall weiß ich zu ſchätzen! — Alſo jedes menſchliche Thier kann Teufel werden — in einer untergeordneten Weiſe! — Davon hat es aber ſelbſt keine Ahnung! Vielmehr was glaubt es, wenn es in dieſer Art ſich geſteigert hat, geworden zu ſein? Ein Mann! — Armes Geſchöpf! Ein Mann! — Allerdings biſt du etwas geworden männlichen Geſchlechts; aber kein Mann, bemerk' es wohl, ſondern was? Ein Bube! — Das iſt auch mehr als ein Thier! Du biſt fortgeſchritten, mein Junge; aber du mußt dir nur nicht zu viel einbilden und für den ſittlichen Charakter deines Weſens auch das richtige Wort zu finden wiſſen!“

Eine Andeutung von Beifall zog mir einen flüchtig freundlichen Blick zu. Dann fuhr er in ſeiner Anrede an das erwählte Opfer con amore fort:

„Ich wollte, du könnteſt dich im Spiegel ſehen, mein Edler; — du würdeſt mir gewiß recht geben! Die verächtlich ſpöttiſche Miene; die Frechheit, die ſich das Anſehen des Muthes gibt; der ſchamloſe Triumphblick — und zu alledem jener verdächtige Schimmer des böſen

Gewiſſens! Alles iſt da, und der letzte Zug vollendet dich, wie er den Gaſſenjungen vollendet, dem, wenn er auf einen mit Unverſchämtheit ausgeführten Streich ſelbſtbewußt hinblickt, doch auch ſchon die Ruthe verſchwebt, die ſeinen Hintern zerarbeiten wird!“

Ich lächelte — wie einer, dem etwas ſtark vorkommt.

Er, es nicht bemerkend, ſchwieg. Nachdenkend ſah er für ſich hin, um dann mit großem Ernſt fortzufahren:

„Der Neid des Thieres gegen den Geiſt, der Haß, den der Geiſt in der Thierſeele entzündet durch ſeine bloße Exiſtenz, die ſich als die höhere beweiſt, vergiftet nicht nur die kleinen Kreiſe, ſondern kommt in den größten Verhältniſſen zu Tage! Wer erweckt bösartige Wuth in ganzen Geſchlechtern — einen Haß, der ſich nur in Vertilgung genügt? Der Genius, der neues Licht in die Welt bringt — der Wohlthäter der Menſchheit, wie er von den Spätern genannt wird. Für die Gemeinheit der Zeitgenoſſen iſt er aber nichts weniger als ein Wohlthäter! Sie, denen er zumuthet, ſich auf eine höhere Stufe des Geiſtes zu erheben, ſie kränkt er in der tiefſten Seele! Der Gedanke, daß ſie von ihm etwas lernen ſollen, macht ſie raſend. Die Furcht, ſeine Ideen möchten ihre angemaßte Herrſchaft beeinträchtigen, bringt die Obenſtehenden von Sinnen, und: «Kreuzige, kreuzige ihn!» tobt die fanatiſirte Maſſe! — So wird er denn gekreuzigt! Und andere werden geſteinigt, oder wilden Thieren vorgeworfen, oder verbrannt. Eine Ausnahme bildet der milde Beſchluß, durch welchen die Bürger einer altgriechiſchen Stadt einen Philoſophen blos verbannt haben, indem ſie erklärten: «Wer weiſer ſein will als wir, der gehe hinweg aus unſerer Stadt und ſei es anderswo!»“

Ich lächelte. — „Jene grauſamen Mittel“, entgegnete ich dann, „werden aber jetzt nicht mehr angewendet. Jetzt —“

„Werden derartige Thoren blos füſilirt, guillotinirt — oder man läßt ſie verhungern!“

Mit gelaſſenem Spott ſah er mich an und ſagte: „Fortſchritt! Fortſchritt! — Natürlich, das ſteckt dir im Kopfe! — Fortſchritt? Gott gebe, daß der, den wir jetzt machen wollen, nicht ſchon in wenigen Jahrzehnten zum Weltuntergang führt!“

„Oh!“ rief ich.

„Oh?“ wiederholte er. „Iſt nichts zu ohen! — Jahrtauſende iſt die Menſchheit fortgeſchritten! Jahrtauſende hat ſie gedacht über Gott und Welt und geforſcht und alle Winkel des Seins unterſucht, um endlich, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts post Christum natum, in den Matadoren der Epoche welche Ueberzeugung zu gewinnen? Daß der Menſch Thier iſt im eigentlichen Sinne des Worts und die Ausſicht hat, im Sterben zu werden, was das Thier wird! Daß der Geiſt nichts iſt für ſich, ſondern eine bloße Aeußerung des willen- und ſelbſtloſen Stoffes! Daß das Leben des Univerſums beſtehe in einem endloſen, alſo zweck- und ſinnloſen Entſtehen und Vergehen ſeiner Theilgebilde! — Das iſt das Ergebniß vieltauſendjähriger Anſtrengungen des Kopfes! Das wird gelehrt in Wort und Schrift mit großem Eifer! Das wird verſchlungen von der heutigen Generation — von der Generation, die uns den Fortſchritt machen ſoll! Den Fortſchritt wohin? In die tiefſte Gemeinheit vielleicht, welche jemals das menſchliche Geſchlecht beſudelt hat! — — Die Möglichkeit ſteht vor meiner Seele und mein Herz erſchauert! Soll ich die Macht des böſen Geiſtes bezweifeln, die ſich mir in der Geſchichte der Menſchheit ſo koloſſal bewieſen hat? Soll ich ſeine unglaubliche Fähigkeit bezweifeln, alles wieder in Frage zu ſtellen und umzudrehen, nachdem ſie in der neueſten Weisheit unſerer philoſophirenden Naturforſcherlinge noch die höchſten und größten Wunder gethan? Das Princip des Böſen iſt in Wahrheit der Gott der Welt! Es hat ſich als ſolchen gezeigt bis zu dieſem Augenblick — und ich ſoll glauben, daß ſeine Macht gebrochen ſei? Ich ſoll's in einer Zeit glauben, welche die ſittliche Baſis nicht etwa blos in blinder Leidenſchaft verliert, ſondern wiſſenſchaftlich wegdemonſtrirt und Geſchlechter erziehen will, denen, wenn ſie logiſch denken, die Sittlichkeit als Narrheit erſcheinen muß? Iſt doch die öffentliche Moral ſchon jetzt an einer Indifferenz angelangt, daß ſie jedes ſiegende

Unrecht als Recht acceptirt, ſodaß das Unrecht natürlich ſich nicht nur nicht ſchämt, ſondern ſtolz und achtunggebietend auftritt! Es iſt möglich, daß dieſer Standpunkt der Vergötterung des Drecks, wenn er durch den Eifer der Anhänger Gemeingut der Nationen, Gemeingut aller Schichten der Geſellſchaft wird, die Menſchen zuletzt wirklich zu Thieren im eigentlichen Sinne macht — zu Thieren und zu Teufeln! Dann allerdings hoff' ich zuverſichtlich auf eine neue Flut, welche über alle Welttheile hingeht; — oder auf ein Erdbeben, das den Namen in Wahrheit verdient: auf ein Beben der ganzen Erde, ein allgemeines Einbrechen des Bodens und ein Hinunterſchlingen all der ſchlechten Subjecte, die ſich für nichts erklärt haben, um weniger als nichts, nämlich ekelhaftes Ungeziefer zu werden!" — —

Während dieſer Rede hatten ſich, von uns unbemerkt, am weſtlichen Himmel Gewitterwolken erhoben und waren ſo ſchnell aufgeſtiegen, daß wir plötzlich in halber Finſterniß daſaßen. Erregt, wie wir waren, ſahen wir uns überraſcht an. Solch drohendes Dunkel verfehlt auf dem Lande nie ſeine Wirkung; — und jetzt war's noch dazu, als ob die Natur dem Wunſche des zürnenden Moraliſten ſympathetiſch entgegenkommen wollte! — — Victor, die Würde des Philoſophen behauptend, ſtand auf, trat mit gemeſſenem Schritt ans Fenſter, ſah ruhig hinaus und nickte dann, als ob er ſagen wollte: diesmal ſcheint's ernſthaft zu werden!

Neugier ergriff uns und trieb uns in den Garten. Die Kronen der Bäume neigten ſich brauſend im Wind; tiefgrün ſchimmerte das Gras. — „Das bräunliche Grau dort gefällt mir nicht“, ſagte Victor, auf nachgekommene Wolken deutend. Er gab dem Diener Befehl, auf der Wetterſeite die Läden zu ſchließen.

Die erſten großen Tropfen fielen — wir traten ins Haus zurück. Blitz und Donner und rauſchender Regen! Victor ſah durchs Fenſter. „Da!“ rief er. „Die kleinen Körner beginnen, die großen werden folgen!“

Stilles Warten. — Die Prophezeiung erfüllte ſich nicht. Die Hagelkörner hörten auf, und nur der Regen ſtrömte um ſo gewaltiger herunter. — Bald erhob ſich ein Windſturm, jagte das Gewitter förmlich über unſere Häupter hinweg, und im Südweſten glänzte die Sonne, während im Oſten die ſchwarze Wand ſich dichtete.

Wir gingen in den Garten. Kein Schaden! Erfriſcht und erquickt nur dampfte die Vegetation. Das Grün des Laubes und Graſes ergoß kräftigen Saftgeruch; — eine wahre Poeſie markvoller Natur umfloß uns. — Nun kam doch in Victor der Oekonom zum Vorſchein. Er lächelte und ſagte: „Diesmal iſt's gut gegangen!“

Mit feuchten Stiefeln kehrten wir in die Stube zurück, die mir in dem goldenen Schein, der ſie durchſchimmerte, förmlich neu vorkam. Wir ſetzten uns, und nach einer Weile ſagte Victor: „Alſo der Wein hat deinen Beifall? Ich hab' ihn getrunken ohne zu wiſſen was! — Ich möcht' ihn nun auch würdigen — und die Unterhaltung fortſetzen!“

Er ließ eine neue Flaſche kommen. Wir tranken. Er, nachdem er das Glas hingeſetzt hatte, ſagte: „Wo ſind wir ſtehen geblieben?“

„Im Grunde“, verſetzte ich, „ſind wir am Ende angekommen: bei der Vertilgung des Menſchengeſchlechts!“

Er hatte den Humor, meinen Humor mit einem heitern Blick zu würdigen. „Es iſt wahr“, entgegnete er. „Dabei könnte man ſich eigentlich beruhigen!“

„Indeſſen“, bemerkte ich, „die Menſchen leben noch — ſo wie deine Saaten noch ſtehen! — Es wird am Ende auch ſein Gutes haben!“

Er lächelte.

„Zum Dank für den guten Wein, den ich heute ſo reichlich genoſſen habe, möchte ich dich nun doch auf etwas aufmerkſam machen!“

„Du weißt“, entgegnete er, „daß ich von dir alles dankbar hinnehme!“

Ich begann: „Du haſt einen ſehr ſcharfen Blick für die Wirkungen des böſen Princips in der Welt und für die ſchlauen Mittel, die es anwendet, um die Menſchenſeelen irrezuführen. Wundern muß ich mich aber, daß du eins dieſer Mittel noch nicht gemerkt zu haben ſcheinſt!“

„Womit du mich nun bekannt machen willſt? — Ich höre!“

„Jenem Geiſt“, fuhr ich fort, „muß allerdings immer dran liegen, daß das wirkliche Böſe in der Welt für natürlich oder gar für gut angeſehen werde. Ebenſo iſt es aber auch in ſeinem Intereſſe, daß das wirkliche Gute nicht bemerkt, nicht erkannt oder gar für ſchlecht erklärt werde! — Bezweckt er auch dieſes — wie ich annehmen muß, — dann hat er an dir ein Organ gefunden, woran er ſeine Freude haben kann.“

Der Angegriffene erhob den Kopf. „Herr“, entgegnete er, — „du wirſt verwegen!“

„Ich bin es immer, wenn ich recht habe“, erwiderte ich. — „Das Gute iſt für dich nur der Boden des Böſen, die Bedingung, daß das Böſe ſei, und du geberdeſt dich, als wäre es beim Leben der Menſchheit hauptſächlich auf dieſes abgeſehen! Du ſelber wirſt nur von den Uebelſtänden des Daſeins getroffen; das Erfreuliche, Erhebende läßt dich ruhig, nur das Dumme, Gemeine und Schlechte bringt dich auf und macht dich productiv!“

„Und die ſchlimme Folge? Der Vortheil, den der Teufel davon hat?“

„Wenn die Welt ſo ſchlecht iſt und dem Teufel gehört, ei nun, ſo gehöre ſie ihm, und er thue mit ihr, was ihm gefällt!“

„Das iſt nicht mein Schluß!“

„Aber andere ſchließen das aus deinen Sätzen — und müſſen es! — Wenn man den Führer eines Heeres bekämpfen ſoll, muß man ſelber ein Heer haben! Für ſich allein kann man ſchmähen, aber nicht ſchlagen!“

„Das will ſagen?“

„Die Triebe des Guten, die Ideen des Guten, die Werke Gottes in den Menſchen ſind die Verbündeten, mit denen wir allein ſiegreich gegen Ihn, den großen Feind, zu kämpfen vermögen!“

Victor machte eine Bewegung, wie einer, der etwas zu ſehen ſich nicht entſchließen kann.

„Wunderlicher Heiliger!“ rief ich. „Streckt dein Arm ſich wirklich nur zum Schlag aus? Haſt du einzig und allein Augen für den Feind? — Geh, du biſt nicht um ein Haar beſſer als jene Gutmüthigen, welche die höchſten Greuel des jetzigen Daſeins in einer geträumten Harmonie untergehen laſſen!“

Erſtaunt, mit aufgezogenen Augenbrauen, ſah er mich an.

„Thatſachen ſollen dich ſchlagen!“ rief ich. „Die Wunder der Natur und des Geiſtes treten vor meine Seele! Ich kann und will ſie jetzt nicht entfalten; — aber ein flüchtiger Lichtſtrahl genügt, ſie zu erweiſen und deine Phantome zu verſcheuchen!“

„Leuchte, leuchte!“ rief er.

Meine Gedanken beſchwingten und hoben mich. Ich begann:

„Ein Wunder iſt der Menſch! Ein Wunder iſt der Mann, ein Wunder das Weib! Sinnenfriſch, markvoll, eine Welt von Trieben in ſich hegend, begegnen ſie ſich. Sie erglühen füreinander, und die Natur ſegnet die Umarmungen, die ihre Werke vollenden. Dem Entzücken der Liebenden folgt das Entzücken der Aeltern, das Machtgefühl der Herrſcher, die von ihren Sprößlingen umgeben ſind, und mit ihrer Würde erſtarkt ihr Geiſt, ihr Charakter!

„In den erſten Zeiten greift das gewaltige Familienhaupt mit natürlichem Wollen um ſich, wird Führer und Herr eines größern Ganzen und waltet in ihm des Rechts und der Sitte. — Die göttlichen Mächte rühren ſich in den Seelen der Menſchen. Die Bande der Religion zwiſchen den Sterblichen und den Ewigen flechten ſich enger, Lehre und Cultus entfalten ſich reicher und größer.

„Blicken wir hin auf die begabteſten Völker! Welche Fähigkeiten zeigt in ihnen der Menſchengeiſt! Welche Welt thut ſich vor ihm auf in ihm ſelber! Was kann er alles in allen! — Wahrlich, man kann fragen: was kann er nicht?

„Er macht den Stoff ſich dienſtbar; er kämpft mit der Natur, er kämpft ſiegreich und vollendet ſich im Streit. Er macht ſich zum Herrn deſſen, was unter ihm iſt, zum Herrn deſſen, was in ihm iſt — und er bereichert die Schöpfung, indem er eine neue Welt in die Welt ſetzt! — Gigantiſche Werke ſteigen empor vor dem ſtaunenden Aug'! Bewundernd ſieht der Menſch hinan zu ſeinem eigenen Gebilde und wächſt an ſeiner eigenen Schöpfung! — Das Ungeheure mildert und vollendet ſich zum Schönen, zum göttlich Schönen — und das Vollkommene, leibhaft ſteht es da in dieſer mängelvollen Welt!

„Tempel! Behauſung des Gottes, von verehrenden Menſchen erdacht und ausgeführt! Verklärung des Stoffes und Neuſchöpfung nach dem reinſten Ideal des Geiſtes! — Herrliche Säulenreihen, erhaben und heiter, weihevoll und ſchön! Wir ſehen hin — das Herz wallt und ſelige Frömmigkeit erfüllt uns!

„Der Tempel iſt für den Gott! Und wie Gott den Menſchen geſchaffen hat nach Seinem Bilde, ſo ſchafft der Menſch den Gott nach ſeinem. Und es entſtehen die Geſtalten der Ewigen; ſie ſelber ſchauen dich an; ihr Geiſt, ihre Macht und ihre Huld ſtrahlen aus den übermenſchlich menſchlichen Zügen und Formen! Es entſteht das Bild des Vaters der Götter, des größten Meiſters vollkommenſtes Werk. Glückſelige, die es lebend ſchauen konnten; denn ſie konnten ſterben! — Es umgeben den oberſten Herrſcher die Genoſſen ſeiner Herrlichkeit — erhabene, holde, heitere Verkörperungen göttlicher Güte und Schöne. Und zu den Bildern der Götter geſellen ſich Bilder der Menſchen und Bilder der Natur, vergöttlicht ſelber und mit ihnen in Harmonie vollendend Himmel und Erde! — —

„Vom Größten zum Größten, über Jahrhunderte hinweg, ſchwingt ſich mein Geiſt. Kann das Unübertreffliche noch übertroffen werden? Kann ſich nach dem Vollkommenen das Vollkommnere erſchließen? Tiefere Blicke in das Weſen des Einen, in das Weſen der Ewigen — und neue Schöpferquellen ſpringen im Menſchen! Von der Erde zum Himmel empor ſprießen die Dome — ſteinerne Symbole der Sehnſucht, der Innigkeit und des Tiefſinns chriſtlicher Seelen! Heiligere Liebe, ſüßere Hoffnung leuchten im Himmelslichte der Farben, welche die Seele ſelber vor uns erglühen laſſen! — Grauenvoller gähnt die Kluft, die zwiſchen Gott und Menſchen ſich aufgeriſſen; aber mächtiger wachſen dem Geiſte die Schwingen, die ihn über ſie hinüber an das Herz des Vaters tragen! Die himmliſchen Gefühle der Anbetung, der wonnigen Verehrung und Liebe, welche die Gemüther durchfließen, ſuchen und finden den entzückendſten Ausdruck in Tönen, die ſich zuſammenſchließen zum feierlich jubelnden Preisgeſang. Und zu allen Gaben der Künſte bringt der Redner, der Dichter, das begeiſterte Wort, Licht ergießend über göttliche und menſchliche Dinge und das Heil, welches die Künſte den Sinnen und dem Gefühl erſchloſſen haben, in beſeligender Helle dem Geiſt offenbarend.

„Ja wohl kann man fragen: was kann der Menſch nicht und was im Lauf der Zeiten vollbringt er nicht? Er geſtaltet und verklärt, indem er ſie künſtleriſch beſeelt, die Materie; er erklärt die Natur und die Geſchichte ſeines Geſchlechts; er durchleuchtet ſich ſelber, ſeinen Leib und ſeine Seele, und ſtellt das Ideal der göttlichen Hoheit, Macht und Huld im Bilde vor ſein Auge, ſeinen Geiſt. Und alles das in den herrlichſten Werken ſo ſchön, ſo überſchwenglich groß und hold, daß wir entzückt emporſtaunen und ausrufen möchten: Gott ſelber hat es geſchaffen!

„Erde und Himmel, Sinnen- und Geiſterwelt durchforſcht der Menſch und trägt die Geſtalten aller Sphären in ſeinem herrſchenden Geiſte!

„Vom Schönen dringt er zum Schönſten vor, vom Lichten zum Lichteſten, — vom Gewiſſen zum Gewiſſeſten.

„Nichts entgeht ihm, nichts gibt er auf — alles vollendet er!

„Den fernſten Weltraum durchſpäht ſein Rohr, und die Geſetze der Bewegungen, die in unendlichem Abſtand vor ſich gehen, müſſen ſich ihm enthüllen. Die unermeßliche Menge der irdiſchen Weſen und Bildungen, er geht ihr forſchend nach; und für den einzelnen dehnt ſich auch das bereits Erforſchte unermeßlich aus. Alle Wirklichkeiten und Möglichkeiten deckt ſein Geiſt, unter ſtillſchweigender Theilung der Arbeit; für jedes Glied des großen Ganzen hat er das Werkzeug erfunden, womit er's faſſen kann. — Ungeheure Mannichfaltigkeit des menſchlichen Wirkens! Wenn wir ſtaunen über die Unzahl der künſtleriſchen Gebilde, über die unabſehbare Fülle der wiſſenſchaftlichen Offenbarungen, dann müſſen wir uns gleichwol ſagen, daß das nur Eine Seite iſt unſers Thuns. Andere hatten und haben die Aufgabe, das Leben ſelber zu organiſiren und in geordnetem Lauf zu erhalten, — die Leitung der Völker und Staaten zu beſorgen, welche zahlloſe Fähigkeiten und Arbeiten erheiſcht. Und wenn das Leben der Nationen ins Stocken geräth und Stürme nöthig ſind, um es aufzurühren, dann kommen die Titanen und reißen eine Welt mit ſich fort, werfen, eine Bahn zu machen neuen Entwickelungen, das unhaltbar Gewordene nieder, — und der Menſch, unter Leiden und Klagen, ſtaunt die Größe des Wollens, ſtaunt das Rieſenwerk der Zerſtörung an, und vergißt den Schaden, indem er den Gewinn in der Anſchauung des Heldenideals feſthält!“

Ich hatte mich, von meinen Gedanken bewegt, bald nach dem Beginn der Rede erhoben und ſtand oder ging auf und ab. Victor blieb ſitzen, das Geſicht auf mich gerichtet oder auf den Tiſch ſehend. Jetzt, als ich ein wenig innehielt, verſetzte er: „Du ſchilderſt die Begabteſten, die Gewaltigſten! Was thut aber derweil die Maſſe? Was thut die «Dutzendwaare der Natur», wie Schopenhauer ſie nennt?“

„Dieſe Dutzendwaare der Natur“, entgegnete ich, „baut derweil das Land, baut und ziert die Wohnungen der Menſchen; ſie nährt und kleidet das Geſchlecht, legt und ebnet für die geiſtig Berufenen den Boden und leiſtet das allen Unentbehrliche. Und ihre Werke, wie herzerfreuend ſind ſie! Wie ſchön in ihrer Art und wie zierlich! Wie helfen ſie der Natur zu ihren ſegensreichſten Hervorbringungen — und wie nähern ſie ſich der Kunſt, indem ſie ihr an der Grenzſcheide die Hand reichen und ſich adeln durch die Zuflüſſe aus ihr! Wie traulich iſt das Leben auch der Geringſten dieſer Menſchen! Wie werth, daß der Pinſel des Künſtlers, die Feder des Dichters ihm ſich widmet! Im Erdenlauf dieſer Dutzendwaare der Natur erblühen die ſchönſten Gefühle, wie nur immer in den vorgezogenſten Perſönlichkeiten: das Glück der Liebe, der Rauſch der Liebe, das heilig ſchöne Gefühl der Mutter, die Wonne des Vaters, den der Sprößling anlächelt, die Freude, Freude zu machen den Seinen, und das erhabene Bewußtſein, um ihrer Freude willen die ſeine geopfert zu haben und zu entbehren! Und Mutterwitz, und Scherz und Lachen in unmittelbarſter Kraft der Natur, und eine Eigenthümlichkeit in Gedanken und Ausdruck, welche den Geiſt des Gebildetſten noch zu bereichern vermag! — Wenn es Philoſophie iſt, im Leben dieſer Menſchen nur die öden — nur die ſcheinbar öden Strecken zu ſehen und danach über ſie ein verachtendes

Urtheil zu fällen, ſo kann man ſich freuen, daß es auch Dichter gibt, welche die Lichtpunkte dieſes Lebens in rührender Schönheit malen und Geſtalten ausführen, die durch Fülle des Gemüths und geſunde Tugend den hageſtolzen Philoſophen und Egoiſten tief in Schatten ſtellen!"

Victor drehte ſich auf ſeinem Sitz herum — er ſchien von meinen Worten getroffen zu ſein. Ich fuhr fort:

„Wir leben nicht das Leben der Vollkommenheit — Gott weiß es! Und doch — wenn ich bedenke, was die Menſchen alles können und alles leiſten — wenn das Schönſte, was ſie auf den verſchiedenſten Gebieten entzückend vor uns erſcheinen laſſen, mir vor die Seele tritt, dann kommt mir's vor, als dürfte der Himmel ſich zuſammennehmen, wenn er die Erde überbieten will! Wir fühlen dieſen Reichthum nur nicht immer! Wir fühlen die einzelnen Wunder nicht in ihrer vollen Schönheit — wir fühlen nicht alle zuſammen! Aber umgeben uns nicht alle? Sehen die Göttergeſtalten nicht auf uns vom Geſtell herab? Blickt nicht himmliſche Hoheit und Huld aus dem Rahmen uns an? Umrauſcht uns nicht die Harmonie der Klänge, welche nach den Erfindungen des Genius die Meiſter des Spiels vollziehen? Tönt nicht aus dem Geſang der fühlenden Kehle die Luſt und der Schmerz des Daſeins in unſer lauſchendes Ohr, das Herz in ſeliger Rührung ſchmelzend? Blüht nicht aus den Blättern des Buches das Größte und Herrlichſte der Welt vor den Augen der Seele magiſch empor? — Alles, alles iſt vorhanden für uns! Es iſt kein Märchen! Nein! Und ſo überſchwenglich iſt's vorhanden, daß ich's nicht ſchildern kann, ſondern nur andeuten! — Fürwahr, dieſes unvollkommene Leben voller Mühen und Mängel iſt doch zugleich unendlich reich an Poeſie und Schönheit! Nicht an der Welt fehlt es, ſie bietet uns die Fülle des Entzückenden — an uns fehlt es: wir wiſſen es nicht zu faſſen, nicht zu genießen, nicht zu lieben und zu loben!“

Ich warf auf den Freund einen Blick — er ſah mit einem Ernſt für ſich hin, der mir ſeine Seele verrieth.

„Ja wohl“, fuhr ich fort, „wir ſind nicht, was wir ſein ſollen! Wir ſind nicht ſo gut und nicht ſo harmoniſch, nicht ſo fromm und nicht ſo groß, als wir ſelbſt es wollen! Aber wir denken das Ideal; und indem wir es darſtellen und auffaſſen, überkommt uns die Liebe, die Begeiſterung — und wir ſind, was wir ſein wollen! Wie der Dichter ſelbſt nur ſo ſchön fühlt im Strom der dichteriſchen Begeiſterung, fühlen auch wir nur ſo ſchön in dem Augenblick der Erregung, wo ſich das dichteriſche Gefühl in uns belebt. Wie der Prediger ſelbſt nur im Schwunge der Weiherede wahrhaft zu Gott ſich erhebt, ſo erheben ſich zu ihm auch die Hörer nur, wenn die mächtigen Worte ihre Seelen erſchüttern! Wir holen nach in Augenblicken, was wir in Stunden und Tagen verſäumen; aber wir holen es doch nach, und wir erfahren in ſolchen Augenblicken doch, wie wir ſein ſollen und können!

„Ideal und Wirklichkeit ſtehen auseinander; aber der Geiſt bringt ſie zuſammen, und ſie ſich näher und immer näher zu führen dünkt mir die Aufgabe der jetzigen und kommenden Zeiten. Unendlich vieles hat der Menſch gethan; aber jede Richtung ſeines Geiſtes hat es für ſich gethan, wenig bekümmert um die andere; nur auf einzelnen Gebieten iſt Harmonie erſtrebt werden, — nur die Natur der Dinge hat die Wege verflochten im großen Ganzen. Jetzt aber will mir ſcheinen, als ob die Wiſſenſchaften zuſammentreten wollten und die Künſte, um ihre Reichthümer auszutauſchen und im innigen Verkehr das Größte zu vollbringen. Mir will vorkommen, als ob die Geſtaltungen des Lebens nicht mehr blos nach der Forderung der Natur und nach der Willkür auch noch ſo bedeutender Herrſcherſeelen, ſondern nach dem anerkannten und erwieſenen Ziel des ſtaatlichen und nationalen Lebens erfolgen ſollten. Die Forſcher und Entdecker im Reiche der Natur machen die Materie fortgehend dienſtbarer dem Geiſt, der Menſch wird täglich mehr Herr der Erde; wozu das? Damit er die höchſten Ideale des Seins um ſo mächtiger in Wirklichkeit führe! Die Natur ſtreckt die Arme dem Geiſt entgegen und der Geiſt bietet ſich der Natur — wer kann zweifeln, daß der Vermählung, wenn ſie gefeiert wird, die herrlichſten Kinder entſprießen werden? Dann wird der Geiſt ſich auch erinnern, was er der «Dutzendwaare der Natur» verdankt, und erkenntlich — und hoffentlich einigermaßen beſchämt! — wird er ſein Licht ergießen in ihre Sphäre, ſoviel ihr lieblich und gedeihlich werden kann! — Die Menſchheit geht aufwärts trotz allem und allem — ſie ſteht vor ihrer mächtigſten Entwickelung — vor dem Stand ihrer *Reife*! Und keine Sündflut wollen wir uns erbitten vom Allmächtigen, auch kein Erdbeben im allgemeinen Sinne des Worts, ſondern Regen und Sonnenſchein und den verheißenden Regenbogen, — den Fortgang der erhabenen Ordnung der Natur, damit das Geſchlecht zu der Fülle des Guten, das ihm bisher gelungen iſt, auf allen Gebieten, und für das Ganze zumal, das Beſte — das Befriedigendſte, das alles Abrundende und Vollendende füge!“

Ich hatte geſprochen. — Victor, der ſchon eine Zeit lang aufgeſtanden war, ging auf mich zu, faßte und ſchüttelte meine Hände, ſah mich mit glänzenden Augen an und rief: „Du biſt ein braver Kerl! Die Güte deiner Seele und der Schwung deines Geiſtes haben dich zum Poeten und Propheten gemacht; und ſchön — ergreifend, erhebend iſt, was du vorgetragen haſt!“

Dieſe erſte warme Zuſtimmung des rückſichtsloſen Tadlers brachte auf mich einen förmlich rührenden Eindruck hervor. Die Augen wurden mir feucht; ich preßte ſeine Hand, die ich in der meinen hielt.

„Weißt du denn aber auch“, fuhr er dann fort, „was dein Hymnus eigentlich beſagt? Allah iſt groß! — Allah iſt groß — das iſt der Sinn deines Dithyrambus; und nur ſo kann man ihm die Wahrheit zugeſtehen, die er für ſich anſpricht!“

Er ſchwieg einen Augenblick; dann ſagte er: „Gewiß, die Menſchen haben unendlich viel gethan, ſie ſind gut und groß: wenn Gott ſie durchherrſcht und als Werkzeuge gebraucht! Göttliches leiſten ſie dann auf die natürlichſte Weiſe! Aber wenn Er ſich wieder aus ihnen zurückzieht, dann ſind ſie hohl und leer und benehmen ſich kläglich. Die ſchönen Seelen werden misgeſtaltet und die großen klein — an Beiſpielen iſt kein Mangel! Der menſchliche ſogenannte «Genius», auf welchen ſentimentale Pantheiſten kindiſcherweiſe den unſerm Herrgott entzogenen Cultus übertragen wollten, iſt in Stunden, wo der Geiſt ihn verläßt, einfach ein armer Sünder; und wenn er ſeine Rolle ausgeſpielt hat, iſt er’s mehr oder weniger den Reſt ſeines Lebens! — Eins rath’ ich dir! Wenn du deiner Seele den Genuß deines hohen Liedes von der Menſchheit rein erhalten willſt, geh nicht mehr unter Menſchen! Der erſte beſte würde den traurigſten Misklang in deine Melodie bringen! Wie du geſtaunt haſt über die Fülle des Schönen, das die Menſchen, von Gott bewegt, vollbracht haben, ſo würdeſt du ſtaunen über die Armſeligkeiten auch an ſolchen, die unter Gott gedient und nach ſeiner Weiſung rühmliche Thaten gethan haben!“

Er hielt ein wenig inne, dann fuhr er fort:

„Die Menſchen gleichen in dieſer Beziehung den Spielern, die miteinander das Werk eines großen Tondichters ausführen. Der Geiger und der Flötenbläſer und alle die andern thun das Ihre, den himmliſchen Fluß der Töne zu verwirklichen. Jeder iſt bei der Sache mit Hand und Seele, und die Geſichter glänzen ſympathetiſch. Iſt's aber vorüber, dann iſt jeder wieder er ſelber; und es kann gar wohl ſein, daß der treffliche Geiger, der dir die Seele aus dem Leibe geſpielt hat, nichts mehr iſt als ein eitler, intriguanter und geldgieriger, oder ein roher, dem Trunk ergebener Burſche!“

Er ſchwieg. Seine Züge wurden ſtrenger. „Und die Menſchen“, ſagte er, „die nur gut ſind und die nur etwas können, wenn Gott ſie führt und beſeelt, bilden ſich alles Ernſtes ein, ſie wären's und könnten's für ſich allein! Und ſie ſind hoffärtig und danken's ihm nicht, und denken nicht an ihn! Sie hängen an dem Handwerk, das ſie können, an der Ehre, die es bringt, und vergeſſen über der Gabe den Geber. Wie viele ſind ihrer, die dem großen Michel Angelo gleichen? Er hatte ſeine eminente Kunſt dem Vaterlande, der Kirche — Gott ſelber gewidmet! Er hatte den Schöpfer gemalt wie keiner vor ihm und keiner nach ihm! Und doch macht er ſich in jenem wunderbaren Sonett den Vorwurf, daß er die Kunſt zu ſehr geliebt habe! Sein tiefes Gefühl ſagte ihm, daß ſein Herz mehr an der Darſtellung gehangen habe als an dem Gegenſtand, mehr am Abbild als am Urbild — und er beugte ſich — er, einer der größten und männlichſten Geiſter! — in tiefer Demuth vor ſeinem Gott! — Eine beherzigenswerthe Lehre für unſere äſthetiſchen Duftköpfe, die nichts Höheres kennen als das Schöne, welches ſie und ihresgleichen hervorbringen! Die der Meinung ſind, im Genuß dieſes Schönen wäre das höchſte Ziel des Lebens erreicht, ſodaß ſie nicht nur den Glauben an Gott, ſondern Gott ſelbſt entbehren könnten! Bornirte Belletriſten, die nicht bedenken, daß auch das geringſte Schöne nicht möglich iſt ohne den Geiſt Gottes, der zur Idealiſirung befähigt — daß das höhere Schöne nur immer möglicher wird mit der tiefern Erkenntniß Gottes, und daß es ganz jämmerlich iſt, über der Wirkung die Urſache zu überſehen oder ſie gar für unnöthig zu halten! — Es iſt etwas recht Schönes um das Kunſtgenie! Aber wenn es blos inſtinctmäßig arbeitet und nicht über ſein Metier hinausſieht, dann iſt es doch auch nur ein animal sine ratione! Schön ſingen allein thut's mit nichten. Die Nachtigall ſingt auch ſchön, wunderſchön, — und iſt doch nur ein Thier, und noch dazu nur ein Vogel!“

„Ich zähle mich nicht zu dieſer Art von Schöngeiſtern!“ rief ich.

„Ich weiß es“, verſetzte er; „deine Seele geht tiefer — danke Gott dafür! Aber doch war es nöthig, daß ich deine Rede durch meinen Zuſatz verbeſſert habe! — Der Peſſimiſt (ich meine den wahren!) iſt immer auch der beſſere Chriſt und der ſchärfere Denker. Leugnet er das Gute? Nein. Er führt es auf ſeine Quellen zurück und weiſt zugleich auf den ungeheuern Spielraum hin, den die Nullität und die Niederträchtigkeit in dieſem Leben zur Verfügung haben. Ausführen können die Menſchen wol Gutes und Schönes, wenn Gott ihnen hilft; aber zum letzten Wiſſen — zur vollen Erkenntniß ihrer ſelbſt gelangen ſie nicht, und damit auch nicht zur wahren Heiligung deſſen, was ſie können! — Doch das iſt ein Kapitel, über das wir uns heute nicht ſtreiten wollen!“

„Es iſt genug“, verſetzte ich. „Der heutige Tag gehört doch zu den guten! — Wie golden der Sonnenſchein auf der Erde liegt!“ rief ich durchs Fenſter ſehend.

„Gehen wir in die Luft hinaus“, ſagte Victor.

Wir traten in den Garten. Die Feuchtigkeit war faſt aufgeſogen und eingeſogen, die Gewächſe glänzten wunderfriſch, die Blumen auf der Mittagsſeite hauchten köſtlichen Duft. Wir gingen umher, in Anſchauen und Sinnen verloren. Eine heitere Laune wandelte mich an und ich ſagte zu Victor: „Das Leben iſt doch ſchön! — Das irdiſche Leben! — Die Schönheit überwiegt bei weitem!“ —

„Du willſt recht haben?“ entgegnete er mit Laune. „Heute ſollſt du's haben!“

Siebentes Geſpräch.

Nach dem letzten Geſpräch mußte ich in einer Verwandtſchaftsangelegenheit eine kleine Reiſe machen. Ich blieb drei Wochen aus, die mir ſehr angenehm verfloſſen. Die Witterung begünſtigte mich; ein paar tüchtige Regen kühlten die heiße Luft der Jahreszeit und hatten köſtliche Tage zur Folge. Die Menſchen, Städter und Landleute, mit denen ich als Reiſender zuſammentraf, ſprachen mich nach dem einſeitigen Verkehr mit dem Rigoriſten Victor in ihrer Natürlichkeit und ihrem geſchäftigen Treiben wohlthuend an; und endlich hatte ich das Glück, als Friedensſtifter zu wirken und zwiſchen Verwandten einen Vergleich herbeizuführen, den ſie mir noch lange danken werden. Unſereinem, der doch im Grunde ein zu beſchauliches Leben führt, iſt es eine beſondere Freude, wenn ihm praktiſch etwas gelingt, das er als fruchtbringend anſehen muß. — Auf der Heimreiſe ließ ich mir Zeit, beobachtete das Volk mit dem Behagen eines guten Bewußtſeins und kehrte mit einem Vergnügen in meine Klauſe zurück, wie es die Biene haben mag, die mit goldenen Streifen beladen in den Stock einzieht.

Am andern Tage beſuchte ich den Freund. Ich traf ihn bei ziemlich guter Laune. Der Bericht über das gelungene Verſöhnungswerk intereſſirte ihn ſehr und er lobte mich, indem er hinzufügte: „Es thut mir wohl, zu erfahren, daß doch immer wieder auch etwas Vernünftiges geſchieht!“

Ich fühlte mich gedrängt, von meiner Wanderung und den gemachten Beobachtungen zu reden. „In unſerm Volk“, ſagte ich, „ſteckt doch ſehr viel Gutes! Ich habe mich auf dieſer Tour mehr als gewöhnlich mit den Leuten abgegeben; es war mir Bedürfniß; und ich geſtehe, ich habe meiſt nur ſehr gute Eindrücke mit hinweggenommen. In den Städten Gewerbfleiß, ein Beſtreben, das Handwerk mit der Kunſt in Beziehung zu ſetzen, und ein reger politiſcher Sinn. Auf dem Lande frohere Thätigkeit, mehr Selbſtgefühl und mehr Streben nach Bildung als früher, und doch die alte Genügſamkeit, der behagliche Gang, der derbe Humor!“

Victor lächelte. „Man hat die Menſchen alſo wieder recht ans Herz geſchloſſen?“

„Der Verkehr mit ihnen“, erwiderte ich, „hat mich wahrhaft erfriſcht! — Welche Fähigkeiten und Tugenden beſitzt unſer Volk! Wie viel begabte Menſchen gibt es in ihm! Ich habe Züge wahrgenommen, die meine patriotiſchen Hoffnungen aufs höchſte wieder belebten!“

Victor ſah mich an, und mit ſonderbarem Augenzwickern ſtieß er einen Seufzer aus. „Wer doch auch“, rief er, „ein ſo guter Geſelle ſein könnte wie du!“

Auf dieſe Entgegnung war ich gefaßt. „Hier“, erwiderte ich, „iſt nicht von Güte, ſondern nur von Empfänglichkeit und von Anerkennung des thatſächlich Vorhandenen die Rede. Was ich geſehen habe, mein lieber Victor, das hab' ich geſehen!“

„Ich will dir's auch nicht wegſtreiten“, verſetzte er. „Man iſt vergnügt, man iſt freundlich gegen die Leute und ſie ſind es wieder, man iſt gutmüthig von Haus aus und idealiſirt inſtinctmäßig — das roſige Licht, worin man die Dinge ſieht, iſt eine Thatſache! — Aber auf dieſe Thatſache möchte ich meinerſeits keine patriotiſchen Häuſer bauen!“

„Die Deutſchen ſind ein zu guter Stoff“, entgegnete ich, „als daß mit ihnen nicht eine Nation im beſten Sinn gebaut werden ſollte!“

„Die Deutſchen“, replicirte Victor, „ſind ein ſo guter Stoff, daß ſie vor lauter Güte in keine Form zu bringen ſind. Das iſt eben unſer Unglück. Der Stoff hält ſich für viel zu gut, um der Form irgendetwas zu opfern; und ſo bleibt's beim Stoff!“

Ich ſchwieg, nicht ohne innern Verdruß. „Nun“, ſagte ich dann, „etwas Foum hat dieſer Stoff denn doch ſchon angenommen!“

„Vielleicht um ſo ſchlimmer!“ entgegnete er. „Wenn er gar keine hätte, dann wäre eher Hoffnung, daß man ihm die rechte geben könnte!“

„Die deutſche Nation“, erwiderte ich, „iſt im weſentlichen auf eine ſtetige Entwickelung angewieſen! Der ſiegende Geiſt wird ihr geben, was ihr noch fehlt; auch die rechte politiſche Geſtaltung!“

„Der Geiſt, mein lieber Edmund, iſt ein ſchlechter Politiker! Er iſt wol zum Ausdenken, aber nicht zum Ausführen geſchickt. Den Deutſchen fehlt hier der thatkräftige Trieb — die Luſt des Handelns um des Handelns willen, — und ſo laſſen ſie's gehen, wie's eben geht! Wäre der Vergleich mit Hamlet nicht ſchon gar zu abgenützt, ſo würd' ich an ihn erinnern! — Treffend iſt er leider!“

„Dieſer Vergleich“, entgegnete ich, „iſt nur in gewiſſer Beziehung treffend! Es finden ſich Hamlet'ſche Züge an uns — das iſt alles! Aber die Deutſchen hat unſer Herrgott nicht geſchaffen, damit ſie à la Hamlet zu Grunde gehen!“

Victor ſah mich an. „Weißt du das ſo gewiß?“ rief er.

„Es iſt das Gewiſſeſte, was ich weiß!“ entgegnete ich.

Er erhob den Kopf — wie mir ſchien, einigermaßen frappirt. Dann ſagte er: „Ich beneide dich im vollſten Ernſt! — Ich kann mich dieſer Sicherheit nicht rühmen!“

Das letzte war in einem traurigen Tone geſagt. Er ließ den Kopf ſinken und gab ſich ſeinen Gedanken hin.

Nach einer Weile begann er: „Ich ſehe die negativen Eigenſchaften an uns Deutſchen — es iſt meine Fähigkeit, mein Verhängniß, — und was ich ſehe, das ſchlägt mich nieder. — Soll ein tüchtiger Organismus zu Stande kommen, ſo müſſen die Glieder allerdings für ſich etwas ſein — und ſein wollen! Aber bei uns will alles, was Glied ſein ſoll, nur für ſich ſein! Sich ſelbſt zu behaupten auf Koſten des Ganzen, dafür haben die Deutſchen ſogar Leidenſchaft und Thatkraft. Wir ſind nur Hamlet, wenn es gilt, für's Ganze zu handeln! Gilt es, für uns ſelber zu handeln und den Forderungen des Ganzen entgegenzutreten, dann hindert uns keine Reflexion — dann ſind wir Fortinbras!“

Von der unerwarteten Wendung getroffen, ſchwieg ich einen Moment. — „Trotzdem“, ſagte ich dann, „haben wir auch ſchon einig fürs Ganze gehandelt!“

„In ungeheurer Noth, die uns dazu gezwungen, wenn du willſt, dafür begeiſtert hat! — War ſie vorüber, da gingen die alten Teufeleien von neuem an und die Früchte der abgenöthigten Einigkeit verloren!“

„Wir werden's ein andermal beſſer machen!“

„Bisjetzt ſeh' ich nicht die Spur eines Grundes, der mich bewegen könnte, daran zu glauben!"

„Wie!" rief ich. „Willſt du die Forderung nationaler Einheit, die jetzt alle Herzen erfüllt, für nichts achten?"

„Ich nehme mir die Freiheit", entgegnete er, — „weil ich ſehe, daß diejenigen, die nach Einheit am lauteſten ſchreien, eben am meiſten thun, ſie unmöglich zu machen! Jeder Theil will die Einheit nur zu ſeinem Nutzen, zu ſeiner Ehre! — Natürlich kommt's zu keiner!"

„Wir müſſen uns eben verſtändigen", erwiderte ich. „Und bei unſern höchſt complicirten Verhältniſſen iſt die Verſtändigung allerdings ſchwer — ganz ungewöhnlich ſchwer, — und erfordert Zeit!"

„Die Verſtändigung wäre leicht", entgegnete Victor, „wenn man ſie wollte! Aber man will ſie nicht! Die Einigung träumt man und weidet ſich an dem Traumbild; die Uneinigkeit vollzieht man. — Der Gedanke der Einigung berauſcht die Köpfe und man ſchwärmt glückſelig; iſt aber der Dunſt verflogen, dann fühlt der ernüchterte Theil wieder nur ſich, und die Selbſtſucht erhebt ihr Haupt, ihr blindes Trachten für heilig erklärend!"

Er hielt inne; dann, mit bitterm Lächeln, fuhr er fort: „Die Deutſchen haben eine eigene Manier, ſich gewiſſer Tugenden zu rühmen, die ſie nur in höchſt zweideutiger Weiſe beſitzen. So glauben ſie gerecht und um der Gerechtigkeit willen beſcheiden zu ſein. Aber ſo gerecht und beſcheiden ſind ſie nur gegen das Ausland — und da freilich, daß es eine Schande iſt! Aber gegen ſeine eigene Nation und gegen ſeine Landsleute iſt der Deutſche der größte Egoiſt, der jemals die Erde getreten hat!“

„Welche Uebertreibung!“ rief ich.

„Die Belege davon“, entgegnete er, indem ſeine Augen zu funkeln begannen, „ſind mit Händen zu greifen! — Rechthaberei, giftige Tadelſucht, giftige Herunterſetzung des andern mögen den Menſchen überhaupt verunzieren: am meiſten aber verunzieren ſie den Deutſchen!“

„Das iſt eine —“

„Laß mich reden!“ ſchrie er. „Ich will's beweiſen! — Ein bekannter Charakterzug der Deutſchen iſt ihre Vorliebe für das Ausländiſche. Sie kommen fremden Producten mit Liebe, einheimiſchen mit Strenge, Kälte und Mistrauen entgegen! Was iſt der Grund? Gutmüthige Thoren haben ihn in Tugenden — in Großmuth und Selbſtverleugnung — ſehen wollen und blos den falſchen Gebrauch derſelben getadelt. Aber der Grund iſt vielmehr ein Laſter — die giftige Eiferſucht des Deutſchen auf diejenigen, die unmittelbar um ihn ſind. Das widerwärtigſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden iſt für den Deutſchen — ſein Nächſter! Ihn für einen

Eſel zu halten und als ſolchen zu beweiſen, iſt das dringendſte Verlangen ſeiner Seele. Bevor ihm dies nicht gelingt, hat er keine Ruhe; und wenn der Nächſte zufällig ein Kopf und eine Kraft und als Eſel nicht darzuthun iſt, — wenn dieſe Kraft ſich unwiderſtehlich beweiſt und ihm Anerkennung abzwingt, ſo leidet er entſetzlich!“

Ich konnte mich nicht enthalten zu lachen. Er fuhr fort:

„Der Dichter, der Künſtler, der in Paris oder London ſitzt, was genirt den Deutſchen der? Der kann recht wohl ein Genie ſein, und ſein Werk zu bewundern, iſt ihm ſüß. Daß es das Werk eines Menſchen iſt, der ihn nicht genirt, das macht es ihm ebenſo ſchön — es duftet ihm Poeſie! Dagegen das Werk desjenigen, den er vor ſich ſieht — das Werk ſeines geborenen Nebenbuhlers ärgert ihn um ſo mehr, je beſſer und ſchöner es iſt. Je lieblicher es ihm glänzt, deſto mehr beißen ihn die neidiſchen Augen, und er kann, wenn er ſich darüber ausſpricht, mit vollkommener Ehrlichkeit ſagen: daß er davon die allerübelſten Eindrücke empfangen habe!“

Dem Humor dieſer Schilderung konnte ich nicht widerſtehen. Ich war erheitert und hatte nichts zu entgegnen. Er, nach kurzem Innehalten, ſchloß: „Die Ausländerei der Deutſchen hat ihren Grund in dem Neide, den der Deutſche gegen den Deutſchen fühlt! Dieſer Neid läßt ihn einheimiſche Leiſtungen im gehäſſigſten Lichte ſehen, und den ausländiſchen gibt der Umſtand in ſeinen Augen noch die höchſte Schönheit: daß damit die einheimiſchen todtgeſchlagen werden können!“

Nun wurde ich ernſthaft. „Der Grund“, entgegnete ich, „liegt denn doch tiefer und hängt mit unſern größten Aufgaben zuſammen! — Ich behalte mir vor, ihn zu entwickeln, und proteſtire einſtweilen gegen den deinen, ſofern er ausſchließlich gelten will!“

„So?“ erwiderte er. „Gut! Behalte dir's vor! Ich rede weiter! — Was von den Menſchen überhaupt gilt, das gilt ganz beſonders von den Deutſchen, denn die Deutſchen ſind die menſchlichſten Menſchen. Einer iſt gegen den andern, war es von jeher und wird es ſein — Gott weiß wie lang! — Dein Achſelzucken ändert nichts! Bisjetzt ſpricht im ordentlichen Lauf der Dinge kein Factum für dich, jedes für mich. Darf ich dich an die politiſchen Experimente der letzten Jahrzehnte erinnern? Alles wurde verſucht, nichts gelang. Warum nicht? Weil keine der verhandelnden Gewalten, von den größten bis herunter zu den kleinſten, ein Opfer bringen wollte und die großen vielmehr zu gewinnen begierig waren! An das Ausland kann der Deutſche wol etwas abgeben — das hat er bewieſen! Aber an eine andere deutſche Macht und an das Ganze? Lieber zu Grunde gehen! Da ſteigen denn die Lügenbilder der Hölle in den Seelen auf, um der Selbſtſucht das Gewand der Pflichtmäßigkeit umzuwerfen! Die Fürſten erinnern ſich an die überkommene Macht ihrer Häuſer und Länder und ſpiegeln ſich vor, daß ſie ſich davon auch nicht ein Titelchen ſtreichen laſſen dürften! Es regt ſich die Eiferſucht der Stämme, die Eiferſucht der Confeſſionen (die natürlich «Gott mehr gehorchen müſſen als den Menſchen»!) — und alles ſtürzt zuſammen! Ich will darüber nicht reden, weil die Steine geſchrien haben und noch ſchreien! Nichts iſt geglückt und keine Ausſicht vorhanden, daß etwas glücken werde! — — Du hoffſt noch?" rief er mich anſehend.

„Ich hoffe noch!" erwiderte ich.

Sein Auge glänzte Spott. — „Auch ich würde hoffen", begann er dann, „oder beſſer, ich wäre aufs tiefſte überzeugt, daß die Deutſchen ohne Ausnahme ſich liebend einigten, wenn man ſie auf einem großen Blachfelde zu einem rieſigen Saufgelage verſammeln könnte. Solange Wein und Bier flöſſen und die Lippen der Redner überſtrömten von der Herrlichkeit der geeinigten deutſchen Nation, ſo lange wären ſie einig — nicht nur Bürger eines Landes, ſondern Brüder einer Familie! Wenn aber der geringſte Punkt feſtgeſtellt werden ſollte, dann wäre Nichtnachgeben wieder die höchſte Ehrenſache, Proteſtiren die allerheiligſte Pflicht — und das Chaos kehrte wieder! — Es iſt nicht nur der gemeine Egoismus, der die Ausgleichung hindert, ſondern noch mehr der höhere! Der Deutſche muß auf den Deutſchen — der Norden auf den Süden und umgekehrt, jeder Stamm auf den andern — verächtlich herabſehen, hoffärtig herablächeln können, ſonſt iſt ihm nicht wohl, ja ſonſt hält er's gar nicht aus! Dieſer eitle, hohle, kindiſche — lauſige Dünkel iſt für den Deutſchen das Allerſüßeſte; er pflegt ihn um jeden Preis; und nicht nur der Pöbel macht ſich deſſelben ſchuldig, ſondern auch die Führer und die großen Namen der Parteien! Seitdem es bei uns mehr Oeffentlichkeit gibt, iſt eine Eitelkeit, eine eitle Gier aufgekommen, im Angeſicht der Menge zu triumphiren, den andern unterzukriegen und ihm etwas abzuhaben, die mich mit der ſchwerſten Bekümmerniß erfüllt. Da ſteht der Redner auf der Tribüne, ſpricht vom Vaterland und denkt an ſich, declamirt von der Menſchheit und denkt an ſich, predigt von Gott und denkt an ſich und ſeine Partei! Zu herrſchen über die andern iſt immer noch das höchſte, das einzige Ziel des Ehrgeizes; und ſolange dieſer Trieb vom Volke nicht geächtet iſt, — wehe der deutſchen Einheit!“

„Er wird es werden!“ rief ich.

„Natürlich“, erwiderte er. „Bei Gott, wie man neuerdings eingeſehen hat, iſt manches unmöglich, — bei dir gottlob nichts! — Gehen wir weiter! — Bei den Deutſchen iſt alles für ſich, und auch von den menſchlichen Fähigkeiten macht ſich die eine despotiſch auf Koſten der andern geltend. Der Deutſche iſt nichts weniger als blos Idealiſt, er hat eine ganz anſtändige materialiſtiſche Potenz, die gegenwärtig in den keckſten Repräſentanten wiſſenſchaftliche Jauche über die Lande ſprengt; aber der Idealismus iſt im Grunde doch ſeine Force, ſeine Zuflucht — ſein Unglück! Die bloße Idee eines einigen herrlichen Deutſchlands entzückt den Deutſchen ſo ſehr, daß er ſich dabei vollkommen genügen laſſen kann. Soll die Vorſtellung realiſirt werden, und es geht nicht, weil niemand das Nöthige dazu thun will, dann iſt der Deutſche nicht etwa in Verzweiflung und ſetzt Himmel und Hölle in Bewegung, damit wenigſtens ein Anfang gemacht werde — keineswegs; — er zieht ſich in ſeine idealiſtiſche Sphäre zurück, hält ſich an ſeine Gedankenbilder, ſieht die wirklichen Dinge da draußen vom Standpunkt der Ewigkeit — und läßt ſie gehen, wie ſie mögen! Geht es nun in der That ſo ſchlecht als möglich, ſo mindert dies ſein Behagen nicht nur nicht, ſondern ſchärft es, und wahrhaft ſchadenfroh kann er auf das Deutſchland hinausſehen, wo es wieder ſo herzlich miſerabel geht wie nur je! Hätte der Deutſche nicht dieſe Eſelsbrücke in das Reich des Idealismus — es ſtände beſſer um unſer Land, und eine ganz andere Hoffnung wäre gegeben, daß aus der Nation noch etwas würde!“

„Der Idealismus“, entgegnete ich, „hat in Deutſchland die großartigſte Aufgabe! Wenn er uns bisjetzt nicht nur geſpendet, ſondern auch geraubt hat, ſo wird er dies millionenfach erſetzen! — Auch das hoffe ich noch klar zu machen!“

Victor ſah mich erheitert an. „Du contrahirſt

Schulden“, verſetzte er, „mit einem Leichtſinn, den ich bewundern muß! — Wohlan, wenn du ſo viel vermagſt, ſo wollen wir die Aufgabe noch ein wenig ſchwieriger machen!“ Nach kurzem Beſinnen fuhr er fort: „Dieſer verderbliche Idealismus iſt auch hauptſächlich ſchuld an dem Skandal, daß der Deutſche nie ſchimpfluſtiger iſt, als wenn er über ſein eigenes Volk zu ſchimpfen kommt. Er zeigt bei dieſer Gelegenheit eine Objectivität, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzt. Obwol ſelber zum Ganzen gehörig, iſt er doch als Schimpfer blos Idealiſt, und das Deutſchland dort liegt unter ihm zu ſeiner Verfügung! Mit ebenſo großer Selbſtgefälligkeit wie Bosheit ſchlägt er nun darauf los; denn wenn er die Nation als eine darſtellt, bei der gar nichts zuſammengeht und die im Grund eine Nation von Narren iſt, ſo leitet ihn dabei das Beſtreben, ſich ſelbſt als höchſt rühmliche Ausnahme bemerklich zu machen. Kommt er ſo recht in Eifer, dann gibt es in der Welt nichts Erbärmlicheres als die deutſche Nation, und der Zuhörer muß ſich nur darüber wundern, daß ſie bisjetzt ihr Daſein friſten konnte und noch immer zu exiſtiren vermag!“

Er ſchüttelte, von dem Widerſinn derartigen Verhaltens tief durchdrungen, den Kopf und ſah für ſich hin. Ich ſchaute ihn an — das Herz prickelte, der Mund juckte mir; ich hütete mich aber wohl, meine Gedanken und meine Verwunderung an den Tag zu geben. — Er fuhr fort:

„Wenn in einer Geſellſchaft von Deutſchen ſich die Frage erhebt, welches die vorzüglichſte Nation ſei, dann kann der eine mit der Miene tiefer Einſicht die engliſche Nation nennen, ein anderer die franzöſiſche, ein dritter die italieniſche und ein vierter am Ende gar die ruſſiſche. Auch die Türken ſind von Deutſchen ſchon gerühmt worden auf Koſten der Deutſchen; und mancher würde die Chineſen über ſie ſtellen, wenn er ſeines Herzens wahre Meinung auszuſprechen ſich getraute. Während nun die meiſten ſo höchſt undeutſch denken, fordern und hoffen ſie doch wieder, daß das Ganze deutſch ſei, und verlangen ein gemeinſames glorreiches deutſches Handeln! — Wenn das nicht ſtupid iſt, dann gibt's keine Stupidität mehr!“

Ich nickte mit Bedeutung; er fuhr fort:

„Gegenüber dieſen Thatſachen entſinkt mir der Muth, und jede Hoffnung erſcheint mir als Thorheit. Wie es im politiſchen Feld iſt, ſo iſt's im induſtriellen und literariſchen. Nirgends wird es dem bedeutenden Talent ſo ſchwer gemacht, emporzukommen, als bei uns. Welche ungeheuren Anſtrengungen muß der deutſche Fabrikant machen, um dem ausländiſchen gleichgeachtet zu werden! Und die kindiſche, verwerfliche Eitelkeit unſrer Geburts- und Geldariſtokraten wird ſich's doch nicht nehmen laſſen, mit franzöſiſchen und engliſchen Erzeugniſſen prahlen und prunken zu wollen! — In literariſchen Dingen ſteigt die Vorliebe für das Ausland zum förmlichen

Blödſinn! Nicht nur dieſer und jener, ſondern die Maſſe der Deutſchen findet jämmerlichen Bettel, der uns von außen herkommt, entzückend ſchön, während ſie an dem edelſten und gediegenſten einheimiſchen Werke geringſchätzig, ja höhnend vorübergehen und den Autor zu Grunde gehen laſſen! — Darüber will ich nicht reden, denn ſonſt ballt ſich mir die Fauſt und ich bedauere, daß die Schlimmſten davon nicht Einen Hals haben — mit der tiefſten Genugthuung würde ich ihn durchſchneiden! — — Nehm' ich alles zuſammen: im einzelnen viel, ſehr viel, zu viel Gutes; im ganzen keine zuſammenhaltende, potenzirende Kraft; kein Moſes, weder ein höherer Geiſt noch ein Menſch, der uns ins Gelobte Land führen könnte! Darum iſt unſer Leben im ganzen ein Vegetiren, ein Experimentiren, ein ewiges Vertagen der Hauptſache! Geſchlechter kommen und Geſchlechter gehen und machen andern Platz; und die neuen finden alles wieder beim alten und ihr Geſchick iſt, die Klagelieder ſingen zu müſſen, welche die Urahnen ſchon geſungen haben!"

Er ſchwieg — und ſchien fertig zu ſein. Nach einer Pauſe ergriff ich das Wort und ſagte:

„Die Haltung meines Verſprechens kann ſich an dein letztes Wort anknüpfen; denn du biſt auf den Satz, bei dem ich es gab, wieder zurückgekommen!"

Er ſchaute mich von der Seite an. „Alſo haſt du wirklich den Muth?" erwiderte er ſpöttiſch. — „Gut.

Ich behalte mir vor, deine Beweisführung zu kritiſiren!“

„Der Wahrheit“, erwiderte ich, „kann das nur angenehm ſein!“

Er ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte: „Grandios! — Weißt du, daß du dich im Umgang mit mir ſchon ſehr gebeſſert haſt? — Im Reden wenigſtens! Du zeigſt eine Entſchiedenheit, eine Sicherheit —!“

Ich, dieſer Worte nicht achtend, begann: „Die ſogenannte Ausländerei der Deutſchen haſt du aus Gründen erklärt, die ich als mitwirkende, neben andern, mit Vergnügen anerkenne!“

„Schön! — Erfreulich!“

„Aber dieſen negativen Gründen gehen poſitive zur Seite, und beide weiſen auf einen Zweck, der jenem Zug des deutſchen Volkes die Weihe gibt und ihn als einen der ſegensreichſten erſcheinen läßt, die wir beſitzen!“

„Gott ſoll uns helfen!“ rief er mit einem komiſchen Ausdruck von Schrecken.

„Bleiben wir beim Ernſt“, entgegnete ich; — „denn die Sache iſt ernſthaft!“

„Kommen wir alſo zur Sache!“ verſetzte er.

„Die Menſchheit“, begann ich, „iſt Eine. Ihr Ziel iſt, ſich als Eine zu erfaſſen und aus einer Moſaik von

Theilen, die ſich ſelbſt nicht kennen, endlich ein gegliedertes Ganze, ein Organismus zu werden."

„Es ſei!"

„Soll dies geſchehen, ſo muß es eine Abzweigung der Menſchheit, eine Nation geben, welche die Organiſation, die lebendige Vereinigung der Theile zum Organismus in oberſter Linie zu leiten und zu vollziehen hat! — Nun, dieſe Nation iſt die deutſche!"

„Daß es dir", erwiderte Victor nach einem Moment, „an Patriotismus fehlt, das kann niemand behaupten! — Die deutſche Nation, die ſich ſelbſt nicht organiſiren kann, ſoll berufen ſein, die Menſchheit zu organiſiren? — Die Theſis hat etwas Einleuchtendes!"

„Der Ironie zum Trotz will ich ſie beweiſen", rief ich. — „Zur Organiſation der Menſchheit iſt die Vorausſetzung, daß die Theile, welche Organe werden ſollen, nach ihrem eigenthümlichen Werthe gerecht beurtheilt und wohlwollend angeſehen werden. Dazu gehört ſowol der höchſt entwickelte, freieſte Geiſt als das weiteſte Herz — der Geiſt und das Herz, welche nur die deutſche Nation aufweiſen kann!"

Victor ſchwieg. Meine Worte ſchienen auf ihn gewirkt zu haben.

„Was iſt am meiſten ſchuld an der ſogenannten Ausländerei?" fuhr ich fort. „Das weite Herz des Deutſchen! Das Herz, vermöge deſſen er offen iſt für alles Reizende und Schöne, welches andere Nationen hervorbringen; — offener als für das Reizende und Schöne, das ſeine eigene Nation hervorbringt. Unſtreitig begeht er damit ein Unrecht gegen ſich ſelbſt; aber ſeine Fähigkeit, andere Nationen und ihre Leiſtungen wohlwollend anzuſehen, iſt dadurch gegen jeden Einwand erwieſen!"

„Man könnte dagegen — — doch es ſei! — Die Fähigkeit aber, ſie gerecht zu beurtheilen? — Sie ſteht mit der blinden Vorliebe im directeſten Widerſpruch und iſt gerade neben ihr aufs dringendſte gefordert!"

„Sie iſt bewieſen", entgegnete ich mit Nachdruck, „durch die deutſche Wiſſenſchaft — durch die deutſche Philoſophie!"

„Ah!" rief er.

„Der Gerechtigkeit nach allen Seiten fähig zu werden, iſt das Ziel der Wiſſenſchaft, das Ziel namentlich der Philoſophie! Die deutſche Wiſſenſchaft hat aber dieſes Ziel nicht nur ſchon als das höchſte erkannt, ſie iſt ihm auch ſchon entgegengegangen und hat ſchon einen höchſt reſpectabeln Weg zu ihm hin gemacht! — Wer, der dieſen Anfang kennt, zweifelt am Fortgang und an der Vollendung?"

Victor ſaß mit einer Miene des Mismuths da.

„In unſerm Volk", ſprach ich weiter, „ſteckt eine übertriebene Sympathie für Producte des Auslandes und ein Hang, die eigenen zu verkennen, ich leugn' es nicht. Aber in demſelben Volk lebt auch der Geiſt der Wiſſenſchaft, der die Irrungen des Gefühls und des Geſchmacks immer wieder zu berichtigen vermag! In demſelben Volke lebt der Idealismus — die ſelbſtbewußte, freudige Geiſtigkeit, die ſonnige Erkenntniß des Ideals, welches uns den Maßſtab gibt, die Dinge dieſer Welt zu meſſen! — Wir haben in Wahrheit die beiden Fähigkeiten, um an der Spitze der gebildeten Nationen die Verſtändigung und Organiſation des menſchlichen Geſchlechts herbeizuführen — die Organiſation, die allein der Zweck der Cultur, die Arbeit der kommenden Zeiten, das letzte und höchſte Ziel der Geſchichtsentwickelung ſein kann! — Und wenn uns das Herz zu weit geführt, uns in der That auch auf Irrwege geführt —"

„Zu unleidlichen Dummheiten und Ungerechtigkeiten, zum Verrath gegen uns ſelbſt geführt hat", ergänzte Victor.

„So wird der Geiſt das Herz mehr und mehr in Zucht nehmen, den Deutſchen in ſeiner Liebe zum Ausländiſchen die Linie der Gerechtigkeit gehen lehren und ihn damit zur wahren Anerkennung ſeiner eigenen Leiſtungen zurückführen!"

„Gott iſt groß", rief der Antagoniſt mit einer Art Seufzer. — „Wenn wir nun aber dem erhabenen Geſchäft der Weltorganiſation obliegen, werden wir uns bis dahin wol auch ſelber organiſirt haben? — Oder geht's ohne das?"

„Die Ausbildung des Geiſtes und Herzens, die zur

Weltorganiſation befähigt", erwiderte ich, „macht uns auch tüchtig zu unſerer eigenen! — Und ich erwarte dieſe mit derſelben Zuverſicht wie jene."

Victor ſtand mit einem curioſen Ausdruck. Ernſt und Spott ſchienen ſich in ihm zu ſtreiten. Sein eigenſter Geiſt erlangte indeſſen die Oberhand, und er ſagte: „Iſt denn aber unſere eigene Organiſation zur Weltorganiſation ſo nöthig? — Mir ſcheint es möglich, daß die deutſche Nation in dem lockern und zweideutigen Verbande, womit ſie gegenwärtig geſegnet iſt, verbliebe und daß den Berufenen in ihr durch Erleuchtung und rührende Ermahnungen die Harmoniſirung des Menſchengeſchlechts dennoch gelänge! Möglich, daß der Deutſche auch nur die Beſtimmung hätte, bei dieſem Geſchäft als Rath zu wirken, die königliche That und die Herrſchaft aber andern Nationen überlaſſen müßte! Möglich, daß unſer Volk überhaupt nur der Theorie und poetiſchen Träumerei wegen in der Welt iſt!"

„Die Theorie", entgegnete ich, „wird für die letzte und höchſte Arbeit des Menſchengeſchlechts der Ausgangspunkt ſein; wohl alſo den Deutſchen, wenn ſie der vollkommenſten Theorie fähig geworden! Die Theorie folgt der Praxis; aber ſie geht ihr auch voraus. Die Theorie folgt der inſtinctmäßigen, inſtinctmäßig genialen Praxis: ſie iſt die Blüte derſelben! Aber die Blüte iſt die Vorgängerin der Frucht; und ſo führt die Theorie zur letzten und höchſten — zur bewußten, bewußt genialen

Praxis! Nur dieſer wird die Harmoniſirung der Menſchheit gelingen, — zu ihr kommen aber am beſten die beſten Theoretiker!“

„Nach dem Geſetz der Arbeitstheilung“, warf der Gegner hin, „könnten die Deutſchen dennoch gar wohl die Blüte produciren, die Production der Frucht aber müſſen irgendeiner andern Nation überlaſſen!“

„Du thuſt“, entgegnete ich, „als hätten wir noch nie gehandelt! — Gibt es denn bei uns gar keine Praxis?“

„Im Ueberfluß! — Aber von einer weltüberblickenden und weltlenkenden hab’ ich bisjetzt noch nichts bemerken können!“

„Die deutſche Nation“, verſetzte ich, „war ſchon einmal die Königin der Nationen, wie Ulrich Hutten ſie nennt, — und ſie wird es wieder werden! Zur materiellen Macht, zur Weltmacht haben wir alle Bedingungen! Das Ziel, wie entfernt immer, ſteht uns vor der Seele; die Sehnſucht iſt in den Herzen, der Wille in den Geiſtern — und ſo werden wir auch endlich an ihm anlangen! Was iſt eine gewiſſere Bürgſchaft in der Welt, als die Exiſtenz der Bedingungen und der Wille, ſich ihrer zu bedienen? Wie lang die Hemmungen uns noch hemmen mögen — die Deutſchen haben keine Ruhe, bis ſie wieder ganz geworden ſind; und ſie werden ganz werden! Dann werden die ſchönſten und größten Thaten unſers Volks erſt beginnen! Glücklich diejenigen, welche die Zeit erleben und mitzuhandeln berufen ſind!“

Victor ſah mich an — mit einem melancholiſchen Lächeln, das aber nicht ganz ohne Sympathie war. „Wie gut hört ſich das an!“ rief er. „Es klingt auch ganz logiſch, und man wird verführt, daran zu glauben. Entreißt man ſich aber dem Zauber der Viſion und ſchaut wieder hinaus in die wirklichen Zuſtände, dann iſt alles Widerlegung — und der Zweifel allein ſcheint vernünftig! Wohin wir blicken — zur Einigung keine Ausſicht! Ringsum unlösbare Fragen! Von allen Möglichkeiten, genau beſehen, keine möglich! — Und ſo bleibt es beim Alten! So bleibt die deutſche Nation machtlos — und wird froh ſein dürfen, wenn nur ihr Geiſt einigen Einfluß gewinnt auf die Welt!“

„Ich kenne nichts“, verſetzte ich, „was ſicherer zu erwarten wäre, als das, was ſein ſoll!“

„Und ich meine grad bemerkt zu haben, daß eben das, was ſein ſoll, nicht iſt und nicht zu Stande kommt — unterm Monde! In politiſchen Dingen zumal geht's immer anders, als die Weiſen es prophezeit haben!“

„Wenn dieſe Weiſen in die Sphäre des Zufalls hineinprophezeit haben, der nicht vorausgeſehen werden kann und ſoll — ich geb' es zu! Prophezeien wir aber das Weſentliche der künftigen Entwickelungen, ſo wird die Zeit uns recht geben; denn der weſentliche Charakter iſt für den, welcher das Geſetz der Entwickelung einmal erkannt hat, vorauszuſehen!“

Victor ſchwieg. Nach einer Weile ſagte er: „Wir ſind doch ſehr verſchieden angelegte Naturen, mein guter Edmund! Patrioten beide; aber in höchſt abweichenden Richtungen! Du ſiehſt im Volk nur die verſprechenden Eigenſchaften, an den jetzigen Zuſtänden nur das Angenehme und erwarteſt die kommenden Herrlichkeiten in aller Ruhe. Ich habe die Mucken, Schrullen und Angewöhnungen vor Augen, die ſchon ſo viel geſtört und verdorben haben — ich bin, wie billig, mit der Gegenwart unzufrieden, höchſt unzufrieden, und die Zukunft flößt mir die ſchwerſten Sorgen ein! Dennoch bin ich in meinen Hoffnungen und Wünſchen viel beſcheidener wie du! Du denkſt dir die deutſche Nation als Centralherrin der Welt! Ich möchte nur, daß ſie neben den andern Culturvölkern auch mit einigen Ehren figurirte! Nichts weiter! Aber ſelbſt dieſer Wunſch erfüllt ſich nicht; die Galle ſchwillt mir und meine Hand erhebt ſich zum Schlag, mit dem ich mir doch kaum eine momentane Genugthuung geben kann. — Lieben, glauben und hoffen? — Du Glücklicher! Ich möchte helfen, das Beſſere mit Augen ſehen und mit Händen greifen — und was ich ſehe, verdrießt mich, empört mich und macht mich raſend!“

Er verſtummte. Dann, wie einer drückenden Vorſtellung ſich entreißend, ſagte er: „Für heute wollen wir's gut ſein laſſen! Es wird ſich noch Gelegenheit genug finden, das Thema zu beſprechen — und ich fürchte, ich werde noch viel Verdruß dabei haben!“

Achtes Geſpräch.

Wir ſaßen im Bibliothekzimmer, Victor las eine kürzlich angekommene Zeitung. Auf einmal rief er: „Die Nation von Denkern! Da haben wir's wieder einmal! — Eine Nation von Denkern — die Deutſchen!“ Und indem er ſich zu mir wandte, fuhr er lächelnd fort: „Iſt wol jemals etwas Dümmeres geſagt worden?“

„Nun!“ rief ich, unwillkürlich auffahrend, „das will ich denn doch hoffen!“

„Ich zweifle“, entgegnete er mit Ruhe. — „Gehen wir dem Urſprung des Wortes nach. Es iſt geſagt von einem Engländer, unter Umſtänden, wo eine Lüge am Plaze war. Die Nation von Denkern iſt dem Literaten die Nation, welche ſein Buch leſen und loben ſoll!“

„Ach!“ rief ich ungeduldig.

„Die Denker“, fuhr er fort, „ſind ihm diejenigen, auf deren Ausländerei er rechnen kann, — die das fremde Product mit der gedankenloſeſten Vorliebe unbeſchon für tiefſinnig halten! — Nun, der engliſche Romanſchreiber, der ſich das Air eines Philoſophen geben wollte, hatte ſehr recht, den Deutſchen dieſe Schmeichelei in den Bart zu werfen! Aber die Deutſchen, die ſie glauben und nachſagen, beweiſen damit eben deren Lügenhaftigkeit. — Mich dünkt", ſetzte er mit Ernſt hinzu, „es iſt Zeit, daß dieſes alberne Dictum beſeitigt werde!"

Ich war verdrießlich. „Die Deutſchen", rief ich, „ſind das denkende Volk trotzdem — und werden es bleiben!"

„Trotzdem, daß ſie es nicht ſind?" verſetzte er ſpöttiſch.

„Sie ſind's!" erwiderte ich. „Sind's wirklich! — Sie haben's bewieſen!"

Er rückte ſeinen Stuhl näher. „Das fängt an, mir intereſſant zu werden!" ſagte er. „Nun", fuhr er fort, „ſie haben's bewieſen?"

„Die Deutſchen", verſetzte ich, „ſind die tiefſinnigſten Theologen —"

„Geweſen!" fiel er ein.

„Und Philoſophen!"

„Auch das iſt ſchon vorbei! — — Ich will's nicht beſtreiten: geleitet von einigen außerordentlichen Köpfen hat das Haus einmal gute Geſchäfte gemacht; aber nachdem die Häupter ſich zurückgezogen, iſt der Bankrott ausgebrochen in kürzeſter Zeit — und an den Folgen laboriren wir gegenwärtig. — Eine Nation von Denkern!“ fuhr er ſich erregend fort. „Sagen wir's ins Henkers Namen, wie's iſt! Einzelne Genies ſind aufgeſtanden, die den Muth hatten, vorzudringen ins Land des Geiſtes, ins Reich des Denkens, und ſie haben einen Theil der Nation mit ſich fortgeriſſen. Aber es war eben eine Mode — ein Schwindel, der keine Wurzel faſſen konnte und der die Hoffnungen, die man darauf ſetzte, in der That aufs kläglichſte getäuſcht hat. Was iſt das Ende vom Lied geweſen? Daß der Deutſche jetzt nichts mehr ſcheut, haßt und verachtet als eben das Denken!“

„Oh, oh! — Das iſt eine tolle Uebertreibung!“

„Wollte Gott!“ entgegnete er mit einem Seufzer. Nach einer Weile fuhr er fort: „Wenn ich die Bücher anſehe, die jetzt das meiſte Glück machen — die Journale, die den größten Einfluß üben, — und hier und da die Stimmen vernehme, die über die höchſten Fragen abgegeben werden, dann — ich kann's nicht anders ſagen — wandelt mich ein Grauen an! — Allerdings, es hat einmal den Anſchein gehabt, als ob wir die denkende, die vernünftig denkende und vernünftig handelnde Nation werden ſollten! Aber plötzlich hat ſich alles gedreht, das Unterſte iſt zu oberſt gekommen, die Materie herrſcht, der Geiſt ſtöhnt unter ihrer Laſt; — und nun wird auch noch mit hündiſcher Unterwürfigkeit auf die grundverkehrte Praxis die verkehrte Theorie gegründet, das ſinnloſe Misverhältniß wird für das Ideal der Nation ausgegeben, damit wir uns ja methodiſch zu Grunde richten! Ehemals haben große Lichter und Charaktere regiert und die Maſſe hat gehorcht; jetzt regiert die Maſſe und kleine Geiſter dienen ihr kriechend. Die Maſſe, bornirt und träg, hat vor dem Denken, wobei ſie ſich geiſtig zuſammennehmen müßte, einen inſtinctmäßigen Horror: die Jungens, die ihre Gunſt erbuhlen wollen, ſehen das und rufen ihr zu: «Recht haſt du! Das Denken iſt pedantiſch, langweilig, purer Zeitverluſt! Man hat es gar nicht nöthig, um glücklich und geſcheit zu ſein! Im Gegentheil, es verderbt den geſunden Sinn, der uns angeboren iſt und der uns ohne weiteres zur Wahrheit führt!» — Die Buben erhalten den Beifall der Maſſe, d. h. ſie haben Erfolg; durch den Erfolg iſt bewieſen, daß ſie recht haben — und ſo ſtolziren ſie und ſchauen auf ihre Gegner herab mit all der ſchnöden Sicherheit dummdreiſter Affengeſichter. — Eine Nation von Denkern! Eine Nation, die ſich hier von literariſchen Jungens, dort von wiſſenſchaftlichen Roturiers gängeln läßt; hier phantaſtiſchem Hokuspokus, dort gemeinem Nutzen blind nachläuft und den Männern, die ihr das Beſſere, Höhere vorhalten, den Rücken kehrt!"

Er hielt inne; ich, über dieſe Miſchung von Wahrem und Falſchem ärgerlich, ſchwieg. Nach einer Weile fuhr er mit anklagevoller Miene fort:

„Wie kann man einer Nation das Prädicat einer denkenden beilegen, welche die Wiſſenſchaft des Denkens, die Philoſophie, verſtoßen hat und verſchmäht und denjenigen, die am frechſten über ſie ſpötteln und witzeln, am liebſten aufhorcht, die Ignoranten, die am hoffärtigſten über ſie hinwegſehen, als große Männer verehrt! Wer kümmert ſich jetzt in Deutſchland noch um Wahrheit? Wer verlangt etwas zu erfahren von den Urſachen und dem Zuſammenhang der Dinge? Wer hat eine Wißbegierde, den Geiſt zu erkennen, der das Ganze zuſammenhält? Niemand! So gut wie niemand! Nichts will man jetzt kennen lernen als die Sachen — die Thatſachen, wie man's nennt! Man hält dies für einen außerordentlichen Fortſchritt, iſt unglaublich ſtolz darauf — und ſieht nicht, wie kläglich man ſich damit bloßſtellt. Warum dieſe blinde Vorliebe für die Sachen? Weil man ſelber Sache, mit den Sachen eins geworden! Und warum dieſe Gleichgültigkeit gegen Gott? Weil man nichts mehr mit ihm gemein hat! — — Weiber, Weiber ſind's!“ fuhr er heftig fort. „Das Sichtbare, Greifbare hat allein Realität für ſie, das iſt allein würdig der Betrachtung, der Liebe, der Begeiſterung! Der philoſophiſche Traum iſt verflogen, — die Augen ſind aufgegangen, man erkennt endlich das Rechte und vermählt ſich mit dem Stoff! Das iſt die Weisheit, die das Ziel des Geſchlechts war und zu der man glücklich vorgedrungen iſt! Und nun jubelt und freuet euch, denn ein neues Weltalter hat begonnen! Schreitet hinweg über die geſtürzten Götterbilder, raſt, umarmt euch wüthend und feiert die Orgien des Sieges!“

Er war aufgeſtanden, ganz von ſeinen Vorſtellungen ergriffen. Ich ſah, daß ich wieder einmal ein Schauſpiel haben ſollte, und überließ ihn ſeinen Inſpirationen.

„Arme Philoſophen!“ rief er mitleidig und ſchadenfroh. „Ihr habt euch ſchön verrechnet! Ihr habt die Schwärmerei, die man euch früher gewidmet hat, für treue Liebe genommen — und ſeht euch nun von der Schönen, mit der ihr euch ernſtlich verbinden wolltet, gehöhnt und verſchmäht um der robuſten Kerle willen, die ihr die «Sachen» ins Haus bringen! Ihr erforſcht den Geiſt, die ewigen ſchaffenden Mächte, den Grund und das Ziel der Welt! Ihr zeigt, woher die Sachen kommen und wohin ſie gelangen ſollen! Ihr zeigt die Verklärung der Sachen! Aber davon will jetzt kein Menſch etwas wiſſen! Dafür hat man jetzt nicht das geringſte Intereſſe mehr! Schmählich abgewieſen, wo ihr freudigen Willkomm, begeiſterten Dank erwartet habt, werdet ihr an euch ſelber irre. «Wozu gehen wir der Wahrheit nach in ihre verſchlungenſten Pfade? Wozu bringen wir das Gefundene in die überzeugendſte, lichteſte, ſchönſte Form und legen es den Zeitgenoſſen vor mit der Uneigennützigkeit antiker Weiſen? Um zu ſehen, daß wir's ebenſo gut in einen Brunnen hätten werfen können!» Ihr erſchreckt — und das iſt ganz natürlich! Nachdem ihr alles geleiſtet habt, nachdem euch alles gelungen iſt, was euch als Aufgabe vor der Seele ſtand, erweiſt ſich euer Streben als nutzlos, euer Leben als verfehlt — die «Nation von Denkern» will nichts davon wiſſen!“

Er lachte höhniſch. Dann, mit einem Aufglühen des Zornes, fuhr er fort: „Eine Nation von Thieren iſt's! Von Geſchöpfen, welche die Erde begaffen, ſich einrichten auf ihr und deren Ideal es iſt, in guter Maſt zu leben und zu ſterben! — Uebertreib' ich?“ rief er mir zu, als ich den Kopf ſchüttelte — „bin ich ein Lügner, wenn ich das ſage? Der Glaube an die Thierheit des Menſchen iſt ja der Glaube der Epoche! Das iſt ja eben die neue Religion, die gelehrt wird von den jetzigen Lieblingen des Publikums und welcher laut oder ſtill alle die «freien Geiſter» anhängen, welche die Philoſophie verachten. Der Menſch entſteht wie die andern Naturweſen — und vergeht wie ſie! Der ſogenannte Geiſt iſt das Product der Materie! Die eigene Exiſtenz und die ewige Beſtimmung des Geiſtes iſt eine Fabel; der Menſch hat kein höheres Ziel, als mit dem größtmöglichen Vergnügen ſich im Schlamme der Erde zu wälzen. — Die dieſe Lehre ausſprechen und fördern, das ſind die Lichter der Zeit! Und die Nation von Denkern ruft: «Das iſt die Wiſſenſchaft, das Denken hat ein Ende, das Leben beginnt — das iſt die Wahrheit! Und dieſes Licht ſoll uns leuchten und ſoll uns hinführen zu den letzten und ſchönſten Entwickelungen der Menſchheit!» — Und in den allerſtupideſten Widerſprüchen, die jemals in confuſen Gehirnen hin- und hergelaufen ſind, taumelt das Geſchlecht dem Abgrunde zu, der es, wenn dem Recht ſein Lauf gelaſſen würde, verſchlingen müßte!“

Ich machte eine unwillkürliche Bewegung, die meine Gedanken ausdrückte. Er bemerkte ſie und rief mit einem Blick des Vorwurfs: „Schildere ich die neue Weisheit nicht richtig? Kann ſie, wenn ſie die Herrſchaft erlangt, die Menſchheit anderswo hinführen als in einen Sumpf, worin ſie erſticken muß?“

„Die deutſche Nation iſt groß!“ erwiderte ich.

Er nickte. „Du willſt ſagen, es gibt noch andere Narren in ihr als die Materialiſten und ſogenannten Pantheiſten! Es gibt nicht blos neue Narren, es gibt auch die alten! Und die alten ſind ſo rechthaberiſch, anmaßend und herrſchſüchtig wie die neuen; ſie haben ſo fanatiſche Anhänger in der Maſſe wie die neuen — ſie bilden eine gewaltige Macht gegen die neuen! Gut! Aber profitirt von dieſer alten Macht das Denken? Profitirt die Wahrheit? — Arme deutſche Nation! Hier zerren dich Menſchen vorwärts, welche den Geiſt verloren haben über der Materie, dort halten und reißen dich andere zurück, welche ihn verloren haben über dem Buchſtaben! Geiſtloſigkeit ringsum! Und du haſt nur die Wahl zwiſchen zwei verſchiedenen Sorten davon! — Iſt der Pfaff ein Denker? Dient der pfäffiſche Geiſtliche dem Geiſt? Ja, glaubt er, der ſich einen Diener Gottes nennt, in Wahrheit an Gott? — Er glaubt an die Sätze, die ſeine Partei über Gott aufgeſtellt hat und als höchſtes Gut feſthält! Die Lettern dieſer Sätze hat er vor Augen, ſie entzücken ſeine Seele, ihnen lodert ſein Herz und ſie zum Siege zu führen iſt er von einer wahren Wuth beſeſſen. Götzendienſt ringsum! Hat ſich der Materialiſt Gott verdeckt mit dem Idol der Natur, ſo verdeckt ſich ihn der Pfaff mit dem Idol der todten Form, die einmal geiſterfüllt und lebendig geweſen! Warum, Atheiſt und Pfaff, tobt ihr gegeneinander? Warum ſpritzt ihr Gift und Galle gegeneinander? Betrachtet euch doch näher, erkennt euch und fallt euch ans Herz! Ihr ſeid Brüder! Ihr dienet Einem Herrn! Arm in Arm richtet ihr die Nation zu Grunde!“

Ich konnte nicht umhin zu lächeln. „Mit der Verwandtſchaft“, ſagte ich dann, „haſt du nicht unrecht! Aber glücklicherweiſe ſind die Brüder weit entfernt, deiner Mahnung zu folgen. Sie ſchlagen aufeinander los und richten nicht die Nation zu Grunde, ſondern ſich ſelber! — Wenn zweie ſich ſtreiten, freut ſich der dritte. Es gibt noch andere Gruppen und Richtungen in unſerm Volk!“

„Allerdings“, rief er. „Es gibt noch andere Richtungen in unſerm Volk! Es gibt noch andere Verächter des Geiſtes und des Denkens — es gibt noch eine ganze Reihe davon! — Es gibt Männer der Wiſſenſchaft, die nicht den Muth haben, den Atheismus zu ihrem Bekenntniß zu machen, wie ihre materialiſtiſchen Vettern, wohl aber die Unverſchämtheit, zu behaupten, daß man über Gott, über den Geiſt und die Urſachen der Dinge nichts wiſſen könne, und daß derjenige, der etwas darüber ausſagen wolle, ein Charlatan ſei! Es gibt Männer der Wiſſenſchaft, die ihre Specialität betreiben, wie der dümmſte und bornirteſte Handwerker ſein Handwerk! Die nichts mehr ſehen und nichts gelten laſſen, als was juſt ſie unter den Händen haben; die mit der blindeſten Hoffart über andere Forſchungen abſprechen, weil ſie aus den Reſultaten nichts zu machen wiſſen! — Doch was red' ich von einzelnen! Herrſcht nicht in der ganzen großen Republik der Wiſſenſchaft gegenwärtig die Anarchie? Treibt nicht jeder ſein Metier mit Verachtung — jedenfalls mit Unkenntniß und mit Nichtachtung der andern? Iſt's nicht ein Nebeneinander oder vielmehr ein Durcheinander von Hantierungen, das von dem Ziele der Organiſation weiter entfernt iſt als jemals? Die Wiſſenſchaft des Denkens, die Gott in die Welt geſandt hat, um das Geſchäft dieſer Organiſation zu leiten, hat der wiſſenſchaftliche Pöbel vom Thron geſtoßen — ſie tritt er mit Füßen, — und ſo bleibt es denn bei dem geiſt- und lebloſen Aggregat! — Eine Thatſache ſteht vor unſern Augen, die uns wol erſchrecken kann: die Männer der Wiſſenſchaft, wie ſie jetzt ſind und gelten, dienen ſelber nur dazu, die Gegner des Denkens zu verſtärken! Es ſind Feinde des Lichtes, — Feinde der Wahrheit und der Gerechtigkeit — Feinde der Wiſſenſchaft im wahren und ganzen Sinne des Wortes!“

Von ſeinen Gedanken agitirt, ging er vor mir hin und her, ohne mich zu beachten. „Oh“, rief er nach einer Weile mit einer Miene tragiſcher Betrübniß, „welch ein widerſpruchsvolles Weſen iſt der Menſch! Ein ausgezeichneter Forſcher in ſeinem Fach — und auf der andern Seite ein Pferd, ein Kameel! Hier erfreuendes Licht, dort grauenerregende Finſterniß! Hier imponirend, reſpectabel, ja ehrwürdig, — dort in Dummvornehmheit, Eitelkeit und Neid ſo gemein, daß man ſich eine Peitſche in die Hand wünſcht, um ihn damit bearbeitend ſich gütlich zu thun! Kenntniß des Fachs, Kenntniß des Handwerks — keine Selbſtkenntniß! Darum keine Ahnung von der Häßlichkeit und Widrigkeit ſeines moraliſchen Verhaltens! Darum keine Bildung, keine Humanität! Ein Mann der Wiſſenſchaft, und zugleich ein Bauer, ein Protz — ein Flegel! Wo kommt's aber her? Von dem geiſtloſen Atomismus im Reiche der Wiſſenſchaft — von der «kaiſerloſen, der ſchrecklichen Zeit»! Wäre nicht jeder ein Hochmuthsnarr und würde er ſeine Ehre nicht darein ſetzen, alles allein wiſſen zu wollen, — gäbe der eine dem andern, was er hat, und nähme er von ihm, was er bedarf, dann ginge die Sonne auf, wo jetzt finſtere Nacht herrſcht, und mit dem Licht käme die richtige Selbſtſchätzung, die Geſelligkeit, die Liebenswürdigkeit — die Höflichkeit! Mit alledem aber ein ungeheurer Gewinn an Bildung, Macht und Glückſeligkeit! Aber nein, die bloße Hoffart, das dummſtolze Herabſehen, das iſt viel ſüßer, das hat viel mehr Werth als jener Gewinn! Und man verſchmäht ihn, blos um ſich ferner an ſeiner eigenen moraliſchen Köſtlichkeit zu laben! Solch ein diaboliſcher Zauber liegt im Egoismus — in der Blindheit des unerleuchteten und ungebildeten Selbſt! Ei ja, ihr Herren, die ihr den Stoff bepflügt wie der Bauer ſeinen Acker, ihr habt ſehr recht, den Geiſt zu leugnen und ihn keines Blickes zu würdigen! Wenn ihr einmal euren eigenen, mit dem ihr ſo unendlich zufrieden ſeid, ſchautet, wie er wirklich iſt — fürchterlich wäre die Enttäuſchung; — ihr würdet umfallen vor Schrecken wie von einer Spitzkugel durchbohrt! Aber klüglich ſeht ihr nur aus euch heraus, nicht in euch ſelbſt hinein und ſchwimmt in der holden Selbſtgefälligkeit bis ans Ende, um bis ans Ende, von eurem Fachwiſſen abgeſehen, Ignoranten zu bleiben!“

Er ſchaute mich an. Die Expectoration hatte mich intereſſirt und, als von ihm ausgehend, ergötzt — er ſchien mit meinem Ausdruck zufrieden zu ſein. Alsbald öffnete er die Schleuſen wieder, um fortzufahren: „Und ſo weiter, und ſo weiter! Jede neue Gruppe iſt eine neue Geringſchätzerin des Denkens, ſo weit man dieſes nicht ins Haus braucht, — alſo des ganzen, zuſammenhängenden, wahren Denkens! — Die Deutſchen, die ſich eine Zeit lang mit Paſſion auf Gedankenerzeugung gelegt und darüber allerdings nothwendige und nützliche Dinge verſäumt hatten, nahmen dies plötzlich wahr, ſchämten und ſtürzten ſich mit einer förmlichen Wuth der Bekehrung auf die Gegenſeite: von der Philoſophie zur Erforſchung des Aeußerlichen, Wäg- und Meßbaren — von der Theorie zur Praxis! — Früher ſah man über Leben, Staat und Geſellſchaft hinweg nach einem neuen Syſtem der Metaphyſik, und über eine verlorene Schlacht tröſtete man ſich mit einem neuen Trauerſpiel, das ein Lieblingsdichter geliefert hatte! Jetzt will man auf einmal alles Verpaßte, Liegengelaſſene nachholen und womöglich die par excellence praktiſchen Nationen in möglichſter Schnelligkeit an Praxis übertreffen. Und man wirft alles Intereſſe am Ewigen, alle Neigung zur Idealität und hohen Kunſt über Bord und gibt den Antheil, die Liebe, die Begeiſterung, über die man verfügen kann, ausſchließlich an die Neuigkeiten des Tages hin. Dieſer Ringkampf egoiſtiſcher Parteien und Mächte — dieſes blinde Schieben und Geſchobenwerden — dieſe wüſtzufälligen und flüchtigen Wendungen in dem chaotiſchen Durcheinander des Weltlebens — dieſe Ereigniſſe, die heute Millionen von Menſchen beſchäftigen und in drei Tagen nicht die geringſte Beachtung mehr finden

— all dieſer Kehricht der Zeitlichkeit, den zahlloſe Zeitungen tagtäglich auf die Gaſſe ſchütten — — das feſſelt jetzt den Blick, das hält man allein männlichen Antheils werth, das lieſt und ſtudirt man immer aufs neue mit unermüdlichem Eifer, und dagegen erſcheinen die Anſprüche des ewig Wahren und Schönen, auch einige Berückſichtigung zu erlangen, lächerlich! Das geiſtig Dauernde hält man für nichtig, das materiell Vergängliche für das allein Reelle, und man hat keine Ahnung von der entſetzlichen Verkehrtheit — von der Blasphemie dieſes Urtheils!"

Er ſah vor ſich hin. Dann, indem Blicke der Entrüſtung und Verachtung aus ſeinen Augen gingen, rief er: „Eſel — gedankenloſe deutſche Eſel, die ihr ſeid! Begreift ihr nicht, daß ihr die praktiſchen Nationen in der Praxis nur übertreffen könnt, wenn ihr eure Theorie dazu benutzen wollt? Wenn ihr euer Leben organiſirt nach den Ideen, die eure Denker, — jene wenigen, von euch jetzt verachteten Geiſter — bereits dargelegt haben? Die Ziele, denen ihr praktiſch nachgehen ſollt, ſind ſchon gezeigt; das Ideal freier Einheit iſt als eures erwieſen! Aber um dieſe Gedanken in Wirklichkeit zu führen und ſo die großartigſte, die wahre Muſterpraxis den Augen des ſtaunenden Europa zu weiſen, dazu wäre Selbſtüberwindung, Einſicht und Großmuth in allen Gliedern des Ganzen nöthig — und ihr haltet dieſe Tugenden für Schwächen und das freche Zugreifen der roheſten

Selbſtſucht allein für politiſch und mannhaft! Nun, ſo balgt euch denn herum, wie beſoffene Bauern in der Schenke! Jeder will den Vortheil und die Ehre für ſich? Gut, ſo geſchieht mit Fug, was euch allen miteinander Schande macht und alle zuſammen ins Verderben ſtürzt!“

Er ging mit ſtarken Schritten auf und ab mit der Miene eines Richters der Welt.

„Ich hoffe nicht“, begann er wieder, „daß jemand ſo unverſchämt iſt, die deutſchen Politiker für Denker zu erklären! Die Beſten ſind's nicht! Denn die Beſten haben nicht die Wahrheit — nicht das Volk und die Menſchheit vor Augen, ſondern nur ihre Partei: das Programm und das Intereſſe der Partei! Sie ſind Advocaten eines Theiles, den ſie zum Ganzen hinaufſchrauben, nicht Anwälte des Ganzen, dem ſie den Theil einfügen wollen; — und noch dazu haben ſie ihre maßgebenden Ideen vom Auslande! Der Troß aber iſt vom Denken ſo weit entfernt, daß man Erbarmen und Ekel zu gleicher Zeit empfindet. Sicher, ſtolz und triumphirend ſchreiten ſie einher im Nachtrab ihrer Koryphäen. Sie haben ſich zur Partei geſtellt und dies hat eine magiſche Wirkung gehabt: Licht iſt in ihr Haupt, Ehre in ihr Herz eingezogen; die geſcheiteſten, edelſten Menſchen, die nicht zur Partei gehören, ſind mit ihnen verglichen Dummköpfe und ſie können ſich Glück wünſchen, wenn ſie der Partei-Hans nicht auch noch für ſchlechte Kerle erklärt!

Denn daß ſie nicht zu der Partei treten, die allein das Recht und das Licht auf ihrer Seite hat, das iſt ſchon ſehr verdächtig! Was können ſie für einen Grund haben, es zu unterlaſſen? Kaum einen andern als einen ſchofeln!“ —

Er ſchwieg. Dann fuhr er fort: „Ich komme zum Schluß. Daß die Maſſe nicht denkt, verſteht ſich von ſelbſt. Bauern und Handwerker — Geldmenſchen, Ladendiener, Schacherjuden — Schreiber, Bureaukraten, Soldaten, Literaten — bürgerliche und adeliche Rentenverzehrer, Günſtlinge, Pflaſtertreter, Modegecken: kann man von ihnen verlangen, daß ſie Ideen haben? So wenig als von der Geſammtheit der Weiber! — Sie denken an ſich, an ihren Vortheil und ihren Spaß — das iſt ihr Denken!“

„Und wo bleibt nun“, rief er, ſich vor mich hinſtellend, „die «Nation von Denkern»? — Die Deutſchen ſollten eine Nation von Denkern ſein! Nur denkend — nur Wahrheit erkennend und Gerechtigkeit übend vermögen ſie einig zu werden und groß und ſtark und mächtig über alle Völker! Aber durch ein unſeliges Verhängniß iſt plötzlich in ſie der Dämon geiſtiger Trägheit gefahren — die ſubjective und parteiiſche Rechthaberei, die Prahlerei und leider auch der Bubenehrgeiz, durch freches Läſtern ſich über die Wiſſenden und Edeln zu ſtellen! Die Jugend, anſtatt ihre Unwiſſenheit zu curiren durch Lernen, glaubt ſchneller zum Ziele zu gelangen, wenn ſie das Wiſſen des Weiſen für Unſinn erklärt und die eigene Ignoranz als Urſprünglichkeit, Friſche, Genialität zu Kauf bietet! — Geht mir! Eine «Nation von Denkern»? Ihr ſeid bereits im Rollen auf der ſchiefen Ebene, die vom Aether des Geiſtes hinunterführt in den Pfuhl der Gemeinheit; — und wenn Gott kein Wunder thut, ſo werdet ihr über kurz oder lang eine Nation ſein von Schweinen, die ſich im Schlamme wälzen, und von Hunden, die ſich untereinander zerreißen!“

Nachdem er dies mit dem bitterſten Nachdruck geſprochen, machte er eine Bewegung mit ſeiner Rechten, als ob er ſeinen Beweis geführt, ſeine Aufgabe gelöſt hätte. Dann trat er zum Tiſch und ſetzte ſich. — Ich erhob mich.

„Du biſt zu Ende?“ ſagte ich.

„Zu Ende!“ erwiderte er mechaniſch.

„Wie mir ſcheint“, fuhr ich fort, „nimmſt du an, daß ich mit dir einverſtanden bin?“

Er ſah mich an — und ſeine Lippe begann ſich zu verziehen. „Hätte ich dir wieder zu viel zugetraut?“

„Doch nicht“, war meine Antwort. „Ich ſtimme dir zu!“

„Ah!“

„Was du geſagt haſt, iſt richtig. Aber es iſt nicht fertig, es fehlt noch etwas!“

„Was fehlt noch?“ fragte er.

„Die Correctur!“

Er ſah mich an. „Willſt du mich narren?“ rief er, im Stuhl ſich aufrichtend. Und ernſthaft ſetzte er hinzu: „Ich würde dir's nicht rathen!“

„Ich denke nicht dran“, verſetzte ich ruhig. Dann ſagte ich: „Biſt du wirklich nicht in der Laune, das Fehlende zu dem Vorgetragenen ſelbſt hinzuzufügen? Es liegt ſo nahe!“

Ein Ausruf der Ungeduld entfuhr ihm. „Ich wittre wieder etwas wie Anweiſungen auf die Zukunft!“ brummte er. „Verfluchte deutſche Manier!“

Dieſe Herzenserleichterung nicht beachtend, fuhr ich fort: „Dein Material iſt gut, aber es muß organiſirt werden!“

„Da haben wir's!“

„Repetiren wir darum! Kommen wir zum Schluß — zum Schluß des Denkens!“

„Lieber Freund“, rief er abwehrend, mit komiſch bittendem Ausdruck, — „glaubſt du denn, ich kenne deine Gedanken nicht?“

„Glaubſt du“, entgegnete ich, „ich kenne die deinen nicht? Und doch hab' ich ſie angehört!“

Er ſeufzte. „In Gottes Namen denn! — Aber ſtelle meine Geduld nicht auf eine allzu ſchwere Probe!“

Ich betrachtete ihn vergnügt. Dann begann ich: „Du haſt recht! Die Egoiſten aller Art, die Parteimenſchen aller Art ſind keine Denker; — ſie denken nicht das Rechte, Wahre, Ganze!“

„Und aus Egoiſten und Parteimenſchen beſteht die Nation!“ rief er dazwiſchen.

„Aus ihnen“, verſetzte ich, „und aus einer gewiſſen Zahl von wirklichen Denkern!“

„Die aber unter ihnen zu Grunde gehen müſſen!“

„Das iſt's eben, was ich leugne!“

Er betrachtete mich, ſeine Miene erhellte ſich ſpöttiſch. „Ich vergaß“, bemerkte er. „Die wenigen Denker werden die übrigen in fünf bis acht, höchſtens zehn Jahren bekehren — ſie werden ihre ſiegreichen Führer werden, die Nation wird mit ihnen zu ihrem Ideal emporgehen und dem Erdkreis gebieten!“

„Die Hoffnungen, die ich hege“, erwiderte ich, „ſind beſcheidener, aber zugleich begründeter und weltgemäßer!“

„Du machſt mich neugierig.“

„Ich werde ſie darlegen!“ antwortete ich. „Die Nation — es iſt wahr — hat ſich von dem eigentlichen Denken — vom Denken des Geiſtes, vom Denken des Ganzen — abgewendet; — ihr Vertrauen haben die Aufdecker der «Sachen», die Naturforſcher und Hiſtoriker, vorzugsweiſe, wo nicht ausſchließlich erlangt. Genommen wird dem menſchlichen Geiſte damit eben das Wiſſenswertheſte. Geleugnet wird die Möglichkeit der wirklichen Erkenntniß, der wirkenden Einſicht in das Ganze, in das Centrum der Dinge, — und zugegeben nur die Kenntniß: die Kenntniß der Erſcheinungen — des Gewirkten, Gewordenen, Aeußerlichen! Von dieſem aus werden höchſt vorſichtige Schlüſſe verſucht auf die nächſten Urſachen, die man ſelbſt als gewordene und mittelbare erkennen muß — und weiter geht man nicht. Man ſteigt nicht empor zu den oberſten Urſachen, zu der Urſache der Urſachen — zum ewigen Princip der Dinge. Man trennt ſich ſelber ab von dem Wiſſen, das alles übrige Wiſſen erſt vollenden, ſanctioniren, ja erſt zum eigentlichen Wiſſen machen würde! Man bannt ſich ins Aeußere — in die Fremde des blos materiellen Daſeins; und hier ſich einrichtend, ſo gut es geht, erklärt man die ewige Heimat für unerreichbar, um ſie ganz aus den Augen zu verlieren. — Wahr iſt's, unſere Nation, indem ſie Lehrern folgte, welche die Erforſchung des Aeußern allein für Wiſſenſchaft erklärten, hat ſich gründlich veräußerlicht! Sie hat, wie du dich treffend ausdrückſt, mit ihnen «den Geiſt verloren über der Materie!»“

„Gut, gut!“ erwiderte Victor. „Aber? — Denn du haſt natürlich ein Aber im Hintergrund, was alles wieder gut macht!“

„Aber“, fuhr ich fort, — „es iſt dafür geſorgt, daß auch dieſer Baum nicht in den Himmel wächſt!“

„Vermuthlich“, rief der advocatus diaboli. „Aber in die Hölle!“

„Auch dazu reicht ſeine Kraft nicht!“ entgegnete ich gelaſſen. „Nein, er bleibt auf der Erde, die er beſchattet und heimlich macht, die er erfreut und mit ſeinen Früchten erquickt!“

„Reizende Ausſicht!“ rief er mit vergnügter Ironie. „Und wer gebietet ſeinem Wachsthum halt? Wer drängt dieſen Hang des Materialismus zurück, nachdem er in der Nation übermächtig geworden?“

„Seine Gegner!“

„Die ſelber Gegner des Denkens, alſo im Grunde ſeine Freunde ſind?“

„Und doch ſeine Gegner! — Dein Schluß, lieber Victor — wie ich dir ſchon einmal vorgehalten — wird nicht gezogen! Diejenigen, die den Geiſt verloren haben über der Materie, beſitzen keine entſchiedenern Feinde als jene, die ihn verloren haben über dem Buchſtaben! Und das ſind mächtige Feinde!“

Er zuckte geringſchätzig die Achſel. „Die Männer des Buchſtabens“, entgegnete er, „von denen die freien Geiſter in allen Welttheilen ſich abgewendet haben —“

„Unterſchätze ſie nicht!“ fiel ich ein. „In dem Buchſtaben, welchen ſie erkennen, haben göttlich erleuchtete Menſchen ihre Anſchauungen niedergelegt — und immer noch beherrſchen dieſe Anſchauungen unſer Leben! In dem Buchſtaben liegt Wahrheit, ewige Wahrheit. Die Wahrheit gebietet Anerkennung; wer ſie ihr nicht geben kann (und das ſind die Männer der Materie völlig außer Stande!), der beweiſt ſeine Ohnmacht, wird ſeiner Ohnmacht überwieſen, und — wächſt nicht in den Himmel!“

„Das iſt geklügelt!“

„Höre mich weiter! Im Grunde verliert man den Geiſt über dem Buchſtaben nur gewiſſermaßen; eigentlich conſervirt man ihn im Buchſtaben — man verführt und verbreitet ihn darin, wenn auch verdeckt und gleichſam im Schlaf gehalten. Vor der rechten Betrachtung thaut aber der Buchſtabe wieder auf und wird lebendig; der Geiſt hinter ihm rührt ſich und fängt an zu reden. Der Buchſtabe, der einem Gefäß mit labendem Tranke glich, das man nicht öffnen konnte, ſtrömt demjenigen, der in ſein Inneres dringt, Erquickung entgegen!“

„Scharmante Vorſtellung!“ rief er halb lachend. — „Was dir doch nicht alles Anlaß zu ſchönen Bildern geben kann!“

„Der Buchſtabe“, fuhr ich achtlos fort, „iſt eine Macht — eine große Macht gegen die Materie und ihre Vertreter. Er ſchickt immer noch ein Heer von Streitern ins Feld und hat Waffen zum Angriff wie zur Vertheidigung. Damit ſteht nun ein Kampf in Ausſicht zwiſchen dieſen Parteien — ein Kampf, der beiden zu thun gibt, die Gefahr einer Alleinherrſchaft hier wie dort beſeitigt und immer mehr Gewalt jenen in die Hand gibt, die fähig ſind, den Parteien Recht zu ſprechen — den Denkern.“

„Wenn ſolche bis dahin überhaupt noch exiſtiren!“

„Nicht nur — ſie werden ſich mehren!“ entgegnete ich. „Sie werden Proſelyten machen eben in den Reihen ihrer Gegner!“

Er ſah mich an und zuckte die Achſel.

„In den Parteien“, fuhr ich fort, „die der Kampf mürbe gemacht und deren intelligentere Vertreter er zu der Einſicht gebracht haben wird, daß ſie vielmehr berufen wären, ſich wechſelſeitig zu beſchenken und zu ergänzen!“

„Pfaffen und Atheiſten?“ rief er.

„Theologen und empiriſche Forſcher!“ erwiderte ich. „Wenn in dem Buchſtaben Wahrheit liegt, ſo drängt auch die Materie ihrerſeits zur Aufſuchung der Wahrheit. Die materiellen Dinge, wie ſie ſind — die Thatſachen der Natur und der Geſchichte heiſchen eine Erklärung; und wenn dieſe nun in der Wahrheit des Buchſtabens enthalten wäre?“

„Iſt das deine Meinung?“ rief er mit einem Blick des Vorwurfs.

„Gewiſſermaßen“, entgegnete ich.

„Das iſt nichts geſagt! Sei deutlich! — Unſer Leben iſt zu kurz für ſolches Herumgehen um den Brei!“

„Meine Meinung“, verſetzte ich, „iſt dieſe. Wenn die eine der kämpfenden Parteien die Wirkungen darlegt, ſo lehrt die andere die ſchaffenden Mächte, die Urſachen —“

„Die Urſachen“, fiel er ein, „welche die Thatſachen der Natur und der Geſchichte erklären?“

„Nicht ſo ganz“, erwiderte ich. „Aber doch Urſachen! Einen Schöpfer der Welt; einen Grund ihrer jetzigen Verkehrtheit und Verderbtheit; eine Führung und ein ewiges Ziel der Menſchheit. Enthält dieſe Lehre nur Wahrheit und bietet ſie noch keineswegs alle Wahrheit, ſo iſt in ihr doch der Anfang gemacht zur ganzen und genügenden Erklärung der Dinge — ein Anfang, der zur Fortſetzung, zur Vollendung drängt.“

„Wen drängt?“ rief er. „Den orthodoxen Anhänger, der es für ſeine heiligſte Pflicht hält, den Buchſtaben zu conſerviren, wie er ihn überkommen hat?“

„Die begabten und freiern Geiſter auf dieſer Seite“, entgegnete ich; — „und zwar eben infolge des Kampfes mit den Rittern der ſichtbaren Welt, der ſie nöthigen wird, ihre Vertheidigungsmittel zu erweitern und ſich ſelber zum Siege geſchickt zu machen. — Die Thatſachen der Natur und der Geſchichte“, fuhr ich fort, „die als ſolche erwieſen ſind, fordern die zureichende Erklärung ſo lange, bis ſie ihnen zutheil wird; — die unzureichende, mit ihnen confrontirt, fällt immer wieder zu Boden, und der nach dem Sieg Trachtende kann daher nicht anders, als die zureichende ſuchen.“

„Die Theologen alſo“, fuhr er mit aller Ironie des Unglaubens fort —

„Die ſtrebenden unter ihnen“, warf ich ein.

„Alſo die ſtrebenden Theologen, durch die Empirie zum Fortſchritt genöthigt, werden dieſen machen! Die Theologen werden einen Fortſchritt machen, — und zwar genöthigt!“

„Genöthigt“, rief ich, „und unterſtützt von der Empirie! Denn wenn die Thatſachen der Natur und der Geſchichte Wirkungen ſind, ſo muß ſich von ihnen aus zuletzt nothwendig ein Verlangen regen, dieſer Wirkungen Urſachen zu erkennen. Die Empiriker ſelbſt werden endlich nach den Urſachen forſchen, nach den höhern und höchſten Urſachen; und ihre Erwerbungen werden dann den Beſitz der Gegner mehren, die ihnen Mitſtrebende, Freunde geworden ſind!“

Victor lächelte ſpottvergnügt. „Sonderbar“, entgegnete er. „Dieſer Gedanke iſt ſo ſchön und ſo natürlich; — wie kommt's doch, daß man von einer ſolchen Annäherung bisjetzt auch nicht die leiſeſte Spur wahrnimmt?“

„Das muß ich leugnen!“ verſetzte ich. „In der Maſſe nicht, aber in Einzelnen allerdings! — Und dieſe Einzelnen hier wie dort werden ſich mehren; ſie werden ſich emancipiren von der Partei — und den Bund der Denker verſtärken!“

„So hätten wir denn wieder ein ſolides und harmoniſches Corps von Philoſophen!“

„Und die Ausſicht“, fuhr ich, den ironiſchen Ton überhörend, fort, „eine Nation von Denkern zu bekommen! Ja, mehr als das!“

„Verfluchter Hexenmeiſter!“ rief der Gegner. „Ihm iſt alles Kinderſpiel!“

„Das Denken“, fuhr ich fort, „iſt das Höchſte, aber es iſt nicht alles; und wenn es zum Denken gekommen iſt, dann muß es erſt recht noch zu was anderm kommen. Es gibt ein Denken, bei dem es nicht bleiben kann; der Weg zu dem, bei welchem es bleiben kann, geht aber durch das Nichtdenken! Und in dieſer Beziehung muß ich ſagen: niemals hat die deutſche Nation mehr für das Denken gearbeitet als eben gegenwärtig!“

Victor lachte. „Du wirſt boshaft!“ rief er.

„Du weißt recht gut, wie ich's meine!“ entgegnete ich. — „Wenn der Philoſoph die Dinge ſich denkt, wie ſie nicht ſind, alſo dem falſchen Denken ſich ergibt, wer fördert das wahre Denken über ſie? Der Nichtdenker, der ſie zunächſt nur darzuſtellen ſucht, wie ſie ſind! Das richtige Kennen der Dinge iſt die unausweichliche Bedingung des richtigen Denkens über ſie; und darum iſt der Philoſophie, der Wiſſenſchaft des richtigen Denkens, niemals ein größerer Dienſt geleiſtet worden als eben jetzt von ihren Gegnern, welche Natur und Geſchichte in allen ihren Theilen vorzuführen ſtreben, wie ſie ſind — wie ſie dem unbeſtochenen Auge erſcheinen!“

Darauf war nichts zu ſagen. Victor ſchwieg und ließ mich fortfahren: „Was iſt die Aufgabe der Philoſophie? In Uebereinſtimmung mit dir antwort' ich: die Urſachen darzulegen, welche die Geſammtheit der Sachen erklären. Da man aber auf die wirklichen Urſachen nur von den richtig erforſchten Sachen ſchließen kann, ſo war die gelungene Revolution der Empirie gegen die einſeitige Philoſophie das glücklichſte Ereigniß, welches die Philoſophie ſelber treffen konnte. Ja, der Haß und die Verachtung, welche die Sieger der entthronten Macht noch immer widmen, der triumphirende Stolz, womit ſie jetzt als Weltbezwinger durchs Leben gehen, müſſen der Philoſophie zum Beſten dienen! Was die Darſteller der Sachen und ihrer Erſcheinungsformen, die Darſteller deſſen, was iſt und wird, ausſchließlich auf ihren Gegenſtand weiſt, das kommt der Wiſſenſchaft zugute, welche zu ihren höchſten Leiſtungen die exacteſte Darlegung der Wirklichkeit vorausſetzt.“

Jener ſah für ſich hin. „Demnach“, bemerkte er, „ſollte man die Bornirtheit und den Hochmuth dieſer Menſchen eigentlich preiſen! — Und zumal die Philoſophen müßten ihnen für die Verachtung und Verleumdung ihrer Wiſſenſchaft im Grunde um den Hals fallen?“

„Mindeſtens“, erwiderte ich, „thäten ſie wohl daran, auch den Nutzen dieſer Gegnerſchaft im Auge zu behalten — wär' es auch nur, um ſich nicht allzu ſehr über ſie zu ärgern!“

„Weislich“, entgegnete er, „aber ebenſo egoiſtiſch! —

Ich", fuhr er mit großem Ernſt fort, „ich ärgere mich — und ich ſchlage drein, wo ich mich ärgere! Damit wahr' ich das Recht; und wenn ich die Sünder nicht beſſere, ſo züchtige ich ſie wenigſtens!"

„Nach der Züchtigung der Unart wäre aber die Anerkennung ihrer guten Dienſte erſt recht am Platz!"

„Ich mag mir den Genuß meines gerechten Zorns nicht verderben!" rief er.

Dieſes naive Geſtändniß erheiterte mich bis zum Lachen. Eine Pauſe folgte. Dann ſagte ich: „Gehen wir weiter! — Du haſt von «wiſſenſchaftlichen Handwerkern» geſprochen. Glaubſt du die Männer, die ſich in dem großen Reiche der Natur und der Geſchichte ein Gebiet abgrenzen, um dieſes aufs gewiſſenhafteſte und ſorgfältigſte zu durchforſchen, damit abfertigen zu können?"

„Wenn ſie", entgegnete er, „in dem großen Reiche der Natur und der Geſchichte nur Sinn und Auge haben für dieſes ihr Gebiet und die andern ignoriren, ſo hab' ich ſchon ein Recht, ſie mit dieſem Namen zu belegen! Wollen ſie aber gar ihr ſubjectives Intereſſe als das allein vernünftige aller Welt aufdrängen und das Intereſſe anderer Köpfe herunterſetzen; — ſprechen ſie über andere Thätigkeiten, die ſie nicht kennen, verächtlich ab, dann iſt dieſer Name noch viel zu gut für ſie! Dann ſind ſie wiſſenſchaftliche Eſel! Und ſo muß man ſie auch nennen!"

Ich zuckte die Achſel. „Ueber dieſe Menſchlichkeiten, die im Grunde nur Lappalien ſind“, verſetzte ich mit Ernſt, „müſſen wir hinwegſehen, um das zu würdigen, was dieſe Männer leiſten, — und das iſt ſtaunenswerth! — Allerdings grenzt ſich der Einzelne das Feld ab, für das er allein Aug' und Ohr hat. Aber jedes der vielen Gebiete hat ſeinen Mann — vielmehr ſeine Genoſſenſchaft gefunden; in dem ungeheuern Reiche der Wirklichkeit iſt keine Provinz unbeſetzt und kein Feld ungepflügt. Jeder abgezweigte Theil wird erſchloſſen, ſodaß wir auf eine unbegrenzte Fülle der Erſcheinungen hinſehen; — und wie ſtrömt nun erſt das Ganze auf uns ein, wenn wir von einem Theil zum andern gehen! Dieſes Ganze iſt in Wahrheit nur für einen Gott gemacht, — der Menſchheit ſelber gelingt blos ſeine annähernde Bewältigung. — — Ja“, fuhr ich, von meinem Gegenſtand ergriffen, fort, „ein unheures Schauſpiel iſt's, das mit einem mal in Scene geſetzt an unſern Augen vorüberzieht! Wie lang iſt's her, daß ein Philoſoph das «abſolute Syſtem» geſchaffen hat und ſeine Schüler erklärten, daß jetzt eigentlich geiſtig nichts mehr zu finden und zu thun ſei? Und ſiehe da, die Natur-, Geſchichts- und Sprachforſcher beweiſen, daß die Zeit der Arbeit jetzt erſt recht gekommen iſt! — Und ihre Arbeit hat den Segen! Ueberall werden in verhältnißmäßig kurzer Zeit unglaubliche Fortſchritte gemacht — vor unſern Augen nimmt die Welt eine andere Geſtalt an! — Tadler!“ rief ich; — „ſieh hin auf dieſe

Menſchen! Mit welchem Eifer, welcher Entſagung und Ausdauer — mit welcher religiöſen Begeiſterung widmen ſich Hunderte — Tauſende der Erforſchung der Welt in allen ihren Theilen! Mit welch heiterm Muth ertragen ſie die Beſchwerden, die ſich auf ihren Wegen an ſie herandrängen! Es iſt eine Liebe, eine Freudigkeit in dieſen Menſchen, womit ihnen eben das Bewundernswürdige gelingt! Wohin wir den Blick richten, erſchließt ſich Wahrheit —“

Der Gegner erhob den Kopf gegen mich.

„Wirklichkeit, wenn du willſt, die Bedingung der Wahrheit; — und auch dieſe ſelbſt! — Geben wir der Wahrheit die Ehre! Wenn der Empiriker nicht denkt, wie der Philoſoph, ſo denkt er in ſeiner Art; er denkt die Sachen in ihrer Eigenthümlichkeit, welche erkannt werden muß; er erforſcht die Geſetze ihrer Erſcheinung, er ſchließt, combinirt, wagt, ſucht und verſucht — und ſo fördert er die Wiſſenſchaft!“

„Ja“, rief ich nach einem Blick auf den Schweigenden, „mit geheimer Freude ſollte gerade der Philoſoph dieſer ungeheuren Thätigkeit folgen — wie ein König der Thätigkeit der Bauleute folgt, die beſchäftigt ſind, einen Palaſt aufzuführen, in dem er wohnen und thronen ſoll. Denn für ihn arbeiten ſie alle, die Forſcher im Reich der Thatſachen und der Stoffe! — Und ſchon ſtehen die Dinge ſo, daß die Philoſophie ſich bereiten darf, die Errungenſchaften der Empirie in Empfang zu nehmen und ihnen die Feuertaufe des Geiſtes zu geben! Denn immer mehr bereiten ſich dieſe, als ein Ganzes vor ſie zu treten und die weihende Taufe zu verlangen. Du klagſt über Mangel an Zuſammenhang in dem geiſtigen Thun unſerer Tage und ſiehſt in den wiſſenſchaftlichen Arbeitern Menſchen, deren jeder ſein Metier für ſich treibt, ohne die andern zu ſchätzen und zu nützen? Es iſt Wahrheit in deiner Anklage. Aber die Natur der Dinge iſt ſtärker als die Menſchen! Jedes Metier grenzt an ein anderes, verwandtes, und wer es erſchöpfend betreibt, der führt es an den Punkt, wo es dieſem andern die Hand reicht. So ſehen wir jetzt ſchon Natur- und Geſchichtsforſchung ineinander übergehen in der Betrachtung der erſten Menſchengeſchlechter; wir ſehen die Geſchichtsforſchung ergänzt durch die Sprachforſchung, ſehen die Sprachforſchung Hand in Hand gehen mit Phyſiologie, mit Naturforſchung, die Naturforſchung aber in der Phyſiologie, in der Anthropologie hinangehen zur philoſophiſchen Pſychologie, zur Philoſophie. In der That, ſchon jetzt ſind Empirie und Philoſophie kaum mehr auseinanderzuhalten: die Handreichung iſt vollzogen! Die Empirie iſt der Philoſophie — die Philoſophie iſt in ihren letzten Arbeiten der Empirie entgegengekommen! Ja, wenn wir ihre Hauptthätigkeit charakteriſiren wollen, müſſen wir ſagen, ſie iſt in ihrer Sphäre ſelbſt Empirie geworden!“

„Ganz richtig“, fiel hier der Gegner ein. „Aber damit iſt ſie von ihrer wahren und höchſten Aufgabe abgefallen und verbindet ſich jetzt in gewiſſen Repräſentanten ſogar mit den Empirikern, um dieſe Aufgabe ſelber zu verleumden, zu verleugnen!“

Ich wollte etwas entgegnen; er winkte mir ab und fuhr fort:

„Das Ideal des Philoſophen iſt und bleibt: Gott zu erforſchen und den Zuſammenhang des Weltganzen in und mit ihm darzulegen; das ewige Centrum des Lebens zu denken und von ihm aus, mit ſeiner Erkenntniß, der Peripherie zuzugehen, in welcher die Empiriker mit einer wahren Ameiſenthätigkeit herumwühlen. Die Philoſophie ſoll Einheit bringen in die Vielheit der Dinge, die von den heutigen Wiſſenſchäftlern bis zur Unabſehbarkeit aufgeſchaufelt wird; die jetzigen Philoſophen ziehen aber vor, die Vielheit zu mehren, indem ſie die Erkenntniß und Geltendmachung des Einen nach allen Richtungen hinab ſelber für unmöglich erklären und das Streben danach mit Schmähworten belegen. Soll ich mich offen ausdrücken, ſo muß ich ſagen: die Philoſophie, die in ihren letzten großen Vertretern hochmüthig war, iſt in ihren jetzigen Organen zu einer Beſcheidenheit heruntergeſtiegen, die etwas Niederträchtiges hat, obwol ſie, genau beſehen, die Tochter einer Anmaßung iſt. Wenn das philoſophirende Subject die Welt früher aus ſeinem Denken conſtruirte, ſo iſt das zwar auch verkehrt geweſen, aber es hat doch Stil gehabt. Jetzt ſteigen die Denker von den Dingen empor zu den Ideen, von den Producten zu den Producenten, Schritt für Schritt, unendlich vorſichtig! Aber endlich geht ihnen auf ihrer Leiter der Athem aus, Schwindel ergreift ſie, und nun rufen ſie feierlich: «Bis hieher und nicht weiter! Hier iſt die Grenze des menſchlichen Erkennens!» Ich frage: was iſt in dieſem Dictum größer, die Unverſchämtheit oder die Erbärmlichkeit? Die Unverſchämtheit, weil das philoſophirende Subject vorausſetzt, wo ihm das Vermögen ausgehe, da müſſe es auch andern, ja ſogar den künftigen Denkern ausgehen. Die Erbärmlichkeit, weil es eben da zu verzagen beginnt, wo die rechte Arbeit der Philoſophie erſt angeht. Den heutigen Philoſophen fehlt zur Philoſophie nichts als eine Kleinigkeit: Genialität, ſchöpferiſcher Geiſt! Es fehlen ihnen die Flügel, um ſich emporzuſchwingen in die Sphäre des göttlichen Lebens! Damit ſind ſie aufs Klettern angewieſen; und dieſes iſt ihnen die «ſichere» Methode, hinaufzukommen. Wenn der Affe, der die Spitze des Baumes erklommen hat, nun den Adler erblickt, der hoch über ihm in den Lüften ſegelt, ſo grinſt er und knurrt: «Phantaſt!» Aber der König der Vögel ruht ſolider auf ſeinen Schwingen als der Affe auf dem Zweig des Baumes. Er iſt nicht nur im Stand, in die Sonne zu blicken, ſein ſcharfes Auge beherrſcht auch die Erde, und ſobald er will, ſchießt er auf ſie herunter und trägt ſeinen Raub davon. — Es iſt recht gut, von unten hinaufzugehen nach oben, von außen hineinzuſchreiten nach innen; aber damit ſind die Vorausſetzungen zum Begreifen des Innerſten keineswegs erſchöpft; die Hauptſache iſt noch übrig: die göttlich große Seele des Philoſophen, die allein fähig iſt das Innerſte, d. h. Gott, wenn er erreicht wird, auch zu faſſen. Dieſe Hauptſache bringen die heutigen Philoſophen nicht in Anſatz, weil ſie dergleichen zum Geſchäft überhaupt nicht mitbringen; darum erklären ſie die höchſte Aufgabe der Wiſſenſchaft für unlösbar, haben für diejenigen, die ſich an ſie gewagt, ſelber nur Worte der Antipathie, der Verdächtigung, und machen Chorus mit den Nichtphiloſophen in der Beſchimpfung der Philoſophie eben da, wo ſie anfängt, es in höchſter Entfaltung zu ſein — eben da, wo ſie anfängt zu denken!“

Nach dieſer Expectoration, die in meine Beweisführung unverſehens hineingeworfen wurde, ſchwieg ich eine Weile. Dann ſagte ich: „Sonderbar — in der That ſonderbar! Du haſt damit begonnen, gegenüber den Philoſophen die Maſſe der Nichtphiloſophen zu geißeln; und nun gibſt du die Ruthe den Philoſophen —“

„Weil ſie's verdienen!“ ſchrie er mit der Miene eines zürnenden Propheten. „Weil auch ſie angeſteckt ſind von dem Dämon der Zeit, welcher die Geiſter verführt, die Materie über den Geiſt zu ſetzen! — Auch der Geiſt hat ſeine zwei Seiten, wie alles in der Welt, und unſere jetzigen Philoſophen werfen ſich mit verwerflicher Conſequenz auf die materielle, die geiſtige verleugnend; und ſie mehren damit die Schar der Empiriker nicht einmal, um dieſen vorzugehen, ſondern außerordentlich froh, neben den Celebritäten der regierenden Wiſſenſchaft ihr beſcheidenes Plätzchen zu finden! — Geh mir mit den jetzigen Philoſophen! Sie haben den königlichen Sinn verloren! Die Maieſtät iſt ihnen abhanden gekommen!“

Meine Entgegnung war ein Kopfſchütteln. Dann ſagte ich: „Ich denke anders über die Thätigkeit dieſer Forſcher, die ich in jeder Hinſicht für zeitgemäß und ſegensreich halte. Aber es gelte, was du ſagſt, — die heutigen Philoſophen ſeien ſelbſt nur höhere Empiriker: — was thun ſie dann anders als der Philoſophie, wie du ſie verlangſt, den Weg bereiten? Was thun ſie anders, als die Schätze herausarbeiten, die jener zugute kommen müſſen? Die Philoſophie ſei die Wiſſenſchaft der ewigen und höchſten Urſachen, die Empirie die Wiſſenſchaft der Wirkungen und ihrer nächſten Urſachen! Muß die Philoſophie nicht wünſchen, daß ihr die Wirkungen vorgelegt werden bis in ihre geiſtigſten Arten hinauf? Dies iſt geſchehen und geſchieht; geſchieht mit Hülfe der jetzigen Philoſophen, die das Werk ihrer empiriſchen Genoſſen empiriſch krönen. Die Welt der Thatſachen entfaltet ſich jeden Tag reicher und klarer vor unſern Augen. Nun, ſo erſcheine dieſe Philoſophie, welche die ewigen und höchſten Urſachen zu erweiſen vermag — die Urſachen, die mit eben dieſen Wirkungen erklärend ſich zuſammenſchließen! Sie komme und entfalte ſich und leuchte und überleuchte das Licht der Empirie — ſie wird ſiegreich einziehen in die Geiſter!“

Ich hielt inne, meine Gedanken zu ſammeln und einen Schluß der Discuſſion zu ſuchen, die ſchon allzu lang gedauert hatte. Dann fuhr ich fort: „Hier in der Forderung der eigentlichen und höchſten Philoſophie träfen wir alſo zuſammen! — Allein wird dieſe Philoſophie, wie ſie gefordert iſt, auch ſich ſtellen? Dürfen wir ſie erwarten? — Ich will antworten nach meiner Ueberzeugung: ſie muß kommen, darum wird ſie kommen! Sie wird kommen, nicht heute und nicht morgen, aber in der Zeit, der wir entgegengehen; und ſie wird kommen im deutſchen Volk! Sie wird kommen nicht in dem Werk eines Einzelnen, ſondern als die immer voller ausreifende Schöpfung Mehrerer! Sie wird kommen, weil ſie ebenſo nothwendig wie vorbereitet iſt: die unausweichliche Bedingung der Entwickelung, welche die Menſchheit zu machen hat. Darum wird Gott ſie ſenden — er wird die Geiſter ſenden, die ſie erzeugen. Die Erkenntniß der ganzen Wahrheit allein kann uns befriedigen. Die Erkenntniß eines Gottes, deſſen Begriff ſtandhält gegenüber der Welt, gibt erſt Wiſſenſchaft im vollendeten Sinne des Worts — und die Philoſophie in ihrer höchſten Entfaltung hat in Gewährung dieſer Erkenntniß die Wiſſenſchaft zu vollenden! Wenn ſie dieſer Aufgabe zugewachſen iſt, — wenn ſie von dem erkannten Gott aus den Erſcheinungen allen Recht zu ſprechen vermag, dann verdient ſie wieder als Königin auf dem Thron zu ſitzen, und ſie wird ihn einnehmen unbeſtritten, allerwählt. Das Licht der Wiſſenſchaft wird leuchten überall und die Arbeit der Weltausgleichung wird beginnen im größten Stil. Alles, was gegeneinander war, wird nun füreinander ſein! Philoſophie und Empirie, Religion und Wiſſenſchaft, Theorie und Praxis werden ſich vermählen zu einem Bunde von Freien, — und mit der Wiſſenſchaft wird das Leben ſeine letzte und ſchönſte Ausprägung erhalten. Dann aber wird die Beſchäftigung mit der Materie, die Cultur des materiellen Lebens — der «Materialismus der Gegenwart» — erſt in ſeinem reinſten Segen hervortreten. Die deutſche Nation wird ſein eine Nation von Denkern — und mehr als das: eine Nation, welche das Licht des Denkens in der größten Thätigkeit, in den glänzendſten Schöpfungen verwerthet. Im vollkommenen Glauben an dieſe Zukunft, die uns beſtimmt iſt, für welche wir beſtimmt ſind, ruf' ich darum: Ehre der deutſchen Nation! Ehre den Arbeiten des deutſchen Geiſtes!"

Ich war von meinem Gegenſtand ergriffen, hingeriſſen. Als ich geſchloſſen hatte, ſchaute ich nicht ohne ein gewiſſes Triumphgefühl auf den Opponenten, deſſen eigene Gedanken ich ausgeſprochen, ergänzt und den ich damit zur Kundgabe ſeiner Beiſtimmung genöthigt zu haben glaubte. Er aber ſtand ruhig, mit zuſammengedrückten Lippen und einem Ausdruck, als ob der Widerſpruchsgeiſt in ihm nochmals die Oberhand gewinnen wollte. Eine Zeit des Schweigens verging. Dann begann er:

„Wenn über den Hörer eine Springflut der Begeiſterung ſich ergoſſen hat, dann muß er ſich zur Antwort erſt ſammeln und wieder zurechtſtellen. Er muß gewiſſermaßen erſt das Waſſer von ſich ſchütteln und die Augen auswiſchen, damit ſie wieder klar zur Sache ſehen. — Verzeih' mir, lieber Freund, wenn ich dir auf deine fließende, zuletzt prächtig dahinſtrömende Rede trocken erwidere! Mich will bedünken, als ob unſer Disput immer auf einen Weg ausliefe, der mir nachgerade das Gegentheil von Ueberraſchung bietet! Ich ſage, wo's fehlt; und du entgegneſt mir: «Es wird anders werden und alles Fehlende wird kommen! Die deutſche Nation hat alle Gaben — alle Tugenden; ſie wird Gebrauch davon machen, wird ſich zur höchſten Entwickelung ſteigern, und ſo etwas, wie der Himmel auf Erden, wird die Folge ſein.» Geblendet, wie billig, von den Glanzbildern, die du malſt, ſtaun' ich einen Moment zu ihnen empor. Aber ich bin nun einmal ſo: eben von den Idealen hinweg ſeh' ich mit grimmiger Klarheit in die wirklichen Zuſtände; und wenn ich mir nun die jetzige deutſche Nation betrachte, was ſeh' ich da? Ein Geſchlecht, das im eigentlichen Sinne des Worts gottverlaſſen iſt, — ein Geſchlecht ohne Religion!“

„Indeſſen“, rief ich —

„Unterbrich mich nicht“, entgegnete er ſtreng. „Hab' ich doch auch angehört, was du mir zugeſtrömt! — Ein Geſchlecht ohne Religion, ſag' ich; — conſtatiren wir erſt das!

„Ein Theil der Jetztlebenden beobachtet allerdings noch überlieferte religiöſe Formen! Aber es ſind eben nur die Formen, welche die Menſchen vor Augen haben und göttlich verehren — ich wiederhol' es und beſtehe darauf; — es ſind nur die Vorſtellungen, die frühere Generationen ſich von Gott gemacht und das Ceremoniell, das ſie ihm gegenüber feſtgeſetzt haben: Gott ſelbſt, der wirkliche lebendige Gott, iſt den religiös unfruchtbaren Seelen und ſtumpfen Geiſtern entſchwunden. — Der andere Theil, der aus den hellern Köpfen, den Gebildeten, den Männern der Wiſſenſchaft beſteht, bekennt entweder geradezu den Atheismus, oder kümmert ſich wenigſtens nicht um Gott, den er eben dahingeſtellt ſein läßt. Ja, diejenigen, die einen Gott annehmen und ihn unter Umſtänden gegen die Atheiſten von Profeſſion auch zu erweiſen ſuchen, bleiben doch in der Regel ohne alles nähere Verhältniß zu ihm; — ihr Theismus ſpielt in ihnen ſelber die Rolle einer Nebenſache! — Unſer Geſchlecht hat gegenwärtig Sinn für alles — für den allergeringfügigſten Bettel der materiellen Welt, für den allerſchmuzigſten Koth, ja dafür erſt recht! — nur nicht für Gott, den Einen und allgemeinen Herrſcher; nur nicht für den Geiſt, der dieſes ſogenannte All allein zuſammenhält und ohne den es nichts wäre als ein entſetzeneinflößender Cadaver! Indem diejenigen, die jetzt das große Wort führen, die Wirkungen Gottes utiliter acceptiren, rufen ſie mit unglaublicher Verblendung: «Wir brauchen keinen Gott! — Die Maſchine geht von ſelber!» Und ſo wird nun auf Gott, der als Lebendiger nicht vor den Seelen ſteht, nichts mehr gerichtet, und alles, was geſchieht, entbehrt der Weihe. Vor unſern Augen materialiſiren — diaboliſiren ſich die Hervorbringungen der Menſchen. Die Künſte dienen der Menge und lernen Tag für Tag mehr blenden mit Schein und corrumpiren mit Lüge. Die Politik hat zum Ideal wieder die reine Selbſtſucht erhoben; der ſittlich Handelnde iſt als Tropf gehöhnt, verachtet und verlaſſen. Der Erfolg entſcheidet, und wenn die freche Uebermacht das Recht niederſchlägt, ſo hat ſie recht gehabt! Nirgends mehr ein reines, freies, männlich edles Urtheil! Und wenn es Einer ausſpräche, würde man ihn nicht hören. Güte, Wahrhaftigkeit, Adel der Geſinnung ſind als Schwachheiten angeſehen, weil ſie bei der Welt verlieren, und weil man den Gott verloren hat, bei dem ſie gewinnen. Und dieſem Geſchlecht ſoll ich zutrauen — nicht nur, daß die gotterkennende, gotterweiſende Philoſophie in ihm entſtehe, ſondern auch daß ſie von ihm begriffen, geliebt und geübt, verbreitet und zur Regelung des Lebens benutzt werde? Ich ſoll glauben, daß die ſtärkſte Antipathie der Gegenwart ſich plötzlich in glühende, dauernde — wunderwirkende Sympathie verkehren werde? —

„Die Welt iſt praktiſch immer verkehrt geweſen; aber in der Theorie, im Glauben, erblickte man ſie wiederhergeſtellt und richtete ſich ſelbſt auf an dem Ideal der verheißenen Erneuerung. Jetzt iſt ſie auch theoretiſch verkehrt, theoretiſch auf den Kopf geſtellt! Jetzt wird die Verkehrtheit als der einzig mögliche, natürliche Stand der Dinge angeſehen und damit jede Ausſicht auf eine Rettung abgeſchnitten. Und wenn zu all dieſen Gründen des Verderbens noch etwas gefehlt hätte, ſo wär' es die Gutmüthigkeit der Hoffnungsſeligen, die den Leuten zurufen: «Es wird alles kommen bei uns: die Tugend und die Weisheit und die Güte, die innere und äußere Vollkommenheit des Lebens!» Was ſind die Folgen? Daß ſich jeder auf den andern und das Ganze verläßt, daß keiner was thut und daß nichts kommt als das Chaos! Wehe, weh über euch! Ihr leugnet den Geiſt und verhöhnt die Tugend — die einzigen Mittel des Fortſchritts und des Emporgangs — und ihr wollt fortſchreiten, emporkommen? Ihr werdet auf dieſem Wege ein Biſſen werden für die Hölle und euch ſelber in ihren Rachen ſtürzen! — Das ſind meine Gedanken und meine Gefühle deiner Nation von Denkern gegenüber! — Und für heute ſei's nun genug!“

Neuntes Geſpräch.

Wenn der Unverheirathete vieles entbehrt (unſtreitig das Wünſchenswertheſte!) — ſo hat er doch auch wieder allerlei Vortheile. Er kann ſeine Einkünfte auf die Befriedigung ſeiner geiſtigen Bedürfniſſe verwenden; und von Familienſorgen nicht abgezogen, wird er auch mehr ſolcher Bedürfniſſe haben, er wird geiſtigen Dingen, der Kunſt, Wiſſenſchaft und öffentlichen Bildung, mehr ungeſtörtes Intereſſe entgegenbringen. Iſt er thätigen Sinnes, ſo ſchafft er ſich für die mangelnde Familie den Erſatz, indem er die Nation, die Menſchheit zu ſeiner Familie macht. Auf ſie hat er ein Auge wie der Vater auf ſeine Kinder; ihr Fortkommen beſchäftigt ihn; er wendet alle Zeit darauf, ihre Geſinnung kennen zu lernen und den Proben ihrer Fähigkeiten nachzugehen.

Was that mein Freund Victor anders, als in ſeiner Weiſe den Vater des Vaterlandes ſpielen? Er war ein ſtrenger Herr und ſeine Liebe bezeugte ſich am liebſten in der Züchtigung. Sein Geiſt war ſo geartet, daß er das Gute als etwas von ſelbſt ſich Verſtehendes hinnahm, durch das Verkehrte aber, oder was ihm ſo vorkam, in Wuth verſetzt wurde. Die Erkenntniſſe, die er ſich angeeignet, benutzte er nur, um zu richten und zu verurtheilen. Mit dieſem tiefen Trieb ging aber der treueſte Antheil Hand in Hand. Da ihn ſeine Gutsverwaltung bei der getroffenen Einrichtung wenig mehr in Anſpruch nahm, ſo behielt er viel freie Zeit übrig, die er ganz der Meditation und den Studien widmete. Ueber den Wiſſenſchaften vernachläſſigte er nicht die ſchöne Literatur. Er ſchaffte ſich fortgehend die Poeten und Erzähler an, die ihm dieſer Auszeichnung werth ſchienen, hielt neben den politiſchen auch mehrere belletriſtiſch-kritiſche Zeitſchriften und folgte den Entwickelungen auf dieſem Gebiet mit um ſo größerer Aufmerkſamkeit, als ihm in Conſumenten wie Producenten auch ſehr willkommene Schlachtopfer ſich boten. Er prüfte die Werke, die am meiſten Beifall erlangten, kritiſirte den Geſchmack des Publikums, die Stimmen der Kritik — das Schauſpiel, welches uns die Literatur gewährt, im ganzen — und fand hier unerſchöpflichen Anlaß, dem Hang ſeines Herzens zu fröhnen.

Bei meinem nächſten Beſuch traf ich ihn wieder im Bibliothekzimmer. Er legte ein Heft aus der Hand, um mich zu begrüßen, und ſprach ſein Guten Tag! mit einem ſo matten und wehmüthigen Ausdruck, daß ich ihn wahrhaft beſorgt anſah.

„Was fehlt dir?“ rief ich.

„Ich bin betrübt“, erwiderte er; — „von Herzen betrübt!“

Die feierliche Ruhe, womit er dies ſagte, war auffallend. „Aber der Grund?“ fragte ich. „Es iſt dir doch kein Unglück begegnet?“

„Das größte, das mich treffen konnte“, verſetzte er mit Reſignation, — „das Unglück, Recht zu bekommen! — Recht gegen dich“, fügte er hinzu, als ich ihn fragend anſah; „gegen dich, der mir immer aufreden will, daß unſere Nation auf dem Weg zur herrlichſten Entfaltung ſich befinde! — Derweil geht das Verderben ſeinen Gang! — Ich ſchmachte nach einer Widerlegung! Wie gern würde ich mich den offenbaren Thatſachen beugen und mich für beſiegt erklären! Aber das unerbittliche Geſchick wälzt mir Beſtätigung zu!“

Mit Mühe hielt ich den Ausdruck meines Vergnügens zurück. „Was iſt denn aber geſchehen?“ entgegnete ich. „Welche Beobachtung iſt's, die auf dich ſo traurig gewirkt hat?“

„Die deutſche Nation“, verſetzte er, „iſt im Begriff, das Letzte zu verlieren, was ihr noch einigermaßen zur Zierde gereicht hat: den Sinn für Poeſie — den äſthetiſchen Geſchmack!“

„Ich ſehe nicht, wie —“

„Du ſiehſt nichts, was iſt“, fiel er mir ins Wort,

„ſondern nur, was nicht iſt! — Das iſt eben“, fügte er ſpöttiſch hinzu, „deine Specialität!“

Ein bedauerndes Achſelzucken war meine Antwort.

Er ſah mit halbgeſchloſſenem Auge für ſich hin, dann fuhr er fort: „Ich hab' neulich von der Anarchie in der Republik der Wiſſenſchaft geſprochen! — Aber das iſt ein wahres Kinderſpiel gegen die Anarchie in der ſchönen Literatur! — Hier zeigt ſich die Zerfahrenheit und Verkommenheit der jetzigen Deutſchen in einem Maße, das man nicht anders als rieſig nennen kann. — Es iſt ſchauerlich!“

„Lieber Himmel!“ rief ich; — „welche Beiworte!“

„Ich fürchte“, entgegnete er, „daß ich nicht einmal die Beiworte finde, die ich brauche, um die Zuſtände zu charakteriſiren, wie ſie wirklich ſind!“

„Da trauſt du dir doch wol zu wenig zu“, verſetzte ich mit Anerkennung. „Nach meiner Erfahrung iſt das deine Specialität; und du ſchöpfſt hier aus einem Born, der unverſieglich ſprudelt!“

Er machte eine Miene wie ein geſtreichelter Bär. Dann fuhr er fort: „Was ich ſehe, das ſeh' ich, und ich ſehe nur, was iſt! Tag für Tag verliert unſer Volk mehr den Sinn für das Echte und Gute in der Dichtkunſt.“

„Warum nicht gar“, entgegnete ich. „Wir verehren die Klaſſiker mehr als je!“

„Wie lange noch?“ rief er.

Ich ſchaute ihn überraſcht — forſchend an. Er fuhr fort: „Niemand kann zwei Herren dienen! Wer auf der breiten Straße des Laſters zur Hölle wandelt, der kann nicht nebenbei auch noch auf dem ſteilen Weg zum Himmel aufſteigen. Die Maſſe der deutſchen Nation iſt geködert und folgt dem großen Rattenfänger; — aber die Maſſe herrſcht, ſie reißt die Geiſter, die ſich einbilden, an dem Beſten halten zu können, mit ſich fort, und ſo geht alles zum Teufel. — — Nichts bleibt ungeſtraft, alles hat ſeine Folgen: das iſt das furchtbare Geſetz der Welt! Die Kunſt desjenigen, der die Menſchen zu verführen trachtet, beſteht nun darin, daß er die Sünde luſtig und ihre Folgen durchaus harmlos erſcheinen läßt. «Wie ſollte mir das Schaden bringen, was mich glücklich macht?» ruft der Gimpel. «Das Angenehmſte muß ja nothwendig auch das Beſte und das Heilſamſte ſein?» fügt er weiſe hinzu. Und er beißt in den Köder, er zappelt im Netz, und das Ende iſt, daß man ihm den Hals umdreht!“

Solchen Sätzen zu widerſprechen, muß man anders organiſirt ſein als ich. — Ich ließ ihn reden.

„Die Maſſe“, fuhr er fort, „ruft gegenwärtig dem Schriftſteller zu: «Unterhalte mich um jeden Preis! Du ſollſt nichts, als mir die Zeit vertreiben; aber zu dieſem Zweck kannſt du jedes Mittel anwenden. Genire dich durchaus nicht — ich kann ſchon was vertragen! Was du aber ganz und gar nicht darfſt, das iſt: mir eine Anſtrengung zumuthen. In dieſer Beziehung bin ich gnadelos: die Verdammung deines Products iſt unausbleiblich. Ich will Genuß haben, abſolut mühelofen Genuß; und dieſen mir zu verſchaffen, dazu biſt du eben Poet! Ich will dein Buch leſen, auf das Sofa hingeſtreckt, zwiſchen Schlaf und Wachen, und kein Anſpruch an eine Mitwirkung von meiner Seite darf mich ſtören. Das iſt keine Kunſt, auf den Leſer zu wirken, wenn er ſelber denkt und fühlt! Ich will daliegen wie ein Leichnam und mich nicht rühren, und du mußt mich dennoch zu reizen, zu packen, zu erſchüttern und in ein Meer von Luſt zu tauchen wiſſen. Das iſt deine Pflicht. Erfüllſt du ſie, dann kauf' ich dein Buch und preiſe dich und laſſe dich preiſen — und du wirſt reich werden und hochgeehrt und ſtolz hinwandeln durch die Lande. Wo nicht, ſo werd' ich dich ignoriren — und du wirſt verkommen in Schmach und in Elend!»“

Er wendete ſich zu mir und rief mit einem bittern Lächeln: „Kenn' ich meine Leute? Wie? Sind das nicht wörtlich die Gedanken des jetzigen Publikums? Und verfährt es nicht ſo? — Das Publikum aber iſt der Herr: es ſpricht, ſo geſchieht's, es gebeut, ſo ſteht's da!“

Er ſchwieg. Sein Geiſt ſchien einer Vorſtellung hingegeben, die ſich ihm aufgedrängt hatte; ſeine Züge nahmen einen düſtern und ſtrengen Charakter an, und er rief: „Grauenerregendes Schauſpiel, das meinen Augen ſich bietet! Die Maſſe iſt erfüllt von gemeinen und dummen Begierden — und die Maſſe regiert; ſie regiert ohne Widerſpruch. Kein höheres Ideal gibt es jetzt für Poeten und Kritiker, als ihr zu gefallen. Erfolg — das iſt das Zauberwort der Epoche! Wer Erfolg hat, ſofort hat, d. h. wer der Maſſe gefällt, vor dem wirft man ſich in den Staub. Die Kritik hat gar keinen andern Ehrgeiz, als der Welt bekannt zu machen, welches Werk Erfolg gehabt habe und welches keinen. «Die Menge kauft, der Pöbel klatſcht — der Autor iſt ein großer Mann!» — Hundepack! Verächtliche Scribler! — iſt das eure Aufgabe? Die Ideale ſollt ihr aufſtellen der Kunſt und dem Pöbel ſeinen rohen Geſchmack verweiſen! Des Werkes ſollt ihr euch annehmen, an dem der Eſel vorübergeht, weil es zu gut iſt für ihn und zu ſchön! Sagen ſollt ihr ihm, was ſchön iſt und warum! Statt deſſen wartet ihr ſubmiſſeſt, worüber der neue Souverän ſein Wohlgefallen zu äußern geruhen möchte. Und das Product, auf welchem ſeine Augen gnädigſt weilen, fängt an zu ſchimmern für euch und in magiſchen Farben zu glänzen. Ihr ſeht es ſchön und beginnt es zu preiſen und könnt nicht Worte genug finden des Ruhmes, und werdet ordentlich genial in ſchmeichelbrünſtigem Lobgeſang. «Welche Lichter, welch ein Pulsſchlag des Lebens! Mit welch unwiderſtehlicher Gewalt packt es uns und reißt es uns hin! Die Wirkung iſt berauſchend, betäubend, wir kommen von Sinnen — das iſt eben das Ziel und der Gipfel der Kunſt!» —

Lakaien! Lakaien! Verderblichere Schranzen als diejenigen, die um einen Thron herumlungernd in Gold glänzen, und die man endlich doch verachten gelernt hat! Wird man euch nicht auch verachten lernen, pflichtvergeſſene Sudler?“

Er wandte ſich zu mir — ſeine Miene war die eines unangenehm Ueberraſchten. „Du machſt ein Geſicht“, rief er, „als wollteſt du ſagen, ich übertreibe, und es ſei nicht ſo arg! — Es iſt ſo arg, ſag' ich dir, es iſt wörtlich ſo wie ich ſage! — — Was iſt aber ſchuld an alledem?“ fuhr er nach kurzem Innehalten fort. „Was iſt die Quelle des Unheils, in welches Publikum, Poeten und Kritiker ſich wechſelſeitig ſtürzen? Der Eine Mangel des Geſchlechts — der Mangel an Liebe und Sinn für ewige Dinge! Man lüſtet ausſchließlich nach Zeitvertreib, weil man eben zu viel Zeit hat. Und man hat zu viel Zeit, weil man nichts hat als die Zeit; weil man ſich nicht zurückziehen kann aus der Zeit in die Ewigkeit — aus dem Außen der Welt in das Innen des Geiſtes, um hier mit Gott und guten Geiſtern ſelig zu verkehren! Die Langeweile, das iſt der Fluch der jetzigen Generation! Die Langeweile iſt die natürliche Folge des blos äußerlichen Lebens; — und man will ſie curiren mit den Mitteln eben dieſes Lebens! « Herbei Sinnengenuß! Herbei, getriebenes und geſchriebenes Laſter! Herbei, phyſiſche und pſychiſche Unzucht! Ueberflutet mich, macht mich ſinnlos, damit ich um Gottes willen die Zeit los werde!« Der Burſche, der ſo ſchreit, wird, indem er Geſundheit opfert und Ehre, die Zeit los — und doch nur auf eine Zeit! Eine klägliche Palliativcur! Das Uebel kommt wieder und kann nur wieder vertrieben werden durch neuen Taumel, bis der arme Tropf endlich ins Grab taumelt. — Seht ihr nicht, ihr Beſtien“, fuhr er mit erhobener Stimme fort, „wie eure Theorie widerlegt wird durch eure Praxis und deren Folgen? Es gibt wirklich ein Heilmittel gegen die Langeweile, ihr Narren! Aber dieſes beſteht nicht darin, daß man ſich ſinken läßt in den Pfuhl, ſondern daß man ſich erhebt in den Himmel des Geiſtes. Dieſe Erhebung koſtet Anſtrengung — Anſtrengung des Geiſtes und des Herzens — und die Anſtrengung ſcheut ihr wie das hölliſche Feuer! Wo ſie euch zugemuthet wird, da ſolltet ihr euern Heiland ſehen, den Retter aus der Langeweile der Zeit in die heilige Freude der Ewigkeit, und ihm folgen und ihn ſegnen — und ihr läſtert ihn und ihr ſprecht die Acht über ihn! Ihr weiſt ihn von euch als langweilig, pedantiſch, anmaßend, beleidigend! — Das Licht leuchtet, und die ſinnlichen Seelen begreifen es nicht — — und ſie verfallen der ewigen Nacht unrettbar!“

Er hielt inne. Sein Geſicht war in Bewegung, ich hörte ſein Athmen. Nach einer Weile rief er: „Hab' ich nicht recht? Iſt uns nicht der Himmel auf Erden ſchon erſchloſſen in unſerm Geiſt? Können wir uns nicht erheben in ihm durch unſere Denkkraft, unſere Phantaſie, unſer religiöſes Gefühl? Können wir nicht in ihm den Standpunkt gewinnen, von welchem die Erde lieblich erſcheint, ohne verderblich zu werden — zu welchem ihr Garten alle ſeine Wohlgerüche hinanſendet, um uns labend mit ihnen zu umſtrömen, nicht aber von Sinnen zu bringen und den Geiſt zu erſticken? — Nimmt auf der andern Seite der Böſe, wenn man ihm den Finger gibt, nicht die ganze Hand? Kann man mit dem Laſter anfangen, ohne fortzufahren mit ihm, ohne ſich zu ſteigern in ihm, ſodaß man endlich unaufhaltſam anlangt am ſchamloſeſten Exceß? Und folgt dieſem Exceß nicht ſchmählicher Untergang? Sind alſo die Genußgierigen und Geiſtfaulen im Leben und in der Literatur nicht eigentlich ſtupide Thiere, die gegen die Drangabe ihrer Ehre nicht einmal das Glück erlangen? Iſt es nicht in jeder Hinſicht ſchändlich und dumm und unglaublich verkehrt, in den Werken der Dichtung den Geiſt zu verdammen, den Hochſinn und Tiefſinn, das Licht der ewigen Wahrheit — um nur die grobſinnlichen Reize einer wildſpannenden Handlung zu fordern, die auf Koſten der Wahrheit und Natur, wie Figura zeigt, die allergemeinſten Sudler männlichen und weiblichen Geſchlechts eben am leichteſten herſtellen? Kann es eine größere Infamie geben, als von der Literatur die Ergötzungen der Proſtitution haben zu wollen? — Iſt das nicht wahr und klar wie die Sonne? Geht von alledem nur ein Iota ab? Und doch, wenn ich's ausſpräche, man würde mir mit hölliſchem Gelächter antworten! «Laſter? Warum nicht gar! Verderben? Warum nicht gar! Freier Geiſt, friſcher Muth, kühner und voller Genuß des Lebens! Kriech' in dein Gemäuer, alter Schuhu, und ſtör' uns das Vergnügen nicht — und die Arbeit, womit wir uns und andere beglücken! Deine Zeit iſt vorbei — du langweilſt Gott und die Welt; und je mehr du dich aufdrängſt, um ſo widerlicher machſt du dich!» Und ſie haben mich widerlegt, weil ſie mich gehöhnt haben, und ſicher und fröhlich ſchreiten ſie hin in den blumenüberdeckten Sumpf, um in Maſſe zu erſticken. Aber nicht mit den erſten Tritten ſchon weicht der Boden; die kecken Sohlen finden noch Grund, und lachend drehen die Geſellen ſich um und rufen: «Sind wir nicht immer noch da, krächzender Rabe? Und geht's nicht luſtig vorwärts, derweil du verlaſſen hocken bleibſt, Pedant?» — Es wäre natürlich ſchade, wenn der Mund nicht vorher noch hochmüthige Reden führte, ehe er mit Koth geſtopft wird für immer!“

Ein Lächeln, verachtend und grauſam zugleich, flog um ſeinen Mund. Dann verſank er in ein Sinnen. Sein Haupt erhebend, mit einer eigenen Miſchung von Ernſt und Humor, ſagte er: „Zuweilen, wenn ich dieſe Verhältniſſe bedenke, kommt's mir vor, als hätte der böſe Feind, indem er unſere große Literaturepoche betrachtete, ſich geſagt: «Wo ſoll das alles hin? Wenn mir die Genien die Nation bilden, dann ſteht's mit meiner Sache ſchlecht! — Ich weiß, was ich thue: ich mehre die Tagesblätter ins Immenſe und verſchaffe ihnen das Regiment!» Geſagt, gethan. Zahlloſe Blätter ſproßten empor, und jedes hatte ſein Feuilleton, welches jeden Tag gefüllt werden mußte. Mit den Werken des Genius und des gediegenen Talents? Der Genius iſt ſpröde, das gediegene Talent auch — und ihre Werke kann man nicht einmal brauchen! Näſcherwaare muß es ſein, appetitlich ausſehend und duftend, und ſchnabuliren muß man's können vom Fleck weg! Das liefern am beſten die geiſtreichen Jungens — am pikanteſten die Judenjungens — und ſie herrſchen daher im Feuilleton. Und an dieſen Bürſchchen hat der Böſe nun ſein eigenthümliches Vergnügen; — denn ſie ſtülpen alles um und breiten allenthalben ſein Reich aus — das Reich der Verkehrtheit! Frivol und oberflächlich, wie ſie ſind, haſſen ſie den Ernſt, den Tiefſinn und den Adel der Seele, und fühlen ſich glücklich, ſolchem altmodiſchen Trödel täglich eins verſetzen zu können. Die Gewalt, die ſie haben, der Einfluß, den ſie üben, macht ſie ſtolz, übermüthig, und ſie kommen ſich vor, als wären ſie etwas und rangirten mit den erſten Geiſtern der Menſchheit. Und doch zupft ſie wieder das Gewiſſen am Ohr und raunt ihnen zu, welch Gaukelſpiel ſie eigentlich treiben und welchem Geſchick in drei Tagen ihr Blättchen rettungslos verfällt. Neid ſteigt in ihrem Herzen empor gegen diejenigen, deren Arbeiten länger zu dauern drohen; — ſie rivaliſiren, kämpfen mit ihnen, und die Bosheit erſetzt das Genie. Erquickt ſich die Leſewelt nicht am liebſten an frechen Schmähungen und Läſterungen? Bezaubert man ſie nicht am raſcheſten, wenn man ihr das ſüße Gift der berühmten Schadenfreude zu koſten gibt? Iſt nicht das Publikum, das ſelber genußſüchtig von Tag zu Tage lebt, ſo ſchofel wie der Scribent, und freut es ſich nicht königlich, wenn dieſer einen der großen Hanſe, die beſſer ſein wollen als andere Leute, mit Füßen tritt? «Friſch ans Werk», ruft nun einer dem andern zu, «und treu zuſammengeſtanden! Iſt das Feuilleton, das ich geſtern geſchrieben, heute bereits Wiſch, ſo machen wir heut ein neues — wir ſagen dem Publikum Tag für Tag unſer Sprüchlein — und wenn's im Papier ſich verkrümelt, ſo bleibt's dafür in den Köpfen hängen. Keine nobeln, gründlichen und dauernden Werke mehr: das ſei die Parole! Wer eins liefert, der wird todtgeſchmäht, todtgehöhnt. Nichts ſoll mehr aufkommen, als was wir protegiren; und wir protegiren nichts, als was wir ſelbſt oder unſere Kameraden liefern. Außerdem aber — wir ſind nicht ganz und gar unerbittlich! Wenn ſie kommen, um vor uns niederzufallen und uns anzubeten, dann fühlen wir ein menſchlich Rühren, und wir überlegen, ob wir nicht doch etwas für ſie thun wollen! — Man hat auch ſeine Anwandlungen von Großmuth und läßt hier und da einen armen Teufel leben; — denn es iſt ein ſchönes Gefühl, ſich ſagen zu können: den konnteſt du zertreten, todt, mauſetodt machen — und er zappelt noch!»“

Während dieſer Herzensergießung hatten ſich die Züge des Redners mehr und mehr geklärt; das Völkchen, das er zauſte, ſchien ihn mehr zu amuſiren als zu ärgern, und da auch ich nicht umhin konnte, ein beifälliges Geſicht zu machen, ſo rief er mit wahrem Vergnügen: „Dieſe Kerls! Iſt es nicht wunderbar, daß Menſchen, die keine halbe Zeile für die Nachwelt ſchreiben können, in der Mitwelt eine Art Allmacht ſich aneignen und von ihrem Schreibſtuhl auf die Welt herniederſehen können wie Zeus vom Olymp? Sie ſchütteln ihre Locken und es bebt der Erdkreis! Sie ſchleudern den Donnerkeil unter die Sterblichen — und erſchreckt läuft der Haufe von dem Opfer hinweg, das getödtet am Boden liegt. Sie haben die Gewalt der Schlüſſel, zu binden und zu löſen — und die Welt beſtätigt ſie durch eifrige Unterwerfung unter ihre Decrete. Sie nehmen ſich alles heraus und befahren nichts; — ſie ſind gefürchtet, geachtet, geſchmeichelt — und zu alledem noch übermäßig bezahlt!“

Seine Miene zeigte förmliches Behagen. Dann ſchien ſein Geiſt einen andern Punkt ins Auge zu faſſen; denn mit reſignirtem Ernſt fuhr er fort: „Der böſe Feind hat ſeinen Zweck erreicht. Das Geſchäft mit den Büchern, die ihm zuwider ſein müſſen, iſt ins Stocken gerathen — der Bankrott über kurz oder lang unausbleiblich. Schon jetzt können mit Erfolg nur ſolche Werke ſich präſentiren, an denen Er und das Feuilleton ſeine Freude hat. Und ſo erſtehen Romane und Novellen, die werth ſind, im Feuilleton zu erſcheinen; — werth ſein Leben zu leben und ſeinen Tod zu ſterben. Göttliche Meiſterwerke: natürlich! Köſtliche Darſtellung, lebensſprühend, wonnefunkelnd! Die Kritik des Feuilleton ſorgt dafür, daß ſie dieſen Ruf erlangen, daß der Genußgier die Zähne wäſſern — — und ſie werden verſchlungen!“

„Die Kritik“, fuhr er mit dem Accent der Wegwerfung fort. „Lächerlichſtes Wort in dem Sprachſchatz der Gegenwart! Verderbliches Wort, — da es immer noch Leute gibt, welche daran glauben! Die Kritik! Was iſt die Kritik? Was thut die Kritik? Laßt uns ſehen!

„Die Kritik — die Kritik, wie ſie gegenwärtig geübt wird in deutſchen Landen! — lobt vor allem das Product des guten Freundes, damit dieſer ihr Product wieder lobe; — beides womöglich unverſchämt. Dies iſt die Regel; und das Verfahren iſt ſchon ſo Uſus geworden, daß man dabei an gar nichts Arges mehr denkt. Keiner, der's thut, fürchtet deswegen beſchämt zu werden als einer, der Wahrheit und Gerechtigkeit frech verletze, das Publikum ſchändlich belüge und eigentlich ein Halunke ſei. Es fällt ihm gar nicht ein, daß man ihn ſo bezeichnen und aus der guten Geſellſchaft fortweiſen könnte; — und ſiehe da — es geſchieht auch nicht! Der Unbefangenheit, womit man gegenwärtig die kritiſchen Lügen drucken läßt, entſpricht die Unbefangenheit, womit das Publikum ſie hinnimmt. Beiderſeits fühlt man: es geht einmal nicht anders — und darum iſt (nach jetzigen Begriffen!) auch nichts dagegen einzuwenden. Will ſich ein Schriftſteller jetzt bemerklich machen, ſo muß er geprieſen werden — ſchamlos geprieſen, damit er und ſein Werk dem Publikum in den lockendſten Farben erſcheine. Dies iſt jetzt eben unerläßlich. Daß ihm nun die guten Freunde den Dienſt leiſten, iſt ganz natürlich; und ebenſo natürlich iſt, daß er ihnen bei Gelegenheit den Gefallen wieder thut. Alles durchaus in der Ordnung; natürlich, gebührlich! — Man muß dabei auch wohl bedenken, in welcher Zeit wir leben! Im Grunde iſt es die Zeit des literariſchen Fauſtrechts. Alle ſind gegen alle, jeder nimmt ſich, was er bekommen kann, jeder wirft nieder, wen er zwingen kann; — da bedarf derjenige, der ſich auf die Landſtraße hinauswagen ſoll, einer guten Escorte! Er bedarf der Geſellen, die für ihn vom Leder ziehen, wenn er angefallen wird, und ihn mannlich wieder heraushauen. Aſſociation, das iſt das Wort der Epoche! Ihr Geſetz aber iſt, daß alle für einen, einer für alle ſteht, daß jeder gegen jeden die Vereinspflichten erfüllt; und im literariſchen Verein ſteht unter dieſen Pflichten obenan: wechſelſeitiges unverſchämtes Loben!“

Er hielt inne — wie es ſchien, um den Beifall in Empfang zu nehmen, den er verdient zu haben glaubte. Ich ertheilte ihm denſelben ſchweigend; und er begann aufs neue: „Bei dieſer Gelegenheit offenbart ſich wieder der kindiſche Materialismus der Zeit. Man traut dem Geiſt und der Wahrheit nichts, der Materie, dem äußern Werk, der äußern Thatſache, Alles zu. Daß die Worte ſo geſchrieben und ſo gedruckt werden und ſo lobend daſtehen im Blatt — das iſt die Hauptſache! Der Kritiker, der ſie verfaßt, und der Autor, dem ſie den Bart ſtreichen ſollen, freuen ſich darüber gleichmäßig, und der letztere erwartet mit dem beſten Gewiſſen die guten Folgen. Dieſe kommen allerdings. Aber ſie kommen zunächſt nicht in dem gehofften Maße; und dann kommt und wirkt etwas anderes von der andern Seite: die Macht der Wahrheit! Das hohle Product, dem die guten Freunde einen magiſchen Reiz nachgerühmt haben, wirkt in ſeiner Hohlheit ſo lange, bis die ekelhafte Wirklichkeit über die ſchöne Lüge ſiegt; — und nun iſt für den Autor alles verloren, auch die Ehre! Solche Erfahrungen, wie gewöhnlich ſie ſind, ändern aber weder die Praxis noch das Vertrauen auf ihren Effect. Man glaubt immer wieder an die Zauberkraft des gedruckten Wortes, und ſucht es ſich zu verſchaffen und verſchafft es andern mit unermüdlichem Eifer. Würde man die Zeit, die man auf ſolche Manöver verwendet, dem Kunſtfleiß widmen, das Product würde beſſer — es würde gut werden und der Freund, der es zu loben hätte, könnte es ohne Lüge thun. Aber nein, man verläßt ſich nicht auf die Leiſtung und ſorgt darum für eine gute — man verläßt ſich auf die Kritik und glaubt nun das Ding nicht ſchnell genug ſudeln zu können. Die Kritik muß es machen! Und wenn das ſchofle Product nicht beachtet wird, dann hat die Kritik ihre Schuldigkeit nicht gethan! Das Lob von ſeiten der Freunde war nicht kräftig genug — ſie haben die höchſte der Vereinspflichten nicht erfüllt!“

Er ſah mich an. „Du ſcheinſt einverſtanden zu ſein?“ ſagte er. Ich erwiderte: „Dankbar!“ — Er nickte mit Billigung und fuhr fort:

„Die Kritik wird angeklagt von den Autoren ſchlechter Werke; und doch hat die gegenwärtige Kritik ein wahres Tendre für ſolche Werke und nimmt ſich ihrer ſogar an, wenn der Autor nicht zur Genoſſenſchaft gehört — mit reinſter Uneigennützigkeit. Sie wird hier, dünkt mich, von dem Beſtreben geleitet, die parteiiſche Vertheilung der Talente, wie Gott und Natur ſie beliebten, wieder gut zu machen! — Es kommen der Kritik zwei Bücher ins Haus, ein gutes und ein ſchlechtes. Der Unkundige meint nun, das gute müſſe dem Kritiker Freude machen und das ſchlechte Misvergnügen. Denn das iſt ja natürlich! Allerdings; aber noch viel natürlicher iſt es, daß das gute Neid und Eiferſucht in ihm erregt, das ſchlechte Mitleid und Wohlwollen. Infolge jener erſten Eindrücke wird das gute ſcharf aufs Korn genommen. Der Kritiker ſucht Fehler, und wer ſucht, der findet. Kommen ihm aber doch nicht genug heraus, dann fängt er an, in dem Werke zu vermiſſen, was gar nicht darin ſein ſoll, ja nicht darf! Iſt es ein lichtes, ſonniges Gemälde, dann fehlt Blitz und Donner. Raſt in ihm ein Sturm elementarer Kräfte, dann fehlt die Ruhe, der ſchöne Friede! Trifft er auf Perlen der Weisheit, ſinnig und zierlich aneinandergereiht, dann hätte er lieber eine packende Handlung gewünſcht; und ergreift und feſſelt ihn die Compoſition, dann muß er geſtehen, daß er geiſtig angeregt und erleuchtet von dem Buch nicht geſchieden ſei! Vorzüglich aber wird er an dem einfach-organiſchen Kunſtwerk, in dem jede Zeile erfunden ſein muß, den Mangel an Erfindung, d. h. an einer willkürlichen Verknüpfung unmöglicher Abenteuer beklagen. Dadurch gelingt es ihm, das echte Werk eine tüchtige Strecke auf dem Weg zum ſchlechten herabzuführen, — und nun übrigt nur noch, das ſchlechte hinanzuheben. Wie hohl, fad und widerlich es ſei, dem Kritiker kommt eben hierbei die eigene Ueberlegenheit zum Bewußtſein, das Vergnügen darüber ſtimmt ihn gütig — und er findet es nun gar nicht ſo übel! Es iſt ſo harmlos! (d. h. es reizt keinen Menſchen zu Neid und Eiferſucht) — und der Autor hat den beſten Willen gehabt! Allerdings iſt es nicht ganz ſo herausgekommen, und die Behandlung bietet manche ſchwächern Punkte! Aber auf wie ſchöne Sachen ſtoßen wir darin! Wie iſt es hier ſo rührend, und dort, welche erfreuliche humoriſtiſche Ader zeigt der Autor! Kurz, im ganzen iſt's eine brave Arbeit! — Und ſo ſtehen denn die beiden Bücher, das gute und das ſchlechte, ſich gleich, ja, das ſchlechte muß dem Publikum noch begehrenswerther erſcheinen als das gute! — Der kritiſirende Tropf hat ſeinen Zweck erreicht. Er hat Lob und Tadel vertheilt an das gute, Lob und Tadel an das ſchlechte Werk; und er gibt ſich jetzt auch noch das Anſehen, als ob er ſeine Gerechtigkeit, ſeine Unparteilichkeit, die Freiheit ſeines Geiſtes bewieſen habe!“

Ein Zornblick ging aus dem Auge des Redners, er ſtampfte mit dem Fuße und rief: „Hund von einem Kritiker! Deine Gemeinheit und deine Feigheit haſt du bewieſen! Du haſt das lebendige Product gemordet, um das todtgeborene zu galvaniſiren; — du haſt das gute mit dem ſchlechten dir aus dem Weg geräumt! Der Bube, der das Product des Kameraden frech herausſtreicht und das des Gegners frech läſtert, ſteht hoch über dir, du hündiſcher Gleißner, der du die gute Arbeit erdrückſt mit dem Schein von Gerechtigkeit und Unparteilichkeit! Du willſt es mit niemand verderben, jämmerlicher Wicht; aber du verderbſt es mit der Wahrheit und mit dem Ehrenmann! Hoſenkacker! Das echte Werk auf den Schild zu erheben und es aller Welt zu rühmen, das Machwerk zu zertreten, das war deine Pflicht! Aber dazu haſt du nicht den Geiſtesadel und nicht das Herz! Du willſt deinem Neide fröhnend ſicher gehen! Aber ich bin da, kritiſche Bettel, und ich gebe dir die Fußtritte, die dich in den Koth ſtoßen!“

„Du regſt dich auf!“ rief ich ihm zu.

„Ich will mich aufregen“, entgegnete er mit ſtolzer Entrüſtung. „Dieſe Gattung ſtreicht noch unentlarvt umher und wird nachgerade die gefährlichſte. Es ſind die Tartufes der Kritik — vertilgen muß man ſie! — Das ſind eben die Menſchen, die wieder und wieder der Welt zu demonſtriren ſuchen, daß es jetzt keine Genies, keine großen Charaktere mehr geben könne; daß wir alle gleich geworden ſeien und keiner mehr über den andern ſich erheben dürfe! Damit ſchmeicheln ſie der Maſſe der Alltagsmenſchen, die natürlich nichts lieber hören, als dies, und bringen die Geiſter, welche die Maſſe zu führen und hinanzuheben berufen ſind, um den zu ihrem Amte nöthigen Credit! Mittelmäßige Tröpfe, wißt ihr denn ſo gewiß, daß es jetzt nur mittelmäßige Köpfe geben kann? Wer hat euch denn das geſagt? Wer hat denn bewieſen, daß unſer Herrgott ſein Licht nicht mehr ergießen kann in die Geiſter der Menſchen und ſie mächtig und groß machen, damit ſie die Welt erleuchten und die Maſſe hineinführen in das gelobte Land der Zukunft? Brauchen wir denn keine Genies mehr? Das iſt ja gerade, was uns fehlt! Und ihr verbittet ſie euch, ihr beweiſt, es könne keine mehr geben, weil ihr fühlt, daß ihr ſelber nicht dazu gehört! Natürlich, wenn dann einer auftritt, deſſen Schöpfung den göttlichen Funken offenbart, dann rottet ihr euch mit wüthender Haſt zuſammen, ſein Licht zu verfinſtern und ihn gemein und klein zu machen, damit der Spruch des Neides und der Impotenz wahr werde. Das gelingt euch aber doch nur auf eine Zeit! Der Genius kann wol eine Strecke — und leider manchmal eine große! — incognito durchs Leben gehen; aber endlich wird er doch erkannt, erkannt vom Volk — und dann fallt ihr ſelber vor ihm auf die Knie! Denn niederträchtig ſeid ihr genug dazu! Hat einer nur ſeine Carrière gemacht bei der Nation, erſchallt ſein Preis durch Europa, dann kommt auch ihr herbei, huldigt ihm hündiſch und laßt die Ausnahme gelten! — Schlechte Kerle! Möcht' ich euch ewig im Staube rutſchen ſehen!"

Das Bild, das bei den letzten Worten vor ſeine Seele getreten war, mußte ihm wohlthun; denn er zeigte grimmiges Vergnügen. Ich konnte der Luſt nicht widerſtehen, es zu ergänzen, und rief: „Amen!"

„Amen!" wiederholte er feierlich. Dann fuhr er fort: „Es iſt merkwürdig, zu welchen Mitteln der neidiſche Inſtinct dieſer Menſchen greift, um das Edle dem Gemeinen gleichzumachen! Dem trefflichen, lebensvollen Werk ſteht heutzutag nicht nur das leere und platte entgegen, ſondern noch mehr das verderblich reizende, das oft mit Talent ausgeführt iſt. Nun iſt's ein wahres Gaudium für unſern Kritiker, mit dem ſittlich verwerflichen, das aber Ausſicht auf Erfolg hat, das vortreffliche zu ruiniren. Er macht's hier ungefähr ſo wie einer, der über eine ſchöne, geiſtvolle, tugendreiche Jungfrau und über eine hübſche, gewandte, pikante Buhldirne ſein Votum abgeben wollte und nun folgendermaßen ſpräche: «Die Tugend bei der Schönheit — es iſt ſchön! Aber die Munterkeit und die Gefälligkeit bei der Schönheit — das iſt anziehend. Jene imponirt mir und ich kann ihr meine Achtung nicht verſagen; dieſe unterhält mich und ich muß ſie reizend finden. Ich kann nicht leugnen, daß ich hier und da bei der Edeln und Reinen einige Langeweile fühle, was mir bei der Leichtfertigen nie begegnet iſt. Aber auf der andern Seite iſt Tugend ein Vorzug und Laſter muß man tadeln! — Soll ich nun über beide mein Urtheil abgeben, ſo möchte ich ſagen: die löblichen Eigenſchaften der einen wiegen die der andern auf. Denn wenn das Laſter gegen die Tugend verliert, ſo gewinnt die Hingebung gegen die Sprödigkeit. Wenn die Hoheit uns Reſpect einflößt, ſo iſt die entgegenkommende Lieblichkeit entzückend. Und ſo ſtehen, genau erwogen, die beiden Mädchen an Werth ſich gleich.»“

Er hielt ein wenig inne, wie es ſchien um das Gleichniß auf mich wirken zu laſſen; dann ſagte er:

„Ein ſolches Urtheil kann ein Menſch, wenn er den Humor der Frechheit hat, über ſolche zwei Mädchen noch fällen. So dummdreiſt wird aber keiner ſein, daß er nun etwa fortführe: «Vollkommen iſt weder die eine noch die andere, und das iſt ſchade! Schönheit, Geiſt, Gefühl und Tugend beiſammen — es iſt viel, aber nicht alles. Es fehlen eben noch die Zierden und Annehmlichkeiten, welche die andere beſitzt! Könnte die edle und ſchöne Jungfrau ſich noch die Künſte der Buhldirne aneignen und die Würde der Tugend mit dem Zauber des Laſters vereinigen, dann wäre ſie ganz vollkommen!» Wie geſagt, ſo dumm könnte einer hier nicht reden; denn der Blödſinn dieſes Widerſpruchs liegt zu grell am Tage. Allein über zwei Dichtungen, die ſolchen zwei Mädchen gleichen, da laſſen ſich unſere Kritiker ganz ungenirt ſo vernehmen! Die literariſche Buhldirne, die wird noch immer blos von ſeiten der Ergötzlichkeit angeſehen und hat den Gewinn ihrer Gefälligkeiten mitnichten durch öffentliche Schande zu erkaufen. Im Gegentheil, die literariſche Buhldirne, die iſt jetzt eben das Genie; und ein ſolches allein geſtattet man noch. Es iſt wahrhaft rührend, wie die Menſchen die «Genüſſe» rühmen, welche dieſe ſchönen Seelen ihnen verſchaffen, ohne nur zu ahnen, daß ſie mit ihnen pſychiſcher Buhlſchaft pflegen und all ihre Luſt Corruption iſt! Und ſo kann denn ein Kritiker, der zum Vollkommenen hinleiten will, einem Dichter gar wol den Rath ertheilen, daß er mit allen Kräften einer Poeſie nachtrachten möge, welche die Vorzüge jener beiden Mädchen vereinen würde! — Die Peitſche, die Peitſche ſo einem Kerl! Denn auch die Dummheit iſt ein Verbrechen, und dieſe da wirkt verderblich! Die Menſchen, die es hören, glauben die hohe Dichtung, weil ſie nicht auch buhleriſch wirkt, poeſielos nennen zu dürfen, und ſie kehren ihr verachtungsvoll den Rücken zu!“

Er ſtand eine Weile indignirt; dann rief er mit tragiſchem Ernſt: „Wehe, weh dem Poeten und Denker, der heutzutag dem höhern Ziele nachſtrebt! Er gibt in poetiſchem Gewande Wahrheit, und niemand will von dieſer etwas wiſſen! Er heiſcht vom Leſer die mitwirkende Erhebung des Geiſtes, und niemand will ihm dieſe gewähren. Er ſchildert mit heiligen Farben göttliche Tugenden und himmliſche Freuden, und niemand hat dafür das geringſte Intereſſe! Er appellirt an den Seelenadel und an die ſittliche Kraft des Menſchen, und in niemand findet er ſie! Blaſirt, blaſirt ſind ſie alle miteinander! Sogar die Jugend, die in unſern akademiſchen Jahren eine noble Wißbegierde und ein idealer Schwung der Seele ſo liebenswürdig machte, gegenwärtig hat ſie dieſe ihre charakteriſtiſchen Züge verloren! Jetzt lernt ſie ein Handwerk um des Lohnes willen, und für die Strapazen, die ſie widerwillig dabei duldet, entſchädigt ſie ſich in literariſchen Freudenhäuſern. Alte und Junge, von den Reizen des Dämons entzückt, verhöhnen den Engel des Lichts, den Sänger der Wahrheit, um die Wette: er iſt verlaſſen und verloren!“

Er ging mit gemeſſenen Schritten auf und ab. Dann trat er vor mich hin und begann wieder:

„Verſchon' uns Gott mit deinem Grimme:
Zaunkönige gewinnen Stimme! —

ſo rief der Alte von Weimar. Glücklicher Poet! Zu deiner Zeit fingen die Zaunkönige erſt an, Stimme zu gewinnen; — gegenwärtig hat niemand eine Stimme mehr als ſie! Der Zaunkönig, in den Tagesblättern horſtend, regiert von ihnen aus die Welt. Und die Welt iſt ſo unglaublich dumm geworden, daß ſie in dem Vögelchen wirklich ein großes Thier erblickt; und namentlich wenn es mit orientaliſcher Frechheit kreiſcht, da zweifelt niemand an ſeiner Majeſtät. So ſehen wir die Maſſe gegen den Geiſt, die Winzigkeit gegen die Größe, die Büberei gegen die Mannheit an Boden gewinnen. Wenn uns das ſchon mit höchſter Beſorgniß erfüllen muß, ſo iſt doch das Aergſte, daß ſich aus dieſem Zuſtand der Dinge eigentlich niemand etwas macht; daß die Herrlichkeit, die das Geſindel ſich verſchafft hat und beſitzt, keine Seele in ihrem Frieden ſtört; daß ſich jeder einredet, es werde doch alles wohlgedeihen und zur ſchönſten Entwickelung gelangen! — Geiſt und Tugend haben ſich in Quieſcenz geſetzt, ſie überlaſſen der Unwiſſenheit und der Gemeinheit die Bildung der Nation —

und ſie erwarten getroſt, daß die Träume, die ſie in der Zelle aushecken, draußen von ſelber in Erfüllung gehen werden! Ja wohl, es wird kommen, was eure Faulheit, eure ſchändliche Uneinigkeit verdient und was eure Seelen mit Entſetzen erfüllen wird: die Schlammflut wird über euch hingehen und ihr werdet in ihr erſticken!“

Nachdem er einen Moment hochſtreng für ſich hingeſehen, fuhr er fort: „Damit kann ich ſchließen! — Ich habe den Beweis geführt, daß auf dem Felde der ſchönen Literatur die Zerfahrenheit und das Verderben eben am größten iſt und alles in Aeußerlichkeit und Flachheit unterzugehen droht. Ich habe bewieſen, daß ich ein Recht habe, betrübt zu ſein und an ein Ende der Herrlichkeit auch unſerer Klaſſiker zu glauben. Dieſe Klaſſiker haben Geiſt und Schwung und Ideengehalt; — man wird ſie, wenn man noch etwas weiter fortgeſchritten iſt, für langweilig, phantaſtiſch und prätentiös erklären, und ſie werden aus der Mode kommen. Iſt das etwa nicht möglich? Haben wir keine Beiſpiele? Gibt es nicht deutſche Klaſſiker, die bereits außer Curs geſetzt worden ſind? Große Namen unſerer Literaturgeſchichte! Aber niemand lieſt ſie mehr. Was verbürgt uns, daß es den zweien oder dreien, die ſich bisjetzt noch oben erhalten haben, nicht ebenſo ergehen wird? Der Geſchmack ändert ſich; und von einem Geſchlecht, das den Apoſteln des Tages folgt, läßt ſich alles erwarten!“

Er ſchwieg — holte Athem wie nach der Beendung eines langwierigen und großen Werks, und ſagte: „Nun mag's gut ſein. Zum Disput bin ich heute nicht aufgelegt. Was ich ſo klar ſehe, wie meine Hand hier, das kann mir niemand wegdemonſtriren; — und um nichts zu ſtreiten, dazu hab' ich nicht die Laune!“

Er ſetzte ſich. Ich ſchwieg. Mehrere Minuten vergingen.

Plötzlich kehrte er ſich zu mir und ſagte: „Du biſt heute ſehr ſtill! — Sagſt du gar nichts?“

„Es genügt mir gehört zu haben!“ entgegnete ich.

„Du ſtimmſt mir alſo bei!“ fuhr er fort.

„Das iſt nicht die Folge“, erwiderte ich.

Er ſah mich an. „Du biſt nicht meiner Meinung?“

„Nicht ſo ganz“, verſetzte ich. — „Im Grunde — nein!“

Er lächelte. Dann rückte er ſeinen Stuhl vor mich hin und ſagte mit einer Miene der Verwunderung: „Geht dir der Zwirn deiner Gutmüthigkeit wirklich gar nicht aus? Wird dir das unaufhörliche Weißbrennen und Schönſehen nicht am Ende ſelbſt zuwider? Kannſt du nur vertheidigen — kannſt du nicht auch anklagen?“

„Ganz gut“, war meine Antwort. „Ich klage dich an!“

„Verwünſchter —“ Der Zuſatz erſtarb auf ſeinen

Lippen. „Das thuſt du nur wieder aus Vertheidigungsſucht!" rief er dann. „Wenn die Galle ſich einmal ein wenig in ihm regen ſoll, dann iſt's gegen einen, der Galle hat! — Nun", fuhr er fort, „weſſen bezichtigt mich alſo deine Weisheit?"

„Du biſt Philoſoph", begann ich. „Aber nur in der Theorie! Im allgemeinen!"

„Und in der Praxis? Im beſondern?"

„Da haſt du Galle", verſetzte ich.

Er lachte. „Und dieſe Galle?"

„Bewirkt, daß du nur die Wirkung Desjenigen ſiehſt, der allerdings ſehr viel wirkt in der Welt — unter andern auch die Galle!"

„Ich verſtehe!"

„Wenn du recht hätteſt", fuhr ich fort, „dann hätten wir nur einen Teufel, aber keinen Gott!"

Er machte ein Geſicht wie einer, der einen übeln Trank einnehmen ſoll. „Dieſes weite Ausholen und ſtets wiederkehrende Zurückgreifen auf bekannte Generalurſachen", entgegnete er dann, „iſt eigentlich eine ſchlechte Manier. Diesmal hilft ſie dir aber nicht einmal was. Denn wer kann mir beweiſen, daß Gott einſchreiten mag, wenn die Menſchen ſich ſelber im Stich laſſen? Wer kann mir beweiſen, daß er ein Volk nothwendig aufhalten muß, wenn es zu Grunde gehen will? — Bring' Thatſachen gegen Thatſachen! — Ich will etwas ſehen!"

„Auch damit kann ich dienen“, entgegnete ich. — „Die Tagespreſſe, die du verurtheilt haſt —“

„Indem ich ihre verderblichen Wirkungen darthat!“

„Sie gleicht dem Speer des Achilles.“

Er ſchüttelte den Kopf und grinſte ſatiriſch. „Edmund!“ rief er. „Sollte die Wahrheit nicht die Kraft haben, gelegentlich auch ein neues Bild zu erzeugen? — So eins, wie es meine Ohren vernommen haben, iſt im Stande, die beſte Wahrheit zu ruiniren!“

„Verlaſſen wir das Bild“, entgegnete ich, „und gehen wir zur Sache. — Wenn du die Tagesblätter verurtheilen willſt, dann mußt du die Unterhaltung, das Geſpräch überhaupt verurtheilen. Denn was geſchieht in den Tagesblättern anders, als daß ſich in ihnen die Menſchheit, die Nation, die Stadt, mit ſich ſelber unterhält? — Natürlich können da nicht lauter ewige Dinge zum Vorſchein kommen —“

„Das weiß unſer Herrgott!“ rief er.

„Wahres und Falſches, Gutes und Böſes, Tiefes und Oberflächliches miſchen ſich hier natürlich. Aber dieſe Miſchung wirkt anregend!“

„Anregend zur Verwirrung!“ entgegnete er. „Zur Unterdrückung aller geſunden, klaren, feſten Begriffe!“

„Rede dir doch das nicht ein!“ verſetzte ich. — „Du ſelber nimmſt täglich die Journale zur Hand —“

„Um mir Aerger zu holen!“ entgegnete er.

„Welcher dich anregt! Welcher dich reizt und begeiſtert eben zu deinen trefflichſten Einfällen und Ergießungen!“

Er betrachtete mich argwöhniſch. „Willſt du mich hänſeln?“ rief er.

„Ich conſtatire nur die Wirkung der Preſſe auf geſunde und ſelbſtändige Menſchen“, entgegnete ich. Dann (und diesmal nicht ohne Abſicht!) fuhr ich fort: „Es iſt wahr, die Preſſe, ähnlich der Büchſe der Pandora —“

„O Himmel!“ rief er.

„Entläßt aus ſich ſchädliche und nützliche Dinge! — Aber wenn die nützlichen zum Heile dienen, ſo dienen die ſchädlichen zur Prüfung, und damit auch zum Heil! — Wenn wir uns über den einſeitigen Standpunkt erheben —“

„Und das Verderben leugnen“, fiel er ein, „und aus Sauer Süß machen —“

„So“, fuhr ich mit Nachdruck fort, „müſſen wir erkennen, daß die Tagespreſſe ein ungeheures Bildungsmittel iſt. Allerdings nur einerſeits; ſie bedarf der Controle, der Ergänzung! Wenn aber die Politik und Literatur im Journal gern zu leichter Waare wird, und wenn zumal die Belletriſtik im Feuilleton durch vergänglichen Reiz nur flüchtig erregt, ſo haben wir zum Gegengewicht die Literatur in den Büchern!“

„Jetzt noch!“ rief der Gegner. „Aber wie lang' wird's währen? — Sieh doch, was um dich vorgeht! Die Zeitung will das Buch nicht zum Geſellen haben, ſie will's aus dem Weg räumen! Die Zeitung bedankt ſich für dein «Einerſeits» — ſie will nicht nur Zeitung, ſondern auch Buch ſein. Alles was das Buch gibt (ſagt ſie), das kann ich auch geben. Und ſo hat ſie jetzt bereits den ungeheuren Rachen aufgeriſſen, die ganze Literatur hinabzuſchlingen! — Allerdings kann ſie auch geben, was das Buch gibt! Nur mit einer kleinen Modification! In der Zeitung muß es glatt, gleißend und leicht werden und im Fluge zu genießen ſein; es muß ſich feuilletoniſirt haben!" — Mit einem ſpöttiſchen Blick auf mich fuhr er fort: „Die Schale, worin dein Gegengewicht niederziehen ſoll, fürcht' ich, wird eines ſchönen Tages leer — die Säculariſation der Heiligthümer unſerer Literatur im Journal wird vollendet ſein!"

Ich ſchüttelte den Kopf. „Bücher werden immer geſchrieben werden", rief ich.

„Wenn ſie aber niemand mehr kauft?"

„Dann werden die Autoren Märtyrer und ſchreiben ſie doch! — Davor iſt mir nicht bange. Ich kenne meine Deutſchen!"

Er nickte. „'S iſt wahr", verſetzte er. „Eine Zeit lang wird's noch ſo fortgehen. Sie werden Bücher ſchreiben, auch wenn ſie niemand mehr lieſt — zwecklos, nutzlos!"

„Mein lieber Victor“, entgegnete ich, „ergeben wir uns nicht der Conſequenzmacherei! — Man ißt's nicht ſo heiß, wie man's kocht! Die Univerſalherrſchaft hat keine Chancen in unſerer Zeit — auch nicht die des Journals! Das ſieht eine Weile gefährlich aus, dann richtet ſich's von ſelbſt wieder ein, — und man lacht über die gehabten Sorgen. Der gebildete Menſch hat und wird haben zweierlei Bedürfniſſe: die einen werden durch das Journal, die andern aber nur durch das Buch befriedigt; und darum muß und wird es neben dem Journal immer auch das Buch geben!“

„Auch was die ſchöne Literatur betrifft?“

„Auch was dieſe betrifft. Neben der ſchönen Literatur ſteht die Wiſſenſchaft; und dieſe drängt die Literatur immer wieder zu jenem tiefen und reichen Gehalt, wie er nur im Buch am Platze iſt.“

„Die Wiſſenſchaft“, entgegnete er, „dient gegenwärtig der Welt. Die Wiſſenſchaft geht darauf aus, dem Menſchen das Leben bequem zu machen; und die Fächer, die dazu beitragen, werden am höchſten geſchätzt. Die Menſchen, denen die Wiſſenſchaft das Leben ſo bequem als möglich macht, werden aber vor allem auch eine bequeme Literatur haben wollen — und die finden ſie in Journalen und in Büchern, die werth ſind, im Journal aufzugehen. — Hier die Empirie, die Wiſſenſchaft der Welt, die Wiſſenſchaft für die Welt — dort die Zeitung: ich ſehe nichts anderes! Da nun die empiriſche Wiſſenſchaft doch immer eine gewiſſe Anſtrengung des Geiſtes verlangt, ſo hat die ſchöne Literatur um ſo mehr die Pflicht, den ermüdeten Forſchern und ihrem Publikum einzig und allein Erholung zu bieten. Man wird von ihr fordern, daß ſie die Rolle der Tänzerin und Flötenbläſerin ſpiele, welche die alten Griechen bei ihren Gelagen zu vergnügen hatten — und ſie wird ſie ſpielen!“

„Mit dir kann man nicht ſtreiten!“ rief ich unwillig.

Er lächelte. „Schwer mag es allerdings ſein“, entgegnete er; „denn mir kann man nichts vormachen! Ich hole mir die Waffen zum Kampf aus dem Reiche der Thatſachen, und das iſt ein unerſchöpfliches Arſenal todbringender Geſchoſſe. In Bezug auf unſern Streit liegt es aber thatſächlich ſo, daß die Macht und die Herrlichkeit gegenwärtig bei der Maſſe — bei der Gemeinheit iſt; daß die Maſſe befiehlt und der Schriftſteller gehorcht. Das hab’ ich bewieſen. Das iſt bei der Grundgeſinnung der Zeit begreiflich; — damit kann es aber nur abwärts gehen zum Verderben!

„Schau um dich und überzeuge dich! Wo verlangt man heutzutag von der Dichtkunſt Erleuchtung des Geiſtes, Bildung des Herzens, Veredlung des Charakters? Eine Beſeligung, die zugleich Erhöhung und Verklärung des ganzen Menſchen iſt? Aufregung will man! Aufregung zu Gefühlen, die wollüſtig kommen und nutzlos vergehen; die nichts hinterlaſſen, als die bekannte Triſtitia! —

„Das Organ für ewige Dinge iſt der Menſchheit verloren gegangen — und einzelne beſitzen es nur noch zu ihrer Qual. Sie richten nichts aus und härmen ſich ab. Keine Rettung denkbar — keine: wenn Gott nicht in eigener Perſon das Organ wieder einſetzt, das Ihn der Welt erſchließt — wenn er nicht Genien ſendet, die mit gerechtem Stolz ihm allein dienen und der Menge gebieten — wenn er nicht den Hochmuth und Uebermuth der Alltagsnaturen in empfängliche und empfangende Demuth wandelt! — Wird er's thun? Haben es die Menſchen um ihn verdient? Ueberhaupt: muß es denn nothwendig aufwärts gehen in deutſchen Landen und in Europa? Kann es nicht auch abwärts gehen? Etwa darum nicht, weil ſo viele ſchöne Errungenſchaften der Cultur damit zu Grunde gingen?

„Wenn ich bedenke, was unſer Herrgott auf dieſer Welt ſchon alles hat zu Grunde gehen laſſen! Welche Fähigkeiten, welche Schöpfungen! — Darin iſt er wahrhaft großartig — und ſein Rathſchluß iſt unerforſchlich im erſchreckenden Sinn!

„Wir meinen immer, ohne die deutſche Nation, ohne ihre Größe und Schönheitsblüte, da könne Gott nichts machen. Sie wäre ihm unumgänglich nöthig, wenn er die Geſchichte weiter zu führen gedenkt. Wenn er ſich aber doch anders hülfe? Wer kann ihm ſeine Wege verzeichnen? Wer kann ſich unterſtehen, ihm zu ſeinen Zwecken die Mittel an die Hand geben zu wollen?

„Ich nicht! — Und darum beſcheide ich mich und ergebe mich.“ — Er richtete ſeinen Blick auf mich. „Und du?“

„Ich glaube und ich hoffe“, erwiderte ich.

„Das wollte ich nur hören“, verſetzte er.

Die Miene, die er dabei zeigte, reizte mich. „Ich erkenne und ich weiß gewiß!“ rief ich mit Nachdruck.

Er ſah mich an. „Damit“, ſagte er dann, „können wir ſchließen. Denn darauf hab' ich, zumal einem Gaſt gegenüber, nichts zu erwidern.“

Zehntes Geſpräch.

Wochen vergingen, ohne daß ich mit Victor eine längere und bedeutendere Unterredung gehabt hätte. Ich beſuchte ihn mehrmals; aber es war Erntezeit, und das frohe Treiben auf dem Gut und im Dorf nahm ſeine und auch meine Aufmerkſamkeit ganz in Anſpruch. Die Oberleitung der Arbeiten ſtimmte den Freund geradezu behaglich. Dem goldenen Getreide, das in der goldenen Sonne glänzt, kann am wenigſten die Seele des Eigenthümers widerſtehen, und die Heiterkeit, welche die reichen Garben ins Gemüth ſchimmern, läßt geiſtreiche Geſpräche nicht eben nöthig erſcheinen. — Wir waren glücklich, Menſchen mit Menſchen zu ſein.

An einem der letzten Sommertage ging ich zu Fuß ins „Kloſter“. Die Luft war mild und ich traf den Eremiten im Baumgarten, wo er eben Kaffee trank und rauchte. Er begrüßte mich mit Anmuth, was von ihm einen beſonders wohlthuenden Eindruck macht, und zeigte eine groſze, von einer gewiſſen Schalkheit belebte Zufriedenheit. Obwol nichts natürlicher iſt, als das Vergnügen eines Gutsbeſitzers, der nach glücklicher Einheimſung der Feldfrüchte an lichtem Tag in ſeinem Garten ſitzt, ſo fiel mir ſeine Miene doch auf. „Ich treffe dich in guter Stimmung?“ ſagte ich. „Das freut mich!“

„Weiſzt du, was daran ſchuld iſt?“ erwiderte er. „Die Einſamkeit! — Das Glück der Einſamkeit!“

„Heiſzt das ſoviel, als —?“

„Bah“, entgegnete er; „du gehörſt dazu! — Setz' dich! — Der Fritz wird gleich Kaffee bringen, und hier iſt eine Havaña, wie ſie nur je einen Kenner beglückte.“

Ich ſteckte die Cigarre an. Bald ſtand der Kaffee vor mir, und es fehlte mir nichts, das Behagen des Wirths zu theilen.

„Im Grunde“, begann dieſer nach einer Weile, „kann ich mich nicht beklagen! Ich hab' meinen Verdruß und entbehre ſo manches; aber Einen Wunſch, der zu den tiefſten und mächtigſten meiner Seele gehört, kann ich doch immer befriedigen: ich kann allein ſein, wann ich will. In dieſem Gedanken liegt für den, der die Leiden der Geſellſchaft gelitten hat, ein ganz außerordentlicher Quell von Genugthuung! Ich darf mir dieſe Leiden nur vorſtellen, dazu eine Stellung, wo man ſie nicht vermeiden kann — und ein unausſprechliches Wohlgefühl durchdringt mich. Ich gehöre nicht zu den Unglücklichen, ich kann mir helfen — Gott ſei geprieſen!"

Die letzten Worte klangen ſo tief empfunden, daß ich ihn erheitert betrachtete. „Du fühlſt ſehr intenſiv!" bemerkte ich.

„Intenſiv angenehm, wenn ich allein bin", entgegnete er. „Willſt du aber mein Gefühl theilen, ſo denk dir die Nöthigung, in einer Geſellſchaft zu ſein, wo leeres Gerede vollführt wird, das du nicht nur anhören mußt, ſondern für das du auch noch große Theilnahme an den Tag legen ſollſt; — aus Höflichkeit, aus Galanterie, aus irgendeiner der Pflichten, womit die Menſchen ſich das Leben ſauer machen! Denk dir die Pein, dein Ohr einem Geklatſche leihen zu müſſen, das für dich nicht das geringſte Intereſſe hat, und Zeuge des Vergnügens zu ſein, womit der Austauſch ihrer hohlen Gedanken die andern erfüllt! — Das iſt aber noch das Harmloſeſte! Nun kommt der freche Burſch, der mit dir Händel anfängt und den du züchtigen mußt! Es kommt die eitle Donna, die dir gebieten will und gegen welche du grob werden mußt! Es kommt der eingebildete Eſel, der das Wort des Tiefſinns für Blödſinn erklärt, weil es nicht in ſeinen Schädel geht, und welchem du dieſen, wenn es nach Recht und Gerechtigkeit ginge, eigentlich einſchlagen müßteſt! — Die Menſchen, wie ſie ſo ſind, fühlen das alles freilich nicht! Sie ertragen ſich wechſelſeitig, als ob's nicht anders ſein könnte, und wenn ſie eine Zeit lang ſinn- und zwecklos den Mund bewegt haben, gehen ſie nach Haus und ſind noch im Stand und ſagen, ſie hätten ſich gut unterhalten! — Mein Freund, dieſe Unterhaltung nicht mitdulden zu müſſen, das iſt ein großer und ein ſüßer Gedanke!"

Die Zufriedenheit des Mönchs hatte ſich bei dieſer Schilderung eher vermehrt als vermindert.

„Zuweilen", fuhr er, nach einigen Zügen aus der Cigarre, fort, „kommt's mir vor, als ob die Einſamkeit die einzig würdige Situation des Denkers wäre! Die Alltagsmenſchen können ſich wechſelſeitig etwas ſein — ich geb' es zu; aber zwiſchen dem Denker und ihnen beſteht eine unausfüllbare Kluft. Was er weiß, iſt das Höhere, Beſſere — Wahre; aber er darf es nicht ſagen, denn jene, die es nicht verſtehen, halten es für Faſelei, und wenn ſie nicht erboſt gegen ihn werden, ſo gähnen ſie ihn wenigſtens an, — ein Effect, der auch nicht ſehr ſchmeichelhaft iſt. Was ſoll er nun machen? Mitmachen? Zeigen, daß er auch trivial ſein kann? Heucheln? Die Dummheit, welche für Geſcheitheit gilt, fingiren und ſich dadurch erniedrigen? — Fliehen, fliehen in die Einſamkeit, wo er ſich ſelber, dem Geiſt und der Wahrheit leben kann!"

„Unter Umſtänden", verſetzte ich, „wird's allerdings das Beſte ſein."

„Unter allen Umſtänden", verbeſſerte er, „für den Denker! — — Was kann man nicht alles für Kreuz haben! In der heutigen Geſellſchaft begegnet dir immer wieder ein Menſch, der ſich «aufgeklärt» nennt und mit unendlicher Selbſtgefälligkeit auf diejenigen herabſieht, die noch an religiöſen Vorſtellungen hängen. Er iſt ohne alle Einſicht in das Weſen der Dinge — er weiß gar nichts und doch glänzt eine Zufriedenheit aus ſeinem Geſicht, als ob er alles wüßte. Er will nicht mehr wiſſen, als er weiß, darum iſt ſein Nichts ihm alles und mundet ihm unendlich. In ſeinem Glücke geſehen ſcheint der Burſche harmlos und nur maßlos eitel zu ſein. Aber urtheile nicht zu früh! Du darfſt nur tiefere Einſichten kundgeben gegen ihn — und auf einmal iſt's vorbei mit der Gemüthlichkeit. Er ſieht dich verdächtig an; er wird in ſeinen Reden gereizt, giftig; und haſt du dich entfernt, ſo wird er dich mit Wuth verleumden als einen, der über die Menſchen eine ſchwarze Decke breiten, das Licht erſticken, den Geiſt morden wolle! — Einen Menſchen, der nicht nur nichts weiß, ſondern auch nichts lernen will — der die Forſchung ſelber und ihre redlichſten Ergebniſſe, wo ſie mit ſeinem Nichtswiſſen in Widerſpruch treten, läſtert und ſich gleichwol als Freund des Lichts par excellence hinſtellt — einen ſolchen Menſchen zu ſehen, zu hören und ihn nicht fürchterlich mit dem Stock bearbeiten dürfen, das iſt eine Prüfung für mich, die das Maß meiner Kräfte überſteigt! Ignoranz, die ſich nicht begnügt, eitel zu ſein, ſondern die auch noch bösartig wird, nicht züchtigen zu können, weil die Arbeit odiös und unabſehbar wäre, das iſt eine Tortur, der man nur entgeht, wenn man den Menſchen überhaupt entgeht. — Ich habe mich über dieſe und ähnliche Dinge ſchon ausgeſprochen; aber heut iſt mein unausſprechliches Glück mir aufs neue zum Bewußtſein gekommen, und ich will meinem Schöpfer, der mir's gegönnt hat, den neuen Dank nicht ſchuldig bleiben!"

Eine Pauſe entſtand. Victor ſah auf den Tiſch und lächelte. „Weißt du was?" begann er wieder. „Als ich hier allein ſaß und meine Situation überlegte, hatte ich einen Einfall — und ich ſchrieb mit Bleiſtift ein Gedicht."

„Du machſt auch Verſe?" rief ich verwundert.

„Sie werden danach ſein", erwiderte er.

„Das könnt' ich aber doch nur beurtheilen, wenn ich ſie hörte!"

Er nahm ein Blatt aus ſeinem Taſchenbuch und las:

„Soll ich ihre Götzen preiſen?
Soll ich mit den Wölfen heulen?
Soll ich heulen mit den Eulen,
Die dem Tag das Licht verweiſen?

Oder ſoll ich widerſtreiten
Und die Narrheit Narrheit nennen,
Daß die Narren mich berennen
Und vereint mich niederreiten?

Thorheit eines wie das andre!
Bleibt mir alſo nur das dritte,
Daß ich aus der Thoren Mitte
Klug in meine Zelle wandre."

„Weiſe!“ rief ich.

„Weiſe!“ entgegnete er bedenklich. „Weiſe du ſelbſt, mein Freund! — Du kommſt damit um die Aeſthetik herum!“

„Iſt nicht meine Abſicht“, verſetzte ich. „Das Product hat eine gewiſſe Wahrheit und eine gewiſſe Laune, und man hört es —“

„Mit einem gewiſſen Vergnügen“, ergänzte er. — „Das Urtheil zeichnet ſich nicht eben durch Beſtimmtheit aus; für mich ſcheint es aber doch einen Rath zu enthalten!“

„Das Gedicht iſt nett“, entgegnete ich, „und ich rathe dir fortzufahren!“

Auch er konnte dem Angenehmen in dieſen Worten nicht widerſtehen: eine eigene, halbverſchämte Genugthuung blickte durch den Ernſt, den er darauf anzunehmen für gut fand.

Während eines Schweigens, das nun eintrat, kam der Diener und übergab ein Schreiben. Der Empfänger betrachtete die Adreſſe und ſchüttelte den Kopf mit einer verdrießlichen Misbilligung. Dann las er laut: „An Seine Hochgeboren, den Herrn Baron von Soundſo, Rittergutsbeſitzer, Comthur und Ritter hoher Orden, ꝛc. ꝛc. ꝛc. — Sag’ mir, lieber Freund“, fuhr er zu mir gewendet fort, „warum haben wir Deutſchen denn auch auf dieſem Felde den Gipfel der Albernheit erſtiegen? Dieſer Menſch — deſſen Handſchrift ich nicht kenne! — ſchreibt «Hochgeboren», obwol mir nach der an ſich ſtupiden Geborenheitsordnung, die einen Menſchen auch in ſeiner Geburt verrücken läßt, nur Hochwohlgeboren zukommt. Er macht mich nicht nur zum Ritter, ſondern zum Comthur hoher Orden, während ich nicht einmal Beſitzer des allergeringſten bin. Und damit nicht zufrieden, glaubt er meine vorausgeſetzte Eitelkeit auch noch durch drei ꝛc. beſchwichtigen zu müſſen! — Wenn er wenigſtens nur —“

Er machte den Brief auf, überflog ihn und rief: „Nicht einmal dieſe Entſchuldigung hat er! Er will nicht einmal was von mir! Im Gegentheil, er gibt mir eine Nachricht und erweiſt mir damit eigentlich eine Gefälligkeit. O Deutſche, Deutſche, Deutſche!“

„Nun“, entgegnete ich, „das erklärt doch die Titulirung im beſten Sinne! Der Schreiber iſt eben ein guter Menſch, der dir gleich auf der Adreſſe Vergnügen machen will! — Im Grunde beweiſen dieſe übertriebenen Höflichkeitsformeln doch nichts, als einen Ueberſchuß an Großmuth im deutſchen Gemüth!“

Victor ſah mitleidig lächelnd auf mich. „Du gehörſt auch zu dieſer Sorte!“ ſagte er. „Ich bin überzeugt, du läßt auf keiner Adreſſe die Geborenheit aus und ſteigerſt, wo es nur irgend angeht, das Wohlgeboren zum Hochwohlgeboren, ꝛc. ꝛc. ꝛc.!“

„Das will ich nicht einmal leugnen“, entgegnete ich. „Ich fühle einen Trieb in mir, immer ein wenig mehr zu geben, als man beanſpruchen darf, weil ich geſehen habe, daß es den Leuten Vergnügen macht!“

„Indem es einer Schwäche ſchmeichelt“, rief er, „und die Menſchen verderbt!“

„Ach!“ erwiderte ich; „ſei'n wir nicht allzu moraliſch und verdammen wir nicht allzu viel, es bleibt uns ſonſt gar kein Vergnügen mehr übrig! — Ich muß dir geſtehen, daß ich gerade unſern Reichthum an geſellſchaftlichen Formen und die gewiſſenhafte Beobachtung derſelben immer gern von der ſchönen Seite angeſehen habe. Der Deutſche liebt nun einmal nicht das Einförmige, die äußerliche Gleichheit; er ſtrebt nach dem Mannichfaltigen und hat darum auch auf dieſem Gebiet eine Fülle von Unterſcheidungen eingeführt. Damit erreicht er zwei Zwecke. Er hält die Glieder des geſellſchaftlichen Organismus auseinander und gibt doch jedem ſeine Ehre, ſeine Freude! Er beherrſcht — geiſtig —, und er beglückt!“

Victor ſchüttelte mismuthig den Kopf. „Verwünſchtes Talent!“ rief er für ſich. „Damit kann man den Teufel zum Biedermann charakteriſiren!“

„Die Formen“, begann ich mit einem Blick auf ihn, „haben einen unverkennbaren, vielſeitigen Nutzen. Zunächſt: ſie füllen die Zeit aus. — Wie viele Menſchen, die zuſammenkommen, wüßten nichts zu reden, wenn ſie nicht Formen ſprechen gelernt hätten; — ſie würden ſich langweilen und kämen in die größte Verlegenheit!“

„Das heißt alſo“, verſetzte er, „die Formen ſind eine Eſelsbrücke!“

„Eine Hülfe!“ verbeſſerte ich. — „Sodann: ſie geben uns Haltung und Methode! Indem wir ſie beobachten, bewegen wir uns —“

„In hohlen Formen!“

„Mit Sicherheit und Würde!“

„Pedantiſch! Lächerlich!“

„Wenn wir ſie misbrauchen, d. h. übertreiben, ja! Aber das iſt nicht nöthig! Und dann, um dies nebenbei zu bemerken, auch die Uebertreibung hat etwas Gutes: ſie wirkt komiſch und ergötzt den Zuſchauer.“

„Ganz richtig! Und ſo iſt der Deutſche der Hanswurſt von Europa geworden! — Biſt du nun fertig?“

„Noch nicht“, erwiderte ich. „Einen großen Nutzen der Formen muß ich darin erkennen, daß wir uns mit ihnen die Menſchen vom Leibe halten, deren vertrauliche Berührung uns unangenehm wäre. In dieſer Beziehung ſind ſie unbezahlbar, denn ſie ſind unerſetzlich!“

„Für dich und deinesgleichen!“ rief er mit Stolz, — „das mag ſein! Ich aber hab’ ſie nicht nöthig! Ich hab’ ein ehrliches und natürliches Mittel, die Narren, die mir nicht behagen, mir vom Leib zu halten!“

Ich nickte lachend. Dann ſagte ich: „Man kann nie genug Mittel haben zu verſtändigen Zwecken! Auch die einfachſte Natur wird wechſeln wollen, und am Ende hat alles ſeine Zeit. Die Formen haben denn auch noch die außerordentlich erſprießliche Wirkung, daß ſie uns in der Höflichkeit erhalten! Die unſchätzbare Tugend der Höflichkeit beſteht eben in ihnen; — und wer die Formen beiſeiteſetzt, der iſt immer in der größten Gefahr, grob zu werden!“

Ich hatte ihn bei den letzten Worten angeſehen — er lachte. „Der Schade wäre nicht ſo groß!“ rief er.

„Soll ich“, fuhr ich nach einer Pauſe fort, „das Bisherige zuſammenfaſſen, ſo muß ich ſagen: die Formen ſtammen aus der menſchlichen Natur und ſind ein Segen! Der Reichthum der Deutſchen daran bezeugt aufs neue den Reichthum des deutſchen Geiſtes und Gemüths — und gereicht uns zur Ehre. Iſt nun allerdings das Uebermaß nicht eben wünſchenswerth und thäten wir am Ende beſſer, einige, die keinen rechten Sinn mehr haben, aufzugeben —“

„Grandios!“ warf er dazwiſchen. „Welche Kühnheit!“

„So würde ich darin doch Vorſicht anempfehlen. Denn ich achte: das Zuviel iſt hier immer noch beſſer als das Zuwenig.“

„Haſt du nun geſprochen?“ rief er mit Ungeduld.

„Ich habe geſprochen“, verſetzte ich.

„Dann will ich antworten!“ entgegnete er mit einer Phyſiognomie, die der eines Kampfhahns ähnlich geworden war. „Der Formelkram“, begann er, „mit dem wir Deutſchen uns immer noch ſchleppen, ſtammt allerdings aus der deutſchen Natur, aber aus einer weniger edeln Eigenſchaft, als du die Güte haſt, anzunehmen — aus der Servilität in unſerer Natur! — Oh“, rief er nach einem Blick auf mich, „ich bin nicht ganz frei davon geweſen — ich hab' es nur überwunden! — Alſo: der Deutſche gibt jedem ſeine Ehre aus angebornem Hang zur Unterwürfigkeit und, wenn wir genau zuſehen, aus Feigheit! Er geht immer noch etwas weiter, als er ſelbſt nach ſeinen pedantiſchen Formen müßte, weil er den andern immer noch für eitler und empfindlicher hält, als es ſelbſt ein Deutſcher iſt! Das Gebührende könnte dem Adreſſaten nicht genügen und ihn verdrießen: dieſe Möglichkeit macht den Feigling beben. Er ſtellt ſich das unmuthige Geſicht vor, das der Empfänger zeigen, die Rachethaten, zu denen er ſich gereizt ſehen könnte — und er ſchreibt flugs mehr! Einer macht den andern zum Narren! Die erbärmlichſten Schwächen, die lumpigſten Eitelkeiten werden mit einer Zartheit und Schonung gepflegt, als ob es ſich um die Großziehung der edelſten Tugenden handelte! — Und was iſt davon die Folge geweſen? Daß wir Deutſchen das Lächerlichſte geworden ſind, was es geben kann: die Kleinſtädter Europas.

„Kleinſtädter! — Fühlſt du, wie ich deine ganze Argumentation mit dieſem Einen Wort zertrümmere? Warum behängt man ſich mit Titeln? Warum kitzelt man ſich mit ihnen die Ohren? Weil man nichts iſt —

nichts in ſich ſelber! Weil man weiß, daß man nichts iſt, und ſich nun wenigſtens etwas nennen will! Man hat kein Selbſtgefühl, nicht das Bewußtſein, mit ſeiner Perſon zahlen zu können, — man greift alſo nach dem Surrogat und verkehrt nicht Menſch mit Menſchen, ſondern Maske mit Masken. Man lügt ſich an, man lügt ſich in die Höhe — man macht lakaienhafte Kratzfüße vor dem Strohmann, dem Inhaber des Titels — und man verewigt ſeine Bedientenhaftigkeit!

„Man füllt die Zeit aus — freilich! Warum hat man aber ſo viel Zeit? Weil man keine großen Ziele hat, die das Herz bewegen und ihm Schwung geben! Anſtatt die Zeit auszufüllen mit Männergeſprächen über gemeinnützige Zwecke, muß man ſie nun ausfüllen mit Phraſen und wechſelſeitigen hohlen Huldigungen. Jede Nation, die in einer großen Thätigkeit begriffen iſt, ſchneidet die Formen und Formeln möglichſt ab, weil ſie dem ſtrebenden, auf ein ernſtes Ziel gerichteten Geiſt in ihrer ganzen kindiſchen Leerheit erſcheinen. Auch die wechſelſeitige wahre Liebe ſchneidet die Formen ab und die wechſelſeitige wahre Freundſchaft! Und wir Deutſchen laſſen ſie uns nicht nehmen und halten die albernſten krampfhaft feſt, als wären's die größten Heiligthümer! Das zeigt am beſten, wie es gegenwärtig mit uns ſteht!

„Die Uneinigkeit der Deutſchen, die ſie nicht zum Handeln kommen läßt, hat verſchiedene Gründe; — einer davon iſt aber offenbar die deutſche Titelſucht. Man klebt an Titeln, man ſcheut ſich, dieſe Koſtbarkeiten zu opfern und zu tilgen — man verlangt ſeine «Ehre» und gibt darum auch jedem ſeine «Ehre» — und ſo bleibt's bei dem «Mannichfaltigen», das dem deutſchen Gemüth ſo theuer iſt — und immer geringer werden die Chancen der Einheit. — Grobheit", fuhr er mit erhobener Stimme fort, „Grobheit wäre uns von nöthen! Allerdings nicht die Grobheit des Egoiſten, der das Mannichfaltige in ſeinen Despotenſack ſtecken will, ſondern die Grobheit der Patrioten, die grob ſind zum Zwecke eines in Freiheit einigen Vaterlandes! Die nicht wehleidig ſchonen, um ſelber wehleidig geſchont zu werden, ſondern die grauſam ſind, wo es gilt, die Eitelkeit der einzelnen zur Glorie des Ganzen zu kränken und den äußerlichen Plunder zu plündern!

„Höflichkeit! — Höflichkeit! — Schon die Abſtammung des Wortes müßte den Begriff deſſelben verdächtig machen! 'S iſt immer Lüge! Und wenn die geſellige Lüge ein nothwendiges Uebel iſt, ſo iſt's immer ein Uebel! Aber es ſei! Die Höflichkeit ſoll auch ſein! In Gottes Namen! Dann kann und darf ſie aber doch nicht da ſein, wo ſie verderblich wirkt! Höflichkeit iſt für die Müßigen, die ihre Zwecke erreicht haben! Sie können ſich wechſelſeitig Schönheiten vorſagen, denn ſie ſtehen, wo ſie ſtehen ſollen! Aber wir Deutſchen ſind noch keineswegs am Ziel, — wir haben es erſt zu erreichen, wir haben zu wollen, zu wagen und zu handeln — darum iſt unſere Aufgabe und heilige Pflicht jetzt die Grobheit! Fort mit dem Firlefanz des Lebens, womit wir uns wechſelſeitig verzärteln und unſere Denkart kleinlich machen! Reden wir von der Leber weg — thun wir das Maul auf und ſagen wir uns die Wahrheit unverblümt! Aergern wir uns lieber wechſelſeitig, machen wir uns toll und bringen wir uns in eine Wuth, daß wir aus der Haut fahren möchten! Aus der Haut unſerer Thorheiten und Vorurtheile, mein' ich! O wenn wir dieſen Balg ablegen könnten mit allem, was drum und dran hängt, dann begönne ein neues Zeitalter für uns; wir würden nicht nur als Deutſche, ſondern als Menſchen groß auf der Erde wandeln und der Welt endlich zeigen, wozu wir auf der Welt ſind!

„Die Beſchützung dieſes Balges“, fuhr er zu mir gewendet fort, „durch Umhängung eines ſchönen Mäntelchens muß ich für gemeinſchädlich achten; es war daher meine Pflicht, das ſophiſtiſche Gewebe deiner Gutmüthigkeit auch diesmal wieder aufzutrennen und den Anwalt des deutſchen Complimentirbuchs zu widerlegen!“

Schon früher, als ſeine Rede heftiger zu werden begann, war er vom Sitz aufgeſtanden, um ſich auf dem Gras hin- und herzubewegen. Nach den letzten Worten erhob ich mich ebenfalls und ſagte mit dem unverhüllten Accent meines Gefühls: „Du haſt mich nicht widerlegt, ſondern mir nur widerſprochen, und nach deiner Manier von Dingen geredet, die gar nicht zur Sache gehören!“

Er ſah mich an. „Du meinſt —?“ ſagte er.

„Ich meine, du leideſt an der Streitwuth, wobei dir dein Mangel an Auffaſſung und die inſtinctmäßige Uebertreibung und Verdrehung des Gehörten zu Paſſe kommen. Du kannſt nichts vernehmen, ohne die Rede ſofort am Schopfe zu packen und abzuzauſen. Wer ſpricht, muß immer unrecht haben, damit du recht habeſt! Auch das Harmloſeſte kann man dir nicht ſagen, ohne daß du dein grobes Geſchütz dagegen auffühſt, um es lärmvoll abzuknallen.“

Er machte hochverwunderte Augen. „Die Titelſucht und die Höflichkeitslügen der Deutſchen“, entgegnete er mit ſcharfem Ton, „ſind nichts Harmloſes! Sie ſchaden uns unendlich, — mehr als wir ahnen; ich konnte nicht dulden, daß ſie als eine Zierde der Nation demonſtrirt werden wollten! — Ich liebe die Wahrheit und haſſe die Sophiſten.“

„Biſt aber darum doch kein Sokrates!“ rief ich mit der Geringſchätzung der Indignation. „Du biſt ein Rechthaber, der keine andere Meinung aufkommen laſſen kann als die ſeine, und deſſen ganze Kunſt darin beſteht, alles ſchwarz zu machen!“

„Und du biſt ein Schönſchwätzer“, rief er zornig. „Ein Weißbrenner! Der geborne Advocat der

Schwächlinge und Jammermenſchen; — ſelbſt ein Schwächling!"

„Du aber", rief ich mit ausbrechender Entrüſtung, „biſt ein wahnwitziger Despot! Ein Läſtermaul! Ein Flegel vom erſten Range! Ein Narr, mit dem ein anſtändiger Menſch nicht mehr umgehen kann!"

Ich erwartete darauf hin eine Scene, wie wir ſie noch nicht gehabt hatten, indem ich mich auf alles gefaßt machte. Aber das Wunderbarſte traf ein; — Victor ſah mich an, ſeine Miene erhellte ſich — und er brach in ein lautes, ſchallendes Gelächter aus.

„Bravo", rief er, „bravo! — Siehſt du, was in dir liegt? — Ich bin keiner von den Geringſten, ich geb' es ſelber zu; aber vor deiner Grobheit ſtreich' ich die Segel — ich weiche dem Größern! — Bewunderung, Freund Edmund, — und meine herzliche Gratulation! — — Jetzt, nachdem meinem Wunſche durch dich eine Erfüllung geworden, zu deren Höhe ich ſchwindelnd emporſehe, jetzt verzweifl' ich auch an den Deutſchen nicht! Das Talent ſteckt in uns, es darf nur geweckt werden! Sicherlich, wir zwei werden nicht allein bleiben; wir werden Geſellen finden im Vaterlande, und ein Bund der Ehrlichen wird ſich ſtiften, deſſen Thaten der Nation den gewaltigſten Vorſchub leiſten werden! — Feiern wir dieſen Moment durch eine Umarmung; — und aller Groll falle zu Boden in Hochſchätzung und Liebe!"

Er ging auf mich zu, faßte mich um den Hals und drückte mich an ſeine Bruſt. Es war unmöglich, die Scene nicht mitzumachen, und ich that es mit beſter Manier.

Als ich ſpäter Abſchied nahm, ſchüttelte er mir die Hand kräftiger als je und ſchickte ſeinem „Gott befohlen“ einen beinahe zärtlichen Blick nach.

Elftes Geſpräch.

Bei meinem nächſten Beſuch empfing mich Victor mit einem Lächeln, in welchem Achtung und Schlauheit anziehend gemiſcht waren. Er ſchien ſagen zu wollen: „Mit dem da iſt nicht zu ſpaßen“, — aber dies ſelbſt nur ſpaßhaft zu meinen. Ich ließ ihm ſeine Weiſe, und kann nicht leugnen, daß der Fortſchritt, den ich ihm gegenüber gemacht hatte, mir wohlthat. — Er führte mich in ſein Zimmer, und da ich meinen Durſt bekannte, ließ er mir Wein und Waſſer vorſetzen.

An ſeinem ganzen Benehmen merkte ich, daß er etwas auf dem Herzen hatte. Er trommelte gelegentlich auf dem Tiſch, richtete ſeinen Blick auf mich und lächelte, nicht ohne eine Idee von Verlegenheit, — kurz, er zeigte eine gewiſſe Unruhe.

„Was haſt du?“ fragte ich ihn.

„Ach!“ rief er mit komiſch unmuthigem Geſicht; — „eine Schwachheit!“

Ich betrachtete ihn. „Sollteſt du dein Herz verloren haben?“ rief ich.

„Unſinn!“ entgegnete er. „Das wäre nicht blos eine Schwachheit, ſondern eine Dummheit, deren du mich hoffentlich nicht mehr fähig hältſt! — Nein!“ ſetzte er nach einer Weile hinzu, „mein Herz nicht, aber meinen Verſtand!“

„Das iſt ja noch viel ſchlimmer!“ rief ich.

Er erwiderte mit einer Grimaſſe. — „Ich hab' mich von dir verführen laſſen!“ ſetzte er nach einer Pauſe erklärend hinzu.

„Zum Glauben an die deutſche Nation?“

„Im Gegentheil! Zum Beweis, daß das Verderben immer weiter um ſich frißt. Kurz: zum Versmachen!“

„Ah!“ rief ich erfreut. „Poeſie! Das iſt ein gutes Zeichen! — Und ein großer Schritt zum Glauben!“

Er zuckte die Achſel. „Hör' erſt, was die Sachen bringen! — Und trink' dein Glas aus!“

Ich trank; er ſchenkte mir ein, nahm dann ein kleines Heft von ſeinem Schreibtiſch, legte es vor ſich hin und begann: „Zunächſt muß ich eine kleine Bemerkung machen. Ich habe ſchon ſehr bald die Anſicht erlangt, daß uns die gebundene Sprache nicht nur gegeben ſei, um uns wechſelſeitig anzulügen: man kann ſich, dachte ich bei mir ſelber, darin auch die Wahrheit ſagen —“

„Daß ſie gefällt!“ warf ich dazwiſchen.

„Dem rechten Hörer — das verſteht ſich. — Indem ich auf einen ſolchen rechnete, hab' ich ſchon in frühern Jahren ein paar Gedichte gemacht, die mir in den letzten Tagen wieder in die Hände gefallen ſind und die ich zu feilen und zurechtzurücken ein närriſches Gelüſten empfand. Das erſte ſpricht eine Erfahrung und ein Gefühl aus, das uns nicht mehr ganz neu iſt. Willſt du's hören?“

„Mit dem größten Vergnügen!“

„Das wird ſich zeigen!“

Er hatte das Heft aufgeſchlagen und las:

„Geht mir doch mit euern Cirkeln!
Ihr vergeudet das Gewicht
Eurer tiefgedachten Gründe,
Gute, denn ich folg' euch nicht.

Soll ich ſehn, wie man den Pfuſcher,
Der dem Hang des Tages fröhnt,
Mit dem Blick der Ehrerbietung —
Mit des Genius Preiſe krönt?

Wie man über hohlen Flitter
In Entzücken faſt vergeht
Und dem wahren Meiſter freundlich
«Schöneres» zu leiſten räth?

Soll ich ſehn, wie man ins Antlitz
Achtung ſich und Liebe lügt
Und mit Worten und mit Blicken
Händedrückend ſich betrügt?

Ueber den Entfernten aber
Läſterfrohes Urtheil ſpricht
Und die Augen rings erglänzen,
Wenn die Zunge giftig ſticht?

Immer iſt's dieſelbe Leier,
Keinen Pfennig geb' ich drum.
Die Geſcheiten ſind Halunken,
Und die Guten, die ſind dumm."

Ich ſchwieg, indem ich nach einem bezeichnenden Prädicat ſuchte.

„Hm!" ſagte er nach einer Weile. „Du biſt ſtumm! — Iſt das Ding nicht einmal werth, daß man drüber ſchimpft?"

„Oh", rief ich mit einem Accent höflichen Widerſpruchs. — „Als eine Expectoration des Miſanthropen kann man es ſogar gelungen finden! Allein — ich ſcheine doch eigentlich nicht der rechte Hörer zu ſein!"

„Dich ärgert die Wahrheit!" rief er.

„Die halbe!" entgegnete ich.

„Die Ohrfeige", verſetzte er nach einem Moment, „iſt darum, weil ſie nicht zugleich ein Streicheln iſt, nichts Halbes! Es iſt eine richtige und ganze Ohrfeige!"

„Aber ſie kann ergänzt werden, indem man die geſchlagene Wange gelegentlich auch wieder koſt! — Lies das zweite Gedicht! Wer weiß —"

Er lächelte „mit arger Liſt" — und las:

„Der Prophet bekanntlich gilt
Nichts im Vaterlande:
Ebenſo der Philoſoph
Bei der Freundesbande.

Jeder, auch der Dümmſte, hält
Sich für den Geſcheitern,
Der des Weiſen Horizont
Könnte ſehr erweitern.

Aber wieder, daß er nichts,
Das Gefühl des Wichts iſt!
Und ſo ſchließt er, daß das Licht
Weniger als nichts iſt.

Iſt ihm das der klarſte nun
Von den klaren Sätzen,
So vermag der Tropf den Kopf
Nur geringzuſchätzen.“

„Mag gehen!“ verſetzte ich. — „Man ſieht freilich nicht recht ein, wie der Philoſoph zu ſolchen «Freunden» kommt!“

„In Ermangelung beſſerer?“ entgegnete er. „Wenn der Philoſoph überhaupt noch ſo ſchwach iſt, heutzutag Freunde haben zu wollen, ſo werden ſie mehr oder weniger den hier geſchilderten gleichen. — Die Kerle ſind ſo ſicher!“ fuhr er verächtlich fort; — „ſie machen ſich ſelbſt ſo ſicher durch wechſelſeitigen Beifall, daß es eine gute That iſt, wenn man mit der Ruthe dazwiſchenfährt und rechts und links Hiebe austheilt!“

„Vivat Sequens!“ rief ich.

Er ſchaute mit einer ſchelmiſchen Laune für ſic hin an und las dann:

„Wenn du roh biſt, Menſchenthier,
Jubeln die Genoſſen;
Und es iſt ein Wiehern ſchier
Wie von geilen Roſſen.

Sieh, das weitet dir die Bruſt,
Groß wird deine Kleinheit,
Und du häufſt in Schöpferluſt
Berge der Gemeinheit.

Siegesfreude blitzeſt du
Nach vollzognem Hohne;
In Gedanken ſitzeſt du
Mächtig auf dem Throne.

Blickſt in Hoheit, ſelig ſchlau,
Wie von Götterſtamme! —
Biſt in Wahrheit eine Sau,
Die ſich wälzt im Schlamme.“

Ich konnte nicht umhin zu lachen. Welche Stimmung, in der man einen Drang empfindet, ſolche Sachen in Reime zu bringen! — Die Neuheit dieſer Sorte von Lyrik ergötzte mich — und die Augen des Dichters ruhten mit Wohlgefallen auf mir. „Nun?“ rief er; „die Gattung, die ich hier treffen wollte, ſcheint mir getroffen zu ſein!“

Ich machte eine zuſtimmende Bewegung. „Daß das aber Poeſie iſt“, fuhr ich fort, „wird man dir ſchwerlich einräumen!“

„Bringt mich nicht in Verlegenheit“, entgegnete er ruhig. „Hab's mir ſelber ſchon geſagt — und darauf geantwortet!“

Er las:

„Kritiſch hör' ich ſprechen ſie:
Das iſt nicht erfreulich,
Das iſt keine Poeſie —
Nein, das iſt abſcheulich!

Und wer hat euch denn geſagt,
Daß ich wollt' erfreuen?
Auf die Buben mach' ich Jagd,
Um ſie durchzubläuen.

Schreien ſollt ihr, ſchreien laut, —
Sollt euch ſelbſt erkennen,
Und wenn ihr euch häßlich ſchaut,
Soll die Schmach euch brennen.

Wenn ihr aber Strafe habt,
Qualen euch durchwühlen,
Sollen ſich ergötzt, gelabt
Brave Burſche fühlen.“

„Und das, mein Lieber“, ſetzte er mit Selbſtgefühl hinzu, „iſt ein Verdienſt! Das Lied, welches dieſe beiden Zwecke erreicht, hat ſein Daſein gerechtfertigt.“

„Ich fürchte nur“, erwiderte ich, „daß der erſte Zweck nur ſehr mangelhaft erreicht und damit auch der zweite gewiſſermaßen verfehlt wird. Denn die Menſchen, die ſich in Frechheit und Roheit gefallen, werden ſich von deinen Invectiven nicht ſehr berührt fühlen; an ihre Selbſterkenntniß und ihre Seelenqualen infolge deiner Vorhaltungen kann ich nicht recht glauben; und es dürften alſo auch die braven Burſche ſo ziemlich um das ihnen beſtimmte Schauſpiel kommen. — Auch die Roheit des Menſchen hat etwas Unerſchöpfliches; und wenn wir gewiſſe Exemplare ſehen, müſſen wir ſagen: ſie können nicht anders — und ſie werden bleiben, wie ſie ſind!“

„Mit dieſem Scharfblick, mein weiſer und haarſpaltender Kritiker, ſtehſt du nicht allein! Indeſſen ... Doch höre!“ — Er ſchlug ein Blatt um und las:

„Ich ſehe wol, daß Läſtrung nur
Dein Herz vermag zu laben.
Du mußt, gemeine Creatur,
Ausbilden ſchofle Gaben
Und wandeln frecher Geiſter Spur,
Um auch Genuß zu haben.

Du mußt mit Roheit oder Liſt
Den Frieden andrer ſtören! —
Doch ſollſt du mir zu keiner Friſt
Dich über dich bethören, —
Daß ein verächtlich Thier du biſt,
Giftwurm, das ſollſt du hören!“

„Gut“, bemerkte ich. „Iſt der gemeine Menſch nothwendig gemein, ſo muß er gleichwol ebenſo nothwendig Schläge haben. Aber die Schläge müſſen ihn auch treffen! Nach meiner Kenntniß der Menſchen wird nun dieſes Gedicht niemand weniger auf ſich beziehen, als eben der, welchem es gilt! Sollte es wirken, ſo müßte es ihm unter ſeiner Adreſſe ins Haus geſchickt werden!“

„Das leugn' ich!“ entgegnete der Autor. — „Die Charakteriſtik auch ohne Nennung des Namens kann den Getroffenen irgendeinmal in die Seele treffen! Es gibt ein Gewiſſen, das auch im Roheſten ſich noch regen und ihm zurufen kann: damit biſt du gemeint, Schweinehund! Geh' in dich und beſſere dich!“

„Möglich“, verſetzte ich, „iſt es; — und ſo kann ich nur wünſchen, daß es auch möglichſt oft wirklich werde!“

Nun trat eine längere Pauſe ein. Victor, der auf den Tiſch geſehen, richtete endlich die Augen mit einem gewiſſen Humor auf mich und ſagte: „Was hältſt du nun im ganzen von dieſer Art Poeſie?“

Es war unmöglich, über eine ſo formulirte Frage nicht ſeinen Ernſt zu verlieren, — und ich that mir keinen Zwang an. Dann ſagte ich: „Ich glaube, man könnte ſie eine Poeſie der Birkenruthe oder der Haſelſtaude nennen.“

„Wohl“, rief er. „Oder der Reitgerte! — Das iſt aber eine viel beſſere Poeſie, als unſere heutigen Duft- und Duſelköpfe meinen, und ich bin der Anſicht, daß ſie viel mehr cultivirt zu werden verdient, als es geſchieht.“

„In Gottes Namen!“ erwiderte ich.

Er betrachtete mich ſpöttiſch und ſagte: „Du ſcheinſt dieſe Gattung doch für nicht ſo recht voll und ihre Pflege kaum für wünſchenswerth zu halten! — Warum? Was haſt du gegen ſie?“

„Nichts! — Aber auch nicht viel mehr für ſie. — Die Poeſie, die wir wollen, lieben und nöthig haben, iſt die poſitive. Sie verherrlicht das Liebliche, das Edle und Große in enthuſiaſtiſchen Liedern. Sie hebt uns damit hoch hinweg über die Dürftigkeit und den Wuſt des irdiſchen Daſeins und gibt uns einen Vorſchmack des allvollendeten Lebens. Damit erhöhen die Menſchen ſich ſelber und damit —“

„Lullen ſie ſich ein!“ rief er mir entgegen. „Sie laſſen ſich durch ſie phantaſtiſch erheben, dünken ſich erhaben zu ſein und merken nicht, daß ſie in Wahrheit nur Würmer, Egoiſten und Narren ſind. Der Schleier, den dieſe poſitive Poeſie den Menſchen übers Geſicht wirft, muß weggeriſſen werden und die negative Poeſie muß ihnen zeigen, nicht nur wie ſie ſein ſollten und ſein könnten, ſondern wie ſie ſind! Sie muß diejenigen, die nicht ſo ſind, wie ſie ſein ſollten, in ihrer Erbärmlichkeit, Häßlichkeit und Verächtlichkeit bloßſtellen und züchtigen!“

„Das iſt nicht ſowol Poeſie als Execution!“

„Execution“, rief er, „iſt für den Gerechten Poeſie! Die höchſte Poeſie!“

„Darüber“, verſetzte ich nach kurzem Schweigen, „läßt ſich nicht ſtreiten; — es iſt Geſchmacksſache. Auf Eins aber, glaub' ich, kann man aufmerkſam machen. Wenn eine Sünde vorgeführt wird zugleich mit der Strafe, die ſie verdient, ſo gewährt das eine gewiſſe Befriedigung; ich will zugeben: einen Genuß. Aber in dieſem Genuß ſticht doch ein bedeutender Erdgeſchmack hervor. Wir haben dabei das Häßliche der Sünde vor Augen, und, wenn du mir's nicht übel nehmen willſt, auch das immer noch Häßliche der Strafe. Geſchieht nun auch dem Recht Genüge, ſo hat das Auge doch keine ſchöne Anſchauung und die liebefähige Seele keinen Gegenſtand. Die edelſten Kräfte in uns werden nicht in Thätigkeit geſetzt, die höchſten Bedürfniſſe nicht befriedigt. Wir ſehen das Nichtſeinſollende verwirklicht und vernichtet durch das, was auch nicht ſein ſollte! Unſer Sehnen wird aber immer darauf gerichtet ſein, das Seinſollende in holdem, heiligſchönem Leben vor uns erblühen zu ſehen — wenn für jetzt auch nur im Bilde. Dieſes Bild iſt eine Prophezeiung auf den Himmel, und für die Erde: Poeſie!“

Er machte ein Geſicht wie einer, der etwas anerkennen ſoll, aber innerlich genöthigt und entſchloſſen iſt, es nicht zu thun. „Mir“, entgegnete er mit ernſtvollem Nachdruck, „gewährt es Hochgenuß, vollkommenen Genuß, ein Verbrechen gezüchtigt zu ſehen! Ich fühle dabei weder das Häßliche der Sünde noch der Strafe, ſondern nur Wonne über den Sieg des Rechts. Was mich empört hat, wird getilgt, und ein ſeliges Gefühl von Erlöſung geht durch mein Herz. Durch den göttlichen Gedanken der Wiederherſtellung ſind mir auch die Werkzeuge der Strafe geweiht — und jeder Streich, der auf den Schuldigen niedergehend pfeift, iſt Muſik für mein Ohr! — Du ſtellſt mir die «Poeſie» entgegen! Was iſt denn aber die höchſte Form der Dichtkunſt — die Tragödie — anders, als das, was du Execution zu nennen beliebſt? Sie führt uns die Sünde vor und die Strafe — und der Effect iſt die großartigſte Erhebung!“

Ich ſah ihn mit einem Blick der Freundſchaft an. „Zwiſchen der Tragödie“, erwiderte ich, „und dem, was wir gegenwärtig vor Augen haben, iſt denn doch ein bemerkenswerther Unterſchied! In jener höchſten poetiſchen Form iſt die verbrecheriſche That vom erhabenſten Standpunkt entwickelt, geſchildert und gerichtet. Das Häßliche der Sünde und der Strafe iſt verſchlungen in Schönheit und gibt nur den Schatten, den ſchaurigen Reiz des Ernſtes ins Gemälde. Der Dichter ſteht wie ein Gott über ſeinem Gegenſtand — und zu Göttern lauſchen ſich die Hörer empor. Allein in den «lyriſchen Gedichten», die wir heute vernommen haben, hat der Sänger ſich in die nächſte Nähe ſeines Gegenſtandes herabgelaſſen und befaßt ſich höchſt eigenhändig mit ihm. Er ſchlägt den Feind genau mit den Waffen, die dieſer gegen ihn gezückt hat — er haut ſich mit ihm herum — und iſt Menſch in des Wortes verwegenſter Bedeutung. Menſchlich — ſehr menſchlich ſind denn auch die Gefühle, welche die Verſe im Hörer erzeugen!“

Der Charakteriſirte antwortete mit einer Art von Lachen, das nicht ohne Beifall war. Dann ſagte er: „Mag ſie menſchlich ſein, meine Lyrik, ſie iſt nichtsdeſtoweniger nothwendig und nützlich, und ich befreie durch ſie meine Seele. Ich gewähre mir eine Süßigkeit, die berühmt iſt unter den Menſchen, — die Süßigkeit der Rache! Und dieſe Süßigkeit gewähr' ich auch dem Hörer, der, von demſelben Feind beleidigt, nach Rache lechzt. Ich bezeichne genau, was nicht zu dulden iſt, und peitſche den Hund einſtweilen hinaus aus der idealen Geſellſchaft, damit ihn die erleuchtete Welt hinauspeitſche aus der realen. Ich will die Welt aufreizen gegen den Böſen; denn nur die Welt — nur ein Bund der Menſchen kann etwas ausrichten gegen ihn. — Hör' noch ein Stück! Dann ſollſt du für heute und vielleicht für immer Ruhe haben vor mir!“

Er ſchlug das letzte Blatt um und las:

„Der Teufel hat des Sohnes Acht,
Ein Vater unvergleichlich;
Er gibt Geſinnung ihm und Macht
Zu ſchaden unausweichlich.

Der Bube, freudig unverſchämt,
Kränkt ſich zum Spaß den Guten.
Wenn dieſer nun ſich ihm bequemt
Und peitſcht ihn nicht mit Ruthen —

Was aber ſchwer der Gute thut,
Er liebt es nicht, zu ſtreiten! —
Dann wird der Bub' aus Uebermuth
Ihm jede Schmach bereiten.

Doch fühlt der Gute ſich ein Mann,
Zur Strafe ſich verpflichtet,
Und züchtigt ihn, der frech begann,
Streng, wie der Zorn gerichtet:

Wie Rachgier dann — »gerechte Wuth« —
Des Buben Kraft vollendet!
Er ruht nicht, bis der Gute ruht
Geworfen und geſchändet.“

„Dieſes Gedicht iſt gut!“ rief ich. „Die Vortheile, die der Böſe in dieſem Leben vor dem Guten voraushat, ſind nach der Wahrheit geſchildert und treffen das Gefühl mit tragiſcher Gewalt. Ja, die Macht des Buben in der Welt kann Grauen einflößen! Denn der Bube iſt mächtiger als der brave Mann, weil er rückſichtsloſer, zur That gereizter iſt, und nur die Coalition der Guten kann ihn beſtehen! Daß die Guten ſich verbinden und nicht aus kleinlichen Motiven die zuſchauenden Gönner — die Bundesgenoſſen des Böſen werden, das iſt die große, hochernſte Aufgabe der Gegenwart!“

„Siehſt du?“ rief der Poet mit beifälligem Nicken, — „das iſt ein Wort zu ſeiner Zeit! — Warum florirt das Böſe noch immer und iſt im Grunde tonangebend in der Welt? Weil man vor dem Böſen ſich fürchtet! Weil die Guten nicht zuſammenſtehen gegen ihn, ſondern ſich zu ſeinen Mitſchuldigen machen, indem ſie ſich über die Kränkung, die er dem Schwächern zufügt, jämmerlich freuen und mit dem frechen Sieger als mit einem Helden kokettiren! Die Guten haben einen hündiſchen Reſpect vor dem Böſen, das iſt der Grund ſeiner Macht. Sobald man Einem rückſichtsloſe Rache zutraut, ſcheut ſich alles vor ihm und ſucht ihn zu gewinnen. Man iſt freundlich und höflich, man ſchmeichelt ihm und ſtreichelt ihn, und wenn er mit einer Grobheit antwortet, iſt man entzückt über den luſtigen Einfall. Sogar die Beſſern wedeln mit dem Schweif — und nennen's Klugheit. Es iſt natürlich, daß der Kerl immer unverſchämter wird, mit der ganzen Würde des Herrn auftritt und die Servilen en canaille behandelt!“

Die Vorſtellung eines Menſchen, der ſo verfährt und ſo reuſſirt, duldete ihn nicht mehr auf ſeinem Sitz. Er erhob ſich und ſtreckte das Haupt, wie um auf den Feind herabzuſehen.

„Das“, rief er fortfahrend, „iſt der Lauf der Welt im Kleinen wie im Großen — im Großen wie im Größten, — und die Wirkungen ſind allenthalben gleich verderblich!

„Was verſpricht Hülfe? Was iſt unſere Pflicht? Daß wir dem Böſen, der im Gewande des Heros auftritt, dieſes abreißen und ihn der Welt zeigen, wie er iſt! Daß wir die Guten ihre Schmach fühlen laſſen — ihre Feigheit und ihre Dummheit! Daß wir die Bübereien enthüllen ringsumher, welche die Sendlinge des heilloſen Princips in der Welt ausüben, und den Kern eines Heeres bilden zum Kampf auf Leben und Tod mit der Rotte, deren Thaten die Erde beſudeln!

„Die Böſen entlarven und die Guten ſehend machen — darauf kommt's an. Gar vieles Böſe würde nicht möglich ſein, wenn die Guten nicht ſo dumm wären, es für gut zu halten; wenn ſie den Verſtand hätten, es als Böſes zu erkennen, und das Herz, darüber empört zu werden. Der Böſe hat die böſe Abſicht, aber den Muth; der Gute hat die gute Abſicht, aber die Feigheit. Und nun ſcheint der Böſe gut zu ſein, weil der Muth etwas Gutes iſt und Männliches! Und weil ihm der Muth Macht gibt, ſo ſcheint er, der von ihr umgürtet iſt, groß zu ſein und ehrenwerth! —

„Ich frage: gibt es etwas Infameres, als die Waffe, womit wir edle Beſitzthümer ſchirmen ſollen, zu misbrauchen zur Verübung einer Schandthat? Und doch ehrt die Welt in dem Raufbold, der nichts anderes thut, immer noch den Mann von Ehre! Anſtatt den Hund, der Händel ſucht um der Händel willen — aus der jämmerlichſten Eitelkeit, aus Mangel an Talent und Kopf, weil er ſich eben nicht anders bemerklich machen kann! — anſtatt ſo einen erbärmlichen Kerl mit Fußtritten aus der Geſellſchaft zu ſtoßen, läßt man ihn bellen und beißen und geht ihm reſpectvoll aus dem Weg! Der von ihm geſchändete Muth heiligt den niederträchtigen Zweck in den Augen der mehr als ſtupiden Welt! — Wie feig muß ſie ſein, daß ſie den Muth vergöttert, auch wo er der gemeinſten Sache dient!

„Willſt du etwa ſagen, im Grunde ſei der Raufbold doch nicht geachtet? Um ſo abſcheulicher dann, daß man ihm das Handwerk nicht legt, ſondern es durch einen blödſinnigen Ehrbegriff mit einer weltlichen Glorie umgibt! Um ſo ſchändlicher, daß man den edeln, wahrhaft ehrenwerthen und verdienten Mann zwingt, ſich mit dem Lump herumzuſchlagen, ſo oft es dieſem gefällig iſt, und den, der Beſſeres zu thun hat und thut und den Weg der Pflicht geht, ſobald er ſich der provocirenden Laune des Nichtsnutz weigerte, als Feigling proſcribiren würde!

„Wie kläglich iſt es mit dem Urtheil und dem ſittlichen Wollen der Welt beſtellt, daß ſie noch kein Mittel gefunden hat, ein ſo winziges, elend giftiges Thier unſchädlich zu machen! —

„Der Buben, die den Degen misbrauchen, werden jetzt allerdings weniger. Dafür aber mehren ſich die Buben, welche die Feder misbrauchen. — Ich muß auf dieſen Punkt noch einmal zurückkommen. Der gemeine Menſch, der ein Journal herausgibt oder über einen Platz darin verfügt, hat einen Vortheil, den ich nur zu denken brauche, um raſend zu werden. Er kann ſeinen Gegner täglich herunterziehen, verdächtigen, verleumden vor Tauſenden. Und beſitzt er nur eine gewiſſe Klugheit und Geſetzeskenntniß, ſo hat ſein Opfer gegen ihn auch keine Hülfe. Der ſchlechte Kerl kann den Edeln als einen Halunken, der Eſel kann den Weiſen und Unterichteten als einen Dummkopf hinſtellen wieder und wieder; und der Verletzte iſt wehrlos gegen ihn! Die einmalige Gegenerklärung hat keine Wirkung; herumbalgen mit dem Racker kann und mag der Noble ſich nicht — und ſo behauptet die Beſtie das Feld. Der Leſepöbel glaubt natürlich die Verleumdungen mit dem größten Vergnügen, ſein Beifall atteſtirt dem Lügenmaul ſeinen Triumph: und nun ſehen wir den rohen, unwiſſenden Strick, den unter die Journaliſten gegangenen Bauernknecht als Sieger einherſtolziren und auf den Genius und Ehrenmann, den er für ſein ſtupides Publikum zu Boden geworfen hat, verachtungsvoll herunterſchauen! — Daß dies möglich iſt — daß der Ungerechte Unrecht thun kann, ohne daß man's zu hindern und zu ſtrafen vermag, das iſt für mich grauenhaft. Der Zeitgeiſt ſetzt auf die Niederträchtigkeit noch dazu eine Prämie! Der Schimpfbube ſchimpft, der Beifall, den er erlangt, macht ihn frecher und frecher — und die

Abonnenten des Läſterblattes mehren ſich von Jahr zu Jahr.“

Während der letzten Worte hatte ſeine Rechte ſich geballt, ſeine Augen funkelten grimmigen Zorn und er bewegte die Fauſt, als ob er den Delinquenten entzweiſchlagen wollte. Nach einem Blick auf mich rief er: „Dieſes Schandverhältniß empört dich nicht? — Du bleibſt ruhig?“

„Ich bleibe ruhig“, erwiderte ich.

Er ſtieß einen Ton der Wuth aus. „Ich hätt' mir's denken ſollen“, rief er, „daß es mit deiner Einſicht in dieſe Dinge nichts ſein wird! — Dein Hauptcharakterzug iſt und bleibt die Schwäche!“

„Ich bleibe ruhig“, wiederholte ich nachdrücklich, „weil ich den Blick aufs Ganze frei habe, den dir die Wuth über ein einzelnes Factum genommen hat. — Es wäre ſchimm, wenn es ein Zeitungsſchreiber in der Hand hätte, uns verzweifeln zu machen!“

„Kannſt du die Macht leugnen, die er beſitzt? Kannſt du den Erfolg leugnen, der den freigegebenen Misbrauch krönt?“

„Ich leugne die Ausdehnung und die Dauer dieſes Erfolgs. — Der Schelm ſitzt im Vortheil — es iſt wahr. Aber Unrecht ſchlägt ſeinen Herrn; — und endlich ſiegt die gute Sache!“

„Ach!“ rief er mit der Miene eines Gequälten. „Gemeinplätze!“

„Erfahrungsſätze“, entgegnete ich. „Erprobte Weisheit — Wahrheit, die immer wieder am Platz iſt, wenn der Irrthum ſich zum Kampf geſtellt hat. — Aber für mich ſeien es bloße Theſen — ich beweiſe ſie!“

Er machte eine Pantomine der Ergebung.

„Nehmen wir“, begann ich, „ein Parteiblatt, das ein Schimpfblatt iſt. Redacteur und Correſpondenten arbeiten heroiſch, und wenn einer von ihnen einen Groll hat auf dieſen oder jenen, ſo kühlt er ſein Müthchen rückſichtslos. Wer andere Dinge lehrt als die Partei, der wird geläſtert, und in ſeinen Ausdrücken iſt der Menſch, der Hiebe zu verſetzen geſtachelt iſt, genial!“

„Das heißt, er ſchmäht aufs roheſte ins Gelag hinein und demoraliſirt ſich, demoraliſirt das Publikum!“

„Sich? Das geb' ich zu. Das Publikum? Das hat ſeinen Haken. Er möchte wol; aber das Spiel wird ihm verdorben.“

„Wer hat den Muth —?“

„Die Schimpfblätter der Gegenpartei! — Die machen die Frechheit matt und das Unrecht ſtumpf und das Publikum frei! — Die Gefährlichkeit des einen wird beſeitigt durch die Gefährlichkeit des andern:

Jeder ſolcher Lumpenhunde
Wird vom andern abgethan!“

„Das Publikum wird frei zur Confuſion und zum Nichts!“

„Es wird frei zur Einwirkung der guten, klaren, rettenden Geiſter! Frei zur Einwirkung der Genien! — Was das Unheil betrifft, das Schmähblätter einem Genius zufügen können, ſo glaub' ich nicht dran. Die Parteijournale haben zu viel mit ſich ſelber zu thun, als daß ſie ſich auf die conſequente Verfolgung eines höher ſtrebenden Geiſtes legen könnten, wenn dieſer auch, als ein Geiſt der Wahrheit und der Gerechtigkeit, den parteiiſch Einſeitigen ein Dorn im Auge ſein muß. Aber er iſt es nicht ſo direct, wie der eine Parteimenſch dem andern; — mit dem journaliſtiſchen Vertreter der Gegenpartei ſich herumzubalgen, wird die Parteifeder doch ſtets vor allem geſpornt ſein. — Ja, wenn die zugleich gemeinen und parteiiſchen Seelen einig wären! Allein ſie ſind in Fehde; und ſie können die edle Kraft wol auf ihrem Wege ſtören, aber nicht aufhalten. Wenn einige davon auch zuſammenſtehen und Schmuz auf den Schöpfergeiſt werfen: er wird nicht haften! Das gute Werk wird das Lob des Meiſters ſo laut verkünden, daß das Froſchgequak im Sumpf nicht dagegen aufzukommen vermag. Geht aber im erſten Uebermuth die Gemeinheit gewaltig an gegen den Genius: im Kampfe ſteigert, ſtählt und bewährt ſich dieſer, und der Sieg belohnt ihn! — — Deswegen, mein lieber Victor, bin ich für Preßfreiheit, deren Misbrauch dich, den Freiſinnigen, beinahe zum Despoten umgeärgert hätte! — Deswegen bin ich ruhig geblieben bei der Vorſtellung, die dich ſo toll machte, daß du ſogar wieder einigermaßen die Höflichkeit beiſeitegeſetzt haſt, — zu welcher du ein für allemal zurückgekehrt zu ſein ſchienſt!“

Dieſe Schlußwendung übte eine begütigende Wirkung auf den Hörer. Er zeigte in ſeinem Blick eine gewiſſe Laune und ſagte: „Du ſprichſt mit aller Ruhe eines Triumphators. Allein in dieſer deiner Zurechtlegung, die dir natürlich ſchlagend vorkommt, iſt immer noch viel zu viel Zahmheit! Viel zu viel Vertrauen des Lammes gegenüber den Wölfen! Wenn dieſe ſich untereinander den Pelz zauſen — für das Lamm haben ſie doch immer noch Zeit, und es gelegentlich abzuwürgen, iſt ihnen ein Spaß. — Was die Genien betrifft —“ Er hielt inne.

„Du wirſt doch nicht leugnen, daß wir dergleichen haben?“ rief ich.

„Ich wünſchte ſehr“, verſetzte er gelaſſen, „etwas mehr Spuren ihrer Thätigkeit wahrzunehmen. Die Genien, wenn ſie da ſind und wirken, organiſiren und harmoniſiren. Davon merk’ ich aber jetzt nicht das Geringſte! — Horch’ ich hin auf die Welt, ſo dringt ein unſinniges Geräuſch von Tönen, — eine Welt von Misklängen in mein Ohr! — Ich hör’ ein Durcheinander, daß mir Hören und Sehen vergeht!“

„Das geht nun einmal nicht anders!“ erwiderte ich. „Es iſt das Geſchrei des Marktes, der Lärm des öffentlichen Lebens!“

„Das öffentliche Leben“, entgegnete er mit Bedentung, „iſt das Leben der Nation! — — Ich will nicht das Unmögliche. Aber eine Art von Harmonie des nationalen Concerts unter der Direction auch nur einer Art von Genius, das dünkt mich ein billiger Wunſch. Der Genius fehlt aber in jeder Form, — und auch dieſer Wunſch bleibt unerfüllt!“

„Er wird erfüllt werden!“ rief ich eifrig.

Das Geſicht des Gegners, nachdem er mir dieſes Wort entlockt hatte, wurde hell und ſtrahlte Sarkasmus. „Das wollte ich nur wieder hören!“ rief er. — „Mein lieber Freund, noch eine ſolche Prophezeiung, und du biſt verloren!“

Ich erwiderte mit einem Ausdruck ironiſchen Bedauerns.

„Nun“, fuhr er fort, „und unterdeſſen? Solange wir unter der Nichterfüllung ſeufzen?“

„Machen wir uns nichts daraus!“ rief ich. „Und wenn der Lärm zu arg wird, flüchten wir uns in das Aſyl des Geiſtes, in das Aſyl der Natur!“

„Das wird wol unſere Rettung ſein!“ verſetzte er mit Ernſt. „Gott ſei Dank, daß dieſes uns bleibt! Die Einſamkeit — das Kloſter! Gegenüber dem Chaos da draußen das höchſte, das einzige Heil!“

Ich ſchwieg — und ſchüttelte den Kopf.

„Was haſt du?“ rief er. „Beanſtandeſt du unſer Inſtitut?“

„Es iſt eine Rettung — ich geb' es zu. Aber nicht die einzige — und nicht die beſte! Es gibt eine beſſere und ſchönere!“

„Den Himmel?“ frug er ſpöttiſch.

„Ja“, rief ich, „den Himmel auf Erden: die Familie!“

Der Mönch, dem ich dieſes Wort in die Seele warf, zuckte; — juſt als ob ihn ein Blitzſtrahl der Erkenntniß fühlen ließe, was er trotz allem und allem entbehrt.

„Was iſt die Familie anders“, fuhr ich fort, „als das erweiterte Aſyl? Das belebte, das verſchönte Aſyl?“

Er ſaß ruhig. „Ach“, entgegnete er dann, „mein lieber Idealiſt, das hat ſeine gewaltigen Niſi's!“

„Die nichts ändern!“ rief ich. „Die Sache bleibt! — Der Streit endet in Frieden, das Unglück in Segen, das Glück wird genoſſen! — O mein Freund“, fuhr ich fort, „welche Familien gibt's in deutſchen Landen trotz deiner Niſi's! Das iſt unſere Stärke! Niemand kann über das deutſche Volk urtheilen, wenn er nicht die deutſche Familie kennt und ihre Freuden und ihre Segnungen in Anſchlag bringt.“

Er ſaß unbeweglich.

„Ich habe das Vergnügen“, begann ich wieder, „zwei mit anſchauen — mitleben zu können, die ſich gewiſſermaßen ergänzen. Ein Beamter, der in meiner Straße wohnt und deſſen Bekanntſchaft ich vor einigen

Wochen gemacht habe, nennt eine ſchöne junge Frau ſein und zwei reizende Kinder — ein Mädchen von vier, einen Buben von zwei Jahren. Ich will dir keine Schilderung geben, denn du kennſt das ja auch! Aber wenn du ſehen könnteſt, welch unerſchöpflicher Quell von Wonne in den kleinen Weſen der Mutter, dem Vater ſprudelt! Wie dieſen Kindereien, Poſſen, Kleinigkeiten — Einbildungen Anlaß werden zum innigſten Vergnügen! Wie ſich vor ihren Augen Entwickelungswunder begeben — und wie glückſelig ſie ihre Beobachtungen austauſchen und ihre Kenntniß der Kleinen wechſelſeitig vollenden! Wenn du ſehen könnteſt, wie das Glück der Aeltern die Liebe der Gatten ſteigert und eins dem andern höher, edler — heiliger erſcheint — — lieber Victor, auch dich würde eine Rührung ergreifen! — Es gibt eine Poeſie, die wie ein reicher üppiger Blumengarten glänzt und duftet, aber noch nicht genug gewürdigt, noch nicht genug in Worte gefaßt, im Bilde abgeſpiegelt iſt: die Poeſie der Familie! — Welche unendliche Fülle davon trägt die Erde! — Als bei meinem letzten Beſuch der junge Mann meinen frohen Antheil ſah, drückte er mir die Hand und ſagte feierlich: «Ich bin ſo glücklich, daß mich eine Furcht anwandelt, ich wär' es zu viel und mehr, als Menſchen es ſein ſollen! — Möge Gott mir die Meinen erhalten!»"

Victor war in Nachdenken verſunken, ohne aber eine Bewegtheit des Gemüths zu verrathen.

„Die andere Familie“, fuhr ich nach einer Weile fort, „iſt eine ältere Bekanntſchaft. Ein ſtattliches, behagliches — reiches Ehepaar, umgeben von ſechs Kindern, deren jüngſtes vierzehn Jahre zählt, während der Erſtgeborne zweiundzwanzig hat. Drei Buben und drei Mädchen; alle talentvoll, gebildet, hübſch, gutgelaunt, voller Leben und witziger Einfälle. Der älteſte Sohn iſt Student und dermalen in Ferien, der zweite Kaufmann, der dritte Gymnaſiaſt in loco. Die Mädchen reifen zu Hausfrauen heran; denn ſie ſind alle liebenswürdig und erhalten eine wünſchenswerthe Mitgift. Die älteſte, Agathe, iſt ein prächtiges Kind, umſichtig, eine liebevolle Herrſcherin, die zweite Mutter des Hauſes. Vergangenen Sonntag war ich zum Kaffee eingeladen. Die Geſellſchaft war erweitert durch Geſpielinnen der Töchter und Kameraden der Söhne. Man begrüßte ſich mit den froheſten Mienen, und bald glich der Salon einem ſummenden Bienenkorb. Ich, nachdem ich mich eine Zeit lang in dem bewegten Schwarm herumgetrieben, ſetzte mich zur Seite und beobachtete. Lieber Freund, ich hatte ein Vergnügen, wie es nicht die ſchönſte Dichtung gewähren kann! Mädchen, an Geſtalt und Zügen verſchieden, aber gleich an ſittigem Betragen, munterm Naturell, unſchuldiger Fröhlichkeit. Sie nur zu ſehen, wie ſie ſich bewegen, hin- und herdrehen, plaudern und lächeln, iſt ein Genuß. Die Natur iſt ſo reich! Und die Bildung, wenn ſie die Natur verfeinert und veredelt, iſt ſo ſchön! Die jungen Männer ſtehen theilweiſe zuſammen, dann miſchen ſie ſich unter die Mädchen mit unternehmenden Geſichtern. Die Scene ändert ſich. Hier und dort ſtehen Paare in geſonderter Unterhaltung. Was die Leutchen ſich ſagen, mag ſein was es will, — erfreulich muß es ſein, denn ſie ſind vergnügt und die Mündchen der Schönen verziehen ſich in glückſeligem Lächeln. In aller Unſchuld weiß man ſich kleine Annäherungen zu verſchaffen. Man betrachtet ein Bild an der Wand, Arm legt ſich an Arm und die Köpfe ſind ſich ſo nahe gekommen, daß zwar die Wangen ſich nicht berühren, aber die Locken der Holden den Hals des Glücklichen ſtreifen; — ein Vorgang, von welchem die in die Würdigung des Bildes Verſunkenen natürlich gar keine Ahnung haben. Oder man hält ſich eine Zeichnung, einen Kupferſtich, zuſammen vor. Unter dem Blatte begegnen ſich die Finger und drücken ſich unbewußt. Die Augen des ſchönen Kindes leuchten und eine feine Röthe geht über ihre Wangen. Die Zeichnung gefällt ihr außerordentlich! —

„Ich erhebe mich von meinem Sitz und trete in den Kreis: auch ich kann dem Trieb, den lieben Geſchöpfen näher zu kommen, nicht länger widerſtehen. Ich unterhalte mich mit dieſer und jener; — ich fühle mich umfloſſen von dem Roſenduft der Jugend, des jungen Lebens, des jungen Blutes, das die Wangen durchzieht und den Geſichtern auch den Farbenglanz der Roſe gibt.

Man ſpricht, wie es eben der Moment erlaubt; und was die rothen Lippen ſagen, iſt nicht immer bedeutend. Aber du ſiehſt: gar wohl könnten ſie dir Schöneres und Gewichtigeres mittheilen, wenn die Seele bewegt und zum Ueberſtrömen gedrängt wäre! Denn die Züge ſagen dir: dieſe Seele iſt reich; Schätze liegen in ihr — ſie harren des Zauberers, der fähig iſt, ſie zu heben. Dem Bekannten, dem Freund iſt ſie mit ihrem vorderhand unaufgeſchloſſenen Reichthum, den er ahnen kann, ein anmuthiges Räthſel — mit allem poetiſchen Reiz des Räthſels.

„Auf einmal erklingt das Piano, von kundigen Fingern gemeiſtert. Eine klaſſiſche Sonate rauſcht vorüber an der ſtillhorchenden Geſellſchaft, die Gemüther ernſter und weicher ſtimmend. — Eine Jungfrau tritt zu dem Spieler. Sie ſingt ein deutſches Lied, das er begleitet, — ein zweites und ein drittes. Innige Worte; ſüße, rührende, hinreißende Klänge. Die Hörer klatſchen; Rufe des Lobes und Dankes fliegen der Nachtigall zu. In der höhern Sphäre der Kunſt iſt das Leben offener und kühner. Der Poet hat den Wünſchen des Herzens — der Freude, der Liebe — das ungedämpfte Wort der Leidenſchaft geliehen; die Melodie verſchönt, vertieft es mit dem herzwarmen Ausdruck des Gefühls — unwiderſtehlich dringt es in die Seelen. Die Herzen pochen, Rührung bewegt ſie — die Augen glänzen. Die jugendlichen Geſichter ſind mit einem mal noch einmal ſo ſchön geworden! Die Seelen ſind aufgeſchloſſen, daß du in ihnen leſen kannſt! Und nun kommt es blos auf dich an, daß du das rechte Wort ſagſt und dem erregten Gemüth den Ausdruck der Liebe und Güte — die Antwort entlockſt, welche dir ſein Innerſtes offenbart. Es kann eine kleine Rede, ein bloßer Ausruf ſein! Aber er kommt aus der Tiefe eines Engels — er kommt vom Himmel!

„Die Häupter des Hauſes ſitzen in der Mitte der Fröhlichen und Seligen und überſchauen den Kreis. Sie freuen ſich ihrer Kinder, die ſich rühmlich hervorthun; ſie freuen ſich der Geladenen und ihres Vergnügens. Ihr Glück iſt ruhiger, gehaltener, aber im Grunde ſo groß wie das der glücklichſten unter den jungen Leuten. Wenn ſich zuletzt alle zu einem kleinen Mahl ſetzen und erquickender Trank fließt, ſo bringt das keine Minderung der Luſt hervor. Und wenn die Gäſte ſcheiden, ſo zieht das Vergnügen mit den Abziehenden und bleibt bei den Bleibenden. —

„Das, lieber Freund, iſt die deutſche Familie! Doch nein — ein kleines, fragmentariſches Bild derſelben; — denn ſie iſt viel reicher an Blüten des Lebens! Und ſolcher Familien haben wir tauſende! Und es begibt ſich in ihnen eine Unzahl von Dingen, die Geiſt und Herz im Innerſten erfreuen! Hier, wenn irgendwo, iſt das Glück der Erde! Hier iſt eine Welt, die das gute und kluge Haupt organiſirt, und immer ſchöner, edler, beglückender ausformt! Hier iſt bei dem Frieden die

Freude, bei der Stille die Fülle! Hier iſt das Leben in ſeinem erquickenden Strom — hier ſind die Saaten der Zukunft!“

Ich war in der Wärme der Rede aufgeſtanden und ſprach die letzten Worte mit Begeiſterung. — Victor erhob ſich langſam; er betrachtete mich freundlich, heiter, aber mit einem Ausdruck von Ueberlegenheit.

„Wenn du die Sache ſo anſiehſt“, rief er, — „warum nimmſt du kein Weib und gründeſt eine Familie?“

Ich fuhr ein wenig auf. Dann ſagte ich: „Das haben wir verpaßt! — Laſſen wir die Jugend die Jugend heirathen!“

„Dies“, erwiderte er kopfſchüttelnd, „iſt nicht immer möglich und kommt jetzt in den gebildeten Kreiſen immer weniger vor. — Sodann — willſt du dich alt machen? — Denkende Geiſter und fühlende Herzen, die vom Schönen leben, bleiben jung! — Fühle dich, jeune homme de quarante ans!“

Ich zuckte die Achſel. „Du ſchmeichelſt dir ſelbſt!“ rief ich.

„Bah! Wir haben einige Jahre mehr, das iſt Bagatelle! — Wenn ich fühlte wie du, heute noch machte ich mich auf, eine Frau zu ſuchen!“

Ein Ruf der Ungeduld entfuhr mir. „Soll ich mir noch eine Niederlage holen?“ rief ich.

Er lachte. „Warum nicht? Das wäre kein ſo großes Unglück; — und bei der Urtheilsloſigkeit und den einfältigen Launen der meiſten Weiber auch gar keine Schande! Was iſt damit anders bewieſen, als daß du zufällig an ein dummes Ding gerathen biſt? — Aber ich fürchte, ich fürchte, du bekämſt keinen Korb! Du biſt ein anmuthiger Geſell immer noch, liebenswürdig, gefällig, von guter Geſundheit und ausgeſtattet mit einer Rente von fünf- bis ſechstauſend Gulden. Dafür, mein Beſter, gibt's Liebhaberinnen! — Den Teufel auch! Du biſt einmal unglücklich geweſen — das hatte ſeine ganz ſpecifiſchen Gründe! Sich dadurch abſchrecken laſſen, wenn man einmal ſo ſchwach iſt, ohne Weib und Kind ſich nicht glücklich zu fühlen, das iſt die größte Thorheit, deren ein Mannsbild ſich ſchuldig machen kann!"

Ich war ernſt geworden. „Mein lieber Freund", entgegnete ich, „reden wir nicht mehr von der Sache!"

Er ſah mich ſpöttiſch lächelnd an. „Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen!"

Seine Zähigkeit machte mich verdrießlich. Ich wendete mich ab. Dann kehrte ich mich zu ihm und rief: „Warum heiratheſt denn du nicht, wenn du dich ſo ſicher fühlſt?"

Die Stirn des Gefragten runzelte ſich. „Weil ich nicht will!" rief er.

„Und warum willſt du nicht?" fuhr ich, nach Wiedervergeltung trachtend, fort. — „Mußt du meine

Charakteriſtik der Familie und ihres Glückes nicht unterſchreiben?"

„Sie iſt einſeitig und idealiſirt", entgegnete er; — „aber ich könnte ſie gelten laſſen. — Nehme ſich das Glück, wer es bedarf! Ich brauch' es nicht — ich bin mir ſelbſt genug!"

„Sehr ſtolz!" rief ich.

„Sehr wahr!" entgegnete er. — „Du aber, der du dir ſelber nicht genug biſt, du wärſt verpflichtet, dich ganz zu machen durch eine Heirath. Warum thuſt du's nicht? Faſt möchte man ſchließen: weil du noch immer an deiner Ungetreuen hängſt und mit ſentimentalen Erinnerungen deine Seele ſtärkſt oder vielmehr ſchwächſt."

Ich war ſtill. Dann verſetzte ich: „Wenn ich nun aus deiner Entgegnung den Schluß zöge, daß du der ſtolzen Schönen, die dich verſchmäht hat, immer noch zürnſt, ſie alſo immer noch liebſt — was würdeſt du ſagen?"

„Daß du ein Narr wärſt!"

„Damit haſt du auch meine Antwort!"

Dieſe Antwort kam aber offenbar nicht mehr in ſein Ohr. Er ſtand aufgeregt da und fuhr fort: „Ich zürne nicht der Einen, die weder eitler noch ſeichter war als die andern! Ich zürne dem Geſchlecht —"

„Das ſich ſo unglücklich vertreten ließ!" ſchaltete ich ein.

„Verflucht!" rief er und ſtampfte mit dem Fuß

Dann, ſich beruhigend, ſagte er: „Du willſt mich aufbringen, es gelingt dir nicht. — Die Dummheit des Mädchens, die mich ausgeſchlagen hat, iſt Fügung geweſen! Schickſal! Götterſpruch! — Ich habe ſie nicht bekommen, weil ſie mich nicht verdient hat!“

„Das iſt eine Erklärung!“

„Lächerlich in den Augen deſſen, dem nur das gemeine äußere Glück imponirt — genügend für dich, wie ich hoffe — den Philoſophen, der mich, den Philoſophen, kennt! — Was wären wir“, fuhr er mit ſtolzem Humor fort, „hätten unſere Angebeteten Ja geſagt? Philiſter — wie die andern! — So hat ſich uns der Geiſt erſchloſſen zu rieſiger Blüte! Wir kennen Gutes und Böſes und tragen Wohl und Weh der Menſchheit in unſern Herzen! — Wir ſind glücklich, wenn wir zuſammenkommen; glücklich, wenn wir allein ſind — frei, groß, beneidenswerth!“

„Die aber gleichwol keiner jener «Philiſter» beneidet!“

„Weil ſie's nicht verſtehen! — Daß ſie uns nicht beneiden, beweiſt eben, daß ſie uns beneiden ſollten! — Laß ihnen das Glück! Denn der Geiſt — das Beſſere — iſt ihnen zu ſchwer!“

Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. Dann ſagte er: „Siehſt du, wie ſchon der Gegenſtand eine entnervende Wirkung übt? Wir haben von den Weibern nur geſprochen — und ſchon ſind kindiſche Gedanken in unſerm Hirn aufgeſtiegen! — Aber du haſt angefangen! — Komm mir nicht wieder auf dieſes Thema! — Ich freue mich meiner Mannheit und niemand ſoll ſie mir verkümmern — auch nicht einen Augenblick!“

Zwölftes Geſpräch.

Es war an einem wunderſchönen Octobertag. Ich hatte mich früh auf den Weg gemacht und labte Seel' und Sinn an dem heiligen Licht der Sonne, an der Bläue des Himmels, an den duftigen Farben der Erde.

Ein ſolcher Tag verſetzt mich in eine eigenthümlich heitere Stimmung. Im Herbſt, — im Anblick der Stoppelfelder und der erſten gelben Blätter an den Bäumen, in dem Schweigen der Natur — liegt auch etwas Melancholiſches. Aber nicht mehr als zur Vertiefung, — zur Würze des lichten Seelenlebens gehört. Was draußen üppig wuchs, blühte und reifte, iſt geerntet, im ſichern Beſitz des Menſchen. Die Wetter ſind abgezogen; die Gegenſätze der Lieblichkeit und Furchtbarkeit ſind einem ſchönen Gleichmaß gewichen — und in der ungeſtörten Ruhe träumt ſich die Seele am liebſten ins Ewige. Das Licht herrſcht außen und innen. Und wie es außen die Erde verklärt, ſo verklärt es im Menſchen die Erfahrungen und Gedanken und verleiht auch den gewelkten Blättern der Erinnerung einen lieblichen Glanz.

Der Herbſt iſt die Jahreszeit des Mannesalters, die Jahreszeit des Geiſtes. Das holde Leben des Frühlings, die Gluten und Stürme des Sommers ſind vorübergegangen, Stille, Klarheit und Stetigkeit ſind gekommen. Was Frühling und Sommer geweſen, erblüht in der gedenkenden Seele zu neuem Leben; und wenn alles gedämpfter iſt, ſo iſt auch alles beiſammen und reift und rundet ſich zum ſchönen Ganzen.

Dem Landmann, der die Gaben des Lenzes und Sommers unter Dach und Fach geborgen weiß und ſich tiefem Behagen überläßt, gleicht der geiſtig lebende Menſch, der die Blüten der frühern Alter im Innern hegt und ſich an ihnen als an ſeinem eigenſten Beſitz erfreut. Die Jugend war Natur; in der Erinnerung und im Verſtändniß iſt ſie Geiſt — Poeſie geworden. — —

Ich traf den Freund im Baumgarten, wo er dem Gärtner zuſah, der Aepfel pflückte. Wir grüßten uns aufs herzlichſte. Die Aepfel waren in ihrem röthlichen Golde ſo ſchön und rochen ſo gut, daß die erſten Reden ihrem Lobe galten. Victor ſchaute auf den gefüllten Korb mit einem Vergnügen, das mich ſelbſt mit Vergnügen erfüllte. Ich glaubte, daß er mich heute gemüthlich unterhalten und namentlich mit Proben ſeiner Lyrik verſchonen werde! —

Als der Baum geleert war und der alte Gärtner den letzten Korb ins Haus trug, ſagte Victor zu mir: „Die Natur iſt doch eine freundliche Göttin! Sie verheißt mehr, als ſie hält; aber ſie hält noch immer genug. — Ihre Geſchenke ſind herzerfreuend. — Was ſo ein Apfel ein ſchöner Gedanke iſt! Die Farbe licht und warm; der Geſchmack edel, ſüß und erquickend.“

Er führte mich zum nahen Tiſch, bot mir aus einer Fruchtſchale ein ausgeſuchtes Exemplar und ſagte: „Koſte und würdige!“

Wir ſetzten uns. Ich aß, erfriſchte mich und pries die Frucht.

Victor zeigte eine Zufriedenheit, wie ich ſie kaum noch an ihm wahrgenommen. „Was ſo eine Ernte froh ſtimmen kann“, ſagte ich, indem ich ihn betrachtete. „Ihr Landwirthe ſeid doch glückliche Menſchen!“

„Die Aepfel“, erwiderte er, „ſind's nicht allein. Ich hab' heut noch ein anderes Vergnügen gehabt. Du kannſt es nicht errathen, darum ſag' ich dir's. Ich hab' meinen Proceß gewonnen!“

„Den mit dem reichen Bauer?“ rief ich. „Bravo!“

„Er muß den Platz herausgeben“, verſetzte der Freund, „welchen mein Vorfahr und ich ſelbſt eine Zeit gutmüthig oder, wenn du willſt, fahrläſſig ihn benutzen ließen. Es koſtet mich ein ſchön Stück Geld, mehr als da Stück Land werth iſt. Aber dafür hab' ich die Genugthuung, daß der bockbeinige Geſell noch mehr zahlen muß, um das Nachſehen zu haben, und kann das wiedergewonnene Eigenthum der Gemeinde ſchenken, der es gut liegt und die mich dafür in die Ohren des Geizhalſes loben wird. Der Verdruß, den ich ihm dadurch bereiten werde, freut mich in der Seele!“

„Es iſt die Freude des Rechts“, bemerkte ich erklärend.

„Und der Rache“, ſetzte er mit Laune hinzu, — „wie ich nicht leugnen will! — Mein lieber Edmund — wir ſind nicht vollkommen!“

Ich ſah ihn heiter an. „Die Hauptſache“, verſetzte ich, „iſt, daß du vergnügt biſt!“ —

Der Diener erſchien und brachte zwei eben angekommene Zeitungen.

Victor betrachtete mich. „Soll man ſie leſen? Soll man ſich den Humor verderben? — Riskiren wir's!“

Wir nahmen und laſen.

Nicht lange, ſo legte der Wirth ſein Blatt weg, wandte ſich, obwol ich meinerſeits noch nicht fertig war, zu mir und ſagte: „Warum leſen wir nur eigentlich jeden Tag die Zeitung?“

Ich ſah ihn mit einem Geſicht an, wie es die naive Frage verdiente. „Weil wir jeden Tag etwas Neues erfahren wollen!“

„Aber das bekommen wir ja grade nicht zu hören!“ verſetzte er. „Etwas wahrhaft Neues erfahren wir nie! Es iſt immer die alte Geſchichte!“

„In neuer Entwickelung!“ entgegnete ich. „Es geſchieht denn doch ſehr vieles!“

„Aber es wird nichts erreicht!“ replicirte er mit Nachdruck. „Es iſt ein ewiges Hin- und Hergehen, wobei man im Grunde nicht von der Stelle rückt. Ein ewiges Vertagen deſſen, was eigentlich geſchehen ſollte. Ein Losgehen auf das Ziel und ein Ankommen an der Kluft, die ſich vor dem Ziel aufreißt.“

„Das iſt eben das Schöne!“ ſagte ich. „Wir ſtreben und erreichen etwas und haben unſere Freude dran. Dann ſehen wir, daß das Erreichte noch nicht zureicht, und wir ſtreben weiter, um in neuem Erreichen neue Freude zu finden. Und ſo fort ohne Aufhören. Was kann man ſich Beſſeres wünſchen?“

„Ich hoffe“, erwiderte er, „daß das ironiſch gemeint iſt! — Oder willſt du mich glauben machen, daß das Vergnügen des Hundes, der, nach ſeinem Schwanze ſchnappend, ſich im Kreiſe dreht, ein Ideal iſt für Menſchen?“

„Wir drehen uns nicht im Kreiſe“, entgegnete ich, „wir kommen vorwärts!“

„Unausſprechlich langſam!“

„Und doch haben wir unendlich viel hinter uns gebracht! — Wir haben gerungen und errungen — die

Beſitzthümer ſind unabſehbar! — Was haben uns allein die letzten Jahrzehnte gebracht —“

„In äußerlichen Dingen“, fiel der Gegner ein. „Dazu, ich hab's nie geleugnet, beſitzt unſere Zeit ein noch nicht dageweſenes Talent und einen Eifer, der einer beſſern Sache werth wäre. Im weſentlichen ſieht's um ſo ſchlimmer aus. Alles iſt in Frage geſtellt, — und nirgends eine Antwort! — Solange die Welt ſteht, hat das Menſchengeſchlecht nie weniger gewußt, wozu es eigentlich in der Welt iſt, als eben gegenwärtig. Und das Merkwürdigſte iſt: man will's auch gar nicht wiſſen; — ja, man iſt ſtolz darauf, daß man's nicht weiß, und wer in dieſer Beziehung etwelche Kenntniß für anſtändig hielte, wird verſpottet!“

Ich ſchüttelte den Kopf und dachte: „Er iſt unverbeſſerlich!“

Der Kritiker fuhr fort: „Ich frage dich, was begibt ſich und was bringen die Zeitungen? Was alles gar nicht geſchehen könnte, wenn die Menſchen nur einigermaßen vernünftig dächten und nobel handelten! Nun ſoll ich jeden Tag Dinge leſen, die nach meiner Anſicht gar nicht hätten geſchehen dürfen, die ich verdammen muß; — und die ſoll ich noch dazu intereſſant finden!“

Die Naivetät dieſer Bemerkung ergötzte mich. Ich ſchwieg; er fuhr fort:

„Egoiſtiſches Lauern, diebiſches, räuberiſches Zugreifen; Blindheit, Fahrläſſigkeit und dummes Vertrauen; der odiöſe Kampf der Anmaßung mit der Schwäche, der Frechheit mit der Feigheit: das iſt's doch im weſentlichen, was in der Zeitung figurirt! Wenn's hier und dort auch ein wenig vorwärts geht, ſo ärgert man ſich, daß es ſo wenig iſt, und hat in kurzem den noch größern Verdruß, den kleinen Fortſchritt wieder zurückgemacht zu ſehen! — Obwol das Geſchlecht nicht gut iſt, ſo geſchieht doch auch im Böſen nichts Großes. Kein Heros mehr, der alles an alles ſetzte! Der alles wagte, um alles zu gewinnen, aber möglicherweiſe auch mit allem zum Teufel zu fahren! Nehmen möchten ſie noch ebenſo gern wie ſonſt; aber ohne Gefahr, mit Sicherheit! Die Hexe iſt Halbhexe geworden und trippelt den gigantiſchen Gewalten der Geſchichte nach, halb gierig, halb Furcht im Herzen. Iſt's ein Gauner oder ein Weiſer? Ein Krautjunker oder ein Staatsmann? Ein Bandit oder ein Regent? Man weiß es nicht. Man weiß nur, daß ſo einer in heutiger Zeit großen Einfluß beſitzen und den Ton angeben kann, wenn er ſich's herausnimmt.“

Er zuckte die Achſel. „Das ſind unſere heutigen großen Männer!“ fuhr er fort; „und wie's mit den mittelmäßigen und kleinen ausſieht, denkt man ſich! — Ich geb's zu, ich habe darüber meinen Zorn ſchon ausgelaſſen. Aber wenn ſich einem die Miſere immer wieder vor Augen ſtellt, ſo fühlt man ſich immer wieder gereizt, ſeine Verachtung zu erklären. Schau' ich in die Welt hinaus — ringsumher weder etwas Großes noch etwas in höherm Sinne Gutes! Was mir zumeiſt am Herzen liegt, kümmert die Menſchen heutzutag am allerwenigſten. Was mir Wahrheit, Leben, höchſtes Ziel iſt, ſtoßen ſie als phantaſtiſchen Unſinn von ſich. Was ich haſſe, lieben ſie, was ich liebe, das verachten ſie — — von allen Zeiten, die jemals geweſen ſind, hätt' ich in keine ſchlechtere gerathen können!"

Ich beſchloß, der Predigt ein Ende zu machen. „Von allen Zeiten, die jemals geweſen ſind", entgegnete ich, „hätt' ich in keiner andern leben mögen!"

Er fixirte mich. „Gleich und Gleich —" begann er.

„Keine Beleidigung!" fiel ich ein. „Ich ziehe die jetzige Zeit allen andern vor, weil ſie von allen die größte iſt! Weil die Menſchheit in ihr einen Schritt vorwärts zu thun ſich anſchickt, wie ſie ſo gewaltig früher nie einen gemacht hat!"

„Von welchem Geſichtspunkt", ſagte er ſpöttiſch, „kann man ſo etwas denn ſehen? — Ich wünſchte auch ſo eine günſtige Stellung zu nehmen!"

„Vom Geſichtspunkt des Geiſtes", erwiderte ich.

„Da bin ich ſo klug wie zuvor!" entgegnete er. — „Sprich keine Orakelworte! Erkläre dich deutlich und geh zur Sache! — Worin beſteht die Größe der gegenwärtigen Zeit?“

„In ihrer Stellung, ihrem Vermögen und ihrem Beruf!“

„Damit weiß ich noch immer nichts! — — Es ſind Allgemeinheiten!“

„Das Nähere folgt“, erklärte ich. — „Unſere Zeit iſt eine Uebergangszeit!“

Er lächelte. „Dieſer Satz“, bemerkte er, „iſt nicht mehr ganz neu! Indeß noch keiner von denen, die ihn ausſprachen, hat mich überzeugen können, daß ſie nicht vielmehr eine Untergangszeit iſt!“

„Vielleicht gelingt das mir!“ entgegnete ich. „Ich hab' Gründe, denen man zwar noch widerſprechen kann, die man aber nicht widerlegen wird!“

„Famos!“ rief er mit ironiſcher Bewunderung. — „Wenn's nur aber auch wirklich ſo iſt!“

„Der Uebergang, den unſere Zeit zu machen hat“, begann ich wieder, „iſt kein gewöhnlicher, kein kleiner; auch nicht einmal blos ein großer, ſondern geradezu der größte, der jemals ſtattgefunden hat!“

„Hiermit“, verſetzte er, „ſind wir zur erſten Behauptung zurückgekehrt. — Haſt du einen Pfeil auf dem Bogen, ſo ſchieß ihn ab!“

„Die Menſchheit“, fuhr ich fort, „geht in der gegenwärtigen Zeit von der letzten Stufe einſeitiger Entwickelung zu der erſten Stufe allſeitiger Entwickelung über — dem Ziel ihrer Geſchichte!“

„Der Pfeil ſchwirrt —“

„Und ſoll am Zweck ſitzen!“ rief ich. — „Die Menſchheit geht über von den Theilen zum Ganzen, vom Streit zum Frieden! Sie geht über in die Zeit der herrſchenden Wiſſenſchaft, die keinen andern Beruf hat, als in der Darlegung des Ganzen jedem Theile ſein Recht zu geben und ſo die große Verſöhnung zu ſtiften, welche die letzte Weltepoche charakteriſiren wird!“

„Das heißt — wenn du mir den Ausdruck nicht übel nehmen willſt: das Maul etwas voll nehmen!“

„Das heißt nur eine Behauptung ausſprechen, die ich zu beweiſen vermag! — Willſt du mich dieſen Beweis führen laſſen, ohne mir dazwiſchenzufahren? Willſt du mich zu Ende reden laſſen?“

Nach einem beſorgten Blick auf mich ſagte er: „Ich werde mein Möglichſtes thun!“

„Die Menſchheit“, begann ich, „entwickelt ſich unter Verbrechen und Leiden, unter Sprüngen und Rückſchritten, in einer äußerlich ſo widerſpruchsvollen und confuſen Art, daß auch tiefere Geiſter erklärt haben, eine Entwickelung, einen wirklichen Fortgang überhaupt nicht wahrnehmen zu können. Dennoch, wenn wir ins Innere und Weſentliche zu blicken vermögen, ſehen wir nicht nur eine Entwickelung, ſondern eine ebenſo natürliche wie geſetzmäßige! —

„Um es ganz allgemein zu ſagen: die Menſchheit iſt zuerſt Natur, inſtinctives Leben; oder genauer zu reden: vorherrſchend Natur. Dann wird ſie Geiſt — vorherrſchend Geiſt; aber unmittelbarer, einſeitiger, ausſchließlicher Geiſt. Ihr Ziel iſt freier und in Freiheit gerechter Geiſt zu werden, d. h. als Geiſt ſich über ſich ſelbſt zu erheben, ſich ſelber ebenſo gerecht zu beurtheilen wie die Natur und damit zwiſchen dieſer und ſich eine Ausgleichung und harmoniſches Leben herbeizuführen. — Den erſten Schritt zu machen, den erſten bewußten Schritt zu dieſem erkannten Ziel, das iſt der Beruf der Zeit, in der wir die Ehre und das Glück haben, zu leben!“

Nach kurzem Innehalten fuhr ich fort:

„Das menſchliche Geſchlecht iſt zu keiner Zeit ohne Geiſt und ohne Gemüth; es denkt und fühlt von Anbeginn. Aber in der erſten großen Epoche trägt das Leben auch des Geiſtes und des Gemüthes den ſinnlich inſtinctiven Charakter. Das Geſchlecht geht in dieſer erſten hiſtoriſchen Epoche einen Entwickelungsgang und langt endlich an einer Geiſtigkeit an, welche im Volk der Hellenen am reichſten und wunderbar ſchön aufleuchtet. Aber dieſe erſte Geiſtigkeit hat immer noch das natürliche Gepräge, der Geiſt iſt mit der Natur noch verwachſen; der Schnitt, der das Band zwiſchen ihm und ihr entzweiſchneidet, iſt noch nicht geſchehen. — Und ſo iſt das menſchliche Geſchlecht niemals ohne Natur, inſtinctives und äußeres Leben. Aber in der Weltepoche einſeitiger Geiſtigkeit trägt auch ſinnliches und äußeres Leben den überwiegend ſubjectiven Charakter; im Guten und Böſen herrſcht das Subject und iſt die Innenwelt unfähig, die wahre Berechtigung der Außenwelt anzuerkennen. Das Geſchlecht geht in dieſer zweiten Epoche einen Entwickelungsgang und langt zuletzt an einer Würdigung der Natur an, die in Kunſt und Leben höchſt erfreuliche Schöpfungen zur Folge hat. Aber der Geiſt, das Subject, hat auch hier, in der neuern Zeit der chriſtlichen Culturvölker, immer noch ein eigenmächtiges, despotiſches Verhältniß zur Natur — zum unmittelbaren Leben und zur Außenwelt. —

„Dieſe Unterſcheidungen, die ich mache, wollen begreiflicherweiſe nur gelten im großen und ganzen. Steigen wir hinab in das Detail der Wirklichkeit, ſo ſehen wir darin eine unendliche Reihe von Erſcheinungen, wie ſie bei dem Grundcharakter der Zeit möglich waren. Dieſes Detail aufzudecken, iſt das Amt der Geſchichtsforſchung; und begreiflich zu machen hat es die Philoſophie der Geſchichte. Wir ſehen: die Menſchheit entwickelt ſich Schritt für Schritt, unter Störungen und Hemmungen aller Art und höchſt langſam. Aber ſie ſoll eben nicht nur vorwärtskommen, ſondern auf ihrem Wege die Möglichkeiten, die ſich ihrem complicirten Weſen vorhalten, ausführen, damit ihre Geſchichte auch die größte Mannichfaltigkeit und einen Zuſammenhang im Kleinſten erlange. Auf dieſe Mannichfaltigkeit iſt es offenbar ebenſo ſehr abgeſehen, wie auf den Fortgang. Und eben die ſinnverwirrende Mannichfaltigkeit iſt es, welche ſo manchem den Fortgang verdeckt hat und noch verdeckt. —

„Die Menſchheit, im großen und ganzen, entwickelt ſich und geht empor. Sie wird nicht geradezu beſſer! In ſittlicher Beziehung hat die Lichtſeite jeder Culturſtufe ihre Kehrſeite, und auf den obern Stufen nimmt der Geiſt des Böſen nur entſprechend neue Formen an, — er erhöht und verfeinert ſich ſelber und arbeitet nicht eben mit geringerem Erfolg. Die Menſchheit wird aber offenbar geiſtig freier und bewußter. Sie lebt zunächſt ein vorherrſchend äußeres Leben und dann ein vorherrſchend inneres, um in leidenſchaftlicher Hingabe äußeres und inneres Leben aufs gründlichſte durchzuproben, damit ſie am Ende, in jeder Beziehung vorbereitet, an ihre höchſte Aufgabe gehen könne: an die allſeitig gerechte Auffaſſung der Natur durch den Geiſt und an die harmoniſche Ausgleichung beider! —

„Die Menſchheit geht vorwärts, aber in Gegenſätzen und in Streit. Der Geiſt, wenn die Zeit gekommen iſt, ſeine unmittelbare Einheit mit der Natur aufzugeben, vollzieht ſeine Befreiung durch eine Losreißung; er wird ein Gegner, ein Feind der Natur. Er glaubt ſeiner ſelbſt nur ſicher zu werden und ſeine Freiheit nur behaupten zu können, wenn er die Natur flieht, ſie möglichſt von ſich abzuhalten ſucht, und ſich gänzlich auf ſich ſelber zurückzieht. Allein dieſe Freiheit iſt auch bei ſolchen Menſchen, welche ſie am entſchiedenſten erreichen — bei den genialſten und echteſten Aſketen — doch noch mit einer doppelten Unfreiheit behaftet. Die gekränkte Natur überfällt den feindlich gewordenen Geiſt in ſeinen ſchwachen Momenten und rächt ſich: der Kampf mit ihr involvirt immer wiederkehrende Störungen für den Geiſt. Und wenn es dieſem auch gelingt, die Freiheit zu behaupten gegen ſie, ſo hat er doch noch nicht die Freiheit erlangt gegen ſich ſelbſt, welche letztere allein wahrhaft frei macht. Sein Ziel iſt, dieſe doppelte Unfreiheit noch abzulegen: frei zu werden gegen ſich ſelbſt, indem er ſich ſelbſt richtig beurtheilen lernt, und wahrhaft frei zu werden gegen die Natur, indem er ſie mit gerechter Würdigung zu ſeiner Freundin und Gehülfin macht. Nicht in der Aſkeſe beruht die letzte und ganze Freiheit des Geiſtes, ſondern vielmehr in der gerechten Erkenntniß ſeiner ſelbſt, in der gerechten Erkenntniß der Natur, in der Erkenntniß ſeines wahren Verhältniſſes zu dieſer, in der Harmonie mit ihr, in der Erhöhung, Durchleuchtung und Heiligung des ganzen Lebens.

„Der Geiſt muß, um ſich ſelber gerecht zu beurtheilen, emporgehen über ſich ſelbſt und einen Standpunkt gewinnen über ſich ſelbſt. Er vermag dies im einzelnen Menſchen, wie jeder an ſich ſelbſt erfahren kann, und ebenſo in der Menſchheit. Der Geiſt kann emporgehen über ſich ſelbſt und ſich ſelbſt in ſeiner bisherigen Seinsweiſe zum Gegenſtand der Erforſchung, der Beurtheilung machen: dieſes Vermögen ermöglicht ihm eben die Selbſterkenntniß. Wenn er es nun aber thut, gibt er ſeine Unmittelbarkeit, relative Blindheit und Unfreiheit auf, er wird Geiſt in zweiter Potenz, der nicht mehr nur über der Natur ſchwebt, ſondern auch über ſich ſelber: er wird wahrhaft Geiſt! Und dieſe Geiſtigkeit, wo der Geiſt wahrhaft Geiſt wird in gerechter Beurtheilung ſowol der Natur wie ſeiner ſelbſt, ſie iſt das Ziel der Menſchheit! Die Stufe dieſer Geiſtigkeit iſt die höchſte und letzte, und zu den Arbeiten, die ſie zu erledigen hat, erſcheinen die der frühern Epochen nur als Vorarbeiten. Wenn die Menſchheit zu ihr ſich erhebt, wird alles, was ſie jemals geweſen iſt und geſchaffen hat, nach ſeiner Wahrheit aufgefaßt, verwendet und verwerthet, verherrlicht und verklärt werden!

„Iſt die Stufe dieſer Geiſtigkeit das Ziel des Menſchengeſchlechts, ſo muß und wird ſich dieſes endlich auch auf ſie erheben. Der Aufſchritt iſt unvermeidlich. Die Natur der Dinge, die ganze bisherige Geſchichte und deren Conſequenzen drängen dazu; die Vorſtellung des Ideals reizt und lockt dazu; Gott ſelbſt, welcher dem Emporgang der Menſchheit vorſteht, lenkt dazu. — Man kann an der Zukunft eines Volkes zweifeln und ſeinen

Niedergang in Ausſicht ſtellen; — dieſer iſt möglich. Aber an der Zukunft des Geſchlechts kann man nicht zweifeln! Die Behauptung, daß das Geſchlecht vergehen könne, ohne ſein Ziel auf Erden, ohne die Stufe erreicht zu haben, die alle bisherigen erſt vollendet und krönt, — dieſe Behauptung wäre nicht nur eine Beleidigung der Menſchheit, ſondern Beleidigung Gottes und Blasphemie!“

Ich hielt inne, mein Blick richtete ſich unwillkürlich auf den Hörer. Victor ſaß in tiefem Nachdenken und verzog keine Miene. — Ich nickte, innerlich zufrieden, und fuhr fort:

„Dieſe Stufe zu fordern, ſtimmt noch dazu die Religion überein mit der Wiſſenſchaft, die Philoſophie mit der Empirie und Theologie, die Politik (die Socialpolitik eingeſchloſſen) mit der Kunſt und der Volkscultur. Die Ideale dieſer Fähigkeiten und Beſtrebungen liegen ohne Ausnahme auf dem Gebiet jener Stufe der Abſchließung. Das Licht, das man wünſcht, die Ausgleichung, die man verlangt, die Harmonie, die man verkündet — alles dieſes kann nur erſcheinen und das Geſchlecht nur befriedigen in der Epoche, wo der Geiſt frei wird gegen ſich ſelbſt und damit fähig, die Natur zu ſeiner ergänzenden, beglückenden Hälfte — zu ſeiner Genoſſin zu machen! —

„Die Epoche des Friedens — des ſchöpferiſchen Friedens, der ſucceſſiven Ausgleichung aller berechtigten

Elemente des Daſeins — muß in Wahrheit einmal kommen: das hab' ich bewieſen. — Dieſe Epoche iſt aber gerade gegenwärtig im Kommen; — wir ſtehen an ihrer Schwelle, die Gegenwart iſt die Uebergangszeit von der Zeit des relativ zu der des ganz und wahrhaft freien Geiſtes — das hab' ich zu beweiſen!

„Ich knüpfe an unſere Geſpräche an und ſpeciell an das, welches hier alle übrigen vertreten kann: über Philoſophie und Empirie. — Du haſt die Abwendung der Deutſchen von der Philoſophie beklagt und die Denkſcheu, Denkfaulheit und Denkfeindſchaft, womit man heutzutage ſich noch dazu brüſtet, mit Ruthen gepeitſcht, die niemals gerechter applicirt worden ſind. Ich hab' es für meine Pflicht gehalten, auf die realiſtiſchen Leiſtungen der Zeit hinzuweiſen; aber die Hiebe, die du den Verächtern des Geiſtes ertheilt haſt, thaten mir und thun mir noch jetzt in der Seele wohl!“

Victor hatte bisjetzt ſeinen Ernſt bewahrt; wie denn mein ganzer Vortrag ihm nicht eigentlich conträr zu ſein ſchien, jedenfalls nicht leidenſchaftlichen Widerſpruch in ihm erregte. Bei meinem Lob ſeiner Hiebe blickte er zu mir her und ein Lächeln verſchönte ſeine Lippen. Er nickte mir würdig ſeine Beiſtimmung zu.

„Warum hat man ſich aber abgewandt?“ fuhr ich fort. „Weil der Geiſt in den letzten Syſtemen, die eine große Wirkung hervorbrachten, zur Natur — zur Natur im weiteſten Sinne, zur Welt der Thatſachen —

ſich noch nicht das rechte Verhältniß zu geben verſtanden hat. Fern ſei es von mir, der neuern Philoſophie, welche den letzten Jahrhunderten vorzugsweiſe ihren eigenthümlichen Gehalt und Charakter verliehen hat, von ihren Ehren etwas nehmen zu wollen! Die Genien derſelben gehören zu den Wohlthätern der Menſchheit. Unverlierbare Wahrheiten ſind durch ſie gefunden und erwieſen, und eben in ihren Forſchungen hat der Geiſt ſich zu der Stärke entwickelt, mit welcher er ſich nun an ſeine höchſte und letzte Arbeit wagen kann. Aber die neuere Philoſophie iſt doch nur die letzte und höchſte Entfaltung des einſeitigen und relativ unfreien Geiſtes. Dieſer, vorzugsweiſe noch mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hat in ihr der Welt der Thatſachen noch nicht ganz unbefangen ins Angeſicht ſchauen können; die Syſteme, welche Natur und Geſchichte erklären wollten, haben denſelben noch mehr oder minder Gewalt angethan. Die neuere Philoſophie iſt prophetiſch und reicht mit ihren höchſten Erkenntniſſen in die Zukunft hinein; aber ihre Darſtellung und Erklärung der Wirklichkeit iſt fragmentariſch und zum guten Theil noch eigenmächtig — ſie bedarf der Prüfung, der Verbeſſerung und der Ergänzung.

„Die Loslöſung der Geiſter von der Philoſophie, die ſelbſt noch gewaltſam herrſchen wollte, iſt nothwendig geweſen. Aber ſo vollzieht ſich nun eben die Entwickelung in der Menſchheit, daß dem Unrecht zunächſt nicht das Recht entgegentritt, welches berichtigt, ſondern das Unrecht, welches züchtigt. Das Recht würde aus dem Ungenügenden heraus den ruhigen Fortgang zum Genügenden bewirken; das Unrecht macht einen Bruch, den das nachfolgende Recht wieder gut zu machen hat.

„Betrachten wir die Wiſſenſchaft des Tages. Die Empirie, die Erforſchung der Thatſachen, hat ſich von der Philoſophie losgeriſſen und übt ihre Thätigkeit vollkommen ſelbſtändig. Sie will die Dinge ſehen und darſtellen, wie ſie ſind, wie ſie der unbefangenen Unterſuchung ſich geben; und darin iſt ſie in ihrem Recht und vollbringt nur den Auftrag der Zeit. Soll der Geiſt die Dinge, die Thatſachen der Natur und der Geſchichte, richtig erklären, ſo muß er ſie vor allem recht kennen lernen und ſie nicht ſo anſehen, wie er ſie ſich nur einbildet. Die empiriſche Forſchung, die ſie nach ihrem wirklichen Sein herausarbeitet und die Täuſchungen entfernt, in welche das Vorurtheil die Menſchen zu verſtricken pflegt, erledigt eine unabweisliche Bedingung zur wahren Freiheit des Geiſtes, die eben nur in gerechter Auffaſſung der Natur und in der harmoniſchen Verbindung mit ihr erreicht wird. Allein während dieſe Forſchung ſich der Thatſachen annimmt, welche von der neuern Philoſophie gekränkt worden ſind, kränkt ſie dieſe ſelbſt, indem ſie ihre poſitiven Errungenſchaften misachtet und ihren erwieſenen Segen leugnet. Und nicht genug, daß ſie den letzten Syſtemen unrecht thut, indem ſie, ſtatt ihre Fehler und Treffer zu unterſcheiden, ihren

Inhalt in Bauſch und Bogen verwirft, taſtet ſie die Philoſophie ſelbſt an, verkennt in eitler Einbildung die beſondern Fähigkeiten und die Beſtimmung des philoſophiſchen Denkens und gibt zu verſtehen, daß ſie alles, was die Menſchheit braucht, am beſten allein und ohne Philoſophie zu leiſten vermöchte!

„Merkwürdigerweiſe (ich ſtimme hier mit dir überein!) verhalten ſich die heutigen Philoſophen mit ſpärlichen Ausnahmen gegen die letzten Syſteme kaum weniger feindlich. Nehmen ſich die Empiriker des natürlichen und geſchichtlichen Lebens an, ſo ſtehen die jetzigen Philoſophen für das geiſtige ein, welches in jenen Syſtemen noch Beeinträchtigungen erfahren hat. Sie treten den Ausſprüchen ſubjectiver Speculation und eigenmächtiger Conſtruction entgegen und corrigiren die Philoſophie durch Philoſophie, aber ſo, daß ſie ſelber die oberſte Kraft der Philoſophie herunterſetzen und ihren höchſten Beruf in Abrede ſtellen. Die oberſte Kraft der Philoſophie iſt eben die Speculation — ihr höchſter Beruf iſt die Darlegung des allgemeinen Zuſammenhanges der Dinge. Durch die Gabe der Speculation allein iſt der Menſch im Stande, Gott zu erkennen und darzuthun — alles Gewordene aus Gott abzuleiten und im Zuſammenhang mit ihm aufzuweiſen. Die Speculation iſt die Fähigkeit, die ewigen Möglichkeiten — die Urſachen zu denken (ſie entſpricht der oberſten Kraft des Dichters und Künſtlers: dem Idealiſirungsvermögen!) — und damit eben iſt ſie berufen, die Empirie, die Wiſſenſchaft der *Sachen*, zu ergänzen und ihren Leiſtungen die Krone aufzuſetzen. Die heutigen Philoſophen aber knüpfen an Vorgänger an, die ſelbſt mehr kritiſche und empiriſche Wege gegangen ſind; dieſe werden gefeiert und empfohlen; die vorherrſchend ſpeculativen Meiſter dagegen werden auch von namhaften Lehrern beiſeitegeſetzt, mit Geringſchätzung behandelt, ja mit Gehäſſigkeit verfolgt. — Es ſieht faſt ſo aus, als ob man für die Hervorbringungen jener oberſten Kraft der Philoſophie heutzutage kein Organ mehr hätte, als ob dieſe oberſte Kraft den Philoſophen ſelber abhanden gekommen wäre!“

Die Züge Victor's hatten ſich aufgehellt, — er warf mir einen zufriedenen, anerkennenden Blick zu. —

Ich begann wieder:

„Du ſiehſt, ich verſchleiere das Unrecht, das der Philoſophie gegenwärtig nicht nur von ſeiten der Empiriker, ſondern ſogar von Philoſophen widerfährt, keineswegs; — ich heb' es hervor und ſtell' es bloß wie du, und tadle die Richtung gegen das philoſophiſche Denken, in der man ſich heute gefällt, und erkläre ſie für eine Tochter geiſtiger Unzulänglichkeit. Aber ich ſage: wie ſich die Menſchheit entwickelt — in Einſeitigkeit und Streit — hat man ſich darüber nicht zu wundern; — und am wenigſten darf man ſich dadurch bange machen laſſen!

„Nie kann die Menſchheit ſich bei den bloßen Sachen begnügen! Nie kann ſie auf den Geiſt, ſeine Erkenntniß und ſeine Erweiſung verzichten! — Und was jetzt nicht iſt, das wird um ſo gewiſſer ſpäter ſein, weil die Menſchheit fortſchreitet und ihren unzureichenden Beſitz nothwendig ſelber ergänzt.

„Würde eine Philoſophie und eine philoſophiſche Literatur gar noch nicht exiſtiren und nur die Empirie, die auf die Erforſchung der Sachen gerichtet iſt, ſo müßte dieſe im Laufe der Zeit nothwendig ſelber Philoſophie werden oder ſie aus ſich erzeugen. Hätte die Empirie nämlich die Sachen mit ihren nächſten Urſachen dargelegt, ſo würde man ſie fragen, ob dieſe Urſachen die letzten und höchſten wären; und müßte ſie darauf mit Nein antworten, ſo würde man ſie auffordern, auch die höhern und höchſten Urſachen zu erforſchen, weil ohne die Kenntniß derſelben doch eigentlich nichts verſtanden würde und der ganze geiſtige Beſitz in der Luft ſchwebte. Heutzutage, wenn man einen Empiriker nach den Urſachen ſeiner Urſachen fragt, erwidert er: die kennen wir nicht; — oder gar: die kann der menſchliche Geiſt überhaupt nicht finden! Aber mit dieſer Ausflucht wird ſich die Menſchheit nicht zufrieden geben. Sind die nächſten und niederſten Urſachen dargelegt, ſo geht der Fortſchritt nur zur Erkenntniß der höhern und höchſten. Fortſchreiten aber muß und wird die Menſchheit; alſo wird ſie unvermeidlich an der Frage nach dieſen höhern und höchſten Urſachen anlangen, ſie wird immer dringlicher fragen, — und die Wiſſenſchaft wird lernen müſſen, darauf zu antworten.

„Die ſogenannten Sachen und Thatſachen ſind nur die Sachen, die uns zunächſt als ſolche entgegentreten. Jede dieſer Sachen hat aber eine Urſache, und die Urſache gehört recht eigentlich zur Sache. Die Sache iſt nur ganz aufgefaßt, wenn ſie als Product ihrer Urſache aufgefaßt iſt, alſo, wenn die Urſache mit aufgefaßt iſt. Die Urſache iſt mithin auch Sache, ja, ſie iſt die Hauptſache! Das, was wir von der Sache kennen, ohne ihre Urſache zu kennen, iſt nicht das Beſte an der Sache, weil es nur ihr Aeußeres iſt; das Beſte an der Sache, ihr Inneres, erſchließt ſich uns nur mit der Erkenntniß der Urſache.

„Will die Empirie nun die Sachen kennen lernen und lehren, wie ſie ſind (und ſie ſelbſt hat ihre Aufgabe ſo charakteriſirt!) — ſo muß ſie die Sachen kennen lernen und lehren nicht nur wie ſie äußerlich, ſondern auch wie ſie innerlich ſind, d. h. ſie muß die Urſachen mit kennen lernen und lehren.

„Mit Einem Wort: in Wirklichkeit hängt alles zuſammen, und das Einzelne iſt nur wahrhaft aufzufaſſen, wenn es an ſeinem Ort im Ganzen, mit dem Ganzen aufgefaßt wird. Iſt die oberſte Urſache der Dinge Gott, ſo ſind die Dinge nur wahrhaft erkannt, ja nur wahrhaft gekannt, wenn ſie in Gott erkannt und gekannt ſind.

„Alſo wenn es auch keine Philoſophie und, wie ich hinzufügen will, keine Theologie gäbe, die Empirie ſelber würde zur Philoſophie und Theologie werden müſſen, wenn ſie ſich ſelbſt wahrhaft vollenden wollte.

„Die Wiſſenſchaft, die nur Empirie wäre, d. h. die Wiſſenſchaft, welche die heutigen Empiriker allein als ſolche wollen gelten laſſen, würde, wenn ſie vorwärts ginge (und ſie müßte vorwärts gehen, weil ſie ſonſt zu Grunde ginge!) einen ähnlichen Gang machen, wie in alter Zeit die griechiſche Philoſophie. Sie, die ſich zuerſt auf die Außenwelt gerichtet hätte, würde ſpäter den Menſchen ſelbſt und den Geiſt erforſchen, um endlich Außenwelt und Innenwelt, Object und Subject auszugleichen und alles Gewordene in ſeiner oberſten Urſache, in Gott zu betrachten.

„Von ſelbſt verſteht ſich: was von der Empirie im allgemeinen gilt, das gilt noch viel beſtimmter von der philoſophiſchen Empirie, wie ſie heutzutage betrieben wird. Sofern dieſe die Philoſophie einerſeits auf Anthropologie und Pſychologie, andererſeits auf Erkenntnißlehre und Geſchichte der Philoſophie beſchränken zu können glaubt, wird ſie ſich nachträglich überzeugen, daß ſie, eben um Anthropologie und Pſychologie, Erkenntnißlehre und Geſchichte der Philoſophie zu vollenden, zur philoſophiſchen Theologie und Wiſſenſchaft des allgemeinen Zuſammenhangs werden müßte!

„Die Wiſſenſchaft des allgemeinen Zuſammenhangs — eine ungeheure Aufgabe! Fühlt ſich die Wiſſenſchaft, die heutzutag allein alles machen zu müſſen glaubt, von der Rieſigkeit dieſer Aufgabe erdrückt — möge ſie die Augen aufthun und um ſich ſchauen! Sie iſt nicht allein; und nicht allein hat ſie an der Löſung zu arbeiten! Die Philoſophie iſt da mit allen ihren Reichthümern und Fähigkeiten. Sie hat unendlich viel geleiſtet, ſie wird ſich dieſer Leiſtungen bewußt, unterſcheidet ſie, corrigirt und organiſirt ſie und blickt mit ſchöpferiſchem Drange nach den Arbeiten aus, die das bisher Gelungene auf ihrem eigenſten Gebiet ergänzen, vollenden müſſen. Die Philoſophie, die Vertreterin des Geiſtes, die Vertreterin der Innenwelt, kommt ihr, der Vertreterin der Außenwelt, mit ihren Schätzen entgegen! Und mit ihr, durch ſie gefördert und ergänzt, ſoll die Empirie von ihrer Seite an jene ungeheure Arbeit gehen, die in Wahrheit auch für ſie Aufgabe iſt!“

Ich hielt einen Moment inne. Dann, zu Victor gewendet, fuhr ich fort:

„Nun, mein Gegner — der du, wie ich hoffe, es gegenwärtig nicht mehr biſt! — frag' ich dich: haben wir Urſache zu verzweifeln? Sind wir nicht gezwungen, an die Entwickelung des Menſchengeſchlechts zur wahrhaft freien Geiſtigkeit, alſo auch an die durchgeführte Harmonie des Geiſtes mit der Natur zu glauben? — Die Weltepoche, in der die Erkenntniß vorherrſcht und das Leben ſelber nach ihren Idealen zu regeln hat — ſie wird erſcheinen! Die Empirie iſt da, und forſcht und wirkt mit einem wahren Feuereifer. Die Philoſophie iſt da und arbeitet, wenn auch minder geräuſchvoll und minder anerkannt, mit nicht geringerer Energie! Sie iſt überdies dem Rufe, frei zu werden gegen ſich ſelbſt und ſich ſelbſt richtig zu beurtheilen, in ihren vorgeſchrittenſten Repräſentanten ſchon gefolgt. Die Philoſophie, frei gegen ſich ſelbſt und damit ihrer reinſten Thätigkeit fähig geworden, reicht der Empirie die Hand; und dieſe wird nicht anders können, als mit der Philoſophie ihrerſeits gegen ſich ſelber frei zu werden! In dieſem Bunde müſſen beide fortſchreiten und beide werden eben in ihm ihr Beſtes leiſten. So werden ſie endlich und endlich auch anlangen an der ganzen Erkenntniß Gottes und ſeiner Schöpfungen, an der Erkenntniß und Darlegung des allgemeinen Zuſammenhanges der Dinge!

„Die Menſchheit, in ihren begabteſten und entwickeltſten Gliedern, ſteht an der Schwelle der Zeit, in welcher ſie die ganze Freiheit des Geiſtes, in der Harmonie mit der Natur, zu erlangen und die Ideale dieſes Bundes zu verwirklichen hat!

„Nie gab es in der Weltgeſchichte einen größern Moment; denn nie hat man ſich angetrieben und fähig gefühlt zu größern Arbeiten! Nie hat der menſchliche Geiſt ſo klar das Ganze vor ſich gehabt; — nie haben ſich ihm ſo deutlich die Mittel und Wege dargeſtellt zur höchſten Verherrlichung des Ganzen, — nie hat er ſo bewußt ſich vorgeſetzt, dieſe Mittel anzuwenden, dieſe Wege zu gehen! Die Menſchheit hat endlich ſich ſelber — die Menſchheit erkannt! Die großen Seelen richten ihre Blicke hinaus über den Theil, dem ſie zunächſt angehören; — ſie ſchauen über die Nation, über die Confeſſion hinweg zu jenem Ganzen, in welchem die Nation und die Confeſſion ſelber ihre letzte Entwickelung, ihre Vollendung und höchſte Glorie finden müſſen! Die großen Seelen und edeln Geiſter haben bereits den größten Gedanken des Lebens gedacht, um ſeine Verwirklichung zu erwägen: den Gedanken des gegliederten Ganzen.

„Das gegliederte Ganze iſt das Ziel aller Entwickelung. Es iſt die Endurſache, der Zweck der Entwickelung. Entwickelung, Entfaltung der Theile und Bildung der Glieder, iſt nur darum, weil das gegliederte Ganze ſein ſoll, in und mit welchem allein allgenügendes Leben und Streben möglich iſt.

„Laß mich noch ein wenig ausholen und nachholen — ich komme zu Ende!

„Die Entwickelung auf Erden, nach dem ſchon angedeuteten Geſetz, verläuft in Bezug auf dieſes Ziel ſo, daß zuerſt die Stufe ausgebildet wird, wo das Ganze vorherrſcht in Zurückhaltung der Glieder, wo mithin die Einheit überwiegt. Dann folgt die Stufe, wo die Glieder vorherrſchen in Zurückhaltung des Ganzen, alſo die Freiheit überwiegt. Sind auch die Möglichkeiten dieſer zweiten Stufe erſchöpft und iſt ſie ſelber damit an ihre Grenze gekommen, ſo wird eben von dem Geiſt, der vor allem die höchſte Wohlfahrt und Ehre der Glieder will, die Ueberzeugung erlangt, daß die Glieder dieſe nur finden können an ihrer rechten Stelle im Ganzen; und der Geiſt der zweiten Stufe ſelber iſt es nun, der in höherer Entfaltung auf die dritte führt, die Stufe, in welcher die Forderungen der Glieder mit denen des Ganzen ausgeglichen werden, damit die Glieder für das Ganze, das Ganze für die Glieder — damit das gegliederte Ganze ſei!

„In dieſem haben beide — die Glieder, weil ſie das Ganze, das Ganze, weil es die Glieder gewonnen — ſich bereichert, erhöht und ihr eigenſtes höchſtes Ziel erreicht. Das gegliederte Ganze iſt das Nonplusultra der Entwickelung, in welchem dem Leben allenthalben ſeine höchſten Aufgaben ſich erſchließen, um immer vollkommener und ſchöner gelöſt zu werden.“

Die Größe dieſes Gedankens erfüllte, bewegte mich; ich konnte nicht länger ſitzen bleiben, ich ſtand auf und rief zu dem Freund: „Sieh hin auf die Beſtrebungen unſerer Zeit! Sieh hin in die Literatur, ſieh hin ins Leben! Was nimmſt du wahr? Den

Willen, das Ideal der dritten Stufe: das gegliederte Ganze zu verwirklichen; und zwar auf allen Gebieten — im kleinen, im größern und im größten. Philoſophen und Hiſtoriker haben ſich die Aufgabe geſtellt, die verſchiedenen Anſichten und Standpunkte nicht nur der Chriſtenheit, ſondern der Menſchheit mit gleicher Gerechtigkeit zu würdigen; ſie laſſen zu dieſem Ende alle Culturen der Geſchichte in ihrer Folge ſich ſelber ausſprechen, um für jede die gebührende Stelle im Ganzen der Entwickelung erkennbar zu machen. Die einzelnen Wiſſenſchaften gehen ohne Ausnahme zurück auf ihre erſten Anfänge, auf die erſten Anfänge ihrer Gegenſtände, und ringen dort wie hier dem Ziele der Zuſammenfaſſung, der Auffaſſung im Zuſammenhange nach. Bemühungen, das Wiſſen zu verſöhnen mit dem Glauben, die Moral mit der Kunſt und mit der Natur, die Politik mit der Religion, das Dieſſeits mit dem Jenſeits u. ſ. w., treten allenthalben und immer wieder auf. Hat die Wiſſenſchaft ihren Beruf erkannt, die harmoniſirende Macht zu ſein im Geiſt, ſo ſtrebt man von der andern Seite danach, zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Leben zu vermitteln, Theorie und Praxis in richtiges Verhältniß zu bringen. Man hat ſich an die Aufgaben gewagt, die Geſellſchaft, die Nation, die Culturnationen, die Menſchheit zu organiſiren. Man ſucht nach einer Ausgleichung zwiſchen Arm und Reich, zwiſchen Hoch und Niedrig; man ſinnt auf Mittel, den Armen und

Niedrigen zu Hülfe zu kommen und ſie zu geehrten und begnügten Gliedern des ſocialen Ganzen zu machen. Man verlangt für die Culturnationen den Frieden der Freien und hält ihnen das Ideal der Völkerfamilie vor. Man will die Freiheit und das Gedeihen für alle Nationen und Stämme — den Frieden und das Gedeihen des in Einheit lebenden Menſchengeſchlechts!

„Mitten aus dem Gewühl und Wuſt der Privatintereſſen treten uns dieſe Tendenzen entgegen. Sie ſind die verſchiedenen Erweiſungen des Einen Geiſtes! Sie ſind es, die uns das Charakterbild der Zeit erkennen und aus dem Lärm des öffentlichen Lebens Harmonie in unſer Ohr dringen laſſen.

„Und um ſeine Zwecke mehr und mehr zu erreichen, gebietet der Geiſt der Zeit jetzt über zwei ungeheure Mittel: über einen Verkehr, durch welchen alle Welttheile zur Einheit verbunden ſind, und — über die Tagespreſſe.

„Eiſenbahnen, Dampfſchiffe und Telegraphen ſind für den Geiſt — für die Zeit des Geiſtes erfunden! Durch ſie iſt die Naturwiſſenſchaft ihren Pflichten gegen dieſe Zeit und ihre höchſten Zwecke ruhmreich nachgekommen.

„Durch die Tagespreſſe werden die Wirkungen der materiellen Verkehrsmittel für den Geiſt vollendet. In ihr und mittels ihrer converſirt die Menſchheit mit ſich ſelber und ſieht ſich täglich, wenn auch nicht von Angeſicht zu Angeſicht, ſo doch in einem Spiegel. Die allgemeinen Intereſſen des Erdballs kommen durch die Preſſe täglich vor ihren Geiſt. Die Thaten der Menſchen, die Thaten der Völker werden ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen: Menſchen und Völker ſind gezwungen, ſich immer mehr darauf einzurichten, daß ſie dieſes Licht der Oeffentlichkeit auch ertragen!

„Die Tagespreſſe iſt die gewaltigſte Beſchützerin der Freiheit, die mächtigſte Feindin der Despotie, die allgegenwärtige Vermittlerin der Bildung — das unentbehrliche, achtunggebietende Werkzeug des Geiſtes, der die Freiheit und die Cultur der Völker will. — Wenn es ſich wirklich ſo verhält, wie du früher einmal geäußert haſt, daß nämlich an der gegenwärtigen Zahl der Tagesblätter das böſe Princip ſchuld iſt, — dann kann ſich die Menſchheit bei ihm bedanken!"

Victor lächelte mit Humor. — „Biſt du nun fertig?" ſagte er dann; — „oder kommſt du wenigſtens zu Ende?"

„Das letztere", erwiderte ich. — „Hab' ich gezeigt, daß die Gegenwart die Zeit des Uebergangs iſt von der Stufe des relativ unfreien und einſeitig herrſchenden Geiſtes zu der des wahrhaft freien und allſeitig gerechten, zu der Stufe, die auf allen Gebieten des Lebens aus den freien Gliedern das vollkommenſte — das gegliederte Ganze zu bilden berufen iſt; — hab' ich gezeigt, daß der Wille dieſer höhern Stufe in den Culturnationen ſich bereits ausgeſprochen hat, daß in ihnen die erſten Schritte zu ihren Zielen hin bereits geſchehen ſind, dann ſcheint mir unnöthig, noch ſpeciell zu beweiſen, daß in der Menſchheit, in den ihr vorangehenden Nationen das deutſche Volk eine Rolle zu ſpielen hat, alſo nicht untergehen kann. Nicht nur wird unſer Volk die Probleme der Zukunft löſen helfen, es wird theoretiſch und praktiſch im Mittelpunkt ſtehen und den edelſten Theil der Arbeiten auf ſich nehmen. Das deutſche Volk iſt für die Aufgaben der kommenden Zeit expreß ausgeſtattet, geführt, erzogen, gebildet, gereiſt; und wie Vieles und wie Großes ihm bisjetzt gelungen iſt, in der kommenden Zeit wird ihm das bei weitem Größte gelingen. Wer kann die deutſche Nation und ihre Geſchichte, — wer kann ihre Hervorbringungen in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft, — wer kann ihre dermalige geiſtige Fülle, ihren productiven Drang, den Schwung der Seelen, die kühnen und großen Conceptionen der Geiſter betrachten, — und ſich einreden, dieſe Nation werde mit einem Bankrott endigen — zu einer Zeit, wo ihr eigentlichſtes Geſchäft erſt beginnen ſoll!

„Solange die Welt ſteht, iſt keine Nation geſunken und untergegangen, ſie hätte ſich denn ausgelebt und ihren hiſtoriſchen Beruf erfüllt gehabt! Ja, Völker, die von einem großen Aufſchwung, von einem Höhepunkt ihrer Entwickelung zurückgegangen ſind und die man für beſeitigt erklärt hat, ſehen wir jetzt wieder emporgehen;

und kein Verſtändiger wird ſagen wollen, daß ihre Bemühungen vergeblich ſein müſſen. Und wir ſollten zweifeln an der deutſchen Nation, die trotz der hervorragenden Stellung, die ſie im Lauf der Zeiten wieder und wieder erlangt hat, bisjetzt doch noch nicht dazu gekommen iſt, der Welt zu beweiſen, wozu ſie vorzugsweiſe in der Welt iſt! Zweifeln an der deutſchen Nation, die bisjetzt im Grunde nur ihr Kindes- und Jünglingsalter gelebt hat und in die Zeit der Mannesreife noch gar nicht eingetreten iſt! Zweifeln an der deutſchen Nation, deren bisherige Thaten und Schöpfungen, wie erhebend ſie auf uns wirken mögen durch das, was ſie ſind, doch noch ungleich höhern Werth haben durch das, was ſie verheißen! Durch die Keime, die in ihnen liegen und zur Entfaltung drängen — durch den Geiſt, der aus ihnen ſpricht und deſſen Streben in die Tiefe und in die Höhe, deſſen Bedürfniß der Allſeitigkeit und Ganzheit uns in der kommenden Zeit eben die reifſten Werke verbürgt! — Das Größte und Herrlichſte, was Deutſche geleiſtet haben, verlangt eine Fortſetzung, deren nur Deutſche fähig ſind! Ueberall die verſprechendſten Anfänge, die zur Weiterführung, zur Vollendung mahnen, antreiben, zwingen! Die zu Arbeiten reizen und begeiſtern, ohne die nicht nur die Nation, ſondern die Menſchheit ihren Zweck verfehlen würde. An den Untergang dieſer Nation glauben, heißt an den Untergang der Menſchheit glauben! An den

Untergang der Menſchheit glauben, heißt aber an die Zweckloſigkeit ihres Daſeins glauben, — heißt die Vernunft, den Geiſt — Gott leugnen! —

„Böſes iſt geſchehen in der Welt und Böſes wird geſchehen: der Faden des Lebens ſelber, das Böſes, aber auch Gutes thut, wird darum nicht abreißen vor der Zeit; die lebende, ſtrebende Menſchheit wird nicht vergehen, bevor ſie die Stadien ihrer Entwickelung ſämmtlich durchlaufen hat! —

„Ich, mein Freund, ſehe das Gute, ohne das Böſe zu leugnen, und darum glaub' ich. Du ſiehſt das Böſe, ohne das Gute Wort haben zu wollen, und darum zweifelſt du. Denn ich glaube nicht, daß du verzweifelſt und daß es deine Abſicht iſt, mich und andere verzweifeln zu machen!

„Und nun proteſtir' ich zuvor gegen die Beſchuldigung, daß ich einen Wechſel auf die Zukunft ausgeſtellt habe, der proteſtirt werden müßte! Ich habe nachgewieſen und bewieſen! Ich habe gezeigt, was iſt und was aus dem thatſächlich Vorhandenen unvermeidlich folgen muß: — ich habe mit klingender Münze bezahlt. Denn was aus allen Gründen folgen muß, iſt ſo gut, als ob es ſchon wäre! Wenn der Frühling naht, dann werden die Blumen blühen und die Vögel ſingen! Wer es verkündet, der verkündet Wahrheit — wie ich ſie verkündet habe von unſerm Volk und ſeiner Zukunft.“ —

Victor hatte während dieſes Ausgangs meiner Rede mit ernſter Miene dageſeſſen, und nur bei den letzten Sätzen war ein gewiſſes Lächeln über ſeine Züge gegangen. Jetzt, ohne aufzuſtehen, erhob er den Kopf und ſagte: „Du haſt geſprochen?“

„Ich bin fertig!“ erwiderte ich.

Er ſchwieg und ſenkte das Haupt.

Ich ſah ihn an. „Nun?“ fragte ich.

Er wendete ſich zu mir. „Du ſcheinſt von mir“, erwiderte er nach kurzem Beſinnen, „eine Anerkennung hören zu wollen!“

„Eine Meinungsäußerung!“ entgegnete ich.

„Bevor ich mich in dieſer Beziehung erkläre“, verſetzte er, „will ich *meine* Anerkennung haben. — Wie!“ rief er mit der Miene eines Vorwurfs, aus dem überlegener Humor leuchtend herausſah, „du lieſt mir ein förmliches Collegium, ein philoſophiſches noch dazu — und du ſtaunſt nicht ſelber über die unglaubliche Geduld und die fabelhafte Langmuth, die ich bewieſen habe, indem ich dich bis zu Ende hörte? Allerdings iſt das, was du vorgetragen haſt, gedacht — nichts weniger als hohl und darum für den Denker auch nichts weniger als langweilig! Aber ebendeswegen hätt' ich nach dem Brauch des heutigen Publikums das Recht gehabt, dabei zu gähnen und bei fortgeſetzter Demonſtration entweder aufzuſtehen und entrüſtet abzugehen — oder einzuſchlafen! Ich habe weder das eine noch das andere gethan! Ich bin dir gefolgt, und ſogar mit Intereſſe! Und du biſt vor Verwunderung, daß es in Deutſchland noch ſo einen Menſchen gibt, nicht außer dir? Du gehſt nicht auf mich los, fällſt mir nicht um den Hals und vergießeſt an meiner Bruſt Thränen der Rührung? Weißt du, mein Beſter, daß dein Vortrag, wenn du ihn den heutigen Deutſchen gedruckt anböteſt, dir Blicke des Erbarmens zuzöge? «Wie!» riefe man dir entgegen, «ſolches Zeug ſollen wir leſen? Dafür ſollen wir uns intereſſiren? Dafür, glaubt der Autor, hätten wir heutzutage noch Zeit?» Das würdeſt du hören! Und von wem? Etwa blos von den Eſeln, Ochſen und Gänſen deutſcher Nation? Nein, von den Lichtern der Zeit! Von Doctoren und Profeſſoren! Von den Lehrern der Hochſchulen, den Säulen der Wiſſenſchaft, die der Staat beſoldet, damit ſie, in ihre Specialität verliebt und verloren und ſie vergötternd, das Denken läſtern und das Forſchen nach den Urſachen der Verachtung preisgeben! «Abſtract!» würde der eine rufen und damit ein tödliches Wort geſprochen zu haben glauben. «Phantaſtiſch, nutzlos, zwecklos!» würde es mit vornehmem Accent von der andern Seite her ertönen. Und keiner wird das Begonnene zu Ende leſen, am allerwenigſten zugeben, daß irgend Wahrheit darin ſein könne! — Was ſag' ich aber? Gedruckt könnteſt du ſo etwas der Welt nur bieten, wenn du vorher die Börſe gezogen hätteſt! Der gewitzigte Redacteur — der gewitzigte Verleger zumal würde ſich vor einem derartigen Manuſcript bekreuzigen und dir erklären, daß eine Veröffentlichung ſolcher Sachen in heutiger Zeit ganz und gar unmöglich ſei! Alſo wenn du nicht bezahlteſt, würdeſt du nicht einmal in den Fall kommen, über deine «Speculation» ſchimpfen zu hören! — Daß du nun der glorioſen Ausnahme, die ich mache, nicht deine Bewunderung zollſt, daß du ſie nicht mit Bezeigungen der Liebe vergiltſt und mich auch jetzt noch anſiehſt, als ob ich nur ſcherzte, das ſollte mich wirklich in der Seele verdrießen!“

Mit Heiterkeit verſetzte ich: „Du ſcheinſt diesmal auf meiner Seite zu ſein?“

„Weil ich darauf hingewieſen habe, daß die deutſche Nation gegen dich — das Gegentheil von dem iſt, was du von ihr ſagſt und hoffſt?“

„Weil du ſie dafür züchtigſt!“

„Iſt damit etwas für deine Sätze bewieſen?“

„Alles, was ich wünſche. Wäre das, was ich geſagt habe, nicht wahr, ſo würdeſt du den heutigen Deutſchen nicht zürnen, daß ſie nicht begierig ſind, es zu hören!“

„Aber weil ſie nicht begierig ſind, es zu hören, und ich ihnen zürnen muß, darum iſt es nicht wahr!“

„Geduld, Geduld! — Ich hab' Jahrhunderte überblickt — eine Spanne Zeit und ihre Launen können nichts gegen mich entſcheiden! — Zunächſt halt' ich mich an das Eine Reſultat: deine Behauptung! — Du willſt alſo, daß die Nation ſo ſei, wie ich ſie charakteriſirt habe? Du gibſt mir recht, wenn ich ihr den fraglichen Beruf zutheile, die fraglichen Aufgaben ſtelle?“

Er wendete und drehte ſich ergetzlich. „Gewiſſermaßen“, entgegnete er. „Nun ja! — Meinetwegen! — Ins Teufels — in Gottes Namen! — — Ich habe auch meine ſchwachen Momente, und in einem ſolchen laſſ' ich mich nicht nur zu der Meinung verleiten, daß das Rechte geſchehen ſollte, ſondern glaube ſogar, daß es einigermaßen dazu kommen könnte!“

„Bravo!“ rief ich. „Ueber alles Erwarten! Mehr als ich dir zugetraut hätte!“

Er ſah mich mit einer Miene des Vorwurfs an. „Weißt du, mein Guter“, verſetzte er, „wie du eigentlich biſt? Wie die Guten zu ſein pflegen: ungerecht! — Ich ſehe nur das Böſe und will das Gute nicht gelten laſſen? Das iſt einfach eine Verleumdung! — Ich ſehe das Gute ſo gut wie das Böſe; aber ich ſehe leider, daß ſich das Gute viel weniger ſehen läßt, und bin wüthend darüber, daß ſich das Böſe mir immer wieder mit unglaublicher Dreiſtigkeit vor die Augen drängt. — Es iſt ein eigen Ding mit dem Guten — mit dem Adel, der Tugend, der Herrlichkeit eines Volks! Wenn man dieſe ſchönen Sachen ſehen will, muß man — die Augen zumachen und die Nation im Geiſte vor ſich erſtehen laſſen! Dann, ich geb' es zu, ſieht man dieſes alles und noch mehr. Sobald man aber die Augen wieder aufmacht, ſieht man von allem das Gegentheil. Wohin man ſehen mag, das Mangelhafte, Schiefe, Verkehrte, Böſe iſt wirklich, und das Gute —“

„Wahr!“ fiel ich ein. „Das iſt das Wort des Räthſels! Das Gute iſt auch da; aber mehr im Innern als im Aeußern, mehr im Ganzen als im Einzelnen! Und wenn man's ſehen will, muß man's —“

„Denken!“ vollendete er mit Lachen. „Ganz recht! Aber ich möcht' es denn doch auch ſehen! Mit offenen Augen wirklich ſehen! In Worten und Werken erwieſen ſehen! Das iſt offenbar kein unbilliges Verlangen! — — Ich möchte nur ſo viel ſehen, daß ich zu deinen Verkündigungen einiges Vertrauen faſſen könnte! — Aber die gegenwärtig allenthalben verbreitete, tiefe Antipathie gegen das Denken wahrzunehmen und den Abſcheu vor den Werken der Denker; — die Erziehung zu ſehen, welche die Jugend methodiſch und mit noch viel größerer Sorge vom Denken abhält als vom Laſter, und doch an eine Zeit des Geiſtes par excellence zu glauben, das iſt für unſereinen eine ſchwere Zumuthung! — Die deutſche Uneinigkeit zu ſehen, die niemals größer war als gegenwärtig, und die täglich größer wird, und an eine Zeit zu glauben, in welcher die Glieder frei zum vollkommenſten Ganzen ſich verbinden werden, das überſchreitet die Kräfte meines Geiſtes, auch wenn ich ſie aufs höchſte zum Glauben anſpanne! — — Ja, ja, ja“, fuhr er nach einer Pauſe fort. „Als ich dich hörte, hab' ich dir beinah' recht gegeben. Jetzt, wo deine Worte verhallt ſind, fängt der Zweifel wieder an zu klingen, und er meint viel weiſer zu ſein und beſonders viel mehr Welt- und Menſchenkenntniß zu haben, als der Glaube. Der Glaube dünkt ihn kindlich, naiv, höchſt naiv; der kritiſche Geſelle fühlt ſich gereizt, über ihn zu lächeln und das, was der gute Freund ſo ſchön ſich vorgemalt hat, für ein bloßes weſenloſes Traumbild zu halten!"

„Das wäre ſelbſt ein Traum", entgegnete ich. „Aber kein ſchöner: der Traum des Zweifels!"

Der Skeptiker verſank in Nachdenken. Dann blickte er auf und ſagte: „Weißt du was? Wir unterſcheiden uns eigentlich dadurch, daß du Hoffnungen hegſt und Ausſichten eröffneſt, ich dagegen Forderungen ſtelle. Wenn es aber mit den Ausſichten, die du gibſt, ſeine Richtigkeit hat, dann werden die Forderungen, die ich ſtelle, erfüllt werden. Haſt du recht, dann hab' ich recht; und du kannſt nun zu deiner Rechnung die Probe machen, wenn du zeigſt, daß wir nichts mit größerer Sicherheit erwarten können, als die ſtricte, ganze Erfüllung deſſen, was ich verlange!"

„Willſt du", fragte er, indem ein Schein von tückiſchem Behagen in ſeinem Geſicht aufging, „meine Forderungen hören? Nach meiner Anſicht kann dir kaum etwas intereſſanter ſein, als die Stärke deiner Ideen, nachdem du ſie theoretiſch ſo gut entwickelt haſt, auch durch eine ſiegreiche That, nämlich eben durch jene dich beſtätigende, mich und jeden Zweifler ein für allemal ſchlagende Probe der ganzen Welt zu beweiſen!“

Ich betrachtete ihn. Er rüſtet ſich zum letzten Kampf, dachte ich, und ſcheint des Triumphs gewiß zu ſein! — — „Heraus mit deinen Forderungen!“ rief ich.

Er erhob ſich und begann:

„A Jove principium! — Wenn wir auch im Reiche des Geiſtes für die oberſten Perſönlichkeiten die Philoſophen erklären müſſen, ſo haben wir doch noch ſo viel loyales Blut in den Adern, daß wir für die wichtigſten Menſchen in der Sphäre des wirklichen Lebens unſere Fürſten halten. Soll ich nun an eine Zukunft des deutſchen Volks glauben, wie du ſie gemalt haſt, ſo verlang' ich vor allem, daß die deutſchen Fürſten die Einheit, Macht und Größe des Geſammtvaterlandes über alles wollen und mit allen Kräften erſtreben und erſt in zweiter Linie an ihr perſönliches und Sonderintereſſe denken. Ich verlange, daß ſie Patrioten und Philoſophen der Geſinnung nach — daß die Ideale der Philoſophie die ihrigen ſeien. Ich verlange, daß ſie mit dieſen Idealen im Herzen ihren Umgang wählen, daß ſie Männer von Charakter, Geiſt und wahrem Wiſſen in ihre Nähe ziehen, um von ihnen Wahrheit, die ganze Wahrheit zu hören; daß ſie dagegen vor allen ſervilen Menſchen und ſelbſtloſen Figuren als ebenſo langweiligen wie gefährlichen Burſchen einen tiefen Ekel empfinden und ſie aus ihrer Geſellſchaft verbannen. Ich verlange von den Fürſten zu dieſem Ende den Scharfblick, der ſie zwiſchen dem ehrlichen Mann und dem Heuchler mit Sicherheit unterſcheiden läßt, wenn ſich der Heuchler auch die Maske des ehrlichen Mannes mit noch ſo großer Geſchicklichkeit vorhält. Damit verlang' ich keineswegs zu viel; denn es gibt ein untrügliches Zeichen, woran der wirklich ehrliche Mann von dem ſcheinbaren zu unterſcheiden iſt. Der wirkliche imponirt und macht auf den Fürſten damit zunächſt einen beſchwerlichen Eindruck; der ſcheinbare flattirt, auch wo er den ſtarren, ja rauhen Geſellen ſpielt, und iſt daher ohne weiteres angenehm. Der Fürſt hat alſo nur zu dem, welcher den beſchwerlichen Eindruck auf ihn hervorbringt, zu ſagen: «Du biſt der Rechte», und ihn zu ſeinem Freunde zu machen; — ſo wird er ſich nach und nach eine Umgebung ſchaffen von lauter intelligenten und ehrlichen Leuten. Mit dieſen widme er ſich dann dem Gedeihen und der Ehre ſeines Landes, dem ſtolzern Gedeihen und der größern Ehre Deutſchlands! — Das iſt meine Forderung!"

Nach dieſer erſten Probe ſah er mich an, mit Genugthuung, und fügte hinzu: „Wenn ich dieſe Forderung erfüllt ſehe, dann wird der Glaube, daß unſere

Nation den Aufſchwung und den Gang nehmen werde, den du in ſeinen Grundlinien gezeichnet haſt, einen großen Vorſchub erhalten!“

„Dazu hätteſt du auch alle Urſache!“ — verſetzte ich.

Er lächelte. Dann fuhr er fort: „Derſelbe Geiſt der Uneigennützigkeit, der Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, wie er die Fürſten beſeelt, muß auch die verſchiedenen Stämme des Vaterlandes und die verſchiedenen Staaten durchdringen und jeden einzelnen bewegen, daß er die andern liebt wie ſich ſelbſt und Deutſchland über alles!

„Ich verlange beſonders von unſerm Norden, daß er unſern Süden mit brüderlichem Wohlwollen betrachte, und umgekehrt; daß jeder die Tugenden des andern erkenne und hervorhebe mit mehr Satisfaction als die eigenen. Ich fordere, daß der Norddeutſche nicht die Naſe hochtrage und die Meinung in ſich ausbilde, der Süddeutſche wäre von der Natur dazu beſtimmt, ſich von ihm gängeln zu laſſen; daß er ſich nicht mit dem Gedanken kitzle, ſüdlich des Main gehe der deutſchen Gattung der Verſtand aus oder vermindere ſich wenigſtens plötzlich bis auf die Hälfte deſſen, den man nördlich zu haben pflegt. Dagegen verlang' ich von dem Süddeutſchen, daß er nicht glaube, Natur und Gemüth allein zum Wiegengeſchenk erhalten zu haben; daß er ſich nicht ſchon darum für beſſer halte, weil er luſtiger iſt, und für genialer, weil er weniger gelernt hat. Auch glaube ich, weil ich doch ſelbſt einer bin, von dem Süddeutſchen fordern zu dürfen, daß ihn nicht gerade jede Aeußerung von Selbſtgefühl, die er an einem Norddeutſchen wahrnimmt, in Raſerei verſetze und ihn mit den Qualen brennender Eiferſucht martere!

„Ich verlange auf beiden Seiten die Einſicht, daß Hoffart eine Albernheit, Prahlerei das Zeichen der Beſchränktheit iſt, und daß die Herrſchſucht und die Prätenſion der Bevormundung nicht den Frieden und die Macht des Ganzen herbeiführen können, ſondern nur den gerechten Zorn, den Kampf, die Schwächung des Ganzen — den Untergang!

„Ich verlange, daß man einſehe, für die deutſche Nation den materiellen Einheitsſtaat herbeiführen zu wollen, ſei eine Tollheit; — ein Gedanke, der nur von despotiſchen, ebenſo antihiſtoriſchen wie antiphiloſophiſchen Köpfen ausgeheckt, und von ſervilen, dienſtſüchtigen Tröpfen angenommen werden konnte. Die deutſche Nation, die ſich einen Herrn ſetzte und für die vermeintliche politiſche Stärke die Freiheit, den Reichthum der Lebensgeſtaltungen und die Möglichkeit freier Einheit hingäbe, würde ihren bisherigen dummen Streichen durch den dümmſten die Krone aufſetzen. Aber daß dieſe Dummheit nicht geſchieht, dafür ſorgt allerdings nicht nur der deutſche Verſtand, ſondern auch die deutſche Bockbeinigkeit; nicht nur der Adel der Geſinnung und das Rechtsgefühl, ſondern auch der Neid, die Misgunſt und die Selbſtſucht; — und ich glaube, wir können uns hierüber beruhigen.

„Ich fordere nun aber, daß man nicht blos aus Selbſtſucht das uniformirte Deutſchland hindere, ſondern daß man die geſetzlich geregelte innige Verbindung ſelbſtſtändiger Glieder herbeiführe und gründe, und daß die Glieder ohne Ausnahme die Tugenden der Gerechtigkeit und Billigkeit, des gegenſeitigen Wohlwollens, der Uneigennützigkeit, der Verträglichkeit und der alles überwindenden Liebe zum Ganzen in ſich ausbilden, welche jene Verbindung allein gewaltig zu ſchaffen und zu erhalten vermögen.

„Ich verlange, daß man den abſcheulichen Irrthum aufgebe, als ob der Ungerechte und Unverſchämte der beſte Politiker wäre; daß man in dem egoiſtiſchen Zugreifer nicht den wahren Staatsmann, ſondern einen Feind des Vaterlandes erblicke, der mit vereinten Kräften unſchädlich gemacht werden muß.

„Ich fordere, daß die Deutſchen von dem, was ſie ſich in Kammervorträgen und Zeitungsartikeln, in Volksreden, Toaſten und Feſtgeſängen enthuſiaſtiſch verſprechen, nur ein Zehntel praktiſch halten, — und ich garantire ihnen dann die Erfüllung aller ihrer auf Größe, Wohlſein und Weltanſehen des Vaterlandes gerichteten Wünſche.

„Ich verlange, daß die politiſchen Parteien, welche das Heil des Ganzen zu wollen vorgeben, von dem ſie einen Theil bilden, und die es im allgemeinen auch ſicher wollen, nicht mit ausſchließlichem Eifer ſich abmühen, es zu untergraben. Diejenigen, die ſich Demokraten nennen, dürfen nicht darauf losarbeiten, an der Spitze fanatiſirter Maſſen die ſchlimmſten aller Despoten zu werden — ja, ſich nicht einmal in den Kopf ſetzen, daß im jetzigen Staat alles ſogleich und allein nach ihrem Kopf gehen müſſe! Sondern ſie müſſen begreifen, daß es dem Volke nicht um ihre Herrſchaft, ſondern um geſetzliche Freiheit, reale Wohlfahrt und reale Bildung zu thun iſt, über die ſie ſich mit den andern Parteien zu verſtändigen haben. Sie dürfen auch in Momenten, wo ſie durch phyſiſche Gewalt zu ſiegen vermöchten, den eigenen Machtzuwachs nur von ihren beſſern Gründen und zeitgemäßern Vorſchlägen erwarten. Misbrauchen ſie die zufällig ihnen gewordene Macht, ſo wünſch' ich ihnen die Ruthe des Tyrannen — die auch nicht ausbleiben würde!

„Dagegen verlang' ich von der Adelspartei, wo es noch eine gibt, daß ſie den Traum aufgebe, als ob ihr die Herrſchaft angeboren ſei; daß ſie ſich mit Würde in das Unvermeidliche füge und anſtatt auf eine ſpecifiſche Bildung, die nicht mehr in der Wirklichkeit, ſondern nur noch in ihrer Einbildung exiſtirt, übertriebene Anſprüche zu gründen, vielmehr ihr ganzes Beſtreben darauf richte, mit der Cultur des gebildeten Mittelſtandes Schritt zu halten und die begründeten Anſprüche deſſelben zu erfüllen. Unter allen Herrſchaften iſt am öfterſten fatal und gemeinſchädlich die Junkerherrſchaft geweſen, und gegenwärtig kann niemand einen ſchönern Gewinn machen, wenn er odiöſe Prätenſionen aufgibt, als eben der Adel. Ich ſtatuire keine andern Ritter mehr als die, welche den glücklich erfundenen Titel eines deutſchen Romans bilden. Aus Rittern des Fleiſches Ritter des Geiſtes zu werden, das iſt für den heutigen Adel das Ideal, der einzig rettende Fortſchritt.

„Ich fordere, daß die Deutſchen von Adel die Tugenden, die ſie in beſonderer Stärke zu haben behaupten, und die Fähigkeiten, die ſie wirklich beſitzen, zur Ehre deutſcher Nation in Gedanken, Werken — Thaten erweiſen. Daß ſie vornehmes Gebaren bei geiſtiger Werthloſigkeit für eine Schande halten und edle, gemeinnützige Thätigkeit allein für Ehre. Daß ſie nicht mehr einen Stand bilden und ſtehen wollen, ſondern ſich in Bewegung ſetzen und gehen! Ich verlange, daß die Fähigen ihren weniger begünſtigten Mitbürgern vorangehen und Muſterökonomen, Muſterpolitiker — Muſtermenſchen werden. Hauptſächlich verlang' ich, daß ſie etwas Gründliches lernen und nebenbei, daß es unter den Begüterten für eine Schmach angeſehen werde, keine reiche, gute, in ſteter Mehrung begriffene Bibliothek zu haben! —

„Die Religionsparteien und Confeſſionen haben zu begreifen, daß jede einzelne, als Ausdruck einer beſtimmten Entwickelungsſtufe der Menſchheit, nur einen Theil der Wahrheit erlangen konnte und innehat; daß die Behauptung, in ihren Schriften alle Wahrheit ausgeſprochen zu beſitzen, im Munde einer jeden unwahr und verderblich iſt; daß die ganze Wahrheit nicht einem Theil der Menſchheit, ſondern nur der Menſchheit ſelber eignet und daher erſt zu ſuchen iſt — in und mit gerechter Würdigung aller bisherigen Funde. Ich verlange, daß jede Confeſſion, wenn ihre Satzungen in Conflict treten mit erwieſener Wahrheit, ſich auf die Seite der Wahrheit ſchlage und jene Satzungen fallen laſſe; daß keine den gottesläſterlichen Gedanken hege: «Dieſes iſt als wahr erwieſen und ich kann's nicht widerlegen; aber meine Kirche lehrt mich das Gegentheil und ich muß der Kirche mehr gehorchen als der Wahrheit!» Jede Confeſſion muß einſehen: unhaltbar gewordene Lehren aufrecht erhalten wollen, heiße die Wiſſenſchaft, die ſie widerlegt hat, negiren, heiße nicht Gott dienen, der nur die Wahrheit wollen kann, ſondern heiße der erwieſenen Unwahrheit, der Lüge, dem Vater der Lüge dienen und Den, der die Wahrheit iſt, verletzen!

„Ich verlange, daß die Confeſſionen, die Religionen, den Tiefſinn in dem Epigramm begreifen lernen, worin der Dichter erklärt, keine der ihm genannten Religionen bekennen zu wollen — aus Religion! — Der Dichter (das iſt der Sinn!) will keinen Theil der Religion, keine Einzelſtufe der religiöſen Entwickelung für das Ganze nehmen — aus Liebe zum Ganzen, das nur in freier

Erkenntniß und gerechter Schätzung aller Theile beſteht; er will zum religiös Guten in ſtetem Fortſchreiten das religiös Beſſere und Beſte fügen!

„Der wahrhaft Religiöſe ſtrebt Gott ähnlich zu werden! Aehnlich nicht nur in Reinheit, ſondern in Hoheit, Stärke und Größe — in Heldenmuth, in uneingeſchränkter Liebe zur Freiheit. Für den wahrhaft Religiöſen gibt es keine Schranken als wie es Schranken gibt für Gott: nämlich diejenigen, die Er ſich aus den tiefſten Gründen und höchſten Zwecken ſelber ſetzt! Wie dürfte ſich nun jener für wahrhaft religiös halten, der nicht einmal den Muth hat, um der Wahrheit willen die widerlegten Satzungen ſeiner Confeſſion aufzugeben; — der ſo bornirt iſt, zu glauben, daß er durch Verlaſſen des Unwahren Gott beleidigen könne! Vielmehr durch das Aufrechterhalten des Unwahren beleidigt er Gott! Er hat nicht die Religion der Kinder des Hauſes, am allerwenigſten die der mündigen, ſondern beſtenfalls die Religion des Knechtes, und auch wo er im guten Glauben handelt, kann er doch nur das Los des Knechtes erhalten!

„Ich verlange, daß man dieſe grobe Verkehrtheit endlich als ſolche auffaſſe und von ihr ſich abwende!

„Diejenigen, die wahrhaft religiös und gotterfüllt ſein wollen, haben zu begreifen, daß ſie in der Gotterkennung, in dem Forſchen nach dem, der Einer und Alles iſt, immer weiter gehen müſſen. Ich verlange darum, daß die heutigen Gläubigen — die Theologen aller Confeſſionen und Religionen — in die Schule gehen bei den Philoſophen und bei den Männern der empiriſchen Wiſſenſchaft, die mit den Philoſophen die Erkenntniß des göttlichen Ganzen darzulegen berufen ſind. Ich verlange, daß die Theologen, die in Deutſchland etwas bedeuten wollen, dieſen Schritt bald, vollſtändig und mit Freude thun.

„Die Philoſophen, die ihrem Namen Ehre machen wollen, müſſen im geiſtigen Mittelpunkt aller Dinge, bei Gott ſelbſt, zu Hauſe ſein und immer einheimiſcher werden. Je weiter ſie hier vordringen, deſto mehr ſind ſie Philoſophen. Ich verlange von demjenigen, deſſen Geiſt nur in eine gewiſſe Höhe ſich erheben kann, daß er einen andern, den ſeine Schwingen höher emportragen, nicht ſchon deswegen mit giftiger Feindſchaft verfolge und ihn als einen Faſelhans verleumde, ſondern vielmehr derartiges Benehmen ſelber für infam erkläre und ſich von dem Flügelkräftigern mit Freuden in die Höhe emportragen laſſe. Ich fordere von denen, die Gott lehren, daß ſie ihn auch in ihrem Handeln vor Augen haben und nicht auf der einen Seite als Theiſten theoretiſiren, um ſich auf der andern als kleinliche Philiſter oder gar als Halunken zu benehmen, die mit unbegreiflichem Stumpfſinn eben das thun, was ihren Gott verdrießen und ihnen ſeine Verachtung zuziehen muß. Von den Moraliſten verlange ich, daß ſie ſich nicht der Meinung hingeben, als gehöre die Ethik blos in den Profeſſorenmund und ins Buch und könnten ſie, wenn das Collegium geleſen und das Buch herausgegeben iſt, in aller Gemüthsruhe wieder abſprecheriſch, anmaßend, eitel, neidiſch und hämiſch werden.

„Ich verlange von den Philoſophen die Einſicht in die Cardinalwahrheit: daß das Erkennen abhängig iſt vom Sein! Daß wir nur ſo viel von Gott wirklich erfaſſen können, als wir in unſerm Innerſten ſelber gottähnlich ſind und göttlich denken! Daß die wahre Erkenntniß der Tugend und Heiligkeit die Tugend und die Heiligkeit im tiefſten Weſen des Denkers vorausſetzt! Daß keiner die edelſten Geiſter und nun gar den Einen Herrn aller Geiſter ſelber begreifen und zu gleicher Zeit ein gemeiner und ſelbſtſüchtiger Burſche ſein kann! Daß der, welcher dies iſt, nicht nur ein ſchlechter Menſch iſt, ſondern auch ein ſchlechter Philoſoph — und zwar von Rechts wegen!

„Wo einem die Kraft ausgeht als Menſchen, da geht ſie ihm auch aus als Philoſophen. Darum, wer als Menſch nichts taugt, der kann in der Philoſophie zwar noch Dienſte des Handlangers thun, nimmermehr aber Dienſte des Baumeiſters.

„Je reiner der Menſch, je höher und edler der Charakter, deſto größer der Philoſoph, deſto weitreichender ſein Wirken! Das ſagt uns die Natur der Dinge, das ſagen die Geſetze des Denkens, wie die Geſchichte der Philoſophie; — und ich verlange, daß die heutigen Philoſophen ſich das geſagt ſein laſſen!

„Zur Selbſterkenntniß, zur klaren Einſicht in den moraliſchen Werth ſeines Denkens und Handelns ſoll jeder Menſch gelangen: — für jeden iſt der Mangel dieſer Einſicht ein Schaden und eine Schande. Aber nun gar ein Philoſoph ohne Selbſterkenntniß, — ein Philoſoph, der aus Eitelkeit ſeine handgreiflichen ſittlichen Gebrechen für Tugenden und Vorzüge hält und ganz arglos weitercultivirt, das iſt von den Widerſprüchen, die uns in dieſer Welt Ekel einflößen, der allerabgeſchmackteſte. — Ich verlange von den heutigen Philoſophen, daß ſie nach nichts eifriger trachten, als ſich ſelber zu durchſchauen, ſich ſelber zu richten mit vollkommener Gerechtigkeit, um ebenſo durch ſittliche Reinheit wie durch Intelligenz den Praktikern und Empirikern als Muſter voranzuleuchten!

„Die Empiriker, die Natur- und Geſchichtsforſcher, die Schoskinder der Epoche, haben ebendeswegen um ſo mehr zu begreifen, daß die Kenntniß eines Theils, den man ſtudirt hat, noch keineswegs berechtigt, über das Ganze und über die andern Theile zu urtheilen, die man nicht ſtudirt hat; — daß vielmehr jeder Specialiſt in Bezug auf jene andern Theile bei den betreffenden Specialiſten in die Schule gehen muß und in Bezug auf das Ganze bei dem Philoſophen, der den allgemeinen Organismus mehr und mehr darzuſtellen den Specialberuf hat. Wenn der Specialiſt bei dem Philoſophen nicht alles lernen kann (was nur bei dem Allwiſſenden möglich wäre!) — ſo wird er doch ſehr vieles lernen können, was er noch nicht weiß; namentlich aber das Eine: daß alles gelernt werden muß, auch die richtige Logik und das rechte Urtheilen über den Geiſt und ſeine Functionen, welches heutzutage gewiſſe Forſcher bei ihren Unterſuchungen über den Leib und ſeine Functionen mit in den Kauf zu bekommen meinen; — worin ſie ſich aber gewaltig täuſchen!

„Ich verlange von den Hiſtorikern und namentlich von den Naturforſchern, welche darin jetzt am weiteſten gehen, daß ſie das Prahlen und Dickethun mit ihrem Metier abſtellen und ſich in der Hierarchie der Wiſſenſchaften die Stellung geben lernen, die ihnen zukommt. Die Materie iſt Fundament, conditio sine qua non, aber nicht die Hauptſache. Die Hauptſache, das von innen nach außen, von oben nach unten herrſchende Princip, iſt der Geiſt. Die Wiſſenſchaft des Geiſtes iſt darum die oberſte; und wer die Wiſſenſchaft der Materie für die oberſte erklärt, iſt ein Narr!

„Von den Naturforſchern, die ohne alles Talent und ohne alle Vorbildung zu philoſophiren begonnen und den ſogenannten Materialismus ausgebrütet haben, verlang' ich, daß ſie endlich aufhören, gegen Wahrheiten zu ſündigen, die ſich für jedermann, auch für ſie, von ſelber verſtehen. Ich fordere, daß ſie nicht länger ſich und andere belügen, indem ſie lehren, daß aus Nichts Etwas, aus Nichtgeiſt Geiſt hervorgehen — aus geiſt- und ſelbſtloſen Atomen alles — die Natur, die Menſchen, die genialen Menſchen — die Heroen des Geiſtes und der Sittlichkeit gebildet werden konnten, welche die Zierden der Menſchheit ſind! Derartige ungeheure Dummheiten vorzutragen, iſt nachgerade nicht mehr erlaubt. Wenn gewiſſe Naturforſcher einen Kitzel empfinden zu philoſophiren, ſo mögen ſie aus der Geſchichte der Philoſophie erſt lernen, was Philoſophie iſt, und nun gelegentlich auch die Ueberzeugung erlangen, daß man nicht von einer Sparte der Naturforſchung aus die Urſachen aller Dinge erſchließen kann, — daß man dazu die Geſammtheit der Dinge in Natur und Geſchichte überblicken, außerdem aber ſpeciell zum Denken der oberſten Urſachen begabt ſein muß!

„Schon das Wort «Materialismus» iſt verwerflich. Der Geiſt iſt vorhanden und thatſächlich erwieſen. Eine Anſchauung des Ganzen muß auch ihm ſein Recht widerfahren laſſen. Wie dürfte man aber eine ſolche Anſchauung blos nach der Materie benennen? Der Materialiſt widerlegt ſich in der That ſchon durch den Namen, den er ſich gibt. Den Geiſt zu leugnen, der ſich in Staat und Kirche, in Kunſt und Wiſſenſchaft durch die wunderbarſten Schöpfungen dargethan hat, und dieſe thatſächlichen Erweiſungen doch nicht anderweitig zu erklären, das iſt ein Verfahren, welches wiſſenſchaftlich nicht mehr zu dulden iſt. Der bisherige Materialiſt beſchränke ſich auf die rechte Vertheidigung der Materie und ihres Eigenlebens! Dann wird er nicht nur der Materie, ſondern auch dem Geiſte dienen und dem freien philoſophiſchen Forſcher ein Bundesgenoſſe gegen fortſchrittfeindliche, geiſtliche und weltliche Despotie ſein, gegen welche alle ſtrebenden Kräfte zuſammenſtehen müſſen.

„Die Wiſſenſchaft ſoll der Gegenwart und Zukunft den Glauben erſetzen, der die bisherigen Geſchlechter herrſchend geleitet hat; ſie muß eine Gott erkennende, göttliche, religiöſe und Religion erzeugende werden. Sie hat nicht nur dem Volke mit der Aufklärung des Geiſtes die edelſte ſittliche Kräftigung zu bieten, ſondern auch den Künſten den neuen großartigen Gehalt zu vermitteln, wie ſie ihn früher aus dem Glauben gewonnen haben. Sie hat dem Leben und der Kunſt neue, höhere Ideale zu erſchließen — aus allen Gründen iſt alſo jetzt ihre höchſte Vergeiſtigung, ihre Vergöttlichung geboten!

„Von den Künſtlern verlang' ich, daß ſie ſich den neuen Gehalt, wie ihn die Wiſſenſchaft zu Tage fördert, aneignen und demgemäß neue, friſche, lebendige Formen ſchaffen. Ich verbitte mir bei ihnen die Meinung, als ob ſie blos noch das Natürliche und Menſchliche darzuſtellen hätten, und fordere, daß ſie das Göttliche in neuer Auffaſſung dazufügen lernen. Die Poeten mach' ich darauf aufmerkſam, daß die äußere Form und die appetitlichſte, blendendſte Aufputzung derſelben nicht das Ziel ihrer Kunſt ſein kann, daß ſie vielmehr das edelſte und mächtigſte Seelen- und Gemüthsleben in ſich zu erwecken und dieſes auch in den lebendigſten Formen auszuprägen lernen müſſen. Ich verlange von ihnen, daß ſie die Sprache der Götter nicht dazu misbrauchen, um ihre perſönlichen unbedeutenden Erlebniſſe und kindiſchen Gefühle an den Mann zu bringen, ſondern daß ſie dieſe Sprache ehren, indem ſie dem Würdigen, Großen, Erhabenen — dem Ewigen ihren Zauber leihen und dem Ideal des Lebens die Seelen gewinnen.

„Den Dichtern muth' ich noch insbeſondere zu, daß ſie begreifen, warum Dichten und Denken zuſammen genannt wird, und daß ſie ſich an Hoheit und Cultur des Geiſtes den Denkern zur Seite ſtellen. Praktiker und Empiriker möchten heute gar zu gern allein Männer ſein und ſich der Poeten nur zur Unterhaltung bedienen! Ich verlange, daß die Poeten dies nicht dulden und der Welt beweiſen, daß ſie nicht blos zum Vergnügen der Menſchen, ſondern zu ihrer edelſten Erziehung in der Welt ſind.

„Höchſt ernſthafte Forderungen hab' ich zu ſtellen an die Tagespreſſe, an die periodiſche Preſſe. Ich verlange von jedem, der für ſie ſchreibt, daß ihm die Wahrheit über alles gehe; daß er mit allen Kräften danach trachte, Wahrheit zu verbreiten in Nachrichten und in Urtheilen. Der ſchreibende Politiker und der Kritiker darf niemand die Ehre laſſen, daß er von perſönlichen Rückſichten freier ſei als er. Der Kritiker fälle ſein Urtheil, wie es die Sache will; und wenn ihm ein Freund ein ſchlechtes Buch vorlegt, ſo verdamme er es, und wenn ein perſönlicher Gegner ein gutes verfaßt hat, das er zu recenſiren berufen iſt, ſo zeichne er es mit dem wärmſten Lob aus. Der Feuilletoniſt haſſe die ſchlechten Mittel, das Publikum zu amuſiren in Bedienung ſeiner Schwächen, und widme ſeine Kunſt, die Sachen reizend und ergötzlich vorzutragen, ausſchließlich dem geiſtig Aufklärenden und ſittlich Bildenden. Er ſei ein Prieſter des Guten und Schönen; ein Prediger des Wortes, das die Wiſſenſchaft ihn lehrt, um es in die weiteſten Kreiſe zu tragen; ein Miſſionär, der das Reich des Lichtes auszubreiten jeder Anſtrengung, jeder Gefahr, jeder Beſchwerde Trotz bietet.

„Da Journaliſten und Feuilletoniſten bei feierlichen Gelegenheiten ſich dieſe Miſſion in allem Ernſte zutheilen, ſo verlang' ich in allem Ernſte die Erfüllung und für die Zuwiderhandelnden die Beſtrafung. Die Glieder der Gilde, die mit ihrer Feder der Lüge dienen und falſch Zeugniß geben, müſſen ausgeſtoßen werden und kein Journal darf ihnen ſeine Spalten öffnen.

„Du haſt die Tagespreſſe als das Bollwerk der Freiheit, als die Schutzmauer gegen die Despotie geprieſen. Ich leugne nicht, daß ſie das ſein kann und iſt. Wenn man aber meinen Forderungen nachkommt, dann wird uns die Preſſe nur eine Burg ſein gegen die Despoten, um für ſich ſelber zum Narrenhaus zu werden und uns der ebenſo ſchlimmen Tyrannei toller Begriffsverwirrung zu überantworten. Die Zeitſchriften dienen der Zeit, ihre Wirkung iſt die Abziehung vom Ewigen, die Verweltlichung der Geiſter. Dieſe haben nur den Wirrwarr des äußerlichen Lebens vor Augen und verlieren ſich ins bloße Dieſſeits. Darin liegt die größte Gefahr. Um ſie abzuwenden, dürfen wir allerdings nicht an den Zwang appelliren, das verſteht ſich von ſelbſt; aber um ſo unerläßlicher iſt es, daß für den Zwang die Tugend eintrete und die Journale durch Journaliſten, wie ich ſie fordere, der Erleuchtung, der Vereinigung der Geiſter, der Verbrüderung der Menſchheit dienen.

„Ganz beſondere Anſprüche mach' ich an unſere Jugend. Ich verlange, daß ſie beſcheiden ſei, freiſinnig und hochſtrebend; — daß ſie nicht über die Leiſtungen gereifter Männer anmaßend aburtheile, um nichts lernen zu müſſen, ſondern daß ſie etwas lerne, um urtheilen zu können. Die Jugend muß in ihrem Gemüth wieder die ſchöne Tugend der Pietät erwecken. Die Schüler müſſen Achtung vor dem Lehrer, die Lehrlinge Achtung vor dem Meiſter fühlen und pflegen. Die Buben dürfen dem Mann nicht ſagen wollen, was er zu thun habe, ſondern ſie müſſen ehrerbietig ſeinen Worten lauſchen, um ſie in ſich zu bewahren und zu befolgen.

Von den Jünglingen auf unſern Gymnaſien und Univerſitäten verlang' ich ſpeciell, daß ihnen die Wißbegierde das Schwierige, deſſen Betreibung allein Geiſt und Charakter ſtählen kann, lieb mache, damit ſie nicht, durch Näſchereien ſich entnervend, Dummköpfe bleiben und Bedienten werden müſſen oder noch was Schlimmeres. In richtiger Selbſtſchätzung Kenntniſſe gewinnen und durch Kenntniſſe frei und geachtet werden, das iſt das eine Ziel. In dummer Einbildung ein Ignorant bleiben und als ſolcher entweder dem Elend oder der Schlechtigkeit und endlich der Schmach verfallen, das iſt das andere. —

„Mit den Fürſten hab' ich begonnen, mit den Weiſen mach' ich den Schluß. Meine letzte, aber wichtigſte Forderung iſt, daß die Genien und die Talente, die Sommitäten ſämmtlicher Fächer in unſerm Volk ſich geiſtig einander zuwenden und einen Bund ſchließen, um den großen Zwecken der Gegenwart mit organiſirten Kräften zu dienen. Ich verlange, daß man dem wüſten Durcheinander disparateſter Beſtrebungen endlich ein Ende mache. Keine Eiferſucht erhebe ſich unter den Repräſentanten der verſchiedenen Metiers; kein Rangſtreit unterbreche das großartige Zuſammenwirken. Die geringere Kraft ſehe mit Hochſchätzung auf die größere, die größere mit Achtung auf die geringere. Jede thue das Ihre an ihrer Stelle; im Hinblick auf das Ganze verſchwinde der Unterſchied und die Liebe mache die geringſten Glieder den größten, die größten den geringſten gleich.“

Er ſchwieg und ſchaute mich an. In ſeiner ganzen Haltung malte ſich das Bewußtſein, mich in eine ſchwer zu vertheidigende Stellung gedrängt zu haben.

Ich blieb ruhig und erwartete die Concluſion.

Nach einer Weile begann er: „Das, mein lieber Philoſoph, ſind meine Forderungen! — Seh' ich, daß man ihnen nachzukommen ſucht und wirklich nachkommt, ſo bin ich bereit, an die Zeit, welche du verkündigt haſt, mit ganzer Seele zu glauben. Seh' ich aber, daß man von allem, was ich verlange, das Gegentheil thut und darauf noch dazu den größten Eifer wendet und ſich wechſelſeitig zu überbieten trachtet, dann werd' ich mich hüten, eine Zuverſicht in mir aufkommen zu laſſen, deren Enttäuſchung mich unglücklich und raſend machen würde!

„Das, was du prophezeit haſt, ſollte ſein — darin ſtimmen wir zuſammen. Aber du, weil der Zweck dir heilig erſcheint, denkſt dir die Mittel in ihrer Wirkſamkeit unfehlbar; ich betrachte ſie und urtheile nach ihrem wirklichen Gehalt — darin unterſcheiden wir uns.

„Es iſt möglich, daß ich dich mit der Gründlichkeit, womit ich dieſe Mittel, eins nach dem andern, ins Gebet nahm, gelangweilt habe. Indeſſen abgeſehen davon, daß ich für deinen Sermon etwelche Revanche zu nehmen hatte, führte mich nur eine ſolche allgemeine Prüfung zu meinem Zweck. Können wir erwarten, daß die Menſchen, wie ſie dermalen ſind, die ihnen durch mich vorgehaltene Schuldigkeit thun werden — oder erſcheint ein ſolcher Glaube lächerlich? Ich — es thut mir unendlich leid, es ſagen zu müſſen, — ich fürchte, das letztere!"

Eine Pauſe entſtand. Dann ſagte ich: „Du haſt wiederholt von dem Unterſchied geſprochen, der zwiſchen uns beſteht, ihn aber nicht richtig angegeben. In Wahrheit unterſcheiden wir uns dadurch, daß du das abſolut Gute verlangſt, um auch das relative leugnen zu können, ich aber nur das Beſſere fordere, um dran glauben zu dürfen. Was ich als zeitgemäß erwieſen habe, das wird kommen trotz aller Selbſtſucht, die in den Herzen der Menſchen und der Parteien zurückbleiben, trotz allen Kampfes, der wieder und wieder entbrennen wird. Du willſt im Gegenſatz zu mir das Leben ſelbſt vor Augen haben? Du haſt aber noch nicht ſeine Haupteigenſchaft erkannt: daß es nämlich Raum hat für das Gute und das Böſe, für die Thaten des Kampfes und der Einigung! Wenn das Böſe geſchieht, ſo iſt das Gute damit nichts weniger als unmöglich, nein, es kann ſich zu größter Macht und Schönheit entfalten gerade neben dem Böſen! Und ſo wird denn auch das ſpecifiſche Gute der kommenden Zeit geſchehen trotz aller feindſeliger Gegenwirkungen, die ich mir nicht vergehend, ſondern beſtehend, ja kräftig beſtehend vorſtelle!“

Ein ſpöttiſches Grinſen und ein entſprechendes „Hm“ war die Antwort. „Das Böſe dauert fort!“ ſagte er mit der Miene eines Belehrten. „Es werden alſo die Fürſten künftig nach ihrem bon plaisir handeln und ſich nach deſſen Forderung nicht mit Ehrenmännern umgeben, welche ihnen die Wahrheit ſagen, ſondern mit Schmeichlern und gefügigen Werkzeugen! Die Glieder des Einen Deutſchlands werden ſich nach wie vor wechſelſeitig herunterſetzen und ärgern und zu übervortheilen ſuchen! Die politiſchen und religiöſen Parteien werden ſich verketzern und ſich gegenſeitig ſchwarz machen! Die Reichen und Vornehmen werden auf die Armen und Geringen mit Stolz und Fühlloſigkeit herab-, die Armen und Geringen zu ihnen mit Neid und Wuth hinaufſehen! Die Männer der empiriſchen Wiſſenſchaften werden ihr Handwerk überſchätzen und darauf pochen, wie es jetzt auch der wirkliche Handwerker nicht mehr für anſtändig hielte, und die Kritiker ſämmtlicher Fächer werden das Buch nicht nach dem Buch, ſondern nach dem Autor beurtheilen und die Gerechtigkeit für alberne Schwäche halten. Die Jugend wird anmaßend und dummdreiſt bleiben — und von den Weiſen und Guten wird jeder ſeinen Weg gehen, ohne ſich um die andern, die Conſorten ausgenommen, im geringſten zu bekümmern. Die Egoiſten werden nur auf ihr Vergnügen und ihren Vortheil ausgehen und ſich entſchuldigen mit der altüberlieferten Entſchuldigung: «So iſt's eben! So geht's eben! Das iſt eben die Welt!» Die Halunken werden fein lächeln und werden ſich für geſcheit halten und werden die Beſſern, die nach Ehre trachten und zu dieſem Zweck Opfer bringen, für die dümmſten aller Menſchen erklären!“

„Das ſchadet nichts!“ entgegnete ich.

„Was!“ rief er mit einem Lachen der Verwunderung, — „das ſchadet nichts?“

„Nein!“ verſetzte ich. „Gegen die böſen Geiſter werden die guten um ſo gewaltiger aufſtehen, die Noth wird der Erkenntniß zu Hülfe kommen und es werden ſich Verbindungen ſtiften, welche alle Hinderniſſe umwerfen und der kommenden Zeit ihr Gepräge aufdrücken werden: das Gepräge der werdenden Harmonie; — das Gepräge der Vorherrſchaft des Geiſtes, der höchſten Bewältigung und Verklärung der Natur!“

Der Gegner ſchüttelte den Kopf. „Ich ſehe ſchon“, erwiderte er dann, „du biſt ſchußfeſt; — an dem Panzer deiner Theorie welken die Pfeile meiner Kritik machtlos hin! — Wenn unſer Herrgott ſeinerzeit zu dir geſagt hätte: «Was meinſt du, mein Lieber, — wird der Menſch im Paradies die Probe, die ich ihm auferlege, beſtehen? Wird die Schlange ihre Verführungskünſte umſonſt anwenden?» — «Oh», hätteſt du gerufen, «freilich wird ſie das! Wie könnte der Menſch ſo thöricht ſein, die

Seligkeit und die Ehre im Verein mit dir hinzuopfern, um ſich dem unheilvollen Verſucher an den Hals zu werfen? Wie wäre es möglich, daß er die Abſichten deſſelben nicht durchſchaute?» — Und doch iſt der Menſch gefallen! Und ſeitdem iſt der Teufel los; — er hat ſich in der Welt etablirt, die Welt iſt an ihn gewöhnt, und nun fängt ſie gar an, nicht mehr an ihn zu glauben, ſodaß er den unendlichen Vortheil hat, in der Tarnkappe fechten zu können!“ — Er zuckte die Achſel und ſah mit ſchweren Bedenken für ſich hin. Dann fuhr er fort: „Ich kann freilich meinerſeits nicht leugnen, daß die Zeit gekommen iſt, wo Geiſt und Natur ſich zu ſtellen haben zum Sühnverſuch. Aber muß dieſer gelingen? Iſt das Mislingen in der That unmöglich? — Seh' ich, welch ungeheuern Zauber jetzt auf den Geiſt die Materie übt, und denk' ich daran, daß die Menſchen gegenüber dieſer Beſtrickung ohnmächtig ſein, und ſich der Materie an den Hals werfen könnten, um die letzten Reſte ihres Patrimoniums mit ihr zu verjubeln, ſo faßt mich ein Grauen! «'S iſt möglich», flüſtert der Dämon mir zu — und Schauer durchziehen meine Seele!“

„Mein Freund“, entgegnete ich, „es iſt nicht möglich.“

„Göttlicher Geſelle!“ rief er mit einem Blick, der Bewunderung und Mitleid zugleich ausdrückte.

„Ich nehme das Prädicat an“, verſetzte ich mit

Ernſt; „denn in gewiſſer Beziehung iſt das der gute — glaubende und erkennende Geiſt!“ — Dann fuhr ich fort: „Du thuſt mir unrecht, mein Beſter, mit der Antwort, die deine Laune mich unſerm Herrgott ertheilen läßt! Ich hätte auf jene Frage erwidert: «Das weiß ich nicht!» Und vielleicht hätt' ich hinzugefügt: «denn du, o Herr, darfſt es ja ſelbſt nicht wiſſen! — Aber das (hätt' ich dann fortgefahren), das weiß ich: wenn der Menſch auch der Prüfung erliegt, du wirſt ihn doch nicht untergehen laſſen! Du wirſt ihn wieder aufrichten und emporführen; den langen Weg der Leiden zwar und des Kampfes, denn das fordert die ewige Gerechtigkeit, — aber aufwärts, immer aufwärts, bis er, deiner würdig, bei dir ſelbſt wieder angelangt iſt!» — Und ſo, mein Freund, iſt es auch gekommen — und ſo wird es weiter gehen! Der Geiſt befindet ſich dermalen in der verkehrten Welt; unendlich langſam löſt er ſich los aus der Uebermacht des Stoffes, aus Unwiſſenheit und Bosheit. Aber die Geſchichte, welche dieſes zeigt, beweiſt eben damit auch den Emporgang. Nach den Schritten, welche der Menſchheit bisher gelungen ſind, wird ſie jetzt einen neuen, — den bedeutſamſten und größten machen, den feindlichen Gewalten allen zum Trotz! Denn Gott ſelbſt will ihn, dieſen Fortſchritt; und Gott wird ihn machen!“

Victor, durch den Ernſt, ich darf ſagen die Feierlichkeit meiner Rede getroffen, ſchwieg und ſtand im Nachdenken.

In dieſem Augenblick erſchien Fritz und ſagte: „Der Tiſch iſt gedeckt!“

Wie aus einem Traum erweckt ſah der Freund erſt ihn, dann mich an und rief: „Zu Tiſche! Zu Tiſche! — Speiſ' und Trank hat Gott geſchaffen nicht nur den Leib zu erhalten, ſondern hauptſächlich, dem Denken ein Ende zu machen! Fort mit dem Deuteln und Grübeln und Zweifeln! Tauchen wir uns in die Tiefen der Natur, holen wir in ihr Vergeſſen und Labung und Einheit und Ganzheit, göttliche Ganzheit der Seele!“

Das Eſſen war ſo gut und reichlich, als ob es für die Kraftſtücke, die wir unſerm Geiſt heute zugemuthet hatten, extra berechnet geweſen! Victor ließ nach dem Tiſchwein, der den erſten Durſt geſtillt, eine edlere und feurigere Lage kommen, und wir genoſſen ſie als Kenner. Es war unmöglich, nicht vergnügt zu werden. Als wir mit dem aromatiſchen Rheingauer anſtießen, ſagte ich, den Wirth betrachtend: „Du biſt doch in der That einer der glücklichſten Menſchen, die ich kenne!“

Victer lächelte. „Ich bin zufrieden“, erwiderte er.

„In deiner Exiſtenz“, fuhr ich fort, „iſt ein eigenthümlich ſchönes Maß und eine erfreuliche Zuſammenſtimmung. Dein Gut iſt groß genug, um dir das Gefühl des Reichthums zu geben, nicht ſo groß, um dir Sorgen zu machen. Die Wälder und Felder, die Gärten und die Gebäude ſind gleichmäßig gut im Stande. Deine Leute thun ihre Schuldigkeit mit Vergnügen, dein Haushalt geht wie ein Uhrwerk. Willſt du dich mit Naturmenſchen unterhalten, ſo haſt du deine Bauern; willſt du dich mit Geiſtern vergnügen, ſo haſt du Bücher, Journale, Kunſtſachen. Für dich ſind die Werke angenehmer und nützlicher, als ihre Autoren; und im Grunde, theilen die Menſchen in ihren idealen Producten nicht uns allen ihr Beſtes mit? Wird's dir zu eng im Schloß, dann kannſt du ausfliegen, ſo oft du willſt. Und wenn du's nicht thuſt, dann ſteht doch die Möglichkeit vor dir und ergetzt deine Seele. Dieſes ruhige Daſein, dieſen köſtlichen Frieden ſtört dir niemand! Du weißt: morgen wird's ſein wie heute! Uebers Jahr wird's ſein wie heute; — und nur, wenn du's anders haben willſt, dann wird's anders ſein!"

Der Gerühmte warf mir einen zufriedenen Blick zu. — Nach kurzem Innehalten fuhr ich fort:

„Es gab eine Zeit, wo es anders war; — eine Zeit, wo der böſe Nachbar das Glück des Friedlichen über den Haufen werfen konnte nach ſeinem Belieben, weil das Geſetz gegen ihn keine Macht hatte! — Welchen ungeheuern Fortſchritt hat die Menſchheit ſeitdem gemacht!“

Victor wurde aufmerkſam. „Was ſoll dieſer Rückblick?“ ſagte er.

„Meinen Glauben rechtfertigen an den ungeheuern Fortſchritt, welchen die Welt machen ſoll in Zukunft!“

Er ſchüttelte den Kopf. „Heimtückiſcher Geſell!“ rief er. „Du köderſt mich mit angenehmen Reden, um mir das Garn der Widerlegung über den Kopf zu werfen?“

„Lieber Freund“, entgegnete ich, — „wer kann an der Zukunft zweifeln, wenn er ſieht, was dem Genius des Beſſern in den letzten Jahrhunderten gelungen iſt und was er uns perſönlich verſchafft! Ehren wir das Gute, das wir haben, durch reine, freudige Betrachtung! Schau um dich — denk um dich! Das Leben iſt ſo ſchön geworden; — ſo bequem, ſo reich, ſo heiter! Die Schätze der Natur und der Kunſt decken ſich immer weiter vor uns auf. Die Materie dient uns. Die zerſtörenden Kräfte, vom Geiſt gebändigt, tragen uns und ihre Gewalt ergänzt uns. Die Blüten des Geiſtes regnen auf uns von allen Seiten. Das Reizende und Köſtliche fließt uns zu von allen Ländern und Völkern, und wir ſelbſt geben es uns immer reichlicher. Wir bilden und ſingen und reden und ſchreiben. Von den größten Meiſtern aus haben wir neue Wege geſucht und gefunden und rüſtig ſchreiten wir auf ihnen vorwärts. In den Künſten laſſen wir keiner Nation den Vorrang.

Wenn wir in erzählender und dramatiſcher Dichtung mit andern wetteifern — in der Lyrik, dem Herzpunkt der Poeſie, tragen wir auch gegenwärtig die Palme! Unendlich viel edles Material, unendlich viel herrliche Kräfte liegen in unſerm Volk: ſie müſſen heraus und ſich erweiſen in unendlichen Lebensgeſtaltungen; — denn die neue Zeit iſt eine Zeit der Ausbeutung und der Verwerthung vorzugsweiſe! — Bei dieſem Wein, dem köſtlichen Symbol, fordre ich Sympathie! Nimm dein Glas! Es lebe Deutſchland! Es lebe der Geiſt! Es lebe die Zukunft!“

Victor ſah mich an — mit einem Lächeln mehr der Genugthuung und der Freundſchaft als des Spottes. Dann ergriff er ſein Glas, ſtieß an und rief: „Sie leben!“

Wir tranken. Dann ſagte er: „Wenn ich auch nicht ſo heftig glauben kann wie du, im Wünſchen und Gönnen wirſt du mir's ſchwerlich zuvorthun! — Sehen wir der Zukunft als Männer entgegen! Ich wünſche nichts mehr, als daß ich unrecht bekomme auf allen Punkten, und daß alle meine Anklagen in wenigen Jahren Verleumdungen ſeien! Wie gern würde ich am Pranger ſtehen! — Aber ich fürchte nur, dieſes Glück wird mir durchaus nicht ſo zutheil werden, wie ich's wünſche!“ —

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neueſtes Geſpräch mit dem Grobian.

Neueſtes Geſpräch mit dem Grobian.

Ueber die

Aufgaben und Ausſichten Deutſchlands

nach dem Kriege.

Separatabdruck aus der zweiten Auflage

der

»Geſpräche mit einem Grobian«.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1867.

Vorwort.

Wenn der zweiten Auflage der „Geſpräche mit einem Grobian“ das „Neueſte Geſpräch“ angefügt wurde aus Erkenntlichkeit gegen das Publikum, ſo wäre es eigen unbillig geweſen, nicht auch an die Beſitzer der erſten Auflage und ihre möglichen Wünſche zu denken. Denn wer iſt das Publikum, welches zur Veröffentlichung dieſes neuen Geſprächs den freundlichen Anlaß gab? Eben die Geſammtheit derer, welche die erſte Auflage nicht bloß geleſen, ſondern gekauft haben! Für dieſe Verdienten geben wir nun den Separatabdruck aus, womit ſie die „Geſpräche“ ergänzen wollen, die nach den großen Veränderungen des Jahres 1866 in Wahrheit eines ſolchen Abſchluſſes bedürfen.

Im übrigen iſt dieſes neue Geſpräch ein Ganzes für ſich, und ſo wol auch manchem willkommen, der das betreffende Buch noch gar nicht kennt, ſich vielleicht aber dadurch bewogen ſieht, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Die Gedanken und Gefühle, welche über die großen

Fragen der Zeit für und wider möglich erſchienen und erſcheinen, dürften im weſentlichen darin ausgeſprochen ſein; und wenn ſich ſeit der Unterredung auch äußerlich einiges geändert hat, mit allem Hauptſächlichen iſt es noch ebenſo beſtellt wie damals, und die von jetzt an zu erſtrebenden Ziele ſind von den beiden „Denkern“ mit jener Deutlichkeit gezeichnet und beleuchtet, wie man ſie von ihnen erwarten konnte.

Inhalt.

Wiederſehen der Freunde im Spätherbſt 1866. Edmund's Gefühle während des Kriegs und nach demſelben. Victor's Proteſt gegen den Namen Grobian. Der böſe und der gute Grobian. Edmund über den Sieg Preußens und die „Redaction" Oeſterreichs. „Wenn ich der Kaiſer von Oeſterreich wäre!" Das große Kleindeutſchland und ſein Bund mit Oeſterreich. Aufgabe des Kaiſerſtaats. Der Gedanke des deutſchen Parlaments von 1849. Victor erhebt ſich zur Kritik. Charakteriſtik der Preußen und ihrer deutſchen Geſinnung. Das nichtgewollte Großdeutſchland und das pruſſificirte Kleindeutſchland. Einheit und Freiheit — Berliner und Schwabe. Das eigentliche Deutſchland. Die Schöpfung der ſchwäbiſchen Familie Zollern. Der Militärſtaat und die „Völker in Waffen". Der drohende Krieg. Die Preußen und ihre hervorſtechendſten Züge. Der Staat und die Stadt der Intelligenz. Martha und Maria. Die heutigen Schwaben und ihre Praxis. Die Bayern und ihre Neigungen. Die Familie und der Staat. Die Ausſicht der Süddeutſchen. Beurtheilung Oeſterreichs. Die wahre Gefahr des Kaiſerſtaats. Eine reife Wiederholung des zweiten Joſeph! Der katholiſche Staat und die freie Forſchung. Die Pfaffheit und die Menſchheit. Die Juden. Wo iſt die ſtaatsmänniſche Größe? Trübe Ausſichten, ſchwermüthige Gedanken. Edmund's Vertheidigung. Das unmögliche Großdeutſchland. Ideen und Ideale — Leidenſchaften und Triebe. Selbſtſucht und Selbſtliebe. Individuum, Geſchlecht und Staat. Preußens König und Miniſter. Der letzte Grund des deutſchen Kriegs.

Gegenrede Victor's. Der deutſche Michel in ſeiner neueſten Metamorphoſe. Die Naturburſchen und ihre Erziehung. Preußen und Berliner noch einmal. Der Staat der Intelligenz trotz alledem. Norddeutſche und Süddeutſche in ihrem wahren Verhältniß. Die Franzoſen und Louis Napoleon. Die Zeit der Ausgleichung. Ohnmacht der widerſtrebenden Gewalten. Die Allianzen. Pflichten Preußens gegen Oeſterreich. Veredlung der Politik, Größe und Güte. Victor's letzter und ſtärkſter Ausbruch. Einigung und Auseinandergehen der Freunde. Hoffnungen und Wünſche.

Neueſtes Geſpräch.

Ueber die Aufgaben und Ausſichten Deutſchlands nach dem Kriege.

Der Freundlichkeit des Publikums, welches dieſem Buche ſo ſchnell ſeine Gunſt zugewendet und eine zweite Auflage nöthig gemacht hat, glaube ich nicht beſſer danken zu können, als wenn ich, mit Ueberſpringung aller dazwiſchenliegenden, das letzte Geſpräch der beiden Freunde mittheile, welches gegenwärtig am meiſten intereſſiren möchte. Die vorläufig zurückgeſtellten, die beſondere Zeitfragen erörtern, hoffe ich ſpäter in einem zweiten Bande vorlegen zu können.

Der Herausgeber.

Edmund ſchreibt:

Nachdem ich das „Kloſter" im April dieſes Jahres noch einmal beſucht hatte, konnte ich meinen Fuß erſt im Spätherbſt wieder über die gaſtliche Schwelle ſetzen. Die Kriegsdrohung hatte mir's zur Pflicht gemacht, einer

Familie meinen Beiſtand zu leihen, die den Vater entbehren ſollte, und ich hielt bei ihr aus, bis derſelbe, mit einer Narbe und einem höhern Grade verſehen, wieder in ſie zurückkehrte. Dann eilte ich nach Hauſe und benutzte den nächſten ſchönen Tag zum Ausflug.

Mit ſeltſamen Gefühlen betrachtete ich am Ausgange des Waldes das einſam-ſchöne Thal, das Dorf und das Schloß. Der Krieg war nicht in unſere Gegend gedrungen; aber nicht allzu weit davon hatte er getobt: eine Woche ſpäter, und er hätte ſeine zerſtörenden Wogen auch über dieſe Felder gewälzt! Nun ſchaute mich alles ringsumher in ſo traulicher Unverſehrtheit an! Jeder Baum, jede Hütte ſtand noch auf dem alten Fleck, und die Mauern des Herrenhauſes glänzten im Scheine der Herbſtſonne freundlicher als je zu mir herüber. Der Mönch hatte ſie nicht verlaſſen während des ganzen Sommers: was mochte er hinter ihnen gefühlt und gedacht haben? — Ich ſollte es erfahren.

Von dem alten Diener froh begrüßt, hörte ich, daß Victor in der Bibliothek ſei; — ich ließ mich melden. Als ich eintrat, erhob er ſich von ſeinem Pult und ging mit einem Ausruf unverhohlener Freude auf mich zu. Freundſchaft ſprach aus ſeiner Miene und wahres Vergnügen; aber freilich kam bald ein gewiſſer Schein von Satire dazu, der ihm den gewohnten Charakter gab.

„Da iſt er ja, der alte Freund!“ rief er. „Der Ungetreue, der mich die Drangſale der Zeit allein hat ausdulden laſſen! — Keine Entſchuldigung! du biſt wieder einmal der edle Ohm geweſen: da muß der Freund zurücktreten! — Setz dich — und ſeien wir die Alten!"

Wir nahmen Platz. Nachdem wir einige perſönliche Bemerkungen getauſcht hatten, ſchaute Victor für ſich hin; dann lächelte er und ſagte: „Gedenkſt du noch eines gelegentlichen Geplauders unten im Eßzimmer? Du erinnerteſt mich an die rauhen Zeiten, wo es irgendeinem Nachbar einfallen konnte, mein Haus zu überziehen und allenfalls in Trümmer zu legen; — darauf, daß dies heutzutage nicht mehr zu fürchten ſei, gründeteſt du einen famoſen Beweis gegen meine Weltanſchauung und Zeitbetrachtung! — Nun? — Was hat gefehlt? — Wenn unſere Regierungen nur noch ein bischen dümmer waren, ſo rollte das Unheil hierher, warf mir das Haus, das ein trefflicher ſtrategiſcher Punkt iſt, in Ruinen, und es lag dann für mich ein ſchlechter Troſt darin, daß es durch etwas civiliſirtere Werkzeuge geſchah. — — Ehrlich, mein Freund: hätteſt du damals nicht drei körperliche Eide abgelegt, daß der Friede in Deutſchland über jede Idee von Störung erhaben ſei?"

„Ich kann's nicht in Abrede ſtellen", ſagte ich.

„Natürlich!" entgegnete er. „Du darfſt das auch wol geſtehen — du, der noch in dieſem Jahre behauptet hat, daß ein «Bruderkrieg» in Deutſchland zu den abſolut unmöglichen Dingen gehöre! — Lieber Freund und Optimiſt", fuhr er ſpottend fort, „es iſt immer noch gar vieles möglich zwiſchen Himmel und Erde, wovon eure Weltweisheit ſich nichts träumen läßt!“

„Ich habe mich geirrt“, erwiderte ich, — „die Ereigniſſe haben mich belehrt!“

Er blickte mit boshaftem Behagen. „Darf man vielleicht glauben, daß dir das noch öfter begegnen kann?“

„So wie es diesmal geſchah“, verſetzte ich mit Ernſt, „laſſ' ich mir's immer gefallen!“

Er ſah mich an. „Heißt das, der Krieg, den du für unmöglich erklärteſt, iſt dir, nachdem er gekommen, lieb geweſen — und du haſt dich mit ihm befreundet?“

„Nicht ſo ganz“, erwiderte ich. „Der Krieg, nachdem er begonnen hatte, ſchauerte mir vielmehr Entſetzen ins Herz! Noch einen Tag vorher hatte ich ihn für undenkbar erklärt! Ich hatte geſagt und wieder geſagt, daß deutſche Fürſten deutſche Völker nicht in einen Streit führen könnten, welchen dieſe nicht nur ſelber nicht wollten, ſondern geradezu verabſcheuten! Ich hatte geſagt, daß deutſche Monarchen ſich wohl hüten würden, durch einen Bruderkrieg, den man von den Thronen dictirte, die tödlichſten Wunden nicht nur dem Lande, ſondern dem Königthum ſelber zu ſchlagen!“

„Gut geſagt“, entgegnete Victor, „aber höchſt unſchuldig gedacht! — Monarchen hüten ſich vor nichts!“

„Ich“, fuhr ich im Eifer meines Gedankens fort,

„ſtarrte den begonnenen Krieg an wie das Haupt der Gorgone! Das Unmögliche war wirklich geworden; mir war's aber immer noch unmöglich: ein Märchen ſtand es vor meiner Seele! — Ein ſchauervolles, grauſiges Märchen! Das Blut, das über die deutſche Erde hinfloß, ſchrie zu mir um Rache! Ich litt nicht nur die Leiden der Gegenwart, ſondern auch die der Zukunft: ich ſah das Vaterland durch den gräßlichen Kampf zu Tod ermattet — zerſtückelt, verloren! — Wäre es nicht meine Pflicht geweſen, Tröſter zu ſein — ich hätte mich überwältigen laſſen von dieſen Schmerzen und wäre vergangen!“

Victor nickte mit Ernſt. Ich fuhr fort:

„Ich will mich nicht härter und ſtärker machen, als ich bin! Wollte ich jetzt mich ſelber belügen — mein Tagebuch würde gegen mich zeugen! Ich ſchrieb täglich meine Gedanken und Empfindungen nieder — und will dir geſtehen: es iſt ein ſeltſam Heft geworden!“

Victor ſchaute mich an und ein leiſes Lächeln umſpielte ſeinen Mund. „Nicht ohne alle Widerſprüche vermuthlich?“

„Ausgeſtattet mit vielen und großen! Und das iſt auch begreiflich! Am Beginn ſtand ich ein für das Recht und forderte die Züchtigung derer, die es gebrochen hatten. Aber dann mußte ich mir ſagen, daß das auch von mehrern Seiten her geſchehen ſein würde, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß das blos formale

Recht auch ungeſtraft umgangen zu werden pflegt: um des Fortſchritts, um eines großen weltgeſchichtlichen Zweckes willen! Und ſchon dämmerten in meiner Seele Zwecke des deutſchen Kriegs! Ich dachte, vorgreifend, welchen Nutzen derſelbe für uns haben könnte, und ſprach ihn bald ſogar in deutlichen Worten aus!“

„Vollkommen in der Ordnung!“ rief der Kritiker. — „Da wurden dann wol dieſelben Menſchen, auf welche du die Rachefeuer des Himmels heruntergerufen hatteſt, nachgehends als die großen Rüſtzeuge der Vorſehung demonſtrirt?“

„Wenigſtens als die Rüſtzeuge! Ich will's nicht leugnen!“

Victor lachte ſpottend. „Guter Edmund“, rief er. — „Indeß ich nehm' dir's nicht übel! Helf', was helfen kann!“

Ich betrachtete ihn. „Du biſt ſehr milde — diesmal!“

„Weil ich!“ entgegnete er mit Ernſt, „über ſolche Schwankungen erhaben bin! Weil ich niemals hier Teufel ſehe und dort Engel, ſondern hier wie dort Menſchen, welche durch und durch zu kennen ich das traurige Vergnügen habe! — Das feſte Herz iſt milde! Nur die Lumpenhunde, denen es ergangen iſt wie dir, werden dich verdammen!“

Ich fuhr unwillkürlich auf und ſah ihn mit einem Vorwurf an.

Er entgegnete mit einem Blick der Verwunderung.

„Hab' ich etwas geſagt, was dich verletzen kann?" fragte er mit dem Tone der Unſchuld.

Ich zuckte die Achſel.

„Wäre ganz gegen meine Abſicht!" fügte er hinzu. „Drum — fahren wir fort! — Du haſt dir alſo Zwecke gedacht, welche der deutſche Krieg haben könnte — gute, gedeihliche Zwecke —, und das Glück der Schlachten hat dir bald auch die Werkzeuge klar gemacht?"

„So iſt es!"

„Und du haſt ihnen und namentlich Ihm die Indemnität ertheilt?"

„Ich kann's nicht in Abrede ſtellen; — natürlich mit den gehörigen Einſchränkungen! Und (weil ich doch einmal im Beichten bin!) nicht ohne noch zu wiederholten malen, wenn Dinge geſchahen, die mich indigniren mußten —"

„Neuerdings nach dem Donnerkeil zu greifen und ihn grimmig auf den oder die Frevler zu ſchleudern! — — Gut! Das iſt nur conſequent! — — Zuerſt alſo erſchreckt, innerſt aufgeregt, von Schauern erfüllt; dann getröſtet, durch Reflexionen gehoben und emporgeſchwungen über das Elend der Erde, das tief unten in Nichts verſchwand! Dann wieder in Sorge geworfen, entrüſtet, zornempört! — Und jetzt?"

„Mit den Entſcheidungen verſöhnt und zufrieden!"

Victor ſah mich an. Sein Geſicht hellte ſich auf — er brach in lautes Lachen aus. — „Weißt du", rief er nach einer Weile, „daß du Muth haſt? Intenſiven moraliſchen Muth?“

„Den Muth der Ehrlichkeit“, entgegnete ich. „Ich bekenne meine Zufriedenheit, weil ich ſie fühle; und ich fühle ſie, weil ich meine Gründe habe!“

„Ich zweifle nicht an der Exiſtenz derſelben! — Gehen wir aber doch methodiſch vor! Womit biſt du denn nun eigentlich zufrieden?“

„Mit dem Gang und dem Ausgang des Kriegs“, erwiderte ich.

„Du ſchlägſt dich alſo auf die Seite des Siegers?“

„Ich will, daß er geſiegt habe!“

Victor nickte; dann ſchaute er mit einem eigenen Blick auf mich her. „Wenn ich nun einer wäre, wie ſo mancher andere, — weißt du, was ich dir jetzt ſagte? Daß du auf die Knie ſinkſt vor dem Erfolg! Daß du dich niederwirfſt vor der ſiegreichen Gewalt: daß du ein Sklave biſt!“

„Das wäre Verleumdung —“

„Ich bin kein ſolcher Burſch“, unterbrach er mich ſtolz, — „darum ſag' ich's nicht! — Ich nenne nur denjenigen einen Hund und Knecht, der es wirklich iſt; — ich gehöre nicht zu den ehrloſen Geſellen, die den andern ſchon deswegen mit einem Schmachnamen belegen, weil er nicht ihrer Anſicht iſt! — Ueberhaupt — laſſen wir die Politik einen Moment beiſeite und erledigen wir vorher eine perſönliche Angelegenheit!“ Er erhob den Kopf, ſah mich mit der Miene eines Anklägers an und rief: „Wie konntet ihr beide, du und dein Literat, euch geſtatten, mir den Titel eines Grobians par excellence zu ertheilen? Ich proteſtire feierlich gegen dieſes Prädicat! Ich bin kein Grobian! Ich kann keiner ſein, mir fehlen dazu die weſentlichſten Eigenſchaften!“

„Zuweilen“, warf ich ſchüchtern ein, „iſt mir's doch vorgekommen —“

„Ich bin's auch nicht zuweilen!“ entgegnete er ſtreng. „Ich bin's gar nicht!“ — Er zuckte die Achſel und machte eine Grimaſſe der Geringſchätzung. „Ein Grobian der Gerechtigkeit ſoll ich ſein! Das iſt einfach ein Widerſpruch in ſich ſelbſt! Nur das Unrecht iſt grob! Nur derjenige iſt ein Grobian, der es begeht! Nur der Heuochſe iſt ein Grobian, der es aus Dummheit begeht — nur der Schurke iſt ein Grobian, der es aus Bosheit begeht! Ich bin weder das eine noch das andere, mithin kein Grobian!“

„Es gibt aber doch“, wagte ich zu bemerken, „auch eine gewiſſe ſtarke Art, das Recht zu vertreten —“

„Nichts gibt es, was zum Grobian macht“, rief er mit funkelnden Augen, „als Dummheit und Bosheit! — Der Effect widerlegt euch! Prahleriſch hat der Bücherverfaſſer meine Herzensergießungen als Ausſprüche ſpecifiſcher Grobheit in die Welt geſchickt. Was iſt geſchehen? Man hat ſich überzeugt, daß das, was ich ſage, das einzige Vernünftige und Gute im Buche iſt! Und Flegel von Profeſſion haben über einen ſolchen Collegen mitleidig die Köpfe geſchüttelt! Grobheit! Der erſte beſte Bube ſetzt ſich hin, ſpritzt das Gift ſeiner haßgeſchwellten Seele aufs Papier — und das Stärkſte, was ich geſagt habe, muß ſich vor der Sudelei verkriechen! Die rückſichtsloſe Frechheit, die Verleumdung und die Lüge machen den Grobian! Sie geben dem elendeſten Wiſch eine Kraft der Beleidigung, wogegen die Wuthausbrüche des Gerechten unſchuldige Kinderſpiele ſind! Der Gerechte kann in Wahrheit nicht beleidigen, nicht kränken! Die ſtärkſten Schläge werden gemildert durch das Gefühl des Geſchlagenen, daß er ſie verdient, und durch die Ahnung, daß ſie ihm geſund ſind! Der Gerechte, der züchtigt, erſcheint daher als ein Wohlthäter; — er flößt nirgends wahre Furcht ein, und er darf ſich noch gratuliren, wenn man ihn nicht zu den «guten Kerlen» wirft! — Feierlich wiederhol' ich's: nur der Ungerechte kränkt! Nur die Lüge thut weh und vergiftet das Blut! Nur die Verleumdung, die durch nichts motivirt iſt, als den bübiſchen Haß und Neid in der Seele des Verleumders — nur ſie tritt als ein infernales Wunder vor uns und macht uns einen Moment ſtarr, weil Unmögliches darin verwirklicht iſt! In ihrem jähen Ueberfall wirkt ſie — und der noble Menſch fühlt den hölliſchen Pfeil um ſo ſchmerzender, als er zunächſt wehrlos iſt gegen den Ehrloſen, der ihn aus dem Hinterhalt abgeſchnellt hat! Das iſt eben der Grund, warum ſtupide Mäuler und impotente Federn inſtinctmäßig zur Läſterlüge ihre Zuflucht nehmen! Sie, die an und für ſich Ohnmächtigen, können mittels der Lüge auf einen Moment mehr als der Begabteſte; — Weisheit und Tugend werden von ihnen zerbrochen! Das iſt aber eine große Verführung für die hohlen Tröpfe, in denen die Flamme des Ehrgeizes marternd brennt und welche die Nullität, von der ſie gefoltert ſind, an dem erwieſenen Verdienſt zu rächen einen nie ruhenden Stachel empfinden! — Es iſt wahr, ihr Triumph iſt doch nur eine Täuſchung. Die Dinge gehen ihren Lauf; der Verleumdete erholt ſich wieder von dem Schlag, der ihn getroffen hat, und der Verleumder, der ihn ertheilte, crepirt. Aber eins iſt ihm während ſeines Aufſchwungs gelungen: er hat bewieſen, welcher Giftkraft der Menſch fähig wird, wenn er dem Haß rückſichtslos folgt und das letzte Atom von Anſtand und Ehre beiſeiteſetzt!“

Ich ſchwieg, nicht ohne eine Art von Beifall kundzugeben. Dann ſagte ich: „Du magſt recht haben und der wahre Grobian nur der ſchlechte Geſell ſein, der durch die Mittel der Lüge niederträchtige Zwecke zu erreichen ſtrebt! Aber das Wort hat an und für ſich doch auch einen guten — ich möchte ſagen, fidelen Klang, und wir thäten ihm nach meinem Gefühl unrecht, wenn wir es nur für Geſindel brauchen wollten! Du haſt den Namen einmal bekommen, die Sache iſt nicht mehr rückgängig zu machen: behalt ihn alſo und bring' ihn zu Ehren!"

Victor nickte mit mehr Behagen als Unmuth. Dann ſagte er: „Nach der Verwahrung, die ich hiermit eingelegt habe, mag es ſein! Die Grobheit bedeute bei mir den Feuereifer, der für das erkannte und nachgewieſene Recht niederwerfend einſteht — und damit gut! — Nehmen wir den Faden der Politik wieder auf! — Der wahre Grobian — der böſe Grobian würde zu dir jetzt ſagen: Mein Vortrefflicher! Du biſt vor dem Kriege eine Art Großdeutſcher geweſen — der Gang des Krieges hat dich zum Kleindeutſchen, zum Preußen gemacht: du tanzeſt mithin um das goldene Kalb des äußerlichen Succeſſes und der weltlichen Glorie, du beugſt dich unter das heilloſe Recht des Stärkern: du biſt ein Charakterloſer!"

„Und ich würde entgegnen —"

„Still! Hör' erſt den guten Grobian! — Dieſer ſagt: Mein Verehrteſter! Du biſt vor dem Kriege eine Art Großdeutſcher geweſen, weil du geglaubt haſt, es wäre endlich die Zeit gekommen, wo Vernunft und edler Wille die ſtreitende Selbſtſucht auf dem Gebiete der Politik ablöſen und zur gerechten Ausgleichung und Organiſation von allen Seiten her ſich die Hände reichen möchten. Und in der That: waren Vernunft und edler Wille in ſämmtlichen deutſchen Potentaten und Potentätchen vorhanden, was erſchien da noch unmöglich?

Auch die beiden Erb-Rivalen trafen dann ein Abkommen, die andern fügten ſich, die zuſammenwirkenden Tugenden triumphirten über jede Schwierigkeit: das parlamentariſche Großdeutſchland war fertig! — Aber dein Glaube, mein vortrefflicher Menſchenfreund, hatte keinen Boden! Die Vorausſetzung exiſtirte nicht! Du lernteſt einſehen: Vernunft und edler Wille machen die Politik noch immer nicht — auch in Deutſchland nicht! Die Selbſtſucht macht ſie immer noch — auch in Deutſchland! Die Selbſtſucht allein hat die Kraft, die etwas durchſetzen kann; wer etwas erreichen will, hat nur zu wählen zwiſchen Selbſtſucht und Selbſtſucht: halten wir's alſo mit der Selbſtſucht des Beſſern und relativ Berufenen! Das parlamentariſche Großdeutſchland iſt unmöglich, weil eben Vernunft und edler Wille, die wir dazu brauchen, allerſeits fehlen: acceptiren wir nun das ſiegreiche Preußen, das uns einem ähnlichen Ziel entgegenzuführen — verſpricht! Nach dem erſten Kranz hat ſich die Hand vergebens geſtreckt: nehmen wir den zweiten, der erreichbar iſt und der einzig erreichbare bleiben möchte Gott weiß wie lang! Durch das Glück der Schlachten, das ſich einſeitig an die ſchwarz-weißen Fahnen heftete, hat uns die Vorſehung offenbar einen Fingerzeig gegeben! Folgen wir ihm! Erkennen wir das Mittel der Geſchichte, ſtellen wir uns zu Preußen, nicht um dieſem Staate fügſam zu dienen, ſondern um ihn, der noch ganz erſtaunlich real iſt, idealiſiren zu helfen und ihn zu ſeinem deutſchen Berufe immer tüchtiger zu machen! — Nun?“ fuhr er ſpöttiſch lächelnd fort, „biſt du zufrieden mit dem guten Grobian?“

„Er iſt nur mehr der Gute“, entgegnete ich, „und hat meinen eigenſten Gedanken Worte gegeben!“

„Du ſiehſt alſo: wenn ich das will, kann ich's auch!“

„Und warum willſt du's nicht?“

„Darüber ſpäter! Für jetzt hab' ich dir nur zeigen wollen, daß ich dich zu würdigen vermag und, um deinen Standpunkt mir zu erklären, dich nicht zu verleumden brauche!“

„Damit“, entgegnete ich, „hab' ich nichts Neues erfahren! — Erlaub' mir nun aber, daß ich die Arbeit auf mich nehme und ſie vollende!

„Der Philoſoph, nach ſeiner Miſſion, denkt das Ideal; er ſpricht es aus, damit man es realiſire! Aber die Welt begreift es nicht, verſchmäht es und verſagt ſich ihm. Da bedient ſich der Geiſt, der die Geſchicke der Menſchheit lenkt, zur Erreichung ſeiner Zwecke eines weltlichern Mittels! Den Schritt, der mit Vernunft und edelm Willen nicht zu machen iſt, läßt er anders, aber dennoch machen, indem er den Ehrgeiz anſpannt. Der Weltgeiſt will nicht blos Ideen haben, er will ſchaffen und wirken; und um zu wirken, nimmt er ſelber Partei. Er verbündet ſich mit dem beſſern Werkzeug, er kämpft ihm zur Seite, er hilft ihm den Sieg erſtreiten — und zeigt damit allen Denkenden den Weg, den ſie ſelber zu gehen haben! — Du gibſt zu, beiſpielloſe Dinge haben ſich vor unſern Augen begeben! Der Krieg, der Deutſchland zu vernichten drohte, hat es mächtiger gemacht und gefürchteter. Was unvermeidlich ſchien, blieb aus; was niemand zu ahnen wagte, traf ein. Ungeheure Erfolge wurden errungen in der kürzeſten Zeit! Was ein Dichter zu erfinden ſich beſonnen hätte, geſchah — geſchah wirklich! Dazu war nöthig, daß bei größter, beſonnenſter Thatkraft das Glück nicht einen Augenblick wich — und es wich nicht einen Augenblick! So ging ein Schauſpiel an uns vorüber, das wir noch jetzt — vielmehr jetzt, wo wir es ganz überblicken, erſt recht beſtaunen müſſen! Ein Schauſpiel, welches auch das Ausland — das ſtolze Ausland — mit ungeheuchelter Bewunderung, mit heilſamem Reſpect erfüllt hat! Beugen wir uns nach ſolchen Wundern — nicht vor den Werkzeugen, ſondern vor der ewigen Macht, vor welcher die von ihrem Siege betroffenen, faſt möcht' ich ſagen beſchämten Werkzeuge dermalen ſich ſelber beugen! Nehmen wir das Geſchenk an und machen wir es fruchtbar nach allen Seiten!“

„Nehmen wir es an“, bemerkte Victor, — „wenn es ein wahres iſt!“

„Es iſt ein wahres“, entgegnete ich, — „an ſeinen Früchten erkennen wir es! — Was vor ihm unlösbar geweſen und von dir ſelber dafür erklärt worden iſt, nach ihm iſt's lösbar! Der Dualismus, der ohne Vernunft und guten Willen (die aber nicht vorhanden waren und ſind!) jede Organiſation hinderte und hindern würde, iſt gehoben! Die eine der beiden großen Gewalten hat geſiegt, hat die Vorherrſchaft in Deutſchland erobert und die andere auf ſich ſelber gewieſen! Das iſt ein unſchätzbarer Gewinn! Die Frage der Nation iſt dadurch unglaublich vereinfacht! Wir haben jetzt allerdings nicht das ganze Deutſchland, wir haben nicht Großdeutſchland; aber wir können ein Kleindeutſchland machen, das ich mir erlaube, groß zu nennen! Wir können es — niemand hindert uns daran!“

„Nous verrons!“ murmelte Victor.

„Der erſte Act“, fuhr ich fort, „iſt gelungen: Plaudite! Noch ein ſolcher Act — und das große Kleindeutſchland iſt fertig! Dieſes Deutſchland iſt jetzt wenigſtens möglich! Und wenn Vernunft und guter Wille, die es wirklich machen ſollen, noch jetzt nicht hinreichend vorhanden ſind, ſo hat ſich das Mittel, welches dieſen Tugenden zu Hülfe kommen kann, ſchon erprobt. Wer A geſagt hat, wird B ſagen; er muß es ſagen — wir dürfen darauf bauen!“

„Ausgezeichnet“, rief der Gegner, indem er mit ironiſcher Bewunderung auf mich herſah. „Er ſchwingt den preußiſchen Säbel — der Sanfte, der friedlich Ausgleichende — der Optimiſt! — Darüber kann ſich freilich nur derjenige wundern, der ſich von Worten blenden läßt! Die Optimiſten ſind von jeher Despoten geweſen!“

„Zum Heile der Menſchheit!“ entgegnete ich.

„Niemals anders! — Doch hören wir den neuen Kleindeutſchen erſt aus! Preußen alſo iſt übermächtig — das noch nicht angeſchloſſene Süddeutſchland wird ſich anſchließen, freiwillig oder gezwungen — die Geſchichte iſt im Rollen und wird zu Ende rollen — gut! — Aber Oeſterreich? Das große, immer noch mächtige — das gedemüthigte, zürnende, nach Genugthuung verlangende Oeſterreich?"

„Oeſterreich", erwiderte ich, „hat in dieſem Kampfe verloren, weil es verlieren ſollte! Ohne dieſen Verluſt war die Zwietracht in Deutſchland verewigt — und ſie ſollte ein Ende nehmen! Oeſterreich iſt ein Opfer gefallen für Deutſchland und ſeine Ausgeſtaltung. Oeſterreich? Nicht die Völker Oeſterreichs, nicht der Kaiſerſtaat und ſein Beruf: gefallen und für immer begraben iſt das Syſtem, das es zum Hemmſchuh gemacht hat für die Cultur Europas!"

„Vortrefflich ausgedrückt! — Aber der Staat mit ſeinen Völkern ſteht noch; er iſt von Bitterkeit erfüllt, er wartet auf die Gelegenheit eines zweiten Ganges, der ſeine Niederlage im erſten rächen ſoll: wird er dieſer «Geſtaltung» ſo ruhig zuſehen? Wird er nicht auf den Gedanken gerathen, daß er eben bei dieſem Verſuch den erlittenen Verluſt ſich erſetzen könne?"

„Der Erſatz wäre ſchade; denn der erlittene Verluſt iſt ein unſchätzbarer Gewinn!"

„Für Preußen!"

„Für Oeſterreich!“ entgegnete ich. „Ja, ich möchte ſagen: der große Redactor hat bei dieſer Gelegenheit Oeſterreich mit gleicher Liebe redigirt, wie die ſiegreiche Gegenmacht!“

Victor betrachtete mich, indem ſeine Miene ſich aufhellte. „Du meinſt“, verſetzte er, „durch Streichen!“

„Iſt das nicht ein vielerprobtes Mittel der Redaction? — Durch das rechte Streichen wird eine zu üppig gediehene Schöpfung bekanntlich nicht nur verbeſſert, ſondern gar oft gerettet! Das Fehlende zuzuſetzen, das Ueberflüſſige wegzutilgen, das iſt die Aufgabe des Redactors; und beides hat das erhabene Urbild aller Redactoren an dem großen Werke deutſcher Nation ſtaunenswürdig vollzogen!“

„Der Vergleich iſt nicht ohne Verdienſt!“

„Verfolgen wir ihn darum noch ein wenig! — Was muß geſtrichen werden? Was nicht zur Sache gehört! Der Autor (und der Herrſcher, das herrſchende Geſchlecht iſt Autor!) hat gar oft ſubjective Einfälle und Gelüſte. Er meint, weil ein ſolcher Einfall ihm behagt, ſo paſſe er auch in das Werk. Aber das Werk iſt eine objective Macht und das Werk ſagt: «Das taugt mir nicht! Der Einfall und ſeine Ausführung mögen an ſich ganz gut ſein, in mich aber fügen ſie ſich nicht! Was anderswo nützlich iſt, das iſt mir ſtörend und ſchädlich: es hindert meine Ganzheit und Geſchloſſenheit! Weg damit!» Der ſubjective Autor wird das zunächſt energiſch beſtreiten; er wird darauf beſtehen, daß das Ueberflüſſige nicht nur eine Zierde, ſondern ein unentbehrliches Glied des Ganzen ſei; — und wenn er ein recht eigenſinniger Autor iſt, wird er alle möglichen Sophismen dafür ins Feld führen! Aber die Anſprüche des Werkes beſtehen; und wenn der Verfaſſer das Störende nicht ſelber tilgt, ſo tilgt es die Redaction, der das Werk unter die Hände geräth, um ſo rückſichtsloſer. Dieſer Verluſt iſt jedoch Gewinn in jedem Betracht! Und wenn der Autor noch eine Zeit lang trutzt und klagt, endlich erkennt er's ſelber. Er wird heiter und ſagt: «'S iſt beſſer ſo!»“

Victor ſchaute vergnügt auf mich her. „Das alles iſt ſo klar“, verſetzte er, „daß nicht ein Jota davon abgeht — in der Vorſtellung!“

„Betrachten wir“, entgegnete ich mit Ernſt, „die Wirklichkeit! — Zu den ſubjectiven Gelüſten Oeſterreichs gehörte es, Italien zu beherrſchen. Es war ein Erbſtück; die Kaiſerfamilie der Habsburger hatte den Hang und Drang deutſcher Nation in ſich herübergenommen und ihn auſtriacirt. Es ging auch, ſolange die mittelalterliche Form des lockern Zuſammenhangs durch die Gewaltmittel des Abſolutismus verbeſſert wurde. Die Herrlichkeit auf der Halbinſel wurde gewonnen, verloren, wiedergewonnen; und nach dem letzten Wiedergewinn konnte man wol denken: ſie gebührt uns! Aber der Geiſt der neuen Zeit, der das natürlich Organiſche verlangt, erklärte ſich dagegen; der Beſitz, nach dem Aufgang des reinern Ziels, taugte nicht mehr; das Subjective daran trat immer greller hervor — das Gelüſten begann abſurd zu werden!“

„Mehr deutlich als höflich!“ bemerkte der Hörer mit beſcheidenem Lächeln.

„Ich würdige“, fuhr ich fort, „bei den zeitweiligen Repräſentanten des Reichs die Gebote der Ehre — der Weltehre — und ich begreife das Feſthalten deſſen, was man überkommen hatte. Das konnte aber das Recht der Sache nicht ändern. Man gab nicht her, was ausgeſchieden ſein wollte: da kam die Redaction und zog nacheinander zwei gewaltige Striche darüber! Die Correctur war geſchehen!“

„Glückſeliges Oeſterreich!“

„Ich hoffe, man wird es ſo nennen können! In Wahrheit iſt es eine Plage, einen widerlichen Gedanken, ein ſteten Verdruß los geworden!

„Lombardo-Venetien —“

„War für Oeſterreich nichts anderes! Italien hatte ſich im Geiſte verjüngt, es hatte ſich fühlen lernen und wollte für ſich ſein. Una Italia war der Gedanke der Beſten — der Nation geworden. Die Theile, die Oeſterreich innehatte, ſtrebten zum Ganzen — und mußten an der Vereinigung gehindert werden mit Gewalt! Völker wurden regiert von einer Macht, von der ſie nicht regiert ſein wollten, deren Regiment ſie haßten! Nicht aus roher Selbſtſucht haßten, ſondern mit Berechtigung: weil ſie dadurch abgehalten wurden von der Befriedigung ihrer edelſten Triebe, ihrer heiligſten Pflichten! Sie klagten und trotzten und gaben ihren Widerwillen kund auf alle Weiſe! Unnatürlich unerträgliches Verhältniß! Es war nicht möglich, daß es dauerte! Völker, die von mir um keinen Preis regiert ſein wollen, kann ich nicht regieren — mag ich auch nicht regieren! Es iſt keine Freude, keine Ehre bei dem Geſchäft, wer es mir abnimmt, thut mir einen Gefallen, und ich ſage: fahr hin!"

„So ſpricht der Philoſoph, mein Philoſoph — nicht der Fürſt!"

„Vielleicht", erwiderte ich, „iſt die Zeit gekommen, wo das Wort Platon's in Erfüllung gehen und der Fürſt, der ſich zur Höhe ſeiner Aufgabe erheben will, Philoſoph ſein muß! Die Zeit, meine ich, wo der Fürſt einſehen muß, daß es nicht nur einen äußern Beſitz gibt, ſondern auch einen innern; daß die Stärke des Staats nicht in der Maſſe der Länder beſteht, ſondern in ihrer Zuſammengehörigkeit; daß die Ausbildung der materiellen und geiſtigen Kräfte des Volks zum lebensvollen Einklang das höchſte Ziel des Ehrgeizes ſein muß!"

„Glaubſt du das dem Herrn des jetzigen Oeſterreich zurufen zu können?"

„Ich glaube es!" verſetzte ich. „Wenn auch die Glieder dieſes Ganzen nicht ſo zuſammengehören, wie z. B. die Provinzen Frankreichs, ſo ſind ſie, von den entbehrlichen Ausnahmen abgeſehen, doch auf Einigung gewieſen durch Geſchichte, Natur und eigenen Willen! Die Theile können nicht ſelbſtändig werden, ohne klein und machtlos zu ſein! An jener Stelle muß ein großes Reich ſtehen, welches ſie zum ſtarken Ganzen verbindet; — und ich dächte, es wäre gut, daß dieſes Reich ein deutſch gelenktes iſt! Die jetzigen Völker des Kaiſerſtaats wollen vom Haus Oeſterreich regiert ſein — gut und entſprechend regiert ſein, aber regiert ſein: auf dieſe Völker ſich zurückgeführt zu ſehen, iſt der größte Gewinn — der Anfang einer neuen Entwickelung, der den Staat zu ſeinem höchſten Flor emporheben kann!"

Der Freund richtete einen Blick auf mich, der nicht zu misdeuten war.

„In deinem Aug'", fuhr ich fort, „leſ' ich einen Zuruf, der mir nicht mehr ganz neu iſt. Ich ſehe durch die Brille des Idealiſten und hoffe wieder einmal ins Blaue hinein?"

„So ungefähr", erwiderte er mit ſcheinheiligem Bedauern, „kommt's mir vor!"

„Darauf entgegne ich: wenn ich nicht mehr Ideale denken und ideale Ziele ſtellen ſoll, dann will ich nicht mehr leben! Wem kann ich aber eher einen Blick auf das Ideal zumuthen und von wem kann ich eher ein Streben danach erwarten, als von derjenigen Macht, der das Schickſal die Hinderniſſe, die ſie vom Gang zu ihrem rechten Ziel abhielten, ſelbſt aus dem Wege geräumt hat? Denn durch die letzte große Redaction iſt noch etwas von Oeſterreich geſtrichen worden, deſſen Verluſt ein nicht minderer Gewinn iſt als der Verluſt Italiens!“

„Du meinſt?“

„Die Sorge für Deutſchland!“

Er ſah mich an. „Du willſt wol ſagen: das Gehören zu Deutſchland! Der Antheil — der Anſpruch Oeſterreichs an Deutſchland!“

„Der eben die Sorge erzeugt hat, deren Tilgung ich für das größte Glück halte, welches dem Staate begegnen konnte!“

Victor ſchwieg einen Moment. Dann ſagte er: „Die Verhältniſſe, wie du wol ſelber ſchon erwogen haben wirſt, ſind doch nicht ganz gleich; und es würde dem Kaiſerſtaat und dem Kaiſer etwas ſchwieriger werden, auch in dieſem Verluſt Gewinn zu ſehen! Die Ausweiſung der deutſchen Macht aus Italien kann man begreifen, und am Ende kann der Ausgewieſene ſelber darin einen Vortheil erblicken. Aber die Ausweiſung der deutſchen Macht aus Deutſchland —?“

„Iſt ein nicht minderer Gewinn für eben dieſe Macht!“

Victor zuckte die Achſel. „Dürfte eine Nachweiſung ertragen!“

„So weiſ' ich vor allem“, fuhr ich fort, „auf die Thatſache hin, daß der Kaiſerſtaat in Deutſchland eine ähnliche Erfahrung gemacht hat wie in Italien! Italien proteſtirte gegen das Regiment Oeſterreichs, Deutſchland gegen ſeinen Einfluß!“

„Nicht das ganze Deutſchland; aber allerdings ein reſpectabler Theil davon. Wirſt du aber in Abrede ſtellen wollen, daß dieſer Einfluß bei uns doch etwas natürlicher und ſachgemäßer war als jenes Regiment?“

„Nichts weniger! Dieſer Einfluß war begreiflich im Hinblick auf die Vergangenheit, aber nicht mehr wünſchenswerth im Hinblick auf die Zukunft. Nicht mehr wünſchenswerth für Oeſterreich ſelber! Darum fiel er — zum Heile Oeſterreichs!“

Victor blinzelte mit Laune. „Hören wir die Erläuterung!“

Ich fuhr fort: „Wenn ich den jetzigen Kaiſerſtaat betrachte und den eigenthümlichen Reichthum ſeiner Aufgaben erwäge, ſo drängt ſich mir der Gedanke auf: wer dieſen Staat regieren ſoll und gut regieren will, der hat ein Geſchäft, bei welchem er alle ſeine Fähigkeiten zuſammennehmen muß! Dieſen Staat verwalten, gut verwalten, und zugleich noch die Obervormundſchaft über Deutſchland führen, das iſt für menſchliche Kräfte zu viel — Halbgötter ſind dieſer Arbeit nicht gewachſen!“

„Läßt ſich hören!“ erwiderte Victor. „Aber doch hat man von Oeſterreich aus dieſe Arbeit übernommen und eine gute Reihe von Jahren hindurch muthig fortgeführt!“

„Wie man's that“, verſetzte ich, „hat man's gekonnt; da ging es nicht über menſchliche Kräfte! Deutſchland erhöhen und Oeſterreich erhöhen, und jedes zu ſeinem wahren Ziele hin, das war die Schwierigkeit, die nur Götter überwinden konnten. Deutſchland niederhalten und Oeſterreich niederhalten, das konnten auch Sterbliche; das konnten die Götter der Erde — ſolang' man ſich's gefallen ließ!“

Ein Blick unwillkürlichen Beifalls von ſeiten des Hörers war für mich ermuthigend. Ich fuhr fort: „Es geht nicht! Wer Oeſterreich regieren will, braucht einen andern Sinn und einen andern Eifer, andere Ideen und andere Mittel, als die leitende Macht in Deutſchland ſie beſitzen muß. Wenn es auch nicht andere Mittel ſind im Weſen, ſo ſind es doch andere dem Grade nach! Oeſterreich kann noch nicht ertragen, was Deutſchland ohne Schwierigkeit erträgt; — man kann dort noch nicht unternehmen, was man bei uns gedeihlich unternimmt: die Vorſicht und die Scheu, die dort noch heilſam ſein mögen, bei uns ſind ſie verderblich! In äußerlichen Dingen — auch in äußerlich politiſchen und ſocialen — mögen ſie's dort uns gleichthun; in der Hauptſache, in der Pflege der Denkart und ihren praktiſchen Conſequenzen — in der Volkserziehung — können ſie noch nicht mit uns gehen! — Deutſchland beeinfluſſen und Oeſterreich regieren, das ſind zwei Aemter, die nicht cumulirt werden können: jedes fordert ſeinen Mann — ſeine eigene Mannſchaft! Was öſterreichiſche Staatsweisheit die deutſche

Nation lehren konnte und könnte, das hat ſich gezeigt: die deutſche Nation dankt dafür! Sie ruft den Inhabern dieſer Weisheit zu: macht euere Politik für euch, ich mache die meinige für mich!“

„Klar und bündig! — Aber der Nutzen für Oeſterreich?“

„Beſteht in der abgeworfenen Laſt!“ verſetzte ich. „Beſteht in der Tilgung einer verderblichen Illuſion — beſteht im Aufgeben eines chimäriſchen Ziels!“

Victor ſchwieg ſinnend; ich fuhr fort:

„Wenn ich der Kaiſer von Oeſterreich wäre — auf die Erfahrungen des letzten Jahrzehnts hin würde ich ſagen: Fahr hin, Italien, fahr hin, Deutſchland! Die Macht in euch wurde mir übergeben und ich glaubte ſie erhalten zu müſſen; aber die Ereigniſſe haben ſie mir genommen, und nun verzicht' ich darauf mit meinem Willen! Ich verzichte darauf, weil ich einſehe, daß die Ausübung dieſer Macht nicht mehr meines Amtes iſt und mich nur abzöge von der Erfüllung meines wahren Berufs. Verloren hab' ich Deutſchland und Italien; aber erhalten — gewonnen hab' ich Oeſterreich! Gewonnen! Oeſterreich iſt in Wahrheit mehr mein geworden, weil ich mehr ſein geworden bin! Oeſterreich — das iſt die Einheit der Völker, die mein ſein und unter meinem Scepter gedeihen wollen! Dieſes Oeſterreich iſt die Kernſchöpfung meiner Ahnen und der Beſitz, den mir nicht nur die Vergangenheit überweiſt, ſondern auch die Zukunft; — nicht nur die Geſchichte, ſondern auch das Ziel ihrer Entwickelung! Dieſes Oeſterreich iſt mein Oeſterreich, und wohl ihm und mir, daß ich es endlich als meines erkannt habe! Dieſem Oeſterreich ſoll mein Geiſt und meine Kraft, meine Sorge und meine Liebe allein gehören! Seine Völker Schritt für Schritt emporzuleiten, ſeine Hülfsquellen zu erſchließen, ſeine Länder blühend zu machen, das ſei mein Ziel! Es ſind herrliche Länder, es ſind reichbegabte Völker: ſie hinanzuführen zur Cultur der cultivirteſten, iſt mein und meiner Nachfolger große Miſſion! Ihr weih' ich mich ganz und gar! — und neidlos kann ich auf diejenigen ſchauen, die für andere Länder und Reiche dasſelbe thun!"

„Gut!" rief Victor. „In ſeiner Art wirklich gut! — Damit würdeſt du aber das Band zwiſchen Oeſterreich und Deutſchland völlig zerſchneiden! Du würdeſt die deutſchen Länder Oeſterreichs von Deutſchland gänzlich abtrennen!"

„Im höchſten Intereſſe beider!" entgegnete ich. „Dieſe Trennung iſt die conditio sine qua non der wahren Vereinigung!"

„Ah!" rief er. „Ich wittre Heinrich von Gagern!"

„Wäre für mich keine Widerlegung! — Zweierlei kann von Deutſchland aus gewünſcht werden. Entweder, daß Oeſterreich in ſeine Elemente ſich auflöſe und die deutſchen Theile davon an Deutſchland fallen, — oder daß Oeſterreich beſtehe und dieſe Theile von Deutſchland ſich trennen, um das ganze Oeſterreich zuſammenzuhalten und es als Ganzes uns zurückzubringen. Ich, ein Germane, ein Süddeutſcher und — ein Edelmann, ich wünſche das letztere. — Das deutſche Volk ſoll nicht blos für ſich ſein — der Gedanke der materiellen Einheit und Abgeſchloſſenheit iſt alles andere eher als germaniſch! Dieſes Volk iſt darum ſo groß und ſo productiv, damit es etwas von ſich opfere im Intereſſe der Culturnationen, im Intereſſe der Menſchheit! Es iſt ſchmerzlich, die deutſchen Länder Oeſterreichs aus dem großen Vaterlande ſcheiden zu ſehen; aber es geht nicht anders, und darum müſſen wir ſie ziehen laſſen. Es geht nicht anders, wenn Oeſterreich beſtehen und für ſich ſein ſoll! Und Oeſterreich muß beſtehen und für ſich ſein, um Deutſchlands und Europas willen; — um in dem fragereichen Oſten Europas die Culturaufgaben zu löſen, die nur der deutſch gelenkte große Staat löſen kann! Bringen wir alſo das unvermeidliche Opfer entſchloſſen — und faſſen wir die Vereinigung ins Auge, welche den Verluſt erſetzen und die Hingabe lohnen ſoll!"

Victor ſaß nachdenklich. Ich fuhr fort:

„Iſt Oeſterreich für ſich und Deutſchland für ſich — iſt jedes geeinigt durch Eine herrſchende oder vorherrſchende Macht, ſo ſteht nicht nur nichts entgegen, ſondern alles drängt dazu, daß dieſe beiden großen Ganzen miteinander einen Bund ſchließen. Vom höchſten Standpunkt betrachtet iſt das für ſich ſeiende Oeſterreich doch immer der deutſche Staat, deſſen vornehmſte Tendenz Hand in Hand geht mit der Tendenz Deutſchlands. Kann es noch nicht in jeder Beziehung Schritt halten mit dieſem, ſo hat es doch kein höheres Ziel, als im Hinblick auf daſſelbe vorwärts zu gehen und in geſunder Entwickelung ihm ſtets ähnlicher zu werden. Deutſchland und Oeſterreich ſind ſo ganz beſonders aufeinander angewieſen, ihre Freundſchaft iſt beiden ſo heilbringend, ihre Feindſchaft beiden ſo verderblich, daß ich an ihrer Freundſchaft und dem Bund ihrer Regierungen nicht zweifeln kann. Wenn wir aber die deutſchen Länder Oeſterreichs politiſch abgeben, weil wir müſſen — geiſtig halten wir ſie feſt! Wir werden das Gefühl über die unvermeidliche Trennung zu beſchwichtigen ſuchen durch einen nur um ſo regern Verkehr auf allen übrigen Gebieten! Wir ſind Eines Stammes, Eines natürlichen und geiſtigen Strebens; wir werden uns unaufhörlich ſuchen und finden, um uns unaufhörlich zu beſchenken und zu fördern! Den Deutſchen wird kein Staat wichtiger ſein als der Bruderſtaat Oeſterreich; und ſie werden um ſo freudiger für ihn einſtehen, je mehr er ihnen ein Zuwachs an Stärke geworden und je vollſtändiger er dem traurigen Vorrecht eines niederziehenden Gewichts entſagt hat!

„Allerdings, durch die Scheidung des lockern Ganzen, welches der Bundestag repräſentirte, in zwei große, ſtraffer zuſammengenommene Theile und durch die Union dieſer Theile als zweier ſelbſtändigen Ganzen, wäre der Gedanke des conſtituirenden Parlaments von 1849 ausgeführt! Haben wir aber dieſen Gedanken darum zu verwerfen, weil er das Vermächtniß einer Körperſchaft iſt, welche bisjetzt allein die deutſche Nation repräſentirt hat? Haben wir dieſe Löſung der deutſchen Frage darum zu vermeiden, weil ſich bisher jede andere als unausführbar erwieſen hat und nur ſie allein noch übrig iſt? — Entweder gar kein Oeſterreich, ſondern ein unitariſches Deutſchland — oder ein ſelbſtändiges Oeſterreich und ein ſelbſtändiges «Kleindeutſchland» und die Union dieſer beiden: ein drittes gibt's nicht! — Das unitariſche Deutſchland, welches den Untergang Oeſterreichs involvirte, ſcheint der deutſcheſte Gedanke zu ſein: iſt's aber nicht! Das unitariſche Deutſchland iſt ein egoiſtiſches, engherziges Deutſchland; ein ſolches wäre aber im Widerſpruch mit den vornehmſten Eigenſchaften und den höchſten Aufgaben deutſcher Nation — im Widerſpruch mit den Zwecken der Geſchichte. Das deutſche Volk hat nicht blos nationale, ſondern im beſondern Sinne weltbürgerliche Aufgaben: zu dieſen gehört die Erhaltung, die Durchbildung, die Vollendung Oeſterreichs! Hat Oeſterreich bisjetzt mehr feſtgehalten und aufgehalten, ſo ergeht nun an daſſelbe der Ruf, mit den Culturvölkern Europas producirend emporzuſchreiten. Von der Erfüllung dieſer zeitgebotenen Pflicht hängt ſeine Berechtigung, von der Berechtigung hängt ſein Beſtehen ab. Ich glaube an das Beſtehen Oeſterreichs, weil ich an die Erfüllung dieſer Pflicht glaube. Und ich glaube an die Erfüllung dieſer Pflicht, weil ich nicht glauben kann, daß Männer, die Vernunft und geſunde Sinne haben, ſich mit ſehenden Augen ins Verderben ſtürzen werden.

„Alſo wenn ich den Ausgang des deutſchen Kriegs als ein Glück preiſe, ſo geſchieht es auch darum, weil er das ſelbſtändige, für ſich ſeiende Oeſterreich möglich gemacht hat. — Wunderbar iſt es gegangen! Zu dieſem Zwecke mußte Oeſterreich von Preußen beſiegt werden; und dies geſchah nicht nur, ſondern es geſchah mit einer Eile, als ob die Geſchichte über die ſchlimme Nothwendigkeit nicht ſchnell genug hätte wegkommen können! Die öſterreichiſche Armee durfte nicht ein einziges mal ſiegen, die Niederlage mußte vollſtändig, ſie mußte über alle Hoffnung erhaben ſein: nur dadurch waren die Verhältniſſe herbeizuführen, wie ſie nöthig erſchienen! Und alles dies geſchah! Das war aber ſehr hart für den Ruhm des öſterreichiſchen Heeres! Die öſterreichiſchen Streitkräfte mußten einen Erſatz haben: und der Erſatz, den ſie gegen deutſche Waffen nicht haben durften, wurde ihnen gewährt gegen nichtdeutſche! Die Siege von Cuſtozza und Liſſa gaben Zeugniß, was dieſe Streitkräfte zu leiſten vermögen, wenn ſie nicht gegen die Beſchlüſſe des Geſchicks kämpfen. An dieſen Siegen kann Oeſterreich ſein gekränktes Gefühl wieder aufrichten, und im übrigen ſich ſagen, daß es, der preußiſchen Ueberlegenheit weichend, ſich den Zwecken der Geſchichte, dem Willen der Vorſehung gefügt hat.

„Die Erfahrung, die Oeſterreich in dieſem Jahre gemacht hat, iſt eine ungeheuere! Wenn es jetzt nicht mit ſich Rath hielte — wenn es jetzt nicht erkennte, aus welcher Quelle die wahre Stärke quillt, auf welchem Wege die wahre Ehre zu holen iſt, dann allerdings verdiente es unterzugehen, und dieſes Geſchick würde ihm unfehlbar bereitet werden! Aber das kann und wird nicht ſein! Oeſterreich wird umkehren zum Fortſchritt! Es wird ſeine Stärke fortan den Zielen der Geſchichte, der Entwickelung des Menſchengeſchlechts weihen und dadurch unüberwindlich machen!

„Ich bin zu Ende. Du kannteſt meine Anſichten und Hoffnungen vor dem Kriege; offen hab' ich dir meine Gefühle während desſelben geſtanden, deutlich hab' ich die Ueberzeugung dargelegt, welche ſich nach ihm in mir gebildet hat. In politiſchen Dingen können wir nicht exacte Propheten ſein wollen! Auf dieſem Gebiet ſpielen Kräfte mit, die unberechenbar ſind und ſein müſſen; es ereignet ſich mithin immer etwas anderes, als vorhergeſehen werden konnte. Vorherſehen und vorherſagen können wir das Weſentliche: die Zwecke der Geſchichte und die Erreichung dieſer Zwecke zu irgendeiner Zeit und auf irgendeine Weiſe. Die Mittel aber, wodurch die Erreichung bewerkſtelligt wird, und die Art des Erreichens können wir nicht vorherſagen, am wenigſten buchſtäblich. Denn nicht nur gibt es eine Macht, welche über die Zweckmäßigkeit der Mittel anders denkt als wir, und uns mit der Wahl der ihrigen zu überraſchen pflegt, ſondern es gibt auch ſtörende Mächte, und es gibt einen Zufall! Aus allen Gründen wird ſich der Denker, der erwägend in die Zukunft ſchaut, belehren laſſen von den Ereigniſſen. Ohne ſich ihnen blind zu unterwerfen, wird er in ihnen den Willen der Vorſehung, die Realiſirung des Möglichen erkennen — und nach ihnen mit ihnen ſeine Rechnung machen.

„Die meinige hab' ich mit ihnen gemacht und dir hiermit vorgelegt."

Als ich ſo geſchloſſen hatte, trat eine Stille ein. Victor ſaß nachdenklich, mit einem Ausdruck des Widerſpruchs. Plötzlich verkündeten ſeine Züge eine innere Aufregung; ſeine Augen blickten grimmig und ſeine Lippen bewegten ſich wie zu einem ſtillen Fluche. Er erhob ſich und ging mit energiſchen Tritten hin und her. — Ich konnte nicht umhin zu lächeln. Das war der Alte — und ich durfte etwas erwarten!

Eine Weile ſchien er nur an ſich ſelbſt zu denken. Dann kam er zu mir zurück und begann:

„Ich hoffe nicht, daß du dich dem Gedanken hingegeben haſt, als ob ich deinen Anſichten und Erwartungen beipflichtete! — Es wäre das ſehr unvorſichtig geweſen!"

Ich betrachtete ihn mit Heiterkeit und Neugier. Er fuhr fort:

„Mein Grundſatz iſt, vor allem die Regeln der guten Lebensart zu beobachten. Wir haben uns lange nicht geſehen — du beſuchſt mich, biſt mein Gaſt und entwickelſt als ſolcher deine Anſchauungen. Die Höflichkeit gebietet mir, dich anzuhören und dich nur mit den flaueſten Einwendungen zu unterbrechen! — Soviel an mir lag, hab' ich das gethan.“

„Aber nun?“ entgegnete ich.

„Nun erinnere ich mich, daß es nicht nur Pflichten gibt der Höflichkeit, ſondern auch der Wahrhaftigkeit! Gerade wenn wir, mit ſaurer Mühe, die erſtern erfüllt haben, können wir uns um ſo rückhaltsloſer den andern widmen; — und dies zu thun, iſt jetzt meine Abſicht!“

„Genire dich nicht!“ rief ich.

Ernſthaft nickend verſetzte er: „Ich danke dir für dieſe Aufforderung! Sie ſetzt mich in die angenehme Lage, dem Gebote der Höflichkeit und der Wahrhaftigkeit gleichzeitig nachzukommen.“ Nach kurzer Pauſe den Kopf erhebend rief er: „Gott ſei Dank, noch ſpüre ich in mir keine Erſchlaffung! Noch kann ich in die Welt der Ideen ſchauen, ohne daß meine geblendeten Augen nachher zu faſeln beginnen! Noch ſeh' ich mit unbeſtechlichem Blicke die Wirklichkeit, wie ſie iſt! Noch bin ich nicht der armſelige Burſche, der ich aus Höflichkeit zu ſein geſchienen habe!“

„Ich meine“, verſetzte ich nach einem Moment, „dadurch wäre alles, was nun kommen ſoll, motivirt. — Zur Sache denn!“

„Zur Sache!“ wiederholte er. „Ob das aber deine Sache ſein wird, ſteht noch dahin!“ Nach kurzer Pauſe begann er: „Wenn ich dermalen ſagte, ich wäre vor dem Kriege ein Großdeutſcher geweſen, ſo würde ich mir unrecht thun! Mein Ideal zwar iſt für Deutſchland immer die freie Einheit, die Einheit freier Glieder geweſen, und wenn ſich dazu der Großdeutſche auch bekannt hat, ſo waren wir in dieſem Punkt einig. Aber der Großdeutſche hat an die Verwirklichung — an die baldige Verwirklichung dieſes Ideals geglaubt —, und das iſt mir niemals eingefallen! Ich habe den Deutſchen nie zugetraut, daß ſie das, was geſchehen ſoll, auch wirklich auszuführen die Leute ſeien!“

„Man könnte“, bemerkte ich, „dann freilich die Frage aufwerfen, warum ſich uns Deutſchen das Ideal überhaupt darſtelle!“

„Um uns zu beſchämen!“ rief er. „Um uns fühlen zu laſſen, welche armſelige Geſellen wir ſind — trotz allem ſind — und bleiben werden!“

„Ein Effect, der nach meinem Gefühl etwas zu wünſchen übrigläßt!“

„Ich danke Gott für dieſen!“ verſetzte er mit einer Art Feierlichkeit. — „Das Ideal!“ fuhr er nach einer Pauſe mit bitterm Humor fort. „Wenn ich's perſonificiren und mir als Weſen denken dürfte — ſonderbar müßte es demſelben zu Muthe ſein! Was iſt das Ideal? Das allein Vernünftige und Natürliche! Und das wird nicht realiſirt? Das läßt man nach Erfüllung ſchmachten und verſagt ſich ihm? Warum denn? — Weil die Menſchen das Vernünftige und wahrhaft Natürliche nicht wollen! Weil ein Hang in ihnen iſt, der ſie antreibt, das Gegentheil davon zu wollen, — und weil ſie dieſem Hange nicht widerſtehen können! — Iſt es dir vielleicht möglich, dich in die Gefühle dieſes prätendirten Weſens hineinzudenken? Schmeichelhaft für die Menſchen werden ſie ſchwerlich ſein!“

Ich ſah ihn mit einem Blick an, der nach einer nähern Erklärung verlangte. Er, mich verſtehend, ſagte: „Nehmen wir das Ideal der Großdeutſchen! Worin beſtand es? Daß der Deutſche Bund, unter Beihülfe des deutſchen Volks, die durch die Zeit gebotene Organiſation vollzog, in welcher Freiheit und Einheit miteinander ausgeglichen waren! Daß man eine deutſche Regierung und ein Parlament ſchuf, wie ſie den Machtverhältniſſen ſämmtlicher Glieder und dem Bedürfniß der Nation entſprachen! War das unmöglich? Allerdings: wenn man nicht wollte! Wollte man, dann ging es recht gut. Man wollte nicht — und es geſchah nicht.“

„Die Schwierigkeiten einer Vergleichung in Bezug auf die geſetzgebende Gewalt und die Executive —“

„Waren groß, ſehr groß; aber nicht unüberwindlich.

Machten ſich nur allſeitig Vernunft, Verſtand und guter Wille ans Werk, ſo führte man's hinaus! Aber die Dynaſtien und Staaten dachten nur immer an ſich: da war's unmöglich! — Einmal hing das Gelingen allein von Preußen ab! Die andern Regierungen waren geneigt, etwas zu thun; machten jedenfalls Miene und mußten, nachdem ſie A geſagt, B ſagen! Hätte Preußen den Gedanken ergriffen und mitgethan, energiſch mitgethan — hätt' es dabei nichts anderes haben wollen, als ſein Recht, das Maß von Gewalt, das ihm wirklich zukam: die Sache war geſchehen!"

„Die geheimen Abſichten, die Preußen auf der andern Seite vorausſetzen mußte —"

„Wurden, ſoweit ſie exiſtirten, gerade durch die ehrliche, verſtändige, muthige Betheiligung gekreuzt und annullirt! — Aber man wollte nicht! Man wollte nicht ſein Recht: man wollte mehr! Man wollte nicht Deutſchland, ſondern Preußen! Deutſchland war gar nicht das Problem! Das Problem war der Kampf mit Oeſterreich, der Sieg über Oeſterreich — die Herrſchaft Preußens in Deutſchland!"

Ich ſaß einen Moment nachdenkend. Dann ſagte ich: „Dieſes Problem iſt aber gelöſt worden! Und das würde den Schluß geſtatten, daß denn doch eben dieſes —"

„Leichter zu löſen war?" fiel er ein. „Grundfalſch! Der Kampf mit Oeſterreich und ſeinen vermuthlichen

Bundesgenoſſen war die furchtbarſte Aufgabe, die Preußen je ſich geſtellt hat, und jedem Nachdenkenden mußte ſie vor dem Kriege ſo erſcheinen! Dennoch iſt ſie gelöſt und die Herrſchaft in Deutſchland iſt erkämpft: weil man wollte! — weil man rückſichtslos alles an dieſe Eine Karte ſetzte! — Um wie viel mehr war das deutſche Problem zu löſen, wenn man ein Herz dafür gehabt hätte!"

„Ich muß hier doch noch an etwas anderes denken", verſetzte ich nach einem Moment, „werde darauf aber ſpäter zurückkommen. Für jetzt ſag' ich: gut! Man hat die Conſtituirung Deutſchlands im großdeutſchen Sinne nicht gewollt; man hat ſich die ſchwierigere Aufgabe geſtellt und den Kampf gewollt um die Vorherrſchaft in Deutſchland: aber man hat gewonnen! Der Sieg mit ſeinen Folgen iſt vollendete Thatſache! Und nun, muß ich bekennen, ſeh' ich nicht recht ein —"

„Warum ich auf die nicht mehr mögliche Möglichkeit zurückgekommen bin? Aus guten Gründen! Zunächſt, um dir anſchaulich zu machen, wie es auf dieſer Erde dem Ideal zu gehen pflegt; dann, um dir und deinen Hoffnungen gleichfalls eine Thatſache entgegenzuſtellen!"

„Nun?"

„Daß die Geſinnung, welche Preußen vermocht hat, die deutſche Aufgabe beiſeitezuſetzen und die preußiſche zu bevorzugen, immer noch beſteht! Daß es alſo mehr als kindiſch wäre, von ihm plötzlich eine andere Geſinnung zu erwarten! Daß es ganz und gar abſurd wäre, auf dieſe andere Geſinnung, als auf eine vorhandene, politiſche Häuſer zu bauen!“

Ich ſchwieg mit einem Ausdruck des Widerſpruchs; er fuhr fort:

„Preußen will ſich — nicht Deutſchland! Was man deutſche Geſinnung nennt, iſt in keinem einzigen Preußenkopf! Der Preuße hat ein Ideal, eine Begeiſterung, eine Liebe: ſie heißt Preußen! Dafür lebt er, dafür ſtirbt er! Eine Regierung des ganzen Deutſchland nach den Machtverhältniſſen der deutſchen Staaten und ein freies deutſches Parlament? Lächerlich! Ein herrſchendes Preußen und ein beherrſchtes Deutſchland: das iſt das Ziel!“

„Wenn dies nun aber“, verſetzte ich nach einer Pauſe, „wirklich das Ziel — wenn es der Gang der Geſchichte wäre?“

„Dann habe man“, rief er mit zornigem Auge, „den Muth, es zu bekennen! Dann habe man nicht die Anmaßung, uns wie kleine Kinder belügen zu wollen! Dann ſei man auf der andern Seite nicht ſo dumm, ſich belügen zu laſſen und ſelber zu belügen! Ich haſſe und verachte die Lüge; und ſo lang' mein Mund ſich bewegen kann, werd' ich dem Lügner ſeinen Namen geben! Der abgeſchmackteſte der Lügner iſt aber derjenige, der ſich ſelber belügt! Wer andere täuſcht, um egoiſtiſche Zwecke zu erreichen, iſt wenigſtens ein Kopf! Wer ſich aber ſelber täuſcht, um den Zwecken der andern ſich zu fügen, iſt ein Tropf! — Der Reim will's — und die Sache!“

Ich ſaß unbewegt. Er, nach kurzer Pauſe, fuhr fort:

„Man will das herrſchende Preußen und das beherrſchte Deutſchland — es ſei! Man will nicht nur für Deutſchland nichts opfern, ſondern in Deutſchland alles gewinnen — gut! Man iſt ein erobernder Staat und will es ſein — vortrefflich! Aber dann rede man nicht von deutſchem Patriotismus und von der Liebe zum großen gemeinſamen Vaterlande! Deutſchland in die Taſche ſtecken und dies deutſchen Patriotismus nennen, das iſt denn doch gar zu unverſchämt!“

„Man nimmt eben an“, entgegnete ich, „das herrſchende Preußen, welches ſeine Herrſchaft über ganz Deutſchland ausgedehnt hätte, wäre das herrſchende Deutſchland!“

„Das herrſchende Preußen“, rief er heftig, „iſt das von Berlin aus regierte Deutſchland — das berliniſirte Deutſchland!“ Er ſchwieg und holte tief Athem; dann fuhr er fort: „Gottes Rathſchläge ſind unerforſchlich! Wenn dies wirklich unſer Geſchick iſt, dann müſſen wir uns darein ergeben! Aber zum wenigſten ſollten wir uns dann nicht in kindiſchem Glauben ſelber täuſchen! Mit dem herrſchenden Preußen haben wir nicht Deutſchland: wir haben ein «ſtraffes Regiment», wie es die guten Freunde nennen — Unterjochung zum Zwecke der Dreſſur, wie ich's nenne! Die Fuchtel! die preußiſche Fuchtel — und das herrliche Schauſpiel, daß man in ganz Deutſchland tanzt, wie von Berlin aus gepfiffen wird! Wenn dieſes Deutſchland heißen kann, dann haben wir Deutſchland!“

Halb ernſthaft, halb mit Laune rief ich: „Du biſt ein Preußenfeind!“

Er entgegnete: „Ich bin ein Schwabe!“

Ich konnte nicht umhin, mein Vergnügen an den Tag zu geben.

Er ſah mich ſcharf an. „In Ermangelung eines Berliners“, rief er, „lächelt der Vaſall, der Franke! — Dankt Gott, daß ihr in Deutſchland auch Schwaben habt! Was wäre Deutſchland ohne ſie? Eine materielle, ſeichte Nation, die nicht werth wäre, daß ſie die Sonne beſcheint! Ohne den Schwaben würde der Berliner Deutſchland völlig unterkriegen und die Nation geiſtig wie leiblich auf Commißbrot ſetzen!“

Ich zuckte die Achſel; er betrachtete mich ſpöttiſch, dann fuhr er fort:

„Stellen wir alle Leidenſchaft beiſeite und reden wir ernſthaft! Der Berliner und der Schwabe, das iſt der wahre deutſche Gegenſatz! Der Berliner iſt Politiker und Soldat, der Schwabe Denker und Bürger! Darum ruft gegenwärtig der Berliner (der Berliner innerhalb und außerhalb der Metropole): erſt die Einheit, und durch Einheit zur Freiheit! Der Schwabe dagegen ruft: erſt die Freiheit, und durch Freiheit zur Einheit! Nebenbei: der Gedanke der freien Einheit, der freien deutſchen

Einheit insbeſondere, iſt ein ſchwäbiſcher, der Franke hat ihn nur adoptirt; und wie Figura zeigt, beſitzt man gegenwärtig auch nur noch in Schwaben den Muth, ihn zu vertreten!"

„Es ſei", entgegnete ich. „Aber jene Sätze ſind reine Gegenſätze, und a priori müſſen wir ſagen: die berliniſche Theſis wiegt der ſchwäbiſchen gleich."

„Philoſoph!" grinſte er. Dann fuhr er fort: „Wenn ſie ehrlich gemeint wäre, dieſe Theſis — vielleicht! Aber an die Freiheit, die man infolge der preußiſchen Einheit mir in Ausſicht ſtellt, glaub' ich nicht! Die Einheit will man — die Einheit unter preußiſcher Herrſchaft: darin iſt man ehrlich! Aber dieſe Einheit wäre dann ein ſolches Heiligthum, daß man es über alles mit allen Machtmitteln aufrecht erhalten müßte! Die Maßnahmen, wie ſie gegenwärtig in Preußen ſchrecken, würden ſchrecken in ganz Deutſchland, und wir hätten dann höchſtens noch die Freiheit, uns um die verweigerte Freiheit nutzlos abzuſchreien und an dem Felſen der Einheit uns die Köpfe einzuſtoßen!"

„Du trauſt dem Geiſt und der Macht des freien Gedankens viel zu wenig zu!" rief ich.

„Ich ſehe", erwiderte er mit Geringſchätzung, „was ſie vermögen! Einheit iſt Macht — Weltmacht! Einheit iſt Herrſchaft, Reichthum, Glorie! Damit aber imponirt man der Maſſe, damit blendet man die Geiſter und lähmt die Gegner! Bei der Macht iſt der Ruhm und der Glanz: und die Freunde der Freiheit erſcheinen als arme Schreier, die vergebens gegen die Allgewalt ankämpfen; — ſie verlieren ihren Credit, Verzweiflung und Fahnenflucht lichten ihre Reihen, bis ſie endlich daſtehen, ein ohnmächtiges Häuflein! Was wir gegenwärtig in Preußen ſehen, das würden wir ſehen im ganzen preußiſchen Deutſchland!“

„Bis wir es auf einmal nicht mehr ſähen!“ entgegnete ich mehr für mich ſelber. Denn er, unbekümmert um eine Einwendung von meiner Seite, fuhr fort:

„Von Preußen kann uns alles kommen, nur nicht die Freiheit! Gebieten wollen ſie dort, die Zügel in der Hand haben und ſtraff halten, das iſt ihr einziger Gedanke! Schon früher, als man noch von Süddeutſchland und Norddeutſchland als zwei gleichwiegenden Theilen reden konnte, hab’ ich mir ſagen müſſen: Süddeutſchland iſt das eigentliche Deutſchland, mit ſeinen Tugenden und ſeinen Mängeln, Deutſchland in Deutſchland! Denn hier will man frei ſein und frei laſſen; im Norden will man herrſchen, befehlen und dirigiren! Herrſchen und die Seinen herrſchen ſehen, das iſt des echten Preußen (und der Preuße repräſentirt Norddeutſchland!) höchſtes, «einzigſtes» Vergnügen! Darum wird den Obenſtehenden dort alles verziehen, wenn ſie nur zeigen, daß ſie herrſchen können! Man läßt ſich von ihnen die Freiheit bis auf ein Minimum beſchneiden, wenn man dafür nur ein Minimum des Mitherrſchens eintauſchen kann. Dem

Preußen iſt gar nicht wohl, wenn er ſich andere nicht als diejenigen denken kann, die ſeiner Leitung bedürfen, damit er ihren Corporal oder Schulmeiſter ſpiele! Sie frei laſſen und den in Freiheit Gedeihenden ein Freund ſein? Albernheit! Die andern hat die Natur geſchaffen, daß wir ſie herrſchend formiren: ſie müſſen über den preußiſchen Kamm geſchoren werden!"

Ich lächelte. Er, nach einem Blick, als ob er ſagen wollte: „Du wirſt mir nichts weglächeln", fuhr ernſthaft fort:

„So ſprach ich ſchon vor dem Jahre 1866, und jetzt erklär' ich nachdrücklicher als jemals: der Genius, der in Preußen herrſcht, iſt nicht der Genius deutſcher Nation! Dieſer einſeitige Regierungstrieb iſt romaniſch, ſlawiſch, türkiſch, chineſiſch — kurz alles andere eher als germaniſch und deutſch! Der echte Deutſche hat nicht dieſe Wuth, andere unterzukriegen! Er liebt die Freiheit vor allem und über alles: darum will er auch, daß andere ſie haben und genießen. Er iſt in ſich zu reich und zu fröhlich, als daß er nöthig hätte, ſich erſt ein Vergnügen zu ſchaffen durch Unterjochung anderer. Aber dieſes Vergnügen iſt das A und O des echten Preußen! Nehmen und Gebieten — dieſer Zug geht durch die ganze preußiſche Geſchichte. Die größten Genien in ihr ſind diejenigen, die am keckſten zugegriffen und am meiſten weggenommen haben!"

„Mein lieber Victor", bemerkte ich, „das ſind ſie auch anderswo!"

„Nicht in ſolcher Reinheit wie in Preußen! Die preußiſchen Nehmer hatten vor allen andern etwas voraus: ſie verſtanden das Genommene auch zu behalten! Mit dem inſtinctmäßigen Drange ging dort ſtets eine gewiſſe ſchlaue Mäßigung Hand in Hand und machte ſie zu Muſtern der Gattung. Derſelbe Geiſt waltet jetzt wie ehemals; er wird nicht ruhen, bis er alles hat und alles behält!“

Eine Pauſe trat ein, in der ich keine Urſache hatte Misvergnügen an den Tag zu legen. „Sonderbar“, verſetzte ich dann. „Du ſiehſt im Berliner und im Schwaben den wahren deutſchen Gegenſatz! Jenem ſoll die Einheit, dieſem die Freiheit über alles gehen —“

„So iſt's auch wirklich!“ fiel er ein.

„Sonderbar alſo“, wiederholte ich. „Wer hat Berlin geſchaffen? Wer hat Preußen geſchaffen? Die ſchwäbiſche Familie der Zollern!“

Victor ſah mich verwundert an; dann lächelte er mit Selbſtgefühl. „Wenn du glaubſt“, verſetzte er, „daß ich dieſe beiden Facta nicht auch ſchon zuſammengehalten habe, biſt du ſehr im Irrthum. Ich habe ſogar ſchon meine Gedanken darüber geordnet!“ Und mit einer gewiſſen Schadenfreude fuhr er fort: „Es iſt wahr, wenn jetzt die Preußen über ihn kommen, dann kann der Schwabe ſich ſagen: dieſe Ruthe haſt du dir ſelbſt auf den Nacken gebunden! Du haſt aus dem Norden etwas gemacht, du haſt die dortigen Burſche rangirt, und jetzt rücken ſie herunter, dich zu rangiren!“

„Eine ſeltſame Wendung“, bemerkte ich.

„Eine Thatſache, wol des Ueberlegens werth! — Was wäre Norddeutſchland, frage ich, ohne den preußiſchen Staat? Und dieſer Staat iſt eine Schöpfung der ſchwäbiſchen Familie! Niemand kann dies beſtreiten wollen. Albern klänge die Bemerkung: daß die Zollern Schwaben, Süddeutſche waren, ſei ſchon lange her! Dieſe Zollern haben ſich in der Hauptſache nicht geändert, ſie ſind dieſelben geblieben vom erſten bis zum vorderhand letzten. Und wenn die dortigen Völker den Stoff gegeben haben zu dem jetzigen Preußen, die Zollern haben die Form gegeben. Sie ſind das Princip, jene das Werkzeug. Aergere ſich darüber, wer mag — kein Verdruß wird's wegärgern können.“

„Recht verſtanden“, bemerkte ich, „iſt auch nichts dagegen einzuwenden.“

„Hab' alſo die Güte“, verſetzte er ſpöttiſch, „dieſes, ſowie überhaupt alles, was ich dir ſage, recht zu verſtehen!“ Nach dieſer Replik fuhr er fort: „Die Thatſache, daß die dortige Macht mit einer Conſequenz ohnegleichen aufgerichtet iſt durch eine ſüddeutſche Familie, ſollte vielleicht den Superioritätsſchwindel der dortigen Menſchen ein wenig herabſtimmen! Die Wahrheit, daß Preuße ſein ſoviel heißt als: Geſchöpf einer ſchwäbiſchen Familie ſein, ſollte die dortigen Geſchöpfe ein wenig beſcheidener machen! Allein ich zweifle an dieſem Effect, ſo ſehr er gerechtfertigt wäre. In Wahrheit: man kann ſich jetzt gar nicht denken, was Norddeutſchland geworden wäre ohne die Zollern. Was dort mächtig war und iſt, was triumphirt hat und zu triumphiren droht, unmöglich war's ohne dieſe Familie. Das Volk, die Maſſe, macht keinen Staat; der Geiſt macht ihn, die Maſſe hilft nur. Der Staat entſteht aus und mit dem Geiſte herrſchender Menſchen; und der preußiſche iſt entſtanden aus und mit dem Geiſte der Zollern. Ich begreife, daß die lebenden Glieder der Familie dies auch wiſſen und ſich's nicht nehmen laſſen wollen. Wahrſcheinlich, wenn ich ein Zollernfürſt wäre, ließ' ich mir's auch nicht nehmen!"

„Ich hab' keinen Grund", verſetzte ich, „es zu beſtreiten. Aber um ſo mehr intriguirt mich die Frage: wie es doch geſchah, daß eine Familie aus dem Lande der Freiheitsfreunde und Freien den Staat gründete, in welchem noch heute der Geiſt der Einheit ausſchließlich regiert!"

Victor, den Humor der Frage würdigend, ſah mit Humor auf mich her. „Ich könnte ſagen", begann er, „weil aus dem gegebenen Stoff nichts Beſſeres zu machen war!"

„Dann", verſetzte ich, „müßte ich entgegnen, daß mir anderweitige Verſuche in der preußiſchen Geſchichte überhaupt nicht entgegengetreten ſind! Nehmen und gebieten — weiter hab' ich nichts geſehen!"

Der Schwabe lachte. „Halten wir uns“, erwiderte er dann, „an die Sache — ſie liegt klar vor Augen! — Wie unter den Völkern das deutſche das Volk des Geiſtes par excellence iſt, ſo iſt unter den deutſchen Stämmen der ſchwäbiſche der Stamm des Geiſtes vorzugsweiſe. — Ein Verſuch, zu lächeln?“ rief er mit einem Blick auf mich. „Lächelſt du als Franke — oder als Berliner in partibus infidelium?“

„Unwillkürlich“, verſetzte ich.

„Gedankenlos alſo — des bloßen Spaßes wegen! Franke! Franke und Berliner! — Daß der ſchwäbiſche Stamm der Stamm des Geiſtes iſt, das hat er bewieſen! Dieſer Stamm hat nicht nur die meiſten guten Köpfe hervorgebracht, ſeine guten Köpfe hatten auch alle den Strich der Philoſophie oder waren ſelbſt Philoſophen in des Wortes mächtigſter Bedeutung: Centralgeiſter, zur allſeitigen Erleuchtung und Ausgleichung in die Welt geſandt. Der ſchwäbiſche Stamm geht in die tiefſte Tiefe und in die höchſte Höhe des Geiſtes, darum iſt er vor allen der Stamm, der dieſe göttliche Kraft zu vertreten den Beruf und die Ehre hat.“

„In Gottes Namen!“ erwiderte ich. „Aber die Erklärung des Phänomens?“

„Der Geiſt“, fuhr er fort, „iſt Mittelpunkt, Kraft des Mittelpunkts, Kraft der Freiheit. Der Geiſt iſt die anordnende Kraft, der Organiſator im eigentlichen Sinne des Worts. Der höchſte Organismus iſt das Ganze, das aus freien Gliedern beſteht; und dieſes Ganze wird immer das Ideal des echten Schwaben ſein. Aber nicht alle — ſelbſt nicht alle Schwaben — können alles! Und nicht alles iſt möglich zu jeder Zeit und an jedem Ort! Wenn der thätige Geiſt nun das Beſte nicht ſchaffen kann, dann ſchafft er das zunächſt Mögliche, das ihn erweiſt: das Gute!“

Ich nickte erheitert. „Das iſt in der Ordnung“, erwiderte ich. „Und ich begreife die Stellung der Zollern in der Mark! Vielleicht darf ich aber, um der Erklärung noch näher zu kommen — auch annehmen, daß nicht gerade jeder Schwabe die Freiheit über alles lieben und wollen muß! Daß es möglicherweiſe Schwaben gibt, welche die Freiheit in der Art lieben, daß ſie dieſelbe ausſchließlich für ſich behalten!“

Die Züge Victor's erhellten ſich.

„Wenn ich“, fuhr ich fort, „meinem Gedächtniß trauen darf, ſo hat der Stamm der Schwaben unter andern auch höchſt bedeutende Despoten hervorgebracht!“

Er ſah lächelnd für ſich hin. „Aber Despoten“, entgegnete er dann, „welche nicht gehindert haben, daß Schwaben das Land des Geiſtes geblieben, das Land der Freiheit geworden iſt! Despoten von Geiſt, die dem Geiſte dienten und ihm den Boden bereiteten —“

„Mit Ausnahme jener in Norddeutſchland!“

Er ſchüttelte den Kopf mit Ungeduld. „Unterſcheiden wir!“ entgegnete er. „Die Familie der Hohenzollern verleugnete ihre Herkunft aus dem Stamme der Denker in keiner Art. Nicht nur hat ſie Herrſcher geliefert comme il faut, ſondern Denker geradezu: Theologen und Philoſophen! Und diejenigen Glieder, die weder das eine noch das andere waren, hatten doch famoſe Inſtincte, deren Thaten und Erwerbungen den Denkern ſehr zu ſtatten kamen. Niemand kann's leugnen: es griff zuſammen in dieſer Familie, die verſchiedenſten Gaben dienten Einem Geiſt. Und dieſer Geiſt hat dem Urquell, aus dem er ſich ableitete, in keiner Art Unehre gemacht!“

„Indeſſen —“

„Im Laufe der Zeiten kam, was trotz allem nicht ausbleiben konnte. Die ſchwäbiſche Familie, die nach Norddeutſchland zog, um dieſem ihren Geiſt einzuhauchen, ihre Herrſchaft darin zu begründen und auszudehnen, konnte dem Beruf, der alle Hingebung verlangte, nicht obliegen, ohne die gründliche Gegenwirkung zu erfahren. Drückte ſie Land und Leuten ihr Gepräge auf, ſo theilte ſich ihr dagegen die Art der Leute mit; Herrſcher und Beherrſchte glichen ſich aus — die Bedingungen der Zeit, die allgemeinen Einflüſſe, Freunde und Feinde wirkten mit: ſo entſtand das politiſche Ganze, welches den Accent gebieteriſch auf die Einheit legt, der große Mechanismus des preußiſchen Staats!“

„Die Erklärung läßt immer noch etwas zu wünſchen!“

„Sie wird abgeſchloſſen“, verſetzte er, „durch einen

Blick auf die Geſchichte. Die ſchwäbiſche Familie im erworbenen Lande fing klein an, ſie wollte, ſie mußte groß werden. Sie griff alſo muthig um ſich — nahm, acquirirte, eroberte. Der Geiſt war aber immer größer, als die materielle Macht: die Regenten, um es mit den landmächtigern Gegnern aufzunehmen, mußten alle Kräfte anſpannen — und der Staat erhielt die Richtung auf den Militärſtaat. In einer Zeit der Noth trat der in der Situation und Geſchichte liegende Mangel am ſtärkſten hervor, ſeine Gefahr erſchien am drohendſten, und man beſeitigte ihn methodiſch durch die Schöpfung des «Volks in Waffen». So entſtand das merkwürdige Ganze, das wir heute ſehen und von dem wir ſagen müſſen, es beſtehe aus einem ſoldatiſchen Oberhaupt mit ſoldatiſchen Räthen und einem ſoldatiſch organiſirten Volk! Der Militärſtaat, wie er ſein ſoll!"

„Gut!" erwiderte ich. „Das Wichtigſte iſt, daß dieſer Staat Preußen exiſtirt — mit einer Kraft der Einheit, die freilich über jeden Zweifel erhaben iſt; vielleicht aber auch mit einer Kraft zur Freiheit, welche über die Miſſion der ſchwäbiſchen Familie erſt das letzte erklärende Licht werfen dürfte!"

„Gegenwärtig indeß nur von dichtenden Augen geſehen wird!" verſetzte der Antagoniſt mit einer Gereiztheit, die mir zeigte, daß er nicht mehr die ſchwäbiſche Schöpfung, ſondern nur noch den Stein des Anſtoßes vor Augen hatte. „Meine nüchternen Augen ſehen einzig den Soldatenſtaat, worin auch alles «Civile» das ſoldatiſche Gepräge erhalten hat — dermalen des deutſchen Weſens und des Friedens gefährlichſten Feind! — Eben weil das Soldatenhandwerk dort als das oberſte und bei weitem wichtigſte behandelt, mit dem höchſten Aufwand von Studium, Zeit und Geld gelernt und geübt wurde, darum hat man den glorreichen Feldzug des Jahres 1866 gewagt und gewonnen. Was iſt die unmittelbare Folge? Daß diejenigen, welche direct oder indirect verloren haben, ſich durch dieſelben Mittel dieſelben Vortheile zu verſchaffen ſuchen. Allenthalben ſehen wir nun den Geiſt ſich anſtrengen, die beſten Mordgewehre herzuſtellen und jeden, der noch einen Arm zu rühren vermag, damit zu bewaffnen. Wir werden auf dem ganzen Continent erhalten «Völker in Waffen» und — furchtbare Schulden, die wir zu dieſem Ende zu machen genöthigt ſein werden."

Nach dieſem Spruch nickte er mir überlegen zu; dann, mit ſeinen Gedanken vollkommen in der Gegenwart, fuhr er fort: „Im 19. Jahrhundert, in der Zeit des Geiſtes und der gerechten allſeitigen Ausgleichung, wo die Künſte des Friedens blühen und die Nationen ſich brüderlich umſchlingen ſollten, ſind wir plötzlich in Zuſtände und Stimmungen zurückgefallen, in welchen die eine Nation von der andern nichts erwartet als feindliche Ueberziehung und Zerſtörung! Während man bei den nöthigſten und nützlichſten Dingen knauſert, wirft man für den Krieg ungeheuere Summen hin und zeigt dadurch, was man immer noch am höchſten werthet. Und nun frag' ich: iſt das eine Zeit, ſich Friedensträumen hinzugeben? Darf man ſich einbilden, eben von jetzt ab werde alles ſeinen ſchönen, ruhigen Gang gehen zu erfreulichen Entwickelungen?"

„Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharniſchter Krieg: ſagte der Dichter und Denker aus dem Lande des Geiſtes —"

„Als er noch ſehr unerfahren war", fiel der Gegner ein. „Und die Ereigniſſe haben ſeinen Satz beſtätigt, wie ſie den deinigen beſtätigen werden! Dem idealen Geſchichtsprofeſſor ſchien im Jahre 1789 «die europäiſche Staatengeſellſchaft in eine große Familie verwandelt», und er meinte, «die Hausgenoſſen könnten einander jetzt allenfalls noch anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleiſchen»! — Wir haben's geſehen! — Der geharniſchte Krieg hütet den Frieden nur zufällig! Der Teufel mag daſtehen, gewappnet bis an die Zähne, und warten, bis es einem andern gefällig ſein wird, anzufangen. Die Langeweile wird unerträglich, den bewehrten Arm juckt's, er fährt auf und ſchlägt drein. Soll man die koſtſpieligen Einrichtungen getroffen und die bewundernswerthen Mordinſtrumente geſchaffen haben, um nach Möglichkeit ihre Anwendung zu vermeiden? Man muß ſie doch einmal probiren und ſehen, ob ſie den beabſichtigten Effect auch wirklich machen! Und zu dem Drang und der ehrſüchtigen Neugier kommen die hundert und tauſend Urſachen, in Streit zu fallen! «Der da drüben iſt gerüſtet und denkt mir Arges zu! Seine Haltung iſt drohend, anmaßend, beleidigend! Vorwärts! Ins Feld! Entweder alles oder nichts!» — Vergeſſen wir nicht die Bramarbaſſe, die hetzen, die giftigen Federn, die ſticheln und ſtacheln — — wo wäre die Vernunft und die Tugend, welche allen dieſen Reizungen zu widerſtehen vermöchte?“ — Er ſah mich an. „Du erſparſt dir die Antwort?“

„Ich höre!“ verſetzte ich.

„Du meditirſt die Abwehr!“ entgegnete er. — „Fahren wir fort! — In den Siegen Preußens kann ich nur eine Quelle von Kriegen ſehen. ’S iſt die alte Geſchichte! Wir haben Philoſophen, welche Ideale denken, und Helden, die das Gegentheil davon zu thun für ihren heiligen Beruf halten. Wir haben Bürger, die zu Gott um den Frieden beten, und Fürſten und Staatsmänner, die im Namen Gottes den Kampf anordnen. Nach den Erfahrungen dieſes Jahres kann ich keinen Krieg mehr für unmöglich halten. Wenn man ſolche Triumphe erringen kann mit einem Heere, das mit dem offenbarſten Widerwillen ins Feld gegangen iſt, dann mag der Henker Scrupel haben und lorber- und trophäenlos zu Hauſe bleiben!“

Ich ſah ruhig für mich hin. Er, als ob er meine Gedanken erriethe, fuhr nach kurzer Pauſe fort: „Sehen wir ab von der Wahrſcheinlichkeit des Kriegs und von dem etwaigen Ausgang deſſelben. Betrachten wir die Dinge, wie ſie gegenwärtig liegen; betrachten wir die «Völker» und Staaten, von welchen die deutſchen Geſchicke abhängen, und ſehen wir zu, was wir unter zunächſt friedlichen Verhältniſſen zu erwarten haben! — Beginnen wir mit den heutigen Preußen!“

Er ſtellte ſich aufrecht hin, und mit einem Lächeln, das ich ein ſüddeutſches zu nennen geneigt wäre, begann er: „Gibt es wol einen einzigen Preußen, der ſich als ſolchen nicht für beſſer hielte als jeden Nichtpreußen? Ich zweifle. Dabei machen wir eine eigene Wahrnehmung. Wie verſchieden die Stämme ſein mögen, welche das «preußiſche Volk» bilden, in dieſem Einen Punkt haben ſie ſich einander außerordentlich angenähert — bis zum Verwechſeln! Ob ſie ihre Herkunft ableiten von Germanen, Letten, Slawen oder Juden, ob ſie Rheinländer, Märker oder Schleſier ſeien: Ein Geiſt durchdringt ſie alle und gibt jedem das Bewußtſein, daß er, zu dieſem Volke gehörig, auf der höchſten Staffel der Cultur ſteht und zur deutſchen Führung miterkoren iſt. «Ich bin ein Preuße!» ruft er dem Nichtpreußen zu. Das heißt: «Ich habe dich zu leiten und du haſt deine Ohren aufzumachen und zu thun, was ich dir ſage!»“

Nach einem Blick auf mich, der ich einiges Vergnügen bemerken ließ, ſprach er weiter: „Manchmal ſtoßen wir auf Exemplare, wobei uns aller Spaß vergeht! Die unglaublichſte Selbſtgefälligkeit, an den Tag gegeben in den allerunanſprechendſten Manieren. Ein Mund, der ſich nur aufthut, um zu prahlen und mit der vollkommenen Sicherheit innerſter Leere ſeine Verachtung auszugießen über alles, was anders iſt als bei ihnen. Die naivſte, über jede weitere Unterſuchung erhabene Annahme einer unglaublichen Dummheit, die dem Süddeutſchen als ſolchem eigen ſei u. ſ. w. u. ſ. w. Natürlich kommen uns dieſe Beiſpiele aus dem «Genre» der Preußen, die hiſtoriſchen Perſonen ſind denn doch zu geſcheit! 'S iſt irgendein Commis, Lieutenant, Junker oder Geheimrath, der in Süddeutſchland herumſteigt, wie der Hahn auf dem Miſt und alles Ernſtes zu glauben ſcheint: wenn er ſeine Glieder nicht nach den ſtrengſten Regeln des Hochmuths bewegte, müßten wir ihn verachten! Aber der Eindruck iſt auf Menſchen von Verſtand nicht nur ein höchſt fataler, er hat für uns auch eine ſehr ſchlimme Bedeutung. Mit dieſen Menſchen ſollen wir leben! Mit ihnen ſollen wir uns vertragen; — ihnen ſollen wir eine gewiſſe Suprematie einräumen und dadurch ihren Dünkel bis zum Wahnwitz ſteigern!"

Ich ſchüttelte den Kopf. „Dieſer Exemplare", entgegnete ich, „ſind ſchon jetzt viel weniger, als du anzunehmen beliebſt, und ihre Zahl wird ſich fortgehend — raſch mindern."

„Jetzt, nachdem ſie uns überall aus dem Felde geſchlagen haben?"

„Eben jetzt“, entgegnete ich. „Die Menſchen ſind nur zur Hoffart gereizt, wenn ſie als Rivale nach Einem Ziele laufen. Der Sieg macht beſcheiden! Der über alle Erwartung Glückliche erkennt die Gunſt des Himmels, die Pflicht des Dankes erſcheint ihm heilig — er wird ihn in Gerechtigkeit, in Billigkeit, in Großmuth abtragen!“

„Unglaubliche Gutmüthigkeit!“ rief er. „Die Logik —“

„Stützt ſich auf die Natur der Dinge“, fiel ich ein, „und auf die Sachlage! Vergeſſen wir nicht die Macht der Preſſe, welche die Caricaturen immer erfolgreicher der allgemeinen Verſpottung preisgibt! Vergeſſen wir nicht die Aufgaben der Nation, deren Schwere die Leichtfertigſten zum Ernſte mahnt! Vergeſſen wir nicht die unausbleibliche Wirkung der Cultur, der Aufklärung, der Intelligenz, deren Licht —“

„Wol hauptſächlich in Preußen ſcheint?“ fiel er mir ins Wort.

„Wer kann's leugnen?“

Er hob den Kopf ſtreng und ſtolz. „Ich“, erwiderte er. „Ich leugn' es wirklich und völlig!“

Ich ſchaute ihn an. „Im großen und ganzen —“

„Und im kleinen und einzelnen“, fuhr er fort, „ſprechen ſich die Berliner und Preußen Intelligenz vorzugsweiſe zu. Sie ſind das Volk der Intelligenz, ſie bilden den Staat der Intelligenz, und ihre Hauptſtadt iſt der Sitz einer Intelligenz — zum Davonlaufen! — Intelligenz!“ rief er nach kurzem Innehalten mit wachſender Erregung. „Schämt euch, dieſes Wort zu misbrauchen und einen Bündel ſubalterner Künſte und Kenntniſſe zu göttlichen Fähigkeiten hinauflügen zu wollen! — Geſchickte, weltverſtändige, rührige Burſche ſind dort, die ihre Metiers lernen und treiben und praktiſche Ziele verfolgen und durch den Staatsmechanismus in die Einheit gezwungen werden, die ſtark macht. Sie können was, ſie gehen uns voran in manchen guten und nützlichen Dingen: ich hab' nichts dagegen, daß wir von ihnen lernen! Was wir aber nicht von ihnen lernen können, das iſt der Aufſchwung des Geiſtes in das Reich der Ideen, das iſt die Größe der Geſinnung, das iſt die lichte Werthung des Ewigen — das iſt Intelligenz! Intelligenz haben ſie dort immer nur von außen bezogen; und wenn ſie daſtanden im Scheine des Abglanzes, dann haben ſie ſich ſelber geprieſen als die Leuchtenden. Aneignen, anempfinden — andenken meinetwegen — und ſich damit putzen, das iſt ihre Kunſt geweſen von jeher! Die Gaben der eingewanderten Intelligenz zu verweltlichen und die Glorie der Geber in ſtets wiederholten Declamationen ſich ſelber beizulegen, darin waren ſie groß! Aber ſeit Jahrzehnten hat auch das aufgehört, und jetzt trachten ſie auch nicht mehr nach dem Scheine der Intelligenz. Die erhabene Mutter derſelben — die Philoſophie — ſchleicht überſehen, verachtet umher. Der Geiſt iſt mehr und ausſchließlicher als anderswo nach außen gerichtet. Man hat Macht und Stellen und Geld und Vergnügen — was braucht's mehr? — Einſicht in den Grund und Zuſammenhang der Dinge? Erkenntniß der höchſten Ideale des Lebens, nur zu gewinnen und zu mehren durch unausgeſetztes, uneigennützes, heilig intenſives Forſchen? Kinderſpiel! Zeitverderb! — Das jetzige Preußen iſt die Martha, die das Hausweſen beſorgt mit weltlich geſchicktem, aber weltlich beſchränktem Sinn! Eine ſtolze, herriſche Martha! Die neuteſtamentliche hat gegen die Maria doch nur gemurrt; die neupreußiſche faßt ſie beim Arme, um ſie in den Dienſt der Küche zu ziehen, während ſie dem Lehrer die Thür weiſt! — Erwartet alles von Preußen, was in der Sphäre der Klugheit und der nützlichen Fertigkeiten liegt! Auf Thaten des Geiſtes, auf Erweiſungen und Schöpfungen der Intelligenz, auf eine Veredlung der Gemüther durch eben ſie zu warten, iſt abſurd!"

Auf eine ſolche Expectoration konnte ich nicht ernſthaft entgegnen wollen. Ich ließ eine Weile vergehen; dann ſagte ich: „Am Ende, nur ein Schelm thut mehr als er kann! Das heutige Preußen iſt die Martha — gut! Erwarten wir von ihm nun, was die verſtändige, thätige Hausfrau kann, und ſofern wir mehr verlangen, wenden wir uns an die Maria. Wer dieſe iſt, darüber kann wol kein Zweifel ſein. Alle Anſprüche verſchwinden vor dem Rechtstitel Schwabens. Wenn Preußen das weltliche Geſchick und die Klugheit repräſentirt — Schwaben, das Land des Geiſtes im hervorragenden Sinne, vertritt die Weisheit und die Erkenntniß des Weſentlichen. Und noch iſt dieſes Land frei, in der Erweiſung ſeiner ſchöpferiſchen Kraft ungehindert und durch nichts abgehalten, gegen die materielle Gewalt Preußens die höhere Macht der Ideen ins Feld zu führen! Wir können erwarten, daß die Bajonnete oder, wie man jetzt ſagt, die Zündnadeln vor dieſer Macht anhalten — daß Preußen und Schwaben, ihre Fähigkeiten wechſelſeitig erkennend, ſich verſtändigen und zuſammen vollbringen werden das eine, was noththut, und das andere, was wir nicht laſſen dürfen!“

Er fixirte mich. „Du wirſt ironiſch?“ verſetzte er mit gerunzelter Stirn.

„Laſſen wir denn“, erwiderte ich, „den ſcherzenden Ton!“ Und mit einem Uebergang zum Ernſt fuhr ich fort: „Ich bin zwar ein Franke; aber einer, der ſo nah an Schwaben zu Hauſe iſt und von dorther ſo reiche Belehrung empfangen hat, daß eine Verkennung dieſes Landes und Stammes ihm nicht zu verzeihen wäre. Ernſthaft alſo: können wir nicht von Schwaben vorzugsweiſe, wie von Süddeutſchland überhaupt, eben die Ergänzung erwarten, deren Preußen zum vollen deutſchen Leben benöthigt iſt? Wird man die geringere materielle Macht durch die Macht des Geiſtes nicht zur Gleichheit, ja zur Ueberlegenheit ſteigern können?“

Ein tiefer Seufzer war die Antwort.

„Wie“, rief ich, „einer Anwandlung von Lachen kaum widerſtehend, „die Süddeutſchen, die Schwaben — die wahren Deutſchen, ſie können nichts? Wir hätten von ihnen nichts zu hoffen?“

„Wenig“, erwiderte er. „Aeußerſt wenig! — Die Süddeutſchen und die Schwaben vorzugsweiſe ſind zwar die eigentlichen Deutſchen; dermalen zeigen ſie jedoch alle hauptſächlich die Kehrſeite des deutſchen Weſens!“

„Aber das iſt ja unangenehm!“ rief ich nicht ohne Bosheit.

„Sehr unangenehm, Freund Spaßvogel!“ entgegnete er mit Strenge. Dann fuhr er fort: „Ich habe geſagt, der Deutſche will frei ſein und frei laſſen — das iſt ſein Ideal! Und weil der Süddeutſche, der Schwabe zumal, dies mehr will als der Preuße und der pruſſificirte Norddeutſche, darum hab' ich jene die wahren Deutſchen genannt. Aber wer frei ſein will, der hat die heilige Pflicht, in Freiheit nach Einheit zu trachten und das edelſte Ganze bilden zu helfen; in Freiheit ſich zum Ganzen zu halten und ſein Wohl zu ſuchen im Wohle des Ganzen: und das haben ſie bei uns gegenwärtig vollſtändig vergeſſen! Jeder will frei ſein, um in Freiheit zu thun, was ihm gefällig iſt! Jeder will frei ſein, um in Freiheit ſeiner Naſe nachzugehen und wegen der andern und des Ganzen ſich aller Sorgen zu entſchlagen. Nicht einmal daran denken wollen ſie; aber für das

Gemeinſame gar etwas zu thun und zu opfern, damit ſoll man ihnen nur ganz vom Halſe bleiben!“

Er ſah für ſich hin. Ein eigenes Licht ſarkaſtiſcher Ironie ſtieg in ſeinem Geſicht auf und er ſprach: „Wir dürfen aber nicht ungerecht ſein! Der patriotiſche Schwabe denkt auch an das Ganze; — er denkt dem Ganzen ſein Ideal aus und verkündet es in Wort und Schrift. Und er thut auch etwas dafür — er thut etwas für ſeine Ideen und das öffentliche Wohl — er fügt zur Theorie etwas Praktiſches! Allerdings thut er keine wirklichen Schritte, ſeine Ideen zur Ausführung zu bringen; denn dazu müßte man ſich ja mit den andern verſtändigen und mit ihnen Hand in Hand gehen, was dem echten Schwaben geradezu unmöglich iſt! Zur Verwirklichung ſeiner Gedanken kommt er nicht; deſſenungeachtet läßt er's auch nicht beim bloßen Denken und Ausſprechen, — er handelt nicht, und doch thut er etwas!“

„Aber was in aller Welt?“ rief ich geſpannt. „Was thut er denn?“

„Er ſchimpft.“

Auf dieſe mit großem Aplomb gegebene Antwort hin konnte ich ein Lachen nicht zurückhalten. „Er ſchimpft!“ wiederholte ich. „Das iſt allerdings auch eine Praxis!“

„Für den Schwaben“, erwiderte er mit ernſtlicher Verſicherung, „die allerbefriedigendſte! — Im Grunde, wenn der Schwabe ſeine Gedanken denkt und ausſpricht, dann hat er ſeine Schuldigkeit bereits gethan und kann beruhigt ſein. Dieſe Gedanken auszuführen, das iſt Sache der Welt, der andern: die werden es irgendwie ſchon machen! Indeß, es kann dennoch nichts oder mindeſtens nicht das Richtige geſchehen; und wenn der Schwabe hierüber auch noch ſchimpft, dann kann man von ihm weiter gar nichts verlangen! Denken, verſchlagen und, wenn die andern es nicht ausführen, überdies noch ſchimpfen, das iſt gewiß eine Reihe von Leiſtungen, durch welche man ſein Daſein glänzend rechtfertigt. Man muß auch bedenken, daß das Schimpfen des Schwaben kein gewöhnliches iſt! Der Schwabe ſetzt in dieſe Thätigkeit ſein ganzes Weſen ein und wendet ſeine ganze Kraft auf. Wer einen Schwaben von der rechten Art ſchimpfen hört, der wird ſich gewiß ſagen: von dem verlangen, daß er auch noch handle, wäre geradezu abgeſchmackt! Ja, die Welt ſelber dürfte eigentlich nicht handeln, damit nur der Schwabe fortſchimpfen kann; und es iſt in der That ſehr die Frage, ob es dieſem nicht wirklich lieber iſt, fortſchimpfen zu können, als durch die Welt ſeine eigenſten Gedanken ausgeführt zu ſehen!“

Durch dieſe weitere Erklärung konnte mein Vergnügen nicht vermindert werden. Ich richtete einen Blick auf ihn, der meine eigentlichen Gefühle hinter Zuſtimmung verhüllte; er nahm dieſe mit Wohlgefallen entgegen und fuhr fort: „Wenn ich gegenwärtig meine ſpeciellen Landsleute betrachte, kann ich mich einer ſeltſamen Empfindung nicht erwehren. Sie denken, reden, ſchreiben — und ſchimpfen. Jeder denkt, redet, ſchreibt und ſchimpft womöglich für ſich oder mit einer kleinen Genoſſenſchaft — und jeder erwartet als Folge davon, daß ſich das Ganze aufs gedeihlichſte entfalten werde. Jeder lehrt und fordert die Freiheit, rührt für die Einigung keinen Finger, und alle zuſammen erwarten ſie die ſchönſte, vollkommenſte Zuſammenfaſſung der deutſchen Nation. — Man muß geſtehen, größere Narren als die jetzigen Schwaben hat unſer Herrgott lange nicht geſehen!“

Ich lachte — mit einer gewiſſen Discretion. Er, nach einem flüchtigen Blick auf mich, nickte; dann verſank er in Nachdenken. Plötzlich mit vollem, ja traurig klingendem Ernſt rief er: „Verhängnißvolle Austheilung in der Welt! Hier das Ideal — und dort das irdiſche Ziel! Das Ideal iſt groß und ſchön an ſich ſelber: das denkt man und bewundert man, und im Denken und Bewundern verſäumt man, es in Wirklichkeit zu führen! Das irdiſche Ziel iſt klein, geiſtig und moraliſch klein: das muß man, wenn es nach etwas ausſehen ſoll, erreichen! Und man geht darauf los und kommt an und zwingt auch die andern, und unter ihnen die erhaben geſinnten Idealiſten ſelber, zu ihm hin. Die gemeinere Möglichkeit wird Thatſache, und was hätte werden und ſein ſollen, iſt für immer ins Reich der Träume verſetzt!“

Er ſchwieg. Dann, mit bitterm Munde, fuhr er fort: „Und das, wie traurig und ärgerlich es ſein mag, iſt noch nicht das Schlimmſte! Stehen wir an dem gemeinern Ziel, dann ſtehen wir doch und haben etwas! Aber es kann auch ſein, daß die ſüddeutſchen Denker, Poeten und Bonvivants, die das erſte träumend verſäumen, ſich plötzlich zur Thatkraft ermannen, wenn es gilt, das zweite zu hindern. Man thut etwas — aus Widerſpruch, aus Rache! In der Wuth des Kampfes, von der Uebermacht in ſeinem Daſein bedroht, greift man zu allen Mitteln, die Hülfe verſprechen; man gibt, um die «idealen Güter» zu retten, das Vaterland preis — und alles iſt verloren!"

„Das kann nicht ſein!" rief ich erregt, mit allem Nachdruck der Ueberzeugung. „Das geſchieht nicht!"

„Iſt's nicht wiederholt geſchehen?"

„Früher! Aber jetzt iſt dafür geſorgt! — Und auch früher hat es uns nicht zu Grunde gerichtet!"

Er nickte mit feierlichem Ernſt: „'S iſt das größte Wunder der Weltgeſchichte! — Aber die Zeit der Wunder, wie man zu ſagen pflegt, iſt vorbei, und diesmal könnten wir vergebens auf eins harren, wenn wir's am nöthigſten hätten!"

„Wir werden keins provociren", rief ich geradezu mit Unwillen. „Die verrätheriſche Verbindung mit dem Ausland iſt unmöglich. Unmöglich im Südweſten, unmöglich im Südoſten! Nicht einmal der Gedanke wird in uns aufſteigen!" — Nach einer Weile ſagte ich mit einem gewiſſen Humor: „Fahr' lieber in deiner Kritik fort! In der Beleuchtung der Wirklichkeit — in der Hervorwendung der Kehrſeite!“

„In der Beleuchtung der Kehrſeite, welche dermalen die Wirklichkeit iſt, willſt du ſagen!“

„Meinetwegen!“ entgegnete ich. „Aber es iſt anſprechender zu hören! — Sind die Schwaben fertig?“

„Vorläufig“, erwiderte er mit einem Lächeln der Genugthuung. Betrachten wir uns jetzt die Bayern, ohne allzu ängſtliche Grenzen einzuhalten. Dieſe ſüddeutſchen Stämme unterſcheiden ſich zwar voneinander, und in manchen Dingen bedeutend; aber in ihren bedenklichen Eigenſchaften haben ſie ſehr viel Aehnlichkeit miteinander. Was ich von dem Bayern ſage, kann ſich auch der Franke — der Deutſch-Oeſterreicher und nochmal der Schwabe notiren; es wird ihm nicht unnützlich ſein.

„Der Bayer“, fuhr er mit ſarkaſtiſchem Behagen fort, „ſchimpft auch; er ſchimpft im Grunde nicht weniger als der Schwabe, und in München verſtehen ſie die Kunſt ausgezeichnet, viel beſſer als manches andere. Aber wenn der Schwabe in heiligem Eifer ſchimpft, ſo ſchimpft der Bayer mehr zu ſeinem Vergnügen, welchem er ſeinerſeits eine Art von heiligem Eifer widmet. Der Schwabe ſchimpft aus dem Geiſt, im Bewußtſein, damit einem großen Rufe zu folgen; der Bayer ſchimpft mehr in unmittelbarer Kraft der Natur, ſein Schimpfen hat daher etwas Weibliches und nähert ſich nicht ſelten dem Gekeife und Geklatſche. Ihm iſt die Sage zu Ohren gekommen, daß er in der Cultur überhaupt einigermaßen zurück ſei; nun ſchimpft er, um zu beweiſen, daß er vielmehr geſcheiter ſei als die andern, und der Glaube, daß ihm dies glücke, ſchärft ſeine Freude ſo, daß er uns zuweilen die Anſchauung ſeliger Schlauheit gewährt, die faſt etwas Rührendes hat. Im übrigen bezweckt er mit ſeinem Schimpfen die Abſtellung des Geſchimpften ſo wenig wie der Schwabe. Das Schimpfen iſt ihm wie jenem Selbſtzweck. Welcher von beiden ſchneller zum Zorn und langſamer zur beſonnenen That ſei, iſt ſchwer zu ſagen.

„Wenn dem Bayern ſogar das Schimpfen hauptſächlich zum Vergnügen dienen muß, ſo begreift ſich, daß er dieſem ſelber die intenſivſte Pflege zuwendet. Namentlich Eine Art davon cultivirt er. Ich geb' es zu, das Trinken des Bayern iſt ein ſatiriſcher Gemeinplatz, auf welchem jetzt aus allen Gauen Deutſchlands platte Geſellen, die gern witzig ſein möchten, wohlfeil graſen. Aber wenn ich's mit aller Billigkeit betrachte, die mir eigen iſt, muß ich ſagen: der Bayer geht darin zu weit; er widmet dieſer Angelegenheit eine Hingebung, die einer beſſern, jedenfalls noch anderer guter Sachen werth wäre. Unſtreitig iſt nichts angenehmer, als an einem warmen Sommerabend im Schatten belaubter Bäume friſches Kellerbier zu genießen und mit jeder neuen Maß in einen ſeligern Duſel zu verſinken; — ich habe immer dafür gehalten, daß dieſe Stätten der Erde den Gefilden des Paradieſes am nächſten gelegen ſind. Aber es iſt zu bedenken, daß es auf der Erde, wo man ſich doch immer noch befindet, auch noch anderer Anſtrengungen bedarf, als den ſteinernen Krug vier- bis achtmal zu leeren, und daß man vom Geſichtspunkt der Politik aus jenes paradiesähnliche Leben als ein Schlaraffenleben zu bezeichnen das Recht hätte. Der Bayer nennt das Bier mit einem gewiſſen Selbſtgefühl ſein «Nationalgetränk». Möge er ſich der Nationalſache, es zu brauen und durch die Kehle zu ſchütten, nicht dermaßen widmen, daß darüber ſeine anderweitigen «Nationalſachen» mit der ganzen «Nation» ſelber zum Teufel gehen!"

Er hielt inne. Ich konnte nicht umhin, dem verhältnißmäßigen Wohlwollen in dieſer Strafpredigt durch Zunicken meinen Beifall zu ſchenken; — er fuhr fort: „Natur! — Das iſt das große Wort, womit man vielleicht unter allen deutſchen Stämmen am zukömmlichſten den bayriſchen charakteriſirt. Wie aber dem Geiſte der Wein entſpricht, ſo entſpricht der Natur das Bier. Dieſes materiellere Getränk erhält und nährt die Natur und ſchützt ſie wirkſam vor der Zudringlichkeit und den beſchränkenden Einflüſſen des Geiſtes. Mit Hülfe des Biertrinkens florirt die Natur in Bayern und bricht in gewaltigern Fulgurationen aus, als in irgendeinem andern Territorium Deutſchlands. Und friſch iſt die Natur, kraft- und ſaftvoll, das muß wahr ſein! Aber ſie hat auch ihre Schattenſeite. In ihrem Weſen liegt etwas Unbeſtändiges, Vergeßliches, Leichtfertiges, Leichtſinniges, ja Kindiſches! Ihr Vergnügen nachhaltig einem großen Zwecke zu opfern, iſt ihre Sache nicht, wohl aber findet ſie nach den größten Verluſten ihren Troſt eben wieder im Vergnügen. Und mit ihrem Reiz und ihrem Hang iſt ſie ein ausgezeichneter Gegenſtand, vom Geiſt überfallen und übermannt zu werden. — Die Natur ſehe ſich vor! Wir leben in einer Zeit, wo der Geiſt ſich erinnert, daß er der Herr iſt, und er wird alles, was ihm als Natur entgegentritt, als gute Beute betrachten!“

Er ſah für ſich hin; mit Schärfe ſetzte er hinzu: „Von Rechts wegen! — Wer nicht hören will, muß fühlen!“

Die Laune, die ihm bis dahin eigen war, hatte ihn mit einem mal verlaſſen. Ein Gedanke mußte ihm erſchienen ſein, der ihn entrüſtete. Seine Miene war anklagend, verurtheilend, und er rief: „Wer das Vergnügen zu ſeinem Gott macht, der falle zum Raube demjenigen, der es hinwirft, um hoher Zwecke halber die Arbeit, die Noth, die Beſchwerde zu wählen! Wer in kindiſchem Egoismus nach ſeinem und der Seinen Wohlergehen trachtet, der werde zermalmt von demjenigen, der einer großen Gemeinſchaft ſein und der Seinen Wohl zum Opfer bringen kann! Wer ſein Leben liebt, werde Sklave; wer es hingeben kann, ſei Herr! Der Begriff der Familie muß endlich zurücktreten vor dem Begriff des Staats, des Volks! Die Familie ſoll ihre Wohlfahrt ſuchen und finden in der Wohlfahrt des Gemeinweſens, in dem ſie ihre Stätte hat; — trachtet ſie nach ihrem Vortheil auf Koſten deſſelben, zum Schaden, zum Ruin deſſelben, ſo finde ſie ihren Schaden und Ruin mit demſelben! Es gibt eine dumme Klugheit, es iſt die Klugheit der Selbſtſucht; und es gibt eine geſcheite Klugheit, es iſt die Klugheit des Theils, der ſein Gedeihen erſtrebt in dem gedeihenden, blühenden Ganzen. Wenn die Familie ſich als Zweck hinſtellt und den großen Zweck, den Staat, zum Mittel degradirt, — wenn ſie den Staat plündert, um deſto üppiger ihre Brut zu füttern und herauszuputzen, wenn ſie in blinder Habſucht dem Staate den Nerv lähmt und die Spannkraft entzieht, dann ſinke der Staat dahin und begrabe das verkehrte Geſchlecht unter ſeinen Trümmern!“

Eine tiefe Stille folgte. Dann richtete ich meinen Blick auf ihn und ſagte: „Dieſer Ausfall bei Gelegenheit Bayerns —?“

„Scheint dir unbegründet?“ entgegnete er.

„Jedenfalls beſtreit' ich die Auszeichnung! In dieſem Fache wetteifern mit Bayern andere deutſche Länder — am Ende alle —“

„Mit Ausnahme eines einzigen!“ fiel er ein. „Mit relativer Ausnahme, aber ſie reicht gerade hin! Mit einer verhängnißvollen Ausnahme — mit Ausnahme Preußens! Hier iſt's gelungen, das Intereſſe der

Familie mit dem Intereſſe des Staats auszugleichen! Der Staat hält ſtreng auf tüchtige Werkzeuge, und die Familie liefert ſie ihm. Die Familie liebt den Staat nicht blos um des guten Gehalts und der Gage willen, die er zahlt, ſie eifert für ihn um ſeiner ſelbſt willen! Seine Ehre iſt ihre Ehre, ſein Vortheil iſt ihr Vortheil! Darum hat dort jeder Poſten ſeinen Mann, alles greift zuſammen, alles geht zuſammen — — ſobald ſie wollen, ſchlagen ſie uns zu Boden!“

Nach dieſer überraſchenden Wendung nickte er mir bedeutſam zu, kehrte ſich weg und ging zwiſchen ſeinen Bücherſchränken auf und ab. Dann kam er wieder zu mir zurück und ſagte: „Es wird gut ſein, die Blumen der bisherigen Unterſuchung in einen kleinen Strauß zuſammenzubinden. — Preußen iſt der Staat vorzugsweiſe — der herrſchen wollende, der herrſchende Staat! Mächtig durch die Betonung der Einheit auf Koſten der Freiheit, mächtig durch einen zuſammengreifenden Organismus und durch Werkzeuge, denen er zum Ueberfluß den eigenen Ehrgeiz einzuflößen gewußt hat, wird er ſich ausdehnen und ſeine Art zur herrſchenden machen. Und wir haben nicht Deutſchland, nicht Kleindeutſchland, ſondern das Eine große Preußen! Wir haben Deutſchland leiblich und geiſtig in preußiſche Uniform geſteckt! Wir haben nicht blos Einen Oberherrn, ſondern eine ganze Hierarchie von Unterherren. Wir haben die Weltſtadt Berlin —

und nicht lange wird's dauern, ſo wird's heißen: Berlin iſt Deutſchland!“

Nach Ausſpielung dieſes letzten Trumpfes heftete er ſeine Augen auf mich und ſchien ſich an meinem Ausſehen zu weiden. Dann, mit Ernſt, fuhr er fort: „Im süddeutſchen Volk wären die Fähigkeiten geweſen, den preußiſchen Fähigkeiten die Wage zu halten und mit dieſen zuſammen eine reiche, freie, deutſche Art zu begründen. Aber man hat nichts aus dieſen Fähigkeiten gemacht, man hat ſie nicht wagend, ſchaffend, handelnd ausgebildet und geſteigert — darum vermochten und vermögen ſie nichts — und die Ebenbürtigen ſinken in Hörigkeit. Schläge ſind gefallen, die ſie wol zur Beſinnung bringen konnten, und noch iſt eine Friſt gegeben, die vielleicht benützt werden und retten könnte! Aber wer glaubt, daß es geſchieht, der muß einen beſſern Glauben haben als ich! Wie man die Schläge bereits verſchmerzt hat, ſo wird man auch die neue Friſt verſtreichen laſſen und nichts Erkleckliches wird geſchehen ſein. Schon jetzt lebt man allenthalben wieder in dulci jubilo, und während man ſo gut wie nichts thut, hofft man das Beſte. Ich ſtelle nicht in Abrede, daß man diesmal wenigſtens etwas zu thun verſuchen wird. Aber dann werden die Fragen kommen: «Was ſoll geſchehen und wie viel ſoll geſchehen? Auf welche Weiſe ſoll es geſchehen — wie, wo, wann ſoll es geſchehen? Wie viel müſſen wir uns zumuthen und wie viel daranwenden?

Wie viel iſt unumgänglich nöthig, und wie viel könnten wir uns möglicherweiſe erſparen? Sollen wir nur das Gute ausführen — oder wäre es vielleicht beſſer, das Beſſere, ja das Beſte, am Ende gar das Allerbeſte zu verwirklichen? Und was wär' in dem gegebenen Fall wol das Allerbeſte?» — Wenn dieſe unvermeidlichen Fragen herantreten an den deutſchen — will ſagen, ſüddeutſchen Geiſt, der in ſeiner Allſeitigkeit ſich für jede intereſſiren, jede würdigen, jeder etwas abgewinnen kann; der für jede Idee eine Partei, für jedes Ideechen eine Fraction und für jede Dummheit wenigſtens einen Kopf aufbringen kann, welcher dafür einſteht und Propaganda macht — — nun ich glaube, es iſt nicht gewagt, wenn ich ſage, daß in dem Zeitpunkt, wo das Zureichende geſchehen ſein ſollte, dieſes erſt in Ausſicht genommen ſein wird. Einig, was ſie unter allen Umſtänden ſein müßten, werden die Süddeutſchen nicht ſein; und dann wird geſchehen, was nicht ausbleiben kann. In den Tag hinein lebend und die rettenden Entſchlüſſe vertagend, werden ſie mit jedem Tage reifer werden! Und wenn ſie daſtehen gleich einem Aehrenfeld im Sonnenſchein, dann werden die Schnitter kommen und werden ſie ſchneiden!“

Nachdem er dieſen Satz gemeſſen und mit einer eigenen höhnenden Schadenfreude geſprochen, wendete er ſich zu mir, auf ſeinen Zügen eine Frage. Ich, mit einem gewiſſen Humor, verſetzte: „In Gottes Namen denn! Geſchieht's, dann werd' ich thun, was ich nicht laſſen kann — ich werde mich ergeben!"

„Das glaub' ich!" entgegnete er. „Ich muß noch froh ſein, wenn dir's nicht lieb iſt!"

„Ich hab' einen Gedanken", erwiderte ich, „der mir ungleich lieber iſt, und immer noch den Glauben, daß er ſich erfüllen wird."

„Im Reiche der Wirklichkeit?" fragte er ſpöttiſch.

„Welches ein Reich der Wahrheit werden ſoll — ja! — Aber für jetzt ſteht noch etwas aus. — Willſt du mir nicht auch über Oeſterreich «ein kräftig Wörtchen ſagen»?"

Er ſchwieg; ſeine Züge wurden ernſt. „Ungern!" verſetzte er.

„Nach dem Bisherigen", erwiderte ich, „wo du alle vorgenommen und niemand ſonderlich geſchont haſt —"

„Einerlei", entgegnete er. „Ueber Oeſterreich kann heutzutage jeder ſchmähen! Jeder Laffe kann die Misſtände und Leiden aufzählen, an denen es krankt! — Es widert mich an, zu thun, was der große Haufe thut!"

„Deſſenungeachtet, mein lieber Freund, wird's nicht zu umgehen ſein!"

„Leider!" entgegnete er mit einer Art von Seufzer. Dann fuhr er fort: „Du wirſt mich verſtehen! Als Schwabe, als eine weſentlich ſüddeutſche Natur, fühl' ich für Oeſterreich eine gewiſſe Zärtlichkeit! Ich hab' ein halbes Jahr in Wien zugebracht, das nicht zu den unangenehmſten meines Lebens gehört! Es iſt Raſſe dort — Eleganz und Temperament! Wenn's nur darauf ankäme zu leben, flott und ſcharmant zu leben, kein Menſch auf dem Erdenrunde würde dem Wiener den Rang ſtreitig machen! Der Oeſterreicher im engern Sinn des Wortes hat die Natur und ihre Vorzüge mit dem Bayern gemein; aber in der Kaiſerſtadt hat ſie ein höheres Bewußtſein, einen feinern, zierlichern Schliff erhalten, und wenn ſie uns an einem liebenswürdigen und nobeln Exemplar entgegentritt, nichts kann anſprechender ſein! Ich war dort, als es deren noch eine gute Zahl gab und die friſche Grazie der Erſcheinung noch durch kein Wölkchen der Sorge getrübt wurde. Erfahrungen hatte man freilich ſchon recht üble gemacht und die Schulden waren ſchon ſehr beträchtlich; aber das kümmerte keine Seele — die Geſichter leuchteten immer wieder im Lichte der ſtets aufgehenden Sonne des Vergnügens! — Auch tiefere Bildung hab' ich dort getroffen, Geiſt, Kenntniſſe; — — und dieſen Menſchen jetzt fatale Dinge ins Geſicht ſagen zu müſſen! — es kommt mich hart an!“

„Da es aber die Vollſtändigkeit verlangt und die Gerechtigkeit —“

„So muß es geſchehen!“ ergänzte er. — „Und ſo ſei es!“

Er ſchwieg. Ich ſah ihn fragend an.

„Zum Schelten entſchloſſen“, entgegnete er, „ſteh' ich vor einer neuen Verlegenheit! — Wo ſoll ich anfangen und wo aufhören?"

Die Naivetät dieſer Frage erheiterte mich unwiderſtehlich.

„'S iſt nichts zu lachen!" entgegnete er. — „Der Gegenſtand iſt in der That unerſchöpflich! Mir ſcheint es eine unlösbare Aufgabe, die Mängel nur zu rügen: was muß es erſt für eine ſein, ſie zu heben?" — Nach kurzem Schweigen machte er eine reſolute Bewegung. „Attakiren wir Oeſterreich nach ſeiner eigenen Manier — ohne Methode! Gehen wir friſch ritterlich drauf los und laſſen wir uns führen von der Gelegenheit; — im ſchlimmſten Fall haben wir ein Schickſal Oeſterreichs!"

Ich ſah ihn ermuthigend an. „Alſo!" rief ich.

Er begann: „Es iſt noch kein Jahr her, da las ich in einem pfäffiſchen Blatte, das auf einen wiſſenſchaftlichen Charakter Anſpruch macht: «Die Juden richten Oeſterreich zu Grunde!» Juden und Chriſten haben wiederholt verſichert: «Die Pfaffen richten Oeſterreich zu Grunde.» Ich glaube, dieſe Urtheile beurtheilend, auf die Frage eine dritte Antwort geben zu können.

„Oeſterreich krankt an ſeiner Geſchichte. Es iſt geſchaffen durch eine Familie, unter andern mittels glücklicher Heirathen. Die Familie war mit wenigen Ausnahmen gut kirchlich, von dem Grafen an, den Schiller beſungen hat, bis in die jüngſte Zeit. Oeſterreich hat demgemäß zwei große Ideen gehabt: das Haus Habsburg und die katholiſche Kirche. Dieſe Ideen haben öfters Niederlagen erlitten; aber, bis in unſer Jahrhundert herein, immer wieder triumphirt. So hat ſich dort, und zwar in den maßgebenden Köpfen, der Glaube feſtgeſetzt: daß ſie nach jeder Niederlage zu deſto größerer Glorie emporgehen würden. — Dieſer Glaube iſt die Gefahr Oeſterreichs. Und wenn es zu Grunde geht, geht es an dieſem Glauben zu Grunde.

„Die Erfahrung allein iſt eine trügliche Lehrmeiſterin. Es kann etwas einmal, zweimal, dreimal gelingen. Die Erfahrungs-Weiſen ſind nun gewiß, daß es auch das vierte mal gelingen müſſe; — aber ſieh', es misglückt! Es gibt denn doch auch etwas Neues unter der Sonne — mit Erlaubniß des Königs Salomo und des Philoſophen Arthur Schopenhauer ſei es geſagt! Es gibt eine Entwickelung im Menſchengeſchlecht, und von ihr, wenn die Zeit erfüllt iſt, werden Völkern und Staaten andere, höhere Aufgaben geſtellt. Der Staat, der ſie nicht erkennt und zu löſen weiß, geht zu Grunde.

„Einer großen Gemeinſchaft gegenüber kann im Laufe der Jahrhunderte eine zweite hervortreten, die jener die Wage hält. Es ſind Gegenſätze, die ſich bekämpfen, bekämpfen ſollen — und die Vertreter der einen wie der andern können ſich im Rechte glauben. Aber die eine reicht ihre Hand dem Kommenden, die andere dem Geweſenen: jene, mit Hülfe der Zukunft, wird Gegenwart, dieſe ſinkt in Vergangenheit."

Er ſchwieg einen Moment; dann, mit einem Ton, der etwas Feierliches hatte, fuhr er fort: „Die Glocke der Weltgeſchichte läutet — es iſt das Todtengeläute der katholiſchen Hierarchie! Nicht ihren Untergang verkündet ſie, wohl aber den Untergang ihrer Herrſcherſtellung, ihrer Herrlichkeit! Der Geiſt der Kirche muß vom Thron ſteigen und Platz machen einem neuen Geiſt. Herrſchen ſoll jetzt nur der forſchende — der erkennende, überzeugende Geiſt der Wiſſenſchaft!

„Nicht die Juden richten Oeſterreich zu Grunde, ſogar nicht die Pfaffen. Oeſterreich richtet ſich ſelbſt zu Grunde, wenn es ſeine Geſchicke kettet an eine Macht, die dem Niedergange geweiht iſt unrettbar.

„Proteſtant und Philoſoph künde ich der katholiſchen Hierarchie dieſes Schickſal mit einer ernſten Empfindung. Es iſt ein großes Kunſtwerk, dieſe Hierarchie; und unberechenbare Dienſte hat ſie in der Zeit ihrer Berechtigung der Menſchheit geleiſtet. Ehrwürdig iſt ſie immer noch, und mächtig und imponirend an ſo manchen Stellen der Erde. Aber ihre Zeit iſt dahin. Sie kann nicht mehr *leiten*, weil ſie nicht mehr *leuchten* kann! Wir fordern ihr gegenüber das Licht, welches Tag macht; nur in ihm wird die Menſchheit ihr neues Tagewerk thun können!

„Auch die Pfaffheit — um es nochmals zu ſagen — richtet Oeſterreich nicht zu Grunde. Oeſterreich könnte nur zu Grunde gerichtet werden durch eine pfäffiſche

Regierung. Hält ſich die Regierung Oeſterreichs über der Pfaffheit und hält ſie dieſe nieder, dann ſtellt ſich Oeſterreich feſt und bleibt ſtehen.

„Iſt aber dieſe Stellung über der Pfaffheit möglich? Kann ſie in Oeſterreich eingenommen und mit allen Conſequenzen behauptet werden? Unmöglich dürfen wir ſie nicht nennen! Hat ſie doch ein Sohn des Hauſes Habsburg ſchon einmal genommen: jener zweite Joſeph, der mit allen Menſchlichkeiten, die ihm anklebten und die ihm begegnet ſind, dennoch eine Zierde der Menſchheit iſt! Man nehme ſein Werk wieder auf ohne den jugendlichen Ungeſtüm, zu welchem erſte Ideen zu verleiten pflegen; — man ſchreite hinan mit Vorſicht und Umſicht — und Oeſterreich iſt gerettet!“

„Sehr gut!“ rief ich hier, „und vollkommen wahr! Endlich bekennen wir dieſelbe Ueberzeugung!“

Er betrachtete mich. „Nur mit einem kleinen Unterſchied!“ entgegnete er. „Du ſiehſt das Idealbild; — es glänzt vor deinen Augen in begeiſternder Schönheit, und freudig rufſt du: es muß wirklich werden! Du glaubſt! — Ich ſehe mit unerbittlich hellem Auge in die Wirklichkeit; ich prüfe das Gegebene und das Geforderte — und ich zweifle!“

Ich ſchwieg, ihn weiter zu hören. Er fuhr fort: „Wo ſind in Oeſterreich die erleuchteten Köpfe, welche Geſammtöſterreich auf die Bahn des Jahrhunderts, ich will nicht ſagen, zu lenken vermögen, ſondern auch nur lenken wollen? Durch welche Morgenröthe wäre das Licht des Tages angekündigt, das die Lichter der Nacht in Schatten zu ſtellen vermag? — Wenn aber dieſes Licht des Tages nicht ſcheint — wenn dieſes Licht nicht herrſcht, dann werden die Pfaffen mit ihren Schülern und Bundesgenoſſen Oeſterreich doch zu Grunde richten — und die Juden werden es nicht zu retten vermögen!

„Es iſt eine furchtbare Aufgabe, ohne die nöthige Vorbereitung mit den Vorbereitetſten gleichen Schritt halten zu ſollen! Es iſt ein erſchreckender Gedanke, auf einmal können zu ſollen, was man Jahrhunderte hindurch zu lernen verſäumt hat! Es iſt ſogar eine ſehr harte Zumuthung, ſich auf einmal freiwillig und ausdauernd anſtrengen zu ſollen, nachdem man ſo lange mit liebenswürdigem Leichtſinn der ſüßen Gewohnheit eines fröhlichen Daſeins gehuldigt hat! — Und welche Reihe von Fragen, die ſich an die kirchlich-politiſche Hauptfrage herandrängen! Zweier großen und allerdings höchſt unnütz gewordenen Sorgen iſt Oeſterreich glücklich entledigt; wie viele ſind aber noch geblieben! Die Nationalitäten mit ihren Anſprüchen, deren Erfüllung das Ganze kraftlos, deren Abweiſung die Glieder unwillig, feindſelig, rebelliſch macht! Die Nationalitäten mit ihrem Egoismus, ihrer Beſchränktheit und ihrer wechſelſeitigen Eiferſucht, die durch kein Mittel ſcheint gehoben werden zu können! Dann die Scala von Culturſtufen, welche die Bevölkerung des Kaiſerſtaats repräſentirt, und das eigenthümliche

Problem, für dieſe Mannichfaltigkeit die richtige Erziehung anzuordnen! Zu alledem noch die Schulden, die man bisjetzt nur auszudehnen gewußt hat und die nun plötzlich nicht nur nicht weiter vermehrt, ſondern am Ende gar vermindert werden ſollen! u. ſ. w. u. ſ. w. Der Aufgaben ſind ſo viele und ſo wuchtige; — es iſt ſo ſchwer, ſich nur darüber zu entſcheiden, welche man zuerſt vornehmen ſoll, daß ich unter den jetzt möglichen Entſchließungen auch die: ſie alleſammt ungelöſt und die Dinge gehen zu laſſen, wie ſie eben gehen, für nicht ganz undenkbar halte. Man verläßt ſich dann eben nochmal auf unſern Herrgott und auf die Armee! Die beiden, die es doch ſchon einigemal miteinander gemacht haben, müſſen's wieder machen — und es kann dann noch gar wohl ein ganz herrliches Oeſterreich herauskommen!"

Spöttiſch lächelnd nickte er. Dann ſprach er: „Eine reiſe Wiederholung des zweiten Joſeph! Ja wohl, nöthig wäre ſie; — aber wie können wir ſie erwarten? Die Aufklärung, zu deren Vertreter der zweite Joſeph ſich machte, war ſelber parteiiſch und despotiſch; — jetzt ſollte ſie wiederkehren mit dem Willen, gerecht zu ſein nach allen Seiten! Dürfen wir auf einen ſolchen Willen und eine ſolche Fähigkeit eben in Oeſterreich zählen?

„Als man dort das berühmte Concordat geſchloſſen hatte, traf ich mit einem geborenen Oeſterreicher zuſammen, den ich ſeit Jahren kannte. Was heißt das? fragte ich den kauſtiſchen alten Herrn.

„Das heißt, erwiderte er, einfach ſo: Wir können nicht mehr regieren — jetzt, Pfaffe, regier' du!

„Unſtreitig“, fuhr er nach kurzem Innehalten fort, „hat ſich nach und nach genügend herausgeſtellt, daß auch der Pfaffe nicht zu regieren verſteht; und man ſollte nun wol glauben, durch die unzweideutigen Erfahrungen belehrt, ließe man jetzt die allzu große Beſcheidenheit fallen und nähme die Zügel ſelbſt wieder in die Hand, um den Wagen nach der Seite der Zukunft hin zu lenken! Angezeigt wäre der Verſuch! Können wir aber hoffen, daß man ihn machen werde? Müſſen wir nicht fürchten, daß die frommen Sirenengeſänge die unverklebten Ohren noch einmal bethören können?

„Mein Auge, das zugleich die Verlockungen und die Schwierigkeiten ſieht, ſtimmt meine Erwartungen auf ein höchſt beſcheidenes Maß herab, mildert aber darum auch mein Urtheil! Es iſt eine ungeheuer complicirte Maſchine, dieſes Oeſterreich! Sie im Gange zu erhalten, ſcheint bereits über menſchliche Kräfte zu gehen; und nun gar, ſie zu verbeſſern und in ihrer Art zu vollenden! — Wenn ich der Kaiſer von Oeſterreich wäre! haſt du geſagt. Lieber Freund, wenn der wirkliche Kaiſer, von dem wirklichen Chaos wüſter Stimmen umlärmt, deine lieblich ſichere Rede vernähme, er würde ſich vielleicht noch ſchlimmer über dich äußern, als es mir zuweilen begegnet iſt.

Denn eine Laſt, von der wir ſoeben erdrückt werden ſollen, als leicht und angenehm ſchildern zu hören, das iſt mehr, als menſchliche Geduld ertragen kann.“

Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Das aber geb' ich zu und das behaupt' ich ſelber: Eins ſollte man auch in Oeſterreich erkennen; und wenn man's erkennte und danach verführe, würde man einen Schritt vorwärts machen, der ein Schritt der Rettung wäre! Der katholiſche Staat im ausſchließenden Sinne iſt ein Unding geworden! Er mag ehemals irgendwie an der Zeit geweſen ſein — jetzt iſt er eine Chimäre! Jetzt ſteht er mit der Cultur der Gegenwart und Zukunft in unauflöslichem Widerſpruch! Entweder er muß fallen oder die Cultur muß fallen!

„Die Sache iſt ſehr einfach. Die katholiſche Kirche hat vor Jahrhunderten ihre Forſchungen geſchloſſen und eine Feſtſtellung gemacht, die ſie für abſolut, mithin für unverbeſſerlich erklärte; die Menſchheit aber hat ihre Forſchungen nicht geſchloſſen, ſondern von dieſer Zeit ab erſt recht mit ihnen angefangen und ſie nur immer muthiger und allſeitiger fortgeführt. Daraus mußte ſich zwiſchen beiden nothwendig eine ſehr ſchiefe Stellung ergeben! Mit dem ausgeführten Entſchluß, auf die weitere freie Forſchung zu verzichten, iſt die katholiſche Kirche thatſächlich zu einer reactionären Partei herabgeſunken, und nur die Anſprüche einer Partei konnte und kann ſie jetzt noch erheben. Sie kann verlangen, daß man ſie dulde und ihr den zu ihrer Exiſtenz nothwendigen Spielraum gebe, ſofern dem Ganzen dadurch kein Schaden erwächſt! Sie kann aber nicht verlangen, daß man ſie herrſchen laſſe! Eine Partei, die auf den geiſtigen Fortſchritt verzichtet hat, herrſchen wollen — — und, auf der andern Seite, nach den Vorſchriften dieſer Partei den Staat regieren, die Völker erziehen wollen, das iſt eine ſo greuliche Verkehrtheit, daß man glauben ſollte, man dürfte ſie nur in Worten ausſprechen, um alle Welt davon abzuſchrecken!“

Seine Augen blickten Unmuth, Entrüſtung; — mit erhöhtem Tone rief er: „Furchtbarer Trieb, das ehemals Zeitgemäße, jetzt in jedem Betracht Unzulängliche, als das ewige Nonplusultra dem Menſchengeſchlecht aufdrängen zu wollen! Damit den Segen, den man geſtiftet hat, in Fluch wandeln und ſtatt des Dankes Verwünſchungen ernten! Da muß man dann freilich zur Waffe der Verleumdung greifen! Man muß die Menſchheit, die weiter geforſcht hat, als eine vom Böſen inſpirirte ſchildern und ſie der Hölle zutaumeln ſehen! Man muß ſie darſtellen als eine, die ſich in toller Haſt nur überſtürzen und beſinnungslos umwälzen könne! Man muß die Thatſachen, die wir mit Händen greifen, ohne Scham ins Gegentheil umläſtern!

„Schlecht würde mir's geziemen, die Kehrſeite der Freiheit, die Kehrſeite der freien Menſchheit leugnen zu wollen: ich habe ſie gezeichnet, daß die Pfaffen von mir noch lernen könnten. Aber wenn ich wählen ſoll zwiſchen der Freiheit und der heiligen Despotie, zwiſchen der Menſchheit und der Pfaffheit, dann weiß ich (wie jeder, dem noch ein Funke Vernunft geblieben iſt!), wohin ich mich zu ſtellen habe! — Die Menſchheit — es iſt wahr — übereilt ſich hier und da und es iſt dann «ein bischen der Teufel los»; aber das richtet ſich wieder ein! Trotz allem und allem: nichts iſt conſervativer, nichts beſonnener und nichts gründlicher als die Menſchheit! Die wirkliche Menſchheit, das Ganze der Menſchheit! Sie erhält, was zu erhalten iſt, eben im Weiterſchreiten; denn nur im Weiterſchreiten iſt das Erhalten ein Lebendig-Erhalten! Die Menſchheit geht allmählich, langſam, umſichtig vor und heiſcht von den hiſtoriſchen Gewalten nicht nur nicht zu viel, ſondern gar oft weniger als gut iſt. In der fortſchreitenden Menſchheit beweiſt ſich der lebendige Gott, die Menſchheit verleumden hieße Gott verleumden; — und die frommen Herren ſollten es wohl bedenken, was ſie damit für eine Sünde begehen!

„Doch die Pfaffen zu bekehren kann ich nicht unternehmen wollen! Ich überlaſſe ſie — der Menſchheit, die auf ihrem ſichern Wege ſchon mit ſo manchem fertig geworden iſt und auch ſie in ihre gebührende Stellung zurückführen wird! Aber den Staatsmännern und Führern des Volks halt' ich ihre Pflicht vor: auf die weiter gehende Menſchheit zu ſchauen und nach ihren geklärten Forderungen das politiſche Leben zu geſtalten! Der

Herrſcher ſei ein geiſtig Mündiger, kein am Gängelbande Geführter; — und wenn er ein Sohn ſein will, ſei er ein Sohn der Menſchheit! Der Staatsmann ſei ein freier Mann, nicht ein Knecht, geſchweige denn einer, der zweien Herren dient! Er ſei ein freier Mann auch gegen die Menſchheit und gegen ihre Sprecherin, die Wiſſenſchaft! Er prüfe ihre Anträge; denn er hat die Tragfähigkeit der ihm zur Führung Anvertrauten zu ermeſſen! Aber ſtets habe er dieſe Anträge vor Augen, um alle, die Gedeihen verheißen, zu beſtätigen und auszuführen! Die Forderungen der Menſchheit dem Urtheil einer Macht unterbreiten, die auf den Fortſchritt verzichtet hat, das wäre ein gar zu jämmerlicher Widerſpruch — ein gar zu kindiſches Beginnen — einer von den elenden Verſuchen, welche die Geſchichte längſt gerichtet hat!

„Es hilft nichts — es geht nicht anders — es muß ſein! Darum können wir jetzt nicht wehleidig ſchonen, ſondern müſſen ſchlecht und recht die Wahrheit ſagen und rückſichtslos unſere Pflicht erfüllen! Sprecht mir nicht vom «Ehrwürdigen» und vom «Heiligen»! Das Heiligſte von allem Heiligen iſt die Wahrheit, und die höchſte Pflicht des Menſchen iſt nach Wahrheit zu forſchen! Jenes «Heilige», das ſich die Forſchung nach Wahrheit verbitten muß, kann einmal heilig — heilſam und heilend geweſen ſein, iſt's aber nicht mehr, ſondern vom Inventarium Gottes in ein ganz anderes übergegangen! Den

Fortſchritt, den die Kirche nicht machen will, der Staat muß ihn machen; und nicht nur Juſtiz und Verwaltung, ſondern auch die Volkserziehung muß er in die freie Hand nehmen und anordnen zu ſteter Verbeſſerung nach den Einſichten und Vorſchlägen der Wiſſenſchaft! Dann möchte freilich die Hauptſache, die «Denkart» (wie du ſo vorſichtig dich ausgedrückt haſt!) auch in Oeſterreich allmählich eine andere werden. Sofern ſich dort nämlich Staatsmänner finden, welche dieſen Weg der Rettung — der nachhaltigen Rettung, der Umbildung in Geſundheit! — einzuſchlagen den Verſtand und den Muth beſitzen! Finden ſie ſich nicht, unterbleibt das Unumgängliche, überhört man die Stimme des Geiſtes noch einmal, widerſetzt man ſich den erwieſen heilbringenden Schritten aus Trotz, weil man eben ſo will — dann wird jene von dir angezogene Redaction nochmal einen Strich machen: ſie wird die ganze Arbeit durchſtreichen und den Stoff einem andern Autor zu beſſerer Behandlung übergeben!

„Was die Anſprüche der Juden betrifft, Oeſterreich zu Grunde zu richten, ſo dürften ſie hiernach bis zur Unſichtbarkeit verſchwinden. Die Judenſchaft erweckt in mir überhaupt wechſelnde Gefühle. Ich bekenne, wenn mir juſt ſo ein recht anmaßendes, widerlich freches Exemplar in den Weg läuft — ſo ein Geſchöpf, das von Anſtand, Ehre und Gewiſſen nicht eine Ahnung hat und unmittelbar nach der gemeinſten Handlung ausſieht, als ob es auf alle Ehren der Welt Anſpruch machen könnte — wenn mich je ein ſchamloſer Kerl ärgert, dann würde ich allerdings eine wahre Genugthuung empfinden, ihn halb todtgeprügelt zu ſehen! Auch in Bezug auf den Stamm ſelber pfleg' ich aus einem ſolchen Falle Conſequenzen zu ziehen, die für ſeine Angehörigen nichts weniger als ſchmeichelhaft lauten. Ich kann nicht leugnen, daß ich an den Juden im allgemeinen ſehr vieles ganz anders wünſche, als ich's finde, und ich meine, daß ſie namentlich danach trachten müßten, ſich von der unbegreiflichen Albernheit zu curiren, vermöge deren ſie, die mit Wort und Schrift (zumal wenn keine Strafe, ſondern vielmehr Lohn darauf geſetzt iſt!) alle Welt rückſichtslos hudeln, zum Dank dafür mit Ehrerbietung und Liebe geſtreichelt ſein wollen — ſich, wenn dies ausbleibt und ſogar einige Rückſchläge erfolgen, mit den beweglichſten Accenten gekränkter Unſchuld beklagen und zu jeder Art von Rache berechtigt halten! — Aber dieſer und anderer Unfug hat mit dem Ruin Oeſterreichs nichts zu thun, und ich will hierüber meine Gedanken klar und nett hinſtellen.

„Die Juden, ſchlau, geſcheit und thätig, wiſſen das Geld und einen großen Theil der Macht in die Hände zu bekommen, welche die Preſſe verſchafft. Hindern ſie aber die andern, ſich dieſelben Vortheile anzueignen? Keineswegs! Vielmehr müßte ihr Beiſpiel anſteckend, zur Thätigkeit anſtachelnd wirken! In Wahrheit ſind die Juden mit ihrer unermüdlichen Activität eins der Fermente, wodurch die Nationen ſich im Fluß erhalten.

Wo ſie ſchädlich wirken, fällt die Schuld auf das Volk, unter dem ſie wohnen, auf ſeinen unverbeſſerlichen Leichtſinn — auf die Trägheit, die das, was der Jude thut, nicht ebenfalls und beſſer thut! — Iſt es den Juden gelungen oder haben ſie Ausſicht, Frankreich, England und Nordamerika zu Grunde zu richten? Haben ſie Preußen arm gemacht und lahm gelegt? Die Länder und Staaten, wo die Juden ihre Rolle mitſpielen, ſind im Gegentheil, wie Figura zeigt, eben die kräftigſten, blühendſten und mächtigſten! — Wolle man alſo, indem man die Juden weglamentiren will, ſich nicht ſelber ein trauriges Armuthsatteſt ausſtellen!

„Die Juden können an ſich noch manche Verbeſſerung anbringen, und“ (fuhr er mit einem drohenden Lächeln fort) „ich ſelbſt finde wol noch Gelegenheit, ihnen darüber einige wohlgemeinte Rathſchläge zugehen zu laſſen. — Aber mit ihrer Verderbung eines Volks und eines Staats, die nur einigermaßen taugen, iſt es nichts — und damit genug.“

Er ſchaute für ſich hin, wie um ſich zu ſammeln. Dann, mit Ernſt und Nachdruck, fuhr er fort: „Die Geſchicke Oeſterreichs hängen dermalen von ſeiner Regierung ab, von dem Princip, welches dieſe aufſtellt und befolgt. Schwer iſt, was von ihr verlangt wird, ungemein ſchwer — nicht unmöglich. Um aber dieſes Nichtunmögliche ſucceſſiv zu leiſten, dazu bedarf es eines Artikels, der heutzutage ſehr ſelten geworden iſt: Größe! — Größe des Geiſtes — Größe des Sinnes!

„Die Größe, die wir nöthig haben, iſt in wenigen Worten zu charakteriſiren. Den großen Staatsmann begeiſtert nur das Ideal — das wirkliche höchſte Ziel ſeines Landes, das im Vergleich mit den Zielen anderer Länder zu erkennen iſt. Er hat nur ein Auge für die Mittel, das Volk dieſem Ziele Schritt für Schritt, ſtetig, ſicher, gedeihlich entgegenzuführen. Jeden äußerlichen Ehrgeiz, jeden Flitter der Welt, jeden eigenen Vortheil bringt er dieſem Gedanken zum Opfer. Ueber jedes Anſehen der Perſon, über jede Menſchenfurcht, über jede Schonung menſchlicher Schwächen iſt er erhaben. Ueberzeugend, überredend, mit ſich fortreißend geht er ſeinen mächtigen Gang — und er erreicht ſeinen Zweck. Denn mit der wahren, der ſchöpferiſchen Größe, ſind die Götter im Bunde; — die Natur fügt ſich ihr, und ſelbſt der Zufall weiß ihr zu dienen.

„Wird dieſe Größe daſein und hervortreten in Oeſterreich? — Wird ſie daſein und hervortreten in Deutſchland? — Hervortreten aber muß ſie hier wie dort, wenn deine Hoffnungen, mein Freund, irgend in Erfüllung gehen ſollen!“

Nach dieſen Worten, die er mit einem ſchwerwiegenden Blick auf mich geſprochen, verfiel er in ein Schweigen. Dann fuhr er fort: „Du ſiehſt, mein Beſter, daß ich kein Peſſimiſt bin um jeden Preis; und ich benutze die Gelegenheit, mich gegen dieſe Gattung, welche die eigene Nullität und Schlechtigkeit auf das Ganze des Daſeins überzutragen die Dreiſtigkeit hat, energiſch zu erklären. Ich ſtatuire eine Entwickelung des Menſchengeſchlechts, ich erkenne ein Ideal des Lebens, ich fordere das Streben danach — und ich glaube, daß unſer Herrgott am Ende der Dinge, in andern Regionen, ſeine Schöpfung organiſiren wird, daß das Werk den Meiſter lobt. Aber wie der einzelne Menſch in dieſes irdiſche Leben eintritt, um aus ihm wieder zu ſcheiden, ſo auch die Menſchheit. Wie der einzelne Menſch ſein letztes Ziel nur in einer höhern Sphäre erreichen kann, ſo auch die Menſchheit. In der irdiſchen Sphäre geht die Menſchheit vorwärts — ich leugn' es nicht; aber vorwärts unter ungeheuren Hinderniſſen, unter ſtets wieder, und ſtets in neuen Formen auftretenden Teufeleien. Dieſe Teufeleien erſcheinen meinem Auge unwiderſtehlich; du aber haſt die große Gabe, ſie zu vergeſſen und die Zukunft nach den Bedürfniſſen deiner hulderfreuten poetiſchen Seele zu malen: das iſt unſer Unterſchied — und wird es immer bleiben!

„Auf dieſer Erde gibt es nach dem Aufſchwung einen Fall, nach dem Rauſch eine Ernüchterung und nach dem fröhlichen Gang durch blühende Gefilde einen langſam langen und höchſt mühſeligen Weg durch Wüſteneien. Der glückliche Anfang iſt kein abſoluter Beweis, daß man auch glücklich enden werde; — es gibt ein Unglück in der Welt, das, eben noch eine bloße Möglichkeit, auf einmal als furchtbare Thatſache vor uns ſteht. Es gibt eine grauſame Feindin des öffentlichen Wohls, ſie heißt:

Apathie! Unluſt zu gemeinnütziger Thätigkeit! — Gewinnt dieſe Schreckliche in den Gemüthern die Oberhand, dann bleibt alles liegen, alles, was bereits in Blüte ſtand, welkt wieder hin, und das fruchtbare Gelände wandelt ſich in einen ſchauerlichen Sumpf, in welchem nur dem niederſten Gethier wohl iſt. In der Oede der Seelen, die ſich erzeugt, in der unerträglichen Langeweile, die man fühlt, rühren ſich die böſen Geiſter; ſie ſchüren das Mistrauen, die Eiferſucht, die Rache; und man ermannt ſich endlich und endlich nur, um ſich wieder zu balgen!

„Große Thaten ſind geſchehen in dieſem Jahre; Thaten, die den deutſchen Stamm mit neuen kriegeriſchen Ehren ſchmückten und ihm ein Anſehen gegeben haben nach außen — ich muß es einräumen. Aber iſt eine Freudigkeit im Volke, wie ſie dieſe Thaten trotz allem und allem erzeugen müßten? Wenn ich von den natürlichen Kundgebungen des gekitzelten Ehrgeizes und der befriedigten Eitelkeit abſehe, ſo iſt dieſe Freudigkeit ſelbſt im preußiſchen Volk nicht wahrzunehmen. — Es gibt doch noch eine gute Zahl dort, welche zu geſcheit iſt, als daß ſie nicht begriffe: die Gewalt über andere eintauſchen gegen die eigene Freiheit, das heißt nicht gewinnen, ſondern verlieren! Es gibt doch noch Germanen unter dieſen Norddeutſchen — und wenn es Juden wären!

„Velleitäten ringsum! Vorſchläge, Projecte ringsum! Aber was geſchieht? — Ich ſehe nur, daß in allen

Staaten Eins zur Ausführung kommen ſoll: die Völker zu Soldaten zu machen!

„Dieſes alte Menſchengeſchlecht, dieſes ungeheuer bemooſte Haupt, will aus ſeinen Flegeljahren noch nicht heraustreten! Immer aufs neue rauflustig, lerber- und ſchlägeſüchtig! — Vom Frieden ſpricht man und den Krieg rüſtet man; und zwar in einer Ausdehnung, daß der Krieg den Segen des Friedens hinunterſchlingen wird, auch wenn es Friede bleibt!

„Und wenn es Friede bleibt, ſind wir gewiß, daß es einer ſein wird, der uns Freude macht? — In den Jahren der Befreiungskriege ſind größere Thaten geſchehen als in dieſem Jahre, — allgemein erhebende, begeiſternde Thaten! Sie ſind geſchehen vom ganzen deutſchen Volk und haben triumphirend eine Zeit des Friedens gebracht! Aber was iſt dies für eine Zeit geweſen? Die Geſchichte erzählt's; und wenn wir's leſen, empört ſich uns das Herz in der Bruſt.

„Geſtatte mir“, fuhr er mit einem Blick auf mich fort, „daß ich aus allen dieſen Gründen mit Bangen und Zagen, mit ſchweren Bedenken in die Zukunft unſers Volks blicke! Die Hoheit des Geiſtes und die Freudigkeit der Seele, die ich als Vorausſetzungen des Gedeihens anſehen muß, kann ich nicht bemerken. Und darum iſt meine Seele traurig. — Dies meine Antwort auf deine Rede!“

Die letzten Sätze waren mit einer feierlichen Schwermuth geſprochen, auf die meinerſeits nur Schweigen folgen konnte. Er nahm wieder Platz; und ſo ſaßen wir nebeneinander eine geraume Zeit, in welcher tiefe Stille herrſchte und nur die Geiſter des Zweifels und der Sorge durch den Saal zu wandeln ſchienen.

Endlich erhob ich mich und ſagte: „Du biſt kein Peſſimiſt um jeden Preis, ich räume dir's ein. Im Grunde haſt du in einigen Stellen deines Vortrags auffallende Schritte zu meinem Standpunkt herübergethan! — Ich aber, Freund Victor, bin auch kein Optimiſt um jeden Preis! Ich möchte dir dieſes Zugeſtändniß gleichfalls abringen — und darum noch einmal das Wort ergreifen."

Er ſah mich fragend — verdroſſen an. „Getrauſt du dir, etwas zu ſagen, was du noch nicht geſagt haſt?"

„Ich hoff' es", erwiderte ich.

„Ich fürchte das Gegentheil!"

„So entſcheide der Verſuch!"

Nach einem Moment des Beſinnens verſetzte er: „Man muß ſich vorbereiten, etwas zu ertragen. — Rede, ich will hören!"

„Freund Victor", begann ich, „du biſt conſequent; aber nicht in jedem Betracht! Du vergißt manchmal, was du ſelber geſagt haſt; und indem du es nun bei deiner Rechnung nicht in Anſchlag bringſt, leiden deine Folgerungen!"

„Beweis!" rief er.

„Wir hatten früher ein Geſpräch über unſere Nation und ihre Chancen als ſolche. Dein Schluß lautete: «Wohin wir blicken, zur Einigung keine Ausſicht! Ringsum unlösbare Fragen! Von allen Möglichkeiten, genau beſehen, keine möglich!»“

Er zuckte die Achſel. „Mag ſein!“

„Eine andere deiner Behauptungen war und iſt: «Das Seinſollende, das Ideal — das Beſte, kommt auf der Erde nicht zur Ausführung!»“

„Gut!“

„Wenn dieſe beiden Sätze begründet ſind, dann folgt aus ihnen, was du nicht aus ihnen gefolgert haſt!“

„Das iſt?“

„Die Rechtfertigung Preußens! Die Rechtfertigung ſeines Königs und ſeines Staatsmanns!“

„Ah!“ rief er. „Sieh da der Advocat!“

„Der Philoſoph“, entgegnete ich mit Ernſt, — „der Philoſoph, dem die Logik höher ſteht als die Gefühle, die uns heute ſo, morgen ſo durchfließen! Der Philoſoph, der das, was er geſagt hat, beweiſen wird!“

„Nun“, verſetzte er mit einer geringſchätzigen Pantomime des Unglaubens, — „verſuche dein Glück!“

„Die Schlüſſe“, begann ich, „ziehen ſich von ſelber! Wenn dein erſter Satz richtig — wenn der deutſche Knoten ſo verſchlungen war, daß er nicht gelöſt werden konnte: ſo mußte er zerhauen werden!“

„Er war aber“, fuhr er gegen mich auf, „nur darum nicht zu lösen, weil Preußen nicht wollte!“

„Das eben muß ich beſtreiten und vielmehr ſagen: er war überhaupt nicht zu löſen! Die Löſung nämlich wäre die großdeutſche Einigung geweſen: eine Einigung, welche dadurch zu Stande kam, daß ſämmtliche deutſche Fürſten und Regierungen, zum Wohle des Ganzen kein Opfer ſcheuend, frei zur Verſtändigung, zum Entſchluß — zum Vollzuge gelangten. Eine ſolche Löſung, mein lieber Victor, wäre aber nicht nur das Seinſollende und Beſte, ſondern etwas ſo unglaublich Gutes geweſen, daß es nach deinem zweiten Satz auf dieſer Erde zu den allerunmöglichſten Dingen gehörte!“

Der Schwabe, durch eine Miene des Verdruſſes und Widerſpruchs hindurch, lachte.

„Wenn“, fuhr ich fort, „Preußen auch gewollt — wenn es zu Verhandlungen ſich herbeigelaſſen hätte, es wäre unter den angegebenen Vorausſetzungen nichts erreicht worden! Durch freie Vereinbarung ſämmtlicher deutſcher Machthaber? Nimmermehr! — Und doch mußte — ſollte etwas geſchehen! So haben es denn, die Realiſirung des Beſten als unmöglich erkennend, Preußens König und Staatsmann über ſich vermocht, das minder Gute wirklich auszuführen!“

Victor's Geſicht ſprach ernſtlichen Vorwurf aus. „Und du“, rief er, „willſt kein Advocat ſein?“

„Ich bin nur ein Menſch“, entgegnete ich, „der von ſeinesgleichen Menſchliches erwartet und begreift! Ich bin nur ein Menſch, der ſeine Augen auf hat und ſieht, mit welchen Mitteln auf Erden gewirkt, mit welchen Potenzen Geſchichte gemacht wird! — Mit Ideen und Idealen allein wahrlich nicht, ſondern in erſter Linie mit Leidenſchaften und Trieben!"

Er ſchaute mit einem ſeltſamen Blick auf mich her: denn in der That hatten wir die Rollen ſo ziemlich gewechſelt. — Ich fuhr fort: „Muthe den Menſchen zu (den Menſchen, ſag' ich, nicht gewiſſen Auserwählten!), ein großes Werk zu vollbringen um Gottes und der Menſchheit willen — es wird nicht geſchehen! Richte es ein, daß ſie dieſes Werk vollbringen können um ihretwillen — es kommt zu Stande!"

„Schlechter! Schlechter!" rief er mir entgegen.

„Iſt bereits zugegeben", erwiderte ich. „Aber es kommt zu Stande. — Erwarte", ſprach ich weiter, „von den deutſchen Staaten, daß ſie etwas Deutſches thun um Deutſchlands willen — du wirſt vergebens warten! Gib ihnen die Möglichkeit, etwas Deutſches zu thun um ihretwillen, ſie werden ſich aufmachen und es geſchieht!"

Der Gegner ſaß mit einer Miene tiefen Unmuths. „Die Selbſtſucht alſo — die Selbſtſucht allein —"

„Nicht allein", entgegnete ich, „aber mit — in bevorzugter Weiſe mit! — Auf dem Gebiete der Politik — wie noch auf ſo manchem andern! — iſt der unmittelbare Drang des Ich der zum thatkräftigen Handeln unentbehrliche Stachel! — Und wenn ich's recht betrachte, mit völliger Unparteilichkeit, dann möcht' ich ihm ſogar einen beſſern Namen geben! 'S iſt im Grunde Selbſtliebe — jene Selbſtliebe, mit der wir alle den Anfang machen! — Aus uns und für uns zu handeln, das iſt unſer Nächſtes! Und das hat ſeinen guten Grund und ſeinen großen Zweck! Wir müſſen mit Luſt und Liebe, wir müſſen mit Leidenſchaft handeln, wenn etwas Lebendiges und Lebensfähiges herauskommen ſoll. Wenn wir zum Höchſten keine Leidenſchaft fühlen, dann geſchehe in Gottes Namen das Geringere, verlangt und erſtrebt mit einer Liebe, die zur That und ſchöpferiſchen Leiſtung führt!"

„Und die Tugend", verſetzte der Antagoniſt mit bitterer Einrede, „die brauchen wir wol gar nicht?"

„Ganz und gar brauchen wir ſie!" entgegnete ich. „Sie muß dabei ſein, wenn auch das Geringere, welches geſchieht, irgendetwas taugen ſoll. Hauptſächlich muß ſie aber daſein, um das mit unmittelbarer Leidenſchaft Errungene zu geſtalten — zu weihen und das Gebäude zu krönen!"

Ein verachtungsvolles Rümpfen des Mundes war die Antwort.

„Ich werde", rief ich ihm ſcharf entgegen, „genau ſagen, wie das Errungene zu weihen iſt! Für jetzt erklär' ich das Geſchehene aus der Natur der Dinge, nach dem Geſetz der Geſchichte!" — Und ruhiger fuhr ich fort: „Die Dynaſtie und der Staat ſind gleich einem

Individuum, und gleich einem Individuum handeln ſie. Betracht' ich es recht, ſo muß ich ſagen: einem Individuum iſt es leichter, für eine Idee zu handeln, für eine Idee ſeine Triebe zu meiſtern, als einem Geſchlecht und einer Gemeinſchaft; denn im Geſchlecht und in der Gemeinſchaft waltet die Natur mit überwiegendem Drange! Das Geſchlecht und die Gemeinſchaft denken in ſolchem Drange zunächſt nur an ſich; die Sorge für ſich und ihre Machtvergrößerung erſcheint ihnen, wenn ſie kraftbegabt ſind, als etwas Heiliges, und wenn eine Idee hinzukommt, ſo dienen ſie dieſer nur mit ihrem Gedeihen und mit ihrer Machtvergrößerung. Solange die Welt ſteht, hat man in dieſer Sphäre nicht anders gehandelt, und es iſt zu vermuthen, daß es noch geraume Zeit ſo fortgehen werde. Dürfen wir nun von dem Einen Geſchlecht, von der Einen Gemeinſchaft das Natur- und Entwickelungswidrige verlangen? Sollen eben dieſe plötzlich aus ſich herausgehen und anders ſein als ſie ſind? Wir haben die Pflicht, uns in ihre dermaligen Vertreter hineinzudenken und ihnen mit Unbefangenheit das Urtheil zu ſprechen!"

Victor ſchaute mich unmuthig, aber zugleich neugierig an. — Ich fuhr fort: „Preußens König und Staatsmann ſind vor allem Preußen; — und das iſt doch wol ſo natürlich, daß es lächerlich wäre, ſie anders haben zu wollen! Ihre Wurzeln ſtehen in Preußen, ihr innerer Menſch iſt erwachſen in den Strömungen des preußiſchen

Patriotismus, ihre Gedanken ſind entwickelt aus dem Begriffe Preußen: ihr unmittelbares Streben, ihre Begier und ihre Leidenſchaft konnten und können ſich nur auf die Verherrlichung Preußens richten! Und wenn ſie auch noch Deutſche ſind, wenn ſie auch an eine Kräftigung, eine Erhöhung Deutſchlands denken, ſo kann es doch nur eine ſolche ſein, welche die Erhöhung Preußens zur Vorausſetzung hat!

„Mit dieſer ſo höchſt natürlichen und begreiflichen Geſinnung haben ſie Preußen betrachtet, wie es war, und ſie haben gefunden, daß es nicht ſei, was es werden müſſe. Sie wollten es zuſammenhängender, mächtiger, freier in Deutſchland; und dieſe Verbeſſerung erſchien ihnen ſo ſehr als die Hauptſache und die allererſte Pflicht, daß ſie alles ablehnten, was mit ihr in Widerſpruch treten konnte — daß ſie mit der höchſten Wachſamkeit nach der Gelegenheit ſpähten, ſie ins Werk zu ſetzen.

„Die Gelegenheit bietet ihnen der alte Rival. Sie ſind ſo glücklich, daß ihnen abgeſchlagen wird, was ſie für billig halten; und ſie beſchließen, auf dieſe Verweigerung des Kleinen hin ſich das Große zu verſchaffen. Der angeſtammte Gegner in Deutſchland wird durch den Staatsmann zum Kampfe gereizt; er nimmt ihn an — und in den ergriffenen, hoffenden Seelen verſchwinden jetzt alle Gedanken vor dem einen: Oeſterreich muß weichen, Preußen muß ſteigen! Alles an alles! — Sie kommen uns entgegen: Gott will es — ſo ſei es!“

Ich hielt ein wenig inne; dann, mit dem unwillkürlich gedämpften Tone tiefen Ernſtes, fuhr ich fort: „Aus dem unwiderſtehlichen Triebe des Selbſtſeins, aus dem Ehrgeiz des Hauſes und des Staats, aus der Gelegenheit, welche magiſch lockt und drängt — aus der zuverſichtlichen Hoffnung des Sieges ſchöpfen ſie die Kraft zur Anordnung des entſetzlichen Kampfes: des deutſchen Bürgerkriegs, des Bruderkriegs! Der Muth, der vor dieſem Kampfe nicht zurückgeſchaudert iſt, kann nur aus der Quelle ſtammen, welcher von jeher die Urſachen zu den größten Veränderungen auf der Weltbühne entfloſſen ſind! Man iſt getrieben, aus dunkeln Tiefen dämoniſch, unwiderſtehlich getrieben: das iſt die Hauptſache! Die Reflexionen kommen als Nebenſachen hinzu — und es geſchieht!

„Und es geſchah! Und es gelang! Das ungeheure Wagniß wurde gekrönt durch einen vollſtändigen Sieg! — Vor ſolch einer Thatſache müſſen wir doch wol erkennen: die Ideen und Ideale ſind's im Weltleben nicht allein — die Geſchicke ſind auch etwas und ſie bedeuten etwas! Mir, wenn ſie ſich mit ſo märchenhafter Gewalt vollziehen, mir imponiren ſie; und das Gefühl drängt ſich mir auf: daß es habe ſo kommen ſollen!

„Und nun iſt meine Anſicht dieſe! Den einen Weg haben wir — wir Idealiſten — gefordert; es wäre der gerade, der edlere, der zum edelſten Ziele führende geweſen; aber es fehlten dazu alle natürlichen Vorausſetzungen! Darum hat die Geſchichte, die große Realiſtin, den andern gewählt; ſie hat mit Organen gearbeitet, die wirklich vorhanden waren, und iſt mit ihnen an einem andern Ergebniß angelangt. Dieſes Ergebniß iſt Thatſache — wir müſſen an ihm halten! Von ihm aus müſſen wir an unſer neues politiſches Tagewerk gehen! Das jetzt Gegebene auszubeuten, auszudehnen und zu adeln mit der Richtung auf das Weſentliche jenes erſten Zieles hin, das iſt dermalen unſere heiligſte Pflicht, der alle andern weichen müſſen!"

Der Gegner hatte mit Ernſt, wenn auch mit einem düſtern und mismuthigen, zugehört. Nach einer Weile verſetzte er gemeſſen, bitter: „Ueber dieſe deine Anſicht wundere ich mich nicht; und zwar um ſo weniger, als du deinem Verſprechen, auf ſchon Geſagtes nicht mehr zurückzukommen, darin ſchon einigermaßen untreu geworden biſt. Es iſt etwas geſchehen, was nicht nur dir, ſondern auch andern imponirt — und du erblickſt nun darin einen nicht zurückzumachenden Schritt der Geſchichte. Du beeilſt dich, dieſen Schritt und ſeine unmittelbaren Folgen von der ſchönſten Seite anzuſehen und ihn dir auch bei den Werkzeugen aus den beſten Motiven zu erklären. In alledem iſt nichts, was mich überraſchen konnte: nichts anderes war von dir zu erwarten! Dieſe ganze Weisheit aber — wie ich dir bemerklich machen muß — ſteht auf Einer Vorausſetzung: daß der Schritt Preußens uns — uns Deutſchen — zum Heile dienen muß! Wenn du dich nun hierin betrögeſt? Wenn es ein Schritt wäre zum Untergang? Zum Untergang, wenn nicht Deutſchlands, ſo doch eines in Freiheit edeln Deutſchland? Du ſagſt: der gerade Weg zur Organiſation des Vaterlandes war nicht zu gehen, alſo muß uns der andere zum Ziele führen! Ich habe aber daſſelbe, ja ein noch viel größeres Recht, zu ſagen: alſo wird uns der andere zu einem ganz andern Ende, zu dem Gegentheil jener Organiſation führen: zu dem Einen Beamten- und Militärſtaate, zu dem großen Despotenreich Deutſchland!"

Ich ſchwieg. Dann, mit ruhigem Nachdruck, antwortete ich: „Zu dieſem Reiche wird es niemals kommen!"

„Und wer wird es hindern?"

„Das deutſche Volk!" erwiderte ich.

„Da!" rief der Gegner. „Da haben wir es wieder, jenes allgemeine Weſen, das für jeden Schaden einſtehen, das allen Gefahren begegnen muß! — Das deutſche Volk", fuhr er mit Indignation fort, „gleicht dir! Das deutſche Volk läßt ſich «imponiren» von den Geſchicken! Das deutſche Volk hält es mit der vollendeten Thatſache und ergibt ſich ihr! Derer, die vorausſchauend murren und warnen, ſind im Grunde doch nur wenige, und dieſe wenigen ſind ohnmächtig. Die ungeheure Majorität hat mit ungeheurer Leichtigkeit den Begriff der Freiheit hingeworfen um den der Einheit, und den Begriff des Rechts um den der Gewalt. Macht, Macht, Macht iſt die Parole des Tages. Sie wirkt anſteckend, und die Millionen, die früher nach Freiheit ſich heiſer geſchrien haben, ſie ſchreien jetzt nach einem Regiment, das mit dem Säbel in der Hand Europa in Schrecken ſetzt. Alle die alten Lieblingsvorſtellungen der Deutſchen ſind gewichen vor der Rieſengeſtalt der pruſſificirten dreinſchlagenden Germania. Der deutſche Michel, dieſes unglaublich wetterwendiſche Geſchöpf, lechzt auf einmal nach der Glorie des Weltgebieters, mehr als es der Franzoſe unter jenem erſten Napoleon gethan; — er will die Herrſchaft der Erde, um jeden Preis, ſo ſchnell als möglich. Dort aber ſteht das bureaukratiſch-militäriſche Preußen und ſcheint ihm zuzurufen: «Alles dieſes will ich dir geben, wenn du niederfällſt und mich anbeteſt!» Und Michel überlegt. Die Forderung iſt ſtark — ſehr ſtark; aber der Köder wirkt magiſch — die Weltherrſchaft iſt ein göttlicher Gedanke: er wird niederfallen und anbeten!“

Ich betrachtete den Aufgeregten erheitert. „Der deutſche Michel“, entgegnete ich dann, „wird ſtehen bleiben! Vor dem Niederknien und Anbeten ſchützt ihn etwas in ſeinem Weſen, das du ganz richtig hervorgehoben haſt!“ Und auf ſeinen unmuthig fragenden Blick fügte ich hinzu: „Das Wetterwendiſche! — Das Wetterwendiſche, wie du es nennſt; — das Wechſelfrohe einer univerſell angelegten Natur, wie ich es nenne!“

Er ſtieß einen Laut des Zornes aus und wendete ſich weg.

Ich fuhr fort: „Soll ich ernſthaft reden, ſo muß ich auch die Forderung beſtreiten! Ja, dort ſteht das mächtig geordnete Preußen! Aber was ruft es in Wahrheit uns zu? Organiſirt euch, wie ich organiſirt bin! Schließt euch an mich an — vertraut euch meiner Führung, und ich geb' euch die *Stärke*, die der Grund und die Bedingung aller politiſch-ſocialen Wohlfahrt iſt!“

„Wenn es nicht vielmehr“, rief der Umgewendete mir heftig zu, „der *Erſatz* für dieſe Wohlfahrt iſt!“

Ich antwortete mit einer Bewegung des Bedauerns. Nach einer Weile ſagte ich: „Lieber Freund, wer unter allen Umſtänden alles tadeln will, der kann nicht umhin, ſich endlich ſelber zu widerſprechen und damit ſeinem Gegner Blößen zu geben. Du haſt früher an den Deutſchen, mit einem Seitenblick auf den poetiſchen Dänenprinzen, den Mangel an Thatkraft hart gerügt. Nun haben ſie Thatkraft gezeigt — in den Preußen und ihrem Heer gewaltige, glorioſe, ſtaunenswerthe Thatkraft — und jetzt willſt du ſie *dafür* belangen? Du haſt an den Süddeutſchen die Unfähigkeit hervorgehoben, es aus ſich heraus zu irgendeiner befriedigenden Geſtaltung zu bringen. Nun bieten die Preußen ihre Hülfe an — und du willſt ſie dir verbitten? Bedenke: wenn die Süddeutſchen ſo ſind, wie du ſie charakteriſirt haſt, dann haben ſie nichts nöthiger, als eben die Preußen, die ihnen gerade das geben können, was ihnen fehlt! Wenn du recht haſt, dann haben auch die Preußen recht, zu uns zu kommen — und dann werden ſie kommen!“

„Sie werden kommen“, erwiderte er mit Bitterkeit; „aber ſie werden uns nicht bringen, was wir wollen und brauchen! Sie werden kommen und uns nicht die Organiſation der Freiheit bringen, die wir brauchen, ſondern die Drillung, die Dreſſur! Sie werden kommen und uns zurechtmachen, — wir werden ihre Rekruten ſein und ſie werden unſere Corporale ſein!“

Ich zuckte die Achſel. „Vielleicht iſt's gerade das, was wir brauchen!“ entgegnete ich. „Vielleicht iſt nichts nöthiger, als ein Durchgehen des ſüddeutſchen Volks durch militäriſche Zucht unter preußiſcher Oberleitung! Vielleicht dürften zu dieſem Zweck auch einige Anſätze mehr im Budget vollkommen gerechtfertigt ſein!“

„Ja, ja“, rief er, „vielleicht brauchen wir auch das! Aber weh uns, daß wir's brauchen! Wir ſind die Naturburſchen, die Müßiggänger, die Wildfänge, die gezogen werden müſſen; und dort ſtehen Pädagogen, ſo viel man deren haben will, lehrſüchtig, erziehungsgierig! Sie werden kommen, ſie werden uns lehren, ſie werden uns drillen — und wir werden aus der Haut fahren!“

Nun fing die Geduld mir an auszugehen. „Zum Henker alle Vergleichungen“, rief ich, — „ſie fälſchen die Sache! Die Wahrheit iſt: wir bedürfen einer ſtärkenden, ſchützenden Verbindung, und die Preußen wollen und können ſie uns gewähren. Nehmen wir alſo, was wir brauchen, und thun wir, was wir nicht laſſen können!"

„Und dulden wir den Uebermuth, den Hochmuth, die Verachtung dieſer Menſchen!"

„Menſch!" rief ich heftig. — Dann mit Nachdruck fuhr ich fort: „Dulden wir dieſe vielmehr nicht! Setzen wir ihrem Stolz, wenn ſie ihn zu uns hertragen, den unſern entgegen! Stellen wir gegen ihre Fähigkeiten die unſern ins Feld! Zeigen wir, was in uns und an uns iſt, und machen wir von der Friſche, dem Humor, der Geiſtes- und Naturkraft, der Genialität, die wir uns beilegen, achtungeinflößenden Gebrauch! Wenn einzelne durch nichts zur Raiſon zu bringen ſind, greifen wir ſie an und raufen wir uns mit ihnen!"

Victor ſah mich an — und lächelte. „Da ſteht er wieder", verſetzte er, „wie der jugendliche Germane geſtanden, wenn es irgendeinem Krakeeler gelungen war, ſeine Gutmüthigkeit in Berſerkerwuth zu verſetzen! Ich ſeh' dich gern ſo — und wünſche nur, daß du auch vor den Preußen, wenn ſie kommen, ſo daſtehen mögeſt! — Ich meinerſeits gedenke es zu thun!"

Lächelnd, mit einem Gefühl der Beſchämung, ſchüttelte ich den Kopf. „Ich bin thöricht", rief ich, „und laſſe mich von dir zu aufregenden Vorſtellungen hinreißen, die durch nichts gerechtfertigt ſind! — Geh! Der Uebermuth und Hochmuth der Preußen iſt ein Märchen!"

„Ah!“ rief er, wie über meinen Satz erſtaunend.

„Geſpenſterſeherei!“ fuhr ich mit nachdrücklichem Ernſt fort. — „Die Narren unter ihnen, begreiflicherweiſe, ſind hoffärtig, dummſtolz, widerlich— “

„Bis zur äußerſten Grenze des Möglichen!“ ſchaltete er ein.

„Aber das ſind die Narren auch bei uns; und wo die größere Zahl derſelben iſt, will ich nicht entſcheiden! — Meine eigenen Erfahrungen in Norddeutſchland gebieten mir eine andere Charakteriſtik! Von der großen Mehrheit haben wir Verſtand, Freundlichkeit, Herzlichkeit zu erwarten; und wenn wir ihr Herz gewonnen haben, etwas, deſſen wir in Süddeutſchland nicht immer ſicher ſind: Treue. Wer ſind denn dieſe ſogenannten Preußen? Die Angehörigen der kernhafteſten, tüchtigſten, begabteſten Stämme unſers Vaterlandes! Ich überblicke ſie in ihrer Mannichfaltigkeit, womit ſie für ſich eine Welt ausmachen — ich erinnere mich des vielfach lohnenden Verkehrs mit ihnen, und ich rufe mit Freuden: Gottlob, daß es Deutſche ſind!“

Der Gegner machte eine Bewegung des Widerſpruchs. „Sie haben alle den preußiſchen Strich! Sie recken alle gegen uns die Köpfe!“

Ich würdigte die Wiederholung keiner Antwort.

„Und dann, Allerwelts-Advocat, vergißt du des Pudels Kern: Berlin und die Berliner!“

„Ich vergeſſe ſie nicht“, erwiderte ich; „im Gegentheil, ich würde ſelbſt von ihnen geſprochen haben! Und ich ſage: wenn die Preußen in Süddeutſchland verleumdet ſind, die Berliner ſind die verleumdetſten!“

„Du meinſt —?“

„Die Berliner, die man als die widerlichſten Menſchen verrufen hat, gehören in Wahrheit zu den liebenswürdigſten, die man finden kann!“

Er ſah mich curios an. „Das iſt dein Ernſt?“ rief er.

„Mein vollſter Ernſt!“

Die Verſicherung duldete ihn nicht mehr auf dem Stuhle! Er ſprang auf, ſtellte ſich vor mich hin und rief mit komiſchem Aerger: „Aber, lieber Menſch, gefällt dir denn gar alles?“

„Alles nicht“, entgegnete ich lächelnd; „aber die Berliner!“

„Die Menſchen, die in Sommerzeiten unter uns herumlaufen, hochnäſig, überklug, mit einem Lispeln oder Schnarren, das unſere ſüddeutſchen Ohren unglücklich macht, alles für ſchlechter erklärend, als bei ihnen?“

„Das ſind eben die Narren, die Berlin in übeln Ruf gebracht haben!“

„Daß juſt dieſe immer zu uns kommen!“

„Laſſen wir ſie laufen“, entgegnete ich, „und gehen wir zu den Berlinern nach Berlin! Was finden wir dort? Frohe, witzige, gemüthliche, gaſtfreie — geiſtvolle Leute, die noch dazu am ſüddeutſchen Weſen ihr ungeheucheltes Vergnügen haben und unter denen Hütten zu bauen es den echteſten Süddeutſchen verlangen kann. — Der Berliner im ſchlimmen Sinne des Worts iſt ein ſeltſam Weſen! Er exiſtirt in erklecklicher Zahl; aber niemand will es ſein, auch der nicht, der es iſt. Der geborene Berliner verbittet ſich den Namen; und er kann es! Was ſind, recht betrachtet, die Berliner? Ein Auszug aus den Provinzen Preußens, der ſich ſtets erneuert, ſteigend mehrt, und immer glücklicher miſcht, ſodaß wir ein Ganzes herauskommen ſehen, welches an Verſtand, Geſchick und Agilität ſeinesgleichen ſucht! Der Berliner im ſchlimmen Sinne iſt das Kapellchen, das der Teufel hinter die Kirche baut!“

Das geiſtige Arſenal oder die Geduld des Gegners ſchien zu Ende; — er kehrte ſich mit einem Grunzen des Zornes von mir ab.

Ich, unbeirrt, ſprach weiter: „Mein Freund, du haſt, den Begriff aufs höchſte ſpannend, die Prätenſion Berlins, die Stadt der Intelligenz — und Preußens, der Staat der Intelligenz zu ſein, zurückgewieſen. Nicht ohne Fug! Es war gut, ihnen vorzuhalten, wie weit ſie noch immer von dem Ideal der Intelligenz entfernt ſind. Wenn wir aber den preußiſchen Staat mit andern vergleichen und ſeine Leiſtungen auf allen Gebieten mit vorurtheilsloſem Auge prüfen, dann müſſen wir ſagen: es iſt gleichwol der Staat, wo die Intelligenz am meiſten in Fleiſch und Blut übergegangen iſt — der deutſche

Culturſtaat vorzugsweiſe! Nicht umſonſt iſt er gegründet von der kraft- und geiſtvollen Herrſcherfamilie aus Schwaben! Nicht umſonſt haben Fürſt und Volk die auf den Fortſchritt weiſende proteſtantiſche Lehre angenommen und dem Staat den Grundcharakter eines proteſtantiſchen gegeben! Nicht umſonſt hat man dort, ſoviel man konnte, die Intelligenz auch von außen bezogen! Nicht umſonſt war und iſt man, einer ſprödern Natur gegenüber, auf allſeitige Entwickelung des Geiſtes angewieſen und — laß mich noch hinzufügen — nicht umſonſt hat man dort befehlen und gehorchen gelernt! Der preußiſche Staat, wie er dermalen erſcheint, iſt nicht unſer Ideal — auch meines nicht! Aber er iſt ein großes, achtunggebietendes Inſtitut; und man kann's dem Preußen nicht übel nehmen, wenn er ſagt: es iſt der deutſche Staat vorzugsweiſe! Jedenfalls ſteht dieſer Staat; er ſteht feſter als irgendeiner in deutſchen Landen, und jeder andere wird wohl daran thun, ſich gut mit ihm zu ſtehen!“

„Wohl oder übel!“ erwiderte Victor ſchneidend. „Die andern werden mit ihm ſtehen, dann werden ſie neben ihm fallen, und endlich werden wir den Staat haben — der nicht unſer Ideal iſt!“

„Nur wenn wir's an uns fehlen laſſen“, entgegnete ich erregt; „und dann geſchieht uns recht! — Vergeſſen wir nicht, was wir ſind und was wir können — wir dieſſeits der Mainlinie! Es iſt Wahrheit in deinem

Wort, daß die Süddeutſchen die ſpecifiſchen Deutſchen ſind, nachdem der rivaliſirende Stamm in Norddeutſchland vorwiegend in die Sphäre der Einheit gezogen worden. Der freiern und wechſelreichern Begabung entſpricht aber die ſpätere Vollendung! Wie die Deutſchen von Europa geſtoßen werden mußten und müſſen, um von ihren Fähigkeiten den vollen Gebrauch zu machen, ſo müſſen die Süddeutſchen geſtoßen werden von den Norddeutſchen. Dieſe mögen kommen, ſo oder ſo, ſie kommen uns zum Glück! Sie werden uns zwingen, die Hülfsquellen des Geiſtes und der Natur, die in uns liegen, aufs umfaſſendſte nach außen zu richten! Sie, die uns die Einheit lehren, werden uns zwingen, ſie die Freiheit zu lehren! Sie, die geſiegt haben auf dem einen Gebiet, werden uns zwingen, den Streit um ſo muthiger und gewaltiger fortzuſetzen auf dem andern. Auf der Arena des Geiſtes wird ſich zeigen, wo die höchſte, reinſte, ſiegreichſte Intelligenz zu finden iſt! Der Geiſt mit ſeinen eigenſten Waffen, unterſtützt von den ungeheuern Culturmitteln der Gegenwart, welche vornehmlich ihm und der Freiheit dienen, was man niemals vergeſſen darf — der Geiſt, ſag' ich, wird noch einmal ſiegen, und dieſer Sieg wird uns den wahren, dauernden Frieden bringen. Wir, im deutſchen Süden und im deutſchen Norden, wir Gegenſätze werden uns immer entſchiedener erkennen als Ebenbürtige, die ſich zu überſchwenglicher Lebensfülle zu ergänzen haben; und wenn wir einig ſind — nicht nur müſſend, ſondern wollend, einig in Macht, einig im Geiſt, dann mag Europa kommen!“

Victor, ſpröder und härter als er ſelbſt früher geweſen, ſtand mit ruhiger Ironie. „Ein ſchöner Gedanke“, verſetzte er, — „ein Gedanke, wie nur du ihn zu denken vermagſt! — Aber noch iſt er nicht ausgeführt! Und wenn Europa nun ſo lange nicht wartet und vorher kommt? — Wenn vorher nur die Franzoſen kommen?“

Auf dieſe Querfrage ſchaute ich ihn an. „Ich fürchte ſie nicht!“ erwiderte ich ruhig.

„Du glaubſt nicht an ihren Sieg?“ verſetzte er ſpöttiſch.

„Ich glaube nicht an den Krieg“, entgegnete ich. — Nach kurzem Schweigen fuhr ich fort: „Der Krieg zwiſchen den beiden großen Culturnationen dünkt mich fortan unmöglich, weil er keinen Grund, keinen Zweck mehr hat! Der Einſatz ſtände zu dem Gewinn im ungeheuerſten Misverhältniß — und das wird man begreifen und fühlen auf beiden Seiten. Wir Deutſchen brauchen nichts von den Franzoſen — wir ſind uns ſelber genug. Die Franzoſen aber brauchen auch nichts von uns und erkennen bereits in ihren beſten Patrioten und hellſten Köpfen, daß der Gedanke, urdeutſche Länder von Deutſchland abreißen zu wollen, nicht nur ein Verbrechen, ſondern der zeitwidrigſte — verderblichſte Fehler wäre.“

Ein ungläubiges Lächeln auf dem Geſicht des Gegners nicht beachtend fuhr ich fort: „Würdigen wir bei dieſer Gelegenheit auch den jetzigen Herrſcher Frankreichs! Louis Napoleon — das hat ſich nun genügend herausgeſtellt — iſt ein Originalkopf und mitnichten ein Copiſt ſeines Oheims. Daß er die Macht ſeines Landes mehren und nach Möglichkeit die Franzoſen contentiren will, iſt natürlich. Aber er thut jenes mit ſolcher Vorſicht, mit ſo freier Berechnung, daß er dabei hauptſächlich dieſes im Sinne zu haben ſcheint. Er hat, von dem perſönlichen und nationalen abgeſehen, einen kosmopolitiſchen Gedanken. Sein Geiſt ſchaut umher und in die Zukunft; er trachtet nach dem Ruhm, die Entwickelung des Continents gefördert zu haben; und bei den großen europäiſchen Actionen hat er thatſächlich dem Fortſchritt gedient. Dieſer Mann wird ſeinen Namen in der Geſchichte nicht mit dem Male beflecken wollen, das jener ſich aufprägte, der die ehrengeſättigtſten Völker Europas motivlos in den furchtbarſten aller Kriege ſtürzte. Denn wenn die Franzoſen jetzt noch aus blos räuberiſchen Gründen über uns herfielen, ein ſpielender Kampf würde es nicht werden, ſondern ein Kampf auf Sein und Nichtſein! Nimmermehr wird Louis Napoleon dieſen herausfordern! Er kennt uns Deutſche; er achtet uns mit Einſicht, und es iſt ihm keineswegs gleichgültig, wie wir ihn beurtheilen. Er wird, ſoviel an ihm liegt, ſeichter Eitelkeit und blinder Gier entgegentreten, um der Vernunft eine Stütze zu ſein! — Jede Zeit hat ihr eigenes

Ideal von Größe. Mit alten Mitteln Nachahmer ſein, heißt unter das Vorbild herunterſinken; mit neuen Mitteln urſprünglich wirken, heißt ihm gleich werden. Louis Napoleon wird ſich ſeinem Oheim zur Seite ſtellen, wenn er, im Bunde mit den klarſten Köpfen beider Nationen, die Franzoſen und die Deutſchen in Frieden zu Freunden macht!“

Victor war nachdenklich geworden. Die letzten Reden ſchienen auf ihn gewirkt zu haben; eine gewiſſe Erregung war an ihm zu bemerken. Ich, ſeine Gedanken ahnend, fuhr fort: „Vertrauen wir der Vorſehung! Vertrauen wir dem Lenker menſchheitlicher Geſchicke! Seien wir nicht blind und in Blindheit undankbar! Verkündet uns nicht Zeichen um Zeichen, daß wir eingetreten ſind in die Epoche des Geiſtes? Was in den letzten Jahrzehnten geſchehen iſt, das iſt geſchehen zum Fortſchritt, zum echten und gerechten Fortſchritt! In Italien und Deutſchland hat das Schickſal Forderungen politiſcher Weisheit erfüllt; — Gedanken, die noch vor Jahrzehnten als thörichte Phantaſien gehöhnt wurden, ſind ausgeführt — und wir wollen nicht glauben?

„Was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl. Das Ideal der Philoſophie iſt kein Traumbild, ſondern eine Weiſſagung. Auch heute ſag' ich: die neue Zeit, die dritte Zeit, die Zeit der freieſten Entfaltung und Ausgleichung nicht nur der geiſtigen, ſondern aller menſchlichen Kräfte, die Zeit der Reife des Menſchengeſchlechts, iſt angebrochen —

wir ſtehen vor ihren Aufgaben! Und was den Forderungen und Zielen dieſer Epoche dient, wird ſiegen, was ſich ihnen widerſetzt, wird erliegen — mag es auch felſenfeſt zu ſtehen ſcheinen!

„Glaubſt du, daß Menſchen — in jeder Hinſicht bedingte, begrenzte Weſen — mit Erfolg und auf die Dauer ſich den Entwickelungen der Menſchheit entgegenſtemmen können? Schau zurück und ſchau vorwärts, und du wirſt erkennen: ein Despotenſtaat Deutſchland iſt ein wahnwitziger Gedanke, ein Ding der Unmöglichkeit! — Wenn du ein rechter Schwabe ſein willſt, mußt du glauben und kannſt nur im Geiſte den Sieger ſehen!

„Eine andere, ernſtere Frage iſt die der katholiſchen Kirche. Betracht' ich ihren religiöſen Gehalt und ihre hiſtoriſchen Wurzeln, ſo muß ich ſagen: der Niedergang dieſer Macht wird der langſamſte ſein. Aber dieſer Niedergang iſt unausbleiblich, wenn man nicht auch in ihr Mittel findet zu geiſtiger Erneuerung. Der Schätze, welche die katholiſche Kirche Jahrhunderte hindurch producirend angeſammelt hat, waren ſo viele, daß ſie, trotz ihrer nun jahrhundertelangen geiſtigen Sterilität, doch immer noch damit concurriren und Macht gegen Macht ſtellen konnte. Für die kommende Zeit reichen ſie nicht mehr aus. Mehrt und klärt ſie dieſelben nicht aus dem unerſchöpflichen Erkenntnißborne der Wiſſenſchaft, dann wird ſie nicht mehr ſpenden können, was man fordert, und ſie wird abdiciren müſſen.

„Durch den Geiſt der Zeit, wie die Philoſophie ſie erkannt hat, ſind der deutſchen Nation die letzten und höchſten Aufgaben vorgeſchrieben. Sie heißen: Verſtändigung und Vereinigung. Hat man ſich nicht verſtändigt vor dem Kriege und dieſen dadurch vermieden, ſo iſt man um ſo dringender dazu gemahnt nach ihm, und die Pflicht der Vereinigung erſcheint um ſo heiliger, als dieſe eben durch den Krieg ungleich möglicher und leichter geworden iſt.

„An die Verbindung der ſüddeutſchen Staaten mit Preußen glaub' ich ohne weiteres. In welchen Formen ſie ſich vollziehen wird, mag dahingeſtellt ſein. Da man aber auf beiden Seiten in großer Mehrheit fühlt, daß man zuſammengehen müſſe im Frieden und zuſammenſtehen im Kriege — da für die Iſolirung der an ſich machtloſen Staaten nur kleine, phantaſtiſche Motive ſprechen, die mit blinder Verkennung Norddeutſchlands, mit blindem Vertrauen auf das Ausland Hand in Hand gehen, da mit ihr dem deutſchen Volk unberechenbarer Schaden drohte, ſo glaube ich in dieſer Beziehung außer Sorge ſein zu können.

„Schwieriger erſcheint der Bund des Bundes mit Oeſterreich. Aber nur er krönt das Gebäude; und der deutſche Patriot kann ſich nur beruhigen, wenn er vollzogen iſt.

„In dieſer Frage kommt alles darauf an, daß die Souveräne von Oeſterreich und Preußen, ihre unvertilgbaren Pflichten als deutſche Fürſten und den wahren Vortheil ihrer Staaten erkennend, die widerſtrebenden Gefühle in ſich ſelber unterdrücken und dieſen Bund wollen und ſuchen. Allerdings iſt Unmuth und Groll auf der einen, beobachtendes Mistrauen auf der andern Seite begreiflich. Man hat Frieden geſchloſſen; aber das innere Widerſtreben iſt nicht gewichen und wechſelſeitiges Vertrauen iſt nicht zurückgekehrt. Gleichwol iſt dieſes Vertrauen gegenwärtig nicht nur nöthiger, ſondern auch motivirter als je vorher. Ich hoffe daher, daß es trotz allem und allem ſich einfinden werde.

„Ueber die Theilung der Arbeit zwiſchen dieſen Souveränen und über die ebenſo große wie ſchwierige Aufgabe, die dem Kaiſer durch ſein eigen Reich geſtellt iſt, hab' ich mich ſchon ausgeſprochen. Wenn Deutſchland Oeſterreichs bedarf, ſo bedarf Oeſterreich noch viel mehr Deutſchlands. Es bedarf ſeiner Freundſchaft — ſeiner Macht und ſeines Geiſtes. Den Beiſtand eines Freundes muß Oeſterreich von uns verlangen, — und wir müſſen ihn gewähren.

„Preußen hat in dieſem Jahre eine ungeheure Gunſt der Geſchicke erfahren. Dies muß in edeln Herzen einen Drang erwecken, nach dem vielen und reichen Empfangen nun auch etwas zu geben — vor allem aber denjenigen zu verſöhnen, deſſen erzwungenes Zurückweichen das ſiegreiche Vorgehen allein möglich gemacht hat.

„Geben iſt ſeliger als Nehmen! Wenn dieſes Wort der Gemeinheit unſerer Zeit lächerlich erſcheinen ſollte, dann ſag' ich: Geben iſt größer als Nehmen! Wer nur nehmen kann, iſt klein und bleibt es vor Gott und vor der Welt; — vor der urtheilenden Welt, der Nachwelt!

„Wenn die dermaligen Lenker Preußens Oeſterreich und ſeiner Regierung mit gutem Willen entgegenkommen und ſie fördern, wo es mit Sicherheit und Ehre geſchehen kann, dann will ich ſagen, daß in ihren Seelen Größe wohnt. Säh' ich ſie lauern auf den Schaden, auf den Zerfall dieſes Staats, um die Hand nur deſto ſchwerer zu legen auf das gewonnene Deutſchland, dann würde ich ſie für nichts halten als für glückliche Spieler."

„Und dann", fiel der Gegner ein, „würdeſt du hoffentlich an ein Ende dieſes Glücks glauben!"

„Dann", verſetzte ich, „würde ich's vorherſagen! Auch der preußiſche Staat iſt nur Menſchenwerk; und wenn er ſeine Gewalt misbraucht, dann hat die Geſchichte immer noch Exploſionen in petto, die ihn in die Luft ſprengen können."

Ein Blick des Beifalls lohnte dieſe Rede.

„Oeſterreich", fuhr ich fort, „muß aber dem guten Willen Preußens mit aufrichtiger Freundſchaft entgegenkommen und davon ſprechende Beweiſe geben. Es muß jedem Gedanken an den Wiedergewinn des ihm nicht mehr Zuſtehenden, jedem Gedanken an Rachethaten ehrlich und gründlich entſagen. Ein erhabenes Ziel iſt geſtellt! Im Anſchauen deſſelben breche man mit der Vergangenheit und entſchließe ſich zum neuen, freien, ſchöpferiſchen Gange!“

Ich hielt inne, um mich zum Schluſſe zu ſammeln. Dann fuhr ich fort: „Die Politik iſt bisjetzt eine natürliche, höchſtens dämoniſche Thätigkeit geweſen; mich dünkt, die Zeit iſt gekommen, wo ſie — auch ſie! — etwas Göttliches annehmen muß. Sie muß ſich ſelbſt erhöhen, indem ſie ſich die Weihe gibt, die ihr bisjetzt gemangelt hat. Dieſe Weihe erlangt ſie nicht durch Acte äußerlicher Frömmigkeit, womit man ſelbſtſüchtig und abergläubiſch nur ſeinen Raub ſicherzuſtellen hofft, ſondern durch ein Denken und Handeln, wie es vor Gott beſteht! Gott will den Organismus freier Glieder im Kleinen, Großen und Größten; — das iſt der Endzweck der Schöpfung, das höchſte Ideal der Menſchheit! Dieſes Ideal vor Augen haben, ihm nachſtreben und es realiſiren — mit Vorſicht und Umſicht, Schritt für Schritt, aber ohne Nachlaß: das iſt die Sanction, welche der Politik noch ausſteht und welche ſie ſich geben muß!

„Größe und Güte, das ſind die Tugenden, die den Menſchen und Mann unter allen Umſtänden am höchſten zieren. Alle Eitelkeit der Welt, aller Putz mit äußern Ehren, alles Prahlen und Prunken und Bramarbaſiren iſt mit ihnen verglichen jämmerliches Surrogat. Wer ſoll aber jene höchſten Tugenden haben und üben, wenn nicht die Obenſtehenden und Herrſchenden? Wem können wir ſie zumuthen, wenn nicht den Glücklichen, den über alles Volk Erhöhten, die denn doch einen Antrieb empfinden müſſen, für das koloſſale Geſchenk auch entſprechend zu danken? Und wenn von ihrer Größe und Güte nun gar der Flor der Länder, die Wohlfahrt der Nationen abhängt — ſollte man es für möglich halten, daß ſie nach dem Erweis dieſer göttlichen Eigenſchaften nicht vor allem ſtreben? Sollte man glauben, daß ſie in der Wirklichkeit das Gegentheil davon üben können?“

Dieſe letzte Wendung meiner Rede machte auf den Freund einen tiefgehenden — überraſchenden Eindruck. Er war ergriffen, und es arbeitete in ihm wie vor einem nahenden Ausbruch. „Das iſt eine Frage“, rief er, „die ich mir auch ſchon aufgeworfen habe!“ Dann, mit bitterm Ernſt, mit wachſender, aber ſtolz gehaltener Erregung, fuhr er fort: „Auf den Thronen ſitzen und kleingeſinnt, leichtgeſinnt, frivol ſein! Träge, unwiſſend — eitel, eigenſinnig, verſtockt ſein! Auf den Thronen ſitzen und der Fähigkeit entbehren, die den Menſchen erſt zum Menſchen macht: der Fähigkeit ſich ſelbſt zu erkennen, ſich ſelbſt zu richten, ſich ſelbſt zu meſſen an dem erkannten Ideale des Daſeins! Auf den Thronen ſitzen und nicht die Hoheit, die Huld, die Majeſtät eines Gottes haben, ſondern ſich ſchmücken mit dem hohlen Titel und an dem hohlen Titel ſich genügen laſſen! Auf den Thronen ſitzen und nicht mit dem Auge eines Adlers, mit dem Herzen eines Genius umherſpähen, wo etwas zu heilen, zu retten, zu erhöhen, zu beglücken wäre, ſondern, die fürſtlichen Tugenden zum Schein übend, von ehrloſen Schmeichlern den Schein als Wahrheit preiſen laſſen! Auf den Thronen ſitzen und nicht die Rathſchläge der Edeln, der Weiſen, der Wahrhaftigen hören, und nicht in der Stimme des Volks die Stimme Gottes erkennen, ſondern den Einflüſterungen des Verderbers horchend, unbelehrbar, mit diaboliſchem Eigenſinn, eine Nation ins Elend, eine Welt von Glück und Wohlſein in Trümmer werfen! Furchtbar, furchtbar, furchtbar! Und das iſt nicht nur geweſen in der Geſchichte, das kann noch immer ſein und droht noch immer! Ja, auch ich muß fragen: iſt es möglich? Hat die ungeheure Begünſtigung auf der einen, die ungeheure Verantwortung auf der andern Seite nicht die Kraft, den Menſchen, wie er auch ſein möge, über ſich ſelbſt zu erheben? Muß ſie ihm nicht den Blick öffnen über die klägliche Hinfälligkeit irdiſcher Scheingröße? Muß ſie ihm nicht den Moment vor die Seele ſtellen, wo die Herren der Erde, die ihre Pflichten gehöhnt haben, vor dem Gotte der Gerechtigkeit ſich als Würmer im Staube krümmen werden? Unfaßliche Verblendung! Da thront er und dünkt ſich ein Gott und kündet die beliebige Meinung ſeiner Seele als Forderung des Ewigen und zweifelt nicht an ſeiner Berechtigung zu allem und allem und iſt unerſchütterlich in der Zuverſicht: was er könne, das dürfe er auch! Und der Wahnbethörte ſagt ſich nicht, was ihm doch Tauſende von Beiſpielen zurufen, daß er, wenn er vom Thron in die Arme des Todes geſunken iſt, verleugnet wird von allen, die ihm feige gehuldigt haben, daß ihm die richtende Menſchheit ein Mal aufdrücken wird, welches er zu tragen hat untilgbar, — daß auch der ſervilſte Geſchichtſchreiber genöthigt ſein wird, ihn in die Hölle zu verdammen! — Wird die Menſchheit niemals Mittel finden, dieſer ſie beſchimpfenden Gefahr zu begegnen? Wird ſie niemals lernen, die wahre Hoheit und Güte übermächtig zu machen? Wird ſie ſtets ein Raub ſein entweder des herriſchen Subjects oder der blindwüthenden Maſſe? Wird Gott nicht endlich ſelber eintreten in die Geſchichte und durch Ordnungen und Geiſter, in denen er wirklich wohnt, endlich und endlich zeigen, daß er der Herr iſt?"

Indem Victor dieſe Worte ſprach, ſtand er vor mir, wie ich ihn nie geſehen hatte! Entkleidet aller Zeichen eines durch Leidenſchaft bewältigten Gemüths! Groß, ſtreng, aber in zurückgehaltener Erſchütterung durch die Blicke feuchtglänzender Augen ſein innerſtes Weſen offenbarend.

Und ich erkannte dieſes innerſte Weſen! In aller Uebertreibung, aller Scheinthorheit, die durch und durch edle Seele, die mit glühendem Drange nach dem Siege der Wahrheit über den Schein, nach der Verwirklichung der großen und guten Ideen, nach dem verdienten Gedeihen des Menſchengeſchlechts trachtet!

Ergriffen ging ich auf ihn zu, ſchüttelte ihm die Hand und rief: „Wahrheit, gewaltige, ſchlagende Wahrheit haſt du geſprochen, mein Freund! Es ſind meine eigenſten Gedanken; und keine Silbe, die du geſagt haſt, iſt mir zu viel und keine Silbe zu ſtark! Endlich haben wir einen Punkt der Einigung gefunden! Die Gedanken, die mich und dich verbinden, erzeugen ſich aber gegenwärtig in allen freien und gehobenen Seelen; — ſie tönen hinaus in die Welt und wirken, und was möglich geweſen iſt bisher, das wird immer weniger möglich — wird in immer engere Grenzen eingeſchloſſen werden. Die Herrſchenden werden ergriffen werden von dem Geiſte der Wahrheit und durchleuchtet und aufgeklärt über ſich ſelbſt, aufgeklärt über die erhabenen Pflichten, die ihnen Gegenwart und Zukunft ſtellen! Und ſie werden dieſe Pflichten erfüllen, weil ſie deutlichſt einſehen, daß ſie nur damit ihre eigenen Zwecke der Wohlfahrt und der Ehre aufs höchſte fördern!“

Der Freund ſah mich an, mit Güte, aber auch mit Trauer. „Und ſo gehen die Einigen wieder auseinander!“ verſetzte er. „Und ich muß dir entgegentreten — ich muß dich warnen! Ja, der Geiſt Gottes geht ein in die Menſchheit und erleuchtet ſie und beſchwingt ſie, und alle, alle haben ſie große Ziele vor Augen und Begeiſterung treibt ſie denſelben entgegen. Die ſchwachen, flatterhaften Seelen halten aber Gott nicht feſt; ſie laſſen ihn wieder, und er, der nur die Suchenden ſucht, zieht ſich zurück. Und nun iſt aller edle Aufſchwung, aller ſchöne Eifer dahin! Hinausgefallen aus dem Centrum in die Peripherie zankt man ſich wieder um Armſeligkeiten, um irdiſchen Bettel, um elende Formeln; im Streit erhitzt man ſich, man tobt fanatiſch, man verwundet ſich giftig — — und auch der Gedanke an die wahren Güter und die göttlichen Ziele des Lebens iſt verſchwunden!

„Wenn es kommt, wie ich fürchten muß, wenn die Menge gemein wird — und vielleicht ein einziger ſtarrſinniger Kopf, der zum Böſen und Verkehrten noch die Macht hat, deine liebſten Hoffnungen zerſtört — wenn deine gute Seele verzweifeln will, dann komm zu mir! Bei mir ſollſt du den Troſt finden, den die Freundſchaft und ein Geiſt zu bieten vermag, der über den Wuſt dieſer Welt ins Reich des Ewigen ſieht!“

Ich ſchaute ihm ins Auge und entgegnete: „Ich hoffe doch — und mit Zuverſicht! Hinter dem Treiben der Peripherie — hinter dem Außen des Lebens ſteht immer das Innen, ſteht der Geiſt, bereit herauszubrechen, wo es nöthig iſt. Und er wird öfter kommen und öfter mitſprechen, um endlich die Geſchichte vorzugsweiſe zu machen! — Ich werde zu dir kommen; aber nicht durch Muthloſigkeit, ſondern durch Freundſchaft getrieben. — Mein Troſt liegt in meiner Geſinnung. Wir Deutſchen werden haben, was wir verdienen — und nichts anderes wünſch' ich uns!"

Victor lächelte mit wohlwollendem Spott und ſagte: „Grauſamer! Und du bildeſt dir ein, unſer Volk zu lieben? Ich wünſche ihm mehr und Beſſeres; denn ſonſt dürften meine Augen niemals ſchauen — was mich doch einigermaßen zu ſehen verlangt, ich bekenne meine Schwäche."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen von Melchior Meyr.

Erzählungen

von

Melchior Meyr.

Schickſale eines Idealiſten. — Zwei Freier. — Unverhofft.

Hannover.
Carl Rümpler.
1867.

ECA
IA
NSIS.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Vorwort.

Erzählungen ſollen vor allem „Novellen“ ſein: ſie ſollen dem Publikum durch ihren Inhalt und durch die Art der Behandlung etwas Neues bringen! Der Erzähler hat nicht die Aufgabe, die Erfindungen früherer Zeiten blos neu zu bearbeiten, am Ende gar in der Weiſe einer jener Zeiten: er ſoll einen friſchen Gegenſtand entdecken und dieſen in entſprechend neuer Weiſe geſtalten. Er ſoll nicht ſchon geformte Stoffe wieder formen und nur etwa mit größerer Kunſt redigiren, ſondern eine neue Verwicklung und Löſung aus dem Rohſtoff der ihn umgebenden Wirklichkeit herausheben, um in der ausgeführten Erzählung ein Spiegelbild ſeiner Zeit, ihrer Denkart und ihrer ſocialen Möglichkeiten zu geben.

Man muß hier an den Unterſchied zwiſchen Epos und Drama denken. Im Epos — und die Proſa-Erzählung gehört dazu! — überwiegt der Stoff, im

Drama die Form. Shakeſpeare konnte die meiſten ſeiner Dramen nach älteren Novellen und nach Sagen ausführen: die dramatiſche Umſchmelzung iſt eine Neuſchöpfung, auch abgeſehen von dem einzigen Genie des Dramatikers, der Alles, was er berührte, lebend und friſch zu machen wußte. Einem Erzähler wäre aber eine Nacherzählung ſchon darum nicht zu rathen, weil er hier im beſten Fall zu wenig von ſich ſelber gäbe. Er eben hat die Literatur auch ſtofflich zu bereichern, indem er Conflicte in Scene ſetzt, die ſo nur in ſeiner Zeit möglich waren. Er hat auch materiell dem Geſetz des Fortſchritts zu huldigen und der Zeit das Urſprüngliche im Gegenſtand zu bieten — was ihm dieſe ja ſchon vorher geboten hat! Denn die Menſchheit ſelber ſchreitet fort und bringt in fortgehender Entwicklung dem Poeten fortgehend neue Stoffe. Dieſe zu ſehen, aufzufaſſen und nach dem Bildungsſtande der Epoche dichteriſch geformt wiederzugeben, das iſt vor allem die Pflicht des Erzählers.

Dafür, daß durch den Fortſchritt der Zuſammenhang mit den früheren Leiſtungen nicht abgeriſſen wird, iſt durch die Natur der Dinge geſorgt. Das Neue, das wir von dem Novelliſten verlangen, kann es nur in gewiſſer Beziehung ſein. Das Eine, im Fortgang der Cultur, ändert ſich, das Andere bleibt; und wie die verſchiedenen Generationen noch gar Vieles mit einander gemein haben, ſo müſſen und werden auch ihre novelliſtiſchen Spiegelbilder ſich ähnlich ſehen. Gewiſſe Gegenſätze im Menſchen und in der Menſchheit — Naturtriebe und Leidenſchaften treten zu allen Zeiten hervor und führen in allen zu analogen Verwicklungen; die Erzählung, die ſie heute ſchildert, wird alſo mit der, welche ſie vor Jahrhunderten geſchildert hat, immer noch viel Verwandtes haben, — die „ſchönen Geiſter werden ſich begegnen"!" Aber eben, weil dies in der Natur der Dinge liegt und unvermeidlich iſt — auch unvermeidlich ſein ſoll! — muß der Erzähler das Neue, das ihm ſeine Zeit gewährt, nach ſeiner ganzen Fähigkeit ausbeuten und die Menſchheit ſo viel als möglich im Friſchen zu erhalten ſuchen.

Die tadelſüchtige Kritik hat unrecht, von dem Dichter das abſolut Neue zu verlangen, was ein die Geſetze der Natur und der Kunſt umſtoßendes, den Zuſammenhang mit früheren Entwicklungen aufhebendes, abgeſchmacktes Wunder wäre! Um ſo mehr iſt aber der Kenner befugt, das organiſch Neue zu fordern, welches aus den früheren Entwicklungen hervorwächst.

Vielleicht darf ich, um dieſe Gedanken durch ein Beiſpiel anſchaulicher zu machen, auf mein eigenes hinzeigen und bei dieſer Gelegenheit erzählen, wie ich Erzähler geworden bin.

Ich kann wohl ſagen: für mich iſt die Dichtung im beſonderen Sinne eine Frucht des Lebens. Wie poetiſch in der Zeit der Jugend die Werke der claſſiſchen Autoren mir erſcheinen mochten, noch poetiſcher — reizender, beglückender erſchien mir die Natur, das reiche, freudige, feurige, und auf der anderen Seite tragiſche, räthſelvolle Leben ſelber. Ich fühlte die Poeſie der Wirklichkeit, den Humor der Wirklichkeit; ich faßte ſie einem unwiderſtehlichen Triebe nach auf und hielt ſie feſt, eben um aus ihnen die Werke zu bilden, die mir aufgegeben ſchienen. Je mehr dieſer Drang mir Fülle zubrachte, je weniger gelang es mir freilich, ſie durch die entſprechende Form zu bewältigen; und ſo kam es in der erſten Hälfte meines Lebens vielmehr zum Erleben und Verſuchemachen, als zu gelungenen und zeigbaren Leiſtungen. Das wahrhaft Erlebte, das leidenſchaftlich Ergriffene und Durchgefühlte, geht aber nicht verloren, und endlich reift der Geiſt zur Herrſchaft über den Stoff, was bei mir, charakteriſtiſch genug, etwa mit dem vierzigſten Jahre eingetreten iſt. Und wie ſehr ich mir auch andere Formen der Dichtkunſt anzueignen geſucht hatte, das in ſeiner Eigentlichkeit aufgefaßte Leben drängte mich immer wieder zur Novelle; — die freundliche Aufnahme meiner „Erzählungen aus dem Ries“ konnte mich davon nicht wegſcheuchen, und ſo bin ich dieſer Form treu geblieben bis auf den heutigen Tag.

Mein Beſtreben war, in ihr darzuſtellen, was ich ſelber geſehen, erfahren, miterfahren und poetiſch empfunden hatte. Ich nahm die Geſchicke, die den Grundſtock der Erzählung bilden ſollten, aus dem Leben und geſtaltete ſie nach den Forderungen des äſthetiſchen und ethiſchen Standpunktes, welcher der meinige geworden. Die Menſchen ſollten wirkliche Menſchen der Zeit und nur ſchilderuswerthe — in ſich ſelber vollendete und ins rechte Licht geſtellte Menſchen ſein. Sie ſollten in den Verhältniſſen und im Charakter ihres Standes auftreten und nur nach den Forderungen der Kunſt ausgeführt ſein. Man ſollte in den Abbildern zu gleicher Zeit erkennen, wie die Menſchen ſind und wie ſie ſein ſollen. Den wirklichen Menſchen ſollten darin Ideale geſtellt ſein — keine phantaſtiſchen, ſondern erreichbare, in natürlicher Entwicklung zu erreichende. Und die Erzählung ſollte darum auch eine Tendenz haben, wie das Leben ſelber eine Tendenz hat, und wie wir Alle nicht zu bleiben gedenken, was wir ſind, ſondern uns verbeſſern wollen und vollenden im Hinſtreben nach einem höchſten Ziele der Entwicklung. Kurz, der Stoff der Erzählung ſollte dem Leben, der Gedanke der geiſtigen Cultur der Gegenwart entnommen und die Erzählung ſelber ein poetiſches Kunſtwerk, damit aber ein Buch für die Gebildeten und Bildungsfähigen, für die deutſche Familie ſein, entworfen und geſchrieben zu einer tiefer eingehenden, wiederholten Betrachtung.

Wie weit ich dieſer Theorie in praxi nachzukommen vermochte, darüber hat natürlich das intelligente Publikum und die kunſtverſtändige Kritik zu entſcheiden. Ich gebe mich aber der Hoffnung hin, daß die hier mitgetheilten Erzählungen in den Augen dieſer beiden einflußreichen Mächte nicht allzu weit hinter dem Ideal zurückgeblieben ſein werden.

Die erſte, größere, behandelt einen Conflict und Geſchicke, welche recht eigentlich der Gegenwart angehören, und Mancher wird dadurch an ähnliche Erfahrungen erinnert werden. Nicht immer erfolgt eine Löſung wie die hier geſchilderte. Aber die Kunſt hat ſie herbeigeführt mit natürlichen Mitteln und mit einer Geſinnung der Hauptperſonen, die jede beſſere Natur in ſich ausbilden und beweiſen kann. Die beiden kleineren, in raſcher Entwicklung verlaufend, gleichen als Novellen einactigen Bühnenſtücken. In dem humoriſtiſchen Gewande wird man nicht den tieferen Gedanken verkennen, der jeder von ihnen zu Grunde liegt. Die Aechtheit des Gemüthes ſiegt über den Schein, der eine Zeitlang zu beſtricken wußte, und ungeahntes Glück fällt Charakteren zu, denen man es von Herzen gönnen wird.

Dies Vorwort ſoll Diejenigen, welche es leſen, veranlaſſen, in den Erzählungen doch etwas mehr als vorübergehende Unterhaltung zu ſuchen. Allerdings gibt jede Novelle nur das Gemälde eines beſtimmten Falles, und der Autor darf gar nicht mehr an Gehalt hineinarbeiten, als es die geſchilderte Sphäre und die angenommene Geſchichte verträgt. Allein ſo viel Geiſt und Licht, wie das dargeſtellte Leben es fordert, muß in künſtleriſchem Maße (d. h. in einem gewiſſen Uebermaße) darin ausgegoſſen ſein und damit nicht nur die Neugierde des Leſers befriedigt, ſondern auch einer ſtillen Wißbegierde die entſprechende Nahrung zugeführt werden. Die Hauptſache iſt und bleibt freilich: das Werk des Poeten muß ſchön ſein und es muß uns wohl werden dabei!

Wohl dem Poeten ſelber, von deſſen Arbeiten das geſagt werden kann!

Schickſale eines Idealiſten.

I.

An einem ſchönen Juni-Abend trat ein elegant gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren aus dem Thor eines Gartens, der mit einer anſehnlichen Villa vor dem Wege lag, der am Stadtgraben hinlief. Er war aufgeregt, aber offenbar nicht von angenehmen Vorſtellungen. Nachdem er eine Strecke gegangen war, kam ihm ein Anderer, Jüngerer entgegen; dieſer ſah ihn mit Verwunderung an und rief: „Du hier? — Wollteſt Du nicht zur Präſidentin?“

„Ich war dort“, erwiderte der Aeltere.

„Aber warum — iſt etwas ausgekommen?“

„Ausgekommen iſt nichts“, verſetzte jener, „aber ausgegangen iſt mir etwas: die Geduld!“

Die Züge des Jüngern erhellten ſich. „Du haſt Dich nicht gut unterhalten!“ ſagte er.

„Ich bin zu Ende!“ erwiderte jener.

Er machte Miene, weiter zu gehen. Der Freund wendete ſich, um ihn zu begleiten. Die Straße, die vom nächſten Thor ins Freie führte, lag vor ihnen — ſie ſchlugen ihre Richtung ein.

Der Aeltere, von dem erregten Unmuth belaſtet, rief: „Es iſt gerade, als ob aller Geiſt, aller Witz und Frohſinn aus den Menſchen gewichen wäre! — Die „gute Geſellſchaft", welche Lüge! Eine Geſellſchaft, die ſich die größte Mühe giebt, jedes geſellige Vergnügen unmöglich zu machen!"

„Mein Freund", rief der Jüngere, „das iſt zu hart geſprochen!"

„Geh'!" entgegnete jener unwillig, „es iſt das Urtheil, das mir wiederholte peinliche Erfahrung auspreßt!" Er ſchwieg einen Moment, dann fuhr er fort: „Man kommt zuſammen, und begrüßt ſich mit conventionellen Redensarten! Man knüpft ein Geſpräch an, und unterhält ſich über unbedeutende Dinge! Beileibe nicht über Gegenſtände, die den Geiſt erheben und das Herz erwärmen! Das wäre gegen allen guten Ton! Ueber ein Thema zu reden, das der Rede werth iſt, würde ſich nicht im Mindeſten ſchicken! Nur das Leere, den nichtigen Trödel des Tages kann man ſich zumuthen und wechſelſeitig vorſetzen!"

Der Andere zuckte die Achſel. Der Unzufriedene begann wieder. „Da ſtehen die jungen Mädchen! Sie haben warmes Blut in den Adern, Gefühl im Herzen, und am Ende ſogar Verſtand im Kopf! Aber Alles das bleibt verborgen! Die Schätze, welche die Natur in ſie gelegt hat, vergraben zu halten, das iſt das Ziel ihres Strebens! Ihr höchſter Ruhm iſt, Bildſäulen vorzuſtellen! Iſt eine freundlich, dann hat ſie, wie man als gewiß annehmen darf, eine Abſicht; und wir merken ſie in der Regel mit einer Deutlichkeit, die uns allen Humor nimmt. Spielt eine Klavier oder ſingt ſie, dann iſt's ein Penſum, das ſie abſolvirt. Sie ſingt Liebe und Liebesluſt mit einem Geſicht, als ob ſie ſich auch im Lied ihrer ſchämen müßte! Und das muß wahr ſein: verlockend erſcheint ſie dabei nicht. Sie flößt nicht liebliche Gefühle, ſondern Mitleid ein. — Nur ſo thun! Immer nur ſo thun! O Natur, Natur!“

Mit dieſem Stoßſeufzer endete die Herzensergießung. Der Andere entgegnete nach einer kleinen Pauſe: „Du biſt in einem Humor, der den Disput mit Dir ſchwer macht. Die Unterhaltung in unſern Cirkeln läßt vieles zu wünſchen übrig, das geb' ich zu. Aber das liegt in der Natur der Dinge und iſt immer ſo geweſen!“

„Das leugn' ich!“ rief jener heftig. „Die gute alte Zeit, von der uns die Großväter erzählen, ſie war eine andere und beſſere! Da hatte man doch noch das Herz, fröhlich zu ſein! Man nahm ſich etwas heraus, man war muthwillig, und die Sitte begünſtigte den Hang der Jugend. — Ob man jetzt tugendhafter iſt, das weiß ich nicht: langweiliger iſt man ganz gewiß! — Langeweile — ſtudirte Langeweile, das iſt unſere heutige Geſelligkeit! Es iſt, als ob Niemand eine höhere Pflicht hätte, als Langeweile zu machen und zu haben. Und wenn in geiſttödtender Oede Stunden verfloſſen ſind, dann geht man nach Hauſe und ſagt: man hätte ſich unterhalten!“

Der Kritiker, der ſich ſo herbe über unſere gebildeten Verſammlungen ausließ, war Aſſeſſor bei der Kreisregierung und hieß Alfred Mühlenberg. Er galt für einen ungewöhnlich talentvollen und fleißigen Beamten, und allgemein wurde angenommen, daß er emporzukommen trachte. Aber die Pflichten ſeines Berufs füllten ſeinen Geiſt mit nichten aus. Er las viel und vielerlei, begleitete die geiſtigen Kämpfe der Gegenwart und ſuchte zu erkennen, was auf politiſchem und ſocialem Feld Erſprießliches zu geſchehen habe. Er gehörte zu den ſtrebenden, das Beſſere wollenden Naturen.

Vom Leben, wie wir geſehen haben, verlangte er mehr, als dieſes zu gewähren pflegt. Er verurtheilte eine Geſellſchaft, in der er den Nachmittag verbracht hatte; — und welche war dies? So ziemlich die beſte in der Stadt.

Keine geringere Perſönlichkeit, als die verwittwete Präſidentin von Zollern, Erbin eines reichen Patriciers, veranſtaltete ſie und lud dazu Herren und Damen aus den angeſehenſten Familien. Man trank in der Villa Kaffee, Limonade, Wein; man aß Obſt und Kuchen; man ſang, muſicirte, ſpielte und ſpazierte im Garten. Die meiſten Gäſte waren glücklich, geladen zu ſein, verbrachten die Zeit mit Behagen und gingen zufrieden nach Hauſe. Aber ſie waren eben gewohnt zu nehmen, was ſich bot, und erhoben nicht die Anſprüche unſeres jungen Mannes.

Wir mögen ihm aus dieſen keinen Vorwurf machen. Wer ſelber ſchon erfahren hat, wie gern die Menſchen verſäumen, ſich das zu werden, was ſie ſich doch alle werden möchten — wie ſie ſich die Zeit lang ſein laſſen, die ſie ſich gar wohl kurz machen könnten, — wie ſie mit einem Wort in der Regel auch hier viel zu wenig Activität entwickeln, der wird ihnen den Angriff des Eiferers wohl gönnen!

Ein ähnliches Gefühl ſchien der Freund Alfreds, Acceſſiſt von Langen, zu haben. Er ſagte: „Ueber dieſes Thema wäre viel zu reden, und vielleicht können wir darüber einmal unſere Gedanken austauſchen. Es iſt wahr, die heutige Geſelligkeit iſt einer tüchtigen Verbeſſerung fähig und man ſollte daran denken, ſie ihr zu geben. Bis das freilich zur Genüge geſchieht, wird noch viel Waſſer ins Meer laufen. Vorläufig thun wir eben, was uns behagt, und wenn wir die eine Unterhaltung nicht mehr aushalten können, ſo ſuchen wir uns eine andere!"

„'S wird das Beſte ſein", bemerkte der Aſſeſſor.

Der Acceſſiſt hatte ſeine Uhr gezogen und rief nach einem Blick auf ſie: „Bis hieher und nicht weiter! Ich hab' ein Rendezvous mit zwei Collegen, und die Zeit iſt gekommen. Gehſt Du mit zurück?"

Alfred ſchüttelte den Kopf. „Ich will lieber noch die friſche Luft genießen!"

„Und die Einſamkeit!" ſetzte der Andere mit Laune hinzu. „Nun, hoffentlich werden die beiden Dich heilen! — Meine beſten Wünſche! Adieu!“

Er ſchüttelte ihm die Hand und ging die Straße zurück. Alfred wandelte langſam, einem Träumenden ähnlich, weiter. Seine Züge erlangten mehr und mehr den Ausdruck der Melancholie und zuletzt entrang ſich ein Seufzer ſeiner Bruſt.

Er kam noch einmal auf ſein Thema zurück. „Wie lieblich“, ſagte er ſich, „wie reizend lebensvoll könnten ſie ſein, wenn die Bildung ihre Natur nur entfaltet und geadelt hätte! Statt deſſen hat Pedanterie ſie zu Puppen gemacht! Sie hätten reicher und beſſer werden ſollen, als die Kinder der Natur, und ſie ſind unbedeutender und ärmer geworden!“

Von dieſem Gedanken aufſchauend, ſah er ſich vor einem Wirthshauſe, das am Eingang des nächſten Dorfes lag. Er hatte es früher öfter beſucht, als ſein Vater noch Beamter in der Stadt war, aber ſeit dieſer Zeit ſich nicht mehr hergefunden. Im Garten erblickte er Geſellſchaft, Städter und Bauern. Nach Zerſtreuung verlangend, ging er hinein und ſetzte ſich an einen freien Tiſch, der an der Seite unter einem Baume ſtand.

Nach einer Weile kam ein Mädchen. Als ſie ihn näher anſah, rief ſie erfreut: „Herr Mühlenberg! Sie geben uns die Ehre?“

Alfred betrachtete ſie. Es war eine Brünette von ungefähr zwanzig Jahren, ſtädtiſch gekleidet, hübſch gewachſen und von rundem, ſehr anmuthigem Geſicht.

„Mit wem hab' ich das Vergnügen?“

„Ich bin die Tochter!“ erwiderte ſie. „Früher ſind Sie oft zu uns gekommen, und ich hab' Sie gleich wieder erkannt!“

„Wie?“ rief Alfred, „Sie wären das kleine —“

„Tonele“, ergänzte ſie, als er innehielt. Und lächelnd ſetzte ſie hinzu: „Das bin ich heute noch!“

Alfred betrachtete ſie mit wahrem Vergnügen. „Sie ſind ein Fräulein geworden“, rief er, „und — ein ſchönes Mädchen! — Ich hätte Sie nicht wieder erkannt! — Der Unterſchied iſt gar zu groß!“

Das Lob erweckte Freude in dem Herzen des Mädchens. Aber mit einem Schmollen, das ſie verbergen ſollte, erwiderte ſie: „So geht's, wenn man ſich gar nicht wieder ſehen läßt!“

„Ich war fort!“ entgegnete er.

„Aber jetzt ſind Sie doch ſchon ein halbes Jahr wieder hier in der Stadt und haben uns nicht ein einziges Mal beſucht!“

Der Verklagte lächelte. „Wie geht's nicht in der Welt!“ rief er. „Nun bin ich aber doch wieder gekommen — und erneuere die Bekanntſchaft!“

Er nahm ihre Hand und drückte ſie. Das Mädchen erröthete und die braunen Augen glänzten. Nach einem Moment ſagte ſie: „Und was wünſchen Sie?“

„Ein Glas Bier“, verſetzte er. „Iſt's friſch?“

„Vom Felſenkeller und eben angeſtochen“, antwortete ſie und ging.

Alfred ſah ihr mit einer ſehr angenehmen Empfindung nach. „Wie liebenswürdig iſt das Kind geworden! — Friſch wie ein Apfel! — Sie iſt natürlich und hat doch gute Manieren! Sie ſpricht, wie es ihr ums Herz iſt, und zeigt doch eine gewiſſe Grazie! — Scharmant!“

Toni kam zurück und ſetzte ein Glas auf den Tiſch. Alfred, den der Gang, verbunden mit ſeiner Aufregung, durſtig gemacht hatte, trank und leerte das Glas über die Hälfte. Das Mädchen betrachtete ihn wohlgefällig.

„Iſt's gut?“ fragte ſie.

„Köſtlich!“ erwiderte der Gelabte.

„Das freut mich“, fuhr ſie fort; und indem ſie die ſchön geprägte Lippe ein wenig rümpfte, ſetzte ſie hinzu: „Vielleicht kommen Sie nun doch öfter zu uns!“

Alfred ſah lachend auf. „Wünſchen Sie das?“

Das Mädchen wendete ſich mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit ab. „Gehen Sie!“

„Alſo wirklich?“ fuhr er fort.

Sie zuckte die Achſel. Dann ſagte ſie: „Wenn Sie's denn durchaus hören wollen: Ja!“

„Bravo!“ rief Alfred mit einem freudigen Blick auf ſie, die ihres Vergnügens kein Hehl hatte.

Wenn unſer Aſſeſſor dem Mädchen gefiel, ſo begriff ſich das. Er war nicht nur ſtattlich von Wuchs und ſchön von Zügen — in ſeinem ganzen Weſen lag etwas Nobles und er konnte, wenn er wollte, ſehr einnehmend ſein. Das erfuhren auch die Mädchen, über die er ſo ſchlimm abgeſprochen hatte, und von denen manche es im Stillen gut genug mit ihm meinte. Aber es war ſchwer, einen erfreulichen Eindruck auf einen Mann zu machen, der in zarter Zurückhaltung Steifheit erblickte und in freundlichem Entgegenkommen — Abſicht! — Wie kam es nur, daß jetzt das Benehmen der Toni, die doch offenbar auch eine Abſicht hatte, keine verſtimmende Wirkung auf ihn übte? — Die Abſicht, ihn zu ſehen und ihm zu gefallen, gehörte freilich nicht zu denen, welche ein Alfred übel nimmt!

Die Abſicht des Mädchens war ſchmeichelhaft, und darum wurde ſie auch erreicht. Die Schenkin gefiel unſerm Kenner ausnehmend! — Seine Seele empfand eine Zufriedenheit, wie ſeit langer Zeit nicht.

Er ließ dem erſten Glas noch ein paar folgen und aß zum dritten ein gebratenes Huhn, das ihm dieſelben lieben Hände gebracht. Toni, die zuletzt weniger beſchäftigt war, ſetzte ſich zu ihm und unterhielt ſich mit ihm. Man ging in die früheren Jahre zurück, erinnerte ſich an allerlei kleine Geſchichtchen, und ſie konnte nicht verbergen, daß der hübſche flotte Student Mühlenberg bereits dem Tonele vor allen Andern gefallen hatte.

Im Austauſch ſchmeichelnder und neckender Reden ergötzte man ſich, und die Zeit verging, ohne daß man's wahrnahm.

Als Alfred endlich aufbrechen mußte, gab er dem Mädchen die Hand. Sie behielt ſie und beide gingen ſich führend zur Gartenthür.

„Gute Nacht“, ſagte er, faſt ſchon mit dem Ton eines Liebenden. „Gute Nacht“, hallte es mit weicher, ſüßer Stimme wieder.

Er ging in die Stadt zurück mit glühenden Wangen und froheſter Erregung des Herzens. Jetzt, das ließ ſich nicht leugnen, jetzt war er glücklich.

II.

Am andern Abend, nach vollbrachtem Tagewerk, eilte Alfred wieder dem Dorfe, dem lieben Mädchen zu. Er wurde mit offener Freude, zugleich aber mit einem Lächeln empfangen, als ob man auf ſein Erſcheinen ſicher gerechnet hätte. Die Unterhaltung war ſo von wechſelſeitigem Wohlgefallen eingegeben und ſo angenehm, wie das erſte Mal.

Zwiſchen den beiden jungen Leuten knüpfte ſich ein Verhältniß, das vielleicht zu den anziehendſten dieſes Lebens gehört. Sie waren ſich gut und erwieſen ſich Liebes, ohne ſich durch ernſthaftes Beſprechen ihrer Neigung irgend ein Bedenken zu ſchaffen oder eine Feſſel anzulegen. Sie lebten wie im Paradies; ſie freuten ſich der Gegenwart, und in der Zukunft ſahen ſie nur die Dauer ihres Vergnügens.

Das Wirthshaus bietet den Vortheil, daß der Liebhaber hier täglich erſcheinen und die aufwartende Tochter gegen den Gaſt alle Freundlichkeit an den Tag legen kann, ohne daß beſondere Gründe angegeben werden müſſen. Die äußeren Motive decken hier die inneren; und das machten ſich die jungen Leute zu nutze. — In Beiden war jener leichte Sinn, der uns zunächſt nur nach Glück trachten läßt — ſorglos folgten ſie dem Zug ihrer Herzen. Und iſt es nicht ſchöner, zu lieben und ſich zu freuen, als nach der erſten freundlichen Begegnung gleich abſichtsvoll an die letzten Zwecke zu denken und die feierlichſten Maßnahmen in Erwägung zu ziehen?

Für Alfred wurde es eine ſüße Gewohnheit, die Räume aufzuſuchen, welche durch das ſchöne Mädchen eine poetiſche Weihe erhalten hatten. In der Heiterkeit ſeiner Seele gelangen ihm auch ſeine Arbeiten beſſer denn je. Mit Behagen erfüllte er ſeine Pflicht, ſicher, für die Mühe, die er dabei hatte, in der Unterhaltung mit dem lieben Kinde den ſchönſten Lohn zu finden.

Ein Tag um den andern verging; der erſten Woche folgte die zweite, dieſer die dritte, das Verlangen Alfreds blieb daſſelbe. Der Gedanke, ſie wiederzuſehen, behielt für ihn den Reiz der erſten Tage; ja, dieſer ſteigerte ſich durch die nach und nach erlangte Vertraulichkeit. Der Glückliche forderte vom Schickſal nichts, als daß im Morgen das Heute wiederholt werde.

Wenn die jungen Leute — er im täglichen Erſcheinen, ſie im eifrigen Bedienen und Unterhalten des Gaſtes — nur thaten, was ihnen zuſtand, ſo verſteht ſich doch von ſelbſt, daß ihre Gefühle den Anderen nicht verborgen blieben. Die Stammgäſte wußten gar bald, was es mit ihnen für ein Bewandtniß habe.

Das änderte aber nichts. Eine Neigung, die ſo natürlich iſt, wie die zwiſchen Alfred und Toni, macht fürs Erſte jedem Zuſchauer Vergnügen. Ihrer Freude freut man ſich; und wenn ſie in unwillkürlich hervorbrechender Zärtlichkeit zu weit gehen und ſich etwas vergeben — ſo kann man ſie necken! — Das Paar iſt glücklich durch die Liebe, die muntern Bekannten ſind es durch den Spaß, den ſie ſich mit ihnen machen, — und ſo iſt Allen geholfen.

Der Wirth und die Wirthin fühlten ſich durch die Aufmerkſamkeit, die ein ſo gerühmter junger Beamter ihrer Tochter erwies, vorläufig nur geehrt. Daß ein Mann, wie Alfred, an ihrer Toni ſo offenbares Gefallen hatte und den Umgang mit ihr dem der feinſten und vornehmſten Mädchen in der Stadt vorzog, das war ein Erfolg, bei dem ſich die wackern Leute zunächſt wohl beruhigen konnten. Sie machten zu dem Verhältniß gute Miene, wie zu einem Spiel; und wenn ſie noch andere Gedanken hatten, ſo kamen dieſe wenigſtens nicht zum Vorſchein.

Nach und nach mußte ſich der junge Mann aber ſelber fragen, was aus ihm und dem Mädchen werden ſollte. — Konnte er das Verhältniß, wie es war, ins Unbeſtimmte fortführen? Oder konnte er es, wenn es ihm nicht mehr anſtand, nach Belieben wieder aufgeben? Eines war für ihn, nach ſeiner Denkart und ſeinem Ruf, ſo unmöglich, wie das Andere; es galt mithin, einen Entſchluß zu faſſen.

Mit einem Scherz hatte er der Munteren ſeine Liebe bekannt, ſcherzend hatte ſie das Wort gehört und aufgenommen. Wie durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft hatten ſie Beide mit ihrer Neigung getändelt und den Zug ihres Herzens äußerlich als wechſelſeitige Artigkeit und Freundſchaft behandelt. Zu jener ernſthaften Scene, wo das klare Wort unvermeidlich iſt, war es bis jetzt nicht gekommen; aber dieſe konnte, wie er nachgerade fühlen mußte, nicht länger mehr ausbleiben.

Toni benahm ſich fortwährend ſo, als ob ſie nur wünſchte, daß er täglich erſcheine, um mit ihr und guten Bekannten einen vergnügten Abend zu verleben. Aber das war offenbar nur Folge ihrer Gutmüthigkeit und ihrer liebenswürdigen Natur! — Ihr kam es nicht zu, den Ernſt herauszufordern! Um ſo mehr aber war es ſeine, des Mannes Pflicht.

Nach beinahe verfloſſenen vier Wochen unterließ Alfred zum erſten Male den gewohnten Gang, um in der Einſamkeit ſeiner Wohnung eine ernſte Erwägung vorzunehmen.

War Toni die Frau, die er ſuchte? Konnte ſie ihm als ſolche genügen? Konnte ſie die Pflichten erfüllen, die ihr nach den Hoffnungen, welche er für ſich hegen durfte, einmal zufallen mußten? — Konnte er die Wahl und ihre geſellſchaftlichen Folgen vor ſeinen Eltern rechtfertigen?

Diejenigen, die das menſchliche und insbeſondere das männliche Herz nicht kennen, werden vielleicht ſagen: ein Mann, der ſich ſolche Fragen ſtellt, der beweiſt, daß er nicht liebt! — Aber die Wirklichkeit kümmert ſich nicht um poetiſch feſtgeſtellte Normen. In ihr kann man, wie Jeder weiß, ganz gut lieben, ohne zu heirathen — ſo wie man auch umgekehrt heirathen kann, ohne zu lieben!

Als die Tochter nicht unbemittelter Leute, die mit der Stadt in ſo nahem Verkehr ſtanden, hatte Toni in einer Schule daſelbſt den gewöhnlichen Unterricht genoſſen. Was ſie gelernt, war mehr als genug für die Frau eines Mannes, der ein bürgerliches Gewerbe trieb, — am Ende auch hinreichend für die Sphäre einer höheren Geſellſchaftsclaſſe, aber von Bildung im eigentlichen Sinne konnte bei ihr doch nicht die Rede ſein. Sie hatte ſich die Kenntniſſe angeeignet, die heutzutage unerläßlich ſind, und einzelne Fertigkeiten des Weibes; aber ſie hatte nicht eine Luſt des Geiſtes in ſich geſogen, durch die das ganze Weſen gehoben und geklärt wird. Die Bildung der Jungfrau iſt die Frucht häuslicher Erziehung, die Alles herbeizieht, was Geiſt und Herz zweckmäßig zu nähren und zu entfalten vermag; und eine ſolche hatte Toni von Mutter und Vater nicht erhalten können.

Auf dieſe Forderung, die er ſonſt als eine der erſten an ſeine Frau geſtellt hätte, mußte Alfred verzichten. —

War aber Toni bildungsfähig? War die Kultur, die man ihr nicht gegeben hatte, bis zu einem gewiſſen Grade nachzuholen? Dieſe Frage glaubte er bejahen zu dürfen.

Sie war aufgeweckt; ſie hatte einen geſunden Sinn, ein richtiges Gefühl. Um Antworten war ſie niemals verlegen, ſondern immer ſchnell damit bei der Hand. Wenn er ſich mit ihr neckte, konnte er nicht ſagen, daß er jedesmal triumphirte. Sie hatte gute Einfälle und ergötzte ihn und Andere damit. Wenn ſie an manchen Geſprächen, die er des Abends mit den unterrichteten ſeiner Zechgenoſſen führte, nicht theilnehmen konnte und ihnen überhaupt auch kein ſonderliches Intereſſe zuwendete, ſo ſprach ſie mit ihrem natürlichen Verſtand um ſo beſſer über Fragen des wirklichen Lebens, die uns doch immer das Weſentlichſte bleiben.

Genug, was die Gaben betraf, war ſie kein gewöhnliches Mädchen. Sie hatte auch natürlich gute Manieren; die Formen des Umgangs waren ihr geläufig, und ſie konnte, wenn es nöthig war, die ihr zunächſt liegenden mit gemeſſenern und feineren vertauſchen. — Sie durfte ſich (das war ſein Schluß) nur Mühe geben, um die Stelle, die er ihr zudachte, vollkommen ausfüllen zu lernen.

In allen Stücken gleich zu denken, überall ganz die gleichen Intereſſen zu haben, das war nicht nöthig. Wie viele giebt es auch unter den beſterzogenen Mädchen, die in Bezug auf eigentliche Geiſteskultur mit dem Manne Schritt halten können? — Das Weib legt dafür andere Vorzüge in die Wagſchale! —

Die Eltern Toni's waren rechtſchaffen, geachtet und — beſcheiden. Mit ihnen war leicht zu verkehren, und geſellſchaftliche Unannehmlichkeiten von ihnen nicht zu fürchten. Eine jüngere Tochter und ein Sohn, der noch in die Schule ging, ſchienen gut angelegte Naturen zu ſein; man konnte hoffen, daß ſie gerathen und den Verwandten keine Unehre machen würden.

Bei alledem war die Hauptſache: Toni liebte ihn — ſie hing ihm innig an und verhieß ihm das treueſte Weib zu werden! Und gewiß, ihre Liebe erſetzte nicht nur, was ihr an äußeren Vorzügen derzeit gebrach, ſie verbürgte ihm auch, daß ſie alle, die er wünſchen mußte, ſich noch aneignen werde.

Alfred liebte! Er ſah das Mädchen und die Ihrigen mit den Augen der Liebe, trotz des klaren Blickes, womit er die Wirklichkeit der Verhältniſſe betrachtete; er glaubte und hoffte! — So konnte er nur zu dem Entſchluß kommen, an die Gefundene ſich ernſtlich zu binden und, ſobald es anging, ſie heimzuführen.

Er wußte gar wohl, was er verlangen konnte und mußte. Er richtete ſeinen Blick wiederholt in die Zukunft und faßte die Ziele ins Auge, die er für ſich erſtrebte. Aber mit allen Aufgaben verglichen, hielt die Erwählte Stand. Sie blieb ihm das liebſte Weib, die beſte Gefährtin auf dem Weg, den er zu gehen ſich vorgeſetzt hatte.

Die natürliche Anmuth, die Friſche ihres Weſens, die ihn von Anfang entzückt hatte, war immer da und bereit, ihm mehr Freude zu ſchaffen, als alle angelernten Künſte, die Andere vor ihr voraus haben mochten. —

Mit dem feſten Vorſatz, die erſte Gelegenheit zu einer Erklärung zu benutzen, trat er am folgenden Tag ſeine Wanderung an.

Der Abend war ſonnig, die Luft warm — die Geſellſchaft befand ſich im Garten. Als er eintrat, um ſich nach den Zechgenoſſen umzuſehen, erblickte ihn die eben anweſende Toni. Sie ſtieß einen leichten Freudenſchrei aus, kam herbei und ſagte mit zärtlichem Vorwurf: „Sie ſind geſtern ausgeblieben!“

Alfred lächelte. „Haben Sie mich vermißt?“

„Ach“, rief ſie verweiſend, „wie mögen Sie fragen! — Es iſt nichts zuſammengegangen“, fuhr ſie nach einer Weile fort, „den ganzen Abend, und ich hab' einen ſehr ſchlechten Humor' gehabt! — Sie konnten ja auch unwohl geworden ſein!“

„Ich befinde mich vortrefflich! — Ich hatte eine Abhaltung!“

„Nun, Gott ſei Dank!“ rief ſie, indem ſie ihn herzlich anſah; und ſeine Hand ergreifend, ſetzte ſie hinzu: „Kommen Sie!“

Mit freudigen, beinahe ſtolzen Mienen, die Neigung ihres Herzens in keiner Art verbergend, führte ſie ihn zu der Geſellſchaft.

Dieſe war vom Zufall geſchaffen. Sie beſtand aus drei Bürgern, zwei älteren Subalternbeamten, einem Hauptmann außer Dienſt, und dem Acceſſiſten, der ſich aber nicht regelmäßig einzufinden pflegte.

Alfred wurde mit froher Theilnahme begrüßt. Einer der Subalternbeamten ſagte zu Toni: „Nun iſt er ja wieder da! — Gottlob, nun werden wir auch wieder ein freundliches Geſicht ſehen!“ — Und zu Alfred gewendet, fuhr er fort: „Geſtern war nicht mit ihr auszukommen; daß ſie nicht geweint hat, iſt alles geweſen. Und wie ich geſagt hab’: warum ſo mißvergnügt? da hat ſie mir einen Blick zugeworfen, daß ich gern ſtill geweſen bin. Hätte ſie reden wollen, dann hätte ſie geſagt: Er iſt nicht da — und aus euch andern Allen mach’ ich mir nichts!“

Die Andern beſtätigten das und ſchilderten das geſtrige Benehmen des Mädchens mit ſcherzhaften Uebertreibungen. Sie lachte und ſagte: „Damit können die Herren mich nicht ärgern!“ — „Natürlich“, erwiderte der Hauptmann, „ſo gut, wie Sie geſtern Niemand aufheitern konnte!“

Die Unterhaltung, noch eine Zeit in demſelben Tone fortgeführt, ging endlich auf andere Gegenſtände über. Dann machte man ein Kegelſpiel, das die Genoſſen unter vielem Vergnügen über eine Stunde lang beſchäftigte. — Die Sonne ging unter, die Nacht erſchien.

Alfred war zuletzt einſilbig geworden und ſaß ſtill in der wieder vereinigten Geſellſchaft. Aus ſeinen Gedanken erwachend, bemerkte er, daß dieſe ſich in einen politiſchen Discurs verwickelt hatte; — er ſtand auf und ging im Garten umher.

Die Nachtluft umſtrömte ihn erquickend. Er machte ein paarmal die Runde; dann begab er ſich auf die dem Zechtiſch entgegenſtehende Seite, die mit Fruchtbäumen beſtanden war.

Es dauerte nicht lange, ſo kam aus der Hinterthüre des Hauſes Toni. Trotz der Finſterniß bemerkte ſie den Einſamen ſogleich: es war nicht das erſtemal, daß ſie ſich hier getroffen hatten!

Alfred ging ihr entgegen, gab ihr die Hand und rief in gedämpftem, herzlichem Ton: „Liebe Toni!“

Das Mädchen ſchwieg und ihre Hand ſchien in der ſeinen zu beben. Dann ſagte ſie, mit einem Verſuch, zu ſcherzen: „Alſo morgen kommen Sie wieder? Da haben Sie keine Abhaltung?“

Alfred, auf ihre Laune eingehend, verſetzte: „Muß ich denn aber jeden Tag kommen?“

„Allerdings!“ erwiderte ſie. — „Daran haben Sie uns einmal gewöhnt!“

„Sieh', ſieh'“, erwiederte er. „So gründet man auf das, was wir eine Zeit lang aus freien Stücken gethan haben, ein Recht! — Man hat angefangen — und man muß fortfahren; — man iſt gefangen!"

„Wollen Sie frei ſein?" entgegnete ſie mit eben ſo holdem Blick wie Ton.

„Aufrichtig zu reden", ſagte er, ihre Hand drückend, „ich bin lieber in Banden!"

Ein Druck von ihrer Seite dankte für das liebe Wort.

Ernſt fuhr er fort: „Wenn ich nun aber die Stadt verlaſſen, wenn ich hinweg müßte?"

Toni's Hand zuckte in der ſeinen, und ſie verſetzte: „Das würde mir ſehr leid thun!"

Dies war in ſeiner Schlichtheit ſo herzlich geſagt, daß es den Liebenden in tiefſter Seele rührte. „Du biſt gut, Toni!" rief er; „Du biſt ein gutes, liebes Mädchen!"

Das Mädchen athmete hörbar. Dann ſagte ſie: „Ich bin thöricht! Wie leicht kann's ſein, daß man einmal wo anders zu thun hat! Ein einziger Abend, was iſt denn das? — Ich hab' mir das geſtern auch geſagt, und doch keine Ruhe gehabt. Ich hätte kein Vergnügen in mir aufbringen können, um die ganze Welt nicht! Der Oberaufſchläger hat Recht gehabt: das Weinen iſt mir nahe geſtanden. Ich hab' mir noch Gedanken gemacht, als ich im Bette lag, ſo närriſche wie möglich — und vom Schlafen iſt nicht viel die Rede geweſen!"

Alfred ergriff ihre beiden Hände. „Toni", rief er überwältigt, „Toni, Du liebſt mich!"

Zärtlich, aber mit einer eigenen Beimiſchung von Schalkheit, erwiderte ſie: „Nun ja!"

„Aber wenn das iſt", fuhr er fort, „dann kann's nicht mehr ſo fortgehen mit uns!" — Willſt Du mir gehören? Willſt Du mein ſein — mein ganz und gar?"

Toni, ſtatt jeder Antwort, fiel ihm um den Hals und küßte ihn mit der liebevollſten Innigkeit.

Der Bund war geſchloſſen.

III.

Alfred ſah ſich als verſprochen an und überlegte, wann und wie er das Verhältniß am beſten förmlich machen könnte. Aber da traten ſeiner Seele Schwierigkeiten entgegen!

Seine Wahl ſeinen Eltern — der Welt mitzutheilen, konnte er ſich ohne Weiteres noch nicht entſchließen.

Sein Vater war ein jetzt hochgeſtellter Beamter in der Hauptſtadt, ſeine Mutter eine geborne Adelige. Ihnen, das wußte er, machte es keine Freude, wenn er ihnen eine Schwiegertochter ankündigte, die nicht aus einer gleichangeſehenen Familie ſtammte und ihm ſtatt ſocialer Vortheile — Nachtheile, vielleicht Störungen und Hemmungen bringen konnte. Und er hatte mit ſeinen Eltern bis jetzt immer im beſten Vernehmen gelebt und nichts gethan, wozu ſie nicht freudig ihre Zuſtimmung gegeben!

In der Stadt — das wußte er gleichfalls — rief dieſe Wahl bedeutende Verwunderung und große Mißbilligung hervor.

Alfred galt für einen der erſten jungen Männer der Kreishauptſtadt, und Niemand, der ſeine Fähigkeiten, ſeinen Fleiß, ſeinen Ehrgeiz und ſeine Verbindungen erwog, zweifelte daran, daß er eine glänzende Carriere machen werde. Das Eigene, das man an ihm wahrnahm, galt für genial und machte ihn intereſſant. Er hatte an dem Beſtehenden, ohne revolutionär zu ſein, immer viel zu tadeln und ſprach am liebſten davon, wie etwas beſſer einzurichten wäre; das iſt heutzutage eben die Art, um hinaufzukommen! Kurz, er zählte zu den Menſchen, denen man etwas Ungewöhnliches zutraut im beſten Sinne des Wortes — und das war ihm keineswegs unbekannt.

Nun hörte man, daß er ſich mit der Tochter eines nicht ganz unbemittelten, aber doch nur ſehr mäßig begüterten Dorfwirths verlobt hatte! — Das erweckte, zumal in gewiſſen Familien, große Mißſtimmung! Man erklärte ſich's aus phantaſtiſcher Schwäche, zuckte die Achſel und nahm zurück, was man Gutes von ihm ausgeſagt hatte.

Solche Gedanken gingen ihm durch den Kopf und hießen ihn zaudern. — Konnte er denn nicht eine Zeitlang mit der Geliebten einig ſein, ohne daß die Welt es erfuhr? Muß denn Alles gleich offenbar gemacht werden? Das Geheimniß hat einen ganz eigenen, unerſetzlichen Reiz — warum dieſen ſofort ſtören? — Von der Poeſie der jetzt ſo innigen Beziehung ſich nicht noch länger umfließen zu laſſen, beſtand offenbar nicht der mindeſte Grund; und was endlich nothwendig war, das geſchah doch! —

Den Beſchluß, den er faßte, der Herzensverlobung nicht ſogleich die förmliche folgen zu laſſen, ſah er durch das Benehmen Toni's gerechtfertigt. Das liebende Mädchen ſchien ſich zunächſt Alles erreicht zu haben — und eine weitere Veränderung gar nicht zu wünſchen. Aeußerlich betrug ſie ſich gegen ihn wie bisher. Sie ſprach ihn mit „Herr Aſſeſſor" an, und es begegnete ihr niemals, ihn vor Anderen zu dutzen. War es Beſcheidenheit und gutmüthig froher Sinn, der ſich gerne genügen läßt? War es reine, ganz in ſich lebende Liebe, die zu ihrem vollen Glück nichts mehr bedarf, als die Gewißheit der Gegenliebe? Genug, Toni verrieth mit keinem Worte, keiner Miene, daß Alfred für ſie noch mehr thun könnte, als bis jetzt geſchehen war, und — daß namentlich in ihrem Intereſſe mehr zu wünſchen wäre!

So blieb es denn bei dem Geheimniß — und bei dem Glück des Geheimniſſes!

Alfred, nachdem er ſeine Seele von Allem weggewendet, was ihn hätte ſtören können, lebte ſelige Tage. Er war nicht nur der Liebe der Erkorenen, er war ihrer Treue ſicher — und das erweckte in ihm neue, wunderſame Gefühle. Wenn Toni den Kommenden jetzt liebevoll begrüßte, ſo lag auf ihrem Antlitz ein eigener Zauber, ein Glanz, der etwas Feierliches hatte, ein Ernſt, der ſie bedeutender, edler erſcheinen ließ! — Die Blicke des Einverſtändniſſes, wenn Beide ſich unbeachtet ſahen, waren für ſie unendlich ſüß; denn ſie triumphirten damit zugleich über die Uneingeweihten, die ihre ganze Freude nicht ahnen konnten. Das ſchalkhaft ſelige Lächeln gab den Lippen der Holden einen unſäglichen Reiz, — und jeder Händedruck wiederholte das Wort: „Ich bin Dein!“

Toni hatte ein fühlendes Herz; ſie liebte aus voller Seele; die Liebe und das Glück waren ihr bei Weitem die Hauptſache; und nichts iſt ſchmeichelhafter, nichts beglückender für einen Mann, als dieſe Wahrnehmung.

Noch lag für Beide in dem Verhältniß etwas Gewagtes, in dem Glück etwas Geraubtes! Noch nahmen es die jungen Leute ſich nur heraus, Liebe um Liebe zu tauſchen! Und ſo kam auch ein gewiſſer Reiz des Verbotenen hinzu, ihre Freude zu würzen und zu ſchärfen.

Es war eine ſeltſame Miſchung von Kindlichkeit, Leidenſchaft und Sanction in dem Liebesleben des Paares, und Alfred empfand ſie mit Schauern von Luſt.

Wenn Toni die ganze Schönheit ihres Gefühls enthüllte, und aus den braunen Augen ihre ganze Liebe, ihre ganze Seele ihm entgegenglänzte, wie klein erſchien ihm da ſein Wunſch einer größeren formellen Bildung der Geliebten! — Verglichen mit den Schätzen des Innern waren alle jene Vorzüge ſo geringfügig, daß ſie am Ende auch ganz fehlen konnten! — Eine glückliche Natur, eine liebende Seele, das iſt Alles! Und Alles, was noch irgend nöthig war, ging daraus hervor!

Trotzdem — oder wenn man will, eben deswegen regte ſich nach und nach in ihm der Wunſch, ihr etwas von dem, was ihr doch nur zur Zierde gereichen konnte, verſchaffen zu helfen.

Hatte ſie nicht ein lebhaftes Naturell — einen klaren Verſtand, ein geſundes Urtheil? — Vielleicht konnte ihr damit eben das Beſte zugänglich werden, was deutſche Geiſter hervorgebracht haben. Denn dieſe haben ja doch nur gewollt, daß ihre Arbeiten Gemeingut des ganzen Volkes und die geiſtige Nahrung aller Claſſen werden!

Eine ſolche Beſchäftigung mit ihr war etwas Neues, und ſie lernten ſich dabei um ſo beſſer und gründlicher kennen.

Eines Abends, als er ſich mit ihr allein ſah, brachte er das Geſpräch auf Bücher und fragte ſie, ob ſie nicht auch gern leſe.

„O ja wohl“, erwiederte ſie. „Mein Bäschen Minna (die Tochter eines ſtädtiſchen Bäckermeiſters, die Alfred kannte) iſt in einer Leihbibliothek abonnirt und giebt mir zuweilen eine Geſchichte, die ihr beſonders gefallen hat!“

Alfred ließ ſich die Titel der Bücher angeben, die ſie zuletzt geleſen; man konnte nicht ſagen, daß klaſſiſche Namen zum Vorſchein kamen.

Mit einem Lächeln gutmüthiger Nachſicht fragte er: „Und haben Dir die Sachen gefallen?“

„Nicht alle“, erwiderte ſie. „Aber eine Geſchichte iſt außerordentlich ſchön geweſen! Ich hab' nicht aufhören können, bis ich fertig geweſen bin; und ich will's nur ſagen: einmal hab' ich geweint dabei!"

Alfred kannte den Namen des Autors, aber nicht das Buch. Er wollte es vor Allem leſen, und die Leihbibliothek, die er zu benützen pflegte, verſchaffte es ihm. — Als er in die Mitte der Erzählung gekommen war, ſchüttelte er den Kopf; noch mehr, als er zu Ende war.

Es war eine in gewiſſem Sinne geſchickte, aber grobe, mit grobphantaſtiſchen Mitteln wirkende Arbeit.

Zwar begriff er Toni. Wenn man an die Figuren und ihre Schickſale glaubte, ſo konnte man wohl dadurch geſpannt, gerührt werden. Und das gute Kind glaubte an die blendend colorirten Gaukeleien des Schreibers! — Sie hatte darin freilich gar manche Genoſſin auch unter den Töchtern der höheren Stände!

Dennoch: wie konnte man ſo wahr, ſo natürlich, ſo lieb ſein und eine ſo übertriebene, auf rohen Effect gearbeitete Darſtellung lieben! — Sucht das Gleiche nicht das Gleiche?

Es fehlte der Leſerin eben die Kenntniß beſſerer Werke! — Erſchien ihr einmal das Gute in ſeiner Schönheit, dann ging ihr gewiß ein Licht auf, und ſie begriff den Unterſchied. — Seine Aufgabe war, ihr das, was er von ihr geleſen wünſchte, in die Hände zu geben.

Bei nächſter Gelegenheit ſagte er: „Ich habe die Erzählung jetzt auch geleſen!"

„Nun“, rief das Mädchen ordentlich mit Freude, „ſie hat Ihnen gewiß auch gefallen!“

Alfred ſah für ſich hin. „Doch nicht ſo ganz“, verſetzte er dann: „der Mann verſteht ſein Handwerk, und ich ſehe ſchon, was Dir an dem Buch Vergnügen gemacht hat. Aber fein iſt's gerade nicht!“

„Nicht fein?“ entgegnete das Mädchen betroffen.

„Nein, meine liebe Toni“, verſetzte Alfred. Und mit dem Ton wohlwollenden Scherzes fuhr er fort: „Ja, ja, es giebt ſchon noch beſſere Bücher als das da — viel beſſere!“

Die Gute ſaß verlegen. Eine Geſchichte, die ſie mit der größten Spannung geleſen, die ſie außerordentlich ſchön gefunden hatte, ſollte nicht „fein“ ſein! — Das heißt doch wohl: feine Leute haben an ſo einer Geſchichte kein Vergnügen — und ſie verſtand nichts!

Wie konnte Alfred an dem Buche keine Freude haben? War es nicht ſo intereſſant, daß man gar nicht davon loskommen konnte; — und war nicht auch ihre Freundin Minna davon entzückt geweſen? —

Sie hatte eine Ahnung, daß ihr die Werke, die Alfred für beſſer erklärte, gerade weniger gefallen würden! Doch ſagte ſie endlich: „Was ſind denn aber das für Bücher? — Kann ich ſie auch leſen?“

„Ganz wohl“, entgegnete Alfred; „ich will Dir morgen eines mitbringen.“ —

Unſer Freund wollte vorſichtig zu Werke gehen und der Geliebten nicht gleich zuviel zumuthen. Er brachte ihr eine größere Novelle — das Werk eines lebenden Schriftſtellers, das wegen pſychologiſcher Wahrheit einen beſonders angenehmen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte.

Nach zwei Tagen erklärte Toni, ſie habe das Buch geleſen.

„Und hat's Dich unterhalten?“ fragte Alfred.

„Recht gut“, erwiderte Toni; „es iſt ganz nett!“

Ein Anderer hätte aus dem Tone herausgehört, daß die Erzählung der Leſerin zwar nicht mißfallen, aber doch lange nicht ſo gut gefallen habe, wie das von Alfred getadelte Buch! Der Liebhaber war zufriedengeſtellt. Er wies auf einzelne Stellen hin, die ihn beſonders angeſprochen hatten; und da Toni mit Eifer zuſtimmte und dieſe Stellen auch für ſchön erklärte, ſo erfüllte ihn die ganze Freude eines gelungenen Unternehmens. — Er glaubte einen Schritt weiter gehen zu können.

Das nächſte Mal brachte er ihr das Werk eines unſerer Claſſiker — ein Trauerſpiel, das auf ihn wiederholt ergreifend, erſchütternd gewirkt hatte. Er empfahl ihr's dringend.

Drei Tage ließ er ihr Zeit. Dann erkundigte er ſich, was das Buch für einen Eindruck auf ſie gemacht habe.

Toni erröthete und ſagte dann: „Ich bin noch nicht ganz fertig!“ — Und entſchuldigend ſetzte ſie hinzu: „Ich hab' eben auch nicht immer Zeit zum Leſen!“

Alfred begriff das und wartete. Nach zwei Tagen frug er wieder nach.

Toni konnte ſich eines Zeichens von Ungeduld nicht erwehren. Sie war beſchämt, wie man ſah, und ärgerlich darüber, und es koſtete ſie Mühe, nicht nach ihrem Gefühl zu antworten. Sie ſagte: „Ich bin noch nicht wieder dazu gekommen! „Und etwas rebelliſch ſetzte ſie hinzu: „Es iſt ja doch nicht gerade nothwendig!“

Alfred war ſtill. „Aber“, verſetzte er dann, „Du haſt doch angefangen — — haſt Du denn aufhören können?“

Toni war in einer Stimmung, wo man ſich eine kleine Rache nicht verſagt. Mit unwillkürlich ſcherzendem Spott entgegnete ſie: „O, ja wohl! — Recht gut!“

Alfred ſchwieg, indem er ſuchte, zu dieſer Antwort gute Miene zu machen. — Dann, ſeinerſeits hartnäckig, fuhr er fort: „Wie viel Aufzüge haſt Du denn aber geleſen?“

Die Geduld der examinirten Schönen war zu Ende. „Ach“, rief ſie, „was ſoll ich lügen! — Ich hab' ſehr wenig geleſen! Das Buch iſt nicht für mich! Ich verſteh's nicht!“

„Sonderbar!“ erwiderte Alfred. Und gleichfalls mit dem Ton des Spottes fuhr er fort: „Das Buch iſt aber doch deutſch! — Und Verſe zu leſen wirſt Du ja wohl auch gelernt haben!“

„Ganz gut“, entgegnete das Mädchen. „Aber dieſe da ſind mir zu hoch, und die Geſchichte geht mir nicht zuſammen!" — Sie zuckte die Achſeln und wendete ſich ab, ohne ihr Mißvergnügen verbergen zu wollen.

Alfred war beſchämt und hoffnungslos; — er fühlte, daß er in der geiſtigen Sphäre der Geliebten an eine Grenze gekommen war! — Der kleine Conflict war überdies der erſte mit ihr — und daß ein ſolcher überhaupt möglich iſt, erfüllt den zartfühlenden Liebhaber immer mit ſchmerzlichem Befremden.

Er wollte aber ſeine Ruhe behaupten. Sich bezwingend, mit einem Lächeln, das ihm freilich nicht ſonderlich gelang, ſagte er: „Was Du jetzt noch nicht kannſt, das wirſt Du lernen! Mir iſt nicht bange davor! — Für heute laſſen wir's gut ſein!"

Die Seelen der Liebenden waren verſtimmt; und keine fand ſich bewogen, dieſer Empfindung entgegenzutreten.

Ein kleiner Zuſammenſtoß aus zufälligem Anlaß iſt bald und leicht aus dem Gedächtniß auszulöſchen. Aber hier handelte ſich's nicht darum.

Was Alfred gereizt hatte, das lag in dem Weſen Toni's, es war eine Folge ihrer Natur, ihrer Erziehung, und kehrte wieder. Er mußte einer Hoffnung entſagen, die er zuverſichtlich gehegt hatte; und das erfüllte ihn mit nachwirkendem Unmuth.

Das Mädchen hatte eine nicht weniger niederſchlagende Erfahrung gemacht. Sie erkannte, daß ihr etwas mangelte, was er von ihr forderte; und das Gefühl ſtieg in ihr auf, daß ſie ihm nicht gut genug ſein könnte! —

Der Liebhaber kam jeden Tag, aber er unterhielt ſich nur mit ſeinen Freunden. Wenn er gelegentlich ein Wort an Toni richtete, ſo geſchah es mit einer Sanftheit, aus welcher die Abſicht des Schonens deutlich herausklang. Das natürliche Mädchen gewann es über ſich, dennoch gutmüthig darauf zu antworten; aber ein paar Mal erſchien ihr die Manier des Herrn doch gar zu väterlich; ſie antwortete ſchnippiſch, und einmal konnte ſie ſich nicht enthalten, dabei ſeinen Accent nachzuahmen.

Indeſſen — die Zeit bewirkte auch hier eine Aenderung. Unſer Aſſeſſor erſchien eines Abends mit heiterem Geſicht; ja, er lachte ſchelmiſch, als er Toni begrüßte. Das Mädchen konnte dem Humor nicht widerſtehen, ſie dankte ſo vergnügt wie ſonſt, und Beide waren alsbald die Alten.

Nach einiger Zeit, als ſie neben ihm ſaß, begann der Liebende mit Laune: „Ich habe letzthin mit meinem Buch ſchlechte Ehre eingelegt! Heut' hoff' ich meinen Fehler wieder gut zu machen: ich hab' ein anderes mitgebracht, das Dich unterhalten wird!“

Er zog es aus der Taſche und überreichte ihr's.

Toni lächelte. Scherzend fragte ſie mit einer anmuthigen Bewegung des Kopfes: „Muß ich's durchaus leſen?“

„Wenn ich's nicht geradezu verlange", entgegnete er mit angenehmer Würde, „ſo erwart' ich's doch von Dir! — Willſt Du's probiren? Mir zu Liebe?"

„Was thu' ich nicht Dir zu Liebe!" erwiderte ſie, halb mit Laune, halb ſpöttiſch — und nahm das Buch an ſich.

Es war ein Schauſpiel in Proſa, womit der erziehende Liebhaber diesmal ſeinen Verſuch machte. — Zu ſeiner großen Ueberraſchung erfuhr er einige Tage ſpäter, daß er ſich wieder verrechnet hatte.

Aus den Antworten Toni's ging hervor, daß ſie mit der Proſa zwar fertig geworden war, aber ein wirkliches Vergnügen an dem Buch doch nicht gehabt hatte. Das Leſen machte ihr Mühe und die größte Freude ſchien ſie empfunden zu haben, als ſie es hinter ſich hatte.

Daß das Unächte, das grell gemalte Blendwerk der Geliebten ſollte lebendig und lieb werden können, das Aechte, wahrhaft Schöne aber nicht, das gab Alfred einen Stich ins Herz! „Wie iſt's denn aber möglich!" rief er. „Das iſt ja ſo klar wie die Sonne! — Und ſo anziehend, ſo feſſelnd!"

„Es iſt mir doch zu hoch!" erwiderte Toni. „Ich bin eben ein Mädchen vom Lande und keine Gelehrte!"

„Gelehrte!" wiederholte Alfred mit Ungeduld. „Dazu iſt keine Gelehrſamkeit nöthig; — das verſteht ja ein Kind!"

Der Ton, mit welchem dies geſprochen war, hatte für das Mädchen gerade auch nichts Schmeichelhaftes.

Sie verſetzte erröthend: „Dann bin ich eben dümmer als ein Kind! — Ich kann am Ende nichts dafür! Ich bin wie ich bin und kann mich nicht anders machen!“

Alfred war ſtill. Dann erwiderte er mit einem Seufzer: „In Gottes Namen!“ und erhob ſich, um den Tiſch der Bekannten aufzuſuchen. „Arme Claſſiker“, ſagte er mit bitterem Spotte zu ſich ſelbſt, „ihr habt Unglück! Man findet Euch langweilig! Ihr macht keine Wirkung! — Wenn es überall ſo iſt, wie hier zu Lande, dann könnt ihr noch lange warten, bis Eure Abſichten in Erfüllung gehen!“

Der zweite Riß ging tiefer als der erſte und hatte ernſtlichere Folgen.

Das Schmollen iſt für Liebende deswegen ſo gefährlich, weil in ihm eine Genugthuung liegt. Es hat etwas von der Süßigkeit der Rache, es thut wohl, und man ſetzt es darum gar zu gern länger fort, als recht iſt.

Alfred behandelte Toni in den nächſten Tagen mit einer Höflichkeit, worin er ſein herzliches Weſen ganz verleugnete. — Er glaubte ihr mit Recht vorwerfen zu können, daß ſie nichts für ihn thun wolle; daß ſie zum Lernen träge ſei und keine Geduld habe; daß ſie ihm, anſtatt ſich von ihm leiten zu laſſen, gleich ihren Eigenſinn entgegenſetze! Sie hatte kein Streben — und das war ihre Schuld! Denn man kann recht gut etwas wollen und mit Fleiß thun; zumal aus Liebe — wenn nämlich Liebe vorhanden iſt!

In dem Mädchen aber erhob ſich eine Stimme gegen ihn, weil er ſie hofmeiſtern und anders haben wollte, als ſie ſei! Sie fühlte ſich verachtet, mißkannt. Ihr Werth — ihre Macht kamen ihr ins Gedächtniß, und lockend erſchien ihr der Gedanke, ſich dahin zu wenden, wo ſie geſchätzt war und Freude machte.

Daß ein Mädchen wie Toni auch Andern gefiel, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Eine gute Zahl junger Männer, die in das Haus kamen, hatten ihr, bevor der Aſſeſſor auftrat, mehr oder weniger den Hof gemacht. Es waren Söhne von Bürgern der Stadt, Handlungscommis, und was ſonſt an männlicher Jugend ab- und zuging. Als Wirthstochter war ſie freundlich; aber die Artigkeiten gegen ſie durften eine gewiſſe Grenze nicht überſteigen, im Nothfall konnte ſie auch deutlich werden, und ſo hielt ſie ſich in Reſpekt und unterhielt ſich zugleich.

Alfred brachte eine weſentliche Veränderung hervor. Toni zog ſich von ihren Verehrern mit Anſtand zurück; ſie gab ſich nur mehr ſo weit mit ihnen ab, als es unumgänglich war, und die jungen Leute, welche ſich mit dem Bevorzugten in keinen Wettſtreit einlaſſen konnten, mäßigten ihren Eifer von ſelber. Wie durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft ließ man ſie demjenigen, der ihr nun einmal der Liebſte war.

In ihrem Unmuth gegen den Geliebten, der ſo vornehm war, dachte ſie an die jungen Geſellen, die ſo beſcheiden waren. Sie erinnerte ſich, wie fröhlich ſie ſich mit ihnen, die in der Regel beiſammen ſaßen, unterhalten — wie gern ſie gehört hatten, was ſie ihnen ſagte, — wie glücklich ſie waren! — Ihm genügte ſie nicht, ihm konnte ſie nichts recht machen, und Jene hatten Alles, was von ihr kam, ſchön und reizend gefunden! — — Sie wollte doch ſehen! —

Nachdem ſie eines Tages dieſen Gedanken gehabt, trat ſie des Abends mit der früheren Güte zu den alten Bekannten, ſetzte ſich an ihren Tiſch und unterhielt ſich mit ihnen. Die jungen Leute begriffen die Gunſt ſofort, gingen ohne Weiteres darauf ein, und ein Geſpräch entſpann ſich, ſo munter, wie in den beſten Zeiten. Die Schöne hörte die galanten Reden, die zu fallen begannen, offenbar mit Vergnügen — ſie lächelte dazu. Sie erwiderte mit Scherzen und Einfällen — die Luſt ſteigerte ſich — und man ſchied mit dem Gefühl, daß ſich das morgen wiederholen müſſe.

So geſchah es denn auch.

Alfred, wenn er nun bei den Freunden oder allein ſaß, mußte die wechſelſeitigen Artigkeiten wahrnehmen und die freundliche Miene der Geliebten! Er ſah die Neigung ihres Hauptes, wenn einer der Jünglinge ihr etwas zuflüſtern wollte, und die Wirkung des Complimentes auf ihrem Geſicht! Er ſah das Geſpräch ſich beleben, immer fröhlicher werden, bis es in ein lautes, herzliches Gelächter auslief.

Unwille, tiefer Verdruß — Eiferſucht erfüllte ſein Herz. Wie nahe lag der Gedanke, daß ſie mit ihm nur geſpielt habe — daß jeder Andere ihr ebenſoviel werth ſei, als er! „Ich hab' ihr gefallen“, flüſterte es in ihm, „ſo lang ich ihr ſagte, was ſie gern hörte; nun ich aber eine Forderung an ſie ſtelle, die ihr etwas zumuthet, bin ich ihr zuwider. — Ich bin ihr offenbar nichts mehr! Die Liebe, an die ich geglaubt habe, war eine Täuſchung! Oder vielmehr, ſie war da, aber ohne Treue; und ſo iſt ſie gegangen, wie ſie gekommen iſt.“

Das waren die Gedanken und Gefühle des Liebhabers. Er hütete ſich aber, ſie merken zu laſſen; er beherrſchte ſich ſo gut es ging und verſuchte ſogar mit Glück, den luſtigen Geſellſchafter an ſeinem Tiſch zu ſpielen. Er politiſirte, erzählte — erzählte Geſchichten, die den Andern großen Spaß machten — neckte ſich mit den alten Herren, arrangirte Kegelpartʰien, wobei er den größten Eifer zeigte — und ſo verging auch ihm ein Abend um den andern.

Toni, je öfter ſie ihre Rolle wiederholte, ſchien ſich immer beſſer darein zu finden. Am ſechsten Abend nach ihrer Scene grüßte ſie den Geliebten gar nicht mehr beſonders (was ſie bisher, wenn auch nur formell, ſtets gethan hatte!) — nur mit den Andern, im Ganzen! Sie brachte ihm den Trank nicht ſelber, wie noch Tags zuvor ſtillſchweigend geſchehen war, ſondern ließ ihn durch die bäuriſche Kellnerin hertragen. Dann ſetzte ſie ſich an den Tiſch zu den jetzt bevorzugten Gäſten, ſcherzte, lachte, war gütig gegen Alle, ſchien aber die Artigkeiten eines hübſchen jungen Kaufmanns mit ganz beſonderem Vergnügen entgegenzunehmen.

Das war unſerm Freunde zuviel. Still neben dem Acceſſiſten ſitzend hatte er beobachtet. Auf einmal trank er ſein Glas aus, ſagte der Geſellſchaft guten Abend und ging hinweg.

Nach einer Weile erhob ſich Toni, trat zu dem Tiſch, den er verlaſſen hatte, und ſagte nicht ohne merkliche Bewegung: „Der Herr Aſſeſſor iſt ſchon fort?“

Der Acceſſiſt erwiderte: „Er ſcheint noch etwas vorzuhaben! — Eine dringende Arbeit vielleicht!“

„Das glaub ich nicht“, verſetzte der Hauptmann. „Er iſt eiferſüchtig — und er hat wahrhaftig Urſache!“

„Warum nicht gar!“ entgegnete Toni, indem ihre Wangen ſich mit Roth übergoſſen und Sorge und Schuldbewußtſein aus ihren Blicken ſprachen.

Sie trat ſtill bei Seite. — Der Acceſſiſt ging ihr nach.

„Fräulein Toni“, begann der junge Mann mit Ernſt, „ich will Ihnen die Wahrheit ſagen: der Aſſeſſor iſt im Zorn fortgegangen! — Ich muß ihm auch Recht geben. Was Sie mit ihm gehabt haben, weiß ich nicht; aber Sie kränken ihn abſichtlich, und benehmen ſich ganz und gar ſo, als ob Sie ſeiner überdrüſſig wären. Er iſt ernſtlich böſe, und es fragt ſich ſehr, ob er wiederkommt!“

Man ſieht, der Acceſſiſt war in gewiſſem Sinn Vertrauter geworden.

Toni hatte die Beſtätigung ihrer Furcht mit Schrecken gehört. Das Herz wendete ſich ihr im Buſen. Sie rief: „Das thut mir leid — unendlich leid! — Es war nicht ſo gemeint! Durchaus nicht!“.

„Das mag ſein“, verſetzte jener. „Sie haben aber gethan, als ob er gar nicht mehr da wäre!“

„Ach!“ rief das geängſtigte Mädchen, „ich hab nie mehr an ihn gedacht!“

Der Freund ſchüttelte den Kopf. „Das konnte er nicht wiſſen“, entgegnete er. „Mühlenberg mußte ſich an Ihr Benehmen halten, und das hat geheißen: Du gehſt mich nichts mehr an!“

„Er hat auch von ſeiner Seite —!“ Sie hielt inne. Mit dem Ton herzlicher Reue fuhr ſie fort: „Ich hab' Unrecht gehabt, ich geb's zu! Aber ich will's wieder gut machen! — Sagen Sie ihm — doch, er wird ſchon wieder kommen! Wenn ich ihm wirklich wehe gethan habe, will ich ihm beweiſen, daß es durchaus nicht gern geſchehen iſt, — und ich will's nicht mehr thun! Ich war bös auf ihn — recht bös — und ich hab' gemeint, er verdient etwas! — Aber wenn er nun ausbliebe! — Gott im Himmel, ich hab' keine Ruhe mehr, bis ich ihn wiederſehe!“

In der That — hätte Alfred die Gefühle des Mädchens gekannt, er würde die Nacht ruhiger verbracht haben, als es der Fall war.

Der folgende Tag war ein Regentag. Aus der Stadt kamen nur die bewährteſten Stammgäſte, um in der Herrenſtube Platz zu nehmen. Die Zeit, in der ſich Alfred einzufinden pflegte, war vorüber — Toni ging in großer Aufregung umher und ſpähte durch's Fenſter, durch die Hausthüre, wieder und wieder, ob ſie die erſehnte Geſtalt nicht erblicken könnte. Vergebens. Faſt eine Stunde über die Zeit war vergangen, und nichts zeigte ſich. Bei dem Gedanken, daß ſie ihn verloren haben könnte, klopfte das Herz des Mädchens, daß es ihr den Athem verſetzte. Endlich, als ſie wieder aus einem Fenſter der Bauernſtube geſehen: „Er iſt's, er iſt's!“ rief's in ihr, „Gott ſei Dank!“

Sie ging auf die Hausflur, um ihn zu empfangen. Nur dem Drang ihres Herzens — ihres leidenſchaftlichen Herzens folgend, ging ſie auf ihn zu; ihre feuchten Augen ſtrahlten Zärtlichkeit und mit dem innigſten Ton rief ſie: „Guten Abend, lieber Alfred! Gib mir Deine Hand! Verzeih' mir! Ich hab' Dich gekränkt! Aber meine Abſicht iſt eine ganz andere geweſen! Sei mir wieder gut und laſſen wir's vergeſſen ſein!“

Alfred wußte nicht, wie ihm geſchah. Der Acceſſiſt hatte mit ihm geſprochen, aber ihm nichts von der Reue des Mädchens geſagt, ſondern ihm nur die Gründe entwickelt, warum er wiederkommen müſſe. Nun zeigte der Ueberraſchte eine ſeltſame Miene! Der ſtolze Ernſt, mit dem er gekommen war, und die Freude, ſich ſo lieb und reuevoll begrüßt zu ſehen, konnten ſich nicht ohne Weiteres vergleichen. Mit einem ziemlich verlegenen Lächeln entgegnete er: „Das iſt Dir ſo auf einmal gekommen?“

„Ach ja“, verſetzte Toni. „Geſtern, wie Du ohne Abſchied fortgegangen biſt, da iſt mir's geweſen, als ob mir ein Meſſer durch's Herz ginge!“ — Und mit einem holden Lächeln fuhr ſie fort: „Eiferſüchtig, hat der Hauptmann geſagt, wärſt Du geweſen! Eiferſüchtig!“ Und ſeine Hand faſſend, mit übergehenden Augen rief ſie: „Ich liebe nur Dich! Dich allein! — Komm'! Sei mir wieder gut!“

Wer hätte da widerſtehen können! — Alfred war mit einem Male wieder der Alte. Er lächelte, glücklich, ſtolz — drückte die Hand, die in der ſeinen lag, und ſagte: „Nun alſo — Friede! — weil Du's nicht anders haben willſt!“

Ein ſüßes Lächeln verklärte das Geſicht der Liebenden, die wieder Siegerin war. „Dank Dir! Dank!“ rief ſie. „Und nun ſoll kein Streit mehr ſein zwiſchen uns!“

Alfred ſah ſie an. „Heißt das“, bemerkte er mit Laune, „daß Du gewiſſe Wünſche, die ich habe, erfüllen willſt — oder daß Du erwarteſt, ich werde ſie aufgeben?“

„Ach nein“, erwiderte Toni. „Ich will Dir folgen und mir Mühe geben — Dir zu Liebe!“

Alfred zog das liebende Kind an ſich — weil doch glücklicherweiſe Niemand gekommen war, ſie zu ſtören. „Glaubſt Du denn“, ſagte er, „daß ich's von Dir verlange blos um meinetwillen? Nein, um Deinetwillen!“ Und ernſt, mit unwillkürlich gedämpftem Ton ſetzte er hinzu: „Ein Mädchen, die meine Frau werden ſoll! — Muß ich nicht wünſchen —?“

„Ja, ja“, rief Toni gerührt; — „und ich will's auch thun; — Du mußt aber nur auch Geduld mit mir haben!“

„Wenn ich Deinen guten Willen ſehe“, entgegnete der Liebende, „alle!“ —

Mit ſtrahlenden Mienen gingen ſie zur Thüre rechter Hand, die in die Herrenſtube führte. Zuerſt trat Alfred ein, Toni folgte. Die Stammgäſte blickten auf. „Ah“, dachte Jeder, „das ſieht wieder anders aus! — Man hat ſich verſöhnt!“

IV.

Glückliche Tage folgten. Alfred und Toni waren von jener Zartheit erfüllt, wie ſie ſich nach gütlicher Beilegung eines Streites einzuſtellen pflegt — wo man nur darauf denkt, ſich Alles zur Liebe zu thun, und gar nicht mehr begreift, daß man's jemals hatte anders halten können!

Für Alfred waren alle Bücher, auch die claſſiſchen, aus der Welt verſchwunden! -- Bücher! Wenn ſich das Leben in bezaubernder Schönheit entfaltet, um jeden Moment Glück in die Seele zu leuchten!

Toni, wenn ſie kam und ging und wiederkam, war das Bild der Freude — des Triumphs. Sie hatte zwar ſelber nachgegeben und um Frieden gebeten! Aber das war aus Liebe geſchehen, verſtand ſich von ſelbſt, und ſie vergaß es. Das Bleibende war: ſie hatte ihn wiedererobert — er gehörte ihr! — Und wie gehörte er ihr!

Wenn ſie neben ihm ſaß mit dem ſüßen Behagen einer Braut, dann ſchauten auch die Bekannten mit Wohlgefallen auf ſie, und mit einer Art von Stolz! „Nun haben doch wir ſie wieder!“ ſagte der Hauptmann am erſten Tag ſchmunzelnd. „Ich bin ordentlich froh; denn ich hab' mich geſchämt, als wir in Ungnade waren!“

Und darin war Toni ganz Weib! Der Tiſch der in der letzten Zeit von ihr begünſtigten Jünglinge ſchien für ſie kaum mehr zu exiſtiren! Wenn ſie an ihm vorüberging, grüßte ſie leichthin und unterdrückte nicht ein ſchelmiſches Lächeln, das wohl ein Auslächeln genannt werden konnte! — Die jungen Herren waren erſt verdutzt, namentlich der hübſche Commis, der in vergnügter Selbſtüberſchätzung den Aſſeſſor ausgeſtochen zu haben glaubte; indeſſen als ſie ſahen, was man beſchloſſen hatte, fügten ſie ſich und richteten ihre Zierlichkeiten auf die jüngere Tochter des Hauſes, die ſich freilich an Reiz mit der erſtgeborenen nicht meſſen konnte.

Nach und nach dachte der Liebende wieder ſeiner Aufgabe. Er erinnerte ſich an Toni's Verſprechen, und er wollte ihr Gelegenheit geben, es zu halten.

Die ſchönſten Hoffnungen erfüllten ſein Herz. Was er ſo lebhaft wünſchte, hielt er nicht nur für möglich, ſondern für leicht; — für natürlich und ſelbſtverſtändlich! Der Wille war da: wie konnte es fehlen?

Er war noch nicht dazu gekommen, ſich gewiſſe, tiefliegende Verhältniſſe klar zu machen.

Es kann Jemand im Leben ſehr verſtändig und gewandt ſein, ja in gewiſſem Sinne Geiſt und Phantaſie haben, und doch kein empfängliches Organ beſitzen für Gebilde des Geiſtes, die in der Sphäre der Einbildungskraft liegen. Es iſt, als ob alle ſeine Gaben für das Leben ſelbſt verbraucht würden! Die idealen Geſtalten, nicht mit Liebe geſehen, bleiben der Seele Schattenbilder, und man begreift nicht, wie neben den wirklichen auch ſie Theilnahme beanſpruchen können.

Im Süden unſeres Vaterlandes mehr als im Norden giebt es gar liebenswürdige Naturen, auf deren Beifall der deutſche Dichter, der das Publikum durch edle, feine Schönheit zu begeiſtern unternommen hat, nicht mit Sicherheit rechnen kann; und zu ihnen gehörte Toni.

Durch Naturanlage und Erziehung war ſie nur dahin gekommen, Phantaſieſchöpfungen in der Art jener von ihr gerühmten Erzählung genießen zu können. Weiter brachte ſie es nicht, auch mit ihrem jetzigen guten Willen nicht.

Aber ſie war ein begabtes Mädchen; ſie liebte; ſie hatte Kummer und Sorgen ausgeſtanden, und eine Gefahr hatte ſie erſchreckt, die ſie nicht mehr wollte drohen ſehen! Demnach beſiegte ſie mit Willenskraft nicht nur ihren Mangel an Neigung für gewiſſe Bücher, ſondern auch ihre — Ehrlichkeit; an deren Stelle ſie eine andere Tugend — Gefälligkeit ſetzte.

Die nächſte claſſiſche Dichtung, die Alfred ihr überbrachte, las ſie gewiſſenhaft zu Ende. Es war die populärſte des einen unſerer Dichterheroen, aber auf Toni vermochte ſie gleichwohl eine beglückende Wirkung nicht zu üben. Sie erſchien ihr intereſſant, allerdings, und die Menſchen, welche darin vorkamen, recht natürlich; indeſſen — das war doch lange nicht ſo, wie bei jener Geſchichte, wo ſie mit zitternder Neugier und ſchaurigem Vergnügen darnach getrachtet hatte, den Ausgang zu erfahren!

Wie thöricht wäre es aber geweſen, das Alfred zu ſagen! Sie wußte, daß ſie ihn damit betrübte und aufreizte; und das zu vermeiden, war offenbar ihre Pflicht. Aufrichtigkeit war Liebloſigkeit, Kränkung, — ſie mußte ihm ſagen, was ihm Freude machte! — Und das ſagte ſie ihm denn auch. Sie belog den Geliebten, die gute Toni, aus Furcht und aus Liebe. Sie erklärte dem Fragenden mit dem ganzen Accent des Gefühls, daß ihr das Buch außerordentlich gefallen habe!

Alfred triumphirte. Endlich war's gelungen! Aber konnte es auch anders ſein? Mußte das friſche, lebensfreudige Kind nicht Sinn haben gerade für das Beſte — für die Werke, die Kunſt und Natur zuſammen hervorgebracht zu haben ſchienen? — Nicht auf einmal ging es! Zeit brauchte es, wenn ſie aufſteigen ſollte zu dem Höheren und Schwierigeren! — Er mußte in Bezug auf dieſes offenbar Geduld haben; — aber er wollte ſie haben!

Der Liebende war auf dieſe ihre Erklärung hin ſo zärtlich gegen Toni — er ſchaute ſie mit ſo glücklichem

Stolze an, er lobte ſie und ſchmeichelte ihr — daß ſie auf dem eingeſchlagenen Wege nur beharren konnte! — Die eine Gefahr eines Streites zwiſchen ihnen war gründlich beſeitigt.

Am nächſten Sonntag ging die Geliebte auch aus einer andern Probe als Siegerin hervor.

War es Zufall, oder lag eine Abſicht dabei zu Grunde? — Des Nachmittags fanden ſich im Wirthshaus mit ihren reſpectiven Mama's und Tanten mehrere junge Damen ein, die Alfred bei der Präſidentin kennen gelernt hatte. Da die Luft etwas kühl war, ſo begab man ſich in die große Stube des erſten Stockes, und der Aſſeſſor, den man unten geſehen hatte, konnte nicht umhin, die Herrſchaften hier zu begrüßen und zu unterhalten. Nach einiger Zeit erſchien Toni mit Kaffee und Kuchen. Sofort richteten ſich auf ſie von allen Seiten muſternde Blicke. Das Mädchen ſchien den gehegten Erwartungen nicht zu entſprechen; denn die Geſichter, bei ruhig vornehmer Haltung, blickten hier etwas mehr ſpöttiſch, dort mehr geringſchätzig und mitleidig — Beifall ſprach aus keinem. Sehr zufrieden ſaß man zuſammen und ließ ſich den Kaffee ſchmecken.

Alfred, durch das erſchienene Getränk abgelöſt, hatte ſich zur Seite geſtellt und prüfte die Prüfenden. Die Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, waren für die eleganten Geſtalten noch weniger ſchmeichelhaft als die ihren über Toni.

„Steife, hohle, mit eitler Selbſtüberſchätzung erfüllte Geſchöpfe! — Es iſt ihnen offenbar etwas zu Ohren gekommen — und ſie wollen ſchauen, um abſprechen und höhnen zu können! Die Geſichter ſind nicht übermäßig ſchön an ſich, durch den Ausdruck der widerlichen Abſicht jetzt aber ganz fatal! Wo iſt auch nur in einem einzigen Geiſt, Adel und Würde? Wo iſt nur eine Spur von dem, was ſie vor dem guten Kinde in Fülle voraus zu haben glauben? — Sie geht unter ihnen herum, arglos, artig, gutherzig, in der glücklichſten Unſchuld! — Doch nein! Da hat ſie einen Blick aufgefangen und verſtanden! — Sie lächelt! Ihre Lippe verzieht ſich ein wenig, und ihr Auge ſucht mich! — Ja, Du haſt Recht; und daß Du es behältſt, ſei meine Sorge!“

Er nickte der Geliebten zu — in ſeinen Gedanken erfreut, daß es bemerkt werden und Aergerniß geben konnte. „Wer hier die Wahl hätte“ (ſchloß er ſeinen innerlichen Monolog) „und ſich nicht für Natur und Herzensgüte entſchiede, der verdiente gehangen — oder vielmehr von einer dieſer ſtolzen Figuren durch Herzloſigkeit und maßloſe Anſprüche zu Tode geärgert zu werden!“ —

Als ſie ſich entfernt hatten, nahm Alfred Gelegenheit, gegen Toni ſeines Herzens Meinung auszuſprechen. Die Art, wie er ſich über die Fräuleins vernehmen ließ — humoriſtiſch mit aller Ueberlegenheit eines Glücklichen — behagte der Munteren ungemein. Sie entgegnete zwar, er mache es zu arg; aber ſie blickte ſehr vergnügt und lachte von Herzen.

Monate waren hingegangen, ſeit Alfred mit Toni das Geſtändniß der Liebe getauſcht hatte! Die Zeit, wo er Ernſt machen und den Schritt, vor dem er immer noch eine gewiſſe Scheu getragen, wagen mußte, war offenbar gekommen! — Er durfte nicht länger zögern, und wenn er ſich die Geliebte von ſeinen Eltern zu erkämpfen hatte — er mußte kämpfen!

Toni fuhr allerdings fort, mit der blos gewährten Ausſicht zufrieden zu ſein, und machte nie die geringſte Anſpielung, aus der man hätte ſchließen können, daß ſie das Verhältniß erklärt ſehen wollte. Was aber ſie unterließ, das geſchah von Seiten ihrer Familie.

Die Mienen der Eltern, wenn ſie den Kommenden und Gehenden grüßten, waren ſowohl vertrauter als ernſter geworden, und drückten jetzt Bedenken, jetzt eine Erinnerung, eine Mahnung aus! — Es war eine Anſprache ohne Worte, die Alfred ſehr gut verſtand, und die er in der Ordnung finden mußte.

Er hätte den Seinen geradezu erklären können: ich habe meine Wahl getroffen; ich habe Diejenige gefunden, die das Glück meines Lebens machen wird; gebt mir eure Zuſtimmung und nehmt meine Braut als eure Tochter auf! — Allein er wollte nicht ſo gewaltſam verfahren, ſondern die Herzen der Eltern allmälig für ſich gewinnen. Sie ſollten nicht blos zuſtimmen, weil ſie dem unerſchütterlichen Sohne gegenüber mußten — ſie ſollten es gerne thun!

Er hielt es fürs Beſte, ſich zunächſt der Mutter zu offenbaren. Anknüpfend an ein glückliches Familienereigniß — an die Verheirathung einer Nichte und Mündel des Vaters —, in dem leichteren Ton, den er in Briefen an die Mutter ſeit Jahren anzuſchlagen pflegte, ſchrieb er:

„Während Ihr das Glück unſerer guten Mathilde vorbereitet habt, um es endlich auf ſolidem Grunde aufzubauen, iſt auch mir das Loos gefallen, von dem ich das Glück meines Lebens erwarte. Ich habe das Herz gefunden, das ich ſuchte — und das meine verloren.

Du wirſt das mit Freuden leſen (denn ich kenne ja Deine Wünſche!) — und ſofort wird die Geſtalt eines glänzenden Fräuleins Dir vor die Seele treten aus einer der erſten hieſigen Familien. Ein ſolches Fräulein iſt aber meine Erwählte nicht — und das iſt das Einzige, was ihr fehlt, weil es das Einzige iſt, was Du an ihr vermiſſen kannſt.

Höre mich mit der Güte und Liebe, die Du ſtets gegen mich bewieſen haſt! Höre mich ganz, bevor Du urtheilſt — und urtheile fühlend, mit Deinem Sohne fühlend!

Es iſt ein Mädchen vom Lande, mit einer Erziehung, wie ſie die Tochter eines wohlhabenden ſtädtiſchen Bürgers erhält. Der Vater hat eine Wirthſchaft in dem Dorfe N., das von der Stadt keine Viertelſtunde weit entfernt liegt, und iſt in guten Verhältniſſen. Die ganze Familie — wackere Naturen ohne Ausnahme — genießt wohlverdienter Achtung.

Die ältere Tochter Antonie iſt zwanzig Jahre alt; ſchön, von einer natürlichen Anmuth, daß ſie auf den erſten Blick für ſich einnimmt, und von außerordentlicher Friſche des ganzen Weſens; — der Liebling Aller, die ins Haus kommen. Bei großer Seelengüte iſt ihr eine heitere Laune eigen, und jenes Korn von Schalkheit, das die Frauen ſo reizend macht. Sie iſt ſchlank und kräftig gewachſen — kerngeſund an Leib und Seele.

Antonie hat einen natürlich hellen Geiſt; man unterhält ſich mit ihr vortrefflich, und was ihr an äußerer Bildung noch fehlt, das kann leicht nachgeholt werden. Im Punkte des geſelligen Benehmens kann ich zwiſchen ihr und unſeren Fräuleins nur den Unterſchied bemerken, daß ſie mit ihren Manieren eine unvergleichlich angenehmere Erſcheinung iſt. Von Natur ſteht ihr Alles wohl an, lebensvolle Grazie iſt ihr mütterliches Erbtheil. Sie hat Momente, wo ſie den Eindruck einer wahrhaft edlen Geſtalt macht — nicht nur gegenüber ihres Gleichen, ſondern eben gegenüber den jungen Damen, die ſich über ſie erhaben dünken.

Die Hauptſache aber iſt: ſie liebt mich, wie ich ſie liebe! Sie hängt an mir mit der größten Innigkeit. Wir kennen uns Monate lang, und die Neigung, die uns wechſelſeitig beim erſten Anblick ergriffen hat, iſt gewachſen und gewachſen. Wir fühlen es und haben's erprobt, daß wir ohne einander nicht leben können.

Du wirſt durch die Nachricht überraſcht, — Du wirſt, wie ich Dich kenne, betrübt ſein — und das thut mir unendlich leid. Wie gern hätte ich Dir gemeldet, daß die, welche Deine Tochter werden ſoll, zu den entſcheidenden Vorzügen der Perſönlichkeit noch die kleinen Nebenvorzüge beſitzt, auf die man ſo großes Gewicht legt! Aber kannſt Du verlangen, daß ich das gute, ſchöne Mädchen den Mangel dieſer Kleinigkeiten entgelten laſſen ſoll? —

Ich habe geſucht in jenen Kreiſen — lange geſucht! — und nicht gefunden. Und eben als ich durch die „gute Geſellſchaft" in Verzweiflung gebracht war, iſt ſie mir entgegengetreten!

Sie erfüllt alle meine Wünſche; denn ſie läßt ſich von mir auch leiten und bilden. Sie iſt noch nicht ganz das, was ich als junger Idealiſt für mich gewünſcht habe: aber ſie wird es werden! Und wie könnte ich Die wieder verlaſſen, welche mir das verheißt, blos weil ſie nicht ſchon Alles geworden iſt? — Meine Geliebte iſt zugleich mein Zögling. Ihre Vollendung iſt mir zur Aufgabe geſtellt! — die Vollendete wird mein Werk ſein und mich doppelt und dreifach beglücken.

Ueberleg' es wohl und reiflich, was ich Dir mitgetheilt habe. Zunächſt für Dich allein, ohne den Vater in Kenntniß zu ſetzen. Schreibe mir Deine Gedanken und Gefühle mit voller Aufrichtigkeit. Du liebſt mich und biſt gut, und Du weißt, worauf es im Leben am meiſten ankommt. Verſetze Dich in die Seele Deines Sohnes — und werde meine Verbündete!"

Die Antwort der Mutter ging in wenigen Tagen ein, ſie lautete:

„Lieber Alfred! Ich habe Deinen Brief, obwohl mich Deine Mittheilung nicht nur überraſcht, ſondern förmlich erſchreckt hat, zu Ende geleſen, wie Du's verlangteſt; ich habe ihn wiederholt geleſen, hab' Alles überlegt — — und nun lies auch Du, was ich Dir zu ſagen habe, mit Ruhe!

Du haſt wohl gerathen, mein unberechenbarer, eigener und eigenwilliger Sohn: Deine Nachricht hat mich betrübt! Du willſt Dir zur Lebensgefährtin ein Mädchen wählen, die für die Sphäre, in welche Du ſie verſetzen willſt, nicht erzogen iſt und die ſich vielleicht nie darin heimiſch fühlen wird. Sie gefällt Dir jetzt, — oder, um in Deiner Sprache zu reden, Du liebſt ſie, weil Du ſie bis jetzt nur in dem ihr gewohnten Kreiſe geſehen haſt, wo ſie liebenswürdig iſt. Siehſt Du ſie aber da, wo ſie den größeren Anſprüchen, die man an ſie macht, nicht genügen kann, ſo iſt ſehr zu fürchten, daß ſie Dich nicht mehr befriedigt, daß Deine Liebe ſich verliert — und daß Ihr Beide unglücklich werdet.

Ich kenne das Leben doch etwas beſſer als Du — namentlich von dieſer Seite! Und ich könnte Dir Ehepaare nennen, wo das, was ich für Dich fürchte, im vollſten Maße eingetroffen iſt.

Du geſtehſt ſelber zu, daß das Mädchen nicht beſitzt, was wir Bildung nennen; Du glaubſt aber, daß ſie es mit Dir nachholen kann. Lieber Sohn: die Liebe iſt blind! Der Verliebte glaubt Alles und hofft das Unglaubliche! Beſonders über die geiſtigen Fähigkeiten der Erkorenen täuſcht er ſich; und wenn er ein rechter Liebhaber iſt, ſchickt ſich auch nichts Anderes für ihn. Daß Deine Antonie ein hübſches natürliches Kind iſt, bezweifle ich gar nicht. Wenn ſie nun den Begünſtigten hold anlächelt, ſo verräth das offenbar eine Seele, der man Alles zutrauen kann. Ihr iſt das Schönſte und Höchſte gelungen — das Geringere, das Gewöhnliche, verſteht ſich von ſelbſt!

Holdſelig lächeln, mein lieber Sohn, kann das einfachſte Mädchen, wenn ſie liebt, ſo gut wie das gebildetſte; und je nach dem Geſchmack des Liebhabers vielleicht noch beſſer. Aber dieſe Kunſt beweiſt noch nicht einmal die Anlage zu dem, was der Liebhaber damit ſchon gegeben glaubt.

Ich will Dir nur geſtehen: es iſt von dieſer Sache ſchon etwas an uns gekommen. Eine ältere Freundin hat mir geſchrieben, Du machteſt Dich in der Stadt ſehr rar, und der Grund ſei eine Liebſchaft mit einem hübſchen Wirthsmädchen, der Du Deine Abende widmeſt. Ich habe das nicht gerne gehört — gar nicht gerne! Aber das wirkliche Verhältniß, wie es Dein Brief mir ſchildert, macht mir doch noch viel größere Sorgen.

Erinnerſt Du Dich noch der Geſpräche, die wir vor zwei Jahren über dieſen Gegenſtand führten? Da haſt Du Dein Ideal ganz anders gezeichnet und nicht in der Sphäre Deiner Antonie Dir gedacht. Du wirſt ſagen: ja, in dieſer andern Sphäre hab' ich aber nichts gefunden! Weißt Du, was ich glaube? Daß Du gerade hier ſehr übertriebene Anſprüche gemacht, und im Unmuth, ſie nicht erfüllt zu ſehen, — aus Trotz, aus Rache, — Dein Landkind bezaubernd gefunden haſt.

Ein Mädchen wie Deine Antonie hat große Vortheile. Sie kann offen ihr Herz reden laſſen, wo es einer andern die ſtrengere Sitte verbietet. Glaube mir, in einem Mädchen, das zurückhaltend iſt und vielleicht daſteht wie ein Marmorbild, ſchlägt oft das Herz ſo freudig, ſo liebe- und namentlich ſo treuefähig, wie nicht in den beſten der Naturkinder, die man jetzt allzuhoch ſtellt und viel beſſer macht, als ich ſie im Leben gefunden habe.

Ich bin keine Ariſtokratin und hänge nicht an Standesvorurtheilen, in denen man Dinge überſchätzt, die wirklich nur äußerlich ſind. Wüßte ich mit Sicherheit, daß der Gegenſtand Deiner Neigung Dich glücklich machen wird — ich träte auf Deine Seite, und wir vereinigten uns gegen den Vater. Aber dieſe Sicherheit hab' ich nicht, ſondern im Grunde meines Herzens fürcht' ich das Gegentheil. Ich kenne Dich beſſer, als Du Dich ſelbſt; und das iſt im gegenwärtigen Moment keine Kunſt!

Der Vater würde die Nachricht, wenn er ſie erführe, gar nicht glauben wollen. Du kennſt ſeine Denkart und ſeine Wünſche! Er will, daß Du hinauf kommſt, höher als er ſelbſt. Daß Du nun in eine Familie heiratheſt, welche Dich in jeder Hinſicht fördern kann, das erwartet er von Dir mit einer Zuverſicht, die das Gegentheil gar nicht für möglich hält. Durch eine Enttäuſchung würde er außer ſich gerathen! —

Ich kann mir wohl denken, daß dieſe Antwort Dein Gefühl auch verletzen wird; und das thut mir leid, wie Dir Deine Mittheilung an mich. Aber ich konnte Dir, wenn ich aufrichtig und als Mutter ſchreiben wollte, keine andere geben. Ueberleg es noch einmal! Verpflichte Dich nicht ſo, daß Du gar nicht mehr zurücktreten kannſt! Warte wenigſtens! Laß mir wenigſtens noch eine Hoffnung — ich bitte Dich! Die Zeit kann löſen und binden! Und wenn ſie Dich ſo innig bindet, daß eine Trennung unmöglich iſt — nun dann müſſen wir uns ja doch darein fügen und Deine Wahl gutheißen.“

Alfred las dieſen Brief mit ernſten — und allerdings auch ſchmerzlichen Gefühlen. Der Zweifel, wenn er ſich gegen einen Glauben richtet, der ſo tief wurzelt und ſo glücklich macht, verwundet die Seele. Es iſt eine Entweihung des Gegenſtandes, und er kränkt den Glaubenden.

Indeſſen der Brief war von einer Mutter! Von einer Mutter, deren Wünſche auch gekreuzt wurden und — die ſeine Geliebte noch nicht geſehen hatte!

Ihre Einwendungen konnten ihn nicht irre machen. Was zu hoffen und was zu fürchten war, das hing ganz von der Perſönlichkeit der Erwählten ab. Er kannte dieſe — die Mutter aber kannte ſie nicht!

Der Liebende fühlte aufs Tiefſte, daß es bei einer Lebensgefährtin auf das Herz, auf die Liebe, auf die Liebenswürdigkeit des innerſten Weſens ankomme! „Wo das iſt“, ſagte er ſich, „da iſt Alles! Dann kommen für die Verbundenen die gemeinſamen Intereſſen, man trägt zuſammen Leid und Freud, man lebt ſich immer mehr in einander ein — der Reſt iſt Nebenſache! — Wenn unglückliche Ehen etwas beweiſen, ſo giebt es die meiſten da, wo der äußere Schliff zum äußern Schliff gekommen iſt!“

Eine Bemerkung der Mutter regte ſeinen Stolz auf. „Ich will meine Carriere ſelber machen“, rief er, „durch meine Kenntniſſe, meinen Fleiß und durch den Geiſt, der nicht nachgiebt und immer vorwärts dringt. Ich will keine Hülfe aus Gründen, die nicht durch meine Fähigkeiten gerechtfertigt ſind! Wer etwas verſteht, bleibt nicht unten!“ — Und mit Selbſtgefühl ſetzte er nach einer Weile hinzu: „Mir iſt's lieb, daß ich eine Frau haben ſoll, an deren Ausbildung ich glauben muß. Ich will nicht den gewöhnlichen Weg gehen. Ich bin der Mann, etwas wagen zu können — das Spiel reizt mich! Wer Kraft in ſich fühlt, der wünſcht ſich den Kampf; und das Erſtrittene mundet ſüßer, als das Geſchenkte!“

War von dem Vater allerdings nicht blos ein Aufbrauſen, ſondern ernſtlicher Widerſtand zu fürchten, ſo verhießen doch die letzten Zeilen des Briefes ein endliches Aufhören deſſelben. Durch dieſe war ihm eigentlich Alles zugeſichert — wenn er ausharrte!

In der That, liebevoll waren ſie, dieſe letzten Zeilen. Das Mutterherz wendete ſich in ſeiner Sorge, die nur eine Sorge für ihn war, bittend an ihn! — Ein kleines Entgegenkommen ſchien ihm darauf hin unabweislich!

Und das erreichte die Mutter nun doch, daß der Sohn zwar die Geliebte als die Seine feſtzuhalten beſchloß, aber vorläufig doch noch in der bisherigen Weiſe des Verhältniſſes. Auf einige Tage mehr oder weniger kam es nicht an! Er erhielt dadurch das Recht, zu ſagen: „Ich habe Deinen Wunſch erfüllt; aber es iſt nicht anders geworden, — jetzt erfülle Du den meinen!“

Die Erwiderung, die er umgehend abſandte, ſchloß mit den Worten: „Ich will mir noch eine Zeitlang den Anſchein geben, als ob es ſich zwiſchen mir und Antonie um ein bloßes verliebtes Spiel handle. Nur Dir zu Liebe, und damit Du ſiehſt, daß ich Alles thue, was noch einigermaßen möglich iſt! Aber gutſtehen kann ich freilich nicht, daß ich mich nicht plötzlich veranlaßt ſehe, mich feierlich zu binden, und die Verlobung dem Vater zu melden!“

V.

Alfred, wie ſich begreift, hatte ſich in der Stadt wirklich ſelten gemacht, und ſein Nichtmehrerſcheinen war in gewiſſen Familien auch ſehr übel vermerkt worden. Eine Verbindung hatte er indeß nie ganz abgebrochen: die mit der Präſidentin. Er war im Laufe des Sommers noch ein paar Mal in der Villa geweſen und hatte ſich hier mit ritterlicher Bemühung zu unterhalten und die ſatiriſchen Anſpielungen der gnädigen Frau mit beſcheidener Laune zu pariren geſucht. Die regierende Dame, die ein im beſten Sinne weites und mildes Herz beſaß, hatte ihn denn auch nie ganz aufgegeben, und lud ihn jetzt zu einer Abendgeſellſchaft ein, die wenige Tage nach der Verhandlung zwiſchen Mutter und Sohn, in der Mitte September, ſtattfinden ſollte.

Unſer Freund, als er die Karte erhielt, ſagte nach einem Blick darauf: „Nun gut! Der frühe Anfang läßt ein frühes Ende erwarten; und die geſelligen Strapazen mögen ſein, wie ſie wollen — ich kann mich davon erholen!“

In der eleganteſten Kleidung erſcheinend, benahm ſich der Aſſeſſor gegen die Herrin und bekannte Gäſte mit untadeliger Höflichkeit. Waren ſeine Züge auch etwas ernſt und ſein Lächeln nicht ganz ohne Zwang — würdevolle Artigkeit bei ſeinen Huldigungen konnte man ihm nicht abſprechen.

Ungefähr eine halbe Stunde nach ſeinem Eintritt in den Saal war er unbeſchäftigt und ſtellte ſich an einem Wandtiſchchen auf, um zu beobachten. Beſonderes und Neues konnte er nicht wahrnehmen: Herren und Damen waren ihm alle mehr oder minder bekannt, und die Toiletten der letzteren bald gewürdigt. Ein leichtes Gähnen meldete ſich, und er dachte ſchon an das Ende der Unterhaltung, als durch die geöffneten Flügelthüren zwei Geſtalten traten, die er noch nicht geſehen hatte.

Es war eine Frau im mittleren Alter, wohlgerundet, mit einem Geſicht von gutmüthigem Ausdruck; neben ihr ein Mädchen am Anfang der zwanziger Jahre, in vollkommen entwickelter Jugend.

Sofort hefteten ſich auf dieſe alle Blicke. In der Schönheit liegt fürwahr etwas Magiſches; und wenn zumal in einer vorläufig noch reizloſen Verſammlung eine Geſtalt erſcheint, der man die edelſte Art nachrühmen muß, ſo hat man recht eigentlich das Gefühl einer aufgehenden Sonne.

Das Mädchen war ſchön gewachſen, aber nicht ſo, daß ſie dadurch beſonders auffiel. Sie fiel auf durch ihr Geſicht und durch das Ganze ihrer Erſcheinung.

Der Ausdruck der deutſch-claſſiſchen Züge mit der lichten, ziemlich hohen Stirn und den blauen, warm und heiterblickenden Augen verrieth Geiſt und einen wohlwollenden frohen Sinn. Durch ihre Erſcheinung im Ganzen machte ſie einen ſonnigen, außerordentlich wohlthuenden Eindruck; zumal ſie in ihrem Auftreten jene Sicherheit bewies, die auf innern Gehalt und Frieden mit ſich ſelber ſchließen läßt.

Als die Angekommenen ſich mit der Wirthin und einer Nachbarin unterhielten, der ſie vorgeſtellt waren, bemerkte Alfred in ſeiner Nähe den Acceſſiſten. Er fragte ihn: „Wer iſt — wer ſind die zuletzt erſchienenen Damen?“

Der Freund lächelte. „Fallen ſie Dir auch auf?“ erwiderte er.

„Weil ich ſie noch nicht geſehen habe“, entgegnete Alfred. „Nun?“

„Die ältere, die Dich natürlich am meiſten intereſſirt, iſt eine verwittwete von Helming, Schweſter unſeres neuen Regierungsdirectors Franke; die jüngere iſt Emma, ſeine Tochter.“

Nach einer Pauſe bemerkte Alfred: „Es iſt ein ſchönes Mädchen. In ihrem Weſen liegt — wie ſoll ich ſagen — etwas Ideales!“

„Leider!“ entgegnete der Acceſſiſt. „Ich fürchte, ich fürchte, ſie wird einen böſen Aufruhr in hieſiger Stadt veranlaſſen! — Wär' ich von der Anſtellung nicht noch gar zu weit entfernt, und hätten meine edlen Vorfahren mir etwas mehr hinterlaſſen — ich würde mich ſofort unter die Bewerber ſtellen. — In Ermangelung der nöthigen Vorbedingungen werde ich ſie wenigſtens nach Kräften verehren!"

Alfred zuckte die Achſel. „Vor Dir iſt ſie ſicher", erwiderte er; „Dir wird der Ernſt zum Ernſt noch lange nicht kommen!"

„Gottlob", verſetzte jener; „er würde mit meinen jetzigen Verhältniſſen in betrübendem Widerſpruch ſtehen! — Ueberlaſſen wir alſo den Sturm Andern! Mich ſchützt meine Stellung und meine Beſcheidenheit — Dich die Liebe!"

Leicht nickend entfernte er ſich, um ſich unter den plaudernden Schwarm zu miſchen.

Alfred ſchüttelte den Kopf. Die Art, wie der Muntere von dem Mädchen ſprach, hatte ihm nicht gefallen. „Aufruhr und Sturm erregen" — das ſchien zu ihrem Weſen nicht zu paſſen. Dazu mußte bei der Schönheit noch eine blendende — blenden wollende Kokketterie ſein; und von dieſer hatte er ganz und gar nichts bemerkt.

Unſer Freund war ein Beobachter und traute ſich zu, aus Phyſiognomie und Benehmen einen Schluß auf den Charakter ziehen zu können.

Die neue Erſcheinung beſchäftigte ihn. Er ging umher, ſetzte ſeine Betrachtungen fort, und ſeine Züge erhielten einen Ausdruck, als würde er ſeiner Sache immer gewiſſer.

Auf einmal ſchien ihm ein Gedanke zu kommen, der ihn ſtörte, ja beunruhigte! — Er wurde ernſt und zog ſich langſam auf ſeinen früheren Standort zurück.

Das Vergnügen ging ſeinen Gang. Ein paar junge Leute ſangen ein Duett, und nach einer Pauſe ſpielte eine Virtuoſin auf dem Flügel eine Sonate. Alfred, einigermaßen Kenner, hörte mit Aufmerkſamkeit zu und unterhielt ſich über Compoſition und Ausführung mit einer älteren ihm bekannten Dame. Seine Züge gewannen ihren geiſtig hellen und ruhigen Charakter wieder.

In der folgenden Pauſe begann die Unterhaltung einen trägeren, lahmeren Charakter anzunehmen. Ungeduldig ſchaute Alfred umher und dachte ſchon an's Fortgehen, als er in einer Ecke zu ſeiner Verwunderung die ſchöne Fremde bei zweien ſeiner Freunde ſtehen ſah: einem Gymnaſialprofeſſor, der als Original und ſcharfe Zunge bekannt war — und dem Acceſſiſten! Sie ſchienen in lebhaften Discurs verwickelt: der Profeſſor geſticulirte, die Jungfrau lächelte und ſchüttelte den Kopf, der Acceſſiſt nickte. Neugierig, wovon ſie reden möchten, begab ſich der Gelangweilte in ihre Nähe, indem er ſich anſtellte, als ob er ſie nicht bemerkte.

„Ah“, rief plötzlich eine reſolute Stimme, „da iſt Einer, der mir helfen wird!“

Der Zuruf kam vom Profeſſor, und Alfred ſah, daß er ſelber gemeint war. Er wendete ſich, folgte der einladenden Handbewegung und trat zu der Gruppe.

„Herr Aſſeſſor Mühlenberg“, ſagte der Profeſſor zu dem Fräulein, „ein Pfeiler der hieſigen Regierung!“ Dann, mit einem ſo galanten Lächeln, als es der drolligen Phyſiognomie gelingen konnte, zu Alfred: „Meine Landsmännin und ehemalige Schülerin, Emma Franke, eine ebenſo geiſtvolle als gefährliche junge Dame!“

Das Mädchen, nachdem ſie Alfreds Gruß erwidert hatte, ſagte zu dem Profeſſor: „Sogar, wenn Sie ein Compliment machen wollen, kommt eine Verläumdung heraus!“

„Ich könnte“, erwiderte jener, „meinen Satz beweiſen; allein wir wollen keinen neuen Streit anfangen, bevor der alte ausgefochten iſt.“ Zu Alfred gewendet, fuhr er fort: „Wir unterhalten uns über ein ſeltſames Thema — nämlich über den Grund, warum die Unterhaltung in unſern feinen Zirkeln in der Regel ſo gehaltlos und langweilig iſt! Die Thatſache kann nicht geleugnet werden; aber die Frage iſt, wer die meiſte Schuld hat. Ich wälze ſie dem ſchönen Geſchlechte zu, Fräulein Emma widerſpricht. Meine Hauptanklage trifft allerdings die ganze jetzige Generation. Ich behaupte, wir langweilen uns und verderben die Zeit, weil wir keinen geſelligen Muth mehr haben, nichts wagen, und auf keinen Gegenſtand mehr entſchloſſen eingehen. Der gute Ton verlangt, daß man von einem Thema zum andern gaukle, nichts ordentlich angreife und approfondire. Dazu kommt noch ein Ideal von Zartheit, wonach man eigentlich von nichts mehr reden darf, was einigermaßen der Rede werth iſt. Dieſen guten Ton und dieſe Zartheit, die zuſammen unſere Geſpräche nichtig machen, haben unſere Damen eingeführt und halten ſie aufrecht!"

„Ich geb's nicht zu", entgegnete Emma; „denn die Frauen folgen doch immer den Männern! Aber wenn wir an dem jetzigen Zuſtand auch Schuld wären, warum ändert Ihr Herren ihn nicht? Warum ſagt Ihr uns in Geſellſchaft nicht wirklich bedeutende, intereſſante Dinge und nöthigt uns zur Aufmerkſamkeit? Warum belehrt Ihr uns nicht?"

„Da würden wir ſchön ankommen!" rief der Profeſſor.

„Alſo fürchten Sie ſich!" erwiderte Emma. „Es fehlt ihm an Muth, — ihm, der den Muth predigt!"

„Wiſſen Sie denn", fragte der Profeſſor mit komiſcher Grimaſſe, „wie oft ich mich ſchon blamirt habe?"

„Dann haben Sie keine Ausdauer!" verſetzte das Mädchen. „Man muß fortfahren, bis es gelingt!"

„Gewiſſen Geſichtern gegenüber", entgegnete der Angeſchuldigte, „iſt auf die Dauer auch keine Ausdauer möglich. Sehen Sie doch, wenn Sie nur hindeuten auf ein ernſthaftes Thema, wie die Mienen plötzlich Verlegenheit, Langeweile, Aerger, Entrüſtung ausdrücken! Das Schimpfwort „Pedant“ ſchwebt auf der Zunge der Schönen, und der Blick des Auges iſt ſo ſprechend, daß das Ausſprechen gar nicht mehr nöthig erſcheint. Sie ſind durch Geringſchätzung vernichtet: und da zeigen Sie gefälligſt eine Ausdauer, die Sie noch mehr an den Pranger ſtellt! Nun kommt aber eine Freundin her und erzählt, daß ein Gewiſſer mit einer Gewiſſen ſich verlobt habe. Unglaublicher Effect! Die Geſichter glänzen, als ob ſie plötzlich illuminirt worden wären, und in den bewegten Zügen malt ſich ein unbeſchreibliches Intereſſe! — Verehrtes Fräulein, ich bin nicht leicht aus der Faſſung zu bringen; aber nach einer ſolchen Erfahrung bin ich ſchon dageſtanden, daß es mir lieb geweſen iſt, meine Phyſiognomie wenigſtens nicht ſelber ſehen zu müſſen!“

„Sie haben Humor“, erwiderte Emma; „aber er ſcheint Sie gerade da zu verlaſſen, wo er am nöthigſten wäre! Lachen Sie doch über eine ſolche Scene — und ſuchen Sie ſich eine lernbegierigere Schülerin!“

„Und wenn ich mit der bekannten claſſiſchen Laterne herumginge: wo finden?“

Das Mädchen ſchüttelte den Kopf mit Laune. „So übertreiben“, entgegnete ſie, „heißt ſich ſelbſt widerlegen!“

„Jeder“, verſetzte der Profeſſor, urtheilt nach ſeiner

Erfahrung. — Ich habe bis jetzt nur Eine gefunden, die mich hätte verſtehen können — und dieſe Eine iſt leider meine Gegnerin!“

Emma zuckte die Achſel. Dann, indem ſie mit einem Blick der Schalkheit aufſah, erwiderte ſie: „Wollen wir auch einmal ernſthaft reden, Herr Profeſſor?“ Und ohne ſeine Antwort abzuwarten, fuhr ſie fort: „Im Grunde ſind wir einerlei Meinung. Die Unterhaltung zwiſchen Herren und Damen könnte wohl intereſſanter ſein, als ſie gewöhnlich iſt. Man geht dem ernſthaften Geſpräch allzuſehr aus dem Wege: das iſt gewiß, und das fällt auch uns Frauen auf. Ich kann verſichern, ich habe mich in Geſellſchaft ſchon öfters gefragt: aber warum reden die Leute denn nicht beſſere Dinge? Es ſind ja doch lauter geſcheidte Leute!“

„Sehr gut“, rief der Profeſſor; obwohl ich das „lauter“ ſtreichen möchte. — Warum? — Haben Sie darauf ſchon zu antworten geſucht?“

„O ja“, rief das Mädchen; „ich habe meine Antwort!“

„Sie machen mich neugierig! — Nun alſo — warum?“

„Weil“, verſetzte jene, die Männer nicht thun, was ihnen zuſteht!“

„Ah!“

„Weil die Männer den Frauen nicht hülfreicher entgegenkommen! Weil ſie nicht mitbringen in die Geſellſchaft, was ſie mitbringen könnten; weil ſie das, was ſie wiſſen, nicht ſo vorbringen, daß wir Frauen es begreifen und gerne hören! Weil ſie ganz und gar ihre Aufgabe vergeſſen haben, uns zu leiten und zu ſich zu erheben! Weil ſie keinen wahren Ehrgeiz und keinen Muth mehr haben! Weil ſie träge, zaghaft, ſchwach geworden ſind!“

Der Profeſſor lächelte curios. „Nun“, ſagte er zu Alfred, „was ſagen Sie dazu?“

Unſer Freund hatte das Mädchen, die nicht ohne Ernſt und Nachdruck, aber doch mit offenbarer Freiheit des Geiſtes ihren Ausfall gemacht hatte, mit ſichtlichem Antheil gehört. Er ſagte jetzt: „Ich muß dem Fräulein Recht geben!“

Jener machte große Augen. „Sieh' ſieh'!“ rief er; „Recht geben!“ Und zu Emma gewendet, fuhr er fort: „Sie wollten vorhin eine Verläumdung darin ſehen, Fräulein, daß ich Sie gefährlich genannt habe! Erkennen Sie ſich ſelbſt! Sie ſind es mehr, als ich geglaubt! Sie haben mir im Nu einen Bundesgenoſſen entführt, auf den ich mit der vollkommenſten Sicherheit rechnen zu können glaubte! Alfred Mühlenberg, der gefürchtete Ankläger der ſchönen Welt, der Schrecken einflößende Kritiker iſt hingebend, ſchwach — zahm geworden! — Ich hab' ihn für ehrlich gehalten — für ehrlich um jeden Preis! — und er iſt galant, wo nicht gar —“

Emma hatte den Aſſeſſor, als er zuſtimmte, freundlich angeſehen. — Nun, jenen unterbrechend, ſagte ſie zu ihm: „Ich hoffe, Ihre Zuſtimmung iſt ehrlich!“

„Vollkommen“, erwiderte Alfred. — „Die Gerechtigkeit zwingt mich, Ihnen Recht zu geben!“

Der Profeſſor ſah in die Höhe, daß ſeine Stülpnaſe gerade auf den Plafond zielte. „Unbegreiflich“, rief er. „Die wenigen Worte, die das Fräulein geſagt hat, vermochten Sie umzuſtimmen, und eine ſo tiefgewurzelte Ueberzeugung —“

„Ein einziges Wort“, verſetzte Alfred, „wenn es wahr iſt, klärt über bisheriges Unrecht auf, und wir müſſen es abwerfen!“

„Das iſt ja nicht zu glauben!“ rief jener beinahe entrüſtet.

„Sie ſehen“, fuhr der Bekehrte mit Lächeln zu Emma gewendet fort, „wie es ſteht! Wir Beide haben allerdings mehr als einmal über unſere Aſſembleen, Soireen u. ſ. w. zuſammen abgeurtheilt. Wir haben darin viele öde Stunden verlebt und uns hinterdrein entſchädigt durch die beißendſten Bemerkungen. Männer vom Scheitel bis zur Sohle, d. h. wie ich zu merken anfange, große Egoiſten, haben wir das Uebel ganz und gar aus der Eigenheit der jetzigen Frauen abgeleitet. Aber haben wir gegen dieſe unſere Pflicht erfüllt? Haben wir ſie auf ergiebigere Felder der Unterhaltung zu leiten geſucht? Haben wir ihnen das, was ſie intereſſant finden ſollten, auf intereſſante Weiſe vorzutragen und zu geben getrachtet? Ich meinerſeits bekenne, daß ich dies nach Möglichkeit verſäumt habe!

Und ich bin jetzt um ſo mehr von Scham und Reue erfüllt, als ich überzeugt bin, daß wir durch das entgegengeſetzte Verhalten Gutes gewirkt, Freude gehabt und verdient hätten.“

„Vortrefflich“, rief Emma mit einem Lächeln des Beifalls.

„Und dann“, fuhr Alfred mit Ernſt fort, „kommt noch etwas in Betracht. Wir Männer vergeſſen allzugern, was wir können und wiſſen! Wir verſäumen, aus allgemein anerkannten Wahrheiten die nothwendigen Schlüſſe zu ziehen, und laſſen nun auch die Pflichten unerfüllt, die uns aus ihnen erwachſen. Die Männer der Wiſſenſchaft ſind darüber einig, daß wir uns gegenwärtig in einer Zeit des Uebergangs befinden zu einer Epoche, welche die bisherigen Gegenſätze einer Ausgleichung entgegenzuführen hat. Was liegt nun wohl näher, als daran zu denken, daß auch die Geſchlechter, die in Erziehung und Thätigkeit bis jetzt ſo verſchiedene Wege gegangen ſind, geiſtig mehr zuſammenkommen und ſich künftig nicht nur ergänzen ſollen durch Erfüllung entgegengeſetzter Pflichten, ſondern auch durch den Austauſch ihrer Vorzüge? Was liegt näher, als ſich zu ſagen: die Frauen werden heutzutage, ſo weit Natur, Sitte und Beſtimmung es erlauben, auch in jenen Sphären bekannter zu werden trachten, die bisher für die Männer allein da zu ſein ſchienen; — die Frau wird dem Mann eine Gehülfin ſein wollen auch da, wo ſie ſich bis jetzt in Unmündigkeit gehalten ſah!"

„Sehr gut!" rief das Mädchen mit allen Zeichen der Anerkennung.

„Iſt dies", fuhr jener fort, „als zeitgemäß anzunehmen, dann ſind die Männer doppelt verpflichtet, den Frauen entgegenzukommen und ſie in die Sphären, zu welchen man ihnen bis jetzt keinen Zugang gelaſſen hat, einzuladen! Die Männer ſind im Beſitz, ſie verfügen über die Schätze einer bis jetzt ausſchließlich betriebenen Cultur, ſie müſſen das Thor des Gartens öffnen, in welchem die Früchte, deren Genuß zum geiſtigeren, gehaltreicheren Verkehr befähigt, wachſen und reifen! Wenn es zu dieſem Verkehr nicht kommt, dann tragen die Männer die bei weitem größere Schuld, denn ſie verſäumen das Nächſtgebotene und Leichte: durch Vorhaltung ihrer ſchönen Beſitzthümer das Verlangen zu erregen, — den Strebenden die Hand zu bieten, die Sehnenden zu erquicken, und dafür den Lohn zu empfangen einer Erfriſchung und Belebung ihres innerſten Weſens, deren ſie ſelbſt ſo dringend bedürfen!"

„Bravo! — Bravo!" rief Emma mit einem Blick freudiger Achtung auf den Redner; „das iſt ein Wort zu ſeiner Zeit!"

„Ein rhetoriſches Kunſtſtück iſt's!" rief der Profeſſor, ordentlich mit einer Röthe des Zorns. „Ein Phantaſiegebilde, gezeugt von dem Geiſte der Galanterie, der zu ſagen trachtet, was man zu hören wünſcht! — Unſere Schönen lieben ſich ganz andere Gärten, als worin die Früchte der Erkenntniß wachſen! Seit der Altmutter Eva der Biß in den berühmten Apfel ſo ſchlecht bekommen iſt, halten ſie ſich von Allem, was ihnen die Augen aufthun könnte, mit heiliger Scheu fern, und ſogar die Neugier iſt ihnen in dieſer Beziehung entſchwunden, was viel heißen will! — Sie, Renegat, glauben plötzlich, das Frauengeſchlecht beſtände aus lauter Ausnahmen! Wenn Sie aber der regulären Maſſe von ihren Früchten bieten wollen, in wie zierlichen Körben immer, ſo wird man Ihnen den Rücken kehren und ſie werden beforbt nach Hauſe gehen! — Gehen Sie doch dahinein", fuhr er, auf die bunte Verſammlung deutend, fort, „und verſuchen Sie Ihre Künſte!"

„Alles", verſetzte Alfred mit beſcheidenem Lächeln, „hat ſeine Art und Weiſe — ſeinen Ort und ſeine Zeit."

„So iſt's", fügte Emma hinzu. „Für jetzt handelt ſich's nur um den Grundſatz; das Uebrige findet ſich bei Gelegenheit. — Sie", fuhr ſie zu Alfred gewendet fort, „haben geſprochen, wie ich ſchon lange gern einen Mann hätte reden hören! Und wenn Sie bis jetzt unter den Sündern geweſen ſind und unſerem Geſchecht Unrecht gethan haben, ſo macht Ihnen die rückhaltloſe Bekehrung um ſo mehr Ehre."

„Es iſt ein Abfall!“ rief der Profeſſor. „Ein Abfall!“ — Und mit dem Zeigefinger drohend, ſetzte er zu Alfred hinzu: „Ich hab' Ihnen aber auch nie ganz getraut!“

„Sie ſind ein Verſtockter!“ entgegnete Emma mit glücklichem Lächeln; „wenn Sie die Wahrheit erkennen, widerſprechen Sie noch!“

Der Acceſſiſt hatte bis jetzt ſchweigend dageſtanden, indem er dem Gang des Geſprächs aufmerkſam folgte. Seine Züge, die zuerſt behaglichen Antheil ausdrückten, waren allmälig ernſter geworden, und zuletzt hatte er mit einem eigenen Blick für ſich hingeſehen. Nun wandte er ſich zu Emma und ſagte: „Mein Fräulein, erlauben Sie mir eine Bemerkung — eine „faktiſche Berichtigung“! Sie urtheilen über unſern Freund Mühlenberg nicht ganz correct. Sie thun ihm Unrecht, wenn Sie glauben, daß er ein Gegner des weiblichen Geſchlechts überhaupt geweſen ſei! Das war er durchaus nicht. Nur von den Töchtern höherer Stände hat er gemeint, ſie könnten geiſtreicher, offener und liebenswürdiger ſein. Von ihnen fühlte er ſich zuletzt abgeſtoßen und zog ſich möglichſt aus ihren Kreiſen zurück. Aber um ſo empfänglicher war er für die Vorzüge der Kinder der Natur und bürgerlichen Sitte. — In dieſem Kreiſe hat er geſucht und glücklich gefunden!“

Alfred zuckte bei dieſen Worten, und eine leichte

Röthe ging über ſeine Wangen. Das klare Geſicht Emmas färbte ſich, und ſie rief: „Ah!“

Es kam ihr offenbar unerwartet, was der Acceſſiſt ihr mitzutheilen für gut fand! Aber der Effect der Ueberraſchung dauerte nur einen Moment. Mit ruhig freundlichem Antheil — mit einer edlen Gutmüthigkeit in Blick und Ton ſagte ſie zu dem Acceſſiſten: „Nun? — Wenn es kein Geheimniß iſt —?“

„Für keinen ſeiner Freunde mehr!“ erwiderte der Vertraute. „Ein Herz iſt ſein mit allen Schätzen einer lebensvollen, liebenswürdigen Natur! Eines der anmuthigſten Weſen, die ich kenne!“

Emma nickte und ſagte zu Alfred: „Nehmen Sie meinen Glückwunſch! — Aber nun“, ſetzte ſie mit einem freundlichen Blick aus ihren blauen Augen hinzu, „nun wundert mich ihre Bekehrung nicht! Die Glücklichen ſind billig. Und von der Freude, welche die Eine im Herzen erweckt hat, müſſen auch die Andern Vortheil ziehen!“

Der Profeſſor, mit halbgeſchloſſenen zwinkernden Augen und einigermaßen ſarkaſtiſchem Ausdruck fixirte den Aſſeſſor. „Sie ſehen aus“ bemerkte er, „als wenn Ihnen die Berichtigung, die Herr von Langen in Ihrem Intereſſe gegeben hat, nicht ganz genehm wäre!“

Alfred mit einem Tone, der eine Mißbilligung nicht verläugnete, ſagte: „Ich weiß auch wirklich nicht, ob das der Ort —“

„Ein öffentliches Geheimniß auszuſprechen“, rief der Profeſſor, „und noch dazu ein glückliches? — Ich habe Antonie nur einmal geſehen — aus Neugierde! Aber ich muß das Urtheil unſeres Freundes ganz und gar unterſchreiben!“

Der mit ſeiner Liebe ſo unerwartet ans helle Tageslicht Gezogene konnte nicht umhin, die Achſel zu zucken.

Emma betrachtete ihn mit einem Geſicht, dem Antheil und Güte einen eigenthümlich ſchönen Glanz gaben. „Es iſt Ihnen nicht ganz recht, daß man ein Verhältniß, welches Ihnen theuer iſt, unerwartet ins Geſpräch gezogen hat! Ich begreife das! — Aber nachdem es geſchehen, verſöhnen Sie ſich damit. — Es gibt kein edleres Kleinod — keinen höheren Beſitz, als die Liebe eines edlen Herzens; und nichts Rühmlicheres können wir von einem Manne erfahren, als daß er ſie gefunden hat!“

Ein Geräuſch im Nebenſaal machte ſie aufſchauen. „Man rüſtet zum Abendeſſen“, ſagte ſie, „und ich hab' vorher noch mit unſerer Wirthin zu ſprechen. — Adieu, meine Herren!“

Mit einem freundlichen Neigen des Hauptes entſchwand ſie und miſchte ſich in die Verſammlung in der Mitte des Saales.

Der Profeſſor, nach einem leichten Nicken, entfernte ſich ohne Worte, wie er dies zu thun pflegte. — Alfred war mit dem Acceſſiſten allein.

„Mein Freund“, begann der Letztere mit ernſter Miene, „was ich gethan habe, das hab' ich mit Fleiß gethan! — Nimmſt Du mir's übel?“

„Nein“, erwiderte Alfred nach kurzem Schweigen. „Du haſt recht gethan!“

„Mein Zweck war gut“, fuhr Jener fort.

„Er heiligt das Mittel“, ſetzte Alfred hinzu. Dann ſagte er: „Dieſe Emma Franke iſt in der That gefährlich. Mit der Stimme eines Mädchens redet ſie wie ein Mann — und lächelt wie eine Fee. Man kann nicht einmal ſagen, daß ſie gar zu geſcheidt ſei und gar zu ſicher; denn ſie benimmt und giebt ſich mit der friſcheſten Weiblichkeit. Und ich bin ſo ein ſenſibler Narr: alles Auffallende frappirt mich! — Recht haſt Du gehabt, mein Freund, und ich danke Dir! — Für ſolche Menſchen, wie ich einer bin, iſt's am beſten, wenn ſie gebunden ſind — und nicht mehr anders können!“

Unſer Freund wählte ſich zur Tiſchnachbarin jene ältere Bekannte, mit der er über die Sonate geſprochen hatte. Ihre Unterhaltung fing lebhaft an, gerieth aber bald ins Stocken; und die muntere Frau ſagte endlich mit Lächeln: „Sie ſind abweſend!“ — „Abweſend?“ entgegnete der Beſchuldigte — und ſchüttelte faſt unwillig den Kopf. — „Läugnen Sie nicht“, fuhr jene mütterlich fort; — „ich verzeih's Ihnen!“

Ein ungehörter Seufzer entrang ſich der Bruſt Alfreds. — Streng verſagte er ſich, auf die benachbarte Tafel zu blicken, wo Emma neben einem älteren Herrn ſaß. Einmal that er's in Selbſtvergeſſenheit doch und ſah die reinen Züge in einer Freude glänzen, wie ſie nur das beſte Herz fühlen kann. „Was gelingt doch der Natur“, ſagte er zu ſich, „wenn ſie einmal recht freigebig iſt!“

Nach geendetem Souper nahm er bald Abſchied und verließ das Haus allein.

Er ging am Stadtgraben hin wie jenes erſtemal, wo er zufällig ins Dorf gelangte und Antonie kennen lernte. Die Zeit, wo er in ihrem Hauſe Geſellſchaft antraf, war noch nicht vorüber; aber es wäre ihm jetzt unmöglich geweſen, ſie zu ſehen.

Er blieb in der Allee, die am Graben hinlief und faſt um die ganze Stadt führte.

Die Nacht, welche der Schein des eben aufgegangenen Mondes matt erhellte — das Säuſeln der Blätter, die ein fächelnder Luftſtrom aus Oſten bewegte — das tiefe Schweigen ringsumher ſtimmte zu ſeinen Gefühlen. Die Gedanken, die in ihm aufſtiegen, blieben Geheimniß — Niemand konnte ſie auch nur ahnen; und ſo ließ er ſie denn gewähren und folgte dem Reiz, der ihn unwiderſtehlich zu dem neuen Bilde zog.

„Welch' ein Geſchöpf“, rief er für ſich ſelbſt. „Sie iſt ſo klar, und hat offenbar alle Kenntniſſe, die ein Mädchen heutzutage beſitzen kann; und doch iſt Alles nur ein Spiel für ſie. Sie iſt eine Natur, und das Beſte und Schönſte kommt nur aus ihr ſelber! — Schönheit der Seele! Göttliches Geſchenk!“

„Welch' ein Genuß müßte es ſein, mit ihr über die Meiſterwerke unſerer Dichter zu reden! Wie intereſſant, wenn ſie von etwas nicht angeſprochen wäre, ihre Gründe zu hören! — Sie liebt nur das Beſte — das kann gar nicht anders ſein! — Mit ihr könnte man ſich verſtändigen! Von ihr könnte man lernen!“

Er ſchwieg und ging ſtill weiter. Auf einmal rief er auffahrend: „Es iſt wahr, es iſt wahr, ſie iſt diejenige, die ich mir immer gedacht habe als die Meinige! Es iſt wunderbar, es iſt kaum zu glauben, wie hier beiſammen iſt, was ich mit einander zu verlangen die Anmaßung hatte! — Sie ſcheint noch frei zu ſein; und was ſo ſelten in der Welt iſt; die Erfüllung des kühnſten Wunſches der Seele, ſie wäre möglich, wenn ich nicht, einem Verhängniß folgend, meine Freiheit hingegeben hätte! — Da bei dem guten Mädchen ſo vieles dagegenſprach — warum hab' ich nicht widerſtanden? Warum hab' ich mich nicht im Zaum gehalten? Warum hab' ich aus dem Spiel Ernſt, heiligen Ernſt gemacht?“

Er athmete tief, wie Einer, der unter einer Laſt ſeufzt, die er ſich ſelber aufgeladen hat. — Der Brief der Mutter kam ihm ins Gedächtniß, und eine Röthe ſtieg ihm ins Geſicht. Wie ſicher hatte er die Ausſprüche der Erfahrung, der Welt- und Herzenskenntniß abgewieſen! Jetzt hatte ſie Recht bekommen — er war überführt — und er durfte es nicht geſtehen! Er mußte die Gründe aufrecht erhalten, an die er nicht mehr glaubte, und ſich denen entgegenſetzen, welche die ſeinigen geworden!

Die Phantaſie, der er die Zügel gelaſſen hatte, und die nun mit ſchauernder Luſt ein verbotenes Bild um's andere erzeugte, ſtellte ihm die beiden Geſtalten vor die Seele. Und mit jenem diaboliſchen Hange, den Erfahrene kennen, nahm ſie der einen die Zauber, die bisher an ihr gewirkt hatten, um an der andern alle glänzen zu laſſen. Neben der Poeſie ſtand die Proſa! Neben dem ſtrahlenden Reichthum die Beſchränktheit! — Unwillkürlich traten ihm Scenen, die er im Hauſe der Entzauberten mit angeſehen hatte, vor die Seele: ſie wirkten grob, um nicht zu ſagen, roh auf ihn und verletzten ihn! — Die feineren geſelligen Formen, die ihn früher gelangweilt hatten, jetzt, mit Gehalt und Leben erfüllt, erſchienen ſie ihm als die rechten, unentbehrlichen Ausdrucksweiſen eines höheren Verkehrs! — Sein Geiſt, krampfhaft erregt, ging hin und her und verglich und prüfte! Er ſah die Eltern der Toni, die Geſchwiſter, die Verwandten; — er dachte ſie ſich als die ſeinen — ein Gefühl der Scham ſtieg in ihm auf, der Scham und der Reue — und eine Angſt ergriff ihn — —

Aber das brachte ihn zur Beſinnung! Er blieb ſtehen, erhob ſein Haupt indignirt und ſtampfte den Boden, daß es ſchallte. Und laut, möglichem Gehörtwerden trotzend, rief er: „Was bin ich für ein Wicht! Schmach und Schande! — Das Unmögliche ſich vorzuſpiegeln und dem Nothwendigen entfliehen zu wollen, es iſt ſinnlos — ehrlos! Was da! Ich hab's gewollt — und jetzt will ich's haben!“

Er ſuchte der Einbildungskraft das Handwerk zu legen, und im erſten Zorn gelang es ihm. Dann aber tauchten die Bilder von neuem auf; verſcheucht kehrten ſie wieder — und wieder und immer wieder!

Die Hetzjagd, die ſich in ihm vollzog, machte ihn matt und müde. — Kopf und Herz, zuletzt ſtumpf geworden, glichen einer Wüſte.

Endlich durch ein Thor in die Stadt tretend, ging er auf weitem Weg ſeiner Wohnung zu. Es war ein ſeltſam ſchauriges Gefühl. Die Nacht mit dem Schein des abnehmenden Mondes — das Schweigen auf den Straßen, nur hier und dort unterbrochen durch das Plätſchern eines Springbrunnens und die hallenden Tritte eines einſam Heimkehrenden — und er, hinwandelnd durch die Häuſerreihen mit dem ſtillen Beben der Verzweiflung im Herzen! —

Obwohl es ihm wie Blei in den Gliedern lag, konnte er doch lange nicht ſchlafen. Sobald das Bewußtſein ihn zu verlaſſen begann, fuhr er, wie von einem Dämon geſchreckt, wieder auf, um troſtlos im Dunkel umherzuſehen; — und dieſes Spiel wiederholte ſich bis gegen Morgen, wo der gequälte Geiſt der Müdigkeit endlich erlag und die Natur ihr Recht erlangte.

VI.

Spät erwachte er. Es war ihm, als ob ein ſchwerer Traum ihn geängſtigt hätte. — Sich beſinnend, erkannte er die Lage der Dinge; aber am lichten Morgen übte ſie nicht mehr die tragiſche Wirkung. Es war doch ein Traum! Ein Anfall auf ſeine Seele, die ſich verwirren, erſchüttern ließ, wie im Traum! — Nun ſollte ſie aber wachen, ihre Freiheit und ihre Herrſchaft behaupten!

Er kleidete ſich an, frühſtückte und erwog, in ſeiner Stube auf- und abgehend, das geſtern Erlebte mit Ruhe. Die Geſtalten Emma's und Toni's traten wieder vor ſeine Seele; aber anders waren ſeine Gefühle — und anders nun auch die Anſchauung! Jene hatte etwas Vornehmes — eine Ueberlegenheit, Selbſtgenügſamkeit und Herablaſſung, die ihn, den Stolzen, beinahe verletzten, während die gute Toni mit rührender Innigkeit zu ihm hinanſah. Die Ahnungsloſe ſollte beraubt werden! Sie war in Gefahr, das Liebſte — das ganze Glück ihres Lebens zu verlieren; Mitleid, Güte, Großmuth erhoben ſich in dem Herzen des Mannes, und er rief: „Nein, das ſoll Dir nicht geſchehen! Mit ſolchem Undank ſoll Deine Hingebung nicht belohnt werden! Du biſt meine Geliebte, mein gutes Kind, mein warmherziges Mädchen — Du ſollſt mein Weib werden!“

Im Grunde hatte er ſich geſtern vor Niemand etwas vergeben, als vor ſich ſelber. Ein Gefühl war über ihn gekommen, das ihn niederwarf; aber man erſteht von einer Seelenohnmacht wie von einer leiblichen, und geht wieder gekräftigt und geſund die gewohnten Wege.

Mit klarem Geiſt und ordentlich mit Freudigkeit begann er ſein Tagewerk. Er arbeitete mit ſteigendem Intereſſe und ſich zu Danke, verbrachte die Mittagsſtunden wie gewöhnlich und wanderte Abends zur Geſellſchaft, die er ſchon beiſammen antraf.

Den Tag vor dem Feſt in der Villa hatte er als möglich hingeſtellt, daß er ſpät noch erſcheinen könnte. Toni, nachdem ſie ihn freundlich gegrüßt, ſagte bedauernd: „Sie ſind geſtern nicht mehr gekommen? — Die Herren haben gewartet bis nach elf Uhr!“ — „Ich war zu müde“, verſetzte Alfred; „es ging nicht mehr.“ — „War's recht ſchön?“ fragte das Mädchen; — „ſind Sie recht vergnügt geweſen?“ — „Durcheinander“, entgegnete er; „wie man ſich eben in ſolchen Geſellſchaften unterhält. Es war intereſſant; aber —“ — „Bei uns iſt's gemüthlicher!“ rief der Hauptmann und erhob ſein Glas, um mit ihm anzuſtoßen.

Man war vergnügt; man plauderte und trank;

das Paar drückte ſich die Hände und blickte ſich zärtlich ins Auge — es war Alles wie ſonſt. Allmälig aber wurde Alfred ſtiller; und endlich ſaß er ſtumm, in ſich gekehrt, von der Außenwelt völlig abgewendet da.

Toni, die ab- und zuging, traf ihn einmal allein. Sie betrachtete ihn von der Seite, legte die Hand auf ſeine Schulter und flüſterte: „Woran denkſt Du?“

Erſchreckt fuhr er auf. Er ſah ſie an, lächelte erröthend, verlegen, mit einem Beſtreben, zärtlich zu ſein, und ſagte: „An nichts!“

Toni ſah ihn verwundert — befremdet an und ſchüttelte den Kopf.

Alfred, erkennend, daß er einem möglichen Argwohn entgegentreten müſſe, fuhr fort: „Ich hab' dieſe Nacht wenig geſchlafen und fühle mich ziemlich angegriffen. Nimm mir's nicht übel, daß ich heute langweilig bin; morgen iſt's wieder anders!“

Das Nichts, an das Alfred gedacht hatte, war Emma. Unwillkürlich hatten ſeine Gedanken zu ihr den Lauf genommen, und ſie war ihm jetzt nicht vornehm erſchienen, ſondern im ſchönſten Licht idealer Weiblichkeit. So ſtand ſie vor ſeiner Seele, als Toni ihm auf die Schulter klopfte und ihn wach rief.

Man begreift ſein Benehmen. — Er erfuhr aber dabei etwas ganz Neues! Das „Du“ von den Lippen Toni's, das ihm ſtets hold, überaus reizend geklungen, diesmal hatte es eine gemiſchte Empfindung in ihm erregt! —

Er hatte noch keineswegs geſiegt, der gute Freund! — Es warteten ſeiner noch Kämpfe — und er hatte mehr Feinde in ſeinem Innern, als ihm bekannt war!

Er erſchien am andern Abend und ſo die folgenden und erfüllte die geſelligen Pflichten des Liebhabers und Freundes gewiſſenhaft. In ſeinem Benehmen war aber eine Abſicht und eine Methode, die ſich fühlbar machte. Er zeigte ſich aufmerkſamer und war mit Blicken und Händedrücken gegen Toni freigebiger als ſonſt. — Für äußerliche Beobachtung ſchien ſeine Neigung gewachſen; aber wer ins Innere zu ſehen vermochte, der erkannte den guten Willen und — den Schein!

Dem natürlichen Mädchen konnte ſich das auf die Länge nicht verbergen. Sie fühlte: Das geht nicht mehr von Herzen wie ſonſt! Das iſt keine rechte Freude, keine rechte Liebe! Das iſt nur ſo gethan! — —

Als ſie dies zum erſtenmal erkannte und es ſich ſagen mußte, ſtrömte ihr das Blut ins Geſicht. Ihr Herz klopfte — Schmerz ergriff, ſchwere Bangigkeit ängſtigte ſie. Aber dann erhob ſich in ihr ein Stolz und die ſchönen Lippen verzogen ſich bitter. „Wenn's ihm nicht mehr Ernſt iſt", ſagte ſie, „wenn er ſich nöthigen muß, dann — —"

Doch — ſie konnte ſich irren, und ſie wollte nicht zu raſch urtheilen! — Man iſt ſich nicht immer gleich! Man kann auch in der Liebe nicht immer gleich ſein!

Die Liebe ſchwindet und geht manchmal aus — aber ſie kommt wieder!

Die Gute wollte warten, bis ſie dem Geliebten wieder kam.

Und ſie kam freilich wieder! — Alfred, wenn er das liebe, friſche Kind erblickte, ſah ſie auch wieder erfreut an, von Herzen erfreut! Und dann gingen auch die zärtlichen Worte, die er ſprach, von Herzen und wirkten beglückend, verſöhnend!

Trotzdem ging es abwärts. Die Momente, in denen wirkliche Empfindung ſprach, wurden ſeltener, und die übrigen wurden ausgefüllt mit Höflichkeit. Dieſe war aber für das Herz, das Liebe verlangen konnte, kränkend auch da, wo ſie mit Wärme ſich in den Formen der Liebe zu geben ſuchte. Ja, die Güte und die Großmuth, die den nicht mehr Liebenden antrieben, ſich liebevoll zu benehmen, verletzten, wenn ſie gefühlt wurden, eben am ſchmerzlichſten.

Alfred war von leichtempfänglichem, reizbarem Herzen; aber er hatte ein Gewiſſen und ein lebhaftes Gefühl von Ehre. Dem Mädchen treu zu bleiben, mit dem er das Geſtändniß der Liebe getauſcht hatte, das erſchien ihm als heilige Pflicht. Er kämpfte gegen das Schwinden ſeiner Neigung unermüdlich, hartnäckig. Er hoffte, was geweſen ſei, könne wieder werden! Er ſagte ſich, daß ja die Geliebte nicht anders geworden ſei — daß auch das jetzige Schweigen ſeiner Gefühle eine Krankheit ſein könne, von der eine Geneſung möglich wäre!

Allein er erfuhr nun, was ſchon ſo Mancher erfahren: daß ſich Vieles machen und erzwingen läßt in der Welt, und im Grunde mehr, als man glaubt — nur nicht die Natur und der Wonnedrang der Herzensneigung!

In Toni mußte ſich endlich die Ueberzeugung feſtſtellen, daß Alfred gänzlich umgewandelt ſei, und daß es mit ihnen aus wäre!

Zu Allem, was ſie an ihm bemerkt hatte, kam noch ein Umſtand, der von ihr nicht überſehen werden konnte. Er gab ihr kein Buch mehr und ſprach nicht mehr mit ihr über Bücher. — Er ſelbſt redete ſich ein, er thue dies, um ſie nicht zu ermüden, nicht zu beläſtigen! Sie aber ſagte ſich: „Er giebt mich auf! — er liebt mich nicht mehr, und nun iſt's ihm einerlei, ob ich was lerne, oder nicht!“

Trotz der Gutmüthigkeit, die ihr überhaupt eigen war, und trotz der Liebe, die noch in ihr lebte, verlor ſie nun doch die Geduld. Auf eine übertriebene Artigkeit, die er ihr eines Abends ſagte, rümpfte ſie den Mund und machte eine Bewegung mit den Händen, die deutlich ſagte: „Laß mich mit ſolch' fadem Gered' in Ruh!“

Alfred ſchaute ſie an. „Was iſt Dir?“ ſagte er. „Du biſt eigen ſeit einiger Zeit — Du biſt anders geworden!“

Mit einer Bitterkeit, die nicht ohne nobeln Ausdruck war, entgegnete ſie: „Ich? — Ich bin dieſelbe geblieben, ſo lang es möglich war! Aber Sie ſind anders geworden, Herr Aſſeſſor!“

Nachdem ſie die letzten Worte ſcharf betont hatte, warf ſie ihm einen Blick voll ſchmerzlichen Unwillens zu und ging hinweg.

Alfred ſah ihr nach — erſtarrt.

Das nicht mehr geliebte Mädchen hatte in ſein Herz geſehen, und ihr Geſchick lag vor ihren Augen.

Was ſollte er thun? — Er hatte ſo viel verſucht und es hatte zu nichts geführt; — was konnte jetzt noch geſchehen? — „Etwas kann ich noch thun!“ rief es plötzlich in ihm. „Ich kann handeln! Ich kann ſie zu meiner Frau machen! — Wenn ſie das iſt, dann beginnt ein neues Leben mit neuen Gefühlen und neuen Pflichten. — Giebt's eine Rettung für uns, ſo liegt ſie darin!“

Die Gewißheit, daß er das, wenn er wollte, trotz Allem und Allem konnte, durchgoß ihn mit wahrem Troſtgefühl.

Wie manche Ehe iſt ſchon geſchloſſen worden, dachte er bei ſich, weil ſie geſchloſſen werden mußte — und ſie iſt glücklich ausgefallen! — In der Ehe ſinken gewiſſe holde Gefühle aus der Seele, das Weſentlichſte bleibt und triumphirt. Hier kommt es auf Natur, ausharrende Güte und Treue an. Iſt irgendwo ein nicht zu hebender Mangel, ſo fügt man ſich in die Nothwendigkeit und wird für die Reſignation tauſendfach entſchädigt.

Ohne Abſchied von Toni, die ſich nicht mehr ſehen ließ, und doch beruhigt, ging er nach Hauſe.

Die Vorſtellung des Möglichen wirkte auf ihn ſo nachhaltig, daß er gegen das Mädchen wieder eines andern Betragens fähig wurde. Als er am nächſten Abend ſie begrüßte, waren Blick und Klang der Stimme bei aller Gehaltenheit ſo herzlich, und die Reden, die er weiterhin an ſie richtete, waren von ſo ehrlicher Empfindung eingegeben, daß die Liebende ſich wieder begütigt, gewonnen fühlte und unvermerkt wieder zutraulich wurde. Das war nicht mehr ſo, wie es früher war; aber ſo konnte es ja nicht bleiben — und jetzt meinte er's wieder gut!

Erhielt Alfred im Grunde damit nur ſein Recht, ſo dachte ſich Toni den Zuſtand ſeines Herzens doch anders, als er war. Aber der Schleier, den die Hoffnung und das neue Vertrauen darauf geworfen hatten, ſollte nun unerbittlich weggezogen werden.

Der Acceſſiſt hatte ſeine Rolle als eine Art Schutzgeiſt unſeres Paares treulich fortgeſpielt. Er hatte den Liebesbund entſtehen ſehen und ſich beſonders dafür intereſſirt; er ſchätzte das Mädchen wahrhaft; er war von Alfred in ſeine ernſtlichen Abſichten eingeweiht, und er hielt die Ausführung derſelben für eine Ehrenſache des Freundes. Geſtatteten ihm ſeine anderweitigen Beziehungen nicht, daß er jeden Abend in der Geſellſchaft verbrachte, ſo benutzte er doch jede Gelegenheit, um Alfred in dem, was er für ſeine Pflicht hielt, zu beſtärken. Mit einem feinen Gefühl legte er gegen Toni im Beiſein des Freundes mehr Achtung an den Tag, als es eben nöthig geweſen wäre: er behandelte ſie durchaus wie ein Mädchen aus der höheren Geſellſchaftsclaſſe! — Und ſo hatte er ſich's nun auch angelegen ſein laſſen, auf diejenige, in welcher ihr eine Rivalin zu erſtehen gedroht hatte, niemals die Sprache zu bringen und ſich auch nicht die leiſeſte Anſpielung auf ſie zu erlauben.

Eine Perſönlichkeit wie Emma konnte aber in der Stadt nicht erſcheinen, ohne Aufſehen zu erregen und mehr und mehr von ſich reden zu machen. Durch die nothwendigen Beſuche bei verſchiedenen Familien wurde ſie immer bekannter, und unter den Männern erklärte man ſie für eine der erſten, ja für die erſte Schönheit der Stadt. Auch unter den Frauen erſtanden ihr Verehrerinnen; und zwar hoben dieſe neben ihrer Anmuth hauptſächlich ihren frohen Sinn — und ihre Beſcheidenheit hervor.

Daß Toni von ihr hörte, daß eine Berühmung ihrer Vorzüge auch an ſie gelangte, konnte nicht ausbleiben.

Eines Abends wurde vom Hauptmann in die Geſellſchaft ein junger Verwandter, ein Lieutenant, mitgebracht, der erſt ſeit einigen Wochen der Garniſon angehörte. Es war ein rothbackiger, hübſcher Jüngling, der vergnügt in die Welt ſah und gerne ſprach. Alfred und der Acceſſiſt waren noch nicht anweſend, der junge Mann glaubte die alten Herren unterhalten zu müſſen, und erzählte ihnen allerlei von Dingen, die, wenn wir ſie hier mittheilten, den Leſern wahrſcheinlich nicht ſo intereſſant erſcheinen würden, als den Zuhörern. Nachdem er zuletzt von der Verlobung der Tochter eines höheren Officiers mit einem reichen Kaufmann Näheres berichtet hatte, ſagte der Oberaufſchläger: „Das Mädchen hab' ich ſchon geſehen! Sapperment, das iſt eine Schönheit!“

Der Lieutenant nickte billigend.

Der Regiſtrator, der ihm gegenüber ſaß, bemerkte: „Seit einiger Zeit ſoll aber eine hier ſein, die ſie ausgeſtochen hat! Die Tochter eines Regierungsraths —“

„Die einzige Tochter des neuen Regierungsdirectors Franke“, verbeſſerte der Wiſſende.

„Haben Sie dieſe ſchon geſehen?“ fragte jener.

Der Lieutenant nickte behaglich. „Mehr als einmal“, erwiderte er.

„Und iſt ſie wirklich ſo ſchön?“

„Meine Herren“, ſagte jener, „ich habe in dieſer Beziehung ſchon Manches geſehen, denn — ich habe mich darnach umgeſehen; aber ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen!“

Die alten Herren legten große Begierde an den Tag, von ihr einen Begriff zu bekommen, und baten den Lieutenant, ſie ihnen zu beſchreiben.

Als ſich dieſer dazu bereit erklärte, obwohl es ſehr ſchwer ſei, kam Toni an den Tiſch. Sie wurde durch den galanten Oberaufſchläger ſogleich eingeweiht und horchte.

Der Lieutenant beſchrieb die Schöne genau: die Geſtalt und die Haltung, das Geſicht mit Augen, Lippen und Zähnen. Er charakteriſirte die Haare, die Augenbrauen und Wimpern, und ſuchte von der Form nicht nur der Naſe, ſondern auch der Ohren der Gefeierten eine Anſchauung zu geben.

Die Hörer ſchienen durch dieſes Detail außerordentlich erquickt, und der Regiſtrator erklärte wiederholt, daß er dieſes Meerwunder auch ſehen müſſe, und ihr zu Gefallen gehen werde.

Toni hatte mit Behagen zugehört. Sie war ohne Neid und fühlte eine gewiſſe Genugthuung, daß eine ihres Geſchlechts die Herren ſo in Eifer bringen konnte, indem ſie ſich vorbehielt, die Begeiſterten mit ihr gelegentlich zu necken.

Der Lieutenant vollendete ſein Bild mit der Erklärung: Alle dieſe einzelnen Schönheiten ſeien es aber noch nicht! Die Hauptſache wäre die Zuſammenſtimmung, die Harmonie! In der ganzen Perſon, wenn ſie in Geſellſchaft ſich unterhalte, liege ein Zauber, den man ſehen und fühlen müſſe, denn beſchreiben könne man ihn nicht. Und dieſes ſchöne Mädchen ſei zugleich ſehr unterrichtet — beleſen — und ohne alle Vornehmheit!

Der Hauptmann ſchüttelte den Kopf mit einer Art von Mißbilligung. „Mein lieber Junge“, ſagte er, „Du übertreibſt! Du ſchilderſt eine Göttin, kein Mädchen! Ich fürchte, ich fürchte, Du biſt verliebt!“

„Fällt mir nicht ein“, replicirte der junge Mann.

„Du biſt verliebt!“ wiederholte jener mit Nachdruck, „Du haſt Dich verrathen!“

Der Lieutenant antwortete mit einem Achſelzucken und einem Lächeln, das ihm Ehre machte. Es bedeutete nämlich: „Und wenn ich's wäre — es würde mir nichts helfen!“

In dieſem Augenblick erſchien Alfred. Er begrüßte Toni, die Geſellſchaft — den Lieutenant, den er hier und dort ſchon geſehen hatte, ſpeciell — und ſetzte ſich. Mit ſelbſtgewiſſer Miene wendete ſich hierauf der Verkannte zu ſeinem ungläubigen Vetter und ſagte: „Jetzt wirſt Du Deine Rede zurücknehmen! — Hier iſt Einer, der ſie auch geſehen hat!“ — Und zu Alfred ſagte er: „Wir ſprechen von Emma Franke.“

Dieſer Name, in dieſer Geſellſchaft ohne alle Vorbereitung ausgeſprochen, traf den Ueberraſchten wie ein Pfeil ins Herz. Er veränderte die Farbe, wußte ſich aber doch ſo ruhig zu halten, daß es nicht auffiel. „Und was hab' ich dabei zu thun?“ fragte er.

„Sie ſollen mir bezeugen, daß es eine Schönheit iſt, die man gar nicht genug loben kann! — Der alte Herr da, mein Vetter, will's nicht glauben!“

Alfred, die Bewegung ſeines Herzens niederhaltend, verſetzte: „Ich hab' ſie ja kaum geſehen!“

Der Lieutenant ſchaute ihn an und lächelte. „Wie“, rief er, „kaum geſehen? Sie haben ja auf der Soirée bei der Präſidentin gerade am längſten mit ihr geſprochen! Sie wurden ja beneidet um die Aufmerkſamkeit, welche ſie Ihnen ſchenkte! Sie haben ja freundliche Blicke erhalten und ſie mit noch freundlichern erwidert —“

Alfred, der bis jetzt mit etwas blaſſem Geſicht dageſeſſen hatte, wurde bei den letzten Worten dunkelroth. Die alten Herren ſahen ihn an, machten ſonderbare Geſichter und kamen ſelbſt in einige Verlegenheit.

Toni war dem kleinen Geſpräch aufmerkſam gefolgt. Die Röthe Alfreds warf eine Fackel in ihre Seele. Sie bezwang den Aufruhr in ihrem Herzen und ſagte zu dem Lieutenant: „Wie lang' iſt denn das her?“

Dieſer, der von dem Ernſt des Verhältniſſes zwiſchen ihr und Alfred keine Kunde hatte, antwortete: „Vierzehn Tage.“

Nun war's klar! Mit ſchrecklichem Licht plötzlich Alles erhellt! — Das alſo war der Grund: er liebte die Andere; und bei ihr zwang er ſich — und es gerieth ihm nicht mehr!

Mechaniſch wiederholte ſie: „Vierzehn Tage!“ und verließ die Stube mit ihrem gewohnten Schritt, als ob ſie ein Geſchäft hinwegriefe. Draußen aber ſtand ſie mit ſchauernder Bruſt. Eine Weile ſah ſie vor ſich hin, verzweifelnd, am ganzen Leibe zitternd; dann erhob ſie den Kopf mit einem Stolz und Unwillen, den man ihr nicht zugetraut hätte. „Bin ich Eine“, rief ſie, „die man um Gotteswillen liebt? — Ich hoffe, ſo weit iſt's noch nicht gekommen mit mir!“

Sie drückte die Lippen zuſammen und nickte mit dem Ausdruck einer Seele, die ihren Entſchluß gefaßt hat.

VII.

Der andere Morgen war für Alfred ſchlimmer, als jener nach dem Abend bei der Präſidentin.

Toni war geſtern noch in die Stube gekommen — ſo viel an ihr lag mit einem Ausſehen und einem Benehmen, als ob nichts vorgefallen wäre. Aber in der Sanftheit ihrer Stimme lag ein Ernſt und eine zurückgehaltene Anklage, die dem Schuldigen das Herz klopfen machte. Er war von ihr abgefallen, ſie wußte es und war ſchmerzlich gekränkt! — Er ſuchte nach und nach mit ihr zu reden, ob er nicht ein Wort der Begütigung ſprechen könnte. Aber ihre Antworten, bei aller Milde, waren ſo kurz und hatten einen ſolchen Klang von Stolz und Nachſicht, daß er nicht den Muth hatte, fortzufahren. Als er zum Abſchied ihre Hand ergriff, lag ſie, die früher den Druck immer ſo kräftig erwiderte, leblos in der ſeinen.

Alles dies kam ihm jetzt wieder ins Gedächtniß. Bei ſeinem Pflicht- und ſeinem Zartgefühl ſah er ſich auf eine Weiſe verſtrickt, daß er eine Löſung nirgends erblickte. Was ſich ihm vorgeſtern noch als eine Auskunft dargeſtellt hatte, das war keine mehr. Troſtlos ſah er umher — troſtlos am hellen Tage — troſtlos bei klarſtem Bewußtſein!

Er begab ſich auf ſein Bureau; — und hier hatte das Schickſal, wenn auch nicht eine Rettung, ſo doch eine zeitweilige Befreiung und Linderung für ihn bereit. Er erhielt eine Commiſſion, die ihn in eine kleine Stadt führte und ihn ungefähr eine Woche dort verweilen machte.

Beim Mittagstiſch theilte er die Betrauung dem Acceſſiſten mit; und nachdem er durch ihn Grüße beſtellt hatte an die Geſellſchaft, fuhr er noch an demſelben Tag an den Ort ſeiner Beſtimmung ab.

Die Geſchäfte, die er zu beſorgen hatte, und die ihn ſehr in Anſpruch nahmen — die Bekanntſchaften, die er machte — die Vergnügungen, an welchen er ſich betheiligen mußte — die Anſchauung neuer, kleinerer und für ihn zum Theil ergötzlich hausbackener Verhältniſſe — Alles das wirkte zerſtreuend auf ihn und nahm den Druck von ſeiner Seele, der ſo ſchwer auf ihr gelaſtet hatte. Die Verwicklung, auf die er am erſten Tag mit verzweifelnder Empfindung geſehen, verlor nach und nach ihre Bängniß. Die Wirklichkeit, aus der Ferne betrachtet, erſchien ihm wie ein Traum und das peinliche Gefühl, das ihn noch hieher begleitet hatte, wandelte ſich in ein ſtill melancholiſches, das auch dem Troſt wieder einen Zugang geſtattete. Ja, es erhob ſich ſogar eine Hoffnung wieder, als ob doch eine glückliche Löſung noch möglich wäre!

Geſtärkt an Leib und Seele und wie von guten Geiſtern freundlich ermuthigt, kehrte er wieder an den Sitz der Regierung zurück. — Es war ein Sonntag. In ſeiner Wohnung angekommen, fand er eine Einladung von der Präſidentin: „Zum Abſchied vom Garten!“ — Es war drei Uhr vorbei, und die Karte lautete auf Vier. Er hatte alſo noch Zeit. In einer Stimmung, wo man für wohlwollendes Entgegenkommen beſonders empfänglich iſt, und in einer Ungewißheit, wo man ſich vom Schickſal gerne leiten läßt, kleidete er ſich um und machte ſich auf den Weg.

Der Tag war ſonnig und hatte die Temperatur eines Sommertags: eben darum hatte die gaſtliche Frau ihren Kreis noch einmal in den Garten geladen! Würde nun die Seele Alfreds noch mehr Trauer in ſich gehegt haben, als es der Fall war, er hätte dem Eindruck des lichten Himmels und den Bildern, die ſich ihm vor Augen ſtellten, nicht widerſtehen können! Auf den Straßen die geputzten Menſchen, die vor dem Thore ſich zertheilten, um an verſchiedenen Orten Erholung und Freude zu ſuchen! Das gelbliche Laub der Bäume im Schein der Sonne glänzend — in der Luft die zugleich feſttägliche und herbſtliche Stille — auf den Geſichtern der Spaziergänger Zufriedenheit und träumeriſches Behagen! Aus weſſen Herzen wäre da nicht das Leid gewichen? — Schauend und ſinnend, mit einer leiſen

Wehmuth im Herzen, die aber etwas Süßes hatte, ging unſer Freund am Graben hin.

Es war nicht eben nothwendig, doch möglich, daß unter den Gäſten ſich auch Emma befand. Allein konnte er ſich's zur Aufgabe machen, dieſem Mädchen fortan auszuweichen? Im Gegentheil, er mußte lernen, ruhig mit ihr zuſammen zu ſein und gelegentlich mit ihr zu verkehren, wie mit jeder andern ihres Geſchlechts.

So ſagte er ſich. Ob aber die Bewegung, die bei dieſen Gedanken durch ſein Inneres ging, nicht noch eine andere Auslegung zuließ, wollen wir nicht unterſuchen.

Die Geſellſchaft befand ſich im Freien, in kleineren Gruppen zuſammenſtehend, oder an Tiſchen ſitzend, die unter Bäume geſtellt waren. Es war ein feiner und reizender Anblick! Die ſchönen und noch ſommerlichen Toiletten der Damen machten auf den Heranwandelnden einen wahrhaft poetiſchen Eindruck. Er wurde an Gemälde erinnert, in denen heitere Meiſter geſelliges Treiben in ſchöner Natur künſtleriſch idealiſirt wiederzugeben wußten!

Als er ſeine Gönnerin und ihre nächſte Umgebung begrüßte, fragte man ihn über ſeine Tour, und er verfehlte nicht, die einfachen Erlebniſſe in ſeinem Bericht durch eine gewiſſe ſatiriſche Würze etwas ſchmackhafter zu machen.

Nach einer Weile entlaſſen, ſchaute er ſich um. Inſtinktmäßig! — Wen ſeine Augen ſuchten, brauchen wir nicht zu ſagen.

Daß ihm die Verſammlung, in der er früher zuweilen ſo öde umhergegangen war, heute ſo anmuthig erſchien, das machte die Seele, die ſie nun erlangt hatte!

Nach längerem Spähen erblickte er die Geſuchte neben einer Baumgruppe — in Geſellſchaft des Acceſſiſten! — Dieſer mußte ihr eben etwas mitgetheilt haben; denn das Mädchen nickte mit Ernſt, wie zu einer gehörten Bemerkung. Auf beiden Geſichtern lag ein gewiſſes Einverſtändniß.

In Alfred ſchoß ein Gefühl der Eiferſucht auf; er empfand ein unwiderſtehliches Verlangen, zu erfahren, wovon ſie geſprochen haben mochten — und ungeſäumt trat er zu ihnen.

Sein Gruß wurde von Emma ohne ein Zeichen der Ueberraſchung, freundlich, aber doch mit einem gewiſſen Bedenken erwidert, das nicht ganz verſchleiert werden konnte.

Alfred, ſie betrachtend, ſagte: „Stör' ich vielleicht? — Sie unterhielten ſich eben, wie es ſcheint —“

„Von einer Stadtgeſchichte“, erwiderte das Mädchen, „die mich wenig erbaut hat. Wir ſind aber damit zu Ende gekommen — und jetzt wollen wir gar nicht mehr daran denken. Der Tag iſt ſo ſchön — und der letzte, wo wir uns hier ſehen!“ — Sie hielt ein wenig inne;

dann, mit einem Lächeln, ſagte ſie: „Eigentlich iſt's Schade! Hier iſt gut ſein!“

„Der Winter“, verſetzte der Acceſſiſt, „bringt wieder andere Vergnügungen und wird dieſes Jahr einen Genuß mehr bieten. — Wir haben“, bemerkte er zu Alfred, „diesmal ein Theater, das ſich ſehen laſſen darf!“ — Dann, zu Emma gewendet, fuhr er fort: „Sie waren in der letzten Vorſtellung! Ging's nicht über Erwarten gut!“

„O ja“, erwiderte Emma. „Aber“, ſetzte ſie mit einem Ausdruck von Entſchuldigung hinzu, „ich liebe das Stück nicht!“

„Wie“, rief der junge Mann; „das Werk eines Claſſikers!“

„Ich urtheile nach meinem Gefühl“, entgegnete das Mädchen, „und ich muß Ihnen geſtehen, der Held des Stückes macht auf mich einen traurigen Eindruck.“

„Wer iſt ſo unglücklich?“ fragte der Aſſeſſor mit einem Verſuch, zu lächeln.

„Goethe's Clavigo“, antwortete der Acceſſiſt ſtatt ihrer. — „Ich bekenne“, fuhr er zu Emma fort, „es iſt kein beſonders trefflicher Charakter!“

„Und doch will er uns intereſſiren!“ entgegnete Emma lebhaft. „Und doch iſt er die Hauptperſon des Stücks! — Verzeihen Sie mir“, fuhr ſie nach kurzem Innehalten gelaſſener fort, „aber ich muß reden, wie ich denke. Dieſer Clavigo iſt kein Mann — gar keiner!

— ſondern lauter Schwachheit! Er liebt und ſchwärmt und iſt glücklich. Dann wird er lau, kalt, und zieht ſich zurück. Dann kommt er wieder und ſetzt ſich wieder in Ekſtaſe, und dann fällt er wieder ab!“ Sie verzog den Mund und ſchüttelte den Kopf mit Geringſchätzung.

„Dafür ſtirbt er aber auch!“ erwiderte der Acceſſiſt.

„Das iſt zuviel Ehre für ihn“, entgegnete ſie. „So Einer ſollte das Leben behalten, damit unſer Urtheil über ihn rein bliebe und nicht durch Mitleid abgeſchwächt würde!“

Jener ſah für ſich hin, wie Einer, dem plötzlich ein Gedanke gekommen iſt. „Sie beurtheilen den guten Clavigo mit einer Bitterkeit“, ſagte er, „die man gar nicht in Ihnen geſucht hätte!“

„Mir iſt nichts fataler“, erwiderte ſie, „als wenn ein Mann, der noch dazu etwas Beſonderes ſein will, unmännlich handelt! Ich geſtehe, das regt mich auf, und ich zeige dann mehr Verdruß, als mir vielleicht zuſteht!“

Alfred ſtand betreten und hatte Mühe, ſeine Faſſung zu behaupten. Lag in dieſen Reden eine Abſicht, oder waren ſie zufällig? Der Klang der Stimme deutete eher auf das Erſtere. Wie dem aber ſei: mit dem Goethe'ſchen Helden war er ſelber verurtheilt! — Sein Herz klopfte, ein Unmuth und ein trüber Stolz erhoben ſich in ihm. Er fühlte, daß er auch etwas ſagen müßte; aber er fand weder ein ernſtes noch ein humoriſtiſches Wort zu Gunſten Clavigo's — und er ſchwieg.

Aus ſeiner Verlegenheit befreite ihn der Profeſſor.

Dieſer hatte die Gruppe erblickt, ging mit geraden Schritten auf ſie zu und rief, ſie betrachtend: „Ernſthafte Geſichter? Wovon iſt die Rede?"

Der Acceſſiſt unterrichtete ihn.

Der Profeſſor nickte. „Ich muß dem Fräulein Recht geben", ſagte er; „und ich geſteh's, ich hab' immer den Schauſpieler bewundert, der dieſen Clavigo einigermaßen erträglich darſtellen konnte. — Aber Goethe hat mehr ſolcher Burſche! Da iſt der Fernando in der Stella und der Weislingen im Götz — es iſt ſchwer zu ſagen, welcher von den Dreien der Schofelſte ſei! — Sogar Wilhelm Meiſter hat noch einen kleinen „Fang" davon, und der Eduard in den Wahlverwandtſchaften tritt an das Kleeblatt wieder ziemlich nahe heran!"

Nun glaubte Alfred das Wort nehmen zu müſſen. „Wenn ein Mann, wie Goethe", ſagte er, „ſolche Charaktere darſtellt, ſo muß das doch eine Bedeutung haben. Ich glaube, er hat die Menſchen geſchildert, wie ſie ſind, — mit den Schwachheiten, die ſie wirklich haben, um uns dieſe begreiflich zu machen. Er läßt uns fühlen, welchem Zauber, welchem Verhängniß die Menſchen erliegen können, und das iſt intereſſant und lehrreich für Alle. Denn am Ende haben alle Schwächen an ſich, und es iſt nicht ſo, daß man die Menſchen in zwei Haufen theilen könnte, wovon dieſe die Starken wären und jene die Schwachen!“

Emma hatte den Sprecher mit ruhigen Augen betrachtet. „Das iſt auch unſere Meinung nicht“, entgegnete ſie. — „Oder —?“ ſetzte ſie zum Profeſſor hinzu.

„Ganz und gar nicht“, rief dieſer mit einer Anwandlung von Lachen. „Ich bin mir eines großen Durcheinanders bewußt!“

„Wir Alle haben unſere Schwächen“, fuhr ſie fort, „das iſt gewiß. Aber es iſt ein großer Unterſchied, ob man die Schwächen bekämpft, oder ob man ſich ihnen hingiebt! Wir Frauen verlangen den Kampf gegen einen unrechtmäßigen Hang, namentlich von einem Mann! Und von Männern, für die wir uns intereſſiren, wünſchen wir, daß ſie nicht einem Clavigo, Fernando oder Weislingen gleichen!“

„Natürlich!“ ſagte der Profeſſor. „Im Grunde ſind dieſe Menſchen pure Egoiſten, und das iſt eben das Fatale an ihnen. Sie ſuchen nur den Genuß: die Stimme der Ehre läßt ſich bei ihnen nicht hören, und jedenfalls wird ſie nicht gehört. Die Lüſternen erblicken etwas Angenehmes — ſie gehen ihm nach. Dann zeigt ſich ihnen eine läſtige Pflicht — ſie ſtutzen. Nun erſcheint ein neuer Reiz, ein ſtärkerer Zauber —

ſie zappeln gefeſſelt. Das iſt natürlich, höchſt natürlich; aber eben darum nicht edel, nicht ehrenhaft —“

„Und beſonders nicht männlich!“ fügte Emma hinzu.

Die Situation Alfreds war ſehr peinlich geworden. Lag in Emma's Worten eine Abſicht, dann waren ſie kränkend und forderten den Widerſpruch heraus. Auf der andern Seite aber mußte ſein Gewiſſen ihr beipflichten, und namentlich konnte er dem letzten Ausſpruch nicht entgegentreten wollen. Wie ſo Mancher in ähnlicher Lage half er ſich nun, indem er eine für ſich günſtige Vergleichung herbeizog. Er verſetzte mit einer Art von Lächeln: „Das iſt freilich wahr; aber man iſt auch ſchon etwas, wenn man blos natürlich iſt; und mir ſind jene natürlichen Charaktere mit allen ihren Schwächen doch unvergleichlich lieber, als die gedrechſelten Tugendideale, die der Poet nach dem Katechismus handeln läßt!“

Der Acceſſiſt fühlte die Noth, aus welcher heraus das geſagt war. Er glaubte, dem Bedrängten zu Hülfe kommen zu müſſen, und ſagte: „Darüber iſt natürlich unter uns kein Streit. Und ich möchte es nun doch unſerm Poeten Dank wiſſen, daß er ſeinen Weislingen, Clavigo und Fernando geſchaffen hat. Wir ſehen, wie Menſchen irren und fehlen können, auch wenn ſie nicht zu den alltäglichen gehören. Wir fühlen die Macht der Lockung, die Gefahr, die phantaſievollen Naturen droht; und wenn die allzu weiche, allzu reizbare Seele erliegt, ſo empfinden wir Antheil, Mitleid —"

„Aber keine Hochachtung!" rief Emma.

Der gute Geſelle ſchaute ſie mit einem kurioſen Geſicht an. „Das freilich nicht", erwiderte er dann.

„Sondern", fuhr das Mädchen fort, „wir empfinden neben Antheil und Mitleid eine ſehr merkbare Geringſchätzung! Und das iſt kein Tugendſtolz, keine übertriebene Härte, ſondern eine höchſt nöthige Gerechtigkeit. Wer nur gerührt iſt und nur Antheil und Mitleid fühlt, der iſt ſehr in Gefahr, dieſe Menſchen gelegentlich nachzuahmen."

„Richtig geſprochen!" rief der Profeſſor. „Unſer Gefühl gegen ſolche Charaktere iſt nicht vollſtändig, wenn nicht auch die entſprechende Mißachtung und Herunterſetzung hinzukommt. Denn wie ſehr unſer Freund Mühlenberg Recht hat, daß ſie beſſer ſind, als gemachte Tugendideale, ſo ſtehen ſie doch hinter Menſchen, die auf natürliche Weiſe ſtark, männlich, edel und erhaben ſind, weit, ſehr weit zurück!"

„Das werden Sie wohl ebenfalls wahr finden!" bemerkte Emma zu Alfred. „Und Sie werden mir am Ende auch Recht geben, wenn ich ſolche ſtarke Menſchen nicht nur auf der Bühne und in Büchern, ſondern auch im wirklichen Leben mehr ſchätze, als jene andern. Ich bin darin ebenfalls ganz natürlich und ſpreche nur aus, was ich bei jeder Gelegenheit immer wieder ſo gefühlt habe."

Dem Angeredeten blieb nichts übrig, als ſich beiſtimmend zu verneigen.

Das Geſpräch hätte nun abgebrochen werden können, denn wenn Emma und nach ihrem Vorgang auch der Acceſſiſt mit ihren Reden einen Zweck verbanden, ſo konnten ſie annehmen, daß er jetzt erreicht ſei. Der Profeſſor aber, der ganz unbefangen war und gern äſthetiſirte und moraliſirte, begann nach kurzer Pauſe wieder: „Es iſt doch eigen. Wir einigen uns ſo leicht darüber, daß man edel handeln ſoll; wir ſehen ein, daß auf dem Wege der Pflicht nicht nur Ehre, ſondern allein auch das wahre Glück zu finden iſt. Und im wirklichen Leben thut man doch mit Vorliebe das Gegentheil davon. Warum das?“

Die Naivetät der Frage rief eine gewiſſe Heiterkeit auf die Mienen. Der Acceſſiſt ſagte: „Darauf ließe ſich am Ende eine Antwort geben!“

Der Profeſſor ſah ihn an und entgegnete: „Sie würden mich durch eine belehrende ſehr verbinden.“

Jener, nach kurzem Beſinnen, erwiderte: „Die edle Handlung, die von uns gefordert wird, tritt in der Regel einer Neigung, einer Leidenſchaft entgegen, die nach Befriedigung trachtet. Sie ſcheidet alſo den Menſchen von ſeinem Glück, ſie muthet ihm eine Anſtrengung zu, und erſcheint ihm doppelt beſchwerlich. Seiner Natur nach will der Menſch glücklich ſein, und zwar ſo ſchnell als möglich. Wenn der erſehnte Gegenſtand nun lockt und die Neigung drängt, ſo läßt man die Pflicht bei Seite und wirft ſich dem Vergnügen in die Arme.“

„Das iſt ein Grund“, verſetzte der Profeſſor; „aber freilich ein ſehr unlöblicher!“

„Es iſt auch nicht der einzige“, entgegnete jener. „Zu dem Reiz des unmittelbaren Glücks kommt noch der größere Reiz des Verbotenen!“

„Ah!“ rief der Gelehrte.

„Wenn das, was natürlich iſt“, fuhr der Andere fort, „zunächſt unſerer Neigung ſchmeichelt, ſo ſchmeichelt es zugleich unſerm Selbſtgefühl und unſerm Stolz. Der Neigung zu folgen, bringt Gefahr; wenn wir es alſo thun, wagen wir etwas und zeigen unſern Muth. Wir fügen uns nicht, wir nehmen uns etwas heraus und beweiſen damit unſere Selbſtſtändigkeit. Kurz, auf dem Wege zum unmittelbaren Glück findet auch die Ehre ihre Rechnung; der Zauber der Ehre verbindet ſich mit dem Zauber des Glücks, und beide zuſammen bilden eine Magie, der die Menſchenſeele nicht immer die nöthige Kraft der Abwehr entgegenzuſtellen in der Faſſung iſt.“

„Die Ehre!“ rief Emma. „Die falſche Ehre! Das Blendwerk!“

„Das aber eben als ſolches blendet, verblendet und zum Irrthum verleitet!“ entgegnete der Acceſſiſt. Nach einer kurzen Pauſe fuhr er mit ſchalkhaft ſchüchternem Lächeln fort: „Will man doch ſogar behaupten, daß das Verbotene mit beſonderer Macht gerade auf das ſchöne Geſchlecht wirke! Daß die Neugierde, zu erfahren, ob das Unterſagte denn in der That ſo gefährlich ſei, ſich eben bei den Frauen am ſtärkſten zeige! Daß ihnen vor den Männern der Stolz eigen ſei, einem erhaltenen Befehl zu trotzen!“

Der Profeſſor, mit dem Geſicht eines Mannes, der gehört hat, was er auch ſelbſt hätte ſagen können, lächelte Beifall. Emma ſchüttelte den Kopf.

„Sie ſcheinen dieſer Behauptung entgegentreten zu wollen?“ verſetzte der junge Mann.

„Allerdings“, erwiderte ſie. „Wenn Sie mir fürs Erſte erlauben, von mir ſelber zu reden, ſo muß ich ſagen, wie es iſt: für mich hat das Verbotene keinen Reiz.“

„Ah!“ rief jener. — „Gar keinen?“ ſetzte er mit ſchelmiſcher Verwunderung hinzu.

„Gar keinen“, wiederholte Emma.

„Das iſt ungewöhnlich!“

„Das iſt ſtark!“ rief der Profeſſor, und Alfred benutzte die Gelegenheit, zu lächeln.

Das Mädchen fuhr ernſthaft und mit einem gewiſſen Eifer fort: „So lang ich einigermaßen zu Verſtand gekommen bin, hat es keinen Reiz für mich gehabt! Und ich bin feſt überzeugt: das können noch viele meines Geſchlechts von ſich ſagen!“

„Im Widerſpruch mit der bisherigen Annahme“, verſetzte der Profeſſor, „wie Sie zugeben werden! Seitdem Eva zuerſt in den Apfel gebiſſen hat, iſt man der Anſicht geweſen, daß vorzugsweiſe das Weib dem Verbotenen hold ſei!“

„Das mag ſein“, erwiderte Emma; „und man mag damit auch Recht gehabt haben; — ſoweit eine Partei gegen die andere Recht haben kann!“

„Allein — ?“

„Es handelt ſich jetzt nicht um das, was ehemals geweſen iſt, ſondern um das, was jetzt iſt!“

„Und Sie glauben, daß ſich das Verhältniß geändert hat?“

„Wenn es früher ſo war, wie die Männer es behaupten“, entgegnete das Mädchen, „ſo hat ſich's geändert!“

„Und wer hat dieſes Wunder gethan?“

„Die Erziehung! — die Bildung! — die Sitte!“

Der Profeſſor ſchwieg einen Moment. Dann ſagte er: „Kann die Erziehung die Natur austreiben?“

„Nicht ſo ganz“, entgegnete Emma. „Das iſt aber auch nicht nöthig. Die Erziehung erweckt in uns eine andere, beſſere Natur mit einem höheren, edleren Ehrgeiz. Dieſe gewinnt die Oberhand und ſie herrſcht.“

Der Profeſſor ſchaute ſie an, ohne ſein Bedenken verhehlen zu können.

Emma fuhr fort: „Sehen Sie die Sache doch, wie ſie iſt! — Denken Sie ſich ein Mädchen, die von ihren Eltern eine gute Natur und eine gute Erziehung erhalten hat. Deren giebt es doch wohl genug?“

„Geben wir's zu“, verſetzte jener.

„Wenn dieſes Mädchen nur einigermaßen begabt iſt, ſo wird ſie ſich eine Regel ihres Verhaltens bilden; ſie wird ſich ſagen, was ſich am meiſten für ſie geziemt, was ihr wohl anſteht und Ehre macht. Sie wird, wenn Sie mir das Wort geſtatten wollen, ſich ein Ideal bilden. Und dieſes Ideal wird vor ihrer Seele ſtehen, ſie wird es lieben, ſie wird ihm treu bleiben, und zu thun und zu laſſen, was es vorſchreibt, das wird für ſie den größten Reiz haben.“

„Sollte!“ wandte der Profeſſor ein.

„Muß!“ entgegnete das Mädchen. „Und warum denn nicht? Warum ſollen wir unſer eigenes Ideal nicht am höchſten halten? Warum ſollen wir nicht angezogen werden durch das, was mit ihm geboten iſt?“

„Weil das Gebotene uns einen Zwang auflegt und unſere Freiheit beeinträchtigt!“ erwiderte der Profeſſor.

„Wir thun es ja aber nicht, weil es geboten iſt, ſondern weil es ſchön iſt und uns Freude macht! Wir thun es gerne!“

Der Profeſſor zeigte ein zweifelvolles Geſicht. „Das würde eine Seele vorausſetzen, die in dem, was Gebot und Recht iſt, immer die Schönheit und das Glück zu erkennen vermöchte und begeiſterungsfähig wäre für dieſe Schönheit! Und das, muß ich geſtehen —“ Er zuckte die Achſel.

„Wollen Sie dem weiblichen Geſchlecht dieſe Fähigkeit abſprechen?“ rief Emma lebhaft. „Dann ſage ich Ihnen, Sie verkennen uns und Sie thun uns unrecht!“ Und mit einem Eifer, wie er uns zu überkommen pflegt, wenn wir unſere innerſten Ueberzeugungen ausſprechen, fuhr ſie fort: „Wir ſind fähiger, als die Männer, unſere Pflichten zu lieben und darin das Glück unſeres Lebens zu finden! Wir ſind genügſam, wir beſchränken uns gern und leicht — wir freuen uns an dem, was uns beſchieden iſt, mit unerſchöpflichem Wohlgefallen. Das iſt nicht die Ausnahme, wie Sie vielleicht denken mögen, ſondern die Regel. Betrachten Sie doch ohne Vorurtheil die gebildeten Frauen — Sie werden mir Recht geben müſſen! Ja, betrachten Sie die Frauen aller Stände! Der Familie zu leben und in der Sorge für ſie aufzugehen, das iſt das Ziel und das höchſte Glück der meiſten! Wahrlich, man ſollte endlich aufhören, jenes alte Märchen zu wiederholen, wonach gerade die Frauen nicht fähig ſein ſollen, dem Verbotenen zu widerſtehen: — es iſt durch die That widerlegt!“

In dem braunen Satyrgeſicht des Profeſſors war ein eigener ernſter Schein aufgegangen; — mit dem Lächeln unwillkürlichen Beifalls rief er: „Im Grunde haben Sie Recht — und ich will mich für beſiegt erklären! — Sie ſollten eine Lehrerin werden! Vorſteherin einer großen Erziehungsanſtalt! Sie fechten Ihre Sätze durch und überzeugen! — Einverſtanden?“ ſetzte er zum Acceſſiſten hinzu.

„Vollkommen!“ erwiderte dieſer.

Alfred ſchwieg. Er hatte zuletzt für ſich hingeſehen und war in dieſer Stellung verharrt. Nach dem Worte des Freundes erhob er das Haupt und richtete auf Emma einen Blick des Beifalls, der unwillkürlich die Art der Zärtlichkeit annahm. Das Mädchen bemerkte ihn — und wurde roth. Dieſer Erfolg ihrer Rede ſchien ihr nicht erwünſcht zu ſein und nicht zu ſchmeicheln! In ihren Buſen kam eine Bewegung, und aus ihren Zügen ſprach ein Ernſt, der an Indignation ſtreifte. Sie wendete ſich nach einem unverkennbaren Blick auf Alfred zum Acceſſiſten, der in der Mitte ſtand, und ſagte: „Erlauben Sie mir, daß ich nochmal auf unſer erſtes Geſpräch zurückkomme. Wir fingen damit an, uns über den Clavigo zu unterhalten, und welche Gefühle ſolch' ein Charakter in uns erwecken muß. Mein Urtheil über dieſen und ähnliche Goethe'ſche Charaktere werden Sie jetzt um ſo begreiflicher finden. Wenn ich ſchon den Frauen zumuthe, ihre Pflicht zu lieben und eine unedle Neigung zu beſiegen, ſo kann ich das offenbar noch mehr von den Männern verlangen. Einen Mann, der ſich von launiſchen Gefühlen regieren läßt und die gelobte Treue bricht, weil das, was ſein iſt, keinen Reiz mehr für ihn hat, ſondern etwas Anderes

— einen ſolchen Mann kann ich nicht achten, und wenn er unglücklich wird, nicht bedauern!"

Die Wirkung dieſer Worte war groß. Auch der Profeſſor, der doch nicht wußte, um was es ſich handelte, erhielt eine Ahnung von der Abſicht, die ihnen zu Grunde lag. Alfred und der Vertraute wurden in die Seele getroffen. Beide gaben ſich Mühe, nicht zu verrathen, daß ſie verſtanden hatten; aber nur dem letzteren gelang es; Alfred ſtand erblaßt und ſein Mund bebte.

Mit einem Tone, der einen Klang von Trauer hatte, ſagte das Mädchen: „Herr Profeſſor, Sie wollten mich heute Ihrer Couſine vorſtellen: darf ich Sie jetzt bitten?" — Galant bot ihr der Angeredete den Arm, ſie verneigte ſich und ging mit ihm hinweg.

Die Freunde ſtanden eine Weile ſchweigend. Dann ſagte Alfred aufgeregt, mit tiefer Bitterkeit: „Du ſcheinſt heute wieder einmal über mich referirt zu haben! Die Meinung dieſer Dame bei dem an und für ſich ganz überflüſſigen Schluß war doch handgreiflich! Sie fürchtet, ich möchte den Clavigo ſpielen — oder den Weislingen! — Wie kommt ſie darauf?"

„Freund Alfred", erwiderte der Vertraute mit Ernſt, „ich brauche nicht zu läugnen, was von Dir geſprochen worden iſt. Sie hat mich nach Antonie gefragt, und ich, ich kann nicht lügen. Ich hab' alſo geantwortet, daß das gute Mädchen geängſtigt und traurig ſei —

weil Deine Liebe zu ihr in der letzten Zeit merklich abgenommen habe!"

„So!" verſetzte Alfred. „Sehr freundſchaftlich! Ganz wie ein Mann handeln muß, dem man ſein Vertrauen geſchenkt hat! — Haſt Du vielleicht gegen ſie auch die Vermuthung ausgeſprochen, daß ich das Mädchen zu verlaſſen gedenke, um mein Glück zu verſuchen bei einer Andern?"

„Nein!" erwiderte jener mit Nachdruck.

„Das iſt alles Mögliche", rief der Gereizte mit höhnender Ironie. „Du biſt ein wahres Muſter von Discretion!" — Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Alſo hat man dieſe Vermuthung ſich ſelbſt geſtattet und gleich die nöthigen Vorkehrungen getroffen — mit einer Ueberlegtheit, die einem vollendeten Diplomaten Ehre machen würde! Nun, wenn ſie bewirken wollte, daß in meinem Herzen gegen ſie keine Neigung aufkomme, ſo kannſt Du ihr ſagen, daß ihr dies vollſtändig gelungen iſt! Verſtand und Moral und Grundſätze, daß ein ganzes Nonnenkloſter damit verſorgt werden könnte! Und zugleich ein Bevormundungstrieb, welchen der Profeſſor auf den richtigen Poſten gewieſen hat! Directrice eines Erziehungsinſtituts: dafür iſt ſie geboren! Aber ſie ſoll ihre Predigt nicht umſonſt gehalten haben! Die Dummheit, zu der ich mich ſo eben noch habe verleiten laſſen, ſoll die letzte ſein! Ich bin nicht der Mann, zu lieben, wo ich verachtet werde!

Nur eine leiſe Andeutung davon, und die letzten Spuren von Schwachheit ſind mir aus der Seele getilgt. Sie hat Recht, die weiſe Donna! — und ich meinerſeits will für eine neue Beſtätigung ſorgen. Wenn ich es machen wollte, wie der Weislingen, dann wär' ich nicht nur ſo ſchlecht wie dieſer, ſondern noch viel ſtupider!"

Der Freund ſchwieg. Alfred, ohne ihm die Hand zu geben, ſagte: „Ich begehe meinen „Abſchied vom Garten" jetzt ſchon! Gott befohlen! — Ich bin gründlich geheilt von der guten Geſellſchaft!"

VIII.

In zornig ſtolzer Aufregung verließ Alfred den Garten. Die Entrüſtung hielt ſeine Seele noch eine Weile auf der Höhe. Nach und nach aber ſanken die Wogen in ſeinem Innern — und ein anderes Gefühl erlangte die Oberhand.

Er war von dem Mädchen, der er wahre Hochachtung, Verehrung gewidmet, aufs tiefſte gekränkt worden! Was hatte er gethan, daß ſie ihm ſo begegnen konnte? Was gab ihr ein Recht, ihn mit einer Verachtung von ſich zu weiſen, als ob er ein Verbrecher wäre?

Sie hatte erfahren, daß er ein bisher geliebtes Mädchen nicht mehr lieben konnte. Stand es ihr zu, ihn darum zu verurtheilen? Durfte ſie ſich herausnehmen, ihm ihre Verdammung, unter dem Schein der Verdammung eines Schauſpielcharakters, ins Angeſicht zu erklären?

Er, obwohl verletzt, hatte auf ſie gehorcht und ſich von der Vertheidigung ihres Geſchlechts ergreifen, begeiſtern laſſen. Er hatte, was er fühlte, durch einen Blick ſeines Auges kundgethan — und war ſchnöde weggeſtoßen worden!

Für Liebe, Verehrung und Dank: Verachtung —

Beleidigung! — die Seele ſchmolz ihm bei dieſen Gedanken — es fing an zu gähren in ihm — Thränen des Zornes und der Scham traten ihm in die Augen.

Unſer Freund wußte nicht und konnte ſich jetzt nicht ſagen, daß der Blick, den er auf Emma gerichtet, etwas an ſich hatte, was ein Mädchen wie dieſe wohl verletzen und erzürnen konnte. Nicht nur lag darin eine Zärtlichkeit, zu der man ihm durchaus kein Recht zugeſtehen konnte, ſondern es ſprach zugleich das Selbſtgefühl eines Mannes daraus, der gewohnt war, zu ſiegen! Der Beifall, den er ihr ſpendete, hatte etwas unbewußt Vornehmes; der Mann, der einem Schwachen glich, nahm ſich heraus, was ein Starker nicht gedurft hätte! —

Von alledem hatte Alfred keine Ahnung; darum fühlte er ſich jetzt unerklärlich beleidigt und ſah in Emma den Hochmuth und despotiſchen Sinn einer verwöhnten Unwiderſtehlichen. Sie war ſchön und geſcheidt in einem Maße, daß ſie ſich für einen Mann zu gut und über Liebe erhaben fühlte! Sie hatte alle Eigenſchaften, einen Mann glücklich und ſtolz zu machen, mit Ausnahme jener einzigen, die allen übrigen erſt Werth giebt: ſie hatte keine weiblich hingebende, liebende, liebeſchöne Seele!

Gottlob — ihm diente ſie zu etwas! Er erkannte an ihr, worauf es bei einem Weibe ankam! — Er hatte es gewußt und ſich's geſagt; aber es hatte doch nur oberflächlich in ſeiner Seele geſtanden und keine Wurzel gefaßt. Jetzt war es in die Tiefe gedrängt, Inhalt ſeines Weſens, Lebensüberzeugung geworden!

Alles iſt Flitter und Nebenſache — nur Eines iſt Alles und Hauptſache: die Liebe, die das Weib mit unwiderſtehlicher Macht an Dein Herz führt! Die Liebe, die Du in ihr erregt haſt und die für Dich bebt und lodert! — Das Weib, das Dich liebt, dieſe iſt für Dich beſtimmt, und dieſe allein wird Dich glücklich machen! Dieſe nur iſt ſchön und gut, und dieſe nur dauert aus in Güte und Schönheit!

Vor ſeine Phantaſie ſtellte ſich Toni mit aller Innigkeit, die ſie in den holdeſten, glücklichſten Momenten gegen ihn bewieſen hatte. Mitleid ſprach aus ihren Mienen — Liebe, Vergebung! — Heftig und glückſelig ſchlug ſein Herz. Er ſehnte ſich ihr entgegen; — er ſah ſie in der glänzenden Schönheit der Liebe, er liebte ſie! Die Verdunkelung ſeines Geiſtes war gewichen; ſein unverſtändiges Herz war verſtändig geworden und fähig des Glücks — Gottlob, er beſaß es, und er wußte und fühlte, was er beſaß! —

Wie an jenem erſten Tage ging er dem Dorfe zu — unwillkürlich und wollend! — Ihr, der Geliebten, hätte der erſte Beſuch gelten ſollen! Sie allein verdiente ihn! Indeß — es war beſſer ſo! Das Schickſal hatte es in ſeinem Namen anders — klüger eingerichtet!

Die Nacht war gekommen; aber vom wolkenloſen Himmel ſchien der Mond, der geſtern voll geweſen, und goß ein Licht aus, das in die Gefühle des Liebenden wunderbar einklang. Dunkel und Klarheit, ſich wechſelſeitig mildernd — ein ſanftes Reich der Schatten — Elyſium, wo Glück herrſchte, aber ſtilles, innerliches, das Glück in Gedenken und Ahnung! —

Da ſtand das Haus! Niemand erwartete ihn jetzt — er kam unverhofft und er kam mit dem Vorſatz der Entſcheidung! — Entſchloſſen trat er hinein.

In der Flur traf er den Wirth, der mit einer brennenden Kerze in die Bauernſtube gehen wollte. Er grüßte den Alten, wie man nach längerer Abweſenheit einen Bekannten grüßt. Jener erwiderte! „Sie ſind auch wieder da, Herr Aſſeſſor? Freut mich!“ Und ohne ſich weiter aufzuhalten, ging er in die Stube.

Alfred ſah ihm nach. Aus dem vollen braunrothen Geſicht hatte um ein Gutes weniger Freundſchaft geſehen wie ſonſt und zugleich eine Art von ſpöttiſchem Lächeln. Indeſſen — wie die Dinge ſtanden, war's erklärlich.

In der Herrenſtube ſah der Eingetretene an dem Tiſch in der Ecke nur einen von der Geſellſchaft — den Regiſtrator. Er ging auf ihn zu und ſprach nach gewechſelten Grüßen ſeine Verwunderung aus, ihn allein zu finden! Der alte Herr erwiderte nicht ohne Befangenheit: „Ja, ſo geht's in der Welt! Alles nimmt ein

Ende und oft ſchneller als man denkt! — Der Hauptmann iſt verreiſt, der Oberaufſchläger iſt unwohl, und die anderen Herren ſind ſo weggeblieben! — Ob wir uns wieder zuſammenfinden, wie dieſen Sommer, das iſt die Frage!“

Alfred machte eine bedauernde Bewegung, ſetzte ſich und ſah umher. Wo war Toni? — Die Thüre ging auf — es kam die Schweſter und ſtellte ſein Glas mit einem „Wohl bekomm's“ auf den Tiſch. Alfred dankte und ſagte: „Wo iſt Toni?“

„Ich weiß wirklich nicht, wo ſie g'rad iſt“, erwiderte die Schweſter.

„Sie iſt doch zu Hauſe?“ entgegnete er.

„O ja“, verſetzte ſie, nickte grüßend und ging hinweg.

Er fand es um Vieles anders, als er ſich's vorgeſtellt hatte! — Sie waren verſtimmt und trutzten mit ihm — die ganze Familie!

Toni kam nicht! — Sie war ihm alſo böſe, ernſtlich böſe! Sie trug's ihm nach — ſie zog ſich zurück! — Er hatte ſchwereres Spiel mit ihr, als er ſich's gedacht!

Schweigend und düſter ſaß er da. Der Regiſtrator ſchien durchaus keinen Beruf zu fühlen, ihn durch Unterhaltung aufzuheitern; er ſchwieg und kaute mit einem Eifer Brod, als ob er zeigen wollte, daß es ihm jetzt unmöglich ſei, zu reden.

Alfred erhob ſich. Die Ungewißheit, in der er ſich befand, die Unruhe, die ihn erfüllte, litten ihn nicht auf dem Stuhle. Er mußte hinaus — in die Luft! — Er verließ die Stube und ging durch die Hinterthüre in den Garten.

Die Wipfel der Bäume rührten ſich und glänzten ſilbern im Schein des höher ſtehenden Mondes. Die Zauber der ſchönen Nacht übten auf Alfred ihre Wirkung. War die Schönheit doch beſeelt durch die Erinnerung, die ihn ſchmerzlich und ſüß bewegte! — Er ging umher und ſann und ſchaute. — Plötzlich ſtand er und ſtarrte nach einer Seite, als ob er etwas Unglaubliches geſehen! War es —? Nein, es war nicht möglich! — Und doch — ja, ja, es war keine Täuſchung! Wie entfernt noch, die Geſichter waren vom Strahl des Mondes beſchienen — — es war Toni und ein ihm unbekannter junger Mann — Arm in Arm!

Unbeſchreiblich erregt, bebend, mit heftigen Schritten ging Alfred auf ſie zu. Jene, das Geräuſch vernehmend, traten auseinander und ſahen dem Kommenden entgegen: beide ruhiger, als man hätte erwarten ſollen! Als das Mädchen ihn erkannte, floß doch eine Röthe über ihre Wangen, und ihr Kopf ſenkte ſich mit einer gewiſſen Befangenheit. Alfred, fühlend, welche klägliche Rolle er ſpiele, machte eine heroiſche Anſtrengung, um ruhig zu bleiben. Mit einer ſo höflichen Ironie als möglich, ſagte er: „Ich bitte um Verzeihung! Ich habe

Sie geſtört, aber ganz gegen meine Abſicht! — Hätt' ich irgend vermuthen können —"

Toni hatte ſich gefaßt und erwiderte, auf den jungen Mann deutend: „Es iſt mein Vetter, Heinrich Ender!"

„Ah!" rief Alfred; „dann iſt's begreiflich! Vetter und Bäschen können wohl im Mondſchein ſpazieren gehen und ſich liebkoſen!"

Toni, mit einem Ausdruck von Unwillen, der nicht ohne Würde war, entgegnete: „Wenn Sie ſpotten wollen, Herr Aſſeſſor, dann will ich's nur lieber gleich ſagen: dieſer Herr hier iſt nicht nur mein Vetter — er iſt mein Bräutigam! — Und wenn wir miteinander ſpazieren gehen, ſo glaub' ich, hat Niemand das Recht, uns einen Vorwurf zu machen!"

Das war ein Schlag! — Sonderbar! Noch vor wenigen Stunden hätte die Nachricht, daß Toni ſich mit einem Andern verlobt habe, auf Alfred nichts weniger als einen erſchreckenden Eindruck gemacht! Jetzt aber war er dagegen völlig unbewaffnet. Er fühlte ſich im erſten Moment wie vernichtet! Alle verſchmähten ihn, wendeten ſich von ihm, flohen ihn! Er war verachtet, mißhandelt, betrogen, wohin er ſchaute! — Unſägliche Beſchämung ergriff ihn, ſchneidendes Weh ging ihm durch die Seele! — Und wenn er ſich früher allzuſicher gefühlt hatte und mit übergroßem Selbſtbewußtſein durch die ſchöne Welt gegangen war, jetzt büßte er dafür — über alle Maßen.

Er hatte keine Wahl. Er mußte ſeiner Erſchütterung Herr werden. Zu dem Willen kam der Zorn und der Stolz, und es gelang ihm. Nach einer todtenſtillen Pauſe ſagte er: Ich wünſche Glück, Fräulein! — Wenn ich im erſten Moment betroffen war, dürfen Sie mir das nicht übel nehmen! Sie werden zugeben, es kam für mich unerwartet! Den Herrn Bräutigam habe ich nicht bloß nie geſehen, ich hab auch nie von ihm gehört!“

Toni, mit dem Ernſt einer Seele, die in ihrem Recht iſt, entgegnete: „Wir kennen uns lange! Seine Mutter hat einen Gaſthof in **“ (ſie nannte eine kleine Stadt in der Nähe). „Er iſt zwei Jahre in der Fremde geweſen und vor Kurzem heimgekommen, um das Geſchäft zu übernehmen.“

„Und da hat er ſich“, verſetzte Alfred mit bitterem Accent, „gleich die beſte Gaſtgeberin ausgeſucht in der ganzen Gegend?“

„Ich glaube“, entgegnete das Mädchen, „ich paſſe dazu!“

Eine neue Stille folgte. Dann ſagte Alfred: „Nun, meinen Glückwunſch hab' ich abgeſtattet — und jetzt will ich nicht länger läſtig fallen! — Adieu!“

Er wandte ſich, um zu gehen

Toni hatte bewegt für ſich hingeſehen. „Herr Aſſeſſor“, rief ſie nun mit einem Nachdruck, der eben ſo viel Befehlendes wie Bittendes hatte, „bleiben Sie!

— „Heinrich“, ſagte ſie zu dem jungen Mann, „ich hab' mit dem Herrn zu reden — laß' uns allein!“

Der Bräutigam — blond, von rundem und rothem, hübſchem Geſicht, mit einer gewiſſen Eleganz in ſeiner Haltung und merkbarer Sicherheit in ſeiner Miene — hatte ruhig geſtanden. Er war von Toni offenbar unterrichtet. Jetzt gab ſie ihm zum Ueberfluß noch die Hand mit einem Blick, der ihm ſagte: „Du weißt, daß Du Dich auf mich verlaſſen kannſt!“ — und er, mit einer Miene des vollſten Vertrauens, neigte ſich und ging hinweg.

„Herr Aſſeſſor“, begann das Mädchen, „Sie dürfen nicht glauben, daß ich Sie jetzt ſo fortlaſſe! — Sie benehmen ſich gegen mich, als ob ich Ihnen Unrecht gethan hätte — als ob Sie mich verklagen könnten! — Das iſt aber durchaus nicht der Fall, und ich kann nicht dulden, daß Sie mit dieſem Glauben von mir weggehen!“

„Fräulein Toni“, erwiderte Alfred nach kurzem Schweigen gemeſſen, „was ich im erſten Moment geſagt habe, müſſen Sie meiner Ueberraſchung zu Gute halten und mir verzeihen! — Jetzt, wo ich die Sache ruhig betrachte, muß ich Ihnen zugeben, daß Sie die vollſte Freiheit beſaßen, über Ihre Liebe und Ihre Hand zu verfügen. Ich hatte nicht das geringſte Recht mehr darauf —Sie konnten beſchließen und thun, was Sie wollten! — Aber ein Bischen ſchnell, kommt mir's vor, haben Sie gehandelt, und ſich von der alten Liebe zu einer neuen gewendet!“

„Schnell?“ entgegnete das Mädchen mit einem ſchmerzlichen Vorwurf im Ton.

„Ich meine doch“, verſetzte er, „das iſt der Ausdruck! — Im Lauf einer Woche —“

„Hab' ich eingeſehen gelernt“, rief Toni, „was ich thun mußte, — um meinetwillen — hauptſächlich aber um Ihretwillen!“

Alfred, betroffen, ſchwieg.

„Seien wir aufrichtig mit einander“, fuhr das Mädchen fort, „und ſagen wir uns, wo wir das letzte Mal beiſammen ſind, keine Lügen vor! — Ich habe Sie geliebt, Alfred — und wie, das brauch' ich Ihnen nicht erſt zu ſagen. Ich hab' an Ihnen gehangen mit ganzer Seele, und bin ſo glücklich geweſen — kein Menſch hätte mich von Ihnen losreißen können! Und Sie haben mich wieder geliebt! Es hat eine Zeit gegeben, wo Ihre Liebe zu mir nicht kleiner war, als die meinige — und ich war ſelig und hab' an keinen Andern mehr gedacht, als an Sie! — — Wem iſt aber dann die Liebe vergangen?“ fuhr ſie bitter fort. „Nicht mir, ſondern Ihnen. — Sehen Sie? Sie können jetzt nicht einmal widerſprechen!“

Alfred, in der That, ſchwieg — und verharrte im Schweigen.

Toni betrachtete ihn — und erhob den Kopf.

„Glauben Sie, daß ich einen Mann haben will, der mich nicht liebt? Und wenn mich ſo Einer heirathen wollte und böte mir Alles an — ich möcht' ihn nicht! — Ich habe nicht nöthig, geheirathet zu werden um Gotteswillen — ich bekomm' ſchon noch einen Mann, der mich wirklich gern hat, und bei dem die Liebe auch aushält!"

Alfred fand noch immer kein Wort der Entgegnung. Das Herz des Mädchen aber war voll — es mußte überſtrömen. „Ich hab' es am erſten Abend gemerkt", fuhr ſie nach kurzem Innehalten fort, „daß es mit Ihrer Liebe vorbei iſt! Kein Wort iſt Ihnen mehr von Herzen gegangen! Sie hatten keine Freude mehr bei uns — Alles war genöthigt — Sie mußten ſich plagen, nur um eine freundliche Miene zu machen! — Und ich mußte das ſehen! Ich! — Ich kann Ihnen ſagen, ich war gekränkt, daß ich meinte, das Herz müßte mir zerſpringen! — Aber ich hab' doch wieder gehofft! Wenn Ihnen nur wieder ein Bischen Freundlichkeit gerathen iſt, dann hab' ich Ihnen wieder geglaubt! — Aber dann hat freilich auch das ein Ende genommen! — An dem letzten Abend, wo Sie bei uns geweſen ſind, da hab' ich geſehen, warum Sie mich nicht mehr lieben! Ich habe geſehen, daß Sie eine Andere lieben! — Und den Tag darauf", ſetzte ſie mit gedämpfter Stimme hinzu, „hab' ich dieſe Andere ſelbſt geſehen!"

Ein Schweigen folgte. Nach einer Weile fuhr ſie fort: „Nun war's aus! Ganz aus! — Ich wußte, daß Sie für mich verloren waren ein für allemal! — Sprechen Sie nichts dagegen, ich bitte Sie! — In meinem ganzen Leben bin ich nicht ſo unglücklich geweſen, wie da — ich glaubte, ich müßte geradezu verzweifeln! — Aber unſer Herrgott hat eine Hülfe für mich bereit gehabt! — Am andern Morgen nach dem Tag, an den ich denken werde, ſo lang ich lebe, kam Heinrich zu uns. Seine Freude, mich zu ſehen — das Bedauern wegen meines Leidens (denn ich gab mich für krank aus und war es auch!) — die Herzensgüte, die er mir zeigte, die Achtung, womit er mich anſah — das iſt ein wahrer Troſt für mich geweſen! Ich hab' doch wieder geſehen, daß man mich ſchätzen kann! — Er hat, wie er uns geſtand, ſeit ſeinem letzten Beſuch bei uns keinen andern Gedanken gehabt, als um mich anzuhalten, und war deswegen jetzt gekommen. Jemand muß ihm von Ihnen geſagt haben, und er hat darum zuerſt mit meiner Mutter geſprochen. Aber die wußte es, und hat ihm geſagt, daß es mit uns aus wäre. Und dann iſt er zu mir gekommen und hat mich gefragt, ob ich ſeine Frau werden wolle. Ich hab's kommen ſehen — und hab' Ja geſagt! Ich habe mir gedacht: nun haſt Du einen braven Mann, der Alles auf Dich hält und bei dem Du auch Deine Ehre haſt; — und Er iſt wieder frei und kann thun, was er will!"

Nach kurzem Schweigen, mit einem Blick auf Alfred, fuhr ſie fort: „Hab' ich nicht recht gehandelt? — Hätt' ich etwa zu ihm ſagen ſollen: warte noch — ich muß mich erſt ein halbes Jahr grämen um den Ungetreuen —? — Herr Aſſeſſor, zu dieſer Gattung von Mädchen gehör' ich nicht — und will auch nicht zu ihnen gehören."

Bewegt, mit allem Selbſtgefühl einer Gekränkten, ſtand ſie vor ihm, um deſſen traurig geſchloſſene Lippen ein kaum wahrnehmbares flüchtiges Lächeln ſpielte. Dann, gelaſſener, fuhr ſie fort: „Seit zwei Tagen bin ich ſeine Braut. In dieſer Zeit hab' ich einſehen gelernt: es iſt in jeder Beziehung beſſer ſo — und g'rad ſo hat's kommen müſſen! — Ich hab' nicht für Sie gepaßt! — Der Aſſeſſor, muß ich Ihnen ſagen, hätte mich keineswegs abgeſchreckt! Ich hätt' recht gut die Frau eines ſolchen Herrn werden können! Und wenn mein Mann auch noch weiter hinaufgekommen wäre — darein hätt' ich mich ſchon gefunden! Aber Sie ſelbſt mit Ihrem ganzen Weſen, Sie ſind für mich zu vornehm! Ich bin nicht die Rechte für Sie: — Gott ſei Dank, daß das noch zu rechter Zeit aufgekommen iſt! Sie hätten immer was an mir auszuſetzen gehabt, und mir hätt' immer was gefehlt! Aber für den Mann, den ich jetzt bekomme, da fehlt mir Gottlob nichts; — da hab' ich vielleicht noch etwas mehr, als nöthig iſt! — Nun", fuhr ſie nach einem

Blick auf ihn fort, „ſo eine brauchen Sie auch! — Bewerben Sie ſich jetzt um ſie. Ich wenigſtens“, fügte ſie mit einem ſtolzen Verziehen des Mundes hinzu, „ich bin kein Hinderniß mehr!“

Alfred war verwandelt. Jedem Worte, das Toni in dieſer ihrer Erklärung ſprach, hatte er zuſtimmen müſſen. Die Entſchloſſenheit, womit ſie das angebotene neue Geſchick ergriff, war ihm nicht als ein Mangel an Gemüth und Zartgefühl, ſondern als die Tugend eines kerngeſunden Weſens erſchienen. Sie war dazu vollkommen berechtigt; und der Stolz, der ſie dazu trieb, war ein guter Stolz.

Unſer Freund war in ſeinem Innerſten zu redlich, um irgend zu verlangen, daß die nicht mehr Geliebte, anſtatt Herz und Hand eines Andern anzunehmen, um das verlorne Glück hätte trauern ſollen. Er wußte, daß der nicht mehr Liebende auch keine Liebe mehr verdient, und daß das Herz, welches einer neuen wirklichen Liebe entgegenkommt, ein rechtfühlendes, rechthandelndes Herz iſt.

Toni, durch die Vernunft, Natürlichkeit und Ehrlichkeit ihres Denkens und Verhaltens, hatte ſeine volle Achtung gewonnen. Er fühlte den ganzen Werth eines ſolchen Weibes — und faſt ein Neid erhob ſich in ihm gegen den, der ſie die Seine nennen ſollte.

„Toni“, begann er nun mit einer Herzlichkeit, deren Bedeutung durch ein gewiſſes Wanken der Stimme noch erhöht wurde, „Sie haben recht gehandelt! Sie ſind rein von jeder Schuld — ich allein habe gefehlt! Wenn ich nun unglücklich werde und ohne Freude, ohne Befriedigung durch's Leben gehe, ſo hab' ich Niemanden anzuklagen, als mich ſelber!"

Dieſe Worte und der Accent, womit ſie geſprochen wurden, trafen das Mädchen in die Seele. Sie hatte ein ſolches Zugeſtändniß nicht erwartet, und die Trauer, womit es gemacht wurde, rührte ſie. „Nun", erwiderte ſie, „wenn Sie das ſelber ſagen, dann iſt's gut. Aber, daß Sie jetzt unglücklich werden, das will ich nicht glauben! Im Gegentheil — jetzt können Sie gerade glücklich werden!"

Alfred machte eine verneinende Bewegung.

„Warum denn aber nicht?" fuhr Toni fort. „Sie können ja nun um Diejenige anhalten, die Sie lieben!"

Alfred erwiderte mit einem Laut ſchmerzlicher Ungeduld: „Toni, Toni, Sie wiſſen nicht, was Sie reden!"

„Wie", entgegnete das gute Mädchen mit ernſtlichem Antheil, „iſt ſie alſo nicht mehr frei? Iſt Ihnen ſchon Einer vorgezogen?"

Alfred ſchüttelte den Kopf. „Laſſen wir das!" rief er.

„Aber wenn das nicht iſt", verſetzte Toni, „warum ſind Sie dann muthlos? Warum thun Sie ſo verzweifelt —"

„Sie iſt erhaben über die Liebe!“ fiel Alfred heftig ein. „Sie hat Verſtand und Klugheit und Weisheit, aber kein Herz! Sie überſieht uns und ſieht über uns hinweg — wir ſind nicht werth, daß wir den Saum ihres Kleides berühren!“

Toni ſah ihn an; dann ſchüttelte ſie das Haupt. „So hat ſie mir nicht ausgeſehen!“ entgegnete ſie. „Ich glaube mich auch auf Geſichter zu verſtehen; und ich behaupte, die da, die kann lieben, ſo gut wie irgend eine! — Wenn es an weiter nichts fehlt, dann, glaub' ich, brauchen Sie nicht zu verzagen!“

Alfred, mit ſchneidendem Ernſt, erwiderte: „Toni, Sie ſind gut, daß Sie mich tröſten wollen! Aber Sie reden ohne Kenntniß der Verhältniſſe! — Dieſes Mädchen hat mich bereits in einer Weiſe beleidigt, daß es für mich Ehrenſache iſt, ſie nicht mehr als vorhanden zu betrachten. — Sprechen wir nicht mehr von ihr — nicht eine Silbe!“

Toni, durch dieſe Entgegnung erſchreckt, ſah ihn an und ſchwieg ſtill.

Alfred trat näher zu ihr, ergriff ihre Hand und ſagte: „Ich habe Sie verloren — und ich weiß, was ich an Ihnen verloren habe! Allein ich hab' es nicht beſſer verdient, — und mitten in dem Leid über meinen Verluſt empfind' ich wahre Zufriedenheit über Ihr Glück! Sie werden glücklich ſein, Toni! Sie haben es verdient; — die Wünſche aller guten Menſchen ſind mit Ihnen — und ſie werden in Erfüllung gehen!"

Toni, gerührt, drückte ihm die Hand.

Alfred betrachtete ſie und ſeine Augen wurden feucht. „Toni", ſagte er feierlich bewegt, „wir dürfen ſo nicht von einander ſcheiden. Wenn das Glück der Liebe für mich dahin iſt, ſo will ich nicht auch die Freundſchaft verlieren. Freunde können Diejenigen ſein, die ſich wechſelſeitig achten. Ich ſchätze Sie von ganzem Herzen, ich ſchätze Sie hoch; — und Sie, nachdem ich Ihnen das aus vollſter Seele geſagt habe, Sie werden mich nicht verachten wollen!"

„Nein, Alfred!" rief das Mädchen. „Nein! In keiner Weiſe! — Und", ſetzte ſie leiſer hinzu, „ich werde Sie nie vergeſſen!"

Alfred dankte ihr mit einem wehmüthig zärtlichen Blick. Er legte ſeinen Arm um ihren Hals, küßte ſie auf die Stirn, die ſie ihm entgegenkommend bot, und ſagte: „Leb' wohl!"

„Leb' wohl!" hauchte ſie.

Sie ſchüttelten ſich die Hände und Alfred verließ den Garten.

IX.

Wir müſſen uns nun zu einer andern unſerer Perſonen wenden, die, wie zu fürchten ſteht, bei den Leſern noch nicht ganz den Antheil und die Neigung gefunden hat, die ſie verdient.

Es war vier Tage ſpäter — gegen Abend. In einem nicht großen, aber ſchön eingerichteten Zimmer ſaß Emma. Draußen praſſelte der Regen und ſauſte der Wind; und obwohl das Dunkel, das durch die Stube floß, dieſe nicht unheimlich machte, ſo konnte es doch auch keine heiteren Gedanken anregen — es begünſtigte vielmehr trübe, melancholiſche Gefühle.

Das Mädchen ſaß auf einem kleinen Sopha zwiſchen Fenſter und Bücherſchrank. Sie war in Nachdenken verſunken, und man hörte, während ihr Buſen ſich hob und ſenkte, nur ihr leiſes Athmen. Das Geſicht, das wir nur froh, ſicher und überlegen geſehen haben, ſprach eine Sorge und eine Trauer aus, worüber der Geiſt, wie es ſchien, vergebens Herr zu werden trachtete. Wer ſchärfer zuſah, hätte auch etwas von Schuldbewußtſein darin erblicken können.

Um dieſen Seelenzuſtand zu erklären, müſſen wir den Leſer mit der Veränderten näher bekannt machen und ihre letzten Erlebniſſe von ihr ſelber aus betrachten.

Emma war das einzige Kind ihrer Eltern. Sie verrieth früh eine ungewöhnliche Begabung und zeigte einen Geiſt und eine Auffaſſung, daß der Vater mehr als einmal ſagte: „Wie ſchade, daß es kein Knabe geworden iſt!“ Für ein Mädchen war ihr Lerntrieb in der That faſt zu groß; da er ſich aber mit einer gewiſſen Stetigkeit äußerte und ihr ganz natürlich zu ſein ſchien, ſo kamen die Eltern ihm entgegen und ließen ihr Unterricht in Allem ertheilen, wonach ſie Verlangen trug. So eignete ſie ſich, außer den gewöhnlichen Schulkenntniſſen, neuere Sprachen an, lernte Muſik und Zeichnen, und las, herangewachſen, die beſten deutſchen Bücher, wobei der Vater, der ſelbſt eine ſchöne Bibliothek beſaß, ihr als Rathgeber diente.

Wer ſie beobachtete, konnte keinen Anlaß zum Tadel finden. Sie genügte ihrem Drang nach Bildung mit derſelben Anmuth, womit Andere des Geſchlechts dem Drange genügen, nichts zu lernen und nur flüchtiger Unterhaltung nachzugehen. Bei ruhigem Gemüth und niemals übertriebener Arbeit blieb ſie geſund und entfaltete ſich zu ungewöhnlicher Schönheit. — Die Eltern hatten Urſache, auf eine ſolche Tochter ſtolz zu ſein; und ſie waren es auch.

Als ſie das neunzehnte Jahr erreicht hatte, verlor ſie ihre Mutter. Sie zog ſich ganz und dauernd von den Vergnügungen ihres Alters zurück und lebte ausſchließlich der Familie. Der Vater hatte ſeine verwittwete Schweſter zu ſich gerufen, damit ſie dem Hauſe vorſtehe. Dieſe war aber mehr bequem als herrſchbegierig, theilte das Regiment bald mit Emma und gewöhnte ſich nach und nach daran, mehr ihr zu folgen, als ſie zu führen.

Unter dieſen Umſtänden bildete das Mädchen in ſich eine entſchiedene Selbſtſtändigkeit aus. Die Lektüre wurde eifrig fortgeſetzt. Sie las nicht nur poetiſche, ſondern auch hiſtoriſche, kulturhiſtoriſche, äſthetiſche und moraliſche Werke, wie ſie heutzutage dem Verſtändniß weiterer Kreiſe geboten werden. Sie urtheilte, unterſchied und machte ſich einen Begriff von dem Beſten, was in Dichtung und Erkenntniß geleiſtet worden iſt.

Bei alledem war und blieb ſie doch nur Weib. Sie eignete ſich Alles, was ihr Intereſſe einflößte, nur für ſich, zu ihrer eigenen Bildung an. Alles wurde für ſie nur ein Schmuck, und hinter Allem, was ſie gelernt hatte, ſtand die weibliche Seele, die ſich daran erfreute und es nur zu ſchönem Spiele handhabte.

Kein ſchriftſtelleriſcher Trieb, wie er gegenwärtig in begabten Frauen ſo häufig auftritt, rührte ſich in ihr. Eben ſo wenig ein lehrhafter. — Der Profeſſor, der in ihr die künftige Vorſteherin einer Erziehungs-Anſtalt erblicken wollte, hatte ihr wahres Weſen nicht erkannt. Bei allem geiſtigen Leben war kein Drang in ihr, nach ihrer Anſchauung Andere zu bilden und ihre Ueberzeugungen in andere Seelen zu verpflanzen. Sie wollte ihre Einſichten erweitern und nur der Schönheit und des Lichtes froh werden, das vor ihrem nachdenkenden Geiſte aufging.

Das Ideal ihres Lebens war, den Mann zu finden, den ſie liebte, und dem ſie mit Allem, was ſie war und hatte, ſich weihen konnte. Für ihn lebte ſie, für ihn bildete ſie ſich! Allerdings fand ſie ihn nicht; aber das ſtörte die Ruhe ihres Gemüthes in keiner Art. Sie hatte in dieſer Beziehung das vollſte Vertrauen; — und ſie durfte es haben!

Wir brauchen nicht zu ſagen, daß ſie, von ihrem erſten Erſcheinen in der Geſellſchaft an, eine gute Zahl Herzen klopfen gemacht hatte. Gar mancher junge Mann kam ihr huldigend entgegen; aber keiner wußte ſie für ſich einzunehmen, und keiner durfte auf die Erfüllung ſeiner Wünſche hoffen. Wenn ihre Schönheit anzog, ſo ſchüchterte ihre Haltung ein oder ſchreckte geradezu ab. Nach und nach kam ſie unter den Bewerbern in den Ruf der Kälte, des Stolzes, des weiblichen Hochmuths — und die Gekränkten gefielen ſich darin, ihr ein Loos zu prophezeien, das die gerechte Strafe ihres Benehmens wäre!

Ihr zweiundzwanzigſtes Jahr war vorüber, als der Vater vom Regierungsrath zum Director in der größeren Kreishauptſtadt aufſtieg. Was ſie in dieſer für Eindrücke hervorbrachte, haben wir geſehen. Die neuen Verhältniſſe und Menſchen, die ſie kennen lernte, ermunterten und erfriſchten ihr ganzes Weſen. Sie machte die Beſuche, die ihr die Sitte gebot, mit Vergnügen, und richtete ihre Blicke wieder mit frohem Antheil nach außen. Die Welt, von der ſie ſich zurückgezogen hatte, gefiel ihr wieder.

Als ihr an jenem Abend bei der Präſidentin Alfred vorgeſtellt wurde, hatte ſie ein eigen angenehmes Gefühl. Die ganze Erſcheinung gewann ihre Sympathie und imponirte ihr mehr, als es bis jetzt einem Mann gelungen war. Die Zuſtimmung zu ihren Worten — eine Zuſtimmung, die eine Belehrung einſchloß! — der geiſtvolle Beiſtand, den er ihr gegen den Profeſſor gewährte, freute ſie und ſchmeichelte ihr. Ihr Herz war im Begriff, zu ſeinen Gunſten zu ſprechen, als die Aufklärung, die ſie erhielt, ſie wieder auf ſich ſelber zurückführte. Von einer plötzlich entſtandenen wirklichen Neigung konnte keine Rede ſein. Es wurde ihr leicht, ſich für das gerühmte Naturkind und für ein Liebespaar zu intereſſiren, wovon der Mann ihren Beifall hatte.

Wohl hatte ſie ihren Stolz, unſere Emma! Ihr war es nicht nur lieb, daß ſie das Wohlgefallen, welches Alfred ihr eingeflößt, nicht merkbar kundgegeben, ſondern es freute ſie und ſie war mit ſich zufrieden, daß die Mittheilung des Acceſſiſten über die Gebundenheit Alfreds ihre Stimmung kaum auf einen Moment getrübt hatte, und das Vergnügen ihrer Seele, noch dazu mit erhöhtem Schwunge, ſofort wiederkehrte. Das Bild des Aſſeſſors rückte von ihr weg, in die Ferne! Sie verlor es aber nicht aus den Augen und ſetzte vielmehr etwas darein, für ihn und ſein Schickſal mit ſchweſterlicher Theilnahme ſich zu intereſſiren.

Nachdem ihr dies nun gelungen war und ſie ſich als Gönnerin des Paares wohlgefiel, hörte ſie, daß der Liebhaber kalt geworden ſei und die Liebende, die verlaſſen zu werden fürchte, ſich gräme! — Sie dachte ſich in das gekränkte Mädchen hinein — Mitleid erfüllte ſie! Alfred hatte ſeit jener erſten Unterredung ſich ihr ſelber nicht mehr genähert: daß eben ſie die Urſache ſeiner Umwandlung ſein könnte, dies zu denken, hatte ſie nicht den mindeſten Anlaß; und wenn ſie ſich nun fragte, was an dem grauſamen Verhalten gegen eine Jungfrau, wie man ſie ihr charakteriſirt hatte, wohl Schuld ſein möge, konnte ſie nur an ſträflichen Unbeſtand, nur an die leichtfertige Geſinnung des Mannes und an den Ueberdruß denken, welchen hingebende Liebe in ihm zu erregen pflegt.

Es war hier eben wieder Einer, der untreu zu werden drohte, wo er allen Grund hatte, treu zu bleiben! — Emma fühlte ſich als berufene Vertreterin ihres gekränkten Geſchlechts, und ſie hielt ſich für befugt, den Sündigen durch ihr Urtheil über jene Goethe'ſchen

Charaktere zu ſtrafen. Als er nun gar die Zärtlichkeit, die einer Andern gehörte, mit Selbſtgefälligkeit ohne Weiteres auf ſie übertragen wollte, da war ſie geradezu beleidigt, entrüſtet, und vollzog den letzten und ſtrengſten Act ihres Gerichts.

Welche Berechtigung zu alledem ſie ſich zuſprechen mochte — nachdem ſie ſich zurückgezogen hatte, war ſie doch keineswegs mit ſich zufrieden. Es kam ihr vor, als ob ſie zu hart geweſen – als ob ſie ſich in etwas gemengt hätte, was ſie nichts angegangen! Ihr Herz kam in eine Bewegung, wie nach Verübung einer That, deren man ſich nicht zu rühmen hat. Ihre Gefühle bekämpften ſich und verwirrten ihr die Seele.

Als ſie im Saal, wo die Geſellſchaft ſich verſammelte, Alfred nicht mehr erblickte, fühlte ſie wahres Bedauern; und wie ſpäter eine ältere Frau in ihrer Nähe fragte, wo denn der Aſſeſſor Mühlenberg hingekommen ſei, wurde ſie roth.

Von Unterhaltung konnte an dieſem Abend keine Rede mehr ſein. Emma erklärte ſich für müde und bewog ihre Tante, früh mit ihr nach Hauſe zu gehen.

Von dem, was Alfred an jenem Abend noch auszuführen gedachte und von dem Geſchick, das ihn treffen ſollte, hatte ſie natürlich keine Ahnung. Sie kannte den, welchen ſie verurtheilt hatte, noch keineswegs ganz und wußte nicht, welcher Gefühle, welcher Entſchließungen er fähig war.

Drei Tage verbrachte ſie zurückgezogen — aufgeregt und beunruhigt. Umſonſt hielt ſie ſich das Unrecht eines Mannes vor, der ein liebendes Mädchen verlaſſen will, gegen die er keinen Grund zur Klage hat! Sie konnte jene erſte Entrüſtung nicht mehr in ſich erwecken! Sie dachte an die Möglichkeit, daß die Erkaltung ein anderes Motiv haben könne, als leichtfertigen Flatterſinn; daß ſie, wenn auch nicht allein verſchuldet, doch mitverſchuldet ſein könne durch das Mädchen! — Ja, einmal ſagte ſie ſich: „Und wenn es ihm begegnet iſt, nichts mehr für dieſes Mädchen zu fühlen, kann er eigentlich was dafür? Kann die Liebe, wie ſie gekommen iſt, nicht auch wieder gehen, und iſt ſie mit Fleiß, mit bloßem Willen feſtzuhalten?“

Wenn ſie dieſen Gedanken wieder bekämpfte und ſich die Tugend und die Stärke vorhielt, die der Treue fähig ſind, ſo hatte er ſich doch neben andern auch in ihr hören laſſen und kam dem Verurtheilten zu Gute.

Am vierten Tage, vor Tiſch, ging ſie durch die Hauptſtraße der Stadt. Aus ihren Gedanken aufſchauend ſah ſie Alfred gegen ſich herankommen. Ihr Herz begann zu klopfen, mit Anſtrengung hielt ſie ihre Bewegung nieder und ſuchte zur Erwiderung des erwarteten Grußes ihrem Geſicht eine ruhige Freundlichkeit zu geben. Die Mühe war überflüſſig. Alfred ging an ihr vorüber, ohne ſie zu beachten. Er ſchien in Gedanken verloren und konnte ſie möglicherweiſe nicht erkannt haben. Aber das Gewiſſen ſagte ihr: „Er iſt von dir beleidigt — und er haßt dich!“

Alles dies ging jetzt an der Seele des Mädchens vorüber, als ſie Nachmittags allein war. Sie hatte ſich gegen einen Mann etwas herausgenommen, der nicht einmal zu ihren näheren Bekannten gehörte; ſie hatte ſeine Entrüſtung und Feindſchaft ſich zugezogen und ihren Frieden verloren. Sie war in eine falſche, widerwärtige Stellung gerathen, und das Vertrauen zu ſich ſelber, das ihr eine ſo ſchöne Sicherheit gegeben hatte, war aus ihr gewichen. — Und keines der Bücher, die zierlich neben ihr im Schrank aufgeſtellt waren, konnte ihr helfen! Sie nahm eines nach dem andern heraus, um ſich zu zerſtreuen; — es gelang ihr nicht.

Plötzlich ertönte die Klingel; — es klopfte an ihre Thür, und auf ihr „Herein“ erſchien, mit allen Zeichen der Eile, der Profeſſor. Nach einer leichten Kopfneigung ohne Weiteres auf ſie zugehend, rief er: „Wiſſen Sie die Neuigkeit ſchon?“

Emma war aufgeſtanden und ſah ihn betroffen an. „Was iſt geſchehen?“ fragte ſie.

„Unſer Alfred hat Unglück“, verſetzte er. „Seine Geliebte — ſeine Braut — hat ſich mit einem Andern verlobt und denkt mit Nächſtem Hochzeit zu machen!“

Emma war beſtürzt. Höchſt widerſprechende Gefühle gingen durch ihr Inneres. Ohne ihre Aufregung verbergen zu wollen, rief ſie: „Wie iſt das gekommen?“

„Denken Sie“, entgegnete der Profeſſor; „von der Präſidentin, letzten Sonntag, ging er direkt zu ſeiner Schönen, um eine ſolenne Verlobung zu begehen!“

„Woher wiſſen Sie?“ fiel das Mädchen ein.

„Ich weiß es“, erwiderte er. „Ich weiß Alles! — Nicht von ihm ſelber; aber — aus der beſten Quelle!“

Emma errieth die Quelle und fragte nicht weiter.

„Ja, ja“, fuhr der Profeſſor mit dem ſarkaſtiſchen Humor fort, der zu ſeiner Phyſiognomie zu gehören ſchien, — „wir ſind neulich gerade nicht ſehr human mit ihm umgegangen! — Ich war unſchuldig! — Aber Sie! — Sie, mein Fräulein?“

„Nun?“ fragte Emma mit unſicherer Stimme.

„Der Acceſſiſt hat mir gebeichtet“, verſetzte jener. „Der Fall iſt eigen. Wir glaubten einen Mann wegen vermeintlich projectirten Verraths gegen ſeine Geliebte züchtigen zu müſſen. Die Gelegenheit, es sub rosa oder vielmehr in effigie zu thun, war günſtig; — wir benutzten ſie — das Geſchlecht hatte ſeine Rache. Derweil iſt's aber umgekehrt! Als wir auf den vermeintlichen armen Sünder die Pfeile ſchleuderten, die ſein Herz durchbohrten, hatte die Schöne bereits dem neuen Bräutigam (der nebenbei ein hübſcher Junge ſein und einen ganz ſtattlichen Gaſthof beſitzen ſoll!) das Händchen gereicht zum Bunde fürs Leben; und als der arme Geſell zu ihr eilte, um von dem grauſigen Unwetter, das ihn betroffen hatte, ſich unter das Dach der Liebe zu flüchten, kam er vom Regen in die Traufe! Er traf die Geliebte, um derentwillen er ſich ſo harte Dinge hatte ſagen laſſen müſſen, in den Armen eines Andern!“

Der Profeſſor ſagte dies mit ſeiner Art von Laune; aber auf Emma wirkte es als peinlicher Ernſt. Das hatte noch gefehlt, um ihre Seele in Aufruhr und Verwirrung zu bringen! — Ein Mann war von ihr beleidigt ohne Grund — ohne allen Verſtand und Sinn! — Wohin war ſie gekommen!

Mit geſenktem Haupt und bewegtem Buſen ſchaute ſie zu Boden. Nach und nach gelang es ihr, der Aufregung Herr zu werden, und ſie ſagte: „Wenn es ſo iſt, dann hab' ich ihm Unrecht gethan — und ich bedaure es! Nach dem, was mir mitgetheilt wurde, konnte ich aber nur annehmen, daß ein treues, gutes Mädchen verlaſſen werden ſollte! — Wie kam der Herr Acceſſiſt dazu, mir ſo etwas zu ſagen?“

„Er hat ſich eben auch täuſchen laſſen!“ rief jener. „Die Flammen im Herzen Alfreds (wie das eben ſo geht!) waren in der That einigermaßen geſunken, die Schöne hing das Köpfchen — der gute Kamerad ließ ſich rühren, empfand Mitleid, wollte helfen — und wußte nicht, daß ein praktiſches Landkind ſich am beſten ſelber zu helfen weiß!“

Emma ſchwieg. Dann ſagte ſie: „Und wie nimmt es Herr Mühlenberg?“

„Wie ich's von ihm erwartet habe!“ entgegnete der Profeſſor. „Er iſt fertig mit dem Geſchlecht! — Fertig leider auch mit der guten Stadt, wo er ſolche Unbill erfahren mußte! — Er iſt entſchloſſen, um ſeine Verſetzung einzukommen, und wie ich ihn kenne, haben wir ihn geſehen!“

Emma's Geſicht hatte ſich entfärbt; — die letzten Worte trafen ſie ins Herz. Mit leiſem Beben, nach Haltung ringend, ſtand ſie da. Aber eben an dieſer letzten Mittheilung richtete ſie ſich wieder auf. Wenn Alfred Mühlenberg die Stadt verließ, ſo that er es wegen des Verraths, den er erfahren hatte, und nicht wegen einer kränkenden Rede, welche er hatte anhören müſſen. Verglichen mit dem Unrecht, das die Geliebte gegen ihn verübt hatte, war das ihrige gar nichts! Kaum einen Beitrag konnte ſie gegeben haben zu den Mißgefühlen, die ihm den hieſigen Aufenthalt verleideten!

Trotzdem empfand ſie nun ein dringendes Verlangen, ihn wiſſen zu laſſen, daß ſie ihre ungerechte Vorhaltung bereue. Wenn er den Kreis hieſiger Freunde verließ, dann ſollte er wenigſtens nicht ſcheiden mit einer falſchen Meinung von ihr! Er ſollte ſie richtig beurtheilen, wie ſie ihn beurtheilen gelernt!

Aus dieſen Gedanken ſich erhebend, warf ſie einen Seitenblick auf den Profeſſor, der nach Abfeuerung des letzten Schuſſes der Dinge wartete, die da kommen ſollten. Die Prüfung, die ſie vornahm, ſchien nicht zu ſeinem Gunſten auszufallen; — ſie ſchüttelte den Kopf.

War der alte Hausfreund und wackere Geſelle kein Pedant (wozu er durch ſeinen Beruf einiges Recht gehabt hätte!), ſo war er doch ein Kauz, der mehr nach momentaner Eingebung handelte, als es einem unter Umſtänden lieb ſein kann. — Emma fühlte bei dem Anliegen, das ſie hatte, mehr Vertrauen zu dem jüngeren Manne. Nach einer Pauſe begann ſie zum Profeſſor: „Würde der Herr Acceſſiſt wohl die Freundlichkeit haben, mich auf einen Augenblick zu beſuchen?“

Jener ſah ſie verwundert an. „Er würde ſich natürlich die größte Ehre daraus machen“, ſagte er mit der Ironie beginnender Verſtimmung. Und mit beinahe verlegenem Geſicht fügte er hinzu: „Ich ſoll ihn wohl beſtellen?“

Emma nickte. „Wenn er morgen vor Tiſch mir eine Minute ſchenken könnte, würde ich ihm ſehr dankbar ſein!“

„Schön“, erwiderte der Schulmann. „Sie werden zwar nicht viel mehr erfahren, als Sie jetzt ſchon wiſſen; allein bei dem Intereſſe, das Sie an dieſer Angelegenheit nehmen und das nur immer zu wachſen ſcheint —“

„Ein begangenes Unrecht ganz kennen lernen und wo möglich wieder gut machen zu wollen, iſt, hoff’ ich, nichts Tadelnswerthes!“

„Im Gegentheil! — Nur immer gerad' fort auf der Linie des Rechts! Wenn ja der Schritt einmal rechts oder links ein wenig d'rüber hinausirren und ein kleines Fehlerchen gemacht werden ſollte, dann ſogleich angehalten, ſittlich gerügt und feierlich wieder eingelenkt!“

Emma konnte nicht umhin, ihn heiter anzuſehen. „Sie ſagen das mit einem Ton, als ob mein Verfahren nicht Ihren Beifall hätte!“

„Doch!“ entgegnete er mit ſchlecht verhehlter Ungeduld. „Außerordentlich! Aber allerdings —“; er hielt inne.

„Nun?“ fragte jene.

„Es iſt gut“, verſetzte er abbrechend. „Sie ſind die Weisheit und die Tugend und die Beſonnenheit in Perſon! Die Jungfrau, wie ſie ſein ſoll! — Ich beſorge Ihren Auftrag. Adieu!“

Und ohne Weiteres verließ er die Stube.

Emma ſah ihm nach — und zuckte die Achſel. — Sie hielt für gut, nicht nur der Tante, ſondern auch dem Vater von dem, was geſchehen ſollte, ein Geſtändniß abzulegen. Nach der Stellung, die ſie im Hauſe einnahm, erhielt ſie die Erlaubniß, zu thun und zu laſſen, was ſie für nöthig anſehen mochte.

Am andern Tag, um die gewünſchte Zeit, erſchien der Acceſſiſt. Nach der erſten Begrüßung ſagte Emma: „Herr Acceſſiſt, Sie haben mich verleitet, gegen Herrn

Aſſeſſor Mühlenberg einen Fehler zu begehen, der mir leid thut! Helfen Sie mir ihn wieder gutmachen und den Zürnenden verſöhnen!"

Der Acceſſiſt erwiderte: „Was ich thun kann, ſteht Ihnen zu Dienſten. Aber — das Letzte wird ſchwer ſein."

Emma ſah ihn betroffen, mit einem Schatten auf ihren Zügen an. „Wenn ich ihm erklären laſſe, wie ich dazu gekommen bin! — Wenn ich ihm ſagen laſſe, daß ich bereue —"

„So ſollte das den letzten Stachel aus ſeiner Seele nehmen! — Aber dennoch — ich fürchte, es wird nichts helfen!"

„Nichts helfen!" wiederholte ſie mit einer Miene des Vorwurfs.

„Denn", fuhr der Andere fort, „Beides iſt ſchon geſchehen! — Was Sie mir jetzt ſagen, hörte ich geſtern vom Profeſſor. Ich wollte Ihren Wünſchen zuvorkommen und beſuchte den grollenden Achilleus frühmorgens in ſeinem Zelt. Wieder nahm ich die eigentliche Schuld auf mich, ſuchte klar zu machen, wie natürlich Sie dazu gekommen wären, zu ſagen, was Sie dachten und fühlten —"

„Und das machte keinen Eindruck?"

„Keinen verſöhnenden! Er blickte ſo düſter wie zuvor und erwiderte endlich mit bitterer Gelaſſenheit: Es mag ſein! — Aber Das, wie alles Andere, werd' ich bald hinter mir haben!"

Emma war ſtill; ihr Buſen ſchlug. Dann ſagte ſie: „Daß er der Ungetreuen zürnt, iſt natürlich; daß er aber eine herzlich bedauerte, zurückgenommene Kränkung nachträgt, das iſt nicht edel!“

Der Acceſſiſt nickte. „Das Merkwürdige bei der Sache iſt, daß er die Abgefallene nicht nur nicht verdammt, ſondern ihr auch nicht ernſtlich böſe zu ſein ſcheint! Er bekennt, er ſei wirklich kälter gegen ſie geworden; ſie habe an ſeiner Liebe zweifeln können und in ſo fern ein Recht gehabt, eine andere Liebe, zu der ſie Vertrauen empfand, anzunehmen!“

„Das iſt ja außerordenlich milde!“ verſetzte Emma. „Und uns zürnt er?“

„Und ſchweigt mit dem Trübſinn eines verhärteten Menſchenfeindes. Alle Thatkraft und Lebensluſt ſcheint aus ihm gewichen, — er hat keinen anderen Gedanken, als von hier fortzukommen.“

Eine Pauſe folgte. Dann ſagte Emma: „Unter dieſen Umſtänden können wir nichts thun, als ihm glückliche Reiſe wünſchen! — Es thut mir leid, wahrhaft leid! Aber mehr als dieſes erklären und Abbitte leiſten, das kann ich nicht.“

„Sie haben damit,“ verſetzte jener, „mehr gethan, als er erwarten konnte!“

Emma ſchwieg. Dann ſagte ſie: „Nehmen Sie meinen Dank und empfangen Sie meine Vergebung für die Sünde, die Sie mich begehen ließen, wenn auch ich keine Vergebung erlangen kann. Wir waren Beide getäuſcht — unſere Entſchuldigung wird nicht angenommen — ergeben wir uns!“

Sie reichte dem jungen Manne die Hand; dieſer ſprach nochmal ſein Bedauern aus und empfahl ſich.

Als das Mädchen allein war, ſank der Muth der Faſſung und eine tiefe Beklommenheit bemächtigte ſich ihrer. Wir hängen Alle vom Erfolg ab. Wenn eine unſerer Handlungen Verwirrung ſtiftet, dann ſehen wir ſie ganz anders an, als wenn ſie Glück und Frieden bringt. Wäre unſerer Emma berichtet worden, ihr Verhalten gegen Alfred habe dieſen völlig wieder zu der Geliebten zurückgeführt, ſie wäre ſich jetzt vielleicht groß erſchienen! Der wirkliche Ausgang warf auf ihr Benehmen das abſtoßende Licht der Eigenmächtigkeit, der widerlichen Prätenſion — und mit der Anſchauung deſſelben quälte ſie ihre Seele.

Es half nichts, daß ſie ſich die Motive, die ſie getrieben hatten, und ihre gute Abſicht wieder vorhielt. Sie hatte in das Leben eines Menſchen eingegriffen auf eine bloße Meinung hin, ohne daß ſie ſich von ihm und ſeinen wirklichen Beziehungen vorher die rechte Kenntniß verſchafft; — das war unrecht von ihr — unbeſonnen, und die Art, wie ſie es gethan, unweiblich.

Ihre ganze Lebensführung, ihre Art zu denken und zu urtheilen, fing an ihr zweifelhaft zu werden. War dieſe denn ſo gut, als ſie bis jetzt angenommen? Hatte ſie ſich ſelber im Vergleich mit anderen Mädchen nicht über Gebühr erhoben? Waren dieſe, wenn ſie an Kenntniſſen und Einſicht hinter ihr zurückblieben, nicht an ſchönern und weſentlichern Eigenſchaften ihr voraus? — Das Vertrauen, das ſie bisher erfüllt hatte, begann zu wanken — und in die Zukunft ſchauend fühlte ſie ein Zagen, das faſt ein Verzagen genannt werden konnte.

Nachdem ſie eine Zeitlang in Unruhe und Schmerzen verbracht hatte, richtete ſie ſich auf. Ihr Geiſt war nicht geartet, dauernd in Trauer zu verſinken. Eine gewiſſe Ruhe der Ergebung nahm Platz in ihr. Aber dieſe Ergebung hatte freilich einen ſchwermüthigen Charakter und wenig Tröſtliches in ſich.

Bei Tiſch theilte ſie dem Vater und der Tante das Mißlingen des Begütigungsverſuches mit und ſprach ihr ernſtliches Bedauern darüber aus. Zum Vater ſetzte ſie mit einem gewiſſen Lächeln hinzu, ſie würde künftig ihre Zunge beſſer im Zaume halten — ſie wäre gewitzigt! Der alte Herr, wenn er dieſem Bekenntniß gegenüber kein Wort des Tadels ausſprechen wollte, ſchüttelte doch mit großem Ernſt den Kopf. Die Tante nahm es leichter. Sie behauptete, Emma habe Alles gethan, was mit Ehren geſchehen mochte; — ſie könne den empfindlichen Herrn ziehen laſſen!

Nach Tiſch kam Beſuch, eine Freundin der Familie mit zwei Töchtern. Sie machte einen Vorſchlag, der nicht nur Emma, ſondern auch der Tante ſehr überraſchend klingen mußte: nach N. zu gehen und dort Kaffee zu trinken. Das Wetter ſei ſchön und den Kaffee mache die Toni vortrefflich!

Die Frau war offenbar ohne alle Kunde von den eigenthümlichen Beziehungen Emma's zu Toni.

Frau von Helming lächelte. Emma ſtand einen Moment nachdenklich, dann ſagte ſie: „Wie meinſt Du, Tante? Wollen wir den Spaziergang machen? Ich wäre dafür.“

Die Einladung wurde angenommen.

Auf dem Wege zeigte das Mädchen eine begreifliche Aufregung. Sie fühlte ein ganz beſonderes Verlangen, Toni zu ſehen und womöglich aus ihrem eigenen Munde Aufklärung zu erhalten über ihr Verhältniß zum Aſſeſſor und die Art, wie es gelöſt wurde.

Im Wirthshaus angelangt, verfügte man ſich in die obere Stube. Toni erſchien, um ſich nach den Wünſchen der Herrſchaften zu erkundigen. Emma, unter dem Schein unbefangener Reden, betrachtete die ihr ſo vielfach intereſſant Gewordene — und ſie erhielt eine Ahnung von ihrem Weſen und Charakter. Die Wirthstochter, der Nebenbuhlerin Antwort gebend, war bei aller Höflichkeit gemeſſen und zeigte ein ruhig ernſtes Selbſtgefühl, wie es nur bei einem reinen Gewiſſen beſtehen kann.

Die Neugierde Emma's konnte ſich durch dieſe Beobachtung nur ſteigern.

Als Toni den Kaffee brachte, knüpfte ſie ein Geſpräch mit ihr an und war dabei ſo gewinnend, daß die Gute nach und nach zutraulicher wurde. Als einmal das braune Auge mit einem gewiſſen Blick des Verſtändniſſes in das blaue ſah, drückte Emma den Wunſch aus, mit der Tochter des Hauſes einen Gang durch den Garten zu machen. Toni erklärte ſich dazu bereit.

Unten betrachtete man zuerſt die einfachen Anlagen. Emma lobte ſie und fand es begreiflich, daß die Herren aus der Stadt hierher ſo gern ihre Spaziergänge richteten! Auf dieſe Bemerkung antwortete Toni mit einem flüchtigen Lächeln und einem Ausdruck von Zurückhaltung. Die Abſicht der Städterin war dem klugen Dorfkinde kein Geheimniß mehr, ſie fand ſich aber nicht bewogen, ihr entgegenzukommen.

Jene mußte einen Entſchluß faſſen. „Wiſſen Sie denn ſchon", ſagte ſie plötzlich, „daß einer Ihrer Gäſte, der Aſſeſſor Mühlenberg, die Stadt verlaſſen will?"

Toni ſah ſie überraſcht und fragend an.

„Ein Freund von ihm", fuhr Emma fort, „hat mir geſagt, daß er geſonnen ſei, um ſeine Verſetzung einzukommen."

„Ich habe nichts davon gehört", erwiderte Toni mit Ernſt; „aber ich begreif' es!"

Nun konnte Emma nicht mehr an ſich halten. „Und das läßt Sie ſo ruhig?“ rief ſie, indem ihre Wangen ſich zu färben begannen.

Toni maß die Fragende mit den Augen; dann ſagte ſie: „Wenn etwas geſchieht, was man ſelber ſchon ſo gedacht hat, dann kann man ſich nicht übermäßig verwundern!“

Emma ſchüttelte den Kopf und erwiderte faſt mit einer Miene des Vorwurfs: „Man kann aber doch annehmen, daß Sie, Fräulein Toni, an dieſem Entſchluß gar ſehr betheiligt ſind! — Verzeihen Sie, wenn ich davon rede; aber es iſt ja ſtadtkundig!“

Toni verzog den Mund nicht ohne Ueberlegenheit. „Man täuſcht ſich eben!“ verſetzte ſie. „Wenn Herr Mühlenberg nicht mehr in der Stadt bleiben will, ſo bin ich daran vollkommen unſchuldig!“

Emma betrachtete ſie mit Erſtaunen. „Aber man nimmt doch allgemein an —“, rief ſie und hielt fragend inne.

„Weil man nicht weiß“, fuhr Toni fort, „was zwiſchen uns vorgefallen iſt! — Wir haben uns gegeneinander ausgeſprochen, und ſind als gute Freunde von einander geſchieden. Er hat mir zugeben müſſen, daß er mir in keiner Art einen Vorwurf machen kann, daß er an dem, was geſchehen iſt, allein die Schuld hat — und er beklagt ſich nun auch gar nicht über mich!“

„Was iſt denn aber dann die Urſache? rief Emma, ſchon nicht mehr ohne Befangenheit.

Toni ſchaute ſie ruhig, durchdringend an. „Iſt das ſo ſchwer zu errathen?“ entgegnete ſie mit einem leichten Achſelzucken. „Sie, Fräulein, wenigſtens ſollten darauf kommen!“

Das war klar. Emma, die ſich erkannt und angeſchuldigt ſah, wurde roth. „Sie deuten auf mich“, ſagte ſie dann, „und ich ſehe, daß Sie mehr wiſſen, als ich geglaubt habe! Wie kann aber das, was er von mir erfahren hat, ihn zu dem Entſchluß bringen, die Stadt zu verlaſſen? Ich habe davon gar keine Vorſtellung! Allerdings hab' ich ihm Unrecht gethan! aber ich habe es ihn wiſſen laſſen und habe es zurückgenommen, was kann er mehr verlangen?“

Toni ſchwieg, indem ſie mit einem Hauche von Spott für ſich hinſah.

Emma fuhr fort: „Mein Schickſal iſt wahrhaftig eigen! Ich mache zufällig die Bekanntſchaft dieſes Herrn; die Rede kommt auf ſein Verhältniß mit Ihnen; ich höre von ſeinen Freunden Ihr Lob und ich intereſſire mich für Sie, ohne Sie zu kennen. Eine Zeit darauf ſagt man mir: der Herr ſei kalt gegen Sie geworden und drohe Sie zu verlaſſen, obwohl Sie ihm in keiner Weiſe einen Grund dazu gegeben! Darüber werde ich böſe — ich bin nun einmal ſo, daß mich ſolcher Leichtſinn, ſolche Gewiſſenloſigkeit aufbringt! —

und als ich eine Gelegenheit finde, ihm meine Meinung zu ſagen, laſſ' ich ſie nicht unbenützt. Ich hab' mich Ihrer angenommen gegen ihn: das iſt mein ganzes Verbrechen!"

Toni horchte hoch auf. Da ſie an der Wahrheit des Geſagten nicht zweifeln konnte, ſo rief ſie mit dem Tone der Ueberraſchung und Erkenntlichkeit: „Das haben Sie gethan?" Und ſie richtete auf Emma einen faſt zärtlichen Blick. „Dafür dank' ich Ihnen", rief ſie, „von Herzen!" — „Aber ſonderbar!" fuhr ſie fort. „Wahrhaftig ſonderbar! Er hat etwas verdient — ihm hat etwas gehört; aber daß Sie es thun mußten! — daß er das hören mußte von Ihnen, das iſt doch wirklich auffallend!"

„Ich hätte allerdings beſſer gethan", bemerkte Emma, „in dieſe Angelegenheit mich gar nicht zu mengen. Wenn ich hätte ahnen können, was ich jetzt weiß, dann würde ich mich wohl gehütet haben, ihn mit meinem Urtheil über ſein Benehmen zu verletzen. Aber, wie geſagt, ich hab' mich gegen ihn entſchuldigt; und daß er nun um meinetwillen ſeine hieſige Stellung und ſeine Freunde verlaſſen will, das iſt geradezu unglaublich!"

„Es iſt doch ſo", verſetzte Toni.

Jene machte eine Bewegung der Ungeduld. „Dann iſt er von einer unbegreiflichen Empfindlichkeit!" rief ſie.

Das Dorfkind betrachtete die Erregte. „Fräulein", ſagte ſie, „Ihre Reden klingen aufrichtig und ich kann nicht daran zweifeln, daß Sie denken, wie Sie ſprechen. Aber wenn Sie mir's nicht übel nehmen wollen, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich in dieſer ganzen Sache Sie nicht begreife! Haben Sie denn nie bemerkt, wie es mit dem Herrn Aſſeſſor eigentlich ſteht? — Iſt Ihnen nicht einmal eine Ahnung davon gekommen?"

Emma, durch Wort und Blick Toni's betroffen, ſchwieg. Ihr Herz fing an zu pochen — ſie ahnte die Wahrheit!

Toni betrachtete ſie und nickte. „Es ſcheint doch", rief ſie; — „wenigſtens jetzt kommt Ihnen ein Schein davon! — Ja, ja", fuhr ſie fort, „es iſt uns Allen ſonderbar gegangen bei dieſer Geſchichte — auch dem Aſſeſſor! Sie haben ihm harte Reden gegeben, weil er gegen mich kalt geworden ſei! Wer iſt denn aber daran Schuld geweſen? Niemand anders als Sie!"

Die Wangen Emmas überdeckten ſich mit glühender Röthe. „Ich?" rief ſie faſt auffahrend. „Aber ohne alle Abſicht von meiner Seite —!"

„Dadurch wird's nicht anders", verſetzte Toni. „Er hat Sie geſehen — und ich bin ihm dann nicht mehr gut genug geweſen! Ich hab' es gemerkt, ich hab' mich davon überzeugt, und wie dann ein braver, lieber Menſch gekommen iſt und um mich angehalten hat, und ich geſehen habe, daß er mich wahrhaft ſchätzt und liebt, dann hab' ich mich mit ihm verlobt. Ich hab' damit gethan, was ich mit Rechtem und mit Ehren thun konnte, und ich bin jetzt allerdings getröſtet, wenn's auch nicht ſo leicht gegangen iſt, wie Sie zu glauben ſcheinen! Was aber ihn betrifft, ſo kann ich Ihnen ſagen, ihm hab' ich damit keinen Poſſen geſpielt! In das Unglück hat er ſich ergeben — Sie dürfen mir's glauben! Aber in das andere hat er ſich nicht ergeben — und das werden Sie auch begreifen! Seine Liebe zu mir hört auf, weil er Sie liebt — und Sie grade ſind's, die ihm wegen ſeiner Untreue kränkende Reden giebt! Und Sie müſſen das doch ſehr hart und ſtolz gethan haben — beſinnen Sie ſich nur! Denn er iſt darüber außer ſich geweſen, ich hab' gar nicht mehr von Ihnen reden dürfen! — Finden Sie's jetzt noch ſo unbegreiflich, daß er an einen andern Ort verſetzt ſein will? Daß die Entſchuldigung, die Sie ihm haben ſagen laſſen, bei ihm nichts wirkt? Er liebt Sie ohne alle Hoffnung, wie er annimmt; — und er ſoll Sie ſehen und ſich abhärmen um nichts und wieder nichts? — Er kann nichts Beſſeres thun, als fortgehen!“

Toni ſchwieg mit dem Ausdruck des Bewußtſeins, das Rechte geſagt zu haben. Emma ſtand in großer Verwirrung. Nach einer Weile begann ſie: „Ich erfahre hier Dinge, von denen ich keine Ahnung gehabt habe. Wenn Herr Mühlenberg artig geweſen iſt gegen mich — das, was Sie mir ſagen, hat mir nicht im Traum einfallen können! Einmal hat er ſeinen Beifall mit einer Prätenſion ausgedrückt, hinter der ich alles Andere eher vermuthen durfte, als Liebe, wie ich's verſtehe — und darauf hat er von mir allerdings noch etwas ſehr Hartes hören müſſen! — Iſt's denn wirklich ſo, wie Sie ſagen? Bilden Sie ſich nichts ein?"

„Es iſt Wort für Wort ſo", erwiderte jene. „Seit er Sie geſehen hat, liebt er Sie, und wie — davon hab' ich die Erfahrung gemacht!"

„Dann", fuhr Emma fort, „hab' ich ihn freilich ſchwer gekränkt! — Es thut mir leid — unendlich leid! — aber was kann ich mehr, als dies erklären?"

Toni ſah für ſich hin und lächelte unmerklich. Dann wendete ſie ſich zu Emma und ſagte: „Sie haben die Rede auf den Aſſeſſor und mein Verhältniß mit ihm gebracht — und ich bin ganz aufrichtig gegen Sie geweſen. Seien Sie nun auch aufrichtig gegen mich — wer weiß, wozu es gut iſt!" Und mit einem ſchalkhaften Aufblick fuhr ſie fort: „Sind Sie denn wirklich ſo ſtolz, daß Sie die Männer gering ſchätzen und Ihnen keiner gut genug iſt? Hat denn gar keiner Ausſicht, Ihnen gefallen zu können?"

Emma wendete den Kopf, Toni hatte aber vorher noch einen Schein von Lächeln bemerken können.

„Sie ſind freilich ſehr ſchön", fuhr ſie darum unerſchrocken fort, „und ſehr geſcheidt, und man ſagt, daß Sie mehr wiſſen, als mancher Mann! Aber glauben Sie, daß das zum Glück des Lebens Alles iſt? Ich, mit meinem geringen Verſtande, möcht' es doch bezweifeln!“

Jene blieb ſtumm; aber aus ihrem Auge ging ein Blick, der nicht entmuthigend war. Das gute Mädchen trat zu ihr, faßte ihre Hand und fuhr fort: „Denken Sie denn allein über den Aſſeſſor anders, als wir Andern? Ich kann Ihnen ſagen, daß nicht blos ich ihn liebenswürdig gefunden habe; er wäre noch gar Mancher in der Stadt willkommen geweſen, ich weiß das genau! Und Sie allein ſollten eine Ausnahme machen und gleichgültig ſein gegen ihn? Sie ſollten gar nichts fühlen können — unter gar keiner Bedingung?“

Emma ſchüttelte den Kopf mit Lebhaftigkeit. Toni fühlte aber, daß das keine Verneinung ihrer Frage, ſondern nur ein Tadel ihrer Kühnheit war; — ſie ſchaute ihr ſcharf ins Geſicht — bittend, fragend, launig. Emma konnte ein Lächeln nicht zurückhalten. Da rief die Gute triumphirend: „Sie ſind nicht ſo ſchlimm, wie er Sie gemacht hat! — Noch iſt nicht alle Hoffnung verloren!“

„Toni, was fällt Ihnen ein!“

„Ereifern Sie ſich nicht“, entgegnete das Mädchen, — „bei mir hilft's doch nichts.“ Und mit Ernſt — mit dem Tone wahrer Theilnahme fuhr ſie fort: „Sehen Sie, wie er das letztemal hier geweſen iſt, da hat er ſich ſo gut benommen, daß ich ihn jetzt gern auch glücklich ſähe! Er dauert mich — ich bekenn' es Ihnen!

Wenn er ſich gegen mich auch vergangen hat, ſo iſt er dafür geſtraft, empfindlich geſtraft — ich wenigſtens bin damit zufrieden! Und wenn ich jetzt etwas für ihn thun könnte, es würde mir das größte Vergnügen machen! — Fräulein", fuhr ſie zuredend — ſchmeichelnd, beinahe zärtlich fort, „er iſt Ihnen nicht ganz gleichgültig! Geſtehen Sie's!"

Emma, auf dieſe jähe Anrede, wurde roth. Aber ſchnell gefaßt, erwiderte ſie mit Ernſt: „Sie ſtrafen mich dafür, daß ich die Rede auf dieſen Herrn gebracht habe!"

Eine Stille folgte. Toni fühlte, daß ſie nicht weiter gehen könne, und mit natürlichem Takt lenkte ſie wieder ein. „Nun", ſagte ſie mit einem Ton der Ergebung, „ſo laſſen Sie uns doch nicht ganz umſonſt darauf gekommen ſein! — — Es thut Ihnen alſo wirklich und ernſtlich leid, daß der Aſſeſſor Ihretwegen fort will?"

„Wie oft hab' ich das geſagt!"

„Dann muß es Ihnen lieb ſein, wenn er hier bleibt", verſetzte jene. „Nun, wenn er das hörte — ſo, daß er nicht daran zweifeln könnte — ich glaube, er würde bleiben."

„Wo wollen Sie hinaus?" rief Emma. „Soll ich ihm das vielleicht ſelber ſagen oder ſchreiben?"

„Das wäre nicht nöthig. Das würde ich übernehmen."

Emma war erregt. „Fräulein Toni", ſagte ſie, „Sie wiſſen, was ein Mädchen gegen einen Mann kann, — Sie werden aber auch wiſſen, was ſie nicht kann. Ich kann dem Herrn Aſſeſſor ſagen laſſen, daß ich meinen Irrthum bereue; ich kann ihm aber nicht ſagen laſſen, es wäre mir lieb, wenn er bliebe! Sie werden das ſelber fühlen! — Wenn Sie in dieſer Sache an ihn ſchreiben wollen, ſo hab' ich nichts dagegen; ja, ich kann Ihnen geſtehen, es iſt mir eine Beruhigung. Ich muß Sie dann aber bitten, daß Sie nichts ſchreiben, was auf meine Mädchenehre einen Schatten werfen könnte!“

Toni ſchüttelte den Kopf und ergriff ihre Hand. „Sei'n Sie außer Sorge“, rief ſie. „Ich werde nichts ſagen, als was ich darf und kann und was Ihrer Würde durchaus nicht zu nahe tritt! Auch ohne daß ich gelehrt bin, weiß ich doch, was ſich ſchickt. Es muß etwas für ihn geſchehen, das iſt klar, und wenn Sie ihn auch nicht lieben können, eine Freundlichkeit wenigſtens hat er von Ihnen verdient! — Und ich meine doch, wenn ich wieder gut gegen ihn bin, dann können Sie's auch ſein!“

Emma, durch den Herzensklang dieſer Worte gerührt, lächelte mit Liebe und drückte ihr die Hand.

Toni's Angeſicht glänzte. „Es macht mir wahres Vergnügen“, rief ſie, „daß ich noch etwas für ihn thun kann! Wenn ich ihm auch nicht Alles ſagen kann, was ich möchte, — was ich ihm ſage, wird ihm doch ein

Troſt ſein! — Ich dank' Ihnen, Fräulein! Von ganzer Seele!"

Emma ließ ihr Auge auf dem Geſichte ruhn, aus dem eine innige, edle Genugthuung ſprach, und rief mit Bewegung: „Sie ſind ein gutes Mädchen, Antonie! Es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben! Aus dem Grund meines Herzens!"

Toni nickte mit einem dankbar heitern Ausdruck „Und Sie ſind beſſer", erwiderte ſie, „als Sie ſich den Anſchein geben wollen — viel beſſer!"

Emma lächelte, während ihre Augen in feuchtem Glanze ſchimmerten. Dann ſagte ſie: „Laſſen Sie uns jetzt wieder hinauf gehen! Niemand ſoll merken, wovon die Rede geweſen iſt; — das Geheimniß muß unter uns bleiben! —"

Die Mädchen ſpielten ihre Rolle gut, ſo daß auch Tante Helming nicht zu errathen vermochte, ob ihre Vermuthung eingetroffen! — Als die Geſellſchaft das Haus verlaſſen hatte, ſetzte ſich Toni in der obern Stube nieder und ſchrieb:

„Lieber Freund!

Sie haben mir Ihre Freundſchaft angeboten und ich habe ſie angenommen, und jetzt will ich Ihnen beweiſen, daß ich wirklich Ihre gute Freundin bin. Wer, meinen Sie, daß heute bei mir geweſen iſt? Fräulein Emma Franke. Sie iſt mit ihrer Tante gekommen und mit noch einigen Frauenzimmern — aber ſo ganz zufällig wird's doch nicht geweſen ſein! Denn ich hab' wohl ſehen können, daß ſie gern mit mir über etwas ſprechen möchte; und endlich hat ſie mich aufgefordert, in den Garten zu gehen mit ihr, und da hat ſie von Ihnen geſprochen! Sie hat mir geſagt, was ich noch nicht gewußt habe, nämlich daß Sie fort wollen aus der Stadt; — und ſie hat gemeint, daran wär' ich Schuld. Ich hab' ihr aber geantwortet, daß ich das beſſer wüßte, und hab' ihr's recht deutlich gemacht, was allein die Urſache davon ſein wird! Ich kann Ihnen ſagen: es hat eine große Wirkung gemacht! Sie hat ſich zwar ſehr zurückgehalten und ſich nichts vergeben; und als ich mich erbot, an Sie zu ſchreiben, da hat ſie mir nur erlaubt, Ihnen zu ſagen, wie außerordentlich leid ihr das Geſchehene thue! Daß es ihr auch lieb wäre, wenn Sie hier blieben, das darf ich Ihnen durchaus nicht ſchreiben — ſie hat's verboten. Aber es iſt doch ſo, glauben Sie mir. Was man mir nicht ſelber ſagt, das kann ich errathen; und was ſie nicht ſagen kann, das kann ich gar wohl ſagen; ja, es iſt meine Pflicht und ich muß es ſagen! Glauben Sie mir, Sie ſind von dieſem Fräulein nicht gehaßt und nicht verachtet; im Gegentheil, wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo iſt ſie Ihnen gut, mehr als ſie ſelber weiß! So beunruhigt, wie ſie war, iſt man nur, wenn man ſich für jemand ganz beſonders intereſſirt! Und wie wir fertig waren, hat ſie mir die Hand gedrückt und mich ein gutes

Mädchen genannt und mich mit einem Blick angeſehen! Ich ſag' Ihnen: glücklich iſt ſie geweſen und gerührt und ihre Hand hat gezittert in der meinigen!

Nun ja, mein lieber Freund, ich hab's eben diesmal beſſer gewußt, als Sie! Ich hab' es ihrem Geſicht angeſehen, daß ſie ein Herz hat, ſo gut wie Andere! Und das hat ſie jetzt gezeigt! Wenn die einmal an etwas hängt, dann hängt ſie mit Leidenſchaft daran und bleibt dabei — darauf können Sie ſich verlaſſen! Und im Grund ihres Herzens iſt ſie ein braves Mädchen; ich könnte mich gar wohl mit ihr verſtehen!

Jetzt folgen Sie mir — ich rath' Ihnen gut! Legen Sie ihren Mißmuth ab — Sie haben dazu nicht den geringſten Grund mehr! Und anſtatt fortzugehen, gehen Sie lieber zu Fräulein Emma Franke! Sie hat mir den Auftrag gegeben, Ihnen ihr Leidweſen zu melden und ihre Reue, und ſie hat mich ſehr deutlich merken laſſen, daß es eine große Beruhigung wäre für ſie, wenn Sie hier blieben. Dafür müſſen Sie ſich bei ihr bedanken; — wenn Sie es unterließen, wär's nicht höflich! — Was Sie dann noch weiter thun wollen, das iſt Ihre Sache und geht mich nichts mehr an.

Daß ſie ſich meiner angenommen hat, ohne mich zu kennen, das iſt doch recht ſchön von ihr, und das thut nur ein nobles Mädchen. Namentlich, wenn das noch wahr iſt, was ich glaube! — Sie verdient, daß es ihr ganz nach Wunſch geht!

Ich bin in meiner tiefſten Seele vergnügt, daß ich Ihnen das ſchreiben kann! Nach dem Abſchied von Ihnen hat mir doch noch etwas gefehlt — und das iſt's geweſen! Daß Sie, wenn Sie jetzt auch glücklich werden (und ich für meine Perſon zweifle nicht daran!) — daß Sie es durch meine Hülfe werden und es mir danken müſſen, das ſchmeichelt mir, ich will's Ihnen geſtehen — das macht mich glücklich, und ich bin in meinem Leben nie ſo ſtolz und zufrieden geweſen, als in dieſem Augenblick. Ja, ich bin Ihre Freundin, ich hab's bewieſen; und jetzt müſſen Sie ſchon auch mein Freund ſein und bleiben!

Alſo tröſten Sie ſich wieder und faſſen Sie guten Muth, und ſei'n Sie liebenswürdig — Sie können's ja, wenn Sie wollen! — Und wenn's Ihnen gut geht, dann denken Sie an mich — an Ihre wahre und treue Freundin Toni. — —"

Sie überlas den Brief, nickte billigend, mit wahrer, tiefer Zufriedenheit, — ſiegelte ihn und trug ihn ſelbſt auf die Poſt.

X.

Es war Sonntag gegen elf Uhr. Die Strahlen der Sonne fielen in das Zimmer Emma's und machten es ungemein heimlich. Die Temperatur bei geſchloſſenem Fenſter war ſommerlich mild; und es herrſchte rings eine Stille, die zu träumeriſchem Denken einlud. Unſere Freundin ſaß auf dem Sopha. Sie hatte ſeit ihrer Unterredung mit Antonie nichts wieder vernommen. Dies machte ſie aber nicht unruhig. Sie hatte gethan, was ihr zukam. War ſie durch eine leidenſchaftliche Erregung zu weit geführt worden, ſo hatte ſie es bereut und zurückgenommen. Ihr Geſtändniß kam an den Gekränkten durch die beſte Vermittlerin. Die Genugthuung, die ein gutes Gewiſſen giebt, durchdrang ihr Inneres.

Gelaſſen ſchlug ihr Herz. Mochte auch Alles möglich ſein, es ſchien doch nur etwas Erfreuliches, etwas Gutes kommen zu können! So wenigſtens fühlte ihre Seele.

Plötzlich ertönte die Klingel, kräftig gezogen wie von Männerhand. Sie richtete ſich raſch im Sopha auf und lauſchte. Ihre Wangen färbten ſich.

Die Thüre ging auf, es erſchien — der Profeſſor. — Emma erhob ſich ruhig und hieß ihn willkommen.

Der Humoriſt näherte ſich mit einer drolligen Miene. „Sie haben mich zwar“, begann er, „gewiſſermaßen abgeſetzt und damit auf meine Dienſte verzichtet! Allein da der junge Herr, wie er mir geſtern ſelber geſtehen mußte, auch nichts auszurichten vermochte, ſo will ich Gnade für Recht ergehen laſſen und Ihnen unbeſtellt eine gute Nachricht bringen!“

„Sie ſind edel“, erwiderte Emma. — „Worauf bezieht ſie ſich?“

„Auf die Frage des Moments!“ verſetzte jener mit Bedeutung. „Auf die Angelegenheit, die Ihnen ſo große Theilnahme eingeflößt hat!“

„Eine gute Nachricht?“ fiel das Mädchen ein.

„Urtheilen Sie“, entgegnete der Profeſſor. „Vor einer Stunde, das gute Wetter zu benutzen, ging ich promeniren — durch die Stadt. Ich dachte eben an den Wolf in der Fabel, als ich, um eine Ecke biegend, vor unſerem Aſſeſſor ſtand. Ausruf und Gruß! Ich betrachtete ihn — und verwunderte mich höchlichſt. Freudig und muthig ſtand er da! Eine Zufriedenheit, eine Sicherheit ſprach aus ihm, die förmlich etwas Triumphirendes hatte. — Ich bekenne, daß ich der Sache zunächſt eine für uns nicht ſchmeichelhafte Erklärung gab. „Sie ſind ſo vergnügt!“ ſagte ich; — „iſt Ihr Geſuch ſchon genehmigt? Wann gehen Sie fort? Wann werden Sie das verhaßte Pflaſter hinter ſich haben?“ — Er lächelte, ein wenig erröthend, mit einer gewiſſen Schlauheit. „Fällt mir gar nicht ein, von hier weg zu gehen!“ entgegnete er. „Wie kommen Sie darauf?“ — „Das nenn' ich eine Frage“, rief ich, indem ich ihm einen Blick der Rüge zuwarf. „Haben Sie denn vorgeſtern noch einen andern Gedanken gehabt?“ — „Ach, mein Lieber“, verſetzte er, zwiſchen Vorgeſtern und Heute ſteht ein Ereigniß, das mir dieſes Vorgeſtern in die Nacht abſoluter Vergeſſenheit gedrängt hat! Sie ſprechen von längſt vergeſſenen Zeiten, wenn Sie mich an Vorgeſtern erinnern! Nein, ich bleibe hier! Ich gelobe mich der edlen Stadt — ich gelobe mich der Geſellſchaft, ich gelobe mich der Freude des Lebens!“

Der Profeſſor, den Dialog reproducirend und ihn gleichſam ſpielend, hatte rechts und links für ſich hingeſehen. Auf einmal, ſeinen Blick auf Emma gerichtet, rief er: „Aber wie ſehen Sie aus? — Hilf Himmel, was iſt das?“ — Eine tiefe Stille folgte. Dann, mit einem unwillkürlichen Seufzer, fügte er hinzu: „O, der Glückliche!“

Emma hatte ſich verrathen. Die Neigung ihres Herzens, leiſe gekeimt, unterdrückt und umgewandelt, ſich wieder erhebend in Hoffnung und wachſend in der Stille, ſie hatte ſich durch die Gewißheit der Gegenliebe, welche der Bericht des Freundes ihr zweifellos bezeugte, unaufhaltſam vollendet. Das ſüßeſte Gefühl durchloderte ſie, Liebe, Sehnſucht und Wonne erfüllten ihr Herz und verklärten ihr Angeſicht. Auf den Zuruf des Profeſſors erröthend, ſchaute ſie zu Boden mit einem Reiz, einer Lieblichkeit, daß der alte Freund ſie mit Staunen betrachtete, nicht ohne eine Regung von Neid gegen den Bevorzugten und mit einem Zug wehmüthigen Humors.

Nachdem er für ſich genickt, rief er: „Endlich! — Endlich! — Nachdem man ſo viele Unglückliche gemacht hat und, über menſchliche Regungen erhaben, im Aether des Geiſtes allein ſich wohl zu fühlen ſchien, ſieh, da erfährt man, daß man auch ein Herz hat! daß man auch empfinden kann! — Und Er hat das ſchlafende geweckt — Er! Welch' ein Licht geht mir auf! Welch' ein zweiter Sinn offenbart ſich mir hinter dem erſten, der Betragen und Worte nur ſcheinbar erklärt hat! — Noch iſt nicht jedes Räthſel gelöſt, — aber Eines weiß ich jetzt! Auch Sie ſind ein Weib! Auch Sie, Fräulein Emma! Und was für eines!“

Das Mädchen lächelte glückſelig, wenn auch etwas verlegen.

Die Klingel ertönte wieder. Die Hausmagd kam und meldete Herrn Aſſeſſor Mühlenberg. — Bei dieſem Namen wich aus Emma's Wangen die Farbe; aber nur auf einen Moment, um ſofort glühender wiederzukehren. Sie trat zu dem Profeſſor, gab ihm die

Hand, und ſagte: „Lieber Freund, gehen Sie zur Tante! — Auch der Vater iſt zu Hauſe! — Und vorläufig — Verſchwiegenheit!“

Der Profeſſor, nach einem unbeſchreiblichen Blick (er drückte Befangenheit und Trauer, aber zugleich Antheil und humoriſtiſche Selbſtverſpottung aus) entfernte ſich durch die Seitenthüre. — Eine Minute ſpäter trat Alfred vom Gang ein.

Die achtungsvolle Höflichkeit, womit er grüßte, verbarg nicht die Bewegung ſeines Herzens, eben ſo wenig aber den Ernſt einer entſchloſſenen Seele.

„Mein Fräulein“, begann er, „Sie haben eine Meldung an mich ergehen laſſen und mich durch dieſen Beweis von Güte, ich darf wohl ſagen, mir ſelbſt wiedergegeben! — Nehmen Sie meinen wärmſten, herzlichſten Dank dafür!“

Emma, mit gleicher Bewegung und gleichem Ernſt, erwiderte: „Es war meine Pflicht, Herr Aſſeſſor!“

„Es war Großmuth!“ verſetzte Alfred. „Aber ich bedurfte ihrer! Und nie hat eine edle That mehr und raſcher Gutes gewirkt, als dieſe an mir!“

Er hielt inne und ſah für ſich hin wie Einer, der überlegt. Dann, mit einem Blick der Bitte, ſagte er: „Fräulein, darf ich Ihnen ein Bekenntniß ablegen? Darf ich Ihnen eine Geſchichte erzählen?“

Emma nickte.

„Laſſen Sie mich denn“, begann er „vor Allem geſtehen, daß ich zu den Menſchen gehöre, die an die Welt und an die Menſchen Anſprüche machen. Ich denke mir, wie es in dieſer und jener Sphäre ſein ſollte, und da muß ich finden, daß die Wirklichkeit hinter meinen Gedanken oft überraſchend weit zurückbleibt!“

Ein unmerkliches Lächeln umſpielte die Lippen des Mädchens. Alfred, ermuthigt, fuhr mit einer gewiſſen Laune fort: „Wer ſeine Studienzeit gut benutzt und Poeten lieſt und eine höhergeſtimmte Seele hat, der pflegt ſich gewiſſe Vorſtellungen von den Frauen anzueignen. Keine größere Luſt in den Jünglingsjahren, als ſich von dem Geſchlecht das lieblichſte, edelſte, verehrungswürdigſte Bild zu machen. Kommt man dann in ihre Geſellſchaft, ſo widerſprechen ſie für's Erſte dieſem Bilde nicht. Man ſieht reizende Weſen, imponirende Geſtalten; — Züge, welche ein reiches und tiefes Seelenleben ankündigen. Knüpft man aber, um dieſes kennen zu lernen, ein Geſpräch mit ihnen an, dann ſteht man verwundert. Man hört ſie Intereſſen bekennen, die mit dem idealen Aeußern in auffallendem Widerſpruch ſtehen! Von den Gedanken und Gefühlen, die man in dem ſchönen Bilde glaubte vorausſetzen zu müſſen, entdeckt man wenig, ſehr wenig, oft gar nichts! — Dieſe Erfahrung, wie ich verſichern kann, iſt nicht ſehr wohlthuend. Macht man ſie wiederholt, dann kann Einem endlich die Geduld ausgehen. Man iſt beſchämt — erzürnt über ſie und ſich; man ſagt den Scheingeſtalten ab und flieht ihre Geſellſchaft.“

„Zu raſch und zu ſtreng!“ wandte Emma ein. „Viel zu ſtreng!“

„Mag ſein“, entgegnete Alfred. „Ich erzähle aber eine Geſchichte! In dem Augenblick, wo mich der letzte Verſuch deſperat gemacht hatte, ſah ich ein Mädchen — hübſch, natürlich, anmuthig, herzlich, Aeußeres und Inneres in vollkommenem Einklang. Sie gab ſich nicht für idealer als ſie war; die Gedanken und Empfindungen, die ihr Geſicht vermuthen ließ, hatte ſie wirklich; — ſie täuſchte nicht — ſie hatte es nicht nöthig! — Wir gewannen uns lieb, und ich war glücklich. Glücklich! Eine Reihe von ſchönen Tagen! — Die Wahrheit zwingt mich, es zu geſtehen!“

„Es iſt das Wenigſte, was Sie thun können!“ rief Emma.

„Auch dieſes Glück ſollte vorübergehen“, fuhr Alfred mit einem Ton des Bedauerns und melancholiſcher Ergebung fort. — „War das Mädchen von Natur und von Charakter vortrefflich, ſo mußte ich an ihr, die meine Frau werden ſollte, doch mehr Ausbildung des Geiſtes wünſchen. Nun, das Fehlende nachzutragen, das war ja die ſchönſte Aufgabe gerade für mich! — Ich ſtellte ſie mir, freute mich ihrer, machte mich an die Arbeit — und erlebte eine zweite Enttäuſchung!“

Emma horchte mit Antheil — mit Neugierde!

„Ihr ſelbſt genügte, was mir nicht genügen konnte! Meine Zumuthung verſtimmte ſie, der Mangel an Intereſſe, den ſie kundgab, verſtimmte mich; — nach den guten Tagen kamen die ſchlimmen. — Ich erkannte, daß die wahre Bildung eine andere Natur iſt; eine natürliche Blüthe, die gewachſen ſein muß — ein Vermögen, das nicht nachgetragen werden kann, mindeſtens nicht durch einen Andern!"

„Um ſo weniger", bemerkte die Hörerin, „als der Andere in der Regel zuviel verlangt und in ſeiner Ungeduld Alles viel zu raſch haben will!" — Sie ſchwieg und ſchaute ihn an. „Und da nicht Alles ſo kam, wie Sie's erwartet hatten, da verminderte ſich Ihre Liebe? Als die Geliebte nicht allen Ihren Wünſchen entſprach, da erkaltete Ihr Herz?"

„Nein!" entgegnete Alfred mit einem unwillkürlichen Vorwurf in ſeiner Miene. „Zu den Egoiſten und Schwächlingen, denen ſolches begegnet, gehöre ich keineswegs!" — Nach einem Schweigen fuhr er gelaſſener fort: „Es that mir leid und ich hätte es gerne anders gehabt; aber meine Geſinnung konnte ſich darum nicht ändern! — Ich liebte ſie, wie ſie war; ich ſetzte meine Verſuche fort, und ich freute mich des guten Willens, der endlich in ihr zu erwachen ſchien. Feſt ſtdnd mein Entſchluß, ihr Alles zu halten, was ich ſie hatte hoffen laſſen."

„Und Sie wurden nicht kälter gegen ſie? Die Nachrichten, die an mich kamen —„

„Doch, doch", fiel Alfred mit Reſignation ein. „Aber aus keinem der Gründe, die auch Sie vorausſetzen zu müſſen glaubten!" — Und mit bitter ſtolzem Ausdruck fuhr er fort: „Ich habe nichts gemein mit jenen Goethe'ſchen Figuren, mit denen ich verglichen worden bin! Nicht hat mir Liebe und Treue Langeweile gemacht! Nicht bin ich erfüllt worden von leidenſchaftlicher Sehnſucht nach Veränderung und neuen Reizen! Nicht iſt mir eine Sirene in den Weg getreten, die mich geblendet und mir das wackere Kind, die redliche Seele verleidet hätte! — Aber", fuhr er mit ſinkender Stimme fort, „ein anderes Unglück hatte mich getroffen."

Er ſchwieg. — Emma ſtand lautlos.

„Ich habe Sie geſehen!" ſetzte er hinzu.

Eine Röthe ging über Emma's Geſicht, und ſie machte eine Bewegung, als ob ſie ſich abwenden wollte.

„Bleiben Sie!" rief Alfred. „Ich bin gekommen, vor Ihnen meine Beichte abzulegen, und feſt entſchloſſen, ſie zu Ende zu bringen! Sie haben mich verkannt, — Sie müſſen meine Rechtfertigung hören!"

Emma nickte — ergeben, ſich faſſend.

Jener fuhr fort: „Ich habe Sie geſehen, geſprochen — und einen unwiderſtehlichen Eindruck erfahren! Denn ich mußte mir ſagen: Was Du gewollt haſt, daß jene ſei, was ſie aber nicht werden kann, das iſt dieſe von ſelber!"

Emma entgegnete mit unwillkürlicher Abwehr.

„Ich hab' einen Blick", rief Alfred, „und ich rühme mich der Fähigkeit, in das Innere der Menſchen zu ſehen! — Wir haben damals über ein ſonderbares Thema geſprochen; und es giebt Männer, welche die Sicherheit in Ihrem Auftreten nicht ganz weiblich gefunden hätten!"

Emma, durch Befangenheit und Ernſt hindurch, lächelte.

„Mich konnten Sie nicht täuſchen!" fuhr er fort. „Ich ſah nicht ein Mädchen, in welcher Geiſt und Verſtand das Gefühl überwucherten, ſondern ein fühlendes Herz, das durch Geiſt und Verſtand ſich zu ſchützen wußte! Ich ſah eine richtig denkende, tief und edel empfindende Seele! — Die wandelnden Blumen, die in zarter Zurückhaltung ein ſo reiches, ideales Innere zu verbergen ſcheinen, aber öfters ſo wenig denken, wie die wirklichen Blumen — jene holden Feengeſtalten von außen, ſie hatten mich ſchon allzu oft und allzu ärgerlich betrogen! Ich freute mich der mannesähnlichen Entſchloſſenheit, womit Sie für Ihr Geſchlecht in die Schranken traten! — Was ſoll ich ſagen? Ich verſtand Sie, verſtand Sie ganz — mein Loos war entſchieden!"

Eine tiefe Stille war entſtanden. Alfred begann wieder:

„Glauben Sie nicht, daß ich mich gewiſſenlos und feig, ohne mich zu wehren, der neuen Leidenſchaft ergeben habe! Nie hat ein Menſch mehr gekämpft, eine Neigung in ſich zu vertilgen, eine andere feſtzuhalten und wieder anzufachen! — Es gelang mir nicht! Kein Grund, keine Vorſtellung half! Ich konnte bei der Andern Geiſt und Herz anſtrengen, nicht nur zu ſcheinen ſondern zu ſein, was ich war: es fehlte die Hauptſache! — Die natürliche Seele mußte es endlich merken: und gekränkt, entrüſtet — mit vollſtem Recht wandte ſie ſich von mir ab!“

Emma ſtand regungslos und ſah zu Boden.

„Als ich von meiner Tour zurückkehrte, wußte ich nicht, was bereits geſchehen war; — trotz allem und allem war mein Wille, das Band, das mich an Antonie knüpfte, nicht nur nicht zu löſen, ſondern vielmehr unauflöslich zu knüpfen! — Ich ſah Sie zum zweiten Mal — und erfuhr eine Behandlung, die ſich mir grauſam, höchſt grauſam ins Herz drückte. Sie war unverdient; aber ſie half mir. Sie heilte mich von der Einbildung, die ſich dämoniſch wieder in mir erhoben hatte; ſie wies mich auf meine Pflicht! Ich wandte mich dieſer leidenſchaftlich zu und wollte ſie in derſelben Stunde noch erfüllen! — Was ich erfuhr, wiſſen Sie!“

„Dort alſo verkannt, verachtet, zurückgeſtoßen — hier aufgegeben! Von dieſer getrennt durch eine neue Liebe, zu der ich ihr das Recht gegeben — von der andern geſchieden durch die unausfüllbare Kluft, welche kränkende Mißhandlung zwiſchen ihr und mir aufgeriſſen! — Ich war mir des ehrlichſten Willens, des ernſtlichſten Kampfes, des Sieges über mich ſelbſt bewußt; das ſchmähliche Schickſal, das ich erfahren, erbitterte, vergiftete meine Seele; die Wogen des Zornes und der Verzweiflung ſchlugen mir über dem Haupte zuſammen! Konnte ich noch eine Hoffnung haben? War nicht jede Bemühung, mein Loos zu ändern, ehrwidrig? Mir blieb nur Eines: Die Flucht aus dem Orte, der meine Schande geſehen, um in neuen Verhältniſſen ein neues Leben zu beginnen. — Was, ich frage Sie, konnte mir in dieſer Gemüthslage die Nachricht ſein, daß Ihnen das Unrecht, welches Sie mir angethan, leid thäte, — leid thäte, nachdem Sie gehört, daß ich verlaſſen ſei? — Durch dieſe Erklärung war vielmehr der letzte Faden zwiſchen uns abgeſchnitten. Ich hatte keine Klage — keine Forderung mehr an Sie und konnte nun erſt recht gehen, wohin ich wollte!"

„Meine Eingabe um Verſetzung war geſchrieben — wenige Tage noch und ich war fort — — da kam der Brief, den die edle, brave Toni mit Ihrer Bewilligung geſchrieben! — Er war nöthig; beim Himmel, er war nöthig! Aus ihm allein konnte ich ſehen, daß Sie durch die Erklärung Ihres Bedauerns mich nicht blos abfertigen wollten; — daß Sie mich ſchätzten; — daß Sie mir freundlich geſinnt waren! — Die Wirkung glich der eines Zauberſpruches, der dem Kranken plötzliche Heilung bringt! Mit vollſtem Selbſtvertrauen erhob ich mich; — die Nacht war vergangen, die Sonne glänzte mir ins Angeſicht, und mit der Morgenfriſche des Geiſtes ging ich wieder an mein Tagewerk.“

„Eines erkannte ich als meine Pflicht. Sie glaubten an mich — und Sie ſollten erfahren, wie ich wirklich bin! Sie ſollten jede Falte meines Herzens kennen lernen! Sie ſollten mich nicht für beſſer halten, als ich bin — aber auch nicht für ſchlechter! Unter allen lebenden Weſen am wenigſten Ihnen möchte ich anders erſcheinen, als ich bin!“

Die letzten Worte ſollten nachdrücklich klingen; aber die Stimme that ihre Dienſte nicht mehr ganz — ſie war unſicher und die Augen waren feucht geworden. Der Bewegte ſchwieg. Nach einer Pauſe, mit neuer Faſſung, ſetzte er hinzu: „Mein Vorſatz iſt ausgeführt — und ich bin fertig. Sie haben meine Beichte gehört, mein ganzes Weſen liegt klar vor Ihrer Seele; — ich hoffe, ich hoffe zuverſichtlich, Sie werden die Achtung, von der Sie mir einen ſo gütigen Beweis gegeben, nicht zurücknehmen wollen!“

Emma, mit edler Haltung, mit einem Ton des Herzens entgegnete: „Ich danke Ihnen von ganzer Seele!

— Vergeben Sie mir die Verwirrung, die ich angeſtiftet! Ich habe in Ihr Leben eingegriffen, ohne es zu wollen — ohne zu wiſſen, was ich that! — Sie zeigen mir, was geſchehen iſt; — ich ſehe, was ich gethan, zum erſten Mal in klarem Licht, und es laſtet auf mir wie eine Schuld, die wir blindlings begangen haben und für die wir uns doch verantwortlich fühlen."

„Möge Sie nichts reuen, Fräulein, was Sie gethan haben!" rief Alfred. „Ich danke Ihnen für Alles! Was von Ihnen kommt, iſt mir zum Segen und zur Freude, Alles, Alles, ohne Ausnahme!"

Dieſen Worten und dem Blick, der ſie begleitete, konnte das Mädchen nicht widerſtehen. Ein Strahl des Dankes und der Liebe ging aus ihrem Auge und fiel wonnevoll auf den Glücklichen. Unaufhaltſam drang die Zärtlichkeit ihres Herzens auf ihr Angeſicht und leuchtete daraus. — —

Alfred, entzückt, berauſcht, ergriff ihre Hand und rief: „Emma, könnten Sie mich lieben! Wär's möglich? — Reden Sie! Ich bitte Sie um Gotteswillen — reden Sie!"

Emma, der die Gewißheit ihres Gefühls die Herrſchaft gab über den Sturm deſſelben, erwiderte: „Mein Herz iſt frei geblieben — ich hab' es aufgeſpart für Denjenigen, der mich wahrhaft liebt! — Sie lieben mich — ich ſeh' es — — und ich", fuhr ſie, während ihre Augen mit Thränen ſich füllten, lächelnden Mundes fort, „da ich nun doch, ohne mein Wiſſen, die Veranlaſſung geworden bin, daß Sie Ihre Geliebte verloren haben, ich bin Ihnen eine Vergütung ſchuldig! In Gottes Namen denn! Ich kann Ihnen meine Hand nicht geben, denn Sie haben ſchon Beſitz davon genommen und halten ſie feſt —“

„Mein Eigenthum!“ rief Alfred jubelnd. Und er küßte die Hand, und ſah ihr ins Auge! Von Liebe und Wonne überwältigt, umfing er die Selige und drückte den Kuß der Liebe auf die ſchönen Lippen. Die Gute, als ob ſie ihn, der um ihretwillen ſo viel geduldet hatte, überſchwänglich belohnen wollte, preßte ihn ans klopfende Herz mit bebender Innigkeit. — —

Als der Aſſeſſor Mühlenberg nach einer Weile in das Zimmer des Regierungsdirektors Franke trat, war dieſer nicht mehr ganz ohne Kenntniß deſſen, was er hören ſollte. Der Profeſſor, ſich ſelber dazu autoriſirend, hatte ihm die nöthigen Andeutungen gegeben. Da für den Bewerber nicht nur die Liebe der Tochter, ſondern zugleich alle jene äußerlichen Vorzüge ſprachen, die bei einem ſo erfahrenen Beamten ins Gewicht fallen mußten, ſo ertheilte er die erbetene Zuſtimmung mit Würde, Herzlichkeit und Rührung.

Nachmittags war Toni mit ihrem Bräutigam in der obern Stube allein. Sie hatte ihm, auf deſſen Verſchwiegenheit ſie rechnen konnte, das Geſpräch mit Emma und den Inhalt ihres Briefes an den Aſſeſſor mitgetheilt — und Heinrich Enders Geſicht drückte ruhigen, aber vollen Beifall aus. Da erſchien die Magd und übergab an Toni ein Schreiben. Sie erbrach, las es, und ihr Geſicht leuchtete in Selbſtgefühl, Bewegung und Freude.

Der Brief war von Alfred und lautete:

„Liebe, theure Freundin!

Ich habe Ihren Rath befolgt — und bin nun mit Emma verlobt. Dies wäre nicht möglich geweſen ohne Ihren gütigen, großmüthigen Beiſtand! Sie ſind das beſte Weſen, das ich kenne — wenn es eine Gerechtigkeit in der Welt giebt, müſſen Sie auch das glücklichſte werden! Ich bin ſtolz darauf, mich Ihren Freund nennen zu dürfen, und werde es bleiben in ewiger Dankbarkeit. Wenn es Ihnen Freude gemacht hat, mir dieſen Freundſchaftsdienſt leiſten zu können, ſo iſt es für mich die ſüßeſte Genugthuung, ihn anzunehmen und Ihnen dafür auf immer verpflichtet zu ſein. Haben Sie meinen innigſten herzlichſten Dank und leben Sie wohl — auf Wiederſehen! — —“

Toni übergab das Blatt ſchweigend ihrem Bräutigam. Dieſer las es und ſeine Augen, die erſt glänzten, wurden endlich feucht. Er ſah die Geliebte mit glückſeligem Stolz an, umfing ſie, zog ſie an ſeine Bruſt und küßte ſie herzinniglich. — Wenn das Verhältniß der Beiden noch einer Weihe bedurfte, jetzt hatte es dieſe erhalten! —

Am ſelben Abend noch verſammelte man ſich im Hauſe des Regierungsdirectors zu einem kleinen Feſtmahl, wozu auf den Wunſch Emma's auch der Profeſſor und der Acceſſiſt geladen waren. Als dieſer, durch den Profeſſor in die letzten Vorgänge eingeweiht, dem Paar gratulirte, ſtellte ſich dem Bräutigam der Umſtand vor die Seele, daß der Vertraute zur Erreichung des Zieles doch weſentlich mitgewirkt habe, und er ſprach ihm ſeinen Dank dafür mit der Laune des Glücklichen aus. Jener erwiderte: „Was ich gethan habe, war die abſichtsloſe Folge meiner Freundſchaft und eines freundſchaftlichen Pflichtgefühls. Das Beſte zu dem ſchönen Ausgang haben die Frauen gethan! Und wenn das Glück, das ich hier vor mir ſehe, mein tiefſtes Herz erfreut, ſo kann ich mich doch nicht enthalten, auch der Hochachtung Worte zu geben, die mir die Handlungsweiſe unſerer Freundin Toni eingeflößt hat!“

„Sie können dieſes Mädchen“, rief Emma bewegt, „nicht höher ſchätzen, als ich! Ich habe kaum eine ſo liebenswürdig gute Seele kennen gelernt — und werde nie vergeſſen, was ich ihr ſchuldig bin!“

Alfred, mit einem zärtlichen Blick, drückte ihr die Hand.

◆

Zwei Freier.

I.

„Alſo behalt' es wohl! Du ſtellſt Dich an die Gartenthür; wenn es dreimal klopft, iſt Eduard draußen, Du riegelſt auf, führſt ihn an der Mauer hin ins Haus und durch den Seitengang zu dieſer Thür."

Mathilde, die Tochter des Rentiers Wieſenborn, indem ſie an ihr Dienſtmädchen Nanni dieſe Worte richtete, zeigte auf die Seitenthüre des eleganten Zimmers, das Beide kurz zuvor betreten hatten. Jene erwiederte vergnügt: „Ganz wohl, Fräulein! — Ach, wie freu' ich mich —"

„Geh", fiel Mathilde ein, „es iſt Zeit!"

Nanni entfernte ſich.

Die Zurückgebliebene ſtand in einer Aufregung, die ſie vergebens zu bemeiſtern ſuchte. Sie ſah eine Weile nachdenkend für ſich hin; dann, indem ihre ſchönen Züge einen edlen Ausdruck annahmen, rief ſie: „Ich kann nicht anders handeln! — Niemand ſoll mir nachſagen, daß ich mein Wort gebrochen habe! Die Liebe und die gelobte Treue haben mehr Rechte, als der Befehl der Eltern! Es iſt meine Pflicht, ich muß verſuchen, ſie umzuſtimmen — — und nun keine Verzagtheit mehr!"

Entſchloſſener ging ſie im Zimmer auf und ab. „Sie werden mir entgegenhalten, welch ein vortrefflicher Mann Herr von Schenk iſt — wie ganz geſchaffen, ein Mädchen glücklich zu machen — — nun ja, leugn' ich's denn? Er iſt einer der beſten Menſchen, die ich kenne; aber — ich liebe Eduard! — Ja, Eduard", ſetzte ſie mit innigem Ton hinzu, „Du kannſt auf mich rechnen! Je geringer ſie von Dir denken, je mehr ſie Dir Unrecht thun, deſto mehr lieb' ich Dich! — Herr von Schenk hat Alles — Du haſt nichts als meine Liebe, und die ſoll Dir bleiben! Du ſollſt meine Hand und mit ihr Alles haben, was ich habe!"

Nach dieſen Worten ſah ſie im Zimmer umher, machte eine Bewegung, als ob ſie ſich auf etwas beſonnen hätte, ging nach der Thür, durch die ſie mit Nanni eingetreten war, und ſchob den Riegel vor. Dann trat ſie zu dem Fenſter auf der Gartenſeite und horchte. Kopfſchüttelnd, weil ſich noch immer keine Tritte hören ließen, ſah ſie auf die Uhr, die auf einem zierlichen Schranke ſtand; aber der Blick mußte ſie beruhigen, — ſie ließ ſich auf einen Armſtuhl nieder und gab ſich ihren Gedanken hin. —

Mathilde war das einzige Kind Wieſenborn's. Ihr Vater, der ſich als Compagnon eines Großhändlers von Anfang an in günſtigen Verhältniſſen befand, hatte ſie ſorgfältig erziehen laſſen, ſie aber zu Hauſe ſelber verwöhnen helfen, indem ſeinem Aufbrauſen in der Regel eine nachgiebige Stimmung folgte, wo ſie, die ihren Willen hatte, ihn meiſt durchſetzen konnte. — Zum Glück war ſie von Herzen gut und beſaß in ihrem Geiſt eine Anlage zu nicht gewöhnlicher Bildung und Denkweiſe.

Sie hatte etwas Dichteriſches an ſich: einen Sinn, die Wirklichkeit, die ihr Freude machte, verſchönernd aufzufaſſen und liebevoll in ihrem Innern zu hegen. Dazu einen heroiſchen Zug, womit ſie fähig war, Pflichten auf ſich zu nehmen und das für recht Erkannte gegen Widerſtand von außen beharrlich zu verfechten. Ihres guten Willens und ihrer vortrefflichen Zwecke ſich bewußt, machte ſie nun aber an die Welt auch Anſprüche! Sie ſetzte voraus, daß man ihr zu Liebe gar Vieles zu thun vermöchte, und ihre Zumuthungen waren zuweilen von großer Naivetät. — Ein eigenthümliches Bild hatte ſie ſich von der Ehe gemacht. Als Tochter eines, man durfte jetzt ſagen, reichen Vaters konnte ſie den Gatten in jedem Betracht glücklich machen. Was war natürlicher, als daß dieſer ihr dafür das ganze Leben hindurch die reinſte Liebe und Verehrung widmete? Sie dachte ſich ſelber unvermerkt als Herrin und erſte Perſon im Hauſe, den Gemahl als zweite, und für den Fall, daß dieſer ſie von Herzen ehrte, fühlte ſie ſich wohl im Stande, ihm beiläufige Mängel nachzuſehen.

Mit dieſen Geſinnungen entſchied ſie als Mädchen von ſiebzehn Jahren ihr Lebensgeſchick; — ſie vergab ihr Herz an einen jungen Mann, der fröhlich von Gemüthsart, liebenswürdig von Manieren war — als ihr Vetter Gelegenheit hatte, traulich mit ihr zu verkehren, und nichts verſäumte, ſie für ſich einzunehmen.

Eduard Wild, ihr verwandt von Seiten der Mutter, zählte ſechs Jahre mehr, und verbrachte ſchon als Gymnaſialſchüler ſeine Ferien zum größten Theil in ihrem Hauſe. Sein Spiel mit der Kleinen gewann einen ernſten Charakter, als dieſe zu einer ſchönen, durch den Ausdruck ihrer Eigenheiten beſonders reizenden Jungfrau heranwuchs. Eduard, der mit viel jugendlichem Leichtſinn eine gewiſſe Klugheit verband und ſich von dem holden Bäschen ſehr angezogen fühlte, widmete ihr einen Cultus, der ſie rührte und gewann. Sie ſah den hübſchen, flotten, unterhaltenden Studioſus juris von der beſten Seite, überzeugte ſich, daß er der Mann ſei, ſie glücklich zu machen, namentlich aber, von ihr, beglückt zu werden, und wendete ihm nun alle Huld ihres phantaſievollen Weſens zu. Kurz nach ihrem ſiebzehnten Geburtstag kam es zur Erklärung und der Bund der Herzen wurde geſchloſſen. Man fand aber nicht für gut, den Eltern, die von dem wenig bemittelten, lebensluſtigen Studioſus keine beſonders hohe Meinung hatten, ein Geſtändniß zu machen, ſondern wollte ihnen das Verhältniß verbergen, bis Eduard, im Beſitz einer Stelle, mit Ehren um die Hand der Geliebten anhalten konnte.

Nach beſtandenem Examen betrat dieſer den Vorhof des Staatsdienſtes in der Reſidenz, wohin zu kommen ſeinen Bemühungen geglückt war. Die ſchöne Erbin, die dem achtzehnten Jahr entgegenging und die man ungebunden hielt, konnte aber in der Handelsſtadt nicht länger mehr ohne ſolide Verehrer bleiben. An den Vater gelangten Anträge, und die Tochter hatte Mühe, ſie mit guter Art abzuweiſen. Sie fühlte, daß ſie bei fortgeſetzten Bewerbungen ihr Verhältniß zu Eduard doch endlich würde geſtehen müſſen, und da ſie keine Hoffnung hatte, die Beiſtimmung der Eltern zu erlangen, ſo redete ſie dem Vater, der ſich ſchon länger nach Ruhe geſehnt hatte, mit Eifer zu, ſich vom Geſchäft zurückzuziehen und ſeinen Aufenthalt auf dem Lande zu nehmen. Wieſenborn folgte ihr; er kaufte eine von dem Handelsort ungefähr eine Tagreiſe entfernte, ſtattliche Villa, die man ihm angetragen hatte, und richtete ſich dort vollſtändig ein.

Ein Mädchen wie Mathilde iſt man indeß nirgends ungeſtraft. Nachdem längere Zeit kein Heirathsluſtiger ihre Ruhe geſtört hatte, kam durch den Kauf des Nachbargutes ein Mann in ihre Nähe, der auf die Eltern gleich beim erſten Beſuch einen ſo vortheilhaften Eindruck machte, daß in ihnen ſelber der Wunſch aufſtieg, ihn zum Schwiegerſohn zu bekommen. Er hatte die Univerſität abſolvirt, es aber vorgezogen, der Verwaltung ſeines Vermögens und ſeinen Studien zu leben, war dreißig Jahre alt, ſtattlich von Wuchs, gewinnend von Sitten, mäßig in ſeinen Gewohnheiten, gut und edel von Charakter. Hermann von Schenk (ſo hieß der Nachbar) erſchien wieder und wieder in der Villa, und die Eltern ſahen bald mit großer Genugthuung, daß ſeine Wünſche mit den ihrigen Hand in Hand gingen. Die Zeichen ſeiner Liebe zu Mathilde wurden immer deutlicher; die Eltern erwarteten eine Anfrage, und dieſe gelangte zuletzt an ſie. Mit Würde, kaum im Stande, ihre Freude zurückzuhalten, ertheilten ſie dem Freier die Erlaubniß, der Tochter ſich zu erklären. — Sie zweifelten keinen Augenblick, daß dieſe die Werbung günſtig aufnehmen werde; denn ſie ſchien von den Aufmerkſamkeiten, die Schenk ihr widmete, geſchmeichelt, unterhielt ſich gern mit ihm und hing, wenn er ſprach und erzählte, an ſeinem Angeſicht mit dem vollſten Vertrauen. Damit ſie aber vorher doch mit ſich zu Rathe gehen könnte, theilten ſie ihr des Nachbars Abſicht mit, hinzufügend, daß die Werbung ihren ganzen Beifall habe.

Das Mädchen erſchrak, verbarg aber den eigentlichen Eindruck, den die Mittheilung auf ſie gemacht hatte, und entgegnete: ſie ſei auf's Höchſte überraſcht, müſſe aber aufrichtig bekennen, daß ſie vor dieſer Heirath eben die größte Scheu empfinde! Die Mutter nannte das eine Redensart und ſprach die Erwartung aus, daß ſie nicht ſo thöricht ſein werde, mit der Hand dieſes Mannes das Glück ihres Lebens von ſich zu ſtoßen. Der Vater ſtimmte bei und äußerte ſich über Schenk mit dem wärmſten Lob.

Mathilde erbat ſich eine Friſt zur Ueberlegung und zog ſich zurück. Durch die Gefahr, die ihrer Liebe drohte, war ein außerordentlicher Entſchluß offenbar gerechtfertigt. Keinen der frühern Bewerber hatten die Eltern ſo dringend unterſtützt, und keiner war auch an ſich ſo achtungswerth, ſo tadellos, wie dieſer; ihn nach Art der frühern abzuweiſen, war unmöglich. Es mußte etwas geſchehen, und zwar etwas Entſcheidendes.

Eduard, der ihr — dem ſie geraubt werden ſollte, erſchien der Liebenden im ſchönſten und rührendſten Lichte. Sie fühlte einen unendlichen Zug zu ihm, dem die Eltern mit ihr jede Freude des Lebens nehmen wollten; Thränen traten in ihre Augen — Thränen der Liebe, des Mitleids, der Begeiſterung. Sie ſetzte ſich nieder und ſchrieb ihm, er ſolle zu ihr eilen, um ſich mit ihr in geheimer Zuſammenkunft zu berathen: das Glück ihrer Liebe und ihres Lebens ſtände auf dem Spiele! Nachdem ſie Zeit und Art und Weiſe, wie er unbemerkt zu ihr gelangen könne, genau angegeben, ließ ſie durch Nanni, die von ihr gewonnene Mitwiſſerin des Verhältniſſes, den Brief zur Poſt beſorgen, und harrte mit ruhigern Empfindungen.

Drei Tage waren vergangen. Die Liebende hatte viel überlegt, wie ſie die Eltern am beſten umzuſtimmen und zu gewinnen vermöchte, war aber zu keinem Schluß gekommen, und wendete die Möglichkeiten auch jetzt noch prüfend hin und her. — Das Schlagen der Uhr zeigte ihr an, der Moment, den ſie dem Geliebten beſtimmt hatte, ſei erſchienen. Sie ſtand auf, trat ans Fenſter — und ihr Geſicht erglänzte. Sie hörte die Tritte des Geliebten, der den Laubengang herkam! — Wer ſie erblickt hätte, die ſchlanke Geſtalt in der zierlichen Fülle, wie ſie, glühend in liebender Aufregung, ihre großen dunkeln Augen auf die Thür heftete, während in ihren Zügen ein heldenmüthiger Ausdruck die Oberhand gewann, der würde den Glücklichen, den ſie zu ſich entboten, beneidet haben!

Die Thür ging auf, der Erwartete erſchien, Mathilde flog in ſeine Arme, pries ihn, daß er ſo pünktlich gekommen, und gab ihm die zärtlichſten Namen. Der junge Mann, erröthet, glücklich, dankte ihr in den wärmſten Ausdrücken. Ein ſchärferes Auge, als es jetzt der Liebenden zu Gebote ſtand, hätte aber in ſeinem Weſen eine eigenthümliche Befangenheit und eine Sorge wahrnehmen können, die durch die gegenwärtige Situation allein nicht gerechtfertigt ſchien.

„Gute, beſte Mathilde!“ rief er nach der letzten Kundgebung ihrer Zärtlichkeit. — „Aber Dein Brief war ſo allgemein! Was iſt's, das auf dem Spiele ſteht? Was droht unſerer Liebe? Erzähle!“

Das Mädchen ſah für ſich hin. Dann ſagte ſie:

„Du weißt, daß ich vor zwei Jahren meinem Vater zuredete, ſeinen bleibenden Wohnſitz auf dem Lande zu nehmen — aus Liebe zu Dir!“

„Ich weiß, ich weiß“, verſetzte Eduard.

„Entfernt von Bewerbern um meine Hand wollt’ ich nur Dir und unſerm künftigen Glück leben.“

„Theure Mathilde!“ rief jener, ihre Hand faſſend.

„Aber bald nach Deinem letzten Beſuch ſtarb unſer alter Nachbar, das Gut wurde feil, und ein junger Mann, Herr von Schenk, zog als Eigenthümer ein.“

„Ah!“

„Um nur gleich die Wahrheit und das Schlimmſte zu ſagen“, fuhr Mathilde fort, „dieſer Herr von Schenk iſt ein vortrefflicher Mann.“

„Im Ernſt?“ entgegnete Eduard lächelnd mit einem leichten Zug von Verlegenheit.

„Nur einige Jahre älter als Du; hübſch, ein ſehr angenehmer Geſellſchafter und von größter Gutmüthigkeit. Dabei ſehr gebildet und — reich!“

Jener wurde unruhig. „Und dieſer Herr von Schenk?“ rief er. „Ich bitte Dich, rede!“

„Dieſer Herr von Schenk war in letzter Zeit viel in unſerm Hauſe, er hat Partien arrangirt, denen ich mich nicht entziehen konnte, er hat das Herz meiner Eltern, beſonders meines Vaters, gewonnen, er hat ihm ſeine Abſicht angedeutet, bei mir um meine Hand anzuhalten, mein Vater iſt entzückt, und ich muß jeden Moment erwarten —"

„Himmel!" fiel der junge Mann ein; „das iſt ja eine Fluth von ſchlimmen Neuigkeiten! — Aber Du, liebe Mathilde — Du ſelbſt?"

„Ich", verſetzte ſie mit Selbſtgefühl, „habe an Dich geſchrieben und Dich hieher gerufen!"

„Ja, Du biſt gut", rief er, „Du bleibſt mir treu —"

„Ich hab' es Dir gelobt", erwiederte das Mädchen, „und ich halt' es!"

Eduard ergriff ihre Hand und rief: „Edles Herz! — Aber was iſt zu thun? Was ſollen wir —"

„Das iſt eben die Frage", entgegnete Mathilde. „Ein Grund, den die einzige Tochter gegen einen Freier wohl geltend machen könnte, fällt leider weg: Herr von Schenk iſt ein Mann, an dem ich nichts auszuſetzen weiß!"

Die Lippe Eduard's verzog ſich. „Alſo ein förmliches Ideal!" erwiederte er. „Der Mann, wie er ſein ſoll —"

„Scherz bei Seite", bemerkte ſie, „es fehlt ihm nichts, als — meine Liebe!"

„Dann fehlt ihm Alles!" rief jener, zärtlich ihre Hand faſſend, „und ich — ich beſitze Alles!"

„Ja", erwiederte ſie lächelnd, „für mich wohl — aber nicht für meine Eltern!"

Eduard zuckte die Achſeln. „Das iſt wahr“, ſagte er.

„Wenn mein Vater Herrn von Schenk aufs Höchſte ſchätzt, ja bewundert, ſo weißt Du, guter Eduard, daß in Bezug auf Dich nicht das Gleiche der Fall iſt.“

„Leider!“

„Vater und Mutter“, fuhr Mathilde fort, „halten Dich für ... ein wenig leichtſinnig — flatterhaft — vergnügungsſüchtig! — Ja, und auch Clementine von Berneck, die mit ihrem Vater in die Reſidenz gezogen iſt, hat mir vor einigen Wochen geſchrieben, daß Du Dich recht gut unterhältſt!“

Eduard, den dieſe Worte eigen getroffen hatten, ſah ſie prüfend an. „Du ſtehſt in Briefwechſel mit Fräulein von Berneck?“ fragte er.

„Sie hat ihn ſelbſt begonnen“, verſetzte Mathilde; „und — mir war's lieb, etwas von Dir zu hören!“

Eduard neigte ſich dankend. „Nun ja“, ſagte er, „ihr Bruder, der Lieutenant, iſt einer meiner Freunde. — Auf dieſen“, ſetzte er lächelnd hinzu, „hat ſie ſich wohl berufen?“

„Sie hat nichts von ihm geſchrieben“, erwiederte Mathilde.

„Meine Liebe“, verſetzte der junge Mann ſich zuſammennehmend, „Du kennſt mich. Ich bin geſelliger Natur und im Grund meiner Seele vergnügt, wo ich auch bin — weil Du mir gehörſt! Doch jetzt will man Dich mir entreißen, und jetzt gilt's Ernſt — Ernſt und Beſonnenheit!“ Nach einigem Beſinnen fragte er, entſchloſſen aufſehend: „Biſt Du fähig, etwas zu wagen?“

„Das“, verſetzte Mathilde, „glaube ich gezeigt zu haben.“

Eduard ſchwieg. Dann fuhr er fort: „Wenn Du Dich entſchließen könnteſt, mit mir zu entfliehen —“

„Wie?“ rief das Mädchen.

„Dann würde Herr von Schenk zurücktreten und Deine Eltern wären gezwungen, uns zu verzeihen.“

Mathilde ſah ihn betroffen an. „Eduard“, rief ſie, „was forderſt Du! — Ich ſollte meinen Eltern, die mich über Alles lieben, ſolchen Kummer, ſolche Schande bereiten? — Das ſagſt Du nicht im Ernſt!“

Jener, der ſie ſcharf angeſehen, erwiederte: „Verzeih mir! Die Größe der Gefahr erſchreckte mich und gab mir einen Gedanken ein, wobei ich nur an mich dachte! — Aber ich ſinne vergebens —“

„Handeln wir offen und ehrlich!“ rief das Mädchen. „Gehen wir von hier zu meinen Eltern, ſagen wir Alles — — Du ſchüttelſt den Kopf?“

„Du kennſt Deinen Vater“, entgegnete Eduard. „Bei ſeinen Anſichten über mich, bei ſeiner Hochachtung vor Rang und Reichthum hätte ich beleidigende Reden, vielleicht eine ſchmähliche Behandlung zu erwarten. Ich bin arm, aber ich halte auf Ehre!“

Mathilde ſah betreten für ſich hin. „Es iſt wahr“, ſagte ſie. „Er muß vorher zu Deinen Gunſten geſtimmt werden, Du mußt eine Fürſprache haben! Ich bin zu allem entſchloſſen — aber wie find’ ich Zeit dazu? — Jeden Moment kann der Freier eintreffen!“

Sie ſchwieg nachdenklich. Mit einem Male fuhr ſie auf und rief: „Halt, da kommt mir ein Gedanke!“

„Ein Rettungsgedanke?“

„Ein ſeltſamer Gedanke“, erwiederte ſie mit einem Ausdruck, der ein entſprechendes Bedenken verrieth; „aber der beſte, den ich habe! — Ja“, ſetzte ſie hinzu, „ſo iſt Hoffnung, und ich muß es wagen!“

„Aber was, liebe Mathilde, was?“ rief jener.

Das Mädchen ſah ihn mit freundlicher Ueberlegenheit an. „Das bleibt vorderhand mein Geheimniß, lieber Eduard!“ ſagte ſie. „Ich bin heiter bei aller Aufregung! In Gottes Namen!“

Jener, mit großem Ernſt, entgegnete: „Mathilde, hör’ auf einen Mann, der die Welt doch etwas mehr kennt, als Du! Die Sachen ſtehen ſo, daß ich Dich ohne eine Entſcheidung nicht wieder verlaſſen kann. Haſt Du ein Mittel, ſo gebrauch es muthig, daß es zu einer Entſcheidung kommt. Verſagt es Dir, ſo müſſen wir entſchloſſen zu einem andern greifen. Sonſt iſt Alles verloren für mich und für Dich!“

„Vertraue mir!“ erwiederte das Mädchen. Und mit einem anmuthig heroiſchen Ausdruck ſetzte ſie hinzu:

„Ich ziehe für Dich ins Feld, und mit dem Sieg kehr' ich wieder! — Für jetzt“, ſagte ſie dann, „erlaube mir, daß ich Dich einen Moment allein laſſe!“

Sie ging zur Thür, die auf den Hausgang führte, riegelte ſie auf und verließ das Zimmer.

Eduard ſchaute ihr nach, nickte und machte unwillkürlich eine Bewegung des Bedauerns. „Das gute Mädchen“, ſagte er. „Sie liebt ſo treu wie jemals!“ — Er ſchwieg und ſah für ſich hin, wie Einer, der eine Frage ſcharf ins Auge faßt. Mit einem Seufzer fuhr er fort: „Es bleibt mir keine andere Wahl! Da der Abgrund, der mich zu verſchlingen droht, — hier die Hand, die ſich mir liebevoll entgegendrängt, um mich zu retten! Ich muß ſie annehmen, es geht nicht anders — was unmöglich iſt, iſt unmöglich! — — Und wenn ich dem braven Mädchen etwas verſchweige, betrüg' ich ſie? Mein Entſchluß iſt gefaßt. Hab' ich erreicht, was ich will und was ich haben muß, dann mach' ich das Vergangene gut — und beginne an der Seite einer wackern Frau ein anderes Leben.“

Als er dies geſprochen, ging die Thür und Mathilde trat ein. „Lieber Eduard“, ſagte ſie, „wir müſſen uns trennen — ich erwarte Herrn von Schenk.“

„Er wird ſich Dir erklären!“ rief jener.

„Höchſt wahrſcheinlich“, entgegnete ſie. „Aber meine Antwort iſt bereit!“

Eduard ſah beſorgt auf ſie. „Denk an die Treue, die wir uns gelobt! Denk an meine Liebe! Denke daran, daß —"

„Eduard!" rief ſie faſt unwillig.

„Die Schilderung dieſes Mannes", entgegnete er; — „ich bin in Furcht, ich will's nicht leugnen. Gieb mir nochmal Deine Hand, ſchwöre mir —"

Mathilde ſchaute ihn mit einem Blick an, der Mitleid und Nachſicht ausdrückte. „Nun", rief ſie, „hier meine Hand und meinen wiederholten Schwur: Liebe um Liebe und Treue um Treue, ſelbſt gegen den Willen des Vaters!"

„Ich danke Dir!" verſetzte Eduard, lebhaft ihre Hand ſchüttelnd. —

„Fräulein!" rief es draußen vom Corridor.

„Herein!" antwortete Mathilde.

Es war Nanni. Sie warf einen flüchtigen Blick auf den jungen Mann und ſagte zu Mathilde: „Herr von Schenk iſt hier und bittet um die Erlaubniß, Ihnen aufwarten zu dürfen."

Die Liebende nickte und wendete ſich zu Eduard. „Adieu! In einer halben Stunde komm wieder! — Geh!" ſetzte ſie lächelnd hinzu, als jener zauderte; und er entfernte ſich durch die Seitenthür.

Erröthet und aufgeregt ſagte ſie zu Nanni: „Herr von Schenk iſt willkommen!"

Als das Mädchen fort war, legte ſie die Hand auf ihre Bruſt und rief: „Still, unruhiges Herz! Du mußt — ich kann Dir nicht helfen!"

II.

Wenige Minuten, und der Gemeldete ſtand vor ihr. Sein Ausſehen verrieth eine tiefe Bewegung, die aber durch das Bewußtſein der Abſicht, die ihn hieher geführt hatte und deren Ernſt in ſeinen edeln Zügen ſich ausdrückte, gedämpft erſchien. — „Fräulein Mathilde“, begann er mit einem Ton der Achtung und Liebe, „Sie haben die Güte gehabt —“

„Sie ſind willkommen, Herr von Schenk“, erwiederte ſie mit unſicherer Stimme.

„In der That?“ entgegnete er mit halbverlegenem Lächeln.

Die Gewiſſensfrage machte das Mädchen erröthen. „Sie zweifeln?“ erwiederte ſie.

Eine Pauſe trat ein. Schenk faßte ſich und ſagte mit feſter Stimme herzlich: „Mein Fräulein, ich wage zu hoffen, daß Ihnen nicht ganz unbekannt iſt, was mich zu Ihnen führt!“

„Ich geſtehe —“

„So laſſen Sie mich offen reden“, fuhr er fort, „und hören Sie mich gütig an! — Wenn ich in der Abſicht, die Sie kennen, vor Sie trete, ſo iſt es nicht nur der Zug des Herzens, der mich zu Ihnen führt, ſondern die tiefe innige Ueberzeugung, die ich bei der erſten Zuſammenkunft mit Ihnen erlangt habe: daß Sie das Weſen ſind, dem ich mich ſelbſt, meine Liebe, mein Leben weihen muß.“

Mathilde ſchaute zu Boden.

„Ich ſah Sie“, fuhr Schenk fort, „wie Sie ſich vielleicht erinnern, zum erſten Mal im Haus Ihrer Tante. Ich hörte Sie in der Unterhaltung mit dieſer vortrefflichen Frau und — ich kaufte Leutfels.“

„Wie“, rief Mathilde, „Sie hätten —“

„Das Gut gekauft, um Ihr Nachbar zu werden“, erwiederte er.

„Ah“, rief das Mädchen mit unwillkürlichem Dankgefühl.

Jener, mit einem Ausdruck von Hoffnung, ſagte: „Zwei Monate ſind verfloſſen. Ich habe Sie näher kennen gelernt, und meine Achtung, meine Liebe iſt mit jedem Tage gewachſen. Ich gewann die Freundſchaft Ihrer Eltern, und, wie ich mir ſchmeichle, zu gleicher Zeit Ihr Zutrauen, Ihr Wohlwollen. Und nun, verehrtes Fräulein, was ſoll ich weiter ſagen? Sie kennen meine Stellung, meinen Charakter und — mein Herz. Sagt das Ihrige Ja zu meinem Antrag, dann laſſen Sie es auch die holden Lippen ſagen und reichen Sie mir dieſe ſchöne, liebe —“

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber Mathilde trat zurück. „Herr von Schenk", entgegnete ſie mit inniger Scheu, „wenn Sie wüßten —"

„Sie weichen aus?" rief er beſtürzt. Mit befangenem Lächeln ſetzte er hinzu: „Verlangen Sie Bedenkzeit?"

„Nein", rief das Mädchen entſchloſſen; „es ſoll jetzt entſchieden werden!"

„So reden Sie", verſetzte Schenk ſich ermannend, mit Güte. „Sagen Sie, was ſie denken und fühlen; was es auch ſein mag, es wird mir das Liebſte ſein."

„Herr von Schenk", begann Mathilde, „ich ſchätze Sie unendlich — Sie ſind der edelſte, beſte Mann — Sie verdienen alles Glück der Erde — aber …"

„Aber?"

„Nehmen Sie dieſes Geſtändniß großmüthig auf — mein Herz — ich kann es nicht ändern —"

„Sagen Sie's offen!" rief Schenk die Farbe wechſelnd. „Sie lieben mich nicht?"

„Ich geſtehe —"

„Wirklich?" fiel er ſchmerzlich lebhaft ein, — „Sie lieben mich nicht? — Ah das iſt unglücklich!"

„Ich bitte Sie um Vergebung!" verſetzte ſie. „Inſtändig!"

„Aber mir ſchien's doch", fuhr er nach kurzem Schweigen aufgeregt fort, „als wäre ich bei Ihnen wohlgelitten — als wären Sie mir gut — von Herzen gut?"

„Das wohl", entgegnete ſie; „aber …"

„Aber von da zur Liebe, zur wirklichen Liebe, iſt noch ein weiter Schritt ... wollen Sie ſagen?“

„So ungefähr“, erwiederte ſie ſchüchtern.

„O Eitelkeit, Eitelkeit“, rief der Abgewieſene, ſeinen Schmerz zurückdrängend, „wie tief ſteckſt Du im Menſchen! — Ihre Freundlichkeit, Ihr Zutrauen — ich hätte darauf geſchworen! — — Nun“, ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „nun bin ich freilich geheilt! Aber, mein Fräulein, ich kann's Ihnen wohl ſagen: die Empfindung, die ich habe, iſt nicht ſehr angenehm!“

Mit einem unmerklichen Lächeln des Bedauerns verſetzte ſie: „Es iſt mir auch recht ſchwer — außerordentlich ſchwer angekommen, Ihnen dies Geſtändniß zu machen. Aber wenn ſo viel auf dem Spiele ſteht —“

„Natürlich“, verſetzte er. „Wenn man heirathen ſoll und nicht liebt, da muß man ſchon reden! Ich begreife das vollkommen! — Aber nun erlauben Sie mir eine Frage. Wenn es mir nicht gelungen iſt, Ihr Herz zu gewinnen — gibt es vielleicht einen Andern, der es ſchon gewonnen hat?“

Mathilde, erröthend, ſagte nach kurzem Zögern: „Ich kann es nicht leugnen.“

„In der That?“ rief jener; — „Sie ſcherzen nicht?“

„Ich ſage die Wahrheit“, erwiderte ſie.

„So fahre hin, meine ſchöne Hoffnung!“ rief Schenk; — „nun iſt Alles verloren! — Und darf man fragen", fuhr er nach einer Pauſe fort, „wer der Glückliche iſt?"

„Es iſt mein Vetter Eduard", erwiederte ſie beſcheiden; „Acceſſiſt in der Reſidenz — und ſeit Kurzem, von mir gerufen, in der Nähe. Wir kennen uns ſchon ſo lange! Er brachte die Ferien bei uns zu — wir machten Ausflüge — wir tanzten zuſammen —"

„Ich begreife", ſagte Schenk. „Holde Erinnerungen, Lebensfreude, Poeſie! — Sie ſind glücklich!"

„O", rief Mathilde, „noch lange nicht!"

„Wie ſo?" fragte jener.

„Sie wiſſen", entgegnete ſie, „meine Eltern wollen durchaus, daß ich Ihnen meine Hand gebe!"

„Mein Fräulein", erwiederte er mit einem ſtolzen Verziehen des Mundes, „glauben Sie, daß ich Ihnen nach dieſer Erklärung noch im Wege ſtehen werde?"

„O nein!" verſetzte das Mädchen. „Sie ſind zu edel, zu gut dazu!"

„Zu viel Ehre!"

„Aber Eduard iſt arm", fuhr ſie mit geſenktem Blicke fort, „hat noch keine Anſtellung — und mein Vater hat darüber ſeine Anſichten."

„Das iſt wahr", verſetzte Schenk begütigt.

„Mein Vater könnte uns wohl glücklich machen", fuhr ſie fort, — „er iſt ja reich! — Aber er iſt Eduard ohnehin nicht ſehr gewogen, und wenn er erſt hört, was er wünſcht, ſo fürchte ich ſehr —"

„Sie haben Recht. Er wird zornig werden, und ſtatt Herrn Eduard in ſeine Familie aufzunehmen, könnte er ihn eher —“

„Aus dem Hauſe weiſen! Leider!“

„Das iſt ſchlimm!“ verſetzte Schenk, der ſich unvermerkt zum Vertrauten gemacht ſah und mit ſeiner Ritterlichkeit in die Rolle ſich fand. „Aber Sie können ja warten! Herr Eduard ſoll ſich hervorthun, und wenn er mit einem wohlklingenden Titel in Uniform erſcheint —“

„Das iſt ja gerade das Schlimme“, entgegnete ſie, „daß ich nicht warten ſoll! Eduard dringt auf eine Entſcheidung; er iſt ſo ängſtlich, ſo aufgeregt! Er fürchtet, mich zu verlieren; er wird nur Ruhe finden, wenn er das Jawort der Eltern hat!“

„Ich verſtehe. Nun, da hilft dann weiter nichts: friſch zuſammen vor die Eltern getreten und das Geſtändniß gemacht!“

„Das müſſen und wollen wir“, verſetzte Mathilde, deren Stimme einen eigenen reſignirten und bittenden Klang erhielt. „Aber was können wir hoffen, wenn der Vater nicht durch eine gute Fürſprache ſchon einigermaßen erweicht und für unſern Wunſch geſtimmt iſt?“

„So wenden Sie ſich“, entgegnete Schenk nicht ohne eine Anwandlung von Ungeduld, „an einen Verwandten, der Einfluß auf Ihre Eltern hat!“

„Ich habe keinen ſolchen Verwandten“, verſetzte das

Mädchen zu Boden ſehend. — „Ich kenne nur Eine Perſon, die bei meinem Vater im größten Anſehen ſteht und die ihn bewegen könnte, eine Entſchließung zu ändern! Wenn dieſe Perſon ſich unſrer annehmen wollte und recht warm für mich, für den armen Eduard ſpräche, ſo wäre noch Hoffnung!“

„Und dieſe Perſon?“

„Sind Sie, Herr von Schenk“, erwiderte das Mädchen leiſe.

„Was?“ rief jener auffahrend, — „ich? Das muß ich geſtehen! — Ich ſoll einem Nebenbuhler zu Ihrer Hand verhelfen?“

„Ihr gütiges Fürwort einlegen“, ſagte die Erröthete demüthig, „ja, ich bitte Sie darum!“

Schenk drehte ſich auf dem Abſatz herum. Dann ſtellte er ſich vor ſie und rief nicht ohne einen Klang von Unwillen: „Halten Sie mich für einen Engel?“

„In der That, Herr von Schenk“, erwiederte ſie, „das thu' ich, und nur deswegen —“

„Ein Engel, der einen Korb erhält!“ rief er. „Schöne Auszeichnung! — Aber man darf in dieſer Welt nur ein guter Menſch ſein, und man iſt gewiß verloren!“

„Herr von Schenk“, erwiderte Mathilde mit inniger Bitte, „verzeihen Sie mir. Ich bin in der größten Noth. Auf der einen Seite von meinen Eltern gedrängt, Ihnen meine Hand zu geben; auf der andern von Eduard getrieben, in Angſt und Leidenſchaft getrieben — was ſoll' ich thun? Ich hab' umhergeſonnen, aber zu Niemand konnt' ich das Zutrauen haben, als zu Ihnen! Sie ſind ſo großmüthig, ſo uneigennützig —"

„Bitte!"

„Und in mir hat's gerufen: Vertrau Dich ihm ganz, er wird Deine Noth fühlen, er wird Dir helfen!"

Schenk ſah ſie an. „Alſo wirklich", ſagte er, — „nur von mir erwarten Sie Hülfe?"

„Nur von Ihnen!" erwiderte ſie mit größter Beſtimmtheit.

Jener ſchwieg. Dann, mit einem vollen Klang des Humors, rief er aus: „Nun — in Gottes Namen! Niemand entgeht' ſeinem Schickſal! Und da ich nun doch einmal ein guter Narr bin, ſo will ich's auch ganz ſein! — — Fräulein — ich will Ihnen helfen!"

„O Sie edler Mann!" rief das Mädchen. „Ich hab' mich nicht getäuſcht!"

„Aber", fuhr jener fort, „auf meine Weiſe!"

Mathilde ſah ihn fragend an; er trat näher zu ihr und ſagte: „Sie geben zu, eine Strafe haben Sie hinſichtlich meiner verdient?"

„Ich geſteh's", erwiderte ſie beſchämt.

„Alſo müſſen Sie auch eine Laſt auf ſich nehmen und ſie abbüßen. — Ohnehin, wenn ich vor Ihre Eltern treten und ſagen wollte: Ich habe mich um die Hand

Ihrer Tochter beworben, ich erfahre aber, daß ein Anderer geliebt wird, und nun bitte ich recht ſehr, geben Sie dieſem Andern ihre Hand! — Das wäre doch wohl gar zu kläglich!"

„Es iſt wahr!" verſetzte ſie unwillkürlich lächelnd.

„Sie müſſen zuerſt ins Feuer!" rief Schenk. „Sie müſſen Ihre Leidenſchaft vor Ihrem Vater offenbaren — eine Leidenſchaft, die den Kampf nicht ſcheut, die zum Kühnſten entſchloſſen iſt, und ſich eben darum Reſpect erwirbt. Haben Sie den Feind erſchüttert, dann komm' ich ins Treffen und helf' ihn beſiegen."

„Alſo wirklich? Und ich kann mich auf Sie verlaſſen?"

„Hier meine Hand", entgegnete Jener, „und das Wort eines Mannes von Ehre! — Sprechen Sie mit Ihren Eltern, ich bin in der Nähe und werde zu rechter Zeit erſcheinen."

„Nun bin ich gerettet!" rief das Mädchen.

„Fräulein", erwiederte Schenk den Kopf ſchüttelnd, „Sie ſind von einer Naivetät —"

Mathilde war blutroth geworden. „Verzeihen Sie, Herr von Schenk", entgegnete ſie, „ich bin halb von Sinnen! — Gerettet aus der Noth, in die das Schickſal mich gebracht hat, wollt' ich ſagen. — Aber ewig werde ich Ihnen Dank wiſſen, die herzlichſte, innigſte Verehrung —"

„Verehrung!" rief jener. „Ja, ja, das iſt die

Münze, womit man unſer Einen bezahlt! — Verehrung! Und das Bewußtſein der Tugend dazu, nicht wahr? — Und zu alledem: das Nachſehen!"

Mathilde horchte. „Ich höre die Stimme meines Vaters! Himmel!" rief ſie.

„Er wird neugierig ſein!" bemerkte Schenk die Achſel zuckend. — Nach einem Blick auf Mathilde, welche die Farbe wechſelte, rief er: „Muth! Immer friſch gewagt! — Auf Wiederſehen!" — Er grüßte mit der Hand und entfernte ſich durch die Seitenthür.

Mathilde ſtand nachdenklich. „Was iſt das für ein Mann!" rief ſie mit einem Ausdruck beinahe feierlicher Anerkennung. — Dieſe Probe hätte kein Anderer beſtanden! — und er übertrifft meine Erwartungen — er ſtellt nicht nur ſeinen guten Willen, ſondern auch ſeinen Geiſt zu meinen Dienſten!" — „Er hat mich geliebt", fuhr ſie nach kurzem Schweigen fort; — „er liebt mich noch — ich ſah's an der Trauer, die aus ſeinem Auge ſchimmerte, obwohl er ſie in liebenswürdiger Laune verbergen wollte! — Beim Himmel, Eduard, — Du darfſt Dir etwas einbilden!"

III.

Vater und Mutter traten ins Zimmer. Es waren kräftige, behäbige Geſtalten, deren Züge aber mehr Lebenserfahrung, Weltverſtand und bürgerliche Bravheit ausdrückten, als feinere Bildung des Geiſtes und Herzens. In dem runden, röthlichen Geſicht des Mannes war ein Zug, der auf einen gewiſſen häuslichen Humor deutete. Die Frau mußte früher ſchön geweſen ſein; wenn aber damals auch etwas Poetiſches aus ihren Augen geſehen hatte, ſo war es jetzt verflogen, um natürlicher Gutmüthigkeit den Platz allein zu überlaſſen. Im Ganzen flößte das ſtattliche Paar Vertrauen ein, und ein Freier der Tochter konnte ſich durch ihre Art vielmehr angezogen fühlen: ſie ſahen aus wie Leute, mit denen bequem zu leben war.

„Nun, Mathilde“, begann der Vater mit einem hoffenden Lächeln, „Herr von Schenk hat mit Dir geſprochen?“

„Ja, Vater“, erwiderte das Mädchen.

„Und ihr ſeid einig?“

„Wir ſind einig.“

„Brav, meine Tochter!“ rief der Alte jovial. „Ich hab' doch immer gewußt, daß ich ein vernünftiges Kind habe! — Komm, das verdient einen Kuß!"

„Verzeihung, lieber Vater!" entgegnete Mathilde zurücktretend.

„Nun?"

„Ich muß Dir vor Allem ein Geſtändniß machen."

„Ein Geſtändniß?" rief die Frau, die befremdet auf ſie geſehen.

„Ja", verſetzte Mathilde, „ein Geſtändniß — die heiligſte Pflicht gebietet mir's."

„Die heiligſte Pflicht?" entgegnete Wieſenborn, indem er eine gewiſſe unmuthige Verwunderung ausdrückte. — „Gut, ich höre."

„Ich bin Dein einziges Kind", begann Mathilde.

„Bekannt", erwiderte Jener.

„Du biſt mit Glücksgütern geſegnet."

„Zur Noth. Auch bekannt."

„Und Du haſt keine andere Sorge in der Welt, als mich glücklich zu machen!"

„Wieder bekannt", verſetzte der Alte mit Ungeduld. „Ich hab' das immer und am meiſten dadurch bewieſen, daß ich Dir den vortrefflichſten Mann beſtimmt habe, der im Lande zu finden iſt."

„Lieber Vater", erwiderte Mathilde, „nimm all Deine Liebe und Güte zuſammen — und höre mich! — Ich kann — es thut mir unendlich leid, Dir dies ſagen zu müſſen! — ich kann Herrn von Schenk nicht heirathen."

„Was?“ entgegnete der Alte.

„Um's Himmelswillen!“ rief die Mutter.

Jener, ſich zuſammennehmend, ſah das Mädchen an und ſagte ſtreng: „Du willſt Herrn von Schenk nicht heirathen?“

„Ich kann nicht“, entgegnete ſie.

„Und warum nicht?“

„Weil ich ihn nicht liebe.“

„Wie“, rief die Frau, „iſt Herr von Schenk nicht der liebenswürdigſte Mann in der ganzen Umgegend?“

„Ich geb' es zu.“

„Iſt er nicht ein Mann von Charakter und Ehre?“ rief der Alte.

„Gewiß!“ entgegnete Mathilde.

„Iſt er nicht ein Mann von Geiſt und Bildung?“ fuhr die Mutter fort.

„Sicher.“

„Iſt er nicht ein Mann von edler, einflußreicher Familie?“ verſetzte Wieſenborn mit großem Ernſt.

„Iſt er nicht der beſte Menſch von der Welt?“ rief die Frau mit glänzenden Augen, — „das bravſte Herz unter der Sonne?“

„Alles, Alles das iſt er!“ erwiderte Mathilde. „Ich weiß das vielleicht beſſer als Jemand, und ich ſchätz' ihn unendlich. Aber die Liebe, beſter Vater, iſt etwas ganz Anderes. Das iſt ein Zug des Herzens, dem wir nicht widerſtehen können. Wenn ſie unſere

Seele erfüllt, dann ſehen wir die geliebte Perſon in einem Zauber — in einem Glanz, durch den Alles überſtrahlt wird! O das iſt ein Drang, eine Wonne! — Mit dem Geliebten zu leben", fuhr ſie fort, indem ihre Wangen höher ſich rötheten, „für ihn zu leiden, für ihn zu ſterben, iſt das höchſte, das einzige Glück! Ihm anzuhängen, ihm ganz anzugehören und mit ihm Alles zu überwinden, iſt die höchſte, die heiligſte Pflicht. Ja, lieber Vater —"

Weiter ließ der Alte ſie nicht reden. Staunend — denn allerdings hatte er von der Tochter noch nie ſolche Dinge vernommen! — war er dageſtanden und hatte blos mit Kopfſchütteln geantwortet. Jetzt rief er entrüſtet: „Sagſt Du das einem alten Geſchäftsmann? Das iſt romantiſcher Unſinn!"

„Phantaſien, liebe Tochter", fügte die Frau hinzu, „eitle kindiſche Phantaſien!"

„Nein, liebe Mutter", entgegnete Mathilde, „keine Phantaſien, ſondern reine klare Wahrheit. Mit dieſer Liebe liebe ich wirklich — einen Andern!"

„Was", ſchrie Wieſenborn, „Du liebſt —"

„Du unterſtehſt Dich?" rief die Mutter.

„Ich liebe", erwiderte Mathilde. — „ich muß lieben!"

Wieſenborn faßte ſich gewaltſam. „Und wer iſt der Mann", fragte er mit zuſammengezogenen Brauen, „den Du einem Herrn von Schenk vorziehſt? Kennen wir ihn?"

„Ihr kennt ihn“, verſetzte die Tochter, — „er ſteht Euch nahe — es iſt Vetter Eduard!“

Beide ſahen ſtarr auf ſie. „Biſt Du toll?“ — „Biſt Du von Sinnen?“ riefen ſie faſt zu gleicher Zeit.

„Der arme Schlucker?“ fuhr der Alte mit Verachtung fort.

„Der lockere Zeiſig?“ fügte die Frau hinzu.

„Ein Menſch, der nichts iſt?“ rief der Vater.

„Und der nie etwas werden wird?“ ſchloß die Mutter.

Mathilde, welche den verbundenen Angriff ausgehalten, erhob nun das Haupt. „Ihr thut dem guten Eduard Unrecht, bitter Unrecht!“ entgegnete ſie. „Reich iſt er nicht, das iſt wahr, und angeſtellt iſt er auch noch nicht. Aber er liebt mich, er liebt mich über Alles! Aus Liebe zu mir wird er thun, was in ſeinen Kräften ſteht, er wird eine Stellung gewinnen, wird höher und höher ſteigen. Wenn ihr Eure Einwilligung gebt, wenn ich die Seine bin —“

„Daraus wird nie etwas!“ entgegnete der Alte.

„Was bildeſt Du Dir ein?“ rief die Frau.

„Lieber Vater, liebe Mutter!“

„Unter keiner Bedingung!“ tobte der Alte. „Nun und nimmermehr!“

„Glaubſt Du“, fuhr die Mutter fort, „weil Du unſer einziges Kind biſt, kannſt Du uns trotzen?“

„Ich will Dir zeigen, wer Herr im Hauſe iſt!“ ſchrie der Vater.

„Ich will die Pflicht einer Mutter gegen ihr ſinnloſes Kind erfüllen“ ſetzte die Frau hinzu.

Mathilde ſtand ruhig — entſchieden da. „Liebe Eltern“, ſagte ſie, „ich kenne Eure Macht, und ich werde gehorchen, ſoweit ein Kind dazu verpflichtet iſt. Aber bevor Ihr einen gewaltſamen Entſchluß faßt, hört mich an. Ich liebe Eduard ſeit Jahren, wir haben uns Treue geſchworen — für Zeit und Ewigkeit!“

Wieſenborn zuckte verächtlich die Achſeln.

„Ich kann“, fuhr Mathilde ſich ſelbſt erregend fort, „nicht die Seine werden ohne Eure Einwilligung, das weiß ich, und ich will es nicht werden. Aber ich werde auch keinem Andern meine Hand reichen — das iſt mein feſter Entſchluß. Ich werde allein leben und — ſterben!“

„Hilf Himmel!“ rief die Mutter.

„Alberne Vorſätze“, bemerkte der Vater geringſchätzig, „die man Dir austreiben wird!“

„Ich ſage Dir, was ich denke und fühle“, entgegnete die Tochter mit Ernſt, „und was unvermeidlich kommen wird. Eduard hat mein heiliges Verſprechen, ich muß es halten, ich kann und darf es nicht verletzen. Ich würde mich ſelbſt verachten, wenn ich's thun könnte, mein ganzes Leben wäre vergiftet. Auch aus Liebe zu Euch kann ich's nicht. Darf ich Dem nicht meine Hand geben, der mein Herz und meinen Schwur hat, dann habe ich keinen fröhlichen Tag mehr! Das Glück iſt mir geraubt und das Leben verkürzt!“

„Bah“, verſetzte der Alte, „das kennen wir!“

„Du wirſt Dich anders beſinnen!“ ſagte die Frau.

„Nein“, rief das Mädchen in Thränen ausbrechend, „nein, nein! Ich werde es nicht überleben! — Ich will es nicht überleben!“ ſetzte ſie leidenſchaftlich hinzu.

„Gerechter Gott!“ rief die Mutter erſchrocken.

„Das iſt ja zum Verzweifeln!“ ächzte der Alte. „Und ich glaubte, ein vernünftiges Kind zu haben! Dummkopf! Dummkopf!“

Er wandte ſich hinweg und ging heftig im Zimmer auf und ab.

„Aber ſagteſt Du nicht“, begann die Mutter zu Mathilde, „Du wärſt einig mit Herrn von Schenk?“

„Ja wohl“, antwortete ſie, „und ich bin's auch. — Ich hab' ihm meine Liebe zu Eduard geſtanden, und er tritt freiwillig von ſeiner Bewerbung zurück.“

„Wie?“ rief Wieſenborn. „Aber er liebt Dich!“

„Eben darum tritt er zurück!“ erklärte die Tochter.

„Das begreif' ein Anderer!“ erwiederte der Alte mit grimmigem Kopfſchütteln.

In dieſem Augenblicke kam Nanni und ſagte: „Herr von Schenk wünſcht die Ehre zu haben!“

„Hör' ihn ſelbſt!“ rief Mathilde dem Vater zu, während Nanni ſich entfernte.

Schenk trat ein. „Ah“, rief Wieſenborn, „Sie kommen gerade recht! — Sie haben um die Hand meiner Tochter angehalten?“

„Ja, Herr Wieſenborn“, war die Antwort.

„Wann wollen Sie, daß die Hochzeit ſei?“

Schenk warf einen Blick auf Mathilde, die eine bittende Bewegung machte. „Die Hochzeit mit mir“, erwiderte er, — „niemals! Die Hochzeit mit einem Andern — ſo bald als möglich!“

„Siehſt Du?“ rief Mathilde dem Vater zu.

„Alle ſind toll!“ entgegnete dieſer. „Aber Sie lieben meine Tochter!“ fuhr er zu Schenk gewendet fort.

„Aus Liebe und Achtung“, verſetzte dieſer, „tret' ich zurück.“

„Siehſt Du?“ wiederholte das Mädchen.

„Herr von Schenk“, ſagte Wieſenborn, indem er ihn mit würdevollem Unmuth anſah, „ich habe mich in Ihnen getäuſcht! Ich habe Sie für einen Mann gehalten — Sie ſind ein ſchwaches Rohr, ein Spielzeug in der Hand eines überſpannten Mädchens!“

„Ich kann mich rechtfertigen“, erwiederte Jener mit Nachdruck.

„Ich glaub's nicht!“ verſetzte der Alte.

Schenk trat einen Schritt näher und ſagte: „Ich habe Fräulein Mathilde geliebt, ich habe an ihre Gegenliebe geglaubt und mich in dieſem Glauben um ihre Hand beworben. Da erfahr' ich, daß ihre Gunſt gegen mich nur freundſchaftliches Wohlwollen geweſen, daß ihr Herz einem Andern gehört! Ich gewinne davon aus ihren Geſtändniſſen die volle Ueberzeugung — und nehme meine Bewerbung zurück."

„Wie?" rief Wieſenborn. „Die Flucht ergreifen, weil der erſte Angriff mißlang!"

„Herr Wieſenborn", verſetzte Jener, „darüber hab' ich meine eigenen Anſichten. Zur Ehe iſt und bleibt die wahre Liebe das erſte Erforderniß. Wo ſie iſt, da iſt Glück und Freude, da iſt die Fähigkeit, in tiefem Vertrauen mit einander durch's Leben zu gehen und ſeine Wechſelfälle zu ertragen. Wer um ein Herz wirbt und findet, daß es in ſolcher Liebe an einem Andern hängt, der muß zurücktreten wie ein Ungeweihter vor einem Heiligthum! Ein ſolches Band der Liebe zerreißen wollen, wäre der größte Frevel — eine Handlung der Selbſtſucht, deren ich unfähig bin!"

„So ſpricht ein Philoſoph", entgegnete Wieſenborn, „ein Phantaſt — kein Liebhaber!"

„So ſpricht und handelt gerade der Liebhaber", verſetzte Schenk mit Nachdruck, „wenn er das Herz auf dem rechten Fleck hat! Der wahre Liebhaber iſt nicht empfindlich und durch eine Abweiſung unter ſolchen Umſtänden nicht beleidigt. Er ſuchte, was nicht mehr zu finden war, er bat um etwas, das ſchon vergeben war — es iſt ſein eigenes Unglück. Sollte er nun toben, den Gekränkten ſpielen und gegen den glücklichen Nebenbuhler wüthen?"

„Ja", rief der Alte, „wenn er Ehre und Galle im Leibe hat!"

„Nein", entgegnete Schenk, „wenn er Liebe und Nobleſſe im Herzen hat! Wer keine Gegenliebe findet und verfolgt die Geliebte und das, was ihr theuer iſt, mit Haß, der hat nie geliebt, ſondern nur ſelbſtſüchtig begehrt! Hat er geliebt, ſo wird ſich ſein Gefühl nicht in Haß, ſondern in Freundſchaft verwandeln; er wird auch nachher nichts Anderes wollen, als das Glück der Geliebten; und wenn er ſich überzeugt hat, daß ihr Glück im Beſitze des Nebenbuhlers beſteht, ſo wird er ihr, koſt' es, was es wolle, zu dieſem Beſitz verhelfen!"

„Das iſt bewunderns — nein, abgeſchmackt iſt es und lächerlich!" rief Wieſenborn außer ſich. „Und ſo einen Mann", fuhr er zu der Tochter fort, „willſt Du nicht lieben, nicht heirathen? Du mußt ihn lieben!"

„Lieben müſſen?" verſetzte Schenk. „Nein, beſter Herr, das geht nicht. Ich hab' auch ſchon reſignirt und mein Abſehen iſt jetzt auf etwas ganz Anderes gerichtet. — Sie dürfen nicht glauben, edler Freund, daß ich einen Korb erhalten habe und weiter nichts. Auch für mich giebt es eine Empfindung, eine ſchöne Empfindung: Verehrung; wahre, herzliche Verehrung! — Nicht wahr?" ſetzte er mit einem Blick auf Mathilde hinzu.

„Ja", erwiderte dieſe, — „die tiefſte Verehrung und ewige Dankbarkeit!"

„Da ſehen Sie! Und ich ſollte empfindlich ſein? Stolz bin ich — und dankbar will ich mich zeigen. — Lieber alter Herr“, fuhr er mit Laune drängend fort, „es hilft Ihnen nichts; wir haben zwei junge Leute, die ſich lieben — wir müſſen ſie verloben!“

„Niemals!“ entgegnete der Alte.

„Und warum nicht?“

„Eduard iſt ein leichtſinniger, charakterloſer Menſch — er ſpeculirt auf mein Vermögen, um es durchzubringen.“

„Ah!“ rief Mathilde mit vorwurfsvollem Blick.

Frau Wieſenborn hatte den Kopf geſchüttelt. „Da muß ich mich des Vetters doch annehmen“, ſagte ſie nun. „Ein Springinsfeld iſt er; aber ſein Fehler war, daß er nur immer zu wenig auf ſein Fortkommen bedacht geweſen iſt! — Er liebt unſere Tochter — iſt das ſo unnatürlich?“

„Wahrhaftig, nein!“ rief Schenk.

„Und dann iſt er doch immer unſer Verwandter!“ fuhr Jene fort.

„Dein Verwandter!“ entgegnete der Alte mit Schärfe.

„Nun“, erwiderte die Gattin, „ich dächte doch —“

„Nun ja“, verſetzte jener mit dem Humor des Aergers, „er iſt von Deinem Blut und ſollte ein Ausbund von Tugend ſein — aber keine Regel ohne Ausnahme. Er hätte vorzügliches Talent, um jährlich mit zehntauſend Gulden Rente fertig zu werden. Aber er hat eine ſehr mittelmäßige Note erhalten, er wird keine Carriere machen und uns auf dem Halſe bleiben.“

„Du biſt ungerecht gegen Eduard“, verſetzte die Liebende, „ſehr ungerecht!“

Schenk hatte erwägend dageſtanden. „Hören Sie mich“, ſagte er jetzt. „Nach Allem, was ich über Ihren Vetter vernommen, hab' ich mir eine Anſicht über ſeinen Charakter gebildet.“

„Eingebildet!“ replicirte der Alte.

„Eduard“, fuhr Schenk fort, „iſt ein fröhlicher, gutmüthiger, liebenswürdiger Studioſus geweſen.“

„Das war er“, verſetzte die Frau mit dem Accent der Parteinahme.

„Gute Mutter!“ rief Mathilde.

„Als ſolcher hat er dem Colleg die Geſellſchaft, den Büchern das Leben vorgezogen, daher die mittelmäßige Note.“

„Schön erklärt!“ bemerkte der Alte.

„Allein im Leben hat er ſeinen Verſtand geſchärft und die Menſchen kennen gelernt; er iſt klug, geiſtreich, praktiſch geworden.“

„Beweis?“

„Haben Sie ihn nicht vor Augen?“ entgegnete Schenk. „Er hat die Liebe eines edlen, geiſtvollen Mädchens nicht nur gewonnen, er hat ſie ſich auch erhalten! Wer das konnte, der wird in kurzer Zeit nachholen, was er im Studium verſäumt; er wird fortfahren, wie er angefangen, und von einem Poſten zum andern ſteigen.“

Frau Wieſenborn ſah ihn fragend an. „Glauben Sie wirklich —“

„Iſt denn das ſo ungewöhnlich?“ erwiderte jener. „Im Gegentheil, es kommt ſogar häufig vor, daß flotte Muſenſöhne, die vor lauter Geiſt und Leben nicht zum Studiren kamen, die beſten Beamten, Lehrer und Richter geworden ſind! Herr Eduard, der Gatte einer geliebten, ausgezeichneten Frau, wird in Kurzem Rath ſein; er kann Director, er kann Präſident — wer weiß? — er kann Miniſter werden!“

„Er kann aber auch gar nichts werden!“ verſetzte Wieſenborn mit deſperatem Lachen. — „Herr von Schenk“, fuhr er ernſter fort, „Sie haben Unrecht, dieſen leichtgläubigen Weibern ſolche Dinge in den Kopf zu ſetzen! — Rath! Director! — Ein Menſch der keine Connexionen und keine Protection hat!“

„Das iſt's, worauf ich kommen wollte!“ entgegnete Schenk. „Sie wiſſen, daß ich einen Onkel Staatsrath und einen Vetter Miniſter habe!“

„Nun?“

„Ich habe dieſe Verbindungen nie benutzt; für mich war's nicht nöthig und ſonſt hat mich Niemand darum angegangen.“

„Und Sie wollten —“ rief Mathilde.

„Alles aufbieten bei dieſen beiden ſehr einflußreichen Herren, um unſerem jungen Freunde eine raſche und glänzende Carriere möglich zu machen. Mein Wort darauf!“

„O, Sie wahrer Freund!“ rief Mathilde mit feuchten Augen.

„Edler Mann!“ ſetzte die Mutter bewundernd hinzu.

„Das wollen Sie thun?“ rief Wieſenborn ihn anſehend. „Einen Mann, der Ihnen — das iſt übermenſchlich!“

„Lieber alter Herr“, ſagte Schenk, ihn bei der Hand nehmend, „was bleibt mir anders übrig? Wenn wir nicht glücklich ſein können, müſſen wir wenigſtens tugendhaft ſein! — Nun denn, Ihr Jawort!“

„Liebſter Vater“, ſagte Mathilde, „ich bitte Dich in meinem und Eduard's Namen! Du kannſt ſelbſt keine Einwendung mehr machen! — Liebe Mutter, ich ſehe, Du biſt ſchon gewonnen — nimm Dich meiner an, bitte für mich!“

„Wie die Sachen ſtehen —“ ſagte die Frau.

„Bleibt keine andere Wahl“, ergänzte Schenk. — „Alſo?“

Der Alte hatte ſich vor die Tochter geſtellt und ſagte mit Nachdruck: „Du biſt ein einfältiges Mädchen, Du biſt eine ungehorſame Tochter, Du verdienſt Strafe, und Du ſollſt ſie haben! — Nimm den Burſchen!“

„Ach liebſter, beſter Vater!“ rief die Glückliche.

„Bravo!“ ſetzte Schenk hinzu.

Der Alte ſah dieſen an. „Sie haben die Sache gemacht“, erwiederte er, „Ihr Abfall hat mich den Weibern in die Hände gegeben — auf Sie wälz' ich die Schuld, wenn's geht, wie ich fürchte!“

„Ich übernehme ſie“, verſetzte Schenk.

„O Vater“, begann Mathilde mit übergehenden Augen, „wenn Du wüßteſt — “

Mit humoriſtiſcher Verzweiflung entgegnete der Alte: „Jetzt noch Dank, Rührung, Thränen? — Das halte ein Anderer aus!“ Er wendete ſich ab und verließ raſch das Zimmer.

„Lieber Herr von Schenk“, ſagte die Mutter hierauf, „wenn man das Beſte nicht haben kann, muß man mit dem Guten vorlieb nehmen.“ — Zu der Tochter gewendet, ſagte ſie: „Laß mich nur machen! Ich will ihn ſchon beſänftigen! — Nun iſt's aber an Eduard, raſch zu kommen!“

„Liebe Mutter“, erwiderte das Mädchen, die Augen niederſchlagend, — „er iſt ſchon hier!“

„So ſo!“ verſetzte jene. „Abgekartet? — Indeß — jetzt um ſo beſſer! — Und Sie, Herr von Schenk — vergeſſen Sie Ihr Verſprechen nicht wegen der Empfehlungen.“

Nachdem ſie ſich vor dem Zuſagenden verneigt, folgte ſie dem Gatten.

IV.

Mathilde und Schenk ſtanden eine Weile ſchweigend. Dann ſah dieſer das Mädchen mit dem heitern Wohlwollen bewieſener Großmuth an und ſagte: „Fräulein Mathilde, ſind Sie mit mir zufrieden?“

„Ach, Herr von Schenk“, rief dieſe gerührt, „welchen Dank bin ich Ihnen ſchuldig! Welche Großmuth, welche Güte —“

„Bitte!“ rief Jener lächelnd. „Genau genommen, handle ich rein egoiſtiſch: es macht mir Vergnügen, Ihnen zu dienen, und ich diene Ihnen!“

„Um ſo edler iſt Ihr Herz“, verſetzte Mathilde, „um ſo ſchöner Ihre Seele. — Ach, Herr von Schenk“, fuhr ſie nach einer Weile fort, „wünſchen Sie ſich Glück zu dieſem Ausgang! Ich bin eines ſolchen Mannes nicht würdig. Sie müſſen eine Frau haben, die ſo gut, ſo edeldenkend iſt, wie Sie — die ein ſolches Herz über Alles liebt und einen Andern gar nicht lieben kann! — Eine ſolche müſſen Sie finden, wenn Gerechtigkeit in der Welt iſt!“

„Meinen Sie?“ verſetzte Jener, indem er ſie anſah.

„Aber ich werde darum Ihre Freundſchaft nicht verlieren“, fuhr das Mädchen fort, „nicht wahr?“ —

Ich verdiene ſie nicht, das weiß ich — aber ich bitte Sie darum! — Sie ſind mir nicht böſe? Sie wollen mein Freund bleiben?“

Er ſchlug in die gebotene Rechte ein und ſagte: „Hier, meine Hand darauf.“

„Ich danke Ihnen“, rief Mathilde erfreut. Nach kurzem Schweigen fuhr ſie herzlich fort: „Wenn ich mit Eduard verheirathet bin, müſſen Sie uns beſuchen! Sie werden immer unſer willkommenſter Gaſt ſein! Sie verſprechen es?“

„Mit großem Vergnügen. Es gehört ohnehin zu meinen Paſſionen, glückliche Menſchen zu ſehen!“

„Und erſt Menſchen“, erwiderte ſie, „die man ſelber glücklich gemacht hat, die uns Alles verdanken! — Daß ich Ihre Freundſchaft nicht verloren habe, macht mich wahrhaft glücklich!“

„Gutes Fräulein!“ verſetzte Schenk. — „Aber nun rufen Sie den Beneidenswerthen, und wenn Alles im Reinen iſt, laſſen Sie mich auch ſeine Bekanntſchaft machen.“

„Sein erſter Gang“, ſagte Mathilde, „ſoll zu Ihnen ſein!“

Während ſie, gegen einander gekehrt, ſich dieſe verbindlichen Worte ſagten, nahmen ſie nicht wahr, daß die Seitenthür ſachte geöffnet wurde und an der Schwelle Eduard ſich zeigte.

„Liebes Fräulein“, ſagte Schenk, „leben Sie wohl!“

Mathilde, die dargereichte Hand faſſend, erwiderte gerührt: „Adieu, lieber Freund! — Auf baldiges Wiederſehen!“

„Adieu, holde Freundin!“ rief Schenk mit Liebe, gab ihr nochmal die Hand und entfernte ſich.

Mathilde, von der Mittelthüre zurückkehrend, erblickte Eduard, der die Seitenthüre ganz geöffnet hatte. „Ah“, rief ſie, „Du biſt da?“

Jener, betroffen, mit einem eigenen Blick aus dem gerötheten Geſicht, verſetzte: „Ich hab' angeklopft und glaubte ein „Herein“ zu hören. Es thut mir leid — ich ſtöre —“

„Nicht im Geringſten“, erwiderte Mathilde. „Ich ſprach mit Herrn von Schenk.“

„Und zwar ſehr vertraut, wie ich ſah!“

„Welch ein Menſch!“ rief das Mädchen ergriffen. „Der vortrefflichſte, der herrlichſte Charakter!“

„So!“ verſetzte Jener.

„Der herzvollſte, liebenswürdigſte Mann unter der Sonne!“

„Sehr aufrichtig“, erwiderte Jener. „Und ich — ich kann nun gehen, wie's ſcheint?“

„Wie?“ rief Mathilde.

„Nun“, ſagte Jener, „ich begreife wohl, daß ein gewöhnlicher, unbedeutender Menſch, wie ich, mit dem Inbegriff aller edlen und großen Eigenſchaften nicht in die Schranken treten konnte, ohne beſiegt zu werden.

Du haſt ihn geſprochen, ihn erkannt — und ich habe meinen Abſchied."

Mathilde ſah ihn mit unwilligem Staunen an. „Du biſt ſehr ungerecht gegen Herrn von Schenk und ſehr ungerecht gegen mich!" entgegnete ſie.

„Durchaus nicht", verſetzte Jener. „Ich ſehe vollkommen ein, daß Jeder ſich ſelbſt der Nächſte iſt, und daß eine junge Dame, die einen beſſern Liebhaber findet, ſich wegen des bisherigen keineswegs zu geniren braucht."

„Wie!" rief Mathilde mit dem Blicke einer Gekränkten, „könnteſt Du glauben, daß ich mein Wort gebrochen?"

„Ich habe Augen, zu ſehen", erwiderte Jener, „Ohren, zu hören, und einen Verſtand, zu begreifen."

„Du haſt keinen Verſtand, wie ich ſehe", entgegnete Mathilde vorwurfsvoll, „und ich fürchte, Du haſt auch kein Herz! Wer Andere ſo leicht der Untreue fähig hält, der iſt ihrer ſelbſt fähig!"

„Vortrefflich!" rief Eduard. „Am Ende bin ich der Schuldige?"

„Du biſt ein Thor", verſetzte ſie, „mit dem man Nachſicht haben muß! — Nun gut, was ich Dir zur Freude, zur gemeinſamen höchſten Freude mittheilen wollte, das erfahre nun zu Deiner Beſchämung! — Ich habe Herrn von Schenk offen geſtanden, daß Du mein Wort haſt, daß meine Hand Dir gehört — und er hat ſeinem Wunſche nicht nur entſagt, ſondern er hat mir auch geholfen, den Vater zu unſern Gunſten zu ſtimmen und ihn ſo weit zu bringen, daß er nur noch eine offene, redliche Erklärung von Dir hören darf, um Dich als ſeinen Schwiegerſohn zu umarmen."

Eduard ſtand wie Einer, der nicht faſſen kann. „Das hätte er gethan", rief er mit einem Geſicht, in welchem Unglaube mit Genugthuung und Hoffnung kämpfte — „Herr von Schenk?"

„Ja, mein Freund", erwiderte Mathilde. „Und nur ihm verdanken wir unſer Glück, nur ſeinem großmüthigen Beiſtande iſt es gelungen, den Vater zu entwaffnen!"

„Schön!" verſetzte Jener mit einem Ausdruck, der ſeinen tiefen Widerwillen gegen dieſe Anerkennung verrieth.

Mathilde, nicht darauf achtend, rief mit aller Wärme eines dankbaren Herzens: „Wir dürfen ihm das nie vergeſſen!"

„Natürlich nicht", ſagte Jener mit entſprechendem Tone.

„Wenn wir verheirathet ſind", fuhr ſie mit Genugthuung fort, „wird er uns beſuchen, und er wird uns immer der geehrteſte Gaſt ſein!"

„Sehr wohl", entgegnete er mit einem bedeutſamen Nicken.

„Und daß Du mir nie mehr", ſetzte ſie mit Autorität hinzu, „ſolche Anwandlungen des Mißtrauens und der Eiferſucht haſt, wodurch das Verhältniß zu dieſem Freunde geſtört werden könnte!“

Eduard nickte faſt heiter und entgegnete mit ironiſcher, aber noch feinironiſcher Beſcheidenheit: „Wo denkſt Du hin? Ich weiß, was man Leuten, denen man Alles verdankt, ſchuldig iſt!“

„Ein ſolcher Freund“, rief Mathilde, „iſt in der That der höchſte Gewinn! Hat man ihn gefunden, dann muß man ihn bewahren fürs ganze Leben!“

Nun hatte die Zurückhaltung Eduard's ein Ende. Mit unverkennbarem Ausdruck entgegnete er: „O ganz gewiß! — Ich werde Alles thun, was von einem einſichtsvollen Ehemanne zu verlangen iſt, und wenn Ihr beiſammen ſeid, Euch nie mehr ſo plump überfallen, wie vorhin!“

Mathilde ſah ihn beſtürzt an. „Was ſind das für Reden!“ ſagte ſie. „Könnteſt Du im Stande ſein —?“

„Ich bin Alles im Stande“, verſetzte Jener, „für eine Frau wie Du, und für einen ſo großmüthigen Hausfreund wie Herr von Schenk.“

Das Mädchen hielt die Augen ſtarr auf ihn gerichtet. „Iſt das“, rief ſie dann mit Unwillen und Schmerz, „wirklich Eduard, der vor mir ſteht? Hör' ich ſolche Reden von Dir, für den ich Alles gethan habe, was ein treuliebendes Mädchen thun kann? — Frevelhaft, wenn im Scherz geſprochen — abſcheulich, wenn ernſt gemeint! — Wie, hätte mein Vater Recht gehabt, wärſt Du leichtſinnig und verdorben? Hätte mich die Liebe zu Dir blind gemacht?“

Gegen dieſe Erklärung aus tiefem Gefühl konnte der Wahn des Gereizten nicht Stand halten. Er war bei den letzten Worten zuſammengefahren und zeigte nun eine Miene der Reue und Selbſtverurtheilung. Mit Ergebung trat er zu Mathilde, faßte ihre Hand und ſagte in ernſtbittendem Tone: „Verzeih' mir, liebe Mathilde! — ich bin aufs Höchſte aufgeregt und eigentlich unzurechnungsfähig. Ich ſehe Dich ſchwärmen für einen Mann, den ich für meinen Rival halten muß, ich erinnere mich, was ich anderswo von den Töchtern Eva's gehört — und ein Dämon fährt mir ins Herz! — Ich bitte Dich — Vergebung!“

„Nun ja“, erwiederte ſie zögernd, „ich will es, wenn Du wieder der Alte biſt. — Ich muß aber geſtehen“, fuhr ſie ihn betrachtend fort, „daß Du mir jetzt überhaupt anders vorkommſt, als ſonſt!“

Eine Röthe ging über Eduard's Wangen. „Nun“, ſagte er, „damit Du meine Laune und mein Betragen um ſo erklärlicher findeſt, ſo ſei Dir ein Geſtändniß gemacht! Um die Unruhe zu ſtillen, die in mir tobte, hab' ich in der Zwiſchenzeit beim Wirth drüben eine Flaſche Wein getrunken, raſcher getrunken, als ich wohl geſollt hätte!“

„So!“ erwiederte Mathilde.

„Es war ein Rauch, der meinen Kopf umnebelte, und der jetzt verflogen iſt. Ich erkenne Deine Liebe, Deine Treue! Ich ſage Dir den herzlichſten, zärtlichſten Dank und will ſogleich zu den lieben Eltern —"

„Biſt Du jetzt auch in der Faſſung?" fiel das Mädchen beſorgt ein.

„Ja wohl, Liebſte", entgegnete er, „Alles iſt vorüber! Ich gehe und kehre wieder mit dem Segen der guten Eltern! Adieu!"

Er reichte ihr die Hand und ging entſchloſſen hinaus.

Mathilde ſah ihm nach. Dann, mit Bekümmerniß den Kopf ſchüttelnd, ſagte ſie: „Wie iſt mir auf einmal? — Aengſtlich, traurig, — und hier im Herzen — kalt! — Iſt das Eduard, der liebenswürdige, zärtliche Freund, das ſchönſte Bild meiner Seele? — Welche Anwandlungen! — wenn es nur Anwandlungen ſind!"

Sie machte ein paar Schritte im Zimmer und blieb ſinnend ſtehen. „Es iſt", fuhr ſie mit gedämpfter Stimme fort, „als ob ein Zauber, der mich befangen gehalten, plötzlich wiche! Es iſt, als ob ich geträumt hätte und plötzlich erwachte — zum grauen, proſaiſchen Tage! — Ich habe kein Gefühl mehr für ihn, mein Herz ſpricht nicht mehr für ihn, die Liebe, die mich erfüllte — — Und er iſt bei meinen Eltern, um ihr Jawort, ihren Segen zu holen? — Himmel", rief ſie auffahrend, „was geht in mir vor! Ich wünſche, daß mein Vater — — Nein, nein, nein!" rief ſie mit leidenſchaftlichem

Nachdruck. „Ich bleibe treu, ich halte meinen Schwur! Und wenn es wahr iſt, was ich fürchte, ſo will ich es geduldig tragen — denn ich hab' es verdient!"

Sie ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch, legte den Kopf auf die Hand und man hörte nichts mehr als ihr leiſes Athmen.

Die Thür ging auf, Nanni trat ein und ſagte: „Fräulein, Sie ſind allein? Hier iſt ein Brief an Sie."

Mathilde nahm ihn mechaniſch.

„Man darf gratuliren, wie ich höre?" fuhr Jene fort. „Sie werden Herrn Eduard heirathen?"

„Wenn mein Vater es zugiebt — ja!" ſagte Mathilde.

„Der iſt ja ſchon ungeſtimmt, wie mir die gnädige Frau ſagte! — Ich freue mich von Herzen über Ihr Glück, recht von Herzen!"

„Ich danke."

„Herr von Schenk iſt gut", fuhr die runde, in ihrer Art hübſche Perſon etwas cokett fort, „aber Herr Eduard iſt lieb!"

„So", verſetzte Mathilde mit einem unmerklichen Verziehen der Lippen, „gefällt er Dir auch?"

„Er iſt ſo freundlich, ſo artig!" rief Jene, — „mir wär' er der liebſte von allen Männern!"

„Sehr ſchmeichelhaft für ihn", erwiderte Mathilde. „Aber nun geh und laß mich allein!"

Nanni empfahl ſich und murmelte im Abgehen: „Was hat ſie doch? Juſt, als wüßte ſie —“

Mathilde, ſich allein ſehend, betrachtete die Adreſſe des Briefes und rief mit einer gewiſſen Freude: „Aus der Reſidenz — von der guten Clementine!“

Sie öffnete und las. Bald fuhr ſie befremdet auf, las mit wachſender Erregung weiter, und ließ endlich die Hand mit dem Briefe ſinken. In Schmerz und Entrüſtung erhob ſie ſich und rief: „Iſt es möglich? — Können Menſchen ſo ſchlecht handeln? — Unglaublich, unglaublich! — Und doch kann ich nicht zweifeln! Ihr Bruder iſt ſein Freund, ſein Vertrauter! Es iſt wahr, und es iſt eine Gunſt des Himmels, daß ich es noch zu rechter Zeit erfahre!“ —

„Großer Gott“, fuhr ſie vor Aufregung bebend fort, „Eduard ein Verſchwender, von Gläubigern verfolgt! Der Verführer eines armes Mädchens, der er die Ehe verſprochen! Gemeiner Speculant auf meines Vaters Vermögen — — abſcheulich, abſcheulich! — Und ich liebte ihn, ich wagte, opferte ſeinetwegen Alles und war blind mit ſehenden Augen!“

Eine Röthe bedeckte plötzlich ihre Wangen und ſie rief erſchüttert: „O, Rechtlichkeit des Sinnes, Redlichkeit des Herzens, Treue des Gemüthes — wie kann man etwas Anderes lieben als Dich? Du wirſt immer holder, je näher man Dich ſieht — aber der Zauber der Falſchheit ſinkt hin, wenn wir mit offenen Augen zu ihm treten, und — ein Gerippe grinſt uns an.“

„Mein Glück iſt verſcherzt“, fuhr ſie nach einer Weile mit dem Ton ſtiller Verzweiflung fort, „und ich kann mich nicht beklagen. Ich weiß es — und ich unterwerfe mich. — — Aber“, ſetzte ſie nach kurzem Innehalten hinzu, „darf ich ſchweigen? Muß ich nicht — Ja, das iſt's! Er hat dieſe Genugthuung verdient — er hat ein Recht darauf — und wenn ich den höchſten Schimpf erfahren ſollte — er ſoll ſie erhalten! — Vergeltung, Vergeltung!“ rief ſie wie außer ſich, „ich will mein Schickſal haben!“

Sie ſetzte ſich an das Pult, ſchrieb ein Billet, und rief ihr Mädchen herbei. „Iſt Herr von Schenk noch hier?“ fragte ſie. Nanni, mit Staunen auf die glühend Erregte blickend, antwortete, ſie hätte ihn ſo eben noch im Garten geſehen. „Gieb ihm dies Billet“, ſagte die Herrin, „ſogleich!“ Jene nahm es und entfernte ſich kopfſchüttelnd.

„So!“ rief Mathilde aufathmend. „Nun geſchehe, was da wolle!“

Plötzlich horchte ſie nach der Thüre hin. „Ah“, rief ſie, „er kommt! Mit ihnen! Gut — ich bin bereit! er ſoll den Trank, den ich ihm beſtimmt habe, tropfenweiſe trinken!“

V.

Vater und Mutter erſchienen mit Eduard. Der Alte, auffallend begütigt und geradezu behaglich ausſehend, ſagte: „Nun, liebe Mathilde, da Du nicht zu uns kommſt, ſo müſſen wir der Ungeduld Eduard's nachgeben und Dich aufſuchen. — Hier, weil Du's nicht anders haben willſt, iſt Dein Bräutigam. Ich geſtehe, daß ich ihm Unrecht gethan habe. Er hat Grundſätze, Talent, Geiſt, gewandte Manieren — kurz ich glaube, daß er in der Welt ſein Glück machen wird.“

Die Frau ſah den Gatten von der Seite mit einer Schlauheit an, aus der man ſchließen konnte, daß der Vetter unter ihrem Beiſtande ſich nicht nur von der vortheilhafteſten Seite gezeigt, ſondern dem guten Herrn auch geſagt hatte, was er am liebſten hören mochte.

„Theure Mathilde“, begann Eduard mit einem Ernſt, der an Feierlichkeit ſtreifte, „der verehrte Vater willigt ein, daß die Verlobung ſogleich ſtattfinde. Er iſt der gütigſte, beſte Mann —“

Wieſenborn hatte unterdeß auf die Tochter geſehen und rief jetzt: „Wie ſtehſt Du da! — Dankſt Du mir nicht?“

„Ja lieber Vater“, erwiderte ſie, „ich danke für das Glück, das Du mir anbieteſt!“

„Was ſoll das heißen?“

„Ich danke für dieſen Bräutigam.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Ich danke für Dein Geſchenk“, erklärte das Mädchen, „und bitte Dich, es für Dich zu behalten!“

„Mathilde!“ rief Eduard ſtaunend, mit einer Anwandlung von Schrecken.

„Kind!“ ſetzte die Mutter mit ſtrengem Geſicht hinzu.

„Ruhig!“ entſchied der Alte. Und zu Mathilde gewendet fuhr er fort: „Biſt Du toll geworden? Was bedeuten dieſe Reden?“

„Sie bedeuten einfach: ich kann Herrn Wild nicht heirathen.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich ihn nicht liebe“, verſetzte das Mädchen.

„Was?“ ſchrie der Vater. „Auch den nicht? — Das iſt ja zum Raſendwerden!“

„Haſt Du ihn denn nicht ſelber gewählt?“ begann die Mutter vorwurfsvoll.

„Allerdings.“

„Haſt Du nicht ſeinetwegen die beſte Partie ausgeſchlagen?“ rief der Vater.

„Es iſt wahr.“

„Iſt er nicht der Mann, von dem Du Glück und Ehre erwarteteſt in der Welt?“ fuhr die Mutter fort.

„Ich geb' es zu.“

„Iſt er nicht der Mann, um deſſen Hand Du mich flehentlich gebeten haſt?“ ſetzte der Alte grimmig hinzu.

„Mit dem Du leben, für den Du leiden und ſterben wollteſt?“

„Er iſt's, er iſt's“, entgegnete die Tochter. „Ich hab' ihn auch wirklich geliebt und glaubte das Glück meines Lebens nur mit ihm finden zu können — — aber — es war nicht die rechte Liebe!“

„Nein!“ rief Wieſenborn mit verzweifelndem Blick, „jetzt wird mir's zu bunt!“

„Mathilde“, begann Eduard mit ſtrenger Miene, „trotz Deines ernſthaften Geſichts kann ich das Alles nur für ein Spiel — für einen Scherz halten, den ſich Deine Laune geſtattet! Aber der Moment ſcheint mir nicht gut gewählt! Ich bitte Dich —“

„Ich ſcherze nicht, mein Herr“, entgegnete Mathilde ſchneidend, „am wenigſten mit Ihnen! — Ja, lieber Vater“, ſagte ſie zu dieſem gewendet, „ich habe den Traum der falſchen Liebe geträumt; aber — Gott im Himmel ſei Dank! — ich bin zur Erkenntniß der wahren erwacht. O, ich unterſcheide ſie jetzt wie Licht und Finſterniß! Die falſche Liebe iſt blind, die wahre Liebe iſt ſehend. Die falſche Liebe liebt den Schein, den äußeren Reiz, die wahre Liebe liebt das Weſen. Die falſche liebt das Bild der eigenen Phantaſie, die wahre liebt den Geliebten! Die falſche Liebe iſt vergänglich und muß es ſein; die wahre iſt ewig und jeder Schritt, den wir in ihrem Himmel thun, enthüllt uns neue Wunder und Herrlichkeiten!“

„Guter Gott“, rief der Alte, „nun iſt ſie gänzlich übergeſchnappt!“

„Träumereien“, verſetzte die Mutter mitleidig, „Träumereien einer überſpannten Seele!“

„Keine Träumereien, liebe Mutter, ſondern die reine Wahrheit! Mit dieſer Liebe lieb' ich wirklich — einen Andern!“

„Was?“ entgegnete Jene, „wieder einen Andern?“

„Das iſt mein Letztes!“ rief der Alte mit deſperatem Ausdruck.

„Aber wen denn, unglückliches Kind“, fuhr die Mutter fort, „wen denn?“

Mitten in dieſer Rede war Nanni eingetreten. „Herr von Schenk!“ meldete ſie.

„Gott ſei Dank!“ rief Wieſenborn; „ein vernünftiger Menſch! — Willkommen!“

Nanni ging hinaus.

„Aber wen denn?“ wiederholte die Mutter. „So rede, ich befehle es Dir!“

Schenk trat ein. Mathilde, mit einem Blick auf ihn, ſagte zur Mutter: „Ihn!“

„Herrn von Schenk?“ erwiderte dieſe höchſt überraſcht.

„Wär's möglich?“ rief der Vater.

Eduard ſah erſchreckt, mit blaſſem Geſicht auf ſie. „Ich hatte doch Recht", murmelte er. „Aber wir wollen ſehen!"

Schenk war unterdeſſen vorgetreten. „Fräulein Mathilde", ſagte er, „Sie haben mich gerufen —"

Das Mädchen, glühend roth, aber mit dem edlen Ausdruck eines unwiderruflich gefaßten Entſchluſſes, erwiderte: „Ja, Herr von Schenk. Ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig und will ſie Ihnen hier vor meinen Eltern geben. Sie haben mir Ihr Herz und Ihre Hand angeboten. Ich habe Ihnen geantwortet, daß ich einen Andern liebe; ja, ich habe Ihnen eine Zumuthung gemacht, über deren Kühnheit ich jetzt ſelber erſtaune und erſchrecke. Sie haben mich nicht verhöhnt, — Sie haben gethan, um was ich Sie bat, mit der freundlichſten, herzgewinnendſten Großmuth. Aber die Strafe, die Sie mir ſchenkten, hat das Schickſal über mich verhängt. Meine Liebe war ein Irrthum, ein grober, ein unverzeihlicher Irrthum. Die Binde iſt mir von den Augen genommen — ich erkenne, was ich begehrt, ich erkenne, was ich verſchmäht und gekränkt habe, und aus dieſer Erkenntniß fließt mir ein Quell des Leides, der nie verſiegen wird. Mein Loos iſt verdient und ich ergebe mich darein. Nur Einen Wunſch, Einen Ehrgeiz hab' ich noch und ich muß ihn befriedigen: Sie ſollen wiſſen, daß ich mein Unrecht einſehe und Scham und Reue mich foltern! Sie ſollen erfahren, wie ich meine Strafe ertrage . . . und mir Ihre Achtung wiederſchenken!“

Der Gute, Liebende, deſſen Triumph ſo vollkommen war, ſtand in einer Aufregung, daß er zuerſt keine Worte hatte. Dann, ſich faſſend, entgegnete er mit herzlicher, aber noch bebender Stimme: „Das kann ich nicht, Fräulein! — Ich kann Ihnen nicht wiedergeben, was Sie nie verloren haben!“

Mathilde ſah ihn ergriffen an.

„Ich habe ſtets in Ihr Herz geſehen“, fuhr er fort, „und darum nun Geſtändniß gegen Geſtändniß! Meine Geſinnungen gegen Sie ſind unverändert, meine Gefühle —“

„Um Gotteswillen!“ fiel das Mädchen angſtvoll ein, „kein Wort weiter! — Ich darf's — ich will's nicht hören!“

„Mathilde!“ rief Schenk in ſchmerzlichem Tone.

„Nein, nein!“ erwiderte ſie, indem ſie auf die Thüre zuging, „leben Sie wohl — vergeſſen Sie mich!“

Sie eilte hinaus. Schenk machte einen Schritt gegen die Thüre, aber Frau Wieſenborn trat ihm entgegen. „Was jetzt zu thun iſt“, ſagte ſie mit Würde, „das kommt der Mutter zu! — Laſſen Sie mich mit meinem Kinde reden!“

„Sagen Sie ihr —“

Die Frau machte eine abweiſende Bewegung mit der Hand und verließ das Zimmer.

Der Vater blickte auf die Zurückgebliebenen mit Kopfſchütteln und einem Ausdruck, der faſt etwas Komiſches hatte. „Ich falle von einem Erſtaunen ins andere", rief er. „Mir ſchwindelt der Kopf!"

„Am meiſten", entgegnete Eduard, „hab' ich Urſache zu ſtaunen. Ihre Tochter hat ſich gegen mich unverantwortlich benommen! Beiſpiellos! Es iſt förmlich eine —"

„Mein Herr!" fiel Schenk mit ſtrengem Ton ein, „Geduld noch eine Zeit! Wie ich Fräulein Mathilde kenne, wird ſie Ihnen die Erklärung ihres Verhaltens nicht ſchuldig bleiben!"

Eduard, von einem Gedanken getroffen, zuckte und ſchwieg. Aber bald ermuthigte er ſich wieder und ſchaute entſchloſſen, trotzig vor ſich hin, während Schenk äußerlich beruhigt ſtand und der Alte im Zimmer auf- und abging, wiederholt in Rufe des Staunens ausbrechend.

Endlich ging die Thür auf und die Mutter erſchien mit der Tochter. Dieſe hatte geweint, und noch glänzten die Augen in Feuchtigkeit; aber ein Blick der Liebe ging aus ihnen und ein himmliſches Lächeln verklärte das Geſicht.

„Herr von Schenk", begann die Mutter mit Rührung, „wenn Sie noch dieſelben Gefühle hegen, wie früher, ſo kann ich Ihnen ſagen: nie hat ein Mädchen mit mehr Liebe und Verehrung an einem Mann gehangen, als Mathilde an Ihnen!"

Der Glückliche, mit einem Ausruf des Entzückens, wollte den Beiden entgegeneilen, aber Eduard war dazwiſchen getreten und rief mit Energie: „Vor allen hat der Gekränkte das Wort!“ Zu Mathilde gewendet, mit einer Miene der Entrüſtung, fuhr er fort: „Mein Fräulein, Sie verüben in dieſem Moment gegen mich eine Untreue, die ohne Gleichen iſt! Sie haben mich geliebt, Sie rufen mich in den dringendſten Ausdrücken zu ſich, Sie erneuern Ihre Schwüre, Sie laſſen mich zu Ihren Eltern gehen und um Ihre Hand anhalten — und nun ſchenken Sie plötzlich Ihr Herz einem Andern, um den Treuliebenden an den Pranger zu ſtellen? Das iſt Verrath, der größte, den jemals ein leichtſinniges Mädchen gegen einen Mann von Ehre begangen hat!“

Der Vater, mit bedenklicher Miene, ſagte zu der ruhig Daſtehenden: „Allerdings, Mathilde, Dem haſt Du's wirklich arg gemacht!“

Die Tochter zog den Brief aus der Taſche, überreichte ihn und ſagte: „Lies meine Rechtfertigung!“

Der Alte las. Nach wenigen Zeilen machte er hoch verwunderte Augen; dann klärte ſein Geſicht ſich auf, bis es in einer eigenthümlichen, tiefen Befriedigung glänzte. „Da“, rief er, „ganz wie ich mir's gedacht habe! Nun“, fuhr er herumſehend fort, „wer von uns hat Recht gehabt? Wer hat ſeinen Mann gekannt?“

„Sie haben Recht gehabt“, verſetzte Schenk mit der heitern Ueberlegenheit des Glücks, „wir Alle haben uns getäuſcht!“

„Erfahrung, Erfahrung, mein lieber Nachbar“, erwiderte jener. Dann, zu Eduard gewendet, ſagte er ſpöttiſch, indem er ihm den Brief übergab: „Hier, empörter Freund, lies — und halte Gericht!“

Eduard ſah in das Schreiben — und erblaßte. Eine Pauſe folgte.

„Nun“, begann Mathilde mit Hoheit, „klagen Sie mich noch an?“

„Nein“, verſetzte der Entlarvte, „ich bin beſchämt, und nehme hin, was mir gehört. Meine Handlungsweiſe iſt ſchlecht, aber ſie ſieht noch ſchlechter aus, als ſie iſt. Erſt iſt man leichtſinnig, dann verſtrickt man ſich in ein Netz, und in der Noth greift man nach dem Mittel, das Rettung verſpricht, ohne zu ſehen, daß es der Teufel iſt, der es einem an die Hand giebt und beſchönigt. Doch — wie ich auch gefehlt haben mag, ich bin hinreichend dafür geſtraft: denn“, fügte er düſter hinzu, „ich bin verloren!“

Alle ſahen mit Ernſt und einer Art von Mitleid auf ihn, das bei Mathilde freilich den ſtolzeſten Charakter hatte. — Schenk trat vor ihn und ſagte: „Mein Herr, Sie haben, wenn auch wider Ihren Willen, mir einen großen Dienſt geleiſtet. Erlange ich die Ueberzeugung, daß Sie eine Empfehlung durch Ihr Verhalten rechtfertigen, ſo zählen Sie auf eine wirkſame — mein Wort darauf!"

„Aber nur unter der Bedingung", rief Mathilde, „daß er das Mädchen heirathet, dem er die Ehe verſprochen und das er verlaſſen hat — um meinetwillen!"

Die letzten Worte, von einem Blick auf den Vater begleitet, klangen hochironiſch. Eduard gönnte ſich nun auch eine kleine Rache und ſagte: „Sobald ich's kann, will ich's mit Freuden thun; denn ich habe ſie immer geliebt!"

Mathilde, mit dem heiterſten Geſicht, rief: „Ich bin nicht eiferſüchtig!"

„Ich bin zu beſcheiden, dies anzunehmen", verſetzte Eduard mit wiedererlangter Haltung, „und zu galant, um dieſe ſchöne Harmonie noch länger durch einen Mißton zu ſtören." — Er verbeugte ſich und verließ das Zimmer.

Der Vater ſah den jetzigen Schwiegerſohn mit aller Freude an und ſagte: „Aber Sie, beſter Freund, wollen Sie's denn nun wirklich mit dieſem tollen Mädchen wagen? Fürchten Sie keinen neuen Umſchlag?"

„Nein, guter Papa", erwiderte dieſer. „Mathilde gehört mir und uns vereinigt ein unzerreißbares Band: der Blick, den eine redliche Seele in das Innerſte der anderen gethan hat!"

Die Liebende ſah ihn an und nickte. Sie ſah die männlich ſchönen Züge glänzen in glückſeliger Freude — und ſie dachte der unendlichen Güte, welche der von ihr Gekränkte gegen ſie bewieſen, — des überlegenen Geiſtes, womit er die großmüthig übernommene Rolle durchführte! Die Gefahr, die ihr gedroht hatte, ſich für's Leben an einen Werthloſen zu binden — die unverdiente Gunſt des Schickſals, dies noch zu rechter Zeit erfahren zu haben, und das namenloſe Glück, nun dem Edelſten zu gehören — Alles das trat vor ihre Seele und erſchütterte ihr Herz. Thränen drangen ihr in die Augen, ſie ſank an die Bruſt des Geliebten „Ja", rief ſie mit einem zärtlich aufleuchtenden Blick, „uns vereinigt die Erkenntniß des Beſten auf dieſer Erde — die Erkenntniß der Herzensgüte, die über Alles und ewig liebenswürdig iſt!"

Schenk umarmte die Geliebte, küßte ſie und hielt ſie zärtlich umfangen. Die Eltern ſahen gerührt und glücklich auf die Glücklichen.

◆

Unverhofft.

I.

„Glaube mir, lieber Sohn, Du findeſt keine beſſere Partie für Dich! Auguſte iſt hübſch, gut erzogen, geſund und wird Dir einen ſehr ſtattlichen Mutterpfennig ins Haus bringen. Der alte Bolzen iſt reich, ſie wird noch ebenſoviel erben. Der eine Bruder wird Dein Nachbar, der andere ein einflußreicher Schwager am Hofe ſein; kurz, Alles iſt, wie man ſich's nur wünſchen kann!"

Dieſe Worte richtete die Baronin von Hainsfeld an ihren Sohn Richard, der im Parterreſaal des Schloſſes allein mit ihr am Fenſter ſtand.

Richard war ein blondhaariger, ſchöner, wohlgewachſener, junger Mann von etwa dreißig Jahren. Seine braunrothe Geſichtsfarbe deutete auf geſunde Thätigkeit und viel Aufenthalt im Freien. In der That war er nicht nur Eigenthümer des an Feld und Wald gegen tauſend Morgen umfaſſenden Gutes, ſondern auch ein ſehr eifriger Landwirth; es war das Glück ſeines Lebens, die Oekonomie ſelber zu leiten.

Auf die Rede der Mutter ſchwieg er einen Moment. Dann ſagte er: „Im Grunde fehlt nichts, als eine Kleinigkeit: ich fühle keine Neigung zu ihr!"

Die anſehnliche Fünfzigerin lächelte mit dem etwas ſpöttiſchen Ausdruck einer Erfahrenen. „Die kommt ſchon“, entgegnete ſie, „wo ſonſt nichts fehlt!“

Der Sohn ſchüttelte den Kopf. „Sie hat nichts Einnehmendes“, entgegnete er, „nichts Hingebendes, nichts Liebes!“

„Sie iſt keine Schmeichlerin!“ verſetzte die Mutter.

„Sie denkt nur an ſich“, replicirte der Sohn.

Die Frau zuckte die Achſeln. „Wenn ſie Deine Frau iſt, wird ſie an Dich denken!“

Richard ſtand mit halbgeſchloſſenem Auge und humoriſtiſch ungläubigem Ausdruck. „Ich habe ſie nun doch oft geſehen; wenn mir nur einmal in ihrer Nähe das Herz geklopft hätte!“

Die Mutter ſah ihn an. „Für einen rationellen Landwirth“, verſetzte ſie, „biſt Du doch ſehr ſentimental!“

„Für eine Frau“, entgegnete er, „denkſt Du ſehr unpoetiſch! Ich bin denn doch noch etwas mehr als Landwirth. Ich ſchmeichle mir, ein gebildeter Menſch zu ſein, und als ſolcher mach’ ich meine beſonderen Anſprüche. Aber auch als Landwirth komm’ ich bei Deinem Vorſchlage zu kurz. Auguſte iſt zwar die Tochter eines Gutsbeſitzers, befindet ſich aber am wohlſten in der Stadt und hat für die Oekonomie und das Landleben keine Liebe, kein Intereſſe, kein Herz!“

Die Mutter wurde ernſt. „Mein lieber Freund“, ſagte ſie, „das ſind ſchwache Einwendungen gegen eine

Partie, für welche alle Gründe ſprechen. Du meinſt, Auguſte denke nur an ſich; ich kann Dir ſagen, daß ſie ſehr ernſtlich an Dich denkt! Sie iſt ein junges Mädchen, ſie lieſt, muſicirt und leitet ſeit dem Tode ihrer Mutter das Haus. Daß ſie eine Paſſion für die Landwirthſchaft haben ſoll, wie Du, das kannſt Du doch verſtändigerweiſe nicht verlangen!"

„Aber Theilnahme!" erwiderte der Sohn. „Eine gewiſſe Aufmerkſamkeit, wenn man davon ſpricht." Nach einem Moment ſetzte er hinzu: „Auch eine recht eigentliche Liebe dazu iſt möglich. Sieh' doch unſere Couſinen!"

Die Mutter warf einen Seitenblick auf ihn, der einen Vorwurf ausdrückte. „Haſt Du Dir wirklich noch nicht geſagt", rief ſie, „was hinter dieſem Eifer eigentlich ſteckt?"

„Nun, was denn?"

„Du biſt ſehr beſcheiden!" verſetzte jene mit einem geringſchätzigen Mundverziehen.

Richard lächelte. „Du meinſt, ſie wollen mir damit gefallen?"

„Und Dich erobern!" fügte die Frau mit Nachdruck hinzu.

„Was? Alle Beide?"

„Die Abſicht einer Jeden iſt mir ſonnenklar."

„Die Eiferſucht", entgegnete der Sohn mit Laune, „die Eiferſucht im Namen Deiner Auguſte verblendet

Dich! — Ihr Intereſſe iſt lebhaft, auffallend, wenn Du willſt; aber es ſind eben geiſtreiche Mädchen, denen der Sinn aufgeſchloſſen iſt für die Wichtigkeit, welche die Landwirthſchaft heutzutage erlangt hat. Den Reſultaten der naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen können ſich jetzt auch Damen nicht ganz verſchließen; in der Stadt hören ſie Vorträge darüber und leſen Bücher; daß ſie alſo gewiſſe Kenntniſſe beſitzen, iſt ganz natürlich. Du kannſt nicht ſagen, daß Bernhardine und Juliane ihr Intereſſe für die Landwirthſchaft erſt hier angenommen haben, ſie ſind ſchon damit gekommen!"

„Nun", entgegnete die Baronin, „Verſtand ſpreche ich ihnen nicht ab, und da ihnen Deine Neigung bekannt war —"

„O!" fiel Richard ein.

„Traue Du nur den Mädchen!" rief jene. „Um einen Mann zu bekommen, wie ſie ſich einen wünſchen, ſind ſie im Stande, eine ganze Wiſſenſchaft zu lernen!"

Der Sohn lachte. „Und wenn's ſo wäre", verſetzte er, „wenn die Liebe zur Oekonomie eine Folge wäre der Liebe zum Oekonomen, was könnte dieſen abhalten, Diejenige von ihnen, die ihm am beſten gefiele, für ihre ſchmeichelhafte Neigung zu belohnen?"

„Sein Verſtand!" entgegnete die Mutter mit Ernſt. „Sie haben Beide kein Vermögen, ſind aber zu allen Anſprüchen erzogen!"

„Ich bin reich!"

„Für Dich. Aber wenn Du eine eitle Frau bekommſt und dann möglicherweiſe — — doch ich bin thöricht, daß ich gegen eine Drohung eifere, die Du mir nur zum Scherz entgegenhältſt! Ich denke beſſer von Deinem Geiſt, als daß ich glaube, Du könnteſt in eine ſolche Schlinge fallen! Da wär' mir die kleine Marie noch lieber. Die iſt wenigſtens beſcheiden."

„Nur allzu beſcheiden! Sie iſt ſo ſcheu, ſo verlegen; und zuweilen macht ſie ein Geſicht, als ob ſie einen um Verzeihung bitten wollte, daß ſie überhaupt lebt!"

„Frau von Weiden", entgegnete die Mutter, „hat eine ſehr kärgliche Rente, und das gute Kind iſt offenbar von ſeiner Ausſichtsloſigkeit gedrückt. Ich denke an nichts weniger, als ſie Dir zur Frau zu recommandiren, mein Lieber! Gott bewahre mich davor! Aber daß ſie nicht auch nach Dir angelt, wie die Andern, das muß ich doch loben. Deine Frau, mein Sohn, iſt gefunden. Ernſthaft und offen zu reden: ich habe bei Herrn von Bolzen angeklopft. Vater und Tochter ſind Dir geneigt, ein Wort von Dir und Auguſte iſt Deine Braut!"

Mit einem Unmuth, der ſich kaum noch in der Form des Humors halten konnte, rief Richard: „Daß Du doch das Commandiren und Arrangiren nicht laſſen kannſt! Ich verpflichte mich zu nichts, Herrin von Hainsfeld — zu gar nichts! Den Teufel auch! Soll ich nicht heirathen dürfen, wen ich will?"

„Heirathe! Nimm eine von den beiden Heuchlerinnen, die auf Dich ſpeculiren!“

„Du verleumdeſt ſie!“

„Ich will's beweiſen!“

„Das möcht' ich doch —“ Richard hielt inne. Mit einem Blick in den Hof ſagte er: „Bernhardine kommt mit ihrer Mama; vergeſſen wir nicht, daß ſie unſere Gäſte ſind!“

Bernhardine war die Tochter eines Generals, groß, ſtattlich, eine blonde Juno. Sie betrat an der Seite ihrer würdevoll einherſchreitenden Mutter den Saal mit allen Zeichen einer frohen Aufregung. Glänzenden Antlitzes grüßte ſie und rief dem jungen Manne zu: „Nein, es giebt doch nichts Schöneres, als die Landwirthſchaft!“

Während Richard freundlich nickte, ſagte die Baronin: „Hainsfeld kann in der That ſtolz ſein. Dieſen ſchmeichelhaften Ausruf hat es Ihnen bis jetzt nun jeden Tag entriſſen!“

„Der Genuß“, verſetzte Bernhardine, „nimmt kein Ende und die Freude muß reden. Wenn man herumgeht in den Ställen und auf den Feldern, Thierwelt und Pflanzenwelt betrachtet — es giebt immer etwas Neues zu ſehen und etwas Schönes zu bewundern!“

„Ich meinerſeits“, entgegnete die Baronin, „muß bewundern, daß eine junge Dame aus der Reſidenz an

Räumen Geſchmack findet, die doch ſo manches Proſaiſche —“

„Wofür halten Sie mich, Frau Baronin?“ rief Bernhardine faſt gekränkt. „Ich gehöre nicht zu den verzärtelten, ſchwachnervigen Perſonen, an die Sie zu denken ſcheinen! Ich liebe die Natur, ihre kraftvollen Aeußerungen erfriſchen mein Herz. In Ihrer Schweizerei gehe ich lieber auf und ab, als in einem Tanzſaal. Ich fühle mich ſo wohl darin, ſo heimiſch, und faſt alle Ihre Milchkühe kann ich mit Namen nennen!“

„Da haben Sie ſich ja erſtaunlich vertraut gemacht! Sie rivaliſiren mit dem Schweizer! Auch mein Sohn würde neben Ihnen nicht beſtehen!“

„Er überſchaut das Ganze“, entgegnete Bernhardine mit einem Blick auf ihn. „Er iſt das Haupt, welches die Specialitäten den untergeordneten Perſonen überläßt.“ Nach kurzem Schweigen, zu Richard gewendet, fuhr ſie fort: „Es muß ein herrliches Gefühl ſein, eine ſo große Beſitzung von oben zu leiten, die ſchöpferiſche Kraft der Natur zu unterſtützen, zu lenken, und immer ſchönere und reichere Früchte dafür zu ernten!“

„Das iſt auch wirklich eine Freude, liebe Couſine.“

Bernhardine nickte bewundernd. Dann ſagte ſie: „Ich geſtehe Ihnen, daß ich erſt in Hainsfeld begreifen gelernt habe, was Landwirthſchaft iſt. Immer habe ich darin etwas Edles geſehen, denn ich wußte ja, daß die alten Römer ſie ganz beſonders hochgehalten haben und ihre größten Männer ebenſo gute Oekonomen, wie Staatsmänner und Feldherren geweſen ſind. Aber meine Vorſtellungen davon waren doch nur ſehr allgemeine; ich kannte nicht das Eigentliche, Nähere. Die Landwirthſchaft iſt von einer Complicirtheit, einer Mannigfaltigkeit —“

„Das will ich meinen!“ rief der junge Mann.

„Und ich kenne jetzt keine Thätigkeit, die für den Edelmann ſchicklicher wäre! Die Gefälle hat man ihm genommen oder ſehr beſchnitten, und er erſetzt den Verluſt durch wiſſenſchaftliche Ausbeutung des Bodens, den man ihm hat laſſen müſſen. Er wird den Bauern in Benutzung deſſelben ein Vorbild, dieſe gewinnen noch einmal von ihm und er hat die Ehre, ihr Wohlthäter zu ſein, während er die eigenen Einkünfte durch Verwerthung ſeiner Geiſteskräfte ſteigert. Er kommt dem Spruch ‚Noblesse oblige‘ nach und bringt zugleich ſich ſelber vorwärts, indem er die Aufgaben des Jahrhunderts erfüllt!“

„Vortrefflich!“ rief der adelige Landwirth.

Die beiden Mütter hatten bei einander geſtanden und ſich ſcheinbar um den Fortgang des Geſprächs nicht mehr gekümmert; aber die Rede der klugen Jungfrau wurde von ihnen nicht überhört, und während die Generalin einen flüchtigen Blick der Genugthuung auf die Tochter warf, konnte ſich die Baronin nicht enthalten, zu bemerken: „Sie ſind geiſtreich, liebe Couſine, und ſagen ausgezeichnet, was wir Landleute gerne hören. Aber etwas Anderes iſt es, über Oekonomie gut zu reden, etwas Anderes, ſie betreiben und ſich auf dem Lande aufhalten! Wer an die Abwechſelung des Lebens und an die Genüſſe der Reſidenz gewöhnt iſt, der, fürcht' ich, würde den Aufenthalt hier gar bald läſtig und langweilig finden."

Frau von Hainsfeld hatte mit dieſer Bemerkung von ihrem Standpunkt einen Fehler gemacht, den ſie gleich erkennen ſollte. Denn Bernhardine, mit dem ganzen Adel einer Verkannten, entgegnete: „Frau Baronin, ich bitte Sie, wollen Sie mir nicht ebenſo unrecht thun, wie dem Landleben! Im Gegentheil: der Aufenthalt in der Reſidenz kann einem läſtig und langweilig werden, und ich darf Ihnen ſagen, daß er mir das ſchon ſehr geworden iſt. Genüſſe! Die bloßen Genüſſe ſind es ja, woran man den Geſchmack verliert! Nur eine ſchöne Thätigkeit und die Freuden, die aus ihr hervorwachſen, feſſeln uns auf die Dauer. Wenn ich einen Wunſch frei hätte, dann würde ich nicht wünſchen, in der Reſidenz meinen Aufenthalt und auf dem Lande einen kurzen Beſuch, ſondern umgekehrt. Theater, Concerte und Geſellſchaften ſind intereſſant, wenn man ſie ein paar Wochen lang im Winter beſucht; wer ihre Freuden aber dreiviertel Jahr zu koſten hat, der wird zuletzt völlig ſtumpf dagegen! Sogar das Gute widerſteht uns: und wie oft bekommen wir Gutes zu hören! Dagegen das Leben auf dem Lande iſt zu jeder Zeit köſtlich. Wir ſind jetzt im ſchönſten Monat, und Sie werden mir wohl erlaſſen, den Frühling zu loben. Aber die anderen Jahreszeiten wiegen ihn auf. Sommer und Herbſt bringen die Ernten, die Sinne und Herz erfreuen, und bringen Vergnügungen, die nach der Arbeit wirklich erquickend ſind. Und der Winter? Ihn ſtell' ich mir auf dem Lande eben am heimlichſten vor. Was kann es Reizenderes geben, als eingeſchneit zu werden und den Sturm ſauſen zu hören, während wir in der ſtillen, warmen Stube ſitzen bei traulichem Geſpräch oder anſprechender Lectüre? Den Männern iſt die Jagd eine Luſt, und die Frauen danken für die heimgebrachte Beute durch Lob und ſtärkenden Imbiß. Der Beſuch der Reſidenz im Winter iſt gar nicht einmal nöthig; auf dem Lande ſelber kann man behaglich die Zeit erwarten, wo der Schnee ſchmilzt, die Wieſen grün werden und die lieblichen kleinen Vögel den neuen Frühling einſingen!"

Sie ſchwieg. Dann, mit beſcheidener Senkung des Hauptes, fügte ſie hinzu: „Ich kann mir das Glück des Landlebens nur denken! Sie, verehrte Baſe, und Sie, Couſin Richard, leben es, und ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen geſagt habe, was Sie viel beſſer wiſſen, als ich!"

Indem ſie ſich verneigte, trat ſie zu ihrer Mutter, um für ihre gelungene Rede den gebührenden Lohn in einem zärtlichen Händedruck zu erhalten.

Richard trat zu der ſeinen und ſagte flüſternd: „Das ſollte Affectation ſein?“

„Eine ſehr geſchickte!“ erwiderte die Frau mit einem Seufzer.

„Geh!“ rief der Cavalier mit edlem Unwillen.

Auf dem Corridor ließen ſich Tritte hören; die Thür ging auf, und es erſchienen zwei Damen, die man ebenfalls augenblicklich als Mutter und Tochter zu erkennen vermochte. Sie waren Beide ſchlank, nicht zu groß und die Geſichtszüge von einer Feinheit, die an Schärfe grenzte. Die Tochter, Juliane, trat mit einer eigenthümlichen Gelaſſenheit auf und ließ alle Zeichen einer Denkerin an ſich bemerken.

Man begrüßte ſich. Richard ſagte zu Juliane: „Wie haben Sie den Morgen verbracht, beſte Couſine?“

Die Mutter, Geheimräthin von Sonnenfels, erwiderte für die Tochter: „Wir haben einen Gang auf's Feld gemacht; dann hat Juliane geleſen!“

„Sie haben ſich gewiß höchſt nützlich beſchäftigt, liebes Bäschen!“ ſprach Frau von Hainsfeld. „Aber es iſt doch ſchade, daß Sie nicht einige Minuten früher gekommen ſind; Bernhardine hat eine Lobrede auf die Landwirthſchaft gehalten, daß meinem Sohn und mir vor Vergnügen das Herz klopfte.“

Juliane konnte nicht umhin, die feinſchmalen Lippen zu verziehen, als ob ſie ſagen wollte: das iſt mir was Rechtes! Aber ſie nahm ſchnell eine edlere Miene an und ſagte: „Ich bedauere — es würde mir Freude gemacht haben! Ich habe mich aber“, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, „auf meinem Zimmer ebenfalls mit der Landwirthſchaft beſchäftigt. Mich begeiſtern die Fortſchritte, die ſie gegenwärtig macht, die Ausſichten, die ihr geſtellt ſind! Stimmen Sie mir nicht bei, lieber Vetter, daß durch ihre Verbindung mit der Naturwiſſenſchaft für die Landwirthſchaft ein neuer Tag anbricht?“

„Ich hoffe ſehr viel davon.“

„Es iſt erſtaunlich“, fuhr Juliane fort, „was der menſchliche Geiſt in unſern Tagen leiſtet! Er beherrſcht die Natur, indem er die Bedingungen ihres Lebens ergründet; er klärt und vervollſtändigt die Erfahrung, indem er ihre Errungenſchaften mit den Errungenſchaften der Wiſſenſchaft vermehrt!“

Während einer kurzen Pauſe, die hierauf eintrat, bemerkte die Baronin: „Das iſt mir doch ein wenig zu allgemein geſagt! Könnten Sie's uns nicht an einem Beiſpiel anſchaulich machen?“

„Mit großem Vergnügen“, erwiderte Juliane. Und indem ſie ſich angenehm in Poſitur ſetzte, fuhr ſie fort: „Jeder weiß und von jeher hat man gewußt, daß die ſorgfältige Bebauung den Acker fruchtbar macht. Warum?

Das war die Frage. Auf dieſe hat nun die Wiſſenſchaft antworten gelernt. Weil dadurch der Boden aufgeſchloſſen und die Aufnahme ſeiner Beſtandtheile in den Organismus vorbereitet wird. Nun fragt die Wiſſenſchaft aber, ob es nicht noch andere Mittel giebt, welche dieſes bewirken; und ſie findet, daß dem Boden denſelben Dienſt auch der gebrannte Kalk leiſtet. Sie empfiehlt alſo dieſen den Oekonomen; und wenn man ihn auch früher ſchon angewendet hat, ſo kann man es doch jetzt erſt rationell, mit wahrer wiſſenſchaftlicher Einſicht thun. Auch den Dünger — ich brauche nur an Knochenmehl und künſtlichen Guano zu erinnern — hat die Wiſſenſchaft gemehrt; und ſicherlich wird man auch noch jene andern Stoffe, die man bisher ihrem Schickſal überlaſſen hat, zum Gedeihen und Flor der Felder gewiſſenhaft nutzen lernen. Der Forſchergeiſt ruht niemals, und vor nichts ſchrickt er zurück! Wie herrlich iſt nun der Gedanke, alle Ergebniſſe der Forſchung durch Studien ſich anzueignen und ſie verwerthen zu können zu immer größerer Vervollkommnung des menſchlichen Daſeins! Ich für meine Perſon kenne keinen größeren Genuß, als den Weg, den die Wiſſenſchaft nimmt, zu verfolgen und ihn theilnehmend nachzugehen.“

Bernhardine konnte die Ungeduld, die ſie empfand, nicht mehr zurückhalten. „Das iſt aber doch eigentlich kein Geſchäft für Frauen!“ rief ſie. „Die Männer mögen die Natur zergliedern und die Begriffe ſpalten, das iſt ihre Sache; aber für Frauen iſt es denn doch zu abſtract!“

„Abſtract!“ entgegnete Juliane mit geringſchätzigem Lächeln. „Nimm mir's nicht übel, meine liebe Bernhardine; aber wer heutzutag nichts lernen will, der pflegt Alles, was einige Anſtrengung erfordert, abſtract zu nennen.“

Bernhardine richtete ſich zu ihrer ganzen Höhe auf und warf ihr den Blick einer Verletzten zu.

„Was heißt abſtrahiren?“ fuhr Juliane fort. „Denken! Und ſollen wir Frauen nicht denken? Haben wir keinen Verſtand? Können wir uns von der gemeinen Erfahrung nicht erheben zu Begriffen? Ich ſollt' es doch wohl meinen! Auch unſer Kopf iſt organiſirt zur Wiſſenſchaft. Wir können ſie verſtehen, wir können theilnehmen an ihr. Es iſt nichts nöthig als guter Wille und Ausdauer!“

„Es iſt ganz erſtaunlich“, rief Bernhardine ſpottend, „wie Dir das auf einmal gekommen iſt! Vor einem Jahr noch hat Dir nicht geträumt von ſolchen Dingen!“

„Alles muß einmal anfangen“, entgegnete Juliane nach flüchtigem Erröthen. „Ich habe meine Einſichten zu erweitern geſtrebt und gefunden, daß man ohne Kenntniß der Naturwiſſenſchaft keinen Boden unter ſich hat, worauf man ſicher in ſeiner Bildung vorwärts gehen kann. Ich habe getrachtet, mir vor allem dieſen Boden zu gewinnen.“

„Ja wohl“, ſagte Bernhardine zu ſich ſelber, „Grund und Boden willſt Du gewinnen — und den Eigenthümer dazu!“

„Geiſt iſt Macht“, fuhr die Denkerin mit Bedeutung fort. „Die Stoffe ſind dazu geſchaffen, vom Geiſt regiert, verſchönt und ausgebeutet zu werden; und ſollte das weibliche Geſchlecht ſich ſelber von der Herrſchaft darüber ausſchließen? Wenn wir die Männer vorangehen laſſen in der Wiſſenſchaft, ſo iſt das genug. Die Herren der Schöpfung erſchließen unwegſame Pfade und brechen neue Bahnen, aber wir dürfen dabei nicht in Unthätigkeit verharren und haben uns jedenfalls an den Früchten zu betheiligen. Wenn wir uns das, was die Männer hervorgebracht, erforſcht, aufgedeckt haben, nicht wenigſtens aneignen, dann ſind wir keine Frauen, die ihnen gleichſtehen, ſondern Dienerinnen, die unter ihnen ſtehen.“

„Es ſcheint faſt“, bemerkte die Rivalin, „als hätten Deine naturwiſſenſchaftlichen Studien den Zweck gehabt, Dich zur würdigen Gemahlin eines Phyſikers oder Chemikers auszubilden!“

„Mich hat der reine Wiſſenstrieb geleitet“, entgegnete Juliane mit Würde. „Die Erkenntniß trägt den Lohn in ſich ſelber; ſie bereichert den Geiſt und erhebt die Seele!“

„Gewiß“, verſetzte der junge Baron, der den Ausfall der Andern nicht hatte billigen können.

„Und ſie lehrt uns“, fuhr Juliane dadurch ermuthigt fort, „die Wirklichkeit und das Leben ſelber lieben und es edler genießen. Ich bin immer gern auf dem Lande geweſen und die Oekonomie hat mir ſtets lebhaftes Intereſſe abgewonnen. Aber ſeitdem ich die Werke der großen Forſcher geleſen, welche den Scharfſinn ihres Geiſtes und die Fülle ihrer Kenntniſſe der Landwirthſchaft zugewendet haben, ſeh' ich die Thätigkeit des Oekonomen mit unvergleichlich größerer Befriedigung. Es iſt ſchön, über Felder und Wieſen und Wälder und über Viehherden nach bloßer Anſchauung poetiſch zu ſchwärmen; aber es iſt ſchöner, zugleich die Urſachen und Bedingungen des Wachsthums zu begreifen und ſich an Blüthen und Früchten mit klarer Einſicht in das Weſen der hervorbringenden Kräfte zu erfreuen. Die Landwirthſchaft iſt gleichſam die Probe für die Richtigkeit der Unterſuchung. Die Vorausſetzungen, welche der Forſcher zergliedert hat, treten in der Cultur zuſammen und erzeugen ein Leben, das unſer Herz erquickt. Der Gedanke verkörpert ſich in ihr; die Wahrheit wird Schönheit, und das Häßlichſte ſogar muß zur Hervorbringung des Lieblichſten dienen!“

„Bravo!“ rief Richard, den dieſe Wendung wohlthuend berührt hatte.

Juliane, vor Vergnügen erröthend und ordentlich zu weiblicher Anmuth verſchönt, bemerkte hierauf: „Ich hoffe, man wird mir vergeben, wenn ich mich einigermaßen auch um die Seite der Landwirthſchaft bekümmert habe, welche von Andern trocken und langweilig gefunden wird. Ich glaube, daß ſie es nicht iſt und daß jene Unrecht haben.“

Ruhig und gemeſſen, mit dem ſchönen Selbſtgefühl eines erreichten Zieles, trat ſie zu ihrer Mutter, welche die Siegerin mit einem Blick der Liebe und der Hoffnung beglänzte.

Der Landwirth ſchien ſich zu beſinnen. Mit Artigkeit wendete er ſich dann zu Juliane und ſagte: „Ihre Geſtändniſſe, liebe Couſine, ermuthigen mich, Ihnen einen Vorſchlag zu machen. Sie haben die Maſchinen geſehen, die geſtern eingetroffen ſind?“

„O freilich“, rief Juliane. „Aber allerdings —“

„Wenn Sie's intereſſirt“, fuhr jener fort, „werde ich ſie morgen Vormittag erklären und arbeiten laſſen!“

„Das iſt ja herrlich!“ rief die Glückliche.

„Ich weiß nicht“, ſagte Richard mit einem Blick auf Bernhardine und die Generalin, „ob auch die andern Herrſchaften —“

„Das verſteht ſich ja von ſelbſt!“ rief Bernhardine mit großer Lebhaftigkeit. „Ein Vortrag von Ihnen findet bei uns die geſpannteſte Aufmerkſamkeit! Und wenn wir auch nicht ſo ſtudirt ſind, Ihre Auseinanderſetzung wird uns Alles klar machen. Es iſt eine Mähmaſchine?“

„Und ein Räderwerk, das die ſprödeſten Schollen zermalmt.“

„Ich freue mich unendlich, ſie über den Acker gehen zu ſehen! Die Maſchine erſetzt die Kräfte der Menſchen und befreit dieſe zu würdigern Arbeiten. Eine humane Seele kann ſie nur mit vollſter Genugthuung betrachten!“

Die Geheimräthin und Juliane lächelten über dieſen Eifer. Die Baronin ſchwieg. Sie ſchien in ihrem Kopf einen Gedanken zu wälzen.

In dieſem Augenblick ging die Thüre auf und zwei neue Geſtalten traten in den Saal.

II.

Wie man leicht ſehen konnte, waren es gleichfalls Mutter und Tochter, gebildete Frauen, die aber durch ihre Erſcheinung und ihr Benehmen mit den ſchon anweſenden auffallend contraſtirten. Während dieſe in eleganter und immerhin auch koſtbarer Kleidung daſtanden, war der Anzug der Beiden von einer Einfachheit, die faſt ärmlich ließ. Ebenſo groß war der Unterſchied im Ausdruck der Geſichter. Die Damen aus der Reſidenz zeigten großes Selbſtgefühl und vollkommene Zuverſicht. Man ſah ihnen an, ſie hatten dem Hauſe durch ihren Beſuch eine Ehre erwieſen; die Abſichten, die ſie hergeführt, waren im Grunde für den Eigenthümer nur ſchmeichelhaft, aus allen Gründen rechneten ſie auf eine achtungsvolle Gaſtfreundſchaft. Die Mienen der neu Eingetretenen dagegen waren reſignirt, und ſelbſt aus der Freundlichkeit, womit ſie grüßten, ſprach ein Hauch von Kummer, eine unüberwindliche Gedrücktheit der Seele. Die Geſichter waren nicht nur wohlgebildet, ſie hatten einen edlen Schnitt, aber Kleinmuth und ein gewiſſer Unmuth darüber, die ſich beide in ihnen malten, ließen ſie nicht zu ihrer Wirkung kommen.

Es waren arme Verwandte im Hauſe des Reichen: Frau von Weiden und ihre Tochter Marie. Sie waren nicht nur arm, ſie waren reich geweſen und arm geworden. Noch vor wenigen Jahren durften ſie glauben, ſich in guten, behaglichen Verhältniſſen zu befinden. Aber der plötzliche Tod des Vaters enthüllte ihnen, daß das Vermögen durch den Speculanten, dem es nicht genügt hatte, bis auf wenige Trümmer verſchleudert war. So laſtete die Armuth mit doppeltem Gewicht auf ihnen.

Die Wittwe, durch ihren verſtorbenen Mann verwandt mit der Baronin, war von dieſer eingeladen worden, in Hainsfeld ſich aufzuhalten, bis für ſie und ihre Tochter eine angemeſſene Beſchäftigung oder irgend eine paſſende Stellung auskäme. Seit vierzehn Tagen befanden ſie ſich hier, und zwar hatten ſie zuerſt eine Wohnung im Hauptgebäude, neben der Baronin, inne. Als aber die Damen aus der Reſidenz kamen, die ſich gewiſſermaßen ſelbſt eingeladen hatten, mußten ſie ihre Zimmer abtreten und einen entfernteren Seitenflügel beziehen.

Marie war eine von den Geſtalten, die auf den erſten Blick Antheil und Mitleid einflößen. Sie glich einer Blume, welche durch die Ungunſt der Witterung in ihrer Entfaltung aufgehalten worden und nun eben da, wo ſie am ſchönſten erblühen ſollte, ſchon zu welken beginnt. Ihr bräunlicher Teint war gebleicht, ihr Geſichtsausdruck leidend. Sie war nicht mehr, was ſie geweſen, ſondern der Schatten ihrer ſelbſt geworden, und ſie wußte es! Wenn übrigens die Baronin ſie die „kleine Marie“ nannte, ſo durfte man das nicht eigentlich nehmen: ſie war größer als Juliane, und ſtand etwa zwiſchen dieſer und Bernhardine. Aber durch ein eigenthümlich in ſich gekehrtes Weſen, womit ſie ſich nach außen klein machte, ſchien der Ausdruck doch gerechtfertigt.

Charakteriſtiſch war von Seiten der ſchon Anweſenden der Willkomm. Die Damen aus der Reſidenz dankten dem Gruß mit einer Herablaſſung, in der ſie ſich für eben ſo großmüthig wie höflich zu halten ſchienen. Die Freundlichkeit der Baronin und Richard's war herzlicher, aber man ſah doch, wie ſich's Beide mit ihnen recht leicht machten! Dem jungen Mann begegnete es, durch eine Handbewegung zu grüßen, in welcher der Vertraulichkeit ſo wenig Achtung beigegeben war, daß das Geſicht Marie's in leiſes Beben gerieth und ihre Lippen auf einen Moment die Farbe verloren.

Juliane, die ſich dermalen von Allen am ſicherſten fühlte, trat einen Schritt gegen ſie vor und ſagte mit auffallender Güte: „Wo kommen die Damen her? Sie ſehen ein wenig angegriffen aus, liebe Marie!“

Die Angeredete zuckte, aber ſie erwiderte geduldig: „Wir kommen vom Garten.“

„Und vorher“, ſetzte Frau von Weiden hinzu, „ſind wir auf dem Felſen geweſen, wo Marie das Schloß gezeichnet hat, um ein Aquarellbild davon zu machen. Droben war es heiß!“

„Sie zeichnen und malen?“ fragte die Gelehrte beifällig. „Das Erſte, was ich höre!“

„Blos zu meinem Vergnügen“, erwiderte Marie.

„Sieh, ſieh, eine Künſtlerin! Und das erfährt man erſt jetzt? Nun begreif’ ich übrigens Ihre Ausflüge, Ihr einſames, träumeriſches Weſen und die geringe Aufmerkſamkeit, welche Sie der Oekonomie zu ſchenken für gut finden!“

Der Zuſatz war als eine Art von Scherz mit Leichtigkeit hingeworfen. Marie ſah ihr betroffen forſchend ins Geſicht.

„Nun“, fuhr jene fort, „das können Sie doch nicht leugnen! Sie waren nie dabei, wenn Herr von Hainsfeld uns herumführte und wenn es hier etwas zu ſehen und zu lernen gab!“

Die Lippen der Kritiſirten verzogen ſich zu einem ſchüchternen Ausdruck von Spott und ſie ſagte: „Das Intereſſe für die Landwirthſchaft war durch die Herrſchaften aus der Reſidenz ſo gut vertreten, daß ich nicht den Muth hatte, mit ihnen zu wetteifern!“ Mit einer Stimme, in welcher die Ironie ſich gänzlich verlor, ſetzte ſie hinzu: „Herr von Hainsfeld wird verzeihen!“

„O“, rief dieſer faſt lachend, „ich mache durchaus keine Anſprüche!“

Das war in einem Tone geſagt, der auf das Mädchen keine gute Wirkung äußern konnte. Sie erröthete und warf einen Seitenblick auf ihn, der eine Klage enthielt.

Bernhardine fand ſich nun bewogen, auch ein Wort einzuwerfen. „Von einem Wetteifer“, bemerkte ſie, „kann hier keine Rede ſein; es handelt ſich blos um einen Antheil, von dem ich in der That nicht begreife, wie er fehlen kann. Was ſind Gedanken, die man ſich macht, und einſame Phantaſien gegen die Anſchauung der Natur und der Einrichtungen, wodurch ſie immer ſchöner und gedeihlicher wird! Nun, morgen“, ſetzte ſie mit Bedeutung hinzu, „werden Sie hoffentlich die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen! Baron Richard wird uns morgen theoretiſch und praktiſch in zwei Maſchinen einweihen, die aus England gekommen ſind.“

Frau von Weiden machte eine Bewegung des Bedauerns. „Es thut mir leid“, ſagte ſie mit einem Blick auf Richard, „aber wir werden dem Vortrag nicht beiwohnen können!“

„Wie!“ riefen Bernhardine und Juliane wie aus Einem Munde, „ſo Etwas könnten Sie verſäumen?“

„Wir werden morgen früh Hainsfeld verlaſſen müſſen“, erwiderte jene. Und zu der Baronin gewendet, fuhr ſie fort: „Der Brief, den ich geſtern

Abend erhalten habe, war von meinem Onkel Troßbach. Er hat ſeine Wirthſchafterin verloren und ladet mich ein, ſeinen Haushalt zu führen.“

Frau von Hainsfeld nickte, konnte dann aber nicht umhin, ein gewiſſes Bedenken zu verrathen. „Was ich von dem Manne gehört habe —“

„Kann mich nicht abhalten!“ verſetzte die Wittwe. „Uns Beide hat die Welt in den letzten Jahren nicht verwöhnt; und wenn der alte Herr grillenhaft und jähzornig iſt, ſo finden wir auf ſeinem einſamen Gütchen doch eine Unterkunft, die wir durch unſere Thätigkeit abverdienen. Wir ſind Niemand zur Laſt und erleichtern Jemand das Leben.“

Die Baronin beſann ſich einen Augenblick, dann erwiderte ſie: „Allerdings! Und vielleicht iſt er nicht ſo ſchlimm, wie man ihn macht.“

„Er mag ſein, wie er will“, entgegnete Frau von Weiden mit einem reſignirten Lächeln, „wir ſind auf ihn gefaßt.“

Bernhardine, immer noch von einer dumpfen Empfindung gedrückt, als ob ihr Juliane in der Gunſt des Landwirths einen Schritt vorausgekommen ſei, rief jetzt: „Müſſen Sie denn aber ſo ſchnell abreiſen? Können Sie, um einem Vortrag und einem Schauſpiel beizuwohnen, wie es uns in Ausſicht ſteht, nicht noch einen Tag zugeben?“

„Das hab' ich eben auch ſagen wollen!“ bemerkte Juliane.

„Sie haben gehört“, entgegnete die Frau, „was mein Onkel für einen Humor hat. Er wünſcht, daß wir ſobald als möglich eintreffen, und ich möchte ihm keine Gelegenheit geben, uns gleich mit einer Probe ſeiner Fähigkeiten zu empfangen.“

Während die Baronin die beiden Eifrigen mit einem ſpöttiſchen Lächeln anſah, bemerkte Richard mit Ernſt, faſt unwillig: „Meine Damen, laſſen wir doch jetzt dieſe Kleinigkeit!“ Er trat zu Frau von Weiden und Marie und ſagte theilnehmend: „Ich hätte Ihnen Beiden ein beſſeres Loos gegönnt, als einen alten Murrkopf zu pflegen. Aber da Sie es annehmen und entſchloſſen ſind, ſo können wir Sie nicht abhalten wollen. Unter allen Umſtänden haben Sie eine Aufgabe und können Gutes thun.“

„Entfernt von der Welt“, fügte die Wittwe hinzu, „in der wir die letzten Jahre eine ſo wenig angenehme Rolle geſpielt haben.“

„Es iſt ein Glück“, rief Marie bewegt, „ein wahres Glück!“

Dieſer Ausruf hatte etwas eigen Rührendes. Richard betrachtete das Mädchen und ſagte herzlich: „Sie ſind ſehr beſcheiden, liebe Marie. Die Welt muß Ihnen wenig geboten haben, daß Sie in Ihrem Alter ſich auf die Einſamkeit freuen. Aber“, ſetzte er mit gutmüthigem

Lächeln hinzu, „ſeien Sie getroſt, es giebt eine Ausgleichung, und das Glück kommt oft plötzlich und da, wo man's gar nicht vermuthet hat!“

Marie erröthete, faſt glücklich. Aus ihren feuchten Augen ging ein Blick des Dankes.

Wer einen Zweck hat und Ausdauer und Muth beſitzt, der wird jede Gelegenheit, Etwas dafür zu thun, zu benutzen ſuchen. Bernhardine war noch nicht fertig. Sie trat vor, ſo daß ſie neben Juliane zu ſtehen kam, und ſagte zu den Scheidenden: „Ich wünſche Ihnen Glück und alles Gute auf die Reiſe. Aber offen muß ich geſtehen, ich wäre nicht im Stande, mich von Hainsfeld ſo raſch zu trennen, ich würde unter den gegenwärtigen Umſtänden bleiben, möchte daraus entſtehen, was da wolle.“

Eine Röthe heroiſcher Entſchloſſenheit ging bei dieſen Worten über ihre Wangen.

Die Baronin hatte nachdenklich dageſtanden. Mit einem Mal wendete ſie ſich zu den jungen Damen und ſagte: „Da Sie für Hainsdorf und meinen Sohn ein ſo freundliches Intereſſe zeigen, ſo darf ich Ihnen nicht länger eine Nachricht vorenthalten, die für die Welt noch ein Geheimniß iſt, die es aber für Sie nicht mehr ſein ſoll. Wir haben etwas zu melden, was gütige, theilnehmende Seelen mit Freude vernehmen werden.“

Die Geſichter der Jungfrauen erhielten einen feierlichen Glanz der Erwartung.

„Haben Sie die Herrſchaft in Böhmen gewonnen?“ rief Bernhardine zu Richard. „Sie beſaßen Looſe —“

Die Baronin ſchüttelte den Kopf.

„Haben Sie eine Entdeckung gemacht“, rief Juliane, „die Ihrem Namen die Unſterblichkeit ſichert?“

Erneuertes Kopfſchütteln.

„Haben Sie den Kronorden erhalten? Hat man Ihnen das Doctordiplom zugeſchickt?“ riefen die Damen durcheinander.

„Nichts von alledem“, entgegnete die Baronin. „Aber das Ereigniß, das wir Ihnen mitzutheilen haben, iſt nicht minder wichtig und freudenreich. Mein Sohn hat ſich verlobt — er iſt glücklicher Bräutigam!“

Die Wirkung dieſer Worte auf die Anweſenden iſt ſchwer zu beſchreiben.

Die Damen aus der Reſidenz, Mütter und Töchter, ſtanden im erſten Moment, als wären ſie in Bildſäulen des Schreckens verwandelt worden; ſtarr, unbeweglich, mit einem marmornen Glanz der Geſichter. Aus den Zügen Marie's war der letzte Schein von Farbe gewichen; dann überzog ſich das Geſicht mit glühendem Roth und drückte Scham und eine peinliche Selbſtanklage aus. Frau von Weiden hatte ſogleich auf die Tochter geſchaut, war erſchrocken und hielt einen Blick des Kummers und der Mahnung auf ſie gerichtet. Richard, der nach den erſten Andeutungen der Baronin umhergeſehen, wie einer, der nicht begreift, war nach dem klaren Wort aufgefahren wie ein verwundeter Leu und rief nun mit ſeinem ſtrengſten Geſicht: „Mutter, biſt Du bei Troſte? Was fällt Dir ein?“

„Lieber Sohn“, entgegnete dieſe, „ich weiß, daß Du von mir verlangt haſt, die Sache noch nicht bekannt werden zu laſſen. Aber wenn wir es dieſen lieben Freundinnen mittheilen, dann kommt's ja nicht an die Oeffentlichkeit! Die Theilnahme, die ſie Dir zuwenden, ſchien mir durchaus zu verlangen, daß wir mit ihnen eine Ausnahme machen.“

Die erſte Statue, die ſich wieder zu beleben anfing, war Bernhardine. „Es iſt nicht möglich!“ rief ſie mit würdevollem, beinahe entrüſtetem Unglauben. „Eine Verlobung! Und Niemand ſoll Etwas davon erfahren, nicht einmal geahnt haben? Sie treiben Ihren Scherz mit uns, Frau Baronin!“

„Es ſieht faſt ſo aus!“ rief Juliane. Und zu Richard gewendet ſagte ſie: „Herr Couſin, haben Sie die Güte zu reden. Iſt's wahr? Dürfen wir Ihnen gratuliren?“

Der Baronin war es gelungen, dem Sohn einen mahnenden, bittenden Blick zuzuwerfen. Richard verſetzte: „Ich — kann meine Mutter nicht Lügen ſtrafen.“

„Bravo!“ dachte Frau von Hainsfeld und ihr Geſicht glänzte triumphirend.

Die Generalin erhob den Kopf, und ohne ihren Verdruß in Ton und Miene nur verbergen zu wollen, rief ſie: Aber wer iſt ſie denn, die Glückliche? Nennen Sie uns den Namen, liebe Baronin! Es iſt gewiß einer der erſten des Landes und wir werden dann die Glückwünſche nicht länger zurückhalten —"

„Den Namen", verſetzte Frau von Hainsfeld, „kann ich Ihnen noch nicht nennen. Ich habe ſchon ſehr gegen die Abrede gehandelt, daß ich Ihnen nur die Thatſache mittheilte. Sehen Sie, wie mein Sohn immer noch zürnt? Genüge es jetzt Ihrer gütigen Theilnahme, daß die Braut nach dem Urtheil der Mutter ein in jeder Beziehung vorzügliches Mädchen iſt."

„Das genügt", erwiderte Frau von Weiden mit Ernſt und freundlicher Theilnahme. „Wie hätte man's aber auch anders erwarten können? Baron Richard", fuhr ſie zu dieſem fort, „ich freue mich herzlich, dieſe gute Nachricht noch gehört zu haben, und wünſche Ihnen von ganzer Seele Glück dazu. Verzeihen Sie, daß wir Sie jetzt verlaſſen. Ich muß dem Boten einen Brief mitgeben. Komm', meine Tochter!"

Marie hatte ſich endlich gefaßt. Während ihre Mutter ſprach, hielt ſie den Blick auf den jungen Mann gerichtet und es ſchien, als ob ſie etwas hinzufügen wollte. Nach dem an ſie ergangenen Zuruf aber verneigte ſie ſich ſtumm und ging mit der Mutter hinweg.

In den Damen aus der Reſidenz war das Gefühl ihrer Bedeutung wieder herrſchend geworden, und eine gerechte Indignation, ein edler Stolz trieb die letzten

Schwächen aus ihren Seelen. Die Nebenbuhlerinnen und Gegnerinnen waren jetzt Verbündete, und wie von Einem Geiſte gelenkt, vollzogen ſie nun harmoniſch ein gemeinſames Werk.

Die Generalin begann: „Liebe Freundin — beſter Baron, empfangen Sie unſre wärmſten Glückwünſche! Die Gefühle, die uns beſeelen, brauche ich nicht zu ſchildern, Ihre Freundſchaft wird ſie ſich denken können. Der Beſitzung, die der ausgezeichnete Landwirth ſo muſterhaft einzurichten verſtand, hat nichts mehr gefehlt, als eine Herrin, wie ſie nach dem Urtheil der Kennerin hier einziehen ſoll. Der Tag, an dem es geſchieht, wird auch für uns ein Feſttag ſein, wenn wir ihn auch fern von Hainsfeld erleben werden.“

Die Geheimräthin betheuerte: „Damit ſind meine Gefühle buchſtäblich ausgedrückt!“

Auch Bernhardine und Juliane verneigten ſich zuſtimmend.

Die Generalin ſprach weiter: „Nun fürchte ich blos, daß ich mit dem, was ich jetzt zu ſagen habe, meine Tochter betrüben werde. Mein liebes Kind“, fuhr ſie zu Bernhardine fort, „weißt Du, was übermorgen für ein Tag iſt? Der ſechzehnte!“

„Wahrhaftig!“ rief Bernhardine tief betroffen. „Der Geburtstag des Vaters!“

„In dem ſchwärmeriſchen Eifer, in welchen die herrliche Oekonomie Dich verſetzte, haſt Du's vergeſſen.“

„In der That“, erwiderte die Tochter, ihr Haupt mit anmuthiger Reue ſenkend.

„Wir haben dieſen Tag“, fügte die Generalin mit einem feierlichen Blick auf die Baronin hinzu, „noch jedes Jahr mit ihm begangen. Er zählt darauf. Es würde ihn tief ſchmerzen, wenn er nicht alle ſeine Lieben um ſich ſähe. Wenn wir aber noch rechtzeitig eintreffen ſollen, um Alles anzuordnen, dürfen wir unſre Koffer packen.“

Mutter und Tochter nickten ſich zu.

Die Geheimräthin wendete ſich hierauf zu Juliane und ſagte: „Die Faſſung, womit Bernhardine eine Nachricht erträgt, die ihr in einer Hinſicht unendlich leid thun muß, kann Dir zum Muſter dienen. Ich habe Dir auch eine Mittheilung zu machen, auf die Du nicht vorbereitet ſein wirſt.“

„Nun?“ rief Juliane mit einer Sorge, welche den durchſcheinenden Spott der Begreifenden beinahe verſchleiert hätte.

„Nichte Bertha, Deine intimſte Freundin, heirathet in drei Tagen ihren Regierungsrath. Ich erhielt den Brief, der es anzeigt, heute früh. Aber Du warſt ſo in Deine Studien vertieft, ſo ganz davon hinweggenommen, daß ich nicht den Muth in mir finden konnte, Dich zu ſtören. Später iſt's meinem Gedächtniß entfallen.“

„Aber, Mama“, rief das Mädchen, „da müſſen wir ja reiſen! Nur die dringendſte Angelegenheit könnte mich abhalten, bei dieſem Feſte zu ſein. Aber ſo? Ich hätte wahrlich keine Entſchuldigung."

„Du ſiehſt ein", bemerkte die Geheimräthin mit Ernſt, „wir müſſen ſcheiden. Und zwar ohne Aufſchub!"

„Es geht nicht anders", erwiderte Juliane.

Frau von Hainsfeld hatte die Wirkungen ihrer Erfindung mit allen Wonnen einer Siegerin betrachtet. Die Freude über das gelungene Wagniß, die entzückende Ausſicht, die ihr nun für das Glücken ihres Lieblingsplans geöffnet war, machte ſie förmlich übermüthig; ſie betrachtete die Damen und ſagte: „Ich ſehe, daß es vergeblich wäre, Sie noch längere Zeit in Hainsfeld halten zu wollen. Aber das glaube ich von Ihnen erbitten zu können, daß Sie uns nicht ſogleich verlaſſen. Sie müſſen wenigſtens noch einen Tag bleiben! Erinnern Sie ſich doch, daß mein Sohn morgen die Maſchinen erklären und probiren wird!"

In wahrhaft bewundernswerther Uebereinſtimmung verzogen ſich hier die Lippen Bernhardine's und Juliane's mit ſo gleichmäßiger Dehnung, daß Niemand hätte ſagen können, welche mehr Ironie und Spott ausdrückte.

„Allerdings", rief Bernhardine, „es würde unendlich intereſſant ſein, im großen Style das Gras fallen und von den zerdrückten Schollen den Staub wirbeln zu ſehen! Geiſt und Herz würden dabei in gleichem Maß ihre Rechnung finden! Ich fühle mit Schmerzen, welche innige Genugthuung und hochwichtige Belehrung mir dadurch entzogen wird; aber es iſt nun einmal nicht zu ändern. Wir Frauen können nicht früh genug lernen, dem Theuerſten zu entſagen, und ſo verzichte ich auf die mir geſtattete Theilnahme, indem ich vorausſetze, daß meine Freundin, der das Schauſpiel ja zuerſt auch allein zugedacht war, ſich durch Nichts die Freude wird nehmen laſſen, ihm beizuwohnen.“

„Unmöglich!“ rief Juliane höchſt entſchloſſen. „Der Genuß wäre außerordentlich, und nur mit dem tiefſten Leidweſen entſag' ich ihm. Aber ich bezwinge mich ſelbſt und opfere meine Freude, um eine geliebte Verwandte zu erfreuen, die mich erwartet.“

Die Generalin ſagte: „Sie verzeihen, wir müſſen uns rüſten“, grüßte mit der Hand und verließ mit Bernhardine den Saal.

Die Geheimräthin und Juliane folgten ihnen.

Als die Flügelthüren wieder geſchloſſen waren, blickte Frau von Hainsfeld mit einem um zwanzig Jahre jüngern Geſicht auf den Sohn und brach dann in ein lautes, herzliches Gelächter aus. „Nein!“ rief ſie, „das iſt nicht zu bezahlen! Ich habe viel von ihnen erwartet, aber ſie haben's bei Weitem übertroffen! Dieſe Entſchloſſenheit und dieſe Ungenirtheit! Wahrlich, der Muth, womit ſie ſich demaskirten, ſteht ganz auf der Höhe der Schauſpielkunſt, mit der ſie ihren landwirthſchaftlichen Enthuſiasmus durchführten, und die war doch bewundernswürdig! Mein Sohn, ich will ſchweigen und Dich nicht an Deinen Glauben erinnern; denn ich ſehe, Du biſt beſchämt, mehr als genug.“

Richard ſtand mit einem hochrothen Geſicht voll des tiefſten Verdruſſes. „Ja“, rief er zornig, „ich ſchäme mich, und ich ärgere mich. Kaum zu glauben! „Solch' ein Manöver! Solch' ein entwürdigendes Spiel!“

„O“, rief die Mutter, „ſei nicht zu hart, Richard! Der Zweck heiligt das Mittel, und was war der Zweck der geiſtreichen Mädchen? Dich zu gewinnen.“

Richard, unwillig, drehte ſich weg und ſtieß einen Fluch aus.

Die Thür war aufgegangen; vor der Mutter ſtand ein Dienſtmädchen und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen: „Frau Baronin haben nichts mehr zu befehlen?“

Jene warf einen ſtrengen Blick auf ſie und entgegnete: „Nein! — Doch ja, Du kannſt das Zimmer reinigen!“

Sie deutete auf die Thür zur Linken des Salons.

Das Mädchen trat einen Schritt näher und ſagte, indem ſie lauernd emporſah, mit traurig bittendem Tone: „Frau Baronin?“

„Es iſt umſonſt!“ rief dieſe. „Ich hab' Dir's geſagt und ich geh' nicht davon ab. Eine Zwiſchenträgerin kann ich nicht brauchen!“

Die Abgewieſene öffnete die Seitenthür und ſchloß ſie hinter ſich zu.

Richard wendete ſich wieder zur Mutter und ſagte: „Jetzt haben aber wir ein Wort miteinander zu reden! Bildeſt Du Dir vielleicht ein, ich werde mich Dir nun fügen? Glaubſt Du, weil Du mich für einen Bräutigam ausgegeben und mich gezwungen haſt, Dir beizuſtimmen — ich werde nun auch gleich einer ſein? Und zwar mit derjenigen, die Du mir aufnöthigen willſt? Du irrſt Dich, Frau Mama! Die Couſinen haſt Du mit Deinem Märchen entlarvt; aber Deinem Ziel biſt Du damit um keinen Schritt näher gekommen!“

Mit einer ernſt ergebenen Miene verſetzte die Baronin: „Mein Sohn, wenn ich Dich durch meinen Einfall von den beiden Heuchlerinnen befreit habe, ſo iſt das immer ſchon Etwas! Du glaubſt, ich will Dich zwingen, und Du ſträubſt Dich gegen den Zwang — das iſt in der Ordnung. Aber ich habe nur das Meinige gethan; ich habe Dir den Weg bereitet und überlaſſe von jetzt an Alles Dir, indem ich hoffe, daß, wo in der That kein Zwang iſt, auch die Antipathie dagegen ſich verlieren wird. Die Vorzüge, welche Auguſte zieren, werden Deiner Seele ſich darſtellen, Dein Verſtand und Dein Herz, ja auch Dein Herz, werden entſcheiden! Auguſte, von allem Andern abgeſehen, iſt ein aufrichtiges, wahrhaftiges Mädchen. Ich glaube, wenn ſie durch ein einziges Wort, das ihr nicht von Herzen ginge, den Mann ihrer Wahl erringen könnte, ſie würde es nicht ſprechen. Sie wäre zu ſtolz dazu! Bezweifelſt Du's?"

„Nein", verſetzte Richard, „für ehrlich halt' ich ſie. Aber keine Heuchlerin zu ſein, das iſt noch lange nicht Alles!" Halb mit einer gewiſſen Befangenheit, halb mit Laune fuhr er fort: „Man will doch auch einigermaßen geliebt ſein!"

„Auguſte liebt Dich!" verſicherte die Baronin.

„Das wird ſo arg nicht ſein! Sie wird mich heirathen — das glaub' ich. Aber daß ſie mich liebt, wirklich liebt, mit einer Liebe liebt, daß ſie mich jedem Andern vorzöge —"

Die Frau nickte mit einem Blick des Vorwurfs. „So ſeid ihr Männer! Die ehrliche Neigung eines wackern Mädchens genügt euch nicht, ihr wollt geſchmeichelt, gehätſchelt, vergöttert ſein — und fallt in die Netze der Betrügerinnen!"

Richard ſtand nachdenklich. „Lüge — und Proſa!" erwiderte er. „Giebt's nichts Anderes? Könnten nicht Ehrlichkeit und Gefühl und wahre, innige Liebe —"

Die Baronin erhob mahnend ihre Rechte. „Mein Sohn", rief ſie, „ich warne Dich. Du jagſt einem Phantom nach und verſäumſt darüber Dein Lebensglück! Ein außerdem ſo verſtändiger Menſch, der ſich mit einem Roman-Ideal herumträgt! Iſt's zu glauben? Woher haſt Du das nur?. Wie iſt Dir das gekommen?"

Mit einem Achſelzucken entgegnete Richard: „Es wird wohl ein Erbſtück ſein. Denn es ſitzt ganz tief in meiner Seele und will durchaus nicht Unrecht haben.“

„Du behandelſt die Angelegenheit ſelber mit Humor, das tröſtet mich! Richard“, fuhr ſie mit ernſter Güte fort, „ich wiederhol’ es, ich zwinge Dich nicht. Ich wünſche das, was ich aus allen Gründen für Dein höchſtes Glück halten muß; aber ich will Dich nicht dazu drängen, in keiner Weiſe. Du biſt von mir aus ganz frei! Ueberlege und entſcheide Dich! Das muß ich Dir aber noch ſagen: wenn Du Dich für Auguſte entſcheideſt, ſo iſt ſie Dein. Adieu!“

Sie ſah ihn nochmals an und ging dann in das Zimmer, worein ſie das Mädchen gewieſen hatte. Nicht lange, ſo hörte man eine entferntere Thür gehen.

III.

Richard, im Saal allein, ſchritt auf und ab. Dann blieb er ſtehen und verſank in Gedanken. Er war in einer ſonderbaren Stimmung.

Die lebhafte, enthuſiaſtiſche Theilnahme, welche die Couſinen der Landwirthſchaft — ſeiner Landwirthſchaft und ihm ſelber zuwandten, hatten ihm in der Seele wohlgethan. Beide waren ihm damit vertrauenerweckend, liebenswürdig erſchienen. Sein Herz hatte noch nicht geſprochen, weder für die Eine, noch für die Andere; aber er hatte ſich doch geſagt: wenn eine von ihnen meine Neigung auf ſich zöge, ich könnte mit Jeder glücklich leben. Die Genugthuung, die er empfand, machte ihn keineswegs blind für die Abſicht der Mädchen, auf ihn einen angenehmen Eindruck machen zu wollen. Aber dieſe Abſicht konnte ihn nicht nur nicht verletzen, im Gegentheil, ſie mußte ſein Vergnügen ſteigern. Daß ihr Eifer gemacht war, das glaubte er nicht. Giebt es denn in Wahrheit etwas Schöneres, als eine große, wohleingerichtete Oekonomie? Die Freude war ſo natürlich. Daß man ihm aber die natürliche Freude zeigte, daß war auch natürlich.

Nun hatte er ſich gleichwohl getäuſcht. Schimpflich getäuſcht! Beiden war es nicht um die Landwirthſchaft, nicht um den Landwirth, ſogar nicht ſpeziell um ihn, ſondern nur um eine gute Partie zu thun! Um ihn zu berücken und mit ihm ſeine Revenüen zu gewinnen, ſpielten ſie die Begeiſterten. Schmähliche Komödie!

Die Beraubung, welche das Verſchwinden einer Illuſion mit ſich führt, pflegt nicht nur traurig zu machen, ſondern auch muthlos. Man hat ſich geirrt, man iſt beſchämt; hat man Urſache, hochgeſpannte Anſprüche zu erheben und auf ihre Erfüllung zu hoffen? Was Einem vorher nicht bedeutend, nicht koſtbar genug vorkam, das ſteigt im Werthe. Es kann wünſchenswerth, ja begehrenswerth, liebenswerth erſcheinen und Zuneigung erwecken.

Richard, durch das falſche Spiel der Couſinen erzürnt, verwirrt, gedemüthigt, ſchaute umher nach einem Erſatz. Ungeſucht trat das Bild Auguſtes vor ſeine Seele.

Es war nicht liebreizend, nicht beſtrickend, aber es ſprach ihn an. Es ließ ihn jetzt nicht mehr gleichgültig, ſondern erweckte ein Gefühl in ſeinem Herzen. Er dachte: ſie iſt nicht ſo, wie ich mein Weib mir gewünſcht habe, aber ſie iſt ein ehrenwerthes Mädchen, unfähig irgend welchen Betrugs, und das iſt etwas werth, das iſt viel, und das ſoll ihr gedankt ſein. Woher weiß ich, daß ihr Herz nicht empfindet? Ich kann mich wieder irren! Ich habe ſie zu ſtreng beurtheilt, weil ich ſie kenne und weil eben auf ſie meine Augen gerichtet worden ſind.

Er erwog den Gedanken, ſich mit ihr zu verloben, und ſagte zuletzt: es wird nicht anders gehen.

Wenn er dabei das Gefühl einer Auskunft, einer Rettung hatte, ſo ſchien ihm doch immer noch Etwas zu fehlen. Unmittelbar nach jenem Wort entſchlüpfte ihm ein Seufzer. Aber das machte ihn ärgerlich auf ſich ſelbſt. „Thorheit!“ rief er. „Ich hab' doch etwas Phantaſtiſches in mir! Wir wollen aber jetzt ein Ende machen!“

Nach dieſem Selbſtzuruf wollte er den Saal verlaſſen. Als er in die Mitte gekommen war, klopfte es an die Flügelthür.

In einer gewiſſen Stimmung glaubt man an die Wunder des Zufalls. „Wenn ſie's wäre?“ dachte er. „Wenn ſie uns beſucht hätten?“

Unwillkürlich rief er „Herein!“ mit einem einladenden, willkommenheißenden Tone.

Die Thür ging auf und — Marie trat ein. Richard lächelte. Marie, nicht ohne Befangenheit, aber mit der Miene eines gefaßten Entſchluſſes, mit einem gehobenen, edlen Ausdruck, näherte ſich und ſagte: „Lieber Vetter, meine Mama ſchickt Ihnen hier die Bücher zurück und läßt herzlich dafür danken.“

Sie legte zwei zierliche Bände auf den Tiſch.

Richard nickte freundlich. Marie ſah ihn an. „Dann“, fuhr ſie fort, „möchte ich Sie um Verzeihung bitten.“ Ihre Mama hat uns ihre Verlobung mitgetheilt und ich bin fortgegangen, ohne Ihnen Glück zu wünſchen!"

Dem jungen Mann entriß das Bewußtſein des wirklichen Sachverhalts einen Laut, der ihn beinahe verrathen hätte. „Deswegen!" rief er.

„Ich verlaſſe Sie", erwiderte das Mädchen, „und es wäre mir ſehr unlieb, wenn in Ihnen eine falſche Meinung von mir zurückbliebe."

„Gutes Bäschen, das hätte ich Ihnen nicht übel ausgelegt."

„Sie hätten's aber dürfen!" entgegnete Marie. Mit einem Bedenken und zugleich mit Selbſtgefühl in ihren Zügen fuhr ſie fort: „Auch die Andern haben geſchwiegen. Und als ich allein war, fiel mir ein, ich könnte Ihnen vorkommen wie ſie."

„Und das wollen Sie nicht?"

„Nein!"

Richard nickte beifällig und mit einem Lächeln, das ungefähr hieß: darin leitet Dich ein gutes Gefühl!

„Wenn ich geſchwiegen habe", ſprach Marie weiter, „ſo hat das einen anderen Grund. Ich habe nichts gemein mit jenen Damen. Gar nichts!" Sie ſchaute ihn an, ihre Wangen rötheten ſich, ihre Augen ſchimmerten von Empfindung. „Ich wünſche Ihnen wirklich und aus tiefſter Seele alles Gute. Nichts in der Welt kann mir lieber ſein, als zu wiſſen, daß Sie glücklich ſind."

„Ah!“ rief jener, und eine Ahnung überkam ihn von dem Zuſtande des Herzens, welches dieſe Worte eingegeben hatte.

Das Mädchen ſah zu Boden. Dann erhob ſie den Blick und ſagte: „Glauben Sie nicht, daß ich deswegen, weil ich nicht davon ſprach, kein Auge gehabt habe für die Schönheit ihres Gutes, für Ihren Eifer als Landwirth und für Ihre vortreffliche Verwaltung. Ich habe das Alles recht gut geſehen und meine wahre Freude daran gehabt; aber ich habe es für mich behalten. Ich mochte auch nicht den Schein auf mich laden, als ob ich Ihnen damit ſchmeicheln wollte.“ Und mit einem Selbſtgefühl, das ihre feuchten Augen glänzend machte, ſetzte ſie hinzu: „Wir armen Leute haben unſeren eigenen Stolz. Und das iſt ſehr nöthig!“

Richard ſchaute ſie mit Verwunderung an.

Sie, mit herzlicher Güte, fuhr fort: „Mich freut es, wenn es guten Menſchen auch gut geht und wenn Alles zuſammenpaßt. Ich habe mir geſagt: mein Vetter hat Alles, was ein Mann ſich wünſchen kann. Ein herrliches Gut, eine außerordentliche Freude daran, einen Trieb, es zu verbeſſern, zu verſchönern, und die Mittel dazu. Seine übrigen Verhältniſſe ſtimmen damit überein, und es fehlt ihm nichts, nichts als eine Frau, die ihn verſteht und die mit ihm harmonirt. Wenn er dieſe findet, dann iſt Alles beiſammen und er iſt ganz glücklich! Und nun habe ich vor meinem

Abſchiede noch die Freude gehabt, zu hören, daß ſie gefunden iſt!“

Richard war ernſt geworden und erröthete. Nicht ohne Verwirrung ſagte er: „Sie ſind gut! Und — Sie wollen alſo fort?“

Marie betrachtete ihn verwundert. „Ich bin gekommen“, erwiderte ſie, „den zu meiner Beſchämung verſäumten Glückwunſch nachzutragen und Abſchied zu nehmen. Ich kann Ihnen betheuern, es iſt mir nichts angenehmer, als Hainsfeld mit der Gewißheit verlaſſen zu können, daß hier das Glück zurückbleibt, ſo reich, ſo vollkommen, wie man es nur immer auf dieſer Erde haben kann!“

„Freundlich, freundlich!“ rief jener erregt. „Aber gehen Sie denn gern, Marie?“

„Jetzt — ja!“

„Werden denn aber Sie glücklich ſein, Marie?“ fragte Richard nach einer Pauſe. „Sie ziehen zu einem alten Menſchenfeind. Was können Sie dort finden?“

„Nicht viel“, entgegnete ſie. „Aber was ich brauche, das bringe ich mit.“ Und als er ſie fragend anſchaute, ſetzte ſie hinzu: „Ein zufriedenes Herz.“

Richard betrachtete ſie, wie um ihre Gedanken zu erforſchen. „Wer zufrieden iſt, hat was er wünſcht. Haben Sie das?“

„Faſt möcht' ich ſagen, ja! Denn ich bin dahin gekommen, zu wünſchen, was ich habe. Allem, was mir verſagt iſt, habe ich entſagt, und was ich habe, iſt mir nun Alles.“

Richard ſchüttelte den Kopf.

„Ich habe wenig“, fuhr ſie fort, „es iſt wahr. Faſt gar nichts! Dafür habe ich aber eine Seele, die in ſich ſelber glücklich zu ſein vermag. Und dieſe findet ihre Rechnung gerade in der Einſamkeit.“

„Wird ſich dort Ihr Glück nicht erſchöpfen?“ entgegnete der junge Mann, deſſen Mienen immer mehr eine Abſicht auszudrücken ſchienen. „Wir können viel für uns allein, glücklich ſind wir aber nur, wenn ein Andres mit uns glücklich iſt.“

Eine Röthe ging über die Wangen des Mädchens, ein wehmüthiges Lächeln über ihre Lippen. Aber ſie faßte ſich und erwiderte mit Güte: „Das muß Ihre Empfindung ſein, lieber Vetter. Aber für jeden Verluſt, für jeden Mangel giebt es in dieſem Leben einen Erſatz, und darum iſt nicht nur das Eine möglich, ſondern auch das Andre. Sie haben einen leidenſchaftlichen Trieb zur Thätigkeit — und den Boden dazu. Sie lieben — und ſind geliebt. Ihnen muß es wohl ſo vorkommen, als ob man nicht glücklich ſein könnte ohne einen ſchönen eigenen Wirkungskreis und — ohne Gegenliebe. Aber doch kann man's. Was uns die Welt verſagt, das erſteht in unſerm Innern, das giebt ſich unſere Seele. Etwas giebt uns doch auch die Welt — und wir hängen um ſo treuer an dem Wenigen, wir deuten es um ſo liebevoller aus. Der Arme findet ſein Glück, indem er ſeine Pflicht erfüllt. Und — wer nicht geliebt wird, der findet ſein Glück, indem er liebt."

Richard ſah für ſich hin. „Kann man lieben ohne Gegenliebe?" ſagte er dann.

Marie ſchaute ihn mit einem Blick des Vorwurfs an.

„Ich will beſſer fragen", ſagte er. „Kann man fortfahren zu lieben — kann man ausdauern in der Liebe ohne Gegenliebe?"

Sie nickte mit einer Miene, die nicht ohne Bitterkeit war.

„Sie reden wie ein Mann. Kennen Sie keine Beiſpiele? Nicht nur Frauen, auch Männer haben ſo geliebt!"

„Dann will ich Ihnen auch das zugeben", erwiderte er. „Aber Sie laſſen die Liebe glücklich ſein ohne Gegenliebe. Glücklich! Iſt das möglich?

„Wenn man wahrhaft liebt", entgegnete Marie mit einem Eifer, der ſie erröthen machte, „ja. Was iſt die Liebe denn anders, als das tiefſte und ſchönſte Gefühl, die ſeligſte Empfindung? Was iſt ſie anders, als Glück? Wenn ſie aber nach Erwiderung trachtet und der Mangel daran ihr Herzeleid ſchaffen muß, ſo iſt der wahren Liebe dieſes Herzeleid ſüß und theuer, und ſie würde es nicht laſſen um alle Güter der Erde. Die Liebe, die nicht geliebt wird, giebt das Edelſte hin, ohne Etwas dafür zu empfangen, ſie iſt großmüthig, hochherzig, und das iſt ein ſtolzes, troſtreiches Gefühl. Nein“, fuhr ſie mit wachſender Erregung fort, „die wahre Liebe kann nicht unglücklich werden durch Mangel an Gegenliebe. Sie iſt zu reich, zu groß, zu uneigennützig, zu göttlich dazu. Sie wünſcht dem Geliebten alle Genugthuung, alle Freuden des Lebens. Sie ſorgt für ihn, ſie lebt in ihm, und wenn ſie alle ſeine Wünſche erfüllt ſieht, dann hat ſie ſelber Alles, was ſie begehrt, und ſie iſt glücklich — ganz glücklich!“

Mit dem Mädchen, indem ſie ſo ſprach, war eine Verwandlung vor ſich gegangen. Die in ſich gekehrte, verzagte, ſchüchterne Marie war verſchwunden, eine andere war an ihre Stelle getreten. Die Entſagung, die ſie ſich abgerungen, der Sieg über ſich ſelbſt, die Aufregung des Moments, der Gang des Geſprächs hatten die ganze Schönheit ihres Gemüths, den ganzen Adel ihres Charakters entbunden. Die innerſte Kraft ihrer Seele war einer Flamme gleich in ihr emporgeſtiegen, hatte die Geſtalt aufgerichtet und durchglänzte, durchglühte ihr Angeſicht. Die Geiſter der Jugend, die Geiſter der Liebe ſiegten in ihr, die Welkende ſtand als eine Blühende da.

Richard betrachtete ſie mit Staunen. Ernſte Bewegung, Hochachtung ſprach aus ſeinem Blick. Sein Herz begann zu klopfen und eine ſchauer-ſüße Empfindung bebte darin. Allein er hielt an ſich. „Wer ſo liebt“, entgegnete er, „der kann es aber nicht ungeliebt.

Es iſt unmöglich. Zu ſolcher Liebe kommt die Gegenliebe und mit ihr doch erſt das wahre Glück.“

Marie lächelte mit Ueberlegenheit, nachſichtig. „Sie können von Ihrem Gedanken nicht abkommen. Und am Ende haben Sie Recht. Liebe und Gegenliebe zuſammen ſind doch erſt das Beſte, das ganze Glück, das Vollkommene. Ihnen, ich muß es annehmen, iſt dies geworden. So freuen Sie ſich denn und genießen Sie Ihr Glück. Ihre Freunde, glauben Sie das, freuen ſich mit Ihnen.“

Richard betrachtete ſie mit Entzücken. „Sie iſt ein Engel!“ rief es in ihm. „Und ſie liebt mich. Ja, ſie liebt mich! Das Unerwartetſte — ein Wunder iſt für mich geſchehen.“

Auch er war ein Anderer geworden. Die tiefſten, zarteſten Gefühle hatten ſich erſchloſſen in ſeinem Herzen und regierten glorreich. Geiſt, Güte, Glück verſchönten, verklärten ſein Angeſicht.

Marie war einen Schritt näher getreten. Mit einem eigenen Lächeln, bittend, faſt ſchmeichelnd ſagte ſie: „Mein lieber Freund, ich ſcheide. Ich ziehe mich von hier aus in ein Aſyl zurück, das ſo gut iſt wie ein Kloſter. Ich komme mit Niemand in Verkehr — und ich kann ſchweigen. Sagen Sie mir, zum Abſchied, den Namen Ihrer Braut. Vertrauen Sie mir und thun Sie mir auch Etwas zu Liebe. Wer iſt ſie?“

„Wer ſie iſt?“ wiederholte er, während ſein Herz mächtig pochte, zögernd.

„Sagen Sie mir's!“ rief ſie. „Sie zaudern! Muß es denn ein Geheimniß bleiben?“

„Nein!“ rief Richard entſchloſſen, mit leuchtenden Augen. „Für Sie nicht, für Niemand mehr. Alle Welt ſoll Diejenige kennen, die ich liebe und ewig lieben werde.“

Marie, mit bebender Lippe, rief: „Der Name?“

Richard ging auf ſie zu, faßte ihre beiden Hände und rief: „Du biſt's, Marie! Du, und keine Andere. Das liebſte, edelſte, beſte Geſchöpf. Du, ja Du — wenn Du mich nicht verſchmähſt!“

Das Mädchen war erſchrocken und jäh erbleichend zurückgefahren. Aber der Blick Richard's und der Ton ſeiner Stimme hatten etwas unwiderſtehlich Ueberzeugendes. Die Röthe kehrte wieder. Sie ſtand wie eine Roſe, ſelig glühend; alle Wonnen der Liebe ſtrahlten aus ihren Augen. Dennoch entgegnete ſie: „Richard, um's Himmelswillen, das Wort Ihrer Mutter —!“

„War eine Erfindung, um die Heuchlerinnen zu entlarven, die gekommen waren, ihren Sohn zu betrügen. Eine Täuſchung, die ich ſegne, denn ich danke ihr das höchſte Glück meines Lebens.“ Er ſchaute ſie an, lächelnd, ſtrahlend, und rief: „Liebſt Du mich aber auch, Marie? Liebſt Du mich wirklich?“

„O“, rief die Ueberglückliche, „namenlos!“

Und Richard umfaßte, küßte ſie und ſagte feierlich: „So biſt Du meine Braut.“

Im Saal war es ſtille. Eine Weile dauerte das Schweigen. Plötzlich, vom Gange, ließen ſich Tritte hören.

„Die Mutter! Deine Mutter!“ flüſterte Marie. „Was wird ſie ſagen?“

Der Liebende lächelte ſtolz. „Du biſt mein“, ſagte er, „alles Uebrige iſt meine Sache.“

„Es ſind Mehrere“, verſetzte das Mädchen horchend.

„Ah!“ rief er, man wird Abſchied nehmen. Tritt ein wenig auf die Seite. Es gilt vorerſt noch eine kleine Komödie, ſpielen wir ſie.“

Marie entfernte ſich von ihm. In ihrer Haltung lag bei dem tiefſten innern Glück eine Beſcheidenheit, eine Ergebung, die Niemand hätte ſpielen können.

IV.

Die Thüre ging auf. Frau von Hainsfeld, vom Gange hereinſehend, ſagte: „Er iſt da, haben Sie die Güte.“

Und es erſchienen und traten herein die Generalin und Bernhardine, die Geheimräthin und Juliane. Die Baronin folgte ihnen und ging auf ihren Sohn zu.

„Richard“, begann ſie, „wir ſind in einer ſchlimmen Lage. Die Herrſchaften kommen zu mir und machen mir die größten Vorwürfe. Ich hätte mir einen frevelhaften Scherz mit ihnen erlaubt; ich hätte ſie getäuſcht, beleidigt. Keine Rede davon, daß Du verlobt wäreſt. Das hätten wir nur erfunden, um ſie irre zu führen und zu verhöhnen.“

Juliane, feierlich, mit dem Anſehen einer erwählten Sprecherin, trat vor und ſagte zu Richard: „Ja, Herr von Hainsfeld, das haben wir geſagt und mit Recht. Die Braut, das „in jeder Hinſicht vorzügliche Mädchen“, wie ſie uns geſchildert worden iſt, exiſtirt nicht. Sie haben mit uns Komödie geſpielt, Sie haben unſere heiligſten Gefühle mißleitet, geäfft. Wie konnten Sie uns das thun? Womit haben wir eine ſolche Behandlung verdient? Wir ſind von Ihnen und Frau von Hainsfeld unverzeihlich gekränkt.“

„Es iſt neu“, verſetzte Bernhardine, daß man von der Reſidenz auf's Land kommt, um ſich hier zum Beſten haben zu laſſen.“

„Es iſt ein Affront!“ rief die Generalin.

„Es iſt ein gänzliches Verkennen der Rückſichten“, fügte die Geheimräthin hinzu, „die man uns ſchuldig geweſen wäre.“

Die Baronin ſtand mit entſchloſſener Miene. „Meine Damen“, verſetzte ſie, „Sie ſind im Irrthum. Ich werde es Ihnen beweiſen und Sie überzeugen. Mein Sohn“, fuhr ſie zu Richard gewendet fort, „Du ſiehſt, das Geheimniß iſt nicht länger zu bewahren. Du mußt Dich entſchließen, den Namen Deiner Braut zu nennen, damit jeder Zweifel in den Herzen unſerer werthen Verwandten getilgt werde. Du mußt, es geht nicht mehr anders.“

Mit einem Blick, welcher die Andern um Erlaubniß bat, nahm ſie Richard bei der Hand und führte ihn an's Fenſter. Hier, flüſternd, ſagte ſie: „Mein Freund, mach' kurzen Proceß. Die Suſanne, die kleine Kröte, muß etwas erhorcht und uns verrathen haben. Betrachten wir's als eine Schickung und benutzen wir ſie. Sag' ihnen: meine Braut iſt Auguſte von Bolzen. Ich ſende dem alten Herrn ſofort einen Brief, heute noch machen wir unſern Beſuch, und Deine Bräutigamſchaft iſt eine Wahrheit. Sei ein Mann, handle kühn und raſch.

Richard erwiderte: „Ich werde handeln!“

„Gott Lob!“ hauchte die Baronin, indem das Roth der Freude ſich über ihre Wangen goß.

Mit edlem Anſtand vortretend, begann Richard: „Meine verehrten Damen! Sie wiſſen als Leſerinnen der Journale, es giebt ‚verfrühte Nachrichten‘. In dem Geiſte derjenigen, die ſie verkünden, iſt eine Ahnung von dem erſtanden, was ſein ſoll und kommen wird. Ergriffen von der Schönheit des Gedankens, ſehen die Lebhaften ihn ſchon erfüllt, obwohl die Erfüllung erſt vorbereitet oder nur angebahnt iſt, und ſie melden in ihrem Eifer ein fait accompli! Zu dieſen lebhaften, prophetiſchen Geiſtern gehört meine liebe Mama. Und ſo iſt es ihr begegnet, Ihnen zu ſagen, ich ſei Bräutigam. Ich widerſprach nicht. Ich ſtand hart an dem Moment, wo ich Bräutigam ſein ſollte, mich leitete das überwältigende Gefühl der nächſten Zukunft. Und ſiehe da, ihr prophetiſches Wort — in der Spanne Zeit, in der wir uns nicht mehr geſehen haben — iſt ſchon Thatſache geworden. Ich bin Bräutigam, glücklicher Bräutigam! Die Gratulationen, die Sie mir gegönnt haben, ſind mit nichten profanirt, ſie ehren ein wirkliches, ein Ihrer freundlichen Sympathie vollkommen würdiges Verhältniß.“

„Den Namen, Herr Couſin!“ rief Bernhardine mit nicht mehr zu haltender Ungeduld. Nennen Sie uns den Namen!“

„Es iſt ein Name“, verſetzte Richard, „den Sie kennen. Und die Trägerin iſt in Wahrheit ‚ein in jeder Hinſicht vorzügliches Mädchen‘, an Schönheit und Tugend ſo reich, wie nur jemals —“

„Das verſteht ſich von ſelbſt“, fiel Juliane ein. „Aber ſo nennen Sie doch den Namen!“ rief ſie, indem ihre Gefühle dem Geſicht faſt ein böſes Gepräge gaben.

Die Baronin weidete ſich an dieſer leidenſchaftlichen Ungeduld. Sie freute ſich des Humors, womit der Sohn die ſelbſtſüchtigen Schönen hinzuhalten und zappeln zu laſſen ſchien. Sie war ein Weib, ſie ſchwelgte im Bewußtſein ihrer Erfolge und ließ ſich, nachdem die Dinge nun einmal ſoweit gekommen waren, das auch ohne allen Zwang anſehen.

„Der Name“, entgegnete Richard, „ſoll Ihnen genannt werden.“ Mit ernſtem, beinahe feierlichem Ausdruck ſetzte er hinzu: „Nicht nur den Namen ſollen Sie hören, Sie ſollen die Verlobte ſelber kennen lernen.“ Und indem er auf ſie, die völlig unbeachtet bei Seite geſtanden hatte, zuging, ſagte er: „Hier iſt ſie, Marie von Weiden, meine über Alles geliebte Braut, in wenigen Wochen, ſo Gott will, meine Frau!“

Er faßte die Rechte der demüthig Erröthenden, Wonnebangen, und ſtand neben ihr.

Nun war die Reihe, faſſungslos zu erſchrecken, an Frau von Hainsfeld. Sie hatte ſich auf den Moment, wo der Name „Auguſte von Bolzen“ ihr einen köſtlichen Ohrenſchmaus bereiten ſollte, man kann beinahe ſagen, kindiſch gefreut. Und nun hörte ſie unglaublich, undenkbar, „Marie von Weiden!“ Sie ſah den Mannesernſt des Sohnes, die vollkommene Entſchloſſenheit, womit er neben ihr ſtand, ſie mußte es glauben. Mit einem Geſicht, deſſen ſchönes Roth ſich in fahles Blau verwandelt hatte, ſtarrte ſie auf das Paar. Jedes Begriffes, jedes Entſchluſſes beraubt, ſchwieg ſie; das vernehmliche Athmen und das Wogen ihrer Bruſt verriethen einen kaum zu bändigenden Tumult ihres Herzens.

Die Damen aus der Reſidenz waren durch dieſe Wendung zuerſt nicht viel weniger betroffen. Aber bald — und auch diesmal in wunderſamer Harmonie — erſchien ein ſpöttiſches Licht in den vornehmen Geſichtern und aus den Augen gingen überlegene Blicke. Sie ſahen die Beſtürzung, — die Pein derjenigen, in welcher ſie doch ihre eigentliche Gegnerin erkennen mußten, und der Honig der Rache labte die Verlangenden. Der Ausgang hatte in ſeiner unglaublichen Unmotivirtheit, in dem Mangel alles Glanzes hinſichtlich der Erwählten für ſie etwas Humoriſtiſches, um nicht zu ſagen Komiſches. Die Seelen der Hochgeſtellten erinnerten ſich ihres Werthes, ſie fühlten ſich fähig, das Ereigniß von oben zu betrachten, und nicht nur die uranfängliche Würde, ſondern faſt Genugthuung kehrte in ihre Mienen zurück. Die Töchter lächelten, die Mütter lächelten, und den wirklichen Hergang ahnend, betrachteten ſie ebenfalls ohne allen Zwang die geſtrafte „Intriguantin“ mit inniger Schadenfreude.

Aber ſchon ſtreckte ſich vor dieſe der Schild, der ſie gegen die zu erwartenden Pfeile decken ſollte.

Richard, mit der Geliebten, trat vor die mit ſich ſelbſt Ringende und ſagte: „Liebe Mama, wir bitten Dich nun um Deine gütige Zuſtimmung. Die geprieſene Jungfrau, die Du angekündigt — hier iſt ſie. Du haſt mir heute früh noch Marie von Weiden als diejenige genannt, die Du für mich andern, gleichfalls ausgezeichneten jungen Damen vorzögeſt, ich habe ſie gewählt und ich erwarte von Deiner Liebe die freudige Beſtätigung, die meiner Wahl erſt die Weihe giebt.“

„Verehrte, liebe Baſe“, rief Marie bittend mit ihrem ſüßeſten Ton, mit dem holdeſten Aufblick ihrer braunen Augen.

Die Baronin erkannte, daß die Zuſtimmung das Einzige ſei, was ihr übrig blieb. Sie war im Grunde eine gute Frau, und blinde Hartnäckigkeit lag weder in ihrem Temperament, noch in ihrem Charakter. Die ſchöne, rührende Leidenſchaft des jungen Paares machte Eindruck auf ſie und nebenbei war ihr der Gedanke höchſt erfreulich, die Damen, deren boshafte Blicke ſie wohl bemerkt und ſchmerzlich gefühlt hatte, nun ihrerſeits recht ſchmerzlich beſchämen zu können. Auguſte war unmöglich, Marie unumgänglich, in Gottes Namen!

Würdevoll ergriff ſie die Holdſelige bei der Hand, zog ſie an ihr Herz, umarmte, küßte ſie auf die Stirn und rief gerührt: „Du biſt meine liebe Tochter.“

„Mutter!“ rief der Sohn mit leuchtendem Danke.

„Mutter!“ wiederholte Marie, indem Thränen in ihre Augen drangen.

Die Damen waren in Folge dieſer Scene ernſter geworden, hatten ſich aber nicht dadurch täuſchen laſſen. Sie wußten, daß die Frau nur gute Miene machte, und die Genugthuung ihrer Seelen konnte ihnen daher nicht ganz entriſſen werden. Die Generalin, mit einem Geſicht, das hinter ſeiner Artigkeit unvertilglichen Unglauben ausdrückte, näherte ſich der Gruppe und ſagte: „Nehmen Sie denn unſere Glückwünſche auf's Neue und glauben Sie an unſer erhöhtes Mitgefühl. Sie werden glücklich ſein, Richard von Hainsfeld. Denn immer ſind es diejenigen geweſen, die ſich mit ihren Anſprüchen in beſcheidenen Grenzen gehalten haben.“

Das glückliche Paar, der Verletzten die Genugthuung dieſes Wortes gönnend, dankte erheitert.

Jene wandte ſich hierauf zur Mutter und ſagte: „Erlauben Sie mir noch eine kleine Bitte. Sie kennen die Gründe, die uns zwingen, Hainsfeld heute noch zu verlaſſen. Ich wünſche nun aber ein Andenken an unſern Aufenthalt zu beſitzen und möchte darum von hier Etwas mitnehmen.“

„Befehlen Sie“, rief die Baronin. „Was iſt es?“

„Ihr Stubenmädchen Suſanne“, verſetzte die Generalin. „Die Kleine gefällt mir; wenn Sie die Freundlichkeit hätten —"

„Gern", erwiderte Frau von Hainsfeld mit beinahe durchbrechender Schelmerei; „obwohl ihre Dienſtzeit erſt in vierzehn Tagen aus iſt, ſo will ich ſie doch, Ihnen zu Liebe, ſogleich ziehen laſſen. Das Mädchen hat Fähigkeiten, aber ſie paſſen weniger für das Land, als für die Reſidenz, und ich bewundere den Scharfblick, womit Sie das augenblicklich erkannt zu haben ſcheinen."

Man bedankte, beglückwünſchte ſich noch einmal, und die Damen empfahlen ſich.

Die Drei ſtanden zuſammen und drückten ſich die Hände und lächelten glücklich. Die Bitte der Generalin hatte dem Humor der Mutter nicht geſchadet.

Die Thür ging wieder, und es erſchien Frau von Weiden. Mit einem Blick auf die Tochter rief ſie: „Du biſt noch hier, Marie? Ich ſuchte Dich. Der Brief an den Onkel iſt geſchrieben, und ich wünſche, daß Du ſelbſt einige Zeilen beifügſt."

Man kam ihr entgegen. Die ſtrahlenden Geſichter mußten ihr auffallen.

„Liebſte Baſe", ſagte Richard, „zerreißen ſie den Brief wieder. Wir ſchaffen dem alten Herrn ſo ſchnell als möglich eine ausgezeichnete Wirthſchafterin. Aber Sie und Marie bleiben hier, wenn ihre Güte den Bitten der Liebe ſich fügen will. Marie als Herrin von Hainsfeld, Sie als meine höchſtverehrte Schwiegermutter."

Die Frau ſtarrte ihn an. Das war ein Glück, zu groß, um es gleich faſſen zu können.

Die Tochter ging auf ſie zu, umarmte ſie und rief, an ihrem Halſe zugleich jubelnd und weinend: „Ich bin ſeine Braut. Glaub' es und gieb uns Deinen Segen.“

Thränen im Auge umarmte die Gute die Kinder, wünſchte alles Heil auf ihre Häupter herab und fiel der gerührten Freundin um den Hals. Dann ſich ſammelnd, rief ſie: „Aber wie iſt das möglich geweſen? Wie iſt's gekommen?“

„Unverhofft“, entgegnete Marie, „ſehr unverhofft.“

„Unverhofft“, wiederholte Richard, „wie uns eben die höchſten Geſchenke des Himmels zu kommen pflegen. Unverhofft, aber nicht unvorbereitet. Wenn Zwei ſich verbinden, die auf's Innigſte fühlen, daß ſie ohne einander nicht zu leben vermöchten, dann iſt die Ehe im Himmel geſchloſſen und hat kommen ſollen, kommen müſſen. Gott ſei dafür geprieſen!“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONAC

Gleich und Gleich.

Gleich und Gleich.

Erzählung aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Leipzig

Verlag von Ernſt Keil.

1867.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Seinem Freunde

Balthaſar Guth,

Pfarrer in Weiltingen bei Dinkelsbühl,

zugeeignet.

Sie haben mir zu der Erzählung, die ich hier veröffentliche, den Stoff gegeben, und ich folge zum erſtenmale einem ſchönen alten Brauch, indem ich durch die Widmung des Buches die Dankbarkeit meines Herzens bezeige. Was Sie mir freundlich als etwas Geſchehenes anvertrauen wollten, enthielt nur die Keime zu meiner Geſchichte, die ich mit Hülfe meiner eigenen Rieſer Erfahrungen und meiner Einbildungskraft ſo ausgeführt habe, wie ſie iſt; aber ohne Ihre Mittheilung konnte ſie nicht entſtehen, und wäre ſie nicht entſtanden.

Indem ich Ihnen für das gedeihliche — und hoffentlich auch gediehene — Geſchenk, meinen herzlichſten Dank öffentlich ſage, erlange ich zugleich den Vortheil, meinen Leſern beweiſen zu können, was ich ihnen zu erklären liebe: daß meine Erzählungen in ihrem Grunde aus dem Leben genommen und nach Maßgabe des Lebens durch die vollendende Phantaſie nur geſtaltet ſeien.

In welchem Ihrer verſchiedenen Wirkungskreiſe

Sie als Seelſorger das Urbild meiner Sophie kennen gelernt haben, verrathe ich aus Discretion nicht, und füge ausdrücklich noch hinzu, daß die Geſchichte, wie ſie hier verläuft, hauptſächlich darum den Namen einer „Erzählung aus dem Ries“ tragen darf, weil ſie aus dem Kopf eines dem Ries entſtammten Poeten hervorgegangen iſt.

Was die zu dem Gemälde verwendeten Züge des Lebens und der Sitte betrifft, ſo ſteh' ich für ſie in ſo fern ein, als ich erkläre, daß ich ſie eben ſo gewollt habe und will, wie ſie daſtehen. Mir muß es erlaubt ſein, Ausnahmen von der Regel und ungewöhnliche Menſchen als Hauptperſonen in den Vordergrund zu ſtellen, — auch außergewöhnliche Verhältniſſe in Scene zu ſetzen, wenn ſie mir nöthig erſcheinen. Der unbegründetſte Vorwurf, den man mir machen könnte, wäre der: daß ich das Rieſer Landvolk zu günſtig geſchildert habe. Denn die Perſonen, die in meinen Erzählungen trefflich, muſterhaft ſind, erſcheinen immer als ungewöhnliche, ſeltene; und dem Troß, der im Hintergrund mit figurirt, hab' ich nichts geſchenkt. Die Guten ſind in der Minderheit, aber ſie ſind da; im Ries wie anderswo. Sie ſelber haben das Urbild der Sophie eine „Perle“ genannt; und ich hätte gar nichts dagegen, wenn Sie mir nach Leſung dieſer Geſchichte erklärten, Ihre wirkliche Bauerntochter wäre Ihnen doch noch lieber, als meine poetiſche! „Um ſo beſſer!“ würde ich antworten. Ich habe meinen Leſern nie zugerufen: „Seht hier die Rieſer Bauern, wie ſie ſind!“ Denn um die Menſchen zu ſchildern, wie ſie ſind — innerlich und äußerlich, nach allen ihren Qualitäten und Beziehungen — dazu müßte man allwiſſend ſein. Aus dieſem Grunde ſag' ich nur: „Seht hier das Rieſer Landvolk, wie es ſich in mir, der ich es allerdings kenne, poetiſch geſpiegelt hat!“ Ich will in meinen Erzählungen nicht mit dem Hiſtoriker und Ethnographen wetteifern, ich will poetiſche Werke ſchaffen. Zu dieſem Ende nehm' ich aus dem Perſonal, aus den wirklichen und möglichen Ereigniſſen, was ich brauche, und behandle das Thema, das mir dichteriſche Wirkungen verſpricht. Erfreuen, erquicken — rühren und ergreifen, das iſt meine Abſicht, und wenn mir davon in meinen Erzählungen nichts gelungen wäre, dann verdiente ich Tadel. Wenn mir aber Jemand einwenden wollte, daß ihm die Rieſer Landleute denn doch nicht ſo intereſſant und liebenswürdig erſchienen ſeien, wie ich ſie in meinen Erzählungen darſtelle, ſo würde ich ihn mit der Antwort für abgefertigt halten: „Du haſt ſie eben nicht mit den Augen der Gerechtigkeit und der Liebe — nicht mit den Augen eines Poeten geſehen!" —

Erlauben Sie mir, bei dieſer Gelegenheit einen Grundſatz auszuſprechen! — Hätte ich nicht die Freiheit, in meinen Erzählungen überhaupt die Menſchen nicht nur nach der Wirklichkeit, ſondern zugleich nach dem Ideal zu ſchildern, — dürfte ich die nach der Wahrheit aufgefaßten Charakter nicht poetiſch in ſich vollenden, dann würde ich zu ſolchen Arbeiten nie die Feder anſetzen. — Wir Poeten müſſen den wirklichen Menſchen, wie ſie uns erſcheinen, im Abbild um ſo mehr auch etwas geben, als wir in der Lage ſind, ihnen darin immer viel mehr nehmen zu müſſen. Denn jedes poetiſche Idealbild muß vor dem unerſchöpflichen Reichthum des wirklichen Lebens, alſo vor dem erſten beſten lebenden Menſchen, in ſeiner Ganzheit betrachtet, weit zurückſtehen. — Gott und die Natur können es denn doch immer noch beſſer, als der beſte Poet; — und Shakeſpeare und Goethe ſind nur darum die beſten, weil ſie dem Reichthum der Lebenswirklichkeit am nächſten gekommen ſind. Wir Andern haben alle Urſache, die wirklichen Menſchen mit Liebe zu ſehen und ihren Abbildern ſo viel organiſchen Reichthum und Schönheit aus uns mitzugeben, als wir's nur immer im Stande ſind!

Sie, verehrter Freund, werden mir den Vorwurf einſeitiger Idealiſirung nicht machen. Denn Sie kennen zwar den Rieſer ganz genau und ſind nicht umſonſt Mitherausgeber der Zeitſchrift geweſen: „Das Ries, wie es war und wie es iſt“; — aber Sie kennen auch die Kunſt, und Sie wiſſen, wie der Poet in ſeinem Gemälde Treue mit ſchöner Vollendung einen kann und ſoll. Meine Abſicht werden Sie nicht tadeln, nur das mögliche Nichterreichen derſelben. Aber daß ich ſie in dieſer Erzählung ganz und gar verfehlt habe, möchte ich doch ſelber nicht glauben. Ein freundlicher Genius flüſtert mir zu, das Ganze werde Ihnen am Ende doch gefallen — und ſo glaube ich auch über das weitere Schickſal des kleinen Buches außer Sorge ſein zu können.

München, im Mai 1867.

Melchior Meyr.

I.

Es war an einem Sonntag, um die Mittagszeit, als ein junger Bauer aus dem Laubholz trat, das ſich auf einer ſüdweſtlich gelegenen Anhöhe gegen das offene Feld hinabſenkte. Die Sonne brannte heiß vom Himmel. Der Burſche zog die Juppe, die er im Walde getragen, herunter, legte ſie auf Schultern und Rücken und ging, das Geſicht von ſeinem Hute beſchattet, mit einem tüchtigen, braungebeizten Knotenſtock in der Rechten, den Fußpfad weiter.

Wenn ich den Burſchen jung nannte, ſo geſchah es nach unſern Begriffen. In den Augen des Dorfes näherte er ſich einigermaßen dem „alten Junggeſellen“, d. h. er ſtand in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre.

Man konnte ihn für älter halten als er war. Die Wangen hatten nichts mehr von der glatten Rundung der erſten Jugend; die Haut trug die Spuren von angeſtrengter Arbeit im Freien, in den Gegenſätzen der Witterung;

aber die braunrothe Farbe verrieth Manneskraft und eine feſte Geſundheit.

Die Geſtalt war ziemlich groß, Bruſt und Schultern breit, die Glieder ſtark ebenſo durch Knochen wie durch Muskeln. Sein Geſicht hatte einen eigenthümlichen Ausdruck. Der Grundzug war eine große Gutmüthigkeit. Mit ihr und einer gewiſſen ehrlichen Einfalt ſah aber Verſtand und Humor aus dem braunen Auge hervor und zugleich deutete ein nachdenkliches Weſen auf ein inneres Leben. Wer ihn recht betrachtete, der mußte ſehen, daß er keinen gewöhnlichen Menſchen vor ſich habe.

Gottfried Stöckle war aus einem Weiler, der an der Grenze des Gaues hart am Walde lag, und ſein mäßiges Beſitzthum beſtand großentheils aus Holz. Er hatte den Schulunterricht im nächſten Pfarrdorfe genoſſen, ſpäter zu einer kleinen Verbindung von Frommen gehalten, die ſich dort zuſammengethan, ſich aber wieder von ihnen getrennt, weil ſie leidenſchaftlicher waren, als es ſeine ruhige Natur gutheißen konnte. Von da an ging er ſeinen Weg im Leben allein fort. Nach dem Tode ſeines Vaters und der Verheirathung zweier Schweſtern hauſte er mit ſeiner Mutter, und befand ſich wohl dabei. Den Tag verbrachte er mit Arbeit, wobei er ſeinem Kopf die Unterhaltung, deren er bedurfte, durch Denken und Träumen verſchaffte.

In freien Zeiten las er Allerlei, Geiſtliches und Weltliches, oder er ging unter die Leute und machte ſich das Vergnügen, auf ihre Art und ihre Manieren zu merken. Im Geſpräch zeigte er gelegentlich einen natürlichen Belehrungstrieb und eine Offenheit, welche eine Milderung durch ſein gutmüthiges Weſen ſehr nöthig hatte. Wenn er mit alledem gewiſſen Spottvögeln auch Anlaß zu Neckereien gab, die nicht immer ſehr fein waren, ſo fand er in der Regel die nöthigen Antworten, und mußte, um ſich zu ſchützen, niemals an ſeine Fauſt appelliren. Seine nähern Bekannten hatten ihn ohne Ausnahme gern und ſchätzten ihn. Sprach man von ihm, ſo ſetzte man gewöhnlich hinzu: 's iſt ein braver Menſch! —

Es hatte ſeine Beſchwerden, in der Mittagshitze, bei ruhender Luft, durch Wieſen und Felder hinzugehen; aber unſer Burſche achtete kaum darauf und wiſchte ſich nur hie und da mechaniſch den Schweiß aus dem Geſicht. Mit vergnügten Sinnen betrachtete er das duftende Heu, das hier und dort ſchon zum Einführen am nächſten Tag in kleinen Haufen bereit lag — die herrlichen Saaten, aus deren Grün oder Graugrün rothe Mohn- und blaue Kornblumen hervorſahen; und über das empfängliche Gemüth kam etwas von dem Zauber, den dieſer Anblick auf poetiſche Seelen zu üben pflegt. — Ein Lächeln ſeines

Mundes verkündigte, daß noch andre Gedanken ihn beſchäftigten.

Er hatte zwei Stunden in der Sonne zu gehen; aber er machte den Weg gern, denn er beſuchte in Geſchäften eine reiche Bauernfamilie, die früher in dem Dorf ihren Hof hatte, zu dem ſein Weiler gehörte, und er ſah bei Gelegenheit die Tochter wieder, mit der er in jener Zeit gute Freundſchaft gehalten.

Bei dieſer Erwartung konnte er ſich der angenehmſten Empfindung nicht erwehren. Sophie, die Tochter des jetzigen Rothenbauers Kohl, hatte während der Schulzeit und noch einige Jahre ſpäter ein ganz beſonderes Zutrauen gegen ihn bewieſen. Sie ihrerſeits war ihm ſtets als das Muſter einer Bauerntochter erſchienen. Wenn bei dem Abſtand, der den wenig Bemittelten von der Erbin eines der Großen im Ries trennte, an ein zärtliches Verhältniß nicht zu denken war, ſo fühlte er zuletzt doch um ſo mehr gegen ſie, was man „Verehrung“ hätte nennen können. Er kam, ſo lange ſie in dem Nachbardorf wohnten, oft in ihr Haus, half im Sommer zuweilen bei der Ernte und gewann durch ſein beſcheidenes Weſen und durch ſeinen Fleiß auch die Gunſt der Eltern. Seit acht Jahren hatten dieſe in einem Dorf, das faſt mitten im Ries, im fruchtbarſten Gelände lag, den größten Hof an ſich gebracht;

Sophie war, um „etwas zu lernen", längere Zeit bei einer Baſe, Müllerin in einer fränkiſchen Stadt, geweſen und erſt vor einem Jahre, nach dem plötzlichen Tode ihrer Mutter, zurückgekehrt. Bei dem Leichenbegängniß hatte Gottfried ſie nur geſehen, um zu condoliren, und ſeitdem war er zufällig nicht wieder mit ihr zuſammengetroffen. Da hoffte er nun an dem Sonntag, wo ihn eine Holzbeſtellung des Rothenbauers wieder ins Haus führte, alter Zeiten gedenken und ſich recht von Herzen mit ihr ausſchwätzen zu können.

Wenn man Sophie nach alledem für eine Schönheit halten zu müſſen glaubte, würde man irren. Sie war ein ſtattliches Mädchen mit ziemlich hoher Stirn; ihr Geſicht, das dem ihres Vaters ähnelte, hatte aber mehr Bedeutung und Würde, als Liebreiz. Die Farbe war nach dem landesüblichen Ausdruck „ſchwarz", d. h. bei braunen Haaren dunkler als gewöhnlich; und wenn das alte Volkslied auch die „ſchwarzbraunen Dirndel" ſehr hoch hält, ſo findet man jetzt doch diejenigen ſchöner, die ein Geſicht haben wie „Milch und Blut". Der klare Verſtand, die Ueberlegenheit, die ſie leicht zeigen konnte, und die Abweſenheit jeder Art von ländlichem Schönthun konnten das Mädchen dem gewöhnlichen Burſch nicht reizender erſcheinen laſſen, wenn auch ihr Wuchs untadelig und

Schultern und Bruſt ſehr wohlgebildet waren! — Es war eben eine von denen, die, um erkannt zu werden, von dem Rechten geſehen werden müſſen! Wenn man ſie vertraulich zu machen und ihren Beifall zu erlangen wußte, dann kam ein Blick aus ihrem Aug, der ſo gut war, daß er in die Seele traf; und das Gefühl, das ſie belebte, verſchönte dann ihr Geſicht, ſo daß es nicht nur weiblicher, ſondern recht eigentlich lieb erſcheinen konnte.

Gottfried gehörte zu denen, die ſie verſtanden, weil er ein Menſch war, der bei eigener Bravheit das gute Herz und den wackern Sinn vor allem ſchön und liebenswerth fand. Mit gleichem Schritte Fuß- und Feldwege hinwandelnd lebte er nun ſo in ſeiner Seele, daß die ſich weiter öffnende Gegend und die mehr hervortretenden ſchönen Punkte derſelben nur zuweilen einen Blick von ihm erhielten. Er erinnerte ſich an Erlebniſſe mit dem Mädchen, die, wie gewöhnlich an ſich, für ihn bedeutend waren; er hatte die Güte vor Augen, wie ſie ihm ihr ganzes Vertrauen, ja nach ſeiner Meinung ihre Vorliebe zu erkennen gab, und ſeine Freude, ſie wieder zu ſehen, wuchs in einer Weiſe, daß ſie ihm zuletzt ſelber bedenklich erſchien.

„Ich bin ein Narr,“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Was iſt das nur auf einmal? — Es wär' kein Wunder, die Sophie ging' mich etwas an!“

Er ſchwieg. Nach einer Weile fuhr er fort: „Ob ſie wohl noch ſo freundlich iſt gegen mich wie vor Zeiten? — Sie iſt jetzt vier und zwanzig vorbei, und eigentlich iſt's zu verwundern, daß ſie noch nicht geheirathet iſt! — Nun, ſie kann freilich „wählen“ und zuſehen, wenn ſie der ledige Stand noch freut — ſie kriegt hundert für einen! — Und Jeder gefällt der nicht! Sie iſt zu geſcheidt und hat ihren Kopf! — — Und im Grund, ich kenn' auch keinen, den ich für gut genug hielt' für ſie!“

Der brave Gottfried dachte nicht im Entfernteſten an ſich ſelbſt. Er bildete auch nicht im Geheimen, im Innern ſeiner Seele den Wunſch aus, ihr Auge auf ſich zu ziehen. Daß die Sophie nicht für ihn war, das verſtand ſich von ſelbſt, und er war nicht der Mann, ſich das Unmögliche vorzuſpiegeln. — Er wollte ſie jetzt nur ſehen und freundliche Reden von ihr hören. Wenn ſie dabei auch ein wenig vornehm that, ſo störte ihn dieß nicht. Denn es kam ihr zu, und von ihr konnte er ſich's gefallen laſſen.

Das gute Gewiſſen, das ihm dieſe Gefühle gaben, ließ unſern Holzländer und Söldner ruhig in das endlich erreichte Dorf eintreten. Hätte er „unverſchämte“ Gedanken gehabt, dann würde ſein Herz geklopft haben wie ein Hammer, und er wäre blutroth geworden für ſich allein. Aber er war beſcheiden auch im Stillen ſeiner Seele, und das gab ihm den Muth, mit ſtattlichen Schritten dem Hof entgegen zu gehen.

Er verdiente, gut empfangen zu werden, — und er erwartete es! — Wenn er ſich täuſchte — denn am Ende, wie können die Menſchen ſich nicht ändern? — dann machte er mit dem Alten ſein Geſchäft ab, und man ſah ihn in dem Hauſe nicht wieder. Denn was ihn von andern Leuten nicht verdroſſen hätte, — von dieſen verdroß es ihn, und er konnte es nicht ertragen. —

Durch das offene Hofthor kam er ohne Geräuſch in den Tennen des anſehnlichen Hauſes und von da in die Stube. Als er in dieſe eintrat, ſah er ein Mädchen mit dem Geſicht dem Fenſter zugekehrt; — es war die Sophie! — Sie kehrte ſich um, erkannte ihn und ſtieß einen Schrei des Vergnügens aus. „Gottfried!“ rief ſie, indem ſie auf ihn zuging und ihm die Hand gab; — „ſieh, das iſt ſchön von Dir, daß Du wieder einmal zu uns kommſt! — Ich hab' Dich ja eine Ewigkeit nicht geſehen! Was machſt Du denn immer? — Aber jetzt ſetz' Dich, Du wirſt müd' ſein. — Und — mit was kann ich aufwarten?“

Der Burſche war ordentlich beſtürzt über die Freundlichkeit und die Lebhaftigkeit des Mädchens. Aber bald fand er ſich drein und lächelte mit halboffnem Munde ſehr glücklich. „Es freut mich recht, Sophie," erwiederte er, „daß Du noch die alte biſt gegen mich!"

„Das haſt Du doch hoffentlich nicht anders gedacht?" verſetzte das Mädchen. „Du weißt ja, wie viel wir immer auf einander gehalten haben!"

„Ja," ſagte Gottfried lächelnd. „Das iſt aber lange her!"

„Um ſo mehr freut man ſich, wenn man ſich wiederſieht!"

Gottfried ſah ſie an, ſeine Augen glänzten.

„Du biſt alſo noch allweil ſo gut," rief er, „wie Du geweſen biſt?"

„Ich hoff', das ändert ſich nicht, wenn man älter wird!"

„Iſt doch ſchon vorgekommen," meinte er.

„Bei mir nicht," erwiederte ſie mit einem angenehmen Ausdruck von Selbſtgefühl. „Auf wen ich einmal was halt', von dem fall' ich nicht mehr ab! — — Aber ſetz Dich jetzt! — An den Tiſch! — Und ſag, was Du magſt! — Der Vater iſt im Garten und wird bald hereinkommen."

Gottfried ſetzte ſich; und weil ſie's denn doch nicht anders that, ſo geſtand er endlich, daß ihm Weißbier jetzt am liebſten wäre. — Die Magd wurde in's Wirthshaus geſchickt, und Sophie nahm bei dem Gaſt am Tiſche Platz.

Nachdem ſie nochmal einen Blick auf ihn geworfen hatte, ſagte ſie: „Du ſiehſt gut aus, Gottfried! — Ein Bischen“ — Sie hielt lächelnd inne.

„Alt bin ich geworden, meinſt? — Was willſt Du! Ich geh' in's ſieben und zwanzigſte!“

„An dem Alter haſt Du noch nicht ſchwer zu tragen!“ verſetzte ſie. „Ich hab' auch nur gemeint: älter biſt ein wenig geworden! — Ich hab' zurückgedacht an die Zeit, wo wir noch mit einander in die Schul' gegangen ſind und in die Sonntagsſchul'!“ — Sie ſchwieg. Dann ſagte ſie, nicht ohne einen Zug von Laune um ihren Mund: „Du hauſt noch allweil mit Deiner Mutter?“

„Noch allweil,“ antwortete Gottfried. „Und gern! — Biſt doch Du,“ fuhr er nach einem etwas ſchelmiſchen Blick auf ſie fort, „auch noch ledig! Und Du kannſt hundertmal eher einen Mann kriegen als ich ein Weib! — Eigentlich iſt's zum Verwundern, daß Du noch keinen haſt!“

„Ach,“ erwiederte ſie heiter, „das hat noch immer Zeit!“

„Am längſten wird's doch gewährt haben!“

Sophie lachte. „Das freilich,“ erwiederte ſie.

Die Magd kam mit dem Maßkrug, Gottfried erquickte ſich durch einen tüchtigen Trunk, aß von dem trefflichen Weißbrod, das ihm Sophie dazu aufſchnitt, und fühlte ſich in tiefſter Seele behaglich.

Er ſah in der Stube umher, die ihm ſonderbar ſchön vorkam. Sie war ſeit Kurzem renovirt. Die Wände friſch geweißt, die Bänke und das Kanzley glänzend mit brauner Oelfarbe beſtrichen und der Fußboden neu gedielt, ſo daß der Fegſand darauf zur feinſten Glätte gekehrt werden konnte. — Die Fenſter mußten erſt geſtern gewaſchen worden ſein, ſo hell waren ſie! Auf dem Sims der beiden, die auf die Gaſſe gingen, ſtanden Blumenſtöcke; nicht nur Geranien, ſondern auch Nelken und Gelbveigelein. Das Alles war ſo prächtig, und doch ſo heimlich! — Da war ſeine Stube, die Mutter mochte darin aufräumen, wie ſie wollte, doch nur eine alte „Gruſt-Kammer“ dagegen! —

Eben wollte er ausſprechen, was er dachte, als ihm Sophie mit einer Rede zuvorkam. Mit ruhigem Lächeln ſagte ſie: „Weißt Du noch, wie Du dem Schuſtermathes eine Ohrfeig gegeben haſt wegen mir?“

Gottfried ſchaute ſie vergnügt an. „Sie hat ihm auch gehört!“ verſetzte er. „Er hat Dich „Suffel“ geheißen, der unverſchämte Kerl! Dein Nam' iſt „Suffie“. Suffel iſt eine Beleidigung für Dich! — Und er hat's noch dazu bös gemeint! Er wollte Dich ſchimpfen! — Ich weiß auch gut, warum!“

Sophie wurde bei dieſen Worten ein wenig roth. Denn in der That hatte der Schuſtermathes ein Aug auf ſie, die vornehme Bauerntochter, und fiel ihr mit Zärtlichkeiten läſtig, die ſie abwies; — ihn aber ärgerte dieß um ſo mehr, als er wahrnahm, daß der Gottfried bei ihr wohl dran war, und er ſchimpfte ſie nun aus Eiferſucht! — — Nach einer Weile fuhr ſie heiter fort: „Es wäre Dir aber faſt ſchlecht bekommen damals! Wenn Dir zuletzt der Hans nicht geholfen hätte!“ —

„Sie fielen zu fünft über mich her,“ ſagte Gottfried, mit Selbſtgefühl nickend; „der Mathes und ſeine Kameraden! — Aber eine Weile hätt' ich's doch noch ausgehalten!“

„Du Händelſucher!“ entgegnete das Mädchen ſchalkhaft.

„Geh' weiter!“ verſetzte er. „Ich mach' kein Wäſſerlein trüb und laß mir eh'r was gefallen! — Aber einem Mädle kann ich nichts thun laſſen! — Und es hat mich doch gefreut, wie wir dann mit den Buben fertig geworden ſind, und Du haſt mir die Hand gegeben und Dich bei mir bedankt! — Das hat ihn erſt noch am meiſten geärgert, den Mathes! Ich ſeh' ihn noch hergucken — mit Augen wie ein böſer Hund, der Schläge gekriegt hat! — Er hat mir's auch nie vergeben können!“

Sophie ſaß mit einem Ausdruck frohen Sinnens da. „Was das für Sachen ſind!“ rief ſie dann. „Ich bin damals noch nicht eilf Jahr alt geweſen; — und es iſt mir grad, als ob's geſtern paſſirt wär! — Was iſt denn aus dem Mathes geworden?“

„Er hauſt im Hertsfeld droben! — Es will aber nicht viel heißen mit ihm! — Er iſt eben allweil noch der hoffärtige Mathes! — Und das geht einem nicht durch, wenn man von den Leuten leben muß!“

Sophie nickte. Dann, wie mit einem Hintergedanken, ſagte ſie: „Da iſt einer geweſen, der damals immer mit ihm gegangen iſt — des Märtenbauers Ludwig!“

„Aha,“ rief Gottfried mit einem Aufleuchten von Schlauheit. „Der hat's ſpäter noch beſſer vorgehabt mit Dir!“

„Was macht er jetzt?“ fragte das Mädchen ausweichend. „Er hauſt im Keſſelthal, wie ich höre?“

„Und iſt ein Geizhals,“ fügte Gottfried geringſchätzig hinzu.

„Was Du nicht ſagſt!“ rief Sophie.

„Manche Menſchen,“ fuhr Gottfried fort, „können eben nicht bei der Zeil' bleiben! — Ich begreif' den einen nicht und den andern auch nicht. Was hat einer davon, wenn er mehr aus ſich macht als er iſt? Jeder merkt's — und lacht ihn aus. Und gar nun geizig ſein! Sich nichts vergönnen und andern auch nichts und Geld zuſammenſcharren und ſein Herz an's Zeitliche hängen! Als ob wir nicht zuletzt Alle davon müßten!"

„So einer," bemerkte Sophie, „denkt eben an ſeine Kinder!"

„Nicht immer!" rief Gottfried. „Beim rechten Geizkragen iſt's die Frag', ob er ſich nicht darüber ärgert, daß die's zuletzt kriegen! — Beim Ludwig iſt's aber bloß das Geld! Denn der hat gar keine Kinder — und wird auch keine mehr kriegen!"

„Dann iſt er wahrlich ein Narr!" verſetzte das Mädchen.

„Das mein' ich auch!" erwiederte Gottfried.

Sophie betrachtete den Jugendfreund; dann ſagte ſie beifällig: „Du biſt immer der Gleiche! — Du haſt ſogar Deine Manieren noch, und Dein Geſicht iſt noch grad ſo wie vor zehn Jahren!"

„Ausgenommen, daß es alt geworden iſt!" entgegnete der Burſch mit Laune.

„'s geht immer noch für ein junges!" tröſtete das Mädchen. — Und Du lebſt zufrieden?"

„Gott ſei Dank!" erwiederte er. „Ich hab' meine Freud' an meinem Sach' und an meiner Arbeit. Meine Mutter iſt gut gegen mich, die Nachbarsleut' auch, und geſund bin ich, daß ich gar nicht weiß, was Krankſein heißt. — Was will ich mehr?"

„Da können Dir," entgegnete Sophie lächelnd, „Deine Freund' nichts mehr wünſchen, als daß Du noch eine Frau bekommſt, die's gut mit Dir meint!"

„'s iſt zu wünſchen," erwiederte Gottfried. — „Aber mir eilt's auch noch nicht! — Ein Jahr oder zwei kann ich ſchon noch warten, — ſo alt ich auch bin!"

Die Thür ging auf und herein trat der Rothenbauer. Er war im vollen Sonntagsſtaat. Die Fiſchotterkappe von ungewöhnlicher Höhe des Pelzes etwas tief auf die Stirn geſetzt und in einem glänzenden Barchentrock zeigte er den behaglichen Stolz, der den reichen Bauer charakteriſirt, zumal an einem Feiertag, wo er Zeit hat, ſich ſeiner Vorzüge bewußt zu werden! — Auch er begrüßte den Gaſt, welcher aufſtand und ihm entgegenging, mit einem frohen Ausruf, der aber ein wenig den Klang der Herablaſſung hatte. „Du biſt accurat," ſetzte er hinzu.

„Meine Schuldigkeit," erwiederte der Burſch.

„Nun," ſagte der Alte zu ſeiner Tochter gewendet, „was haſt ihm denn aufgewartet, unſerm alten Bekannten? Er iſt über zwei Stunden in der Hitz' gelaufen; und ſo einem Holzländer, der ſich meiſtens im Wald aufhält, dem thut die Hitz' weher als unſer einem!"

„Herrliches Weißbier!“ antwortete der Burſche für das Mädchen.

„Er hat's gewünſcht!“ ſagte ſie.

Der Alte verzog den Mund geringſchätzig. „Geh mir mit Deinem weißen Bier!“ entgegnete er. „Einen Trunk laſſ' ich mir gefallen; — und da muß man Durſt haben!“

Er rief die Magd herbei, zog ſeinen Lederbeutel, gab ihr Geld und ſagte: „Nimm den großen Krug und hol' zwei Maß Braun's!“

„Aber wegen mir —“ wandte Gottfried ein.

„Oh,“ rief der Rothenbauer, „ich trink' ſchon auch mit! — Unſer Bier iſt fürnehm! Der Wirth hat einen neuen Keller gebaut und da bleibt's nicht nur beſſer, er ſiedet's auch gleich beſſer ein! 's iſt mir lieber wie das Augsburger!“ — Er ſah den Gaſt an, lächelte und ſagte: „Verkoſt's nur erſt — es wird Dir ſchon ſchmecken! — Und der Wirth hat noch mehr!“

Die Sophie ſchüttelte vergnügt ein wenig den Kopf. „Du red'ſt beinahe,“ ſagte ſie, „als ob Du im Sinn hätt'ſt, dem Gottfried einen kleinen Rauſch anzuhängen, damit Du wohlfeiler zu Deinem Holz kommſt!“

„Du G'ſcheidte!“ entgegnete der Alte, „Du weißt's!“ — Und zu Gottfried gewendet, fuhr er ernſthaft fort:

„Das iſt bei mir nicht der Brauch! Ich hab's auch nicht noth! — Ich gebe, was recht iſt!“

„Und ich verlang' nicht mehr,“ erwiederte Gottfried.

Der Bauer ſah für ſich hin. „Weißt was?“ ſagte er, „machen wir's gleich ab, und zechen wir nachher!“

Man ſetzte ſich. Gottfried nannte die Hölzer, fügte die Preiſe hinzu und rechnete ſie endlich zuſammen. Der Rothenbauer beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er: „Der Handel iſt gemacht! — Und da kommt auch ſchon das Bier! — Schenk ein, Sophie!“

Das Mädchen füllte zwei vom Kantenbrett genommene Schoppengläſer und ſchenkte für ſich ein kleines voll. Man trank, und Gottfried pries das Bier.

Der Alte lächelte. „Morgen,“ ſagte er, „laß ich das Holz holen! — Ich brauch's!“

„Der Vater,“ meinte die Tochter, „hat immer was zu bauen!“

Der Rothenbauer gab ſeinem Geſicht einen würdevoll ſelbſtzufriedenen Ausdruck und ſagte: „Ich kann nichts Lumpiges um mich leiden und nichts Wüſtes. Ich muß meine Freud' haben an meinem Sach' — und Andre auch, wenn ſie's ſehen! — So bin ich nun einmal! Und da ich's kann, ſo thu ich's und laß es machen!“

„Recht habt Ihr, Rothenbauer," entgegnete Gottfried. „Ich ſeh' nicht ein, warum nur die Herren ſchöne Häuſer haben ſollen, und ſchöne Stuben, und ſchöne Stallungen! Der Bauer ſoll nicht über ſeinen Stand hinaus, das iſt wahr; aber wenn's einer iſt, wie Ihr, Rothenbauer, dann iſt er auch ein Herr! Von ſo einem iſt's Schuldigkeit, daß er Alles hübſch richten läßt und den Handwerksleuten auch etwas zu verdienen gibt; und wenn er's thut, muß man ihn loben. Ich bin gewiß nicht auf Hoffahrt aus; — aber wenn ich's hätt' wie Ihr, Rothenbauer, ich machet's grad ſo!"

Der Alte wurde durch dieſe ehrliche Zuſtimmung erfreut. Er ſagte: „Du biſt eben ein verſtändiger Menſch, Gottfried! — Wenn ich einen Sohn hätt', es wär' mir lieb, wenn er Dir gleichen thät'!"

Durch dieſe ſchmeichelhafte Rede wurde das Herz des Burſchen ſo wohl berührt, daß er halb verlegen ſchwieg.

„Mein," fuhr der Bauer lächelnd fort, „hab' ich recht gehört oder nicht: biſt Du nicht einer von den Frommen bei euch drüben?"

„Ich bin ein paar Jahr'," verſetzte Gottfried, „mit den Leuten umgegangen. Und 's reut mich nicht! Es iſt ihnen eben doch mehr Ernſt mit der Religion als den Andern; und man hört da von gar vielen Dingen, wo die Andern gar nicht dran denken. Aber es gibt Menſchen drunter, die hitzig und übertrieben ſind und am unrechten Ort ein Geſchrei anheben, als ob das Haus brennte! Ich hab' einmal ſo einem die Meinung geſagt in aller Ordnung; da iſt er zornig geworden und hat getobt: ich ſei nicht entſchieden, ich ſei ein Lauer, der ausgeſpieen werden müſſe, und was dergleichen Reden mehr ſind; und die Andern, die ſich vor ihm fürchteten, haben ihm recht gegeben. Da bin ich weggegangen. Es iſt ſo eine Sach', wenn man den Jakob reden hört und den Hanſirg (Johann Georg), und er thut, als ob unſer Herrgott ſelber ſpräch'. Da iſt denn doch noch ein Unterſchied! Und wenn ſo einer von Demuth ſpricht und will doch allweil vorne dran ſein und Andre commandiren, da ſieht man, daß der alte Adam noch lang nicht ganz ausgetrieben iſt!"

Der Rothenbauer und ſeine Tochter lächelten.

„Aber wahr iſt wahr," fuhr Gottfried fort, — „einen Eifer für die Religion haben ſie und reden gern darüber und laſſen manches, was nicht ſchön iſt und wovon die Andern meinen, es ſchadet ihnen nichts. Ich ſteh' auch wieder gut mit ihnen und leſ' zuweilen ein Büchle, das mir einer von ihnen gibt, mit dem ich Freund geblieben bin. Aber mitmachen kann ich nicht mehr. Ich bin eben wie ich bin. Die Welt kommt mir nicht gar ſo ſchlecht vor, wie ſie gemacht wird, und," ſetzte er mit gutmüthiger Laune hinzu, „ich leb' noch von Herzen gern drin!"

„Du biſt recht!" ſagte der Rothenbauer mit würdigem Wohlwollen.

„Und der Beweis iſt," ſetzte die Tochter hinzu, „alle Leut' haben Dich gern!"

„Das iſt doch nicht ganz wahr," entgegnete Gottfried. „Es gibt Menſchen, die ich nicht leiden kann, und die können mich dann auch nicht leiden! — Es iſt mir aber gar nicht unlieb!"

„Wenn Dich nur die ordentlichen Leut' mögen," verſetzte der Rothenbauer. „Meinſt, ich hätt' das Holz nicht auch bei einem Andern beſtellen können? — Du biſt ſonſt in unſer Haus gekommen; aber ſeit ich hier bin, haben wir uns doch wenig geſehen! Ich hab' Dich aber loben hören, und zwar von Leuten, auf die ich was halt'! Ich hab' geſehen, daß man Reſpekt hat vor Dir, und hab' mir gedacht: mit dem will ich handeln!"

Nach dieſen väterlich betonten Worten ſchenkte der Bauer die Gläſer voll und ſagte zu Gottfried: „Laß das Bier nicht kalt werden!" Er nahm ſein Glas, ſtieß mit ihm an und ſagte: „Du ſollſt leben! — Es freut einen, wenn ein alter Bekannter ein braver Burſch geworden iſt!"

Die Gläſer erklangen; und Gottfried, nachdem er getrunken, empfand ein Wohlgefühl, wie ſeit vielen Jahren nicht. Der von Herzen freundliche Willkomm, den man ihm geboten, das Lob, das man ihm zu hören gegeben, berauſchten ihn ordentlich. Das ſchnell hineingetrunkene Braunbier that auch ſeine Wirkung — es ſteigerte ſein Lebensgefühl und ſeinen Muth, ſo daß er nun ſich ſelbſt einigermaßen wie ein Anderer vorkam. In ſolcher Stimmung verſchwinden auch für den Beſcheidenſten die Unterſchiede des Vermögens und der äußern Stellung; man achtet ſich dem, den man über ſich erblickt hat, wieder gleich, nicht nur innerlich, nach dem Geiſt und Charakter, ſondern auch äußerlich, weil eben der Unterſchied im Aeußerlichen vor der Gleichheit im Geiſt hat zurücktreten müſſen und nicht mehr empfunden wird. Man hat das Gefühl, daß ein tüchtiger Menſch den andern werth iſt — und man kann zu Wagniſſen verleitet werden, deren Ausgang oft weit von den gehegten Erwartungen abgeht.

Zu einem Wagniß, auch nur in Worten, konnte Gottfried allerdings nicht verlockt werden. Aber doch ſah er nun mit freierem Kopf und ſelbſtbewußterem Ausdruck umher. Er ſah die Sophie an, die ihm noch nie ſo gut und ſo ſchön vorgekommen war, und ließ nicht nur ſeine Augen auf ihr ruhen, ſondern dieſe, als die ihrigen ſich ihnen zukehrten, entſandten unwillkürlich einen Strahl von Zärtlichkeit zu ihr, der zum erſtenmal auch das Mädchen fühlen ließ, daß der Gottfried doch wohl noch was Anderes im Sinn haben könnte, als gute Freundſchaft. Die Schönheit des Blickes rührte die gute Sophie; ſie wurde roth und ſah mit geſenktem Kopf auf den Tiſch, indem ein ernſtes, faſt verlegenes und doch zufriedenes Lächeln um ihren Mund ſchimmerte, ſogar ihre Bruſt ein wenig in Bewegung kam. Die Wahrnehmung davon konnte die Glückſeligkeit des Burſchen nicht mindern. Zum erſtenmal erſtand in ihm ein tiefes Verlangen und zugleich eine Hoffnung — und eine Möglichkeit gaukelte vor ſeiner Seele, gegen die ſich jetzt kein Einwand mehr in ihm erhob! —

Die letzten Vorgänge zwiſchen den jungen Leuten konnte der Alte nicht bemerken; und das war vielleicht der Grund, warum ſie überhaupt ſtatt hatten. Der Rothenbauer, nachdem er ſein Glas geleert hatte, war zu einem Wandſchrank getreten, um einen größern, mit Geldſtücken gefüllten Beutel daraus zu nehmen und den Inhalt näher zu unterſuchen. Beabſichtigte er dem Burſchen ein Draufgeld zu geben, oder wollte er nur den kleinern Beutel füllen, den er in der Taſche führte? Es kam nicht zur Entſcheidung. Der Seckel ſollte ſchnell wieder in den Schrank geworfen und dieſer zugeſchlagen werden. Auf einmal nämlich hörte man das Rollen eines Wagens, der in den Hof einfuhr; Tochter und Vater eilten an's Fenſter, ſahen hinaus — und ſtießen beide einen Schrei aus. „Die Weilerbäuerin, der Schorſch (George) und die Aſſeſſorin!“ rief Sophie. — „Vater, geh hinaus! Ich muß gleich das Mädle fortſchicken nach Hef'! — Glücklicherweiſe iſt noch eine Flaſche von dem ſüßen Wein da! — Geh, Vater! Ich komm nach!“

Der Alte, die Ankömmlinge zu begrüßen, ging in den Hof, und die Tochter in die Küche. — Gottfried war allein in der Stube.

Er ſtand ein wenig verlegen da. Vornehmen Beſuch mußte man zwar ehren, und in der Eile kann man mit Einem, der ſchon da iſt, keine beſondern Umſtände machen. Aber nicht ein einziges Wort zu ihm ſagen und ihn ſtehen laſſen! — Er kam ſich plötzlich ſehr gering vor, und ein dumpfes Gefühl, als ob er ſich viel zu viel eingebildet haben könnte, erhob ſich in ihm.

Mechaniſch trat er an's Fenſter und ſah hinaus. Er ſah die breite, wohlgenährte, prächtig angezogene Wittwe, den Sohn Schorſch und die Tochter, die vor drei Jahren wegen ihrer Schönheit ein wohlhabender Landgerichtsaſſeſſor geheirathet hatte. Sie waren von ihrer Chaiſe abgeſtiegen und der Rothenbauer that außerordentlich freundlich mit ihnen. Der Schorſch war ſo ſchön! Er ſchaute mit glänzender Miene ſo vergnügt und ſo ſtolz darein, und der Alte ſchüttelte ihm die Hand und die Aſſeſſorin lächelte dazu — — mit einem mal kam dem Gottfried ein Gedanke! Es ging ihm eiskalt über den Rücken — und er fühlte plötzlich, daß er mit ſeinem Blick auf die Sophie und mit ſeiner Hoffnung eine entſetzliche Dummheit begangen habe! —

Inſtinktmäßig ging er vom Fenſter weg — hinter den Ofen. Hier blieb er ſtehen, indem er ſich die größte Mühe gab, in Nichts merken zu laſſen, wie es ihm um's Herz war.

Die Thüre ging auf, und herein rauſchten die beiden Frauen. Der Rothenbauer mit Schorſch folgte und ſprach immer noch von der Ehre, die man ihm anthue!

Von Gottfried, der wie ein Dienſtbote und ungefähr auch mit dem Gefühl eines ſolchen am Ofen ſtand, nahm zunächſt kein Menſch Notiz. Er hatte, als die Frauen eingetreten waren, unwillkürlich grüßend genickt; aber das war nicht bemerkt, jedenfalls nicht erwiedert worden, und ſo blieb er denn ſtehen wie angenagelt, und gab auch ſeinerſeits kein Lebenszeichen von ſich.

Der Rothenbauer warf einen flüchtigen Blick auf ihn vom Tiſch aus, wo man Platz genommen hatte; und er ſchien es löblich zu finden, daß er ſich ſo ſchicklich zurückziehe!

Die Thüre ging wieder auf, und es kam Sophie. Sie grüßte den Beſuch ruhiger als der Vater, aber doch noch ſehr angelegentlich. Ihre Freude, die beiden Frau Baſen und den Herrn Vetter zu ſehen, drückte ſie in einem Ton aus, durch den Gottfried nicht umhin konnte, ſeine Vermuthung beſtätigt zu ſehen. Er bemerkte daneben, daß ſie einen neuen cattunenen Spenzer angezogen und ihr baumwollenes Halstuch mit einem ſeidenen vertauſcht hatte.

Als ſie wieder in die Küche gehen wollte, blieb ſie bei dem Burſchen ſtehen und ſagte: „Warum nimmſt Du denn nicht Platz am Tiſch?“ — „Ich ſteh' gut hier,“ entgegnete er faſt trotzig. Sophie, die nothwendig den Wein und aufgeſchnittenen Goglhopf hereinſchicken, Kaffee machen und Küchle backen mußte, ging hinaus.

Im Grunde hätte ſich Gottfried jetzt verabſchieden können, denn er war fertig. Er fühlte das auch ſelber; aber eine Neugier hielt ihn feſt und er zauderte.

Nachdem der Wein aufgetragen, von den Gäſten verſucht und um vieles mehr gelobt worden war, als Kenner es gut geheißen hätten, faßte der junge Weilerbauer unſern Burſchen in's Aug', that, als ob er ihn jetzt erſt erkennte und ſagte: „Das iſt ja der Stöckle! — Wie kommſt denn Du hieher?“

Die Verwunderung in dieſer Frage klang nicht ganz höflich. Gottfried, etwas gereizt, erwiederte: „Auf meinen Füßen, Hechtfiſcher!“

Der junge Menſch wurde ernſthaft und verzog vornehm den Mund. Er ſagte: „Das kann ich mir ungefähr denken, Stöckle, daß Du nicht hergefahren biſt!“

„O,“ verſetzte Gottfried nicht ohne Selbſtgefühl, „das hätt' ich auch gekonnt, wenn ich gewollt hätt'; nur nicht in einer Chaiſ'! — Ich bin eben ein bloßer Bauer, und nicht ein halber Herr, wie Du!“

Dieſe Antwort mißfiel dem Scherſch höchlich. Obwohl die ledigen Burſchen auf dem Land einander duzen, ſo fühlte ſich der Schwager eines Aſſeſſors doch ſo weit als eine Ausnahme, daß er es paſſend gefunden hätte, wenn Gottfried ihn per „Er“ angeredet hätte; — jetzt wenigſtens, wo er neben der Frau Aſſeſſorin ſaß! Die Art aber, wie dieſer ihn einen „halben Herrn“ nannte, hatte offenbar etwas Spöttiſches, wie es dem Gottfried gegen ihn nicht zuſtand. Er erwiederte daher: „Du biſt aus dem Holzland; — und das merkt man auch an Deinen Manieren!“

„Meine Manier iſt, daß ich ſag', was ich denk',“ entgegnete Gottfried und ſah ihm feſt in's Auge.

„Ja, ja,“ fiel der Rothenbauer begütigend ein, — „der Gottfried redet eben ſo deutſch 'raus; er meint's aber nicht bös!“

Gottfried zuckte die Achſel und ſchwieg; der Scherſch beruhigte ſich deßgleichen und es trat Stille ein.

Die Aſſeſſorin hatte dem kleinen Wortgefecht mit heitrer Ueberlegenheit zugehört. Sie war nicht nur eine ſehr hübſche, ſondern auch eine gutmüthige Perſon. Von dem höhern Standpunkt, auf dem ſie bereits heimiſch war, hatte ſich ihr die Entfernung zwiſchen dem großen und dem kleinen Bauer oder Söldner etwas verringert, und überdieß fühlte ſie einen ſchweſterlichen Trieb, den Bruder zu necken; während daher die Mutter, der es nur um den Sohn zu thun war, mit ſtolz unmuthigem Geſicht daſaß und die Augenbrauen hinaufzog, ſagte ſie zu Gottfried: „Setzt Euch doch an den Tiſch, Herr Stöckle! — Es iſt Platz da für Alle; und da Ihr ſo weit auf Euren Füßen gekommen ſeid, ſo werden ſie müd' ſein!“

Gottfried, nicht ohne einen Klang von Galanterie, erwiederte: „Sie ſind gar zu gütig, Frau Aſſeſſorin! — Aber ich hab' mich ſchon ausgeruht — grad auf dem Platz, wo Sie jetzt ſitzen. Ich hab' auch ſchon gegeſſen und getrunken, und der Rothenbauer und die Jungfer Sophie haben mir alle Ehr' angethan!“

Der Burſche hatte ſeine jetzige Situation durch Bekanntgebung der frühern unwillkürlich verbeſſern wollen. Der Rothenbauer, die Worte bedenkend, ſah für ſich hin, wandte ſich dann zur Weilerbäuerin und ſagte: „Ich will nämlich Allerlei machen laſſen in meinem Stadel und im

Viehſtall und hab' dazu Holz beſtellt bei Gottfried. Er kann's liefern und wir haben heute gehandelt: das iſt der Grund, warum er uns beſucht hat."

Die Art, wie der Bauer dieſe Erklärung abgab, ließ merkbar genug den Zweck durchſchimmern, ſich bei der Baſe wegen der Ehr', die er und ſeine Tochter dem Gottfried angethan haben ſollten, vor Mißdeutung zu wahren. Der Burſche verzog unwillkürlich den Mund und ein etwas bitteres Lächeln zuckte flüchtig drüber hin. Wenn es ihm aber wehe that, gleichſam verläugnet zu werden, ſo fühlte er doch gegenüber der Schwäche des Alten eine eigne Ueberlegenheit, und ſein Blick wurde beinahe vergnügt: weil ihm nun Alles klar war! Er dachte bei ſich: ſo ſind die Menſchen! Der iſt von Herzen gut gegen mich geweſen und ſchätzt mich, und jetzt red't er doch, als ob er ſich meiner ſchämte! Nun, ich will einem Geſpräch nicht länger im Weg ſein, aus dem vielleicht heut noch ein Verſpruch wird. — Sie mögen ſich zuſammenthun, die reichen Leute! — Wenn der Rothenbauer und ſeine Tochter mich gekränkt haben, dann kann ich ihnen verzeihen!

Er zog aus dem Täſchchen an ſeinen Lederhoſen eine große ſilberne Uhr, die er von ſeinem Vater ererbt hatte, ſchaute bedächtig darauf und ſagte: „Ich ſeh', daß ich jetzt gehen muß! — Alſo, Rothenbauer," fuhr er zu dieſem fort. „Ihr könnt den Wagen ſchicken, wann Ihr wollt! — Und den Herrſchaften,“ ſetzte er mit einem Blick auf die Familie Hechtfiſcher hinzu, „wünſche ich wohl zu leben und alles Glück!“

Er nahm ſeinen Hut, ſeinen Stock, und wollte gehen.

Der Schorſch, aus dem der letzte Stachel noch nicht heraus war, glaubte dem Burſch nun doch noch was auf den Weg mitgeben zu ſollen. Und da höhere Perſonen, wenn ſie einen aufziehen wollen, bekanntlich nicht witzig ſein müſſen, ſondern nur von oben her ſpöttiſch zu thun brauchen, ſo ſagte er jetzt: „Stolper' ſein nicht auf dem Heimweg! Es iſt gar ein grobes und buckeltes (buckliges) Land gegen das Holz zu!“

„Ich bin's gewohnt,“ erwiederte Gottfried geringſchätzig. „Aber Du, Hechtfiſcher, wirf nicht um! Das kann einem auch auf dem ebenen Boden paſſiren — wenn man zu ſtolz fährt!“

Der junge Weilerbauer war über dieſe nachdrücklich geſprochenen Worte ein wenig verhofft und ſah den Gottfried an, ob er etwas Beſonderes damit meinte! Als dieſer aber ſein gewöhnliches Geſicht machte, kehrte ſein Selbſtgefühl wieder. Er warf einen Blick auf ihn, der einen neuen Pfeil verhieß, und ſagte mit gleichgültig ſein ſollender Stimme: „Du wirſt nach dem guten Handel daheim beim Sonnenwirth einkehren! — Grüß ihn ſchön von mir!“

Gottfried ſchaute betroffen auf. Er war, als er noch zu den Frommen gehörte, von dem Wirth und ſeinen Dorfgäſten einmal arg verhöhnt worden, hatte ſich vor den betrunkenen Burſchen zurückziehen müſſen, und ging ſeitdem nicht mehr in das Haus. Der Schorſch, wie er ſich nun plötzlich erinnerte, war dabei geweſen!

Er ſchwieg einen Augenblick. Dann ſagte er mit Ruhe: „Ich will's ausrichten, Hechtfiſcher — wenn ich einkehr'!“ — Und mit einem Blick auf den Triumphirenden ſetzte er hinzu: „Soll ich vielleicht ſonſt noch jemand grüßen in dem Ort?“

Jener kam in Verlegenheit, verlor ſeine Laune und erwiederte ſchnell: „Ich hab' ſonſt keinen Freund dort!“

Gottfried richtete ſich auf. „Alſo behüt Euch Gott miteinander,“ ſagte er, und verließ die Stube.

Ein ſtolzes Gefühl, in dem Kampfe, den er nicht begonnen hatte, Sieger geblieben zu ſein, drückte ſich auf ſeinem Geſicht aus.

Wie er den Fuß auf die Schwelle des Hauſes ſetzen wollte, kam Sophie aus der Küche. „Gottfried,“ rief ſie mit einem Ton der Anklage, — „willſt Du ſchon fort?“

Der Burſche drehte ſich um. „Mein Geſchäft iſt aus,“ erwiederte er.

„Du hätteſt wohl beim Kaffee bleiben können,“ fuhr das Mädchen fort. — „Komm nochmal herein,“ ſetzte ſie freundlich hinzu, „und trink eine Schal'! Er iſt fertig!“

Nicht ohne einen bittern Zug um den Mund verſetzte Gottfried: „Da würd' ich Deinem Vater einen ſchlechten Gefallen thun! — Er hat auch gar nicht geſagt, daß ich bleiben ſoll!“

„Er wird gemeint haben, Du magſt nicht bleiben,“ entſchuldigte die Tochter.

„Da hat er auch nicht unrecht!“ verſetzte Gottfried. „Die Gäſte dadrin ſind mir zu vornehm — ich gehör' nicht zu ihnen!“

„Geh, was denkſt Du!“ rief Sophie.

„Ich mein' auch,“ fuhr der Burſche fort, „Ihr werdet jetzt allein ſein wollen! — Ihr ſcheint mir ein Geſchäft zu haben, wo ich zuviel dabei bin!“

Sophie wurde ein wenig roth. „Bild' Dir nichts ein!“ entgegnete ſie.

Der Burſche ſah ihr in's Geſicht. Er ſah, daß ſie verlegen war, den Stand der Dinge aber verbergen und ihn halten wollte, um ihn nicht zu kränken, und das rührte ihn. Seine ganze gute Natur kam wieder empor, und er ſagte mit einer Herzlichkeit, die förmlich ſein Geſicht verſchönte: „Warum ſoll das nicht ſein, Sophie? Es iſt ja ganz natürlich! — Glaub mir, kein Menſch wünſcht Dir mehr Glück dazu, als ich!“

„Das weiß ich von Dir!“ entgegnete das Mädchen herzlich. — „Aber davon, was Du meinſt, ſind wir noch weit weg!“

„Es ſcheint aber doch, daß man darauf zugehen will!“

„Von der andern Seite,“ erwiederte Sophie, — „'s kann ſein!“

„Nun, endlich wird man auch zuſammenkommen!“ meinte Gottfried. Und gutmüthig ſetzte er hinzu: „Lebwohl, Sophie! — Ich dank' Dir für die gute Aufwartung! — Adies!“ — Er wandte ſich, um zu gehen.

„Gottfried!“ rief das Mädchen im Ton einer Gekränkten. „Geht man ſo fort? — Gib mir Deine Hand und verſprich mir, daß Du bald wieder kommſt!“

„Aber,“ erwiederte der Burſche zögernd.

„Verſprich mir's! Willſt Du auf einmal kein guter Freund mehr ſein?“

„'s iſt wahr,“ ſagte der Gute. „Das kann ja immer ſo bleiben!“ — Er gab ihr die Hand.

Das Mädchen konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren. „Und jetzt,“ fuhr ſie fort, „weil Du's doch nicht anders thuſt — denn ich ſeh' Dir's an, daß Du gehen willſt! —

behüt Dich Gott! Komm gut nach Haus und grüß Deine Mutter von mir; — recht ſchön!“

Gottfried nickte und ging.

Als er die Dorfgaſſe hinwandelte, ſagte er ſich: „Es iſt doch ein gutes Mädchen, die Sophie! — Wenn etwas daraus wird mit dem Schorſch, dann wünſch' ich von Herzen, daß nicht Alles wahr iſt, was ich von ihm gehört habe! — Mein Mann wär' er nicht; aber der Rothenbauer ſcheint ſich keinen beſſern Schwiegerſohn zu wünſchen — und er hat vielleicht recht! Es iſt ein prächtig ſchöner Menſch, ein guter Bauer, wie man ſagt, und hat die vornehmſte Freundſchaft im ganzen Ries. Was will man mehr? Das Bischen Leichtſinn wird ihm vergehen im Ehſtand; und wenn das Heirathsgut nicht ganz ſo ausfällt wie der Alte meint, ſo iſt ja er der reiche Mann mit ſeiner einzigen Tochter!“

Er ſchwieg. Plötzlich kam ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt; über ſein Geſicht ging eine Röthe, und er fuhr fort: „Wenn ich nur aber wüßt', wie ein Menſch ſo dumm ſein kann, wie ich heute geweſen bin! — An ſo was denken! So was für möglich halten! — Und natürlich, gegen ſie hab' ich mich verrathen! — Es iſt nur gut, daß ſie geſcheidt iſt! Sie wird's am End' einſehen, wie einem ſo was paſſiren kann! Aber ich kann mir's nicht verzeihen! Ich nehm' mir's übel bis zu meiner letzten Stund'! — Der Rothenbauer und ſeine einzige Tochter — und ich! Kott's Kreuz, ich möcht' beinah über mich ſelber fluchen! — Das einzige Gute iſt noch dabei, daß nichts auskommen wird; denn die Sophie, die thut mir das nicht an, daß ſie jemand etwas ſagt! Wenn's unter die Leute käm', und es wäre nicht genug an meinem Unglück, es käm auch noch der Spott dazu — ich ging' aus dem Land — über's Meer nüber!"

II.

Am andern Tag fuhr der Oberknecht des Rothenbauers in den kleinen Hof Gottfrieds ein, die Stämme zu holen. Unſer Burſche ſagte bei Gelegenheit zu ihm: „Dein Bauer iſt ein Liebhaber vom Bauen!“

„No“ (nun), verſetzte der Knecht, „jetzt wird's aber doch bald genug ſein!“ — Und nach kurzem Schweigen ſetzte er hinzu: „Der neue Rothenbauer kann zufrieden ſein!“

Jener nickte begreifend. „Das Bauen hat alſo einen beſondern Grund gehabt?“ ſagte er.

„Ei natürlich,“ entgegnete der Knecht.

„Den neuen Rothenbauer,“ fuhr Gottfried nach einer Weile fort, „hab' ich geſtern geſehen — meiner Schätzung nach!“

„Kommt mir beinahe ſo vor!“ erwiederte der Knecht mit dem Humor des Wiſſenden. — „Sie ſind lang geblieben geſtern, Alle ſind vergnügt geweſen — und ich hab' ein Trinkgeld bekommen wie ſeit Jahr und Tag nicht.“

„Nun,“ ſagte der Burſch nach einer Pauſe, „dann wünſch' ich nur, daß ſie glücklich leben miteinander!“

„Warum nicht?“ verſetzte der Knecht. „Was das Herz begehrt, das haben ſie! Er iſt ein feiner Menſch! Und gut! — Und unſre Sophie kommt mir ſeit geſtern ordentlich ſchöner vor!“ —

Als der Knecht das Geld verzählte, gab ihm Gottfried ein Silberſtück davon, deſſen Größe den alten Stangenreiter in Erſtaunen ſetzte — was etwas heißen will. „Aber Gottfried!“ rief er zögernd. — „Vertrink's auf meine Geſundheit!“ ſagte der Burſch mit Würde. — Der Knecht zeigte beim Abſchied einen Reſpekt, den zu haben er bei der Ankunft weit entfernt war.

Gottfried ging in ſeinen Garten und ſetzte ſich auf eine Bank. Sein Herz war ſchwer bedrückt, und er konnte einen tiefen Seufzer nicht zurückhalten. Daß die Sophie heirathen ſollte und nun gar darüber vergnügt war, das that ihm doch in der Seele weh. Er ärgerte ſich über ſich ſelber, daß es ihm wehe that; aber das änderte nichts: das Herz ließ ſich ſein Leid nicht nehmen.

„Ich bin doch der größte Narr in der ganzen Welt!“ ſagte er dann zu ſich. „Steckt's denn noch immer in mir? — Ich hab' doch gemeint, es wär' heraus!“

Er ſeufzte. Dann fuhr er fort: „Die Menſchen ſind über die Maßen thöricht! Etwas wollen, von dem man weiß, daß man's nie kriegen kann, und ſich kümmern deßwegen! Gibt's etwas Ungeſcheidteres? Und man kann's nicht laſſen! Sogar wenn man will nicht!“

Seine Gedanken nahmen indeß einen Gang, der eine heilende Wirkung auf ihn übte, — wenn auch durch ein bittres Mittel. — Er ſtellte ſich das Märchen vor und den Schorſch, und fragte ſich, ob er für ſie paſſe! Und der kleine Auftritt, den er mit ihm gehabt, kam ihm wieder in's Gedächtniß. Er wollte ihn erwägen, das Benehmen des Burſchen prüfen — in der unbewußten Hoffnung, ihm etwas aufbürden zu können; aber die Gewiſſenhaftigkeit ſeines Geiſtes und die Redlichkeit ſeines Gemüthes führten ihn auf's Gegentheil.

Nachdem er Alles überlegt hatte, ſagte er ſich: „Im Grund hab' ich angefangen und bin Schuld daran, daß er bös gegen mich geworden iſt! — 's iſt wahr, ſeine Frag': wie kommſt denn Du daher? hat ein Bischen vornehm und deſpektirlich geklungen! Aber er hat's vielleicht gar nicht ſo gemeint, und 's iſt eben ſeine Art ſo! Meine Antwort dagegen: auf meinen Füßen! — iſt ein Spott und eine offenbare Grobheit geweſen; und weiß Gott, er hätt' mir ganz anders drauf dienen können! — Recht hat er: meine Manieren ſind nicht fein!“

Er ſchwieg. Auf einmal überzog ſich ſein Geſicht mit einer Röthe, und ernſtliche Reue ſprach daraus. „Und wenn's nur bei der Grobheit geblieben wär'!“ rief er aus. „Aber ich bin bös geworden, wahrlich bös! — Ich hab' ihm Sachen geſagt, die ihm an's Herz gegangen ſind — — und weiß ich's etwa gewiß? — Die Weilerbäuerin ſoll mehr Schulden haben als bekannt iſt — ſagen die Leut'! Und der Schorſch ſoll die Burg-Ammer (Burg-Annemarie) gern ſehen und einmal bei ihr getroffen worden ſein in ihrem Garten — ſagen die Leut'! — Sagen die Leut' aber die Wahrheit? Iſt's bewieſen? Weiß man nicht im Gegentheil, daß die Leut' viel eher einem etwas aufbringen und Lügen ſagen? Und ich hab' gethan, als ob ich's gewiß wüßt' — als ob ich dabei geweſen wär', — und hab' ihm damit einen Stich verſetzen wollen!“ — — „Nun,“ ſchloß der Burſche mit deſperatem Humor, „Chriſtenthum iſt grad nicht viel geweſen in meinem Benehmen — das muß man ſagen! — Aber ſo iſt man. Von Andern verlangen? Ja wohl. Aber ſelber thun? Ei Gott bewahre!“

„Ich will aufrichtig ſein gegen mich ſelber! 'S iſt halt Eiferſucht geweſen, was mich ſo bös gemacht hat! Die helle, klare Eiferſucht! — Aber — jetzt will ich ein End' machen damit! — Mir ſoll kein Menſch nachſagen, daß ich einem Andern mit Schwätzereien die Heirath hab' verderben wollen! Mir nicht! — Was ich gefehlt hab' — kommt die Gelegenheit, ſo will ich's wieder gut machen! — Der Schorſch und die Sophie ſollen ſich nur heirathen und glücklich hauſen! — Ich nehm' eine, die für mich paßt — und dann iſt die Sach' wieder in der Ordnung!"

Er ſtand auf. Die Wipfel der Bäume ſäuſelten, unzählige Grillen zirpten im Sonnenſchein aus dem Graſe; — er hörte es wieder! — Mit einem Spaten über der Schulter ging er nach einigen Minuten auf's Feld hinaus und arbeitete ſcharf an einem Graben fort, Quellwaſſer vom Brachacker auf die Wieſe zu leiten.

Den Tag darauf ging er früh, beim Schein der aufgehenden Sonne, in's Holz. Wenn jeder ſchöne Morgen auf das Gemüth eine erfriſchende, ermuthigende Wirkung übt, ſo beſonders der ſchöne Morgen im Walde. Die Füße werden freilich ſehr naß vom Thau; aber wenn einer Stiefel an hat wie Gottfried, dann macht er ſich wenig daraus. Und wie ſingen die Vögel! Mit welchem Jubel! Singen kann man's faſt nicht mehr nennen, ſie ſchreien förmlich. Aber aus dem Schreien tönt ein Leben, ein Eifer, eine Freude, wobei jedes Herz fröhlich werden muß. Man gewöhnt ſich nach und nach daran und hört aus dem Lärm die ſüßen Stimmen heraus; dieſe laſſen ſich wohl auch allein vernehmen, und das Ohr ſchlürft die Töne wollüſtig ein. Dann wieder ein Pfeifen, ein Zwitſchern, ein Hinundherhüpfen und ein Flattern! Und dazu die Kühle, der Hauch des Morgens, die Feuchte des Thaues — und der goldne Blick der Sonne, die durch die Bäume herſcheint und das grüne Laub durchleuchtet!

Die Freude der geruhten, geſtärkt erwachenden Kräfte der Natur verſchönt Alles! In allen Weſen iſt ein Ueberſchuß, der ſich in Unternehmungsluſt, in ungebändigter Lebhaftigkeit ausſpricht! Sieh dort den Wipfel der Eiche! Aus ihren Neſtern ſind Raben aufgeflogen, ſie krächzen, ſchlagen mit Flügeln und flattern wie toll oben im Sonnenſchein durcheinander, bis ſie forteilen, ihren Raub zu ſuchen. Das Krächzen iſt von einer Luſtigkeit, von einem Hoffnungsglück durchſtrömt, daß es förmlich wohl klingt! Und wie muthig ſchwingen ſie ſich hinweg! Wie anders als wenn ſie Abends über's Feld hin mit läſſigem Flügel dem Walde zuſtreben und der Betrachter in ihrem Namen ſich ordentlich freut, daß ſie bald in ihrem Neſt ausruhen können! —

Verlorene Töne der Vögel im Walde können ſehnſüchtig und melancholiſch machen; aber das Morgenconcert der erwachten Creaturen reißt jeden in ſein Jauchzen hinein. Unſer Gottfried, dem es im beginnenden Sommer gleichſam zu guter Letzt noch aufgeführt wurde, fühlte ſich wunderbar geſtärkt und gehoben. Er ging zu dem Platz auf ſeinem Antheil, wo die Arbeit ihn erwartete, mit frohen Empfindungen, indem er von dem Verlorenen weg in eine unbeſtimmte ſchöne Zukunft hineinſah. Rüſtig hackte er an einem Baum, der zunächſt fallen ſollte; und die Anſtrengung, bei der ihn der heimliche Waldgeruch umfloß, that ihm noch ganz beſonders wohl. Als er müde war, Durſt und Hunger fühlte, begab er ſich auf einem weniger ſchönen, aber bequemeren Weg in ſtiller Zufriedenheit nach Hauſe.

Die Mutter, eine runde, gutmüthige Frau, die den Einzigen mit einem gewiſſen Stolz liebte, grüßte ihn vergnügt und trug das Frühmahl auf, das ſie für ihn bereitet hatte. Es beſtand aus einer Miſchung von Weißbier und Brod, die durch Zucker verſüßt war, ſtillte zugleich Durſt und Hunger und ſchmeckte vortrefflich.

Neben ihm ſitzend und zuſehend, mit einer Miene, die etwas Intereſſantes in Ausſicht ſtellte, ſagte ſie dann: „Weißt was Neues, Gottfried? — Die Sophie vom Rothenbauer heirathet den jungen Weilerbauer, den Hechtfiſcher!“

Der Burſche erhob den Kopf, gab ſich aber alsbald eine gleichgültige Miene und ſagte: „Iſt mir nichts Neues mehr! — Die Weilerbäuerin iſt vorgeſtern mit dem Schorſch und ihrer Aſſeſſorin beim Rothenbauer auf Beſuch geweſen, da hab' ich wohl merken können, was im Werk iſt!“

„So!“ ſagte die Mutter mit einem Vorwurf in ihrem Geſicht. „Und davon erzählſt Du mir nichts?“

„Die Sach' iſt mir nicht ſo aufgelegen,“ erwiederte der Sohn. — „Was geht's am End' mich an, wenn die Leut' einander heirathen?“

„Sieh, ſieh,“ rief die Mutter. „Aber eine alte Bekannte, die Sophie!“

„Nun,“ verſetzte Gottfried, „Du haſt's ja jetzt doch erfahren!“ — Nach einer Weile ſagte er: „Und wer hat Dir denn die Neuigkeit gebracht?“

„Die Bötin, die vor einer halben Stund' hier geweſen iſt.“

„Dann,“ entgegnete der Sohn mit verzogenem Munde, „wird ſie gewiß wahr ſein!“

Er war gereizt. Sein Herz klopfte, und der Unmuth in ihm ſuchte einen Ausweg. Mit einer Miene, welche die Abſicht des Spottes nichts weniger als verſchleierte, ſagte er: „Nun, und da Dir Alles ſo gut bekannt iſt, wann wird denn die Hochzeit ſein? Nach dem Heuet etwa? Oder wartet man nicht einmal mehr ſo lang?“

Die Alte ſah ihn an. „Wie kommſt Du mir denn aber heut vor, Bue?“ rief ſie. „Du thuſt ja ſo curjos! Hat Dich einer geärgert heut früh ſchon — oder was iſt's?“

„Nichts iſt's!“ erwiederte der Burſche. „Ich hab' eben das Gered nicht gern über das, was ander' Leut' thun! — Ein reicher, ſtolzer Burſch heirathet ein reiches Mädchen — das iſt ganz in der Ordnung und nichts darüber zu ſchwätzen!“

„Ja,“ verſetzte die Mutter mit Bedeutung, „es iſt aber doch etwas dabei! — Der ſchönſte Burſch in der Umgegend iſt der Schorſch, das iſt gewiß! Aber man ſagt ihm und ſeiner Mutter Sachen nach —“

„Natürlich!“ fiel der Burſche ein. „Und das wird noch beſſer kommen, wenn man erſt gewiß weiß, daß er heirathet! — Denn die Menſchen ſind nie ſchlechter, als wenn ſie ſehen, daß einem ein Glück anſteht!“

„Wann's aber wahr iſt?“

„Dann wird's aufkommen!“

Die Alte ließ ſich nicht irre machen. „Das Vermögen der Weilerbäuerin ſoll gar nicht mehr ſo groß ſein —“

„Wie's die Leut' ärgern thät, wann's ſo groß wär',“ rief Gottfried dazwiſchen.

„Der Schorſch iſt ein leichter Badaſchier (Paſſagier). Neulich, auf der Hochzeit in Schmähing hat er Geld drauf gehen laſſen, man kann gar nicht ſagen wie viel! Den Muſikanten hat er einen Kronenthaler auf's Teller geworfen — er iſt nicht geſcheidt! — Und dann — hört man noch was!"

„Daß er eine gern ſieht!"

„Wenn's nur das wär'! Nein! Mehr als eine!"

Gottfried zuckte die Achſeln. „Wahrſcheinlich wird mehr als eine ihn gern ſehen und ihm ſchön thun! Und das iſt begreiflich! — Welche gibt man denn nun an zum Beiſpiel?"

„Des Vogelbecken Ev', ſeine Nachbarin. Und des Bretzgenwirths Margret!"

„Und unſer Bäsle, die Burg-Ammer dadrüben?" fuhr der Sohn fragend fort. „Alle guten Dinge ſind ja drei!"

Die Alte machte große Augen. „Wie kommſt Du denn auf die?" rief ſie.

„Von der hab' ich's gehört," erwiederte der Sohn.

„Das iſt verlogen!" entgegnete die Mutter beſtimmt.

„So? Warum denn?"

„Weil ich's weiß!" — Nach einer Weile fuhr ſie fort: „Er hat einmal auf der Kirchweih ein Bischen lang mit ihr getanzt und hat ihr was aufwarten laſſen — und da hat man ihr das aufgebracht. Aber ſie kann eben gut tanzen, und er auch — ſonſt iſt's nichts! — Die Ammer iſt ein luſtiges Mädchen und macht gern Spaß! Aber die iſt viel zu geſcheidt, als daß ſie ſich mit einem Menſchen eingelaſſen hätt', der ſie doch nie geheirathet hätt'!"

„Die Mädchen bilden ſich oft gar viel ein!" entgegnete der Sohn.

„Geh! Eine Weberstochter! — Und eine Näherin!"

„Der Alte ſteht nicht ſchlecht!"

„Gottfried," rief die Alte, „jetzt ärger' mich nicht! — Alles was recht iſt! Aber die Ammer und der Schorſch, das iſt ein Unſinn! — Haben thut der Vetter Burgweber freilich etwas — für Seinesgleichen! Und weil grad' die Red' drauf gekommen iſt, ſo will ich Dir nur ſagen, was ich ſchon länger gedacht hab': — Die Ammer wär' ein Mädchen für Dich!" —

Der Sohn fuhr auf und ſah der Mutter in's Geſicht. Dann lächelte er ſonderbar — und ſchüttelte den Kopf.

„Nun," ſagte die Mutter, „iſt ſie Dir etwa nicht ſchön genug?"

„Sie iſt mir zu ſchön!" erwiederte der Burſch.

Die Alte lachte. „Das iſt was Neues," rief ſie.

„Die Ammer," fuhr der Sohn fort, „iſt ein geſchicktes Mädchen und ſauber — die Sauberſt im ganzen Dorf! — Aber mir macht ſie zu ſüße Augen!"

„Du biſt ein Aparter!" rief das Weib. „Das haben Andre gern!"

„Aber ich kann's nicht leiden," entgegnete der Burſch.

„Was für eine kannſt Du denn aber hernach leiden?" fragte ſie etwas ſpitz. „Bis jetzt hab' ich noch nicht geſehen, was dem Herrn vielleicht anſtänd'! — Und Du gehörſt nicht mehr zu den Jüngſten, mein lieber Bub! — Es iſt hohe Zeit, daß Du Dich nach einer umſiehſt!"

Der Sohn wandte ſich zur Mutter und ſagte mit Ernſt: „Wahr iſt's, Mutter, ich bin kein heuriger Haas mehr! Und wahr iſt's, daß ich an's Heirathen denken muß!"

Das Geſicht der Frau hellte ſich auf.

„Ich bin ganz Deiner Meinung," fuhr der Sohn fort, „und will Dir geſtehen, ich hab' mir auch ſchon eine ausgedacht, wie ich ſie mir wünſche."

„Haſt am End' ſchon eine?" rief die Alte lebhaft.

„Bloß in Gedanken," erwiederte Gottfried. — „Siehſt Du, ich will eine, die nicht ſo ſchön iſt, daß ſie Jedem gefällt! Sie muß aber Verſtand haben und brav ſein und gern ſchaffen. Ob ihre Farb' ein Bischen weißer oder ein Bischen ſchwärzer iſt, darauf kommt's mir nicht an. Aber ein gutes Gemüth muß ſie haben und einen zufriednen Sinn und das Haus ſauber halten; und wenn ſie freundlich und lieb iſt, muß ſie's nur gegen mich ſein! — Kurz, ich muß eben mein ganzes Zutrauen haben können zu ihr — das verlang' ich."

„Nun," ſagte die Mutter, „ſo ſieh Dich nach ſo einer um! — Solche Mädle haben wir ſchon noch im Ries!"

„Ich will's thun," verſetzte der Sohn. „Und Du weißt, was ich verſprech', das halt' ich! Wenn ander Leut' heirathen, dann ſeh' ich nicht ein, warum ich ledig bleiben ſoll; und wie ich jetzt daſitz' vor Dir, ſo ſag' ich Dir: von heut an in einem halben Jahr haſt Du eine Söhnerin!"

Die Mutter ſtand auf und rief, indem ihre Augen leuchteten: „Nun, das iſt eine Red' — und auf den heutigen Tag hab' ich lange gewartet! Wie's Dir nur auf einmal ſo gekommen iſt? — Aber zuletzt," meinte ſie lächelnd, „wird auch der Pelzapfel zeitig!" — Sie betrachtete ihn und ſagte: „Sieh Dir doch die Burgammer nochmal genauer an! Eine ſo geſchickte, ſo ganz beſonders ſaubere Schwiegertochter, die auch etwas hat —"

„Die Wahl," fiel der Sohn ein, „muß ich frei haben! — Weiter als das Heirathen verſprech' ich nichts!"

„Nun ja", erwiederte die Alte; „man red't nur davon! — Wenn Du ſo eine findeſt, wie Du angegeben haſt, dann will ich auch zufrieden ſein!" —

Unſer Gottfried hatte ſich ganz ehrlich vorgenommen zu heirathen. Er ſuchte in dem Entſchluß eine Rettung vor den Gedanken an Sophie; und das Mittel half auch. Das Denken an das Mädchen konnte er ſich freilich nicht wehren; aber er beſaß ein Gegengewicht, einen Halt in ſich, und ſein Herz blieb ruhiger dabei.

That aber ſchon der Entſchluß die gute Wirkung, ſo war die Ausführung zunächſt offenbar nicht nöthig. — Der Burſche hatte keine Eile, ſich nach derjenigen umzuſehen, die er hätte zum Weib nehmen können.

Er lebte ſeinen Tag, wie es die Jahreszeit mit ſich brachte; und ſo verging einer um den andern. Nach und nach vergingen Wochen — und es ſtand Alles wie zuvor. Die Mutter hatte einmal bei ihm angeklopft: wie es denn ſei, ob er noch keine gefunden habe! Er aber hatte mit etwas Verlegenheit lächelnd geantwortet: „Es hat noch Zeit!“

Von der Heirath zwiſchen dem Schorſch und der Sophie wußte man übrigens auch noch immer nur ſo viel gewiß: daß etwas im Werk ſei! Man bemerkte aber, daß der Jude, der bei der Weilerbäuerin viel im Hauſe war, öfters beim Rothenbauer einſprach, und zog daraus den Schluß, daß die Sache ihren guten Fortgang nehme.

Im Auguſt konnte es Gottfried nicht länger verſchieben, in die Stadt zu gehen. Er hatte verſchiedene Einkäufe zu machen und „übrigs Zeit“. Sein Bischen Winterfeld war nicht nur geſchnitten, ſondern auch ſchon eingeführt.

Der Tag, wo der Rieſer Bauer nach Nördlingen wandert, hat für ihn immer etwas Feſtliches. Da er nichts arbeitet, ſich im Gegentheil ein Pläſir macht, ſo fühlt ſich auch der wenig Bemittelte als eine Art Herr. Und wenn man einmal im Geldausgeben iſt — oder gar im Geldeinnehmen! — dann langt's ſchon einige Sechſer mehr für eine gute Halbe und einen Teller voll Bratwürſte, oder wonach ſonſt den Gaumen lüſtet. — Alles zuſammengenommen macht man den Weg, auch wenn er lang iſt, mit angenehmen Vorſtellungen und ſolidem Behagen.

Auch auf Gottfried wirkten die Ausſichten, die ſich ihm vor die Seele ſtellten, erfreulich, und er kam in die Stadt, er wußte nicht wie. Zunächſt ſuchte er den „Wallfiſch“ auf; denn er fühlte Durſt und wollte ihn mit einem Bier ſtillen, das er als das beſte kannte. Nachdem die erſte Halbe ſo ſchnell geleert war, als es die brennende Kehle geboten, ſpürte er faſt noch eben ſo viel Appetit nach einer zweiten, und er ſandte dieſe, wenn auch etwas langſamer, der erſten nach. Gründlich erfriſcht machte er ſich auf, die Einkäufe zu beſorgen.

Für ſich brauchte er nur Werkzeug und eine neue Pfeifenſpitze; für die Mutter ſollte er aber Zucker und

Gewürz mitnehmen. Nachdem er das Seine nicht nur ſich angeſchafft, ſondern auch, der Bequemlichkeit wegen, im Wallfiſch abgegeben hatte, machte er ſich auf den Weg zur Materialwaarenhandlung am Brettermarkt.

Als er vor den Laden kam, ging die Thür auf und es erſchien — die Sophie!

Sie war auffallend ſchön angezogen und ſah gar vergnügt aus. „Ei ſieh da,“ rief ſie, als ſie des Burſchen anſichtig wurde, „der Gottfried! — Das freut mich aber, daß ich Dich ſeh'!“ — Sie nickte und ſetzte hinzu: „Haſt etwas in der Schranne gehabt?“

Der Burſche, der gegrüßt hatte, zuckte bei den letzten Worten mit gutmüthigem Lächeln die Achſeln. „Ich bin nicht der Rothenbauer!“ erwiederte er.

Sophie blickte heiter. „Sei's, was es will,“ ſagte ſie, „es iſt mir lieb, daß ich Dich treff'!“

„Haſt Du einen Auftrag für mich?“ fragte Gottfried.

„Wie Du's nehmen willſt,“ verſetzte das Mädchen. „Weißt Du, was darinnen in dem Gretzen iſt?“ fuhr ſie fort, indem ſie den Deckel aufhob.

„Lauter gute Sachen, wie ich ſehe! — Du haſt eingekauft wie zur Kirchweih!“

„Mit der hat's noch gute Weg'! — Aber wir halten doch ein Feſt nächſtens!"

Gottfried ſchaute betroffen.

„Nächſten Mittwoch," fuhr das Mädchen fort, „iſt unſer Winterfeld geſchnitten; und da ſollen ſich unſre Leute und gute Freunde mit uns einen vergnügten Tag machen!"

„Bei euch", erwiederte der Burſch mit wieder erhellter Miene und einem Blick der Achtung, „da iſt's der Mühe werth! — Nun, und ſoll ich vielleicht etwas dazu bringen?"

„Dich ſelber!" rief das Mädchen. Du ſollſt kommen — als unſer Gaſt!"

Gottfried wurde roth. „Du biſt gut", ſagte er — und verſtummte.

Das Mädchen ſah ihn an. „Haſt Du keine Zeit? — Kannſt Du keinen halben Tag gerathen?

„Das ſchon! Beſonders jetzt!"

„Nun alſo?"

Gottfried machte ein ernſthaftes Geſicht. „Sophie," ſagte er, „ich will aufrichtig ſein! In der Lag', wo Du biſt, wär' nicht Jede ſo freundlich mit einem Andern! Ich bin freilich nur ein g'ringer Burſch" —

Die Sophie, nach einem flüchtigen Lächeln, entgegnete nicht ohne Selbſtgefühl: „Ich bin nicht Jede! — Und Du biſt kein g'ringer Burſch!“

Gottfried konnte dieſe Reden nicht zuſammenreimen.

„Die Sach' iſt ganz einfach,“ begann das Mädchen wieder. „Ich halt' etwas auf Dich, und wenn wir vergnügt ſind und Du biſt dabei, dann gefällt's mir beſſer. Und zu ſcheniren hab' ich mich noch vor Niemand! — Sag Ja! Ich muß jetzt zum Dreimohrenwirth, wo mein Vater eingeſtellt hat. — Du kommſt alſo?“

Der Burſche konnte dieſem Zureden nicht widerſtehen. Es war ihm, als wünſche ihn die Sophie eben zum guten Freund zu haben, wenn ſie auch einen Andern heirathete, und er wollte jetzt nicht den Empfindlichen und Spröden machen, ſondern die gute Meinung ehren. Treuherzig gab er ihr die Hand und ſagte: „Nun ja — ich komm'!“

Die Sophie lächelte, und einer jener Blicke ging aus ihrem Auge, die ihr Geſicht lieb machen konnten: ein guter und zugleich etwas ſchalkhafter! — „Das iſt ſchön, Gottfried!“ erwiederte ſie. „Du wirſt ſehen, wir ſind vergnügt miteinander!“ Sie nickte und ſagte: „Komm gut nach Haus!“

Nach dieſen Worten drehte ſie ſich und ging leicht mit dem ſchweren Gretzen dem Reimlinger Thor zu.

Gottfried ſah ihr eine Zeit lang nach, lächelte für ſich, ſchüttelte den Kopf, als ob er ſagen wollte: „es iſt doch eine Wunderliche“ — und ergab ſich in ſein Schickſal. — Er kaufte die Sachen für die Mutter, aß im Wallfiſch zu Mittag, und wanderte dann vergnügt, unter allerlei träumeriſchen Vorſtellungen, nach Hauſe. —

Gottfried war ein ungewöhnlicher Menſch durch ſeine Bildung wie durch ſeine Natur — und das zeigte ſich jetzt.

Er überlegte ſich die Einladung in der Zwiſchenzeit — und bedachte, was ihn erwartete. Da war ihm nun das Feſt nicht nur erfreulich, weil er mit der Sophie wieder zuſammenkam, ſondern weil er Gelegenheit zu finden hoffte, ſeinen Fehler gegen den Schorſch wieder gut zu machen. Daß dieſer kommen würde, ſetzte er voraus; — die Sophie hatte von „guten Freunden“ geſprochen, mit denen ſie luſtig ſein wollten; und da war er der erſte! Traf er ihn aber, dann wollte er ſich auf eine Weiſe gegen ihn benehmen, daß jener wohl merken könne, er ſei ſein Feind nicht und er habe nichts Böſes gegen ihn im Sinn! Und wie viel die Sophie auf ihn, den Gottfried, halten mochte, den Schorſch hatte ſie natürlich doch in ganz andrer Weiſe gern, und es mußte ſie freuen, wenn man ihm die Ehre gab, die ihm zukam, vornehmlich im Hauſe des künftigen Schwiegervaters! —

Bei dem Vorſatz, den ſein gutes und in ſeiner Art ſtolzes Herz ihn faſſen ließ, rührte ſich doch noch der alte Adam und murrte dagegen. Es gab einen Kampf in ihm. — Der Wackre beſchloß endlich: „Wenn der Scherſch ſich gut gegen mich benimmt, dann bleibt's dabei! Sonſt freilich! . . . Aber wenn ich ihm keine Gelegenheit geb', wird er ſchon ordentlich gegen mich ſein! — Die luſtigen Leut' ſind ja für gewöhnlich nicht bös!“

Durch dieſe Geſinnung mit vollkommen gutem Gewiſſen ausgerüſtet und gehoben trat er am Mittwoch Nachmittag die Wanderung an. Der Mutter hatte er geſagt, er ſei zum Rothenbauer geladen, der vielleicht noch was brauchen werde; und ſie hatte erwiedert, er gelte halt doch etwas bei dieſen Leuten, — und ihm viel Vergnügen gewünſcht.

Auf dem Wege verſank der Burſche wieder in ſeine Gedanken.

„'s iſt doch merkwürdig,“ rief er nach einer Weile ſtillen Sinnens, „was das Geld macht! — Wenn ich jetzt ſo reich wär', wie die Sophie, dann gehörte ſie vielleicht ſchon mir; und wenn das nicht, ſo könnte ich ſie möglicherweiſe jetzt noch kriegen! — Aber natürlich, ſo!“

Er ſchwieg. — „Welt,“ rief er mit einem Seufzer, aber nicht ohne Humor, „was biſt du für eine Welt! — Aergern will ich mich aber nicht darüber; denn helfen thut's doch nichts! Der Menſch iſt nicht auf Erden, daß ihm Alles durchgeht — das kann man ungefähr merken! Zwar meint Jeder, bei ihm ſollt's anders ſein und wenigſtens er ſollte kriegen, was ihm das Liebſte wär'! Aber er ſieht bald, daß es nichts iſt und daß die Welt ſich nicht umdreht um ſeinetwillen!“

Er ging etliche Minuten ſtill weiter. „Ich bin aber vielleicht nicht geſcheidt,“ fuhr er dann fort, „daß ich glaub', nur das Vermögen wär' daran Schuld! Der Schorſch iſt ein Menſch, wie's wenige giebt; — ſo ſchön, ſo fein und ſo „g'ſchlacht“ im Geſicht! Und wenn die Sophie nicht iſt wie jede, — in dem Punkt ſind ſie doch alle gleich! Mädla' ſind Mädla'! So einer leuchtet ihnen eben doch ganz beſonders ein! Und wenn ſo einer ſonſt noch alles hat, dann kann ſich der Andre — das Maul wiſchen!“

Er ging einige Schritte; — plötzlich ſtieg eine Röthe in ſeinem Geſicht auf und er rief, ordentlich mit einem Ton des Zornes: „Da bin ich nun ſchon wieder bei dieſen Gedanken, obwohl ich ein halbes Dutzend Mal ausgemacht hab', was ich vernünftigerweis thun muß! — Fangt denn das immer wieder von neuem an? Hört's gar nicht auf? — Aber jetzt hab' ich's ſatt! — Das Glück kann man nicht zu ſich hernöthigen; denn da haben Andre auch ein

Wort mitzureden, die's für ſich haben wollen. Aber ein ordentlicher Kerl kann man ſein! Das geht einen allein an — das kann man zwingen — und ich zwing's!“

Er machte nach einer energiſchen Bewegung des Kopfes ein trotziges Geſicht für ſich hin und ging mit ſtattlichen Schritten vorwärts. — Seine Züge wurden ruhiger; aber das Selbſtbewußtſein blieb darin. —

Vom Kirchthurm des Dorfes klang die Vesperglocke, als er durch das offene Thor in den großen, ſchönen, mauerumgebenen Hof des Rothenbauers trat. Hier wohnte er ungeſehen einer freundlichen Scene bei. Eben war das letzte, hochgeladene Fuder Dinkel eingefahren und hielt in der Nähe des Stadels. Der Oberknecht war vom Sattelgaul geſtiegen; die Leute, die mit auf dem Feld geweſen waren, ſtanden hinter und neben dem Wagen; andere kamen vom Abladen aus dem Stadel dazu, der Rothenbauer und ſeine Tochter vom Hauſe her. Das Gebahren der Leute ſammt und ſonders drückte Vergnügen aus. Die Sophie rief zum Oberknecht: „Das haſt Du aber noch ſchön geladen, Hanskaſper! — Du biſt halt ein Mann!“ Und umherſchauend fuhr ſie fort: „Für heut hat die Arbeit ein End', Leute! Kommt jetzt herein miteinander und verſucht ein wenig was! Ich hoff', es wird Euch ſchmecken! — Ich hab' mein Möglichſtes gethan!“ Schmunzelnde Geſichter dankten dieſen

Worten guter Vorbedeutung, und ein älterer Tagelöhner, ſonnverbrannt, mit halbgetrockneten Schweißrinnen auf Stirn und Backen, entgegnete: „Wird nicht fehlen! Wir wollen den guten Sachen ſchon alle Ehr' anthun! — Wir haben auch unſer Möglichſtes gethan, Sophie! Jedes von uns hat geſchafft wie der leibhaftige Satan! — Wir können ſchon auch eſſen und trinken wie der Feind!“

Als das erheiterte Mädchen, den Leuten voraus, in's Haus zurückging, bemerkte ſie den Burſchen, der betrachtend und horchend ſtehen geblieben war. „Ah,“ rief ſie, „da iſt er!“ — Sie trat ihm entgegen, gab ihm die Hand und ſagte: „Brav, Gottfried! Du biſt ein Mann von Wort!“ — Und ſich umwendend rief ſie: „Vater! — Da iſt noch ein Gaſt!“

Der Rothenbauer hatte die abgeſpannten und ausgeſchirrten Roſſe in den Stall führen ſehen. Er kam herbei und begrüßte den Burſchen mit offener Freundlichkeit. „Meine Sophie,“ bemerkte er, „hat einen guten Einfall gehabt, daß ſie Dich eingeladen hat. Neulich am Sonntag biſt Du uns ein wenig gar zu ſchnell fortgegangen — heut mußt Du ſchon aushalten mit uns!“

Seine Miene bei dieſer Rede war ſo behaglich und ſo ſicher, daß man ſah, Gottfried war ihm ganz unverdächtig geworden und ſein Hierſein erſchien ihm in keiner Art mehr bedenklich.

Die Tochter ſagte: „Ich muß jetzt den Leuten auftragen! — Führ' den Gottfried in den Garten, Vater, zu den andern Gäſten! Ich werd' bald nachkommen!“

Sie ging in das Haus. Gottfried, an der Seite des Alten, begab ſich in den Garten.

Dieſer, der hinter dem Haus begann und ſich an einem Theil des Hofes vorüber bis hinter den Stadel zog, war ungewöhnlich groß. Ein Viertheil davon beſtand aus Gemüſebeeten, das Uebrige war Baumgarten. Rechter Hand befanden ſich Einrichtungen, die im Eigenthum eines Bauern ungewöhnlich waren und auf einen andern Urſprung deuteten. In der That gehörte die rechte Seite früher zum Hauſe des Nachbars, der Zapfenwirth geweſen; und ſo erklärte ſich an der Bretterwand die Kegelbahn und ein paar Schritte davon eine längliche, aus Holz gebaute, für eine größere Zahl von Gäſten berechnete Laube.

In ſie, die trotz des Bretterdachs luſtig genug war, führte der Rothenbauer den Gottfried.

An der Tafel, die mit Gläſern Braunbier, Weißbrod und friſcher Butter beſetzt war, ſaßen fünf Perſonen, die Gottfried kannte. Erſtens der Schorſch; dann ein alter Bauer aus dem Dorfe, genannt der Frick, und ſein Sohn

Martin, ein blondhaariger, mittelgroßer, etwa vierundzwanzig Jahr alter Burſche; endlich eine Baſe aus dem Dorf mit ihrer Tochter, einer ziemlich hübſchen, geſunden, braunäugigen Dirne, die neunzehn bis zwanzig Jahre zählen mochte.

Der Schorſch, der vorn ſeinen Platz hatte, ſtand auf, nickte dem Rothenbauer zu, trat zu Gottfried und ſagte, ihm die Hand reichend, mit freundlichem Ton: „Grüß Dich Gott, Stöckle! Der Vetter Rothenbauer thut's halt nicht anders, wir müſſen heut ſchon einen vergnügten Tag haben bei ihm!“

Unſer Burſche, von dieſer Zuvorkommenheit ſehr angenehm berührt, erwiederte mit Laune: „Laſſen wir's uns eben gefallen! — Wir haben ja ſchon ſo manches ausgehalten!“ — Er grüßte auch die Andern, und man ſetzte ſich zuſammen.

Das durch die Ankunft der Beiden unterbrochene Geſpräch nahm der alte Bauer wieder auf, indem er ſagte: „Ja, unſer Herrgott hat's wieder recht gemacht dasmal! So eine Dinkelernte haben wir lange nicht gehabt! Und es iſt ein doppelter Profit: man bringt's erſtens viel beſſer herein, und dann mit viel weniger Koſten! — Freilich,“ ſetzte er nach einigem Innehalten bedenklich hinzu, „der Preis wird wieder recht runter gehen jetzt!“

Der junge Weilerbauer ſchüttelte den Kopf und ſprach zum erſtenmal in dem Dorf einen Satz aus, der auf ländliche Hörer den beſten Eindruck machen mußte. „Vetter Frick,“ entgegnete er, „die Sach’ iſt jetzt ein Bischen anders als früher! Jetzt kann man das Korn verführen in Gegenden, wo’s nicht ſo gut gerathen iſt — auf der Eiſenbahn! Wenn’s jetzt im Ries genug gibt, ſo braucht man’s einem deßwegen noch nicht nachzuwerfen, und der Preis kann nie mehr ſo weit heruntergehen, wie ſonſt!“

„Iſt’s wahr?“ fragte die alte Baſe vergnügt herſchauend. „Da hätten wir ja profitirt!“

„Wär’ mir lieb,“ brummte der alte Frick, „wenn uns die Eiſenbahn auch etwas nutzte! — denn bis jetzt hab’ ich nur geſehen, daß ſie uns die Leute wegnimmt, und die Bauern den Eh’halten und Tagelöhnern gar nicht mehr genug zahlen können!“

„Der Vortheil iſt viel größer,“ erwiederte der Schorſch lächelnd. „Und wenn wir jetzt mehr einnehmen, ſo können wir unſern Leuten auch mehr geben — Vetter Frick!“

Der Rothenbauer nickte den Worten des künftigen Schwiegerſohnes Beifall, indem er bemerkte: „Sagen wir’s nur, wie’s iſt! Die Bauern können zufrieden ſein: Alles was ſie haben, gilt jetzt was!“

Während der alte Frick die Augenbrauen in die Höhe zog wie einer, der ſich die Sache erſt noch ſehr überlegen will, verſetzte der Schorſch: „Das Bauernhandwerk iſt immer das ſchönſte geweſen in der Welt, und jetzt trägt's auch noch was ein! — Laſſen wir's leben!“

Er nahm ſein Glas und ſtieß der Reihe nach mit Allen an. Auch die Baſe und das Bäschen mußten ihr Glas klingen laſſen.

Gottfried betrachtete ihn und fand, daß eine merkliche Veränderung mit ihm vorgegangen war. Von dem frühern — ihm übrigens nicht ſchlecht laſſenden — Stolz in Geſicht und Haltung war kaum noch etwas zu ſehen. Er zeigte vielmehr ein Beſtreben, den Leuten zu gefallen, und eine Zufriedenheit, wenn er ſah, daß es ihm gelang. Schien er etwas aufgeregt, und blickte hie und da etwas wie Sorge aus ſeinem Aug, ſo begriff ſich das aus einer Lage, wo das, was er erwarten durfte, doch noch nicht ganz gewiß — noch nicht geſchehen war! — Unſerm Burſchen gefiel er wie den Uebrigen, und er freute ſich, daß er die Sophie dem, der ſie nun doch einmal erhalten ſollte, wenigſtens gönnen konnte!

Nach und nach kamen, von einem Vesperbrod, wie es ihnen ſelten geboten worden war, die Leute des Rothenbauers in den Garten: Ehehalten, Schnitter und Schnitterinnen und Tagelöhner, die er trotz der Eiſenbahn zur Ernte bekommen hatte. Im Ueberfluß geſpeiſt und getränkt, mithin in beſter Laune, luſtwandelten ſie hin und her, ließen ſich auf Bänke nieder, die ſich außer der Laube noch im Garten befanden, oder lagerten ſich auf dem weichen Grasboden.

Da erſchien auch endlich die Tochter des Hauſes, mit einem Kaffeebrett, worauf Taſſen und zwei ungewöhnlich große Kannen ſich befanden, und hinter ihr die Magd, welche eine mächtige Schüſſel voll braungebackener, zuckerbeſtreuter „Küchle“ nachtrug. Dem anſtandsvollen Bedauern von Seiten der Gäſte, daß man ſich ſo viele Unkoſten mache, erwiederte Sophie mit Einſchenken, Anbieten und dringlichen Ermahnungen zum Eſſen und Trinken. Und ſie behielt Recht. Man trank und tunkte von den außerordentlich gutgerathenen Küchlein — das Gegentheil wäre auch barbariſch geweſen! — ſoviel als möglich in den nicht minder trefflichen Kaffee ein. Die Schüſſel ging in die Küche zurück, kam, von einem großen Teller Schnecken-Nudeln begleitet, küchlegefüllt wieder, und das Gebrachte erlitt noch die Einbuße eines Drittheils, bis endlich das Zureden nichts mehr zu helfen ſchien. Hierauf nahm Sophie die Schüſſel, ging damit in den Garten und bot jedem der Leute ein Küchlein, welches mit großem Vergnügen in den bereits nudelgefüllten Magen hinabgeſchickt wurde.

Eine regierende Bäuerin oder Bauerntochter, die ein gutes Gemüth hat, iſt bei ſolchen Hausfeſten immer eine ſehr angenehme Erſcheinung. Die Freude, mit ſo köſtlichen Sachen aufwarten zu können und zu ſehen, wie gut ſie ſchmecken, — die Ehre, die ſie dafür erhält und das gerechte Selbſtgefühl, das in ihr erregt wird — Alles das verſchönt nicht nur, ſondern veredelt auch Geſicht und Haltung. Bei der Sophie kam aber dazu noch die angeborne Würde, die ſie auch bei ſcherzendem Geſpräch nie ganz verläugnete und nach momentanem Vergeſſen immer wieder anzunehmen wußte. War ſie nun auch nicht ſo ſchön, wie manche andere, ſo hatte ſie doch heute ein beſonders ſchönes Ausſehen: — die Erhitzung in der Küche und die Luſt des Gebens hatten zuſammengewirkt, ihrem Geſicht einen leuchtenden Glanz zu geben. — Für Gottfried war ihre Erſcheinung mehr als Schönheit — es lag etwas unbeſchreiblich Vornehmes darin, was ihn förmlich bezauberte. Der glückliche Scherſch ſuchte ſie mit ſeinen Augen und ließ dieſe auf ihr weilen mit offenbarſtem Wohlgefallen.

Alle waren vergnügt. Alles, was etwa Bedenken und Spannung hätte verurſachen können, war durch das Vergnügen ausgelöſcht. Man gab ſich der Gegenwart hin;

und dieſe war es werth! — In Folge des Genoſſenen erhielt auch das Geſpräch einen fröhlichern und poetiſchern Charakter, indem ökonomiſche Gegenſtände vermieden und dafür die allgemein menſchlichen ausgebeutet wurden. Man neckte ſich, führte ſatiriſche Hiebe auf Anweſende und Abweſende, ſagte ſich angenehme und ſpitzige Dinge, welche letztere aber nicht wehe thaten, ſondern das Getroffene nur ergötzlich ritzten. Der Schorſch erzählte ein paar „Stückle“, die großes Gelächter und nachwirkendes Behagen erzeugten.

Viel trug zu dem ungeſtörten Vergnügen bei, daß Sophie die allen Mädchen eigene Kunſt bewies, jedem der beiden Burſchen, die um ihretwillen hier waren, die Aufmerkſamkeit zuzuwenden, welche ihn zufriedenſtellen mußte. Die Worte, die ſie an Schorſch richtete, waren von einem Blick heitern Wohlwollens begleitet, wie man es einem Ebenbürtigen zuzuwenden pflegt, — die Reden gegen Gottfried mit beſonderer Herzlichkeit und Güte betont. — Was den jungen Fricken betraf, ſo war derſelbe nicht um ihretwillen hier, ſondern von ihr geladen für das Bäschen, ſein erklärtes und von dem Alten gebilligtes „Mädle“; ihn konnte ſie mit gutem Gewiſſen dieſer überlaſſen.

Der Abend war prachtvoll. Den Tag über hatten leichte Wolken den Himmel überzogen, was den Arbeitern auf dem Felde ſehr zu ſtatten kam; jetzt waren ſie vergangen und die goldne Sonne ſtrahlte mild über den grünen Garten hin.

Die Knechte und Tagelöhner hatten angefangen, ſich nach dem Genuß des Ausruhens ein lebhafteres Pläſir zu machen — ſie kegelten.

Daß dieß im Garten eines Bauern möglich war, dankte man dem Charakter des Eigenthümers. Er hatte mit der Bahn auch Kugeln und Kegel erworben und ſeine Knechte und junge Nachbarn hatten ſie an Feiertagen benutzt. Da es dem Wohlwollenden Vergnügen machte, zuzuſchauen und hie und da ſelber mitzuſpielen, außerdem aber das Lob der ſeinigen auf Koſten der Wirthshausbahn ihm angenehm war, ſo ließ er die Einrichtung beſtehen, und für den heutigen Tag war alles ſo weit proper gemacht, als man's auf dem Land überhaupt nöthig findet.

Der vergnügte Lärm, den das Kegeln mit ſich zu bringen pflegt, lockte die Gäſte zur Bahn. Sie ſchauten zu und machten ihre mehr oder weniger gelungenen Bemerkungen und Späße. Als die Partie geendet war, ſagte der Schorſch: „Darf ich auch eine Kugel werfen?“ — Die Knechte machten reſpektvoll Platz. Der Burſche beſah ſich die Bahn und ſchob auf das Spiel. Er traf den Vorderkegel an der Seite, warf aber doch nur drei.

„Die hätt' mehr verdient!“ rief der Oberknecht, der eifrig war, dem künftigen Herrn zu ſchmeicheln.

„Ich hab' kein Glück heut', wie's ſcheint,“ bemerkte der junge Bauer. „Aber zum Spaß möcht' ich's doch ein Bischen probiren!“ Er nahm aus ſeinem Geldbeutel einen halben Gulden, warf ihn auf den Boden und ſagte: „Spielen wir's einmal, wie in Bayern drin! Wer den andern runter ſchiebt, der zieht, was liegt!“ — Und herumſchauend fragte er: „Wer ſetzt?“

Die Knechte lächelten und ſchüttelten die Köpfe. — Der junge Frick rief: „Ich!“

Sein Vater ſchaute auf, ſchmunzelte aber dabei, andeutend, daß ihn die Courage ſeines Buben doch noch mehr freue, als das Geld reue. Martin warf ſeinen halben Gulden zu dem andern und der Kampf begann unter allgemeiner Aufmerkſamkeit.

Trotz der Mühe, die er ſich gab, ſchob Martin nur vier Kegel. Die Kugel des Gegners ſtürzte fünf um. — „Gilt's nochmal?“ fragte dieſer. — „Das verſteht ſich!“ erwiederte der junge Frick.

Dießmal gewann er. Als er den halben Gulden vergnügt aufheben wollte, rief der Schorſch: „Laß ihn ſtehen! Hier liegt ein Gulden von mir!“ — „Meinthalb!“ verſetzte der andre.

Das Geſicht des alten Frick wurde bedenklich.

Schorſch warf ſechs Kegel, der junge Frick ſchob einen Pudel. — Sein Vater konnte nicht umhin, einen Laut des Verdruſſes von ſich zu geben.

„Laß ich den Gulden ſtehen?“ ſagte Schorſch zu Martin. Dieſer zögerte mit der Antwort; der alte Frick aber rief: „Ich mein', im Ernſt paßt dieſe bayriſche Mode nicht für uns Rieſer, — und zum Spaß iſt's genug! — Verſuch's doch auch einmal mit dem Stöckle, Vetter Hechtfiſcher! Der hat Gulden genug übrig — jetzt, wo das Holz immer theurer wird!“

Die Anweſenden lächelten.

Schorſch, zu Gottfried gewendet, ſagte: „Nun, Stöckle — wie meinſt?“

Dieſer machte eine ablehnende Bewegung. „Ich kann's nicht!“ erwiederte er.

„Ich hab' Dich aber doch ſchon kegeln ſehen, und das ganz gut!“ entgegnete Schorſch.

„Vor ſechs Jahren!“ erwiederte Gottfried. „Aber nicht um einen Gulden!“

„Das iſt auch meine Manier für gewöhnlich gar nicht,“ bemerkte der junge Weilerbauer; „es iſt mir heute nur ſo in den Kopf gekommen! — Aber Spaß muß ſein! Spielen wir um einen Sechſer!“

Gottfried ſchüttelte den Kopf.

„Ei,“ ſagte die Sophie zu ihm, „laß Dich doch nicht ſo rausfordern! — Probir's! Ich halt' Dir den Daumen!“

Der Schorſch lächelte. Gottfried ſagte: „Nun, meinetwegen!“

Die Zuſchauer gaben durch Bewegungen und Mienen ihre Theilnahme kund. Der junge Frick, der ſogleich gegen ſeinen Ueberwinder Partei nahm, rief: „Der Stöckle muß aber vorher eine Probekugel machen dürfen!“ — Schorſch erwiederte: „Zwei für eine!“

Gottfried ſchob eine Probekugel, die hart am erſten vorbeiging, aber nur einen Kegel nahm. „Es gilt!“ rief er. Er ſchob mit Bedacht wieder und warf ſechſe um.

Der Schorſch zielte vorſichtig, gab der Kugel beſondern Nachdruck — und ſieben Kegel lagen am Boden.

„Der Sechſer iſt des Bückens nicht werth,“ bemerkte der Sieger lächelnd. „Laſſen wir die zwei gelten — weil doch der Dinkel ſo gut hereingekommen iſt!“

„Es gilt,“ ſagte Gottfried. — Er nahm die Kugel, zielte und ließ ſie ſcharf hinausrollen.

„Sieben!“ riefen mehrere Zuſchauer mit dem Aufſetzer. — Die beiden Fricken warfen ſchadenfrohe Blicke auf den Schorſch.

Dieſer ſchob. — „Eingeſtellt!“ erſcholl es.

Heiter ſagte der Burſche hierauf zu Gottfried: „Setzen wir dazu, damit wir nicht ganz umſonſt ſchieben!“ — Nachdem dieß geſchehen, warf er nach raſchem Abſehen die Kugel, — und wieder lagen ſieben.

„Jetzt heißt's aufpaſſen!“ rief der junge Frick dem Gottfried zu. Unter einer Spannung aller Anweſenden, als ob um einen Bauernhof geſpielt würde, nahm Gottfried die Kugel und warf.

„Eingeſtellt!“ ſchrieen die beiden Fricken wie aus einem Munde, und der junge, ſich vergnügt die Hände reibend, ſetzte hinzu: „Brav, Gottfried!“

Schorſch, das Geldſtück zu den übrigen werfend, rief: „Hier liegt mein Sechſer!“

„Und hier der meine,“ verſetzte Gottfried. Er nahm die Kugel und ſchob mit ganzer Kraft. Acht Kegel lagen, der neunte hatte gewackelt.

Die Zuſchauer geriethen förmlich in Aufruhr. Der alte Frick, nachdem er den jungen in Bewunderungsrufen unterſtützt hatte, ſagte zu Schorſch: „Nun, Vetter Hechtfiſcher? Dasmal haſt Du Deinen Meiſter gefunden, ſcheint's!“

„Wir wollen halt ſehen!“ erwiederte Schorſch. Mit einem Geſicht voll ſtolzen Vertrauens, geſchickt, um nicht zu ſagen flott, ſandte er die Kugel aus der Hand — die Neune lagen am Boden wie umgeriſſen!

Ein erſchütterndes „Ah!“ drang aus den Kehlen der Zuſchauer. Der Oberknecht rief triumphirend: „Das hätt' ich vorher ſagen können! Gegen den ſteht Keiner auf!“

Die Gäſte waren förmlich beſtürzt über das Glück und die Geſchicklichkeit des jungen Weilerbauers. Die beiden Fricken ſahen mit einer Beſchämung für ſich hin, als ob ſie eines ſehr dummen Streiches überwieſen wären; und die Baſe und das Bäschen zeigten ihre Sympathie mit ihnen durch unverhohlenes Mißvergnügen. — Der Rothenbauer und ſeine Tochter hielten ihre Gefühle zurück, konnten ſie aber doch nicht ganz verbergen. Jener warf gelegentlich einen vergnügten Blick auf den Schorſch, und dieſe ſagte mit dem Ton des Bedauerns zu dem Beſiegten: „Du haſt kein Glück gehabt, Gottfried!“

Unſer Burſche, nach einem Moment des Unmuthes, hatte mittelſt eines Gedankens, der ihm gekommen war, die Ruhe, ja die Heiterkeit ſeiner Seele wieder gewonnen. Er erwiederte: „Doch! der Hechtfiſcher hat nur noch mehr gehabt! — Und er kann's beſſer!“

Schorſch, der die letzten Worte gehört, wandte ſich zu ihm und ſagte mit Art: „Zwiſchen Dir und mir dreh' ich die Hand nicht um, Stöckle! — Aber,“ fuhr er fort, „mit dem Profit will ich heut' nicht nach Hauſe gehen! — Zum Spielen hat Niemand mehr Luſt?" — Allgemeines Kopfſchütteln. — „Dann," ſagte er zum Oberknecht, indem er ihm die abgeſonderten Gewinnſtücke übergab, „vertrinkt's auf meine Geſundheit!"

„Danke ſchön! Danke ſchön!" riefen mit dem Knecht Mehrere, die mitzutrinken hofften.

„Bedankt Euch," erwiederte der junge Weilerbauer, „auch beim Stöckle, und," ſetzte er mit heiterer Bosheit hinzu, „namentlich beim jungen Fricken!"

Ein Schmunzeln der braunen Geſichter antwortete ihm.

Die Stimmung Martins konnte dadurch begreiflicherweiſe nicht verbeſſert werden. — „Du biſt aber heut' übermüthig!" rief er dem Sieger zu. „Am Ende, daß Du das Kegeln kannſt, das iſt kein Wunder. Du hältſt Dich in der Uebung!"

Schorſch, durch die Abſicht in dieſen Worten gereizt und im Rauſch ſeiner Erfolge, entgegnete mit Stolz: „Ich kann noch manches, mein guter Martin, was ein Anderer vielleicht nicht ſo gut kann, wie ich!"

„Zum Beiſpiel?" fragte dieſer mit herausfordernder Miene.

„Zum Beiſpiel," erwiederte Schorſch, „thät ich mir getrauen, Dich auf's Gras zu legen, wenn Du Luſt hätteſt, mit mir zu meiſtern!"

Der junge Frick ſchwieg.

„Du ſcheinſt aber keine Luſt zu haben dazu?" fuhr jener ſpöttiſch fort.

„Ich fürcht' Dich nicht, Hechtfiſcher," entgegnete Martin; — „aber," fügte er mit einer gewiſſen Vornehmheit hinzu, „ich weiß nicht, ob's hier grad paſſend iſt!"

Schorſch nahm eine unbefangene Miene an. „Nun," ſagte er, „es wär' ja nur eine Unterhaltung! — Vetter Rothenbauer, ich hoffe, Ihr habt nichts dagegen! — Wir werden einander nichts thun; — es handelt ſich bloß darum, wer unten hin kommt!"

Der Rothenbauer verſetzte: „Zum Spaß, — meinetwegen!" Der alte Frick, ſehend, daß hier kein Geld zu verlieren, ſondern möglicherweiſe Ehre zu gewinnen ſei, zuckte nur die Achſel.

Martin zog entſchloſſen die Juppe herunter; Schorſch deßgleichen. Sie gingen mit einander auf den freien Grasplatz, der hinter der Laube lag, und die Anweſenden ſchloſſen einen Kreis um ſie.

Der Rieſer Bauernburſch, wenn er nicht zufällig in der Garniſon etwas gelernt hat, iſt kein geſchulter Ringer; findet alſo einmal unter Erwachſenen ein ſolcher Wettkampf ſtatt, ſo kommt es auf Körperſtärke, angebornes Geſchick und allenfallſige Traditionen aus der Schulbubenzeit an.

Was die Stärke betraf, ſo konnte man den jungen Fricken dem Schorſch gewachſen halten. Er hatte nicht ſeine Größe, aber er war unterſetzt und gut genährt; er genoß auch ſchon als Bub den Ruhm eines guten „Reißers“, und daß er unterlag, war durchaus keine Nothwendigkeit.

Die Gegner gingen auf einander los, und einer ſuchte den andern zu faſſen. Aber jeder war vorſichtig, und das Spiel ging hin und her. Endlich glaubte Martin ſeinen Vortheil zu erſehen und den Schorſch um den Leib zu kriegen; dieſer wich jedoch der Bewegung aus, fuhr mit großer Behendigkeit ihm unter die Arme, umſchlang ihn, hob ihn auf, daß er zappelte, warf ihn nieder und legte ſich ſeiner ganzen Länge nach über ihn. Alles das ging ſo ſchnell, daß es eine wahre Freude war, zuzuſchauen, und die meiſten der Umſtehenden konnten ſich nicht enthalten, in Rufe der Bewunderung auszubrechen.

Martin mußte ſich für beſiegt erklären.

„Der junge Frick hat heut kein Glück,“ meinte der alte Taglöhner mit einem Faunlächeln zu dem Oberknecht, deſſen lederbraunes Geſicht leuchtete, als ob er den Martin gezwungen hätte. „Das weiß unſer Herrgott!“ erwiederte er. „Warum ſticht ihn aber der Haber, mit dem Scherſch anzufangen? So einen gibt's nicht im ganzen Ries!"

Als der Ueberwundene zu ſeinem Vater zurücktrat, um die Juppe anzuziehen, ſagte dieſer: „Mit Dir heb' ich aber heut eine Ehr' auf, Potz Tauſendſakerment! — Wir zwei, glaub' ich, könnten jetzt heimgehen mit einander!"

Martin, der ſich wieder gefaßt hatte, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Iſt nicht ſo arg! Wenn ich ihn um den Leib gekriegt hätte, wär's anders gegangen!"

„Das glaub' ich," entgegnete der Alte ſpöttiſch.

„Nun ja," verſetzte jener, „er hat eben Glück gehabt und iſt mir hineingekommen!"

Der Scherſch, der beim Rothenbauer geſtanden war, hatte ſich umgedreht und die letzten Worte gehört. Er lächelte.

Martin, ihm zunickend, rief: „Ja, Scherſch! So iſt's auch! — — Aber jetzt," fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, „möchte ich nur Eines ſehen!"

„Was?" verſetzte der junge Weilerbauer. „Willſt Du's nochmal probiren mit mir?"

„Ich hab' genug," erwiederte Martin. „Aber ſehen möcht' ich, wie Du mit dem Stöckle zurechtkämſt!"

Scherſch, zu Gottfried gewendet, ſagte: „Willſt Du's verſuchen, Stöckle? — Komm raus! — Ich bin noch lang nicht müd — der Martin hat's gnädig gemacht mit mir! — Allons!“ fügte er ermuthigend hinzu.

Gottfried ſchüttelte den Kopf, nicht ohne Ungeduld. „Was fällt euch beiden ein!“ rief er. „Ich bin nicht hergekommen zum Reißen!“ — Lächelnd ſetzte er hinzu: „Ich glaub's vorher, daß Du ſtärker biſt, als ich, Hechtfiſcher!“

„Das glaub' ich nicht!“ rief Martin mit Bedeutung.

„So komm!“ wiederholte Schorſch zu Gottfried. „Die Zeit vergeht — die Leute wollen zu Nacht eſſen — und vorher noch ein kleiner Spaß kann nicht ſchaden! — Wir wollen doch einmal ſehen!“

Gottfried ſchien zu überlegen. „Ich dank' ſchön!“ ſagte er dann. „Im Ernſt!“

Sophie trat zu ihm. „Fürchteſt Du Dich?“ fragte ſie ihn ſcherzend.

„Ich find' es nicht nöthig!“ erwiederte der Burſch. „Warum ſoll ich mit dem Schorſch reißen?“

„Mir,“ verſetzte das Mädchen, „würdeſt Du ein Vergnügen damit machen! — Ich bin gradenwegs neugierig, zu ſehen, wer von euch den Andern zwingt! — Probir's!“

Gottfried ſah ſie an — und lächelte mit einem eigenthümlichen Ausdruck. Er hatte bemerkt, daß ſie den Sieg des Schorſch über den Martin zwar nicht mit dem offnen

Vergnügen ihres Vaters, aber doch auch gar nicht ungern geſehen hatte. Der Unterſchied zwiſchen einem bloßen guten Freund und einem Liebhaber oder gar Bräutigam für ein Mädchen kam ihm wieder in's Gedächtniß, und er entnahm aus den Worten der Sophie, daß ſie ſehen möchte, wie ihr Schorſch noch einen auf den Boden legte.

Er fühlte ſich gereizt. Eine Stimme in ihm rief: „Den Spaß ſollt' ich ihnen doch verderben!“ Entſchloſſen wendete er ſich zu dem Herausforderer und ſagte: „Gut, ich probir's mit Dir!“

„Bravo,“ rief der junge Weilerbauer und trat in die Mitte des Platzes. — Der Kreis der Zuſchauer begann ſich wieder zu runden.

Während der wackre Holzländer die Juppe auszog, mußte er nun aber erfahren, daß „zwei Seelen in ſeiner Bruſt wohnten“. Es kamen ihm Gedanken. Ihm fiel zunächſt ein, daß er eigentlich mit dem Vorſatz hergekommen ſei, für den Schorſch, den er letzthin beleidigt hatte, etwas zu thun, wenn dieſer ſich freundlich gegen ihn benähme, was durchaus geſchehen war! Dann glaubte er gerade darum auch nicht hier zu ſein, um dem Rothenbauer und ſeiner Tochter einen Verdruß zu machen, indem er den Schorſch demüthigte — des Biſchen eitler Ehre wegen! — Dieſe Gedanken, die ſich ihm aufdrängten, lähmten ſeinen Unternehmungsgeiſt. Er war in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt und ging nicht mit ganzer Kraft in den Kampf.

Ein's indeß glaubte er ſich ſchuldig zu ſein: geworfen wollte er nicht werden! Wie nun der Schorſch gegen ihn anging, wehrte er ſich — hielt ſich und machte ſich frei; es war ihm nicht beizukommen. Als aber der Gegner in erwachender Ungeduld ſich Blößen gab, nutzte er ſie nicht; wobei ihn freilich auch ſeine natürliche Langſamkeit unterſtützte. Er verſäumte ſelbſt eine Gelegenheit, die ſo deutlich wurde, daß der junge Frick wie raſend ſchrie: „Faß ihn! Unter'm Arm!“ — Die Möglichkeit war vorüber; aber der Zuruf wirkte dennoch: das Gegentheil! Gottfried, in Confuſion gebracht, bot ſeinerſeits eine Blöße, der junge Weilerbauer fuhr ihm wie der Blitz unter die Arme, riß ihn an ſich heran und lupfte ihn. Noch hatte der Burſche das Gefühl, daß er den Boden wieder erreichen und dann erſt recht anfangen könnte, — wenn er wollte! Aber ein paar Secunden vergingen, ohne daß er wollte — und er lag am Boden.

Die Verehrer und Verehrerinnen des ſchönen Hechtfiſcher, die Schmeichler des künftigen Rothenbauers — die „Leute“ — erhoben ein Jubelgeſchrei.

„Hab' ich Dich gezwungen?“ rief der Schorſch dem unter ihm liegenden Gottfried zu.

„Ja wohl!“ erwiederte dieſer. „Laß mich jetzt nur auf!“

Jener erhob ſich, und der Beſiegte deßgleichen.

Unſer Burſche, nachdem er ſich geſäubert und die Juppe wieder angezogen hatte, lächelte — halb verlegen, halb mit ſich zufrieden. Schorſch glaubte ihn tröſten zu müſſen und that es nach Maßgabe des vollkommenen Machtgefühls, das ihn beſeelte. Er ſagte: „Ein Bischen mehr Mühe haſt Du mir doch gemacht als der Martin!“ — „Iſt genug Ehr' für mich,“ antwortete Gottfried und trat auf die Seite.

Schorſch wurde vom Rothenbauer, hinter welchem das Geſinde ſtand, in Empfang genommen. Der künftige Schwäher des Triumphirenden ſtrahlte vor Vergnügen. „Vetter,“ rief er, „Du biſt doch ein Teufelskerl! Alles ſteht Dir an — und Alles kannſt Du!“

Bei dieſen Worten verzog die Geliebte des Martin ſehr ſichtbar die rothen Lippen, nahm die Alte bei der Hand und ſagte: „Mutter, jetzt iſt's aber Zeit, daß wir heimgehen! — Komm! Ich bitte Dich!“

Die Gäſte vom Dorf kamen überein, daß man heute genug Vergnügen genoſſen habe, und verabſchiedeten ſich unter Dankſagungen für die gute Aufwartung.

Gottfried, allein zur Seite ſtehend, gedachte ſeinerſeits

Aries zu ſagen, als die Sophie auf ihn zutrat. Ihr Geſicht drückte einen Vorwurf aus. „Warum haſt Du Dich denn von dem Schorſch zwingen laſſen?" ſagte ſie.

Der Burſche ſah ſie „verhofft" an. „Nun," erwiederte er, „das muß ich ſagen! Iſt Dir das nicht einmal recht?"

Das Mädchen betrachtete ihn. Ihre Züge erhellten ſich und ſie rief: „Alſo deßwegen? — Nein, das iſt kaum zu glauben!" — —

Als der Burſche bei ſinkender Nacht heimging, ſagte er zu ſich: „Am End' iſt mir die Sophie doch gut! — Das heißt — — O das Geld, das Geld! — Wenn das Geld nicht wär!"

III.

Es war Ausgangs Auguſt. — Sophie hatte ſich in der Lage, in der wir ſie zuletzt geſehen haben, bis dahin zu erhalten gewußt; aber nun rüſtete ſich das Geſchick, der Unbeſtimmtheit ein Ende zu machen.

In dieſe Lage hatte ſie jener erſte Beſuch Gottfrieds gebracht und der Blick, der ſie in dem Herzen des guten Freundes die ehrlichſte Zuneigung erkennen ließ. Sein Benehmen beim Abſchied hatte die Wahrnehmung ergänzt: Sophie wußte nun gewiß, daß die treue Seele ihr gehöre, mehr als ſie ſelber es ahne. Durch die Art, wie ſich dieß offenbarte, durch die Beſcheidenheit und Herzensgüte des Burſchen war ſie zugleich geſchmeichelt und gerührt, und auch ihr Gefühl gegen ihn erfuhr eine Verwandlung.

Schorſch, der bis dahin allein als Bewerber vor ihrer Seele ſtand, hatte einen Nebenbuhler erhalten.

Aber freilich keinen, der ſeinem Zweck hätte gefährlich werden können.

Wenn die Sophie zu Gottfried das unbedingteſte Zutrauen fühlte, wenn die Liebe ſeines Herzens ihn in ihren Augen ſelber verſchönte und ihn liebenswerth erſcheinen ließ — daran konnte ſie nicht denken, daß ihr zum Heirathen zwiſchen ihm und dem jungen Weilerbauer die Wahl gelaſſen würde.

Ihr Vater, wäre ſie ihm damit gekommen, hätte ſie als eine Tolle behandelt.

Das Gut Stöckle's war etwa zwölftauſend Gulden werth, und er hatte darauf ſo viel Schulden, daß er ſich nur eben anſtändig erhielt und wenig vorwärts kam. Den Hof des Rothenbauers ſchätzte man auf dreißig- bis vierzigtauſend, und er hatte noch Geld am Zins!

Würde die Sophie den Gottfried geheirathet haben, ſo wäre das im Ries als eine Mißehe angeſehen worden, über die man ſich lange nicht beruhigt hätte.

Für den jungen Weilerbauer ſprachen alle Gründe. Die Familie ſtand in gleichem Anſehen und hatte durch die Verheirathung der ſtädtiſch gebildeten Tochter an einen Aſſeſſor, der noch Gott weiß was alles werden konnte, einen ganz beſondern Glanz erhalten. Der Weilerbauershof zählte mehr Morgen-Landes als ſelbſt der des Rothenbauers. Hatte Schorſch auch noch einen jüngern Bruder, der das Gut erhielt, ſo verſprach die Weilerbäuerin doch ein ſehr anſehnliches Heirathsgut. Und wenn damit die Hauptſachen in der Ordnung waren, ſo fiel zu Gunſten dieſes Bewerbers auch der Umſtand noch in's Gewicht, daß er einer der ſchönſten und geſchickteſten Burſche im Ries war. Als Nebenvorzug hat das gar wohl auch ſeine Bedeutung. Wenn ſonſt alles geſichert iſt, dann kann der Schwiegervater auch dieſer Eigenſchaften ſeines Tochtermannes ſich freuen und bei Gelegenheit ſich etwas darauf zu Gute thun.

Wahrlich, die Sophie that viel für den Gottfried, daß ſie ihr Jawort nur hinausſchob! Sie konnte das als einziges und etwas verwöhntes Kind, und ſie that es, einem tiefen Zug ihres Herzens zu folgen. So lang es anging, wollte ſie für ſich die Freiheit haben — und dem Gottfried das Herzeleid erſparen. Was den Schorſch betraf, ſo wollte ſie zuſehen, was es eigentlich für einer wäre — und ob ihm auch wirklich zu trauen ſei!

Daß der ſchöne Burſch, bevor er ſich um ſie bewarb, den hübſchen Mädchen nachgegangen war, und daß er bei Gelegenheit immer noch ſehr gern viel drauf gehen ließ, das wußte ſie eben ſo gut wie ihr Vater. Und wenn ſie als Bauernmädchen nicht von übertriebener Zartheit war, ſo hielt ſie es doch namentlich in Rückſicht auf jenen erſten

Hang für gerathen, den Freier noch eine Zeitlang im Auge zu behalten.

Von den eigentlichen Gründen ihrer Zögerung ließ ſie den Vater übrigens nichts merken. Sie begnügte ſich, auf ſeine Ermahnungen zu erwiedern: es habe ja keine Eile; — einen Monat früher oder ſpäter geheirathet, wäre ja wohl einerlei; — ſie habe es eben gut beim Vater und wolle noch eine Zeitlang bleiben, was ſie ſei! — Einmal ſagte ſie lächelnd: „Wenn ich mich auch noch beſinne, der Schorſch wird deßwegen doch nicht von mir abſtehen!“

Die Schlauheit des Weibes lehrte ſie, von Gottfried in einer Art zu reden, daß in der Seele des Alten das aufgeſtiegene Bedenken ſich wieder verlor und er ſelber den Schorſch zu beruhigen vermochte, der einmal gemeint hatte: der Gottfried gelte doch beſonders viel bei der Sophie! — Der Vater benutzte dieſe Rede, dem Freier klar zu machen, daß das nur eine alte Anhänglichkeit ſei aus der Schulzeit her, daß der Gottfried nur in Einer Art etwas bei ihr gelte, in der andern aber, wie er, der Schorſch, meine, gar nichts; daß ſeine Tochter im Grund nur zeigen wolle, ſie ſei nicht ſtolz geworden gegen ihn, und daß es eine Art ſei, ihr zu gefallen, wenn man den wackern Menſchen, dem ſie nun einmal nichts thun laſſen wolle, freundlich behandle!

So war von Sophie die erſte Hinausſchiebung durchgeſetzt worden von jenem Sonntag an bis zu dem kleinen Feſt im Garten; und die zweite von hier bis zum Schluß des Erntemonats. Daß der Gottfried, um ihr, wie er meinte, einen Verdruß zu erſparen, ſich vom Schorſch hatte werfen laſſen, das hatte ihr noch ganz beſonders das Herz bewegt. Sie erkannte darin eine Gutmüthigkeit ohne Gleichen und eine große Werthſchätzung ihrer Perſon; es wäre ihr nicht möglich geweſen, ſich gleich darnach mit dem Schorſch zu verſprechen, und ſie erwiederte daher einer neuen Mahnung des Vaters, der ſeinerſeits vom Unterhändler gedrängt wurde: „Warten wir bis nach der Ernte! Dann will ich mich in Gottesnamen entſchließen!“ Der Vater bewilligte die Friſt, nachdem er ihr das Wort abgenommen.

Die Ernte ging zu Ende. Sophie, ihrer Zuſage gedenkend, ſaß in ſtiller Nachmittagsſtunde allein im Kanzley; und während die Hände strickten, vertiefte ſich ihre Seele in die Angelegenheit, die nun entſchieden werden mußte.

Ihre Gefühle hatten ſich nicht geändert. Vielmehr: jetzt, wo der letzte Termin heranrückte, empfand ſie nur eine um ſo größere Scheu, ſich an den Schorſch zu binden.

Nachdem ſie mit großem Ernſt für ſich hingeſehen, ſagte ſie: „Woher weiß ich, daß er mich ſelber ſchätzt und gern hat und daß er ſich nicht nur ſo anſtellt, obwohl —“

Ihre Bruſt hob und ihre Wange färbte ſich; ihr Geſicht erhielt einen empfindlichen und ſtolzen Ausdruck.

„Das iſt kein Beweis!“ rief ſie dann mit einer Miene des Argwohns und des Unwillens. „Im Gegentheil! — Das iſt's, was mir eben noch die meiſten Gedanken macht!“

Sie ſchwieg. Nach einer Weile fuhr ſie fort: „Das Heirathen iſt wahrhaftig kein Kinderſpiel; und wenn man einmal drüber nachdenkt, dann hat's kein Aufhören mehr. Wer in der Blindheit dazu kommt, der iſt vielleicht am glücklichſten; denn wie's nachher geht, das weiß man doch nicht. — — Es wäre beſſer geweſen,“ ſetzte ſie nach einer Weile hinzu, „der Gottfried hätte uns damals gar nicht beſucht! — Er iſt gekommen, weil wir unſer Sach' nicht ſchön genug machen konnten für den Schorſch! — Sonderbar!“

Sie ſchaute gedankenvoll auf das Tiſchchen, an dem ſie ſaß, und die Hände ſtrickten weiter. Auf einmal wurden ſtarke Tritte auf den Solenhofer Steinen des Haustennens hörbar. Sophie erkannte den Vater; ihr Herz klopfte, und ein banges Gefühl ging durch ihre Bruſt, als der Alte, der eingetreten war, gradenwegs zu ihr in's Kanzley kam.

Er ſah ſie an, ſuchte zu lächeln, was ihm aber nicht ganz gelang, und ſagte: „Nun Sophie? Ich will Dir nur ſagen, daß man eben das letzte Fuder Haber einführt!“

Das Mädchen, ſich verſtellend, erwiederte: „Soll ich den Leuten heut Abend was Beſonderes richten?“

Der Bauer zuckte die Achſel. „Wir haben ſchon ein Feſt gehabt,“ entgegnete er. „Weißt Du aber, was Du mir darnach verſprochen haſt? — Die Sache,“ fuhr er zu der Schweigenden fort, „muß jetzt ein Ende nehmen. Du ziehſt dieſe Leute herum — ich wunder' mich nur, daß ſie ſich's gefallen laſſen! Ich für meine Perſon hätte ſchon lang geſagt: jetzt entweder geſchieht's, oder es iſt aus!“

Die Tochter neigte den Kopf ein wenig auf die Seite und ſagte: „Die Weilerbäuerin, ſcheint's, hat mehr Geduld, als Du!“

„Sie geht aber jetzt auch zu End',“ verſetzte der Alte. „Der Schlome kommt morgen oder heut noch und wird Ja oder Nein holen. — Das ewige Nausſchieben muß ja nach und nach die beſten Menſchen verdrießen!“

Das Mädchen hatte aufgehört zu ſtricken und legte die rechte Hand an ihre Stirn, während ſie ſich auf den Ellbogen ſtützte. Der Vater ſah ſie an und rief: „Aber jetzt ſag' mir nur, was haſt Du denn, daß Du Dich nicht entſchließen willſt? — Was ich bis jetzt gehört hab', das ſind Redensarten geweſen. Nun ſei einmal aufrichtig — denn ich hab's ſatt, als ob ich's mit Löffeln gegeſſen hätt'.“ — Er warf einen ſpöttiſchen Blick auf ſie und ſagte: „Willſt

Du vielleicht gar nicht heirathen? — Willſt Du eine alte Jungfer werden?“

Die Sophie konnte nicht umhin, zu lächeln.

„Scheint nicht!“ fuhr der Rothenbauer fort. „Gott lob — über *den* Punkt wären wir getröſtet! — Alſo weiter! Haſt Du was gegen die Leute? Haſt Du was gegen den Menſchen? — Etwas muß doch dran Schuld ſein an dieſem ewigen „Spreißen“? Jetzt geh raus mit der Farb'!“

„Nun,“ ſagte das Mädchen, „wenn Du's durchaus haben willſt — ich kann eben kein rechtes Vertrauen faſſen zum Schorſch!“

„Ach!“ rief der Alte mit dem Accent des Unwillens.

„Mir iſt's halt immer,“ fuhr das Mädchen fort, „als wollte er mehr den Hof, wie mich!“

„Er will Dich und den Hof dazu!“ verſetzte der Rothenbauer ordentlich böſe. „Wer hat Dir denn ſolche Skrupel in den Kopf geſetzt? — Man kann doch ein Mädchen jetzt nicht mehr fortlaſſen, ohne daß ſie mit einer Dummheit im Kopf wieder nach Haus kommt! — Geh! Es wär kein Wunder, er thät Dir nicht ſchön, ſo oft er kommt!“

„Das iſt noch kein Beweis!“ rief die Sophie.

„So? Kein Beweis? — Was ſoll er denn aber ſonſt thun? Am Ende gar —“

Er hielt inne. Die Tochter verzog die Lippen und aus ihren Augen ſah ein ſtolzes Selbſtgefühl. Nach einer Weile ſagte ſie: „Der Schorſch iſt leichtſinnig geweſen — das läugneſt Du ſelber nicht. — Wer ſteht mir gut dafür, daß er's nicht wieder wird?“

Der Rothenbauer machte eine verdrießliche Bewegung. „Sein Verſtand,“ entgegnete er, „und die Jahre, in die er kommt! — Leichtſinnig! — Wenn man die Burſche nicht mehr heirathen wollte, die mit achtzehn Jahren den Mädchen nachlaufen und bankettiren, dann hörte die Welt auf!“

„'s iſt nicht jeder ſo!“ warf das Mädchen ein.

„Was verſtehſt Du davon!“ rief der Vater. — „In dieſen Jahren hab' ich's grad ſo gemacht wie der Schorſch!“

Die Tochter ſah ihn lächelnd an. „Wird ſo arg nicht geweſen ſein!“ erwiederte ſie.

Der Alte machte ein curioſes Geſicht. „Gut!“ ſagte er. „Ich will Dir nichts verzählen — es iſt auch gar nicht noth! — Die Narrheiten, die man in dieſen Jahren macht, ſag' ich Dir, vergehn von ſelber — und damit Punktum!“

„Zuweilen kommt's aber doch vor, daß ſie bleiben,“ entgegnete Sophie. „Und grad beim Schorſch fürcht' ich —“

Der Alte ſah ſie an. „Haſt Du was von ihm gehört, ſeit er zu uns in's Haus kommt? Ich nicht! Nicht einmal ein dummes Gered'!"

„Ich auch nicht," erwiederte die Tochter. — „Höchſtens —"

Sie hielt inne.

„Nun?" rief der Alte begierig.

„Weil wir doch grad im Reden ſind," fuhr die Tochter fort, „ſo will ich Dir nur ſagen, daß er vergangenen Samstag vor *meinem* Kammerfenſter geweſen iſt!"

Die Miene des Alten erhellte ſich ſpöttiſch. „Das ſcheint mir das größte Verbrechen grad nicht zu ſein!" erwiederte er.

„Er hat da allerlei Einfälle gehabt!" fuhr die Tochter fort. „Ich hab' ihm aber keine Audienz gegeben!"

„Daran haſt Du recht gehabt," verſetzte der Vater nun doch mit einer gewiſſen Billigung. — „Er hätt's auch bleiben laſſen können! — Aber — was beweiſt das?"

„Daß er mich heirathen will!" erwiederte das Mädchen mit Bedeutung.

Der Alte, ſie verſtehend, ſchwieg.

„Ich geſteh' Dir," fuhr das Mädchen fort, „grad ſeit dieſer Zeit bin ich argwöhniſch! — Er hat zwar gute Miene zum böſen Spiel gemacht und ſich noch recht hübſch hinausgeredet; — aber es hat mich doch verdroſſen!"

Der Rothenbauer ſchüttelte den Kopf. „Das iſt nun wieder zu zimperlich!“ entgegnete er. „Sei kein Chriſtkindle! Auf den Einfall hätt' jeder kommen können!“

„Jeder nicht!“ entgegnete Sophie mit Sicherheit. — „Ich kenn' einen, der hätt's nicht gethan!“

„Wer iſt das?“ rief der Alte.

„Der Gottfried!“ erwiederte das Mädchen.

Der Alte ſah ſie an — mit großem Befremden. Dann, indem er den Mund verzog, ſagte er: „Daß ſich der ſo was nicht herausnimmt, das iſt doch wohl natürlich! — Wär' noch ſchöner!“

Das Mädchen durch den verächtlichen Ton im Namen Gottfrieds beleidigt, verſetzte: „O, der hätt' es ſo gut wagen können wie ein Anderer! Grad ſo gut! — Aber er thut's nicht! Dafür hat er zuviel Reſpekt vor mir! Und zuviel Reſpekt vor ſich ſelber!“

„Oh, Oh, Oh!“ rief der Rothenbauer der für ihn allzu hoch geſinnten Tochter entgegen. „Uebertreib's nur nicht! — Daß der Gottfried Reſpekt vor Dir hat,“ fuhr er mit einer Miene zorniger Geringſchätzung fort, „das dank' ihm der Teufel! — Wie könnte der glauben, daß für ihn was zu hoffen wär' —“

Er ſah eine Röthe aufgehen in dem Geſicht der Tochter, ſeine Züge verdunkelten ſich und er rief: „Sophie, Sophie, mach' mir keine Streiche! — Du haſt Dich verrathen jetzt! — Sei ſtill! Du haſt Dich verrathen!" Und mit drohendem Ernſt fuhr er fort: „Du glaubſt am End', Du kennſt mich? Du kennſt mich nicht, wie ich ſeh'! — Ich hab' Dich gehen laſſen bis jetzt, weil Du im Grund nichts Unrechtes verlangt haſt! Aber wenn Dir ſolche Gedanken in Dein Hirn kommen, dann will ich Dir zeigen, wer Herr im Haus iſt! — Der Holzländer, der „Bediſcht" — das wär mir der Rechte! — Ich hab' mir aber doch gedacht, daß hinter dieſer guten Freundſchaft etwas ſtecken möcht'! — Der brave Menſch, der gute Menſch, der beſcheidene Menſch!" fuhr er ſpottend fort. — „Ein unverſchämter Menſch iſt er!" ſetzte er mit Entrüſtung hinzu.

„Vater," entgegnete Sophie mit ernſtem Nachdruck, „den Gottfried laß aus dem Spiel! — Er denkt nicht an mich! Dazu iſt er viel zu vernünftig und bildet ſich zu viel ein! Und ich denk' auch nicht an ihn! — Was thät's helfen? Du thät'ſt mir ihn doch nicht laſſen!"

„Darauf kannſt Du einen Eid ablegen," rief der Alte mit ausbrechendem Hohn. „Die Dummheit thäteſt Du mir nicht machen, ſo lang ich's hindern kann! — Aber ich ſeh', 's iſt die höchſte Zeit, daß man Dir einen Mann gibt! So geht's eben, wenn man euch ſo lang ledig läßt; — da ſetzt ihr euch verrückte Gedanken in den Kopf und macht unſinnige Streiche! Gottlob, noch iſt's Zeit: und jetzt geſchieht, was ich will!"

Sophie, mit leiſem Achſelzucken, ſchwieg. Der Alte, der grimmige Blicke auf ſie richtete, ſchnaubte hörbar, wendete ſich dann raſch ab und ging in die Stube hinaus.

Nach einer Weile kam er langſam wieder herein. Seine Geſichtszüge waren ruhiger geworden, drückten aber einen Ernſt aus, der das Ausſehen des Kummers hatte. Er ſtellte ſich vor die Tochter und ſagte: „Sophie, Du biſt immer ein verſtändiges Mädchen geweſen, und ich muß Dir's zu Deinem Ruhm nachſagen, ich hab' mich über Dich nie zu beklagen gehabt! Jetzt hör' mich an! Was Du gegen den Schorſch vorgebracht haſt, das ſind alles Einbildungen, die keinen Grund und keinen Boden haben! Er iſt ein luſtiger Menſch geweſen, wie wir in dieſen Jahren Alle! Er iſt aber ein Menſch, der ſein Handwerk verſteht, und ein Angeber, der ſeines Gleichen ſucht — wenn der unſern Hof kriegt, dann wird er bald noch mehr einſchneiden, als ich jetzt, und in zehn Jahren iſt er der reichſte Bauer im Ries! — Ein guter Menſch iſt er obendrein. Und ein Menſch, der ſich benehmen kann und mit dem man Ehr' aufhebt, wo man ſich mit ihm ſehen läßt! Und die Verwandtſchaft, in die wir durch ſeine Familie kommen, macht uns grad auch keine Schand'!"

Nachdem er dieſen letzten Trumpf noch bedeutſam nickend ausgeſpielt, als wäre das die Hauptſache, fuhr er fort: „Ich — das weißt Du vielleicht gar nicht — hab' nicht ſo groß angefangen; — ich hab's aber zu was gebracht, weil ich's darnach gemacht hab', und jetzt will ich, daß mein Kind nicht runter kommt, ſondern nauf! Ich hätt' vor etlichen und zwanzig Jahren auch eine lieber gehabt, als Deine Mutter; aber mit jener wär' ich ſitzen geblieben — und ich hab' Deine Mutter genommen. Und die war ein braves und ein geſcheidtes Weib — ich hab's nicht zu bereuen gehabt. Bild Dir nicht ein, daß ich zu hoch hinaus will. Ein Anderer würde aus ſeiner einzigen Tochter eine der erſten Müllerinnen machen, oder eine Wirthin, oder eine Frau in der Stadt! Ich könnte das auch; denn unſer Gulden gilt dort auch fünfzehn Batzen! Aber ich hab' meinen Hof gern und ich will mit meinen Kindern drauf bleiben; und ich will einen Schwiegerſohn drauf haben, der ihn verdient. Den hab' ich rausgeſucht unter allen, die man mir angetragen hat, die Sach' iſt nun ſo weit, daß ſie fertig gemacht werden kann jeden Augenblick, und — Du mußt heirathen! Es iſt die höchſte Zeit! — Alſo entſchließ Dich jetzt! Zeig, daß Du nicht die Tochter biſt, die ihrem Vater ſeinen Plan verderbt! Du kannſt nichts mehr einwenden — und nun mach' ein Ende!“

Nach dieſen Worten, die er zuverſichtlich und doch zugleich bittend geſprochen, reichte er ſeine Rechte hin — und Sophie, nach einigem Beſinnen, ſchlug ein. „In Gottes Namen,“ ſagte ſie: „ich will's wagen — Dir zu lieb! — Ich weiß, ich wag' etwas dabei —“

„Wagen,“ verſetzte der Alte hocherfreut, „thut man immer beim Heirathen! Aber mit dem kannſt Du's wagen!“ — Und zärtlich lächelnd ſetzte er hinzu: „Hat man das eine Plag' mit ſeinen Kindern, die man glücklich machen will!“

Kaum hatte er den Satz geendet, als die Stubenthür aufgemacht wurde, und hereintrat — der Schlome. — Vater und Tochter gingen ihm entgegen.

Der Unterhändler war eine ſtattliche Figur, von breitem Geſicht und runden Gliedmaßen. Die Naſe, mehr dick als lang, hatte ein gutes Gepräge und bildete mit einem tüchtigen Kinn und aufgeworfenen Lippen ein kräftiges, Vertrauen erweckendes Ganze. Er trat mit einer Freiheit und einem natürlichen Selbſtgefühl in die Stube, als ob das Haus ihm gehörte.

„Nun, Schlome,“ rief ihm der Rothenbauer zu, „heut habt Ihr's einmal getroffen!“

Das Geſicht des Juden erhellte ſich. „Hat ſich die Jungfer Sophie entſchloſſen?“ rief er. Und zu dem

Mädchen gewendet, ſiegreich lächelnd, ſetzte er hinzu: „Wollen wir endlich heirathen? Wollen wir folgen?"

„Mein Vater thut's nicht anders!" erwiederte das Mädchen.

„Hat Recht, daß er's nicht anders thut," verſetzte der Jude würdevoll. „Ich thät's auch nicht anders! — Hat man das eine Noth mit einem Mädchen, der man den ſchönſten Mann in's Haus liefern will! — Die Jungfer Sophie, ich geb's zu, kann ſtolz ſein. Aber ander' Leut' können's auch ſein — und ich ſag Euch, ſie ſind ſtolz. So wahr ich daſteh', ich hab' heut den Auftrag gehabt, entweder komm' ich mit der Einwilligung — oder 's iſt aus!"

„Siehſt Du?" rief der Alte zu ſeiner Tochter.

„Alles was Recht iſt, Rothenbauer," verſetzte der Jude. „Die Weilerbäuerin bildet ſich was ein! Sie bildet ſich was ein auf ihren Schorſch — und ſie kann ſich was einbilden! — Was glaubt Ihr? Wenn ich hätt' reden wollen für dieſe oder jene, wie ich geredet hab' für die Sophie — ich hätt' mir was verdienen können! — Geld, ſag' ich Euch! Viel Geld!"

Das Mädchen, lächelnd, entgegnete: „Warum habt Ihr's nicht gethan, Schlome?"

Der Jude wackelte ſchmunzelnd mit dem Kopf. „Warum ich's nicht gethan hab'? — Weil ich hab' zuſammenbringen wollen, was zuſammenpaßt! Darum hab' ich's nicht gethan!“

Der Rothenbauer und ſeine Tochter hielten ihre Heiterkeit nicht zurück. Schleme fuhr fort: „Wenn ich etwas thun ſoll, dann muß es recht werden, ſonſt thu' ich's nicht. Ich bin nicht der Mann, den man überall hinſchicken kann! Ich muß ſelber meine Freud' dran haben! — und bei dem Geſchäft, da, hab' ich ſie gehabt. Ich hab' gleich geſehen, das macht mir Ehr', wenn ich das zu Stande bring'; und ich hab' mir Mühe gegeben und hab' mich geplagt und bin hin und hergegangen und hab' mir die Sohlen von den Stiefeln gelaufen — aber ich hab's gern gethan! Warum? Rothenbauer, ich will Eure Tochter nicht ſchamroth machen: — aber ſie hat was in ihrer Natur und in ihrer Miene: — wenn ſie ſich wollt' anziehen, wie man ſich anzieht in der Stadt, ſie könnt' eine gnädige Frau machen, ſo gut wie die beſte!“

„So gut wie die beſte Bäuerin!“ ergänzte Sophie.

„Schmue,“ verſetzte der Jude lächelnd. — „Und der Bräutigam, der Scherſch?“ fuhr er fort. „Wenn ich den ſo manchmal anſeh' und er kommt mir nicht vor wie ein junger Baron, ſo will ich verſchwarzen!“

„Oh!“ rief das Mädchen, während der Rothenbauer lachte.

„Oh oder nicht Oh,“ entgegnete Schlome. „So wahr ich's Leben hab' — wenn die Weilerbäuerin nicht ein braves Weib geweſen wär', ſo lang ſie lebt, und der verſtorbene Weilerbauer ſelber ſchon ein feiner Mann — ich hätt' mir, weiß Gott, Gedanken gemacht!“

„Hoho, Schlome,“ rief der Alte. „Ich brauch' keinen Herrn zum Tochtermann, ſondern einen Bauern!“

„Von was red' ich denn?“ rief der Jude. „'s iſt ein Bauer, und was für einer! Sieht aber aus wie ein Herr! Schad't das was?“ Er ſah das Mädchen an und fuhr fort: „Jungfer Sophie, zieren Sie ſich nicht! Ein ſchöner Mann iſt ein ſchöner Mann! Und wiſſen Sie was? Schöne Kinder, wenn man ſie kriegt, ſind ſchöne Kinder!“

„Geht doch!“ rief Sophie.

„Nu,“ entgegnete der Jude. „Daven ſoll man wohl nicht reden? — Bah!“

Der Rothenbauer, nachdem er vergnügt vor ſich hingeſehen, bemerkte: „Schlome, meine Tochter hat Augen ſo gut wie jedes Mädchen. Daß der Schorſch ein ſchöner Menſch iſt, das brauchen wir ihr nicht erſt zu ſagen! — Aber ſie hat einen andern Skrupel!“

„Einen Skrupel?“ rief der Jude, der ernſthaft zu werden begann. „Nun?“

„Daß der Scherſch ſich auf die leichte Seite gelegt hat!“ fuhr jener fort.

„Wie ſo?“ fragte der Jude verwundert.

„Daß er — ſchöne Mädchen gern ſieht!“

Die Züge Schlome's erheiterten ſich. „Iſt das ein Fehler?“ ſagte er ſchmunzelnd.

„O ja,“ rief Sophie, „und das ein großer! Und ich ſag' Euch, Schlome, wenn ich heut' noch was hörte, — ich thät Alles rückgängig machen!“

Der Jude ſtand da wie einer, der ſeine Ungeduld kaum zügeln kann. „Gott der Gerechte,“ rief er, „ſo was ſoll man anhören im neunzehnten Jahrhundert!“ — Und indem ſein Geſicht einen Ausdruck von tiefem Unmuth erhielt, ſetzte er hinzu: „Ich hätt' gute Luſt, augenblicklich wieder fortzugehen!“

„Nu, nu,“ verſetzte der Bauer, „werdet nur nicht bös, Schlome!“

„Ich bin bös,“ rief der Jude, „ganz ernſtlich bös! — Wenn man ſich Müh' gibt und gibt nicht nach und bringt zwei Leute zuſammen, die unſer Herrgott für einander geſchaffen hat, und man kommt einem da mit ſolchen Faxen! — Schöne Mädchen gern ſehen! Ich ſeh' auch ſchöne Mädchen gern! Wir alle ſehen ſchöne Mädchen gern! — Gut, gut, gut! Ich weiß, was ihr ſagen wollt! — Aber, Jungfer Sophie, laſſen Sie mich aufrichtig reden! Wenn Sie einen Mann wollen, der noch keine andre gern geſehen und am End' gar noch keiner andern gefallen hat, dann laſſen Sie ſich einen ſchnitzeln — ich kann Ihnen keinen liefern!“

Mit dieſen Worten drehte er ſich unwillig um und ging, einem Beleidigten ähnlich, durch die Stube.

„Schleme,“ begann der Rothenbauer, „was geſchehen iſt, das iſt geſchehen! Aber — weil wir nun grad dabei ſind — die Sophie hat Furcht vor dem, was geſchehen könnte!“

Der Jude blieb ſtehen. „Wirklich?“ rief er. „Nun, ich hätt' nicht geglaubt, daß die Sophie ſo beſcheiden wär'! — Wenn ich die Sophie wär', die Tochter vom Rothenbauer, und ich hätte den Schorſch Hechtfiſcher zum Mann, ich thät mir getrauen, ihn zu behalten für mich! Der thät mein gehören — und er ſollte ſich in der ganzen Welt nichts Beſſeres wünſchen!“

„Das ſag' ich ja auch!“ rief der Alte.

Der Jude zuckte die Achſeln und fuhr fort: „Man ſieht wohl, daß ihr reiche Leut' ſeid und keine Sorgen habt, darum kommt ihr auf ſolche Späß'! — Nun, Jungfer Sophie,“ begann er nach momentanem Schweigen, „ich will Ihnen was erzählen! Wie heut die Weilerbäuerin zu mir geſagt hat: Geh, Schleme, und wenn Du mir heut wieder mit einer Vertröſtung kommſt, dann hat's ein Ende! — Da iſt mir der Schorſch nachgelaufen in den Hof und hat geſagt: Herr Löw! — Herr Löw, hat er geſagt, machen Sie die Sach' gut heut, ich bitt' Sie! Ich muß heirathen und will heirathen, und ich kann's nicht erwarten, bis die Sophie meine Frau wird! Geben Sie ſich Müh', ich weiß, Sie meinen's gut mit mir und Sie können was durchſetzen — ich werd' Ihnen dafür danken, ſo lang ich leb'! — Soll ich nicht geſund wegkommen von der Stell', gebettelt hat er an mir, der ſtolze Burſch, und hat ein Geſicht gemacht, als ob's um's Leben ging, und ein Zittern hab' ich bemerkt an ſeinem Leib! Nun, hab' ich zu mir geſagt, der iſt verliebt! Der fürchtet, die Sache geht wieder zurück, und verſchrickt auf den Tod! — Und ich muß Ihnen ſagen, Jungfer Sophie, wen ſo eine Lieb' nicht rührt, der hat kein Herz!"

Der Rothenbauer war ganz ernſthaft geworden. „Ja, ja," ſagte er, „ich hab's ja auch geſehen, wie's ihm zu Muth iſt!"

Das Mädchen hielt ihr Auge forſchend auf den Juden gerichtet. Dieſer bemerkte es. „Glauben Sie's etwa nicht?" rief er mit dem Ausdruck eines Gekränkten.

„Ich glaub's," entgegnete Sophie.

„So machen wir der Sach' ein End'!" rief der Jude. — Und zu dem Alten gewendet fuhr er fort: „Ich hab' Euch geſagt, Rothenbauer, was die Weilerbäuerin gibt an Heirathsgut, an Ausſtaffirung und an Vieh. Sie gibt auch noch den ſchönen dreijährigen Braunen her, der Euch ſo gut gefallen hat — ſie thut was ſie kann und läßt ſich bei Gott was koſten um der neuen Verwandtſchaft! — Dafür gebt Ihr den Hof ab, wie wir's mit einander ausgemacht haben — — nu ja, ausgemacht haben wir's eigentlich nicht, Ihr habt noch nicht eingewilligt; aber Ihr müßt's thun, es geht nicht anders! Und dann zieht Ihr davon als Heirathsgut für die Tochter ſo viel ab wie die Weilerbäuerin mitgibt ihrem Schorſch!"

„Das heißt," warf hier das Mädchen ein, „mein Vater gibt uns den Hof überhalb geſchenkt, und zieht dann nochmal die Hälfte davon ab!"

„Nu ja," verſetzte der Jude mit einem Blick der Ueberlegenheit. „Was macht's Ihnen, wenn er's thut? Haben Sie Urſache zu proteſtiren? Iſt's ein ſo großes Unglück, wenn man anfängt zu hauſen ohne Schulden?"

„Das nicht," erwiederte Sophie. „Für mich nicht; — und noch weniger für den Schorſch!"

Schlome betrachtete ſie mit einem Ausdruck von Befremden und Strenge. „Jungfer Sophie," entgegnete er, „nehmen Sie mir's nicht übel, Sie fangen an mir ſehr curjos vorzukommen! Was gut iſt für die Frau, das iſt gut für den Mann — gut für alle beide! Sie machen wirklich Umſtänd', daß man's kaum mehr aushalten kann. Ob's der Rothenbauer Ihnen jetzt gibt, oder ſpäter, iſt ganz einerlei — Sie kriegen ja doch Alles! Aber es ſchickt ſich nicht, daß man das einzige Kind mit Schulden anfangen läßt bei ſolchem Reichthum! Wir wiſſen ja, was ihm noch bleibt — wollte Gott, ich hätt's! Der Vater kann's thun, Sophie, und er muß es thun, denn ſonſt kommt er in's Gered' und verliert ſeinen Ruhm bei den Leuten!"

„Nun ja," rief der Rothenbauer, „ich bin im Grund nicht dagegen! — Ein paar tauſend Gulden mehr oder weniger — das ſoll die Sache nicht mehr aufhalten."

Schlome ſah ihn mit feierlichem Beifall an. „Rothenbauer," rief er, „da habt Ihr einen Spruch gethan! — Gut! Wir ſind alſo einig? — Nun, dann halten wir morgen den Heirathstag! — Wird das eine Freud' ſein, wenn ich den Leuten die Nachricht bring'!"

Sophie hatte ſinnend dageſtanden. „Morgen, Schlome, ſagte ſie, „das geht nicht."

„Warum nicht?" rief Schlome.

„Weil — — es kommt mir zu ſchnell!"

Der Jude zuckte und ſein Geſicht erhielt den Voll-Glanz der Entrüſtung. „Was!" ſchrie er. „Nachdem ich drei Monat hin und hergelaufen bin und vertröſtet und hingehalten worden — Jetzt reißt mir die Geduld!" — Er wendete ſich und drehte ſich zweimal im Kreiſe herum.

Sophie, unbekümmert um die Drohung in Wort und Action, verſetzte mit ruhiger Entſchiedenheit: „Ich hab' nachgegeben in der Hauptſach' — und nun will ich auch meinen Kopf haben! Heut über vierzehn Tag — es iſt ein Dienſtag und hat eine gute Bedeutung! — da ſoll die Verlobung ſein. — Anders thu' ich's nicht — und mein Vater wird mich nicht zwingen wollen!"

Der Jude ſchien zu überlegen. Er nahm die Miene der Ergebung an und rief: „Großer Gott, was müſſen wir uns gefallen laſſen von den Weibern! Aber ſo ſind ſie! So ſind ſie alle miteinander! — So wahr ich Schlome heiß', der Schorſch dauert mich! Der hat Eine gefunden! Wer in der Haushaltung die Hoſen anhaben wird, das kann man errathen ohne Kopfzerbrechen!" — Er ſah den Alten an. „Nun, Rothenbauer?"

„Zwei Wochen," verſetzte dieſer, „ſind keine Ewigkeit. — Laſſen wir ihr den Eigenſinn!"

Schlome nickte mehrmals mit großem Ernſt. „Gut!" ſagte er. „Dann ſetzen wir aber den Contract auf, wie's jetzt ausgemacht iſt! — Ihr verſprecht das?"

„Ich verſprech's," erwiederte der Bauer.

„Und ich desgleichen," ſetzte die Tochter hinzu.

„Und unterdeß,“ fuhr der Jude fort, „darf ich reden von der Sach’ und darf ſagen, daß die Familien einig geworden ſind?“

„Von mir aus,“ entgegnete das Mädchen, — „wem Ihr wollt!“

„Gott ſei’s gedankt!“ rief Schlome feierlich. — „Aber jetzt,“ fuhr er ſich aufheiternd fort, „ſetzen wir uns! — Sie haben mich müd gemacht, Sophie! — Gehen Sie! Sie ſind die Stolzeſte und Hartherzigſte im ganzen Ries!“

Das Mädchen zuckte die Achſel. Dann ſagte ſie: „Kann ich etwas aufwarten, Schlome? Ich hab’ was Gut’s!“

„Ich nehm’s an!“ rief der Jude. „Weiß Gott, von dem Laufen und dem Reden bin ich halb verdorſtet!“

Er ſetzte ſich an den Tiſch; das Mädchen ging hinaus.

Der Rothenbauer ſah den Unterhändler, der ſich mit ſeinem Schnupftuch den Schweiß von der Stirn wiſchte, heiter an. „Der Kuppelpelz,“ bemerkte er, „wird Alles gut machen! — Was die Weilerbäuerin gibt, das geht mich nichts an, — (der Jude zuckte die Achſel, als ob er ſagen wollte: es wird nicht viel werden!) — aber was ich geb’, das weiß ich. — Ihr habt was verdient, Schlome!“

„Ob ich was verdient hab'?" rief der Jude. „Ihr mögt mir geben, was Ihr wollt, Rothenbauer, Ihr könnt mir's nicht vergelten, was ich gethan hab'! Aber ich verlang's auch nicht! Ich begnüg' mich mit der Ehr' und mit dem Glück, was ich geſtiftet hab'!"

Als der Schleme nach einer Stunde dem andern Dorfe zuwanderte, ſagte er ſich: „Was das für harte Köpf' ſind, dieſe Bauernköpf'! 's iſt weiß Gott leichter, ein paar Ochſen einzugewöhnen, als dieſe Leut' zur Raiſon zu bringen! — Iſt das ein Beſinnen und ein Gethu', daß man faſt keinen Schritt vorwärts kommt! — Noch vierzehn Tag'! — Na, ſie werden vorübergehn, und dann werd' ich Ruh' haben, bis ich mir wieder eine neue Plag' auflad'!" —

„Ich bin wahrhaftig verſchrocken geweſen," fuhr er nach einer Weile fort, „ſie könnten gehört haben, daß es bei der Weilerbäuerin nicht mehr ganz koſcher ausſieht! — 's geht wirklich ſchon ein Gerede! — Aber Gottlob, ſo ein Großer glaubt an Seinesgleichen und merkt immer zuletzt: geſchwollen iſt nicht fett!"

Er lächelte. „Der Rothenbauer iſt der Mann, die Leute wieder fett zu machen! — Wenn er mit ſeinen Capitalien rausruckt, dann geht's wieder — und Allen iſt geholfen. Die Sophie kriegt einen Mann in's Haus, für den man ſich ſchon was koſten laſſen kann; und wohlhabend ſind ſie doch! Ob einige Tauſende mehr oder weniger dahineinkommen, iſt ganz gleichgültig! — Ueberhaupt: die Leut' müſſen gar nicht ſo übermäßig reich ſein, ſie werden ſonſt zu übermüthig!" — —

„Wie lang lauf' ich nun ſchon hin und her? — Weiß Gott, über ein Vierteljahr! — Nu, ſie ſollen mich bezahlen davor — tüchtig bezahlen — alle beide!" — —

Drei Tage ſpäter und man wußte ſo ziemlich im ganzen Ries: Schorſch Hechtfiſcher wird Rothenbauer! Die vollendete Thatſache rief gewöhnliche und abſonderliche Anmerkungen in Menge hervor. Leute wie der Rothenbauer und die Weilerbäuerin ſind für die ländliche Umgegend immer eine Art hiſtoriſcher Perſonen, und die Verbindung ihrer Kinder iſt ein Ereigniß. Bei dem Reichthum der Braut, welche dermalen der beſte Fiſch war, der im Ries gefangen werden konnte — bei dem Ruf und dem Namen des Bräutigams fehlte es nicht an Anlaß zu launig-boshaften Reden, die man ſich denn auch zur Unterhaltung nirgends verſagte. Viele prophezeihten Unheil und gaben Tag und Stunde an, wo die Sophie ein unglückliches Weib ſein werde. Andre, von dem ewigen „Ausrichten" gelangweilt, nahmen ſich des Paares an; man ſtritt, erzählte Beiſpiele aus frühern Zeiten, ließ Sprüche der Weisheit ertönen, und hatte ſo eine Reihe von Tagen den angenehmſten Zeitvertreib. Proben derartiger Geſpräche zu geben, gehört nicht zu meiner Aufgabe. Ich habe nur mitzutheilen, was die Nachricht auf Einen Rieſer für eine Wirkung hervorbrachte.

Gottfried, von jener Unterhaltung beim Rothenbauer heimgekehrt und ſeine Geſchäfte treibend, konnte die letzte Rede der Sophie nicht vergeſſen. — Sie hätte gern geſehen, daß er den Schorſch geworfen, zum wenigſten, daß er ſich von ihm nicht hätte zwingen laſſen — das ſtand feſt! Welche gute Geſinnung zeigte das gegen ihn! Er galt bei ihr ſo viel wie der Schorſch — wenn nicht am Ende mehr! Wie wohl that ihm das! — Welche Wünſche — welche Hoffnungen erſtanden wieder in ſeiner Seele! — Alle Plane, die er auf ſeine Entſagung gebaut hatte, waren über den Haufen geworfen.

Unſer Burſche erfuhr bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal, daß er ein Herz hatte, ausgerüſtet mit aller Fülle der Leidenſchaft. Er überzeugte ſich, daß es noch einen andern Willen gibt, als den des Kopfes — und daß gegen ihn, wenn er ſich mächtig erhoben hat, vernünftige Gedanken und Vorſätze nur ſehr wenig auszurichten pflegen. —

Es iſt ſo ſüß, dem Drange der Neigung nachzugeben! So ſüß, die Geliebte ſich zu denken als Liebende und ſich die Freude vorzuſtellen, die man hat, wenn man glücklich iſt! — Sich an Bildern des Glücks zu ergötzen ohne allen Grund, das iſt allerdings unmännlich und ſchwach. Aber wenn ſich nun eine Möglichkeit zeigt, — wenn ſich denken läßt, daß es auf dieſe oder jene Art doch noch ſo gehen könnte, wie das Herz ſich wünſcht: ſollte man auch dieſen Gedanken nicht nachhängen, ſich nicht vormalen dürfen, wie es etwa gehen möchte? — Das iſt offenbar ganz was Anderes!

Der wackre Geſell folgte dem Hang ſeiner Seele und ließ ſeinen Träumen ihren Lauf. Sehnſucht und Einbildungskraft arbeiteten zuſammen — und bauten Schlöſſer auf und ließen Dinge geſchehen, die ſehr wunderbar, aber für ihn auch ſehr beglückend waren. Daß die Wirklichkeit zuweilen mit den Vorſtellungen in argen Widerſpruch gerieth, das ſtörte ihn nicht. Phantaſirte ſich's auch am beſten in der Einſamkeit des Waldes, deſſen Töne ſo ſchön einklangen in die Muſik der Seele, ſo gelang es ihm doch auch auf dem Feld, bei harter Arbeit in Sonnenglut, beim Angeſprochen- oder Angeſchrieenwerden von Seiten der Nachbarsleute und abziehenden Begegniſſen aller Art. — Manchmal freilich beſann er ſich und erwachte, ſah die Traumbilder als das an, was ſie waren, und erklärte ſie für eine ſehr große Narrheit. Aber er ſah an dieſer Narrheit jetzt doch auch eine Seite, die ſie nicht ganz ſinnlos erſcheinen ließ; und wenn er ſich früher darüber erzürnt hatte, jetzt lächelte er über ſie — und über den, der ſie beging.

Gottfried war glücklich — und er gönnte ſich das Glück. Keinem Menſchen, auch nicht der Mutter, ſagte er ein Sterbenswörtchen davon. Der Alten hatte er erzählt, daß er mit dem Schorſch gemeiſtert, aber es für ſchicklich gehalten habe, nicht alle ſeine Kraft gegen ihn anzuwenden; und ſie, wenn auch mit einem gewiſſen Blick, hatte es gebilligt. Wenn ſie ihn jetzt gelegentlich an ſein Verſprechen erinnerte, ſo lächelte er nicht ohne einen Ausdruck von Selbſtgefühl. Seit jener Rede der Sophie traute er ſich Gott weiß was zu; und es ſtand ihm jetzt gar wohl an, wenn er der Mahnerin erwiederte: ſie ſolle nur ihn ſorgen laſſen! — Daß die Geſchichte mit dem Scherſch nicht recht vorwärts gehen wollte, das hatte offenbar ſeinen Grund. Unwillkürlich legte er in ſeinen Gedanken der Sophie einen Einfluß auf ihren Vater und eine Feſtigkeit bei, die zuletzt noch ihm zu Gute kommen möchten! —

Welch ein Donnerſchlag war es nun für ihn, als er vernahm, der Rothenbauer und die Weilerbäuerin ſeien einig, die Heirath ſei ausgemacht! Er hörte das von einem, der's nicht nur von dem Juden, ſondern vom Rothenbauer ſelbſt hatte — von einem Nachbar, der keine

Lügen zu ſagen pflegte! Er konnte nicht zweifeln! — Zum Glück war der Mann, während er es ihm Abends in ſeinem Hof erzählte, mit Abwaſchen eines Geräthes beſchäftigt und hatte ſeine Augen darauf gerichtet — er konnte alſo nicht ſehen, wie Gottfried erſchrak und blaß wurde. Der Arme war förmlich vernichtet. Das Einzige, was er zu antworten vermochte, war: „So! — Endlich!“ Dann wendete er ſich inſtinctmäßig weg und ſagte: „Guten Abend!“ Der Andre rief: „Wo willſt Du denn hin ſo ſchnell?“ — „Ich will's meiner Mutter erzählen!“ erwiederte Gottfried und verſchwand.

Alles war zerſtört. Nun waren die Vorſtellungen, an denen er ſo glückſelig gehangen hatte, eben doch eine Narrheit geweſen, und zwar die allergrößte! Die Hoffnungen, die er gehegt, waren gegründet auf die unſinnigſten Einbildungen! Wie grauſam ſchämte er ſich ihrer! Wie brennend ging es ihm durch's Herz, und wie trieb es ihm das Blut in's Geſicht, daß ihm förmlich der Kopf ſchwoll! Er hatte ſich der unverzeihlichſten Eitelkeit ſchuldig gemacht; — und für ihn, der dem Guten nachgetrachtet und ſich ſchon für ſo weiſe gehalten hatte, war's eine dreifache Schande! Alles war verloren — das Glück, und die Ehre eines vernünftigen, beſcheidenen Menſchen! — Das war die gerechte Strafe für die Hoffahrt ſeiner Wünſche und Hoffnungen! Die Sophie, die reichſte Bauerntochter ſechs Stunden im Umkreis, die Seinige! — Er fuhr ordentlich zuſammen, daß er die Kühnheit gehabt, einen ſo ganz unglaublichen Gedanken zu faſſen.

Die Nachricht der Mutter mitzutheilen, konnte ihm natürlich nicht einfallen. Er lief auf's Feld hinaus und dort hin und her, bis es dunkel wurde. Dann kehrte er heim und ging gleich zu Bette. — Nach einer ſchlechten Nacht ſuchte er in aller Frühe den Wald auf und kam gegen Mittag abgearbeitet, matt und hungrig nach Hauſe. Wie er vermuthet, erzählte ihm die Mutter nun ſelber die Neuigkeit; und er konnte darauf antworten: „Haben ſie einmal Ernſt gemacht? Sie haben ſich lange beſonnen, die Leute!“

Sein Leben wurde ſtill und einſam, ſtiller als je vorher. Er faßte ſich wieder; aber ſein Herz blieb gedrückt und keine Freude kam in ihm auf. Ueber ſein ganzes Weſen breitete ſich ein Schleier von Trauer aus, und es koſtete ihn große Anſtrengung, gegen Andere den wahren Grund nicht merken zu laſſen.

Kein lebendiger Menſch kann aber ſo entſagen, daß ſein Herz gar nicht mehr dagegen aufſtände und kämpfte. Jeder iſt fähig der Eiferſucht und des Neides; jeder kann erzürnt das Geſchick belangen wollen, das ihm geweigert, was es Andern gegeben hat. Wenn unſer Gottfried ſiegreich kämpfte gegen Anwandlungen böſer Mißgunſt und gegen den Reiz, den glücklichen Nebenbuhler ſich als einen Unwerthen vorzumalen, ſo konnte er ſich doch nicht die Sophie als das Weib eines Andern denken, ohne daß es ihm grauſame Stiche in's Herz gab. Sie kam ihm jetzt würdevoller, lieber und ſchöner vor als nur jemals: und ſo ſollte ein Anderer ſie haben und ſollte leben mit ihr! — Und Er? — Nahm er trotzdem ein Weib: er konnte ſich nicht vorſtellen, wie er irgend Freude an ihr haben ſollte. Unmuthig, erzürnt wandte er ſich von dem Gedanken weg, ſo oft er ſich ihm darſtellte.

Der Mutter, welche Mühe er ſich gab, ihr gegenüber gleichgültig zu thun oder ſich über allerlei Unannehmlichkeiten, wie ſie in jedem Geſchäft vorkommen, ärgerlich zu ſtellen, mußte ſein Weſen nothwendig auffällig werden. Sie ſchüttelte den Kopf, als ob ſie ihn nicht mehr recht begriffe, und beſchloß, der Sache auf den Grund zu kommen. — Sie hatte dabei ihre Gedanken — und — einen Vorſchlag.

Eines Nachmittags, wo ein Landregen den Sohn zu Hauſe hielt, begann ſie ohne weitere Einleitung: „Hör einmal, Gottfried, Du haſt etwas in Deinem Kopf!

Läugn's nicht! Du biſt nicht mehr wie ſonſt — mit Dir iſt was vorgegangen!“

Gottfried, auf eine ſolche Anrede gefaßt, erwiederte: „Es kann ſein.“

„So!“ rief die Alte. „Ich hab' alſo Recht! — Was iſt Dir denn aber paſſirt?“

Der Burſche zuckte die Achſel mit einem Schein von Laune. „Ja,“ verſetzte er, „da rath' einmal!“

Jene ſah ihn an. Mit einemmal rief ſie im Ton des Bedauerns: „Wär's möglich! — Haſt Eine gewollt und ſie hat Dich nicht gemocht?“

Gottfried zeigte eine Miene, in der kein Widerſpruch lag.

„Armer Bub,“ rief die Alte. „Ja, ſo kann's einem freilich gehen! — Aber Du haſt mir ja gar nichts verzählt! — Welche iſt's denn?“

Der Burſche lächelte melancholiſch. „Liebe Mutter,“ erwiederte er, „Du weißt, ſo was ſagt man nicht gern!“

„Aber mir kannſt Du's doch ſagen,“ rief die Alte; — „Deiner Mutter!“

„Grad' Dir nicht,“ entgegnete der Sohn. „Du thäteſt ihr vielleicht bös werden, daß ſie Deinen Sohn verſchmäht hat, — und das will ich nicht haben! — Was hilft's auch? Verloren iſt verloren!“

Die Alte dachte bei ſich: das will ich ſchon herauskriegen! Dann verſetzte ſie: „Wenn Du ſo denkſt, das iſt freilich das Beſt'! Aber ich ſeh' Dir's an, es kränkt Dich doch, mein guter Bub — und ich verwunder' mich nicht darüber. 's ärgert mich ſelber! — Weißt aber, wie Du die am meiſten kriegen könnteſt? Wenn Du Dir jetzt gleich eine andre nehmen thätſt!“

Der Sohn lächelte, die Wehmuth ſeiner Seele nicht verläugnend. „Das wär' zu ſchnell, Mutter,“ erwiederte er. „Nach ſo einer Affäre, da hat man nicht gleich wieder Kuraſche!“

„Ja,“ rief die Mutter, „das hilft jetzt aber doch nichts! Denn heirathen mußt Du — es geht nicht anders!“

Der Sohn ſchwieg. „Iſt's denn aber wirklich ſo nöthig, Mutter?“ entgegnete er dann. Und mit einem Blick der Trauer ſetzte er hinzu: „Für mich iſt's vielleicht am beſten, wenn ich gar nicht heirathe!“

„Red' nicht ſo ungeſchickt!“ rief die Alte.

„Es iſt nicht ſo ungeſchickt, wie Du meinſt,“ entgegnete der Sohn. „Wir zwei leben ſo gut mit einander, daß wir uns möglicherweiſe gar nicht verbeſſern, wenn wir noch eine zu uns in's Haus nehmen. Und Jeder muß nicht heirathen! Bei weitem die Meiſten heirathen ja doch,

— die Welt ſtirbt nicht aus. Enkel haſt Du ſchon ein halbes Dutzend — Buben und Mädchen, die man ſich nicht ſchöner wünſchen kann. Und daß ſie grad' den Namen Stöckle führen, darauf wird's am End' auch nicht ankommen. — Kurz, ich ſeh' wirklich nicht ein, warum ich grad' heirathen muß!"

„Gottfried," verſetzte die Mutter, „wie Du ſo ein Gerede an mich hin haben kannſt, das iſt doch wirklich nicht zum Begreifen. — Laß mich gehn! Es iſt Dein Ernſt nicht! — Ein Menſch, wie Du biſt, der muß heirathen. Grad' ſo einer, der ſich kränkt, weil ihn eine nicht gemocht hat, der muß eine andre haben; und das bald!" — Und mit Bedeutung fuhr ſie fort: „Es iſt nicht immer ein ſo großes Unglück, wenn man die nicht kriegt, die man will! Man kriegt vielleicht eine Beſſere!"

Der Sohn, mit einem Seufzer und einem eignen Ton der Ueberzeugung, erwiederte: „Das möcht' ich bezweifeln!"

„Man ſucht oft etwas in der Weitne," fuhr die Mutter fort, „und hat's in der Nähe. Du haſt das letztemal meinen Vorſchlag wegen der Burg-Ammer über drei Häuſer nüberg'worfen! — Aber jetzt können wir wieder dran denken, denn jetzt hat ſich die Sach' geändert!"

„Wie ſo?" fragte der Sohn.

„Was Dir nicht recht geweſen iſt an ihr, das iſt jetzt weg — alles mit einander!"

Der Sohn ſchaute ſie an. Mit einem Lächeln, das nicht ohne Laune war, ſagte er: „Iſt ſie nicht mehr ſchön? — Ich hab' ſie freilich lang' nicht mehr geſehen!"

„Ach was," rief die Alte, „ſchön iſt ſie noch immer! Das vergeht bei der nicht! Aber ihre luſtigen und kecken Manieren hat ſie aufgegeben. Sie iſt ſtill geworden, ſtill und ernſthaft und vom Augenmachen iſt keine Red' mehr. Ich bin verwichenen Samſtag bei ihr geweſen, und hab' mich ordentlich verwundert über ſie. Sie iſt frei verwandelt! Aber mir g'fällt ſie jetzt beſſer als vorher. — Ja, ja," fuhr ſie fort, „ich hab's ja geſagt: das hört mit einmal auf! Ueber Nacht wird man geſcheidt! Man ſieht, es kann nicht immer ſo fortgehen, man denkt an ſeine Verſorgung und läßt dann Andern das Vergnügen, die jünger ſind.

Gottfried ſaß nachdenklich. „Wenn's ſo iſt, wie Du ſagſt," erwiederte er, „dann hat's vielleicht einen andern Grund! — Die Ammer hat vielleicht auch den nicht gekriegt, den ſie gern gehabt hätt'!"

„Ach," verſetzte die Alte, „Du denkſt wieder an den Scherſch? — Ja, wenn ſie den im Kopf gehabt hätt', dann wär's freilich aus jetzt! — Aber ich glaub's nicht, daß ſie ſo einfältig geweſen iſt!“

„'s iſt nicht ſo einfältig, ſag' ich Dir!“ entgegnete der Sohn. „Sie iſt als Mädle ſo fein wie er als Burſch. Und an Exempeln fehlt's nicht, daß eine ſchon um der bloßen Schönheit willen geheirathet worden iſt!“

„Nun,“ ſagte die Mutter hierauf, „nehmen wir an, daß ſie ſo thöricht geweſen iſt. Er hat ihr vielleicht beim Tanzen ein Bischen flattirt — was ſagt man nicht alles zu den Mädchen! — und ſie hat ſich eingebildet, er könnt' Gott weiß was im Sinn haben. Aber dann wär' ſie jetzt in derſelben Lag' wie Du, und ihr thätet erſt recht zuſammenpaſſen. Ein's könnte dem andern helfen und ihr könntet euch beide tröſten mit einander!“

Die Mutter ſagte das mit einem guten und ſchalkhaften Lächeln — und es traf den Burſchen ſonderbar. Er mußte der Erfahrenen Recht geben. Wenn die Annemarie (ſagte er ſich) an den Schorſch gedacht hätt' wie ich an die Sophie, dann würde ſie jetzt noch viel mehr in derſelben Lag' ſein, als die Mutter ſich vorſtellt; — durch dieſe Heirath würde uns das gleiche Leid geſchehen, und wir könnten wahrhaftig dran denken, uns zu tröſten und uns ſelber zu heirathen — den Andern zum Trotz! Thun ſich die Reichen zuſammen, ſo können's auch diejenigen thun, die weniger haben. Sie wären ja Narren, wenn ſie's unterließen; — und am End' können ſie ſich ganz dieſelbe Freud' machen miteinander!"

Dieſe Gedanken, die ſich raſch nach einander in ihm erzeugten, hatten zur Folge, daß das Mädchen, welche ihm die Mutter ſo ſehr anrecommandirte, für ihn eine ganz neue Bedeutung erhielt. Er fühlte ein ordentliches Bedauern mit ihr, in deren Zuſtand er ſich jetzt ſo gut verſetzen konnte; und die Vorſtellung, daß er ſich an der Sophie, welche doch einigermaßen mit ihm geſpielt hatte, auf dieſe Weiſe rächen konnte, war für ihn nicht ohne Süßigkeit. — Ja wohl, er konnte es! Und wenn er's that und die Annemarie heirathete und ſie lebten vergnügt und hauſten gut, dann konnten die reichen Leute ſehen, daß man ſie grad' auch nicht abſolut nöthig hat auf dieſer Welt!

Ein neuer Geiſt und ein neues Gefühl war in ihn gekommen. Er ſtellte ſich vor, was er vermochte, — und wenn die Ammer wirklich ernſthafter geworden war und geſetzter, ſo war ihm ihre Schönheit jetzt nicht mehr zuviel! Im Gegentheil, dieſe hatte nun ein Gewicht in ſeinen Augen und war ihm gerade recht. Hatte er ſich getäuſcht, als er die Vornehme davonzutragen meinte, ſo konnte er jetzt die Schönſte zum Weib nehmen — und das war am End' auch etwas! Wer weiß, wenn er den Scherſch beneidete, der die Sophie bekam, ob dieſer nicht zuletzt auch ihn beneidete!

Die Alte hatte den Sohn, während er ſich dieſen Reflexionen überließ, betrachtet. Sie ſah ihm an, daß er überlegte, und ſie wollte ihn nicht ſtören. Als er aber nun den Kopf erhob, wie einer der zum Schluß gekommen war, da ſagte ſie: „Gottfried, verſteh' mich recht! Ich geb' nicht allzuviel darauf, daß ein Mädchen ſauber iſt. Wenn eine brav iſt und geſund und kann ihre Arbeit, dann braucht's das nicht auch noch. Aber ſage man, was man will, etwas Schön's iſt's doch, wenn das noch dazu kommt. Siehſt Du, ich thät Dir eben ſo ein ſchönes Weib „vergonnen"; Du hätteſt doch Deine Freud' dran, und ich thät mir was einbilden auf ſo eine Söhnerin!"

Der Sohn lächelte. Die gute Alte ſetzte ſich näher zu ihm, ſtreichelte ihm die Haare und ſagte liebevoll bittend: „Folg' mir, lieber Bub! Ich möchte Dich gern glücklich ſehen, und das Geſicht, das Du in den letzten Tagen gemacht haſt, thut mir weh! Glaub' mir, Du darfſt nur wollen! Der Burgweber hält Alles auf Dich — er hat erſt neulich wieder zu mir Dein Lob geſagt; und die Ammer hat gehorcht ganz ernſthaft und hat ein Geſicht gemacht, als ob ſie ſagen wollt': ja der verdient das Lob! Und ein Bäschen iſt ſie ja auch! Schlag' Dir den Aerger aus dem Kopf und geh' zur Ammer — Du wirſt ſehen, das wird Dein Glück ſein!"

Dieſes Geſpräch fand an einem Freitag ſtatt. Wenn unſer Gottfried dadurch neuen Lebensmuth gewann und des Vergnügens wieder fähig wurde, ſo traf das jetzt in die rechte Zeit; denn am Sonntag war in dem Dorf, zu dem ſein Weiler gehörte, die Kirchweih.

Was dieſes Feſt den Landleuten iſt, weiß man. Alles was es für ſie Poetiſches gibt, iſt hier zuſammengedrängt: hergebrachte, geweihte Fröhlichkeit; Hülle und Fülle in Speiſ' und Trank; Ergötzungen aller Art für Alt und Jung. Die Kirchweih iſt nur einmal im Jahr, ſie hat alſo den Reiz und den Werth des Seltenen, und den Genüſſen, die ſie bietet, kommt das ausgeruhteſte, friſcheſte Begehren entgegen. Die Töne, die zum Tanz laden, klingen den Verlangenden zauberhaft und wirken auf die Tanzenden berauſchend. Und wenn dem jungen Burſch, der ſeinen Schatz im Arm hält, die Gegenwart gehört und die Zukunft, ſo laben ſich die Alten unter wohlwollendem Zuſchauen an Erinnerungen. Der Ehemann tanzt in der untern Stube des Wirthshauſes mit ſeinem Weib und ſeiner Nachbarin und es kann hier in Wiedererweckung alter Freuden eine Luſtigkeit anſchwellen, daß der Jubellärm der Verheiratheten dem, welchen die Ledigen im obern Stock vollführen, nicht viel nachgibt.

Gottfried hatte ſich ſchon lange nicht mehr an den rauſchenden Vergnügungen betheiligt. Er pflegte ſich aber an dem Feſt immer einen guten Tag zu machen, indem er im Wirthshaus zechte, auf ſeine Weiſe durch Zuſchauen und Diskuriren, wohl auch durch Paſchen und Kegeln ſich unterhielt, und Nachts eine Mahlzeit ſich auftragen ließ, die nicht nur ihm ſchmeckte, ſondern von der er auch, zu ihrem großen Vergnügen, der Mutter etwas heimbringen und damit ihre extraordinäre Bewirthung am Mittag einigermaßen vergelten konnte. — Bei der diesjährigen Feier hatte er noch dazu den Vortheil, daß er ſeine Genüſſe im Hauptwirthshaus finden konnte, wo alles beſſer war.

Man wird ſich erinnern, daß eine Kränkung, die er darin erfahren hatte, ihn von einem Wirthshaus des Dorfes ausſchloß. Dieß war das erſte, angeſehenſte, und unſer Burſche ſah ſich deßhalb genöthigt, im zweiten ſich einer verhältnißmäßigen Genügſamkeit zu befleißigen. In der letzten Zeit war aber jenes erſte in den Beſitz einer andern Familie gekommen, und Gottfried hatte in daſſelbe wieder freien Zugang. Der neue Wirth war aus dem Mittelries hergezogen, dort mit den bedeutendſten Familien, unter andern auch mit dem Rothenbauer, verwandt, und ſeine Frau hatte den Ruhm einer ausgezeichneten Köchin.

Der Aufſchwung, den die Seele unſers Burſchen genommen hatte, zeigte ſich in der That als nachhaltig. Er zog ihn von dem Vergangenen hinweg und lenkte ſeinen Blick in die Zukunft. Geſchämt und gekränkt hatte er ſich genug: er wollte ſich nun auch wieder freuen und ſich tröſten wie andere Leute! Mit dieſer Geſinnung erwartete er jetzt nicht einmal den Sonntag, ſondern, weil es am Samſtag wieder ſchön und der Himmel Abends ganz rein geworden war, ſo machte er ſich ſchon an dieſem von ſeinem Weiler in's Dorf auf, um beim Sonnenwirth das übliche Vorfeſt, genannt Wurſt-Kirchweih, mitzufeiern.

Auf dem Weg, obſchon er kaum eine Viertelſtunde währte, verfiel er doch wieder in träumeriſche Gedanken; — ſein Herz gerieth unvermerkt in die alten Bahnen. Freilich hatte er auf dieſem Weg niemals an die Burg-Ammer gedacht, dagegen ſehr oft an die Sophie: und das kam nun wieder über ihn, und es wurde nicht beſſer, als er, in's Dorf eingetreten, den Hof erblickte, den früher der Rothenbauer beſeſſen. Jetzt, wo ſie für ihn verloren war, hatten die Räume, in denen die Freundin einſt hin und hergegangen, eine neue Bedeutung für ihn und er warf einen traurigen Blick in ſie. — Dann, ſich beſinnend, ſchüttelte er den Kopf über den Rückfall. Er eilte in's Wirthshaus, Unterhaltung und Zerſtreuung zu finden.

Stube und Nebenſtube waren ſchon voll von Gäſten. In der letzteren ſaß eine Geſellſchaft von „Herren“ — Geiſtliche, Lehrer, Forſtleute und Studenten, welche die Ferien in die Häuſer der Ihrigen geführt hatten. — Die Stube war von Bauern beſetzt, und an drei Tiſchen machten die jungen Burſche ſich breit, die heute ſchon für die Herſtellung einer tüchtigen Kirchweihzeche ſorgten.

Gottfried nahm in der Stube an einem Tiſch Platz, wo noch ein paar Stühle frei waren, ließ ſich eine Maß Bier geben, beſtellte Bratwürſte mit Sauerkraut und gedachte unter den luſtigen Leuten gleichfalls luſtig zu werden.

Welch guten Willen er aber dazu mitgebracht hatte, es gelang ihm nicht. Das Bier war kräftig und die Würſte mit dem Sauerkraut, an dem weder Schmalz noch Wein geſpart war, ganz beſonders ſchmackhaft; aber wenn auch ſein Gaumen Befriedigung fand, ſeiner Seele wurde es nicht möglich, in die Fröhlichkeit der Menſchen um ihn her einzuſtimmen. Die jungen Burſche begannen ein Lied: ihm kam es vor, als ob ſie mehr ſchrieen, wie ſängen! Die drei Bauern, die noch an ſeinem Tiſche ſaßen, fühlten kein Bedürfniß, ſich durch eine Anſprache mit ihm zu unterhalten. Sie ſaßen rauchend und ſchweigend mit einem Behagen da, welches durch Reden nur hätte gemindert werden können. Alle Verſuche Gottfrieds, mit ihnen ſich einen Unterhalt zu verſchaffen, mißlangen, und die Empfindung, die nun in ihm die Oberhand erhielt, war die der langen Weile.

Indem er ebenmäßig ſchwieg, ſchweigend verdaute und gelegentlich den Bierkrug zum Munde führte, war ſein Geiſt auf eigene Rechnung thätig und es überkam ihn ein ſeltſames Verlangen. Er fühlte einen Reiz, zum Hauſe des Burgwebers hinaufzugehen und den Garten und die Gartenſeite des Hauſes, wo die ſchöne Annemarie ihre Kammer hatte, von außen zu betrachten. Es war nur eine Art Neugier, die ſein Herz erregte; aber ſie gewährte ihm ein Intereſſe und ihre Befriedigung entriß ihn der Oede des Wirthshauſes, worin er's nicht länger aushalten mochte.

Er zahlte, ſagte ſeinen Tiſchgenoſſen den Abſchiedsgruß und trat auf die Gaſſe hinaus. Die Nacht war ſternenhell. Er lenkte in den Seitenweg ein, um zu dem

Hügel emporzuſchreiten, der in alter Zeit mit einer Burg ſollte geprangt haben, jetzt aber die beſcheidene Wohnung des Webers trug.

Der Geſang der Burſche, deren Kehlen im Gang waren, klang ihm aus der Ferne ſchöner her und rührte ſeine Seele. Horchend und gehend erreichte er das Anweſen, das abgeſondert, in tiefer Stille dalag. Thüre und Läden waren verſchloſſen. Er ging um die Ecke des Hauſes und trat an den Zaun des Gartens. Das Kammerfenſter war noch hell. Wie er ſtilleſtehend hinſah und horchte, glaubte er Stimmen zu vernehmen. Er ſtrengte ſein Ohr an: es war kein Zweifel — die beiden Töchter des Webers, die in der Kammer ſchliefen, waren in einem Geſpräch begriffen!

Inſtinktmäßig blieb er. Obwohl man andre Leute nicht behorchen ſoll, wenn ſie etwas nicht hören laſſen wollen, ſo war das jetzt nach dem Plan, den er gefaßt hatte, bei ihm doch was Anderes. Ihn ging das was an! Er konnte hören, was er erfahren mußte, und er horchte. — Ueber den Zaun ſteigen, zum Fenſter hinſchleichen und dort lauſchen, das hätte er nicht thun mögen; aber an den Zaun hatte ihn der Zufall geführt — da konnte er ſtehen bleiben.

Er verſtand nicht, was geſprochen wurde. Bald unterſchied er aber eine klagende Stimme und eine zuredende, tröſtende. Die klagende wurde heftiger — er erkannte den Ton der Annemarie und faßte ſogar einzelne Worte auf. Erneuten, bittenden Mahnungen folgte zuerſt Stille, dann Weinen, endlich leidenſchaftliches Schluchzen. Das Mädchen hörte offenbar nur ſich und ihren Schmerz und gab ſich ihm, die Hülfe der Thränen ſuchend, rückſichtslos hin. Die Klagetöne, die ſie dazwiſchen ausſtieß, verriethen eine Seele, der unendliches Unrecht geſchehen und jeder Troſt genommen war.

Gottfried wußte genug.

Ergriffen, erſchüttert trat er den Rückweg an. — Als er ſich dem Wirthshaus näherte, ſangen die jungen Leute ein Volkslied von einem Liebespaar, das nach kurzer Luſt in Herzeleid, in Noth und Elend geſtürzt wurde. Sie hatten keine Ahnung davon, welchen Eindruck die Reime, die unſer Burſch wohl kannte, auf ihn hervorbringen mußten. — Er eilte aus dem Dorfe zu kommen.

Auf dem Sträßchen hingehend ſagte er ſich: „Ich hab' am End' noch erſt eine Vermuthung! Aber ſei's, wie's will — für mich iſt's aus! — Gute Mutter," fuhr er mit traurigem Humor fort, „Du haſt kein Glück! Du haſt einen Menſchen zum Sohn, dem nichts durchgehen ſoll!"

— Er ſchwieg und ging eine Strecke weiter. „Armes Mädchen!“ rief er dann im Ton innigen Mitleids. „Deine Schönheit iſt nicht Dein Glück geweſen! — Was hilft Dir jetzt das Klagen? Du wirſt nicht aufkommen gegen ſie; — die reichen Leute werden ſchon dafür ſorgen: ſie werden Dich wieder ſtill machen!“

IV.

Gottfried war noch früh genug heimgekommen: aber die Aufregung des Erlebten, das tiefe Gefühl des menſchlichen Elends und die peinliche Anſchauung des Unglücks, das hinter den Freuden des Lebens lauert, hielten ihn wach ſtundenlang. Endlich wurden Geiſt und Körper ſtumpf und er ſank in tiefen Schlaf.

Als er erwachte, hatte ſich die Sonne ſchon erhoben und warf ihre goldenen Strahlen in ſeine Kammer. Der Heilkraft des Morgenlichts kann kein geſunder Menſch widerſtehen. Gottfried erinnerte ſich der nächtlichen Wanderung, und ſie ſtand wie ein Traum vor ſeiner Seele. Wie ein Traum wirkte ſie nun auch auf ihn. Ihm ſchien's, als ob er die Sache geſtern ſehr übertrieben angeſehen und überdieß falſch ausgelegt haben könnte. Er hatte ein Mädchen weinen und zürnen hören. Sie klagte einen

Ungetreuen an, auf deſſen Treue ſie ein Recht zu haben behauptete — ſo viel hatte er verſtanden. Aber kein Name war in ſein Ohr gedrungen — man ſprach nur von Ihm! Wer ſtand ihm nun gut dafür, daß es eben derjenige war, den er ſich denken zu müſſen glaubte? War es nicht ſein geheimer Wunſch, daß es der ſein möchte? — — Die Annahme, daß er es wirklich ſei, ſtand auf ſehr ſchwachen Füßen!

Die Burg-Ammer hatte einen Liebeshandel, den ſie bis jetzt gewußt hatte nicht auskommen zu laſſen. Iſt dieß auch auf dem Land nicht gewöhnlich, ſo kommt es doch vor, wenn zumal der Liebhaber darauf ſehen muß, daß nichts bekannt werde! — Und hier war die Abgelegenheit des Hauſes einem Geheimniß förderlich! —

Gibt es aber im Ries nicht auch „Herrn“, die ein ſchönes Bauernmädchen belügen können? Es gibt ſogar welche, deren Herrlichkeit nicht ſo groß iſt, daß eine Saubere und etwas Bemittelte nicht glauben könnte, von einem ſolchen geheirathet zu werden!

Doch auch daran war hier vielleicht nicht zu denken! Wenn ein Mädchen weint und jammert, iſt es nichts weniger als immer nöthig, daß die Sache ſo ſchlimm ſteht, wie ihre Leidenſchaft vermuthen läßt. Es handelte ſich hier vielleicht um nichts, als daß Eine, auf Schmeicheleien und zärtliche

Reden hin, ſich Hoffnungen gemacht hatte, die zu Waſſer geworden waren.

Als unſer Burſche in ſeinen Erwägungen dahin gekommen war, zog er ſich nothdürftig an, ging in den Hof hinab und wuſch ſich am Brunnen den Kopf mit dem kühlen Röhrenwaſſer gründlich. Erfriſcht und erhellt ging er dann in dem Hof umher, ließ ſeinen Blick zum Wald hinauf-, zum Feld hinabgehen und genoß auf ſeine Weiſe den ſilbernen, thauigen Morgen.

Die Sache — das war ſein Schluß — muß erſt näher unterſucht werden!

Im Lauf des Vormittags ging er in die Kirche und ließ ſein Auge zunächſt über die Stühle der Weiber hinſchweifen. Die Annemarie war nicht da, ſondern ihre Schweſter; aus deren ernſtem und ruhigem Geſicht konnte er aber nichts Beſonderes entnehmen. Er ſuchte den Vater. Dieſer ſtand in ſeinem Stuhl mit einem Geſicht, wie er es jeden Sonntag zu machen pflegte. — Trotz dieſer beruhigenden Wahrnehmungen folgte unſer Burſche der Predigt doch weniger genau, als er es ſonſt zu thun pflegte.

Nachmittags, gegen drei Uhr, ſagte die Mutter: „Nun Gottfried, wirſt Du bald aufbrechen?“

„Ich denk' eben dran,“ erwiederte er.

Die Alte lächelte wohlgefällig. „Wenn Du die Annemarie im Wirthshaus triffſt — ein Bischen wird ſie ſich dort doch ſehen laſſen! — richt' einen ſchönen Gruß aus von mir! — Ich hoff'," ſetzte ſie hinzu, „wenn Du dasmal nach Haus kommſt von der Kirchweih, wirſt Du mir was verzählen können!"

Der Burſche ſtand in Gedanken. „'s iſt möglich," ſagte er.

Als er eine Viertelſtunde darauf in Juppe und Fiſchotterkappe dem Dorf zuwanderte, hatte er eine eigne, aber nicht unangenehme Empfindung. Alles Drohende war ihm wieder in's Ungewiſſe zerfloſſen! Von mehreren Dingen ſchien eines ſo möglich wie das andere — und es konnte gar wohl alles beſſer gehen, als er dachte.

Sein im Grunde geſundes, zum Frohſinn geneigtes Herz konnte den freundlichen Bildern nicht widerſtehen, die ſich ihm nun darboten. Der Tag war ſchön und mild; und wie er in's Dorf kam, ſah er nur Mienen, aus denen Vergnügen, Genügen und Hoffnung ſchauten. Gar hübſch nahmen ſich die Kinder aus, die in ihrem beſten Staat die Gaſſe hinträppelten, um an's Wirthshaus zu gelangen. Wenn ſie dort auch zum Tanzboden gar keinen oder nur einen ſehr kurzen, erſchlichenen Zutritt hatten, ſo war ihnen doch geſtattet, mit einigen Kreuzern bei den Obſtweibern ſich geliebtes Naſchwerk zu kaufen und zuſammenſtehend und plaudernd oder ſpazierend ſich auf ihre Weiſe zu beluſtigen. Die Muſik hörten ſie aus der Ferne — und ſo war auch für ſie Kirchweih — ein Tag ſüßer Gefühle, deren Genuß und Hoffnung jedes der kleinen Geſichter verſchönte.

Die „Ledigen", welche von der Feier den größten Gewinn zogen, gingen nicht gepaart in's Wirthshaus. Von der alten Ordnung, vermöge deren die Burſche ihre Mädchen mit Muſik aus den Häuſern abholten, war man in einen förmlichen Gegenſatz der Freiheit übergeſprungen: Burſche und Mädchen gingen allein — jedes nach ſeinem Belieben. Wenn aber der Burſch in der Regel würdevoll einſam durch die Gaſſe ſchritt, leiſteten ſich die Mädchen ſelber Geſellſchaft; und wie ſie in cattunenen oder mancheſternen Leibchen und in feinen, leinenen Hemdärmeln, mit rothen Röcken und blüthenweißen Schürzen ſich dahinſchwangen, glänzten ſie in Frohſinn und Erwartungsluſt. Jede wußte, daß ſie beim Tanz den Ihrigen fand, der ſie auch in der Gaſtſtube neben ſich ſetzte. Und wenn ſie nicht mit ihm gekommen war, ſo hatte ſie doch die gegründetſte Ausſicht, vermöge einer Ordnung, die kein Brauch abzuſtellen vermag, ihm zur Seite das Wirthshaus zu verlaſſen.

Beim Sonnenwirth hatte die Luſtbarkeit ſchon begonnen; — die Klänge eines Walzers, die aus den offenen Fenſtern des Tanzbodens auf die Gaſſe tönten, verkündigten es. — Gottfried ſelber empfand dabei eine jugendliche Regung: ſein Schritt wurde raſcher, und er war im Hauſe — im obern Stock, er wußte nicht wie.

Hauptſächlich hatte ihn die Neugier hergetrieben, ob die Töchter des Webers nicht hier wären. Denn wenn von den Auslegungen, welche das geſtern Vernommene zuließ, die beſte galt, dann konnte die Annemarie gar wohl mit der Schweſter zur Luſtbarkeit gehen und ſich eine Zeitlang dem Vergnügen des Tanzes überlaſſen, das ihr zu verſchaffen jeder gern bereit ſein würde.

Hätte er ſie getroffen, es wäre ein gutes Zeichen — und ihm lieb geweſen!

Er ſah ſie aber nicht, weder auf dem Tanzboden noch in der Stube. — Gedankenvoll ſetzte er ſich in eine Ecke und ließ ſich eine Maß Bier geben.

Zur Leerung derſelben nahm er ſich Zeit. — Die Schweſtern erſchienen nicht, obwohl er faſt eine halbe Stunde verſtreichen ließ. — Er bedachte, daß ſie in's andere Wirthshaus gegangen ſein könnten, — und da es ohnehin ſchicklich war, dort, wo er ſeit mehreren Jahren ſeine Kirchweih gehalten hatte, wenigſtens einmal einzukehren, ſo zahlte er und verließ die Stube.

Wie er aus dem Haustennen in den Hof trat, rollte ein Wagen durch's Thor. Er ſchaute auf: es war der Rothenbauer mit Sophie!

Sehr betroffen durch die ganz unvermuthete Begegnung, ſtand er wie angenagelt. Während aber der Oberknecht aus dem Stall, die Wirthin aus dem Hauſe kam, die vornehmen Gäſte in Empfang zu nehmen, konnte er ſich faſſen.

Der Alte war nach den üblichen Grußreden zu dem Knecht getreten, ihm Anweiſung zu geben, wie er die Roſſe zu füttern habe. Die Tochter, ſtrahlend geputzt, wurde von der Wirthin aus dem Wagen gehoben. Gottfried trat zu ihr und ſagte mit etwas feierlichem Geſicht, aber herzlichem Klang der Stimme: „Guten Tag, Sophie! Das iſt ja ſchön, daß Du auch zu uns auf die Kirchweih kommſt!“

Das Mädchen, bei ſeinem Anblick erröthet, warf einen Blick auf ihn, der Verlegenheit und Bedauern ausdrückte. Auf die Wirthin deutend erwiederte ſie: „Die Baſe hat's nicht anders gethan! — Und wir,“ ſetzte ſie mit einem gutmeinenden Blick hinzu, „haben doch ein Verlangen gehabt, einmal unſre alten Bekannten hier wiederzuſehen.“

„Nun,“ verſetzte der Burſche, ſo laß Dir's nur gefallen hier und mach' Dich recht luſtig!“

Sophie nickte und ſchwieg einen Moment. Dann ſagte ſie: „Wo willſt denn aber Du hin?“

„Ich will mich ein Bischen im Dorf umſehen,“ erwiederte Gottfried.

„Hoffentlich wirſt Du aber doch wieder in's Wirthshaus kommen — an Deiner Kirchweih?“ verſetzte das Märchen.

„Ich mein' ſchon,“ entgegnete Gottfried.

„Nun, dann Adies einſtweilen,“ ſagte ſie, und ließ ſich von der Wirthin in's Haus führen.

Der Rothenbauer war mit ſeiner Belehrung eben fertig geworden. Gottfried grüßte auch ihn. Die Miene, womit der Alte ihn anſah, und der abgenöthigte Dank, der aus ſeinem Munde kam, waren faſt nicht mehr höflich zu nennen. Das Geſicht ſchien ſagen zu wollen: „Ich hab' ſchon manchmal einen lieber geſehen, als heute den da!“

Unſer Burſche verließ den Hof und lenkte ſeine Schritte dem andern Wirthshaus zu. Nach wiederholtem traurigen Nicken ſagte er zu ſich: „Sie laſſen ſich's recht anmerken, daß der Gottfried jetzt überflüſſig iſt! Die Sophie iſt gut, und ihr thut's leid, wie's ſcheint; aber der Alte hätte beinahe Luſt gehabt, mir's in's Geſicht zu ſagen. — Nun,“ ſetzte er nach einer Weile mit jenem ſtolzen Wohlgefühl hinzu, das die Faſſung eines Gekränkten verſüßt, — „ich werde ſie nicht viel ſcheniren! — Sie können ganz ruhig ſein! — Mögen ſie ſich freuen mit einander — mein Geſicht ſollen ſie nicht mehr ſehen!“ —

Er war an ein Sträßchen gekommen, das links aus dem Dorfe führte. Stehen bleibend ſah er durch die Hecken hinab. „Da iſt er ſchon!" rief er nach einem Moment, drehte ſich weg und ging die Gaſſe weiter.

Er hatte von weitem einen Reiter geſehen und ſein ſcharfes Auge hatte den Schorſch erkannt.

„Im Grund," fuhr er fort, „iſt nichts natürlicher! — Und doch, wenn's ſo wär'! — — Aber dieſe Leute nehmen ſich Alles heraus!"

Wenige Schritte, und er ſtand vor dem andern Wirthshaus. Wie gern hätte er hier ſein Bäschen getroffen! Wie tröſtlich wär' es für ihn geweſen, wenn ihr Daſein ihm den Beweis gab, daß für ſie beide noch Hoffnung ſei! Mochte es dann der Schorſch geweſen ſein, der ihr ſchön gethan, ſo daß ſie in eiteln Gedanken ſich ſelbſt betrog! — Um ſo beſſer! —

Gerade dieſe Möglichkeit erregte den Geiſt des Burſchen. Er war entſchloſſen, die heutige Gelegenheit ohne Weiteres zu benutzen. Ja, tanzen wollte er mit ihr, ſie mit ſich in die obere Stube nehmen und, wenn ſie ihm freundlich entgegenkam, es heute noch richtig machen mit ihr.

Die Sophie, wie die Dinge ſtanden, war allerdings immer noch gut gegen ihn geweſen. Aber zuletzt hatte ſie ihn doch angeſehen wie eine Prinzeſſin, und in ihrem ſeidenen

Staat eilte ſie in's Wirthshaus, um den Bräutigam zu erwarten, der neben ihr Platz nehmen ſollte.

Ein Strom von Bitterkeit füllte das Herz des Burſchen und in ſein Auge ſtahl ſich eine Thräne. Er wiſchte ſie weg, erzürnt über ſich ſelber, ging mit feſtem Schritt in's Haus und gleich in den obern Stock.

Von den Schweſtern war nirgends etwas zu ſehen!

Nachdem er mit einigen Bekannten geſprochen hatte, ging er in die untere Stube, nahm im Kanzley Platz, deſſen verhältnißmäßiges Düſter ihn anzog, ließ eine Maß Bier für ſich hinſtellen und verſank in ſeine Gedanken. Grüße, die er wechſeln mußte, ſtörten ihn nur wenig. Die Wirthsleute hatten zu thun, die Gäſte diskurirten und ſpielten Karten, und er, der den Andern heute nicht aufgelegt ſchien, blieb in Ruhe. — Es war eine traurige Kirchweih für ihn! Denn auch die Hoffnung, die er gehegt, daß die beiden Mädchen ſpäter noch kommen möchten, erfüllte ſich nicht.

Wir überlaſſen ihn ſeinen Gefühlen und den Troſtverſuchen, die er in ſich anſtellte, um uns nach der Sophie umzuſehen.

Dieſe hatte an einem Ecktiſch in der großen obern Stube neben ihrem Vater Platz genommen; ein Vetter und eine Baſe vom Dorf hatten ſich zu ihnen geſetzt.

Eigentlich war es die Rechnung des Rothenbauers geweſen, für ſich und hieſige Freunde eine kleine Nebenſtube in Beſchlag zu nehmen; aber in dieſer ſaßen bereits „Herrſchaften“, und die Wirthin, ſie auf deren baldigen Heimgang vertröſtend, hatte die Verwandten in die obere Stube geführt, wo ſie allerdings den Blicken der „Ledigen“ ausgeſetzt waren, aber auch ihrerſeits mehr ſehen und ſich vielleicht beſſer unterhalten konnten.

Von Unterhaltung war bis jetzt wenig an ihnen zu bemerken, vornehmlich an Sophie. In den Zügen der ſtill Daſitzenden lag etwas Melancholiſches. Die Feſtesfröhlichkeit, die um ſie herum ihren Lauf nahm, ſchien ſie gar nicht zu berühren.

Der verheiratheten, noch jungen Baſe fiel dieß auf. Indeß hatte ſie ja die beſte Erklärung bei der Hand! „Du biſt in Gedanken, Bäsle?“ rief ſie ihr lächelnd zu. „Tröſte Dich — er wird bald kommen!“

Wenn der Sophie zum Vergnügen wirklich nichts abging, als der Schorſch, — dieſer ſprengte ſo eben auf ſeinem Braunen in den Hof!

Die Baſe, die am Fenſter ſaß, ſchaute hinaus. „Da iſt er ſchon!“ rief ſie. Und bewundernd ſetzte ſie hinzu: „'s iſt ſchon ein Burſch, wie's wenige gibt! — Da kann man wahrlich Glück wünſchen!“

Der Rothenbauer warf ihr einen vergnügten Blick zu. Die Sophie war erregt — ihre Bruſt kam in Bewegung.

Nach einer Weile trat der junge Weilerbauer in die Stube.

Sein Ausſehen war glänzend. Die Kleidungsſtücke, die alle neu zu ſein ſchienen, ſaßen ihm wie angegoſſen. Die dunkelgrüne Juppe und das Leibchen waren von Sammt und die Knöpfe daran von Silber.

Er ging zu dem Tiſch, lupfte grüßend die hohe Fiſchotterkappe und that dem Rothenbauer Beſcheid, der ihm den Bierkrug entgegengeſtreckt hatte. Ihn zurückgebend ſagte er: „Kann man auch ein wenig herſitzen zu der Geſellſchaft?“

Der Bauer vom Dorf war bereits weiter gerückt. Auf den leeren Stuhl zur Linken der Sophie deutend ſagte er wohlgefällig: „Hier, Vetter Hechtfiſcher, iſt Platz für Dich!“

Schorſch ſetzte ſich.

Die Anſprache, die hierauf begann, wollte jedoch nicht recht in Fluß kommen.

Der Burſche hatte die etwas feierliche Haltung, womit er zu dem Tiſch getreten war, abgelegt und ſchlug in Fragen und Antworten einen ſcherzenden Ton an. Aber es gelang ihm nicht, einen muntern Diskurs in Gang zu bringen.

Unſtreitig hatte daran am meiſten die Sophie Schuld, die aus ihrem Nachdenken nicht herauszureißen war. Doch war auch der Burſche nicht ganz der alte. Die luſtigen Reden, die er führte, gingen ihm nicht ſo von Herzen, daß ſie anſteckend wirken konnten. Es war, als ob er durch eine geheime Sorge beſchäftigt und bei ſeinen Scherzen nicht ganz anweſend ſei!

Der jungen Baſe kam das curios vor. Aber freilich (ſagte ſie ſich), wie geht's nicht oft? Grad' da iſt man zuweilen ſchenirt, bis das Eis gebrochen iſt! — Nun, es wird ſchon noch kommen!

Schorſch ergriff endlich das Mittel, das ihm die Kirchweih bot. Er forderte Sophie zum Tanzen auf und führte ſie in den Reihen hinaus.

Der Sonnenwirth hatte einen ſchönen, hellen, geräumigen Tanzboden. Man konnte darin auch gut zuſehen, und Viele gönnten ſich dieß Vergnügen. Wie der Schorſch mit der Sophie erſchien, mehrten ſich die Zuſchauer, und auch einige von den Herrſchaften kamen aus der Nebenſtube herbei.

In der That war's ein auffallendes Paar. Die Schönheit ihrer Geſtalten, der Glanz ihres Anzugs, die

Würde ihrer Haltung und die Vortrefflichkeit ihres Tanzens intereſſirte ſelbſt die Honoratioren.

Was das Tanzen betraf, ſo war es von dem ſtädtiſchen kaum mehr zu unterſcheiden. Die ländlichen Füße hüpften bereits mit einer Leichtigkeit, die nichts mehr zu wünſchen übrig ließ.

An dem Tanzen und der abgeriſſenen Unterhaltung mit ſeiner Tänzerin begnügte ſich übrigens der Burſche. Das Vorſingen, Juxen und Strampfen, worin er ſonſt Meiſter war, überließ er jüngern Kräften. Zu allem, was Aufſehen erregt hätte, war er jetzt zu vornehm geworden.

Die Bewegung und der wahrgenommene Erfolg rötheten allmälig die Geſichter unſeres Paars; die Herzen thauten auf. Schorſch machte ſeine gelegentlichen Bemerkungen mit einem zärtlichen Lächeln; mit hingebendem wurden ſie aufgenommen und beantwortet.

Als ſie, müde geworden, in die Stube zurückgingen, glänzten ihre Mienen. Schorſch bot der Tänzerin ein Glas Wein an, den er ſich hatte auftragen laſſen. Er ſelber that nach ihrem Nippen einen tüchtigen Schluck und ſetzte ſich neben ſie.

Die Geiſter waren erregt, und ein lebhaftes Geſpräch machte ſich von ſelbſt. Die Wirthin brachte eine „Maß“ Kaffee mit „gerührtem Goglopfen“, ihrem feinſten Gebäck.

Sophie ſchenkte ein und theilte den Goglopf aus. Er war ſehr gut gerathen, eben ſo der Kaffee. Man pries die glückliche Wirthin in ihr hochgeröthetes Angeſicht, und ſie ging innig zufrieden in die Küche hinab.

Der Burſche, als er das Vergnügen ſo gut im Gange ſah, ſchaute mit einer Miene für ſich hin, die Behagen und frohen Stolz ausdrückte. Er war Herr geworden über ſeine Gedanken, Herr über ſich ſelbſt. Der Muth ſchwoll in ſeinem Herzen empor — ſeine Züge wurden heroiſch und Triumph leuchtete aus ihnen.

Lange hatte er gekämpft; aber endlich kam ihm der Sieg entgegen! Eine kurze Spanne Zeit noch, und er war, was er ſein mußte! — — Nicht Alles, was er vorgenommen hatte, war ihm geglückt, und von zwei Seiten drohten Hinderniſſe aufzuſtehen gegen ſeinen Zweck. Nun fand aber in zwei Tagen die Verlobung mit dem Mädchen ſtatt, welche ſchon jetzt wie ſeine Braut neben ihm ſaß; und die Hochzeit folgte ſobald als möglich! —

Nochmal ging ein Schatten über ſein Angeſicht. Aber entſchloſſen richtete er in ſeinem Stuhl ſich auf und ein geringſchätziges Lächeln zuckte um ſeine Lippen.

Plötzlich horchte er; ſeine Züge gewannen den Ausdruck des Vergnügens. — Die Muſikanten hatten eine jener alten künſtlichen Weiſen angefangen, die man unter dem Namen „Schweinauer“ zuſammenfaßt und die von dem Rieſer trotz der neuen, die er zugelernt hat, immer noch ſehr gern getanzt werden. Der Schweinauer beſteht aus einer Miſchung von Walzerſchritten, wobei ſich das Paar ſucceſſiv — und Dreherſchritten, wobei es ſich mit einem Schwung um ſich ſelber dreht. In jedem dieſer Tänze wechſeln die verſchiedenen Pas anders, einzelne ſind ziemlich verſchränkt und man muß ſie gut im Gedächtniß haben — man kann ſich alſo durch fehlerloſes Tanzen auszeichnen! — Ihrer ſo ſicher, wie der neuen und neueſten, empfand Schorſch ein Verlangen, darin etwas zu leiſten, und rief nun mit einem Ton fröhlicher Bitte: „Sophie, da müſſen wir mittanzen!“

Die Sophie, nachdem ſie ſich ein wenig beſonnen, erhob ſich lächelnd und ging mit ihm auf den Tanzboden.

Unſre Leute tanzten die begonnene Weiſe und dann die ſchwierigern, die folgten, nicht nur ohne Fehler, ſondern mit einer Zierlichkeit, wie ſie auf dem Land ſelten vorkommen wird. Ein Bauernburſch vom Dorf, der beim letzten Reihen mit ſeinem Schatz drausgekommen war, hörte auf und ſchaute den Beiden zu. Dann trat er zu ihnen und ſagte: „Schorſch, Du biſt halt immer noch der Meiſter! Aber eine Tänzerin haſt Du ſchon auch, die einen aufrichten kann! Bei uns," ſetzte er mit einem launigen Blick auf die ſeinige hinzu, „bringt eins das andere aus dem Text!" — Es verſteht ſich, daß unſer Paar höflich widerſprach. Aber Schorſch fühlte ſich gereizt, ſeine Meiſterſchaft noch mehr an den Tag zu legen. Er trat mit Sophie in die Mitte der eben ſtehenden Paare und ſagte: „Den nächſten wollen wir einmal herumtanzen, ein Paar hinter dem andern! — Seid ihr einverſtanden? — Spielt, Muſikanten!"

Um ſeiner Eigenthümlichkeit willen führt man den alten Volkstanz gewöhnlich in kleinem Kreis aus, ſo daß jedes Paar ſein Plätzchen für ſich hat. Man kann aber auch den vorgezeichneten Schrittwechſel vollziehen, indem der große Kreis des ganzen Tanzbodens eingehalten wird: wenn das ungleich ſchwieriger iſt, ſo bringt das Gelingen auch um ſo mehr Ehre, — und dieſe war's, die Schorſch erſtrebte.

Fünf Paare tanzten mit. Die drei erſten Reihen gingen auch bei ihnen leidlich. Bei dem vierten hielt ſich nur unſer Paar noch auf der Kreislinie des Platzes.

Damit hatte das Zwiſchenſpiel ein Ende.

Schorſch und Sophie waren hochgeröthet und athmeten raſcher; denn ſolches Tanzen ermüdet auch die beſten Lungen. Aber der Lohn der Anſtrengung folgte in rühmenden

Zurufen — in allgemeinem Beifall, den man freilich nicht nur den ausgezeichneten Tänzern, ſondern den Reichen und den Gäſten ſpendete!

Unſer Burſche ſtrahlte vor Vergnügen. Er führte die Tänzerin durch die Paare mit einem Geſicht, aus welchem das Selbſtgefühl — der Uebermuth des Unwiderſtehlichen blickte.

Als er zur Treppe kam, um an ihr vorüber in die Stube zu gehen, erblickte er auf dem kleinen Raum zwiſchen dem Tanzboden und der Thüre eine Geſtalt, auf die er nicht gefaßt zu ſein ſchien; denn er fuhr zurück und verlor die Farbe.

Es war ein Mädchen von etwa zwei und zwanzig Jahren. Feſtlich, aber einfach gekleidet, hatte ſie einen Spenzer von dunkelfarbigem Kattun und einen blauen, ſchwarzgemodelten Rock an, was ihrer Erſcheinung einen ernſtern, frauenartigen Charakter gab. Ihren Wuchs bezeichnete eine gewiſſe Fülle; das ovale Geſicht gehörte aber durch die Regelmäßigkeit der Züge und durch einen eignen ſinnlichen Liebreiz, der aus ihm ſprach, zu den ſchönſten und einnehmendſten, die man ſehen kann. Dieſes Reizende lag nicht bloß im Ausdruck, ſondern im Gepräge, zumal der üppig und zierlich aufgeworfenen Lippen, — es verläugnete ſich daher auch jetzt nicht, wo die zunächſt der

Thüre Stehende ſichtlich erregt, düſter und verlegen auf den Verlegenen ſchaute.

Es war Annemarie, die Tochter des Webers.

Um ihr Hierſein zu erklären, müſſen wir ein Geſpräch wiedergeben, das eine Viertelſtunde früher im Hauſe des Vaters zwiſchen den beiden Schweſtern ſtattfand.

Annemarie ſaß auf der Wandbank, in Sinnen verloren. Die Glocke auf dem nahen Kirchthurm ſchlug fünf, und zu gleicher Zeit kam die jüngere Schweſter aus der Küche in die Stube. Jene warf einen traurig liebevollen Blick auf ſie. „Aber Rebeck'," ſagte ſie, „willſt Du denn gar nicht zur Kirchweih gehen?"

„Ich geh'," verſetzte die Schweſter, „wenn Du mitgehſt!"

Annemarie ſchüttelte den Kopf. „Verlang' doch das nicht mehr," erwiederte ſie. „Ach, mir iſt's nicht kirchweihlich zu Muth'!"

„Aber der Vater," entgegnete die Schweſter, „kommt erſt ſpät Abends heim; und wenn Du allein biſt, wirſt Du wieder verzweifeln!"

Jene, mit ſchmerzlichem Lächeln, zuckte die Achſeln. „Deßwegen," ſagte ſie, „geh' ich nicht in's Wirthshaus!"

„Aber deßwegen," verſetzte Rebekka, „bleib' ich bei Dir!"

Annemarie ſah die vor ihr Stehende mit feuchten Augen an, faßte ihre Hände und drückte ſie. „Du biſt gut mit mir!“ rief ſie zärtlich. — „Und ich ſoll Dich um Dein Kirchweihvergnügen bringen?“ — Mit Wehmuth lächelnd fügte ſie hinzu: „Was wird der Hans ſagen, wenn er Dich nicht findet?“

„Der,“ erwiederte Rebekka, „hat noch nicht das Recht, etwas zu ſagen!“

„Eben darum ſollteſt Du hingehen und ihm die Freud' machen,“ verſetzte Annemarie. „Daß er auf Dich wartet, das weiß ich gewiß!“

Rebekka bedachte ſich. „Nun,“ ſagte ſie, „wenn Du mich ſo gern im Wirthshaus haben willſt, ſo geh' mit mir! — Wiſſen thut noch niemand etwas. Und ſo lang die Leute nichts wiſſen, muß man ſie nicht mit Gewalt drauf bringen; — wer weiß, was geſchieht! — Wenn ich ohne Dich komm', ſo wird man mich fragen: wo iſt denn Deine Annemarie? Und ich bin ſo ungeſchickt zum Lügen! Wenn ich ſagen thät: ſie iſt krank, ich bin überzeugt, man ſäh's mir an, daß es nicht wahr iſt. — Geh' mit mir,“ fuhr ſie herzlich fort. „Es wird Dich doch aufheitern! — Sieh' dem Tanzen zu; oder tanz' auch ſelber etliche Reihen! — Du kannſt thun, was Du willſt, und bleiben, ſo lang Dir's gefällt! — Ich richte mich nach Dir!“

Annemarie war aufgeſtanden. „Nun gut," ſagte ſie; „weil Du's nicht anders thuſt — ich will mit Dir gehen. — Ich hab' Kirchweihen mitgemacht, wo ich vergnügt geweſen bin, ich will auch einmal eine bloß traurig mit anſehen." — Sie hielt inne. Dann ſagte ſie, die Hand auf ihre Bruſt legend: „Mir iſt bang, Schweſter! bang! — Aber ſorg' nicht," ſetzte ſie raſch hinzu, „daß ich Dir das Spiel verderb'! — Vielleicht grad' unter den Leuten vergeht's mir!" —

Die Mädchen vollendeten ihren Anzug und gingen mit einander zum Sonnenwirth hinab. Als ſie in den Haustennen getreten waren, kam ihnen ein junger Menſch entgegen, deſſen Anblick die Annemarie lächeln machte. Es war der Sohn des Dorfſchmieds. Freundlich grüßend verwickelte er die Rebeck' in einen kleinen Diskurs; die Schweſter wollte nicht ſtören und ging einſtweilen die Treppe hinan. Als ſie oben angekommen war, erklangen eben die Lobſprüche, die dem Schorſch und der Sophie geſpendet wurden. Sie erkannte das Paar, das ſie an jedem andern Ort eher vermuthet hätte, als hier, — ſie ſah es im Glanz der Freude vom Tanzboden gehen — und es war ihr, als ob durch ihre Bruſt ein Meſſer führe! Im erſten Augenblick war ihr alle Beſinnung genommen und ihr Fuß an den Boden gewurzelt. Als aber die Beiden gegen ſie herankamen und der Burſche vor ihr erſchrak, da kehrte ihre Faſſung wieder.

Mit einer Miene ſchwerer Anklage, mit einem Ton der Trauer, der aber doch noch einen Klang von Gutmüthigkeit hatte, ſagte ſie: „Guten Tag, Schorſch!“

Der Burſch, der noch etwa zwei Schritte von ihr entfernt war, hatte das Gefühl, daß er nicht ohne Antwort an ihr vorüber gehen könne. Sein Verhoffen und dieſer Gruß waren von der Sophie ſehr ſchlimm zu deuten; er war aufgebracht über ſich ſelber — er mußte die Störerin abfertigen — inſtinktmäßig gab er ſich eine vornehme Miene und rief: „Ei ſieh, Jungfer Annemarie! — Will Sie ſich auch luſtig machen?“

Wenn er hoffte, durch dieſe Erwiederung den Eindruck der vertraulichen Anrede auslöſchen und von der Betroffenen ſich losmachen zu können, ſo irrte er ſich. Annemarie verzog die ſchönen Lippen mit Bitterkeit. „Warum ſprichſt Du denn per Sie mit mir?“ entgegnete ſie. „Das iſt ja was ganz Neues!“

Durch die Zurechtweiſung, die ein näheres Verhältniß zwiſchen ihnen allzudeutlich kundgab, wurde Schorſch in die größte Verlegenheit — in eine tiefe ſtille Wuth verſetzt. Seine Augen warfen böſe Blicke auf das Mädchen — man hätte den Wunſch der Vertilgung aus ihnen leſen können! —

Mit einer Miene ſtolzer Entrüſtung rief er: „Was iſt das für ein Benehmen gegen mich? — Laß Sie mich ungeſchoren!“

Annemarie ſah ihn an, glühende Röthe bedeckte ihr Geſicht, ihre Augen funkelten und ſich vor ihn hinſtellend rief ſie: „Wie, Schorſch! Hab' ich recht gehört? — So ſprichſt Du mit mir? So behandelſt Du mich? Du? —

Der Burſch war auf's Aeußerſte gebracht. Er fühlte, daß die Sophie, deren Hand er in ſeiner Rechten hielt, ſich von ihm losmachen wollte, — er ſah die Geſichter der Umſtehenden ſtarr, vielſagend auf ſich und die Annemarie gerichtet; — indem er dieſe mit ſeiner Linken am Arm faßte, rief er wüthend: „Geh mir aus dem Weg, Du unverſchämte Perſon!“ und drängte ſie bei Seite. Die Sophie mit ſich reißend ging er in die Stube, zu ſeinem Tiſch.

Die unendlich Gekränkte richtete ſich auf — alle Geiſter der Rache erhoben ſich in ihr. Augenblicklich lief ſie dem Paar nach, und indem ſie mit blitzenden Augen auf den Burſchen zuging, rief ſie: „Was haſt Du mich genannt? Eine unverſchämte Perſon? Mich — mich, die wahre Engelsgeduld gegen Dich bewieſen hat? — Du biſt der unverſchämteſte Menſch, der auf Gottes Erdboden herumgeht — Du! Du haſt mich angelogen und mich unglücklich gemacht! Ich ſeh' Dich auf unſrer Kirchweih' mit einer Andern und ſag' doch nichts — ich grüß Dich noch, und Du wirfſt mich auf die Seite wie einen Hund? — Ja, ja," fuhr ſie mit ſtechendem Hohn fort, „ich ſeh's wohl, ſie ſoll nichts merken, die reiche Braut! Aber das hilft Dir jetzt nichts! Was geſchehen iſt, das iſt geſchehen, und nicht mehr zu ändern! — Ich," ſetzte ſie nach kurzem Innehalten erſchüttert hinzu, „ich werd' meinen Zuſtand nicht lang mehr verbergen können — und den ſchlechten Menſchen, der daran Schuld iſt und mich verleugnen will, den kennen jetzt Alle, die hier ſind!"

Die Scene an der Thür, das raſche Hereintreten des Paares und das Nachgehen des empörten Mädchens hatte bereits das allgemeinſte Aufſehen gemacht. Die Reden, welche die Annemarie jetzt auf den jungen Weilerbauer ſchleuderte, riefen nicht nur das größte Staunen hervor, ſondern legten auch das Verhältniß, das zwiſchen ihnen beſtand und das Einzelne nur geahnt hatten, Jedem klar vor Augen. In der höchſten Aufregung und Spannung, die aber einen weſentlich ernſten Charakter hatte, ſchaute man von allen Seiten her auf die Beiden. Der Rothenbauer hatte ſich erhoben und zeigte die größte Beſtürzung. In dem Geſicht der Tochter, die neben ihm ſtand, glühte die Röthe des Unmuths und der Scham; aber mehr und mehr ging ein ſeltſamer Schein von Befriedigung darin auf.

Der Burſch, gegen die Raſende gewendet, ſtand leichenblaß. „Schäm' Dich!“ rief er mit bebenden Lippen. „Schäm' Dich! — Du biſt ein freches Weibsbild!“

„Freches Weibsbild!“ wiederholte das Mädchen mit tiefſter Bitterkeit, — „weil ich die Wahrheit ſag? Wie muß man dann Dich nennen? Du biſt ein Menſch ohne Scham und ohne Gewiſſen! Haſt Du mir nicht vor vierzehn Tagen noch geſagt, daß hinter dem Gerede der Leute nichts ſei, — daß der Rothenbauer und Deine Mutter wohl eine Heirath im Sinne hätten, daß Du mich aber nie verlaſſen würdeſt, um die Sophie zu nehmen? — Und jetzt ſteht ihr da als Braut und Bräutigam — auf unſrer Kirchweih! — Aber jetzt ſteh' ich auch da und bring' Deine Schlechtigkeit auf vor der ganzen Welt! Deine Braut ſoll ſehen, was für einen ſchofeln Menſchen ſie zum Mann bekommt; und wenn ſie Dich dann noch mag, dann ſoll ſie Dich haben!“

Dieſe letzten Worte hatte das Mädchen mit einem Stolz und einem Hohn geſprochen, daß dem Burſchen das tiefſte Herz vergiftet wurde. Er ſah die Geſichter des Rothenbauers und der Sophie eine Entrüſtung und Verachtung ausdrücken, die nur ihm gelten konnten; — vor

Wuth ſinnlos, machte er einen Schritt gegen die Annemarie und ſchrie: „Du biſt eine Lügnerin! Eine ehrloſe Lügnerin! Geh'! Augenblicklich geh' fort oder ich nehm' Dich und werf' Dich die Stiege hinunter!“

„Oh, oh!“ riefen mehrere Burſche aus dem Dorfe drohend. Die Annemarie ſtand und ſchleuderte Flammenblicke gegen ihn. „Rühr mich an!“ rief ſie mit erhobener Rechten. „Rühr mich nur an, wenn Du's-Herz haſt!“

Der Burſch ließ ſeinen Arm ſinken. In dem Mädchen war eine Leidenſchaft entfeſſelt, die nun alle Dämme durchbrach. „Lügnerin! Lügnerin!“ rief ſie außer ſich. „Ein dummes, einfältiges Ding bin ich geweſen, daß ich einem Schandlügner geglaubt hab'! Ich ſeh' wohl, daß Du jetzt nicht weißt, was Du thuſt. Aber daß Du Dir ſo raushelfen willſt — daß Du ein ſo jämmerlicher Tropf biſt, das hätt' ich nicht geglaubt. Pfui, pfui, ſchäm' Dich! Du haſt mich in's Unglück gebracht, ich ſteh' an der Schand' da vor der ganzen Welt, und Du willſt mich jetzt auch noch ſchlecht machen? — O,“ fuhr ſie vor Zorn weinend fort, „wie iſt's möglich, daß man ſo gegen einen werden kann, wenn man ſo gegen einen geweſen iſt! Du haſt noch nie ein Mädchen ſo lieb gehabt wie mich! Was Du mir verſprochen und geſchworen haſt, das iſt verlogen geweſen; aber Dein Schönthun und Deine Reden, die ſind nicht verlogen geweſen! So kann man nicht lügen! Und Du willſt mich jetzt ſchlagen und hinauswerfen? — Doch Du willſt nur Geld — nichts als Geld! Du haſt mich noch jetzt gern! Wenn ich ſo reich wär' wie die Rothenbauerstochter, Du thätſt mich tauſendmal lieber nehmen. Ja, das ſag' ich, weil ich's weiß! — Aber jetzt," fuhr ſie fort, indem ſie mit dem Stolz tiefſter Entrüſtung ſich aufrichtete, „jetzt mag ich Dich nicht mehr! Geh hin wo Du willſt, und ſuch Dein Glück, wo Du magſt! Ich hab' ausg'red't jetzt, und jetzt iſt's mir wieder wohl! Die Schand' und das Unglück will ich tragen — ich hab's nicht anders verdient! Aber Du wirſt auch kein Glück haben, wenn's eine Gerechtigkeit gibt in der Welt! Und wer weiß, wer weiß, ich ſeh' Dich noch —"

Weiter konnte ſie nicht reden.

„Annemarie," rief eine ſtrenge mahnende Stimme hinter ihr, — ſchäm' Dich und geh' nach Haus!"

Es war Gottfried, der zwiſchen ihr und der Thüre ſtand. — —

Dieſer hatte es in der Freudloſigkeit des Alleinſitzens im untern Wirthshaus doch nicht länger aushalten können. Er trachtete wenigſtens nach einer Veränderung, zahlte und ging auf die Gaſſe hinaus. Unwillkürlich trugen ihn ſeine Füße dem obern Wirthshaus zu. — Warum ſollte er aber nicht wieder hinein? Stand es nicht ihm offen wie Jedermann? Konnte er nicht hier am Ende doch noch finden, was er ſuchte? Und wenn's nicht geſchah, wenn ihm das, was er zu ſehen bekam, wehe that — er mußte ſich dran gewöhnen, und es war eine Schwachheit, ſich davor zu fürchten!

Als er in den Hof trat, hörte er vom obern Stock eine laute, zürnende Stimme, die ihm bekannt klang; mit einem ſeltſamen Vorgefühl eilte er in den Haustennen — die Stiege und der Platz droben vor der Stubenthür war von Menſchen vollgepfropft! — „Gottfried,“ rief plötzlich ein Mädchen von der Stiege her, „Gott ſei Dank, daß Du kommſt!“ — „Was iſt's denn, Rebeck',“ fragte der Burſche. — „Ach Du lieber Gott,“ entgegnete jene, „meine Annemarie iſt ganz raſend geworden! Sie iſt hier mit dem jungen Weilerbauer, dem Schorſch, zuſammengetroffen, der hat ſie nicht kennen wollen und hat ſie beleidigt; und nun iſt ſie in der Stub' und ſagt Alles, macht einen Spektakel und ſchämt ſich nicht! Ach geh' hinauf zu ihr, ich bitte Dich! Mein Vater iſt über Feld gegangen und weiß von der ganzen Sach' nichts. Auf Dich hält ſie was — Dir wird ſie folgen! Nimm ſie mit herunter und mach' der Schand' ein End'!“

Wie ein Blitzſtrahl die nächtlich dunkle Landſchaft, ſo erhellten dieſe Worte dem Burſchen die Lage der Dinge.

Seine Pflicht war ihm vorgezeichnet; denn Seelen wie die ſeinige können nicht fehlgreifen. Er mußte dem Skandal ein Ende machen um der Sophie willen und um der Burg-Ammer willen! Und zwar ſogleich! — Entſchloſſen brach er durch den Menſchenknäuel ſich Bahn und drang in die Stube.

Annemarie, auf ſeinen Zuruf hin, drehte ſich um und ſagte: „Was willſt Du von mir, Gottfried? — Geht Dich dieſe Sache was an?“

„Ja,“ verſetzte dieſer, „es geht mich was an, wenn ein Bäschen von mir einen ſolchen Aufruhr macht! — Wenn Du gegen Jemand hier was vorzubringen haſt, ſo gibt's andere Mittel und Weg', als daß Du Leute, die Dir nichts gethan haben, kränkſt und beleidigſt, als wären ſie Deine Todfeinde! Geh! Daß Du Dich da herſtellſt und Deine Heimlichkeiten vor der ganzen Welt ausſchreiſt, das iſt eine Sünd' und eine Schand'! — Aber jetzt bin ich da, und ich ſag' Dir: es iſt aus! Komm mit mir! Auf der Stell'! Die Sach' muß ein End' haben!“

Annemarie ſah ihn an und nickte ſchmerzlich mit dem Kopf. „Gottfried,“ entgegnete ſie, „Du haſt gut reden! — Aber wahr iſt's, die Sach' muß ein End' haben! Ich bin fertig jetzt — und ich will mit Dir fortgehen!“

Schorſch hatte dageſtanden wie ein gehetztes Thier, das in die Enge getrieben iſt und umherſpäht, wo es etwa noch durchbrechen möchte. War nichts mehr zu erfinden? Konnte er ſich auf keine Weiſe mehr herausziehen? — Das Auftreten Gottfrieds bot ihm eine Möglichkeit. Dieſer kam, um einem Auftritt ein Ende zu machen, der ſchon zu Ende war, und die Annemarie brauchte nur ein paar Worte von ihm zu hören, um gutwillig mit ihm fortzugehen! War das nicht auffallend? — Der Böſe blendete die Seele des Burſchen und gab ihm einen Gedanken ein.

Eben hatte jener die Annemarie bei der Hand genommen; da rief der junge Bauer mit einem Ton der Verachtung, der natürlich genug klang: „Ja wohl, ihr könnt fortgehen mit einander jetzt, ihr Zwei! Ihr habt die Komödie gut geſpielt! Ihr habt ein ſchönes Stück aufgeführt hier, — aber es wird euch nichts nützen! Ihr habt's zu deutlich gemacht, daß ihr mit einander einverſtanden ſeid!“

Gottfried ließ die Hand des Mädchens fahren und ging vor. „Was?“ rief er mit aufgeriſſ'nen Augen, — „was haſt Du geſagt?“

„Daß Du die Geſchichte abgekartet haſt mit Deinem Bäschen da,“ entgegnete Schorſch trotzig, „das hab' ich geſagt, und das ſag' ich noch! — Deine Gedanken kennt man! Man weiß, was Du im Sinn haſt, — recht gut!

Und ſo einem alten „Bediſchten“ iſt jede Schlechtigkeit zuzutrauen!“

„Ah!“ rief Gottfried. „Nein, das iſt zu arg! — Mich willſt Du zu einem ſchlechten Kerl machen? Mich?“

Und mit einem Zorn, deſſen ihn niemand fähig gehalten hätte — mit Augen, die wie Fackeln brannten und zugleich vor Entrüſtung übergingen, packte er den Burſchen, riß ihn zu Boden und warf ſich über ihn. Die Linke krallte ſich dem Liegenden in's Halstuch und die Rechte erhob ſich, die Züchtigung zu beginnen.

Der Vetter und ein paar Bauern vom Dorf hatten ſich hergedrängt, um auszuwehren. Gottfried warf jenen mit der Rechten bei Seite, daß er zu ſeinem Weibe zurücktaumelte, und ſchrie zu den andern: „Laßt mich meinen Handel ausmachen mit dem Menſchen! Wer herkommt und mich hindern will, den ſchlag' ich todt!“

Er war fürchterlich. Erſchreckt bildeten die Leute einen Kreis um die Kämpfenden; jeder ſchaute, niemand legte ſich drein.

Scherſch wehrte ſich wie ein Raſender. Aber es war nur die Vertheidigung der Beute in den Klauen des Raubthiers. Die gröbern Knochen, das Kraftgefühl der gerechten Sache und die flammende Wuth machten den Holzländer unwiderſtehlich.

Geſchlagen und geſtoßen von unten, ſchlug er den Untenliegenden von oben nach dem Verlangen ſeines Herzens. Und ſein Herz dürſtete — und verlangte viel! — Hatte der Schorſch ſich groß vergangen, gegen die beiden Mädchen und gegen ihn — Gottfried machte ſich überſchwänglich für alle bezahlt.

Jener fing an zu ermatten, das Blut floß ihm aus mehrern Wunden, das Geſicht wurde bleich und grünlich und die blauen Augenränder ſtachen erſchreckend ab dagegen — der Anblick traf endlich auch den Sieger in's Herz. Er that ein paar tiefe Athemzüge, ſtand auf, ließ den Gedemüthigten aufſtehen und ſagte mit ſchwerem Ernſt: So, nun haſt Du Deine Straf'!"

Schorſch bot einen Anblick zum Erbarmen. Er zitterte vor Wuth und Scham, und fühlte doch nicht die geringſte Kraft in ſich, noch etwas zu unternehmen. In ſeinen hirſchledernen Hoſen hatte er ein Meſſer ſtecken; er hätte es jetzt ziehen und auf den Feind losgehen können; — aber er fühlte ſich vernichtet. Suchend griff er in die Taſche der Juppe, zog ein Sacktuch heraus und wiſchte ſich das Blut von dem Geſicht und von den beſudelten Kleidern ab.

Nur wenig von ihm entfernt bot der Sieger einen Anblick, der gleichfalls auffallen mußte. Er war hochgeröthet; aus ſeiner Miene ſprach aber nicht Triumph, ſondern eine ſeltſame Scham und ein Sinnen darüber. — Er hatte einen frechen Verläumder gezüchtigt! Aber er hatte getobt wie ein wildes Thier und durch eine ſchreckliche Mißhandlung den Bräutigam geſchändet vor ſeiner Braut! Wußte er, was die Sophie und der Rothenbauer für Gedanken hatten? Konnte ihnen das Geſchehene nicht entſetzlich leid thun, weil dadurch eben alles verdorben wurde?

Hätte er das Mädchen geſehen, während er den Beleidiger ſtrafte, das dumpfe Gefühl einer allzugewiſſenhaften Seele wäre nicht in ihm aufgekommen. An der Seite des Alten, der nicht wußte, was er denken und thun ſollte, hatte ſie geſtanden gleich einer Rachegöttin. Stolz, hochernſt, die bedeutenden Züge durch einen leuchtenden Glanz verklärt, mit einem Ausdruck, als ob jeder Schlag, der niederfiel, ihr eine neue tiefe Genugthuung gewährte — ſo war ſie dem Kampfe gefolgt, und am Ende war ein triumphirender Strahl aus ihrem Auge gegangen. — Die junge Baſe hatte das mit Staunen geſehen. Denn wenn ſie auch begriff, daß die Sophie dem Böſewicht Schläge gönnte, ſo mußte es ihr doch ein vollkommenes Räthſel ſein, wie ſie nun daſtehen konnte, als ob alles für ſie gewonnen wäre!

Gottfried hatte davon keine Ahnung. Plötzlich entſchloſſen trat er vor die Geliebte hin und ſagte, noch zitternd vor Aufregung: „Sophie, nimm mir's nicht übel, daß ich das gethan hab'! Aber ich hab' nicht anders gekonnt! Mag er ſein, wer er will — das kann ich mir von niemand bieten laſſen — von niemand in der ganzen Welt! Um Deinetwillen thut's mir leid! — Du weißt ja, für Dich gäb' ich die Seel' aus dem Leib her — mein Leben würd' ich laſſen für Dich, wenn's ſein müßt!"

Das Mädchen, während ihr Thränen in die Augen traten, rief: „O, da hab' keine Sorg', daß Du mir Verdruß gemacht haſt! Du haſt mir den größten Gefallen gethan, der mir hat geſchehen können in dieſem Leben, und ich werde Dir dafür danken bis zu meiner letzten Stund'!"

Sie nahm ſeine Hand, ſchüttelte ſie und ſah ihn mit einem Blick der Liebe, der Bewunderung an. —

Zu derſelben Zeit fand wenig Schritte von ihnen eine andre Scene ſtatt. Annemarie war zu dem Burſchen getreten, an dem ſie ſo lange mit der zärtlichſten Liebe gehangen, und richtete einen Blick auf ihn, der tiefes Mitleid verrieth. Nach der geſtillten Rache war in ihrem Herzen unwiderſtehlich das Gefühl des Erbarmens aufgekommen. „Schorſch," begann ſie, „Du haſt mich ſchrecklich gekränkt; — aber

Dich ſo zu ſehen, das thut mir doch weh; und ſiehſt Du, wenn ich vorher gewußt hätt', wie's gehen würde, ich hätte zu allem geſchwiegen — und ich hätte Dich glücklich werden laſſen mit Deiner Reichen!"

Der Burſche hatte zugehört mit dem Ausdruck einer verzweifelten Seele. „Geh," entgegnete er mit leiſem Beben der bläulich gewordenen Lippen, „für mich iſt alles verloren! Laß mich Du nun auch in Ruh' und mach' mir keine Redensarten!"

„Ich mach' Dir keine Redensarten," verſetzte das Mädchen traurig. „Niemand, wie ich ſeh', hat hier ein Bedauern mit Dir — ich bin die Einzige, die's gut mit Dir meint! — Es iſt ſchrecklich!" fuhr ſie ergriffen fort. „So ein Menſch wie Du! So grauſam behandelt! — Mir thut's leid, von Herzen leid — Gott im Himmel iſt mein Zeuge —"

Ihr Buſen zuckte, Schluchzen ließ ſie nicht weiter reden, die Thränen rannen ihr die Wangen herunter.

Der Burſche verzog den Mund in bitterm Unmuth. „Das kommt zu ſpät jetzt," entgegnete er. „Du haſt mich in eine Schande gebracht, die nichts mehr auslöſchen kann! Alles iſt hin!"

„Es iſt wahr," verſetzte das Mädchen; und in den Zwiſchenpauſen des Weinens fuhr ſie fort: „Schimpf mich! — Du haſt ein Recht dazu! — Schimpf mich nur! Ich nehm' Dir's nicht übel!"

In dieſem Augenblick gingen Sophie und der Rothenbauer an ihnen vorüber, ohne weder rechts noch links zu ſehen, und verließen die Stube.

Der Burſche lächelte ſchmerzvoll. Dann warf er einen Blick auf die Annemarie, der eine Rührung ſeines Herzens verrieth, nickte wie zum Abſchied und ging ſtumm durch die Leute hindurch. —

Zur Annemarie trat aber nun Gottfried und ſagte mit einem ebenſo würdevollen wie gutmühigen Klang der Stimme: „Komm jetzt mit mir, Bäsle!"

Annemarie ging mit ihm fort. Gottfried übergab ſie der Schweſter, die ſie an der Stiege trafen, und ſagte: „So, jetzt geht nach Haus mit einander! Für heute haben wir alle unſre Kirchweih gehabt!"

Als die Mädchen fort waren und der Held des Tages, Lobſprüche, welche Dorfburſche ihm ſpendeten, von ſich weiſend, durch Wiſchen und Streichen die letzten Spuren des Kampfes an ſich zu tilgen ſuchte, kam aus einer Ecke des Tanzbodens eine Geſtalt auf ihn zu, die auch ihm bekannt war, die er aber hier nicht vermuthet hatte: der Schlome!

Auf die Kirchweih gegangen, um am Tiſch der Familie

Kohl den Triumph ſeines Werkes mitzufeiern, war der Jude eben recht gekommen, die letzten Scenen des großen Schiffbruches aus einiger Entfernung mit anzuſehen.

Mit ungeheurem Ernſt, mit einem faſt erhabenen Ausdruck des Schmerzes, rief er: „Stöckle, Stöckle, was habt Ihr gethan! — Alles iſt verloren! Alles iſt kapore gegangen! — Was ich aufgebaut hab' in vielen Wochen, das habt Ihr zerſchlagen mit einem einzigen Streich! Ich hab' umſonſt gearbeitet ein ganzes halbes Jahr lang! — Großes Unglück, — großes Unglück! Ihr wißt gar nicht, welchen Schaden Ihr gemacht habt, Stöckle! — Gott ſoll helfen!“

V.

Vom Wirthshaus, das er bald nach den beiden Mädchen verließ, kehrte Gottfried nicht unmittelbar zur Mutter heim. Durch den Kampf, aus dem er triumphirend hervorgegangen, — durch die Weihe des Beifalls und des Dankes, welche die Sophie dem Sieg ertheilt hatte, war er ein Anderer — man kann ſagen, er war in ſich ganz gemacht worden. Selbſtvertrauen und Selbſtgefühl durchwogten ihn und gaben ihm eine Haltung, die er früher ſich nie hatte zu eigen machen können. Er empfand einen Drang, für Andere etwas zu thun, und erinnerte ſich, daß er hier noch eine Pflicht zu erfüllen habe.

Er ſuchte das Haus des Webers auf.

Die Schweſtern waren allein und empfingen ihn mit Ausrufungen, welche zeigten, daß er ihnen überraſchend, aber ſehr zum Troſte erſchien.

„Ich komm' um Deinetwillen, Annemarie," ſagte er. „Wenn mir recht iſt, ſo hab' ich von der Rebeck' gehört, euer Vater weiß noch von nichts?"

„Ach ja," verſetzte Annemarie, „ſo iſt's auch. Ich fürchte mich!" fuhr ſie ſchauernd fort. „Denn jetzt, wenn er heimkommt, muß ich's ihm ſelber ſagen; und was er dann mit mir anfängt, das weiß Gott im Himmel!"

„Dein Vater iſt kein harter Mann," entgegnete der Burſche mit Ernſt. „Ich will mit ihm reden. Deßwegen bin ich gekommen."

Annemarie ſah ihn mit feuchten Augen an. „O Gottfried," rief ſie, „Du biſt eben brav! — Im Unglück," ſetzte ſie mit geſenktem Haupt hinzu, „lernt man ſeine Freunde kennen — und das iſt ein Troſt!"

Der Burſche gab ihr die Hand, wie zur Bekräftigung.

Nachdem er ſich hatte ſagen laſſen, welches Weges der Vater kommen würde, ging er dieſem entgegen. Eine Viertelſtunde vom Dorf traf er ihn. Der Alte begrüßte ihn mit ſcherzhaften Fragen über ſein Weglaufen von der Kirchweih. Gottfried ging aber gleich zur Sache und erzählte ihm, nach wenigen vorbereitenden Worten, die Geſchichte des Tages. Mehrfach unterbrochen durch Ausrufungen des Schreckens und Zorns, fügte er nach dem Bericht alles hinzu, was ein guter und verſtändiger Menſch bei einer ſolchen Gelegenheit ſagen kann, und es gelang ihm endlich, von dem gebeugten Manne das Verſprechen zu erhalten, daß er ſich gegen die Tochter nicht zu thätlicher Ungebühr wolle hinreißen laſſen.

Als ſie mit einander in die Stube traten, ſah Gottfried die Annemarie erbleichen und am ganzen Leibe zittern. Der Vater gab ſeiner Entrüſtung und ſeinem Schmerz Ausdruck. Aber Rebekka legte ihren Arm um ſeinen Hals und bat mit innigen, rührenden Worten für die Schweſter, die ſchon unglücklich genug ſei. Annemarie weinte, und man hörte eine Zeitlang nur ihr Schluchzen.

Der Alte ſeufzte und ſchwieg. Nach einer Weile trat Gottfried zu ihm, gab ihm die Hand und ſagte: „Erinnert Euch an Euer Verſprechen! — Gute Nacht mit einander!"

Er ging mit dem Bewußtſein, daß er, wenn auch nicht wiederholten Klagen und Vorwürfen, doch einem wüſten Auftritt im Hauſe des Webers vorgebeugt habe.

Mit wahrer innerer Befriedigung erreichte er ſein Haus und trat in die Stube, die merkwürdigen Vorfälle der Mutter zu erzählen. Von einem Nachbar war dieſer die Hauptſache ſchon mitgetheilt worden; darum, als ſie ſeiner anſichtig ward, rief ſie: „Aber um Gotteswillen, Bub, was muß ich von Dir hören!"

Gottfried konnte nicht umhin zu lächeln: „Nichts Unrechtes, hoff' ich!“

„Ja, aber Sachen, die kaum zu glauben ſind! — Jetzt verzähl' mir nur gleich alles nach einander, wie's gegangen hat!“

Der Sohn ſtattete einen Bericht ab, den er unbewußt für das Mutterherz verfaßte. Die Ausrufungen der Alten wollten kein Ende nehmen; ſie beſtaunte jedes Glied der Kette von Ereigniſſen extra, verweilte aber mit der größten Zufriedenheit bei der Demüthigung des Schorſch, der ihren Sohn — ihren Gottfried habe zum Lügner machen wollen!

Nach einem Schweigen, das hierauf eintrat, ſagte der Burſche: „Von der Ammer hab' alſo doch ich recht gehabt!“

„Ja, leider,“ entgegnete die Mutter. Und ſeufzend fügte ſie hinzu: „Jetzt iſt's aus mit der'!“

Gottfried zuckte die Achſeln. „Das Mädchen dauert mich,“ erwiederte er; „ſie hätte was Beſſeres verdient!“

Die Alte ſtimmte zu; dann verſetzte ſie: „Da jetzt die Sophie nichts mehr von ihm wiſſen will ſo nimmt vielleicht der Schorſch doch ſie noch!“

„Ich trau's ihm nicht zu,“ erwiederte der Sohn, „trotz der Schläge, die er bekommen hat! — Er wird thun, was er muß, wird Gras wachſen laſſen über die Geſchichte und dann erſt recht eine Reiche nehmen!"

Die Alte ſchwieg nachdenklich. Dann ſagte ſie: „Vielleicht, daß ſogar die Sophie wieder …"

Gottfried ſchüttelte heftig den Kopf. „Das iſt vorbei," entgegnete er, — „die horcht ihm jetzt nicht mehr auf!"

„Aber," bemerkte die Alte nach einer Weile, „ſie iſt grad' auch nicht mehr ganz jung!"

„Glaubſt Du," ſagte Gottfried mit einem eignen Lächeln, „daß die keinen Mann kriegt?"

„Das ſchon," verſetzte jene. — Sie ſah für ſich hin und ſchwieg mit einem Ausdruck des Bedauerns. —

Der Burſche hatte ausgeredet, — er war müde und ging zu Bette. —

Wenige Tage, und Gottfried lebte weiter, als ob nichts geſchehen wäre. Das Gerede der Leute, das ihn anfangs beläſtigt hatte, verhallte nach und nach, und die Mutter, die ihre Gedanken hatte, ließ ihn mit Erinnerungen und Mahnungen, die ihm unangenehm geweſen wären, in Ruhe.

Nur einen Wortkampf hatte er noch zu beſtehen; und dieſer iſt zu charakteriſtiſch für ihn, als daß ich ihn übergehen dürfte.

Auf der Grenze, welche die Feldung ſeines Weilers von der des Dorfes ſchied, trat eines Abends ein in dieſem anſäſſiger „Frommer“ zu ihm, grüßte ihn mit einer eigenen Miſchung von Anklage, Selbſtgefühl und Spott in dem faltigen Geſicht und ſagte: „Nun Gottfried, Du haſt Dich ja vergangenen Sonntag recht ausgezeichnet im Wirthshaus! Haſt den Scherſch Hechtfiſcher geprügelt! — — Du haſt Dich wahrlich gemacht, ſeitdem Du nicht mehr bei uns biſt!“

Der Burſche ſchaute ihn an. „Gras-Balthes,“ verſetzte er, „das iſt nicht das Schlechteſte, was ich gethan hab’!“

Der Fromme lächelte. „Du biſt gar noch ſtolz drauf?“ entgegnete er. „Doch, darüber ſollt’ ich mich eigentlich nicht wundern, bei einem, der ſo vom Chriſtenthum abgekommen iſt, wie Du!“

Der Burſche ſah ihn mit einem Blick des Unmuths an. „Ich bin nicht vom Chriſtenthum abgekommen,“ rief er, „ſondern nur von euren Uebertreibungen!“

„So!“ erwiederte der Fromme. „Und das iſt wohl chriſtlich, daß man einen ſchlägt und benimmt ſich dabei wie ein wildes Thier? Denn ſo, der Verzählung nach, haſt Du’s gemacht. Wie ſtimmt das zu dem Gebet, daß man dem, der einen auf die rechte Backe ſchlägt, die andre darbieten ſoll?“

Gottfried war durch dieſe Verhaltung einen Moment betroffen. Der Fromme lächelte auf eine Weiſe, die gerade auch nicht ſehr chriſtlich war, denn man hätte ſie beinahe hämiſch nennen können. Die Wahrnehmung davon ärgerte unſern Burſchen, und er hatte einen Gedanken.

„Balthes,“ verſetzte er, „das iſt einer von den Sprüchen, die man nicht immer befolgen kann, und nach meiner Anſicht auch nicht überall befolgen ſoll!“

„Ah!“ rief jener. „Da kann alſo der Menſch thun, was er will?“

„Das nicht,“ erwiederte Gottfried. „Aber ſein Verſtand und ſeine Vernunft ſind ihm grad' auch nicht umſonſt gegeben, und die ſoll er anwenden und ſoll einen Unterſchied machen!“

„Da haben wir's,“ rief jener; „die Vernunft!“

„Horch einmal,“ ſagte unſer Burſche. — „Du haſt einen vierzehnjährigen Buben. Wenn Dich der nun einmal in der Wuth auf den rechten Backen ſchlagen thät', würdeſt Du ihm auch den linken darbieten?“

Der Fromme war etwas verhofft, rümpfte aber ſchnell den Mund und verſetzte: „Das iſt was ganz Anderes. Meinen Buben muß ich ziehen, und wenn ihm Schläge geſund ſind, dann muß ich ſie ihm geben!“

„Das iſt wahr,“ entgegnete Gottfried. „Erwachſene

Leut' müſſen aber auch noch gezogen werden! Auch ihnen ſind manchmal Schläge geſund, — und dann kann man ſie ihnen gar wohl geben! Wenn man ſie tüchtig abſtraft, dann gehen ſie in ſich und werden gebeſſert. Wenn man ſich aber von ihnen ſchlagen, beſchimpfen und mißhandeln läßt, dann werden ſie immer frecher und verwildern ganz.“

Nun war die Reihe, ohne Antwort zu ſein, an dem Frommen. Indeſſen wußte er ſich zu helfen. „Die Auslegung,“ verſetzte er, „iſt commod'! Wenn man nun einen prügelt, kann man ſagen: ich hab's gethan, um ihn zu beſſern!“

„Wenn das wirklich der Grund geweſen iſt,“ erwiederte der Burſche, „dann kann man's wirklich ſagen! Aber wenn man einen auch nur durchbläut in der Wuth, weil eben ſeine Frechheit einen raſend gemacht hat, dann kann man ſich doch nachher ſagen: dieſe Schläge werden dem da gut thun! — Und das, Freund Balthes, iſt der Fall bei mir geweſen! Ich hab' den Scheriſch nicht geſchlagen, um ihn zu beſſern — fällt mir gar nicht ein: aber ihm haben Schläge gehört, und das rechtſchaffene, und drum iſt's für keinen Hieb Schad', als für den, der daneben gegangen iſt. Die Strafe wird ihm auch ſicher eine Witzigung ſein und ſein Hochmuth wird ſich legen! Ich hab' zuerſt gemeint, ich hätt's zu arg gemacht: aber ich hab' mich bald getröſtet und jetzt hab' ich ein ganz gutes Gewiſſen!"

„Das heißt," ſagte der Andere, „Du haſt vortrefflich gehandelt und biſt ein muſterhafter Menſch, wie's keinen zweiten mehr gibt!"

Dieſer Spott war dem Burſchen zu ſtark. „Ich mag ſein, was ich will," rief er. „Aber ich bin kein Eſel — und kein Tropf auch nicht! — Guten Abend, Gras-Balthes!"

Damit wendete er ſich und ging. Der Andere ſtand mit einem Geſicht, welches durch Verlegenheit und Aerger nicht ſchöner wurde, als es zuvor war.

Abgeſehen von dieſem kleinen Zuſammentreffen lebte unſer Burſche in ſich, in ſeinen Gedanken. — Wie ſtand es aber mit dieſen Gedanken? — Auf welches Ziel richteten ſie ſich? — Erhob ſich in ſeinem Herzen nicht doch wieder die Hoffnung, die Sophie noch zu bekommen? — War nicht ihr Dank und ihr Händedruck und ihr ganzes Benehmen an jenem Kirchweihſonntag für ihn ein gar viel verſprechendes Zeichen?

Wenn hoffen heißt, eine beſtimmte Hoffnung hegen, ſo hoffte er nicht. Nach der einen Täuſchung, die ihn ſo unglücklich gemacht hatte, wollte er keine zweite in ſich aufkommen laſſen. Sophie hatte geſagt: er habe ihr den größten Gefallen gethan und ſie werde ihm zeitlebens dafür danken. An dieſe Worte mußte er ſich halten. Offenbar hatte ſie ihm damit nichts verſprochen, was ihm zur Erneuerung ehemaliger Vorſtellungen irgend ein Recht gegeben hätte.

Allein im tiefſten Grund ſeines Herzens hoffte er doch. Sein Glück, das höchſte Glück, das er ſich denken konnte, war möglich! Man konnte nicht ſagen, daß es ganz und gar unmöglich ſei! — Was aber möglich iſt, das kann eintreffen trotz allem und allem.

Es war nicht ein geſtaltetes Bild des Künftigen, was vor ſeiner Seele ſtand, ſondern nur ein Schein, ein duftig goldner Schein glänzte vor ihm. Aber aus dieſem konnte doch noch ein Bild heraustreten, und einſtweilen ließ er ſich von ihm das Herz erfreuen.

Mit dem Bewußtſein des Geſchehenen und mit dieſer unbeſtimmten Ausſicht war der wackre Burſche glücklich. Zufrieden that er ſeine Arbeiten in Haus und Feld; am wohlſten ward ihm aber im Wald. Die herbſtliche Stille darin harmonirte gar ſehr mit ſeiner Stimmung und ſie war ihm ganz beſonders lieb. Der Morgennebel umdampfte ihn und erfriſchte ihm Leib und Seele; und wenn er ſich dann verzog und die Strahlen der Sonne durch's Laub hereinfielen, wie ſchön war das! Die Blätter fingen an gelb zu werden — um ſo heiterer leuchteten ſie ihm in die Augen. Und wenn er manchmal auch traurig wurde, ſo war's eine liebe Traurigkeit. Sie machte ihn theilnehmender für die Thiere, die dem Walde treu geblieben waren: für das Reh, das aus dem Dickicht herbeikam, um an lichter Stelle zu lauſchen und Gras zu rupfen; für den Haſen, der plötzlich aufſprang und davonlief; für den Häher, der ſchreiend über die Wipfel der Bäume flog. Er würdigte alles beſſer als ſonſt, und ſchaute die Regungen des Lebens um ihn mit Blicken an, wie ſie nur von einem liebevollen Herzen kommen können. In ſolchen Momenten glaubte er freilich: ſo gut wie er's meine, müßten's auch Andre meinen mit ihm; — und namentlich Eine! —

Es iſt aber Zeit, daß wir uns nach dieſer Einen umſehen und einen Blick werfen in die Seelen der beiden Perſonen, die uns neben Gottfried am meiſten intereſſiren.

Wir müſſen zu dem Moment zurückkehren, wo ſie uns aus den Augen entſchwunden ſind.

Nachdem der Rothenbauer, unter vielfach wiederholten Bedauerungen von Seiten der Wirthsleute, mit Sophie den Wagen beſtiegen und dieſen aus dem Hof des Wirthshauſes gelenkt hatte, ſaßen die Beiden auf der Heimfahrt eine Zeit lang ſchweigend neben einander. Dann begann der Alte zu ſeufzen, zu murren und endlich artikulirte Laute von ſich zu geben. „Wer hätte geglaubt,“ rief er, „daß dieſer Hechtfiſcher ſo einer wäre! Ein ſo verfluchter Cujon! — — Aber die Weberstochter iſt auch eine freche Perſon!“

„Das find' ich gar nicht,“ widerſprach Sophie. „Ich kann mich ganz gut in ſie hineindenken und ihr durchaus nicht Unrecht geben!“

„Das thut unter Hunderten eine!“ rief der Alte. „Gegen ſo einen Menſchen!“

„Du weißt nicht, wie's angegangen iſt,“ entgegnete die Tochter. „Ich hätt's grad' ſo gemacht unter dieſen Umſtänden! — Die Annemarie iſt eben kein gewöhnliches Mädchen! Sie hält was auf ſich, und ſie hat recht: denn ſie iſt die ſchönſte Perſon, die mir noch vorgekommen iſt. Sein Benehmen hat ſie wüthend gemacht, und ſie hat gedacht: bieg's oder brech's! — Und doch hat ſie ihn noch immer gern! — Wenn in dem Menſchen noch ein Funken von Ehr' iſt, dann nimmt er ſie jetzt zum Weib!“

„Was fällt Dir ein!“ rief der Alte. „Da würde er ſchön ankommen bei der Weilerbäuerin! Die thät ihm den Hals umdrehen!“ — Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Ich muß ſagen, ich ärger' mich über den Menſchen! Ganz verflucht! — Aber,“ ſetzte er mit halb humoriſtiſchem Ausdruck hinzu, „er hat auch Unglück! — Er trifft auf lauter B'ſondre!"

Die Sophie zuckte die Achſel. „Sein Unglück iſt mein Glück!" erwiederte ſie.

„Vom Glück," verſetzte der Alte, „merk' ich grad' noch nicht viel. In der Leute Mäuler kommen wir, und Schande haben wir —"

„Mögen ſie ſchwätzen!" rief die Tochter. „Ich für meine Perſon mach' mir gar nichts daraus! — Wer ſich was vorzuwerfen hat, der mag ſich ſchämen!"

Der Alte gab ſeinem Handgaul einen tüchtigen Hieb, daß der hübſche, leichte Wagen raſch über das Sträßchen hinging. Dann ſchaute er das Mädchen an und ſagte: „Du ſiehſt aus, als ob Dir in Deinem Leben nichts Beſſeres widerfahren wär'!"

„Das iſt auch ſo!" verſetzte die Tochter. „Von einem ſo leichtſinnigen und falſchen Menſchen noch rechtzeitig loszukommen, iſt das größte Glück für ein ordentliches Mädchen!"

Der Alte ſchwieg. Dann erwiederte er: „Freue Dich, wenn Du willſt; das kann ich Dir nicht wehren. Aber bild' Dir nur nichts ein, das ſag' ich Dir! — Du haſt Dich benommen bei der G'ſchicht — ich will nur hoffen, daß man's in dem Wirrwarr nicht bemerkt hat! Was muß der Menſch ſich denken? Helfen thut's Dir aber nichts — darauf kannſt Du Dich verlaſſen!“

„Was red'ſt Du da!“ erwiederte Sophie. „Ich bild' mir gar nichts ein! — Ich freu' mich nur, daß es ſo einen Menſchen, wie den Gottfried, auf der Welt gibt! — und das, lieber Vater, kannſt Du mir nicht verbieten!“

Der Alte ließ beide Roſſe die Geißel koſten. Der Wagen flog auf dem endlich ebenen Weg dahin, und bald rollte er die Gaſſe des Dorfes hinunter. Ein tiefer Seufzer ging aus der Kehle deß Bauern. „Ich will ein ſchlechter Kerl ſein,“ rief er, „wenn ich mich nicht fürchte vor den nächſten Tagen!“ —

Daß der höchſt ungewöhnliche Verfall ſehr bald im Dorfe bekannt ſein würde, ließ ſich freilich denken. In der That wurde er noch an demſelben Abend im Wirthshaus von einem Augenzeugen zum Beſten gegeben. Am andern Morgen kamen die nah Befreundeten zum Rothenbauer, um ihr Bedauern auszuſprechen; unter andern der alte Frick. Die Miene deſſelben drückte eine Zufriedenheit aus, wie ſie den Menſchen in dieſer Welt ſelten vergönnt iſt. „Es thut mir leid um Dich,“ ſagte er zum Vater, „das wirſt Du mir glauben; — aber dem Scherſch, dem vergönn' ich's! 's iſt doch ein raſend unverſchämter Kerl! — Und das Anſehen, das er ſich immer gegeben hat, als ob ihm die ganze Welt gehörte! — Jetzt iſt ihm der Stachel ab! — Hoffentlich," ſetzte er nach einer Weile halb fragend hinzu, „wirſt Du ihm in keinem Fall Deine Tochter mehr geben?"

„Wo denkſt Du hin!" entgegnete der Rothenbauer unmuthig. — „Es iſt möglich, daß der Schlome nochmal kommt —"

„Den thät' ich —" er machte eine Bewegung mit den Armen.

„Wird wohl nicht nöthig ſein," verſetzte jener mit einer Art von Lächeln. „Ich glaub', er traut ſich ſchon ſo nimmer her!" —

Was die Sophie betraf, ſo erſchien ſie den Leuten nicht wohl begreiflich. Nach allgemeiner Meinung war's doch ein Unglück — etwas ſehr Fatales, was ſie betroffen hatte. Man kam alſo mit einer großen Fülle von Mitleid zu ihr, um es in den ſchicklichſten Redensarten anzubringen; bald aber ſah man, daß es gar nicht am Platze war. „Du nimmſt's aber leicht!" rief die alte Bäuerin, die wir von der Sichelhenke her kennen. „Das iſt ja zum Erſtaunen!"

„O, liebe Baſe," erwiederte das Mädchen, „ich laß das Vergnügen, das ich hab', gar nicht einmal heraus!"

Die Alte ſchüttelte den Kopf. „Es iſt wahr, es iſt ein g'ringſinniger Menſch! Aber ſo einen ſchönen und geſchickten Burſch laſſen zu müſſen —"

Die Sophie, mit aller Grauſamkeit des Weibes, entgegnete: „Ach — ich hab' den ſchönen und geſchickten Burſch in einem Zuſtand geſehen, daß mir alle Luſt vergangen iſt! — Und," fuhr ſie fort, indem ſie ihrem Geſicht einen ſtrengen Ausdruck gab, „wie ſchändlich hat er ſich heraushelfen wollen durch eine Lüge über die Annemarie und den Gottfried!"

„Das iſt freilich nicht ſchön geweſen," verſetzte die Alte, indem ſie ihr Geſicht in bedenkliche Falten zog. „Aber was thut man nicht in der Verzweiflung?"

„Ein ordentlicher Menſch," entgegnete Sophie, „thut das auch in der Verzweiflung nicht! — Aber freilich, ein ordentlicher Menſch kommt ſchon gar nicht in ſo eine Verzweiflung!"

„Nun," ſagte hierauf die Baſe faſt ärgerlich, „dann muß ich Dir halt gratuliren zu dem Handel!"

„Das könnt Ihr auch, Baſe," rief das Mädchen. „Recht gut! Ich nehm's an!"

Nachdem einige Tage verfloſſen waren, ließ man auch dieſe Familie in Ruhe. Vater und Tochter gingen ihren Geſchäften nach, vermieden beide über die Sache zu reden und lebten in äußerer Eintracht. — Sophie zeigte den Leuten eine Miene ſtiller Zufriedenheit, an die man ſich endlich gewöhnte.

Schlome kam nicht. — Die Weilerbäuerin und ihr Sohn mußten begriffen haben, daß für ſie nichts mehr zu hoffen ſei. —

In der zweiten Woche traf der Rothenbauer mit dem Juden zufällig zuſammen in Nördlingen. Beide ſahen ſich etwas überraſcht an. Der Bauer hatte aber eine Maß Augsburger getrunken, er war in Laune und rief daher mit einem ſarkaſtiſchen Blick: „Nun, Schlome, warum kommt Ihr denn gar nicht mehr zu mir?“

Der Jude zuckte die Achſel. „Warum ſollt' ich kommen?“ rief er. „Der Handel iſt verſpielt.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Bauer mit der Miene eines Anklägers, — „da habt Ihr mir einen ſaubern Schwiegerſohn geben wollen!“

„Saubern Schwiegerſohn?“ erwiederte Schlome, indem er die dicken Lippen geringſchätzig verzog. „Wenn die dumme Geſchichte nicht paſſirt wär', dann wär's noch ſo! Der Schorſch hätt' können eine Liebſchaft haben und 's Mädle hätt' können in den Umſtänden ſein und man hätt's wiſſen können — 's hätt' nichts geſchadet! Gott im Himmel, das kommt wohl nicht vor? Man weiß es, aber man kann's nicht beweiſen! Und was man nicht beweiſen kann, das kann der Andre läugnen, und 's iſt ſo gut, als ob's gar nicht wär'. — Nun kommt aber auf einmal der Skandal! — und man kann's nicht mehr läugnen! Und nun iſt's grad', als ob die Sache, die doch ſchon vorher paſſirt war, erſt jetzt paſſirte. Und was vorher ein kleiner Spaß geweſen iſt, das iſt jetzt auf einmal ein großes Verbrechen! — Rothenbauer, laßt mich aus! Reden wir nicht von dem Handel! — 's iſt ein Unglück geweſen! Aber das Unglück hat den Handel verderben — das iſt eben das Unglück!“

Der Bauer, dem dieſe Art, die Sache anzuſehen, gar nicht gegen den Mann war, antwortete mit einem unwillkürlichen Schmunzeln. Dann ſagte er: „Ich hab' mich doch ein Bischen gewundert, daß man gar keinen Verſuch mehr bei uns gemacht hat!“

Der Jude wurde ernſthaft. „Rothenbauer,“ erwiederte er, „Eure Sophie iſt nicht allein ſtolz, ander' Leut' ſind's auch! Die Weilerbäuerin hat Geiſa', die bettelt nicht um eine Frau für ihren Scherſch! Wie ich den andern Tag gekommen bin, hat ſie geſagt: Schleme, jetzt können wir uns nach was anderm umſehen! Ja, hab' ich geſagt, das können wir! Die Geſchicht' iſt aus! Wenn ſich der Rothenbauer vielleicht noch bereden ließ', die Sophie thät kratzen und beißen! Soll ich in der Erd' verſinken, Weilerbäuerin, hab' ich geſagt, wenn ich mir mit einer ſolchen Commiſſion noch einmal in's Haus traut'!"

Der Rothenbauer konnte ſich nicht enthalten, über dieſe Anerkennung ſeiner Tochter Vergnügen an den Tag zu legen. — Nach kurzem Schweigen ſagte er: „Ihr ſeid wieder viel auf dem Weilerbau'rshof, wie ich höre! — Iſt ſchon wieder was im Werk?"

Der Jude wiegte den Kopf. „'s gibt Geſchäfte!" erwiederte er.

„Und wie ſteht's mit der Weberstochter?" fragte jener nach einer Weile. „Iſt die ſtill jetzt?"

„Die Weberstochter," verſetzte Schlome mit dem Grinſen deſperaten Humors, „kommt gleich nach Eurer Sophie! Die Weilerbäuerin (warum ſoll ich's nicht ſagen?), hat mich geſchickt zu ihr, die Sache mit ihr abzumachen auf eine gütliche Manier. Daß ſie mir nicht die Augen ausgekratzt hat, iſt Alles geweſen! Der alte Weber, ſein Lebtag ein guter Stoffel, hat mir Grobheiten gemacht, und die andre Tochter, ſonſt ein ſtilles Mädchen, iſt auf mich losgefahren, wie ein kleiner Teufel. Sie wollen nichts von dem Menſchen — ſie brauchen nichts! — Rothenbauer, mir kommt's manchmal vor, als ob ſich die Welt umgedreht hätt'! Ein Stolz iſt in die Leute gefahren — man kennt ſich gar nicht mehr aus! — Nu? Ich hab' geſchwiegen; denn wenn ich hätt' weiter gered't, hätten ſie mich wahrlich mit einander aus dem Haus nausgeſchmiſſen! Wenn der Schorſch das Mädle jetzt heirathen wollt', ich glaub', er müßt' fußfällig bitten drum! Hat ſie nicht geſchrieen: „Ich hab' ihn bedauert — ich hab' mir Vorwürf' gemacht — und zum Dank für meine Lieb' will er mich jetzt abzahlen? 's iſt ein ſchlechter Menſch, und er verdient, daß man's ihm noch viel ärger macht, als es ihm der Gottfried gemacht hat!“ — Guter Gott,“ fuhr der Jude nach kurzem Innehalten fort, „und doch iſt der Schorſch ganz unſchuldig daran! Den Auftrag hab' ich von der Weilerbäuerin gehabt! Der junge Menſch iſt vollſtändig geknickt und ſchämt ſich den ganzen Tag. — Hätt' man geglaubt, daß man für den müßt' ſorgen und herumſuchen nach einer Frau für ihn?“

„Nun,“ verſetzte der Bauer, „Ihr werdet ihm ſchon die Rechte noch finden!“

„'s wär noth!“ entgegnete Schlome, — „damit ich auch zu meinem Profit komm'! Bin ich da herumgelaufen in der verfluchten Geſchicht' — ich hätt' hundert Louisd'or verdienen können in der Zeit! Und was hab' ich gekriegt bis jetzt? Daß ich keine Schläge gekriegt hab', iſt ein großes Glück geweſen!“

Der Bauer, mit behaglichem Spottlächeln, ſagte:

„Das kommt Alles mit einander, wenn der Handel g'rathet!“

„Wird was kommen!“ antwortete der Jude verächtlich. „Sieht aus darnach!“ Er ſchwieg und dachte bei ſich: „Stock von einem Bauern, haſt Du mir was gegeben?“ Dann mit einer Miene, die mehr zu ſeinen ſtillen Gedanken paßte, ſagte er: „Behüt Euch Gott, Rothenbauer!“

Er ging. Der Bauer ſah ihm erheitert nach. Endlich, die Seele ſeinem Intereſſe zuwendend, ſagte er zu ſich: „Ich fang' an zu merken, daß meine Sophie einen guten „Riecher“ gehabt hat!“ —

Wochen gingen vorüber, ohne daß etwas für unſre Geſchichte Bemerkenswerthes vorgefallen wäre. Die letzten Geſpräche über den Auftritt beim Sonnenwirth und ſeine Folgen waren verhallt, und der Antheil der Leute hatte ſich ſchon wieder einigen andern Geſchehniſſen zugewendet, die den Vorzug hatten, daß ſie neu waren. — Da geſchah plötzlich etwas, das die Gegend in den größten Rumor verſetzte!

Man hörte — und man hörte für gewiß: die Weilerbäuerin hat ihren Hof verkauft!

Sämmtliche Dörfer in der Runde wurden in das größte Erſtaunen verſetzt. — Wie kam ſie dazu? rief man.

Wie kann man ein ſo prächtiges Gut verkaufen, wenn man zwei Söhne hat? Und iſt nicht der Hof dem Jüngſten verſprochen geweſen? In jetziger Zeit verkaufen! Ein Gut, auf dem ſeit uralten Zeiten die Hechtfiſcher geweſen ſind! Was fällt dem Weib ein?

Einige Tage ſpäter circulirten Antworten auf dieſe Fragen. Man hat verkaufen müſſen! Die Weilerbäuerin hat Schulden gehabt — viel mehr als man wußte! Wenn der Schorſch eine Reiche gekriegt hätte, dann hätte man ſich helfen können; aber ohne ſehr viel Geld iſt's nicht mehr gegangen, und die Frau kann von Glück ſagen, daß ſie noch einen ſo guten Käufer gefunden hat.

Aber — fragte man jetzt — wie konnten die Leute ſo herunterkommen? Hatte der verſtorbene Weilerbauer nicht angefangen ohne alle Schulden? Hatte er nicht ſein Geſchäft verſtanden und neben den ſchlechten Jahren doch auch gute gehabt? Hatte nicht der Schorſch etwas von ihm gelernt und die Felder im Stand gehalten, daß man kaum beſſere ſehen konnte?

Auch dieſe Fragen fanden ihre Erledigung. Die Familie Hechtfiſcher hat immer beſſer gelebt, als Bauern leben dürfen, auch auf dem beſten Gut. Ein guter Bauer ſein thut's nicht, man muß auch ein guter Rechner ſein. Die Weilerbauersleute haben ſich viel zu viel vergönnt im Eſſen.

Trinken, Kleiderpracht und Vornehmthun! Der alte Weilerbauer hat dabei noch eine andre Liebhaberei gehabt, die auf den Schorſch übergegangen iſt. Dann hat ſich die Wittwe bei der Verheirathung ihrer Tochter an den Aſſeſſor viel mehr angeſtrengt als nöthig war — und ſo iſt Alles überſpannt worden, bis es endlich geplatzt iſt. Man hat nicht wiſſen laſſen wollen, wie's ſteht, hat heimlich Geld aufgenommen gegen hohe Zinſen — das hat dem Faß den Boden ausgeſchlagen! —

So ſagte man ſich. Und gelegentlich fügte man hinzu: Dem Aſſeſſor wird's lieb ſein, daß er verſetzt worden iſt an's and're Ende des Königreichs! Denn wenn er auch was hat, er braucht's für ſich und ſeine Familie, und auf dem Hof hat er die Leute nicht halten können!

Was an dieſen Antworten richtig, falſch oder halbrichtig war, brauchen wir nicht näher zu unterſuchen. Der Verkauf war eine Thatſache. Im November zog der neue Weilerbauer auf; der jüngere Hechtfiſcher ging in Dienſt zu einem Freund, die Wittwe und Schorſch nahmen eine kleine Zinswohnung in Nördlingen.

Als dieſe letzten Nachrichten zum Rothenbauer gelangten, waren Vater und Tochter in Folge eines eingetretenen Trauerfalles ohnehin in betrübter Stimmung. Die Stadtmüllerin im nahen Frankenland war kurze Zeit vorher geſtorben; Sophie hatte der Beerdigung beigewohnt und ſich erſt Tags zuvor wieder im elterlichen Haus eingefunden. Ihre Erzählung von der Krankheit der Baſe und dem ehrenvollen Leichenbegängniß erweichte dem Alten das Herz, — und die Meldung von den letzten Schickſalen der Weilerbauersleute machte einen um ſo tiefern Eindruck auf ihn. Ein Sturz, wie ihn die Bäuerin erfahren, die zu den angeſehenſten im Ries gehört hatte, war etwas ganz Außerordentliches — er mußte die Phantaſie des Gleichſtehenden erſchrecken! Dem Sohn dieſer Frau, die von einem der größten und beſten Höfe in die Stadt zog, um hier vielleicht einen kleinen Kram anzufangen, hatte er ſeine Tochter geben wollen! Und ohne einen reinen Zufall, der dazwiſchen kam, wäre ſie jetzt ſein Weib! — „Das iſt ja über alle Begriffe!“ rief er aus. „Eine ſolche Familie! So heruntergekommen! — Wie müſſen die Leute gehauſt haben? — Es iſt entſetzlich!“

Die Tochter nickte mit ernſter und vielſagender Miene. „Sie ſind ſelber dran Schuld,“ erwiederte ſie, „nach Allem, was man hört. Aber daß ſie von ihrem Hof in ein Zinshaus müſſen, das iſt doch ſehr hart, und ich bedaure ſie von Herzen.“

Der Alte hatte für ſich hingeſehen. „Die Burg-

Ammer,“ rief er mit tiefem Ernſt, „hat uns einen großen Gefallen gethan!“

Sophie konnte nicht umhin, dem Vater mit einem ernſten Lächeln zu antworten. Dann ſagte ſie: „Das Mädchen verdiente, daß wir auch ihr einen Gefallen thun! — Wenn die Weilerbäuerin nur ſo viel davon gebracht hätte, daß der Schorſch ſie noch heirathen könnte, dann gäb's jetzt eine Gelegenheit! — Du könnteſt dem Paar unter die Arme greifen!“

Der Alte betrachtete ſie verwundert. „Du haſt doch Einfälle wie keine Andere,“ verſetzte er. — „Laſſen wir die Leute zuerſt für ſich ſelber ſorgen!“

Sophie ſchwieg. Dann ſagte ſie mit Ernſt: „Du haſt recht, Vater! Laſſen wir ſie ſorgen und ſorgen wir für uns! — Jedes weiß am beſten, was es zu thun hat.“

Beide ſchwiegen. Der Alte machte ein Geſicht, als ob er etwas auf dem Herzen hätte, was er aber jetzt nicht ſagen wollte. Er nickte, wie einer der ſich etwas vornimmt oder einen Vorſatz erneuert. Dann erhob er ſich und verließ die Stube.

Die Tochter ſtand in Gedanken; — ihr Aug' blickte ſorgenvoll.

Auch ſie hatte etwas auf dem Herzen, wofür ſich ihr jetzt noch keine Worte boten. Was aber ſie zu thun gedachte, das mochte mit den Gedanken des Vaters im geraden Widerſpruch ſtehen.

Sie war zu einem Entſchluß gekommen! — Sie heirathete keinen Andern als den Gottfried! — Das war ausgemacht; — die Frage war aber, wie ſie es bei dem Vater durchſetzen könnte!

Im Stillen, unter wiederholten, ernſten Erwägungen war ihr Vorhaben gereift.

Sie ſagte ſich: „Er hat mich lieb gehabt von Kindheit an, und jetzt, das weiß ich, geh' ich ihm über Alles. Bei ihm bin ich ſicher, daß er mich ſelber gern hat und nicht meinen Hof; daß er mich um meinetwillen nimmt, und nicht weil ich die Tochter des Rothenbauers bin. Und er hängt an mir und denkt an keine Andere! Wenn ich ihn hab', dann gehört er mir — darüber brauch' ich keinen Augenblick in Sorgen zu ſein! — Er kennt kein größeres Glück, als mich zum Weib zu haben, — und kann's etwas Schöneres geben für mich? Darauf allein kommt's an — alles Andere iſt nichts dagegen!“

Dieſes Andre trat ihr jetzt nur vor die Seele, um ihr eine Pflicht an's Herz zu legen. „Er kann nicht ſelber zu mir kommen!“ ſagte ſie. „Jetzt am allerwenigſten! Was der Vater ihm für eine Antwort geben würde, das weiß er im

Voraus — und daß er unter dieſen Umſtänden um mich anhält, das leidet ſein Charakter nicht! Ich muß es alſo ſelber durchſetzen! — Es iſt freilich die verkehrte Welt, daß das Mädchen ſich nach dem Burſch umthut; aber in dem Fall geht's nun einmal nicht anders — und es muß geſchehen!“

Der Tod der Verwandten, die ihr eine treue Freundin und hochgeſchätzte Lehrerin geweſen, und die Gedanken, die bei der Leichenfeier in ihr erſtanden, trugen dazu bei, ſie das Wagniß beſchließen zu laſſen. In dem ernſten Moment der Beſtattung eines lieben Verſtorbenen richtet ſich der Geiſt auf die weſentlichen Güter des Lebens, und die irdiſchen ſinken im Preiſe. Wer ſchon auf dem Wege dazu iſt, für jene etwas zu unternehmen, der wird durch das, was ſein Herz in ſolchen Augenblicken empfindet, nur darin beſtärkt werden.

Nachdem ſie ſchon mit dem feſten Entſchluß heimgekehrt war, ließen die Ausgänge der einſt reich geweſenen Familie ſie noch dazu wieder erkennen, daß es auch zum geſicherten Wohlſein in der Welt nicht ſo ſehr auf den Beſitz ankommt, als auf den Menſchen! — Sie konnte nicht mehr zaudern!

Allein wie ſollte die Tochter mit dem Vater ſprechen? Wie ſollte ſie ihre Gründe vorbringen? — Denn es war ja nicht genug, ſeinen Zorn auszuhalten — er mußte gewonnen, überzeugt werden. Und wie ſollte ſie das möglich machen?

Sie glaubte bei Gelegenheit Reden hinwerfen zu müſſen, an die ſich das entſcheidende Geſpräch anknüpfen könnte.

Wie geſchickt ſie das in den nächſten Tagen aber angehen mochte, es fruchtete nichts. Der Alte merkte, wo ſie hinaus wollte, widerſprach ſogleich und brach mürriſch ab.

Sie mußte ſich entſchließen, es ihm g'rade heraus zu ſagen. Wandte er ein, was er mochte, ſchalt er, tobte er — ſie hielt aus, brachte alles vor, was ſie auf dem Herzen hatte, und endlich, endlich mußte er nachgeben! — Ein Schauer wandelte ſie an bei der Vorſtellung des Auftritts, den es geben könnte! — Aber es half nichts — es mußte gewagt werden. Sie mußte den Mann, den ſie gerne hatte, ſich erobern — ſo ſtand die Sache!

Bei der nächſten Gelegenheit, wo ſie mit dem Vater im Kanzley war, ſagte ſie: „Es iſt gut, daß wir allein ſind — ich hab' mit Dir etwas zu reden!“

Der Alte betrachtete ſie, indem ſeine Züge einen argwöhniſchen Ausdruck annahmen. „Soll mir lieb ſein, wenn es was Geſcheidtes iſt,“ verſetzte er ironiſch.

„Ich mein' wohl," erwiederte die Tochter, in ihrer Bewegung ſich ermuthigend. Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie fort: „Du haſt ſelber geſagt, es ſei Zeit jetzt, daß ich heirathe!"

„Das iſt nichts Neues," antwortete der Vater. „Ich glaub', darüber brauchen wir uns nicht zu ſtreiten!"

„Ich will Dir jetzt auch nur ſagen," verſetzte das Mädchen nach einem Moment, „daß ich dazu entſchloſſen bin."

„Sieh, ſieh," erwiederte der Alte. — „Zuerſt müſſen wir aber doch einen haben, den wir heirathen können?" fuhr er ſpöttiſch fort.

„Ich hab' einen!" ſagte die Tochter.

„Was!" fuhr jener auf, indem ſein Geſicht rothbraun wurde; „Du haſt einen? — Was wird das für einer ſein? — Willſt Du mir wieder kommen mit dem —"

„Vater," fiel die Tochter mit bittender, dringender Stimme ein, „ſchimpf nicht, und hör' mich an! Siehſt Du, ich hab's überlegt, ganz ernſthaft überlegt, und ich ſag' Dir: ich *kann* keinen Andern heirathen, als den Gottfried!"

Der Alte, obwohl er dieſes Geſtändniß hatte kommen ſehen, ſtieß einen Laut grimmigen Zornes aus und ſtampfte mit dem Fuß.— Er bezwang ſich indeß, und fragte äußerlich ruhig, ob auch innerlich bebend: „Warum kannſt Du's nicht?“

„Weil ich zu keinem Andern das Vertrauen haben kann,“ rief Sophie, „wie zu ihm! Weil ich weiß, daß ich mit keinem Andern ſo gut hauſen und ſo glücklich leben werde —“

„Das iſt eine Einbildung, eine unſinnige Einbildung!“ rief der Bauer. „Nun,“ fuhr er ſchneidend fort, „ich hab's auch überlegt; — und ich ſag' Dir: ich thu's nicht!“

Sophie zitterte. „Und weßwegen nicht?“ fragte ſie.

„Die Frag' iſt lächerlich,“ erwiederte der Bauer.

„Es wär' mir aber doch lieb,“ entgegnete die Tochter, „wenn ich eine Antwort drauf bekäm'!“

„Ich will für mein einziges Kind einen Mann haben, der uns Ehre macht!“ rief der Alte.

Die Sophie, mit einem vorwurfsvollen Blick, nickte. „Der Gottfried,“ erwiederte ſie, „macht uns alſo keine Ehre?“

„Nein!“

„Was hat er denn Schimpfliches an ſich?“

„Er mag ein ganz wack'rer Burſch ſein,“ entgegnete der Bauer geringſchätzig. „Aber er paßt nicht zu uns! In gar keiner Art!“

Das Mädchen ſtand aufgeregt. „Der Gottfried,“

rief ſie, „iſt der brävſte Menſch, den ich kenn'! Er iſt geſchickt und geſcheidt! Er iſt ein rechtes Mannsbild; und wie gutmüthig er ſein mag, wo's drauf ankommt, da läßt er ſich nichts gefallen! Und wenn ſein Geſicht nicht ſo ſchön iſt wie manches andere — was aus dem Geſicht rausſchaut, das macht's mir zehntauſendmal lieber, als die ſchönſten! Was fehlt ihm alſo? Nichts als das, was wir im Ueberfluß haben — das miſerable Geld!“

Der Alte, von der Leidenſchaft ſeiner Tochter betroffen, ſtarrte ſie an. Gleich aber faßte er ſich wieder zur Strenge und verſetzte: „Es iſt nicht das Geld allein, was ihm fehlt! Er iſt kein Bauer, und verwandt mit lauter kleinen Leuten — mit Bettelvolk! Wir kämen da in eine Sippſchaft hinein, daß Gott erbarm'! Unſre Freunde, die immer Reſpekt gehabt haben vor uns, würden ziſcheln und ſticheln und ſpotten — — ich traute mir nimmer unter die Leute!“

„So,“ rief die Tochter. „Alſo weil irgend ein Vetter oder eine Baſe ſpöttiſch thun könnt' und uns auslachen und ärgern wollen oder fremd thun gegen uns, deßwegen ſollten wir nicht thun, was wir für unſer größtes Glück anſehen? Können wir ſo eine Perſon nicht wieder auslachen? Mit tauſendmal mehr Recht als ſie uns! — Oder weil einmal einer zu Dir ſagen könnt' „Vetter

Rothenbauer“, von dem Du's nicht gerne hörteſt? — Wär' das ein Unglück? Geſchieht das nicht ohnehin? Kommen reiche Leute nicht herunter? Haben wir jetzt nicht einen Vetter Hechtfiſcher, der uns grad' auch nicht die größte Ehre macht? Und könnt' nicht unſer nächſter Verwandter einen ſchlechten Streich machen, daß wir uns ſchämen müſſen für ihn? — Geh! Das ſind keine Gründe! Deßwegen einen nicht zum Manne nehmen, der einem der liebſte iſt und den für ſeine Perſon alle Leute ſchätzen und gern haben und loben, das wär' — erbärmlich!“

„Was iſt das für eine Sprache?“ rief der Alte mit ernſtlich drohender Miene.

„Du bringſt mich ja dazu,“ entgegnete das Mädchen, welcher das letzte Wort leid zu thun ſchien, — „Du läßt mir ja nichts Andres übrig! — Ach,“ fuhr ſie nach kurzem Innehalten fort, „bilden wir uns doch nicht ſo viel ein! Glauben wir doch nicht, daß wir beſſer ſind, als Andre! Mit dieſem Vornehmthun geht's überhaupt zu Ende! Die Welt wird anders, und die Menſchen werden geſcheidter!“

Der Bauer lächelte verächtlich. „Das ſag' Du einem Andern, als mir,“ entgegnete er. „Ich kenn' die Welt und weiß, worauf die Menſchen ſehen! Das Leben währt lang, und wir müſſen mit den Leuten umgehen, und wie ſich die gegen uns benehmen, das iſt durchaus keine Kleinigkeit! Ob man Dich mit Reſpekt behandelt oder ob man Dich über die Achſel anſieht, das iſt ein ungeheurer Unterſchied! Kein Menſch iſt glücklich, ſag' ich, der den Reſpekt verliert bei Seinesgleichen; und drum hat man noch immer geſehen, daß nur die Ehen gut ausgefallen ſind, wo Gleich und Gleich zuſammengekommen iſt!"

Die Tochter ſchaute den Alten mit einem eigenen Blick an. „Nun," verſetzte ſie, „das iſt ja grad' hier der Fall — in der Hauptſach'! Der Schorſch und ich, wir ſind nicht Gleich und Gleich geweſen! Aber der Gottfried und ich, wir ſind Gleich und Gleich!"

„Da haben wir's!" rief jener mit dem Ausdruck desperaten Aergers. „Das haſt Du mit nach Hauſe gebracht — die verkehrte Welt! Wenn ich das gewußt hätt', daß Du in der Stadt ſolche Dinge lernſt, ich hätt' mir lieber den Daumen abgehackt, als Dich dahin gethan!"

„Das ſind keine' ſchlechten Sachen, Vater," erwiederte Sophie. „Ein Bischen anders dürfen wir's jetzt ſchon machen, als es bis jetzt der Brauch geweſen iſt — und das dürfen wir ſchon lernen! In alle Ewigkeit kann's doch nicht ſo fortgehen, wie es bis jetzt gegangen iſt! — Siehſt Du, dem Gottfried fehlt nichts, gar nichts, als daß er wenig Vermögen hat. Dafür haben wir um ſo mehr! Wenn wir zuſammenkommen, haben wir doch noch Ueberfluß mit einander — und wo der iſt, da fehlt auch der Reſpekt nicht! Ich glaub', daß ſogar die Dummen nicht das Herz haben, das Maul zu verziehen gegen uns; — die Geſcheidten thun's ohnehin nicht! Und jetzt ſteht die Sache ſo: wenn jemals in der Welt Leute glücklich mit einander ſein konnten, ſo können wir's!"

Der Bauer zuckte geringſchätzig die Achſeln. „Auf das Glücklichſein allein kommt's gar nicht an," entgegnete er. „Wer den rechten Geiſt hat, der denkt an die Zukunft, und wie die Familie in die Höhe gebracht wird. Vorwärts kommen muß man und hinauf muß man kommen, und dazu kann man nie genug Vermögen haben! — Es gibt Bauernſöhne im Ries, die nicht viel weniger kriegen wie Du! Ich darf nur wollen, und ich hab' ſo einen zum Schwiegerſohn!"

„Vater," entgegnete die Tochter mit großem Ernſt, „ich hab' Dir nachgegeben, wie Dir der Schorſch noch als der Beſte vorgekommen iſt, obwohl ich den Gottfried ſchon im Herzen getragen hab'. Ich hab's ungern gethan, ſehr ungern; aber ich hab's gethan um Deinetwillen. Jetzt, nachdem ich von dem Menſchen erlöſt bin, mußt Du auch etwas thun um meinetwillen! Der Gottfried iſt mir der liebſte von Allen, die ich kenn'; er iſt auch derjenige, mit dem ich am meiſten vorwärts kommen werde; denn wie viel auf das Vermögen ankommt, auf den Mann kommt immer noch mehr an, und das Wichtigſte iſt, daß man gut und vergnügt zuſammen hauſt! Was der Gottfried nicht haben ſoll, das ſind lauter Einbildungen! Das mußt Du ſelber zugeben! — Ja, Vater — wenn Du ehrlich ſein willſt, ſo kannſt Du jetzt gar nichts mehr dagegen ſagen!"

„Was," rief der Alte, der allerdings neue Gründe nicht mehr vorzubringen hatte, — „ich kann nichts mehr ſagen? Ich kann die Hauptſach' ſagen, Du einfältiges Ding, Du! Und ich ſag' Dir jetzt: all Dein Reden hilft Dich nichts; — ich thu's nicht und damit baſta!"

Nochmal ſah er ſie mit einem Geſicht voll zornigen Widerſpruchs an; dann ging er aus dem Kanzley, aus der Stube hinaus, und ſchlug die Thüre heftig hinter ſich zu.

Die Tochter ſchaute ihm nach. Tiefer Ernſt, aber zugleich ein Schein des Troſtes beſeelte ihre Züge, und die Augen hatten einen feuchten Glanz. „Das iſt leichter gegangen, als ich gedacht hab'!" rief ſie aufathmend. „Etwas iſt gewonnen, das Eis iſt gebrochen — und ich hab' Hoffnung, daß ich endlich Recht bekomm'! — Ich weiß es," fuhr ſie fort, — „was ich will, iſt das Beſte für uns Alle! Der Gottfried iſt auch der beſte Schwiegerſohn für den Vater — und das hält meinen Muth aufrecht; das gibt mir die Zuverſicht, daß noch Alles gehen wird, wie's gehen ſoll!"

Mit Fug nahm ſie an, daß der Vater gegen ſie nicht auf die Länge werde Stand halten können. Denn wenn Jemand nicht die Gründe hat, die, wie die Sachen liegen, entſcheidend ſind, dann muß er, um ferner zu widerſtehen, böſe ſein oder ſtarrſinnig um jeden Preis. Der Rothenbauer gehörte aber im Grunde zu den guten Menſchen, und er war der Beredung, der Begütigung fähig. — —

Man hat ſchon öfter wahrgenommen, daß unter Umſtänden, wo einmal etwas geſchehen ſoll, auch das Schickſal, das Glück, mit einer fördernden Hand eingreift. Es ſcheint, als hätte dieſe Macht dem Zweck eines Menſchen ihren Beifall geſchenkt und ſie entſchlöſſe ſich zu einer Hülfe, womit er ihn raſcher und beſſer erreicht. — Wie dem ſei, etwas Aehnliches ereignete ſich auch hier. —

Zwei Tage waren vergangen, in denen Sophie ſchweigend, ergeben, aber troſtvoll ihre Hausarbeiten verrichtet hatte. Am dritten wurde in den Rothenbauershof ein großes Schreiben gebracht. Es war an die Tochter gerichtet und enthielt die Meldung: daß die Stadtmüllerin, die ohne Leibeserben geſtorben war, ihr zweitauſend fünfhundert Gulden vermacht habe!

Das Mädchen war faſt erſchrocken, als ſie es las. Dann in Rührung ſich faſſend, rief ſie: „Die gute Frau! Sie hat mich ſo gern gehabt — und noch etwas für mich thun müſſen!“

Der Alte fühlte ſogleich, daß dies eigentlich ein Schlag war, der gegen ihn geführt wurde; daher machte er ein ſehr curioſes Geſicht. „Ei, ei, ei,“ rief er, „das iſt ja ein unerwartetes Glück! — Die Frau hat zwar ein bedeutendes Vermögen gehabt; aber nähere Verwandte und ſolche, die's am Ende mehr brauchen als wir! — Sonderbar! Sonderbar!“

Die wettergebräunten Züge drückten einen Ernſt aus, als ob dieſer Vermögenszuwachs ſeine großen Bedenken hätte. Indeſſen, fünfundzwanzig Hundert Gulden, auch wenn ſie nicht blank auf dem Tiſche liegen, ſtrahlen immer eine gewiſſe Helle in das Menſchenherz; und ſo klärte die Miene des Alten ſich allmälig wieder auf.

„Nun biſt Du eine Capitaliſtin!“ ſagte er mit einer Art von Humor.

Die Tochter lächelte. „Geht wohl an,“ erwiederte ſie.

Der Vater betrachtete ſie. „Ich meine faſt,“ rief er, „ich könnt' jetzt Deine Gedanken errathen!“

Das Mädchen ſah aus, als ob ſie die ſeinen erriethe, und erwiederte: „Da möcht' ich doch zweifeln!“

„Du denkſt: jetzt hab' ich etwas für mich und damit kann ich thun was ich will! — Jetzt kann ich heirathen mit meinem Geld!“

„Nein, Vater,“ entgegnete Sophie raſch, mit Herzlichkeit. „Das denk' ich nicht. — Und das thät' ich auch nicht! — Um keinen Preis!“

Der Alte ſah die Tochter an, und faſt überkam ihn eine Rührung. „Man kann euch nicht trauen!“ brummte er.

„Nein, Vater,“ wiederholte das Mädchen, „ich heirathe nur mit Deinem Willen! — Ich warte,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſchmeichelnd ſeine Hände faßte, „bis Du Deine Zuſtimmung gibſt!“

„Da kannſt Du lange warten! rief der Alte.

„Vater,“ erwiederte ſie, „ſträub' Dich nicht länger! Siehſt Du, es geht nicht anders! Ich hab' mir das ſo in den Kopf hineingenommen, daß ich nicht leben kann ohne den Gottfried! Soll denn immer nur der Stand und das Geld Recht haben in der Welt — ſoll denn die Hauptſach' gar nichts bedeuten? Ich kenne keinen Menſchen, auf den man ſich mehr verlaſſen kann, wie auf den Gottfried, — und Du auch nicht! Wenn der ein reicher Bauernſohn wär', wie lieb wär' er Dir! Und ſo ſoll er's nicht ſein? Schon vorher hat er aber bei uns gar nicht mehr zu haben gebraucht, als er hat — und jetzt,“ ſetzte ſie mit einem Lächeln hinzu, „hab' ich ſogar noch eine Erbſchaft für ihn gemacht! — Vater,“ fuhr ſie zärtlich dringend fort, „laß mir ihn — ich bitte Dich! — Sprich's aus! — Ich weiß ja, daß Du im Grund Deines Herzens doch ſchon auf meiner Seite biſt!“

„Saub're Einbildung!“ rief der Alte um ſo rauher, je mehr ſein Herz dem Unterliegen nahe war. „Geh! Die Erbſchaft hat Dir den Kopf verrückt!“

Sophie, athmend, ſchwieg und ließ ſeine Hände los.

Jener ſah ſie an und rief: „Alſo nicht leben kannſt Du ohne ihn? Unglücklich biſt Du ohne ihn?“

„Ja, Vater,“ rief die Tochter, — „Gott iſt mein Zeuge!“

Der Rothenbauer wandte ſich weg und ging mit ſtarken Schritten in der Stube auf und ab. „So geht's jetzt!“ rief er für ſich. „Die Kinder ſind Herr! Wir zu unſerer Zeit haben noch thun müſſen, was Vater und Mutter geſagt hat! Und wir haben gefolgt, und ſind glücklich geweſen! Jetzt ſpielt die Tochter auf — und der Vater muß tanzen! — Ach, iſt das eine Zeit!"

Er ſtand, richtete ſeinen Blick auf das Mädchen und rief ihr zu: „Nun, ſo heirathe, wen Du willſt!"

Sophie eilte auf ihn zu, legte ihre Arme um ihn, der ſich vergebens wehrte, und rief mit einem Jubelton, der das Herz des Mannes doch rührte: „Ach ich dank' Dir, Vater! — Guter, guter Vater! — Ich hab' ja gewußt wie gut Du biſt! — Nun wollen wir aber glücklich ſein mit einander, daß unſer Herrgott im Himmel ſeine Freud' dran haben ſoll!" — — —

Wer etwas lange Bekämpftes endlich annimmt, der thut damit immer eine Art von Wunder; — er macht das, was noch eben das Abſtoßendſte für ihn geweſen, zum Erfreulichen und Wohlthuenden. — Unſer Bauer, nachdem er ſich ergeben hatte, gewann bald ſeine gute Laune wieder. Die Perſönlichkeit des Gottfried erſchien ihm mehr und mehr von ihrer beſten Seite, und endlich fand er, daß ſeine Tochter doch im Grunde keinen Brävern habe wählen können. Der Umſtand, daß ſie zuſammen Vermögen beſaßen, mehr als ſie brauchten, kam ihm jetzt wieder in Erinnerung, und die Sachlage glänzte in ſo heiterem Licht, daß allmälig eine wahre Zufriedenheit in ihn einkehrte.

Nachdem in Reden und Schweigen eine längere Zeit verfloſſen war, erhellten ſich die Züge des Alten zu einem eignen Schmunzeln und er ſagte: „Wenn Dich nun aber der Gottfried nicht will? — So viel ich weiß, hat er Dir das noch nicht geſagt!“

Das Mädchen lächelte glücklich. „Das iſt mein geringſter Kummer,“ erwiederte ſie.

„Ja,“ verſetzte der Alte mit aufgezogenen Augenbrauen, „das iſt aber doch ſo eine Sache! Er ſitzt zu Haus und läßt fünf grad' ſein und alles gehen wie's geht. Auch früher iſt er zu uns nur gekommen, wenn wir ihn eingeladen haben. Extra hat er noch keinen Schritt um Dich gemacht!“

In der Heiterkeit, welche das Herz des Mädchens erfüllte, wurde ihr Antlitz holdſelig. „So müſſen wir's halt riskiren!“ ſagte ſie.

„Schön,“ erwiederte der Alte. „Nun fehlt nichts mehr, als daß ſich der Burſche dafür bedankt! — Ja, lach' Du nur! — — Ueberhaupt: wie willſt Du die Sach' denn jetzt angreifen? Willſt Du ihm einen Brief ſchreiben und ihn bitten, Dich zu nehmen?“

Sophie ſchüttelte den Kopf.

„Willſt Du warten, bis ihm der Einfall kommt?“

„Auch nicht,“ verſetzte das Mädchen. „Ich will anfragen laſſen bei ihm — und damit zugleich noch etwas gut machen!“ — Lächelnd fuhr ſie fort: „Du gibſt zu, daß wir einen Gewiſſen eigentlich um ſeinen Kuppelpelz gebracht haben!“

„Ah!“ rief der Vater. „Das iſt die Auskunft? Der Jud' ſoll's machen? — Nicht ganz ungeſcheidt! Wenn der Burſch Dich dann verſchmäht, kannſt Du ſagen: Der Schlome hat keinen Auftrag gehabt! — Am ſicherſten gehſt Du aber, wenn er's gleich ſo vorbringt, als ob's nur ſein eigner Einfall wär'!“

„Das,“ erwiederte Sophie mit innigem Vergnügen, „wollen wir den Schlome nur ſelber machen laſſen! In dieſer Beziehung trau' ich ihm!“

Der Alte ſchwieg; dann ſchüttelte er ſein Haupt mit drolligem Ausdruck. „Hätt' nicht gedacht,“ rief er dann, „daß wir ihm noch eine ſolche Commiſſion geben müßten! — Aber wer A ſagt muß B ſagen. Und ſo ſei's denn — in Gottes Namen!“ —

Schlome wurde gerufen. Er erſchien andern Tags. Man hatte ihn bei der Botſchaft ohne alle Andeutung gelaſſen, wozu man ihn wollte; er trat daher keineswegs mit der alten Sicherheit in die Stube, vielmehr konnte man in ſeiner Miene einen Schein von Argwohn und Sorge bemerken.

„Guten Tag, ihr Herrſchaften,“ ſagte er, Grüße nickend. „Womit kann ich dienen?“

Die bemerkte Stimmung des Juden regte in der Seele des Mädchens die Juſtiz auf. „Schleme,“ begann ſie, „wir haben uns über Euch zu beſchweren!“

Der Jude ſah ſie an und ſchüttelte langſam den Kopf. „Und darum,“ entgegnete er, den Mißmuth eines Gekränkten zur Schau ſtellend, „habt ihr mich kommen laſſen? — Das nenn' ich ein Geſchäft!“

„Haben wir etwa kein Recht dazu?“ fragte das Mädchen. — „Ihr preiſt mir einen Mann an, der nicht bloß ein ganz leichtſinniger Menſch iſt, ſondern auch ſchon ſo gut wie gar kein Vermögen mehr gehabt hat! Iſt das ehrlich? — Wo hätte die Weilerbäuerin die Tauſende von Gulden herbringen ſollen, die Ihr uns verſprechen habt?“

Der Jude, von der Anſchuldigung getroffen, drehte ſich hin und her wie ein Bär im Käfig, und ſeine Blicke erhielten etwas Drohendes. „Wecken Sie mir die Wuth nicht auf, Jungfer Sophie!“ rief er. „Ich bin außer mir, wenn ich nur dran denk'! — Die Weilerbäuerin hat mich ſchändlich betrogen! — Niederträchtig, ſag' ich Ihnen!“

Er ging auf und ab, ſeine Züge drückten die tiefſte Entrüſtung aus.

Das Mädchen und ihr Vater ſahen verwundert, aber ruhig auf ihn. „Wollt Ihr damit ſagen,“ fragte der Rothenbauer, der auf den Gedanken ſeiner Tochter einging, „daß Ihr den Stand des Vermögens gar nicht gekannt habt?“

„Soll ich verplatzen auf der Stell',“ rief der Jude, „wenn ich's gewußt hab'! Gar nichts hab' ich gewußt! Ich bin ſo unſchuldig bei der Geſchichte geweſen wie ein neugebornes Kind!“

„Nehmt mir's nicht übel, Schlome,“ ſagte hierauf das Mädchen, „das iſt aber ſchwer zu glauben! — Ein Hofjud'!“

„Ein ſaubrer Hofjud' bin ich geweſen!“ entgegnete Schlome. „Ein Eſel bin ich geweſen — der größt' im ganzen Königreich! — Ich hab' m'r mißbrauchen laſſen von einer verlognen Bäuerin! So lang' ich leb', verzeih' ich mir die Dummheit nicht!“

Sophie ſchüttelte den Kopf. „Wo habt Ihr Eure Augen gehabt, Schlome?“ rief ſie.

Der Jude warf ſein Haupt rechts und links und erwiederte: „Wo man ſeine Augen hat, wenn man einer kecken Perſon was glaubt und will ihr in guter Abſicht einen Gefallen thun. — Nun ja, ich hab' gewußt, daß ſie das Gut nicht mehr ganz und gar frei haben. Aber großer

Gott, auf dem Weilerbauershof kann man ein paar Tauſend Gulden Schulden haben und doch noch reich ſein! Daß ſie Schulden machen hinter meinem Rücken, — dieſe Unverſchämtheit hätt' ich ihnen nicht zugetraut! — Gut! Sie ſind geſtraft davor!"

„Laſſen wir die Sach' jetzt," entgegnete das Mädchen. „Wir haben Euch kommen laſſen, Schlome, um uns an Euch zu rächen — chriſtlich! — Wir wollen feurige Kohlen auf Euer Haupt ſammeln!"

Die Züge des Juden erhellten ſich; aber zugleich ging ein Schein von Satire darin auf. „Ihr macht mich neugierig!" rief er. „Daß ſich ein Chriſt chriſtlich an mir rächt, iſt mir noch nicht paſſirt, ſo lang ich ein Jud' bin! Bei meinem Schome, da erfahr' ich was ganz Neues! — Nun?" ſetzte er mit glitzerndem Geſicht ſchmunzelnd hinzu, „was haben Sie vor?"

„Ihr ſollt mir einen Mann ſchaffen," erwiederte Sophie.

Der Jude fuhr zurück. „Ernſt oder Spaß?" rief er.

„Mein voller Ernſt," entgegnete ſie. — „Es iſt Zeit," fügte ſie mit einem Lächeln hinzu, „daß ich Ernſt mach'!"

„'s iſt ſo, Schlome," bekräftigte der Rothenbauer mit dem würdevollen Ausdruck der Wahrheit.

Das Geſicht des Juden erlitt hierauf eine Verwandlung, die für jeden Zuſchauer intereſſant geweſen wäre. Feierlichkeit ſprach aus ihm, und zugleich eine Rührung, die ſeinem Blick einen feuchten Funkelglanz gab. Der Vortheil und die Ehre, die ihm in Ausſicht geſtellt wurden, und die Freude darüber wirkten immer ſtärker. Er ſchmunzelte ſüß und glühte in ſo wonniger Röthe, als ob er ſelbſt der Erwählte wäre! „Einen Mann ſoll ich Euch ſchaffen?" rief er zärtlich. „Nu, das wird ſo ſchwer nicht halten! — Wenn's juſt kein Fürſt ſein muß und kein Graf — wenn's ein bloßer gnädiger Herr thut, den getrau' ich mir zu kriegen für Euch!"

Der Bauer und Sophie lachten. „So hoch gehen wir nicht hinauf!" rief dieſe. „Im Gegentheil — wir gehen herunter!"

Der Jude ſah ſie zweifelnd, mit höflichem Vorwurf an. „Sie gehen herunter?" wiederholte er, als ob er das nicht glauben könnte.

„Kurz," fuhr das Mädchen fort, „ich hab' ſchon einen im Kopf!"

„Ah!" rief Schlome. „Dann wird das Geſchäft einfach! — Nun," ſetzte er mit ſchmeichelndem Lächeln hinzu, „und wie heißt der glücklichſte Menſch im ganzen Ries?"

„'s iſt ein bekannter Name," erwiederte das Mädchen. — „Gottfried Stöckle!"

„Gott der Gerechte," rief der Jude zurückfahrend. — Er ſah die beiden Geſichter, — ſah, daß es kein Scherz war, und faßte ſich im Moment. Seine Miene klärte ſich auf, er nickte mit würdevollem Ernſt und ſagte: „Ich hab' Sie immer für geſcheidt gehalten, Jungfer Sophie, und für brav: aber daß Sie ſo brav und ſo geſcheidt ſind, das hätt' ich nicht geglaubt! — Und der Rothenbauer? — Gebt mir Eure Hand, Rothenbauer! Gebt mir Eure Hand!"

Er ergriff die ſchwielige Rechte des Alten und ſchüttelte ſie kräftig. „Soll man ſagen," fuhr er mit einem Ton der Rührung fort, „daß es nicht edle Menſchen gibt unter den Bauern im Ries! — Die Reichſte und Vornehmſte — worauf ſieht ſie? Worauf ſieht der Vater des einzigen Kindes? Auf Schönheit und Vornehmheit? Nein, auf Rechtſchaffenheit und auf Tugend! — Jungfer Sophie," ſetzte er hinzu, „geben Sie mir Ihre Hand!" — Er ſchüttelte ſie. — „Sie haben ſich chriſtlich gerächt an mir, ſo wahr ich ein Jud' bin! — Und der Gottfried," fuhr er lächelnd fort, „weiß es nicht, daß man an ihn denkt? Und ich ſoll's ihm ſagen? — Das nenn' ich eine Commiſſion!"

„Sie iſt nicht ſo leicht, als Ihr glaubt,“ verſetzte das Mädchen. „Ihr müßt's fein anfangen und vorſichtig. Er hat nicht um mich angehalten; — wenn er mich nicht möcht' —“

„Oi, oi, oi, oi!“ rief der Jude mit den wunderbarſten Grimaſſen. „Gott ſoll hüten! — — Was Andres iſt zu fürchten, Jungfer Sophie, was Andres! Wiſſen Sie was? Daß ihn der Schlag trifft vor Freud'! Da muß ich's uſer fein anfangen! — Nun, 's iſt ein Geſchäft für mich! Und ich freu' mich drauf! — Wenn ich keinen Heller dafür bekäm', ich thät's — mit dem größten Vergnügen von der Welt!“

„Oho!“ rief der Bauer. „Das muß einen Kuppelpelz tragen, Schlome! Und was für einen!“

Der Jude, mit aufgezogenen Lippen, wies zwei Reihen ſchimmernder Zähne und ſtrahlte das reinſte Vergnügen. „Da habt ihr wieder den Rothenbauer!“ rief er. „Das läßt er ſich nicht gefallen! — Gut, gut, gut! — Ich nehm' was an von Euch, wenn Ihr's durchaus nicht anders thut! — Aber wie ich's mach'? Fragt mich nicht! Ich mach's! — — Ja,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „recht habt ihr's gemacht, ihr braven Leut', und alle Geſcheidten werden euch loben! Ich kenn' den Gottfried — 's iſt der wackerſte Menſch in der ganzen Umgegend!

Und was hat er vor einen Geiſt? Wie hat er ſich benommen gegen den Schorſch? Ich bin noch dazu gekommen an der Kirchweih beim Sonnenwirth — das Ende des Stuck's hab' ich noch mit angeſehen! 's iſt mir gar nicht wohl dabei geweſen, kann ich ſagen — ich bin weiß Gott ganz verdaddert geweſen! Aber jetzt halt' ich's für ein großes Glück! Hat er nicht ausgeſehen? Wie ich mir den Bonapart vorſtell', wenn er eine Schlacht gewonnen hat! Meiner Lebtag hätt' ich nicht geglaubt, daß das in dem Menſchen ſteckt!“

„Ja, ja,“ ſagte der Bauer, dem dieſes Lob in der Seele wohl that, „ein Mannsbild iſt er ſchon! — Und wenn er auch nicht Alles hat —“

„Was fehlt ihm?“ rief der Jude; und als er den Rothenbauer mit einem gewiſſen Ausdruck lächeln ſah, fuhr er mit großer Geringſchätzung fort: „Geld! — Geld! — Pfui, Rothenbauer!“

„Nun, Schlome,“ verſetzte der Bauer erheitert, „das Geld iſt doch nicht ſo ganz zu verachten!“

„Ich veracht's auch nicht,“ entgegnete Schlome; „Gott ſoll mich davor bewahren, das Geld zu verachten! — Aber Alles hat ſeine Zeit in der Welt; und wenn man von der Tugend ſpricht, muß man an's Geld gar nicht denken!“

Vater und Tochter lachten. Der Jude fuhr fort: „Der Gottfried hat ein ſchönes Gütchen — man kann's ein Gut nennen, 's iſt groß genug dazu. Wenn ich's ihm verkauf' — wenn er mich das Geſchäft machen läßt, ſteck' ich ihm ein ſchön Stück Geld in die Taſche! Aber wenn er gar nichts hätt'! Braucht einer in den Rothenbauershof noch Geld hereinzubringen? Iſt ja ſchon ſo viel da, daß a' Graus iſt!"

Sophie lächelte und nickte bedeutſam. „So habt Ihr eben beim Schorſch auch gedacht!" rief ſie.

„Geh, geh, geh," entgegnete der Jude abwehrend, ohne verhindern zu können, daß ein gewiſſer Schelmenhumor durchbrach.

Das Mädchen trat näher an ihn heran und ſagte zuredend: „Schlome! Seht mir in's Geſicht! Habt Ihr gar nichts gewußt, wie's geſtanden hat mit der Weilerbäuerin? Habt Ihr nicht einmal eine Ahnung gehabt?"

Der Jude war in einer Stimmung, wo die Miene mehr geſteht, als der Mund. Er rief: „Gewußt? Gewußt hab' ich gar nichts! — Wenn ich mir zuweilen auch ſo meine Gedanken gemacht hab' — Gedanken beweiſen nichts!

Das Mädchen ſah ihn mit einer Miene an, als wollte ſie ſagen: „O Du großer Spitzbub!“ — Dann, mit dem Ausdruck eines würdigen Ernſtes, bemerkte ſie: „Es iſt beſſer gegangen, als wir's Alle gemeint und verdient haben! Ich will mich ſelber gar nicht ausnehmen! — Geht nun hin, Schlome, und kommt mit der Nachricht wieder, daß der Gottfried mir gehört! — Es ſoll Euer Schade nicht ſein!“

VI.

Es war ein rauher Novembertag. Der Morgenkälte war ein Schneeſturm gefolgt, der Wind ſauſte von Nordweſt her, die weiße Decke breitete ſich immer vollſtändiger und dichter über die Landſchaft.

Man pflegt von ſo einem Wetter zu ſagen, daß man bei ihm keinen Hund hinausjagen ſollte; und in der That fanden nicht nur die Menſchen, ſondern auch die Hunde für gut, ſich in Häuſern und Hütten zu bergen.

Um ſo behaglicher war es in einer Stube, in die wir den Leſer jetzt führen müſſen. Der eiſerne Ofen ſtrömte Glut aus, und durch den geſchirmten Raum ging ordentlich ein Gewoge von warmer Luft. Zu dem entfernten Pfeifen des Windes ſtimmte ein Schwarzblättchen, das in einem Vogelhaus am Fenſter hing, die leiſen Traum-Töne an, ein

Spinnrad ſchnurrte begleitend, und hie und da erſchollen dazu die Schläge eines Hammers.

Die Spinnerin war Mutter Stöckle. Der Führer des Hammers, welcher Nägel in das Leder eines Dreſchflegels treiben ſollte, unſer Freund Gottfried.

Wenn man die beiden Leute genauer betrachtete, ſah man, daß ſie nicht das Gefühl des Behagens hatten, wozu das Aſyl aufforderte. Beide ſchwiegen. Jedes ſchien ſeine Gedanken für ſich zu haben, und der Ergebung in ihren äußerlich ruhigen Zügen war eine ſtille Trauer beigemiſcht.

Nach einer Weile ließ der Burſch die Hände ruhen und ſah durch das Fenſter, vor dem er ſaß, in das Meer von Flocken hinaus, die kraus hin und her und zu Boden wirbelten.

Die Mutter ſtand auf. Sie ging vom Spinnrad zum Ofen, um nach einem Gebäck zu ſehen, das im obern Rohr braun werden ſollte. Nachdem ſie's umgedreht und wieder hineingeſchoben hatte, trat ſie zu dem Sohn, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte mit dem Ton der Liebe und des Bedauerns: „Guter Bub, Du machſt Dir Gedanken! — Aber das hilft nichts! — Du ſollteſt Dir's aus dem Sinn ſchlagen.“

Gottfried war betroffen und ſchwieg. Dann ſagte er:

„Von was red'ſt Du denn eigentlich? — Ich verſteh' Dich nicht."

„Du verſtehſt mich recht gut," entgegnete die Mutter mit dem ſanften Ton der Ueberlegenheit. Sie hielt ein wenig inne, dann fuhr ſie fort: „Sieh, wenn ich's machen könnt', ich weiß nicht, was ich dafür gäb'. Aber ich kann's nicht! — Ich hab' die thörichte Hoffnung auch eine Zeitlang gehabt; aber ich hab' ſie aufgegeben — und Du mußt's auch, mein lieber Bub."

Der Sohn drehte ſich auf ſeinem Sitz und rief mit unmuthiger Bitte: „Laß mich gehn!"

Die Mutter nickte begreifend. „Das hab' ich lange genug gethan!" erwiederte ſie; „aber jetzt muß ich wieder reden! — Sich mit Dingen herumtragen, wo doch nichts draus werden kann, das ſchickt ſich nicht für einen Menſchen, wie Du biſt!"

Der Sohn ſchwieg. Jene fuhr fort:

„Was man gern hat, das, glaubt man, könnt' auch auf irgend eine Weiſ' einmal eintreffen. Man macht ſich die närriſchten Gedanken; und ich ſelber hab' mir Sachen eingebildet, daß ich mich jetzt ordentlich ſchäm'! — Geben wir's auf! — An uns denkt kein Menſch mehr!"

Jener nickte mechaniſch.

„Ich weiß, daß Du ſchon länger meiner Meinung biſt," fuhr die Alte fort. „Dein guter Muth hat Dich auf einmal verlaſſen, — die ganze letzte Zeit her hab' ich kein vergnügtes Geſicht mehr an Dir geſehen! — Natürlich," ſetzte ſie nach kurzem Schweigen hinzu, — „wenn etwas hätt' geſchehen ſollen, dann wär's in der Zeit geſchehen!"

„Nun gut," rief der Sohn etwas ungeduldig. „Ich denk' auch nicht mehr dran. — Eine Sach'," fuhr er mit dem Humor des Verdruſſes fort, „wo man ſchicklicherweiſe nichts ſelber thun kann! — Und wenn auch — eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als ein armer Burſch zu der Tochter eines reichen Bauern kommen! — Aus iſt's und gar iſt's! — Biſt Du nun zufrieden?"

Die Alte ſchüttelte den Kopf. „Es iſt nicht genug," erwiederte ſie, „daß Du nicht mehr daran denkſt — Du mußt an was Anderes denken!"

„Ach!" rief der Sohn mit einer Bewegung, die großen Mißmuth verrieth. — „Es iſt doch ein beſchwerliches Ding!" fuhr er mit einem Verſuch zu lächeln fort. „Wenn man's gern thut, ja! Aber wenn's einem zuwider iſt —"

„Da haben wir's," rief die Mutter. „Und Du ſagſt, es wär' aus?"

Der Sohn wurde roth.

„Gottfried," fuhr jene fort, „ich ſag' Dir, Du wirſt ſo lang traurig ſein, bis Du eine Frau bekommſt! Sobald Du eine haſt, biſt Du wieder vergnügt!"

Jener lächelte melancholiſch.

Die Mutter ſah für ſich hin. „Nun," fuhr ſie fort, „ich will Dir nur ſagen, ich hab' mir einen Plan gemacht!"

„Schon wieder einen?" rief der Burſche.

„Ich wunder' mich nur darüber, daß ich nicht gleich drauf gefallen bin," fuhr die Alte fort. — „Siehſt Du, die Schöne haſt Du nicht kriegen ſollen; — und die Vornehme auch nicht! Die Brävſte iſt aber noch da, und die paßt nicht nur am beſten für Dich — ſie nimmt Dich auch gern, das weiß ich."

„Das muß dann ſchon eine recht Brave ſein," erwiederte der Sohn mit Laune. „Wer iſt's denn?"

„Des Webers Rebeck'!" verſetzte die Mutter.

Jener ſchaute auf.

„Iſt das nicht ein kreuzbraves Mädchen?" rief die Alte. „Sie iſt nicht ſo ſchön wie die Annemarie, lange nicht; — aber das iſt auch gar nicht nöthig. Und wenn ihr der Schmiedshans nachläuft, ſo weiß ich: ausgemacht iſt noch nichts, und der Weber gäb' ſie Dir lieber!"

Gottfried, ſtatt der Antwort, ſtarrte für ſich hin.

„Haſt Du was gegen ſie?" rief die Alte.

„Nein!“ verſetzte jener. „Im Gegentheil. Sie gefällt mir!“

„Nun alſo!“

Der Sohn ſchwieg.

Im Geſicht der Frau ſtieg eine Röthe des Unmuths auf und ſie rief mit allem Anſehen einer Mutter: „Ein rechter Burſch macht ein End'! Bei dieſem Beſinnen und Wiederbeſinnen bleibt einem nur das Nachſehen — und das iſt doch eine Schand'! — Gegen das Mädchen haſt Du nichts und kannſt nichts haben, alſo geh' zum Weber nüber und halt' um ſie an! Oder ſoll ich mit den Leuten reden?' Wenn Du die Kuraſche nicht haſt, ich hab' ſie. — Nun? Iſt's noch immer nicht recht?“

„Ach ja wohl,“ erwiederte der Sohn. „Aber muß es denn gleich ſein? — Laß mir wenigſtens noch eine Zeit lang meine Ruh'!“

Die Mutter lächelte mitleidig. „O Gottfried,“ rief ſie. „Und Du biſt ſonſt ein verſtändiger Menſch! — Aber in dem Punkt ſind wir halt all' ungeſcheidt! — Wenn die Zeit um iſt, dann wirſt wieder warten wollen!“

„Nein!“ rief Gottfried heroiſch. „Ich verſprech Dir's. — Du haſt wirklich Recht! Ich wär' ein Narr, wenn ich nicht auch für mich ſorgte! — Daß die Rebeck' nicht ſo ſchön iſt wie die Annemarie, das iſt mir grad' um ſo lieber! — Gleich und gleich, ſo iſt's recht. — Kurz, laß' mich's nur noch ein wenig im Kopf 'rumtragen — dann thu' ich's und folg' Dir!"

Die Mutter hatte während der letzten Worte zum Fenſter hinausgeſehen. „Wer kommt denn da bei dem wüſten Wetter?" rief ſie.

Nach einigen Sekunden öffnete ſich die Thüre, und über die Schwelle trat der Schlome.

Er hatte ganz wieder ſeinen majeſtätiſchen Schritt, und aus dem Geſicht unter der beſchneiten Wintermütze ſprach das Bewußtſein eines Ordners menſchlicher Geſchicke.

Mutter und Sohn ſtarrten ihn einen Moment verwundert an. „Sieh, der Herr Löw!" rief jene. „Wie kommen wir denn aber zu der Ehr' heut?"

Schlome, nachdem er den Mantel abgelegt und den letzten Schnee von ſich geſchüttelt und geſtrampft hatte, erwiederte: „Die Freundſchaft treibt mich her!"

Gottfried betrachtete ihn mit einem ſonderbaren Gefühl. „Setzt Euch, Schlome!" rief er, ſeine Bewegung niederhaltend.

Der Jude ſetzte ſich auf einen Stuhl am Tiſch; die Alte und Gottfried nahmen auf der Wandbank Platz.

„Nun?" begann der Sohn. „Womit können wir dienen, Schlome?"

„Gottfried," verſetzte der Jude, nachdem er diplomatiſch vor ſich hin geſehen, „wozu ſoll ich lang Umſtänd' machen? Ihr braucht eine Frau — und ich verſchaff' ſie Euch!"

Dieſes kurzgefaßte Anerbieten hätte den Burſchen unter andern Umſtänden lachen gemacht; aber jetzt war es ihm nicht darnach, und er konnte nur mechaniſch wiederholen: „Ihr verſchafft mir eine?"

„Und was für eine!" rief Schlome fein lächelnd. „Eine, die unſer Herrgott für den Gottfried geſchaffen hat! Paſſend, paſſend in jeder Beziehung!"

Der ſichere Ausdruck, womit Schlome das Wort „paſſend" wiederholte, ſchlug die Hoffnung, die ſich unwiderſtehlich im Herzen des Burſchen wieder erhoben hatte, mit einemmal nieder. Schmerz und Scham befielen ihn, der Honig ſeines Gefühls wandelte ſich in Galle — und bitter, ja höhniſch erwiederte er: „Ihr wollt Euch ſchadlos halten, und den Kuppelpelz, um den ich Euch helfen gebracht hab', bei mir verdienen? Aber bei mir trägt's nicht ſo viel, Schlome!"

Der Jude ſah ihn lächelnd an und rief: „Ich verlang' gar nichts!"

Gottfried verzog den Mund. „Das iſt zu wenig für einen —“

Er hielt inne.

„Juden, wollt Ihr ſagen?“ fügte Schlome hinzu. „Hättet's ſagen können! Ich bin nicht empfindlich! — — Schadlos halten!“ fuhr er mit geringſchätzigem Ausdruck fort. „Ich hab' mich nicht ſchadlos zu halten! Was ich bei der Weilerbäuerin verlier', das wird mir der Rothenbauer dreifach geben!“

Die Alte, die bis jetzt in größter Aufmerkſamkeit geſchaut und gehorcht hatte, rief: „Alſo habt Ihr für die Sophie einen Andern?“

„Die Sach' iſt ſo gut wie richtig,“ verſetzte der Jude mit großem Ernſt. „Die bleibt nicht ohne Mann. Ja, zwanzig für einen! Und wer den Rang hat, der greift zu!“

In das Herz Gottfrieds war dieſe Rede wie ein Pfeil gedrungen. Aber vor dem Juden durfte er ſich nicht verrathen, er drückte das auftobende Gefühl mit Gewalt wieder hinunter und barg ſein Leid hinter dem großen Ernſt, womit er ſagte: „Ich hoff', Schlome, daß es diesmal ein Bräverer iſt, der ſie bekommen ſoll! Die Sophie iſt ein Mädchen, wie's keine mehr gibt; — ſie verdient den beſten und wackerſten Mann, den man finden kann!“

„Eben den,“ ſagte der Jude, „ſoll ſie auch bekommen.“

„Nun,“ verſetzte der Burſch nach einer neuen Anſtrengung, „dann gratulir' ich — von Herzen! — Ich will Euch glauben, Schleme; denn es gibt in der Welt nichts, was ich lieber ſeh', als das! Von Jugend auf ſind wir gut Freund geweſen und ich hab' mir immer gedacht: wenn Eine glücklich zu ſein verdient in der Welt, ſo iſt's die!“

„Sie wird's werden, ſie wird's werden!“ rief der Jude.

Gottfried ſchwieg. Allmälig ging ein ſatiriſches Licht über ſeine Züge und er ſagte: „Jetzt, da Ihr Euren Kuppelpelz doch kriegt (und einen, der ſo gut iſt wie drei andere!) — jetzt kann ich Euch wohl ſagen, Schleme: bei mir verdient Ihr keinen!“

„Oho!“ verſetzte der Jude. „Nicht zu früh g'red't, Gottfried!“

Jener ſah ihn mit düſterem Stolz an und erwiederte: „Das muß doch wohl ich am beſten wiſſen?“

„Wer weiß, wer weiß!“ rief der Jude ſchlauvergnügt.

„Herr,“ entgegnete der Burſch unmuthsvoll, „ich weiß es! — Ich kann doch keine zwei Weiber nehmen?“

„Wie ſo?“ rief Schlome, der mit einemmal bedenklich wurde. „Habt Ihr denn ſchon eine?“

„Ich hab' ſie noch nicht zum Weib, aber 's iſt ſo gut, als ob ich ſie hätt'!“ entgegnete der Burſch mit Nachdruck. „Sonntag über acht Tag', hoff' ich, können wir uns verkünden laſſen — und in vier Wochen findet Ihr ſie bei mir, wenn Ihr uns wieder die Ehr' ſchenken wollt!“

„Ja, ja, Schlome,“ ſagte die Alte, „ſo iſt's. Dasmal hab' ich gekuppelt! Ich hab' meinem Sohn eine verrathen — und er hat mir gefolgt und nimmt ſie zum Weib! — Ihr ſeht, wir müſſen ſchön danken für Eure Müh'!“

Der Jude ſah mit aufgeriſſenen Augen den unzweideutigen Ernſt in den Geſichtern; beſtürzt, erſchreckt erhob er ſich und lief, den Oberleib hin- und herwerfend, in der Stube auf und ab. „Um Gotteswillen,“ rief er, „das wird nicht ſein! Das wird nicht ſein! — Es wär' ein Unglück! Ein großes Unglück! — Er warf ſich wieder auf den Stuhl und ſchnaufte. Dann rief er: „Gottfried, nehmt Eure Red' zurück! — Feſtgemacht wär's? Feſtgemacht?“

Der Burſch, der den Geberdungen des Juden mit hoher Verwunderung zugeſehen hatte, aber ſie eben von ihm nicht ſo ernſthaft nehmen zu müſſen glaubte, entgegnete: „So gut wie feſtgemacht!“

„Alſo noch nicht wirklich feſtgemacht?“ rief Schlome mit einem Hoffnungsſtrahl aufſpringend. „Gott ſei Dank! — 's geht noch, 's geht! — Gerechter, was hab' ich einen Schreck gehabt!“ — Mit einem Lächeln, das ihm aber nur halb gelang, ſetzte er hinzu: „Ich hab' Euch ein Bischen ausholen und uhzen wollen; aber ſtraf mich Gott, ich bin ſelber geuhzt worden!“

Unſer Burſche ſtand auf und wies dem Juden ein unmuthsvolles Geſicht. „Schlome,“ rief er, „ich muß bitten, daß Ihr keinen Narren aus mir macht in meiner eigenen Stub'! — Bildet Ihr Euch ein, weil's noch nicht wirklich richtig gemacht iſt, ſo werd' ich gleich die Eure nehmen? Das iſt doch gar zu hochmüthig! — Die ich im Sinne hab', iſt das beſte Mädchen in der ganzen Umgegend!“

„Und die meine die allerbeſt'!“ entgegnete der Jude.

Der Burſch fuhr auf. Dann zuckte er geringſchätzig die Achſel und entgegnete: „Daß Ihr Eure Waare loben könnt, weiß man! — Aber bei mir hilft's nichts!“

„Wollen ſehen, wollen ſehen!“ rief der Jude, deſſen Geſicht wieder volles Triumphgefühl ausdrückte.

Gottfried wurde ernſtlich erzürnt. „Schlome," rief er mit zuſammengezogenen Augenbrauen und funkelndem Blick, „ich muß Euch ſagen, daß ich nicht in der Laune bin, mich mit Euch herumzuſtreiten um nichts und wieder nichts. Ich hab' nicht nöthig, daß Ihr mir ein Weib verſchafft! Ich will keine und ich brauch' keine! — Wenn Ihr hier ausraſten wollt, ſo könnt Ihr meinetwegen bleiben, ſo lang's Euch beliebt. Aber mit Eurer Kuppelei laßt mich in Fried' — ein für allemal!"

Er wendete ſich weg, drehte ihm den Rücken zu und ſah zum Fenſter hinaus.

„Ei, ei, ei," rief Schlome mit einer Miene, die hinter äußerem Bedauern alle Süßigkeit des Machtbewußtſeins erkennen ließ. „Nun, ich will Euch was ſagen, Gottfried. — Still! Ein einziges Wort: den Namen will ich Euch ſagen!"

„Ich will ihn nicht hören," rief der Burſch, ohne ſich umzudrehen. „Laßt mich in Ruh' jetzt oder Ihr macht mich falſch — ganz im Ernſt! — Das iſt ja aufdringlich!"

Der Jude erhob den Kopf und ſah für ſich hin mit der Miene eines Beleidigten. „Aufdringlich!" wiederholte er. „Ich hätt' wahrlich gute Luſt und ging' jetzt wieder fort und überließ' Euch Eurem Schickſal. Iſt das der

Dank, daß ich daherkomm' bei dem Wind und bei dem Schnee und riskir', daß ich mir eine Krankheit hol' bei der Strapaze? Aufdringlich! Sieh, ſieh! Aber er weiß nicht, was er thut, der gute junge Mann — ich muß Gnad' für Recht ergehen laſſen.“ Dann, mit der Miene eines Unwiderſtehlichen, fuhr er fort: „Wißt Ihr, wer mich geſchickt hat? Der Rothenbauer! — Und wißt Ihr, wen Ihr heirathen ſollt? Die Sophie, ſeine Tochter!“

Die Wirkung dieſer Worte auf Mutter und Sohn war unglaublich, ihr Ausdruck aber verſchieden.

Die Mutter ſtarrte den Juden an — eine Bildſäule des Erſtaunens. Gottfried hatte ſich umgedreht. Blaß, bebend — unwillkürlich die Arme erhebend und mit einem erſchreckenden Ausdruck ging er auf den Unterhändler zu und rief: „Schlome, keinen Spaß! — Ich rath's Euch, Schlome, keinen Spaß mit mir!“

Der Jude, ihn ſtarr anblickend und Schritt für Schritt zurückweichend rief: „Spaß? Jo, ich mach' Spaß mit dem Herrn! Ich hab' wohl nicht geſehen, wie er austheilen kann Makkes? Ich hab' nicht die geringſte Luſt, die Prob' machen zu laſſen an meinem eigenen Leib! Gott ſoll mich hüten und bewahren! — — Spaß! Spaß!“ wiederholte er wie erſtaunend über die Verwegenheit eines ſolchen Gedankens.

„Ja iſt's denn aber Ernſt?“ rief endlich die Alte. „Kann's denn ſein?“

Der Jude, feierlich die Rechte erhebend, entgegnete: „Ernſt, gute Mutter, — heiliger Ernſt! — Der Rothenbauer und die Sophie haben mich kommen laſſen und haben mir den Auftrag gegeben, Euern Herrn Sohn auszuforſchen, ob er vielleicht ſo gut ſein möcht', die Sophie zu heirathen! So ein Auftrag kommt freilich nicht alle Tag vor; — aber was wollt Ihr? Das Mädchen iſt nun einmal vernarrt in den Gottfried und meint, juſt der müßt's ſein. Sie will keinen andern und ſie mag keinen andern; — ſie hat's durchgeſetzt beim Rothenbauer mit Gewalt — und Beide haben mich hergeſchickt zu Euch! — Sie haben freilich nicht wiſſen können, daß der Gottfried ſchon eine andere hat und ich mit der Sophie zu ſpät komm'!“

Der Liebende ſtand wie angewurzelt. Sein Geſicht, dunkelroth geworden, drückte Schreck und Scham aus, mit denen die Freude rang. Seine Bruſt arbeitete heftig; aber es ſchien ihm unmöglich, den Mund zu öffnen.

Die Antwort, die er ſchuldig blieb, gab die Mutter. „Ach,“ rief ſie, „mit der Andern, da iſt's ja noch gar nichts! Ich hab' ſie ihm nur vorgeſchlagen, den Augenblick erſt, und er hat geſagt, er woll' ſehen — mit der Zeit —"

„So, ſo," rief Schlome; — „ſo red't man jetzt? — Nun, da hätten wir ja noch Hoffnung!" — Und zu Gottfried gewendet fuhr er fort: „Wie meint Ihr, Gottfried Stöckle? Laßt Ihr die Eure und nehmt Ihr die Meine?"

Noch ſchwieg der Burſche. Endlich aber öffnete ſich ihm der Mund und er rief erſchüttert: „Schlome — ich kann's nicht glauben!"

Der Jude ſah ihn an wie ein Vater den Sohn, mit überlegener Zärtlichkeit. „Beſcheiden, beſcheiden!" rief er. „Die Sophie hat Recht gehabt! — Gottfried, faßt Euch! Ihr Zwei paßt vor einander ganz und gar! Wie's für Euch keine Beſſere gibt als die Sophie, ſo gibt's für ſie keinen Beſſern als Euch!"

„Nein, Schlome," rief der Burſch in tiefer Bewegung, „das Glück iſt zu groß für mich! Ich verdien's nicht und bin ganz erſchrocken drüber! — Großer Gott," fuhr er nach kurzem Innehalten fort, „iſt's denn möglich? Soll ich denn alles haben, was mein Herz gewünſcht hat? Soll die mein Weib ſein — die Sophie —"

Die Stimme verſagte ihm, die Augen gingen ihm über.

Schlome nickte. Rührung überkam ihn ſelber und übermannte ihn, ſeine Augen wurden naß — und zwei große Tropfen liefen über die luftgerötheten Backen herunter. — Er nahm den Burſchen bei der Hand und ſchüttelte ſie. Dann trat er mit ihm zur Mutter.

Dieſe hatte ſchon eine Zeit lang den Thränen ihren Lauf gelaſſen und wiſchte ſich jetzt mit ihrer Schürze die Augen.

„Glückliche Leut'!“ rief der Jude. „Glückliche Leut'!“

Die Frau gab dem Vermittler die Hand. Dann faßte ſie die Rechte des Sohnes und warf einen Blick ſo ſchönen Entzückens auf ihn, daß ſie um zwanzig Jahre jünger ausſah. „Gottfried,“ rief ſie, „was müſſen wir jetzt thun, um ſo viel Glück zu verdienen?“ — —

Wir laſſen eine Weile vorübergehen. Freudegeröthet ſaßen die Drei wieder um den Tiſch, und die Mutter ſah lächelnd für ſich hin. „Schlome,“ begann ſie mit einemmal, „jetzt verzählt aber, wie Alles gekommen iſt! Wie's die Sophie angefangen hat! Wie der Vater nachgegeben hat! — Der Rothenbauer,“ fuhr ſie fort, „der Schwiegervater meines Gottfried! — Ich werd' eine Zeit lang brauchen, bis ich mich drein find'! — Verzählt, Schlome!“

Der Jude theilte mit, was der Leſer weiß. Er hatte letzthin vor ſeinem Abſchied noch die Sophie ausgehorcht und konnte daher Antwort geben auf alle Fragen, welche Mutter und Sohn an ihn ſtellen mochten. Die erneuerten Ausbrüche des Glücks, der Freude und der Demuth waren rührend, und nicht nur die liebende Tochter, auch der Rothenbauer erhielt Lobſprüche, wie ſie mit ſolcher Innigkeit noch nie über ihn erklungen waren. — Die Züge des endlich ſchweigenden Gottfried nahmen einen feierlichen Charakter an, und man ſah, daß die innerſten Saiten ſeines Gemüths bewegt waren.

Er ſagte ſich in ſeiner Seele: „Wie gern muß die Sophie mich haben, daß ſie das für mich gethan hat! — Und wie komm' grad' i ch dazu? Was iſt denn an mir, daß ein Mädchen, wie dieſe, mich ſo lieb hat und etwas thut, was vielleicht ſeit Menſchengedenken im Ries nicht vorgekommen iſt? — Es iſt ein Glück! Es iſt eine Schickung — eine Gnad' von Gott! — So lang ich leb', kann ich ihm nicht genug danken dafür! — Die Sophie kann ich nicht lieb genug haben — und gegen meine Freunde, gegen die Menſchen alle mit einander kann ich nicht gut genug ſein!“

Nachdem der Jude die letzte Frage der Mutter beantwortet hatte und Stille eingetreten war, gab der Burſch ſeinem Gefühl Worte und rief: „Schlome ich wollt', ich könnt' jetzt einem Menſchen einen rechten Gefallen thun!"

Der Jude wiegte den Kopf und erwiederte: „Dazu gäb's Gelegenheit!"

„Kann ich für Euch was thun?" fragte Gottfried mit heitrer Gutmüthigkeit.

„Wird ſich finden," entgegnete der Jude; — „wird ſich finden!"

„Schlome," fuhr jener fort; „wenn ich Rothenbauer bin, ſoll kein Handel, wo etwas dabei zu verdienen iſt, auf dem Hof gemacht werden ohne Euch!"

„Gut, gut, gut," rief der Jude „Aber jetzt handelt ſich's um einen Andern!"

„Um wen?" rief Gottfried. „Sagt's grad' heraus! — Kann ich etwas für ihn thun, ſo thu' ich's!"

„Ihr könnt' was thun," verſetzte jener mit Ernſt. — „Wenn Ihr Rothenbauer ſeid — das verſteht ſich von ſelbſt! — könnt Ihr die Sölde hier nicht mehr brauchen, Ihr müßt ſie verkaufen!"

Gottfried fuhr ein wenig auf. Dann, lächelnd, ſagte er: „'s iſt wahr. — Die Mutter kann allein auch nicht dableiben!"

„Die muß auf den Rothenbauershof!" rief der Jude mit einer Miene der Achtung. „Dort können wir ſie gar nicht entbehren!“

Die Alte wurde roth vor Vergnügen über dieſe Ausſicht.

Der Sohn verrieth ein gewiſſes Leidweſen. „Ich ſeh' ſchon, wir müſſen's opfern. Aber Alles geb' ich nicht her! Den Wald behalt' ich!“

„Iſt auch mein Gedanke,“ verſetzte Schlome. „Ich würde nur vorſchlagen, einige Morgen zum Haus und zu den Feldgütern zu legen!“

„Meinetwegen,“ erwiederte Gottfried nach einigem Bedenken. „Und das Gütle wollt Ihr dann verkaufen?“

„Ich will's dem geben,“ verſetzte der Jude, „dem ein großer Gefallen geſchieht, wenn er's kriegt. Gottfried, vergeßt Eure Red' nicht! Ihr seid geſtiegen hoch, hoch — und ein Andrer iſt gefallen tief, tief! Iſt ſelber Schuld dran geweſen, ich geb's zu; aber daran wollen wir jetzt nicht denken! Wir müſſen ihm die Hand reichen und müſſen ihn wieder ein Bischen hinaufführen in die Höh'!“

„Ihr meint den Schorſch?“

Der Jude nickte. Und mit einer Treuherzigkeit, halb Schauſpiel, halb Wahrheit, fuhr er fort: „Ich bin ein guter Menſch! Wenn ich einmal Freund geweſen bin von einem, kann ich ihn nicht mehr fallen laſſen — 's iſt einmal meine Art ſo! Wie der Schorſch nun von Haus und Hof hat müſſen, hat er mich gedauert, und ich hab' zu mir geſagt: dem mußt Du wieder aufhelfen!“

„Das iſt ſchön!“ rief die Alte.

„Ich bin gegangen zum Weber,“ fuhr der Jude fort.

Jene, von der Rebeck' unterrichtet, wie man den Schlome beim erſten Beſuch empfangen hatte, lächelte bedenklich.

Der Jude verzog die Lippe geringſchätzig und ſagte. „Wenn ich auf Grobheiten was gegeben hätt', Frau Stöckle, dann hätt' ich meiner Lebtag nichts durchgeſetzt! — Laßt ſie ſchimpfen, ſie hören von ſelber auf, wenn ſie müd' ſind. — Ich hab's riskirt — und hab's gemacht. — Seit der Schorſch in die Noth gekommen iſt, hat ſich das Gemüth der Annemarie ganz verwandelt. Sie hat Mitleid, großes Mitleid! Sie macht ſich ſelber Vorwürf'; — 's iſt ein gutes Mädchen und verliebt in den ſchönen Böſewicht bis über die Ohren! — Ich hab' geſehen, wie man geſinnt iſt, und bin gegangen zum Schorſch, und bin dann wieder gegangen zum Weber — und endlich iſt der Schorſch gegangen zu der Annemarie!“

„Wirklich!“ rief Gottfried.

„Er hat den alten Weg noch nicht ganz vergeſſen gehabt,“ bemerkte der Jude mit Laune. „Und nun ſteht die Sach' ſo, daß er nichts braucht, als ein kleines Gut, dann machen wir ein Paar aus ihnen. — Unter uns geſagt: 's iſt Zeit — ſonſt werden's mehr!“

Mutter und Sohn lächelten.

„Die Weilerbäuerin,“ fuhr Schlome fort, „hat noch was mit weg gebracht von ihrem Hof und kann dem Schorſch was geben; — aber 's reicht nicht! Und das, mein lieber Gottfried, iſt nun die Gelegenheit! — Geben wir dem Menſchen das Gütle! Machen wir Friſten — laſſen wir ihn ſchnaufen! Er iſt geſchickt und von ſeinem Vornehmthun ganz curirt: die Makkes, die er gekriegt hat, ſind ihm noch die beſte Medicin geweſen! — Er wird wieder hinaufkommen — und wird's Euch danken!“

Gottfried ſah ihn erfreut an. „Hier meine Hand,“ rief er, — „ich mach', was recht iſt. Und ich dank' Euch für den Vorſchlag! — Es thut mir wohl in der Seele, daß ich grad' für den was thun kann — und für die Annemarie: weil ſie denn doch ſo gut iſt!“

Die Alte warf einen ſchlauen Blick auf den Sohn und lächelte in ſich hinein. —

Das Uebrige, was die Leute noch mit einander beſprachen und ausmachten, gehört nicht zum Zweck der Erzählung. —

Eine Stunde ſpäter befand ſich Schlome allein auf dem Weg nach dem Dorf, wo des Rothenbauers Oberknecht, der ihn hergefahren hatte, beim Sonnenwirth ihn erwartete. Er hatte ſich von Gottfried, der ihm das Geleite gab, eben verabſchiedet und blickte in den wieder aufgehellten Himmel mit einem Vergnügen, das einen beneidenswerth friſchen Charakter hatte. „Endlich,“ rief er, „wär's durchgeſetzt! — Wenn ich jetzt Alles zuſammennehm', verdien' mir wenigſtens dreimal ſoviel, als mein erſter Ueberſchlag geweſen iſt. Ein Unglück iſt nicht allemal ein Unglück! — Meine Sarah wird zufrieden ſein, wenn ich ihr's verzähl'; — und mein Ferdinand ſoll mir noch dieſen Winter auf die polytechniſche Schul' nach München!“ —

Am nächſten Sonntag, bei günſtiger Witterung, machte Gottfried mit ſeiner Mutter auf einem entlehnten ſchmucken „Schweizerwägele“ ſeine Beſuchsfahrt zum Rothenbauer. Was ſoll ich von dem Empfang ſagen? Liebe und Ehre wurden ihnen angethan, daß ihnen daß Herz in Wonne ſchlug, die Befangenheit, die ſie mitgebracht hatten, in Freudetrunkenheit unterging und die Alte zumal ſich gar nicht mehr „verwußte“. Die unläugbare Thatſache, daß ſie jetzt gewiſſermaßen dem Rothenbauer gleichſtand, brachte bei der wackern Frau in der berauſchenden Atmoſphäre Kontraſte von Demuths- und Selbſtgefühlsäußerungen hervor, welche die in gewohntem Obenſtehen Haltungsvollen lächeln machten; — aber lächeln in Liebe!

Die Tochter des Hauſes wartete den Gäſten auf, wie es köſtlicher und reichlicher nicht geſchehen konnte, wenn der Landrichter mit ſeiner Familie ſie beſucht hätte. Alle Herrlichkeiten der Ställe, des Stadels und des Hauſes wurden ihnen gezeigt; und welche Bedeutung hatte das für ſie, die Alles mitbeſitzen, mitgenießen ſollten! — Waren die Einen nun in jeder Hinſicht Geber, die Andern Empfänger, ſo zahlten dieſe dafür mit einer Bewunderung, womit ſie Alles wett machten. Mutter Stöckle, nachdem ſie zuletzt noch den „Weißewaar-Kaſten“ geſehen, rief aus: „Ich hätt' gar nicht geglaubt, daß es in der ganzen Welt ſo viel ſchöne Sachen gäb'!“

Der Liebende vermochte ſeine Zärtlichkeit der Geliebten zunächſt nur durch Händedrücke, Blicke und gelegentliche Ausbrüche in Worten kundzugeben, weil die bäuerlichen Formen ein Weiteres nicht geſtatteten. Als es aber in der Stube dämmerte, und ſie allein im Kanzley waren, da zeigte die Sophie, daß ſie nicht umſonſt in der Stadt geweſen war. Mit einer Bildung, die auf eine vortreffliche natürliche Anlage ſchließen ließ, wußte ſie den Burſchen durch anmuthige Neckerei ſo traulich und ſo keck zu machen, daß er ſie um den Hals faßte und ihr Küſſe gab, welche Beiden ſüßer ſchmeckten wie Zucker. Die Seligkeit, die er dabei fühlte, brachte ihm wieder den Dank in's Gedächtniß, den er der Guten und Lieben ſchuldete, die ſich ihn ſo heldenmüthig vom Vater erkämpft hatte. „O Sophie,“ rief er gerührt, „was haſt Du für mich gethan! Du biſt Alles und haſt Alles und thuſt Alles — ich bin nur da, um mir Alles ſchenken zu laſſen!“ — „Wenn ich was hab',“ erwiederte die Sophie, „ſo iſt mir dieß das Liebſte dran, daß Du Deine Freud' dran haſt. Gott ſei Dank, daß ich Dich hab'! Dich glücklich zu machen, daß es keinen glücklichern Mann gibt im Ries, das ſoll jetzt meine ganze Sorg' ſein!“ — Wenn der Glückliche die Geliebte hierauf noch zärtlicher umarmte, noch leidenſchaftlicher küßte und unter Thränen pries, ſo wird man das auch von einem Bauer natürlich finden.

Auf dem Heimweg ſagte die Mutter zu dem Sohn: „Bue, Du haſt ein Glück gemacht — 's iſt faſt gar nicht mehr ſchön! — Das iſt ja der Ungrund, was es da Alles gibt! Iſt das ein Stadel und ein Haus! — Und eine Stub' — der Fürſt kann keine ſchönere haben! — Von den Leuten will ich gar nicht reden. So reich und ſo gut ſein, das hat's bis jetzt noch gar nicht gegeben! — Das Mädle, die mag Dich, das hab' ich geſehen! Die iſt glücklich, wenn ſie Dich hat! Aber den Rothenbauer, den tragt mir nur auf den Händen mit einander!" —

Wenige Tage darauf wurde der Heirathstag gehalten; und wohl nie haben Landleute bei einem ſo wichtigen Akt, wie es die Abſchließung eines Ehevertrags iſt, ſo ſchnell ſich geeinigt. Was der Rothenbauer vorſchlug, nahm Gottfried dankſagend — bewundernd an; und der Plan des Bräutigams, ſeine Sölde unter gewiſſen Bedingungen dem Schorſch zu überlaſſen, wurde von dem Alten gebilligt, von Sophie geprieſen.

Der „Einzug", am Tage vor der Hochzeit, hatte dießmal einen beſondern Charakter. Es war zugleich ein Auszug der Familie Stöckle aus dem Hauſe, das ihr gehört hatte ſeit einer Reihe von Menſchenaltern. Die beiden jetzigen Vertreter tauſchten freilich das bei weitem Beſſere dafür ein! Aber den Bauersleuten iſt ihr Beſitzthum an's Herz gewachſen; jede Stelle iſt ihnen lieb geworden, weil es die ihre geweſen; jede haben ſie mit dem Auge heitern Stolzes betrachtet; jede iſt geweiht durch Arbeit und Vergnügen, — das Ganze darum für ſie hiſtoriſcher Boden in beſonders heimlicher Art. Von einem ſolchen Fleck Erde löst man ſich ſchwer los, wenn auch die herrlichſten Ausſichten locken; —

und ſo ließ die Mutter, bevor ſie den Wagen beſtieg, der ſie fortfahren ſollte, ihren Thränen freien Lauf, während Gottfried ſeine Gefühle hinter tiefernſten Mienen verbarg. Ihm war es ein Troſt, daß das werthe Gut an werthe Perſonen kam, die ſich glücklich prieſen, es zu erhalten. Er empfahl es dem Schorſch und der Annemarie, die beim Aufladen geholfen hatten, noch einmal, und ein Lächeln erhellte ſeine Züge, als er nach vernommenen dankbaren Zuſagen den Beiden zum Abſchied die Hände ſchüttelte.

Am andern Tag wurde die Hochzeit gefeiert, die Gottfried und Sophie in alle ſchönſten Güter des Lebens einſetzte.

Was die Prophezeiungen anlangt, welche der Rothenbauer und ſeine Tochter an jenem Tag des Streites ſich entgegengehalten hatten, ſo trafen ſie beide ein. — Daß bei einer ſo ungewöhnlichen Verbindung zunächſt die böſen, und namentlich die neidiſchen Zungen ſich in Bewegung ſetzten, das braucht man dem Menſchenkenner nicht erſt zu ſagen; und wenn dem Rothenbauer alle derartigen Bemerkungen, wie ſie in Spinnſtuben und in den Stadeltennen beim Dreſchen gemacht wurden, zu Ohren gekommen wären, dann hätte er der Sophie wohl bedeutſam zurufen können: „Siehſt Du?“ — Allein ſo wohlgeſtellten

Leuten gegenüber, die nutzen oder ſchaden konnten, fand man doch nicht für gerathen, den Aerger oder die Bosheit beleidigend merken zu laſſen. Auch zwei zur Hochzeit geladene Vettern, welche Söhne beſaßen und das Glück „ſo eines Menſchen" gar nicht mit anſehen mochten, hatten wenigſtens höfliche Entſchuldigungen erdichtet, und beim nächſten Zuſammentreffen ſprach jeder ſein Bedauern aus, daß er nicht habe dabei ſein können.

Da war nun die Tochter in doppeltem Vortheil. Die wohlmeinenden und ſchmeichelnden Zungen machten ſich vernehmlich und hielten aus. Gottfried, regierender Bauer geworden, benahm ſich ſo gut, daß er bald unter die geachtetſten Männer der Gegend zählte. Vettern und Baſen, die ihn irgendwie brauchten, rühmten ihn gegen Weib und Schwiegervater mit wahrer Begeiſterung; und als einmal eine derartige Lobſingerin von ihnen Abſchied genommen hatte, war es die Tochter, die ſich nicht enthalten konnte, dem Vater lächelnd zuzurufen: „Siehſt Du?"

Acht Tage nach der Hochzeit Gottfrieds hatte ſich Scherſch mit der Annemarie zuſammengeben laſſen. Der Weber that zur Begründung des neuen Hausſtandes, ſo viel er irgend konnte; und wenn der junge Mann immer noch tüchtig zu tragen hat, ſo verſpricht doch ſeine Geſchicklichkeit und ſein Fleiß, daß ihm nach und nach das Abtragen — der Schulden nämlich — gelingen werde. Er ſeinerſeits iſt ſo verwandelt, — das Gute in ihm hat über den Hang, der ihn in Armuth und Schimpf geſtürzt, ſo gründlich geſiegt, daß er in ſeinem beſcheidenen, ja ſchüchternen Auftreten einen förmlich rührenden Eindruck macht. — Das Wohlgefühl, das ihn beglückt, bietet aber für ſein Ausharren in der beſſeren Einſicht alle erforderliche Bürgſchaft.

Daß zwiſchen den beiden Familien eine nähere Beziehung ſich knüpfte und befeſtigte, lag in der Natur der Dinge.

Im Frühjahr wollte Gottfried in's Holz gehen, und machte bei dem jungen Ehepaar ſeinen erſten freundſchaftlichen Beſuch. Die Annemarie war allein zu Haus und wiegte eben ihr bald nach der Hochzeit gekommenes Büble. Das Lächeln ihres Mundes verrieth, daß ſie mit dem Looſe, den ſchönen Schorſch zum Mann zu haben, unendlich zufrieden war. Dabei ſah ſie ſo blühend aus, wie nur je, gab auf Gottfrieds Befragen die befriedigendſten Antworten, und als das Kind ſchlief, zeigte ſie ihm das durch ſie auf's netteſte eingerichtete Haus mit gerechtem Stolz. — Unſer Bauer freute ſich des Glück's, das er in ſo verſchiedenem Sinne mitgeſtiftet hatte, und nahm lächelnd wieder in der Stube Platz.

Nicht lange, ſo kam Schorſch vom Felde. Er grüßte den alten Nebenbuhler mit froher Ueberraſchung, zeigte aber unwillkürlich eine Miene der Achtung, wie vor einem Größeren. Man ſprach über Allerlei. Schorſch rühmte das Feld, zu dem drei Morgen, die ihm der Schwiegervater gegeben, ſo ſchön paßten, glaubte, man könne dabei was herausſchlagen, wenn man es gut im Stand halte und noch verbeſſere, was möglich ſei. „Namentlich,“ ſetzte er hinzu, „wenn ich eine Wieſ' noch kriegen könnt', die jetzt feil iſt — für's halbe Geld! — Die geht mir eigentlich noch ab dazu, und ich müßte ſie haben!“ — „Warum kaufſt Du ſie nicht?“ verſetzte Gottfried. — Jener zuckte die Achſel und ward ein wenig roth.

Unſer Freund nickte. „Was ſoll ſie koſten?“ fragte er. — Schorſch nannte den Preis. Nach kurzem Beſinnen fuhr jener fort: „Hechtfiſcher, wenn Alles ſo iſt, wie Du ſagſt — und ich zweifel' an Deinem Wort nicht im Geringſten! — ſo kann ich Dir das Geld ſchaffen. Meinem Schwiegervater iſt ungefähr ſo viel heimgezahlt worden, und es wird ihm ſelber lieb ſein, wenn er's wieder ſicher anlegen kann!“

Schorſch ging auf den Wackern zu, nahm ſeine Hand und rief mit feuchten Augen: „Gottfried, Du biſt gut! Ach, Du weißt gar nicht, was Du mir für einen Gefallen thuſt! Jetzt kann ich zwei Stück Vieh mehr halten, und wie ich das Gut dann in die Höhe bring', das ſollſt Du ſehen!" — Nach ihm kam das Weib und drückte die Hand des Vetters mit einer Zärtlichkeit, einem liebevollen Blick, daß es faſt über die Art der Freundſchaft hinausging.

Auf dem Heimweg ſagte unſer Bauer zu ſich: „Wie leicht iſt's, gut zu ſein, wenn man was hat! — Es iſt nicht einmal nöthig, daß man dabei was opfert! — Wie Viele könnten gut ſein — wenn ſie nur möchten!" —

Nach meinem Gefühl darf ich aber die Erzählung nicht ſchließen, ohne den Leſer noch mit der Nachricht zu erfreuen, daß der junge Ferdinand Löw ſich in der polytechniſchen Schule zu München befindet und die beſten Fortſchritte macht.

Der alte Rothenbauer, von der Sophie getrieben, hatte ſich in der Belohnung des Schlome ſelber übertroffen. Auch Gottfried hatte bei dem Geſchenk an den Mann, der ihm ſo verſchiedenartigen Beiſtand geleiſtet, mehr auf ſeine Reputation, als auf ſeinen Geldbeutel geſehen; — ſo konnte Schlome die Wittwe Hechtfiſcher und den Weber gnädig behandeln und für Talent, Zeit und Stiefelſohlen doch einen Erſatz einſtecken, womit die Summe, die er zur Ausführung ſeiner väterlichen Zwecke nöthig hatte, ſich rundete.

Hat der Leſer die Ueberzeugung erlangt, daß ohne den Juden die Begebenheiten, die wir erzählt haben, nicht hätten ſtattfinden können, ſo wird er mit Antheil vernehmen, wie die geleiſteten Dienſte auch ihm eine ſchöne Befriedigung eintrugen.

◆

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Die Religion des Geiſtes.

Die

Religion des Geiſtes.

Religiöſe und philoſophiſche Gedichte

von

Melchior Meyr.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Vorwort.

In der Zeit, welche zwiſchen der vollendeten Redaction und dem Druck dieſes Buches verfloſſen iſt, haben ſich Völkergeſchicke vollzogen von der höchſten weltgeſchichtlichen Bedeutung.

Die letzten Verſuche des Romanismus, in der Culturwelt eine herrſchende Stellung einzunehmen, ſind mislungen.

Durch das neugeſchaffene Dogma der Unfehlbarkeit hat der römiſche Papſt an Autorität in keiner Art gewonnen, und ſein Anſpruch auf das oberſte geiſtige Regiment hat nie weniger Ausſicht auf Erfolg gehabt, als eben jetzt. Im Waffenkampfe mit dem germaniſchen Deutſchland iſt das romaniſche Frankreich unterlegen, ſodaß an eine Wiedererhebung deſſelben zu einer gebietenden Stellung in Europa nicht mehr zu denken iſt.

Die Führung der Menſchheit geht an die germaniſchen Völker, im beſondern Sinn an das deutſche über. Unſer geeintes Vaterland iſt in Wahrung ſeines Rechts und ſeiner Freiheit unüberwindlich, und unter dem Schutze der Macht kann und wird der deutſche Geiſt nun immer mehr ſeinen höchſten Pflichten genügen. Worin beſtehen dieſe? In allſeitig freier Forſchung; in einer fortſchreitenden wiſſenſchaftlichen Erkenntniß Gottes und der Welt; in einer Ausgleichung des Geiſtes mit der Natur und einer darauf gegründeten, gerechten, wahren Moral; in einer Geſtaltung des wirklichen Lebens nach den Forderungen der erkannten höchſten Ziele der Menſchheit. Möge man ſich auf gewiſſer Seite nicht mit der Hoffnung täuſchen, daß dem Romanismus die letzten Eroberungsverſuche deswegen mislungen ſind, damit im germaniſchen Deutſchland die Anſchauung des Materialismus und die Leugnung des Geiſtes triumphiren! Iſt es doch allgemeine Rede geworden, daß in dem deutſch-franzöſiſchen Kampfe der Geiſt, die Wahrheit, die ſittliche Kraft den Sieg erſtritten hätten! Und wahrlich, die geiſtige und ſittliche Ueberlegenheit der Deutſchen iſt die Haupturſache unſers Heils geweſen! Wie könnten wir nun im Frieden dieſen bewährten Boden verlaſſen und den rettenden Mächten untreu werden? Der Materialismus und alles, was mit ihm zuſammenhängt, muß und wird uns zur tiefern Würdigung und Harmoniſirung der Urelemente alles Lebens — er wird uns zur Erkenntniß der Wahrheit dienen, welche darin beſteht, daß wir ſowol der Materie als dem Geiſt gerecht zu werden vermögen. Damit allein werden wir auch die einſeitig religiöſen und ſpiritualiſtiſchen Gegner überwinden. Die Orthodoxie bietet uns eine Religion, die man glauben muß; und den Glauben daran gebietet ſie uns. Wir dagegen wollen eine Religion, deren Grundwahrheiten zu erkennen ſind, und dieſe Erkenntniß wollen wir durch überzeugende Gründe erlangen. Dies werden wir erreichen und jenen gebotenen Glauben werden wir entbehren können, wenn wir frei nach aller Wahrheit forſchen und zu den Einſichten in Natur und Geſchichte auch die ſich erprobenden Wahrheiten in den Lehren der Religion uns in wiſſenſchaftlicher Faſſung wieder aneignen. Die Gewinnung der neuen Gotteserkenntniß muß das Hauptabſehen des deutſchen Geiſtes in dem glorreich erkämpften Frieden ſein; nur mit ihr werden wir auch die gedeihlichſten Einrichtungen im Leben der Nation ſelbſt zu gründen vermögen!

Als einen Beitrag zu dieſer Geiſtesarbeit der Gegenwart und Zukunft biete ich die religiöſen und philoſophiſchen Gedichte, über deren Entſtehung und eigenthümlichen Charakter der Leſer im Folgenden das Nähere erfahren wird.

München, im Herbſt 1870.

Melchior Meyr.

Zur Einführung.

Alle Zeiten, die ſich eines zugleich lebendigen und beſtimmten Glaubens erfreuten, haben religiöſe Geſänge hervorgebracht. Wir beſitzen dergleichen von allen Völkern; und eben dieſe Dichtungen laſſen uns Blicke werfen in das innerſte Denken und Empfinden der Völker und ihrer berufenſten Sprecher; es ſind uns die werthvollſten culturhiſtoriſchen Denkmale. Sehr bezeichnend iſt es nun, daß die religiöſe Poeſie, die bis dahin den Vorrang behauptet hatte, von der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts an in eine gewiſſe Abſchätzung gerathen iſt. Diejenigen unſerer Claſſiker, die es jetzt noch ſind — Leſſing, Goethe und Schiller — haben uns keine religiöſen Dichtungen im eigentlichen Sinne gegeben; nur Anklänge an eine Poeſie, die vorzugsweiſe religiös genannt werden kann, finden wir in ihren Werken. Gott in ſeinem Verhältniß zur Welt und Menſchheit iſt nicht der Gegenſtand einer Verherrlichung, die eine Erleuchtung und Erhebung der

Seelen bewirken ſoll. Die Poeten haben keinen Gott, mit welchem ſie umgehen, deſſen immer tiefere und reinere Auffaſſung und Darſtellung ihr höchſtes Anliegen wäre. Nur unter andern ſprechen ſie auch über Gott ein Wort; aber ihre Ausſprüche, wollten wir ſie zuſammenſtellen, würden uns kein Geſammtbild von ihm geben, und die Aeußerungen ſpeciell Goethe's (bei welchem ſich über dieſes Thema die meiſten finden möchten!) ſind ſo verſchieden, daß man jetzt noch ſtreiten kann, ob er dem Theismus oder einem Pantheismus angehangen habe, welcher den ſelbſtbewußten, d. h. den perſönlichen Gott leugnet.

Begreiflicherweiſe ſoll damit kein Tadel ausgeſprochen, ſondern nur auf eine Thatſache hingewieſen ſein. Leſſing, Goethe und Schiller konnten und ſollten uns keine andern Dichtungen geben, als wir ſie von ihnen beſitzen. In ihnen haben ſie den gebotenen Fortſchritt ihrer Zeiten auf eine glänzende und ewig dankenswerthe Weiſe vollzogen. Allein über die Frage der Religion haben ſie nicht das letzte Wort geſagt und in ihrem Verhalten zu Gott können ſie uns nicht Vorbilder und Führer ſein. Ihren Gedanken und Empfindungen auch in dieſem Betracht haben wir alle Beachtung zu ſchenken; aber dabei ſtehen bleiben können wir nicht, denn eben hier iſt die Hauptſache — das Nothwendigſte und Erſprießlichſte erſt noch zu thun.

Von den Poeten, welche den großen Genien geſolgt und jetzt auch ſchon heimgegangen ſind, haben uns Uhland und Platen keine religiöſen Gedichte gegeben, die ſie als ſolche gemeint hätten. Gedanken und Gefühle, die ſich auf Gott beziehen, ſind von ihnen nur gelegentlich ausgeſprochen worden, und ſolcher Gedichte finden ſich unter ihren lyriſchen nur ſehr wenige. Mehr, wenn auch auf ſeine Weiſe, hat ſich Heinrich Heine mit Gott zu ſchaffen gemacht, und die Art, wie er in frivolen Wendungen doch zugleich einen innerlichen Ernſt verräth, könnte Gegenſtand einer intereſſanten Studie werden. Aber die religiöſe Poeſie zu bereichern, war nicht ſeine Aufgabe. Anders verhält es ſich mit Friedrich Rückert. Ihn charakteriſirt gerade eine Richtung auf das Ewige, und ſein ganzes Leben hindurch hat er dieſes hochgehalten und gefeiert. Er huldigt nicht einer überlieferten Rechtgläubigkeit, ſeine Anſchauung iſt die eines denkenden Theiſten, und als Dichter verbindet er damit pantheiſtiſche Vorſtellungen in der Weiſe des Orients. Von ſeinen Poeſien muß ein großer Theil religiös genannt werden. In ihnen überwiegt aber die Betrachtung. Der Dichter denkt und reflectirt über ſeinen Gott; und wenn er eine Fülle herrlicher Gedanken ausſpricht, ſo hat er doch weder die Aufſtellung einer erlangten einheitlichen Gotteserkenntniß, noch die lyriſche Darſtellung eines perſönlichen Verhältniſſes des Erkennenden zum Erkannten im Sinne. Mit Recht hat Rückert auch ſein religiöſeſtes Buch, die nach ihrem Reichthum nie genug zu preiſende „Weisheit des Brahmanen“, nicht als eine Sammlung „religiöſer Gedichte“ eingeführt.

Aber — kann man fragen — will man denn gegenwärtig auch noch religiöſe Dichtungen im eigentlichen Sinne des Worts? Gehört dieſe Gattung nicht vielleicht zu denen, welche allerdings frühern Culturſtandpunkten entſprachen, jetzt aber keinen wahren Boden mehr haben? Erwartet man heutzutage noch religiöſe Gedichte von einem Poeten, der ſeine eigenſten Gedanken und Gefühle ausſpricht und hierin ſeine Zeit und Nation vertreten will? Geht das, was man jetzt unter Poeſie verſteht, mit Religion überhaupt noch zuſammen, und iſt dieſe den ſchönſten Aufgaben der Dichtkunſt nicht vielmehr hinderlich? Hat der Genius unſerer Zeit nicht vielmehr den Beruf, das dieſſeitige, wirkliche Leben poetiſch abzuſpiegeln und uns daſſelbe ſo befriedigend und ſo ſchön als möglich darzuſtellen? Liegt nicht in der Thatſache, daß unſere großen Poeten eigentlich religiöſe Geſänge nicht mehr hervorgebracht haben, ein höchſt beachtenswerther Fingerzeig für ihre jetzt lebenden Nachfolger? Iſt damit im Grunde nicht bewieſen, daß es auf dieſem Felde wirklich nichts mehr zu gewinnen gibt?

Das ſind offenbar wol aufzuwerfende Fragen; und könnten wir die Antworten ſammeln, ſo würden die meiſten ſicher darauf hinauslaufen, daß das jetzige gebildete Publikum religiöſer Gedichte nicht mehr bedürfe. Wenn ein Poet nun dennoch ſolche zu bieten ſich erlaubt, dann hat er ſich jenen Einwendungen gegenüber zu rechtfertigen. Er hat ſein Unternehmen als ein zeitgemäßes zu erweiſen.

Indem ich dieſe Pflicht anerkenne, glaube ich, daß ich ihr am beſten werde genügen können, wenn ich hiſtoriſch treu berichte, wie ich zu religiöſen Dichtungen gekommen bin.

Wenn man die Poeſie gegenwärtig nur auf ſeiten der Natur, der Welt und des wirklichen Lebens erblickt, ſo darf ich ſagen, daß ich in meinen jungen Jahren, was die Denkweiſe betrifft, ein Poet war nach dem Herzen der Gegenwart. Eben dieſe Poeſie der Natur und des wirklichen Lebens war meine Liebe, meine Leidenſchaft, und ſie darzuſtellen mein glühendes Beſtreben. Ich vergötterte die Autoren, denen hier das Ergreifendſte gelungen war; aber das Leben in ſeiner Offenbarung menſchlicher Leidenſchaften erſchien mir doch noch viel dichteriſcher, als die Werke auch der größten dieſer Genien. Ueberall trat mir die Poeſie der Wirklichkeit entgegen; ſie erfüllte, beſeligte mich, und der Jüngling, der noch nicht fähig war, ſie in künſtleriſchen Formen auszuprägen, ſammelte mit um ſo größerm Eifer die Züge für künftige Darſtellungen.

In dieſer Zeit war mir die Religion nichts als eine zum wirklichen Leben gehörige Erſcheinung, und ſie berührte mich nur, wo ſie poetiſch auf mich zu wirken vermochte. Nicht ſie ſelbſt, nur der poetiſche Duft und Schimmer, der ihre Aeußerungen umfloß, hatte für mich Bedeutung.

Wenn ſich im Herzen eines Menſchen Religioſität entwickeln ſoll, muß der Keim dazu in ſeinem Weſen liegen. Die Seele muß eine Anlage haben zum Glauben an Gott, einen Zug zu ihm, eine Neigung, ihn ſich vorzuſtellen und ſich mit ihm zu beſchäftigen. Allein auch da, wo dieſer Keim vorhanden iſt, bedarf er der Erweckung und in ſeinem Hervortreten der entſprechenden Leitung. Mir ſollte zur Erweckung und Leitung dieſes Keimes die Philoſophie dienen.

Als ich in die Jahre der Mündigkeit eintrat, regte ſich in mir neben dem poetiſchen Trieb mit gleicher Macht und Conſequenz der wiſſenſchaftliche. Ich empfand einen Drang, das wirkliche Leben, das ich lebte, anſchaute und in meiner Seele ſpiegelte, nach ſeinem Weſen zu erforſchen und im Innerſten zu erfaſſen, indem ich ſeine Urſachen begriff. Dieſem Beſtreben kam damals ein philoſophiſcher Lehrer entgegen, wie ich ihn bedurfte — Schelling. Unter dem Einfluß der Vorträge dieſes großen Denkers erlangte ich die erſte philoſophiſche Bildung und vollzog ſich in mir die erſte philoſophiſche Selbſtbildung.

Wenn die Philoſophie ſich auf mannichfache Gegenſtände richtet, ſo iſt doch ihr höchſtes Ziel, Gott zu erkennen und den allgemeinen Zuſammenhang der Dinge in und mit ihm zu ſehen und darzulegen. Hat ſie die Ueberzeugung erlangt, daß Gott, der abſolute Geiſt, nothwendig iſt, daß die Denkkraft der Setzung deſſelben nicht ausweichen kann, dann erwächſt ihr die Aufgabe, dieſen Geiſt in ſeinem Weſen und in ſeinem Verhältniß zur Welt wirklicher Dinge ſich immer klarer zu machen. Die Philoſophie erwirbt ſich den reinern und vollſtändigern Gottesbegriff und vertieft ſich immer mehr in das Leben Gottes, in und mit welchem ſie das Leben der Schöpfung immer tiefer zu würdigen ſucht.

Wer aber Gott erkennt und ihn vor Augen hat, der kann ſich ihm gegenüber nicht unbewegt und ſtarr verhalten; er fühlt ſeine Einwirkung, die göttlichen Eigenſchaften erregen ihm die Seele — er muß und wird das edelſte, innigſte Verhältniß zu ihm erſtreben. Nur der Unwiſſende kann Gott gegenüber gleichgültig bleiben und ſich am Ende, weil er gleichgültig iſt, gar noch für einen großen Geiſt halten. Wer Gott erkennt, und ihn in ſeiner Ganzheit erkennt — als denjenigen, der die lebenden Weſen nicht nur hat werden laſſen, ſondern jedes derſelben zu ſeiner eigenthümlichen Vollendung zu leiten beabſichtigt, der wird ſich von einer Macht, welche durch Güte verklärt iſt, im Innerſten ergriffen fühlen; er wird das Glück ſeiner Anſchauung immer wieder ſuchen, er wird den Willen, den er als den göttlichen erkannt hat, zu erfüllen ſtreben, und er wird, in ſeliger Betrachtung des Höchſten und Heiligſten, von ſelbſt in ſeinen Preis ausbrechen.

Die wiſſenſchaftliche Erkenntniß Gottes erzeugt die bewundernde Liebe zu Gott; die Liebe trachtet nach dem engſten Verkehr mit dem Geliebten, ſie führt zur innigſten Verbindung mit Gott, d. h. ſie führt zur Religion und zur Religioſität. Der wahren und lebendigen Religioſität entblüht aber von ſelber die religiöſe Poeſie.

Schon früh — ſchon nach den erſten philoſophiſchen Einſichten, die ich gewann — erzeugten ſich in mir auch religiöſe Lieder. Sie ſind in dem Band meiner „Gedichte“ mitgetheilt und laſſen deutlich genug ſehen, wohin ich zu kommen trachtete. Eine größere Dichtung in Terzinen: „Die Liebe zu Gott“ kann ſchon eine religiös-philoſophiſche genannt werden, und aus allen geht hervor, daß die Seele das würdigſte Verhältniß zu Gott ſucht und lebensvoll darſtellen möchte.

Nach dem Erſcheinen einer Reihe von poetiſchen Werken ſah ich mich in den Stand geſetzt, auch die von mir vorbereiteten philoſophiſchen Arbeiten auszuführen. Es erſchienen nacheinander „Gott und ſein Reich“, „Emilie, drei Geſpräche über Wahrheit, Güte und Schönheit“ und Abhandlungen in verſchiedenen Zeitſchriften über einzelne Fragen der Wiſſenſchaft. Eben von den klarern Erkenntniſſen und den beſtimmtern Anſchauungen aus, die ich in und mit dieſen Arbeiten erlangte, regte ſich der poetiſche Trieb wieder; und ſo entſtanden nach und nach die Gedichte, die ich hier als religiöſe und philoſophiſche der Oeffentlichkeit übergebe.

Aus dieſem Bericht ergibt ſich vor allem, daß meine religiöſen Lieder und Geſänge nicht als Nachdichtungen früherer Weiſen entſtanden ſind — daß ihnen nicht eine überlieferte Theologie zu Grunde liegt, ſondern meine eigene, die ich mir wiſſenſchaftlich erarbeitet habe. Weil es mein Schickſal war, Poet und Philoſoph in Einer Perſon zu ſein, ſo gelangte ich, in natürlicher Entfaltung, wieder zu religiöſer Poeſie. Meine religiöſen Dichtungen ſind ebenſo nothwendig aus mir hervorgegangen, als meine andern poetiſchen Erzeugniſſe; und ſo darf ich wol auch hoffen, daß ſie ebenſo wie jene ihre Exiſtenz rechtfertigen werden.

Wer heutzutage „religiöſe Gedichte“ nicht mehr zeitgemäß und des wahren poetiſchen Nimbus entbehrend finden will, der nimmt an, daß auf dieſem Gebiet gegenwärtig nur Nachahmungen früherer Weiſen möglich ſeien. Allein dies iſt Täuſchung. Der weiter entwickelten Gotteserkenntniß entſpricht ein neues und eigenthümliches Verhalten des Menſchen zu Gott, und aus dieſem Verhalten geht eine neue Art religiöſer Poeſie von ſelbſt hervor.

Nur nicht machen kann man religiöſe Gedichte; und demjenigen, der nur welche zu machen ſtrebte, weil ihm lebensvolle Gedanken, Anſchauungen und Gefühle nicht zu Gebote ſtünden, wäre ihre Hervorbringung dringend zu widerrathen. Aber machen kann man auch Liebesgedichte nicht, und jeder, der nicht liebt und in deſſen bewegter Seele die Lieder nicht von ſelber erklingen, wird wohl thun, auf ihre Hervorbringung zu verzichten. Ein Gedicht ſoll aus Herz und Geiſt echt entſtehen; das echt entſtandene iſt aber ſtets zeitgemäß, denn in allen Zeiten wird es verſtanden und empfunden werden.

Sprechen wir es nur aus: die Zeit der religiöſen Poeſie iſt nicht vorbei, ſie wird erſt recht kommen. Wenn der *Glaube* an Gott und an Götter, wenn Vorſtellungen, deren Wahrheit noch vielfach mit Irrthum gemengt war, zu religiöſen Liedern begeiſtern konnten, ſo wird die *Erkenntniß* Gottes, die reinere und umfaſſendere Anſchauung des göttlichen Lebens, noch mächtiger zur Darſtellung eben dieſes Lebens und zur Verherrlichung des in einziger Hoheit Geſehenen antreiben. Ja, nicht nur wird es künftig neben der profanen Lyrik immer auch eine heilige geben — der bisherige Gegenſatz von heilig und profan wird verſchwinden und nur mehr als Unterſchied fortbeſtehen — als der Unterſchied zweier Betrachtungsweiſen, die in ein freundliches Verhältniß treten können und ſollen. Denn das iſt ja die wahre Gotteserkenntniß, daß wir Gott als denjenigen erkennen, der Alles iſt — als den, welchem Alles gehört, aus dem Alles hervorgegangen iſt und zu dem Alles zurückkehren wird. Die gegenwärtige Welt befindet ſich thatſächlich in einem Zuſtande der Gottentfremdung, und in ihr ſtoßen wir allerdings auf ſehr viele Gedanken und Handlungen, die wir nicht nur als profan, ſondern als höchſt profan anſprechen müſſen. In dieſer Welt ſind heilig und profan reale Gegenſätze. Aber die jetzige Gottentfremdung wird nicht immer währen, das jetzt Profane wird nicht immer profan bleiben, es wird ſein gebührendes Verhältniß zu dem erkannten Gott und damit ſeine Heiligung wiederfinden. Wenn alle Weſen, die dem Schöpfer entfremdet waren, ihn ſuchend wiedergefunden haben und ihm erkennend wiederangehören, dann wird freilich immer noch ein Unterſchied ſein zwiſchen Geiſt und Natur, Innerm und Aeußerm, Schöpfer und Schöpfung, und zwiſchen einem Mehr und Weniger von Geiſt und Natur in jedem Geſchöpf; aber profan wird nichts mehr ſein, weil alles ſeinen Anſchluß an Gott, an den Einen allherrſchenden Geiſt, wiedererlangt hat. Dieſes Verhältniß, wenn es auch erſt am Ende aller Entwickelung Beſtand zu gewinnen vermag, können wir uns doch jetzt ſchon denken; wir können jetzt ſchon in dem thatſächlich Profanen das zur Heiligung Beſtimmte ſehen, und wir können darum auch jetzt ſchon das Profane einer gewiſſen Veredelung entgegenführen. Wir können jetzt ſchon in der irdiſchen Natur und im irdiſchen Weltleben mehr Gutes erblicken, als es von einem frühern religiöſen Standpunkt aus möglich erſchien; wir können im bisher ſogenannten Profanen das Licht und im bisher ſogenannten Heiligen den Schatten erblicken, und auf Grund dieſer unſerer beſſern Einſicht zwiſchen den gerechter beurtheilten Gegenſätzen eine gewiſſe Verſtändigung herbeiführen und eine Annäherung bewirken. Und dieſe Errungenſchaften unſers Geiſtes werden dann auch nothwendig in unſerer religiöſen Poeſie hervortreten! Dieſe Poeſie, ohne Gott und dem wahren Heiligen das Geringſte zu vergeben, wird auch der „gottentfremdeten“ Welt das Ihre geben und alles Schöne und Gute in ihr, das ſich ihr als ſolches bewährt hat, auch als ſchön und gut ehren und feiern. Die neue religiöſe Poeſie wird die Religion humaner und natürlicher, und die Natur, die Welt, religiöſer erſcheinen laſſen. Kurz, die religiöſe Poeſie, welche der kommenden Zeit vorbehalten iſt, wird eine Poeſie des nach allſeitiger Gerechtigkeit ſtrebenden Geiſtes, eine Poeſie der Verſöhnung, der Weltausgleichung ſein.

Dies wird hinreichen, die religiöſe Poeſie überhaupt auch in unſern Tagen als nothwendig zu erweiſen und ihr Hervortreten zu rechtfertigen. Dieſe Dichtung ſoll ſein, aber ſie ſoll der neuen Zeit und dem in ihr vollzogenen und ſich immer mehr vollziehenden geiſtigen Fortſchritt entſprechen. Dann wird ſie ſich auch nicht in Widerſpruch ſetzen mit der Poeſie unſerer claſſiſchen Dichter, ſondern ſie wird als eine durch die Entwickelung der Zeit gebotene Fortſetzung und Ergänzung derſelben erſcheinen.

Wenn aber die religiöſe Dichtung unſerer Zeit natur- und weltfreundlicher ſein wird, als die früherer Epochen, ſo wird doch immer ein Unterſchied beſtehen bleiben zwiſchen religiöſer und natürlich-weltlicher Dichtung. Der religiöſe Dichter ſchildert Gott, und Natur und Welt in ihrem Verhältniß zu Gott; der Grundcharakter ſeiner Poeſie wird darum ein ernſter und hoher ſein und ihre Würdigung eine ernſte und höhere Stimmung vorausſetzen. Der religiöſe Dichter ſpricht über den Schöpfer und die Schöpfung Wahrheit aus, und dieſe kann nur aufgefaßt werden von wißbegierigen und denkenden Leſern. Freilich ſoll der religiöſe Dichter dem Leſer das göttliche Leben ergreifend ans Herz legen und ihm die göttliche Herrlichkeit begeiſternd anſchaulich machen; aber geiſtige Herrlichkeit iſt nur denen anſchaulich zu machen, die hierfür ihre geiſtige Sehkraft ausgebildet haben. Wie poetiſch nun die religiöſe Dichtung auch ſein möge, immer erfordert ſie zum genußreichen Erfaſſen eine Sammlung und eine Erhebung des Geiſtes, die nicht jedermanns Sache iſt. Es wird daher immer viele geben, welche ſagen: die religiöſe Poeſie ſei denn doch nicht die wahre Poeſie, weil ſie ihnen niemals das Wohlgefühl habe erregen können, wie die weltliche. Die wahre Poeſie ſei und bleibe die weltliche.

Und der hierdurch bezeichnete Unterſchied wird bleiben. Die religiöſe Dichtung auch der jetzigen und der kommenden Zeit wird immer den Accent legen auf Gott und göttliches Leben — ſie wird mithin immer Eine Seite des All-Lebens bevorzugen und damit eine andere Poeſie für die andere Seite nöthig machen. Das iſt aber eben das Herrliche der Poeſie, daß ſie in liebevoller Auffaſſung nicht nur das Große verklären kann, ſondern auch das Kleine, nicht nur den Geiſt und die geiſtige Hoheit, ſondern auch die Natur und die natürliche Freude. Sie kann aus dem Ganzen einen Theil herausnehmen und ihn für ſich liebreizend erſcheinen laſſen; und das ſoll ſie auch fernerhin thun, und immer ſoll es weltliche Poeſie geben, welche alles holde, mächtige, feſſelnde Leben der Natur und der Welt für ſich abſpiegelt, damit wir uns in voller Hingebung daran erfreuen können. Beide Arten von Dichtung ſollen ſein, und beide ſollen nur von ſchöpferiſch begabten Poeten echt cultivirt werden.

Daraus erwächſt aber für das Publikum eine Pflicht, an die es nicht unnöthig ſein wird, zu erinnern: von der religiöſen Dichtung nicht die Wirkung der natürlich-weltlichen zu verlangen, und umgekehrt! Die religiöſe Poeſie, welche der Gegenwart und Zukunft entſpricht, wird immer eine Poeſie des Geiſtes ſein; von ihr iſt nicht zu fordern, daß ſie den Sinnen ſchmeichle wie eine Dichtung, welche die Reize der Natur abſpiegelt. Sie ſoll uns erleuchten, erheben, religiös und ſittlich begeiſtern — nicht aber berauſchen und in Wogen von Luſt eintauchen, wobei uns alle Sinne vergehen. Wahrheit, ewige Wahrheit ſoll ſie verkünden! Allerdings mit einem Schwung und in einer Schönheit, welche dieſer Wahrheit zur wirkſamſten Offenbarung dienen, die aber doch niemals das Weſen des Gegenſtandes ändern können! Damit ſetzt die religiöſe Poeſie Freunde voraus, welche nicht nur durch die mächtige Darſtellung der Wahrheit ergriffen, ſondern auch ſchon durch ihren einfachen Ausdruck beglückt werden können. Wenn es nicht ihres Amtes iſt, die Sinne mit betäubend ſüßem Duft zu umſtrömen, ſo kann ſie dafür auf die Gipfelpunkte der Betrachtung führen und Gefühle des Erhabenen in uns anregen, wie es die weltliche Dichtung nie vermag.

Die weltliche Dichtung gibt mehr Sinnenglück, die religiöſe mehr Seelenfrieden. Jene letzt und ergetzt mehr, dieſe heilt, bildet und veredelt mehr; jene gewährt mehr flüchtige, dieſe mehr dauernde Freuden. — Heiſche man von jeder nur, was ſie zu geben berufen iſt!

Sei mir nun auch noch erlaubt, über die hier veröffentlichten religiöſen Poeſien einiges zu ſagen, was zu ihrer unbefangenen Würdigung dienen möchte. Dem Dichter iſt es nicht geſtattet, über den poetiſchen Werth ſeiner Erzeugniſſe und über den Rang, den er mit ihnen unter den Kunſtgenoſſen einnehmen zu können glaubt, ſelber ein Urtheil abzugeben. Wol aber darf er die Art von Dichtung charakteriſiren, zu welcher er durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Begabung und Bildung gekommen iſt; und er darf ſich über gewiſſe Eigenſchaften derſelben erklären, wenn er etwaigen Misverſtändniſſen damit zu begegnen Ausſicht hat.

Die Gedichte dieſes Buchs tragen faſt ausſchließlich ein perſönliches Gepräge. Der Poet ſchildert Gott, wie er ihn denkend und forſchend erkannt — und er ſpiegelt einen Verkehr mit ihm, wie er ihn erlangt hat und pflegt. Er vertritt nicht eine Genoſſenſchaft, die für ihn nicht exiſtirt; er lehrt und ſtreitet, liebt und lobt in ſeinem eigenen Namen. In dieſer Beziehung ſchließt er ſich an die Poeten an, die den Zeitgenoſſen ihre Leiden und Freuden geſungen und ihre Ideen dichteriſch vorgetragen haben. Der Autor will keineswegs eine Norm religiöſen Verhaltens aufſtellen, wie es mehr oder weniger die Sänger des Kirchenlieds gethan haben; er ſagt nur: zu dieſen Ideen von Gott und Welt bin ich gekommen, dieſen Verkehr habe ich gepflogen, und dieſe Gedichte ſind unter ſolchen Vorausſetzungen in mir entſtanden. Damit bietet er ſie dem Publikum zu freieſter Benutzung. Auf dem erlangten Standpunkt gibt er allen ſeinen Gefühlen Ausdruck, er jubelt und klagt, er ſtraft und ermahnt; aber er thut dies immer nur als Einzelner und Fürſichſtehender, und er will durch nichts Eingang gewinnen in die Seelen, außer durch Ueberzeugung. Nicht nur (was ſich von ſelber verſteht!) will er nichts vorſchreiben, — er will auch nicht überreden, nicht auf die Phantaſie wirken und mittels ihrer, in befangender Weiſe, auf die Seelen, ſondern er will das Licht in die Seelen bringen, welches dieſe bewegt, die erkannte Wahrheit ſelber zu wollen und frei zu bekennen. Das erregte Gefühl und der Enthuſiasmus, die ſich ausſprechen, ſollen nicht für ſich ergreifen, ſondern dem Geiſte dienen, der Wahrheit in die Seelen pflanzen will.

Wenn aber der Poet jedem Anſpruch entſagt, womit er die Freiheit derer beeinträchtigen würde, die ſich mit ihm beſchäftigen wollen — ſo kann er doch einer Ueberzeugung nichts vergeben, die auf dem Boden wiſſenſchaftlicher Gründe ruht; und er kann nicht — aus vermeintlicher Beſcheidenheit etwa — das, was für ihn gewiß iſt, als zweifelhaft hinſtellen und es damit ſelbſt discreditiren. Steht er für ſich allein, ſo hat er umſomehr ſein Recht zu wahren, ja, wenn es ihm von andern aberkannt werden will, es ſich ſelbſt zuzuſprechen. Er darf nicht nur, er muß die Wahrheit auch in dem Falle ſagen, wo ſie ihm ſelbſt und ſeinem Standpunkt zur Ehre gereicht.

Damit kommen wir zu einer Frage, die wol auch einmal beleuchtet werden darf — zu der Frage des Selbſtlobs.

Jünglinge und minder Erfahrene glauben daſſelbe unter allen Umſtänden verurtheilen zu können. Der Gereifte ſieht ein, daß es in gewiſſen Lagen unvermeidlich, ja Pflicht iſt.

Denken wir uns einen Philoſophen, welcher den von ihm gewonnenen Standpunkt für den gegenwärtig vorgeſchrittenſten und die Wahrheiten, die er lehrt, für die heilvollſten zu achten gezwungen iſt: kann er ſein Werk der Mitwelt mit der täuſchenden

Verſicherung übergeben, daß man darin auf dem Gebiete philoſophiſcher Forſchung nur einen ſchwachen Verſuch erblicken wolle? Wenn er überzeugt iſt, daß er Wahrheit lehrt, muß er dies auch ſagen; denn nur ſo iſt er wahrhaftig und nur ſo kann er, indem er ſich ſelbſt und der Wiſſenſchaft gerecht wird, der Menſchheit, der er zu ſeinen Gaben Vertrauen einflößt, auch nützlich werden.

In demſelben Fall iſt jeder, der auf die Welt zu wirken ſich berufen fühlt. Hat er ſeine guten Gründe dafür, daß er das Rechte will, dann wird er ſeine Forderungen ausſprechen mit dem Nachdruck und der Feſtigkeit, welche dem Gefühl des Rechts eigen ſind.

Wer aber ſeine Gedanken als die rechten und wahren hinſtellt, der lobt ſich ſelbſt!

Es gibt Verhältniſſe, welche dieſe Nöthigung ſteigern können.

Sich ſelbſt ſein Recht und ſeine Ehre zu geben, iſt geradezu unumgänglich, wenn man in geiſtigem Kampf angegriffen wird. Iſt der Angriff perſönlich, dann wird auch die Abwehr dieſen Charakter erhalten, und gerechte Entrüſtung wird dem Gegner erwidern: das willſt du, daß ich ſei — das aber bin ich!

Denſelben zwingenden Trieb, unſern eigenen Anwalt zu machen, können wir fühlen gegenüber der Verkennung von ſeiten unſerer Zeitgenoſſen und gegenüber dem Beifall, den Menſchen und Werke des

Scheines erhalten. Gewiſſe Moraliſten werden hier freilich mit dem guten Rathe bei der Hand ſein, daß man alles in Geduld hinnehmen ſolle; denn der Schein werde von ſelbſt vergehen und die Wahrheit werde glorreich an den Tag kommen! — Ohne Zweifel wird ſie das! Aber wann? Und wenn der Autor nun hoffen kann, die Wirkſamkeit ſeiner Arbeiten durch eine muthige Erklärung zu beſchleunigen, darf er dieſe unterlaſſen? Leiſtet er, wenn er ſie ſich geſtattet, den Empfänglichen nicht möglicherweiſe den größten Dienſt?

Das Wort: „Hilf dir ſelbſt, dann wird Gott dir helfen!“ hat auch hier ſeine Geltung Es kommt nur darauf an, daß die Selbſthülfe abgenöthigt und begründet ſei.

Ich möchte bei dieſer Gelegenheit ein Bekenntniß ablegen. In meinen jüngern Jahren habe ich Beurtheilungen der Gedichte von Platen und Heinrich Heine geſchrieben. Neben der Anerkennung, die ich dem einen wie dem andern zollte, ermangelte ich nicht, das Selbſtlob, das beide ſich erlaubt hatten, theils mit Spott hervorzuheben, theils mit Strenge zu rügen. Eine ſolche Schwäche konnte ich den berühmten Poeten nicht durchgehen laſſen, und ich ſprach denn meine höhere Ueberzeugung mit allem Gefühl der Ueberlegenheit aus. In der Folge, als ich Welt und Menſchen und die möglichen Stimmungen eines ringenden, kämpfenden Geiſtes etwas beſſer kennen lernte, fühlte ich anders; ich ergetzte mich an den humoriſtiſchen Prahlereien Heinrich Heine's, und die Entgegnungen des Stolzes, die man Platen entrungen hatte, freuten mich von ganzem Herzen.

Am meiſten wird der Dichter und Denker in den Fall kommen, Verwahrung einzulegen gegen das Urtheil der Mitwelt und auf ſeine thatſächlichen Leiſtungen hinzuweiſen, wenn dieſe auf dem Wege nach einem ernſten und hochgelegenen Ziel entſtanden ſind. Denn ſolche Arbeiten pflegt das Publikum nicht ſogleich richtig aufzufaſſen, und der Verkannte wird unwillkürlich einem Drange folgen, ſich ihrer ſelbſt anzunehmen und der Welt zu ſagen, was ſie finden könnte, wenn ſie ſuchen wollte. Ueberzeugt er ſich, daß er durch dieſe Selbſtvertheidigung ſeiner Sache dient und den Strebenden förderlich entgegenkommt, dann wird er ſie pflichtmäßig vollziehen.

Kommen wir zum Schluß! Die Vertheidigung des errungenen Standpunktes, der in der Welt ſo vielfach angefochten wird, die Charakteriſtik des Gewonnenen, die Betonung deſſen, was er will und ſoll, muß dem Dichter freigegeben ſein und nur das kann verlangt werden, daß er über ſich die Wahrheit ſage und in einer anſprechenden Form. Die Kundgebungen eines motivirten Selbſtgefühls werden wir ihm deſto bereitwilliger zugute halten, wenn ſie abwechſeln mit ebenſo echten Ausdrücken der Selbſtbeſcheidung und der freien Unterordnung unter alles, was mehr und höher iſt. Wenn der Poet von ſeinen perſönlichen Gefühlen ſchweigen und ſich verbieten wollte, zu ſagen, wie es ihm ſelbſt in ſeinem Streben und Ringen zu Muthe iſt — wenn er nur ſchildern wollte, was er über und außer ſich erblickte, dann würde er eine große Seite des Lebens ungeſpiegelt laſſen.

Damit dürfte nun auch erklärt und verhältnißmäßig gerechtfertigt ſein, was der Autor dieſes Buches perſönlich gewagt — was ihm die kampfbewegte Seele dictirt hat.

Auffällig werden den Leſern, die den Lebensgang des Dichters nicht kennen, die Klagen über die Hemmungen erſcheinen, die er im Leben erfahren, über den Mangel an Verſtändniß und Antheil, womit ihn ſeine Zeitgenoſſen verletzt und betrübt, über die gehäſſigen Tendenzen, die ſeinen geiſtigen Beſtrebungen ſich entgegengeſetzt haben. Möge man, bevor ich die hiſtoriſchen Beweiſe liefern kann, es mir glauben, daß die Geduld weniger Menſchen — weniger ſtrebenden und productiven Menſchen — ſo auf die Probe geſtellt worden ſein möchte, wie die meinige. Für den Haupttheil meiner Thätigkeit mußte ich die Luſt und den Muth immer wieder nur aus mir ſelber ſchöpfen: eine Aufmunterung von ſeiten des Publikums iſt mir nicht zutheil geworden. Immer aufs neue wurde mir vorenthalten, worauf ich mir durch meine Arbeiten ein Recht erworben zu haben glaubte; und jetzt noch, in einem Alter, wo nach dem bekannten Spruche das Alter angeht, bin ich im weſentlichen — auf Hoffnung angewieſen.

Die Lieder der Klage und der Anklage wird man nach dieſer Erklärung natürlich finden. Der Dichter hat ſich aber in zureichender Fülle den Troſt gegeben, der ihm aus ſeinen Ueberzeugungen floß; und endlich verklingt jener Ton ganz, um der Freude am Wahren und Schönen und an der Herrlichkeit Gottes, der die Schönheit ſelber iſt, allein das Wort zu laſſen.

Der Philoſoph, der Poet kann nicht entſagen; und er entſagt nicht. Wer ſich bewußt iſt, Wahrheit zu bieten — die immer tiefer liegt, als die Unkundigen es ſich vorſtellen, — der weiß, daß er auf lebendige Theilnahme lange warten kann, daß aber dieſe zuletzt dennoch wird kommen müſſen. Geſchichte und Vernunft beweiſen ihm das — und halten ſeinen Muth aufrecht. Was das gegenwärtige Buch betrifft, ſo glaubt der Autor aus manchen Zeichen ſchließen zu dürfen, daß es im deutſchen Volk eine beſſere Stätte finden werde, als ähnliche Arbeiten, die er früher in die Welt geſandt hat.

Vielleicht iſt die Zeit, welche der Autor auch ſeine Zeit nennen kann, nicht mehr ſo ferne! Vielleicht entwickelt ſich in der deutſchen Nation ein Verlangen nach der geiſtigen Speiſe, die eben er zu bereiten hatte! Vielleicht werden die Strebenden in ſeinen Arbeiten finden, was er in ſie niedergelegt hat — weil ſie es ſuchen!

Wir leben in einer wunderſamen Zeit, auf deren Charakteriſtik man nicht oft genug zurückkommen kann. Dem Ueberlieferten bringt das Geſchlecht, in den maßgebenden Kreiſen, keinen hingebenden Glauben mehr, ſondern den Geiſt der Prüfung entgegen. Kein Verband, der bisjetzt die Menſchen in ihrer Denkweiſe zuſammengehalten hat, gibt uns Bürgſchaft, daß er dies noch weiterhin vermögen werde. Die Geiſter erkennen keine Macht mehr über ſich an; frei wollen ſie ſein, nach ihren eigenſten Gedanken wollen ſie leben und handeln. Von jeder Autorität ſagen ſie ſich los, und jeder Lehre, wie ſehr ſie durch die Zeit geheiligt ſcheint, ſtellen ſie ihre Anſichten und abweichenden Forderungen entgegen. Die Folgen liegen uns deutlich vor Augen. Die extremſten Anſichten ſtehen ſich gegenüber, bekämpfen ſich leidenſchaftlich und ſammeln Scharen von Anhängern unter ihre Fahnen. In den Parteien ſelbſt herrſcht aber nichts weniger als Einigkeit; ſie ſpalten ſich wieder in Unterparteien, und wenn genau nachgefragt wird, ſo hat jedes Glied ſeine Anſchauung für ſich, die es als die eigentliche Wahrheit zu vertreten bereit iſt.

Das geiſtige Leben der Zeit iſt ein Gewoge, das man ohne Gehäſſigkeit als Confuſion anſprechen kann. Es gibt uns das Bild einer Anarchie, deren jetziges Daſein wir nicht beklagen, bei der wir aber nicht ſtehen bleiben können.

Wir bedürfen großer, gemeinſamer Ueberzeugungen in Rückſicht der höchſten und wichtigſten Fragen des Lebens! Dieſe Ueberzeugungen kann uns nur die Wiſſenſchaft geben — nur die Philoſophie, die Hand in Hand geht mit den Erfahrungswiſſenſchaften und ihren geſicherten Reſultaten. Die Philoſophie, die man unlängſt für entbehrlich erklärt hat, iſt dem Geſchlecht niemals nöthiger geweſen, als eben jetzt. Wir haben geradezu keine andere Hülfe mehr, um bei dem allgemeinen Schwanken wieder feſten Boden zu gewinnen und eine Einigung der Geiſter herbeizuführen, welche großer Thaten und Werke fähig iſt.

Die Philoſophie, welche ſich ſtützt auf die erwieſenen Thatſachen der Natur und der Geſchichte und die den Geiſt, den ſie erforſcht, in Einheit zu bringen vermag mit dem Stoff, den ihre Gehülſinnen erforſchen — die Philoſophie, die das naturwidrige Wunder als Thatſache verneint, aber dafür den Gott aufzeigt, der naturgemäß von innen nach außen wirkt (vor der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, in ihr und nach ihr!) und deſſen göttlich natürliches Handeln unvergleichlich wunderbarer iſt, als die berichteten Wunderthaten, die wir heutzutage nur noch als Symbole jenes Handelns gelten laſſen können: — dieſe Philoſophie iſt's, welche die Zeit erheiſcht und die wir Jetztlebenden bedürfen! — Für ſie hat der Verfaſſer dieſes Buchs viele Jahre hindurch gearbeitet, ſie hat er nach dem Ertrag ſeiner Forſchungen dargelegt in wiſſenſchaftlichen

Werken — ſie ſpricht er hier in religiöſen und philoſophiſchen Dichtungen aus, die ſich in die Reihe der Erzeugniſſe ſtellen, welche der Volksaufklärung und Volksbildung dienen ſollen.

Nach alledem wird über den Titel, unter welchem das Buch erſcheint, wenig mehr zu ſagen nöthig ſein. Er iſt demſelben gegeben, weil er den Inhalt am beſten kennzeichnet. Der Autor, in Bekämpfung einſeitiger Gottesbegriffe, ſchildert den „wahren Gott“, wie er ihn erkannt hat; die Religion aber, die auf wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſen ruht, nennt er eine „Religion des Geiſtes“. Die Religion wurzelt freilich im Herzen und iſt Sache des ganzen Menſchen; aber es kommt darauf an, welche menſchliche Grundkraft in ihr vorherrſcht. Sind die Gefühle des religiöſen Menſchen durch Einſicht geklärt und auf die erwieſenen höchſten Ziele gelenkt, dann iſt ſeine Religion nicht mehr blos ein Ausdruck und eine Bethätigung des Herzens, ſondern hauptſächlich des Geiſtes — des Geiſtes nämlich, der das Herz und die ſinnliche Natur einſchließt und beide zu ihrer edelſten Thätigkeit leitet, — der Wollen und Denken, Fühlen und Anſchauen in Ein harmoniſches Leben zu verbinden ſtrebt.

Wer die orthodoxe Lehre nicht mehr zu bekennen vermag, aber ebenſowenig einen geiſtleugnenden Materialismus und naturaliſtiſchen Pantheismus; wer frei werden will von den Banden der Ueberlieferung, aber nur mit Anerkennung aller in ihr gelehrten

Wahrheiten, die ſich der wiſſenſchaftlichen Prüfung als ſolche beweiſen; wer den Troſt finden will, den uns die Erkenntniß Gottes und ſeiner Endzwecke gewährt, für den iſt dieſes Buch beſtimmt — er möge daraus nehmen, was es geben kann.

Inhalt.

Seite
Vorwort V
Zur Einführung IX

Erſte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Bitte 1
Das größere Glück 2
Liebeszeichen 3
Mit dir und ohne dich 4
Unbedingte Zuverſicht 5
Leid um Ehre 6
Erkennend und erkenntlich 7
Geſegnete Flucht 8
Rettung 10

Zweite Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Der wahre Vater 11
Der Erwählte 12
Zweck der Prüfung 13

Seite
Zuviel der Huld! 14
Höchſte Gunſt 15
Mein Herr und mein Dienſt 16
Der wahre Lohn 17
Göttliche Mahnung 18
Das Aſyl 20
Glückliche Feindſchaft 21
Unentbehrlich 21
Eingebung 22

Dritte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Die Profanen 24
Ehrfurcht 25
Selbſtgefühl 26
Gewollter Dienſt 27
Umkehrung des Verkehrten 28
Endloſer Kampf 29
Rückfall 30
Die größere Gunſt 31
Erkannte Gabe 32
Zuletzt! 33
Das Glück der Verkennung 34

Vierte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Das Ideal und ſeine Zeit 35
Ich kann nicht anders 36
Gefährliche Gabe 37

Seite
Anrufung 38
Die Poeſie des Geiſtes 40
Mit dir, um deinetwillen 41
Geweihte Zeiten 42
Gott und Götze 43
Höchſter Gebrauch 45
Beglücktes Warten 45
Bitte und Gelöbniß 46

Fünfte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Zu meinen Arbeiten 48
Begabung und Aufgabe 49
Vereint 50
Ueberwältigendes Glück 51
Das Anrecht 52
Allſeitige Gerechtigkeit 53
Kampfluſt 56
Leben und Sterben 57
Selige Sicherheit 58
Das Paradies auf Erden 59
Sendung 60

Sechſte Reihe.

Beobachtung und Mahnung.

Die wahre Prüfung 62
Der Genius und die Menge 63
Höchſte Wahl 64
Das Wort des Räthſels 65
Schutzlos 65
Unausbleiblich 66

Seite
Zuruf des Genius 67
Das Ewig-Schöne 68
Jedem das Seine 70
Der Grund 71
Harr' aus! 72

Siebente Reihe.

Zeit und Ewigkeit. Verluſt und Erſatz.

Das Ziel der Sehnſucht 73
Das Ideal 74
Am Ende 75
Trotzdem 76
Es geht nicht anders 77
Das Heilſamere 78
Einzige Befriedigung 79
Entſchädigt 80

Achte Reihe.

Der Diener Gottes.

Von oben 82
Das Werkzeug 83
Der Tröſter 84
Die Hauptſache 85
In dir ſelber! 85
Selbſtbeſchränkung 86
Pflichtmäßig 87

Neunte Reihe.

Zur Aufklärung.

Originalität 88
Kaum zu glauben 89

Seite
Entweder oder 89
Die Narren 90
Schwierige Aufgabe 91
Allſeitige Beglückung 92
Vortheile der Dummheit 93
Der Herr 94

Zehnte Reihe.

Philoſophiſche Dichtungen.

Einer und Alles oder der wahre Pantheiſmus 96
Der Urquell der Schönheit 107

Elfte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Die höhere Sphäre 118
Himmel und Erde 119
Ueberwindung 120
Erkanntes Glück 120
An die bewährten Geiſter 121
Unerſchöpfliche Freude 123
Das Ideal 125
Geſegnete Blindheit 127
Der Helfer 129
Magie des Glaubens 129

Zwölfte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Suchen und Finden 130
Das Kind des Hauſes 131

Seite
Vergehendes und Bleibendes 132
Der Ganze 132
Das Vermögen des Menſchen 134
Alles überſchreitend 134

Dreizehnte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Martyrium des Erkennenden 135
Berichtigung 137
An die Wahrheit 138
Alles von oben 139
Wieder und wieder 140
Hingabe 140
Im Geiſte! 141
Das Beiſpiel 142
Die Freunde 143

Vierzehnte Reihe.

Philoſophiſcher Kampf.

Den Pantheiſten 144
Ewiges und Gewordenes 147
Vollkommenes und Unvollkommenes. (An einen Freund.) 150
Abgewieſen 152
Wie Gott erſcheint 154
Die Geiſterwelt 157
Die Folgen 162
Der letzte Bund 163
Den Pfaffen 165

Funfzehnte Reihe.

Perſönliches und Allgemeines.

Schlechte Ausſichten 170
Es hat allen Anſchein 170

Seite
Erinnerung 171
Menſchlich 172
Frage und Antwort 173
Der Umweg und ſeine Frucht 174
Beſchieden 174
Bewährung 176
Nicht auf der Höhe! 177
Gnadenwahl 177
Suum cuique 178

Sechzehnte Reihe.

Moral.

Der Führer 179
Die Bedingung 179
Gegenſeitig 180
Die Laufbahn 181
Sittliche Lebensführung 183
Widerſpruch 187
Widerlegung 188
Das Mögliche 190
Verbunden 190
Das Gute, das Beſſere und das Beſte 191
Vollendung 193

Siebzehnte Reihe.

Zu bedenken!

Schein und Wahrheit 196
Wiederkehr 198
Uebertreffen 199
Das Eine und das Andere 200
Der Fortſchritt 201
Verhängnißvoller Mangel 202
Einladung 203
Einſicht und Blindheit 204

Seite
Weiter geht's nicht! 205
An einen Jüngling 206
Zweierlei Zeit 207
Seelenſtrafen 208
Der ewig Vollkommene 210

Achtzehnte Reihe.

Zur Ehre Gottes.

Die Schönheit Gottes in allen Formen des Lebens 214
Zum Schluß 238

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Bitte.

Dein Werkzeug, Miſſethun zu rächen,
Zum Sieg zu führen Recht und Licht,
Du kannſt es hegen und zerbrechen:
Zerbrich es nicht!

Der Muth, der mir im Herzen lodert,
Will fällen, was die Welt betrügt,
Will ſtürzen, was in ſich vermodert
Noch Leben lügt.

Die Liebe pflegt der holdern Gaben,
Und Sehnſucht lebt in tiefſter Bruſt,
Die Seelen mit Geſang zu laben
Zu reinſter Luſt.

Viel iſt zu wagen, viel zu ſtreiten,
Viel Edles muß die Welt noch ſehn:
Laß etwas noch in guten Zeiten
Durch mich geſchehn.

2

Das grössere Glück.

Die Welt iſt ſpröde gegen mich,
Du aber biſt mir hold.
Du gibſt mir alles — gibſt mir dich
Und deiner Wahrheit Gold.

Wie ſtrahlt dein Auge, Liebe ganz,
Dem Kind, auf dem es weilt!
Wie ſanft und ſüß erſcheint ſein Glanz
Dem Kranken, den es heilt!

Und mitten in der Erde Zwiſt
Erblick' ich freudevoll
Das Heil, dem er entſprungen iſt,
In das er enden ſoll.

Die ſpröde Welt hat eiteln Sinn;
Sie bläht ſich und ſie glaubt,
Wem ſie verſagte den Gewinn,
Der ſtände ganz beraubt.

Doch jedem irdiſchen Verluſt
Wird himmliſcher Erſatz.
Sie weigert ihren — unbewußt
Erſchließt ſie deinen Schatz.

Liebeszeichen.

Du läſſeſt mir vom Himmel her
Licht in die Seele fließen,
Mit dem ſich liebendes Begehr
Den Himmel kann erſchließen.

Du läſſeſt mich die reiche Welt
Aus ew'gem Lichte ſchauen,
Daß ſie mir leuchtet holderhellt
Wie Paradieſesauen.

Du läſſeſt von der Erde mich,
Aus dunkeln Sinnenfluten
Schaun in dein Leben, ſchaun in dich,
Den Brennpunkt alles Guten.

Der, was uns in der Welt erſcheint
An Freude, Kraft und Streben,
Unendlich ſchön in ſich vereint
Zu heilig höchſtem Leben! —

Du liebſt mich! Dieſe Spendungen,
Die freundlich ſtets erneuten
In lieblich neuen Wendungen,
Sind Bürge dem Erfreuten.

Du liebſt mich, das beweiſen mir
Die himmliſchen Ideen,
Die lichten Engeln gleich von dir
Zu mir herniedergehen.

O Huld, o göttliches Gemüth,
Wie lohnſt du Kindestriebe! —
Die Wonne nimm, die mich durchglüht,
Als Opſer meiner Liebe!

Mit dir und ohne dich.

Nur dann, wenn du mich liebevoll,
Den Sehnenden, durchdringſt,
Zum Leben, das ſo ſpärlich quoll,
Die holde Fülle bringſt:

Mit dir nur bin ich! Freude glüht
Und macht die Seele weit,
Lenz iſt in mir und Liebe blüht
In Jugendſeligkeit.

Doch ziehſt du wieder dich zurück
Ins Innre deines Lichts
Und nimmſt von mir das höchſte Glück,
Dich ſelbſt, dann bin ich Nichts.

Die Weihe floh, die Stärke wich —
Friedloſes Einerlei!
Und böſen Geiſtern ſteht in mich
Der Zugang wieder frei.

Mit ihnen ringt die Seel' in Pein,
Sie ſtreitet hart und ſchwer.
Heil ihr, macht ſie die Stätte rein
Zu deiner Wiederkehr!

Unbedingte Zuverſicht.

Mag auch der böſe Feind mich ſetzen
In tiefſte Nacht und mich verletzen
Heimtückiſch ungeſtraft in ihr —
Mein Führer, ich vertraue dir.

Mag auch der Lügengeiſt den Deinen
In allem überlegen ſcheinen
Und giftig grollend ſchaden mir —
Gerechter, ich vertraue dir.

Mag immer neu die Hoffnung trügen,
Mag ich erwerben Hohn und Rügen,
Stets trag' ich wieder dein Panier —
Mein König, ich vertraue dir.

Mag in mir ſelbſt der Dämon ziſchen:
„Du gehſt von reichbeſetzten Tiſchen
Nach Trug in thörichter Begier —"
Mein Lehrer, ich vertraue dir.

Mag ich den Abgrund vor mir ſehen,
Mag das Verderben vor mir ſtehen
Ein reißend, grimmerfülltes Thier —
Mein Schützer, ich vertraue dir.

Wenn rings kein Ausweg iſt zu ſchauen
Und um ſo feſter trotzt Vertrauen,
Dann iſt Vertraun die höchſte Zier
Bei dir, Herr — ich vertraue dir.

In Heil verkehrſt du Noth und Schaden,
Wenn, zu verdienen deine Gnaden,
In höchſter Noth vertrauen wir; —
In Noth und Tod vertrau' ich dir.

Leid um Ehre.

Und wenn ich dulden und entſagen
Stets wieder muß,
Stets wieder zu vertraun, zu wagen,
Das iſt mein Schluß.

Soll frei die Menſchheit aufwärtsgehen
Zur Harmonie,
Muß Geiſtesthat um That geſchehen —
Ich thue ſie.

Und wenn die Stumpfheit ſie verachtet,
Wenn blinde Wuth
Haßeifrig mir zu ſchaden trachtet
An Ehr' und Gut:

Das höchſte Glück liegt in der Ehre,
Unehr' und Spott
Zu leiden für die heil'ge Lehre
Von dir, o Gott.

Das höchſte Glück liegt im Beweiſe,
Daß, lohnberaubt,
Aus Luſt ich ſchuf und dir zum Preiſe,
Dem ich geglaubt.

Erkennend und erkenntlich.

Du gabſt mir alles: eigen Sein
Und Fülle, die mich labe.
Wo käm' ich her? Wie käm' allein
Zu dem ich, was ich habe?

Du gabſt mir Lichtes Ueberfluß,
Daß ich darin mich bade
Zu nie verſiegendem Genuß,
Du Wunderſchatz der Gnade!

Ich will in deiner Herrlichkeit
Und hehren Huld dich malen,
Daß Lieb' auflodert weit und breit
Und Dank die Augen ſtrahlen.

Anſtimmen will ich freudevoll
Der Dichtung höchſte Töne,
Daß dich die Welt erblicken ſoll
In deiner ganzen Schöne.

Was iſt's auch, ſchreit' ich meine Bahn
Ans Ziel hin ohne Wanken?
Ich habe nichts für dich gethan
Und alles dir zu danken.

Geſegnete Flucht.

Wie preiſen ſie, was ihren Sinn
Mit Lockungen umfließt,
Und nennen trunken es Gewinn,
Was edlen Geiſt verdrießt!

Sirene ſingt und winkt ſo traut —
Die Seel' iſt ihnen feil!
Sie ſtürzen hin und rufen laut:
Erſchienen iſt das Heil! —

Die Macht der Lüge ſchafft mir Harm,
Der Sieg der Lüge Pein;
Und vor dem tollerregten Schwarm
Flücht' ich ins Kämmerlein.

Wie gnadenvoll iſt Einſamkeit!
Sie ſuchend find' ich mich;
Die Liebe quillt, die Kraft gedeiht —
Und liebend find' ich dich.

Vor deines Geiſtes ew'gem Glanz
Verliert die Zeit ihr Licht,
Und welk zu Boden ſinkt der Kranz,
Den ſie dem Truge flicht.

O reiner Schönheit Wunderquell!
Was wir aus dir gethan,
Einſt macht's der Blinden Auge hell
Und alle beten an.

Rettung.

Die Welt iſt launiſch und gemein.
Sie zieht in munterm Spiel
Den edeln Menſchen freundlich an;
Dann winkt ein andres Ziel,
Sie dreht ſich, wandelt ihre Bahn
Und läßt ihn kalt allein.

Die Welt iſt blind und ungerecht.
Sie kann der Seele Schwung
Nicht faſſen und ſie höhnt ihn dreiſt.
Hinweg, Begeiſterung!
In Bande ſchlagt den freien Geiſt,
Der Herrſcher werde Knecht!

Zorn überkommt mich, denk' ich's nur!
So war ſie, wird ſie ſein! —
Wer löſt mich los aus ihrem Zwang?
Wer tilgt den frechen Schein,
Und wer verkehrt verkehrten Gang
Zu Wahrheit und Natur?

Heil mir, daß mir ein heilig Licht
Den Herrn der Welt erhellt!
Ich denke dich — und bin befreit!
Dem Dulder in der Welt
Iſt ein erhabner Troſt bereit:
Du hältſt das Weltgericht!

Zweite Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Der wahre Vater.

Du liebſt die Seele, die dich liebt,
Die ſich in tiefen Gluten
Süßangezogen dir ergibt.
Das treue Suchen, innigwahr,
Erfreut die Seele wunderbar
Des Liebenden und Guten.

Doch auch an ihm, den Leidenſchaft
Von dir hinweggeriſſen,
Erfreun dich Muth und Manneskraft.
Im Lebenswirbel umgedreht,
Wie weit der Kühne dir entgeht,
Nicht willſt den Sohn du miſſen.

Weil eben er nicht ihrer denkt,
Empfindet ein Verlangen
Die Huld, die gern vergibt und ſchenkt.
Der Wildfang gibt dir ſelbſt zu thun —
Du ſtellſt ihm nach, um nicht zu ruhn,
Bis er von dir gefangen.

Der Erwählte. -

Du ſendeſt Ströme mir von Licht
Herab in Geiſt und Sinne,
Die Welt erglänzt mir, ein Gedicht
Der heilig höchſten Minne.

Wer bin ich, daß du mich erwählt —
So hold mich auserleſen
Aus Tauſenden und zugezählt
Den lieb'erhöhten Weſen?

Ich bin des Heils nicht werth, ich bin
Dem Widerſacher offen!
Doch über alles ſiehſt du hin,
Der du die Wahl getroffen.

Und fehl' ich oft und noch ſo dreiſt,
Wenn Leidenſchaften glühen —
Aus Fehl' und Schaden läßt dein Geiſt
Die Wahrheit mir erblühen.

Du ſtehſt mir bei mit deiner Macht,
Daß ich's zum Beſten wende —
Daß in Erkenntniß auch der Nacht
Der Tag ſich mir vollende.

Eins glückt der göttlichen Geduld
Mit deines Kindes Launen:
In Tiefen blick' ich deiner Huld
Mit Wonnegraun und Staunen.

Aus Nacht und Moder, frohbeſchwingt,
Hebt ſich der Dichtung Blüte, —
Ich ſinge, wie kein andrer ſingt,
Das Preislied deiner Güte.

Zweck der Prüfung.

Wann hat mich noch bei meinem Thun und Wollen
Die Hoffnung nicht betrogen?
Greif' ich nach Früchten, die mich laben ſollen,
Dann ſind ſie weggezogen.

Ich fühle täglich jene Pein des Alten
In tiefer Griechenſage.
Was ſich in mir zum Wunſche mag geſtalten,
Leid bringt es mir und Klage.

Erfinderiſch entzieht man mir das Meine,
Das mir im eignen Garten
Emporgereift bei goldnem Sonnenſcheine
Nach mühevollem Warten.

Die Tage ſchwinden einer um den andern;
Die Jugend fiel zum Raube
Der Zeit.. Nun will ſogar die Hoffnung wandern? —
Ich trag' es und ich glaube.

Du willſt nicht enden, wenn ich in Beklemmung
Auch noch ſo bang entbehre,
Damit ich mich, bei ſtets erneuter Hemmung,
Im Innerſten bewähre.

Die Welt, ſie ſoll ein Beiſpiel wieder ſchauen,
Daß der in ſie Gebannte
Durch nichts kann wankend werden im Vertrauen,
Der einmal dich erkannte.

Zuviel der Huld!

Ich bin ein Menſch, heiß iſt mein Blut;
Und leb' ich frei dahin
Und laſſe nach in ſtrenger Hut,
Gefangen iſt mein Sinn.

Hat mich gefaßt die Leidenſchaft,
Wie jäh ſie hin mich reißt!
Das Herz erbebt in ſchnöder Haſt,
Verfinſtert iſt der Geiſt.

Und doch, du läſſeſt mit Vertraun
Ins Heiligſte, dein Ich,
Mich wieder ſchaun und tiefer ſchaun? —
Die Huld vernichtet mich!

Höchste Gunst.

Ja, ich erkenn' es, hätteſt du
Den Jüngling finden laſſen,
Was er geſucht hat ohne Ruh',
Du hätteſt ſchwinden laſſen
So Glück wie Kraft ihm, und dazu
Das Heil entwinden laſſen.

Die ſüße Schmeichlerin, Natur,
Dem Feurigen gewogen,
Sie hätt' in ihre Zauberflur,
Nach unten mich gezogen,
Und trunken, ohne deine Spur,
Ward ich um dich betrogen.

Ich hätte nicht mit dir gelebt
In einzig ſchönen Zeiten;
Nicht hätte mir das Herz gebebt
In deinen Seligkeiten,
Und nimmer hätt' ich kühn geſtrebt,
Zu dir die Welt zu leiten.

Gewonnen iſt, was ich gewagt! —
Du haſt mir Licht geſpendet,
Daß es im Geiſte früh getagt,
Mir Schätze zugewendet:
Doch nur mit dem, was du verſagt,
Haſt du mein Selbſt vollendet.

Mein Herr und mein Dienst.

Du biſt allein mein Herr, ich kann nur dir
Mit meinen Gaben, meinem Streben dienen!
Du haſt mir einen Geiſt verliehn, das Höchſte
Zu denken, einen Willen, es zu wollen.
Niemand kann mir das Beſſere gebieten,
Das ihm verſchloſſen — darum kann ich niemand
Als Herrn gehorchen, und ich darf es nicht.
Ich würde mich erniedrigen, ich würde
Dein Huldgeſchenk verrathen und mit ihnen,
Die zu erheben ich berufen bin,
Dienſtwilligen Muthes ins Gemeine ſinken.
Verkehrten Wunſch erfüllend und die Kraft,
Mit der ich Wahrheit lieblich machen ſoll,
An eines Blendwerks hohle Zier vergeudend,
Würd' ich mich ſelbſt verderben und die Welt —
Und den Gebieter an den Pranger ſtellen
Der künftigen Zeiten. Fern ſei das von mir!

Fort weiſ' ich ihn, den Dränger, den Verſucher!
An Geiſt und Gaben unter mich geſtellt
Erkenn' er, daß in Finſterniß er taſtet
Und daß er frevelt, wenn er dem gebeut,
Von dem er Licht empfangen müßte. Weich' er
Und meiſtre jene, die ſich gern ihm geben!
Es iſt die große Zahl, er kann ſich groß
Und herrlich dünken in dem Kreis der Seinen! —

Ich wär' allein hier, wenn ich dich nicht hätte!
Du biſt der feſte Stern, der Troſt mir leuchtet.
Du biſt mein Schutz, mein Haus; ich bin daheim
Und heimlich iſt's, heimſelig mir zu Muthe,
Wenn ich gethan, was du geboten haſt,
Und ruhen kann bei dir, dem Liebenden.

Der wahre Lohn.

Du ſtaunſt, mein Herz, du kannſt es nicht begreifen,
Daß neben Schein, ja neben Häßlichkeit,
Wahrheit und Schönheit ohne Beifall bleiben
Und jene, die ſie ſpenden, ohne Lohn?
Wahrheit und Schönheit kann nur Gott belohnen.
Er lohnt ſie durch die Wonne der Erzeugung —
Und durch den Hinblick auf die Lichtgeſtalt.
Er lohnt ſie durch das Heil des Schaffenden,

Reor.

Der Ihn darſtellend ſich zu ihm erhöht.
Er lohnt ſie durch die Huld, womit er ſelbſt
Den treuen Sohn ans Herz des Vaters nimmt —
Und durch den Strahl der Liebe, der aus Augen
Der Seinigen für edle Labung dankt.
Was neben dieſem iſt der Lohn der Welt?
Vom göttlichen durchdrungen und erquickt
Iſt's ein Vergnügen dir, die Lebenden,
Den Lärm erhebend ihrer Lobgeſänge,
Zum Scheingebild in Scharen wallen ſehn,
Derweil du holder Stille dich erfreuſt
Im himmelhoch gelegnen Heiligthum.

Göttliche Mahnung.

Ich war allein, die Seelenkräfte ruhten.
Da fühlt' ich bang, was alles ich entbehrte;
Herdrängte ſich, was je mein Herz beſchwerte,
Geflohen war die Fülle mir des Guten.

Und das bedrängte Herz verſank in Klagen,
Daß auch das höchſtgelebte Glück auf Erden
Dem trüben Geiſte muß zu nichte werden! —
Da hört' ich dich die milden Worte ſagen:

„Ich gab dir Licht aus meiner tiefſten Quelle,
Gab friſchen Drang zum Lieben und zum Leben,
Gab einen Geiſt, darüber hinzuſchweben
Und Dunkles zu erhöhn in ew'ge Helle.

Gefühle gab ich dir und Ideale,
Die dich in meinen Himmel ſchauen ließen;
Die Blüten, die von mir beſonnt erſprießen,
Sie glänzen dir und duften dir zu Thale.

Ermanne dich und fühle meinen Segen!
Nicht nur die Freude kannſt du ſchaffend mehren,
Auch Drangſal muß in Freude ſich verkehren —
Sei, wie du ſollſt, dem Leiden überlegen!

Entreiße dich der Trauer und dem Grimme,
Die herrſchend rauben, was zum Heil dein eigen.
Nicht, was aus dir ſie machen, ſollſt du zeigen,
Nicht ihrem Elend leihen deine Stimme —

Nein, was dein Geiſt aus ihnen weiß zu bauen,
Hat er ihr Weſen mächtig abgewogen
Und ihre Kraft in ſeinen Dienſt gezogen,
Das ſollen, die nach Troſt verlangen, ſchauen.

Die guten Geiſter, lade ſie zum Bunde,
Sie harren deines Rufes und erſcheinen.
Iſt ihre Kraft verbunden mit der deinen,
Dann bringe von des Zieles Heil die Kunde.

Die Seelen werden klar und hell die Mienen,
Die Freude ſiegt: das ſollſt du ihnen ſingen!
Du ſollſt ſie lieben lehren, leiden, ringen
Und liebeſtark das Leben ſich verdienen."

Beſchämt erkannt' ich meines Sinnes Kleinheit,
Beſchämt erkannt' ich deine heil'gen Gaben!
Wie durfte klagen, der die Herzen laben,
Erhöhn und weihen kann mit dir in Einheit?

Das Aſyl.

Die Welt, ſie hat für mich kein Herz.
Sie läuft im Sinnenfieber
Nach toller Luſt und Frevelſcherz.
Weil ihr die Liebe fehlt zum Licht,
Begeiſtert ſie der Seher nicht,
Der Schmeichler iſt ihr lieber.

Du zeigſt dich um ſo holder nur.
Wie ſich die Blüten mehren
Auf meines Geiſtes lichter Flur!
Du läſſeſt Friſche niederthaun
Und ſtärkſt mich, freudiger zu baun
Den Garten deiner Ehren.

Sei denn die Welt vom Schein beglückt,
Von eitler Kunſt gefangen!
Bei dir bin ich der Zeit entrückt.
Fern liegt das Unzulängliche;
Das prunkende Vergängliche,
Mir iſt es ſchon vergangen.

Glückliche Feindſchaft.

Ich ſehe wol, du haſt mich nur für dich.
Das Lebensvollſte, was ich ihr mag bringen,
Die ſeichte Welt, ſie läßt es hinter ſich
Und jagt berückt nach Schein- und Lügendingen.

Der Geiſt, er kehrt ſich gänzlich ab von ihr;
Doch ihre Blindheit ſchafft den höchſten Segen:
Von ihr gemieden kann ich rein mit dir
Der heilig ſchönen Zwiegeſpräche pflegen.

Unentbehrlich.

Nur wenn ich dich bewundre, bin ich ſelbſt etwas.
Sonſt bin ich nur ein leidend Inſtrument, auf dem
Dämonen ſpielen, daß es rauſcht in Groll und Haß,
Dem Herrn und Meiſter, dem ſie dienen, angenehm.

Erblick' ich wieder dich im Lichte, werd' ich frei.
Geſtärkter Geiſt, er kämpft und ſiegt, es weicht der Schmerz.
Und fühl' ich tief, daß dein allein die Ehre ſei,
Dann heil' ich ganz und Ruhe kehrt in dieſes Herz.

Eingebung.

Was ſind wir, Ew'ger, ohne dich?
Werkzeuge, nicht verwendet.
Von dir erwählt, mit Licht durchdrungen,
Da reden wir mit Engelszungen,
Das Schönſte wird vollendet.

Und ſteht es da, wir ſehen hin
Mit Staunen und Entzücken.
Wie konnte ſolch ein Werk gelingen?
Woher die Kraft, woher die Schwingen?
Nicht würd' es nochmal glücken!

Hinſchwinden gänzlich kann es uns,
Was wir geſchaffen haben!
In unſer Dichten, unſer Denken,
Wir müſſen uns darein verſenken,
Uns wieder dran zu laben.

Das Eigenſte, was wir gethan,
Geſchenk iſt's deiner Güte!
Und ſeine ſchönſte Frucht am Ende,
Daß wir dich preiſen für die Spende
Mit liebendem Gemüthe.

Dritte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Die Profanen.

Wer nennt dich hier in Wahrheit ſein?
Wer dringt ins Heiligthum,
Ins Innre deines Weſens ein,
In Schauenswonne ſtumm?

Wem zeigſt du ganz dein Angeſicht,
Dein Herz wem öffneſt du?
Wer wendet dir in deinem Licht
Die höchſte Liebe zu?

Die Menſchen ſind von Weib und Kind,
Weltehr' und Herrlichkeit
Gefangen, oder geiſtig blind
In Wolluſt, Groll und Streit.

Sie denken deines Namens wol
Und rufen dich in Noth.
Im Glücke ſind die Worte hohl
Und die Gefühle todt.

Verlangen, lodernde Begier
Weckt nur die Sinnenwelt.
Dich ſchaun ſie nicht in höchſter Zier,
Erkenntniß-, lieb'erhellt!

Ihr Hirt ſogar iſt äußerlich
In deinem Hauſe nur —
Nicht mit dem Geiſt entzückt in dich
Und deine Gottnatur.

Ehrfurcht.

Du forderſt Ehrfurcht, Schöpfer, vom Geſchöpf!
Wir ſollen dich in deinem höchſten Glanz,
In deiner ganzen Majeſtät erkennen,
Und von der einzigen Größe tief durchſchauert
In Herzensdemuth deinem Throne nahn.
Der Glaube, das Vertrauen, ja die Liebe,
Sie werden erſt geweiht durch Ehrerbietung,
Die deiner Hoheit Recht vor Augen hat
Und huldigend ſich beugt. Die Liebe wird
Geadelt und vergöttlicht; von der Sonne
Der höchſten Würde fällt ein Strahl auf ſie
Und macht ſie werth des Angebeteten.
Wer Ehrfurcht nicht empfindet gegen dich,
Der hat dich nicht erkannt in deiner Ganzheit,

Dich nicht erblickt in deiner Göttlichkeit;
Und fühlt er Lieb' auch, iſt die Liebe blind
Und drängt ſich kindiſch an das Herz des Vaters,
Unkundig ſeines heilig wahren Weſens.
Der Ehrfurcht nur erſchließt ſich deiner vollen
Erhabenheit urhehre Poeſie!
Nur ſie ergreift mit ſelbſt erhabner Wonne
Das einzig alles Ueberragende.

Heil, Schöpfer, dir in deiner Majeſtät!
Heil ihm, dem du von ihrem Wunderglanz
Das überſchwängliche Gefühl verliehn!
Sich ſelbſt demüthigend erhebt er ſich
Und ſteigt empor in deine nächſte Nähe!

Selbstgefühl.

Was bin ich? Unbewußt und blind
Ins Leben eingegangen,
Ein hülfsbedürftig Menſchenkind.
Warmherzig, unter Druck und Stoß
Der Leidenſchaften, ward ich groß —
Zu Bangen und Verlangen!

Woher der Geiſt, der Genius,
Der mich emporgetragen?
Der Lichtgedanken Wunderfluß?

Woher der Drang, woher die Macht,
Was Lieb' und Leid mir eingebracht,
In Schönheit hinzuſagen?

Von dir, Allgeiſt und Schöpfer du!
Du gabſt mir dieſe Triebe,
Den Willen und die Kraft dazu!
So bin ich dein! Gebiete mir,
Und machtbeſeligt dank' ich dir
In Ehrfurcht und in Liebe.

Doch im Beſitze deines Lichts
Und freudevoll im Klaren
Vergeb' ich meinem Range nichts.
Der ſtolzen Welt gehorch' ich nie!
Sie folge mir — ich führe ſie
Zu dir, dem ewig Wahren.

Gewollter Dienst.

Ich kenne dich und im Erkennen ſchreit' ich fort,
Du biſt mir Leben, Liebe, liebevoller Hort!
Gebiete mir und weiſe mich auf was es ſei,
Ich harre dein, ich folge dir und folge frei.
Gereifter Geiſt hat ſich gelöſt aus dunkler Haft,
Was du verlangſt, iſt meine Luſt und Leidenſchaft.

Du biſt, o Herr, der wahre Herr: du forderſt nur
Was in uns ſelber liebend heiſcht die Lichtnatur.
Je freier wir, nur um ſo beſſer dienen wir;
Je freier wir, nur um ſo lieber ſind wir dir.
Anſehn und Ruhm und Ehre ſind bei dir allein.
Was uns die Welt an Ehren beut, iſt eitler Schein,
Ja Schmach! Wer iſt's, der ſich darin am meiſten bläht?
Wer ſchmeichelnd ihrer Luſt ſich weiht und dich verräth.
O Dank dir, daß du gütig dich mir zugewandt,
Daß ich, von dir mit Licht umgoſſen, dich erkannt!
Nun locke nur und buhle die Verſucherin,
Nicht reizt ſie mir erhöhten Geiſt, erhellten Sinn.
Empor, empor, geraden Schwungs zu dir empor!
Erſchein' ich ihr und ihrem Troß ein blöder Thor,
Und zürne ſie, verfolge mich, ich bin gefeit —
Ich bin dem Pfeil der Zeit entrückt in Ewigkeit.

Umkehrung des Verkehrten.

Fort aus dem Widerſinn, zu dir hinan!
Die Welt, ſie bleibt im Innerſten verkehrt.
Nur wer die Macht hat, gilt und iſt geehrt,
Der Ehrenmann iſt unwerth, unterthan.

Despotiſch herrſcht der Augenblick; das Jetzt
Geberdet ſich, als wär' es immerdar;
Der Schein iſt Sein, der Schein allein iſt wahr,
Und Wahrheit iſt zum Traum herabgeſetzt.

Bei dir, vergangen iſt die Gegenwart;
Das Ewige, das nichtig ſchien, es iſt —
Und alles Holde, das für dieſe Friſt
Der Glaube der Gerechtigkeit erharrt.

Wer hier um dich verachtet war, er ſtrahlt
In heilig hohem, unbeſtrittnem Glanz!
Die Dornenkrone wird zum Roſenkranz
Und Wohlthun iſt mit Wonnen heimgezahlt.

Wer falſch erhoben war, er iſt geſtürzt,
Wer tiefſtes Unrecht litt, zuhöchſt erfreut.
Die lieblichen Gefühle ſind erneut
Und durch beſtandnes Leid, wie ſüß, gewürzt!

Und freundlich iſt und klar und ſinngeweiht
Am Ziel der Gang; ſogar der Widerſinn,
Er iſt Vernunft geworden und Gewinn! —
Preis dir, Allheilender, in Ewigkeit.

Endloser Kampf.

Ich ſeh' es wol, was du mit mir im Sinne haſt.
Nicht wandeln ſoll ich unter nur gemeiner Laſt!
Nicht ſoll ich ſchwere Jahre durch im Drange ſtehn,
Um dann zuletzt den Muth gekrönt durch Glück zu ſehn!

Nein, Prüfung ſoll und Streit und Leid mein Leben ſein;
Und keimen ſoll, ſtatt Luſt aus Weh, mir Pein aus Pein.
Die Herzen ſollen kalt mir ſein, die Geiſter ſtumpf,
Und waten ſoll der müde Fuß durch Sumpf in Sumpf.
Für gute Thaten Schimpf gewinnend und Verluſt —
Nie ſoll ich ruhn in trautem Heim an treuer Bruſt.
Nie laben ſoll den Ringenden des Sieges Lohn,
Dämonen ſollen rauben, was errungen ſchon!

Und wäre dies mein Erdenſchickſal, ungebeugt
Wird ſein der Geiſt, der edles Licht aus ſich erzeugt!
Läßt mich die Welt, die herzlos mich beraubt, allein,
So will ich ſelbſt, ich ſelbſt allein, mir alles ſein.
Entflattert die geſuchte mir, ich bleibe mir
Und ſchwinge mich, Wohlthäter ihr, von ihr zu dir.

Rückfall.

Im Thorenzorne wiederum!
Ich ſchäme mich im ſtillen.
Du öffneſt mir dein Heiligthum
In freiem Liebeswillen,
Ich trinke Leben Zug um Zug
Beglückt — und habe nicht genug!

Seh' ich die Welt mit holdem Blick
Den Ihren Kränze ſpenden,
Verlangend möcht' ich mein Geſchick
Durch ihre Gunſt vollenden.
Ich werb' um ſie, bewegt, verzagt,
Und grolle, wird ſie mir verſagt.

Wie klein geſinnt! Wie leicht bethört!
Ich ſollte glücklich ſein,
Daß rein ich dir und ungeſtört
Mich weihen kann allein!
Erwidern, daß du mir erſchienſt,
Mit heilig ſtiller Liebe Dienſt!

Was du mit göttlichem Vertraun
Kundgibſt dem Erdenſohn,
Soll auch die Welt am Ende ſchaun,
Doch lohnen nicht mit Lohn.
Nicht preiſen ihn, der lebend lehrt,
Ihn ſegnen, wenn er heimgekehrt.

Die grössere Gunst.

Ich ſehe dich ſo hoch und hehr,
So ſchön in Huld entglommen —
Im Innern regt ſich ein Begehr,
Zu meinem Gott zu kommen.

Laß dennoch hier mich in der Welt:
Daß ich den Menſchen künde,
Was ich in ihr ſchon geiſterhellt
Von dir erſchau', ergründe.

Zu thun in ihr vergönne mir
In Ueberfluß das Meine,
Daß, komm' ich ſpäter auch zu dir,
Ich würdiger erſcheine.

Erkannte Gabe.

Wie köſtlich iſt das Leben
In ſeiner Dunkelheit!
Unendlich kann es geben,
Was Labung uns verleiht.

Erfüllt mich auch mit Beben
Die wildempörte Flut,
Mitzeugt ſie neues Leben,
Durchſtrahlt von Geiſtesglut.

In liebevollem Streben
Blüht, wenn das Licht regiert,
Ein Leben auf im Leben
Und Schönheit triumphirt.

Ein Leuchten iſt's und Schweben
Im Raum und über'm Raum! —
So fließt mein Erdenleben
Ein ſchöpfungsheitrer Traum.

Zuletzt.

Du ſegneſt den, der löblich ausgeführt,
Was er im Geiſt erdacht, du weißt warum.

Du läſſeſt ohne Segensfrüchte mich,
Der Größres hat vollbracht, du weißt warum.

Vollendet ſteht mein Werk, und das Gedeihn,
Es bleibt in Keimes Nacht, du weißt warum.

Die Zeit entflieht; doch ich verzage nicht:
Wenn Liebe nie mir lacht, du weißt warum.

Das Deine hebſt du ſtets am ſpäteſten
Aus Nacht in Lichtes Pracht, du weißt warum.

Das Glück der Verkennung.

Wie ſchön iſt's, daß die Welt nicht faßt
Das neue Wort vom Heile!
Daß ſie vorübereilt in Haſt,
Begierig kurzer Weile,
Und ich, was du geſpendet haſt,
Allein mit dir nur theile.

Verhallt da draußen das Geſchrei,
Wie heimlich iſt es drinnen!
Wie kann ich in der Stille frei
Das Gut zu mehren ſinnen,
Mit ihm des Lebens Vielerlei
In Einheit mir gewinnen!

In deines Lichtes heil'gem Schein
Muß alles mir erſprießen,
Und alle Schätze werden mein
Zu ſeligem Genießen.
Wie ſoll ich danken? — Ich bin dein,
Und meine Thränen fließen.

Vierte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Das Ideal und ſeine Zeit.

Und hab' ich dich vor Augen
Lebendig, wunderbar,
Dann muß mir alles taugen,
Die Welt umglänzt mich hold und klar.

Was mir in ernſtem Bangen
Stets in der Seele quillt:
Das liebende Verlangen
Des Menſchenfreundes iſt geſtillt.

Die Täuſchung iſt gefallen,
Der Lügenſchein verbannt;
Die Wahrheit iſt von allen
In ihrem heil'gen Reiz erkannt.

Was ich zu deinen Ehren
Von dir begeiſtert ſchrieb,
Den Beſten, die ſich mehren,
Wird es in tiefſter Seele lieb.

Erkenntniß treibt zum Handeln,
Froh bildet Schöpfermuth;
In ſtetigem Verwandeln
Wird auch das Leben ſchön und gut. —

Und ſeh' ich hin ins Leben,
Da weicht das ſchöne Ziel
Und läßt mir im Entſchweben
Von allem nur das Widerſpiel.

Nicht irrt es deinen Streiter!
Die Gegenwart iſt Schein;
Im Glauben bleib' ich heiter
Und ſage mir: ſo wird es ſein!

Ich kann nicht anders.

Das Werk vollbringen muß ich wol,
Das du mir aufgetragen!
Der Träge, waffenlos und hohl,
Iſt Zielpunkt aller Plagen.

Wo nicht im Schaffen Leben quillt,
Fühl' ich der Erde Fehle;
Die Sehnſucht glüht und ungeſtillt
Verzehrt ſie mir die Seele.

Die ganze Welt genügte nicht
Dem lechzenden Verlangen, —
Und eine einz'ge That im Licht,
Sie löſcht das heiße Bangen!

Das Herz geſundet und es lacht,
Hinſchwindet mir das Wehe. —
Du haſt es weiſe, Herr, gemacht,
Daß ich dir nicht entgehe!

Gefährliche Gabe.

Wer voll hier iſt von Gottes Geiſt,
Des Höchſten ſtets gedenk,
Er trägt in ſich ein allermeiſt
Verhängnißvoll Geſchenk.

Er ſieht das Unrecht und den Schein,
Der alle Welt beſtrickt; —
Er zürnt, ihm iſt in Seelenpein
Des Lebens Luſt geknickt.

Ein Drang ergreiſt ihn, heldenhaft
Für Wahrheit einzuſtehn
Und gegen Trug mit aller Kraft
Umſtürzend anzugehn.

Allein der Trug, er hat die Macht.
Er hält in ſeinem Netz
Die Seelen, denen er gelacht;
Ihn ſchirmt der Welt Geſetz.

Und hören Jene, die ſich frei
Bis jetzt geglaubt und gut,
Des Wahrheitsfreundes kühnen Schrei,
So faßt ſie Schreck und Wuth.

Sie ſcharen ſich, es wird ein Heer;
Der gleicherboſte Sinn
Zückt ringsher gegen ihn die Wehr —
Ein Opfer ſinkt er hin.

Das haben nicht mit Grauſamkeit
Die Väter nur gethan,
Das thut aufs neue jede Zeit:
Unſterblich iſt der Wahn.

Anrufung.

Du mußt mir beiſtehn, Herr des Lichts!
Vergeblich iſt mein Streben —
Wo du nicht ſegneſt, frucht' ich nichts.

Du gabſt die Kraft mir und den Drang,
Dein wunderreiches Leben
Aufblühn zu laſſen im Geſang.

Wer aber öffnet ihm den Sinn?
Wen füllt mit ſüßem Beben
In Schönheit ewiger Gewinn?

Mir labt die Seele wundervoll
Die tiefe Wahrheit eben,
Die rein dem Genius entquoll.

Wenn eine lebende Geſtalt
Des Lichtes Geiſter weben,
Wie mir das Herz in Freude wallt!

Die Welt erſtrebt ein ander Ziel:
An grobem Reiz zu kleben,
Iſt ihr das höchſtgeliebte Spiel.

Du mußt ihr nehmen ihren Wahn!
Du mußt ihr wiedergeben
Für hohe Schönheit das Organ!

Daß deinem Sänger ungeweiht
Die Seelen nicht entſchweben,
Gib eine Seele dieſer Zeit!

Die Poeſie des Geiſtes.

Schön iſt's, das friſche Lebensgefühl
Den frohen Gemüthern zu ſingen,
In Harmonie das bunte Gewühl
Der Erdenbilder zu bringen.
Ich lieb' und pflege das heitre Gedicht,
Mein höchſtes Abſehn iſt es nicht.

Nicht kann es genügen, wie ſie ſind,
Die Menſchen, in Wollen und Handeln
Zu ſpiegeln und laſſen die Blinden blind —
Ihr Tiefſtes gilt es zu wandeln.
Entheben ſoll ſie dem Erdendunſt,
Erleuchten ſoll ſie die göttliche Kunſt.

Mein Herz erregt ein heißer Drang,
Dich ſelber den Menſchen zu künden.
Ich möchte durch hocherhabnen Geſang
Die Liebe zu dir entzünden —
Enthüllen dein göttlich Angeſicht
In überſchwänglich holdem Licht.

Die deine Majeſtät geſchaut
Mit wonnevollem Beben,
Sie ſollten, im Innern ſchön erbaut,
Schön bauen das äußre Leben;
Sie ſollten klären die dunkle Begier
Zum reinſten Wollen der edelſten Zier.

Entzückend iſt, was uns umfließt
In Lebensfluten auf Erden.
Doch daß es ewig uns erſprießt,
Muß es geheiligt werden:
Geheilt, erhöht, vollkommen geſund,
Mit ſeinem Schöpfer im engſten Bund.

Die uns den Weg zum Himmel weiſt
In liebender Seelenrichtung,
Das iſt die Kunſt aus deinem Geiſt,
Das iſt die höchſte Dichtung!
An ihren Klängen, ſchön und wahr,
Erfreut ſich noch der Seligen Schar.

Mit dir, um deinetwillen.

Getroffen ward ich von dem herbſten Schlag,
Arglos und hoffnungsreich, am heitern Tag.
Die Welt umlachte mich in Spiel und Scherz,
Der Feind durchbohrte mir das tiefſte Herz.
Erſchüttert wank' ich, ein Gefäß der Pein!
Wird ſie mich fällen? Nein, und aber Nein!
Ich diene dir, mein Gott, den ich erkannt, —
Ein Blick auf dich hält meinen Muth geſpannt.
Nicht ſei geſagt, daß Qual mehr niederdrückt,
Als deine Huld emporhebt und beglückt.

Verzweiflung würde dich beleidigen,
Drum raſtlos will ich mich vertheidigen.
Bevor der grimme Gegner mich gelähmt,
Iſt er mit dir bewältigt und gezähmt;
Die Wunde ſchließt ſich, es entweicht die Pein —
In ihre Wohnung zieht dein Frieden ein.

Geweihte Zeiten.

O dieſe ſegensreichen Augenblicke,
Wenn uns die Welt mit kränkendem Erboſen,
Des Neides, Haſſes voll, zurückgeſtoßen —
Sie bringen uns die theuerſten Geſchicke!

Die Seele ſchaut empor mit heißem Sehnen,
Und du erſcheinſt, bewegt von höchſter Güte;
Des Troſtes Wonnen quellen im Gemüthe,
Vom trüben Auge rinnen ſel'ge Thränen.

Wir ſind vom Haß zu dir — zum Heil getrieben,
Das alle Sinne tiefbegierig faſſen!
Wir können ihren Sieg der Feindin laſſen, —
Wir können, hoher Rührung voll, ſie lieben!

Gott und Götze.

Dir will ich leben, deinem Angeſicht
Will ich vor allen zugewendet ſein.
Dich will ich lieben und vor deinem Licht
Erbleichen ſoll mir dieſer Erde Schein.

Was als das Holdeſte, das Größte prangt,
Was magiſch winkt auf ihrer ſchönen Flur,
Wonach mit Ungeſtüm das Herz verlangt —
Von deiner Schönheit iſt's ein Abglanz nur.

Nicht decke mir der Schein das Weſen zu,
Das Urbild leuchte rein in mich und ganz!
Nicht ſoll mir ein Geringeres, wie du,
Die Seele füllen mit gebrochnem Glanz!

Die Menſchen lieben ſich und ihre Luſt,
Sie lieben ihren Ruhm in Luſt und Schmerz.
Im Kreis der Ihren weitet ſich die Bruſt,
Im Kreis der Kampfgenoſſen ſchwillt das Herz.

Von ſich erfüllt nach außen ſchauen ſie,
Und dort nur iſt, was ſie für ſich erflehn.
Auch die ſich deinem Dienſt geweiht allhie,
Wir können ſie an Flitter hängen ſehn.

Gedanken, vor Jahrhunderten gedacht,
Und Worte, die der Väter Sinn geweckt —
Das Bild, das dieſe ſich von dir gemacht,
Das iſt der Götze, welcher dich verdeckt.

Von ihm gehalten iſt ihr Liebesblick,
Froh wird begrüßt, was ihm den Sieg verheißt,
Das Herz erglüht bei wechſelndem Geſchick,
In Wonn' erſchüttert ſein Triumph den Geiſt.

Wie ſicher ſtehen ſie, wie ſtolz erregt!
Behauptet iſt der ewige Gewinn —
In dem Gewande, das du abgelegt!
Mit dem Gewande ſchwinden ſie dahin.

Du biſt lebendig, unerſchöpflich reich,
Drum nur im Suchen bleiben wir in dir.
Das reichſte Bild wird nie dir ſelber gleich,
Drum ſtets dir ſelber folgen müſſen wir.

Frei gegen alles, was hier unten lockt,
Schweb' ich zu dir, dem Ewigen, empor.
Ihr, deren Herz in Erdefeſſeln ſtockt,
Geht ein zum Himmel — offen iſt das Thor.

Höchster Gebrauch.

Warum gerade mir Geſchenke,
Die mir die liebſten ſind von allen?
Es war dein hohes Wohlgefallen —
Und ich, ich bilde, dichte, denke.

Was du dem Werdenden gegeben,
Iſt mein durch meinen tiefſten Willen;
Den eingebornen Drang zu ſtillen,
Iſt meine Luſt, mein Stolz, mein Leben.

Wie lieblich iſt's, der Weſenreihe
Das Licht zu ſtreun, das du beſchieden!
Doch gibt nur das mir wahren Frieden,
Wenn ich es dir, dem Geber, weihe.

Wenn ich den Gang der Schöpfung male,
Der Seele höchſte Schau beſiegle —
Wenn ich die Geiſterſonne ſpiegle,
Damit ihr Glanz die Welt durchſtrahle.

Beglücktes Warten.

Wenn ich der Welt mein Liebſtes biete,
So hab' ich keinen Dank!
Lichtſpendend ernt' ich Zank —
Den Treffer macht ſie mir zur Niete!

Doch kann ich ihren Groll ertragen!
Aus Leben, Liebe, Licht
Und roſigem Gedicht
Quillt mir das innigſte Behagen.

Fern rauſcht das irdiſche Gewimmel:
Nur offner iſt mein Ohr
Dem heil'gen Geiſterchor,
Der ſüß herübertönt vom Himmel!

In reiner, weihevoller Stille
Dir, Ew'ger, leb' ich ganz.
Ich winde Kranz um Kranz
Und fühle tief: es iſt dein Wille!

Wie ſchön! Entbehren ohne Grämen
Und heiter im Vertraun
Die guten Werke baun,
Die künftig mir das Jetzt beſchämen.

Bitte und Gelöbniss.

Es iſt ſo ſchön, der höchſten Kunſt Geſtalten
In friſchen Lebensfarben auszuführen;
So ſüß, das holde Fühlen feſtzuhalten,
Die ſpäteſten Geſchlechter noch zu rühren.

Mein Herz erglüht, der Welt mit meinen Gaben
Das Edelſte, was ich vermag, zu ſpenden.
Laß mich, o Schöpfer, deinen Beiſtand haben,
Die liebſten meiner Werke zu vollenden!

Wahr iſt's, ich will ein ſeltnes Glück erwerben.
Verſchönen will ich, was ich kann ergreifen,
Und hier, wo Millionen Keime ſterben,
Hier ſollen mir die reinſten Früchte reifen!

Sei doch mir hold! Ich wirke dir zum Ruhme,
Den Deinen zur Erquickung, zum Gewinne.
Aufs neue blühen ſoll die Wunderblume
Der heil'gen Sehnſucht und der Gottesminne.

Jetzt, wo die finſtern Geiſter dich verhüllen,
Jetzt gilt es, deinen Namen zu verklären —
Und Welterhellung wird die Tage füllen,
Die deine Huld mir ferner will gewähren.

Fünfte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Zu meinen Arbeiten.

Die du mir ehrend aufgetragen,
Hier ſind ſie! Redlich kann ich ſagen:
Die Wahrheit ſtand vor meinen Blicken,
Aufklären wollt' ich und erquicken,
Als ich ſie ſchuf. Sie ſind ſo gut,
Wie treuer Fleiß und hoher Muth,
So viel im Leben angefochten,
Sie denken und geſtalten mochten.
Sie zeigen dich im Glorienſchein
Und werden manchem Leuchte ſein!

Die Spiele, die mein Herz getrieben,
Derweil ich alle ſie geſchrieben —
Die Thorenſtreiche, die ich machte,
Wenn ſich die Leidenſchaft entfachte,
Und die Gedanken, die wie Schlangen
Mir ziſchelnd durch den Kopf gegangen
Und mich hinweggelockt von dir:
Sieh drüber hin — vergib ſie mir!

Begabung und Aufgabe.

Du gabſt mir ein Gemüth und einen Willen,
Der Menſchheit Freuden liebefroh zu theilen,
Die lauten ihr zu ſingen und die ſtillen,
Ihr feſtzuhalten, die zu raſch enteilen,
Getrübte zu verklären, daß ſie lachen —
Die weihevollſten in ihr anzufachen.

Du gabſt mir einen Willen, eine Seele,
Der Menſchheit Leiden duldend mitzufühlen,
Und, wären Folgen es der ſchlimmſten Fehle,
Die Wunden ihr mit Himmelsluft zu kühlen;
Nach ihrer Heilung eifernd zu begehren,
Mit einem Drang, als ob es meine wären.

Du gabſt mir einen Geiſt, hinwegzublicken
Von meinem kleinen Daſein auf das Ganze,
Ausdeutend eine Wirrniß von Geſchicken
Zum reichen, aber ſchön geſchlungnen Tanze.
Zum Gange nach dem ew'gen Ziel zu laden
Und vorzugehn auf ſelbſterſchloßnen Pfaden.

Das hält gewaltig mir die Selbſtſucht nieder
Und höherm Leben meinen Sinn erſchloſſen.
Dir und den Deinen klingen meine Lieder,
In Gleichbegabten ehr' ich Lichtgenoſſen.
Nie lüſten wird es mich, in frohem Glauben
Gekränktem Ganzen meine Luſt zu rauben.

Es kräftigt mich, von Ungezählten einer,
In meinem Sein der Menſchheit Sein zu ſchauen,
Durch meine Freuden, im Geſange reiner,
Der Brüder Glück veredelnd aufzubauen
Und meinen Geiſt in Haben und in Sehnen
Zum Spiegel des Geſchlechtes auszudehnen.

Mein Leben iſt, dein Leben auszulegen —
Was du geordnet, willſt und thuſt, zu ſagen;
Zu dir hinan die Schwingen zu bewegen,
Damit den ſel'gen Flug auch andre wagen;
Bei deinem Thun, das mir im Licht erſchienen,
Als liebender Gehülfe dir zu dienen.

Vereint.

Du haſt mir Schöpferkraft gegeben,
Das himmliſche, vollkommne Leben
Zu denken und in ſeinen Strahlen
Gleichniſſe meinem Volk zu malen.

Und tief erfüllt mich ein Verlangen,
Ins Lichtreich ſelber zu gelangen
Und von Aeonen zu Aeonen
Mit ſel'ger Schar bei dir zu wohnen.

Die Gottesgabe könnte lügen?
Die Sehnſucht könnte mich betrügen?
Den Geiſt, ihn drängt's hinanzuſchreiten,
Du wirſt den hochgemuthen leiten.

Der Sehnſucht willſt du nichts verſagen,
Und deine Himmelslüfte tragen
Die ſtrebend ſelbſtbewegten Schwingen:
Zuſammen muß das Heil gelingen!

Ueberwältigendes Glück.

Zu leben und zu wollen und zu handeln,
In alles Daſein liebevoll zu dringen,
In lichten Geiſt die ganze Welt zu ſchlingen,
Eroberung in Eigenthum zu wandeln!

Was froh erreicht iſt, königlich zu wahren,
Mit ihm in ſtetem, kraftbelohntem Streben
Emporzuſchreiten zu vollkommnem Leben
Und ſelig wohnen unter ſel'gen Scharen!

Die höchſte Herrlichkeit, die reichſte Habe
Dem Weſen, das ins Leben erſt getreten,
Nicht unverdient nur, ſondern unerbeten:
Entzückend iſt — erdrückend iſt die Gabe!

Willkommen, Leid, in dir iſt Freud' erſchienen!
Willkommen, Kampf, du ſpendeſt mir den Frieden!
Wenn meine Seele ringt, von Raſt gemieden,
Kann ich das Heil in etwas doch verdienen.

Das Anrecht.

Du ſchenkeſt mir das Sein, der Herrſchaft Wonne,
Dem Zeitgebornen ungeheure Gaben!
Muthvoll ergreif' ich ſie, mich dran zu laben,
Weil ich ein Strahl von dir, der Geiſterſonne.

Nicht allzulange Staunen darf ich zeigen
Und nicht zu ſehr mein Unverdienſt betonen:
Mir kommt es zu, beglückt im Licht zu wohnen,
Weil dir es zukommt und ich bin dein eigen.

Zahlloſe Geiſter willſt du dir verbinden,
Und jeder ſoll ein Herrſcher ſein im Kleinen,
Und jeder ſoll, vereint mit dir, dem Einen,
Genoſſe deiner Hoheit ſich empfinden.

Nicht ähnlich einem Bettler, einem Diebe,
Will in der Fülle mich der Geber ſchauen!
Am höchſten ehrt des Glücklichen Vertrauen,
Am tiefſten dankt in Seligkeit die Liebe.

Allſeitige Gerechtigkeit.

Du gabſt den Geiſt der Wahrheit mir, ich will das Recht —
Und Harmonie, die rein und reich auf ihm erſteht.
Ich will im Lichte liebend ſchaun, was jede Kraft
Zum Schmuck der Welt im Schaffensdrang hervorgebracht.
Hellſtrahlen ſoll vor meinem Aug' das edle Werk;
Rein ſoll es ſein in Mitgefühl und Mitgenuß
Und zeigen will ich's allem Volk im höchſten Glanz.

Nicht könnte dieſer Liebestrieb ſo kühn und groß
Mein Herz erfüllen ohne dich! Du weckſt in mir
Den Heldenmuth, der fürder geht und nimmer ruht,
Bis er den Weg des ganzen All durchmeſſen hat.

Wohin das Auge ſchauen mag im Kreis der Welt,
Gewalt erblickt's und Frevelmuth und Eigenſucht.
Sich will der Menſch und ſeinen Ruhm und ſeine Luſt;
Das falſche Wort, die falſche That, ſie dienen ihm,
Sie heben ihn, den Selbſtſuchtkühnen, hoch empor, —
Und Unrecht, das im Glücke ſteht, verkehrt den Sinn!
Bewieſen ſieht er im Triumph die Würdigkeit
Und macht, bethört, das Urtheil auch zum Lügenſpruch.

Begabte Seelen, frei von ſich, zur Liebe ſtark,
Sie ſind regiert von Einem Geiſt — ſie ſind beſtrickt
Von Einem Werk, das er im Lauf der Zeiten baut.
Nur dieſes iſt von dir gewollt — dein heil'ger Zweck —
Von dir zum Sieg, zum unbeſchränkten, vorbeſtimmt.

Und haben andre neben ihm in Kraft und Macht
Sich aufgebaut, ſo ſtammen ſie von deinem Feind
Und müſſen weichen dir mit ihm und untergehn.
Das Eine ſoll das Ganze ſein, das Ganze ſoll
Zum Einen werden, weil nur dies die Seele füllt.
Und ſpricht die Wahrheit, die das wahre Ganze nur
In Einheit und in reichſter Fülle wollen kann,
Dem Einen Recht und weiſt es ſtreng auf ſeinen Rang,
So iſt der Schar der Gläubigen die Wahrheit ſelbſt
Empörerin! Und wer das Eine gegen ſie
Vertheidigend am heftigſten und längſten kämpft,
Ein Heil'ger iſt er und ihn krönt der Treue Preis.

Traun, es bedarf die Menſchheit ihn, der dich erkennt,
Deß Geiſt und Herz, von dir erregt, dir ſelber glühn,
Der offen allem Schönen iſt und Herrlichen,
Der Liebe hat für jede That, aus dir gethan,
Der jede ſchirmt in ihrem Recht und, ein Prophet,
Im Bilde zeigt die wundervolle Harmonie,
Zu welcher du zerſtückte Welt vereinen wirſt.

Nur du biſt heilig! Heilig iſt das Ganze nur,
Das du gewollt von Anbeginn und das verklärt
Um dich erblühn ſoll, wie's in deinem Geiſte lebt.
Das Eine, das von ſich erfüllt an deiner Statt
Gebieten will, iſt wider dich, und ſeinen Stolz
Mit ſtarker Hand zu bändigen, iſt höchſte Pflicht
Dem Edeln, der, von dir begabt, der Macht ſich freut.

Zwar heute wie zu jeder Zeit erheben wird
Sich gegen ihn die grimme Schar der Herriſchen.
Er, weil er von dem Einen nicht gefangen iſt,
Entbehrt des Mannes höchſten Schmuck, Entſchiedenheit!
Er, weil er frei geſammter Glieder Ehre will
Und jedes groß und jedes gut an ſeinem Platz,
Iſt aller Feind! — Der Ruf ertönt: „Hinweg mit ihm!“

Doch es verhallt der wüſte Lärm, der draußen tobt,
Dem Glücklichen, der froh mit dir im Innern weilt.
Erhebend iſt's und herrlich iſt's, vom Mittelpunkt
Mit lichtem Aug' hinauszublicken in die Welt
Und recht zu ſehn — und Recht zu ſprechen jeglichem
Gebilde, das auf ihrer Flur emporgereift.
Erhebend iſt's und herrlich iſt's, in Liebe ſich
Zu weiden an dem Lieblichen, es rein und ſchön
Herauszunehmen in den Geiſt, ſodaß es hier
Im Licht ein zweites Daſein lebt, und ſich an ihm,
Dem Geiſtesbild, das Leben ſelbſt erhellen kann.
Gottähnlich iſt's, von einem ſo zum andern gehn
Und Schritt für Schritt erobern ſich die ganze Welt,
Um in verklärtem Widerſchein zu weiſen ihr
Die Herrlichkeit, in die ſie ſich erheben ſoll.

Frei ſein iſt Alles! Nur der freigewordne Geiſt
Kann ſich der Wahrheit ſelber weihn. Im Bund mit dir,
Der Wahrheit über alles will, iſt er gefeit
Und gegen Furcht und Sorgen auch und Leiden frei —

Frei gegen Haß und Ungebühr der Gegenwart,
Die ſchmähen ihn, verfolgen ihn und ſtören ihn,
Doch nicht vom Ziel, das er erſtrebt, verdrängen kann.

Was hochgemuthet er gewollt und ausgeführt,
Die nachgereifte Folgezeit, ſie wird's verſtehn
Und gern empfangen, was er ihr bereitet hat.

Kampfluſt.

Laß mich noch weiter, laß zum Ziel mich gehen
Die heiße Bahn des geiſt'gen Heldenthumes!
Sie, welche deine Gottheit nicht verſtehen,
Sie ſind erhöht und freuen ſich des Ruhmes.

Die dich aus Unvermögen dreiſt verneinen,
Sind unſre großen Führer jetzt und Lichter,
Sind unſre Forſcher, Philoſophen, Dichter,
Und prahlend nennt der Haufe ſie die ſeinen.

Nur immer mehr hinſchwindet die Gemeinde
Der tiefern Seelen, die dich glaubend ehren;
Und wenn die Beſten ſtreitend ſich bewähren,
Sie haben nicht den Stolz und Glanz der Feinde.

Hier iſt der frohe Muth und ſind die Gaben,
Dort geht man hin auf altgewohnten Gleiſen.
Du mußt zum Kampfe neue Krieger haben —
Ich bin davon und will's der Welt beweiſen.

Du haſt mir ganzes Denken anerſchaffen,
Dem halben Denken führ' ich es entgegen.
Ich will den Feind mit ſeinen eignen Waffen
Auf ſeinem eignen Felde niederlegen.

Leben und Sterben.

Stets bleibt es eines echten Mannes Zeichen,
Daß er in jedem Augenblick ſein Leben
Bereit zu wagen iſt und hinzugeben,
Wenn es die Pflicht heiſcht, ohne zu erbleichen.

Was iſt's denn auch? Sind wir nicht ew'ge Weſen,
Dann lohnt ſich's nicht, dies Daſein fortzuführen;
Und ſind wir's, können wir zu bald erküren
Die Sphären, drin vom Staube wir geneſen?

Mit Einem Ziel nur mögen wir begehren,
In dieſem Leben länger noch zu weilen:
Da wir mit dir das Amt der Ehre theilen,
Der Seelen Heil, das Wohl der Welt zu mehren.

Dann iſt's allein kein Schimpf dem Hochgemuthen,
Im Licht der Sonne fürder gehn zu wollen! —
Wenn aber doch aus ihm wir ſcheiden ſollen,
Von dir hinweggerufen, iſt's zum Guten.

Selige Sicherheit.

Ich wiege mich in dir,
Getragen durch die mächtige Zuverſicht,
Daß du durch mich ausführen willſt
Rettende Thaten,
Und daß mir alles helfen muß.
Der vorwärts blickenden Seele,
Dem raſtlos quellenden Drängen iſt's,
Als wären die Thaten ſchon gethan
Und jedes edle Ziel erreicht.
Vor den Augen des Glücklichen liegt
Das ewig geſicherte Gut,
Und Freude ſtrahlt es den Freunden,
Wonne dem Schöpfergeiſt!

Alles hat, wer dich hat!
Auf den Sturmwogen des Lebens
Ruht er, im innerſten Herzen feſt,
Und läßt ſich treiben und ſchaukeln.

Wenn alles ſchwankt und zu ſinken droht,
Wenn der Abgrund ihn verſchlingen
Und Entſetzen die Seele faſſen will,
Dann hebt ihn über das Grauſen
Das göttliche Gefühl empor,
Von dir und dein zu ſein!

Sein Auge ſieht den rettenden Port!
Es ſieht auf brauſendem Wellenpfad
Heimwärts mit blinkenden Wimpeln ziehn
Die ſegenbefrachteten Schiffe!

Das Paradies auf Erden.

O wüßtet ihr, wie ſchön es innen iſt,
Ihr würdet über alles euch bemühen,
Hinzugelangen, wo die Roſen blühen
Des Geiſtes, reich und ſüß, zu jeder Friſt.

Im Leben draußen toſt ein wild Geſchrei,
Man jagt, man ſtößt ſich und man wird getrieben.
Das geſtern Lieblichſte, wo iſt's geblieben?
In wüſtem Wechſel alles eilt vorbei.

Im ſchöpferiſchen Geiſt iſt Herrſchermacht
Und ſtete Freude quillt aus Lieb' und Treue.
Zieht er in ſich, damit es ſich erneue,
Das Leben her, ſeht, wie ſo hold es lacht!

Und dieſes Eden, ihr verſäumbet es!
Ihr ſeht es nicht und nennt es Traum und Märe,
Vom Wahn getäuſcht, als ob nur lebend wäre
Gewordenes im Raum — Vergängliches!

In feſter Stadt iſt aufgehäuft, was fein,
Was edel iſt und köſtlich; und ihr Thoren,
Ihr ſtürmt hinaus und ſucht es vor den Thoren!
Wie lange werdet ihr ſo thöricht ſein?

Sendung.

Du haſt mich werden laſſen mir zu eigen,
Du biſt in deiner Gottheit mir erſchienen!
Nun will ſie dir, die lichte Seele, dienen
Und allen, wie ſie dich erſchaute, zeigen.

Aufhören ſoll das geiſtesdumpfe Schweigen
Der Guten eben und die Nacht in ihnen!
Sie ſollen wieder ſich mit hellen Mienen
Vor deinem lichtverklärten Bilde neigen.

Das Auge wacker werden ſoll den Blinden;
Vergehen ſoll das Zweifeln und das Meinen —
Die letzten Schleierwolken ſollen ſchwinden.

Du, eine Sonne ſollſt du niederſcheinen,
Und alle ſollen freudig ſich empfinden
In deinen heil'gen Strahlen als die Deinen.

Sechſte Reihe.

Beobachtung und Mahnung.

Die wahre Prüfung.

Glaubt ihr, das Gute müſſe ſiegen,
Wenn es ans Licht getreten iſt?
Die Herzen müſſen ihm ſich ſchmiegen
Und flüchten böſe Luſt und Liſt,
Damit es kann in Glorie ruhn? —
Da würde jeder Gutes thun!

Nein, Widerſacher muß es wecken
Und reizen muß es Haß und Neid,
Mit Hohn und Schmach es zu bedecken;
Einbringen muß es Herzeleid
Und Seufzen menſchlicher Natur —
Dann thut's der Held, der Edle nur.

Der Geiſt des Guten ſieht mit Freuden:
Um ſeinetwillen iſt's geehrt!
Wer Glück und Ruhe ſo vergeuden
Um Leiden kann, der iſt bewährt;
Und Er, für den er ſich beraubt,
Umgibt mit Strahlen ihm das Haupt.

Der Genius und die Menge.

Der Genius weiſt auf das Ziel,
Das ewige, der Erde.
Der Aufgang aber iſt kein Spiel:
Es gilt ein neues Werde!

„Empor, empor! Nach grauſer Nacht
Wird euch das Licht beglücken!“
Der Faule ſchilt, der Seichte lacht —
Sie kehren ihm den Rücken.

Der Edle ſtraft, in Zorn entbrannt:
„Nach göttlich froher Kunde
Dem Schlamme bleibt ihr zugewandt?
So geht in ihm zu Grunde!“

„Ha!“ ruft im Innerſten empört
Die Schar dem Eifervollen,
„Ward je ſo freches Wort gehört?
Fort mit dem Hochmuthstollen!“

In alten Zeiten hieß es dann:
„Laßt ihn am Kreuze ſterben!“
Heut' ſpricht man über ihn den Bann
Und läßt ihn ſtill verderben.

Höchste Wahl.

Zwei Wege bietet auch die Welt: du kannſt in ihr
Gemeinen meiden wohlgeſinnt und edeln gehn;
Du kannſt um Recht Gewinn verſchmähn, und dennoch läßt
Ein Heim in ihr erobern ſie den Thätigen.
Doch einen andern Scheideweg und höhern gibt's:
Wo zwiſchen Gott und Welt die Wahl geboten iſt,
Wo großer Sinn das Leben laſſen oder es
Hinbringen muß in ſtetem Kampfe mit der Welt.
Dein Erdenglück, man fordert es; und gibſt du's hin,
Und trägſt du kurzes oder langes Märtyrthum,
Der Menge wird es Thorheit ſein, ihr Mitleid wird
Zu Noth und Drangſal fügen die Beleidigung.

Sieh drüber hin! In tiefſter Noth, im herbſten Tod
Um Lieb' und Treu das größte Los erringſt du dir.
Hellſtrahlend offenbaren wird's die letzte Zeit,
Wo jeder Schmerz, der wundes Herz erſchüttert hat,
Als Wonnewallung auferſteht in ſel'ger Bruſt,
Und wo dein Geiſt der wunderbaren Wahrheit ſtaunt,
Daß Wagemuth, der Schmach und Leid geſammelt hat,
In ihnen einen Schatz gewann an Ehr' und Luſt,
Der unerſchöpflich dauern wird in Ewigkeit.

Das Wort des Räthſels.

Der Genius kommt in dieſe Welt vom Himmel.
In ſeinem Innern licht und groß und reich,
Von außen ſchlicht, verliert ſich im Gewimmel
Der Menſch; es achtet jeder ihm ſich gleich.

Doch ihn erhebt, begeiſtert eine Sendung!
Was ihn bewegt, gewaltig ſtellt er's dar;
Und was er ausgebildet in Vollendung,
Er beut es mahnend der bedürft'gen Schar.

Man ſtaunt; man kann die Kühnheit nicht begreifen!
Dem Lichtpropheten zetern Haß und Neid;
Er muß verfolgt von Ort zu Orte ſchweifen,
Bis ihn der Tod erlöſt von ſeinem Leid.

„Der Held dahin? Ertönen laßt die Klagen —
Und ihm den Ehrenſtein zu ſetzen, eilt!“ —
Den Genius kann die Menge nur ertragen,
Wenn er an ſeinem Ort, im Himmel weilt.

Schutzlos.

Wer nicht Ewiges erkennt,
In die Zeit gebannt —
Vom bedrängenden Moment
Wird er übermannt.

Wer im Geiſte nicht vermag
Seinen Gott zu ſehn,
Nicht der Welt am Prüfungstag
Wird er widerſtehn.

Wo ſie glänzt mit flücht'gem Strahl,
Sieht er ew'ge Zier,
Sieht in ihr das Ideal,
Und er kniet vor ihr.

Aber der Geſchichte Tritt
Stürzt die hohle Macht;
Und ſie reißt den Sklaven mit
Nieder in die Nacht.

Unausbleiblich.

Kein Strahl der Wahrheit, den du ſpendeſt,
Bleibt ungeſchaut und unerkannt.
Dem Bilde, das du ſchön vollendeſt,
Sind endlich Herzen zugewandt.
Und wenn Geſchlechter ſchweigen, höhnen,
Ein reifes preiſt in Jubeltönen.

Sie haben gleichen Sinn getragen
Und, Suchende, den Schatz entdeckt.
Wie freudevoll die Herzen ſchlagen,
Durch ſeinen Reichthum faſt erſchreckt!
Entzückte ſtillen ihr Begehren,
Und ſie bedecken ihn mit Ehren.

Geſtalte Holdes unverdroſſen,
Erzeuge Wahres unverzagt!
Was dir im Tiefſten ſich erſchloſſen,
Es ſei gewagt — es ſei geſagt!
Gib es der Welt, als ob die Liebe
Glutvoll zu dir die Herzen triebe!

Wie ſchön, die Gaben zu bereiten
Mit Glaubensmuth, in Hoffnungsluſt!
Den ſtillen Tag, du ſiehſt ihn gleiten
Und biſt mit Freude dir bewußt:
Sie, wenn ich bei den Vätern weile,
Sie leben, meinem Volk zum Heile!

Zuruf des Genius.

Freude fordert deine Seele,
Dauernden Beſitzes Frieden,
Und du klagſt in tiefem Leide,
Daß er niemals dir beſchieden?

Wär' er dir, o Menſch, geworden,
Nieder hätte dich's gezogen,
Und du wärſt umhergeflattert,
Aber nicht emporgeflogen!

Denn beſtrickend iſt die Fülle!
Wer ſie hat, in vollen Zügen
Trinkt er Honig — und er findet
Im Genuſſe ſein Genügen.

Der auf ſeine Kraft Beſchränkte,
Von dem Zauber ungefangen
Ringt er aufwärts — und am Ziele
Wird er ſeinen Lohn empfangen.

Gib dir, Ewiges erkennend,
Nicht der weichen Sehnſucht Blöße!
Denn das Glück iſt nachzuholen,
Aber nimmermehr die Größe!

Das Ewig-Schöne.

Das Göttliche verhöhnt der Sinn,
Dem nur im Wuſte wohl iſt;
Er kehrt ſich nach dem Bilde hin,
Das außen gleißt und hohl iſt.

Beſeligt hängt er an dem Glanz;
Verehrung und Entzücken,
Sie treiben ihn, den Lorberkranz
Dem Bildner aufzudrücken.

Und doch, tritt Ewiges hervor
In ſeiner heil'gen Schöne,
Und dringen in erſtauntes Ohr
Des Himmels Jubeltöne:

Sieh, wie die Welt getroffen lauſcht
In feierlichem Schweigen!
Wie ſich die Häupter gottberauſcht
In Dank und Wonne neigen!

Der Mund des Feindes iſt verſtummt
Und all ſein Muth vernichtet:
Aus hohem Chore hat geſummt
Ein Wort, das ihn gerichtet.

„Vergleiche dich, erkenne dich —
Du wirſt dich ſelbſt verdammen!“ —
Und tief in ihm erheben ſich
Der Reue Feuerflammen.

Jedem das Seine.

Wer etwas iſt in ſeinem Selbſt, der iſt für ſich —
Und einzig drum in ſeiner Art. Der Falſche kann
Am allerbeſten etwas — und der Böſe kann's!
Soll einmal doch der Gute lügen wollen, wie
Der Falſche lügt und Böſe — kläglich ſteht's ihm an!
Der Falſche lügt mit Freudigkeit, und Fülle ſtrömt
Aus unerſchöpftem Born ihm zu; ſein Lügenwerk,
Es lebt und glänzt, und es beſtrickt den tiefſten Sinn.
Der Falſche hat ein feſtes Ziel und er erſtrebt's —
Er ringt empor, er ſteigert, er vollendet ſich
Und ſchafft am Ziel Vollendetes: mit Recht empfängt
Er nun den Lohn auch in dem Preis der Gläubigen,
Die er gelabt, beſeligt hat! — Nothwendig iſt's!
Der Teufel möchte Teufel ſein, wofern er nicht
Als Virtuos bewältigte ſein Inſtrument
Und mit dem Spiel, dem er den Reiz der Hölle lieh,
Die guten Kinder dieſer Welt ins Innere
Des Felſens lockt', worin ſie nun die Seinen ſind!
Jedwede Kraft, die ſich hindurch zum Zwecke ſchlägt
Heroiſch, ſie verdient Erfolg und findet ihn.

Doch ſorge nicht, o Guter, daß dem Böſen es
Zu gut ergeh'! Gemeſſen wird mit ihrem Maß
Jedweder Kraft; die Strafe fügt dem Lohne ſich
Von ſelber an, und ſiegend ſteht Gerechtigkeit.
Der Täuſchung Geiſt, er wird getäuſcht! Der immer trog

Mit Blendwerk, er berückt nicht mehr; er wird verſchmäht,
Und ſelbſt belogen hat und ſieht der Lügner ſich!
Begegnet das zu guter Letzt dem Herrn ſogar,
Dem Urquell und dem großen Genius des Trugs —
Wie flüchtig geht die Herrſchaft erſt der Diener hin,
Der armen Gaukler, die bethört, von ihm gelenkt,
Nachäffen ihn in dieſer Welt mit Menſchenkraft!
Vergöttert und bejubelt ſiehſt du heute ſie —
Und morgen ſchon? Vergeſſen! — Gott iſt groß,
Und Er behält das letzte Wort allüberall.

Der Grund.

Wenn der Böſe durch Verbrechen ſiegt,
Sehen wir den ſchnöden Raub ihm frommen?
Wenn dem Pfeil des Todes er erliegt,
Wird ihm nicht der letzte Reſt genommen?

Muß er nicht vor ſeinem Richter ſtehn?
Muß er nicht in Scham und Seelenqualen,
Muß er nicht in Pein und Schmach vergehn?
Muß er furchtbar nicht die Schuld bezahlen?

Und wir zürnen ſeinem Scheingewinn,
Und er ſchnürt zuſammen uns die Kehle? —
Immer füllt die Welt noch unſern Sinn
Und der Ew'ge ſteht nicht vor der Seele!

Harr' aus!

Wenn deine Seele Gott vertraut
Und immer treu das Rechte thut,
Sei nur gewiß: dein Auge ſchaut
Nach Leiden alles ſchön und gut.

Im Thatendrang vergiß den Lohn!
Hoffſt du den krönenden Gewinn
Nach kurzer Friſt auf Erden ſchon,
Dann ſtehſt du mit beſchämtem Sinn.

Daß wir ihm blind vertraun und ganz,
Das will der höchſte Herr und Hort!
Dem Sieger zu verleihn den Kranz,
Hält er am Ende nur ſein Wort!

Siebente Reihe.

Zeit und Ewigkeit. Verluſt und Erſatz.

Das Ziel der Sehnsucht.

Warum in Sehnſucht leben wir die Tage?
Nach Glück und Freude trachtet unſer Herz,
Und ſie, ſie winken lockend — um zu fliehn!
Allein wir ſehnen uns im Glücke ſelbſt,
Auch wenn erfüllt des Herzens Wünſche ſind:
Hinweg, hinweg und weiter drängt es uns!
Im Glücke wird uns eines nur zutheil,
Das in der Zeit den ſüßen Reiz verliert.
Wir wollen zu der Leidenſchaft das Licht,
Und zu dem Licht die Glut der Leidenſchaft.
Wir wollen zum Verlangen den Beſitz,
Und zum Beſitz das lodernde Verlangen.
Wir wollen zu dem Leben Poeſie,
Zur Poeſie das markig friſche Leben.
Auf Erden ſind ſie dauernd nie vereint,
Im einen nach dem andern ſchmachten wir —
Und darum gilt die Sehnſucht unſrer Seele
Dem Himmel, der auf ewig ſie vermählt.
Dort iſt dein Geiſt des Lichts und Lebens Herr,

Die Fülle quillt um dich im Ueberſchwang,
Und nimmer droht der Freude dort Gefahr,
Nicht ſcheucht von ihr die Sorge dich hinweg,
Denn ſchön iſt dort und Tugend iſt das Glück.
Dort fehlt dir, wenn die Liebe dich bewegt,
Nicht des Geliebten Huld und nicht das Herz,
Das wonnezärtlich ſich an deines drückt.
In Trunkenheit erhebſt du frei das Haupt;
In des Entzückens tiefſter Lebensglut
Erblüht die Wunderblume Poeſie
Und gibt in duftiger Verklärung dir
Die Freude noch einmal und lieblicher.
Genügen überall! Und will's die Seele,
So rufſt du ſelber dir: es iſt genug!
Des Lebens Klänge ſchweigen, holdermüdet
Der ſüßen Ruhe ſinkſt du in den Arm.

Das Ideal.

Mir kommt es manchmal vor, als ob die Macht,
Die mein Geſchick auf Erden lenken ſoll,
Mir ſagte: „Was du dichtend hegſt, es lacht
So klar dich an, es blüht ſo lebensvoll; —
Es würzt die Seele dir mit Blumenduft,
Es kühlt die Sinne dir mit Himmelsluft!

So zaubervolles Träumen bleibe Traum!
Ich halt' es wollend dir im Geiſt zurück.
Nicht ſoll dem ſelig Denkenden im Raum
Entgegentreten der Erfüllung Glück,
Leibhaft erblüht, von eignem Licht erhellt:
Es wäre gar zu ſchön für dieſe Welt!"

Und wieder kündet mir der Genius:
„Du kannſt das Größte wollen, kannſt es ganz,
In meiner Kraft, ausdenken und zum Schluß
Erheben es in eines Bildes Glanz.
In Wirklichkeit zu führen dein Gedicht,
Gewährt dies Leben uns die Mittel nicht."

Am Ende.

Ich habe geliebt und wurde geliebt
Und lebte ſelige Stunden.
Doch iſt mir, als ob ungenützt
Die Tage hingeſchwunden.

Mir iſt, als hätt' ich nicht das Glück
Muthvoll herangezogen,
Als hätt' ich in Träumen und Säumen mich,
Ach, um das Beſte betrogen.

Das Herz will Fülle, trinken will's
Die Luſt in vollen Zügen,
Und ſtillen kann die Sehnſucht nur
Unendliches Genügen.

Doch nimmer wird auf Erden ſich
Erfüllen dies Begehren:
Vollkommen kann die Freude nur
Vollkommnen ſich gewähren!

Getroſt, auch deiner harrt das Glück,
Das dir den Frieden ſpendet!
Nur wenn er allen es verliehn
Hat Gott ſein Werk vollendet.

Trotzdem.

Wenn du den Tag getragen deine Laſt
Und ihren Dienſt verſagen matt die Glieder:
Wie ladet den Erſchöpften ein die Raſt!
Wie ſingt die Ruhe dir Sirenenlieder!

Und ob der Schlaf nur halbes Leben iſt
Und in ſich ſchließt Verdunkelung, Entbehren,
Er lockt ſo wunderbar zu dieſer Friſt,
Daß alle deine Sinne ſein begehren.

So kann, in ſteten Lebensmühn, der Geiſt
Des ruheloſen Daſeins müde werden,
Daß ihm kein Wirken Freude mehr verheißt
Und keine Luſt Ergötzung mehr auf Erden.

Daß er im Tode ſeinen Heiland ſieht
Und Sterben lieblich dünkt den Lebensſatten,
Ob er auch aus dem Land der Sonne zieht
Durch grauſen Eingang hin ins Reich der Schatten.

Es geht nicht anders.

Sie müſſen alle neugeboren werden,
Die großen Männer und die holden Weiber,
Die ſchönen Seelen und die ſchönen Leiber —
Auf alle ſenkt ein Schaden ſich auf Erden.

Sie wachſen auf und folgen einer Richtung
Und kommen unbewußt nach einer Seite,
Und kommen in des Einen Hangs Geleite
Gar mächtig ab vom Ideal der Dichtung.

Dem frommen Geiſt, in allzugroßer Reinheit,
Entſchwindet die Natur und ihre Friſche.
Der muntre ſchwelgt am wohlbeſetzten Tiſche
Und nähert ſich unmerklich der Gemeinheit.

Sehn wir an einer lieben Frau die Mängel,
Dann ſind wir ſchnell ſie nicht zu ſehn befliſſen;
Wir ſtellen Dichtung gegen beſſres Wiſſen
Und nennen ſie verehrend einen Engel.

Doch übertreibt ein wenig die Verehrung!
Bevor die Gute, ſchön geſehn in Güte,
Dir leuchten kann als wahre Himmelsblüte,
Bedarf's noch immer einiger Verklärung.

Das Heilſamere.

Was hilft es denn, uns ſelber ſchön zu lügen
Und uns in eitlem Glücke zu gefallen?
Das Wort der Wahrheit laß in dir erſchallen
Und ſchau dich ſelbſt in ungeſchminkten Zügen!

Beſchwerden bringt's, doch rettende Beſchwerden.
Erkannteſt du die Misgeſtalt in Sünde,
Wegtilgen kannſt du heilend ihre Gründe
Und ſchön, wie du dich träumteſt, kannſt du werden!

Einzige Befriedigung.

Was iſt's denn, wenn du Luſt um Luſt gewonnen
Und wenn du glühſt, von ihrem Weine trunken?
Der Rauſch entflieht, und was ſo ſchön begonnen,
Was dich umſprüht mit tauſend holden Funken,
Es iſt mit einem mal in Nacht zerronnen
Und Muth und Seelenadel dir entſunken.

Was iſt's denn, wenn es heißen Mühn gelungen,
Vor allem Volk im hellſten Ruhm zu ſtrahlen?
Sieh, wie der Kühnere dir vorgedrungen
Und nun mit ihm die feilen Seelen prahlen!
Vor dem Vergeßnen wird ſein Preis geſungen —
Du mußt mit Qualen deine Freuden zahlen!

Dies Leben, grauſam äfft's mit ſeinen Gaben!
Was unſer eigen ſcheint, es iſt geliehen;
Die Freude, die wir kaum errungen haben,
Durchſtrömt die Bruſt, um ſchmerzlich raſch zu fliehen,
Und jede Hoffnung müſſen wir begraben,
Sehn wir das letzte Glück ins Weite ziehen.

Beraubung rings! — Und damit wär's zu Ende?
Und unſer Ich verſchlängen grauſe Wogen?
Nach Glück und Ehre ſtreckten wir die Hände,
Das Los des Nichtſeins hätten wir gezogen?
Wie hämiſch: ſolcher Hoffnung ſolche Spende!
Wie ungeheuer wären wir betrogen!

Wir ſind die höchſtgenarrten aller Thoren,
Ringt unſer Geiſt nicht aufwärts, um zu leben;
Sind wir zu mühevoller Jagd geboren
Nach Freuden, die tantaliſch uns entſchweben;
Wird nicht die Fülle, die wir hier verloren,
In lichten Räumen dauernd neu gegeben.

Das iſt der Schluß! Was uns die Zeit genommen,
Es muß uns unvergänglich wiederkehren;
Dem tapfern Streiter muß die Ruhe frommen,
Indem ſich ſtillt geheiligtes Begehren.
Nur wenn wir alle ſelig und vollkommen,
Dann ſteht das Werk des Ewigen in Ehren.

Entſchädigt.

In tiefer Stille weil' ich hier,
Mit mir allein gelaſſen,
Da vor die Seele tretet ihr,
Die meine Worte faſſen.

Ich lieb' und grüß' euch, die mein Sang
So mächtig rührt im Herzen,
Daß in ihm aufglühn ſüß und bang
Die Freuden und die Schmerzen.

Euch, die den gotterfüllten Reim
So ſehnſuchtsvoll ergreifen,
Daß Wurzel ſchlägt der neue Keim,
Dem Höchſten zuzureifen.

Und nach Entbehrung und Verluſt
Bin ich der Freude Finder:
Ihr drängt euch her an meine Bruſt,
Die geiſtgezeugten Kinder!

Nicht hab' ich einſam und beraubt
Mein Daſein zu beweinen, —
In euch, die meinem Wort geglaubt,
Gab mir ein Gott die Meinen.

Achte Reihe.

Der Diener Gottes.

Von oben.

Die göttlichen Gedanken, die wir denken,
Sie kommen uns in himmliſchen Geſchenken.
Sie kommen und erleuchten und beſchwingen,
Und unſrer Seele Plane, ſie gelingen.
Wenn ſich im Schwung das Edelſte geſtaltet,
Dann hat der hohe Beiſtand vorgewaltet;
Er hat, was wir im Innerſten bereitet,
Emporgetragen und zum Sieg geleitet.
Wär' uns die Kraft zum Siege nicht verliehen,
Wie könnte ſie verſchwinden und entfliehen?
Wie könnten wir nach wonnevollen Stunden
Uns machtlos fühlen und das Heil verſchwunden? —
Was aber hier nur quillt in Augenblicken,
Am Ziele wird es ewig uns erquicken.

Das Werkzeug.

Die Feder, welche mir zum Schreiben dient,
Weiß nichts von den Gedanken, die von ihr
Aus meinem Haupt ſich aufs Papier ergießen:
Dem ſchlichten Werkzeug möcht' ich mich vergleichen.
Die Lichtgedanken treten in die Seele,
Geſtalten ſich und kleiden ſich ins Wort,
Das klar ſich hinmalt auf das weiße Blatt.
Allein aus welchem Quell entſpringen ſie?
Ich fühle tief: ſie kommen mir von oben,
Sie gehn durch mich nach außen in die Welt,
Und meine That und mein Verdienſt iſt nur,
Sie rein hinauszugeben. Ich empfinde
Die Wahrheit und das wurzelfriſche Leben,
Und welche Freude ſie den Seelen ſchaffen,
Die ſie verlangend, liebevoll empfahn.
Doch ſtehn ſie nicht im Lichte mir des Ganzen,
Das immer wieder ſich dem Geiſt entzieht;
Und ſind ſie ſtrahlenhell durch mich gegangen,
Es tritt die Nacht ein, die zuvor geherrſcht
Und die der Menſch, der nach Erkenntniß ringt,
Nur wie mit Mondesdämmer klären mag.
Ergieß' ich Licht und Schönheit in die Welt,
Geſchieht es blind: ich bin in Wahrheit nur
Die Feder, welche dir zum Schreiben dient.

Der Tröſter.

Wie ſind die Menſchen immer gleich den Rohren,
Die haltungslos in jedem Winde ſchwanken!
Dem Wort des Thoren öffnen ſich die Thoren,
In finſtre Nacht verſinken die Gedanken.
Da fühlen ſie, mit Schauern, ſich verloren,
Um Hülfe flehn, um Rettung flehn die Kranken.

Erhabnes Los, der Welt das Licht zu bringen,
Das Geiſter kann und Herzen kann erhellen;
Das Hohelied der Wahrheit ihr zu ſingen,
Daß in den Seelen wieder friſch die Quellen
Des frohen Glaubens und der Liebe ſpringen
Und Muth und Kraftgefühl die Adern ſchwellen.

Das kann der Dichter, welchen Gott geſendet,
In den er ſeines Geiſtes Glanz ergoſſen.
Vor ſeinen Augen, die kein Flitter blendet,
Liegt Recht und Unrecht ewig aufgeſchloſſen;
Das Gute ſteht durch ſeinen Preis vollendet,
Das Schlechte weicht den zürnenden Geſchoſſen.

Mit hohem Wort, das feurig mahnt nach oben,
Iſt er den Schwachen oft ein Freudenſtörer.
Sie fliehen ihn, ſie lieben und ſie loben
Den Schmeichler, den verlockenden Bethörer.
In großer Zeit beſteht nur er die Proben,
Und ehrfurchtsvoll umgeben ihn die Hörer.

Die Hauptsache.

Hoch mühn die Geiſter ſich in dieſen Zeiten!
Welch trunkner Eifer, Stoff auf Stoff zu faſſen
Und undurchſpäht nicht ein Atom zu laſſen,
Um unerſättlich weiter nur zu ſchreiten!

Erſchloſſen Pfad um Pfad nach allen Seiten,
Eröffnet der Erkenntniß neue Gaſſen!
Und Wiſſensmaſſen über Wiſſensmaſſen,
Die ſich dem Blick unüberſchaulich breiten!

Und immer nahn erobernd neue Züge!
Die ganze Welt erſchüttern ihre Stöße,
Das fernſte Land durchwühlen ihre Pflüge.

Dem Denkerauge zeigt ſich eine Blöße,
Und alle Fülle ſchafft ihm kein Genüge:
Des Geiſtes Weihe fehlt, es fehlt die Größe!

In dir selber!

Die Größe wohnt nicht außen, ſondern innen!
Magſt du hinaus in alle Fernen ſchweifen,
Du wirſt ſie dort nicht finden und ergreifen:
Du kannſt ſie nur durch dich in dir gewinnen.

Erkenn': es gilt auf Höheres zu ſinnen,
Als immer nur der Zeiten Garn zu weifen.
Dein eignes Weſen muß erblühn und reifen,
Derweil in dich Lichtquellen niederrinnen.

Du mußt im ew'gen Geiſte dich erkennen
Und nach dem Bild des Ew'gen deines bauen,
Um dich in Wahrheit ſeinen Sohn zu nennen.

Aufſchwingen muß dich göttlich Selbſtvertrauen
Und eine heil'ge Liebe muß entbrennen!
Das iſt die Größe! Lernt ſie, laßt ſie ſchauen!

Selbstbeschränkung.

Sei nicht ſo maßlos, ſtolzerregter Geiſt!
Du willſt erringen, was am ſchönſten iſt,
Und ſchaffen willſt du, was am höchſten glänzt.
Allein auch andre haben deinen Muth
Und ihnen lächelt freundlicher das Glück,
Und aus bewegter Seele quillt von ſelbſt,
Was einzig eben ihr gegeben iſt.
Nicht trachte du zu ſein, wie dieſe ſind,
Und was ſie können, ſtrahlender zu thun!
Der Wettſtreit kehrt in Galle dir und Gift,
Was Arzenei dir ſoll und Honig ſein.

In Liebe ſieh das Liebliche dir an,
Theilnehmend nimm dein holdes Theil davon,
Und Freude mache dich dem Sieger gleich!
Haſt du den Stand erſt neben ihm erreicht,
Dann gehſt du höher noch empor als er,
Und dir gelingt aus dir das Größere,
Das Gott in edlen Seelen reifen läßt.

Pflichtmässig.

Der Dichter und der Denker ſei beſcheiden?
Höchſt unbeſcheiden ſind' ich dies Verlangen!
Wenn ihm das Licht der Wahrheit aufgegangen
Und Finſterniß will herrſchen, ſoll er's leiden?

Soll er den Angriff und den Sieg vermeiden,
Damit vergnügt die Kröten ſind und Schlangen —
Damit die ſchwachen Seelen nicht erbangen,
Damit die giftigen ihn nicht beneiden?

Was er vermag und iſt, das muß er zeigen!
Die Thoren, die ſich aufblähn, muß er ſchlagen,
Damit ſie, wenn die Weisheit redet, ſchweigen.

Den Blinden muß er, was er ausführt, ſagen!
Und flicht man ihm den Kranz aus Lorberzweigen,
Froh muß er ihn, ſein Amt zu ehren, tragen.

Neunte Reihe.

Zur Aufklärung.

Originalität.

„Iſt nicht alles ſchon geſagt?
Ach, wie ſoll ich Neues ſagen?“
Seltſam heiß' ich das geklagt!
Neues? Brauchſt es nur zu wagen!

Sei wahrhaftig und gerecht,
Nenne mit erhobnem Geiſte
Gutes gut und Schlechtes ſchlecht,
Wer es immer thu' und leiſte.

Jede That und jeden Trieb,
Stelle ſie dem höchſten Ziele,
Und was dieſem ferne blieb,
Rüge mit entſchloßnem Kiele.

Laß im Lichte ſonnenklar
Menſchen uns und Dinge ſehen —
Neues bringſt du ganz und gar,
Denn das iſt noch nie geſchehen.

Kaum zu glauben.

Ihr wollt für euch das Glück, ihr wollt die Ehre,
Und beide ganz und gar von Mängeln frei!
Und dennoch wollt ihr nicht, daß ſich verkläre
Das ganze Sein und das Vollkommne ſei!

Ihr ſeht die Welt in Gräuelwuſt verſunken,
Gemeines dauern, Herrliches vergehn —
Und von dem ſchlechteſten Begriffe trunken
Ruft ihr: es kann nur dieſe Welt beſtehn!

Ihr ſehnt euch nach vollendetem Genügen,
Ihr ſchmachtet nach der Seligkeit des Lichts —
Und glaubt, daß eure tiefſten Wünſche lügen
Und daß ihr ſinnlos fallen müßt ins Nichts.

Ihr fordert von der Kunſt das ganze Leben,
Vom Leben ſelber fordert ihr den Bruch
Und der Vollendung Lehre macht euch beben —
Es iſt ein gar zu dummer Widerſpruch!

Entweder oder.

Iſt deine Seele nicht erfüllt von Gott,
Dann, in dem öden Raume, quillt der Spott;
Der Spott, der Unverſtandenes begrinſt,
Des Geiſtes eingeſtandner Bankerott.

Die Narren.

Glück und Freude wollt ihr haben,
Und ihr wollt ſie nicht verdienen?
Und die trägen Seelen klagen,
Daß ſie freundlich nicht erſchienen?

Auf erhabner Kuppe ſoll ſich
Herrliches Gefild euch zeigen,
Soll im Glanz das Aug' entzücken,
Und ihr ſcheut euch, aufzuſteigen?

Ehre ſollen wir euch geben,
Huldigungen euch bereiten,
Siegen, triumphiren wollt ihr —
Und ihr wagt es nicht, zu ſtreiten?

Alles wollt im Licht ihr ſchauen,
Alles, alles wollt ihr wiſſen —
Und ihr ſeid in treuſter Sorge
Nichts zu lernen nur befliſſen?

Solltet ihr euch nicht am Ende
Schämen — und in Scham vergehen?
Iſt es denn ſo ganz unmöglich,
Eure Thorheit einzuſehen?

Schwierige Aufgabe.

Seh' ich Gewiſſe, wie ſie ſind —
Faul, gierig, frech, hoffärtig, blind,
Verſchroben, boshaft, lügneriſch,
Ein äußerſt widerlich Gemiſch
Von Fehlern, die ſie ſelbſt nicht kennen
Und Tugenden und Kräfte nennen —
Und denk' ich dran, daß dieſe Tröpfe,
Die höchſt verbildeten Geſchöpfe,
Die ſich ſo häßlich haben wollen,
Zur Harmonie gelangen ſollen;
Daß jegliches, ein Zerrbild hier,
Dereinſt ſoll werden eine Zier
Des Ganzen, des vollkommnen Alls:
Zum Wundern iſt es jedenfalls!

Welch ein Geſchäft für dich, o Gott,
Die Seelen, die mit ſeichtem Spott
Des ew'gen Ziels Idee verlachen,
Erheben und vollkommen machen!
Wie du's ausführen magſt, es iſt
Undenkbar mir zu dieſer Friſt.
Und doch, Allvater, mußt du's können
Und deinen ſchlimmſten Rangen gönnen!
Das freilich ſeh' ich jetzt ſchon ein:
Viel Schläge werden nöthig ſein!

Allſeitige Beglückung.

Wenn ich in Verſen denke, ſchaff' ich Freude
Den Geiſtern allen, die dem Suchenden
Mit Antheil folgen, um zuletzt am Licht,
Das wir zuſammen finden, ſich zu laben.
Wenn ich in Verſen denke, ſchaff' ich Freude
Den Geiſtern allen, die das Denken ſcheun.
Denn dieſe rufen triumphirend aus:
„Seht mir die Predigt! Iſt das Poeſie?
Iſt das die holde Spendung eines Dichters?
Ich will ergriffen, ich will trunken ſein,
Ich will in einen tiefen Strom verſinken,
Worin das Denken eben mir vergeht
Und wo mein Geiſt in dunkler Wonne ſchweigt —
Und dieſe Verſe ziehen mich herauf
Und zwingen meine Seele, ſich zu mühn
Um ein Ergebniß, das mir nichts bedeutet!
Was für ein überaus naiver Kauz,
Der mit Gedanken uns beglücken will!
Lacht ihn doch aus, ihr Freunde!" — Solches rufend
Empfindet ſich des Denkens Gegner groß,
Auf den Poeten ſieht er ſtolz herab
Und ihn durchdringt ein tiefes Wohlgefühl.

Vortheile der Dummheit.

Ihr habt die Dummheit — und ich muß ſie büßen:
Ich fühle Zorn darob und ärgre mich!
Ich will ſie tilgen, ich vermag es nicht —
Und muß die Schmach der Niederlage tragen!
In Wahrheit, ſonderbare Lebensloſe!
Ihr habt die Dummheit und ihr ſeid vergnügt,
Denn eben eure Dummheit iſt die Quelle
Des Glückes euch und der Befriedigung.
Mit ihr erblickt ihr euch im ſchönſten Licht
Und alles, was euch fehlt, es iſt euch eigen.
Ihr ſeid mit ihr vortreffliche Gemüther,
Gewalt'ge Geiſter, große Charaktere!
Die ſchwerſten Fragen ſind für euch ein Spiel,
So raſch und leicht vermögt ihr ſie zu löſen.
In tiefſter Selbſtgewißheit ſeid ihr ſtark,
Daß ihr in jedem Kampfe triumphirt!
Und weil die Dummen in der Mehrheit ſind
(Vielmehr in ungeheurer Ueberzahl!) —
So trefft ihr allenthalben euresgleichen,
Die ſich mit euch verſtehn, die mit euch fühlen
Und die Verehrung euch und Liebe weihn.
Und wenn ihr alles wißt und alles könnt,
Erregt ihr doch (wie ſeltſam!) keinen Neid,
Und eure Tugend ſchafft euch keine Feinde!

Drum iſt dies Erdenleben, das für andre
So viel des Uebeln hat, für euch ein Feſt,
Das wahre Sein, das eurer würdig iſt,
Und ganz mit Recht verehrt und preiſt ihr es.

Der Herr.

Natur, ſie will nur ſein und glücklich ſein;
Doch eben darum iſt ſie nicht allein!
Ihr zum Gefährten iſt der Geiſt geſellt,
Der ſich und ihr die höhern Ziele ſtellt.
Der Geiſt will herrſchen und will Ehre finden,
Drum will er angehn, ſtreiten, überwinden.
Erlangt er nicht den Ruhm der Oberhand,
Iſt ihm das Wohlgefühl des Lebens Tand.
Nur wenn er ſiegt, um herrlich zu regieren,
Mag auch die Freude ſeine Tage zieren.
Nun führt er die Natur, die gern im ſtillen
Genüſſe ſchlürfte, wider ihren Willen
In Kampf und Drangſal. Und es muß die Gute
Freigebig ſein mit ihrem Gut und Blute!
Sie, die nach ſüßer Ruhe nur geſtrebt,
Muß ins Getümmel, wo die Seele bebt,
Und juſt, als ob ſie ſelber angefangen,
Muß ſie der Schläge größte Zahl empfangen.

Sie, der nur Sicherheit und Ruhe lachten,
Sie muß Gefahren ſuchen und verachten;
Sie muß ſich unter grauenvollen Tönen
An das Geſicht des Untergangs gewöhnen;
Sie muß, worauf ihr Trachten nie gegangen,
Den Ruhm der höchſten Tapferkeit erlangen,
Um endlich, wenn der Feinde Schwarm geſchlagen,
Den wohlverdienten Ehrenkranz zu tragen.

Sie wollte Luſt, ihr war das Leid erkoren —
Doch aus dem Leide wird ihr Luſt geboren.
Und reicher ſtrömt ihr nun des Lebens Bronnen:
Zur Freude hat die Würde ſie gewonnen!

Der hochgeſinnte Geiſt iſt ein Tyrann —
Er fordert der Natur ab, was er kann.
Doch wenn wir alles — und das Ziel bedenken,
Wir müſſen ſeinem Handeln Beifall ſchenken.

Zehnte Reihe.

Philoſophiſche Dichtungen.

Einer und Alles oder der wahre Pantheismus.

1.

Du, Gott, biſt Alles! Alles iſt nur Einer,
Ein Weſen! Und dies Weſen nennen wir
Mit deinem Namen, ſonſt genügte keiner.

Du biſt der Herr! Doch alles kommt von dir
Und alles iſt lebendig dir verbunden,
Wie meines Leibes Gliederung mit mir.

Im ganzen Menſchen iſt dein Bild gefunden!
Selbſt iſt der Menſch, der Geiſt regiert in Glanz,
Wenn er die Glieder liebend überwunden.

Nicht aber er allein gewinnt den Kranz;
Es müſſen Reich und Herrſcher ſich durchdringen —
Mit ſeinem Reich nur iſt der Herrſcher ganz.

Froh ſpannen mir ſich aus der Seele Schwingen;
Es aller Welt zu ſagen ſchön und klar,
Ihr guten Geiſter, laßt es mir gelingen.

Und klingt es über alles wunderbar,
Du biſt der Herr und das beherrſchte Leben,
Und eines mit dem andern nur iſt wahr.

Dein eignes Leben iſt dir untergeben!
Es iſt zu deinem Licht die heil'ge Nacht,
Die dich umfließt zu hehrem Ueberſchweben.

Was iſt, es iſt aus ihm hervorgebracht.
Was eins mit dir in urgehaltnem Fluſſe,
Zum eignen Daſein ruft es deine Macht.

Gleichniſſe ſchaffſt du dir, zum Selbſtgenuſſe,
Zum freigelaßnen Gang auf eigner Spur,
Und ſchaffend führſt du ſelber dich zum Schluſſe.

Du ſchaffſt für ſich und dich die Creatur!
Im eignen Sein iſt ſie von dir durchdrungen,
Von dir, dem Herrſcher, iſt ein Glied ſie nur.

Eins nach dem andern hat ſich dir entſchwungen,
Um ſein zu gleicher Zeit und dein zu ſein,
Bis dir die ganze Schöpfung iſt gelungen.

Nun biſt du nicht mehr alles nur allein,
Du biſt nun alles, Ewiger, mit allen —
Dein Leben iſt in Wunderbildern dein.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Du biſt von Lebenden umringt, es ſchallen
Der Freude Töne dir aus aller Mund;
Und deine Liebe ſieht's mit Wohlgefallen.

Und deine Liebe wird den Sproſſen kund!
Und wird der eigne Kreis den Deinen weiter,
Die Liebe flicht nur inniger den Bund.

Von dir herab ſchwebt eine Weſenleiter,
Drin eines von dem andern iſt gehegt,
Selbſtmächtig auch das kleinſte noch und heiter.

Und alle ſind von dir, dem Herrn, bewegt.
Zum letzten bringt ein Wort noch holden Schalles,
Das fernſte noch iſt dir ans Herz gelegt.
Mit lieben Kindern Eines — das iſt Alles.

2.

Du, Gott, biſt Alles! Nicht allein dein Leben,
Um liebend Eins mit Liebenden zu ſein;
Du biſt noch mehr: dein eignes Widerſtreben!

Nicht biſt du nur das Ja, nein, auch das Nein.
Und wenn das Nein in deinem Sein nicht wäre,
Nicht Ja, nicht Sieg und Ehre wäre dein.

Der Gegner iſt, damit der Ruhm ſich mehre!
Die Kraft erweiſt und ſteigert ſich im Streit,
Und nur dem Streiter wird des Siegers Ehre.

Nur als dein eigner Gegner, ſtets bereit,
Mit dir den Kampf auf's neue zu beginnen,
Mit ihm nur biſt du, Herr, Vollkommenheit.

Urewig liegt die Kraft des Nein dir innen,
Als ihre Fordrung bei der Kraft des Ja,
Bis du dich ſelbſt in Gliedern willſt gewinnen.

Dann auch das Nein, es ſteht lebendig da,
In eigner Macht gehört's zu dir, dem Einen!
Dein Wille mußt' es ſein, und es geſchah.

Sein unentbehrlich Amt iſt, zu verneinen,
Was liebend ruft ins Leben Schöpferkraft,
Damit bejahn die krafterfüllten Deinen.

Die Geiſter, die dein Liebeswille ſchafft,
Sie müſſen dir in ihrem Weſen gleichen
Und ganz dir gleichen wollen heldenhaft.

Muß aber nicht das Kind dem Vater weichen?
Wie kann es deinen Sprößlingen geſchehn,
Daß ſie des Einen Herrlichkeit erreichen?

Zwei Wege ſehn die Freien offen ſtehn:
Hier einen, wo ſie deiner Macht entkommen,
Dort einen, wo ſie dir verbunden gehn.

Und wählen ſie mit großem Sinn den frommen,
Stark niederhaltend wilden Freiheitsdrang,
Die Höhe haben ſie zu dir erklommen.

Sein eigen iſt, wer ſeinen Hang bezwang!
Wer ſich bewährt, der hat ſich ſelbſt geboren,
Bewußt und frei wie deiner iſt ſein Gang.

Doch ſchwer iſt dieſer eine Weg erkoren!
In Schaden eingehüllt iſt ſein Gewinn,
Die Freiheit eben ſcheint auf ihm verloren.

Nach ihr, der unbegrenzten, lechzt der Sinn;
Und trotzt die Creatur nicht ihrem Locken,
Abſagt ſie dir und ſtürmt ins Weite hin.

Der Geiſt des Nein, er wagt es! Unerſchrocken
Verläßt er dich, zu gründen eignes Reich,
Und fängt mit dir den Kampf an ohne Stocken.

Nicht wird die Kraft ihm lahm, der Sinn ihm weich!
Er hat von dir ein Heer mit fortgeriſſen,
Er iſt als Feind dir und als Herrſcher gleich.

Von Machtgewinn und Sieg nur will er wiſſen,
Und mit der Seinen Schar in Haß und Wuth
Iſt er dein Reich zu ſchädigen befliſſen.

Die Feinde ſind von dir, von deinem Blut!
Durch deinen Geiſt aus deinem Sein und Leben
Sind ſie hervorgebracht natürlich gut.

Damit ſie ſelbſt zum höchſten Ziele ſtreben,
Hat deine Huld in ihres Weſens Kern
Selbſtmacht gelegt und frei den Weg gegeben.

Sie konnten frei dir huldigen und gern,
Der ihnen frei die Kraft der Wahl geſpendet —
Die Feindſchaft wählten ſie mit ihrem Herrn.

Was von dir iſt, iſt gegen dich gewendet!
Und göttlich groß und furchtbar iſt der Streit,
Bis er gerecht in deinen Obſieg endet.

Doch unter deiner Oberherrlichkeit
Sind deine Kinder ſtets von dir gehalten,
Entfernen ſie von dir ſich noch ſo weit.

Und mögen ſie den tiefſten Haß entfalten,
In heiß entbrannten Kampfes Wuth empört,
Zu dir gehören ſie mit ihrem Walten.

So wie die Leidenſchaft zu mir gehört,
Die mir ſich im Gemüthe hat entzündet,
Ob tobend auch ſie meinen Frieden ſtört.

Ihr Leben iſt in meinem Selbſt gegründet,
Sie wird von ihm getragen und gehegt,
Bis ſie, gezähmt, ſich dienend ihm verbündet.

Auch deine Feinde, grimmig aufgeregt,
In Gräuelſchuld genügend ihrem Grollen,
Sie ſind von dir durchwaltet und bewegt.

Ihr Wollen iſt beherrſcht von deinem Wollen.
Und du, du ſiehſt hinaus in jene Zeit,
Wo du den Sieg erkämpft, den wundervollen.

Du ſiehſt den Frieden ſchon im grimmen Streit,
Den Segen des verbrecheriſchen Falles —
Zu Heil wird alles dir und Herrlichkeit.
Mit Freund' und Feinden Eines, das iſt Alles.

3.

Du, Gott, biſt Alles! Meine Blicke gehen,
Wohin ſie wollen: du biſt dort und hier,
Allüberall in allem Sein zu ſehen.

Du biſt der Träger und du biſt die Zier,
Die Kraft, das Weſen und die Kraftentfaltung.
Die Schönheit und die liebende Begier.

Und ſtehen wir in eigner ſtolzer Haltung,
In dir iſt jeder, nur ein kleinſter Theil
Des Einen in vollkommner Ausgeſtaltung.

Der Starke mit des Herrſchers Donnerkeil,
Der Weiſe, der die Wahrheit ſich erſchloſſen,
Mit dir nur ſind ſie, der ihr Grund und Heil.

Was rings von holdem Leben iſt ergoſſen,
Wir lieben dich in ihm, die Quelle nur,
Und du biſt's, der mit Labung uns umfloſſen.

Und hängt an einem Bild auf reicher Flur
Das Herz mit inniggluͤhendem Verlangen,
Und ſtellt es über dich die Creatur:

Es gilt dem Baum, an welchem aufgegangen
Die Blüte, die den Sehnenden entzückt!
Du ſiehſt mit Huld das liebeſchöne Bangen.

Nicht alles aber iſt! Nein, es berückt
Und es betrügt, was hold uns angezogen
Und Leiden bringt's, wenn uns der Schein beglückt.

Auftaucht ein Reiz aus dunkeln Lebenswogen
Und lockend ſingt er ein Sirenenlied,
Die Seele gibt ſich ihm — er iſt entflogen.

Und ein verhängnißvoller Unterſchied
Iſt zwiſchen deinen Schöpfungen und Sphären,
Iſt zwiſchen Gottesglied und Gottesglied.

Die Seele kann des Unterſten begehren
Und ihm ſich einen durch ein Liebesband,
Sie kann ſich durch die Wahl des Höchſten ehren.

Was iſt ihr Ideal? Der höchſte Stand;
Von unten auf nach oben ſoll ſie ſchreiten
Unaufgehalten durch der Erde Tand.

Sie liebe die Natur und was die Zeiten
An edeln Schöpfungen hervorgebracht
Und was die Geiſter Herrliches bereiten.

Allein wie reich der Schatz, wie hell die Pracht,
Die freie Seele ſchweb' in jene Kreiſe,
Von wannen auch den Genien kommt die Macht.

Bei dir nur, Höchſter, endet ihre Reiſe!
Nur wenn ſie dich erkennend ſich vermählt
Mit dir, iſt ſie vollendet, ſelig — weiſe!

Und alles fällt ihr zu! Von dir geſtählt
Gewinnt ſie, was um dich ſie hat verloren,
Und trifft ſie, was um dich ſie hat verfehlt.

Tritt ſie hervor aus des Palaſtes Thoren,
Dann liegt zu Füßen ihr des Königs Land,
Und was ſie ließ iſt ſchöner ihr erkoren.

Das Kind des Hauſes geht an Vaters Hand
Hin durch das Reich; und daß der Gang gedeihe,
Jetzt hat es ein untrüglich Unterpfand.

Es blickt mit dir hinab die Weſenreihe —
Und alles wird dem Glücklichen zumal:
Des Lebens ganzer Schatz und deine Weihe!

Doch nicht zu feiern trifft der Menſch die Wahl!
Er, der mit Kraft zu dir emporgeſchritten,
Er hat zu mehren deiner Streiter Zahl.

Denn immer tobt der große Kampf noch, mitten
Im Ringen mit dem Feinde ſteht die Welt,
Ein Theil des Raubs nur iſt zurückerſtritten.

Der Gegner führt die Seinen haßgeſchwellt:
Zum höchſten Grade kann der Held ſich ſchwingen,
Der muthig vorgeht auf der Ehre Feld.

Jetzt iſt die Zeit! Jetzt eben gilt's zu ringen
Und ſich hinanzudienen zu dem Rang,
Der ewig Freude ſoll und Ehre bringen.

Kampf und Entfaltung gehen ihren Gang.
Du führſt hinaus, was du dir vorgenommen,
Und alles bringt der Schluß in Ueberſchwang.

Nicht dienen dir, dem Sieger, nur die Frommen:
Die Gegner, welche voll gebüßt die Schuld,
Sie ſind als Kinder dir zurückgekommen.

Sie forderten unendliche Geduld;
Allein die Strafe haben ſie getragen,
Und wieder deckt ſie deine Vaterhuld.

Und deinen tiefſten Zweck, wir ſehn ihn tagen!
Daß jeder werde ſeines Glückes Schmied,
Drum war der Abfall und der Kampf zu wagen!

In deinem Reiche ſollte jedes Glied
Sich muthig ſelbſt gewinnen Rang und Ehren,
Darin es glänzt in ew'gem Unterſchied.

Wer ſtark war, ſeine Treue zu bewähren
Und unverlockt zu dir emporzugehn,
Der lebt mit dir in deinen höchſten Sphären.

Wer niedrig dachte, niedrig muß er ſtehn
Und kleinerer Beſitz iſt ihm beſchieden
Und über ſich die Größern muß er ſehn.

Doch gänzlich iſt von Leiden er gemieden!
In ſich vollendet und in ſich geletzt
Lebt er mit allen und mit dir in Frieden.

Und alle Plätze haben ſie beſetzt
Nach eignem Willen und nach eignen Trieben
Die Weſen alle — frei die deinen jetzt!

Die Rangesunterſchiede, die geblieben,
Sie haben reich zu machen den Beruf
Und ſchwinden hin in denen, die ſich lieben.

Und alle lieben! Jeder Sehnſuchtsruf
Erfreut ſich gütefrohen Widerhalles
In allen und in dir, der liebend ſchuf.
Mit Freien liebend Eines, das iſt Alles!

Der Urquell der Schönheit.

Die Welt iſt ſeltſam blind! Sie will das Schöne
Genießen, ſchaffen — und ſie läßt von dir
Und horcht auf äußerlichen Reizes Töne!

Was hat denn aber ewig echte Zier?
Was iſt denn ſchön von Seel' und Angeſichte?
Was regt und ſtillt die ſüßeſte Begier?

Was du durchſtrahlſt mit deines Lebens Lichte!
Das glänzt uns wonnevoll und das entzückt
Im Bild uns, im Geſang und im Gedichte.

Du mußt im Herzen leben, das entrückt
Durch dich unedlem Fühlen iſt und Denken
Und von dem Herrn und Gaſte hochbeglückt.

Du mußt in ſeine Tiefen dich verſenken,
Ausfüllen es mit Seligkeit und Macht:
Dann kann es mit dem Schönen uns beſchenken!

Wenn du in ihm erſcheinſt, dann flieht die Nacht
Und dann entſteht der Künſtler, der verklärend
Das Leben wiedergibt in reinſter Pracht.

Er ſchafft ſein Kunſtwerk, deine Schöpfung ehrend;
Und ſieh, die Welt beſtaunt ihr eigen Bild,
Mit unerſchöpfter Luſt nach ihm begehrend!

Was drohend ſchwoll und wogte, — düſter, wild —
Vom lichterfüllten Ordnergeiſt durchdrungen,
Erhaben ſteht es, friedeſchön und mild. —

Wer iſt's, der uns die Pſalmen hat geſungen,
Worin noch jetzt der höchſte Ton uns klingt?
Er, der von dir bewegt war und durchdrungen.

Du haſt den Sehnenden mit Kraft beſchwingt,
Daß er in Freud' und Noth zu dir ſich wandte
Und deinen Ruhm allüberſtrahlend ſingt.

Wie preiſt er deinen Geiſt, der Liebentbrannte!
Wie heiligt er die Schönheit der Natur,
Weil ihren Träger er und Herrn erkannte!

Was groß und hold, in Lüften, auf der Flur,
Das iſt ein Schmuck dem Könige der Ehren,
Vor dem ſich hinwirft alle Creatur.

Und ſtets aufs neue horchen ſeinen Lehren
Die tiefſten Seelen, und in Lieb' entfacht
Schaun ſie zu dir hinan mit heil'gen Zähren.

Das größte Bildwerk hat hervorgebracht
Der Grieche, der in menſchlicher Erſcheinung,
Auf ſeinem Stuhl, den höchſten Gott gedacht.

Es leuchten Macht und Hoheit in Vereinung
Mit einer ſtillen Königsmajeſtät,
Vor welcher hinſtirbt jegliche Verneinung.

Das Angeſicht des Ew'gen! Weggeweht
Iſt jede Spur des Drohenden und Herben,
Und Huld nur in Erhabenheit beſteht.

Beglückte, die den Blick auf Ihn erwerben!
Der Größe Schönheit haben ſie geſchaut
Mit ihren Augen — und ſie können ſterben!

Seht hier in Farbenglanz die Gottesbraut,
Die göttlich reine Mutter mit dem Sohne,
Wie fühlt ihr euch in Seligkeit erbaut!

Nicht iſt es nur die Mutter, die zum Lohne
Der treuen Mühn das Kind in Armen hält —
Es iſt der Frauen Königin auf dem Throne.

Die Gottnatur, dem Geiſte beigeſellt,
Das Weib, worauf zu himmliſcher Verklärung
Der volle Strahl der ew'gen Liebe fällt.

Der innigſten und höchſten Kunſt Bewährung!
Darum Geſchlecht zieht um Geſchlecht empor
Zur „lieben Frau“ mit wonniger Verehrung.

Der heil'gen Menſchen und der Engel Chor,
Sie glänzen von der Wand in hehrer Schöne,
Der Zweifler ſelber ſteht entzückt davor.

Warum durchwärmen ihn die Farbentöne?
Warum erſcheint ihm kalt nur und geprahlt,
Was nachgeſchaffen des Jahrhunderts Söhne?

Nicht hat mit Kunſt nur jene Zeit gemalt:
Dem glaubenden und freudigen Gemüthe,
Zu dir aufſtrebend, iſt das Werk entſtrahlt!

Die hohe Seele, die für dich erglühte,
Sie gab dem Bild den ſonnenwarmen Glanz,
Den edelſüßen Duft der Farbenblüte.

Du machſt den Geiſt des Menſchen reich und ganz,
Daß muthvoll er die Finſterniſſe lichtet
Im Anſchaun ſeines wahren Heimatlands.

Mit dir hat das erhabne Lied gedichtet
Der Florentiner und in kühnem Muth
Den Prachtbau ſeiner Sphären aufgerichtet.

Lebendig ſteht vor uns, was bös und gut!
Die tiefſten läßt er ſchaun und höchſten Kreiſe,
Der Hölle Qualm, des Himmels Roſenglut.

Und heut' noch horchen wir der ew'gen Weiſe,
Die uns den Weg zum Paradieſe führt,
Im Bilde labend mit der Wahrheit Speiſe.

Wer jedem Weſen gibt, was ihm gebührt,
Und jedes läßt in ſeiner Ehre ſcheinen,
Den hat dein Geiſt, den haſt du ſelbſt berührt.

Drum zählt der hohe Britte zu den Deinen,
Er, der, begabt mit einer Lichtnatur,
Sein Urtheil ſpricht dem Großen wie dem Kleinen.

Wie läßt ſein Spiegel jede Creatur
In ihren Zügen, ihrem Werthe ſchauen!
Wie zeigt in ihrem Los er deine Spur!

Und mag er mit dem Kühnſten ſich betrauen,
Das furchtbar Schrecklichſte bezwingt ſein Kiel,
Daß es das Herz erhebt in ſchönem Grauen.

Den großen Deutſchen glückt das gleiche Spiel.
Ja weiter gehn ſie, weil in hellerm Scheine
Vor ihren Seelen ſteht der Völker Ziel.

Sie hebt gewaltig über das Gemeine
Der Erde weg der ideale Geiſt,
Des Sinnes Hoheit und des Wollens Reine.

Erkennt, wohin ihr höchſter Drang uns weiſt!
Sie ſind in ihrer Dichtung Meiſterproben
Die Morgenröthe, die den Tag verheißt.

Den Tag, wo wieder dich die Geiſter loben
Und glorreich zeigen, daß zur höchſten Kunſt
Die weihevollſte Gabe kommt von oben. —

Was reißt ſo mächtig aus der Erde Dunſt
In ſel'ge Höhn empor, als Lobgeſänge,
Die dir zujubelt heil'ge Liebesbrunſt?

Sie ſteigen an: in deines Hauſes Enge
Thut ſich der Himmel auf, entzücktes Ohr
Vernimmt in ihnen deiner Engel Klänge.

Sogar der Weltling, welcher dich verlor,
Er kommt herbei, dem Töneſtrom zu lauſchen,
Und ihn bezwingt der wundervolle Chor.

Nicht möcht' er für der Erde Klang ihn tauſchen,
Wenn auch dem blöden Geiſt der Quell entſchwand,
Aus dem des Liedes Bäche niederrauſchen.

Nicht immer biſt du ſelbſt der Gegenſtand,
Es beut ſich lockend auch der Kunſt der Seele
In deiner Welt ein unabſehbar Land.

Des Herzens Wonn' und Schmerzen tönt die Kehle,
Und große Genien ſchaffen ihren Klang
Erſchütternd jeder Tugend, jedem Fehle.

Doch vollbeglückend iſt der Töne Gang
Dem Hörer nur, wenn himmliſchreinem Wollen
Ein Abbild ew'ger Harmonie gelang;

Wenn alle Laute, die der Bruſt entquollen,
Sich ſelber liebevoll zum Ganzen reihn,
Wodurch ſie dir, dem Urbild, Ehre zollen. —

Wir ſehn der Kunſt Heroen dir ſich weihn
Und deiner Welt in ihrem Eigenleben
Das Lichtgepräge der Vollendung leihn.

Je mehr du ihnen haſt von dir gegeben,
Je höher geht empor der Seele Flug,
Je Größres glückt dem adlergleichen Schweben.

Tilg', Ew'ger, im Geſchlecht den Selbſtbetrug,
Als könnt' es zu dem Schönen dich entbehren
Und wäre das Geſchöpf ſich ſelbſt genug!

Du mußt dich reicher, tiefer jetzt gewähren:
Denn wir bezwingen mit vollkommner Kraft
Die Stoffe nur, die ſich unendlich mehren.

Entgangen iſt der Menſch der Glaubenshaft,
Die ſein Gemüth in heil'gem Zwang geleitet
Und es erfüllt mit frommer Leidenſchaft.

Die alten Schranken ſinken hin, es weitet
Die Welt vor ihm ſich unermeßlich aus,
Derweil die Seele mit ſich ſelber ſtreitet.

Wie ſoll er Sieger ſein in dieſem Strauß?
Wie ſoll er übermächt'ge Welt bezwingen,
Führt er den Kampf nicht aus dem Vaterhaus?

Es muß der Menſch dich völliger erringen
Und klar in deine tiefſten Tiefen ſehn,
Soll höherm Rufe größre That gelingen.

Du mußt im Licht vor ſeiner Seele ſtehn:
Wie du ſie liebend lenkſt, die Weſen alle,
Sie, welche ſelbſterkorne Wege gehn!

Wie deine Huld die Welt erhebt vom Falle
Und tief im Herzen Sehnen weckt und mehrt,
Daß es zu dir in freier Liebe walle!

Wie deine Huld zuletzt das All verklärt,
Daß dich der Spiegel, welchen du vollendet,
Durch ſelbſterlangte höchſte Schönheit ehrt!

Die Liebe, die der Welt ſich zugewendet
Und mit dem Geiſte die Natur verſöhnt,
Das iſt die Gottheit, die das Schöne ſpendet!

Der Künſtler, dem der höchſte Ruf ertönt,
Er muß von ihr das reichſte Maß empfangen,
Soll er ſein Werk hinſtellen lichtverſchönt.

Natur und Welt umbrauſen ihn, erbangen
Vor ihrem Chaos muß der kühnſte Geiſt,
Wenn deine Sonne nicht ihm aufgegangen.

Herdringt das echte Leben, es verheißt
Uns eine neue Kunſt, wenn ſich das ganze —
Wenn leuchtend ſich in ihm ſein Herr erweiſt.

Ganz öffne ſich der Menſch dem neuen Glanze,
Damit dein Geiſt in ſeinen tiefſten Grund
Mit neuer Liebe neue Stärke pflanze.

Ganz werden ſeinem Geiſt die Dinge kund
In dir, damit im herrſchenden Erkennen
Er ſchließen kann mit dir den neuen Bund!

Den Bund, den fürder nichts vermag zu trennen,
Weil Einſicht mit der Liebe ſich vermählt
Und ſelig eins die beiden Flammen brennen.

Mit ihm erlangt der Menſch, was ihm gefehlt —
Des Allerhöchſten kann er ſich getrauen,
Durch dich erhellt, befruchtet und geſtählt.

Die Harmonie des Ganzen kann er bauen, —
Mit allen Weſen, denen Heil geſchehn,
Dich ſelbſt in reinſter Glorie laſſen ſchauen.

Das Beſte hat noch nicht die Welt geſehn;
Drum, wollten ſonſt ſie nur das Leben ſchmücken,
Jetzt müſſen Kunſt und Dichtung höher gehn.

Sie zeigten dich im Spiegel und in Stücken —
Jetzt müſſen ſie mit dir das ganze Sein
Als deines in das Licht der Schönheit rücken.

Allmächtig iſt, o Herr, dein voller Schein!
Du ſendeſt ihn in deine Welt hernieder,
Und alles iſt in Licht und Liebe dein.

Mit dir erblühen uns die ſchönſten Lieder;
Mit dir nur klingen Sehnſucht und Genuß
Holdſelig in den Menſchenherzen wieder!

Mit dir entflammt uns höherer Erguß,
Mit dir verklärt ſich uns das ganze Leben —
Du biſt des Schönen Anfang und Beſchluß.
Gib, daß wir es in letzter Weihe geben!

Elfte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Die höhere Sphäre.

Hinauf, hinauf! Hinauf ins Licht,
Hinauf zu dem Heile des Lichtes!
Empor, empor zu ſeligem Spiel,
Zu liebevollem Herabſchaun!
Hinauf! Dort oben ſinkt der Druck
Vom irdiſch belaſteten Herzen.
Des Lichtes Mächte ſiegen in ihm,
Des Lebens Wunden, ſie heilen.
Wenn unten ewig ungeſtillt
Die Sehnſucht lodert und leidet,
Dort oben ſtrömt Erfüllung ihr
Und wandelt das Bangen in Wonne.
Dort oben iſt alles, alles mein!
Mein iſt dort, was ich beſitze,
Denn ich ergreif' es mutherfüllt
Und führ' es in holde Verklärung.
Dort oben iſt alles, alles mein!
Mein iſt dort, was ich entbehre,

Denn alles, was in andern lebt,
Gewinnt mitfühlende Liebe.
Hinauf, hinauf! Hinauf ins Licht,
Hinauf zu dem Heile des Lichtes!

Himmel und Erde.

Mit dir und deinen Engeln,
Wie leb' ich rein im Lichte!
Vor meine Seele treten
Erhabene Geſichte.

Doch hat der Geiſtberufne
Den Himmel ſich erkoren,
Sind ihm die holden Bilder
Der Erde nicht verloren.

Erſcheinen ſie den reinen
Und liebeklaren Blicken,
Wie ſie das Herz erfreuen,
Wie ſie den Sinn erquicken!

Und wecken die verſagten
Ein nie geſtillt Verlangen,
Dann ſind ſie mein in Trauer,
Mein in der Seele Bangen.

In liebevollem Leiden
In wonnevollem Lieben,
Vom Leben dieſer Erde
Nichts iſt mir fremd geblieben.

Ueberwindung.

Nieder ziehen mich zur Erde
Leidenſchaft und finſtre Glut.
Nieder zieht mich die Beſchwerde,
Nieder traurig ſchweres Blut!

Ueber alles aber ſieg' ich
Und zur Freude wird die Pein,
Alles, alles überſtieg' ich
In dem Drange, dein zu ſein.

Erkanntes Glück.

Zu ſein — und endlich ſelbſt zu ſein,
Ein Werk der eignen Kunſt,
In Selbſtgewinnung herrſchend mein,
Welch unerhörte Gunſt!

Was ich geweſen vor dem Sein,
In Werdens Anbeginn?
Die Frage ſchafft mir keine Pein;
Iſt doch gewiß, ich bin!

Ich bin, und alles kann ich ſein
In mächt'gen Daſeins Lauf.
Nichts iſt zu groß, nichts iſt zu klein,
Ich nehm' es in mich auf.

Ich bin, und ewig werd' ich ſein,
Vollendung iſt mein Ziel!
Geheiligt Leben, reich und rein,
Gottgleicher Seele Spiel!

O des Geſchenks, für mich zu ſein
Und himmelwärts im Gang!
Mein ganzes Leben, Herr, ſei dein,
Ein Dank- und Preisgeſang.

An die bewährten Geiſter.

Heil euch, daß ihr beſtanden habt im Kampf
Und Ja geſagt, wo Ruhm verhieß das Nein,
Im höchſten Siege ſelber euch bezwangt
Und gut nun ſeid in Freiheit und in Liebe!

Im großen Reiche der Lebendigen
Sind Glückliche, die nicht mehr ſtreiten müſſen
Mit ihrer eignen Luſt des Widerſpruchs,
Weil ſie mit Einem Schlag ſich ſelbſt gewonnen!
Die Himmliſchen, in denen hold wie Roſen
Der Liebe heilige Gefühle blühn,
Weil ſie die Harmonie gefunden haben,
Wo höchſter Güte höchſte Freude quillt.
Wer auf der Erde Gott erkennt und kündet,
Wer hohe Tugend anſtrebt und verlangt
Und drum von allen Weltgeblendeten
Als Widerſacher ihrer ſeichten Freuden
Gehöhnt, verdächtigt und geläſtert wird:
Er hat, wenn er verlaſſen iſt von allen
Und auch die Freunde zagend ferne ſtehn,
Nicht nur den Ewigen und Höchſten ſelbſt,
Er hat auch euch, die holden Einzelweſen,
Er kann ſich unter ſeinesgleichen miſchen
Und liebend ihrer Liebe ſich erfreun.
Ihr ſeid! Ihr, die zuerſt Vollkommnen, ſeid
Dem Strebenden auf Erden Ideale.
Des Denkers Geiſt erkennt euch und das Anſchaun
Der frohen Sieger hebt und tröſtet ihn.
Ihr ſeid die Mittler zwiſchen Gott und uns.
Durch euch empfangen wir die Lichtgedanken,
Die wir, von uns geformt, an andre geben,
Damit die Welt mit Gott ſich wieder eine.
Und wenn ihr Trotz dem Geiſt ſich widerſetzt
Und uns zum Kampfe fordert, kämpfen wir

Von euch gerüſtet und von euch geſenkt,
Mit euch verbunden, eure Waffenbrüder!
Mit eurem hohen Beiſtand ſiegen wir
Und breiten kühn, in ſtets erneutem Vordrang,
Das Reich des Geiſtes und der Wahrheit aus.

Genoſſen uns und Helfer ſchon auf Erden:
Wenn dieſes grobe Kleid wir abgelegt
Und licht und leicht in eure Sphäre ſchweben,
Wie wird ſich euer Innres uns erſchließen —
Wie wird ſich unſer Herz aufthun vor euch
Und wie beſeligt werden wir Gedanken,
Empfindungen, Erinnerungen tauſchen!

Unerschöpfliche Freude.

Du gabſt mir alles, was mein Geiſt erſtrebt,
Mein Herz erſehnt hat. Ich erkenne dich!
Du biſt in heil'gem Leben mir erſchienen,
Ich leb' im Anſchaun deiner Herrlichkeit.
Die Creaturen, wie ſie rein entſtanden
Und dann in Schuld und Leid gefallen ſind,
Und was du liebevoll ins Werk geſetzt,
Sie rettend aus dem Sturz emporzuführen —
Ich weiß es, und es wallt mein Herz in Dank.

Das Ringen der Natur, der Gang der Menſchheit,
Dem blöden Aug' ſo voller Widerſpruch,
Mir ſind ſie klar und mich beglückt ihr Sinn.
Das Ziel erkenn' ich: vor der Seele ſteht
Das wunderbare Leben der Vollendung!
Das Ziel, wo jedes Weſen, in ſich ſelbſt
Vollkommen, wollend an der Stelle weilt,
Die ſeiner Tugend, ſeiner Kraft gebührt!
Wo jedes Weſen eine Welt für ſich
An Licht und Leben, Heiligkeit und Freude,
Und wo das Ganze — wo der Herrſchende,
Mit ſolcher Weſen ungemeßnen Zahl,
In überſchwänglich herrlicher Geſtalt,
In freigeſchaffner, weihevollſter Ordnung,
In ſtetem Liebestauſche ſelig iſt!

Mit dieſem Bild verliehſt du mir das höchſte,
Das krönendſte Geſchenk! Und weiß ich nicht,
Und kann ich nicht ſchon jetzt erkennend ſagen,
Wie ſich das Werdende vollenden wird:
Ein neues Glück iſt's! Der Vollendung ſicher,
Frohglaubend harr' ich, bis ſie ſich vollzieht,
Bis ich das grunderneute Leben ſchauen
Und mit entzücktem Aug' beſtaunen kann:
Wie deine Weisheit überraſchend eigen,
Unendlich ſchöner alles ausgeführt,
Als ich in meinem Geiſt es denken konnte.

Du gabſt mir alles, was mein Herz begehrt;
Und immer neue Gaben harren meiner —
Der ew'gen Sehnſucht quillt ein ewig Glück!

Das Ideal.

Ich hab' in dir das Urbild alles Lebens,
Die Richtung eines bildungsfrohen Strebens.
Erzeugen will ich, was vollkommen iſt
Und aller Welt zu Nutz und Frommen iſt.
Und dieſen Zweck, ich kann ihn nur erreichen,
Gelingt es dem Geſchaffnen, dir zu gleichen.

Du biſt das Leben, das mit Urgewalt
Aufwogt und ſtrömt unendlichen Gehalt;
Der Quell, der unverſieglich neu entſpringt
Und ewig unerſchöpfte Fülle bringt.
Und über dieſer Wunderfülle thronend
Und liebevoll die wallende durchwohnend,
Biſt du der Geiſt, der ſie begreift und weiht
Und holdem Leben Huldgeſtalt verleiht!
Der Geiſt, der die Natur, die mächtig flutet,
Ans Herz nimmt übermächtig, hochgemuthet,
Und der mit ihr in Liebesübermacht
Das Ideal erzeugt, das er gedacht.

Der alles nimmt von ihr, was ihm gebricht,
Und alles gibt, was ihr gebricht: das Licht —
Das lichte Leben, das die Freude ſpendet
Und mit dem heil'gen Dunkel ſich vollendet.
Welch ſel'ger Blick auf göttlich ſchöne Flur!
Das höchſte Geiſtesleben iſt Natur,
Geſchmückt mit ihrer Friſche wunderbar,
Und die Natur im Lichte freudeklar!
Geiſt und Natur, die Fluten und die Flammen
Sie ſind die Allvollkommenheit beiſammen.
Und wie ſie ſich durchleuchten und durchwogen
In Harmonie — das Wunder iſt vollzogen.

Dein Leben iſt die Schönheit, ſelig Spiel
Von Ewigkeit! Und Schönheit iſt dein Ziel!
Was lebend iſt im Himmel und auf Erden,
Vollendet ſoll und Schönheit ſoll es werden.

Wenn in mir ſelber mächtig Leben wallt,
Daß ich ihm ſchaffe liebliche Geſtalt,
Wenn meines Geiſtes Endzweck die Verklärung,
Wird mir von dir erhabenſte Belehrung.
Ein Blick auf dich, und alles werd' ich geben,
Was dir ureigen iſt in ew'gem Leben.
Mein Werk erlangt allein der Schönheit Siegel,
Wird es von dir ein allgetreuer Spiegel:
Nicht ruhen werd' ich, bis ich ihm verleihe
Zur höchſten Fülle deines Geiſtes Weihe.

Geſegnete Blindheit.

Der Genius ringt, mit dir ſich zu vollenden,
Um froh ſein Ideal der Welt zu ſpenden —
Der Welt, die tief in Sinnlichkeit verſunken
Nicht einen Blick hat für den Himmelsfunken,
Und die von deines Geiſtes heil'gem Frieden
Durch eine ungeheure Kluft geſchieden.
Der Eifrige, von dieſer ohne Kunde,
Vollführt ſein edles Werk mit dir im Bunde;
Er hat die Kluft im Traume nicht erblickt —
Bis ihm ihr Gähnen jede Hoffnung knickt.
Zu ſeinem Heil — zum Heil der finſtern Welt!
Die Bruſt von reinem Schöpferdrang geſchwellt
Hat er ſein Werk nach ewigem Ermeſſen,
In aller Hemmung glücklichem Vergeſſen,
Gelöſt von jetzigen und künft'gen Banden,
Vollendet hingeſtellt. Nun iſt's vorhanden!
Und nun; ſcheint auch unmöglich das Gelingen,
Muß er mit ihm zur Welt hinüberdringen.
Er muß! Nicht kann er ſich der Stumpfen beugen
Und ihrer Schwäche neues Werk erzeugen.
Er könnt' es wollend nicht, er darf es nicht —
Dem Ewigen gehören Geiſt und Pflicht.
Mit neuem, kuhnem Aufſchwung ſeiner Kraft
Geht er ans Zweite denn heroenhaft.
Die Vorſicht gab nicht ihren feigen Rath
Die freie Schöpfung kröne nun die That!

Was er gezeugt in göttlich blindem Muthe,
Das Höchſte war's, das gottgewollte Gute;
Dies und nichts andres kann der Welt gedeihen,
Mit ihm hat er ihr Innerſtes zu weihen!

Und es geſchieht! Er geht der Welt entgegen
Trotz bietend dem Geſchick und ſeinen Schlägen.
Gefahr, Beſchwer, des Unverſtandes Hohn,
Verfolgung — nichts beirrt den Götterſohn.
Fortführend muthig, was er unternommen,
Vertraut er feſter nur, ans Ziel zu kommen.
Da — kommt die Welt entgegen? Iſt's nur Schein?
Täuſcht ihn die Phantaſie des Wunſches? Nein!
Verweilt die Welt auch gerne, wo ſie ſteht,
Unmöglich iſt der Stillſtand, und ſie geht!
Sie geht zum Licht hinan, wie langſam immer; —
Durch die geſchloßnen Lider dringt ein Schimmer,
Sie ſchlägt die Augen auf, emporgewendet,
Und ſteht vom Glanz, der niederſcheint, geblendet!
Wie weit ſie voneinander noch zur Stunde,
Wo zwei ſich ſuchen, endet's mit dem Bunde.
Und iſt die Welt vom Genius eingenommen,
Dann ſieht ſie den geliebten Gaſt vollkommen.
Sie ſpricht ihn ſelig und ſie jauchzt ſein Lob. —
Mit dir, dem Ew'gen, ſiegt der Hochſinn ob.
Nur er, der nach Unglaublichem begehrt,
Der Heros nur iſt des Triumphes werth.

Der Helfer.

Wo das Unmöglichſcheinende geſchieht,
Wo ſtaunend unſer Aug' ein Wunder ſieht,
Iſt Gott dahinter! Widerſtrebendes,
Es wird durch ihn Zuſammenlebendes.
Doch führt er herrlich es in Einigkeit,
Auch Er bedarf dazu Natur und Zeit.

Magie des Glaubens.

Im Glauben hab' ich mein Geſchick voraus,
Auf einem Felſen ſteht mein feſtes Haus.
Im Glauben kann ich frohe Menſchen ſehn,
Die meine Gaben lieben und verſtehn.
Im Glauben iſt die finſtre Nacht geſchwunden,
Worin der Trug die Wahrheit überwunden.
Im Glauben ſcheint die Sonne durch die Welt
Und Fluren ſind und Geiſter ſind erhellt.
Im Glauben, wie die Menſchheit Blüten hegt
Aus Keimen, die mein Wort in ſie gelegt! —
O wundervolles, holdes Seelenlicht,
Wie könnt' ich leben, ſtärkteſt du mich nicht?

Zwölfte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Suchen und Finden.

Dich zu erkennen und dich zu ſchauen,
Fürder zu gehen in tiefem Vertrauen,
Immer zu ſuchen und nimmer zu ruhn,
Immer entzückende Blicke zu thun!
Immer den Stachel der Liebe zu fühlen,
Immer die Wunden der Liebe zu kühlen,
Immer dem Leide, der Freude bloß,
Das iſt des Irdiſchen höchſtes Los!

Dich vor ſehnender Seele zu haben,
Herrlichen Spender der ewigen Gaben!
Macht die Verſagung dem Herzen bang,
Lohnt die Gewährung in Ueberſchwang.
Schienſt du dem Auge völlig genommen,
Plötzlich, ſiehe, biſt du gekommen,
Güte blickend das Angeſicht,
Niederſcheinend im holdeſten Licht.

immt ein Reiz der Erde mich ein,
Bin ich im Glücke der Erde dein.
Alles Lebendige, dir iſt's eigen,
Alles muß den Herrn mir zeigen.

Weil ich dich niemals gänzlich gefunden,
Kann ich dich ſuchen zu allen Stunden,
Kann ich in allen Stunden dich finden
Und den Gefundenen ſelig umwinden!

Schmachten, erlangen, jauchzen und beben! —
Eines wird die Vollendung geben:
Tiefer und ſtiller in dir zu leben.

Das Kind des Hauses.

Liebend ſchwing' ich mich auf, ſchwebe zu dir empor
Und die Geſtalten des Lichts glänzen dem ſtaunenden Aug'.
O der Wonne, die tief wallendes Herz durchſtrömt!
Alles iſt rein und ſchön, alles erblick' ich verſöhnt!
Und ich nehme das Glück freudig als Eigenthum,
Wie der fürſtliche Sohn freudig empfängt und genießt,
Was im hohen Palaſt herrlicher Vater beſitzt.
Denn er hat es für ſich, hat es für ihn beſtimmt,
Und die Freude zu ſehn macht den Beglückenden froh.

Vergehendes und Bleibendes.

Dich anzuſchaun in heiliger Entrückung,
Iſt auch den Deinen ſeltene Beglückung.
Die Freude, wenn zu herrlichem Erkennen
Die ſüßen Feuer tiefer Liebe brennen,
Sie kann die Seele namenlos durchſchauern,
Doch nicht in dieſem Erdeleben dauern.
Sie ſchwindet hin, weil uns die Kraft entſchwindet,
Die deine Gottheit ſiegend ſucht und findet.
Und Heil den edlen Weiſen, Heil den Frommen,
Will ihrer Sehnſucht ſie nur wiederkommen!

Wer aber dich geſchaut im Doppelſchein
Der Wechſelliebe, nennt dich ewig ſein.
Nichts kann das tieferfahrne Glück ihm rauben,
Er lebt dahin in felſenfeſtem Glauben.
Das iſt nach ſeliger Momente Flucht
Des heil'gen Aufſchwungs treue Segensfrucht.

Der Ganze.

Dein Bild, dein ganzes Bild muß uns erſcheinen,
Soll unſer Geiſt erſchaun den einzig Einen.
Steht nicht vor uns die völlige Geſtalt,
Wie faßten wir des Weſens Vollgehalt?

Allein dein Bild, unendlich ragt's empor,
Ohnmächtig ſteht das Menſchenkind davor.
Wie ſollen wir mit unſern blöden Sinnen
Den Blick hinan in deine Höhn gewinnen?
Ein Mittel gibt's: wir können ihn uns geben,
Wenn wir in ſie mit kühnem Flügel ſchweben!
Wenn mit des Glaubens und der Liebe Schwingen,
In ſtetem Schaun wir ſiegend aufwärts dringen.
Empor, empor durch aller Himmel Sphären,
Der Seele Schatz allüberall zu mehren!
Empor, empor zu deinem Angeſicht! —
Allſeiender, wie ſteht dein Bild im Licht!
Wie ſtrahlt dein Geiſt mir und wie ſelig blüht
Vor der entzückten Seele dein Gemüth!
Dein Angeſicht, in dem herausgewendet
Dein Tiefſtes leuchtet, hat die Schau vollendet.
Und ihr, der Sehnſucht, die ſich aufgeſchwungen,
Ihr iſt das Unbegreifliche gelungen.
Im Innerſten, im heiligſten Gefilde,
Hat ſie dein ganzes Bild erlangt — im Bilde!
Im Bilde nur: deß bleibe dir bewußt,
O Menſch, und ſuche, wo du ſuchen mußt!
Du haſt ins Allerheiligſte geſehn
Und nun in dieſem kannſt du weitergehn.

Das Vermögen des Menſchen.

Was wir von dir erfaſſen, iſt ein Reichniß
Der eignen Kraft, ein Abbild nur und Gleichniß.
Wenn du dich gibſt, ſo mußt du dich bequemen
Der Fähigkeit des Geiſtes, dich zu nehmen.
Wie groß der Geiſt, ſo groß iſt ſein Gewinn:
Du biſt ſo göttlich, als ich ſelber bin!
Viel kann der Wille, viel der hohe Muth,
Des Glaubens Aufſchwung und der Liebe Glut.
Das Urbild müſſen ſie dem Urbild laſſen, —
Dich ſelber kannſt du ſelber nur erfaſſen!

Alles überſchreitend.

Was wir von dir erkannt, das biſt nicht du;
Was wir nach dir genannt, das biſt nicht du.
Was wir der Ganzheit deines ew'gen Seins
Mit unſerm Geiſt entwandt, das biſt nicht du.
Was wir von dir, und wär's mit höchſter Kunſt,
In Bild und Wort gebannt, das biſt nicht du.
Was wir im Bilde ſchauen — tiefbewegt,
Wenn Lieb' in uns entbrannt! — das biſt nicht du.
Was wir erblicken, wenn dich ſelbſt zu ſchaun
Die höchſte Kraft ſich ſpannt, das biſt nicht du.
Du ſendeſt ewig Spendungen herab;
Was du herabgeſandt, das biſt nicht du.
Du biſt der Herr! Was uns die Seele nicht
Unfaßbar übermannt, das biſt nicht du.

Dreizehnte Reihe.

Religiöſe Gedichte.

Martyrium des Erkennenden.

Dein Werkzeug ſein, das heißt ein Martyr ſein!
Wer dich erkennt und lehrt, dem wird die Pein,
Sein Wort von ſtumpfer Welt verkannt zu ſehn
Und ſich aus ihrem Kreis verbannt zu ſehn.
Was in Erleuchtung ihm Entzücken ſchuf,
Das fühlt er frei zu ſagen den Beruf;
Er glaubt an Seelen dank- und liebevoll —
Entgegen tritt ihm Aergerniß und Groll.
Denn was der Geiſt der Eitelkeit nicht faßt,
Das wird von ihm gleich einem Feind gehaßt.
Und jene, die ſich nur in Nacht behagen,
Sie müſſen freilich zürnen, will es tagen!
Sie ſehn ihr dumpfes Wohlgefühl bedroht
Und ſchaffen ihm, der leuchtend vorgeht, Noth.

Auch ohne Feinde muß er Leid erfahren,
Wer dich erkennt, den ewig Wunderbaren.
In reine Sphären iſt ſein Geiſt entrückt,
Begnadigt anzuſchauen, was entzückt;
Und, von den Himmelsbildern eingenommen,
Erblickt das All er und ſich ſelbſt vollkommen.

Doch immer bleibt der Sterbliche gebunden
An dieſe Welt und unterthan den Stunden;
Und er, der ſich empfunden groß und frei,
Er ſieht auf einmal ſich in Sklaverei.
Und herber fühlt er nur der Ketten Schwere,
Und bänger fühlt er nur der Stunden Leere.

Schaut ohne Trug er in die Welt hinaus,
Geſchärftem Blick erſcheinen Graus um Graus.
Er ſieht verworfne Thaten und Verbrechen —
Und keine Richter, die das Urtheil ſprechen;
Er ſieht Ehrloſigkeit in Ehren prunken,
Beraubte Redlichkeit in Schmach geſunken;
Die Welt vom Schein geködert und beſtrickt,
Des Echten Segenskraft im Keim erſtickt,
Und während Schuld in Wohlergehen pocht,
Den reinen Sinn von Elend unterjocht.

Er ſieht das ganze Sein in einem Bann,
Aus welchem keine Macht es löſen kann!
Und ihm, der ſchauen will der Tugend Lohn
Und klares Recht und Wahrheit auf dem Thron,
Und reinen Daſeins fröhlichen Genuß,
Weh thut ihm dreifach, was er ſehen muß.

Unmöglich iſt's, der Lüge Sieg ertragen,
Das Leid der andern nicht zu ſeinem ſchlagen!
Wen bitter nicht und zürnen macht das Schlechte,
Der ſtumpft den Sinn und Muth ſich für das Rechte.

Es muß der Arzt dem Gift ſich offen halten,
Will er getreu ſein edles Amt verwalten.
Solang dein Sendling nicht erhöht in's Licht,
Zu ſtreiten und zu leiden, iſt ihm Pflicht.

Berichtigung.

Ich ließ die Welt, die herzlos mich verletzte,
Und ſuchte dich, und hab' in ſel'gen Stunden
Des Anſchauns und des Umgangs Troſt gefunden,
Der alles Leid mir tauſendfach erſetzte.

Was mich in reine Höhn emporgeſchwungen,
Was in der tiefſten Seele mich erquickte,
Was ich von deiner Herrlichkeit erblickte,
Das hab' ich freudig dir und mir geſungen.

Nun biet' ich ihr, der Gegnerin, die Lieder,
Damit ſie liebend ſich an ihnen labe?
Iſt's nicht verkehrt? Was ich gewonnen habe,
Dein göttliches Geſchenk, verſchleudr' ich wieder?

So gröblich kann des Dichters Geiſt nicht fehlen!
Nicht ihr, aus der ich immer wieder flüchte,
Der Welt nicht biet' ich dieſe Himmelsfrüchte,
Ich biete ſie den gleichgeſtimmten Seelen.

Sie ſollen, was ich lebte, wiederleben
Und an erſehnter Kunde ſich erfreuen.
Sie ſollen ſich zu höchſter Kraft erneuen
Und auf mit mir in deine Sphäre ſchweben.

Wenn meine Lieder auch der Welt erklingen,
Sie hat kein Ohr ja, dieſen Ton zu hören!
Auch würden ſie das Luſtgefühl nur ſtören,
Wenn ihr beglückend ihre Genien ſingen!

An die Wahrheit.

O heil'ge Wahrheit, Freudeſpenderin!
Mit dir iſt alles hold und ſchön und reizend
Und leuchtet uns in unverwelktem Glanz —
Das Milde, Schlichte, wie das machtvoll Große,
Das überwältigend Erhabene.
Der Tag iſt göttlich in der Sonne Pracht,
Und lieblich iſt die Nacht, die duftige.
Das Licht iſt herrlich und das Dunkel köſtlich.
Das kleinſte Leben, das in eignen Farben
Dem Aug' erſcheint, erfreut das Herz durch dich
Und unſre Seele ſpiegelt es mit Wonne.
Verlaß mich nicht! Sei mir in Treuen hold
Und weihe jedes Wort und jede That!
Entſprungen ſei mir aus den tiefſten Tiefen,
Gewachſen lebensvoll und aufgeblüht

Und ausgereift zu ſegensvoller Labung,
Was ich dem Volke biete! Lieblich ſei's,
Erfriſchend und begeiſternd! Freude bring' es
Und frohes Licht und Adel in die Seelen!

Alles von oben.

Die wahre Dichtung iſt geſchenkt!
Gegeben — eingegeben
Der Lichtgedanke, der ſich hold
Bekleiden will mit Leben.

Gegeben iſt des Lebens Bau,
Der ſich von ſelber gliedert,
Das Wort, das aus der Seele dringt
Zu frohem Schwung befiedert.

Die höchſten Quellen ſind dem Geiſt
Ins Innerſte geſpendet:
Die Freude, die den Anfang macht,
Die Liebe, die vollendet.

Wieder und wieder.

Wem deine Sonne, nach dem Bangen
Tiefreger Sehnſucht, aufgegangen,
Wer deinen Geiſt, dein Herz erkannt
Und wer ſich ganz dir zugewandt,
Der kann die Freude nicht bezwingen,
Der hört nicht auf, dein Lob zu ſingen.

Wie fromme Beter vor dich treten,
Mit oftgeſprochenen Gebeten
Genügend ihrer Seele Drang,
So meinen ſtill' ich mit Geſang.
Wenn auch die Lieder ähnlich ſprießen,
Das volle Herz muß überfließen.

Hingabe.

Bediene meiner dich —
Und deine Wahrheit ſende
Den Lebenden durch mich
In ungehemmter Spende!

Laß immer neuen Sinn
In meiner Seele tagen,
Daß ich gezwungen bin,
Ihn immer neu zu ſagen.

Ich werde wollend nicht
Der edeln Mühſal weichen;
Ich bringe Licht um Licht,
So lang die Kräfte reichen.

O ſeliges Geſchick,
Wenn ſie mir endlich ſchwinden,
Den letzten Augenblick
In deinem Dienſt zu finden!

Im Geiste!

Gott könnt ihr nicht mit euren Augen ſchaun,
Ihr müßt ſein Leben geiſtig auferbaun;
Ihr müßt mit Suchen liebevoll beginnen
Und ſeine Züge Schritt für Schritt gewinnen.
Ihr müßt in Selbſterkennung euch betrachten,
Die nach des Ew'gen Bild Hervorgebrachten,
Um ihn von euch aus inniger zu faſſen
Und immer klarer ihn erſtehn zu laſſen.
Von eurem Geiſt müßt ihr auf ſeinen ſchließen,
Aus welchem alle Lebensblüten ſprießen,
Und dieſe, die dem Forſchenden erſcheinen,
An ſeinem Herrſcher-Ich zum Ganzen einen;
Sie, welche leuchtend vor der Seele ſtehen,
Müßt ihr in Harmonie verbunden ſehen.

Dann hat er euch ſein Angeſicht vergönnt
Und alles habt ihr, was ihr haben könnt:
Ihr habt ſein Bild! Laßt euch davon erquicken,
Bis ihr, verklärt, ihn ſelber mögt erblicken.

Das Beiſpiel.

Um ihn zu lieben, mußt du nicht durchſchauen
Den Ewigen, nur ſchauen und vertrauen.
Die Blicke Gottes müſſen gütig nur
Auf dich herabgehn aus der Himmelsflur.
Wenn ſeine Herrlichkeit und Huld dir leuchten,
Wird Herzensfreude dir das Auge feuchten.

Durchſchaut das Thier (Verkennung bleibe fern!)
Durchſchaut das treue Hündchen ſeinen Herrn?
Doch wenn ins Ohr der traute Ruf ihm ſcholl,
Herangeſprungen kommt es freudevoll.
Wie die gewognen Mienen es beglücken!
Den Herrn beglückt ein rührendes Entzücken.

Die Freunde.

Wer einen Zug zu Gott hat, wer ihn liebt,
Der liebt auch ſie, die liebend von ihm reden;
Und wo nur einer ihm die Ehre gibt,
Da gibt er froh ſich hin und achtet jeden.
Er folgt dem Sänger, der von ſeinem Drang
Sich muthig leiten läßt, in alle Wege.
Er freut ſich an dem hohen, freien Gang,
An jedem Fund, an jeden Fundes Pflege.
Und hat nicht jede Gabe gleich beglückt,
Wie viel iſt ihm von allen doch geblieben!
Wie viel hat ſich dem Herzen eingedrückt! —
Für Solche hab' ich dieſes Buch geſchrieben.

Vierzehnte Reihe.

Philoſophiſcher Kampf.

Den Pantheiſten.

Erkennt ihr nicht, daß euer Ewiges,
Aus dem ihr alle Dinge werden laßt,
Die göttliche Natur iſt, jener Quell
Des Daſeins, der nothwendig, ewig ſtrömt,
Des ganzen Gottes Leben und Beſitz?
Dies Leben, freilich, iſt nicht nicht zu denken;
Doch auch allein zu denken iſt es nicht.
Aus dieſem Leben quillt Gehalt und Fülle
Der Creatur, doch nimmer kann aus ihm
Geſtalt hervorgehn, Seelenkraft, Bewußtſein.
Die Welt von Weſen, die geſtaltet ſind
Und deren jedes eine Seele hat —
Die Schöpfung, die ſich unſern Blicken zeigt,
Nicht weiſt ſie nur auf jenen Einen Urgrund,
Sie fordert zu der ewigen Natur
Den ew'gen Geiſt, der ſich und ſie geſtaltet
Und der mit ihr, der Dienenden, allein
Die Fülle der Gebilde ſchaffen kann,
Die wunderreich vor unſrer Phantaſie,
Die wunderreich vor unſerm Auge ſteht.

Die göttliche Natur (die ihr erkennt,
Wenn auch die Dienerin euch alles iſt!)
Sie fordert für ſich ſelbſt den Geiſt, der ſie
Beherrſcht und herrſchend formt und Maß ihr gibt —
Der ſie beſeelt und ſie verklärt in Schönheit
Und ſie die hehre Mutter werden läßt
Der Weſenſcharen, die das All erfüllen.
Sie wäre nicht, wofern der Herr nicht wäre!
Doch wäre ſie, dann könnte ſie nicht glücklich,
Nicht liebeglücklich, nicht beglückend ſein.

Das ew'ge Weſen, das wir alle lehren,
Weil nichts, was iſt, entſtehen kann aus nichts,
Es iſt das Ganze, das Vollkommene!
Für das Vollkommne nur, das alles hat,
Was ſein Begehr iſt, gibt es keine Zeit;
Es weilt und währt erhaben über ſie,
Und weilen ohne Zeit heißt ewig ſein.
Wie könnte jener blinde Lebensquell,
Den ihr bekennt, vollkommen, ewig ſein?
Er, der ſich ſelber nicht erkennt und faßt,
Der ſich nicht ſelbſt in ſeine Macht bekommen
Und ſich nicht ſelbſtbewußt regieren kann!
Der ſich nicht hat, wie könnt' er Alles haben?

Das ew'ge Weſen, das lebendig iſt,
Es handelt, geht — und geht nach allen Seiten.
Es geht mit ſeiner höchſten Kraft empor
Ins Centrum ſeines Lebens und es iſt

Der Geiſt, der ſelbſtbewußte Herr des Seins.
Es breitet ſich nach allen Seiten aus
Und iſt ſein eigner Umkreis — iſt des Geiſtes,
Des Herrſchenden, vollkommnes Dienende.
Das nennen wir den ganzen Gott, den Einen,
Der Mittelpunkt zugleich und Umkreis iſt.
Ihr ſeht von dieſem Ganzen nur den Umkreis;
Die Geiſter, die ſich euch entgegenſtellen,
Erblicken nur den Mittelpunkt in ihm:
Wir aber ſehn den einen in dem andern,
Wir ſehen ihn, den wahren, ganzen Gott,
Der Einer iſt als Herr und herrſchend Alles.

Den Namen, den ihr euch gegeben, tragt ihr
Mit Unrecht! Was ihr lehrt, es iſt in Wahrheit
Nicht Allheitslehre, nicht Allgottheitslehre!
Ihr lehrt ein Alles, das nicht alles iſt,
Weil ihm das Allerbeſte fehlt: der Geiſt,
Der allregierend weilt im Mittelpunkt!
Ihr lehrt nicht ihn, den Gott, der alles iſt,
Ihr nennt ein All, das Theil nur iſt, das All
Und habt die Dreiſtigkeit, es Gott zu nennen!
Wollt ihr die Lehrer der Allgottheit ſein,
Dann ſetzt vor allen Dingen ihn, den Gott,
Den urvollkommnen, ſelbſtbewußten Geiſt,
Und dann an ihm, lebendig ihm verbunden,
Alles, was dienend und geworden iſt.
Lenkt euren Blick hinaus aufs letzte Ziel

Und ſeht Gewordnes als Vollendetes
Und heilig Ihm auf's Innigſte Vereintes —
Dann habt ihr ihn, der Herrſcher iſt und Reich,
Den Einen Gott, der Alles iſt in Allem.

Ewiges und Gewordenes.

Nichts wird aus nichts! — Drum iſt ein Ewiges,
Woraus allein Gewordnes werden konnte.
Das Ew'ge, das aus ſich, für ſich beſteht,
Muß aber unbedingt, vollkommen ſein
Und alles ſein und alles haben können,
Was es zu haben und zu ſein begehrt.
Es ſelber kann nicht werden, nicht vergehn,
Doch kann es werden und vergehen laſſen
In ſeinem Leben alles, was es will,
Um das Vergangne wiederaufzurufen
Zu neuer, friſch emporgewachſ'ner Blüte.
Dies iſt des Ew'gen Sein, das wahre Sein,
Das Sein des Herrſchenden, der immer iſt
Und ſich in ſeinem Dienenden nur wandelt
Nach ſeinem Willen! Dem die Herrlichkeit
Der Dauer eignet und die Luſt des Wechſels —
Des Wechſels, der den Dauernden ergetzt!

Aus dieſem Ew'gen — aus dem wahren Gott! —
Iſt alles, was geworden iſt, geworden.

Muß aber das, was aus dem Ew'gen kommt,
Nicht ſelber ewig ſein, und muß es nicht
Dem Ew'gen gleichen? Und was gegenwärtig
Das Auge ſieht, das rechte Widerſpiel
Des Ew'gen iſt's! Fürwahr, das Irdiſche,
Das wir entſtehen und vergehen ſehn,
Auf eine große Störung weiſt es hin!
Das Irdiſche muß falſch geworden ſein,
Denn nur das falſch Gewordne kann vergehn.
Doch eben darum, weil es falſch geworden,
Muß es nun wieder auch vergehn, damit es
Im höhern Kreiſe wahrhaft werden mag.

Erkennt die Scheinbarkeit des Irdiſchen,
Und ſeht im Mittel, das zum Heile dient,
Den Endzweck nicht, der das Verderben wäre!
Das Leben auf der Erde, das entſteht
Um wieder zu vergehn, ihr haltet es
In eures Geiſtes Ohnmacht für das einzig
Denkbare! Darum habt und ſeht ihr nur
Ein Werden und Vergehn in ſtetem Wechſel,
Ein Aufwärtsringen und ein Niederſinken,
Ein wüſtes Wallen ohne Sinn und Ziel —
Durchaus vernunftlos! Doch die neuſte Lehre
Hat dieſem Daſein auch ein Ziel gefunden:
Sie hat erkannt und predigt, daß am Ende,
Wenn alle Lebensflammen ausgeglüht,
Die Welt in Starrheit endet, und der Tod,
Der Tod im All, das letzte Wort behält! —

Ein Ziel, das jene wüſte Wallen leider
An Abgeſchmacktheit tief in Schatten ſtellt!

Ihr wagt es nicht zu ſagen, daß das Leben
Der Zeitlichkeit aus nichts entſtehen konnte,
Ihr müßt mit uns das Ewige bekennen!
Doch ihr begreift es nicht! Darum, zuletzt,
Von allem Leben bleibt euch eine Maſſe,
Die weder werden noch vergehen kann
Und in der ödeſten der Einſamkeiten
Endlos beſteht — von niemand mehr gefaßt,
Sich ſelbſt nicht faſſend! Wahrlich ein Gedanke,
Den eines kranken Hirnes tollſter Spruch
An Sinnberaubtheit nicht beſiegen kann!
Das Ew'ge, kann es Kraft und Macht verlieren?,
Muß ihm nicht bleiben, was es iſt und hat?
Kann ihm Unmögliches begegnen, kann
Ein Etwas nichts ihm werden und verſchwinden?
Nein, Leben quillt aus Leben ihm, und auch
Das falſch Gewordne, drum Vergangene,
Der Ew'ge hebt es mit allmächt'gen Armen
Zu vollen Lebens Mitgenuß empor.

Vollkommenes und Unvollkommenes.

An einen Freund.

Du ſtaunſt dem Worte: „Das Vollkommne nur,
Das ewig Ganze nur, hat wahres Sein!“
Und doch erſcheint mir keines faßlicher.
Kannſt du vom Unvollkommenen wol ſagen:
Es iſt? Es wird, es geht und geht vorüber!
Sein Leben — Werden, eine Miſchung iſt's
Von Sein und Nichtſein. Freilich, irgend iſt's;
Doch iſt's nicht wahrhaft, nicht in jedem Sinn.
Getrieben mehr als treibend eilt es ruhlos,
Weil ohne Selbſtbeſitz, durch ſeine Zeit.
Es ſucht Befriedigung in Vollgehalt
Und Vollgewalt: es ſucht das wahre Sein!
Es ſucht und ſucht; es ſucht das wahre Sein
Auf jeder Staffel ſeines Weitergangs,
Es ſucht in Sehnſucht und in Bangigkeit,
Und endlich, am erreichten Ziele, findet's:
Das wahre Sein erhebt's zu ſich empor!

Das Unvollkommne kann nicht ewig ſein,
Denn ewig iſt nur das Vollkommene:
Vollkommen ſein und ewig ſein iſt Eins!
Das Unvollkommne konnte nur entſtehen
Aus dem Vollkommenen! Doch das Vollkommne
Kann Unvollkommnes nur entſtehen laſſen,

Um es zu führen in Vollkommenheit.
Das iſt das große Spiel des Seins und Werdens,
Das Spiel des Ewigen und Zeitlichen!
Anfangen kann das Anfangloſe nur!
Das Ew'ge nur, das ewig Fertige,
Kann etwas werden laſſen! Das Gewordne
Kann aber nicht ſogleich vollkommen ſein:
Es kann nur wachſen und vollkommen werden!
Das Ewige ſteht über aller Zeit;
Gewordnes braucht die Zeit (die Form des Werdens!)
Um durch den Gang ans eigne Ziel zu gehn:
Um durch die Zeit ins Ew'ge zu gelangen!
Dies aber wird es — zum Verewigen
Hat es der Urvollkommne werden laſſen!

Zwei große Formen gibt's des wahren Seins:
Das ewig wahre Sein — und das gewordne,
Das wahre Sein der Schöpfung, wenn ſie Gott
Zur Harmonie hinangeleitet hat!
Gewordnes freilich iſt vollkommen nur
Am Urvollkommenen und unter ihm;
Und ewig wird der Unterſchied beſtehn,
Der Geber und Empfänger trennt. Ein Wunder,
Gleich der Vollkommenheit des Ewigen,
Iſt aber die Vollendung auch der Schöpfung.
Ein Wunder iſt's, wenn das Gewordene
Hat, was es will und was es froh begehrt,
In ſeinem Reich allmächtig gleich wie Gott,
Und rings umſtrömt von unerſchöpfter Fülle! —

Erkenne, theurer Freund, die große Wahrheit:
In Wahrheit iſt nur das Vollkommene!
Das Unvollkommne geht aus ihm hervor,
Um zur Vollkommenheit emporzugehn.
Nur eine Zeit iſt Unvollkommenes.
Iſt die vorüber, iſt es nur geweſen —
Und nur Vollkommnes iſt allüberall.

Abgewieſen.

„Du trennſt“ — ſo ruft mir eine Stimme zu —
„Aufs neue Gott und Welt! Und eine Kluft
Aufreißend ſpalteſt du das Eine Leben
In eine Zweiheit, die den Krieg verewigt!“
Ich lehre zwiſchen Gott und ſeiner Schöpfung
Die freie, wahre, ganze Harmonie,
Die ſeines Geiſtes höchſter Endzweck iſt.
Doch ſagen muß ich leider, daß ſie nicht
Beſtand hat, weil die Welt ſich ihr verſagt!
Nicht ich, der Denker, der ihn nur verkündet, —
Die Welt iſt jenes Bruchs Urheberin,
Der ſie von Gott geſchieden hat und ſcheidet!
Sie weigert ſich den Pflichten der Vereinung,
Sie will den Krieg — ſo bleibt er denn beſtehn!

Mich zwingt die Wahrheit, der Verblendeten
Die Thaten vorzuführen, die ſie thut,
Und ihres Widerſinns Verkörperung.
Und jetzt gerade, was erblickt mein Auge?
Die Welt, ſie leugnet Gott! Sie faßt ihn nicht,
Sie kehrt ſich ab von ihm und geht den Weg,
Der ſie nur immer mehr nach außen führt.
Sie ſieht in blinder Liebe nur ſich ſelbſt,
Und der in ſich Verlornen will es ſcheinen,
Als wäre ſie das All und Ewige!
Sie lebt, ſie ſtrebt, ſie hängt an ihrer Luſt,
Sie richtet ſich nach ihren Wünſchen ein —
Wozu noch Gott? Sie ſteht in eigner Kraft,
Und fühlt es und beweiſt ſich's Tag für Tag.

„Ihm hat die Phantaſie nur angedichtet,
Was die Natur vollzogen und die Menſchheit!
Ihr Innres hat die Menſchheit Gott genannt,
Dem eignen Bilde hat ſie ſich geneigt
Und vor ſich ſelber hat ſie ſich gefürchtet:
Zeit iſt es, wahrlich, jenen ſchlimmen Wahn
Zu tilgen und ſich ſelbſt ihr Recht zu geben!
Durch klare Selbſterkenntniß wird ſie frei;
Und unumſchränkt, nach ihren Herzenswünſchen,
Kann ſie ſich glücklich machen und erhalten!“

So reden ſie, die Weiſen dieſer Zeit,
Und millionen Seelen horchen — glauben!

Dem Weltall wird der Eine Herr genommen,
Der es allein zuſammenhalten kann:
Der ewig Eine Geiſt — die Macht der Einheit,
Der Gliederung und Schönheit erſter Grund.
Er wird vom Thron geſtoßen, ohne den
Natur und Welt, die ungebändigten
Und einheitsloſen, hin ins Wüſte ſänken;
Und Urquell aller Dinge ſoll ein ew'ger,
Blindfließender Lebensquell ſein, welcher ſelbſt,
Vom Geiſte nicht bewältigt, formlos bliebe!
Der Schöpfung Ehre ſollen Mächte haben,
Die weder zeugen noch erziehen können,
Nur Er nicht, Er, der ewig alles iſt,
Und der allein die Bildungen des Lebens,
Die wollenden und ſelbſtbewußten Weſen,
Beſchließen und aus ſich erſchaffen konnte — —
So heftig iſt die Feindſchaft wider ihn!

Ich trenne Gott und Welt und bringe Krieg?
Erkennt euch ſelber! Schämt euch! Beſſert euch!
Und beſſert die Gedanken eurer Seele!

Wie Gott erſcheint.

„Warum beſucht uns Gott nicht, warum ſpricht er
Nicht ſelbſt mit uns und unterrichtet uns?“

Wenn ſo der Knabe fragt, dann iſt's naiv
(Ob auch zugleich ein wenig naſeweis!) —
Der Vater kann ihm freundlich Antwort geben.
Doch wenn der Vater ſeines Buben Wort
Vortrefflich findet, ſelber überzeugt,
Weil Gott dem Kinde nicht erſcheine, wäre
Sein Nichtſein dargethan — was ſoll man ſagen? —
Laßt uns ihm ſagen, was er hören muß!

Gott ſelbſt, in ſeines Weſens Weſenheit,
Iſt Geiſt! Er iſt der allvollkommne Geiſt,
Das Ich des allgemeinen Organismus,
Der Eine Herrſcher alles Seienden.
Daß er dem Kinde ſinnlich nun erſcheine,
Wie deſſen körperlicher Vater, das
Iſt ein Verlangen, deſſen Widerſinn
Auch Kindern in die Augen ſpringen ſollte!

Das Gleiche wird vom Gleichen nur erkannt!
Der Geiſt nur faßt den Geiſt, und denkend nur
Ergreifen wir den Einen Herrn der Schöpfung.
Nur wer ihn denkend ſucht, der findet ihn,
Wie nunmehr ihn die Geiſter finden wollen —
Nur wer ſich ſelbſt als Geiſt begriffen hat
Und von ſich ſelber Schlüſſe zieht auf Ihn,
Dem kann die heil'ge Geiſterſonne ſcheinen.
Das iſt ſo klar, daß es ſogar die Väter
Der gegenwärtigen Jungens wiſſen ſollten!

Gott will geſucht ſein und ſein Anſchaun will
Verdient ſein von den Seelen! Unverdienten
Sein Innres offenbaren darf er nicht.
Erwacht vom Schlafe denn und lernt ihn ſuchen.
Erhöhet euch im Geiſt zu ſeiner Hoheit
Und macht euch würdig ſeines Angeſichts,
Dann wird euch dieſes vor der Seele ſtehn
Und die beglückten Finder können dann
Auch ihre Sproſſen ihn erkennen lehren.

Den Ewigen zu ſchauen iſt das höchſte
Von allen Zielen; darum können wir
Am Ende nur der Zeiten es erreichen.
Doch auf dem Weg entzücken Blicke ſchon
Und auf dem Weg ſchon fließen Wonnen uns.
Je mehr du ſiehſt vom Allvollkommenen,
Je reiner, edler biſt du ſelbſt geworden,
Und daraus blühen Freuden, welche dir
Den weitern Aufgang wunderbar verſüßen.

Iſt Er, das Eine Herrſcher-Ich des Alls,
Im Mittelpunkt, ſo wirkt er doch nach außen
Durch Diener, Ihm und unter ſich verbunden.
Von wem erhält der Genius das Licht —
Die Wundergabe, Bildungen der Schönheit
Euch vor das Aug' zu ſtellen, welche göttlich
Zu nennen ihr ſogar getrieben ſeid?
Von Ihm und ſeinen himmliſchen Geſandten!
So kündet er den Menſchen ſeinen Willen

Auch mündlich, ſchriftlich — durch Erleuchtete!
So tritt er vor das Volk und durch der Wahrheit
Gewalt'ges Wort erſchüttert er die Seelen.
So kommt er auch in eure Kinderſtuben,
Wenn freilich nicht durch euch, ihr ungeſchulten
Bewundrer eurer ungeſchulten Buben.

Die Geiſterwelt.

Ihr könnt die höhern Weſen euch nicht denken,
Drum ſind ſie nicht, und wir, wir träumen ſie?
O nein, ihr denkt ſie falſch, und dieſe falſchen,
Die freilich nirgendwo zu ſein vermöchten,
Die habt erkannt ihr als unmögliche!
„Sinnbilder, wie ſie Phantaſie gemalt,
Holdſelige, beflügelte Geſtalten,
Sie haben, traun, im Raume keinen Platz:
Sie ſind Gebilde nur des Menſchengeiſtes!“
Vollkommen wahr, von keinem anzufechten!
Doch dieſer Schluß iſt eben keine Kunſt,
Weil bloße Wiederholung, und aus ihm
Zieht ihr den übeln und verwerflichen!
„Die höhern Weſen, die man uns gelehrt,
Sie können nirgends ſein; darum der Glaube
An Weſen über uns iſt Aberglaube.
Der aber iſt dem menſchlichen Geſchlecht
Verderblich, und wir müſſen ihn bekämpfen,

Wir müſſen ihn vertilgen pflichtgemäß.
Wer immer ſpricht von einer Geiſterwelt,
Iſt ein Phantaſt, ein Träumer — oder Lügner;
Den Feind der Wahrheit ächten wir in ihm.“

So führt des Geiſtes Ohnmacht und der Mangel
An Umſicht und an Uebung euch zum Unrecht,
Zum leeren, eiteln, bodenloſen Groll!

Ihr kennt die Eine Form des Lebens nur:
Was ſein ſoll, meint ihr, muß im Raume ſein
Und meßbar, mit den Sinnen wahrzunehmen!
So habt ihr niemals noch euch ſelbſt betrachtet
Und nie begriffen, was ihr ſelber ſeid!
Iſt euer Geiſt im Raume? Könnt ihr ihn
Mit euren Sinnen faſſen? Und doch iſt er!
Er iſt in höherm Sinn und mächtiger
Als eure Glieder, drum beherrſcht er ſie.
Er iſt der Herr, weil er, in ſich gewendet,
Mit Stärke ſich in Eins zuſammenfaßt!

Dein Geiſt, das biſt du ſelbſt! In ihm allein
Empfindeſt du dich ſeiend, alles andre
Biſt du mit ihm nur und in ſeiner Kraft.
Und dieſer Geiſt (erprob' es doch an dir,
Führ' ihn in Thätigkeit und ſchaue ſie!)
Lebt überm Raum in unbeſchränkter Freiheit
Und geht nach ſeiner Kraft, wohin er will.
Er ſchwebt empor und hebt ſich über ſich

Und hebt erkennend ſich zu Gott hinan.
Er lebt in eignem Wollen, eignem Denken
Und idealem Schaun das reichſte Leben.
Er läßt zu ſeinem Leibe ſich herab
Und faßt mit ſeinen eigenſten Organen
Das Leben, das ihm untergeben iſt,
Durchwaltet es und eint es mit dem ſeinen.
Erkenn', o Menſch, dich ſelbſt, erforſche dich,
Empfinde, was du ſelber haſt an dir
Und was du biſt in deiner Weſenheit!
Du ſelber biſt, was du verneinen möchteſt:
Du biſt mit deinem Geiſte nicht im Raum,
Du biſt mit deinem Weſen über ihm —
Die Widerlegung deines Widerſpruchs!

Daß du dich ſiehſt in deiner Geiſtigkeit,
Das iſt der Anfang jeder wahren Einſicht,
Und nur von dir aus wird das All dir klar.
Das All iſt nicht im Raum, das All im Raum
Iſt nur ein Theil des ganzen, wahren Alls —
Der beſſre Theil des Alls iſt Sein in ſich,
Der beſſre Theil — erkennt es wohl! — iſt Geiſt.
Ihr, die ihr ſelber Geiſt ſeid und euch alle
Raumfrei bewegen könnt nach allen Seiten,
Erkennt das Reich des Geiſtes und der Freiheit,
Erkennt die Kraft, die herrſchend ruht in ſich
Und, was ſie will und ſoll, erreichen kann
In dieſem Reich, ſich ewig zu bereichern.
Habt ihr die Möglichkeit des höhern Seins,

Des überräumlichen, in euch erkannt,
Dann, von euch ſelber, ſchreitet weiter auf.

Ihr ſeid nach eurem wahren Weſen Geiſter,
In Selbſterkennung ſelbſtbewußt und frei.
Doch wäret ihr die höchſten Geiſter? Könnt ihr
Euch keine höhern denken? Müßt ihr nicht?
Ihr ſeid als Geiſter nächſtverwandt den Weſen,
Die nicht mehr Geiſter, die nur Seelen ſind
Und ohne Selbſtbewußtſein träumend leben —
Ihr ſeid — ihr ſeht's! — die niederſten der Geiſter,
Und ſolltet ihr zugleich die höchſten ſein?
Ihr wärt als Geiſter möglich — ſollten andre,
Die mächtiger als ihr und größer wären,
Nicht möglich ſein? Wo läg' ein Hinderniß?
Im Reich der Freiheit mangelte der Platz?
Und könnten in ſich ſelber Seiende
Die Größern hemmen, in ſich ſelbſt zu ſein?
Wenn ſie ſein müſſen, jene höhern Weſen,
Ihr Sein iſt möglich! Und ſie müſſen ſein.
Sie ſind gefordert durch das oberſte
Geſetz des Lebens: daß die Lebenden
Zuſammenhängen und der Weſen jedes
Dem nächſtverwandten nur ſich einen kann!

Wenn keine Geiſter wären außer uns,
Wer ſtände hinter uns? Der Allvollkommne,
Der unvergleichlich höchſte Herr des Alls!
Vom Tiefſten, Niederſten, zum Allerhöchſten,

Für unſer Denken welch ein Sprung — und welche
Verletzung aller Normen der Geſtaltung!
Wie hätte Gott die Lücke laſſen können,
Die für den Schöpfer auszufüllen war
In liebender Verwirklichung der ſchönſten
Und höchſten Möglichkeiten? Warum ſollte
Der Menſch nur ſein und nicht die beſſern Weſen?
Sie müſſen ſein! Des Alls Zuſammenhang
Heiſcht unausweichlich ihre Wirklichkeit.

Wenn Gott aus ſeiner ewigen Natur
Zum eignen Daſein Weſen ließ erſtehn,
So konnten als die erſten ſich allein
Die mächtigſten erheben, und nur dieſe,
Die ſeinem ew'gen Weſen nächſtverwandt,
Sie konnten ihm lebendig ſich verbinden!
Durch ſie nur konnten andre Geiſter werden,
Die wieder ſich mit jenen einigen —
Und endlich wir, wir unterſten und letzten!
Nein, keine Lücke läßt der Herr des Lebens
In ſeiner Schöpfung, ſeinem Reich beſtehn,
Das jeder Menſchenſchöpfung Muſterbild
In ewig unerreichter Schönheit iſt.

Das All, es iſt kein wüſter Stoff, der zwecklos
Geſtalt erlangt — es iſt ein Organismus
Von Lebenden, die lebend ſind verbunden
Nach ihrer Kraft — es iſt ein Organismus,
Worin der Geiſt dem Stoff die Wage hält

In Geiſtern, die den Weſen der Natur
An Macht gewachſen ſind. Im Gleichgewicht
Beſteht das Ganze, liebevoll regiert
Von Ihm, der unter ſeinem Regiment
In Einheit alle Weſen haben will.

Legt euren Irrthum ab, erkennt die Geiſter,
Die nicht nur möglich, die nothwendig ſind —
Die wunderbaren, hohen, herrlichen
Und ew'gen Mittler zwiſchen Gott und euch!
Verehrt, erforſcht ihr Weſen und verbindet
Mit ihnen euch in Einſicht und in Liebe.
Nur wenn ihr ſie begreift, begreift ihr Gott,
Begreift ihr ſeine Schöpfung und euch ſelbſt
An eurem Platz im ganzen, wahren All.

Die Folgen.

An ihren Früchten ſolltet ihr erkennen
Die Weisheit, die euch ward! Den Geiſt verneinend
(Obwol ihr dies nur mit dem Geiſt vermögt!)
Fremd bleiben euch die ſchönſten Tugenden
Der Herrſcherkraft, durch die wir göttlich ſind.
Ihr laßt den edeln Garten ungepflegt
Des innern Lebens, wo die Blumen blühn,
Die Herz und Sinn am innigſten erfreun.

Nie habt ihr jenes ſonnige Gefühl,
Das auf der tiefgegründeten Gewißheit
Der ew'gen Herkunft ruht und ihrer Ehre.
Weil nicht in euch die reine Freude ſtrömt,
So müßt ihr draußen die gemeine ſuchen.
Denn was dem hohen Geiſte ſich verklärt,
Vergröbert und verfinſtert ſich dem niedern.
Die Welt, die dem Erleuchteten und Freien
Ein Fruchtfeld iſt, das ſeine Schätze mehrt,
Dehnt ſich vor euch ein trügeriſches Moor,
Deß grüne Decke lockt, um einzubrechen.
Ihr ſinkt in tiefen Schlamm — und mit Gewalt
Müßt ihr gerettet werden! — Das Bewußtſein,
Erreichte Wohlfahrt ſelbſt geſucht zu haben,
Erhebt euch nicht; — ihr ſeid aus bloßen Gnaden;
Verdienſtlos iſt und ruhmlos euer Glück.

Der letzte Bund.

Noch einmal bietet Gott den Bund euch an,
Und huldvoll iſt und herrlich die Verheißung.
Er gibt ſich euch in ſeiner heil'gen Ganzheit,
Der ew'ge Geiſt in himmliſcher Natur.
Nicht fordert er den Geiſt nur für den Geiſt
Und heißt Natur euch fürchten, meiden, fliehn:
Ihr ſollt ſie haben und ihr ſollt ſie lieben,

Nach der in Sehnſucht euer Herz verlangt.
Den Geiſt nur ſollt ihr als den Herrn erblicken,
Der ſie regiere, führe, heilige!
Den ew'gen Geiſt, der hehr ſich ſelbſt regiert,
Ihn ſollt ihr als den Einen Herrn erkennen
Der All-Natur; ihr ſollt erkennend ſchaun,
Wie göttlich ſchön er ſie, die reine, hegt,
Wie liebevoll er ſie zu ſich erhebt,
Damit ſie theile ſeine Herrlichkeit;
Wie groß er ſie, die ſelbſtvollendete,
Die liebende, zur Gleichheit führt mit ſich.
Dann ſollt ihr, von dem wunderbaren Vorbild
Ergriffen, mit Begeiſterung und Freude
Dem Ziel nachtrachten höchſter Gleichgeſtalt.

Das iſt die Forderung des neuen Bundes!
Erkennen ſollt ihr Ihn, der Alles iſt,
Und glauben ſollt ihr, daß er jedes Weſen
Zum ewigen Genoſſen haben will
Vollkommnen Lebens, das er hat und ſpendet.
Und ſelber wollen ſollt ihr dieſes Leben
Gottgleicher Harmonie, und wollend ſollt ihr
Und wiſſend euer Erdenleben führen,
Um vorzubilden euch zum ewigen.

Der ganze Gott, der Gott im Allheitsleben,
Gibt ſich dem Menſchengeiſt im neuen Bund!
Nicht iſt Natur vom Geiſt aus nichts gemacht,
Um endlich wieder hin ins Nichts zu ſchwinden:

Als ew'ge Mutter ſollt ihr ſie verehren
Und ewig ihrer Gottheit euch erfreun.
Zu Ihm gehört ſie, der zu ihr gehört
Und nur mit ihr in Einheit Alles iſt.

Wenn ihr auch dieſer Ladung euch verſagt,
Wenn euch die Wahrheit nicht gewinnt, die hell
Und göttlich tröſtend in die Seelen glänzt,
Wenn ihr, in Erdenſinnlichkeit verſunken,
In roher Sehnſucht, in gemeiner Luſt
Den Täuſchungsweg geht, der nach unten führt:
Ein neuer Ruf wird euch nicht mehr ertönen
Und finden werdet ihr, was ihr geſucht.

Es iſt die ſchlimmſte der Verſchmähungen,
Wenn blinder Widerſpruch das Heil verwirft,
Das nicht mit dumpfen Sinnen nur zu glauben,
Nein, das zu ſchauen iſt in goldnen Lettern,
Die leuchtend hingezeichnet Wiſſenſchaft —
Die höchſte Gabe, welche Gott der Herr
Zur Freiheit menſchlichem Geſchlecht verliehn.

Den Pfaffen.

Ihr habt im Glauben Wahrheit überkommen,
Ein reiches Theil, und doch ein Bruchſtück nur

Der ganzen Wahrheit, die wir forſchend ſuchen
Und mit der Hülfe des Allmächtigen,
Der ſeine Kinder immer neu beſchenkt,
Stets mehr und mehr zu finden hoffen können.
Ihr ſeid nicht ſchöpferiſch begabt und nicht
Zu muthig neuem Suchen angeſpornt,
Drum bleibt ihr ſtehn und ſcheltet unſern Gang;
Drum preiſt ihr euer Bruchſtück als das Ganze,
Das keinen Zuſatz mehr gewinnen darf.
Habt ihr bedacht, daß ihr mit dieſem Spruch
Der Ueberliefrung Schatz für todt erklärt?
Dem Stehenbleibenden entweicht die Seele,
Das Lebensvolle wächſt und wandelt ſich.
Was die von Gott erhellten Geiſter ſchufen,
Erhält ſich nur in gotterhellten Geiſtern,
Die mächtig es ergreifen und erneun
Und immer klarer, ſchöner ausgeſtalten.
Wahrheit iſt zu bewahren nur in Wahrheit!
Was aber iſt die Wahrheit? Das Gebilde
Des Geiſtes, das den Kreis der Dinge ſpiegelt,
Nach Recht gewürdigt und in Licht verklärt.
Die Wahrheit iſt nur für die Sehenden,
Verſtehenden! Verſtehen aber kann
Der Geiſt nur, wenn er hoch und höher geht,
Denn zum Verſtehen muß er drüberſtehn.

Ihr wiederholt, was euch verkündet iſt,
Und unterwerft den freien Geiſt dem Wort,
Statt dieſes eurem Geiſt zu unterwerfen

* * *

Und ſo den Geiſt zu faſſen, der im Wort iſt.
Wie wärt ihr nun Bewahrer eurer Wahrheit?
Die Hülle nur, ſie haltet ihr mit Fleiß,
Die Seele habt ihr euch entfliehen laſſen.

Ihr lehrt von Gott und ſeiner Offenbarung,
Von Heil und Unheil dieſes Erdenlebens,
Von Höll' und Himmel, was ihr nicht begreift;
Und ihr begreift es nicht, weil ihr nicht forſcht.
Weil ihr zu träg ſeid und des Muths entbehrt
Zu Gott hinanzugehn, um immer mehr
Von ſeinem Geiſt aus dieſe Welt zu ſchaun.
Ganz ruhen aber kann kein Lebender,
Auch euer Geiſt verlangt nach Thätigkeit,
Und da ihr nicht mehr forſcht, ſo wollt ihr — herrſchen!
Sieh, ſieh, das habt ihr ſchicklich ausgedacht!
Weil euer Geiſt in Nacht geſunken iſt
Und nichts zu lernen euer höchſter Ruhm,
So — hat euch Gott zum Regiment berufen!
Die Blinden wollen führen Sehende!
Die Trägen wollen halten Strebende,
Die Gott bewegt zur unbeſtochnen Prüfung
Des Glaubenserbes, das uns zugekommen —
Die Gott begabt zum ſchöpferiſchen Denken,
Damit ſie die erprobte Wahrheit mehren
Und Eingeſtürztes dauernder erbaun!
Der Hohlheit und der Ohnmacht ſollen ſich
Erkenntniß, Mannesmuth und Stärke fügen! —
Glaubt ihr im Ernſt, daß dieſer Forderung

Des aberwitzigen Deſpotenwahns
Erfüllung werden kann in unſrer Zeit?

Die Nationen fallen ab von euch;
Ihr aber braucht ihr Los nicht zu beweinen:
Sie fallen in den Schos der Wiſſenſchaft.
Verwechſelt nicht mit euch die Sache Gottes —
Und fürchtet nicht, daß der Allmächtige,
Wenn euer Beiſtand wirkungslos geworden,
Den großen Zweck der Welt verfehlen muß.
Vergießt vor ihm nicht heuchleriſche Thränen,
Und nicht mit Klageliedern kränkt ſein Ohr.
Die Pfaffheit laſſen, heißt nicht Gott verſchmähn;
Heißt nicht verſchmähn die Güter, denen ihr
Nicht mehr vertrauenswerthe Hüter ſeid.
Ihr habt auch nicht zu ſorgen um den Schatz,
Den Glaubensgenien angeſammelt haben.
Wer wird in Zukunft ſein Verwalter ſein?
Der Geiſt der Wahrheit und Gerechtigkeit!
Er, deſſen Drang und höchſter Endzweck iſt,
Zu werthen jede Kraft und jedes Werk
Und alles, was vor ihm ſein Recht erweiſt,
Nach dieſem Recht in Glorie zu führen!
Dies iſt der Genius der Wiſſenſchaft,
Der Tauſende von Dienern ſich beruft
Und ſie zu denken und zu forſchen treibt,
Bis Geiſt ſich und Natur geoffenbart
In ihrer ewig wahren Harmonie,
Und auf dem Boden des erkannten Ganzen

Der Menſch zu Gott emporzugehn vermag,
Um nimmermehr von ſeinem Heil zu laſſen.

Vergötterer des geiſtberaubten Worts,
Verkenner und Verdächtiger des Geiſtes,
Unwerthe Schüler gottbegabter Lehrer,
Ihr ſeid erſetzt und eure Zeit iſt aus!
Im Geiſte freier Forſchung, der das Ziel
Allſeitiger Gerechtigkeit erſtrebt,
Iſt mehr von Gott, als auch im wahrſten Glauben.
In ihm bezeugt ſich Gottes höchſte Kraft,
Durch ihn ſchickt er der Welt ſein reichſtes Licht,
Mit ihm vollbringt er ſeine größte That.
Verlaßt den Herrſcherſitz und dienet ihm,
Den Gott zur Weltverklärung auserſehn!

Funfzehnte Reihe.

Perſönliches und Allgemeines.

Schlechte Ausſichten.

Die Seele meiner Dichtung iſt die Wahrheit,
Das Leben in der Lichtideen Klarheit.
Die Wahrheit aber wird nur den beſchenken,
Der ſie begreift mit ſeinem eignen Denken.
Die Wahrheit zeigt ſich nur in Schönheitszierde
Dem Geiſte, der ſie ſucht mit Wißbegierde.
Wen meine Spendungen erfreuen ſollen,
Der muß ihr Licht in ſich erneuen wollen. —
O wehe mir! Des Dichters wartet Pein!
Der Freunde werden viel zu wenig ſein.

Es hat allen Anſchein.

Soll ich durchaus erhaben ſein —
Soll ſtets mein Glück vergraben ſein?
Soll ich ein Geber fort und fort
Geringgeſchätzter Gaben ſein?

Soll Antwort mir auf edeln Sang
Das Krächzen nur der Raben ſein?
Soll ich ein Opfer immerdar
Anmaßungsvoller Knaben ſein?
Und ſoll ich froh dann, wohlgemuth,
Wenn über mich ſie traben, ſein?
Soll ich den ſchlimmſten Tränken hold,
Als ob ſie köſtlich laben, ſein?
Soll ich durchaus im Misgeſchick
Der heiligſte der Schwaben ſein?

Erinnerung.

Unrecht ertragen, wird es dir ſo ſchwer?
Gedenkſt du nicht der hohen Freude mehr,
Die du geſungen,
Wenn dir's gelungen?

Und ſollte Tiefres dir geſchehen ſein
In Wort und Schrift mit langer Dauer Schein —
Rauch iſt's! Wie trüb er,
Er geht vorüber.

Das Unrecht kommt nur auf, um zu vergehn,
Damit die Wahrheit und das Recht beſtehn.
Wie haſt du deſſen
Können vergeſſen!

Wenn ſich auf dich ein flücht'ger Schatten warf,
Iſt dies ein Leid, das dich bedrücken darf?
Beſieh dich heiter:
Er iſt ſchon weiter!

Und kränkt das Lügenwerk dein Ideal,
So tilg' es mit der Wahrheit Wetterſtrahl!
Zum höchſten Frommen
Iſt es gekommen.

Menschlich.

Es iſt gar leicht zu ſagen:
Ich will alles ertragen!

Doch kommen der Laſten mehr und mehr
Und drücken ſie dich unleidlich ſchwer,
Der Unmuth wird ſich regen,
Die Seele ſchreit dagegen.

Und klagt ſie wild und vermeſſen,
Gott woll' es ihr vergeſſen!

Frage und Antwort.

Der Dichter.

Wie kann man dich erfreuen,
Ergötzen dein Gemüth?
Trifft dich ein Reiz des Neuen,
Dem alle Freude blüht?

Empfindeſt du Verlangen?
Du nennſt das Ganze dein!
Kannſt du von mir empfangen?
Von dir iſt, was da mein!

Der Herr.

Nicht deinem Rufe fehle,
Du wunderlicher Chriſt:
Mir labt wie dir die Seele,
Was gut und ſelten iſt.

Zeig' mir Geduld in Leiden,
Gib Alles, heiſche Nichts —
Mein Auge wird ſich weiden
Inmitten meines Lichts.

Der Umweg und ſeine Frucht.

Ich will's nicht leugnen, edle Sittenrichter,
Nicht ſelten muß ich erſt den Fehl begehen,
Wenn ich die Tugend, die dem Menſchen eben
An ſeiner Stelle vorgeſchrieben war,
Nach ihrem ganzen Werth erkennen ſoll.
Doch wenn ich ſie nun auch nicht nur erkenne
Und wiſſend ehre, ſondern wollend übe,
Nicht rühmen darf ich mich — und thu' es nicht!
An jenen Fehl gedenk' ich und die Reue,
Die mahnend mich zu ihr getrieben hat.

Beſchieden.

Das Eine wollt' ich haben und das Andre:
Die glückliche Natur, den mächt'gen Geiſt;
Die Freuden, die dem Sinnenleben blühn,
Und ſchöpferiſchen Denkens Seligkeit.
Sowol als auch, das war der Seele Wunſch!
Und iſt's nicht möglich, iſt es nicht das Ziel,
Daß Geiſt und Sinnlichkeit verbunden gehn,
Daß beide ſich genügen, ſchön und reich, —
Daß ſie zuſammen edle Früchte tragen?
Dein Ausſpruch aber war: Entweder oder!
Mir eignete kein ſonderlicher Boden,

Worauf der ſchöne Bund gedeihen konnte.
Die Pflege der Natur, ſie hätte mich
Dem Geiſt entzogen und ihm fremd gemacht;
Lebt' ich der Welt, ſo konnt' ich dir nicht leben —
Drum haſt du mich allein für dich gefordert!
Du ließeſt mir die Wahl nur zwiſchen ihr
Und dir, und ich, ich habe dich gewählt!
Nur dir allein mich weihend kann ich ſchaffen,
Was dieſe Zeit bedarf. Der Geiſt, er muß
Gewaltig aufgerichtet werden, mächtig
Entfaltet und vertheidigt und geſchützt.
Wir müſſen ihn in ſeiner Siegerkraft,
In ſeiner Herrlichkeit erſcheinen laſſen.
Und das iſt meine Kunſt und meine Freude!
Weil ich hier mehr zu thun vermag als andre,
So ſoll's mit deiner Hülfe denn geſchehn:
Dein Wille ſoll in That gewandelt ſtehn!

Nun muß ich freilich mein Geſchick auch nehmen,
Wie's iſt, und es nicht anders haben wollen.
Ich darf in mir nicht eine Sehnſucht nähren,
Der nimmer eine Stillung wartete.
Ich darf nicht fordern, was die andern haben:
Das Eine mit dem Andern; nein, das Eine
Muß mir das Andre, muß mir Alles ſein.
Erhaben über Schwächen des Gefühls,
Mit Freuden muß ich deinen Willen thun
Und liebend muß ich mir im Geiſte geben,
Was ich in Wirklichkeit entbehren ſoll.

Bewährung.

Niemand iſt gern verachtet!
Drum bei den Menſchen trachtet
Des Menſchen Geiſt mit Fleiß
Nach Beifall, Ruhm und Preis.
Und kann er ihn den Sinnen
Der Welt nur abgewinnen,
Wenn er ſich ihnen fügt
Und ködernd ſie betrügt,
So läßt er ſich verleiten,
Trugwerke zu bereiten!

Wie muß die Wahrheit lieben
Er, der ihr treu geblieben,
Ob er den Ruhm entbehrt,
Nach dem ſein Herz begehrt!
Wie muß ſie rein ihm glänzen,
Sieht er den Schein bekränzen,
Von allen überſehn,
Und bleibt in Frieden ſtehn!
Der Wahrheit Sonnengold,
Wie ſtrahlt es ihm ſo hold,
Wenn es dem Weltverkannten,
In Einſamkeit Gebannten,
Den Stumpfſinn rings verletzt,
Jedweden Raub erſetzt!

Nicht auf der Höhe!

Wenn es peinlich dich verdrießt,
Daß ein Blendwerk Ruhm genießt;
Wenn den Sieger du beneideſt
Und als Ueberwundner leideſt;
Wenn den Meiſter du, zuſammen
Mit dem Lügenwerk, den Flammen
Rächend möchteſt übergeben:
Biſt du fern dem höhern Leben!
Ueberſchauteſt du das Ganze,
Würdeſt du nach kurzem Glanze
Den Betrüger niedergehen
Und in Nacht verſinken ſehen,
Um verzagt in ihr zu trauern;
Und du würdeſt ihn bedauern!

Gnadenwahl.

Von den Erzeugern ward mir viel gegeben,
Und in den Sprößling ſtrömten mit dem Leben
Auch Gaben ihrer krafterfüllten Ahnen,
Im Enkelkind ſich neuen Weg zu bahnen.

Natur hat ihren Drang in mich ergoſſen,
Und heiß aufwallend iſt mein Blut gefloſſen.
Der Böſe, mich zu ſich hinabzuleiten,
Gab in das Herz mir ſeine Fähigkeiten.

Verhängnißvoll, in üppig kühner Jugend,
Erblickt' ich im Genuſſe Muth und Tugend;
Gedeihen konnt' ich und zu Grunde gehen! —
Das haſt aus deiner Höhe du geſehen.

Du ſahſt den Strom das Ufer überfluten
Und unter wildem Trieb die Kraft des Guten,
Und ſagteſt huldvoll: „Dieſen will ich wählen,
Er ſoll der Welt von meiner Welt erzählen.

Mit meinem Licht will ich die Seele weihen,
Daß alle Leidenſchaften ihr gedeihen!
Mit meinem Geiſt ſoll er den ſeinen zähmen —
Und als mein Diener Heilige beſchämen.“

Suum cuique.

Der Allgerechte, dem ſich nichts verhehlt,
Die Klage hör' er, wenn der Menſch gefehlt.
Die blinde Welt in ihrem ſtolzen Wahn,
Sie ſoll vernehmen, was der Mann gethan.

Sechzehnte Reihe.

Moral.

Der Führer.

Wollt ihr das Denken ſchmähn, dem Geiſte grollen?
Er weckt und adelt Fühlen euch und Wollen.
Wie könntet ihr den Höchſten denkend ſchauen
Und nicht empfinden ſeliges Vertrauen?
Wie könntet ihr in ſeine Tiefen ſehn
Und fühltet wallend Liebe nicht erſtehn?
Wie könntet ihr ihn ſchauen in Vollendung,
In ſeiner Gaben unerſchöpfter Spendung,
Und euer Herz entflammte nicht ein Streben,
Zu gleichen ihm in Leben und in Geben?
Ihr, die der Gang empor ans Ziel geführt,
Ihr wißt es alle, wem der Dank gebührt.
Der Geiſt, der euch das Licht ins Herz gebracht,
Er iſt's, der glücklich euch und gut gemacht.

Die Bedingung.

Wann ziert dein Weſen reine Sittlichkeit?
Wenn du das Rechte thuſt in rechter Zeit,

Am rechten Ort und auf die rechte Weiſe,
Wohin dich führe deines Lebens Reiſe.
Allein in allem Thun das wahre Maß,
Wer läßt dich's fühlen und wer ſagt dir das?
Das Urtheil, das der Dinge Werth erfaßt,
Der ſichre Takt, den du gebildet haſt.
Biſt du das Rühmliche zu thun befliſſen,
Dann, was verdienten Ruhm bringt, mußt du wiſſen;
Und daß du raſch, was recht iſt, mögeſt wagen,
Muß dein Gefühl es augenblicks dir ſagen.
Sie, die den Unterſchied der Dinge kennt,
Die Weisheit iſt der Tugend Fundament —
Die Weisheit und der lichtgenährte Sinn,
Der dich im Fluge hinführt zum Gewinn.
Drum, wenn der finſtre Geiſt auch widerſpricht,
Nach Licht zu ſtreben iſt die höchſte Pflicht.
Im Licht nur wird Vollendung dir zutheil,
Im Licht nur — in der Helle wohnt das Heil.

Gegenſeitig.

Die Weisheit wird Erweckerin der Güte,
Und wieder iſt ſie ſelber Tugendblüte.
Du mußt die höchſten Ziele liebend wollen,
Wenn ſie begreiflich dir erſcheinen ſollen.

Du mußt das Gute, das Gerechte können,
Soll heiliges Erkennen dir ſich gönnen.
Der Böſe kann das Gute nicht verſtehn,
Er kann's nur denken und von außen ſehn.
Nie wird er inne, welche Seligkeit
Und welche Macht und Hoheit es verleiht.
Nie dringt er in ſein Weſen, in ſein Leben;
Nie kann ſich dieſes ihm lebendig geben.
Wenn aber ſich das Beſte dir verſchließt
Und äußerlich Gebliebnes dich verdrießt,
Haſt du Verſtändniß? Iſt die Wahrheit dein?
Was du verſtehn ſollſt, mußt du ſelber ſein.

Die Laufbahn.

Die gut hier werden ſollen,
Sie müſſen's werden wollen
In eingebornem Drang.
Natur beginnt den Gang!

Dann aber, um zu ſehen,
Wohin ſie ſollen gehen,
Muß Güte ſich im Licht
Darſtellen klarer Pflicht.

Sie würden niemals faſſen
Ihr Wollen, Thun und Laſſen
Erſchiene ſie dem Trieb
Nicht ſchon von ſelber lieb.

Doch kommt zur Liebesquelle
Des Wiſſens reine Helle,
Zum Ernſte wird das Spiel
Im Hingang auf das Ziel!

Soll eure Güte reifen,
Müßt ihr das Ziel begreifen;
Ihr müßt die höchſte Wahl
Anſchaun, das Ideal.

Ihr müßt in eurem Handeln
Nach ſeinem Lichte wandeln,
Daß euer Leben ſei
Des Urbilds Conterfei.

Erhebt ihr zur Vollendung
Die holdempfangne Spendung,
Mit Wonne gut und reich
Seid ihr dem Schöpfer gleich.

Sittliche Lebensführung.

Wie ſollſt du lenken deines Lebens Lauf
Und welche Pflichten legt der Geiſt dir auf?

Er, der die Weſen wollend ſchuf und frei,
Will, daß ihm jedes wollend ähnlich ſei.
Um ſtrebend höchſtem Urbild zuzureifen,
Mußt du darum vor allem Ihn begreifen.
Du mußt ihn ſchaun im ewigſchönen Leben,
Um ſehnend und begeiſtert aufzuſtreben.
Die leuchtende Bedingung höchſter Kraft
Und höchſter Tugend iſt die Wiſſenſchaft.
Nur mit erhelltem Geiſte kannſt du hier
Dich zubereiten zu des Himmels Zier.

Was ſchuldet Ihm, dem Schöpfer, der Beſchenkte —
Der Selbſt Gewordne, Freie, Selbſtgelenkte?
Den Dank der Liebe, die mit Freude preiſt
Den über alles liebevollen Geiſt.
Den Dank der Ehrfurcht, die mit Wonnegraun,
Erſchüttert nur vermag hinanzuſchaun.
Dem Erdgebornen aber, auch dem frommen,
Wird immer wieder heil'ge Schau genommen.
Die Seele wird von Leid und Luſt verwirrt,
Von Blendungen geködert und geirrt.

Hier gilt's, mit immer neuer Kraft zu ringen,
Um ſich zur Höhe wieder aufzuſchwingen,
Damit auf ihn, der freien Blick gewann,
Das hehre Bild aufs neue wirken kann.

Um ihn zu prüfen, bieten ſich dem Gaſt
Auf dieſer Erde täuſchend Luſt und Laſt.
Ihn lockt die Luſt, die ſich in Laſt verkehrt,
Ihm winkt die Laſt, die lohnend Luſt gewährt.
Erkenntniß aber, Klugheit und Erfahrung,
Sie weiſen ihn auf ſeines Heiles Wahrung.
Wenn er den falſchen Lockungen ſich weigert,
Sieht er im Ankampf jede Kraft geſteigert;
Er ſieht Verſchmähtes innerlich erſetzt,
Er ſieht auf heißem Gange ſich geletzt,
Und endlich, wenn er ſich als Held gemüht,
Von wohlverdienten Freuden rings umblüht.

Das Unrecht bringt dir flüchtigen Genuß,
Der ſich in Leid und Schmach verwandeln muß;
Wer aber ſich aus Güte ſelbſt beraubt,
Der ſchmückt mit frohen Ehren ſich das Haupt.
Iſt auch die Tugend nicht bewegt davon,
Der Tugend folgt nothwendig doch der Lohn.

Dem treuen Kämpfer wird der Siegeskranz,
Der hohe Held, er ſtrahlt im Ruhmesglanz.
Großmuth weckt Großmuth, Liebe findet Liebe —
Kein edles Thun, das ohne Segen bliebe!

Vergängliches und Ew'ges, unterſcheid' es,
Du Handelnder, und richtig pflege beides.
Nicht hefte dich an Formen dieſer Zeit,
Der du berufen biſt zur Ewigkeit.
Doch ehre fromm in Formen, die vergehn,
Natur- und Geiſteskräfte, die beſtehn,
Um, wenn durch flücht'ge ſie hindurchgegangen,
Verklärt in ew'ger Wohlgeſtalt zu prangen, —
Und ſchon auf Erden muthig bilde du
Das Leben dieſer höchſten Schöne zu!
Arbeite mit, daß hier ſchon auf der Erde
Die letzte Weltzeit himmelähnlich werde!

Das iſt die Tugend, welche mit Verlangen
Hingeben immer mehr will, als empfangen.
Das iſt die Tugend, welche lieber ſtreiten
Für andre will, als Freude ſich bereiten.
Das iſt die Tugend, welche Noth und Pein
Hochſinnig trägt, des Glückes werth zu ſein.

Dich ſelber liebe, liebe froh die Deinen,
Die deinem Aug' zu ſüßem Troſt erſcheinen.
Treu widme deinem Volke, deinem Stamme,
Des Herzens Antheil und des Geiſtes Flamme.
Doch nicht in ihnen ſuch' — in keinem Theil —
Das höchſte Gut und deines Weſens Heil.
Vom Großen hin aufs Größre mußt du ſehn,
Bis vor dem Größten deine Blicke ſtehn:
Bis Er, der Eine, deinem Blick erſcheint,
Der allen Glanz der Welt in ſich vereint!
Er, deſſen Lieb', ein ewig Wunder, glüht,
Er, deſſen Schönheit überherrlich blüht!
Der allen Segen auf dich niederthaut
Und auf den Glücklichen mit Freude ſchaut! —
Und wenn dein Geiſt, was du geſehen haſt,
In Eine hehre Schau zuſammenfaßt,
Dann wirſt du, von Entzückungen getrieben,
Den Allvollkommnen über alles lieben.

Die gute That, vollbringe ſie mit Luſt,
Doch ihres Zwecks auch werde dir bewußt.
Vollführeſt du die gute That um Lohn,
Iſt ihre Güte dir vernichtet ſchon.
Du ſollſt die Sehnſucht deiner Seele ſtillen
Und Gutes froh thun um des Guten willen.
Doch dies, was iſt es? Ein Gedanke nur?
Und weiſt es nicht auf eine höhre Spur?

Das Gute — lern' es! — iſt nur Widerſchein
Des Guten, der in Wahrheit gut allein.
Das Gute ſtünde nicht in deinem Sinn,
Wenn Er nicht wäre gut von Anbeginn.
Vom Abglanz geh hinan zum ew'gen Glanz,
Mit Seiner Güte mache deine ganz.
Thu Gutes fröhlich, mannhaft, ohne Wanken,
Um liebend Ihm, dem Gütigen, zu danken.
Dann fühle, was zur Güte du gewannſt:
Die Freude, daß du handelnd danken kannſt!
Die Tugend iſt beſeligt und geweiht, —
Das iſt das höchſte Ziel der Sittlichkeit.

Widerspruch.

Wie dürft ihr Gott bekennen, wenn ihr nicht
Beſtehen wollt vor ſeinem Angeſicht?
Wenn ihr mit Fleiß nicht immer denkt und thut,
Was eben vor dem Höchſten ſchön und gut?
Wenn euer Aug' nur hinlugt auf die Welt,
Ob euer Thun und Denken ihr gefällt?
Wenn ihr nach jenen Kränzen nur begehrt,
Mit welchen ſie die treuen Diener ehrt?
Wenn ihr, nachdem die Herrin euch geſchmückt,
Zufrieden ſeid und ſtolz und hochbeglückt?

Wenn ihr entgehn der adelnden Beſchwerde
Und leben wollt im Pompe dieſer Erde?
Wenn ihr mit Leidenſchaft nur euch erhebt
Und Beſſre neidend wegzudrängen ſtrebt?
Wenn ihr, nachdem die Beſten fortgegrollt,
Hoffärtig und deſpotiſch herrſchen wollt? —
Schriftſteller ihr, Doctoren, Profeſſoren,
Ihr ſeid nur Heuchler und dem Geiſt verloren.

Widerlegung.

Ihr nennt ſie trocken, die Moral?
Nennt finſter auch den Sonnenſtrahl
Und niedrig nennt das Ideal!

Ich räum' es euch, ihr Gegner, ein,
Moral, ſie kann auch trocken ſein —
Wenn ſich der Geiſt bejaht allein.

Wenn er das Lebenselement
Der lieblichen Natur verkennt
Und nur ſich ſelber göttlich nennt.

Das aber iſt die rechte nicht!
Ihr zuzuführen reichres Licht,
Sie ſchön zu machen iſt die Pflicht.

Wann habt ihr wahre Sittlichkeit?
Wenn die Natur, vom Geiſt geweiht,
Ihm liebend ihre Schätze leiht.

Wenn ſich der Geiſt mit Ehre ſchmückt,
Natur in ſeine Sphäre rückt
Und ſie beglückend ſich beglückt.

Wenn ihr mit eines Gottes Muth
Umherſeht, was da ſchön und gut,
Und immer froh das Rechte thut.

Wenn ihr am gütevollſten gebt,
Wenn ihr am liebevollſten ſtrebt,
Wenn ihr am freudevollſten lebt!

Die das euch zeigt im hellſten Schein,
Sie wäre trocken? Weisheitswein
Entſtrömt der Hohen, ſaugt ihn ein!

Und wer da feige, ſchwach und krank,
Der heile ſich mit dieſem Trank
Und ſpende handelnd ſeinen Dank.

Das Mögliche.

Wohnt keine Kraft in euch zum höhern Leben,
Prophetenworte können ſie nicht geben!
Doch wenn die gottgegebene nur ſchlieſe?
Dann könnt' es glücken, daß er wach ſie rieſe,
Der Sang des Frommen, und die geiſtberührte
Zum edlen Wollen und zum Handeln führte.
Wenn nur ein falſcher Zauber ſie geblendet
Und ihre Luſt auf eitle Zier gewendet,
Den könnt' er brechen und im Lichte zeigen
Das hehre Sein, dem ew'ge Schönheit eigen.

Heilbringend wirken kann das edle Wort;
Drum denke, dichte, lehre fort und fort.

Verbunden.

In dein Gemüth nimm auf die höchſte Lehre:
Gott kann dein Glück nur wollen mit der Ehre!
Drum kann er hier auf Erden dich nur leiten,
Um dir in Einheit beide zu bereiten.
Erkenne dies, ſei muthig und gewiß:
Zum Heile dienen Noth und Finſterniß.
Ergreife denn als deinen ſeinen Plan
Und wandle wollend, frei, der Ehre Bahn.

Im Hinſchaun auf das göttlich hohe Ziel
Sei keine Pflicht und Mühe dir zu viel.
Begrüße froh den ſegensvollen Streit
Und jedem Auftrag biete Luſt und Zeit.
Haſt du mit feſtem Geiſte dich bewährt,
Der Sieg verleiht die Freude, die dich ehrt.
Erhabne Freude, welcher keine gleicht!
Der Gotteszweck des Daſeins iſt erreicht.

Das Gute, das Beſſere und das Beſte.

Hell töne du den Seelen,
Du mahnender Geſang,
Und leite ſie, die fehlen,
Auf neuen, reinen Gang.
In ſeiner höchſten Zierde
Hinmale den Gewinn
Und wecke die Begierde
Nach ihm in Herz und Sinn.

Dein Amt iſt nicht, zu ſchrecken,
Mit friedeloſem Streit.
Die Kraft, ſie ſoll ſich ſtrecken,
In ernſter Prüfungszeit;

Aufſtreben, dulden, ringen
Soll edler Erdenſohn
Und, was ihn hemmt, bezwingen —
Am Ziele winkt der Lohn.

Das Bild der Himmelsgunſt,
Dann lehre die begabte
Der Tugend höchſte Kunſt.
Vollbringen ſoll die gute
Das Gute frohgewohnt,
In liebevollem Muthe
Vergeſſend, daß es lohnt.

Sie ſoll in ihren Tiefen
Die Gotteskräfte ſehn
Und wecken ſie, die ſchliefen,
Zu hellem Auferſtehn.
Von Reichthum rings umquollen,
Ihm Weihe zu verleihn,
Soll ſie das Glück nur wollen,
Den andern ihn zu weihn.

Doch wenn dies andre können
Und fröhlich ſind bereit,
Auch ihnen ſoll ſie gönnen
Des Gebens Seligkeit.

Sich ſelber zu vollenden,
Des höchſten Quells gedenk,
In Liebe ſoll ſie ſpenden
Und nehmen Sein Geſchenk.

Vollendung.

Leih mir dein Ohr, o Menſch, das Tiefſte lehr' ich dich
Und mit der Segenskraft des Worts bekehr' ich dich;
Ich laß ein Glück dich ſchaun, das dir ein Wunder ſcheint:
Des Lebens Widerſpruch zum höchſten Heil vereint!

Du ſollſt das Gute thun, der Seele Drang zu ſtillen,
In liebevollem Dank, mit Luſt, um Gottes willen.
Daß du das Gute thuſt mit Gott im Liebeßbund,
Von allen Gründen iſt's der allerhöchſte Grund.
Gott iſt's, der alles hat und liebend alles gibt —
Das Gute ſei gethan, weil Er es will und liebt.
Allein in welcher Bruſt erhöbe ſich beſtändig
Dies himmliſche Gefühl? Beſtändig und lebendig?
Wer könnt' im Lebensdrang, wohin die Schritte gehn,
In regſter Liebe ſtets hinan zum Höchſten ſehn?
Bevor du deiner Kraft ob eines Mangels grollſt,
Erkenne, daß du dies, Lebend'ger, auch nicht ſollſt!
Der Ew'ge will von dir die wahre Gottesliebe,
Und dieſe ſprießt nur auf aus friſcherregtem Triebe.

Soll aber wieder neu dein Herzverlangen ſein,
So muß es immer erſt in dir vergangen ſein.
Das liebende Gefühl, es muß aus dir verſchwinden,
Sollſt du den Ewigen in Liebe wiederfinden.
Drum, führen dich zum Thun des Guten andre Gründe
Als jener höchſte Grund, nicht zeihe dich der Sünde.
Der niedre zieht dein Herz vom Gipfel nur hernieder,

Wenn du das Rechte thuſt, erquicke dein Gemüth
Das Bild der Ehre denn, die fröhlich dir erblüht;
Und mit gehobnem Sinn, mit innigreger Luſt,
Sei jeder ſüßen Frucht der Güte dir bewußt.
Gib dich der Freude hin, ſie bringt dir keinen Schaden,
Dem Edeln eben blühn aus ihr die höchſten Gnaden.
„Wo kommt der Geiſt mir her, der lebensvoll regiert
Und ſich mit Freude labt und ſich mit Ehre ziert?
Woher des Lebens Kraft in Segens Ueberfluß?"
Das fragt der Edle ſich im lieblichen Genuß.
Und vor der Seele ſteht des höchſten Gebers Bild —
Erſchüttert iſt ſein Herz, des Dankes Thräne quillt.
Wie glüht in Sehnensdrang, wie glüht in zarter Reue,
Wie glüht in Seligkeit die Liebe dir aufs neue!
Verſchwunden iſt, was dir bezaubernd ſich gemalt,
Ihm jauchzt die Seele zu, der alles überſtrahlt.

Und haſt du nun gefaßt der Worte tiefen Sinn?
Im zeitlichen Verluſt erkennſt du den Gewinn?
Iſt's vor der Seele dir und vor den Augen helle?
Begreifſt du die Natur, die heil'ge Lebensquelle?

In ihrem Strome holt dein Geiſt die Wunderkraft,
Die ſich den Liebesdrang zum Höchſten neuerſchafft.
Die Kraft, ſie war verzehrt, die Blume war verblüht,
Sieh wie ſie himmliſch hold in Farben wieder glüht!
So laß im Labeſtrom getroſt dich untergehn,
Damit du liebeſtark neu mögeſt auferſtehn!
Damit du wandelfroh das Unten und das Oben
Und über alles Ihn, den Höchſten, mögeſt loben!

Siebzehnte Reihe.

Zu bedenken!

Schein und Wahrheit.

Wie müßt ihr euch bemühen,
Ihr Glücklichen ſogar,
Wie müßt ihr eben glühen
In Freude wunderbar,
Wenn dieſes Erdeleben,
So trüb und leidenvoll,
Zu Glück und Luſt gegeben
Auch euch erſcheinen ſoll!

Ihr habt an manchen Tagen
So dürftigen Genuß,
Ihr müßt ſo häufig tragen
Herzquälenden Verdruß,
Ihr trachtet nach Vergnügen,
Das euch ins Weite floh —
Und malt in holdem Trügen
Dies Daſein reich und froh!

Ihr wollt das wahre Leben!
Warum doch glaubt ihr nicht,
Was hochgemuthem Streben
Erreichtes Ziel verſpricht?
Hier könnt ihr's nicht ergreifen,
Hier bildet ihr's euch ein;
Dort oben wird ergreifen
Das Glück, und wirklich ſein.

Vernunft und Glaube rufen:
Nur dieſes iſt der Schluß
Des Gangs empor auf Stufen,
Den jeder gehen muß.
Warum kein Menſch auf Erden
Das reine Heil gewann?
Weil es nur wahrhaft werden
Vollkommnen Weſen kann.

So laßt's im Geiſte tagen!
Was euer Herz begehrt,
Deß macht in edlem Wagen
Und Dulden erſt euch werth.
Verachtet ein Genügen
Durch ſelbſterzeugten Schein
Und tauſcht für ſchöne Lügen
Die heil'ge Wahrheit ein.

Wiederkehr.

Wer will ſein Glück, wer will die Huld vergeſſen,
Durch die ſein ſchmachtend Herz geneſen iſt?
Wer will verlieren, was er tief beſeſſen,
Und nicht mehr ſein, was er geweſen iſt?

Und hier auf Erden ſchwindet alles, alles!
Die holden Freuden werden uns entrafft.
Wir ſind nicht fähig mehr des Widerhalles,
In Unvermögen endet unſre Kraft.

Das theuerſte Beſitzthum wird genommen,
Das unſer Herz am ſüßeſten geletzt.
Selbſt nicht im Geiſte will es wiederkommen,
Wir ſind aus aller Herrlichkeit geſetzt.

Aufs neue müſſen wir im ew'gen Leben
Die Macht erlangen, die uns eigen war!
Und ſchöpferiſche Kräfte, wunderbar,
Sie müſſen alles, alles wiedergeben.

Das Glück, dem wir am längſten nachgetrauert,
Es muß in uns am ſchönſten auferſtehn,
Und ſtaunend müſſen wir es leuchten ſehn,
Von aller Lieb' Entzückungen durchſchauert.

Uebertroffen.

Wie trüglich iſt das höchſte Ziel des Ruhms!
Wie täuſchend iſt die Hoffnung, künftigen
Geſchlechtern Licht zu ſpenden und Erquickung!
Wie viele ſchmeicheln ihrem Innerſten,
Zu [illegible], in der Liebe fortzuleben —
Der Menſchheit und durch Wort und That und Beiſpiel
Erwecker, Tröſter, Führer ihr zu ſein:
Und ſie, die liebevoll erſetzen ſollte,
Was ungerührt die Mitwelt vorenthielt —
Die Nachwelt hat für ſie kein Auge mehr!
Welch kläglich Schickſal, wenn es Reichbegabten
Und Ringenden, Vertrauenden begegnet!

Hebt euer Haupt empor und tröſtet euch:
Der Ew'ge hat euch Beſſres zugedacht!
Ob in der Welt geprieſen, ob vergeſſen,
Ihr ſelber ſollt beſtehen und gedeihn,
Ihr ſelber ſollt in edler Schöne glänzen!
Nicht ſollt ihr mit dem Geiſt nur eurer Werke
Hinabgelangen in die ferne Nachwelt,
Ihr ſollt, ihr ſelbſt, ins ew'ge Leben kommen!
Und jeder ſoll's, und jeder ſoll, vollendet,
Mitlebenden zu ſteter Freude ſein.
Was hier nur einer kleinſten Zahl gelingt,
Den andern auf die Dauer vorzuleuchten,
Dort läßt der Ew'ge jedem es gelingen.

Was hier den Auserwählten zeitlich nur
Und vielgeſtört und vielbeſtritten glückt:
Verehrungsvolle Liebe zu gewinnen —
Dort läßt er jedem es vollkommen glücken.
In ſeinem tiefſten Innern ſich behauptend,
Aus unerſchöpftem Lebensborne ſpendend,
Was er beſitzt, erzeugt, iſt jeder dort
Ein Held, ein Genius, ein Heiliger!
Denn jeder hat an ſich ein holdes Eigen,
Womit er allen Freude ſchaffen kann!

Welch ein Geſchenk! — So gibt der wahre Geber! —
Erkennt ihn, fallet nieder, betet an!

Das Eine und das Andere.

Ihr ſollt vom ew'gen Heim fort in die Welt hinaus,
Gewinnen holdes Glück, durchfechten kühnen Strauß.
Habt ihr in Luſt und Leid mit Ehren euch geziert,
Die Krone holt ihr euch in eures Vaters Haus.

Der Fortſchritt.

Ihr liebt euch ſelbſt und eure Sprößlinge,
Die Fleiſch von euch und eure Bilder ſind,
Und die verwandten Seelen, eure Freunde!
Ihr ſtrebt den Euren Freude zu bereiten,
Weil ihr in ihrem Glück das eure findet,
Und thut, was euch dies Glück erhalten kann!
Naturen ſeid ihr — was Natur vermag,
Das könnt ihr. Aber iſt das ein Verdienſt?
Nach den Geboten der Natur zu wandeln,
Erfordert keinen ſelbſtbewußten Willen;
Die Seele wird gelockt und angezogen,
Sie gleitet fürder in bewegtem Strom.
Seid Geiſter auch! Erhebt euch über euch —
Erhebt euch zur Erkenntniß eurer ſelbſt;
Mit eurem Geiſte lernt den Geiſt begreifen,
Mit eurem Geiſte lernt die Geiſter ſchaun
Und endlich ihn, den allerhöchſten — Gott.
Durch edle Müh'n erlangt ihr ein Verdienſt,
Ihr nehmt im Reich der Geiſter euren Rang,
Und zu den holden Gütern der Natur
Gewinnt ihr ſiegend Ihn, das höchſte Gut,
Das allen andern erſt die Weihe gibt
Und Seligkeit in Würdigkeit vollendet.

Verhängnissvoller Mangel.

Ihr lebt und ſtrebt und labt euch immer wieder
An aller Schöne der Natur und Kunſt.
Unendlich iſt die Fülle der Natur,
Unüberſehbar ſind die Schöpfungen
Der gotterregten, gottbewegten Kunſt:
Und alle Bilder dieſer großen Beiden
Erſcheinen euch und treten vor die Seele
Bezaubernd, herzerfriſchend, hehr und heilig!
Ihr könnt in thatenfrohem Leben alle,
Nach denen ſehnend euer Herz verlangt,
In euch herübernehmen! Liebend könnt ihr
Mit eurem tiefſten Innern ſie verweben
Und euch mit ihnen fort und fort bereichernd
Euch ſelber ausgeſtalten ganz und ſchön!

Wie freudenreich, wie ſüß iſt ihr Genuß,
Wie herrlich iſt in Einheit ihr Beſitz!

Und dieſe wundervollen Gaben alle
Vermögt ihr anzunehmen ohne Dank?
Ihr wendet nicht die Seele nach dem Urquell,
Von welchem euch die holden Ströme fließen?
Ihr ſucht nicht und ihr findet nicht in euch —
In eurem Denkergeiſt — den ew'gen Geber,
Der alle dieſe Güter euch bereitet,
Euch liebend immer neue Luſt beſchert,

Und der ſie weihen und beſiegeln kann?
Begabt, beglückt, ihr ſeid es; doch ihr macht euch
Des Glücks, das euch geworden iſt, nicht werth —
Und mit der Weihe nun ermangelt ihr
Der Achtung, die wir dem Empfangenden,
Der nicht auch geben will, verſagen müſſen.

Einladung.

Es iſt ein Unglück, daß ihr Gott nicht kennt!
Ihr ſelber müßt euch ſagen: „Es beſchimpft uns,
Daß wir nicht ſeiner denken, wenn er iſt
Und alles Leben aus dem ſeinen ſtammt!
Wir ſollten ihm für ſeine Gaben danken;
Wir ſollten ihn in ſeiner Gottesgröße
Vor Augen haben und an ſeinem Leben
Mit liebender Bewundrung uns erfreun.“
Ihr ſolltet — aber ihr gewahrt ihn nicht!
Die Kraft, ſein Bild euch denkend vorzuſtellen,
Sie mangelt euch, er iſt für euch ein Schall,
Und eure Seelen bleiben öd und kalt.

Wenn euch dies leidthut und ſich eine Sehnſucht
Nach ſeinem Angeſicht in euch erhebt,
Horcht meinem Sang! Vielleicht gelingt's dem Lichte,
Das aus beſchwingtem Worte ſiegend ſtrahlt,

Vielleicht gelingt's der Wunderkraft der Liebe
In eure Seelen rührend einzudringen
Und euch die Seelenaugen aufzuthun,
Daß ihr entzückt vor ſeinem Bilde ſteht,
Das liebevoll den Liebenden erſchienen.

Einſicht und Blindheit.

Wofern ich dich, o Höchſter, nicht erkennte,
Was wär' ich? Nur mit dir erkenn' ich alles,
Was ſchön und edel, groß und heilig iſt.
In dir erkenn' ich das vollkommne Leben,
Den Urgrund aller Weſen und die Bürgſchaft
Des Adels und des Heils, nach dem wir trachten.
Wenn du nicht wärſt, kein Weſen könnte ſein,
Es könnte keines je vollkommen werden
Und in Vollendung Seligkeit erlangen.
Denkt meine Seele dich hinweg, ſo gähnt,
Wohin ich ſchau', der Abgrund mir des Nichts.
Unmöglich iſt das Leben und das Streben,
Unmöglich iſt die Freiheit und das Glück.
Und Menſchen gibt es, welche dich verneinen —
Und leben können und an Freude glauben!
Nicht helle Geiſter — blinde Seelen ſind's,
Gedankenlos des Seins Geſchenk verzehrend,

Die Spanne Zeit hintaumelnd ohne Ziel
Und jenes höhern Willens ganz beraubt,
Der edel ſein und edler werden will
Und herrſchend ſich nach deinem Bilde prägt.

Weiter geht's nicht!

Du biſt der Herr des Lebens und der Zeit!
Du biſt der Sieger über Unvernunft,
Die ſchauerlich, wenn du nicht wärſt, regierte.
Du biſt der Sieger über Tod und Grab,
Das alles Leben ohne dich verſchlänge.
Mit dir nur leben wir im Sterben fort,
Wir gehn empor, erneuen uns mit dir
Und treten in den lichten Saal der Freude.

Unglaublich, daß Geſchöpfe, geiſtbegabt,
Dies nicht erkennen, ja, nicht haben wollen!
Daß ſie hinunterwollen in die Nacht
Und es für Größe halten, mit dem Geiſte
Den Kampf des Lebens fliehend klein zu werden,
Und endlich weniger als dieſes — nichts!

Es iſt die letzte Grenze der Verirrung!
Umkehren muß von ihr der Menſchengeiſt,
Um des erkannten, des gewollten Lebens
Im heil'gen Gotteslichte froh zu werden.

An einen Jüngling.

Aus der Zeit und ihrer Oede ſehnſt du dich zu ſel'gem Leben;
Selig Leben, magiſch lockt es, und ſein Liebreiz macht dich beben!
Und du wirfſt dich aus der Oede glühend in den Strom der Luſt,
Untergehen willſt in ihm du, kühn gemuthet, ſtolz bewußt.

Für die Zeit und ihre Leere, freilich, ſind wir nicht geboren!
Doch vom Schöpfer zu Genoſſen ew'gen Lebens auserkoren,
Sollen wir mit edlen Thaten füllen dieſer Erde Stunden
Und im Vorgenuß des Glaubens von dem Weh der Zeit geſunden;
Sollen ringend und entſagend ew'ge Fülle wir verdienen,
Bis der Augenblick des Lohnes, bis der Tag des Glücks erſchienen.

Wer an dieſes Ziel nicht glauben, wer es nicht erharren kann,
Den bethören die Sirenen und er fällt in ihren Bann.

„Soll die Flamme mir verlodern, während mir die Seele trauert?
In den Arm der Zauberholden, ob der Tod dahinter lauert!“
Ungemeßnes Glück verheißt ihm lieblich flötender Geſang,
Und er findet kurze Freude, findet jähen Untergang.

Zweierlei Zeit.

Wenn du der Zeit dich weihſt, dann haſt du deine Zeit,
Und du gedeihſt und blühſt, gefeiert weit und breit.
Doch dieſe Zeit, die dir, dem Dienenden, erſteht,
Das iſt dieſelbe Zeit, die mit der Zeit vergeht.
Sieh jenen an, der ſich, von ihr im Geiſt verletzt,
Der ſtolzen Forderung der Zeit entgegenſetzt!
Der ihrer Eitelkeit vorhält das Ideal,
Damit ſie fühle Scham, damit ſie leide Qual —
Die Qual, die brennend heilt! Er hat den Streit erkoren
Und ſeine Zeit fürwahr in dieſer Zeit verloren.
Doch ſeine Zeit, ſie kommt; und das iſt jene Zeit,
Die, krönend ſein Verdienſt, beſteht in Ewigkeit.

Seelenſtrafen.

Allgemeines Heil verkünd' ich — auf den Grund der Wahrheit gründ' ich
Nach dem letzten der Gerichte jenes hehrſte der Geſichte.
Wolltet ihr im Erdenleben nun euch kühner nur ergeben
Eurem ſchlimmen Eigenwillen, kecker eure Lüſte ſtillen?
Wolltet ihr euch ſicher wiſſen in der Selbſtſucht Finſterniſſen,
Weil zuletzt auch, wie die Frommen, ihr zu Gnaden müſſet kommen?
Täuſcht euch nicht, ihr ſchnöden Sünder, hört ihn ganz, den Heilverkünder —
Vor den allerletzten Zwecken kündet er der Seele Schrecken!
Von den Thaten, die geſchehen, keine kann zu nichts vergehen,
Alle müſſen, unvergangen, ihren vollen Lohn empfangen.
Eure wüſtverübten Fehle bleiben leben in der Seele;
Mit der Seele tiefen Qualen müßt ihr jeden Fehl bezahlen.
Wenn, dem Sinnenſchein entnommen, zur Erkenntniß ihr gekommen,
Wird, vertilgend eitles Meinen, euch der Wahrheit Sonne ſcheinen.
Vor dem ſchuldgedrückten Muthe ſteht im Strahlenglanz das Gute,
O wie werdet ihr mit Grauen in die Nacht des Innern ſchauen!

Mit dem böſen Thun und Sinnen wolltet alles ihr gewinnen,
Und ihr ſeht, ihr blöden Thoren, alles, alles, nun verloren.
Flache Menge zu berücken und mit Flitter euch zu ſchmücken,
Habt ihr euer Heil verpſändet — und nun ſeht ihr euch geſchändet.
Als ihr dies zum Opfer brachtet, habt ihr euch für klug geachtet;
Aus den Folgen könnt ihr leſen, daß ihr ſinnberaubt geweſen.
O wie werdet ihr euch ſchämen! O wie werdet ihr euch grämen,
Daß ihr euch ſo falſch gewogen, euch ſo jämmerlich betrogen!
O wie werden im Erkennen eignen Vorwurfs Gluten brennen
Und an Herzen, die verzagen, tiefſter Reue Geier nagen!
Selbſt nun werdet ihr euch haſſen, die Verzweiflung wird euch faſſen,
Und ihr werdet euch, ihr Blinden, wehrlos in den Qualen winden.
Ewig, in den bängſten Schauern, fühlt ihr eure Marter dauern:
Unterjocht von euren Wehen könnt ihr nicht das Ende ſehen!
Zeitlos ſeid ihr hingegeben einem falſchen ew'gen Leben,
Bis in wahrer Hölle Gründen vollgebüßt ihr alle Sünden. —

Nicht die Feuer, welche lohen endlos quälend, müſſen drohen,
Nicht die rohe Sinnenſtrafe weck' euch aus dem Seelenſchlafe!
Tiefre Qualen ſind die Leiden, die nach frevelndem Entſcheiden
In geknickten Herzen wühlen! — Die nicht hören, werden fühlen.

Der ewig Vollkommene.

Ihr ſeht in dieſem trüben Erdenleben
Von Bosheit und von Elend euch umgeben.
Ihr ſeht ein unbegriffenes Entſtehn,
Ein ſinn- und zweckentbehrendes Vergehn.
Das Holde, das ihr freudevoll erworben,
Ihr ſeht es traurigſchnell gewelkt, verdorben,
Und alles, was ihr liebefroh gefunden,
Auf einmal weggenommen und verſchwunden!
Ihr armen Opfer dieſer Zeitlichkeit,
Ihr ſeht um euch nur Unvollkommenheit
Und ſeid ſo ganz und gar an ſie gewöhnt,
Daß euch Vollkommnes wie ein Märchen tönt!
„Die Seelen weiden ſich an ſeinem Schein,
Allein es iſt nicht und es kann nicht ſein.“
Wie hat Entbehrung euch herabgebracht,

Daß, was die Genien euch vorgedacht,
Worin die größten Geiſter ſich geeint,
Euch unnatürlich und unmöglich ſcheint!

Für wahres Denken iſt Vollkommenheit
Durch ſich, ihr Weſen ſchon, vernunftgeweiht.

Es iſt ein Wort der Wahrheit: nichts aus nichts!
Dies wird zum Quell euch des Erkenntnißlichts.
Aus nichts wird nimmer etwas; etwas iſt;
Etwas muß darum ſein zu jeder Friſt.
Etwas iſt ewig, das iſt klar zu ſehn,
Ein Ewiges,,ihr müßt es zugeſtehn.
Was aber kann in Wahrheit ewig ſein?
Unganzes? Nein, Vollkommenes allein.
Vollkommenes allein, es bleibt ſich gleich,
Wie lebensvoll es ſei, wie regungsreich.
Es kann ſich ſelbſt im höchſten Sein erhalten
Und ſeine Fülle wandeln und geſtalten; —
Den Wechſel kann's dem Dauernden verbinden
Und, beider mächtig, Allgenügen finden.
Die Macht allein, die, was ſie will, ſich geben
Unendlich kann, ſie lebt das ew'ge Leben.
Die Kraft nur lebt es, die ſich liebend ſtillt
Am eignen Born, der unverſieglich quillt.
Vollkommnes nur iſt ewig! Und vollkommen
Iſt nur das Sein, das ſich in Eins genommen:
Vollkommen iſt das wahre Ganze nur,
Der Allgeiſt iſt es mit der Allnatur!

Ein Ewiges muß ſein; und ewig ſein,
Der wahre, ganze Gott, er kann's allein.

Mit Ehrfurcht ſeht zum Ewigen hinan
Und ſcheucht von euch des Erdenlebens Wahn.
Nothwendig thront im einzig höchſten Glanze,
Der alles iſt und kann, der ewig Ganze.
Er iſt's, der herrſchend über allem ſchwebt,
Was außer ihm zum Daſein kommt und lebt.
Nur Er, vollkommner, Herr im Selbſterfaſſen,
Kann unter ſich auch Andres werden laſſen.
Nur er, er kann zu mächt'gem Einzelleben
Die Kraft des Wollens und die Freiheit geben.
Nur er, er kann des Weges Endziel denken
Und auf zu dieſem die Gewordnen lenken.
Und ihm nur, dem All-Einen, kann's gelingen,
Die frei Gewordnen frei zurückzubringen,
Damit ſie, die vom Ewigen entſproſſen,
Ihm ewig ſeien liebende Genoſſen.

Der Ew'ge lebt im allvollkommnen Sein,
Nie tritt er ſelbſt, für ſich, in's Werden ein.
Er läßt erſtehn, er läßt ſie ſich erproben,
Die Lebenden, und lenkt ſie nur von oben!
Er bleibt in ſeinem heilig ſtillen Lichte;
Der Schöpfung laute, lärmende Geſchichte,
Wenn er dem Leben aufgethan das Thor,
Geht unter ihm, dem Allbeherrſcher, vor.

Sie konnte nur vom Ihm den Lauf beginnen,
Sie muß und wird an Ihm ihr Ziel gewinnen —
Und iſt, wie lang der Weg zu dieſem Ziel,
In Seinem Leben nur ein Zwiſchenſpiel.

Ermeßt an dieſem Worte ſeine Größe
Und laßt euch durch die Noth und durch die Blöße
Des Erdenlebens nicht den heil'gen Glauben
An Ihn, den ewig Allvollkommnen, rauben.
Erblickt ihr hier Verwirrung nur und Streit —
Nehmt's als die Weiſe der Vergänglichkeit.
Begreift das Leid! Die leidgehemmte Bahn,
Sie grade führt zum Ewigen hinan;
Und alle Glaubens- und Erkenntniß-Frommen
Sind hier ſchon Gottes und im Geiſt vollkommen.

Achtzehnte Reihe.

Die Schönheit Gottes in allen Formen des Lebens.

1.

Du biſt die Schönheit, allvollkommner Geiſt.
Mein Geiſt erkennt dich, ſchaut dich an und preiſt.
Denn nur entzückt ſein können wir und loben,
Wenn du von dir den Schleier weggehoben.

Du biſt die Schönheit, denn du biſt das Leben
Und deines Lebens herrſchend Ueberſchweben.
Du biſt die Schönheit, denn du biſt die Liebe.
Du ziehſt an dich heran das All der Triebe,
Daß ſie mit dir in ſeligem Umfangen
Zum Leben reinſter Harmonie gelangen.

Ein Wallen und ein Wollen und ein Denken,
Ein freudevolles Nehmen und Beſchenken.
Ein freies Wollen dunkelfrohen Wallens
Mit aller Seligkeit des Wohlgefallens.

Der Urquell immer ſtrömend, immer ſpendend,
Die Kraft der Kräfte weihend und vollendend.
Beharrendes vom Wechſelnden umfloſſen
Und von dem Lenkenden in Eins geſchloſſen.
Zuſammenklang verſchiedner Lebensregung:
Der Herr in Ruh, die Diener in Bewegung!
Die Diener liebevoll dem Herrn ſich gebend,
Der Herr mit Liebenden die Schönheit lebend.

Das iſt die Schönheit, die ſich ſtets erneut
Und uns in immer neuem Glanz erfreut,
So daß uns immer neue Labung quillt! —
Was Menſchenkunſt uns gibt, iſt nur ihr Bild.

Die Schönheit iſt ein ſtets erreichtes Ziel,
Ein ſelig immer neugewonnen Spiel.
Es iſt ein Spiel des Einen mit den Vielen,
Den ewig neuen Einklang zu erzielen.
Und wir, wir können dieſes Leben ſehen
Mit jener Wundergabe der Ideen.

2.

Du biſt die Schönheit, Gott, von Ewigkeit:
Dein Leben, ewig iſt's Vollkommenheit.
Dein Leben, ewig iſt's das heilig ganze,
Der unerſchöpfte Labequell im Glanze.
Dein Leben, welches ungeworden fließt,
Der Urborn iſt's, woraus die Fülle ſprießt

Der Lebenden, im Schöpfungsall enthüllt,
Die Unzahl, die mit Staunen uns erfüllt.
Was in der Welt unendlich ausgegoſſen,
Es iſt in dir von Ewigkeit beſchloſſen,
Von ew'gen Lebenskeimen iſt's ein Reich,
In ſeiner Allheit deinem Geiſte gleich.
Die Kraft der Liebe, die hinanbegehrt,
Die Kraft des Haſſes, die ſich niederkehrt.
Das frohe Ja, das helle Liebe ſpricht,
Das Nein, womit der Haß den Frieden bricht.
Der Glaube, der gehoben, weil er liebt,
Und wollend ſich in deinen Dienſt begibt,
Der ſeine Selbſtſucht heilig überwindet
Und deiner Freundſchaft Heil und Ehre findet.
Der Freiheitsdurſt mit überkühnem Willen,
Durch rückſichtsloſe Thaten ſich zu ſtillen
Und, ſollten alle höchſten Qualen dräun,
Den Kampf auch mit dem Herrſcher nicht zu ſcheun.
Das Feuer, das im tiefen Grunde glüht,
Damit in Licht und Luft das Leben blüht.
Das Feuer, das in Schreckensflammen loht
Und allem Werdenden Verheerung droht.
Die Lieblichkeit, die Seel' und Sinn ergetzt,
Die Furchtbarkeit, die jedes Herz entſetzt:
Das alles, ewig liegt's in deinem Leben,
Und du, du kannſt ihm eignes Leben geben.
Du kannſt in Weſen es erſtehen laſſen,
Die ſich, dem Schöpfer ähnlich, ſelber faſſen,

Nicht daß ſie wildem Lebensaufſturm weichen,
Nein, daß ſie dir im Niederhalten gleichen
Und nur mit ihrem Willen, ihren Gaben
Den Weg des eignen Schickſals offen haben.
Wirſt du's vollbringen? Soll es ſelber ſein?
Bei dir, dem Ewig-Einen, ſteht's allein.
Du haſt die Macht, du kannſt es offenbaren,
Du kannſt es, wenn du willſt, im Keim bewahren.
Dein Leben iſt ſo wunderrein im Keim,
So heilighold bei dir, im ew'gen Heim.
Das Mögliche, das wirklich werden will,
Iſt ungeworden ſo erhaben ſtill,
In ſeiner Sehnſucht, ſeines Drangs Magie,
Dir, dem Bewahrer, höchſte Poeſie.
Nicht ſo mehr, wenn die Schöpfung du vollbracht,
Kannſt du genießen deiner Herrſchermacht:
Mit Freigelaßnen, denen Sünde droht,
Mit Abgefallnen haſt du deine Noth.
Du läſſeſt drum das Leben künft'ger Zeiten
In Bildern nur an dir vorübergleiten
Und weideſt deine Seele, deinen Sinn,
An deiner Dichtkunſt himmliſchem Gewinn.
Es iſt ein Leben völlig unentweiht,
Und Unſchuld leuchtet dir wie Heiligkeit.
Ein Leben gleich dem frühen Sommermorgen,
Wo ſüße Blüten, noch in Thau geborgen,
Halboffen, der Erquickung ſich erfreun
Und tieferfriſcht die feinſten Düfte ſtreun.

Und doch ein Leben ernſt in Zukunftsahnung,
In wachſenden Entfaltungsdranges Mahnung.
Der heiße Tag, er kommt! Die regen Triebe
Des dunkeln Lebens rufen deine Liebe;
Der Ideale ſprechende Geberden
Sind eine Bitte: „Laß uns wirklich werden!“
Unſagbar lieblich iſt des Lebens Fluß
In einem Eden, das vergehen muß!

Ihr Dichter und ihr Künſtler, denkt der Zeit
Der innerlichſten Schöpferthätigkeit,
Wo das Gebilde Geiſtesbild nur iſt,
Unendlich ſchön in endlich ſchöner Friſt.
Wie himmliſch die Momente da vergehn! —
Ihr werdet Gott im ew'gen Sein verſtehn.

Die Schönheit iſt's im erſten Liebesbunde,
Und du, du lebſt ihr Leben aus dem Grunde.
Die Zukunft ſteht am fernen Ziel und harrt —
Du freuſt dich rein tiefholder Gegenwart.

3.

Geiſt und Natur in ew'ger Lebenseinheit
Sind Alles — in der wunderbarſten Reinheit.
Zu keinem Gange biſt du, Gott, gezwungen,
Dem ganz zu ſein in Ewigkeit gelungen.

Nur wenn du ſelber dich nicht halten willſt
Und weiter, höher dich entfalten willſt,
Kann nichts dich halten, davon abzuſtehn.
Du mußt nicht, um ſo freier kannſt du gehn.

Wenn aber nicht, Allherrſchender, gezwungen,
So biſt du doch zum Weitergehn gedrungen.
Für dich auch gibt es einen Zweck, ein Sollen,
Und dieſen Zweck erreichen mußt du wollen.
Unmöglich kann, was möglich, möglich bleiben,
Es muß zuletzt entſtehn und leben, leiben.
Und biſt du ganz für dich ſchon, unerſchloſſen,
Und brauchſt du nicht des Lebens Mitgenoſſen —
Zu gründen dir von Lebenden ein Reich,
Sieht, Schöpfungsmächt'ger, doch allein dir gleich.
Erſtünden aus den Keimen nicht die Seelen,
Dann würde dir ein möglich Leben fehlen.
Und alles nur zu ſein iſt nicht genug,
Auch alles werden mußt du Zug um Zug.

Dein Leben will in Creaturen ſein,
Die ſelbſt ſind und in freier Neigung dein.
Und nicht iſt dieſes ihm nur Ideal,
Es iſt das höchſte Ziel für dich zumal.
Umgeben ſein von Weſen, die dir gleichen,
Mit aller Lieb' und allen Liebeszeichen!
Allvater ſein von lichterfüllten Sproſſen —
Wie hielteſt dies im Keime du verſchloſſen!

Und es erfolgt die Schöpfung, weil du willſt,
Weil du dein ewig Zweckverlangen ſtillſt
Und in Erhöhten ſelber höher gehſt
Und über Freien ſelber höher ſtehſt.
Im Tiefſten wollend, daß das Beſte ſei,
Vollziehſt du deiner Schöpfung Thaten frei,
Um, Lebengeber, Licht- und Freiheitſpender,
Den Freien Hort zu werden und Vollender.

Gethan iſt's, die Geſchöpfe ſind vorhanden
Und dir vereint in wunderholden Banden.
In ſeiner Liebe, deiner Liebe Licht —
In Wonne leuchtet jegliches Geſicht.
Du ſiehſt herab mit väterlichem Sinn:
O das iſt wol ein ſeliger Gewinn!
Wie ſchön dir wogten ew'ge Lebenstriebe,
Unendlich ſchöner iſt die frohe Liebe
Der Lebenden, die ſelber dein begehren
Und die mit Wiſſen dich und fühlend ehren.
Ein wahrhaft neues Glück iſt dir erſchienen
In deiner Kinder unſchuldsfrohen Mienen.
Vor deinem Geiſte ſahſt du ſchweben ſie,
Die lichten Bilder — doch nun leben ſie!
Es ruht ein Ich auf ſeinem eignen Grund
Und lebt in ſich mit dir im engſten Bund.
Mit eigner Kraft in eignen Stand entfaltet,
Gehalten iſt von dir es und durchwaltet.
Nicht iſt es dein Beſitz nur und dein Gut:
Es iſt von dir, es iſt dein Fleiſch und Blut.

Und es beglückt dich, wenn es deiner denkt
Und wenn es lebt mit dir in ſich verſenkt.
Entzückend iſt die kindliche Natur
In Glück wie Dank, und dankend edler nur!

Dein Kind ſoll werden, wachſen und gedeihen
Und mit geweihtem Geiſt ſein Leben weihen.
In ſich gewendet ſoll's zu dir ſich wenden,
Um ſich zu deinem Bilde zu vollenden.
Frei ſoll es ſein in ſeinem tiefſten Streben,
Mit hellſtem Wollen ſoll es dir ſich geben;
Naturgeboren ſoll's Natur bezwingen
Und ihre Triebe dir zum Opfer bringen.
Doch die Natur, wie köſtlich und wie friſch,
Iſt auch berückend und verführeriſch.
Das blinde Leben der Nothwendigkeit
Fühlt unter ſchwächerm Geiſte ſich befreit,
Und ihm ertönt von ihr ein lockend Mahnen,
Mit ihr zu gehn in ſchrankenloſe Bahnen
Und, ſtatt zu bleiben ſeinem Herrn zu Füßen,
In wilder Freiheit ſeine Luſt zu büßen.

Zum ganzen Wohlſein und zum wahren Frieden
Iſt eine höchſte Frage nicht entſchieden!
Noch iſt die Schöpfung nicht dem Schöpfer gleich,
Ein Traum ihr Leben und verhängnißreich.

Du biſt die Schönheit, Gott, in Creaturen,
Die freudig ſich ergehn in Edens Fluren.

Wie jede, die des Lebens Heil erlangt,
In reifer, ſüßer Jugendſchöne prangt!
Erweitert iſt dein Leben wunderbar —
Doch drohend ſteht daneben die Gefahr.

4.

Schön iſt die licht- und liebevolle Seele,
Die ſich den Leib gebildet ohne Fehle.
Schön iſt der Geiſt, der in der Seele waltet
Und Seel' und Leib vollkommen ausgeſtaltet.
Schön iſt das Leben, das verklärt und mild
Der Seele Kunſtwerk und der Seele Bild.
Drum ſind ſie ſchön, die frohen Creaturen,
Die Seelen in ätheriſchen Naturen.
Drum biſt du ſchön, von jugendlichen Sproſſen
Gleich einem leuchtenden Gewand umfloſſen.

Doch — hat begonnen Werden und Entſtehn,
So muß es weiter und zum Ziele gehn.
Die Weſen alle müſſen es erreichen,
In ihrem tiefſten Innern dir zu gleichen.
Sie müſſen ſelbſt ſein und vollkommen ſein,
Jedwedes völlig ſein und völlig dein.
Wie ließe ſich Vollendung aber ſpenden?
Sie wird nur denen, die ſich ſelbſt vollenden.
Geſchenkte Tugend iſt ein Widerſinn,
Dem Kampf nur wird der krönende Gewinn;

Der Sieger nur gewinnt zum Glück den Ruhm
Und die Vollkommenheit als Eigenthum.
Drum für den Schöpfer iſt kein andrer Rath:
Zum Ziele führt das Weſen nur die That!
Zum Ziele führt das Weſen nur die Wahl,
Womit es Heil ſich ſelbſt gibt oder Qual.
Und allen mußt die freie Wahl du gönnen,
Womit ſie ſelbſt ihr Schickſal gründen können.
Und locken muß in zauberhaftem Scheine
Mit gleicher Macht das Andre wie das Eine:
Die Luſt, dem Freiheitsdrange nachzugeben
Und ganz für ſich und wider dich zu leben —
Die Freude, ſich ergeben dir zu weihn
Und in gewolltem Dienſte zu gedeihn.
Die ſich entriſſen freier Einigkeit
Sie müſſen ſtark und mächtig ſein zum Streit;
Sie müſſen in der Sphäre, die ſie raubten,
Als im errungnen Lande ſich behaupten —
Sie müſſen einer Welt, die ſie gewönnen,
Mit unverſiegter Kraft gebieten können.
Es muß ein Kampf ſein können zweier Heere
Von Streitern zahlreich wie der Sand am Meere;
Und alle Wechſelfälle herbſter Pein
Und höchſter Freude müſſen möglich ſein.

Sonſt wäre dieſe Prüfung nur ein Spiel,
Das nimmer dem Wahrhaftigen gefiel.
Wie furchtbar auch der Kampf die Welt verheert,
Sein Ziel iſt mehr als alles Unheil werth.

Die höchſten Leiden und der Hölle Schrecken,
Sie ſinken hin vor deinen höchſten Zwecken:
Und göttlich, daß Vollendung möglich ſei,
Gibſt du den Abfall und das Böſe frei!

Und ſieh, die Lockung wilder Freiheit ſiegt —
Der Eine deiner Höchſten, er erliegt,
Und ihm erliegen ungezählte Scharen,
Für die zu mächtig ſeine Künſte waren.
Der ſelber ſich bethört, er kann bethören,
Daß die Bethörten wollend ihm gehören;
Und iſt die Demuth Pflicht und Hochmuth frei,
Nicht unbegreiflich iſt die Raſerei.

Der Kampf beginnt. Es iſt ein wüthend Wagen,
Ein mächtiges Zurück- und Niederſchlagen.
Ein Streit des Hohen mit dem Niedrigen,
Ein Streit des Edlen mit dem Widrigen.
Des urnothwend'gen Lebens finſtre Nacht
Kämpft um die Herrſchaft mit des Lichtes Macht.
Natur hat Geiſt gewonnen; aber ſie
Riß ihn verführend hin in Felonie.
Nun iſt, naturberauſcht, er ſelbſt Natur
Und ihr zu willen leben will er nur.
Zuſammen ſtreiten ſie mit Wuth und Haß
Und keines böſen Angriffs Unterlaß.
Und mächtig ſind ſie beide wider dich
Und alle Guten! — Doch ſie täuſchen ſich.

Die fort und fort Geſchaffenes zerſtören,
Sie wiſſen nicht, daß ſie dem Herrn gehören!
Sie wiſſen nicht, der Hölle kühnſte Recken,
Daß ſie trotz allem frohnen deinen Zwecken.
Verzerren können ſie Geſtaltetes,
Stets wieder niedermähn Entfaltetes.
Doch was ſie grimmig aus der Form geſetzt,
Nicht iſt's in ſeiner Weſenheit verletzt;
Kein Sein und Selbſtſein kann zu nichts vergehn,
Und du, du läßt es reiner nur erſtehn.
Drum, wie ſie wüthend ſich genuggethan,
Die ſiegenden Zerſtörer äfft ein Wahn.
Sie ſind das Mittel nur in deiner Hand,
Zu rächen ihren eignen Widerſtand.
Sie toben, raſen und ſie peinigen,
Um die Gepeinigten zu reinigen.
Sie werfen das Entſtandne hin ins Nichts —
Und führen es empor zum Glanz des Lichts!
Und währt der Kampf in ungehemmtem Gang
Nach Forderung des Rechts äonenlang —
Und reiht in zahllos wiederholtem Knäuel
Unüberſehbar Gräuel ſich an Gräuel:
Der Geiſterzwieſpalt, aller Kriege Krieg,
Er endet dir in allvollkommnen Sieg.

Du biſt die Schönheit, Gott, mit einer Welt,
Die kampfzerriſſen iſt und haßgeſchwellt.
Der Kampf, er iſt die göttliche Tragödie,
Der folgen ſoll die göttliche Komödie.

Du bleibſt in deiner Höhe, wie du biſt,
Ein Augenblick nur iſt dir jede Friſt,
Und wie der Kampf das Unheil mehrt und mehrt,
Vor deinem Auge tobt er ſchon verklärt.
In deinem Geiſte biſt du ſchon am Ziel,
Drum iſt für dich die Handlung nur ein Spiel;
Und alles Grauſen wechſelnder Vernichtung,
Es trifft das Herz dir gleich erhabner Dichtung.
Nach ſtillem Frieden, holder Luſt und Scheu,
Wie ſind des Kampfes Bilder groß und neu!
Welch eine Fülle tiefſter Regungen
Und mächtig drängender Bewegungen!
Wie ſpannt der Kämpfer in der Leidenſchaft
Zur ungeheuren Leiſtung ſeine Kraft!
Und wie viel Tugend, die gefordert iſt,
Geſellt in ihm der Wuth ſich und der Liſt!
Was können ſie, die Böſen und die Guten —
Kaum war es in Geſchöpfen zu vermuthen!
Und alles hat der Streit herausgewandt:
Es wäre ſchade, wenn er nicht entbrannt!
Der Kriegsmuth unerſchloſſen in der Bruſt,
Auch für den Ew'gen wär' es ein Verluſt.
Die Kraft unausgebildet, ungeſtählt,
Dem höchſten Ziele hätte ſie gefehlt.
Und wenn die Kämpfer Unerhörtes wagen
Und in der Noth Unglaubliches ertragen;
Wenn ſie die Seele mit Gefahren letzen
Und nicht verzagen mitten im Entſetzen

Und ungebeugten Trotzes untergehn —
Du ſelber magſt auf ſie mit Achtung ſehn.
Du ſiehſt mit Wohlgefallen, was da gut,
Drum auch im Böſen Dauerkraft und Muth.
Der kühnſte Führer und die kühnſte Schar,
Dir machen keine Schande ſie, fürwahr,
Um Kampfruhm duldend grimmige Beſchwerden! —
Sie ſind es werth, von dir beſiegt zu werden.

Du, Höchſter, ſchauſt in ungeſtörter Ruh
Dem ungeheuren Streite nicht nur zu:
Du biſt der Oberfeldherr, der ihn lenkt
Und ſeinen Lauf und ſeinen Ausgang denkt.
Wenn er um höchſte Zwecke ſollt' entſtehn,
Muß ungekränkt er auch zu Ende gehn.
Drum kannſt du nicht die Welt entlaſten wollen,
Den Sieg der Guten überhaſten wollen.
Der Krieg, in deiner Nähe, fern und fernſt,
Behalte ſeinen furchtbar hohen Ernſt!
Die Kraft im Lieben und die Kraft im Haſſen,
So lang ſie dauern, ſeien freigelaſſen,
Und es erfülle ſich das Weltverhängniß
Im Schmerz des Lebens und in Todes Bängniß.

Wenn er um höchſte Zwecke ſollt' entſtehn,
So muß im Kampf die Welt das Größte ſehn;
Und was nur möglich iſt in ihm allein,
Das ſoll geſchehn, um ſeine Zeit zu ſein.

Und ungeheurer Spannung Augenblicke
Bereiten ſtill und bringen die Geſchicke.
Wenn dann in furchtbar tobenden Gewittern
Die Herzen auch der Muthigſten erzittern,
Und das Verderben geht die große Bahn,
Dann faßt dich ſelbſt mitfühlend Grauen an;
Und du, du bannſt es nicht aus deinem Herzen,
Weil du dein göttlich Theil willſt an den Schmerzen.

Wenn aber vor und vor die Guten dringen
Und ihren Feinden Land um Land entringen;
Wenn ſich das Heer der Deinen mehrt und mehrt
Durch Ueberzeugte, die zurückgekehrt!
Wenn er, der große Widerſacher, weicht
Und fühlen muß, wie wenig dir er gleicht
Wenn er, von ſeinem letzten Mann verlaſſen,
Ohnmächtig einſam ſteht in ſeinem Haſſen;
Wenn er nach ungeheuerſter Belehrung
Vollzieht die ungeheuerſte Bekehrung
Und, alles laſſend, was er je geliebt,
Erkanntem Herrn auf Gnade ſich ergibt!
Wenn alles, was verhängnißvoller Wahn
Verſäumen ließ, erſchöpfend nachgethan,
Und tiefbefriedigt ſtehn zu gleicher Zeit
Die Vaterhuld und die Gerechtigkeit!
Wenn der äonenlang geführte Kampf
Nur noch Erinnrung iſt, gelöſter Krampf,
Und nach der Schmerzen tobendem Gewühl
Zurückkehrt unausſprechlich Wohlgefühl!

Wenn nur die Frucht der Thaten übrig bleibt
Und ewig im Gemüthe Blüten treibt!
Wenn jedes Weſen glänzt in eignem Glanze,
Mit dir zu bilden überreiches Ganze;
Wenn deine letzte Fordrung ſich erfüllt
Und deine tiefſte Weisheit ſich enthüllt;
Wenn das, was nicht ſein ſoll, geweſen iſt
Und zur Vergangenheit geneſen iſt;
Wenn Himmelsbürger jeder deiner Krieger:
Wie biſt du hehr die Schönheit, Allbeſieger!

5.

Du bleibſt, urew'ger Geiſt, an deinem Orte,
Wenn der Natur ſich aufgethan die Pforte.
Du bleibſt an höchſter Stelle wollend ſtehn,
Auf alles Leben hoch herabzuſehn.
Der Gleiche ſtets im Wollen und im Handeln,
Auch wandeln mußt du können und dich wandeln;
Und bleibt im Mittelpunkt dein herrſchend Ich,
Dein Leben wallt, erhöht, geſtaltet ſich.
Es will empor in andre Formen gehn,
Und du, du willſt's in dieſen Formen ſehn:
So folgt Natur dem geiſtgelenkten Drange
Zum ſinnvoll thatenreichen Bildungsgange.
Der Schos der großen Mutter wird erſchloſſen,
Und es entſtehen ihre — deine Sproſſen.

Was auch geſchieht, geſchieht nur, weil du's willſt
Und mit dem Vorgang dein Verlangen ſtillſt.
Und was du nicht vermocht als Zweck zu wollen,
Das hat dem höchſten Zwecke dienen ſollen —
Und geht vorüber! So, dem Einzig-Freien,
Der alles wollen kann und alles weihen —
Mag ihm das Leben laut ſein oder ſtill,
Es gibt ihm nur, was er empfangen will.

Die Wandlung aber, welche dein Ergetzen,
Sie führt ſich aus nach ewigen Geſetzen;
Nach jenen Formen der Vollkommenheit,
Die deine Weisheit zu gewollten weiht.
Wie gänzlich unumſchränkt du ſeiſt und frei,
Dein Wille will nur, daß das Beſte ſei.
Du kannſt nur wollen, was die Mittel wollen,
Die deinen höchſten Zwecken dienen ſollen.
Drum iſt der erſte Gang hinausgewendet,
Bis alles Leben leidend ſich vollendet.

Allgeiſt und Allnatur in ew'ger Einheit,
Biſt du vollkommen, Gott, auch in Alleinheit.
Dein ewig Leben iſt unendlich reich
Und ſtets die Fülle dem Verlangen gleich.
Dein Leben iſt, in dich hinabzudringen
Und herrſchend über dich dich aufzuſchwingen,
In deiner Kräfte klarſtem Unterſcheiden
An jeder dich mit eigner Luſt zu weiden.

Dich ſelbſt zu lieben und dich ſelbſt zu laben,
Dich ſelber anzuſchaun, dich ſelbſt zu haben,
Und zu des Wiſſens und des Seins Genügen
Des Geiſtes Blüten ewig neu zu fügen.

Haſt du dir ſelbſt in dir genug gethan,
Dann öffneſt du dem Leben ſeine Bahn.
Du gibſt dem Liebeſtreben eignes Leben —
Und ſiehſt von holden Bildern dich umgeben!
Und weiter geht's, zu großen Augenblicken,
Zu mächt'gen Thaten, rieſigen Geſchicken,
Bis zum bewährten tritt bekehrtes Kind
Und alle Lebenden vollendet ſind.

Umſchließen dich vollkommene Genoſſen,
Ein Höchſtes iſt erreicht, der Gang geſchloſſen.
Was möglich war nach außen, iſt geſchehn —
Auf dieſem Wege kann's nicht weitergehn.
Nun aber führt die zweite Wandlung ein
Den Geiſt in Geiſt — und die wird ewig ſein!

Welch eine Huld, Vollkommnen es zu gönnen,
Daß ſie ſich noch erhöhn, bereichern können!
Daß ſie ſich mehren können Licht und Macht
Und ihnen heller nur das Leben lacht!
Den ew'gen Schöpfer betet an und preiſt:
Dies große Wunder kann geſchehn im Geiſt!
Der Geiſt kann ewig wachſen an Gehalt
Und nur vollkommner werden an Geſtalt.

Ein ewig Suchen und ein ewig Finden
Kann er mit ew'ger Schöne Blühn verbinden,
Eroberung mit ſanften Lebens Fluß
Und Allgenuß mit reinſtem Selbſtgenuß.

Sind alle der Gebrechlichkeit entnommen,
Der Aeon der Erkenntniß iſt gekommen.
Der Weſen jedes iſt erkennenswerth
Und es beglückt den Geiſt, der ſein begehrt.
Wenn alle nun dem einen ſich enthüllen,
Mit allen Bildern kann er ſich erfüllen
Und, ob im großen All verſchwindend klein,
Des großen Ganzen Wunderſpiegel ſein.
In ſich aufnehmen kann er Schatz um Schatz
Und alles hat in ihm, dem Einen, Platz!

Welch ein Gedanke! Zahllos viele Weſen,
Und jedes kann das Buch des Ganzen leſen —
In jedem kann das Weſen-All ſich malen
Und jedes kann es liebend widerſtrahlen!

Die Zeit des Geiſtes und des ew'gen Strebens,
Das iſt auch erſt die Zeit des wahren Lebens.
Dem Geiſte gleichgeworden iſt Natur
Und wandelt fröhlich ſeiner Wege Spur.
Sie ſind durchwärmt vom heiligen Gemüth,
Das mit erhöhter Macht in Liebe glüht,
Und mit den Kräften allen leben ſie
Das Beiſpiel der vollkommnen Harmonie.

Das Weſen iſt ein All für ſich allein —
Und in ſich ſelber kann es ſelig ſein.
Doch iſt's umgeben von unendlich vielen
Ihm gleichen und verſchiedenen Geſpielen.
Im Geiſte gleich, doch an Geſtalt und Leben
Befähigt ihm Unendliches zu geben! —
Wie können ſie das Innerſte ſich laben,
In Wechſelliebe tauſchend ihre Gaben!

Vollkommen, nicht die Geiſter ſind es nur,
Vollkommen iſt und rein die Weltnatur,
Und ihre Kinder alle — frohe Weſen,
Vom Taumel der Vergänglichkeit geneſen,
Friedlich und ſorglos füllen ſie den Raum
Und träumen ihren ſchönſten Lebenstraum
In einer Formenwandlung ohne Leid,
Der untern Sphären leuchtendes Geſchmeid.
Welch ein Ergetzen, auf ſie hinzuſchaun,
Die reichen Zierden lichter Himmelsaun,
Sich nach Gefallen unter ſie zu miſchen
Und ſich an ihren Spielen zu erfriſchen!
Welch eine Freude, wenn ſie munter dienen
Und luſtig folgen den gekannten Mienen
Der Herrn und Freunde, welche ſie benennen
Und ihre Seelen kennen und erkennen!

Doch wie ſie letzt, die Fülle bunt und bunter,
Und wie ſich's lohnt dem frohen Geiſt, hinunter

In ſie zu ſchaun — ein Sehnen kommt ihn an,
Und er, zu größern Bildern, ſchaut hinan.
Wie Sonnen, auf der Leiter höhern Sproſſen,
Erglänzen ihm die mächtigern Genoſſen;
Und ſcheint ihr Licht in ſeinen innern Sinn,
Gewalt'ger iſt und heil'ger ſein Gewinn.
Der ſich nach unten freundlich konnte zeigen,
Nach oben kann er ſich verehrend neigen,
Und ſtellt er vor den Höhern ſich zurück,
Erblüht der edeln Seele neues Glück.
Und nicht empfängt er nur aus ihrem Schatz,
Aus ſeinem eignen leiſtet er Erſatz.
Den Gebern gebend wird er reich und reicher
Und liebend den Geliebten gleich und gleicher.

Es iſt ein ſtetes Wachſen, Blühn und Reifen,
Ein ſtetes Laſſen, Faſſen und Ergreifen.
Frei ſteht nach allen Seiten uns der Gang
Und jeder lohnt ſich uns in Ueberſchwang.
Wir können alle Tugenden bewähren,
Wir können ſchmücken uns mit allen Ehren,
Wir können uns mit allen Freuden laben,
Wir können alles ſein und alles haben.

Und jeder lebt im reinſten, reichſten Jetzt,
Wo Künft'ges und Vergangnes ihn ergetzt,
Wo keine Trennung den Genuß ihm ſtört
Und jeder Augenblick ihm ganz gehört.

Die Zukunft iſt in Schönheit offenbarer,
Vergangenes in Schönheit klar und klarer.
Vergangenes und Künft'ges, tief und ſtill,
Sie geben jedem, was er nehmen will.

Und nun erſcheint der Kampf und ſein Gericht
Den Geiſtern erſt im ſegensreichſten Licht!
Die Denkenden, ſie können ihn durchdenken,
Sie können folgen ſeinem Lauf, ihn lenken;
Sie können mit erhaben ſchönem Beben
Furchtbare Zeitmomente wiederleben —
Den tiefſten Grund und höchſten Zweck erſchauen
Und rein und groß das Gottesdrama bauen.
Sie können ſich in jedes Einzelleben,
In jede Wandlung mit dem Geiſt begeben
Und alles Ringens, aller Luſt und Pein
Darſteller, Philoſophen, Dichter ſein.
Die ſchreckenvollen Bilder des Gerichts,
Den Schatten geben ſie zum Glanz des Lichts.
Die Schauerſcenen, jetzt ergreifen ſie
Die Geiſter als erhabne Poeſie;
Und jeder denkt in tiefbewegtem Leſen:
Ja, ſchade wär' es, wenn ſie nicht geweſen!

Das Böſe ſollte nicht zum Sein gelangen,
Doch werden und vergehen, um vergangen,
Als mächtig anſchaubarer Gegenſatz,
Höchſt werth zu machen den geliebten Schatz

Des Guten, daß die Geiſter, neu getrieben,
Mit ſel'gem Wiſſen üben es und lieben.
Das Böſe ſollte nur im Geiſte ſein,
Bild der Erinnrung, des Geweſ'nen Schein,
Die Luſt des Guten ewig anzufachen,
Die Seligen bewußt und ganz zu machen.

Doch ich muß enden. Wer vermag zu malen
Unendliches? Wer kann die goldnen Strahlen
Der Sonnen, die von allen Seiten ſcheinen,
In eines Spiegels Widerſchein vereinen?
Nur umſichſchaun und deuten kann der Geiſt,
Beglückt, wenn auf Unendliches er weiſt,
Daß vor den Seelen, die ſich mächtig regen,
Die göttlich großen Bilder ſich bewegen!
In meines Herzens Muth hab' ich's gewagt,
Das Heil zu ſchildern, das am Ziele tagt,
Um alle, die des Dichters Worte faſſen,
Des Alls Vollendung ahnend ſchaun zu laſſen.

Wenn du die Schönheit biſt von Ewigkeit,
Wenn du die Schönheit biſt in Zeit und Streit,
Am reinſten und am reichſten biſt du ſie
Mit Selbſtvollendeten in Harmonie,
Von denen jedes eine Welt für ſich
Und jedes ein geliebter Schmuck für dich.

Das war der Zweck! Du ließeſt uns erſtehn,
Um dich in lieben Sprößlingen zu ſehn.

Der ſchon allſelig war für ſich allein,
Er wollt' es mehr noch mit Genoſſen ſein.
Und Seligkeit nur, die ſich endlos mehrt,
Iſt deiner — iſt des Allvollkommnen werth.

Urew'ge Sonne, Quell gewordner Sonnen,
Inhaber und Austheiler aller Wonnen!
Iſt die vollkommne Welt unendlich reich,
Nie wird ſie dir, dem Herrn und Schöpfer, gleich.
An undurchforſchtem Orte wohneſt du,
In unerreichter Höhe throneſt du.
Wie viel wir auch von deiner Größe faſſen,
Zur ganzen iſt kein Weſen zugelaſſen;
Und mag der Geiſt in höchſte Höhen gehn,
Dein Leben kann er nur im Bilde ſehn.
Unendlich iſt, was du geoffenbart,
Unendlich iſt, was du für dich bewahrt —
Den frommen Deinen lichtes Heiligthum
Und undurchdrungenes Myſterium!
Nie kann die Welt genug dein Lob verkünden,
Weil nie dein ganzes Gottesherz ergründen;
Und danke ſie mit allen Opfergaben,
Hoch über ſie bleibt deine Huld erhaben.

Erkenn', o Welt, den alles Tragenden,
Den einzig alles Ueberragenden! -
Wagt es, ihr Menſchen, an euch ſelbſt zu glauben,
Laßt euch den Glanz nicht eurer Abkunft rauben!

Ihr ſeid mit Ihm der höchſten Ehren werth,
Macht ihrer euch durch Thun und Lehren werth.
Sucht ihn, den gern Gefundnen, freuet euch,
Erhöht und heiligt und erneuet euch,
Im ſel'gen Finden, im entzückten Minnen
Das höchſte Heil der Gleichheit zu gewinnen.

Die Schöpfung iſt ein unerſchöpflich Meer,
Die Weſen ſind ein unermeßlich Heer;
Und du, der Herr, biſt größer als dein Land,
Das nur dein Abglanz iſt und dein Gewand!

Wohin wir ſehn, wir ſehen keinen Schluß,
Ob ſtets fortſtrömte des Erkennens Fluß;
Wohin wir gehn, wir kommen an kein Ende:
Preis dir für dieſe wundervollſte Spende!
Wenn unverſieglich Stoff und Streben, du,
Du gibſt das ew'ge Leben uns dazu!
So können wir, in immer neuen Zügen
Die Sehnſucht ſtillend, ewig uns genügen.

Zum Schluss.

Lobet den Herrn!
Ihn, der Seinsgenoſſen denkt,
Liebend ſchafft und reich beſchenkt
Und zu Glück und Ehren lenkt —
Lobet den Herrn!

Lobet den Herrn!
Der uns gönnt der Freiheit Spiel,
Rettend ihn erhebt, der fiel,
Mahnend weiſt aufs ew'ge Ziel —
Lobet den Herrn!

Lobet den Herrn!
Gegen Weſen ohne Scheu
Bleibt er ſich in Liebe treu,
Bis die Seele ſchmilzt in Reu' —
Lobet den Herrn!

Lobet den Herrn!
Bei der ſtets erneuten Schuld
Unverſiegliche Geduld,
Unerſchöpfte Vaterhuld —
Lobet den Herrn!

Lobet den Herrn!
Alles quillt aus holdem Born;
Des gerechten Richters Zorn
Iſt zum Heile nur ein Sporn —
Lobet den Herrn!

Lobet den Herrn!
Unaufhörlich, Stück um Stück,
Wachſen läßt er Kraft und Glück,
Keine Seele bleibt zurück! —
Lobet den Herrn!

Lobet den Herrn!
Endlich ſinkt der letzte Schein,
Heilig ſind die Seelen ſein.
Tretet in den Himmel ein —
Lobet den Herrn!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Religion

und ihre jetzt gebotene Fortbildung.

Die Religion

und

ihre jetzt gebotene Fortbildung.

Vierzig Briefe

von

Melchior Meyr.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Melchior Meyr iſt aus unſerer Mitte geſchieden während dieſe Briefe ſich unter der Preſſe befanden. Als ſeine Krankheit ſchwerer ward, übertrug er mir die Reviſion des Druckes.

Wie bei ihm die wiſſenſchaftliche und die dichteriſche Thätigkeit Hand in Hand gingen, ſo hat er, am frühen Abend ſeines Lebens vornehmlich mit der religiöſen Frage beſchäftigt, ſeine Seelenſtimmung und Ueberzeugung in den jüngſt erſchienenen Gedichten und in dem vorliegenden Buche gleichmäßig ausgeſprochen, um der Religion des Geiſtes, in welcher er ein Heilmittel für ſo viele Leiden und Schäden unſerer Zeit ſah, dem Gemüth und dem Verſtand einleuchtend zu machen. Er freute ſich des neuen deutſchen Reiches, der politiſchen Einigung unſers Volkes, für deſſen Bildung und geiſtige

Befreiung er arbeitete, das er gern mit harmoniſchen Schöpfungen der Phantaſie erquickte; möge ſein Wunſch ſich erfüllen und ſein Wort in dem Kampfe der Gegenwart Vielen ein friedebringendes werden.

München, im Mai 1871.

Moriz Carriere.

Erſter Brief.

Lieber Freund!

Du willſt meine Anſichten hören über das große Problem der Religion. Werden wir künftig überhaupt noch eine Religion haben, oder wird eine Anſchauung des Univerſums platzgreifen, wonach eine ſolche gegenſtandslos geworden? Wenn wir überhaupt noch Religion haben werden, von welcher Art wird die uns vorbehaltene ſein? Gewährt eine der bisherigen Glaubenslehren Ausſicht, uns noch in Zukunft Genüge zu thun, oder gibt es, wie auf andern Gebieten, ſo auch auf dem der Religion einen Fortſchritt? Welchen Fortſchritt auf dieſem Gebiete hätten wir zu machen? Welches wird die Religion der Zukunft ſein?

Dieſe Fragen der gegenwärtigen Zeit ſind auch die Deinigen. Ich werde, Deiner freundlichen Aufforderung entſprechend, auf ſie zu antworten ſuchen in einer Reihe von Betrachtungen, die keine weſentliche Seite des Gegenſtandes unerörtert laſſen ſollen. Mein ganzes Leben, mein eigenſtes Denken und Forſchen und alle meine Studien haben dazu gedient, mir in eben dieſe Materie Einſichten zu verſchaffen; und wenn die Fähigkeiten jedes Menſchen in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſen ſind und keiner alles, was man wiſſen möchte, ſondern nur etwas, was er eben weiß, zu ſagen vermag, ſo wird es doch gewiß nicht unnützlich ſein, mich zu hören und meine Gedanken in Betracht zu nehmen.

Du, mein lieber Freund, erfüllſt eine Hauptbedingung, die ich an denjenigen ſtellen muß, der mich hören will: Du biſt ohne Vorurtheil! Du hegſt mit mir die Ueberzeugung, daß es nichts Heiligeres geben kann als die Wahrheit, kein heiligeres Geſchäft auf dieſer Erde, als ſie zu ſuchen, und keine heiligere Pflicht, als ſie auszuſprechen. In jenem Heiligen, welches das Licht der wiſſenſchaftlichen Forſchung nicht ertragen kann, und verlangen zu können glaubt, daß man dieſes um ſeinetwillen dämpfe oder gar unterdrücke, ſiehſt Du mit Recht nur ein angebliches. Du glaubſt an die Wiſſenſchaft, Du forderſt ihre Thätigkeit und Du biſt offen für die Gründe, welche ſie dem Denker an die Hand gibt.

Gegen einen ſolchen Freund ſich auszuſprechen und alles zu ſagen, was man auf dem Wege der Forſchung erworben hat, iſt eine Freude. Möchte es viele Deinesgleichen geben!

Zweiter Brief.

Es bedarf nur eines unbefangenen Blicks auf den gegenwärtigen Stand der Dinge, um uns vor allem die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß die Religion der Zukunft nur eine ſolche ſein kann, welche ſich auf wiſſenſchaftliche Einſicht gründet. Der bloße Glaube hat nicht mehr die Kraft, die Geiſter und Gemüther einzunehmen und zu befriedigen. In den maßgebenden Kreiſen wird er allenthalben als ungenügend angeſehen und verlaſſen. Auf der andern Seite liegen aber die Weltverhältniſſe ſo, daß der Glaube auch nicht mehr hierarchiſch geboten und mit Gewalt aufrecht erhalten werden kann. Wer abfallen will, kann abfallen; und dieſe Freiheit wird mit der Zeit nur immer unbeſchränkter werden. Alſo hat nur die Religion, deren Sätze durch überzeugende Gründe als wahre erhellen, für die kommende Zeit Ausſicht, die Geiſter zu gewinnen und feſtzuhalten.

Der religiöſe Glaube iſt nicht ein bloßes Fürwahrhalten. In jedem Glauben, der die Gemüther ergriffen und beherrſcht und nach oben gerichtet hat, iſt Wahrheit gelehrt, geglaubt und bekannt worden. Aber dieſe Wahrheit iſt nicht in Formen erſchienen, in denen ſie begriffen werden konnte; es iſt nicht klare, beſtimmte, faßliche Wahrheit geweſen. Eine ſolche Wahrheit iſt es aber gerade, die wir jetzt wollen. Sätze, die nicht begreiflich gemacht werden, ſind unſern heutigen Anſprüchen gegenüber ohnmächtig und werden uns nur um ſo widerſtrebender erſcheinen, je mehr ſie ſich für abgeſchloſſen erklären und für ſich allein ſchon die ganze religiöſe Wahrheit ſein wollen.

Wir müſſen in Sachen der Religion allen Zwang aufgeben, auch den moraliſchen, und nur freie Geiſter zu gewinnen ſuchen, wie dieſe allein gewonnen werden können: durch Ueberzeugung. Wir müſſen an die Stelle der Bekenntniſſe Erkenntniſſe ſetzen. Wir dürfen unſere Gegner nicht verketzern und verfluchen, wir müſſen ſie widerlegen.

Dritter Brief.

Solange wir von dem Geſchlecht der Menſchen hiſtoriſche Kunde haben, treffen wir in ihm Religion und religiöſes Leben an. Die begabteſten und weltgeſchichtlich hervorragendſten Völker ſind eben die religiöſeſten geweſen. Man hat darum geſagt, die Religion ſei dem Geſchlecht weſentlich und einer der Vorzüge, wodurch ſich der Menſch vom Thier unterſcheide. Immer war ſie den Menſchen das Ehrwürdigſte und das Heiligſte, jedes Volk hat in ſeiner Religion ſein höchſtes geiſtiges Beſitzthum geſehen. Denken wir hieran zurück, ſo muß es uns doch befremdlich erſcheinen, was wir an dem lebenden Geſchlecht bemerken. Gegenwärtig kann man faſt ſagen, daß in den gebildetſten Kreiſen die Religionsloſigkeit herrſchend geworden iſt. Nicht nur dieſe und jene Form — die Religion überhaupt wird nicht mehr begriffen. Man kann ohne ſie ganz gut leben und ſterben. Man beſchäftigt ſich, man treibt ein Gewerbe, eine Kunſt oder eine Wiſſenſchaft, und man findet, daß man zu alledem der Religion keineswegs bedürfe. Man läßt ſich durch das Dieſſeits, ſeine Freuden und Leiden in Anſpruch nehmen und hat in keiner Weiſe nöthig, ſeinen Blick auf ein ſogenanntes Jenſeits zu richten. Und es ſind das gewiſſenhafte, redliche, gute Menſchen! Sie haben keinen Gott, kein ſelbſtbewußtes höchſtes Weſen, in welchem ſie den Herrn der Welt und ihren eigenen Schöpfer erblickten; ſie ſehen die Menſchheit nicht durch dieſen Gott geleitet und emporgeführt; ſie glauben nicht an eine ewige Beſtimmung der Menſchheit und nicht an ihre eigene perſönliche Fortdauer. Aber ſie thun ihre Pflicht, freuen ſich des Guten und Angenehmen, das ihnen im Leben geboten wird, tragen das Unvermeidliche, ſind mit ihrem Daſein und mit ſich ſelber zufrieden.

Dieſe gebildeten Menſchen haben ganz recht, ihr Leben ſo zu führen, wie ſie es führen — wenn es keinen Gott gibt! Wenn es aber einen gibt, dann macht ihnen ihr Verhalten eben keine Ehre! Der Vorzug des Menſchen vor dem Thier, welcher in der Religion beſteht, iſt von ihnen aufgegeben — ohne zureichenden Grund! Denn ſie haben noch nicht bewieſen, daß es keinen Gott gibt und daß die religiöſen Menſchen früherer Zeiten von einem bloßen Wahne getäuſcht waren.

Vierter Brief.

Auf dem Gebiete der Religion iſt uns ein Fortſchritt geboten, namentlich auch um der jetzigen Religionsloſen willen. Keine der bisherigen Religionsformen genügt ihnen, und wir müſſen ihnen darin recht geben. Die Lehren der bisherigen Religionen ſtehen mit den wiſſenſchaftlichen Ueberzeugungen der Gebildeten in ungelöſtem Widerſpruch; dieſe Gebildeten ſind nicht nur berechtigt, ſondern verpflichtet, ihre wiſſenſchaftlichen Ueberzeugungen feſtzuhalten; für ſie gibt es alſo nur entweder eine Religion, deren Sätze mit den Lehren der Wiſſenſchaft in Harmonie zu bringen ſind, oder gar keine.

Eben dieſe Religion, deren Sätze mit den erwieſenen Wahrheiten der Natur- und Geſchichtsforſchung und der Philoſophie zuſammenſtimmen, müſſen wir ſuchen, und ſie müſſen wir dem jetzigen Geſchlecht bieten!

Wie ſchön wäre es, wenn in den Organismus von religiöſen Wahrheiten, der den gerechten Forderungen der Gegenwart entſpräche, die weſentlichſten Lehren der bisherigen Religionen wieder aufgenommen wären, ob auch in anderer Faſſung und in andern Verbindungen! Wir würden dann die tröſtliche Ueberzeugung erlangen, daß die frühern Geſchlechter der Menſchen nicht nur überhaupt wohl daran thaten, Religion zu haben und ſich dadurch vom Thier zu unterſcheiden, ſondern daß ſie in den Hauptſätzen ihrer Lehren auch ewige Wahrheiten beſaßen, die von der Wiſſenſchaft im weſentlichen beſtätigt werden müſſen. Die verſchiedenen Religionen wären dann ebenſo viele Momente einer Entwickelung, die geſetzmäßig vor ſich gegangen wäre, um an einem Ziele anzulangen, wo jedes dieſer Momente ſein Recht und ſeine Rechtfertigung gewönne. Zwiſchen den religiöſen Menſchen aller Zeiten würde ein Zuſammenhang hergeſtellt, und der Mann des 19. Jahrhunderts würde in dem wahren Gläubigen früherer Zeiten nicht mehr einen Unwiſſenden, einen durch ſeine Phantaſie getäuſchten Thoren, ſondern — ſeinen Vorgänger erblicken.

Fünfter Brief.

Die heutigen Religionsloſen haben recht, keine der bisherigen Religionen ſich in Wahrheit mehr genügen zu laſſen; aber ſie haben unrecht, nicht ſelber nach einer neuen, entſprechenden zu forſchen oder: die Unmöglichkeit einer ſolchen darzuthun.

Sie können nicht mehr glauben — daraus iſt ihnen kein Vorwurf zu machen. Aber ſie wollen auch nicht denken und denkend wieder erobern, was ſie mit dem Glauben aufgegeben haben; und das iſt rügenswerth.

Sie verwerfen die Lehren der Religion über den Anfang und das Ende der Dinge — weil ſie ihnen nicht einleuchten. Daraus erwüchſe ihnen aber die Aufgabe, ſie zu widerlegen und an die Stelle der als unrichtig erwieſenen die richtigen zu ſetzen! Sie kommen nicht dazu — und haben den Schaden davon!

Wer nicht mehr glaubt, aber auch nicht denken, und zwar eben über die Probleme denken will, worüber bisjetzt die Glaubenslehren Aufſchluß gegeben haben, der wird geiſtig bald unter den Glaubenden herunterſinken, auf den er herabſehen zu können meinte. Denn der Glaubende hat ein Verhältniß zum Ewigen, wenn auch nicht das höchſte und edelſte. Der Ungläubige, der nicht zur Erkenntniß fortſchreitet, gibt jenes Verhältniß auf, ohne das beſſere dafür einzutauſchen; er verliert dadurch den Begriff des Ewigen überhaupt und läßt nur noch das Vergängliche gelten.

Wer vom Glauben zur Erkenntniß fortſchreitet, der gewinnt mit dieſer einen Maßſtab zur gerechten Beurtheilung auch der Glaubenslehren; er vermag den Sinn, die Wahrheit in ihnen — ſo viel ſie deren enthalten — zu ſehen und zu würdigen. Dem nicht mehr Glaubenden und noch nicht Erkennenden ſtellen ſie ſich ganz ohne Sinn dar, und er behandelt ſie nun auch ſo. Er verwirft, er verpönt, ja er verhöhnt ſie. Da er ihnen keinen Sinn abgewinnen kann, ſo hat er bewieſen, daß ſie überhaupt keinen haben; und mit der Sicherheit der gewiſſeſten Einſicht gießt er die Lauge des Spottes darüber aus.

Das Ende eines Solchen iſt in der Regel, daß er nur noch an die Materie, an das Aeußerliche, mit den Sinnen Wahrzunehmende glaubt. Wer vom Glauben nicht zur Erkenntniß fortſchreitet, der tauſcht für den verlaſſenen Glauben nur einen andern ein, und zwar einen ſchlechtern.

Worin beſteht denn in Wahrheit der Glaube der heutigen Religionsloſen? Wir können ihn in folgenden Sätzen zuſammenfaſſen:

„Es gibt keinen Gott, mit welchem der Menſch in geiſtigen Verkehr treten könnte.

„Es gibt keinen Geiſt, der etwas für ſich wäre. Der menſchliche Geiſt (der einzige, von dem wir wiſſen!) iſt nicht wirklich ſeiend, wie die Materie. Er iſt entſtanden, und er vergeht auch wieder. Die Fortdauer des Geiſtes nach dem Tode iſt eine Unmöglichkeit; der Glaube daran iſt Aberglaube. Nur die Materie iſt unvergänglich.“

Wenn wir dieſe Dogmen der heutigen Religionsloſen prüfen, werden wir nicht nur ihren Standpunkt klar machen, ſondern auch am beſten zeigen können, wohin wir auf dem Gebiete religiöſer Erkenntniß gegenwärtig gelangen müſſen.

Sechster Brief.

Der wichtigſte von den Sätzen der heutigen Religionsloſen iſt: daß der Geiſt kein wahres Sein habe und darum vergänglich ſei. Die Leugnung Gottes iſt davon nur die nothwendige Conſequenz. Gibt es keinen Geiſt, der etwas für ſich wäre, dann gibt es auch keinen abſoluten Geiſt, der etwas für ſich wäre, dann gibt es auch keinen Gott. Gibt es aber keinen Gott, dann gibt es auch keine Religion; denn Religion iſt nichts als der Bund des menſchlichen Geiſtes mit dem göttlichen.

Wie ſind die heutigen Religionsloſen zu der Behauptung gekommen, daß der Geiſt nichts für ſich, nichts Weſentliches ſei und kein wahres Sein habe?

Sie haben den Geiſt nicht beobachtet, nicht erforſcht, und darum von ſeinem wahren Weſen keine Vorſtellung erlangt!

Jeder Menſch kann ſeinen eigenen Geiſt beobachten — mit ſeinem Geiſt. Er kann ſich beobachtend überzeugen, daß der Geiſt er ſelbſt iſt — die Kraft des Wollens und Denkens, die Eine herrſchende Kraft im Organismus, welche eben den Organismus als ſolchen zuſammenhält. Der Geiſt iſt der Eine Herr, die Organe gehören zu ihm, ſind ſeine Hörigen, ſeine Diener. Zwar haben die Organe eigenes Leben und wirken auf den Geiſt ein und können ihn verleiten, ſeiner Herrſcherſtellung zeitweilig zu vergeſſen. Aber dadurch wird das in der Natur der Dinge liegende Verhältniß nicht geändert. Sind die Organe, was ſie ſein ſollen, dann dienen ſie; iſt der Geiſt, was er ſein ſoll, dann herrſcht er: er durchſchaut und durchwaltet den Organismus.

Jeder Menſch kann ſich in jedem Moment von der Wahrheit dieſer Sätze überzeugen. Was er an ſich am höchſten achtet, das iſt eben er ſelbſt — die Centralkraft des Geiſtes. Seine Organe, wie er ſie auch anſehen möge, ſchätzt er doch nur als Zubehör. Wenn ein Menſch mit einem andern verkehrt, ſo wendet er ſich mit ſeinem Geiſt an den Geiſt des andern. Der Geiſt des andern iſt ihm der Menſch ſelber, mit welchem er allein zu thun hat. In jedem Betracht iſt der Geiſt diejenige Kraft, auf die es ankommt — die Hauptſache, das herrſchende Princip.

Ich habe ſchon an einem andern Orte *) darauf aufmerkſam gemacht, daß jeder Menſch, der in einen bloßen materiellen Gegenſtand verwandelt werden ſollte, das Gefühl haben müßte: dies wäre ebenſo gut, als ob er vernichtet würde! Denn der materielle Gegenſtand iſt zwar nicht nichts, und der verwandelte Menſch bliebe noch immer etwas; aber er hätte ſeinen Geiſt, ſein Selbſt, ſein Selbſtſein verloren — und was er bliebe, wäre im Vergleich mit dem, was er geweſen iſt, nicht viel beſſer als nichts. Demnach liegt für jeden Menſchen in ſeinem Geiſt, ſeinem Selbſt, das wahre Sein. Würde man ihm ſein Selbſt, ſein Selbſtbewußtſein und Selbſtgefühl nehmen, ſo wäre der Reſt beinahe kein Sein mehr zu nennen.

Da jeder Menſch an ſich dieſe Beobachtungen machen kann, ſo iſt es kaum begreiflich, wie jemand ſagen kann: „Der Geiſt iſt nichts für ſich — er hat kein wahres Sein; wahres Sein hat nur die Materie!“

Der Geiſt iſt das herrſchende Sein, die Materie iſt das dienende. Das herrſchende muß kraftvoller ſein als das dienende, denn ſonſt würde es mit der Herrſchaft bald

---

*) In dem Buche „Gott und ſein Reich“.

ein Ende haben. Umgekehrt alſo verhält es ſich. Der Geiſt iſt wahrhaft ſeiend; das Sein der Materie nähert ſich dem Nichtſein. Nur wenn die Materie mit dem Geiſte ſich verbindet, ſteigt ſie ſelber empor und ihr Sein nähert ſich dem wahren Sein. Als lebendiges Organ des wahrhaft Seienden nimmt ſie theil am wahren Sein.

Jene verkehrte Anſchauung, wonach die Materie die Hauptſache ſein ſoll und der Geiſt die Nebenſache, kann ſich im menſchlichen Geiſte nur bilden, wenn dieſer gänzlich ſeiner ſelbſt vergißt und einzig die Materie vor Augen hat.

So einer kann niemals in ſich ſelbſt hineingeſchaut und ſich ſelbſt beobachtet haben; denn wenn er ſich damit nur *einmal* als die Hauptſache kennen gelernt hätte, ſo würde er's nie wieder vergeſſen.

Der Menſch iſt ein ſelbſtſeiendes, zum Selbſtbewußtſein beſtimmtes Weſen. Darum hat er nicht nur die Kraft, aus ſich herauszuſchauen und die Sinnenwelt zu erforſchen, ſondern auch das Vermögen, in ſich hineinzuſehen, ſich ſelbſt zum Gegenſtand der Erforſchung zu machen und ſo zur Selbſterkenntniß, zum Selbſtbewußtſein zu gelangen. Dadurch erſt, daß er ſich auch ſelbſt kennen lernt, ſchließt der Menſch ſeine im äußern Leben erworbenen Einſichten ab und wird der höchſten Aufgabe gewachſen: inneres und äußeres, intenſives und extenſives Leben nach ihrem wahren Verhältniß zu erforſchen und darzulegen.

Zu dieſer zweiten und höhern Action, auch in ſich hineinzuſchauen, ſich ſelber zu beobachten und ſich ſelber nach ſeinen eigenſten Kräften und höchſten Vorzügen kennen zu lernen, kommen aber die wenigſten Menſchen. Namentlich in unſern Tagen hat man die Kunſt verlernt, und glaubt, daß man ihrer im Grunde gar nicht bedürfe. Man ſtudirt die außenliegenden Thatſachen, man ſtudirt an ſich ſelber den Körper, und hält nun das Werk der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung für gethan. Wie wäre es möglich, die menſchliche Seele als „eine Eigenſchaft des Gehirnorgans“ zu definiren (was bekanntlich geſchehen iſt und geſchieht!) — wenn derjenige, der ſo etwas zum beſten gibt, ſeine eigene Seele — beſſer zu reden: ſeinen Geiſt — betrachtet und dieſen Geiſt mit allen Kräften, die ſich ihm ſelber thatſächlich erweiſen, kennen gelernt hätte? Aber der von der Materie-Bethörte hat nur das materielle Organ vor Augen, er weiß von der menſchlichen Seele nichts, als daß ſie exiſtirt und daß man ſie nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen kann; und er läßt ſich nun zu dem unglaublichen Widerſinn verleiten, die herrſchende Kraft, die ſich des Organs bedient, als eine bloße Eigenſchaft eben dieſes Organs zu charakteriſiren!

Auch ein ſolcher Forſcher iſt übrigens nur ſo thöricht in dem Moment, wo er dergleichen ſich ſagt und niederſchreibt. Wenn wir ihm zu einer andern Zeit erklären wollten, er ſei ein Geſchöpf ohne Vernunft und Verſtand, ohne Charakter und Sittlichkeit, ſo würde er gewaltig proteſtiren und behaupten, daß er dieſe Vermögen und Tugenden ſo gut beſitze wie ein anderer. Allein wenn die

Seele eine „Eigenſchaft des Gehirnorgans“ iſt, dann iſt das Gehirnorgan das Subject und die Seele das Prädicat; und da nun das Subject — das Gehirnorgan — Vernunft und Verſtand, Charakter und Sittlichkeit unmöglich beſitzen kann, ſo könnte ſie das bloße Prädicat, die menſchliche Seele, noch viel weniger beſitzen.

Siebenter Brief.

Nichts, mein beſter Freund, iſt wichtiger, als daß man einſehe: was einer können ſoll, muß er vorher gelernt haben! Es verſteht ſich das allerdings von ſelbſt; aber der ſelbſtverſtändliche Satz wird heutzutage immer wieder vergeſſen, und wir müſſen alſo immer wieder an ihn erinnern.

Es kann einer ein vortrefflicher Naturforſcher, ein vortrefflicher Forſcher in einem Zweige der Naturwiſſenſchaft ſein, und doch vom menſchlichen Geiſte nicht die geringſte wiſſenſchaftliche Kenntniß haben. Der Grund iſt: er hat den menſchlichen Geiſt nicht beobachtet, hat ſein ſpecifiſches Leben, ſeine eigenthümlichen Fähigkeiten nicht unterſucht, hat ſeinen Unterſchied von der Materie im Zuſammenhalt mit dieſer nicht angeſchaut — und iſt ſo nie dazu gekommen, ſich vom Geiſte den entſprechenden Begriff zu erwerben.

Mit Erſtaunen ſehen wir, daß heutzutage ſogar die geiſtvollſten Männer nicht wiſſen, was Geiſt iſt! — daß ſie die Eigenthümlichkeit des Geiſtes nicht erkannt haben und immer wieder auf die Meinung gerathen, derſelbe müſſe ſein wie die Materie! — Die Erklärung iſt freilich gegeben: ſie haben ſich mit dem Geiſte nicht beſchäftigt!

Wenn wir fortſchreiten wollen überhaupt, wenn wir insbeſondere fortſchreiten wollen auf dem Gebiete der Religion, ſo müſſen wir vor allem einſehen lernen: was Geiſt iſt.

Der Geiſt iſt nicht einerlei mit der Materie oder eine bloße Eigenſchaft der Materie, wie die Materialiſten lehren. Allein er konn auch nicht etwas ganz anderes ſein als die Materie; denn ſonſt würde er ſich nie mit dieſer zu Einem Organismus verbinden können, wie es im menſchlichen Organismus geſchieht. Wenn aber der Geiſt mit der Materie nicht einerlei und auch nicht etwas ganz anderes iſt als die Materie, dann kann er nur etwas anderes ſein, welches der Materie verwandt iſt.

Sprechen wir das Ergebniß unſerer Beobachtungen ſogleich aus! Der Geiſt iſt die Materie (das Wort im allgemeinen Sinne genommen!) — oder die Natur — in höherer Potenz! Was die Materie extenſiv iſt und kann, das iſt und kann der Geiſt intenſiv. Das extenſive Sein der Materie und das intenſive des Geiſtes entſprechen ſich. Eben darum kann der Geiſt die Materie beherrſchen, und kann die Materie dem Geiſte dienen, und können beide ſich ſo innig verbinden, daß ſie miteinander Ein Leben bilden.

Wenn man die Materialiſten heutzutage Geiſt und Materie confundiren oder die Materie als Hauptſache, den Geiſt als Nebenſache behandeln ſieht, muß man zurückdenken an einen Philoſophen, der in dieſer Frage den entſchiedenſten Gegenſatz zu ihnen bildet. René Descartes hat in Geiſt und Materie zwei ſo verſchiedene Dinge geſehen, daß er ſich ihr Zuſammenſein im menſchlichen Organismus nur durch einen Act göttlicher Allmacht erklären zu können glaubte.

Beides, das Vereinerleien und das abſolute Auseinanderhalten des Geiſtes und der Materie, iſt unrichtig. Geiſt und Materie gehören zuſammen. Sie können aber nur ſo zuſammen ſein, daß der Geiſt herrſcht und die Materie dient.

Der Geiſt iſt Intenſivkraft. Er kann ſich innerlich in eins faſſen und ſich über ſich ſelbſt erheben — er kann die Materie, das Extenſive, intenſiv überſchweben, und er kann ſich ſelbſt überſchweben, über ſein eigenes Leben hinausgehen, um es von oben zu faſſen und zu durchdringen. Damit iſt er der Lebensverbindung mit der Materie fähig. Hat er in ſeiner höchſten Erhebung nicht nur das Leben der Materie, ſondern auch ſein eigenes unter ſich, iſt ihm nicht nur die Materie, ſondern ſein eigenes Weſen Gegenſtand, ſo hat er in dieſem Weſen, ſofern es ihm Gegenſtand iſt, etwas der Materie Verwandtes. Iſt er über ſich ſelbſt emporgegangen und beherrſcht er ſich ſelbſt — müſſen wir alſo auch in ihm ein Oben und Unten, eine geſteigerte Intenſion und eine relative Extenſion — eine Geiſt- und eine Naturſeite unterſcheiden, ſo iſt er eben mit ſeinem Unten, ſeiner relativen Extenſion und Naturſeite fähig, in die höchſte Entwickelungsform der Materie überzugehen und dieſe zu durchdringen, um mit ihr, der dienenden, Ein Leben zu bilden.

Wäre der Geiſt nur intenſiv und die Materie nur extenſiv, ſo würden ſie ſich niemals organiſch verbinden können. Aber der intenſive Geiſt iſt relativ (in ſeiner Art!) auch extenſiv; die extenſive Materie iſt relativ auch intenſiv und ſo — der Geiſt mit ſeinem relativen Aeußerlichen, die Materie mit ihrem relativen Innerlichen — finden beide den Punkt, der ihnen das Zuſammengehen in Einem Organismus ermöglicht.

Die Materie im allgemeinen Sinne des Worts, oder die Natur, iſt das blinde, bewußtloſe Leben; der Geiſt iſt das ſehende, bewußte Leben, das über der Natur ſchwebt. Aber der Geiſt in dieſem unmittelbaren Darüberſchweben iſt relativ ſelber Natur; er muß ſich auch über ſich ſelbſt erheben, er muß ſich auch ſelber überſchweben, um ſich, die unmittelbar nur bewußte Kraft, zur ſelbſtbewußten zu erheben und damit Geiſt im eigentlichen Sinne zu werden. Der Geiſt in ſeiner erſten Ausbildung, als blos bewußte Kraft, iſt der natürliche Mittler zwiſchen der bewußtloſen Natur und dem ſelbſtbewußten Geiſte, dem Geiſt in ſeiner höchſten Ausbildung.

Hiermit gewinnen wir auch die richtige Einſicht in die Frage der Tranſcendenz und der Immanenz. Der menſchliche Geiſt tranſcendirt den Körper, d. h. er geht über die Sphäre der Ausdehnung hinaus in die Sphäre des intenſiven, des innerlichen Seins, welches für ihn das höhere iſt. Würde er dies nicht vermögen, würde er den Körper in dieſem Sinne nicht tranſcendiren können, würde er nicht, in eine Sphäre der Innerlichkeit ſich erhebend, den extenſiven Körper überſchweben können, ſo wäre ihm die Herrſchaft über den Körper unmöglich. Denn was ich beherrſchen ſoll, das muß unter mir ſein — ich muß meine Stellung über ihm haben. Würde der Geiſt aber nicht relativ auch Natur, nicht relativ auch extenſiv ſein, dann könnte er den extenſiven Körper nicht faſſen und durchdringen, und ſeine Herrſchaft über den Körper wäre nochmals unmöglich. Den Körper überſchweben und ihn durchdringen, ihn tranſcendiren und ihm immaniren — beides muß der Geiſt können, wenn er den Körper beherrſchen ſoll. Das charakteriſirt eben den Geiſt, daß er den Körper tranſcendiren und ſich ſelber tranſcendiren und zugleich mit ſeiner Naturſeite in den Körper eingehen, ihn beſeelen, und ſo das Aeußerlichſte und Unterſte mit dem Innerlichſten und Oberſten, d. h. mit ſich ſelbſt in ſeiner höchſten Erhebung, organiſch verbinden kann.

Achter Brief.

Der menſchliche Körper hat ein Leben für ſich und nur mit dieſem Leben kann er dem Geiſte das entſprechende Organ ſein. In der Lebensvereinung beider vollzieht ſich zwiſchen ihnen ein Austauſch. Der Körper empfängt nicht nur vom Geiſt, er gibt ihm auch, und der Geiſt nimmt ſeine Gaben an und wandelt ſie in ſein Eigenthum. Dieſe Thatſache, die jeder in jedem Moment an ſich ſelber beobachten kann, iſt der deutlichſte Beweis für die Behauptung, daß der Geiſt die Materie in höherer Potenz und daher ſein Leben dem Leben der Materie völlig entſprechend ſei. Denn da nur Gleiches vom Gleichen zu erkennen iſt, wie könnte der Geiſt den Körper und das, was dieſer ihm gibt, auffaſſen und erkennen, wenn ſeine Kräfte den Kräften des Körpers nicht correſpondirend und nicht in ihrer Art daſſelbe wären, was die Körperkräfte in ihrer Art ſind? Wenn wir den Act der geiſtigen Auffaſſung betrachten, ſo müſſen wir uns überzeugen, daß die Kräfte des Geiſtes und die Kräfte des Körpers recht eigentlich für einander geſchaffen ſind; und je mehr wir ſie beide unterſuchen, um ſo klarer wird ſich dies als Thatſache herausſtellen.

Geiſt und Materie oder Natur ſind nur verſchieden und relative Gegenſätze, damit ſie zuſammen die wahre Einheit, die Einheit des Organismus bilden. Wäre nur eins und hätte dieſes Eine nicht die Fähigkeit, als Geiſt über ſein eigenes unmittelbares Leben emporzugehen, ſich von ihm zu unterſcheiden und es von oben zu beherrſchen, ſo hätten wir nur die ſchlechte Einheit: die Einheit der ungegliederten, unlebendigen Maſſe. Da es aber jene Fähigkeit gibt und der Geiſt Herrſcher iſt und Organiſator, ſo haben wir glücklicherweiſe die gegliederte, die organiſche, die lebendige Einheit. Ohne den Geiſt und ſeine Herrſchermacht wäre kein lebendiger Organismus möglich — auch nicht der Naturforſcher, der den Geiſt leugnet und die menſchliche Seele für eine bloße Eigenſchaft des Gehirnorgans erklärt! Die niedern Organismen im Thier- und Pflanzenreiche ſind es nur durch die eine intenſive Kraft in ihnen, welche Geiſt im weiteſten Sinne des Wortes und dem ſelbſtbewußten menſchlichen Geiſt analog iſt.

Daß der Geiſt in ſeiner Art iſt und kann, was die Natur in ihrer Art iſt und kann, das zeigt am beſten die Sprache in jenen Wortformen, die zugleich einen phyſiſchen und einen metaphyſiſchen Zuſtand oder Act bezeichnen. Ein Beiſpiel genügt. Wir ſprechen von einem Flug des Vogels und von einem Flug des Geiſtes. Der Vogel erhebt ſich durch ſeinen Flug in die Lüfte, der Geiſt erhebt ſich durch den ſeinen in höhere Sphären. Beide ſchwingen ſich empor, der Vogel in eine ſinnliche Höhe, der Geiſt in eine überſinnliche; der Vogel extenſiv, der Geiſt intenſiv. Und der Flug des Geiſtes iſt ſo ſehr ein Flug, daß der Act durch kein anderes Wort ebenſo gut oder beſſer auszudrücken wäre. Der Emporflug des Vogels iſt das ſprechendſte Sinnbild für das, was der Geiſt durch den

Flug in die ſogenannten höhern Regionen ſeinerſeits vollzieht.

Indem ich darauf verzichte, weitere Beiſpiele zu betrachten, fordere ich den Leſer auf, ſich das Vergnügen ſelber zu machen und ſich dabei wieder zu vergegenwärtigen: was der Geiſt alles kann! Bemerken möchte ich nur noch, daß es zur richtigen Auffaſſung der geiſtigen Bedeutung eines Wortes ſehr dienlich iſt, an die phyſiſche zu denken und ihre Eigenthümlichkeit vor der Seele zu haben. Die Definition der metaphyſiſchen Handlung wird in dieſem Falle beſtimmter — exacter werden.

Es gibt eine Sphäre des extenſiven und eine Sphäre des intenſiven Lebens, und in beiden geſchehen entſprechende Acte. Unſchwer iſt zu ſehen, daß die Acte des Geiſtes die edlern ſind. Der menſchliche Körper führt dem Geiſte materielle Bereicherung zu; aber der Geiſt adelt die empfangenen Gaben, indem er ſie in Zuſammenhang bringt, in das Licht der Erkenntniß erhebt und ſie darin verklärt. Nicht nur vergilt der Geiſt dem Körper ſeine Geſchenke durch höhere und werthvollere, er gibt jenen Geſchenken ſelber erſt die Weihe und — wenn ich ſo ſagen darf — die Heimat, nach der ſie verlangen.

Neunter Brief.

Der Geiſt iſt die Kraft der Einheit. Sich ſelbſt in Eins zuſammennehmend faßt er die Vielheit ſeiner eigenen Kräfte und die Vielheit der Körperkräfte in Einen Organismus zuſammen.

Der Geiſt iſt die Kraft der Erkenntniß. In ihm ſpiegeln ſich nicht nur ſeine eigenen Acte, ſondern auch die des Körpers; er iſt fähig, dieſe wie jene zu ſchauen, zu würdigen und nach ihrem Werthe zu beurtheilen. Wäre der Geiſt nicht und hätte er nicht dieſe wunderbare Fähigkeit, ſo gäbe es keine Erkenntniß der Wahrheit, keine gerechte Auffaſſung und Beurtheilung der wirklichen Dinge, keine Wiſſenſchaft.

Der Geiſt iſt die Kraft der Sittlichkeit. Er erkennt nicht nur was iſt, ſondern auch was ſein ſoll, und er hat die Fähigkeit, das Seinſollende wollend auszuführen, in Unterdrückung oder in herrſchender Lenkung der ſinnlichen und ſeiner eigenen Triebe, je nach ihrem Verhalten. Wäre der Geiſt nicht, wäre er nichts für ſich, wäre er in ſich nicht mächtiger als die Sinnlichkeit, ſo könnte von Sittlichkeit überhaupt keine Rede ſein.

Der Geiſt iſt die Kraft der Idealiſirung. Er ſieht aus der irdiſchen Unvollkommenheit hinüber in ein Reich der Vollkommenheit und er hat das Vermögen, die mangelhaften Bilder der Erde nach den ihm gewordenen Anſchauungen zu ergänzen, zu vollenden. Wäre der Geiſt nicht und wäre er nicht fähig, der Wirklichkeit nicht nur etwas zu entnehmen, ſondern dem Entnommenen aus ſich ſelber das Beſſere und Beſte hinzuzufügen, ſo gäbe es keine Kunſt und keine Poeſie.

Um es kurz zu ſagen: wäre der Geiſt nicht, wäre er nichts für ſich und wäre er nicht im menſchlichen Organismus eben die höchſte und herrſchendſte Kraft, ſo gäbe es keine Wahrheit, keine Güte, keine Schönheit.

Insbeſondere noch zwei Fähigkeiten, die wir am Menſchen bemerken, wären ohne den Geiſt nicht möglich: das Ehrgefühl und das Gewiſſen. Nach Ehre ſtrebt der Menſch nur, weil er Geiſt iſt, und Ehre bringt nur, was der Geiſt thut. Die Ehre (ich rede von der wahren, und nicht von dem, was die Welt Ehre nennt!) wird nur dadurch erworben, daß der Geiſt die Natur niederhält und dem Gebote der Pflicht folgt, auch wo die Natur ihn zum Genuß führte und die Pflicht Anſtrengung, Mühſal, Aufopferung fordert. Daß der Menſch unter dieſen Umſtänden dem Vergnügen die Ehre vorziehen kann, das beweiſt die Exiſtenz und die Macht des Geiſtes aufs unzweideutigſte. Wir können auch bemerken, daß diejenigen Menſchen, ja diejenigen Raſſen am meiſten Ehrgefühl, das größte Feingefühl für Ehre haben, denen am meiſten Geiſt und Idealität eigen iſt. Die vorwiegenden „Naturen", die den Naturweſen verwandtern Menſchen, trachten mehr nach Vergnügen und nach Vortheil als nach Ehre; ſie haben, wenn auch nicht gar kein Ehrgefühl, ſo doch ein ſehr unausgebildetes, und ſie begnügen ſich in der Regel mit der Scheinehre, d. h. ſie trachten weniger danach, ehrenhaft zu ſein, als dafür zu gelten — in den Augen der Welt.

Das Gewiſſen iſt dadurch bedingt, daß dem Menſchen ein Ideal des Guten vorſchwebt, welchem nachzutrachten er als ſeine Pflicht erkennen muß. Nur unter dieſer Vorausſetzung kann, wenn er unrecht gethan hat, eine Stimme in ihm ſich erheben, die ihn ſtraft, ermahnt, Reue und Leid und den Willen der Beſſerung in ihm hervorruft. Daß die Stimme des Gewiſſens nur in einem Geiſte ſich hören laſſen kann, wie wir ihn charakteriſirt haben, nur in einer wirklichen Kraft der Erkenntniß und der Sittlichkeit, das iſt ſelbſtverſtändlich. Je geiſtbegabter und idealer der Menſch iſt, je zarter wird in ihm das Gewiſſen ſein, je ſtrenger wird es in ihm ſein Denken und Handeln beurtheilen.

Man kann wol ſagen: wer den Geiſt leugnet oder wer ihn unter die Materie degradirt, der kann ihn, wie er wirklich iſt, niemals beobachtet haben. Er hat auch der thatſächlichen Fähigkeiten und Leiſtungen vergeſſen, die er ſelber als geiſtige anerkennen muß, und wir brauchen ihn, um ihn zu widerlegen, nur an die bekannteſten Dinge zu erinnern, die er ſelber nicht leugnen kann.

Zehnter Brief.

Faſſen wir das bisher Erkannte zuſammen! Der Geiſt iſt Intenſivkraft; er kann ſich in eins zuſammennehmen; er kann ſich immer wieder in die eine innerlichſte Stelle oder auf die eine höchſte Stelle (was daſſelbe iſt!) emporſchwingen, um von hier aus ſich ſelbſt und den Körper zu beherrſchen. In Bezug auf den Körper iſt er tranſcendent und immanent. Mit ſeiner höchſten Kraft geht er über den Körper hinaus und ſchwebt über ihm, d. h. er weilt in der Sphäre des intenſiven Seins. Mit ſeiner Naturſeite, die wir als Seele anſprechen können, geht er in den Körper ein, durchdringt ihn und bildet mit ihm Einen Organismus.

Der Geiſt iſt die höchſte, mächtigſte, die ſeiendſte Kraft des Menſchen. Er allein hat wahres Sein; denn das wahre Sein iſt nicht das unmittelbare und blinde, ſondern das erkannte und gewollte — das Sein des ſelbſtbewußten und ſelbſtmächtigen Weſens.

Nun erhebt ſich aber für den Denkenden die Frage: wo kommt uns dieſer Geiſt her? Aus welchem Urſprung leiten wir ihn ab?

Die Intenſivkraft, die ſich ſelbſt und den Körper beherrſcht, kann nicht ein Product des Körpers ſein. Der Körper kann dem Geiſt nicht geben, was er ſelber nicht hat: die Fähigkeit, ſich immer wieder in die intenſivſte Mitte zu ſetzen und von ihr aus ſich ſelber und den Körper zu regieren. Dies iſt vollkommen unmöglich. Der Geiſt muß alſo die Centralkraft des Menſchen ſein von ſeinem erſten Werden an. Im erſten Keime des Weſens, das Menſch werden ſoll, muß der Geiſt ſchon innerſte, herrſchende Kraft ſein, wenn auch ſeinerſeits noch im unentwickelten Zuſtande und die Kräfte, die ſich ſpäter entfalten ſollen, erſt als Keime in ſich enthaltend. Schon im Werden des menſchlichen Weſens muß das, was ſpäter als Geiſt hervortreten ſoll, intenſiver Mittelpunkt, und das, was als Körper hervortreten ſoll, Aeußeres, Peripherie, Hülle ſein.

Der Geiſt kann nur aus dem Geiſt entſtehen. Nur der Geiſt kann den Geiſt produciren — nur der ſeiende Geiſt, die wirkliche Intenſivkraft kann das, was Geiſt werden ſoll, als Intenſivkraft ſetzen. Und ſo müſſen wir nun ſagen: der gewordene Geiſt leitet auf den ewigen Geiſt, der relative Geiſt auf den abſoluten zurück. Der gewordene und relative Geiſt iſt nur möglich, wenn der ewige und abſolute Geiſt iſt.

Erinnere man ſich, was wir von dem menſchlichen Geiſte alles erwieſen haben! Dieſer Geiſt, mit den Fähigkeiten, die er bewährt, iſt unbegreiflich als ein Abkömmling der Materie, die für ſich nichts von alledem kann, was der menſchliche Geiſt kann; er iſt nur begreiflich als Abkömmling des abſoluten Geiſtes — Gottes. Weil nun aber der menſchliche Geiſt in letzter Inſtanz unerklärlich iſt ohne den abſoluten Geiſt, deswegen muß der abſolute Geiſt ſein. Es gibt keinen zwingendern Beweis für die Exiſtenz Gottes, als die Exiſtenz des menſchlichen Geiſtes.

Diejenigen, die Gott leugnen wollen, thun ſehr wohl daran, den menſchlichen Geiſt zu leugnen und ihn für ein bloßes Product oder für ein Anhängſel des Körpers zu erklären. Wenn er dies nur ſein könnte! Wenn alles das, was der Geiſt thatſächlich iſt und vermag, nur von einem Erzeugniß oder Anhängſel des Körpers irgend begreiflich wäre! Wenn nur ſeine thatſächlich erwieſenen Fähigkeiten: ſich ſelbſt und den Körper zu beherrſchen, ſich ſelbſt und die Materie zu erforſchen, ſittlich zu wollen und zu handeln, Ideale zu denken und darzuſtellen, Gewiſſen und Ehre zu haben — wenn nur alle dieſe Fähigkeiten nicht ebenſo viele niederwerfende Gründe gegen jene Behauptung wären! Eben darum aber, weil der menſchliche Geiſt ein Product des Körpers und ein Abkömmling der Materie nicht ſein kann, fällt mit der erſten Behauptung der heutigen Religionsloſen auch die zweite. Der menſchliche Geiſt kann als Geiſt nicht geleugnet werden: alſo kann auch der abſolute und ewige, aus welchem der menſchliche allein abzuleiten iſt, nicht geleugnet werden. Der menſchliche Geiſt iſt ein wirkliches Weſen, alſo iſt auch der abſolute Geiſt ein wirkliches Weſen.

Iſt der abſolute Geiſt ein wirkliches Weſen; iſt er Schöpfer und Herr alles Gewordenen; iſt er insbeſondere der Schöpfer des Menſchen, ſo kann dieſer, der gewordene und relative Geiſt, zu dem ewigen und abſoluten glaubend und erkennend, liebend und dankend, bewundernd und preiſend emporſchauen: die Religion iſt nicht nur möglich, ſondern gefordert, und das religiöſe Verhältniß des Menſchen zu Gott iſt für das Geſchöpf ebenſo wohl das höchſte und heiligſte, als auch das natürlichſte.

Elfter Brief.

So hätten wir denn die Sätze der Religionsloſen unſerer Tage widerlegt durch die einfache Hinweiſung auf die Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes, die jeder kennt und die niemand in Abrede ſtellen kann — und durch einen Schluß, der aus der Exiſtenz eben dieſes menſchlichen Geiſtes nothwendig gezogen werden muß!

Gott iſt erweisbar durch alles, was aus ihm hervorgegangen iſt, insbeſondere aber durch den menſchlichen Geiſt, deſſen Vermögen und Kräfte aus einem andern Abgrund in keiner Weiſe abgeleitet werden können.

Der Gott, aus welchem alle Dinge wirklich abzuleiten ſind, muß erforſcht und nach ſeinem ewigen Weſen dargeſtellt werden. Wir müſſen zeigen, wie alles aus ihm hervorgegangen und ſo geworden iſt, wie wir es finden. Die in Natur und Menſchengeſchichte erwieſenen Thatſachen müſſen auf den Ewigen zurückbezogen und — unverändert, ungekränkt! — mit ihm in Harmonie gebracht werden. Wir müſſen Gott als den Schöpfer und Herrn aller

Dinge klar erkennen und auf dieſe Erkenntniß müſſen wir die Religion gründen. Das iſt die Aufgabe der Gegenwart.

Um einzuſehen, wie dieſer Aufgabe noch durch keine der bisherigen Religionslehren Genüge geſchehen iſt, wollen wir die tiefſte, durchgebildetſte und wahrheitsreichſte betrachten — die chriſtliche.

Nach der chriſtlichen Lehre iſt Gott Schöpfer und Herr aller Dinge. Aber Gott iſt zugleich Eine Perſönlichkeit und drei Perſönlichkeiten: Vater, Sohn und Geiſt. Er iſt das perſönliche Princip der Schöpfung, ebenſo der Erlöſung, ebenſo der Heiligung. Wie eine Perſon zugleich drei Perſonen ſein kann, das geht über die menſchliche Faſſungskraft, und noch kein Erklärungsverſuch, welcher Scharfſinn dabei auch aufgewendet werden mochte, hat es bisjetzt klar machen können.

Mit der Schöpfung, der Entwickelung und dem Ende der Dinge verhält es ſich nach dieſer Lehre ſo: Gott ſchafft Himmel und Erde, und gründet auf der Erde das Paradies zur Aufnahme der erſten Menſchen. Dieſe läßt er entſtehen und im Paradieſe leben, um endlich ihren Gehorſam zu prüfen. Adam und Eva beſtehen die Prüfung nicht, werden aus Eden vertrieben und wandeln ſich in ſterbliche Menſchen. Ihre Nachkommen erben von ihnen die Sünde und pflanzen ſie fort in alle Geſchlechter. Die ſündige Menſchheit wäre dem Untergange geweiht, der gerechte Gott müßte ſie vertilgen, wenn nicht Gott der Sohn Fleiſch würde, als Menſch lehrte, litte und durch ſeinen vollkommenen Gehorſam bis zum Tode am Kreuz die göttliche Gerechtigkeit verſöhnte. Wer an den Erlöſer glaubt, der gewinnt durch ihn das Heil wieder, das er als Nachkomme des erſten Menſchenpaares verloren hat. Wer glaubt, wird ſelig — wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Wer glaubt, den führt Gott der heilige Geiſt zur Heiligung, welche durch die Gnade Gottes im Himmel, im Reiche der Seligen vollendet werden ſoll. Wer nicht glaubt, der bleibt in der Gewalt der Sünde und verfällt mit unaufhörlicher Sünde nothwendig auch der unaufhörlichen Strafe.

Wenn wir dieſe Lehren kritiſch betrachten, treten uns allenthalben Unbegreiflichkeiten entgegen. Nehmen wir an, daß Gott damit begonnen habe, Himmel und Erde zu ſchaffen im Sinne der Geneſis! Wie wäre dann aber auf unſerer Erde, die großentheils aus getödteten Naturweſen beſteht, ein Paradies möglich, in welchem der Tod unbekannt iſt? Und wenn die Erde vorher eine ganz andere geweſen, wie hätte ſie durch das Eſſen der verbotenen Frucht und durch die Austreibung des erſten Menſchenpaares aus dem Paradies in die jetzige ſich wandeln können? Wenn die Nachkommen des erſten Menſchenpaares die Sünde unvermeidlich erben und eben darum ihr Tichten und Trachten unvermeidlich böſe iſt, wie kann der gerechte Gott ihren Untergang fordern und nur begütigt werden durch den freiwilligen Opfertod Gottes des Sohnes? Wie können die Gläubigen in die ewige Seligkeit und die Nichtgläubigen in die ewige Pein gelangen, da der Glaube, der in den ſündigen Menſchen einzieht, doch nur göttliche Gnadengabe ſein kann, alſo die einen ſelig werden, weil ſie beſchenkt worden ſind, und die andern leiden müſſen, weil der Geber ſie übergangen hat?

In Wahrheit, dieſe Lehren von der Schöpfung, Erlöſung und Heiligung, vom Anfang und vom Ende der Dinge, können uns in buchſtäblicher Auffaſſung jetzt nicht mehr Genüge leiſten! Die orthodoxe chriſtliche Lehre erfüllt die Anſprüche nicht, die wir jetzt an eine Religionslehre ſtellen müſſen; ſie gewährt uns in das Werden und das Endziel der Dinge keine überzeugenden Einſichten — ſie kann nur geglaubt werden mit einem Glauben, über den wir jetzt nicht mehr verfügen können.

Von einer wiſſenſchaftlichen Ausgleichung und Harmoniſirung der einzelnen Lehren iſt in dem Syſtem der Orthodoxie gar nicht die Rede. Gewiſſe Zuſammenhänge zwar ſind hergeſtellt: aber die Frage nach dem Wie deſſen, was geſchehen ſein ſoll, bleibt immer ohne Antwort; und ohne die ſtete Berückſichtigung dieſer Frage iſt ein wiſſenſchaftlicher Organismus unmöglich.

Eine große Rolle ſpielt in der chriſtlichen Lehre der Satan. Im Paradieſe verleitet er als Schlange das erſte Menſchenpaar zur Uebertretung des göttlichen Gebots. Er iſt der Lügner und der Menſchenmörder von Anfang an. Durch ihn iſt der Tod in die Welt gekommen, ſein Endzweck iſt das phyſiſche und geiſtige Verderben der

Menſchen. Gegen Gott den Sohn, der Fleiſch geworden iſt, um die Menſchen aus ſeinen Feſſeln zu löſen und ein Reich Gottes zu ſtiften, kämpſt er an der Spitze der mit ihm abgefallenen Engelſcharen, die ſeine Werkzeuge geworden ſind. Dies aber vergeblich! Die Erlöſung und das Reich Gottes kommen zu Stande. Chriſtus führt die von ihm gewonnenen Seelen in den Himmel, Satan mit den Seinen geht in die Hölle zu ewiger Verdammniß.

Wenn wir von einem Weſen hören mit einer Macht, welche beinahe der göttlichen gleichkommt; von einem Princip, deſſen Werke zu zerſtören Gott der Sohn dem Opfertode ſich weihen mußte; von einem Geiſt, welcher der „Gott dieſer Welt“, der „Antichriſt“ genannt wird und als der ebenbürtige Feind Gottes des Sohnes erſcheint, dann muß ſich in uns vor allem die Frage erheben: wie ein ſolches Weſen aus dem Ewigen hervorgehen und zu dieſer gottähnlichen Macht gelangen konnte! Die Bibel gibt uns hierüber keinen Aufſchluß. In der Kirche ſtellte ſich die Anſicht feſt: Satan ſei ein großer Lichtengel geweſen, aus Hochmuth und Neid gefallen, der Feind Gottes und Herr aller derer geworden, die ſich von ihm verführen ließen! Wie nun aber im Innern eines Lichtengels Hochmuth und Neid erſtehen und zu ſolchen Thaten fortreißen können, das wird in keiner Weiſe gezeigt; die Möglichkeit wird einfach angenommen! Wir bleiben über den Urheber des ungeheuern Kampfes, der die ganze Weltentwickelung charakteriſirt — über das Princip des Uebels und des Böſen — ohne Aufklärung.

Betrachten wir die orthodoxe Lehre wie wir wollen, ſo erſcheint ſie als eine ſolche, die geglaubt werden muß, weil ſie, menſchlichem Denken einzuleuchten, nicht die Faſſung erlangt hat. Iſt ſie doch gebaut auf das eigentlich Unbegreifliche: auf das Wunder, das in Aufhebung der Naturgeſetze ſich vollzieht! Nicht nur Gott, nicht nur alle göttlichen Perſonen thun Wunder, ſondern auch Propheten und Apoſtel und alle Heiligen, und auf der andern Seite der Satan mit den Seinen! Nach katholiſchem Glauben können die Heiligen jetzt noch Wunder thun! Nach proteſtantiſcher Anſicht hat ſich dieſe Fähigkeit mit den Apoſteln verloren, weil ſie, wie verſichert wird, überflüſſig geworden ſei!

Das Wunder ſoll die göttliche Allmacht beweiſen; es iſt aber vielmehr ein Widerſpruch gegen dieſe. Denn die wirkliche Welt mit ihren Lebensgeſetzen iſt von Gott geſchaffen; und was mit ihr auch vorgehen möge, ſie bleibt ſtets in ſeiner Macht. Gott iſt immer fähig, in ihr von innen nach außen zu wirken in Anwendung eben der Mittel, welche die Wirklichkeit ihm bietet; er iſt durch nichts gehindert, ſeinen Willen zu vollführen durch ſolches Wirken — und darin eben beſteht ſeine Allmacht. Wer ihm die Fähigkeit beſtreitet, im Gebrauch der beſtehenden geiſtigen und natürlichen Mittel von innen nach außen zu wirken, der beſtreitet ihm ſeine Allmacht. Er ſpricht ihm die wahre Allmacht ab, um ihn mit der falſchen auszuſtatten. Er lehrt im Grund: Gott kann ſich in Aufrechterhaltung der Geſetze jener Sphäre, in der er wirkt, nicht mehr helfen — er iſt gezwungen, dieſe Geſetze aufzuheben, weil ſie ihm nicht mehr dienen, weil ſie nicht mehr in ſeiner Macht ſind. Gott kann nicht mehr von innen nach außen wirken, wie es ihm allein zuſteht, er muß von außen nach innen wirken gegen alle Geſetze der Natur und des Geiſtes — er muß Wunder thun!

Wunder erzählt man und glaubt man in Zeiten, wo Gott nach ſeinem wahren Weſen noch nicht gekannt iſt. Der göttliche Geiſt iſt der intenſivſte, der innerlichſte von allen. Sein Standort iſt im geiſtigen Mittelpunkt alles Lebens — genauer zu reden, aller Lebendigen, die, mit ihm organiſch verbunden, von ihm abhängig, unter allen Umſtänden in ſeiner Macht bleiben und von ihm in jeder Stellung, die ſie ſich zu ihm geben mögen, gelenkt werden können nach Maßgabe ſeiner Zwecke. Die Wunderlehrer haben von dem einzig intenſiven Geiſt, der im wahren Reich der Mitte mit natürlicher Allmacht waltet, keinen Begriff. Ihnen iſt Gott ein Weſen, das, einem menſchlichen König, ja, einem orientaliſchen Despoten ähnlich, durch Machtſprüche die Welt regiert. „Er ſpricht, ſo geſchieht's, er gebeut, ſo ſteht's da." Mit nichten! Er thut's und läßt es werden, dann ſteht's da! Das Wunder iſt ein Gewaltſtreich; ein Gewaltſtreich geziemt ſich aber für kein Weſen weniger, als für Gott, weil kein Weſen eines ſolchen Actes weniger bedarf als eben er.

Kein Wundererzähler hat noch den Beweis für nöthig gehalten, daß Gott, um ſeine Zwecke zu erreichen, Wunder thun müſſe; — keiner hat bisjetzt ein Wunder erzählt mit Beifügung der Gründe, wonach es unvermeidlich geweſen. In Zeiten überwiegender Phantaſie bilden ſich die Wundervorſtellungen von ſelber; ſie werden mitgetheilt und mit natürlicher Vorliebe geglaubt. Niemand hält ſich verpflichtet, nach der Möglichkeit ſolcher Thatſachen zu fragen; wer ſie nicht glaubt, der wird nicht widerlegt, ſondern nur etwa für einen Gottloſen erklärt. Erſt ſpäter traten Anwälte des Wunders auf, welche die Nothwendigkeit deſſelben in der göttlichen Heilsordnung darzuthun ſuchen. Ihre Bemühungen können nicht fruchten. Das Wunder muß geglaubt werden; Gründe, mit welchen man es zu ſtützen ſucht, rufen die vorurtheilsloſe Wiſſenſchaft dagegen auf, und dieſer iſt es leicht, die Widerſprüche in jenen Apologien jedem Denkenden klar zu machen. Wunderglaube und Wiſſenſchaft gehen nicht zuſammen. Wo das Wunder iſt, da gibt es keine Wiſſenſchaft; wo die Wiſſenſchaft iſt, da gibt es kein Wunder. Wo auch nur eins und das andere aufrecht erhalten wird, da iſt nicht die conſequente, ganze, in ſich ſelber harmoniſche Wiſſenſchaft. So gewiß wir in die Zeit freier, wiſſenſchaftlicher Forſchung eingetreten ſind, ſo gewiß iſt es mit der Herrſchaft der orthodoxen Lehre, die auf Wunder gegründet iſt — mit der Herrſchaft ihres Buchſtabens über die Geiſter vorbei.

Zwölfter Brief.

Ich ſchweige von den Einzelheiten, welche in den Anſchauungen der chriſtlichen Religionsparteien — zumal der katholiſchen — aller Gerechtigkeit und Billigkeit entgegen ſind, wie z. B. der Satz, daß außerhalb ihrer Kirche kein Heil ſei! Ich ſchweige von den Misbräuchen, welche der Klerus auf einzelne Dogmen gegründet hat und immer noch aufrecht erhält. Ich ſchweige von dem handgreiflichen Aberglauben, der ſich an den chriſtlichen Glauben angehängt hat und immer noch (wieder vornehmlich in der katholiſchen Kirche!) eifrig cultivirt wird. Die Unfähigkeit der orthodoxen Lehre, diejenigen zufriedenzuſtellen, die wirkliche Einſicht in das Werden, den Zuſammenhang und das Endziel der Dinge verlangen, genügt. Die Arbeit, von der wir im vorigen Briefe geſprochen haben, iſt noch ungethan; ſie iſt in der That die geiſtige Aufgabe der Gegenwart und Zukunft.

Fahren wir alſo in Darlegung unſerer Gedanken fort! Wir können unter allen Umſtänden hoffen, zu dem Werke der Zeit einen förderlichen Beitrag zu liefern und einen Anfang zu machen, deſſen Fortſetzung dem Ziele der wahren, freien Religionswiſſenſchaft näher und näher führen wird.

Daß der menſchliche Geiſt iſt, glaube ich bewieſen, und wie er iſt, glaube ich gezeigt zu haben. Dieſer thatſächlich gewordene Geiſt weiſt auf den ewigen und abſoluten

Geiſt, auf das vollkommen ſelbſtbewußte und ſelbſtmächtige Weſen zurück. Alles Gewordene fordert ein Ewiges. Denn aus nichts wird nichts; alſo kann das Gewordene nur aus einem Ewigſeienden, der Menſchengeiſt nur aus einem ewigen Geiſte geworden ſein.

Geworden iſt aber nicht nur der Menſchengeiſt, ſondern auch alles Nichtgeiſtige, das uns in der Welt erſcheint und deſſen Exiſtenz wir nicht leugnen können. Und wenn der gewordene Menſchengeiſt auf einen ewigen Geiſt zurückdeutet, ſo deutet das gewordene Nichtgeiſtige oder die gewordene Natur auf eine ewige Natur zurück. Betrachten wir die Geſammtheit des gegenwärtig Seienden, ſo müſſen wir ſagen: das ewige Weſen, aus welchem der gewordene Geiſt und die gewordene Natur entſtanden ſind, kann nicht blos ewiger Geiſt, es muß auch ewige Natur ſein! Gott, wenn er der zureichende Grund alles Gewordenen ſein ſoll, muß nothwendig ewiger Geiſt und ewige Natur in Einem, d. h. er muß ewigerweiſe alles ſein.

Die Thatſache, daß die Welt aus Geiſt und Materie beſteht, hatte ſchon manchen Denker zu dem Schluſſe geführt, daß Geiſt und Materie ewig ſein müſſen; aber nie war es gelungen, ein Verhältniß beider Urelemente nachzuweiſen, das die Vernunft hätte befriedigen können. Dem deutſchen Philoſophen Jakob Böhme war es vorbehalten, zu erkennen, daß Gott ſelber beides ſein müſſe, Geiſt und Natur; daß der ewige Geiſt an ſeiner eigenen ewigen Natur einen Gegenſtand haben müſſe, durch deſſen Ueberwindung er ſich ewigerweiſe in Vollkommenheit wandle. Böhme's Ausführung dieſes Grundgedankens iſt tiefſinnig und wird immer alle Beachtung verdienen; aber ſeit jenen Zeiten haben die Fortſchritte der Wiſſenſchaften die Aufgabe der Philoſophie außerordentlich erweitert. Heutzutage kennt man die Welt, die Natur und die Geſchichte der Menſchheit um gar vieles beſſer, als ſie dem inſpirirten Theoſophen ſich darſtellen konnten; man hat alſo für einen ganz andern Complex von Thatſachen in Gott, welcher Geiſt und Natur in Einem ſein ſoll, die Urſachen aufzuſuchen. Der Satz Böhme's, daß Gott ſowol Geiſt als Natur ſei, bleibt das unveräußerliche Beſitzthum der Wiſſenſchaft. Aber die Frage, wie Gott ſowol Geiſt als Natur ſei, geſtattet nicht nur, ſondern verlangt ſtets erneuerte, ſtets tiefer gehende Forſchungen. Auch wird der Satz, daß Gott ſowol Geiſt als Natur ſei, mit immer neuen Gründen belegt werden müſſen.

Iſt die Hauptlehre Böhme's eine Wahrheit, welche die Wiſſenſchaft immer klarer, beſtimmter und reicher darzulegen hat, ſo muß ſie ſich in jedem Geiſte, der die Wiſſenſchaft weiter führen ſoll, neu wieder erzeugen. Unkundige ſtellen ſich die Sache ſo vor, als ob die ſpätern Philoſophen, welche in Gott ihrerſeits Geiſt und Natur vereinigt ſehen, dieſen Gedanken von Jakob Böhme genommen und angenommen hätten. Allein wer einen ſolchen Gedanken von einem andern nur empfängt, der wird nichts Organiſches, geſchweige denn etwas in der That Weiterführendes daraus geſtalten können. Soll dieſe Wahrheit in dem ſpätern Denker wieder fruchtbar, ja fruchtbarer als in dem frühern werden, ſo muß ſie ihm aus derſelben Urquelle zufließen, aus welcher ſie auch dem frühern zugefloſſen iſt. Außerdem ſchreitet die Wiſſenſchaft nicht vorwärts, ſondern zurück.

Ueberhaupt kommt es nicht auf die Worte, ſondern auf die Begriffe an, welche mit denſelben verbunden werden. Verbindet der ſpätere Denker mit den Worten Geiſt und Natur andere Begriffe als der frühere, und leitet er eine ganz andere Reihe von Thatſachen aus dieſen ſeinen Begriffen ab, dann liegt ſeine Urſprünglichkeit auf der Hand.

Durch eine ſolche Anſicht der Verhältniſſe wird demjenigen, der eine große Wahrheit zuerſt ausgeſprochen hat, die ihm gebührende Ehre keineswegs entzogen. Das Verdienſt des erſten bleibt ihm unverkümmert; ſeine Leiſtung wird aber von niemand einſichtsvoller beurtheilt und freudiger anerkannt werden, als eben von ſolchen Nachfolgern, die ſein Werk ſelbſtändig weiter zu führen den Beruf haben.

Geiſt und Natur (wie wir ſchon früher in Betrachtung des Menſchen geſehen!) gehören zuſammen. Es gibt keinen Geiſt ohne Natur und keine Natur ohne Geiſt; es gibt keine Intenſivkraft ohne Extenſivkraft, und umgekehrt. Wäre der ewige Geiſt nicht ſelber auch die ewige Natur, dann hätte er die Natur (das unmittelbare, bewußtloſe, blinde Sein) nicht vollkommen in ſeiner Macht — er wäre alſo nicht der abſolute Geiſt! Die Annahme einer ewigen Materie, welche der ewige Geiſt nicht ſelber wäre, führt nothwendig zum Dualismus. Geſtänden wir dem ewigen Geiſt auch eine baumeiſterliche Gewalt über die Materie zu, ſo könnte er ſie durch ſeine Verarbeitung doch niemals in ſein wahres Eigenthum wandeln; immer bliebe ſie ihm von außen gegeben; immer (wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt!) wär' es ein Brocken, den er nicht verdauen, nicht in ſich auflöſen könnte. Der Dualismus iſt jedoch überwunden, wenn das ewige Weſen mit ſeinem eigenen Geiſt das Eine Herrſchende und mit ſeiner eigenen Natur das geeinte Dienende iſt. Der Monismus iſt gewahrt durch die Einheit des Herrſchenden, der nicht nur keinen andern Gott, ſondern überhaupt nichts anderes neben ſich hat. Unter ſich muß dagegen der eine Herrſcher etwas haben, ſonſt wäre er's nicht. Wenn aber das, was er unter ſich hat, ihm vollkommen dienen ſoll, muß es organiſch mit ihm verbunden, d. h. er ſelber muß auch das Dienende ſein.

Das ewig Seiende, welches wir annehmen müſſen, weil aus nichts nichts werden konnte, muß ewigerweiſe alles ſein. Denn wäre es blos Geiſt, ſo würde ihm etwas fehlen, er müßte ſuchen ſich zu ergänzen, und könnte daher nicht in ſich, nicht bei ſich bleiben. Wäre es blos Natur, ſo unterläge es unter andern Formen derſelben Nothwendigkeit. Als bloßer Geiſt wäre es Einheit ohne Vielheit, als bloße Natur Vielheit ohne Einheit. Wenn es aber Geiſt iſt als Herrſchendes und Natur als Dienendes, dann iſt es Einheit und Vielheit zugleich; und Einheit und Vielheit widerſprechen ſich dann in ihm nicht, ſondern ergänzen ſich. Der Eine Herrſchende wandelt die dienende Vielheit, die er ſelber iſt, mit ſich ſelber in Ganzheit und macht ſich damit ewigerweiſe zum vollkommnen Weſen.

Und nur das vollkommene Weſen kann ewig ſein. Ewig ſein heißt in jedem Moment alles werden können, was man ſein will, und alles erlangen können, was man haben will. Nur unter dieſer Vorausſetzung iſt das Seiende über jedes Warten und damit über jede Zeit erhaben, d. h. es iſt ewig. Der abſolute Geiſt, welcher zugleich abſolute Natur iſt, kann als ſolcher alles ſein und alles haben, was er ſein und haben will; Er, im Allſein und im Allbeſitz, iſt vollkommen und lebt das ewige Leben.

Daß Gott abſoluter Geiſt und abſolute Natur in Einem ſei, wird nicht nur gefordert durch den Complex des Gewordenen, weil dieſes aus Geiſt und aus Natur beſteht, ſondern auch durch den Begriff des ewigen Weſens, welches nur ewig ſein kann als vollkommenes Weſen.

Dreizehnter Brief.

Betrachten wir das ewige und vollkommene Weſen näher und ſuchen wir in ſein Leben beſtimmtere Einblicke zu gewinnen!

Abſoluter Geiſt und abſolute Natur zugleich ſein heißt alles ſein. Natur ſein heißt unmittelbares, nothwendiges, blindes Leben ſein; Geiſt ſein heißt ſehendes, wiſſendes, herrſchendes Leben ſein. Abſoluter Geiſt und abſolute Natur in Einem ſein, heißt aller Geiſt und alle Natur ſein.

Dem ewigen Weſen fehlt nichts, und es gibt nichts, was es ſich nach und nach erſt noch zu verſchaffen hätte. Auch durch die Schöpfung — durch das Werdenlaſſen von Weſen, die ihm ähnlich ſind — deckt es keinen Mangel. Alles was es aus ſeinem Allſein und Allbeſitz heraus thut, iſt nur Umformung, Erhöhung, allſeitige Ausbildung des ewig Seienden. Darum iſt ihm, dem ewig Vollkommenen, alles ein freies Spiel. Es hat nichts zu erarbeiten und zu erobern, ſondern alles nur aufs beſte zu geſtalten — nach ſeinem Wohlgefallen!

Der Abſolute iſt nicht nur alles unbewußte und alles bewußte Leben, indem er jenes mit dieſem beherrſcht: er ſchwingt ſich mit ſeinem Geiſt auch über ſich ſelbſt empor, wird Herr ſeiner ſelbſt und iſt damit auch alles ſelbſtbewußte Leben. Er kann das Leben des unbewußten, des bewußten und des ſelbſtbewußten Seins leben, wann er will; er kann ſich auch über das ſelbſtbewußte Leben erheben und hat dann jede der drei Seinsformen unter ſich, iſt frei gegen jede und damit der Allerhöchſte in des Wortes vollſter Bedeutung. Jede der drei Seinsformen gewährt ihm alle Freude, die er aus ihr ſchöpfen will, und erhaben über jede und frei gegen jede hat er die Seligkeit des einzig höchſten Herrn alles Lebens.

Der Menſch, der Geiſt iſt und weiß, was Geiſt iſt — der in ſich ſelber erfährt, wie ſein Geiſt ſich immer auf die oberſte Stelle emporſchwingen und alles, was er ſonſt iſt, überſchauen kann: der Menſch, der ſich ſelbſt begreift, kann, menſchlicherweiſe, Gott begreifen und von dem ewigen Leben des abſoluten Weſens ein Bild gewinnen. Der Menſch iſt Geiſt und Natur im kleinen, Gott iſt es im allgemeinen — er iſt Allgeiſt und Allnatur; aber der Menſch iſt ein Abbild Gottes, er iſt herrſchender Geiſt wie Gott, und der Geiſt kann den Geiſt, Gleiches kann Gleiches erkennen.

Die in ſich unterſchiedenen Seinsformen des einen göttlichen Weſens bilden zunächſt eine Dreiheit, und man könnte dabei an die chriſtliche Lehre vom Dreieinigen denken. Aber die Verſchiedenheit ſpringt in die Augen. Die drei Seinsformen ſind keine drei Perſonen, keine drei ſelbſtſeienden, für ſich ſeienden Weſen, ſondern nur drei Geſtalten des einen Weſens. Dieſes eine Weſen iſt das herrſchende Subject in jeder der drei Geſtalten, und überdies kann es über alle drei hinausgehen und ſich in ſeiner allerhöchſten Einheit faſſen. Hier iſt alſo kein Widerſpruch zwiſchen Einheit und Dreiheit: jeder Menſch kann an ſich ſelber erfahren, daß auch er in dieſem Sinne Einheit und Dreiheit iſt! Darum iſt es aber unrecht, die Lehre von dem Einen, der in drei Weiſen ſein kann, mit dem chriſtlichen

Dogma zu verwechſeln, wonach eine Perſon zugleich drei Perſonen ſein ſoll. Es iſt unrecht, in dem chriſtlichen Dogma nur den Einen ſehen zu wollen, der in drei Weiſen ſein kann: denn das chriſtliche Dogma lehrt ausdrücklich den Einen, der in drei Perſonen iſt.

Der Menſch iſt Geiſt und Gott iſt Geiſt, und Geiſt wird vom Geiſt erkannt. Aber der Menſch iſt nicht nur Bild Gottes im kleinen, er iſt Bild Gottes in der Zeit, im Werden und Wachſen; er iſt gegenwärtig nur erſt der Stoff zum wahren Bilde Gottes! Daß er nun den Ewigen und Allvollkommenen nicht in jeder Hinſicht begreifen kann, iſt ſehr begreiflich. Nur etwas kann der Menſch von Gott faſſen — dieſes Etwas darf ihm aber genügen. Der Menſch kann wiſſen, daß Gott iſt, er kann Blicke thun in das Wie ſeines Lebens, und er kann immer mehr und lohnendere ſolcher Blicke thun. Dies reicht hin für den Geiſt auf Erden, der in der Zeit lebt und ſich hier nur vorbereiten ſoll zum vollkommenen Erfaſſen Gottes, das ihm, nach geſchöpflicher Möglichkeit, im ewigen Leben zutheil werden wird.

Dem Menſchen, der in der Zeit lebt und in der Zeit von einem geringern Stand in einen höhern ſich entwickelt, iſt nichts ſchwerer zu denken, als das ewige Leben Gottes. Wenn er von der Selbſtvollendung Gottes hört, ſo möchte er einen Moment ſtatuiren, wo Gott noch unvollendet geweſen. Aber einen ſolchen Moment gibt es nicht. Ewigerweiſe iſt Gott im Beſitz aller ſeiner Kräfte und ewigerweiſe ſetzt er ſie nach ſeinem Willen in Action. Ewigerweiſe iſt Gott causa sui; ewigerweiſe lebt er das Leben gewollter Vollendung. Ewigerweiſe iſt er Ich und beherrſcht mit der Kraft ſeines Ich alles, was er iſt und hat. Er iſt nicht jetzt ein Beſſerer, als er vorher geweſen, weil er vorher geweſen iſt, was er ſein wollte, und jetzt iſt, was er ſein will. Was er werden will, iſt nur das Beſſere, weil er es will. Der lebendige Gott lebt — er bewegt ſich, er wechſelt und wandelt ſich und läßt ſich in ſeinem wandelbaren Leben werden, was er will. Aber das hat er immer gekonnt, der abſolute Genius — er hat es nicht erſt lernen müſſen! Am beſten bezeichnen wir ihn, wenn wir ſagen: er iſt immer derjenige, der er ſein will!

Für Gott ſind nicht nur tauſend Jahre wie ein Tag: alle Zeit iſt für ihn wie keine Zeit. Was wir Zeit nennen, kommt in ſeinem Leben gar nicht vor. Die Zeit beginnt erſt mit den geſchaffenen Weſen, die von einem Anfang zu einem Ziele hin ſich entwickeln und ihre Vollendung erwarten müſſen. Wenn ſie dieſe erlangt haben, dann iſt die Zeit auch für ſie nicht mehr da und ſie leben mit Gott das ewige Leben, indem ſie in ihrer Art ſind und haben, was ſie ſein und haben wollen.

Vierzehnter Brief.

Wenn das abſolute Weſen — der abſolute Geiſt und die abſolute Natur in Einem — gefordert iſt von dem Complex alles Gewordenen und von dem Begriff des Ewigſeienden, ſo iſt es insbeſondere noch gefordert zum Anfang einer Entwickelung, wie ſie uns in der Weltentwickelung vorliegt.

Etwas anfangen kann nur das Selbſtmächtige, in ſich Vollendete. Das Selbſtloſe, in ſich Unvollendete (wenn es für ſich allein überhaupt zu ſein vermöchte!) würde unaufhörlich vorwärts gezogen und nie einen Haltpunkt finden, wo es den Beginn einer neuen Entwickelung beſchließen könnte. Nur das vollkommene Weſen, aus ſeinem ewigen Selbſtbeſitz und Allbeſitz heraus, hat die Macht, etwas Neues und Anderes werden zu laſſen.

Es iſt ein ſeltſamer Widerſpruch, von einem Anfang der Dinge zu reden und als das Ewigſeiende etwas Selbſt- und Haltloſes anzunehmen, das in ſeiner Ohnmacht niemals etwas anfangen könnte! Wie ſollte eine Maſſe von materiellen Atomen — das Ewigſeiende des Materialismus! — dazu kommen, ſich mit einem mal als Kosmos aufzurichten? Eine endloſe Zeit hat ſie dieſen Einfall nicht gehabt: warum hat ſie ihn jetzt und warum bleibt ſie nicht auch fernerhin in ihrem urſprünglichen Zuſtand? „Es liegt in ihr“ (antwortet man) „ſich zu entwickeln, Kosmos und Erde mit Natur und Menſchheit zu werden!“

Es liegt in ihr? Wie ſo? Wie vermöchte ſie, nachdem ſie eine endloſe Zeit daſſelbe geweſen, jetzt nicht nur etwas Anderes, ſondern noch dazu etwas Höheres und Beſſeres zu werden? Sie vermag es, dieſe Maſſe von Atomen, — weil das Höhere und Beſſere in Welt und Menſchheit exiſtirt und der Materialiſt nun ſeinem „Ewigen“ die Fähigkeit andichten muß, ſolche Wirkungen hervorbringen zu können!

Der Weltanfang konnte nicht von einem geiſt- und ſinnloſen Wuſt aus geſchehen, weil dieſer (auch wenn er für ſich allein ſein könnte) unter allen Umſtänden nichts anfangen könnte. Nur das ewig vollkommene Weſen kann den Anfang einer Welt beſchließen und aus ſich eine Reihe von Weſen entſtehen laſſen, die ſich zu Mitgenoſſen ſeines Lebens zu erhöhen die Beſtimmung haben. Und der ewig Vollkommene kann aus ſeinem allgenugſamen Leben heraus die Schöpfung beginnen, wann er will!

Die jetzigen Menſchen ſollten doch wol Vertrauen gewinnen zu einem Ewigſeienden, auf welches alle Erwägungen zurückführen, die wir anzuſtellen vermögen — das allein ewig ſein, allein etwas anfangen und allein die Welt hervorbringen konnte, wie ſie iſt und dem Forſcherauge ſich darſtellt!

Nun wird man uns aber naheliegende Fragen entgegenhalten. „Wenn das abſolute Weſen ewigerweiſe alles iſt und alles hat, warum bleibt es nicht ſeinerſeits im urſprünglichen Sein? Warum beginnt es eine Schöpfung und gibt ſich damit gleichſam einen Zuſatz? Die Maſſe von Atomen konnte nichts anfangen — zugegeben! Aber das abſolute Weſen mußte nichts anfangen; und warum hat es dieſes gleichwol gethan?“

Auf dieſe Fragen können wir antworten. Das abſolute Weſen hat in ſeinem urſprünglichen Sein alles, was es will; aber noch ſind in dieſem nicht alle Möglichkeiten realiſirt! Es iſt eine Schöpfung möglich ſelbſtſeiender Weſen, die mit ihm leben und glücklich ſind; und warum ſollte der Ewige dieſe Möglichkeit nicht verwirklichen? Er fühlt allerdings keine zwingende Nöthigung, es zu thun; aber er kann es thun, und er macht ſich die Freude, es zu thun. Im Grunde thut er ſchaffend nichts anderes, als was er immer gethan hat: er gibt ſich was er will! Und die Schöpfung zu wollen, hat er allen Grund. Er macht dadurch nicht nur ſich eine Freude, ſondern auch den Weſen, die er ins Daſein ruft, um ſie als ſeine Ebenbilder an ſeinem Leben theilnehmen und eine der ſeinen ähnliche Vollkommenheit erlangen zu laſſen.

Funfzehnter Brief.

Der ewig Vollkommene hat alles, um eine Schöpfung werden zu laſſen, die ein All für ſich iſt. Die Welt iſt gegenwärtig nicht im vollkommenen Zuſtande; aber in ihrer verhältnißmäßigen Desorganiſation enthält ſie doch den

Stoff zu einem in ſich vollkommenen Organismus und zeigt uns einen Reichthum von Geiſt und Gaben und Formen des Lebens, der wieder und wieder unſer Staunen erweckt. Wie ſollten im „Ewigen“ der Materialiſten — in der Maſſe von materiellen Atomen — die Kräfte liegen, die ſich in Kosmos, Natur und Menſchheit geoffenbart haben? In dem ewig Vollkommenen, wie wir ihn dargeſtellt haben, liegen ſie! Er konnte mittheilen, was er ſelber beſaß und beſitzt — er konnte ein Leben entſtehen laſſen, welches ein Abbild iſt ſeines Lebens!

Das ewige Weſen muß das beſte ſein; das Gewordene kann nur minder gut ſein und, ſozuſagen, nur den zweiten Preis erringen. Das iſt natur- und vernunftgemäß. Das Gewordene iſt aus Gnaden des Ewigen — das Ewige iſt der Geber, das Gewordene der Empfänger. Lehren alſo wir den ewig Vollkommenen und eine Schöpfung, die von ihm ein Abbild iſt, aber nur mit ſeiner Hülfe in ihrer Art auch vollkommen werden kann, ſo ſind wir in Uebereinſtimmung mit Natur und Vernunft. Wenn dagegen die Materialiſten und naturaliſtiſchen Pantheiſten ein Ewiges lehren, das in ſeinen Producten höher und beſſer iſt als in ſeinem urſprünglichen Zuſtande, dann befinden ſie ſich mit Natur und Vernunft in Widerſpruch. Das Höher- und Beſſerwerden der ewigen Atomenmaſſe in ihren Bildungen iſt aber freilich nur ein Schein! Dieſe Bildungen ſind der Vergänglichkeit geweiht! Die Producte, die wir lehren, ſtehen zwar ewig unter ihrem

Producenten, aber ſie ſind nicht zum Untergang beſtimmt, ſondern ſie enden damit, an der Vollkommenheit ihres Producenten theilzunehmen.

Das abſolute Weſen, das ewigerweiſe alles iſt, *kann* ſchaffen. Wenn es ſich nun dazu entſchließt, was wird es hervorbringen wollen? Wonach wird ſein Verlangen ſtehen — und was wird es zuerſt aus ſich heraus- und ſich gegenüberſtellen?

Das abſolute *Weſen* kann aus allen Gründen nicht anderes hervorbringen und werden laſſen wollen, als *Weſen*! Abbilder, die ihm gleich ſeien an Geiſt und Natur! Selbſtſeiende Weſen, die ihm, dem ewig Selbſtſeienden, entſprechen! Geſchöpfe, die nicht nur *er* erkennt, ſondern die auch ihn zu erkennen und ihm ſich zuzuwenden den Geiſt und die Kraft beſitzen! Gleichniſſe von ihm, in denen er ſich lebensvoll ſpiegeln und ſich in Wahrheit ſelbſt wiederfinden kann!

Gewöhnlich nimmt man an, der Schöpfer habe damit begonnen, den Kosmos zu ſchaffen, in welchem wir uns dermalen befinden. Dies iſt aber aus allen Gründen unmöglich. Das abſolute Weſen kann nur Verlangen tragen nach Lebenden, die ihm in jedem Betracht ähnlich ſind; und nur ſolche Ebenbilder können zunächſt auch aus ihm hervorgehen. Noch mehr: in erſter Linie können nur Ebenbilder aus ihm hervorgehen, die ihm, dem abſoluten Weſen, nächſtverwandt, d. h. nach ihm die höchſten und mächtigſten unter allen möglichen Weſen ſind!

Gott, das abſolute Weſen, kann nur ſchaffen wollen, um ſeine Geſchöpfe vollkommen in ſeiner Macht zu haben. Dies iſt aber nur möglich, wenn ſie ihm organiſch verbunden ſind. Die Weſen, die Gott entſtehen läßt, müſſen daher ſeine Organe werden; ſie müſſen von ihm abhängen und in ihm ſein, wie er in ihnen iſt. Unmittelbar kann ſich aber nur Nächſtverwandtes mit Nächſtverwandtem organiſch verbinden, weil nur Nächſtverwandtes und Nächſtverwandtes wechſelſeitig ineinander übergehen und ineinander ſein können. Alſo kann Gott unmittelbar von ſich aus nur Weſen ſchaffen wollen und wirklich ſchaffen, die ihm nächſtverwandt und damit die göttlichſten ſind und bleiben von allen, die nach ihnen entſtehen mögen.

Bedenken wir: der Abſolute, wenn er ſich zur Schöpfung entſchließt, kann nur das Beſte hervorbringen wollen. Das Beſte ſind aber die unmittelbar nach ihm höchſten und mächtigſten Weſen. Nur dieſe konnte er auch in ſeiner nächſten Nähe haben wollen, denn nur ſie ſind für ihn die würdigſte Umgebung.

Was ſind das nun aber für Weſen? Welche Selbſtſeienden können unmittelbar aus dem Ewigen hervorgehen, der abſoluter Geiſt und abſolute Natur in Einem iſt? Welche Weſen ſind dem Einen Herrn aller Dinge unmittelbar die gemäßeſten Organe? In welchen Weſen kann er ſich unmittelbar am reinſten ſpiegeln und am meiſten ſich ſelbſt wiedererkennen?

Es ſind die Weſen, in denen er ſeine ewigen Grundkräfte ſelbſtſeiend werden läßt, ſodaß er nun dieſe Grundkräfte nicht nur ideell in ſich, ſondern auch in ſelbſtſeienden Weſen iſt und beſitzt. Um aber dieſe Weſen aus dem abſoluten Weſen abzuleiten, müſſen wir nochmals den Einen betrachten, der ewigerweiſe alles iſt.

Sechzehnter Brief.

Das ewige Weſen, haben wir geſehen, iſt nicht nur abſoluter Geiſt, ſondern auch abſolute Natur. Warum auch abſolute Natur? Weil es ewig iſt! Ewig ſein heißt unmittelbar — heißt unvermeidlich, nothwendig ſein; nothwendig ſein heißt Natur ſein. Die Natur, das iſt das unmittelbare Sein, das nicht nicht ſein kann — der unergründliche, unerſchöpfliche Quell alles Lebens. Gott wäre nicht Gott, wenn er nicht auch dieſe abſolute Natur wäre, denn nur in ihr beſitzt er alles unmittelbare Leben für ſich und für andere; nur in ihr beſitzt er die Mittel zur Schöpfung, zur Hervorbringung von Weſen, die zugleich für ſich und für ihn, zugleich ſelbſtſeiend und ſeine Organe ſind.

Die abſolute Natur — das unmittelbare, nothwendige, blinde, blindaufwogende Leben iſt aber an und für ſich betrachtet etwas Furchtbares. Es iſt der Urquell alles Wilden, Gewaltſamen, Widerſetzlichen. Die Natur, das unbewußte Leben, iſt an ſich die Gegnerin des Geiſtes;

ſie kann in ihrem blinden Wollen nur ſich wollen, und ſie wird den Geiſt, der ſie beherrſcht, verneinen wollen. Die Natur an ſich rebellirt gegen den Geiſt; ſie rebellirt nothwendig: ſie weiß es nicht anders!

Es iſt falſch, die Natur Gottes ſich unmittelbar als etwas Lichtes, Holdes und Schönes zu denken. Woher käme denn das Furchtbare in der gewordenen Natur und in der gewordenen Menſchheit, wenn nicht aus dem Furchtbaren der ewigen Natur? Woher käme die wilde Selbſtſucht und die materielle Gewalt? Woher käme das Uebel und das Böſe? Die ewige Natur, für ſich genommen, iſt, was ſie ſein kann. Zu dem, was ſie ſein ſoll, macht ſie der ewig herrſchende Geiſt!

Das Furchtbare der ewigen Natur können wir ebenſo wenig zum ganzen Gott, wie zum Verſtändniß der wirklichen Welt entbehren. Was wäre ein Gott, der nicht auch Herr des Schreckens wäre und nicht auch das Entſetzen Einflößende in ſeiner Macht hätte? Jedenfalls nicht alles! Der höchſten göttlichen Herrlichkeit würde die Baſis fehlen, wenn ihr nicht die materielle Allmacht der Natur in ihrem grauenerregenden Charakter zu Grunde läge!

Die abſolute Natur zu beherrſchen und ſie zu dem zu machen, was ſie ſein ſoll, iſt kein Geringerer nöthig, als der abſolute Geiſt! Er freilich nimmt ſie, wie er ſie haben will; er begütigt ſie für ſich und macht ſie zu ſeiner Freundin und Helferin. Aber auch er, indem er ſie dazu macht, tilgt nicht ihr urſprüngliches Weſen — er gewinnt es nur und macht es dienſtwillig. Ihm dient das urſprüngliche Weſen der Natur wieder in ſeiner Furchtbarkeit, wenn er dieſe zur Erreichung ſeiner Zwecke bedarf und fordert.

Die ewige Natur Gottes iſt eben das an Gott, was in andere Formen geführt werden kann: das Leben in Gott, worin ſich dieſer ſelber in andere Formen wandeln, ſich entwickeln und real vollenden kann. Die ewige Natur iſt im ewigen Sein Gottes das eigentliche Reich der Veränderung. Mit ſeinem Geiſt, ſeinem Ich, bleibt der Ewige in ſich und gibt ſich die Freude des Beharrens. Mit ſeiner Natur geht er aus ſich heraus und gibt ſich die Freude des Wechſels. In ſeinem Geiſt wandelt er ſich ideell, in ſeiner Natur reell; beides, ohne ſeinem tiefſten Weſen nach ein anderer zu werden, ſondern nur zu ſich, dem ewig Bleibenden, immer Neues hinzu producirend und hinzu gewinnend.

Das abſolute Weſen kann keinen andern Willen haben, als alles zu ſein — alles, was zu ſeiner ewigen Vollkommenheit unentbehrlich iſt. Gott wäre nicht alles, wenn er nicht auch Natur wäre und ſich nicht über ſeine Natur erheben und ſie beherrſchen könnte; er wäre nicht alles, wenn er ſich nicht auch über ſich ſelbſt erheben und ſich nicht ſelbſt beherrſchen könnte. Gott wäre nicht alles, wenn er in ſeiner Natur nicht die reale Möglichkeit wäre, für ſich ſeiende Weſen entſtehen zu laſſen und dieſe als freie zur höchſtmöglichen Selbſtändigkeit zu führen. Gott wäre nicht alles, wenn er in ſeiner Natur nicht das Mittel zur Schöpfung und das Mittel zur Freiheit und Selbſtvollendung der Geſchaffenen wäre. Gott wäre nicht alles, wenn er in ſeiner Natur nicht die Möglichkeit des Gegenſatzes, der Abwendung, der Negation wäre.

Der abſolute Geiſt iſt Herr ſeiner Natur; aber eben darum muß er in ihr auch etwas zu beherrſchen haben. Die ewige Natur darf nicht ihrem Weſen nach zahm ſein und ſich ihm in frageloſer Hingebung anſchmiegen, ſonſt möchte ſie ihn ſelber wenig intereſſiren und ihm keineswegs das genügende Mittel zur Erreichung ſeiner höchſten Zwecke ſein.

Damit bringen wir in unſern Gottesbegriff nichts Dualiſtiſches. Die ewige Natur iſt die Natur des abſoluten Geiſtes: eben deswegen muß ſie ſo ſein, wie er ſie haben will! Wäre ſie ohne weiteres zahm und der abſolute Geiſt müßte ſie ſo haben, auch wenn er ſie anders haben wollte, dann gerade hätten wir einen Dualismus. Wäre ſie dem abſoluten Geiſt nicht auch die Kraft des Widerſtandes, wenn er dieſe in ihr haben wollte, dann wäre der Geiſt nicht ihr vollkommener und wahrer Herr und ſie ſtände neben ihm in einer Eigenmacht, welche die Macht des Einen Herrn nie zur Allmacht gelangen ließe.

Gott muß ewigerweiſe alles — er muß alſo nicht nur ewigerweiſe die Macht auch des blinden Lebens gegenüber dem ſehenden, er muß ewigerweiſe auch die Macht der Verneinung gegenüber der Bejahung ſein. Des abſoluten Geiſtes ewige Natur muß eine ſolche ſein, daß die entſtehenden Weſen aus ihr nicht nur die Kraft des Eigenlebens, ſondern auch die Kraft der Verneinung und damit die Kraft der wahren Bejahung des abſoluten Geiſtes erhalten können. So muß der abſolute Geiſt ſie wollen!

Wir dürfen hier nicht die Nothwendigkeit aus den Augen verlieren, daß Weſen, die dem Abſoluten am ähnlichſten ſein ſollen, auch auf eine Weiſe entſtehen müſſen, die mit der Art der göttlichen Selbſtentwickelung und Selbſtvollendung am meiſten Aehnlichkeit hat. Jedes dieſer Weſen muß nach Gott ſelbſt am meiſten causa sui ſein; es muß ſich am meiſten ſelber auswirken; und in der Lage, dies zu können, muß es durch die Natur der Dinge (die ewige Natur) und den Willen des Einen Allherrſchenden ſich befinden. Sofern hierzu die Natur in ihrem eigenthümlichen, gewaltigen Leben die Vorausſetzung iſt, muß Gott ſie in eben dieſem Leben wollen!

Das abſolute Weſen — der abſolute Geiſt mit der abſoluten Natur und den Fähigkeiten beider — iſt ewigerweiſe alles. Wenn nun ſchon überhaupt aus nichts nichts werden kann, ſo kann auch der, welcher alles iſt, nicht einen Zuſatz erhalten, der nicht vorher irgendwie ſchon vorhanden geweſen wäre; denn ſonſt wäre er vorher nicht alles geweſen! Eine Schöpfung aus Nichts kann nur inſofern gelehrt werden, als Gott zur Hervorbringung der Welt ſich nicht eines Stoffes bedienen kann, der außer ihm vorhanden wäre; ſonſt aber läßt Gott die Geſchöpfe nicht aus nichts, ſondern läßt ſie aus ſich entſtehen, und wie ſie als Vorhandene für ihn ſind, ſo ſind ſie auch von ihm. Was ewigerweiſe alles iſt, kann durch die Schöpfung nicht mehr als alles werden: es kann ſich ſchaffend nur in andere Formen wandeln, ſich entfalten und dann explicite ſein, was es implicite geweſen.

Aus dieſem Grunde kann ich auch nicht denen beiſtimmen, welche lehren, daß Gott, der ewigerweiſe alles iſt, eine Welt ſelbſtſeiender Weſen ſchaffen und nach der Schöpfung materiell und formell derſelbe bleiben konnte, welcher er im urſprünglichen Sein geweſen. Der ewige Geiſt bleibt allerdings auch nach der Schöpfung Natur; aber nicht in dem Sinne, wie er es vorher geweſen. Seine Natur iſt immer noch ideell, aber nicht mehr zugleich auch reell alles Natürliche. Was er in der abſoluten Natur vor der Schöpfung auch reell geweſen, das iſt er jetzt reell in den Geſchöpfen.

Durch die Schöpfung wandelt der abſolute Geiſt ſeine ewige abſolute Natur in ſelbſtſeiende Weſen. Dieſe Weſen ſtammen alſo viel unmittelbarer von ihm und hängen viel inniger mit ihm zuſammen, als man es Geſchöpfen bisher zutrauen mochte. Ein Unterſchied zwiſchen Creator und Creatur bleibt freilich immer beſtehen. Jedes entſtehende Weſen, auch das höchſte, iſt mit ihm verglichen endlich; es iſt unter ihm und ſein Organ. Aber ſo groß iſt der Unterſchied nicht, daß nicht auch das Geſchöpf göttlicher Art wäre und ſich nach höchſter Möglichkeit zu vergöttlichen die Beſtimmung hätte! So groß iſt der Unterſchied nicht, daß nicht mehr von einer Kindſchaft der Entſtandenen, ſondern nur von einer Art Hörigkeit die Rede ſein könnte! Die Weſensgleichheit der Geſchöpfe mit dem Schöpfer zu leugnen, heißt die Schöpfung Gottes herunterſetzen. Man will dem Schöpfer eine Ehre anthun, indem man ihm ſagt, er ſelbſt ſei etwas ganz anderes als ſeine Geſchöpfe; in der That aber hält man ihm damit nur vor, daß dieſe Geſchöpfe ſeiner nicht würdig ſeien; daß er das Höchſte und Beſte nicht geſchaffen, weil er es entweder nicht gekonnt oder nicht gewollt habe!

Siebzehnter Brief.

Der abſolute Geiſt iſt mit der abſoluten Natur vorzugsweiſe alles; er iſt mit ihr der Complex aller Möglichkeiten des natürlichen (realen, materiellen) Seins, von der höchſten bis zur niedrigſten. Er iſt mit ihr die Möglichkeit der gewordenen Materie in allen ihren Erweiſungen, und die Möglichkeit der Negation in allen ihren Offenbarungen. Es iſt ein verhängnißvoller Irrthum, ſich die ewige Natur Gottes unmittelbar ſo vergottet zu denken, daß in ihr die Möglichkeiten auch des niedrigſten materiellen Seins und der Negation des Geiſtes nicht mehr zu finden wären. Denn wenn das abſolute Weſen vor der Schöpfung nur das Höchſte war und nicht (in ſeiner

Natur) auch das Niedrigſte, dann hat es ſich durch ſeine Schöpfung, in der auch das Niedrigſte wirklich geworden iſt, nur degratirt! Die Schöpfung iſt dann keine Entwickelung und keine relative Erhöhung, ſondern ein Fall und eine Verſchlechterung. So gefährlich iſt es, der abſoluten Natur Gottes eine Vornehmheit anzudichten, welche ſie weder an ſich haben kann, noch infolge des göttlichen Willens haben ſoll! Das abſolute Weſen iſt vor der Schöpfung alles, mithin iſt es auch nach der Schöpfung alles, nur in anderer Form; mithin iſt die Schöpfung nur eine Fortſetzung der Selbſtentfaltung und Selbſtorganiſation des abſoluten Weſens.

Das abſolute Weſen muß in der Schöpfung etwas von ſich hergeben und es in andere Form erheben: nur unter dieſer Vorausſetzung können als die erſten Weſen die ihm nächſtverwandten, die unmittelbar nach ihm höchſten und mächtigſten entſtehen! Jedes dieſer Weſen muß vor ſeiner Erhebung in ein beſonderes Daſein ſchon ungleich mehr Sein haben, als dies von ſpäter entſtehenden Weſen geſagt werden kann: nur unter dieſer Vorausſetzung kann es unmittelbar nach Gott am meiſten causa sui — ſein eigenes Auswirkendes ſein.

Aus allen dieſen Gründen können die erſten Weſen nur Weſen ſein, in denen ſich der Abſolute unmittelbar explicite hat werden laſſen, was er ſelber vorher implicite geweſen. Der Abſolute iſt ideell und reell Natur, ideell und reell Geiſt in erſter, ideell und reell Geiſt in zweiter

Erhebung; er iſt ideell und reell Princip der Poſition und Princip der Negation. Reell iſt er nämlich alles dieſes, weil er noch unmittelbar alles ſelber iſt; ideell, weil er in der allerhöchſten Erhebung des Geiſtes alles dieſes aufſaßt, in ſich heraufnimmt und geiſtig iſt. Durch die Schöpfung wandelt er nun das, was er in ſeinem ewigen Sein reell iſt, in ſelbſtbewußte Weſen, die ihm unmittelbar Organe werden. Er läßt die Natur, den Geiſt in erſter und den Geiſt in zweiter Erhebung ſelbſtſeiend werden und iſt und hat in ihnen mittelbar, was er vorher unmittelbar geweſen iſt und gehabt hat: die reellen poſitiven Grundkräfte ſeines Weſens. Ebenſo läßt er das Realprincip der Negation, das er bisher unmittelbar ſelber geweſen iſt, für ſich ſeiend werden, um es mittelbar explicite zu ſein.

Nach dieſem Schöpfungsact iſt Gott (der ganze Gott, das abſolute Weſen), was er vorher geweſen, nur in andern Formen. Er ſelbſt iſt der Eine Allerhöchſte, wie vorher, und hat nur, was er vorher unmittelbar als ſeine realen Kräfte gehabt hat, jetzt als reale Kräfte, welche ſelbſtſeiende (Geiſt ſeiende, Ich ſeiende) Weſen ſind. Aber dieſe Weſen gehören ihm, wie er will, daß ſie ihm gehören. Sie ſind ihm Organe, deren er gebraucht, wie er (caeteris paribus) in ſeinem urſprünglichen Leben ſeiner realen Grundkräfte gebraucht hat. Und relativ hat er damit nur gewonnen, — wie es ſich für ihn geziemt!

Der Gott, welcher in drei ſelbſtſeienden Organen iſt, erinnert wieder an die chriſtliche Lehre vom Dreieinigen. Allein auch hier tritt der Unterſchied klar hervor! In der Lehre von dem Einen Allerhöchſten, der drei ſelbſtſeiende, d. h. perſönliche Weſen als nächſte Organe beſitzt, iſt kein Widerſpruch. Wir haben nicht Eine Perſon, welche als ſolche drei Perſonen iſt, ſondern wir haben eine zu oberſt herrſchende und drei unmittelbar unter ihm dienende Perſonen. Wir haben in dieſem erſten realen Organismus die allein mögliche und wirkliche — die wahre Dreieinigkeit: drei Dienende, die einig ſind in dem Einen Herrſchenden! Die Dienſte, welche die drei dem Einen leiſten, ſind von allen möglichen, ſelbſtverſtändlich, die freieſten; aber eben dieſe will der Eine von ihnen haben, und ſie von ihnen zu erlangen, das iſt ſeine abſolute Führungs- und Regierungskunſt.

In meinem Buche „Gott und ſein Reich“ habe ich die beſondere Art der Entſtehung jeder der drei dienenden Perſonen zu charakteriſiren und nachzuweiſen geſucht, inwiefern die erſte, die ins Selbſtſein erhobene Natur oder Materie, den Namen der Mutter — die zweite, der aus der Natur und dem ewigen Geiſt entſtehende unmittelbare Geiſt, den Namen des Sohnes — die dritte, der aus dem Sohn und dem höchſten Geiſt entſtehende potenzirte Geiſt, den Namen des Geiſtes par excellence verdient. Wenn das an chriſtlich-kirchliche Bezeichnungen anklingt, ſo habe ich dieſen Anklang nicht geſucht, will ihn aber auch durchaus nicht vermieden haben. Indem ich die chriſtlich-kirchliche

Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, wonach eine Perſon zugleich drei Perſonen ſein ſoll, für widerſprechend erklären und ſie durch die Harmonie des Einen Allherrſchenden mit ſeinen drei höchſten Organen erſetzen mußte, habe ich meine volle wiſſenſchaftliche Freiheit gegen das Dogma dargethan. Werden aber durch das wiſſenſchaftlich Gefundene gewiſſe Züge der chriſtlich-kirchlichen Anſchauung beſtätigt: um ſo beſſer! Wir erlangen dadurch die Ueberzeugung, daß in der chriſtlichen Lehre Wahrheit, tiefſinnige Wahrheit iſt, welche auch nothwendig in ihr ſein muß, wenn die lange Herrſchaft dieſer Lehre irgend erklärlich und gerechtfertigt ſein ſoll. Die chriſtliche Lehre von der göttlichen Trinität enthält Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit! So muß es auch ſein nach dem Geſetz der Entwickelung, wonach alles wird und wächſt und in der Mitte nur eben die Mitte und nicht ſchon das Ende ſein kann. Wenn man aber unrecht thut, in der Mitte ſchon das Ende ſehen zu wollen, ſo iſt es nicht minder unrecht, in ihr, weil ſie noch nicht das Ende iſt, gar nichts ſehen zu wollen. Die Wiſſenſchaft iſt gegen jede nicht wiſſenſchaftlich begründete Ueberlieferung frei; aber in dieſer ihrer Freiheit muß ſie um ſo mehr gegen jede gerecht ſein! Sie muß jeder das Ihre geben wollen und können; ſonſt iſt ſie nicht Wiſſenſchaft, ſondern nur eine neue Parteilehre, die von ihrer Seite den Richterſpruch der Wiſſenſchaft zu befahren hat.

Durch den erſten Schöpfungs- und Selbſterſchließungsact des abſoluten Weſens entſtehen aber nicht nur die drei poſitiven Grundkräfte deſſelben als perſönliche, d. h. ſelbſtſeiende, für ſich ſeiende, ſelbſtbewußte Weſen, ſondern wird ebenſo die Grundkraft der Negation ins Selbſtſein erhoben. Dies iſt nothwendig. Gott kann ſich nicht zum Theil erſchließen und zum Theil unerſchloſſen laſſen; er entfaltet und organiſirt ſich conſequent und muß darum der entfalteten Poſition auch die entfaltete Negation gegenüberſtellen wollen. Der Schöpfungsproceß iſt ein gewollter allgemeiner Entwickelungsproceß, d. h. ein Entwickelungsproceß, wonach die urewige Natur mit blindem, der urewige Geiſt mit ſehendem Wollen trachtet. Nur durch ein ſolches Zuſammenwirken iſt eine Entwickelung möglich, die zugleich natürlich und geiſtig, zugleich ein Werden und ein auf Endzwecke gerichtetes Handeln iſt. Urgeiſt und Urnatur ſind immer zugleich da und wirken zuſammen in jedem Stadium der Entwickelung; aber die Natur wirkt nur ſo, wie der Geiſt es will! Es iſt ſeine Natur und der Allherrſchende wirkt durch ſie natürlich, wie er durch ſeinen Geiſt, d. h. durch ſich ſelbſt, geiſtig wirkt.

Erinnern wir uns! Gott, das abſolut ſelbſtſeiende Weſen, kann nichts anderes hervorbringen wollen, als ſelbſtſeiende Weſen. Denn eben dieſe Weſen ſind ihm die entſprechendſten Organe; nur in ihnen, die zugleich für ihn und für ſich ſind, geht er in der That höher und entfaltet ſich, und nur durch eine Scala dieſer Weſen von dem höchſtmöglichen bis zum niedrigſtmöglichen gelangt er zur vollkommenen Selbſtentfaltung. Die Schöpfung iſt nur Weſenſchöpfung, nur ein ſucceſſives Entſtehenlaſſen von Weſen; und niemals hat Gott etwas anderes geſchaffen oder werden laſſen, als Weſen. Dies iſt ſo wahr, daß auch die allerkleinſten und alleräußerlichſten Seienden, die wir uns denken können, die Atome, welche die jetzige Materie bilden, nur als die allerkleinſten und alleräußerlichſten Weſen, d. h. als die allerkleinſten und alleräußerlichſten Einheiten von Intenſiv- und Extenſivkraft, definirt werden können. Die vollendete Schöpfung iſt eine vollendete Weſenleiter, in welcher alle Möglichkeiten vom höchſten Selbſtſein bis zum niederſten verwirklicht ſind. Nur dieſe Scala von Weſen konnte Gott wollen, weil nur ſie das Beſte ſind, in welches er ſeine ewige Natur wandeln konnte; und jedes dieſer Weſen in ſeine ſpecifiſche Vollendung zu führen, iſt der Endzweck der Schöpfung. Die Schöpfung enthält außer dieſen Weſen nichts als was mit ihnen gegeben iſt; die Fähigkeiten dieſer Weſen und ihre Erweiſungen in Poſition und Negation, in Streit und Frieden, in wechſelſeitiger Abſtoßung oder in freundlicher Einung.

Aus dieſen Gründen entſtehen infolge des erſten Schöpfungsactes ſelbſtſeiende Weſen, die das Vermögen Gottes in Poſition und Negation repräſentiren: die Gott nächſtverwandten, höchſten und mächtigſten Weſen.

Achtzehnter Brief.

Die Schöpfung oder die Selbſtentfaltung kann nur ein Fortſchritt ſein, muß daher eine relative Erhöhung des Ewigſeienden darſtellen. In der That ſind auch ſelbſtſeiende Organe edler als ſelbſtloſe, und heiſchen von dem Ewigen eine höhere Art der Beherrſchung als jene. Mit ſelbſtſeienden Weſen, die für ſich zu denken und zu handeln vermögen, kommt in das Geſammtleben Gottes eine Spannung, wie ſie vorher nicht exiſtirte. Es kommt in dieſes Leben eine Gefahr, die als ſolche beſtehen muß, wenn die höchſten Endzwecke der Schöpfung erreicht werden ſollen.

Der erſte Schöpfungsact iſt verhängnißvoll. Dem Einen Allerhöchſten iſt durch das Gewordene geiſtig mehr zugemuthet als vorher. Aber der Allerhöchſte muthet es ſich ſelber zu; er will es ſo, und ſo iſt es nun ſein Wohlgefallen! Denn wenn es neue Kräfte in ihm zur Bethätigung ruft, ſo führt es ihn auch zu neuen Siegen und neuen Genugthuungen, zu neuen, ewig ſchönen Geſtaltungen, die ihm Freude machen.

Die erſten ſelbſtſeienden Weſen — oder, wie wir ſie zu nennen berechtigt ſind: die göttlichen Perſonen — ſind entſtandene, durch einen beſtimmten Act entſtandene Weſen; aber es ſind unmittelbar aus dem Ewigen entſtandene, zu ihm gehörige Weſen, die in ihn übergehen, mit ihm eins werden können.

Als entſtehende Weſen ſind es werdende Weſen. Sie haben eine Entwickelung, welche der ewigen göttlichen Selbſtentwickelung am ähnlichſten iſt; aber es wirkt hier doch ſchon eine relative Nothwendigkeit mit, ſie ſind in ihrer Entwickelung an einen Verlauf gebunden, ſind verhältnißmäßig ſchon in der Zeit, wenn auch ihre Zeit der Ewigkeit noch am nächſten ſteht. Sie vollenden ſich nicht ewigerweiſe ſelbſt, wie der Abſolute; ſie werden und wachſen und vollenden ſich erſt in einem gewiſſen Moment ihrer Entwickelung.

Die Selbſtvollendung des entſtandenen Weſens beſteht aber darin, daß es alle ſeine Fähigkeiten harmoniſch entwickelt und ſich in dieſer Entwickelung mit freiem Entſchluß dem Ewigen hingibt; — daß es ſeine rechte Stelle im Organismus, wie ſie der Ewige will, auch ſelber will — daß es ſich in dieſer Stelle frei dem Allherrſchenden unterordnet.

Auf die freie Bejahung des Ewigen durch das entſtandene Weſen kommt alles an. Dieſe Bejahung muß Gott von dem Weſen fordern, das er als ſelbſtſeiendes hat entſtehen laſſen; und eben ſie muß das entſtandene Weſen vollziehen, wenn es ſich als ſelbſtſeiendes erweiſen ſoll. Das entſtandene Weſen, ſoll es nicht nur für den Ewigen, ſondern auch für ſich ſein, muß den Ewigen frei bejahen! Wenn es aber dieſes vermögen ſoll, dann darf es ihn nicht nur bejahen, es muß ihn auch verneinen können!

Wir ſehen hier die ungeheuere Bedeutung des möglichen Gegenſatzes, der Negation. Ohne die mögliche Verneinung keine freie, verdienſtliche, wahre Bejahung. Ohne die mögliche Verneinung kein wahres Selbſtſein und keine wahre Selbſtvollendung der entſtandenen Weſen. Ohne die mögliche Verneinung alſo eine Schöpfung, die des Schöpfers nicht würdig wäre. Der abſolut Freie kann nur Weſen um ſich und unter ſich haben wollen, die möglichſt frei ſind; er muß ihnen alſo die Bedingung der Freiheit gewähren: er muß ſie mit der Fähigkeit entſtehen laſſen, ſich für ihn oder wider ihn zu erklären!

Mit dieſer Fähigkeit entſtehen ſie aber auch ſchon von ſelber. Wenn der ganze Gott in ſeinem ewigen Sein nicht nur die abſolute Natur, ſondern auch das Princip der Negation iſt — wenn er in und mit ſeiner Natur das Realprincip der Negation iſt, dann muß auch in die entſtehenden poſitiven Weſen nicht nur die Fähigkeit, Natur zu ſein, übergehen, ſondern mit dieſer auch die Fähigkeit der Negation. — Wir haben davor gewarnt, ſich die ewige Natur Gottes an ſich ſchon vergeiſtigt zu denken; wir müſſen jetzt davor warnen, ſich die erſten entſtandenen Weſen unmittelbar als heilig vorzuſtellen. Unmittelbar heilig — beſſer geſagt, durch ſeine ewige Selbſtvollendung heilig — iſt nur das abſolute Weſen. Die entſtandenen Weſen, auch die höchſten, müſſen es erſt werden.

Die entſtandenen Weſen haben von dem ewigen Geiſt ihren Geiſt. In ihrer Natur beſitzen ſie die Möglichkeit des Widerſtandes, in ihrem Geiſte die Fähigkeit der Zuſtimmung. Durch ihre Natur können ſie zum Widerſtande getrieben werden, durch ihren Geiſt über dieſen Antrieb Herr werden, den Entſchluß der freien Zuſtimmung faſſen und vollziehen. Auch die höchſten entſtandenen Weſen ſind aber nicht allwiſſend; auch in ihnen iſt eine dunkle Region, in Bezug auf welche ſie ſich irren und täuſchen können. Die Möglichkeiten der Natur liegen ihnen ſo dringend an, ihnen zu folgen, wie die Möglichkeiten des Geiſtes: das Zünglein der Wage ſchwankt naturgemäß, und von dem Entſchluß des Weſens hängt es ab, die eine oder die andere Schale ſinken zu machen.

In der Wiſſenſchaft iſt nichts bedenklicher, als eine rückſichtsloſe Hingebung und ein Optimismus, der im Ewigſeienden nur Licht ſehen will und nicht auch Schatten — nur das Bewußte und Selbſtbewußte und nicht auch das Unbewußte — nur das Princip der Freiheit und nicht auch das der Nothwendigkeit — nur die Macht der Poſition und nicht auch die der Negation. Infolge dieſer Hingebung denkt man ſich einen Gott, aus welchem das Böſe (das doch wirklich exiſtirt!) unableitbar iſt; und man denkt ſich als die erſten entſtandenen Weſen Lichtweſen, deren Abfall von Gott unbegreiflich erſcheinen muß.

Die ewige Natur Gottes — das unmittelbare, nothwendige Sein, iſt (um dies zu wiederholen) an ſich etwas Verhängnißvolles, Drohendes. So will es der Abſolute; denn ſo braucht er es für ſich und für ſeine Schöpfung.

Ohne den ungeheuern Ernſt der ewigen Natur wäre das Leben Gottes und wäre die Schöpfung nur ein oberflächlich Spiel. Ohne ſie wäre kein Kampf und keine höchſte Kraftanſtrengung; ohne ſie wäre kein Sieg und kein Gewinn, deſſen man ſich rühmen und freuen könnte. Ohne ſie hätte Gott ſelber keine wahre Glorie und Herrlichkeit.

Je größer aber das entſtandene Weſen iſt, je größer muß für daſſelbe auch die Verſuchung ſein. Dem höchſt mächtigen Weſen liegt es näher, ſich für allmächtig zu halten und demgemäß zu verfahren, als dem ſchwachen und gebrechlichen. In den erſten entſtandenen Weſen ſpricht die Natur ſo gewaltig wie der Geiſt, die Fähigkeit der Negation ſo dringend wie die Kraft der Poſition. Sie ſind verführbar, dieſe Weſen; — nicht ſchon gut und heilig an ſich, ſondern nur mit dem Vermögen ausgerüſtet, ſich gut und heilig zu machen. So allein konnten ſie entſtehen; ſo allein konnte der Ewige ſie werden laſſen wollen!

Alle entſtandenen Weſen müſſen eine Wahl haben, um ſich entſcheiden, ſich bewähren und ſelbſtvollenden zu können; — und auch unſere erſten haben dieſe Wahl. Sie haben die Sollicitationen der Natur und die Einreden des Geiſtes: zwiſchen ihnen können und müſſen ſie ihre Entſcheidung treffen!

Jedes der erſten Weſen hat dieſe Wahl; von jedem iſt die Niederhaltung der Natur und die Selbſtüberwindung gefordert. Es iſt aber zu ſehen, daß zwiſchen ihnen doch ein Unterſchied beſteht, und daß die einen von vornherein mehr Ausſicht bieten auf den Sieg des Geiſtes, als das andere, welches ihnen entgegenſteht.

Das Princip der Negation erſteht mit der Selbſterſchließung Gottes unvermeidlich. Wenn es nun als ſelbſtſeiendes Weſen verneint, thut es nur, was es ſoll. Es verneint natürlich, und es bringt dadurch in den Verkehr der Selbſtſeienden die unentbehrliche Spannung. Das Princip der Negation gleicht in dieſem Stadium dem Gliede einer Geſellſchaft, welches durch Widerſpruch die übrigen auf die Kehrſeite der Dinge lenkt und ſie zwingt, ihre Behauptungen im Kampfe gegen ſeine Einwendungen klar zu machen und zu beweiſen. Das Princip der Negation iſt unmittelbar nichts weniger als das Princip des Böſen. Es handelt naturgemäß und ſein Handeln iſt nothwendig, fruchtbar und heilſam. Wenn wir aber wüßten, daß eins der erſten Weſen durch Selbſtentſcheidung das Princip des Böſen werden ſollte, dann könnten wir uns doch von vornherein ſagen: es möchte dies wol am eheſten dem Princip der Negation begegnen!

Das Princip der Negation hat ſeine Natur mit ihrem Trieb und ſeinen Geiſt von dem abſoluten Weſen; aber dieſer ſein Geiſt kann ſeiner Natur und ſeiner Function doch nur entſprechend ſein. Natürlich zu verneinen, um die Bejahung zu ermöglichen, iſt ſeine unmittelbare Thätigkeit — frei zu verneinen, aus Liebe zur höchſten und vollkommenſten Bejahung, ſein Ideal. Von der Negation iſt aber der Weg zum Böſen am nächſten. Für das Princip der Negation iſt der Reiz, durch böſe Negation, durch rebelliſchen Widerſpruch gegen Gott ſich ein eigen Reich zu gründen, um in eigenſter Herrlichkeit zu ſtrahlen, der gewaltigſte. Soll es zu einem Abfall und zu einem Kampfe gegen Gott kommen, dann liegt dieſer Abfall dem Princip der Negation am nächſten. Die Verlockung, Selbſtherrſcher zu werden und den Ruhm des Kampfes mit dem Allerhöchſten zu haben, iſt für dieſes Weſen die mächtigſte, und ſein Geiſt iſt von allen am wenigſten geeignet, den Scheingewinn des Abfalls zu durchſchauen und der Verlockung zu widerſtehen. Wird dieſes Weſen in eine Lage gebracht, wo es ſich entſcheiden muß — ſtellt ſich ihm die blendende Ehre, mit dem Allerhöchſten ſich zu meſſen, vor den Geiſt, dann iſt es in der größten Gefahr, ſich blenden zu laſſen und in überkühnem Muthe den Kampf mit dem Abſoluten zu wählen.

„Dem Princip der Negation iſt es alſo doch gewiſſermaßen angethan, Princip des Böſen zu werden? Dann hat es aber, wenn es dieſes wird, ſo gut wie keine Schuld und iſt im Grunde nicht dafür verantwortlich!“

Das Princip der Negation, wenn es vor die Wahl geſtellt iſt, hört die Einreden des Geiſtes ſo gut wie die lockenden Verheißungen der Natur: es muß nicht abfallen, es kann nur abfallen. Aber dieſes Können übt auf ſeine Weſenheit allerdings den größten Zauber. Und weil es nun, vor der Wahl ſtehend, gleichwol den ſtärkſten Trieb empfindet, falſch zu wählen, alſo für die wirkliche falſche

Wahl nicht unbedingt verantwortlich iſt und in ſeiner urſprünglichen Eigenart gleichſam eine Entſchuldigung hat: darum wird es von dem Allerhöchſten auch nicht unbedingt verurtheilt, wenn es die böſe Entſcheidung nun wirklich trifft! Das Princip der Negation, wenn es das Princip des Böſen geworden, muß den begonnenen Kampf zu Ende führen und alle Beſchwer und alle Pein dulden, welche ſeine Wechſelfälle dem Gegner bringen können; aber endlich, wenn es, von dem Allerhöchſten aus allen ſeinen Stellungen vertrieben und gänzlich bezwungen, durch den vollendeten Schaden klug geworden und ſich ſelber täuſchungslos erkennend, dem Einen Allherrſchenden auf Gnade und Ungnade ſich ergibt: dann wird dieſer Gnade gewähren! Das Princip der Negation, welches als Princip des Böſen den begonnenen Kampf zu Ende gekämpft hat, wird am Ende ſehen, was es am Anfang hätte ſehen können: ſein wahres höchſtes Ziel! Es wird wieder Princip der Negation werden, und wie es unmittelbar zur Ermöglichung der Bejahung natürlich negirt hat, ſo wird es nun zu demſelben Zweck wiſſend und wollend negiren; d. h. es wird die zum vollkommenen Leben am Ende der Dinge unentbehrliche Function wieder üben — aus den höchſten Motiven!

Die Theologie, in ihren ſtrengen Repräſentanten, iſt unverſöhnlich und fordert für das Princip des Böſen und für die Seelen, die ihm erlegen ſind, die ewige Peinſtrafe. Die Philoſophie, weil ſie in dem Abfall von Gott doch nur eine bedingte Schuld zu erblicken vermag, kann auch nur eine bedingte Strafe zugeben. Jene ſtrenge Theologie lehrt mit dem ewigen Widerſtande des Böſen und mit der ewigen Höllenſtrafe einen offenbaren Dualismus. Die Philoſophie, die vor dem Kampfe, während des Kampfes und nach demſelben, den Einen Herrn aller Dinge hat — den Allerhöchſten, welcher alles Geſchehende unter ſich geſchehen läßt und ſich aller Weſen, böſer wie guter, nur als Werkzeuge zur Erreichung ſeiner höchſten Schöpferzwecke bedient — die Philoſophie lehrt den wahren Monismus, der ſich als ſolcher dadurch erweiſt, daß in ihm die Vielheit nicht ausgeſchloſſen, ſondern, als beherrſchte, eingeſchloſſen und in Allheit vollendet iſt.

Neunzehnter Brief.

Der Menſch kann nicht alles wahrnehmen und verbinden; weder im Aeußern noch im Innern, weder im Leben der Natur noch im Leben des Geiſtes. Gleichwol fühlt er einen Trieb, etwas Zuſammenhängendes und Ganzes zu geben. Da tritt nun die Gefahr nahe, an gewiſſen Stellen mehr ſagen zu wollen, als er weiß — als er bisjetzt mit Sicherheit erſchließen konnte, und die Lücken der Erkenntniß durch Hypotheſen auszufüllen.

Gegenüber dieſer Möglichkeit, was ſoll er thun? Die Darſtellung des Ganzen überhaupt unterlaſſen? Das wäre gegen ſeine Pflicht! Hat er Ideen und Erkenntniſſe, ſo entwickele er ſie. Treten ihm Fragen entgegen, auf die er noch keine beſtimmten Antworten zu geben vermag, ſo geſtehe er ſich dieſes. Kann er aber dem Drange, hier und da etwas zu wagen, doch nicht widerſtehen, ſo verarge er ſich das auch nicht allzu ſehr! Vielleicht iſt mit dem Wagniß etwas gewonnen, und es zeigt ſich dies in der Folge. Wäre er aber von dem rechten Weg abgeirrt, ſo finden ſich Nachfolger genug, die es bemerken und rügend wieder gut machen.

Woher kommt gewiſſen Menſchen der Muth, Gott erkennen, ſein ewiges Leben denken und die Wege ſeiner ſchöpferiſchen Entfaltung mitgehen zu wollen von Anfang bis zu Ende? Dieſen Muth kann ihnen nur Gott ſelber einflößen! Nur von ihm können die Ideen kommen, die uns Einſichten gewähren in ſein Leben, und nur von ihm der Drang, dieſe Ideen zu ordnen, zu organiſiren und wiſſenſchaftlich zu begründen. Wir mögen beobachten und denken, unterſuchen und lernen mit ununterbrochenem Fleiße: das Beſte, was wir haben, ſind doch immer die Ideen, die uns zutheil werden und die das Geſchöpf nur vom Schöpfer haben kann.

Die Rechtfertigung dieſer Ideen durch logiſche Folgerungen aus unbeſtreitbaren und unbeſtrittenen Grundſätzen und durch Hinweiſung auf conſtatirte Thatſachen, das iſt Wiſſenſchaft und unterſcheidet den Philoſophen vom Schwärmer.

Gott erforſchen und den allgemeinen Zuſammenhang der Dinge erkennen zu wollen, iſt nicht ſo vermeſſen, als es manchem ſcheinen mag. Wer es unternimmt, der thut es nicht willkürlich, ſondern er folgt einem unwiderſtehlichen Triebe. Was näher zu Gott hinführt, das muß auch von Gott gewollt ſein; und ſo weiß der Forſcher, der Gott ſelber erforſcht, daß er, dem Ewigen als Organ dienend, nur eine höchſte Pflicht erfüllt.

Den Menſchen, denen er immer noch zu kühn erſcheint, darf er zurufen: „Widerlegt mich, bevor ihr mich tadeln wollt!“

Wir haben geſehen: das abſolute Weſen konnte zunächſt aus ſich nur die nach ihm höchſten und mächtigſten Weſen entſtehen laſſen. Dieſe Weſen mußten geprüft werden; es mußte ihnen in ihrer Entwickelung die Möglichkeit ſich darſtellen, den Allerhöchſten zu verneinen, weil ſie nur dadurch, daß ſie dieſe Möglichkeit wollend ausſchließen, ihn bejahen und wahrhaft göttlich werden, d. h. ſich ſelbſt vollenden konnten.

Aus der ewigen Natur der Dinge und ihren Möglichkeiten — aus der jetzigen Welt und ihrer Stellung zum Ideal, müſſen wir den Schluß ziehen, daß eins der erſten Weſen die Prüfung nicht beſtanden hat, ſondern Princip des Böſen geworden iſt und in die Entwickelung des abſoluten Weſens den Kampf und das Leid gebracht hat.

Das Princip des Böſen hat in den Vorſtellungen der Menſchen ein eigen Schickſal gehabt. Es iſt ihnen erſchienen als wirkliches Weſen — der Wahrheit entſprechend! Aber dieſes wirkliche Weſen hat die gläubige und abergläubiſche Phantaſie mit einem menſchlich-thieriſchen Körper ausgeſtattet; und es war dann kritiſchen Augen leicht zu ſehen, daß ein ſolches Monſtrum nicht zu ſein vermöge. Dieſes Monſtrum nannte man den „perſönlichen Teufel“, und es wurde für den gebildeten Menſchen ungeziemend, an ſo etwas zu glauben.

Mephiſtopheles konnte ſagen: „Den Böſen ſind ſie los!“ Aber der Wahrheit gemäß mußte er hinzufügen: „Die Böſen ſind geblieben.“

Wenn „die Böſen geblieben ſind“, dann ſind Wirkungen geblieben, die eine Urſache fordern. So wirklich die Böſen ſind, ſo wirklich muß auch ihre Urſache ſein. Und nun ſind wir doch wieder in großer Gefahr, nicht nur das „Princip des Böſen“ (worunter man ſich Verſchiedenes denken kann!), ſondern am Ende gar wieder „den Böſen“ zu erhalten.

Wir danken mit allen Aufgeklärten Gott, daß wir jene monſtröſe Teufelsvorſtellung und mit ihr die falſche Urſache gefabelter Greuelthaten und Greuelverhältniſſe los geworden ſind! Aber damit ſind wir keineswegs „den Böſen“ oder den wahren „perſönlichen Teufel“ losgeworden! Denn jenes menſchenähnliche Zerrbild den „perſönlichen Teufel“ zu nennen und mit ihm den perſönlichen Teufel in jedem Sinne zu verwerfen, hatte man in gar keiner Weiſe das Recht.

Wir ſehen bei dieſer Gelegenheit wieder, daß man gegenwärtig nicht weiß, was „perſönlich" bedeutet, und dieſem Worte einen falſchen Begriff unterlegt.

Perſönlich ſein heißt nicht ein menſchenähnliches, mit einem ſichtbaren Körper verſehenes Weſen ſein! Perſönlich ſein heißt Geiſt, ſelbſtbewußtes Weſen ſein! Der Menſch iſt nur perſönlich, weil er ſelbſtbewußtes Weſen iſt; und weil das Thier dieſes nicht iſt, darum iſt es keine Perſon.

Sehen wir nun die Dinge, wie ſie wirklich liegen. Das Böſe iſt vorhanden. Kann es ewigerweiſe ſein? Nein! Das wäre der ſchlimmſte — der unmöglichſte von allen Dualismen! Das Böſe kann ewigerweiſe nur möglich ſein. Wenn es aber ewigerweiſe nicht wirklich und gegenwärtig doch vorhanden iſt, ſo muß es irgendeinmal verwirklicht worden ſein. Von wem? Von einem ſelbſtbewußten, ſelbſtmächtigen — perſönlichen Weſen.

Wer kann Böſes thun? Das bewußtloſe Ding? In keiner Weiſe! Auch das Thier, das eine Seele und damit Bewußtſein hat, kann doch in Wahrheit nicht Böſes thun. Böſes thun kann nur das ſelbſtbewußte, zurechnungsfähige Weſen — der Menſch! Der gereifte, zum Selbſtbewußtſein entwickelte Menſch!

Böſes thun kann nur der Geiſt, das denkende Weſen, das beide Möglichkeiten, die des Guten und die des Böſen, ſich vorſtellen, die Folgen der einen und der andern Wahl gegeneinander abwägen und frei ſich entſcheiden kann für dieſe oder für jene. Nur wenn ein ſolches Weſen die falſche Wahl trifft, iſt dieſe Wahl in der That auch ſeine

Sache und es muß dafür einſtehen. Und wenn als Folge der falſchen Wahl die Strafe kommt, dann wird es dieſe begreifen und ſich ſagen müſſen: „Ich habe es nicht anders haben wollen!“

Die Möglichkeit des Böſen zuerſt realiſiren konnte nur ein geiſtiges Weſen, das die Wahl frei hatte und wollend ſich entſcheiden konnte. Nur eins unſerer erſten Weſen konnte Princip des Böſen werden, und dem Princip der Negation lag die falſche Wahl am nächſten. Wählte dieſes in der That, dann war der Anfang des wirklichen Böſen gemacht und daſſelbe mußte nothwendig fortgeſetzt werden. Das von dem Schein gottgleicher Herrlichkeit, welche durch den Abfall zu erringen wäre, geblendete Weſen hat unter dieſer Vorausſetzung den Kampf begonnen gegen Gott und muß ihn fortführen mit allen gottwidrigen, d. h. böſen Mitteln, bis zur Erſchöpfung derſelben. Es hat die Möglichkeit des Böſen zuerſt realiſirt und iſt mithin das Princip des wirklichen Böſen. Nachdem es aber A geſagt, muß es B ſagen; es muß nicht nur immer böſe bleiben, es wird, im Ingrimm des Streites, immer böſer werden — und alle Weſen, die es gewinnen kann, zu den Seinen zu machen und in den Kampf zu reißen alle Kraft aufbieten. — So hätten wir alſo doch wieder das perſönliche Princip des Böſen, den perſönlichen Teufel, den perſönlichen Satan, wenn dieſer freilich ein ganz anderes Weſen iſt als der perſönliche Teufel des Glaubens, des Aberglaubens und der Volksvorſtellung! Denn die falſche Wahl iſt wirklich vollzogen worden — das zeigt die jetzige Welt!

Das wahre Princip des Böſen iſt ein Geiſt, unvergleichlich intenſiver und mächtiger als der Menſchengeiſt, an Macht nur ſtehend unter dem Allerhöchſten und durchaus naturgemäß, wie jedes intenſive Weſen, von innen nach außen wirkend. Das wahre perſönliche Princip des Böſen thut keine Wunder, ſo wenig wie Gott, und hat es ebenſo wenig nöthig. Es wirkt aus ſeiner intenſiven Geiſtigkeit heraus auf minder intenſive Geiſter, nicht in Aufhebung, ſondern in Beobachtung der ewigen Geſetze der Natur und des Geiſtes. Es verübt nicht, als Urbild aller Hexenmeiſter, gefabelte Unthaten; es verübt und veranlaßt hiſtoriſch conſtatirte Unthaten, d. h. eben die Wirkungen, für welche wir die zureichende Urſache ſuchen und finden müſſen!

Man hat eingewendet: ein blos böſes Weſen könne es nicht geben! Das iſt wahr. Aber unſer Princip des Böſen iſt nicht blos böſe; bevor es böſe geworden, iſt es unſchuldig geweſen, und wenn es von Gott bezwungen iſt, ſoll es gut werden. Es hat alſo einen Keim des Guten in ſich, der endlich hervorteten und auch in ihm ſiegreich werden ſoll. Aber nachdem es gegen Gott ſich empört hat, muß es gegen ihn kämpfen mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte und aller ſeiner Mittel! Und während dieſes Kampfes kann es nur der Feind Gottes ſein; es hat keine Zeit und noch weniger Anlaß und

Stimmung, nebenbei auch wieder der gehorſame Sohn und Freund zu ſein. Es hat ſein Los ergriffen und ſich mit dem Kriege gegen Gott unaufhörliche Arbeit aufgeladen. — Das Böſe iſt nicht ewig — es hat angefangen und wird auch wieder enden; aber während es iſt, iſt es kein Spiel, ſondern furchtbarer Ernſt. Das Princip des Böſen, im Kampfe wider Gott, will nur das Böſe. Denn nur mit böſen Thaten kann es den Kampf wider Gott fortführen; es hat keine andern Waffen gegen Gott als eben die Waffen des Böſen!

Für jetzt haben wir aber nur gezeigt, daß das Princip der Negation von Gott abfallen und ſein Feind werden *konnte*; und wir haben nur aus der Thatſache der gegenwärtigen Welt geſchloſſen, daß es irgendeinmal abgefallen iſt. Wann aber — bei welcher Gelegenheit iſt es abgefallen? Sehen wir zu, ob wir nicht auch hier etwas erſchließen können, was uns der Wahrheit näher bringt.

Zwanzigſter Brief.

Es gibt heutzutage Männer der Wiſſenſchaft, welche nur für die nächſten Urſachen ein Auge haben, und die nun auch die Urſache des Böſen einfach im irdiſchen Menſchen erblicken. Gott habe den Menſchen frei geſchaffen und habe ihm die Wahl gelaſſen zwiſchen gut und böſe; von dieſer Freiheit habe der Menſch Gebrauch gemacht, Gutes und Böſes gethan u. ſ. w.

Dieſe Erklärung des Böſen hält der Kritik in keiner Weiſe Stand.

Der irdiſche Menſch iſt unter allen lebendigen Weſen zuletzt auf den Schauplatz der Erde getreten. Er iſt das endliche Product einer Entwickelung, die er, der irdiſche Menſch, keineswegs in der Lage war zu veranlaſſen. Bevor er auftrat, war aber dieſe Welt ſchon eine Stätte ebenſo des Todes wie des Lebens, der Pein wie der Luſt, der greulichen Zerſtörung wie des Gedeihens. Bevor der Menſch kam, war die Erde ſchon eine Wahlſtatt belebender und zerſtörender Mächte. Der Wechſel des Stoffs und der Wandel des Lebens vollzog ſich auf die roheſte Weiſe. Die ſtärkern Thiere, wollten ſie leben, mußten die ſchwächern verzehren, und dieſe mußten alle Schmerzen der Tödtung leiden. Das Leben der Natur lag in den Banden der Vergänglichkeit; alles entſtand nur, um wieder in Verfall zu ſinken. Vorwärts ging es freilich und aufwärts; aber vorwärts und aufwärts nur im Kampfe mit den Mächten des Verderbens. In dieſer Verfaſſung konnte Gott die Welt nicht unmittelbar geſchaffen haben. Eine Welt mit dieſen unvermeidlichen, zum Leben der Natur nicht zu entbehrenden Greueln konnte nicht unmittelbar aus Gottes Hand hervorgegangen ſein. Mit Recht ſagt Karl Vogt bei Gelegenheit einer Schrift, welche die geologiſchen Epochen charakteriſirt: wie man zu glauben vermöge, daß dergleichen das Werk eines ſelbſtbewußten Gottes ſein könne! Er iſt hier feinfühlender als der Theiſt, der ganz harmlos dieſe greuelreiche Welt das unmittelbare Product ſeines Allgütigen und Allweiſen ſein läßt. Gott kann unmittelbar, was er ſchafft, nur in den Stand der Unſchuld und des unſchuldigen Glückes erſchaffen. In den Stand der verlorenen Unſchuld, in welchem wir dieſe Welt antreffen, ſoweit wir in ihre Vergangenheit zurückzugehen vermögen, kann er ſie nicht erſchaffen. Der Stand der verlorenen Unſchuld kann nur die Folge einer Wahl zuvor unſchuldiger Geſchöpfe ſein. Sehen wir nun irgendwo Desorganiſation, aufgehobenen Frieden, einen Kampf des Lebens mit dem Tode, dann müſſen wir uns überzeugen, daß im Leben des All bereits gottwidrige Mächte exiſtiren, welche vollziehen, was Gott ſelbſt nimmermehr vollziehen kann.

Der irdiſche Menſch kann nicht Urheber des Böſen ſein, deſſen Wirkungen ſich uns erweiſen lange bevor er ſelber ins Daſein gelangt iſt. Vielmehr iſt er ſelber ein Product nicht nur der guten, ſondern auch der bereits exiſtirenden böſen Mächte, welche ſo ſehr theilhaben an ihm, daß es den guten die größte Mühe koſtet, ihn den ſchlimmen Einwirkungen derſelben zu entziehen und für ſein wahres Ziel zu retten. Die größte Mühe! Denn dieſe Entziehung kann und ſoll nur geſchehen in Wahrung der Freiheit des zu Rettenden.

Das Weltall und die Erde mit Natur und Menſchheit ſind von Gott, auch in ihrer jetzigen Verfaſſung, und erweiſen auch in dieſer nicht nur ihre göttliche Herkunft, ſondern auch die Spuren der fortwährenden göttlichen Heilsthätigkeit. Darum iſt ſo viel an ihnen zu bewundern; — und der Optimiſt kann ſo viel Schönes und Gutes in ihnen ſehen, daß er gar nicht dazu kommt, auch die Kehrſeite zu betrachten. Wie erhaben iſt die Ordnung des Himmels und der Erde! Wie herrlich die Sonne, in deren ſegnenden Strahlen das Leben der Erde gedeiht und die ſchönſten Bildungen wieder und wieder emporblühen! Wie unerſchöpflich reich iſt das Füllhorn der Natur, das ſich ausgießt Jahr aus Jahr ein, um die Lebenden zu laben! Welchen Reichthum von Wunderwerken ſchafft der productive Menſchengeiſt, um ſich durch ſie zu beglücken, zu erhöhen, zu vergöttlichen! — Alles das aber geſchieht in einer Verfaſſung des Lebens, welche nicht bleiben kann, weil ſie noch keineswegs die rechte iſt und in die rechte erſt erhoben werden ſoll. Die Himmelskörper, wie ſchön ſie auf die Erde leuchten, ſind an ſich bewußt- und ſelbſtloſer Stoff, beſtehend aus Atomen, den allerniederſten Seienden, die hier noch keineswegs den adelnden Anſchluß an den Geiſt erhalten haben, welchen ſie gewinnen müſſen im wiederhergeſtellten abſoluten Organismus. Aller irdiſchen Freude der Entwickelung und Bildung geht aber der Schmerz zur Seite — und der Schmerz behält das letzte Wort! Alle Genüſſe, alle Thaten und Leiſtungen auf dieſer Erde können nicht den wahren Frieden geben.

Das Leben wird endlich jedem eine Laſt und eine Beſchwer, aus welcher derjenige, der nicht an das Fortleben glaubt, ſich ins Nichts hinabſehnen kann! — Wunder über Wunder erblicken wir im Kosmos und auf der Erde; aber alles iſt doch nur Material, das die letzte Bearbeitung noch nicht erfahren hat. Und ſo erſcheinen uns Kosmos und Erde am ſchönſten, wenn wir erkennen, daß ſie vorübergehen!

Die Welt, die nur entſtanden iſt, um wieder zu vergehen, weil ſie durch unleidliche Uebelſtände verunziert iſt, kann nur entſtanden ſein infolge des bereits verwirklichten Böſen. Nicht in ihr hat die Prüfung der erſten Weſen ſtattgefunden, ſondern vor ihr. Sie iſt entſtanden nach dem Falle der Weſen, die vor ihr ſein mußten und waren; und in ihr vollzieht ſich die Wiedererhebung der Gefallenen letzter Kategorie unter dem ſteten Gegenkampf der Zerſtörungsmächte.

Noch kennen wir aber nicht alle Weſen, die vor der Errichtung des Kosmos der Prüfung erlegen und gefallen ſind — oder ſie beſtanden haben, um ſich zur wahrhaften (bewußten) Güte zu erhöhen!

Vor allem haben wir die urſprüngliche Schöpfung weiter zu verfolgen. Nur wenn wir den ganzen Organismus derſelben überblicken, haben wir Hoffnung, die Momente zu erkennen, in welchen die Prüfung und die Entſcheidung der Weſen ſtattgefunden haben mögen.

Einundzwanzigſter Brief.

In der Schöpfung, haben wir geſehen, wandelt Gott ſeine reale Natur in ſelbſtſeiende Weſen, und zwar in eine Scala von Weſen, wo immer die nächſtverwandten den nächſtverwandten ſich anſchließen, ſodaß ſie alle organiſch zuſammenhängen, von den höchſten an bis hinunter zu den niederſten. Unmittelbar aus dem Abſoluten entſtehen nur die erſten Weſen; die folgenden bringt der Schöpfer durch die erſten hervor, mit denen ſie als nächſtverwandte zuſammenhängen; — und ſo ſtetig abwärts, bis alle Möglichkeiten realiſirt und die unterſten organiſch der ganzen Reihe verbunden ſind.

Nur einem ſolchen lebendig zuſammenhängenden Ganzen kann der Abſolute einwohnen — nur einen ſolchen Organismus kann er als Centralherr in ſeiner Macht haben! Wenn irgendwo eine Lücke wäre, müßte er ſie überſpringen — durch ein Wunder!

Indem die nächſtfolgenden Weſen an Geiſt und Macht immer verhältnißmäßig geringer und immer kleiner werden, als die nächſtvorhergehenden, ſchreitet die göttliche Selbſtentfaltung von oben nach unten oder von innen nach außen fort (was hier ganz daſſelbe iſt!) bis zum äußerſten Umkreis; und wenn ſie vollzogen iſt und die letztmöglichen Weſen für ſich geworden ſind, iſt die Kugel, die ſchon Symbol war des abſoluten Weſens, Symbol auch des Einen der Alles iſt in ſelbſtſeienden Weſen.

Die Weſen ſind Geſchöpfe des Abſoluten. Die ewige Natur gibt dazu den Stoff und die Werdeluſt, der ewige Geiſt das Selbſt und den Geſtaltungsdrang. Die ganze Scala der Weſen theilt ſich nothwendig in zwei Hälften — in die der vorzugsweiſe geiſtigen und in die der vorzugsweiſe natürlichen Weſen. Jene ſind ſelbſtbewußt, dieſe ſind es nicht mehr; aber ihre Intenſivkraft iſt dem Geiſte der Selbſtbewußten entſprechend! Das niederſte Weſen beſteht aus Intenſiv- und Extenſivkraft wie das höchſte — wie das abſolute Weſen ſelbſt! Vom Innerſten bis zum Aeußerſten herrſcht ſo eine wunderbare Analogie des Seins. Das unterſte, äußerſte Weſen iſt noch ein Abbild des allerhöchſten und allerinnerlichſten.

Die geſchaffenen Weſen alle können aber nur in Unſchuld erſchaffen werden. Um die Unentſchiedenheit zur Entſcheidung zu bringen, um den Geſchaffenen die Bewährung, die gewollte Güte, die Selbſtvollendung zu ermöglichen, müſſen alle geprüft werden, die ſich entſcheiden können. Jedes dieſer Weſen muß ſich infolge ſeiner Entwickelung vor eine Wahl geſtellt ſehen, entweder frei dem Abſoluten ſich zu weihen oder ſich von ihm loszuſagen, um in gänzlicher Ungebundenheit das vermeintlich größere Glück und die vermeintlich größere Ehre zu finden. Dieſe Prüfung (um es nochmals zu ſagen!) iſt unerläßlich — ohne ſie würden alle Geſchaffenen ewig unmündig bleiben!

Denken wir uns nun in der Scala der Weſen das

Princip der Negation zum Abfall geneigt! Denken wir uns dieſelbe Neigung in einem Theile der ſpäter entſtandenen ſelbſtbewußten Weſen oder Geiſter! Dieſe Neigung muß in jedem Weſen ſich erheben und überwiegen können; denn ſonſt wäre die Prüfung nur ein Schein. Das Princip der Negation, wenn es wollte, hätte unter dieſer Vorausſetzung nicht nur die Macht, für ſich abzufallen, ſondern es könnte auch von den Weſen der unter ihm ſtehenden Kategorie diejenigen, welche die Neigung dazu in ſich überwiegend werden ließen, zum Mitabfall verleiten.

In einem Organismus von Weſen können die nächſthöhern auf die nächſtniedrigern — aber unmittelbar nur auf dieſe! — geiſtig einwirken, in guter oder (wenn dieſe vorhanden iſt) in böſer Abſicht. Wenn das negative Princip nun, zum Abfall entſchloſſen, die verführbaren Weſen verführen und mit ſich fortreißen will, ſo können dies nur Weſen der zunächſt unter ihm ſtehenden Kategorie ſein. Der ſogenannte „Engelſturz“ geht alſo dem „Fall des Menſchen“ voraus. Nur in den gefallenen Engeln (wenn man unter dieſen Weſen verſtehen will, die minder intenſiv ſind als die erſten Entſtandenen, die göttlichen Perſonen, aber intenſiver als die Menſchengeiſter!) erlangt das Princip des Böſen die Organe, mit welchen es auch den Menſchengeiſtern beikommen kann.

Die Kategorie der menſchlichen Weſen in der Scala der erſten Schöpfung iſt keineswegs identiſch mit der irdiſchen Menſchheit. Die menſchlichen Weſen in der erſten

Schöpfung ſind die letzten ſelbſtbewußten Weſen, denen die nicht mehr ſelbſtbewußten Naturweſen untergeben ſind. Auch dieſe Kategorie konnte und mußte geprüft werden. Und auch ſie (wie wir ebenfalls aus der gegenwärtigen Welt ſehen!) hat die Prüfung nicht beſtanden — ſie iſt gefallen und hat die ihr untergebenen Naturweſen in den Fall mitgezogen.

Die Geſchichte des Abfalls in der erſten Schöpfung wird alſo im weſentlichen dieſe ſein. Zuerſt bildete ſich der Gedanke in dem Princip der Negation. Dann, unter dem Einfluſſe deſſelben, keimte und wuchs die Neigung zum Abfall in dem entſprechenden Theile der nächſtfolgenden Geiſter. Der wirkliche Abfall jenes Princips geſchah mit der verleiteten Geiſterſchar. Und mit Hülfe derſelben gelang es ihm, die letzten ſelbſtbewußten Weſen und mit ihnen die Naturweſen zum Falle zu bringen.

Alles dieſes konnte — durfte Gott nicht hindern! Die Prüfung, und zwar die ganz ernſthafte Prüfung, alſo die ganz ernſthafte Verſuchung, mußte er wollen! Denn die bewährte Creatur mußte ſein Zweck — aber auch die abgefallene mußte Ihm lieber ſein, als diejenige, die gar nicht abfallen konnte.

Die Weſen, die der lockenden, blendenden Möglichkeit widerſtanden und ſich bewährt haben, gehören ihm wahrhaft, vollkommen und zu ihrer eigenen höchſten Ehre. Diejenigen aber, die gefallen ſind, wird er wieder zu erlangen wiſſen, daß ſie ihm desgleichen wahrhaft gehören

— wenn auch nur auf dem langen und leidensvollen Wege der Straſe und der Beſſerung durch die Straſe.

Zweiundzwanzigster Brief.

Tantae molis erat, Romanam condere gentem! So viel Mühe hat es gekoſtet und koſtet es, die Geſchöpfe Gottes in Freiheit gut werden zu laſſen! Die Kataſtrophe des Abfalls mußte erfolgen können — und ſie erfolgte. Und nun gab es große und ſchwere Arbeit für alle Geſchöpfe! Arbeit (im erhabenſten Sinne des Worts) auch für den Schöpfer!

Das Princip des Böſen (ſo muß es jetzt genannt werden!) hatte ſeine Abſicht erreicht. Alle Verführten waren die Seinen. Es konnte ſich als Herrn eines Theils der Schöpfung, als Führer eines gottfeindlichen Heeres anſehen. Im tiefſten Grunde war das freilich Täuſchung. Dieſer Herr mit ſeinen Dienern konnte gar nicht beſtehen, wenn der höchſte Herr ihm ſeinen Beiſtand entzog. Mit ihrem Willen waren die Abgefallenen gegen Gott; aber die Kraft ihres Daſeins wurzelte in ihm und ſie konnten nicht ſein, was ſie waren, und nicht thun, was ſie thaten, wenn Gott es nicht geſtattete. Gott aber, um ſeiner Endzwecke willen, geſtattete es!

Was will der Allerhöchſte? Freie Mitgenoſſen des Seins! Die Prüfung hat ihm einen Theil der Geſchöpfe ſo gegeben: die Bewährten ſind die Seinen mit ihrem eigenſten Willen. Die Abgefallenen ſollen aber die Seinen werden! Und nun kann er ſie nicht dem Verderben überlaſſen, welchem Geſchöpfe anheimfallen würden, die ſich ganz von dem Urgrunde des Seins losgeriſſen hätten. Er — wenn er nicht den Tod des Sünders will, ſondern daß er ſich bekehre und lebe! — er muß den Abgefallenen die Kraft laſſen zum Kampfe gegen ihn ſelber, denn nur infolge dieſes Kampfes kann er ſie als Freie wieder gewinnen. Wenn der Böſe den Kampf will um des Kampfes und um des von ihm gehofften Sieges willen — Gott will den Kampf im Hinblick auf ſeinen Sieg, der nothwendig kommen muß, und um der allheilenden und allheiligenden Folgen willen.

Der Kampf aber bringt eben die große und ſchwere Arbeit für alle. Iſt es doch ein Kampf der Abgefallenen gegen die Bewährten, der Böſen gegen die Guten! Die Dinge liegen ſo, daß kein Weſen feiern darf und jedes eingreifen muß nach Maßgabe der höchſten und letzten Zwecke Gottes.

Sehen wir nun vor allem den wirklichen Stand der Dinge! Der Böſe (wie wir ihn der Kürze wegen nennen) hat in ſeiner Macht nicht nur die verführten höhern Geiſter, ſondern auch die verführten menſchlichen und Naturweſen. Er iſt ihr Herr — nach dem Rechte der Eroberung. Ihm haben ſie mehr geglaubt als Gott und den bewährten Seinen — für ihn haben ſie ſich entſchieden, ihm gehören ſie.

Zwiſchen dieſen Weſen und der Art ihrer Abhängigkeit von ihm iſt aber ein Unterſchied. Die verführten Geiſter ſind mehr die Seinen, als die verleiteten menſchlichen und Naturweſen. Jene ſind böſer als dieſe; denn ſie waren, als ſie ſich verführen ließen und ſelbſt verführten, zurechnungsfähiger. Sie haben mehr geſehen, um was es ſich handelte — ſie haben den Abfall von Gott mehr gewollt, als die minder ſelbſtbewußten, und gar die nicht ſelbſtbewußten Weſen! Die Sünde der verleiteten menſchlichen und Naturweſen iſt nicht ſo groß wie die jener Geiſter — ihr Abfall iſt verzeihlicher.

Wenn aber die Folgen der Empörung gegen Gott für die Geiſter innerlich verderblicher ſind, indem ſie dieſelben verhältnißmäßig böſer machen — für die menſchlichen und Naturweſen bringen ſie mehr äußeres Verderben. Die niedere Hälfte der geſchaffenen Weſen, in welcher die Natur überwiegt (die menſchlichen Weſen — Uebergangsformen — und die Naturweſen), verliert durch die Losſagung von Gott und ſeinen poſitiven, bewährten Organen die Macht, welche die Intenſivkraft in jedem dieſer Weſen über die Extenſivkraft eben mit Hülfe Gottes und dieſer ſeiner Organe gehabt hat; das Princip des Böſen mit den Seinen kann ſie nicht erſetzen — die Materie wird Herr über den Geiſt und überdeckt ihn.

Dies geſchieht naturgemäß, und Gott kann es nicht hindern wollen, ſo wenig wie das größere innerliche Verderben der gefallenen Geiſter. Gerade ſo entſpricht es ſeinen Abſichten, und darum läßt er es gerade ſo geſchehen! Die niedere Hälfte der Schöpfung verliert durch den Fall ihre Organiſation und zerfällt; aber eben daran knüpft ſich ihre Rettung.

Mit der Erhebung der gefallenen niedern Hälfte beginnt der große Proceß der Wiedergewinnung des Verlorenen.

Gott läßt der Natur ihren Lauf; aber der Organismus der niedern Hälfte ſinkt nicht in Wuſt — er zerfällt in die allerkleinſten und alleräußerlichſten Weſen: in die Atome, deren jedes aus Intenſiv- und Extenſivkraft beſteht und in denen die materiellen Keime der höhern Weſen liegen. Die jetzigen Atome ſind nicht von Ewigkeit, wie die Materialiſten lehren; und in dieſen Atomen (noch dazu, wie die Materialiſten ſie ſich vorſtellen!) können nicht die Keime der höhern Weſen liegen, die in Natur und Menſchheit der Erde ſich ohne weiteres aus ihnen entwickelt haben ſollen. Die jetzigen Atome ſind entſtanden nach dem Falle der niedern Weſenhälfte: ſie ſind der erſte Anfang der neuen Organiſation, in welcher die Gefallenen ſich wieder aufrichten und wieder emporgehen ſollen.

Aus dieſen Atomen entſteht der Kosmos, entſteht die Erde mit Natur und Menſchheit — nach dem Schöpferwillen Gottes, unter der productiven Mitwirkung ſeiner Organe, im Kampfe gegen die Mächte der Zerſtörung.

Wir lehren alſo eine erſte Schöpfung, welche durch den Fall eines Theiles der Weſen, aus denen ſie beſtand, in geiſtiges und natürliches Verderben gefallen iſt. Und wir lehren eine zweite, deren Endzweck die Heilung dieſes Verderbens iſt: die wahre Heilung, in einer Behandlung der Abgefallenen, daß ſie — wie ſpät immer — frei dem Schöpfer zurückkommen, ſofern ſie der Erkenntniß und der freien Entſchließung fähig ſind. Die Naturweſen, welche dieſer Entſchließung nicht fähig ſind und ſich ſchon in den Fall nur mit haben ziehen laſſen, erlangen durch den Mitfall und durch die Wiedererhebung in der Zeit eine Geſchichte, und wir müſſen annehmen, daß ſie im wiedererreichten ewigen Leben den Traum ihres Daſeins klarer und ſchöner träumen werden, als vor dem Falle.

Dreiundzwanzigſter Brief.

In einer Welt, die uns nur das Schauſpiel eines Vorwärts- und Aufwärtsgehens im Kampfe bietet, ſollte man ſich nicht ſo ſehr über die Lehre von einem Kampfe der Geiſter wundern, als es eben gegenwärtig geſchieht. Im Grunde iſt ſchon der Kampf auf Erden, der Kampf der Menſchen zugleich ein Kampf der Geiſter, welche auf die Seelen der Menſchen einwirken im Guten und im Böſen. Die falſcheſte Anſicht iſt die, wonach die irdiſchen Menſchen die höchſten Weſen und ihre Gedanken und Entſchließungen einzig und allein ihre Sache ſein ſollen. Auch der Materialiſt, wenn er conſequent ſein will, kann dies nicht zugeben — er muß die menſchlichen Gedanken von der Materie determinirt ſein laſſen und unter anderm ſagen (wie es denn einer geſagt hat): „Der Menſch iſt was er ißt.“ Wir von unſerer Seite ſtellen den irdiſchen Menſchen unvergleichlich höher als der Materialiſt; aber doch nicht ſo hoch, daß wir über ihm nicht höhere Weſen erblicken, von denen er abhängt und deren Einflüſſen (aus der Sphäre einer intenſiven Geiſtigkeit heraus!) er ausgeſetzt iſt. Der conſequente Materialiſt macht den menſchlichen Geiſt zum Product — zum Sklaven der Materie. Es wäre offenbar etwas ehrenvoller, Sklave höherer Weſen zu ſein! Aber auch zu einem ſolchen machen wir den irdiſchen Menſchen keineswegs. Die höhern Weſen können auf ihn einwirken; aber er iſt nicht gezwungen, ihren Inſpirationen zu folgen. Seine Aufgabe iſt, die böſen Inſpirationen abzuweiſen und den guten, wenn er ſie als ſolche erkannt hat, frei zu folgen. Allerdings, in unzähligen Fällen läßt er ſich von den böſen blenden und verführen; aber das iſt ſeine eigene Schwäche, und wenn er, das denkende, ſeiner ſelbſt mächtige Weſen, den eingegebenen böſen Gedanken zu dem ſeinen macht und ihn ausführt, dann muß er auch dafür einſtehen.

Wir denken vom irdiſchen Menſchen ſo gut als man von ihm denken kann. Er iſt, wenn auch das niederſte ſelbſtbewußte Weſen, doch noch ſelbſtbewußtes Weſen. Er kann für ſich wollen, für ſich handeln. Aber er hat intenſivere Weſen über ſich, die ihn locken und retten, locken und verderben können. Daß die Weltgeſchichte vorzugsweiſe Kampf iſt, das beweiſt eben den Krieg der Geiſter. Ohne daß dieſer Krieg ſich entzündet hätte, wäre der Kampf der irdiſchen Menſchen unmöglich und ganz und gar unverſtändlich. Man ſagt: die Urſache des ſteten Kampfes auf Erden iſt die menſchliche Selbſtſucht und Herrſchſucht. Woher kommt denn aber dieſe Selbſtſucht und Herrſchſucht in die gewordenen Weſen? Von Gott und den guten Geiſtern? Unmöglich. Wenn die irdiſchen Menſchen, dieſe kleinen Weſen, böſe ſind, dann müſſen zuvor höhere geiſtige Mächte böſe geweſen ſein, die beim Werden der irdiſch Gewordenen etwas mitzuſprechen hatten. Die irdiſchen Menſchen zu Erfindern des Böſen zu machen, das heißt ſie ſehr überſchätzen!

Von dem Kampf der Geiſter (was wir nicht unerwähnt laſſen dürfen!) hat man durch Schilderung von Geiſterſchlachten in religiöſen Epopöen Vorſtellungen erlangt, die man im Intereſſe wahrer Erkenntniß wieder ablegen muß. Die ſogenannten Geiſter, welche in dieſen Epopöen kämpfen, ſind keine intenſivern Weſen als die Menſchengeiſter, und ſie beweiſen ihre höhere Geiſtigkeit (die ſie doch haben ſollten!) ſchlecht durch die übermenſchliche Rieſigkeit ihrer Leiber. Solche Phantaſiebilder ſind nur Symbole der wahren Geiſter, ihrer Macht und ihrer Wirkſamkeit; die wirklichen Geiſter kämpfen nur mit den Waffen des Geiſtes.

Betrachten wir nun unſere Geiſter nach ihrer Stellung im Anfang und im Fortgange des Kampfes!

Auf der einen Seite ſteht das Princip des Böſen mit den abgefallenen Geiſtern, den gefallenen menſchlichen und Naturweſen. Auf der andern die poſitiven göttlichen Perſonen — Mutter Natur, Sohn und Geiſt — und die bewährten Geiſter. Der Abſolute lenkt den Kampf aus der Höhe und bedient ſich der verſchiedenen Fähigkeiten und Triebe ſeiner Organe zu ſeinen Endzwecken.

Die göttlichen Perſonen, wenn ſie ihrem Rettungsdrange folgen wollen, müſſen ſich aufopfern. Sie müſſen aus dem himmliſchen Frieden ihrer Harmonie mit dem Allerhöchſten, aus ihrer ſeligen Innerlichkeit heraus und den Gefallenen, die ſie retten wollen, in ihre Aeußerlichkeit folgen. Was die Gefallenen verſchuldet haben, müſſen auch ſie, die Helfer, büßen; ſie müſſen die Schuld der Gefallenenen auf ſich nehmen, weil ohne dieſe Uebernahme das Heil nicht erreicht werden kann, das ihre mitfühlende Liebe verlangt. Ihre Selbſtaufopferung iſt aus allen Gründen unvermeidlich. Die Rettung iſt nur möglich im Kampfe mit dem böſen Herrn der Gefallenen, und in dieſem Kampfe müſſen ſie alles dulden, was die Bosheit und Wuth derſelben gegen ſie erfinden mag.

Die chriſtliche Lehre kennt nur die Selbſtaufopferung des Sohnes, und zwar in einer Form, der wir jetzt nur mehr ſymboliſche Wahrheit zugeſtehen können. Die poſitiven Mächte müſſen aber alle in den Streit und alle

Hand ans Werk legen. Durch ſie vollzieht ſich in oberſter Linie die zweite Schöpfung unter den erſchwerenden Umſtänden der Angriffe von ſeiten des Böſen und der Seinen, die alles, was jene ſchaffen, wieder zu verderben ſuchen. Unerſchöpflich iſt die Wuth der Feinde, unerſchöpflich müſſen Güte und Geduld der Helfer und Freunde ſein.

Die göttlichen Perſonen wirken immer zuſammen, und nur dadurch ſind ſie dem Gegner gewachſen und erreichen, durch ſeine Zerſtörungen hindurch, wie langſam immer, ihre Zwecke. Die Entwickelungsſtufen der emporführenden zweiten Schöpfung zeigen indeß ein Ueberwiegen je einer der drei Perſonen nach ihrer urſprünglichen Reihenfolge. Erſt waltet die Natur vor, dann der unmittelbare Geiſt, das Princip des Bewußtſeins, endlich der Geiſt in höherer Potenz, das Princip des Selbſtbewußtſeins. Wir dürfen eine ſolche Stufenreihe der Entwickelung ſchon ſehen in der Bildung des Kosmos, in dem Entſtehen des organiſchen Lebens auf der Erde und endlich in dem Auftreten des Menſchen, des ſelbſtbewußten, geiſtigen Weſens. Betrachten wir aber die Geſchichte der irdiſchen Menſchheit, ſo finden wir das Alterthum charakteriſirt durch das Vorherrſchen der Natur, das Chriſtenthum und die Chriſtenheit durch das Vorherrſchen des unmittelbaren Geiſtes, der die Seelen aus den Banden der Natur befreit, aber noch nicht gegen ſich ſelber frei zu machen vermag; und gegenwärtig ſtehen wir vor einer Epoche, welche durch die Vorherrſchaft des potenzirten, zur Selbſt-

Bayerische Staatsbibliothek

erkenntniß im höchſten Sinne führenden Geiſtes charakteriſirt ſein wird.

Was das Princip des Böſen mit den Seinen zu leiſten vermag, das legt uns insbeſondere die Geſchichte der Menſchheit vor Augen. Die Entwickelung derſelben, die Emporführung durch die Heilsmächte iſt über allen Zweifel erhaben; aber welcher furchtbare Einfluß des Böſen auf die Seelen der Menſchen! Zu welchen entſetzlichen Greueln weiß er ſie immer wieder zu bringen! Erwägen wir dies, dann erſcheint es uns nicht zu kühn, daß man ihn den „Gott dieſer Welt“ genannt hat. Die Geſchichte der Menſchheit, wenn wir klar ſehen und uns nicht phantaſirend ſelber täuſchen, iſt ein ungeheuerer Beweis für die Macht des Böſen. Die gewordenen Menſchen können nur Organe ſein, — mitſchuldig der von ihnen begangenen Greuelthaten, aber unfähig, ſie nur aus ſich ſelber zu begehen! Ohne den Abfall der Geiſter, ohne das Princip des Böſen und die Seinen (um es zu wiederholen!) wäre die Geſchichte der Menſchheit, wie wir ſie finden, durchaus unbegreiflich.

Zur Erklärung des trotz allem und allem thatſächlichen Aufwärtsgehens in Natur und Menſchheit ſind übrigens, als Organe des Allerhöchſten, nicht nur die göttlichen Perſonen nöthig, ſondern auch die Organe dieſer Perſonen, die guten Geiſter. Die Materialiſten — die materialiſtiſchen Naturforſcher können uns die Thatſache des Aufwärtsgehens, die ſie zugeben müſſen, nicht begreiflich machen. Warum geht es denn empor im Reiche der Organismen, im Reiche der Pflanzen und der Thiere? Warum entſtehen die Naturweſen immer höher und ausgebildeter? Warum kommt es endlich zum Menſchen, deſſen Geiſt die Fähigkeit des Selbſtbewußtſeins hat und erweiſt? Und warum geht es dann empor in der Menſchheit, die im Lauf der Zeiten immer geiſtiger wird und immer edlere, intenſivere, lichtere Schöpfungen zu Tage fördert? Die Antworten der bloßen, zu philoſophiren ſuchenden Naturforſcher hierauf ſind kläglich und müſſen es ſein, weil ſie, von den hauptſächlich wirkenden Mächten gänzlich ohne Kunde, die Rechnung ohne ſie glauben machen zu können.

Man verſichert von dieſer Seite, was geiſtig herausgekommen ſei in Natur und Menſchheit, das habe als Keim in der ewigen Materie gelegen! Man zeigt aber nicht, wie dieſer Keim des Geiſtes in der bloßen Materie liegen könne — wie er ſich über ſeine Gottheit, die ewige Materie, erheben und dieſe herrſchend organiſiren und endlich in den höchſten menſchlichen Genien gottähnlich zu Tage treten könne. Kurz, man zeigt gar nichts und hilft ſich durch die bloße Verſicherung nur aus der Noth, in welche die ungelegene Frage verſetzt hat.

Was thatſächlich herauskommen ſoll, das muß allerdings thatſächlich innen ſein. Aber die innern Urſachen müſſen den äußern Wirkungen auch entſprechen, dieſe müſſen aus jenen wirklich erklärt und begriffen werden können.

Wenn der Materialiſt ſagt, aus den Keimen ſeiner ewigen Materie, d. h. aus den Kräften ſeiner Atome (welche Kräfte in dieſen Atomen nur eine ſecundäre Rolle ſpielen!) ſeien zuletzt auch die größten Menſchen, die herrſchgewaltigſten Männer der That, die Heroen des Glaubens und der Sittlichkeit, die erhabenſten Genien der Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgegangen, ſo klingt das nahezu komiſch. Man muß es ihm blind glauben; denn man ſieht in keiner Art, wie das möglich ſein ſoll. Wenn aber wir ſagen: was in Natur und Menſchheit herausgekommen iſt, das iſt aus einem gegebenen, mitwirkenden Stoff herausgekommen infolge einer zweiten Schöpfung durch den organiſirten Gott (durch Gott mit ſeinen poſitiven Organen) — und das Innerlicher- und Geiſtigerwerden der Organismen auf der Erde hat ſeinen Grund in ſtets reichern Mittheilungen aus dem Urquell des Geiſtes durch die entſprechenden göttlichen Organe, ſo dürfte das ſchon ernſtlicher und verſtändlicher klingen. Wie ſchon die höhern pflanzlichen und thieriſchen Organismen von den niedern aus nur entſtehen konnten durch relative Mittheilungen aus dieſer Quelle, ſo konnten von den Thieren aus die erſten Menſchen mit ihrer Fähigkeit des Selbſtbewußtſeins nur entſtehen durch ſpecifiſch höhere Begabungen, mit denen fortgefahren werden mußte bis auf den heutigen Tag, wenn es in der Menſchheit emporgehen ſollte, wie es emporgegangen iſt.

Dabei tritt nun die Nothwendigkeit einer Mitwirkung auch der bewährten Geiſter ins hellſte Licht. Jene Mittheilungen nämlich können nur gemacht werden durch Nächſtverwandte an Nächſtverwandte. Der Allerhöchſte kann ſie nicht ausführen durch die göttlichen Perſonen allein, er braucht dazu noch die guten Genien, die unmittelbar über den Weſen, die gefallen ſind und wieder aufgerichtet werden ſollen, ihre Stelle haben. Und auch dieſe Genien müſſen ſich aufopfern; auch ſie müſſen ſich veräußerlichen, ſoweit es in ihrer Macht liegt — ſie müſſen ſich erniedrigen, um den Niedrigſtehenden, die emporkommen ſollen, die Hand zu reichen. Auch ſie müſſen dieſes alles thun im Kampfe mit den entſprechenden Gegnern, die alles, was ſie thun, wieder zu tilgen ſuchen.

Kein Weſen im ganzen Haushalte des wahren All beſitzt eine Sinecure! Alle haben zu thun und zu ſtreiten! Je höher ſie ſtehen, um ſo größer iſt das Gebiet ihrer Sorgen und ihrer Pflichten. Aber alle Stellen müſſen beſetzt ſein und auf jeder ſind unentbehrliche Dienſte zu leiſten.

Den Weſen, die auf der Erde entſtehen, räumen wir alle Selbſtthätigkeit wirklicher Weſen ein. Sind ſie einmal im Daſein, dann agiren ſie von ihrem eigenen Innern nach außen. Aber durch Fortpflanzung höhere Organismen in die Welt ſetzen, das können die niedrigern von ſich allein aus nicht: weil ſie nicht hergeben können, was ſie ſelber nicht haben! Sollen durch Fortpflanzung von niedrigern Organismen aus höhere entſtehen, ſo müſſen

Weſen dabei mitwirken, die das, was die höhern erhalten ſollen, wirklich ſpenden können. Und wenn die erſten Menſchen auf der Erde in der That Producte der bis dahin höchſtentwickelten Thiere ſind, ſo mußten die Seelen dieſer Thiere durch Mittheilungen aus dem Urquell des Geiſtes befähigt werden, etwas Höheres zu erzeugen, als ſie ſelber waren. Die erſten menſchlichen Weſen (wenn ſie dieſes ſein ſollten!) mußten mit der Kraft des Selbſtbewußtſeins auf die Welt kommen; dieſe Kraft konnten ſie aber nur von höhern ſebſtbewußten Weſen erhalten!

Von dieſem Geſichtspunkt aus muß uns die Darwin'ſche Lehre in ihrer ganzen Einſeitigkeit erſcheinen. Der Aufgang zu immer höhern Organismen ſoll hiernach geſchehen ſein durch den Kampf ums Daſein und durch natürliche Zuchtwahl! Natürliche Zuchtwahl: wie haben wir das zu verſtehen? Daß der menſchliche Pflanzen- und Thierzüchter wählt, das begreifen wir; denn er iſt ein denkendes Weſen. Aber wer wählt bei der natürlichen Zuchtwahl? Nach Darwin ſollen es Organismen, welche weit davon entfernt ſind, denkende Weſen zu ſein! Von einer Wahl im eigentlichen Sinne kann man hier alſo nicht reden! Räumen wir dem engliſchen Naturforſcher aber ein, daß die Naturweſen dieſe Wahl gleichwol vollziehen, dann iſt die Frage, ob ſie es zufällig thun, oder weil es ſo angeordnet iſt! Thun ſie es zufällig, dann kann unmöglich etwas Planmäßiges und Vernünftiges herauskommen. Wenn ſie es aber thun, weil es ſo angeordnet iſt, dann thun ſie es, weil höhere Mächte hinter ihnen ſtehen, denen ſie Organe ſind; und dann wollen wir von dieſen Mächten lieber gleich noch mehr, d. h. wir wollen von ihnen alles verlangen, was wir zur Erklärung der Natur und Menſchheit brauchen, und was nur ſie — jene Mächte — zu geben und zu leiſten im Stande ſind.

Die Reiche der Natur und die Menſchenwelt erklären wollen ohne Gott und die göttlichen Organe, ohne denkende, wollende, zielſetzende Weſen, iſt ein gedankenloſes Unterfangen. Wie ſoll Vernunft in die Welt kommen ohne den ewig und abſolut Vernünftigen? Und Vernunft iſt doch in der Welt, obſchon, wie nicht zu leugnen iſt, neben ſehr viel Unvernunft, für welche wir aber auch die Urquelle nachgewieſen haben. In der Entwickelung des Lebens auf der Erde tritt uns trotz allem und allem ein Plan entgegen, und das Planmäßige in Natur und Menſchheit kann nimmermehr das Werk zufälliger Gebahrungen ſich ſelbſt überlaſſener natürlicher Organismen ſein. Es iſt unmöglich, das Ganze der irdiſchen Natur und Menſchheit zu begreifen ohne die leitenden geiſtigen Mächte, unmöglich, die einzelnen Organismen, zumal die höhern und höchſten, zu begreifen ohne die ſchöpferiſche Mitwirkung dieſer Obern. Man betrachte den Menſchen mit den wundervollen Einrichtungen ſeines Körpers, mit den Fähigkeiten ſeines Gemüths und Geiſtes — und man ſage, ein ſolcher Organismus könne das Werk blinder, zufällig wirkender Naturkräfte ſein! Zur Erklärung des jetzigen Menſchen, der ſo reich ausgeſtattet iſt und nicht nur gute Fähigkeiten und Neigungen hat, ſondern auch böſe, und nicht nur ein Genie ſein kann im Göttlichen, ſondern auch im Diaboliſchen, zu dieſer Erklärung bedarf's nicht weniger als aller geiſtigen Mächte, die wir bisjetzt charakteriſirt haben.

Vierundzwanzigſter Brief.

Laß mir meine Weiſe, freundlicher Leſer dieſer Briefe! Ich ſchreibe ſie, weil ſie meiner Neigung, von der geraden Linie auch zuweilen abzugehen und gewiſſe Themata für ſich zu behandeln, ſo hübſch entgegenkommen. Allein wenn ich mir auch Epiſoden geſtatte, ich habe ein Ziel, dem ich immer wieder nachgehe, und ich darf hoffen, daß nach ſeiner Erreichung auch der Weg, der mich dahin geführt hat, mit allen ſeinen kleinen Abweichungen ſich rechtfertigen werde.

Die Wiſſenſchaft ſtrebt nach Erklärung des Gewordenen in ſeiner Ganzheit. Nun gibt es aber auf der gewordenen Erde nicht blos Natur und natürliche Dinge, ſondern auch Geiſt und geiſtige Dinge; und wenn die Wiſſenſchaft das Gewordene in ſeiner Ganzheit erklären will, ſo darf ſie nicht ausſchließlich die Natur vor Augen haben, ſie muß auch Rückſicht nehmen auf den in der Menſchheit ſich offenbarenden Geiſt. Eine Wirkung erklären, heißt ſie aus ihrer Urſache oder aus ihren Urſachen ableiten. Dazu iſt vor allem nöthig, daß man die Wirkung ſo kenne, wie ſie iſt; denn nur von der richtig geſehenen Wirkung aus iſt die Urſache eben dieſer Wirkung zu erſchließen. Die irdiſche Natur ſo darzulegen, wie ſie iſt, liegt im Beruf der Naturwiſſenſchaft; den irdiſchen Geiſt ſo darzulegen, wie er iſt, gehört zu den Aufgaben der Philoſophie, der Wiſſenſchaft des Geiſtes. Philoſophie und Naturwiſſenſchaft müſſen alſo ſchon zuſammenwirken, um die Vorarbeiten zur Welterklärung mehr und mehr zu erledigen! Um wie viel inniger werden ſie zuſammenwirken müſſen, wenn ſie die Welterklärung ſelber vollziehen und immer gründlicher ausführen ſollen!

Das iſt ſo klar, daß man glauben ſollte, es müßte jedem einleuchten! Die Philoſophie hat früher die Welterklärung vornehmen wollen, ohne die Erfahrungswiſſenſchaften entſprechend abzuhören; man hat ihr das gewaltig verübelt und auf die Blößen, welche ſie ſich dabei gegeben, triumphirend hingewieſen. Gegenwärtig ſehen die Philoſophen ein, daß ſie Hand in Hand gehen müſſen mit den Erfahrungswiſſenſchaften; und ſie thun es alle, jeder in ſeiner Weiſe. Sie ſtützen ſich auf die geſicherten Ergebniſſe der Empirie und ſtreben, die Ergebniſſe ihrer eigenen Forſchungen damit auszugleichen. Keiner will mehr eine „abſolute Philoſophie“ — jeder will zur welterklärenden Wiſſenſchaft nur Beiträge liefern. Jeder ſieht ein, daß die Welterklärung eine fortſchreitende ſein muß und nur immer beſſer geleiſtet werden kann durch die immer harmoniſcher zuſammenhängenden Glieder der Einen und allgemeinen Wiſſenſchaft.

Nachdem nun aber die Philoſophen zu dieſer Erkenntniß gelangt ſind und aufhören, ſich pretentiös in die exacten Disciplinen einzumengen, ſehen wir Naturforſcher auftreten, die ganz ungenirt in die Philoſophie pfuſchen. Die Philoſophen haben ſich wieder daran erinnert, daß es eine Arbeitstheilung gibt und darum verſchiedene Talente, und daß der eine nach ſeiner Begabung dieſes beſſer kann, der andere jenes. Jene Naturforſcher können das aber nicht finden; ſie ſehen nicht ein, warum ſie als Naturforſcher nicht ebenſo gut ſollten philoſophiren können, wie die Philoſophen. So ſprechen ſie nun über den Geiſt, ohne den Geiſt im geringſten beobachtet zu haben; und ſo verſuchen ſie eine Erklärung der Welt, ohne den Geiſt und ſeine Erweiſungen irgend in Anſchlag zu bringen; ohne ſogar ihrem eigenen Geiſte gerecht zu werden! Dabei geben ſie ſich die Blößen, die ſich Pfuſcher zu geben pflegen, bei jeder Zeile, die ſie ſchreiben.

Die Philoſophie iſt eine Wiſſenſchaft, zu welcher man (wie zu jeder, in der man fruchtbar wirken will!) die entſprechenden Fähigkeiten mit auf die Welt bringen muß. Dieſe Fähigkeiten drängen von ſelber zu ihrer Ausbildung, zum Studium des ſchon Geleiſteten, zum Lernen von den Meiſtern und, wenn die Begabung ſo weit reicht, zur Fortführung der bisher gelungenen Arbeiten. Die Philoſophie iſt ein Fach, das ſeinen Mann fordert, nicht nur ſo gut, ſondern mehr wie jedes andere, weil ſie denn doch die Centralwiſſenſchaft iſt und bleibt und ihre Augen immer wieder auf das Ganze und alle ſeine Theile zu richten hat. Die Philoſophie treiben zu wollen ohne alle Vorbereitung, in der Philoſophie entſcheidend mitſprechen zu wollen, ohne ihrer erſten Begriffe Herr geworden zu ſein, das iſt eine Anmaßung, die alles übertrifft, was im Fach der Prätenſionen jemals geleiſtet worden.

Vom Centrum in die Peripherie hinausreden zu wollen, die man noch nicht ſelber betrachtet und ſtudirt hat, iſt ein Fehler; aber dieſer Fehler iſt zugleich natürlicher und verzeihlicher, als aus irgendeinem Punkte der Peripherie in das Centrum hineinreden zu wollen, von deſſen Art und Weiſe man keine Ahnung hat. Der Schaden, den jener Fehler ſtiftet, iſt wieder gut zu machen; der Schaden, den der zweite im Gefolge hat, wiegt ſchwerer und dauert länger. Die Unfähigen und Unwiſſenden verneinen die höchſten Beſitzthümer der Menſchheit, weil ſie ihnen nicht einleuchten (was ganz natürlich iſt!) — und ſie rauben Tauſenden ihren geiſtigen und ſittlichen Halt.

Wäre es nicht endlich geziemend, daß man auch auf ſeiten der Empiriker, insbeſondere der Naturforſcher, einſehen lernte, wozu es in der Welt eigentlich eine Philoſophie gibt? Daß man auf dieſer Seite die Augen ſo weit aufmachen lernte, um wenigſtens zu ſehen, daß in der Menſchheit wirklich Geiſt vorhanden iſt, der auch ſchon allerlei geleiſtet hat, und daß dieſer Geiſt mit und in ſeinen

Leiſtungen ſtudirt werden kann und muß? Daß die Natur, ſo wundervoll ihre Organismen ſind und ſo ſehr ſchon in ihrer Sphäre ſich die Wirkungen des Geiſtes offenbaren, doch immerhin niedriger ſteht als der Geiſt ſelber — daß die Erforſchung des Geiſtes noch wichtiger iſt als die Erforſchung der Natur, und zu ſeiner Würdigung noch mehr gehört als zur Würdigung der Natur? Wäre es nicht endlich geziemend, daß auch Naturforſcher begriffen, die Naturforſchung könne unmöglich höher ſtehen als die Philoſophie, welche die höchſten und heiligſten Gegenſtände des Lebens zu erörtern hat — und nicht nur könnten die Philoſophen von ihnen, den Naturforſchern, etwas lernen, ſondern auch ſie, die Naturforſcher, noch mehr von den Philoſophen?

Die Naturforſchung über die Philoſophie zu ſetzen — oder gar die Thätigkeit der Geiſteswiſſenſchaft für entbehrlich zu erklären, das iſt ein Vornehmen, welches der Wahrheit allzu ſehr ins Geſicht ſchlägt, als daß es auf die Länge ſich halten könnte.

Die Philoſophie hat den menſchlichen Geiſt, mit dieſem den göttlichen und den Geiſt höherer Weſen, damit aber die oberſten Vorausſetzungen der jetzigen Weltordnung zu erforſchen und darzulegen. Sie hat die ewige Natur, die materielle Vorausſetzung der irdiſchen Natur und ihre Beziehung zum ewigen Geiſte klar und klarer zu machen. Das natürliche Verhältniß iſt mithin, daß die Naturforſchung an die Philoſophie ſich anſchließe, mit ihr gehe und durch die Errungenſchaften der idealern Schweſter ſich ſelber ergänzen lerne.

Die Philoſophie — und darauf kommt es hauptſächlich an! — kennt das Verhältniß des Geiſtes zur Natur! Sie weiß, daß der Geiſt das Innere, Centrale, die Natur das Aeußere, Peripheriſche — die Hülle iſt. Sie weiß, daß der intenſive Geiſt das Active, Herrſchende, Formirende, Organiſirende — die extenſive Natur dagegen das Paſſive, Dienende — das Material iſt, welches geformt und organiſirt wird. In jedem Organismus erblickt die Philoſophie nur das Werk einer Intenſivkraft, die von innen nach außen wirkt, und ſie muß lehren: kein Organismus, der ſich nicht gebildet hätte von einer Intenſivkraft aus, welche ſich in ihm den entſprechenden Leib ſchaffen wollte! Mit Recht hat die Philoſophie (in Schopenhauer!) bereits darauf hingewieſen, daß die körperlichen Organe des Menſchen hauptſächlich das Werk geiſtiger Forderungen und Triebe ſeien und daß ſie ihre Form hauptſächlich dem Willen verdanken, der ſie eben ſo haben will, wie er ſie braucht.

Das Aeußere muß dem Innern (dem intenſiv Herrſchenden) entſprechend, es muß der Ausdruck dieſes Innern ſein; denn ſonſt könnten Intenſives und Extenſives, Seele und Leib, Geiſt und Körper nicht miteinander Einen Organismus bilden und in der That Ein Weſen ſein! Wenn die Philoſophie nun ſieht, daß ein philoſophirender (erklären wollender) Naturforſcher die Intenſivkraft gar nicht kennt, ihre Effecte durchaus nicht in Anſchlag bringt, Einheit und Ganzheit für möglich hält ohne ſie, die Organe erklären will ohne die Forderungen und Wirkungen der organiſirenden Kraft in Betracht zu nehmen, dann weiß ſie, daß ſeine einſeitigen Beſtrebungen nicht zur Erkenntniß der Wahrheit führen, ſondern im beſten Fall nur dazu dienen können, die Widerlegung herauszufordern und einen wiſſenſchaftlichen Kampf zu veranlaſſen, der die Erkenntniß im Gefolge haben kann.

Die Philoſophie weiß, daß die Lehre Darwin's, die ein fortgehendes Innerlichwerden der irdiſchen Organismen durch bloße äußere Actionen erklären will, nur auf einzelne Züge im Leben der Natur hinweiſen kann, die ſpäter nicht überſehen werden dürfen — daß ſie aber, aufgeſtellt ohne Kenntniß der Haupturſachen jenes Innerlichwerdens, von einer wirklichen Erklärung des emporgehenden Schöpfungsganges himmelweit entfernt iſt.

Noch immer erledigen wir in Wahrheit nur vorbereitende Arbeiten! Die rechte Zeit der Wiſſenſchaft kann erſt kommen, wenn Philoſophie und Empirie, die ſich wechſelſeitig begriffen haben, in ihren Forſchungen Hand in Hand gehen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Die Geſchichte der Natur und der Menſchheit auf Erden iſt die Geſchichte des Kampfes zwiſchen den ſchaffenden und den zerſtörenden Mächten um die Natur und den Menſchen. Zunächſt ſind die Verderber im Vortheil; man muß ſeine Augen verſchließen, um in der Geſchichte der Menſchheit nicht die ungeheuern corrumpirenden Wirkungen zu ſehen, die denſelben gelungen ſind und immer noch gelingen. Aber trotz alledem geht es in der Entwickelung nicht nur weiter, ſondern aufwärts. Die menſchlichen Genien, die Organe Gottes und der höhern Geiſter, ſehen Ideale der Menſchheit, verkünden ſie, und die Welt, ſoweit es die Verhältniſſe der Erde geſtatten, trachtet nach ihrer Verwirklichung. Der Kampf um die Seelen geht über die Erde hinaus und wird in dem einſeitig innerlichen Leben, welches zunächſt auf das einſeitig äußerliche der Erde folgt, durch die productiven, poſitiven Mächte noch gründlicher fortgeſetzt, bis er endlich und endlich zum Siege führt. Dieſer beſteht darin, daß die feindlichen Seelen die Zwecklosigkeit ihres Streites gegen Gott und die Seinen erkennen und nach der einſchneidendſten Belehrung, Unheil und Heil aufs klarſte unterſcheidend, ſich dem Ewigen freiwillig unterwerfen. Und zwar verläuft dieſe Rückkehr ſucceſſiv nach der geiſtigen Macht und dem Range der verleiteten Seelen und der abgefallenen Geiſter. Zuerſt finden ſich die menſchlichen Seelen wieder; dann die

Dämonen, die Organe des böſen Princips; endlich der von ſeinem letzten Mann verlaſſene Feldherr ſelber, der nun einſehen gelernt hat, wer der Herr iſt. Mit der freiwilligen Unterwerfung auch des Princips des Böſen iſt der Schöpfungsproceß an ſein Ende geführt; und es beginnt das Leben des ewig Vollkommenen mit den zuerſt und den zuletzt gewonnenen Sprößlingen, mit der Scala der Weſen von den höchſten bis zu den niederſten, deren jedes den höchſt möglichen Grad von Vollendung erreicht hat, welcher ihm ſpeciell möglich geweſen — deren jedes ſich ſelber ſo will, wie es iſt und ſich findet! Es iſt die allermannichfaltigſte Geſellſchaft! Alle Möglichkeiten ſind in ihr verwirklicht; und wir dürfen nicht überſehen, daß die negativen Geiſter in den Allverkehr jetzt nicht mehr eine ſtörende, ſondern vielmehr belebende und erquickende Oppoſition bringen, ſodaß ihre Tendenz und ihre Erfahrung durch die Natur der Dinge und den Willen des Allerhöchſten dem Ganzen zur Ergötzung, zur Labung — zum Segen gereichen. Der Tod iſt verſchlungen in das Leben, das Böſe iſt verſchlungen in das Gute — der Preis des Allerhöchſten von allen Lebenden und Seligen ohne Ausnahme iſt die ewige Theodicee.

Man ſollte wol glauben, ein ſolches Ziel der Schöpfung müßte auch den heutigen Gebildeten erwünſchter und vernünftiger erſcheinen, als ein Entſtehen und wieder Nichtswerden der Weſen — als ein endloſer ſogenannter Kreislauf des Lebens, der zu nichts führt und nur in einer ſinn- und zweckloſen, mithin unſeligen Motion beſtünde, wobei nicht das Leben triumphirte, ſondern der Tod, und das Leben nur dazu entſtehen würde, um immer wieder vom Tod verſchlungen zu werden. Die Vernunft auf der einen und die Unvernunft auf der andern Seite (ſollte man glauben!) müßten endlich doch unterſchieden werden, und die Lehre des Sinnes und Troſtes müßte in den Geiſtern ſiegen, um fortan zu herrſchen!

Durch alles Bisherige ſind wir nun fähig geworden, das Wahre in den verſchiedenen Religionslehren, von dem wir oben geſprochen haben, unſererſeits hervorzuheben und in unſerm Sinne zu begründen. Wir beſtätigen vor allem den *Monotheismus* — durch unſere Erkenntniß des abſoluten Geiſtes, des einzig Einen, der keine andere Macht neben ſich, ſondern jede nur unter ſich hat, als die von ihm herrührende, ihm organiſch verbundene, die in Wahrheit *ſeine* Macht iſt. Wir beſtätigen ferner den *Polytheismus*, indem wir unter dem Einen Abſoluten höhere Weſen und Mächte lehren, die den irdiſchen Menſchen als Götter erſcheinen konnten, ja mußten, weil der irdiſche Menſch mit ihr Product, der Gegenſtand ihrer Hülfe und Sorge oder ihrer prüfenden Feindſchaft iſt. Wir beſtätigen ferner den Glauben an *Engel und Dämonen*, indem wir an die Stelle der Bilder einer materialiſirenden Phantaſie die Geiſter ſetzen, die minder intenſiv als Gott und die göttlichen Perſonen, dagegen intenſiver als die Menſchengeiſter ſind und die in der organiſch zuſammenhängenden Reihe von Weſen gar nicht fehlen dürfen; worauf aus wiſſenſchaftlichen Gründen ſchon der Denker Leibniz hingewieſen hat! Wir beſtätigen die Lehre von einer Prüfung und einem Falle der Geſchaffenen, indem wir die Prüfung in Sphären des Seins vor ſich gehen laſſen, wo ſie möglich und natürlich iſt. Wir beſtätigen die chriſtlichen Lehren von der Schöpfung, Erlöſung und Heiligung; — von der Nothwendigkeit einer Erlöſung nach dem Fall, welcher eine Neuſchöpfung, eine Selbſtaufopferung der göttlichen Perſonen und ihrer Organe im Kampfe mit dem Feinde Gottes und der Menſchen, eine geiſtige Erleuchtung, eine ſittliche und religiöſe Erziehung und Durchbildung der Menſchenſeelen erheiſcht. Wir beſtätigen mit dem erwieſenen allſeitigen Sieg des Guten die Lehre von der „Wiederbringung aller Dinge“, welche von großen, philoſophiſch begabten Theologen in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums aufgeſtellt worden iſt — und wir beſtätigen die Lehre von der Auferſtehung des Fleiſches in einer naturgemäßen Verklärung alles Materiellen, welches in dieſer Verklärung die vollkommene Hülle der vollkommen gewordenen Seelen bilden wird. Endlich beſtätigen wir die Lehre vom ewigen Leben im Leben des wiederhergeſtellten göttlichen Organismus, welcher aus lebendigen, in ſich vollendeten Weſen als Gliedern beſteht: der höchſte Gedanke, den wir denken können!

Ich begnüge mich, die Beſtätigung dieſer weſentlichſten Religionslehren durch die bisher entwickelte Gottes-

und Weltanſchauung hervorzuheben. Allerdings iſt es eine Beſtätigung in anderer Faſſung, welche eine Zurückweiſung der bisher gültigen einſchließt; und da die Gläubigen immer mehr an der Form als am Weſen hängen und den Buchſtaben unvergleichlich mehr gelten laſſen als den Geiſt, ſo kann auch ich von ihnen nur erwarten, daß ſie an meiner Darſtellung Anſtoß nehmen und ſie als eine eigenmächtige Umwandlung der heiligen Ueberlieferungen verwerfen, verdammen werden.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Gegen die Einwendungen, die ich von der rechten und der linken Seite her zu erwarten habe, erinnere ich an den Begriff der Entwickelung und an die Geſetze derſelben. Die Entwickelung geht nothwendig im Zuſammenhang vor ſich und leiſtet an jeder Stelle nur, was eben hier, als durch das Bisherige vorbereitet, geleiſtet werden konnte. Es wäre ebenſo unnatürlich, wenn man in der Mitte des Weges ſchon den Gipfel erreicht hätte, wie die Gläubigen wollen, als wenn man gar nichts erreicht hätte, wie die heutigen Religionsloſen wollen. Eben in Bezug auf die höchſten Fragen des Menſchengeſchlechts haben bisjetzt die Antworten der Religion gegolten; die ſogenannten Aufgeklärten, die in den Lehren der Religion gar keine Wahrheit ſehen, müſſen alſo behaupten, die Menſchheit habe nur von hohlen Vorſtellungen gelebt, bis mit ihrer Aufklärung plötzlich das Licht der Wahrheit in die Köpfe ſich ergoſſen habe. Jeder ſieht, daß mit dieſem Erſcheinen der Wahrheit nach dem bloßen Irrthum alle Entwickelung aufgehoben und ein natur- und vernunftwidriges Wunder geſchehen wäre. Und jeder gerechte und billige Mann wird ſagen: eine ſolche Austheilung der Wahrheit, wonach die einen gar nichts, die andern alles erhalten hätten, iſt unmöglich! In der That, wenn der Pfaffe einer Religionspartei heutzutage ſagt: „Wir auf unſerer Seite lehren nur Wahrheit, die andern Religionsparteien lehren nur Irrthum", ſo halten wir ihn für einen Schwätzer und achten ihn kaum der Widerlegung werth. Was haben denn aber die Aufgeklärten, welche gerade ſo beweislos ihren Gegnern den Irrthum und ſich die Wahrheit zuſprechen, vor ihm voraus?

Geſtehen wir's uns: die jetzt ſogenannten Aufgeklärten bilden ihrerſeits nur eine Partei und ſind regiert von dem ungerechten, herrſchſüchtigen Geiſte, wie er den Parteien eigen zu ſein pflegt. Es ſind die Pfaffen einer neuen Phaſe der menſchheitlichen Entwickelung, bei der ſie denkfaul ſtehen bleiben, die ſie verewigen wollen; und ſie beweiſen ihre Brüderſchaft mit den Religionspfaffen dadurch aufs klarſte, daß ſie ebenſo, wie dieſe, den Gegner nicht widerlegen, ſondern ihn durch Verdächtigung und Läſterung zu beſeitigen ſtreben.

Das ſind aber ohnmächtige Verſuche! Gegen den wahren Geiſt der Wiſſenſchaft, gegen den Willen allſeitiger Gerechtigkeit können die Angriffe des Parteigeiſtes nachhaltig nicht aufkommen. Die Ungerechtigkeit widerlegt ſich ſelbſt; die Gerechtigkeit aber und die Wahrheit erweiſen ſich ſelbſt. Wenn die Menſchheit in ſich fortſchreitet, dann erkennt ſie jedesmal das Anmaßende in den Verſicherungen des Parteigeiſtes und neigt ſich der erleuchtenden und wärmenden Sonne der Wahrheit zu; oder, um unverfänglicher zu reden, ſie neigt ſich den Strahlen zu, die aus den Geiſtern kommen, welche nach allſeitiger Gerechtigkeit ſtreben und ſich dadurch als Organe der wahren Sonne der Geiſter legitimiren.

Das Ziel, das ich mir in dieſen Briefen geſteckt habe, iſt hiermit im weſentlichen erreicht: es iſt gezeigt, daß es auch für die Gegenwart und Zukunft eine Religion gibt — und die gegenwärtige Religionsloſigkeit nur in der mangelnden Erkenntniß des ewig und wahrhaft Seienden ihren Grund hat. Wir haben Gott erwieſen als das abſolut ſelbſtbewußte Weſen, als die abſolute Perſönlichkeit — wir haben den Menſchen erwieſen als den Abkömmling und das Ebenbild Gottes: wir haben damit die Möglichkeit eines Verhältniſſes der Liebe, der Verehrung, der Anbetung erwieſen zwiſchen dem Geſchöpf und dem Schöpfer, zwiſchen dem Sprößling und dem Vater und Herrn aller Weſen, d. h. wir haben die Möglichkeit der Religion und der Religioſität bewieſen. Und zwar einer Religion, die nicht auf bloßen Glauben, ſondern auf wiſſenſchaftliche

Erkenntniß gebaut, ein Ergebniß des Forſchens und Denkens iſt, und die wir aus dieſem Grunde die „Religion des Geiſtes“ zu nennen befugt ſind. Wir haben gezeigt, daß die wahre Forſchung, welche zu den thatſächlichen Wirkungen die zureichenden Urſachen ſucht, nicht von Gott ab, ſondern immer näher zu ihm hinführt, und daß, je mehr die Einſicht wächſt, um ſo mehr auch die Religioſität wachſen — je reicher und tiefer Gott erkannt wird, um ſo mehr auch liebevolle Bewunderung und Ehrfurcht gegen ihn in den Herzen erſtehen muß. Das Ideal des Geſchöpfes iſt, mit ſeinem Willen den Willen des Schöpfers zu thun, weil ſein Wille nichts Höheres und Beglückenderes für ſich und für das Ganze wollen kann, als der Wille Gottes. Indem wir dieſes Ideal aufſtellen, weiſen wir den Menſchen auf die immer weiter gehende Erforſchung des göttlichen Willens und laſſen ihn das Ziel einer immer tiefern und innigern Lebensverbindung mit dem Ewigen als ein gottgeſtecktes und erreichbares erkennen.

Aber nicht nur dem Einen Allerhöchſten gebühren Ehrerbietung und Liebe der Menſchen, ſondern auch den höhern und höchſten Weſen, die uns mit ihm verbinden und zu unſerm Heile ſeine Helfer ſind. Würden wir eins dieſer Weſen dem Ewigen zur Seite ſtellen, ſo wäre das Götzendienſt. Aber dankbar und liebevoll anzuerkennen, was jedes derſelben an ſeiner Stelle unter ihm iſt und leiſtet, das gehört zur Religion. Dieſe Weſen ſind Gottes heilige Organe und durch ſie und mit ihnen vollzieht er unſere Schöpfung, Erlöſung und Heiligung. Der ganze Gott iſt nicht erkannt, wenn nicht auch dieſe Weſen erkannt ſind als die Mächte der Ausführung, deren jede ihr beſonderes Feld hat und auf dieſem das Höchſte bewirkt. Bekanntlich hat man ſchon einen „Cultus des Genius“ vorgeſchlagen, d. h. einen Cultus menſchlicher Genien, für welche man eine Art religiöſer Verehrung fordert. Mir wird es nicht begegnen, von dem achtungsvollen Danke abzumahnen, den wir den menſchlichen Genien ſchulden. Aber wenn wir ihnen geben, was ihnen gebührt, dann müſſen wir um ſo mehr den Höhern und Höchſten, von welchen dieſe bevorzugten Menſchen ihre Inſpirationen empfangen, unſere Verehrung widmen. Dem Ewigen und ſeinen höchſten Organen den Cultus zu verſagen, um ihn bloß menſchlichen Genien zuzuwenden, das iſt ein Götzendienſt, der einen äußerſt dürftigen Geſichtskreis verräth. Die menſchlichen Genien ſind nur ehrwürdig als göttliche Werkzeuge; abgeſehen davon ſind auch ſie mit Gebrechen und Schwächen behaftet, die uns Geringſchätzung einflößen können und die wir ihnen verzeihen müſſen. Sich keine höhern Ideale denken zu können, als die menſchlichen Genien, das beweiſt einen Geiſt — der nicht zu den menſchlichen Genien gehört.

Die Gerechtigkeit verlangt, daß die höhern und die niedrigern Mächte — daß Gutes und Böſes, Starkes und Schwaches in den verſchiedenen Weſen genau unterſchieden werden. Wir haben aber ein Ziel der Schöpfung in Ausſicht geſtellt, wo aus jedem Weſen das Böſe und Schwache genommen, wo jedes in ſeiner Weiſe vollendet, jedes in ſeiner Weiſe herzerfreuend und liebenswerth ſein wird — eine Epoche, in der wir jedes, in der wir alles lieben können — und Gott über alles!

Im ewigen Leben werden wir mit religiöſen Gefühlen nicht nur auf die höhern und höchſten, ſondern auch auf die Weſen blicken können, die neben uns und unter uns ſind! Auch die letztern gehören zu dem ganzen Gott, wie wir, und ſind geheiligte Glieder des All-Lebendigen.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Wenn wir Gott erkennen — ſeine Machtvollkommenheit und ſeine Herrlichkeit, ſeinen gütigen Willen und ſeine Endzwecke vor Augen haben, ſo iſt kein Gefühl natürlicher, als das der religiöſen Verehrung. Wie iſt es nur gekommen, daß die Religioſität, wenn nicht dem ganzen jetzigen Geſchlecht, ſo doch einer ſehr großen Anzahl von Gebildeten und außerdem geiſtig Regſamen und Strebenden geradezu verleidet iſt? Daß ſie in religiöſem Denken und Verhalten nur noch eine Schwäche ſehen, von der ſie ſich glücklicherweiſe befreit haben?

Seien wir gerecht auch gegen ſie und vergegenwärtigen wir uns nochmals die Gründe dieſer Abneigung! — Bisjetzt hat jede Religionslehre Wunder gelehrt, welche die denkenden

Geiſter als geſchehene Thatſachen nicht mehr anzuerkennen vermögen. Jede religiöſe Gemeinſchaft hat bisjetzt den Glauben an ihre Feſtſetzungen geboten — die Religion iſt mehr oder weniger an der Seite des Zwanges erſchienen, was alle freien Geiſter von ihr abſtoßen mußte. Die Vertreter und Verkünder der Religionslehren ſind ihrerſeits gründlich ungerecht gegen das, was ſie als profan von ihrem Heiligen unterſcheiden, und ſie verurtheilen Leiſtungen des menſchlichen Geiſtes, welche dem Gebildeten mit Recht werth und theuer ſind. Jede religiöſe Gemeinſchaft führt in Theorie und Praxis Anſprüche mit ſich, welche der freien Geiſtescultur, die wir erſtreben, ſich unverſöhnlich entgegenſtellen. Kurz, die bisherigen Religionslehren ſind mehr oder weniger auf Unmündige berechnet, die ſie mit völliger Hingebung glauben und befolgen, die ſich als Heerde leiten laſſen von Hirten! Das können aber die ſich mündig fühlenden Geiſter unſerer Zeit nicht mehr gemeint ſein! Und ſo iſt es gekommen, daß die Freigeſinnten keine der hiſtoriſchen Religionen mehr als die ihrige bekennen wollen — womit ſie in ihrem Rechte ſind. Allein ſie lehnen mit den hiſtoriſchen Religionen und mit den Lehren der Religionsparteien die Religion ſelber ab, ſie begnügen ſich mit der Negation, ohne ſich um die poſitive Erkenntniß ewiger Dinge zu bemühen — und damit beginnt ihr Unrecht.

Wer nicht mehr glauben will, der muß denken und forſchen; und wer ſich nicht ſelber die Einſichten verſchaffen kann, welche das mit dem Glauben Aufgegebene zeitgemäß erſetzen, der muß von denen zu lernen ſuchen, die ihn etwas lehren können. Von der ſtehenbleibenden Religionspartei, der man äußerlich angehört, ſich geiſtig trennen, um dann ſeinerſeits ſtehen zu bleiben und mit den Vertretern der verlaſſenen „Kirche“ an Scheu vor geiſtiger Anſtrengung zu wetteifern, das iſt ſehr inconſequent; und wohin es führt, das liegt vor Augen: zur Leugnung des Geiſtes, zur Leugnung des abſoluten Geiſtes, zur Religionsloſigkeit! Mit dieſem Grundmangel ſtehen aber die neuen Mündigen nichts weniger als über den verlaſſenen Hirten und Gläubigen, ſondern ſie ſtehen ihnen mit ihrer einſeitigen Weltbildung nur gegenüber. Sie bilden eine Partei gegen Parteien und ſie würden die einſeitigen Religionsparteien, die in ihrer Symbolik ſo vieles vor ihnen voraushaben, immer nur befehden, niemals überwinden können.

Aus dieſem Unheil friedloſen Kampfes rettet die Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft lehrt keine Wunder, vielmehr erſetzt ſie die ſymboliſchen Wundererzählungen durch die Aufzeigung der göttlich-natürlichen Thatſachen, die geſchehen konnten, mußten und ſind, und die wir als geſchehene Thatſachen erkennen müſſen, um jene Wundererzählungen ein für allemal auf ihre wahre Bedeutung zurückzuführen. Die Wiſſenſchaft kommt nicht an der Seite des Zwanges, ſie kommt mit Gründen, welche die Wißbegierigen überzeugen und die Ueberzeugten ſo frei machen ſollen, wie es der Ueberzeugende ſelber iſt. Die

Wiſſenſchaft iſt nicht ungerecht gegen das ſogenannte Profane, gegen Natur und Welt. Sie kann die jetzige Welt nicht überſchätzen, wie es die Weltkinder thun; aber ihr Streben iſt die gerechte Auseinanderſetzung, die Darſtellung des wahren Verhältniſſes zwiſchen Gott und Welt, wobei nicht nur zur Sprache kommt, was die Welt iſt, ſondern auch, was ſie werden ſoll. Keine Sorge für die weltliche Bildung, für die weltliche Kunſt, für die politiſchen und ſocialen Inſtitute der Welt! Die gotterkennende Wiſſenſchaft wird jeder Thatkraft und jeder Schöpfung das Ihre geben und ſie nur zu adeln trachten in lebensvoller Anknüpfung an den Urquell alles Edeln und Guten. — Die Wiſſenſchaft will die Geiſter nicht nur nicht bevormunden, ſondern alle mündig machen. Freilich ſetzt ſie voraus, daß dieſe mündig werden wollen durch Erkenntniß der Wahrheit! Etwas muß von denen, die fortan ungebunden ſein wollen, denn doch geſchehen! Entziehen ſie ſich ihren bisherigen Vormündern, dann müſſen ſie durch Einſicht in das wahre Weſen der Dinge ſich ſelber leiten und frei den höchſten Zielen entgegengehen lernen. Außerdem gewinnen ſie nichts durch ihre Emancipation, ſondern ſie verlieren — und zwar mit Recht!

Die Religion der wahren freien Gotteserkenntniß, welche die Welterklärung und Weltverklärung einſchließt, iſt die höchſte Stärke des Menſchen, ſein höchſtes Glück und ſeine höchſte Ehre! Auf diejenigen, die ihrer fähig geworden, als auf ſchwache Geiſter herabzuſehen, das wird von ſeiten der Religionsloſen auf die Länge nicht angehen! Ein ſtarker Geiſt wird man nicht durch den Entſchluß, dies und jenes nicht mehr zu glauben, ſondern nur durch wirkliche Einſichten, die man durch geiſtige Anſtrengung ſich erwirbt und ſtetig mehrt. Wenn derjenige, der in Bezug auf die höchſten Fragen ohne alle Orientirung bleibt, ſich für einen ſtarken Geiſt hält, dann täuſcht er ſich auf eine Weiſe, die Mitleid einflößt. Würde man durch bloßes Ablehnen gewiſſer Traditionen poſitiven Lichtgehalt erlangen, ſo wäre es den Menſchen denn doch zu leicht gemacht. Aber nicht nur vor die Tugend, ſondern auch vor die Weisheit haben die Götter den Schweiß geſetzt! Daran ſollte man ſich wieder erinnern, wenn man ſich auf ſeine zufällige Weltbildung ſo viel einbildet!

Zur wahren Religion iſt nicht nur die Kenntniß der guten Mächte nöthig, ſondern auch die der von Gott abgefallenen und böſen. Sollen wir unſer Heil fördern, ſo müſſen wir nicht nur offen ſein für unſere Helfer und Freunde, ſondern auch verſchloſſen gegen unſere Feinde; und dazu müſſen wir dieſe kennen! Aeußerlich, wie es der Pöbelglaube phantaſirt, werden ſie uns nicht entgegentreten; aber in unſer Innerſtes werden ſie einzugehen und böſe Gedanken in uns zu erwecken ſuchen. Blenden und verblenden werden ſie uns, wenn wir nicht auf unſerer Hut ſind und die in uns aufſteigenden trügeriſchen Meinungen mit dem ganzen Scharfblick des guten Geiſtes aufs Korn nehmen. Die böſen Mächte ſind nicht unſere Herren, wenn wir ſie nicht dazu machen — ſie laſten nicht auf uns, wenn wir ſie nicht uns aufladen; aber ſie verfolgen uns, um uns zu prüfen, und wir müſſen mit ihnen ſtreiten. Nichts erſcheint kläglicher, als wenn einer, weil er ſie nicht begriffen hat, ſie auch als geiſtige Mächte leugnen will — und ganz harmlos ihren Eingebungen folgt! Dadurch, daß man ſagt, ſie ſeien nicht, werden ſie nicht unſchädlich gemacht, ſondern nur dadurch, daß man ihrer Kraft eine höhere entgegenſetzt, die ſie wiſſend und wollend aus dem Felde ſchlägt.

Achtundzwanzigſter Brief.

Wenn das Ewige, das wir alle fordern müſſen, nur das abſolute Weſen ſein kann: iſt es eine Ehre, von dieſem Weſen, dem wahren, ganzen Gott, welcher nicht nur abſoluter Geiſt, ſondern auch abſolute Natur und damit ewigerweiſe Alles iſt — nichts zu wiſſen? Wenn der abſolute Geiſt als einzig höchſter Herr alle Weſen regiert: iſt es eine Ehre, dieſen Herrn ganz und gar nicht zu kennen? Wenn der Menſch als Abkömmling Gottes die Beſtimmung hat, ſich mit Gott in ſeine eigenſte Vollendung zu erhöhen: iſt es eine Ehre, davon ohne alle Ahnung zu bleiben? Wenn der Menſch ſeinem innerſten Weſen nach Geiſt, der Geiſt aber Intenſivkraft und die Intenſivkraft über jede ſtörende Entwickelung von außen erhaben iſt: kann es dem Menſchen Ruhm bringen, zu glauben, daß ſein Geiſt im Tode Nichts werde? Iſt es für den Geiſt eine Zierde, von ſich ohne alle Kunde zu bleiben und alles ſchätzen zu können, ausgenommen ſich ſelber? Vereint es ſich mit der in Anſpruch genommenen Würde des Menſchen, wenn das vernunftbegabte Weſen durchs Leben geht, wie ein Naturweſen, und ohne alle Erkenntniß des Schöpfers, und ohne allen Verkehr mit ihm bleibt, wie dieſes?

Darauf möge ſich jeder die Antworten ſelber geben!

Der Menſch ſoll auch nach unten und außen ſchauen; — hauptſächlich aber doch in ſich, in ſein Inneres, und intenſiv über ſich empor: dann füllt er ſeine Stelle aus in der Scala der Weſen und vermittelt die Naturwelt mit der Welt der Geiſter, was ſeine hohe, ſchöne und freudenreiche Beſtimmung iſt.

Neunundzwanzigſter Brief.

Die Religion des Geiſtes beſteht in der Erkenntniß Gottes und der Seinen, was am Ende der Dinge alle Weſen ohne Ausnahme ſein werden! Mit dieſer Religion ſehen wir die wirkliche Welt in Gott und erkennen ihren Urſprung und ihr Ziel der Vollendung. Die Religion des Geiſtes iſt eine ſtete Regſamkeit des Geiſtes, ein ſtetes Einſehen in Gott und göttliche Dinge, ein Leben in den heiligſchönen Gefühlen, welche dieſes Einſehen begleiten.

Dieſe Religion iſt eine Anbetung Gottes „im Geiſt und in der Wahrheit“: erſt mit ihr wird der hohen Forderung wirklich Genüge gethan!

Nur dieſe Religion kann auf die ſpecifiſch-chriſtliche folgen, welche geiſtig verklärt in ihr enthalten ſein muß und immer mehr ſein wird. Die chriſtliche Lehre gibt Aufſchluß über Gott und Welt, über Anfang und Ende der Dinge; ſie läßt den Menſchen ſeine geiſtigen Gebrechen erkennen und bietet ihm die Mittel ihrer Heilung; ſie gewährt dem Gläubigen eine Fülle des Troſtes im Hinweis auf die väterlichen Endzwecke Gottes; ſie gibt der Welt Ideale und beſchäftigt die Künſte in Verkörperung derſelben zu ihren höchſten Schöpfungen. Eine ſolche Lehre kann man nicht erſetzen wollen durch eine ſogenannte Aufklärung, welche nur im Ablehnen der Wunder und im Hinzeigen auf die ſichtbare Natur und ihre Einrichtungen beſteht. Ohne Gott und ohne die Erkenntniß Gottes keine Religion! Ohne Gott und ohne die Erkenntniß Gottes keine Ideale, an denen wir unſere jetzigen Zuſtände meſſen und von denen begeiſtert wir unſere Veredlung erſtreben können! Ohne Gott und ohne die Erkenntniß Gottes kein wahres Verſtändniß auch der ſichtbaren Natur, und keine Weihe des natürlichen Lebens! Wenn man in „freigemeindlichen“ Verſammlungen die Hörer auf die Länge durch Proteſtationen gegen kirchlichen Aberglauben und kirchlichen Zwang und durch Mittheilung von Leſefrüchten aus den Schriften populär ſchreibender Naturforſcher glaubt erbauen zu können, ſo täuſcht man ſich. Auch eine gewiſſe Moral, die man hinzufügt, aber ohne wiſſenſchaftliche Gotteserkenntiß nicht begründen kann, wird der Langeweile und der Austrocknung der Gemüther auf die Länge nicht begegnen. Nein! An die Stelle eines Schatzes religiöſer Anſchauungen, wie er in der chriſtlichen Lehre gegeben iſt, kann nur ein noch reicherer und namentlich ein reinerer treten. Geiſt und Herz müſſen aus der neuen Lehre gleich unerſchöpfliche Nahrung ziehen können; die höchſten Ideale müſſen als wirkliche, in ihrem wirklichen Daſein erkannte Weſen den Seelen erſcheinen und ſie wieder und wieder beglücken und emporheben; die Welt und das Weltleben müſſen durch den Erweis der Vollkommenheit, aus welcher ſie hervorgegangen und in welche ſie wieder zurückkehren ſollen, jenes Licht des Troſtes erlangen, das uns ermuthigend vorleuchtet im Kampfe des Lebens. Die productiven Geiſter, welche die wahren Diener dieſer Religion ſind, müſſen immer wieder denken und forſchen und dem Volke durch Wort und Schrift immer wieder bieten, was die Seelen erhellen, erquicken, veredeln kann. Nur durch eine ſolche Thätigkeit und nur durch eine ſolche Fülle von ewigen Wahrheiten, die man den ſtrebend-empfänglichen Seelen immer klarer als ſolche zu erweiſen vermag, wird, in natürlicher Entwickelung, eine Thätigkeit abzulöſen ſein, die bisjetzt, trotz allem Schatten, der ihrem Licht ſich angehängt, volksbildend und emporleitend gewirkt hat, aber den Bedürfniſſen und gerechten Forderungen der Gegenwart allerdings nicht mehr gewachſen iſt, weil dieſe auf Erkenntniſſe gerichtet ſind, welche ſie nicht gewähren kann.

Faſſe man doch wohl ins Auge, was man heutzutage will und durch welche Mittel das Gewollte thatſächlich zu erlangen iſt! Nimmermehr kann das Gute verdrängt werden durch das Schlechtere! Wer die Menſchheit jetzt weiter führen will, der muß ihr von Gott und ſeiner Schöpfung Begriffe zu geben wiſſen in einer Form, welche die Vernunft überzeugt. Die Menſchen einſeitig auf die jetzige Natur, den Kosmos, die Materie zu weiſen und immer noch von Religion zu reden, iſt ein Unfug. Habe man, wenn man einmal von Gott nichts mehr wiſſen will, auch hier den Muth, die Religion überhaupt fallen zu laſſen und ſich ohne ſie in der Welt einzurichten!

Wenn die Welt von Gott nichts mehr wiſſen will, ſo läßt ſich Gott darum nicht abhalten, von der Welt zu wiſſen und ſie nach ſeinen Zwecken zu lenken nach wie vor. Keine Sorge und keine Bekümmerniß! Gott verliert den Proceß nicht, auch nicht auf dieſer Erde! Wenn ſich die Geiſter jetzt einſeitig nach außen wenden, ſie werden ſich mit der Zeit um ſo verlangender wieder nach innen wenden; alle productiven Köpfe werden zuſammenwirken, um Inneres und Aeußeres, Geiſt und Natur in ihrem wahren Verhältniß immer gründlicher und ſchöner aufzuweiſen — und dann wird die Geiſterſonne leuchtender und wärmer in die Menſchheit niederſcheinen, als je zuvor!

Dreiſſigſter Brief.

Nachdem ich den Hauptgegenſtand dieſer Briefe für Dich und Deinesgleichen — für denkende Leſer! — klar und ausführlich genug beſprochen zu haben glaube, möchte ich mich noch über einzelne Punkte mit Dir unterhalten, welche eine eigene Betrachtung gar wohl verdienen.

Ich möchte den heutigen Menſchen — den Parteien — noch mehr, als es ſchon geſchehen iſt, ins Gewiſſen reden.

Wie wenig diejenigen, die jetzt auch in religiöſen Dingen nur den Fortſchritt im Munde führen, ihre Schuldigkeit thun, um ſich zum wirklichen Fortſchritt auf dieſem Gebiete zu befähigen, haben wir geſehen. Sie wollen fortſchreiten, ohne zu denken und zu forſchen, ohne Gerechtigkeit zu lernen, ohne ihre Vorurtheile abzulegen.

Die Erkenntniß der Wahrheit iſt für dieſe Geiſter ungemein leicht. Sie haben über die Frage der Religion gewiſſe Gedanken, die ſich zufällig in ihrem Kopfe gebildet haben — und dieſe ſind ihnen eben die Wahrheit. Die Wahrheit iſt für ſie nichts, was geſucht werden müßte — ſie ſind immer im Beſitz derſelben. Den Werth der Gedanken anderer erkennen ſie nun ſofort. Wenn dieſelben mit den ihrigen übereinſtimmen, ſind ſie wahr; widerſprechen ſie ihnen, dann ſind ſie falſch. Eine Widerlegung durch Gründe iſt nicht nöthig. Was ihnen von den Gedanken anderer nicht ohne weiteres einleuchtet, das iſt eben damit widerlegt; es iſt als unbegründet erwieſen, und dem Manne des Fortſchritts übrigt nichts mehr, als dieſe falſchen Meinungen beim Publikum in Verruf zu bringen.

Ein eigenes Verhältniß hat dieſe Art Menſchen zum Aberglauben. Während dem Abergläubiſchen auch der Aberglaube Glaube iſt, iſt dem ſogenannten Aufgeklärten auch der Glaube Aberglaube. Alles, was über ſeine Faſſungskraft hinausgeht, iſt ihm Aberglaube; nun geht aber alles Höhere und Geiſtige über ſeine Faſſungskraft, alſo iſt ihm alles Höhere und Geiſtige Aberglaube. Der Glaube an den Geiſt, an Gott, an höhere geiſtige Weſen, an die Fortdauer des Geiſtes, an die harmoniſche Vollendung der Dinge — alles das iſt ihm Aberglaube. Die höhern Weſen, gute wie böſe, könnten ſeiner Anſicht nach nur ſo ſein, wie ſie vom Volke phantaſirt und von den Malern gemalt werden; ſo können ſie aber nicht ſein, weil im Raum für ſolche Weſen nirgends Platz iſt, alſo ſind ſie gar nicht und der Glaube daran iſt Aberglaube. Daß dieſe Weſen als höhere Geiſter, als intenſivere Weſen exiſtiren ſollen, das iſt eine Ausflucht. Engel iſt Engel, und Teufel iſt Teufel; wir wollen weder von den materiellen noch von den geiſtigen etwas wiſſen. Auch wer uns die geiſtigen aufreden will, iſt ein Lehrer des Aberglaubens, der unſchädlich gemacht werden muß. Nachdem wir dieſe Vorſtellungen los geworden ſind, wollen wir ſie in keiner Form wieder bekommen, auch nicht in einer ſogenannten wiſſenſchaftlichen. Die guten und die böſen

Geiſter ſind uns ein Gegenſtand der Antipathie, des Widerwillens — wir wollen nichts von ihnen hören!

Das Sprichwort: „Der Misbrauch hebt den Gebrauch nicht auf“ (müßten dieſe Aufgeklärten fortfahren!) iſt falſch. Wenn ſich der Pöbel von gewiſſen Exiſtenzen falſche Vorſtellungen gemacht hat, dann kann ſich der Philoſoph keine wahren mehr davon machen. Weſen, von denen man ſich einmal falſche Vorſtellungen gemacht hat, ſind damit überhaupt widerlegt. Nicht nur der Misbrauch und das misbrauchende Subject muß gehaßt werden, ſondern auch die gemisbrauchte Sache. Da der Glaube an höhere Weſen von herrſchſüchtigen und geldgierigen Pfaffen gemisbraucht worden iſt, ſo iſt nicht nur dieſer Glaube an ſie verwerflich, ſondern auch die wiſſenſchaftliche Erkenntniß derſelben. Dieſe letztere muß nur um ſo mehr verfolgt werden, je mehr ſie durch überzeugende Gründe die Geiſter zu gewinnen droht!

Es iſt eine bemerkenswerthe Eigenheit der menſchlichen Seele und ein klarer Beweis ihres jetzigen verderbten Zuſtandes, daß das, was ihr nicht einleuchtet, ſie nicht gleichgültig läßt, ſondern Widerwillen, Grimm und Zorn in ihr anregt. Nicht nur der Pfaffe tobt gegen alles, was nicht in ſein Syſtem paßt, ſondern ebenſo der parteiiſche Aufgeklärte. Denken will keiner — und die Widerlegung erſpart ſich jeder. Läſtern und höhnen iſt leicht und angenehm — dieſes Mittels bedient man ſich!

Auffallend iſt das Benehmen derer, die nichts lernen wollen, gegen den Philoſophen, der etwas glaubt lehren zu können. Sie haben ein ganz leichtes Mittel, ihn zu widerlegen: ſie verlangen von ihm, was er nur leiſten könnte, wenn er allwiſſend und allmächtig wäre! Nicht nur fordern ſie von ihm die Löſung eben der ſchwierigſten Probleme, ſondern ſie wollen auch, daß er ihnen den Geiſt und die Uebung im Denken verleihe, die ſie nicht haben, und damit die Fähigkeit, ohne alle weitere Anſtrengung das Allerſchwierigſte im Augenblick zu begreifen. Wenn der Philoſoph dies nicht kann, dann iſt es mit ſeiner Philoſophie ſchlimm beſtellt und man hat alles Recht, ihn zu belächeln.

Wer dieſe Art Leute beobachtet hat, der wird ihnen zugeſtehen müſſen, daß ſie für ihren Zweck, nichts zu lernen, einen förmlichen Scharfſinn entwickeln. Was der Philoſoph lehren, überzeugend lehren könnte, davon wollen ſie nichts erfahren. Zehn Fragen z. B. könnte der Forſcher beantworten; — ſie vermeiden dieſe mit großer Sagacität, um die elfte an ihn zu richten, die entweder von ihm oder überhaupt nicht zu beantworten iſt. Ihre Hauptkunſt beſteht darin, von der Wiſſenſchaft des Geiſtes das Unmögliche zu verlangen: daß ſie ihnen nämlich das geiſtig intenſive Leben anſchaulich mache, wie das materiell extenſive! Da man ihnen mit dieſem Wunder nicht dienen kann, ſo danken ſie für alle Aufklärung über das Leben des Geiſtes; denn wenn ſie es nicht ſehen können, wollen ſie lieber gar nichts davon wiſſen.

So — mit ihrer Erlaubniß ſei es geſagt! — ſind dieſe Aufgeklärten im Grunde nur Werkzeuge des von ihnen Gehaßteſten: des Princips, welches die Erkenntniß der Wahrheit zu verhindern eben das größte Intereſſe haben muß. Sie ſind Feinde des Denkens, Feinde der wirklichen Unterſuchung, Feinde der Wiſſenſchaft. Indem ſie das, was ſie nicht ſogleich einſehen, verwerfen und läſtern, anſtatt es einſehen zu lernen, untergraben ſie, ſoviel an ihnen liegt, die Bedingungen des geiſtigen Fortſchritts — des Glückes und der Ehre der Menſchheit.

Selbſtkritik, das iſt's, was ihnen fehlt! Sie leugnen den Geiſt und ſeine Ewigkeit, weil ſie ihn nicht begreifen. Dann bleibt ihnen aber nur die Materie, das unzulängliche und traurige irdiſche Leben iſt ihnen das einzig mögliche — und wir leben dieſes noch dazu ganz umſonſt, weil der Menſchengeiſt im Sterben Nichts werden muß! Das iſt eine Anſicht, die vor allem die Kritik herausfordern ſollte; aber dagegen richten ſie keine Kritik. Die ungeheuere Unvernunft dieſer Meinung genirt ſie durchaus nicht; in ſie ergeben ſie ſich mit dem blindeſten Glauben.

Es iſt wahr: ſie ſind ſo, reden und handeln ſo, ohne im Grunde dafür zu können. Gleiches wird vom Gleichen, Geiſt wird vom Geiſt erkannt: und ſie haben keinen Geiſt, welcher der Selbſterkenntniß fähig wäre! Aber in einem und dem andern ſchläft er vielleicht und kann geweckt werden. Mancher davon hat vielleicht doch noch ſo viel Gewiſſen, daß es ihm ſchlagen könnte. Der Spiegel, der ihnen zeigt, wie ſie ſind, muß ihnen vorgehalten werden; und wenn er ihnen nicht zur Beſſerung dient, ſo dient er ihnen wenigſtens zur Strafe, die ſie verdienen und durch deren Erduldung ſie die Gerechtigkeit verſöhnen.

Einunddreiſſigſter Brief.

Der Katholicismus iſt die erſte Stufe der kirchlichen Entwickelung; und von der erſten Stufe weiß man, daß ſie den Ton zu legen hat auf das Aeußere und auf die Einheit, welche durch Zwang geſchaffen wird. Mit bewundernswerther Conſequenz hat der Katholicismus nun Einrichtungen getroffen, die alle dazu dienen, den Cultus anſchaulich, in die Augen fallend zu machen und jene Einheit feſtzuſtellen durch Geſetze, denen gehorcht werden muß. Die Geiſtlichkeit ſelber iſt ein Heer, gegründet auf Subordination, und der Papſt die monarchiſche Spitze, der Führer. Dieſe Hierarchie konnte ſich nicht begnügen, zu lehren und zu predigen — ſie mußte in ihrer Art gebietende Macht werden. Sie mußte nicht nur, als ein Verein der geiſtig Mündigen, das Volk, den Inbegriff der Unmündigen, durch Mittel beherrſchen, die alle etwas Gewaltſames haben — ſie mußte auch die weltlichen Fürſten zu lenken und unter Umſtänden niederzuhalten wiſſen. Und ſo, als Erzieherin und Herrin jugendlich roher Völker, erfüllte ſie ihre Beſtimmung. Sie griff durch, indem ſie die Ermahnungen durch den Zwang ergänzte, die chriſtliche Lehre ſetzte ſich feſt und alles Große und Schöne, welches dieſe in Verbindung mit den Fähigkeiten der europäiſchen Nationen bewirken konnte, gelangte zur Entwickelung und ſchmückte das Leben.

Aber alles das war zu leiſten mit Menſchen! Der Geiſtlichen war eine ungeheuere Zahl nöthig; und wie hätten dieſe alle wahren geiſtlichen Sinn haben können? Naturgemäß hatten ihn die wenigſten. Die menſchlichen Leidenſchaften, Selbſtſucht und Herrſchſucht, traten hervor; und ſo war das Verderben unvermeidlich. Hinter die Kirche Gottes baute der Teufel (nach dem bekannten Sprichwort) ſeine Kapelle; und dieſe wurde nach und nach größer als die Kirche. Als die Misbräuche alle Welt empörten, erklang die Stimme des ſächſiſchen Mönches — und die Hälfte der Chriſtenheit fiel von Rom ab, um im Kampfe mit ihm die zweite Stufe der Entwickelung zu begründen.

Dieſe hat den Ton zu legen auf das Innere und auf die Freiheit. Der Proteſtantismus, im großen und ganzen, hat das augenſcheinlich und aufs wirkſamſte gethan. Auch ſeine Aufgaben waren durch Menſchen zu löſen; auch in ihm haben die menſchlichen Leidenſchaften ſich breit gemacht und die Möglichkeiten des Misbrauchs verwirklicht. Aber in ihm hat der Geiſt die gebotene Weiterentwickelung trotzdem bewundernswerth vollzogen und eben dadurch die Gegenwärtigen in den Stand geſetzt, an die Gründung der dritten Stufe zu gehen: der Stufe, welche das Innere mit dem Aeußern, die Freiheit mit der Einheit ausgleichen und ſo das reichſte und ſchönſte Leben der Menſchheit herbeiführen ſoll.

Wenn die katholiſche Hierarchie ſchon mit dem Beginn des Proteſtantismus ihre frühere Berechtigung verloren hatte, ſo treten ihre Anſprüche auf geiſtige Herrſchaft gegenüber den Aufgaben der neuen Entwickelung in ihrer völligen Grund- und Zweckloſigkeit hervor. Die Einrichtung des Katholicismus, auf leitende Prieſter und geführte Laien berechnet, widerſpricht den Zielen und Beſtrebungen unſerer Zeit ganz und gar; und ſo bemerken wir, daß auch die freiern Geiſter, welche der Confeſſion äußerlich noch angehören, ihre Vorſchriften einfach ignoriren und das Unvermeidliche nur als Formalität geſchehen laſſen.

Außerordentlich charakteriſtiſch für den Genius oder Dämon dieſer erſten Stufe iſt es nun, daß er gerade jetzt noch ein Gewaltmittel in die Hand zu bekommen ſuchte, womit er den Kampf gegen die Tendenz der Gegenwart ſiegreich führen zu können meinte. Aeußerlich iſt's gelungen. Die monarchiſche Spitze, der Papſt, iſt für unfehlbar erklärt und dadurch zur despotiſchen geworden; und die eigentlichen Schöpfer dieſes Dogmas ſcheinen zu glauben, eben mit ihm die früher und ſpäter abgefallenen Glieder in den Schos der erſten Stufe wieder zurückführen zu können. Der unfehlbare Papſt iſt aber der reinſte Gegenſatz der forſchenden und mit Gründen beweiſenden Wiſſenſchaft.

Was er in Sachen des Glaubens, d. h. in Bezug auf die höchſten und wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, ſpricht, das hat man beweislos anzunehmen und zu befolgen. Dieſer Anſpruch iſt offenbar in die ungünſtigſte Zeit gefallen. Gegenwärtig, wo das Geſchlecht mehr als jemals nach Ueberzeugung verlangt, ihm die blindeſte aller blinden Hingebungen zuzumuthen, das läuft denn doch gar zu ſehr wider die Vernunft und verheißt keinen Erfolg. Es iſt der letzte Verſuch der geiſtlich politiſchen Herrſchaft Roms; und ſein Mislingen leitet nur den Verfall dieſer Macht ein.

Keine Möglichkeit, daß das denkende, forſchende, productive Geſchlecht ſich das Weitergehen verbieten ließe! Keine Möglichkeit, daß die Erkennenden und Wiſſenden ſich lenken ließen von einem Menſchen, den man für das Sprachrohr Gottes erklärt hat! Wie könnte Gott einem Menſchen die Wahrheit eingeben, ohne ihm auch die Erkenntniß derſelben, alſo auch die Beweisgründe dafür einzugeben? Wie vermöchte ein Menſch Organ Gottes zu ſein, der nur ſprechen und nicht auch das Geſprochene aller Welt klar machen könnte? Es ſind dann eben nicht Wahrheiten, die er ſpricht, ſondern nur Worte — unverſtandene, ſinnloſe Worte — für ihn, für ſeine Organe und für die ganze Heerde, die ſeiner Stimme horcht.

Gegenüber ſolchen Prätenſionen hat die Wiſſenſchaft unſerer Tage leichtes Spiel. Und was ſie theoretiſch widerlegt hat, das wird nach und nach auch praktiſch zu beſeitigen ſein.

Die Geiſter der zweiten Stufe mögen den Ruf nicht überhören, der ſie den Uebergang in die dritte ſuchen heißt! Der Proteſtantismus hat die Menſchheit mächtig weitergeführt und die heilſamſten geiſtigen Anregungen gegeben; aber ſeiner Natur nach konnte er nur etwas Unfertiges bleiben. Die zweite Stufe drängt's zur dritten, in der ſie allein ihre Vollendung erlangen kann. Nur wenn ſie die Vortheile der dritten ſich angeeignet hat, kann ſie auch die erſte vollſtändig beſiegen und die Bekenner derſelben zu ſich herüberziehen.

Wenn dies im Laufe der kommenden Zeiten geſchieht, dann wird ein vielgehörtes Wort erfüllt werden und in Wahrheit Ein Hirt und Eine Heerde ſein. Der Hirte aber wird nicht der Papſt in Rom, ſondern der Geiſt ſein, der in der dritten Stufe der Entwickelung den Herrſcherthron einnimmt und deſſen Organe die productiven Köpfe und freien Seelen der ganzen Menſchheit ſein werden. Nicht die Einheit durch Zwang, wie die erſte Stufe ſie realiſirt hat, ſondern die Einheit durch gleichmäßig verbreitete Erkenntniß, durch wechſelſeitige freie Verſtändigung, dies iſt das Ideal des wahren Hirten; und die Menſchheit wird nicht vergehen, bevor ſie nicht eine Verwirklichung dieſes Ideals erblickt hat, wie die Verhältniſſe der Erde ſie zulaſſen. Die vollkommene Harmonie des Innern und des Aeußern, der Einheit und der Freiheit, iſt allerdings nur am Ende der Weltentwickelung, in andern Sphären, möglich; aber die Erde wird von dieſer Harmonie ein Vorſpiel geben und die Menſchheit wird in demſelben ihre ſchönſten Entwickelungen durchleben.

Zweiunddreissigster Brief.

Nichts iſt ſeltſamer, als eine geiſtliche Macht zu ſehen, welche ſich auf den wichtigſten Gebieten göttliche Allwiſſenheit beilegt, ohne dies durch Lichtſpendung erweiſen zu können. Vernunftgründe, womit ſie dieſen Beweis führen ſollte, ſtehen ihr nicht zu Gebote — an die Stelle derſelben treten alſo Machtſprüche! Durch Machtſprüche werden die Fragen der Wiſſenſchaft entſchieden! Welch ein Widerſinn!

Daß in den chriſtlichen Dogmen tiefe Wahrheiten enthalten ſind, welche die Wiſſenſchaft jetzt nur in die entſprechenden Formen zu bringen hat, davon haben auch wir uns überzeugen müſſen. Fußend auf dieſe Wahrheiten, die ſie nicht begreift, ſondern nur glaubt, will jene geiſtliche Macht die widerſprechenden Lehren des Tages durch bloße Verfluchung beſeitigen. Alſo auch da, wo ſie (wie bei der Verwerfung des atheiſtiſchen Materialismus und ähnlicher Lehren!) in gewiſſem Sinne recht hat, bedient ſie ſich doch der roheſten Waffe, die zu keiner Zeit weniger ausrichten konnte, als eben gegenwärtig.

Gerade bei der Verfluchung ihrer gleichfalls einſeitigen Gegner tritt die ganze Geiſtloſigkeit dieſer geiſtlichen Macht an den Tag. Der atheiſtiſche Materialismus und der naturaliſtiſche Pantheismus werden verdammt, ſollen alſo, wie ſie ſind, von der Erde verſchwinden! Aber in den Lehren derſelben ſind Forderungen enthalten, denen wir Genüge thun müſſen! Die Materialiſten und Pantheiſten ſind die Anwälte der Natur, der Materie, und inſofern ſie dieſer nichts nehmen laſſen wollen, haben ſie das Recht auf ihrer Seite. Wo ſie recht haben, muß die Wiſſenſchaft es ihnen zuſprechen und ſie darin ſchützen; und dies iſt auch das einzige Mittel, das Unrecht dieſer Anſchauungen, welches in der Verkennung des Geiſtes beſteht, ſiegreich aus dem Felde zu ſchlagen! Die katholiſche Hierarchie, ohne alle Unterſcheidung, verdammt mit dem Unrecht auch das Recht und begeht damit ſelber ein Unrecht — welches bekanntlich ſeinen Herrn zu ſchlagen pflegt.

Eine geiſtliche Macht, die nicht widerlegen, ſondern nur verfluchen kann, und die gleichwol immer noch die Menſchheit führen, der Wiſſenſchaft ihre Bahn vorzeichnen, das weltliche Regiment bevormunden will — welche Ungeheuerlichkeit! Eine größere Anmaßung iſt kaum denkbar! Wir müſſen uns an das ehemalige Amt dieſer Macht und an ihre Verdienſte erinnern, um die Thatſache dieſer vernunftwidrigen Anſprüche nur einigermaßen begreiflich zu finden. Wenn das aber unſer

Gefühl mildern kann, unſer Urtheil kann es nicht mildern. In einer Epoche, wo der Geiſt herrſchen ſoll durch Ueberzeugung, das geiſtliche Regiment herrſchen laſſen durch Befehle, die jeder Begründung entbehren, das können wir nicht gemeint ſein. Die Prätenſion der Unwiſſenden, über die Forſchenden und Wiſſenden zu herrſchen, iſt gegenwärtig ein Verbrechen — und als ſolches müſſen wir es behandeln.

Die katholiſche Hierarchie mit dem unfehlbaren Papſt an der Spitze kämpft nicht auf theoretiſchem Gebiet, ſondern auf praktiſchem. Das Unrecht in ihrem geiſtigen Verhalten aufzuweiſen, iſt Pflicht der Wiſſenſchaft. Aber die Wiſſenſchaft iſt nur zureichend auf dem Gebiete der Theorie. Auf praktiſchem haben wir dem Angriff mit den Waffen des Angreifenden zu begegnen. Gewalt gegen Gewalt! Gewalt im Intereſſe der geiſtigen Entwickelung gegen die Gewalt im Intereſſe der Hemmung! Der Staat führt gegen die Uebergriffe Roms den gerechteſten Vertheidigungskrieg: möge er in dieſem keine Schwäche zeigen und dem Geiſte vertrauen, welchem zu dienen auch er als ſein höchſtes Ziel, als ſeinen höchſten Ruhm erkennen muß.

Dreiunddreiſſigſter Brief.

Meine Gegner ſtehen 'zur Rechten und zur Linken: ich wende mich von dem einen wieder zu dem andern.

Die Freigeſinnten und Gebildeten, die nicht über die jetzige Welt hinausdenken, gewähren mir ebenfalls ein Schauſpiel, das ich kaum begreife. Dieſe zeitlich wirkliche Welt iſt ihnen die einzig mögliche; ſie nehmen ihr Sein an, wie es iſt, und unterwerfen ſich nun ihren Gebrechen, Uebelſtänden und Greueln als ſolchen, die nicht anders ſeien, weil ſie nicht anders ſein könnten. Eine für mich unerklärliche Submiſſion! Man hat die Erfahrung nur dieſer Welt; eine beſſere kann man ſich nicht denken: und nun wagt man auch nicht, eine beſſere ſich zu wünſchen, und nimmt mit dieſer fürlieb in dumpfſter Ergebung!

Von den Greueln des Weltlebens zu hören, die waren und ſind; von den Unthaten, den Grauſamkeiten, welche die einen Menſchen gegen die andern verübt haben und verüben; von den ſchrecklichen Martern zu hören, die gelitten worden, und ſich das Geſchehene vorzuſtellen — und ſich doch eine beſſere Welt, als die jetzige, nicht denken zu können, das iſt offenbar verwunderſam! Wir ſehen aber, wie man es möglich macht, und ſeinem Verſtande gewiſſermaßen durchhilft. Der wohlgeſtellte, geſunde Menſch, der von den Leiden, dem Elend anderer hört, fühlt allerdings Mitleid, aber noch mehr dramatiſches Intereſſe. Die intereſſanten Unglücksfälle können ihn in ſeinem Optimismus nicht irre machen. Der Unglückliche, der Gequälte ſchreit und klagt wol; aber er verſtummt endlich — und recht hat der Lebende. Immer iſt es wieder der Zuſchauer, der ſpricht, nachdem er ſich das Peinliche zum Tragiſchen idealiſirt hat, ohne es zu wiſſen. Dazu kommt aber noch das kriegeriſche Ehrgefühl im Gequälten, der zeigen will, daß er etwas aushalten kann — und im Zuſchauer die Sympathie mit dem heldenmüthigen Dulder. So bringt man's denn zu Wege, daß man die ſchrecklichen Unbilden dieſer Welt nicht nur erträgt, ſondern ſie ſich förmlich gefallen läßt und ſchließlich ſagt: es kann nicht anders ſein!

Das Leiden hat freilich ſein Gutes, und es iſt höchſt achtungswerth, es muthig zu dulden; aber endlich muß es doch vorübergehen und der Dulder muß ſeinen Lohn empfangen. Zu leiden, um ſterbend nichts zu werden, zu leiden ſinnlos, zwecklos und vernunftlos, das iſt ein abſcheulicher Gedanke, und die Welt, die uns nichts anderes zu bieten vermag, iſt eine Greuelwelt. Einer ſolchen ſich zu unterwerfen iſt nicht Adel der Seele, nicht Heldenmuth, ſondern Kleinmuth und Knechtsſinn.

Auf die Lehre von der Prüfung, dem Fall und der Wiederemporführung der Geſchöpfe haben dieſe Menſchen eine Art Haß geworfen, weil ſie ihnen bisjetzt nur in ſymboliſch unverſtändlicher (nur zu glaubender!) Faſſung entgegengetreten iſt. Wollen ſie aber dieſer Faſſung die unſerige ſubſtituiren, dann werden ſie erkennen müſſen, wie vernunftgemäß die jetzige Welt mit ihren Uebelſtänden aus einem zureichenden Grunde erklärt, wie vernunftgemäß das Leiden der Erde als erziehende und dem endlichen Heil entgegenführende Strafe begriffen iſt. Das Leiden iſt eine Thatſache! Nach der Anſicht derer, die ſich eine andere Welt nicht denken können, als die jetzige, leiden die Menſchen grundlos und zwecklos; nach unſerer Erklärung leiden ſie wohlbegründet und für den höchſten und beſten aller Zwecke.

Manche von den ausſchließlichen Bekennern dieſer Welt ſind in ihrer Art Denker und wollen die Zuſtände derſelben als unvermeidliche rechtfertigen. Sie ſagen: „Das Uebel und das Unglück iſt nothwendig; denn nur ihnen gegenüber fühlen und genießen wir das Wohl und das Glück. Wenn das Böſe nicht wäre, dann wäre auch das Gute nicht; und ſo iſt dieſe Welt die beſte *mit* dem Böſen, weil wir nur unter dieſer Vorausſetzung das Gute haben. Das ſogenannte vollkommene Leben, das ihr uns in Ausſicht ſtellen wollt ohne das Uebel und ohne das Böſe, könnte nur ſaft- und kraftlos, eintönig und fade ſein.“

Nicht übel! Aber gleichwol falſch, weil eine Hauptſache nicht in Erwägung gezogen iſt. Damit das Gute ſei, muß das Böſe nichts weniger als *wirklich*, es muß nur *möglich* ſein! Der Geiſt muß ſich's nur denken und vorſtellen können! Wenn er das gedachte Böſe, das er verwirklichen könnte, dennoch in ſeiner Möglichkeit ſtehen läßt und das Gute realiſirt, dann iſt er gut und hat und genießt das Gute. Das iſt der Unterſchied zwiſchen dem

Geiſt und der geiſtloſen Natur. Die Natur, um das Gute zu würdigen, muß das wirkliche Böſe erfahren; der Geiſt, um das Gute zu würdigen, braucht das mögliche Böſe nur zu denken. Es iſt edler, durch das Denken des möglichen Böſen zum Guten zu gelangen, als durch das Erfahren des wirklichen Böſen. Das Denken iſt ein Act der Freiheit; die Erfahrung aber ein Zwang, den wir dulden müſſen. Wer die Dinge immer erfahren muß, um ſie kennen zu lernen, der iſt nicht zu beneiden. Das Gegentheil von ihm iſt das Genie, welches bei ſeinen Thaten und Schöpfungen dem a priori unvergleichlich mehr verdankt, als dem a posteriori. Mit dieſem ergänzt es ſich auch auf dieſer Erde, von dem göttlichen a priori aus, nur ſpielend.

Das vollkommene Leben, das wir am Ende des großen Proceſſes in Ausſicht ſtellen und welches fade ſein ſoll, weil in ihm die roh wirklichen Gegenſätze fehlen, iſt vor dieſer Fadheit ſchon dadurch geſchützt, daß die Weſen ſich jene Gegenſätze denken und gegenüber der gedachten Negation das Poſitive aus dem Grunde würdigen und genießen können. Zum Ueberfluß haben ſie aber auch die Erfahrung der Gegenſätze — im Angedenken! Sie haben die Gegenſätze als wirklich geweſene, jetzt aber vergangene und als vergangene nur mehr für den Geiſt vorhandene! Und zwar alle Weſen haben die wirklichen Gegenſätze gekoſtet! Die gefallenen, indem ſie zu ihnen herabſanken; die bewährten, indem ſie ſich, der Rettung halber, zu ihnen herablieſzen. Tröſtet euch, ihr Denker unter den Weltmenſchen, und fahrt mit euerem Denken nur ſo lange fort, bis ihr den wahren Troſt erdacht habt! Wir werden alles haben im vollkommenen Leben, aber alles nur aufs beſte! Was im irdiſchen Leben Seele und Sinne kränkt, das wird uns dort nicht mehr beläſtigen. Wir werden die roh wirklichen Gegenſätze der Erde nur in geiſtiger Verklärung haben — und damit werden wir alle ſehr zufrieden ſein!

Vierunddreiſſigſter Brief.

Wer das Ideal des Lebens erkennt und anſchaut, der hat einen Maßſtab, die Zuſtände des irdiſchen Lebens zu meſſen. Seine Augen ſind hell, um die furchtbaren Mängel darin zu ſehen, und ſein Geiſt, im Vollkommenen zu Hauſe, muß über ſie erſtaunen. Wer ſich dagegen nichts Beſſeres denken kann, als das irdiſche Leben, der wird nach und nach auch gegen das Aergſte darin gehärtet und abgeſtumpft. Alles muß ja ſo ſein, wie es iſt, das Böſe wie das Gute! Und nun iſt ihm das Böſe, weil nicht auffällig, auch nicht mehr intereſſant, und er beachtet es faſt gar nicht mehr.

Wer das irdiſche Leben nach der Wahrheit kennen lernen und erkennen will, der muß es vom Ideal aus betrachten.

Dem wirklich Sehenden flößt es nicht nur Staunen, ſondern unter Umſtänden auch Grauen ein, die Magie der Selbſtſucht wahrzunehmen, die das Böſe für das geblendete Subject in Gutes wandelt. Alles Unrecht, was den Thäter ergötzt, ihm nützt und bekommt, iſt ihm nicht nur erlaubt, ſondern löblich! Darum bemerkt er das Unrecht nur da, wo es ihm fatal iſt — an andern! Die Widerſprüche in der Beurtheilung des nämlichen Unrechts, je nachdem es am Urtheilenden ſelber oder an einem andern hervortritt, ſind für den Beobachter kaum glaublich; aber ſie treten ihm allenthalben entgegen!

Einen eigenen Eindruck macht es, zu ſehen, wie der Unwiſſende ſeine Verachtung des höhern Lebens, das über ſeine Faſſungskraft hinausgeht, für männlich hält und die Würdigung deſſelben durch den Erkennenden für weibiſch. Auf dem Felde der Religion iſt ein äußerlich religiöſes Verhalten möglich aus Gründen menſchlicher Schwachheit. Ueber ſolche Motive iſt unſer Mann erhaben — andere gibt er nicht zu, weil er ſie nicht begreift: und nun fühlt er ſich jeder Religioſität gegenüber als ein Starker — und hat Reſpect vor ſich ſelber.

Wenn man bedenkt, wie viele Jahrhunderte Moral und Religion gelehrt werden, ſo muß es trotz allem und allem wunderbar erſcheinen, mit welcher Leichtigkeit die heutigen Gebildeten die Religion an ſich über Bord werfen — und mit welcher Sicherheit ſie es thun! Nicht eine Spur von Skrupel, der ſie dabei irre machte! Ihr Ausdruck iſt ſtolz und ſelbſtbewußt — quasi re bene gesta. — Solche Menſchen ſollten ſich über nichts weniger wundern, als über die Negation Gottes durch einen Theil der Geſchöpfe: über den ſogenannten Sündenfall! Denn ſie begehen denſelben gleichfalls — und mit der größten Gemüthsruhe! ſie tragen ihren Atheismus zur Schau und bilden ſich gewaltige Stücke darauf ein, daß ſie den Gott, aus welchem bisjetzt ſo viel gemacht worden iſt, ſo ganz und gar nicht nöthig haben.

Wenn das Ewige, das niemand leugnet, nur das Vollkommene ſein kann; wenn das Vollkommene nur der abſolute Geiſt ſein kann, der zugleich abſolute Natur und damit Alles iſt; wenn der wahre, ganze Gott gefordert iſt von allen Seiten und durch alle Gründe; wenn alſo nichts natürlicher wäre, als die Erkenntniß des ewigen Geiſtes durch den geſchaffenen: iſt nicht der heutige Atheismus, der Atheismus nach jahrtauſendelangem Beſtehen der Menſchheit, etwas Unnatürliches, das zurückweiſt auf eine tiefgehende Störung im menſchlichen Bewußtſein? Von Gott nichts zu wiſſen, ja nichts wiſſen zu wollen, und darauf noch ſtolz zu ſein: eine ſolche Verkehrtheit der Seele iſt nicht möglich ohne eine Verblendung derſelben durch das Princip, welchem die Leugnung Gottes durch die Menſchen freilich das größte Anliegen ſein muß!

Glücklicherweiſe erkennen wir mit der Krankheit auch die vorgeſehene Heilung. Wir erkennen das Geſetz der Entwickelung, in welcher das Menſchengeſchlecht begriffen iſt — wiſſen, daß es dieſem Geſetze nach aufwärts geht, wie langſam immer, und daß die Verfinſterung der menſchlichen Seele durch die Feinde derſelben wieder gehoben wird durch ihre Freunde. — Wer jetzt nicht hören will, der wird hören, wenn er muß: da, wo es ihm allerdings weniger Ehre macht, als gegenwärtig! Im irdiſchen Leben iſt's rühmlich, den Geiſt — den ewigen Geiſt, Gott zu erkennen; im jenſeitigen, dem überwiegend intenſiven, ſind die Seelen mehr oder weniger dazu gezwungen; und ein Entſchluß, der ſich erſt infolge eines Zwanges bildet, iſt minder edel, ehrenvoll und heilbringend, als der, welcher in Freiheit gefaßt worden iſt; — in Verhältniſſen, wo noch etwas dazu gehörte, ihn zu faſſen!

Fünfunddreissigster Brief.

Stößt die Religion gegenwärtig den freien Geiſt ab, wenn ſie ihm als Zwang auferlegt werden will, ſo muß ſie ihm auch Bedenken einflößen, wenn ſie verbunden erſcheint mit einer einſeitigen Moral. Der Fortſchritt vom bloßen Glauben zur Erkenntniß iſt jetzt in der That auch darum geboten, weil der bisherige chriſtliche Glaube eine Hinwendung zum Geiſte lehrt, welche eine Verkennung der Natur und der Materie einſchließt. Der Glaube gibt immer noch dem Höhern ſeine Ehre auf Koſten des Niedern, das er nicht begreift und nicht zu ſchätzen weiß. Die wiſſenſchaftliche Erkenntniß ſtrebt danach, dem Niedern ſeine Ehre zu geben wie dem Höhern, indem ſie jedes an ſeiner Stelle werthet; und dieſe Fähigkeit allſeitig gerechter Anerkennung der Dinge iſt die nothwendige Vorausſetzung der wahren Moral. Dieſe Moral kann alſo nicht dem bloßen Glauben gelingen, ſie kann nur die Frucht der Wiſſenſchaft ſein.

Die Religion des Geiſtes, die Religion der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß gründet ſich auf einen Gott, der ewigerweiſe nicht nur Geiſt, ſondern auch Natur, Princip der Materie iſt. Dieſer Gott wäre nicht Gott, wenn er nicht auch ewige Natur wäre. Damit iſt nun aber die Natur mit allen ihren Wirkungen in die höchſten Ehren eingeſetzt: ſie iſt erkannt als ewiges Element des wahren Gottes. Die Natur iſt nicht die Feindin des Geiſtes — ſie iſt ſeine Bedingung; der Geiſt iſt nur, weil die Natur iſt; er iſt die Natur in höherer Potenz, in der Potenz des intenſiven Lebens — und in dieſer Potenz iſt er mit der Natur freilich nicht materiell einerlei, aber geiſtig eins. Und was der wahre, ganze Gott ewigerweiſe realiſirt, die Harmonie des Geiſtes mit der Natur, das iſt auch für ſeine Sprößlinge auf Erden das höchſte Ziel ihres Strebens. Nur nicht herrſchen darf die Natur über den Geiſt; — und das wird ihr auch die wiſſenſchaftliche Moral nicht erlauben! Herrſchen ſoll der Geiſt; aber er ſoll es frei und liebevoll, und ſein Endzweck ſoll nur auf eine eigene höchſte Ehre gerichtet ſein, welche Hand in Hand geht mit der höchſten Ehre der Natur. Sein Endzweck ſoll ſein, mit der Natur ſich zu vermählen und mit ihr in der edelſten, innigſten Eintracht zu leben.

Man ſieht: wir bedürfen einer neuen Sittenlehre, einer neuen Ethik. Den Menſchen werden andere ſittliche Ideale, als bisher, ſich darſtellen, und andere werden ſie zu erſtreben haben: ſolche, gegen die ihre Vernunft keine Einwendung mehr zu machen im Stande ſein wird! Allerdings, das Ideal der Sittlichkeit kann auf Erden nie vollſtändig erreicht werden; die Materie, die Sinnlichkeit drängen ſich in dieſem Leben allzu gewaltſam vor und ſchlagen den Menſchen immer wieder in Bande. Auf Erden geſchehen von den Beſten immer wieder Dinge, die mit dem Ideal der Sittlichkeit in geradem Widerſpruch ſtehen; und das wird ſich auch bei dem beſten Wollen und Können nie völlig ändern. Aber das kann den Denker nicht irre machen! Er thut, was er vermag; er kämpft mit der Materie im Hinblick auf das Ideal; und wenn er ſich ſelber nie genug thun wird, findet er ſeinen Troſt in der Gewißheit, daß der gegenwärtige Zuſtand eines ungebührlichen Vorwiegens der Materie vergehen und das wahre Verhältniß der Harmonie zwiſchen Geiſt und Natur erſtehen wird. Auch auf der Erde werden trotz allem und allem die höchſten Beiſpiele des ſittlich ſchönen Lebens erſt noch zu erwarten ſein!

Wenn die Moral nach den großen Geſichtspunkten der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß erneuert und durchgebildet wird und in und mit ſolcher Durchbildung an der Seite der Religion erſcheint, dann wird dieſe an ihr die mächtigſte Gehülfin haben — und den Religionsloſen unſerer Tage wird noch ein Grund, die Religion abzulehnen, genommen ſein.

Sechsunddreissigster Brief.

Nun tritt uns aber eine ſehr gewichtige Frage entgegen! „Wie ſoll die Religion des Geiſtes Volksreligion werden? Wie ſoll die Maſſe des Volks zu jenem Denken und Erkennen gelangen, welches die Vorausſetzung des neuen religiöſen Lebens iſt?“

Vor allem diene zur Antwort: Was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl! Wenn die Lehren der hiſtoriſchen Religionen den jetzigen Gebildeten nicht mehr genügen und nur die Religion des Geiſtes ſie zufrieden ſtellen kann, ſo wird die Verbreitung dieſer Religion in den gebildeten Schichten der Geſellſchaft anfangen, dann aber ſucceſſive nach unten ſich fortſetzen. Wenn etwas an der Zeit war, iſt in der Menſchheit noch immer der Geiſt aufgeſtanden, der es nach und nach in Wirklichkeit geführt hat.

Ich verweiſe auf das Beiſpiel der Reformation. Der Katholicismus (wie wir geſehen) bildet vorzugsweiſe das Äußere und jene Einheit aus, welche das Werk des Zwanges iſt. Von ihm ſollte im 16. Jahrhundert übergegangen werden zu einer Form, welche vorzugsweiſe das Innere und die religiöſe Freiheit zu entwickeln hatte. Auch damals hätte man den Reformatoren zurufen können: „Wie ſoll euere Religion die Religion des Volks werden, das immer ſinnlich anſchauen will und das nur einig iſt, wenn es einig ſein muß?“ Gleichwol fand der Proteſtantismus auch im Volke Anklang, ſeine Lehre drang durch: die Hälfte der abendländiſchen Chriſtenheit fiel ihr zu! Die katholiſche Aeußerlichkeit und der katholiſche Zwang widerſtrebten damals nicht nur den Gebildeten, ſondern auch dem Volke. Man begriff die chriſtliche Freiheit und machte davon guten, unter Umſtänden auch ſchlimmen Gebrauch. Man horchte der Predigt in der Landesſprache und zog das hierdurch veranlaßte religiöſe Denken dem Anhören gottesdienſtlicher Litaneien in fremder Sprache vor, wobei man nichts zu denken hatte. Die Entwickelungsſtufe des Proteſtantismus, nachdem ſie platzgegriffen, erfüllte ihre welthiſtoriſche Beſtimmung. In ihr vollzog ſich ein Fortſchritt der Geiſter, nicht nur der Gebildeten, ſondern auch des Volks. Die Proteſtanten haben ihrer Religion ſo treu angehangen in verhältnißmäßiger Freiheit, wie die Katholiken der ihren in verhältnißmäßigem Zwang; und das proteſtantiſche Volk hat den Vergleich mit dem katholiſchen gegenwärtig in keiner Weiſe zu ſcheuen.

Was im 16. Jahrhundert geſchehen konnte unter den damaligen Vorausſetzungen der Cultur, das kann im 19., im 20. entſprechend unter den jetzigen und kommenden geſchehen. Haben wir doch ſchon die erſten Verſuche „der freien Gemeinde!“ Man gebe dieſen den Erkenntnißgehalt, den ſie freilich noch entbehren — und ſie werden beſtehen und werden ſich entwickeln. Was verhindert die denkenden Prediger dem Volke die wiſſenſchaftlich erkannte Wahrheit zu predigen? Die Wahrheit hat etwas ganz beſonders Eingängliches und Eindringliches; und auch dem Volke dürfte jetzt eine Lehre, welche der Welt, der Natur, der Materie das Ihre gibt, mehr zuſagen als eine ſolche, welche die Natur verketzert, ohne doch ihre Wirkungen hemmen zu können. Das Streben, jeder Erſcheinung des Lebens ihr Recht zu geben und dieſes Recht immer klarer darzulegen, wird auch dem Volke intereſſanter und reſpectabler erſcheinen, als die einfache Methode, den Gegner, den man nicht widerlegen kann, zu verdammen und zu verfluchen.

Wenn aber die Wahrheit in den Verſammlungen der Erwachſenen gepredigt werden kann, werden nach ihren Forderungen nicht auch Schulen zu errichten ſein? Und wird aus dieſen Schulen nicht ein Volk hervorgehen, das zur Auffaſſung der Wahrheit immer mehr Fähigkeiten beſitzen wird?

Geſtehen wir's uns: auch im Volke hat der Abfall vom Wunderglauben ſchon begonnen; und dieſer Anfang wird ſich fortſetzen! Die Ergebniſſe der Naturwiſſenſchaften ſind vom Volke nicht abzuhalten; ſie werden mit dem, was wir jetzt Aberglauben nennen müſſen, in Conflict treten, und wer in dieſem Kampfe Sieger bleiben wird, darüber kann kein Zweifel ſein. Die Kenntniß der Natur kann die Erkenntniß Gottes und die wahre Religion nicht erſetzen; aber gegen den Wunderglauben iſt ſie eine höchſt achtungswerthe Verbündete, und wer in dieſem Glauben jetzt einen Gegner der Wiſſenſchaft erblickt, der kann ſich von Herzen freuen, daß auch im Volke das Intereſſe an den „Wundern der Natur“ dem Intereſſe an den Wundern der Legende gefährlich zu werden droht.

Vergeſſe man nicht die Macht der Preſſe, die Macht der Literatur! Die Preſſe dient vorzugsweiſe dem Geiſt und dem Fortſchritte des Geiſtes — und wird es nur immer mehr thun! Eben die Preſſe iſt das gewaltigſte Organ des Geiſtes unſerer Zeit. Sie dringt bereits in die Hütten wie in die Werkſtätten; und was ſie hier an Licht verbreiten kann, das wird ſie verbreiten. Die Preſſe, zumal die Tagespreſſe, bringt freilich lange nicht immer Wahrheit; aber gegen die Unwahrheit, die ſie mit ſich führt, gibt es Gegenmittel — und am Ende wird ihr Wirken doch nur der Wahrheit zugute kommen.

Der ſucceſſive Sieg der Wahrheit über den Schein und die Selbſttäuſchungen der unaufgeklärten Einbildungskraft iſt von Gott gewollt; er liegt im Entwickelungsgange der Menſchheit und ihrer Vorkämpfer: ihm wird darum alles dienen müſſen — und nichts wird ihn aufhalten; nichts ſeine Conſequenzen von der Menſchheit abhalten können.

Groß allerdings iſt die Veränderung, wenn die Lehren des Wunderglaubens erſetzt werden durch die wiſſenſchaftlichen Einſichten in den geiſtig-natürlichen Schöpfungsproceß. Man muß der nur ſinnbildlichen Wahrheit der Wundererzählungen offen geſtändig ſein und darf in dieſen keine hiſtoriſchen Vorgänge mehr erblicken wollen. Wenn aber dies und anderes feſtgeſtellt iſt im Geiſte, dann werden auch Einrichtungen danach getroffen werden können im Leben. Den Muth, dasjenige auszujäten, was ſie als Unkraut anſehen mußten, haben bisjetzt alle Reformatoren gehabt; — und ſollten eben wir ihn entbehren? Wenn früher ein Glaube verdrängt werden konnte durch einen neuen, werden wir einen in ſeinen Grundlagen erſchütterten Glauben nicht verdrängen können durch die Wiſſenſchaft — und zwar durch eine Wiſſenſchaft, welche die weſentlichſten Wahrheiten eben dieſes Glaubens feſthält und ſie in überzeugendem Licht erſcheinen läßt? Werden empfindſame Rückſichten auf die Gefühle der Gläubigen uns von der Erfüllung ernſter Pflichten abhalten, welche der Geiſt uns dictirt? Werden wir ſcheu zurückweichen vor einem ſogenannten Heiligen? Es gibt nichts Heiligeres in der Welt als die Wahrheit und ihre Verbreitung! Die religiöſe Symbolik war heilig, ſolange ſie den Seelen zur Erhebung diente und das Heil der geiſtigen Erkenntniß noch nicht an der Zeit war. Nun aber die Zeit für dieſe gekommen iſt, muß jene Symbolik weichen; und wer ſie für heiliger erklärt, als die Erkenntniß der Wahrheit, der verdient alles, nur keine ſchonende Rückſicht auf ſeine Gefühle.

Die Einrichtungen zu treffen der entſprechenden Belehrung und Erbauung, wenn die Erkenntniß der Wahrheit eine gewiſſe Verbreitung erlangt hat, das iſt nicht das Schwierigere, ſondern das Leichtere. Die Freiheit dazu iſt gegeben und kann uns nicht entriſſen werden. Die neuen Lebensformen ſind geboten durch die neuen Erkenntniſſe — wie ſollten wir ſie alſo nicht finden? Hat nicht bisjetzt noch jeder neue Glaube und jede neue Anſchauung ſie gefunden? Der Geiſt baut ſich ſeinen Leib; und das Talent der Verkörperung iſt verbreiteter, als die Gabe der Ideen, welche ohnehin der Praxis die weſentlichen Linien vorzeichnet. Solange das neue Haus noch nicht fertig iſt oder noch nicht bewohnt werden will, bleiben die alten ſtehen. Wer ſich dieſer bedienen will, bediene ſich ihrer: niemand wird ihn hindern! Wenn aber das Volk, wenn die Gemeinde das neue haben will, dann werden auch ſie durch niemand davon abzuhalten ſein.

Allerdings, ohne Kämpfe wird der große Neubau nicht ausgeführt werden. Aber wenn hat ſich jemals etwas Neues und Großes in der Welt feſtgeſetzt ohne Kämpfe? Daß uns das Herz zum Streit fehlen werde, macht uns keine Sorge! Wo die Ueberzeugung iſt, da will man Recht haben, und ſein Recht will man durchſetzen. Der Streit verſteht ſich von ſelber.

Siebenunddreissigster Brief.

Wenn wir die religiöſe Entwickelung der Menſchheit betrachten, müſſen wir uns überzeugen, daß der Glaube, der erſte Ausdruck des religiöſen Sinnes, Vorſtufe der Erkenntniß iſt. „Gleiches wird vom Gleichen erkannt“, lautet der allſeitig geltende Spruch der griechiſchen Philoſophie. „Gleiches wird vom Gleichen geglaubt“, iſt nicht minder wahr.

Heutzutage kann man von wohlgelaunten Skeptikern zuweilen hören: das ſei denn doch offenbar, wenn es auch einen Gott gebe, jedenfalls wolle dieſer von den Menſchen nicht erkannt ſein! Mag das einſtweilen auf ſich beruhen. Daß aber Gott von den Menſchen geglaubt ſein will, das hat er bewieſen. Soweit wir in der Geſchichte der Menſchheit zurückgehen, immer treffen wir den Glauben an ein Göttliches, den wir als von Gott gewollt und erregt anſehen müſſen. Nur bei den Thieren zeigt ſich dieſer Glaube nicht. Sie, weil ihnen der gottentſprechende Geiſt fehlt, können das Göttliche nicht nur nicht erkennen, ſie können es auch nicht glauben.

Es gibt einen Wahnglauben und einen Wahrheitsglauben. Der Wahrheitsglaube iſt der inſtinctmäßige Zug der göttlich gearteten Seele zu Gott. Und dieſer Glaube an Gott, der die Liebe zu Gott erzeugt und im Leben ſeiner Würde gemäß zu handeln ſtrebt, iſt ein wahres Mittel des Heils, eine Kraft der Selbſtveredelung und

Selbſterhöhung, die ſich in tauſenden und aber tauſenden von Beiſpielen bewährt hat. Der Glaube an Gott, der das Göttliche im Menſchen beweiſt, iſt etwas Heiliges und hat ſich als ſolches aufs reichſte bezeugt, indem er die Seelen der Geſchöpfe zum innigſten Bunde mit dem Schöpfer, zu den rühmlichſten Thaten und Werken geführt hat.

Trotzdem kann es bei dem bloßen Glauben an Gott nicht bleiben. Der Glaube ſchaut Gott nur in Sinnbildern an und gewinnt nie den ganzen Gott, wie er iſt. Der Glaube erlangt von Gott nur etwas und hat eine große Neigung, dieſes Etwas für das Ganze auszugeben und als ſolches zu verfechten. Der Glaube ſtellt Dogmen auf und ſieht in ihnen nicht nur den höchſten Ausdruck der Wahrheit, ſondern er ſieht alle Wahrheit in ihnen beſchloſſen. Er möchte die Menſchen zur Anerkennung dieſer Wahrheit — zu ihrem Heile! — zwingen. Wenn er einmal ſo weit gekommen iſt, dann iſt es Zeit, von ihm zu verlangen, daß er ſeiner Einſeitigkeit, ſeiner Unzulänglichkeit ſich bewußt werde und zur Erkenntniß fortſchreite!

Gott will nicht von den Menſchen erkannt ſein? Doch, mein humoriſtiſcher Zweifler! Gott läßt aber die Menſchen auch auf dieſem Gebiete den natürlichen Entwickelungsgang gehen. Dieſer Gang beginnt mit dem Glauben; und erſt dann, wenn alle Stadien des Glaubens durchlaufen ſind, führt er zur Erkenntniß. Zunächſt die Mythologie und die Religion bis zur geiſtigſten und wahrheitsreichſten; dann die Wiſſenſchaft — die Philoſophie.

Die kommenden Zeiten, die Zeiten der Philoſophie, werden beweiſen, daß Gott von den Menſchen auch erkannt ſein will.

Achtunddreissigster Brief.

Man hat von einer „Poeſie des Aberglaubens“ geſprochen. In der That hat auch der Aberglaube ſeine ſchönere Seite. Wie beruhigend iſt es, Vorkehrungen treffen zu können, wonach Haus und Hof, Stube und Stall vor Unheil bewahrt bleiben! Wie tröſtlich iſt es, daß man die guten Weſen, an die man glaubt, zu Schutz und Schirm gewinnen — die ſchlimmen aber verſöhnen, begütigen kann! Wie heimlich iſt es, dem kleinen Hausgeiſt ſeine Atzung hinzuſtellen und dafür die Gewißheit zu erlangen, daß Menſchen und Vieh von ihm nun keine Schelmſtreiche, ſondern freundliche Hülfe zu gewärtigen haben. Man ergibt ſich, nachdem alles geſchehen, dem ſüßen Gefühl der Sicherheit und genießt es von Grund aus.

Dieſe Poeſie des Aberglaubens berührt auch uns, obſchon wir denſelben nicht mehr theilen. Wir verſetzen uns in die Seele des Gläubigen, und ein Hauch des Wohlgefühls, das ihn beglückte, durchzieht uns. Wenn wir Phantaſie haben, uns in die Vorſtellungen dieſes

Glaubens zu vertiefen, und ſie liebevoll durchdringen, können wir ſie auch geſtalten und in künſtleriſchen Gebilden mit ihrer Poeſie alle Welt erfreuen.

Eine höhere Poeſie iſt dem Glauben — dem Wahrheitsglauben eigen. Den Allgütigen und Allmächtigen vor Augen zu haben, ſeiner Hülfe gewiß zu ſein, ihm in allen Fällen des Lebens unbedingt zu vertrauen, das erhebt uns über das Unheil, welches uns droht, und läßt uns feſt und muthig den größten Gefahren entgegengehen. Die religiöſen Geſänge aller Völker, insbeſondere die Pſalmen, beweiſen das. Welche Fülle von Troſt und Freudigkeit und Erhebung der Seele haben die Menſchen zu allen Zeiten aus der frommen Verehrung ihrer Götter geſchöpft! Mit welcher beglückenden Sicherheit haben ſie gewagt und gekämpft, weil die Gottheit den Drang des Muthes heiligte und für die Tugend, welche aushält bis ans Ende, den Kranz des Sieges bereit hatte! — Der Fromme, Gläubige hat nicht nur Freunde die er ſieht, er hat auch Freunde an die er glaubt, ohne ſie zu ſehen; und von dieſen Freunden, die beſtändig ſind, fühlt er ſich umgeben und geſchützt, auch wenn ihn jene, die er geſehen, verlaſſen haben.

Was der Glaube ſinnbildlich und bruchſtückweiſe ſchauen läßt, das bietet die Erkenntniß ganz und bringt es dem Geiſte, dem Herzen näher. Welch eine Vorſtellung, die Vorſtellung des vollendeten göttlichen Organismus! Die Anſchauung des Ganzen, das aus dem

Einen Allherrſchenden und allen ſeinen Sprößlingen beſteht, deren jeder in ſich vollkommen geworden iſt! Der Menſch, welcher dieſen wundervollen Organismus erkennt und ſeine Vollendung im Geiſte vorausnimmt, iſt erhaben über alle Unbilden der Zeitlichkeit. Er ſieht die Welt, ſo reich an Miſſethaten und Leiden, ſchon in der Herrlichkeit, in die ſie ſich nach allſeitig erkämpftem Siege erhöhen ſoll; und die Schauer, mit welchen die Greuel des Lebens ihn erfüllen, gewinnen bei dieſer Viſion den Charakter tragiſcher Poeſie. Ueber alle Anwandlungen der Schwäche triumphirt in ihm der Troſt, welchen das erkannte ſelige Ziel der Schöpfung gewährt.

Poeſie und Kunſt, wie können ſie nur aufblühen in dieſer Welt rauher und roher Wirklichkeit? Wie können irdiſche Menſchen, dieſe bedingten, beſchränkten Weſen, ihrer fähig werden?

Poeſie und Kunſt ſind das Erzeugniß der Seelen, welche das Ideal der Organiſation, das Ideal der Schönheit in ſich tragen, geiſtig anſchauen und den Stoff danach geſtalten lernen. Dieſe Fähigkeit können ſie nur von dem abſoluten Geiſt haben, der ewigerweiſe allen Stoff (ſeine eigene ewige Natur) organiſirt und verklärt und ſich mit ihr in das Urbild aller Schönheit wandelt. Der göttliche Geiſt, das iſt der wahre Dichter und Künſtler! Er will nur die höchſte Vollendung ſeiner Geſchöpfe, die reinſte Harmonie der Seele und der Geſtalt, ihres Gleichniſſes. Er will nur das ſchönſte Ganze in den ſchönſten Gliedern, und er ruht nicht, bis er es zu Stande gebracht. Er will die tiefſte Eigenthümlichkeit, den höchſten Reichthum, die vollkommenſte Durchbildung aller Figuren ſeines Kunſtwerks. Er will mit allen die Darſtellung einer nur für ihn überſchaubaren, für alle Geſchaffenen unendlichen Mannichfaltigkeit. Und er gibt nicht ſchöne Bilder des Lebens, er führt die Lebenden ſelber in Schönheit. Seine Kunſtwerke ſind — ſie arbeiten ſich mit ſeiner Hülfe ſelber in Schönheit aus. Die Schönheit ſeiner Gebilde iſt Wirklichkeit.

Von Ihm, dem abſoluten Geiſt, der mit ſeiner Natur ſich ewig ſelber in Schönheit faßt, haben die Menſchen die Fähigkeit, Ideale zu denken und die Gleichniſſe derſelben zu dichten, zu ſingen, zu malen, zu bilden und zu bauen! Die wahrhaft großen Künſtlerſeelen haben das auch von jeher gewußt oder geahnt und ahnend geglaubt. Nur heutzutage finden ſich Künſtler und Poeten, welche das Schöne darſtellen wollen, ohne ſich zu fragen, woher ſie die Kraft dazu bekommen! Künſtler und Poeten, die ſich in keiner Art darüber wundern, daß ſie die Gabe der Idealiſirung beſitzen, während es doch nach ihrer Anſicht einen Geber dieſer Gabe gar nicht gibt! Sie ſuchen das Schöne darzuſtellen in einer Welt, von der ſie glauben, daß ſie ſtets in Ungeſtalt verbleiben werde und nie zum vollendeten Organismus, zum ſchönen Ganzen erhöht werden kann. Darum glauben ſie auch nicht an die Fortdauer und die Vollendung ihres eigenen Weſens, was ſie doch ſchon deswegen müßten, weil das, was ſie können — den Stoff idealiſiren — der Urheber ihres Lebens ohne allen Vergleich beſſer können muß als ſie.

Das Verhalten dieſer Künſtler und Poeten iſt von großer Naivetät. Daß ſie mit dem Idealiſirungsvermögen ausgeſtattet ſind, finden ſie ganz natürlich; daß aber ebendarum, weil ſie, die gewordenen Weſen, dieſes Vermögen beſitzen, es dem Ewigen in unvergleichlich höherm Grade eigen ſein müſſe, daran denken ſie nicht. Sie haben nun auch von ſich ſelber den unſchönſten Begriff. Einer Idealiſirungsgabe theilhaftig, von der ſie nicht wiſſen, woher ſie kommt, glauben ſie, daß der Geiſt, womit ſie im Leben idealiſirt haben, im Sterben Nichts werde! Ein Geiſt, der während des Lebens in ſeiner Weiſe göttlicher iſt als das All, wie ſie ſich's vorſtellen — ein ſolches mächtiges und bewundernswerthes Etwas ſoll Nichts werden können! Welch ein Widerſpruch! Und welch ein abſolut proſaiſcher Ausweg!

Allerdings, mit dem Geiſt und der Idealiſirungsgabe eben dieſer Künſtler und Poeten hat es auch ſeine eigenthümliche Bewandtniß. Die Gabe der Idealiſirung hat in ihnen einen blos natürlichen Charakter — ſie entbehrt der Weihe. Ihre Gebilde ſind reizend und appetitlich für die Welt, aber nicht ſchön, erhaben und göttlich für die Geiſter, die Gott erkennen und in der Anſchauung des Ewigen leben.

Habe man keine Sorge, daß Gott nicht ein beſſerer Künſtler ſei als der Menſch! Keine Sorge, daß dem Menſchen eine Kraft eigen ſein könne, die Gott nicht im höchſten Maße beſitze! Keine Sorge, daß Gott ſeinen Stoff ungeſtaltet und wüſt laſſen könne, während der menſchliche Künſtler den ſeinen ſo ſchön als möglich zu bilden ſtrebt! Keine Sorge, daß Gott weniger Liebe zu ſeinem Stoff haben könne, als der menſchliche Künſtler zu dem ſeinen! Nein! Gott iſt der abſolute Künſtler — und das iſt eben ſein vollkommenſter Begriff! Er verklärt nicht nur die Natur, ſondern auch den Geiſt — er verklärt auch die Verklärer, die menſchlichen Künſtler! Die Schöpfung, post tot discrimina rerum, in die Schönheit und Poeſie des ewigen Lebens zu führen, das iſt ſein göttliches Wollen und Können!

Neununddreissigster Brief.

Die Wiſſenſchaft überblickt das Ganze, ſie zieht alles in ihren Kreis und läßt nichts draußen.

Für ſie gibt es kein Draußen, daß ſie nicht mit ihrem Innen zu verbinden ſtrebte.

Die Wiſſenſchaft gründet demgemäß keine Kirche, die ein Staat im Staate wäre; ihr Abſehen iſt darauf gerichtet, nach ihren Ideen die Welt zu organiſiren und die wahre Gotteserkenntniß und Gottesverehrung zur allgemeinen zu machen.

Der bisherige Gegenſatz von heilig und profan wird unter ihrer Herrſchaft aufhören. Die Religion wird Sache der Menſchheit werden und ihren ſegnenden Einfluß auf alles erſtrecken, was menſchlich iſt. Das kann nur die Religion des erkennenden Geiſtes, der alles nach ſeinem eigenthümlichen Weſen zu beurtheilen und jeden Gegenſtand in die ihm gemäße Vollendung zu erheben ſtrebt. Der Wille und die Fähigkeit, gerecht zu ſein nach allen Seiten, iſt nicht nur die Vorausſetzung der wahren, ganzen Wiſſenſchaft, ſondern ebenſo die Vorausſetzung der wahren Religion und der höchſten religiöſen Cultur.

Ich will für die Zukunft (um dies nochmals zu ſagen!) keinen Himmel auf Erden prophezeien. Das Leben auf der Erde wird immer ein Kampf mit dem Princip ſein, das alle guten Schöpfungen zu ſtören und zu vernichten ſtrebt und ſich zur Ausführung ſeiner Abſichten unter den Menſchen immer die rechten Organe zu verſchaffen weiß. Je geiſtiger die Menſchheit wird, um ſo geiſtiger werden auch ſeine Mittel der Verderbung ſein. Aber die kommende Zeit wird doch ihren Charakter einer Stufe der Ausgleichung, der harmoniſchen Ganzheit, nicht verleugnen. Die zweckmäßigſten und bildendſten Einrichtungen des Lebens werden in ihr erſtehen, blühen und gedeihen und nicht in Verfall gerathen, bevor ſie nicht ihre heilbringenden

Wirkungen gethan haben. Die Menſchheit, die nicht nur genießen, ſondern arbeiten und kämpfen und nur das Erarbeitete und Erkämpfte genießen will, ſie mag dieſer Zeit getroſt entgegenſehen und entgegengehen!

Vierzigſter Brief.

Damit, beſter Freund, haſt Du meine Gedanken über die Religion, welche ich die „Religion des Geiſtes“ nennen muß und von der ich glaube, daß ſie die Religion der kommenden Zeit ſein werde.

Meine Abſicht war, einleuchtend zu machen: daß das ewige — ewig vollkommene Weſen nichts anderes hervorbringen wollen kann, als Weſen; daß es nichts anderes wollen kann, als dieſe Weſen zur höchſtmöglichen Vollendung gelangen zu laſſen; daß es alſo dieſe Weſen prüfen muß, weil die höchſte Vollendung nur in der Bewährung, in der Selbſtvollendung beſteht; daß dieſe Prüfung von einem Theil der Geſchöpfe nicht beſtanden worden und dadurch in die Schöpfung der Krieg gekommen iſt, in welchem wir uns annoch befinden; daß das Böſe nicht ewigerweiſe wirklich ſein kann, aber möglich ſein muß, weil es ohne dieſe Möglichkeit keine Prüfung und keine Bewährung, keine Tugend und keine Selbſtvollendung geben könnte; daß das mögliche Böſe im Abfall der entſprechenden Weſen von Gott zum erſten mal verwirklicht worden und daß dieſer Abfall die allein zureichende Urſache des jetzt exiſtirenden Böſen iſt; daß aber das Böſe, welches angefangen hat, auch wieder enden wird, nachdem es von dem Herrn des Guten und des Böſen in Wahrung der Freiheit und der ſittlichen Intereſſen der Kämpfenden überwunden worden; und daß alsdann das Leben des ewig Vollkommenen mit den vollkommen Gewordenen beginnen wird — das ewige Leben, in welchem Gott, nach Herſtellung der reinſten Harmonie mit ſeiner Schöpfung, in Wahrheit Alles ſein wird in Allem.

Ohne dieſe Erkenntniſſe gibt es keine Religion des Geiſtes! Sie allein befähigen das Geſchlecht, Natur und Geiſt, Heiliges und Profanes, immer edler und ſchöner auszugleichen und die letzten großen Werke der Menſchheit zu vollbringen.

Es iſt wahrlich Zeit, daß der feindliche Gegenſatz des Religiöſen und des Natürlichen gehoben werde durch den Geiſt, der beides nach der Wahrheit zu beurtheilen vermag. Immer noch ſehen wir Menſchen, welche ſich vor der Natur fürchten um ihrer Religion willen, und andere, welche ſich vor der Religion fürchten um ihrer Natur willen. Jenen wird's unheimlich in der Sphäre der Natur, und dieſen wird's noch unheimlicher in der Sphäre der Religion. Welche von beiden mehr Schwäche des Geiſtes und Charakters verrathen, iſt ſchwer zu ſagen. Ueber dieſe Schwäche, dieſe Feigheit des Geiſtes, hebt die Erkenntniß, die uns des gerechten Urtheils fähig macht, hinweg — und darum iſt ſie jetzt das Erſtrebenswertheſte, das Heiligſte. Geiſt und Natur ſind in Wahrheit nicht gegeneinander, ſondern füreinander; aber auf heilvolle Weiſe ſind ſie für einander nur unter gewiſſen Bedingungen. Dieſe Bedingungen muß man erkennen und erfüllen, wenn die Segensharmonie der beiden ewigen Lebensmächte auch auf Erden annähernd erreicht werden ſoll.

Das irdiſche Leben ohne Religion iſt ein Leben ohne Weihe. Wenn aber den Menſchen bisjetzt nur Formen der Religion ſich geboten haben, die nicht nur gaben, ſondern auch nahmen — die den freien Seelen zu nehmen trachteten, was ihnen mit Recht lieb und theuer war: ſollten nicht eben dieſe Seelen der „Religion des Geiſtes“ ſich zuwenden, die nur ſpendet, nur bereichert, nur bildet und nur vollendet? Unter ihrer Herrſchaft wird es keinen Streit mehr geben zwiſchen Geiſt und Natur, ſondern nur einen Kampf des gotterkennenden Geiſtes mit der Natur, die gemein ſein und bleiben will.

Aber nun muß ich ſchließen. Ich habe Deine Geduld ſehr in Anſpruch genommen, und Du biſt wol eher des Leſens müde geworden, als ich des Schreibens. Allein mich bewegte die Ausſicht auf eine Zeit des Friedens unter den Menſchen, welche ich mit herbeiführen möchte. Der abſolute Friede iſt nicht für dieſe

Welt; aber der Friede zwiſchen den Guten, den Verſtändigen, den Vernünftigen und Edeldenkenden, die ſich bisjetzt, in Parteien zerſpalten, auch feindſelig bekämpft haben: dieſer Friede iſt möglich — und er wäre der Menſchheit endlich zu gönnen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Melchior Meyr.

Melchior Meyr.

Biographiſches. Briefe. Gedichte.

Aus ſeinem Nachlaſſe und aus der Erinnerung

herausgegeben

von

Max Graf von Bothmer und Moriz Carriere.

> „Man wird wieder auf Gott kommen, wenn man ſieht, daß die Widerſprüche des Lebens und Denkens nur durch eine ſolche Macht gehoben werden können."
>
> Melchior Meyr, Gedanken.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1874.

1401.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Melchior Meyr hat mir ſeine Papiere hinterlaſſen. Wenn alſo ſeine Biographie geſchrieben werden ſollte, ſo befand ſich das weſentlichſte Material dazu in meinen Händen. Zudem beſitze ich aus vieljährigem vertrautem Verkehr mit ihm eigene Aufzeichnungen, welche zu ſeinem Verſtändniſſe Einiges beitragen können. Ich habe daher geglaubt, die Erfüllung des Wunſches, daß ſeinen nachgelaſſenen „Gedanken“ ein Band Biographie angereiht werden möge, in meine Hand nehmen zu ſollen. Ueber die Art, wie ich dieſe Aufgabe zu löſen ſuchte, bin ich einige Erklärung ſchuldig.

Vor allem ſchien es mir wichtig zu ſein, den Verſtorbenen ſelbſt reden zu laſſen. Ich habe daher die „Erinnerungen an Friedrich Rückert“, welche viel Selbſtbiographiſches enthalten, vorausgeſchickt, dann meine Darſtellung ſoviel als möglich mit Stellen aus den nachgelaſſenen Heften belebt, endlich das Werk mit einer Auswahl von Gedichten und Briefen geſchloſſen. Ich hätte aus den vorgefundenen Tagebüchern und ſonſtigen Aufzeichnungen noch viel mehr geben können; aber die Zeit hierfür ſchien mir um ſo weniger ſchon gekommen, als ſein letzter Wille mich wiederholt zur Discretion bei ihrer Benützung auffordert. Sollte, wie ich hoffe, einſt eine Geſammtausgabe der Werke Meyr's zu Stande kommen, ſo dürfte meine Skizze ein willkommenes Material ſein für den Darſteller eines reicheren Lebensbildes.

Wo ich in der nachfolgenden Schrift mich ſelbſt einführte, geſchah es in der Rolle des Geſinnungsgenoſſen. Ich habe auch bei ſpäterer reiflicher Erwägung nichts hieran geändert, weil ich mir das einzige Verdienſt nicht ſchmälern wollte, des Verſtorbenen Freund geweſen zu ſein. Aber ſollte es nicht auch ein Freundſchaftsdienſt ſein, wenn ich hier mit ein paar Worten ein Hinderniß wegzuräumen trachte, welches er ſelbſt der Anerkennung ſeiner ſchönſten Leiſtungen in den Weg legte? — Meyr hat bekanntlich in dem Werke „Gott und ſein Reich" und in vielen Aufſätzen ein Syſtem aufgeſtellt, welches in dem zweiten Titel jenes Werkes ſich als „philoſophiſche Darlegung der freien göttlichen Selbſtentwickelung zum allumfaſſenden Organismus" ankündigt; und er hat feſt darauf beharrt, daß dies philoſophiſch wiſſenſchaftliche Erkenntniß ſei. Die zeitgenöſſiſche Philoſophie hat in den meiſten ihrer Vertreter dieſen Anſpruch nicht anerkannt, und es dürfte auch für die Freunde Melchior Meyr's gerathen ſein, denſelben nicht weiter zu erheben; denn Manches, was unter der Rubrik des ſtreng-wiſſenſchaftlich Erweislichen mit Kopfſchütteln abgelehnt wurde, erfreut ſich vielleicht einer günſtigen, ja einer begeiſterten Aufnahme, wenn es, in das Grenzgebiet des Wiſſens und Glaubens geſtellt, als gemeinſchaftliches Product des Denkens und Dichtens zum Zwecke einer befriedigenden Welterklärung betrachtet wird.

Meyr war nicht ungerecht gegen das inductive Forſchen, er erkannte vielmehr deſſen vollen Werth; aber ebenſo war er von der Nothwendigkeit überzeugt, ſich zu einem Centralpunkte aufzuſchwingen und aus dieſem die Welt zu deduciren. Angeſichts der Thatſachen des menſchlichen Geiſtes ſchien ihm jenes Centrum nicht nur Natur, ſondern auch ſelbſtbewußter Geiſt ſein zu müſſen. So ſtellte er das Vollkommene an den Anfang der Dinge und ließ die in Gott liegenden Potenzen ſich zu einer Schöpfung ausgeſtalten, welche mit gottnächſten Weſen beginnt und mit gottfernſten endigt. Dieſe Weſenleiter, inſofern ſie auch den Abſtand zwiſchen Gott und den Menſchen auszufüllen trachtet durch perſönliche Weſen, war ihm von einer wiſſenſchaftlichen Evidenz, welche ſie wol nicht beanſpruchen konnte. Vielleicht hat ſie als geniale Intuition, als erhabene Poeſie deſto größern Werth. Scheint es doch die Aufgabe unſerer Zeit zu ſein, die Gebiete des Wiſſens und Glaubens ſorgfältig auszuſcheiden, ohne damit dem letzteren ſeinen Werth benehmen zu wollen! Und dabei iſt das Eigenthümliche, daß nicht nur das Wiſſen volle Freiheit in Anſpruch nimmt, ſondern auch der Glaube nicht als das Fürwahrhalten auf Grund einer Auctorität, ſondern als nothwendige Ergänzung des exacten Wiſſens auf Grund der ſinnlich nicht erkennbaren Thatſachen des Gemüthes gelten will. Gleichlaufend hiermit ſtrebt die Pſychologie neben dem Verſtande auch andere Seelenvermögen, z. B. die Phantaſie, als Erkenntnißmittel zu Ehren zu bringen. Die Philoſophie ſchreitet in dieſer Hinſicht vorſichtig vorwärts und ſucht vor allem die Grundlagen feſtzuſtellen, ehe ſie wieder ein Ganzes ſyſtematiſch aufzubauen wagt. Aber letzteres bleibt denn doch ihre eigentliche Aufgabe, welcher ſie durch den Kampf gegen die Uebergriffe einiger Naturforſcher nur zeitweilig entfremdet werden kann. Und das Herz der Menſchheit kann nicht warten, bis dieſe Fehde ausgefochten ſein wird; das religiöſe Gefühl kann für ſich allein, ohne daß etwas dabei gedacht werde, nicht volle Befriedigung gewähren. Als ein Verſuch, daſſelbe ohne Widerſpruch mit dem, was im engeren Sinne Wiſſenſchaft genannt wird, zu Worte kommen zu laſſen — warm und voll — wird Meyr's philoſophiſche Theologie vielleicht Manchen befriedigen, wobei nicht unbemerkt bleiben mag, daß in der „Religion des Geiſtes", jener Sammlung von Gedichten, welche die innigſte Gottesliebe zum Ausdruck bringen, das Verhältniß des Menſchen zu Gott als ein unmittelbares erſcheint, und daß ſonach die vermittelnden Zwiſchenweſen, deren Meyr zum Bau ſeines Syſtems bedurfte, für das Bedürfniß des Herzens weniger nöthig ſein möchten. Vielleicht kann man ſie als ein Gerüſte betrachten, welches ſeinen Zweck erfüllt hat, wenn die Verſchmelzung des menſchlichen Geiſtes mit dem göttlichen vollzogen iſt.

Was das religiöſe Gefühl unbedingt verlangt, iſt meines Erachtens das Vorhandenſein eines vernünftigen Weltplans und einer leitenden Verſehung. Meyr hat dieſer Forderung durch eine ſucceſſive und zuſammenhängende Schöpfung von Weſen, ſowie durch eine Heilsordnung zu genügen geglaubt, welche ſich nicht allzu weit von der chriſtlich-kirchenväterlichen Speculation entfernt, während die neuere Philoſophie die Kluft zwiſchen Gott und Menſch in anderer Weiſe ausfüllen, die Güte des abſoluten Weſens gegen die endlichen Geſchöpfe in anderer Weiſe erweislich machen will. Sie fürchtet eine Einengung des Forſchungsgebietes, wo Meyr deſſen Bereicherung erblickt. In Einem Punkte treffen die Anſichten doch zuſammen, darin nämlich, daß auch für jene Gedanken, welche in das Gebiet des Glaubens fallen, volle Freiheit in Anſpruch genommen wird. Und damit verſteht ſich's von ſelbſt, daß Meyr kein neues Dogma aufſtellen wollte, ſondern eine Verbindung von Ideen, über welche ſich Jeder ſchlüſſig machen kann, ob er ſie annehmen will und kann, oder nicht. Der endlichen Erkenntniß wird es nie gelingen, die ganze Fülle des äußern und innern Lebens in ein Syſtem aufzunehmen; nichts deſto weniger hat jede tüchtige Syntheſe das Gute, in das Wirken und Schaffen des Menſchen die Kraft der Einheit zu bringen. Und dies war bei Meyr in hohem Grade der Fall. Ob er die Weltgeſchichte mit philoſophiſchem Auge betrachtete oder den Bewohnern eines Dorfes ihr engbegrenztes Treiben ablauſchte — ob er den Kampf des Ethiſchen mit dem phyſiſch Unfreiwilligen in den gebildeten Kreiſen ſchilderte oder ſeinen Blick in Gott, das von Ewigkeit verwirklichte Ideal, verſenkte — all ſein Denken, Dichten und Handeln war aus Einem Guſſe, und dieſer Guß war das edelſte, aus Natur, Gemüth und Geiſt legirte Metall.

Es mag hierbei zugegeben werden, daß Meyr in ſeinen Romanen und Dramen nicht immer das Ideal erreichte, welches ſeine eigene Theorie verlangte; in den erſtern iſt manchmal zu viel unverhüllte Philoſophie, in den letztern zu wenig ſinnlich ergreifendes Leben. Man würde jedoch irren, wenn man im Mangel an productiver Phantaſie die Urſache davon zu finden glaubte. Meyr ſuchte mit Recht die Aufgabe der Phantaſie in dem zuſammenhängenden Wachſen und Werden des Kunſtwerks von innen heraus, alſo in der ſorgfältigen Motivirung der Charaktere und ihrer Handlungen. Bunte und ſpannende Situationen ſchienen ihm kein Product echt ſchöpferiſcher Phantaſie zu ſein; und dem

Publikum, welches an ſolchen Dingen Geſchmack findet. ſtatt des Künſtlers Bauplan ſelbſtdenkend ſich zu eigen zu machen, ſtellte er kein rühmliches Zeugniß äſthetiſchen Urtheils aus. Meyr betonte in Religion und Poeſie den Geiſt, das Streben nach Klarheit und die auf dieſem Wege erzielte Verklärung. Möglich, daß dieſer große und in ſolcher Beſtimmtheit neue Zweck die Gefälligkeit beeinträchtigte! Dies gilt zum Theil auch von ſeinen Gedichten und deren abſichtlich ſchmuckloſer Einfachheit! Seine Dichtungen verſchmähen den bloßen Naturreiz; ſie wollen gefühlt und durchdacht ſein. Er hielt die Natur hoch, aber Gemüth und Geiſt höher, weil ſie ihm als Natur in höherer Potenz erſchienen. Er trachtete mit allen Kräften nach der Poeſie des Geiſtes, aber nicht danach, die Natur zu vernichten, ſondern den Dualismus von Dienendem und Herrſchendem, von Nothwendigkeit und Freiheit in Harmonie zu bringen, das Eine Sein als Bewußtſein zu faſſen. Er war im beſten Sinne des Worts Moniſt; ob es ihm gelungen, das alte Räthſel der Löſung näher zu bringen und den Dualismus in vernunftbefriedigender Weiſe zu beſeitigen, mögen Andere entſcheiden! Meyr hat bekanntlich gegen Darwin und die Deſcendenztheorie keine abwehrende Stellung eingenommen; er hat nur behauptet, ſie bedürfe einer Ergänzung, ohne welche aus dem Niedern das Höhere nimmermehr entſtehen könne. Ein Affenpaar vermöge wohl auf natürlichem Wege einen Menſchen zu zeugen, aber doch nur, wenn das unterſcheidende Höhere irgendwie hinzutrete. Und dieſe Zuthat ſchien ihm von überſinnlichen Weſen kommen zu müſſen, welche, ohne die Naturgeſetze zu ſtören, thätig in das ſinnenfällige Leben eingreifen wie etwa der menſchliche Wille in den Cauſalnexus der Erſcheinungen. Auch hinter dem Menſchengeiſte ſelbſt glaubte er innerlichere Geiſter annehmen zu ſollen, welche auf ſein Denken und Wollen anregend und bereichernd einwirken. Ohne dieſe Annahme ſchien ihm kein Fortſchreiten der Menſchheit, keine geniale Production möglich zu ſein. Und ebenſo glaubte er das Böſe nicht als einen bloßen Mangel, der dem Endlichen anhaftet, erklären zu können; ſondern die Intenſivität, die Schadenfreude, mit der es ſeine Fäden durch das Daſein zieht, wies ihn auf ein Reich des Böſen über der Menſchenwelt. Das Böſe oder vielmehr der Böſe iſt ihm die Gotteskraft der Negation, welche für die freie Schönheit der Poſition unerläßlich und daher ſchuldlos iſt, ſolang ſie willig als Mittel der Bewährung für alle Wahlfähigen dient. Der mächtige Gottesſohn iſt aber nicht ſchuldlos geblieben; er hat die Kraft, welche zur Verherrlichung Gottes dienen ſollte, feindſelig gegen Gott und ſeine Schöpfungen gerichtet, und zahlloſe Geiſter ſind durch ihn zum Abfall gebracht worden. Zum Falle brachte der Böſe auch jene paradieſiſche Welt, von welcher die jetzige das Zerrbild, ja das gerade Gegentheil iſt, letzteres deshalb, weil der Geiſt, welcher herrſchen ſollte, ſich in der jetzigen Welt mühſam und leidensvoll unter der Laſt der Materie hervorarbeiten muß. Meyr reichte hier dem Peſſimismus die Hand, aber mit der weſentlichen Einſchränkung, daß die furchtbare Tragödie nicht ohne Zweck, daß ſie vielmehr das tauglichſte Mittel ſei, um alles Abgefallene unter Mitwirkung der göttlichen Mächte vom Uebel der Gottentfremdung zu erlöſen. Der Naturwiſſenſchaft, deren Wege er nicht kreuzen wollte, und der Philoſophie mag das Alles zu poetiſch ſein; dem religiöſen Gefühle Vieler bietet es vielleicht willkommene Vorſtellungen. Meyr läßt ſich durch kein Dogma binden; wo er glaubt, glaubt er keiner Auctorität, ſondern der innern Stimme, welche ihm Gottes Geheimniſſe enthüllt. Freiheit des Forſchens iſt ihm vor Allem heilig, aber er will dieſe Freiheit auch gegen die Gegner des alten Glaubens gewahrt wiſſen. Wo er im Alten Wahrheit, wenn auch fortbildungsbedürftige findet, verlangt er, daß man ſie anerkenne. Um offenen Auges in die Sinnenwelt zu blicken, glaubt er es nicht für das Ueberſinnliche ſchließen zu müſſen; und um muthig in das irdiſche Daſein einzugreifen, ſcheint ihm der Glaube an die höhere Welt nicht hindernd, ſondern förderlich zu ſein.

Für diejenigen, welche Meyr aus ſeinen Werken kennen, ſowie für jene, deren Aufmerkſamkeit auf dieſelben ich erregen möchte, wird dieſe Vorrede um ſo mehr lang genug ſein, als ich mich in der nachfolgenden Biographie noch öfter ſelbſtredend einführe. Dennoch muß ich im Hinblicke auf die Geiſteskämpfe unſerer Zeit das Eine anfügen: Melchior Meyr wollte die natürliche Weltordnung durch kein Wunder geſtört ſehen, weil er wußte, daß damit alle Sicherheit der Erkenntniß und darauf gegründete Beherrſchung der Naturkräfte unmöglich würde. Aber vor Allem lag ihm die ſittliche Weltordnung am Herzen, und um ſie zu begründen, entrollte er eine Wunderwelt geiſtiger Vorgänge und Weſen und brachte ſie in Rapport mit dem geiſtigſittlichen Innern des Menſchen. Mittels dieſer Organe hat Gott die Welt nicht blos erſchaffen, mittels ihrer iſt er auch der Allgegenwärtige, Allmächtige. Sie bilden eine ununterbrochene Kette zwiſchen ihm und den Menſchen überhaupt, den bahnbrechenden Genien insbeſondere. Der menſchliche Genius iſt ſohin nicht nur toto coelo geringer als Gott, in welchem wir den abſoluten Genius anzuſtaunen haben, ſondern in den Schöpfungen jedes Genies wirkt Gott durch ſeine Organe mit. In gemeinſchaftlicher Arbeit der Menſchen und der höheren Geiſter ſoll die Materie unter die Herrſchaft des Geiſtes, die Natur unter die ſittliche Weltordnung gebeugt werden. Aber die Vervollkommnung der Menſchheit auf Erden iſt nicht Gottes letztes Ziel, vielmehr bloßes Mittel, um ſelbſtthätig bewährte Bürger des Gottesſtaates zu gewinnen, welcher das Werk der Schöpfung krönen ſoll. Meyr tritt hiermit ganz entſchieden der Meinung entgegen, als ob die Gattung, die Menſchheit, das jetzige Univerſum die Hauptſache, dagegen die Perſon, der Menſch, nur Nebenſache ſei. Vielmehr umgekehrt iſt die Hingabe an das Allgemeine, welche auch er fordert, nur der Weg, welchen das mit eigenem Leben begabte Weſen zurückzulegen hat, um ſeine rechte Stelle im jenſeitigen Ganzen zu gewinnen. Nicht eine Sache, ein Geſammtbegriff ohne eigenes Leben, kann zum Endzweck erhoben werden; dies kann nur mit den Trägern des Lebens, mit perſönlichen Weſen geſchehen. Um die Herſtellung freier Harmonie zwiſchen Gott und allen ſelbſtbewußten Weſen kann es allein ſich handeln; daraus folgt, daß nichts unvergänglicher ſei als das Individuum, das Ich. Die Erde und mit ihr die Menſchheit wird vergehen, nicht aber das geiſtige Weſen, welches auf ihr und für ſie im Kampfe geſtanden. Mag man auch dies als Poeſie, als Product der Phantaſie bezeichnen, ſo wird man ihm ſchwerlich die Uebereinſtimmung mit den Anforderungen des Gemüthes und die lebendige Triebkraft zu allem Guten und Großen abſprechen!

München, im Sommer 1874.

Max Graf von Bothmer.

Inhalt.

Seite.

- **Vorrede** . . . V
- **Aus meinem Leben. Erinnerungen an Friedrich Rückert. Von Melchior Meyr** . . . 1
  - Kurze Bildungsgeſchichte des Verfaſſers . . . 3
  - Brieflicher Verkehr mit Friedrich Rückert . . . 24
  - Perſönlicher Verkehr mit Friedrich Rückert . . . 49
  - Erlebniſſe in München. Briefwechſel mit Rückert. Störung des Verhältniſſes . . . 78
  - Wiederanknüpfung. Rückert in Berlin . . . 91
- **Erinnerungen des Herausgebers an Melchior Meyr** . . . 115
  - 1862—1864 . . . 117
  - Aus meinem Tagebuche 1865 . . . 150
  - Das Jahr 1866 . . . 161
  - 1867 und 1868 . . . 179
  - 1869 bis zum Krieg 1870 . . . 210
  - 1870—71 . . . 229
- **Biographiſche Skizzen** . . . 247
  - Von Ehringen bis Berlin. 1810—40 . . . 249
  - Berlin 1841—52 . . . 266
  - Ebermergen und München 1852—62 . . . 280
- **Gedichte** . . . 297
- **Briefe** . . . 357
  - I. An Melchior Meyr . . . 359
  - II. Von Melchior Meyr . . . 385

Aus meinem Leben.

Erinnerungen an Friedrich Rückert.

Von

Melchior Meyr.

Kurze Bildungsgeſchichte des Verfaſſers.

Wenn ich die Geſchichte meines Verhältniſſes und Umgangs mit Friedrich Rückert erzählen ſoll, muß ich zunächſt einen Blick werfen auf meine eigene geiſtige Entwickelung und auf die Beſtrebungen, von denen ich erfüllt und geleitet war, als ich dieſe Bekanntſchaft machte. Ich trat mit Rückert in brieflichen Verkehr im fünfundzwanzigſten und in perſönlichen im ſiebenundzwanzigſten Jahre meines Lebens. In jener Zeit hatte ich ſchon einen feſten geiſtigen Standpunkt erlangt, und dieſen muß man kennen, wenn man die Art meiner Beziehungen zu dem Dichter und Denker richtig beurtheilen will.

Die Triebe zu poetiſcher Empfindung und Vorſtellung und zu philoſophiſchem Nachdenken, welches auf das Ziel der Erkenntniß gerichtet iſt, traten in mir früh hervor. Mit beiden fühlte ich mich zu den Werken derjenigen unſerer Claſſiker hingezogen, welche zugleich Denker und Männer der Wiſſenſchaft, hauptſächlich aber doch Poeten waren — zu Goethe und Schiller. Die Schriften der Philoſophen waren mir im zweiten Jahrzehnt meines Lebens noch zu ſehr Gedankenarbeit und zu ſchwer, und darin lag auch der Grund, warum ich Leſſing noch nicht ähnlich wie die genannten zu würdigen vermochte. Die Werke jener beiden Genien las ich mit unausſprechlichem Genuß und unerſchöpflichen Anregungen. Goethe hatte aber den Vorzug. Der reine Naturton in ſeinen Dichtungen wirkte mächtiger, tiefer auf mich als die Pracht der Schiller'ſchen Darſtellung, und auch in ſeine Gedankenwelt folgte ich ihm lieber und vertrauensvoller. Der erſte Theil des „Fauſt“ war mir das Buch der Bücher; ich las es wieder und wieder, mit Entzückungen, die ich gegenwärtig kaum mehr zu ſchildern vermöchte. Als Ansbacher Gymnaſiaſt, fünfzehn Jahre alt, hatte ich eine Ferienarbeit zu liefern, wozu mir das Thema freiſtand. Ich übergab dem Profeſſor eine „Erklärung des Goethe'ſchen Fauſt“. Freilich war ſie danach und verrieth die Welt- und Herzenskenntniß des Fünfzehnjährigen, aber ſie offenbarte doch zugleich meine tiefſte Neigung und Richtung.

Während meines Aufenthalts in Ansbach (1824—26) geſellte ſich den beiden großen Lieblingen ein dritter, der ſogar dem bevorzugten den Rang ablaufen wollte: Shakſpeare. Er, mit ſeinen Dramen, übte auf den Empfänglichen den höchſten Zauber und wirkte durch ſeinen Tiefſinn und ſeine beſtrickende Phantaſie ebenſo wie durch ſeine Naturfriſche und durch das Mark ſeines Ausdrucks auf mein Innerſtes. „Fauſt“ hatte einen Rival erhalten in „Hamlet“. Welchen von beiden ich öfter geleſen habe, könnte ich nicht ſagen.

Man würde mich aber verkennen, wenn man glaubte, ich hätte mich, zumal in den jetzt folgenden Jahren, meinen Lieblingsautoren unbedingt hingegeben und aus ihnen mein poetiſches Material gezogen. Dafür war ich viel zu lebensfriſch und zu verlangend auf das Leben ſelber gerichtet. Die Natur und die reale Welt, in froheſter Theilnahme poetiſch geſehen und empfunden, erſchienen mir doch noch reizender, reicher und ergreifender als auch die Werke jener Genien. Ich folgte dem Drange meines Herzens, lebte und erlebte, und alles Glück, das in der jugendlichen Seele aufglühte, wurde mir zu Poeſie. Die Poeſie war mir Leben, Leben in der Wirklichkeit, im Gefühl und in der Phantaſie. Darſtellen, ausführen, konnte ich noch nichts, und, einige Verſuche abgerechnet, wollte ich's auch nicht. Ich begnügte mich, glücklich zu ſein, die Bilder des Glücks im Herzen zu behalten und die ſchönſten und eigenthümlichſten aufzuzeichnen als Material für künftige Behandlung. Je weniger ich geſtalten konnte, um ſo fähiger war ich zur Erzeugung und Anſammlung des poetiſchen Stoffes und um ſo mächtiger war in mir die Kraft des Gefühls und der Phantaſie. Die Welt — dieſe Welt, ſo reich an Schönheit und Freude, aber auch ſo reich an Widerwärtigkeit und Leid — mir, der ich alles in ihr dichteriſch empfand, war ſie eine Zauberwelt, die mich nur beglücken, ergreifen und bereichern konnte. Ihre Poeſie ging mir über alles. Wie ganz und gar ich davon erfüllt war, geht aus einem Wort hervor, das ich damals in eines meiner Hefte ſchrieb: „Das wirkliche Leben iſt noch viel poetiſcher als «Fauſt» und «Hamlet!»“

Daß ein junger Menſch mit ſolchen Neigungen und Gedanken ſeine Lieblinge nicht nur bewunderte, ſondern auch kritiſirte, wird man begreiflich finden. Sie genügten mir keineswegs in allen ihren Producten, und namentlich mit meinen Landsleuten begann ich nach und nach abzurechnen. In einzelnen Schiller'ſchen Dichtungen war mir der Mangel an Naturfriſche und Naturwahrheit auffallend, und auch Goethe erſchien mir in gewiſſen Ausführungen kalt und trocken. In „Wilhelm Meiſter“ unterſchied ich geniale, lebensvolle — und poeſieloſe Partien, und ich glaubte, daß man die Gegenſtände der letztern viel kraft- und ſaftvoller zu ſchildern vermöchte. Der Behauptung, die man in jenen Tagen noch öfter hören konnte als gegenwärtig: daß die großen Poeten im Grunde bereits alles dargeſtellt hätten, und daß es von dieſem Gipfel aus in der Poeſie nur abwärts gehen könnte — ſetzte ich den eifrigſten Widerſpruch entgegen. Im wirklichen Leben waren mir eine Menge tiefpoetiſcher Züge aufgefallen, die noch keiner der großen Autoren zur Darſtellung gebracht hatte, und in meinen gehobenſten Augenblicken ſagte ich mir, daß die Leiſtungen derſelben nach mehreren Seiten hin ſehr wohl zu übertreffen wären und übertreffen werden müßten.

Die productive Jugend mag von ihren Fähigkeiten eine zu große Meinung haben — in ihren Gedanken und Gefühlen wird immer etwas Wahres ſein. Was mich betrifft, ſo gehörte zu der poetiſch geſehenen und empfundenen Wirklichkeit, deren Züge ich feſthielt, auch das Landleben meiner ſchwäbiſchen Heimat, welches der damalige Gymnaſiaſt in den Ferien immer wieder mitlebte und mitgenoß. Die Studien im Aelternhauſe und im Wirthshauſe gaben mir für meine Hefte den reichſten Ertrag. Die jungen Burſche und Mädchen bei ihren Arbeiten und ihren Luſtbarkeiten, Liebeshändel und Streitſcenen waren mir hochintereſſante Gegenſtände der Beobachtung. Zu Hauſe ſchrieb ich das muntere Geſchwätz der ſpinnenden Mägde nach, wie ich es hörte, und wenn ein alter Bettler oder eine Bettlerin kam und originelle oder nur charakteriſtiſche Reden führte, ließ ich mir dieſe nicht entgehen. Ich erfreute mich an dem derben Humor ebenſo wie an den lieblichern Aeußerungen, die ich bemerkte, und wenn ich nun daran dachte, aus allen dieſen Materialien ein poetiſches Werk zu geſtalten, ſo konnte ich mir wohl ſagen: das hat noch niemand dargeſtellt! Wenn aber in dieſem Betracht etwas Neues möglich war, ſo ergaben ſich ähnliche Möglichkeiten auch für die höhern Sphären des Lebens.

Soll ich die Wahrheit ſagen (und etwas anderes hat ja kein Intereſſe!) ſo waren die poetiſchen Ziele, welche mir in jenen glücklichen Jahren vor der Seele ſtanden, die höchſten und edelſten. Ergreifen, begeiſtern konnten mich bei ſolchen Anſchauungen nur meine Lieblingsdichter und ihre nächſten Geiſtesverwandten. Ihnen nachzufolgen und für meine Zeit zu leiſten, was ſie für die ihrige geleiſtet hatten — alle meine Kräfte anzuſpannen, um in der Entfaltung des Geiſtes und in der Darſtellung der Leidenſchaften auf ihren Wegen fortzugehen, dies war mein Gedanke, mein Drang — das begeiſternde Ideal meines Lebens.

Alſo auf der einen Seite die höchſten Ziele der Kunſt, auf der andern eine Richtung auf Natur und Wirklichkeit, welche eben das Material hergeben ſollten, in deſſen Verarbeitung jene Ziele zu erſtreben und zu erreichen waren! — Wie man ſieht, wurde ich in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts für mich allein und ganz im ſtillen ein Realiſt, ohne aber den Idealismus aufzugeben, vielmehr mit der ausgeſprochenen Tendenz, von der tiefer und eigenthümlicher aufgefaßten Wirklichkeit eines neuen Idealismus fähig zu werden.

Ich kann hier mein geiſtiges Verhalten in jenen Jahren natürlich blos im allgemeinen charakteriſiren. Darum will ich nur noch kurz erwähnen, daß ich ebenſo wie die bemerkten dichteriſchen Züge des wirklichen Lebens und der eigenen Erfahrungen auch meine Gedanken über die äſthetiſchen und ſittlichen Fragen dieſes Lebens niederſchrieb. Ich war productiv auch auf dem Felde der Reflexion, aber ich ſammelte auch hier nur Stoff zu künftigen Ausarbeitungen.

Bei dem Beſtreben, Gedanken und Bilder nur aus dem Leben und aus mir ſelber zu gewinnen und eigenthümlich, original zu ſein, begreift ſich die Scheu, die ich lange vor der Ausführung und poetiſchen Geſtaltung empfand. Das formelle Talent ſtand bei mir in zweiter Linie, und ich hatte nach einigen mislungenen Verſuchen das Gefühl, als ob ich die Anſchauungen und Empfindungen, die mir ſo theuer, ſo heilig waren, in der Darſtellung nur verderben könnte. Endlich brach es aber doch in mir durch, und es entſtand eine Reihe von Gedichten, worin ich nicht nur meine Erlebniſſe in Luſt und Leid und meine Gedanken ausſprach, ſondern auch ſchon Geſchichten und Scenen meines Riesgaues zu „Idyllen“ in Hexametern verarbeitete. Unter dieſen befand ſich eine kurze Behandlung des Stoffes, aus dem ſpäter die erſte meiner Erzählungen aus dem Ries: „Ludwig und Annemarie“ entſtanden iſt.

Neunzehn Jahre alt hatte ich die Univerſität München bezogen und den Curſus der Philoſophie begonnen. Der Naturphiloſoph Oken und der Philologe Thierſch feſſelten den Studioſus des erſten Jahres am meiſten. Im zweiten hörte ich Schelling, und ſeine Vorleſungen übten auf mich eine außerordentliche Wirkung. Zugleich machte ich eine Bekanntſchaft, die ich beſonders erwähnen und charakteriſiren muß; denn ihr verdanke ich, neben dem philoſophiſchen Lehrer, die fruchtbarſten Anregungen nicht nur für die folgenden Jahre, ſondern für mein ganzes Leben.

Dies war der Naturforſcher, Denker und Dichter Karl Schimper, der vor wenigen Jahren in Schwetzingen bei Heidelberg verſtorben iſt. Geboren im Jahre 1803, hatte er damals ſchon die „Geſetze der Blattſtellung" entdeckt und ging in ſeinen botaniſchen Forſchungen unausgeſetzt weiter. Seine Naturwiſſenſchaft war verbunden mit Philoſophie, und er behauptete, daß der wahre Forſcher die Beobachtung der Thatſachen mit dem Denken der Möglichkeiten verbinden müſſe. Als Dichter ſprach er ſeine Herzenserlebniſſe, ſeinen Humor und ſeine Ideen in allen Formen der Lyrik aus, und er handhabte dieſe mit einer Gewandtheit und einer Leichtigkeit, wie ſie mir kaum wieder vorgekommen iſt.

Schimper war, wie Schelling ihn genannt hat, ein „brillanter Kopf". Dies wird jeder zugeſtehen müſſen, der ihn damals kannte und mit ihm verkehrte. Eins war ihm verſagt: Maß zu halten! Maß zu halten im Forſchen ſelber — und ſich von Zeit zu Zeit die Darſtellung des Erforſchten abzugewinnen! Dazu iſt er nicht gekommen, und dieſer Mangel iſt ſchuld daran, daß er mit ſeinen vorzüglichen Gaben nicht gehalten hat, was er verſprach, und in Einſamkeit, in kümmerlichen Verhältniſſen ſein Leben beſchließen mußte.

Für den kleinen Kreis von Freunden und Schülern, den er um ſich verſammelte, war Schimper eine lebensvolle Ergänzung der Univerſitätsſtudien. Im perſönlichen Umgang — im Wirthshauſe und auf Ausflügen — wurde alles, was man in den Vorträgen bemerkenswerth gefunden hatte, mit ihm durchgeſprochen und durchgeſtritten. Er war in allen Fächern des Kreiſes Autorität, der gereifteſte, durchgebildetſte Kopf, der Lehrer! Und er gebrauchte ſeine Superiorität mit großer Ungezwungenheit. Er herrſchte durch Wiſſen, Urtheil, Humor und Witz — nicht ohne den gelegentlichen Uebermuth eines Mannes, der unbedingt ſich ſelber vertraut. Mit ſeinem geiſtvollen, runden Geſicht ſaß er bei abendlichen Zuſammenkünften glänzend in der Mitte der jüngern Leute, und ſeine natürlich gelockten blonden Haare, die er zu ungewöhnlicher Länge wachſen ließ, vollendeten das Sonnige der Erſcheinung. Er ſaß (nach der Bemerkung eines Gaſtes) da, wie der Kaiſer unter ſeinem Gefolge.

Mir perſönlich nützte dieſer außerordentliche Mann nicht nur poſitiv — dadurch, daß er die philoſophiſchen Ideen, die in mir lagen, raſcher und reiner entwickeln half —, ſondern auch negativ: durch die Beurtheilung meiner Arbeiten. Wenn dieſe, zur Förderung des Autors, einer ſchonungsloſen Kritik bedurften — Schimper leiſtete mir dieſen Dienſt, und zwar mit einer Genugthuung und Freudigkeit, welche nichts zu wünſchen übrigließen. Ich beſitze noch ein romantiſches Drama mit den Randbemerkungen ſeines Bleiſtifts. Muß ich dieſe jetzt gerecht und witzig finden, ſo kann man ſich denken, welchen Eindruck ſie auf den jungen Romantiker machten. Ich überzeugte mich, daß ich das Product trotz einzelner gelungener Stellen, die auch der Kritiker anerkannte, beiſeitelegen müſſe, und es war mir nur eine melancholiſche Genugthuung, daß ein

Gedicht, welches ich einige Tage nachher ſchrieb und welches das „mörderiſche Blei" und ſeine verheerenden Wirkungen zum abſchreckenden Exempel für junge Dichter ſchilderte, den großen Beifall des Cirkels und namentlich des gefürchteten Schützen ſelber erhielt.

Begreiflich wird man finden, daß ich ihm nicht alle meine Arbeiten mittheilte. Ich verbarg ihm einen großen Roman in Briefen, worin ich einen Poeten zeichnen wollte, der, von leidenſchaftlicher Liebe zur Natur ausgehend, in conſequenter Durcherlebung aller dazwiſchenliegenden Neigungen und Verhältniſſe zu ſeinen Idealen emporſteigt; — desgleichen meine lyriſch-idylliſchen Gedichte, die ich nach Möglichkeit verbeſſerte und ſo zuſammenſtellte, daß ſie in ihrer Reihenfolge meine bisherige Entwickelung ihrerſeits abſpiegelten. Mit dieſen, die ich ſo ſchön als möglich copirte, hatte ich etwas anderes vor.

Damals lebte Goethe noch. Von der Verehrung, die der große Dichter uns jungen Leuten einflößte, hat man jetzt, in der Zeit der Politik, der übermächtigen realen Intereſſen und der Journale, kaum noch einen Begriff. Wenn ich perſönlich einige ſeiner Arbeiten beanſtandete, ſo hing ich an den andern mit um ſo größerer Bewunderung, und der Genius, der dieſe ganze Reihe entzückender, erleuchtender, bildender Dichtungen geſchaffen hatte, war mir ein Gott. Unwiderſtehlich bemächtigte ſich nun meiner der Gedanke, über meine Beſtrebungen ein Wort des Urtheils von dem Meiſter ſelbſt zu erholen und ihm nicht nur meine

Gedichte vorzulegen, ſondern ihm auch meine Ideen und Projecte in Bezug auf die Weiterführung deutſcher Poeſie mit rückſichtsloſer Offenheit mitzutheilen. In einer Art von heroiſchem Taumel führte ich, am Ende des Jahres 1831, die Wagethat aus und zeigte namentlich in dem langen Schreiben, das ich den Gedichten beilegte, eine Aufrichtigkeit, die den alten Herrn ſicher ergötzt hat. Etwa einen Monat wartete ich auf Antwort. Ich hatte niemand, auch meine intimſten Freunde nicht, in das Unternehmen eingeweiht und trug alſo die Aufregungen, die Sorgen allein. Endlich kam das Päckchen an mich zurück. Bei meinen Gedichten lag ein Schreiben, das der Altmeiſter für ſolche Fälle ſchon bereit hatte und das in der Geſammtausgabe ſeiner Werke unter dem Titel: „Für junge Dichter" veröffentlicht iſt. Dieſes fiel mir zuerſt in die Hände und wirkte begreiflicherweiſe (da es nur an die Gattung gerichtet iſt und eigentlich vor der Hingebung an die Poeſie warnt!) ſehr abkühlend. Wer ſchildert nun aber meine Freude, als ich noch ein anderes Schreiben entdeckte — ein Schreiben, das ſich auf mich perſönlich bezog und das den Beweis lieferte, daß der Alte die Gedichte und den langen Brief nicht nur geleſen, ſondern einen beſtimmten Eindruck davon empfangen hatte! Dieſes zweite Schreiben lautete wörtlich:

„Außer beyliegendem Allgemeinen wäre dem Verfaſſer hier zurückkommender Gedichte vielleicht Folgendes angenehm und nützlich.

„Man muß Ihm zugeſtehen, er habe kindlich-jugendliche, menſchlich-allgemeine, ländlich-einfache Stoffe, wie ſie Ihm vorlagen, wie ſie Ihm ſich bildeten, treu, mit Leichtigkeit und Anmuth behandelt. Gewährt Ihm die Folgezeit derberen Gehalt und weiß Er denſelben auf gleichmäßig gehörige Weiſe zu benutzen, ſo iſt kein Zweifel, daß Er auch im erhöhten Kreiſe ſich glücklich bewegen werde. Seine proſaiſchen Eröffnungen geben dazu eine willkommene Ausſicht, veranlaſſen aber zugleich ein gewiſſes Bedenken, indem das als Zweck angedeutet ſteht, was eigentlich als Erfolg erwartet werden ſollte. Doch wird ſich der junge, muthige Mann aus dieſen Gefahren ſelbſt herausfinden.

Und ſo fortan!

Weimar
d. 22. Januar 1832.
J. W. Goethe."

Das Schreiben hatte der Altmeiſter dictirt, aber das bekannte „Und ſo fortan", Datum und Namen — weil er ſich wohl denken mochte, wie lieb es dem Empfänger ſein werde — hatte er mit eigener Hand daruntergeſetzt.

Meine Genugthuung war über alle maßen groß. Es liegt in der Natur der Dinge, daß niemand weniger Glauben findet als ein junger Poet in ſeinem Streben und in ſeinen Verheißungen. Auch die beſten Freunde ſetzen auf ſein Talent nur zeitweiliges Vertrauen und fallen immer wieder dem Zweifel anheim. Aeltern, Verwandte und Lehrer ſtellen ihm entſchloſſenen Unglauben entgegen. Viel hatte ich in dieſer Beziehung gelitten, und manche

Abmahnung war in mein Ohr gedrungen, die meine Seele aufs tiefſte verletzte. Nun hatte ich ein Zeugniß von der erſten Autorität in der Kunſt! Von dem größten Dichter deutſcher Nation! — In der That war mir das Urtheil auch ſehr förderlich. Wenn ich trotz allem, was dagegen ſprach, den Weg eines deutſchen Schriftſtellers gehen konnte (was in jener Zeit ungleich bedenklicher erſchien als gegenwärtig!), ſo danke ich es zunächſt dieſer liebevollen Beurtheilung von Seiten Goethe's.

Eine Stelle in der Antwort verlangt eine Erklärung: wo der Erfahrene den Jüngling warnt, ſich nicht etwas als Zweck vorzuſetzen, was vielmehr als Erfolg erwartet werden müſſe! — In jener Zeit war ich nämlich auch davon begeiſtert, daß Goethe in den Stilarten der verſchiedenen Zeiten und Nationen ſeine Ideen auszudrücken und damit gleichſam ein Spiegel der Menſchheit zu werden vermochte; — ich hatte ihm darüber mit Bewunderung geſchrieben und den Weitergang auf dieſem Wege unter die Aufgaben der Gegenwart gerechnet. Das erregte ſein Bedenken! Mit Recht nimmt er aber an, daß hierin keine dauernde Gefahr liegen werde. Denn wer ſich dergleichen nur als Zweck vorſetzt, der wird nicht einmal dazu kommen, dieſen auch nur zu erſtreben. Führt ihn nicht productiver Drang zu einer ſolchen Nachdichtung, dann wird er ſich nicht einmal die Aufgabe ſtellen. Wer aber, bei innerlicher Fülle, von dem Reiz einer überlieferten Weiſe getroffen iſt und ſein Gefühl aus wahrer Neigung in die ihm lebendig gewordene Form ergießt, der bereichert die deutſche Literatur.

Auf den Freundeskreis, dem ich angehörte, brachte das Schreiben eine mächtige Wirkung hervor. Auch Schimper, der die Werke Goethe's und Schiller's mit ſonderlich kritiſchen Augen betrachtete und ſich darin gefiel, ihre Mängel, oder was er dafür anſah, hervorzuheben, empfing einen bedeutenden Eindruck. Einem gleichalterigen Freunde, der als Arzt in Nürnberg verſtorben iſt, hatte ich den Empfang der Sendung noch in ſpäter Nacht mitgetheilt. Er kam andern Tags am früheſten Morgen zu mir, um das Document zu leſen, indem er mir geſtand, daß er vor Aufregung die ganze Nacht kein Auge zugethan habe.

Auch das längere Schreiben „Für junge Dichter“ ſollte mir nicht fruchtlos zugeſendet ſein. Bekanntlich ſchließt es mit dem Reim:

Jüngling merke dir in Zeiten,
Wo ſich Geiſt und Sinn erhöht,
Daß die Muſe zu begleiten,
Doch zu leiten nicht verſteht.

Ueber den Sinn dieſer Worte ſprachen wir viel. Schimper fand den Rath und die ganze Anſchauung „philiſterhaft“; wir Jüngern konnten aber nicht glauben, daß der Meiſter nicht auch hierin recht habe. Da nun der ſchon erwähnte mediciniſche Freund eine Veranlaſſung erhielt, im Sommerſemeſter 1832 die Univerſität Heidelberg zu beziehen, ſo erklärte ich ihm, daß ich ihn begleiten würde, um — dem Rathe Goethe's zu folgen und Jura zu ſtudiren.

Die Nachricht von des Dichters Tode (am 22. März), die wir in einer Akademieſitzung aus dem Munde Schelling's vernahmen, machte eine erſchütternde Wirkung auf uns. Aber für welch ein Glück mußte ich es anſehen, daß dieſer Mann dem jungen Verehrer noch einen ſo freundlichen Gruß geſchickt und ihm, wie zum Abſchied, [illegible] die Hand gereicht hatte!

Dem Vorſatz, auf der Pfälzer Univerſität mich der Jurisprudenz zu widmen, ſtand von Seiten meines Vaters natürlich kein Hinderniß entgegen. Das Urtheil Goethe's über meine Dichtungen gefiel ihm ſehr; aber noch höher ſchätzte er den Erfahrenen und Weiſen, der dem jungen Menſchen zur Ergreifung eines Faches gerathen, welches die Ausſicht auf Anſtellung gewährte.

In Heidelberg hörte ich die Collegien, welche ich belegt hatte, gewiſſenhaft. Aber mein Herz gehörte der Dichtkunſt! Ich fiel nicht ab von ihr, obwol ſie mir eine neue, höchſt ſchmerzliche Enttäuſchung bereitete. Jener Roman in Briefen, in welchen ich die weſentlichen Culturelemente der Epoche niederzulegen verſucht hatte, war fertig geworden und das ſauber copirte Manuſcript mochte für drei Bände reichen. Meine nächſten Freunde, die ich ſehr neugierig darauf gemacht hatte, laſen es. Ihr Urtheil war, daß ich das Werk, trotz mancher ſchönen Stellen, in dieſer Form nicht veröffentlichen dürfe! Meine fortgeſetzten

Fragen lockten endlich alle ihre Gründe heraus, und dieſe übten auf mich Belehrbaren die Wirkung, daß ich das Product vollſtändig mit den Augen meiner Kritiker anſah. Die Uebertreibungen und die Geſchmackloſigkeiten, zu denen ich mich eben im Ueberſchwang poetiſchen Gefühls hatte verleiten laſſen und die ich nun als ſolche deutlich erkannte, verdroſſen mich ſo, daß ich das Manuſcript weglegte, um es ſpäter den Flammen zu übergeben.

Der dichteriſche Drang ließ ſich aber nicht unrecht thun. Nachdem ich die Schmerzen der Selbſterkenntniß und die Leiden über das Mislingen des großen Werkes gelitten hatte, rückte ſich mir ein beſcheideneres Thema vor die Seele. In meinem neunzehnten Jahre hatte ich eine erzählende Dichtung entworfen, worin ich meine Rieſer Bauern nach der Wahrheit zu ſchildern gedachte. Dies fiel mir nun ein; ich theilte den Plan meinen Freunden mit, und ſie, welche mir den Troſt gönnten, hielten mich lebhaft zur Ausführung an. In der ſanften Stimmung des Entſagenden machte ich mich an die Aufgabe und ſchrieb noch im Sommerſemeſter 1832 eine Reihe von Geſängen in Hexametern. Denn zu jener Zeit glaubte man idylliſchen Gegenſtänden nur in Verſen die rechte poetiſche Ehre anthun zu können, und daß ich für meinen Entwurf Goethe's „Hermann und Dorothea“ als Muſter vor Augen hatte, wird man aus allen Gründen begreiflich finden.

Nach München zurückgekehrt, führte ich das „ländliche Gedicht“, wie ich es nannte, zum Schluß. Dieſe Arbeit gewann endlich dem Kritiker Schimper Beifall ab. Er tadelte mit Anerkennung und ſprach ſich über die empfundenſten und friſcheſten Partien des Idylls mit wahrer Herzlichkeit aus. Ich änderte und beſſerte nach ſeinen Vorſchlägen, und zuletzt wurde das Werkchen druckreif. Bis zur Auffindung eines Verlegers gingen aber noch ein paar Jahre hin. Erſt 1835 verſtand ſich die münchener Buchhandlung von Georg Franz dazu, „Wilhelm und Roſina“, ländliches Gedicht in acht Geſängen, honorarlos herauszugeben.

In der Zwiſchenzeit hatte ich noch Pandekten gehört, aber dann, trotz Goethe, die Vernunftehe mit der Jurisprudenz wieder gelöſt. Der Gedanke einer Beamtenlaufbahn war erſetzt durch einen andern ſoliden Plan: für Aeſthetik und Literaturgeſchichte Univerſitätslehrer zu werden! Daß ich hierzu die nöthigen Gaben beſitze, dafür ſprach doch manches, und ſo wurde denn endlich auch von väterlicher Seite die Aenderung gutgeheißen.

Die Vorleſungen Schelling's und der Umgang mit Schimper übten erſt jetzt ihre befruchtendſten Wirkungen auf mich. Es erzeugte ſich in mir die erſte philoſophiſche Einſicht, welche meinem eigenſten Denken entſtammte: die Einſicht in das Grundgeſetz irdiſcher Entwickelung. Und da meine Gedanken doch immer wieder die poetiſch-äſthetiſche Richtung nahmen, ſo ſchrieb ich nach der Vollendung des Idylls eine Abhandlung über die **Aufgaben deutſcher Poeſie**. In dieſer Arbeit machte ich auf den Geiſtesgehalt und auf die Stoffe aufmerkſam, welche uns auch die letzten Claſſiker, nämlich unſere eigenen deutſchen, noch keineswegs vorweggenommen hätten! Ich zeigte auf die Wirklichkeit in Natur und Geſchichte, auf die wunderbare Eigenthümlichkeit der realen Erſcheinungen und auf die philoſophiſche Erkenntniß derſelben hin und behauptete und ſuchte nachzuweiſen, daß dies alles zuſammen die gegenwärtigen und kommenden Geſchlechter zu ganz originalen Schöpfungen befähigen müßte. Insbeſondere wurde die philoſophiſche Erkenntniß Gottes und die Einſicht in das edelſte Verhältniß des Menſchen zu Gott als Quelle einer neuen Poeſie bezeichnet.

Man wird ſich nicht darüber wundern, daß ein junger Menſch, der in Poeſie und Philoſophie nur die höchſten Ziele und Leiſtungen vor Augen hatte, zur gerechten Schätzung der Nachfolger unſerer großen Poeten nicht ſogleich zu gelangen vermochte. Dies war bei mir der Fall! Dichtungen von Uhland, Platen, Rückert und Heine hatten ſchon Beifall errungen und gelangten auch an mich. Aber gegen ſie verhielt ich mich kritiſch — mit einer gewiſſen Sprödigkeit! Meine Seele war eingenommen, mein Herz vergeben: wie ſehr mir nun einzelnes von den neuen Poeten gefiel — mit meinen großen Lieblingen konnten ſie ſich nicht vergleichen, und die Werke derſelben und meine eigenen Ideale gaben mir einen Maßſtab, gegen den ſie nur ſehr ſchwer aufzukommen vermochten. — Ich mußte lernen, den lebenden und ſtrebenden Dichtern gerecht zu werden! — Dazu kam es nun aber glücklicherweiſe auch.

Uhland und Heinrich Heine, wie verſchieden unter ſich, haben den unmittelbaren poetiſchen Naturlaut und den Anklang an das deutſche Volkslied miteinander gemein. Dadurch wirkten ſie auf mich, jeder in ſeiner Weiſe; und ich glaube nicht, daß ich ihnen als mitfühlender Leſer ihrer Dichtungen etwas ſchuldig geblieben bin. Platen und Rückert waren ſchwerer zu würdigen. Ihre Vorzüge lagen nicht auf Seiten der Natur, ſondern in der Sphäre des Geiſtes: ſie konnte nur derjenige liebgewinnen, der ihnen in dieſe Sphäre nachging! Beſtehen auch zwiſchen ihnen Unterſchiede genug, ſo gleichen ſie ſich doch in dem Punkte, daß jeder von ihnen als Dichter eine ethiſche Tendenz verfolgt, und dieſe mußte man ſelbſt in ſich erwecken und lieben lernen, wenn man ihre Dichtungen und zumal das Beſte, was ſie geſchaffen haben, ſich wahrhaft zu eigen machen wollte. Bei der Verwandtſchaft meines Geiſtes und Strebens hat eine ſolche Würdigung, eine ernſte, tiefe Sympathie mit den eigenthümlichſten Erzeugniſſen dieſer Poeten nicht ausbleiben können. Ich gelangte aber ſchneller dazu, als es ſonſt wol geſchehen wäre, durch die enthuſiaſtiſche Verehrung, welche der eine wie der andere Dichter in unſerm Freundeskreiſe fand.

Es waren nicht dieſelben Menſchen, welche Platen und Rückert hochhielten. Die Anhänger Platen's bewunderten ihren Liebling uneingeſchränkt und ſtellten ihn mit dem vollſten Ernſt nicht nur über Schiller, ſondern großentheils auch über Goethe. Einer der glühendſten Verehrer, der zu früh verſtorbene Lyriker Deeg, wußte ſich Abſchriften neuer Oden und Hymnen ſeines Meiſters zu verſchaffen und theilte ſie uns mit. Mit Weihe vorgetragen, hinterließen ſie in uns tiefe Eindrücke. Es gab eine Zeit, wo Platen für uns in der erſten Reihe deutſcher Poeten ſtand, und in dieſer Zeit konnte Rückert neben ihm nicht aufkommen. Für ihn erhob ſich nun aber die mächtigſte Stimme in unſerm Cirkel — Schimper!

Dieſer war mit einer ſchönen und geiſtvollen jungen Dame verlobt und erhielt von ihr die „Gedichte“ Rückert's zum Geſchenk. Beſſer konnte der Poet bei ihm nicht eingeführt werden. Mit Entzücken las er die reichen Liedergaben, namentlich des „Liebesfrühlings“, durch, und mit wahrem Jubel trug er uns die ſchönſten Gedichte daraus vor. Natürlich verſchafften wir uns das Buch auch und ſtudirten es, und ich kann wohl ſagen, daß mir unter dieſen Einwirkungen die eigenthümlichen Vorzüge der Rückert'ſchen Lyrik tief in die Seele drangen. Die Höhe der Betrachtung, die Pracht der Bilder, das Sinnige und Tiefſinnige der Gedanken und eine gewiſſe Feierlichkeit des Ausdrucks, welche die Schule orientaliſcher Poeſie verrieth; ſodann der ungemeine Reichthum an Situationen und Stimmungen im „Liebesfrühling“, die heitere Laune und die ſchöne Herzlichkeit des Liebenden, der Grundcharakter des Muthes und Troſtes, der über das Ungemach des Lebens zu ſiegen verſteht — — alles das ergriff mich und richtete meine Aufmerkſamkeit auf dieſen Dichter vorzugsweiſe. Verhehlen will ich aber nicht, daß ich manche Stücke, die mir zu wenig aus dem Herzen und zu einſeitig aus dem Kopfe hervorgegangen ſchienen, verwarf und ſie aus der Sammlung hinwegwünſchte.

Unter dieſen Beſchäftigungen und Genüſſen kam das Jahr 1835 heran. „Wilhelm und Roſina“, in ſchöner Ausſtattung, erblickte endlich das Licht der Welt. Ich beeilte mich, dem Sänger des „Liebesfrühlings“ ein Exemplar meines Idylls unter den wärmſten Ausdrücken meiner Verehrung nach Erlangen zu ſchicken.

Brieflicher Verkehr mit Friedrich Rückert.

Kaum eine Woche war verfloſſen, als ich folgende Antwort erhielt:

Erlangen d. 18. Mai 35.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie meinen lebhafteſten Dank für die liebliche Dichtung, die Sie mir mitgetheilt haben. Es hat mir eine recht reine Freude gemacht, an einem ſolchen Beiſpiel zu ſehen, wie unter uns, trotz aller Verbildungen und Verwirrungen der Zeit, die rechte Einfalt der Poeſie ſich immer wieder aus ihrem unerſchöpflichen Quell, der Natur und des ungeſtörten Gemüthes, neu gebiert. Ein ſolcher Anfang, wie Sie hier gemacht haben, verſpricht einen noch ſchönern Fortgang. Mögen Sie auf jeder weitern und höhern Bahn nur immer ſo wie hier der Natur getreu bleiben und ſo gute Muſter vor Augen haben wie hier Hermann und Dorothea, deſſen edles Gepräge, mehr als das der Luiſe und anderer, Ihrer Dichtung, ja auch dem

Ausdruck aufgedrückt zu ſehen, ich mich beſonders gefreut habe. Ich habe mit ungeſtörtem Genuß die einfachen ländlichen Zuſtände, die ſie ſchildern wollten, ſich vollkommen klar und wahr vor mir entfalten ſehen ohne Beimiſchung von etwas ſtörendem Fremdartigen, es müßte denn etwa die kurze Partie im Geſ. 3 von dem zu romantiſchen Räuber ſeyn. Leben Sie wohl und behalten mir auch meine Lieder lieb. Ihr ergebenſter Rückert.

Dieſe höchſt wohlwollende Zuſchrift erfreute mich in tiefſter Seele. Ueber meine Dichtung hatte ich ſchon ähnliche Urtheile vernommen — ich mußte glauben, daß mir etwas damit gelungen ſei; aber eine in ihrer klaren, ruhigen Faſſung ſo herzliche Anerkennung des Guten in meinem Werkchen und in meinem ganzen Streben war mir noch nicht zugekommen. Das Schreiben iſt für Rückert charakteriſtiſch und macht ihm wahrlich alle Ehre. Der gereifte Dichter läßt vornehmlich die Lichtſeite in der Arbeit des jungen Autors auf ſich wirken; er erfreut ſich der Natur und der Naturwahrheit, ohne ſich an Einzelheiten der Ausführung zu ſtoßen, wogegen ſich ſo manches hätte bemerken laſſen. Er gibt ihm, welcher der Aufmunterung bedarf, nur Erfreuliches zu hören, das aber ſeines Herzens wahre Meinung iſt, und die einzige Stelle, die ihm widerſtrebt, rügt er ſo ſchonend als möglich. — Einem Verhältniß, das ſo begonnen hatte, konnte wohl eine ſchöne Entwickelung prophezeit werden.

Zu jener Stelle in meinem Idyll, welche Rückert nur „zu romantiſch“ zu finden die Freundlichkeit hat, war ich übrigens dadurch gekommen, daß Schimper eine ähnliche charakteriſirende That, wie ſie von Wilhelm erzählt wird, auch für die Heldin Roſina forderte. Er hatte damit ganz recht. Aber ich, nach dem Abſchluß der Arbeit, war nicht mehr im Fluß der Erfindung, und ſo fiel mir nichts Klügeres ein, als das Bauernmädchen ihren Muth und ihre Geiſtesgegenwart beweiſen zu laſſen gegen einen Räuber, welche Species im Ries doch ſchon lange ausgeſtorben iſt und nur in einer Geſchichte aus frühern Zeiten noch figuriren könnte. — Wenn es mir ſo gut würde, das „ländliche Gedicht“ in zweiter Auflage bringen zu können, ſollte es unter andern Verbeſſerungen auch die haben, daß die Rieſerin nur mit Tugenden geziert erſcheint, die man ihr zutrauen kann.

Ich muß übrigens bei dieſem Anlaß bemerken, daß ich in „Wilhelm und Roſina“ die erſte deutſche Dorfgeſchichte geſchrieben habe. Denn was man jetzt ſo nennt, iſt es nicht durch die Abfaſſung in Verſen oder Proſa, ſondern dadurch, daß die Erzählung die wirklichen Bauern einer beſtimmten Landſchaft vorführt und nicht phantaſirte, ſentimental idealiſirte Bauern oder Schäfer. Mein ländliches Gedicht ſchildert aber das Landvolk des Rieſes und ſeine Gebräuche im weſentlichen ebenſo treu nach der Wirklichkeit wie nur irgendeine meiner ſpätern Proſa-Erzählungen. Die meiſten Perſonen darin ſind aus dem Leben genommen und wurden im Ries auch als ſolche erkannt. Der alte Geiſtliche, der mir zu meinem Pfarrer geſeſſen hatte, bemerkte ſein ehrwürdiges Conterfei noch mit großer Genugthuung. Mir, dem Sohne des Dorfs, welcher Poet geworden, kam es auch zu, dieſen Schritt für mich zu thun, und ich brauchte dazu keiner andern Anregung als die von „Hermann und Dorothea". — Unſerm Berthold Auerbach wird niemand die Ehre rauben wollen, die ſpecifiſche „Dorfgeſchichte" (iſt doch auch das Wort von ihm!) — die Dorfnovelle in Proſa — erfunden und ſiegreich zur Anerkennung gebracht zu haben. Wenn aber ich wegen meiner „Erzählungen aus dem Ries" unter ſeine Nachfolger oder gar Nachahmer geſtellt werde, ſo iſt das vollkommen ungerecht. Ich habe der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten" (die ich übrigens mit größter Freude begrüßte!) nicht bedurft, um die Poeſie des realen Landlebens zu fühlen und eben dieſes künſtleriſch abzuſpiegeln — meine viel früher entſtandenen Idyllen beweiſen das! Sonſt hätte freilich auch ſchon die Art meiner Erzählungen, die vollſtändige Eigenthümlichkeit derſelben im Aufbau und in der Durchführung, Kritiker und Literarhiſtoriker abhalten ſollen, hier an Nachahmung zu denken!

Warum hat aber „Wilhelm und Roſina", dieſe von Friedrich Rückert ſo ſehr gelobte Dichtung nicht durchgegriffen? Warum hat ſie — um von „Hermann und Dorothea" zu ſchweigen — nicht ähnliche Gunſt gefunden wie „Hannchen und die Küchlein?" — Wer das zu ſagen wüßte! Die von mir zugeſtandenen Mängel in der Ausführung können daran nicht ſchuld ſein; denn ſie haben gebildete Männer und Frauen — ja wahre Kenner, wie z. B. den Profeſſor Thierſch — nicht gehindert, die Erzählung mit Antheil und Freude zu leſen. Auch die öffentlichen Beurtheilungen konnten nicht abſchrecken; ſie lauteten zum Theil ſehr günſtig, und nur wenige Stimmen hoben hervor, daß das Idyll nicht mehr — zeitgemäß wäre! Freilich regierte damals die Politik — und in der Literatur der Weltſchmerz. Eine der Beſprechungen hielt mir wörtlich entgegen, daß der poetiſche Menſch jetzt nicht mehr die vollen Halmen des Saatfeldes, wenn ſie an ſonnigem Tage von keiner Wolke bedroht wären, ſehen wolle, ſondern nur, wenn ſie der Sturm zu Wogen peitſche! Aber dieſe einſeitige Liebhaberei war doch nicht allgemein, und es gab noch immer Freunde des Naturwahren und einfach Schönen. — Es erging mir eben bei dieſer erſten Gelegenheit, wie es mir ſpäter noch gar oft ergangen iſt! Hunderte von Leſern ließen ſich mein Werk von Herzen wohlgefallen. Wären es ſo viele Tauſende oder Zehntauſende geweſen, ſo hätte der Erfolg es gekrönt; aber an dieſe gelangte es nicht! — Bücher haben ihre Schickſale — und Menſchen auch. Was dieſe Schickſale hauptſächlich bewirkt, iſt noch immer nicht zweifellos erforſcht worden.

Glücklicherweiſe bedarf ich nicht des Glücks, um ungeſchwächten Muthes weiter zu arbeiten — und ich bedurfte es auch damals nicht. Hauptſächlich bereitete ich mich im

Laufe des Jahres 1835 auf den Lehrſtuhl der Literaturgeſchichte vor; ich ſtudirte und kritiſirte zunächſt unſere deutſchen Autoren mit großer Gewiſſenhaftigkeit, aber mit ebenſo viel Strenge. Dazwiſchen entſtanden Gedichte, und endlich machte ich auch den Verſuch einer Proſanovelle, worin ich den Stoff jenes von Schimper kritiſch vernichteten romantiſchen Dramas glücklicher zu behandeln gedachte.

Meine Beurtheilung deutſcher Claſſiker und die neuen Gedichte theilte ich im Herbſt Rückert mit. Ich erhielt von ihm nachſtehende Antwort:

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundlichen zutrauensvollen Mittheilungen. Mögen ſich immer ſo gut der Poet und der Kritiker in Ihnen vertragen; ein ſolcher Bund iſt durchaus von der Zeit gefordert. Auch die Gegenſtände Ihrer Sonette ſind gewiß zeitgemäß; mit der einen Seite, dem kleinen Krieg gegen die Frommen, bin ich ſelbſt ganz einverſtanden; die andere Seite, die Poeſie der Sünde, gehört mehr für Heine. Höchſt gelungen und beſonders anmuthig im Ton, ſo wie treffend im Inhalt, ſcheint mir das Sonett: «Verſchiedene Gönner». Es iſt aber auf den erſten Blick ſo unzweideutig anwendbar, daß Sie wol mit deſſen Bekanntmachung Ihre vorhabende Laufbahn in München nicht fördern würden.... Doch weiß ich nicht, ob Sie ſich wirklich an den Dienſtkarren wollen ſpannen laſſen!“

Das hervorgehobene Sonett iſt mir nicht mehr zur

Hand. Es rühmte (wenn ich mich recht erinnere) die Erhabenheit des Gönners, der in ſchwungreichen Verſen klage, daß er zur Zeit eines verſtorbenen Dichters noch nicht in der Lage geweſen, ſeine Lebensnoth heben zu können; fordert dann aber auch für jenen eine gewiſſe Anerkennung, der ohne alle Poeſie in die Kaſſe greife und ganz einfach den Lebenden beſchenke.

Noch in demſelben Jahre kamen mir Erzeugniſſe Rückert's vor Augen, die auf mich, wie ich damals war, den tiefſten Eindruck machen mußten und die unſer Verhältniß um ſo feſter knüpfen ſollten. Ich meine die „Bruchſtücke eines Lehrgedichts“ („Die Weisheit des Brahmanen“), die im „Deutſchen Muſenalmanach für 1836“ erſchienen. Während der Lektüre, unter dem vollen Eindruck derſelben, ſchrieb ich Bemerkungen nieder, welche ich zum kurzen Entwurf einer Beurtheilung ordnete. Dieſen glaubte ich einem Schreiben, das ich dem Dichter gegen Weihnachten ſandte, beilegen zu müſſen. Die Antwort (vom 25. December) machte nicht nur mich glücklich, ſondern fand zugleich die ganze herzliche Theilnahme Schimper's, und auch jetzt wird man ſie noch mit Intereſſe leſen.

Geehrter Herr und Freund!

Sie haben mir mit Ihrem Brief eine rechte Weihnachtsfreude gemacht. Zuerſt ſieht es ja nun ganz anders mit Ihrer äußern Lage aus, als ich mir nach Ihren frühern Aeußerungen vorſtellen mußte. Es treibt Sie nichts, dem lieben Brote nachzulaufen, und Sie können ungeſtört einer allſeitigen Bildung, die Ihr Bedürfniß iſt, nachgehen.... Ich wünſche nur, daß Sie zu Ihrem Vater ſtehen, wie ich einſt zu meinem, der, ohne eigentlichen Sinn für mein Beſtreben zu haben, doch Glauben daran hatte und mich walten ließ.... Geben Sie uns nur bald eine gründliche Würdigung Klopſtock's und nebenher Goethe's, deſſen Gegenſatz zu Schiller Sie mir ſo zu Danke gefaßt haben. Es thut jetzt faſt noth, ſich unſres größten Dichters anzunehmen, nicht blos für die Halbgebildeten, die immer an Schiller hangen bleiben werden, ſondern auch für die Eingeweihten oder Einzuweihenden, die irre werden durch das raſende Geſchrei ſolcher Bluthunde wie Menzel. Ich bitte, rüſten Sie ſich im Stillen zu einem ordentlichen Kampfe gegen dieſen inſolenten Uſurpator des Thrones der Kritik. Er muß doch endlich wieder herunter. Oder denken Sie beſſer von ihm als ich? Ich glaube kaum, da Sie ganz ſo wie ich über ſeine Antipathie, Goethe, denken. Auch daß Sie an die Sammlung Ihrer Gedichte ſchon jetzt gehen wollen, gefällt mir; es iſt nicht leicht gut, ſo lang zu warten wie ich es gethan. Die kleinen, die Sie mir jetzt, wie die Sie mir ſchon früher mittheilten, deuten alle erfreulich und vielverſprechend auf einen eigentlichen Kern und Mittelpunkt, eine innere Bildungsgeſchichte, deren Momente zu ordnen Sie ſchon jetzt als Ihre Aufgabe bezeichnet haben. Sollte ſich's noch nicht rund und Ihnen zur Genüge machen laſſen, ſo warten Sie noch ein wenig zu, da Sie ja doch noch nach allen Seiten hin im Wachſen ſind. Das Blättchen folgt hier zurück; der reinlich ſcharfgezeichnete, doch wie ſpielend hingeworfene Entwurf hat meinen vollen Beifall, und ich wünſche die Ausführung recht bald zu ſehen; meiner Poeſie thun ſolche Entwickelungen und Einleitungen noth, wenn ſie ordentlich Eingang finden ſoll; und mir ſelbſt muß ſolche Ermunterung zutheil werden, um über innere Hemmung und Zerwürfniß zu ſiegen. Ich ſchreibe ſeit einem Jahr und länger lauter ſolche Bruchſtücke eines Lehrgedichts. Möchte endlich eine ſchöpferiſche Begeiſterung hineinfahren und das Chaos zur Welt, zu einem Ganzen machen. Sehen Sie doch auch die Stücke an, die ich in Schenk's „Charitas“ gegeben. Für's nächſte Jahr werde ich unſere Taſchenbücher und auch Zeitſchriften mit ähnlichen überſchwemmen. Wären Sie hier, ſo gäbe ich Ihnen einige Mappen voll zum Durchblättern; aber abſchreiben, auch nur ausſuchen kann ich nichts, ſondern nur immer Neues ſchreiben. Es muß Alles hinein, was ich eben leſe: vor 8 Wochen Spinoza, vor 14 Tagen Aſtronomie, jetzt Grimm's überſchwenglich gehaltreiche deutſche Mythologie, alles unter der nachläſſig vorgehaltenen Brahmanenmaske, auf die Ihr Blättchen keine Rückſicht nimmt. So eben iſt die zweite Auflage meiner Gedichte fertig geworden; Sie erhalten durch Buchhändlergelegenheit davon ein Exemplar. Ich möchte Ihr Urtheil, ob ich am Liebesfrühling, beſonders dem dritten Strauß, zum Schaden oder Nutzen geändert habe. Es war der eine Störung der innern Einheit, die ich dadurch zu heben ſuchte, daß ich ſie — noch größer machte. Leben Sie wohl!

Das Vertrauen, womit der verehrte Dichter mir ſein Herz erſchloß, rührte mich in der Seele. Ich fühlte, daß ich ihm etwas zu ſein vermochte, und ich freute mich, ſein Vertrauen zu rechtfertigen. Nachdem ich die Bruchſtücke in Schenk's „Charitas“ geleſen, machte ich mich an die Beſprechung.

Bemerken will ich nur noch, daß ich Rückert's heftigen — unbedingten Groll gegen Wolfgang Menzel nicht zu theilen vermochte. Ich nahm dieſem ſeine Anfeindung Goethe's allerdings auch ſehr übel und erblickte darin eine Art Manie, aber ich war in meiner Denkweiſe zu ſehr Idealiſt, Goethe ſtand mir zu hoch und zu ſicher, als daß ich in ſolchen Angriffen irgendeine Gefahr für ihn hätte erblicken können. Der Halbgott war in den Olymp aufgenommen, kritiſche Tadelſucht konnte ihn nicht mehr erreichen. Dieſe Tadelſucht konnte mich daher wol noch verletzen, wenn ſie mir entgegentrat, vermochte aber keinen dauernden Grimm in mir zu erzeugen. Von der ſtereotypen Goethe-Feindſchaft abgeſehen, brachte das damalige „Literaturblatt“ manches, was mir zu Danke geſagt war, und ich ergötzte mich daran mit der Unbefangenheit der Jugend. Rückert, wie man ſehen wird, blieb in ſeiner Indignation feſt, und hauptſächlich die Befehdung Goethe's regte ſie ſtets wieder an.

Soviel ich mich erinnere, beurtheilte Menzel Rückert günſtig. Als dieſer den erſten Band der „Gedichte“ hatte erſcheinen laſſen, machte das „Literaturblatt“ die weder unwitzige noch unfreundliche Bemerkung: bei den meiſten neuen Lyrikern frage man ſich, warum ſie ihre Gedichte herausgeben; — bei Rückert habe man ſich ſchon lange gefragt, warum er die ſeinen nicht herausgebe! — Es war die Verunglimpfung der deutſchen Literatur in ihrem größten Repräſentanten, die den Poeten den Kritiker in Stuttgart ſo gründlich in Antipathie nehmen ließ. Später kam noch etwas Perſönliches hinzu.

Meine Beurtheilung der „Bruchſtücke eines Lehrgedichts“ wurde im Januar 1836 fertig. Ich hatte ſie mit wahrer Gehobenheit verfaßt, und als ich ſie, in ſauberer Abſchrift, prüfend durchging, glaubte ich, ſie gutheißen zu können. Bevor ich ſie aber in ein Journal zu bringen ſuchte, ſandte ich das Manuſcript an Rückert und erbat mir ſein Urtheil. Er ſchrieb mir am 24. Januar:

„Ungeſäumt ſende ich Ihnen den Aufſatz zurück, der mich erfreut, beſtärkt und belehrt hat. Wenden Sie ſich wegen der Aufnahme im Morgenblatt an Cotta ſelbſt, der mir leidlich wohl will, mit dem Redacteur hab’ ich kein Verhältniß. Geht es hier nicht, ſo ſind mir beide junge Redacteure der eleganten Welt und des Fönix (der aber wol wenig geleſen iſt?) hinlänglich befreundet, um gewiß den eben ſo kurzen und bündigen als trefflich geſchriebenen Aufſatz gern aufzunehmen. An den Fönix ſende ich ſo eben eine neue Zuſammenſtellung von einigen und 80 Bruchſtücken, entſtanden als Gegenſtück großer Noth und Trübſal, die ich zum neuen Jahr zu beſtehen hatte und deshalb vielleicht etwas minder allgemeingültig gehalten, weil mir ſelbſt zur Arzenei beſtimmt; die Schlußzeilen ſind ein an Sie gemeinter Dank. Was ich in Ihrem Manuſcript mit Bleiſtift am Rand bemerkt, wiſchen Sie eben wieder weg; der Beifallszeichen hätte ich gar viel mehr machen mögen. Meine herzlichſten Glückwünſche zu dem guten Verhältniß mit Thierſch, das Sie für Ihre Hexameter beſtens benutzen mögen. Ich muß ihm ſelbſt in dieſen Tagen ſchreiben, danken für den letzten Band der Akademie, den er mir zugeſandt, worin eine mir beſonders intereſſante Abhandlung über die Sprache der Zakonen.“

Mit dieſer Anerkennung, wahrlich, konnte ich zufrieden ſein! Sie feſſelte mich an den Schriftſteller und Menſchen um ſo enger. Den Artikel ſandte ich an die Redaction des ſtuttgarter „Morgenblattes“, und dieſe brachte ihn gern und bald. Meine Münchener Freunde laſen ihn mit aufrichtigem Beifall. Ich erinnere mich noch des Vergnügens, das ich empfand, als der ſchon damals ausgezeichnete Rechtslehrer Dollmann, eine meiner Ansbacher und Heidelberger Bekanntſchaften, aber in München als Docent an andern Verkehr gewieſen, mich aufſuchte, um mir ſeine volle Zuſtimmung zu dem Artikel auszuſprechen, welcher „die Goethe'ſche Schule verrathe“.

Ueber dieſen Aufſatz muß ich nun hier doch einiges ſagen, denn er charakteriſirt nicht nur meine Beziehung zu Rückert, ſondern ſpricht auch meine eigenen poetiſchen Ideale aus; Ideale, die gegenwärtig ſo wenig veraltet ſind, daß ſie vielmehr ihre Anerkennung erſt noch zu finden haben. Mir haben ſie ſich im Verlaufe meiner Fortbildung nur immer mehr beſtätigt, und gegenwärtig ſind ſie das Ziel meines Strebens mehr als jemals.

Das Lehrgedicht Rückert's wird in der Beurtheilung froh begrüßt als ein gelungener Verſuch, die höhere, wahrhaft ſittliche und religiöſe Denkweiſe mit der Natur und ihrer Schätzung in Einklang zu bringen. Dieſe Verbindung ſei jetzt an der Zeit und ſie müſſe ſich vollziehen im Kampfe gegen die Richtung, welche die Natur dem Geiſt, und gegen eine andere, welche den Geiſt und das höhere Leben der Sinnlichkeit opfern wolle. Es wird gefordert, daß der menſchliche Geiſt vom bloßen Glauben zum Erkennen fortſchreiten, daß er durch Erkenntniß frei und in Freiheit gerecht werden müſſe gegen die Natur und Sinnlichkeit ebenſo wie gegen ſich ſelber. Daß Rückert dieſer Forderung in der „Weisheit des Brahmanen“ ſo lebensvoll nachgekommen, wird aufs rühmendſte hervorgehoben.

„Aus der Haupteigenſchaft der auf Erkenntniß gebauten Sittlichkeit“ (heißt es unter anderm), „daß ſie nämlich frei iſt, entſpringt ein Vorzug, den wir beſonders betrachten wollen. Wenn der ſittliche Pedant ſich faſt immer roh ſtreng und hochmüthig äußert, ſo trägt bei dem Freiſinnlichen alles den Stempel der Milde und der Beſcheidenheit, und wenn namentlich der fromme Pedant nur durch Verwerfung der Welt ſeinem blinden Reſpect vor dem Himmliſchen genugzuthun glaubt, ſo verſteht der Weiſe, der durch die Welt, durch Leſung des «Wedas der Natur» zur Sittlichkeit aufgeſtiegen iſt, indem er ſich frei fühlt, auch das Schöne der Welt zu erkennen und die irdiſchen Bilder ſo zu faſſen, daß ſie verklärt den Himmel erfüllen und zieren. Der Brahmane drückt dieſe Aufgabe in folgenden Zeilen aus:

Ring an, den Himmel mit der Erde auszugleichen,
Wer das errungen hat, der trägt das Siegeszeichen.
U. ſ. w.

„Die Würdigung und Benutzung des Irdiſchen“ (wird dann fortgefahren) „iſt aber hier freilich ganz was anderes, als was in unſerer Zeit ſinnlich-poetiſche Gemüther unter dem Ausdruck «Emancipation des Fleiſches» als Erweiterung und Verbeſſerung des Chriſtenthums angerathen haben.... Die Würdigung der Erde iſt ein ſittlich-gerechtes und liebevolles Auffaſſen irdiſcher Erſcheinungen, nicht um des blinden Genuſſes willen, ſondern um dieſe Erſcheinungen ſelbſt in die höhere Region des Geiſtes zu retten und ſo einem mächtigen innern Ruf zu genügen, der den Tüchtigen treibt, aus der Mannichfaltigkeit irdiſcher Dinge, ſtatt fromm die Hände in den Schos zu legen, ſich ein Reich zu ſchaffen, das ihm unverlierbar angehören und die Verbindung mit Gott ſelbſt nicht hindern, ſondern befördern wird.“

Der Kritiker, wie man ſieht, verlangt hier ſchon die philoſophiſche Erkenntniß Gottes und der Welt und damit eine Moral und Religion, welche der Welt und allem Guten und Schönen in ihr gerecht zu werden vermag. Er verlangt die harmoniſche Cultur des geiſtigen und natürlichen Lebens, wie ſie allein gedeihlich iſt: unter der Verherrſchaft des freien Geiſtes! Und was Rückert unter der Maske des Brahmanen in dieſer Beziehung lehrt und leiſtet, hebt er mit der froheſten Anerkennung hervor, indem er nur zu wenigen Verſen einſchränkende Bemerkungen macht.

Schon dieſe Fragmente brachten mich auf einen Gedanken, welcher der Idee Rückert's in Bezug auf die Form, die er dem Ganzen geben zu müſſen glaubte, widerſprach. Ich drückte die Hoffnung aus und freute mich, dieſe Bruchſtücke zu einem Ganzen verbunden zu ſehen, fügte aber hinzu, dies werde hier nur in dem Sinne herzuſtellen ſein, wie man auch ſonſt nacheinander entſtandene kleinere Gedichte zu einem geiſtigen Ganzen zuſammenſtellen könne. „Die gegliederte Geſtalt eines Lehrgedichts, in welchem ein einzelner beſtimmter Gedanke in allen ſeinen Wendungen verfolgt und erſchöpfend dargelegt iſt, kann und ſoll es nicht mehr erhalten. Es bleibt immer ein Schatz von Perlen und Blumen der Weisheit und der Poeſie, hat aber damit auch in der Form ſeine eigenen Vorzüge und Annehmlichkeiten.“

Der Schluß des Artikels lautet: „Wird dieſes didaktiſche

Werk im Lauf der Zeit noch unterſtützt von Dichtungen, in welchen das Hohe und Heilige in ſeiner lebendigen Erſcheinung epiſch und dramatiſch gefaßt und dargeſtellt erſcheint, ſo iſt beſtimmt zu hoffen, daß auch die Dichtkunſt gründlich und ſiegend das Ihrige zur Würdigung und Verehrung des Göttlichen beitragen wird, was im Grunde ihr höchſter Zweck, ihre letzte Aufgabe iſt, die ſie aber freilich nur in ihrer eigenſten Weiſe löſen darf."

Dieſe Stelle beweiſt, daß ich, bei aller Anerkennung Rückert's, eine Entwickelung der Dichtkunſt ins Auge faßte, welche über die Begabung des Lyrikers und Lehrdichters hinausging und im Grunde zu den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft gehört.

Im Frühjahr 1836 bekam ich neue Bruchſtücke des „Brahmanen" zu Geſicht, und ich ſchickte dem Dichter wieder meine Bemerkungen ein. Darauf erhielt ich einen Brief, der nicht nur intereſſant iſt durch weitere Erklärungen über das Lehrgedicht, ſondern durch das erſte Hervortreten einer Differenz zwiſchen dem Schreiber und der Schwäbiſchen Dichterſchule.

Zunächſt gratulirt mir der Theilnehmende zur Erlangung der Doctorwürde; dann ſagt er: „Für Ihre freundliche und verſtändliche Beſprechung meiner neuen Fragmente danke ich Ihnen ebenſo wie für die ausgearbeitete im Morgenblatt. Vermuthlich habe ich es Ihrer Hinzeigung hauptſächlich zu verdanken, daß ein Stuttgarter Buchhändler ſich bewarb um den Verlag dieſer Fragmente, die ich aber inzwiſchen einem Leipziger Liebhaber zugeſagt habe; ich hoffe, Ihnen im Laufe des Sommers oder Herbſtes ein erſtes Bändchen aus 3—4 Abſchnitten beſtehend mittheilen zu können. Ich habe, von Ihren Andeutungen eines Beſſern belehrt, den immer noch gehegten ſeltſamen Gedanken aufgegeben, aus dieſen geborenen Bruchſtücken ein künſtliches Ganzes zuſammenflicken zu wollen; blos mehrere natürliche Gruppen werden ſich von ſelbſt rangiren, und ein hieſiger Freund iſt mir behülflich, das bunte Chaos nach einigen Rubriken auseinanderzuleſen, doch wird dieſes hauptſächlich erſt den ſpätern Abtheilungen zu Gute kommen, die bereits gedruckten werden nur etwa durch einige Ergänzungen und Umſtellungen in etwas beſſere Verbindung gebracht werden.“ Hierauf erwähnt er eines journaliſtiſchen Unternehmens in Erlangen und fährt dann fort: „Ich ſelbſt kann mich nicht in Reih und Glied mit dieſen Strebenden ſtellen, die man das hieſige junge Deutſchland (ein ſehr zahmes, unſchuldiges) nennt, da ich nunmehr dem alten angehöre, was auch die närriſchen Schwaben meinen mögen von meiner etwaigen Neigung zu jenem von Menzel zerſchmetterten Ungeheuer. Das junge Deutſchland, zu dem ich gehöre, muß doch ein anderes ſeyn, als das von dem in den Fragmenten geſagt iſt:

> Die Jungen ſtaun' ich an, die ſich ſo jung geberden,
> Als fürchteten ſie nicht, noch hofften's, alt zu werden.

Es iſt wohl das junge Deutſchland, zu dem Sie vor allen mir gehören, nämlich die jüngern, die mich nun endlich auch noch wollen gelten laſſen, und von mir lernen, was zu lernen iſt. Wenn auch nie eine Coterie daraus entſteht, wie die der ſchwäbiſchen Poeten, ſo bin ich doch nicht geſonnen, eine ſolche freie Anerkennung irgend zurückzuweiſen oder zu verleugnen, die ich für meinen einzigen, wohlverdienten, langvorenthaltenen Lohn halte. Das ſagen Sie gelegentlich unſerm Freunde Schwab, und dazu: ſie ſollen je eher je lieber entſchieden ſich von ihrem ſchlechten Verfechter, dem Schänder deutſchen Namens, dem heuchleriſchen Bekämpfer der von ihm ſelbſt ausgebrüteten Drächlein, Menzel, losſagen, damit ſie nicht mit ihm in Verruf kommen. Von Herzen Ihr Rückert.“

Bisher hatten wir nur Freundlichkeiten und Zuſtimmungen getauſcht. Nun ſollte ich aber von Rückert ein Urtheil über mich hören, welches mir nicht erfreulich klingen konnte und mich bedenklich machen mußte. Ich ſchickte ihm nämlich eine Zuſammenſtellung meiner neuen Gedichte, deren Zahl ſtetig gewachſen war; darauf bekam ich die Antwort:

„Sie erhalten hier, mit meinem ſchönſten Dank, Ihre trefflichen Liederproben zurück, denen ich viel zum Lobe ſagen könnte, was ich abſichtlich bei mir behalte, um Ihnen dafür nur zu ſagen, was ich hauptſächlich daran zu tadeln habe: daß ſo wenig ſingbares, innerlich geſungenes Lied darin iſt, und ſo viel poetiſche Selbſtzergliederung. Gleichſam zu wenig vom jungen Goethe und zu viel vom alten, obgleich zum Theil in Formen des jungen. Man kann zwar keineswegs ſagen, dieſe Gedichte entſprängen aus Reflexion; ſie gehen wirklich aus gefühlten Zuſtänden hervor und laſſen dieſe ſehr deutlich erkennen; aber überall ſteht eine ſcharfe, peinlich klare Selbſtbeobachtung dahinter, die das Unbewußte, Verhüllte, worin allein das Unendliche, Allgemeingültige ſich adäquat ausſprechen kann, aufzuheben droht. Vielleicht fällt mir das nur ſo auf, weil die Unſchuld von «Wilhelm und Roſina» mich nichts der Art vermuthen ließ, woran mich aber allerdings von der andern Seite Ihre kritiſche Virtuoſität hätte erinnern ſollen. Nehmen Sie hieraus, was Sie brauchen können; wenn nicht fördern, wird es Sie doch auch nicht irren.“

Bevor ich mich über dieſes Thema meinerſeits erkläre, muß ich noch eine Stelle deſſelben Briefes mittheilen, weil ſie die Spannung zwiſchen Rückert und den ſchwäbiſchen Poeten gewachſen zeigt und die Stellung charakteriſirt, die ich in dieſem Streite einnahm.

„Mein Handel mit den ſchwäbiſchen Herren wird immer ſeltſamer. Den Aufſatz in der Eleganten hab' ich, als mir zugeſendet, allerdings geleſen, und Sie müſſen ihn eben auch leſen. Er iſt nicht gegen Uhland, ſondern gegen einen Gelbſchnabel gerichtet, der die nicht unwichtige Rolle übernommen, unſeren Nachbarn jenſeits des Rheins einen Begriff unſerer Poeſie zu geben, und die Sache ganz apodiktiſch ſo vorträgt, als habe ſich unſre ganze Kunſt-, Gemüths- und Fantaſiewelt in Uhland concentrirt, abgeſchloſſen und vollendet, nur deſſen franzöſiſchen Aufſatz man als eine wichtige Erſcheinung und Entſcheidung im Literaturblatt hervorgehoben und geltend gemacht hat. Dagegen wird nun mit Recht proteſtirt und unter andern auch mein Anrecht gewahrt, aber nicht bloß das meine, ſondern vieler andern, z. B. der ehrenwerthen lebensfriſchen öſterreichiſchen Dichterſchule. Daß Uhland darin mißhandelt ſei, iſt nicht wahr; wol aber, was natürlich, iſt in der Hitze des Kampfes etwas zuweit gegangen, eine natürliche Gegenwirkung, hervorgerufen von dem Coterieweſen Menzel's, dergleichen noch mehr vorkommen wird, wenn ſich die ſchwäbiſchen Poeten nicht dieſes ſchlechten Vertreters entledigen. Uebrigens haben alle bedeutenderen Beurtheilungen meiner Gedichte, ganz einverſtanden, Uhland und Heine als die beiden Punkte angenommen, zwiſchen denen ſie mich bald ſo bald anders unterzubringen ſuchen; laſſen wir ſie alſo wägen und vergleichen. Meine eigene Geſinnung gegen Uhland habe ich ganz kürzlich auszuſprechen Gelegenheit gehabt in einem Zwiſchenworte zum zweiten Bande meiner Gedichte, der ſo eben gedruckt wird; Sie werden finden, daß ſie der ſeinigen gegen mich, von der Sie mir aus Schwab's Munde ſagen, nicht nachſteht. Aber meinen Sie im Ernſte, ich ſollte einen auf's Maul ſchlagen, der ſagt, ich ſei ein größerer Dichter als Uhland, da dieſer auch keinen geſchlagen, der ihn den größeren genannt? Ja ich muß darauf beſtehen, daß ich der Idee nach höher ſtehe, da ich der Form nach immer unter ihm bleiben werde."

Dieſe Ergießung zeigt, daß ich zwiſchen beiden Parteien ſtand und, ſoweit es anging, auszugleichen ſuchte. Die Bekanntſchaft Guſtav Schwab's hatte ich ſchon 1832 gemacht. Ich ſandte ihm von Heidelberg aus dieſelben Gedichte zu, die Goethe in Händen gehabt hatte; er wählte zwei davon für den „Muſenalmanach“, den er mit Chamiſſo herausgab, und ſchrieb mir über die ganze Sammlung mit wahrer Herzlichkeit, indem er unter anderm ſagte: er rechne es dieſen Liedern hoch an, daß ſie wirklich Erlebtes und Empfundenes ausſprechen und nicht aus bloßer Phantaſie hervorgegangen ſeien, wie ſo viele Producte jetziger Poeten! Auf der Heimreiſe von Heidelberg zu meinen Aeltern, die das Gut Neidegg bei Donauwörth erworben hatten, beſuchte ich den liebenswürdigen und gaſtfreien Dichter in Stuttgart und blieb von da an mit ihm in literariſcher Verbindung und Briefwechſel, wobei ich ſeine treue Freundſchaft nur zu rühmen habe. Eine in den „Heidelberger Jahrbüchern“ veröffentlichte Kritik Heinrich Heine's, dem ich, bei aller Anerkennung ſeiner poetiſchen Süßigkeiten, mit meinem ethiſchen Ideal ſcharf zu Leibe gerückt war, hatte mich dem Stuttgarter Dichterkreiſe ſehr empfohlen; und als ich im Juli 1835 mit meinem Vater eine Geſchäftstour nach Stuttgart machte, gab mir Guſtav Schwab einen Abend, wozu er, unter andern, die beiden Pfizer und das Ehepaar Uhland geladen hatte. Man ſprach über Politik und Literatur, und Uhland, neben dem ich meinen Platz erhalten hatte, war geſprächiger, als er mir geſchildert werden (wenn auch lange nicht ſo redefroh wie ſeine höchſt lebendige, echt ſchwäbiſche Frau!) — er ſagte mir nicht nur freundliche Worte über „Wilhelm und Roſina“, ſondern zeigte ſich auch als Kenner des Rieſes und rühmte die Bibliothek und die Gemäldeſammlung des Fürſten von Wallerſtein, die er genau kannte. Von allen ſehr freundlich behandelt, nahm ich die angenehmſten Eindrücke mit hinweg und ſchätzte mich glücklich, die Bekanntſchaft ſolcher Männer und Frauen gemacht zu haben. Durch dieſe Beziehung zu den ſchwäbiſchen Poeten war mir ein vermittelndes Beſtreben zwiſchen ihnen und Rückert offenbar vorgezeichnet, und ſo hatte ich nun Schwab's briefliche Klage über jenen Artikel in der „Eleganten“ und Uhland's warme Anerkennung des alten Freundes und Kunſtgenoſſen nach Erlangen gemeldet, wahrſcheinlich auch meine beſcheidenen Wünſche hinzugefügt. Durch mein ganzes Weſen und meine eigenſte Tendenz ſtand ich aber doch mehr auf der Seite Rückert's! In ihm hatte ich unter den wetteifernden Lyrikern den reichſten erkennen müſſen; ſeine ethiſchen und religiöſen Ziele waren auch die meinen, und er verherrlichte, was meines Herzens innerſte und höchſte Verehrung hatte. Alſo konnte es mir auch damals nicht in den Sinn kommen, von ihm zu verlangen, daß er einem Kritiker, welcher ihn über Uhland ſtellte, dafür den Kopf waſche — und was er ſchließlich über ſich im Verhältniß zu Uhland ſagte, mußte ich unterſchreiben.

Was nun den Tadel betrifft, den Rückert gegen einen

Theil meiner Gedichte ausſprach, ſo beſchäftigte er mich natürlich ſehr. Ich konnte dem Meiſter nicht unrecht geben; allein ich hatte auch meine Mittel der Vertheidigung. Ich wußte zu gut, was ich mit meiner Lyrik wollte, beanſpruchte gar nicht den Ruhm einer andern und verlangte nur, an derjenigen, zu deren Pflege ich mich berufen hielt, die poſitive Seite nicht verkannt zu ſehen. In dieſem Sinne ſchrieb ich an den poetiſchen Kritiker.

Natürlich konnte ich meine Lanze nur für die Gattung einlegen. Die einzelnen Gedichte, in welchen auch mir eine „peinlich klare Selbſtbeobachtung“ entgegentrat oder die das Prädicat „liebeszauberzerſtörungsluſtig“ verdienten, welches Rückert einer meiner ſkeptiſchen Ergießungen beigeſchrieben hatte, merzte ich aus. Ueberhaupt iſt von den Stücken, die der ältere Freund gerügt hat, keines ſpäter an die Oeffentlichkeit gelangt. Meine „Gedichte“, die ich ſo früh ſchon ſammeln wollte, konnte ich erſt 1857 dem Publikum vorlegen; und auch da hat es noch ſehr viele Mühe gekoſtet! Diejenigen, die in den Jahren 1830—38 entſtanden waren und ſpäter die Kritik des Gereifteren aushielten, bilden nicht einmal den vierten Theil des Bandes.

Jeder Menſch entwickelt ſich nach ſeinen Anlagen, und Ziele, die nicht auf dem Wege derſelben liegen, erreicht er nicht, wie anziehend ſie ihm auch erſcheinen mögen. Ich hing mit leidenſchaftlicher Luſt an der Natur, an der Wirklichkeit; ich lebte und liebte; ich hatte das tiefſte Gefühl von Leid und Freud, und den Drang, es dichteriſch auszuſprechen! Dennoch finden ſich unter meinen Jugendgedichten nur wenige, in welchen dieſes Gefühl auch die unmittelbare, natürlich reine Form erhalten hätte! Der Grund liegt in der Eigenheit meines Weſens und meiner Begabung. In meinen jüngern Jahren verleitete mich eine angeborene Heftigkeit, die ſich nie ſtark genug ausdrücken konnte, zu Uebertreibungen; und ſpäter kam das philoſophiſche Denken hinzu und das Streben nach Selbſterkenntniß, welches zunächſt immer einſeitig aufzutreten pflegt und ſich mit der Natur erſt wieder vertragen lernen muß. Wie ſehr ich nun das „innerlich geſungene Lied“ bewunderte und liebte, wie bezaubernd mir ſeine Töne in die Seele drangen, aus mir ſollte doch eine ſehr kleine Zahl dergleichen herausklingen! — Meine Aufgabe war, zur „Poeſie des Geiſtes“ fortzugehen und eine Lyrik zu cultiviren, in welcher der Geiſt vorherrſcht, wenn auch mit aller Innigkeit, deren er ſelber fähig iſt, und im engen Lebensverband mit dem Herzen und mit der Sinnlichkeit des Einen Menſchen. Dieſe Poeſie kann warm, ſchwungvoll, mächtig und ergreifend, ſie kann feierlich und erhaben ſein; aber ſie wird ſich in ihrem Grundcharakter ſtets unterſcheiden von den reinen, einfachen Klängen des Gefühls und dieſen den Preis der Lieblichkeit und der Naturſüßigkeit laſſen müſſen.

Das „innerlich geſungene Lied“, das reine Gefühlslied, iſt, wie man weiß, auch die Stärke Rückert's nicht geweſen. Hier ſteht er nicht nur hinter Goethe zurück, ſondern auch hinter Uhland und Heine — um nur dieſe beiden zu nennen. Er ſelber mußte davon ein Bewußtſein erlangt haben; denn er ſchrieb mir im Juni 1836:

„Sie haben für Ihre Lieder oder Nichtlieder gegen meine kritiſchen oder unkritiſchen Ausſtellungen eine ganz gute Schutz- und Trutzrede gehalten, die ich um ſo lieber mir gefallen laſſen kann, da ſie ſo vielen meiner eignen derartigen Productionen auch zu ſtatten kommt."

Die Zuſchrift, welche dieſe Erwiderung brachte, ſollte vorläufig die letzte ſein. Rückert, um ſich von „allerlei Buchmacherei" zu erholen, trat eine längere Reiſe an, die ihn (während ich mich in Neidegg befand) auch nach München und mit Schimper zuſammenführte. Ich aber faßte im Spätjahr den Entſchluß, nach Erlangen überzuſiedeln. Mit dem Dichter und Denker, an den mich ſo viele Bande knüpften, perſönlich zu verkehren und alles, was mir am Herzen lag, mit ihm durchzuſprechen — dieſer Gedanke war zu lockend für mich, als daß ich ihm nicht hätte folgen und alles Widerſtrebende beſiegen ſollen. Von Rückert war ich brieflich dazu ermuntert; meinen Vater wußte ich durch Vorführung aller Gründe zu gewinnen, und im November ging ich in die Univerſitätsſtadt ab, in welcher ich auch ſchon andere Freunde hatte, noch mehr aber finden ſollte.

Perſönlicher Verkehr mit Friedrich Rückert.

Die Freunde, die ich in Erlangen wieder treffen ſollte, waren Dr. Karl Hagen, Privatdocent der Geſchichte, und Karl Weinmann, Kaufmann. Hagen, Mitgymnaſiaſt in Ansbach, gehörte längere Zeit dem Schimper'ſchen Kreiſe an und hatte dann an der Erlanger Univerſität ſeine akademiſche Laufbahn begonnen. Er lehrte ſpäter in Heidelberg und zuletzt in Bern, wo er vor wenigen Jahren geſtorben iſt. Im Jahre 1848 ſaß er in der Paulskirche auf der Linken, und vorher und nachher hat er eine Reihe anerkannter hiſtoriſcher Werke veröffentlicht. Der Kaufmann (ſpäter Bürgermeiſter in Erlangen und Mitglied der bayriſchen Kammer der Abgeordneten) war aus Nördlingen im Ries und einer meiner früheſten Jugendfreunde. Er hatte ſich in Erlangen verheirathet, und mit der jüngern Schweſter ſeiner Frau war Hagen verlobt. Die wohlhabende Schwiegermutter der beiden konnte mir in dem einen ihrer Häuſer ein paar Zimmer anbieten — und ſo hatte ich, abgeſehen von der Familie Rückert's, einen befreundeten Kreis, in dem ich mich heimiſch fühlen konnte.

Der erſte Gang des Eingerichteten war zu Rückert, der in einer abgelegenen Straße ruhig wie auf dem Lande wohnte. Die Aufnahme von ſeiner Seite war ſehr herzlich; wir kamen bald in ein vertrautes Geſpräch, und mein Tagebuch verzeichnet ſchon in Erwähnung der erſten Zuſammenkunft das „höchſt liebenswürdige Lächeln", das man an dem Dichter bemerken konnte. Rückert war von hoher Geſtalt und hielt den Kopf etwas vorgebeugt, aber in erregtern Momenten konnte er ſtrack durch's Zimmer gehen. Mit einer bedeutenden Stirn, tiefliegenden, dunkeln, feurigen Augen, zierlicher, leichtgebogener Naſe und feinen Lippen drückte das ovale bräunliche Geſicht den tiefen und reichen Geiſt aus, den man aus ſeinen Dichtungen kannte. Das ſchwarze Haar war geſcheitelt und nachläſſig heruntergekämmt; daß dies aber keinen nazareniſchen Eindruck machte, dafür ſorgte die Phyſiognomie. Die ganze Erſcheinung war zugleich imponirend und vertrauenerweckend. Er ſtellte mich ſeiner Frau vor, deren zierliche Geſtalt neben der ſeinen klein erſchien. Die anmuthige Form ihres Geſichts war etwas geſtört durch eine gewiſſe Röthe um Naſe und Mund, aber das vergaß man bei dem herzlichen Frohſinn ihres Weſens. Mir ſagte ſie bald: „Aus «Wilhelm und Roſina» dürfen Sie mich ausfragen, ſo gut kenn' ich's; der Fritz" (ein Bauernbube, der in die Handlung eingreift) „iſt mein Günſtling." — Nach Tiſch lernte ich in dem Profeſſor Kopp jenen Freund und Verehrer des Dichters kennen, der ihm bei der Sortirung der

Brahmanenfragmente geholfen und ſpäter auch die erſte Auswahl der Gedichte mitbeſorgt hat.

Der Anfang des perſönlichen Verkehrs verhieß einen ſchönen Fortgang — und er hat Wort gehalten! Nach unſern Individualitäten paßten wir zuſammen. Ich war hingebend, für alle Mittheilungen des Dichters empfänglich und zur Anerkennung geneigt; aber ich hatte meine Ueberzeugungen, ich vertrat ſie und ließ mir nichts nehmen. Dies war unſtreitig der Grund, warum Rückert an dem Umgang ſo lange Gefallen fand und die letzten Unterredungen ſo lebendig und vertraulich waren als die erſten. Ich kam oft und mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit zu ihm und blieb ein volles Jahr in Erlangen. Zu Gegenſtänden der Geſpräche hatten wir unſere eigenen neuen Arbeiten, die wir uns mittheilten, und die uns berührenden neuen Erſcheinungen der Literatur. Wir gingen immer zur Sache, waren offen alle beide, und ſo kann ich ſagen, daß ich nicht einmal bei ihm war, ohne daß etwas Intereſſantes zur Sprache gekommen wäre.

Die Unterhaltungen zu reproduciren, wäre mir unmöglich. Aber das Bedeutſamſte davon iſt in meinem Tagebuch und meinem Gedächtniß aufbewahrt, und dies kann ich zur Charakteriſtik Rückert's nacheinander mittheilen. Die Wahrheit, der ich folge, wird von ſelber auch den nöthigen Schatten ins Gemälde bringen.

Das erſte, was in den Unterredungen hervortrat, war eine Auseinanderſetzung Rückert's mit den Poeten, die mit ihm um die Palme rangen — ein kritiſcher Kampf gegen ſie. Wenn ich ſehen mußte, daß er mit Verliebe auf die Schattenſeiten der Mitbewerber hinzeigte, ſo konnte ich ihm doch eine gewiſſe Berechtigung dazu nicht abſprechen. Wer auf irgendeinem Felde ein Ziel erſtrebt und dieſes für das gebetenſte und rühmlichſte hält, der muß den Anwalt dieſes Zieles, d. h. ſeinen eigenen machen; und wird er dabei gegen andere auch ungerecht, ſo iſt ſein Verfahren doch viel beſſer, als wenn er aus Klugheit ſchwiege oder ſein wahres Urtheil in einer allgemeinen Anerkennung verbärge. Die ehrlich auftretende Einſeitigkeit kann ſpäter berichtigt werden und zur gerechten Würdigung des Beſprochenen dienen, aber das anſtandsvolle Schweigen dient zu gar nichts!

Ueber Uhland ſagte Rückert: „Zum wahren Lyriker fehlt ihm eine Hauptſache: er hat keine erotiſche Ader! Anſtatt ein glühendes Gefühl darin auszuſtrömen, gibt er ſeinen Liedern eine epigrammatiſche Wendung. Er hat hier nur Einfälle. Es iſt nur ein Spiel.“

Rückert kannte die Lyriker des Occidents und des Orients, die eine ſolche Ader hatten, und neben ihnen mußte Uhland verlieren! Wenn er die erotiſche Lyrik dieſes Dichters für poetiſchen Nachtiſch erklärte, ſo konnte er ſich auch bewußt ſein, daß er ſelber in ſeinem „Liebesfrühling“ eine Mahlzeit aufgetragen habe, woran die Liebhaber ſich zu ſättigen vermochten.

Zwiſchen dem ſchwäbiſchen und dem fränkiſchen Dichter herrſchte eine perſönliche Spannung, welche ſich von des letztern Aufenthalt in Stuttgart herſchreibt. Rückert war ein Freund Wangenheim's, der „das Beſſere gewollt, während Uhland mit ſeinem ſchwäbiſchen Patriotismus in das alte Recht ſich verbiſſen habe". Er trat öffentlich für Wangenheim auf, er kämpfte für ihn als Dichter, und dies hat ihn mit dem Sänger des „guten alten Rechts" in Conflict bringen müſſen.

Das bekannte Urtheil Goethe's über die ſchwäbiſchen Poeten und über Uhland, in Eckermann's „Geſprächen", kam Rückert ſehr zu Paſſe. „Es iſt wahr", ſagte er einmal zu mir, „es iſt nichts Mächtiges und viel Schwächliches in Uhland. Ich habe dieſen Dichter immer mit Matthiſon verglichen. Aber Matthiſon's Bilder ſind farbiger! — Was iſt der jetzige Dichterruhm", fuhr er nach einer Weile melancholiſch fort, „gegen den Ruhm Goethe's und Schiller's? Was iſt Uhland's Ruhm? Damals kam's von allen Seiten! Jetzt bilden die Verehrer ein Conventikel, keine Kirche!"

Gleich nach meiner Ankunft in Erlangen war mir als „etwas ſehr Starkes" mitgetheilt worden, Rückert habe in einem Briefe geſagt: „Der Uhland wird noch in den Winkel geworfen werden, wie Matthiſon!" Mir war das zu ſtark, und ich glaubte, man habe es ihm blos nachgeredet. Auf dieſe gegen mich ausgeſprochenen Bemerkungen hin konnte ich aber an jener brieflichen Aeußerung nicht mehr zweifeln. — Sie iſt ungerecht! Uhland hat vor Matthiſon nicht nur das echte poetiſche Naturgefühl, ſondern auch die meiſterliche Geſtaltungskraft voraus. Von Matthiſen können wir nur mehr einzelne Gedichte gelungen finden, von Uhland die meiſten.

An Guſtav Pfizer's Broſchüre: „Uhland und Rückert“ hatte unſerm Poeten ſchon der Titel — die Stellung der Namen — ein Aergerniß gegeben. Es erfüllte ihn daher mit großer Genugthuung, als er mir eines Tages ſagen konnte: „Endlich hat einer eine Broſchüre geſchrieben: «Rückert und Uhland!»“

Aus derſelben Zeit iſt das Wort: „Ich habe Stationen durchgemacht, Uhland nicht. Er muß neben mir verlieren!“

Was ich bei ſolchen Bemerkungen Rückert's meinerſeits einwendete, oder wie ich ſchwieg, findet ſich in meinem Tagebuch nicht verzeichnet; und ich habe davon keine beſtimmte Erinnerung. Aber eine Scene iſt mir noch genau gegenwärtig. Es war an einem naßkalten, verſtimmenden Tag, an welchem ich gegen Abend bei Rückert einſprach. Er war nicht in der beſten Laune. Auf ein Buch zeigend, welches auf dem Tiſche lag, ſagte er: „Da hab' ich eine poetiſche Blumenleſe von Guſtav Schwab! Zu den Sachen von Uhland hab' ich mein Urtheil geſchrieben!“ Ich geſtand ihm meine Neugierde. Er las die Titel der Gedichte und ſeine kritiſchen Beiworte, die meiſtens tadelnd lauteten. Unter ein Gedicht hatte er geſetzt: „Nichts.“ Ich hörte das ſtumm an. Als er hierauf die Ueberſchrift las: „Der Wirthin Töchterlein“, entgegnete ich: „Nun, da werden Sie was anderes daruntergeſetzt haben!“ Er, nicht ohne Spott, erwiderte: „Da ſteht ‚gar nichts'." „Ach!" rief ich mit unverhehlenem Unmuth und Tadel, — „Das iſt ja eins ſeiner ſchönſten Gedichte!" — Nun wurde er doch etwas verlegen und ſchwieg. Dann, mit einer gewiſſen Ergebung, ſagte er: „So kann es einem gehen!"

Wenn ich jetzt die Strenge — die Gereiztheit des einen Poeten gegen den andern erwäge, ſo muß ich zur Erklärung auch noch an die große Verſchiedenheit ihres Talents und ihrer Beſtrebungen denken. Rückert hatte für die Gegenſtände der Uhland'ſchen Poeſie kein Herz mehr, weil ſeine Neigung auf ganz andere Ziele gerichtet war; und von dem, was ihm am höchſten ſtand, fand er in dem romantiſchen Lyriker und Balladendichter wenig oder gar nichts. Dazu kam, daß ihm Uhland beim Publikum den Rang abgelaufen hatte und ihm ſtets vorausblieb. Rückert mochte ſchon damals fühlen, daß er dem Glücklichen in der Gunſt der Nation zeitlebens nachſtehen werde.

Auch zu Platen hatte Rückert eine Beziehung, wo er ſich wehren zu müſſen glaubte. Er erzählte mir einmal, Platen habe ſich für den Einführer der Ghaſele ausgegeben, aber er, der ſeinen „Dſchelaleddin Rumi" 1819 gedichtet, habe es ihm ſcharf verwieſen. „Ich war auch ſtolz!" fügte er hinzu. „Die Wahrheit iſt: ich bin dieſen Weg zuerſt gegangen, Platen iſt mir nachgefolgt."

Daß ſich der Autor der „Abbaſſiden" in dem Prolog mit Joſeph verglichen, welcher, ſeinen Traum verkündend, den Neid der Brüder erregt habe — dieſe Selbſterhebung und dieſe „Verleumdung der Brüder“ nahm ihm Rückert höchlich übel. Wie wenig ihn die Vergötterung Platen's durch Minckwitz erbaute, denkt man ſich. Er ſprach von dieſem Jünger mit großer Geringſchätzung, fand die Verſicherungen deſſelben, daß die Form ſeiner und der Uhland'ſchen Gedichte nur einen kurzen Sommer dauern werde, und daß er, der Autor des „Brahmanen“, ein Poet für Frauen ſei, mehr als albern, und lachte herzlich, als er der letztern gegen mich erwähnte. Die Aeußerung des Plateniden, daß ſein Meiſter eine höhere Weltanſchauung habe als Rückert, theilte mir dieſer als eine Prahlerei mit, die keiner Widerlegung bedürfe.

Seiner Denk- und Dichtart nach war Rückert nicht geeignet, die beſondern Vorzüge Platen's zu würdigen und ſich ihrer zu freuen. In den reinen Formen deſſelben trat ihm mehr das Künſtliche entgegen; er vermißte in ſeinen Gaben den Reichthum und die Herzenswärme der wahrhaft ſchöpferiſchen Natur. Von den „Abbaſſiden“ ſagte er, die Figuren darin ſeien ohne Bedeutung und dem Ganzen fehle der nöthige Gemüthsgehalt.

Daß Rückert durch die Würde ſeiner Poeſie und durch die Reinheit ſeines Wollens über Heinrich Heine ſich erhaben fühlte und dieſen blos im Vorhof ſich herumtreiben ſah, während er ſelber ins Heiligthum eingetreten ſei, das wird niemand verwunderlich finden. Er war ſehr empfänglich für die ſchönſten Lieder dieſes Dichters; aber er ſagte —

mit dem entſprechenden Humor, verſteht ſich: „Ich kann nicht zugeben, daß Heine dieſe Lieder ſelber gemacht hat; — ich kann ihn hier nur als Organ gelten laſſen!“ Den Sänger des „Buches der Lieder“ würde dieſer Spruch, wenn er ihn vernommen hätte, ſicherlich ergötzt haben. Ich glaube faſt, er hätte entgegnet: „Bravo, Freund Rückert! Beſſer hat mich noch niemand gelobt! Weißt du, was es heißt, Organ ſein? Genie ſein! Ich wünſchte, daß du in deinen Liedern auch etwas mehr und etwas öfter Organ geweſen wäreſt!“

Heine erinnerte Rückert an Ludwig Tieck, der auch vor frivolen Phantaſien, vor Ironie, Spott und Spiel nie zum wahren poetiſchen Ernſt gekommen ſei.

Rückert war am liebenswürdigſten, wenn er bewunderte; unter den deutſchen Poeten bewunderte er aber eigentlich nur Goethe. Der Dichter und der Menſch Goethe ſtanden ihm gleich hoch; ſeine Verehrung galt der Einen, für ihn unvergleichlichen Perſönlichkeit. „Die Schiller'ſchen Ideale“, ſagte er einmal in einer Abendgeſellſchaft, „könnte jede kranke, verbildete Natur noch zu erreichen hoffen; aber an Goethe's von vornherein geſunden Menſchen müßte ſie verzweifeln, — weswegen man ſie dann beiſeiteſchiebt. — Goethe war der eigentliche Mann des Jahrhunderts. Napoleon, an äußern Reſultaten reicher, war nicht ſo ganz. Goethe war der Normalmenſch; auch die Arzneien, wie ſeine Aerzte verſichert haben, wirkten auf ihn alle normal.“

Wiederholt kam er in Geſprächen mit mir auf den

Umfang des Goethe'ſchen Geiſtes zurück und wie er alles in ſeine Sphäre gezogen. Er freute ſich der herrlichen Natur und der überaus reichen Cultur, die ſich in ſeinen Werken ſpiegeln. Seine Stimme bekam immer einen herzlichern Klang, wenn er von Goethe ſprach.

Bei alledem überſchätzte er denſelben als Dichter nicht und hob zu anderer Zeit ebenſo entſchieden hervor, was ihm fehlte. Einmal kamen wir auf den ſittlichen Zweck der Dichtkunſt zu reden. Wir vereinigten uns in folgenden Sätzen: Goethe's Natur war gehalten und geſchirmt durch ihren eigenen Adel und durch die harmoniſche Bildung des Menſchen; das eigentliche ſittliche Leben und Streben, das männliche Ringen des ſittlichen Geiſtes, hat er nicht poetiſch empfunden, und darum iſt er zur wahren poetiſchen Verherrlichung deſſelben nicht gekommen. — Daß dieſe Verherrlichung noch eine Aufgabe ſei, war uns unzweifelhaft. „Ich weiß ja ſelber", äußerte Rückert, „wie ich über den Naturtraum hinausgekommen bin!" — „Sittlichkeit und Schönheit", fuhr er fort, „müſſen vereinigt werden; das iſt das Ziel der Menſchheit. Schiller hat es angeſtrebt, aber ohne die erforderliche Naturbaſis. Dies", fügte er lächelnd hinzu, „mag freilich eben der Grund ſeiner großen Verbreitung ſein!"

Wenn Rückert Schiller nicht in gleiche Linie mit Goethe ſtellte, ſo war er doch zu einer höhern und ernſten Schätzung dieſes Dichters gelangt von einer eigenthümlichen, kaum glaublichen Unterſchätzung her, die er mit

Andern theilte. Eines Tages drückte er gegen mich ſeinen Verdruß über die Art aus, wie die ſchwäbiſchen Poeten und Kritiker jetzt Schiller — zum Theil gegen Goethe — auf den Schild erhöben. Er bemerkte dazu: „In der Zeit, als ich noch bei ihnen war, haben die Schwaben den Schiller ungebührlich verachtet. Ich ſelber mit! Schiller war uns ein Dichter für den Pöbel!“

Wie man weiß, hat der „Lieblingsdichter der Nation“ auch in andern Kreiſen eine ähnlich misgünſtige Beurtheilung erfahren. Dergleichen gehört jetzt als Curioſum in die Geſchichte des Geſchmacks.

Kam Rückert auf die ſchwäbiſchen Dichter zu reden, ſo fiel ihm faſt immer ihr „Vorfechter“ Menzel ein, und die Entrüſtung ſeiner Seele machte ſich in heftigen Ausdrücken Luft. Er betrachtete das kritiſche Treiben dieſes Mannes als ein Nationalunglück, weil dadurch verkehrte, grundfalſche Kunſtanſichten verbreitet würden. „Daß einer einen Goethe ungeſtraft ſo ſchänden darf“, ſagte er einmal in größerer Geſellſchaft, „das könnte entmuthigen für jede literariſche Thätigkeit. Und es iſt dieſem Menſchen nicht beizukommen! Uhland (wenn er es auch wollte!) — ich ſelber, oder auch Tieck, wir vermöchten nicht ihn zu ſtürzen. Schiller, wenn er noch lebte, der könnte ihn zermalmen.“

Bei dieſer Gelegenheit zeigt ſich wieder, daß nicht nur die Liebe überſchätzt, ſondern auch der Haß. Vor der Seele des Poeten ſtand die Macht des Kritikers viel größer, als ſie war! Wo ſind denn gegenwärtig — kann man fragen — die weitreichenden übeln Einflüſſe des Stuttgarter Literaturblattes? Wir, die wir in der eigentlichen Zeit der Zeitungen leben, haben die Sache anders anſehen lernen. Wir wiſſen: das Hagelwetter, das von einem Journal aus droht, löſt ſich in einen Regen auf, deſſen Waſſer man von ſich abſchütteln kann. Alles Echte beſteht die Probe des ungerechten Angriffs. Und Goethe contra Menzel hat ſie bekanntlich auch beſtanden.

Ich habe ſchon erwähnt, daß wir uns wechſelſeitig unſere neuen Arbeiten mittheilten, was unſern Geſprächen immer wieder Stoff zuführte. Zu meinen Arbeiten gehörten aber kritiſche Abhandlungen über die jetzigen Poeten, in deren Würdigung ich die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft anſchaulich zu machen gedachte. Ich wollte zu den Artikeln über Heine's „Reiſebilder“ und Rückert's „Weisheit des Brahmanen“, die ſchon exiſtirten, Beurtheilungen der Gedichte Heine's, Rückert's, Platen's und Uhland's fügen, dem „Jungen Deutſchland“ eine Beſprechung widmen, um das Ganze dann als Buch herauszugeben.

Die Arbeiten über Platen und Uhland theilte ich Rückert mit. Bei der Abfaſſung hatten mich nur die erhaltenen Eindrücke geleitet; ich tadelte, was mir nicht gefallen, und hob alles, was mich erfreut und ergriffen hatte, nach dem Gefühl meines Herzens mit warmer Anerkennung — mit Bewunderung hervor. Aus den Bemerkungen, mit welchen Rückert mir die Manuſcripte zurückgab, konnte ich ſehen, daß ich ihm in der Anerkennung viel zu weit gegangen ſei!

Mein Lob der Platen'ſchen Oden erklärte er ſich aus meinem „gegenwärtigen Standpunkt" — der vorwiegenden Neigung zum Ethiſchen. Nach ſeiner Anſicht wären dieſe Oden und ebenſo die Feſtgeſänge — die ich noch über die Oden ſtelle! — exotiſche Gewächſe, die für das deutſche Volk immer etwas Fremdartiges haben würden. Die Kritik Uhland's, obwol ich auch hier alles, was mir als mislungen und ſchwach erſchienen war, unbedenklich gerügt hatte, brachte ihm des Lobes doch noch viel zu viel. Er ſagte: „Der Eindruck iſt ein ähnlicher wie bei Platen. Im Grunde iſt das für die Verehrer Uhland's geſchrieben. Ich laſſe, was hier gelobt iſt, einfach gehen. Sie rühmen neben ſo vielem, was ich nicht gelten laſſen kann, auch die Sonette, die ſogar Schwab fallen läßt!"

Dieſen Einwurf ließ ich nicht ohne Erwiderung. Ich hielt mein Urtheil über diejenigen Sonette, die ich ſinnig und zierlich gefunden, aufrecht und ſprach meine Meinung dahin aus, daß man im Tadel Uhland's, ohne ungerecht zu werden, nicht weiter gehen könne, als ich gegangen ſei. Endlich brachte ich ihn ſo weit, daß er erklärte: jetzt allerdings könnte man eine Kritik Uhland's nicht wohl anders faſſen! Dies war auch nicht in meinem Sinn; denn ich hatte die Kritik nicht nach der jetzigen Geltung des Dichters geſchrieben, ſondern nach den Bemerkungen, die ich während des Leſens aufzeichnete. Allein ich ließ es gut ſein.

In Rückert's Weſen lag eine ſchneidige Schärfe; und allerdings kehrte er ſie nicht nur gegen rivaliſirende Kunſtgenoſſen, ſondern auch gegen ſich ſelber. Eines Tages gab er mir eine Mappe voll neuer Brahmanenfragmente. Er ſagte: „Gehen Sie das durch! Ich fürchte, es wird viel Schund darunter ſein; hoffentlich werden Sie aber auch was Gutes drin finden!“

In ſeinen „Gedichten“ wies er ſelber auf die „minder bedeutenden“ hin, die er nur habe abdrucken laſſen, weil ſie einen gewiſſen Werth als „Denkmäler“ anſprechen könnten.

Ein Kritiker (irre ich nicht, Wihl!) hatte ihn auf Koſten Goethe's gelobt. Rückert nahm ihm das ernſtlich übel und belegte den Paſſus mit einem ſehr wenig ehrenden Prädicat.

Seinen Mitbewerbern wollte Rückert keineswegs in jeder Beziehung den Rang ablaufen. Der Theologe und Dichter Puchta hatte den Ausſpruch gethan: Platen beſitze das feinere Gehör, Rückert den ſchärfern Blick. Dadurch fühlte ſich dieſer geehrt! — Was die Form betrifft, ſo erblickte er (wie wir geſehen) Uhland über ſich, und ein ähnliches Verhältniß gab er ſich zu Platen; nur fand er, daß gar manche der Formen dieſes Poeten mehr abſichtlich als natürlich entſtanden ſeien. Einzelne Gedichte, die ihm eben gefallen hatten, pries er ohne Rückhalt — um den Ruhm der Conſequenz bei dieſer Gelegenheit unbekümmert.

Bei meinem Beſtreben, ſie äſthetiſch zu würdigen, kamen wir zum öftern auf die ſogenannten „Haarzöpfe“ zu reden. Rückert ſprach ihnen mehr das Wort und freute ſich an manchem Product, über welches die Romantiker hinweggeſehen hatten. Von Hagedorn ſagte er: „Aus ſeinen Liedern klingen wahre Bruſttöne! Wir Neuern ſind verzwickter.“

Die Kritiken, welche in jenen Tagen zu ſeinem Lobe erſchienen, nahm er gar nicht immer wörtlich. Ueber einen ſeiner literariſchen Anwälte äußerte er: „Wenn er ehrlich wäre, ſo würde er auch meine Sachen unter diejenigen ſtellen, über die man jetzt ſeiner Anſicht nach hinaus iſt!“

Am liebſten war ihm die Anerkennung von denkenden, geiſtig ſelbſtändigen Männern, die ein dem ſeinen ähnliches Ziel erſtrebten. Darum erfreute ihn beſonders eine Recenſion des Philoſophen Weiße, der mehrere ſeiner Werke zuſammen beſprochen hatte. Er empfahl mir den Artikel mit Wärme; derſelbe habe ihn wahrhaft belehrt und ihn über ſich ſelbſt aufgeklärt!

Die Unbefangenheit und Umſicht, die in Rückert lag, trat namentlich bei Gelegenheit einer äſthetiſchen Frage hervor, die uns immer wieder beſchäftigte. Wir bekannten uns beide zu dem Gedanken: daß Geiſt und Sittlichkeit jetzt in der deutſchen Dichtung mit Natur und Leidenſchaft einen neuen Bund ſchließen müßten. Wir ſahen in der Poeſie der Sittlichkeit die höhere und edlere, hatten aber ſtets die Gefahr vor Augen, durch einſeitige Hingabe an die Sphäre des Sittlichen die für die Kunſt unentbehrlichen Reize der Natur zu verlieren. Rückert ließ kein neues Product, das ihm zu weit nach jener Seite gegangen ſchien, ungerügt und verurtheilte einzelne mit großer Strenge.

Der ethiſche Dichter (das erkannten wir immer mehr!) darf am wenigſten der „guten Mutter“ vergeſſen, wie Goethe die Natur nennt. Die wahre Sittlichkeit, ebenſo wie die wahre Religioſität, legt ihre Probe ab, wenn ſie die Natur wieder als Mutter ehrt und ſie in das volle Recht derſelben einzuſetzen ſtrebt. Rückert ſprach in Bezug auf die Dichtkunſt von einer „Armuth der bloßen Sittlichkeit“, und er wies zur Veranſchaulichung auf die Figuren des pius Aeneas und des Achilleus hin. Ein ſchlagenderes Beiſpiel konnte er nicht wählen!

Stimmten wir über das Verhältniß des Geiſtes zur Natur, des Ethos zum Pathos, im weſentlichen überein, ſo wurde eine gewiſſe Differenz bemerklich in der Frage der Religion. Mein Bekenntniß war damals ein durch Philoſophie von kirchlicher Einſeitigkeit und Starrheit befreites, geiſtig vollendetes Chriſtenthum, und ich hatte namentlich in gewiſſen Sätzen der chriſtlichen Theologie eine ihnen zu Grunde liegende Wahrheit erkennen lernen, der nach meiner Anſicht nur eine andere Faſſung zu geben war. Für den Dichter des „Brahmanen“ waren dieſe Dogmen (wie ich ſehen mußte) ganz ohne Sinn, und er warf ſie gelegentlich mit einem gewiſſen Humor über Bord. Seine Anſchauung des Chriſtenthums überhaupt gab er dadurch zu erkennen, daß er es für weiblich erklärte, während der Islam männlich ſei. An der „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur“ von Gervinus gefiel ihm beſonders, daß ſie anſchaulich mache, wie das Germanenthum durch das

Chriſtenthum in ſeiner Entwickelung gehemmt und alterirt worden ſei.

Mir konnte es nicht einfallen, deswegen mit ihm Streit anzufangen und dem Selbſtgewiſſen mit Anſichten entgegenzutreten, die ich für philoſophiſcher halten mußte, mit denen ich aber wenig gegen ihn ausgerichtet hätte. — Im Grunde war Rückert doch nur ein Gegner der engherzigen und fortſchrittfeindlichen Orthodoxie, und hierin ſtimmten wir zuſammen. Einmal ſagte er zu mir: „Welchen Schluß geb' ich meinem Lehrgedicht? Soll der Brahmane zum Chriſtenthum bekehrt werden?“ Ich, die Frage würdigend, entgegnete: „Wenn das Chriſtenthum nicht mehr knebelt, dann wird ſich kein freier Geiſt mehr dagegen ſträuben!“

Ich muß es an Rückert beſonders hervorheben, daß er über gewiſſe Verſtimmungen, wie ſie das Leben herbeizuführen pflegt, immer ſchnell wieder Herr wurde und den erfreulichen Ton des Humors wieder fand. Er ſcherzte gern — und er verſtand auch Spaß.

Einmal ſprach er ſehr hübſch über die Verfänglichkeit des Titels „Dichter“ und führte an, daß Freunde Uhland's, bei der Einführung deſſelben in Nürnberger Familien, es dieſen zur Bedingung gemacht hätten, den Gaſt nicht als Dichter zu behandeln! In Deutſchland verbinde man mit der Beſchäftigung eines Poeten immer noch den Begriff des Unſoliden, wo nicht gar Ungeſunden. „Wenn Sie“, fuhr er zu mir fort, „nicht ſchon zu tief drin ſteckten, ſo würde ich Ihnen auch davon abrathen!" — Ich bedauerte, daß es zu ſpät ſei.

Von den Producten des „jungen Deutſchlands" gefielen ihm keineswegs alle; und die Wichtigkeit, mit welcher ephemere Arbeiten dieſes Kreiſes beſprochen und in Journalen hervorgehoben wurden, erſchien ihm unangemeſſen und komiſch. Allein das muthige Streben dieſer Autoren und ihr Ausgehen auf etwas Neues hatte ſeinen Beifall. Gutzkow (wegen ſeines „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte"), Laube und Guſtav Schleſier erhielten ſein Lob. Nicht ohne Laune ſagte er einmal zu mir: „Sie ſollten von dem «jungen Deutſchland» auch etwas lernen und etwas von ihm annehmen! Im Grunde ſind Sie doch mehr conſervativ, auch in Ihrem Stil! Sie ſollten das «Intereſſante» in Ihren Kreis ziehen! Was wollen Sie? Dieſe Leute brilliren! Ich glaube, Sie würden am beſten fahren, wenn Sie ſich ganz ihnen anſchlöſſen. Wenn ich jung wäre, ich würde es thun!"

Ein ſolcher Rath konnte mir damals nur ſcherzend ertheilt werden. Ich war meines Zieles und des Weges, der mich zu ihm hinführen ſollte, allzu ſicher und machte daraus kein Geheimniß. Ein gewiſſes langſames Tempo in meiner Schreibweiſe und etwelche Abhängigkeit von Goethe wollte ich nicht leugnen; aber ich hatte das Gefühl, daß ich das alles bald von mir ſtreifen würde. Dem „jungen Deutſchland" hatte ich vor, meinerſeits einen Rath zu ertheilen, und ich war mit mir in dieſer Beziehung ganz ins Reine gekommen. Demnach hörte ich die Ermahnung Rückert's mit Vergnügen an, um darauf zu erwidern, ich zöge doch vor, zu bleiben, wie ich wäre! — Er zuckte die Achſel und ſagte: „Ihnen iſt nicht zu helfen!“

In gewiſſer Beziehung hatte er recht! Ich ging meinen Weg weiter, und es gelang mir endlich auch, die Arbeiten auszuführen, die ich in der Seele trug. Ueber den Werth derſelben zu reden, ſteht mir nicht zu; daß ich aber äußerlich nur wenig mit ihnen erreicht habe, iſt eine Thatſache. Bald nach unſerer perſönlichen Bekanntſchaft war ich mit Rückert über ſeine Erfolge als Dichter und Schriftſteller zu reden gekommen. Er verhehlte ſeine Unzufriedenheit nicht, indem er mir zeigte, wie langſam er vorgeſchritten ſei; und mit beinah verlegener Miene ſetzte er hinzu: „Ich hoffe, daß es Ihnen nicht ſo ſchlecht gehen wird wie mir, und daß Sie nicht ſo lange auf Anerkennung warten müſſen!“ Dieſe Hoffnung hat das Geſchick ſo erfüllt, daß es mich ein Jahrzehnt länger warten ließ, als Rückert, ohne mir übrigens ſeine damaligen guten Ausſichten zu eröffnen.

Unſerm Dichter brachte eben das Jahr 1837 eine günſtige Wendung, und ich rechne es zu meinem Lebensglück, daß ich dieſe mitanſehen und mitgenießen konnte. Am 16. Mai beſuchte ich ihn. Die Frau kam in das Arbeitszimmer und ſagte zu mir: „Haben Sie ihm ſchon zu ſeinem Geburtstag gratulirt?“ Ich war überraſcht — denn ich hatte den Tag überſehen — und wünſchte ihm, dem im ſchönen Monat Mai Geborenen, herzlich Glück! Die Gattin war wieder hinausgegangen und kehrte mit einem großen ſilbernen Pokal zurück. „Den haben ihm", ſagte ſie mit inniger Freude, „Verehrer ſeiner Muſe aus Leipzig geſchickt. Dieſer Pokal wird auf Kind und Kindeskind vererbt werden und immer der Stolz der Familie bleiben!" Wir betrachteten die Verzierungen: die Lyra auf dem Deckel mit dem Lorbeerkranz, um den Pokal ſelber das Eichenlaub, Weinlaub, Trauben und Roſen. „Dieſe bedeuten die »Oeſtlichen Roſen«", erklärte die Frau mit dem ſchönſten Glücksgefühl. Dem Dichter mochte es nun zu viel werden, und er entgegnete mit geſpielter Derbheit: „Der Pokal iſt zu groß! Was ſoll ich damit anfangen? Die ganze Familie kann ſich daraus betrinken!"

Aus einer norddeutſchen Freien Stadt liefen damals auch ein paar Kiſten Havannacigarren ein, die dem leidenſchaftlichen Raucher ſehr erwünſcht kamen. — Das waren Zeichen! Die Hauptſache lag in der wachſenden Theilnahme des Publikums an ſeinen Werken, wovon der Dichter die Beweiſe erhielt.

In der frohen Stimmung dieſer Tage erſtand in ihm der Plan, einen „Erlanger Muſenalmanach" herauszugeben. Ferdinand Enke war zum Verlag bereit, und Rückert ging mit Eifer ans Werk. Ich ſteuerte nicht nur ſelbſt eine reiche Auswahl aus meinen Gedichten bei, ſondern half auch als Mitredacteur. Wir hatten viel Vergnügen zuſammen: über die guten Einſendungen, die uns Freude machten, und über die ſchlechten, die wir unter großer Heiterkeit nach Verdienſt charakteriſirten.

In jener Zeit wurde zuerſt über die Berufung des Dichters nach Berlin unterhandelt. Varnhagen hatte in dieſer Angelegenheit an ihn geſchrieben, und Rückert hatte ſeine „Gedichte“ an den Kronprinzen von Preußen geſandt. Darauf wurde ihm eröffnet, man wünſche ihn für Berlin zu gewinnen — er möge ſeine Bedingungen machen! Rückert lehnte das ab, er wollte lieber noch warten; allein er war ſehr verdrießlich, als eine Zeitung meldete: er habe den Ruf ſelber abgelehnt! Die Frau, wie er mir dies mittheilte, zeigte keine Beſorgniß. Sie ſagte zu mir: Das werde nicht ſchaden! Der Kronprinz halte zu viel von ihm und ſei zu ſehr für ſeine Gedichte eingenommen! — Die Zuverſicht der Gattin glättete die Stirn des Erregten wieder.

Auch die Kaiſerin von Rußland gab ſich in jenen Tagen als Verehrerin des Dichters zu erkennen, was das Ehepaar mit großem Behagen erfüllte. —

Bevor ich nun zum Schluß meines perſönlichen Verkehrs mit Rückert fortgehe, möchte ich, wenn auch nur kurz, meine anderweitigen Verhältniſſe in Erlangen berühren. Durch meine alten Freunde Hagen und Weinmann lernte ich einen Kreis von jungen Männern kennen, deren wiſſenſchaftliche Beſtrebungen ihrer Lebensluſt nicht den geringſten Eintrag thaten. Der erſte Gaſthof der Stadt, der „Walfiſch“, war gewiſſermaßen unſere Herberge; wir aßen zu Mittag und verbrachten die meiſten Abende dort.

Im Winter beſuchten wir Concerte und Bälle, in der ſchönen Jahreszeit machten wir Ausflüge; und ein guter Genius ſorgte dafür, daß immer neue Elemente des Vergnügens herbeikamen, ſodaß dieſes wachſen konnte, bis mit den ſchönen Tagen auch die Zeit meines Aufenthalts in der Fränkiſchen Stadt zu Ende ging.

Das Nähere über das geſellige Treiben im Frühling und Sommer dieſes Jahres würde nur in Mittheilungen „aus meinem Leben“ ſeinen Platz haben. Hier genüge die Andeutung, daß für die Feder eines Autobiographen wenige Gegenſtände erfreulicher ſein möchten.

Der Austauſch der Gedanken, der mit jeder verheißenden neuen Bekanntſchaft vorgenommen wurde, lehrte mich in Erlangen die verſchiedenſten Anſchauungen kennen. Im „Walfiſch“ herrſchte der Materialismus und der verwandte Pantheismus. Dort wurde behauptet und verfochten: der Schlechte könne nichts dafür, daß er ſchlecht ſei; Gutes und Böſes ſei gleich nothwendig und darum gleich gut; die Jurisprudenz werde noch ſo weit kommen, daß „Verbrechen“, wie Mord u. ſ. w., gar nicht mehr beſtraft würden! — Dagegen lernte ich in einem ſonſt begabten jungen Theologen einen der leidenſchaftlichſten Anwälte der chriſtlichen Orthodoxie kennen. Er eiferte gegen den Pantheismus, in welchem leider nicht nur Goethe, ſondern auch Rückert und ich ſelber noch befangen ſei. Der Pantheismus ſei ein Erzeugniß der Hölle und der gefährlichſte Feind der wahren Erkenntniß. Den Goethe verſchlinge er, wie er geſtehen wollte; aber er haſſe ihn zugleich. Dieſe Seele könne nur von Gott aus dem Feuer geriſſen werden! Wie es mit unſerer Zeit beſtellt ſei, das ſehe man am beſten daraus, daß ſie ganz das Knieen verlernt habe. Der Menſch habe eben dieſen Körperbau erhalten, um vor Gott zu knieen, und ſolange nicht wieder alles auf den Knieen liege, werde es nicht beſſer werden!

Nach ſolchen Herzensergießungen eines „Poſitiven“ pflegte ſich in mir wieder eine lebhaftere Neigung zu den „Negativen“ zu regen, mit denen ich wenigſtens in geſelliger Fröhlichkeit harmonirte.

Der junge Dichter Deeg, der auf der Durchreiſe zu den Seinen ein paar Tage in Erlangen verbrachte, lenkte meine Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände. Eine echtere, tiefere — unbedingtere Verehrung Platen's iſt mir niemals vorgekommen. Er geſtand mir, die „Abbaſſiden“ zehnmal geleſen zu haben, mit ſtets wachſendem Genuß. Seine Antipathie war — Schiller! Er nannte die Werke deſſelben, im Vergleich mit denen ſeines Lieblings, Declamationen — Lügen! Da wir jetzt, meinte er, keine Hoffnung hätten, über Platen hinauszukommen, ſo ſollten wir uns lieber dazu hergeben, die Pflichten der Politik erfüllend, für höhere Dichtung Stoff zu werden!

Dieſer talentvolle und ſtrebende Jüngling wäre ſicher noch zu reifern Anſchauungen gelangt; aber ſeinen politiſchen und poetiſchen Tendenzen machte der Tod ein Ende, der den Mitherausgeber der Zeitſchrift „Braga“ in Heidelberg ereilte.

Nicht unerwähnt darf ich laſſen, daß ich mit Schimper durch einen lebhaften Briefwechſel in Verbindung blieb. Sein Einfluß währte fort, und ich verſäumte nicht, auch Rückert und ſeine nächſten Freunde mit den neuen Ideen des Naturforſchers und Philoſophen bekannt zu machen.

Wie reich und wie befruchtend dieſes Jahr für mich geworden iſt, glaube ich durch das Bisherige wenigſtens angedeutet zu haben. Der Sommer ging hin und der Herbſt kam herbei. Im September erſchienen bei Heyder meine Kritiken unter dem Titel: „Die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit“ — und bei Ferdinand Enke der „Erlanger Muſenalmanach“.

Der Almanach fand als Unternehmen Rückert's zunächſt große Beachtung, er wurde viel beſprochen, erfüllte aber ſchließlich die Erwartungen, die der Herausgeber und der Verleger damit verbunden haben mochten, keineswegs. Wenn ich durch meinen Beitrag zu der Sammlung mich in die Gilde der deutſchen Poeten einführte und mit einzelnen Liedern auch Glück machte, ſo waren es doch die kritiſchen Arbeiten, die nicht nur mehr Aufmerkſamkeit auf ſich und mich zogen, ſondern in der Folge auch auf mein Lebensgeſchick mitbeſtimmend einwirkten.

Aus der nächſten Umgebung drang über die „Poetiſchen Richtungen“ mehr des Tadels als des Lobes in mein Ohr. Der „Walfiſch“ war davon ſehr wenig erbaut und that ſich in ſeinen Urtheilen keinen Zwang an. Erfreulichere Stimmen gelangten nach und nach brieflich an mich in

Antworten, womit Freunde und geachtete Schriftſteller, denen ich das Buch zugeſandt hatte, mir ihren Dank ſagten. Allein auch hier machte ich eine betrübende Erfahrung. Unter den erſten, denen ich die Schrift zuſandte, war Guſtav Schwab. Ende September erhielt ich folgende Antwort:

Verehrteſter Freund!

Ganz in die Sorgen meines Abzuges von Stuttgart vertieft, kann ich Ihnen nur mit zwei Linien für die gütige Ueberſendung Ihrer Schrift über die poetiſchen Richtungen unſrer Zeit herzlich danken. Ich geſtehe Ihnen, daß ich mit Ihrer Kritik Uhland's nicht einverſtanden bin und mehrere Gedichte, welche Sie kurzweg bald als ſchwach, bald als phantaſtiſch abfertigen, für die erſten Zierden unſrer deutſchen Poeſie halte. Ich glaube auch hierin nicht den Eingebungen einer falſchen Pietät zu folgen, denn ich theile jenen Glauben mit vielen Hunderten. Die Zeit wird zwiſchen uns entſcheiden.

Uebrigens kehre ich dem literariſchen Verkehr jetzt ſo ziemlich den Rücken, werde den Redactionen des Morgenblatts und des Almanachs entſagen und auf der Pfarre Gomaringen bei Tübingen einer Gemeinde und im Stillen noch der Muſe leben. Bleiben Sie mir daher gut, auch wenn Sie wenig mehr von mir hören. Empfehlen Sie mich auch Rückert freundlichſt. Von Herzen der Ihrige

G. Schwab.

Das war ein freundlich ertheilter Abſchied, aber ein Abſchied! Ich mußte dem brieflichen Verkehr mit dem theilnehmenden, von mir ſtets hochgeſchätzten Manne entſagen; denn mich anzudrängen, wo nicht mehr Neigung mich willkommen hieß, war meine Sache nicht. Wenn man ſich nun erinnern will, daß Rückert eben dieſe Beurtheilung als „für die Verehrer Uhland's geſchrieben" anſah und mir namentlich vorhielt, ich ſei in Belobung eines Theils der Uhland'ſchen Gedichte über G. Schwab hinausgegangen, ſo wird man einen neuen Beweis haben, wie ſchwierig die Aufgabe des Kritikers iſt. — Mit meiner Beurtheilung Platen's machte ich eine Zeit nachher eine ähnliche Erfahrung, die mich aber viel weniger berührte. Joh. Minckwitz nämlich konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, für ſeinen Herrn und Meiſter eine Lanze einzulegen, und ſchalt und höhnte meine Kritik und meine Gedichte nach Herzensluſt.

Für alle Unannehmlichkeiten, die ich bis dahin erduldet hatte, entſchädigte mich ein Schreiben Rückert's, das mir der Dichter nach Nürnberg ſandte, wo ich im September für einige Wochen meinen Aufenthalt genommen hatte. Es lautete:

„Ich danke Ihnen, lieber Meyr, für Ihr nettes Büchelchen, das recht vielen wie mir gefallen möge. Ich habe an allem Neuen, was ich bisjetzt geleſen, mich recht erfreut, beſonders am Vorwort und Nachwort, wo Sie ein entſchiedenes Glaubensbekenntniß klar und überzeugend ausſprechen, ſo daß es hoffentlich vielen noch Verblendeten die Augen öffnen, viele Unentſchiedenen und Schwankenden beſtimmen und befeſtigen wird. Ich ſelbſt habe beſonders im Namen des Brahmanen Ihnen herzlichen Dank zu ſagen. Wie er zu der Maske gekommen, haben Sie im Vorbeigehen, von einer Seite richtig, angedeutet. Mir fiel dabei ein, daß ich an einem hellern Ort als Erlangen vielleicht nicht dieſe Zuflucht geſucht hätte; da dieſe mir nun ganz erwünſcht iſt, ſo ſeien die Dunkelmänner dafür geprieſen. Die andere, von Ihnen nicht berührte Seite, die äußere Hinleitung dazu ſind meine orientaliſchen Beſchäftigungen, zwiſchen denen und meiner eigenſten Poeſie ein Vergleich zu ſchließen war, der ſchon vor dem Brahmanen in mancher Art verſucht wurde, und nach dieſem wol noch anders verſucht werden wird. Ein neuer Verſuch der Art ſind, von der einen Seite, die morgenländiſchen Sagen und Erzählungen; von der andern ſollten ſie die Romanzenform aus der Manier, in der ſie nach Goethe durch Uhland's Schule ſich verſteckte, wieder zu befreien ſuchen. Vielleicht wird dieß in einem zweiten Theil, den ich jetzt eben erwachſen laſſe, beſſer erhellen, als im erſten. Daß Sie hierüber, ſo wie über Hariri (wozu noch Nal und Damajanti abzuwarten) etwas in Ihrer Art zu ſagen hätten, freut mich; es würde wieder zur Verſtändigung des Publikums und meiner eigenen beitragen. Doch wichtiger ſcheint mir Ihr angedeuteter Vorbehalt und gleichſam vorläufiges Verſprechen, aus den dereinſt vollſtändig vorliegenden Akten den Gang nachweiſen zu wollen, wie meine Poeſie aus manchen Irren und Wirren in ihre jetzige Richtung, die Sie auch für die Ihrige und für die der Zeit zukommende erklären, gekommen ſei. Bis zu dieſem Aktenſchluß iſt aber nicht ſoweit mehr, es genügt dazu am vierten Band der Gedichte, der jetzt gedruckt wird; und ich wünſche lebhaft, daß Sie Zeit finden mögen, jenes, was ich für ein mir gegebenes Verſprechen annehme, auszuführen, unbeſchadet Ihrer eigenen Arbeiten, ſo wie beſonders unbeſchadet allem, was Sie zunächſt für's Reiſeſtipendium und das übrige Praktiſche zu thun haben. Noch vor 14 Tagen hoffe ich Sie in Erlangen zu ſehen. Ihr ergebenſter Rückert.“

Wie man aus dieſem Briefe ſieht, hatte Rückert die erſten widerſtrebenden Eindrücke, welche ein Theil der kritiſchen Arbeiten auf ihn gemacht hatte, überwunden (was ihm freilich durch die Beurtheilung ſeiner eigenen Werke ſehr erleichtert war!) und er konnte dem Ganzen ſeine Anerkennung nicht verſagen. Wohlthuend war es mir, daß er Vorwort und Nachwort (die Anrede an das „junge Deutſchland“!) beſonders hervorhob; denn hier hatte ich meine eigenſten literariſchen Ziele rückhaltlos ausgeſprochen. Die Art, wie er mir zwar eine fernere Beleuchtung ſeiner Dichtungen und des von ihm zurückgelegten Entwickelungsganges wünſchte, aber doch noch mehr Sorge für meine eigene productive Thätigkeit und mein perſönliches Fortkommen an den Tag legte, mußte mir Freude machen; ſie charakteriſirt Rückert und unſer Verhältniß.

Mit dem Reiſeſtipendium und „dem übrigen Praktiſchen“ verhielt es ſich ſo. Im Jahre 1835 hatte ich dem damaligen Miniſter des Innern, des Cultus und des Handels, Fürſt Ludwig Wallerſtein, der, als Rieſer Standesherr, meinen Vater und mich kannte, ein Exemplar von „Wilhelm und Roſina“ überreicht. Der wohlwollende Herr, der ſeine Beſucher, wo es irgend anging, in möglichſt gute Stimmung zu verſetzen liebte, nahm das Geſchenk ſehr freundlich entgegen und forderte mich im Verlauf der Unterredung, die ihn mit meinem Vorhaben bekannt machte, ſelber auf, um ein Reiſeſtipendium einzukommen! Hätte ich praktiſcher gedacht, ſo würde ich das alsbald in's Werk gerichtet haben. Allein da für die nächſten Jahre mein Vater noch einzuſtehen verhieß, ſo glaubte ich beſonders klug zu handeln, wenn ich mir die Unterſtützung des Miniſters für eine ſpätere Zeit aufſparte, wo ich ſie dringender bedürfen würde. Dieſe Zeit war nun aber in jeder Hinſicht gekommen, und mit den „Poetiſchen Richtungen“ in der Taſche glaubte ich meinen Zweck bei dem wohlgeneigten Regierungshaupt um ſo ſicherer erreichen zu können.

Es war die Nothwendigkeit des Lebens, die mich zwang, neben ſo mancher ſchönen Beziehung auch dem perſönlichen Umgang mit Friedrich Rückert zu entſagen! — Am 30. October, nach herzlich genommenem Abſchied, kehrte ich nach München zurück.

Erlebniſſe in München. Briefwechſel mit Rückert. Störung des Verhältniſſes.

In München hatte ich einen Freund aus der Ansbacher Gymnaſialzeit her, Guſtav von Bezold, welcher damals im Miniſterium des Innern beſchäftigt war. Dieſen ſuchte ich auf und theilte ihm mein Vorhaben mit. Bezold war ein ſehr guter Geſellſchafter, und wir kamen ſelten zuſammen, ohne uns aufs angenehmſte zu unterhalten. Bei dieſer Gelegenheit, als ich die Sache berührt hatte, zeigte er indeß eine bedenkliche Miene. Er verhehlte mir nicht die Geſinnung, welche in den höchſten Kreiſen gegen den Miniſter Wallerſtein herrſche, und glaubte deſſen Sturz kommen zu ſehen. Ein paar Tage ſpäter begegneten wir uns auf der Straße; er rief mir zu: „Mein lieber Freund, wenn du beim Miniſter Wallerſtein noch etwas erreichen willſt, dann eile dich! Abel iſt ſchon Staatsrath!“

Es war zu ſpät! — Mein Gönner, der Fürſt aus dem Ries, trat ab, und mit Abel begann ein Regiment, das einem Proteſtanten und Philoſophen keine Ausſicht auf Unterſtützung und Förderung gewährte.

Dieſer Charakter der neuen Regierung trat freilich erſt ſpäter in ſeiner ganzen Conſequenz hervor; fürs erſte konnte man noch hoffen — und für mich galt es den Verſuch!

Ich beſchloß, auf die „Poetiſchen Richtungen“ hin, um ein Reiſeſtipendium bei dem Miniſterium Abel einzukommen! — Mein Vorſatz, an der Univerſität zu lehren, beſtand noch; dazu war aber eine ſolche Unterſtützung die herkömmlich beſte Einleitung. Wer ſich auf Koſten der Regierung ein paar Jahre in der Welt umgeſehen hatte, der wurde auch um ſo eher Profeſſor.

Mit Hülfe meines Freundes ſchrieb ich die Eingabe, um ſie nebſt meinem Buch an den Miniſter gelangen zu laſſen. Eine Audienz bei dieſem war nicht ſehr ermuthigend. Mit offenbarer Hindeutung auf ſeinen Vorgänger, dem das Verſprechen an ſich Vergnügen gemacht hatte, ſagte er: „Ich verſpreche Ihnen nichts. Es iſt nicht meine Art, etwas hoffen zu laſſen, was ich möglicherweiſe nicht erfüllen kann. Ob etwas geſchehen kann, das wird ſich zeigen.“

Die Behandlung der Angelegenheit wurde dem Miniſterialrath Zenetti übertragen, und nun kam es doch zu einer Maßnahme, die mir wieder einige Ausſicht eröffnete. Die Mitglieder der philoſophiſchen Facultät ſollten mein Werkchen zu dem Ende prüfen: ob der Autor einer Unterſtützung von Seiten der Regierung würdig ſei!

Daß dieſe Urtheile größtentheils zu meinen Gunſten ausfallen würden, hatte ich allen Grund anzunehmen. Die beiden einflußreichſten Mitglieder der Facultät, Schelling und Thierſch, hatten ſich gegen mich ſchon ſehr freundlich über das Buch erklärt. Thierſch allerdings hatte ſich einigermaßen an den Umſtand geſtoßen, daß ein ſo junger Mann über die Arbeiten anerkannter Poeten mit ſo großer Sicherheit Lob und Tadel ſpende; allein die Tendenz des Autors hatte ſeinen Beifall, und er war nicht der Mann, ſich einem Vorwärtsſtrebenden in den Weg zu ſtellen: Helfen und Fördern war ſeine Freude! Mit ganz beſonderer Wärme hatte ſich aber Schelling über die Schrift ausgeſprochen. In Erlangen war ich mit ſeinem Sohne Paul näher bekannt geworden, und dieſer hatte mich, während eines ſeiner Beſuche, in die Familie geführt, ſodaß ich von nun an, zu Mittags- und Abendgeſellſchaften, öfter eingeladen wurde. In einer der letztern kam Schelling auf mich zu und ſprach mit mir gleich über das Werkchen, das er kurz zuvor geleſen hatte. Er rühmte den ſittlichen Maßſtab, den ich, mit der nöthigen Milde, an die poetiſchen Werke gelegt habe, bemerkte, daß dies an der Zeit ſei, und hob es beſonders hervor, daß ich mich ebenſo entſchieden wie gegen frivole Tendenzen auch gegen die Frömmler erkläre! Als ich, durch dieſen Beifall aus dem Munde eines ſolchen Mannes ordentlich betreffen, ſchickliche Einwendungen machte, ſetzte er hinzu: „Ich kann Ihnen ſagen, daß ich das Buch mit Erquickung geleſen habe!“

Schelling konnte und mußte ſich freilich überzeugen, daß der Verfaſſer der „Poetiſchen Richtungen“ nicht ohne Frucht ſeine Vorträge gehört und daß er ſeine Ideale der Dichtkunſt in Uebereinſtimmung mit der von ihm gelehrten Wiſſenſchaft aufgeſtellt habe. Daß man einen jungen Mann, der bei verwandtem Streben der gleichen Sache zu dienen verheißt, ermuthigt und hebt, liegt in der Natur der Dinge.

Von Seiten dieſer beiden Facultätsglieder der Förderung ſicher, wollte ich aber auch ſonſt nichts verſäumen, und benützte vielmehr die Gelegenheit gern, mich im „Praktiſchen“ zu üben. Sämmtlichen Herrn, die über mich ihre Stimmen abzugeben hatten, machte ich Beſuche. Von den meiſten erhielt ich die beſten Zuſicherungen; einer indeß, der gegenwärtig eine weſentlich andere Haltung zeigt, hörte mich ſehr gemeſſen an, um dann zuerſt die Frage an mich zu richten, ob ich Proteſtant ſei! Als ich das bejahte, ſagte er: „Dann werden Sie an die Univerſität Erlangen zu kommen ſuchen?“ —

Die Partei war alſo bereits entſchieden, die möglichſte Trennung der Confeſſionen durchzuführen. Erlangen ſollte die rein proteſtantiſche Univerſität werden, München und Würzburg die rein katholiſchen, und hier ſollte ein Proteſtant auch nicht Aeſthetik und Literaturgeſchichte dociren dürfen! — Von einem Miniſterium, das auf eine ſolche Partei ſich ſtützte und ihr Ausdruck, ihr Organ ſein wollte, hatte die Förderung eines Proteſtanten allerdings etwas ſehr Unwahrſcheinliches! Ich geſtehe, daß nach dieſer Unterredung meine Hoffnung wieder tief herunterſank.

Um es kurz zu machen: die Urtheile über mein Buch lauteten der großen Mehrheit nach zu meinen Gunſten. Ihnen konnte man einen Grund, mich abſchlägig zu beſcheiden, nicht entnehmen. Allein es gab immer noch einen andern, und zu dieſem wurde denn endlich gegriffen. Obwol es mit der Einholung von Urtheilen durchaus im Widerſpruch ſtand, ſo erklärte man doch: mein Streben ſei ſehr löblich, allein um es auf die gewünſchte Weiſe zu unterſtützen, fehle es der Regierung an den nöthigen Mitteln!

Mit dieſer feinen Ausrede mußte ich mich begnügen.

Glücklicherweiſe erhob ſich nach der ſo verſchwundenen Hoffnung eine neue, die beſſer fundirt war. Schon früher hatte mir Schelling erklärt, im Fall dieſes Mittel fehlſchlüge, gebe es noch ein anderes, mir zu helfen! Als ich ihm nun den Beſcheid meldete, verſetzte er nach einem eigenthümlichen Kopfſchütteln, er wolle verſuchen, mir eine Reiſeunterſtützung beim Kronprinzen Maximilian auszuwirken.

Schelling war nicht nur der Lehrer des Kronprinzen in der Philoſophie, ſondern auch ſein Rathgeber bei den Erwägungen, die der nachmalige König ſchon damals anſtellte, Wiſſenſchaft und Dichtkunſt zu fördern, — und dieſer war geneigt, für junge Männer etwas zu thun, welche mit Ausſicht auf Erfolg unterſtützt werden konnten! Im Leben gehen aber oft ſcheinbar leichte Dinge doch nur ſehr langſam vorwärts, weil Zufälligkeiten genügen, ihren Gang zu ſtören und zurückzuhalten. Die Nothwendigkeit, den Gönner ſelbſt eine Ueberzeugung von den Fähigkeiten des

Empfohlenen gewinnen zu laſſen — Verſtimmungen, welche die Vertagung des Geſuchs rathſam machen — Reiſen, deren Ende abzuwarten iſt: dies und Aehnliches kann ſich zwiſchen den Gedanken und die Ausführung ſtellen und das gewünſchte Ziel immer wieder in die Ferne rücken.

Ich hatte eine Hoffnung; aber ich hatte ſie ſo lange und mußte ſo lange von ihr zehren, daß ich zuletzt nicht mehr an ſie glauben konnte.

Es war eine ſeltſame Zeit! Ich verkehrte mit meinen alten Bekannten und ſetzte die gewohnten Beſchäftigungen fort. Hier und da entſtand ein Gedicht; ich vollendete die ſchon erwähnte Novelle, welche die Bekehrung eines phantaſtiſchen Idealiſten zu geſunder Würdigung des Lebens veranſchaulichen ſollte, und unternahm endlich gar ein Luſtſpiel, in welchem ein Journaliſt und ein Dichter um die Gunſt und die Hand einer Schönen kämpften. Daneben führte ich meine wiſſenſchaftlichen Studien weiter und las Antikes und Modernes vom Geſichtspunkt einer Geſchichtsphiloſophie, welche die letzten und höchſten Aufgaben des Menſchengeſchlechts zu erkennen trachtet; wobei ich durch die Vorleſungen Schelling's und Schimper's immer wieder neue Anregungen erhielt. Endlich entzog ich mich nicht den geſelligen Vergnügungen und verbrachte in befreundeten Häuſern manche genußreiche Stunde; denn Literatur und Philoſophie hielten mich damals nicht ab, einer der eifrigſten Tänzer zu ſein. Dieſes Leben, wie reich es an einzelnen ſchönen Momenten war, entbehrte gleichwol des wahren

Behagens und der innern Zufriedenheit. Der Boden unter meinen Füßen gerieth unter den erwähnten äußern Vorausſetzungen mehr und mehr ins Wanken; neue literariſche Erfolge, deren ich zur Feſtigung bedurft hätte, waren nicht zu erreichen, und nun kam zu alledem noch ein Zweifel an meinen Fähigkeiten und an meiner Beſtimmung in mir auf, der mich einer ſchlimmen Kriſis entgegenführte.

Anwandlungen von Mistrauen in Bezug auf meine Begabung hatte ich ſchon öfter erfahren, allein immer wieder überwunden. In jenen Tagen, unter der Beihülfe körperlicher Leiden, die ſich zu der innern Unſicherheit und der äußern Hoffnungsloſigkeit geſellten, wuchs der entſtandene Zweifel; er übermannte mich endlich und gedieh zur Verzweiflung. Und zwar zu einer ſehr gründlichen! Monatelang währte ſie und führte mich durch alle Abgründe, die ſich uns um ſo tiefer öffnen, je höher unſer Selbſtvertrauen, je beglückender die Bilder unſerer Seele geweſen ſind. Ich lernte damals den Spruch verſtehen: „Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird auch das noch genommen, was er hat!“ Dieſe grauſame Wahrheit erfuhr ich an mir ſelber buchſtäblich. Wer verzweifelt, der kann begreiflicherweiſe nicht mehr ſchreiben, geſchweige denn ſchön ſchreiben; je weniger ihm dies aber gelingt, um ſo mehr wächſt bei dem Schriftſteller, der ſein Metier nicht mehr üben kann, die Verzweiflung; endlich überwältigt ſie ihn, und die Anſchauung eines verfehlten Lebens, deſſen Bild nicht mehr von ſeiner

Seele weichen will, vollendet ſeine Niederlage. — Nützlich iſt eine ſolche Verzweiflung, das iſt nicht zu leugnen — wenn man ſie überſteht! Wer nie von ihr ergriffen war, dem iſt eine ſehr bemerkenswerthe Seite des Lebens unbekannt, und nie wird er die Unglücklichen verſtehen, die ihren Angriffen zum Opfer fallen. — Ich war dahin gekommen, daß ich den Gedanken des Sieges gar nicht mehr faſſen konnte. Ich erblickte mich in einer Kluft, aus welcher ich ohne ein Wunder nimmermehr zu erretten war. Seine Exiſtenz auf das Denken geſetzt zu haben und keinen Gedanken mehr zu Ende denken, keinen mehr in Worte faſſen zu können, das hieß dem Untergange geweiht und verloren ſein!

Die Zeit, die in eine ſolche Gemüthslage verſetzt, hat allerdings die Macht, auch wieder aus ihr zu befreien, wenn im Menſchen die Bedingungen zur Heilung vorhanden ſind. Man muß nur fortleben! Eine Hoffnungsloſigkeit, an die man ſich gewöhnt, übt ſchon viel geringern Druck auf unſere Seele. Wenn man nichts mehr erwartet, wirken die kleinen Freuden, welche der Tag bringt, um ſo wohlthuender. Zuletzt findet der Lebende, daß doch noch eine Kraft — daß noch ein Keim in ihm liegt, der nur guter Witterung bedürfte, um aufzubrechen zu ſchöner Entfaltung — und das nöthige Selbſtvertrauen kommt wieder!

Seit ich nach München zurückgekehrt war, wechſelte ich mit Rückert wieder Briefe. Die gegenſeitige Theilnahme und das gute Vernehmen dauerten fort. Er ſandte mir ſeine gedruckten Werke (die fernern Bände der „Gedichte“ und des „Brahmanen“) — und ich ſchickte ihm dafür Manuſcripte (unter anderm die fertig gewordene Novelle), um ſein Urtheil zu vernehmen. Die Briefe, die er mir damals ſchrieb, habe ich leider bisjetzt nicht auffinden können; ich weiß aber, daß ſie alle von Herzen freundlich waren, und daß insbeſondere ſeine Antwort auf die Zuſendung einer Kritik Lenau's die wohlgemeinte und (wie ich jetzt geſtehen muß!) ebenſo begründete Warnung enthielt: im Tadel nicht weiter zu gehen, als es mir ſpäter lieb ſein möchte! — Endlich kam doch auch in dieſes ſchöne Verhältniß eine Störung, und zu den Laſten, welche meine Seele drückten, eine neue.

Rückert hatte von mir eine Darſtellung ſeines Entwickelungsganges als Dichter und Denker gewünſcht und erwartet. Seine neu erſchienenen Werke ſchickte er mir eben auch aus dieſem Grunde nach München, und endlich glaubte er der Nachricht entgegenſehen zu dürfen, daß die Arbeit in Angriff genommen ſei. Bei dem Zuſtand meines Gemüths war ich aber dazu gänzlich unfähig. Ich freute mich der neuen Poeſien und brachte meine kritiſchen Gedanken über ſie zu Papier — dazu reichte meine Kraft! Aber dieſe Gedanken zu einem größern Ganzen zuſammenzuſtellen, das vermochte ich damals nicht; mir konnte gar nicht einfallen, es nur zu unternehmen! In Rückert mochte nun die Vorſtellung aufkommen, ich wolle mich ſeinem Wunſch und dem von mir geäußerten Vorhaben, das er als Verſprechen aufgefaßt hatte, ganz entziehen; und dies wird ihn verſtimmt und argwöhniſch gemacht haben. Endlich kam noch etwas hinzu, das gemisdeutet werden konnte, — die Gereiztheit, die in ſeinem Weſen lag, ſiegte und machte ſich auf eine ſeltſame Weiſe Luft.

Im Spätjahr 1839 forderte er mich auf, ihm Beiträge für den „Muſenalmanach" einzuſenden, den er bei Tauchnitz in Leipzig herausgeben wollte. Lyriſche Gedichte hatte ich aber während meines neuen Aufenthaltes in München nur ſehr wenige fertig gebracht, und mit dieſen Geburten einer unruhigen und ſchweren Zeit glaubte ich im Almanach kein Glück machen zu können. Ich antwortete ihm alſo, daß ich leider in der ganzen Zeit nichts Neues, das producirbar wäre, zu Stande gebracht hätte. In ganzen zwei Jahren keine neuen Gedichte! Das mußte einem Rückert, der jeden Tag neue ſchrieb, höchſt unwahrſcheinlich vorkommen; und wenn er nun dieſe Erklärung mit dem Stillſchweigen über den erwarteten äſthetiſchen Artikel zuſammenhielt, ſo konnte er in ihr nur eine Ausrede erblicken, die ein für ihn kränkendes Motiv hatte. Während ich alſo die wenigen Gedichte, über die ich hätte verfügen können, nicht einſandte, weil ſie mir nicht gut genug erſchienen, nahm Rückert an, ich ſträubte mich, weil ich ſie für zu koſtbar hielt! — Von dieſem Moment an bekam ich keine neue Zuſendung mehr! Der „Leipziger Muſenalmanach" brachte aber unter dem Titel: „Der deutſche Dichterwald" ein Einleitungsgedicht, deſſen drei erſte Strophen lauteten:

Singſt du etwa beßre Lieder
Als der Meiſter? Schäme dich!
Seines Ruhmes Glanzgefieder
Läßt dein Flattern unter ſich.

Und du biſt das Königsgeckchen
Unterm Adlerflügel nicht,
Das noch höher fliegt ein Streckchen,
Wo dem Aar die Schwinge bricht.

Sondern ſtrebſt auf eignem Fittich,
Wie er eben tönen mag.
Plappern lernt am Hof der Pſittich,
Und der Fink im Wald den Schlag.

Alles wohl erwogen, mußte ich dieſe Verſe als gegen mich gerichtet anſehen. Ich hatte dem Freund natürlich weder das Urtheil Schelling's über mein kritiſches Werk, noch die Ausſicht verſchwiegen, mit einer Unterſtützung von Seiten des Kronprinzen Maximilian ein paar Jahre reiſen zu können. Die Phantaſie des Dichters bildete daraus gleich ein ganzes Menſchengeſchick, und während jene Ausſicht mit allen ihren glänzenden Fernen mir bereits wieder entſchwunden war, ſah mich Rückert ſchon zum Hofmann gediehen und die Kunſt zu lernen befliſſen, die ein ſolcher nach ſeiner Anſicht vor allen zu erſtreben hat.

Dieſer Misgriff konnte mich natürlich nur ergötzen! Wenn trotzdem noch einiges Rachegefühl in mir zurückblieb, ſo geſchah demſelben Genüge durch eine Kritik des Almanachs, welche, die vielen ſchwachen Gedichte darin beklagend, es höchſt verwunderlich fand, daß der Heraus geber an dieſen nicht einmal genug gehabt zu haben ſcheine, da er einen jüngern Dichter, welcher nichts beigetragen, deswegen auszanke! — Dem unbekannten Autor dieſer Kritik fühle ich mich heute noch zu Dank verpflichtet.

Gründlicher, als in dieſer poetiſchen Anſprache, bin ich wol niemals verkannt worden. Zum Hofmann hab' ich von der Natur ungefähr ebenſo viel Talent erhalten wie der Dichter des „Brahmanen“. Dies iſt bekanntlich äußerſt mäßig geweſen, und ich für meine Perſon habe die mir verliehene Gabe nicht einmal ſo weit auszubilden und zu benutzen verſtanden wie Friedrich Rückert!

Daß eine Beziehung, die einen ſo ſchönen Anfang und Fortgang genommen hatte, dieſes Ende finden ſollte, war mir doch ſehr betrübend, und in meinen düſtern Stunden empfand ich es als ein großes Misgeſchick. — Ich nahm mir vor, die Sache nicht zu laſſen, wie ſie war. Ich erwog das mir gegen Rückert vorgeſchriebene Benehmen und beſchloß, von der erſten Gelegenheit einer Wiederanknüpfung Gebrauch zu machen.

Einen Troſt fand ich in jenen ſchlimmen Tagen im Umgang mit guten Freunden, deren jeder zwar auch ſeine Sorgen hatte, aber doch nicht in ſo vielerlei verſtrickt war wie ich. Der Schimper'ſche Kreis hatte ſich erhalten und erneuert. Zu ihm gehörte unter andern der Kupferſtecher Hermann Schütz, der Freund Genelli's und Platen's, welcher an ihn das bekannte ſchöne Feſtlied gerichtet hat, und, ſeit ſeiner Rückkehr aus Frankreich und Holland, der Orientaliſt

Markus Joſeph Müller, ſpäter Profeſſor an der Univerſität München. Wir aßen zu Mittag bei dem Jugendfreunde Schimper's, dem Rheinpfälzer Ott, königlichem Hofkellermeiſter und Inhaber einer berühmten Weinwirthſchaft. Eben in jener Epoche war Schimper als Poet vorzugsweiſe productiv, — er brachte faſt jeden Tag ein neues Gedicht mit, welches er den Tiſchgenoſſen vortrug; dieſe konnten natürlich die ſchönen Klänge nicht vernehmen, ohne ſich durch entſprechend edles Getränk in die rechte Stimmung zu verſetzen, — und der vereinten Kraft der Poeſie und des Weines gelang es, die Sorgen zu brechen, womit jeder von uns heimgeſucht war, und die Geiſter über die Miſere des äußerlichen Daſeins zu erheben. Es begriff ſich, daß wir dieſe Mittel immer wieder aufſuchten und, wenn der eine der beiden Rheinpfälzer uns im Stiche ließ, um ſo dankbarer die Gaben des andern entgegennahmen.

Geiſtig anregend und übend in hohem Maße waren dieſe Zuſammenkünfte, wenn unſer Treiben auch den Uneingeweihten nur luſtig im gewöhnlichen Sinne des Worts und nur leichtſinnig erſcheinen mochte. Wir waren alle (möge das hier geſagt ſein!) vornehme Geiſter: nur die höchſten Probleme der Philoſophie und Poeſie beſchäftigten uns; und ich darf wohl ſagen, daß wir in jenen Tagen fruchtbare Gedanken erörtert und uns in die Seele geprägt haben. Vom Wein ermuthigt, ſprach auch ich wieder als einer, der eine Aufgabe hat, und die verſunkenen ſchönen Bilder der Zukunft traten mir wieder vor die Seele.

Keinem von uns war es zu verdenken, wenn er das Leben, das er einſtweilen führen ſollte, von der beſten Seite anſah.

Eines Nachmittags ſaßen wir in einem Kaffeehaus beiſammen, das wir zu beſuchen liebten, als ein mir bekannter Student hereintrat, den ich lange Zeit nicht geſehen hatte. Mich erblickend ging er auf mich zu und rief: „Wie, Sie ſind noch hier? Sie wollten ja ſchon vor einem halben Jahre nach Berlin gehen!“ — Eine ſolche Erinnerung an einen verſchwundenen ſchönen Traum konnte mir begreiflicherweiſe nicht angenehm ſein; ich faßte mich indeß und erwiderte: „Allerdings glaubte ich das zu können; aber — meine Hoffnung iſt zu Wein geworden!“

Die Ott'ſchen Zechgenoſſen begrüßten den Calembourg mit Beifall.

Wie ſich denn alles in dieſem Leben erſchöpft, auch die Widerwärtigkeiten, die ſich uns entgegenſtellen, ſo war die Unſicherheit meiner Lage ihrem Ende nahe gekommen und ein Umſchlag zum Beſſern ſtand bevor.

Bereits war es Schelling gelungen, für Schimper, der ſich in den letzten Jahren der Geologie und Geognoſie zugewandt hatte, beim Kronprinzen eine Dotirung zu erlangen zur Bereiſung und wiſſenſchaftlichen Unterſuchung der bayriſchen Gebirge. Dadurch wurde auch in mir die entſchlafene Hoffnung wieder aufgeweckt, und diesmal täuſchte ſie mich nicht! In der Mitte des März 1840 lud Schelling mich ein, ihn zu beſuchen. Als ich bei ihm erſchienen war, theilte er mir mit: der Kronprinz habe ihm eine Unterſtützung für mich zugeſagt; ich ſolle mich nun erklären, wohin ich zu gehen und welcher Arbeit ich mich zu widmen gedenke!

Obwol ich mit einer guten Erwartung gekommen war, übte die vollendete Thatſache doch eine außerordentliche Wirkung auf mich, und ich dankte dem edeln Vermittler mit einer Wärme, die ihn den ganzen Werth erkennen ließ, welchen die Gabe für mich hatte. Es war, wie die Dinge lagen, nicht nur eine Förderung und eine Beſſerſtellung, ſondern eine Rettung.

Nach reiflicher Erwägung entſchied ich mich für das ſchon in Ausſicht genommene Berlin, weil ich durch einen Aufenthalt in Preußen meine Kenntniß des deutſchen Landes vervollſtändigen wollte, ehe ich die Reiſe nach Paris unternahm, die ich mir in Gedanken vorbehielt. Die Arbeit, welche ich zu liefern verhieß, war eine äſthetiſche Würdigung Goethe's, für die ich ſchon ſoviel gethan hatte. Ich ſchrieb in dieſem Sinne an den damaligen Secretär des Kronprinzen, den jetzigen Staatsrath von Daxenberger, und dieſer konnte mir bald melden, daß meine Plane die volle Zuſtimmung des Gönners erlangt hätten. Bei der Audienz, die ich in der Folge bewilligt erhielt, war der Kronprinz nicht nur voll gütiger Theilnahme, ſondern ſprach auch ſchon den philoſophiſchen Freiſinn aus, von dem er ſpäter thatſächliche Beweiſe gegeben hat, ſodaß ich das Königsſchloß unter den froheſten Empfindungen verließ.

Der ehrenvollen Unterſtützung ſicher, glaubte ich deren Empfangnahme vertagen zu müſſen. Ich wollte zur Kräftigung meiner Geſundheit einige Monate bei einem Jugendfreund im Allgäu verbringen, dann mich vorbereiten und erſt im Spätjahr in die „Metropole der Intelligenz“ einziehen. Die Reiſe ſollte über Nürnberg und Erlangen gehen, und hier wollte ich Rückert beſuchen, um in alter Weiſe mit ihm zu verkehren und das geſtörte Verhältniß dadurch wiederherzuſtellen, daß ich es als ein ungeſtörtes behandelte.

Wiederanknüpfung. Rückert in Berlin.

Im November 1840 trat ich meine Reiſe nach Berlin unter den günſtigſten Vorzeichen an. Durch den mehrmonatlichen Aufenthalt in Immenſtadt, bei meinem Rieſer Landsmann, **Dr. Brebiſius**, hatte ich meine volle Geſundheit wiedererlangt und alle Hypochondrie aus mir verbannt. Mit erneuter Kraft freute ich mich der eigenthümlich günſtigen Folgen, welche die durch Schelling vermittelte kronprinzliche Begabung für mich hatte. An ihr war nämlich die Ehre, welche mir dadurch zufiel, noch die Hauptſache. Zu meiner Verwunderung ſah ich, daß viele meiner Bekannten ähnliche Gedanken hatten wie Friedrich Rückert. Man nahm an, daß dieſe Unterſtützung nur der Beginn ſei eines dauernden Verhältniſſes der Gunſt; man prophezeite mir eine „glänzende Laufbahn“; man ſah mir nicht nur ungewöhnliches Glück in Ausſicht geſtellt, ſondern auch ein höchſt rühmliches, indem der liberale Prinz, der ſtille Gegner der jetzigen Regierung, die Hoffnung der kommenden Zeiten, ſeine Gewogenheit mir geſchenkt habe.

Die Einwände, mit denen ich ſolchen Aeußerungen entgegentrat, fruchteten nichts; man wußte, was man wußte! Daß nun aber die Art, wie ich mich damals beachtet, ja gefeiert ſah, einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hätte, könnte ich nicht behaupten.

Die Hauptfreude wurde bei alledem den Meinigen, insbeſondere meinem Vater zutheil. Dieſer hatte ſie aber auch reichlich verdient! Denn man denkt ſich wohl, daß hauptſächlich er es war, der mich zum Erwarten des ſchönen Zieles befähigt hatte.

Am 27. November fuhr ich von Nürnberg, wo ich mehrere Tage verweilt hatte, nach Erlangen. Das Wiederſehen Rückert's war viel unbefangener und froher, als man hätte denken ſollen. Der Vergnügte beſuchte den Vergnügten! Die Unterhandlungen des Dichters mit Berlin waren ihrem Abſchluß nahe. Rückert ſollte eine Stellung erhalten zu freier Thätigkeit, und man war nur noch nicht ganz über die Höhe des jährlichen Bezugs im Reinen. Hier vertraute aber der Sänger dem König; und der Ausgang hat gezeigt, daß er es mit gutem Fug that.

Ich konnte bald wahrnehmen, daß Rückert ſeine Ueberſiedelung nach Berlin als gewiß anſah und auch ſeine literariſchen Plane ſchon darauf eingerichtet hatte. Er wollte in Berlin zur Lyrik die Dramatik fügen! — Wie man weiß, hatte auch ich auf dieſem Felde ſchon Verſuche gemacht. Ich trug mich ſeit Jahren insbeſondere mit einem hiſtoriſchen Drama, worin die geſchichtliche Wirklichkeit in

Poeſie gewandelt ſein ſollte — im Gegenſatz zu dem Verfahren Schiller's und Goethe's, welche mit den hiſtoriſchen Thatſachen zu ſubjectiv umgeſprungen ſeien! Die Dornen in dieſem dramatiſchen Unternehmen ſah ich damals noch nicht, ich ſprach daher mit Rückert ſehr vertrauensvoll. Als er bemerkte, die deutſche Geſchichte biete wenig gute Stoffe, entgegnete ich: „Für die bisherige Formung! Aber der Stoff muß eben conſtruirt und nach der Idee — d. h. nach der Idee des Stoffes — geſtaltet werden. Wenn man die Begebenheiten durchſchaut und richtig zu faſſen weiß, dann wird ſich aus ſehr vielen, die unſere deutſche Geſchichte bietet, etwas machen laſſen.“

Rückert, obwol er mit einem eigenen Bedenken lächelte, ſchien dergleichen doch nicht ungern zu hören; denn er mochte ſchon damals daran gedacht haben, nach brauchbaren dramatiſchen Stoffen in der preußiſchen Geſchichte zu ſuchen! — Mir kam er ordentlich verjüngt vor. Sein Geſicht hatte mehr Rundung als früher, und die bräunliche Farbe trug den Glanz der Geſundheit. Nimmt man dazu die ungewöhnliche Größe ſeiner Geſtalt, ſo wird man begreiflich finden, daß er auf mich wieder einen imponirenden Eindruck machte. Mein Tagebuch enthält das Wort: „Ein Titane!“

Wiederholt kam ich mit ihm zuſammen, und einmal theilte ich ſein Mittagseſſen.

Bei den dramatiſchen Intereſſen, von denen wir beide voll waren, unterhielten wir uns über die Großen auf dieſem Felde. Rückert hatte ſoeben die „Eugenie“ von Goethe geleſen. Er ſagte: „Hier tritt uns der Mangel Goethe's beſonders deutlich entgegen! In dieſes Drama gehört durchaus ein böſer Kerl. Ein Menſch, der mit Offenheit böſe iſt und in ſeiner Bosheit lebt und webt. Aber ſo einem iſt Goethe aus dem Wege gegangen. Anſtatt die Intrigue durch Leute vollführen zu laſſen, die con amore — mit Frechheit ſelbſtſüchtig ſind, ſchildert er die ganze Bande mit vornehmer Milde, als ob ſie nur einem unausweichlichen Fatum gehorchte. Shakſpeare, der hat's verſtanden! Der hat wirklich böſe Menſchen gezeichnet! Goethe hat aber dazu nicht das Zeug gehabt; und darum hat er auch wohl gethan, ſich niemals an einen hiſtoriſch-ethiſchen Stoff zu wagen!“

Wenn man bei ſolcher Gelegenheit Shakſpeare allzu hoch ſtellen wollte, ſo erwachte in Rückert doch wieder die Zärtlichkeit zu Goethe. Im ganzen ſtellte er dieſen dem engliſchen Poeten als einen Höhern entgegen! Er bewunderte Goethe wegen der mannichfaltigen poetiſchen Formen, die er erfunden oder wiedererfunden, während Shakſpeare überkommene Stoffe nur in ſeine Dramenform zu bringen gewußt habe. Goethe habe ſich die „Bildung aller Jahrhunderte“ angeeignet; davon könne bei Shakſpeare keine Rede ſein!

Im Laufe des Jahres war Karl Schimper nach Erlangen gekommen, um einen Verleger für ſeine Gedichte zu ſuchen, den er endlich auch in Ferdinand Enke fand. Er beſuchte

Rückert, und dieſer ſollte über das Manuſcript ſein Urtheil abgeben. Mehrere Gedichte erlangten nicht den Beifall des Erlanger Meiſters, er ſchlug Aenderungen vor; Schimper war aber der geſchworene Vertheidiger deſſen, was er gemacht hatte, und als er, nach dem Abſchluß mit Enke, wieder nach München heimkehrte, beklagte er ſich über Rückert, der ihn habe nöthigen wollen, bei einer Reihe von Gedichten einer gefälligen äußern Form den Sinn zu opfern!

Auf dieſe Verhandlungen mit Schimper kam Rückert mit mir wieder zu reden. Er ſagte: „Ich habe mich ſeiner Gedichte mit Begeiſterung angenommen, und es ſind in der That herrliche Sachen darunter. Aber andere ſind geſchmacklos — Poſſen, Schnurrpfeifereien! Das hab' ich, mit der nöthigen Schonung, ihm zu verſtehen gegeben; aber dem iſt nicht beizukommen! Er iſt ganz ſchußfeſt! Auf alles, was man ihm einwendet, hat er ein ſelbſtgefällig ſpöttiſches Lächeln, das einem die Luſt benimmt, weiter zu reden. Er iſt in Eitelkeit erſoffen!“

Dieſer ſtarke Ausdruck trifft eine Eigenheit Schimper's, welche mit das Unglück ſeines Lebens geworden iſt. In Bezug auf ſeine Perſon war er wohl der Selbſtkritik fähig; er konnte auch über ſich ſelber ſcherzen, und wenn er es that, war's gut. Aber die Arbeiten, die er einmal aus der Hand gegeben hatte, ſelber zu richten, war ihm verſagt. Griff man ſie an, ſo war er an Vertheidigungsgründen unerſchöpflich; und wenn man das einigemal erprobt hatte, dann unterließ man es. — Damit ſollen freilich Kritik und Publikum nicht entſchuldigt ſein, daß ſie die Schimper'ſchen Gedichte ganz und gar überſehen haben. Eine große Zahl derſelben iſt vortrefflich, fein gedacht, ſchön empfunden und meiſterhaft ausgeführt. Vielleicht ſehe ich mich ſelber noch in den Stand geſetzt, eine Auswahl für die Liebhaber zu veranſtalten, die mir's danken werden.

Einmal ſprach ich mit Rückert über den Kronprinzen Maximilian und rühmte das höhere geiſtige Streben, die wahrhaft humane Geſinnung deſſelben. Der Dichter erwiderte: „Mein Freund Wangenheim, der mit ihm geſprochen hat, erzählte mir von ihm nur Gutes. Er fand es beſonders ſchön, daß er, ohne ſeine Geſinnung zu verleugnen, doch über die Regierung ſeines Vaters mit Schonung ſich ausdrückte, während ein älterer Prinz ſeinen Widerwillen in Kraftworten an den Tag legte. Ob übrigens der künftige König die Stärke haben wird, Bayern in eine andere Bahn zu lenken und darin zu erhalten, das müſſen wir erſt ſehen!"

Bei dem Mittageſſen war Rückert beſonders heiter und liebenswürdig. Er ſchalt mit energiſchem Humor über die caſtrirte Schulausgabe der alten Claſſiker, die man damals in München veranſtaltete. „Jeder meiner Söhne", fügte er hinzu, „muß ſich die Claſſiker neu anſchaffen. Im Horaz haben ſie ſogar das Donec gratus eram tibi weggelaſſen! Es iſt ein verwünſchtes Pfaffenvolk!" —

Als der Braten gegeſſen war, entfernte er ſich, um ſein gewohntes Mittagsſchläfchen zu halten; alsbald kam er aber wieder: er hatte es (höchſt bemerkenswerthe Ehre!) dem Gaſte geopfert! Dafür tändelte er nun mit ſeinem Töchterlein, einem lebhaften, lieben Geſchöpf, in herzlichſter Vaterfreude; er trug es Huckepack unter Scherzen und Lachen, und naſchte förmlich an dem kleinen Ding. Seine Frau ſagte lächelnd zu mir: „Das iſt ſein Nachtiſch.“

Rückert war geboren, der Sänger der Familie zu werden! Er hat in ſeiner „Weisheit des Brahmanen“ den Vater getadelt, welcher „ſich an ſeinen Kindern nichts zugute thue“. Er ſelber hat hier nichts verſäumt, und ſeine Hauslieder beweiſen uns, wie er das Familienglück in Poeſie zu wandeln und den Schatz deutſcher Lyrik damit wahrhaft zu bereichern gewußt hat.

Als ich am folgenden Tag Abſchied zu nehmen kam, gab er mir Empfehlungskarten mit an die Profeſſoren Wolff und Hofmann in Jena und an den Geheimenrath John in Berlin. Wir ſchieden als die beſten Freunde, ich mit den Worten: „Auf Wiederſehen in Berlin!“

Rückert wurde nach Berlin durch ein königliches Handſchreiben berufen, das ihm die Profeſſur der orientaliſchen Sprachen und den Titel „Geheimerath“ zuſagte. Im October 1841 rückte er in die Reſidenz ein, der er ſo wenig Erfreuliches abgewinnen ſollte! Im Grunde iſt Rückert in Berlin nur aufgetaucht, um, ſobald es anging, wieder unterzutauchen und in dem Gütchen Neuſeß bei Koburg feſtes Land und ſein irdiſches Paradies zu finden. Soll die Schilderung meines in der preußiſchen Metropole fortgeſetzten Umgangs mit ihm irgend Intereſſe und Reiz gewinnen, ſo muß es mir erlaubt ſein, die mislungenen Verſuche des Poeten, ſich in einen Berliner Geheimenrath zu verwandeln, nach der Wahrheit zu berichten und den „Humor davon“ an den Tag treten zu laſſen.

Rückert erſchien mit den beſten Vorſätzen, dem Vertrauen des Königs Friedrich Wilhelm IV. zu entſprechen. Er wollte an der Univerſität nicht nur orientaliſche Sprachen dociren, ſondern durch populär gehaltene Vorträge über Literatur und Cultur des Orients ein größeres Auditorium feſſeln. Er wollte ſich der Bühnendichtung widmen und zur Hebung des Theaters in jeder Hinſicht behülflich ſein. Nicht umſonſt wollte er endlich einen Gehalt von 3000 Thalern jährlich beziehen: er wollte ein Haus machen und ein Mittelpunkt geiſtreicher Geſelligkeit werden. In der That ließ er es nicht an Energie fehlen und trat ſeinen liebſten Angewöhnungen, ſofern ſie dieſen ſeinen Planen ſich widerſetzen wollten, tapfer entgegen. Jeden Dienstag in der Woche konnte man ſich Abends bei ihm einfinden und theetrinkend unterhalten. Er entſagte für dieſe Zeit ſeinem geliebten braunen Flausrock, worin er mir immer ſo ehrwürdig erſchienen war, und empfing ſeine Gäſte im Frack, obwol dieſer ihn bei ſeiner langen Geſtalt nichts weniger als hübſch kleidete. Rückert hat den Frack nie zu tragen verſtanden; an ihm machte dieſes Garderobeſtück in der That einen komiſchen Eindruck. Von demſelben behängt, war er auch gar nicht mehr der Alte; ſein Humor verließ ihn, und anſtatt über Menſchen und Dinge ſich friſch auszulaſſen, wie er es ſonſt gepflogen, ſchwieg er jetzt meiſtentheils und ließ andere reden. Aus dieſem Grund ſuchte ich ihn lieber an Tagen auf, wo ich ſicher war, ihn im Flausrock anzutreffen; da fand ich meine Rechnung!

Was helfen alle guten Vorſätze, wenn ſie gegen unſere innerſte Natur gerichtet ſind! Vergebens kämpft man gegen die Forderungen dieſer Urmacht! Wenn man nun auch noch findet, daß die Dienſtleiſtungen, die man ſich abringt, gar nicht einmal gewürdigt werden — daß diejenigen, denen ſie Vortheil bringen ſollen, nicht nur nicht darüber erfreut, ſondern kritiſch und bedenklich ſind —, dann gibt man den ungleichen Kampf auf und kehrt wieder zu ſeinen geliebten Neigungen zurück.

Rückert fand bald in allen Sphären, denen ſeine Anſtrengungen zugute kommen ſollten, eine Lauheit, die ihn nicht ermuthigen konnte, oder ein Widerſtreben, das ihn abſchrecken mußte.

Was die Dramatik und die Bühne betrifft, ſo war er mit den beſten Hoffnungen nach Berlin gekommen. Nicht nur trug er ſich ſchon mit den Entwürfen, die er nach und nach wirklich ausgeführt hat, ſondern er wollte auch eine Reihe hiſtoriſch realiſtiſcher Dramen aus der Brandenburger Geſchichte herausarbeiten, und ſtudirte zu dieſem

Ende mit beſonderm Fleiß die Raupach'ſchen „Hohenſtaufen", die er gegen mich, im großen und ganzen, ſo entſchieden rühmte, daß ich gleichfalls ein paar Wochen daran wandte, ſie genau durchzugehen. Die Ermunterung des Dramatikers von Seiten des Theaters blieb jedoch aus! Schon ziemlich bald ſagte er zu mir: „In dieſer Beziehung wird hier nicht viel zu machen ſein! Die Schauſpieler dominiren! Tieck will nichts thun! Und auch beim König iſt nichts auszurichten. Ich habe neulich zu ihm gegen Oper und Ballet geſprochen und auf das Unſittliche hingewieſen, das ſich hier breit mache; er hat mir erwidert: das Volk bezahle das Theater, alſo müſſe auch geſpielt werden, was es verlange!"

Von der Aufführung ſeiner eigenen Theaterdichtungen konnte begreiflicherweiſe keine Rede ſein. Den „König Arſak" hatte er Tieck mitgetheilt, damit er das Drama leſe und unter Umſtänden zur Darſtellung begutachte. Tieck behielt das Manuſcript und ſprach mit dem Autor lange nicht davon. Als dieſer ihn endlich um ſein Urtheil anging, verſetzte der Dramaturg: er habe es leider noch gar nicht geleſen, es ſei in ſeinem Hauſe — verlegt worden!

Rückert hatte bald vom Theater keinen andern Vortheil mehr, als den des freien Eintritts. Da er ſich aber beim Nachhauſegehen zu erkälten pflegte, ſo verzichtete er auch auf dieſen, und an eine Einwirkung auf das Inſtitut war nicht mehr zu denken.

An der Univerſität ſollte er ähnliche Erfahrungen machen. Rückert war kein Mann des Katheders; ihm fehlte zum freien Vortrag die Neigung, das eigenthümliche Talent und — das feſte Nervenſyſtem. Zu ſeiner erſten Vorleſung, in einem ſehr vollen Hörſaal, kam er mit einer Befangenheit, daß ſeine Freunde in großer Sorge waren, er möchte ſie gar nicht zu Ende führen. Beim Sprechen hatte er eine eigene Manier, an ſich herunterzuſehen, ſo daß ein boshafter Berliner ſagte, er rede in ſeine Weſtentaſchen hinein! Allmählich thaute er aber doch auf und ſprach von Herzen, ja mit Begeiſterung. Bei ſeinen Freunden machte er damit alles wieder gut; er ſelbſt war aber von dem ganzen Vortrag nur ſehr wenig erbaut. Als ich ihn beſuchte, ſagte er mir: „Ich hab' am Dociren kein Vergnügen! Im Geſpräch wollte ich meine Weisheit mittheilen, und auch einen Aufſatz könnte ich ſchreiben. Vom Katheder zu reden iſt nicht meine Sache.“

Der Dichter und Gelehrte hat den Verſuch, einem größern Auditorium die Cultur des Orients anſchaulich zu machen, bald aufgegeben und ſich darauf beſchränkt, einzelnen Studenten im Arabiſchen oder Perſiſchen Unterricht zu ertheilen.

Der Gedanke, die Berliner Geſelligkeit fördern zu helfen, ſollte noch weniger zur Ausführung gelangen. Des leichten Tones, auf den es hier vor allem ankam, zeigte ſich unſer Poet ganz und gar unfähig. Er war eine viel zu innerliche Natur, als daß er ſich über Themata, wie ſie der Tag bringt, mit Behagen hätte verbreiten mögen und können.

Ihn intereſſirte das alles nicht; darum ging er auch in Geſellſchaften ſtill in ſein Inneres zurück und überließ das leichte Plaudern denen, welche ſich darin gefielen.

Im erſten Winter ſagte er zu mir, nicht ohne eine gewiſſe Selbſtverſpottung: „Das Bekanntſchaftmachen hab' ich auf den nächſten Winter verſchoben!“ — Was dabei herauskommen würde, konnte man ſich denken.

Von Seiten des Hofes gab man ſich eine Zeit lang Mühe, den Bären zu lecken. Friedrich Wilhelm IV. nahm ihn mit aller Liebenswürdigkeit auf, die ihm ſo ſehr zu Gebote ſtand, und lud ihn wiederholt zur königlichen Mittags- und Abendtafel. Der Dichter konnte hier aber ſeine Talente nicht verwerthen, und nebenbei bemerkte er, daß die Hofleute auf ihn mit einem Lächeln ſahen, das ihm kein Vertrauen einflößen konnte. Auf dem Ordensfeſt erſchien er gegen die Etikette mit ſchwarzer Halsbinde. Der Hofbeamte ging auf ihn zu und ſagte mit aller Anmuth: „Eigentlich, Herr Geheimerath, iſt das gegen die Regel; aber bei einem Friedrich Rückert kann man darüber hinwegſehen!“ Dieſer Lehre folgte bald eine andere von einem Collegen. Unſer Poet und der Geheimerath Steffens wollten einmal miteinander zu Hofe fahren. Sobald ſie im Wagen ſaßen, zog Rückert eine Cigarre heraus, um ſie in Brand zu ſtecken. Der Naturphiloſoph und alte Hofmann ſtieß einen Schrei aus und proteſtirte heftig gegen die Einräucherung der Fräcke, worauf jener die geliebte Cigarre mit bedauerndem Lächeln wieder einſteckte.

„Zwang — überall Zwang“, mochte der Poet ſich ſagen. „Und wofür?“

Sogar mit Kunſt- und Fachgenoſſen hatte Rückert in geſelliger Beziehung kein Glück. Wie günſtig er über Raupach's „Hohenſtaufen“ dachte, haben wir geſehen. Er überzeugte ſich, daß die Berliner Aeſthetiker und Kritiker hierin mit ihm nicht einerlei Meinung ſeien, und glaubte nun dem Dramatiker etwas recht Erfreuliches anzuthun, wenn er ihm gelegentlich ſagte: der Dichter der Hohenſtaufen ſei in Berlin verkannt! Er habe dieſe Dramen auch geleſen und gefunden, daß ſie viel beſſer ſeien, als man es hier Wort haben wolle! — Raupach war von dieſer Art Anerkennung durchaus nicht erbaut und rächte ſich durch ſatiriſche Bemerkungen über das Aeußere des Dichters.

In Berlin exiſtirte damals ein literariſcher Verein, die „Mittwochsgeſellſchaft“, welche ſich Montags zu verſammeln pflegte. Eines Abends erſchienen hier Schelling und Rückert als Gäſte; der Philoſoph im Frack, der Poet im braunen Flausrock. Auguſt Kopiſch hatte es übernommen, den Toaſt auf Rückert auszubringen, und deshalb ſchon im Laufe des Nachmittags den Profeſſor Lachmann gefragt, ob er nicht Rückert's ſämmtliche Werke geleſen habe und ihm etwas darüber ſagen könne. Lachmann, auf dieſe launig geſtellte Frage, antwortete: „Wer kann Rückert's ſämmtliche Werke geleſen haben!“ Der gereimte Toaſt des Noah-Sängers fiel trotzdem recht gut aus und machte die beſte Wirkung. Ein anderer Dichter — eben der, welcher Rückert eingeführt hatte! — wollte das Verdienſt ſeines Freundes Kopiſch dadurch noch größer erſcheinen laſſen, daß er dem Gaſt mittheilte, was Kopiſch Nachmittags noch Lachmann gefragt und zur Antwort erhalten hatte. Auf dieſe ungemeine Naivetät hin lachte Rückert zuerſt und ſagte: „Ich glaub', ich kenne meine ſämmtlichen Werke ſelber nicht.“ Dann fand er die Sache aber doch zu ſtark, wandte dem Anekdotenerzähler den Rücken zu und unterhielt ſich den ganzen Abend mit ſeinem andern Tiſchnachbar.

Friedrich Rückert fand ſich nicht in die Berliner Geſellſchaft, — dieſe zeigte ihm nicht ihre ſchönere Seite, er machte ſich daher von ihr unrichtige Vorſtellungen. Er lernte die Berliner und die Berlinerinnen in Wahrheit nicht kennen, darum verkannte er ſie. Zu ſeiner Frau ſagte er einmal, für die Berlinerinnen könnte er keine Lieder dichten! Allein er hat ſie gleichwol für dieſelben gedichtet; denn ich glaube kaum, daß Rückert in einer andern Stadt mehr geleſen worden iſt und wird, als eben in Berlin. Davon ſchien er aber nichts zu vernehmen; er hielt ſich an die Miserfahrungen, die er perſönlich machte, und rächte ſich an ganz Berlin, indem er von Neuſeß aus die bekannten ſatiriſchen Reime dagegen ſchleuderte.

Rückert fand nicht für gut, ſpäter ſeine Familie von dem Landſitz wieder nach Berlin zu bringen. Der Plan, hier ein Haus zu machen, war ganz aufgegeben. Er lebte in der Reſidenz noch einige Winterſemeſter ein Junggeſellenleben, um ſeinen Pflichten als Profeſſor zu genügen; endlich nahm er ſeine Penſion und zog ſich ganz nach Neuſeß zurück.

Daß ich unter dieſen Verhältniſſen von 1842 ab minder häufig mit ihm zuſammenkam, begreift ſich. Den dramatiſchen Verſuchen, die Rückert machte, konnte ich nicht einen Antheil zuwenden, wie ſeinen lyriſchen und lehrenden Dichtungen; er mußte ſich das ſelber geſagt haben, denn er theilte ſie mir gar nicht mehr mit. Für mich hatte der philoſophiſche Kampf, den Schelling's Auftreten in Berlin hervorgerufen, ein ungleich größeres Intereſſe; und alle Zeit, welche mir Philoſophie und Geſelligkeit übrigließen, mußte ich auf die Arbeit über Goethe wenden, welche ich dem Kronprinzen Maximilian verheißen hatte. In meinem Herzen blieb ich dem Dichter treu. Meine Anſichten über die eigenthümlichen Vorzüge ſeiner Lyrik und Didaktik änderten ſich in keiner Weiſe. Ich trug mich ſogar mit dem Gedanken, aus ſeinen ſämmtlichen Werken eine Auswahl des Echteſten und Beſten zu veranſtalten und dadurch ſeine Dichtungen einem größern Publikum erſt erſchließen zu helfen! Zunächſt gingen wir aber verſchiedene Wege, die uns äußerlich auseinanderführen mußten.

Im Jahre 1842 hatte ich ihn noch für eine Angelegenheit zu intereſſiren geſucht, die mir ſehr am Herzen lag. Auf meiner Herreiſe nach Berlin verweilte ich über eine

Woche in Weimar, fand bei den dortigen Verehrern Goethe's die freundlichſte Aufnahme und lernte durch wiederholte genaue Anſchauung das Goethe'ſche Wohnhaus mit ſeinen Kunſtſchätzen und poetiſchen Reliquien kennen. Der Wunſch entſtand in mir, daß dieſes Haus Eigenthum der deutſchen Nation werden möchte. In Berlin ſchrieb ich die Gedanken nieder, welche für die Erwerbung deſſelben durch den Deutſchen Bund ſprachen, und theilte den Aufſatz Rückert mit. Dieſer billigte ihn und verhieß mir, beim König für den Plan wirken zu wollen. Nach einer Zeit gab er mir die aufgeſetzten Punkte wieder zurück, indem er nicht ohne einen Ausdruck des Verdruſſes erklärte: er ſei nur auf Bedenken und Zweifel geſtoßen, ich möge mich nach einer beſſern Protection umſehen! Dieſen Rath befolgte ich, und es gelang mir endlich, durch Auguſt Kopiſch und Herrn von Olfers die Sache zur Kenntnißnahme des Königs zu bringen. Eben in jener Zeit ſollte Herr von Radowitz eine Rundreiſe bei den deutſchen Höfen machen; ihm wurde aufgetragen, die Regierungen für das Project zu gewinnen. In der That glückte dies, und die Sache gedieh ſo weit, daß in Weimar Sachverſtändige aufgeſtellt wurden, um das Grundſtück mit allem, was es enthielt, zu ſchätzen. Das Unternehmen ſcheiterte aber an dem Widerwillen der Erben Goethe's, das Haus für die in Ausſicht geſtellte Summe abzugeben. Der Freund und Verehrer Goethe's, Kanzler von Müller in Weimar, mit welchem ich in dieſer Angelegenheit correſpondirt hatte, war für die Idee ſehr eingenommen, und daß ſie nicht zur Ausführung kommen ſollte, erfüllte ihn mit tiefer Betrübniß.

Meine „Erinnerungen an Friedrich Rückert“ nähern ſich ihrem Ende. Es bleibt mir nur der Umſtand noch zu erwähnen übrig, der mich bewog, mit dem Einſiedler in Neuſeß auch nicht mehr Briefe zu wechſeln, und mich nur noch an die Werke des Dichters zu halten.

Vorher muß ich indeß über mich ſelber bemerken, daß die vierziger Jahre für mich viel mehr eine Zeit der Entwürfe, als der Ausführungen wurden. Die Schrift über Goethe legte ich ſo umfaſſend an, daß die Unterſtützung von Seiten des Kronprinzen Maximilian nur eben zur Anlage reichte. Nach der Verſiegung dieſer Quelle konnte aber von der Ausführung um ſo weniger die Rede ſein, als meiner Feder die Aufgabe geſtellt war, durch Journalarbeiten meine Exiſtenz in Berlin zu ermöglichen. Ich ſchickte mich in die Zeit und arbeitete ſo viel als es meine Kräfte geſtatteten. Endlich konnte ich meine Dramen „Franz von Sickingen“ und „Agnes Bernauerin“ vollenden, und an die letztere Dichtung knüpfte ſich eine beſſere Wendung meines Geſchicks. Die Liebestragödie wurde nach und nach faſt auf allen deutſchen Bühnen gegeben, und in München konnte ich dem König Maximilian II. für die ehemalige Unterſtützung durch eine gelungene Aufführung derſelben danken. Ich hatte nicht verſäumt, die beiden dramatiſchen Verſuche auch an Friedrich Rückert nach Neuſeß zu ſchicken. Die Antwort, die ich erhielt, war alles eher, als freundlich.

Der Dichter ſchrieb mir, er könne nicht begreifen, daß man „Franz von Sickingen“ (wie ich ihm gemeldet!) in Berlin wegen ſeines Inhalts nicht aufführen wolle; ſeiner Anſicht nach ſei darin gar nichts übertrieben Freiſinniges und Anſtößiges; aber freilich, von Poeſie habe er auch nicht ſonderlich viel bemerken können! Was die „Agnes Bernauerin“ betreffe, ſo ſei ihm dieſes Thema von jeher verhaßt geweſen. — Das war alles! Er fügte nur noch bei: „Sie ſehen, daß das Alter mich grämlich gemacht hat.“

Das ſah ich nun allerdings! Empfindlichkeit ſpürte ich nicht, denn ſolche Erfahrungen regen vielmehr meinen Humor an; ebenſo wenig konnte ich mich aber der Wahrnehmung verſchließen, daß der Eremit weitere Einſendungen von meiner Seite nicht willkommen heißen würde; ich beſchloß daher, ſie zu unterlaſſen.

Rückert, indem er ſich von Berlin nach Neuſeß zurückzog, erreichte ſeine wahre Beſtimmung. Er hatte ſich nicht mehr mit Aufgaben zu quälen, denen er kein Herz entgegenbringen konnte; er lebte als Patriarch, geehrt und frei, mit dem für ihn unſchätzbaren Glück, Winters im Flausrock und Sommers in der „läßlichen Gärtnerjack'“ ſeinen Grund und Boden begehen zu können. Er lebte der innern Welt und konnte ſich die Freuden der poetiſchen Production verſchaffen, wann er wollte. Dadurch beſchenkte er auch die äußere Welt nur um ſo reicher. Eben indem er ſich dem Dienſte derſelben entzog, leiſtete er ihr den größten Dienſt und verdiente ſich von ihr den reichſten Dank.

Eine Geſammtbetrachtung der Rückert'ſchen Poeſie ſteht immer noch unter meinen literariſchen Entwürfen; denn perſönliche Differenzen können auf meine begründeten äſthetiſchen Urtheile keinen Einfluß üben. Ich darf mir ſagen, daß ich zu den erſten gehörte, welche den Reichthum und die Tiefe dieſer Poeſie dem deutſchen Volk an's Herz zu legen ſuchten. Die „Poetiſchen Richtungen" ſind nicht ohne Wirkung geblieben. Der Ernſt, welcher aus dieſem Buche ſpricht, hat Leſern und Kritikern Achtung eingeflößt. Zeugen deſſen ſind die ausführlichen Beurtheilungen, welche Friedrich von Sallet und Feuchtersleben der Schrift gewidmet haben, und die man der Aufnahme in die ſämmtlichen Werke dieſer Autoren werth geachtet hat. Der äſthetiſch-ſittliche Standpunkt, den ich einnahm und von welchem aus ich die verſchiedenen Dichtungen würdigte, fand die ernſte Zuſtimmung der beiden Kritiker, und mir wurde nur vorgehalten, daß ich Friedrich Rückert vergleichungsweiſe zu hoch ſtelle!

Ich kann dies jetzt nicht einmal zugeben, wenn ich in meinen damaligen Beurtheilungen und Charakteriſtiken auch den Tadel zurückhielt: daß unter den vielen, vielen Gedichten, welche mir vorlagen, auch eine entſprechende Zahl von ſchwachen und inhaltsloſen ſich befinde! Rückert, damals in einem Alter von nahezu fünfzig Jahren, war gleichwol eben erſt im Begriff, dem deutſchen Publikum eingänglich zu werden; ich glaubte unter dieſen Umſtänden den Accent nicht auf einen Mangel, ſondern auf die Tugend ſeiner Poeſie legen zu müſſen. Um ſo mehr, als dieſer Mangel jedem von ſelbſt in die Augen ſpringt! Wer unaufhörlich Verſe producirt, der kann nicht lauter vortreffliche liefern; iſt aber dieſes unaufhörliche Produciren der Grund eines Reichthums, womit er alle ſeine Concurrenten aus dem Felde ſchlägt, ſo werden wir es ihm gönnen und es trotz allem und allem an ihm loben müſſen. Daß er „nicht enden kann, das macht ihn groß“! Seine geſammelten Dichtungen haben infolge davon das Gute, daß man niemals mit ihnen fertig wird und für den neuen Appetit ſich immer wieder neue Speiſe vorfindet. Da nun dieſe Speiſe im beſten Sinne des Wortes nährend iſt, ſo können wir uns zu der Ueberfülle derſelben nur Glück wünſchen.

Das größte Verdienſt Rückert's iſt und bleibt, daß er als Dichter zugleich der Lehrer echter Sittlichkeit und Religioſität geworden iſt. Er, der religiös Freiſinnige, der entſchiedene Gegner einer ſtarren Orthodoxie, weiſt in ſeinem „Brahmanen“ auf Gott und göttliche Dinge hin und ſchätzt Ewiges und Zeitliches gegeneinander ab, wie es kein Poet vor ihm zu thun vermocht hat. In dieſer Beziehung iſt Rückert über ſeine claſſiſchen Vorgänger hinausgegangen und hat der deutſchen Dichtung ein Feld gewonnen, deſſen Früchte eben der Gegenwart überaus nöthig und heilſam erſcheinen. Ehren wir ſein Andenken, indem wir von ſeinen edelſten Gaben den beſten Gebrauch machen!

Erinnerungen des Herausgebers

an

Melchior Meyr.

1862—1864.

Am 14. September 1862 ſchrieb ich in mein Tagebuch: „Nachdem ich mir den Roman «Vier Deutſche» von Melchior Meyr verſchafft und ihn mit großem Intereſſe geleſen hatte, beſuchte ich den Verfaſſer und ließ mir «Gott und ſein Reich» von ihm leihen. Heute bin ich mit der erſten Leſung dieſes merkwürdigen Buches fertig geworden.“ Am 30. September heißt es weiter: „Soeben bin ich mit der zweiten Leſung von Melchior Meyr's «Gott und ſein Reich» fertig geworden, welches den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal durchzudenken unternimmt. Große Befriedigung.“

Mein erſter Beſuch hatte Meyr in einem mehr als beſcheidenen Hinterſtübchen in der Ottoſtraße getroffen. Sein Empfang war würdig und herzlich. Ich theilte ihm mit, daß insbeſondere das philoſophiſche Geſpräch in den „Vier Deutſchen“ mich tief ſympathiſch berührt habe. So ergab es ſich von ſelbſt, daß „Gott und ſein Reich“ von mir geleſen und dem Verfaſſer meine wärmſte Anerkennung ausgeſprochen wurde. Warum der Philoſoph bei mir einen empfänglichen Boden fand, mag aus nachfolgenden, vor der Bekanntſchaft mit Meyr geſchriebenen Stellen meines Tagebuchs erhellen, welchen von Meyr's Bleiſtift die Ehre zutheil wurde, als bemerkenswerth angeſtrichen zu werden:

„Die höchſte Gewalt über die irdiſchen Dinge erlangt man nur im Glauben an die Uebereinſtimmung unſeres Zweckes mit den göttlichen Abſichten; nur jene Religion iſt wahre wirkende Kraft, welche das Zeitliche und das Ewige zugleich erfaßt. Weder der begeiſterte Kampf hienieden, noch die Hoffnung auf ſeligen Frieden jenſeit des Grabes darf ihr fehlen. Dann nur iſt ſie eine Flamme, welche jede Art des Muthes erſetzt und übertrifft. An ihrer Glut härtet ſich die Schwäche."

„Wer mit der Gottheit über die Verſuchungen und Rohheiten des Lebens rechtet, iſt ein Weichling; die Sinnlichkeit, über welche er jammert, beherrſcht ſein Urtheil. Er hat den Wink der Natur nicht verſtanden, welche in ihre Triebe einen Keim der Veredlung gelegt hat, zu deſſen Entwickelung die Feuersnoth der Prüfung unentbehrlich iſt. Nur auf der feſten Grundlage eines geſunden Gefühles kann fruchtbares Denken gedeihen; auf dem Sumpfe der Weichlichkeit wächſt das Zerrbild des Denkens, die Grübelei."

„Es iſt undenkbar, daß für die höchſten Güter kein Beſtand, kein Zuſammenhang des Lebens über den Abgrund des Todes ſtattfinde."

„Der im Geiſt und in der Wahrheit wiedergeborene Menſch darf ſich durch irgendwelche Erinnerung nicht lähmen laſſen. — Hüte dich, dich zu beſchmuzen; aber betrachte den Rückſtand von Schmuz und Seife nicht ſelbſtquäleriſch, ſondern ſchütte ihn weg! Wie quält ſich unſere kleinliche Zeit, von den großen Wohlthätern der Menſchheit ſolche widrige Ablagerungen aufzuſpüren!“

„Schönheit der Vorſtellungen iſt mit Wahrheit des Geiſtes und mit ſittlicher Güte auf's innigſte verwandt.“

Ich könnte noch eine lange Reihe ſolcher Tagebuchgedanken herſetzen, welche beweiſen würden, daß das, was in meinem Geiſte arbeitete, gerade nach jener Löſung drängte, welche Melchior Meyr dem Leſer anbot. Ich fand darin übrigens nicht nur Nahrung für den denkenden Geiſt, ſondern auch Stählung der ſittlichen Widerſtandskraft gegen die Unbilden der Welt. Viele der Meyr'ſchen Gedichte habe ich wie Stahlpillen meinem Tagebuch einverleibt.

Unſer Umgang hatte ſich indeß regelmäßig geſtaltet. Er liebte es nicht, in ſeiner Arbeit geſtört zu werden, und ich mußte mich daher begnügen, ihn Sonntags von 12 bis 1 Uhr zu beſuchen und Mittwoch Nachmittags in einem Kaffeehauſe zu treffen, worauf in der Regel ein gemeinſchaftlicher Spaziergang folgte. Dagegen durfte ich ſeine Manuſcripte leſen, und er verſchmähte es nicht, meine Bemerkungen vor dem Druck zu berückſichtigen. Aus manchen Stellen ſeines Tagebuchs erſehe ich, daß meine rege Theilnahme dem geiſtig Vereinſamten wohlthat, und ich dagegen genoß das anregende Glück, tief in die Werkſtätte ſeiner Gedanken und in die Geneſis ſeiner poetiſchen Schöpfungen hineinzublicken. Beglückender noch war die in ſeinem Umgange gemachte Erfahrung, daß der Mann Melchior Meyr ſich mit dem Schriftſteller an Adel und ſittlicher Güte vollſtändig deckte. Wenn ich daher in mein Tagebuch ſchrieb: „Es iſt doch herrlich, wenn man ſeinen Philoſophen und Dichter fix und fertig vorgefunden“, ſo galt das ſowol dem Menſchen wie ſeinen Werken. Es entſtand ein Freundſchaftsband zwiſchen uns, ſoweit es bei ſo ſehr getrennten Lebensſphären irgend möglich war, und dieſer Seelenbund hat Krieg und Tod überdauert. Während ich „Vier Deutſche“, „Emilie“, „Gott und ſein Reich“ mehreremal durchſtudirte, Stellen daraus niederſchrieb und ihren Inhalt in Briefen verarbeitete, brachte das lebendige Geſpräch mit dem Verfaſſer mir die ſchönſten Anregungen und auch ihm mitunter Reize zu neuen Schöpfungen. Einige ſolche Geſpräche mögen hier ihre Stätte finden.

Meyr ſagte eines Tages, daß die Weltregierung (alſo auch die Vorſehung) mit einem blos einfachen Gott undenkbar ſei, daß dagegen unter Annahme eines organiſirten Gottes ſich alle Zweifel an der allgegenwärtigen Wirkung Gottes löſen. Dem höchſten Herrn ſtehen die ihm nächſtverwandten göttlichen Drei, dieſen die Myriaden bewährter Geiſtweſen als Organe zu Gebote, um von innen heraus auf das Innere der niedern Organismen einzuwirken. So mag wol jeder Menſch ſeinen Genius haben, durch welchen er mit den geiſtigen höhern Weſen und mit dem höchſten Herrn in Rapport ſteht. Dieſe Einwirkung durch und auf das Innere iſt als ſo mächtig zu denken, daß der Spielraum des Zufalls weſentlich eingeſchränkt wird. Der Cauſalzuſammenhang des äußerlich Erſcheinenden wird dadurch nicht unterbrochen, ebenſo wenig als die Freiheit des Einzelwillens; dennoch hat die Vorſehung Mittel genug, den Weltlauf und das Schickſal der Einzelnen nicht aus der Hand zu laſſen.

Ein anderes mal führte er aus, wie jener Lichtſeite der Dinge eine furchtbare Nachtſeite entſpreche. Den drei perſönlich gewordenen göttlichen Potenzen ſteht die ebenfalls zu eigenem Leben von Gott emanirte Negation gegenüber, welche, durch eigene Schuld böſe geworden, ebenfalls Myriaden von ihr verführter Geiſtweſen zu Dienern hat. Durch dieſe wirkt er, der abgefallene Nächſtverwandte Gottes, gleichfalls mit ungeheurer Macht auf Natur, Geſchichte und auf das Innere des Menſchen. Unſer Selbſtbeſtimmungsvermögen wird auch vom böſen Genius ſollicitirt; mit welcher Macht, iſt jedem bekannt genug.

Der Vorwurf des Polytheismus machte Meyr wenig zu ſchaffen. Mochte man immerhin aus dem Einen Herrn der ewigen Natur drei oder vier göttliche Perſonen entſtehen ſehen und ſie als Untergötter bezeichnen — mochte man weiter die Kluft zwiſchen ihnen und uns mit unzähligen Halbgöttern ausfüllen und ſelbſt bis in die Naturgebilde hinab wirkende Genien einführen — dieſe herrliche Götterwelt war ja nichts als der lebendige Organismus, zu welchem der Eine Gott ſich ſelbſt erweiterte. Ebenſo wenig ſtörte Meyr der Einwand des Dualismus. Denn ſo mächtig auch der Böſe iſt, ſo entſetzlich und leidvoll der Kampf mit ihm, der endliche Sieg iſt Gott gewiß. Der Böſe iſt dennoch nur das Werkzeug, durch welches die Kinder Gottes das höchſte Gut — die freie Selbſtbeſtimmung — gewinnen. Gott ſieht in ungetrübter Hoheit auf das tragiſche Schauſpiel herab, an deſſen Ende alle Abgefallenen und endlich auch der abtrünnige Gottesſohn ſelbſt in die heilige Gemeinſchaft zurückkehren. Als ein Abglanz dieſer göttlichen Heiterkeit mag die Milde gelten, mit welcher in den Dichtungen Meyr's die Repräſentanten des böſen Princips ſchließlich behandelt werden.

München

„Ich hatte geſtern", ſchrieb ich im Februar 1864, „mit Melchior Meyr ſehr merkwürdige Zwiegeſpräche über den Unterſchied mathematiſcher und philoſophiſcher Wahrheit, empiriſcher und religiöſer Erkenntniß, deren letztere nur durch Selbſtbeobachtung des Geiſtes — durch Denken — erhärtet werden können, während erſtere durch das ſinnliche Mittel der Anſchauung die ſcheinbare Gewißheit vor jenen voraushaben. Wir ſprachen ferner davon, daß die gegenwärtige höchſt verkehrte Welt unmöglich ſo, wie ſie iſt, von Gott geſchaffen ſein könne; daß nothwendig ein Abfall müſſe ſtattgefunden haben, infolge deſſen die Gemeinheit, das Böſe und das Uebel in die Schöpfung gekommen; daß die ganze Creatur, Thier und Menſch, an dieſen Folgen leide und Gott ſolches in der Zeit geſchehen laſſe, damit das Geſchöpf ſich auf dem Leidenswege zu Ihm emporringe. Wir kamen dann auf die bekannte Frage, was früher dageweſen ſei, die Henne oder das Ei, und entſchieden uns für das letztere, weil der Weg der Entwickelung allein der göttliche ſei; aber woher das Ei? Aus einer niedrigern Zelle unter Mitwirkung der göttlichen Mächte. Woher der Menſch? Aus der damals edelſten Thiergattung unter eben dieſer Mitwirkung. Ich drückte Zweifel aus über den Einen verweltlichen Menſchen, aus deſſen Abfall dieſe ſchlechte Welt reſultire, wie Meyr in «Gott und ſein Reich» ſich die Sache denkt. Er gab zu, daß dies der ſchwächſte Punkt ſeiner Geneſis ſei*), aber das Elend dieſer Welt müſſe eine Erklärung finden. Welche Verderbniß, welche Greuel in Natur und Geſchichte! Wie mühſam gewinnen die göttlichen Mächte dem Uebergewichte der Materie und des Böſen in immer ſich wiederholenden Kriſen allmählich etwas ab! Wie kläglich iſt der Zuſtand der Thiere! Wie qualvoll unbefriedigend iſt der Anblick der Menſchheit, nicht nur der Verbrechen und Verbrecher, nicht nur der ſtumpfen und gedankenloſen Menge, ſondern auch der edelſten Menſchen, welche ſich mit aller Anſtrengung am Geiſte nähren! Und doch ſind alle Leiden der Zeitlichkeit und deren greuelvoller Anblick zu ertragen, wenn man die Gewißheit hat, daß in der Ewigkeit alles in ſeiner Integrität wiederhergeſtellt wird. — Wir gingen über die Maximiliansbrücke durch Haidhauſen in die Au; das Geſpräch glitt über auf das Feld der poetiſchen Erzählungen, Meyr's mit der Philoſophie collaterale Beſchäftigung. Ich befragte ihn über den Unterſchied von Wirklichkeit und Wahrheit. «Wirklichkeit», antwortete er, «iſt zunächſt, was ſie iſt; Wahrheit iſt erkannte, in Beziehung auf Urſprung, Verlauf und Ziel erkannte Wirklichkeit. Die Kunſt gibt Wirklichkeit und doch nicht bloße Wirklichkeit; ſie läßt das Zufällige weg, hebt das Weſentliche heraus, fixirt die Schönheit des Wirklichen, verklärt es am Ideal, macht es durchſichtig, beherrſcht es.»" Der Raum verbietet mir, den ganzen Reichthum des Geſpräches wiederzugeben.

---

*) Er wiederholte dies in ſeinem „Letzten Willen“ mit dem Verſuche einer beſſern Löſung.

„Sich in die Gefühle Gottes verſenken", ſagte Meyr bei einem andern Zwiegeſpräche, „wie wunderbar und wie erdrückend! Sich in Gottes Freuden, Gottes Leiden hineindenken! Gottes Leben fühlen und nachempfinden! Und doch muß man, kann man es. Es iſt nur eine Art von Regeneration des gegenwärtigen zerfahrenen Zuſtandes der Menſchheit möglich, die religiöſe. Aus dem Innerſten heraus muß eine herrſchende Kraft alle übrigen Kräfte zu ihren Organen machen; nur dieſe Einheit iſt von Erfolg. Im Grunde genommen waren es immer Religionsbildungen, welche eine neue Aera im Leben der Menſchheit markirten;

die Bewegungen der Intelligenz waren immer nur ihre Vorläufer. Die Religion erfaßt den ganzen Menſchen, und wie muß ihn die Vorſtellung eines Gottes erfaſſen, welcher Geiſt und Gemüth und Natur in abſoluter Weiſe iſt!“ Wir ſprachen von frommen Romanen; daraus entſtand mir nachfolgende Reflexion: Alle frommen Romane glauben das Heil nur in der blinden Unterwerfung unter die orthodoxe Symbolik zu finden. Sie wollen uns zum Cultus des Sohnes zurückführen und halten den Cultus des Geiſtes, auf welchen Er ſelbſt uns hingewieſen, für gefährlich und frevelhaft. Das Publikum, ſoweit das Bedürfniß es nach jener Richtung lockt, findet es ſehr bequem, ſo ohne geiſtige Anſtrengung vergnügt und befriedigt zu werden, gerade wie die frivolen Leſer ihrerſeits unterhalten und gekitzelt ſein wollen. An Meyr gehen beide Theile theilnahmslos vorüber, die einen, weil die freie Wahrheit ſie abſtößt, die andern, weil ſie keine Schönheit anerkennen als die ſinnenreizende. Mit letztern rechten wir nicht; aber die andern ſollten bedenken, daß der Cultus des Geiſtes ebenſo echter Gottesdienſt als der Cultus des Sohnes iſt. Ohne höchſte Anſtrengung des Denkens iſt der Geiſt, der Geiſt Gottes, nicht zu erkennen. Nur die treuen Diener des Geiſtes können das Chriſtenthum in Wahrheit verjüngen; die wohlgemeinten Beſtrebungen, es im alten Stil zu regeneriren, leiden an Künſtlichkeit und Lebensloſigkeit. Das Reich des Geiſtes iſt angebrochen, nicht um das Reich des Gemüthes aufzuheben, ſondern um es in die höhere

Potenz zu erheben. Es iſt wunderbar, ſagt Melchior Meyr, wie der Glaube zu allen Zeiten und in allen Schichten eine Form gefunden, welche — dem geiſtigen Vermögen entſprechend — das koſtbare Kleinod bergend umhüllte. Der erleuchtete Menſch muß alle dieſe Formen mit Gerechtigkeit beurtheilen, ohne dabei zu vergeſſen, daß für ihn der Weg zu Gott nothwendig durch die Wiſſenſchaft führe. Wer in der Wiſſenſchaft zu Hauſe iſt, weiß überdies, daß auch der erleuchtetſte Standpunkt nur ein relativer ſei. Wir ſtehen erſt an der Schwelle der Wiſſenſchaft und dürfen uns nicht verwundern, wenn unſere Erklärungen nicht überall zulänglich ſind. Wir haben nur den glücklichen Fortſchritt zu der Erkenntniß gemacht, daß Philoſophie und Empirie keine Gegner, ſondern zuſammenwirkend nöthig ſind zur Erleuchtung. Zu philoſophiren iſt ebenſo abſolut nothwendig, als im Glauben feſtzuſtehen.

Im Frühling 1864 finde ich Excerpte aus „Ewige Liebe", dem „Grobian" und der „Religion des Geiſtes", den betreffenden Manuſcripten entnommen. Sie regten mich zu folgendem Dithyrambus an: Ich habe endlich durch meinen erleuchteten Freund gelernt, die ganze Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen auf den Einen Gott zu beziehen. Es iſt wunderbar beruhigend, zu ſehen und zu glauben, daß alles aus Einem Guß hervorgegangen, allem der Stempel des Einen Meiſters aufgedrückt iſt. Ich ſelbſt bin aus des Ewigen Geiſt und Natur gezeugt, bin in's Sein getreten, um es nie mehr zu verlieren, bin beſtimmt, Seine Herrlichkeit und Seligkeit zu theilen. Damit mir dieſe aber zutheil werden könne, muß ich mich bewähren als freies gottergebenes Weſen, muß in meinem Wandel auf Erden das Reich Gottes nach Kräften zu mehren trachten. Ich muß mich bewähren in der Kraft, in der Güte und in der Wahrheit, muß die liebende Hülfe der göttlichen Mächte erkennen und nützen, die Blendwerke der böſen durchſchauen und ihre Lockungen abweiſen, das Banner der göttlichen Abſtammung hochtragen durch Noth und Tod. — Am 27. Mai ſpricht mein Tagebuch: Melchior Meyr hat mir, als er vor vier Wochen nach Wien ging, unter anderm die religiöſen Gedichte hinterlaſſen, von welchen ſich in dieſen Blättern einzelne Proben finden. Ich hatte nun Zeit, mich tiefer in dieſelben zu verſenken, als mir zuerſt noch möglich war. Menſchenwürde und Ehrfurcht vor Gott, Geringſchätzung des Weltbeifalls und des Weltlohnes, innige Liebe und inniges Vertrauen zu Gott, der Sieg des Ewigen über das Zeitliche, das iſt der Inhalt dieſer Geſänge, deren Schönheit ein Abglanz der göttlichen Schönheit iſt, welcher ſie geweiht ſind. Indem man den gotterfüllten Geiſt mit den böſen Dämonen ringen ſieht, faßt man Muth zum eigenen Kampfe, zum Ausdauern und Dulden — und für alle getäuſchte Hoffnung ſieht man ſich entſchädigt durch die Erleuchtung, welche man von dem Gotterleuchteten empfängt.

Später heißt es: Welcher Tiefſinn und Scharfſinn liegt in Melchior Meyr's „Gott und ſein Reich!" Wie blöde iſt die Welt, daß ſie dieſe Offenbarung ignorirt! Wahrlich, wenn mir ein früher Tod beſtimmt ſein ſollte, ſo hätte ich keine beſſere Vorbereitung zum Sterben treffen können als das Verſenken in dieſe Betrachtungen. Und wenn mir längeres Leben beſchieden ſein ſollte, ſo wüßte ich keine beſſere Grundirung für meine Denk- und Handlungsweiſe. Es war immer meine Sehnſucht, eine Anſicht zu gewinnen, welche Einheit und Vielheit vereinigt, Allheit aus Einem Stück und aus Einer Quelle gibt. Hier habe ich dieſe Anſicht gefunden und lege meinen Dank als Lorbeerkranz auf die erhabene Schöpfung meines Freundes. — Es ſei hier bemerkt, daß ich „Gott und ſein Reich“ nicht einmal, ſondern ſechsmal durchſtudirt habe, ebenſo „Emilie oder die Geſpräche über Wahrheit, Güte und Schönheit“ — gewiß ein ſeltſames Phänomen in einer Zeit, wo der Wiſſensſtoff von allen Seiten überwältigend auf uns eindringt. Dieſer Zerſtreuung der Geiſteskräfte, welcher ich mich nicht entziehen wollte und konnte, boten Melchior Meyr's Schriften und Umgang ein hochwillkommenes Gegengewicht. Ich ſchrieb damals: Jeden Morgen nähre ich meine Andacht — welch richtig bezeichnendes Wort — mit einigen Seiten aus „Gott und ſein Reich“. —

Am 10. Juni kehrte Meyr von Wien zurück. Sein über dieſe Reiſe geführtes Tagebuch zeigt den Mann in ſeiner Naturfriſche. Berge, Wälder, ſchöne Frauen, alles regt ihn an. Die Erde iſt ihm „eine Art von Paradies“. Er betrachtet ſich behaglich die Dinge und die Menſchen, pflegt liebenswürdige Bekanntſchaften mit der Kunſt- und Schauſpielwelt und vergißt auch nie, gute Diners in ſeinem Notizbuch zu ſpecialiſiren. Daneben lieſt er Buckle und das „Leben Jeſu“ und fühlt ſich angeſpornt, den Kampf um die religiöſe Weltanſchauung kräftig fortzuführen. Die Zeit wird ihm zu kurz in Wien, ungern reißt er ſich los. Dort hat er die Druckbogen von „Ewige Liebe“ corrigirt, Grillparzer kennen gelernt, das Verſprechen der Aufführung des „Herzog Albrecht“ erhalten.

Das Verhältniß des Zweiundfünfzigjährigen zum Leben, das ſich in dieſen Reiſenotizen ſpiegelt, erinnert an die Gefühle des noch nicht Zwanzigjährigen, worüber gleichfalls Aufzeichnungen vorhanden ſind. An eigentlichem Dualismus hat Meyr nie gekrankt. „In meiner üppigen Jugend“, ſagt ſein letzter Wille, „war ich voller Begehrlichkeit, aber mit poetiſchem Gefühl und Humor; ich idealiſirte, vergötterte die Sinnenfreude; auch ihre Nachtſeite fühlte ich als tragiſche Poeſie; bei ſolchem Anfang iſt zu verwundern, daß ich bis zu dieſer Geiſtigkeit und Idealität emporkam. Ohne ſtete göttliche Inſpiration war's unmöglich.“ — Ein Stück Selbſtbiographie, welches er drei Jahre vor ſeinem Ende ſchrieb, lautet: „Ich muß glauben, daß ich als Knabe beſonders glücksfähig war. Ich war empfänglich für alles; für das gute Eſſen, für alle einzelne Speiſen (Suppe, Rindfleiſch, Schweine- und Gansbraten, Würſte mit Sauerkraut [Kirchweihkraut mit Wein], Backwerk, Torten) — für Bier und Wein und Kaffee! Für alles, was ich ſah —

für mein eigenes Vergnügen und für das der Andern, deren lachende Mienen mich beglückten. Mich freuten die luſtigen Burſche, die hübſchen Mädchen und ihr Putz, ihre blütenweißen Hemden und Schürzen. An gewiſſen Paaren, daß ſie ſich hatten, weil ſie ſo ſchön zuſammenpaßten, hatte ich das größte Intereſſe; ihren Triumph über Störenfriede, gegneriſche Aeltern ꝛc. genoß ich mit; dann die verſchiedenen Tänze zu ſehen und zu hören, war für mich reizend. Einzelne Klänge riefen den ganzen Feſtesjubel in mir wach. — Schon der Knabe fühlte nicht nur die frohe Wirklichkeit, ſondern auch ſchon ihre Poeſie; und bald dachte ich daran, ſie poetiſch darzuſtellen. Wie friſche, würzige Blumen dufteten mich die Freuden des Tages an; die Gefühle hatten eine ſinnliche Kraft, einen ſinnlich leidenſchaftlichen Schwung, den ſie in dieſem Maße ſpäter ſelten wieder zeigten.“ — Und ein Jahr früher ſchreibt er in ſein Notizheft: „Was wäre die Welt ohne Poeſie! Der Dichter, mit Liebe und unerſchöpflich quellender Kraft, ſieht alles lieblich, gewaltig — daß es erfreut, erſchüttert — er verleiht dem Flüchtigen Dauer, macht das Zerbrochene ganz, das Unzulängliche genügend — mit ſchöner Geſtalt leuchtet es in ſeligem Licht — die Roſe malt er vor die Seele, wie ſie eben aufgeblüht; der entzückte ahnt keinen Wurm und nie kann ſie ihm welken. — Und alles, lebendig und vollendet, flicht er wie Blumen zum Kranz — im ſchönen Ganzen iſt nichts unvollkommen, weil das Eine ergänzt iſt durch alle. Und den Mangel und den Graus ſchildert er, daß er mächtig ergreiſt und gegenüber dem ewigen Heil gefordert iſt von dem Geiſte, der alles will, zum Heil das Unheil, zum Lichte die Nacht — der die Schauer fühlen will der erhabenen Nothwendigkeit. Von Gott und ſeligen Geiſtern begabt und bewegt, bringt er die Fülle des ewigen Lebens in die Zeit; die Seele der Sterblichen vergißt den Mangel, den Druck, und ſchwebt mit dem Gottgeliebten über die ſchwarzen Wolken des Daſeins den Regionen zu, wo ſie alle Träume verwirklicht ſieht, mit ſchauernder Wonne erkennt: Das Wirkliche iſt Traum geweſen, der Traum des Dichters iſt Wahrheit.“ —

Wir nahmen unſere Gewohnheiten wieder auf. Mein Tagebuch enthält im Juli 1864 folgende Notizen:

Ich habe Melchior Meyr's Aufſatz in Prutz' „Deutſches Muſeum“: „Die philoſophiſche Frage der Gegenwart und ihre Beantwortung in dem Werke «Gott und ſein Reich»“ wieder geleſen. Es wird jetzt klarer in mir; aber ohne tiefes, angeſtrengtes und wiederholtes Nachdenken war und iſt das nicht möglich. — „Es iſt ein Vorzug der Myſtiker“, ſagte geſtern Meyr, „daß ſie unabhängig von den verſchiedenen Weiſen, Gott zu verehren, ſich in ein unmittelbares Verhältniß der Liebe zu ihm ſetzen. Die tiefſten Denker wie Leibniz und Spinoza geſtehen die Schwierigkeit, göttliche Dinge zu denken.“ — Geſtern drückte ich Meyr für ſeine „Ewige Liebe“ den Dank der Nachwelt aus. Wir knüpften, in den neuen Anlagen wandelnd, eine intereſſante Beſprechung daran. Das Leben auf Erden iſt in allen Beziehungen nur ein Anfang, in der Erkenntniß, in der Liebe, ſelbſt im Naturglück; aber dieſer Anfang iſt für alle Beziehungen von entſcheidender Wichtigkeit — denn der Wille, der ſich darin kundgibt, wirkt beſtimmend, fördernd und hindernd, in alle Ewigkeit. Wenn Gott immer iſt und hat, was er will, ſo gilt das auch von der zur Freiheit beſtimmten Creatur. Darum iſt das Leben auf Erden von ungeheuerm Ernſt. Das Verhalten des Menſchen nach innen und außen iſt nichts weniger als gleichgültig. Es iſt Gott daran gelegen, daß die Creatur ihn liebe und ihm als Organ diene in der Ausgeſtaltung des gefallenen Makrokosmos zum vollendeten, mit ihm harmoniſchen Kunſtwerke. — Melchior Meyr gab mir Gedanken zu leſen, welche er im dreiundzwanzigſten Lebensjahre und in den beiden vorhergehenden aufgezeichnet hatte. Wir ſprachen darüber, wie der Menſch ſich mit dem Vorſchreiten des Alters nicht ſo durchaus verändere, als man von ſich ſelbſt zu glauben pflege. Es iſt nur eine höhere Entwickelung eines ſchon Vorhandenen, eine allmähliche Ausgeſtaltung des urſprünglich Vorhandenen. Wie in der allgemeinen Geſchichte, ſo in der des Einzelnen. Der Stoff iſt gegeben, die Freiheit hat ihn nur auszuwirken. — Ich gebe im Folgenden einige Proben von jenen Jugendgedanken:

Nichts hat einen eigentlichen Werth, als was aus der Freiheit kommt. Nur wo ſie iſt, iſt That und Leben, Anfang, Mittel und Ende, und ohne ſie wäre nichts. Nur bei freier That iſt's Ernſt; abſolute Nothwendigkeit wäre eine grauenvolle Spiegelfechterei. Iſt denn das auch, was ſo ſein muß? Das Nothwendige iſt weder gut noch böſe, weder kalt noch warm, es iſt eben nichts. —

Es gibt ein Rechtes, aber das kann gewollt werden oder nicht. —

Wird man gewahr, wie mislich es mit einem vollkommenen Wiſſen ſteht, ſo empfindet man anerkennend, welch herrliches Band ſchon der Glaube iſt. —

Die chriſtliche Liebe iſt nur echt, wenn ſie aus der natürlichen Liebe emporwächſt, wenn dieſe durch freien Willen zur chriſtlichen Liebe verklärt wird. Die chriſtliche Liebe beſteht darin, daß man die natürliche, wirkliche Neigung kommen läßt um eines höhern Zweckes willen. —

Das iſt noch nicht das Wahre, daß man die Liebe zeigt und beweiſt um eines Höhern willen; man muß es mit echter, inniger Neigung thun, mit Weisheit und Freiheit. —

Ein echtes Kunſtwerk entſteht nur, wenn man die beiden Grundtriebe nach Klarheit und Wärme, nach Form und Gehalt, nach Vollendung und Erfüllung gleichmäßig walten läßt. Dazu muß man aber warten können, bis ſich einer nach dem andern aufthut. Dies geſchieht dem Wartenden beſtimmt, da ſich beim Gehalt immer die Sehnſucht nach Form, bei der Form immer die Sehnſucht nach Gehalt in kurzem zu regen beginnt. —

Wenn „die Wahrheit kennen“ ſo viel heißt als „von demjenigen, was iſt, wiſſen, wie es iſt“, ſo kann man die echte Poeſie ein Bild der Wahrheit nennen, das ſie darſtellt, während die Philoſophie ſie nur ſagt. —

Dem tiefen, kräftigen Hamann fehlte die Kunſt (Poeſie), welche hier ſchon jenem Sehnen nach Verſöhnung, nach ewigem, quellendreichem Beſtand eine vorbildliche Erfüllung gewährt, und ſomit jene Unruhe, jenes Heimweh, jene göttliche Angſt mäßigt, in dieſer Mäßigung aber erſt recht innig erhält. —

Eines, und zwar die Hauptſache, kann Gott ſeinen Kindern nicht im Schlaf geben: thatſächliche Geſchichte, Vergangenheit. Wer ſie ſich nicht durch eigenes Gehen erworben, der hat ſie auch nicht. Alsdann fehlt ihm aber Grund, Feſtigkeit und Erfüllung. —

Jede lebendige Erſcheinung, auch die niedere, bringt es in ſich zu einer gewiſſen Blüte, Vollendung, die reizend iſt. Davor hat man ſich bei niedern Erſcheinungen am meiſten zu hüten (Sinnlichkeit — Liſt — Uebermuth). —

Die Ruhe der Entſagung wird deswegen ſo vielfach unterbrochen, weil das Streben doch ewig auf Beſitz gerichtet iſt und ſein muß. Unvermerkt tauchen die Wünſche nach den reizenden Bildern wieder in uns auf, und die Entbehrung derſelben muß uns auf's neue ſchmerzlich vorkommen, obgleich wir uns früher ſchon damit verſöhnt hatten. —

In der Zeitlichkeit ſind nun einmal alle Gefühle vergänglich, die hohen wie die niedern, die edeln wie die gemeinen. Will nun einer aus falſcher Tugendſucht immer blos hohe und edle Gefühle zeigen, ſo muß er nothwendig zum Heuchler werden. Bei dem rechten Mann iſt das Edle immer da, aber geiſtig, *hinter* den Aeußerungen, dieſe leitend und zu ſeinen Zwecken benutzend. Der rechte Mann kann in edelm Sinn Gemeines ſich äußern laſſen, um durch dieſes zu einem Höhern zu gelangen (Ironie). —

Wie dauert mich der Menſch, der ſich ſelber verdammt, wenn er nicht fort und fort ſinnlichbrünſtige Liebe zu Gott empfindet! Er verlangt das von ſich, was Gott nicht von ihm verlangt, was völlig gegen die Naturgeſetze iſt, denen wir in dieſem Sinne jetzt einmal unterworfen ſind. Gott verlangt nur eine geiſtige Liebe, welche, als das allem zeitlichen Thun ſtill zu Grunde liegende, den mannichfaltigſten andern lauten Gefühlen ihren ſinnlichen Raum gewähren kann. Der geiſtigen Liebe iſt die Sinnlichkeit, die Natur nur ein Mittel, ſich thatſächlich und mit dem ewigen unzerreißbaren Band einer wirklichen Geſchichte Gott zu verbinden. —

Wer mit Gewalt immer und überall löbliche Tugenden ausüben will, weil ihn ihre Schönheit und Vortrefflichkeit begeiſternd ergriffen, wer nicht den wahrhaft innern Antrieb dazu erwartet oder mit geiſtiger Kraft hervorruft, wer nicht mit Ort und Zeit bedenkender Weisheit dabei verfährt, der muß in Abgeſchmacktheit und Heuchelei dabei verfallen. Auch das *Löbliche* ſoll nur mit Freiheit geübt werden. Die Uebung einer beſondern Tugend iſt nur ein

Theil des ganzen Thuns; auch ſie muß mit ihrem beſcheidenen Platze vorlieb nehmen. Die Natur iſt hier ebenfalls wieder eine treffliche Lehrerin; wer ihre Triebe nicht reſpectirt, wird ſich nie zu einem freien und wahren tugendhaften Handeln emporſchwingen. Gibt es etwas Abgeſchmackteres, als einen Menſchen, der ſich *immer* liebreich zeigen will, ſich ein liebebezeigendes Weſen *angewöhnt* und es alſo gedankenlos walten läßt? Das Edelſte ſinkt bei ihm zum bloßen äußern Werk, zur hohlen Ceremonie herab. Ein liebreiches Wort, eine liebreiche Handlung muß *jedesmal* einen innigen Vorſatz zum Grunde haben, wenn es etwas werth ſein ſoll. Die Liebe iſt ein köſtlich Ding; man muß mit ihr haushalten und ſie nicht vergeuden. Wer wird die Perlen vor die Säue werfen? Es gibt nichts Profaneres als ſolch eine liebreiche Stereotypausgabe. —

Ein echtes Gefühl wird zur Lüge dadurch, daß man's immer haben will. Leugne ich denn, daß echtes, wirkliches Gefühl einen Pietiſten belebt? Aber gerade dieſes wird an ihm der Grund der Heuchelei, weil er es fordert, wo er's nicht haben ſoll, weil er ſich überredet, es zu haben, wo er's nicht hat. Die Zeit iſt ſein Feind, den er nicht überwinden kann. —

Ein Pietiſt befindet ſich zu dem Manne, der, *geiſtig* mit Gott verbunden, ruhig und edel in ihm lebt und wirkt, im nämlichen Verhältniß wie ein romantiſch heftiger Jüngling zu dem reinen Künſtler. Beiden ſind diejenigen, die ſich auf ſolche hohe Stufe der Geiſtigkeit geſchwungen, zu ruhig und zu kalt und nicht ſentimental genug. —

Es gibt keinen leerern und ſchalern Zuſtand, als wenn ein Irdiſches, nachdem es widerlich geworden, doch den Geiſt noch immer zur Betrachtung ſeiner anzieht und ihn hindert, ſich in den reinen abſpülenden Quell des Ewigen zu tauchen. —

Es thut nichts, daß ich mannichfach gefehlt habe; kann ich doch jetzt meine Fehler geſtehen und ſomit wirkliche Demuth empfinden. —

Ich ſehe nicht ein, wie derjenige, der nur den Gehorſam gegen das Geſetz kennt, dieſen für ſeine höchſte Beſtimmung hält, die Gefahr der Heuchelei vermeiden kann. Es iſt ein köſtlich Ding, daß die lebendige Natur dem ſtarren Geſetze entgegenwirkt und nur in der Freiheit mit ihm Friede macht. —

Der Gehorſam ſchickt ſich nur für Kinder. —

Jeder Nachahmer verfällt in Affectation, die uns um ſo widerlicher erſcheint, je würdiger die Sache iſt, die dadurch entſtellt wird. Ich kenne nichts Widerlicheres als den äußerlichen, ſinnlich ſchwelgenden Gebrauch bibliſcher Worte und Redensarten. Dieſe ſollten nur höchſt mäßig, nur wo ſie auf ein inniges Verſtändniß als am ſchärfſten die Sache bezeichnend uns entgegenkommen, in unſere Reden eingeflochten werden; nur da, wo ſie wiedergeboren aus uns herausquellen. —

Die Schriftſtellerei gewinnt in unſern Augen wieder, wenn man die Haltloſigkeit und Bodenloſigkeit, ſowie das völlig Unentſcheidende der Geſpräche, beſonders mit gewöhnlichen Menſchen, recht in ſeiner Tiefe erfahren hat. Eigentliche Fortſchritte, eigentliche Reſultate ſind doch nur möglich durch ſchriftſtelleriſche Thaten. —

Es gibt keine Speculation ohne Glauben. Viele Reſultate der Speculation können nicht zugleich auch angeſchaut werden; obwol man weiß, daß gewiſſe Zuſtände künftig ſein werden, vermag man doch nicht ihre Art und Weiſe zu ſehen. So ſtehen wir zu ihnen doch nur im Verhältniß eines Glaubenden. Wer hier hartnäckig ſchauen wollte, und da er nicht ſchaut, auch nicht glaubte, der beraubte ſich in ſeinem Uebermuth des einzigen Rapports mit einem Ueberſinnlichen. Es iſt merkwürdig, daß bei vielen Dingen der gereifte Verſtand wieder auf das kommt, was ein kindliches Gemüth einfältiglich alſo nahm, z. B. bei der Unſterblichkeit der Seele. Der kindliche Sinn glaubt ſie unbewußt, der reflectirende verwirft ſie, weil er den Vorgang nicht ſchauen kann, und der Erfahrene glaubt ſie wiſſend. —

Das irdiſche Wiſſen iſt nur wiſſender Glaube. Wer aber nicht viel weiß, kann nicht viel glauben. —

Mir, der Melchior Meyr's reifſte Werke genoſſen hatte, gewährten ſolche Jugendäußerungen deſſelben ein beſonderes Vergnügen; ſie hatten für mich einen wunderbar friſchen Duft, und manches wurde mir aus ihnen klarer als aus den Werken des Mannes. Ich habe ſie hier um ſo mehr niederlegen zu müſſen geglaubt, als ſich das Heft, welchem ſie entnommen ſind, im Nachlaſſe nicht vorfindet. Es ſind freilich nur Aphorismen, über deren Werth im allgemeinen Melchior Meyr äußerte: „Gute Einfälle zu haben iſt noch weit von der Fähigkeit entfernt, ſie zu verknüpfen, zu organiſiren. Erſteres iſt weiblich, empfangend — letzteres männlich.“ Aber ſie enthalten die Keime zu den zuſammenhängenden Schöpfungen, welche ihm zwanzig Jahre ſpäter gelangen. Die Kritik — ein paar wohlwollende Beſprechungen tieferer Geiſter ausgenommen — hat dies nicht zugeſtanden. „Gott und ſein Reich“ iſt auf dürren Boden gefallen, und auch die damit verwandten Aufſätze, in welchen Meyr das liebſte Kind ſeines Geiſtes gegen die feindliche Welt vertheidigte, haben wenig Erfolg gehabt. Selbſt ſeine poetiſchen Werke erfreuten nur einen kleinen Kreis von Leſern; und wenn die „Erzählungen aus dem Ries“ davon eine Ausnahme zu machen ſcheinen, ſo vergleiche man deren Verbreitung mit jener von verwandten Producten — welchen ſie an durchſichtiger Motivirung, Friſche und Idealität wahrlich nicht nachſtehen — um ſich über das ungleiche Maß zu verwundern, mit welchem die Kritik mißt. Einen eigentlich ſchlagenden — wenn auch aus andern Gründen nur kurzdauernden — Erfolg haben nur die „Geſpräche mit einem Grobian“ gehabt, als wollten Recenſenten und Publikum mit ihrem Beifall beweiſen, daß die Fabel von dem Wanderer, welchem der Sturmwind den Mantel nicht entreißen konnte, während dem Sonnenſtrahl dieſes Kunſtſtück gelang, auch füglich umgekehrt werden könne. — Was mich betrifft, ſo ſchien mir Meyr's Gottes- und Weltanſchauung ſchon deshalb die im ganzen richtige zu ſein, weil ſie zu weltlichen Geſchäften die Luſt nicht benimmt, ſondern ebenſo bereit macht zu tüchtigem Eingreifen in das Weltgetriebe, als fähig zu gelaſſenem Ertragen der irdiſchen Enttäuſchungen. Doch auch die Zweifel blieben nicht aus, und ich benutzte ein leichtes Unwohlſein des Freundes, welches ihm meine öftern Beſuche willkommen erſcheinen ließ, zu eingehenden Beſprechungen. Er bedauerte, durch ſeine Zahnſchmerzen im Produciren gehindert zu ſein. „Pascal", ſagte er, „litt an einem chroniſchen Kopfweh, und als ihn das Uebel verließ, beklagte er es, indem ihm damit die Gelegenheit zur Uebung chriſtlicher Geduld entzogen ſei. Ich möchte lieber in activer Weiſe Gott dienen, durch Produciren des Wahren und Schönen." Auf meine Frage, ob dieſes ſchöpferiſche Vermögen, welches dem damit Begabten ſchon auf Erden „Freuden über alle Freuden" verſchaffe, in Ewigkeit das Monopol von wenigen ſein werde, antwortete er: „Im himmliſchen Zuſtande wird jedes Weſen produciren. Jeder wird ſein Innerſtes, ſeine Eigenthümlichkeit, ſein Ich mit den dienenden Potenzen Natur, Gemüth und Geiſt herauskehren, wie dies auf Erden nur die Dichter und Denker thun. Die Poeten und Philoſophen ſind nur unvollkommene Abbilder jener Production, welche die Herrlichkeit und Seligkeit aller Weſen im Himmel ausmachen wird." — Ich ſprang auf Kant über, auf deſſen

Urtheil über die Selbſterkenntniß: daß nämlich kein Menſch im Stande ſei, über die Motive ſeiner eigenen Thaten völlig in's Klare zu kommen. „So muß es ſein“, antwortete Meyr. „Völlige Klarheit hierüber wird uns erſt nach dem Tode zutheil; dies iſt die Aufgabe der zweiten Entwickelungsſtufe. Hier auf Erden, auf der erſten Stufe, handelt es ſich darum, ſich aus dem Gröbſten herauszuarbeiten, und wir dürfen uns vielleicht damit begnügen, den gemeinen Egoismus zunächſt durch einen höhern zu verdrängen. Es iſt doch ein edlerer Egoismus, mit Gefährdung des eigenen Lebens das eines andern zu retten, als einem Menſchen das Leben zu nehmen, um ſich materiell zu bereichern. Freilich kann der Gegenſatz zum ſinnlichen Behagen ſich leicht in Misachtung der Geſetze dieſer Sphäre und, ohne daß wir es ſofort bemerken, in Stolz, Unklugheit und ſtoiſche Starrheit verkehren.“ — Wie immer kamen wir endlich auch auf die Erkenntniß Gottes zu ſprechen und wunderten uns, daß ſo wenige Menſchen das Verlangen haben, über den Zuſammenhang des Weltganzen, über die Principien aller Erſcheinungen und ſomit über das Princip der Principien ſich ein Gedankenſyſtem zu bilden. Man begnügt ſich mit den Wirkungen, welche man vor Augen hat, und fühlt den Drang nicht, den Kräften, welche ſie hervorbringen, auf die Spur zu kommen, d. h. den Urſprung dieſer Kräfte in höhern principiellen Mächten und endlich in der Kraft der Kräfte, in Gott, der Eines und Alles iſt, nachzuweiſen. Gewiß iſt dieſe Nachweiſung, iſt jenes Gedankenſyſtem ſehr unvollkommen; aber das Streben darnach iſt ebenſo geboten, ebenſo fördernd und den Grund des Ewigen legend als das gleichfalls im Reſultate nie ganz befriedigende Streben nach Selbſterkenntniß. — Bei Mehr war das Streben nach philoſophiſcher Welterklärung noch viel mehr als ein bloßes Bedürfniß des Kopfes; ihm war es Bedürfniß des Herzens, höchſter Schatz des Gemüthes. Ohne ſelbſt ein Myſtiker zu ſein, zog ihn doch dieſe Seite der Myſtik lebhaft an, und er machte mich auf die merkwürdige Innigkeit der Gottesliebe aufmerkſam, welche im Leben und in den Schriften eines Tauler, einer heiligen Thereſia und anderer Theoſophen und Myſtiker als unleugbare Thatſache erſcheint. Die Legende der heiligen Thereſia verſinnlicht die ideale Thatſache, daß die Beſchäftigung mit ewigen Dingen das ſklaviſche Maß der Zeit zerbricht, und daß die Liebe zu Gott Entzückungen zu gewähren vermag, gegen welche die Sinnenfreude farblos verſchwindet. In der „Religion des Geiſtes“ waltet eine ähnliche Gemüthsſtimmung, indem alle Strahlen der Liebe, welche ſich auf das an den Mitgeſchöpfen zu bewundernde Schöne, Süße und Hohe zerſtreuen, in den gehobenſten Momenten auf den Schöpfer concentrirt werden, welcher alles dieſes am vollkommenſten iſt und gibt. „Es werden aufgeklärte Jahrhunderte kommen“, ſagte Mehr, „welchen unſer materialiſtiſches Zeitalter geradezu komiſch erſcheinen wird. In der That iſt dieſer ausgeſprochene Atheismus oder dieſe unausgeſprochene

Armuth an Gottesliebe und Gotteserkenntniß eine klägliche Schwäche und Oberflächlichkeit, ein Brachliegen der edelſten menſchlichen Kräfte. Bei einigen wenigen Menſchen iſt dieſe Verirrung ein falſch verſtandener negirender Wahrheitstrieb, der bis zum Tode ehrlich aushält; Gott wird ſeine Freude daran haben, dieſe närriſchen Käuze mit ſeiner Exiſtenz und Herrlichkeit zu überraſchen. Bei den meiſten Menſchen hält ſie jedoch gegen die Leiden des Lebens und die Schrecken des Todes nicht Stich. Sie recurriren dann an die Kirche, jenes trotz Misbrauchs ihrer nothwendigen Auctorität ſegensreiche Inſtitut, welches auch die Kindheit und geiſtige Unmündigkeit derer beſchützt hat, denen in reiferm Alter die Gnade des freien, frei liebenden Verhältniſſes zu Gott geworden iſt. An dieſen iſt es alſo auch und wird ihnen zur Pflicht, den Cultus als Heilsanſtalt für diejenigen zu ehren, welche noch nicht auf eigenen Füßen ſtehen können. Ihre Aufgabe iſt es, gerecht zu ſein, auch wenn man ihnen von Seite der Vertreter der Kirche ſowol als von Seite deren Gegner Gerechtigkeit verſagt. Es gibt aber außerordentlich wenige Menſchen, welche auf dieſem Standpunkte der Gerechtigkeit ſtehen oder demſelben Anerkennung angedeihen laſſen.“ — „Der Geiſt bedarf einer Reformation, das Leben der Reviſion. Glauben und Wiſſen müſſen ein jedes in ſeine eigenthümliche Würde eingeſetzt, durch gerechte gegenſeitige Anerkennung verſöhnt und zur höchſten Harmonie verbunden werden. Der tiefe Gehalt des naturwidrigen Wunders muß in den Wundern des Geiſtes geläutert wiedererſtehen. Leben und Tod müſſen aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtet, mittels durchgreifender Beziehung auf Gott und Ewigkeit ihrem Zwecke gemäß durchleuchtet werden. Das iſt die wahre kräftige Religioſität, nicht die greiſenhafte, ſondern die mit ewiger Jugend geſchmückte.“ — „Welch ein Irrthum, dieſe geſtürzte, vorwiegend ſchlechte Welt unmittelbar von dem Allgütigen, Allfreien abzuleiten! Die Anerkennung des Sündenfalls und der Erbſünde — freilich nicht in der veräußerlichten Vorſtellung des Teſtaments und der Kirche — iſt unumgänglich, ſowol um die Reinheit Gottes als das richtige Verſtändniß des irdiſchen Lebens dem menſchlichen Bewußtſein zu retten.“ —

Ich habe in jenen Tagen, wie mich mein Tagebuch überzeugt, gewaltige Fortſchritte in der Aneignung der Mehr'ſchen Ideen gemacht. So eigen wie ihm ſelbſt wurden ſie mir dennoch nicht. Es geht mit jeder Lehre ſo, welche das Gängelband mathematiſcher Evidenz nothwendig verlaſſen muß, welche nicht im ſeichten Grunde ſinnlicher Erfahrung vor Anker liegt. In den tiefſten Tiefen geiſtiger Selbſterfahrung gegründet, wendet ſich jede Lehre überſinnlicher Dinge zunächſt, ich möchte ſagen, an die Sympathie des Hörers oder Leſers. Sie trägt uns zwar in Regionen, in welchen die eigentliche Wahrheit allein zu finden iſt, aber ſie kann uns dieſe Wahrheit nur im Gewande der Wahrſcheinlichkeit geben. Dem Lehrenden iſt ſie das Gewiſſeſte, was er hat; dem Lernenden iſt ſie zunächſt bloßer Glaube. Sie iſt ihm zunächſt nur angethan, äußerlich zugelegt; er ſpricht die vorgeſprochenen Worte nach und kann es darin zu einer Virtuoſität bringen, welche den Meiſter ſelbſt überraſcht. Meyr fand in meinen Aufzeichnungen Manches, was ihm ſein eigenes Syſtem mit origineller Zuthat zu bereichern ſchien, und es war ihm das eine Freude, eine Entſchädigung für den beharrlich ausbleibenden äußeren Erfolg. Aber es bedurfte noch vieler Jahre, vieler Studien und der peinlichſten Erlebniſſe, bis das, was ich von meinem Freunde empfangen hatte, originäres eigenes Geiſtesleben wurde. Möge die Deutſche Nation in dem harten Kampfe, welchen ſie gegen Aberglauben und Unglauben eben jetzt zu kämpfen hat, ſo wie ich in Melchior Meyr den Piloten, den begeiſterten Seher erkennen!

Ich habe im Verkehr mit ihm noch die Einſicht in etwas Anderes erlangt, was mit ſeiner Gotteserkenntniß im innigſten Zuſammenhange ſteht. Beſtimmter vielleicht als bei irgendeinem fand bei ihm eine Wechſelwirkung und gegenſeitige Befruchtung ſtatt zwiſchen der Vertiefung in die göttliche Schöpfung und ſeiner eigenen dichteriſchen Production. Von der Natur zum Dichter begabt, organiſirte er ſeine Stoffe mit klarem Bewußtſein, wie er es dem großen Künſtler des Univerſums abgelauſcht zu haben glaubte. Wie Gott die Geſchöpfe aus der ewigen Natur, begeiſtet von ſeinem Geiſte, zu ſelbſtändigem Leben entläßt — wie die böſe gewordene Negation den tragiſchen Ernſt in dies Leben bringt und ebendamit den Geprüften das Glück der ſelbſterrungenen Würde ermöglicht — wie alles Leid nach erfülltem Zwecke ein Ende nimmt und die herrlichſte, ſeligſte Verſöhnung das Ziel und das Ende des Weltproceſſes bildet: ebenſo hütete ſich der Dichter vor aller Willkür und verlangte von ſich ſelbſt die ſtrengſte Motivirung — ebenſo vergönnte er den böſen Dämonen ihr grauenhaftes Spiel und liebte ſie faſt um des Schattens willen, mit welchem ſie das Licht der Geprüften herausheben — und ebenſo endlich ließen ihn ſeine Gebilde nicht ruhen, bis dem Weh die giftige Spitze genommen und das Gemüth mit dem Ausgang verſöhnt war. Und wie der Schöpfer in ungetrübtem Glanze über der getrübten Schöpfung thront, welcher er ſeine Theilnahme zuwendet, ſo hat Meyr den Gegenſtänden ſeiner Erzählung den liebendſten Fleiß zugewendet und ſteht dennoch hoch über ihnen. Weſſen Phantaſie ſich in Sprüngen gefällt, wer nicht ihre Aufgabe in lückenloſer Entwickelung erkennt, wer den äſthetiſchen Standpunkt nicht als einen erhabenen auffaßt, für den bleiben die Dichtungen Meyr's, auch wenn er ſie lieſt, ein verſchloſſenes Buch. Er befaßte ſich nicht mit bunten abenteuerlichen Stoffen und huldigte nie dem Geſchmacke am ſinnlich Reizenden, Herabziehenden. Selbſt dem harmlos amüſirenden Intriguenſpiel und der blendenden Darſtellung von Aeußerlichkeiten gab er wenig Raum. Seine Aufgabe war, das Edelſte und Beſte zur Darſtellung zu bringen, die Poeſie des Geiſtes; und auch wo er die Stoffe aus einer Sphäre nahm, welcher die Wirklichkeit des geiſtigen Lebens fehlt, wußte er deſſen Schönheit wenigſtens durch ethiſchen Gehalt zu erſetzen. Er hielt es für einen Frevel, dem Leſer Erſcheinungen des wirklichen Lebens zu bieten, welche der Erzähler nicht äſthetiſch und ethiſch zu bewältigen vermag. Ihm durfte das Böſe nur als Folie des Guten dienen, nicht um für lüſterne Blicke an die Wand gemalt zu werden. Und was die Schickſale ſeiner Helden betrifft, ſo äußerte er, der echte Dichter wiſſe alles ſo zu motiviren, daß der Leſer die vorgeführten Ereigniſſe, ſeien dieſelben auch noch ſo ſchlimm, ſelbſt wollen müſſe. Dies alles iſt ſelbſt für den Begabteſten nicht ohne große Mühe zu erreichen, wie denn auch Meyr ſich keine Vorarbeit und keine Umarbeitungen verdrießen ließ, obwol er wußte, daß gerade an dem ſo Vollendeten die einſichtsloſe Menge kaltſinnig vorübergeht, weil ſie die Anſtrengung ſcheut, den Dichter bei der Auflöſung pſychiſcher Diſſonanzen zu begleiten. Spannende, wenn auch noch ſo unwahrſcheinliche Situationen intereſſiren mehr als die räthſelvollen Kämpfe in der Menſchenbruſt, und auch der gebildetſte Leſer ſinkt manchmal zum Wohlgefallen an phantaſtiſchem Zeug herab, grüßt das edle Weib mit kühler Achtung und läuft der Dirne nach. Wer wird ſich auch immer zuſammennehmen wollen? Und ohne eigene Anſtrengung, welche dem Werth der Sache entſpricht, iſt das echte Schöne nicht zu genießen; denn nur der eingehenden Kritik kann es ſich offenbaren.

Welchen Reichthum von Gedanken über die göttliche Selbſtorganiſation und über die menſchliche Kunſt enthalten meine damaligen Aufzeichnungen! Ich gebe ſie hier nicht wieder, weil Meyr's Gedanken in ſeinen Werken ihre Stelle gefunden haben. Neu dürfte die Aeußerung über ſeine philoſophiſchen Zeitgenoſſen ſein: „Ich freue mich an ihren Forſchungen, und ſie ärgern ſich an mir.“ Meine Antwort war: „Das iſt das Schickſal aller derer, welche für die Entdeckung der höchſten Principien begabt ſind und von innen heraus ſelbſtmächtig organiſiren.“ In der That ruht alle Erkenntniß der Sterblichen auf einem dunkeln Hintergrund, welchen die ſchulgerechte Philoſophie nur verdeckt, nicht aufhebt. In das Dunkel ſelbſt dringt nur die Intuition, welche eine vom wiſſenſchaftlichen Denken ſpecifiſch verſchiedene Begabung vorausſetzt. Wer hier etwas Neues bringt, mag ſich auf vornehme Abweiſung gefaßt machen. Wenn aber dieſes Neue derart iſt, daß es auch eine Vertiefung des Gemüthslebens, eine Umprägung des ganzen Menſchen verlangt, ſo verſchließen die Gelehrten und die Gebildeten unwillig ihre Gehör- und Geſichtswerkzeuge.

„Wir ſprachen davon“, notirte ich im December 1864, „daß die Intenſität der Beziehungen zu Gott, welche ſelbſt den von Gott zeugenden Schriftſtellern fehle, um ſo weniger bei den bloßen Gebildeten zu finden ſei. Andere ſprächen zwar von der Nothwendigkeit einer neuen Religion, welche den Verſtand und das Herz zugleich befriedige; wenn ihnen aber eine ſolche geboten werde, gingen ſie achſelzuckend daran vorüber. Alle befaßten ſich, ohne von ihrem zu vagen Gottesbegriff beeinflußt zu werden, eigentlich doch nur mit ihren weltlichen Intereſſen.“

Aus meinem Tagebuche 1865.

Am Sonntage hatte ich mit Meyr wieder ein tief intereſſirendes Geſpräch. Er ſagte, nicht nur das Gute, ſondern auch das Böſe müſſe von dem Poeten ſo vollſtändig motivirt werden, daß beides aus den Charakteren wie von ſelbſt ſich entwickle, daß der Leſer, wenn er ſich in die Rolle des Böſen verſetzt, gleichſam ſelbſt nicht anders handeln zu können fühle. Nichts ſei ekelhafter, unpoetiſcher, als unmotivirte Böſewichter. Dieſe Schwierigkeit, alles natürlich geſchehen zu laſſen, läßt Productionen in großem Rahmen ſo häufig unbefriedigend und unſchön. Wir ſprachen ferner über den Theismus. Meyr gebrauchte dabei das Bild der Hand, welche vom Gehirn aus ohne die dazwiſchenliegenden Organe unmittelbar gelenkt ſein wollte. Der Theismus kann nicht erklären, wie jede einzelne Monade direct aus dem Einen ungegliederten Gott abgeleitet werde; er nennt Gott allmächtig, allgegenwärtig u. ſ. w., ohne das Wie begreiflich machen zu können. Mit dem beſten Willen vermag der Theiſt ſeinen Gott nicht zu lieben.

Ich beſuchte heute zwiſchen 12 und 1 Uhr Melchior Meyr. Ich theilte ihm meine Beobachtungen über die Glaubensloſigkeit mit, welche die kirchenfrommen Leute ergreift, wenn ſie ein großes Unglück trifft. Er bemerkte darauf zunächſt, daß ſonderbarerweiſe dieſe Glaubensloſigkeit nicht eintrete, wenn ein ſolches Unglück, wie der Tod eines Vaters, Gatten, Kindes, einer Braut u. ſ. w., den fraglichen Leuten nicht ſelbſt widerfährt, wol gar nur als eine Möglichkeit menſchlichen Schickſals vorkommt. Treten ihnen ſolche Unglücksfälle nahe, dann bricht der eingetrichterte, formelle und innerlich unfertige Glaube allerdings zuſammen. Die Prieſter, welche den letztern lehren, wiſſen nichts Stichhaltiges zu geben, weil ihren eigenen Vorſtellungen Klarheit und Zuſammenhang fehlen. Gott, der nach dieſen Lehren alles gemacht hat und alles macht, wird mit der Verantwortlichkeit für alles belaſtet. Um dieſem großen Misverſtande abzuhelfen, muß eben die Wiſſenſchaft das chriſtliche Dogma prüfen, erläutern und ergänzen. Sie muß nachdrücklich ſagen, daß Gott ſich ſein eigenes Sein nicht ſelbſt gegeben haben kann — daß dieſes Sein, die göttliche Natur, demnach auch dem göttlichen Geiſte gegenüber etwas Selbſtändiges beſitzt — daß daher die Geſchöpfe, welche durch Gott aus der göttlichen Natur zu eigenem Leben berufen werden, gleichfalls etwas Selbſtändiges haben. Aus dem Widerſpiele nun des göttlichen Geiſtes mit der göttlichen Natur und des creatürlichen Geiſtes mit der anhaftenden ſelbſtändigen Natur entſteht der Zufall. Es iſt deshalb nicht gut, immer von Vorſehung zu reden, wo die Bezeichnungen Zufall, Schickſal, Geſchick beſſer am Platze wären. Ebenſo verkehrt iſt es aber zu behaupten, daß Gott ſich um das materielle Wohl der Einzelcreatur gar nicht bekümmere, ſondern nur von innen heraus auf die Tragfähigkeit ihres Geiſtes wirke. Im menſchlichen Körper geſchieht vieles ohne bewußte Einwirkung des menſchlichen Geiſtes, aber auch vieles nach deſſen bewußter Einwirkung. Ein ähnliches Verhältniß mag zwiſchen Gottes Geiſt und ſeiner Natur ſein, und damit erklärt ſich das Nebeneinanderbeſtehen von Zufall und Vorſehung, welche im einzelnen Falle für uns nicht zu unterſcheiden ſind. Was der gewöhnlichen Glaubensmeinung ferner gebricht, iſt die nachdrückliche Beziehung der jetzigen Welt auf den vorangegangenen Abfall der Creatur von Gott. Nicht nur die Sünde, auch das Uebel iſt damit in die Welt gekommen. Es iſt wahre Gottesläſterung, dieſe verkehrte Welt unmittelbar von Gott geſchaffen ſein zu laſſen, und führt zu der andern, Gott allen Jammer und alle Scheußlichkeiten dieſes Zuſtandes der Welt aufzubürden. Um der Würde des Geſchöpfes willen ließ Gott der Strafe freien Lauf, läßt er dem Böſen freies Feld — unbeſchadet der Erlöſung. Wenn etwa jemand behaupten wollte, der große Abfall ſei ja ohne unſere Mitſchuld geſchehen und es ſei alſo unbillig, daß wir unſern Theil an den martervollen Conſequenzen tragen müſſen, ſo wäre einem ſolchen — ohne auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ſeines Vorderſatzes einzugehen — die Erwiderung zu geben, daß unſer Daſein ein freies, unverdientes Geſchenk Gottes ſei, und daß für Geſchöpfe, welche zur Erreichung ewiger Glückſeligkeit beſtimmt ſind, die Uebel dieſes Erdenlebens jedenfalls verſchwindend klein ſeien, wenn ſie auch nicht die wirkſamſten Mittel zu unſerer Vergeiſtigung wären. Es iſt eine Verkehrtheit, welcher wir alle und beſonders die Frauen ſo leicht ſich hingeben, daß wir im Dieſſeits ſchon das ungeſtörte Glück verlangen, welches aus allen Gründen erſt im Jenſeits an ſeiner Stelle iſt — erſt dann, wenn der durch Selbſterkenntniß frei gegen ſich gewordene Geiſt ſich liebend wieder der Natur vermählt, und wenn die ganze göttliche Natur als allgegliederter Organismus nach überwundenem und bekehrtem Böſen Eins geworden iſt mit dem herrſchenden göttlichen Geiſte. Damit aber dieſes werden könne, muß Kampf und Leid in der Welt ſein; und wer dies einſieht, muß nicht nur Reſignation, ſondern heitere Ergebung erringen.

Zu dem, was ich geſtern ſchrieb, gehört dieſer Nachtrag: „Diejenigen“, ſagt Meyr, „welche Gott als bloßen Geiſt ſich denken, laſſen ihn die Welt wie ein Hexenmeiſter aus Nichts erſchaffen. Aus Nichts wird aber nichts, d. h. die Principien der Welt bis zu deren äußerſter Materialität müſſen Gott durch ſein unwillkürliches Sein von Ewigkeit gegeben ſein. Reiner Geiſt ſein — wenn dies überhaupt möglich wäre — hieße den Geiſt überhaupt zur Natur degradiren. Kein Geiſt kann ohne Natur exiſtiren, kein

Formprincip ohne Stoffprincip. Die Natur iſt das Ewigweibliche, über dem erſt der Geiſt ſich als Ewigmännliches weiß. Der Geiſt erfreut ſich nicht nur an ſeiner Geſtaltung der Natur, er erfreut ſich auch an deren eigenthümlichem, von ihm unabhängigem Leben. Gott ſchafft nicht nur aus ſeiner Natur, er ſchöpft auch aus ſeiner Natur unendliche Freude. Es iſt gleich verkehrt, ſich Gott ohne Natur, als ſich die Welt ohne Gott, die Materie ohne den Geiſt zu denken. — Wer an das Fortleben des Menſchen nicht glauben kann, deſſen Körper er zum Leichnam werden ſieht, miskennt die genetiſche Macht der Principien, kann ſich nicht zum Denken eines Realen erheben, welches die Bedingungen zur Leibbildung in ſich trägt. Iſt doch dieſer Leib ſchon einmal aus dem Geiſte, dem Träger des Princips, gebildet worden! Wenn er nun im Tode für menſchliche Augen unſichtbar wird, muß darum ſeine Exiſtenz vernichtet ſein? Wie! Die Atome, welche den Leib bildeten, bleiben — und der denkende, wollende, geſtaltende Geiſt ſoll vergehen?“ —

„In Immermann's «Epigonen»“, ſagte geſtern Mehr, „iſt noch der Haß vorherrſchend. Im «Münchhauſen» iſt die Liebe ſiegreich geworden. Nicht nur in der Poeſie, ſondern auch im Leben muß die Liebe — die Poſition — ſiegreich durchdringen; der Haß — die Negation — muß dienen. Wo in der Poeſie der Haß vorherrſcht, da gibt der Dichter bloße Wirklichkeit, verzerrt und vergiftet ſie wol noch obendrein. In ſolchen Producten kann viel Phantaſiethätigkeit ſein, aber es fehlt darin die echte Poeſie; denn Poeſie iſt nicht reproducirte Wirklichkeit, ſondern zur Wahrheit verklärte. Die Poeſie, welche Wahrheit iſt, kann ſich mit den ſchlimmſten Erſcheinungen des Lebens befaſſen; aber ſie muß dieſelben dermaßen bewältigen und motiviren, daß der Leſer nicht dadurch in grauſamer Weiſe verletzt werde. Wie über den ſcheußlichſten Begebenheiten noch der Allliebende waltet, der alle Dinge zum letzten guten Ende leitet, ſo muß der Dichter gottähnlich die Dinge ſo hinausführen, daß wenigſtens das Edelſte des Leſers verſöhnt von ſeiner Schöpfung ſcheide.“ — „Immermann's «Epigonen» ſind auch inſofern ein Uebergang zum Beſſern, als ſich darin ſchöne Anſätze in religiöſer Beziehung befinden. In dem Arzte, welcher die materialiſtiſche Anſicht vertritt, kommt plötzlich im Innerſten die Ueberzeugung von der Exiſtenz Gottes zum Bewußtſein. In der That, ſo viele Beweiſe für das Daſein Gottes ſchon verſucht wurden, wie viele Bedürfniſſe niederer und edelſter Art zum Glauben an ihn führen: ſo bleibt doch das Gewiſſeſte die Offenbarung ſeines Daſeins und Lebens an unſer Innerſtes; und dieſe Gefühlsgewißheit wird dann auf andern Wegen, namentlich auf dem der welterklärenden Wiſſenſchaft, zur Ueberzeugung geſteigert. Die Anknüpfung mit Gott — ſo wunderlich dies den nach außen verlorenen heutigen Menſchen klingen mag — iſt unſer tiefinnerſtes Bedürfniß und wichtiger als Wohl und Wehe, ja als Tugend und Sünde. Letzteres iſt von den Pfaffen — die aus dem Heiligſten

Kapital für ihre Herrſchaft machen — auf's greulichſte misbraucht worden, bleibt aber nichtsdeſtoweniger wahr." —

Ich hatte Meyr von einem Bekannten erzählt, in welchem das Gottesbewußtſein ſo mächtig entwickelt ſei, daß es gleichſam alles überwuchere, was noch ſonſt als Forderung des Daſeins an uns trete. Er meinte, das ſei ein Nachzügler der ſubjectiven Philoſophie, welche jetzt nicht mehr befriedigen könne, da der Wahrheitsſinn der Gegenwart gebieteriſch verlange, daß die verſuchte Welterklärung auf die wirkliche Welt auch paſſe, daß mithin das zu löſende Problem ſcharf aufgefaßt werde. Auch die Aufgabe der Poeſie beſtehe darin, die Wirklichkeit zur Wahrheit zu erheben; die Poeſie als Wahrheit trete mit der Philoſophie und Religion in's innigſte Verhältniß.

Meyr läßt der Natur ihr volles Recht widerfahren; das Ziel aller Dinge iſt ihm, daß ſie, die liebende, dem Geiſte, dem liebenden, ſich freudig unterordne. Sie hat ein ſelbſtändiges Leben ſchon als Gottes ewiges, auch durch Ihn nicht entſtandenes Sein. Aus ihr ſchöpft er die Welt, und ſie zur dienenden Freundin ſeines herrſchenden Geiſtes zu machen, iſt eine Aufgabe, des Allmächtigen würdig. In der jetzigen Welt iſt das Verhältniß der Natur zum Geiſte ein verkehrtes, durch die Abkehr des Entſtandenen von Gott verſchuldetes. Dadurch iſt der ſpiritualiſtiſche Haß gegen die Sinnlichkeit erklärlich; aber dennoch iſt dieſe Geringſchätzung ein Irrthum, und zwar ein ſehr verhängnißvoller. — Die Natur, die Mutter aller Dinge, intereſſirt ſich für das Thatſächliche, der Geiſt dagegen für das Urſächliche. Die Jugend und die Frauen eignen mehr der Natur, gereifte Männer dem Geiſte. Der Menſch bleibt aber nicht ungeſtraft, wenn er um des Geiſtes — des Höhern — willen die Natur vernachläſſigt und das Intereſſe an derſelben geringſchätzt. Denn es iſt des Höhern allein würdig, das Niedere liebend an ſich heranzuziehen. Jedermann kennt die ungeheuere Macht der Liebe zwiſchen Mann und Weib; die Dichtkunſt baut auf dieſe Leidenſchaft ihre reizendſten Schöpfungen, die Weisheit ſteht forſchend oder kopfſchüttelnd vor dieſem Geheimniſſe. Die Natur macht hier ſo gewaltig ihre Rechte geltend, daß der Geiſt ihrer Spur nothwendig folgt und ſein Uebergewicht nur durch Hinzufügen eines Höhern zu bethätigen vermag. Daß ihm dies nur in ſehr verſchiedenen Graden gelingt, beweiſt die verſchiedene Beurtheilung, welche die Geſchlechtsliebe erfährt — vom verachtendſten Hohn bis zur höchſten Bewunderung. Wie wird das Weib in dieſer Hinſicht hochgehalten und verſpottet! In welche Thorheiten und Frevel verirrt ſich der Mann, und welche Läuterung und Veredelung ſchöpft er gerade hier aus dem Born der Natur! Wie gefährlich iſt's, über dieſes Geheimniß zu grübeln, und doch wie nothwendig, ſeiner Herr zu werden! Das Weib legt gegen den gewaltigen Naturtrieb die Scham und alle edelſten Gefühle in die Wagſchale, der männliche Geiſt ſucht ihn erklärend zu beherrſchen. Aus dunkelm Naturgrunde ſprießt die köſtlichſte Blume „Ewige Liebe“. —

Meyr hatte die Macht dieſes Naturzuges noch jüngſt an ſich ſelbſt in einem Alter erfahren, wo er bei phantaſiereichen Menſchen vor dem Scheiden noch einmal heftig aufzuflammen pflegt, und war mit ſeiner Bewerbung nicht glücklich geweſen. — Das Weib wird misachtet, vergöttert, als ein unergründliches Räthſel betrachtet. Wer kann wagen, ein vollſtändiges Urtheil, eine poſitive Erklärung über eine Erſcheinung zu geben, deren Schwächen und Vorurtheile uns zur Geringſchätzung reizen, deren Schönheit und Hoheit uns unwiderſtehlich Verehrung abnöthigt? Meyr ſagt, man könne ſich nur damit helfen, daß man den Ankläger und den Vertheidiger einander gegenüberſtellt und beide reden läßt. Dadurch wird ſich ein Urtheil bilden, ſoweit dies möglich iſt — denn ſchließlich wird immer ein geheimnißvolles Etwas übrigbleiben, das Dunkel der Urnatur, der nothwendige Gegenſatz des lichten Geiſtes. —

Wir beſuchten in dieſer Zeit häufig Enhuber's Atelier. Der berühmte Genremaler arbeitete an den Illuſtrationen zu Meyr's „Erzählungen aus dem Ries“ und hatte ſelbſt an Ort und Stelle über Land und Leute Studien gemacht. Der Dichter und ſein Schatten, wie mich der Künſtler taufte, erlaubten ſich dennoch, die Abänderung von Manchem zu wünſchen, was mit Text und Idee nicht genug zu harmoniren ſchien. Es iſt dies keine kleine Zumuthung an einen ſelbſtbewußten Meiſter; dennoch war er ſo liebenswürdig, unſere Nergeleien zu berückſichtigen. So entſtand aber auch ein Werk, in welchem ſich das Genie des Malers und des

Dichters auf's glücklichſte vermählten; und der erſtere mochte ſich an dem Bewußtſein weiden, daß hier das Genre ſich über ſich ſelbſt erhoben, durch Vertiefung und geiſtigen Gehalt einen höhern Rang erſtritten habe. Das Schickſal von Meyr's Werken waltete übrigens auch über dieſem Freundeswerk; es rang ſich unter Widerwärtigkeiten und Hinderniſſen und mit wenig ermuthigenden Ausſichten in's Leben. —

Gegen Ende des Jahres wurde Meyr wieder von Unwohlſein befallen. Als Reſultat meiner Beſuche ſchrieb ich das Folgende nieder:

Das Uebel, woran die Menſchen und die Menſchheit kranken, iſt, daß ſie das, was zu ihrem Heile dient, langweilig finden, dagegen das kurzweilig und angenehm, was ſie verdirbt oder wenigſtens nicht vorwärts bringt. —

Die Dichter anticipiren oft die tiefſten Wahrheiten. So bezeichnet Schiller das Verhältniß von Zeit und Ewigkeit ganz treffend mit den Worten: „Dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde.“ —

Alles Unmotivirte iſt fade; die ſtrenge Motivirung unterſcheidet das echte Kunſtwerk von dem flüchtigen Phantaſiekitzel; das ganze Leben, ja die ganze Welt iſt fade, wenn man nicht alle ihre Erſcheinungen aus dem Weſen Gottes motivirt. Die Philoſophie iſt dem Geiſte ſo unentbehrlich, wie dem Leibe das Brot. —

Die vulgäre Neugierde ſchmachtet nach Thatſachen, der Geiſt nach Urſachen. Die Neugierde des Geiſtes iſt nach innen, auf die grundlegenden Thatſachen gerichtet. —

Die Motivirung der Welt und des Lebens kann nur im großen und ganzen verſucht werden; die einzelnen Erſcheinungen entziehen ſich derſelben als Producte des Zufalls. Gott, welcher die Wahrheit iſt, erkennt vollſtändig die Natur, ſeine Natur; dem Menſchen bleiben ihre einzelnen Aeußerungen räthſelhafte Zufälle. Und vollends das Walten des Glückes erinnert an Zauberei; der Zufall, das Geben und Nehmen des Glücks, ſcheint oft das Werk taſchenſpielender Geiſter zu ſein, welche unſichtbar die Knoten ſchlingen und löſen, während wir alles ſelbſt zu thun glauben. So mag ſich die Vorſehung ſcheinbar widernatürlicher, d. h. menſchlich unfaßlicher Wege bedienen, um die Weltregierung nicht aus der Hand zu laſſen. —

Es iſt merkwürdig, wie die böſen Geiſter unſerm Innern bald ſelbſtüberſchätzende, bald ſelbſtverachtende Einbildungen zuflüſtern. Mit einiger Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt ſieht man ſie ordentlich auf der Lauer ſtehen, um jede Gelegenheit zu ergreifen, uns der Würde des Geiſtes verluſtig zu machen. Unermüdlich thätig, locken ſie uns mit neuen oder wiederholten Verſuchungen, häufig mit ſolchen, welchen wir längſt entwachſen zu ſein glaubten. Gleicherweiſe ſind die guten Geiſter bemüht, unſere geiſtige Würde zu retten; ſie mahnen den Säumigen, tröſten den Verzweifelnden, knüpfen immer auf's neue die Fäden zwiſchen Gott und den Menſchen. —

Das Jahr 1866.

Die Verſuchung tritt nahe an mich heran, meine bisherige Darſtellungsweiſe fallen zu laſſen und den Leſer von nun an mit biographiſchen Aeußerlichkeiten zu unterhalten. Doch muß ich noch um einige Geduld bitten; denn gerade die erſten Monate dieſes Jahres ſind reich an lebendiger Verarbeitung Meyr'ſcher Ideen, während die Folgezeit mit ihren Ereigniſſen mich davon abzog. Bei einem Schriftſteller bildet aber, wie mir ſcheint, das Leben und Wirken ſeiner Ideen den bei weitem weſentlichſten Theil der Biographie. —

Meyr gab mir Gedichte zu leſen. Sie gefielen mir wegen der klaren Beziehung des Dichters zu Gott und wegen der edeln und zuverſichtlichen Art, wie ſie ſein Verhältniß zur Mit- und Nachwelt ausdrücken. Dennoch ſprach ich Zweifel aus, ob dieſe Ideen noch Dichtung genannt werden können, und ob ſolche ſchmuckloſe Worte noch Poeſie und nicht gereimte Proſa ſeien? Er ließ das nicht gelten; die Gedichte ſeien gezeugt und nicht gemacht; ihr Inhalt ſchließe den Schmuck der Rede nothwendig aus. Es ſei ein Anderes, auf das Gemüth und die Phantaſie des Hörers wirken zu wollen, und ein Anderes, lichte Ideen in eine organiſche, epigrammatiſche Form zu bringen. Die Poeſie wende ſich allerdings an das Bedürfniß der Freude; aber nicht jeden erfreue das Gleiche, den einen Sinnenreiz und Gefühlsſchwelgerei, den andern das einfache Kirchenlied. Seine Gedichte beabſichtigen Erhebung über das Schickſal; er erreiche dieſen Zweck bei ſich ſelbſt und es gebe Leute und werde künftig deren mehrere geben, die er auf dieſe Art zu erfreuen gedenke. Uebrigens ſei das unruhig wogende Phantaſieſpiel, welches der große Haufe verlange, tief unter jener Meiſterſchaft der Phantaſie, welche die Wirklichkeit in den feinſten Zügen nachzubilden verſtehe. Daß er letzteres vermöge, habe er bewieſen.

Ich war bei Meyr, traf ihn unwohl, arbeitsunfähig und klagend, daß er dadurch das Einzige verliere, mit dem er geize — ſeine Zeit. Er nannte die Religion die feinſte Blüte der Wiſſenſchaft — daher der Geiſt der Weg zu ihr. Was das Gemüth an Schätzen in ihr entdecken konnte, hat eine frühere Weltzeit gefunden; eine noch frühere hatte Gott nur als Herrn der Natur. Damals führte die Furcht, ſpäter die Liebe zu ihm; jetzt ſoll es der Geiſt. Das geiſtige Leben iſt das höchſte; die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit iſt nur das Außen und Unten, der Geiſt iſt das Innen und Oben, ſein intenſives Reich iſt ungleich herrlicher. Das Ganze aber iſt Geiſt und Materie — Ein

Weſen, deſſen Herrſchendes der Geiſt, deſſen Dienendes die Natur iſt. Eine Welt ohne ſelbſtbewußten Geiſt wäre kein Ganzes, weil ihm zum All eben das Herrlichſte fehlen würde. — Ein weſentliches Hinderniß der rechten Gotteserkenntniß und der innigen Gottesfreude iſt das Vorurtheil, daß die Welt ſo, wie ſie iſt, Gott zugeſchrieben wird; damit hängt zuſammen, daß man ſie in ihrer jetzigen Geſtalt für unvergänglich und eine Materie oder Natur für undenkbar hält, welcher das Unreine und Unſchöne nicht anhaftet. — Ein zweites Vorurtheil iſt, das Böſe nur als Mangel des Guten, nicht als deſſen Gegner zu betrachten; ein ſolches ſchattenhaftes Ding iſt gegen die Erfahrung und nimmt dem Guten in der Welt und in Gott ſelbſt mit dem Gegenſatze auch den Reiz, mit der furchtbaren Gefahr auch die triumphirende Freiheit. — Ein drittes Vorurtheil richtet ſich gegen den Einblick in das innere Leben Gottes und in die Stufenfolge ſeiner organiſchen Entwickelung; man nennt den Verſuch eines Einblicks vermeſſen, ohne gewahr zu werden, daß ein Gott, bei dem man ſich nichts denkt, auch dem Gemüthe fremd bleibt. — Die verſchiedenen religiöſen Bekenntniſſe haben von alledem eine Ahnung gehabt, und darum hat man ſie mit Recht für den höchſten Schatz der Menſchheit gehalten; aber es iſt die Aufgabe des Geiſtes, von dem Glauben zum Schauen — ſoweit dies menſchenmöglich — überzugehen. Auch das heiligſte dieſer Bekenntniſſe, das chriſtliche, bedarf der Entwickelung, Klärung und Vervollſtändigung. Die Befriedigung des Gemüthes, welche es noch immer bietet, muß ſich auf den ganzen Menſchen erſtrecken und darf die Befriedigung des Denkvermögens nicht dem Materialismus in träger und gefährlicher Beſcheidenheit überlaſſen. Der Geiſt muß ſich zuſammennehmen, muß den Flug in das Ueberſinnliche wagen und ſein innerſtes Weſen mit dem göttlichen verknüpfen lernen. —

Gottes Weſen iſt analog mit dem unſerigen zu denken, wenn auch ſelbſtverſtändlich toto coelo darüber erhaben. Gottes Thätigkeit hat immer voll und ganz, was ſie will, während die unſerige ſich mit dem Streben begnügen muß. Gott, der Schöpfer aller Dinge aus ſeiner eigenen Natur, erkennt dieſelben vollſtändig und iſt daher die Wahrheit ſelbſt, während der Menſch — das abgeleitete Bruchſtück — nur mühſam die Wahrheit zu ſuchen vermag. Gott, der Allmächtige, iſt ebendeshalb auch der Allgütige, während die Beſchränkung der menſchlichen Kräfte den Trieb zum Guten lähmt und den über ſeine Ohnmacht erbitterten Stolz zum Böſen verlockt. Gott, ſchon im Urſtande vollkommen ſchön, hat auch die Schönheit des Alls zum unverrückten Ziel und realiſirt ſie allmählich durch die Begabung ſeiner Geſchöpfe; der Menſch macht von dieſer Begabung freien Gebrauch, kann aber wegen ſeiner Unvollkommenheiten nur Bruchſtücke von Schönheit liefern.

Wenn man die Zuſtände menſchlicher Seligkeit analyſirt, ſo erkennt man, daß in ihnen ein harmoniſcher Verkehr aller Qualitäten der Perſon, ein Zuſammenſtimmen von Geiſt, Gemüth und Natur ſtattfindet; die Seligkeit zehrt vom Eigenen, während das Glück von außen, nicht aus dem innern Reichthum kömmt. Gott genießt dieſes liebenden Wechſelbeziehens der eigenen Grundkräfte im höchſten Maße, unabhängig von dem Außen, das einſt noch nicht war. Das Böſe, das in dieſes Außen gekommen iſt, berührt ſeine Seligkeit nicht und erwirbt ihm, dem Siegesgewiſſen, aus dem tragiſchen Ernſt des Kampfes die Wonne des Triumphs. Nemo contra Deum, nisi Deus ipse; Gott iſt ſein eigener Gegner, um freie, bewußte und bewährte Mitgenießer der Seligkeit zu gewinnen. Nur ſo gedacht iſt Gott auch liebenswürdig und kann für das menſchliche Gemüth der Gegenſtand freudiger Liebe ſein. —

Die Aufgabe unſerer Zeit iſt die Wiederanknüpfung des menſchlichen Geiſtes an den göttlichen. Der Glaube, welcher einſt blos geglaubt wurde, muß jetzt durch Wiſſenſchaft das verlorene Leben wieder erhalten. Es muß ein lichtes Bewußtſein gepflegt werden, welches den irdiſchen Beruf mit dem ewigen verbinden, die Zwecke des Daſeins muthig erfüllen und den Tod als Himmelspförtner willkommen heißt. Philoſophie und Kunſt müſſen dieſes troſtreiche Ziel in's Auge faſſen; das Göttliche muß aus dem Menſchlichen erklärt, das Menſchliche im Göttlichen verklärt werden. Das zeitliche Leben muß ſeine Stellung klar in dem Rahmen des ewigen erhalten, lebensvolle Liebe muß wieder den Menſchen an Gott binden. Sehr viel iſt zu thun; Vorurtheile müſſen ausgejätet, das dummgewordene Salz erfriſcht, der Boden der Gottesahnung neu befruchtet werden.

Werke der Schönheit müſſen locken, Werke des Haſſes ſtrafen und aufrütteln. Wie ein Stein liegt die Zeitlichkeit auf der Menge; die Geiſtbegabten müſſen ihn wegrücken und den Blick in's Ewige freimachen. —

Wir kamen überein, daß es einer ungewöhnlichen Stimmung und Richtung des Geiſtes bedürfe, um in die Tiefen des göttlichen Lebens einzudringen. Alles Intereſſe der Gegenwart wendet ſich der Naturforſchung zu wie dem goldenen Kalb. — Auch ſolche Männer, welche den Geiſt im Gegenſatze zur Natur praktiſch als Tugend, Ehre, Aufopferung gelten laſſen, leugnen oder vernachläſſigen ihn theoretiſch. Das Sittengeſetz iſt ihnen mehr als purer Mechanismus und weniger als Gotteswille; ſie bethätigen die Freiheit ihres eigenen Wollens und führen es dennoch wieder auf die bloße Natur zurück. Weil ſie den Geiſt in ſeinem centralen Leben nicht zu erkennen verſuchen, ſchwebt ihre Philoſophie „zwiſchen Himmel, Erd' und Hölle weſenlos, ein leerer Traum“. —

Wir ſprachen von dem Verhängniß, welches unſere Welt für den Abfall büßen läßt, der vorzeitlich ſtattgefunden. Mehr ſagte, man ſtelle ſich die Macht des aus Gott Entſtandenen, die Macht der Geſchöpfe Gott gegenüber nicht groß genug vor; man denke ſich alles mehr gemacht als aus Gottes Weſen geſchöpft, während das Gewordene als Beſtandtheil der ewigen Natur eine Selbſtändigkeit und Widerſtandsfähigkeit beſitzt, welche den göttlichen Willen beſtimmen muß, dem Verhängniſſe ſeinen Lauf zu laſſen.

Daher das Leiden auf Erden; aber in dieſem Leiden verdienen wir uns durch Geduld und Aneignung der göttlichen Zweckthätigkeit die ſelige Ewigkeit, gegen welche zeitliches Leid nicht in Betracht kommen kann. —

Heute Mittags erhielt ich von Meyr die „Geſpräche mit einem Grobian". Er hat ſeinem Zorn darin kunſtreichen Ausdruck gegeben und bleibt dabei heiter und liebenswürdig. Wir ſprachen von der göttlichen Kunſt des Wartens im Gegenſatze zu den ungeduldigen Eiferern, welche gern mit dem Donnerkeile zur Hand wären. Woher rührt doch dieſe Heftigkeit? Aus Trägheit zum Theil, weil man die Arbeit hinter ſich haben möchte — aus Kurzſichtigkeit, welche den Dingen nicht die nöthige Zeit zum Ausreifen läßt — aus ſubjectivem Hochmuth, dem Gegenſatze des ſtetig wirkenden, energiſchen und großen Charakters. — Gott kann warten, weil in ſeinem wohlorganiſirten Reiche jede Arbeit auf's beſte gethan wird, — weil er über alle Windungen des Weges hinweg das ſegensreiche Ziel erblickt — weil dies Ziel das Glück einer Welt iſt, welche in freier Liebe zu ihm ſich ſelbſt verklärt. —

Meyr ſagt mir, ſein Vater ſei ein denkender Mann geweſen, welcher den Leuten die Wahrheit ſagte. Seine Mutter dagegen ſei von unverwüſtlicher freundlicher Heiterkeit, und dieſe Eigenſchaft habe auf den Sohn jene gutmüthige Theilnahme und Empfänglichkeit übertragen, ohne welche der Menſch kein Poet ſein kann. —

Als ich letzten Mittwoch mit Meyr ſpazieren ging, drückte er ſeine Abſicht aus, den Theiſten und Materialiſten zu beweiſen, daß es ihm allein gelungen ſei, den Wunderglauben völlig abzuſtreifen, während ſie noch tief darinſtecken. Und zwar die Theiſten durch den Mangel der nöthigen Uebergänge von dem Einen Gott zu der Vielheit der Dinge, die Materialiſten durch den Wahn, daß aus Materie Geiſt, etwas ſpecifiſch Verſchiedenes, ſich erzeugen könne. Die Wunder hören auf, Wunder zu ſein, wenn ſie — in überſinnliche Regionen verlegt — die Geſetzmäßigkeit der Sinnenerſcheinung nicht ſtören, vielmehr deren Möglichkeit erklären. —

Es iſt ein eigen Ding um die Lektüre ſchöngeiſtiger Werke. Jedermann ſucht Freude darin, Erholung von der Proſa des Lebens; aber die Erholung wird in ſehr verſchiedener Weiſe geſucht und angeboten. Den einen behagt phantaſtiſches Zeug, grobſinnliche Spannung; ſie nehmen es mit der Möglichkeit nicht genau und befriedigen ſich mit einer Steigerung der gemeinen Affecte, von welchen ſie im Leben beherrſcht werden. Die andern ſuchen die Wahrheit der Wirklichkeit, die Befreiung von niedrigen Affecten, eine Anregung, welche beruhigt und erhebt. Erſtere wollen ſich zerſtreuen und vergeſſen, letztere ſich ſammeln und begreifen. Die unechte Kunſt läßt im beſten Falle gleichgültig für die Aufgaben des Lebens, im ſchlimmern ſchwächt und verdirbt ſie; die echte Kunſt bezieht ſich ermunternd auf dieſe Probleme. Die Künſtler der Gegenwart ſind größtentheils im Materialismus befangen; der

Geiſt Gottes ſchwebt nicht über ihren Waſſern. Wie iſt eine begeiſternde Poeſie möglich ohne Glauben an den Geiſt und ſeine Ideale! Solchen Dichtern bleibt nur der Naturdienſt, die unverklärte Leidenſchaft; und wenn etwas Geiſtiges in ihren Schöpfungen erſcheint, ſo iſt es ein für ihren Standpunkt Unmögliches, ein Unverſtandenes, ſchlecht Wunderbares. Des echten Künſtlers Werk iſt von dem Bewußtſein hoher Ziele getragen; Gottes Geiſt durchdringt es, auch wenn ſein Name unausgeſprochen bleibt. —

Während wir uns ſo durch Wort und Schrift das dunkle Heiligthum göttlicher und menſchlicher Kunſt zu erhellen ſuchten, war langſam ein ſehr unheiliges Dunkel heraufgeſtiegen, das Kriegsgewitter von 1866. Wie Meyr ſich mit den Reſultaten zurechtfand, iſt in der zweiten Auflage der „Geſpräche mit dem Grobian“ ausführlich zu leſen; den unmittelbaren Eindruck kann ich nur aus ſeinen ſchriftlichen Notizen entnehmen, da ich als Acteur mitzuſpielen hatte. Viele mögen jetzt vergeſſen haben, welche Qualen damals das Herz deutſchfühlender Männer durchſchnitten, und welche geſteigerte Qual dabei diejenigen empfanden, deren Nerven nicht durch die Arbeit des Kampfes ſelbſt eine wohlthätige Entladung fanden. Dieſe Schmerzen mögen um ſo mehr regiſtrirt werden, als des Stoffes, welcher den Deutſchen gegen den Deutſchen in's Feld rufen möchte, leider noch immer genug vorhanden iſt.

Am 7. Juni ſchreibt Meyr: Der deutſche Bruderkrieg — ſo iſt es doch zu ihm gekommen! Das Schrecklichſte, nicht zu Glaubende, iſt eine Thatſache!

Am 16.: Das Unglaubliche, der Bruderkrieg, iſt wirklich! — In unſerer Zeit!

Am 20.: Das Ideal iſt für Deutſchland die freie Einheit. Aber in der Zeit des Realismus macht man die gemeinere, die materielle, die unfreie Einheit. In dieſer haben vielleicht die Dinge zu geſchehen, welche die Vorausſetzungen der Freiheit und Einheit ſind. — Sollen nie Gerechtigkeit und Vernunft die Oberhand gewinnen bei uns und unſer öffentliches Leben ſegens- und ehrenreich organiſiren? Schreitet bei uns nur die Herrſchſucht zur That? Hat nur die Frechheit und Dummheit das Wort? Großer Gott im Himmel, laß die Selbſtſucht nicht ſiegen gegen diejenigen, die das Beſſere wollen! — Ich brauche wahrlich nicht in die Schlacht zu gehen! Ich ſtelle mir alles vor, fühle und leide alles mit! — Warum bin ich in dieſe Zeit gefallen! Warum kann ich nicht unter guten, redlichen Menſchen leben, die mit mir ſchaffen und männliche Werke vollbringen! Es iſt eine Greuelwelt! Die Bornirtheit und die Rohheit regieren, Nobleſſe und Bildung müſſen leiden! — — Ja, man ſieht es, Satan iſt noch immer Herr der Welt! — Großer Gott, mein Gott, ich vertraue deiner Weltregierung! Du führſt uns empor, unter welchen Leiden immer. Was du thuſt, iſt immer das Beſte, wenn es uns auch als das Schlimmſte erſchiene; — zuletzt werden wir's als das Beſte erkennen! Du führſt uns weiter, und das Beſſere gelingt mit deiner Hülfe ſchon auf Erden! Du wirſt das Beſſere dieſes deutſche Volk noch ſehen laſſen — darauf ſetz' ich mein unbedingtes Vertrauen! —

Am 21.: Das Leben auf Erden iſt ein Kampf. Glauben wir, uns friedlich einrichten zu können, dann überzeugt uns plötzliches Kriegsgetöſe, daß nur eine Waffenruhe ſtattgefunden hat. — Man ſoll in dieſer Welt keine Freude haben. — Im Frieden iſt man gedrückt durch den Leichtſinn, die Seichtigkeit und Frivolität der Menſchen, im Krieg durch ihr Elend und durch die Rohheit des Stärkern — — Noble, ideale Seelen haben nur allzu viel Neigung, die Exiſtenz und die Thätigkeit des böſen Princips zu vergeſſen. Aber mitten im ſchönen Vertrauen werden ſie ſchrecklich daran erinnert! —

Am 22.: Große Aufregung, geſtörter Schlaf. Endlich mehr gewöhnt, „eingeteufelt“. Doch immer erſcheint die Vorſtellung eines mörderiſchen Bruderkampfes wieder entſetzlich. Schwankungen. Gedrückt; dann wieder frei: den Nutzen dieſer ſchweren Zeit vorausempfindend! — Iſt nicht zu hoffen, daß Einſicht und edler Sinn in der Nation zur Herrſchaft kommen werden? Dann würde zwar nicht die goldene Zeit kommen, aber es würde beſſer werden und man würde, auf eine gedeihliche Thätigkeit ſich einrichtend, nicht plötzlich in Scham daſtehen, daß man ſich durch Vertrauen ſelber getäuſcht hat.

Am 23.: Wir erleben jetzt freilich eine recht intereſſante

Zeit! Spätere können uns darum beneiden! Ich wollte aber dieſen Vortheil gern entbehren; und wollte Gott, daß dieſe intereſſante Zeit in der kürzeſten Zeit vorübergehe! — In dieſer ſchrecklichen Zeit bekämpfen ſich Gefühle und Gedanken. Unmittelbar würde mich der Sieg des Bundes beglücken. Aber ich ſage mir, daß ein zu großer Triumph Oeſterreichs über Preußen nichts Gutes bringen würde, und ich kann ihn nicht wünſchen. Sogar eine egoiſtiſche Reflexion iſt mir heute früh unwillkürlich aufgeſtiegen. Ich bin in München und Wien mishandelt, in Berlin geehrt werden, und es rief in mir: Thor, das Glück deiner Verächter liegt dir am Herzen! Ich dachte mir: komm' es, wie es wolle! Aber jetzt, Abends, drückt mich wieder das unnatürliche Elend des deutſchen Landes tief und der Gram nagt an mir!

Am 24.: Johannistag — ſonniger Sonntag! — Wie traurig klingen mir die Töne einer Amſel! Unſer einer hat nicht nöthig, phyſiſch zu leiden; das geiſtige Leiden, das den Körper ſchmerzlich durchbebt, reicht wahrlich zu! Es iſt ein Mitleiden der ſchwerſten Art. — In mir ſtrebt alles, zu ſchaffen, zu bauen, zu bilden, in Harmonie zu bringen: und ich muß die greuliche Zwietracht ſehen, ohne zu wiſſen, wohin ſie führen wird. — Gute Geiſter, ſteht mir bei! Großer Gott, hilf mir, rette das Vaterland! — Ich will dieſe Schmerzen tragen! Es iſt beſſer, als wenn ich darüber erhaben wäre! Da ich nicht helfen kann, ſo will ich wenigſtens leiden! — Nach und nach wird man gewöhnt! In der Schweiz und in Amerika ſiegten die Bündler über die Sonderbündler; aber hier waren ſie die edlere Partei und hatten nicht nur das Recht für ſich, ſondern das höhere Ziel, eine Idee! Welches iſt die Idee des jetzigen Deutſchen Bundes? Er trete damit hervor! —

Am 27.: In einer Zeit wie die jetzige iſt, müßte man zu Grunde gehen, wenn die Liebe zum Schaffen, der ſchmerzliche Widerwille gegen die Zerſtörung immer gleich lebendig blieben. Aber es erſteht in uns eine Reſignation, eine dämoniſche Gleichgültigkeit; und endlich hat man beim Ruin faſt eine Art von Wohlgefühl! Das Diaboliſche ſteht auf in uns!

Am 28.: Es iſt etwas Ungeheueres, vor einer ſolchen Entſcheidung zu ſtehen, wie ſie jetzt fallen ſoll. Was wird unſer Schickſal ſein? Was wird aus der Natur der Dinge hervorgehen? Was wird Gott wollen? Durch welche politiſche Organiſation wird die dritte Zeit eingeleitet werden? Durch ein parlamentariſches Großdeutſchland? Durch ein parlamentariſches Kleindeutſchland? Oder durch einen Dualismus, durch eine vorläufige Trennung Norddeutſchlands und Süddeutſchlands? Gott weiß es; wir Menſchen, wir Deutſchen müſſen's erwarten. Bald hoffentlich — und das bitt' ich zu Gott aus den tiefſten Tiefen meines Herzens — bald hoffentlich werden wir's erfahren! (Dies ſchrieb ich an meinem ſechsundfunfzigſten Geburtstag, mitten zwiſchen einer Begründung der höchſten Weſen — einer nachträglichen Einlage in den fertigen Aufſatz „Die Weſenleiter“ — Vormittag gegen 11 Uhr. Ich ſitze, Auguſtenſtraße 1/3, am Schreibepult, eine Markiſe hält mir die Sonne ab, durch das geöffnete Fenſter dringt friſche Luft; gegenüber, in Bauern, ſingen noch Vögel. Der Tag iſt durchaus lieblich und friedlich. Und was geht jetzt möglicherweiſe vor? — Hoffnung, Hoffnung, du biſt eine große Göttin! Die größte Gottesgabe!)

Ich übergehe die widerſpruchsvollen Gerüchte vom Kriegsſchauplatz.

Meyr ſchreibt am 29.: Was iſt es um die menſchliche Cultur! Wir halten uns für ſo gebildet, und wenn etwas geſchehen ſoll, dann iſt immer noch Gewalt nöthig. Aus Vernunft und gutem, kräftigem Willen geſchieht nichts im politiſchen Leben; immer muß einer die andern durch Schläge vorwärts treiben. Immer ſind Blut und Elend und Jammer des Volks die Bedingung! — In der äußerlichen Sphäre der Politik iſt viel Mögliches und Zufälliges. Es kann ſo kommen; es kann aber auch anders kommen, und dann richtet man ſich damit ein. Die Peripherie hat viele Punkte — von jedem kann man nach dem Mittelpunkt ſtreben. Darum, wenn man treu am Centrum hängt, kann man ſich außen der Entſcheidung des Zufalls ergeben.

Am 30.: Ich ſchäme mich meines Gefühls nicht; nicht meines Mitleids, nicht meines Grams. Wer dieſe Empfindungen jetzt gar nicht hat, der iſt kein Menſch, ſondern ein Thier, das nur auf ſeinen Raub ſchaut — —

Ich übergehe weiter den Eindruck der Schlacht von

Königgrätz und die naheliegende Theilnahme Meyr's für die ſcheinbar zwecklos den Kampf fortführenden Bayern, den Unwillen über die drohende Einmiſchung Frankreichs und wieder den Schmerz über das Eindringen der Preußen in Franken. Was ich noch anführen will, ſind Gefühle und Gedanken allgemeinerer Art.

Am 1. Juli ſchreibt Meyr: Ich bin ehrlich. Wo der Krieg tobt, da bin ich nichts. Alſo will ich den Frieden, wo ich ſchaffen und wirken kann. Alles andere kann ich eher ertragen, als ſeinen Verluſt und Mangel. Iſt er geſichert, dann fühl' ich mich, und gegen die materiellen Triumphe kann ich mit Siegen des Geiſtes mich aufrichten.

Am 3.: In Preußen herrſcht die rationelle Behandlung aller Verhältniſſe vor, in Oeſterreich das natürliche Wachſen laſſen zu Kraut und Unkraut. Jene mußte einmal ſiegen. — Obwol ich den Sieg Preußens am 20. Juni ſchon für wahrſcheinlich erklärt, ſo hab' ich doch nicht alle ſeine Vortheile gekannt und nicht alle Schwächen des Bundes. Jetzt bekommen wir in Deutſchland die Herrſchaft Preußens und damit mehr materielle Macht und materielle Einheit. Die Süddeutſchen haben jetzt durch Geiſt und Charakter für geiſtige Macht und Freiheit zu wirken. Die Preußen legen den Boden!

Am 8.: Wie, wenn der Streit, von Gott aus, den Zweck hätte, die Starrheit des Katholicismus zu brechen? — Ich habe immer noch nicht genug Gottvertrauen! Ich meine immer noch, denen, die ich liebe — ja allen Menſchen, die es irgend verdienen, müſſe es ſchon auf Erden wohl ergehen. Im greulichſten Lärm der Zerſtörung an Gott zu halten, iſt groß; — aber ſchmerzlich zu leiden mit den Leidenden, iſt menſchlich!

Am 10.: Ich könnte wohl auch hart ſein, wie es „große Männer“ zu ſein pflegen; aber ich will es nicht. Meine Phantaſie ſtellt ſich die Leiden anderer vor, und ich wehr' es ihr nicht; ich will mitleiden, um nicht alles vor den Leidenden voraus zu haben, ſondern auch meine Laſt zu tragen. Und dieſer Zug hat einen Zweck. Wer die Leiden der Menſchen mit leidet, der denkt auf Heilung, Troſt, Erſatz. Und diejenigen, welche heilen und retten, ſind doch die wahren großen Menſchen. — Bin ich erregbarer als andere, ſo will ich auch humaner ſein; — für das Gedeihen anderer wirken mit meinen Kräften, ſo viel ich deren habe.

Am 11.: Jetzt nicht den Glauben an den Geiſt, an den Culturfortſchritt zu verlieren, iſt wirklich etwas. Der Geiſt der Zerſtörung macht ungeheuere Anſtrengungen — —

Am 25.: Kunſt und Wiſſenſchaft, die Fragen der Religion und Philoſophie, ſind und bleiben mir wichtiger als alle Politik. Die politiſchen Organiſationen ſollen dienen: das iſt ihre Beſtimmung!

Am 27.: Es iſt ein ungeheuerer Gedanke, im irdiſchen Verluſt den ewigen Gewinn zu denken und im irdiſchen Gewinn den ewigen Verluſt! Steht uns dieſes wahre Verhältniß vor der Seele, ſo erfüllt es uns mit wunderbarem Troſt.

Am 29.: Die Bayern wehren ſich tapfer bei Würzburg. Mitleid mit den Opfern, Freude über den Kriegermuth. Aber jetzt: Friede!

Ich habe die Aeußerungen der Indignation, welche ſich gegen die deutſchen Staatslenker überhaupt und gegen die preußiſchen nebſt ihren Anhängern insbeſondere richten, hinweggelaſſen. In der Erregung des Augenblicks geſchrieben, können ſie keinen dauernden Werth beanſpruchen und wichen auch bei Melchior Meyr bald einer unbefangenen Würdigung der Lage und der handelnden Perſonen.

Am 8. Auguſt erzählt das Tagebuch: „Bericht von mir erſcheint in der «Allgemeinen Zeitung». — Abſicht: in Berlin zu billigen Friedensbedingungen zu ſtimmen! Hilft's nichts, ſo ſchadet's nichts.“ — Am 19. und 20. wurde er noch einmal tief aufgeregt durch einen Brief vom Heere, welcher die Möglichkeit der Wiederaufnahme des Kampfes, und zwar zunächſt im Ries, an Meyr's Geburtsſtätte, behauptete. Die Vorſtellung der Verwüſtung trat vor ſein Auge, mehr noch die Beſorgniß, daß die Herzen vergiftet, Muth und Freudigkeit zur Wiederherſtellung eines guten Verhältniſſes geraubt würden. Endlich ein paar Tage ſpäter konnte er ſchreiben: „Friede! Gott ſei Dank! Behagen. Vertiefen in die Welt des Geiſtes.“ —

Was Meyr's Stellung zu politiſchen Fragen im allgemeinen betrifft, darüber gibt der Roman „Vier Deutſche“ den beſten Aufſchluß. Der Poet dort iſt er ſelbſt. Das warme Herz bewegt ihn zu lebhafter Theilnahme; doch dabei bleibt es, zum Mithandeln entſchließt er ſich ſchwer und kehrt ſobald als möglich in ſeinen Himmel zurück. Da ſind die Thaten, deren Verrichtung ihm aufgetragen iſt. Hält er auch zu einer der ſich unten balgenden Parteien, ſo ſieht er doch auf alle von oben herab. Das befriedigt nicht nur ſeinen Gerechtigkeitstrieb, ſondern auch ſeinen Drang nach Wahrheit, welche ſich nur dem unbefangenen Auge entſchleiert.

1867 und 1868.

Meyr pflegte die Zeit bis Mittags 1 Uhr zur Production zu verwenden. So ſehr er die Momente der Begeiſterung zu ſchätzen wußte, ſo war er doch überzeugt, daß ohne anhaltenden Fleiß kein großartiges Schaffen möglich ſei. Nach mäßigem Mahl in einem Speiſehauſe trank er Kaffee in Geſellſchaft von guten Bekannten, beſorgte dann ſeine Geſchäfte oder machte ſich durch einen Spaziergang Bewegung. Den Abend brachte er, nur etwas Obſt oder kaltes Fleiſch genießend, zu Hauſe leſend zu. Dieſe gewohnte Lebensweiſe wurde hier und da durch Eſſen bei Verwandten und Freunden, durch abendliche Einladungen in Familienkreiſe oder durch den Beſuch der „Zwangloſen“ und der „Krokodile“ unterbrochen. Meyr war dann fröhlich mit den Fröhlichen, gab manchen humoriſtiſchen Toaſt zum beſten und war gern geſehen von Männern und von Frauen. Seine Geſundheitsverhältniſſe zwangen ihn jedoch, ſolche Unterbrechungen immer ſeltener eintreten zu laſſen. Neben kleinern Störungen, wie ſie bei empfindlichen Organismen vorkommen, litt er an Krankheitserſcheinungen des Unterleibs, welche die Vorboten eines tödlichen Uebels waren. Dergleichen Anwandlungen ſtörten auch öfters ſeinen höchſten Genuß, die productive Arbeit. Dieſe richtete ſich abwechſelnd, man möchte ſagen gleichzeitig, auf den Himmel und auf die Erde. Philoſophirend und dichtend verſenkte er ſich in das Weſen Gottes oder verklärte die Welt. Ihm war beides Bedürfniß und er ſchöpfte aus dem einen die Kraft und Luſt zum andern. Man muß dies wiſſen, um ihn und ſeine Werke recht zu begreifen. Er liebte ſeine Geiſteskinder, wie ein Vater ſein Fleiſch und Blut liebt, und ihr Schickſal auf dem Weltmarkt bewegte ihn mehr als ſein eigenes. —

Ich laſſe im Folgenden Melchior Meyr wieder ſelbſt reden, und es iſt mir eine peinliche Pflicht, auch jene „Bemerkungen und Bekenntniſſe" zu veröffentlichen, welche ſich auf ſeine ſchmerzlichen Erfahrungen als Schriftſteller beziehen. Der Inhalt der nachgelaſſenen Selbſtgeſpräche wird jedoch beweiſen, daß ich mich dieſer Pflicht nicht entſchlagen durfte. Sie lauten auszugsweiſe:

Ich kann wohl ſagen, daß ich einen natürlichen Willen der Wahrheit und der Gerechtigkeit habe, mit dem Endzweck der Beglückung, mit dem Ideal des allgemeinen Heiles. Wird es möglich ſein, daß man dies ſpäter an mir erkennt und als charakteriſtiſch hervorhebt? Ich will aus meinem innerſten Weſen den Willen Gottes, wie ich ihn als ſchaffend, als bildend und heiligend für alle Geſchöpfe erkannt habe. Das iſt ein unmittelbarer Drang, und nur ihm folgend genüge ich mir. Es iſt keine Aufgabe, die ich mir ſtelle und deren Erfüllung ich mir abnöthige. Wenn ich mich gehen laſſe, dann geht mein Streben dahin. Dafür kann ich nichts, es iſt mir gegeben, es iſt ein göttliches Geſchenk; aber es iſt eine Thatſache, die ich immer wieder an mir beobachte, und darum ſpreche ich ſie hier aus.

Mein Herz iſt weit genug für das Ganze; ich hänge es nicht an etwas Einzelnes. Immer komme ich auf das Ganze, auf den allgemeinen Organismus, auf Gott zurück. Dem Höchſten wie dem Niedrigſten — dem Ganzen in allen ſeinen Gliedern gerecht zu werden, iſt meine Natur und mein Wille. Darum iſt es mir lieb, daß ich nicht nur Philoſoph bin, ſondern auch Poet! daß ich auf beide Weiſe alles ſpiegle.

Von oben nach unten, von den Urſachen zu den Sachen zu gehen, das iſt mein Gang. Die Sachen allein intereſſiren mich nicht, ſie müſſen als Folgen der Urſachen mir erſcheinen — als Beweiſe und Symbole des Geiſtes.

In hohem Maße hab' ich beides, die Liebe Gottes, und den Undank der Welt. Je liebevoller Gott mich beſchenkt, je weniger verſteht mich die Welt, je gleichgültiger geht ſie an mir vorüber. Was am höchſten geliebt und erſtrebt werden ſollte, das wird geringgeſchätzt!

Es hat etwas Rührendes, wenn der Dichter, der Denker, göttliche Geſchenke der Welt anbietet und empfiehlt, die dieſe will nichts davon wiſſen und ſpielt gegen ihn den Vornehmen! Und der Genius iſt geduldig, weil die Welt dieſer Geſchenke bedarf, und er erträgt ihre Unbilden und läßt nicht nach in der Bewerbung um ihre Aufmerkſamkeit, bis dieſe einigermaßen errungen wird!

Es ſoll nicht geleugnet werden, ich ſtaune zuweilen über mich ſelbſt — über meine Fähigkeiten; ſowol über die allgemeinen, wie über die beſondern. Aber ich fühle ſie dann als empfangene, und zu der Freude, ſie zu haben, geſellt ſich das innige Dankgefühl gegen Gott, der ſie mir gegeben, der ſie mir hat zukommen laſſen.

Welche ſchöne Sache iſt es um den Geiſt! Die Rieſer Bauern ſind in meinem Kopf und Herzen doch ein wenig beſſer, angenehmer und intereſſanter geworden, als ſie in der Wirklichkeit ſein mögen.

Die Nachwelt wird ſich viel mit mir beſchäftigen. Aber ich verdien' es, weil ich mich auch ſehr viel mit ihr beſchäftige. Ich habe faſt immer ſie vor Augen als den Verein derjenigen, die mich faſſen und lieben können und werden.

Der Philoſoph als Poet: das mußte auch einmal kommen! — Und in mir iſt's zum erſten mal ſo recht eigentlich erſchienen!

Auf allen Punkten von der Natur emporzuführen zum Geiſt — vom Pathos zum Ethos, vom Stoff zur Form, vom Werke zum Urheber — das iſt meine Miſſion.

Kaum einem andern wird die Nachwelt ſo viel heimzahlen, wie mir; denn kaum einem andern iſt die Mitwelt ſo viel ſchuldig geblieben.

Daß ich, der ich, vor dem ſiebenundfünfzigſten Jahre ſtehend, als Autor noch nicht durchgedrungen bin, gleichwol das Vertrauen und den Muth nicht verliere, das iſt doch wohl etwas! Meine Heiterkeit gegenüber dem ungeheuern Stumpfſinn meiner Zeitgenoſſen erheitert mich ſelber.

Von mir wird alles verlangt; und wenn ich dann alles leiſte, dann wird alles daran vermißt. Ich ſchaffe Werke der Natur und der Leidenſchaft, — Werke des Lichtes und der Weisheit. An jenen vermiſſen ſie den Ideengehalt, an dieſen die Naturgewalt. Dieſe ſtupide Ungerechtigkeit muß übrigens doch einmal zu Schanden werden.

Welche ungeheuere Gunſt iſt mir zugewendet, daß ich den Geiſt der Wahrheit habe — daß ich die Dinge ſehe, wie ſie ſind, und erkläre, wie ſie ſind! Daß ich den wirklichen Zuſammenhang des Ganzen erkenne! Daß ich das wirklich Höchſte und Schönſte — Grauenvollſte und Furchtbarſte anſchaue — und nicht nöthig habe, den Schein davon mir vorzufaſeln, wie jetzt ſo manche Poeten, die gern tiefſinnig wären!

Warum begnüge ich mich nicht mit dem Sein und will auch als das gelten, was ich bin? Warum begnüge ich mich nicht mit der Strafe, die der gemeine, freche Bube unfehlbar erhalten wird — warum fordr' ich, daß er ſchon jetzt geſtraft werde?

Daß du etwas biſt, das iſt alles — ein unerſchöpfliches Glück. Du mußt es verdienen durch edle Geduld und männlichen Kampf gegen die Gemeinheit!

Man wird ſpäter darüber ſtaunen, was die Zeit nur angefangen hat, ſo dumm zu ſein, um Werke wie „Gott und ſein Reich“ und „Vier Deutſche“ überſehen zu können!

Ich hab' ein ſonderbares Schickſal! Eigentlich bin ich der Lehrer meiner Zeit, und von ſehr wenigen können die jüngern Männer ſo viel profitiren und lernen wie von mir. Aber ich bin Schriftſteller, entbehre des mir gebührenden Erfolgs, ich bedarf der Hülfe — und nun ſind die jungen Männer, die von mir lernen ſollten, meine Helfer, meine Protectoren, meine Richter — als Kritiker meiner Bücher! — —

Ich wäre, ohne Noth, zu edel, um der Welt meine Arbeiten und mich aufzudrängen. Meinetwegen auch zu ſtolz! Aber dann würden die Menſchen des Bildungselementes entbehren! Darum bin ich in Noth, ich muß meine Arbeiten verbreiten, ich muß ſie der Welt anbieten und anbieten laſſen: ſo kommt die ſpröde, dumme Welt zu dem, was ſie braucht.

Wie furchtbar viel bleibt die Welt mir ſchuldig! — Aber ſie wird es mir bezahlen; wenn ich's auch nicht mehr eincaſſiren kann!

Da ich doch ſchon ſo viel der Klage das Wort gegeben habe, ſo will ich auch ſagen, daß ich es als ein unendliches Glück empfinde, ganz unabhängig und frei produciren zu können und zur Production des Beſten, Ewigen berufen zu ſein. Ich hab' alles dran gegeben, um es zu können; — aber wenn ich ſo lange lebe und geſund bin, bis meine Hauptwerke vollendet ſind, dann hab' ich in meinem Leben doch erreicht, was mir das Höchſte iſt.

Wie natürlich iſt es, zwiſchen Klage und Dank zu wechſeln! Der Grund zur Trauer iſt endlich, aber auch der Grund zur Freude. Wer ſich freut, arbeiten zu können, der wird betrübt, wenn er ſieht, daß die beſten Gedanken auf Gleichgültigkeit, auf Widerwillen, auf Bosheit ſtoßen. Das Gefühl des Alleinſtehens legt ſich ſchwer auf den Thätigen und Strebenden. — Ich werde ſtets arbeiten und meine Pflicht zu Ende erfüllen; aber daß die Menſchen gegenwärtig ſo ganz und gar des Organs für Wahrheit und Gerechtigkeit entbehren und meinen Büchern die Hauptwirkung, für die ich ſie geſchrieben habe, verſagt bleiben muß, iſt und bleibt fatal — freuen wenigſtens kann's mich nicht!

Meine Zeit als Schriftſteller kommt erſt dann, wenn die Menſchen wieder Sinn erhalten für Wahrheit und ein Verlangen, ſie zu erkennen. Dann wird man in meinen Werken ſuchen und finden, was ſie enthalten!

Ich habe eine uneingeſchränkte Empfänglichkeit und Reizbarkeit für alles, was gut iſt. Wenn ich etwas ſehe, leſe, wirkt immer unmittelbar das Gute auf mich, und ich freue mich darüber, von wem es auch komme. Erſt nach und nach, der höhern Ideale mich erinnernd, werd' ich kritiſch und kann ſtrenge ſein gegen das Anmaßende und Schädliche. Aber faſt möcht' ich ſagen: nichts Gutes, was in einer Leiſtung iſt, bleibt von mir unbeachtet und ungewürdigt.

Ein ſchreckliches Loos, das mir gefallen iſt! Für die Geſcheiten arbeiten und von den Dummen leben zu müſſen! Daraus geht aber hervor, daß es meine Miſſion iſt, auch die Dummen zu Geſcheiten zu machen. Geduld, Geduld, Geduld! Alles kommt, wenn man nur warten kann!

Ich möchte in mir einen göttlichen Rattenfänger erblicken, der die Menſchen zur Selbſterleuchtung und Selbſtveredlung — zum Heile verführen will!

Ich ſehe im Tiefſten ein: man muß unbedingt auf Gott vertrauen! Man muß unbedingt vertrauen, daß jeder guten That Lohn, d. h. die nothwendige gute Folge, jeder böſen That Strafe, die ebenſo nothwendige böſe Folge zutheil werde. Man muß nie zweifeln an der Gerechtigkeit, die ebenſo in der Natur der Dinge wie im Willen Gottes liegt, man muß nie verzagen, wenn der Böſe Vortheil, der Gute Nachtheil hat und auf die gute Folge warten muß. Warten, warten — mit Ruhe, Sicherheit, ja Freudigkeit warten, — ausharren mitten im triumphirenden Widerſpruche der Welt: das allein iſt des Mannes — das iſt vor allem des gotterkennenden Mannes würdig!

Ich bin offenbar dazu beſtimmt, das Höhere gegen das Niedere, das Ewige gegen das Zeitliche aufzuſtellen — und deswegen von den Vertretern des Niedern und Zeitlichen immer wieder verletzt und gereizt zu werden! Wie ſie nach Geld und eitler Ehre jagen und triumphiren im Beſitz derſelben! Wie ſie den Geiſt verachten, verleumden, hemmen! Wie ſicher ſie ſind und ohne Ahnung von der Vergänglichkeit ihres Beſitzes! Mit welcher Anmaßung ſie ſich als Herren der Erde geriren! Das indignirt mich, weiſt mir meine Pflicht an — und echt, wie ihre Unverſchämtheit iſt, wird meine Züchtigung dieſer Geſellen.

Wunderbar! — Wenn die Welt mich anerkennte, ſo würde ich „beſcheiden" ſein. Ich würde im Beſitz der mir gebührenden Ehre vielleicht ſagen, daß man mir zu viel Ehre anthue! Da die Welt aber mich nicht anerkennt, muß ich unbeſcheiden ſein, d. h. ich muß ſelber ſagen, was ich bin und leiſte, ich muß mich ſelber anerkennen und rühmen, ich muß mit Kühnheit, mit ſtolzer Originalität ſagen, was Gott durch mich ſchaffen und thun läßt. Gott *will*, daß ich in dieſer Welt unbeſcheiden ſei! Ich bin's zur Strafe der Welt und zu ſeiner Ehre!

Wie lächerlich würde man es finden, wenn man hörte, daß ich mehr zu ſein glaube, als es meinen Erfolgen entſprechend iſt. Daß ich glaube, kaum nach einem kleinen Bruchtheil meiner Leiſtungen erkannt zu ſein und für das Meiſte erſt noch Anerkennung finden zu müſſen. Glauben, glauben an den Geiſt und an die Wahrheit und an den Sieg der Wahrheit, das muß einem Geſchlecht, welches nicht über den Tag hinausſieht, unbegreiflich und recht eigentlich närriſch erſcheinen.

Ich habe das intereſſante Schickſal, zugleich anerkannt und verkannt zu ſein. Im Grunde bin ich damit zufrieden. Ich weiß, wie's den Anerkannten und den Verkannten zu Muth iſt, und, in der Gegenwart durch mäßigen Erfolg in Hoffnung erhalten, ohne verwöhnt zu werden, bin ich gehoben durch das herrliche Gefühl, eine Zukunft und in ihr erſt meinen wahren Wirkungskreis zu haben!

Unrecht, das man mir anthut, empört mich, und ich gehe in meinem Zorn darüber nicht ſelten zu weit. Ebenſo gut aber kann ich mich darüber erheben und von einer ſonnigen Höhe des Geiſtes ruhig darauf herabſehen. Beides geſchieht abwechſelnd, und anders ſoll es auch nicht ſein. Der Zorn über Unrecht iſt nöthig; denn er iſt die erſte natürliche Empfindung, ohne die wir ſpäter ein ruhig gerechtes Urtheil über die ungerechte That nicht fällen können; was wir doch ſollen!

Wenn ich ehrlich ſein ſoll, muß ich ſagen, daß ich vor den meiſten Menſchen etwas voraus habe, das unſtreitig zu den größten Vortheilen gehört. Mein Thun und das Ziel meiner Wünſche iſt nicht an die Welt geknüpft! Welche Partei die Oberhand erhalten mag, keine hindert mich, Wahrheit und Schönheit zu produciren, und darum geht mein Geiſt über einen Stand der Dinge hinüber, welcher andere, weil er ihre Thätigkeit hemmt, tief betrüben kann. Ich gewinne meine Befriedigung ſchon durch das Hervorbringen; weiß aber ganz gewiß, daß alles Wahre und Schöne irgendeinmal auch ſeine Weltwirkung machen wird!

Es iſt, als ob der Himmel eiferſüchtig wäre auf die Erde! Glücklich ſoll man nur in ihm ſein. Macht Einer Miene, glücklich zu ſein auf Erden, dann trüben ſich ihm die Quellen ſeines Glücks; — expreß, wie es ſcheint! — Wir ſollen eben ſehen: mit dieſer Organiſation geht's nicht; wir müſſen eine andere haben; und um die rechte erlangen zu können, müſſen wir ſterben.

Es gibt ein Schickſal, dem wir nicht entgehen können, weil wir ihm nicht entgehen ſollen. Ich ſoll der Welt einen Spiegel vorhalten, der ihr ſtreng ihr wahres Bild zeigt. Zu dieſem Ende muß mir aber von ihr immer wieder unrecht geſchehen! Denn nur dieſes reizt mich zur Strenge; wenn ich unbehelligt bleibe, ſeh' ich die Dinge der Welt im ſchönen Licht, und die nothwendige Züchtigung unterbleibt. Es iſt da eine ſchöne Ausſicht geboten! Ich werde alſo nie zum Lohne meiner Arbeit und zum Behagen des Daſeins kommen, weil ich ſonſt eine meiner Aufgaben nicht erfüllen kann!

Die Welt hindert mich, Glück zu haben; aber ſie hindert mich nicht, meine Arbeiten ſo gut als möglich auszuführen; und das iſt die Hauptſache. Sie hindert mich nicht, mich ſelbſt ſo gut als möglich auszubilden; und das iſt das Allerwichtigſte. Wer ſeine Arbeiten und ſich ſelbſt vollenden kann, der ſoll nicht klagen.

Mir wird die Nachwelt zugeſtehen, daß meine Werke echt ſind und nur Einzelnes daran getadelt werden kann. Im ganzen ſpiegeln ſie am reichſten und wahrſten das

Culturleben der Gegenwart. Ich denke an die Nachwelt, die mich, dieſes erkennend, recht auffaſſen wird, mit Freude und Troſt, da die Mitwelt unechte, geputzte Machwerke meinen Arbeiten vorzuziehen die Gemeinheit hat.

Die Nachwelt wird mich herzlich, freundlich, ohne Uebertreibung würdigen. Sie wird an meinen Arbeiten Freude haben und ſie wird etwas Heilſames aus ihnen lernen. Indem ich deſſen gewiß bin, ſeh' ich über die urtheilsloſe Mitwelt zu ihr hinüber mit einem ſchönen, heimlichen Gefühl, wie man auf wahre Freunde ſieht.

Ich habe von Leſern und Leſerinnen erfahren, die mich zu ſchätzen wiſſen, die meine Arbeiten lieben — und es mögen noch gar manche im deutſchen Volke ſein, von denen ich's nicht weiß. Aber die gebührende Anerkennung von Seiten der Nation ſelber habe ich nicht. Fehlt mir doch immer noch ein zureichendes Publikum! Von einer aufklärenden und bildenden Wirkung meiner philoſophiſchen Werke kann ich nichts wahrnehmen. Auch in den „Geſprächen mit einem Grobian“ hat nur die Form gewirkt; das philoſophiſche Licht, das in ihnen ſcheint, iſt nicht begriffen worden.

Wenn ich in dieſen Bekenntniſſen je manches wiederhole, möge man bedenken, daß ſich auch die Welt in ihren Unbilden gegen mich wiederholt — und daß ich nicht wiſſen kann, was ich ſchon geſchrieben habe. Ohne beweglichen Anlaß nehme ich die Feder nicht zur Hand. Trotz der Wiederholungen ſind dieſe Hefte ein Spiegel der Mitwelt — für die Nachwelt.

Ein Menſch, der auf's Haar ſo für die Natur wie für den Geiſt beſorgt iſt, und umgekehrt der mit gleicher Eiferſucht weder der Natur noch dem Geiſt etwas nehmen läßt, ein ſolcher gegen beide gleich gerechter Menſch, wie ich, iſt kaum noch dageweſen.

Wenn ſich die Mitwelt an Gemeinheit gegen uns erſchöpft, dann iſt es für die Nachwelt ſehr intereſſant, alles genau zu erforſchen und daraus eine hübſche Geſchichte zu formiren.

Mir iſt es darum ſo ſchwer gemacht, auf meine Zeitgenoſſen zu wirken, weil ich die Wahrheit ſelber gebe. Die Wahrheit muß aber von den Geiſtern denkend, in edelſter Erhebung aufgefaßt werden. Sie kann nicht Leidenſchaften erregen, nicht dämoniſche Wirkungen — nicht Furore machen! — — Die Wahrheit — die göttlich ganze Wahrheit — kommt nie in die Mode, reißt nicht hin, aber ſie dauert länger, als alles Hinreißende: ſie dauert ewig!

Die höhern Weſen beſchenken mich überſchwenglich, ſo daß ich die heilige Pflicht habe, auch die Welt ſo reich als möglich zu beſchenken. Ich bin geradezu faſt immer productiv; poetiſch oder philoſophiſch. Ich bin productiv, wann ich will!

Und wenn ich der erſte Poet wäre, ich wäre nicht zufrieden damit; ich ziehe vor, auch Philoſoph zu ſein. Der bloße Poet iſt nicht herrſchender Geiſt genug, hat nicht ſo die Seligkeit des Ueberblicks über das Ganze.

An der epiſchen Breite in meinen Erzählungen iſt mein

Intereſſe am Einzelnen und meine Gründlichkeit, mein Trieb zu motiviren und keine Sprünge zu machen, ſchuld.

Nochmal, noch keine Mitwelt hat in den Werken eines Autors ſo viel überſehen, wie meine Mitwelt in meinen philoſophiſchen; noch niemals hatte eine Nachwelt ſo viel nachzuholen, wie die meinige bei mir. Aber dieſe Ideen alle, die ich ausgeſprochen, ſind mir nur inſpirirt worden! Ich habe wol geſucht, aber ſie wurden dem Suchenden von oben gegeben. Das Beſte, was ich geſagt habe, ſind Einfälle — die mir ganz mühelos zugefallen ſind. Ich hatte ſie aus meinem Kopf nur abzuſchreiben. Alſo kann ich mir des Reichthums wohl bewußt ſein, — der mir nur geſchenkt worden iſt!

Wir ſollen Geduld haben, Geduld iſt groß — und ich bin der ungeduldigſte Menſch von der Welt. Ich möchte immer gleich die guten Früchte meiner Thätigkeit ſehen. Aber wenn ich nun ſie nicht ſehe und es doch ertrage und immer wieder fortarbeite, ſo bin ich, bei einer ſehr ungeduldigen Natur, geduldig im Geiſt, geduldig mit Willen; und wenn ich das immer wieder und mein Leben hindurch bin, dann wird es mir am Ende doch als eine Art von Leiſtung angerechnet werden.

Mit Melchior Meyr's eigentlichen „Tagebüchern“ iſt, abgeſehen von ihrer ſehr aphoriſtiſchen Form, ſchon deshalb wenig anzufangen, weil ſein letzter Wille ſie „mit Vorſicht zu gebrauchen“ gebietet. Ich habe ſchon eben alle Bemerkungen weggelaſſen, welche ſich handgreiflich auf Zeitgenoſſen beſtimmter Kategorien beziehen; um ſo weniger kann ich die Tagebuchnotizen, welche alle Namen nennen, veröffentlichen. Daß ein Mann mit ſo concentrirtem Selbſtgefühl, mit ſo lebhafter Ueberzeugung von der Erhabenheit ſeiner Miſſion, und dabei mit verhältnißmäßig ſo geringen äußern Erfolgen, eigentlich immer indignirt war, wird man begreiflich finden. Wenn er überdies häufig die Erfahrung machte, daß die geſellige Liebenswürdigkeit, deren Falten ſein ſtolzes Bewußtſein verhüllten, für Schwäche angeſehen und darnach behandelt wurde, ſo werden gewiſſe Exploſionen des Tagebuchs, von denen er ſelbſt ſagt „die Urtheile ſind öfters ungerecht“, genügend motivirt und doch auf längere Zeit hinaus mit Schweigen zu bedecken ſein. Soll aber der Biograph das eigentliche Leben, welches Melchior Meyr menſchenfreundlich verbarg, nun auch ſeinerſeits ignoriren, unter der lächelnden Miene das verwundete Herz nicht zeigen, ſo gibt das ein unwahres Bild, über welches ich lieber hinweggleite.

Am 6. Juli 1867 ſtarb Enhuber, nachdem er ſeine unſterblichen Illuſtrationen vollendet hatte. Meyr gedachte ſeiner mit wärmſter Anerkennung und erlebte die Freude, daß das Meiſterwerk den Hinterbliebenen beſſere Früchte trug, als eine Zeit lang zu erwarten war.

Am 9. September trat Meyer an das Sterbebett ſeiner 62
Mutter. „Sie iſt ſehr abgezehrt, aber ihr Geſicht hell, ſo

daß man ſie nicht für eine Sterbende hält. Sie drückt mir zärtlich die Hand. Die gute, liebe Seele! Wiederholt hat ſie zu mir geſagt: »Unſer Herrgott wird's recht machen.«“ Ich erwiderte, „das wird er; verlaß dich drauf!“ Meyr fügt bei: Welch ein Erſatz iſt doch der Glaube! Wie weit muß die Erkenntniß kommen, um in ihrer Art ihm gleich zu werden!

Am 16. trifft Meyr zur Weltausſtellung in Paris ein; ſeine Notizen über den vierzehntägigen Aufenthalt dortſelbſt ſind mir zu ſpät zugekommen.

Am 6. October macht er in München die Bekanntſchaft von David Strauß. „Strauß hat ein feines, nobles, gutmüthiges, reſignirtes Ausſehen! Moll! Ihm fehlt die Sonne der Gotteserkenntniß!“

Am 17. November ſagt das Tagebuch: „B. bei mir — philoſophiſches Geſpräch (B. ſchreibt es vortrefflich in ſein Tagebuch).“ Auf dieſe Empfehlung hin will ich meine Aufzeichnung hierherſetzen. Sie lautet: Der Verſtand iſt das Männliche, die Vernunft das Weibliche. Der Verſtand arbeitet und forſcht, ſtrebt und irrt; die Vernunft (von Vernehmen) nimmt die Eindrücke auf, ſowol von der inneren höhern Sphäre als von der äußeren. Die Vernunft nimmt für ihre Ausſprüche, ohne Gründe dafür zu geben, apodiktiſche Gewißheit in Anſpruch; ſie iſt die Naturſeite des Geiſtes. Wenn der Verſtand in dem jeweiligen Reſultate ſeines Forſchens irrt, ſo corrigirt ſie es durch Gefühlsurtheil. Geiſt und Natur ſind in Gott und Welt unzertrennlich; die Vernunft vermittelt die Verbindung.— Es iſt Thorheit, aus der Materie als Princip der Einheit die Welt abzuleiten; die Einheit in jedem Organismus iſt der Geiſt. — Das Ich, der ſelbſtbewußte Geiſt, vermag ſich ſelbſt zum Object der Betrachtung zu machen — zwar nicht ſo, als ob dasjenige, was betrachtet, im nämlichen Augenblicke auch der Gegenſtand der Betrachtung ſein könnte — aber ſo, daß der Geiſt ſein eigenes Leben beobachten, ſeine gewordenen Gedanken vor ſich hinſtellen, über und hinter ſich ſelbſt kommen und dadurch in Selbſterkenntniß aufſteigen kann. Dieſe unendliche Erhebung des Geiſtes über ſich ſelbſt iſt höchſte Lebenskraft und ewige Lebensluſt, das Princip der Seligkeit für Gott und ſeine Geiſter. Jede Vollkommenheit, welche nichts mehr zu thun übrig ließe, wäre keine Vollkommenheit mehr, ſondern die Sklaverei der Langenweile. — Spinoza dachte ſich Gott als Maſſe, Schelling (wiewol noch nicht vollſtändig) als Organismus, Melchior Meyr erhob ſich zu der Idee des Einen gegliederten Ganzen. Dadurch daß Gott die in ihm, in ſeiner Natur, vorhandenen Potenzen zu eigenem Leben erwachſen ließ, kam in ſeine Selbſtentwickelung der Kampf, die That, der Sieg. — — Gott hat einen Leib — die ganze Welt iſt ſein Leib, oder, beſſer geſagt, alle Leiber ſind auch die ſeinigen. Wie unſer Geiſt ſich der Sinne bedient, um die Außenwelt zu ſehen, zu hören und zu fühlen, ſo bedienen ſich höhere Geiſter, indem ſie von innen heraus von uns Beſitz nehmen, unſerer Sinne und Gliedmaßen, um wahrzunehmen und zu wirken. Und ſo bedient ſich der höchſte Geiſt aller Geiſter und Organismen, und ſo tritt Gott in Verbindung auch mit der unterſten, äußerſten Sphäre. Wie Vieles ſehen wir hier auf Erden durch fremde Augen! Unſere unmittelbare Erfahrung bildet dagegen nur ein Bruchſtück. Und wie bedienen ſich mächtige Menſchen anderer Menſchen zur Verwirklichung ihrer Abſichten! Ihre eigenen Sinne und Gliedmaßen thun hierbei das Wenigſte. Analog wie hier durch Wort, Schrift und Befehl wirkt im allumfaſſenden Organismus das Höhere durch das unter ihm Stehende, Gott durch Alle und Alles. — Jede Einwirkung eines lebendigen Weſens auf das andere geht auf deſſen Inneres, Seele, Geiſt oder Ich. Selbſt in Dingen dieſer Welt, im Gebrauche der Gewalt, iſt die phyſiſche Einwirkung das Wenigſte, die moraliſche das Wichtigſte. In höheren Dingen iſt es unbeſtritten, daß der geniale Geiſt die andern Geiſter befruchtet; und wenn man genialen Geiſtern glauben darf, ſo erfahren ſie ihrerſeits das Einwirken innerlicher Stimmen, was man Eingebung, Inſpiration nennt. Welche ungeheuere Arbeit iſt es für Gott, alle dieſe Weſen, denen er die Freiheit ließ, auch wider ihn zu ſein, derartig zu läutern, daß ſie einen Leib bilden, der ſeiner würdig iſt! Und iſt dieſe ungeheuere Laſt nicht einer wahrhaft allmächtigen Anſtrengung werth? Wie ſchal iſt dagegen der Gottesbegriff, welcher vor lauter vermeintlichen Vollkommenheiten aus Gott die perſonificirte Unthätigkeit und Langeweile macht!

Die Vollſtändigkeit dieſer Darſtellung verlangt, daß ich noch eine Nachleſe von ſolchen Geſprächen bringe:

Wir redeten vom hiſtoriſchen Drama. Er ſagte, es ſei ihm jetzt erſt klar geworden, daß ein ſolches nur dann intereſſiren könne, wenn die Perſonen — gleichviel in welcher Zeit ſie ſpielen — dem Publikum menſchlich nahe gebracht werden, ſodaß ſie durch die Motive ihrer Handlungen intereſſiren und eine beſondere Theilnahme für ihr Schickſal erwecken. Der dramatiſche Dichter könne ſich nicht vorſichtig genug gegen das Ueberwiegen des äußern hiſtoriſchen und localen Beiwerks in Acht nehmen. Das Einſehen müſſe überhaupt dem Wollen vorausgehen; eine gute Theorie ſei unendlich wichtig; ſie gebe eine Klarheit, welche dem bloßen Talent das ermögliche, was man ſonſt dem Genie zuſchreibe. — — Wir ſprachen dann von der Phantaſie als von der vergeiſtigten Sinnlichkeit und verſinnlichenden Geiſtigkeit, welche die Naturſeite des Geiſtes mit der Geiſtſeite der Natur vermittelt, welche dasjenige intenſiv iſt, was in der Natur ſich extenſiv darſtellt. Phantaſieloſe Menſchen beſitzen kein Organ zum Erkennen veredelter Sinnlichkeit.

Wie iſt Gott den Greueln der Welt gegenüber zu rechtfertigen? Der Gedanke iſt unbefriedigend, daß durch den vorzeitigen Abfall eine Schuld für die Bewohner der jetzigen Welt entſtanden ſei, welche durch Kampf und

Leiden geſühnt werden müſſe. Durch jenen Abfall iſt keine Schuld für uns, wohl aber der verkehrte Zuſtand der gegenwärtigen Welt entſtanden. Gott wollte die nothwendige Folge nicht willkürlich aufheben. Die Geſetze ſeiner Natur achtend, ließ er dem Fatum um ſo mehr ſeinen Lauf, als er Alles verſöhnend hinauszuführen vermag und eben in den Uebeln der Zeitlichkeit das Mittel erkennt, im Dulden geläuterte und in Freiheit bewährte Genoſſen ſeines ewigen Glückes heranzubilden. Man wird ſuchen müſſen, ſich von dem Weſen Gottes eine erhabenere Vorſtellung zu machen. Es iſt möglich, daß er den Zufall walten läßt und den vorübergehenden Jammer der Creatur mit göttlicher Wehmuth hinnimmt. Der gemeine Mann hat Reſpect vor Leuten, welche gelitten haben, wie der Soldat ſtolz iſt auf beſtandene Mühſeligkeiten. Das ungebildete Gefühl und der einfache Menſchenverſtand murren wenig über die Uebel des Lebens, ſelbſt das Thier leidet und ſtirbt geduldig; ſoll da veredeltes Fühlen und philoſophiſcher Tiefblick zurückbleiben? Oder iſt es nicht die Aufgabe echter Philoſophie, ſolche Inſtinkte zum Bewußtſein zu erheben und, mitten im Zufall ſtehend, darüber das Auge des Herrn zu ſchauen?

Geiſt und Natur! Alle Räthſel des Lebens und der Gottheit wurzeln in jenen beiden und in ihrem Verhältniſſe zu einander; alle Verſtimmung beruht auf ihrem Misverhältniſſe. Die Natur liebend auffaſſen und verklären, ſagt Meyr, ſei die Aufgabe des Dichters; von der

Natur ſich zürnend abzuwenden, ſei die Thorheit des moraliſchen Rigoriſten. Sich Gott naturlos als bloßen Geiſt zu denken, ſei der Irrthum des Theiſten — umgekehrt jener des Atheiſten, ſich ihn als geiſt- und ſelbſtlos, als bloße blindwirkende Natur zu denken. Geiſt und Natur ſind urſprünglich keine Gegenſätze; Gottes Geiſt beherrſcht liebend Gottes Natur, welche ewig iſt wie er. Er iſt ihr Geiſt, ſie iſt ſeine Natur — ſie ſind in Harmonie, ſie ſind identiſch; ihre Gemeinſchaft bildet das Vollkommene von Ewigkeit her und „ehe denn die Welt war“. Gleichwol lag die Möglichkeit des Gegenſatzes in ihren Beziehungen; und als Gott aus ſeiner Natur die Welt ſich entwickeln ließ, da wurde der Gegenſatz wirklich — in der Welt nämlich, nicht in Gott. Der Gegenſatz gebar die Qual, welche das Angeſicht der jetzigen Natur verzerrt, aber trotz alledem die Schönheit der ewigen hindurchſchimmern läßt. Die Natur, das dunkle Sein, iſt ein ewiges ſüßes Geheimniß, welches nur liebende Verklärung, nicht aber helles Tageslicht verträgt; der Geiſt, der es hineintragen wollte, verfiele dem Wahnwitz. Im geſunden Zuſtande macht der Geiſt auch keine ſolchen Verſuche; er läßt der Natur ihre Art, wahrt die ſeine und richtet ſeine Kraft auf ein ſchöpferiſches Ziel in ſeiner Sphäre.

Mehr hat den unbedingten Muth ſeines Handwerks; Jeder muß ihn haben, der in ſeinem Berufe etwas Großes leiſten will. Der werdende Claſſiker muß auf den augenblicklichen Beifall der Menge verzichten; ehe er claſſiſch geſprochen iſt, wird ihn mit wenigen Ausnahmen die ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechts nicht nach Gebühr, ſondern höchſtens neben Anderen — pikanten Eintagsfliegen — ſchätzen. Es gehört ein ſehr männlicher Geiſt dazu, die Form, d. h. die Organiſation eines Kunſtwerks zu verſtehen und ſich nicht vom Stoff beherrſchen zu laſſen.

Am 27. und 28. November wurde „Wer ſoll Miniſter ſein?“ im Actientheater gegeben, das erſte mal bei gut beſetztem Haus mit großem Beifall und Herausrufen, das zweite mal bei ſchwach beſetztem Haus mit Beifall. „Meine Hoffnungen hinſichtlich des nachhaltigen Effects auf's größere Publikum herabgeſtimmt“, ſagt Meyr nach der zweiten Aufführung.

Im Februar 1868 betheiligte er ſich an der Wahl eines liberalen Abgeordneten zum Zollparlament.

Im März wurde die Idee beſprochen, eine Zeitſchrift über die Fragen des Tages herauszugeben. Meyr ſchreibt „Ich opferte meine Unabhängigkeit! Würde in den Kampf der politiſchen Parteien gezogen!“ Die Sache ging nicht. An dem Kampfe für das Schulgeſetz, welcher damals begann, betheiligte er ſich durch Unterſchreiben einer Adreſſe.

Im Juni reiſte er auf einige Tage nach Ebermergen zur Hochzeit eines ſeiner Neffen. Er iſt wie immer bei ſolchen Gelegenheiten vergnügt, freut ſich an Allem und erfreut die Andern.

Im Juli wird „Agnes Bernauerin“ mit Erfolg und guter Einnahme im Hof- und Nationaltheater gegeben.

Im Auguſt erhielt Meyr von König Ludwig II. von Bayern den Michaelsorden.

Im September gebrauchte er die Brunnencur in Kiſſingen und beſuchte auf dem Rückwege ſeine Angehörigen im Ries.

Im October „Agnes Bernauerin“ wiederholt.

3. November. „Brief an den Grobian begonnen (Erfahrungen eines deutſchen Schriftſtellers). Unter fortdauerndem heftigem Katarrh (zwei ſchlafloſe Nächte darunter) bis zum 12. vollendet. Ich habe das Gefühl: Das mußte ich noch ſagen; aber dann ſoll nur Wahrheit, mit Ruhe ſonnig ausgeſprochen, und Schönheit das Wort haben!“

Man ſieht, das äußere Leben unſers Denkers und Dichters bietet — wenigſtens ſolange die Perſonen ſeines Umgangs nicht genannt werden dürfen — ein ſehr dürftiges Material. Um ſo mehr wird man auf das innere Leben gewieſen, inſoweit es ſich auch außerhalb ſeiner Bücher manifeſtirte. Ich kann deshalb nicht umhin, wieder mein Tagebuch auszuziehen:

12. Januar 1868. Ich leſe Melchior Meyr's Aufſatz „Endloſe Zeit und Ewigkeit“, deſſen Grundgedanke, daß das Vollkommene ſchon an den Anfang der Zeitlichkeit vor die Schöpfung geſtellt werden müſſe, wunderſchön und herrlich durchgeführt iſt. Die Epiſode der Zeitlichkeit iſt bei weitem nicht das Schönſte und für Gott Wichtigſte in ſeinem ewigen Leben. Die Entwickelung von innen nach außen, von oben nach unten, iſt die normale und gotteswürdige; die entgegengeſetzte iſt nur Nothent-

wickelung — Emporheben der gefallenen Creatur durch Gott und ſeine Organe.

27. Januar. Wir ſprachen über die Unſterblichkeit. Das, was uns mit Grauſen und Abſcheu erfüllt, die Verweſung, trifft nicht das Weſen des Menſchen, ſondern nur das Material, aus welchem das Werkzeug gebaut wurde, deſſen der Geiſt nun nicht mehr bedarf. Das Princip einer neuen Körperbildung nimmt der Geiſt mit ſich, wenn er ſtirbt oder vielmehr nicht ſtirbt. Die Sklaven der Sinne begreifen nicht, wie und wo der Geiſt ohne Sichtbarkeit fortleben könne? Es gibt aber eine Art, und gerade die höchſte Art, zu ſein ohne Räumlichkeit; der Geiſt hat dieſe Art zu ſein ſelbſt da, wo er mit einem ſichtbaren Körper verbunden erſcheint; Gott hat dieſe Art zu leben ausſchließlich. Der menſchliche Geiſt verläßt den menſchlichen Körper, nicht um zu vergehen, ſondern um ein höheres innerlicheres Sein zu leben.

13. Februar. Ich ſprach geſtern mit Melchior Meyr darüber, daß die Reinigung der Furcht und des Mitleids nicht nur die Aufgabe der Tragödie, ſondern des Menſchenlebens ſei. Er meinte, das ſei doch nicht der ganze Zweck des Lebens, ſondern nur ein negativer Zweck, nach Art der Stoiker. Der poſitive Zweck iſt die Anknüpfung an das göttliche Leben, mit Bewußtſein und That. Die Aufgabe unſeres Zeitalters iſt die Ausreifung des Glaubens zur Erkenntniß und das Handeln nach dem erkannten Verhältniſſe des menſchlichen Weſens zum höchſten Weſen.

16. Februar. Wir ſprachen von den dürftigen Meinungen über die höchſten Dinge, womit ſich die Meiſten begnügen. Sie bleiben bei Kräften und Keimen ſtehen, ohne zu fragen, wie denn Kräfte und Keime überhaupt werden konnten. Indem ſie als allgemeinen Ausgangspunkt nicht das Vollkommene in jeder Hinſicht, alſo den Gott, der zugleich Geiſt und Natur iſt, annehmen, können ſie nicht einmal zu einem Anfang der Welt gelangen, da die endloſe Zeit, welche vorangegangen ſein müßte, es eben zu dieſem Anfange nie hätte kommen laſſen. Um dieſe Sinnloſigkeit aufzuheben, muß man ſich von dem Begriffe endloſer Zeit zu dem des Ewigen erheben. Das Ewige iſt nicht endloſe Zeit, ſondern der Gegenſatz der Zeit. Ewig kann nur das Vollkommene ſein.

4. März. Ich ſagte zu Meyr, daß es doch nur Wenigen gegeben ſei, auf dem Wege philoſophiſcher Forſchung zu jener religiöſen Wärme zu gelangen, welche die Gläubigen, geſtützt auf die Auctorität ihrer Kirche, beſitzen. Er nahm dieſe Wärme für ſich unbedingt in Anſpruch und meinte, daß jene Wenigen mit der Zeit zu Mehreren werden würden. — Wir ſprachen von dem Verhältniſſe des Glaubens zum Wiſſen. Ich bemerkte, daß ſelbſt die Kirche ſich des Wortes „Glauben“ ſtatt „Wiſſen“ bediene, ebenſo des Wortes „Hoffnung“ ſtatt „Ueberzeugung“. Darauf erklärte er den Glauben als ein Wiſſen, das erſt durch die Erfahrung zum eigentlichen Wiſſen werde. So ſeien wir z. B. von der Unſterblichkeit überzeugt; erſt jedoch

wenn wir erfahren, daß wir nach dem Sterben in der That noch leben, wird unſere Hoffnung zur Gewißheit. Dieſes „Fürwahrhalten“ iſt aber darum, weil noch die Probe der Erfahrung fehlt, nicht minder beſeligend und nothwendig. Es iſt auch ein großer Unterſchied zwiſchen dem blinden und dem ſoviel als möglich ſehenden Glauben. Der erleuchtete Glaube iſt ein Verſuch der Welterklärung. Schon der Natur des Gegenſtandes nach iſt dieſes Forſchen unerſchöpflich; man könnte alſo noch Vieles nicht wiſſen und doch im Weſentlichen ſeiner Sache gewiß ſein. Auf einer gewiſſen Höhe hat der Menſch das Bedürfniß, alle Erſcheinungen im Zuſammenhange zu faſſen; dieſe nothwendige Einheit des Bewußtſeins treibt ihn zur Ableitung des Vielen aus Wenigem und Einem.

3. Mai. Meyr will kein Bedürfniß eines Cultus der Zukunft anerkennen. Die echte Gotteserkenntniß bedürfe keiner Symbole; ſie äußere ſich in Kunſt und Litteratur, nähre ſich an der Naturwiſſenſchaft, begnüge ſich mit der Predigt.

3. Juni. Meyr ſagt, wer von Nothwendigkeit rede, beweiſe eben damit, daß es auch Freiheit gebe; denn Nothwendigkeit ohne ihren Gegenſatz würde etwas ſo Selbſtverſtändliches ſein, daß es gar keinen Namen hätte; ihr Begriff ruht nur auf der Möglichkeit des Gegentheils. Das „Entweder — oder“ muß alſo dem „Sowol — als auch“ weichen. Wie es mit der menſchlichen Verantwortlichkeit dabei ausſieht, weiß Gott; wir erfahren es wol erſt in

jenem Feuer der Selbſterkenntniß, welches nach dem phyſiſchen Tode jeden Winkel unſeres Ich beleuchtet. Manches mag dann entſetzlich, Manches auch milder erſcheinen.

4. Juni. Poeſie, ſagt Meyr, iſt das Heraufheben des Niederen zum Höheren, der Natur zum Geiſte. Daher iſt die höchſte Poeſie in Gott zu finden, welcher alles aus ſeiner Natur Hervorgegangene zu ſich, zu ſeinem Geiſte emporhebt. Poeſie iſt Heiterkeit. Heiterkeit, Seligkeit, iſt des Ende der Wege Gottes. Wer dieſes Emporheben nicht verſteht, wer den von der Wirklichkeit gebotenen Stoff nicht in das heitere Licht der höchſten Wahrheit zu bringen, nicht gerecht zu ſein und zu verſöhnen vermag, dem fehlt die Weihe der Poeſie. Ohne den rechten Begriff von Gott iſt auch die rechte Poeſie nicht zu ergreifen. Ohne den rechten Begriff der Poeſie herrſcht der Stoff, zieht uns herab, verletzt uns. Die wahre Poeſie ſucht das Bedeutende im Guten und auch das Bedeutende am Böſen.

8. Juni. Geſtern ſprach ich mit Meyr: Gott iſt ein einiges Weſen, aber er iſt keine abſtracte unfruchtbare Einheit. Er iſt die organiſche Einheit von Natur und Selbſtbewußtheit, Beherrſchtem und Herrſchendem. Er hat, obwol Eins, die zwei Qualitäten des Seins und des Denkens. Wenn auch das, was man Geiſt nennt, eine Blüte am Baume der Natur iſt, ſo unterſcheidet es ſich doch weſentlich von der Natur, ja ſelbſt von der Seele. Auch das Thier hat eine Seele; erſt der Menſch hat Selbſtbewußtſein, Geiſt, Ich. Gott iſt das höchſte Ich, deſſen

Bewußtſein die Natur durchleuchtet; das iſt das Unterſcheidende des rechten Gottesbegriffs von dem unrichtigen, welcher ihn zur dumpfen Weltſeele erniedrigt. Die (in Uebertriebenheit läppiſche) Vorſtellung, daß Gott unmittelbar Alles und Jedes ſelbſt überwache, kommt doch der Wahrheit näher als jene Degradation. Gott durchherrſcht allerdings Alles, aber er vollbringt es mittels ſeines allumfaſſenden Organismus. Er thut es, indem er Nothwendigkeit, Gerechtigkeit und Zufall walten läßt, ohne welche ſeinen Kindern das höchſte Gut, die Freiheit, nicht zutheil werden kann. Er thut es mit furchtbar erhabenem Ernſt. — Es gibt nichts Wahreres als die Mythe vom Sündenfall. Es hat ein Misbrauch der Freiheit ſtattgefunden, Gottes Fleiſch und Blut hat ſich von ihm abgewendet. Damit hat das Geſchöpf das richtige Verhältniß von Geiſt und Natur verloren; der Geiſt, der herrſchen ſollte, wurde von der Natur geknechtet, und damit wurde auch die Natur verdorben und verhäßlicht. Was nun weiter aus dieſer Verkehrtheit geboren wird, trägt ihren Stempel. Alles wäre unwiederbringlich verloren geweſen, wenn nicht Gott des Gefallenen ſich erbarmt und ihm geholfen hätte. Es gibt nichts Wahreres als die Mythe der Erlöſung durch den Gottesſohn. Gott konnte dem Geſchöpfe, ohne deſſen koſtbarſtes Gut, die Freiheit, zu vernichten, nur durch Theilnahme an ſeinen Leiden, durch Mitleiden helfen, welches den größten Theil des Kampfes und der Buße auf ſich nahm. Der ewige Sohn hat mit dem Beginne der troſtloſen Zeitlichkeit zu helfen angefangen; er rang mit dem Böſen (der böſe gewordenen Negation) in der Geſtaltung des Chaos und deſſen Entwickelungsphaſen, in den Gemüthern der Menſchen (durch den Menſchenſohn Jeſus, den er durchleuchtete), endlich im Geiſte der Menſchen (durch die fortwährend eingegebene Wahrheit); und er wird nicht aufhören, mitzukämpfen und mitzuleiden, bis Alles gut geworden und die Zeitlichkeit in Ewigkeit zurückgewandelt iſt.

9. Juni. Bei der Vergänglichkeit des Lebens — bei der Unvollkommenheit, welche allen Gütern dieſes Lebens anhaftet — bei dem proviſoriſchen Charakter aller Gebilde unter der Sonne iſt das höchſte menſchenwürdige Denken das Denken über Unſterblichkeit, vollkommenes Sein und definitives ewiges Leben. — Ich kenne einen Mann, welcher jeden Augenblick für verloren hält, in welchem ſich ſein Denken nicht auf Gott gerichtet hat — gewiß eine ſeltſame Ausnahme in dieſer Zeit, wo man umgekehrt alle auf Gott gerichteten Gedanken für verlorene Träumereien hält! Alles geſchöpfliche Leben iſt ihm eine Krankheit, die ſelbſtvergeſſende Rückkehr in Gottes Weſen das allein Geſunde. Folgerichtig ekelt ihn alle auf das Erdenleben gerichtete Thätigkeit an, — während in Meyr's Gedanken dieſes Daſein das furchtbar ernſte Vorſpiel des ewigen Lebens iſt, und jede das Erdenleben geſtaltende Thätigkeit ein indirecter Gottesdienſt genannt werden kann.

2. November. Wir ſchließen von unſern beſten inner-

lichen Eigenſchaften auf jene, welche Gott — die allgemeine Urſache — nothwendig auch beſitzen muß; und umgekehrt bilden dieſe von uns gedachten Eigenſchaften Gottes das Ideal für die unſerigen. „Iſt dies nicht ein circulus vitiosus?“ frug ich Meyr. Er antwortete, es ſei kein vitiöſer Zirkel, von der Thatſache in uns auf die Urſache in Gott zu ſchließen und dann wieder dieſe als Ideal für das Abgeleitete hinzuſtellen. Das erſtere gründe ſich auf den Satz „Aus Nichts wird nichts“; das zweite ſei ein nothwendiger Fortſchritt des Denkens, ohne welchen in das Gebiet der überſinnlichen Dinge nicht vorzudringen ſei. „So iſt es, ſo muß es ſein — denn es iſt gut ſo“, das iſt ſowol denen entgegen zu halten, welche die wichtigſten geiſtig-ſittlichen Thatſachen gar nicht erklären können, als jenen, welche von einer Erklärung derſelben zu viel ſinnliche Evidenz verlangen.

Ich theilte Meyr mit, daß Buckle in ſeinen hinterlaſſenen Eſſays den ausſchließlich inductiven Weg der Naturforſchung für völlig unzureichend und der Ergänzung durch den deductiven Weg der Philoſophie bedürftig erklärt habe. Das Gemüth ſtellt Aufgaben, welche nur dieſe oder, wie Buckle ſagt, die Einbildungskraft zu löſen vermag. Die empiriſche leitende Thatſache für dieſen Weg zur Wahrheit iſt die Beobachtung unſers eigenen Innern. Von den hier bemerkten Thatſachen ſchließt der beobachtende Geiſt auf den Quellgeiſt, Gott, und gibt damit dem menſchlichen Wiſſenstriebe eine Befriedigung, welche ihm — wie die heiligen Bücher faſt aller Völker beweiſen — unentbehrlich iſt. Daß damit die Phantaſie als ein der Philoſophie nothwendiges Organ bezeichnet wird, iſt für letztere keine Schmach. Die Phantaſie, dieſes mächtige und noch am wenigſten erforſchte Vermögen, wird von den kritiſchen Geiſtern weit unterſchätzt. Nur auf den Flügeln der erhabenen Einbildungskraft ſchwingt ſich die Philoſophie zur Theoſophie, zur befriedigenden Erkenntniß des Alls.

1869 bis zum Krieg 1870.

Das Jahr begann mit Abfaſſung von Gedichten für die „Zwangloſen“ und die „Krokodile“, mit Unterhaltungen in beiden Geſellſchaften und mit Beſuchen in befreundeten Familien. Dabei wurde an Dorfgeſchichten und an philoſophiſchen Aufſätzen rüſtig fortgearbeitet; in beiden Richtungen erfreute den Verfaſſer meine Anerkennung und berückſichtigte er die kleinen Ausſtellungen, welche ich an mitgetheilten Manuſcripten machte. „Agnes Bernauerin“ wurde zu des Auctors Befriedigung Ende März im Hof- und Nationaltheater mit ſehr günſtigem Erfolge gegeben. Die „Fortdauer nach dem Tode“ zog ihm auch Anfechtung von guten Freunden zu, welche ihm mit nicht ganz ſpaßhaft gemeintem Scherz verwarfen, er gehe zu den Ultramontanen über. „Man nimmt Aergerniß an dem Buch“, äußerte er gegen mich; „aber ich halte trotz alledem zu den Radicalen, weil mir die Freiheit der Forſchung über Alles geht; dabei habe ich aber den Muth, die Wahrheiten des Chriſtenthums, wenn mein freies Nachdenken mit ihnen zuſammentrifft, zu beſtätigen.“ In der That erfreuten ſich „Emilie“, „Ewige Liebe“ und die „Geſpräche mit einem Grobian“ des Beifalls religiöſer Gemüther, und ſelbſt die Orthodoxen betrachteten Meyr als ihren Bundesgenoſſen, ähnlich wie Leſſing von katholiſchen Schriftſtellern für den Katholicismus in Einnahme geſtellt wurde. Immer ſchärfer erzeugte ſich demnach jener ſonderbare Gegenſatz zwiſchen Meyr's geſelligem Umgang und dem, was er innerlich fühlte und dachte. Folgende „Bemerkungen und Bekenntniſſe“ gehören hierher:

Daß ich Ideen habe, darauf kann ich mir nichts zu Gute thun, denn ſie ſtrömen mir zu. Aber daß ich dieſe Ideen ausſpreche, für ſie einſtehe und dafür leide — daß ich ausdauere, trotz aller Feindſeligkeiten, die ich von der Welt erfahre — das iſt doch etwas, und ich darf es mir mit Freuden bewußt ſein.

Ohne gerechte Anerkennung kann man nicht leben und thätig ſein und fortfahren in Thätigkeit. Da mir nun die Mitwelt dieſe Anerkennung verſagt, ſo muß ich ſie mir ſelber zuſprechen. Ich muß genau wiſſen und mir ſagen, welchen Werth meine Arbeiten haben, ſonſt kann ich ſie nicht fortſetzen. Es iſt unmöglich, etwas hervorzubringen ohne die Zuverſicht, daß es die Menſchheit einmal benutzen werde — und daß es ihr einmal gedeihen werde!

Am beſten iſt der Menſch doch, wenn er gern entſagt; wenn er es als eine große Gunſt empfindet, daß er für die Erkenntniß der Wahrheit etwas leiden darf! Gottlob!

auch dieſes Gefühl in ſeiner ganzen erhebenden, beſeligenden Kraft, hab' ich; und es wiederholt ſich in mir!

Da ich durch Unrecht, das mir widerfährt, aufs empfindlichſte gereizt werde, ſo iſt es um ſo ſchwerer, den Entſchluß des Ertragens zu faſſen und auszuführen. Wenn ich dieſes nun immer wieder vermag, ſo wird man es natürlich finden, daß im erſten Gefühl des Unrechts mein gerechter Zorn nicht ſelten mächtig explodirt.

Sonderbar! Mir ſchadet meine Gutmüthigkeit, mein Tic, Andern am liebſten etwas Angenehmes zu ſagen, — was von den Andern „Liebenswürdigkeit“ genannt wird. Die Liebenswürdigkeit wird aber natürlich nur geliebt, nicht geachtet. Wer im Alter liebenswürdig iſt, ſcheint jung zu ſein, und man ſcherzt und tändelt mit ihm, wie mit einem jungen Menſchen. Man begönnert ihn. — Der Liebenswürdige kann offenbar nichts Großes leiſten; und wenn man ſeine Leiſtungen zum Ueberfluß nicht verſteht, dann wird man ſie mit größter Gemüthsruhe für gutgemeinte Phantaſien halten, die man ihm — ſeiner Liebenswürdigkeit wegen — verzeiht!

Ueber die Nothwendigkeit, womit echte Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes entſtehen ſollen, herrſchen falſche Meinungen. Ich ſelber habe in dieſer Beziehung Erfahrungen gemacht, die ich genau ſchildern will: Die Ideen zu meinen poetiſchen und philoſophiſchen Werken ſind nothwendig in mir entſtanden; — ſie ſind in dem Lebenden und Denkenden raſch aufgewachſen — ſie ſind mir gegeben

— und auch die Skizze der Ausführung iſt mir noch zugefloſſen. Unter den Ideen und Skizzen, die ſo entſtanden, hatte ich aber zur Ausführung die Wahl. Ich war nicht etwa von einer unwiderſtehlichen Nothwendigkeit getrieben, eben dieſes Drama oder eben dieſe Erzählung auszuführen. Ich konnte überlegen und mich dem Thema widmen, für deſſen Bearbeitung, eben jetzt, die beſten Gründe ſprachen; deswegen muß ich die Meinung, als ob der Dichter u. ſ. w. jedes ſeiner Werke geſchaffen, weil er juſt nicht anders gekonnt habe, für falſch, für eine Laieneinbildung erklären. Die Seele des Werks — der ideale Bau — entſteht nothwendig, erzeugt ſich im productiven Geiſt unwillkürlich, iſt geſchenkt. Aber die Zeit der Verkörperung können wir beſtimmen. Hier haben wir die Wahl; wir können uns dieſer oder jener Aufgabe widmen; denn jede Aufgabe iſt ja von uns erzeugt, Fleiſch von unſerm Fleiſch, und hat unſere Liebe! Anders ſtellt ſich die Sache bei mir, wenn ich meine Wahl getroffen habe. Da fühle ich einen unwiderſtehlichen Drang, fortzufahren und zu vollenden. Das Leben des Gegenſtandes, die Schönheit, welche ich durch die Ausführung mir und Andern vor Augen zu ſtellen hoffe, ergreift mich und ich folge dem übermächtigen Zuge — gern und frei! Eine Anwendung hiervon. Wenn Theatervorſtände ſagen wollten „die Dramatiker mit Rückſicht zu behandeln, iſt überflüſſig; denn die ſchöpferiſchen unter ihnen ſchreiben doch, aus unwiderſtehlicher Nothwendigkeit, und das ſind gerade die beſten“ — ſo würden ſie ſich irren! Wer die Wahl hat, kann die lyriſchen oder epiſchen Aufgaben bevorzugen.

Ich ſehe in der Welt faſt nur Gegner, die es wirklich ſind — und fühle mich, wenn dieſe Thatſache klar vor meine Seele tritt, außerordentlich einſam. Mir iſt wie einem Menſchen, der in ein Land gekommen iſt, wo niemand ſeine Sprache verſteht. Allen, die nur das Extenſive gelten laſſen und das Intenſive (den Geiſt und ſeine Realität) leugnen, bin ich ein Phantaſt, wo nicht gar ein abſichtlicher Lehrer des Aberglaubens. Das iſt jetzt die große Mehrheit, und zu ihr gehören viele meiner perſönlichen Bekannten. Auf der andern Seite bin ich den Altgläubigen aller Confeſſionen ein eigenmächtiger, hoffärtiger Philoſoph — ein Neuerer und (weil ich das Wunder leugne) den Stolzen unter ihnen ein flacher Kopf. Auch mit nah verwandten Geiſtern ſteh' ich in Widerſpruch. Von den Theiſten trennt mich ihre Verkennung der Natur, von der Schule Baader's ihr Wunderglaube und ihre katholiſirende Tendenz. Auch mit ſolchen Nahverwandten kann der Streit zu unangenehmen Conflicten führen; aus Empfindlichen werden Schmollende, können gereizte Gegner werden. Wenn ich M. von B. ausnehme, der aber nicht in der Literatur mit mir wirken kann, ſo weiß ich keinen, der auf meine Ideen eingeht. Gibt es im Publikum welche, ſo ſind ſie mäuschenſtille, und die Stimme keines einzigen dringt in die Oeffentlichkeit. Bedenke man, daß jeder Menſch eine Sehnſucht fühlt, Menſchen zu finden, die mit ihm übereinſtimmen und an ſeinen Gaben Freude haben; daß jeder wünſchen muß, das, was er für heilvolle Wahrheit hält, möge von Vielen ergriffen werden; daß ihn Verſchmähung um ſo tiefer verletzt, je werthvoller ihm ſeine Gaben erſcheinen müſſen, ſo wird man ſich vorſtellen, welche Empfindungen im Anſchauen des allgemeinen Verlaſſenſeins mir durch die Seele gehen.

Meyr's finanzielle Lage hatte ſich endlich erträglich geſtaltet, wozu auch die herrliche Schillerſtiftung das Ihrige beitrug, da ſie mit vollem Rechte ſeine Werke zu denjenigen zählte, welche trotz ihrer Gediegenheit dem Autor kein hinreichendes Einkommen ſichern können. Am 2. Mai ſagt ſein Tagebuch: Die Schillerſtiftung ertheilt mir in der ehrendſten Form die Penſion von 200 Thalern auf drei fernere Jahre. Ich danke in einem warmen Schreiben an den Vorort des Verwaltungsrathes.

Nachdem ſich Meyr bei den in dieſem Monate ſtattgehabten Neuwahlen im Intereſſe der Fortſchrittspartei betheiligt hatte, machte er einen Ausflug nach Ebermergen zu einer Verwandtenhochzeit. Am 29. beging er mit den „Zwangloſen“ ein fröhliches Frühlingsfeſt in Feldafing bei Starnberg. Im Juli begann er die „Erinnerungen an Friedrich Rückert“ zu verfaſſen. Am 16. drückt er ſein Vergnügen aus über eine für die „internationale Kunſtausſtellung“ erhaltene Saiſonfreikarte. Vom 19. Auguſt bis 20. September gebrauchte er zum zweiten mal die Cur in Kiſſingen; aber ſchon während derſelben zeigten ſich nachtheilige Symptome, und ſpäter ſtellte ſie ſich als verfehlt heraus. Auf der Rückreiſe machte er Beſuch in Würzburg und Ansbach, dann einen achttägigen Aufenthalt in der Heimat. Im November wieder Betheiligung an den Wahlen, am 16. December humoriſtiſche Rede bei einem Krokodilſouper, zu Weihnachten und Sylveſter Gaſtrizismus und ſchlafloſe Nächte. Folgende Tagebuchſtelle muß ich wieder wörtlich anführen: „B. zeigt mir ſein Tagebuch, wo er Gedanken von mir und Geſpräche mit mir darſtellt, ſehr gut auffaſſend! — Er: Als Beigabe zu Ihrer Philoſophie wird mein Tagebuch einmal auch Intereſſe haben!“ — Brauche ich hiernach eine Entſchuldigung, wenn ich wieder aus dem Meinigen ſchöpfe?

18. Januar 1869. Ich ſprach geſtern mit Meyr über die unerſchöpflichen Hülfsquellen des Böſen, die Macht des Scheins, den Vortheil gemeiner Klugheit über edle Weisheit. Daß der Kampf dennoch nicht aufzugeben, ſondern mit Ausdauer und Kühnheit zu führen ſei, darüber waren wir einig. Ungeachtet aller Opfer, welche uns dieſe Treue auferlegt, kann man im Hinblick auf die letzten Dinge doch ſchon jetzt die ganze Wirthſchaft mit Humor betrachten. — Es iſt eine der ſeltſamſten Krankheiten unſerer Zeit, daß ſich der Gebildeten ein wahrer Fanatismus gegen Gott, Freiheit und Unſterblichkeit bemächtigt hat. Die Idee Gottes iſt zur vagen Allgemeinheit geworden, die Freiheit der Entſchließung wird bezweifelt, die Unſterblichkeit für thörichten Wahn gehalten. Die Wiſſen-

ſchaft der Wiſſenſchaften wird gehöhnt; nur das Außen gilt, kein Innen.

Die Philoſophie ſtützt ſich auf die Thatſache des Selbſtbewußtſeins. Es iſt denn doch eine Thatſache, daß das Ich ſich ſelbſt zum Gegenſtande der Betrachtung machen kann und wirklich macht. Jeden Augenblick wird, wenn es nur will, das Subject zum Object für ſich ſelbſt. Dieſes Erheben über ſich, dieſe Vertiefung in ſich, iſt das entſcheidende Merkmal des Ich, der Perſönlichkeit, des Geiſtes. Mit dieſem Geiſte betrachten wir die Außendinge; nach ſeinen innewohnenden Geſetzen bilden wir uns Begriffe von ihnen. Alſo auch bei der Induction thut er die Hauptſache; ihm iſt aber er ſelbſt — ſein theoretiſches und praktiſches Verhalten — die Hauptſache. Und mit unwiderſtehlicher Wahrkeitskraft ſucht er ſeine Quelle im höchſten Geiſte. Die Intuition iſt ebenſo reell wie die Induction, die Form ebenſo reell wie der Stoff. Wo kein Formvermögen iſt, bleibt alles Stoffliche unerkannt; Formen und Schaffen iſt einerlei. Das höchſte Schöpferiſche zeigt der Geiſt in der Erkenntniß ſeiner eigenen Exiſtenz, ſeiner Aehnlichkeit mit dem Stammgeiſte, und ſeiner Unzerſtörbarkeit. Es gab eine Zeit, wo die Welt dem Glauben — eine andere, wo ſie der Philoſophie zu Füßen lag. Jetzt hat ſie ſich ganz nach außen gekehrt und dünkt ſich weiſe in ihrer Verarmung.

9. Mai. Ich war heute bei Meyr. Wir ſprachen von der Begabung zur Erkenntniß Gottes, von der Begabung für den Glauben an ihn und für die Liebe zu ihm.

Wem dieſe Begabung fehlt, wird den Begabten nie verſtehen. Der Letztere wird nicht Alles wiſſen wollen, während der Erſtere auch nach Dingen fragt, die jetzt noch gar nicht gewußt ſein wollen. Der Gläubige begnügt ſich mit Blicken in Gottes centrales Leben, der Ungläubige fragt nach allen Einzelnheiten ſeines peripheriſchen Lebens. Der Zweifler möchte mühelos und unmittelbar Alles auf einmal erfahren — wer Glauben und Liebe hat, erfreut ſich der fortſchreitenden Erkenntniß. Er freut ſich, ein Verhältniß zu Gott und eine Anknüpfung an das Ewige zu haben, während er ſeine Thätigkeit dem gegenwärtigen Leben zuwendet.

23. Mai. Wie wenige Menſchen handeln aus großen, reinen Motiven, und wie wenige beharren bei denſelben! Meyr fand den Grund dieſer Erſcheinung in dem mangelnden Bewußtſein eines ewigen Zweckes. „Damit es dir wohl gehe und du lange lebeſt auf Erden", dieſes Motiv führt zu einer kurzathmigen Tugend, welche leicht in puren Egoismus übergeht. Den Indiern war das jenſeitige Leben das wahre Sein — und wenn man dieſe Vorſtellung von Schwärmerei entkleidet, ſo iſt ſie die richtige und die Mutter reiner und großer Motive. Wie ſchön, wenn das Ziel in eine Sphäre gerückt iſt, wo die entmuthigenden Wechſelfälle des irdiſchen Lebens überwunden ſind! Und welche Weihe erhält das Handeln für die Aufgaben des Daſeins, wenn unſere geſammte Thätigkeit unter den Geſichtspunkt ewiger Zwecke für den Einzelnen wie

für das Ganze geſtellt wird! — Auch das Ideal des Glücks wird auf Erden für niemand verwirklicht, und doch verlangt dies die Gerechtigkeit und Güte, welche wir dem Schöpfer beilegen. Gott muß dieſe Eigenſchaften beſitzen, denn wie käme ſonſt der Sinn dafür in das Geſchöpf? Wenn aber Gott ſie hat, dann iſt auch unſer Ideal des Glücklichſeins kein Wahn, ſondern die Ahnung eines einſt Erreichbaren.

15. November. Meyr ſagt: Bei dem gereiften Manne müſſen Erkenntniß und Gefühl Hand in Hand gehen, auch in dem Verhältniſſe zu Gott. Wenn er Gott nicht zu erkennen ſtrebt, ſo wird auch ſeine Liebe zu ihm erlahmen, ſo wird er auch nicht ihm zu Dank und zur Beförderung ſeiner Zwecke die Mitgeſchöpfe lieben. Es gab eine Zeit — die erſte Weltzeit — wo die Natur vorherrſchte; dann kam die zweite, wo das Gemüth regierte; nun iſt die dritte eingetreten, wo der im Menſchen vorherrſchende Geiſt den Geiſt in Gott ſucht. Die Menſchheit kann ſich der Aufgabe jetzt nicht entziehen, Gottes Weſen und Wege zu begreifen; wollte ſie es, ſo würde der Gemüthsrapport mit ihm erlöſchen.

25. November. Von Meyr's edler Perſönlichkeit angezogen, hatten einige Offiziere ſich ihm genähert und ſeine Werke theilweiſe geleſen. Der Materialismus, welchen der eine mitbrachte, war bald gewichen; deſto hartnäckiger blieben die Andern auf dem deiſtiſchen Standpunkt, bei der Anſicht, daß Gott als vollkommenes Weſen nichts

Analoges mit Menſchlichem habe und demgemäß auch menſchlicher Erkenntniß entrückt ſei. Mir iſt dieſer Skepticismus, welcher die beſten Leute um den Genuß des Beſten bringt, in ihrem und im allgemeinen Intereſſe peinlich, und ich lenkte daher Meyr's Aufmerkſamkeit auf mehrere Einwendungen, welche von jener mir ſo achtbaren Seite gegen deſſen Philoſophie gemacht wurden. Die eine war, daß man die menſchliche Eigenſchaft des Denkens nicht auf Gott übertragen könne, da das Denken ein Suchen nach Wahrheit ſei, Gott aber nicht als ſuchend, ſondern als ſchon beſitzend gedacht werden müſſe. Meyr erwiderte: Man ſtellt ſich die göttliche Vollkommenheit fälſchlich ſo vor, daß Gott gar keine Action möglich wäre, weder eine erkennende, noch fühlende, noch handelnde. Gott kann aber eine Vollkommenheit nicht wollen, welche ſeinem Geiſte Leben und Bewegung nehmen würde. Gott hat, was er will, aber er will nicht ein- für allemal Alles haben, weil ſonſt ſein Geiſt — jeder Erneuerung, jeden Genuſſes und jeden Fortſchritts unfähig — der höchſten, ſelbſtbeſtimmenden Vollkommenheit entbehrte und zur bloßen Natur herabſänke. Gewiß iſt das göttliche Denken von dem menſchlichen toto coelo verſchieden — ein blitzartiges Schauen; aber Gott wäre nicht der Vollkommene, wenn er nicht frei wäre gegen ſein eigenes Denken. Der Vollkommene darf ſich nicht um der vermeintlichen Vollkommenheit willen, welche dem Abſoluten angedichtet wird, zu ewigem Quietismus ohne Wechſel, ohne Spannung, ohne Leben degradiren laſſen — was ohne Zweifel der Fall wäre, wenn ihm die Erkenntniß von Allem und Jedem, auch von den Modalitäten jedes Künftigen, wie Staub in die Augen getrieben würde. Bekanntlich iſt mit dieſer Ausdehnung des göttlichen Wiſſens auch eine unbedingte Vorausbeſtimmung verbunden; es wird durch ſolche Allwiſſenheit die menſchliche und die göttliche Freiheit vernichtet; und dieſer Begriff ſollte der wahren Vollkommenheit entſprechen? So wenig die Ewigkeit endloſe Zeit iſt, ſo wenig entſtehen göttliche Eigenſchaften durch grenzenloſe Ausdehnung menſchlicher Eigenſchaften; denn eine ſolche Grenzenloſigkeit würde die andere vernichten. Gott könnte nicht mehr das Ideal des Wahren, Guten, Schönen, nicht mehr die Quelle aller Natur, alles Gemüthes, alles Geiſtes ſein; er wäre nicht mehr das Ideal der Ideale, das wirkliche Ideal, aus welchem alle möglichen Ideale abzuleiten ſind, ſondern nur eine kahle, unmögliche metaphyſiſche Schrulle. Wem Gott irgendwie noch die Liebe iſt, darf ſich von ſolcher Conſequenzmacherei nicht einfangen laſſen.

So ungefähr redete Meyr, wenn ich auch Einiges daran ein wenig zuſammenbezogen und ausgebaut habe. Auf eine zweite Einwendung — daß nämlich der Menſch überhaupt nicht fähig ſei, Gott zu begreifen — entgegnete er, es würde vielmehr unbegreiflich ſein, wenn Gott ſeinen Abkömmlingen jede Fähigkeit verſagt hätte, ihn zu erkennen und dadurch ein Verhältniß zu ihm zu gewinnen. Es hat, ſagte er, von jeher erleuchtete Geiſter — Religionsſtifter und Philoſophen — gegeben, welche die ihnen gewordene innere Offenbarung verkündigten. Die Wiſſenſchaft von Gott iſt wie jede Wiſſenſchaft eine fortſchreitende von Geſchlecht zu Geſchlecht; ſie ſucht zu den ſichtbaren Dingen die unſichtbare Urſache, Gottes eigenes Leben, zu erforſchen. Freilich gelingt ihr das niemals ganz; denn es iſt ein Unterſchied zwiſchen Erkennen und Kennen, zwiſchen dem Weg und dem Ziel; aber was wir von dem fernen Ziele erkennen, iſt uns gewiß, das Gewiſſeſte von Allem.“

Wir haben damals alle Zweifel berührt, welche ſich gegen Melchior Meyr's Syſtem von Gott und Welt erheben laſſen, und Meyr verlangte nichts Beſſeres. Was ihn an ſeinen Zeitgenoſſen ärgerte, war nicht der ausgeſprochene Gegenſatz zu ſeinen Ueberzeugungen, ſondern die ſchweigende Nichtbeachtung deſſen, womit er den höchſten Intereſſen ſeiner Zeit zu dienen glaubte. Es iſt hier um ſo weniger der Ort, das ganze Syſtem durchzuſprechen, als er es ſelbſt in den Aufſätzen eingehend erläutert hat, welche in dem dritten Bande ſeines Nachlaſſes geſammelt werden. Nur ſo viel ſei hier wiederholt, daß Meyr das erkenntnißloſe Gefühlsverhältniß zu Gott für unzureichend hielt; daß er davon durchdrungen war, die Menſchheit könne auf der jetzigen Stufe ihrer Entwickelung ſich nicht mit blinder Liebe zufriedenſtellen. Er verlangte daher eben im Intereſſe der Liebe zu Gott die ſtrenge Geiſtesarbeit, welche ſein Weſen und ſeine Zwecke zu erforſchen trachtet; auf dieſes zur Ungebühr verlaſſene Feld wollte er den mit aller ſonſtigen Erkenntniß der Gegenwart ausgerüſteten Geiſt der Begabten herauflocken.

Meyr hatte den letzten Abend des Jahres nicht in dem befreundeten Familienkreiſe zubringen können, wo er ſonſt dieſe heitern Stunden genoß; er war unwohl, matt und ſchlaflos. Doch das ging vorüber, und am 2. Januar 1870 ſehen wir ihn in einem andern gaſtlichen und liebenswürdigen Hauſe fröhlich toaſtiren. Aber immer mehr beläſtigten ihn ein Druck und eine Atonie im Unterleib, welche auch der äußerſten Diät nicht weichen wollten. Sein Tagebuch ſagt am 23.: „Schwind's Meluſine. Wie ſchön, tief, tragiſch, ergreifend!“ — einen Monat ſpäter: „Die religiöſen Gedichte zu Ende copirt und geordnet, endlich für jedes eine Ueberſchrift gemacht. Achtzehn Reihen! Am 22. Abſchluß! Große Freude dran! Mein reichſtes Buch!“ — Am 1. März: „Ideen — erſt im N. T. leſend, dann Pſalmen: höchſter Genuß!“ — am 22. April: „Gefühl: es iſt noch nicht aus mit mir, ich kann noch etwas leiſten, ich will meine Kräfte der Sache Gottes widmen!“ Am 28. Mai Frühlingsfeſt der „Zwangloſen“ in Feldafing. 1. Juni: „Seit mehreren Tagen ſchlafloſe Nächte — dämoniſch — wenn ich das Licht auslöſche, ruft's in mir, du wirſt nicht ſchlafen; mein Herz klopft, ich wende alle Geduld an, alle Willenskraft, aber ich kämpfe mit einem innern Gegner, — und ſchlafe nicht ein. Kurze Zeit oberflächlicher Schlummer.“ Am 8. munteres Mittagsmahl bei ſeinem älteſten Bekannten; am 28.: „60. Geburtstag. Ohne Wein! ſtill!“ — Später kam ein herrliches Roſenbouquet von einer Verehrerin aus Wien. Meyr bereitete ſich durch Uebung im Italieniſchen auf eine Reiſe dahin, wohin den Dichter ſchon lang die Sehnſucht zog; doch nun fuhren die Kriegsnachrichten dazwiſchen. Am 17. Juli war ich zum letzten mal in ſeiner Wohnung, „wo wir ſo viele wichtige Dinge beſprochen haben“ — es war in der That das letzte mal; denn als ich aus dem Kriege zurückkehrte, war er begraben. — Seine Stimmung ſchildert das Tagebuch: „Vor einem Rieſenkampf! Erhabene Spannung!“ „Jetzt, wo die Entſcheidung näher kommt, ſtellt man ſich's vor, ſorgt (weil man keine vermeſſene Zuverſicht haben will!), ängſtet ſich. Dann wieder apathiſcher!“ Am 31.: „Abſchied von B. Er zuverſichtlich, ruhig; ſo zweiter Sohn und Frau. Er ſendet mir ſeine Tagebücher!“ Den andern Tag reiſte ich zur Armee.

Das abgelaufene Halbjahr hatte meine Kraft ſo ſehr in politiſcher Thätigkeit aufgebraucht, daß mein Tagebuch nur wenige philoſophiſche Aufzeichnungen enthält, ſo am 7. März: Geſtern, Sonntag, hatte ich wieder ein hochintereſſantes Geſpräch mit Melchior Meyr. Mag der Stoff ſich noch ſo breit machen — wie es jüngſt durch Karl Vogt in den öſterreichiſchen Landen geſchah — er bedarf immer eines Herrn, der ihn ordnet und organiſirt.

Dieſer Herr iſt der Geiſt, welcher daher keine bloße Function des Stoffes ſein kann. Eher noch wäre der Stoff eine Function des Geiſtes — aber auch das iſt nicht wahr. Beide haben ihr eigenes Leben aus dem Born der Ewigkeit. Vogt iſt ein Virtuoſe für die Beobachtung des ſinnlichen Lebens, und die höchſte Pflicht iſt ihm, daſſelbe zu nähren und zu erhalten. Es gibt aber auch Virtuoſen für die Beobachtung des geiſtigen Lebens, für deſſen Nährung und Erhaltung. Niemand kann etwas erzeugen, wozu er nicht begabt iſt, und der Begabten ſind immer nur wenige; die andern müſſen ſich das Producirte gläubig aneignen. Vor Allem iſt die Erkenntniß Gottes eine Sache der Begabung. Die Menge wird immer von einem Glauben gegängelt; der Reiz eines neuen Glaubens muß ſehr ſtark wirken, um den alten zu entwurzeln. Gott im Geiſte zu erkennen, die Autorität der Wiſſenſchaft an Stelle des gläubigen Ja und des gläubigen Nein zu ſetzen, iſt für Leute aller Art eine ſtarke Zumuthung. Sie helfen ſich über den Vorwurf der Geiſtesträgheit gern damit hinweg, daß auch die Gotteserkenntniß des Begabteſten eine dürftige ſei. Als ob zwiſchen Nichtswiſſen und Alleswiſſen nicht eine ſchöne Ernte des Wiſſens zu holen wäre! Auf dem Wege zur Wahrheit iſt Wahrheit; „Alles oder Nichts" iſt eine kindiſche Formel! — Die ſogenannten Gebildeten ſtellen Gott ſo hoch, daß wir nicht nur ihn, ſondern er auch uns nicht erreichen kann; man macht damit Gott ärmer an Güte als das Geſchöpf, welches in ſeinem Wirkungskreiſe auf Aller Wohl Bedacht nimmt, oder man bezweifelt, daß die Allmacht mächtig genug ſei, außer dem Ganzen auch das Einzelne zu regieren. Allerdings ſcheint Gott hierzu Gehülfen nöthig zu haben, und er hat ſie nach Meyr's Syſtem in den göttlichen Perſonen, ſowie dieſe an den ungezählten Weſen von intenſivgeiſtiger Organiſation, welche — über der ſinnenfälligen Welt erhaben — dieſelbe von innen heraus durchſchauen und durchwirken. Die Ueberzeugung von der Exiſtenz dieſer Götter- und Geiſterwelt, welche natürlich den Spott der Aufgeklärten über die „fliegenden Engel“ herausforderte, wurzelte bei Meyr deshalb ſo tief, weil ohne ſie kein Organismus denkbar ſcheint, der Gottes Güte, Macht und Weisheit vollkommen entſpräche. — Der Unglaube, welcher ihm entgegentrat, läßt ſich erklären. Die Menſchen ſind gewohnt, mit jeder Exiſtenz den Begriff der Ausdehnung zu verbinden; was alſo exiſtirt, muß Raum einnehmen oder es exiſtirt eben nicht. Manche machen hiervon für den menſchlichen Geiſt und für Gott eine Ausnahme; aber auch ſolchen fällt es zu ſchwer, überhaupt den Begriff des intenſiven Seins zu faſſen und feſtzuhalten. Meyr ſelbſt geſteht, daß es ihn immer wieder dränge, ſich von dem intenſiven Sein ein Bild zu machen und es dadurch zum extenſiven zu machen; ſo ſehr beherrſcht der Vorſtellungstrieb unſer Denkvermögen. Seltener findet ſich das entgegengeſetzte Extrem, nämlich die Anſicht, daß der Geiſt gar keiner natürlichen Baſis bedürfe. Meyr liebte die

Natur zu ſehr und brachte ſie in zu nahe Verwandtſchaft mit dem Geiſt, um dieſer Anſicht beizuſtimmen. Ohne alle Natur iſt ihm ſelbſt der abgeſchiedene Menſchengeiſt nicht, wenngleich hier ſowenig als bei den Ueberirdiſchen von einer ſichtbaren und palpabeln Körperlichkeit die Rede ſein kann. Wer gibt uns auch das Recht, das zum eigenen Leben nothwendige Naturſein an die Bedingung der fünf oder ſechs Sinne zu knüpfen, mit welchen die grobe irdiſche Natur den Geiſt umgibt und belaſtet?

20. April. Es gibt Thatſachen, welche mit offenen Augen nicht geſehen werden, weil ſie dem geſunden Gefühle widerſtreben. Dahin gehört der Miserfolg des wahrhaft Guten, Originalen und Genialen im Gegenhalt zu den Erfolgen des Oberflächlichen, geſchickt Gemachten und Nachgemachten. Weisheit iſt nicht nur ſchwer zu produciren, ſondern auch ſchwer zu begreifen, während das Publikum mit Leichtigkeit die Producte gewandter Compilatoren verſchlingt. Dazu kommt noch, daß das charaktervolle Genie die Reclame verſchmäht, während die gewerblichen Eintagsfliegen gegenſeitig ihr Lob ſummen. Es iſt nicht nöthig, dies zu beklagen — aber es iſt nöthig, es zu wiſſen, um nicht irre zu werden, wenn Beifall und Erfolg den Genius fliehen und das gefällige Talent belohnen. Die Fehler derer, welche empfangen ſollen, ſind ſo groß, daß man ſich vielmehr wundern muß, das ehrliche Genie zuweilen dennoch mit Erfolg gekrönt zu ſehen. Dies und die poſthume Anerkennung, welche doch in der

Regel nicht ausbleibt, ſprechen dafür, daß das menſchliche Herz und der menſchliche Kopf denn doch das Echte vom Unechten unterſcheiden können, wenn auch Schwäche, Trägheit und Eigenſinn zunächſt das Blendwerk bevorzugen. Was das Misgeſchick des Genies bei der Mitwelt betrifft, ſo ergibt ſich die Nachwelt ſehr naiv dem Wahn, es habe nicht ſtattgefunden, die Anerkennung ſei ſogleich erfolgt, die jetzt Claſſiſchgeſprochenen hätten ſich nicht mühſam auf ihren heutigen Ehrenplatz hinaufringen müſſen. Die Nachwelt weiß dies nicht oder will nicht daran erinnert ſein, wenn ſie als Mitwelt die nämliche Sünde begeht.

Meyr's Theilnahme für die bevorſtehenden und bald auch erfolgten Kämpfe der deutſchen Heere unterbrach nicht ſeine Arbeiten. Am 29. Juli notirt er: „Voltaire von D. Strauß. Unterhaltend! Strauß ein ſchwacher Philoſoph! Voltaire reflectirt gut, aber kann ſeine verſchiedenen Gedanken nicht organiſiren.“

1870—71.

München, 18. Auguſt 70.

Den herzlichſten Dank, lieber Freund, für das weltgeſchichtliche Document eines Brieſes aus dem Feldzug 1870! Mit der größten und reinſten Freude hab' ich das Schreiben und ſeine Glückomeldungen genoſſen. Es kam Vormittags in die bekannte Stube zugleich mit einem Correcturbogen des Gedichtes, welches ſolgt.*) — Welche Lichtblicke in meinem Leben waren die Siegesnachrichten von der deutſchen — ſpeciell auch von der bairiſchen Armee! Die erſte Nachricht theilte mir mein Nachbar, Herr v. R., auf der Treppe mit; und da ich darüber in Jubel ausbrach, ſo ſuchte er mich mit der zweiten, am 7., in meiner Stube auf. Es war um ſo ſüßer, als es über alles Erwarten war. Denn nur die ſeichten Menſchen ſind ſo keck, den Sieg ohne Weiteres vorauszuſagen; jeder ernſtere und tiefere denkt an die Möglichkeit des Gegentheils, um die Erfüllung ſeiner Hoffnung Gott danken zu können. Möge nun der Gewinn der Capitalſchlacht alle bisherigen Thaten krönen! Der Dichter darf den Triumph vorherſagen; der Menſch muß denken: helfe Gott dazu!

---

*) Iſt in der Sammlung der „Lieder zu Schutz und Trutz" (Berlin, Lipperheide), mit dem Titel: „Das deutſche Heer an die Deutſchen."

Seit wir uns nicht mehr geſehen, hat ſich mein bekanntes Leiden ungewöhnlich verſchlimmert; ich habe mich von Dr. L. unterſuchen laſſen, und dieſer ſchickt mich nach Reichenhall, wohin ich am 20. Auguſt abgehen werde, um im „Hotel Lindwart“ zu wohnen. H.'s ſind noch dort. — Die „Pflegemutter“ iſt fertig geworden, und T. findet ſie gut, ſo weit er ſie geleſen. Die religiöſen Gedichte werden fortgedruckt; wir ſind ſchon am zwölften Bogen.

Ich freue mich außerdentlich, daß ich dieſe große Zeit mit erleben durfte, würde aber freilich wünſchen, noch einige Jahre auch meine Pflicht erfüllen zu können. Dann will ich gern hingehen, wo zunächſt kein Tag mehr ſcheint! — Wie oft wir hier (bei Tamboſi, Vier Jahreszeiten und Begegnungen) Ihrer gedacht haben, denken Sie ſich ſelber! Geſtern noch waren Sie das Thema zwiſchen mir und A. Jetzt herrſcht hier viel Ruhe, welche im Vertrauen ihren Grund hat. Man vertraut der Größe des Heeres, der Führung und dem Geiſt, der, wie man ſich überzeugt, ſiegen will. Da kann's wohl, nach menſchlicher Berechnung, nicht anders kommen. Ich hoffe, daß der Genius, der die Lüge züchtigt in Frankreich, fortfahren wird in Deutſchland! Wir haben der Nemeſis noch gar manches zu recommandiren! — Alſo nochmal den ſchönſten Dank, daß Sie an mich gedacht haben! Grüßen Sie die Freunde, die ſich meiner erinnern, auf's herzlichſte von mir! Mögen Sie mit Ihren Söhnen, O, K. u. ſ. w. leben und triumphirend in Paris einziehen! Ihr getreuer

Melchior Meyr.

P. S. „Die Tagebücher" ſind in meiner großen Blechkapſel bewahrt.

So ſchrieb einer der edelſten Ritter des Geiſtes, eines der beſten Herzen Deutſchlands, am Tage der Schlacht von Gravelotte. Ich finde unter ſeinen Entwürfen, welche mit Themata überſchrieben ſind, im 14. Heft nachfolgende Skizzen:

Das deutſche Heer.

Geſchehen iſt's! Und alles Hoffen rieſig übertreffen! Jeder ein Held, jeder ein Ehrenmann, jeder das Irdiſche verwerfend für das Ewige — aus Liebe und Begeiſterung für das Ewige! — Die Ehre ſiegt, die wahre Ehre, die Wahrheit! Die Scheinehre der eitlen Miethlinge zerbricht. — So muß man ſiegen, wenn man's nicht anders thut! Wenn der Intelligenz, dem Befehl, die Kraft, der Opfermuth entſpricht.

Das iſt der Boden, worauf alles aufblüht in reichſter Fülle. In Kraft und Jugend gabt ihr das Leben — die ewige Herrlichkeit iſt euch gewonnen! Wer in dieſem Krieg gefallen, iſt ewig ausgezeichnet, hat ewig das ſelige Bewußtſein.

(Reichenhall, 23. Auguſt 70.)

Krieg.

Das deutſche Volk muß das ſtärkſte ſein, weil es das idealſte iſt und die höchſten geiſtigen Aufgaben hat. Wir ſind das geiſtige Volk der Menſchheit, alſo das zum Herrſchen beſtimmte Princip: wir denken die höchſten Ideale der Menſchheit, wir wollen ſie realiſiren; wir wollen die gerechte Organiſation der Menſchheit. Darum müſſen wir's auch ausführen können. Aber iſt bei dem edlen Willen und bei der Einſicht nothwendig auch die Stärke? Kann ſie nicht auch fehlen? Kann die Begabung nicht eine einſeitige ſein? Ja wohl! Aber bei uns iſt ſie's nicht! Ihr habt den wunderbaren Beweis gegeben, daß wir auch das mächtigſte, tapferſte, unwiderſtehliche Volk ſind, das erſte im Krieg, wie das erſte im Frieden. Dank euch, ihr Helden! Jetzt bin ich der Zukunft der deutſchen Nation ſicher.

(Reichenhall, 28. Auguſt 70.)

An die Franzoſen.

An der Spitze der Civiliſation? Dazu habt ihr nicht den ſittlichen Willen, der immer die wahre Ehre, d. h. die Tugend, die hohe Güte, über das Glück ſtellt! Ihr habt Fähigkeiten, aber nicht die höchſte, die allweihende. Ihr könntet mitthun, aber nicht leiten. Ihr müßt geleitet werden, hingewieſen, geführt zur wahren Ehre. Denn ihr habt als Ideal die Scheinehre, Gloire, die gleiſende Ehre vor der Welt — die den Kitzel der Eitelkeit befriedigt. Nicht wirklich ſein wollt ihr die Beſten, nur dafür gelten! Nur es euch einbilden! Und wir, die wir's ſein wollen und ſind, wir ſollen euch dafür gelten laſſen? Die Lüge hat zu lang gewährt! Hinweg der Schein! Die Wahrheit verliert die Geduld, ſcheucht den Schein und ſetzt ſich auf den Thron, der ihr allein gebührt.

(Reichenhall, 26. Auguſt 70.)

An Wilhelm.

Deutſchland das waffenmächtigſte? Ich hab's gewünſcht, doch vor dir's nicht zu glauben gewagt. Nun haſt du's bewieſen! Du haſt bewieſen, daß du in deiner Sorge für die höchſte Stärke des Volks von Gott geleitet warſt. Du haſt's gewagt: der Erfolg — Gott hat dich gerechtfertigt! Reichenhall, 26. Auguſt 70.

An Louis Nap.

Du fühlteſt Neid, weil die Deutſchen ſtark und geachtet waren; von dieſem Leide wollteſt du dich heilen. | Um zu beweiſen, daß die Franzoſen mit beſſeren Geſchoſſen die

Deutſchen auf den Boden legen, haſt du den Krieg beſchloſſen. | Und du warſt ſo frech, zu dieſem Frevel der Eitelkeit Gottes Segen zu erflehen, und ſo dumm, an Gottes Beiſtand zu glauben! | Gott ſoll der Lüge helfen, der kindiſchen Frechheit? Das konnteſt du hoffen? Du haſt ihn kennen gelernt in ſchauerlicher Klarheit: er läßt die Lüge zermalmen durch die Wahrheit! | Das rechte Ziel der Ehre gibt eine Kraft, einen Willen, vor welchem Alles in den Staub ſinkt. | Nach dir wird keiner mehr ein Halunke ſein und zu ſiegen verlangen! Man wird jetzt an die Macht der Tugend glauben und eine beſſere Zeit wird beginnen. (Reichenhall, 27. Auguſt 70.)

Hier iſt (an Goethe's Geburtstag) ein Thema eingeſchoben, wie ein deutſcher Ritter ſeine Häuslichkeit zu proſaiſch findet, auf Abenteuer geht, und wie ihm dann zurückſehend das Leben bei ſeiner Frau in poetiſchem Glanze erſcheint. Rückkehr, Belehrung durch einen Geiſtlichen: hier iſt das Beſte die Arbeit — das vollkommene Glück nur im Himmel, wo wir ihm gewachſen ſind und es (ſo weit der Menſch das kann) verdient haben. Alſo die Erde mit ihrer Mühe, ihrer Proſa lieben: nicht nach unverdientem Glücke trachten; den Himmel verdienen!

Deutſches Heer.

Gefallen ſein in Jugend, von der Seite der Gattin weg, und von Kindern | Verſtümmelt ſein, kraftberaubt, hülflos, leidend — ein ungeheures Opfer! | Aber gefallen und leidend, damit der ganze Erdkreis die deutſche Nation als die erſte achte, Bewunderung an die Stelle der Misachtung trete | Martyrer, damit die deutſche Nation als die ſtärkſte ihren Willen geltend machen kann zum Heile der Menſchheit, damit die Ideale des deutſchen Geiſtes wirklich werden: die Organiſation der Völker — das iſt das höchſte Glück, das höchſte Bewußtſein! — O, ſich ſagen zu können, das haben wir gethan, das dankt das deutſche Volk und die Menſchheit uns — das erhebendſte Gefühl! | — —

Sonſt wurden nur die Führer berühmt, das Volk vergaß man. Aber jetzt ſehen wir: die Führer konnten nur ſiegen mit ſolchem Volk! Nur, weil jeder ein Heros, groß, opferfreudig! Alſo muß das Volk, muß Jeder ſeine Ehre haben wie der Führer! Und Jeder hat ſie: wenn nicht auf Erden, doch im Himmel! Wo keiner überſehen wird! (Reichenhall, 28. Auguſt 70.)

Reichenhall.

Der Geiſt regiert die Welt durch die Mittel, die er geſchaffen, die ihm dienen — ich ſitze hier ferne, zwiſchen mächtigen Höhen im ſtillen Thale — Er bringt die Thaten meines Volkes her, daß ich ſie im Geiſte mit erlebe.

Da geh' ich mit dem Siegeslauf,
Da fühl' ich Noth und Schmerz!
Da jauchz' ich triumphirend auf,
Da blutet mir das Herz!

Da ſtaun' ich in Bewunderung, da fühl' ich und ſchaue die Frucht eures Heldenmuths.

Da fühl' ich Deutſchland und die Menſchheit durch euch befähigt, die höchſten Schöpfungen zu gründen.

Da verlang' ich für euch den Lohn. Den Lohn der Todten im Himmel, und der Opfer, die auf Erden fortleben. Frei von Sorgen ſollen dieſe ſein, gehegt von der Nation, ein lebend Denkmal ihres Dankes.

Das iſt die erſte höchſte Pflicht nach dem Triumph — unwürdig wäre die Nation deſſen, wenn ſie euch nicht mit Wohlthun dankte.

28. Auguſt Abends.

Schilderung.

— — — — Herrlich friſcher Morgen. Zwiſchen der Reitalpe und dem Müllerhorn glänzen die beſchneiten Loferberge her, von der Sonne beſchienen, mit einem feinen roſigen Hauch. Die nördlich gelegenen nahen Berge in hellem, ſilbernem Glanz der Morgenſonne, die ſüdöſtlichen im grünen Dunkel des ſchattigen Waldes.

Später: ſtille, warme Luſt, Sonnenlicht. Paradieſiſch! Wir haben auf Erden auch das Gefühl des Paradieſes. Aber nicht lange! (Reichenhall, 3. Sept. 70.)

Nachricht: L. Napoleon gefangen!!

Melodie: „Prinz Eugenius, der edle Ritter.“
(In der Heimat zu ſingen.)

General Moltke, der edle Stratege,
Der kennt alle Weg' und Stege,
Die das Kriegsheer gehen muß,
Um den Feind mit Macht zu faſſen,
Daß er uns das Feld muß laſſen
Bis zum ſtolzen Friedensſchluß.

| Ruht in Frieden, Kameraden; nach tapfern Thaten ſeid ihr gefallen für das Vaterland. Wenn wir an euch gedenken, kommt uns das Waſſer in die Augen. |

Ihr habt euer Leben
In der Jugend hingegeben, weil die Ehre euch rief.
Im ewigen Leben macht's euch glücklich.
Invaliden: geehrt. Sonſt iſt die Nation der Siege nicht werth.
(Reichenhall, 4. Sept. 70.)

München, 30. Oktober 70.
Auguſtenſtraße Nr. 1/3 links.

Lieber Freund!

Nachdem es heute zum erſten mal geſchneit, ſchreibe ich Ihnen in geheiztem Zimmer, welches behaglich wäre, wenn der bekannte Feind, den ich in mir ſelber beherberge, mich zum rechten Behagen kommen ließe.

Es iſt ſehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie in Verſailles, deſſen Säle Sie als Eroberer durchſchreiten, an mich gedacht haben! Auch hat mich der im Grunde frohe Ton Ihres Briefes gründlichſt erfreut. Möge das deutſche Heer, das ſo große Dinge gethan hat, endlich auch zum nachhaltig guten Ziele gelangen!

Was meine friedlichen Verhältniſſe betrifft, ſo war ich, von Dr. und Krankenhausdirector L. dahin beordert, drei Wochen in Reichenhall, wo ich kuhwarme Milch und Kräuterſaft genoß und badete, nicht ohne Erfolg. Hier ſaß ich eines Morgens, Ideen niederſchreibend in meiner Stube (Villa von Liebig), als die Pächterin der vermietheten Gemächer, Frau S. aus München, athemlos eintrat, um mir zu ſagen: daß der Kaiſer Napoleon gefangen ſei — von bayriſchen Jägern! Ich eilte nach dem Kurhauſe, wo ich das Richtige erfuhr und mit triumphſtrahlenden Kurgäſten bejubelte. Zur Feier dieſer grandioſen Erfolge brannten am Tage darauf, d. h. in der zweiten Nacht, 100 Holzſtöße auf den Bergen und unten gab's Feuerwerk und Muſik. Auch nach den Siegen bei Metz hatten auf den Bergen ſchon Freudenfeuer geloht. — An den wenigen ſchönen Tagen machte ich Ausflüge mit den Damen H. und L. (ihrer Schwägerin), denen ſich zwei Berlinerinnen, Mutter und Tochter v. K., anſchloſſen. — Nach achttägigem Aufenthalt in München ging ich nach Ebermergen zu meinen Verwandten und beſuchte Pfarrer G. in W. bei D., der die Rieſer Geſchichten „Gleich und Gleich“ und „Der ſchwarze Hans“ mit veranlaßt hat. Dort erfuhr ich die Uebergabe von Straßburg. Ueberall, in Gebirgsbayern, in Schwaben und in Franken, herrſchte deutſche Geſinnung, Stolz auf unſere Armee und Herunterſehen auf die Franzoſen wegen ihrer Lügen.

Von Reichenhall heimkehrend fand ich eine Correſpondenzkarte von unſerm Freund K., die mir ebenfalls große Freude gemacht hat. Ein paar Tage darauf beſuchte ich die Familie B. und führte den Grafen R. ſpazieren, der mir die intereſſanteſten Details von den Schlachten bei Sedan erzählte. Wie er bei ſeinem Unglück doch noch Glück gehabt hat, vernahm ich mit dem größten Antheil.

Die „religiöſen und philoſophiſchen Gedichte“ ſind gedruckt. Ich ſchrieb noch ein „Vorwort“ dazu, das auf die Zeitereigniſſe (Rom und Frankreich) Bezug nimmt, und ſtrich dafür die Auslaſſung über das Selbſtlob zu einem Viertel zuſammen — ſo daß Sie jetzt zufrieden ſein werden! Auch einer andern Ausſtellung von Ihrer Seite bin ich gerecht geworden. Sie erinnern ſich des Artikels „Poet und Philoſoph in Einer Perſon“. Als ich ihn dieſen Sommer wieder las, kam mir das Perſönliche ſehr ſchwach vor, ich ſchnitt es mit wahrer Genugthuung ab und machte aus dem folgenden Allgemeinen, nach Ihrem Rathe, einen kleinen Aufſatz, der ſich wohl wird leſen laſſen und ſchon an die berliner „Philoſophiſchen Monatshefte" abgegangen iſt. Vielleicht ergötzt es Sie doch ein wenig, daß Sie auch hier geſiegt haben! In der Fähigkeit der Selbſtkritik bin ich denn doch ein Deutſcher, wenn ich auch manchmal zum Durchbruch einige Zeit brauche. Heute habe ich „Schelling" angefangen, der ſich nebſt „Cornelius" an „Friedrich Rückert" anreihen ſoll. Das wird dann vielleicht ein intereſſantes Buch geben. Aber dazu müßte man geſünder ſein! Leider haben die bekannten Organe dieſen Sommer einen Schritt zum Schlechtern gemacht. Wo ich früher Beſchwerden fühlte, da fühle ich jetzt auch Schmerzen, d. h. die Krankhaftigkeit hat zugenommen. Wenn ich mit Gottes und meiner Zähigkeit Hülfe den Winter überſtehe, dann muß ich eine wirkſamere Badecur gebrauchen, als zu Reichenhall — in Kiſſingen, oder Marienbad, oder Karlsbad. Die Erzählung, von der Sie einen Theil kennen — „Die Pflegemutter" — iſt fertig geworden und hat T.'s und vorläufig auch meinen eigenen Beifall. — Die herzlichſten Wünſche für Ihr Wohlergehen und für den Schlußerfolg der deutſchen Waffen von Ihrem Getreuen

Melchior Meyr.

P. S. Die Freunde, wenn Sie mit einem zuſammentreffen, bitte ich ſchönſtens zu grüßen.

München, 1. Dec. 70.

Lieber Freund!

Auf Ihre Herzensergießung, deren fatalen Anlaß ich von ganzem Herzen bedauere, kann ich Ihnen nur in wenigen Zeilen antworten, weil ich Ihnen ein gedrucktes Gedicht zuſenden will, das Ihnen vielleicht einige Zerſtreuung ſchafft, wäre es auch nur, indem Sie es zauſen. Sie ſtehen zu gut mit dem Gefeierten, um nicht natürlich zu finden, daß ich einen Antrieb fühlte, dieſem Mann ein Lied zu ſingen. Aber wenn es keinen Effect macht, iſt's um ſo ſchlimmer.

Auch ich lebe kein behagliches Leben. Mein körperliches Leiden verläßt mich nicht; dennoch ſchreibe ich an den „Briefen über die Religion des Geiſtes“ fort, worin das Thema von „Gott und ſein Reich“ wieder behandelt iſt. Für wen? Das wiſſen die Götter! Von Einem aber glaube und hoffe ich, daß ihm manches darin Vergnügen machen wird. Ich ſtrenge mich nicht zu ſehr an; ob aber die körperliche Kraft, auch bei dem mäßigen Gebrauch, zuletzt nicht doch verſagen wird, kann ich nicht wiſſen.

Die „Mechthilde“ werde ich von P. zurückfordern; und es iſt mir ordentlich lieb, daß ich den Grund in einem Mangel an Vertrauen ſehen kann, den die Z. zu der Rolle kundgibt. Dem Theaterverdruß bin ich nicht mehr gewachſen; ich werde meine Loslöſung von dem Inſtitut als eine abgeworfene Laſt fühlen; aber mit dem Intendanten will ich darum keinen Streit haben. Natürlich gibt er ſchlechtere Stücke als die „Mechthilde“; aber ſie ſind harmloſer, und das iſt auch etwas.

Für die guten Ausſichten, die Sie mir in Bezug auf den Ausgang des Krieges geben, noch insbeſondere meinen Dank. Wenn einem dieſe Genugthuung auch noch genommen würde! Nein, dieſe wollen wir unverkümmert haben, wenn wir uns in unſerm eigenen Leben ſo vieles verkümmern laſſen!

Geſtern Abend hatte ich ſonderliches Glück; ich beſuchte Ihre Gattin, die ich ſehr heiter antraf wegen der Friedensausſicht, die Ihr letzter Brief an ſie gewährte, im Kreiſe von Frau und Fräulein S., Fräulein K. und Ihre Fräuleins, alle in beſter Laune. Angenehm unterhalten vergaß ich meine Gebrechen und ſchließlich wurde ich von der edlen Gräfin mit einer Portion Schinken entlaſſen, den ſie mir zum ſpätern Abendimbiß in die Taſche ſteckte.

Damit will ich den Brief ſchließen, denn Schöneres weiß ich nicht zu melden. Leben Sie wohl, trotzen Sie der Welt und, wo Sie können, zwingen Sie dieſelbe, Ihre gerechten Anſprüche zu erfüllen! Ich für meine Perſon will nichts als meine Ruhe haben; alle Unternehmungsluſt iſt von mir gewichen. Auf Wiederſehen! Ihr treuergebner

Melchior Meyr.

Später erhielt ich noch, eingeſchloſſen in einen Brief meiner Tochter, folgende mit Bleiſtift geſchriebene Zeilen:

Vom October bis Januar 71 entſtanden:

„Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung. Vierzig Briefe von Melchior Meyr.“

Annoch Manuſcript. Leider iſt der Kritiker nicht hier! Die herzlichſten Grüße von dem Autor M. M.

München, 20. Jan. 71.

Meyr's Tagebuch reicht wenig über das Datum dieſes Zettels hinaus; es enthält die Spuren zunehmender Schwäche und Schmerzen. Daneben erzählt es am 15. December, daß ſein Gedicht auf Moltke in mehreren Zeitungen Aufnahme fand; am 18. von einer Einladung zu Weihnachten, welcher er am 24. mit dem alten Humor Folge leiſten konnte; am 28.: „Bei der Gräfin B. — ihr Mann ſchreibt, Moltke habe ſich zwei mal bei mir bedanken laſſen für das ihm von B. mitgetheilte Gedicht: einmal wegen der Freundlichkeit, dann «wegen des Inhalts»! Heiter!“; am 28. Januar: „Capitulation von Paris. Die Stadt im Fahnenſchmuck. Wechſelſeitige Glückwünſche unter Freunden. Friede! Friede!“; am 31.: „Bei Dr. Cordes — er unterſucht mich gründlich — findet die linke Seite (Darmgeſchwulſt) bedenklich! will Prof. Buhl unterſuchen laſſen!“ Die letzten Worte des Tagebuchs, welche vielleicht auch bei Andern das melancholiſche Intereſſe erregen, welches ich empfand, lauten:

8. Februar. Bei Buhl mit Cordes. Verhärtung

am Darm nicht mehr zu beſeitigen! — Sieh da! G. ähnlich! —

Moriz von Schwind † an Herzleiden!

Ich habe, um meiner Aufgabe gerecht zu werden, noch Einiges aus den „Bemerkungen und Bekenntniſſen“ der letzten Monate ſeines Lebens mitzutheilen:

Bei meinem Drange, ungeduldig und zornig zu werden und dann Reden auszuſtoßen, die mich reuen müſſen, iſt es gerathen, die Pflichten ins Auge zu faſſen, welche das Unglück uns auferlegt. Von mir wird verlangt, daß ich entſage und Geduld habe. Ich ſoll nicht nur dem Genuß entſagen, ſondern auch der Arbeit, welche für mich der höhere Genuß iſt. Mein Körper verſagt mir die hierzu nöthigen Dienſte. Ich muß alſo denken, ich habe bereits genug geleiſtet, — ich muß von den ſchönen Entwürfen, die ich noch ausführen könnte, die Augen wegwenden — ſie ſollen Gedanken meiner Seele und Entwürfe bleiben. Sich deswegen ungeberdig ſtellen, iſt unrecht; ich muß mir's ſtrenge verbieten. — Auch in Gedanken ſoll man nicht zürnen! Ich habe immer gefunden, daß man einer Pflicht beſſer nachkommt, wenn man ihre Vernünftigkeit und die Ehre, die ſie gibt, erwogen hat.

(M., 17. Oct. 70.)

Der Schmerz entreißt uns den Schrei der Klage; und dieſe wird ſo leicht zur Anklage! (Desgl.)

Wenn ich einen mir von Gott inſpirirten Gedanken niederſchreibe, dann fühl' ich immer auch ſchon die Ohrfeige, die ich von der dummen Welt dafür erhalten werde.

(M., 13. Nov. 70.)

So geht's, wenn man nicht widerlegt werden kann; dann wird man todtgeſchwiegen!

(M., 26. Nov. 70.)

Es iſt unglaublich, wie ſtreng das Gericht der Zeit, der Nachwelt iſt. Was der geblendeten Mitwelt im ſchönſten Glanze geſtrahlt hat, wird als hohles Surrogat erkannt, das Echte dagegen gewinnt immer holderes Licht. Das Echte allein bleibt übrig; — deſſen iſt aber ſehr wenig! (M., 21. Jan. 71.)

Ich wäre einer der glücklichſten Menſchen, wenn ich geſund wäre. Die ſtete Production auf den Feldern der Poeſie und der Philoſophie würde mich dazu machen. Sogar jetzt bin ich durch ſie noch erfreut, wo ich faſt unaufhörlich Schmerzen leide.

(M., 21. Jan. 71.)

Im Nachlaß weiter ſpürend, finde ich noch ein Heft:

„Philoſophie. München, Januar 1871."

Es iſt leer! Der edle Dulder hatte nichts mehr zu thun, als unter Qualen ſeinen Nachlaß zu ordnen und dem nahen Ende in's Auge zu ſehen. Die Magerkeit, welche uns oft Beſorgniß einflößte, hatte ſich in entſetzlicher Weiſe geſteigert. Er empfing viele Beſuche, namentlich von befreundeten Damen. Einmal wurde er ſehr heftig, als eine von ihnen ihm wohlmeinend Hoffnung machen wollte. „Glauben Sie, ich fürchte mich vor dem Tode?“ brauſte er auf, bat ihr aber ſofort ab. Ich erfuhr ſein Ende in Compiègne; am 23. April war er zu München verſchieden. M. Carriere und deſſen Schweſter ſtanden an ſeinem Sterbebett und empfingen ſeinen letzten Händedruck, als die Verwandten ankamen. Er ſtarb ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß auf das extenſive Erdendaſein ein intenſives Leben folge, in welchem es der abgeſchiedene Geiſt mit nichts zu thun hat als mit ſich ſelbſt, um in unzerſtreuter Selbſterkenntniß aller Schlacken los zu werden — und daß dann endlich die von Gott gewollte ſelige Vereinigung des geläuterten Geiſtes mit der verklärten Natur ſich auf ewig vollziehe.

Biographiſche Skizzen.

Von Ehringen bis Berlin.

1810—40.

Ich habe dem Leſer den Mann im reifſten Alter vorgeführt; er ſelbſt hat ſich in den „Erinnerungen an Friedrich Rückert“ aus einer Zeit gezeichnet, wo Alles in ihm der Production entgegendrängte; es bleiben mir nur noch die Lücken auszufüllen, um das Geſammtbild vom Grabe rückwärts bis zur Wiege herzuſtellen. „Welch ein guter Genius müßte es ſein, der aus meinen früheſten Aufzeichnungen, poetiſchen Projecten der erſten Jugend (im Nachlaß!) bis zu den letzten, meinen Charakter und mein Leben wahr und ſchön darſtellen könnte!“ ſo ſagt ſein letzter Wille, und ich fürchte faſt, daß ich dieſer gute Genius nicht zu ſein vermag. „Der moraliſirende Phariſäer und Pfaffe kann mich nicht begreifen“, ſteht bald nach jenen Zeilen; aber ebenſo wenig wollte er von frivolen Epikureern begriffen werden. Wenn er an anderer Stelle ſagt: „Wer aus dieſen meinen Tagebüchern mein Leben erfreulich beſchreiben wollte, der müßte dem Autor ſehr verwandt ſein“, ſo habe ich nicht den Muth, dieſe Bedingung als in mir erfüllt zu betrachten. Und dennoch will ich mich der Aufgabe nicht weigern, zur Kenntniß dieſes Lebens und zur Geſchichte ſeiner Entwickelung ſo viel beizutragen, als meine Individualität es vermag. Ich habe ſchon früher geſagt, daß Meyr eigentlich niemals an Dualismus krankte; er war kein moraliſcher Rigoriſt, er ſah nicht im Sinnenglück den Feind des Seelenfriedens. Wie hätte er auch ſonſt der Dichter ſein können, der die Wirklichkeit liebte und verklärte! Statt hier Grund zum Tadel zu finden, ſollte man vielmehr den wunderbaren Reichthum einer Menſchenſeele anſtaunen, welche die Natur liebend an's Herz zu ziehen und doch zugleich den Geiſt in ſeinen feinſten und tiefſten Beziehungen zu erfaſſen vermochte. Ihm war ſehr bald die Ueberzeugung aufgegangen, daß nicht die Ertödtung des natürlichen Glücksgefühls, nicht ein einſeitiges Geiſtesleben, ſondern ihr verſöhntes Bei- und Füreinander der Endzweck der Schöpfung ſei, und daß der Dichter nur dem großen Weltkünſtler nachahme, wenn er der Natur ihr Recht gebe. Daß hier auf Erden die Natur oft ein ungebührliches Recht auf Koſten des Geiſtes, dem ſie dienen ſoll, in Anſpruch nehme, erfuhr er wie andere Sterbliche, und mancher Kampf zwiſchen Sinnlichkeit und Geiſtesherrſchaft mochte durchgefochten ſein, bis aus der behaglichen Rundung, welche ſein Aeußeres in jüngeren Jahren hatte, das vergeiſtigte Ausſehen wurde, welches die vorhandenen Abbildungen in übermäßiger Strenge wiedergeben.

Melchior Meyr war am 28. Juni 1810 in Ehringen bei Nördlingen im Riesgau geboren. Seine Aeltern, deren Verlobungsgeſchichte in der Rieſer-Erzählung „Georg“ von ihm geſchildert iſt, waren Bauern — aber doch nicht das, was man in manchen Gegenden Deutſchlands ſich unter dieſem Worte vorſtellt. Schon der Name Meyr (major) deutet auf eine vornehme Dorffamilie; auch war dieſe nicht nur wohlhabend, ſondern durch die Nähe der fürſtlichen Reſidenz Wallerſtein waren den Bewohnern des Dorfes auch mehr Bildungsmittel zugänglich, als ſonſt ihresgleichen.

Im ſogenannten „gelben Hauſe“ zu Ehringen wohnten Beamte aus dem Städtchen, bei denen Melchior's Vater als Jüngling ſogar mit der deutſchen Literatur bekannt wurde. Der Nachlaß enthält Aufzeichnungen des Vaters für den Sohn, worin er ihm außer der obenerwähnten Verlobungsgeſchichte eine gezwungene Reiſe mit Vorſpannspferden von Ehringen bis Kronach erzählt, wo es ihm endlich gelang, den Franzoſen noch vor der Schlacht von Jena mit den älterlichen Pferden zu entwiſchen. Der Stil dieſer Mittheilungen iſt um kein Haar ſchlechter als der von manchen Gebildeten damaliger Zeit und verräth den verſtändigen, entſchloſſenen und für die Schönheit von Natur und Gemüth empfänglichen Mann. Die höhern Bildungselemente im Meyr'ſchen Hauſe waren übrigens kein Hinderniß der vollen Theilnahme am bäuerlichen Leben, welchem vielmehr Melchior Meyr die naturwüchſige Friſche, Kraft und Fülle verdankt, die ſeinem hochgebildeten

Geiſt als Baſis diente. Ich habe ſchon früher der Skizze einer Selbſtbiographie über die Kinder- und Knabenjahre Erwähnung gethan. Sie führt uns in das „gelbe Haus"; im Garten ſpielt Melchior noch im Flügelkleid mit des Wirths Margret, welche — zwei Jahre älter — ihm mit liebevollem Wort und Blick Weichſeln zu eſſen gibt; ſchon als er noch auf dem Arme getragen wurde, hatte ſie geſagt: Das wird meiner! Neben dieſem lieblichen Kinde ſtand in Meyr's Erinnerung einer der Dorfmagnaten, der Huftenbauer, Beſitzer zweier Höfe und dadurch faſt dem Wirth ebenbürtig, auch in der Erſcheinung vornehm und eine Art von Herr, mit ſeinem Vater befreundet. Aber nicht blos Menſchen treten vor die retroſpective Phantaſie: der Knabe ſitzt in der Kammer und erfreut ſich des Sonnenſcheins von der Gaſſe herauf an der alten Linde vorbei. Er iſt bezaubert durch die erſten harmloſen Culturwerkzeuge, welche in ſeine Hand kommen; „Bildchen, farbiges Papier. Wie beglückend!" Ein Meſſer, um die „Säue" vom Papier wegzubringen, ſchien ihm ein wahres Zauberwerkzeug; und er war ſehr empört, als ihm arme Buben aus Wallerſtein ein ſolches verſprachen, er ihnen dafür in der theuern Zeit (1817) viel Brot gab, aber das Meſſer nicht bekam. Mit ſüßer Begier koſtete er das erſte „Bichle", Weiße's Kinderfreund; dann war der Großvater ſo lieb, ihm den „Rubenſen" zu verſchreiben. Zwei Scenen aus der Kinderzeit leuchten beſonders in ſeinem Gedächtniſſe:

„Taufe der Schweſter Margaret. Ich war vier Jahre alt. Man ließ mich Wein trinken, gab mir Biscuit. Ich ſah die Mutter bleich und glücklich im Kanzlei, im Bett. Sie zerdrückte mir zärtlich die Hand. Wir Buben (ich in Jacke und Hoſen) trotteten vor dem Hauſe taktmäßig.

„Genüſſe. Weichſeln (ich und der junge Frank diebiſch auf dem Baum des Großvaters Wiedemann). Dieſer kommt mit der Sophie. Wir vom Baum herunter und über den Zaun davon. Er bringt Weichſeln herunter, gibt ſie mir und ſagt: das thut nimmer!“ — Der holde Traum der Kindheit zeigt uns keine weitern Lichter, außer etwa der Erzählung ſeiner Mutter, daß er — ſchon im Tragkleidchen zum Zorn geneigt — eines Tages die Nulle nach ihr geworfen habe. Es fand ſich, daß ſie verſtopft war. An dieſen frühen Aerger erinnerte ihn oft der Thurm von Nördlingen, die „große Nulle“.

Der Gymnaſiaſt in Ferien tritt auf. Er iſt beim Radwirth in Nördlingen, „wollte gern an Gott glauben, wenn er nur einmal einen Ton von ſich gäbe! Am meiſten können mich die ärgern, die ſagen, ſie hätten früher auch gezweifelt, auch ſo geſprochen wie wir, und hätten's jetzt anders gelernt!“ Die Sturm- und Drangperiode hatte demnach früh genug angefangen, und gerade dieſer Knabe ſollte einer der leuchtendſten Zeugen Gottes werden! Die weitern Mitheilungen ſind leider für den Fernſtehenden meiſt unverſtändlich. Ich entnehme aus ihnen, daß Melchior drei Jahre die deutſche Schule beſucht hatte und dann auf der Lateinſchule ſich zum Erſten hinaufſchwang. Daneben ſuchte ihm Großvater Wiedemann Liebe zum Bauernhandwerk, das ihn mit Stolz erfüllte, beizubringen; er ſucht ihn zärtlich darauf hinzulenken, kauft ihm die Zierde des Dorflebens — eine Fiſchotterkappe — aber letztere geht verloren und mit ihr der Sinn für das, was dem Großvater das Schönſte war. Der Vater ſcheint mehr für die Studienlaufbahn eingenommen zu ſein, läßt dem Sohn in Wallerſtein Privatſtunden geben. Der Dichterſinn des Knaben wird durch Ritterromane genährt. „Leſen zwiſchen Spinnerinnen! Bei Burger, warme Stube, Schneegeſtöber. Welche Schauerſeligkeiten! Was gibt's für Glück!“. Er wollte uns alle herrlichen, ſüßen Gefühle ſchildern, welche damals ſein Herz durchzitterten, die Poeſie, die in ihm aufging, neben lockenden Bildern unendliche Wehmuth. In Folgendem hat er einen Anlauf dazu genommen: „Sein Leben zu beſchreiben iſt ſchon darum lohnend, weil man dabei die Gefühlsfähigkeit der Jugend anſchaulich machen kann. Gar manches können wir beſſer im reifern Alter; aber ſo leicht entzückt und glücklich ſein können wir nicht mehr wie in der Jugend. — Es iſt wunderbar, welche Glücksgefühle mir, dem Knaben, die Volksfeſte — Kirchweih und Hochzeit — einflößten! Die Hoffnung war faſt noch ſchöner als die Erfüllung. Schon zu hören, daß eine «rechte Kirchweih» ſein werde, d. h. mit einem oder zwei Platzmeiſtern und Tanz um die Linde, Herauspaſchen einer Flaſche und eines Hutes (auch einer Ente!), und Kegelbahn, — war herzerfreuend und rief Jubel hervor. Die ſchönern Formen einer ſolchen Kirchweih, das Beſondere, der größere Reichthum der Anſchauungen, gaben dem Feſte die wahre Poeſie. Wenn nun im Schein der Morgenſonne, welche durch die Gaſſe heraufglänzte, die Kegelbahn errichtet, der Platz unter der Linde zum Tanze gereinigt wurde, ſo war der Knabe umſtrömt von den kommenden Freuden. Es war ein lichter Rauſch der Erwartung. Für die junge Seele hatte Alles Reiz — und alle Reize traten zuſammen und verbanden ſich und lockten und labten zuſammen. Der ſchönſten Erfüllungen ſicher, verbrachte man die Zeit in holder Ruhe und fortgehendem ſtillen Vergnügen. Das Läuten zur Kirche, die geputzten Kirchgänger, denen man ſich anſchloß, der Gottesdienſt — machte feierlich ſchöne Eindrücke. Denn die Poeſie der Luſtbarkeit erhellte den Ernſt der geiſtlichen Handlung, und Geiſtliches und Weltliches waren für das junge Gemüth vollkommen ausgeglichen und paßten zuſammen wie im Paradieſe. Den von der Kirche Heimkehrenden erwartete das Mahl — köſtlich und reich. Nochmal eine Zeit der Stille, der Erwartung; dann die Muſik, der Tanz, verwandte Kirchweihgäſte mit Kindern, die man ſtolz herumführte; Märchen, Bäschen, mit denen man ſpäter tanzte. Wenn alle Genüſſe im Gang waren — die jungen Paare tanzten, Jauchzen und Muſik herabklang vom Wirthshauſe — die Männer zechten, rauchten, paſchten, kegelten und mit rothen Geſichtern lächelten — die Kinder Obſt verzehrten, Nüſſe knackten und fröhlich zuſammenſtanden, zu alledem aber die goldene Abendſonne ſchien, dann kam die Poeſie des Tages und alles Glück der Menſchen in die Seele des Knaben wie ein verklärter, himmliſcher Strom und berauſchte und erhob ſie; — es war ein Gefühl der Wonne — des lichteſten, reinſten und ſchönſten Genügens.“

Meyr vergißt nicht zu notiren, daß ſeine Mutter die Sauce zum Kalbsbraten (Sonntags) ſo gut machte, wie er ſie ſpäter nicht wieder koſtete. „Für ſie geſtand ich meine Paſſion offen! Mein Vater ſagte zu mir: mit einer guten Brühe könnte man dich in die Hölle locken!“ Das empfängliche Gemüth des Knaben wurde von Allem lebhaft erregt; ſein junges Herz ſchwoll von Luſt und Weh bei den Freuden des Dorfs und ihrem Vorüberziehen, ihm imponirte die Stärke der Burſchen, ihn berauſchte der Reiz der Mädchen. „Dieſe Gefühle: das iſt Poeſie! Empfindungen und Phantaſien waren ordentlich körperlich, greifbar geworden in allem Zauberglanz. Ohne dieſe Anſchauungen konnte ich meine Rieſer Erzählungen nicht ſchreiben! Wie ſchön iſt's, daß auch das Landvolk poetiſch verklärt wurde!“

„Da wir doch einmal in dieſer Welt ſind“, ſchreibt er am 6. Mai 1870, „ſo iſt es gut, daß wir all ihr Schönes verlangend ſehen und davon entzückt werden. Man ſollte nichts verleugnen, was uns glücklich gemacht hat. Was iſt denn ſonſt am Leben? Die Jugend ſoll Jugend ſein.“ Mit Wehmuth ſagt er von einer damals

Fünfzehnjährigen: „Wie viel Glück ſchien ihr verheißen, wie wenig hat ſie gefunden! (Im Himmel muß das Alles wiederkommen!)“ Einen hochpoetiſchen Eindruck machte endlich auf den Knaben eine adeliche Familie in der Nachbarſchaft — zu den würzigen Feldblumen die zartern Gartenpflanzen! Ihm erſchien Alles verklärt an ihnen, hoch, vornehm, würdig, fein und ſchön. Die Kleidung, das Flügelſpiel erfüllten ihn mit Bewunderung. „Dazu Ulmer Brot, Chocolade, Orangen. Im Garten Spaniſche Weichſeln. Katholiſcher Pfarrer: Ideal von Theilnahme und Gutmüthigkeit. Sein rothes, volles, doch feines Geſicht: durch den Ausdruck! — Für mich war das Bereicherung! Auch dieſe Klaſſe in ihrer Eigenthümlichkeit geſehen, poetiſch aufgefaßt. M. einige Jahre älter. Verehrungspaſſion. — Welche Empfindungsfähigkeit hatte ich! Welche Fähigkeit, das wirkliche Leben in ſeiner Eigenart, die bezaubernd auf mich wirkte, poetiſch zu verklären! Es ſind für mich ewige Bilder!“

Damit falle der Vorhang über den Morgen eines Dichterlebens! Die nächſte Aufzeichnung betrifft ſchon den Zwanzigjährigen und lautet: „Selbſtgefühl. Selige Phantaſien. Sicherheit. Mit froheſter Gewißheit durch die Menge gehend: ein Licht zu ſein, das alle Welt erhebt, beglückt, entzückt! Unwiderſtehliches ſchönes Gefühl meiner ſelbſt, ſo daß ich glaubte, daß ich Alles könnte und Niemand mir zu widerſtehen vermöchte. Sank man in Zweifel, ſo hinderte das nicht, wieder zum vollſten Selbſtvertrauen zu gelangen.“ So zeichnet ſich ſelbſt der Sechzigjährige.

Das erſte hinterlaſſene Tagebuch iſt auf die eingeſchloſſenen Blätter von „Johann Friedrich Hülfreich's Evangeliſcher, Katholiſcher und Ruſſiſcher Zeitkalender auf das Jahr 1827“ geſchrieben; dann folgen zwei Hefte „Allerlei!“ vom Jahre 1828, dann drei kleine und acht größere Hefte „Zerſtreute Gedanken“ vom Jahre 1829, fünf ſolche und zwei größere in Quart von 1830, wozu drei Heftchen „Reiſenotizen“ gehören, endlich zwei Quarthefte für 1831. Melchior Meyr hatte demnach ſchon früh die Gewohnheit angenommen, ſich über Alles, was ihm begegnete, was er ſtudirte und was er dachte, Aufzeichnungen zu machen; ſpäter ſonderte er dieſelben nach Fächern, wobei es ihm hauptſächlich darum zu thun war, die eigenthümliche Form ſeiner Einfälle feſtzuhalten. In den Jahren 1831 und 1832 wird ſchon ein größerer Verſuch „Edmund's Wanderungen“ gemacht; es ſcheint dies jener Roman in Briefen zu ſein, welchen Meyr ſeinem kritiſchen Freunde Schimper nicht zu zeigen wagte, nachdem dieſer das romantiſche Drama, welches der Dichter dann wahrſcheinlich vernichtete, ſo unbarmherzig zerzauſt hatte. Dies und die Ueberſendung von Gedichten an Goethe im Jahre 1831 iſt vorn in den „Erinnerungen an Rückert“ zu leſen, auf welche der Biograph überhaupt verweiſen muß, da die obengenannten Quellen darin von dem Verfaſſer ſelbſt verarbeitet und für einen Andern ſchwer zu dechiffriren ſind. Bei einiger Durchſicht machen ſie den Eindruck, daß hier glühende Lebensluſt mit Schaffensdrang abwechſeln; beide ſo unvermittelt nebeneinander, wie dies wol auch bei andern Männern die Jünglingsjahre kennzeichnet. Im höchſten Maße findet ſich natürlich dieſe naive Miſchung von Sinnlichkeit und Idealität, dieſe Gärung von Natur und Geiſt, bei einem hochbegabten Jüngling, deſſen Streben von früh an dahin ging, der Menſchheit ganzes Fühlen in ſich aufzunehmen, alle Erſcheinungen des Daſeins in Zuſammenhang zu bringen und den Reichthum der Wirklichkeit denkend und dichtend zu reproduciren.

Siebzehn engbeſchriebene Hefte „Aus meinem Leben und Treiben" und „Tagebuch" ſchildern Meyr's Univerſitätsjahre und die Zeit bis zu ſeiner Ueberſiedelung nach Berlin. Die Eſſenz davon enthalten die „Erinnerungen an Rückert" und der Roman „Vier Deutſche". Alle möglichen Bildungsſtoffe hat der Poet in dieſer Lebensperiode in ſich aufgenommen; ſogar aus Puchta's „Pandekten" finden ſich fleißige Auszüge vor. Schelling war es, der ihn am meiſten anregte; ich finde das Fragment eines Aufſatzes über ihn, welches Meyr am 10. und 11. October 1870 entwarf: „Die Vorleſungen, welche dieſer große Denker in den dreißiger Jahren zu München hielt, kamen meinem geiſtigen Streben, meiner Denkweiſe und den Bedürfniſſen meines Gemüths gleichmäßig entgegen. Die höchſten Fragen, die auch mich ſchon beſchäftigten, waren hier Gegenſtand der eingehendſten Unterſuchung. Mich feſſelten die ſcharfſinnigen Unterſcheidungen und Begründungen wie nicht minder die Partien, welche durch erhebende Bilder auf die Phantaſie wirkten. Die künſtleriſche Anordnung und Entwickelung des Urtheils zog mich ganz beſonders an, und ich erblickte darin das Muſter philoſophiſcher Darſtellung. — Schelling war der rechte Mann für mich! Er war der Führer zu den Idealen, die mir vorſchwebten! — Ich weiß nicht, ob man ſich heutzutage noch eine Vorſtellung machen kann von dem Verhältniß damaliger Zuhörer zu einem gefeierten Lehrer, von der Pietät gegen ältere Männer, welche heutzutage der Jugend faſt ganz abhanden gekommen iſt. Wir brachten in jenen Tagen dem philoſophiſchen Lehrer Vertrauen und Glauben entgegen; wir bemühten uns, ihn aufzufaſſen, und ſuchten von ihm zu lernen. Jetzt kommt es nicht ſelten vor, daß der Studirende den Profeſſor ſchon kritiſirt, bevor er ſich die geringſte Mühe gegeben hat, ihn zu verſtehen! — Das damalige Verhältniß iſt offenbar das beſſere und nützlichere, und es wäre zu wünſchen, daß es auch für Lehrer philoſophiſcher Disciplinen wiederkehrte! — Man ſagt wol, der Schüler ſoll die Mittheilung nicht blind und gläubig aufnehmen, ſondern prüfend! Das iſt richtig; aber dieſer Forderung wird ſchon dadurch genügt, daß der Zuhörer die Worte des Lehrers zu verſtehen ſucht. Der Schüler muß mit dem Glauben beginnen, daß der Lehrer ihm etwas geben könne; er muß dieſen Glauben haben, ſolange der Lehrer ihm etwas gibt. Wenn ihm ein Satz nicht ohne Weiteres einleuchtet, ſo hat er noch kein Recht, ihn abzuweiſen und ihn dadurch für ſchon beſeitigt zu halten. Er muß dem Lehrer folgen und ſich Mühe geben, ihn zu faſſen — er muß ſuchen, um zu finden. — Die Kritik, wenn ſie nöthig iſt, kommt endlich von ſelber. Hat es der Schüler in ſich, wiſſenſchaftlich auf eigenen Füßen zu ſtehen — hat er Ideen und den Beruf, ſie darzuſtellen, dann wird er immer damit enden, ſeinen Lehrer zu beurtheilen. Bildet er ſeine eigenen Gedanken aus, und treten dieſe dem Ueberlieferten entgegen, ſo iſt nicht zu fürchten, daß er ſie denen des Vorgängers opfern und ſich dieſem blind auch jetzt noch unterwerfen werde. — Die heutzutage ſo gewöhnliche Abweiſung deſſen, was einem nicht ſofort einleuchtet, führt zur Leerheit des Geiſtes. Die vertrauensvolle Hingabe, wobei man aber das Gehörte zu faſſen ſucht, leitet zum Verſtändniß des Lehrers und endlich auch zur Erkenntniß ſeiner Grenzen. — Wie weit iſt das Gebiet eines genialen und allſeitig durchgebildeten Lehrers! Wie viel können wir von ihm empfangen, bis wir dahin kommen, um das Weitere ſelber zu geben! Wie viel formelle Bildung und Schärfung des Geiſtes erlangen wir durch die Schule eben zu den Arbeiten, die wir auszuführen berufen ſind! — Schelling trug nicht frei vor. Er hatte ein ausgearbeitetes Heft vor ſich liegen, in das er Blicke warf. Allein es bedurfte deren wenige, um ihn den Faden nicht verlieren zu laſſen; er ſprach mit dem Ton unmittelbarer Empfindung, mit mächtiger Stimme, mit Weihe — und ſo machte ſein Vortrag doch den Eindruck eines freien. Die Wirkung auf begabte, empfängliche Hörer war eine tiefgehende. — Ich hörte nacheinander — zum Theil wiederholt — die Philoſophie der Mythologie, die Philoſophie der Offenbarung — Einleitung in die Philoſophie — Zur Geſchichte der neuern Philoſophie, u. a. — Wenn ich mich ergreifen und begeiſtern ließ, wenn ich dem Lehrer hingebend folgte und ihn aufs Höchſte verehrte, ſo hatte ich doch keine Anlage, ein Schüler im eigentlichen Sinn — ein Schellingianer zu werden. Es producirte, poetiſch und philoſophiſch, allzu ſehr in mir ſelber, als daß ich mich dem Syſtem eines Andern hätte widmen können und wollen, wie es von einem ſolchen Schüler gefordert wird. Ich fühlte nur den Drang und Beruf, die Vorträge Schelling's zu meiner Ausbildung zu benützen; die Ausführung meiner eigenen Entwürfe, wie ſie auch ſein mochten, erſchien mir immer als das Wichtigere. Nie ſchrieb ich die Vorträge nach; und ein gelehrter Kenner derſelben, ſodaß ich über alle Theile hätte Auskunft geben können, bin ich nie geweſen. — Trotzdem imponirte mir Schelling in jenen Jahren, wie mir kaum ein Sterblicher imponirt hat. Wenn er angegriffen wurde, nahm ich für ihn Partei und konnte dabei ſo leidenſchaftlich werden, daß man mich für einen ſeiner geſchworenſten Anhänger halten mußte. Freilich regten mich nur die ungerechten Angriffe ſo auf. Wenn Schimper, der Schelling nicht minder verehrte, einzelne Lehren beſtritt, ſo war das etwas Anderes, und der Freundeskreis, wo er es that, hörte ihn mit Aufmerkſamkeit. Schelling wußte in unſern Augen außerordentlich viel — aber er brauchte nicht Alles zu wiſſen! Zum Götzen, wie es, von ihren Schülern, andern Philoſophen widerfahren iſt, haben wir ihn niemals gemacht. — In den «Erinnerungen an Friedrich Rückert» iſt eines Aufſatzes gedacht, worin ich in Darſtellung des allgemeinen Entwickelungsgeſetzes die «Aufgaben deutſcher Poeſie» zu beſtimmen ſuchte. Damit glaubte ich Schelling perſönlich näher treten zu können, und ich ſandte die Arbeit an ihn ein. Allein dieſer erſte Verſuch gelang nicht. Nachdem ich lange vergebens auf ein Lebenszeichen gewartet hatte, übernahm es Schimper, ſich nach dem Schickſal der Sendung zu erkundigen. Schelling hatte ſie geleſen, war aber nicht gut darauf zu ſprechen. Er hätte es einem ſo jungen Mann (ich war damals noch nicht 23 Jahre alt!) entſprechender gefunden, daß er poetiſch producirte, als daß er über die Ziele deutſcher Poeſie philoſophirte! Dieſes Nachdenken über die mögliche Entwickelung der Poeſie ſchien ihm auf einen Mangel an productiver Kraft zu deuten! — Schimper, den die Arbeit ſehr intereſſirt hatte, nahm ſich meiner an, richtete aber nicht viel aus. Als er ſich endlich in meinem Namen das Manuſcript zurück erbat, erklärte Schelling, es ſei nicht mehr zu finden und müſſe verlegt worden ſein! — Ich erinnere mich ganz genau, daß ich bei dem Referat Schimper's mir ſagte:

hier hat Schelling à la Goethe geſprochen! Goethe hielt wenig von der Reflexion und allzu wenig von der Philoſophie; bei ihm war das begreiflich! Daß aber ein Philoſoph die Aufſtellung von Idealen deutſcher Poeſie aus einem Mangel an Productionskraft erklären zu müſſen glaubte, das fand ich befremdlich. Der Philoſoph mußte wiſſen, daß ſich nicht ein Menſch entwickelt wie der andere, und daß ſich einem wol ſchon in der Jugend Aufgaben darſtellen können, die er erſt in reiferm Alter zu löſen im Stande iſt. Der Philoſoph hätte ſich ſagen ſollen, daß in einem Späteren Poeſie und Philoſophie auch wol in ein näheres Verhältniß treten könnten, als es bei Goethe der Fall war! — In der Jugend trägt man dergleichen Miserfolg nicht nach. Ich vergaß die kleine Niederlage und fuhr fort, die Collegien Schelling's zu hören. Zu einem Beſuch bei ihm fand ich aber erſt den Muth, als ich ihm „Wilhelm und Roſine“ überreichen konnte. Ueber dieſe Dichtung ſprach er ſich freundlich aus, ohne aber ſo viel daraus zu machen wie Rückert oder auch Friedrich Thierſch. Wie ich endlich durch den Sohn Paul Schelling in die Familie eingeführt wurde und durch das Werkchen über die poetiſchen Richtungen den Philoſophen gewann, iſt ſchon erwähnt. Hier war auch kritiſirt und philoſophirt; aber der ſittliche Ernſt des Buches machte auf Schelling eine wohlthuende Wirkung, und wenn man aus den Kritiken nicht auf eine poetiſche Begabung des Autors ſchließen konnte, ſo war doch die philoſophiſche, die äſthetiſche bewieſen. Genug, jetzt vernahm ich endlich den Ton herzlicher Theilnahme, der Schelling ſo wohl ſtand und womit er jüngere Leute ſo glücklich machen konnte. Die Stunden, die ich von jetzt an im Hauſe des Lehrers zubrachte, gehören zu meinen ſchönſten in jener Zeit.“ —

Es war offenbar Meyr's Abſicht, dieſen Aufſatz weiter zu führen. Dem Brouillon deſſelben liegt eine Skizze bei, worin darauf verwieſen wird, daß Schelling's Verwendung bei Kronprinz Max und die hierdurch ermöglichte Reiſe nach Berlin ſchon in den „Erinnerungen an Rückert“ erzählt ſeien. „Schelling wußte beim Abſchied ſchon, daß er auch hinkommen würde. Daß ich ahnungslos die Stadt wählte, wo er künftig wirken würde. Schaute mich lächelnd, mit wahrer Güte an. Lebewohl!“ — Die Skizze reicht noch nach Berlin hinein, aber leider ſo wenig weit, daß ſie dem Biographen nicht viel zum Führer dienen kann.

Berlin

1841—52.

Dieſer Zeitraum umfaßt in den Tagebüchern zweiundfünfzig Hefte, d. i. hundertſechsundfünfzig kleingeſchriebene Bogen, welche Meyr's äußeres und inneres Leben, ſeine Bekanntſchaften, ſeine Thätigkeit, Hoffnungen und Enttäuſchungen, Luſt und Leid enthalten. Ich will verſuchen, die Bilder in raſchem Fluge vorüberzuführen.

Meyr's erſte Beſuche in Berlin, verbunden mit der Begeiſterung, in welcher er von Schelling ſprach, ließen ihn als Emiſſar des Philoſophen erſcheinen, deſſen Gegner Hegel zwar ſchon vor einem Jahrzehnt geſtorben war, aber noch zahlreiche Anhänger beſaß ſowol an der Univerſität als in der gebildeten Geſellſchaft. Man ahnte bereits, daß Schelling ſelbſt kommen werde; und ein Theil des Publikums ſehnte ſich nach ſeiner luftreinigenden Gegenwart, während die Freunde der Hegel'ſchen Philoſophie zu ſeiner Bekämpfung die Federn ſpitzten. In unſern Tagen iſt es ſchwer, ſich die Erregtheit vorzuſtellen, welche damals noch durch metaphyſiſche Streitfragen hervorgerufen wurde. Meyr war durch ſeine Denkungsart noch mehr als durch ſeine äußere Lage in der That ein Kämpfer für Schelling, und dieſer betrachtete ihn auch als ſeinen getreuen Schildknappen, dem er ſein Misfallen nicht undeutlich merken ließ, wenn er ſäumig zu werden ſchien.

Meyr machte alſo zunächſt Beſuche, knüpfte literariſche Verbindungen an und ſaß als Hörer faſt aller Disciplinen auf den Bänken der Univerſität. Ein Heft „Memorabilien“ berichtet über die Vorleſungen Hotho's, Steffens, Ritter's, Kluge's, Beneke's, dann über jene von Dönniges, Benary, Stuhr, Stahl, von der Hagen, Marheineke, Schönlein, Werder, Savigny, Tweſten, Michelet, Neander, Trendelenburg, Ranke, dieſe alle im Winterſemeſter 1840/41, endlich im Sommerſemeſter 1841 über jene von Jakob Grimm. Die Aufzeichnungen im Tagebuch dieſes Jahres ſchildern ſeine neuen Bekanntſchaften und geben über Bettina, Varnhagen u. ſ. w. anziehende Perſonalbeſchreibungen. Zu der Arbeit über Goethe, welche ja eigentlich den Zweck ſeines Hierſeins bildete, ſammelte er Ideen im Gedankenaustauſche mit geiſtreichen Vertretern und Kennern der Literatur, während ſein eigenſtes Schaffensbedürfniß ſich ſchon damals mit dem Stoffe „Sickingen“ trug, lyriſche Concepte entwarf und philoſophiſch-theoſophiſche Keime ausreifte; doch wurden noch auf Jahre hin alle dieſe Productionen durch die Journalthätigkeit zurückgehalten, zu welcher ſich Meyr lebenshalber genöthigt ſah. Nach dreivierteljähriger Correſpondenz mit und für Schelling kam dieſer endlich ſelbſt nach Berlin im Herbſt 1841, und es begann der Geiſterkampf erſt recht — ein Kampf, welcher der Geſchichte der Philoſophie angehört, aber bekanntlich damit endigte, daß der Geſchmack der Menſchen ſich von dieſen Streitigkeiten ab- und andern Richtungen in Wiſſenſchaft und Leben zuwandte, wie Meyr nachmals ſehr ſchmerzlich empfinden mußte, als die Keime ſeines Gemüthes ſich in eigenthümlichen Gedanken verkörpert hatten. Einſtweilen hatte er bei ſchon wankender Geſundheit den Kampf um's Daſein zu führen. Er wollte Berlin nicht reſultatlos verlaſſen und hatte als Einnahmequellen nichts als Recenſionen und Leitartikel für die Literariſche Zeitung und den Rheiniſchen Beobachter, was um ſo weniger ausreichte, als er für dieſen Zweck zu langſam, zu gewiſſenhaft arbeitete, im Lapidarſtil ſchrieb, wo nur nach der Elle bezahlt wird. Sein wackerer Vater half nach Möglichkeit, obwol er mit ſteigender Betrübniß ſah, daß der vielverſprechende Sohn es zu keiner ſoliden Exiſtenzbaſis bringe. Meyr dehnte zwar ſeine Thätigkeit allmählich auf die „Jahrbücher“, das „Repertorium“, das „Morgenblatt“ aus; aber dafür verſiegten die Quellen der Mäcene, die eineinflußreichen Gönner wurden des bedürftigen Schützlings müde, und die Machthaber wollten ihre Fonds nicht an eine Feder verſchwenden, welche ſich ſträubte, ohne eigene Ueberzeugung das Beſtellte zu liefern. Meyr's Tagebuch klagt über Zurückſetzung der Potenten in Berlin, Bevorzugung der bloßen Werkzeuge. Dabei ſtöhnt er: „Bei dieſen Journalarbeiten verſäumt man das Beſte und gewinnt nicht einmal Geld! Man verliert den Lohn Gottes und erhält nicht einmal den des Teufels!" Und im November 1847: „Wiederkehrend: Klagen, daß keine Zeit gegönnt, gute Sachen zu ſchreiben, größere politiſche u. ſ. w. Arbeiten auszuführen, daß man vergängliche Sachen ſchreiben muß, ſtatt dauernder. Soll man Geduld üben und thun, was man kann? Soll dies eine Prüfung ſein? Oder ſoll man zu Gott ſchreien?" Trotz fortgeſetzter Journalfrohnarbeit trat ihm die Frage von Sein und Nichtſein näher. Theilnehmende Seelen riethen ihm, ein Amt anzunehmen, wo er bei guter Bezahlung wenig zu thun und nur einem kleinen Hof ſich durch Gelegenheitsgedichte gefällig zu machen hätte; Andere mutheten ihm zu, mit Haut und Haar in den Dienſt einer Regierungszeitung zu treten; endlich meinte man, er könnte wol das Herz einer Schönen und vor Allem einer Reichen rühren, um ſich durch eine Heirath flott zu machen. Er ſtieß das Alles „mit den Füßen" fort, aber dafür tauchte die Viſion auf, einem Leben ein Ende zu machen, welches ſich nicht mit Ehren fortführen ließ.

Bei alledem würde man irren, wenn man ſich Meyr als einen düſter Verzweifelnden vorſtellen wollte! Dazu beſaß er zuviel elaſtiſchen Humor! Ich habe ſchon geſagt, daß es ihm gegeben war, friſch zu genießen. Wenn er unter Freunden ſaß, deren mancher von der Hand in den Mund lebte wie er, vergaß er aller Sorgen, aß und trank und erging ſich mit ihnen in fröhlichen Geſängen. Man wählte ihn gern zum Arrangeur bei feſtlichen Gelegenheiten, und er war ſtolz darauf, daß es dann immer am beſten ging. Auch von Ausflügen in die Umgegend erzählen ſeine Tagebücher mit Begeiſterung. Da wurde mit befreundeten Familien geſcherzt, getanzt, in Geſellſchaftsſpielen im Freien zugleich der Reiz des Umgangs genoſſen. Meyr hatte ein tiefes Gefühl der Natur, welches durch Wald und See ebenſo in ihm geweckt wurde, wie der Genius des Vergnügens durch fröhliche Gelage: er betrachtete Alles mit dem Auge des Dichters, welches Menſchen und Sachen und vor Allem das Schöne ſcharfſichtig auffaßte. Das Tagebuch einer Reiſe nach Rügen iſt leider nicht zu finden; dagegen weilt die Erinnerung behaglich auf öftern Beſuchen bei einer liebenswürdigen Familie in Brandenburg, wo er mit den Kindern des Hauſes die Weihnachtsfreuden zu genießen pflegte. Unter denen, welche Meyr durch warme Theilnahme beglückten, iſt an erſter Stelle von Gruner, der ſpätere Unterſtaatsſecretär, zu nennen. Lachmann, Kopiſch, Gruppe, Paul, welcher Meyr's Bildniß malte, und Andere trafen häufig mit ihm im Café Stehely zuſammen. Auch an ſonſtigen intereſſanten Bekanntſchaften, wie jene mit Theodor Mügge, war kein Mangel, und charakteriſirt es dieſen Lebensabſchnitt, daß Meyr in Berlin viele geiſtige Genüſſe geboten wurden, und daß er an der eigenen Productionskraft nicht verzweifelte, wenn auch vor der Hand das Meiſte im Entwurfe blieb. Zudem hielt der „Bruder Luſtig“, welchen er in den Gedichten ſchildert, und von welchem manche Züge ſeinen damaligen Erfahrungen entnommen ſein mögen, die durch Schelling's Vorträge genährten religiöſen Gedanken feſt, und er konnte gegen die Genoſſen heftig auffahren, wenn die Perſönlichkeit Gottes und ſeine wirkſame Herrſchaft über die vergängliche Welt bezweifelt wurden. Um dieſelbe Zeit wurde er auch immer heimiſcher in Cornelius' Hauſe und beſprach in der Preſſe deſſen Compoſitionen. Trotz dieſer freundlichen Gegenwirkungen litt er jedoch geiſtig und auch körperlich mehr, als in die Länge ertragen zu werden vermochte; und die Barke des Lebensmuthigen ſchien ſchon verſinken zu wollen, als im Jahr 1847 die bis dahin ruhige politiſche See ſich zu kräuſeln begann. Am Chriſtabend dieſes Vorjahrs der Revolution lautet ſeine Aufzeichnung: „Zu Hauſe. Hier merkwürdige Unruhe; alte Sehnſucht; Glück und Sicherheit vermißt, Frau und Stellung! — es iſt mir, wie wenn das Sein echappirte.“ —

Das Jahr 1848 brachte ihm Rettung. War er bisher zur Seite geſchwemmt worden, weil ihm Wahrheit und Gerechtigkeit und freie Wahl des Arbeitsſtoffes mehr am Herzen lagen, als zu ſeinem Fortkommen klug und dienlich war, ſo trugen und hoben ihn jetzt wie von ſelbſt die anſchwellenden Wogen. Hatte man ihn früher, obwol er politiſch und philoſophiſch zum Poſitiven neigte, als unbequemen Independenten ſeinem Schickſal überlaſſen, ſo wurde er nun, da Alles i'ns Schwanken kam, von den bedrohten Trägern der Staatsgewalt als wirkſames und befreundetes Element erkannt. Am 12. Februar ſagt das Tagebuch: „Körperliche Verſtimmung — alle Sünden, alle Mängel fallen einem ein — Leben ſcheint einem verfehlt, Journalarbeiten nichtig — Stimmung, wo einem jeder Buchſtabe zuviel iſt, den man ſchreibt, und einen jeder Buchſtabe anekelt, den man geſchrieben. Zorn über den Mangel einer ſo geringen Summe, die helfen könnte" — am 28. bei den Nachrichten aus Paris: „Mir macht dieſe Zerſtörung phyſiſchen Schmerz; Zertrümmerung des Glücksbaues der Königsfamilie — «friedliche Entwickelung» ein Wahn? Hat Satan ſoviel Macht? Soll wirklich ein europäiſcher Krieg daraus werden? Iſt die Philoſophie Trug?" und Anfang März, als die Bewegung auf deutſchen Boden ſich fortzupflanzen begann: „Die Regierung muß die Wiſſenſchaft fördern, muß die rechte Aufklärung wollen, iſt nicht bloße Ordnungsmacherin. — Dieſer friſche Wind mußte in die Bureaux blaſen. Dieſe Strafe muß die negative Regiererei haben, wo nichts geſchaffen, nichts befruchtet wurde; wo die Regierung mit der Wiſſenſchaft ſich nicht verband; wo man Alles mit vornehmer Befehlerei und Ermahnerei glaubte machen zu können; durch Beſolden unfähiger Orthodoxen und Conſervativen." Die Schilderung des 18. März und der folgenden Ereigniſſe wiederzugeben, überſchreitet die Grenzen dieſer Biographie; der Poet blieb Zuſchauer, wie er ſich im dritten Bande der „Vier Deutſchen“ ſammt ſeinen damaligen Erfahrungen gezeichnet hat, d. h. er folgte aufmerkſam der ungeheuern Bewegung, correſpondirte und ſchrieb Leitartikel im Sinne vernünftiger Beſchwichtigung. In den vorhergehenden Nothjahren hatte er doch raſcher arbeiten, beſſer formen gelernt; dazu kam nun die elektriſche Anregung der Sturmzeit, und ſo leiſtete er auch der Maſſe nach in der Journaliſtik Erſtaunliches! Die Spalten der alten und der neu entſtehenden Zeitungen öffneten ſich ihm mit Vergnügen; der unpraktiſche Idealiſt, welcher ſonſt den Beſitzern der Macht kein brauchbares Werkzeug ſchien, fand nun ihren Beifall und zugleich den der maßvollen Leute. Mitten im Stromſtrich ſchwimmend fand er nun raſch Subſiſtenzmittel, Anſehen und jene Macht, welche eine kräftige Feder verleiht. Die Verhandlungen der Kammern, der Clubs, die Volksverſammlungen lieferten ihm kaum zu bewältigenden Stoff, und doch war er während jener Hochflut auch als Theaterkritiker viel beſchäftigt, geachtet und geſucht. Auch der allmählich ſich vollziehende Umſchlag der Dinge wirkte zunächſt nicht ungünſtig auf ſeine Lage, obwol die Conſervativen, ſicherer werdend, über den Unparteiiſchen die Köpfe zu ſchütteln begannen; der Sieg war ja noch nicht entſchieden und Preußens Stellung keine erquickliche in den Jahren der Reſtauration. Aber ſchon im October 1849 beſchleicht Meyr das „Gefühl, daß man die Politik jetzt aufgeben muß — wo man nichts in ſeiner Gewalt hat und alles auf Menſchen und Verhältniſſe ankommt! —

Wie anders Kunſt und Wiſſenſchaft! Hier iſt etwas zu thun; die Welt aber geht ihren Gang! Wie anders iſt die Einwirkung auf das Volk durch Bildungsmittel, durch Geiſt!" Dann weiter: „Artikel über Kirche in der A. Z. bleiben aus; desgleichen die meiſten über Schule! Der Verdruß über dieſe Redactionswillkür fängt an — ſeltſam: es iſt ſchon ein Unglück, ſie ſchreiben zu müſſen! Wenn ſie aber noch dazu nicht gedruckt und nicht bezahlt werden! Wenn nicht einmal die niedere Poeſie des Honorars erreicht wird! Denn das iſt ſo: ſchon, wenn etwas erworben wird, glaubt man etwas erreicht zu haben und das Gewiſſen iſt einigermaßen beruhigt. Der Grund dieſes Vergnügens liegt aber in dem Bewußtſein, nun die Möglichkeit zu haben, die beſſern Arbeiten ausführen zu können!" — Er ſchreibt einen großen Aufſatz über Cornelius und notirt ins Tagebuch: „Das Einzige, was ich in dieſem Jahre mit Freude geſchrieben." — Der geiſtig Verdurſtende iſt entzückt, als dieſer Aufſatz „Cornelius und die deutſche Kunſt" im Druck erſcheint. Der gewandte politiſche Stiliſt, welcher auch in der Broſchürenliteratur glänzte und um deſſen Beiträge und Correcturen man ſich förmlich riß, ſehnt ſich immer lebhafter nach dem, was ihm das Beſſere ſchien; und in dem Maße, als die unmittelbare Verwirklichung ſeiner Ideale ſich als illuſoriſch erwies, wünſchte er ſich wieder der Geiſtesarbeit widmen zu können, welche nach ſeiner Ueberzeugung erſt den Grund zu einer beſſern Ordnung legen mußte.

Das Jahr 1850 beginnt mit den Reflexionen: „Ein Reſultat der beiden Jahre 1848 und 1849: nicht mehr dieſe Beſorgniß, daß die Fundamente der Cultur umgeſtürzt werden können. 1) Es ſetzt ſich wieder. 2) Manchem wäre Rüttelung und Strafe gut. Ich fühle mich wahrhaft frei gegen die Welt und ihren Gang, ja gegen das Vaterland und ſeinen Gang — arbeiten will ich dafür, aber über Misſtände mich nicht grämen, wie früher, und nicht mit Sorgen um die Zukunft mich quälen.“ — „Dem ganzen Verlauf der Verfaſſungskriſis ſehe ich unbewegt zu und ſchildere ſie ruhig. Sie iſt mir nur intereſſant.“ — „Dabei das erhebende, frohe Gefühl, was Schaffen in Wiſſenſchaft und Kunſt iſt gegen das faire politique, das Machen in Politik.“ — Dann folgen humoriſtiſche Bemerkungen über den Nutzen der noch immer fortſpielenden politiſchen Kriſen für ihn und zeitungſchreibende Genoſſen und über ſeinen „Tik, ſich leichtſinniger, lebemänniſcher zu ſtellen, als er iſt“. Bei alledem blieb auch für ihn die Nachwirkung der zweijährigen Erregung nicht aus. Es iſt eine merkwürdige Erfahrung, daß die Fruchtloſigkeit großer Beſtrebungen und das Ungenügen an der ſelbſtgeſpielten Rolle eine Leere im Gemüthe zurücklaſſen, die für den „Seelenfrieden“ höchſt bedenklich iſt, weil die lauernden Dämonen in der Menſchenbruſt das vacuum auszufüllen ſtreben mit „Sinnenglück“. In die verlaſſenen Wohnungen des Ideals dringt leicht eine terreſtriſche Leidenſchaft, und es gehört eine neue innere Erhebung dazu, ſolchen Wuſt wieder hinauszuwerfen und ſich eine Fülle zu verſchaffen, welche keiner Beihülfe des Außenlebens bedarf. So eine Zeit war damals in Deutſchland eingetreten, als der mächtige Strom im Sande von Erfurt, Dresden und Olmütz zu verlaufen ſchien; denn wenn die großen Kriſen erheben, ſo wirken die nachfolgenden kleinen um ſo abſpannender.

Das Tagebuch 1850 iſt ſechsunddreißig Bogen ſtark, Politik, Literatur, Kunſt, Theater und Geſelligkeit; es erzählt, wie „Sickingen“ vollendet, revidirt, gedruckt und der Hofbühne empfohlen wurde. Dabei wird „Agnes Bernauerin“ als Stoff ins Auge gefaßt, Lyriſches und Kritiſches producirt und vorerſt noch im Heiligthum des Gemüthes Philoſophie und Glauben zuſammen gepflegt. — Die vierundzwanzig Bogen des Tagebuchs von 1851 handeln größtentheils von den Dramen „Sickingen“ und „Agnes Bernauerin“. Mehr regiſtrirt das Urtheil der Leſer und Leſerinnen, erzählt von den Kürzungen, welche ihm von der Intendanz und den Schauſpielern zugemuthet wurden, von den confeſſionell-politiſchen Bedenken gegen die Aufführung des „Sickingen“ und wie dies Stück die Leſeprobe nicht beſtanden, kurz alles das, was er in ſeiner Novelle „Die zweite Liebhaberin“ ſo reizend verklärt hat. Die „Agnes“ geſtaltet er mit immer neuer Freude aus, ſtreicht, macht Abſchriften und erlebt endlich die Genugthuung, ſeine Geiſteskinder durch Schelling und A. v. Humboldt nach München und Berlin empfohlen zu ſehen. Im

Uebrigen nennt er das Jahr eine „Sauregurkenzeit“; ſeine Journalthätigkeit verliert den Reiz für ihn, wie denn auch die Nachfrage bedeutend abnimmt; die guten Geldverhältniſſe hören auf, die Geſundheit erleidet häufige Störungen. Er ſchreibt zwar noch Kammerberichte für die Zeitungen, aber ſein Intereſſe wendet ſich immer entſchiedener zur poetiſchen Production. Im Juli legt er das Bekenntniß ab: „Recht gefühlt, ohne «Agnes» wäre mir jetzt der Aufenthalt in Berlin unerträglich.“ Als Lichtblicke erſcheinen ſeine Beziehungen zu Cornelius und einige Bekanntſchaften ſchöner Art, welche aber leider nicht zu dem Glücke ſoliden Beſitzes führten, nach welchem das liebebedürftige Herz ſich ſehnte. Vielmehr ſollte das Jahr 1852 in jeder Weiſe für ihn zur Kriſis führen. Das Tagebuch dieſes Jahres ſchildert, wie „Agnes Bernauerin“ unter dem Titel „Herzog Albrecht“ der Aufführung zureifte, welche endlich am 29. März in Berlin erfolgte und zwei mal wiederholt wurde; auch in Stettin, Hamburg, Bremen, Roſtock ging das Stück mit Beifall über die Bühne. Für die nachfolgenden hämiſchen Kritiken entſchädigten den Dichter freundliche, und der Erfolg, welchen er in Berlin und Hamburg ſelbſt mit anſah, war ehrend genug, wenn auch nicht gerade ſehr fruchtbringend. Jedenfalls fühlte ſich der Verfaſſer zur Behandlung neuer Stoffe ermuthigt, von welchen „Karl der Kühne“ ſpäter ausgeführt wurde, während „Saul“ die Veranlaſſung gab, Studien im Alten

Teſtament zu machen, woran ſich dann ſolche im Neuen Teſtament („Zur chriſtlichen Moral“) anſchloſſen. Meyr bemerkt, daß ihm dieſe Studien hohe Befriedigung gewährten, und der Nachlaß enthält ſorgfältige Excerpte und Gedanken darüber. Auch mit den Gedichten ging es raſch vorwärts, und die erſte „Erzählung aus dem Ries“ wurde niedergeſchrieben. Dagegen ſchrumpfte die journaliſtiſche Thätigkeit kläglich zuſammen, und es begann der alte Jammer der Mittelloſigkeit von neuem. Unter dieſen Umſtänden wurde Meyr des „Schlaraffenlebens“, wie er es ſcherzend nannte, immer ſatter; und es fehlte, um dem äußern Glücke ein jähes Ende zu machen, nichts mehr als eine unglückliche Leidenſchaft. Und dieſe fand ſich eben jetzt! Der Dichter mit dem jugendlichen Herzen und mit der Adelskrone des Geiſtes vergaß auf die realen Bedingungen zu achten, welche ihn von der Gewinnung ſeines reizenden Zieles nothwendig abhalten mußten. Er bewarb ſich und wurde ſchweigend abgewieſen. Die Ernüchterung war bitter, aber ſie erzeugte keine Bitterkeit; vielmehr hat er in dem Roman „Ewige Liebe“ dieſer romantiſchen Neigung ein erhaben ſchönes Denkmal geſetzt. Für jetzt blieb ihm nichts mehr als das Bewußtſein dichteriſcher Productionskraft und das damit verbundene Glücksgefühl. Mit dieſem Schatz im Herzen verließ er Berlin nach zwölfjährigem Aufenthalte. Am 6. September 1852 ſchließt das Tagebuch, um erſt am 6. September 1859 wieder zu beginnen. Ich glaube nicht, daß Meyr die Aufzeichnungen dieſer ſieben Jahre vernichtet hat — ſo etwas lag nicht in ſeinem Weſen — möglich, wenn auch nicht ganz wahrſcheinlich iſt, daß er in dieſer Zeit eifrigen Schaffens alle aufſteigenden Gedanken ſogleich für ſeine Arbeiten verwerthete. —

Ebermergen und München
1852—62.

Die Excerpte, welche ſich unter dem Titel „Leſefrüchte“ im Nachlaſſe finden, ſind bis zum Spätherbſt 1853 von Ebermergen datirt. Meyr hatte demnach zunächſt den heimatlichen Boden aufgeſucht, die beruhigende ländliche Einfachheit nach der narkotiſchen Luft der Großſtadt. Dann zog es ihn nach München, wahrſcheinlich zunächſt wegen der Aufführung des „Herzog Albrecht“, welche 1854 zu wiederholten malen erfolgte; aber er kehrte häufig zu den Seinigen zurück.

Folgende Mittheilungen mögen hier am Platze ſein: Zuerſt ein Brief an M. Carriere aus Ebermergen bei Donauwörth oder Harburg im Ries, vom 26. Auguſt 1854. Er lautet:

Lieber Freund!

In aller Eile melde ich Ihnen, daß meine Rieſer-Erzählung ihre Wirkung ſchon gethan hat: am 22. Abends erhielt ich hier ein Schreiben aus Berchtesgaden von

Dönniges, worin mir eröffnet wird, daß S. M. der König mir die Lingg'ſche Unterſtützung — 500 fl. jährlich auf zwei Jahre — ebenfalls zuerkannt habe und die Auszahlungen etwa im Oct. d. J. beginnen ſollen. Wenigſtens zwei Jahre alſo gehören mir — und ich will ſie gehörig benutzen! Ich ſehe dieſen Ausgang für ein großes Glück an! Es kommt ja bei Allem darauf an, was man daraus zu machen weiß.

Die Nachricht von dem Tode Schelling's hat mich in Harburg getroffen und, wie ich Ihnen nicht erſt zu ſagen brauche, ſehr ins Herz getroffen. Auch bei dem hohen Alter Schelling's hatte ich doch durchaus nicht an baldiges Sterben gedacht; mir war immer, er müßte ſein Leben bis zur äußerſten Grenze verlängern — und die Briefe, die ich noch in dem vergangenen Sommer von ihm erhalten habe, deuteten ja noch auf einen Fonds von Lebenskraft. Nach dem Verhältniß, in dem ich zu ihm geſtanden habe und ſtehe, iſt es ein beſonderes Glück, daß er ſeine theilnehmende Freundſchaft gegen mich noch einmal bewieſen und ich ihm noch einmal Dank ſchuldig geworden bin. Es freut mich, in der Trauer um den väterlichen Freund, daß ich meine Dankbarkeit in jeder Beziehung werde beweiſen können! —

Dann ein Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 3. September 1854:

„Als König Max ſeine Liebe für die Poeſie mit wohlwollender Einſicht dadurch bethätigte, daß er einigen jungen Dichtern, wie Geibel, Bodenſtedt, Paul Heyſe eine freie Muße gewährte, hat man hie und da die Bemerkung hören können, daß dieſe Gunſt Nichtbayern zugewendet werde; allein kaum trat ein bayriſcher Dichter im wahren und vollen Sinne des Wortes auf — ich meine Hermann Lingg — ſo ward auch ihm ein Jahrgehalt ausgeſetzt, und eines ſolchen hat nun auch Melchior Meyr, ebenfalls ein Inländer, ſich zu erfreuen. Sein Herzog Albrecht (Agnes Bernauer), der nunmehr auf 17 deutſchen Bühnen mit Beifall gegeben werden, und wol mehr noch ſeine vortreffliche Dorfgeſchichte, die unter dem Namen einer Rieſer Erzählung im Morgenblatt erſchien und eine eben ſo wahre als dichteriſche Schilderung Bayriſcher Volksſitte gibt, ſind Veranlaſſung geworden, daß ihm der König für zwei Jahre die Summe von 500 fl. ausgeſetzt hat, um dieſe Zeit ſorgenfrei der Vollendung einiger größerer poetiſcher und wiſſenſchaftlicher Werke widmen zu können, mit denen er ſeit längerer Zeit beſchäftigt iſt, und die bei der milden und klaren Reife ſeines gediegenen Geiſtes gewiß der huldvollen Theilnahme, die ſie jetzt ſchon finden, dereinſt Ehre machen werden.“

Und endlich Meyr's Dank an Carriere:

„Den herzlichſten Dank, beſter Freund, für Ihre wahrhaft freundliche und liebenswürdige Anzeige der Unterſtützung eines «bayriſchen Poeten»! Mir wurde ſie vorgeleſen von Baron Gaisberg zu Neudeck in einer Laube, wo wir an ſonnigem Tage tafelten. «Herz, was willſt du mehr?» Durch einen ſolchen Artikel mußte die Thatſache beleuchtet werden, um der Welt ſich in ihrer wahren Poeſie darzuſtellen! Alles, was in hieſiger Gegend auf Bildung Anſpruch macht, hat ihn geleſen in der Allgemeinen, in der Augsburger Abendzeitung oder im Nürnberger Correſpondenten, iſt höchſt erfreut darüber und gratulirt mir. Sogar bei den Ebermerger Bauern ſind meine Actien ſeitdem bedeutend geſtiegen, und ſie fangen an zu glauben, daß mein Metier doch weniger unſolid ſein möchte, als ſie bisher nicht umhin gekonnt anzunehmen.

„Adieu, verehrter Freund! Leben Sie wohl und geſund und ſenden Sie bald Erquickung nach Ebermergen in Geſtalt Ihres Buches von äſthetiſchen Dingen! Stets Ihr dankbar ergebener

Ebermergen, 10. Sept. 54. M. Meyr.“

War in Berlin die Zeit der Entwürfe geweſen, ſo war jetzt die des Ausbaus eingetreten und dauerte mit nachhaltiger Energie bis an ſein Ende. Es erſchienen die „Erzählungen aus dem Ries“, und zwar gleich die erſte „Ludwig und Annemarie“ in vollendeter ruhiger Schöne, „Die Lehrersbraut“ mit ähnlichem Stoff wie Auerbach's „Lorle“, aber mit unendlich verſöhnenderem Schluß, dann „Ende gut, Alles gut“ voll Mark und Friſche; hierauf ein zweiter Band „Regine“ voll tragiſcher Hoheit auf ländlicher Grundlage, endlich „Der Sieg des Schwachen", ein kecker Scherz, der uns auch für den Armen an Muth mit heiterm Intereſſe erfüllt. Dazwiſchen kam ein Band „Gedichte", welche zur Beurtheilung von Meyr's Individualität von höchſtem Intereſſe ſind, aber an Effect dadurch einbüßten, daß der vagabondirende „Bruder Luſtig" und das tief ernſte „Durch Nacht zum Licht", die irdiſche Liebe und die himmliſche, zu unvermittelt nebeneinander ſtehen, ſodaß der Leſer ſchwer in jene Stimmung kommt, welche zum Genuſſe lyriſcher Producte unentbehrlich iſt. Dazwiſchen fand Meyr Zeit, die umfaſſendſten Studien über Gegenwart und Vergangenheit zu machen, wie denn in Literatur, Philoſophie, Geſchichte und Naturforſchung keine bedeutende Erſcheinung ſeiner Aufmerkſamkeit entging. Er machte ſich Auszüge aus den Werken über alle Fächer, welche den Höhergebildeten zur Kenntniß auffordern, und ſtreute eigene Gedanken hinein. Ich gebe einige ſolche: „Der Glaube ſetzt in die rechte Stellung zu Gott; er ſetzt Gott als Herrn, den Menſchen als mängelvolles Geſchöpf. Er einigt Gott und den Menſchen auf der einzig rechten Baſis des erkannten wahren Verhältniſſes zwiſchen Gott und Menſch." „Gott iſt Genialität durch und durch, aber die ſich wiſſende und wollende Genialität. Alles iſt in ihm Natur und Nothwendigkeit — er erzeugt Alles, er macht Nichts, er läßt's werden; aber er will es werden laſſen, weil ſo das Beſte herauskommt." „Zeit und Raum exiſtiren nur, wenn ſie Gott will! Sie exiſtiren nur, ſo weit ſie Gott will. Der Unſinn eines endloſen Raumes wird dadurch entfernt. Der Himmel iſt der verklärte Raum, die Ewigkeit iſt die verklärte Zeit. Verklärt heißt zur Vollendung gebracht, vergeiſtigt, vom Geiſte beherrſcht. Die Endloſigkeit exiſtirt nur für den, der ſich dem Gedanken des Endloſen hingibt; wer ihn abweiſt, der macht die Endloſigkeit zur Vollendung, zum geiſtig beherrſchten Raume. Damit nicht Endloſigkeit ſei, muß Gott ſein. Seligkeit iſt nur da, wo Schöpfung und Herrſchaft iſt. Im Himmel werden Zeit und Raum vollkommen beherrſcht ſein. Die Endloſigkeit iſt für den Geiſt der Stoff, um die Vollendung hervorzubringen. Der Himmel beſteht in ſtetigem Produciren, in ſtetiger Herrſchaft, in freier Hingebung.“ — Wer ſich mit ſolchen Gedanken trug, dem lag es nahe, über Strauß’ „Chriſtliche Glaubenslehre“ das Urtheil zu fällen: „Alles Schwierige als abſurd abzuweiſen, iſt ſeine Kunſt — Straußens! Seine Lehre iſt das jämmerlich Leichteſte; zu ſagen: Alles iſt ſo, wie wir's mit den Sinnen wahrnehmen! Der Menſch wird geboren, lebt und wird Nichts. Testimonium paupertatis. Beweiſt die vollkommene Sterilität des Geiſtes.“ Wer endlich wie Mehr das vollkommenſte Kunſtideal nach dem Vorbild Gottes vor Augen hatte, der mußte in den Werken berühmter Zeitgenoſſen auch die Schwächen ſcharf erkennen; ein ſpäterer Forſcher im Nachlaſſe wird in dieſer Beziehung Urtheile finden, welche ich jetzt noch nicht veröffentlichen mag. — Ich halte mich nun wied eran den leitenden

Faden des Tagebuchs. Das philoſophiſche Werk „Gott und ſein Reich“ reift 1859 der Vollendung entgegen; die Vorſtudien dazu ſind in Heften unter dem Titel „Gott“ enthalten. Gleichzeitig iſt der Roman „Vier Deutſche“ begonnen. Im November ſiedelte Meyr wieder nach München über, nachdem er in Ebermergen und Umgegend ſein Gemüth und ſeinen leidenden Körper an ländlichen Feſten erfriſcht hatte, wobei Tanzen, Kegeln und harmloſe Kartenſpiele nicht fehlten. In ſeiner neuen Wohnung, Ottoſtraße 2, verfaßte er das Gedicht zur hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstags Schiller's. Am 6. December klagt er: „Höchſt lahmer Unterleib (Blinddarm): Schwinden des Fleiſches! — o Leben! Es geht abwärts! Melancholie und Gereiztheit.“ — Es gab auch außer ſeiner ſchwankenden Geſundheit allerlei Verdrießliches. Vergebens bemühte er ſich um wiederholte Aufführung „Karl's des Kühnen“; die Unterſtützung, welche er — wie oben berichtet — von König Max bezogen hatte, war nicht weiter bewilligt worden; der erſte Verſuch, das philoſophiſche Werk an einen Verleger zu bringen, mislang. „Welche Kette von Unglück! Man ſollte das Metier und das Leben aufgeben! Wie viel muß ich ertragen!“ Im Uebrigen fand er in München angenehme, freilich auch zuweilen getrübte Geſelligkeit und verkehrte namentlich viel mit Carriere und deſſen Gattin, Liebig's geiſt- und charaktervoller Tochter. Am Jahresſchluß ruft er ſich ſelbſt zu: „Ernſter bewußter Vorſatz, ruhig zu bleiben bei den Unbilden der Welt —

nicht gereizt zu werden, nicht zur Ungeberde ſich hinreißen zu laſſen! Es iſt eine Probe, die ich beſtehen muß! Die Selbſtbezwingung ſogleich iſt beſſer, als Nachgiebigkeit — und Reue nachher! — Viel Unbilden, viel Feind'! Viel Feind', viel Ehr'!" und fügt hinzu, daß er das Neujahr geſund angeſchlafen habe. Im Januar 1860 ſchreibt er: „Sturm-Tage — Geſchütztheit meiner Stube — Poeſie der Stille, der Wohnlichkeit!" „Huber's »Philoſophie der Kirchenväter« durchgeleſen — Abends — mit Luſt, großem Intereſſe — welche Lichter und Charaktere waren das! Auguſtin!" In einem der Hefte „Leſefrüchte" ſteht über dieſes Werk: „Philo war ein göttlich erfüllter, bewegter Menſch. Er hätte den Zuſtand der Ekſtaſe nicht ſo ſchildern können, wenn er ihn als ſelige Erhabenheit und Anſchauung, als licht- und liebevolle Hingebung an Gott nicht erfahren hätte. — Es waren erleuchtete — thatſächlich beſeligte Menſchen. Was ſie als ihre Anſchauung darſtellen, das iſt etwas. — Wir müſſen ſehen, was ſie lehrten, die Wahrheit darin zu erkennen ſuchen. Setzt freilich reifere Erkenntniß der Principien voraus! Die rechte Beurtheilung! Oder erſt Kenntniß! Das Buch verſchafft ſie uns. Anregend für viele! Geiſtlichen ſehr zu empfehlen! Sie mögen ſehen, was ihre Fachgenoſſen lehrten, die zugleich Philoſophen waren! — Jetzige Geringſchätzung der Philoſophie böſes Zeugniß! Art Aufruhr. Brutalität der Ignoranz. Sogar die gewöhnlichſte Bildung dabei verleugnet, die einfachſten Reflexionen unterlaſſen. Was eine Entwickelung durch Zeiten und Völker hindurch hat, eine Geſchichte, worin die größten Köpfe, edelſten Charaktere thätig waren, damit ſollte nichts gewollt ſein? Seid ihr nicht zufrieden mit den letzten Ergebniſſen, dann habt ihr die Philoſophie anzuſpornen! Wißt ihr Aufgaben für ſie? — Principien zu finden für die wirklichen Dinge! für das All der Wirklichkeit. — Huber ſehr inſtructiv! Zur Culturgeſchichte höchſt wichtiger Beitrag! Lektüre für Gebildete! — Hier iſt etwas zu lernen! Räthlich, wo jeder gern über die höchſten Dinge Urtheile abgibt! Gut gezeigt, warum Neuplatonismus und Gnoſis dem Chriſtenthum weichen mußten. — Tertullian ſieht, daß Gott Geiſt und Körper ſein müſſe. Er meint: Geiſt und Natur! — Welche erſtaunlichen Blicke haben dieſe Leute gethan! Welt der Principien? Man erkenne, was ſie gethan, vollende ihr Werk! — Die Berufenen thun's! — Sie waren Theologen und Philoſophen — ſo muß es wieder werden! Beſchämen die jetzigen einſeitigen, ſtarren, antiphiloſophiſchen Theologen! — Welche göttlichen Ideen ſind in Gregor von Nyſſa! Huber hat die That eines Philoſophen gethan: Leiſtungen theologiſcher Denker dem frei denkenden, aber wirklich denkenden Publikum vermittelt. — Schöne Würdigung Auguſtin's. Auguſtin fängt theologiſch-philoſophiſch an, um kirchlich zu werden. Parteigeiſt! „Sünde mit der Zierde der Strafe u. ſ. w.“ — Meyr hatte das Gefühl, in ſeinem philoſophiſchen Werk nach jener Richtung Großes geleiſtet zu haben, fand aber hierfür auch unter ſeinen Freunden nur wenige Freunde. Dennoch ſchloß er ſich nicht aus, theilte die Geſelligkeit und konnte damals noch munter toaſten und ſingen.

Er trat für Huber in einem Artikel auf, zu welchem das eben Angeführte gehören mag. Gleichzeitig machte er den Entwurf zur „Miniſterwahl“, dem ſpäter erſchienenen Schauſpiel „Wer ſoll Miniſter ſein“, und verfaßte zahlreiche Gedichte. Mit ſeiner äußern Lage ſtand es noch immer ſchlecht; ſtatt des verſtorbenen Vaters unterſtützte ihn jetzt die treffliche Mutter. Endlich fand er an Kröner einen ſympathiſchen und muthigen Verleger, welcher „Gott und ſein Reich“ und die „Vier Deutſchen“ nebſt den Dramen und den früher bei Springer in Berlin erſchienenen „Erzählungen aus dem Ries“ übernahm. Im October ging auch nach langer Verſchleppung „Karl der Kühne“ wieder über die Bühne des Hoftheaters. Der abgehetzte Schriftſteller ſuchte wieder die Heimat auf; in Ebermergen ſchreibt er: „Fernſt liegt Münchner Kritik! — wie hold, wie wohlthuend die Idylle!“ — und ſammelt Stoff für eine Ethnographie des Rieſes. Huber und ein geiſtesverwandter Freund rühmten in den Zeitungen „Gott und ſein Reich“, was den Verfaſſer um ſo tiefer erfreute, als „Karl der Kühne“ bei der dritten Vorſtellung den geringen Erfolg hatte, welcher dem Verſchwinden vorherzugehen pflegt. Im Auguſt 1861 ſagt das Tagebuch: „Lyriſche Tage — Freude nicht nur an der erſten Ausführung, ſondern der Klärung und Durchbildung am folgenden Morgen. Schöne Vormittagsſtunden — Erſatz!“ Einen andern Erſatz bot eine anerkennende Zuſchrift von Profeſſor Leonhardi. Der Herbſt findet Mayr wieder in Ebermergen: Köſtliches Wohlgefühl — Gedicht „Wie köſtlich iſt das Leben in ſeiner Dunkelheit“; hierauf Fahrt nach Regensburg, Walhalla — „Reiſen macht natürlich; man will auch menſchlich glücklich ſein wie Andere! — Erſt wenn man wieder in geiſtige Arbeit vertieft, entſagt man wieder, ſchwebt über Luſt und Leid!“ — Nach München zurückgekehrt, begann er die „Zweite Liebhaberin“, vielleicht das rundeſte und vollendetſte ſeiner Werke, an welchem von ſehr achtbarer Seite nur der Titel getadelt wurde wie an den „Geſprächen mit einem Grobian“, welche ſich jetzt auch in ihm zu erzeugen anfingen; Kröner wünſchte während des Drucks einige Aenderungen an der Novelle, worauf Mayr bereitwillig einging. Der treue Verleger meldete ihm den ſchlechten Abſatz von „Gott und ſein Reich“ und „Herzog Albrecht“; dagegen wurden dem Dichter privatim warme Anerkennungen der „Vier Deutſchen“ zutheil, wobei nur der philoſophiſche Excurs und die eingeflochtenen Gedichte hinweggewünſcht wurden. Mayr's verſöhnliches Gemüth zeigt ſich in einer Stelle des Tagebuchs, wo er über das Einlenken eines Bekannten, der ihn verletzt hatte, ſich äußert: „Wie iſt die menſchliche Seele! Wie zugänglich auch den guten Geiſtern!“ Endlich ſchloß das Jahr mit einem ſchönen Chriſtabend in der Familie ſeines Freundes Carriere.

Im Jahre 1862 legte er zwei neue Gedankenhefte an, „Moral“ und „Aeſthetik“, beſprach in einem Aufſatze die von Bodenſtedt bearbeiteten Sonette Shakeſpeare's und wurde durch das Erſcheinen der „Zweiten Liebhaberin“ im Morgenblatt erfreut; auch ſchrieb er den Aufſatz „Was iſt Philoſophie und welche Aufgabe hat ſie gegenwärtig?“ Nachdem frühere Verſuche, zu den „Erzählungen aus dem Ries“ Illuſtrationen von der Hand eines bekannten Künſtlers zu erlangen, erfolglos geblieben waren, erbot ſich im April dieſes Jahres der berühmte Genremaler Enhuber, Zeichnungen zu den Erzählungen zu machen und zu dieſem Zwecke mit Meyr das Ries zu bereiſen, worüber große Genugthuung! Der Dichter trug ſich um dieſe Zeit mit einer Novelle „Cara“, woraus wahrſcheinlich „Ewige Liebe“ entſtand; wol mit Beziehung auf ein eigenes Erlebniß ſagt er hierüber: „Der freie, wohlwollende, künſtleriſche Geiſt verklärt alle Stoffe“, und ſpäter: „Auch dieſes künſtleriſch bezwungen! O Cara! Wenn du es wüßteſt!“ Daneben genügte er ſeinem Schöpfungsdrang durch Production von Gedichten, ſchrieb den Aufſatz über Schelling's „Klara“ und faßte die Idee zu einem Geſpräche über das Wahre, Gute, Schöne, welches ihm leicht von der Hand ging und als „Emilie“ in die Welt geſchickt wurde. Ein philoſophiſches Journal urtheilte darüber, daß dem docirenden Profeſſor ſchärfere Einwendungen hätten gemacht werden können, als von einem ſympathiſirenden weiblichen Echo zu erwarten waren. Aber es fehlte auch nicht an warmer Anerkennung von Männern und Frauen aus allen deutſchen Leſekreiſen für Mehr's philoſophiſche und poetiſche Werke; nur wurde der Beifall nicht laut genug, und immer wieder mußte die Reſignation eintreten, „den Beſten ſeiner Zeit" genügt zu haben, nebſt der künſtleriſchen Verarbeitung der Indignation im „Grobian". Kröner, welcher den Druck „Karl's des Kühnen" hoffnungslos fortſetzte, hatte auch ſtarke Bedenken gegen die Rentabilität einer illuſtrirten Ausgabe der Erzählungen, ſodaß Mehr auf dieſelbe verzichtete.

So lagen die Verhältniſſe, als mein günſtiges Geſchick mich in ſeine Nähe führte; und damit ſchließt ſich das Ende dieſer Mittheilungen an den Anfang an. Ich habe dort nur wenig über die äußern Beziehungen geſagt, ſondern faſt ausſchließend das innere Leben geſchildert, weil ich das, was das geiſtige Facit eines Menſchendaſeins bildet, für unendlich wichtiger halte. Mehr's Werke enthalten dieſes Facit, und er hatte wol ein Recht, im October 1869 zu ſchreiben: „Warum ſoll ich nicht auf die Nachwelt rechnen? Die Nachwelt läßt nichts Echtes, — nichts Gezeugtes, nichts Natur- und Geiſtwahres unbeachtet, ungeſucht, ungeprüft und ungewerthet. Die ſuchende Nachwelt findet; ſie wird ſich der gefundenen Schätze des Geiſtes freuen und dieſe mit Liebe anerkennen. Wendet ſie doch in vielen Kritikern, Hiſtorikern und Culturhiſtorikern auch dem weniger Bedeutenden Unterſuchung und Darſtellung zu! Spendet ſie doch nicht ſelten viel zu viel Beifall! — Die Nachwelt iſt in ihrem Urtheil, ihrem Antheil nicht mehr geſtört durch Neid, Eiferſucht, Tadelſucht und geiſtige Herrſchſucht wie ſo viele Sprecher der Mitwelt. Sie iſt für alles Gute rein empfänglich. Nach und nach findet in ihr das verſchiedenſte Gute die entſprechenden Leſer und Freunde.“ Dieſe Leſer und Freunde hatte ich im Auge, als ich es wagte, den Commentar zu dem zu liefern, was für den Verſtorbenen das Heiligſte war und zu dem er ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens immer inniger hinaufrankte. Seit Meyr's Tode iſt die Zeit nicht ſtille geſtanden und es hat ſich heftiger als zuvor der Kampf zwiſchen der naturaliſtiſchen Weltanſicht und jenen erhoben, welche für die inneren Thatſachen des Geiſtes und Gemüthes eine befriedigende Erklärung wollen. Der Uebermuth der Moniſten hat endlich dazu geführt, daß die Philoſophie zur Offenſive überging und die unſichere Baſis in jener Wiſſensſphäre aufdeckte, welche ſich auf das Allergewiſſeſte, auf die handgreifliche Erfahrung zu ſtützen ſchien. Zu Meyr's Zeiten ſchwärmte man noch von den Atomen; jetzt zählt dieſe Hypotheſe ſchon zu den überwundenen Standpunkten und iſt der Wechſelwirkung immaterieller Kräfte gewichen, und jetzt iſt auch dieſe neue Hypotheſe ſchon wieder hinfällig geworden. Noch hat der Darwinismus, zum allgemeinen Mechanismus potenzirt, die Modemeinung der Gebildeten für ſich; doch vollzieht ſich bereits bei Vielen die Wendung zu den ernſten Forſchern, welche zwar den Zwang des Geiſtes verabſcheuen, wie die

Kirche ihn feſthalten will, aber auch nicht zu der Negation fortſchreiten wollen, welche ein noch viel entwürdigenderer Zwang des Fleiſches iſt. Langſam und vorſichtig unterſuchen dieſe Forſcher den Boden der Erkenntniß, das Seelenvermögen, mit dem erkannt wird. Und dabei kommt auch ein Seelenvermögen zu Ehren, welches ſonſt ziemlich geringſchätzig angeſehen wurde, die Phantaſie. Es iſt hier nicht der Ort, auf die Wichtigkeit dieſes Vermögens, wie ſie von einem Philoſophen der Gegenwart erkannt wird, einzugehen. Eins ſcheint aber gewiß: Wie ſorgfältig man die Linie zwiſchen berechtigter Phantaſie und fundamentloſer Phantaſterei ziehen mag, ſo bedarf dennoch das religiöſe Gefühl zur Ergänzung der mangelhaften Erkenntniß eben jener mächtigen Grundkraft. Es bedarf ihrer nothwendig, es kann ohne ihre Hülfe nicht leben, wahrhaft leben und befriedigt ſein. In allen Künſten des Lebens, deren Cultus auch der Materialiſt nicht entbehren mag, ſpielt anerkanntermaßen das Vermögen der Phantaſie die Hauptrolle — oder iſt etwa ein Goethe, ein Beethoven ohne Pantaſie zu denken? — und in dem Cultus, welchen wir Gott, dem Perſönlichen und Ueberperſönlichen, widmen, ſollte die Phantaſie nicht mitreden dürfen? Der Aufſchwung zum Erhabenſten ſoll dem Philoſophen nicht geſtattet ſein? Mag man immer dieſe höchſten Producte der Phantaſie durch die Geſetze des Denkens controliren, um ſie nicht in wüſte Phantaſterei ausarten zu laſſen, erſetzen kann man ihre kühne Syntheſe nicht, und es wird auch wol hier das Berechtigte von dem Unberechtigten ſich nach dem Satze ſcheiden müſſen „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Meyr's Unternehmen, Gott und die Welt im Zuſammenhang zu erklären, mag der Kritik manche Blößen bieten; aber wenn es ſich nicht als Dogma aufdrängt, ſo verdient es die Beachtung derer, deren Herz und Kopf nach dem Grund und Ziel der Dinge fragt. Die allgemeine, der Menſchheit unentbehrliche, Religion wird Meyr unter ihre edelſten Prieſter zählen; für ſie hat er viel geopfert und gelitten, und aus ihr heraus hat er Manchem, ohne die Kraft für das Leben zu lähmen, den herrlichſten Troſt gegeben.

Gedichte.

Nichts iſt geeigneter, die Tiefen des Seelenlebens zu enthüllen, als lyriſche Ergüſſe; nur dürfen ſie nicht gemacht, ſondern gezeugt ſein. Die Keime zu wahren Gedichten entſtehen mit Nothwendigkeit, ſind unmittelbarer Ausdruck der vielgeſtaltigen Gefühle, welche das menſchliche Gemüth bewegen. Jedes Gefühl iſt eine Thatſache, mit welcher die Erkenntniß rechnen muß; jede Philoſophie, welche — um ſich abzurunden — eine Gattung von Gefühlen ignorirt, iſt eine einſeitige und ſohin falſche. So haben wir einen falſchen Idealismus gehabt, welcher mit den natürlichen Gefühlen nichts anzufangen wußte, und haben jetzt einen falſchen Realismus, welcher zur Erklärung der unleugbar vorhandenen erhabenen Gefühle nicht ausreicht. Das irdiſche Leben iſt ſo geartet, daß das Erhabene dem Natürlichen Zwang anthun muß; die Anſtalt zur Pflege des Erhabenen — die Kirche — hat dieſen Zwang misbraucht und dadurch das Freiheitsgefühl gegen ſich aufgerufen. Und nun gefällt ſich letzteres darin, das Erhabenſte zu leugnen, ſetzt ſich aber dadurch in Widerſpruch mit den edelſten und unentbehrlichſten Regungen des Gemüthes. Erklärlich iſt auch dieſe Einſeitigkeit, denn ſie entſpringt aus dem Streben nach Einheit, welche die Grundbedingung der Erkenntniß iſt. Nichts deſto weniger befindet ſich unſere Zeit im Irrthum, wenn ſie Alles durch das Princip des Mechanismus erklären will, welches den praktiſchen Thatſachen des ſittlichen und religiöſen Empfindens nicht entfernt zu genügen vermag. Um daher der ganzen Wahrheit ihr Recht zu laſſen, müſſen wir von der ſtolzen Befriedigung, ſie bereits gefunden zu haben, abſtehen und uns wie Leſſing wieder aufs Suchen legen. Immer aber wird die Einheit der Erkenntniß das Ziel bleiben; und damit wir deſſen nicht vergeſſen, gibt es begabte Geiſter, welche auf den Flügeln der Phantaſie erfliegen, was mit andern Seelenkräften noch nicht erſtiegen werden kann. Solche Begabte ſind Religionsſtifter oder philoſophiſche Dichter; beide ſind um ſo werthvoller, je mehr ſie der Fülle menſchlicher Empfindungen entſprechen, welche auf keinem andern Wege zur Einheit gelangen können. Melchior Meyr hat dieſen Flug gewagt auf Grund der Gefühle, von denen die Bruſt des Dichters in erhöhterm Maße als die der Andern durchwogt und durchſtürmt zu werden pflegt. Ich gebe in Nachfolgendem eine Auswahl von Gedichten, welche weder in dem 1857 erſchienenen Bande, noch in jenem von 1871 enthalten ſind. Im letztern ſind die religiöſen und philoſophiſchen größtentheils enthalten; es bleiben alſo vorwiegend nur die Profangedichte, welche nach dem erſten Bande entſtanden ſind. Nach Meyr's durchgebildeter Weltanſchauung waren aber auch diejenigen Gemüthsregungen, welche ſich nicht unmittelbar auf Gott beziehen, nichts im gemeinen Sinne Profanes. Ihm, welchem Gott Geiſt und Natur in Einem iſt, kann auch die abgeleitete Natur, wie ſie ſich in der Welt vorfindet, nichts an ſich Unreines ſein, ſondern nur inſofern ein ſolches werden, als ſie in Conflict geräth mit dem Geiſte, welchem ſie zu dienen beſtimmt iſt. Das Unſchöne endlich, welches in der Zeitlichkeit dem Natürlichen anhaftet, wird ja eben beſeitigt durch die Verklärung, in deren Licht der wahre Künſtler es erhebt und es dadurch zur Reinheit der göttlichen Natur zurückführt. Gewöhnlich — um auch das zu berühren — denkt man bei poetiſchen Producten, namentlich bei lyriſchen Gedichten, an perſönliche Erlebniſſe als Quelle derſelben. Ein Theil hiervon iſt wahr, beſonders wenn man außer den unmittelbaren Anläſſen auch die Lebenserfahrungen in Anſchlag bringt, welche der Dichter in mittelbarer Weiſe zu ſeinen Schöpfungen verwerthet; aber die Ausſchließlichkeit jener Behauptung wird durch die Beſchaffenheit einer wahren Künſtlerſeele widerlegt, welche ſich vor andern Sterblichen nicht nur durch die ungeheuere Empfänglichkeit für alle Eindrücke, ſondern auch durch den heiligen Inſtinct auszeichnet, womit ſie das Natur- und Geiſtesleben um ſich her intuitiv durchdringt.

Des Abends in meiner Stube
Da ſitz' ich ſtill allein
Und ſehe melancholiſch
In düſtre Nacht hinein.

Ich denk' an dies und jenes,
Ich denk' an ſchöne Zeit.
Sie ſchwand dahin und ließ mir
Das Leid der Einſamkeit!

Es konnt' auch anders gehen
Und hätte wol geſollt;
Allein es ging nun einmal,
Wie's eben gehn gewollt.

So wird es weiter gehen,
Gehn ohne Wiederkehr
Hübſch abwärts und am Ende
Da geht es gar nicht mehr!

Ende April 1857.

Du zogſt, mein Lieb, von hinnen
Und ließeſt mich zurück.
Du haſt mit dir genommen
All meiner Tage Glück.

Vor ſtillgewordner Seele
Durch Leid und Liebe klar,
Da ſchwebt und glänzt dein Bildniß
In Schönheit wunderbar.

O ſüße, ſüße Blume!
O zaubervoller Stern!
So licht, ſo rein, ſo himmliſch, —
Und ach, ſo fern, ſo fern!

Auguſt 1857.

Gottesfriede — holdes Leben,
In erlöſter Bruſt entglommen,
Zur Erneuung mir gegeben,
Sei willkommen, ſei willkommen!

Höllentſtammte, grimme Geiſter
Stürmten in die kranke Seele,
Schalteten in ihr als Meiſter,
Riſſen mich in Pein und Fehle.

Konnte nicht den Feind bezwingen,
Und ich glaubte mich verloren
In dem ſtets verlornen Ringen — —
O wie bin ich neu geboren!

Von des Edens Blumenhügeln
Wehn erquickungsreiche Lüfte,
Bringen mir auf leichten Flügeln
Wonnekühlung, Würzedüfte.

Und die Seele ſchwebt im Lichte.
Was ſie litt in tiefer Trauer,
Steht vor ihr — es iſt Geſchichte,
Und es weckt ihr hohe Schauer.

Juni 1858.

Daß des Leibes Blüthen welken,
Schadet nichts,
Blüht die Seele nur in Strahlen
Ew'gen Lichts.
Göttlichſtark in Liebe wirkt ſie
Schöpferiſch,
Und die welken Züge glänzen
Jugendfriſch.
Aber hat der Tod die Hülle
Weggerafft,
Offenbart ſie erſt die höchſte
Wunderkraft.

Neues Kleid in Himmelsräumen
Wirkt ſie ſich,
Das gleich ihr in Schöne leuchtet
Ewiglich.

Juni 1858.

Dir hab' ich mich ergeben,
In dieſem Erdenleben
Sollſt du mein Herr ſein ganz allein.
Ich will in meinem Wallen
Nicht auch der Welt gefallen:
Des Geiſtes Würde büßt' ich ein!

Was dir gefällt, erkunden
Und frei zu allen Stunden
Verkünden, ſei mein Augenmerk!
Für deinen Ruhm zu kämpfen,
Den Lügengeiſt zu dämpfen
Mit deinem Geiſt, mein Tagewerk.

Du magſt die Schritte leiten
In Nöthe, Bitterkeiten,
Und mich berauben alles Lichts.
Du magſt das Herz verſehren, —
Das letzte Glück verzehren,
In meinem Wollen ändert's nichts.

Sieht ſie den Armen ſtöhnen,
Wird mich die Welt verhöhnen
Als einen, der ſich ſelbſt betrügt,
Wird ihren feilen Knechten
Die goldnen Kronen flechten:
Die Schmach hat Recht, die Krone lügt.

Im Leid mich zu bewähren,
Durch Glauben dich zu ehren,
Dir angehörig, wie ich bin, —
In dieſer Welt der Narren
Unbeugſam auszuharren,
Das iſt allein nach meinem Sinn.

Den glatten Weg verſchmähen,
Den rauhen Pfad zu gehen,
Iſt meine Luſt in Noth und Pein.
Gewinn iſt die Beſchwerde! —
Und wie das Ende werde,
Das laſſ' ich deine Sorge ſein.

Juli 1858.

Geht und ſucht im frohen Schwarme
Wohlgemuthen Sinnes Weide,
Laßt den traurigen Geſellen
Nur allein mit ſeinem Leide!

O wie lockend, in die Tiefe
Seines Weh's hinabzudringen,
Liebevoll in ihm zu leben,
Leiſen Tones es zu ſingen!

Keiner hört es, keiner ſtört es,
Ganz kann es das Herz genießen;
Und verſchwiegen ſind die Thränen,
Die vom Aug' zu Boden fließen.

Juli 1858.

Ich will mich drein ergeben,
Ob Gram am Herzen nagt,
Das Liebſte wird im Leben
Dem Menſchen ja verſagt.

Dem Liebſten muß entſagen,
Wer hohen Eifers voll
In ſeinen Erdetagen
Das Edle ſchaffen ſoll.

Laßt fließen meine Zähren! —
Hell glänzt der Ehre Gold;
Doch was ich ſoll entbehren,
Ach! es iſt gar zu hold!

Juli 1858.

Sie ſteht von meinem Lobe
Demüthig und beglückt!
Sie ſteht von Lob und Liebe
Durchſchauert und entzückt!

Wie glänzt in ſüßem Glauben
Das roſige Geſicht!
Wie dringt aus feuchtem Auge
Gerührten Dankes Licht!

Welch holder Drang, zu tilgen
Die ſüßempfundne Schuld! —
O nichts iſt ſchön auf Erden
Als Lieb' und Liebeshuld!

Juli 1858.

O ſüßer Ton des Mundes,
Wenn Lieb' und Güte ſpricht,
Des tiefſten Herzensgrundes
Gefühl ſich ſchwingt ans Licht!

Der Engelshauch der Güte
Fließt her in ſel'gem Ruf,
In eines Klanges Blüte,
Die Liebeszauber ſchuf.

Muſik iſt auch das Lallen,
Ein Wunder jedes Wort;
Und geiſterlieblich Hallen
Tönt in der Seele fort.

Juli 1858.

An den Mond.

Du ſcheinſt durch's offne Fenſter
Vom Himmel klar.
O Leuchte der Geſpenſter,
Du triffſt mich wunderbar.

Ich hatte dich verlaſſen,
Geſelle mein,
Statt an dem Geiſterblaſſen
Hing ich am Sonnenſchein.

Ich pries den Glanz, der farbig
Die Fluren ſchmückt,
Und hellen Muth's erwarb ich,
Was glühend mich beglückt.

Es iſt dahingeſchwunden —
Aus jede Spur.
Mir blieb von ſel'gen Stunden
Ein kranker Abglanz nur.

Und nächtlich wird's im Leben
Und ſtill in mir;
Da zieht's mit leiſem Beben
Mich wieder hin zu dir.

Du ſtrahlſt in bleicher Kühle
So freundlich mild,
Erinnernder Gefühle
Wehmüthig Ebenbild!

Juli 1858.

Iſt nicht dein Leib, anmuthumfloſſen,
Die Blüte ſchaffender Magie?
Hat ſich nicht rein in ihn ergoſſen
Der ew'gen Kräfte Harmonie?

Iſt dein Geſicht, das ſchönheitreiche,
Nicht deiner Seele Luſtgefild?
Iſt nicht die Bruſt, die ſchwanengleiche,
Der Herzensfülle Wunderbild?

Glänzt des Gemüthes tiefſte Regung
Nicht in des Auges holdem Blick?
Tönt nicht die Grazie der Bewegung
Den Abglanz innerſter Muſik?

Iſt's nicht der Liebe Geiſt, der wonnig
Durch Herz und Adern ſich ergießt
Und mit Verklärungslichte ſonnig
Die herrliche Geſtalt umfließt?

Du biſt ein Ganzes ohne Fehle,
Ganz lieb' ich dich, geliebtes Weib:
Die holde, ſüße, reine Seele,
Den holden, ſüßen, reinen Leib.

Juli 1858.

Du haſt kein liebend Ja für mich
Und leben ſoll ich ohne dich —
Lebwohl!
Du wählſt ein anderes Geſchick,
Doch Mitleid glänzt in deinem Blick,
Lebwohl! Lebwohl!
So jugendſchön und friedeklar,
An Leib und Seele wunderbar,
Lebwohl!
Du warſt der Augen Wonneſchau,
Du warſt die Roſ' im Morgenthau,
Lebwohl! Lebwohl!
Das höchſte Glück, es ſtand vor mir,
Ergriffen hatt' ich's ſchon in dir,
Lebwohl!

Die Lieb', ach, in den Augen dein
War nur der eignen Liebe Schein —
Lebwohl!
Mein Seelenziel, mein Licht, mein Hort —
Mein ganzes Glück zieht mit dir fort,
Lebwohl!
Sei, Holde, glücklich ohne mich —
Und Gott im Himmel ſegne dich,
Lebwohl! Lebwohl!

Juli 1858.

Holdſel'ger als die Blüte
Der lieblichen Geſtalt
Und ſchöner iſt die Güte,
Die dir im Herzen wallt.

Die Güte deiner Liebe,
Die fröhlich gibt und ſchenkt,
Mit immer wachem Triebe
Nur meiner Freude denkt.

Die meine Tage ſchmückend
Sich Luſt um Luſt gewährt
Und adelnd und beglückend
Dein ganzes Sein verklärt.

Juli 1858.

Der Wechſel, ja, beglückt das Herz;
Nicht nur gemein mit Vielen,
Du kannſt in wechſelfrohſtem Scherz
Rein mit der Einen ſpielen.

Die Eine, Freund, iſt immer neu,
Wenn Lieb' und Treu' ſich einen,
Und immer, hegſt du Lieb' und Treu',
Wird ſie dir neu erſcheinen.

Auguſt 1856.

Wer innig liebt und weiſe,
Der hält die Lieb' geheim;
Sie bleibt in reinem Kreiſe
Und ſüß wie Honigſeim.

Doch ob ſie ſchön verhüllt iſt,
Es drängt dich zum Geſtehn;
Denn wo das Herz erfüllt iſt,
Der Mund will übergehn.

Es drängt dich — und du zauderſt!
Du ſiehſt die Welt bereit,
Das Schönſte, wenn du plauderſt,
Zu ſchmähn in Häßlichkeit.

O Rettungsengel, Dichtung!
Wenn du die Liebe ſingſt,
Mit göttlicher Vernichtung
Die Nacht in Licht verſchlingſt:

Dann lauſchen ſie mit Staunen,
Mit froher Sympathie,
Dann lächeln ſie den Launen,
Dann loben, lieben ſie!

Das Glück in ſüßen Reimen
Ein Träumen iſt's und wahr;
Hold bleibt es im Geheimen
Und hold iſt's offenbar.

Das iſt der Liebe Wirkung!
Was ſie mit ſich erhellt,
In heiliger Umzirkung
Schön glänzt es aller Welt.

Die Lieb' in tiefſter Wahrheit,
In himmliſcher Magie,
In wonnevoller Klarheit,
Das iſt die Poeſie!

Auguſt 1838.

Gerade weil das Leben
Das Glück nur halb will geben,
So greife muthig du hinein!
Auch im Geſang nicht wagen,
Das Liebſte ſich verſagen,
Das heißt ein Wicht, kein Dichter ſein.

Auguſt 1858.

Ein Wunder iſt die Roſe!
Tieflabend Herz und Sinn,
Das Bild der Lieb' und Freude,
Glanzfrohe Königin.

Die Lilie ſteht daneben
In edlem Weiß und Gold,
Ein Engel, rein und ſelig,
Ein Engel, rein und hold.

Wo gibt es ihres Gleichen?
Doch ſieh, die Liebſte mein,
Die hat die Zaubergabe,
Sie beide mir zu ſein.

Die Lilie himmliſch heiter,
Die Roſe liebewarm.
Die Lilie vor den Andern,
Die Roſ' in meinem Arm.

Auguſt 1858.

Die Liebe, die mit Himmelsluſt
Aus ew'gem Borne fließt,
Sie macht, daß immer wundernen
Der Sehnſucht Blüte ſprießt.

Glänzt dir nach allem Glück ein Aug'
Von Liebe ſüß bethaut,
So haſt du's nicht nur nie ſo ſchön,
Du haſt es nie geſchaut.

Du ſtaunſt entzückt, es webt vor dir
Ein unbegreiflich Glück!
Und, wie du's faſſeſt, immer bleibt
Unendliches zurück.

Auguſt 1858.

Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Friedrich's von Schiller.

Ein Volk, in das vor allen Nationen
Die Himmliſchen der Wahrheit Ernſt gelegt,
Das, um Verdienſt mit ächtem Ruhm zu lohnen,
Nur ſtreng gewogne Geiſter dauernd hegt,
Erregt in ſchönem Aufruhr! Millionen
Von ſtolzer Freude, Lieb' und Dank bewegt! —
Das wird dem Genius, der — von Gott geſendet —
Der Welt Entzückungen zum Heile ſpendet!

Ein Jüngling, krafterfüllt, haſt du die Bande,
Die deine Schwingen hielten, kühn zerriſſen.
Dein tiefſtes Wollen diente dir zum Pfande,
Den künſt'gen Siegesgang vorher zu wiſſen,
Und frei durchſchritteſt du die deutſchen Lande,
Stets feuriger der edlen Kunſt befliſſen.
Dein Schaffen war, dein Leben, ſtolzes Wagen,
Drum haben früh die Herzen dir geſchlagen.

Titane ſelbſt, haſt du den Drang geſungen,
Der mit der Welt im trotz'gen Streite liegt,
Den jungen Muth hinreißt zu Huldigungen,
Wenn er der Erde Schranken überfliegt,
Das ernſte Herz ergreift, wenn unbezwungen
Den Sinn bewährend er im Tode ſiegt! —
Doch wie dein Lied die Seelen auch entflammte,
Du warſt beſtimmt zu einem höhern Amte!

Den Geiſt der Liebe ſollteſt du entfalten,
Die Kraft, die ſich in Freiheit ſelbſt bezwingt,
Die, gottgeweiht, die drohenden Gewalten
Dem Dienſt des Edeln zu gewinnen ringt
Und in vollendet lebenden Geſtalten
Den Glanz des Paradieſes wieder bringt,
Damit, bevor ſie wird in Himmelsauen,
Lichtſchönheit wir im Bild auf Erden ſchauen.

Dem Ideal, das aus der Höhe glänzte,
Haſt du mit neuer Liebe nachgetrachtet,
Und Jugendwerke, die das Volk bekränzte,
Mit edlem Selbſtverſchmähn geringgeachtet.
Nichts hemmt die Kraft, die ſtets aus ſich ergänzte,
Die ſelber Tag macht, wo die Welt ihr nachtet! —
Du kamſt hinan und klopfteſt an die Pforte,
Und aufgethan ward ſie dem Seherworte.

Das Reich des Ew'gen hat ſich dir erſchloſſen
Und ſeine Wunder hat dein Aug' erblickt.
Dir hat vollkommnes Leben Duft ergoſſen
Wie Roſen, die des Morgens Hauch erquickt,
Das Angeſicht der Göttin, huldumfloſſen,
Wie der Geliebten Antlitz dir genickt!
Beſchwingten Muthes, licht- und luſtdurchdrungen,
Das Urbild haſt du, haſt die Welt geſungen.

Heroenkraft, der Adel einer Seele,
Die auch im Graus der Erde nicht verzagt,
Erringt, umfängt die Schönheit ohne Fehle,
Den Preis der Thaten, die ſie kühn gewagt,
Daß Mannheit ſich der Wonnezier vermähle
Zu einem Bunde, dem es ewig tagt —
Du haſt's in Klängen, die wie Ströme fließen,
Du haſt's mit eigner Lebensthat bewieſen.

Ja, was ein Mann vermag, wenn auch die Schmerzen
Des Daſeins ihn erſehn zum ſteten Ziel,
Du haſt's gezeigt in edler Muſe Scherzen,
Du haſt's gezeigt im ernſten Saitenſpiel.
Du ließeſt, als zum Leide treuer Herzen
Dein Leib, des Geiſtes Tempel, ſchon zerfiel,
Der höchſten Dichtung Tempel noch erſtehen,
Die nie zerfallen werden und vergehen.

Bewundrung faßt uns und die Thränen fließen
Dem Dulder, der uns Luſt um Luſt beſchert.
Die Schöpferquellen ſollten ſich ergießen,
Derweil der Tod an Lebensquellen zehrt!
Ob enger dieſe ſich und enger ſchließen,
Nicht wird der liebeſtarke Geiſt verſehrt,
Er wirkt und waltet fort in heil'ger Stille:
Allmächtig iſt der ſchöpferiſche Wille!

Erhabnes Beiſpiel hat er euch gegeben,
Das aus dem Bild und aus dem Bildner ſpricht.
Laßt euch von ihm befruchten für das Leben —
Das Leben werde ſchön wie ſein Gedicht!
Durchdringt ſein Wollen, faßt ſein Thun und Streben
Und geht wie er den Pfad hinan zum Licht! —
Die Genien, die der Erde Grund betreten,
Sie ſind in ihrem Gang dem Volk Propheten.

Wie ſie das eigne höchſte Ziel erkannten,
Sich in vollkommnes Daſein zu gebären,
Wie ſtets erhöhter ſie die Kräfte ſpannten,
Sich rein in jeder Prüfung zu bewähren,
Wie ſie von ewigneuer Liebe brannten,
Die Welt in ihrem Kreiſe zu verklären —
So ſoll das Volk, ſich göttlich umzuwandeln,
Geeint im Großen wollen, denken, handeln!

Seht und erkennt, was Er in früherblühter,
In ſtets bewahrter Jugend euch gelehrt!
Ausbeuten lernt unendlich reiche Güter,
Womit ihr den Beſitz der Welt vermehrt;
Und höchſter Schätze männlich ſtarke Hüter,
Sie rein zu halten ſchwingt das Flammenſchwert!
Reif' aus, o Volk, in Freiheit und in Schöne,
Wie dieſer gottgeliebte deiner Söhne!

Angefangen 28. Aug. 58 (Goethe-Tag).
Vollendet 1859.

An Goethe.

Zum 28. Auguſt.

Der Tag kommt wieder, der dich uns gegeben,
Im Segensmond, in reicher Sommerluſt;
Da regt in mir ſich frühſter Liebe Leben,
Und eine Mahnung pocht an meine Bruſt.

Was du mir warſt, erſteht in neuem Leben,
Was du mir biſt, ich fühl' es tiefbewußt;
Und frohbeſchwingt folg' ich dem ſüßen Drange
Zur Liebe, zur Bewund'rung, zum Geſange.

Dir hat der Ewige von allen Gaben
Huldvoll die edelſten in's Herz geſenkt,
Und, um mit ihnen alle Welt zu laben,
Die wunderwirkende dazu geſchenkt,
Die, was die andern lieblich ſind und haben,
Zur höchſten Macht im holden Bunde lenkt:
Die Kraft, in lichtem Wort, in goldnen Tönen
Das ganze Sein der Erde zu verſchönen.

Froh ſtrebend wuchſeſt du zur Augenweide
Der Menſchen auf, ein herrlich Jünglingsbild.
Lebend und liebend klopft' in Wonn' und Leide
Gar oft das junge Herz erbangt und wild.
Doch ſtarken Sinn's getragen werden beide
Der Dichterſeele wieder ſanft und mild,
Und was im Sturme trüb dahingezogen,
Fließt wie durch Au'n hingleiten Silberwogen.

O Himmelsgunſt, uns Alle zu beglücken!
Was And're kämpfend nur und ſpät erreicht,
Geſtalt, worin die Bildungen entzücken,
Du ſchufſt aus dir ſie liebevoll und leicht.

Du konnteſt ſie mit einem Zauber ſchmücken,
Der Andern in des Ringens Müh'n entweicht,
Und ſüßergreifend wirkt er immer wieder —
Die Jugend ſelber floß in deine Lieder.

Hold über Alles! Wenn die Blumen blühen
Und trunken ſich der Falter drüber ſchwingt,
Im Thal, auf Bergeshöh'n die Farben glühen,
Durchwürzte Luft in friſche Sinne dringt,
Rings Jubel ſchallt und Lebensfunken ſprühen —
Das iſt der Frühling, der die Freude bringt! —
Den Frühling, lichtumglänzt und ſangumklungen,
Ihn haſt in deutſche Dichtung du geſungen!

Was zauberiſch das Auge dir umfloſſen,
Was in erhab'ner Bildung du geſchaut,
Was dir aus eignen Tiefen ſich erſchloſſen
Und muthig denkend ſich dein Geiſt erbaut, —
Was du geträumt, erfahren und genoſſen,
Das haſt du deutſchen Weiſen anvertraut
Urfriſch, dein Volk im Tiefſten zu bewegen —
Und alle Herzen jauchzten dir entgegen.

Die Laute waren der Natur gefunden,
Worin Gefühl in Dichtung ſich verklärt,
Mit Einem Schlag die Geiſter losgebunden,
Geſtürmte Burg der Satzungen verheert.

Nun konnte deutſcher Genius geſunden,
Die Bahn lag offen, drin er ſich bewährt,
Und Sänger, fähig, aus der Bruſt zu ſingen,
Sie konnten's wagen, mit dir ſelbſt zu ringen.

Du, weiter gingſt du! Fröhlich war geſpendet,
Was du gehäuft in erſter Jugend Lauf;
Doch wie die Strahlen du der Welt geſendet,
So nimmſt du tiefer ihre Strahlen auf;
Und wieder ſchaffſt du, männlich, neu vollendet —
Sieh, wie die Glückliche gewinnt im Kauf!
Was ſie gegeben, hingeſtreute Glieder,
In ew'gen Harmonien erhält ſie's wieder.

Ein immer waches, inniges Verlangen!
Ein Geiſt ſo mächtig und ein Herz ſo weit!
Du warſt geartet, Alles zu empfangen,
Das Licht der Denker und das Mark der Zeit.
Aufklimmend ſtets biſt du hinangegangen,
Der Leiter froh, zum Glanz der Ewigkeit,
Und ſelig weilend auf den letzten Sproſſen
Haſt du des Himmels Wonnen uns erſchloſſen.

Nichts iſt dem Sinn, dem Herzen fern geblieben,
Was die Geſchichte groß und herrlich nennt.
Einſogſt du, was von Leben und von Lieben
Aus Völkern tönt, Jahrhunderte getrennt.

Und Schweſterblüten hat's in dir getrieben,
Daß nun die Menſchheit ſich in dir erkennt.
Durchforſchend lichte Höh'n und traute Plätze,
Geſammelt haſt du märchenhafte Schätze.

Glücklich — Du warſt's! Dem königlichen Wollen,
Ihm diente gläubig, ahnungsfroh die Welt.
Doch reichſte Fracht muß auch am meiſten zollen,
Aufwächſt das Unkraut neben goldnem Spelt;
Dem Schein, der Lüge muß der Edle grollen,
Ohnmächt'ger Ehrgeiz droht ihm giftgeſchwellt —
Und mühvoll hatteſt du nach allen Seiten
Zu wahren und zu wehren und zu ſtreiten.

Getroſt mit Recht! Wo Schöpferquellen fließen,
Da währt nicht Leid und nicht Verdunkelung.
Die Pein ſelbſt muß dem Götterſohn erſprießen,
Den Druck abwerfend glückt der höchſte Schwung.
Erkenntniß wird die letzten Wunden ſchließen,
Der Geiſt der Liebe hält im Alter jung —
Und übermächtig hegſt du ſie zuſammen,
Das Licht des Hauptes und des Herzens Flammen.

Der unſrer Dichter Kerker aufgeriegelt,
Aus tiefſter Bruſt ſein Lied hinausgetönt:
Das klargeſeh'ne Leben abgeſpiegelt
Kunſtreich geordnet, liebevoll verſchönt,

Du zeigſt uns, wie der Geiſt Natur beſiegelt
Und reines Wollen Leidenſchaft verſöhnt:
In deinem Garten, dir zu neuem Ruhme,
Blüht fein und treu gepflegt der Weisheit Blume.

Wie hat, aus lebensvollem Geiſt geboren,
Bei dir auch ſie Holdſeligkeit bewahrt!
Mild anzuſprechen Irrende wie Thoren,
Erzeugen deine Sprüche Freundesart.
Drum iſt der treue Zuruf nicht verloren:
Erleuchtung ſchafft, was licht er offenbart,
Und lockend führt er hin zu edlen Sitten
Im Gehn des Wegs, den du vorangeſchritten.

Ja, Muſter biſt und Leuchte du geworden,
Wie friſcher Sinn des Lebens Fülle nimmt,
Den Strom befahrend an den reichſten Borden
Sich ſelbſt erzieht und köſtlich Gut gewinnt,
Bis er, ein Prieſter in des Geiſtes Orden,
Geſchlechter bildet frei und hochgeſinnt,
In Liebe ſtark, durch Vorgang und durch Lehre,
Zur Luſt den Freunden und dem Volk zur Ehre.

Wer könnte ſolchem Genius widerſtehen —
Wer den Gebilden, ewigſchön geprägt?
Wer ohne Luſt und Staunen könnte ſehen,
Wie er in ſich der Menſchheit Güter hegt?

Sieh, wie bewegt die Augen übergehen,
Wie jedes edle Herz in Liebe ſchlägt
Dem Geiſterfürſten! — Am beſcheidnen Herde
Wird dir gehuldigt wie dem Herrn der Erde. — —

Viel iſt zu thun und viel iſt zu gewinnen,
Und neu und herrlich auszubilden viel.
Eindringen tiefer muß der Geiſt nach innen
Und ſiegen muß ein neugewagtes Spiel.
Allein der Flug, von dir muß er beginnen,
Soll er hintragen an's erhab'ne Ziel! —
Von dir, Befreier, Führer, Held und Rather,
Urdeutſchen Sangs ehrfurchtumſtrahlter Vater!

1862.

An Peter von Cornelius.

Dem Genius kommt aus gottentſprung'nen Quellen
Die Kraft, die ihn durchſtrömt in ſel'gen Fluten;
Drum glänzt das Antlitz und die Adern ſchwellen
In ſteter Jugend ihm, dem Hochgemuthen.
Aus ew'gen Tiefen dringt er zu den Hellen
Des Lebens vor; und wo mit frohen Gluten
Er durchbricht, fällt der welterhöhte Plunder,
Und vor entzückten Augen ſteht das Wunder.

Dir, als du früh den eignen Pfad gegangen,
Hat ſchon der Sieg gekrönt das kühnſte Ringen.
In's Land der Schönheit zog dich dein Verlangen,
An Götterbildern dich emporzuſchwingen;
Und dir gelang's nach Schaffen und Empfangen
Germanenkunſt verklärt zurückzubringen.
Kraft, überfließend, drängte dich zu Thaten,
Und jede ſah'n wir ſiegreich dir gerathen.

Du warſt's — du biſt's! Du haſt in deiner Seele
Des Schöpfers Leben ſchaffend nachempfunden,
Erhabenheit und Schönheit ohne Fehle,
Und Lieb' und Zorn, im Bilde heil'ger Kunden.
Daß ſich dein Geiſt dem ewigen vermähle,
Haſt du dem Trug des Tages dich entwunden;
Und was wir an den Wänden ſah'n erſcheinen,
Wie groß, wie gotterfüllt, war von dem Deinen!

Was aus des Geiſtes ew'gen Heimatauen
Herabkommt, kann ſich nicht mit Flittern ſchmücken,
In herbſter Keuſchheit will es uns erbauen,
Und zeigt ſich ſpröd, uns doppelt zu entzücken,
Und mag zu rieſig euch beim erſten Schauen,
Zu ſtreng euch die Geſtaltenwelt bedrücken:
Durchdringt ihr liebend Ausdruck und Geberden,
Seht, wie mit jedem Blick ſie ſchöner werden!

Die Geiſterſonne leuchtet aus den Mienen
Und macht uns weit und hoch und warm im Herzen;
Der Feind des Lebens muß dem Leben dienen,
Frohlocken triumphirt in herbſten Schmerzen. —
Dir iſt des Lebens tiefſter Ernſt erſchienen,
Die Wonn' im Ernſt, der Ernſt in Spiel und Scherzen.
Dein Kunſtwerk lebt; vor ihm in Sonnenklarheit
Erkennen wir: Das Heil kommt von der Wahrheit.

Germanenſohn! In jugendmuth'gem Streben
Haſt markig du, ein Recke ſelbſt, begonnen.
Frei haſt du dich dem höhern Licht gegeben,
Das tiefe Grau'n der Erde zu beſonnen,
Und in der Schönheit liebeklarem Leben
Dir Chriſtenthum und Heidenthum gewonnen. —
Schaut Sein Gebild und macht dem Streit ein Ende:
Geiſt und Natur, ſie reichen ſich die Hände!

1862.

An die Künftigen.

Ich muß dem ſchönen Glück entſagen,
Den Lebenden zu ſein,
Was ich geträumt in Jugendtagen,
Ihr ſeid mein Ziel allein.

Voran bin ich den Pfad gegangen
Zu neuer Schönheit Licht;
Mir ſtillt' ich inniges Verlangen,
Doch Dank empfing ich nicht.

In Wenigen, die mich begleitet,
Der Freundſchaft Wiederhall!
Doch nie hat mir das Herz geweitet
Des Volkes Jubelſchall.

Nie ſtärkte mich auf meinen Wegen
Der Nation Vertraun;
Nie konnt' ich meiner Worte Segen
Beglückt mit Augen ſchaun.

Man ließ mich gehn in ſteiler Enge,
Geliebtern zugewandt;
Mein eigen Tiefſtes blieb der Menge
Verhüllt und unbekannt.

Ihr aber werdet mich erreichen
In neuem Aufwärtsgehn:
Sind ja die Wunder und die Zeichen
Stets nur für euch geſchehn!

Ihr werdet mir in's Auge blicken,
In liebevolle Bruſt,
Und innig wird als Fund erquicken,
Was ihr geſucht mit Luſt.

Ihr werdet mir die Liebe ſchenken,
Die ringend ich entbehrt,
Weil ich im Dichten und im Denken
Dem Höchſten zugekehrt.

Und eine Thräne wird ihm fließen,
Der euch vermacht ſein Gut,
Wenn Blumen auf dem Grabe ſprießen,
Drin er im Frieden ruht.

Juli 1861.

Der Edle trachtet nach Genuß
Und wird beſtrickt vom Scheine —
Sich ſchafft er und der Welt Verdruß
Und Harm, wie der Gemeine.

Ihm aber werden Glück und Luſt
Und jeder holde Vorgang —
Irrthum und Fehltritt und Verluſt
Die Staffeln zum Emporgang.

Die Freude macht ihm liebebang,
Der Fehltritt bang in Reue,
Und ihn erfaßt ein heißer Drang,
Sich zu erhöhn auf's neue.

Zu danken für den holden Tag, —
Ein allzudreiſt Erkühnen,
Worin die ſchwache Kraft erlag,
Durch edles Thun zu ſühnen.

Der Wahrheit und der Schönheit Licht
Der trüben Welt zu bringen
Und Luſt und Fehl und Selbſtgericht
In Güte zu verſchlingen.

Auguſt 1861.

Die Welt iſt ſchön, die Roſen blühn
Und Nachtigallen ſingen —
Das Herz verlangt in ſüßem Glühn
Nach wunderſamen Dingen.

In Zweien, die ſo hold ſich ſehn,
Erhebt ſich ein Verlangen.
Die Herzen pochen, und ſie ſtehn
In Liebesluſt gefangen.

O ſtolzer, ſcheuer Menſchengeiſt
Mit feindlichen Gedanken!
O Schickſal, das bedenken heißt —
Bedenken, ach, und ſchwanken!

Sie ſtehn und gehn in ſich zurück,
Sie ſtehn und gehn und ſinnen;
Und in der Sehnſucht Leid und Glück
Sehn ſie die Zeit verrinnen.

Und Jahre gehn dahin, dahin;
Die trennenden Gewalten
Beſtricken magiſch ihren Sinn,
Sie fern und fern zu halten.

Da, beide, faßt ſie Bangigkeit —
Sie fahren auf erſchrocken;
Sie fühlen die geſchwundne Zeit
Und ihre Pulſe ſtocken. —

Weh euch, ihr habt, ihr armen Zwei,
Vom Glück euch ausgeſchloſſen!
Unwiederbringlich iſt's vorbei:
Die Jugend iſt verfloſſen.

Auguſt 1861.

Wer nicht die Welt verachtet und das Geld, o Freund,
Kommt nicht zum Licht, zur Freude nicht der wahren Kunſt!—
Denn wer das Geld will, das allein die Welt vergibt,
Der muß die Welt, die ſinnlich nur vom Scheine lebt,
Mit ſüßem Trug ergötzen — ihr zu Willen ſein
Und ſchmeicheln, daß im Wonnerauſch der Eitelkeit,

In tiefſten Dankes Rührung ſie verſchwenderiſch
Die Münze hinwirft! — Aber das iſt nicht ſo leicht!
Gar viele der Bewerber gibt's um ihre Gunſt,
Und einen Wettlauf gibt es, wer's am weitſten bringt.
Sieh, wie ſie ſpähn, ob eine Schwäche noch vielleicht
Nicht recht bedient iſt, ob die Gute noch vielleicht
Gereizt kann werden und in Sehnſucht angelockt,
Daß ſie die Seele hingäb' um Befriedigung,
Geſchweige denn ihr Geld und Gut! Sieh, wie Begier
Das Auge ſchärft, hellſehend und erfinderiſch
Die Geiſter macht, ſo daß mit neuem Würzgemiſch
Sie neu beleben hingetilgte Speiſeluſt!
Wie kuppelklug die Launen der Gebieterin
Im Augenblick zu ſtillen ſie bereitet ſind! —
Wer obzuſiegen hoffen ſoll in dieſem Streit,
Der unverſieglichen Eifers muß er ſich bemühn
Und, nur das Eine Ziel im Auge, rückſichtslos
Unwiderſtehlich vorgehn in Berückungskunſt.
Er muß der Hölle feinſte Köderſchöpfungen
Vom Herrn ſich lehren laſſen und, vereint mit ihm
Aufſtellend ſie, der Seine werden ganz und gar,
Bis es gelingt, die Brünſtige ganz für ſich zu fahn
Und, Allen vorgezogen, ihrer froh zu ſein. —
Gelingt's ihm, iſt es freilich nur, um dann zuletzt
Mit ihr verſchlungen in die Hölle ſich zu ſehn.
Nur wer das Geld verachtet und die Welt, o Freund,
Wahrheitgenährt wird ſchaffen er Vollendetes!

Rein kann er, heilig ungeſtört, am Ideal
Die Seele weiden und von ſeiner Göttlichkeit
Durchleuchtet, liebend angeregt, im Schöpferdrang
Entwerfen rein der Seele Bild. Frei kann er ſich,
Bedingungslos, der Arbeit weihn und hohen Pflicht:
Es auszuformen Zug um Zug und nicht zu ruhn,
Bis jegliches Atom daran dem Geiſte dient.
Denn immer gleich muß ihm das Ziel vor Augen ſtehn
Und immer glühn und lodern muß die Liebesglut,
Wenn er im engſten Bunde mit dem Ewigen
Ausführen ſoll das hohe Werk, aus welchem dann
Er ſelbſt herausſieht, der es mit vollenden half.

Der Künſtler ſteht an einem ernſten Scheideweg!
Wie er die Wahl trifft, mannhaft oder ſchwachgemuth,
Fährt er auf luſtigem Strome hin zum Untergang,
Klimmt einſam er auf ſteilem Weg zum Heil empor.
Der Starke nur iſt ein Gefäß, das Gott gefällt
Und das ihn reizt, ihm einzuſtrömen ſeinen Geiſt!
Ihn nur durchdringt er liebevoll und ſchöpferiſch,
Daß, was er ſchaffte, heilig ſei und ſchön zugleich,
Ein Labſal denen, die bewegt von gleichem Geiſt.

Die freilich, die nur Luſt verſtehn, erobert ſich
Der Kluge, der ſchönlügneriſch den Sinn beſtrickt.
Und dieſe ſind die Welt, mein Freund — die große Zahl —
Und den Erwählten zu erhöhn des Eifers voll,
Wie ihn allein der Götzendienſt erregen kann.

Gleich einer Seuche breitet ſich Verehrung aus;
Je mehr ſie vordringt, um ſo klarer wird ihr Recht,
Und jeder Lober, tiefgewiß, blickt ſiegesſtolz,
Als wär' er ſelbſt der große Mann und Mitgenoß
Des hehren Weltruhms, weil er Ihn begriffen hat.
Kann, wer zu ſchmelzen uns verſteht in tiefſter Bruſt
Und anzufachen Wolluſt, die von Sinnen bringt,
Genug gefeiert werden? Ehre drum und Gold
Nur immer mehr dem Herrlichen, dem Zauberer,
Dem Götterfreund, der aufgethan Elyſium!
Ein Halbgott ſelber mindeſtens! Errichtet ihm
Altäre rings, beräuchert ihn und betet an!

Es iſt fürwahr nicht angenehm dem edeln Geiſt,
Der Achtung Schatz, den göttlichen, vergeudet ſo —
Die Perle ſo dem Thiere hingeworfen ſehn!
Nicht tröſtlich iſt's, das Trug-Genie getragen ſehn
Auf hohem Thron durch gaffende Bewundrerſchaar
Und ſelber ſtehn ein Gegenſtand mitleidigen Blicks
Als einer, der es auch verſucht und nicht gekonnt,
Der nie gerührt, was ihre Sprache Herz benennt,
Der trocken ließ die Schmachtenden und ungelabt,
Derweil in einen Ocean von Poeſie
Tief eingetaucht die Lechzegier der Genius.

Nicht immerdar gewappnet iſt die Redlichkeit,
Daß abgeſtumpft des Hohnes Pfeil vom Schilde prallt!

Verkannt zu ſein, und wär's auch von der Dummheit ſelbſt,
Iſt oft ein Schmerz, der ärgerlich die Seele ſtört.
Die Augen öffnen möchte man — und wird verlacht;
Und dem Empörten ballt die Fauſt zum Schlage ſich,
Der aber nie die dicke Haut verwunden kann!

Getroſt, getroſt! Im All regiert Gerechtigkeit,
Vollendend, was Natur aus ſich von ſelbſt gewirkt!
Harr' aus im Kampf, harr' aus in Muth und Schöpferluſt —
Bereite ſtill, was reinen Sinn erquicken kann!
Dann tritt hervor! — — Was ſieht dein Aug'? — Von wildem Rauſch
Zu tiefen Eckels Wehgefühl Erwachende!
Abwenden mit Verachtung ſie vom Götzen ſich,
In dem ſie nun von je geahnt den Lügengeiſt;
In tiefer Scham, in Reue wächſt Begier empor
Nach Götterſpeiſe, Nektar und Ambroſia:
Thu' auf die Hand und ſpende, was ein Gott geſchenkt,
Und Liebende, Beglückte ſieh — Gerettete!

Beim Himmel, Freund, es lohnt ſich uns, wenn muthig wir
In Armuth wuchern mit dem Pfund, das uns beſcheert!
Wie Rauch verweht ſo Reiz als Ruhm der Aberkunſt,
Doch ewig blüht der echten Heil aus ſich empor.

März 1862.

Im Mai 1862 entſtanden 35 Gedichte zur Novelle („Ewige Liebe"), welche in eine größere Sammlung aufzunehmen wären.

An * *

Einmal in ernſter Stunde,
Da konnt' ich glücklich ſein.
Ein Ja von deinem Munde,
Und Alles nannt' ich mein.

Ein Wort aus deinem Herzen,
Das liebentſchloſſen war,
Zu theilen Freud' und Schmerzen,
Zu trotzen der Gefahr.

Den Lebensbund zu wagen
Mit liebentſchloſſnem Mann,
Der ſtark in Kampfestagen
Der Ehre Kranz gewann.

Du ſahſt von Finſterniſſen
Den Erdenpfad bedeckt,
Und vor dem Ungewiſſen
Da wich dein Herz erſchreckt.

Du haſt nicht an die Sonne,
Die ſiegende, geglaubt,

Und Ehre mir und Wonne,
Und Wonne dir geraubt.

Was mir an deiner Seite
Der Liebe Muth verhieß,
Das floh mit dir in's Weite,
Die mich alleine ließ.

Ich bin allein geblieben,
Und mein iſt halbe Luſt,
Ein ungeliebtes Lieben
Und Seufzer in der Bruſt.

März 1862.

An Cara.

Du liebes Bild, das mir erſchienen!
So kindlich heiter und ſo fein,
Mit lichten, ſeelenholden Mienen!
Welch' eine Luſt war's, dir zu dienen
In deiner Augen ſüßem Schein!

Das Schickſal hat dich mir entriſſen —
Die Sonne ſchwand. Ich bin umwebt
Von öden, bangen Finſterniſſen,
Daß mir in Sehnen und in Miſſen
Das leiderfüllte Herz erbebt.

Iſt es die Nacht in Trennungs-Wehen,
Die Licht mir in die Seele gibt? —
Ich ſehe dich in Glorie ſtehen —
Und hab' dich nie wie jetzt geſehen,
Und hab' dich nie wie jetzt geliebt!

Dein Auge ſtrahlt zu mir hernieder
Und glänzt in's tiefſte Herz hinein.
Das Traumgebilde meiner Lieder,
Du biſt's, du biſt's! Ich ſeh' dich wieder!
Du mußt, du wirſt die Meine ſein!

October 1862.

Nachruf.

Du haſt mir vieles Leid gebracht,
Das Glück, ich mußt' es büßen.
Doch Leiden zu verſüßen
Hat das erlebte Glück die Macht.

Du haſt mir heitres Licht gebracht
In dieſes düſtre Leben,
Und, warſt du recht im Geben,
Mich unausſprechlich froh gemacht.

Die Liebe, ſie verſtummte ſacht
Und floh zuletzt in's Weite.

Ich träumte dich zur Seite —
Wie ſüß — und bin allein erwacht.

Du, Flatternde, haſt nicht gedacht
An meines Herzens Qualen! —
Du wirſt mir immer ſtrahlen
Der liebſte Stern in dunkler Nacht.

Auguſt 1863.

Shakeſpeare.

(Zum 23. April 1864.)

Das Beſte, was der Menſch dem Menſchen hier
Vermag zu bieten, iſt ihm ſelbſt geſchenkt.
Es iſt das Licht des urbegabten Geiſtes,
Der, innig eins mit liebender Natur,
Gleich dieſer ſich entfaltet und, von ſelber,
In ſüßem Zug dem Drang des Könnens folgend,
Kann, was er will! Denn nicht von außen her,
Die ſpäte Frucht des mühevollen Lernens,
Von innen, von der ewigen Fülle Quell —
Von Gott her ſtammt das Welterquickende.
So wie zum Wohlgeruch die Roſe kommt,
Zum ſeelenvollen Lied die Nachtigall,
So kommt der Genius zu den herrlichſten
Der Gaben, die er ausgießt in die Welt!

Nur dies erwägend können wir dich faſſen,
Deß Werden heut' mit uns die Menſchheit feiert!
Und doch auch ſo, du bleibſt ein Wunder noch!
Gott und Natur, ſie haben dich geliebt
Mit gleicher Liebe, haben dich begabt
Verſchwendend, wie man Lieblinge beſchenkt.
Die Luſt des Lebens ſchwellt die junge Bruſt,
Mit kühnem Sinne blickſt du in die Welt,
Der Sehnſucht ſüßes Weh durchbangt dein Herz,
Und Leidenſchaft, ſie lodert jählings auf! —
Doch über Allem ſchwebt der frühgewalt'ge,
Der herrſchaftfrohe Geiſt; was du gewinnſt
Und was du ſelber biſt, er wandelt es
Neuſchaffend in die Lichtgeſtalt der Dichtung.

Scharfſinn und Tiefſinn, hellſter Weltverſtand,
Des Lebens klarſter Blick, ſie dienen dir!
Vor deiner Seele ſteht Vollkommenheit,
Sie gibt das Maß dir für den Werth der Dinge,
Und dein gerechter Spruch erquickt die Welt,
Denn ſeinem Ernſt geſellt die Güte ſich,
Und auch das Opfer ſteht im Glanz der Schönheit.
An Seel' und Sinnen ganz, im Reichthum Eins,
Siehſt du den Menſchen wie Natur ihn ſchuf,
Den Einen Herzpunkt mit den Zügen allen,
Und ſtellſt ihn ganz und ſtellſt ihn lebend hin.
Dein Abbild an der Seite der Natur

Hält unbeſchämt in ſeiner Prägung aus —
Und läßt die Seele jenes Bild erſchauen,
Zu dem Natur ſich ſelbſt erheben ſoll!

Dich treibt ein Sinn, der alles Schöne will,
Weil Kraft zu allem Schönen wohnt in dir
Und ſüß Verlangen zur Erzeugung drängt!
Du malſt den Kampf der witzgeſchärften Geiſter,
Der zierlich feinen Künſte Tändelſpiel —
Den ſchlichten Sinn, die wonnereiche Liebe,
Die Unſchuld goldner Zeit, den Seelenadel,
Der über jede Prüfung triumphirt,
Und Leidenſchaft, die mächt'gem Reiz erliegend,
Vom Stachel eines Dämons wild erregt
Im tiefſten Innern kocht, und ein Vulkan
Ausbrechend furchtbar ſchön gen Himmel tobt.

Du ſuchſt und findeſt; jeder Fund, er findet
In dir die göttlich überlegne Kraft,
Die ſeinen Kern erſchließt, die zarten Keime
Machtvoll in ſinnlichſchönes Daſein führt,
Aus tiefſter Wurzel Stamm und Zweige nährt
Und das Gebild nur in die Welt entläßt,
Wenn überſchwänglich Leben in ihm wogt. —
Dein Werk iſt deine Liebe, und die Treue,
Sie ruht nicht, bis Geliebtes ewig ward.

Das glückt nur dir, in deſſen Fingerſpitzen
Die Wahrheit lebt und der mit jedem Griff,
Des Taſtens ledig, das Gewollte trifft; —
Der nicht umſchweifend ſucht und ſuchen läßt,
Nein, der das Leben hinſtellt in Geſtalten,
Die handelnd ihren Sinn verkündigen.
Wie ſich der Bergquell friſch zu Thale ſtürzt,
So ſtrömt die Dichtung friſch aus deiner Bruſt,
Der unerſchöpften, und dein Werk, es glänzt
Den ſpäten Zeiten wie dem erſten Tag.

Du blühſt den Frühlingsblumen gleich, die Roſen
In deiner Dichtung ſtehn in lichter Glut
Und hauchen köſtlichſüßen Wohlgeruch.
Nie hat Natur im Spiegel einer Seele
So wonnig und ſo lachend ſich geſehn!
Und doch, es ſchwingt dein Geiſt ſich über ſie
Und läßt des Geiſtes Wunder uns erſcheinen,
Als wäre nur für ſie der Sinn entflammt.
Durch deine Bücher wälzen ſich die Fluten
Der Weltgeſchichte hin; und ihre Lehren,
Wie heute ſie dem Denker ſich enthüllen,
Ertönen groß aus deinen Spielen ſchon!
Fürwahr, du haſt dem Leben auf der Erde
Sein Holdes, Hohes, Alles abgeſehn!
Dein Tiefſinn aber, in den ſchönſten Blüten
Den Wurm erſchauend, weiſt mit Prieſterworten,

Die mild entfließen heiligem Gefühl,
Ernſt auf das ew'ge Ziel der Dinge hin. —

Derweil dein Fuß noch dieſe Welt beſchritt,
Erfreute Tauſende die heitre Kunſt,
Den einz'gen Werth erkannten Wenige.
Dann, wie der Nibelungenhort im Rhein,
Im Strom der Zeiten war ihr Schatz verſenkt;
Die Wellen liefen brauſend über ihn,
Geſchlechter gingen und Geſchlechter kamen,
Bis Jene, die der Geiſt hinabgeleitet,
Ihn uns heraufgeholt und ausgelegt.
Strahlt nun die goldne Zier in unſer Aug',
Dann ſtaunen wir, und recht iſt uns zu Sinn,
Als wär' es Zauberwerk aus Märchenzeiten!

Wen, der mit dir in deine Welt entrückt,
Haſt du nicht tief bewegt, erfriſcht, entzückt?
Wen haſt du nicht aus düſtern Niederungen
Zum lichten Tag der Menſchheit aufgeſchwungen?
So flamme, Genius dir im Genienchor,
Beglückter Liebe Jubeldank empor!

An Shakeſpeare.

Du ſahſt mit liebevollen, kerngeſunden,
Geiſthellen Augen dieſer Welt Geſtalten,

Im Menſchen die dämoniſchen Gewalten,
Die drohenden in guten, böſen Stunden!

Das dunkle Loos, das Wagende gefunden,
Und was im Untergange ſie behalten,
Du läßt's im goldnen Spiele ſich entfalten —
Und Grauſen iſt von Schönheit überwunden.

Das Leben ſelbſt, in Licht, in Nacht vollendet,
Die Wahrheit, die ſich birgt in ſeiner Hülle,
Den tiefſten Sinn markvoller nur zu weiſen:

Der Dichtung Höchſtes iſt von dir geſpendet! —
Was bleibt uns übrig vor der Ueberfülle?
Zu lieben, zu genießen und zu preiſen!

April 1864.

Ich will's geſtehn, ich hab' an manchen Tagen,
Die trüb hingleiten, meine tollen Stunden.
Einſt, wo die Welt in's Ferne mir geſchwunden,
Da hört' ich unſern Herrn im Himmel ſagen:

„Dem da, dem hab' ich Schweres aufgetragen!
Was er zu thun hat, fordert den geſunden
Und ganzen Mann, der Glück und Gunſt gefunden
Und den emporhebt inniges Behagen.

Das Alles aber hab' ich ihm genommen;
Und nur zu Qualen fühl' er ſich betrogen,
So oft er hofft, es mög' ihm wiederkommen.

Ich kenn' ihn, deſſen Willen ich gewogen, —
Er raſtet nicht und Alles muß ihm frommen,
Bis er den Auftrag dennoch hat vollzogen!"

November 1864.

Ins Album der Frau B.

Was iſt des Lebens höchſtes Glück? Die Poeſie.
Nicht jene, die der Dichter beut, wie hold ſie ſei,
Wie mächtig ſie die Seele dir bewegen mag —
Nein, dieſe mein' ich, die du ſelbſt in dir erzeugſt,
Wenn deines Weſens höchſte Kraft von oben her
Das, was du haſt und was du biſt, in Liebe ſchaut
Und liebeſtark in weihevolles Licht erhebt!
Wenn du, was auch dem Glücklichſten die Welt verſagt,
Aus deinem Geiſte dir gewinnſt erfinderiſch
Und gebend und empfangend ſo dein eigen Sein
Zum Kunſtwerk ausgeſtalteſt, zum lebend'gen,
Daß es dir ſelber immer wieder lieblich ſei. —
Heil dem Gemüth, das, edelſten Beſitzes froh,
Zum Guten aus dem Innerſten das Beſte fügt!

16. April 1865.
Oſterſonntag.

Die Dämm'rung naht, Vorläuferin der Nacht! —
Wie ſich die Wochen und die Jahre gleichen!
Gedanken und Gefühle ſtrömen ſacht —
Und meinen Sinn will Müdigkeit beſchleichen.

So lange hat kein Echo mich gelohnt,
Wenn ich bewegt vom Edelſten geſungen!
So lange bin ich nun den Pfad gewohnt,
Auf dem ich ohne Beiſtand vorgedrungen.

Für wen vergieß' ich *meines Herzens Blut?*
Mißkannt und einſam wandl' ich hin durch's Leben! —
Die blinde Welt, ſie weiß nicht, was ſie thut,
Und ich, ich kann die Kränkung ihr vergeben.

Doch keimt in tiefſter Bruſt ein Ueberdruß,
Undank von ihr auf's neue ſtets zu leiden; —
Es regt ſich eine Sehnſucht nach dem Schluß —
Und Labung dünkt es mich, von ihr zu ſcheiden.

December 1865.

Den Zwangloſen
zum Frühlingsfeſt in Harlaching
am 26. Mai 1866.

Die Luft erbebt von Raſſeln, Schreien, Kreiſchen,
Man wappnet ſich, man tobt, man droht erboſt,
Von allen Seiten will man ſich zerfleiſchen —
In dieſen Schauern hab' ich einen Troſt.

Wir Deutſchen waren ſchon gar oft verloren,
Und ſieh, gottlob, noch immer ſind wir da!
Der Feind war vor den Thoren, in den Thoren,
Geſchehen mußt' ein Wunder: es geſchah!

Wenn die Sirenen noch ſo buhlend locken
Und wenn die Räuber noch ſo gierig ſchaun,
Das deutſche Volk iſt ein zu harter Brocken,
Der Teufel ſelber kann es nicht verdaun.

Der Weltgeiſt kann die Deutſchen nicht entbehren,
Will er die Menſchheit führen an ihr Ziel.
Sein beſtes Werkzeug muß und wird er ehren,
So wahr er ſelbſt gewinnen will das Spiel.

Und ſieht es jetzt am Himmel trüb und trüber
Und krächzt von Untergang ein heiſ'rer Chor,
Wir ſinken nicht — das Unheil geht vorüber —
Und eine Stufe ſteigen wir empor.

Ja, wenn die Deutſchen wären umzubringen,
Sie wären längſt nicht mehr zu dieſer Friſt!
So nehmt die Gläſer, laßt ſie muthig klingen:
Ein Hoch dem Volk, das unzerſtörlich iſt!

Mai 1866.

Verlange Niemand, daß mich Gram verzehre,
Wenn mir die Welt ein ſchönes Gut entzieht, —
Wenn Lebensfreude, wenn das Licht der Ehre,
Stets wieder mir, dem Strebenden, entflieht!

Verlange Niemand, daß in Leid und Bangen
Verzweiflungsvoll die Seele mir vergeht,
Wenn meine Liebe, hoffend in Verlangen,
Von ſtolzem Sinne ſchnöde wird verſchmäht!

Mir hat, weil ich aus innerſtem Gemüthe
Geſucht nach ihm, der Ew'ge ſich geſchenkt,
Und tief in mir vergütet ſeine Güte
Mir jeden Raub, wodurch die Welt mich kränkt.

Mit ihm hab' ich die Bürgſchaft ew'gen Lebens,
Wo jedes edle Sehnen wird geſtillt,
Wo jedem Drangſal haßgehemmten Strebens
Ein Freudenquell mit Labungen vergilt.

Wo ſie, die ſich mit feindlichen Geberden
Von mir, der liebend nahte, weggewandt,
Mich in bewegter Liebe ſuchen werden,
Weil ihre Blindheit wich, die mich verkannt.

Der Menſch iſt heute friſch und reich, er kann
Von ſeiner Fülle ſpenden dem Verlangen,

Und morgen iſt er leer — der rechte Mann,
Vom Ueberfluß der Andern zu empfangen!

Der Andern, denen er aus ſeinem Schatz
In guten Zeiten freundlich hat gegeben! —
So wechſelt in der Welt der Ehrenplatz
Und Einer hilft dem Andern durch das Leben.

Juli 1866.

General Moltke.

Lied der deutſchen Soldaten.

Melodie: Prinz Eugenius ꝛc.

General Moltke, der edle Stratege,
Der kennt alle Weg' und Stege,
Die das Kriegsheer gehen muß,
Um den Feind mit Macht zu faſſen,
Daß er ſtets das Feld muß laſſen,
Bis zum ſtolzen Friedensſchluß.

Mit ſeinem Plan, den er erſonnen,
Hat er den Feldzug ſchon gewonnen
Vor dem erſten Schwerteshieb.
Soll er aber wirklich frommen,
Müſſen doch die Hiebe kommen —
Hiebe, die dem Feind nicht lieb.

General Moltke, großer Denker,
Planerfinder, Heereslenker,
Wir bedanken uns bei dir.
Weil auf deinen Kopf wir bauen,
Wankt uns niemals das Vertrauen,
Zuverſichtlich ſtreiten wir.

Aber du mußt auch geſtehen,
Daß wir auf die Feinde gehen,
Wie's dein Herze wünſchen mag.
Feldherrn, Offizier', Soldaten,
Alle thun ſie Heldenthaten,
Bis er unſer iſt, der Tag.

Deine Heldenaugen konnten ſchauen,
Daß uns nicht entmannt das Grauen
In dem ſchlimmſten Augenblick.
Stürmend über Leichenhaufen
Sind wir auf den Feind gelaufen,
Und der Feind, er wich zurück.

Anders wollten wir's einmal nicht haben,
Preußen, Sachſen, Bayern, Schwaben,
Darum konnt's nicht anders gehn.
Wer nur nach dem Siege trachtet
Und Gefahr und Tod nicht achtet,
Dem kann niemand widerſtehn.

Und ſo haben wir denn gewonnen,
Wie du's uns haſt angeſonnen,
Todesmuthig Schlacht um Schlacht.
Sahſt du uns die Feinde jagen,
Haſt du ſelber müſſen ſagen:
Kinder, ihr habt's brav gemacht!

Theure Brüder ſind geblieben;
Reich an Ehren ruhn die Lieben
In den Landen über'm Rhein.
Ihre Seelen von der Erde,
Nach der rühmlichen Beſchwerde,
Treten in den Himmel ein.

Freundlich ſind ſie aufgenommen,
Helden bieten den Willkommen,
Allen Guten ſind ſie gleich.
Wer für's Vaterland geſtorben,
Der hat einen Platz erworben
In des ew'gen Gottes Reich.

Die der Tod im Streit gemieden,
Helfen im erkämpften Frieden
Wohlſein ſchaffen nach dem Harm.
Wieder wird man Wunder ſehen,
Wenn ſie treu zuſammengehen,
Deutſcher Kopf und deutſcher Arm.

Herbſt 1870.

Den Zwangloſen

Zum Dreikönigsfeſt 1869.

Er, der als Neugeborner in der Krippe
Von Königen beſchenkt ward und verehrt,
Weil er ein Licht der Welt zu ſein verhieß —
Der glorreich auch der Welt als Licht geleuchtet,
Er endete, von den Blinden nicht begriffen
Und drum erregend ihren gift'gen Haß,
Mit einem Schächerpaar am Kreuzesholz!

Gefährlich iſt's, ein Licht der Welt zu ſein!
Gefährlich iſt's, allein das Licht der Wahrheit
Hingießen können in die Finſterniß!
Solch eine Sonne weckt den ſchlimmſten Neid!
Wenn der Prophet nicht hoch ſchwebt wie die Sonne —
Wenn ihn die große Zahl der Wüthenden
Erreichen kann, dann iſt ſein Loos entſchieden.

Wie freundlich, meine lieben Freunde, hat
Das gütige Geſchick für uns geſorgt!
Die Zeit, wo ſich das Licht in Einen ſenkte,
Damit er es ausſtrahle ſonnengleich,
Iſt längſt vorüber. Jedem iſt bekannt,
Daß heutzutage nicht Propheten nur
Unmöglich ſind, nein, daß die alternde
Natur auch kein Genie mehr zeugen kann!
Das Höchſte, was der ſchaffenden gelingt,
Talente ſind's; — und dieſe können leben!

Sie, die das Licht uns heute produciren,
Arbeitern einer Werkſtatt gleichen ſie,
Von denen jeder hübſch und fein und zierlich
Den Theil als Glied hervorbringt, der zum Ganzen
Mit andern Gliedern ſich verbinden ſoll.
Wird nun das Ganze groß, der Einzelne
Hat ſeinen Theil am Lob — mehr aber nicht!
Will er ſich ſelbſt erhöhn und größer machen,
Dann kommen Hunderte und ziehen ihn
Herunter auf ſein Maaß. Er muß dran glauben!

Verkennt mir, Freunde, nicht den wahren Fortſchritt!
Wenn ſie, die Licht erzeugen, eine Menge
Zuſammen ſind, dann hat's die blinde Menge
Nicht mehr ſo leicht, wie gegen jeden Einen,
Der ihrem wilden Zorn erliegen mußte,
Nein, von der hellen Menge wird das Licht
Im Kampfe mit der finſtern endlich, endlich
Auch durchgeſetzt, daß es die Welt beſiegt,
Und auch das Ideal der großen Lichter
In hingegangnen Zeiten Wahrheit werde!

Beruhigen wir uns! Was wir verlieren
An fabelhaftem Ruhm, gewinnt die Welt: —
Gewinnt die Menſchheit, der's zu gönnen iſt,
Daß nicht mehr Lichter nur in ihr erſtehn,
Vielmehr, daß ſie durch Licht verwandelt werde —

Und ihr's zuletzt auch praktiſch wohl ergeht.
Gewiß, beſcheidne Forſcher lieben das!
Und nicht allein zu bleiben hoff' ich drum,
Wenn ich aus tiefbeglückter Seele nun
Den Ruf anſtimme: Hoch die Gegenwart!

Briefe.

I.

An Melchior Meyr.

Es war zu erwarten, daß Meyr, welcher ſeine Tagbücher ſo ſorgfältig eintrug und aufhob, auch mit den ihm zugekommenen Briefen ähnlich verfahren würde. Und ſo findet ſich's auch in ſeinem Nachlaß. Er enthält noch die Briefe ſeiner Studiengenoſſen, ſeines Vaters, von Goethe, Schimper, G. Schwab, Rückert, Schelling — die ganze Correſpondenz mit den Verlegern ſeiner Bücher und Aufſätze, endlich Zuſchriften von Bekannten und Verehrern aus Königsberg, Berlin, Huſum, Stralſund, Stettin, Dresden, Stuttgart, Wien, Amerika und Auſtralien.

Goethe und Rückert hat Meyr in den „Erinnerungen an Friedrich Rückert“ ſelbſt ausgebeutet; ich will meine Auswahl mit dem einzigen Briefe beginnen, welcher von Gervinus vorhanden iſt:

Hochzuverehrender Herr Doctor!

Ich habe Ihr Schriftchen, für deſſen Zuſendung ich Ihnen meinen herzlichſten Dank abſtatte, mit dem doppelten

Intereſſe geleſen, das mir Gegenſtand und Behandlung abnöthigten. Ich bin in meinen Studien in der Literaturgeſchichte durchaus nur auf das Neue gerichtet, wenn auch nicht eben auf das Neueſte, und ich ſuchte das Alte nur darum zu ergründen und zu kennen, um zu erfahren, worauf jenes Neue eigentlich fußt und mit welchen Fäden es an dem Alten hängt. In ſo fern alſo iſt mir das Neue näher als das Alte, das Neueſte freilich gehört dem Hiſtoriker nicht an, ſo lange er nicht Wirkungen ſieht und einen Abſchluß erkennt. Ich habe unſere neueſte Dichtung immer nur als ein Ausläuten unſerer Goethe-Schiller'ſchen Periode betrachten können, bin aber nicht taub darum für die vielen Stimmen, die mit der Ihrigen einen neuen Aufſchwung darin erkennen. Die hiſtoriſche Auffaſſung nur, die mir natürlich iſt, leidet nicht, daß ich dem Factiſchen vorauseile, und ich meine immer erſt die ſichtbaren Zeichen und Folgen dieſes Aufſchwungs erwarten zu müſſen. Unter unſeren neueſten Dichtern vermiſſe ich das Eine, was mir in einer wahrhaft großen Epoche der Kunſt immer begegnete, daß ihr Dichtungswerk nicht der Mittelpunkt ihres Weſens und Treibens iſt. Die Einen leiden am Mangel an Bildung, die andern ſind unſchön von Charakter, die Achtungswertheſten ſind zu groß an wiſſenſchaftlichem Verſtand, als daß ſie an plaſtiſcher Phantaſie reich ſein könnten, die doch des Dichters eigentliche Kraft ſein ſoll. Indeß leugne ich nicht, daß eine Periode wie die Goethiſche dieſe Einbildungskraft in der Nation nothwendig erſchöpfen mußte, und erſchöpfen konnte, ohne ſie übrigens ganz aufzuheben, und daß ſie ſich alſo wohl wieder einmal zuſammenraffen kann, um eine neue Blüte der Poeſie zu treiben. Sollte ſich dieſe Blüte nicht wieder einſtellen, ſo grämt mich dieß wenig. Ein Volk kann nicht Alles immer zugleich haben und es iſt viel, wenn man ſagen kann wie wir, wir haben Poeſie gehabt, die wir, weil ſie klaſſiſchen Werth beſitzt, in gewiſſem Sinne noch immer haben. Anderes was im Laufe der menſchlichen Dinge eben ſo groß hervortritt, wenn auch nicht ſo lockend und reizend, wie die Kunſt, ich meine Staat, Recht und manche Wiſſenſchaft, haben wir in Deutſchland noch nicht gehabt, und ſollte dieß an die Stelle der Dichtung treten, ſo würde ich es eher für ein Glück als für ein Unglück anſehen. Das Geſammtleben des Deutſchen Volks würde durch dieſe Vielſeitigkeit der Entwickelung unſtreitig mehr gefördert werden, als durch ſtetes Beharren auf den künſtleriſchen Tendenzen, ſo hoch dieſe auch ſtehen; und ſo lieb ſie mir im beſondern ſind, ſo wäre mir doch das Geſammtleben der Nation wichtiger als meine individuellen Neigungen. — Doch, ich verirre mich allzu weit. In den ſpäteren Bänden meiner Literatur-Geſchichte, die hoffentlich nicht allzulang mehr ausbleiben werden, will ich mich weiter mit Ihnen über dieſe Punkte unterhalten. Ihre freundlichen Geſinnungen müſſen Sie mir, auch wenn ich gegen Ihre Empfindungen rede, ja erhalten. Mit freundlichen Grüßen Ihr

Gött., 8. Oct. 37. Gervinus.

P. S. Wenn Sie Rückert kennen, erwiedern Sie ihm doch einen Gruß, den er durch Herrn Frommann mir vor geraumer Zeit beſtellen ließ, aufs herzlichſte.

Der Brief iſt nach Erlangen adreſſirt; Meyr erhielt ihn in Nürnberg, wo er ſich vor ſeiner Rückkehr nach München einige Wochen aufhielt. Das Schriftchen, deſſen Ueberſendung den Anlaß gab, mag „Die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit" oder „Die Aufgaben der Poeſie" geweſen ſein, worin der junge Mann entwickelte, daß trotz Goethe und Schiller die höchſte Poeſie, welche Geiſt und Natur, Himmel und Erde umfaßt — welche an der Hand der Erkenntniß und als ein eigenthümliches Mittel der Erkenntniß neben dem forſchenden Verſtande Gott und die Welt zu begreifen unternimmt — noch nicht gefunden ſei. Sie ſelbſt zu verwirklichen, war der Poet, der, von leidenſchaftlicher Liebe zur Natur ausgehend, in conſequenter Durchlebung aller dazwiſchen liegenden Neigungen und Verhältniſſe zu ſeinen Idealen emporſteigt*) — damals noch nicht im Stande; und ſo mußte Gervinus' Brief, ohne ſeinen Glauben an die Poeſie des Geiſtes und der Sittlichkeit zu erſchüttern, doch wie ein kaltes Sturzbad wirken und vielleicht mehr, als ſich Meyr bewußt war, zu der verzweifelten Stimmung beitragen, welche ihn in den folgenden Jahren ergriff. Das nämliche Buch, dem von Seite des Hiſtorikers ſo kühle Aufnahme wurde, gewann glücklicherweiſe dem Verfaſſer die Theilnahme Schelling's und durch ihn das Reiſeſtipendium nach Berlin aus der großmüthigen Hand des Kronprinzen von Bayern. Aus ſchuldiger Dankbarkeit folge daher ein Brief Schelling's an Meyr nach Berlin mit dem Bemerken, daß die ſpätern nur von Wohnungsangelegenheiten handeln.

---

*) „Erinnerungen an Friedrich Rückert" Bogen 3, dritte Seite.

München, 26. Febr. 41.

Meinen beſten Dank, wertheſter Freund, für die Nachrichten, die Sie mir über ſich und Ihr Ergehen in Berlin geben wollten.

Sie können leicht denken wie es mich erfreut, Sie dort vergnügt und geiſtigt angeregt zu wiſſen.

An dem, was Sie mir von Neander mitgetheilt, habe ich den innig verehrten Freund ganz erkannt; ich bitte ihm die herzlichſten Grüße von mir zu ſagen.

Sie wiſſen daß von hier nicht viel zu melden iſt, rechnen Sie nicht deßhalb mit mir ab, mit Dank werde ich es erkennen, wenn Sie mir ferner Nachrichten geben wollen über alles wovon Sie wiſſen, daß es mich intereſſiren kann.

Haben Sie ſich ſelbſt noch nicht zu einer poetiſchen Production entſchloſſen? An Anregung hat es Ihnen gewiß nicht gefehlt.

Kann ich Ihnen hier auf irgend eine Weiſe nützlich ſein, ſo bitte ich Ihre etwaigen Wünſche mich bei Zeiten wiſſen zu laſſen, denn der Kronprinz iſt in Athen und man erfährt noch nichts von ſeiner Rückkehr.

Viele Grüße von allen Bekannten.

Mit aufrichtiger Zuneigung Ihr ergebenſter

Schelling.

Endlich ſei über die „Poetiſchen Richtungen", welche mir übrigens nicht zu Geſicht gekommen ſind, noch das Urtheil eines Vielbekannten angeführt, deſſen Brief ſich durch ſeine klare Perlſchrift ſehr vortheilhaft vor den Briefen der „Großen" auszeichnet, welche die unbarmherzigſten Angriffe auf die Augen der Biographen auszuführen pflegen.

Euer Hochwohlgeboren

habe ich für die mir gütigſt überſandte Schrift den verbindlichſten Dank auszuſprechen. Ihrer Bewunderung und Zuneigung für unſern trefflichen Rückert ſtimm' ich gewiß von ganzem Herzen bei, und gleicherweiſe darf ich mich der Anerkennung freuen, die mein Freund Uhland bei Ihnen findet. In Betreff Heine's jedoch kann ich Ihnen nicht ebenſo beipflichten. Für die Beurtheilung dieſes Dichters dünkt mich der Standpunkt auf dem Gebiete der Poeſie nicht genügend, es muß ein höherer gewonnen werden, der noch ganz andere Gebiete mitüberſieht. Hierüber gibt es aber für jetzt keine öffentliche Erörterung, und alles bisher über Heine Geſprochene bleibt in dieſer

Hinſicht mangelhaft. Das aber iſt gewiß, daß die Welt ganz andere Lebenseindrücke von ihm, und in dieſen auch ein ganz andres Bild von ihm hat, als die Kritik ihr geben möchte. Daſſelbe gilt großentheils auch von dem Verhältniß der jüngern Schriftſteller, die man als Heine's Nachfolger bezeichnet, und willkürlich unter eine gemeinſame häßliche Benennung zuſammenfaßt; ſie erwecken viel größere Theilnahme, als die Kritik aus dem literariſchen Werthe der bisherigen Schriften rechtfertigen kann, und dies bezeugt ſchon, daß noch andere Seiten, außer der literariſchen oder gar blos poetiſchen, dabei in Betracht kommen. Doch ich will nicht Unbeſprechbares zu beſprechen verſuchen! —

Empfangen Sie meinen wiederholten Dank und mit beſten Wünſchen die Verſicherung der vollkommenen Hochachtung, in der ich die Ehre habe zu verharren Ihr ergebenſter

Berlin, den 1. October 1837.

Varnhagen von Enſe.

Sehr gern würde ich dieſem Briefe einige von Dr. Schimper folgen laſſen, welcher in Meyr's „Erinnerungen“ eine große Rolle ſpielt; aber es überſteigt meine Kräfte, die Hieroglyphen zu enträthſeln, in welchen ſie geſchrieben ſind. Dagegen möge ein Probe von den Briefen Guſtav Schwab's, deſſen Meyr gleichfalls mit Liebe in den „Erinnerungen“ gedenkt, hier Platz finden:

Hochzuverehrender Herr und Freund!

Ihre gütige Erinnerung an mich hat mich ſehr erfreut und Ihr geiſtreicher Brief mir auch recht großes Vergnügen gemacht; Schelling's Vortrag wird wohl nicht leicht auf ein fruchtbareres Feld gefallen ſein als in Ihr jugendlich warmes, Keime hegendes Gemüth. Ihre Anſicht von Kunſt und Geiſt iſt auch die meine, obgleich ich es mir noch nie ſo deutlich gemacht habe, wie Sie es ſich ſelbſt darzuſtellen vermögen. Sie haben mich durch Ihre lichtvoll entwickelte Theorie recht begierig auf ihre praktiſchen Leiſtungen, namentlich Ihr Drama gemacht; Sie werden mir dieſe Arbeiten nicht vorenthalten, und, wenn ich ſie geleſen, will ich endlich und zuverſichtlich darüber zu Ihnen ſprechen.

Ich ſelbſt habe im letzten Jahr außer einer Reihe von Wanderliedern eines Mannes und den hier beifolgenden Ueberſetzungen, beides für unſern Almanach, nichts zu Tage gefördert. Was ich für dieſen Jahrgang liefern ſoll, weiß ich noch gar nicht. Die Störung eines von mir bis ins Einzelnſte ausgemalten Lebensplanes (ich wollte, hauptſächlich um der Poeſie willen, Pfarrer werden) hat mir für den Augenblick alle Productionsfähigkeit gehemmt.

Ihre Lieder, wovon beſonders das erſte mich angeſprochen, ſind unterwegs zu Chamiſſo. Ich danke Ihnen auch für dieſe Mittheilung herzlich, wünſche Ihnen Segen in allen geiſtigen Geſchäften und im irdiſchen Leben Sonnenſchein nach Regen.

Mit der herzlichſten Geſinnung der Ihrige.

Stuttgart, den 11. Jan. 1834.

Guſtav Schwab.

Ich breche hier den Faden der Briefe ab, um ihn erſt aus einer Zeit wieder aufzunehmen, da Meyr das, was er leiſten konnte, wirklich geleiſtet und es damit zwar nicht zu einem glänzenden, wohlbezahlten Ruhme gebracht, aber doch „den Beſten ſeiner Zeit genügt“ hatte. Ich werde diejenigen zu Worte kommen laſſen, welche ſich von ſeinen Werken im Innerſten getroffen fühlten oder darin etwas Verwandtes mit ihrem eigenen Streben fanden. Hier iſt vor Allen Alexander Jung in Königsberg zu nennen, aus deſſen Briefen nachſtehende Zeilen entnommen ſind:

„Oft verweile ich im Geiſte in den herrlichen Regionen Ihres Buches «Gott und ſein Reich». Es iſt eines der größten Verdienſte dieſes Werkes, den erhabenſten Gegenſtand, welchen es gibt, die Perſönlichkeit Gottes, alſo vor dem Leſer geſtaltet zu haben. Ueberhaupt iſt Ihr Buch ein Drama der intelligibeln Welt, in der ich, wie Sie wohl meinem Roman entnahmen, ziemlich eingewohnt bin. Wie ſehr ich mich ſträube, einen eigentlichen Proceß in Gott anzunehmen, der Kampf Gottes in und mit ſich ſelbſt, wenigſtens, um in ewiger Weiſe alle Negation zu überwinden, zerlegt vor dem metaphyſiſchen Auge manche Nebel, und das thut unendlich wohl. Auch iſt ſolcher Kampf in der chriſtlichen Weltanſchauung ein nothwendiges Moment. Der Menſch iſt ſo ſehr nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen, daß er ſich im Zeitleben mitten in dieſem Kampfe befindet.“ — — „Was Sie mir, theuerſter Freund, über die heutigen Deutſchen — wie lieb haben wir Beide die Deutſchen als ſolche! — ſchreiben, über die Deutſchen als «ein Volk von Denkern» (!!!), was Sie über die heutige Literatur, über unſere heutige Maſſen-Ariſtokratie der Geburt und des Geldes im Punkte des Bücherkaufens, beſonders wenn es noch dazu deutſche Bücher ſind, über Abſatz u. a. m. ſagen, iſt mir alles aus der Seele geſprochen. Es hat mich erquickt in den vielen Sorgen, in denen ich jetzt untergehe in Folge meines ſanguiniſchen, einſtigen Glaubens an das deutſche Publikum; es hat mich erquickt, in Ihnen, in Ihrem letzten Briefe, einen claſſiſchen Ausdruck für all' meinen Schmerz, für meinen heiligen Groll gefunden zu haben.“ — — „Was gefällt denn jetzt unſerm Maſſenpublikum? Zum Denken iſt es zu träg, zum Bewundern zu phantaſielos und kalt, zum Fühlen zu herz- und geradewegs gottlos, für Schönheit der Sprache hat es keine Empfänglichkeit mehr, an das Ewige will es nicht entfernt gemahnt ſein, es will ſich amüſiren, naſchen, die Zeit vertreiben, es liebt den Skandal, die Mittelmäßigkeit, Witzbolderei, Fadheit, Gemeinheit. Die meiſten unſrer Zeitſchriften ſind nicht werth, daß man ſie in die Hand nimmt, der Text, an ſich ſchon phraſenhaft genug, iſt nur der Bilder wegen da. Die beſten Bücher und Zeitſchriften werden nur noch an- und durchgeblättert und doch angegähnt. Was daraus folgen wird, iſt ſo entſetzlich, daß ich einem ſo ausgezeichneten Autor gegenüber wie Sie nicht länger bei ſolchem Blick in die Zukunft verweile, oder ich müßte noch hinzuſetzen, wie traurig es mit unſerer heutigen Kritik ausſieht. Faſt ſchämt ſie ſich anzuerkennen, von der Lobhudelei ſpringt ſie zur Mäkelei über, für große Geſtalten, für Eigenthümlichkeit des Autors, für das Kunſtwerk hat ſie weder Auge noch Ohr, am wenigſten aber Geſchmack und am allerwenigſten die Geſchicklichkeit, das Tactgefühl eines comparativen Verfahrens, welches Analogien, Seitenſtücke, die ſich gegenſeitig beleuchten, erklären, entdeckt, zuſammenſchaut. Seitdem es Mode geworden iſt, ein Buch als Mittel zum Einſchlafen herabzuwürdigen, wie denn gewiß viele Kritiker u. ſ. w. — —“.

Ich gebe zu einiger Vervollſtändigung noch nachfolgende Aeußerungen der Sympathie und Verehrung:

Mein hochgeehrter Herr!

Schon längſt wollte ich Ihnen einen Gruß der Verehrung aus der Ferne ſenden, denn Ihre Schriften haben mir ſeit Jahren eine hohe Erquickung und ein „reines

Wohlgefallen“ (um den Ausdruck eines neueren Aeſthetikers zu brauchen) gewährt. Und weil ich Sie von ganzem Herzen liebe, habe ich öfters Gelegenheit genommen, in den mir zu Gebote ſtehenden Zeitungen über Sie zu ſchreiben. So ſeiner Zeit im „Dresdner Journal“ über die „Erzählungen aus dem Ries“. Ein Blättchen aus Nr. 126 der genannten Zeitung füge ich bei, damit Sie ſehen, daß ich auch in jüngſter Zeit an Sie gedacht. „Die zweite Liebhaberin“ wird Ihnen viele neue Verehrer zuführen. — — — — — — In unwandelbarer Verehrung Ihr treuergebenſter

Dresden-Friedrichſtadt, den 17. Juni 1862.

Ernſt Fiſcher, Oberlehrer.

Bruchsfelde in Süd-Auſtralien, 24/7 65.

Mein lieber alter Freund!

Viele Jahre liegen zwiſchen jenem Augenblick, wo wir Abſchied für das Leben von Ihnen nahmen, Jahre, reich an inneren und äußeren Erfahrungen, welche eine größere Veränderung in meinem äußeren Leben hervorgerufen als ſonſt irgend eine Zeit der Vergangenheit. Ich bin ein Anderer geworden und doch derſelbe geblieben und wenn ich gegenwärtig auf einem Wagen mit trocknem Holze ſitze, das ich im Walde gefällt, oder hinter dem Pflug gehe, dann wünſche ich oft, daß mir dieſer oder jener der alten Freunde begegnen möchte, um das Staunen zu beobachten, welches die Erkennung meiner Perſönlichkeit bei ihm hervorrufen würde. Ungeachtet dieſer weſentlichen Veränderung in meinem äußeren Leben, ungeachtet ich Arbeiten habe lernen müſſen, für die ich früher nie geglaubt phyſiſche Kräfte zu beſitzen, indem ich mein Feld ſelbſt pflügen, ſäen, erndten, meinen Garten ſelbſt graben ꝛc. muß, fühle ich mich zufriedener als ich mich je gefühlt. — — — — Nachdem ich Ihren lieben Brief empfing, hatten mich ſchon Weſtermann's M. H. damit bekannt gemacht, daß Sie ein completter Schriftſteller geworden und von Ihrer Poeten- und Philoſophenfeder leben. Sie glauben nicht, mit welchem Intereſſe wir bei jedem ankommenden Bande das Inhaltsregiſter durchſehen, ob ſich der Name Melchior Meyr darunter befindet; und wie belohnte uns der letzte Band durch Ihre „Ewige Liebe"! — —

Leben Sie wohl, alter guter Freund und laſſen Sie wieder von ſich hören Ihren

R. Schomburgk.

Tanunda, 16./5. 65.

Geehrter Herr!

Wenn es Sie befremdet, daß ich, eine Ihnen völlig Fremde, es mir erlaubte den Brief meines Bruders mit einigen Zeilen zu begleiten, ſo möchte ich Ihnen vor Allem zu Gemüth führen, daß jede Freude, die den Meinen widerfährt, von mir dankbar nachempfunden wird — daß Briefe, wie Sie kürzlich meinem Bruder einen zugeſendet, ein friſcher Trunk in der Steppe auſtraliſchen Lebens ſind. — — — In mehreren Heften der Weſtermann'ſchen Monatsſchrift fand ich kleine Erzählungen von Melchior Meyr, die mich ſehr anſprachen ohne daß ich wußte, ihr Verfaſſer ſei einer der Freunde, die im Bilde meine Brüder nach der neuen Heimath begleitet hatten. Jetzt wo ich darüber aufgeklärt, las ich Alles mit ganz beſonderm Intereſſe und die letzte „Ewige Liebe“ mit ſo vollſtändiger innerer Genugthuung, daß der Wunſch: Alles was aus Ihrer Feder floß, kennen zu lernen, ein ſehr lebhafter geworden iſt. — Sollte nun vielleicht ſchon eine Geſammtausgabe Ihrer Werke exiſtiren, bäte ich Sie freundlichſt ꝛc. — —

Caroline Mücke, geb. Schomburgk.

Im November 1866 ſchreibt Friedrich Chatelet von Leipzig: „Was die «Geſpräche mit dem Grobian» betrifft, ſo kann es Ihnen nicht unbekannt ſein, daß dieſes Werk, zum Theil durch ſeine Form, vornehmlich aber durch die große Kraft und Urſprünglichkeit des darin allem Zufälligen gegenüber ſich aufbäumenden Geiſtes, mit ſeinem Erſcheinen das größte Aufſehen erregt hat; und ſo finde ich denn auch unter meinen zahlreichen Bekannten aus den Reihen der ſtudirenden Jugend kaum Jemand, der es nicht geleſen und einen tiefen Eindruck daraus mit hinweggenommen hat. — Das Menſchenkind unſerer Tage will ſtutzig gemacht ſein, wenn es ſich intereſſiren ſoll; es glaubt nicht den Geiſt, ohne zuvor durch ſein Aeußern frappirt zu ſein. Auf unſere überbildete und durch ihre Bildung eingeſchläferte Menſchheit iſt daher denn auch nur durch außerordentliche Mittel zu wirken, Mittel, welche die übergroße Nüchternheit, deren Kinder wir ſelbſt ſind, denn auch an die Hand gibt. — Nach meiner Ueberzeugung iſt es gerade unſere Aufgabe, den heutigen Menſchen aus ſeinem Bildungsſchlummer und dem Wahn ſeiner Allweisheit wachzurütteln, mit welchen die freilich ſo höchſt wichtige äſthetiſche Cultur und der Naturwiſſenſchaftstraum ihn uns überliefert haben. Um einen neuen Boden für die Geſtaltung einer inneren freien Perſönlichkeit zu gewinnen bei dem Menſchen, haben wir zuvor den alten, ſeine ſociale und intellectuelle Selbſtgefälligkeit, in die Luft zu ſprengen.“

Dr. Hugo Delff ſchreibt aus Huſum (Schleswig) 1867:

„Die Lektüre Ihrer bedeutenden «Geſpräche mit einem Grobian» und verſchiedene Ihrer werthvollen Aufſätze namentlich im «Deutſchen Muſeum» ließ mich die erfreuliche Beobachtung eines öfteren Zuſammentreffens Ihrer Anſichten mit den meinigen und durchgängiger Verwandtſchaft unſerer Weltanſchauungen machen. — — Die Philoſophie und ihre vernünftige und lebendige d. h. philoſophiſche Behandlung liegt mir wie Keines am Herzen; und es iſt nicht nur mein perſönliches Intereſſe, daß ich ſuche mit einem gleichgeſtimmten und geiſtvollen Manne bekannt zu werden, ſondern ich halte es auch für die Sache von weſentlicher Bedeutung, wenn diejenigen Wenigen, welche heutzutage noch Bekenner des Geiſtes des Lebens und der Vernunft ſind, einen Verkehr eröffnen und ihre innere Gemeinſamkeit effectuiren.“

Endlich ſchreibt Franz Koppel aus Rom 1867:

„Lieber Freund! Es drängt mich Dir zu ſagen, welch' eine wirklich ſeltene Erquickung uns Deine über alle Maßen gelungene Erzählung «Gleich und Gleich» gemacht hat. Ich habe in einer milden Nacht zu Florenz allen Schlaf darüber vergeſſen und bin aufrichtig genug Dir zu geſtehen, daß ich faſt nicht neidlos bis zum Ende kam, ſo ſehr hat das Ganze auf mich gewirkt. Und doch konnte am Schluß bei ſo harmoniſch einfacher Abrundung nur ein Gefühl das vorwaltende ſein —, das der Freude, daß ein ſolches Buch überhaupt geſchrieben iſt — und nur die Nebenvorſtellung, daß ſein Verfaſſer ein von mir gleich geſchätzter und gleich geliebter Freund iſt, konnte dieſe Empfindung noch ſteigern. — Nachdem ich ſo mitten aus meinem Gefühl herausgeſprochen habe, kann ich unmöglich gleich mit einem motivirten Urtheil im Detail nachgehinkt kommen —, und Du mußt mir eben en bloc auf's Wort glauben. Die Figur des Juden gehört zu dem Packendſten, was ich kenne, und Deine Bauern haſt Du mit der Sicherheit eines Michel Angelo aus den unerſchöpflichen Marmorbrüchen des Ries herausgehauen.“

Sehr intereſſant ſind die Briefe von Profeſſor Leonhardi und von Profeſſor Hoffmann, welche ſich im Nachlaſſe vorfinden. Die Mittheilung derſelben würde jedoch für das vorliegende Werkchen zu viel Raum in Anſpruch nehmen und doch nicht befriedigen, da Meyr's Gegenäußerungen mir nicht zu Gebote ſtehen. Vielleicht eröffnet ſich ſpäter die Möglichkeit, einen eigentlichen Briefwechſel zuſammenzuſtellen. Ich ſchließe mit Folgendem:

Evansville (Indiana), Novbr. 30, 1869.

Hochgeehrter Herr!

Ihr Buch über die Fortdauer nach dem Tode faßt in einer ſehr klaren und bündigen Weiſe Alles zuſammen, was von Ihrem Standpunkte aus über die Sache geſagt werden kann, und unterſcheidet ſich weſentlich von der Schreibart vieler deutſcher ſogenannter Gelehrten, die ihren Gegenſtand meiſtens nur verwirren und den Leſer über das, was eigentlich behauptet oder widerlegt werden ſoll, in Zweifel laſſen. Es ſcheint, dieſe Herren wiſſen oft ſelbſt nicht recht, was „die Gruft der dunkeln Worte" bedeuten ſoll, mit denen ſie den Leſer zu blenden ſuchen. Praktiſch muß man ſein, in der Schriftſtellerei wie in andern Dingen, denn die Leute werden bald keine Zeit mehr haben, dieſes unverdauliche Zeug zu leſen, da ſie ohnedieß ſchon die Erfahrung gemacht haben, daß es ſich im günſtigſten Falle gar nicht lohnt, es verſtanden zu haben. Schon aus Ihren ausgezeichneten Novellen geht hervor, daß Sie Spiritualiſt ſind, aber Sie ſtehen noch nicht auf dem Standpunkte der amerikaniſchen Spiritualiſten, denn Sie ſcheinen noch nicht zu wiſſen, daß Geiſter wirklich noch mit noch im Körper befindlichen Menſchen unter beſonders günſtigen und jetzt noch ſehr ſeltenen Umſtänden in Verkehr treten können. Werfen Sie dieſe Zeilen nicht unwillig bei Seite, rufen Sie nicht amerikaniſcher Humbug, ſondern laſſen Sie ſich lieber angelegen ſein, dieſe paradox ſcheinende Behauptung zu unterſuchen! Hier in Amerika ſind eine Anzahl gründlich gebildeter Deutſcher zu dieſer Ueberzeugung gekommen, nachdem ſie den deutſchen Schulſtaub unter neuen auf ſie einwirkenden Verhältniſſen abgeſchüttelt hatten. So z. B. Herr F. Münch (ſiehe Gartenlaube 1866, Pionier des deutſchen Geiſtee im fernen Weſten), Dr. Tiedemann (Sohn des Phyſiologen und Bruder des in Raſtatt erſchoſſenen Revolutionärs), Caſp. Butz (der bekannte Schriftſteller), Dr. Cyriax, der ſelber ein Medium iſt und der ein Märtyrerleben durchzumachen hatte, bis der Spiritualiusmus zu ſeinem jetzigen Einfluß hier zu Lande kam.

Dieſer gründlich gebildete und vorurtheilsfreie Mann ſieht Geiſter und ſpricht mit ihnen, erhält von ihnen Rath, ſie bemächtigen ſich ſeiner Hand, um Gedanken niederzuſchreiben, die nicht ſeine Gedanken ſind, ſie führen durch dieſelbe Zeichnungen von Gegenſtänden aus, die er ſelbſt gar nicht kennt, ſie bringen ihn in eine Art ſomnambülen Schlaf und bemächtigen ſich dann ſeiner Sprachwerkzeuge und reden die Anweſenden an in verſchiedenen Sprachen und in Dialekten, die er ſelbſt im natürlichen Zuſtande nicht ſprechen kann. Hierbei ſchieben gewöhnlich höhere Geiſter oft gewiſſe ungebildetere vor, um ſich dadurch ſelbſt den Weg zu bahnen, und die ungebildeteren ſprechen ihre deutſchen Provinzialismen. Schotten ſprechen ein Engliſch, das in Amerika nicht geſprochen wird und kein Deutſcher lernt oder zu ſprechen im Stande iſt. Ich habe dieſes ſelbſt mit angehört, nachdem ich von Herrn F. Münch an Dr. Cyriax empfohlen worden und eigens deshalb nach Cleveland gereiſt war. Dr. Tiedemann war bis zum 45. Jahre Materialiſt, jetzt ſchreibt er: Geiſter können mit den noch im Körper befindlichen Menſchen in Communication treten, ich habe ſeit Jahren überzeugende Beweiſe dafür, es gehören aber dazu Medien u. ſ. w. Seine Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, ſind Medien. Geiſter ſchreiben durch ihre Hände und zwar zuweilen in Sprachen, die ſie nicht verſtehen, zuweilen in Sprachen, die keiner der Anweſenden verſteht, und dann wieder geben bekannte Verſtorbene in ihrer eigenen ehemaligen Handſchrift und Schreibweiſe Aufſchluß über ein Geiſterleben und ſuchen daſſelbe begreiflich zu machen. So z. B. der alte Phyſiolog Tiedemann, der Großvater dieſer Kinder. Ich habe dieſe Schriften ſelbſt in Augenſchein genommen und könnte mich in Bezug auf die Art und Weiſe der Entſtehung derſelben auf Herrn K. S..... berufen, welcher ein Freund des Herrn Tiedemann iſt und bei ihm zu wohnen pflegt, wenn er nach Philadelphia kommt, wenn derſelbe nicht befürchten müßte, ſeine Popularität zu verlieren und ſeinen politiſchen Gegnern eine Waffe in die Hand zu geben. Wenn Sie mehr darüber wiſſen wollen, ſo wenden Sie ſich ſelbſt an: Dr. H. Tiedemann, Philadelphia, Pennſylvania — Dr. W. Cyriax Cleveland, Ohio — Hon. F. Münch, Farme Oſage Miſſouri.

Dieſe Herren geben gern Auskunft, wenn ſie wiſſen, daß man es ehrlich meint, und es ſind gewichtige Stimmen. Ich ſelbſt habe mich davon überzeugt, daß höhere Geiſter mehr durch Inſpiration wirken, während niedere fähiger ſind mit Hülfe phyſiſcher Imponderabilien materielle Dinge zu controliren. Die Erſcheinungen bei den Davenports gehen von niedrigen Geiſtern aus, die noch viel Materielles an ſich haben. Man hat dieſe Davenport in Deutſchland für Taſchenſpieler erklärt und will ihre Kunſtſtücke nachgemacht haben; hier weiß man, daß es ganz einfache tappige Bauerjungen aus New Hampſhire ſind und daß ihnen dieſe merkwürdigen Phänomene ſchon anhafteten als ſie noch 10 Jahr alte Jungens waren. Sie bereiſen jetzt wieder die Union, waren kürzlich hier in Evansville, unſere Schulkinder werden von den ſie controlirenden Pfaffen angeleitet die Sache in öffentlichen Kindertheatern nachzumachen, nämlich in derſelben Art wie ein gewiſſer ſächſiſcher Handwerker ſie nachgemacht hat, nachdem er Alles vorbereitet und Alles nach ſeinem eigenen Willen gehabt hat, allein für unſre Denker, ſo wie für unſre ſehr klugen und im Techniſchen ſehr praktiſchen Yankees iſt die Sache bis jetzt unerklärbar geblieben.

Erlauben Sie mir auf folgende Werke aufmerkſam zu machen, die kürzlich ins Deutſche überſetzt wurden und in Deutſchland erſchienen ſind:

A. J. Davis, die Principien der Natur; Sie finden darin zum Theil Ihre eigenen Anſichten, aber noch viel mehr, das über dieſelben hinausgeht.

ferner: A. J. Davis, der Zauberſtab.

Hudſon Tuttle, Schöpfungsgeſchichte. Erlangen bei Enke.

Aus dieſen Werken können Sie den ſogenannten amerikaniſchen Spiritualismus etwas näher kennen lernen.

In der Hoffnung, daß Sie in dieſem Schreiben nichts Anderes ſehen werden als den Wunſch, meine Ueberzeugung und Erfahrungen einem ſo geſchickten und ich glaube inſpirirten Vertheidiger des Spiritualismus vorzulegen, zeichnet hochachtungsvoll J. M. Geupel.

Briefkaſten Nr. 2. Evansville, Ind.

Nachſchrift.

Sie ſehen aus Obigem, daß die Geiſterwelt unter den nöthigen Bedingungen und mit Hülfe verfeinerter Materie oder Kräfte der Natur noch auf dieſe Sinnenwelt einwirken kann, und daß dieſe Einwirkungen ſogar ſinnlich wahrgenommen werden können. Die Natur hat nirgends ſo ſcharf gezogene Grenzen. Jeder höhere Organismus iſt nahe verwandt mit dem ihm nächſt niedrigeren und kann ſich ihm noch manifeſtiren. Es haben zu allen Zeiten ſolche Einwirkungen ſtattgefunden, die Welt war aber bis jetzt nicht fähig ſie im rechten Verſtändniſſe zu empfangen. Man ſchob ſie einem Gott in die Schuhe und gründete Dogmen. Wenn wir erſt wiſſen, daß der Tod an ſich den Menſchen weder beſſer noch kenntnißreicher macht, ſo werden wir dieſe Geiſter-Mittheilungen mit mehr Vorſicht aufnehmen, aber etwas müſſen ſie jederzeit beweiſen, nämlich die Fortdauer des Menſchen nach dem Tode. Ergeben

J. M. G.

Ich weiß nicht, ob Melchior Meyr dieſen Brief beantwortet hat. Aus der Art, wie er mir davon ſprach, ging nicht hervor, daß er auf ſolche Dinge Werth lege. Es iſt vielmehr aus ſeiner Denkweiſe zu vermuthen, daß er ſolche Beweiſe für die Fortdauer nach dem Tode zum mindeſten für überflüſſig hielt und ſich ſcheute, den reinen Aether ſeiner Gedankenwelt durch ſolche Materialiſirung trüben zu laſſen. Er war im Gegenſatz zu Kant überzeugt, daß der Menſch ein Organ für die Erkenntniß der überſinnlichen Dinge beſitze; er hielt es für eine einſeitige Beſchränkung Kant's, daß nur die praktiſche — nicht auch die theoretiſche — Vernunft zur Ueberzeugung von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit gelangen könne. Er ſagte mir oft, daß ihm Gott, wie er ihn erkenne, das Gewiſſeſte ſei, was es für ihn gebe; und ebenſo bedurfte es für ihn keines äußern Erfahrungsbeweiſes für die Exiſtenz höherer Geiſter und für die Unſterblichkeit des menſchlichen; ihm genügte dafür der Beweis des Geiſtes und der Kraft, wie er ihn in ſich ſelbſt erfuhr, und es iſt das Charakteriſtiſche ſeines Glaubens an die Erkenntniß überſinnlicher Dinge, daß er nicht nur das darauf hinweiſende Gefühl, ſondern auch die Auslegung, welche er ihm gegeben, in der Hauptſache für gewiß auch ohne nachträgliche Erfahrung hielt. Ihm war daher der Spiritualismus oder Spiritismus, abgeſehen von der Schwierigkeit, deſſen vermeintliche Thatſachen zu conſtatiren, ein bedenklicher Bundesgenoſſe, weil er die Zuverſicht zu ſtören drohte, mit welcher der menſchliche Geiſt an ſein eigenes Leben und die in demſelben ſtattfindenden Offenbarungen des göttlichen Geiſtes und Lebens zu glauben den unbedingten Muth beſitzen ſoll. Mehr war bekanntlich kein Gegner des Realismus; er hat öfter ausgeſprochen, daß in dem jetzigen Vorwiegen der Naturwiſſenſchaft eine Berechtigung und Sühne liege im Gegenhalte zu der Ueberhebung, welcher der Idealismus in der chriſtlichen Weltanſchauung wie in den Denkſyſtemen unſrer großen Philoſophen verfallen war. Die Natur und ihre Erkenntniß auf dem Wege der Induction erhielt von ihm ihr vollgerütteltes Maß der Anerkennung; nimmermehr ſollte ſich nach ihm die philoſophiſche Deduction den Thatſachen der Naturforſchung entgegenſtellen, ſondern nicht ruhen, bis ſie einen Schlüſſel gefunden, welcher ſie ohne Zwang zu dieſen Thatſachen führe. Der Weg der

Erkenntniß von unten nach oben war ihm das unendlich wichtige Correctiv des Weges von oben nach unten; aber dennoch war ihm der letztere der wichtigere, ohne den keine Einheit der Erkenntniß möglich ſei. Das Anknüpfen an Gott, das Deduciren der Welt und ihrer Erſcheinungen aus ſeinem Geiſt und ſeiner Natur, ſchien ihm die Aufgabe des philoſophiſchen Denkens zu ſein, wozu — da das Heraufſteigen auf der Leiter von den Wirkungen zu den Urſachen ſich als unzureichend erweiſt — ein Aufſchwung, ein Flug des Geiſtes nothwendig ſei, kurz die Begabung mit genialer Intuition.

Dieſe Fahne hat er, blutend aus tauſend Wunden, hochgehalten im Leben, und um ſein treu gehütetes Banner mögen ſich diejenigen ſcharen, welche ſich mit Ekel abwenden von der materialiſtiſchen Weltanſicht, als deren Conſequenz ſich der Unterſchied zwiſchen Gut und Bös in eine ebenſo unwahre als erbärmliche Schattirung von mehr oder weniger kluger Selbſtſucht aufzulöſen droht! Das ſittliche Gefühl, der übermaterielle Geiſt, die erhabene Phantaſie, welche noch den Muth haben, im Gedränge abergläubiſcher und ungläubiger Meinungen an ſich ſelbſt und ihren innerſten Offenbarungen feſtzuhalten, werden ſich an Meyr's Dichten und Denken nähren und erfreuen.

II.

Von Melchior Meyr.

Ungeachtet vieler Bemühungen iſt es bis zur Stunde nicht gelungen, andere Briefe Melchior Meyr's zu ſammeln als die nachfolgenden an Herrn Alexander Jung in Königsberg. Mit um ſo größerm Danke werden dieſe veröffentlicht. Vielleicht iſt es einer ſpätern Zeit vorbehalten, weitere Correſpondenzen ans Licht zu fördern; vielleicht auch muß man ſich damit getröſten, daß ein ſo unaufhörlich producirender Kopf ſein Beſtes an das Publikum oder an ſich ſelbſt ſchrieb und nicht wie Andere das Bedürfniß hatte, in Briefen die eigenen Ideen zu klären und das eigene Herz zu entlaſten.

Verehrteſter Herr!

Den herzlichſten Dank für Ihr gütiges Schreiben, und den innigſten Wunſch für die Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit! Pflegen Sie ſich und erhalten Sie ſich für langes Mitwirken, indem Sie ſich nicht allzuviel zumuthen!

Ihre Aeußerungen über mich und mein Buch ſind allerdings viel zu freundlich; aber wenn man den Widerwillen und die Krittelei gehört hat, dann darf man ſich auch an den Worten der Liebe erfreuen, obſchon man ſieht, daß ſie zuviel thut. Haben Sie alſo Dank für die Wärme Ihres Herzens, Dank insbeſondere für die Worte, die das innigſte Verſtändniß der Hauptſätze meines Buches dictirt hat!

Was die deutſche Nation aus dem Werke machen wird, muß ich erwarten. Ich hab' es geſchrieben aus innerer Nöthigung, und ich kann wohl ſagen, ich hab' es meinen Verhältniſſen abgerungen. Zu den Glücklichen der Erde zu gehören, kann ich mich nicht rühmen. Ich lebe ausſchließlich von meiner Feder, und da ich mein Publikum noch nicht eigentlich gefunden habe, ſo gehören meine geringen Bedürfniſſe dazu, um ohne Frohndienſte zu exiſtiren und die Arbeiten zu vollenden, deren Herſtellung ich für die Aufgabe meines Lebens halte. Zu dem philoſophiſchen Werk hab' ich mittelſt erzählender mich frei gemacht, und nachdem ich es ſo fertig gebracht, hätte ich doch, auch ohne Honorarforderung, keinen Verleger gefunden, wenn ich mich nicht zugleich contractlich verpflichtet hätte, einen Roman nachzuliefern! — Dieſer Roman iſt in den letzten anderthalb Jahren ſo ziemlich fertig geworden, die beiden erſten Bände ſind ſchon gedruckt und das Ganze in 3 B. dürfte auch im Mai erſcheinen, wie der Ihrige: Rosmarin. Der Titel des meinen iſt: „Vier Deutſche.

Roman aus den letzten Jahrzehnten.“ Er ſchildert das politiſche, ſociale, geiſtige Leben unſerer Zeit, der dritte Band ſpiegelt das Jahr 48, und die Philoſophie, die ich in Kürze wieder verführe, erſcheint als Bedingung des politiſchen Fortſchrittes, den wir verlangen. Da Sie ſo freundlich waren, von Anſchaffung meiner ſonſtigen Werke zu ſchreiben, ſo erlaube ich mir zu bemerken, daß ich meinen Verleger beauftragen werde, ſie Ihnen alle nacheinander als einem Manne zuzuſenden, der darüber ſich öffentlich ausſprechen wird. Es iſt dann gar nicht nöthig, daß Sie über jedes ſich vernehmen laſſen! Der Verleger meines philoſophiſchen Werks hat ſich alle meine frühern Werke angeeignet (Gedichte und zwei Bände „Erzählungen aus dem Ries“), und er will auch alle künftigen verlegen, unter Bedingungen, die ihm nicht bedrohlich erſcheinen!

Was ich von Ihnen bisjetzt geleſen und vernommen bezeugt mir, daß Sie zu dem Bunde der „Gerechten und Freien“ gehören, zu der Kirche des Geiſtes, welche ſtiften zu helfen das Ziel meines Schriftſtellerthums iſt. Ihre „Gedichte“ habe ich von Profeſſor Carriere erhalten und werde ſie mit Freuden durchgehen, ſobald ich den Roman gänzlich dem Verleger anheimgegeben. Ihr „Geheimniß der Lebenskunſt“ liegt neben mir, um völlig ſtudirt zu werden. Man muß vorbereitet ſein, um ein Werk recht aufzufaſſen, und das bin ich jetzt durch Ihren lieben Brief! — —

München, 23. März 61.

Verehrter Herr und Freund!

Durch meinen Roman, der jetzt erſcheint und auch Ihnen zugehen wird, bin ich in der letzten Zeit ſo beſchäftigt geweſen, daß ich bisjetzt nur Ihre „Lebenskunſt“ gründlich durchgehen konnte. Ich ſehe nun wohl, wie Ihnen „Gott und ſein Reich“ ſolche Freude machen konnte! Es iſt in der That erſtaunlich und war für mich überaus erfreulich, zu ſehen, wie viel wir miteinander gemein haben; zumal im Wollen! Ich las Ihr gedankenreiches und gemüthvolles Buch mit der Feder in der Hand und habe mir nicht weniger als 17 Octavſeiten meines Heftes an „Ideen“ abgeſchrieben, die es mich freuen ſoll bei weitern philoſophiſchen Arbeiten theilweiſe citiren zu können. Von den Gedanken abgeſehen finde ich darin ſehr lebensvolle, poetiſchfriſche Schilderungen (z. B. das Dachſtubenleben!), und aus allem möchte ich ſchließen, daß der Roman eine Ihnen beſonders angenehme Form ſein muß. Was „Gott und ſein Reich“ betrifft, ſo muß mich mein eigenes Bewußtſein und die herzliche Theilnahme verwandter Geiſter lohnen. Norddeutſchland hat, wie mein Verleger ſchreibt, nur ſehr wenig gekauft! Hoffentlich wird es im zweiten Halbjahr, wo Beurtheilungen in Ausſicht ſtehen, ſich beſſern. — Solche Bücher ſchreibt man in majorem Dei gloriam; aber allerdings iſt nicht abzuſehen, wie man die Arbeit fortſetzen ſoll, wenn einen das Publikum ganz im Stich läßt! — — —

München, 7. Juni 61.

Verehrter Herr und Freund!

Von Zweien Eines — und nach Ihrem letzten Brief muß ich Ihnen eher antworten, als ich Ihre Gedichte ganz leſen, mithin beurtheilen kann. Längere Abweſenheit von München und eine nothwendig raſch zu beginnende und weiterzuführende Arbeit haben mich bisjetzt davon abgehalten. Was ich bisher geleſen, zeugt von entſchiedenſter Eigenthümlichkeit, Originalität, von Tiefe des Denkens und Fühlens. Die Ausführung iſt nicht immer gleich gelungen; doch ſind ſchon wahre Perlen darunter. Sie wiſſen aber: Gedichte kann, darf man nicht raſch nach einander wegleſen, wenn man dem Dichter nicht Unrecht thun will! — — —

Laſſen Sie ſich aber jetzt einen Rath geben, den ich Ihnen wohl ſchon deswegen geben darf, weil ich ihn ſelbſt befolge. Das ſichere Mittel des heutigen Schriftſtellers, auf die Mitwelt zu wirken, iſt das politiſche, literariſche, wiſſenſchaftliche Journal. Hier iſt das Geleſenwerden und der Lohn der Arbeit garantirt. Wenn der productive Kopf nun in Philoſophie und Poeſie auch ſelbſtſtändige Werke zu Tage fördert, ſo darf er doch von dem Ertrag um ſo weniger leben wollen, je tiefer und eigener ſein Geiſt iſt. Geſicherte Einnahme beziehen kann man nur von Journalarbeiten; und Gott ſei Dank, daß man's kann, daß dieſe Möglichkeit ehrlichen und auch geiſtig fördernden Erwerbs dem heutigen Schriftſteller gegeben iſt! Darum müſſen wir es auch benützen und unſere Ideen in Beſprechungen, Aufſätzen, Skizzen, auch wol kleinen Erzählungen von uns geben. Faſſen Sie dieſen Punkt, ich bitte Sie, ernſtlich in's Auge! — — Sie werden dabei ſogar noch lernen (denn wir müſſen Alle fortwährend noch lernen!), in Kürze, Bündigkeit, Schärfe — Sie werden Geld erwerben, heiterer, geſünder werden, und Ihre theuerſten Gedanken in größern Werken ausprägen können, ohne daß dieſe die einzigen Nummern ſind, auf die Sie Ihre Exiſtenz geſetzt haben. Das Leben iſt heilig und verdient wohl, daß wir um ſeinetwillen die Baſis conſequent und mit Anſtrengung herſtellen. — — —

27. September 61.

— — —

Sie irren ſich, wenn Sie glauben, daß mein freundſchaftlicher Antheil an Ihrer Perſönlichkeit, Thätigkeit und Schickſalen ſich verringert habe. Aber Briefe zu ſchreiben ohne poſitiven Anlaß, hätte ich bei dem beſten Willen keine Zeit. Meine Anſichten und Herzensergießungen leg' ich in die Bücher nieder, die auszuführen meine Pflicht iſt, und die ich meinen Freunden zum Leſen empfehle. Ueberhaupt bin ich ein Freund mehr von Thaten als von Worten; rechne aber zu den Thaten auch Bücher und Artikel, die dem Volke nützlich werden können. — —

München, 18. Januar 62.

Für Ihre Beurtheilung meines Romans den herzlichſten Dank! Es iſt unmöglich, über das Werk ſich wohlwollender auszuſprechen; wollte Gott, daß die guten Deutſchen, die ſich Bücher zu kaufen pflegen, nur entfernt zu Ihrer Anſicht gelangten. Denn auch der uneigennützigſte Autor (und ich glaube, ich darf mich zu dieſer Gattung rechnen!) leidet doch bei den Lamentationen ſeines Verlegers. Der meinige iſt durch die Krebſe ſchon wieder zu einem Wehruf gedrängt worden. Indeſſen zum Glück gehören Zwei, wie zum Heirathen; erzwingen läßt ſich nichts!

Von Ihrem „Rosmarin“ habe ich jetzt den zweiten Band nahezu geleſen. Der erſte, reich an originellen Charakteriſtiken und Schilderungen, desgleichen an Ideen, iſt faſt etwas zu locker gebaut, der zweite, ſtraffer gehalten, ſpannt und packt. Geht das ſo fort, ſo wird das Ganze auch das Publikum faſſen, während es ſich durch Geiſtesgehalt weit über die Unterhaltungsromane erhebt. — — Ich ſehe immer mehr, wie viel wir in Strebungen und Ergebniſſen miteinander gemein haben, habe mich denn wieder und wieder bei der Lektüre auf's herzlichſte gefreut und ſage Ihnen Dank für das reiche Geſchenk. — — Lord Elphenſtone intereſſirt mich beſonders. Seine Geſpräche mit ſich ſind ein origineller Zug. Ich bin ſehr neugierig, wie und zu welchem Ziel hin Sie Ihren Rosmarin „ſchulen“! — Leben Sie wohl! Streben wir, handeln wir, damit wir das Uebrige gewiſſensruhig unſerm Herrgott überlaſſen können! — —

Ihr hochachtungsvoll ergebener

München, 30. Mai 62. M. Meyr.

Nachträglich erhalte ich durch die Güte des Herrn Profeſſor Huber einige Briefe an denſelben, welchen ich das Nachfolgende entnehme:

München, 5. Aug. 61.

Verehrter Freund!

Ich bitte Sie freundlich, meinem Werk das Benefiz Ihrer gerechten und wohlwollenden Feder angedeihen laſſen zu wollen — in der „Zeit“ für die Zeit, — wo nicht gar für die Ewigkeit! Mir käme vor allem darauf an, daß in einem bedeutenden Blatt darauf hingezeigt würde, in welcher Art ich die Culturthätigkeiten der Gegenwart zuſammengefaßt und auf die lebendige Wechſelbeziehung überredend und überzeugend gewieſen habe; wie der Roman im Roman zugleich Geſchichte gibt und, ſie beleuchtend, realideale Ziele ſtellt. Das können aber Sie vor Allen, und Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie ſich entſchließen möchten, es bald zu thun, es in der „Zeit“ und mit der Bündigkeit zu thun, die Ihre Artikel ſo überzeugend macht.

Von Carriere habe ich gehört, daß ich nach Ihrer Anſicht bei den poetiſchen Vorleſungen und dem philoſophiſchen Geſpräch auch einem Gegner hätte das Wort geben ſollen. Was mich abgehalten hat, iſt, daß das Buch dadurch nicht nur voluminöſer geworden wäre, ſondern die Nothwendigkeit, den Gegner doch zu widerlegen, einen noch anſtößigern Sieg des Autors herbeigeführt hätte. Denn meine theuerſten und für mich begründetſten Ueberzeugungen unentſchieden hinſtellen, das konnte und das könnte ich nicht thun. Die Anerkennung durch gute Freunde, die zum Anerkennen geneigt ſind, ſchien mir naiver und von den beiden Uebeln das kleinere zu ſein.

Ich ſage das nicht, als ob ich Sie irgend abhalten wollte, Ihre Anſicht auszuſprechen. Ihrer Gerechtigkeit und freundlichen Geſinnung, Ihrer Uebereinſtimmung in weſentlichen Dingen ſicher ſtelle ich Ihnen das Buch ganz zur Verfügung, wie ſich von ſelbſt verſteht. — —

München, 10. Aug. 61.

— — Wenn der Philoſoph nach gewiſſer Erkenntniß ſtrebt, ſo findet er dieſe durch die Verbindung von Speculation und Beobachtung, von deductiver und inductiver Methode, und die ſtete Controle der einen durch die andere. Wer ſich einerſeits fragt: „wie muß das Ewige beſchaffen und was können ſeine Endzwecke ſein?“ — und auf der andern Seite: „welche Urſache, welchen Complex von Urſachen ſetzt die in Welt — Natur und Geſchichte vorliegende Wirklichkeit voraus?“ und ſich die gewiſſenhafteſte Beantwortung zur Pflicht macht, der hat am meiſten Ausſicht, zu ſichern Erkenntniſſen zu gelangen. Ich kenne kein wiſſenſchaftlicheres, ſolideres Philoſophiren als dieſes, vorausgeſetzt, daß man in dem Material des zu Erklärenden nicht die weſentlichſten Dinge überſieht und nicht vergißt, daß z. B. das Böſe zu erklären iſt, wie es ſich thatſächlich in der Geſchichte der Menſchheit offenbart. Jeder einſeitige Weg führt zu Halbheiten; nur auf jenem zweiſeitigen können wir hoffen, der Wahrheit näher und näher zu kommen, weil wir immer wieder fähig werden, uns ſelber zu corrigiren.

Das iſt mein Ideal, die Wiſſenſchaft zu cultiviren, und wird es immer bleiben. — —

Herzlich grüßend Ihr

M. Meyr.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.